מספריית משה א. שפירא
שים ספריך חבריך
Ex Libris
Moses A. Spira
KALINT

1108

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/meyersgroeskonve0004unse

Meyers

Großes

Konversations-Lexikon.

Sechste Auflage.

Vierter Band.

Chemnitzer bis Differenz.

Meyers

Großes

Konversations-Lexikon.

Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens.

Sechste,

gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit mehr als 16,800 Abbildungen im Text und auf 1522 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 160 Textbeilagen.

Vierter Band.

Chemnitzer bis Differenz.

Neuer Abdruck.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

1909.

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

C.

Chemnitzer, Iwan Iwanowitsch, russ. Fabeldichter, geb. 16. (5.) Jan. 1745 zu Jenotajewsk im Gouv. Astrachan, wo sein Vater, der aus Sachsen gebürtig war, die Stelle eines Stabsarztes innehatte, siedelte mit diesem 1755 nach Petersburg über und wurde gleichfalls für den ärztlichen Beruf bestimmt, trat jedoch 1757, noch nicht dem Knabenalter entwachsen, in den Militärdienst und machte den preußischen und türkischen Feldzug mit. 1769 verließ er die Militärlaufbahn und ward Hüttenverwalter bei dem Petersburger Bergkadettenkorps, bereiste dann 1776 Deutschland, Frankreich und Holland, nahm 1781 seinen Abschied, ging jedoch im folgenden Jahr als Generalkonsul nach Smyrna, wo er in Melancholie verfiel und 31. (20.) März 1784 starb. Als Dichter ein Schüler Lomonossows, zugleich aber auch ein Verehrer Gellerts und Lafontaines, übertraf er den russischen Dichter an Einfachheit der Stoffe und der Sprache wie an Wärme der Diktion und Natürlichkeit der Gedanken. Selbst Dmitrijew und Krylow, wiewohl sie ihn an Geschmeidigkeit des Versbaues, Schwung und scharfer Zuspitzung der Gedanken übertrafen, konnten seine kindliche Naivität nicht in Schatten stellen. So ist C. noch gegenwärtig ein in seinem Vaterland vielgelesener Dichter, der aber erst nach seinem Tode Anerkennung gefunden hat. Seine »Fabeln und Erzählungen« erschienen anonym (1778—1781), erst nach seinem Tod unter seinem wahren Namen und mit seiner Biographie (Petersb. 1799, 3 Tle.) und erlebten seitdem zahlreiche Auflagen. Zu den besten Ausgaben gehören die von Smirdin (Petersburg 1847) und die von J. Grot veranstaltete (mit den Briefen des Dichters, das. 1873). Vgl. M. v. Beguelin, Iwan Iwanowitsch C. (Berl. 1888).

Chemósis (griech.), seröse Schwellung der Augenbindehaut, meist das Symptom einer anderweitigen Erkrankung des betreffenden Auges.

Chemotáxis (Chemitropismus, griech.), die durch chemische Reize vermittelte Bewegung der lebenden Zelle. Lösungen chemischer Körper in Kapillarröhrchen wirken auf die eigenbeweglichen, in einem Wassertropfen befindlichen Zellen anziehend oder abstoßend, wenn man die Mündung des Röhrchens in den Wassertropfen eintaucht. Die chemotaktische Wirkung ist je nach der Art der chemischen Körper, der Konzentration der Lösung und nach den in Frage kommenden Zellen verschieden. Die männlichen Samenfäden der Farnkräuter werden durch Abscheidung von Apfelsäuresalzen, diejenigen der Moose durch Zuckerabscheidung chemotaktisch zum Fruchtorgan gelockt (erotische C.). Auch der Pollenschlauch wird in seiner Wachstumsrichtung durch chemische Reizung bestimmt. Auf seinem Wege durch den Griffel folgt er dem Reiz, den gewisse Kohlehydrate und Eiweißkörper auf ihn ausüben. Bakterien sammeln sich in mikroskopischen Präparaten an solchen Stellen, wo gleichzeitig vorhandene grüne Algen unter dem Einfluß des Sonnenlichts Sauerstoff abscheiden. Auch bei den weißen Blutkörperchen ist chemotaktische Reizbarkeit nachgewiesen worden; gewisse Bakteriengifte rufen eine Zuwendung und Ansammlung der Leukozyten hervor, und so erklärt sich die Eiterung bei Infektion einer Körperstelle. Sehr wahrscheinlich üben chemische Reizstoffe des tierischen Eies anlockenden Einfluß auf die Spermatozoen derselben Tierart aus.

Chemulpo (spr. tsche-, Ningseng, Jinsen), der wichtigste Vertragshafen von Korea, an der Westküste an der Mündung des Hanflusses, 40 km westlich der Hauptstadt Söul, deren Hafen C. ist, besteht aus einem einheimischen, einem japanischen, einem chinesischen und einem Fremdenviertel. 1900 zählte man unter 27,000 Einw. 5768 Ausländer, darunter 4219 Japaner, 1263 Chinesen, 86 Europäer und Amerikaner. Der Schiffsverkehr (1900: 204,038 Ton.) wird durch hohe Gezeiten (Amplitude 11,3 m) und unzureichende Hafenanlagen sehr erschwert. Die Einfuhr (besonders Baumwollenwaren, dann Seidenwaren, Grastuch, Metalle, Eisenbahnmaterial, Petroleum ꝛc.) betrug 1900: 557,340, die Ausfuhr (Reis, Bohnen, Ginseng, Häute, Weizen, Papier ꝛc.) 423,815 Pfd. Sterl. Dampfer verkehren nach Söul (nur im Sommer bis zum Flußhafen Mapo), Fusan, Wönsan, Nagasaki, Wladiwostok und Schanghai; Telegraphenverbindung besteht mit Söul, Pjönghyang, Mukden, Tientsin. C. wurde 1881 für den japanischen, 1883 für den ganzen Fremdhandel eröffnet.

Chenavard (spr. sch'nawár), Paul Joseph, franz. Maler, geb. 9 Dez. 1808 in Lyon, gest. daselbst 12. April 1895, kam 1825 nach Paris, wo er sich zuerst bei Hersent, dann bei Delacroix und bei Ingres der Malerei widmete. 1827 ging er nach Mailand, wo er die Köpfe des Abendmahls kopierte, und von da nach Florenz, Rom und Venedig. Nach Paris zurückgekehrt, trat er im Stil der neuen Romantiker mit einem Luther auf dem Reichstag in Worms auf, der aber keinen Erfolg hatte. Bei einem abermaligen

Aufenthalt in Italien faßte er den Plan, die ganze Weltgeschichte in einem Zyklus großartiger philosophischer Kompositionen zu malen. Nachdem er 1848 diesen Zyklus zum Abschluß gebracht, erhielt er von der republikanischen Regierung den Auftrag, ihn in größern monochromen Kartons für Wandgemälde im Pantheon auszuführen. Als er aber den größten Teil dieser Kartons vollendet hatte, wurden sie als atheistisch abgelehnt. Unter seinen übrigen Bildern ist la divina tragedia (Museum des Luxembourg) das bedeutendste.

Chenciny, Stadt, s. Chenziny.

Chénebier (spr. schēnbjē), franz. Dorf bei Belfort, in der Schlacht bei Belfort (s. d.) Stützpunkt des rechten deutschen Flügels, wurde 16. Jan. 1871 von den Franzosen genommen, aber 18. wieder geräumt.

Chénedollé (spr. schēndolé), Charles Pioult de, franz. Dichter, geb. 4. Nov. 1769 zu Vire in der Normandie, gest. 2. Dez. 1833 in Burey (Depart. Eure), wanderte 1791 aus, machte zwei Feldzüge im Emigrantenheer mit, ging dann nach Holland, Hamburg, wo er 1795 Klopstock und Rivarol kennen lernte, und der Schweiz, kehrte 1799 nach Paris zurück, wurde 1812 zum Inspektor der Akademie von Caen und 1830 zum Generalinspektor des Unterrichts ernannt. Außer den Genannten beeinflußten ihn Chateaubriand und Frau v. Staël. Sein großes Gedicht »Génie de l'homme« (1807 u. ö.) fand geringen Beifall. Sein bestes Werk sind seine »Études poétiques« (1820), in denen sich an vielen Stellen wahres Gefühl und schöne Verse finden. Außerdem veröffentlichte er: »Esprit de Rivarol« (1808) und mit Fayolle die Gesamtwerke Rivarols (1808, 5 Bde.). Seine »Œuvres complètes« gab Sainte-Beuve (1864) heraus. Vgl. Sainte-Beuve in der »Revue des Deux Mondes«, Juni 1849; Helland, Étude biographique et littéraire sur C. (Par. 1857).

Chénée (spr. schēnē), Fabrikort in der belg. Provinz und im Arrond. Lüttich, unweit der Vereinigung von Ourthe und Vesdre, an der Staatsbahnlinie Lüttich-Verviers, mit Eisen- und Stahlhütten, Glasfabriken und (1900) 8494 Einw.

Chenery (spr. tschénnerĭ), Thomas, engl. Journalist und Orientalist, geb. 1826 auf Barbados, wurde 1868 Professor des Arabischen an der Universität Oxford und starb 11. Febr. 1884. Als Orientalist hat er sich durch »The Assemblies of al Harîri translated« (Bd. 1, 1867) und durch die Herausgabe von el Charîsîs »Machberoth Ithiel« (1872) bekannt gemacht. Als Journalist hat er von 1877 bis zu seinem Tode die »Times« herausgegeben.

Cheng, chin. Blasinstrument, s. Tscheng.

Chénier (spr. schēnjé), 1) André, franz. Dichter, geb. 30. Okt. 1762 in Konstantinopel, Sohn von Louis C., Generalkonsul daselbst, und einer schönen und geistreichen Griechin aus dem Hause Santi-l'Homaka (ihre Schwester wurde die Großmutter Thiers'), gest. 25. Juli 1794, kam 1765 nach Frankreich und trat als Kadett in das Heer, entsagte aber diesem Beruf bald aus Liebe zur Poesie, verbrachte nach einer 1783 mit Freunden unternommenen Reise nach Italien glückliche, nur dem Studium und der Poesie gewidmete Jahre. 1788 versuchte er es noch einmal mit einer Berufstätigkeit, indem er La Luzerne als Gesandtschaftssekretär nach London begleitete. Allein er fühlte sich dort nicht glücklich und kehrte 1790 in die Heimat zurück. Hier trat er in den Klub der Gemäßigten und verfaßte die berühmte Schrift »Avis aux Français sur leurs véritables ennemis«, in der sich seine leidenschaftliche Liebe zur Freiheit und zu den Prinzipien der Revolution, aber auch seine heftige Abneigung gegen ihre Exzesse aussprach. Bei seinen Angriffen auf die Jakobiner im »Journal de Paris« (1792) geriet er mit seinem Bruder (s. Chénier 2) in eine peinliche Differenz, die indessen bald beigelegt wurde. Seit 1793 war auch sein Leben in Gefahr; er verbarg sich im stillen Versailles und erholte sich durch fast tägliche Besuche im nahen Louveciennes bei Frau Pourrat, für deren Tochter, Frau v. Lecoulteux (die »Fanny« seiner Oden), er eine tiefe Neigung empfand. 1794 wagte er es, nach Paris zurückzukehren; allein ein unglücklicher Zufall führte 7. März seine Verhaftung herbei, und 25. Juli, drei Tage vor dem Sturz Robespierres, fiel sein Haupt. Chéniers Bildung beruht ganz und gar auf dem klassischen Altertum. Seine Lieblingsdichter sind die griechischen und römischen Lyriker, vor allen Theokrit, Tibull, Properz; mit seltener Reinheit und Tiefe spiegelt sich deren Harmonie und Schönheit in seinen Poesien wieder. Er beschäftigte sich viel mit geographischen, historischen und astronomischen Forschungen, die er für seine großen Lehrgedichte »Hermès«, »L'Amérique« u. a. zu verwerten gedachte. Leider sind von diesen Epen nur geringe Bruchstücke vorhanden. Seine bukolischen Gedichte sind zarte, graziöse Genremalereien, meist im Spiegel antiken Lebens; die Elegien schildern die Freuden und Leiden des Poeten, sein Bedürfnis nach Freundschaft und Liebe, seine Sehnsucht nach der Natur und seine Befriedigung im Studium; in den Episteln spricht er von dem hohen Flug, den sein Genius zu nehmen gedachte. Die schönsten Blüten seiner Poesie finden sich in seinen Oden (»À Fanny«, »À Charlotte Corday«, »La jeune captive«, »Versailles«) und in den Jamben (»Comme un dernier rayon«); hier ist Harmonie und Präzision der Form mit Innigkeit und Wahrheit des Gefühls aufs glücklichste verbunden. So tritt C. in scharfen Gegensatz zu der trocknen Verstandespoesie des 18. Jahrh., wird aber doch mit Unrecht zu den Romantikern gerechnet. Mit größerm Recht nennt ihn Sainte-Beuve »notre plus grand classique en vers depuis Racine et Boileau«. Zu seinen Lebzeiten sind nur zwei seiner Gedichte gedruckt worden: das »Jeu de paume« und der ironische Hymnus in Jamben auf die revoltierenden Schweizer. Seine hinterlassenen Gedichte, meist Fragmente, wurden teilweise 1819 von Latouche veröffentlicht und mit Begeisterung aufgenommen. Jede neue Ausgabe brachte mehr Material; allein vollständig liegen die Poesien erst vor seit der Ausgabe Gabriel de Chéniers (1874), eines Neffen von André C. Am meisten zum Verständnis des Dichters beigetragen haben die geistvollen Studien Sainte-Beuves (in der »Revue des Deux Mondes«, 1839, 1851) und die kritischen Ausgaben von Becq de Fouquières (1862, 1872, 1882; 1888 Luxusausgabe mit Radierungen Bidas). Die neueste Ausgabe (von Guillard) erschien 1899 in 2 Bänden. Vgl. Todeschini, Étude sur André C. (Mail. 1891); Rouquet, Les Chénier. Portraits, lettres et fragments inédits (Par. 1891); Haraszti, La poésie d'André C. (das. 1892); Morillot, A. C. (das. 1894); Zyromski, De A. Chenerio poeta (das. 1897); Glachant, André C. (das. 1902); Faguet, André C. (das. 1902). Auch schrieb Ed. Wacken ein Drama: »André C.« (Brüssel 1844).

2) Marie Joseph, der Hauptdramatiker der französischen Revolution, geb. 11. Febr. 1764 in Konstantinopel, gest. 10. Jan. 1811 in Paris, kam mit seinem Bruder André sehr jung nach Paris. Mit seinen ersten

Tragödien fiel er durch; dagegen fand »Charles IX« (1789) rauschenden Beifall, mehr wegen des revolutionären Inhalts und des Appells an die Leidenschaften des Volkes als wegen seines poetischen Wertes. Mit der Titelrolle begründete Talma seinen Ruhm. Es folgten 1791—94 die Tragödien: »Henri VIII«, »Calas«, »Cajus Gracchus«, »Fénelon«, »Timoléon«, die indessen weniger Beifall fanden; ja »Gracchus« und »Timoléon« wurden streng unterdrückt, weil man in ihnen mißbilligende Anspielungen auf Robespierre argwöhnte. Nachdem C. schon Mitglied des Konvents gewesen, trat er auch in den Rat der Fünfhundert und in das Tribunal; auf seinen Antrag wurde 1792 die Einrichtung der Primärschulen beschlossen. Er war eins der ersten Mitglieder des Instituts, das er hatte errichten helfen, und übernahm 1803 das Amt eines Generalinspektors des Unterrichts. Sein zur Krönung Napoleons aufgeführtes Drama »Cyrus« gefiel weder dem Publikum noch dem Kaiser und erlebte nur eine Aufführung; gar nicht aufgeführt wurden die Tragödien: »Philippe II«, »Brutus et Cassius«, »Tibère«, »Oedipe« ꝛc. Durch den »Tibère« und vollends durch die »Épître à Voltaire« machte C. sich den Kaiser zum Feind; er mußte sein Amt als Generalinspektor niederlegen und hielt 1806 bis 1807 am Athenäum Vorlesungen über französische Literatur. Seine Tragödien enthalten mehr hohle Phrasen als Handlung, die Charaktere sind mehr skizziert als ausgeführt. Derselben Art sind seine Oden und Gesänge zur Verherrlichung der Revolution, wie »Hymne à la Raison«, »Hymne à l'Être suprême« ꝛc.; dagegen ist der »Chant du départ« zum Volkslied geworden. Am glänzendsten zeigt sich Chéniers Talent in den Episteln und satirischen Gedichten; seine »Épître sur la calomnie« (1795), die Antwort auf den Vorwurf seiner Gegner, er habe die Hinrichtung seines Bruders mit herbeiführen helfen, ist unbestritten sein bestes Werk. Unter seinen prosaischen Werken ist das wichtigste das »Tableau de la littérature française depuis 1789« (1816), eine ziemlich oberflächliche Zusammenstellung, die jedoch neben manchen Ungerechtigkeiten (z. B. gegen Chateaubriand) auch viele treffende Urteile enthält. Seine »Œuvres complètes« sind von Arnault (1824—26, 8 Bde.), mit Einleitung und Untersuchungen von Daunou und Lemercier, herausgegeben. Vgl. W. Küchler, M. J. Chéniers dramatische und lyrische Dichtung (Leipz. 1900); Lieby, Étude sur le théâtre de Marie Joseph C. (Par. 1902).

Chenille (franz., spr. schnij' oder verdeutscht: schenilje, »Raupe«), schnurförmiges, behaarten Raupen ähnliches seidenes Fabrikat, zu dessen Darstellung man taftartige, 9—15 cm breite Bänder webt, in deren Kette durchgehends 4—6 einfache Seidenfäden mit 2—12 Leinenzwirnfäden wechseln, und deren Einschuß ganz aus mehrfädiger Seide besteht. Diese Bänder zerschneidet man (mitten zwischen den Zwirnfäden durch) mit einer Schere oder mit der Chenilleschneidemaschine in schmale Streifchen und zieht den Zwirn heraus, so daß die Schußfäden an beiden Seiten einen Bart bilden. Diese Streifchen erhalten eine schraubenartige Drehung, so daß die Querfädchen dichter zusammenrücken, sich nach allen Seiten hin gleichförmig verteilen und die Raupenähnlichkeit hervorbringen. Auf der Maschine von Stein wird die C. aus zwei Garnfäden und einem in dichten Schraubenwindungen dazwischengelegten Seidenfaden gebildet, wobei dann der letztere sofort durch ein feststehendes Messer durchschnitten und mittels Verzwirnung von Kern- und Bindefaden in eine Raupe verwandelt wird. Durch Querschwingungen des Messers entsteht hierbei die façonnierte C. Man benutzt C. zu Zierbesatz, Stickereien, künstlichen Blumen, Quasten ꝛc., in der Weberei von Schals, Tüchern, Schärpen, Decken, Teppichen als Einschlag. Blonden und Spitzen mit Figuren aus C. kommen als Chenillespitzen, Chenilleborten in den Handel. Man fertigt auch C. mit baumwollener Kette und selbst ganz aus Baumwolle.

Chénit, Le (spr. schenī), schweizer. Ort, s. Joux (Val de).

Chenonceaux (spr. sch'nongßō), Dorf im franz. Depart. Indre-et-Loire, Arrond. Tours, am Cher und der Orléansbahn, hat ein berühmtes Schloß mit Park und (1901) 219 Einw. Das prachtvolle, in das Flußbett des Cher hineingebaute Renaissanceschloß wurde 1515 vom Oberfinanzeinnehmer Thomas Bohier begonnen, von Diana von Poitiers und Katharina von Medici vergrößert. 1870—88 wurde es restauriert. Es enthält eine schöne Kapelle, eine Galerie und viele mit Gemälden geschmückte Säle.

Chenook (spr. tschinūk), Indianerstamm, s. Tschinuk.

Chenopodiazeen (Chenopodeen, Gänsefußartige), dikotyle Pflanzenfamilie aus der Abteilung der Zentrospermen, Kräuter, Stauden, auch Sträucher mit nebenblattlosen, bisweilen fleischigen Blättern. Die Blüten (Fig. A) haben 2—5 kelchartige Perigonteile, 1—5 vor den Perigonabschnitten stehende Staubblätter und 2—5 verwachsene Fruchtblätter. Das bleibende Perigon wird bei manchen Gattungen knorpelig oder fleischig, oder es bildet Fortsätze verschiedener Form aus. Das einfächerige Ovar der C. enthält eine einzige grundständige Samenknospe. Die Frucht ist ein einsamiges Nüßchen, die Samen (Fig. B) haben einen ring- oder hufeisenförmig gekrümmten Keimling. Die meisten der ca. 500 Arten gehören Europa und Asien an; viele wachsen in der Nähe menschlicher Wohnungen, auf Äckern ꝛc., andre am Meeresufer, an Salinen und auf Salzsteppen, in denen sie auch merkwürdige baumartige Formen, z. B. den Saxaul der Wüste Gobi (Haloxylon Ammodendron) vom Aussehen einer blattlosen Kopfweide bilden. Die Runkelrübe (Beta vulgaris) wird als Futtermittel und zur Zuckergewinnung angebaut. Spinat (Spinacia oleracea) und Gartenmelde (Atriplex hortensis) geben leichtverdauliches Gemüse. Einige Arten von Salsola kommen fossil in den Tertiärschichten Öningens vor.

A Blüte von Chenopodium.
B Same, Durchschnitt.

Chenopodium *L.* (Gänsefuß, Schmergel, Melde), Gattung der Chenopodiazeen, einjährige oder ausdauernde Kräuter, selten Sträucher mit meist dreieckig rhombischen, buchtig gezahnten, selten fast fiederspaltigen, mehligen oder drüsenhaarigen Blättern, kleinen, unscheinbaren, in achselständigen Wickeln stehenden Blüten und eiförmiger oder fast kugeliger, einsamiger Frucht. Etwa 50—60 Arten in den gemäßigten Zonen der ganzen Erde, einzelne ubiquitär, finden sich hauptsächlich auf fettem, salzreichem Boden als Unkräuter. Von C. album *L.*, mit weißlich bestäubten, eiförmigen, grobgezahnten Blättern, und C. polyspermum *L.*, mit kahlen, ganzrandigen, langgestielten, länglich eiförmigen Blättern, auch von an-

dern Arten werden die jungen Triebe als Gemüse gegessen (vgl. Halpern, Bestandteile des Samens von C. album, Halle 1893). C. vulvaria *L.* (Bocksmelde, Buhlkraut, Schamkraut), mit rautenförmig-ovalen, weißgrau bestäubten Blättern und glänzend schwarzen, sehr fein punktierten Samen, wächst auf Schutt- und Düngerhaufen in Europa, riecht von einem Gehalt an Trimethylamin wie Heringslake, harnartig, schmeckt ekelhaft salzig und wurde früher als Heilmittel benutzt. C. ambrosioides *L.* (Jesuitentee, mexikanisches Teekraut, Kartäusertee, Trauben-, Mottenkraut, Pimentkraut, Herba Botryos mexicanae), einjährig, mit ganzrandigen oder fast buchtig gezahnten, glänzend grünen, unten mit gelben Drüsen versehenen Blättern, stammt aus Mexiko, Westindien und Südamerika und ist in allen wärmern Ländern, stellenweise auch in Süddeutschland verwildert. Die Pflanze riecht aromatisch, schmeckt gewürzhaft und wird als flüchtig erregendes Mittel besonders in Frankreich angewendet. C. Botrys *L.* (Traubenschmergel, Trauben-, Knoten-, Kröten-, Schaben-, Mottenkraut), mit länglichen, tiefbuchtigen, stumpf gezahnten Blättern und glänzend schwarzen Samen, in Süd- und Mitteleuropa, Asien, Nord- und Südafrika, Nordamerika, riecht und schmeckt stark gewürzhaft, wurde früher arzneilich benutzt, dient jetzt aber nur noch zur Vertreibung der Motten. C. anthelminticum *L.* (Wurmsame, Jerusalemseiche), in Nordamerika, Westindien, Südamerika, ausdauernd, strauchartig, riecht stark, widrig und schmeckt bitter gewürzhaft. Der Same wird gegen Spulwürmer bei Kindern angewendet. C. Quinoa *L.* (Mehlschmergel, kleiner Reis von Peru), s. Tafel »Nahrungspflanzen II«, Fig. 5. C. (Blitum) capitatum *Aschers.* (Beermelde), mit dreieckigen, schwach gezahnten Blättern, unbeblätterten Scheinähren und fleischig werdender Frucht, verwildert auf unbebauten Plätzen, stammt wie C. (Blitum) foliosum *Aschers.* aus Südeuropa und wird wegen der zahlreichen hochroten, erdbeerähnlichen, aber fade schmeckenden Früchte (Schminkbeeren) in Gärten kultiviert; die Blätter lassen sich wie Spinat (Erdbeerspinat) benutzen. C. altissimum *Dec.*, 2—2,5 m hoch, von pyramidalem Wuchs, mit schmalen hellgrünen Blättern, C. scoparium *L.* (Sommerzypresse), der vorigen ähnlich, aber kleiner, und C. purpurascens *Jacq.*, über 1 m hoch, mit purpurviolett bestäubten Blättern, werden als Zierpflanzen kultiviert.

Chenu (spr. schʼnü), Jean Charles, Naturforscher und Arzt, geb. 30. Aug. 1808 in Metz, gest. 12. Nov. 1879 in Paris, studierte seit 1825 Medizin in Paris, trat als Militärarzt in die französische Armee, machte den Krimkrieg mit und wurde Bibliothekar an der medizinischen Schule von Val de Grâce. Im deutsch-französischen Kriege leitete er die Ambulancen der Presse in Paris. Er schrieb: »Encyclopédie d'histoire naturelle« (Par. 1850—61, 31 Bde.); »Rapport sur les resultats du service médico-chirurgical aux ambulances de Crimée, etc.« (1865); »Recrutement de l'armée et population de la France« (1867); »Statistique médico-chirurgicale de la campagne d'Italie en 1859« (1869, 2 Bde.); »De la mortalité dans l'armée et des moyens d'économiser la vie humaine« (1870); »Rapport sur le service médico-chirurgical des ambulances et des hôpitaux pendant la guerre de 1870—1871« (1874, 2 Bde.); »Aperçu sur les expéditions de Chine, de Cochinchine, de Syrie et de Mexique« (1877); »Manuel de conchyliologie et de paléontologie« (1859—62, 2 Bde.); »Leçons élémentaires sur l'histoire naturelle des oiseaux« (1862—63, 2 Bde.); »La fauconnerie ancienne et moderne« (1862); »Ornithologie du chasseur« (1870); seine »Illustrations conchyliologiques« (1842—54, 85 Lfgn.) blieben unvollendet.

Chenzîny (poln. Chencíny), Stadt im polnisch-russ. Gouv. Kjelze, an der Eisenbahn Iwangorod-Dombrowa, hat ein auf hohem Berge gelegenes Schloß und (1897) 6180 Einw. (viele Juden). In der Nähe sind alte Blei- und Silbergruben und Marmorbrüche.

Cheops (von den Griechen auch Suphis oder Chemmis genannt), altägypt. König, der vierten Dynastie angehörig, lebte um 2600 v. Chr. Von ihm rührt die größte der Pyramiden her, die sich bei dem Dorfe Gize, auf dem linken Nilufer bei Kairo erheben, ursprünglich fast 147 m hoch und an jeder Seite der Grundfläche 233 m breit, die daher »die Cheopspyramide« genannt wird; an ihr sollen nach Herodot 20 Jahre lang 100,000 Menschen gearbeitet und dabei für Rettiche, Zwiebeln und Knoblauch an 1600 Talente Silber verzehrt haben. Die Pyramide (s. Tafel »Architektur I«, Fig. 2) ist aus Kalksteinblöcken aufgemauert und war mit feinern gelblichen Kalksteinquadern verkleidet; das Mauerwerk stellte mit Abzug des Felsenkerns, den es umgibt, und der hohlen Innenräume früher 2,521,000 cbm, gegenwärtig noch 2,352,000 cbm dar. In einer Kammer der Pyramide steht noch der einfache Sarg des C. aus rotem Granit. Die Griechen schildern C. als einen harten und grausamen Zwingherrn, der die Götter verachtet haben soll. Doch ist dies gewiß nicht richtig, da verschiedene ägyptische Tempel von ihm erbaut worden sind.

Chepewyan, Indianerstamm, s. Tschepewain.

Chephren (Chafre), König von Ägypten, Sohn und Nachfolger des Cheops (s. d.), und Erbauer der zweitgrößten Pyramide von Gize (s. Pyramide).

Chepstow (spr. tschéppsto), Stadt in Monmouthshire (England), 2 km oberhalb der Mündung des Wye, von einer Burgruine (aus dem 13.—14. Jahrh.) beherrscht, hat noch alte Stadtmauern mit Rundtürmen, Schiffbau, lebhaften Handel und (1901) 3067 Einw. In der Nähe der Wyndcliff (296 m) mit schöner Aussicht und Tintern Abbey (s. d.).

Cheque, s. Scheck.

Cher (franz., spr. schär), lieb, teuer; mon c., mein Teurer; ma chère, meine Teure.

Cher (spr. schär, der Cabris [Carus?] der Alten), Fluß im mittlern Frankreich, entspringt in den Bergen der Auvergne nahe bei Mérinchal im Kanton Auzances (Creuse), fließt erst nördlich, dann westlich und mündet nach einem Laufe von 350 km unterhalb Tours in die Loire. Er ist von Vierzon an schiffbar; doch wird sein Lauf, da von Vierzon bis St.-Aignan der Berrykanal benutzt wird, nur von St.-Aignan 76 km weit befahren. Seine Hauptzuflüsse sind rechts Aumance, Yèvre und Sauldre, links Tardes und Arnon. Er ist sehr fischreich und verheert durch häufige Überschwemmungen das Land. Nach ihm sind die Departements C. und Loir-et-C. benannt.

Cher (spr. schär), Departement im mittlern Frankreich, nördlich vom Depart. Loiret, östlich von Nièvre, südlich von den Departements Allier und Creuse und westlich von Indre und Loir-et-C. begrenzt, wurde aus dem ehemaligen Oberberry gebildet und umfaßt 7302 qkm (132 QM.) mit (1900) 345,543 Einw. (nur 47 auf 1 qkm). Das Departement zerfällt in drei Arrondissements: Bourges, St.-Amand und Sancerre; Hauptstadt ist Bourges. Zur Römerzeit wohn-

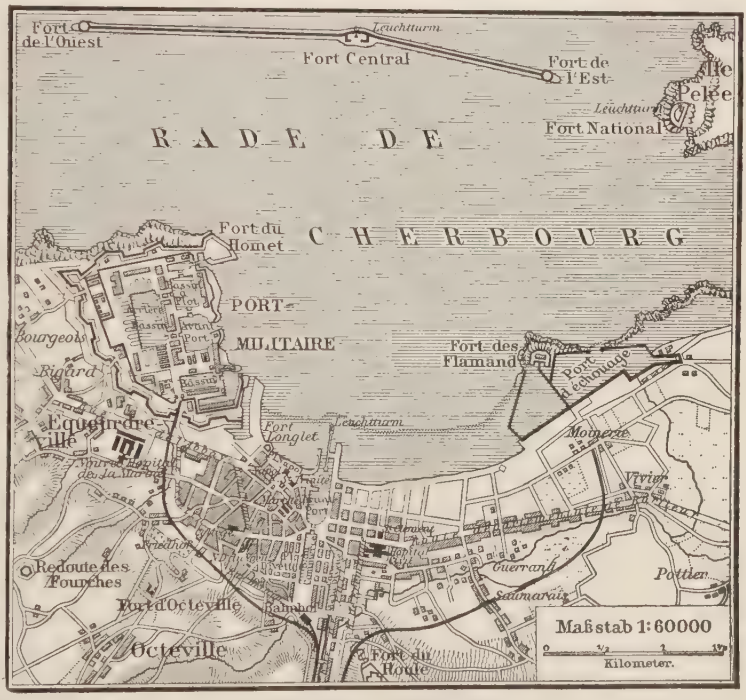
ten hier die Bituriger. Vgl. Frémont, Le département du C. (Bourges 1862); Menault, Histoire agricole du Berry. Monographie agricole du C. (Par. 1891, Bd. 1).

Cheramellabaum, s. Phyllanthus.

Cherasco (spr. kerásko), Stadt in der ital. Provinz Cuneo, Kreis Mondovì, 2 km vom Zusammenfluß der Stura und des Tanaro, an der Eisenbahn Turin-Savona gelegen, mit Mauern umgeben, hat mehrere Kirchen und Paläste, ein Gymnasium, eine technische Schule, Seidenspinnerei und (1901) ca. 3400 (als Gemeinde 9054) Einw. — C., nahe dem römischen Pollentia, war im 13. Jahrh. ein ansehnlicher Ort, der durch Karl I. von Anjou unter neapolitanische und später unter savoyische Oberherrschaft kam. Zu C. fanden die Friedensschlüsse von 1633 und 1796 zwischen Frankreich und Savoyen statt.

Cheráskow, Michail Matwejewitsch, russ. Dichter, geb. 5. Nov. (25. Okt.) 1733 in Perejaslawlj (Gouv. Poltawa), gest. 27. Sept. 1807 in Moskau, stammt von einem nach Rußland eingewanderten walachischen Bojarengeschlecht ab und wurde im adligen Kadettenkorps in Petersburg erzogen, aus dem er als Sekondleutnant in die Armee trat. 1754 verließ er den Militärdienst, wurde 1755 als Assessor bei der Moskauer Universität angestellt, 1763 zum Direktor ernannt, 1770 aber nach Petersburg an das Bergkollegium berufen. Zuletzt (1778—1802) war er Kurator der Universität zu Moskau. Die Zeitgenossen haben nach der Mode jener Zeit C. den »russischen Homer« genannt, weil er das französische pseudoklassische Epos auf russischem Boden kultiviert und nach den Regeln Boileaus zwei große epische Gedichte zum Ruhm Rußlands verfaßt hat: »Die Rossiade«, in 12 Gesängen (1779), und »Wladimir«, in 18 Gesängen (1786). Im erstern besingt er die Eroberung Kasans durch Iwan den Schrecklichen, im letztern die Erleuchtung Rußlands durch das Christentum. Außer diesen beiden schwerfällig und schwülstig geschriebenen Hauptwerken hat C. noch Dramen, Romane, Fabeln, epische Gedichte, Lieder ꝛc. geschrieben. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er zuerst dem Epos u. dem Kunstroman in Rußland Bahn gebrochen hat. Von poetischer Schönheit, die den Leser noch jetzt zu fesseln vermöchte, sind bei C. nur die Naturbeschreibungen, in denen zuweilen ein großer, majestätischer Zug waltet. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien Moskau 1796 (12 Bde.). Eins seiner Werke, das Poem »Die Schlacht bei Tschesme« (1771), ist auch ins Deutsche übertragen worden (Petersb. 1773).

Cherbourg (spr. schärbur), Arrondissementshauptstadt und Kriegsplatz ersten Ranges im franz. Depart. Manche, liegt an der Mündung der Divette in den Kanal, an einer flachen Bucht der Nordküste der Halbinsel Cotentin (s. Lageplan), ist Endpunkt der Westbahnlinie Mantes-C. u. wichtig als der stärkste Kriegshafen Frankreichs, der 1858 nach mehr als 60jähriger Arbeit und einem Kostenaufwand von 200 Mill. Frank vollendet ward. Die Stadt zerfällt in die alte bürgerliche und die neue militärische Stadt. Jene gruppiert sich um die Mündung der Divette und hat hinter sich eine Reihe schöner, teils felsiger, teils mit Wald bedeckter Hügel und Talmulden. Nordwestlich von ihr erstreckt sich die militärische Stadt, die den Kriegshafen umfaßt und auf der Landseite von einem Graben und einer 5 km langen Linie von Befestigungen umgeben ist. Unter den bürgerlichen Gebäuden Cherbourgs



Lageplan von Cherbourg.

sind hervorzuheben: die Kirche Ste.-Trinité (um 1450 erbaut, neuerlich restauriert), das Stadthaus (mit der Gemäldesammlung Musée Henri, nebst einem Münzkabinett, einer Naturaliensammlung und einer Bibliothek), das Hospital (von 1862) u. a. Auf dem Platz vor dem Stadthaus steht eine Reiterstatue Napoleons I., im öffentlichen Garten ein Denkmal des Malers Millet. C. hat ein Lyzeum, ein Collège, eine Marineschule, eine Börse, ein Theater, eine städtische und eine Marinebibliothek und (1901) 42,903 Einw., die vorzugsweise Schiffbau, Eisengießerei, Fabrikation von Wirkwaren, Chemikalien, Spinnerei und Gerberei sowie regen Handel treiben; es ist Sitz eines Marinepräfekten, eines Handels- und eines Seegerichts, einer Handelskammer und zahlreicher Konsuln. C. hat auch eine besuchte Seebadeanstalt.

Der Kriegshafen besteht aus drei großen, miteinander in Verbindung stehenden Bassins, die zusammen eine Fläche von 22 Hektar bedecken und 40 der größten Schiffe aufnehmen können. Der äußern Reede zunächst und mit derselben durch einen 64 m

breiten Kanal verbunden, liegt der Vorhafen, nördlich von diesem und mit ihm durch eine Schleuse zusammenhängend, befindet sich das Flutbassin, und daneben im W. erstreckt sich der Hinterhafen, der sowohl mit dem Flutbassin als mit dem Vorhafen durch Schleusen verbunden ist. Um diese Häfen, besonders aber um den Hinterhafen, gruppieren sich die Wasserdocks, Werften, Zeughäuser, Magazine, riesenhafte Werkstätten, Maschinenbauanstalten, Ketten- und Ankerschmieden und alle sonstigen Etablissements, die zum Neubau, zur Ausrüstung und zur Verproviantierung von Kriegsschiffen dienen. Die Reede oder der Außenhafen, der zur Ebbezeit 12—13 m Wasser hat, aber in hohem Grade der Versandung unterliegt, ist im N. durch einen Damm gegen den Andrang des Meeres geschützt und hat eine Fläche von 1500 Hektar. Der Steindamm, gebildet von aufgeschütteten Quadern, die oben mit behauenen Steinen übermauert sind, ist 3606 m lang, an der Basis 200, an der Krone 9 m breit und hat allein 67 Mill. Frank gekostet. Sieben Leuchttürme erhellen Hafen und Reede. C. ist sehr stark befestigt. Auf dem Damm der Reede stehen drei mit den schwersten Geschützen ausgestattete Forts, ein zentrales, ein Ost- und ein Westfort, zwischen denen fortlaufende Reihen von Batterien angebracht sind. Die Osteinfahrt (500 m) in die Reede wird außer durch das Ostfort des Dammes durch die gegenüberliegende stark befestigte Insel Pelée (s. d.), die westliche Einfahrt (1000 m) durch das in ihrer Mitte auf einer Klippe gelegene Fort Chavagnac und durch das Fort Querqueville beherrscht. Sowohl das Fort Chavagnac als die Insel Pelée bringt man neuerdings durch Dammbauten mit dem Festland in Verbindung. Eine zweite Reihe von Befestigungswerken liegt um den Kriegshafen und die Stadt, darunter das Fort Homet und das Fort des Flamands. Auf den Höhen hinter der Stadt endlich liegt eine Reihe von Festungswerken, die C. gegen die Landseite verteidigen, aber auch die Reede beherrschen, darunter die Forts des Couplets, d'Octeville und du Roule. Der Handelshafen, an der Mündung der Divette, besteht aus einem Außenhafen und einem 406 m langen und 127 m breiten Bassin; ersterer hängt mit dem Meer durch einen 600 m langen Kanal zusammen. Der Schiffsverkehr belief sich 1901 auf 1893 eingegangene und 1847 ausgegangene Schiffe mit 1,646,370, bez. 1,644,017 Ton. Einfuhrartikel sind: Holz, Getreide, Mehl, Kohle und Kolonialwaren; zur Ausfuhr gelangen: Vieh, Butter, Eier, Baumaterialien. Regelmäßige Dampfboote gehen nach Havre, Guernsey, Southampton; auch laufen die Dampfer der Linien Hamburg- und Bremen-New York, Hamburg-Brasilien und Hamburg-Valparaiso, Southampton-Buenos Aires u. a. C. an.

Geschichte. Die Sage läßt C. schon von Cäsars Legaten Sabinus angelegt und danach Caesaris Burgum genannt sein, während andre das alte Coriallum für C. halten. In der Geschichte erscheint es zuerst als Carusbur unter Wilhelm dem Eroberer, durch den es an die englische Krone kam, die es bis um 1200 behauptete. 1418 eroberten es die Engländer von neuem. Erst 12. Aug. 1450 ergab es sich endgültig den Franzosen. Karl VII. verstärkte die Festungswerke bedeutend. Ludwig XIV. wollte C. zu einem sichern Kriegshafen und zum Schlüssel des Kanals, England gegenüber, machen. Ludwig XVI. nahm den Plan wieder auf und erweiterte ihn, aber erst Ende 1853 war der Kriegshafen fertig. Gleichzeitig wurde eifrig an den Landbefestigungen gearbeitet, die 1858 vollendet wurden. Vgl. Viaud u. Fleury, Histoire de la ville et du port de C. (Rochefort 1845, 2 Bde.); »Les ports maritimes de la France«, Bd. 3 (Par. 1878).

Cherbuliez (spr. schärbüljē), einflußreiche Familie in Genf, deren Glieder sich durch wissenschaftliche und literarische Tätigkeit auch im Ausland einen ehrenvollen Ruf begründet haben. Söhne des Verlagsbuchhändlers Abraham C. sind:

1) André, Schriftsteller, geb. 1795, gest. 14. Juni 1874 in Genf, lebte nach Beendigung seiner theologischen Studien als Hauslehrer in Italien und zu Paris, bekleidete, nach Genf zurückgekehrt, einige Zeit ein Predigeramt und erhielt 1840 die Professur der lateinischen, 1846 die der alten Literatur an der Genfer Akademie. Von wissenschaftlichem Wert sind seine Schriften: »De libro Job« (Genf 1820) und »Essai sur la satire latine« (das. 1829) sowie mehrere in der »Bibliothèque universelle de Genève« veröffentlichte Abhandlungen.

2) Antoine Élisée, staatswissenschaftl. Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 29. Juli 1797, gest. 14. März 1869 in Zürich, studierte die Rechte, war eine Zeitlang Advokat, habilitierte sich dann mit der »Dissertation sur les causes naturelles du droit positif« (Genf 1826) an der Genfer Akademie und wurde 1835 daselbst Professor der Rechte und der politischen Ökonomie. Er nahm mit Auszeichnung Anteil an der Regierung seiner Vaterstadt und machte sich als Redakteur einflußreicher Zeitschriften und durch juristische, politische und nationalökonomische Werke bekannt. Die Ansichten Benthams und Dumonts verteidigte er in »L'utilitaire« (Genf 1828—30, 3 Bde.), besprach die sozialen Fragen der Gegenwart in der Schrift »Riche ou pauvre« (das. 1840; in 2. Aufl. u. d. T.: »Richesse ou pauvreté«, Par. 1841) und erörterte in der »Théorie des garanties constitutionnelles« (das. 1838, 2 Bde.) die Grundsätze des konstitutionellen Rechts. In dem geistvollen Buch »De la démocratie en Suisse« (Par. 1843, 2 Bde.) sagte er manches voraus, was später seine Verwirklichung fand. Infolge der Revolution von 1846 legte C. seine Professur nieder und wendete sich nach Paris, wo er zwei Journale redigierte und unter anderm mehrere gegen die Sozialisten und besonders gegen Proudhon gerichtete Schriften veröffentlichte, z. B. »Simples notions de l'ordre sociale à l'usage de tout le monde« (Par. 1848) und »Le potage à la tortue, ou entretiens populaires sur les questions sociales« (das. 1849). Sein wichtigstes Werk sind die »Études sur les causes de la misère tant morale que physique et sur les moyens d'y porter remède« (Par. 1853); sehr geschätzt ist auch sein »Précis de la science économique« (das. 1862, 2 Bde.). 1853 nach der Schweiz zurückgekehrt, wirkte er erst in Lausanne, später als Professor am Polytechnikum zu Zürich.

3) Joel, Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 1806, gest. 31. Okt. 1870 in Genf, übernahm das väterliche Geschäft und wurde namentlich als Herausgeber der »Revue critique des livres nouveaux« (Paris, später in Genf erschienen, 1833 ff.) bekannt. In einer Art von Roman: »Le lendemain du dernier jour d'un condamné« (Par. 1829), versuchte er eine Parodie und Kritik von Victor Hugos Buch gegen die Todesstrafe. Außerdem redigierte er mehrere Jahre hindurch die konservativen Blätter: »Le Fédéral« und »Le Journal de Genève« und schrieb in derselben Richtung für die »Revue des Deux Mondes«. Als Geschichtsforscher hat sich C. legitimiert durch sein Werk »Genève, ses institutions, ses mœurs, etc.« (1867).

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Von den Schwestern der Genannten machte sich die ältere, Mad. Tourte-C. (geb. 1793, gest. 1863), durch Erzählungen und Romane (»Annette Gervais«, deutsch, Hamb. 1843; »Le journal d'Amélie« u. a.), und die jüngste, Adrienne, geb. 1804, durch ihre Übersetzung von Zschokkes Novellen (Par. 1830—32, 12 Bde.) u. einiger Novellen von H. v. Kleist (das. 1832, 3 Bde.) bekannt. Über die Familie C. vgl. Rambert, Écrivains nationaux suisses, Bd. 1 (Genf 1874).

4) Victor, Schriftsteller, Sohn von C. 1), geb. 19. Juli 1829 in Genf, gest. 30. Juni 1899 in Combs-la-Ville (Seine-et-Marne), studierte in Genf, Paris, Bonn und Berlin zuerst Mathematik, dann Philologie und Philosophie und war in seiner Vaterstadt als Lehrer tätig, bis er 1864 einem Ruf in die Redaktion der Pariser »Revue des Deux Mondes« einzutreten, folgte. C. hat sich besonders als Kunstkritiker und Romandichter einen geachteten Namen erworben. Seine Befähigung zu erstgenanntem Beruf bekundet sein geistvolles, Betrachtungen über die bildende Kunst enthaltendes Buch »Un cheval de Phidias. Causeries athéniennes« (2. Aufl. 1864; deutsch, Straßb. 1903), die Frucht einer Reise nach Griechenland und dem Orient, sowie seine »Études de littérature et d'art«, Aufsätze über deutsche Literatur und Kunstberichte über den Pariser Salon (1873). Von seinen Romanen, die sich durch feine Analyse der Leidenschaften und durch geistreichen, oft etwas gesuchten Stil auszeichnen, sind zu nennen: »Le comte Kostia« (1863; mehrfach deutsch); »Le prince Vitale« (1864); »Paule Méré« (1865); »Le roman d'une honnête femme« (1866; deutsch, Berl. 1867); »Le grand œuvre« (1867); »Prosper Randoce« (1868); »L'aventure de Ladislas Bolski« (1869; deutsch, Wien 1871); »La revanche de Joseph Noirel« (1872); »Meta Holdenis« (1873); »Miss Rovel« (1875); »Le fiancé de Mlle. Saint-Maur« (1876; deutsch, Berl. 1881); »Samuel Brohl et Comp.« (1877; deutsch, Brem. 1879); »L'idée de Jean Têterol« (1878; deutsch, Leipz. 1880); »Noirs et rouges« (1881); »Olivier Maugant« (1885); »La Bête« (1887); »Une Gageure« (1890); »Le secret du précepteur« (1893); »Après Fortune faite« (1896); »Jacquine Vanesse« (1898) u. a. Die Bühnenbearbeitungen von »Samuel Brohl« u. »Ladislas Bolski« hatten nur geringen Erfolg. Als politischer Schriftsteller machte sich C. bekannt durch die Schriften: »L'Allemagne politique« (1870; deutsch, Bern 1871); »L'Espagne politique« (1874); »Hommes et choses d'Allemagne« (1877) und »Hommes et choses du temps présent« (1883), die beiden letztern Sonderausgaben seiner unter dem Pseudonym G. Valbert in der »Revue des Deux Mondes« veröffentlichten politischen Aufsätze, die durch ihre scharfe Kritik Aufsehen erregten. Nachdem C. 1880 als Nachkomme ausgewanderter Hugenotten das ihm zustehende französische Bürgerrecht angenommen hatte, wurde er 1881 Mitglied der französischen Akademie.

Cherbury, Philosoph, s. Herbert 1).

Cherchell, Stadt in Algerien, s. Scherschel

Chercout (spr. schertū), ein braunes, sehr polierfähiges Holz von unbekannter Abstammung, mit regelmäßig angeordneten schwarzen Stellen, wird in der Stockindustrie benutzt.

Cherchez la femme (spr. schärschē lă fámm'), s. Où est la femme?

Cherem (hebr.), Bannfluch, Bann (s. d.).

Cheribon, Insel, s. Tscheribon.

Cherimoya (Cherimolia), s. Anona.

Cheriton (spr. tschérit'n), Stadtgemeinde in der engl. Grafschaft Kent, 4 km nordwestlich von Folkestone, mit alter gotischer Kirche und (1901) 7091 Einw.

Chermes, s. Blattläuse.

Cherokee (spr. tscherroki), Indianerstamm, s. Tscherokesen.

Cherokee (spr. tscherroki), Hauptort der Grafschaft C. im nordamerikan. Staat Iowa, am Kleinen Siouxfluß, mit Getreidehandel und (1900) 3865 Einw.

Cherquemolles (spr. schärk'mólk'), ostindisches Bastgewebe, s. Bast.

Cherrier (spr. scherriē), Charles Joseph de, franz. Offizier und Historiker, geb. 6. März 1785 in Neufchâteau (Vogesen), gest. daselbst 27. Juli 1872, widmete sich zuerst den Naturwissenschaften, nahm dann als Adjutant Bertrands teil an den Napoleonischen Kriegen in Italien und Deutschland bis zur Schlacht bei Leipzig, hielt mit dem 1. Regiment der alten Garde auf dem Schlachtfeld von Waterloo bis zuletzt stand und ward nach dem Sturz Napoleons in der Verwaltung angestellt. Als er nach der Julirevolution der neuen Dynastie den Eid verweigerte, verlor er Anstellung und militärischen Rang und benutzte von nun an seine Muße zu historischen Studien. Er schrieb die »Histoire de la lutte des papes et des empereurs de la maison de Souabe« (Par. 1841—45, 3 Bde.; neue, umgearbeitete Aufl. 1858) und die »Histoire de Charles VIII, roi de France« (Par. 1868, 2 Bde.; 2. Aufl. 1870). Er war seit 1854 Mitglied der Akademie.

Cherryvale (spr. tscherriwēl), Stadt im südöstlichen Kansas, Grafschaft Montgomery, Bahnknotenpunkt mit reichen Kohlengruben und (1900) 3472 Einw.

Chersidae (Landschildkröten), s. Schildkröten.

Cherso (spr. kérso, slaw. Cres), österreich. Insel im Quarnero (s. d.), zur Bezirksh. Lussin der Markgrafschaft Istrien gehörig (s. Karte »Krain«), erstreckt sich 65 km lang und 2—12 km breit von N. nach S. und hat eine Fläche von 410 qkm mit 8618 Einw. (3/4 Serbokroaten, 1/4 Italiener). Die Insel wird im NW. vom Festlande durch den Kanal von Farasina, im NO. von der Insel Veglia durch den Canal di Mezzo, im SW. von der Insel Lussin durch die Kanäle von Ossero und Punta Croce geschieden. Ein Kalkgebirge durchzieht die Insel, dessen höchste Spitzen (Monte Syß 637 m) kahl sind, wogegen an der Küste, namentlich im S., Wein, Oliven und Südfrüchte gedeihen. Die Waldungen im nördlichen Teile liefern Bau- und Brennholz. In der Mitte der Insel liegt 13 m ü. M. der 700 Hektar große, 56 m tiefe Vranasee, der ohne sichtbaren Zu- und Abfluß ist und sein Wasser wahrscheinlich vom Festlande durch Spalten unter dem Meeresgrunde erhält (vgl. E. Mayer, Der Vranasee auf der Insel C., in den »Mitteilungen auf dem Gebiete des Seewesens«, Pola 1874). Eine durch Bruch entstandene Spaltenbildung ist die Höhle (Foiba) von Smergo. Hauptort ist die Stadt C., an der Westküste, mit einem Bezirksgericht, einem Hafen, in dem 1900: 764 Schiffe mit 68,097 Ton. einliefen, und (1900) 4379 Einw., die Fischerei und Handel mit Öl, Wein und Schaltieren betreiben. An der Südwestküste liegt Ossero, durch eine Drehbrücke mit der Insel Lussin verbunden, ehemals Bischofsitz mit alter Kathedrale, kleinem Museum und (1900) 305 Einw. — Die alte Bezeichnung für C. lautete Ossero (Absarus, Absyrtium, Ausara), und die während der venezianischen Herrschaft die Verwaltung von C. leitenden Amtsgrafen hatten den Titel »Grafen von Ossero«, die als Amtswappen (vgl. das Siegel der Morosini von 1210) in Blau eine goldene »Dolce« (s. d.) führten.

Cherson, Gouvernement im südlichen Rußland, bis 1803 Gouv. Nikolajew genannt, grenzt gegen N. an die Gouv. Podolien, Kiew und Poltawa, gegen O. an Jekaterinoslaw und Taurien (die westliche Nogaier Steppe), gegen S. an das Schwarze Meer und gegen W. an Bessarabien und umfaßt 71,284 qkm (1294,6 QM.). Das Land ist großenteils Steppenland, das von den Flüssen Dnjepr und Dnjestr, welche die Grenze im O. und W. bilden, dem Bug mit dem Ingul und dem Inguletz durchströmt wird. An ihrer Mündung bilden diese Flüsse Binnenseen oder Limane, die salziges Wasser haben, für die Schiffahrt jedoch von zu geringer Tiefe sind. Das Klima ist wechselvoll, im Sommer trocken und heiß, im Winter kühl und stürmisch. Die mittlere Jahrestemperatur ist 7,5 bis 10°. Die Bevölkerung beträgt (1897) 2,728,508 Seelen (39 auf 1 qkm), wovon 28,8 Proz. auf die Städte entfallen, und gehört größtenteils (ca. 84 Proz.) zur griechisch-orthodoxen Kirche; außer dieser gibt es zahlreiche Juden und Sektierer (Stundisten-Chlisty), daneben auch Protestanten und Römisch-Katholische. C. bildet in Bezug auf die herrschende Kirche eine eigne Eparchie, an deren Spitze ein Erzbischof steht, während die römischen Katholiken einen Bischof in Tiraspol haben. Der Nationalität nach zerfällt die Bevölkerung in Klein- und Großrussen, die das Gros bilden, in Romanen (Moldo-Walachen), Bulgaren, Serben, Polen, Griechen, Armenier, Deutsche, talmudische und karaitische Juden und Zigeuner. In C. befindet sich nächst Taurien der größte Teil der deutschen Ansiedelungen Südrußlands, ca. 70 an der Zahl, mit ca. 50,000 Kolonisten. Haupterwerbszweig ist der Ackerbau; vom Gesamtareal kommen 49 Proz. auf Ackerland, 45,1 auf Wiesen und Weiden, nur 1,9 auf Waldungen und 4 Proz. auf unproduktives Land. Gebaut werden sämtliche Getreidearten, insbes. Weizen, Mais, Hirse, auch Zuckerrüben (1901: 197,420 Tons) und Tabak (jährlich ca. 20,000 Pud). Die Gartenkultur ist recht ansehnlich. An Fruchtbäumen gibt es Pfirsich-, Aprikosen-, Kirsch-, Pflaumen- und Maulbeerbäume, auch wird viel Wein gezogen. Sehr beträchtlich ist die Viehzucht in C.; man zählte 1891: 493,000 Pferde, 794,000 Rinder, 1,324,000 Schafe und 254,000 Schweine. Besonders in Beziehung auf veredelte Schafe ist das Gouvernement die Pflanzschule für das russische Reich. Der Fischfang im Schwarzen Meer und in den Limanen sowie in den großen Strömen des Landes ist recht bedeutend (allein gegen 10 Mill. Heringe). An Mineralien wird etwas Eisen (1897: 446,238 metr. Ztr.), Salz (481,373 metr. Ztr.) und Kaolin (24,404 metr. Ztr.) gewonnen. Die Industrie macht in dem durch die Nähe des Meeres, gute Wasserstraßen und Eisenbahnen begünstigten Lande schnelle Fortschritte, ist jedoch im wesentlichen auf die großen Städte (Odessa, Nikolajew) beschränkt. Außerhalb derselben konzentriert sich die gewerbliche Tätigkeit auf Branntweinbrennerei, Mehlproduktion und Zuckersiederei. Der Handel ist lebhaft. Große Geschäfte werden besonders in Wolle, Fellen, Getreide, Mehl und Vieh gemacht. An Hafen- und Handelsstädten besitzt das Gouvernement vornehmlich drei: Cherson, Nikolajew, Odessa; der Binnenhandel konzentriert sich in den Städten Berislaw, Alexandrija, Jelissawetgrad, Woznessensk, Olwiopol und Tiraspol. C. zerfällt in sechs Kreise: Alexandrija, Ananjew, Cherson, Jelissawetgrad, Odessa und Tiraspol. Das Land, das ehemals zum Krimschen Chanat gehörte, verdankt sein Emporkommen der Kolonisationstätigkeit der Kaiserin Katharina II., welche die Städte C. (1778), Nikolajew (1786), Odessa (1792) u. a. gründete.

Cherson, Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (s. oben), Hafenstadt am Dnjepr, 30 km vor seiner Mündung, ist malerisch an einem Hügel am rechten Ufer des Stroms gelegen, der hier etwa 7 km breit ist. Die den Kais zunächst liegenden Straßen und Plätze sind durch Dämme und Brustwehren gegen die früher verheerenden Überschwemmungen des Flusses geschützt. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat 12 griechisch-katholische, eine römisch-katholische und eine luther. Kirche, 2 Synagogen und 10 jüdische Bethäuser. Die Bevölkerung belief sich 1897 auf 69,219 Seelen. An Lehranstalten bestehen 2 Gymnasien, 2 höhere Mädchenschulen, eine landwirtschaftliche Schule, ein griechisch-orthodoxes Seminar, eine israelitische Schule und mehrere städtische Volksschulen. Die Industrie erstreckt sich hauptsächlich auf Talg- und Seifensiederei, Wollwäscherei, Bierbrauerei, Tabakfabrikation und Dampfmühlenbetrieb. Der Handel Chersons entwickelt sich, trotz der günstigen Lage an der Mündung des Dnjepr, wegen der noch fehlenden Eisenbahnverbindung und der übermächtigen Konkurrenz von Odessa und Nikolajew nur langsam. Die frühern Befestigungen (0,5 km von C.), von denen nur noch zwei Tore und einige Wälle leidlich erhalten sind, umschließen große Kasernen und Magazine nebst einer Kirche mit dem Grabmal Potemkins, dem in der Stadt auch ein Denkmal gesetzt worden ist. Den städtischen Garten schmückt ein Denkmal des in C. verstorbenen englischen Philanthropen John Hobsard. Die Stadt ist Sitz der meisten Gouvernementsbehörden sowie eines Kriminal- und Waisengerichts. — C. ist 1778 vom Fürsten Potemkin angelegt. 1787 kamen in C. der Kaiser Joseph II. und die Kaiserin Katharina II. zusammen.

Chersones, 1) soviel wie Chersonesus. — 2) Stadt, s. Inkerman.

Chersonesus (Chersonesos, griech., »Halbinsel«), im Altertum besondere Benennung mehrerer Halbinseln. C. Cimbrica, bei den Römern Name der Jütischen Halbinsel, weil dieselbe bis gegen Ende des 2. Jahrh. v. Chr. von den Cimbern bewohnt war. — C. (gewöhnlich mit dem Beinamen Heraclea) heißt auch das Vorgebirge auf der Westseite der jetzigen Krim, nahe bei Sebastopol. Von den bithynischen Herakleoten wurde dort im 5. Jahrh. eine Stadt C. gegründet, die aber um Christi Geburt bereits verfallen war. Eine unweit östlich davon erbaute neue Stadt C. war lange Zeit reich und mächtig; ihr Gebiet war durch eine vom Hafen von Balaklawa nördlich laufende Mauer gegen die Taurier geschützt. Später war sie Grenzstadt des byzantinischen Reiches und öfters Verbannungsort für Vornehme. Im Mittelalter diente sie noch den Genuesen als Handelsplatz, und 1578 standen noch die Mauern und ansehnlichen Türme derselben. Zu Grunde ging sie durch die Zerstörung der Litauer und Russen im 14. Jahrh., und im 15. Jahrh. schleppten die Türken viele Architekturstücke zur Ausschmückung Stambuls weg, später die Russen zum Bau Sebastopols. Vgl. Becker, Die Herakleotische Halbinsel in archäologischer Beziehung (Leipz. 1856). — C. Taurica oder Scythica hieß bei den Alten die jetzige Krim. Sie war durch eine sehr schmale Landenge (von Perekop) mit dem Lande der nomadischen Skythen verbunden, die auch die nördliche Steppenhälfte der C. innehatten. Die Halbinsel war von den barbarischen Taurern bewohnt, die, vielleicht Reste der vorhistorischen Kimmerier, sich seit der

Einwanderung der Skythen auf die südlichsten Berge zogen und als Seeräuber die schiffbrüchigen Ausländer an dem Vorgebirge Parthenium (südlich vom heutigen Sebastopol) ihrer Artemis opferten. Die Küsten waren meist von Griechen besetzt (Herakleia, Theudosia, Pantikapäon). Die Halbinsel war bevölkerter und fleißiger angebaut, als jetzt die Krim ist, und hatte einen großen Getreidereichtum; bedeutend war auch der Ertrag der Salzseen und der Fischerei. — C. Thracica, vorzugsweise Chersones genannt, die langgestreckte, schmale, gegen SW. gerichtete Landzunge zwischen dem Thrakischen Meer und dem Hellespont (jetzt Halbinsel von Gallipoli). Eine lange Mauer, die nördlich von Kardia am Meerbusen Melas begann und an der Propontis bei Paktye endete, schützte seit ca. 550 v. Chr. die Halbinsel von der Landseite vor den Angriffen der Thraker. Städte, die meist von Fischfang und Handel lebten, waren: Kardia, Kalliupolis, Sestos ꝛc. Die Halbinsel war ursprünglich von thrakischen Dolonkern bewohnt, die schon frühzeitig mit griechischen Ansiedlern verschmolzen. Der ältere Miltiades gründete dort Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. ein griechisch-thrakisches Fürstentum. In die Gewalt der Perser gekommen, gehörte sie nach deren Verdrängung bald den Athenern, bald den Spartanern, dann den Makedoniern. Nach Besiegung Antiochos' d. Gr. geriet sie unter die Herrschaft der Römer. — C. aurea (»goldene Halbinsel«), die jetzige Halbinsel Malakka in Hinterindien.

Chertsey (spr. tschörtßi), Stadt in der engl. Grafschaft Surrey, an der Themse, mit (1901) 12,762 Einw. Dabei St. Ann's Hill, ehemals Landsitz von Ch. J. Fox.

Cherub (in der Mehrzahl Cherubim), Gebilde der religiösen Symbolik des Alten Testaments, deren Grundgestalt die menschliche ist, mit der aber die leiblichen Attribute andrer Wesen, des Löwen, Stieres, Adlers, besonders Flügel, verbunden sind, indem die Gestalt das Vollkommenste zusammenfassen und als Repräsentant der Herrlichkeit der Schöpfung gelten soll. In der Bibel erscheinen die Cherubim als Wächter des Paradieses nach dem Sündenfall, als Beschirmer der Bundeslade, als Vertreter der Gottesmajestät in den Visionen des Ezechiel, als Thron des richtenden Gottes (Wolken, Blitz und Sturm) in den Psalmen. An eine Entlehnung der Idee der Cherubim aus Ägypten oder Assyrien ist nicht zu denken, denn die geflügelten Gestalten auf ägyptischen und assyrisch-babylonischen Denkmälern sind Objekt der Anbetung und nicht Symbol der Gott verehrenden Schöpfung. In der christlichen Poesie ist der C. geradezu zu einem Engel höherer Ordnung geworden, während die vier Gesichter, die sie bei Ezechiel zeigen (Mensch, Löwe, Stier, Adler), in der christlichen Kunst sich zu Attributen der vier Evangelisten gestalteten. In der mystischen Haggada bilden die Cherubim die erste Reihe der Himmelsscharen, der die Ophanim als zweite, die Chajoth als dritte und die Engel (Malachim) als vierte Reihe folgen.

Cherubini (spr. ke-), Maria Luigi Carlo Zenobio Salvatore, Komponist, geb. 14. Sept. 1760 in Florenz, gest. 15. März 1842 in Paris, Sohn eines Musikers, der Cembalist am Pergolatheater war, erhielt seine Ausbildung durch namhafte Lehrer, zuletzt durch Sarti in Venedig. Nachdem er zunächst im Kirchenstil seine Kräfte geübt, stellte er sich 1780 in Alessandria mit der Oper »Quinto Fabio« als dramatischer Komponist vor und ließ dem ersten Werk schnell mehrere andre folgen, die ihn so weit bekannt machten, daß er 1784 an die Italienische Oper nach London gezogen und zum Hofkomponisten ernannt wurde. 1786 führte ihn Viotti privatim in die besten Pariser Musikerkreise ein, doch ging er zunächst noch einmal nach Italien, um in Turin seine »Iphigenie in Aulis« (1787) zu inszenieren, nahm aber 1788 definitiv seinen Wohnsitz in Paris, fungierte 1789—1792 als Kapellmeister an dem von Viotti und Léonard Aftié begründeten italienischen Theater (de la Foire St.-Germain) und wurde nun durch die Bekanntschaft mit der Musik Glucks, Haydns und Mozarts in eine ganz andre Richtung gedrängt, die kurz und gut auf den Einfluß der deutschen Meister zurückzuführen ist. Schon seine erste französische Oper: »Démophoon« (1788), hatte sich durch Tiefe der Empfindung, Kühnheit der Harmonien und Rhythmen sowie durch geistreiche Instrumentalbegleitung von seinen bisherigen, für Italien geschriebenen vorteilhaft unterschieden; noch ungleich deutlicher aber traten diese Vorzüge in den folgenden Opern hervor: »Lodoisca« (1791), »Elisa, ou le voyage du Mont Bernard« (1795), »Medée« (1797), vor allen in »Les deux journées« (»Der Wasserträger«, 1800), die bis zur Gegenwart einen Ehrenplatz auf allen Bühnen behauptet hat. C. schuf, da er von Natur zum Seriösen neigte, aber vergebens nach einem Auftrag der Großen Oper strebte, in diesem für die beschränkten Mittel des Vorstadttheaters geschriebenen Werke ein ganz neues Genre der Oper, die erste Oper mit Dialog, die schnell zu großer Beliebtheit gelangte. Von Napoleon, den C. wegen seiner Liebhaberei für die Neapolitaner Paëstello und Cimarosa abfällig beurteilt hatte, mit entschiedener Mißgunst behandelt, nahm C. 1805 ein Engagement nach Wien an, wo er seine »Lodoisca« neu inszenierte und für das Kärntnertortheater »Faniska« schrieb, mit der er die uneingeschränkte Anerkennung Haydns und Beethovens fand. Während der Okkupation Wiens durch die Franzosen befahl zwar Napoleon C. zur Leitung der Hofkonzerte, doch hielt seine Ungnade auch späterhin an, und die Große Oper von Paris blieb C. dauernd verschlossen, was ihn veranlaßte, sich für längere Zeit auf das Schloß des ihm befreundeten Fürsten von Chimay zurückzuziehen und sich mehr und mehr der Kirchenkomposition zuzuwenden. Von jetzt an zeigte er sich nur noch ausnahmsweise als dramatischer Komponist, vermochte auch mit keiner der noch folgenden Opern die Höhe seiner frühern Erfolge wieder zu erreichen. Schon 1795 bei Organisation des Konservatoriums war C. eine der Inspektorstellen übertragen worden, die er zu Beginn der Restauration verlor; doch wurde er 1816 als Kompositionsprofessor angestellt und zum Obermusikintendanten ernannt. 1821 übernahm er die Direktion des Konservatoriums, das während der 20 Jahre seiner Direktorschaft zu höchstem Ansehen stieg. 1841 trat er in den Ruhestand. Von seinen Arbeiten außerhalb der Bühne sind namentlich seine beiden »Requiem« (in Cmoll und Dmoll, letzteres für Männerchor), seine beiden Messen (in F und A) und seine dauernd geschätzten sechs Streichquartette hervorzuheben. Ohne Zweifel ist C. einer der bedeutendsten Künstlerindividualitäten der Beethovischen Zeit, an Ernst und Gediegenheit diesem nahestehend. Sind auch seine Opern mit alleiniger Ausnahme des »Wasserträger« heute vom Repertoire verschwunden, so gehören doch seine Ouvertüren (»Anacréon«, »Abencérages«, »Médée«, »Lodoisca«, »Fanisca«) zu den Edelsteinen der Orchesterliteratur. Außerst erfolgreich hat sich C. auch als Lehrer betätigt; zu seinen Schülern im Kontrapunkt gehören Auber und Halévy. Das unter

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

seinem Namen veröffentlichte Lehrbuch des Kontrapunkts: »Cours de contrepoint« (Par. 1835; deutsch von Stöpel, Leipz. 1835; neue Bearbeitung von G. Jensen, Köln 1896) ist nur die durch Halévy fixierte Darstellung seiner Unterrichtsmethode; dagegen beteiligte sich C. an der Redaktion mehrerer vom Konservatorium herausgegebenen Unterrichtswerke. Vgl. »L. C., kurze Biographie und ästhetische Darstellung seiner Werke« (Erfurt 1809); Picchianti, Notizie sulla vita e sulle opere di L. C. (Flor. 1844); Gamucci, Intorno alla vita ed alle opere di Luigi C. (das. 1869); Bellasis, C., memorials illustrative of his life (Lond. 1874); Pougin in der Zeitschrift »Le Ménéstrel« (1882—83); Crowest, Cherubini (Lond. 1890).

Chéruel (spr. schеrüell), Pierre Adolphe, franz. Historiker, geb. 17. Jan. 1809 in Rouen, gest. 2. Mai 1891 in Paris, wurde Professor der Geschichte am Collège zu Rouen, 1849 Rektor der Normalschule daselbst, 1866 Rektor der Akademie zu Straßburg, dann der zu Poitiers bis 1874. Er gab das »Journal d'Olivier Lefèvre d'Ormesson« (Par. 1860—62, 2 Bde.), die »Mémoires du duc de Saint-Simon« (neue Ausg., mit Reignier, 1873—74), die des Fräuleins von Montpensier (neue Ausg. 1866—69) und die »Lettres du cardinal Mazarin pendant son ministère« (1872—91, 6 Bde.) heraus. Er selbst schrieb: »Histoire de Rouen sous la domination anglaise« (1840); »Histoire de Rouen pendant l'époque communale 1150—1382« (1844, 2 Bde.); »De l'administration de Louis XIV« (1849); »Histoire de l'administration monarchique en France depuis Philippe-Auguste jusqu'à la mort de Louis XIV« (1855); »Dictionnaire historique des institutions, mœurs et coutumes de la France« (6. Aufl. 1884, 2 Bde.); »Marie Stuart et Catherine de Médicis« (1858); »Mémoires sur Fouquet« (1862, 2 Bde.); »Saint-Simon considéré comme historien de Louis XIV« (1865); »Histoire de France pendant la minorité de Louis XIV« (1878—80, 4 Bde.) und »Histoire de France sous le ministère de Mazarin« (1882—83, 3 Bde.). Seine Werke zeichnen sich durch Zuverlässigkeit und Fülle des Stoffes sowie durch ungewöhnlichen, fesselnden Reiz der Mannigfaltigkeit aus.

Cherusker, german. Volk zwischen Weser und Elbe nördlich vom Harz (s. Karte »Germanien ꝛc.«), durch Drusus (12 und 9 v. Chr.) und Tiberius (4 n. Chr.) nur vorübergehend unterworfen, setzten unter Arminius (s. d.) den Eroberungen der Römer durch die Schlacht im Teutoburger Wald 9 n. Chr. ein Ziel, widerstanden auch Germanicus 14—16 noch mit Erfolg und traten den Herrschaftsgelüsten des Markomannen Marbod 18—20 entgegen, wobei die C. stets als an der Spitze eines Völkerbundes stehend anzusehen sind. Unter Claudius erbaten sich die C. den in Rom lebenden Neffen des Arminius, den Sohn seines Bruders Flavus, Italicus, zum König; dieser aber wurde bald vertrieben, von den Langobarden jedoch wieder eingesetzt. Zur Zeit Domitians war Charicmēr König, der, von den Katten vertrieben, vergeblich römische Hilfe erbat. Noch im 4. Jahrh. treten die C. als besonderes Volk auf, verschmelzen jedoch dann mit dem sächsischen Völkerbund. Vgl. Heyck, Die Staatsverfassung der C. (in den »Neuen Heidelberger Jahrbüchern«, 1895).

Cherville (spr. schärwil'), Gaspard Georges, Marquis de, franz. Schriftsteller, geb. 11. Dez. 1821 in Chartres, gest. 10. Mai 1898 in Noisy-le-Roi, diente als Offizier und ward dann während einer Reihe von Jahren der eifrigste Gehilfe des ältern Alex. Dumas. Etwa 40 Romanbände entstanden unter seiner Mitarbeiterschaft. Daneben beteiligte er sich an dem »Journal des Chasseurs« und wurde Chefredakteur einer Monatsschrift: »La vie à la campagne«, deren Titel auf die Plaudereien überging, die er seit 1870 regelmäßig im »Temps« veröffentlichte. In Buchform erschienen von ihm seit 1862 die zugleich sachlich und humoristisch gehaltenen Werke: »Les aventures d'un chien de chasse«, »L'histoire naturelle en action«, »Bêtes en robe de chambre«, »Contes de chasse et de pêche«, »Muguette«, »Lettres de mon jardin«, »Contes d'un coureur des bois«, »Le gibier plume«, »Le gibier poil«, »Les mois aux champs«, »Au village, légendes et croquis rustiques« (1887) und das von Lambert illustrierte Prachtwerk »Les chiens et les chats« (1888).

Cherwell (spr. tschérr-), Nebenfluß der Themse (s. d.).

Chesapeakebai (spr. tschéssepīk-), Meerbusen an der Ostküste der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zwischen 36° 45′ und 39° 36′ nördl. Br., 320 km lang, 10—55 km breit (s. Karte »Vereinigte Staaten von Nordamerika«, Nordoststaaten), empfängt die Flüsse James, York, Rappahannock, Potomac, Patapsco und Susquehanna von W., den Coptank und Nanticoke von O., in breiten Ästuarien, die z. T. vorzügliche Häfen bilden, so bei Baltimore, Washington, Newport News und Norfolk. Die Ufer sind niedrig, die von Inseln besäumte Ostküste ist teilweise sumpfig. Ein Kanal (27 km lang) verbindet die C. mit dem Delaware, ein andrer (70 km) mit dem Albemarlesund, ein dritter, der Chesapeake-Ohio-Kanal (295 km), führt am Potomac aufwärts bis Cumberland, den Potomac bei Georgetown auf einem 426 m langen und 11,5 m hohen Aquädukt überschreitend.

Cheschwan (hebr.), s. Marcheschwan.

Chesham (spr. tschéschäm), Stadt in Buckinghamshire (England), im fruchtbaren Tal des Chess (zum Colne), mit Fabrikation von Holzwaren und Schuhwerk und (1901) 7245 Einw.

Cheshire (spr. tschéschr), Grafschaft an der Westküste von England, wird nördlich von den Grafschaften Lancashire und Yorkshire, östlich von Derby, südöstlich von Stafford, südlich von Shropshire, westlich von Denbigh und Flint und nordwestlich vom Irischen Meer begrenzt und umfaßt 2659 qkm (48,3 QM.) mit (1901) 814,555 (als Verwaltungsbezirk 601,070) Einw. (306 auf 1 qkm). Chester, die Hauptstadt, Birkenhead und Stockport sind seit 1888 besondere Grafschaften.

Cheshunt (spr. tschéschönt), Stadt in Hertfordshire (England), am Lea, mit gotischer Kirche (15. Jahrh.), einem berühmten Seminar der Huntingdonianer und (1901) 12,288 Einw. In der Nähe Theobalds Park, im 16. Jahrh. Landsitz des Lord Burleigh.

Chesnelong (spr. schän'lóng), Pierre Charles, franz. Ultramontaner, geb. 14. April 1820 in Orthez (Niederpyrenäen), gest. im Juli 1899 daselbst, erwarb sich durch den Handel mit Bayonner Schinken ein bedeutendes Vermögen. Nachdem er sich für das Kaiserreich erklärt, ward er 1860 Maire von Orthez sowie 1865 und 1869 zum Mitgliede des Gesetzgebenden Körpers gewählt. Seit 7. Jan. 1872 Mitglied der Nationalversammlung, schloß er sich der äußersten Rechten an und ward einer der eifrigsten Legitimisten. C. hatte im Oktober d. J. mit dem Grafen Chambord eine Zusammenkunft in Salzburg und erstattete über die Aussichten des Prätendenten günstige Berichte, die aber von diesem desavouiert wurden. Während er in

der Kammer seinen Kampf gegen die Republik fortsetzte, stellte er sich zugleich an die Spitze der klerikalen Agitationen, bei denen seine volkstümliche Beredsamkeit ihm Beifall und Einfluß erwarb. 1877 ward er zum Senator gewählt.

Chesney (spr. tschéßnĭ), 1) Francis Rawdon, engl. General und Reisender, geb. 1789 zu Ballyrea in Irland, gest. daselbst 31. Jan. 1872, wurde auf der Militärakademie zu Woolwich ausgebildet und 1815 zum Artilleriekapitän ernannt, diente darauf einige Zeit in Gibraltar, besuchte 1829 die Schlachtfelder des soeben beendeten Türkenkriegs und ging nach Kleinasien und Ägypten, von wo er 1830 in einer Denkschrift an die englische Regierung die Durchstechung der Landenge von Suez befürwortete. Darauf zog C. durch Palästina und die Syrische Wüste zum Euphrat, den er bei Ana erreichte und auf einem selbsterbauten Floß bis zum Persischen Meerbusen hinabfuhr (Januar 1831). Auf einer neuen Expedition im Auftrage der englischen Regierung drang er 1835 durch Arabien bis an den Euphrat und den Indischen Ozean vor, um die Ausführbarkeit einer Postverbindung mit Indien auf diesem Wege festzustellen. 1855 wurde C. Generalmajor, 1860 Generalleutnant, 1866 General. Er schrieb: »Expedition for the survey of the rivers Euphrates and Tigris« (Lond. 1850, 2 Bde.); »Observations on the past and present state of fire-arms etc.« (1852); »Narrative of the Russo-Turkish campaigns of 1828—1829« (1854); »Narrative of the Euphrates expedition 1835—1837« (1868). Vgl. die von seiner Witwe und Tochter verfaßte Biographie »Life of general F. R. C.« (2. Aufl., Lond. 1893).

2) Charles Cornwallis, Militärschriftsteller, Neffe des vorigen, geb. 29. Sept. 1826, gest. 19. März 1876, trat 1845 in das englische Ingenieurkorps, stieg bis zum Obersten auf und ward zugleich Lehrer der Kriegsgeschichte an der Generalstabsschule zu Sandhurst. In seinen »Waterloo Lectures« (Lond. 1861, 3. Aufl. 1874; deutsch, 2. Aufl., Berl. 1869), mißt er im Gegensatze zu der in England herrschenden Ansicht die Entscheidung der Schlacht von Waterloo dem Eingreifen Blüchers bei. Außerdem schrieb er: »Campaigns in Virginia and Maryland« (1863—1865, 2 Bde.); »The military resources of Prussia and France« (mit Reeve, 1870) und die gehaltvollen »Essays in modern military biography« (1873).

Chessylith, Mineral, soviel wie Kupferlasur.

Chester (spr. tschéßter), 1) Stadt (city) und Grafschaft im westlichen England, auf felsiger Anhöhe am schiffbaren Dee, 12 km oberhalb dessen Einmündung in sein seichtes Ästuarium. C. war römisches Castrum (s. unten); der alte, 4—12 m hohe römische Wall aus rotem Sandstein bildet jetzt einen 2350 m langen Spaziergang rings um die Stadt. Die sich rechtwinkelig schneidenden Straßen sind in den Felsen eingehauen und haben teilweise auf beiden Seiten fortlaufende Galerien oder »rows«, zu denen man auf Stufen hinaufsteigt. Über den Fluß führen eine alte Brücke von sieben Bogen und die neue Grosvenorbrücke in einem Bogen von 60 m Spannung. Von merkwürdigen Gebäuden sind zu erwähnen: die Kathedrale, ein roter Sandsteinbau im normännischen und gotischen Stil, teilweise noch aus dem 12. Jahrh., 1876 von G. Scott restauriert; die Werburghabtei, die schon vor 700 Jahren eine der reichsten Englands war; die jetzt z. T. verfallene Kirche Johannis des Täufers aus dem 11. Jahrh., außerhalb der Stadtmauern. Von dem alten, von Wilhelm dem Eroberer erbauten Schloß ist nur ein viereckiger Turm (Cäsar's Tower) erhalten. An seiner Stelle steht jetzt eine Gruppe neuer Gebäude, die als Gerichtshof, Gefängnis und Kasernen dienen. Unter den neuern Bauwerken sind am bedeutendsten das Stadthaus, die in Form einer Kapelle erbaute Musikhalle, das Grosvenor-Museum (mit römischen Altertümern), das Hauptpostamt und die Kunstschule. Die Bevölkerung zählte 1901: 36,281 Seelen. C. hat einen nur für Küstenfahrer zugänglichen Hafen und ist durch den Ellesmerekanal mit Ellesmere Port am Mersey verbunden. Von Bedeutung ist die Schuhfabrikation und der Küstenhandel mit Käse, Salz, Kohlen, Blei und irischer Leinwand. C. ist Sitz eines anglikanischen Bischofs, hat ein Lehrerseminar und eine Lateinschule (King's School). Außerhalb der Mauern liegt die berühmte Rennbahn Roodee; 6 km südlich von der Stadt Eaton Hall, der prächtige, 1878—84 von Waterhouse vollständig umgebaute Landsitz des Herzogs von Westminster. Rowton Moor (Schlacht 1645) liegt südöstlich. — C. hieß zur Zeit der Römer Deva (von dem Deefluß) und war Standquartier der 20. Legion. An das römische Castrum erinnert der heutige Name der Stadt, und Spuren der alten Befestigungen und andre römische Altertümer zeugen von ihrer einstigen Bedeutung. Nach der Eroberung durch die Normannen wurde C. die Hauptstadt einer Grafschaft, die 1237 für die Krone eingezogen wurde. Später war C. Hauptfestung gegen Wales; während des Bürgerkrieges war es Hauptstützpunkt der Royalisten und ergab sich erst nach langer Belagerung 1646 der Parlamentsarmee. Vgl. Hemingway, History of the city of C. (Chester 1831, 2 Bde.); Fenwick, History of the ancient city of C. (Lond. 1896). — 2) Stadt in Pennsylvanien, Grafschaft Delaware, am Delaware, 20 km unterhalb Philadelphia, mit theologischem Seminar, Schiffswerften, Woll- und Baumwollfabriken und (1900) 33,988 Einw. C. ist die älteste Ansiedelung in Pennsylvanien, wurde 1643 von Schweden gegründet und hieß zuerst Upland.

Chesterfield (spr. tschéßterfild), Stadt (municipal borough) im nordöstlichen Derbyshire (England), am Rother und dem C.-Kanal (zum Trent), hat eine alte Kirche mit 70 m hohem »hängenden« (crooked) Turm, eine alte Freischule, eine technische Schule, ein Institut (mit Freibibliothek und Museum) und (1901) 27,185 Einw. Die Stadt hat Gießereien, Spitzen- und Baumwollmanufaktur, Maschinenbau und Töpferei. In der Nähe ergiebige Kohlengruben. Südöstlich liegt Hardwick Hall, der Landsitz des Herzogs von Devonshire, 1590—97 erbaut, mit Erinnerungen an Maria Stuart, die in dem benachbarten, jetzt verfallenen Schloß als Gefangene weilte.

Chesterfield (spr. tschéßterfild), 1) Philip Dormer Stanhope, Graf von, engl. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 22. Sept. 1694 in London, gest. 24. März 1773, studierte in Cambridge, ging 1714 auf das Festland und lebte längere Zeit in Paris. Nach Georgs I. Thronbesteigung wurde er Kammerherr bei dem Prinzen von Wales und Parlamentsmitglied, nach seines Vaters Tode 1726 Mitglied des Oberhauses und zeichnete sich stets durch liberale Ansichten aus; 1728 ging er als außerordentlicher Gesandter nach Holland und wandte hier den drohenden Krieg von dem Kurfürstentum Hannover ab. Er ward Oberhofmeister Georgs II., dann Vizekönig von Irland und 1747 Staatssekretär, zog sich aber bald von den Geschäften zurück und widmete sich seinen Studien und seinen Freunden. Großes Aufsehen machten seine

»Letters to his son« (Lond. 1774, 2 Bde.; 1810—1812, 3 Bde.; hrsg. von Lord Mahon in 5 Bänden, das. 1845—53 u. New York 1892; zuletzt von J. Bradshaw, mit Chesterfields Briefen, Lond. 1892, 3 Bde.; deutsch, Leipz. 1774—77, 6 Bde., und im Auszug von Munding, 4. Aufl., Stuttg. 1892). Sie sind in feiner, eleganter Sprache geschrieben, voll witziger und geistreicher Gedanken, enthalten eine genaue Kenntnis des wirklichen Lebens und der Menschen, zumal zu jener Zeit; aber die Lehren, die der Vater dem Sohn gibt, konzentrieren sich in einer moralisch laxen Nützlichkeitslehre und einem durch feine Form und einschmeichelndes Betragen sich empfehlenden Egoismus. Von Chesterfields übrigen Schriften sind zu erwähnen: »Miscellaneous works« (Lond. 1777, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1778—80, 3 Bde.) und »Posthumous pieces« (Lond. 1778). Vgl. Browning, The wit and wisdom of Lord C. (Lond. 1874).

2) Grafen von, s. Stanhope.

Chesterfieldinseln (spr. tschéßterfild-), 0,8 qkm große Gruppe von Riffinseln, westlich der Nordspitze von Neukaledonien, unter 20° südl. Br. und 158° 30′ östl. L., von den Franzosen wegen ihres Guanoreichtums 1878 in Besitz genommen.

Chesterkäse (spr. tsch-), in der englischen Grafschaft Cheshire bereiteter Käse.

Chesterrennen, s. Wettrennen.

Chesterton (spr. tschéßtert'n), Stadt, dicht bei Cambridge (England), mit Gewerbeschule, Arbeitshaus und (1901) 9583 Einw.

Cheta, s. Hettiter.

Chetib, s. K'tib.

Chetiter, Volk, s. Hettiter.

Chetubim (richtiger Ketubim, hebr.), soviel wie Hagiographen; s. Bibel, S. 813.

Chev., bei Tiernamen Abkürzung für Aug. Chevrolat, Entomolog, geb. 29. März 1799 in Paris, gest. 16. Dez. 1884; bei Pflanzennamen für François Fulgis Chevallier, geb. 2. Juli 1796 in Paris, gest. 24. Dez. 1840 zu Freiburg i. Br. (Flora von Paris, Flechten).

Chevalcréèf (spr. schwa-, franz. chevaleresque), ritterlich.

Chevalerie (franz., spr. schwall'rī), Ritterschaft, Rittertum. C. de lecture (lat. milites clerici), im Mittelalter die Doktoren der obern Fakultäten, die dem Adel gleichstanden. Über C. als ritterlicher Minnedienst s. Weib.

Chevalier (franz., spr. schwalljé), Ritter, in Frankreich früher Titel des mittlern Adels. C. d'honneur, Hofkavalier, Ehrenbegleiter einer fürstlichen Person; C. d'industrie, Industrie- oder Glücksritter; C. de justice, Justizritter, Rechtsritter (s. d.); C. de grâce, Gnadenritter, s. Johanniterorden; C. sans peur et sans reproche, Ritter ohne Furcht und Tadel (Ehrentitel Bayards u. a.).

Chevalier (spr. schwalljé), 1) Michel, franz. Nationalökonom, geb. 13. Jan. 1806 in Limoges, gest. 28. Nov. 1879 in Montpellier, besuchte die polytechnische Schule in Paris, von 1825 an eine bergmännische Bildungsanstalt und erhielt kurz vor der Julirevolution eine Anstellung als Ingenieur im Norddepartement. Nachdem er aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niedergelegt hatte, schrieb er, dem Saint-Simonismus zuneigend, mehrere Artikel in die Saint-Simonistischen Blätter »Organisateur« und »Globe«. Nach dem Ausbruch des Zerwürfnisses zwischen Bazard und Enfantin folgte er dem letztern 1832 nach dessen Niederlassung (»la Retraite«) zu Ménilmontant und lieferte für das »Livre nouveau«, eine Art Simonistischen Testaments, eine »Esquisse de géologie poétique«. Als die Gesellschaft Enfantins wegen Gefährdung der öffentlichen Sittlichkeit unter Anklage gestellt wurde, ward auch C. zu einjähriger Haft verurteilt. Noch vor Beendigung derselben wieder freigelassen, wandte er sich praktischern Studien zu und bereiste 1833—35 im Auftrage der Regierung Nordamerika, Mexiko und Cuba, um das dortige Kanal- und Straßenbauwesen kennen zu lernen. Über diese Reise lieferte er in das »Journal des Débats« interessante Berichte, die 1836 gesammelt u. d. T.: »Lettres sur l'Amérique du Nord« (4. Aufl., Par. 1842, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1837, 4 Bde.) erschienen. Im Frühjahr 1837 nach England gesandt, um über die ausgebrochene Handelskrisis zu berichten, erhielt er durch einen Sturz aus dem Wagen eine Kopfwunde, zu deren Heilung er die Pyrenäenbäder besuchen mußte. Sein Augenmerk war fortan vornehmlich auf Hebung des Eisenbahnwesens wie überhaupt der wirtschaftlichen Interessen seines Vaterlandes gerichtet. 1836 wurde er zum Ritter der Ehrenlegion, 1838 zum Staatsrat im außerordentlichen Dienst, 1840 zum Professor der Nationalökonomie am Collège de France und 1841 zum Oberingenieur des Bergbaues ernannt. Vom Depart. Aveyron 1845 in die Kammer abgeordnet, vertrat er hier den Freihandel und wurde deshalb nicht wieder gewählt. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 wurde er Staatsrat im ordentlichen Dienst, 1860 Senator. An dem Abschluß des englisch-französischen Handelsvertrags von 1860, den er mit seinen britischen Gesinnungsgenossen Cobden und Bright vorbereitete, nahm er einen hervorragenden Anteil, wie er überhaupt im Senat wie in der Presse nachdrücklich für den Freihandel eintrat. Demgemäß bekämpfte er auch nach dem Sturz des Kaiserreichs die von Thiers angebahnte Handelspolitik. Von seinen frühern Schriften sind noch hervorzuheben: »Des intérêts matériels en France« (1837, 7. Aufl. 1843; deutsch, Stuttg. 1838); »Histoire et description des voies du communication aux État-Unis« (1840—42, 2 Bde.); die »Essais de politique industrielle« (1843); »Cours d'économie politique« (Bd. 1 u. 2, 1842—44; Bd. 3: »La monnaie«, 1850; 2. Aufl., 1855—66, 3 Bde.; Bd. 1 u. 2, deutsch von Horn: »Zwölf nationalökonomische Vorträge«, Leipz. 1856); »L'isthme de Panama, suivi d'un aperçu sur l'isthme de Suez« (1844). Nach der Revolution von 1848 bekämpfte er besonders die sozialistischen Theorien von Louis Blanc in den »Questions de travailleurs« (deutsch von Hauser, Aachen 1848) sowie in der »Revue des Deux Monds« und im »Journal des Débats«. Eine Reihe der in diesen Zeitschriften veröffentlichten Artikel erschien gesammelt unter den Titeln: »Lettres sur l'organisation du travail« (1848) und »Questions politiques et sociales« (1852). Er war Delegierter bei den Weltausstellungen in London (1862) und Paris (1867) und leitete die Veröffentlichung der umfangreichen Berichte über die letztere (1868, 13 Bde.), deren Einleitung von Horn ins Deutsche übersetzt wurde (»Die Weltindustrie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts«, Leipz. 1869).

2) Sulpice, franz. Zeichner, s. Gavarni.

Chevalier d'Eon (spr. schwalljé deóng), Günstling Ludwigs XV., s. Eon de Beaumont.

Chevallier (spr. schwalljé), 1) Jean Baptiste Alphonse, Pharmazeut und Chemiker, geb. 19. Juli 1793 in Langres, gest. 30. Nov. 1879 in Paris, eröffnete daselbst eine Apotheke und wurde später Pro-

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

fessor der Chemie an der École de pharmacie. Er schrieb: »Traité des réactifs chimiques« (mit Payen, Par. 1824; 3. Ausg. 1829—30); »Dictionnaire des drogues simples et composées« (mit Richard und Guillemain, 1826—29, 5 Bde.); »Dictionnaire des altérations et falsifications des substances alimentaires, médicamenteuses et commerciales« (1850 bis 1852, 2 Bde.; 6. Aufl. von Baudrimont, 1883; deutsch von Westrumb, Götting. 1856—57, 2 Bde.); »Recherches sur les moyens appliqués à la conservation des substances alimentaires« (1858); »Du café, son histoire, son usage, etc.« (1862); »Traité des désinfectants sous le rapport de l'hygiène publique« (1862). Auch redigierte er das »Journal de chimie médicale« seit 1825.

2) François Fulgis, s. *Chev.*

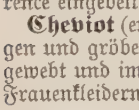
Chevau-légers (franz., spr. schwo-lēschē, oft unrichtig Chevaux-légers geschrieben), leichte Reiter gleich den jetzigen Dragonern, entstanden in Frankreich ursprünglich als Haustruppe Heinrichs IV. 1660 wurden zwei Kompagnien C. de la reine errichtet. Nach der Ordonnanz von 1776 sollte jedes Kavallerieregiment aus 5 Schwadronen, darunter eine C., bestehen, und 1779 wurden die 24 Schwadronen C. in 6 Regimenter zusammengezogen und die C. der Garde aufgelöst. Österreich, Italien und einige deutsche Staaten nahmen die Bezeichnung ebenfalls an. In Frankreich wurden aus den C. unter Napoleon I. Chasseurs à cheval und Lanciers, Österreich wandelte sie 1852 in Ulanen um, das Großherzogtum Hessen die seinigen in Dragoner. Jetzt besteht der Name C. nur noch in Bayern und als Cavalleggieri in Italien.

Chevelieren (franz., spr. schöw'lē), s. Färberei.

Chevening (spr. tschiw'ning), Schloß, s. Sevenoaks.

Cheville, Pas de (spr. pa d' schwīj'), Bergpfad aus dem Wallis (Sion-Conthey) in das waadtländische Tal des Avençon (Bex), 2036 m. Der Weg bietet eine ergreifende Ansicht der Bergstürze der Diablerets dar, grausige Trümmerfelder, in die der See von Derborence eingebettet liegt.

Cheviot (engl., spr. tschiwjŏt), Stoff aus langhaarigen und gröbern Wollen (Croßbred), meist roh weiß gewebt und im Stücke gefärbt, dient zu Herren- und Frauenkleidern, Kostümen ꝛc. C. für Herrenanzüge



Cheviot.

erhält, um entsprechende Stärke zu erzielen, Unterkette oder Unterschuß, auch beides; mittelschwerer C. enthält 38 Ketten- und 22 Schußfäden auf 1 cm, Oberkette und Schuß Nr. 36 zweifach C. Kammgarn, Unterkette Streichgarn 10,000 m auf 1 kg Bindung (s. Abbildung). C. für Konfektion, mit 13 Ketten- und 11 Schußfäden auf 1 cm, Garne C. Streichgarn 10,500 m auf 1 kg. C. für Damenkleiderstoffe, mit 17 Ketten- und 20 Schußfäden auf 1 cm, Garne: Kette Nr. 34 zweifach, Schuß Nr. 18 einfach, C. Kammgarn. C.-Crêpe (Damenkleider-Kostümstoff), mit 18 Ketten- und 16 Schußfäden auf 1 cm, Garne Nr. 16 einfach C. Kammgarn.

Cheviots (spr. tschiwjŏts, Cheviot Hills), ein Gebirgszug, der die Grenze zwischen England und Schottland bildet und bis 867 m Höhe erreicht. Den Kern des Gebirges bildet Porphyr (s. Tafel »Geologische Formationen II«, Fig. 4). Die höchsten Erhebungen sind mit Moor bedeckt, aber die Täler sind fruchtbar und reich an Weiden, und die Schafzucht blüht. Zahlreiche Zuflüsse von Tyne, Tweed und Esk entspringen auf ihm.

Cheviter, s. Heviter.

Chevr., Abkürzung für Aug. Chevrolat, s. *Chev.*

Chevreau (franz., spr. schöwrō), Ziegenlamm, Ziegenleder.

Chèvremont (spr. schāwr'móng), Wallfahrtskirche und Kloster im SO. von Lüttich, an der Vesdre. In der Nähe auf steilem Felsen die 980 zerstörte Burg C., einst Zufluchtsort der lothringischen Herzöge bei ihren Kämpfen mit den sächsischen Kaisern, besonders mit Otto d. Gr.

Chevreul (spr. schöwrŏl), Michel Eugène, Chemiker, geb. 31. Aug. 1786 in Angers (Maine-et-Loire), gest. (fast 103 Jahre alt) 9. April 1889 in Paris, studierte daselbst, wurde 1813 Professor am Lyzeum Charlemagne, 1820 Examinator an der polytechnischen Schule, 1824 Direktor der Färberei in der königlichen Manufaktur der Gobelins und war 1830—79 Professor am Collège de France. C. schrieb: »Recherches chimiques sur les corps gras d'origine animale« (Par. 1823, neue Ausg. 1889); »Considérations générales sur l'analyse organique et sur ses applications« (das. 1824; deutsch von Trommsdorff, Gotha 1826); »Recherches sur la teinture« (Par. 1826); »Leçons de chimie appliquée à la teinture« (1831, 2 Bde.); »De la loi du contraste simultané des couleurs et de l'assortiment des objets coloriés« (Straßb. u. Par. 1839, neue Ausg. 1890); »Théorie des effets optiques que présentent les étoffes de soie« (Lyon 1846); »Recherches chimiques sur la teinture« (Par. 1862 ff.); »Des couleurs et de leurs applications aux arts industriels à l'aide des cercles chromatiques« (das. 1864, neue Ausg. 1888); »Introduction à l'histoire des connaissances chimiques« (1866); »Histoire des principales opinions de la nature chimique des corps« (1869); »Résumé d'une histoire de la matière« (1878); »De la baguette divinatoire, du pendule explorateur et des tables tournantes« (1854). Seine Statue (von Guillaume) wurde 1886 im Naturhistorischen Museum aufgestellt. Vgl. Malloizel, Œuvres scientifiques de M. C. (Rouen 1887).

Chevreuse (spr. schöwrŏs'), Stadt im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Rambouillet, an der Yvette, mit Schloßruinen, alter Kirche (12. Jahrh.) und (1901) 1616 Einw. — Früher Baronie, wurde C. 1545 von König Franz I. zu einem Herzogtum, 1612 von Ludwig XIII. zu einer Pairie erhoben und 1692 von Ludwig XIV. gegen die Grafschaft Montfort l'Amaury eingetauscht.

Chevreuse (spr. schöwrŏs'), Marie von Rohan-Montbazon, Herzogin von, geb. 1600, gest. 1679, Tochter des Herzogs Herkules von Rohan-Montbazon, vermählte sich 1617 mit dem Connetable von Luynes und nach dessen Tode 1622 mit Claude de Lorraine, Herzog von C. Schön und begabt, ehrgeizig und leidenschaftlich, stürzte sich C. in die Ränke des Hofes und wirkte für die Königin Anna. Deshalb von Richelieu verbannt, kehrte sie erst nach dessen Tode aus England nach Frankreich zurück. Doch sah sie sich bald durch Mazarin beiseite geschoben und spielte erst wieder zur Zeit der Fronde (1650—51) eine Rolle als Gegnerin Mazarins. Vgl. Cousin, Madame de C. (2. Aufl., Par. 1862).

Chevrolat, Auguſt, s. *Chev.*

Chevron (franz., spr. schöwróng, »Sparren«), beim französischen Militär Dienstauszeichnung, ein oder mehrere winkelförmige Tressenstreifen auf dem Ärmel der Montierung, zeigt Rang und Dienstalter bei Unteroffizieren und Soldaten an. Chevronnés, Veteranen und wegen hohen Dienstalters zu Unteroffizieren

beförderte Soldaten. Seit 1889 bei der deutschen Kavallerie Auszeichnung für die besten Fechter zu Pferde; bei der deutschen Marine Rangabzeichen für Obermatrosen, Oberheizer 2c.

Chevron.

Chevron (franz.), Gewebe für Damenmäntel 2c., bei denen die eine Hälfte der Warenbreite einen von links nach rechts und die andre Hälfte der Warenbreite einen von rechts nach links laufenden Diagonal enthält, so daß die Diagonalen in der Mitte des Kleidungsstückes zusammenlaufen. Vgl. Abbildung.

Chevy Chace (spr. tschéwwi tschéß), d. h. Jagd auf den Cheviotbergen, alter Name einer englischen Ballade, die mit einem Wildererzug des Earl Percy von Northumberland in den Forsten seines schottischen Nachbars Douglas anhebt, den Kampf der beiden Parteien in ritterlichster Art schildert und mit einem großen Blutbad endigt. Dies Muster einer Volksballade bezieht sich auf Ereignisse, die um 1400 stattfanden, wurde aber erst im 16. Jahrh. aufgezeichnet und dann durch Addison im »Spectator« 1709 so gerühmt, daß sich seitdem die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf die alte Volkspoesie zu richten begann. Die Strophe, in der diese und überhaupt die meisten der eigentlichen Volksballaden vorliegen, besteht aus zwei Langzeilen, gebunden durch Endreime. Als Beispiel mag die erste Strophe der ältesten Version folgen:

The Pércy owt of Northómbarlánde, And a vówe to Gód mayd hé,
That hé wolde húnte in the móuntains off Chéviot Within dayes thré.

Das Versmaß ist nichts andres als der aus dem Lateinischen stammende Septenar der geistlichen Dichter um 1200, mit einigen volkstümlichen Freiheiten des Rhythmus. Vgl. das Kapitel »Englische Volkspoesie« in Pauls »Grundriß der germanischen Philologie«, Bd. 2 (1892).

Chewsuren (»Schluchtenbewohner«), ein zur Völkerfamilie der Karthwelier (Georgier) gehöriger Volksstamm indo-europäischer Rasse im nördlichen Kaukasus, der, 7000 Köpfe stark, in den Tälern der Zuflüsse des Aragwa und des Argun lebt und teils georgisch, teils auch einen so altertümlichen Dialekt spricht, daß er von den eigentlichen Georgiern nur schwer verstanden wird. Die C. scheinen ein Gemisch von Georgiern, Osseten, Kistinen und andern Bergvölkern zu sein. Sie bekennen sich zum Christentum, opfern aber immer noch ihren Götzen, zeigen auch Anklänge an die israelitische und die mohammedanische Religion. Früher sehr kriegerisch, sind sie unter russischer Herrschaft friedliche Vieh- und Bienenzüchter geworden. Vgl. Radde, Die C. und ihr Land (Kassel 1878).

Cheybres (Cheybres, beides spr. schäbr'), Dorf im schweizer. Kanton Waadt, Bezirk Rifthal, zwischen Lausanne und Vevey, 591 m ü. M., an der Eisenbahn Bern–Lausanne, die beim Austritt aus einem 460 m langen Tunnel einen entzückenden Blick auf den Genfersee bietet, mit (1900) 1135 Einw.

Cheyenne (spr. schi-énn), Hauptstadt des nordamerikan. Staates Wyoming, Grafschaft Laramie, 1851 m ü. M., an der Union-Pacificbahn, mit Kapitol, Bibliothek, Landamt, Eisenbahnwerkstätten, Achatschleiferei, starkem Viehhandel und 14,087 Einw.

Cheyne (spr. tschēn), Thomas Kelly, engl. Theolog, hervorragender Exeget, geb. 18. Sept. 1841 in London, studierte in Oxford, wurde 1881 zum Oberpfarrer in Tendring (Essex) ernannt, seit 1885 Professor der biblischen Exegese an der Universität Oxford und Kanonikus von Rochester. Später wurde er Mitglied der Old Testament Revision Company. 1889 erregte seine Bampton Lecture einen gelehrten Streit durch den Versuch des Beweises, daß alle oder fast alle Psalmen nachexilischen Ursprungs wären. Außer Artikeln für die »Encyclopaedia Britannica«, in denen er als einer der ersten in England die kritische Methode auf das Alte Testament anwendete, veröffentlichte er: »The prophecies of Isaiah« (1880—84, 2 Bde.); »Job and Solomon« (1887); »The Book of Psalms« (1884, neue Ausg. 1888); »Aids to the devout study of criticism« (1892); »Founders of the Old Testament Criticism« (1893); »Introduction to the Book of Isaiah« (1895; deutsch von Böhmer, Gieß. 1897), dazu eine neue Übersetzung sowie eine neue Ausgabe des hebräischen Textes (1897—98); »Jewish religious life after the Exile«, Vorlesungen (1898; deutsch von Stocks, Gieß. 1899). Mit J. Sutherland Black gibt er die ausgezeichnete »Encyclopaedia biblica« heraus (bisher 3 Bde., Lond. 1899—1903).

Cheyne-Stokessches Phänomen (spr. tschēn-stōks), eine bei verschiedenen schweren Erkrankungen (Fettherz, Urämie, Schlaganfällen) auftretende Atmungsstörung. In ziemlich regelmäßigen Intervallen stellt sich eine mehr oder weniger lange Atempause ein, auf die jedesmal eine tiefe Einatmung oder eine allmähliche Vertiefung der Atmung folgt, und der sich eine Reihe immer oberflächlicher werdender Einatmungen mit der schließlichen Atempause anschließt.

Chézy (spr. schesi), 1) Antoine Léonard de, franz. Orientalist, geb. 15. Jan. 1773 in Neuilly, gest. 31. Aug. 1832, war anfangs Zögling der polytechnischen Schule, wendete sich aber später Sanskritstudien zu und erhielt 1815 den eigens für ihn geschaffenen Lehrstuhl dieser Sprache am Collège de France, die erste Sanskritprofessur, die in Europa begründet wurde. Fr. Bopp, W. v. Humboldt, Fr. v. Schlegel, Burnouf u. a. waren seine Freunde. Sein Hauptwerk ist die von einer französischen Übersetzung begleitete Ausgabe von Kálidásas »Sakuntala« (Par. 1830), der erste Druck dieses berühmten Sanskrittextes.

2) Helmine von, deutsche Schriftstellerin, Gattin des vorigen, geborne von Klencke, Enkelin der Karschin, geb. 26. Jan. 1783 in Berlin, gest. 28. Febr. 1856 in Genf, erhielt eine sorgfältige Erziehung und verheiratete sich nach einer zu früh geschlossenen, unglücklichen und bald getrennten Ehe 1803 mit C., den sie zu Paris im Kreis Fr. v. Schlegels kennen gelernt hatte. Als auch diese Ehe dasselbe Schicksal hatte, kehrte sie 1810 nach Deutschland zurück, widmete sich literarischen Arbeiten und lebte zunächst in Heidelberg, später abwechselnd in Berlin, Dresden, Wien, München und Genf, zuletzt erblindet. In ihren Dichtungen schloß sie sich äußerlich an die romantische Schule an. Wir nennen: »Gedichte« (Aschaffenb. 1812, 2 Bde.); »Herzenstöne auf Pilgerwegen« (Sulzbach 1833); das Rittergedicht »Die drei weißen Rosen« (in der »Urania«, 1821); den Roman »Emmas Prüfungen« (Heidelb. 1827); »Erzählungen und Novellen« (Leipz. 1822, 2 Bde.) und »Stundenblumen« (Wien 1824—27, 4 Bdchn.). Auch verfaßte sie den verworrenen, schwächlich romantischen Text zu Webers Oper »Euryanthe« (Wien 1824). Ihre Denkwürdigkeiten (»Unvergessenes«, Leipz. 1859, 2 Tle.) gab Berta Borngräber heraus. — Ihr Sohn Wilhelm (geb. 21. März 1806 in Paris, gest. 13. März 1865) machte sich als Schriftsteller durch Romane und heraldische Werke bekannt.

Chiabrēra (spr. kja-), Gabriello, berühmter ital. Dichter, geb. 8. Juni 1552 in Savona, gest. daselbst 14. Okt. 1638, erhielt, schon bei der Geburt vaterlos, durch die Fürsorge eines Oheims in Rom eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung. Nach dessen Tode trat er in die Dienste des Kardinals Cornaro, mußte jedoch 1576 infolge eines Racheaktes an einem römischen Edelmann nach seiner Vaterstadt fliehen. Hier bekam er neue Händel, die ihm eine halbjährige Haft zuzogen. Er widmete sich seitdem in seiner Vaterstadt den Wissenschaften und der schönen Literatur und erwarb sich sehr bald als Dichter einen so berühmten Namen, daß verschiedene italienische Fürsten, insbes. die Großherzöge Ferdinand I. und Cosmo II. von Toskana, Karl Emanuel von Savoyen sowie Papst Urban VIII., ihn mit Gunstbezeigungen überhäuften. Allen Versuchen aber, ihn an irgend einen Hof zu fesseln, wich er aus und bewahrte seine Unabhängigkeit bis zu seinem Tode. C. war ein sehr fruchtbarer Dichter, der sich in fast allen Gattungen der Poesie versuchte, aber nur in der Lyrik Ruhm erworben hat. Seine epischen Gedichte und seine Dramen sind jetzt vergessen. Durch seine lyrischen Gedichte in pindarischer und anakreontischer Form hat er jedoch die Belebung und Umbildung der italienischen Versmaße eingeleitet, die in der klassischen Lyrik des 18. Jahrh. zur Vollendung kam. Seine Neuerungen erfreuten sich allgemeinsten Beifalls, und die Italiener nennen ihn ihren Pindar und Anakreon. Chiabreras oft gedruckte lyrische Gedichte sind am vollständigsten gesammelt u. d. T.: »Rime« (Rom 1718, 3 Bde. u. ö.). Gute Auswahl von Polidori (Flor. 1865). Vgl. Varaldo, Bibliografia delle opere a stampa di Gabriello C. (Genua 1886); Ferrari, Gabriello C. e le raccolte delle sue rime (Faenza 1888); Neri, Studi bibliografici e letterari (Genua 1890).

Chiaje, bei Tiernamen, s. Delle Chiaje.

Chiala (spr. kjála), Luigi, ital. Publizist, geb. 29. Jan. 1834 in Ivrea, studierte Philologie und machte die Kriege gegen Österreich 1859 und 1866 mit. Mit Eifer verteidigte er den General Lamarmora (s. d.) in den Schriften: »Le général Lamarmora et l'alliance prussienne« (Par. 1868), »Cenni storici sui preliminari della guerra del 1866 e sulla battaglia di Custoza« (Flor. 1870—72) und »Ancora un po' più di luce« (Turin 1902) und verfaßte »Ricordi della giovinezza di Alfonso Lamarmora« (1879). Er redigierte 1870—76 die »Rivista militare« und wurde 1882 in die Kammer gewählt. 1892 wurde er zum Senator ernannt. Er schrieb noch: »Dal 1858 al 1892« (Turin 1892—93, 3 Hefte); »Politica segreta di Napoleone III e di Cavour« (das. 1895); »Giacomo Dina e l'opera sua nelle vicende del risorgimento italiano« (das. 1896 ff.); »La Triplice e la Duplice Alleanza« (das. 1897); »La vita e i tempi del generale Gius. Dabormida. Regno di Carlo Alberto 1848—1849« (das. 1897); »Pagine di storia contemporanea« (das. 1897). Auch gab er die »Lettere di Camillo Cavour« (Turin 1883—1887, 6 Bde.) heraus.

Chiana (ital., spr. kjā-, der Clanis der Römer), Wasserlauf in Mittelitalien, Abfluß einer lange versumpften, jetzt trocken gelegten Senke, die sich von dem Knie des Arno bei Arezzo bis zum Tiber (96 km lang und 3—9 km breit) erstreckt und ihr Wasser in zwei Armen beiden Strömen zugleich zusendet. Ursprünglich gehörte die C. nur dem Tiber an, und ihr Bett bildete ein blühendes Tal. Die vielen kleinen hineinmündenden Apenninenbäche erhöhten jedoch durch Ablagerung ihres Schuttes nach und nach das kaum geneigte Bett so, daß das stagnierende Wasser die Ebene von Arezzo bis Chiusi in einen Sumpf verwandelte und seit dem 10. Jahrh. von selbst zum Arno lief. Erst 1789—1816 gelang es durch Vertiefung des Chianabettes, namentlich aber 1823 (Graf Fossombroni) durch Ableitungsgräben und dadurch, daß man die Bergströme nötigte, durch ihre Ablagerungen (colmate) den Boden in regelmäßiger Neigung zu erhöhen, die Gewässer der Niederung in Kanälen zugleich dem Arno und dem Tiber zuzuführen. Die Wasserscheide, die 1551 noch um 48 km weiter nördlich lag, befindet sich nun zwischen den beiden kleinen Seen von Chiusi und Montepulciano. Der nördliche Arm, C. Toscana oder Canale Maestro, größtenteils kanalisiert und schiffbar, fließt gegen N. und mündet nordwestlich von Arezzo in den Arno; der andre, C. Romana, hat südliche Richtung; gegenwärtig ist das Chianatal (13,335 Hektar) wieder eine der fruchtbarsten und bevölkertsten Gegenden Italiens. Vgl. Fossombroni, Memorie idraulico-storiche sopra la val di C. (3. Aufl., Montepulciano 1835).

Chianciano (spr. kjantschāno), Flecken in der ital. Provinz Siena, Kreis Montepulciano, an der Eisenbahn Empoli-Chiusi, hat eine Kollegiatkirche mit etruskischen und römischen Inschriften, ein Gymnasium, Steinbrüche, Ölpressen und (1901) ca. 1300 (als Gemeinde 2870) Einw. Dabei Mineralquellen (Säuerlinge) mit Badeanstalt.

Chianti (spr. kjánti), Hügellandschaft in der ital. Provinz Siena, mit Pflanzungen von Öl- und Maulbeerbäumen, vornehmlich aber mit Reben bedeckt, die einen wohlschmeckenden, leichten und gesunden Rotwein liefern.

Chiapa de los Indios (spr. tschiāpa), Distrikthauptstadt im mexikan. Staat Chiapas, am schiffbaren Chiapas, mit 4500 Einw. (meist Indianer).

Chiapaneken (spr. tschiāpa-), indian. Volksstamm im mexikan. Staate Chiapas, verwandt mit den Mangue in Nicaragua.

Chiapas (spr. tschiāpas, Las C.), mexikan. Staat, am Stillen Ozean (s. Karte »Mexiko«), 70,524 qkm und (1900) 363,607 Einw., ist größtenteils Gebirgsland. Über der Küstenebene steigt schroff die Sierra Madre an mit mehreren hohen Vulkanen (Soconusco 2380 m, Tacana 3990 m). Dahinter bildet das Plateau von C. eine Fortsetzung desjenigen von Guatemala, im Durchschnitt gegen 1000 m hoch, durchschnitten von dem streckenweise schiffbaren Rio C., der später Mescalapa und Grijalva heißt und sich in den Golf von Mexiko ergießt, und gegen Guatemala durch den Rio Usumacinta abgegrenzt. In diesem fruchtbarsten Teil des Landes, mit gutem Klima, das auch den Anbau europäischer Gartenfrüchte ermöglicht, erheben sich mehrere der Sierra Madre parallel laufende Höhenzüge (Hulitepec 2670 m). Die lagunenbesetzte Flachküste entbehrt guter Häfen. Die Einwohner, größtenteils Indianer vom Stamme der Zoque, zerfallen in angesiedelte (avecindados) und freie (lacandones). Zahlreiche alte Bauwerke, darunter die berühmten von Palenque, zeigen, daß sie früher auf einer viel höhern Bildungsstufe standen. Den größten Teil des Landes bedecken üppige Urwälder mit wertvollen Holzarten. Ackerbau (Mais, Kakao, Frijolen, spanischer Pfeffer, Kaffee, Zuckerrohr, Tabak, Indigo) und Viehzucht sind wenig entwickelt. Leinöl bildet einen Ausfuhrartikel. Trotz des Vorkommens von Gold, Silber, Kupfer, Steinkohlen und Petroleum wird kein Bergbau betrieben. Haupt-

stadt ist San Cristóbal. — Vor der Ankunft der Spanier gehörte C. zum Kulturbereich der Maya (s. d.) und stand zu dem Aztekenreich erst seit kurzer Zeit in einem losen Abhängigkeitsverhältnis. Nach der Eroberung Mexikos durch Cortez wurden aus C. und Soconusco besondere Provinzen gebildet. Diese gehörten später als Intendencia von C. zur Capitania general von Guatemala. Nach der Revolution schlossen sich C. und Tuxtla als eigner Staat C. der mexikanischen Föderation an, während sich Soconusco zur Republik von Zentralamerika schlug, bei der es verblieb, bis 1854 Guatemala seine Ansprüche auf C. und Soconusco gegen eine Zahlung von 420,000 Pesos an Mexiko abtrat.

Chiaramónte Gulfi (spr. kja-), Stadt in der ital. Provinz Siracusa (Sizilien), Kreis Modica, hoch gelegen, mit altem Schloß, Weinbau und (1901) 10,460 Einwohnern.

Chiaramónti (spr. kja-), Barnaba Ludovico, früherer Name des Papstes Pius VII.; von ihm haben mehrere wissenschaftliche und Kunstsammlungen, z. B. das Museo C. im Vatikan 2c., ihren Namen.

Chiaravalle (spr. kjarav-), Dorf in der ital. Provinz Mailand, an der Eisenbahn Mailand–Pavia, mit ehemaliger, vom heil. Bernhard von Clairvaux 1135 gegründeter Cistercienserabtei, got. Klosterkirche (1221 geweiht) und (1901) ca. 900 (als Gemeinde 2960) Einw.

Chiari (spr. kjā-), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Brescia, an der Eisenbahn Mailand–Verona, mit Gymnasium, technischer Schule, Bibliothek, Industrie in Seide, Baumwolle und Chemikalien und (1901) ca. 6000 (als Gemeinde 10,810) Einw. — Hier siegten die Österreicher unter Prinz Eugen über die Franzosen und Spanier unter Villeroy 2. Sept. 1701.

Chiari (spr. kjā-), Pietro, ital. Dichter und Romanschriftsteller, geb. 1711 in Brescia, gest. daselbst 1785, war anfangs Jesuit, wurde später Weltgeistlicher und lebte ohne öffentliches Amt meistens in Venedig mit dem Titel eines Hofdichters des Herzogs von Modena. Er verfaßte viele Lustspiele, Dramen und Romane, denen es durchaus an Lebendigkeit und komischer Kraft fehlt, und die daher nur kurze Zeit durch ihre Wunderlichkeiten das Publikum zu fesseln vermochten. Von diesem vernachlässigt, zog er sich nach seiner Heimat zurück. Seine dramatischen Arbeiten erschienen gesammelt als »Commedie« (Veneb. 1756, 10 Bde., und Bologna 1759—62), wozu noch »Nuova raccolta di commedie« (Veneb. 1762) und »Tragedie« (Bologna 1792) kamen. Vgl. Marchesi, I romanzi dell' Abate C. (Bergamo 1900).

Chiarini (spr. kja-), Giuseppe, ital. Dichter, Pädagog und Kritiker, geb. 17. Aug. 1833 in Arezzo, wurde 1860 Sekretär im Unterrichtsministerium, 1867 Inspektor der höhern Schulanstalten in Livorno, 1884 Direktor des Lyzeums Umberto I und dann Schulrat in Rom. Während seines Aufenthalts in Turin redigierte er die »Rivista italiana«, dann in Florenz das bald wieder eingegangene »Ateneo italiano«. Er gab Werke von Leopardi, Foscolo u. a. heraus und zeigte sich in seinen »Poesie« (Livorno 1874) und in den Gesängen »In memoriam« (Imola 1875), besonders aber in »Lacrymae« (Bologna 1879), als Lyriker von tiefer Empfindung. Eine Gesamtausgabe seiner »Poesie« erschien in Bologna 1902. Gesammelte kritische Aufsätze zur neuern Literatur enthalten die »Ombre e figure« (Rom 1883); »Donne e poeti« (das. 1885); »Letture di storia patria« (Flor. 1887, Bd. 1); »Gli amori di U. Foscolo« (Bologna 1891, 2 Bde.); »Studi e ritratti letterari« (Livorno 1900); »Giosuè Carducci« (Bologna 1901). Außerdem übersetzte er vorzüglich Heines »Atta Troll« (Bologna 1878), »Deutschland« (1883) und »Gedichte« (1883).

Chiaroscūro (ital., spr. kja-), s. Clair-obscur.

Chiasma (griech.), die Kreuzung von Nervenfaserbündeln, s. Tafel »Auge des Menschen«, mit Text.

Chiasmus (griech.), die kreuzweise Stellung nach der Form des griechischen Buchstaben χ (X); in der Grammatik der Wechsel in der Stellung des Subjekts und Prädikats, des Genitivs und seines regierenden Kasus 2c., so daß im ersten Satz jenes, im andern letzteres zuerst steht, z. B.: »das Gold der Sonne und des Mondes Silber«.

Chiasso (spr. kja-), Flecken im schweizer. Kanton Tessin, Bezirk Mendrisio, an der Fallopia und der Bahnlinie Lugano–Como, mit italienischem und schweizerischem Hauptzollamt, Tabakfabriken, Seidenspinnereien und (1900) 3710 Einw.

Chiastolith, Mineral, s. Andalusit.

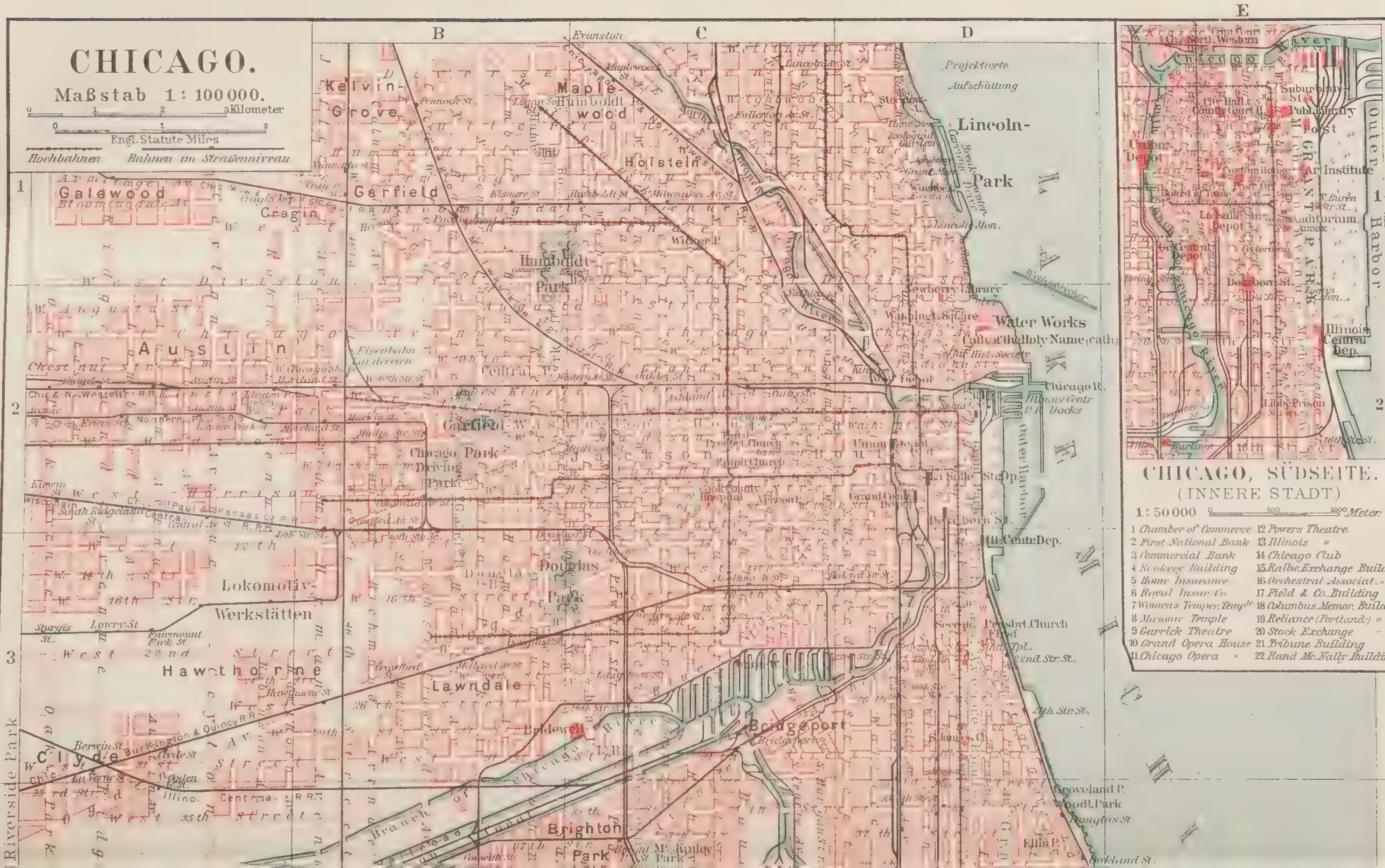
Chiastolithschiefer, ein Chiastolith führender Tonschiefer (s. d.).

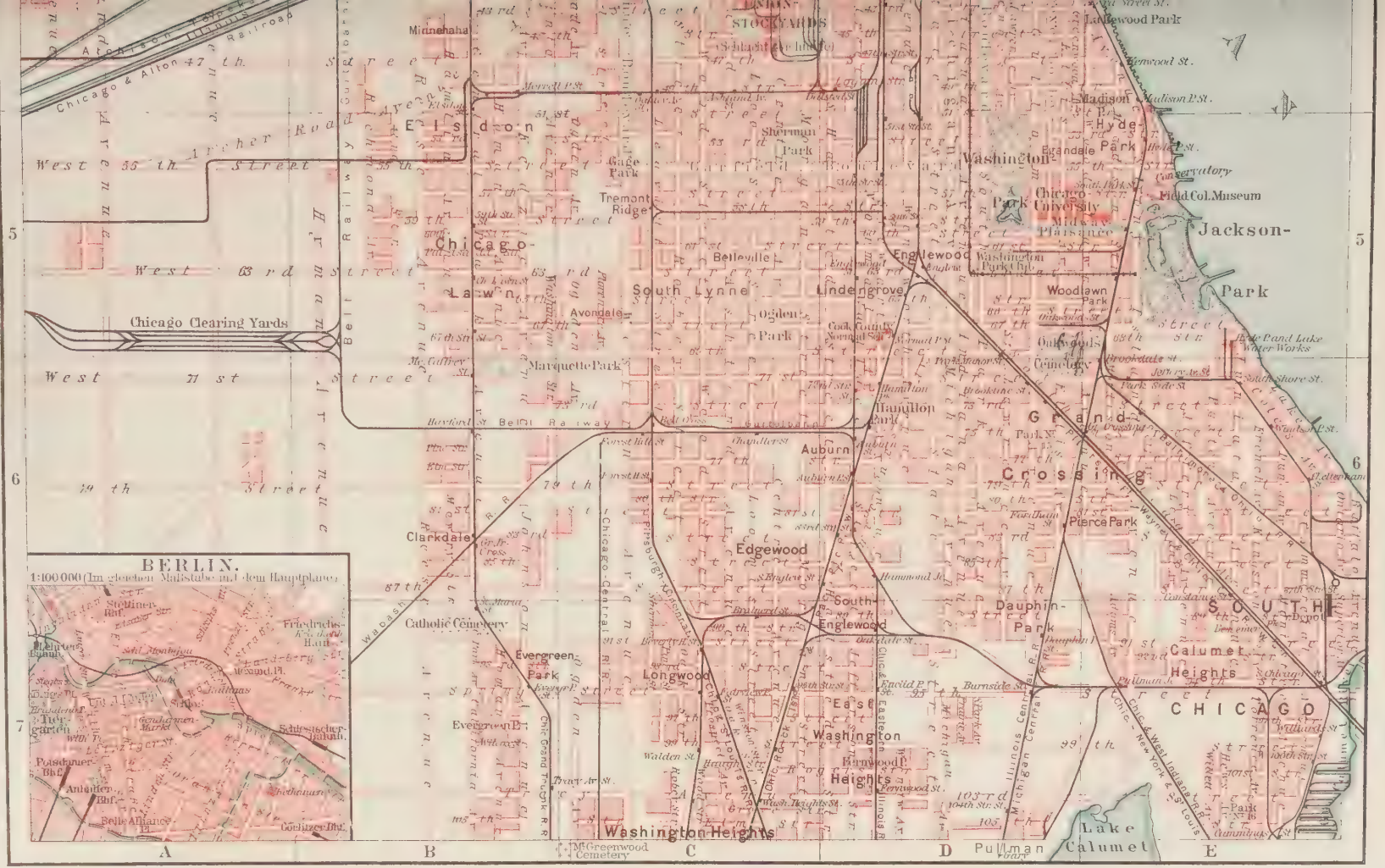
Chiavacci (spr. kjawátschi), Vincenz, Schriftsteller, geb. 15. Juni 1847 in Wien, wurde Eisenbahnbeamter daselbst, begann jedoch schon in dieser Stellung literarisch tätig zu sein. Seit 1883 brachte er, im Laufe der Jahre die Zeitungen wechselnd, allsonntäglich unter der Maske der Frau Sopherl, eines »Weibes vom Stande«, nämlich dem Stand auf dem Wiener Obstmarkt, heitere Betrachtungen in Wiener Mundart über die Vorkommnisse in der abgelaufenen Woche, und diese Maske wußte er mit so viel Humor und Persönlichkeit auszustatten, daß die »Frau Sopherl vom Naschmarkt« 1890 mit ihrem ganzen Anhang von Gevattern und Freundinnen auf die Bühne der Josephstadt gebracht wurde (von L. Krenn und C.) und viel Beifall errang. Seine gemütvollen Bilder aus dem Wiener Volksleben hat C. in mehreren Bändchen gesammelt: »Aus dem Kleinleben der Großstadt« (Wien 1886), »Wiener vom Grund« (2. Aufl., das. 1889), »Bei uns z' Haus« (2. Aufl., das. 1889), »Wo die alten Häuser stehen« (das. 1889), »Kleinbürger aus Groß-Wien« (Stuttg. 1893). In Gemeinschaft mit C. Karlweis schrieb C. das Volksstück: »Einer vom alten Schlag« (1886), mit F. v. Schönthan: »Aus 'n Herzen heraus«, mit L. Ganghofer das Singspiel: »Der kritische Tag«. Mehr Erfolg hatte 1892 seine mit L. Krenn geschriebene Posse: »Die von der Burgmusik«. Mit L. Ganghofer gab er J. Nestroys gesammelte Werke (Stuttg. 1891) heraus.

Chiavāri (spr. kjáw-), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Genua, an der Bai von Rapallo (Riviera di Levante) und an der Eisenbahn Genua–Pisa, von reicher Vegetation umgeben, hat mehrere schöne Kirchen und Paläste, ein Lyzealgymnasium, eine technische und eine nautische Schule, einen Hafen und (1901) ca. 8000 (als Gemeinde 12,500) Einw., die Fischerei (Sardellen), Wein- und Ölbau, Fabrikation von Möbeln, insbes. Stühlen, und Handel, besonders mit Wein, Öl und Käse, treiben.

Chiavenna (spr. kjaw-, deutsch Cleven), Stadt in der ital. Provinz Sondrio, nördlich vom Comersee, 300 m ü. M., in einem fruchtbaren Talkessel an der Mera gelegen, wichtiger Schlüsselpunkt an der Eisenbahn Colico–C., der elektrischen Bahn Lecco–C. und den Alpenstraßen über den Splügen durch das Tal San Giacomo und über den Malojapaß durch das Bergelltal, hat eine schöne Renaissancekirche, San Lorenzo, mit schlankem Glockenturm und altem Baptisterium, ein unausgebautes Schloß, Reste einer alten

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.


CHICAGO.
Maßstab 1 : 100 000.
Kilometer
Engl. Statute Miles
Hochbahnen
Bahnen im Straßenniveau
Kelvin-Grove
Maple-wood
Humboldt
Holstein
Lincoln-Park
Galewood
Garfield
Cragin
Humboldt-Park
Austin
Water Works
Newberry Library
Washingt. Square
Chicago R.
Outer Harbor
Union Depot
Garfield
Chicago Park Driving Park
Douglas Park
Lokomotiv-Werkstätten
Hawthorne
Lawndale
Bridewell
Bridgeport
Clyde
Brighton Park
Riverside Park
Evanston
Projektierte Aufschüttung
Wellenbrecher
Chicago River
Grand Centr. Depot
Ill. Centr. Dep.
Groveland P.
Woodl. Park
Ellis P.
CHICAGO, SÜDSEITE.
(INNERE STADT)
1: 50 000
Meter
1 Chamber of Commerce
2 First National Bank
3 Commercial Bank
4 Rookery Building
5 Home Insurance
6 Royal Insur. Co.
7 Womens Temper. Temple
8 Masonic Temple
9 Garrick Theatre
10 Grand Opera House
11 Chicago Opera "
12 Powers Theatre
13 Illinois "
14 Chicago Club
15 Railw. Exchange Build.
16 Orchestral Associat. "
17 Field & Co. Building
18 Columbus Memor. Build.
19 Reliance (Portland) "
20 Stock Exchange
21 Tribune Building
22 Rand Mc Nally Building
GRANT PARK
Outer Harbor
Art Institute
Auditorium
Illinois Central Dep.
Union Depot
La Salle Str. Depot
Dearborn St.
Libby Prison



Bibliographisches Institut in Leipzig

Feste und (1901) ca. 3000 (als Gemeinde 4788) Einw., die Fabrikation von Teigwaren, Bier, Watte und Baumwollspinnerei betreiben; außerdem werden Tonwaren aus Lavezstein hergestellt und Handel mit Früchten und Wein getrieben. An den Gebirgsabhängen finden sich zahlreiche Klüfte, sogen. Ventaroli (»Atemlöcher«), die zu Wein- und Bierkellern benutzt werden. 4 km östlich das durch einen Bergsturz verschüttete Dorf Plurs (s. Bergell). — C. war schon 1038 Hauptort einer Grafschaft, die im 12. Jahrh. zum Herzogtum Schwaben gehörte. Um ihren Besitz rivalisierten die Bistümer Chur und Como; 1335 aber kam die Grafschaft an die Visconti von Mailand, die sie der Familie Balbiani zu Lehen gaben. 1512 eroberten die Graubündner C. und behaupteten es nach Niederwerfung eines während des Dreißigjährigen Krieges ausgebrochenen Aufstandes bis 1797. Dann fiel C. an die Zisalpinische Republik und teilte von da ab die Geschicke der Lombardei. Vgl. Crollalanza, Storia del contado di C. (Mail. 1870).

Chiaves (spr. kjäwes), Desiderato, ital. Dichter und Staatsmann, geb. 2. Okt. 1825 in Turin, gest. daselbst 30. Juni 1895, studierte die Rechte, nahm bald beträchtlichen Anteil an dem öffentlichen Leben Piemonts und wurde zum Justizminister ernannt. 1870 gehörte er zu den Vizepräsidenten der Kammer. Von seinen kleinen Lustspielen (»Ricreazioni d'un filodrammatico«, Turin 1876) machte besonders »Lo zio Paolo« die Runde über die italienischen Bühnen. Außerdem schrieb er: »Il giudice del fatto« (Turin 1843); »Il giudice mal giudicato« (das. 1879); »Il re« (das. 1881) u. a.

Chibcha, amerikan. Volksstamm, s. Tschibtscha.

Chibouharz (spr. schibu-), s. Bursera.

Chic (spr. schik), franz. Lehnwort aus dem deutschen Schick, Geschick, soviel wie Kunstgriff, Kniff; insbes. die rechte Art des Benehmens, Seins, Aussehens, namentlich hinsichts der Mode und Eleganz.

Chica, s. Chicarot und Chicha.

Chicago (spr. schikágo, hierzu der Stadtplan), in der Grafschaft Cook des nordamerikanischen Staates Illinois, ist in sechs Jahrzehnten aus einem Dörfchen von zwölf Häusern zu der zweitgrößten Stadt der Union und der Neuen Welt emporgewachsen. Unter 41° 53′ nördl. Br. und 87° 30′ westl. L. an der Südwestecke des Michigansees gelegen, erhebt sich der über 495 qkm ausgedehnte, vollkommen ebene und wahrscheinlich im Sinken begriffene Baugrund der Stadt 179 m über den Meeres-, aber nur 1—6 m über den Michigansseespiegel, so daß er großenteils erst künstlich entsumpft werden mußte. Der innerhalb des Stadtgebietes aus einem Nord- und einem Südarm zusammenfließende Chicagofluß bildete aber einen ziemlich guten Naturhafen und ließ sich durch Regulierung und große Seedammbauten an seiner Mündung sowie durch (gegen 20) Dockanlagen inmitten der Stadt leicht zu einem ganz vorzüglichen ausgestalten. Zurzeit sucht man ihn allerwärts auf 6,3 m zu vertiefen, so daß Ozeandampfer in ihm löschen und laden können. Durch das Wachstum von C. in südlicher Richtung wurde auch der Calumet River mehr und mehr in sein Gebiet hineinbezogen, und an dessen Mündung sind ebenfalls stattliche Kunsthafenanlagen geschaffen oder im Werk. Als der südwestliche Endpunkt der großartigen Lorenzseenwasserstraße und als der natürliche Hauptausgangspunkt eines sehr reichen Hinterlandes wurde C. aber zugleich der wichtigste Eisenbahnknotenpunkt des Kontinents, in dem die Schienenstraßen von 35 Systemen zusammenlaufen. Mit dem Mississippi wurde sein Hafen durch den Illinoiskanal in Schiffahrtsverbindung gesetzt. Das Klima ist im Sommer heiß (bis 42°), im Winter wechselvoll und kalt (bis —30°), und der Spottname »Windstadt« (»Windy City«) hat auch seine Begründung.

Die breiten und geraden Straßen der Stadt verlaufen teils dem Michiganseeufer parallel von S. nach N., teils rechtwinkelig dazu von O. nach W., und nur einige gehen fächerförmig von der Mitte aus. Die beiden Arme des Chicagoflusses queren 65 Brücken und 3 Tunnel. Das Hauptgeschäftsviertel liegt zwischen dem See und dem Südchicagofluß, und die Hauptverkehrsadern sind neben State-Street (dem Broadway von C.) Wabash- und Michigan-Avenue, Washington-, Market- und South-Water-Street. Ebenda befinden sich auch die hervorragendsten Bauten, die z. T. über 20 Stockwerke hoch sind: das in französischem Renaissancestil ausgeführte Stadt- und Gerichtshaus, das Post- und Zollhaus, das Auditorium mit 82 m hohem Turm, großem Hotel und Theater, der Freimaurertempel, die Kunsthalle, die Musikhalle, die öffentliche Bibliothek, das Handelskammergebäude u. a. Um die eigentliche Stadt führen in einer Länge von 60,3 km die sogen. Boulevards, breite, baumbepflanzte Wohnstraßen, welche die hauptsächlichsten der 17 öffentlichen Parke miteinander verbinden: den 125 Hektar großen Lincoln-Park im NO., mit Standbildern Lincolns, Grants, Schillers und Lassalles und einem 25 m hohen elektrischen Springbrunnen, den 91 Hektar großen Humboldt-Park im NW., den Garfield- und Douglas-Park, 75 und 74 Hektar, im W., und den Washington- und Jackson-Park, 371 und 237 Hektar, im S. Im letztgenannten fand 1893 die Weltausstellung statt, deren großartige Bauten z. T. erhalten geblieben sind (s. Tafel »Ausstellungsbauten III«). Auch die 32 Kirchhöfe, darunter der Rosehill Cemetery im NW. und der Oakwood Cemetery im S., sind parkartig angelegt. Von den 700 Kirchen und Bethäusern sind 148 methodistisch, 116 katholisch, 75 kongregationalistisch, 61 baptistisch, 49 presbyterianisch, 42 episkopal, 31 deutsch- und 16 schwedisch-lutherisch, 20 israelitisch ꝛc. Nur wenige, wie die katholische Kathedrale, die St. Jameskirche, die Peter Paul-Kirche, die Immanuelkirche, der Sinaitempel, sind aber architektonisch hervorragend. In der äußern Stadt sind leicht gebaute Holzhäuser noch immer vorherrschend. Ein großartiges Wasserwerk im Michigansee mit einem 40 m hohen Turm, 6,9 km vom Ufer, liefert täglich 6,750,000 hl Nutz- und Trinkwasser, daneben gibt es 40 artesische Brunnen und besondere Wasserleitungen für den Norden und Westen. Das System der Abzugskanäle hatte seine Öffnungen bislang im Chicagofluß und im See, die sanitären und sonstigen Mißstände daraus (Typhusepidemie 1891) haben aber zu der Herstellung des großen Chicago-Drainagekanals geführt, der 48 m breit, 6,6 m tief und 45 km lang ist, die Abwässer zum Desplaines- und Illinois River führt und den Lauf des Chicagoflusses in einem gewissen Umfange künstlich umgekehrt hat. Die Benutzung dieses Kanals zu Schiffahrtszwecken ist in Aussicht genommen. Acht große Bahnhöfe, in denen täglich gegen 200 Postzüge und 10,000 Güterwagen einlaufen, vermitteln den Verkehr nach außen, eine städtische Hochbahn sowie zahlreiche elektrische und Kabelbahnen und Omnibusse den im Innern. Die elektrische Kraft für den Bahnbetrieb sowie für die vorhandenen 4400 öffentlichen Bogenlampen liefern in der Hauptsache zwei große Gesellschaften.

Die Bevölkerung betrug 1840: 4353, 1850: 29,963, 1870: 298,977, 1890: 1,099,850 und 1900: 1,698,575 (darunter 587,192 im Ausland Geborne, insbes. sehr zahlreiche Deutsche, und 31,435 Farbige). Todesfälle gab es 1900: 27,533 oder 16,2 auf das Tausend (gegen 20,4 in New York).

Sehr gewaltig ist der Handel von C., und sein gesamter Warenumsatz wird für 1900 auf 2030 Mill. Doll. bewertet. Seinen Getreidehandel vermitteln 81 Elevatoren mit einem Aufspeicherungsraum für 57,245,000 Bushels, denen 1900: 48 Mill. B. Weizen, 134,7 Mill. B. Mais, 105,2 Mill. B. Hafer und 17,8 Mill. Bushel Gerste zuflossen. Daneben wurden 9,3 Mill. Faß Mehl zugeführt. Der Auftrieb zu seinen berühmten Viehhöfen (Union Stock Yards), die 75,000 Rinder, 300,000 Schweine, 50,000 Schafe und 5000 Pferde nebeneinander zu halten fähig sind, betrug 1900: 2,733,359 Rinder, 8,714,500 Schweine und 3,556,603 Schafe; die Kohlenzufuhr 8,4 Mill. Ton., die Salzzufuhr 2,9 Mill. T. und die Eisenerzzufuhr 2,5 Mill. T. Ebenso ist C. unbestritten der erste Holzmarkt der Union und der Welt (mit einem Eigenverbrauch von 600 Mill. QFuß Weißkiefernholz jährlich) sowie zugleich auch ihr erster Stahl- und Eisenmarkt, während sein Tabakhandel sich 1900 auf 25 Mill. Doll. belief. In seinen Hafen liefen 1900: 8714 Schiffe mit einem Gehalt von 7,044,995 T. ein und 8839 Schiffe mit 7,141,195 T. aus. Die Einnahme der Post in C. betrug 1901: 7,706,501 Mill. Doll., d. h. reichlich doppelt soviel wie in Philadelphia und nur 23 Proz. weniger als in New York. In manchen der großen Warenhäuser (Department Stores) zählt man 4000 Angestellte. Als Geldmarkt ist C. neuerdings ebenfalls sehr hervorragend. Der Gesamtumsatz seiner 61 Banken (darunter 21 Nationalbanken) bezifferte sich 1900 auf 6,811,052,828 Doll. Unter den 23 Konsulaten ist auch ein deutsches Berufskonsulat.

Kaum weniger bedeutend ist die Industrie, die 1900: 13,950 Fabrikanlagen mit 328,250 Arbeitern zählte. Obenan steht die Schlächterei und Fleischverpackung, die mit gegen 25,000 Mann (die Firma Armour u. Komp. allein mit 8000) im Jahre bis 8,016,675 Schweine (1899), 1,795,354 Rinder (1900) und 3,075,548 Schafe (1900) verarbeitete. Aber auch in der Eisen- und Stahlbereitung, Erntemaschinenfabrikation, Möbelindustrie, Handschuhfabrikation, im Orgel- und Pianofortebau (jährlich 30,000 Orgeln und 40,000 Pianos) ꝛc. ist C. der erste Platz der Union, und in der Bekleidungs-, Teppich-, Fahrrad-, Bergbaumaschinen-, Eisenbahnwagenfabrikation ꝛc. wetteifert es mit New York, Philadelphia ꝛc. Das große Illinois-Stahlwerk zählt 12,000 Arbeiter, die Pullmanwagenfabrik 5000, zwei große Erntemaschinenfabriken lieferten 1900: 200,000 Mähmaschinen, eine Handschuhfabrik täglich 12,000 Paar Handschuhe, eine Schuhfabrik täglich 2000 Paar Schuhe, die Brauereien der Stadt 1900: 378,811,000 Lit. Bier und die Mühlenwerke 1,274,776 Fässer Mehl.

Auch im Bildungswesen beansprucht C. mehr und mehr einen hohen Rang. Die Zahl der freien öffentlichen Schulen betrug 1901: 382, außer den zahlreichen Kirchen- und Privatschulen. Die von verschiedenen Millionären mit 7,372,559 Doll. dotierte Universität von C. hatte 1900: 296 Lehrer, 3520 Studenten, eine Bibliothek von 300,000 Bänden und 36 Zweiganstaltungen für öffentliche Vorträge (die sogen. University Extension), die Universität des Nordwestens im Vorort Evanston 244 Lehrer, 2629 Studenten und 45,764 Bibliothekbände, das Armour-Polytechnikum 38 Lehrer, 1000 Studenten und 15,000 Bände. Daneben sind namhaft das presbyterianische theologische Mc Cormick-Seminar, das deutsch-lutherische theologische Seminar, die theologischen Seminare der Episkopalen und Baptisten, das Ignatius College, das Procopius College, das Lewes Institute, das Lassalle Institute, 20 Medizin- und Dentistenschulen, die Gewerbschule (Manual Training School) ꝛc. Für Taubstumme gibt es 11 Institute. Unter den 20 Bibliotheken sind die öffentliche Bibliothek (gegen 250,000 Bände, s. Tafel »Bibliothekgebäude I«, Fig. 3), die Newberry-Bibliothek (100,000 Bände) und die Bibliotheken der historischen und der juristischen Gesellschaft die bedeutendsten. Das Chicago Art Institute hat eine schöne Kunstsammlung. C. ist katholischer Erzbischoffitz und hat 22 Klöster. Von Wohltätigkeitsanstalten besitzt C. 41 Krankenhäuser, darunter ein deutsches, ebenso ein deutsches Waisenhaus, Halbwaisenhaus, Waisenhaus für Zeitungsjungen und Stiefelputzer, Findelhaus, Asyle für Unheilbare, gefallene Mädchen, zur Heilung von Trunkenbolden, St. Vincents Kinderasyl mit Hospital für Mütter, ein Armenhaus, ein Heim für alte Frauen, ein deutsches »Altenheim« für Deutsche, ein Irrenhaus, eine deutsche Gesellschaft, die sich der eingewanderten Deutschen annimmt, ein israelitischer Wohltätigkeitsverein u. a.

Unter den zahlreichen Klubs mit hervorragenden eignen Gebäuden befindet sich auch ein deutscher, der »Germania-Männerchor«. Auch die Freimaurerlogen, darunter sechs deutsche, haben eigne, z. T. stattliche Gebäude (s. Tafel »Hohe Häuser«). Die 25 Theater sind meist von untergeordnetem Rang, Musik und Gesang (meist unter deutscher Leitung) werden dagegen in hervorragender Weise gepflegt. Es erscheinen 24 tägliche Zeitungen, darunter die deutschen »Illinois-Staats-Zeitung«, »Freie Presse«, beide mit besonderm Sonntagsblatt, »National-Zeitung«, »Abendpost« und die sozialistische »Arbeiter-Zeitung«, ferner 36 halbwöchentliche, 260 wöchentliche und 162 monatliche Zeitschriften. Ferner gibt es 4 schwedische, 2 dänische und eine polnische Zeitung. Die Verwaltung der Stadt besorgen ein Bürgermeister (Mayor) mit einem Registrator, Schatzmeister, Rechtsanwalt und 68 Stadträten, die sämtlich von den Bürgern auf zwei Jahre gewählt werden, während die übrigen Beamten ihre Ernennung vom Bürgermeister erhalten. Die Polizei zählte 1890: 1625 Mann und kostete 979,894 Doll. jährlich, die Feuerwehr, 916 Mann mit 63 Spritzen, kostete 700,437 Doll. Die städtischen Finanzen befinden sich in sehr gutem Zustand; obwohl von 1880—1900 der steuerpflichtige Besitz von 117,970,035 auf 363,116,845 sich erhöhte, wuchs doch die Gemeindeschuld von 12,794,271 nur auf 25,576,468 Doll.

C. nimmt die Stelle des 1804 zum Schutz gegen die Pottawatomie-Indianer gegründeten Fort Dearborn ein. Doch standen 1830 hier erst 13 kleine Häuser, und 1837 hatte die Stadt erst 4179 Einw. Ihr Wachstum, besonders gefördert durch die Ausführung des Illinois- und Michigankanals, hat seitdem mit dem des »Westens« Schritt gehalten. Auch die großen Feuersbrünste 1871 und 1874 (Schaden von 194 Mill. Doll.) konnten das Wachstum der Stadt nicht aufhalten; verjüngt nahm sie seitdem einen selbst in Amerika unerhörten Aufschwung. Vgl. Sheahan, C., seine Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft (deutsch u. engl., Chicago 1872); Andreas, History of C. (das. 1885, 3 Bde.); Schick, C. and its envi-

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

rons (das. 1891); Seeger, C., die Geschichte einer Wunderstadt (das. 1892); v. Hesse-Wartegg, C., eine Weltstadt im amerikanischen Westen (Stuttg. 1893); Kirkland, The story of C. (Chicago 1895, 2 Bde.). — Über die 1893 in C. abgehaltene Weltausstellung (Worlds Columbian Exhibition) s. Ausstellungen und Ausstellungsbauten.

Chicane (franz.), s. Schikane.

Chicard, s. Chiquard.

Chicarot (Chica, Caracuru, Carajuru), $C_8H_8O_3$, roter Farbstoff, der sich aus einer erkalteten Abkochung der Blätter von Bignonia Chica abscheidet, ist getrocknet zinnoberrot, beim Reiben goldgrün metallisch glänzend, geschmack- und geruchlos, unschmelzbar, nicht löslich in Wasser, schwer in Alkohol, leicht in fetten Ölen und Alkalien. Er wird von den Indianern am Orinoko und Cassiquiare zum Bemalen der Haut, in Nordamerika zum Rot- und Gelbfärben von Wolle und Seide benutzt.

Chicha (spr. tschitscha, Chica), alkoholisches Getränk, zu dessen Bereitung Frauen Maiskörner kauen und in einen Behälter speien. Der Speichel verwandelt das Stärkemehl des Mais in Dextrin und Zucker, deren Lösung bald in Gärung übergeht. Ehemals über ganz Südamerika verbreitet, findet sich diese Darstellungsmethode jetzt noch in Bolivia. Vgl. Bier (Geschichtliches), S. 847.

Chichen-Itza (spr. tschitschen, »Brunnen der Itza«), großartige Ruinenstätte in mexikan. Staat Yucatan, 50 km östlich von Valladolid, an der Straße nach Izamal, so benannt nach den zwischen den Ruinen befindlichen Naturbrunnen (Cenotes) mit steilen Felsrändern, von 19—65 m Durchmesser und 16—32 m Tiefe, die als heilig galten. Man brachte in dürren Jahren den Regengottheiten Opfer von kostbaren Steinen und Kindern, die man von einem kleinen Tempel in die Tiefe warf. Die Ruinen liegen in einem Raum von fast 3,2 km Umfang. Zu den großartigsten und bestuntersuchten gehören die von Uxmal (s. d.). Das schönste Gebäude mit vollendeter Reliefarbeit, auf drei großen Terrassen, 104,6 m lang, 12,7 m breit und 10 m hoch, ist das »Statthalterhaus«, andre das »Haus der alten Frau«, der »Schildkröte«, der »Nonnen«, des »Zwerges«, der »Tauben«. Ursprung und Zweck der Gebäude sind noch nicht festgestellt.

Chichester (spr. tschitsch-), Hauptstadt (city) der engl. Grafschaft West-Sussex, auf einer kleinen Anhöhe am Fluß Levant, in einer fruchtbaren Ebene, unweit der Südküste, ist von Promenaden (den frühern Wällen) umgeben, hat eine schöne Kathedrale, 1187—1336 im frühengl. Stil errichtet, die einzige fünfschiffige Kirche Englands (der 91 m hohe Mittelturm stürzte 1861 ein, wurde aber unter G. Scotts Leitung wieder aufgebaut), mit einem bemerkenswerten Grabmal, einen bischöflichen Palast mit schönen Gärten, ein theologisches Seminar, ein Lehrerseminar und (1901) 12,241 Einw. In der Nähe Goodwood Park mit einem Schloß des Herzogs von Richmond (große Gemäldesammlung). — C. liegt auf der Stelle der römischen Station Regni, wurde im 5. Jahrh. von dem sächsischen König Ella zerstört, aber von seinem Sohn Cissa wieder aufgebaut und zur Residenz erhoben, daher der Name Cissa Ceaster.

Chichimeken (spr. tschitschi-), sagenhaftes amerikan. Volk, das im 12. Jahrh. das Reich der Tolteken (s. d.) zerstörte und selbst ein Reich gründete, das 1431 von den Azteken überwältigt wurde. Nach neuerer Auffassung ist der Name C. (»Hundevolk«) von den Azteken für verschiedene rohe Völker gebraucht worden.

Chichimkassie (Chichonpflanze) } s. Cassia.
Chichimsame }

Chickahominy (spr. tschickehómmini), Nebenfluß des York River im nordamerikan. Staat Virginia. An seinen Ufern kämpfte Mac Clellan 31. Mai und 1. Juni 1862 unglücklich gegen die Konföderierten.

Chickamauga (spr. tschickemáoga), Bach in den nordamerikan. Staaten Georgia und Tennessee, der bei Chattanooga in den Tennessee fließt; bekannt durch den blutigen Sieg der Konföderierten unter Bragg 19. und 20. Sept. 1863 über die Bundestruppen unter Rosecrans, die infolgedessen auf Chattanooga zurückgehen mußten. Das gegen 25 qkm große Schlachtfeld wurde 1895 zu einem Nationalpark erklärt, dem später auch die Schlachtfelder des Lookout Mountain und Orchard Knob angefügt wurden, und der unter dem Namen Chickamauga and Chattanooga National Park mit zahlreichen Monumenten ausgestattet worden ist.

Chickasaw (spr. tschickeßáo), Indianerstamm, s. Tschikasa.

Chickasha (spr. tschickeschá), Flecken im Chickasawdistrikte des westlichen Indianerterritoriums, am Washitafluß und einer Eisenbahngabelung, mit (1900) 3209 Einw.

Chickerick (spr. tsch-), s. Beutelmarder.

Chiclāna de la Frontēra (spr. tschi-), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Cadiz, am Lirio, der sich in den St. Petrikanal ergießt, in fruchtbarer Gegend, mit schönen Landhäusern, ausgezeichnetem Weinbau, Arena für Stierkämpfe, zwei Schwefelquellen (18,5°) mit Badeanstalt und (1897) 10,935 Einw. — In der Nähe (auf der Anhöhe Barosa) 5. März 1811 unentschiedene Schlacht zwischen den Franzosen unter Victor und den vereinigten Engländern (unter Graham) und Spaniern (unter La Peña).

Chiclayo (spr. tschiklájo), Stadt im peruan. Depart. Lambayeque, in der Küstenebene, mit (1889) 13,000 Einw. In der Umgegend starker Zuckerrohrbau.

Chico (spr. tschiko), Stadt im nordamerikan. Staat Kalifornien, Grafschaft Butte, im obern Sacramentotal, Bahnstation mit Zuckerfabrik u. (1900) 2640 Einw.

Chicontepec (spr. tschi-), Distriktshauptstadt im mexikan. Staat Veracruz, 90 km vom Golf von Mexiko, mit Kohlenlagern und gegen 5000 Einw.

Chicopee (spr. tschikopi), Stadt in der Grafschaft Hampden des nordamerikan. Staates Massachusetts, am Connecticut, mit Baumwoll-, Bronze-, Waffen-, Werkzeug- und Ackergerätfabriken und (1900) 19,167 Einwohnern.

Chicot, s. Gymnocladus.

Chiddekel (Hiddekel), nach 1. Mos. 2, 14 einer der Hauptströme des Paradieses, wahrscheinlich der Tigris (vgl. Dan. 10, 4); s. Paradies.

Chidher (Chidhr), nach mohammedanischer Sage Wesir eines altpersischen Herrschers, Keikobād, oder Prophet, der aus der Lebensquelle getrunken hat und nun bis zum Jüngsten Tage lebt. Als Hüter dieser Quelle im Lande der Finsternis führte er auch Alexander zu ihr hin. Das bekannte Gedicht von Rückert: »Chidher, der ewig junge«, gründet sich auf die Sage. C. ist die Personifikation der sich stets aufs neue verjüngenden Naturkraft. Er wird mit Elias, mit dem heil. Georg u. a. identifiziert, sein Ursprung ist aber noch dunkel. Vgl. Zart, C. in Sage und Dichtung (Hamb. 1897).

Chief (engl., spr. tschīf), Chef; Lord C. Justice, Lord-Oberrichter, d. h. der Vorsitzende des obersten Gerichtshofes in England.

Chiemsee (spr. kim-), der größte Landsee in Bayern, deshalb auch Bayrisches Meer genannt, liegt im südöstlichen Teil von Oberbayern, am Fuße der Alpen, westlich von Traunstein, 520 m ü. M., erstreckt sich 11 km von S. nach N., 12 km von W. nach O., hat 156 m Tiefe und einen Flächeninhalt von 84 qkm (1,53 QM.). Er wird von der Achen, Prien und Roth genährt, fließt durch die Alz in die Traun ab und ist reich an Fischen (Forellen, Lachse, Karpfen ꝛc.). Das sumpfige Südgestade und viele nordwestlich gelegene kleine Seen lassen auf einen ehemals viel größern Umfang schließen. Im SO. und S. bilden die Gebirge einen schönen Hintergrund, namentlich treten die Gipfel des Hochgern und Hochfellen bedeutend hervor; sonst sind die Ufer des Sees flach und reizlos. Anmutig sind die drei Inseln des Sees, die im SW. vor einer Bucht desselben liegen: Herrenwörth (Herrenchiemsee), die größte (11 km im Umfang, bis 1803 Sitz einer Benediktinerabtei [im 8. Jahrh. gegründet] und von 1215—1805 eines Bistums), mit dem von König Ludwig II. 1878—85 (durch G. von Dollmann u. J. Hoffmann) nach dem Vorbilde des Versailler Schlosses erbauten prächtigen Schloß (unvollendet), ferner Frauenwörth (Frauenchiemsee), nur 20 Minuten im Umfang haltend, mit einem 766 gestifteten, durch König Ludwig I. den Benediktinerinnen zurückgegebenen Kloster (Pensionat), einem vielbesuchten Wirtshaus und Fischerhütten. Das Portal der Klosterkirche gehört zu den ältesten Baudenkmälern bayrischer Kunst. Nahe dabei liegt noch die Krautinsel, mit Gemüsegärten. Von der Station Prien der Eisenbahn München-Salzburg führt eine Lokalbahn nach Stock und von hier das Dampfschiff nach den Inseln und nach Seebruck am Nordende des Sees. Vgl. Bayberger in den »Mitteilungen des Vereins für Erdkunde in Leipzig«, 1888 und 1890; M. Haushofer, Der C. (Zürich 1893); Luise v. Kobell, Das Schloß Herrenchiemsee (Münch. 1898).

Chiemsee, 1215—1805 Bistum in Bayern: den Bischof ernannte der Salzburger Erzbischof. Bischofsitz war die Insel Herrenchiemsee im Chiemsee; doch weilte der Bischof meist in Salzburg.

Chienti (spr. kjénn-), Fluß in der ital. Provinz Macerata, entspringt am Monte Cavallo im römischen Apennin und mündet nach einem Laufe von 74 km bei Porto di Civitanova in das Adriatische Meer. — Im Tale des C. fand die Entscheidungsschlacht von Tolentino (s. d.) 2. und 3. Mai 1815 statt.

Chieri (spr. kjéri), Stadt in der ital. Provinz Turin, an der Zweigbahn Trofarello-C., hat ein Lyzeum, Gymnasium, eine technische Schule und (1901) ca. 10,000 (als Gemeinde 14,312) Einw., die ansehnliche Baumwollweberei, Färberei, Ziegelbrennerei und Wermutfabrikation treiben. Südwestlich von C. die große gotische Kirche Santa Maria della Scala. — C. wurde früher für das von Plinius erwähnte Carrea Potentia gehalten, dessen Lage jedoch unsicher ist. 1562 wurde die Stadt durch Emanuel Philibert dem Hause Savoyen erworben. Vgl. Cibrario, Delle storie di C. (3. Aufl., Turin 1855).

Chiers (spr. schjĕr oder schjär), Fluß im nordöstlichen Frankreich, entspringt im SW. des Großherzogtums Luxemburg (deutsch hier Korn genannt) und ergießt sich nach 142 km langem, gewundenem Lauf, wovon nur 10 km schiffbar sind, oberhalb Sedan in die Maas.

Chiesa Evangelica Italiana (spr. kjéſa ewandſchélika-, Evangelische italienische Kirche), offizielle Bezeichnung (königliches Dekret von 1891) der gewöhnlich Chiesa libera genannten evangelischen Kirchengemeinschaft, die sich durch den 1870 vollzogenen Zusammenschluß von 23, von der Waldenser-Evangelisation sich unabhängig haltenden Gemeinden gebildet hatte. Unter dem Einfluß des ehemaligen Barnabitenpaters und Feldkaplans Garibaldis, Alessandro Gavazzi, gab sie sich als Chiesa libera italiana zu Mailand 1870 und Florenz 1871 ein Glaubensbekenntnis und eine Verfassung. Die Leitung der Kirche liegt jetzt in den Händen eines aus fünf Mitgliedern bestehenden Evangelisationskomitees. Bestand 1901: 36 Gemeinden und 45 Stationen mit 1831 erwachsenen Gliedern, 14 Geistlichen, 17 Evangelisten.

Chiesa libĕra, s. Chiesa Evangelica Italiana.

Chiesa libĕra in libĕro Stato, s. Freie Kirche im freien Staat.

Chiesch, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Luditz, an der Strela u. der Staatsbahnlinie Rakonitz-Petschau, hat ein Schloß, Bierbrauerei u. (1900) 1313 deutsche Einw.

Chiese (spr. kjéſe), Fluß in Südtirol und der ital. Provinz Brescia, entspringt am Südabhang der Adamellogruppe, durchfließt in Südtirol das Val di Daone und Val Buona, in Italien den Idrosee und das Val Sabbia und mündet nach einem Laufe von 140 km bei Canneto in den Oglio.

Chieti (spr. kjéti), ital. Provinz, auch Abruzzo citeriore genannt, grenzt im O. an das Adriatische Meer, im N. an die Provinz Teramo, im W. an Aquila, im S. an Campobasso, umfaßt 2947 qkm (53,5 QM.) mit (1901) 387,604 Einw. (131 auf 1 qkm) und zerfällt in die Kreise C., Lanciano, Vasto.

Chieti, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (s. oben), 330 m ü. M., auf einer Anhöhe über der Pescara, an der Eisenbahn Castellammare Adriatico-Rom gelegen, hat eine imposante Kathedrale (1070 erbaut, 1595 erneuert, mit einer Krypte), Ruinen eines Kastells aus der Normannenzeit sowie Überreste römischer Bauten (Amphitheater, Tempel der Diana Trivia ꝛc.). C. ist Sitz eines Erzbischofs und des Präfekten; es hat ein Lyzeum, eine Normalschule, ein technisches Institut, ein Seminar, eine Handelskammer und ein Theater. Die Einwohner, (1901) ca. 15,000 (im Gemeindegebiet 26,368), treiben Fabrikation von Wollenwaren, Hüten, Glas, Zündhölzchen ꝛc. sowie Handel mit Wein, Getreide, Öl ꝛc. — Im Altertum war C. als Theate Marrucinorum eine Stadt dieses sabellischen Stammes, die an dem zweiten samnitischen Kriege gegen die Römer teilnahm und 305 v. Chr. in deren Hände fiel. Später geriet sie unter die Herrschaft der Goten, dann der Langobarden und im 11. Jahrh. der Normannen, unter denen sie zu großer Blüte gedieh. 1524 stiftete hier der heil. Gaetano von Theate den Orden der Theatiner.

Chièvres (spr. schjäwr', das alte Servia), Stadt in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Ath, am Einfluß der Hunelle in die Dender und an der Staatsbahnlinie Ath-St.-Ghislain, hat 2 Kirchen (in der einen schöne Grabmäler), Baumwollspinnerei, Töpferei, Bierbrauerei, bedeutenden Pferdemarkt und (1900) 3076 Einw. In der Nähe die Ruinen der ehemaligen Abtei Cambron.

Chiewitz, Poul, dän. Schriftsteller, geb. 1817, gest. 1854 in Kopenhagen, veröffentlichte Romane wie »Von der Straße« (1847) und »Japhet« (1852) und, zusammen mit A. v. d. Recke, die Lustspiele »Eine höhere Erziehungsanstalt« (1850), »Ein Vorleben« (1853) und das immer noch populäre »Im Ernst« (1851), die in französisch frivolem Stil, aber nicht ohne Witz und Frische die offizielle Moral, die hohle Respektabilität und konventionelle Bildung geißeln.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Chiffer, s. Chiffre.

Chiffon (franz., spr. schifóng), Stück altes Zeug, Lappen, Lumpen, auch verächtlich für weiblichen Putz; dann (nicht franz.) feiner glatter Baumwollenstoff zu Vorhängen, Wäsche ꝛc., mit 34 Ketten- und 37 Schußfäden auf 1 cm, Kette Nr. 34 engl., Schuß Nr. 40 engl.; auch ein sehr leichter glatter Seidenstoff, mit 42 Ketten- und 31 Schußfäden auf 1 cm.

Chiffonnier (franz., spr. schifonjé), Lumpensammler; Chiffonnière (spr. -njär), Lumpensammlerin; dann auch Kleiderschrank, Nähtischchen oder -Kästchen.

Chiffonnieren (franz., spr. schif-), zerknittern, zerknüllen, vorzüglich weibliche Kleidungsgegenstände.

Chiffre (franz., spr. schifr', Chiffer), Ziffer, Zahlzeichen; Namenszeichen, Anfangsbuchstabe eines Namens, Monogramm; Geheimzeichen; Chiffreschrift, chiffrieren, s. Geheimschrift.

Chigi (spr. kidschi), sienesische, 1658/59 gefürstete Familie, ward zuerst berühmt durch den nach Rom übergesiedelten päpstlichen Hofbankier Agostino C. (gest. 10. April 1520), der sich durch Reichtum und Kunstliebe auszeichnete. Er ließ durch den sienesischen Baukünstler Baldassare Peruzzi die Villa Farnesina (s. d.) bauen, die Soddoma und Raffael mit Fresken schmückten. Vgl. Cugnoni, Agostino C. il magnifico (Rom 1881). Fabio C. bestieg 1655 als Alexander VII. den päpstlichen Thron. Das Geschlecht besitzt das Fürstentum Campagnano in der römischen Campagna, das Herzogtum Ariccia und den Palast C. in Rom mit Kunstsammlungen und berühmter Bibliothek. Auch die Kirche Santa Maria della Pace mit Raffaels Sibyllen in Fresko und eine Kapelle in Santa Maria del Popolo mit nach Raffaels Zeichnungen ausgeführten Mosaiken in der Kuppel sind in ihrem Besitz. Die C. bekleiden seit 1712 das Amt des Marschalls der römischen Kirche, mit dem die Behütung des Konklave verbunden ist, und haben infolge von Erbschaft 1834 den Namen der Albani mit dem ihrigen verbunden. Flavio, Fürst C., geb. 1810, war bis 1848 Offizier in der päpstlichen Nobelgarde, trat dann in den geistlichen Stand, wurde, zum Erzbischof von Mira in partibus ernannt, Nunzius in München, dann bis 1873 in Paris; starb als Kardinal und Großprior des Johanniterordens 15. Febr. 1885. Chef des Hauses ist jetzt Mario (geb. 1. Nov. 1832).

Chignon (franz., spr. schinjóng), eigentlich Genick, Nacken; dann auch das in einen beutelähnlichen Wulst hinaufgeschlagene und am Hinterkopf mit einem Kamm befestigte Haar. Diese Haartracht, schon bei den gepuderten Frisuren der Frauen im 18. Jahrh. fast allgemein angewendet, war in den 60er Jahren des 19. Jahrh. wieder von Paris aus allgemein Mode geworden (wobei die Chignons gewöhnlich von fremdem Haar gefertigt wurden). Bald durch andre Haartrachten verdrängt, ist sie seit 1900 wieder in verstärktem Maß in Aufnahme gekommen.

Chihuahua (spr. tschi-wä-wä), nordmexikan. Staat, zwischen 25° 45′ und 31° 43′ nördl. Br. und 103° 25′ und 108° 45′ westl. L. und umgrenzt von den mexikanischen Staaten Sonora, Sinaloa, Durango, Coahuila, dem Unionsstaat Texas und dem Territorium New Mexico (s. Karte »Mexiko«), enthält 233,094 qkm und (1900) 327,004 Einw. Von dem Kamm der westlichen Sierra Madre (s. d.) bis zum Rio Grande del Norte erstreckt, ist es im wesentlichen ein 1200—1600 m hohes, teils steppen-, teils wüstenhaftes Tafelland, dessen ödeste Strecken als Bolson de Mapimi (s. d.), Llano de los Gigantes, Llano de los Cristianos, Llano del Chilicothe und Desierto (mit den Flugsandstrecken der Medaños) bekannt sind. In der erzreichen, oben mit Kiefern bestandenen Sierra Tarahumare erreicht der Rumerachic 2966 m, die Bufa de Cosihuiriachic 2380 m, während die Quellströme des Rio Fuerte, Rio Mayo und Rio Yaqui daselbst in bis 1200 m tief eingegrabenen Engtälern dem Kalifornischen Golfe zufließen. Von den übrigen Flüssen erreicht nur der Rio Conchos, verstärkt durch den Rio Santa Cruz und Rio Chubiscar, den Rio Grande und damit das Meer. Der Rio del Carmen, Rio de Santa Maria, Rio de Casas Grandes u. a. endigen in Salzlagunen. Das Klima ist trocken (Regenhöhe nur im Gebirge über 220 mm), im Winter oft ziemlich kalt (Juarez bis —15°), im Sommer immer heiß (bis 40°). Die Bodenkultur ist an den meisten Orten nur durch künstliche Bewässerung möglich, erzielte aber 1899: 13,833,939 kg Weizen, 506,483 kg Mais und 43,735 hl Bohnen sowie etwas Tabak, Obst und Wein (bei Juarez). Die Bergwälder liefern Kiefern- u. Zedern- (Wacholder-) holz. Wichtiger ist die Zucht von Rindern, Schafen, Pferden, Eseln und Maultieren. Die Haupthilfsquelle liegt aber im Bergbau, der in den letzten Jahren wieder einen so hohen Aufschwung genommen hat, daß C. in dieser Hinsicht an der Spitze sämtlicher mexikanischen Staaten steht, mit einer Förderung an Silber, Gold, Kupfer, Blei ꝛc. von (1899) 22,374,294 Pesos, aus 134 Gruben und mit 9692 Bergarbeitern. Die eigentliche Industrie ist durch 3 Baumwollspinnereien, 19 Tabakfabriken und eine Brauerei vertreten. Die Bewohner sind in dem Berglande vorwiegend Tarahumare-Indianer, im N. Apachen, sonst Mestizen und Kreolen. Unter den Kaufleuten spielen Deutsche und Nordamerikaner eine Hauptrolle. Für die Volksbildung sorgen (1899) 121 öffentliche und 23 private Schulen, zusammen mit 11,428 Schülern, dazu 2 Bibliotheken und 29 Zeitschriften. Die Staatseinnahmen betragen (1899) 671,857, die Ausgaben 722,342, das steuerbare Eigentum 12,073,111 Pesos. Der Staat zerfällt in 11 Distrikte. — Die Hauptstadt C., am Rio Chubiscar, 1412 m ü. M., 1691 gegründet, mit stattlicher, aus den Erträgen der Silberminen von Santa Eulalia erbauter Kathedrale, schöner Plaza, einem Denkmal des Insurgentenführers Hidalgo, Regierungspalast, Münze, Jesuitenkolleg, Rechtsschule, großer Wasserleitung, 2 Hospitälern, 2 Banken, ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls u. zählt (1895) 18,279 Einwohner.

Chijs (spr. chhais), Peter Otto van der, niederländ. Numismatiker, geb. 22. Aug. 1802 in Delft, gest. 4. Nov. 1867 in Leiden, studierte daselbst, wurde später Amanuensis am Antiquitätenkabinett zu Leiden und Direktor des Münzkabinetts der Universität. Er hat sich besonders durch eine Beschreibung der niederländischen Münzen von den ältesten Zeiten bis zur Befreiung Gents (1576) bekannt gemacht (1846, neue Bearbeitung 1866).

Chilapa (spr. tschi-), Stadt im mexikan. Staat Guerrero, in einem linksseitigen Nebental des Rio Mezcala, 1902 durch ein Erdbeben arg verheert, mit (1895) 8256 Einw.

Chilbu, Stadt, s. Chalybon 1).

Child (spr. tschaild), 1) Sir Josiah, geb. 1630, gest. 22. Juni 1699, ein engl. Kaufmann, der, nachdem er als armer Knabe begonnen, einen der Cityläden in London rein zu fegen, zu großem Reichtum und Ansehen gelangte. Durch klug berechnete Einkäufe von Stammaktien der Ostindischen Kompagnie erwarb er sich in kurzer Zeit ein Einkommen von 20,000 Pfd. Sterl., wurde Mitglied des Komitees der

Ostindischen Kompagnie und brachte die wichtigsten Stellen des Ostindiahauses in London sowie in den indischen Faktoreien in den Besitz seiner Verwandten und Günstlinge. Anfangs zur Whigpartei gehörend, trat C. später, nachdem er 1678 Baronet geworden, als Gouverneur der Ostindischen Kompagnie zu den Tories über. Unumschränkter Gebieter im Ostindiahaus, wußte er sich durch kluge Freigebigkeit in der Gunst des Hofes zu behaupten und alle zu gewinnen, die sich eines hervorragenden Einflusses erfreuten. Selbst Karl II. und Jakob II. nahmen von ihm Geschenke an. Erst nach der Vertreibung von Jakob II. und der Thronbesteigung von Wilhelm III. mußte C. einem andern Gouverneur Platz machen, verstand es aber auch jetzt noch, einen Teil seines frühern Einflusses zu behaupten und vermittelst wohlangewandter 100,000 Pfd. Sterl. für seine Kompagnie den Freibrief von neuem bestätigen zu lassen. Erwähnung verdienen seine Schriften: »Brief observations concerning trade and the interest of money« (Lond. 1668), in 5. Auflage u. d. T.: »A new discourse of trade« (Glasgow 1751). — Sein Bruder Sir John C. starb 4. Febr. 1690 als Gouverneur in Bombay.

2) Lydia Maria, amerikan. Schriftstellerin, geb. 11. Febr. 1802 in Madford (Massachusetts), gest. 20. Okt. 1880 in Wayland, war die erste, die eine Schrift im Interesse der Sklavenemanzipation veröffentlichte: »Appeal for that class of Americans, called Africans« (1883), und war mit ihrem Gatten viele Jahre an der Herausgabe eines Abolitionsorgans beteiligt. Sie ist die Verfasserin zahlreicher Schriften zur Erziehung des weiblichen Geschlechts und verfaßte außer Gedichten mehrere Bände Novellen, von denen wir nennen: »Hobomok, an Indian story« (1824), »Philothea« (1836), »Looking toward sunset« (1864), »Romance of the republic« (1867). Vgl. »Letters of Lydia M. C.« (mit Biographie von Whittier, neue Ausg., Boston 1891).

3) Francis James, Literaturforscher und Dichter, geb. 1. Febr. 1825 zu Boston in Massachusetts, studierte am Harvard College daselbst, wurde dort auch 1851 Professor für Rethorik, 1876 für englische Literatur, und starb 1897. Er veröffentlichte zuerst eine Sammlung der englischen und schottischen Volksballaden nach je einer Version (Boston 1857—59, 8 Bde.) und begann dann, nach dem Beispiel Grundtvigs, sie nochmals nach allen vorhandenen Versionen in einer großen Ausgabe zusammenzustellen, die ein Hauptquellenwerk der englischen Philologie bildet (»The English and Scottish popular ballads«, Boston 1884—98, 5 Bde.). In der Zwischenzeit druckte er (1867) mit Furnivall das Manuskript, aus dem 1765 Bischof Percy den wertvollsten Teil seiner »Reliques of ancient English poetry« mitgeteilt hatte. Auch als Grammatiker (über das End-e bei Chaucer) und als Dichter (»Poems of comfort and sorrow«, 1865) hat er sich bekannt gemacht.

Childe (engl., spr. tschaild), Bezeichnung für solche Sprößlinge von englischen adligen Familien, die den Adel noch nicht ererbt oder sich sonstwie verdient haben.

Childebert, Name von zwei fränkischen Königen aus dem Geschlechte der Merowinger: 1) C. I., Chlodwigs und Klothildens Sohn, erhielt nach seines Vaters Tode (511) einen von den vier Reichsteilen mit der Hauptstadt Paris, schlug 531 bei Narbonne den Westgotenkönig Amalrich II., der Childeberts Schwester Klothilde, seine Gemahlin, mißhandelt hatte, weil sie den katholischen Glauben nicht mit dem arianischen vertauschen wollte, und eroberte mit seinem Bruder Chlothar 532 das burgundische Reich. Nachdem er seine Neffen, seines 524 gefallenen Bruders Chlodomer Söhne, in Verbindung mit seinem Bruder Chlothar I. ermordet, teilte er mit letzterm ihr Reich. Er starb 558, worauf sein Reich an Chlothar fiel.

2) C. II., Siegberts I. von Austrasien und Brunhildes Sohn, geb. 571, gest. 596, ward nach der Ermordung seines Vaters 575 von Herzog Gundobald gerettet und zum König erhoben. Guntram, König von Burgund, adoptierte ihn 577 und verband sich mit ihm gegen Chilperich I., seinen Bruder; doch fiel C. bald von Guntram ab. Nach Chilperichs I. Ermordung (584) schlossen C. und Guntram 587 den Erbvertrag von Andelot, wonach dem Überlebenden das Reich des andern zufallen sollte. C. bekam daher, als Guntram 593 starb, auch Burgund. Seine Angriffe auf das westgotische Septimanien und das langobardische Reich wurden zurückgeschlagen. Ihm folgten seine unmündigen Söhne Theudebert II. und Theuderich II. unter Vormundschaft ihrer Großmutter Brunhilde.

Childerich, Name von drei fränkischen Königen aus dem Geschlechte der Merowinger: 1) C. I., angeblich Sohn des Merovech, Königs der salischen Franken, ward der Sage nach von den Franken vertrieben, weil er ihre Töchter verführte, und lebte 8 Jahre als Gastfreund bei dem König der Thüringer, dessen Gemahlin Basina ihm folgte, als er von den Franken 463 zurückgerufen und in seine Würde wieder eingesetzt wurde. Sie gebar ihm zu Tournai Chlodwig, den Gründer des Frankenreiches. Er starb 481; sein Grab wurde 1653 bei Tournai gefunden. Vgl. Junghans, Die Geschichte der fränkischen Könige C. und Chlodovech (Götting. 1857); Cochet, Le tombeau de Childéric (Par. 1859).

2) C. II., Sohn Chlodwigs II. von einer Angelsächsin, der heil. Balthilde, seit 660 König von Austrasien in Metz, bemächtigte sich, von unzufriedenen Großen Neustriens und Burgunds gegen den vom Majordomus Ebroin auf den Thron erhobenen Theoderich, seinen Bruder, zu Hilfe gerufen, 669 auch in diesen Reichen der Herrschaft, wurde aber 673 erschlagen.

3) C. III., der letzte Merowingerkönig, 743 von Karlmann auf den Thron erhoben, mußte, als Pippin der Kurze den königlichen Namen annahm (751), mit geschornem Haupthaar in das Kloster Sithien zu St.-Omer gehen, wo er 754 starb.

Childerich, König der Vandalen, s. Hilderich.

Childers (spr. tschilders), 1) Hugh Culling Eardley, engl. Staatsmann, geb. 25. Juni 1827 in London, gest. daselbst 29. Jan. 1896, studierte und ward 1850 Mitglied der Regierung der australischen Kolonie Victoria. 1857 als Generalagent der Kolonie nach England zurückgekehrt, ward er 1860 zum Mitgliede des Unterhauses gewählt, 1864 zum Lord der Admiralität und 1865 zum Sekretär im Schatzamt ernannt, trat 1866 zurück, wurde unter Gladstone 1868 erster Lord der Admiralität (Marineminister), mußte aber, wegen seiner die Marine schädigenden Sparsamkeit angegriffen, im März 1871 seine Entlassung nehmen. Vom August 1872 bis August 1873 war C. als Kanzler von Lancaster wieder Mitglied des Kabinetts und übernahm dann von neuem das Amt eines Generalagenten für die Kolonie Victoria. In Gladstones zweitem Ministerium war er 1880—1882 Staatssekretär des Krieges, dann bis zum Juni 1885 Schatzkanzler, in Gladstones drittem Kabinett vom Januar bis zum August 1886 Minister des Innern. Sein Sohn, der Oberstleutnant Spencer C.,

veröffentlichte: »Life and correspondence of Rt. Hon. Hugh C. E. Childers, 1827—1896« (Lond. 1901, 2 Bde.).

2) Robert Cesar, hervorragender Kenner des Buddhismus, geb. 1838, gest. 25. Juli 1876, studierte in Oxford und ging 1860 nach Indien. Während eines mehrjährigen Aufenthalts in Ceylon als englischer Zivilbeamter machte er sich mit Hilfe eines Eingebornen mit dem Pâli (s. d.) bekannt und gab nach seiner Rückkehr nach England (1864), wo er 1872 Unterbibliothekar an der Bibliothek des India Office, dann Professor des Pâli und der buddhistischen Literatur am University College in London wurde, im Journal der Asiatic Society mehrere Pâlitexte mit Übersetzungen sowie Untersuchungen über das Singhalesische, die einheimische Sprache von Ceylon, heraus, die er als Tochter des Sanskrits nachzuweisen versuchte. Sein Hauptwerk ist das preisgekrönte »Dictionary of the Pali language« (Lond. 1875), das eine neue Epoche in dem Studium der Pâliliteratur und des Buddhismus begründete. An der Herausgabe einer im Manuskript fertigen Pâligrammatik wurde er durch den Tod gehindert.

Childwall (spr. tschaild-uâd), Dorf im O. von Liverpool (England), mit C. Hall, dem Landsitz des Marquis von Salisbury.

Chile (spr. tschile), Republik an der Westküste Südamerikas (s. die Karte beim Art. »Argentinische Republik«), zwischen 17° 47′ und 55° 59′ südl. Br., zieht sich als ein etwa 4297 km langer und meist 140, bisweilen nur 110, in der Provinz Antofagasta aber über 400 km breiter Küstenstrich zwischen dem Stillen Ozean im W. und den Anden im O. hin und grenzt im N. an Peru, im O. an Bolivia und Argentinien. Nach den mit den Nachbarstaaten zu Anfang der 1880er Jahre geschlossenen Verträgen gehören das Feuerland westlich von 68° 34′ westl. L., die ganze Magalhãesstraße und Patagonien südlich von 52° südl. Br. und westlich vom Kamm der Kordilleren zu C., die Kordilleren bilden die Grenze zwischen C. und Argentinien und vom Vulkan Licancaur (23° 8′ südl. Br.) an auch gegen Bolivia und Peru. Über die Kordillerengrenze gab es neuerdings viele Streitigkeiten mit Argentinien, weil die Flüsse vielfach östlich der Hauptkette entspringen und daher die Wasserscheide, welche die Grenze bilden soll, nach dem ursprünglichen Vertrag, auf von Argentinien beanspruchtes Gebiet zu liegen kommt. Zu C. gehören ferner die Juan Fernandez-Inseln (s. d.) und die Osterinsel (s. d.). Ohne letztere umfaßt C. 724,664 qkm, nach planimetrischer Berechnung von Trognitz 776,000 qkm.

Die Küste verläuft im größern nördlichen Teil ziemlich gleichmäßig; sie hat zwar viele, aber nur wenig vor- und einspringende Vorgebirge und Baien. Letztere bieten meist geringen Schutz. Die wenigen vorgelagerten Inseln sind klein und unbedeutend. Vom 42.° südl. Br. dagegen fällt das große, ganz C. durchziehende Längstal plötzlich ins Meer und bildet einen bis über die Magalhãesstraße hinausreichenden Kanal, der eine Reihe großer Inseln und Inselgruppen abtrennt, wie Chiloé, Chonosarchipel, Campaña und Wellington, Madre de Dios-Archipel, Chatham, Hannover, Königin Adelaide-Archipel, Santa Inés, Feuerland, Navarin, Wollaston u. a.

Physische Verhältnisse.

Den Charakter des Landes bestimmt der Grenzwall der Kordilleren, deren Schneehäupter bei der außerordentlichen Durchsichtigkeit der Atmosphäre, von der See gesehen, über dem Meer zu hängen scheinen. Südlich vom 42.° südl. Br. steigt die Kordillere (s. Kordilleren) unmittelbar vom Meer an, es lagern ihr aber zahlreiche gebirgige Inseln vor. Nördlich tritt dicht an der Küste ein Gebirgszug auf, und die von der Kordillere herabkommenden Flüsse haben durch diese Cordillera de la Costa ihren Durchgang erzwungen und sie somit in viele Abschnitte zerschnitten. Zwischen Küstengebirge und Kordillere breitet sich eine durch kleinere Höhenzüge abgeteilte Ebene (Llano intermedio) aus, die allmählich bis zur Reloncavibai herabsinkt. In den Anden hat C. über 50 Berge, die von 2000 bis über 6000 m emporsteigen, der höchste ist der Cerro del Mercedario (6798 m) unter 31° 59′ südl. Br., dagegen gehört der Aconcagua ihm nicht mehr an. In der Küstenkordillere überschreiten 17 Gipfel 1000 m. Die Schneegrenze steigt in der Kordillere von Atacama bis 4500 und 5000 m hinauf, beträgt in der Breite von Santiago 3300, südlich von Concepción 2000, in der Kordillere von Llanquihue 1500, im Feuerland nur 1100 m. Gipfel und Pässe nehmen an Höhe zu, je weiter man nach N. geht. Der Barilochepaß (41° 20′ südl. Br.) hat eine Höhe von nur 840 m; auch der 25 km nördlichere Pedro-Rosalespaß ist nur 836 m hoch. Die wichtigern Pässe sind sodann: Planchonpaß (2507 m), Cumbre- oder Uspallatapaß (3960 m), Portezuelo de Azufre (3645 m), Come Caballa (4356 m), Tacorapaß (17° 50′ südl. Br., 4170 m).

Geognostisch besteht die Küstenkordillere im N. namentlich aus Granit und Porphyrgesteinen, im S. wesentlich aus Gneis und Glimmerschiefer, die auch auf den Inseln herrschen. Einer viel jüngern Erhebung entspricht die Hauptkette der Anden. Abgesehen von einzelnen Vorkommnissen archäischer Gesteine im S. ist sie aus Sedimenten aufgebaut, die nicht älter als die permische Zeit zu sein scheinen und in ihren organischen Resten ganz das Gepräge europäischer Jura- und Kreideablagerungen zeigen, dabei aber mächtige Einlagerungen von Porphyr, Porphyrtuffen und Konglomeraten enthalten. Diesen Bildungen sind Vulkane aufgesetzt, deren Ströme und Aschen den Untergrund in großer Ausdehnung und Mächtigkeit bedecken. Vielfach sind die Schiefer und Kalke der Jura- und Kreideformation von andesitischen und trachytischen (in Patagonien auch basaltischen) Gesteinen durchsetzt, die oft mit reichen Erzvorkommnissen in nachweisbarem Zusammenhang stehen. Im Hügelland zwischen der Küstenkordillere und den Anden treten Sedimentgesteine vorwiegend mesozoischen Alters auf, oft bedeckt von jüngern (auch braunkohlenführenden tertiären) Sedimentbildungen und Salzablagerungen. An der Küste kommen an mehreren Stellen Kreidesedimente vor und in größerer Ausdehnung tertiäre Gebilde, in denen die berühmten Kohlengruben von Lota, Chiloé sowie die der Magalhãesstraße liegen. Unter den zahlreichen Vulkanen scheinen die bei Chillan (Tinguiririca, Chillan, Antuco, Villarica, Osorno) die tätigsten zu sein. Solfataren und heiße Quellen sind ebenfalls sehr zahlreich vorhanden. Erdbeben kommen außerordentlich häufig vor; man teilt sie in die ungefährlichen und häufigern »Temblores« und die heftigen »Terremotos«. Das furchtbare Erdbeben von 1751 begrub die alte Stadt Concepción im Meer und zerstörte fast alle Ortschaften von 34—40° südl. Br., 1822 wurde Valparaiso arg verwüstet und 1835 besonders Neu-Concepción. Im allgemeinen nimmt Stärke und Häufigkeit der Erdbeben gegen S. immer mehr ab (vgl. Südamerika). Unter den Metallen, an denen C. sehr reich ist, nehmen

Kupfer und Silber die erste Stelle ein. Silber findet sich vorzüglich auf Erzgängen in oberjurassischem Kalkstein bei Caracoles und Chanarcillo; Kupfererze kommen namentlich gangförmig in dioritischen Gesteinen am Ostfuß der Küstenkordille vor; Gold wurde früher in größern Mengen im Alluvium und auf Quarzgängen der Küstenkordillere gewonnen. Von andern Metallen wird nur noch Blei und Kobalt ausgebeutet, außerdem Schwefel, Marmor, Steinkohle (vgl. oben), Steinsalz, Boronatrocalcit, Borax und Salpeter (Chilisalpeter), der ganze Gegenden in der Provinz Atacama überzieht (s. unten: Bergbau, S. 26).

Die Bewässerung ist im nördlichen C., wo fast alle Bäche nach kurzem Laufe vom Erdboden aufgesaugt werden, sehr dürftig, viel reichlicher dagegen im südlichen C., obschon nur wenige Flüsse einige Meilen weit aufwärts schiffbar sind. Die wichtigern sind: der Rio Loa, der einzige bedeutendere des Nordens, der Choapa, der reißende, für die Bewässerung des Tales von Santiago wichtige Maipó, der noch am weitesten schiffbare Máule, der Bio-Bio, der größte, aber doch im untern Lauf nur von Schiffen mittlerer Größe befahrbare Fluß Chiles, der Cautín (Rio Imperial), der Callecalle oder Rio de Valdivia, der wichtigste von allen wegen des wohlgeschützten Hafens an der Mündung, der Rio Bueno und der Rio Maullín. Auch gibt es im S. viele große und sehr tiefe Seen, z. B. Llanquihue, Ranco, Huanehue, sowie zahlreiche Heilquellen, von denen die von Chillan, Apoquindo, Cauquenes und Colima benutzt werden.

Das Klima ist bei der großen Ausdehnung des Landes und seinen Höhenunterschieden sehr verschieden. Die nördlichen Küsten haben passatartige, verhältnismäßig kühle Süd- und Südwestwinde, während an den südlichen im Sommer West-, im Winter Nordwestwinde vorherrschen. Land- und Seewinde wechseln im Sommer mit großer Beständigkeit; erstere haben an der Küste eine außerordentliche Heftigkeit. Auf dem Lande sind die Winde unregelmäßiger. An der Küste und auch in den mittlern Höhenlagen ist die Temperatur sehr gleichmäßig. Mittlere Wärmeextreme: Copiapó 32,1 und 3,1°, Santiago 30,9 und —0,9°, Valdivia 28,9 und —1,4°. Die nördlichen Küstengebiete haben ausgesprochene, aber sehr spärliche Winterregen, die nach S. hin nach und nach in reichlichere, über das ganze Jahr mehr oder weniger gleichmäßig verteilte Regen übergehen. Während der Norden fast regenlos ist (Wüstenklima), beginnt schon jenseit 35° südl. Br. ein außerordentlich regenreiches Gebiet. Die Zunahme der Regenmenge nach S. hin zeigt folgende Zusammenstellung: Copiapó 1, Serena 4, Valparaiso 34, Santiago 36, Talia 50, Valdivia 293, Corral 253, Puerto Montt 245 cm. Gewitter sind sehr selten, so daß man sie in Santiago ebenso fürchtet wie Erdbeben. Die Aquatorialgrenze des Schneefalles reicht an der Küste bis 35° südl. Br., die untere Grenze des alljährlichen Schneefalles in 35° südl. Br. liegt bei 850 m Seehöhe, weiter nach N. hin steigt sie immer mehr an. Die Schneegrenze liegt in 27½ südl. Br. 4500 m hoch; in der Provinz Santiago erreicht sie 3500 m, beim Vulkan von Antuco 2000 m und an dem von Osorno 1460 m. In der südlichen Kordillere treten auch Gletscher auf, die von Colchagua südwärts immer häufiger und größer werden. Das Klima gilt für gesund. Häufig sind aber die durch die bedeutenden täglichen Temperaturschwankungen veranlaßten Affektionen der Atmungsorgane und Diarrhöen.

Die Wüste Atacama scheidet die Flora der tropischen Anden von der chilenischen ab. Die chilenischen Anden entbehren zusammenhängender Waldungen. Die Bedingungen des Baumlebens kehren überhaupt erst im Süden von Valparaiso und Santiago wieder, und nun beginnen über Concepción hinaus jene dichten Wälder, die dem feuchten Klima von Valdivia und Chiloé entsprechen. Hier ist auch die Zone des Getreidebaues. Der weite Zwischenraum vom Kap Blanco bis Valparaiso ist waldlos. Die Hochebenen zwischen den Kordilleren sind öde Hochsteppen. Baumwuchs auf der Höhe ist zwar nicht ausgeschlossen; besonders erhebt sich der Boldu, eine Laurazee, zu stattlichem Wuchs und allenfalls noch die Rosazee Quillaria saponaria, der Seifenbaum, doch kommt dieser nur zerstreut vor und erreicht eine unbedeutende Stammhöhe. Die Anzahl einheimischer Bäume ist gering. Die meisten sind immergrün und gehören zu den Formen der Oliven (Buddleia), der Tamarinden und Mimoseen. Die einzige Palme ist Jubaea spectabilis, südwärts bis zu 35° reichend. Die Strauchform, ebenfalls nur spärlich vertreten, ist häufig durch Dornenbildung gekennzeichnet (Rhamnus und Berberis). Die dornenlosen Sträucher gehören größtenteils zur Myrten- und Oleanderform. Die übrigen Vegetationsformen sind meist dieselben wie an der pazifischen Abdachung Perus. In den untern Regionen treten an den dürren Gehängen die grotesken Gebilde der Cereen (Cereus Quisco mit armleuchterartig verzweigtem Stamm) und Opuntien auf, nach aufwärts folgen die kugelförmig angeschwollenen Echinocactus- und Mamillaria-Arten. An den Flußufern der Andentäler ist die südamerikanische Weide (Salix Humboldtiana) häufig. Der durch Verwitterung vulkanischer Gesteine entstandene Tonboden erzeugt eine Menge von Zwiebelgewächsen (Liliazeen und Amaryllidazeen) und Stauden, auch Bromeliazeen, so daß die Landschaft im Winter und Frühling mit schönfarbigen Blumen geschmückt ist. Zahlreiche Stauden- und Holzgewächse sind durch Absonderung flüchtiger Öle und Harze gekennzeichnet. Mit den sie begleitenden Steppengräsern geben diese niedern Gewächse den schattenlosen Anhöhen Chiles den Wert eines großen Weidelandes. Die klimatischen Analogien Chiles und Europas haben zu einer besonders reichen Ansiedelung europäischer Ruderalpflanzen geführt. Der von Santiago südwärts das Land bekleidende Hochwald enthält die prächtige, gegen 30 m hohe Araucaria imbricata und die um Valdivia herrschende Buche (Fagus obliqua). Die Zypressen vertreten die Gattungen Libocedrus und Fitzroya, welch letztere, Alerce genannt, eins der wichtigsten Nutzhölzer liefert, ebenso wie die immergrüne Laurazee Persea Lingue.

Die Tierwelt Chiles bildet einen Teil der neotropischen Region, und zwar der chilenischen oder patagonischen Subregion. Charakteristisch sind die Nagetiere; in den Anden geht bis zu einer Höhe von 4000 m die als Pelztier wertvolle Wollmaus (Chinchilla, Eriomys lanigera), die Hasenmaus (Lagidium) sogar bis 5000 m, an den Flüssen haust der Sumpfbiber oder Coypu (Myopotamus), und eine Reihe weiterer Arten, besonders der Trugratten (Octodontidae) und echten Mäuse (Muridae), ist ebenfalls charakteristisch für C. Von Raubtieren finden sich in den Wäldern der Puma und in den Anden ein besonderer Bär, der Brillenbär (Tremarctos ornatus). Die Paarzeher sind vertreten durch das charakteristische, seiner weichen Wolle wegen hochgeschätzte Vicuña (Auchenia vicunna), die als Haustiere gehaltenen Lamas und Alpakas und kleine Hirscharten mit einfachem Ge-

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

weih (Cervus chilensis). Aus der Ordnung der Zahnarmen findet sich die seltene Gürtelmaus oder das Mantelgürteltier (Chlamydophorus truncatus). Unter den Vögeln sind bemerkenswert eine Art Papageien (Henicognathus), zwei Arten Tauben, eine Reihe Wasservögel, unter diesen der chilenische Schwan, eine Anzahl Sperlingsvögel und von den Raubvögeln der die höchsten Anden bewohnende Kondor; im Süden findet sich auch der patagonische Strauß. Unter den Reptilien besitzt C. einige südamerikanische Arten der Nattern und Baumschlangen und einige auf C. beschränkte Arten der Eidechsen, Geckonen und Iguanas; die Amphibien sind nur durch ungeschwänzte Arten (Frösche und Kröten) vertreten. Von Süßwasserfischen beherbergt C. eine Reihe ihm eigentümlicher Arten, die hauptsächlich den Familien der Barsche, Welse und Zahnkarpfen angehören; bemerkenswert ist die Verwandtschaft mehrerer Süßwasserfischarten mit australischen und neuseeländischen Formen. Auch die Insekten zeigen viele eigentümliche Arten, bilden jedoch ein Gemisch tropischer und mehr nördlicher Formen.

Flächeninhalt und Bevölkerung.

Provinzen	QKilom.	Bevölkerung 31. Dez. 1900	Einw. auf 1 qkm
Aconcagua	16126	128498	8
Antofagasta	124140	49820	0,4
Arauco	11000	68673	6
Atacama	73500	68707	0,9
Bio-Bio	10769	104542	10
Cautin	8100	89188	11
Chiloé	25000	91122	4
Colchagua	9829	179719	18
Concepción	9155	212384	23
Coquimbo	33339	184681	6
Curicó	7545	119811	16
Linares	9036	113905	18
Llanquihue	40000	91408	2
Malleco	7400	112430	15
Maule	7591	137592	18
Nuble	9210	174642	19
O'Higgins	6537	95289	15
Santiago	13527	435595	32
Tacna	22500	25031	1,1
Talca	9527	148092	16
Tarapacá	50000	98769	2
Valdivia	21536	73512	3
Valparaiso	4297	241132	56
Territorium Magallanes	195000	6419	0,03
Zusammen:	724664	3050971	4

Unter Zurechnung von 50,000 Indianern und solchen, die sich der Zählung entzogen haben, erhöht sich die Bevölkerungsziffer auf etwa 3,430,000. Die Zahl der Ausländer betrug 87,077, darunter 34,901 Peruaner, 13,146 Bolivier, 9835 Argentinier, 6808 Deutsche, 5303 Engländer, 4198 Franzosen, 4114 Italiener, 2508 Spanier, 1275 Schweizer, 1164 Chinesen ꝛc. Die Deutschen behaupten auf allen Gebieten des Handels, des gewerblichen Lebens und der Wissenschaft eine hervorragende Stellung, vielfach bereits die erste. Die deutsche Einwanderung hat jedoch nahezu aufgehört, nachdem Deutsche während zweier Menschenalter den Süden von C. aus einem abgelegenen Urwaldgebiet in Kulturland mit bedeutenden Industrien und direktem Überseehandel umgewandelt und dabei ihre deutsche Gesinnung und Eigenart bewahrt haben. Deutsche beherrschen den Geldmarkt, im Schiffsgeschäft stehen sie noch den Engländern nach, auch geht der Wechselverkehr noch vorwiegend über London. Die einheimische Bevölkerung besteht aus Indianern, Spaniern und Negern nebst Mischlingen. Die Indianer nördlich vom Fluß Bio-Bio sind längst Christen und seßhaft, die südlicher wohnenden hellern Indianer dagegen, die Araukaner, teilen sich in zwei Hauptäste: die Indianos Costinos (Küstenindianer) und die sehr kriegerischen Moluches, Bewohner der längs der Anden sich hinziehenden Ebenen (s. Araukaner). Die spanischen Kreolen zeichnen sich vor ihren amerikanischen Stammesverwandten durch größere Körperkraft, Energie, Unternehmungsgeist und Vaterlandsliebe vorteilhaft aus; die als Sklaven eingeführten, seit 1811 freien Neger sind meist durch Vermischung mit andern Stämmen verschwunden. Ferner gibt es zahlreiche Mestizen (Cholos) und Chinos (Kinder von Weißen und Cholos).

Religion. Die römisch-katholische Kirche ist Staatskirche, doch sind andre Konfessionen geduldet. Sie steht unter dem Erzbischof von Santiago und drei Bischöfen: von La Serena, Concepción und Ancud. Deutsche evangelische Kirchengemeinden, meist Lutheraner aus Württemberg, bestehen in Valparaiso, Santiago, Valdivia, Osorno und Puerto Montt. Zivilehe und Standesbücher sind durch Gesetz eingeführt. Der Unterricht ist auf allen Stufen, selbst an der Universität, unentgeltlich, ein Schulzwang besteht nicht, doch sind mehr als 1000 Staats- und gegen 500 Privatschulen vorhanden. Den Sekundärunterricht erteilen das Nationalinstitut in Santiago nebst je 9 Lyzeen ersten und zweiten Ranges. Von Deutschen wurden gegründet das Jinnasio Chileno, Instituto Internacional, Colejio Aleman, Instituto Aleman und tüchtige deutsche Schulen in Valparaiso, Concepción, Valdivia, Puerto Montt und Osorno. An der Spitze aller Unterrichtsanstalten steht die 1743 von den Jesuiten begründete Universität in Santiago mit vier Fakultäten (Rechtswissenschaft, Medizin, Theologie und Naturwissenschaften). Für die Ausbildung von Lehrern für die Lyzeen besteht ebenfalls in Santiago ein pädagogisches Institut mit Internat. Eine katholische Universität wurde dort 1889 eröffnet. Dem technischen Unterricht dienen eine Kunstgewerbeschule, Akademie der graphischen Künste, Maschinistenschule, Mädchenberufsschule, 2 Bergschulen, ein Ackerbauinstitut, 5 praktische Ackerbauschulen und eine landwirtschaftliche Station. In Santiago besteht auch eine Nationalbibliothek und eine Sternwarte. Es erscheinen etwa 200 Zeitungen und Zeitschriften (16 in Santiago, 15 in Valparaiso), darunter 2 deutsche.

Erwerbsverhältnisse.

Der Landbau leidet unter dem Fluch der Latifundienwirtschaft, der allerdings für den mittlern Teil des Landes, wo der Feldbau großartige Bewässerungsanstalten bedingt, einige Berechtigung hat. Auch in den später erworbenen südlichen Bezirken hat die Regierung den größten Teil des Landes an große Kapitalisten verkauft und nur kleinere Bezirke für kleinere Landwirte behalten. Die Majorate, auf denen die Wirtschaft durch Fronbauern (Inquilinos) betrieben wurde, sind bereits 1828 aufgehoben worden, und während es 1832 nur 12,028 ländliche Grundbesitzer gab, zählte man deren 1875 bereits 121,055. Die größern Güter werden vielfach durch Pachter bewirtschaftet, die einen Teil des Ertrags als Pacht zahlen. Geerntet wird meist noch mit der Sichel und das Ausdreschen durch Pferde besorgt. Weizen ist die Hauptkultur. Sein Anbau wurde zuerst durch die Entdeckung der Goldfelder Kaliforniens, dann durch die Australiens gefördert. Aber durch die zunehmende Produktion dieser Länder, die selbst Ausfuhrgebiete wurden, sowie durch die Argentiniens ist das Absatz-

gebiet sehr beschränkt worden. Nächstdem wichtig ist der Anbau von Gerste und Mais, dann von Bohnen, Kichererbsen, Kartoffeln, Rüben (seit 1883, ohne aber zu einer Zuckerproduktion zu führen), Tabak (besonders seit Aufhebung des Tabakmonopols 1880), Linsen, Hanf, Flachs u. a. Europäische Obstbäume gedeihen vorzüglich. Ausgeführt werden Gerste und Weizen (meist nach England, 1900 für 1,472,000 Pesos Gerste, für 1,168,000 Pesos Weizen), Mehl (Ecuador u. a.), Kartoffeln, Walnüsse ꝛc. Der Weinbau (auf 70,000 Hektar mit einer Jahresproduktion von 1½ Mill. hl) ist über ganz C. verbreitet, die jährliche Einfuhr beträgt 40—50,000, die Ausfuhr dagegen an 700,000 Pesos. Palmenhonig wird in großer Menge aus den Palmenbeständen des Nordens gewonnen. Die Viehzucht wird begünstigt durch die vortrefflichen Gräser der Ebene wie des Gebirges; 1875 zählte man bereits 586,073 Rinder, 1,183,591 Schafe und Ziegen, 196,174 Pferde. Die Pferde, von andalusischer Rasse, sind lebhaft, gelehrig und unermüdlich, aber als Zugtiere nicht schwer genug. Man hat daher englische und französische Rassen eingeführt. Die Rinder, spanische Rasse, sind von Mittelgröße und stark, geben aber nur wenig Fleisch. Für die Milchwirtschaft hat man englisches Vieh eingeführt. Auch kommt viel Rindvieh aus Argentinien, um auf den fetten Weiden gemästet zu werden. Für Verbesserung der Schafzucht durch Kreuzung ist bereits viel geschehen. An der Sonne getrocknetes Rindfleisch (Charqui) bildet einen wichtigen Ausfuhrartikel, ebenso Horn, Häute, Knochen, gesalzenes Fleisch, Fett, geräucherte Zungen und Schinken. Die Bienenzucht (1844 eingeführt) lieferte in den letzten Jahren für 118—50,000 Pesos Honig. Dagegen ist die Fischerei von ganz untergeordneter Bedeutung. Die Wälder des Südens liefern neben Nutzholz noch wertvolle Rinden, wie die des Quillabaumes, die zum Waschen von Wolle benutzt wird, und verschiedene Gerberrinden.

Bergbau. An nutzbaren Metallen und Mineralien ist C. ungemein reich (s. oben, S. 23). Die weitaus erste Stelle unter den Bergbauprodukten nimmt der Natronsalpeter ein, der in den nördlichen, ehemals Bolivia und Peru gehörigen Provinzen gewonnen wird. 1900 wurden für 109,945,000 Pesos ausgeführt, größtenteils nach Deutschland, von den Häfen Pisagua, Iquique, Tocopilla, Antofagasta und Taltal. Mit der Produktion von Salpeter steht die von Jod in natürlicher Verbindung; 1900 wurde für 4,043,000 Pesos ausgeführt. An Kupfer sind die Provinzen Taparaca, Antofagasta, Atacama, Santiago und Coquimbo am reichsten. Der größte Teil des Kupfers wird im Lande selbst verschmolzen und in Gestalt von Stangen ausgeführt. Die bedeutendsten Hüttenwerke befinden sich in Lota, Coronel, Talca, Valparaiso, Aconcagua, Huasco, Carrizal, Caldera, Copiapó, Taltal, Chañaral, Antofagasta ꝛc. Sie beschäftigen gegen 6000 Arbeiter. Früher nahm C. als Kupfer produzierendes Land die erste Stelle ein, jetzt die dritte; 1900 wurde für 22,016,000 Pesos Kupfer ausgeführt. Hinsichtlich seiner Goldproduktion stand C. im Anfang des 19. Jahrh. gleich hinter Brasilien und Kolumbien, seitdem ging die Produktion sehr zurück, hob sich indes seit 1886 wieder; 1900 wurde für 2,864,000 Pesos Gold ausgeführt. Für Silber bildet Copiapó den Zentralpunkt; die ergiebigsten Minenreviere sind die von Chañarcillo, Iquique, Antofagasta ꝛc. Die Ausfuhr wertete 1900 nur noch 2,668,000 Pesos. Eisenerze kommen an vielen Stellen vor, sind aber bisher in der Nähe von Kohlen noch nicht bekannt. Großartige tertiäre Kohlenlager wurden Anfang der 1850er Jahre bei Lota und Coronel, südlich vom Bio-Bio, entdeckt; 1900 wurde für 3,909,000 Pesos Kohle ausgeführt. Reiche Lager von Guano befinden sich auf den Lobosinseln, die unter chilenischer Verwaltung bleiben, bis 1 Mill. Ton. ausgeführt sind (1900 für 1,377,000 Pesos), und dann wieder an Peru zurückkommen sollen.

Die Industrie ist, abgesehen von den Hüttenwerken, der Bierbrauerei, Leder- u. Zuckerfabrikation, den Korn- und Sägemühlen (im S.), Seifensiedereien und Stärkefabriken, noch ziemlich unbedeutend. Die Hausindustrie liefert namentlich Gewebe, Stickereien, Teppiche, Körbe und irdene Waren.

Der Handel wird begünstigt durch die langgestreckte Küste mit ihren zahlreichen Häfen, unter denen Valparaiso, dann Talcahuano besonders als Einfuhrhäfen die wichtigsten Plätze an der ganzen Westküste Amerikas sind, während bei der Ausfuhr die Salpeterhäfen Iquique und Pisagua, dann Coquimbo, Coronel, Antofagasta und Valdivia hervorragen. Die Einfuhr besteht vornehmlich aus Stabeisen, Eisenblech, Talg, Manufakturwaren, Steinkohlen, Bauholz, Zucker und Rindvieh (aus Argentinien), die Ausfuhr aus Salpeter und Borkalk, Kupfer, Silber und Silbererzen, Jod, Weizen, Gerste, Steinkohlen, Guano, Eisenerzen, Sohlleder, Walnüssen, Wolle ꝛc. Der Spezialhandel betrug in Pesos:

	Einfuhr	Ausfuhr
1898	102 262 058	136 631 220
1899	106 260 358	168 069 431
1900	128 538 142	167 674 635.

An der Ein- und Ausfuhr hat England bei weitem den größten Anteil; 1890 wurden ausgeführt nach England für 46, nach Nordamerika für 8,5, nach Deutschland (Hamburg) für 6,4, nach Frankreich für 2,3, nach Peru für 2,2 Mill. Pesos Waren. Die Handelsflotte bestand 1900 aus 49 Dampfern mit 36,515 Ton. und 112 Segelschiffen (von 50 Ton. und mehr) mit 50,767 Ton. Der Schiffsverkehr betrug 1899 im Ein- und Ausgang 14,421 Schiffe von 19,755,473 Ton., wobei England weitaus die erste Stelle einnimmt; hierauf folgt C. selber, dann Deutschland, Frankreich und Nordamerika. Den Verkehr mit Europa vermitteln 6 Dampfschiffahrtsgesellschaften: 2 englische, 2 deutsche (die Kosmos- und die Hamburg-Pacific-Gesellschaft), eine französische und eine italienische. Von Eisenbahnen waren 1899 im Betrieb 4586 km, davon 2286 km Staats- und über 2300 km Privatbahnen. Die Fertigstellung der großen Überlandbahn, die Valparaiso mit Buenos Aires über den Uspallatapaß verbinden soll, ist hinausgeschoben, da 1896 vier chilenische Banken als Gläubiger die Bahn mit Beschlag belegt haben. Die Telegraphen des Staates beförderten 1899: 1,183,691 Telegramme und hatten die Länge von 17,905 km, die Privattelegraphen und Telephone hatten 4363 km Linien. Ein Kabel geht nach Panama, eine Linie über den Cumbrepaß nach Montevideo. Die Post beförderte 1899 durch 723 Anstalten im innern Verkehr 55,399,412 Briefpostsendungen, im äußern Verkehr 7,485,315. Die Banken sind sämtlich Privatbanken, mit dem Recht der Notenausgabe. Die Nationalbank besorgt die Geschäfte der Regierung; andre Banken sind die Caja de Crédito Hipotecario, Banco Chileno, de Valparaiso, de Santiago, Agricola, Comercial, Popular Hipotecario, Crédito Unido, Hipotecario ꝛc. Ein deutsches Berufskonsulat besteht in Valparaiso, Handelskonsulate in Antofagasta, Concepción, Pisa-

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

gua, Santiago, Tacna, Vizekonsulate in Coronel, Osorno, Puerto Montt, Punta Arenas, Agenturen in Arica, Talcahuano und Traiguén.

Die metrischen Maße und Gewichte sind seit Anfang 1863 gesetzlich, befinden sich aber nicht in ausschließlichem Gebrauch. Man mißt Längen neben der Vara = 0,836 m mit dem englischen Yard, Flüssigkeiten mit dem altenglischen Weingallon, Getreide mit der Zollfanega von 150 Libras = 69,02 kg. Das Fäßchen Mehl enthält 190—200 Libras, und unter der Tonelada versteht man 2000 Libras = 920 kg. Das Münzwesen ward durch Gesetz vom 11. Febr. 1895 auf die Grundlage von 10 Pesos zu 100 Centavos = 5,49178 g = 15,223 Mk. gestellt und die Einziehung des Papiergeldes bis Anfang 1898 mit 18 engl. Pence für 1 bisherigen Peso verordnet. Goldmünzen sind $^{11}/_{12}$ fein: der Colon oder Condor zu 20, der Doblon zu 10 und der Escudo zu 5 Pesos nuevos; Scheidemünzen in Silber mit $^{835}/_{1000}$ Feinheit, bei Zahlungen bis 50 Pesos erlaubt: Peso von 20 g Gewicht, 20, 10 und 5 Centavos; in Kupfer mit 5 Proz. Nickel: 2 und 1 Centavo.

Staatliche Verhältnisse.

Die Verfassung, die 1833 angenommen, aber seitdem mehrfach abgeändert wurde, hat den bis dahin seit der Unabhängigkeitserklärung vom 18. Sept. 1810 bestehenden Bundesstaat in einen einheitlichen verwandelt. Die Souveränität beruht im Volk und wird ausgeübt durch drei Gewalten: die vollziehende, gesetzgebende und richterliche. Die Exekutive hat der Präsident, der auf fünf Jahre indirekt vom Volk gewählt wird. Er ist für eine zweite Amtsdauer nicht wählbar und bezieht einen Gehalt von 18,000 Pesos. Ihm zur Seite steht ein Kabinett von sechs Ministern: für das Innere, für Äußeres, Kulte und Kolonisation, für Justiz und Unterricht, für Finanzen, für Krieg und Marine und für Industrie und öffentliche Arbeiten. Die gesetzgebende Gewalt befindet sich in der Hand von zwei Körpern, einer Kammer der Abgeordneten aus 94 Mitgliedern (eins für je 15,000—30,000 Einw.), die departementsweise direkt vom Volk auf drei Jahre gewählt werden, und einem Senat aus 32 Mitgliedern (eins auf je drei Deputierte), die provinzweise ebenfalls direkt auf sechs Jahre gewählt und alle drei Jahre zur Hälfte erneuert werden. Zur Wahlberechtigung sind 21 Lebensjahre und zur Wählbarkeit ein Zensus sowie als Senator 36 und als Deputierter 21 Jahre erforderlich. Die richterliche Gewalt wird ausgeübt von einem obersten Gerichtshof von sieben Mitgliedern in Santiago, sechs Appellgerichten in Concepción, Iquique, Santiago, Serena, Talca und Valparaiso, Amtsgerichten in den Departements und Friedensgerichten in den Städten und Gemeinden. Ein Schwurgericht besteht nur für Preßvergehen. Sämtliche Richter werden von dem Präsidenten ernannt und sind unabsetzbar. Die Verfassung gewährleistet Sicherheit der Person und des Eigentums, Freiheit der Presse, des Handels und der Industrie. Die Sklaverei ist seit 1811 aufgehoben. Privilegierte Stände bestehen nicht.

Für die neuere Verwaltung ist C. in 23 Provinzen und ein Territorium (s. Tabelle, S. 25), Departements, Subdelegationen und Distrikte eingeteilt. Die Intendanten der Provinzen, die Gouverneure der Departements, die Subdelegados und Inspektoren in den Distrikten werden sämtlich von der Zentralregierung ernannt; doch hat jedes Departement einen von den Bürgern gewählten Munizipalrat, in dem der Gouverneur den Vorsitz führt, und der sich mit dem Polizeidienst, dem Gefängniswesen, dem Straßenbau und andern Lokalangelegenheiten befaßt.

Finanzen. Das Budget für 1902 veranschlagt die Einnahmen auf 96,950,000 Pesos, davon 74 Mill. Zölle, 15 Mill. Bahnen, die Ausgaben auf 95,850,000 Pesos. Die Staatsschuld betrug 31. Dez. 1899: 310,254,183 Pesos, davon äußere Schuld 234,289,413, innere Schuld 75,964,770, Papiergeld 51,119,680 Pesos.

[Heer und Flotte.] Das Heer zerfällt in das stehende Heer und die Nationalgarde. Seit 1898 ist die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, nach der jeder Chilene vom 20.—40. Lebensjahr dienstpflichtig ist. Mit dem 20. Jahr beginnt eine viermonatige Ausbildung, der eine nicht aktive Dienstzeit in zwei Kategorien der Nationalgarde folgt; außerdem besteht in den Anden eine besondere Landsturmorganisation. Die Reorganisation des Heeres ist mit Hilfe des aus preußischen Diensten stammenden Generals Körner und andrer 1897 entsandter deutscher Offiziere bewirkt, Ausbildung, Unterricht auf Militärbildungsanstalten (Kriegsakademie, Militärschule, Unteroffizier- und Schießschule) finden nach preußischem System statt. Im Frieden bestehen: 10 Infanterieregimenter zu einem Bataillon, 8 Kavallerieregimenter zu 5 Eskadrons, 4 Gebirgsartillerieregimenter zu 4 Batterien, 1 Regiment reitender, 1 Regiment Küstenartillerie, 1 Pionierbataillon, zusammen 8700 Mann. Die Kriegsstärke ist die doppelte, sie dient als Kadre für die auf 474,000 Mann zu veranschlagende Nationalgarde. Bewaffnung: Infanterie und Kavallerie 7 mm- (Mauser M/93) Gewehr, bez. Karabiner; Kavallerie außerdem Korbsäbel, das erste Glied Bambuslanzen; Gebirgsartillerie zerlegbare 7,5 cm Kruppsche Geschütze C/91, die reitende Artillerie 7 cm Kruppsche Schnellfeuerkanonen; außerdem Mitrailleusen ꝛc. Uniform: hellblaue Grundfarbe, die Waffen durch schwarze Verschnürungen unterschieden, im übrigen nach preußischem Muster Helm, Mütze, Achselklappen ꝛc. Die Flotte bestand 1902 aus 1 Linienschiff (von 6900 Ton.), 2 Panzerkreuzern (von 7000 und 8500 T.), 1 Küstenpanzerschiff, 1 Panzerkanonenboot, 4 kleinen Kreuzern, 3 Torpedokanonenbooten, 6 Torpedobootszerstörern, 6 Hochsee-, 10 Küsten- und 9 Hafentorpedobooten, 1 Seekadettenschulschiff, 2 Vermeßschiffen, 4 Truppendampfern, 15 Hilfskreuzern, etwa 15 Schiffen für den Hafendienst. Das Personal zählte 612 Offiziere und Beamte und 4648 Mann. Marineausgaben für 1902: 11,1 Mill. Pesos. Eine Kriegsakademie und eine Kadettenschule bestehen zu Santiago, ein hydrographisches Amt in Valparaiso. Talcahuano und Valparaiso sind Kriegshäfen mit Marinewerft und Dockanlagen.

Das Wappen der Republik ist ein von Blau über Rot quergeteilter Schild, darin ein silberner fünfstrahliger Stern (s. Tafel »Wappen III«); Wappenhalter sind ein Huemul (Art Reh) und ein Kondor, beide mit goldener Krone; auf dem Schilde drei blau-weiß-rote Straußfedern. Die Devise lautet: »Por la razon o la fuerza«. Die Flagge besteht aus zwei horizontalen Streifen, der obere im ersten Drittel blau, mit weißem fünfstrahligen Stern, im übrigen weiß; der untere Streifen rot (s. Tafel »Flaggen I«). Die Landesfarben sind Weiß, Blau, Rot.

[Geographisch-statistische Literatur.] Vgl. Gay, Historia fisica y politica de C. (Par. 1844—54, 24 Bde. mit Atlas; davon Botanik 8 Bde., Zoologie 8 Bde.); Asta-Buruaga, Diccionario geografico de la republica de C. (2. Aufl., Santiago 1899); Wie-

ner, Chili et Chiliens (Par. 1888); Medina, Los aborigenes de C. (Santiago 1882); Ochsenius, C., Land und Leute (Leipz. 1884); Echevarriay Reyes, Geografia politica de C. (Santiago 1890, 2 Bde.); Gomez Vidaurre, Historia geografica, natural y civil del reino de C. (Madr. 1890, 2 Bde.); Espinosa, Jeografia descriptiva de la republica de C. (4. Aufl., Santiago 1897); Child, The Spanish-American Republics (New York 1891); Kunz, Chile und die deutschen Kolonien (Leipz. 1891); Morant, Chili and the river Plate in 1891; Vattier, Le Chili minier, métallurgique, industriel (Par. 1892); W. A. Smith, Temperate C., a progressive Spain (Lond. 1899); Cordemoy, Au Chili (illustriert, Par. 1899); Unold, Das Deutschtum in C. (Münch. 1899); »Kurze Beschreibung der Republik C.«, hrsg. von der chilen. Gesandtschaft in Berlin (Leipz. 1901); W. Kaerger, Landwirtschaft und Kolonisation im spanischen Amerika, Bd. 2 (das. 1901). Beiträge zur Kenntnis des Landes und seiner Bewohner bieten auch die seit 1843 erscheinenden »Annales« der Universität von Santiago. Karten von Pissis 1:250,000 (13 Blatt) und Polakowsky und Opitz 1:2,500,000 (2. Aufl. 1891, 4 Blatt).

Geschichte.

Das Dasein von C. als politisch selbständiges Gebiet geht zurück auf die Verordnung Karls V. vom 21. Mai 1534, durch die er dem Diego de Almagro als Entschädigung dafür, daß Pizarro in Peru fast alle Hoheitsrechte für sich selbst in Anspruch genommen hatte, ein annähernd gleich großes Kolonisationsgebiet unmittelbar im Süden von Peru ganz in der gleichen Weise überließ. Almagro unternahm daraufhin von Cuzco aus in den Jahren 1536—38 einen Zug nach C., auf dem er unter furchtbaren Entbehrungen und Anstrengungen die Kordillere überschritt und bis in das Tal von Copiapo vordrang. Doch ließen es damals die Feindseligkeiten der Eingebornen, dann die innern Streitigkeiten in Peru zu keiner dauernden Besiedelung kommen. Der eigentliche Begründer von C. ist Pedro de Valdivia, der seit 1539 in beständigen Kämpfen mit den kriegsgeübten und tapfern Araukanern den größten Teil der Provinz für die Spanier eroberte und die ersten Städte (zuerst 12. Febr. 1541 Santiago de Nueva Extremadura) gründete. Seine und seiner heroischen Gegner Taten sind von Ercilla in dem Heldengedicht »La Araucana« unsterblich gemacht worden. In diesen Kämpfen ist Valdivia 1554 gefallen. Aber die Kolonie war bereits hinlänglich gefestigt. Valdivias Nachfolger, vor allem Garcia Hurtado de Mendoza, der von 1557—1561 an der Spitze der Provinz stand, hatten allerdings noch mehrere Menschenalter hindurch gegen die unüberwindlichen Araukaner zu kämpfen. Daneben aber nahm in den gesicherten Küstenbezirken die Kolonie ihre friedliche Entwickelung: Städte wurden begründet, Straßen eröffnet, Ackerbau in Angriff genommen, und vor allem wurden schon seit 1580 die reichen mineralischen Schätze des Landes ausgebeutet. Der beständige Kriegszustand gegen die Araukaner wurde seit 1640 auch häufiger durch friedlichere Perioden unterbrochen, seit man versuchte, durch Missionare zu erreichen, was den Waffen nicht gelingen wollte. Administrativ bildete C. ein eignes Generalkapitanat, dessen Oberhaupt unmittelbar vom König ernannt wurde. Die beiden Bistümer des Landes, Santiago und La Imperial, dagegen waren Suffragane des Erzbistums von Los Reyes, Peru, und abgesehen von einem kurzen Zeitabschnitte (1565—74), wo die Provinz einen eignen Obergerichtshof (chancilleria) hatte, unterstand es auch in dieser Beziehung der audiencia der Nachbarprovinz.

C. hat als spanische Provinz eine ziemlich ruhige Entwickelung genommen. Die natürlichen Bedingungen des Landes nötigten zu ernster Arbeit, die sich aber hinlänglich belohnt machte, und keinerlei überraschende Schatzfunde lockten das gewöhnliche Kolonialproletariat so weit nach dem außertropischen Süden. Dagegen fand im 18. Jahrh. aus Aragonien und den Baskenlanden eine starke Einwanderung von Ackerbauern statt, die der Entwickelung des Landes sehr zu statten kam. Machten sich auch von Zeit zu Zeit Kriegszüge gegen die wilden Indianer (Araukaner) nötig, so war doch das Verhältnis der Kolonisten zu den unterworfenen Indianern so intim, daß eine starke Vermischung des Blutes stattfand. Während C. um 1575 kaum 2000 Europäer und ca. 70,000 angesiedelte Indianer zählte, wird seine Bevölkerung bei Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges auf ½ Mill. Einw., überwiegend Mischlinge, geschätzt.

Auch der Unabhängigkeitskampf vollzog sich in C. unter ungewöhnlichen Formen. Auf die Kunde von der Gefangennahme Ferdinands VII. und der Vorgänge, die in Spanien und in den andern Kolonien damit zusammenhingen, sagte sich auch C. von dem Napoleonischen Spanien los. Am 18. Sept. 1810 wurde eine eigne Regierung eingesetzt; die neue Verfassung aber erkannte Ferdinand VII. als König an, erklärte die Spanier als Brüder, und der Präsident Carrera betrachtete sich als verfassungsmäßiger Statthalter. Trotzdem setzte er dem Vizekönig von Peru bewaffneten Widerstand entgegen, als dieser die königliche Selbstherrlichkeit wieder herstellen wollte. Dabei wurden jedoch die neuen Machthaber geschlagen, und von 1814—17 war C. nochmals spanische Provinz. Erst der Feldzug San Martins (s. d.), dem sich die flüchtige Regentschaft angeschlossen hatte, führte nach einem kurzen Kampfe die endgültige Beseitigung der spanischen Herrschaft herbei, und Bernardo O'Higgins wurde zum verfassungsmäßigen Diktator von C. erwählt. Unter ihm konnte das »Heer der Befreier« San Martins auch in Peru und Bolivia dem spanischen Regimente den Todesstoß versetzen. C. aber sonderte sich binnen kürzester Frist partikularistisch von dieser gemeinsamen Befreiungsaktion ab. O'Higgins mußte im Januar 1823 abdanken, und C. ging unter seinem Nachfolger, dem zum Präsidenten der Republik erwählten General Freire, fortan wieder abseits seine eignen Wege. In den ersten Jahren blieben auch der Republik C. unruhige Zeiten nicht erspart. Die ersten Versuche, ihr eine Verfassung zu geben, erwiesen sich als bedenkliche Mißgriffe, so daß Präsident Freire schon 1827 sein Amt niederlegte. Das war das Zeichen zu heftigen Kämpfen unter den politischen Parteien, die sich hartnäckig befehdeten. Nach mehreren Jahren blutiger Bürgerkriege, in denen C. mehr als 2000 seiner besten Bürger verlor, errang die sogen. konservative Partei endgültig die Oberhand, und ihr Führer, General Prieto, vermochte sich dauernd gegen die von Freire geführten liberalen Aufstände zu behaupten. Nachdem C. auch den Versuch des peruanischen Diktators Santa Cruz, der darauf abzielte, die benachbarten Staaten zum Anschluß an Peru zu zwingen, 1836 dadurch vereitelt hatte, daß es seinen Gegnern zu seinem Sturze behilflich war, begann für die Republik eine Periode ruhigen stetigen Fortschrittes, wie ihn keine andre der spanisch-amerikanischen Republiken zu verzeichnen hatte. Diese Ent-

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

wickelung wurde dadurch bestimmt, daß sich C. eine konservative Verfassung mit starker Zentralgewalt gegeben hatte, so daß es dauernd gelang, Ruhe und Ordnung im Land aufrecht zu erhalten. Dazu kam, daß die Präsidenten Prieto (1831—41), Bulnes (bis 1851) und besonders Manuel Montt (bis 1861) sich mit Eifer die Förderung der Kultur im Land angelegen sein ließen. Ackerbau und Handel, Verkehr und Schulwesen wurden sorgsam gepflegt und durch Heranziehung ausländischer Hilfskräfte gefördert. Die 1843 begründete Universität von Santiago war bald ein Mittelpunkt regen geistigen Lebens, der seinerseits den gemeinnützigen Bestrebungen der Regierung hervorragende Dienste leistete. Nachdem schon 1840 die erste chilenische Dampferlinie (zwischen Valparaiso und Callao) eröffnet worden war, folgten unter Montts Verwaltung die ersten Eisenbahnen; Kohlenbergwerke wurden in Betrieb genommen, Gasanstalten errichtet und nach jeder Richtung hin die Fortschritte der Wissenschaft in den Dienst des öffentlichen Wohles gestellt. Trotzdem hatte auch Montt noch wiederholt mit Aufständen der Liberalen zu kämpfen, denen die Regierung nicht freisinnig genug zu sein schien. Erst sein Nachfolger, J. J. Perez (1861—71), versuchte eine Versöhnung der politischen Parteien, doch erreichte er zunächst nur deren Zersplitterung. In seine Amtszeit fallen die ersten Differenzen mit Bolivia wegen der Salpeterlager im Distrikt von Atacama, die von chilenischen Unternehmern eifrig ausgebeutet wurden. Auch hatte er einen Krieg gegen Spanien (1864—69) zu führen, das die Unterstützung, die Peru von seiten Chiles erfahren hatte, als Kriegsfall ansah, Valparaiso und Callao erst blockierte und endlich beschoß, schließlich aber, unter Vermittelung der Vereinigten Staaten, wesentlich auf die von C. gestellten Bedingungen 1869 einen Waffenstillstand schloß, der erst 1884 durch einen offiziellen Friedensvertrag ratifiziert ward. Mit Fed. Errázuriz kam 1871 die Partei Montts wieder ans Ruder, und in dessen Geiste wurden die Institutionen fortgebildet. Wertvoll war die vollkommene Beseitigung der geistlichen Gerichtsbarkeit und die Zurückdrängung aller klerikalen Einflüsse. Dagegen wurden auf wirtschaftlichem Gebiete die Reformen so überstürzt, daß das Staatsbudget nicht mehr im stande war, den ihm aufgebürdeten Lasten gerecht zu werden. Errázuriz nahm seinen Abschied und Präsident A. Pinto trat 1876 an seine Stelle.

Unter diesem kam es mit Bolivia und Peru zum Krieg. Bei der Konstituierung der spanisch-amerikanischen Republiken hatte auch Bolivia einen Zugang zum Meer erhalten, der sich zwischen Peru und C. zur Küste hinabzog. Da das Gebiet aber öde und unwirtlich war, hatte Bolivia seine Hoheitsrechte kaum ernstlich geltend gemacht, noch auch die Grenzen bestimmt festgelegt. Erst als die chilenische Landesaufnahme feststellte, daß sich die Kupfergänge und die Salpeterablagerungen, die im Norden von C. beginnen, nicht nur durch das bolivianische Atacama, sondern bis nach Peru in die Provinzen Taracapa, Arica und Tacna erstrecken, gewannen diese wüsten Landstriche einen wirtschaftlichen Wert, und zwar waren es weit überwiegend chilenische Gesellschaften, die mit chilenischen Arbeitskräften diese Bodenschätze ausbeuteten. Durch diese Verhältnisse machte sich auch die Regelung der Grenze zwischen C. und Bolivia nötig, und es wurde 1866 bestimmt, daß der 24.° südl. Br. die Grenzlinie bilden, dagegen die Zolleinkünfte aus dem ganzen streitigen Gebiete vom 23.—24.° zwischen beiden Staaten gleichmäßig geteilt werden sollten. Da Bolivia infolge der geringen Stabilität seiner Regierung diesen Verpflichtungen nicht nachzukommen vermochte, wurde der Vertrag bereits 1873 abgeändert und 1874 ganz aufgehoben; dafür übernahm Bolivia die Verpflichtung, die bestehenden Zölle binnen 25 Jahren nicht zu erhöhen und eventuelle Streitigkeiten durch Schiedsspruch entscheiden zu lassen. Inzwischen hatte auch Peru begonnen, die chilenischen Salpetergesellschaften zu bedrücken, um den einträglichen Handel mit diesem Artikel zum Staatsmonopol zu machen, und die gemeinsamen Differenzen, die Peru und Bolivia darüber mit C. auszufechten hatten, führten 1873 ein geheimes Schutz- und Trutzbündnis zwischen diesen Staaten herbei. Als nun überdies C. 1878 in einen Grenzkonflikt mit Argentinien (s. d.) verwickelt wurde, der zum Kriege zu führen drohte, hielt Bolivia den Zeitpunkt zu einem Vorstoß gegen C. für gekommen. Es legte der Salpeterindustrie von Atacama mit rückwirkender Kraft eine neue Abgabe auf und drohte, wenn die Rückstände nicht binnen kürzester Frist beglichen würden, die Salpeterwerke zu konfiszieren. Darauf antwortete C., indem es zum Schutze seiner Untertanen in Antofagasta, dem Hafen der Provinz Atacama, Truppen landete, und bei deren Ankunft wurden von der weit überwiegend aus Chilenen bestehenden Bevölkerung in der ganzen Provinz die bolivianischen Beamten vertrieben. In diesem Augenblicke mischte Peru sich in den Streit. Es erbot sich angeblich zur Vermittelung, betrieb aber gleichzeitig so offenkundige Kriegsrüstungen, daß C. 5. April 1879 an Peru den Krieg erklärte. Er verlief anfangs für C. wenig günstig. Das Gelände machte größere Truppenbewegungen in den Grenzdistrikten fast unmöglich; die See aber wurde zunächst vollkommen von der peruanischen Flotte beherrscht. Vor allem fügte das von dem Admiral Grau meisterhaft geführt Panzerschiff Huascar den Chilenen mannigfachen Schaden zu. Erst als dieses in einem ungleichen Kampf auf der Höhe von Angamos 8. Okt. von den Chilenen genommen worden war, wendete sich das Blatt. Bereits im November bemächtigten sich die Chilenen durch die Kämpfe bei Pisagua der Provinz Tarapaca, und in der Schlacht von Tacna, 26. Mai 1880, wurde fast die ganze reguläre Armee des Gegners zersprengt. Diese Niederlage hatte zwar den Sturz der Regierung in Peru zur Folge, aber der Diktator Pierola setzte den Widerstand fort. So war C. genötigt, weiter zu kämpfen, wobei nach mehrtägigen Gefechten vom 13.—15. Jan. 1881 endlich Lima eingenommen wurde. Damit brach in Peru die staatliche Ordnung so zusammen, daß C. die Stadt bis 1883 besetzt halten mußte, ehe es die Früchte seines Sieges durch einen Friedensschluß sichern konnte. In diesem trat Peru die Provinz Tarapaca endgültig, Tacna und Arica auf 10 Jahre an C. ab; dann sollte eine Volksabstimmung über die dauernde Zugehörigkeit der beiden Bezirke entscheiden, der verlierende Teil aber von dem Gewinner 10 Mill. Pesos Entschädigung erhalten. Dieser Teil des Vertrags ist aber bis heute nicht zur Ausführung gelangt. Am 29. Nov. 1884 erfolgte ein Friedensschluß mit Bolivia, das Atacama an C. abtrat.

Inzwischen war 1881 die Präsidentschaft von C. auf D. Santa Maria übergegangen, mit dem zum erstenmal die Liberalen ans Ruder gelangten. War auch die Folge davon ein Konflikt mit dem Vatikan (1883), so machten doch anderseits die Grundsätze einer duldsamen, auf Volksbildung und wirtschaftlichem Fortschritt begründeten Politik beträchtliche Fortschritte,

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

und die erwähnten Friedensschlüsse, zu denen sich ein Grenzregulierungsvertrag mit Argentinien (1881) und der endgültige Friede mit Spanien (1884) gesellte, stellten auch nach außen hin allgemein friedliche Beziehungen für C. her. Auch der nächste Präsident, Balmaceda (s. d.), gelangte als Kandidat der liberalen Partei an die Spitze des Staates und befolgte zunächst durchaus die gleiche Politik wie seine Vorgänger. Er stellte, ohne der unbedingten Religionsfreiheit etwas zu vergeben, den Frieden mit der Kurie wieder her, förderte durch Gründung von Schulen und Lyzeen, besonders aber auch durch Verbesserung der Methoden unter Zuhilfenahme fremder, vorwiegend deutscher Lehrkräfte die Volksbildung und suchte Handel und Industrie in ihrer gedeihlichen Entwickelung zu fördern; namentlich plante er, den Umfang des Eisenbahnnetzes annähernd zu verdoppeln. Diese Unternehmungen standen jedoch weder mit den finanziellen Kräften, noch mit den wirtschaftlichen Bedürfnissen des Landes in richtigem Verhältnis und wurden durch eine Spekulation betrieben, die das Vertrauen in die Ehrlichkeit der Regierung erschüttern mußte. Wenn es auch Balmaceda fast immer gelang, im Kongreß eine gefügige Mehrheit für seine Anträge zu finden, so erreichte er dieses Ziel nur durch zweifelhafte Mittel. Die Regierung hatte längst keine geschlossene Mehrheit mehr hinter sich, und trotz der offenkundig betriebenen Wahlbeeinflussungen mußte Balmaceda nicht weniger als 16mal innerhalb fünf Jahren sein Ministerium wechseln, um von Fall zu Fall durch immer neue Kombinationen der Parteien von der klerikalen Rechten bis zur radikalliberalen Linken seine Vorschläge zur Annahme zu bringen. Er erreichte damit allerdings eine vollständige Auflösung der alten Parteiverbände, gewann aber keine feste Grundlage für seine Regierung. Trotzdem kam es erst am Ende seiner Amtszeit darüber zu einem offenen Konflikt zwischen ihm und dem Kongreß, daß Balmaceda einen unfähigen und unbeliebten Anhänger als offiziellen Kandidaten für die Präsidentschaft aufstellte, diesen an die Spitze des Ministeriums berief und sich weigerte, sein Kabinett zu ändern, obwohl der Kongreß ihm ein Mißtrauensvotum ausstellte. Er erklärte vielmehr, als der Kongreß sich daraufhin weigerte, das Budget für 1891 zu beraten, dessen Tagung für geschlossen und erließ 1. Jan. 1891 ein Manifest, worin er es als seine Pflicht erklärte, auch ohne die Bewilligung durch die Landesvertreter für den Fortbestand der Regierung zu sorgen. Der Konflikt war durchaus aus ungesunden Verhältnissen bei beiden Parteien hervorgegangen, und das formale Recht war weit eher auf seiten des Präsidenten, als des Kongresses. Aber der Ausschuß des letztern, die sogen. Junta conservadora, welche die Rechte der Volksvertretung wahrzunehmen hatte, solange der Kongreß selbst nicht tagte, fand einen unerwarteten Bundesgenossen in den jüngern ehrgeizigen Offizieren der Flotte. Mit diesen wurde ein revolutionäres Komplott vereinbart, und 7. Jan. 1891, während die höhern Flottenoffiziere sich an Land befanden, bemächtigten sich die Verschwornen unter der Führung des Kapitäns z. S. Jorge Montt der Schiffe, nahmen die Häupter der Kongreßpartei heimlich an Bord und begaben sich nach dem äußersten Norden des Landes, in der Hoffnung, in den industriereichen Nordprovinzen Anhänger und Mittel zu werben, um die bestehende Regierung zu stürzen. Hier zeigte es sich abermals, daß die Herrschaft auf dem Meer unter den besondern Bedingungen des Landes ausschlaggebend für den Besitz der Macht ist. Der Flotte beraubt, war die Regierung Balmacedas trotz Verhängung des Belagerungszustandes und Verleihung diktatorialer Vollmachten an den Präsidenten nicht im stande, zu verhindern, daß die Aufständischen in den kürzlich eroberten Provinzen langsam, aber unentwegt ihre Anhänger an sich zogen, ein kleines Heer, überwiegend aus Freiwilligen bestehend, bildeten, und mit Hilfe des zu ihnen übergetretenen, von Balmaceda selbst als Instrukteur nach C. berufenen preußischen Hauptmanns Emil Körner (s. d.) einexerzierten und die Mittel für ein offensives Vorgehen zusammenbrachten. Ein Vermittelungsversuch der neutralen Mächte scheiterte ebensosehr an den übertriebenen Bedingungen der Aufständischen, als an der geringen Geneigtheit zu Konzessionen auf seiten Balmacedas. Aber in den vielen Monaten, welche die Kriegsvorbereitungen der Aufständischen erforderten, war deren Fühlung mit der Partei, für deren Rechte sie zu fechten vorgaben, fast ganz verloren gegangen, und das öffentliche Interesse würde sich vollkommen von ihnen abgewendet haben, wäre es ihnen nicht gelungen, sich von Zeit zu Zeit durch kleine Erfolge in Erinnerung zu bringen und zu erweisen, daß ihre kriegerische Organisierung langsame Fortschritte machte. Erst Ende Juli war diese so weit gediehen, daß sie die Offensive ernstlich ergreifen konnten. An eine systematische Bekämpfung ihrer Gegner konnte die Kongreßpartei auch jetzt nicht denken, wohl aber war sie stark genug, gegen die über das ganze Land zerstreuten Streitkräfte der Regierung an irgend einer Stelle einen Handstreich zu unternehmen, und für diesen bot sich ihr, sowohl wegen des zu erhoffenden Anhanges als wegen des moralischen Eindruckes als geeignetstes Objekt, das Zentrum der feindlichen Stellung, Santiago und zunächst dessen Hafenplatz Valparaiso. Am 20. Aug. bewerkstelligten sie in der Bai von Quinteros, 35 km nördlich von Valparaiso, unbehelligt die Ausschiffung ihres Expeditionskorps von ca. 10,000 Mann, und 21. Aug. erfochten sie bei Concon vermöge ihrer bessern Ausrüstung und Ausbildung einen leichten Sieg über die Regierungstruppen, und nach einigen weitern Gefechten bei Viña del Mar und Placilla mußte ihnen 28. Aug. Valparaiso die Tore öffnen. Damit war Balmacedas Schicksal besiegelt; am 29. Aug. legte er die Gewalt in die Hände des Generals Baquedano nieder, um weiteres Blutvergießen zu verhindern, und flüchtete in die argentinische Gesandtschaft. Dort machte er 19. Sept. selbst seinem Leben ein Ende.

Die Aufständischen konstituierten unter Jorje Montt eine provisorische Regierung, und 18. Nov. wurde dieser einstimmig zum konstitutionellen Präsidenten erwählt. Die Revolution mißbrauchte ihren Sieg nicht; auf die anfänglich erlassenen Verfolgungs- und Anklagedekrete folgte 25. Dez. ein Amnestiegesetz, das nur die höchsten militärischen und Zivilbeamten und die, die sich gemeiner Verbrechen schuldig gemacht hatten, der weitern Verfolgung preisgab, im übrigen aber Friede und Eintracht unter den Bürgern des Staates wieder herzustellen bemüht war. Montt wendete sein Augenmerk hauptsächlich den finanziellen Fragen zu und suchte das durch Balmacedas Verschwendung und die Kosten des Bürgerkrieges gestörte Gleichgewicht im Staatshaushalte möglichst wiederherzustellen. Daneben nahm der Grenzstreit mit Argentinien (s. d.) vielfach die Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch, auch nachdem 1896 die Frage dem Richterspruch des Königs von England prinzipiell anheimgestellt worden war. Wenn es Montt

annähernd gelang, im Geiste der alten chilenischen Traditionen die Regierung auszuüben, so zeigte sich doch schon unter seinem Nachfolger, daß nicht ohne schwere Schädigung der nationalen Institutionen die Folge der Regierungen durch bürgerliche Revolutionen unterbrochen worden war.

Errázuriz verdankte seine Wahl (1896) den Klerikal-Konservativen. Zwar nötigte allerdings auch ihn der Kongreß zur Berufung liberaler Ministerien, allein es wiederholte sich jetzt das Schauspiel, daß die Kabinette von kürzester Lebensdauer einander in rascher Folge ablösten, und daß, um ein Ministerium zu bilden, oft längere Zeit darauf verwendet werden mußte, als es sich im Amte behaupten konnte. Dazu riß in der Finanzgebarung wieder Verschleuderung und Unehrlichkeit ein, die Metallwährung mußte aufgehoben werden, selbst der Schuldendienst drohte zu stocken, und das geschah, obwohl die Hausse der Kupferpreise dem Lande ganz ungewöhnlich günstige Konjunkturen schuf. Der Streit mit Argentinien stand mehr als einmal auf dem Punkte, zu kriegerischen Verwickelungen zu führen, und C. mußte unbedingt gewärtigen, dabei fast alle Nachbarn an der Seite seiner Feinde zu finden. Das nötigt C. zwar zu großen Rüstungen, die das Budget belasten, doch ist es bis jetzt noch immer gelungen, die drohenden Kriegswolken durch eine ruhige, aber feste Haltung zu beschwören. Eine solche hat auch G. Riesco bisher zu bewahren gewußt, der bei der Wahl von 1901 gegen Pedro Montt von den Liberalen auf den Präsidentenstuhl erhoben worden ist.

Geschichtsliteratur: Molina, Geschichte der Eroberung von C. (deutsch, Leipz. 1791); Gay (7 Bde. der »Historia«, s. oben, S. 27); Merandez, Manual de historia y cronologia de C. (Par. 1860); Barros Arana, Historia jeneral de la independencia de C. (2. Aufl., Santiago 1855—63, 4 Bde.); Derselbe, Histoire de la guerre du Pacifique 1879—1880 (Par. 1881—82, 2 Bde.); Rosales, Historia jeneral del reyno de C. (Valpar. 1877—78, 3 Bde.); Barros Arana, Historia general de C. (Madr. 1885—98, 15 Bde.); Markham, The war between Peru and C. (Lond. 1882); Hancock, A history of C. (das. 1894); Kunz, der Bürgerkrieg in C. (Leipz. 1892); Moreno, Guerra de Pacifico (Valpar. 1885—92, 8 Bde.); Pérez Garcia, Historia natural, militar, civil y sagrada del reino de C. (Santiago 1900, 2 Bde.); Suarez, Biografias de hombres notables de C. (2. Aufl., Par. 1870); »Coleccion de historiadores de C. y documentos relativos a la historia nacional« (Santiago 1861—98, Bd. 1—17) und »Coleccion de documentos ineditos etc.« (das., bis 1898, 18 Bde.).

Chilecito (spr. tschilesito), s. Villa Argentina.

Chiliárch (griech.), im altgriechischen Heere Befehlshaber über 1000 Mann, Oberst.

Chilias (Chiliade, griech.), die Zahl Tausend, eine Abteilung von Tausend.

Chiliásmus (griech.), der Glaube an ein künftiges tausendjähriges, mit Christi sichtbarer Wiederkunft anhebendes Gottesreich auf Erden. Der C. ist älter als die christliche Kirche, denn seine Wurzeln liegen im Judentum und in seinen sinnlichen Vorstellungen von einer irdischen Blütezeit des Reiches Gottes. Schon die Propheten hatten ein irdisches Reich des Messias verheißen, in dem das Glück der Nation sich auch durch äußern Wohlstand und Frieden der verklärten Natur kundgeben werde. Aus dieser prophetischen Perspektive griff das spätere Judentum mit Vorliebe die politische Seite heraus. Neben blutiger Rache an den Unterdrückern forderte man auch für die inzwischen verstorbenen Israeliten Anteil an dem Heil des Messiasreichs. So entstand der jüdische Volkstraum von einem theokratischen Weltreich, in dem unter der sichtbaren Herrschaft des Messias das aus der Zerstreuung gesammelte und vom Tod erweckte Israel nach Zerstörung der Weltreiche, im alleinigen Dienst Jahves, über die Heiden herrschen werde. Dieser chiliastische Volksglaube ist auch in die judenchristliche Zukunftshoffnung übergegangen. Die Offenbarung des Johannes lehrt (20, 4), daß nach der Wiederkunft Christi seine standhaften Bekenner mit ihm auferstehen und 1000 Jahre herrschen werden. Der Bestimmung der Dauer liegt eine bereits den Juden geläufige Projektion der Schöpfungswoche in sechs oder sieben Jahrtausenden zu Grunde, so daß die 1000 Jahre der Herrschaft der Heiligen dem Sabbat entsprechen. Gleichfalls aus der Johanneischen Offenbarung (20, 7 ff.) stammt die Vorstellung, daß am Ende der 1000 Jahre der Satan wieder los werden und seine letzten Kräfte gegen das Gottesreich aufbieten werde; erst nach seiner Vernichtung beginnt dann die ewige Seligkeit, das reine Jenseits, »ein neuer Himmel und eine neue Erde«. In der Ausmalung der dieser letzten Katastrophe vorangehenden paradiesischen Glückseligkeit gab die urchristliche Phantastik der jüdischen nichts nach. Bei Papias von Hierapolis um die Mitte des 2. Jahrh. finden wir angebliche Aussprüche Jesu über die monströse Fruchtbarkeit der Natur im Tausendjährigen Reich. Justin der Märtyrer sieht im C. den Schlußstein der orthodoxen Lehre; der 190 schreibende Bischof Irenäus erweist Recht und Wahrheit des C. aus Schrift und Tradition, Tertullian aus der neuen Prophetie des Montanismus. Gerade diese Richtung aber führte durch ihre schwärmerische Übertreibung eine Ernüchterung innerhalb der Kirche herbei, und um 200 tritt in dem römischen Presbyter Cajus der erste Bekämpfer des C. auf. Mit noch größerm Erfolg trat Origenes von seinen spiritualistischen Voraussetzungen aus gegen die sinnliche Zukunftserwartung auf. Durch die seit Konstantin politisch veränderte Stellung der Kirche wurde die Niederlage des C. besiegelt. Sobald die siegreiche Kirche es sich auf dem Boden dieser Erde wohnlich gemacht hatte, machte sie sich mit dem Gedanken vertraut, das Tausendjährige Reich sei schon mit dem Christentum selbst gekommen, und Augustin erhob diese Auffassung zur herrschenden. Seitdem galt schlechtweg die Kirche als Reich Gottes und Erfüllung aller Weissagungen einer bessern Zukunft. Um so mehr gaben sich unter den mit der päpstlichen Hierarchie unzufriedenen Sekten, die durch Verfolgungen zu fanatischen Hoffnungen aufgeregt wurden, jeweilig auch chiliastische Anschauungen kund (s. Ewiges Evangelium). Zur Zeit der Reformation aber standen neue Propheten des Tausendjährigen Reiches auf, die durch radikale Wiedergeburt der verderbten Welt dem Kommen Christi die Bahn brechen wollten. Die Reformatoren selbst teilten zwar den Glauben an die Nähe des Weltendes, verwarfen jedoch in der Augsburgischen Konfession (Art. 17) die eigentlich chiliastischen Hoffnungen als jüdische Träumerei. Hauptherd des C. wurden dagegen die Sekten der reformierten Kirche in England, Holland und später besonders in Amerika. Auch die Theosophie Valentin Weigels (gest. 1588), Jakob Böhmes und der Rosenkreuzer nährte sich von chiliastischen Hoffnungen; gleichzeitig brachten die Böhmischen und Mährischen Brüder chiliastische Propheten hervor, deren Weissagungen Comenius, selbst Chiliast,

sammelte. Da Spener nicht unbedingt in das Verdammungsurteil der Orthodoxie über den 1692 als Chiliast abgesetzten Petersen einstimmte, kam er selbst in den Verdacht des C. Sicher ist, daß der Pietismus sich aufs neue mit großer Liebhaberei der Hoffnung auf Besserung der Zustände in der Christenheit, bald auch der Erklärung der Johanneischen Offenbarung als eines prophetischen Kompendiums der Kirchengeschichte annahm und auf diese Weise auch den C. wieder zu Ehren brachte, dem endlich J. A. Bengel (s. d.) das Bürgerrecht in der protestantischen Theologie eroberte. Dieser neuere C. betont übrigens im Gegensatze zum alten mehr den Begriff der Verklärung; namentlich brachte ihn der geistvolle Theosoph Ötinger in Verbindung mit seinem Thema von der Geistleiblichkeit. Die Irvingianer gründeten 1832 ihre apostolische Kirche auf das Feldgeschrei, daß das Reich der Herrlichkeit nahe sei; andre Schwärmer, besonders aus Württemberg, wanderten in ähnlichem Glauben nach dem Morgenland, und die Mormonen haben den Grund zum neuen Zion am Salzsee gelegt. Vgl. außer den Dogmengeschichten: Corrodi, Kritische Geschichte des C. (2. Aufl., Zürich 1794, 4 Bde.); Chiapelli, Le idee millenare dei Cristiani (Neap. 1888).

Chilidromia (Alónisos), griech. Insel nördlich von Euböa, mit gleichnamigem Ort, ist 82 qkm groß, bergig (457 m hoch), bewaldet und hat ein ergiebiges Braunkohlenlager sowie (1896) 594 Einw. Im Altertum hieß die Insel Ikos und hatte zwei Städte, von deren einer noch Trümmer sichtbar sind. Man zeigte dort das Grab des Peleus.

Chilifichte, s. Araucaria.

Chilisalpeter, s. Salpetersaures Natron und Dünger.

Chilka (spr. tschil-), See, s. Tschilka.

Chilkatfluß, Küstenfluß im südöstlichen Alaska, der in das Chilkat Inlet des Lynnkanals mündet. Von ihm führt der Chilkatpaß über das Küstengebirge zum obern Jukon. Die am C. wohnenden Chilkatindianer sind ein Stamm der Tlinkit (s. d.).

Chilkootpaß, Gebirgspaß im nordamerikan. Territorium Alaska, unter 59½° nördl. Br. und 135° westl. L., 1070 m hoch, führt vom Dyea Inlet des Lynnkanals über das Küstengebirge zum Quellgebiet des Jukon. Vor Eröffnung der Eisenbahn von Skagway (s. d.) über den östlich gelegenen Whitepaß bildete der C. einen vielbenutzten, wenn auch beschwerlichen Zugang zum Klondike-Goldgebiet.

Chilkow, Michael Iwanowitsch, Fürst, russ. Minister, geb. 1834, war 1852—57 Offizier, ward vorübergehend im Ministerium des Auswärtigen angestellt und bereiste bis 1861 Amerika. Da inzwischen sein Vermögen verbraucht war, ging er wieder nach Amerika, trat als Arbeiter bei der transatlantischen Bahn ein, lernte als Schlosser in Liverpool, kehrte nach Rußland zurück und wurde Betriebschef bei der Kursk-Kiewer Bahn, 1870 bei der Moskau-Rjasaner Bahn. Als 1880 Skobelew gegen die Achal-Tekke zog, trat C. wieder in die Armee ein und wurde im Eisenbahnbataillon beim Bau der Transkaspischen Eisenbahn beschäftigt. 1883—85 war er Direktor der öffentlichen Arbeiten im bulgarischen Ministerium. Nach Rußland zurückgekehrt, wurde er Generalinspekteur der russischen Eisenbahnen. Im Januar 1895 zum Minister des Verkehrswesens ernannt, betrieb er besonders den Bau der Sibirischen Eisenbahn.

Chillán (spr. tschiljän, San Bartolomeo de C.), Hauptstadt der chilen. Provinz Nuble, an der Eisenbahn Santiago-Concepción, 5 km vom Nublefluß, 214 m ü. M., hat eine Kirche der Franziskanermission, ein von Deutschen geleitetes Lehrerseminar, lebhaften Handel und (1899) 35,052 Einw. Ein Erdbeben zerstörte 1751 die 1579 gegründete Stadt, worauf sie an ihrer jetzigen Stelle erbaut wurde; sie ist häufigen Überschwemmungen ausgesetzt. Ehedem war sie Mittelpunkt der Missionstätigkeit der Jesuiten. Südöstlich davon in den Anden, 2217 m ü. M., in hochromantischer Umgebung und beim Vulkan von C. (2904 m) die Baños de C. (Schwefelbäder von 35—60°), mit Badeeinrichtungen.

Chillicothe (spr. schillikoth), 1) Hauptstadt der Grafschaft Roß im nordamerikan. Staat Ohio, am Scioto, 1796 gegründet, mit höhern Schulen, Eisen- und Kohlengruben, Fabriken und (1900) 12,976 Einw. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Livingston im nordamerikan. Staat Missouri, nahe dem Grand River, mit Kohlenbergbau, Mühlen, Sägewerken und (1900) 6905 Einw.

Chillon (spr. schijóng), Schloß im schweizer. Kanton Waadt, zwischen Villeneuve und Montreux, auf einem Felsen im Genfer See erbaut und mit dem nur einige Meter entfernten Ufer durch eine Brücke verbunden. Es besteht aus mehreren unregelmäßigen Gebäuden mit einem viereckigen Turm in der Mitte und ist mit seinen weißen Mauern weithin sichtbar. Die Gewölbe sind in den Felsen gehauen. — Ausgrabungen, von der 1888 gegründeten Association pro Chillone unternommen, ergaben, daß auf C. schon im 11. Jahrh. eine Festung gestanden hat. Das gegenwärtige Schloß ist in der Hauptsache von Graf Thomas I. um 1224 und Graf Peter II. von Savoyen 1255—65 erbaut worden, hat aber im 15. und 16. Jahrh. mannigfache Umbauten erfahren. Am 29. März 1536 wurde es von den Bernern erobert, die den auf Karls III. von Savoyen Befehl seit sechs Jahren im untersten Gewölbe gefangen gehaltenen Franz Bonivard (s. d.) befreiten. Bis 1732 diente C. als Sitz des Berner Landvogts von Vivis und seit 1733 als Korn- und Zeughaus. Seit 1890 wird an der Restauration des Schlosses gearbeitet. Vgl. Vulliemin, C., étude historique (3. Aufl., Lausanne 1863); Rahn, Geschichte (1886) und Beschreibung (1888—89, 2 Tle.) des Schlosses C. (in den »Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich«); Derselbe, Eine Musterrestauration und die neuesten Funde im Schlosse C. (Bas. 1898).

Chilo- (spr. kilo), in italienischen Maßbezeichnungen das 1000fache der Einheit, soviel wie Kilo-.

Chiloé (spr. tschiloé, ursprünglich Chilihue, »Ende von Chile«), chilen. Insel an der Westküste Südamerikas, durch den engen Kanal von Chacao im N. und durch eine 50 km breite Straße (Golf von Ancud im N., von Corcovado im S.) gegen O. vom Festlande getrennt, 185 km lang, 67 km breit, 8570 qkm (mit den meist unbewohnten Nebeninseln aber 9480 qkm) groß. Die Küsten sind hoch und steil, die Ostküste reich an Vorsprüngen und Häfen, die Westküste einförmig und ohne Gliederung. Das noch wenig bekannte Innere besteht im N. aus vulkanischen Felsarten, im W. und S. aus Glimmerschiefer, im Innern aus Granit und Grünstein, steigt im Cerro Contento zu 900 m auf und ist fast durchweg mit dichtem Urwald bedeckt. Das Klima ist mild, außerordentlich feucht (jährliche Regenmenge bei Ancud 3400 mm), aber gesund. Die Bewohner sind meist christliche Indianer (Huilliche), die sich durch Sanftmut, Redlichkeit und Sittlichkeit auszeichnen (s. Tafel »Amerikanische Völker II«, Fig. 9). Die Hauptbeschäftigung ist

nächst dem Fischfang das Fällen des Holzes, das den hauptsächlichsten Handelsartikel bildet. Kartoffeln, Gemüse, besonders Kohl, auch Hafer gedeihen vortrefflich, Weizen, Roggen und Gerste weniger. Vieh- und Geflügelzucht (Ausfuhr von Hühnern und Eiern nach Valparaiso) sind ansehnlich, ebenso die Jagd auf Pelztiere und Seehunde. Die Schiffahrt im Haupthafen Ancud (s. d.) sowie in Chacao, Dalcahue, Castro und Conchi ist bedeutend. Die Insel wurde 1558 von Garcia de Mendoza entdeckt und um 1565 von Spanien in Besitz genommen; sie diente den spanischen Schiffen als Station auf der Fahrt um das Kap Horn. Als nach der Schlacht am Maipú 1818 Spanien Chile räumte, blieben die Chiloten ihm doch treu, mußten sich aber 1826 Chile unterwerfen.

Chiloé (spr. tschiloé), Provinz der Republik Chile, besteht aus der Insel C., den Chonosinseln (s. d.) und dem diesen Inseln gegenüberliegenden Festland von Patagonien, südlich bis zum Kap Tres Montes, dem äußersten Punkte der großen Halbinsel Taitao, 25,000 qkm mit (1900) 91,122 Einw., die fast sämtlich auf der Insel C. wohnen. Nur wenige Indianer hausen auf dem von steilen Küsten eingefaßten, von tiefen Fjorden durchschnittenen, dicht bewaldeten Festlande, das an seiner Ostgrenze in zahlreichen vulkanischen Gipfeln (Minchimádiva 2438, Corcovado 2289, Yanteles 2050, Macá 2060 m) die Schneegrenze überragt. Die Provinz zerfällt in die drei Departements Ancud, Castro und Quinchao. Hauptort ist Ancud (s. d.).

Chilognāthen, Chilopōden, s. Tausendfüßer.

Chilok, schiffbarer Nebenfluß der Selenga in der russisch-sibir. Provinz Transbaikalien, 470 km lang.

Chilomycterus, s. Igelfische.

Chilon, s. Cheilon.

Chiloplástik (Cheiloplastik, griech.), Bildung neuer Lippen (s. Lippenbildung).

Chilpancingo (spr. tschilpandsingo), Hauptstadt des mexikan. Staates Guerrero, 1380 m ü. M., unfern vom Rio Mescala, 1902 durch ein Erdbeben furchtbar verheert, mit höherer Schule und (1895) 6312 Einw.

Chilperich, Name zweier fränk. Könige aus dem Geschlechte der Merowinger: 1) C. I., Chlothars I. Sohn, gewann nach des Vaters Tode (561) die tapfersten Franken, ging nach Paris und bestieg den Thron, mußte aber mit seinen Halbbrüdern Charibert, Guntram und Siegbert das Reich teilen und erhielt Aremorica und das salische Land mit Soissons. Doch nach und nach brachte er auch in den Gebieten seiner schwachen Brüder die eigentliche Gewalt an sich. Seine Gemahlin war die Tochter des Westgotenkönigs Athanagild, Galsuintha, die aber seinem Kebsweib Fredegunde weichen mußte: Galsuintha wurde 567 ermordet, weshalb ihre Schwester Brunhilde (s. d. 2), die Gemahlin des austrasischen Königs Siegbert, diesen zum Kriege gegen C. antrieb, der von der Gefahr befreit war, als Fredegunde den Siegbert ermorden ließ (575). C. führte darauf mit seinem Bruder Guntram und seinem Neffen Childebert mehrere erfolglose Kriege. Er wurde 584 in Chelles bei Paris auf der Jagd ermordet. C. war ausschweifend, kein Freund der Kirche, daher von Gregor von Tours als Herodes und Nero bezeichnet, despotisch und grausam, machte aber lateinische Gedichte.

2) C. II., Childerichs II. Sohn, ward nach dem Tode seines Vaters (673) in ein Kloster gesteckt, aber, als Dagobert III. 715 gestorben, von den Neustriern zum Könige gewählt. Er verband sich 716 mit dem Friesenfürsten Ratbod gegen Karl Martell, den Majordomus von Austrasien, wurde jedoch von diesem geschlagen, ebenso 717 bei Vinchy und 719 bei Soissons. C. floh zu Herzog Eudo von Aquitanien, ward aber nach Chlothars IV. Tode (719) von Karl als Scheinkönig anerkannt und starb 720.

Chiltern Hills (spr. tschilt-), Hügelkette in Buckinghamshire (England), am linken Themseufer, oberhalb Reading, im Wendover Hill 276 m hoch. In den Buchenwäldern, die früher ihre Abhänge bekleideten, hausten Räuberbanden, deren Unterdrückung einem von der Krone ernannten Steward oblag. Das Amt besteht noch und wird Parlamentsmitgliedern verliehen, die sich zurückzuziehen wünschen.

Chiltern hundreds (engl., spr. tschiltern hönndrēds), gewisse Besitzungen der englischen Krone in Buckinghamshire und Oxfordshire; nominell (nicht aber wirklich) wird das Amt eines Verwalters dieser Güter (stewardship) an solche Parlamentsmitglieder verliehen, die ihr Mandat aufgeben wollen, da das englische Recht den Verzicht auf ein Abgeordnetenmandat nicht zuläßt, wohl aber dessen Verlust an die Annahme eines von der Krone verliehenen Amtes nach erfolgter Wahl knüpft.

Chiltram, s. Luftspiegelung.

Chilvers Coton (spr. tschillwers kotten), Stadt in Warwickshire (England), 1 km südlich von Nuneaton, am Kanal von Coventry, mit (1891) 3720 Einw.

Chimaltenango (spr. tschi-), Hauptstadt des gleichnamigen Departements der mittelamerikan. Republik Guatemala, an der Straße Guatemala–Solola, hat besuchte Jahrmärkte und 3000 Einw.

Chimaera, Fisch, s. Seekatze.

Chimära, im griech. Mythus ein feuerspeiendes Ungeheuer auf dem gleichnamigen, noch jetzt brennendes Gas ausströmenden Berge (heute Yanár-tasch) in Lykien, nach Homer vorn Löwe, in der Mitte Ziege, hinten Schlange, das lange das Land verwüstete, bis Bellerophon (s. d.) es erlegte; bei Hesiod Tochter des Typhon und der Echidna, mit den drei Köpfen der genannten Tiere. Das Bild der C. kommt auf Münzen von Korinth, Sikyon und andern Städten, ihre Erlegung auf Vasenbildern, aber auch auf einem der Reliefs des lykischen Heroon von Gjölbaschi (jetzt in Wien) vor. Ein Erzbild enthält das etruskische Museum zu Florenz. C. versinnbildlicht wahrscheinlich die vulkanische Beschaffenheit jenes Berges. Vgl. F. v. Luschan, Reisen in Lykien, S. 38, und Tafel XVII (Wien 1889).

Chimäre (franz.), s. Schimäre.

Chimaeridae (Seekatzen), s. Fische.

Chimay (spr. schimä), Stadt in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Thuin, am Blanchefluß, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Beaumont–C. und der Bahn Hastière-Monignies, mit einem Schloß und Park der Fürsten gleichen Namens, 2 Kirchen, Denkmal des Geschichtschreibers Froissart, einem Athenäum, bischöflichem Seminar, zahlreichen Eisenwerken, Hochöfen, berühmten Marmorbrüchen und (1900) 3480 Einw. — Die Herrschaft C., seit 1470 Grafschaft, seit 1486 Fürstentum, befindet sich seit 1804 im Besitz des Hauses Riquet de Caraman. Vgl. Hagemans, Histoire du pays de C. (Brüss. 1866, 2 Bde.).

Chimay (spr. schimä), 1) François Joseph Philippe de Riquet, Graf Caraman, Fürst von, geb. 21. Sept. 1771, gest. 2. März 1843, Sohn des Grafen Victor Maurice de Riquet de Caraman (gest. 24. Jan. 1807 in Paris) und der Prinzessin Marie Anne de C., Nachkomme des Peter Paul Riquet, der sich durch den Bau des Kanals von Languedoc vom Gärtner zum berühmten Mann aufschwang und

1666 von Ludwig XIV. geadelt wurde. Beim Ausbruch der Revolution Offizier, verließ C. Frankreich, wurde nach der Restauration Oberst, 1815 in die Deputiertenkammer gewählt, wo er zur Opposition hielt, und lebte seitdem meist in den Niederlanden, von deren König er 1820 zum Mitgliede der Ersten Kammer ernannt wurde. Seit 1804 als Neffe und Erbe des letzten Fürsten von C. aus dem Haus Bossu Besitzer der Chimayschen Domänen, sah er seinen Fürstentitel 1824 vom König der Niederlande bestätigt. Er war seit 1805 mit Therese Cabarrus, der Witwe Talliens (s. d.), vermählt.

2) Joseph de Riquet, Fürst von Caraman und C., belg. Diplomat, Sohn des vorigen, geb. 20 Aug. 1808 in Brüssel, gest. 12. März 1886, lebte, nachdem er mehrere Jahre Gesandter im Haag, in Frankfurt a. M. und in Rom gewesen, teils auf seinem Schloß C., teils in Brüssel und war lange Mitglied des Senats. — Sein ältester Sohn, Joseph, Fürst von Caraman-C., geb. 9. Okt. 1836 in Ménars (Frankreich), gest. 29. März 1892, früher in diplomatischem Dienst, 1870—78 Gouverneur der Provinz Hennegau, war seit 1882 Mitglied der Kammer, seit 1884 Minister des Auswärtigen.

Chimborazo (spr. tschim-), berühmter Gipfel der Westkordillere in der Republik Ecuador, unter 1° 47′ südl. Br., ein erloschener, vorwiegend trachytischer Vulkan, nach Messungen von Reiß und Stübel 6310 m hoch und 3400 m über dem Tal von Quito gelegen. Den ersten Versuch der Besteigung machte 1745 La Condamine. A. v. Humboldt und Bonpland gelangten 1802 bis zu 5882 m, Boussingault und Hall 1831 bis 6002 m, Jules Remy kam 1856 bis nahe an den Gipfel, Stübel 1872 bis 5810 m, Whymper erstieg endlich den Berg im Januar und Juli 1880 bis zu seiner höchsten Spitze.

Chimborazo (spr. tschim-), Provinz der südamerikan. Republik Ecuador, umfaßt den südlichen Teil der zwischen den beiden Kordilleren liegenden Hochebene von Tacunga und den Abhang der Ostkordillere und hat ein Areal von 14,360 qkm mit 122,000 Einw. Ackerbau und Viehzucht bilden die Hauptbeschäftigung, daneben Baumwoll- und Wollweberei. Alaun und Schwefel werden bei Alausi gewonnen. Eine Eisenbahn verbindet die Provinz mit Guayaquil. Hauptstadt ist Cajabamba (s. d.).

Chimbote (spr. tschim-), Hafenort im peruan. Depart. Ancachs am Puerto Ferrol, Ausgangspunkt der Bahn nach Huaraz, mit lebhaftem Handel

Chimenophile Pflanzen, s. Winterpflanzen.

Chimirri (spr. ki-), Bruno, ital. Politiker, geb. 1845 in Catanzaro, studierte die Rechte und wurde 1876 zum Mitgliede der Deputiertenkammer gewählt, in der er sich Depretis anschloß. Am 7. Febr. 1891 trat er in das Kabinett Rudini als Minister des Ackerbaues, Gewerbes und Handels ein, übernahm dann das Portefeuille der Justiz und nahm 10. Mai 1892 seine Entlassung. Vom Juni 1900 bis Februar 1901 war er Finanzminister im Kabinett Saracco.

Chimonanthus, s. Calycanthus.

Chimsyan (spr. tschimßiän), Indianerstamm, s. Tschimschian.

Chimu (spr. tschi-), Tal im peruan. Depart. La Libertad, nahe bei der Stadt Trujillo, mit den mächtigen Ruinen der großen Stadt Gran C., der größten und volkreichsten Stadt des alten Peru, vielleicht der Hauptstadt des lange vom Inkareich unabhängig gebliebenen ältern Chimureichs, das sich vom Barrancatal (Depart. Lima) bis zum Golf von Guayaquil erstreckte. Die Ruinen, in denen man viele Altertümer fand, sind lange, massive Mauerlinien, Paläste, Wasserleitungen und Bassins, Kornspeicher, Gefängnisse, Schmelzöfen, Gräber auf einer Fläche von 20—24 km Länge und 8—9 km Breite. Unter den großen Huacas (Pyramidengräbern) hat das von El Obispo eine Höhe von 45 m und bedeckt 3,2 Hektar. Weiterhin stehen die Ruinen eines 2,8 Hektar bedeckenden Sonnentempels, 245 m lang, 141 m breit, über 60 m hoch. Die alte Chimusprache ist eine Yunkasprache (s. Yunka), die von der Inka- oder Quichuasprache ganz verschieden war.

China, soviel wie Chinarinde. C. von Ostindien (von Java), s. Toona. C. nova, s. Kaskarillrinde.

China (spr. tschainä), im Englischen soviel wie Porzellan; C.-Clay, soviel wie Porzellanerde, s. Kaolin.

China (hierzu 3 Karten: »China und Japan«, »Die Provinzen Tschili und Schantung«; ferner »Unterlauf des Pei-ho ꝛc.« bei S. 55), in eigentlichem Sinn das »Land der 18 Provinzen« (Schi pa schöng), das alte Stammland der chinesischen Herrschaft, oft noch gleichbedeutend mit Chinesisches Reich (s. d.) gebraucht. Der Name C. ist wahrscheinlich malaiischen Ursprungs und zu alter Zeit von Hinterindien aus auf C. übertragen. Der europäischen Kultur des Altertums waren die Bewohner gerüchtweise als Siner oder Serer (Seidenleute) bekannt. Die Chinesen nennen ihr Land namentlich Tschung kwo (Reich der Mitte), nicht aber Himmlisches Reich. Der mittelalterliche Name Kitai oder Kathay (bei Marco Polo für Nordchina) hat sich bei den Russen und Nordasiaten erhalten. Die Chinesen haben sich auch jeweilig nach ihren Dynastien genannt, z. B. Söhne der Han, der Ming.

Übersicht des Inhalts:

Lage und Grenzen	S. 34	Unterrichtswesen ꝛc.	S. 40
Bodengestaltung	34	Landwirtschaft	42
Geologische Verhältnisse	35	Bergbau	43
Bewässerung	35	Industrie	43
Klima	36	Handel und Verkehr	44
Pflanzenwelt	36	Staatsverfassung	46
Tierwelt	36	Heerwesen, Flotte	47
Areal und Bevölkerung	36	Geogr.-statist. Literatur	48
Kulturverhältnisse	37	Geschichte	48
Religionen	39	Geschichtsliteratur	56

Lage und Grenzen. C. umfaßt den südöstlichen Teil des Chinesischen Reiches zwischen der mongolischen Steppe im N., dem tibetischen Hochland im W., Hinterindien im S., dem Meer im S. und O. Die Nordgrenze wurde früher durch die Chinesische Mauer (s. d.) bezeichnet, jetzt sind noch einige Gebiete nördlich derselben, soweit der Abfluß zum Meere reicht, den Provinzen Schansi und Tschili hinzugefügt. Die Breitenausdehnung liegt zwischen 44 und 18° nördl. Br. (einschließlich der Insel Hainan), die Längenausdehnung zwischen 98 und 125° östl. L., nach beiden Richtungen etwa 2200 km, bei einem Flächeninhalt von 3,877,000 qkm; letztere Zahl ist noch recht unsicher.

Bodengestaltung.

Gebirge. Von dem aus vielen Parallelzügen gebildeten Kwenlun-System Innerasiens setzen sich zwei Ketten, zu einer verschmelzend, als Östlicher Kwenlun gegen O. nach C. hinein fort. Dies Gebirge, im Hauptteil (bis etwa 110° östl. L.) Tsinlingschan genannt, bildet die schärfste Scheide zwischen einem nördlichen und einem südlichen C. nach allen Verhältnissen (Bodengestaltung, Bewässerung, Klima, Besiedelung, Bodenbau, Verkehr). Der Tsinlingschan ist ein mauerartiger, schwer übersteigbarer Gebirgswall von hohem Alter, seine größten Höhen liegen zwischen 3000 und 4000 m. Früher dehnte er sich

CHINA u. JAPAN.

Chines. Reich — Japan. Reich

Maßstab 1:18500000

100 50 0 100 200 300 400 Kilometer.

Tsi-nan Provinzhauptort;
Die den Fremden geöffneten Häfen sind unterstrichen. Die Abkürzung: ts. bedeutet in China: tschou. Jap. S. franz. j. — — Kabel
_____ Dampferlinien (E.) Englische, (D.) Deutsche, (F.) Franz., (A.) Amerikan., (J.) Japan., (Ö.) Österreich.

Semipalatinsk

MONGOLEI

Gobi

Sachalin (Karafuto)

OCHOTSKISCHES MEER

JAPANISCHES MEER

GELBES MEER (HWANG HAI)

OSTCHINESISCHES MEER (TUNG-HAI)

SÜDCHINESISCHES MEER (NAN-HAI)

Bai von Bengalen

Hai-nan

Taiwan (Formosa)

Hondoh (Honšiu)

Shikoku

Kiusiu

Saikaido

PEKING

Tientsin

Schanghai

Nanking

Hankau

Kanton

Hongkong

Macao

KIAUTSCHOU

KIAUTSCHOU-BUCHT

Tsingtau

KANTON. Maßst. 1:200000

HONGKONG. VICTORIA. Maßst. 1:200000

KANTON-MACAO-HONGKONG. Maßstab 1:2000000

Maßstab 1:1000000

0 5 10 20 Kilometer

Deutsches Gebiet.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

wahrscheinlich ununterbrochen bis zur Gegend der Jangtsekiangmündung aus. Jetzt findet er seine Fortsetzung nur noch im Funiuschan (2—3000 m) und (nach einer Unterbrechung) im Hwaigebirge (1500 m [?]). Das Land im N. kann als Nordchinesisches Tafelland bezeichnet werden. Es besteht aus flach gelagerten Gesteinsschichten, die aber hoch mit Löß beschüttet sind, der das ganze nördliche C. beherrscht; in das Tafelland, das in zahlreiche Schollen verworfen ist, ist namentlich längs des Fönnho in Schansi und längs des Weiho in Schensi eine Reihe von Becken eingesenkt, die für Besiedelung, Kultur und Politik (Verteidigung) hochwichtig sind. Vom mittlern Schansi gegen NO. streicht eine Folge von parallelen Gebirgsketten, die als Nordchinesischer Gebirgsrost zusammengefaßt werden (Wutaischan [über 3000 m], Kleiner Wutaischan [3000 m], Nan kou schan [800—1000 m] und südlich davon zu beiden Seiten der Ebene von Peking der Höngschan und Wulungschan). Der Nordchinesische Gebirgsrost, der Abfall des Nordchinesischen Tafellandes (Taihangschan 600—900 m) und der Abbruch des östlichen Kwenlun, ferner das Hwaigebirge begrenzen im N. und W. das Einbruchsfeld der Großen Ebene, das südlich noch das Deltagebiet des Jangtsekiang umfaßt und mit dessen Sedimenten sowie namentlich denen der verschiedenen Läufe des untern Hwangho bedeckt ist. Inselartig ragt aus der Großen Ebene das Gebirgsland von Schantung auf, das in der Halbinsel Schantung steil ins Meer fällt, es erreicht im Taischan 1545 m; der westliche Teil ist ein verworfenes Schollenland, der östliche ein abradiertes Faltungsgebirge aus ältesten Gesteinen mit einzelnen höhern Zügen (Laischan 750, Aischan 1000, Lauschan über 1000 m). Fast das ganze Gebiet südlich vom Östlichen Kwenlun (Tsinlingschan) wird von Faltungen in der Durchschnittsrichtung SW. bis NO. (Sinisches System) durchzogen. Als wichtige Niveaustufe hat v. Richthofen eine Reihe von bogenförmig verlaufenden, mit dem Abfall nach O. und S. gerichteten Verwerfungslinien, die in Nordchina die Nord- und Westgrenze der Großen Ebene bilden, weiter durch Südchina verfolgt; sie begrenzen im W. die Ebene des Hankiang und des Tungtingsees und scheiden die verkarsteten Hochflächen von Kweitschou und Jünnan von dem weiten Hügelland Südostchinas. Letzteres, nach dem Verlauf der unzähligen parallelen Faltungszüge auch als Gebiet des Südchinesischen Gebirgsrostes zu bezeichnen, hat massigere Gebirge nur auf der Westgrenze der Küstenprovinzen Tschekiang und Fokiën aufzuweisen (Wuischan [Bohea der Engländer] 2000—2400, Tahwangschan etwa 2000 m). Auf der Nordgrenze von Kwangtung gehen die höchsten Gipfel keinesfalls viel über 1000 m hinaus, die Pässe (Meiling und Tscheling) haben nur 300 m. An der Westgrenze von C. treten Hochgebirgsketten von N. bis S.-Richtung (Hinterindisches System) auf und ziehen sich bis ins nördliche Sz'tschwan hinauf (Gambugebirge bis 7000, Tasüeschan im Dschara 7800 m erreichend). Der Winkel zwischen diesen meridionalen Ketten und dem Östlichen Kwenlun wird wieder von Gebirgsfalten Sinischen Systems (SW. bis NO.) ausgefüllt, die in der Nähe jener ebenfalls zu Hochgebirgen anschwellen (Taliangschan in Süd-Sz'tschwan ca. 6000 m, Ketten in Nord-Sz'tschwan 5—6000, Tapaschan südlich vom Tsinlingschan bis 3000 m). Zwischen diesen und der Hochfläche von Kweitschou eingesenkt, liegt das Rote Becken von Sz'tschwan, benannt nach der charaktergebenden Farbe des Sandsteinbodens, bis auf die Ebene von Tschongtufu ein sanftes Hügelland von 900—1200 m ü. M.

Geologische Verhältnisse. Außer dem in den Hochgebirgen, in Schantung und in Südostchina weitverbreiteten Urgebirge sind paläozoische Schichten nach ihrer Mächtigkeit und Ausdehnung von größter Wichtigkeit. Die durch v. Richthofen festgestellten Sinischen Schichten (hauptsächlich Kambrium) herrschen im Nordchinesischen und Südchinesischen Gebirgsrost, in Schantung und im Östlichen Kwenlun vielfach vor, Silur und Devon finden sich namentlich im S. vom Tsinlingschan und in den Hinterindischen Ketten. Das Nordchinesische Tafelland wird (unter der Lößdecke) vermutlich fast völlig aus den Schichten der Steinkohlenformation zusammengesetzt, die außerdem in Südchina (Hunan, Kweitschou und Jünnan, in letztern Provinzen besonders als Kohlenkalk) weite Verbreitung findet. Mesozoische Ablagerungen erfüllen die großen Becken in Südchina (Sz'tschwan, Kwangsi, Hunan ꝛc.) und enthalten ebenfalls häufig Kohle. Unter den neuern Gebilden ist der Löß (s. d.) für den Norden, der Laterit für den Süden am wichtigsten; der erstere ist als »gelbe Erde« in Nordchina überhaupt maßgebend für die gesamte kulturelle Entwickelung (Bewässerung, Siedelung, Landwirtschaft. Verkehr). Jüngere vulkanische Gesteine haben geringe Verbreitung; sie bilden Lavadecken an der Nordgrenze gegen die Mongolei und finden sich in der Umrandung der Großen Ebene (namentlich im Hügelland von Nangking und im SO. [südliches Jünnan]).

Die Bewässerung, natürliche und künstliche, ist in C. überaus reichlich. Man kann folgende fünf hydrographische Provinzen unterscheiden: das Nordchinesische Stromgebiet oder das des Hwangho (s. d.), zu dem wegen der häufigen Wanderungen von dessen Unterlauf auch der größte Teil der Großen Ebene (bis Peking hinauf) zu rechnen ist; das Mittelchinesische Stromgebiet oder das des Jangtse (Jangtsekiang, s. d.); das Südchinesische Stromgebiet, hauptsächlich das des Sikiang (s. d.); das Gebiet der südostchinesischen Küstenflüsse (Tschekiang und Fokiën); das Gebiet der hinterindischen Ströme (West-Jünnan). Weitaus der wertvollste Strom in C. ist der Jangtsekiang, der dem Land ein ungeheures Netz schiffbarer Kanäle bietet, das künstlich noch sehr erweitert und verbessert ist. Namentlich das Mündungsgebiet des Jangtse ist ganz mit Kanälen durchzogen, aber auch der gesamte übrige Teil der Großen Ebene, der von dem an sich fast unschiffbaren Hwangho beherrscht wird; der größte Kanal, der Kaiserkanal (s. d.), führt aus dem Delta des Jangtse bis Tientsin. Durch den bei Hankou mündenden Hankiang werden Verbindungen nach Nordchina, durch den Siangkiang und Kiakiang solche nach den südlichsten Provinzen geschaffen. Von Landseen sind die größten der Tungtinghu (5000 qkm), der Poyanghu (5000 qkm), der Taihu (2500 qkm), sämtlich im untern Jangtsegebiet; die Seen von Talifu und Jünnanfu (Jünnan); außerdem ist die Ebene von Hankau und die Große Ebene mit zahllosen Seen bedeckt.

Die Küste, deren Länge auf 5570 km geschätzt wird, ist in ihrer südlichen Hälfte, namentlich von Hainan bis zur Jangtsemündung, sehr inselreich und stark gegliedert, ebenso in der Halbinsel Schantung; auf diese Strecke sind auch die guten Häfen beschränkt. Sonst ist sie flach und für die Schiffahrt durch Untiefen gefährlich. Für die Beleuchtung dienen 75 Leuchtfeuer (einschließlich der auf dem untern Jangtse) und eine große Zahl von Bojen und andern Zeichen.

Große Gefahren bringen die Zyklone oder Taifune (Wirbelstürme). Größere Buchten der Küste sind die von Liautung und Tschili (Inneres Gelbes Meer), die Hangtschoubai und der Golf von Tongking. Von den zahlreichen Inseln seien außer Hainan (34,000 qkm) die Gruppe der Tschusan-Inseln vor der Hangtschoubai und die der Miautau-Inseln in der Meeresstraße von Tschili erwähnt.

C. gehört seinem Klima nach der Monsunregion Ostasiens an. Als Wirkung des Hochdruckgebietes über Innerasien herrschen im Winter Nord- und Nordwestwinde vor, daher trockne und kalte Winter, im Sommer wegen des niedrigen Luftdruckes über Innerasien Süd- und Südwestwinde, daher sehr feuchte Sommer mit gleichmäßigen Wärmeverhältnissen. Nur im Innern Chinas ist der Monsuncharakter abgeschwächt. Der kälteste Monat ist der Januar, der wärmste meist der Juli. Die Wärmeschwankungen sind im Winter sowohl in Bezug auf die Monats- als auch auf die Tagesmittel sehr erheblich, dagegen gering in den Sommermonaten.

	Wärmster Monat	Kältester Monat	Mittlere Jahresschwankung
Nordchina: Peking . .	26,0°	—4,7°	52,0°
Taiyüenfu	26,6°	—6,2°	—
Mittelchina: Schanghai	27,4°	2,7°	44,5°
Tschungkingfu	26,8°	8,5°	36,2°
Südchina: Kanton . .	28,2°	12,6°	33,3°
Macao	29,0°	15,3°	24,9°

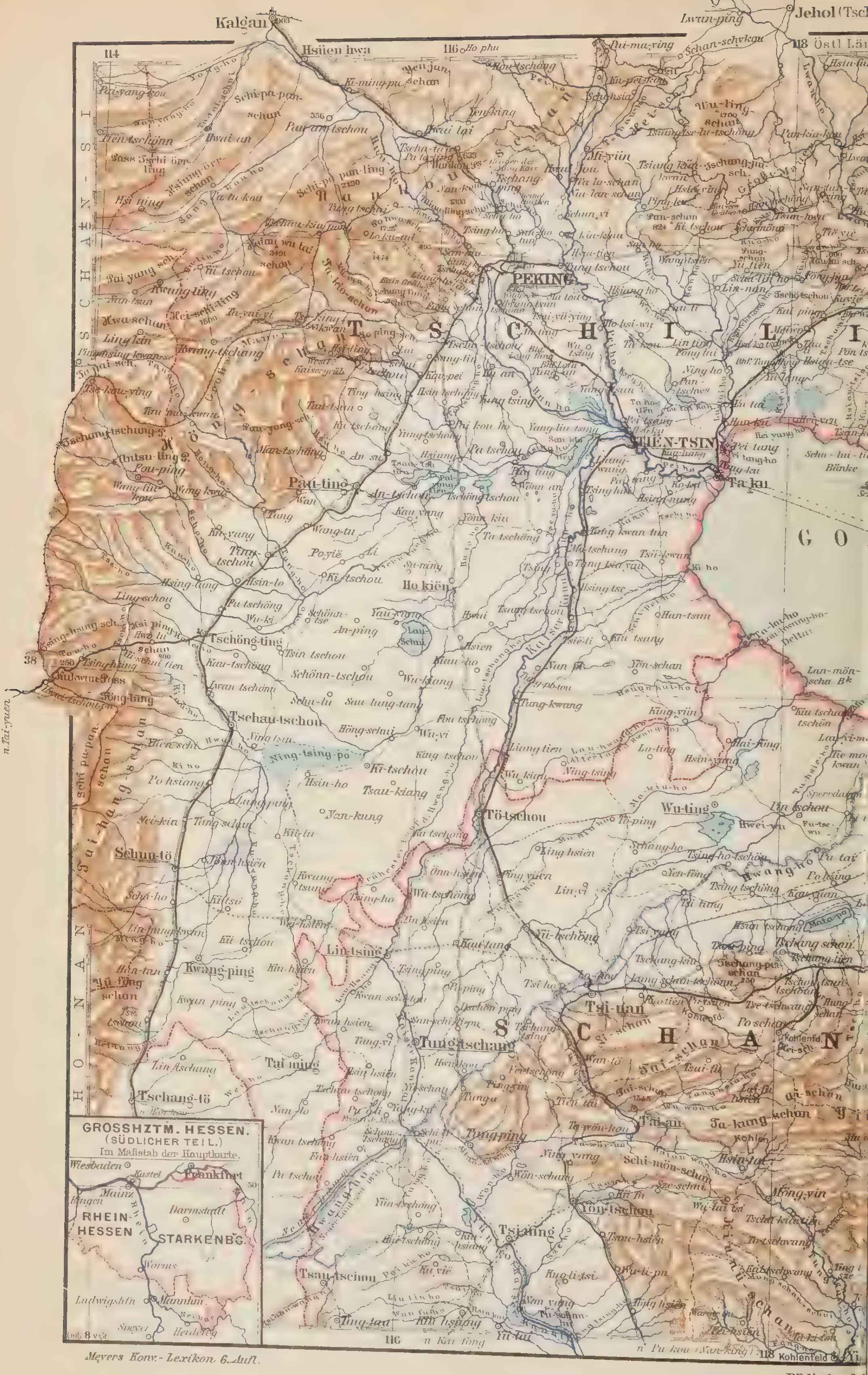
Die Niederschlagsmengen haben ihr Maximum im S. (Hongkong 2291 mm), nach N. hin nehmen sie bedeutend ab (Peking 500—600 mm). Am wenigsten Regen fällt überall in den Wintermonaten, am meisten im Mai bis September. Die Zahl der Regentage liegt durchschnittlich unter 100. (Vgl. Thirring in der »Meteorologischen Zeitschrift«, 1887 und 1888; Supan in »Petermanns Mitteilungen«, 1896.) Die äquatoriale Grenze des Schneefalles reicht bis zur Südküste, die des jährlichen Schneefalles bis Schanghai. Über Bodengestaltung, Bewässerung und Klima vgl. Tiessen, C., das Reich der 18 Provinzen; Teil 1: Allgemeine Geographie des Landes (Berl. 1902).

Von der Pflanzenwelt Chinas ist, wie überhaupt vom Innern des Reiches, wenig bekannt. Sie ist im wesentlichen eine Mischung europäisch-sibirischer und indischer Formen, von denen erstere im N., letztere im S. überwiegen, auch ist Anlehnung an die japanische Flora erkennbar; jedoch sind auch viele selbständige Formen vorhanden, namentlich scheinen die Hochgebirge in Jünnan ein Zentrum phytologischer Entwickelung gewesen zu sein. In den Gebieten dichtester Bevölkerung, besonders in der Großen Ebene und an der ganzen Küste, ist infolge der Einwirkung menschlicher Kultur eine Unterscheidung zwischen einheimischen und eingewanderten Formen unmöglich geworden. Gleichen Gründen ist die geradezu bedenkliche Entwaldung der Gebirge zuzuschreiben, die sich nur im W. noch nicht bemerkbar macht. Als Eigentümlichkeit wird bislang die große Mannigfaltigkeit der Holzgewächse gegenüber andern Pflanzenformen hervorgehoben. Immergrüne Bäume wachsen noch im N. (Eichen), überhaupt sind die meisten Bäume immergrün. Nadelhölzer verbinden sich mit Lorbeergewächsen. Charakteristisch sind: Pinus chinensis an der Küste Südchinas, Pinus Bungeana mit weißlicher Rinde in Nordchina, die chinesische Zypresse (Cupressus funebris), überall auf Gräbern, Podocarpus mit olivenähnlichem Blatte, die Gattung Gingko; unter den Gräsern die Bambusarten. Von Laubhölzern sind außer Eichen, Kätzchenträgern, Linden, Eschen und Sykomoren mit besondern Arten zu erwähnen: der Kampferbaum (wild nicht im N.), Laurazeen und Magnoliazeen. Unter den Sträuchern sind besonders häufig: Kamelien, Teepflanzen, Rhododendren, Rubiazeen, Myrsineen, Styrazeen, Ilicineen und Korneen (Aucuba); Oleander und Myrten erinnern an die europäische Mittelmeerflora. Unter den Araliazeen ist der Ginseng (Panax Ginseng) als Arznei hochgeschätzt, gedeiht aber fast nur noch in der Mandschurei und Korea, kaum noch in Tschili. Die chinesischen Gärten sind berühmt, die Gewässer durch ihre Flora von Nelumbium (Lotos). Vgl. Bretschneider, History of the European Botanical Discoveries in C. (Lond. 1898); Diels in Englers »Botanischen Jahrbüchern«, Bd. 24 (Leipz. 1897).

Die Tierwelt Chinas gehört zwei tiergeographischen Regionen an, überwiegend der mandschurischen oder mongolischen Subregion der paläarktischen Region; hierher gehört ganz Ostchina vom Amur bis zum Jangtsekiang; der südlich dieses Stromes gelegene Teil gehört zur orientalischen Region, und zwar zu deren indochinesischer Subregion. Die Tierwelt Chinas ist, entsprechend der vielseitigen Bodengestaltung, die neben den höchsten Gebirgen gewaltige Flußläufe und ausgedehnte Wüsteneien bietet, eine außerordentlich mannigfaltige, und es können hier nur einige Charaktertiere hervorgehoben werden. Das mächtigste Raubtier ist der Tiger, der von der orientalischen Region bis zum Amur und selbst darüber hinausgeht; neben ihm kommen andre Katzenarten und kleinere Raubtiere vor; die Insektenfresser sind durch eine Reihe typischer Gattungen vertreten. Von den Hirscharten findet sich die merkwürdigste, der Milu (Elaphurus Davidianus), nur in einem kaiserlichen Park bei Peking, hierzu kommen noch Formen mit kurzem Geweih oder ohne Geweih. Im südlichen C. finden sich von orientalischen Charaktertieren unter andern der Elefant und der Schabrackentapir. In den Gebirgsgegenden des westlichen C. leben charakteristische Affen, eine eigentümliche Bärenart und das durch die fortgesetzten Nachstellungen immer seltener werdende Moschustier. Unter der Vogelwelt nehmen die weitaus erste Stelle die Fasanen ein, vertreten durch prachtvoll gefiederte, meist in Gefangenschaft gezogene Arten, ferner auf den Gewässern unzählige Arten von Wasservögeln, namentlich Gänse und Enten. Die Reptilien sind im S. häufiger, darunter von Giftschlangen die Brillenschlange und die Pama (Bungarus annularis). Von Amphibien ist die interessanteste Form ein Riesensalamander (Sieboldia Davidiana), dem japanischen verwandt. In der Fischfauna ragen die karpfenähnlichen Fische hervor. In der Verbreitung der Landmollusken darf C. den Charakter einer eignen Provinz beanspruchen. Von Schmetterlingen und Käfern sind C. viele Gattungen eigen; eine Coccus-Art erzeugt Pflanzenwachs.

Areal und Bevölkerung.

Nach Sakharow zählte das ganze Reich 1749 nur 177, stieg bis 1780 auf 277 Mill., erreichte 1812 die Ziffer 360 und 1852 die von 420 Mill. Die neuesten Schätzungen gaben nur 360 Mill. Allerdings hat C. viele Millionen in letzter Zeit durch Überschwemmungen, Aufstände und Hungersnöte verloren. Eine neue Volkszählung nennt freilich nach den noch nicht beglaubigten Ergebnissen wieder 426,447,325 für das Reich, 407,737,305 für die 18 Provinzen. Die zuverlässigsten Hilfsmittel geben Areal und Bevölkerung der 18 Provinzen wie folgt an:



Meyers Konv.-Lexikon 6. Aufl.

Bibliographi

Institut in Leipzig.

Zum Artikel ‚China.'

Chinesische Kultur I.

1. Frau.

2. Palankin (Tragstuhl) aus Bambus.

3. Frau.

4. Tracht eines Vizekönigs.

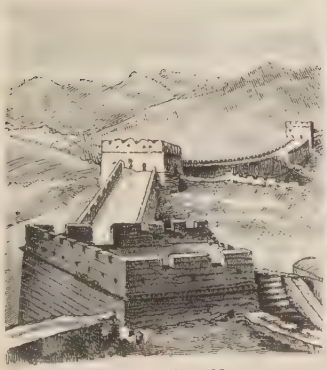
6. Dschonke.

5. Tracht eines Mandarinen.

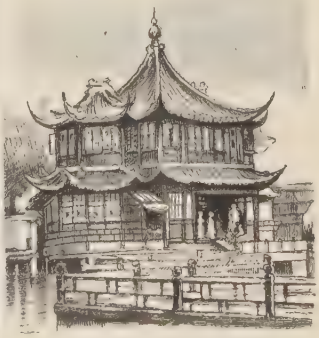
7. Kamelrückenbrücke bei Wan-schau-schan.

10. Südöstlicher Teil der Befestigung bei Peking.

9. Tien-Ning-Szu-Pagode bei Peking.



8. Teil der Großen Mauer am Nan-Kan-Paß.



11. Altes Torhaus bei Schanghai.

Chinesische Kultur II.

1. Frauenschuh für Normalfuß, 2. für Krüppelfuß. — 3, 4. Opiumpfeifen. — 5. Kopfbedeckung der Kaiserin. — 6, 7. Stoßwaffen (Plantem). — 8. Streitaxt. — 9. Zwei Säbel in einer Scheide. — 10. Stabschwert (Gläfe). — 11, 12. Schmuck. — 13. Gürtelschnalle der Mandarinen. — 14. Porzellanvase. — 15. Fächer. — 16. Teegeschirr. — 17. Schwarzlackierter Becher mit Perlmuttereinlagen. — 18. Alte Teebüchse mit Speckstein-schnitzerei. — 19. Schriftzeichen neuen Stiles. — 20. Tin-tso-Korallenknopf auf dem Hute eines Mandarinen. — 21. Schmuck-nadel. — 22. Ohrgehänge aus Glas und Korallen mit Seidenbüschel. — 23. Geschnitzter Bambusbecher. — 24. Halsgehänge. — 25. Nadel aus Gold und Email. — 26. Goldene Schmucknadel. — 27. Kamm aus graviertem Holz. — 28. Damentasche. — 29. Stickerei (Drachenmotiv). — 30. Stoffmuster.

Provinzen	QKilom.	Einwohnerzahl	Auf 1 qkm
Nordchina	1222400	80000000	65
Tschili	314800	18200000	57
Schansi	207300	9900000	50
Schensi	199300	7900000	40
Kansu	351400	10500000	30
Schantung	149600	33100000	221
Mittelchina	1058000	130400000	123
Kiangsu	99300	18300000	184
Nganhwei	142800	18500000	129
Honan	173500	20100000	116
Hupé	181400	28300000	156
Sz'tschwan	461000	45200000	98
Südchina	1596600	109100000	68
Tschekiang	91200	11300000	124
Fokiën	111200	19600000	176
Kiangsi	179500	20500000	114
Hunan	200500	15200000	76
Kweitschou	157200	3400000	22
Jünnan	396700	11700000	29
Kwangsi	217300	5200000	24
Kwangtung (mit Hainan)	243000	22200000	91
China:	3877000	319500000	82

Trotz der Liebe zur Heimat zwingt die Übervölkerung vieler Landschaften zur Auswanderung, namentlich in Kwangtung und Fokiën. Begräbnis in der Fremde gilt jedoch als Unglück, so daß man die Toten wenigstens in heimatliche Erde legt, deren Einfuhr sich nach allen Gegenden lohnt, wo chinesische Arbeiter leben. Das erste Ziel der chinesischen Auswanderer war Hinterindien und der Archipel, wohin noch jetzt jährlich viele Tausende auswandern. In Niederländisch-Indien zählte man 1901: 469,514 Chinesen (309,859 Männer). Die chinesische Bevölkerung von Hinterindien beträgt an 4 Mill., die Hälfte der Einwohner von Bangkok sind Chinesen, in Singapur beherrschen sie fast den Handel. Die Goldentdeckungen in Kalifornien und Australien zogen einen starken Strom von Chinesen dorthin, aber bald wurden in Nordamerika Verbote gegen die chinesische Einwanderung erlassen. Dennoch wurden 1900 in der nordamerikanischen Union 119,050 Chinesen gezählt, der größte Teil in den pacifischen Staaten. In den sieben australischen Kolonien lebten 1901 etwa 35,000 Chinesen, gegen früher eine starke Abnahme. Dem Inselreich Hawai, wo man 1901: 25,742 Chinesen zählte, haben sie den Aufschwung gebracht. Bei dem Bau der Panama-Eisenbahn und des Kanals hat man Chinesen massenhaft verwendet, die meist zu Grunde gingen. Ebenso sind Tausende von Chinesen nach Zentral- und Südamerika, Chile, Réunion, Britisch-Westindien, besonders aber nach Cuba gezogen worden.

Städte. Über die Einwohnerzahl der Städte Chinas gehen die Schätzungen weit auseinander. Als größte Stadt wird Kanton mit 1,600,000 Einw. angenommen, darunter bis zu 1 Mill. haben Siangtan, Singanfu und Tschangtschoufu, unter 1 Mill. und bis 500,000 Einw. 9 Städte: Tiëntsin, Tschöngtufu, Hankou, Futschou, Hangtschoufu, Schaohing, Peking, Sutschou und Wöntschou, unter 500,000 und bis 200,000 Einw. die Städte: Nanking, Fatschan, Schanghai, Taiyüenfu, Tschungking, Ningpo, Weihsiën, Tengtschoufu, Yungping, Tsinanfu und Wutschangfu und unter 200,000—100,000 Einw. die Städte: Tschinkiang, Pautingfu, Tschifu, Tungkun, Hanyang, Hutschoufu, Schäklung, Tungtschou. Alle chinesischen Städte haben ähnliche Bauart, gewöhnlich einen viereckigen Kern, von hohen Mauern mit Türmen, zuweilen auch von Gräben umgeben. Er enthält fast nur die Beamtenwohnungen, weite Räume sind öde, Verkehr fehlt. Sitz des Handels sind die Vorstädte. Die Straßen sind meist krumm und eng, selten breiter als 3—4 m, im S. vielfach noch enger und für Wagen nicht passierbar. Daher fehlt es sehr an Lüftung; Wasserabzüge sind selten vorhanden, gewöhnlich verpestet Unrat die Straßen. Feuersbrünste sind häufig, werden aber energisch bekämpft.

Kulturverhältnisse.

(Hierzu die Tafel »Chinesische Kultur I u. II«.)

Die Bevölkerung Chinas bestand ursprünglich aus tibetischen und hinterindischen Stämmen, deren Überreste als Sifan, Yao, Lolo und Miaotse heute in Jünnan, Kweitschou, Kwangsi und Kwangtung wohnen. Sie wurden zurückgedrängt durch ein von NW. (nach der chinesischen Mythologie vom Kwenlun) einwanderndes Volk, das den Grundstock der mit allerlei mongolischen Elementen vermischten eigentlichen Chinesen bildet. Später kamen türkische Stämme, endlich als Eroberer die Mandschu hinzu, ein zum tungusischen Zweig der Altaier gehöriger Stamm, die heute in den wichtigern Städten, wo sie die sogen. Tatarenstadt bewohnen, die Besatzung bilden. Außer den der großen mongolischen Rasse und, mit Ausnahme der Mandschu, den Völkern mit einsilbigen Sprachen angehörigen Stämmen wohnten 1900 in den dem fremden Handel geöffneten Vertragshäfen (s. unten) 16,811 Europäer, Japaner und Amerikaner.

Die eigentlichen Chinesen (s. Tafel »Asiatische Völker I«, Fig. 17) sind selten über 1,52 m groß, die Frauen meist noch kleiner. Das Gesicht ist rund; die Augen sind klein, eng geschlitzt, weit voneinander abstehend, stets schwarz, häufig schief gestellt, mit dicken Augenbrauen; die Backenknochen vorstehend; die Nase klein und platt, die Stirn niedrig, die Lippen dicker als bei den Europäern; Bart auf Kinn und Oberlippe ist selten, das Haupthaar straff und schwarz. In der Muskelbildung stehen die Chinesen den kaukasischen Rassen nach; eine gewisse Schlaffheit der Gesichtsmuskeln verleiht dem Mann einen weibischen Typus. Die Bewohner der einzelnen Provinzen sind sehr verschieden, die des nördlichen C. im allgemeinen stärker als die der mittlern und südlichen Provinzen; die der letztern sind auch dunkler als die mehr rötlichen des Nordens, die des mittlern C. blaßgelb. Die Bewohner der Gebirge haben sich mehr eine rohe Eigenart bewahrt.

Der gesellschaftlichen Stellung nach werden vier Klassen unterschieden: Gelehrte, Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute. Geburtsadel tritt gegen den Berufsadel zurück. Nicht die Prinzen, sondern die hohen Beamten bilden die Aristokratie; kaiserliche Prinzen, deren es etwa 6000 verschiedener Grade gibt, werden ohne Amt kaum beachtet. Würden und Titel sind nicht erblich. Der Gelehrtenstand, der geachtetste, ergänzt sich aus allen Schichten der Bevölkerung. Nur Gelehrte und die aus ihnen hervorgegangenen Regierungsbeamten gelten als höhere Klassen. Da aber alle Klassen dem Gelde nachstreben, so fehlt es dem Wohlhabenden auch ohne Wissen nicht an Mitteln zur Gewinnung von Ansehen. Die Sklaverei ist althergebracht. Der zum Frondienst verurteilte Verbrecher ist dauernd seiner persönlichen Freiheit beraubt. Im 3. Jahrh. n. Chr. wurde den Armen gestattet, ihre Kinder zu verkaufen; hieraus entstand die Privatsklaverei. Die Kaufsklaven werden meist wie Kinder behandelt und sind gegen Mißhandlung durch Gesetze geschützt. Die weiblichen Haussklaven gehen mit der Verheiratung in die Gewalt des Mannes über. Be-

schränkungen am Bürgerrecht erleiden Schauspieler und Prostituierte, Scharfrichter, Gefängniswärter.

Die Sprache der Chinesen ist unter allen Kultursprachen der Erde die einfachste. Sie besteht nur aus einsilbigen Wörtern. Ihr fehlen alle Beugungen, jede Unterscheidung von Hauptwort und Zeitwort, jede Wortbildung überhaupt, außer einfacher Zusammensetzung der Silben. Die bestimmte Bedeutung der Wörter im Satz wird durch ihre Stellung hervorgebracht, die strengen Gesetzen unterworfen ist. Die Sprache zerfällt in Schriftsprache und Umgangssprache. Die Umgangssprache besteht aus zahlreichen Dialekten, die in Aussprache und Artikulation so voneinander abweichen, daß sich die Angehörigen verschiedener Provinzen oft kaum verstehen. Allgemein verbreitet ist das sogen. Kwānhoa (»gemeinsame Verkehrssprache«) und der Mandarinendialekt als Sprache des Hofes, der Beamten und der gebildeten Klassen. Die chinesische Schrift ist aus einer Bilderschrift hervorgegangen. In der ältesten Zeit schrieb man mit einem Bambusgriffel und schwarzem Firnis; seit 220 n. Chr. mit Pinsel und Tusche. Weiteres vgl. Chinesische Sprache und Literatur.

Die geistige Befähigung der Chinesen ist nicht gering, der Durchschnitt der Volksbildung sehr bedeutend; sie haben ganz selbständig eine Reihe überraschender Erfindungen gemacht, eine umfassende, besonders enzyklopädische Literatur hervorgerufen sowie in staatlichen Einrichtungen Größeres geschaffen als alle andern Asiaten und Bleibenderes als alle andern Völker überhaupt. In der Kulturentwickelung überwiegen neben religiösen Motiven stets praktische Gesichtspunkte. Kunstsinn ist vorhanden und bedeutend ausgebildet, aber, wie überhaupt die Gesamtheit der Kulturanschauung, von dem europäischen weltenweit verschieden. Im besondern fehlt der Trieb nach wissenschaftlicher Vertiefung um ihrer selbst willen. Den Charakter der Chinesen kennzeichnet Fleiß, an Fatalismus grenzende Geduld, Anstelligkeit, Genügsamkeit, Verschlagenheit, vor allem praktischer Sinn. Als Kaufleute stehen sie in allererstem Rang. Feine und gefällige Umgangsformen findet man durchgehends in den östlichen Provinzen und im mittlern C.; Zudringlichkeit und Unfreundlichkeit bei den Bewohnern des Südens; geistigen Tiefstand und Roheit bei denen des Südwestens. Diese Verschiedenheit spricht sich auch im Benehmen gegen die Europäer aus, die stets auf Treubruch und Übervorteilung rechnen müssen; in kaufmännischem Verkehr ist der Chinese jedoch unbedingt zuverlässig.

Die Kleidung ist nach den Provinzen verschieden, doch überall von ähnlichem Zuschnitt. Der gemeine Mann trägt baumwollene Jacke und Beinkleid, der Reichere während des Sommers Beinkleid und ein langes, weites Obergewand von Seide oder Leinwand ohne Kragen, mit weiten Ärmeln, das frei herunterhängt oder durch einen seidenen Gürtel zusammengehalten wird. An letzterm werden der Fächer in seidener Scheide, ein gestickter Tabakbeutel, eine Taschenuhr in gesticktem Beutel, eine Dose mit Feuerstein und Stahl getragen, zuweilen auch ein Messer mit Scheide und ein Paar Eßstäbchen. Als Kopfbedeckung haben die Beamten im Sommer kegelförmige Kappen aus Bambusgewebe, auf der Spitze mit einem Knopfe versehen, dessen Farbe den Rang des Trägers anzeigt, mit einem Büschel von roter Seide oder roten Pferdehaaren. Die Landleute benutzen im Sommer große, schirmartige Bambushüte, gegen Regen ein Rohrgestell, an dem das Wasser abläuft. Im Winter tragen die niedern Volksklassen wattierte Baumwollenkleider oder mehrere übereinander; Reichere kleiden sich in Tuch und Pelz. Die Feier- und Staatsanzüge sind außerordentlich kostbar und möglichst reich mit Seide und Gold bestickt. Strümpfe, meist aus Baumwolle oder aus Seide gewebt oder auch zusammengenäht, sind allgemein im Gebrauch. Die Schuhe sind aus baumwollenem oder seidenem Zeug gefertigt und mit papierner oder lederner Sohle versehen; Reiche tragen im Winter Schuhe von Tuch, Atlas oder Samt. Die Landleute gehen meist barfuß, die Lastträger auf Sandalen von Stroh. Vom Tragen weißer Wäsche, von Tisch- und Bettüchern wissen die Chinesen nichts, überhaupt ist Reinlichkeit den Chinesen nicht nachzurühmen. Die Frauentracht ist ähnlich der männlichen, nur von größerer Länge und Weite; Schleier sind unbekannt; Augenbrauen, Wangen und Lippen werden geschminkt; das Haar wird bei Verheirateten in allerlei künstlichen Gestalten geordnet, mit Gold- und Silbernadeln, Goldplättchen und Perlen, mit natürlichen und künstlichen Blumen geschmückt; die Unverheirateten tragen es in langen Zöpfen. Die Männer scheren es am Vorder- und Hinterkopf kahl ab, binden es um den Scheitel in einen Zopf, der über den Rücken herabhängt. Der Zopf ist eigentlich unchinesisch und erst durch die Mandschu (seit 1644) eingeführt worden. Vor dem 40. Lebensjahr einen Schnurrbart, vor dem 60. weitern Bart zu tragen, ist gegen die Sitte. Neben dem Zopf gehören zu den Seltsamkeiten der Chinesen die langen Nägel an der linken Hand und die verkrüppelten Füße der Frauen, die durch dauernde Einpressung von früher Jugend an derart erzeugt werden, daß der Fuß im Schuh wie eine Art Huf erscheint und zum ordentlichen Gang seine Fähigkeit verliert; die »goldenen Lilien« sind namentlich bei den vornehmern Chinesinnen zu finden. Bei den Mandschufrauen, also auch Frauen und Nebenfrauen des Kaisers, ist diese Verstümmelung der Füße nicht Sitte.

Die Wohnungen der Chinesen sind sehr verschiedener Art. Auf den Flüssen und in den großen Häfen leben viele ganz auf Schiffen oder festgelegten Flößen, neben dem Wohnschiff befinden sich oft andre als Schweinestall oder Gemüsegarten. Die um einen Hof erbauten Häuser sind einstöckig, höchstens zweistöckig und meist bloß in ihrer Hinterwand oder zwei Seitenwänden aus gebrannten oder ungebrannten Ziegelsteinen gebaut, sonst teils aus Brettern, teils aus mit Lehm bestrichenem Flechtwerk oder Matten hergestellt. Der Boden ist nicht gedielt und uneben; Papier bedeckt die Fensteröffnungen. Charakteristisch ist an größern Gebäuden das geschweifte Dach. Der Hausrat besteht aus wenigen Stühlen und Tischchen. Die Häuser haben bei Vornehmen eine besondere Ahnenhalle mit den Stammtafeln, auch geschmackvoll angelegte Gärten.

Ein Grundzug des sozialen Lebens in C. ist die Innigkeit und Strenge des Familienlebens. Der Hausvater ist im vollsten Sinne des Wortes Hausherr, mit unumschränkter Gewalt über die ganze Familie, aber auch mitverantwortlich für ihre Vergehungen. Natürlich steht auch die Verheiratung der Kinder ganz beim Vater. Die Mutter teilt die dem Vater erwiesene Ehrerbietung und muß als Witwe vom Sohn zeitlebens erhalten werden. Man wünscht sich Söhne; die Unsitte der Tötung (Ertränkung) und Aussetzung neugeborner Mädchen, die in einzelnen Provinzen unter den untern und mittlern Ständen noch ungemein häufig ist, ist durch Errichtung von Findelhäusern, die durch Subskription der Wohl-

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

habenden erhalten werden, einigermaßen eingeschränkt worden. Die Mädchen erhalten schlechte Erziehung, wenige können lesen und schreiben; bei den wohlhabenden Klassen dürfen sie vom 12. oder 13. Jahr mit keinem männlichen Wesen, selbst nicht mit ältern Brüdern, verkehren und nur in dicht verschlossener Sänfte das Haus verlassen. Die Verheiratung findet schon in frühen Lebensjahren des Mannes statt, weil er, um eine Frau zu erhalten, keinen selbständigen Erwerb zu haben braucht, da die Frau in das Hauswesen seiner Eltern eintritt. Die Verlobungen erfolgen sehr häufig schon im frühesten Kindesalter. Der Gehorsam, den die Frau ihrem Mann und zugleich dessen Vater und Mutter schuldig ist, kennt keine Ausnahmen. Scheidung ist zugelassen, auch Verkauf der Frau an einen andern Mann vorbehaltlich ihrer Zustimmung. Die reichern Klassen leben oft in Vielweiberei, namentlich wenn die erste Frau kinderlos geblieben, doch behält diese den Vorrang. Wiederverheiratung ist nur den Männern gestattet; Frauen geben sich zuweilen nach dem Tode des Mannes unter großen Zeremonien durch Gift u. dgl. den Tod. Der Eintritt in das mannbare Alter wird bei Knaben (vom 12.—15. Jahre) durch die Mützenverleihung gefeiert; bei Mädchen durch Schmükkung mit der Nadel, dem Kopfputz der Frauen. Sehr zahlreich sind die Zeremonien bei der Leichenbestattung wohlhabender Personen, wobei die Leiche im wohlverkitteten Sarg oft 40 Tage und länger über der Erde steht; die Toten werden in kostbaren Seidenstoffen in einen hölzernen Sarg gelegt, der in feierlichem Zug zum Begräbnisplatz geleitet und in die Erde versenkt wird, nachdem die bösen Geister ausgetrieben sind. Die Gräber werden öfters im Jahre geziert, wobei Opfer dargebracht werden. Die Trauerzeit für die Eltern, der Frau um ihren Mann dauert 27 Monate, um Kinder und Geschwister und des Mannes um die Frau ein Jahr. Jeder Beamte ist genötigt, abzudanken und kann während der nächsten drei Jahre kein Amt bekleiden. Trauerfarben sind Weiß, Blau und Aschgrau. Der Nachlaß gehört den Söhnen gemeinsam, die Ahnentafel dem ältesten, der oft auch doppelten Anteil hat.

Die Nahrung der Chinesen ist sehr mannigfach; der gewöhnliche Mann ißt ziemlich alles Genießbare, nach unsern Begriffen noch mehr. Doch halten die strenggläubigen Buddhisten das Fleischessen für zu sinnlich und insbes. das Rindfleischessen für undankbar gegen das dienstbare Vieh. Spezialitäten sind Bohnenkäse und Fadennudeln aus Weizenmehl. Der Teekonsum ist zwar enorm, der ärmere Mann begnügt sich indes mit Aufguß von Surrogaten (Artemisia- und Ribes-Arten). In den an Landstraßen vielfach aus Mildtätigkeit erbauten Teehäusern wird den Reisenden unentgeltlich Tee gewährt. Abweichend von allen übrigen Asiaten speist der Chinese sitzend; statt einer Gabel braucht er zwei kleine Stäbchen von Bambus oder Elfenbein, mit denen er aus den suppenartigen Gerichten alle festen Stücke geschickt herausfischt. Aus Reis und Hirse wird ein Branntwein hergestellt, der, warm in kleinen Tassen gereicht, die Stelle des Weins vertritt. Trunksucht ist im allgemeinen selten; dagegen herrscht das entnervende Opiumrauchen unter allen Klassen trotz aller Edikte der Regierung (s. Tafel »Rauchgeräte II«, Fig. 21). Tabakrauchen und -Schnupfen sind verbreitet. Reisen finden, wenn möglich, zu Wasser statt, sonst in Tragsesseln aus Bambus; im N. auf zweiräderigen Karren. Alle Anstalten zur Beförderung sind Unternehmungen einzelner; das gut organisierte Regierungspostwesen dient nur für amtliche Korrespondenzen. Die Warenbeförderung wird auf dem Landwege im S. mittels Schiebkarren, im N. mittels zweiräderiger, von Pferden oder Ochsen gezogener Karren bewerkstelligt. Träger, Esel und Maultiere, im N. und W. Kamele sind jedoch die meist benutzten Transportmittel.

Öffentliche Schaugepränge sind beliebt; die öffentlichen Feste (Neujahrstag, Fest der Drachenboote, gestiftet zu Ehren des im 4. Jahrh. v. Chr. lebenden Kinjuen, das Laternenfest am 15. des ersten Monats, das Fischerfest) werden allgemein und lärmend gefeiert. Leibliche Übungen werden nur vom Militär vorgenommen; doch ist eine Art Fußball beliebt. Die Neigung zum Glücksspiel ist allgemein. Das Schachspiel ist seit undenklichen Zeiten üblich, weicht aber vom indischen und abendländischen bedeutend ab (»Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 24, S. 172). Mechanische Spielereien mit überraschendem Effekt sind sehr gesucht, Spieldosen ein lohnender Einfuhrartikel, Theatervorstellungen ein Hauptvergnügen. Eine besondere Belustigung für groß und klein ist ferner das Steigenlassen von Papierdrachen, die der berühmte General Hansi 206 v. Chr. erfunden haben soll. Bewunderungswürdiges wird in Feuerwerken geleistet. Als Eigentümlichkeit sei noch erwähnt, daß die Chinesen beim Schreiben die Wörter nicht in wagerechten, sondern in senkrechten Linien aneinander fügen, dabei aber rechts anfangen; daß sie beim Kompaß den Süden als Hauptrichtung nehmen.

Religionen.

Die vorherrschenden Religionsbekenntnisse sind die Lehren des Kungfutse (Confucius), des Laotse, des Buddha und die durch ihre gegenseitige Einwirkung entstandene gegenwärtige Volksreligion. Von großer Bedeutung für die Provinzen des Nordwestens und Südwestens ist der Islam, während die Bekenner des Christentums nach Zahl und Einfluß wenig hervortreten. Obschon der Staat keine feierliche Verpflichtung zur Anerkennung einer bestimmten Religion fordert, genießen die Bekenner des Confucianismus politisch höheres Ansehen. Die alte Religion war fast ausschließlich der noch heute grundlegend wichtige Ahnenkultus. Menschen und Naturgeister werden nicht gänzlich getrennt gedacht; die ganze Natur ist von Geistern (Schin) belebt. Der Himmel (Tiën) ist das Höhere, die Erde (Ti) das Niedere. An der Spitze aller Geister steht der Himmel oder Schangti, der »höchste Herrscher«, Gott; in der philosophischen Sprache werden diese beiden Gegensätze durch Yang und Yin, etwa das männliche und weibliche oder das lichte und dunkle Prinzip, ausgedrückt. Durch die Zusammenwirkung von Himmel und Erde entstehen alle Wesen und das vorzüglichste, der Mensch. Beim Tod erfolgt die Auflösung des Menschen in einen himmlischen und irdischen Teil. Die verstorbenen Herrscher werden dem obern Kaiser (Gott) im Himmel zur Seite stehend gedacht. Von Belohnung oder Bestrafung ist nirgends die Rede, die Gestorbenen bleiben in demselben Verhältnis zu ihren Fürsten ꝛc. wie auf Erden und üben auf das Schicksal ihrer lebenden Nachkommen einen wesentlichen Einfluß. Ein Priesterstand fehlte; der Kaiser, die Vasallenfürsten, zuletzt der Hausvater versahen die religiösen Zeremonien. Die Parallelisierung der Stellung vom Sohn zum Vater und der vom Volk zur Obrigkeit und in letzter Linie zum Reichsoberhaupt ist die eminente politische Bedeutung des chinesischen Ahnenkultus. Vgl. Plath,

Religion und Kultus der alten Chinesen (Münch. 1862—63); »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 21; F. Heige, Die Religion und Kultur Chinas (Berl. 1900). — Die Religion, zu der sich jetzt der Kaiser, alle Staatsbeamten und die Gelehrten bekennen, ist die Lehre des Konfutse (s. d.). Auch in dieser blieben Kaiser, Fürsten, Staatsbeamte die vornehmsten Priester, doch gibt es auch Berufspriester. Die Opfergaben bestehen in Ochsen, Schafen, Schweinen, Seidenzeugen. Die Opferhandlung ist stets ein Fest und wird im Tempel oder auch im Freien vorgenommen (Kaiseropfer auf dem heiligen Taischan in Schantung). Wallfahrten wird ein großer Wert beigelegt; jeder größere Ort hat seinen Kungfutsetempel. Vgl. J. Legge, The life and teachings of Confucius (Lond. 1867). — Das dritte C. eigentümliche Religionssystem ist das des Laotse (s. d.), des Stifters der Taosekte, die auch in Japan und Hinterindien Verbreitung fand. Ihre Anhänger (Taoisten) haben jedoch die erhabenen Lehren des Stifters zu einem wahren Zerrbild gemacht und sind jetzt einem groben Mystizismus ergeben. Ihre Hauptsitze sind in der Provinz Kiangsi; sie stehen übrigens in geringem Ansehen. Vgl. Douglas, Confucianism and Taoism (Lond. 1893).

Der Buddhismus (hier Religion des Fo genannt) kam 65 n. Chr. von Indien nach C., ist aber zu rohem Heidentum und Götzendienst verunstaltet. Die Indolenz und der Zölibat machen die Priester den Anhängern des Kungfutse verächtlich, ebenso ihre freiwillige Armut und ihr lästiges Betteln. Ihr Gottesdienst ist aber prunkhaft, der Klerus, die Bettelmönche überaus zahlreich, das Land mit buddhistischen Klöstern übersät. Die große Masse des Volks gehört ohne Zweifel dem Buddhismus an (s. d.). Scharfe und bewußte Gegensätze zwischen diesen Religionen bestehen unter der Bevölkerung nicht, vielmehr hat sich auf der Basis des Ahnenkultus eine Volksreligion gebildet, die sich bei den niedern Klassen als Aberglaube zeigt, bei den Gebildeten aber einer allgemeinen Tugendlehre Platz gemacht hat. Der Glaube an Seelenwanderung, eine der alten Religion ganz fremde und entgegengesetzte Vorstellung, kam mit dem Buddhismus ins Land und beherrscht alle Sekten und Religionen.

Der Islam faßte schon 628 in C. Fuß, nachdem ein Vetter Mohammeds, Wah Abi Kabscha, vom Kaiser Taitsung die Erlaubnis erhalten hatte, in Kanton eine Moschee einzurichten. Sein Grab ist noch jetzt ein Wallfahrtsort für alle in C. lebenden Mohammedaner. 755 sandte der Kalif Abu Giafr dem vom Rebellenführer Anlo-Chan bedrängten Kaiser Suntsung 4000 arabische Soldaten, die sich später in mehreren Städten niederließen. Die größte Zahl der Mohammedaner befindet sich heute in Kansu (8,350,000), Schensi (6,500,000) und Jünnan (3,750,000), viel weniger in Schantung und Honan (je 200,000), Schansi, Hunan und Hupe, Kweitschou, Sz'tschwan u. a. Die Gesamtzahl aller Mohammedaner im Chinesischen Reich wird auf 19,950,000 Seelen berechnet. Juden sollen zuerst unter der Dynastie Han (206 v. Chr. bis 221 n. Chr.) eingewandert sein; jetzt befindet sich noch eine kleine jüdische Gemeinde zu Kaifongfu in Honan.

Das Christentum wurde bereits in der ersten Hälfte des 7. Jahrh., wenigstens in seinen äußerlichen Formen, durch Nestorianer eingeführt, wie die berühmte, in chinesischer und syrischer Sprache abgefaßte Inschrift der »Nestorianischen Tafel« von Singanfu beweist. Die ersten europäischen Reisenden (Marco Polo u. a.), die während der Mongolenherrschaft durch Innerasien nach C. gelangten, fanden bereits zahlreiche nestorianische Gemeinden vor. Papst Clemens V. errichtete 1307 den erzbischöflichen Stuhl von Khambalu (Peking), 1313 den bischöflichen Stuhl von Zeitun (Tschüentschoufu in Fokien), doch bestanden sie nur bis 1369. Die nachhaltige Einführung des Christentums datiert erst seit 1580, als es dem Jesuiten Ruggieri gelang, in Kanton festen Fuß zu fassen, und erst 1601 konnte der Jesuit Ricci die Hauptstadt Peking betreten. 1696 erschienen auch Dominikaner und Franziskaner in C., doch vermochten sie nicht annähernd gleiche Erfolge zu erzielen wie die Jesuiten, die sich gewandt den Formen der Volksreligion anzupassen wußten. Die Mißgunst der Orden gegeneinander untergrub bald ihre Macht, zunächst wurden 1718 alle Missionare mit Ausnahme der Jesuiten verbannt, dann auch diese heftig verfolgt; 1814 wurde der Bischof Dufresne enthauptet. Erst durch die Verträge von Tientsin (26. und 27. Juni 1858) und von Peking (24. und 25. Okt. 1860) wurde den Angehörigen aller christlichen Glaubensbekenntnisse wieder Sicherheit der Person und des Eigentums sowie freie Religionsübung und den ins Innere reisenden Missionaren, wenn sie mit Pässen versehen, wirksamer Schutz zugesichert. Auch sollte der Übertritt zur christlichen Religion erlaubt und straflos sein. Doch sind wiederholt und bis in die neueste Zeit blutige Christenverfolgungen unter Billigung der Behörden vorgekommen und haben auch bei der Entwickelung der neuesten europäischen Aktion gegen C. den Hauptanlaß gegeben. Die Zahl der gegenwärtig in C. tätigen katholischen Orden ist elf, nämlich Augustiner, Belgisches Seminar, Dominikaner, Franziskaner, reformierte Franziskaner, Jesuiten, Lazaristen, Mailänder, Römisches, Holländisches (Steyl) und Pariser Seminar, mit 37 Vikariaten in den 18 Provinzen. Man zählte 1900: 41 Bischöfe, 700 europäische und 500 eingeborne Priester, rund 1¼ Mill. Gemeindemitglieder und Anhänger, über 3000 Kirchen und Kapellen, ebenso viele Schulen mit etwa 60,000 Schülern und etwa 50 Seminare mit über 1000 Studierenden. Die evangelische Mission, die zuerst 1807, tatkräftiger seit 1842 in C. auftrat, zählt etwa 100,000 Anhänger; es arbeiten über 40 Missionsgesellschaften, darunter 5 deutsche (Rheinische, Berliner, Baseler, Allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein, Berliner Findelhaus) mit etwa 1500 Missionaren (zur Hälfte Frauen) und gegen 1800 einheimischen »Helfern«, über 600 Kirchen und Kapellen, über 20,000 Missionsschülern beider Geschlechter, 70 Hospitälern, 50 Apotheken; ferner 18 englische und 13 amerikanische Gesellschaften mit einer Jahresausgabe von 1½ Mill. Mk. Vgl. J. Legge, The religions of C. (Lond. 1880); Edkins, Religion in C. (das. 1880); Piton, La Chine, sa religion, ses mœurs, ses missions (Toulouse 1880); Harlez, Les religions de la Chine (Par. 1891); de Groot, The religious system of C. (Leiden 1892—97, 3 Bde.); Max Müller in »The XIX. Century«, Bd. 48; die Zeitschrift »Missionary Recorder« (Futschou 1867—72); »Veröffentlichungen des Missionshauses zu Steyl«; »C. Mission Handbook« (jährlich in Schanghai); »Das Evangelium in C.« (jährlich in Berlin).

Unterrichtswesen. Bildung.

So eigentümlich wie die Religion ist das Unterrichtswesen in C. Es gibt weder staatliche Elementarschulen noch Schulzwang; es geschieht aber von

den Privaten viel für den Unterricht. Gewöhnlich vereinigen sich mehrere Familien, oder es nimmt der »Stamm« einen Lehrer an, dem die Knaben, nicht auch die Mädchen, im Alter von 5—6 Jahren auf so lange anvertraut werden, bis sie lesen und schreiben können; es wird weder Mathematik noch Naturgeschichte gelehrt. Dennoch können von der erwachsenen männlichen Bevölkerung nur 37 Proz., von der weiblichen nur 2 Proz. lesen. Erst bei der Erwerbung der literarischen Grade spricht die Regierung ein gewichtiges Wort mit. Es gibt drei Grade: Siutsai (»Kandidat«), Tschüyen (etwa »Doktor«) und Tschinschih (etwa »Professor«). Die beiden letzten Prüfungen finden alle drei Jahre statt, und zwar in Prüfungshöfen mit Tausenden kleiner Hütten, wo die Examinanden mehrere Tage und Nächte eingesperrt leben müssen. Hauptaufgabe der Schüler ist Aneignung der Klassiker (Kungfutse), der zweite und dritte Grad befähigen zu Staatsämtern; man bereitet sich zum Studium vor in den vom Staat und von Stiftungen unterhaltenen Seminaren. Geld, Verwandtschaft und Empfehlung verhelfen jedoch vielen Unwissenden zu diesen drei Graden. Dagegen werden die Prüfungen in der kaiserlichen Hofburg für die höchste Stufe des Hanlin (Pinselwald) strenger gehandhabt. Wer diese Prüfung bestanden hat, findet Aufnahme in den Hanlinyüen, die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, oder wird sonst in hohen Stellungen verwendet. Die zu Tausenden durchfallenden Kandidaten werden Schullehrer, Notare, Schreiber ꝛc. Schulbesuch der Mädchen ist Ausnahme. Das Wissen auch der Gebildetsten geht über den Bereich ihres Landes selten hinaus. Neuerdings bereitet sich darin eine Änderung vor, 1867 erfolgte die Errichtung eines Kollegiums für fremde Wissenschaften (Tungwönkwan) in Peking, einer Art Universität mit europäischen und amerikanischen Professoren. Auch werden seit 1872 jährlich junge Chinesen zu ihrer Ausbildung nach Europa und Amerika gesandt. Ein seit 1868 bestehendes Bureau im Arsenal zu Nanking hat ausländische Werke ins Chinesische zu übersetzen. Neuerdings sind auch durch Ausländer höhere Schulen in C. begründet worden, eine Universität in Peking (1896), zwei höhere Schulen in Kanton, bez. Schanghai.

In der Zeitrechnung bedient man sich eines 60jährigen Zyklus. Die Tage, von Mitternacht zu Mitternacht, werden in zwölf Stunden geteilt; eine Einteilung der Monate in Wochen ist nicht gebräuchlich (also auch kein wöchentlicher Ruhetag). Geometrie und Algebra sind dem Chinesen etwas Fremdes. Im gemeinen Leben hilft man sich mit einem Rechenwerkzeug. Die Anfänge der Kunstübung reichen bis in den Beginn des zweiten Jahrtausends v. Chr. hinauf. Die ältesten erhaltenen Kunstdenkmäler sind Bronzegefäße und -Geräte für den Kultus, deren Ornamentierung auf selbständige Nachahmung der Natur deutet. Mit der Einführung des Buddhismus kamen in die chinesische Kunst neue Elemente, die schließlich ihren Charakter bestimmt haben. Indisch-buddhistische Einflüsse zeigen die ältesten uns erhaltenen Baudenkmäler (aus dem 11. Jahrh.), und aus indischen Mustern hat sich auch der eigentliche chinesische Baustil entwickelt, dessen vornehmlichste Eigentümlichkeit in den geschweiften Dächern der Tempel und in den Glockentürmen, den sogen. Pagoden, besteht, deren zahlreiche Stockwerke besondere Dächer tragen. Obwohl die Chinesen in spätern Jahrhunderten eine große Virtuosität in der Schnitzerei in Elfenbein, Horn und Holz erlangt haben, liegt doch der Schwerpunkt ihrer Kunstübung in der Porzellanindustrie und in der Malerei. Die Entwickelung dieser beiden Kunstzweige ist erst in neuester Zeit von europäischen Gelehrten erforscht worden. Danach ist die Malerei nach Japan, dessen Schöpfungen zuerst in Europa bekannt wurden, von C. eingeführt worden, wo schon im 10. Jahrh. v. Chr. eine Art von Freskomalerei geübt worden sein soll und im 2. Jahrh. n. Chr. die Bildnismalerei bekannt war. Auch die Malerei mit Schmelzfarben auf Ton und Porzellan hat ihren Ursprung in C. (s. Porzellan und Tafel »Ornamente IV«, Fig. 1 u. 2). Vgl. Paléologue, L'art chinois (Par. 1887); Chavannes, La sculpture sur pierre en Chine (das. 1893); F. Hirth, Über fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst (Münch. 1896), und die Tafeln »Chinesische Kultur I u. II«, S. 37. Als Meister zeigt sich der Chinese in der Gartenkunst durch die anmutigsten und wirkungsvollsten Gruppierungen von Bäumen und Rasen, obschon seine Vorliebe für das Zwerghafte für unsern Geschmack störend eingreift (s. Tafel »Gartenkunst II«). Für die Musik hat man zahlreiche Instrumente: Laute, Gitarre, Flöte und andre Blasinstrumente, dreisaitige Geigen, eine Drahtharmonika, die mit zwei Bambusstäbchen geschlagen wird, Glocken, Trommeln, Pauken ꝛc., doch fehlt jeder Sinn für Akkorde, Melodie oder Harmonie (s. Tafel »Musikinstrumente III«). Daß man selbst tanze, statt sich vortanzen zu lassen, ist ihnen unbegreiflich. Sehr beliebt sind Schauspiele, doch nicht ohne Obszönitäten. Die Frauenrollen dürfen, seitdem der Kaiser Kiënlung im 18. Jahrh. eine Schauspielerin geheiratet hat, nur von Jünglingen gespielt werden. Über die dramatischen Dichtungen der Chinesen sowie über die Literatur derselben überhaupt s. Chinesische Sprache und Literatur.

Zeitungen in chinesischer Sprache sind sehr wenige vorhanden; von 14 einheimischen Zeitungen oder Zeitschriften erscheinen je 5 in Schanghai und Hongkong und je eine in Amoy, Kanton und Peking. Die älteste von ihnen, zugleich die älteste Zeitung überhaupt, ist die »Hauptstadt-Zeitung« (»King-Pan«) in Peking, eine täglich gedruckt und geschrieben erscheinende Sammlung der am Tor des kaiserlichen Palastes angeschlagenen Bekanntmachungen. Von den Berichten der Beamten aus der Hauptstadt und den Provinzen, die die Regierung in der Staatskanzlei zur Kenntnisnahme der Beamten und Literaten täglich auslegt, dürfen Private Abschriften nehmen, die dann in Heften, meist geschrieben, erscheinen. Nach europäischer Weise erschien zuerst »Shön-Pan«, das 1870 von dem Engländer Major begründet wurde, jetzt eine monatliche Auflage von 350,000 hat und das gediegenste und verbreitetste Blatt Chinas ist. Ebenfalls in Kanton erscheint seit 1881 in einer Auflage von 60,000 »Hu-Pan«, Eigentum der »North China Daily News«, ferner die illustrierten Zeitschriften »Tiën-Schi-Tschai-Hwa-Pan«, seit 1887 in einer Auflage von 20,000, von Chinesen herausgegeben, und von den Missionaren herausgegebene Blätter für jugendliche Leser. Die Gesellschaft Jesu gibt seit 1879 die in ihrer Druckerei in Zikawei bei Schanghai hergestellte »Ji-Wen-Luh« (»Der Verbesserer der Literatur«) in einer Auflage von 15,000 heraus. Hongkong besitzt fünf chinesische Zeitungen, von denen »Chung-Wai-Shing-Pan«, »Hwa-Tsze-Juh-Pan«, »Wei-Shing-Juh-Pan« (Auflage je 15,000) und »Jue-Pan« (30,000) europäische Gründungen sind. In Kanton erscheint seit 1886 »Kwang-Pan« (»Kanton-Zeitung«), in Tientsin »Schi-Pan« (»Die Zeit«) in einer Auflage von 30,000, Eigentum englischer Kaufleute, gegründet zur Förderung ihrer

Handelsinteressen. Stark vertreten ist die europäische Presse, die zuerst mit dem »Canton Register« auftrat, dem der »Chinese Recorder«, »North China Daily News«, »North China Herald«, »The Celestial Empire« (sämtlich in Schanghai), »Foochow Advertiser« (in Futschou), »Hankow Times« (in Hankau), »Daily Press«, »China Mail«, »China Review« (in Hongkong) und ebenda auch das portugiesische »Echo de Povo«, seit 1. Okt. 1886 auch der deutsche »Ostasiatische Lloyd« und seit 1902 »Der ferne Osten« in Schanghai folgten. Ein gelehrtes Journal gibt die North China Branch of the Royal Asiatic Society heraus. Über die Kulturverhältnisse der Chinesen vgl. Doolittle, The social life of the Chinese (Lond. 1866, 2 Bde.); Gray, C., a history of the laws, manners and customs of the people (das. 1878); Katscher, Bilder aus dem chinesischen Leben (Leipz. 1881); Smith, Chinese characteristics (Lond. 1895; deutsch, Würzb. 1900); Derselbe, Village Life in C. (New York 1899); Scott, The people of C. (Lond. 1900); Bard, Les Chinois chez eux (Par. 1899); Rob. Hart, These from the land of Sinim (Lond. 1900); E. H. Parker, John Chinaman and a few others (das. 1901); A. H. Smith, Village life in C. (das. 1900). Der Sinologie und Landeskunde gewidmete periodische Publikationen sind: »The C. Review« (zweimonatlich, Hongkong); »The Chinese Recorder« (Schanghai).

Erwerbszweige.

[Landwirtschaft.] Die vorzüglichste und zugleich in höchsten Ehren stehende Beschäftigung der Chinesen ist der Landbau. Der Ackerbau wurde der Sage nach vom zweiten Kaiser Tschinnung im 28. Jahrh. v. Chr. gelehrt. Das Land wird als dem Kaiser gehörig betrachtet; seit dem Ende der dritten Dynastie (4. Jahrh. v. Chr.) erhebt jedoch der Staat nur noch eine Abgabe, während früher ein Teil für den Landesfürsten bebaut wurde. Der Grundbesitzer ist jetzt nicht weiter beschränkt, als daß er des Landes bei Nichtanbau verlustig wird. (Über Grundeigentum vgl. v. Sacharow, Arbeiten der russischen Gesandtschaft in Peking über C., Bd. 1.) In der Ebene ist das Land sehr parzelliert, hier lebt eine Familie von fünf Mitgliedern von 1—2 Hektar Ackerbodens. Ein Besitzer von 6 und mehr Hektar gilt als vermögender Mann; man findet aber auch Besitzungen von 600 und, in hügeligen Gegenden, von 12—1800 Hektar. Bei Bearbeitung des Bodens werden meist Hacken und Rechen verschiedenster Art verwendet, Pflüge und Eggen nur auf größern Gütern. Das Getreide wird entkörnt durch Austreten unter Anwendung von Tieren oder mit Dreschflegeln. Zum Enthülsen von Reis oder Mahlen von Getreide dienen Mühlen, durch Menschenhände, Büffel oder Wasser bewegt, zur Entkörnung und Reinigung der Baumwolle sehr primitive Geräte. Der Ackerboden besteht aus jüngstem Alluvium und im Norden vor allem aus Löß; mit Ausnahme des nördlichen C. kann überall das ganze Jahr im Feld gearbeitet, im südlichen C. auch gesät, gepflanzt und geerntet werden; namentlich werden die verschiedenen Gemüsearten auch mitten im Winter für die Nahrung eingesammelt. Die Hauptarbeiten beginnen im März und enden im November. Es wird meist in Drillen gesät und gepflanzt; Gewinnung von Unterfrüchten wird allgemein angestrebt. Fruchtwechselwirtschaft ist Regel; als Dungmittel verwendet man Ölkuchen, menschliche Exkremente, Dünger von Schweinen, Büffeln u. Ochsen, selten von Pferden und Ziegen, Wasserpflanzen, Asche, gebrannten Kalk, Fische. Das wichtigste Bodenprodukt des südlichen und mittlern C. ist Reis in drei Arten, roter, kleiner und großer. Der Norden und Nordwesten (einschließlich Sz'tschwan) bringt in Fülle Weizen, Gerste, verschiedene Hirsearten hervor, auch Kartoffeln und Bataten, Wein, Baumwolle, Rhabarber, Indigo, Hanf, das chinesische Gras (Boehmeria nivea), Jute, Lein, Gewürze u. a. Der Zuckerrohrbau hat durch den Verlust von Formosa stark gelitten. Tabak wird fast von jedem Landwirt zu eignem Gebrauch gebaut, in größerer Menge im Norden und Süden sowie in Hupe; ausgeführt wurde 1899 für 2,309,958 Haikwan Tael. Der Teestrauch wird ausschließlich in kleinen Gärten gezogen, meist in hügeligen Distrikten mit schlechtem sandigen Boden. Bis zum Beginn der 1870er Jahre war C. fast die alleinige Quelle für die Versorgung der ganzen Menschheit mit Tee. Seitdem haben Japan und Britisch-Indien eine große Konkurrenz geschaffen. Dennoch betrug die Teeausfuhr 1899: 31,469,100 Haikwan Tael. Ölpflanzen werden vielfach angebaut; sehr wichtig und trotz aller Verbote dauernd wachsend ist der Anbau von Mohn für die Opiumgewinnung, vornehmlich in Sz'tschwan, dann in Jünnan, Schensi, Hupe, Hunan, Kiangsu und Fokien. Von Früchten sind die Litschi- und Longanpflaumen, Pomeranzen, Ananas, Kokosnüsse, Bananen, Mango u. a. zu nennen. Ingwer baut man überall im Innern. Von Gemüse, Wurzel- und Knollengewächsen aller Art werden ungeheure Quantitäten gewonnen. Kunstgärtnerei wird im Freien wie in geschlossenen Räumen mit Sachkenntnis und Sorgfalt betrieben. Forstwirtschaft, Wiesenkultur, verbunden mit Heugewinnung, sind den Chinesen fremd. Eine besondere Wichtigkeit hat für C. der Seidenbau, der seit alters auf einer hohen Stufe steht; die meiste und beste Seide liefern die mittlern Provinzen und die Umgegend von Kanton. Eine Besonderheit ist hier wie in Japan der Eichenspinner. Die Viehzucht ist unbedeutend. Das Pferd, klein und häßlich, aber knochig und stark, wird hauptsächlich beim Heer und Postdienst gebraucht; im Osten zieht man Esel und Maultiere, im Norden zweihöckerige Kamele vor; Rinder züchtet man sehr wenig; sie sind klein, oft nur von der Größe des Esels, dem Zebu ähnlich. Der Büffel, kleiner als der ägyptische und indische, wird nur zum Ziehen gehalten; er ist hellfarbig, haarlos, sehr gelehrig. Das Schaf, im Norden seltener als die Ziege, besitzt den Fettschwanz. Die Schweine haben sehr kurze Beine, einen eingedrückten Rücken und sind sehr fettreich; sie gehören zu den meistausgenutzten Haustieren. Hunde und Katzen werden allgemein gehalten (auch gegessen). Gold- und Silberfasanen werden in großer Menge gezogen, ebenso Pfauen und Hühner; in den mittlern Provinzen auch die heimische, prachtvoll gefiederte Mandarinente. Die Fischerei, und zwar das Fischen von Pflanzen wie von Süßwassertieren und einigen Seetieren, beschäftigt eine große Zahl von Leuten und liefert für die Nahrung der Menschen wie für Düngung der Felder enorme Massen; sie wird häufig mittels eines abgerichteten Kormorans ausgeführt. Die künstliche Fischzucht ist den Chinesen schon seit den frühesten Zeiten bekannt (Goldfische). Zu den Landplagen, die oft Mißwachs und Hungersnot zur Folge haben, gehören vor allen die Überschwemmungen, weil der Reis meist in den Flußtälern angebaut wird; aber auch Dürre verdirbt die Ernten auf weite Strecken, namentlich infolge der rücksichtslosen Entwaldung. Für Zeiten der Hungersnot haben Regierung und Privatwohltätigkeit Speicher angelegt, wo ein Teil

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

der in Reis entrichteten Grundsteuer oder angekaufte Frucht aufbewahrt wird, bis Mißernte unentgeltliche Abgabe oder Verkauf unter dem Marktpreise nötig macht. Vgl. Plath, Die Landwirtschaft der Chinesen (Münch. 1884).

[Bergbau.] Der große Reichtum Chinas an Mineralschätzen wird noch sehr wenig ausgenutzt. Es muß abgewartet werden, ob das kaiserliche Edikt vom 27. März 1896, worin die Gouverneure zur Förderung des Bergbaues und zur Bildung lokaler Bergbaugesellschaften mit chinesischem Kapital aufgefordert werden, Wandel schaffen wird. Bisher sind die chinesischen Bergbauunternehmungen nicht gerade glücklich gewesen. Gold findet sich in größerer Menge im obern Jangtsekiang, der Kinschakiang (Goldsandfluß) heißt, und auch in Flüssen Jünnans, das vielleicht die größten Goldwäschereien der Welt hat. In den Minen von Tinkwan arbeiten 2000 Mann. Auch in Schensi und Kweitschou soll es goldreiches Gebirge geben. In Schantung, das schon auf einen blinden Lärm hin vor Jahren Goldgräber aus Kalifornien angezogen hatte, will man bei Ninghai ergiebige Goldadern gefunden haben, die angeblich seit 1890 von einheimischen Unternehmern ausgebeutet werden. Bei der mangelhaften geologischen Erkundung des Landes sind solche Angaben mit Vorsicht aufzunehmen. Silber findet sich teils in Verbindung mit Blei, wie in Kwangtung (Abbau zwischen Kanton und Makao durch eine chinesische Gesellschaft), teils rein, wie in Kansu, Hunan, Kwangsi, besonders aber in Jünnan, wo der jährliche Ertrag auf 33 Mill. Mk. berechnet wird. Das in C. gewonnene Seifensilber enthält etwas Gold und soll an Feinheit einzig dastehen. Eisen findet sich zwar fast überall, wird aber auch viel eingeführt; dasselbe gilt von Blei und Zinn (letzteres über Pakhoi ausgeführt) sowie vom Kupfer, das in ansehnlicher Menge in Jünnan und Kweitschou gewonnen wird, auch Nickel, Quecksilber, namentlich als Zinnober, gibt es in Schensi, Hunan, Kweitschou und Kansu. Südjünnan liefert Rubine, Amethyste, Saphire, Topase, Granaten, Opale, Malachit, Speckstein (Agalmatolith), Schensi u. a. den geschätzten Nüfstein (Jadeit), Tschili Karneole. Schöne Bergkristalle kommen aus Fokien, Lapislazuli (zur Ultramarinbereitung), Porphyr und Jaspis aus den Granitbergen von Tschekiang. Porzellanerde findet sich bei Kingtetschön in Kiangsi, bei Jutschou in Honan, bei Lungtschuën in Tschekiang u. a. Schwefel, Graphit und Meerschaum werden in Menge gewonnen. An Kohle, über deren Verwendung zum Heizen schon Marco Polo berichtet, ist C. das reichste Land der Erde; man schätzt die Ausdehnung seiner Kohlenfelder auf gegen 500,000 qkm. In Schansi allein soll ein Areal von 88,100 qkm mit abbauwürdigen Kohlenschichten von mehr als 13 m Mächtigkeit bedeckt und ein Vorrat von 630,000 Mill. Ton. ausgezeichneten Anthrazits und bituminöser Kohle vorhanden sein. Bei Lophing finden sich Eisenerze und Anthrazit dicht nebeneinander. Auch Tschili, Schantung, Schensi, Kansu, Hupe, Hunan ꝛc. besitzen einen fast unglaublichen Reichtum an Kohle. Doch findet mit Ausnahme der Gruben von Kaiping im nordöstlichen Tschili mit einer jährlichen Förderung von 6—700,000 Ton., die durch Eisenbahn mit Taku und Schanhaikwan verbunden sind, nur ein ganz lokaler Abbau statt. Zu erwähnen sind etwa noch: im W. und SW. von Peking die Gruben von Tschaitang, Yangkiafang, Fangschan, Siwan, Hutai und Möntoukou, im nördlichen Schansi die von Tatung; in Honan bei Hwaiking und Jutschou, in Schantung bei Poschanhien, Tschangkiuhien und Weihien, in Kiangsu nordöstlich von Nanking, in Hupe nordöstlich von Hwangtschoufu, in Kiangsi bei Lophinghien, in Hunan an sieben Stellen im Tal des Luiho sowie bei Kweiyanghien und Siangyanghien, in Kwantung bei Schantschoufu. Salz wird teils in Südchina aus dem Meerwasser, teils aus 500—600 m tiefen Brunnen in Sz'tschwan und Jünnan, in Schansi aus dem Salzsumpf von Lutsun gewonnen. Seit den frühesten Zeiten ist das Salz Regierungsmonopol; die mit den Salzzolleinnahmen beauftragten Mandarinen sind die höchsten Steuerbeamten, die Salzhändler die reichsten Kaufleute. Längs der Ufer des Paiho gewahrt man endlose Salzschober. Der Salzzoll bringt jährlich 12 Mill. Haikwan Tael. Granit, in dessen Bearbeitung die Chinesen Meister sind, wird meist zu architektonischen Zieraten verarbeitet; Marmor braucht man nur zu Fliesen. Heiße Quellen kommen zahlreich in den meisten Provinzen, namentlich im W. vor; in Sz'tschwan auch die Feuerbrunnen (Huotsing), die durch das den Bohrlöchern (nach Salz) entströmende Gas entstanden sind. Das Gas, durch Bambusröhren weiter geleitet, dient zum Verdampfen der Salzsole. — Die Vergebung bergbaulicher Konzessionen in Verbindung mit den Eisenbahnkonzessionen an europäische Gesellschaften (in Schantung an Deutsche, in Jünnan und Kwangsi an französische, in Schansi und Honan an italienisch-englische) wird zur Erschließung der chinesischen Bodenschätze mit der Zeit viel beitragen. Übrigens ist dabei chinesischem Kapital stets das Recht der Beteiligung gewahrt.

[Industrie.] Der Erfindungsgeist der Chinesen muß ehemals bedeutender gewesen sein als jetzt, wo sie von ihren Schülern in Korea und Japan in vielen Stücken übertroffen werden. Die Magnetnadel scheinen sie schon 2500 v. Chr., das Schießpulver lange vor uns gekannt zu haben, doch wurde es nur zu Feuerwerk verwendet, bis das Beispiel der Europäer seinen Nutzen zu Kriegszwecken lehrte. Die früher berühmte Metallschmiederei und Bronzegießerei wird jetzt von den Japanern überboten. Bei der Billigkeit menschlicher Arbeit ist das Bedürfnis zur Erfindung von Maschinen gering. Nur Pumpen zur Hebung des Wassers aus den Kanälen über die Deiche zur Bewässerung der Felder, an Flüssen die sinnreichen Schöpfräder, bemerkt man überall. Öl- und Getreidemühlen werden von Büffeln bewegt. Die Papierbereitung geht zurück bis 153 n. Chr.; man verwendet jetzt dazu Hanffasern, junge Bambussprosse und Bambusfaser, die Rinde des Papierbaums (Broussonetia papyrifera), Baumwolle, Maulbeerbaumrinde, Rotang, Meeralgen, Reis-, Weizenstroh u. dgl. Die dauerhaften Sorten werden zu Fenstern und Regenschirmüberzügen verarbeitet. In Schanghai besteht eine große Papierfabrik in chinesischem Besitz. Der Gebrauch des Holzstockdrucks reicht bis ins 6. Jahrh. unsrer Zeitrechnung zurück; 992 wurden zum erstenmal Schriften durch Steindruck vervielfältigt. Letterndruck wurde im 11. Jahrh. erfunden, kam aber bei den großen Schwierigkeiten, welche die chinesische Sprache seiner Benutzung entgegenstellt, erst seit 1662 in Anwendung, als auf Veranlassung europäischer Missionare 250,000 bewegliche Letternstücke in Kupfer gestochen wurden. Neuerdings werden chinesische Zeitungen, Bibelübersetzungen, Missionsschriften ꝛc. mit beweglichen Lettern gedruckt. Feuerwerkskörper werden fabrikmäßig bei Kanton produziert und nach den Ver-

einigten Staaten ausgeführt. Chinesisches Email (Cloisonné) hat jetzt noch seinen besondern Wert; an Porzellan wird für den Handel heute wenig mehr als Fabrikware geliefert; Form und Ornamentation sind bei den Japanern in dieser Branche viel vorzüglicher, doch ist für Articles de vertu C. immer noch der klassische Boden. Besondere Aufmerksamkeit erregen die zierlichen und saubern Lackwaren, die mit andern kunstgewerblichen Artikeln in Elfenbein, Holz, Kristall, Nephrit, Gold und Silber ihren Hauptmarkt in Kanton finden. Die Schiffbaukunst hat nur in den immerhin vervielfachten kaiserlichen Werften unter europäischen Lehrern Fortschritte gemacht. Die chinesischen Händler befrachten jetzt mit Vorliebe europäische Fahrzeuge, deren größere Sicherheit und Seetüchtigkeit, verglichen mit den kiellosen, wenig leistungsfähigen Dschonken, sie bald erkannten. Die Bestimmung im Handelsvertrag zwischen C. und Japan vom 21. Juli 1896, wonach die Einfuhr von Maschinen freigegeben wurde, ist von äußerster Tragweite, zumal sich der praktische Sinn des Chinesen gegen den Nutzen moderner Maschinen nicht verschließt. Amerikaner unterhalten in Schanghai eine ständige Maschinenausstellung. Zunächst sind meist Ausländer die Begründer moderner Fabriken: Spinnereien, chemische Fabriken, Dampfkornmühle in Schanghai, Spinnereien in Tientsin, Sutschou, Hangtschou ꝛc.; schon aber regt sich der chinesische Unternehmergeist, fürs erste bei den hohen Beamten und Mandarinenkonsortien, namentlich auf dem Gebiete der Seidenspinnerei.

Handel.

Der Handel mit dem Ausland war bis zum Frieden von Nanking (1842) auf dem Landweg nur über Maimatschin, für den Seeweg nur über Kanton unter hemmenden Bedingungen gestattet. 1842 wurden dann Amoy, Futschou, Ningpo und Schanghai freigegeben, im Frieden von Tientsin und später noch eine größere Zahl von »Vertragshäfen« (Treaty Ports) geschaffen, neuerdings auch Binnenhäfen am Jangtsekiang und Sikiang. Die Liste des neuesten »Report on the trade of C.« für 1900 (Schanghai 1900) führt 33 Vertragshäfen auf, ist jedoch auch nicht mehr ganz vollständig. Es sind hinzugekommen: Wusung, Tschinwantau (am Golf von Liantung), doch sind darin auch Binnenplätze enthalten, wie Lungtschou, Möngtse, Ssemao (Yatung in Tibet). In der unten folgenden Tabelle sind die Ziffern von Ein- und Ausfuhr (in Haikwan Tael) für 1899 angegeben, weil sie eher ein normales Handelsjahr darstellen als die durch die Wirren beeinträchtigten von 1900. Die mit Sternchen versehenen sind Binnenplätze. Von der Einfuhr ist die Wiederausfuhr im Betrage von 9,007,609 Haikwan Tael abzuziehen; bleibt eine Nettoeinfuhr von 264,748,456 Haikwan Tael. 1900 fiel die Einfuhr auf 211,070,422, die Ausfuhr auf 158,996,752 Haikwan Tael. Diese Zahlen geben noch kein vollständiges Bild des Gesamthandels, da die vielen auf chinesischen Fahrzeugen verschifften Waren der Kontrolle entgehen. An dem Außenhandel Chinas waren 1899 beteiligt: Hongkong mit 189,941,766, Haikwan Tael, Großbritannien mit 54,123,662, Japan mit 53,147,889, der europäische Kontinent (außer Rußland) mit 46,935,904 (Deutschland 79,6 Mill. Mk.), die amerikanische Union mit 43,974,460, Indien mit 33,642,712, Rußland mit 22,079,396 Haikwan Tael. In den Vertragshäfen befanden sich 1899: 933 fremde Firmen (Banken, Handelshäuser) mit 16,922 Angehörigen (Handelsbeflissene, Missionare, Ärzte), davon 401 englische (5562 Personen), 195 japanische (2240), 115 deutsche (1134), 76 französische (1183), 70 amerikanische (2335), 19 russische (1621), 10 portugiesische (1423), 9 holländische (106), 9 spanische (448), 9 belgische (234), 9 italienische (124), 5 österreichische (90), 4 dänische (178), 2 skandinavische (244). Die Zahl der deutschen Firmen betrug 1890 erst 80 mit 648 Personen. Der bei weitem wichtigste Hafen ist Schanghai, das über die Hälfte des Gesamthandels vermittelt, demnächst Kaulun, Kanton, Tientsin, Swatau. An der Einfuhr waren 1899 meistbeteiligt: Baumwollenwaren mit 103 1/2, Opium mit 35 3/4, Petroleum mit 13, Metalle mit 9 1/4 Mill. Haikwan Tael, demnächst Kohle, Fischereiprodukte, Wollenwaren, Rohbaumwolle; an der Ausfuhr Rohseide und Seidenwaren mit 82 und Tee mit 31 1/2 Mill. Haikwan Tael, demnächst Häute, Zucker, Strohborte, Papier, Chinawaren. Die Opiumeinfuhr aus Indien ist stetig zurückgegangen, weniger wegen geringern Bedarfs als wegen vermehrten Anbaues in C. Der chinesische Teehandel hat unter der Konkurrenz des indischen zu leiden, hauptsächlich wegen des Ausfuhrzolls für chinesischen Tee.

Plätze	Einwohner	Einfuhr (in Haikwan Tael)	Ausfuhr (in Haikwan Tael)
Niutschwang (Schöngking)	45 000	5 279 185	8 693 141
Tientsin (Tschili)	700 000	14 255 209	10 871 539
Tschifu (Schantung)	40 000	6 539 771	2 075 373
Kiautschou =	—	—	—
*Tschungking (Sz'tschwan)	300 000	—	—
*Itschang (Hupé)	35 000	—	—
*Schaschi =	73 000	—	—
*Hankau =	850 000	440 461	6 155 017
*Yotschou (Hunan)	20 000	—	—
*Kiukiang (Kiangsi)	62 000	12 230	—
*Wuhu (Nganhwei)	92 230	69 758	11 400
*Tschinkiang (Kiangsu)	140 000	1 095 702	825 716
*Nanking =	300 000	—	—
Schanghai =	620 000	153 808 291	90 937 476
*Sutschou =	500 000	4 324	—
Ningpo (Tschekiang)	255 000	895 304	—
Hangtschou =	700 000	—	—
Wönntschou =	80 000	19 385	—
Santuao (Fokién)	8 000	—	—
Futschou =	650 000	5 985 844	5 869 055
Amoy =	96 000	13 602 129	1 376 676
Swatau (Kwangtung)	38 000	13 314 948	4 524 836
Kanton =	800 000	13 861 995	23 900 447
*Samschui =	5 000	2 339 796	473 583
*Kongmun Kumschuk =	—	1 426 775	92 399
Kaulun =	—	24 500 910	26 221 055
Lappa =	—	3 654 630	6 173 279
Kiungtschou =	35 000	2 510 261	2 142 218
Pakhoi =	20 000	2 443 364	1 659 000
*Wutschou (Kwangsi)	52 000	4 076 227	1 845 720
*Lungtschou =	20 000	74 493	11 143
*Möngtse (Jünnan)	12 000	3 373 641	1 883 297
*Ssemao =	15 000	171 432	42 462
Zusammen:	—	273 756 065	195 784 832

Der Schiffsverkehr ist in stetem Steigen begriffen; in den Vertragshäfen verkehrten 1899: 65,418 Schiffe von 39,268,330 Ton., darunter 25,350 britische von 23,338,230 T., 31,009 chinesische von 9,349,247 T. (worunter 8461 Dschonken von 404,428 T.), 2078 deutsche von 1,854,246 T., 3712 japanische von 2,839,741 T., 18 österreichisch-ungarische von 41,950 T., 822 französische von 613,191 T., 716 amerikanische von 310,107 T. ꝛc. Von der Gesamtzahl waren 52,720 Dampfer von 37,794,440 T. und 12,698 Segelschiffe von 1,473,890 T. Konsulate. Das Deutsche Reich unterhält einen General-

konsul in Schanghai, Konsuln in Amoy, Futschou, Hankou, Kanton, Swatau, Tientsin und Tschifu, Vizekonsuln in Kiungtschou, Ningpo, Niutschwang und Tschifu.

Der Binnenverkehr wird in Nord- und Südchina in sehr verschiedener Weise vermittelt. Dort finden wir Wagenstraßen, hier nur Saum- und Fußpfade; dort Lasttiere (Kamele, Maultiere, Esel) zum Tragen und Fahren, hier ist der Mensch das vornehmste Transportmittel. Für die Schiffahrt bietet der Süden ein weitverzweigtes Wassernetz, während die Flüsse im Lößgebiet unschiffbar sind. Im Bereich der Großen Ebene ist ein sehr verzweigtes, leider teilweise verfallendes Kanalsystem angelegt worden. Auf dem Jangtsekiang haben neuerdings auch Bremer Firmen einen regelmäßigen Dampferverkehr eingerichtet; allerdings ist ein Versuch des Dampfers Suihsiang auf dem Strom oberhalb Itschang gescheitert. Auf den kleinern Flüssen im Innern dürfen jetzt, was früher verboten war, Dampfer fahren; namentlich geschieht dies in Kwangtung, seit 1889 auch auf dem Sikiang.

Gegen Eisenbahnen hat sich C. lange zäh verschlossen; eine 1876 eröffnete und vom Volk vielbenutzte kurze Linie (Schanghai–Wusung) wurde auf Betreiben der Mandarinen wieder beseitigt. Andre Pläne wurden nicht einmal in Angriff genommen. Eine neue Ära begann 1880 mit Einführung des Dampfbetriebs auf der Feldbahn Tongschan–Taku zur Beförderung der Kaiping-Kohle (Alte Kaiping-Bahn). Die Neue Kaiping-Bahn: Tongschan–Tongku (120 km), Tongku–Tientsin (50 km), wurde Ende 1888 durch Lihungtschang eröffnet. 1890 gab ein kaiserliches Edikt die Genehmigung zur Weiterführung der Linie nach dem Hafen Schanhaikwan (115 km), die Ende 1893 beendet wurde, die erste »kaiserlich chinesische« Eisenbahnlinie. Die weitere Verlängerung bis Tschintschou (187 km) wurde im Herbst 1899 fertig. Der von hier aus geplante Anschluß an die mandschurischen Linien einerseits über Niutschwang nach der Bahn Kharoin–Port Arthur, anderseits gegen Mukden (s. Chinesische Ostbahn und Mandschurei) ist unter englischer Leitung noch im Bau. Ende 1895 wurde der Bau der Linie Tientsin–Matschiapu (Peking) durch kaiserlichen Erlaß angeordnet, 1897 eröffnet, 1899 durch eine von Deutschen gebaute elektrische Bahn bis zum Südtor von Peking verlängert. Der schon 1889 durch kaiserlichen Erlaß angeordnete Bau der wichtigen Linie Peking–Hankau (etwa 1200 km) ist nach vielen Schwierigkeiten von Norden her über Pautingfu bis Tschöngtingfu (250 km), von Süden her etwa 200 km weit fertiggestellt. Die Verbindung wird namentlich in der Überschreitung des Hwangho große Hindernisse zu überwinden haben; die Konzession hat ein französisch-belgisches Syndikat. Zweiglinien zur Ausnutzung von Bergwerken sind geplant, namentlich nach der Hauptstadt des kohlereichen Schansi, Taiyüenfu. Für die an amerikanische Unternehmer vergebene Linie Hankou–Kanton haben erst vorläufige Erkundungen des Geländes stattgefunden (vgl. Parsons, An American engineer in C., New York 1901). Die Strecke Schanghai–Wusung (16 km) wurde 1898 wieder eröffnet; eine Verlängerung über Sutschou und Tschinkiang nach Nanking nebst Zweiglinie Sutschou–Hangtschou ist noch nicht begonnen. Die deutsche Schantung-Eisenbahn Tsingtau–Tsinanfu wurde im Frühjahr 1901 bis Kiautschou, im Frühjahr 1902 bis Weihsien (180 km) eröffnet; die Gesamtlänge, einschließlich einer Zweigbahn nach dem Industriezentrum Poschan, beträgt etwa 450 km. Von großartiger Tragweite ist der konzessionierte deutsche Plan einer Linie von Tientsin über Tsinanfu nach Ihsien (650 km), der seine natürliche Erweiterung bis Tschinkiang am Jangtsekiang (300 km) finden soll; sie würde teilweise dem Lauf des Kaiserkanals (s. d.) folgen. Konzessionen an französische Unternehmer sind erteilt für die Linien: Laokay (Grenze von Tongking)–Jünnanfu, Langson–Lungtschou, Nanningfu–Pakhoi.

Das kaiserlich chinesische Telegraphenamt hat sich sehr erweitert. Peking ist jetzt mit allen Provinzialhauptstädten und Freihandelshäfen, außerdem mit den wichtigsten Grenzplätzen verbunden. Die längste, 1892 beendete Linie führt von Pautingfu, der Hauptstadt von Tschili, nach dem äußersten Nordwesten von C. und endet bei Sutschoufu in Kansu. Die Linie Kanton–Jünnanfu ist bis Mangwyn an der birmanischen Grenze geführt worden. Den Jangtsekiang aufwärts ist der Telegraph bis Tschungking vorgedrungen. Auch in Schanghai laufen von allen Teilen des Reiches die Drähte zusammen. Die Linien hatten 1901 eine Gesamtlänge von etwa 225,000 km mit 250 Telegraphenämtern. Die Beamten sind meist Chinesen. Der erste Telegraph in C. wurde 1874 zwischen Futschou und dem benachbarten Arsenal gelegt.

Postwesen. Die chinesische Staats- oder Reichspost gehört zur Abteilung für Gespann und Pferde des Kriegsministeriums in Peking und zerfällt in die gewöhnliche oder Botenpost und die Eilpost. Botenpostämter bestehen nur in 18 Provinzen, und zwar 8000, die außer den 16 in Peking stationierten Postexpedienten von Lokalbehörden verwaltet werden. Die Eilpost mit 2040 Ämtern umfaßt das ganze chinesische Reich und erfordert eine Jahresausgabe von etwa 2 Mill. Haikwan Tael, der keine Einnahmen gegenüberstehen. Privatposteinrichtungen besorgen den größten Teil des nichtamtlichen Verkehrs. Durch Erlaß vom 1. Febr. 1896 wurde ein Reichspostamt errichtet und dem Generalinspektor der Seezölle unterstellt. Der Beitritt zum Weltpostverein ist noch nicht erfolgt, ebensowenig die Einführung von Briefmarken.

Bankinstitute. In den Vertragshäfen bestehen die von England aus gegründeten Hongkong and Shanghai Banking Corporation; Chartered Bank of India, Australia and China; Chartered Mercantile Bank of India, London and China; Oriental Banking Corporation; National Bank of India und die Agra-Bank sowie das französische Comptoir d'Escompte de Paris; die 1890 gegründete, aber nach dem erstgenannten Institut bereits bedeutendste Deutsch-Asiatische Bank in Schanghai; die Russisch-Chinesische Bank (seit 1895, auch für französische Interessen); die Jokohama Speziebank. Chinesische Banken (»Geldbureaus«) bestanden schon im 1. Jahrh. n. Chr.; heute sind die meisten chinesischen Bankiers zugleich Pfandleiher, bilden als solche eine sehr einflußreiche, angesehene Gilde und erheben für die Regierung Taxen und Steuern. Seit 1897 besteht eine kaiserlich chinesische Staatsbank in Peking mit nur chinesischem Kapital. Die wichtigsten und sichersten sind die »Schansi-Banken« (Hsihao). Der Zinsfuß beträgt durchschnittlich 10—15 Proz. Anstatt des früher emittierten Staatspapiergeldes, das wegen der von der Regierung systematisch verübten Betrügereien in Mißkredit kam, geben die chinesischen Banken gegen einige Sicherheit Noten aus. Allein in Tientsin emittieren gegen 300 Banken solche. Sie haben ungefähr die Größe europäischer Banknoten, sind auf starkes, grobes Papier gedruckt und mit einer Menge

Stempel versehen, um Fälschungen zu verhüten. Die Noten lauten auf 100—10,000 Käsch.

Maße und Gewichte haben bei derselben Bezeichnung an jedem Platz, auch für verschiedene Waren, verschiedenen Wert. So wechselt das Tschi = 10 Tsun zwischen 9 und 19 engl. Zoll; in den Vertragshäfen werden dafür meist 14,1 Zoll = 35,813 cm gerechnet. Wichtig ist das Wegmaß Li (= 1800 Tschi) mit sehr wechselndem Wert, durchschnittlich = 644,58 m. Lebensmittel ꝛc. handelt man fast immer nach Gewicht. Vertragsmäßig soll der Tan oder Pikul 133 1/3 engl. Handelspfund = 60,453 kg enthalten. 1 Pikul = 100 Kin oder Kätti zu 16 Liang oder Tael.

Münz- und Währungsverhältnisse. Als Münzen laufen massenhaft die Tungtsien, Sapeken oder Käsch um, das sind auf einer Seite bezeichnete Rundstücke aus Kupfer mit Zinn, Blei und Zink, von ungleicher Größe und Dicke mit vierkantigem Loch. Je 100 werden zu einem Mahs oder Tsiën aufgereiht und 10 Schnüre zu einem Liang oder Tael gebündelt. Diesem wurde ein Kegel fast reinen Silbers (engl. sycee) von in Schanghai 34,246 g Gewicht gleich gesetzt; aber man erhält für solches Tael 750—2000 Käsch, je nach dem Platzkurs. In Haikwan Tael von 38,246 g oder bei vertragsmäßig 1 1/3 Unze Avoirdupois = 37,799 g werden die Zölle bezahlt. Als wirkliche Münzen, jedoch vielfach verunstaltet, benutzt man mexikanische und andre Dollars, die seit 1873 auch in Kanton geprägt werden und hier 24,494 g fein wiegen sollen; dieser Dollar von Kanton, = 4,409 Mk. Silber, erhielt 1890 Gültigkeit im ganzen Reiche, wird aber, wie die übrigen Edelmetallmünzen, außerhalb der Vertragshäfen in der Regel gewogen. Größere Barzahlungen erfolgen in gestempelten Silberbarren von meist 50 Tael. Außerdem zahlt man in Goldblättern, deren Feinheit der Goldschmied in chinesischer oder englischer Schrift beglaubigt. Alle diese Wertzeichen haben gegeneinander veränderlichen Kurs. Den Geldverkehr mit Europa und Amerika vermitteln in den Vertragshäfen ansässige Banken. Über die Noten der einheimischen s. oben: Bankinstitute.

Staatsverfassung und Verwaltung.

Die Staatsverfassung Chinas ist monarchisch und den Staatsgrundgesetzen nach, wie sie in den ersten vier Büchern des Kungfutse enthalten sind, patriarchalisch; in Wirklichkeit ist die Regierung jedoch in eine Willkürherrschaft der Provinzvorstände ausgeartet. Der Kaiser wird als Tientse, »Sohn des Himmels«, oder Hwangti, »gelber Kaiser«, bezeichnet, hat über alle Untertanen unumschränkte Gewalt, ist geistliches Oberhaupt, höchster Richter und Anführer im Kriege. Man verehrt ihn, indem man sich in den Staub wirft (Kotau); er ist aber selbst einem sehr strengen Zeremoniell unterworfen. Äußeres Zeichen seiner Würde ist die gelbe Kleidung. Der Kaiser wählt seinen Nachfolger unter seinen Söhnen; falls solche nicht vorhanden, unter den nächsten männlichen Verwandten, doch wird die Wahl erst bei seinem Tode bekannt gemacht. Die Regierung des Landes ist ziemlich verwickelt. Ein umfassendes Staatshandbuch in 920 Bänden, das Tatsing Huitien, ist ausschließlich der Darstellung der Regierungsformen gewidmet. Die Gesetzgebung erfolgt durch den Kaiser, aber auf Anregung und unter Verantwortlichkeit der Minister; Gesetze und Erlasse werden im »King-Pan«, dem Staatsanzeiger, veröffentlicht. Das Ministerium des kaiserlichen Hauses (Tsunghenfu), deren Mitglieder Prinzen sind, hat unter sich den kaiserlichen Haushalt (Newufu) und die Pekinger Akademie (Hanlinyüen), die alle die Reichsgeschichte und Landesliteratur betreffenden Dokumente zu redigieren und die Prüfungen zu beaufsichtigen hat. Seit Beginn des 18. Jahrh. werden die wichtigsten Staatsangelegenheiten von dem Hohen Rat (Künkitschu) in Gegenwart des Kaisers, meist in den frühen Morgenstunden (von 5—6 Uhr), verhandelt. Nächst diesem steht nominell die oberste Leitung der Verwaltung bei der »innern Ratskammer« (Nuiko) von vier Mitgliedern (zwei Chinesen und zwei Mandschu). Unter den Befehlen dieser Mitglieder arbeiten die sechs Tribunale (Liupu): für Zivilverwaltung, für Finanzen (Hupu), für Gebräuche und Zeremonien (Lipu), für Kriegswesen (Pingpu), für Justiz (Hsingpu) und für öffentliche Arbeiten (Kungpu). Jedes dieser Ministerien steht unter zwei Präsidenten, einem Mandschu und einem Chinesen, nur das Kriegsministerium hat drei Präsidenten. Außerdem sind als weitere höchste Behörden in Peking: das Fremdenamt (Lifanjüen) für die Verwaltung der äußern Reichsteile, nur mit Mandschu und Mogolen besetzt, eine 1860 eingesetzte Behörde für die auswärtigen Angelegenheiten (Tsungliyamen), der auch das von Europäern geleitete Seezollamt untersteht. Ferner der »Rat der öffentlichen Zensoren« (Tutschayuen) mit dem Vorrecht, gegen jede Regierungsmaßregel dem Kaiser Gegenvorstellungen zu machen. Dieser Rat hat seine Vertreter in jeder Provinz, die teils den Sitzungen der Provinzialbehörden beiwohnen, teils die Provinz bereisen und über ihre Wahrnehmungen an den Rat berichten.

Für die 18 Provinzen von C. gibt es 7 Vizekönige (Tsungtu), von denen die von Tschili und Sz'tschwan über je eine Provinz, der von Liangkiang über drei, die von Schenkan, Mintsche, Liangkwang, Yünkwei über je zwei Provinzen gebieten; in den Provinzen Schantung, Schansi und Honan ist ein selbständiger Gouverneur (Sünfu) die oberste Zivilstelle, doch hat auch von den unter einem Vizekönig stehenden Provinzen jede ihren besondern Gouverneur. C. wird eingeteilt in 18 Provinzen; jede derselben zerfällt in: Fu, Tschou, Hien (Hoiën); die Fu und Tschou erster Ordnung können als Regierungsbezirke, die Tschou zweiter Ordnung und die Hien als Kreise bezeichnet werden; außerdem gibt es Ting erster und zweiter Ordnung mit mehr militärischer Bedeutung und noch kleinere Einheiten. Die Beamten, Kwan (das Wort Mandarin ist in C. nicht gebräuchlich), gliedern sich in neun Rangstufen, unterschieden durch kleine Knöpfe auf den Mützen (einfache und verzierte Koralle, Hellblau, Dunkelblau, Bergkristall, Weiß, Gold) und durch Stickerei des Brustlatzes (Vögel bei den Zivilbeamten, Vierfüßer beim Militär). Die Gehalte sind sehr niedrig, werden auch durch Strafgelder wegen wirklicher oder angeblicher Verschuldungen (so bei Überschwemmungen, Feuersbrünsten, Hungersnot) häufig verkürzt oder ganz eingezogen, so daß die Beamten zu Erpressungen und Unterschlagungen geradezu genötigt werden. Vgl. Hirth, Über das Beamtenwesen in C. (»Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde«, Berl. 1882).

Rechtspflege. Das chinesische Kriminalgesetzbuch (Tatsing Lüli, übersetzt von Staunton, engl., Lond. 1810) verliert sich in Kasuistik und belegt eine große Menge von Handlungen mit Strafe. Tötung eines Menschen, Raub, Diebstahl gelten bei weitem nicht für die größten Verbrechen; sehr hart werden Verfehlungen gegen Moral und Pietät gestraft, weil sie als Zeichen schlechten Charakters gelten; ein Recht des Aufstandes gegen Tyrannen ist anerkannt. Um

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Geständnisse zu erlangen, werden die unglaublichsten Torturen angewendet, auch gegen Zeugen, und die Behandlung der Gefangenen, die man wie wilde Tiere einsperrt, ist unmenschlich. 10—100 Hiebe mit dem Bambus, Transportation, Verbannung in ferne Provinzen, harte Sklavenarbeit und Tod sind die gesetzlichen Strafen. Enthauptung ist die gewöhnliche Art der Hinrichtung, nur auf Elternmord steht das Lingtschi, d. h. die Strafe, bei lebendigem Leib in Stücke geschnitten zu werden, deren Ausführung jedoch durch Bestechung des Henkers gemildert werden kann. Für die Jurisdiktion über die Untertanen fremder Staaten gilt das Recht der Exterritorialität, d. h. die Gerichtsbarkeit steht bei dem Repräsentanten der betreffenden Nation, dem Konsul, nicht bei den Gerichten des Landes. Der Konsul entscheidet über Kriminal- und Zivilsachen nach den Gesetzen seines Landes; die letzte Instanz ist in der Heimat des Beklagten. Chinesen werden von Fremden bei deren Konsulat und bei dem betreffenden chinesischen Beamten verklagt, ein Beamter des Konsulats wirkt als Beisitzer, in zweiter Instanz eine höherer Beamter und der Konsul. Über weitere Berufungen beschließen die Gesandten und das Auswärtige Amt in Peking.

[Finanzen.] Angaben über den Staatshaushalt werden amtlich nicht veröffentlicht. Die Einnahme der Staatsregierung fließt aus einer Land- und einer Reissteuer, die direkt den Grundbesitz treffen, aus dem Salzmonopol, aus einer Stempeltaxe, einer Umschreibegebühr von 8 Proz. des Verkaufspreises und aus den Grenz- und Binnenzöllen. Nach einer vom englischen Konsul in Schanghai für den Durchschnitt 1892—94 aufgestellten Schätzung betrugen die Einnahmen in Haikwan Tael:

Grundsteuer in Silber	25 Mill.	Salz	13,5 Mill.
= = Korn	6,5 =	Waren	13 =
Zölle unter Verwaltung des Auslandes	22 =	Einheimische Zollhäuser	1 =
Zölle unter Verwaltung der Chinesen: Opium	2,5 =	Verschiedene Abgaben	5,5 =
		Zusammen:	89 Mill.

Unter Likinzöllen versteht man die Abgaben auf den Transport aller Waren im Innern des Landes, insofern sie nicht durch Entrichtung des vom fremden Zolldienst erhobenen Transitzolles bereits von weiterer Besteuerung befreit sind. Diese Zölle waren von Haus aus nur zur Deckung außerordentlicher Bedürfnisse während des Krieges gegen die Taiping-Rebellen eingeführt, sind aber bis heute beibehalten worden.

Die Höhe der Staatsschulden dürfte jetzt etwa 900 Mill. Haikwan Tael betragen; die erste äußere Anleihe wurde 1874 in Europa im Betrag von 627,675 Pfd. Sterl. zum Zinsfuß von 8 Proz. gegen Verpfändung der Zölle kontrahiert; 1887 schloß die kaiserliche Regierung, ebenso der frühere Generalgouverneur von Liangkwang eine Anleihe mit deutschen Banken ab. In den Jahren 1894—1901 vermehrte sich die äußere Schuld um über 800 Mill. Taels, zuletzt durch die Entschädigung an die bei den letzten Wirren beteiligten Mächte um 450 Mill., wofür bis 1941 jährlich 18,829,500 Taels zu zahlen sind. Die lokalen Steuern und Taxen fließen zum größten Teil in die Provinzialkassen. Für die Zentralregierung in Peking ist daher von größter Bedeutung das 1854 geschaffene Inspektorat der Seezölle, dessen Vorstände in jedem Ort Europäer sind. Ursprünglich ins Leben gerufen während der Taiping-Rebellion, als die kaiserlichen Autoritäten sich in Schanghai nicht halten konnten und eine von den auswärtigen Mächten eingesetzte Kommission von Fremden die Zölle für die Regierung provisorisch einnahm, dann aber aufrecht erhalten, um den Eingang der Zolleinnahmen zu überwachen, die der Bezahlung der Kriegsschuld an die Westmächte als Sicherheit dienen sollten, wurde dieses in Schanghai domizilierende Institut von der Regierung beibehalten, beträchtlich erweitert und einem fremden Generalinspektor, der in Peking residiert, unterstellt. Unter diesem stehen 19 Inspektorate mit Europäern als Beamten an der Spitze, Engländern, Amerikanern, Franzosen, Russen und Deutschen. Die Zolleinnahmen betrugen 1899: 26,661,460 Haikwan Tael, wovon 21,418,189 auf den auswärtigen und 5,243,271 auf den innern Handel entfallen. Sie setzen sich zusammen aus Einfuhrzöllen 8,473,471, Ausfuhrzöllen 10,235,968, Küstenhandel 1,763,757, Tonnengeldern 640,191, Transitzöllen 835,830 und Opiumsteuer 4,748,243 Haikwan Tael. 1858 hatten diese Einnahmen nur 379,000 Tael betragen. Als Sicherheit für die letzte 450-Millionenschuld dienen die bisher nicht belasteten Seezölle, die Transitzölle und die bisher unbelastete Salzsteuer.

[Heer und Flotte.] Das Landheer setzt sich seit 200 Jahren, nachdem das altchinesische durch ein mongolisches Heer überwunden war, aus vier Hauptgruppen zusammen: 1) das kaiserliche Achtbannerheer (Pa-tschi), besteht aus 24 Einheiten oder 678 mandschurischen, 221 tatarischen und 266 chinesischen Kompagnien zu 90 Mann, in Summa 105,000 Mann. Die ersten acht Banner waren ausschließlich für den kaiserlichen Dienst bestimmt. 2) Die grüne Fahne (Luing), das den Gouverneuren der Provinzen unterstellte Bannerheer, das neben dem Lokaldienst und dem Schutz der eignen Provinz nur zur Stellung von Detachements für den Feldkrieg verpflichtet war, wurde zur Zeit des Boxeraufstandes auf 440,000 Mann geschätzt. 3) Die disziplinierten Truppen, wurden erst Mitte des 19. Jahrh. aufgestellt, man fing an, das Heer in europäischer Weise zu bewaffnen und auszubilden, und strebte eine Stärke der disziplinierten Truppen von 417,000 Mann an. 4) Die von der Bevölkerung der Mongolei und Tibets aufzustellenden Milizen haben im Frieden etwa nur 3000 Mann im Dienst, im Kriegsfall 118,000, bez. 64,000 Mann, aber wegen der Mängel in Bewaffnung und Ausbildung sind sie ziemlich wertlos.

Seit 1895 bemühte sich Lihungtschang, das gänzlich veraltete Heerwesen umzugestalten. Küstenbefestigungen wurden unter Leitung europäischer Offiziere errichtet, man berief Lehrer für die Militärschulen und Instruktoren für die Ausbildung der Truppen. Truppen und Küstenwerke wurden mit der besten Bewaffnung ausgerüstet und Waffenfabriken unter Leitung europäischer Techniker errichtet. An Geschützen wurden Gebirgs- und Feldgeschütze (meist 7,5 cm-Kaliber), für die Befestigungen 12 und 15 cm-Geschütze, neuerdings auch mit Schnellfeuereinrichtung, beschafft. Nach russischen Quellen hatte man bei Beginn des Boxeraufstandes mit folgenden Truppen zu rechnen: Von den damals auf 203,000 Mann geschätzten Bannertruppen kamen nur das 13,000 Mann starke Felddetachement von Peking (8000 Mann Infanterie, 4000 Mann Kavallerie, 800 Mann Artillerie mit 189 Geschützen) und 42,000 disziplinierte (ausgebildete) Mandschutruppen in Betracht. Von den Provinzialtruppen (539,000 Mann) waren nur die von Tschili (64,000 Luing, 35,000 disziplinierte Truppen) und Schantung (7—8000 Mann) beachtenswert. In andern Provinzen fanden sich noch etwa 20,000 Mann aus-

gebildeter Truppen. Die drei mandschurischen Provinzen erhielten neben 37,000 Mann Bannertruppen und kleinen Detachements der grünen Fahne eine »ausgebildete«, mit Kruppschen Geschützen und modernen Gewehren ꝛc. bewaffnete Truppe in Stärke von 48,000 Mann. Dazu kommen die etwa 30,000 Mann starken Truppen der »Neuen Linie« und der Bezirke von Ili und Tarbagatai, im ganzen etwa 8000 »Ausgebildete«. Ferner ist noch das aus Mohammedanern bestehende Korps der Provinz Kansu mit 9000 Mann hinzuzurechnen. Trotz aller Reformen war das chinesische Heer nicht zu erfolgreichen Kriegshandlungen befähigt, weil andauernde Verpflegung, sanitätliche Behandlung u. a., aber auch die moralischen Eigenschaften fehlten. Der Soldat ging aus den untersten Schichten der Bevölkerung hervor, und das auf niedrigster Stufe stehende Offizierkorps schloß jeden Vergleich mit Heeren der Kulturstaaten aus. Der Kaiser hat nicht als oberster Kriegsherr die unbedingte Obergewalt über das Heer, auch ist die oberste Kriegsverwaltung äußerst unselbständig. — Von den Befestigungen in C. ist das Hauptbollwerk, die Große Mauer, völlig veraltet. Die Umwallungen Pekings und andrer größerer Städte widerstehen nicht modernen Belagerungsmitteln. Ebensowenig leisteten auch die nach europäischer Art gebauten und ausgerüsteten Forts von Taku und Peitang, die Befestigungen von Tientsin, Lutai u. a. O. dauernden Widerstand. Vgl. Putjata, Chinas Wehrmacht (a. d. Russ., Wien 1900). — Die Flotte zerfällt in vier Geschwader: ein nördliches (Peiyang) mit 5 kleinen Kreuzern, 2 Torpedojägern, 2 Schulschiffen und 1 Truppendampfer; das südliche (Nanyang) mit 5 kleinen, ungeschützten Kreuzern, 4 Kanonenbooten, 6 schwimmenden Batterien, 4 Hochseetorpedobooten und 3 Truppendampfern; das Geschwader von Futschou mit 2 kleinen geschützten und 5 kleinen ungeschützten Kreuzern und 2 Torpedojägern; schließlich das Kantongeschwader mit 10 Kanonenbooten, 11 Küstentorpedobooten und 1 Truppendampfer. Außerdem sind 11 Kanonenboote für den Zolldienst vorhanden. Gesamtbesatzung etwa 8000 Mann.

Wappen, Flagge, Orden. Das Staatswappen (s. Tafel »Wappen IV«), zugleich Symbol der kaiserlichen Familie, ist ein gelber Drache mit fünf Klauen an den Füßen und eine geflammte Kugel. Kaiserliche Farbe: Gelb. In der viereckigen gelben Kriegsflagge erscheint ebenfalls ein Drache mit roter Kugel. Die Handelsflagge zeigt in Rot eine gelbe Scheibe (s. Tafel »Flaggen I«). Es bestehen vier Orden: der Drachenorden in 4 Klassen, der Orden vom doppelten Drachen in 5 Klassen mit 11 Graden (s. Tafel »Orden III«, Fig. 1 u. 2), der Orden vom kostbaren Stern in 3 Klassen und der Zivilverdienstorden in 3 Klassen.

Die Entdeckungsgeschichte Chinas ist im Artikel »Asien« (S. 869 f.) übersichtlich dargestellt.

[Geographisch-statistische Literatur.] Außer den unter den betreffenden Abschnitten (Kultur, Religionen, Unterricht u. a.) bereits aufgeführten Spezialwerken und den Berichten der Forschungsreisenden besitzen wir eine große Zahl Land und Volk im allgemeinen behandelnder Werke. Das älteste derselben ist die 1477 in Nürnberg herausgegebene Übersetzung der Reisen von Marco Polo, dann die Berichte der 1665 von Holland, 1794 und 1816 von England nach C. abgeordneten Gesandtschaften. Unter den neuern sind besonders hervorzuheben: der Bericht der »Reise der österreichischen Fregatte Novara«, enthaltend einen beschreibenden, linguistischen und anthropologischen Teil (Wien 1861—68); Scherzers »Fachmännische Berichte über die österreichisch-ungarische Expedition nach Siam, C. und Japan« (Stuttg. 1872); das offizielle Werk »Die preußische Expedition nach Ostasien« (Berl. 1864—73, 4 Bde.). Zusammenfassende Werke sind namentlich: Hippisley, C., geographical, statistical and political sketch (Schanghai 1876); Eden, C., historical and descriptive (2. Aufl., Lond. 1880); Playfair, Cities and towns of C., a dictionary (das. 1880); Douglas, C. (das. 1882); Exner, C., Skizze von Land und Leuten mit besonderer Berücksichtigung kommerzieller Verhältnisse (Leipz. 1889); Grunzel, Die kommerzielle Entwickelung Chinas in den letzten 25 Jahren (das. 1891); »Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise des Grafen B. Széchényi in Ostasien 1877—1880« (nach d. ungar. Original verfaßt hauptsächlich von Kreitner und v. Loczy, Wien 1893—99, 3 Bde.); v. Richthofens großes, noch nicht vollendetes Werk: »C., Ergebnisse eigner Reisen und darauf gegründeter Studien« (Berl. 1877—84, Bd. 1, 2 u. 4), mit wichtigen orographischen und geologischen Karten; Derselbe, Letters on C. 1870—1872 (Neudruck, Schanghai 1900); Tiessen, C., das Reich der 18 Provinzen (Berl. 1902); Obrutschew, Aus C. (Leipz. 1896); Martin, A cycle of Cathay (Edinb. 1896); Bigham, A year in C. (Lond. 1901); Williams, The Middle Kingdom (2. Aufl., das. 1899, 2 Bde.); Colquhoun, C. in transformation (Lond. 1900); v. Brandt, 33 Jahre in Ostasien (Leipz. 1901); B. Navarra, C. und die Chinesen, auf Grund eines 20jährigen Aufenthalts geschildert (Bremen 1901); E. und O. Réclus, L'empire du Milieu (Par. 1902, 2 Bde.). Zeitschriften: »C.: returns of trade at the Treaty Ports« und »Reports on trade at the Treaty Ports«, alljährlich in Schanghai erscheinend, auch die Monatsschrift »Asien« (Berl., seit 1901).

Geschichte.

Die Aufzeichnungen der chinesischen Geschichtschreiber gehen bis 2600 v. Chr. zurück; doch ist die älteste Überlieferung sagenhaft. Danach drangen die Stammväter des »schwarzhaarigen Volkes« aus dem Nordwesten in das Gebiet des Hwangho ein und unterjochten die Urbewohner, die ihre Sitten annahmen und sich mit ihnen verschmolzen. Große Herrscher, wie Fuhi, Yao, Schun und Yü, pflanzten die ersten Keime der Gesittung und Bildung, führten den Ackerbau ein, entwässerten das Land durch Kanäle und begründeten die Kultur des Maulbeerbaums und die Zucht der Seidenraupe; sie gewöhnten das Volk an häusliches und geselliges Zusammenleben, an die Ordnung der Ehe, Gehorsam gegen die Gesetze und den Dienst des Himmels. Die Einrichtung des chinesischen Kalenders geht auf diese alten Zeiten zurück; das erste Jahr des ersten 60jährigen Zyklus entspricht dem Jahre 2637 v. Chr. In der Regel bestimmte der Kaiser den tüchtigsten seiner Minister zu seinem Nachfolger. Mit Yüs Sohn begann 2205 v. Chr. die erste erbliche Dynastie Hia (2205—1767). Unter ihr und der nächstfolgenden Schang (1766—1123) erstreckte sich das Reich wohl nur über das Gebiet des Hweiho und des untern Hwangho bis zum Meere. Mit Wuwang, dem eigentlichen Gesetzgeber Chinas, bestieg die Dynastie Tscheu den Thron, den sie 1122—256 innehatte; sie dehnte das Reich über das Gebiet des Jangtsekiang aus. Während die heutige Provinz Schensi der eigentliche Stützpunkt des Kaiserhauses blieb, gewannen die schon von Wuwang eingerichteten Lehnsfürstentümer im Osten und Süden allmählich fast unbeschränkte Selbständigkeit. Die drei Heroen

des chinesischen Geisteshimmels, Laotse (geb. 604 v. Chr.), Kungfutse oder Confucius (551—478) und Mengtse oder Mencius (geb. 371 v. Chr.) waren Verwandte oder Beamte von Lehnsfürsten; die beiden letztern in Schantung. Bis 769 residierten die Kaiser in Singanfu am Weifluß; da aber von Nordwesten her die barbarische Völkerschaft der Djung hereinbrach, verlegte der Kaiser Pingwang seinen Wohnsitz nach dem leichter zu verteidigenden Loyang.

Seit dieser Zeit steigen die Fürsten von Tsin, die das Reich an der nordwestlichen Grenze zu verteidigen hatten, an Macht und Bedeutung. Schließlich schwang sich Tsin Shi Hoangti (246—210) zum Alleinherrscher auf. Er teilte das Reich in 36 Provinzen, deren Hauptstädte er durch Kunststraßen verband, begann den Bau der Großen Mauer zum Schutz gegen die Barbaren und befahl zur Unterdrückung der Literaten die Verbrennung aller historischen und staatswissenschaftlichen Bücher (213 v. Chr.). Sein Sohn wurde nach dreijähriger Regierung von einem Eunuchen ermordet. Noch kürzer war die Regierung des Enkels und letzten Sprosses Hoangtis, des Kaisers Jng-Wang, der sich nach sechswöchentlicher Regierung das Leben nahm, als seine Truppen zu dem General Lieou Pang übergingen. Dieser machte sich darauf zum Kaiser und begründete die glorreiche Han-Dynastie (206 v. Chr.). Der Unternehmungsgeist weitschauender Staatsmänner während der ersten 300 Jahre dieser Dynastie, die auch durch die Pflege von Kunst und Literatur für C. die größte Bedeutung hat, hatte die Einverleibung der heutigen Südprovinzen und Tongkings sowie die Oberherrschaft über Anam und Kotschinchina zur Folge (111 v. Chr.). Im Westen wurde das Tarymbecken durch Handelsstraßen aufgeschlossen und die Sicherheit durch Bündnisse und Kriege mit den Nomadenstämmen Turkistans gesichert. Gegen die Hiongnu nahm man die Offensive auf und trieb sie in die Dsungarei. Im J. 95 n. Chr. stand ein chinesisches Heer am Ostufer des Kaspischen Meeres; wenigstens nach Mesopotamien und Syrien richteten sich damals die chinesischen Bestrebungen um friedlichen Verkehr. Hellenistische Kunstindustrien und buddhistische Missionare fanden am chinesischen Kaiserhof eifrige Förderung. Römische Kaufleute segelten bis zur Küste Tongkings, um Seide zu holen; sie brachten den von den Malaien gehörten Namen für das Seidenland mit, der sich bis heute in Europa erhalten hat. In den Annalen der Han-Dynastie ist zum Jahre 166 n. Chr. eine Gesandtschaft des römischen Kaisers Antun (M. Aurelius Antoninus) erwähnt. Unter der Han-Dynastie wurde auch das Prüfungswesen in C. eingeführt.

Der Mangel geeigneter Thronfolger in der kaiserlichen Familie verursachte im J. 221 n. Chr. den Zerfall des Reiches in drei ungleiche Teile, die sich fortwährend bekriegten. Die romantischen Abenteuer dieser 44jährigen Kriegsperiode bilden den Gegenstand einer berühmten Geschichtsklitterung, die noch heute die beliebteste Unterhaltungslektüre in C. ist. Der Verlust der Vorherrschaft bei den westlichen Nomaden war die Folge der innern Zerrüttung. Allerdings vereinigte Wuti durch die Macht seines Schwertes wieder ganz C. und gründete die zweite Tsin-Dynastie. Aber die 150 Jahre dieser Herrschaft haben in den chinesischen Geschichtsquellen nur schwache Eindrücke hinterlassen. Dann folgte wieder eine Teilung in fünf kleinere Reiche, von denen das nördlichste, Wei, allein zeitweise eine allgemeine Leitung an sich reißen und nach außen kräftig auftreten konnte. Diesem Stillstande machte erst die allerdings kurzlebige Sui-Dynastie (589—618) ein Ende, die wenigstens mit Japan und den Riukiui-Inseln wieder Beziehungen anknüpfte. Der eigentliche Wiederhersteller einer weitreichenden kaiserlichen Autorität war aber der Kronprinz und spätere Kaiser Taitsung, der von 627—650 regierte, also ein Zeitgenosse des großen Kalifen war. Er widmete sich besonders der Ausbildung eines berufsmäßigen, stehenden Heeres, reorganisierte die Verwaltung des Tarymbeckens, errang die Anerkennung chinesischer Oberhoheit in Tibet und drang siegreich in Korea vor. Unter seiner Regierung machte Hsuen-Tsang eine 17jährige Reise durch Indien und Zentralasien. Taitsung gestattete auch christlichen syrischen Missionaren, die 635 zuerst anlangten, die Niederlassung und Bekehrungsversuche in der Hauptstadt und den Provinzen (Nestorianische Tafel von 781). Palastränke und Vernachlässigung des Heeres verursachten einen allmählichen Verfall der Herrschaft über Asien. Zwar wurde Korea 658—674 trotz japanischer Hilfe vollständig unterworfen; aber Tibet, dessen Chan durch Heirat mit dem chinesischen Herrscherhause verbunden war, beunruhigte die südlichen Provinzen durch räuberische Einfälle (seit 710), und seit 751 waren im Norden die Türken und die Khitan zu bekämpfen. Die siegreichen Feldherren bildeten eine unabhängige Macht im Staate, während den Kaisern Zeremonien, Kulturpflege und höfischer Luxus überlassen blieben. Das 8. Jahrh. hat die drei chinesischen Dichterfürsten Thufu, Wangoey und Litaipe hervorgebracht. Aber in den Ländern am Oxus und Jaxartes wich die chinesische Kultur vor der persisch-arabischen zurück. Im Innern des Reiches kamen Streitigkeiten über den Buddhismus und Hofränke hinzu, so daß seit 800 die Tang-Dynastie als »im Verfall befindlich« bezeichnet wird. Seit 906 machten sich einzelne Gouverneure vom Kaiser ganz unabhängig, so daß über 50 Jahre lang fünf Dynastien nebeneinander bestanden. Erst ein energischer General, der 961 den Namen Taitsu und den Kaisertitel annahm, stellte die verlorne Einheit wieder her und gründete die Sung-Dynastie, die sich drei Jahrhunderte (961 bis 1280) erhielt.

Damals erhob sich von der Mandschurei aus die Macht der Khitan unter dem Fürsten Apaokhi, der ihnen ein Schriftsystem, ein Gesetzbuch und eine feste Organisation gab. Sie eroberten das nördliche C. und wurden dadurch die Veranlassung, daß die Hauptstadt der Sung-Dynastie nach Nanking verlegt wurde. Seit 1043 mußte C. ihnen Tribut zahlen; von ihnen ist der Name Cathay abzuleiten, der seitdem für C. gebräuchlich wurde. Zwar machte sich 1123 ein Fürst der unterjochten Yutschi zum Herrn des Reiches Khitan, dem er den Namen Kin gab, aber die neue Dynastie dehnte ihre Eroberungen noch weiter aus und führte sogar den Kaiser Kintsung als Gefangenen fort. Das Emporkommen der Mongolen machte 1211 diesem Reich ein Ende. Aber der Enkel Dschengis-Chans, Kublai Chan, unterwarf sich ganz C., Korea, die Mongolei, Mandschurei, Tibet, Tongking und Teile von Awa. Er machte Peking zu seiner Residenz und begründete die Yuen-Dynastie, die 88 Jahre lang (1280—1368) C. beherrschte und durch Gesandtschaften mit dem Papst und Könige von Frankreich in Verbindung trat. Marco Polo stand 17 Jahre lang in Kublais Diensten. Die Stärke der Mongolen in Ostasien beruhte auf ihren berittenen Bogenschützen und den Katapulten, mit denen sie die Mauern der Städte brachen. Aber in ihren Unternehmungen gegen

Japan (1266—81) waren sie unglücklich. Auch die Expeditionen gegen Anam und Birma hatten keinen dauernden Erfolg. Die Verteilung der mongolischen Reiterscharen über ein so weites Gebiet gab örtlichen Empörungen die Aussicht des Gelingens. Steuerdruck, große Bauten und fanatische Devotion vor dem tibetanischen Buddhismus waren die Quellen einer stets steigenden Abneigung der Chinesen und Koreaner gegen die Nachfolger Kublai Chans.

Nachdem Korea in einer blutigen Schlacht seine Unabhängigkeit errungen hatte, fand sich auch in C. der Leiter einer allgemeinen Erhebung gegen das fremde Joch. Es war Tschuyuentschang, ein ehemaliger Priester von geringer Herkunft, der aus innerm Drange Soldat geworden war. Er machte sich 1356 zum Herrn von Nanking, von wo aus er das Banner der Empörung von Stadt zu Stadt sandte, so daß von allen Seiten bewaffnete Scharen gegen Peking heranrückten. Die Mongolen, denen die starken Mauern der Stadt die Möglichkeit leichter Verteidigung gewährten, leisteten keinen Widerstand, da der Kaiser Schunti geflohen war und ihnen Schonung ihres Lebens zugesichert wurde. Der Leiter der nationalen Empörung bestieg als erster Kaiser der Ming-Dynastie den Thron 1368. Es war eine leicht durchgeführte Restauration innerhalb der 18 Provinzen des eigentlichen C.; seit 1382 wurde kein Versuch des Widerstandes mehr gewagt. Unter der Ming-Dynastie (1368—1644), die später ihre Residenz von Nanking nach Peking verlegte, verbreitete sich der auf alten Erinnerungen und kungfutseanischen Lehren, Staatsexamen und Bevormundung, Förmlichkeit und Materialismus gegründete, selbstzufriedene und spannungslose Geist des öffentlichen Lebens, der als Chinesentum fremden Kulturerscheinungen so teilnahmslos gegenübersteht. Die Zulassung der Portugiesen zum Handel in Macao (seit 1517), die Verwendung einiger Jesuiten im Staatsdienste (seit 1580), die feindlichen Berührungen mit japanischen Piratenbanden (seit 1552) und selbst der gegen die japanische Heeresmacht in Korea durchgeführte Kampf (1592—1598) sind auf die innere Entwickelung Chinas ohne Einfluß geblieben. Jeder direkte Verkehr mit Japan wurde verboten und den Spaniern, Holländern und Engländern das Handels- und Niederlassungsrecht verweigert. Um das Schicksal der Chinesen auf Formosa und den Philippinen kümmerte die Ming-Dynastie sich nicht.

Seit 1573 wirkte aber die kriegerische Organisation der Mandschu-Tataren, denen gegenüber der Kaiser Suzeränitätsrechte ausüben wollte, auf die chinesische Geschichte ein. Die Überlegenheit der Lanzenreiter und berittenen Bogenschützen des Nordens in Verbindung mit innern Streitigkeiten hatte den merkwürdigen Erfolg, daß man die wiederholten Einfälle nicht abwehren, und daß Peking nicht verteidigt werden konnte. Der letzte Ming-Kaiser erhängte sich 1644 an einem Baum, als der Empörer Li mit einem großen Heere die Hauptstadt überraschte. Aber der ebenfalls aufständische General Wu Sangwai wandte die Herrschaft lieber dem verbündeten jungen Chan der Mandschuren zu, der als Kaiser Schuntschi die jetzt noch regierende Tsing-Dynastie begründete. Unter Schuntschi, seinem Sohn Schingtsu (Khanghi) und unter Kaotsungtschün (Khianlung) erhob sich C. zu großer Macht. Alle Aufstände im Lande wurden niedergeschlagen, der größte Teil der Dsungarei, ganz Turkistan und Tibet unterworfen. Formosa, das 1625—62 den Holländern gehört hatte, dann aber von dem großen Piratenhäuptling Koxinga erobert wurde, fiel 1683 dem chinesischen Kaiserreiche zu und wurde als Anhängsel der Provinz Fukien verwaltet. Ein gut organisierter Nachrichtendienst ermöglichte eine starke Zentralisation der Verwaltung. Mit den Russen, denen 1646 der Handelsverkehr, wenn auch unter erschwerenden Umständen, gestattet worden war, brach 1684 wegen Grenzstreitigkeiten ein Krieg aus, der 1688 durch eine Gesandtschaft Peters d. Gr. beigelegt wurde. Rußland erlangte die Erlaubnis, jährlich einmal eine Karawane nach Peking zu senden, sowohl des Handels wegen als auch um den schuldigen Tribut in Geschenken zu entrichten; seit 1727 unterhielt Rußland in Peking eine »geistliche Mission« von zehn Mitgliedern, durch welche die russische Regierung über C. genau unterrichtet wurde. Den Franzosen wurde 1660, den Engländern 1670 der Handel erlaubt; doch wurden die letztern 1693 auf Kanton beschränkt. Die Christen, längere Zeit geduldet, wurden seit 1735 von Khianlung aus politischen Rücksichten hart verfolgt. Unerbittlich gerecht, war dieser Kaiser auch rücksichtslos grausam; im übrigen beförderte er die Wissenschaften und legte vier Bibliotheken der schätzbarsten Bücher an. 1796 entsagte er zu gunsten seines ältesten Sohnes, Kiakhing, der Regierung und starb 1799. Von dieser Zeit an war die Macht der Mandschu im Abnehmen begriffen. Kiakhings Gewalttätigkeit und Grausamkeit erregten bald allgemeine Unzufriedenheit; immer neue Verschwörungen wurden angezettelt, Räuberbanden durchzogen verheerend das Land; Seeräuber, die sich in Hainan und Formosa festsetzten, beherrschten nicht allein das Meer und bekämpften hier die chinesischen Flotten mit wechselndem Glück, sondern drangen von den Flußmündungen aus auch in das Innere des Landes plündernd und verwüstend ein, bis ihre Macht endlich durch innern Zwiespalt zu Grunde gerichtet ward. 1807 kam der erste protestantische Missionar nach C., 1815 wurden alle Katholiken aus dem Reiche verbannt. Auf Kiakhing, der vermutlich durch einige Mißvergnügte ermordet wurde, folgte 1820 Mianning als Kaiser Taokuang (bis 1850). Die Unruhen im Innern des Reiches dauerten unter ihm fort; dazu kamen Konflikte mit den an der Grenze nomadisierenden Buräten und Kirgisen wie mit dem Chan von Khokand, die zu einer Erweiterung der Reichsgrenzen führten.

Die Eröffnung des Landes für den Handelsverkehr erzwangen die Engländer durch den sogen. Opiumkrieg 1840—42. Die Ostindische Kompagnie allein hatte von den am Ende des 17. Jahrh. gewährten Handelsrechten dauernden Gebrauch gemacht; sie genoß bis 1834 in Kanton ein Handelsmonopol; Tee war der Hauptexportartikel, Opium der immer mehr begehrte Einfuhrartikel. Als nun dieser Handel allen britischen Untertanen freigegeben wurde, stieg die Einfuhr und besonders der Schmuggelhandel in diesem gefährlichen Artikel so schnell, daß die chinesische Regierung die Einfuhr völlig verbot. Durch Bestechung der Mandarinen wurde dies Verbot umgangen, bis ein energischer Spezialkommissar zur Unterdrückung des Opiumhandels in Kanton erschien. Diesem, namens Lin, wurden 4. Mai 1839 auf Befehl des englischen Superintendenten des Handels, Kapitän Elliot, 20,283 Kisten Opium zur Vernichtung übergeben. Als aber die nach Macao und Hongkong geflüchteten Kaufleute auf Lins Wunsch nach Kanton zurückgekehrt waren, wurden sie, weil sie sich nicht unter chinesisches Gesetz stellen wollten, verbannt. Das Geschwader

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

chinesischer Kriegsdschunken, das die beiden englischen Kriegsschiffe Volage und Hyacinth angriff, wurde 3. Nov. 1839 völlig zerstört. Jetzt machte die englische Regierung Ernst. 1841 wurde Kanton blockiert, eine der Chusaninseln besetzt, Amoy erobert, Ningpo okkupiert und Wusung und Schanghai genommen. Als sich die Flotte anschickte, Nanking zu beschießen, lenkte der Kaiser ein und schloß 29. Aug. 1842 mit den Engländern einen Friedensvertrag, worin er sich verpflichtete, in 3 Jahren 21 Mill. Doll. zu bezahlen, die Häfen Kanton, Amoy, Futschou, Ningpo und Schanghai dem britischen Handel zu öffnen, britische Konsularagenten daselbst zuzulassen und feste und billige Tarife der Ein- und Ausgangszölle sowie auch die Transitzölle für das innere Land festzusetzen. Die Insel Hongkong wurde für alle Zeit an England abgetreten und die Inseln Tschouschan und Kolangsu ihnen als Pfand überlassen. Die fünf Häfen eröffnete C. nicht bloß dem Handel der Engländer, sondern aller Nationen und schloß 3. Juli 1844 mit den Vereinigten Staaten von Amerika sowie 23. Okt. 1844 mit Frankreich einen Handelsvertrag ab, der beiden Nationen dieselben Zugeständnisse einräumte wie den Engländern. Ein Artikel des französischen Vertrags bestimmte, daß allen Missionaren überall in C. die Ausübung ihrer Tätigkeit und Grunderwerb, allen Chinesen aber die Annahme des Christentums gestattet sein solle. Dieser Toleranzartikel führte zu vielen Reibereien und wurde von den chinesischen Beamten vielfach gar nicht beachtet, wenn Missionare ihren Schutz gegen die Beleidigungen seitens des Pöbels anriefen. In Kanton wagte die Regierung nicht, die versprochene Zulassung der Fremden zu genehmigen, da die Bevölkerung zu erbittert war.

Auf den Kaiser Taokuang folgte 25. Febr. 1850 sein ältester Sohn, Tschu, der sich den Titel Hienfong (»Fülle des Segens«) beilegte. Die herrschende Mandschu-Dynastie Tsing wurde von den Chinesen noch immer als eine fremde angesehen, die den Gehorsam des Volkes nur durch die Furcht vor den Mandschutruppen erzwang. Angebliche Nachkommen der letzten einheimischen Dynastie der Ming und ihre Anhänger, die Mingschin (Mingleute), versuchten wiederholt durch Verschwörungen die Tsing zu stürzen, besonders seit dem unglücklichen Ausgang des englischen Krieges. Eine wirklich ernste Bedrohung der Dynastie entstand aber durch die Taipingrevolution. Urheber war Hung-Siutsuen, dessen Vater Oberhaupt des Stammes der Hung bei Kanton war. Siutsuen, ein aufgeregter Mensch, der Visionen hatte und zur Herrscherwürde berufen zu sein meinte, war durch den Missionar Gützlaff mit dem Christentum bekannt geworden und warf aus seinem Haus und seiner Schule alle Götzenbilder. Als er auch ein hochgehaltenes Wunderbild zerstörte, schritt die Regierung gegen ihn ein, wobei sein Stamm, die Hung, zu ihm hielt. 1850 rief ihn der Stamm der Hakka an seine Spitze, der mit den Punti in Kampf lag, und sein Anhang mehrte sich so, daß er im Herbst 1851 nach der Einnahme der Stadt Jungngan in Kuangsi als Gründer der neuen Dynastie Taiping (»Großer Friede«) oder Tinkwok (»Himmelskönigreich«) ausgerufen wurde. Die Mandarinen versuchten vergeblich der Bewegung durch Hinrichtung der Christen und der Anhänger des neuen Herrschers Herr zu werden. Siegreich zog Siutsuen durch die Provinzen Kuangsi, Hunan, Hupei, Kiangsi, Nganhui und Kiangsu, brachte dadurch alles Land östlich des Tsekiang und südlich des Jangtsekiang in seine Gewalt und ergriff 19. März 1853 Besitz von Nanking, der alten Hauptstadt des Reiches, die als Tienking (»Himmelsresidenz«) Mittelpunkt des neuen Reiches wurde. Siutsuen ließ das Alte und Neue Testament in vielen Exemplaren drucken und leistete dem Christentum allen Vorschub, nahm aber selbst die Taufe nicht an. Er stellte sich vielmehr auf gleichen Fuß mit den Kaisern von C. und Japan wie mit dem Dalai Lama in Tibet und proklamierte sich als jüngerer Bruder von Christus. Indessen fehlte es an fester Organisation und Disziplin; es vergingen mehrere Jahre, ohne daß die Taiping, trotz einzelner Erfolge, größere Fortschritte machten, zumal sie durch innere Streitigkeiten sich selbst schwächten. 1858 waren sie aus einem Teil ihres Gebietes bereits verdrängt und konnten sich in Nanking nur mit Mühe behaupten.

Da geriet die kaiserliche Regierung durch den Krieg mit England und Frankreich in die größte Bedrängnis. Schon seit Jahren mahnte England immer ernstlicher an die Erfüllung des Vertrags von 1842, namentlich an die Zulassung in Kanton, ohne indes etwas zu erreichen. 1856 verlangten wegen der Wegnahme eines unter englischer Flagge segelnden Schiffes die Engländer Genugtuung, erstürmten, da diese nicht erfolgte, alle Forts am Perlfluß und die Stadt Kanton selbst, beschossen den Palast des Oberstatthalters Yeh, legten einen Teil der Stadt in Asche und zerstörten 6. Nov. 1856 die kaiserliche Flotte. Da die vorhandenen Streitkräfte indes nicht zur Ausbeutung dieses Erfolges genügten, nahm C. dies als Zeichen der Schwäche und rief in amtlichen Erlassen das Volk, das ohnedies wegen des grausamen Kulihandels gegen die Fremden erbittert war, zu deren völliger Vertilgung auf. Die fortgesetzte Verfolgung aller Europäer führte 1857 zu einem gemeinsamen Vorgehen Englands und Frankreichs. Beide Mächte sandten Kriegsflotten unter den Admiralen Seymour und Rigault de Genouilly mit 8000 Mann Landungstruppen nach Hongkong, und nachdem Yeh eine gütliche Verständigung abgelehnt, beschossen die Verbündeten 28. Dez. Kanton mit solchem Erfolge, daß die 40,000 Mann chinesische Truppen aus Kanton entflohen und die Stadt sich 29. Dez. ergeben mußte; Yeh wurde gefangen genommen. Inzwischen hatten die Gesandten beider Mächte, Lord Elgin und Baron Gros, denen sich der russische und der amerikanische Gesandte anschlossen, von Schanghai aus Noten nach Peking gerichtet. Als sie keine Antwort erhielten, fuhren sie mit den Kriegsschiffen im April 1858 nach der Mündung des Peiho und ließen 20. Mai die Forts von Taku besetzen. Erst als die Verbündeten den Strom hinauf bis Tientsin, dem Hafen von Peking, vordrangen, unterwarf sich der chinesische Hof und schloß erst mit den neutralen Gesandten, dann mit denen der Verbündeten 26. und 27. Juni einen vierfachen Vertrag, wonach in Zukunft europäische Gesandte in Peking zuzulassen, die Ausübung des Christentums ungehindert sein und C. an England 24 Mill., an Frankreich 12 Mill. Mk. Kriegskosten zahlen sollte. Wieder versuchte die chinesische Regierung, die Ratifikation des Vertrags hinauszuschieben, und ließ die Befestigungen am Peiho in guten Verteidigungszustand setzen. Auf die Kunde hiervon beschlossen die Engländer 24. Juni 1859 die Befestigungen zu zerstören, mußten aber nach einem mörderischen Kampfe mit einem Verlust von 464 Toten und Verwundeten sich zurückziehen. Um das Ansehen der europäischen Waffen herzustellen, vereinigten sich die Westmächte zu einer größern Unternehmung gegen C. 12,600 Mann englische Truppen (7800 Mann europäische, 4800 indische Soldaten) und 7500

Franzosen unter dem General Cousin-Montauban rückten im Juli 1860 mit den Kriegsschiffen von Taku den Peiho hinauf vor, eroberten sämtliche Forts auf beiden Seiten des Stromes und besetzten Tientsin, rückten 9. Sept. bis Tungtschao, 30 km von Peking, vor und bestanden auf dem Einzug der Gesandten in die Reichshauptstadt mit einer Ehrenwache von 1000 Mann. Die englischen und französischen Offiziere indes, die sich mit den chinesischen Behörden über die Aufnahme der Gesandten und die Unterbringung der Truppen in Peking verständigen sollten, wurden 18. Sept. von tatarischen Soldaten überfallen, im Kampf getötet oder verschmachteten im Gefängnis. Gleichzeitig wurden die Lager der Verbündeten von chinesischen Truppen umstellt. Durch einen kühnen Reiterangriff wurden jedoch die chinesischen Linien durchbrochen und im Treffen bei Palikiao 21. Sept. die chinesische Streitmacht, 50,000 Mann, wovon 30,000 Reiter, von 7000 Engländern und Franzosen unter Cousin-Montauban völlig geschlagen. Ohne Schwertstreich wurde der kaiserliche Sommerpalast vor Peking von den Franzosen besetzt und dessen ungeheure Schätze geplündert; später wurde der Palast zur Sühne für den Verrat vom 18. Sept. verbrannt. Der Hochmut der Chinesen war hiermit gebrochen; sie gestanden die Übergabe eines Stadttors von Peking, eine Entschädigung von 4 Mill. Frank für die Opfer des Verrats vom 18. Sept. und den Einzug der verbündeten Gesandten mit je 1000 Mann Ehrenwache in Peking zu. In Peking wurde Ende Oktober 1860 der Friede unterzeichnet und erst nach dessen Ratifikation durch C. Anfang November die Hauptstadt geräumt. Tientsin und die Forts am Peiho blieben noch länger von den Verbündeten besetzt.

Der Kaiser Hienfong starb 22. Aug. 1861; ihm folgte sein Sohn Kitsiang, der, 5. Sept. 1855 geboren, unter eine von seinem Oheim, dem Prinzen Kong, geleitete Regentschaft gestellt ward; als Regierungsname ward ihm Tungtschih (»Vereinigte Ordnung«) gegeben. Da Prinz Kong, der zur Beobachtung der eingegangenen Verträge entschlossen war, in dem Regentschaftsrat auf Opposition stieß, so vereinigte er sich mit der Kaiserin-Mutter, die Mitregentin war, zum Sturze der Regentschaft und setzte eine ihm ergebene Regierung ein. C. trat von nun an mit fast allen Seemächten in vertragsmäßig geregelten diplomatischen und handelspolitischen Verkehr; so wurde auch mit Preußen 2. Sept. 1861 zu Tientsin ein Handelsvertrag abgeschlossen. Europäische Gesandte und Vertreter nahmen ihren Sitz in Peking. Noch immer wütete in mehreren Provinzen der Taipingaufstand. In dem langen Bürgerkrieg hatten sich vielfach Banden organisiert, die unter Vorschützung politischer Zwecke lediglich auf Plünderung ausgingen; in Jünnan wie in Turkistan waren sogar neue Reiche in der Bildung begriffen. Die Regierung betrachtete es als das Dringendste, dem Aufstand ein Ende zu machen, und fand bei England und Frankreich Unterstützung, die von der Fortdauer der Unruhen Gefährdung ihrer Handelsinteressen befürchteten. Sie beauftragten daher ihre Flottenkommandanten in den chinesischen Gewässern, gemeinsam mit den Kaiserlichen gegen die Rebellen vorzugehen, und erlaubten ihren Offizieren in chinesischen Diensten Flotten zu organisieren und tüchtige Truppenkörper auszubilden; besonders der Engländer Gordon tat sich hierbei hervor. Zunächst galt es, Schanghai zu sichern, das die Aufständischen im Februar 1862 vollständig eingeschlossen hatten. Ihre Vertreibung gelang leicht; im April und Mai 1862 wurden kleinere Punkte genommen und das am 9. Dez. 1861 von den Rebellen besetzte Ningpo wieder erobert. Allmählich gelang es, die Taiping von den Seeprovinzen in das Innere zurückzutreiben; am 31. März 1864 erzwang das französisch-chinesische Korps nach längerer Belagerung die Übergabe von Hangtschou, der Hauptstadt der Provinz Tschekiang, und Hutschous, während das englisch-chinesische Korps im Dezember 1863 nach sechsmonatiger Belagerung Sutschou und im Januar 1864 Tschangtschou eroberte. Nun waren die Taiping auf Nanking beschränkt, wo der Rebellenkaiser Tienwang residierte. Unter englischer Leitung unternahmen die kaiserlichen Truppen die Belagerung der Stadt und zwangen sie 19. Juli 1864, sich zu ergeben, nachdem Tienwang sich mit seinen Weibern verbrannt hatte. Doch war die Erbitterung der Mandarinen über den Anteil der Fremden an der Unterdrückung der Rebellion so groß, daß schon im Oktober 1864 die Fremdenlegion entlassen wurde. Der Regentschaft blieb noch die Aufgabe, die Nienfei oder die Banden, die aus versprengten Taiping sich gebildet hatten und Honan und Schantung unsicher machten, sowie andre Räuberbanden im Westen, die 1859 zu bedeutender Macht erstarkt waren und 1861 den größten Teil von Setschuan in ihre Gewalt gebracht hatten, zu vernichten. Im ganzen raffte die Taipingrevolution 2 Mill. Menschen hinweg und schädigte stark die Tee- und Seidendistrikte. Nun konnten auch die andern Aufstände beseitigt werden. Die Dunganen, die unterdrückten muslimischen Bewohner der an die Mongolei grenzenden Provinzen Kansu und Schensi, durchzogen in Banden von 3—6000 Mann brandschatzend die westlichen Provinzen und plünderten die reichen buddhistischen Klöster. Eine größere Armee wurde ihnen erst 1871 entgegengestellt, und 1876 wurden die Dunganen völlig unterworfen. Ebenso wurde in einem Feldzuge gegen die muslimischen Panthai in Jünnan (s. d.) der zum Landesfürsten eingesetzte Sulaiman ibn i Abd ur Rahmân verjagt und das Land vom Raubgesindel gesäubert. Länger hielt sich Jakub Beg, der sich zum Herrscher in Kaschgar aufgeschwungen hatte; nach seinem Tode (Juli 1877) folgte ihm sein Sohn Beg Kuli Beg, der aber Anfang 1878 von C. gestürzt wurde, das nun das Land wieder durch seine Beamten regieren ließ.

Der Kaiser Tungtschih starb 13. Jan. 1875, noch nicht 20 Jahre alt, an den Blattern, ohne, was zum erstenmal in der Tsingdynastie vorkam, einen Sohn als Nachfolger zu hinterlassen. Durch das Los wurde ein Neffe des Verstorbenen, der erst 4 Jahre alte Tsaitien, dessen Regierung Kwangsü (»Glänzender Erfolg«) genannt wird, Kaiser; auch für ihn wurde bis 1889 eine Regentschaft eingesetzt. Die Beziehungen zu den europäischen Staaten gestalteten sich immer befriedigender. Hierzu trug nicht wenig die Errichtung ständiger chinesischer Gesandtschaften in Berlin, Paris, London und St. Petersburg, ferner in Washington, in Birma und Japan bei. Als 1874 Japan an C. Ansprüche auf Entschädigung für Untertanen, die auf Formosa geplündert worden waren, erhob und beide Teile sich zum Kriege rüsteten, legte sich der englische Gesandte zu Peking ins Mittel, und 12. Nov. 1874 ward der Zwist friedlich beigelegt. Nachgiebig erwies sich C. auch gegen England 1875 aus Anlaß der Ermordung von Margary an der chinesisch-birmanischen Grenze. Zur unparteiischen Feststellung der Tatumstände gestattete C. Mitgliedern der englischen Gesandtschaft die Überlandreise von Schanghai nach Britisch-Birma und erließ 16. Sept. 1876 die ausbedungene Proklamation (Konvention von Tschifu)

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

des Inhalts, daß die Regierung die Ermordung Margarys bedauere und den Fremden gestatte, das Innere des Landes unter dem Schutze der Behörden zu bereisen. Ein Dekret vom 30. Juni 1875 hatte bereits verboten, sich im Verkehr mit Fremden des Wortes I, d. h. Barbaren, zu bedienen sowie christliche Missionare (1901 betrug die Zahl der protestantischen allein 2629) und Konvertiten zu belästigen und ihren Kirchen Gewalt anzutun. Das Verdienst, dem See- und Strandräuberunwesen, das seit alters in C. blühte, einigermaßen gesteuert zu haben, gebührt dem Deutschen Reich. Nach dem räuberischen Angriff auf den Schoner Anna im November 1875 schickte es eine Flottille von 6 Schiffen mit 1380 Mann Bemannung nach den chinesischen Gewässern; die Vertragsmächte England, Rußland und Nordamerika sicherten erforderlichenfalls ihre Unterstützung zu, so daß im März 1876 für eine Landung 36 Schiffe mit 340 Geschützen bereit waren. Die verlangte Genugtuung wurde gewährt und zugleich eine allgemein gültige Strandordnung erlassen. Während so C. dem Einfluß der Fremden allmählich nachgab, überflutete der Überschuß seiner Einwohner den Westen von Nordamerika, die Sundainseln und Australien; während die Chinesen sich mit der weißen Bevölkerung nicht verschmolzen, verdrängten sie diese durch ihre billige Arbeit aus lohnenden Beschäftigungen, so daß besonders in Kalifornien und Australien die Ausweisung der Chinesen und die Verhinderung weiterer Einwanderungen gefordert wurde. In Nordamerika nahm der Kongreß 1882 ein Gesetz an, das für 20 Jahre die chinesische Einwanderung verbot, und ein ähnliches Gesetz verlangten die australischen Kolonien (1901 eingeführt). Um C. nicht zur Ausweisung der nordamerikanischen Bürger zu reizen, vollzog der Präsident der Vereinigten Staaten jenes Gesetz nicht. Erst 1884 wurde das Verbot auf 10 Jahre erlassen und 1892 verschärft.

Nach der Wiedereroberung Kaschgars forderte C. 1878 von Rußland die Rückgabe von Kuldscha, das die Russen 1871 besetzt hatten, um den Raubeinfällen der Tarantschen ein Ende zu machen. Rußland stellte eine Auslagenrechnung auf; zur Führung der Verhandlungen entsandte C. den Würdenträger Tschunghaou nach Petersburg. Dieser schloß 25. Sept. 1879 einen Vertrag über die Rückgabe von Kuldscha ab, wurde aber, da die Regierung ihn für demütigend hielt, abberufen und zum Tode verurteilt. Der Vertrag wurde als unannehmbar zurückgewiesen, und beide Teile zogen an der Grenze Truppen zusammen. Indes der Marquis Tseng schloß 14. Febr. 1881 einen neuen, beide Teile befriedigenden Vertrag ab, durch den C. Kuldscha zurückerhielt. Nicht so friedlich verlief eine Verwickelung mit Frankreich, das die Herrschaft über Anam und Tongking beanspruchte, welche die Chinesen als unter ihrer Hoheit stehend betrachteten. Frankreich bemächtigte sich des Flußdeltas in Tongking, indem es die chinesischen Truppen bei Sontai und Bacninh vertrieb, und zwang Anam zur Unterwerfung unter seine Schutzherrschaft. Außer stande, seine Ansprüche mit Waffengewalt gegen die Franzosen zu verteidigen, schloß der chinesische Vizekönig Lihungtschang 1884 mit dem französischen Bevollmächtigten Fournier in Tientsin einen Vertrag ab, wonach C. Tongking zu räumen versprach. Bevor die Frist hierzu abgelaufen war, griffen die Franzosen das von den Chinesen besetzte Baclé an, wurden aber zurückgeschlagen. Die Franzosen erklärten dies für einen verräterischen Vertrauensbruch, forderten eine hohe Geldentschädigung und schritten, als diese abgelehnt wurde, zu Repressalien. Admiral Courbet erzwang die Einfahrt in den Hafen von Futschou, vernichtete mehrere Kriegsschiffe und zerstörte das Arsenal. Ferner setzten sich die Franzosen auf Formosa fest, und es entspannen sich nun an der chinesischen Grenze und auf Formosa zahlreiche Kämpfe, die nicht alle für C. ungünstig endeten; namentlich errangen die Chinesen im März 1885 bei Langson einen Sieg über die Franzosen, und da der kostspielige Krieg in Frankreich heftig getadelt wurde, beeilte sich die französische Regierung, unter englischer Vermittelung 9. Juni 1885 den Frieden von Tientsin abzuschließen. C. gestand Frankreich die Oberherrschaft über Anam sowie die Einverleibung von Tongking zu, nahm aber im übrigen den Standpunkt des Mächtigern ein, der gewährt, um die ruhige Entwickelung im Innern nicht zu gefährden.

Eine Zeitlang schien es, als ob jetzt wenigstens in den an der Küste gelegenen Provinzen den Reformen energischer Vizekönige ein freies Feld gegeben sei. Im N. schuf Lihungtschang eine Kriegsflotte und die Anfänge einer Küstenverteidigung und Armee. Im S. ging der Vizekönig Lin Ming Tschuan von Formosa, das jetzt von Fukien abgetrennt wurde, mit Eisenbahnbauten, Posteinrichtungen, Kabellegungen und industriellen Unternehmungen schnell voran. Aber vor den finanziellen Schwierigkeiten und dem Widerstande der Bevölkerung mußte er 1891 weichen, während im N. eine bereits fertige Eisenbahn von Schanghai nach Wusung wieder abgebrochen werden mußte. Am Hofe fanden die konservativen Interessen einen um so lebhaftern Widerhall, weil die koreanische Regierung sich wieder aufs engste an C. anschloß, um bei ihm Rückhalt gegen die rebellische Reformpartei im eignen Land zu suchen, die ihrerseits in Japan ein Vorbild und eine Stütze sah. Der chinesische Ministerresident in Söul, Yuanschikai, kämpfte im Bunde mit der energischen, aber ränkevollen Königin und ihrer in der Beamtenschaft weitverzweigten Familie Min gegen jede Abänderung der herkommenen Verhältnisse. Als nun im Frühling 1894 der Bauernaufstand der Tonghaks gegen die koreanischen Truppen siegreich blieb, bat der König um chinesische Hilfe. C. sandte 3000 Mann unter General Yi und gab, einer Bestimmung des Friedens von Tientsin entsprechend, Nachricht von dieser Truppensendung an Japan. Die japanische Regierung protestierte gegen den Ausdruck »unser Vasallenstaat«, den die chinesischen Aktenstücke in Bezug auf Korea gebrauchte, sandte ebenfalls Truppen nach Tschemulpo, der Hafenstadt Söuls, und erklärte 14. Juli, daß es die weitere Sendung von chinesischen Truppen nach Korea als einen Akt der Feindseligkeit betrachten würde. Am 23. Juli besetzten japanische Truppen den königlichen Palast und setzten den Vater des Königs Tai-Won-Kun, den bittersten Feind der Königin, zum Regenten ein. Am 25. Juli schoß der japanische Kreuzer Naniwa das unter englischer Flagge segelnde chinesische Truppentransportschiff Kowshing in den Grund und erklärte 1. Aug. an C. den Krieg. Die chinesischen Truppen, die von der Mandschurei aus zur Vertreibung der Japaner in Korea eingerückt waren, wurden 15. Sept. im N. der Hauptstadt bei Phyöngyang mit großen Verlusten geschlagen. Ebenso zog 17. Sept. die Flotte des Admirals Ting in der Seeschlacht am Yalufluß den kürzern. Während das japanische Landheer langsam in der Mandschurei vorrückte, eroberte 21. Nov. ein zur See gegen Port Arthur ausgesandtes Armeekorps diese starke Festung und den von ihr beschützten Kriegshafen. Dann erschien eine Flotte von

30 Schiffen und eine neue Armee von 30,000 Mann Ende Januar 1895 vor dem Hafen Wei-hai-wei an der Nordküste der Schantunghalbinsel und eroberte 13. Febr. nach heftigem Kampf die Festung und die im Hafen liegende chinesische Nordflotte. Nachdem auch der die Mandschurei vom eigentlichen C. trennende Fluß Liaoho von den Japanern überschritten war, wurde Mitte März der Vizekönig von Tschili, Lihungtschang, als Generalbevollmächtigter zur Friedensverhandlung nach Schimonoseki gesandt. Im Frieden vom 17. April 1895 trat C. an Japan einen Teil der Mandschurei, Formosa und die Pescadores ab, versprach 200 Mill. Taels (600 Mill. Mk.) Kriegsentschädigung zu zahlen und gestattete den in C. wohnenden Japanern alle Handelsvorteile und die Exterritorialität der meistbegünstigten Nation. Ehe aber die Ratifikationen dieses Friedensvertrags in Tschifu ausgetauscht wurden, intervenierten die drei Mächte Rußland, Frankreich und Deutschland durch eine gemeinsame Note bei der japanischen Regierung und erlangten die Rückgabe der festländischen Abtretung gegen Erhöhung der Kriegsentschädigung um 30 Mill. Taels (90 Mill. Mk.).

Da die Japaner ihre Überlegenheit zumeist der rationellen Benutzung moderner Technik und Administrationsgrundsätze verdankten, so bildete sich auch in C. nach der Niederlage eine Reformpartei, die meist aus jungen, mit dem Ausland bekannten Männern bestand. Sie begründeten im Sommer 1895 in Peking den Verein Tschiang Hsüt Hui, dessen Leiter Kang Yu-wei, ein Mitglied der Akademie, wurde. Es handelte sich darum, Eisenbahnbauten zu fördern, bei den Staatsprüfungen europäisches Wissen zuzulassen, Zeitungen zu gründen 2c. Seit Februar 1896 war der Kaiser Kuangsu für dieses Programm gewonnen. Eine Ära der Europäisierung Chinas nach dem Beispiel Japans von oben her und mit Anlehnung an England, Japan und Amerika schien in Sicht. Aber diese Ermannung des Kaisers konnte mitten im Frieden die schwersten Demütigungen nicht abwehren. Im November 1897 erschienen deutsche Kriegsschiffe in der Bucht von Kiautschou, um für die Ermordung zweier Missionare Genugtuung zu fordern; C. mußte die Bucht und ihre Umgegend auf 99 Jahre pachtweise abtreten und Schantung als deutsche Interessensphäre anerkennen. Daraus nahm Rußland den Anlaß her, sich Port Arthur und Talienwan auf 25 Jahre verpachten zu lassen, Frankreich nahm die Kwang Tschowbucht und England Wei-hai-wei (Frühjahr 1898). Als auch Italien mit ähnlichen Ansprüchen kam (Sammunbucht), genügte allerdings eine einfache Weigerung der chinesischen Regierung, um die Zurückziehung der Forderung zu erreichen. Durch dieses Vorgehen der europäischen Mächte erhielt die fremdenfeindliche Partei bei Hofe die Oberhand. Im September 1898 fand eine Palastrevolution statt, durch die der Kaiser bewogen wurde, die Zügel der Regierung wieder der Kaiserin-Witwe Tsi Thsi zu übergeben. Fünf Leiter der Reformpartei wurden ermordet; Kang Yu-wei rettete sich nur durch schleunige Flucht an Bord eines englischen Kriegsschiffes. Um für die Zukunft vor der Rache der Reformpartei sicher zu sein, wurde der Kaiser im Januar 1899 gezwungen, den Sohn seines Vetters, des aus der Verbannung zurückberufenen Prinzen Tuan, zu adoptieren und zum Thronfolger zu ernennen. Die Reaktion siegte vollkommen am Hof und im nördlichen C., während die Vizekönige des Jangtsekianggebietes und des Südens (Lihungtschang vertauschte seine Provinz Tschili mit Kwantong) sich neutral verhielten.

Die charakteristischste Erscheinung dieser Reaktionsperiode war die Ausbreitung der sogen. Boxerbewegung. Dies ist keineswegs, wie oft behauptet wird, eine Erneuerung oder Erweiterung der vielen geheimen Gesellschaften, die es in C. gibt. Vielmehr muß man darin eine patriotisch-pädagogische Organisation anerkennen, die in ihren Ursprüngen mit den Jahnschen Turngemeinden eine gewisse Analogie hat. Ihr Begründer ist der ehemalige Gouverneur von Schantung, Li Ping Heng, der auf Deutschlands Verlangen abgesetzt wurde, aber wegen seiner Gelehrsamkeit und seines Charakters den Ruf eines Weisen hatte. Er organisierte von seinem Privathaus in Tschili aus Vereine von Knaben der gebildeten und wohlhabenden Klassen, die gemeinschaftlich mit roten Abzeichen auszogen, Freiübungen machten, vor kleinen Altären Formeln hersagten und in Mysterien eingeweiht wurden; auch Mädchen wurden zugelassen. Je 500 wurden in eine Kompagnie vereinigt, die zusammen essen, schlafen und exerzieren unter einem Anführer, dem sie Gehorsam schwören müssen. Daß dies zur Vorbereitung des Kampfes gegen die fremden Mächte und aller fremden Einflüsse geschah, wurde offen verkündigt. Der Name der Vereinigung I-ho-Tuan oder I-ho-Tschuen bedeutet »Freiwillige patriotische Vereinigung«. Von Engländern, die ihre Exerzitien sahen, wurde die Bezeichnung Boxerdrill in Umlauf gebracht, die dann in Europa zu vielen Mißverständnissen Veranlassung gab. Der Fanatismus dieser Scharen wurde durch den Aberglauben genährt, daß die höhern Mysterien der Vereinigung den Eingeweihten Unverwundbarkeit verleihen. Im Mai 1899 sind die ersten Übungen dieser Art beobachtet worden. Da sich der Haß dieser Fanatiker besonders gegen einheimische Christen, Missionsstationen, Eisenbahnen und Telegraphen richtete, kam es beim Bau der neuen Linien bald zu Ausschreitungen und selbst Blutvergießen. Es gesellten sich Erwachsene, meist schlimmster Sorte, mit Messer und Speer bewaffnet und roter Kopfbinde und rotem Gürtel versehen, den enthusiasmierten Kindern bei. Die fremden Gesandten in Peking verlangten das Verbot dieser Übungen; aber in den kaiserlichen Edikten vom 24. Jan. und 29. Mai 1900 wurden nur die schlechten Beimischungen der Vereinigung als strafwürdig hingestellt. Selbst bei Hofe gaben Boxer Vorstellungen in ihrer Kunst, und der junge Thronfolger nebst seinen Spielgenossen erhielten ebenfalls Unterricht in diesen Übungen. Prinz Tuan war der Protektor der ganzen Bewegung, die sich schnell von Stadt zu Stadt verpflanzte. Die große Dürre des Frühjahrs 1900 und der dadurch verursachte Mißwachs erhöhte die Gefahr. Schon Ende Mai mußten die fremden Ingenieure der im Bau begriffenen Eisenbahn nach Hankau flüchten; Eisenbahnstationen und Missionshäuser wurden verbrannt, Missionare und chinesische Christen getötet. Die Gesandten in Peking ließen im Einverständnis mit dem Tsungli Yamen, dem chinesischen Auswärtigen Amt, 31. Mai mit der Bahn von Taku aus, wo die Kriegsschiffe ankerten, 340 Seesoldaten zum Schutze der Legationen kommen, denen drei Tage darauf 35 Österreicher und 45 Deutsche folgten. Da es aber bekannt wurde, daß die Kaiserin-Witwe von dem fremdenfeindlichen General Tung Fuhsiang die Zusicherung erhalten hatte, daß er im stande sei, den Fremden erfolgreich zu widerstehen, und daß sie den Truppen den Befehl gegeben hatte, in

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

UNTERLAUF DES PEI-HO.
Maßstab 1:600000
Kilometer.
DIE FORTS VON TA-KU.
1:120000
Kilometer
PEKING
Mandschu Stadt
Chinesen Stadt
Tung-tschou
Tschang-kia-wan
Hai-tse
Früherer kaiserlicher Wildpark, jetzt Truppenübungs-Platz
Hwang-tsun
Tsing-yün-tschönn
Tsai-yü-ying-sze
Pang-ko-tschwang
Li-hsiën-tschönn
Ku-an-hsiën
Yung-tsing-hsiën
Tung-an-hsiën
Wu-tsing-hsiën
Ho-hsi-wu
Hsiang-ho-hsiën
Pau-ti-hsiën
Yang-tsun
Ta-ho-tiën
Peitsang
Ting-tse-ku
Hsi-ku
TIËN-TSIN
Yang-liu-tsing
Ta-tschi-ku
Liung-wang-tiën
Pei-tang-kou
Tongku
Ta-ku
Hsiën-schui-ku
Koku
Hsin-tschöng
Tongku
Ta-ku
Pei-ho
Salzpfanne
N.W.-Fort
Nord-Fort
Süd-Fort
S.W.-Fort
Strandbatterie
Si-ku
Yu-tschia-pu
Tong-ku
Bhf. Ta-ku
Kanal mit Seitendämmen
Grenze d. Überschwemmungs-Gebiet
Ho pei ta-kie
Hoher Erdwall
Chinesenstadt
Ti tou
Stat. Tiën-tsin City
Stat. Tiën-tsin Settlement
Japanisch
West Arsenal
Englisch
Deutsch
FREMDENNIEDERLASSUNG
TIËN-TSIN SETTLEMENT
Rennplatz
Universität
Fortsetz. s. Karton
TIËN-TSIN.
Maßstab 1:90000
Kilometer
1 Astor House
2 Hotel de la Paix
3 Deutsch-Asiatische Bank
4 Chartered Bank of India
5 Hong kong-Shanghai Bank
6 Deutscher Klub
7 Deutsche Post
8 Deutsches Konsulat
9 Hospital
10 Zollhaus
11 Wasserwerk
12 Victoriagarten
13 Sportplatz
14 Europäischer Friedh.
Gräberfeld F.-Fähre.

keinem Fall auf die Boxer zu schießen, so erbaten die Gesandten von den Befehlshabern der vor Taku (s. die beifolgende Karte: »Unterlauf des Peiho«) vereinigten Flotten 8. und 9. Juni neue Verstärkungen. Die Rückkehr des Hofes trotz der Hitze 8. Juni und die Ernennung des Prinzen Tuan zum Präsidenten des Tsungli Yamen 10. Juni waren beunruhigende Anzeichen. Mit nicht weniger als 2000 Mann aller Nationen, darunter 200 Deutschen, fuhr Admiral Seymour 10. Juni per Bahn bis zur Station Lanfang, wo er wegen der Zerstörung des Bahnkörpers Halt machen und Reparaturen vornehmen lassen mußte. Er wurde dabei von Boxern so behelligt, daß er sich entschloß, nach Tientsin zurück zu marschieren. Seit 12. Juni waren die Gesandten in Peking von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten. Da entschlossen sich die sämtlichen Kommandanten der Kriegsschiffe vor Taku, mit Ausnahme der Amerikaner, 16. Juni durch die Konsulate das Ultimatum an den Befehlshaber der Takuforts zu stellen, ihnen bis 17. Juni 2 Uhr morgens die Forts zu übergeben. Es lagen bereits 7 Kanonenboote im Flusse Peiho oberhalb der Takuforts, also an ihrer schwächsten Seite, und zu einem eventuellen Sturm waren Truppen gelandet worden. Der chinesische Kommandant ging auf die Forderung nicht ein, sondern eröffnete das Feuer. Um 7 Uhr morgens waren die Forts nach schwerem Kampf genommen. Jetzt stellte sich die Regierung in Peking auf den Standpunkt, daß sie mit allen Vertragsmächten im Kriegszustand war. Sie forderte deshalb die Gesandten 19. Juni um 4 Uhr nachmittags auf, Peking binnen 24 Stunden zu verlassen, und gab den Truppen Befehl, gegen Admiral Seymour zu kämpfen. Der deutsche Gesandte v. Ketteler, der am Vormittag des 20. sich nochmals zum Tsungli Yamen begeben wollte, wurde auf dem Wege von einem chinesischen Soldaten erschossen. Pünktlich um 4 Uhr eröffneten die Chinesen das Feuer auf die verbarrikadierten englischen, deutschen, amerikanischen und russischen Gesandtschaften und einige in die Verteidigung hineingezogene Nachbargebäude. Mit zwei kurzen Unterbrechungen währte dieser ungleiche Kampf acht Wochen lang. Es ist außer Zweifel, daß die eingeschlossenen 700 Europäer und Japaner und 6000 Chinesen ihre Rettung nur den Schwankungen innerhalb des Palastes und der höchsten Regierungsämter verdanken. Inzwischen war der Kampf um Tientsin bereits zu gunsten der Verbündeten entschieden. Die Fremdenniederlassung wurde von 1400 Soldaten (meist Russen) standhaft verteidigt. Die neu ankommenden Verstärkungen konnten zunächst Seymour befreien (25. Juni) und dann, 7000 Mann stark, die chinesischen Truppen aus der umwallten Chinesenstadt verdrängen (14. Juli). Da jetzt auch eine Division aus Japan herankam, konnte der Vormarsch gegen Peking beginnen. Am 13. Aug. wurde die Stadt von 20,000 Mann erreicht, am 14. genommen, wobei nur an einem Tor ein heftiger Kampf stattfand. Die Deutschen langten erst 18. Aug. in Peking an.

Da die kaiserliche Familie nach Singanfu floh, so galt es, mit Prinz Tsching und Lihungtschang, der erst 17. Sept. in Tientsin eintraf, zu Friedensvereinbarungen zu kommen. Seitdem sich C. über das Gegenüberstehen der Ansichten der kriegführenden Mächte genauer unterrichtet hatte, zogen sich die Verhandlungen sehr in die Länge. Diese Verzögerung ermutigte die Boxerpartei, den Fremden auch weiterhin zu schaden, was seinerseits wiederholte Strafexpeditionen der Ausländer in die aufrührerischen Gebiete nach sich ziehen mußte. Am schärfsten gingen die Russen in der Mandschurei gegen die Zerstörer ihrer Eisenbahn und die auf eigne Faust kämpfenden Bannerleute vor. Sie zerstörten Aigun und das Dorf Sahalien am Amur und errichteten, nachdem sie 29. Sept. auch die aus Peking herangezogenen Truppen verwenden konnten, in der ganzen Mandschurei eine provisorische Militärverwaltung. Seit Eintreffen des Feldmarschalls Waldersee (27. Sept.) machten die ihm unterstellten Deutschen, Japaner, Briten, Österreicher und Italiener und die im besten Einvernehmen mit ihnen vorgehenden Franzosen Streifzüge nach Pauting-fu im S. (Oktober), Ho-ghu und Mi-hün-hsien im N. und NO. und nach den Ming-Gräbern im W. von Peking. Zugleich wurden von Tientsin aus Expeditionen, an denen sich auch die Russen wieder beteiligten, zur vollständigen Pazifizierung der Provinz Tschili unternommen. Die deutschen Truppen fochten in 18 Gefechten gegen reguläre chinesische Truppen, in 15 gegen Boxer. Die Verluste betrugen für die Marine 68 Tote, 130 Verwundete, für die Landtruppen 60 Tote, 134 Verwundete; durch Krankheiten und Unglücksfälle verloren die Marine 82, die Landtruppen 252 Mann, darunter die Generalmajore Yorck v. Wartenburg und Groß v. Schwarzhoff. In Lazarettbehandlung befanden sich (meist an Ruhr und Typhus) 8850 Mann; 823 wurden als dienstunbrauchbar in die Heimat zurückgesandt. Unterm 10. Mai 1901 stiftete Kaiser Wilhelm II. eine »Denkmünze für die an den kriegerischen Ereignissen in Ostasien beteiligt gewesenen deutschen Streitkräfte« (s. China-Denkmünze). Die Vorbereitungen zu einer umfassendern Unternehmung veranlaßten den chinesischen Hof, endlich im Februar 1901 die verlangten Strafurteile gegen die Hauptschuldigen zu erlassen.

Die auf Japans Vorschlag zu gemeinsamem Vorgehen ermächtigten Vertreter der Mächte in Peking fanden bei den chinesischen Unterhändlern um so weniger Entgegenkommen, da es bekannt war, daß Amerika, Japan und Rußland in der Forderung der Bestrafung eine mildere Auffassung walten lassen wollten. Das deutsch-englische Abkommen vom 16. Okt., das von allen Mächten im Prinzip angenommen wurde, sicherte zwar eine leichtere Verständigung. Doch dauerte es bis zum 22. Dez., ehe die Gesamtnote unterzeichnet wurde, so daß sie am folgenden Tage den chinesischen Bevollmächtigten übergeben werden konnte. Während nun aber über die Liste der zu bestrafenden Provinzialbeamten und über die Höhe der von C. zu zahlenden Entschädigungen beraten wurde, ging Rußland mit Separatverhandlungen über die Mandschurei vor, um durch die Aussicht, bessere Bedingungen zu erlangen, Lihungtschang zur Erwirkung der förmlichen Abtretung des Stammlandes der Dynastie zu vermögen. Dem setzte sich aber die öffentliche Meinung Chinas, geleitet von den Vizekönigen Tschan-tschi-tung (s. d.) und Liu-kuen-ji (s. d.), entgegen. Da auch Japan auf Grund des deutsch-englischen Abkommens in Petersburg vorstellig wurde und England und Amerika sich ihm anschlossen, so gab Rußland den schon erreichten Vorteil im April 1901 wieder preis. Endlich 7. Sept. 1901, also über ein Jahr nach der Einnahme von Peking, wurde das Friedensprotokoll von C. angenommen und ratifiziert. Es besteht aus zwölf Artikeln und 19 Anmexen. Zu allererst führt es die für die Ermordung des Freiherrn v. Ketteler beschlossenen Sühnemaßregeln (Sendung des Prinzen Tschun nach Berlin ꝛc.; das zum Andenken an den Ermordeten

in Peking errichtete Denkmal wurde 18. Jan. 1903 feierlich enthüllt) auf, zählt dann die geschehenen Bestrafungen der schuldigen Beamten der Zentralregierung auf und geht dann zu der Sühnegesandtschaft nach Japan und zu der Verpflichtung Chinas, die zerstörten Grabdenkmäler der Fremden wiederherzustellen, über. Erst mit Artikel 5 beginnen die politisch wichtigen Bestimmungen. C. verbietet für zwei Jahre jede Waffen- und Munitionseinfuhr, zahlt von 1902 eine Entschädigungspauschalsumme von 465 Mill. Haikwan Taels (1420 Mill. Mk.) durch eine bis 1940 sich erstreckende Amortisation bei 4 Proz. Zinsen. In Peking ist das Gesandtschaftsviertel neu abgesteckt, den Chinesen als Wohnsitz verboten und mit ständigen Besatzungen belegt worden. Die Takuforts sollen geschleift und zwölf Plätze zwischen Peking und dem Meere mit fremden Truppen besetzt werden. Als einziges Zugeständnis der Mächte haben die Chinesen eine Abänderung der Handelsverträge verlangt, so daß seit dem 11. Nov. 1901 die Einfuhrzölle in den Vertragshäfen erhöht sind. So konnte endlich im September 1901 die definitive Räumung Pekings vor sich gehen; im Oktober 1902 wurde auch die Räumung Schanghais vereinbart. Im Oktober 1901 machte sich der Hof zur Rückreise nach Peking auf den Weg. Ehe er hier eintraf, raffte der Tod den leitenden Staatsmann Lihungtschang 7. Nov. dahin. Wang Wen-siao wurde zu seinem Nachfolger als Generalbevollmächtigter und der bewährte Gouverneur von Schantung, Yuan-Shikai, zum Vizekönig von Tschili ernannt.

Das Jahr 1902 brachte gleich im Anfang drei wichtige Ereignisse. Im März brach ein besorgniserregender Aufstand im Süden aus, der die Provinzen Kwangsi, Kwangtung, Jünnan und Kweitschou umfaßte; der Führer der Bewegung, Hung Ming, gab sich für einen Nachkommen des Leiters der Taiping-Revolution aus. Am 8. April wurde der Mandschureivertrag (von Rußland durch den Gesandten Lessar, von C. durch den Prinzen Tsching und Wang Wen-siao) zu Peking unterzeichnet, wonach Rußland im allgemeinen in die Wiederherstellung der chinesischen Regierungsgewalt in der Mandschurei willigte. Mitte Mai endlich wurde das Eisenbahnabkommen bekannt, das der englische Gesandte Satow mit Yuanschi-kai und Hu-yu-sen abgeschlossen hatte: alle Eisenbahnen, die von nun an innerhalb einer Entfernung von 80 Meilen von der (den Chinesen zurückgegebenen) Linie Peking–Shanhaikwan gebaut werden, soll die (englische) Verwaltung der nördlichen Eisenbahnen errichten, ohne von einer auswärtigen Macht kontrolliert zu werden. Die andern Mächte, namentlich Rußland, das sofort damit drohte, die Mandschurei nunmehr nicht räumen zu wollen, erhoben dagegen Einspruch. Trotzdem setzte England Ende Juli ein zweites, namentlich für den Handel auf dem Jangtsekiang wichtiges Abkommen mit C. durch.

[Geschichtsliteratur.] Plath, Geschichte des östlichen Asien: Die Mandschurei (Götting. 1830—31, 2 Bde.); Bretschneider, Notes on Chinese medieval travellers to the West (Schanghai 1875); Hirth, C. and the Roman Orient (Leipz. 1885); Derselbe, Chinesische Studien (das. 1890); Yule, Cathay and the way thither (Lond. 1866, 2 Bde., Hakluyt Society); Derselbe, The book of Ser Marco Polo the Venetian (das. 1875, 2 Bde.); Käuffer, Geschichte von Ostasien (Leipz. 1858—60, 3 Bde.); Derselbe, Überblick über die Geschichte Ostasiens (das. 1864); Neumann, Ostasiatische Geschichte 1840—1860 (das. 1861); Sykes, The Taiping rebellion in C. (Lond. 1863); Neumark, Die Revolution in C. (nach Maddow bearbeitet, Berl. 1857); Spielmann, Die Taiping-Revolution in C. (2. Aufl., Halle 1900); Roß, The Manchus, or the reigning dynasty of C. (Lond. 1880); Boulger, History of C. (2. Aufl., das. 1898, 2 Bde.); Fries, Abriß der Geschichte Chinas (Wien 1884); Mac Gowan, A history of C. (Lond. 1897); Michie, The Englisman in C. during the Victorian era (das. 1900, 2 Bde.); Pouvourville, L'empire du milieu, und La Chine des Mandarins (beide Par. 1902); Weulersse, Chine ancienne et nouvelle (das. 1901); Wildman, The story of the Dragon Empire (New York 1900); Krauße, C. in decay (Lond. 1900); »Chan chi tung, China's only hope« (das. 1899); Arendt in den »Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen«, Bd. 1—4 (Berl. 1898 ff.); Parker, C. Her history, diplomacy and commerce (Lond. 1901); Cordier, Histoire des relations de la Chine avec les puissances occidentales 1860—1902 (Par. 1902, 3 Bde.); R. Zabel, Deutschland in C. (Leipz. 1902); v. Brandt, China (im 2. Bde. von Helmolts »Weltgeschichte«, das. 1902); Cordier, Bibliotheca sinica (Bibliographie, Par. 1878—81, 2 Bde.; Supplement 1893—95).

Zu den Wirren 1900: Außer den im englischen Blaubuch, China Nr. 3 und Nr. 5, 1900, enthaltenen Aktenstücken vgl. Bigham, A year in C. 1899—1900 (Lond. 1901); Martin, The siege in Peking (New York 1900); Oliphant, A diary of the siege of the Legation in Peking (Lond. 1901); Tariel, La campagne de Chine et le matériel de 75 (Nancy 1902); Cheminon u. Faudel-Gallais, Les événements militaires en Chine (Par. 1902); Löffler, Die C.-Expedition 1900/1901 (Berl. 1902); v. Müller, Die Wirren in C. (das. 1902, 2 Bde.); »Die Kämpfe in C., in militärischer und politischer Beziehung dargestellt von Asiaticus« (das. 1900—1901); Scheibert, Der Krieg in C. (das. 1901, 2 Bde.); v. Binder-Krieglstein, Die Kämpfe des deutschen Expeditionskorps in C. und ihre militärischen Lehren (das. 1902); Wójcik, Ursachen und Verlauf der chinesischen Wirren (Wien 1902); A. v. Müller, Unsere Marine in C. (Berl. 1901); »Die kaiserliche Marine während der Wirren in C. 1900—1901« (hrsg. vom Admiralstab der Marine, das. 1903). Über die Boxerbewegung: zwei Artikel des Generaldirektors der chinesischen Seezölle Sir Robert Hart im Novemberheft (1900) der »Fortnightly Review« und im Märzheft (1901) der »Deutschen Revue«; »The Boxer Rising« (gesammelte Artikel des »Shanghai Mercury«); Rudakow, Die Gesellschaft J-ho-tuan (in »Nachrichten des Orientalischen Seminars in Wladiwostok«, 1901); d'Anthouard, Les Boxeurs (Par. 1902). Karten des Kriegsschauplatzes: die der kartographischen Abteilung der königlich preußischen Landesaufnahme (Sektionen Hokiën-fu, Peking und Schanhai-kwan, 3. Aufl., Berl. 1901), die Karte von Ostchina von P. Krauß (Leipz. 1900) und die politisch-militärische Karte von Ostasien von P. Langhans (Gotha 1900).

China-Alkaloide, s. Chinarinden.

China-Äpfel, soviel wie Apfelsinen, s. Citrus.

Chinabasen, s. Chinarinden.

Chinabaum, s. Cinchona.

Chinablau, s. Anilinblau.

China-Denkmünze, eine 1901 von Kaiser Wilhelm II. gestiftete »Denkmünze für die an den kriegerischen Ereignissen in Ostasien beteiligt gewesenen deutschen Streitkräfte«; auf der Vorderseite mit Adler

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

und Drachen unter seinen Fängen, auf der Rückseite mit kaiserlichem Namenszug und Kaiserkrone und bei der Ausgabe in Bronze mit der Inschrift »Den siegreichen Streitern 1900 China 1901«, bei der in Stahl »Verdienst um die Expedition nach China«. Sie wird an orangefarbenem, weißgerändertem, mit roten und schwarzen Streifen durchzogenem Bande getragen.

Chinagerbsäure findet sich, z. T. an Alkaloide gebunden, bis 3 Proz. in Chinarinden, gleicht der Gallusgerbsäure, wird aber durch Eisenoxydsalze grün gefärbt. Beim Kochen mit verdünnten Säuren spaltet sie sich in Zucker und amorphes, geruch- und geschmackloses Chinarot, das auch in den Rinden vorkommt und beim Schmelzen mit Kalihydrat in Protokatechusäure und Essigsäure zerfällt.

Chinagras, s. Ramie.

Chinagrün, s. Chinesischgrün.

Chinaldin (α Methylchinolin) $C_{10}H_9N$ oder $C_6H_4.C_3H_2.CH_3.N$ findet sich im Steinkohlenteerchinolin, kann synthetisch nach verschiedenen Methoden erhalten werden und wird durch anhaltendes Erwärmen von Paraldehyd mit Anilin und Salzsäure dargestellt. Es bildet eine farblose Flüssigkeit, ist wenig löslich in Wasser, siedet bei 247° und bildet gut kristallisierende Salze. Mit Phthalsäureanhydrid gibt es Chinophthalon, das als Chinolingelb (s. d.) im Handel ist.

Chinameca (spr. tschi-), Indianerdorf im mittelamerikan. Staat Salvador, am Nordhang des Vulkans von C. (1280 m), mit 7000 Einw.

Chinampo (Chmainpo), vorzüglicher Hafen an der Westküste von Korea, in der reichen Provinz Südpyöngando, 1897 dem fremden Verkehr eröffnet, etwa 60 km von Pyönghang entfernt mit (1899) 16,730 Einw. Die Einfuhr (Baumwollenwaren, Bergwerksgeräte, Petroleum 2c.) betrug 1900: 88,437, die Ausfuhr (Bohnen, Reis, Golderz 2c.) 40,560 Pfd. Sterl., der Schiffsverkehr 47,391 Ton.

Chinandega (spr. tschi-), Hauptstadt des gleichnamigen Departements (1888: 23,719 Einw.) im mittelamerikan. Staat Nicaragua, mit Bahn nach dem Hafen Corinto und Managua, lebhaftem Handel und 8000 Einw.

Chinarinden (china, ein Wort der Inkasprache, bedeutet »Rinde«; Fieberrinden), Stamm- und Zweig- (auch Wurzel-) rinden zahlreicher Arten der Gattung Cinchona (s. d.), die in den Wäldern der Kordilleren von Südamerika zwischen 10° nördl. und 19° südl. Br. wachsen. Die Rindensammler (Cascarilleros) in Kolumbien, Peru und Bolivia schneiden die trockne arme Borke weg, lösen dann die wertvolle Innenrinde des Stammes ab, fällen die Bäume, um auch die Ästrinde zu gewinnen, und sammeln oft auch die gehaltreiche Wurzelrinde. Alle Rinde wird langsam über Feuer getrocknet. Die dünnere Rinde schwächerer Stammteile rollt sich beim Trocknen zu Röhren auf, während von stärkern Stämmen geschälte und aufeinander geschichtete und belastete Stücke zu ebenen Platten austrocknen. Ein Baum von 20 m Höhe und 1,2 m Durchmesser liefert etwa 10 Ztr. trockne Rinde. Hauptausfuhrplätze sind Baranquilla für die kolumbischen, Guayaquil für die quitensischen, Callao für die peruanischen, Arica für die bolivianischen Rinden. Die verschiedenen Handelssorten benennt man am häufigsten nach ihrer Herkunft (z. B. Loxa, Huanuco), oft nach dem Ausfuhrhafen (z. B. Cartagena, Payta), mitunter nach ihrer Abstammung (z. B. Calisaya). Die Sortimente sind: 1) Gelbe C. (Königschina), in Röhren mit dunkler, tiefrissiger Borke oder in starken Platten ohne Borke, innen ockergelb oder zimtbraun, mehr bitter als zusammenziehend, stammt von Cinchona Calisaya in Bolivia und stand früher in höchstem Ansehen. Hierher gehören auch die minderwertigen Maracaibo- und Puertocabellorinde. 2) Braune oder graue C., dünne Röhren mit graubrauner, längs- und querrissiger Rinde, oft mit weißem Kork, innen hellzimtfarben, von vorwiegend zusammenziehendem Geschmack. Hierher gehören die Kronenchina von Loxa, die Huanuco- und Guayaquilrinden. Sie sind am wenigsten gehaltvoll. 3) Rote C., Stamm- und Ästrinden mit Borke und Kork oder unbedeckt, innen rotbraun, von vorwiegend bitterm Geschmack, stammen von Cinchona succirubra und ihren Abarten und sind die gehaltvollsten und teuersten Rinden.

In den regelmäßigen Beständen der auf Java, in Indien 2c. (s. Cinchona) kultivierten Chinarindenbäume gewinnt man die Rinde im Schälwaldbetrieb, wobei auch die Wurzelrinde gewonnen wird und dann Neupflanzung stattfinden muß, oder die Stämme werden über dem Boden gefällt, und der Stockausschlag kann nach acht Jahren abermals ausgebeutet werden (Coppicing). Nach dem Mossingverfahren werden Rindenstreifen bis auf das Kambium abgelöst und die Stämme in Moos eingepackt, unter dem die Rinde sich erneuert. Auf Java wird auch die Rinde nicht ganz bis zum Kambium abgeschabt, so daß sie weiter wachsen kann. Sämtliche kultivierte Rinden von Java, Ceylon, Indien stammen von wenigen Arten ab und bilden ein sehr einförmiges Produkt, sie werden lediglich auf Grund der chemischen Analyse gehandelt und bewertet. Als unechte C. kamen früher mehr als heute Rinden südamerikanischer Bäume in den Handel, die der Gattung Cinchona nahe verwandt sind. Diese Rinden (Parachina, China alba granatensis, C. nova, C. rubra brasiliensis von Ladenbergia-Arten, C. caribaea oder jamaicensis und C. Sanctae Luciae von Exostemma-Arten) enthalten aber kein Chinin, manche überhaupt kein Alkaloid und sind daher wertlos. Nur die China cuprea (Cuprearinde) von Ladenbergia pedunculata *K. Sch.*, von Neugranada bis Peru (auch von Remijia Purdieana *Wedd.* in Antioquia), die meist in kleinen Bruchstücken in den Handel kommt, in der Farbe angelaufenem Kupfer gleicht, enthält Chinin und ist auf letzteres verarbeitet worden.

Die C. riechen sehr schwach aromatisch, die jüngern Rinden schmecken vorherrschend herb, die Stammrinden stark und rein bitter. Sie liefern 1—3,42 Proz. Asche und enthalten außer den gewöhnlichen Pflanzenbestandteilen bis 3,8 Proz. Chinagerbsäure, von der sich das reichlich vorhandene Chinarot ableitet, Chinasäure (bis 9 Proz.), Chinovin (1—2 Proz.), das sich leicht in Zucker und Chinovasäure spaltet. Am wichtigsten sind die Alkaloide (Chinabasen), Cinchonin, Cinchonidin und Homocinchonin $C_{19}H_{22}N_2O$, Cinchotin und Hydrocinchonidin $C_{19}H_{24}N_2O$, Chinamin und Conchinamin $C_{19}H_{24}N_2O_2$, Chinin, Chinidin und Chinicin $C_{20}H_{24}N_2O_2$, Hydrochinin und Hydrochinidin $C_{20}H_{26}N_2O_2$, ferner Aricin und Cusconin $C_{23}H_{28}N_2O_4$, Paricin $C_{16}H_{18}N_2O$ und aus Remijiarinden Cuprein $C_{19}H_{22}N_2O_2$, Cinchonamin $C_{19}H_{24}N_2O$ 2c. Der Gehalt der C. an Alkaloiden schwankt bedeutend nach Art, Alter, Standort und Art der Trocknung. Stammrinden enthalten allgemein weniger Alkaloide als Wurzelrinden, die kultivierten mehr als die wilden. Die Rinde von auf Java gewachsener Cinchona Ledgeriana gab 1,09—12,5, meist über 5 Proz. Alkaloide. Das Chinin schwankte zwischen 0,8 und 11,6 Proz. Wurzelrinde von C. succirubra enthielt 12 Proz. Alkaloide, die wilden Rinden meist nur

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

1—4 Proz. Chinin. Man benutzt C. medizinisch in Form von Pulver, Abkochung, Tinktur und Extrakt. Ihre Wirkung stimmt im wesentlichen mit der des Chinins überein, wird aber vielfach stark modifiziert durch die andern Rindenbestandteile. Diese wirken nicht selten günstig, z. B. bei atonischer Verdauungsschwäche, bei Schwächezuständen, Skorbut ꝛc., bisweilen aber auch ungünstig, wie bei längerm Gebrauch, wo die Rinde mehr als das Alkaloid die Verdauung stört. Da nun der Chiningehalt der Rinde überdies schwankt, so zieht man meist das Alkaloid vor, das eine sichere Dosierung gestattet. Äußerlich benutzt man C. wohl als adstringierendes Mittel bei schlaffen Geschwüren, Gangräna, Krebs, als Zusatz zu Zahnpulvern ꝛc. 1887 lieferten Indien 2,300,000, Ceylon 10 Mill., Straits settlements, Borneo, Australien 20,000, Jamaika 100,000, Mexiko 10,000, Mittelamerika 200,000, Bolivia 800,000, Java 4,500,000 engl. Pfund. Die Gesamtproduktion betrug 17,930,000 Pfd. 1902 verschiffte Java 6,673,000 kg, Ceylon 430,000, Ostindien 2,020,000 lbs. C. Deutschland führte 1902: 39,690 dz C. ein, davon 29,107 dz aus Niederländisch-Indien. Geschichtliches über die C. und Literatur s. Cinchona.

Chinarindenbaum, s. Cinchona.

Chinarot, s. Chinagerbsäure.

Chinasäure (Hexahydrotetraoxybenzoesäure) $C_7H_{12}O_6$ oder $C_6H_7(OH)_4 \cdot COOH$ findet sich, an Kalk und Alkaloide gebunden, in Chinarinden (bis zu 5—9 Proz.), im Kraute der Heidelbeeren (Vaccinium Myrtillus) und von Galium Mollugo, in Kaffeebohnen und in andern Pflanzen. Man erhält sie als Nebenprodukt bei der Darstellung des Chinins. Sie bildet farb- und geruchlose Kristalle, schmeckt stark sauer, ist löslich in Wasser und Alkohol, schmilzt bei 162°, ist nicht flüchtig und bildet meist kristallisierbare, in Wasser lösliche Salze. Sie gibt mit Jodwasserstoff Benzoesäure, mit Bleisuperoxyd Hydrochinon, mit Braunstein und Schwefelsäure Chinon, mit schmelzendem Kali Protokatechusäure. Im Organismus wird C. in Hippursäure verwandelt. Hierauf beruht die Anwendung der C. gegen Gicht. Chinasaures Lithium (Urosin) dient als Mittel gegen harnsaure Diathese.

Chinasilber, galvanisch versilbertes Neusilber.

Chinastechwinde, s. Smilax.

Chinastraße (China Straits), Meeresstraße zwischen dem Südostende Neuguineas und der sich nach O. ziehenden Reihe kleiner Inseln, 1873 von Moresby entdeckt und so benannt, weil sie den Weg von Australien nach China um 300 Seemeilen abkürzt.

Chinatinktur, s. Tinkturen.

Chinawein, pharmazeutisches Präparat, zu dessen Darstellung man 1 Teil Gelatine in 10 Teilen Wasser löst, mit 1000 Teilen Xereswein vermischt und mit dieser Flüssigkeit 40 Teile Chinarinde 8 Tage bei 15—20° stehen läßt. Der abgepreßten Flüssigkeit fügt man 100 Teile Zucker und 2 Teile Pomeranzentinktur zu. C. wird als Arzneimittel benutzt.

Chinawurzel, s. Smilax.

Chincapin, s. Castanea.

Chincha (spr. tschintscha), Indianer, s. Yunka.

Chincha Alta (spr. tschintscha), Stadt im peruan. Depart. Ica, nördlich vom Rio Chincha, nahe dessen Mündung der kleine Hafenort Chincha Baja liegt, hat altindianische Altertümer und (1889) 4000 Einw.

Chinchainseln (spr. tschintscha-), Inselgruppe an der Küste des peruan. Depart. Ica, unter 13° 38′ südl. Br., vor der Bai von Pisco, mit den drei zerrissenen, nackten, felsigen Hauptinseln Isla del Norte, Isla del Medio und Isla del Sur. Ihre 30 m mächtige Guanoschicht ist seit 1874 erschöpft, nachdem 1840—1867: 7,175,194 Ton. im Werte von 218,7 Mill. Doll. durch die Regierung, die das Monopol der Guanoausbeutung besaß, verschifft worden waren.

Chinchilla (spr. tschintschilja), Pelzwerk der südamerikanischen C. (Eriomys C. und E. lanigera, s. den folgenden Artikel), ist silbergrau oder gelbgrau, schwärzlich meliert, mit seidenweichem, 2—4 cm langem Haar. Das Pelzwerk ist sehr empfindlich, wird zu Futter, Pelerinen, Muffen, Besätzen ꝛc. verarbeitet. Man unterscheidet echte C. (groß, langhaarig, silbergrau, sehr teuer), Chinchillone (groß, kurzhaarig, gelbgrau, viel billiger) und Bastardchinchilla (klein, kurzhaarig, blaugrau, billig). Sibirischer Hase und Kaninchen dienen zu billigen Imitationen. — C. heißt auch ein Paletot- und Damenkonfektionsstoff, aus Streichgarnen hergestellt, die 2—5 Proz. Mohair, meist weiß oder gelb, als Melange enthalten.

Chinchilla (spr. tschintschilja, Eriomys *Lichtst.*), Gattung der Nagetiere aus der Familie der Hasenmäuse (Lagostomidae), kaninchenähnliche Tiere mit dickem Kopf, großen, abgerundeten Ohren, langem, buschigem, nach oben gekrümmtem Schwanz und dichtem, weichem Pelz, leben in Südamerika gesellig in bedeutenden Höhen der Gebirge und nähren sich von Wurzeln, Flechten, Zwiebeln, Rinden und Früchten. Die C. (Eriomys C. *Licht.*, s. Tafel »Nagetiere II«, Fig. 3), etwa 30 cm lang, mit 13 cm langem Schwanz, hat einen ungemein weichen, zarten Pelz mit seidenartigem, langem, an der Wurzel tief blaugrauem, breit weiß geringeltem Haar; die Unterseite und die Füße sind weiß, der Schwanz hat oben zwei dunkle Binden. Die C. lebt auf den Kordilleren von Peru, Chile und Bolivia in Felsenklüften und Höhlen. Das Weibchen wirft 4—6 Junge. Man hält sie wegen ihres ansprechenden Benehmens häufig in Gefangenschaft. Die Wollmaus (E. lanigera *Benn.*), 26 cm lang, mit 13 cm langem Schwanz, ist leicht aschgrau mit dunkler Sprenkelung, an der Unterseite und den Füßen mattgrau oder gelb angeflogen, wohnt im nördlichen Chile unter der Erde. Das Weibchen wirft zweimal jährlich 5—6 Junge. Gefangene Wollmäuse werden ungemein zahm. Die alten Peruaner verarbeiteten die Haare beider Hasenmäuse, jetzt werden sie des kostbaren Pelzes halber stark gejagt, und besonders die C. ist bereits stark zurückgedrängt. Nach Europa kamen die ersten Felle im 18. Jahrh. Das Fleisch beider Hasenmäuse ist genießbar.

Chinchilla de Monte-Aragón (spr. tschintschillja; das alte Saltigi), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Albacete, am Abhang eines kahlen, von den Ruinen eines Schlosses gekrönten Hügels, der viele als Wohnstätten dienende Höhlen enthält, an den Eisenbahnlinien Madrid-Alicante und C.-Cartagena, hat Tonwarenerzeugung und (1900) 6680 Einw.

Chinchillidae (Hasenmäuse), Familie der Nagetiere (s. d.).

Chinchillone, s. Chinchilla (Pelzwerk).

Chinchina (lat.), Chinarinde.

Chinchoxo, s. Tschintschotscho.

Chiné (franz., spr. schi-, Chinierung, Flammierung), Muster mit verwaschenen Enden auf glatten Geweben, werden erzeugt, indem man die gescherte Kette vor dem Aufbäumen stellenweise fest und dicht mit Bindfaden umwickelt und so in den Farbkessel bringt. Diese nur stellenweise gefärbte Kette gibt verwaschen endigende Muster, weil sich die Fäden beim

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Aufbäumen stets etwas verziehen. Ähnliche Effekte werden durch Bedrucken der Kette mit farbigen Mustern erzielt, wobei man sie durch wenige Schußfäden zusammenwebt, die später wieder entfernt werden. Bedruckt man die zur Kette oder zum Einschuß bestimmten Garne in der Strähne, so erhält man, da sich die bedruckten Stellen beim Scheren der Kette ganz unregelmäßig verteilen, eine feinflammige Melierung. Man webt auch Stoffe aus Kettenfäden (oder Einschußfäden), die aus zwei verschiedenfarbigen Fäden mit schwacher Drehung gezwirnt sind, und benutzt als Einschuß (resp. Kettenfäden) einfache Fäden von einer dritten Farbe.

Chinesen, die Bewohner von China (s. d., besonders S. 37 f.).

Chinesischer Gelb, s. Ocker.

Chinesische Kunst, s. China, S. 41.

Chinesische Literatur, s. Chinesische Sprache und Literatur.

Chinesische Mauer, der an der Nordgrenze von China errichtete Schutzwall, das riesenhafteste Verteidigungswerk der Erde. Sie heißt mongolisch Japan Kerma, d. h. Weiße Wand, chinesisch Wanlitschangtschöng, d. h. Mauer von 10,000 Li, während sie in Wahrheit nur 5000 Li, d. h. 2450 km, lang ist. Man führt sie auf den großen Kaiser Tsinschihwangti (221—209 v. Chr.) zurück, doch waren einzelne Teile schon von dessen Vorfahren, den »Markgrafen von Tsin«, gegen die innerasiatischen Nomaden errichtet worden. Nach neuern Forschungen ist sie bis auf wenige Teile später erneuert worden, wahrscheinlich während der Ming-Dynastie (1368—1644). Sie beginnt im W. von Kansu westlich von Sutschou mit dem »Tor des Düsteins« (Yümönn) und zieht sich auf der Scheide zwischen Steppe und entwässertem Gebiet entlang in einem weiten Bogen bis zum Meerbusen von Tschili und auf der Grenze von Schönking in nordöstlicher Richtung weiter bis zum Sungarifluß. An manchen Stellen ist sie doppelt, ja dreifach, wie namentlich in der Nähe von Peking. Dort befindet sich in der innern Mauer das berühmte Tor Küjungkwan mit Inschriften von 1345 in Sanskrit, in chinesischer, mongolischer, uigurischer, tibetischer und schutschi-tungusischer Sprache (vgl. Wylie im »Journal of the Royal Asiatic Society«, 1870). Die äußere Mauer besteht größtenteils aus Erdwällen mit Futtermauern, läuft aber als solide Mauer an den steilsten Gebirgswänden und über Abgründe hinweg. Die zweite, innere Reichsmauer ist höher als die äußere; sie hat 11 m Höhe bei 7,5 m Dicke, ist aus Granitplatten zusammengesetzt und mit Zinnen aus Ziegelsteinen gekrönt. Auf den höher gelegenen Punkten ist sie durch viereckige Türme verstärkt (s. Tafel »Chinesische Kultur I«, Fig. 8). Seitdem die Mandschudynastie den chinesischen Thron bestiegen hat (1644), ist die Mauer gegenstandslos geworden und wird mit Ausnahme einiger wichtiger Pässe, die zu Grenzzollzwecken erhalten wurden, dem zunehmenden Verfall überlassen. Vgl. v. Möllendorff, Die große ch. M. (in der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 32, 1878).

Chinesische Ostbahn (Mandschurische Bahn) geht, unter Anschluß an die Transbaikallinie der großen Sibirischen Bahn bei Onon, vom Grenzort Staro-Zuruchaitujewskij über Chailar, Tsitsikar, Hulan, Ninguta nach Nikolskoje an der Ussuribahn (Chabarowsk-Wladiwostok). Die Gesamtlänge von Onon beträgt 2049 km, davon 1521 km auf chinesischem Gebiete. Der Bau und Betrieb wurde der von der russischen Regierung bestätigten »Chinesischen Ostbahn-Gesellschaft« Ende 1896 von der chinesischen Regierung auf 66 Jahre konzediert. Besitzer der Aktien (vorläufig 5 Mill. Rubel) dürfen nur russische oder chinesische Untertanen sein. Die chinesische Regierung darf die Bahn nach 36jährigem Betrieb zum Baukostenpreis (nebst Erstattung der Zinsen) erwerben, erhält sie aber nach 66 Jahren ohne Entschädigung. Außer der großen strategischen Bedeutung für Rußland erschließt die Linie Gebiete von großem Mineralreichtum (Kohle, Gold). Weiteres s. Mandschurei.

Chinesischer Hanf, s. Ramie.

Chinesische Rose, s. Hibiscus.

Chinesischer Talg, s. Pflanzentalg.

Chinesische Schrift, s. Chinesische Sprache und Literatur, S. 60.

Chinesisches Feuer, unserm schwarzen Schießpulver ähnliche, seit etwa 200 n. Chr. in China gebräuchliche Mischungen, wurden noch 1858 bei Kanton angewendet; auch soviel wie bengalisches Feuer.

Chinesisches Gras, s. Ramie.

Chinesisches Holzöl, s. Aleurites.

Chinesisches Meer, der Meeresteil, der sich im O. und S. Chinas von Japan bis Hinterindien und Borneo erstreckt und in drei Becken zerfällt: das nördlichste, das Gelbe Meer (Hwanghai), zwischen Korea und dem nördlichen China, mit den Golfen von Petschili und Liautung und der Koreabai; das Chinesische Ostmeer (Tunghai), zwischen den japanischen Inseln und dem mittlern China, und das Chinesische Südmeer (Nanhai, s. Südchinesisches Meer), mit dem vorigen durch die Fukienstraße verbunden und die Meerbusen von Tongking und Siam enthaltend.

Chinesische Sprache und Literatur. Die chinesische Sprache gehört zu der großen Familie der Indochinesischen Sprachen (s. d. und die »Sprachenkarte« nebst Textblatt). Unter diesen ist sie nicht bloß die größte und wichtigste, da sie von etwa einem Viertel der ganzen Menschheit gesprochen wird, auch in Japan, Korea und Anam Kultursprache ist und eine der ältesten und wahrscheinlich die größte Literatur der Welt hat: sie ist zugleich auch diejenige, die den Charakter ihrer Sprachrasse, das Streben nach Einsilbigkeit und Isolierung, am schärfsten ausgeprägt darstellt; denn wenigstens in ihrer ältern Gestalt kennt sie fast nur einsilbige Wörter und vermag deren grammatische Werte, ihre Anwendung als Substantiva, Adjektiva, Verba ꝛc. und das, was unsre Sprachen durch Beugungen auszudrücken pflegen, nur durch Wortstellungsgesetze und selbständige Hilfswörter kenntlich zu machen. Gleichwohl zeigt sie schon in ihrer ältesten Form deutliche Reste von alter Agglutination, dem mutmaßlich ältesten Zustande der indochinesischen Sprachen, ja sogar von Flexion, und sie hat sich diesem Zustand im Lauf ihrer historischen Entwickelung wiederum genähert: der Gebrauch von Zusammensetzungen statt der Monosyllaben und die Anwendung der Hilfspartikeln hat mehr und mehr überhand genommen, die Stellung ist freier geworden, und so kann das heutige Chinesisch beinahe schon eine agglutinierende Sprache genannt werden. Zugleich mit diesen Veränderungen sind dann alte Ausdrücke außer Kurs geraten oder zu andern Bedeutungen gekommen, und namentlich hat sich das Lautwesen zu der jetzigen Armlichkeit abgeschliffen.

Das Chinesische zerfällt in eine Menge Dialekte, die sich weniger grammatisch als lautlich und lexikalisch oft sehr erheblich, ja bis zu völliger gegenseitiger Unverständlichkeit voneinander unterscheiden. Man zählt ihrer bis jetzt etwa 10 größere, deren jeder aber

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

eine Anzahl Unterdialekte hat. Die wichtigsten sind: 1) das Kuānhoá (Beamtensprache), im nördlichen China, südlich bis über den Jangtse hinausreichend, mit einer nördlichen, südlichen und westlichen Unterabteilung; 2) die Mundarten der Provinz Tschekiang, ihre bekannteste die von Schanghai; 3) die Mundarten der Provinz Fukien und 4) die der Provinz Kuangtung. Von diesen ist das Kuānhoá, und zwar jetzt mehr und mehr in seiner Pekinger Form, zugleich die Umgangssprache der Gebildeten (daher sein Name), das »Hochchinesische«; es wird in Werken der leichten Literatur auch als Schriftsprache gebraucht. Der Stil der ernstern Literatur ist aber noch immer der kurze, markige alte Buchstil (Kúwên), an den sich die in amtlichen Schriftstücken gebrauchte Amtssprache anlehnt. Was das Lautsystem im Chinesischen betrifft, so sind die Vokale a, e, i, o, u, ü und ï (ein dumpfes e oder i), wozu noch mundartlich manche Zwischenschattierungen kommen, wie å, ä, ö ꝛc. Sie können in einer Silbe (Stammworte) bis zu vieren gehäuft werden, z. B. ai, iü, iua, iuei. Die Konsonanten dagegen treten stets einzeln auf: im Anlaut k, kh, h; p, ph, f; t, th; tsch, tschh; ts, ths; l, m, n; s, sch, j (= weich sch); ng, w (wie im Englischen), y; dialektisch auch g, b, dsch, d; im Auslaut n, ng; überdies in den Dialekten m, p, k, t. Dazu kommt im Kuānhoá noch eine selbständige Silbe, die aus einem vokalisierten r, etwa örr gesprochen, besteht. Es ergibt sich daraus, wie arm die Sprache an Silben sein muß; im Kuānhoá zählt man deren kaum 500. Die südlichen Dialekte sind zwar hierin reicher (der von Kanton besitzt etwa 700, der von Fukien gegen 850 verschiedene Silben); allein was will das besagen gegenüber dem Wortbedürfnis eines Kulturvolkes? Da helfen nun die sogen. Tonakzente ab, d. h. Stimmbiegungen, die nicht wie bei uns rhetorisch sind, sondern dem Wort untrennbar anhaften und nur nach bestimmten Gesetzen modifiziert werden können. Das Kuānhoá kennt deren vier oder fünf: den gleichen (meist wieder in hohen – und tiefen ˄ geschieden), den steigenden ˊ, den fallenden ˋ und den kurzen ◡; die übrigen Mundarten haben bis zu neun davon. So bedeutet also z. B. tschi wissen, tschi Finger, tschi wollen, tschi aufrecht. Dadurch ist die Zahl der Silben auf das Vier- bis Neunfache vermehrt; da aber fast eine jede von ihnen noch viele andre Bedeutungen haben kann, so bleiben dennoch Mehrdeutigkeiten genug übrig, und ohne den steten Gebrauch zusammengesetzter, mehrsilbiger Ausdrücke würde das Kuānhoá seinem Zweck als Konversationssprache nicht genügen können. Die Grammatik des Chinesischen ist in ihren Elementen sehr einfach. Die Wörter sind im allgemeinen nicht nach Redeteilen geschieden, sondern fast ein jedes kann für mehrere Redeteile gebraucht werden. So kann das Wort ngān entweder Substantiv (Ruhe) sein, oder Adjektiv (ruhig), oder transitives oder intransitives Verbum (beruhigen oder ruhig sein), oder Adverbium (beständig); immer ist es dasselbe Wort, und es bleibt auch unverändert, ob es als Substantivum im Genitiv, Dativ ꝛc., als Adjektivum im Komparativ oder Superlativ, als Verbum im Passiv, Kausativ oder in irgend einem Modus stehe. Seine jeweilige Bedeutung und Funktion wird nur durch die Konstruktion, d. h. die Wortstellung angezeigt; erst im Satze wird es zum Individuum. Die Gesetze der Wortstellung lassen sich auf drei zurückführen: es tritt nämlich 1) das Subjekt vor das Prädikat, 2) das Objekt hinter sein Regens (aktives Verbum oder Präposition), 3) jedes Wort, das ein andres näher bestimmt, vor dieses letztere, also Genitiv, Adjektiv, Zahlwort vor das regierende Substantiv, das Adverb vor das Verbum. Diese Gesetze gelten in der Hauptsache auch für die Anordnung der Sätze selbst, und sie gestatten nur ganz vereinzelte Ausnahmen. Und doch würden sie in den meisten Fällen allein nicht hinreichen, um die Funktionen der einzelnen Satzteile erkennen zu lehren. Hier helfen vor allem die Partikeln, Hilfswörtchen verschiedener Bedeutung, welche die Konstruktion verdeutlichen; ferner, als ein ebenfalls sehr wichtiges Mittel, gewisse stereotype Wortverbindungen, z. B. zwei Synonyme, die den ihnen gemeinsamen Begriff, zwei entgegengesetzte Eigenschaftswörter, die das beiden zu Grunde liegende Abstraktum (groß — klein, soviel wie Quantität) ausdrücken; dann der ganze Zusammenhang und endlich Rhythmus und Parallelismus. Die chinesische Rede- und Schreibweise ist ausgesprochen rhythmisch, dazu liebt sie die Antithese; eine Verbindung von beiden derart, daß in zwei oder mehr rhythmisch gleichgebauten und mit mehr oder minder starken Antithesen versehenen Sätzen jeder Satzteil des einen dem entsprechenden des andern auch grammatisch genau entspricht, ergibt den Parallelismus. Diese beiden Eigentümlichkeiten des Stiles, die übrigens wohl nicht bloß psychologischen Ursprungs sind, sondern, als Gegengewichte zur Armut der Form, auch mit aus dem Grundcharakter der Sprache hervorgegangen sind, lassen nicht nur die Konstruktion oft ohne weiteres erkennen; sie geben auch, verbunden mit dem Wohllaut und der Kraft und Kürze des Ausdrucks, dem chinesischen Stil einen eignen Zauber, wie es denn die chinesischen Schriftsteller verstanden haben, stilistische Meisterwerke zu schaffen, die in den Literaturen andrer Völker ihresgleichen suchen. Von großem Wert für die richtige Übersetzung ist schließlich auch die Kenntnis der Realien, da der Chinese die Anspielungen außerordentlich liebt. Ohne sie hätte man oft die Teile in der Hand, aber das geistige Band würde fehlen. Trotz alledem ist das Chinesische nicht so schwer, wie man zu denken pflegt; das Kuānhoá vollends ist nicht viel schwieriger als eine moderne europäische Sprache.

Auch durch die Schrift braucht sich niemand abschrecken zu lassen. Die ersten Schwierigkeiten sind bei einigem Fleiß bald überwunden; was anfangs ein wüstes Wirrsal schien, löst sich nun in eine leichtfaßliche Gruppe einfacher Elemente auf, und ist man erst so weit, so wird sie eher fördernd als hemmend auf das Studium einwirken. Sie ist eine Wortschrift, d. h. jedes ihrer Zeichen bedeutet ein Wort; ihre Urbestandteile sind rohe, zuweilen symbolische Bilder, z. B. ◡ Sonne, ⏑ oben, ⏓ unten. Dazu kamen dann symbolische Bildergruppen, z. B. zwei Bäume = Wald, zwei Weiber = Zank, Weib und Kind = Liebe, Vogel und Mund = Gesang. Alle diese Zeichen drücken nur den Begriff, aber nicht den Laut aus. Bald aber mußte man versuchen, auch diesem gerecht zu werden, und man tat dies endlich so, daß man eine Anzahl von Schriftzeichen, die nun als lautandeutende Elemente wirkten, mit andern verband, die den Sinn andeuten sollten. So z. B. heißt das Zeichen für yêu (ausgehen von) mit dem für Herz: yêu traurig, mit dem für Flüssigkeit: yêu Öl, mit dem für Hand: schêu zerren ꝛc. Auf diese Weise entstand die überwiegende Mehrzahl der mehr als 40,000 chinesischen Schriftzeichen, von denen man aber nur etwa 3—4000 zu kennen braucht (vgl. Tafel »Chinesische Kultur II«, Fig. 19). Auch die Wörterbücher legen diese Klasse zu Grunde, indem sie die Zeichen unter die

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

214 gewöhnlichsten dieser sinnangebenden Elemente, die sogen. Klassenhäupter, unterordnen. Was das Alter der chinesischen Schrift angeht, so kommt sie ziemlich entwickelt schon wenigstens im 16. Jahrh. v. Chr. auf Inschriften vor; nach einer Reihe von Formveränderungen gewann sie ihre jetzige Gestalt durch Erfindung des Papiers und Verbesserung des Pinsels um die Wende unsrer Zeitrechnung, und ebenso alt ist auch die im Geschäftsverkehr übliche »Grasschrift« (thsâo), eine schwer zu lesende Art Tachygraphie. Wir Europäer verdanken unsre ersten genauern Kenntnisse des Chinesischen den katholischen Sendlingen, von denen einer, der Spanier P. Varo, 1703 die erste Grammatik veröffentlichte. Die Feinheiten des Stiles hat zuerst Prémare erschlossen; eingehende, freilich ganz unsystematische Erörterungen verdanken wir Stanislas Julien, während W. Schott das Verdienst gebührt, zuerst die Sprache ihrem Wesen entsprechend grammatisch dargestellt zu haben, ein Unternehmen, das dann G. v. d. Gabelentz in glänzender Weise fort- und durchgeführt hat. Bazin in Paris und Edkins in Schanghai haben Grammatiken des Kuânhoá geliefert. Wichtigste Wörterbücher: von Basilé de Glemona [Deguignes] (Par. 1813), Morrison (Macao 1815—23, Schanghai 1865), Gonçalves (Macao 1831—41), Medhurst (Batavia 1842—43), Lobscheid (Lond. 1866 ff., 1871), W. Williams (Schanghai 1874), Eitel (Hongkong 1877—83), Giles (Lond. 1892), Seidel (deutsch-chinesisch, Berl. 1901 ff.); Welzel (deutsch-chin. Taschenwörterbuch, das. 1902). Neuere Grammatiken: von Rémusat (Par. 1822—57), Prémare (Malakka 1831, Kanton 1847), Bytschurin (Petersb. 1838), Endlicher (Wien 1845), Bazin (Par. 1856), Edkins (Schanghai 1857), Schott (Berl. 1857), Summers (Oxford 1863), Julien (Par. 1869—70), G. v. d. Gabelentz (»Chinesische Grammatik«, Leipz. 1881, und »Anfangsgründe der chinesischen Grammatik«, das. 1883). Hierzu kommen zahlreiche Werke über einzelne Dialekte und rein praktische Hilfsbücher, so von Wade (Schanghai 1888), Mateer (das. 1892), v. Möllendorff (2. Aufl., Berl. 1891), Arendt (das. 1892 u. 1894), Pirÿ (Schanghai 1895), Gourdet (Hongkong 1896) u. a. Die Amtssprache haben Wade und Hirth (Schanghai 1888, Textbook, das. 1885, 1888, 2 Bde.) bearbeitet.

Die chinesische Literatur.

Unsre Kenntnisse der chinesischen Literatur befinden sich noch immer in den Anfängen, und doch handelt es sich um ein Feld von fast unermeßlichem Umfang, schon wenn man die Bändezahl, und von vielversprechender Fruchtbarkeit, schon wenn man die Vielseitigkeit dieser Literatur betrachtet. In beidem steht sie unstreitig in der ersten Reihe der Weltliteratur. Ist sie doch auch seit etwa vier Jahrtausenden von dem zahlreichsten Kulturvolk der Erde und unter den günstigsten Umständen gepflegt und gemehrt worden. Literarische Bildung wurde fast immer von oben gefördert, vom Volke bewundert und erstrebt; seit dem 10. Jahrh. werden die Bücher durch Druck, oft zu Spottpreisen, der Menge zugänglich gemacht.

Der Chinese ist seiner Anlage nach konservativ, und das äußert sich auch in seiner Literatur. Die Alten werden immer mit gleichem Eifer gelesen, immer aufs neue herausgegeben, kommentiert und nachgeahmt. Da hat denn freilich das Neue, Originelle einen schweren Stand. Allgemeines Mißtrauen, oft selbstgenügsame Gleichgültigkeit steht ihm entgegen, die zu überwinden nur besonderm Verdienst oder Glück gelingt. Dennoch sind Volk und Literatur des Mittelreichs keineswegs so langweilig uniform, so ganz der Originale bar, wie man gemeinhin glaubt. Bahnbrechende Genies haben auch hier dem Geschmack neue Richtungen gegeben, dem Denken neue Gebiete erschlossen, und gerade uns Europäern werden die leichte Anmut, die Lebensfrische und Lebenswahrheit mancher Erzeugnisse der neuern Belletristik mehr zusagen als manches hochgefeierte Werk der alten Weisen.

Die Chinesen stellen unter ihren Büchern die fünf King (die »kanonischen«) obenan. Sie sind eine Sammlung derjenigen alten Schriften, die man als ewig normgebende anerkannt hat. Für das erste unter ihnen wieder wird das Yihking oder »Buch der Wandlungen« gehalten, ein seltsames Werk, denn es besteht aus den 64 sogen. Hexagrammen, d. h. sechsstelligen Kombinationen der ganzen und gebrochenen geraden Linie, als »Text« und mehreren Kommentaren, deren ältester aus dem 12. Jahrh. v. Chr. stammt. Es wird von alters her als der Inbegriff aller Weisheit mit großer Ehrfurcht betrachtet, wenn auch nicht verstanden, und ebenso seit alters auch zum Wahrsagen benutzt. Seine Bedeutung ist noch nicht einwandfrei erklärt; einige Wahrscheinlichkeit hat die Hypothese, daß die Hexagramme alte Schriftzeichen seien und es selber ein Handbuch der Staatsmoral in Stichworten. Das Schiking, meisterhaft übersetzt von V. v. Strauß (Heidelb. 1880), ist eine von Confucius veranstaltete Sammlung lyrischer Gedichte, deren älteste aus dem 18. Jahrh. v. Chr. herrühren. Das Buch enthält teils Volkslieder, nach ihren Heimatsprovinzen geordnet, teils Gelegenheits- und Festgedichte aus den höhern und höchsten Kreisen, teils Lobgesänge auf große Tote. Tiefe Innigkeit, zuweilen beißender Witz, oft hoher poetischer Schwung sind diesen Erzeugnissen eigen, dazu rührende Naivität und sinniges Verbinden der Natureindrücke mit den innern Stimmungen: das alles verleiht ihnen einen ästhetischen Reiz, der das ihnen gebührende wissenschaftliche Interesse noch überbietet. Das leider nicht mehr vollständig erhaltene Schu (»Buch«) oder Schuking, ein von Confucius gefertigter Auszug aus amtlichen Urkunden, ist das älteste uns erhaltene geschichtliche Werk der Chinesen. Es umfaßt die Zeit vom 24. bis zum 8. Jahrh. v. Chr., enthält aber weniger geschichtliche Daten als amtliche Erlasse, Ratschläge ꝛc. der Fürsten, die ein Bild alter Staatsweisheit liefern. Das Tschhünthsieu, eine überaus trockne Chronik des kleinen Staates Lu, aus dem Confucius stammte, wurde bisher für ein Werk, und zwar das einzige authentische des Meisters selber gehalten; nach der sehr plausibeln neuesten Hypothese (von Grube) stammt von diesem aber vielmehr der großartige Kommentar dazu, das Tsotschuen, her. Unter dem Ausdruck Li fassen die Chinesen etwa das zusammen, was sich gebührt: gute Sitte, Zeremoniell, Etikette, aber, dem polizeistaatlichen Wesen der Nation entsprechend, auch sonst das Ordonnanz- und Reglementsmäßige. Das hierauf Bezügliche ist in drei Büchern gesammelt: dem von Biot übersetzten Tscheuli (angeblich aus dem 12. Jahrh. v. Chr., doch mindestens mit viel spätern Zusätzen), dem von de Harlez übersetzten Ngili, etwa aus dem 8. Jahrh. v. Chr., beides wahre Fundgruben für die Kenntnis der damaligen Kultur, und endlich dem Liki, einem lose gefügten Sammelwerk aus ältern Quellen, das noch heute in praktischem Ansehen steht und den King angereiht zu werden pflegt.

Den King als klassische Schriften zunächst stehen die Sseschu, worunter man vier kurz nach Con-

fucius' Zeit entstandene philosophische Bücher seiner Schule versteht: das kurze Tahioh (»die große Lehre«), ein Abriß der sittlichen und politischen Grundlehren; Tschungyung (etwa »das Beharren in der Mitte«), eine schön geschriebene Abhandlung über das Einhalten der rechten Mittelstraße als Norm des sittlichen Verhaltens; Lüniü (»Gespräche«), eine Aufzeichnung von Aussprüchen des Confucius, meist in Form kurzer Zwiegespräche, bei aller Trockenheit doch reich an trefflichen Kernsprüchen des Weisen über sittliche und Lebenswahrheiten. Von verwandtem Inhalt, aber von belebterm Stil ist das vierte, das Buch des Mengtse (s. d.), der nach heutiger Ansicht der hervorragendste Jünger des großen Meisters war. Das Buch, das einzelne seiner Unterredungen wiedergibt, ist dank der Anmut und der verhältnismäßigen Leichtigkeit seines Stiles wie kaum ein zweites geeignet, uns in das Studium der altchinesischen Literatur einzuführen. Beste Übersetzung der King und Sseschu von Legge (»The Chinese classics«, bisher 8 Bde., Lond. 1861 ff.; 2. Aufl. 1893 ff.).

Dem Jugendunterricht, der zunächst als Vorstufe zur weitern humanistischen Bildung, d. h. zum Verständnis der Sseschu und der King, dienen soll, dienen als wahre Elementarbücher vor allen das Santseking (»Drei-Wort-Kanon«) und das Thsientsewen (»Tausend-Wort-Lehre«), gereimte Büchlein, die, auswendig gelernt und nachgeschrieben, den Schüler in die Lese- und Schreibekunst einführen. Das Siaohio (»Kleine Lehre«) enthält Verhaltungsregeln, das Hiaoking (»Pietätskanon«) die Lehre von den kindlichen Pflichten. Für den Unterricht der Mädchen sind analoge Werkchen im Gebrauch.

Das Zeitalter, das Confucius und seine Religion oder richtiger Moralphilosophie hervorbrachte, erzeugte noch eine Anzahl andrer Philosophen. So vor allem Laotse (s. d.), der, ein etwas älterer Zeitgenosse des Confucius, im Gegensatze zu diesem, dem nüchtern-praktischen Staatsmann, ein Theosoph von der tiefsinnigsten Mystik war. Sein wohl mit Unrecht von einigen für eine spätere Kompilation gehaltenes Taoteking, der Kanon vom Tao und der Tugend, dessen Worte von Stanislas Julien, dessen Geist von Viktor v. Strauß gedeutet worden, steht innerhalb der chinesischen Literatur fast vereinzelt da. Selbstbefreiung, der Weltvernunft ähnlich werden, ist das Ziel des menschlichen Lebens und Strebens. Von den übrigen, die sich teils eng an ihre großen Vorbilder anschmiegen, teils deren Lehren weiterzubilden, mitunter zu verbessern suchen, verdienen hervorgehoben zu werden der geistvolle Tschuangtse, ein Anhänger Laotses, und Sün King, der in direktem Gegensatze zu seinem Meister Confucius die menschliche Natur für ursprünglich böse hält. Dennoch wird auch er noch zu den orthodoxen zehn Philosophen gerechnet. Dagegen werden zwei selbständige Denker schlechthin als Irrlehrer gebrandmarkt und von Mengtse erbittert bekämpft: Mihtih, der Apostel der allgemeinen Menschenliebe, und, mit mehr Recht, der Verfechter des nacktesten Egoismus, Yang Tschu. Übersetzung des Tschuangtse u. a. von Legge, Band 39 und 40 der »Sacred Books of the East«. Vgl. M. v. Brandt, Die chinesische Philosophie und der Staats-Confucianismus (Stuttg. 1898).

So reich es auch ist, was uns von dieser alten Literatur erhalten blieb, es sind doch nur große Trümmer. Denn um 200 v. Chr. hieß Kaiser Schihoangti bei Androhung harter Strafe alle vorhandenen Bücher, mit Ausnahme des Yihking und einiger andern, verbrennen; 460 Gelehrte starben damals den Märtyrertod. Was dieser Verheerung entging, ist im Verhältnis zu dem Verlornen sehr wenig, und manches, das nachmals aus der Erinnerung alter Leute wieder aufgezeichnet wurde, ist entschieden lücken- und fehlerhaft auf uns gekommen. Der Textkritik und Interpretation ist damit ein Feld geöffnet, das seitdem von den chinesischen Kommentatoren mit namenlosem Fleiß, vielfach mit großer Umsicht bebaut worden ist. Unter den Meistern in diesem Fache gebührt dem Tschu Hi (gest. 1200 n. Chr.), dem »Fürsten der Literatur«, der erste Rang. Tschu Hi begnügte sich aber nicht mit der Kritik und Auslegung vorhandener Texte, sondern faßte auch das ganze Wissen und Glauben seiner Zeit zu einem großartigen System, dem Singli, zusammen, das nichts Geringeres bedeutet als eine Dogmatisierung des Confucianismus. Sein Werk, das er auch mit Erfolg popularisierte, ist mustergültig geblieben, und nicht zum wenigsten ihm ist jene starre konservative Richtung des spätern Chinesentums zuzuschreiben. An die Schule des Laotse hat sich unter dem Namen Taosse eine religiöse Sekte angelehnt, deren Lehre mit jener ihres Meisters nur wenig mehr zu schaffen hat. Ihre Bücher, soweit wir von ihnen Kunde haben, sind teils moralischen, teils toll abergläubischen Inhalts. Die religiösen Schriften der Buddhisten sind für uns wertvoll, teils weil sie die Entwickelung dieses Glaubens in China abspiegeln, teils weil sie manches im indischen Urtext verloren gegangene Werk aufbewahrt haben. Näheres über sie gehört in die Geschichte des Buddhismus (s. d.).

Das Studium der alten Schriftsteller erheischt das ihrer Sprache, die Richtigstellung und Erklärung der Texte setzt eine Philologie voraus. In dieser Wissenschaft haben die Chinesen Erhebliches geleistet. Die grammatische Bearbeitung ihrer Sprache tritt freilich mehr zurück, aber ihre Wörterbücher sind um so bedeutender, das größte davon umfaßt 237 Bände. Dazu kommen Werke über alte Schriftzeichen und Inschriften, über die Aussprachen der verschiedenen Dialekte, über auffallende Sprachgebräuche einzelner Schriftsteller, endlich Wörterbücher, ja sogar Grammatiken der mongolischen, mandschurischen und noch mancher andrer Sprachen. Bis zu einer vergleichenden Linguistik in unserm Sinne hat man es nicht gebracht. Die chinesische Geschichtschreibung kann, was Vollständigkeit und Zuverlässigkeit des Erzählten betrifft, mustergültig genannt werden, nicht aber hinsichtlich ihrer Darstellungsweise. Der trockne Annalenton des »Tschhünthsieu« (s. oben) klingt fast überall nach, allenfalls gewinnt das Erzählte durch tieferes Eingehen in Einzelheiten an Lebendigkeit; fast überall aber bleibt ein übersichtliches Bild der jeweiligen Zustände und ein klares Entwickeln der Ereignisse aus diesen zu vermissen. Seit der Dynastie Hia (2207—1767) besteht bis auf den heutigen Tag das Amt der Reichsgeschichtschreiber, und die Vasallenfürsten unterhielten für ihre Staaten ähnliche Ämter. Die damit betrauten Männer, jetzt das ganze Hanlin-Kollegium, scheinen stets eine Unabhängigkeit genossen zu haben, die Vertrauen in die Wahrheit ihrer Berichte erweckt. Durch den großen Bücherbrand ist natürlich, was sich bis dahin von jenen Quellen erhalten hatte, vollends zu Grunde gegangen. Das Sseki des Ssematsien aus dem 1. Jahrh. v. Chr. ist nächst dem Schuking und dem Tschhünthsieu das wichtigste Werk für Chinas ältere Geschichte. Der Verfasser hat mit unendlichem Fleiß die vorhandenen Urkunden, Denkmäler und Sagen durchforscht, um so ein Werk zu schaffen, das

die geschichtliche und z. T. auch die soziale Entwickelung von beinahe dritthalb Jahrtausenden, vom Kaiser Hoangti bis 122 v. Chr., darzustellen sucht. Seine Anordnung des Stoffes in fünf Teile gilt noch heute der offiziellen Geschichtschreibung als Muster. Das Sseki, von dem Chavannes eine vortreffliche kommentierte Übersetzung gibt (Par. 1895—1901, bis jetzt 4 Bde.), eröffnet die Reihe der sogen. »vierundzwanzig Geschichtswerke«, d. h. der Reichsannalen. Die nächstfolgenden Werke sind Privatarbeiten; seit dem 7. Jahrh. n. Chr. aber besteht die Einrichtung, daß jede Dynastie amtlich die Geschichte der vorhergehenden bearbeiten läßt. Neben diesen Werken gibt es dann noch die Geschichten einzelner Lehnsreiche und Provinzen und eine Menge z. T. sehr umfangreicher Privatarbeiten, unter denen das »Thungkien« des Ssema Kuang und seiner Nachfolger für das bedeutendste gilt.

Was wir von den Leistungen der Chinesen auf den Gebieten der Länder- und Völkerkunde, der Naturgeschichte und Medizin und andrer Erfahrungswissenschaften kennen, ist wohl durchweg mehr beschreibend als systematisch gehalten. Der Wert der einschlägigen, z. T. sehr umfangreichen Werke beruht in der Art, wie die Tatsachen beobachtet und erzählt, nicht wie sie erklärt werden. Die Berichte chinesischer Reisenden über benachbarte Länder aber versprechen eine wahrhaft unschätzbare Ausbeute, desgl. die Schriften über Ackerbau und Gewerbe. Den uns nur wenig bekannten Werken der Gesetzgebung und Rechtswissenschaft wird Übersichtlichkeit und logische Konsequenz nachgerühmt. Überaus beliebt sind die Enzyklopädien, und wissenschaftliche Köpfe ersten Ranges haben es sich angelegen sein lassen, solche Universalwerke zu verfassen. Obenan unter diesen Enzyklopädisten steht Ma Tuanlin (1245—1322), ein Mann von umfassendem Wissen und seltener Arbeitskraft, mit seinem »Wenhienthungkhao«, einem Riesenwerk von 348 (chinesischen) Bänden. Es ist durch zwei über 300 Hefte haltende spätere Nachträge bis ins 18. Jahrh. weitergeführt. Teile davon hat d'Hervey-Saint-Denys übersetzt (Par. 1875 u. 1883, 2 Bde.). Mit zahlreichen Abbildungen versehen, aber kaum ein Sechstel so groß ist das »Santsaithuhoei«, wahrscheinlich in Japan mehr verbreitet als in seinem Vaterlande. Die wegen der enormen Kosten nie gedruckte größte Enzyklopädie Chinas (und der Welt), das von über 2000 Gelehrten im 15. Jahrh. kompilierte riesenhafte »Yunglotatien« in 22,870 Bänden ist jüngst in Peking mit verbrannt.

Poetische Werke gehören nach chinesischer Auffassung nur dann zur höhern Literatur, wenn sie in gebundener Rede verfaßt sind. Was die Chinesen in dieser Gattung geschaffen haben, mag unzählbar sein: rechnen sie doch Versemachen zu den notwendigen Künsten des Mannes von Bildung. Was wir davon außer dem »Schiking« kennen, ist jedenfalls verschwindend wenig. Ihren höchsten Aufschwung nahm die Kunst der Lyrik unter der Dynastie Thang (618—906); damals blühten neben vielen andern nicht unbedeutenden Dichtern die beiden berühmtesten Meister, Tu Fu und Li Thaipeh (s. d.). Die Chinesen sind Naturfreunde, und so lieben sie es auch, die Natur bis zu ihren kleinsten Erscheinungen dichterisch zu behandeln, oft den Gegenstand des Liedes sinnig zu eignen Schicksalen und Seelenzuständen in Beziehung setzend. Sie dichten in Reimen, und ihre Versmaße sind nicht minder mannigfaltig als die unsrigen. Die herrschende Vorliebe für allerlei uns fremde Anspielungen macht das Studium ihrer Dichtungen zu einem äußerst schwierigen. Von manchen Erzeugnissen der Lyrik haben wir Übersetzungen (z. B. Forke, Blüten chinesischer Dichtung, Magdeb. 1899; Imbault-Huart, Par. 1886 u. 1892). Wenig entwickelt ist nach unsern Begriffen die wohl aus Indien importierte dramatische Kunst. In den Bühnenstücken, deren einige uns in Übersetzungen und Bearbeitungen vorliegen, zeigt sich öfters Geschick in der Entwickelung spannender Situationen. Vgl. R. v. Gottschall, Theater und Drama der Chinesen (Bresl. 1887). Letzteres gilt auch von manchen Romanen. Die Bücher dieser Art sind sämtlich in Prosa geschrieben. Wir kennen deren drei Hauptarten: den märchenhaften Roman, in dem die Ereignisse von Dämonen und Feen geleitet werden, den historischen und den bürgerlichen oder Familienroman. Einzelne Werke der letztern Gattung haben auch in Europa Beifall gefunden und das mit Recht, denn nirgends wird man so lebenswarme Schilderungen des chinesischen Treibens und Denkens finden wie hier. Wir erinnern z. B. an das Jükiaoli (»Geschichte der beiden Cousinen«), die Rémusat und Julien, und an das Haokieutschuan (»Die glückliche Vereinigung«), die Davis u. a. übertragen haben. Daß Liebe und Heirat in den Lustspielen und Romanen der Chinesen nicht die Alleinherrschaft ausüben, die man ihnen bei uns gönnt, darf nicht wundernehmen; eher, daß wir auch hier nicht selten einer wahrhaft reinen Liebe begegnen. Die endliche Beförderung eines lange verkannten oder unterdrückten Talents zu einer höhern Stelle befriedigt freilich den Sinn des chinesischen Lesers ebensosehr wie uns eine schwer erkämpfte Ehe.

Die Chinesen bedienen sich zum Druck ihrer Bücher des Holzschnittes. Sie bedrucken nur eine Seite ihres dünnen Papiers. Die Blätter werden in der Mitte zusammengefalzt, und der Falz, auf dem Titel, Heft- und Blattzahl, oft auch die Überschrift des Kapitels oder Buches stehen, bildet die äußere Seite des Blattes. An der entgegengesetzten Seite ist das Buch geheftet. Die innere Einrichtung ist der unsern fast gleich. Minder sorgfältige Drucke entbehren der Interpunktionen. Vgl. außer den oben bereits angeführten Werken: Abel Rémusat, Essai sur la langue et la littérature chinoises (Par. 1811); Davis, The poetry of the Chinese (2. Aufl., Lond. 1870); Bridgman, Chinese chrestomathy (Macao 1841); Schott, Entwurf einer Beschreibung der chinesischen Literatur (Berl. 1854); Derselbe, Verskunst (das. 1857); A. Wylie, Notes on Chinese literature (Schanghai 1867); H. Giles, History of Chinese literature (Lond. 1901); Conrady, Sprache, Schrift und Literatur der Chinesen (in Kürschners »China«, Leipz. 1902); Derselbe, Chinas Kultur und Literatur (das. 1903); endlich vor allen Grube, Geschichte der chinesischen Literatur (das. 1902).

Chinesisches Reich, der Gesamtbegriff aller unter Oberhoheit des Kaisers von China stehenden Gebiete, umfaßt also das eigentliche China (s. d., S. 37), die Mandschurei, Mongolei, Dsungarei, Ili, Ostturkistan (Sin-tsiang) und Tibet und ist das zweitgrößte Reich Asiens mit fast der Hälfte der Bevölkerung des Erdteils. Es erstreckt sich durch 56 Längengrade (74—135° östl. L.) 5000 km, und durch 34 Breitengrade (18° 9′—52° nördl. Br.) 3700 km. Die Grenzen sind im N. Sibirien; im W. die russischen Steppengouvernements, Turkistan, Pamir; im S. Britisch-Indien (nebst Nepal, Bhutan), Siam und Tongking; im O. das Chinesische Meer und Korea. Der Flächeninhalt wird auf 11,138,880 qkm, die Einwohner-

zahl auf 330,130,000, nach neuern Ermittelungen 426,447,325 angegeben, doch sind diese Zahlen sehr unsicher. Die Beschreibung des Chinesischen Reiches wird für die einzelnen Teile in den besondern Artikeln gegeben.

Chinesisches Wachs, s. Pflanzenwachs.

Chinesische Tusche, s. Tusche.

Chinesische Winde, Differentialwinde, s. Winde.

Chinesischgrün (Chinagrün, chinesischer, grüner Indigo, Lokao), in China aus der Rinde von Rhamnus utilis und R. chlorophorus gewonnener Farbstoff. Man taucht baumwollene Gewebe in eine starke, mit Soda versetzte Abkochung der Rinde, legt sie auf den Rasen, damit sich die Farbe unter dem Einfluß der Sonne entwickelt, taucht wieder ein, besonnt und wiederholt diese Operationen 10—15mal. Den auf die Faser reichlich niedergeschlagenen Farbstoff trennt man durch Kochen von dem Gewebe, verdampft die Lösung, streicht sie dann auf Papier und löst den Farbstoff nach dem Trocknen in Form dünner, dunkelgrüner, etwas violett schimmernder Plättchen ab, die als solche in den Handel kommen. Das Lokao ist ein teilweise löslicher Magnesia-Eisen-Kalklack und gibt an kohlensaures Ammoniak den reinen Farbstoff, das Lokain (ein Glykosid?) ab. Zink- und Magnesiasalze verwandeln es in reines Blau. Man benutzt C. zum Färben von Baumwolle und Seide; die Farbe erscheint bei künstlichem Licht noch lebhafter als bei Tageslicht. Unsre dornigen Rhamnus-Arten liefern gleichfalls einen grünen, aber weniger lebhaften Farbstoff.

Chinesischrot, soviel wie chinesischer Safflor oder Zinnober.

Chinētum, aus der Rinde von Cinchona succirubra in Ostindien dargestelltes Präparat, das aus einer unreinen Mischung von Chinaalkaloiden besteht, etwa 15—20 Proz. Chinin, 35 Proz. Cinchonidin, 20 Proz. Cinchonin, 30 Proz. amorphe Alkaloide enthält und in Ostindien arzneilich benutzt wird.

Chinga (spr. tsch-), s. Stinktier.

Chingan, lange, schmale, 2500 m hohe Gebirgskette, die Wüste Gobi von der Mandschurei trennend, bis zur sibirischen Grenze. Sie bildet nach v. Richthofen das Endglied des großen vulkanischen Gebiets, das mit den Basaltkegeln der Provinz Schantung im S. beginnt und mit wenigen Unterbrechungen nach N. fortsetzt. Der letzte bekannte Ausbruch des C. fand 1720—21 statt. An dies auch Großer C. genannte Gebirge schließt sich auf russischem Gebiete der Kleine C. oder das Burejagebirge (s. d.) an.

Chinhydrōn, s. Chinone.

Chinidīn (Conchinin) $C_{20}H_{24}N_2O_2$, Alkaloid, isomer mit Chinin, findet sich in allen echten Chinarinden und im Chinoidin, bildet farblose Kristalle mit 1,5, 2 oder 2,5 Molekülen Kristallwasser, schmeckt sehr bitter, löst sich schwer in Wasser, ziemlich leicht in Alkohol und Äther, schmilzt nach dem Trocknen bei 171,5° und bildet meist gut kristallisierende Salze. Verdünnte Schwefelsäure verwandelt es bei 100° in Chinicin. Unter C. wird bisweilen auch Cinchonidin verstanden.

Chinierte Zeuge (spr. schi-), s. Chiné.

Chinīn $C_{20}H_{24}N_2O_2$ oder $C_{19}H_{20}.OCH_3.OH.N_2$, Alkaloid, findet sich in allen echten Chinarinden und in der China cuprea, der Rinde von Remijia pedunculata, stets begleitet von andern Alkaloiden, und wird dargestellt, indem man die gepulverten Rinden mit verdünnter Schwefelsäure wiederholt auskocht, die Flüssigkeit mit Natronlauge fällt, den Niederschlag in Weingeist löst, mit verdünnter Schwefelsäure neutralisiert, den Alkohol abdestilliert und das ausgeschiedene Chininsulfat wiederholt umkristallisiert. Aus der Lösung des schwefelsauren Chinins fällt Ammoniak reines C. Dies bildet farb- und geruchlose, mikroskopisch kleine Kristalle, mit 3 Molekülen Kristallwasser, kristallisiert aus Alkohol wasserfrei, schmeckt sehr bitter (noch in Lösungen von 1 : 50,000), ist schwer löslich in Wasser, leicht löslich in Alkohol, Äther und Chloroform, dreht die Ebene des polarisierten Lichtes stark nach links, schmilzt bei 175°, ist nicht flüchtig und färbt sich, mit Chlorwasser, dann mit Ammoniak versetzt, smaragdgrün (Thalleiochin, Chiningrün). Beim Erhitzen mit schwefelsäurehaltigem Wasser auf 120° bildet es isomeres Chinicin. Bei Destillation des Chinins mit Ätzkali entsteht Chinolin, bei Oxydation gibt es Pyridindikarbonsäuren und Cinchomeronsäuren. C. reagiert alkalisch und bildet mit Säuren zwei Reihen meist gut kristallisierbare, farb- und geruchlose Salze, die intensiv bitter schmecken, und deren Lösungen stark blau fluoreszieren. Das gebräuchlichste Chininsalz ist das neutrale Sulfat $(C_{20}H_{24}N_2O_2)_2.H_2SO_4+8H_2O$ (Chininum sulfuricum). Es bildet farb- und geruchlose, zarte, seidenglänzende Nadeln, verliert an der Luft 5 Moleküle Kristallwasser, wird bei 120° wasserfrei, schmilzt über 160° und entwickelt purpurrote Dämpfe. Es löst sich in 800 Teilen kaltem Wasser, in 25 Teilen kochendem Wasser und in 6 Teilen siedendem Weingeist, wenig in Äther. Aus der Lösung in schwefelsäurehaltigem Wasser kristallisiert das saure Sulfat $C_{20}H_{24}N_2O_2.H_2SO_4+7H_2O$ (Chininum bisulfuricum), das farblose Kristalle bildet, an der Luft verwittert und sich in 11 Teilen Wasser, schwerer in Alkohol löst. Mit Jod bildet das Sulfat Herapathit $(C_{20}H_{24}N_2O_2)_4(H_2SO_4)_3.(HJ)_3.J_4+6H_2O$, blaß olivengrüne, im auffallenden Licht prächtig grün metallglänzende Kristalle, die das Licht fünfmal stärker polarisieren als Turmalin und zu Polarisationsapparaten dienen. Salzsaures C. (Chininum hydrochloratum) $C_{20}H_{24}N_2O_2.HCl+2H_2O$ bildet farblose, seidenglänzende Kristalle, löst sich in 34 Teilen Wasser und in 3 Teilen Alkohol, verliert an der Luft 1 Molekül Wasser; die Lösung fluoresziert nicht. Medizinisch werden auch benutzt gerbsaures, baldriansaures C., zitronensaures Eisenchinin, auch hat man im Speichel schwer lösliche Verbindungen hergestellt, die fast geschmacklos sind und daher namentlich für die Behandlung von Kindern großen Wert besitzen. Solche Verbindungen sind unter andern Euchinin (Chinin-äthylkarbonat), Salochinin (Salizylsäurechininester) und dessen salicylsaures Salz (Rheumatin), sowie das Aristochin (Dichininkohlensäureester). C. ist der wirksamste Stoff der Chinarinden. Geringe Dosen, in leicht löslicher Form gegeben, befördern, stärkere stören die Verdauung, reizen Nieren und Blase, erzeugen Ohrensausen, Schwerhörigkeit, Schwindel, einen rauschartigen Zustand (Chininrausch), Erbrechen, Abgeschlagenheit; sehr große Dosen erzeugen langsam vorübergehende Blindheit, 10—15 g töten durch Lähmung des Atmungszentrums und des Herzens. Bei kleinen Dosen steigt die Zahl der Pulse und der arterielle Druck, große Dosen wirken entgegengesetzt. C. ist ein sehr heftiges Gift für das Protoplasma vieler als Fermente auftretender niederer Organismen (es hindert Fäulnis und manche Gärungsprozesse), namentlich wirkt es sehr energisch auf den Erreger des Wechselfiebers und auf farblose Blutkörperchen, die noch durch sehr geringe Mengen von C. gelähmt werden. Auf manche unorganische Fermente (Ptyalin, Pepsin) ist es ohne Wirkung. C. setzt

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

die Zahl der weißen Blutkörperchen im Blut herab. Milzanschwellungen, die von Hyperplasie der Lymphfollikel und von dem hiermit gleichzeitig in diesem Organ gesteigerten Stoffwechsel abhängen, werden beseitigt. Auch in andern Organen wird die umsetzende Arbeit durch C. eingeschränkt, und hierauf beruht die Herabsetzung der Körpertemperatur, besonders bei Fieberzuständen. Auf die äußere Haut wirkt C. reizend, und in Chininfabriken leiden die Arbeiter oft an Ausschlägen, Anschwellung der Augenlider, Lippen ꝛc. Der ungemein bittere Geschmack des Chinins (der am besten durch Chloroform verdeckt wird) erzeugt bisweilen Reflexerscheinungen. Manche Personen bekommen durch kleine Chinindosen nessel- oder scharlachähnliche Hautausschläge, bei andern tritt heftige Reizung der Nieren oder sogen. paradoxes Fieber ein, welche Erscheinungen beim Aussetzen des Chinins wieder verschwinden. Man benutzt C. gegen Wechselfieber, auch als vorbeugendes Mittel, zur Einschränkung beginnender Eiterungen, namentlich in der entzündlichen Leukocytose, zur Beseitigung gewisser Milztumoren, bei ansteckenden Katarrhen, wie Keuchhusten, auch bei solchen Entzündungen des äußern Auges, auf faulige Wunden und Geschwüren, in kleinen Dosen bei Störung der Verdauung und bei Bleichsucht, hier als tonisches Mittel in Verbindung mit Eisen, dann gegen Neuralgien, besonders des Trigeminus, und als temperaturherabsetzendes Mittel bei Typhus, Lungenentzündung und andern schweren Fiebern. 1894 wurden 250,000 kg C. dargestellt, davon 75 Proz. in Deutschland, während hier nur 8 Proz. der Gesamtproduktion verbraucht wurden. Der Preis betrug 1822 für 1 kg 1370 Mk., 1879 noch 410 Mk., 1897 nur 20 Mk. 1902 betrug Deutschlands Ausfuhr 2322 dz. C. wurde 1820 von Pelletier und Caventou entdeckt. Vgl. die Schriften von Binz und Jerusalimsky, Über die physiologische Wirkung des Chinins (Leipz. [1875).

Chiningrün, **Chininrausch** } s. Chinin.

Chinioidin, s. Chinoidin.

Chinizarin $C_{14}H_6O_2(OH)_2$, ein Dioxyanthrachinon, also isomer mit Alizarin, entsteht bei Kondensation von Hydrochinon mit Phthalsäureanhydrid und tauscht bei Behandlung mit primären aromatischen Basen seine Hydroxylgruppen gegen die Reste derselben aus. Die erhaltenen Körper lassen sich im Benzolkern der Amine sulfonieren, und so entstehen wertvolle Säurefarbstoffe, wie Alizarincyaningrün und Alizarinreinblau.

Chinkasee, s. Chankasee.

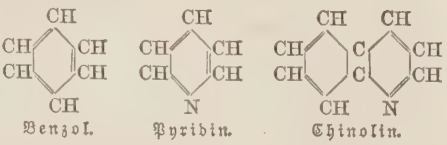
Chinkiang, Stadt, s. Tschinkiang.

Chino (spr. tschíno), s. Farbige.

Chinoidin (Chinioidin, Chinioidĕum, »Chininähnliches«), braune, harzartige Substanz, die aus den Mutterlaugen von der Chininbereitung durch Natronlauge gefällt wird, ist spröde, glänzend, an den Rändern durchscheinend, geruch- und fast geschmacklos, leicht löslich in verdünnter Salzsäure und in Alkohol, wenig in Wasser; die alkoholische Lösung schmeckt sehr bitter und reagiert alkalisch. C. ist ein Gemenge der Chinabasen und ihrer Zersetzungsprodukte. Man benutzte es früher als billiges Fiebermittel; in starker Dosis mit Säuren verbunden, wirkt es gelind, aber stark abführend. Tinctura Chinoidini, aus 2 Teilen C., 17 Teilen Spiritus und 1 Teil Salzsäure, ist als Fiebertropfen ein beliebtes Volksmittel.

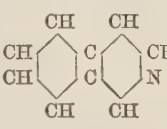
Chinois (spr. schinŏá), kleine bittere, überzuckerte Pomeranzen; kommen aus Italien, besonders aus Genua, in den Handel.

Chinolin C_9H_7N entsteht bei Destillation von Chinin mit Kalilauge, findet sich im Steinkohlen- und Knochenteer und entsteht synthetisch beim Erwärmen eines Gemisches von Anilin mit Glyzerin und Schwefelsäure unter Zusatz von Nitrobenzol oder Arsensäure als Oxydationsmittel. Seine Konstitution zeigt folgende Formeln



Benzol. Pyridin. Chinolin.

C. ist eine farblose, ölige, stark lichtbrechende Flüssigkeit, riecht aromatisch, schmeckt brennend, spez. Gew. 1,095 bei 20°, löst sich wenig in Wasser, mischt sich mit Alkohol und Äther, siedet bei 239° und bildet mit Säuren kristallisierbare, in Wasser leicht lösliche Salze. Bei Substitution der Wasserstoffatome des Chinolins durch Alkoholradikale entstehen homologe und isomere Verbindungen, die Chinolinbasen, aus denen durch Oxydation der Alkylgruppen, Mono-, Di- und Trikarbonsäure hervorgehen. Durch Oxydation mit Kaliumpermanganat wird der Benzolkern zerstört, und es entstehen Pyridinkarbonsäuren. Salzsaures Hydroxylamin bildet mit den Chinonen Chinonoxime. C. und Pyridin sind die Stammsubstanzen vieler Alkaloide. C. wirkt antipyretisch und antiseptisch, Harn, Blut, Leimlösung werden durch 0,2—0,4 Proz. salzsaures C. vor Fäulnis geschützt, die alkoholische Gärung wird aber durch C. nicht aufgehalten. C. setzt auch die Temperatur Fiebernder herab, ist aber durch starken Reiz zum Erbrechen lästig. Man benutzt es zur Darstellung von Teerfarben. Isochinolin findet sich neben C. im Steinkohlenteer, entsteht unter anderm aus Benzylidenamidoacetal beim Erwärmen mit Schwefelsäure, ist dem C. sehr ähnlich, schmilzt bei 23°, siedet bei 240,5°



und gibt bei Kaliumpermanganat Phthalsäure und Cinchomeronsäure. Es ist die Muttersubstanz mehrerer in die Klasse der Opiumbasen gehörender Alkaloide. Vgl. Metzger, Pyridin, C. und deren Derivate (Braunschw. 1885); Reissert, Das C. und seine Derivate (das. 1889).

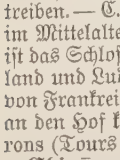
Chinolinblau, s. Cyanine.

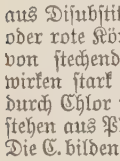
Chinolingelb (Chinophthalon) $C_{18}H_{11}NO_2$ oder $C_9H_6N.CH.C.C_6H_4.CO.O$ entsteht beim Schmelzen von Chinaldin mit Phthalsäureanhydrid und Chlorzink; es bildet gelbe Nadeln, löst sich in Alkohol, nicht in Wasser und Äther, schmilzt bei 235° und bildet mit Ammoniak Chinophthalin $C_{13}H_{12}N_2O$, dessen gelbe Salze grün fluoreszieren. Das spritlösliche C. dient zu Spirituslacken und zum Wachsfärben. Mit rauchender Schwefelsäure gibt C. Sulfosäuren, deren Natronsalze als C. in den Handel kommen. Sie bilden ein gelbes, in Wasser lösliches Pulver und färben Wolle und Seide echt gelb.

Chinolinrot $C_{36}H_{18}N_2.HCl$ entsteht bei Einwirkung von Benzotrichlorid auf ein Gemenge von Chinaldin und Isochinolin; es bildet braunrote, bronzeglänzende Nädelchen, löst sich in kochendem Wasser, kaum in kaltem, leichter in Alkohol, die Lösung fluoresziert stark gelbrot. C. färbt Wolle und Seide nicht lichtecht prachtvoll eosinrot mit einer Fluoreszenz, welche die fast aller andern künstlichen Farbstoffe übertrifft; in der Photographie benutzt man es als Sensibilisator.

Chinon (spr. schinóng), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart Indre-et-Loire, an der Vienne, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Tours–Les Sables-d'Olonne, mit den imposanten Ruinen eines alten festen Schlosses, den gotischen Kirchen St.-Maurice und St.-Etienne und der ehemaligen Kirche St.-Mexme, einem Denkmal des hier gebornen Rabelais, einem Collège und (1901) 4348 (als Gemeinde 6033) Einw., die Weinbau, Fabrikation von Korb-, Böttcher- und Seilerwaren sowie Handel mit Getreide treiben. — C. war bereits im 5. Jahrh. n. Chr. Stadt; im Mittelalter hieß es Castrum Caino. Merkwürdig ist das Schloß als Todesstätte Heinrichs II. von England und Ludwigs XI. sowie als Residenz Karls VII. von Frankreich, als die Jungfrau von Orléans zuerst an den Hof kam. Vgl. de Cougny, C. et ses environs (Tours 1898).

Chinone, chemische Verbindungen, die aus aromatischen Kohlenwasserstoffen entstehen, indem zwei Wasserstoffatome in der Para- oder Orthostellung (Para-, Orthochinone) durch zwei Sauerstoffatome ersetzt werden. Man erhält sie durch Oxydation von Kohlenwasserstoffen, Phenolen, Aminen und am leichtesten aus Disubstitutionsprodukten. Sie sind meist gelbe oder rote Körper, mit Wasserdämpfen leicht flüchtig, von stechendem Geruch, färben die Haut braun, wirken stark oxydierend, ihr Wasserstoff wird leicht durch Chlor substituiert, und solche gechlorte C. entstehen aus Phenolen mit Braunstein und Salzsäure. Die C. bilden mit Reduktionsmitteln Hydrochinone (als Zwischenprodukte Chinhydrone). Viele Chinonderivate sind wichtige Farbstoffe, wie besonders das Alizarin (Dioxyanthrachinon). Das einfachste Chinon, das Benzochinon (Chinon) $C_6H_4O_2$, entsteht bei Destillation der Chinasäure und der Blätter von Liguster, Esche, Eiche, Efeu, Ulme etc. mit Braunstein und Schwefelsäure und bei Oxydation zahlreicher Paraderivate des Benzols. Es wird auch durch zwei Bakterien im Boden erzeugt und scheint bei der Humusbildung eine wichtige Rolle zu spielen. Man stellt es dar durch Oxydation von Anilin mit Chromsäure. Es bildet goldgelbe, glänzende, durchdringend stechend riechende Kristalle, löst sich schwer in kaltem, leicht in heißem Wasser, in Alkohol und Äther, ist giftig, sehr leichtflüchtig, schmilzt bei 116°, bildet mit Ammoniak smaragdgrünes Chinonamid, mit schwefliger Säure Hydrochinon $C_6H_6O_2$, das in farblosen Blättchen kristallisiert. Das Zwischenprodukt, Chinhydron (grünes Hydrochinon) $C_{12}H_{10}O_4$, entsteht beim Vermischen der Lösungen von C. und Hydrochinon, bildet goldgrün metallisch glänzende Kristalle, ist in Wasser, Alkohol und Äther löslich, sublimiert beim Erhitzen und wurde als Surrogat der metallischen Bronzefarben empfohlen.





Hydrochinon.

Chinonimidfarbstoffe, eine Gruppe von Teerfarbstoffen, die sich von den Imiden des gewöhnlichen Chinons und seinen Analogen ableiten und namentlich die Indamine und Indophenole einschließt.

Chinonoxime (Nitrosophenole) entstehen bei Einwirkung von salpetriger Säure auf Phenole und von salzsaurem Hydroxylamin auf Chinone, sind meist gelb gefärbt, und diejenigen von ihnen, die sich von Orthochinonen ableiten, bilden mit Metalloxyden (namentlich Eisen und Kobalt) stark gefärbte, auf der Faser haftende Lacke, so daß sie als Beizenfarbstoffe Bedeutung erlangt haben, wie das Dichinoyldioxim (Dinitroresorcin) und die Naphthochinonoxime.

Chinook (spr. tschinúk), ein warmer, trockner westlicher Wind, der auf der Ostseite des Felsengebirges (besonders zwischen 50 und 55° nördl. Br.) auftritt und mehrere Tage dauern kann. Vor seinem Auftreten zeigt sich eine Bank von Kumuluswolken über dem Gebirge. Er ist ein föhnartiger Wind von sehr wechselnder Stärke und wird im Sommer eher kühl, aber im Winter sehr warm empfunden, so daß z. B. auf den Kootenayplains das Vieh den ganzen Winter hindurch weiden kann. Die Temperatur kann von −10° auf +20° steigen. Fußhoher Schnee schmilzt in wenigen Stunden.

Chinook (spr. tschinúk), Indianerstamm, s. Tschinuk.

Chinophthalon, s. Chinolingelb.

Chinosol (oxychinolinsulfosaures Kali) $C_9H_8N.OSO_3K$, ein gelbes kristallinisches, in Wasser, nicht in Alkohol lösliches Pulver, das aus Oxychinolin und Kaliumpyrosulfat erhalten wird, ist vollkommen unschädlich, wirkt nicht reizend und wird als antiseptisches Mittel, als Ersatz des Phenols, Sublimats und Jodoforms, besonders bei Wundbehandlung, Geburtshilfe, Infektionskrankheiten etc., auch als blutstillendes Mittel, als Mund- und Gurgelwasser, zu Waschungen, Spülungen etc. benutzt.

Chinovin (Chinovabitter) $C_{30}N_{48}O_8$ findet sich in Chinarinden, in der China nova, bildet farblose Kristalle, schmeckt bitter, löst sich leicht in Alkohol, nicht in Wasser, wird durch Säuren in Chinovit $C_6H_{12}O_5$ und Chinovasäure $C_{24}H_{38}O_4$ gespalten.

Chinoxaline (Benzoparadiazine) entstehen aus Orthophenylendiaminen mit Glyoxal und andern Diketoverbindungen, auch mit Aldehydalkoholen und Ketonalkoholen, wie Benzoin, Arabinose, Glukose. Die C. sind schwache einsäurige Basen von chinolin- oder piperidinartigem Geruch, in Alkohol und Äther leicht, in heißem Wasser schwerer löslich als in kaltem. Gegen Oxydationsmittel sind sie beständig, durch Reduktion werden sie meist in Hydrochinoxaline umgewandelt. Vom Chinoxalin $C_8H_6N_2$, das bei 27° schmilzt und bei 229° siedet, leitet sich eine Reihe von Farbstoffen ab (Chinoxalinfarbstoffe).

Chiny (spr. schiní), Stadt in der belg. Provinz Luxemburg, Arrond. Virton, an der Semois und am Rande des großen Waldes von C., der sich zwischen Neufchâteau und Arlon ausdehnt, mit großartigem Holzhandel und (1900) 902 Einw. — Die zwischen Champagne, Lothringen und Lüttich im Luxemburgischen gelegene Grafschaft C., ehedem zur Grafschaft Ardenne gehörig, kam durch Kauf 1364 an Luxemburg (s. d.), dessen Schicksal sie fortan teilte. 1681 von der Metzer Reunionskammer für Frankreich beansprucht, war sie bis 1697 in dessen Händen.

Chiococca *R. Br.* (Schneebeere), Gattung der Rubiazeen, oft kletternde Sträucher mit gegenständigen, eiförmigen oder lanzettlichen, glänzenden, lederartigen Blättern, breiten Nebenblättern, gelblichweißen, in Wickeln oder Rispen vereinigten Blüten und kleinen, meist weißen Steinfrüchten; etwa sieben tropisch südamerikanische Arten. C. racemosa *Jacq.*, auf den Antillen, in Mexiko und Südamerika, hat anfangs weiße und geruchlose, dann gelbe und wohlriechende Blüten. C. anguifuga *Mart.*, der vorigen sehr ähnlich, in Argentinien, Brasilien, Peru und Neugranada, liefert in ihrem untersten Stammstück und dem kurzen Wurzelkopf mit seinen Ästen die Caincawurzel,

die kratzend bitteres Caincin (Caincasäure) $C_{40}H_{64}O_{18}$ und Kaffeegerbsäure enthält und von den Eingebornen gegen Schlangenbiß angewendet wird; sie kam 1825 nach Europa und wurde als Diuretikum benutzt.

Chioggia (spr. kiodd'scha, Chiozza), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Venedig, auf einer Lagunen-insel, 26 km südlich von Venedig, 6 km nördlich von der Brentamündung, an der Eisenbahn Rovigo–C. gelegen (s. Plan von Venedig), ist auf Pfählen erbaut und durch eine schmale, 250 m lange steinerne Brücke von 43 Bogen mit der Düneninsel von Brondolo verbunden. Über die schiffbaren Kanäle Lombardo, der die Stadt umzieht, und Vena, der sie in zwei Hälften teilt, führen zehn Brücken. Der Hafen von C. ist der tiefste in den Lagunen und wird durch die Forts Caroman und San Felice sowie durch die Batterien von Sottomarina geschützt. Längs der Düneninseln von Brondolo (oder Sottomarina) und Pellestrina läuft der »Riesendamm der Murazzi«, 18 km lang, 15 m breit, 10 m hoch, mit der Inschrift: »Ausu Romano, aere Veneto«. Er hat den Zweck, die Zerstörung der Lidi, des Schutzes der Lagunen, zu verhindern. Hervorragende Gebäude sind die 1633 von Longhena erbaute Kathedrale und die Kornhalle von 1322. C. ist Bischofsitz, hat ein Seminar, Gymnasium, eine nautische Schule und einschließlich Sottomarina (1901) 30,563 Einw., die sich durch eigentümliche Tracht und ihren Dialekt von allen Lagunenbewohnern unterscheiden; sie treiben Seilerei, Weberei, Schiffbau, Gemüsezucht, Schiffahrt und Handel, insbes. aber Fischerei an der dalmatischen Küste und in den Lagunen. Im Hafen, der mit Venedig in regelmäßiger Dampferverbindung steht, sind 1900 außerdem 1071 handeltätige Schiffe mit 30,632 Ton. eingelaufen. — C., im Mittelalter Clugia genannt, soll seinen Namen von einem römischen Kanal, Fossa Clodia, erhalten haben. Es gehörte der Republik Venedig und war seit 1110 Residenz des Bischofs von Malamocco. Im Mai 1379 fiel C. in die Gewalt der Genuesen (Krieg von C. 1379—81), die es jedoch nach ihrer Niederlage bei C. (23. Dez. 1379) schon 24. Juni 1380 wieder an die Venezianer verloren.

Chion, Schüler Platons, aus Heraklea am Pontus Euxinus gebürtig, erschlug 353 v. Chr. den Tyrannen seiner Vaterstadt, Klearchos, und wurde von dessen Leibwache getötet. Unter seinem Namen besitzen wir noch 17 Briefe, die aber höchstwahrscheinlich unecht sind. Zuletzt wurden sie herausgegeben von Hercher (in den »Epistolographi graeci«, Par. 1873).

Chionanthus *L.* (Schneeflockenstrauch), Gattung der Oleazeen, Sträucher oder kleine Bäume mit gegenständigen, ganzen Blättern, ziemlich großen, schneeweißen Blüten in achsel- oder endständigen Trauben und einfächerigen Steinfrüchten. C. virginica *L.*, von der Ostseite Nordamerikas, wird 3 m hoch, hat 10 cm lange Blätter und langgestielte, große Blütenstände und ist eins unsrer schönsten Gehölze, bringt in Europa aber selten oder nie reife Frucht. Die Wurzelrinde wird in Amerika gegen Wechselfieber benutzt. Auch C. retusa *Lindl.*, aus China und Japan, wird als Ziersträuch kultiviert.

Chione, in der griech. Mythologie eine Tochter des Boreas, Mutter des Eumolpos (s. d.).

Chionides, der älteste uns bekannte Komödiendichter Athens, um 450 v. Chr. Die dürftigen Fragmente sind abgedruckt bei Kock (»Comicorum atticorum fragmenta«, Bd. 1, Leipz. 1880).

Chionididae (Scheidenschnäbel), Familie der Watvögel (s. d.).

Chionyphe Carteri *Berk.*, ein Schimmelpilz, der in Ostindien die als Mycetom (Madurafuß) bezeichnete Krankheit erzeugen soll.

Chios (türk. Sakiz-Adasi, »Mastixinsel«), türk. Insel im Ägäischen Meer, südlich von Lesbos, durch eine 7 km breite Straße von Kleinasien getrennt (s. Karte »Griechenland«). Die 827 qkm große Insel ist von Bergen durchzogen (darunter im N. der St. Eliasberg, der Pellinäos der Alten, 1260 m), zwar magern Bodens, aber gut angebaut. Das Klima ist mild; mittlere Jahrestemperatur 19,8°. Erdbeben sind nicht selten (1881 kamen durch ein solches 3558 Menschen um, und Eigentum im Werte von 60—80 Mill. Mk. wurde zerstört). Aus den Bergen brach man schon im Altertum berühmten bleifarbigen Marmor mit weißen Adern und vorzüglichen Töpferton; in jüngster Zeit bearbeitet man Gruben, die Antimonglanz und Ocker liefern. Die Tierwelt ist arm; Ziegen werden in großen Herden gehalten, außerdem Esel und Maulesel, wenig Kühe und Pferde. Die Seidenraupenzucht erzielt jährlich 5000 Ztr. Kokons (nach Lyon), auch werden Seidengewebe gefertigt. Ausgeführt werden Leder (1899 für 14,4 Mill. Mk.), Mastix, Branntwein, Anis, Orangen und Zitronen, Mandeln und Johannisbrot; die Einfuhr (1899 für 13,1 Mill. Mk.) umfaßt Häute (8 Mill. Mk.), Bauholz, Alkohol, Reis, Zucker, Kaffee, Getreide. Die Bewohner, etwa 59,600 (vor dem Blutbad von 1822 weit über 100,000), sind fast sämtlich Griechen. Die Hauptstadt C. (Kastro) hat ein Kastell, einen Hafen mit zwei Leuchttürmen und 14,250 Einw. Der Handel ist im Rückgang (1899 liefen 839 Schiffe von 635,854 Ton. ein). Die Stadt ist zugleich Hauptstadt des Liwa Sakis, Sitz eines griechischen Erzbischofs und mehrerer Konsuln, darunter eines deutschen. Nicht weit davon das prächtige, 1040 von dem Kaiser Konstantin Monomachos und seiner Gemahlin Zoa erbaute Kloster Nea-Moni. Die sogen. Schule des Homer, wo der Sänger seine Schüler um sich versammelt haben soll, befindet sich am Fuße des Berges Epos, wohl ein uraltes Heiligtum der Kybele. Der Tragiker Jon, der Historiker Theopompos, der Geograph Skymnos, der Sophist Theokritos hatten C. zum Vaterland. C. besaß die ersten Hypothekenbücher und war namentlich Sitz des griechischen Sklavenhandels.

Als die ältesten Bewohner von C. werden Leleger und Pelasger, dann Kreter, Karier und Abanten genannt. Später trat C. dem Jonischen Bunde bei und gelangte in ihm zu großer Blüte; es erhob auch auf Homer als Landsmann Anspruch. Aber als sich die Perser über Kleinasien ergossen und auch die hellenischen Kolonien bedrängten, ergab sich C. 546 v. Chr. Kyros sogar ohne Schwertstreich. Dagegen nahmen die Chier 500 an der von Aristagoras geleiteten ionischen Empörung gegen die Herrschaft der Perser lebhaften Anteil und fochten bei der Insel Lade auf 100 Schiffen für die gemeinsame Freiheit mit großer Tapferkeit, kamen aber dann wieder unter die Gewalt der Perser. Nach der Schlacht bei Mykale (479) trat die Insel dem Seebunde der Athener bei, zu dessen mächtigsten und angesehensten Bundesgenossen die Chier gehörten, bis sie sich 413 den Spartanern zuwandten. Lange schwankten sie, je nach der Übermacht der aristokratischen oder demokratischen Partei, zwischen ihnen und den Athenern hin und her und litten schwer unter den Angriffen und Verwüstungen der jedesmaligen Gegner; schließlich mußte Athen nach dem Bundesgenossenkrieg 355 ihre Unabhängigkeit anerkennen. Danach hatte C. mit den karischen Für-

sten zu kämpfen, dann mit Makedonien, mit Antiochos von Syrien; besser gestaltete sich ihre Lage unter den Römern, die sie für ihre Unterstützung in dem letzten Krieg zum Freistaat erklärten, und auch der Gunst der Kaiser durften sie sich erfreuen. Als Bestandteil des oströmischen Reiches teilte die Insel alle Drangsale desselben. 1307 eroberten und verwüsteten türkische Seeräuber die Insel, bald darauf Bajesid. In der Folge war C. geraume Zeit im Besitz der Genuesen, seit 1566 in dem der Türken. Im griechischen Befreiungskrieg erhoben sich auch die Chier im Februar 1821 gegen ihre Herrschaft, unterlagen aber, und der türkische Kapudan-Pascha verhängte über C. im April 1822 ein furchtbares Strafgericht: 23,000 Einwohner wurden ermordet, 47,000 in die Sklaverei verkauft; nur 5000 entkamen. Ebenso mißglückte der Versuch eines griechischen Hilfskorps unter Fabvier, die Insel zu befreien (1827), und sie wurde bei Errichtung des griechischen Königreichs von dessen Grenzen ausgeschlossen. Am 3. April 1881 wurde die Stadt durch Erdbeben fast zerstört. Vgl. Eckenbrecher, Die Insel C. (Berl. 1845); Pauli, Die Insel C. (in den »Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg«, 1880—81); Pernot, En pays turc. L'île de Chio (Par. 1903).

Chiozza (spr. kiodsa), s. Chioggia.

Chipolin, gefirnißter Wasserfarbenanstrich auf Holz, erteilt demselben ein porzellanartiges Ansehen.

Chippendale (spr. tschippenbēl), Thomas, Kunsttischler, geb. in Worcestershire, betrieb 1750—70 in St. Martins Lane in London ein Geschäft und gewann auf den damaligen Geschmack einen starken Einfluß durch sein Vorbilderwerk »The Gentlemans and Cabinet-makers Director« (1754—69, zuletzt Berl. 1889). Es enthält eine Sammlung der »elegantesten und nützlichsten Zeichnungen für Wohnungs-Ameublement in gotischem, chinesischem und modernem Geschmack«, die C. selbst entworfen hatte. Unter »modernem Geschmack« verstand C. den französischen Rokokostil seiner Zeit, den er mit gotischen und chinesischen Zierformen verband und den Grundformen der englischen Möbel anpaßte. In neuerer Zeit sind die Möbel Chippendales vielfach nachgeahmt und mit der Aufnahme des englischen Möbelstils auch in Deutschland Mode geworden. Vgl. Heaton, Furniture and decoration in England during the eighteenth century (Lond. 1889, 2 Bde.); Clouston, The C. period in English furniture (das. 1897).

Chippenham (spr. tschippenhäm), Stadt (municipal borough) im nordwestlichen Wiltshire (England), am Avon, mit einer Kirche aus dem 12. Jahrh., Kunstschule und (1901) 5074 Einw., die Tuchweberei, Herstellung kondensierter Milch und Käsehandel betreiben.

Chippewa (spr. tschippe-wä), Fluß im nordamerikan. Staat Wisconsin, entspringt südlich vom Obern See, nimmt links Manidowish, Jump und Yellow, rechts den Red Cedar auf und mündet, 380 km lang, in den durch Verbreiterung des Mississippi gebildeten Lake Pepin.

Chippewa Falls (spr. tschippe-wä fahls), Stadt in Wisconsin, Grafschaft Chippewa, Bahnknotenpunkt, durch die Fälle des Chippewastroms mit starken Wasserkräften, gewaltigen Sägewerken und (1900) 8094 Einwohnern.

Chippewah (spr. tschippe-wä), s. Odschibwä.

Chipping Barnet (spr. tschipp-), s. Barnet.

Chipping Campden (spr. tschipping kämmd'n), alte Stadt in Gloucestershire (England), in den Cotswold Hills, mit schöner gotischer Kirche, den Ruinen eines im 17. Jahrh. zerstörten Rathauses, Lateinschule und 2015 Einw. Nahebei Campden House, Landsitz des Lords Gainsborough.

Chipping Norton (spr. tschipping nort'n), alte Stadt (municipal borough) in Oxfordshire (England), 30 km nordwestlich von Oxford, hat eine gotische Kirche (teilweise aus dem 14. Jahrh.), Fabrikation von Wollenzeugen (Tweeds) und (1901) 3780 Einw. 3 km nördlich die Dörfer Great und Little Rollright, in deren Nähe sich im Kreise aufgestellte Felsblöcke (Menhirs) befinden, ähnlich denen zu Stonehenge.

Chipping Wycombe (spr. tschipping uaikŏm), s. Wycombe.

Chiquard (Chicard, franz., spr. schikār), Spitzname der Hafenarbeiter in französischen und belgischen Hafenstädten (von chique, Priemchen), der später unter Napoleon III., gleich dem Débardeur (Stauermann, Ausladen), zur Charaktermaske auf Kostümbällen und in Volksstücken wurde.

Chique (spr. tschīke), der Sandfloh, s. Flöhe.

Chiquichiqui (spr. tschiki-tschiki), s. Attalea.

Chiquimula (spr. tschikī-), Hauptstadt des gleichnamigen Departements (1889: 64,733 Einw.) im mittelamerikan. Staat Guatemala, im bergumschlossenen, fruchtbaren Tal am Fluß C., mit 4000 Einw. Von dem durch Erdbeben zerstörten nahen Alt-C. sind nur Ruinen einer mächtigen Kirche übrig.

Chiquinquirá (spr. tschikin-kirá), Stadt im Staat Boyacá der südamerikan. Republik Kolumbien, 2614 m ü. M., mit (1870) 13,116 Einw., höherer Schule, Hospital und wundertätigem Marienbild, zu dem jährlich 20—30,000 Menschen und alle sieben Jahre an 50,000 aus Kolumbien und Venezuela pilgern.

Chiquito (spr. tschikīto), s. Combretum.

Chiquito (spr. tschikīto), Indianerstamm in Bolivia, zwischen den Quellflüssen des Madeira und des Paraguay, etwa 20,000 Seelen stark. Eine Grammatik ihrer eigentümlichen, sehr formenreichen Sprache lieferten Henry und Adam (Par. 1880).

Chir..., Chiro... (griech. cheir), in Zusammensetzungen: Hand, auf die Hand bezüglich.

Chirägon (griech. cheiragon, »Handführer«), Handhabe für Blinde beim Schreiben.

Chiragra (griech.), Gicht in den Händen, s. Gicht.

Chirimoya (Cherimoya), s. Anona.

Chiriqui (spr. tschiriki), Departement des Staates Panama der südamerikanischen Republik Kolumbien, 17,070 qkm mit (1870) 42,033 Einw. Die Cordillera de C. mit dem Cerro de Santiago (2827 m) und Vulkan von C. (3433 m) durchzieht das Land von W. nach O. und sinkt nirgends unter 900 m, weshalb auch C. nie für eine interozeanische Verbindung in Betracht kam. Das Land ist üppig bewaldet, das Klima heiß, aber im Innern gesund. Haupterwerbszweige sind Plantagenbau (Tabak, Kaffee, Kakao) und Viehzucht. Die Gold- und Steinkohlenschätze werden kaum ausgebeutet. Hauptstadt ist David (s. d.).

Chirk (spr. tschörk), Marktflecken in Denbighshire (Wales), am Ceiring, dessen Tal hier vom Ellesmere-Kanal und einem Eisenbahnviadukt überschritten wird, mit Papierfabrikation und (1901) 4499 Einw. In der Nähe Brynkinalt, ein moderner gotischer Bau, mit Erinnerungen an Wellington, und 6 km westlich C. Castle, eine Burg aus dem 13. Jahrh., mit schöner Aussicht und altem Park.

Chirka-i-Scherif, s. Burda 1).

Chirnside (spr. tschörnßaid'), Dorf in Berwickshire (Schottland), mit Papiermühle und (1891) 854 Einw.; Geburtsort David Humes.

Chirognōmik (griech.), s. Chiromantie.

Chirogrammatist (griech.), Handschriftendeuter.

Chirogrammatomantie (griech.), s. Handschriftendeutung.

Chirográph (griech.), ursprünglich allgemein »Handschrift«, in der römischen Kaiserzeit aber eine bestimmte Form der Urkunde, der durch die Eigenhändigkeit der Handschrift eine bessere Beweiskraft zukam. Im Mittelalter nannte man so auch die Charta partita (s. d.). Chirographisch, was auf handschriftlicher Versicherung beruht. Ein chirographarius (creditor) oder chirographarischer Gläubiger ist ein solcher, dessen Forderung sich auf eine Handschrift, einen Schuldschein, Wechsel ꝛc. ohne Pfandrecht gründet. Chirographaria actio, die Klage auf Grund einer Handschrift; chirographaria cautio, das handschriftliche Versprechen. Vgl. Buchgläubiger.

Chirologie (griech.), Hand- und Fingerkunde, dann Handwahrsagung (s. Chiromantie), ferner Hände-, Fingersprache (s. Gebärdensprache und Taubstummenunterricht). Chirolog, einer, der sich auf die C. versteht.

Chiromantie (griech., auch Chirognomik, Chirologie, Handlesekunst), das Wahrsagen aus der Hand, d. h. die vermeintliche Kunst, aus Bau und Linien der Hand eines Menschen sein Schicksal zu entziffern. Die C., eine der angesehensten Wahrsagungsformen, namentlich der Chaldäer und Juden, geht auf die astrologische Grundvorstellung zurück, daß wie der ganze Mensch auch seine einzelnen Organe von Planeten und Gestirnen beeinflußt werden. Danach wurde der Handteller in sieben von den Handlinien begrenzte Planetenregionen und Planetenberge (mons Jovis ꝛc.) geteilt und aus ihrer Ausprägung, Größe und Form, z. B. der um die Daumenwurzel laufenden Lebenslinie, aus ihren gegenseitigen Begegnungen, Verhältnissen ꝛc. Lebensdauer, Schicksale ꝛc. der Person gelesen. — Die Blütezeit dieser durch eine Stelle der lateinischen Bibelübersetzung (Hiob 37, 7: »In manu omnium Deus signa posuit ut noverint singuli opera sua«) ehemals gegen alle Angriffe der Philosophie geschützten »Wissenschaft« (16.—18. Jahrh.) hat eine reichhaltige Literatur über die C., meist in der Form akademischer Leitfäden in lateinischer Sprache, hervorgebracht. Die Hauptvertreter derselben sind: Johann von Hagen (um 1522), Ingenbert (1689), Prätorius (1699), Goclenius (1692). Abuhaly Ben Omars »Astrologia terrestris«, aus dem Arabischen (Freystadt 1703), ist besonders wertvoll für die Kenntnis des Zusammenhanges des astrologischen und chiromantisch-metoposkopischen Systems. Noch zu Anfang des 18. Jahrh. wurden auf den meisten deutschen Universitäten chiromantische Kollegien gelesen, und noch gegenwärtig findet sich der chiromantische Aberglaube selbst unter Gebildeten. Vornehmlich machen Zigeuner aus demselben einen Nahrungszweig. S. d'Arpentigny (»La chirognomonie«, Par. 1843; deutsch, Stuttg. 1846) und K. G. Carus (»Über Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand«, das. 1846) und in neuester Zeit der Okkultismus haben der C. eine wissenschaftliche Seite abzugewinnen und einen haltbaren Kern darin nachzuweisen gesucht. Vgl. J. Landsberg. Der Handteller (Posen 1861); Allen, Manual of cheirosophy (Lond. 1885); Czynski, Das Deuten der Handlinien (2. Aufl., Dresd. 1893); Gessmann, Katechismus der Handlesekunst (2. Aufl., Berl. 1895).

Chiromo, befestigte Station der engl. Afrikanischen Seengesellschaft am Zusammenfluß des Schire und Buo, hat ein Hauptpostamt und telegraphische Verbindung mit Quillimane. Jenseit des Buo haben die Portugiesen gleichfalls Verschanzungen errichtet.

Chiromyidae (Fingertiere), Familie der Halbaffen (s. d.).

Chiron, s. Cheiron.

Chironomie (griech.), die mimische Bewegung der Hände in der Orchestik (s. d.) der Griechen und Römer, dann überhaupt orchestische Aktion, Gebärdensprache; s. Mimik.

Chiroplást (griech., »Handbildner«), eine von Logier (s. d.) erfundene und 1814 patentierte Vorrichtung, die den Klavierspieler verhinderte, das Handgelenk sinken zu lassen und mit den Fingern anders als senkrecht anzuschlagen. Der C. wurde von Stöpel nachgeahmt, von Kalkbrenner vereinfacht und ist als »Bohrerscher Handleiter« in verbesserter Gestalt neuerdings wieder aufgelebt, kann aber auch in dieser Gestalt so wenig wie in jeder andern empfohlen werden, weil ein Schüler, für den solche Mittel nötig sind, nach Wegfall der mechanischen Nachhilfe immer wieder in die alten Fehler verfallen wird.

Chiroptĕra, Ordnung der Säugetiere, soviel wie Handflügler (s. d).

Chirothēke (griech.), »Handschuh«, insbes. die zu den Krönungsinsignien der deutschen Kaiser (s. Tafel »Deutsche Reichskleinodien«, Fig. 9 u. 10) sowie zum Ornate der abendländischen Bischöfe gehörigen Handschuhe. Erstere waren meist von purpurfarbenem Seidenzindel genäht und außen reich mit Laubzierat in Gold- und Perlstickerei bedeckt, letztere ebenfalls aus einem kostbaren Stoff gefertigt und reich verziert (jetzt mit einem gestickten Kreuz). Endlich hieß C. auch ein Folterwerkzeug (eiserner Handschuh mit spitzen Haken).

Chirotherium, s. Stegokephalen.

Chirotheriumsandstein, Abteilung des Buntsandsteins, s. Triasformation.

Chirrheuma (griech.), Rheumatismus der Hand.

Chirurg (griech.), im alten Sinn ein Bader, Wundarzt, im neuen Sinn ein die Chirurgie (s. d.) ausübender Spezialarzt.

Chirurg, Fisch, s. Lederfische.

Chirurgie (griech., »das Arbeiten mit der Hand, Handwerk«; übertragen: die mit den Händen wirkende ärztliche Kunst), ein Teil der Medizin, der sich im allgemeinen mit der Behandlung der sogen. äußern Krankheiten beschäftigt und auch Wundarzneikunst genannt wird, weil als äußerlich sichtbare Schäden zunächst die Wunden in Betracht kommen. Sowenig aber eine scharfe Grenze zwischen innern und äußern Krankheiten zu ziehen ist, sowenig läßt sich zwischen C. und innerer Medizin eine strenge Unterscheidung aufstellen. Beide Zweige der praktischen Medizin schließen sich nicht gegenseitig aus, ergänzen vielmehr einander. Früher (in Deutschland bis 1848) wurden allerdings auf den Universitäten innere Ärzte (medici puri) und Chirurgen (Wundärzte) ausgebildet. Heute aber verlangt man gleichmäßig von jedem Arzte die Ablegung des alle Zweige der Medizin umfassenden Examens zum »praktischen Arzt«.

Die C. wendet teils nur Manipulationen (Mechanurgie) an, wie bei der Reponierung von Brüchen, der Einrichtung von Verrenkungen, der Massage ꝛc., teils macht sie operative Eingriffe, bei denen in der Regel Blut fließt (blutige Operationen; Operationslehre, Akiurgie). Einen besondern Teil der C. bildet die Lehre von den Instrumenten und die Verbandlehre. Die Kriegschirurgie lehrt die Anwendung allgemein chirurgischer Grundsätze auf die

im Kriege vorzugsweise vorkommenden chirurgischen Krankheiten. Zur niedern C., im Gegensatze zur höhern C., rechnet man das Aderlassen, Ansetzen von Schröpfköpfen und Blutegeln, Zahnausziehen ꝛc.

Geschichte. Die Anfänge der C. sind wahrscheinlich bei den Ägyptern zu suchen; ihre Ärzte begleiteten das Heer in den Feldzug und führten Amputationen, Steinschnitt und andre große Operationen aus. Für viel vollkommener würde die C. der alten Indier gelten müssen, wenn ihr berühmtes medizinisches Werk »Ayurveda oder Buch der Lebenskunde«, von Susrutas, wirklich aus der Zeit von 1400—1000 v. Chr. stammte. Bei den Griechen erfreute sich die C. schon zu Hippokrates' Zeiten (460—377) einer großen Blüte; wegen der mangelhaften Ausbildung der Anatomie und Physiologie konnten aber größere blutige Operationen nicht in Aufnahme kommen. Dagegen leisteten griechische Ärzte z. B. auf dem Gebiete der Knochenbrüche und Verrenkungen schon Ausgezeichnetes, besonders in der Zeit nach Hippokrates in Alexandria. Zu den Römern wurde die C. von Griechenland aus gebracht. Aulus Cornelius Celsus (1. Jahrh. n. Chr.) spricht schon von plastischen Operationen, von den Unterleibsbrüchen; auch gibt er eine Amputationsmethode an, die noch heute geübt wird. Die spätern römischen Ärzte, selbst Galenus (gest. 201), haben die C. nicht wesentlich gefördert; doch versuchte Galenus der C. wie der Heilkunde überhaupt eine anatomische Grundlage zu geben. Der Zusammenhang zwischen der römischen und der spätern westeuropäischen Kultur wurde durch die Araber vermittelt, die auch die Führung in der medizinischen Wissenschaft übernommen hatten. Allein bei ihrer auf religiösen Vorurteilen beruhenden Scheu vor blutigen Operationen brachten sie es nur zu größerer Sicherheit in Unterscheidung und Erkennung chirurgischer Krankheiten, und an Stelle des Messers bedienten sie sich des Glüheisens, das sie in der größten Ausdehnung anwendeten. Hauptrepräsentanten der arabischen C. waren Rhazes (850—932), Avicenna (980—1037), Abulkasem (gest. 1106) und Avenzoar (gest. 1162). Nach der Zeit der Araber blühte die Medizin in der Schule zu Salerno in Unteritalien. Der berühmteste Wundarzt dieser Schule ist Roger von Parma (um 1200). Zu neuer Blüte erwachte das Studium der C. im 13. Jahrh. auf den Universitäten Neapel, Bologna und Padua. Von Italien aus wurde dann die C. vorzugsweise durch die Bemühung Lanfranchis (1295) nach Frankreich verpflanzt, wo bereits 1271 das Kollegium der Chirurgen in Paris gegründet worden war, und wo die C. von nun an eine bleibende Pflegstätte fand. Der berühmteste unter den ältern französischen Chirurgen ist Guy de Chauliac, der auch 1363 ein lange in Ansehen stehendes Lehrbuch der C. geschrieben hat. Eine neue Zeit brach für die C. an, als im Laufe des 16. Jahrh. die Anatomie neu begründet und wissenschaftlich ausgebildet wurde. An der Spitze dieser Reformation stand der Niederländer Vesalius. Dazu kam, daß nach Erfindung des Schießpulvers der C. ein ganz neues Gebiet, nämlich das der Schußwunden, zufiel, die als erster Schriftsteller Hieronymus Braunschweig, demnächst der Straßburger Chirurg Gersdorff behandelte; diesem folgten L. Botallo u. a. In dem Buche des letztern (s. unten, S. 71) sind die noch heute gebräuchlichen Trepanationsinstrumente in vollkommenster Weise ausgebildet. — Die Schrift des französischen Chirurgen Ambroise Paré (1517—96) über die Schußwunden und die von ihm eingeführte Arterienunterbindung bildete den Ausgangspunkt für die Umgestaltung der gesamten C. Epochemachend in der Geschichte der C. ist die Gründung der Akademie der C. in Paris 1731, die in jeder Beziehung der medizinischen Fakultät daselbst gleichgestellt wurde und fast ein Jahrhundert lang für die C. in ganz Europa tonangebend blieb. An der Spitze der chirurgischen Akademie standen Männer wie Petit, Desault, Percy u. a., die zusammen mit hervorragenden englischen Wundärzten als die Gründer der modernen C. betrachtet werden müssen. Unter den berühmtesten Chirurgen dieser Periode zählen wir Männer wie Pott, William und John Hunter (1728—93), Benjamin Bell (1749 bis 1806), Cheselden, Alex. Monro u. a. Hinter diesen Männern stehen die deutschen Chirurgen des 18. Jahrh. weit zurück. Der bedeutendste von ihnen ist wohl Lorenz Heister (1683—1758). Mehr Aufschwung kam in die deutsche C. erst mit dem Anfang des 19. Jahrh., besonders durch v. Siebold (gest. 1807) und August Gottlob Richter (gest. 1812). Von jetzt an traten, in Deutschland wenigstens, die Professoren der C. wieder in den Vordergrund und behaupteten fortan diese Stellung, weil sie, anstatt wie früher nur der Theorie nachzugehen, jetzt die C. auch praktisch ausübten. Doch nahmen noch im Anfang des 19. Jahrh. die französischen Chirurgen den ersten Rang ein; Männer wie Boyer, Delpech, Dupuytren, Larrey, der unter anderm auch die beweglichen oder fliegenden Lazarette (Feldlazarette) in die Kriegschirurgie einführte, übten auf die Ausbildung der C. den wohltätigsten Einfluß aus. Neben ihnen erhob sich in England als Autorität Astley Cooper (1768 bis 1841). Die Schriften der genannten Wundärzte regten zunächst auch in Deutschland das Interesse für die C. an. Bald aber trat auch hier eine selbständige Arbeit auf diesem Feld, und zwar in der nachhaltigsten und gediegensten Weise ein. Zu dem Aufschwung der C. in Deutschland, das mit England die geistige Führerschaft an sich gerissen hat und noch festhält, haben zunächst österreichische Ärzte, namentlich Vinzenz v. Kern in Wien, den Anstoß gegeben. Aus seiner Schule stammen Männer wie Rust, v. Gräfe, der Wiedererwecker der plastischen C. (Anaplastik), Langenbeck der ältere u. a. In der ersten Hälfte des 19. Jahrh. übte den größten Einfluß auf die gegenwärtige Gestalt der C. in Deutschland Dieffenbach (gest. 1847) aus, einer der genialsten und kühnsten Operateure, die es bis dahin gegeben hatte. Je mehr die C. unsrer Tage auf dem Boden anatomischer und physiologischer Studien hervorgewachsen ist, um so bestimmter konnte sie ihre Aufgaben und die Grenzen ihrer Wirksamkeit feststellen. Sie hat ihre wichtigste und schönste Aufgabe nicht im Zerstören und Schneiden, sondern in der Erhaltung der erkrankten Teile erkannt. Auf jedem ihrer Gebiete sind unter dem Einfluß von Stromeyer und Langenbeck die Grundsätze der konservativen C. zur Herrschaft gelangt. Gefördert wurde diese Richtung durch die Entdeckung der schmerzstillenden Wirkungen der Einatmung von Äther und Chloroform. Durch das Chloroform hat das chirurgische Verfahren unendlich an Sicherheit gewonnen, und die operativen Aufgaben selbst konnten dadurch beträchtlich erweitert werden. Einen Glanzpunkt in der konservativen C. bildet die Behandlung verletzter oder durch schwere Krankheitszustände veränderter Gelenke durch die Resektion v. Langenbecks sowie die ausgedehnte Anwendung der unbeweglichen (Gips-) Verbände, namentlich in der Kriegschirurgie. Auf dem Gebiete der plastischen Operationen,

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

durch die fehlende Teile, z. B. Defekte der Lippen, der Nase, der Augenlider, der Wangen ꝛc., ersetzt werden, stehen in unerreichter Meisterschaft Dieffenbach und sein Nachfolger v. Langenbeck. Die Überhäutung schwer oder gar nicht heilender Wunden wurde erreicht durch die Überpflanzung gesunder Haut (Transplantation), um die sich besonders Reverdin (Genf) und Thiersch (Leipzig) Verdienste erwarben. Ein wesentlicher Fortschritt war auch die Einführung der Galvanokaustik in die C. durch Middeldorpff, durch die es gelingt, größere Operationen ohne Blutverlust auszuführen, ein gleicher die subkutane Muskel- und Sehnendurchschneidung zum Zweck der Beseitigung von Verkrümmungen der Glieder, des Schielens ꝛc.; die Zertrümmerung der Harnsteine in der Blase oder die Lithotripsie, um die sich die französischen Wundärzte Civiale, Heurteloup und Leroy d'Etiolles, in neuester Zeit Bigelow (1875) durch Einführung der Litholapaxie (Zertrümmerung des Steines in einer Sitzung), unsterbliche Verdienste erworben haben; die Anwendung des Kehlkopfspiegels zum Zweck operativer Eingriffe am Kehlkopf ohne blutige Eröffnung desselben (v. Bruns) ꝛc. Die jüngste Ära in der C. hat vielleicht den Anspruch auf die Krone aller Verdienste, da sie den gefährlichsten Feind aller blutigen Operationen, die Wundinfektionskrankheiten, mit einem Erfolg bekämpft, der die Sterblichkeitsziffer selbst bei den größten Operationen auf ein früher für unmöglich gehaltenes Minimum herabsetzt. Sie datiert vom Ende der 1860er Jahre, seit Erforschung der pflanzlichen Krankheitserreger, seit der Einführung des antiseptischen Listerschen Verbandes. Um die systematische Anwendung dieser Methode machten sich in Deutschland v. Volkmann, v. Nußbaum, Hueter, Billroth u. a. verdient. Sie wurde im Laufe der Jahre in manchen Punkten verändert, ihre Bedeutung aber dadurch lediglich erhöht. Der von Lister benutzte Spray kam in Wegfall, die antiseptische Methode wurde für viele Fälle, so besonders für Operationen in der Bauchhöhle, in die aseptische umgewandelt ꝛc. Mit dem nunmehr gebräuchlichen Verfahren ist es möglich, früher äußerst gefährliche Eingriffe ohne große Verluste an Menschenleben durchzuführen, so die Operationen in der Bauchhöhle, die sich auf alle Organe derselben erstrecken, die Operationen an den Gelenken, in der Schädelhöhle ꝛc. — Die niedere C. (s. oben) darf in Deutschland von Heilgehilfen ausgeübt werden. Die wissenschaftlichen Chirurgen sind zunächst auch praktische Ärzte und werden nur auf den Universitäten ausgebildet. Nur in England besteht noch eine ziemlich strenge Grenze zwischen Chirurgen (surgeons) und Ärzten (physicians). Auf Anregung v. Langenbecks traten 1872 die deutschen Chirurgen zu der Deutschen Gesellschaft für C. zusammen, die alljährlich in Berlin einen Chirurgenkongreß abhält und über diesen in den »Verhandlungen« berichtet. Seit 1892 tagt die Gesellschaft in einem eignen Hause, dem Langenbeckhaus.

Vgl. »A. Corn. Celsi de medicina libri octo« (Zweibrücken 1786); »De Sclopetorum vulneribus curandis, autore Leonardo Botallo« (Vened. 1597); Stromeyer, Handbuch der C. (Freiburg 1844—68, 2 Bde.); Pitha und Billroth, Handbuch der allgemeinen und speziellen C. (Stuttg. 1865—82, 4 Bde.); Bardeleben, Lehrbuch der C. und Operationslehre (8. Aufl., Berl. 1879—82, 4 Bde.); Roser, Handbuch der anatomischen C. (8. Aufl., Tübing. 1883); Billroth, Allgemeine chirurgische Pathologie u. Therapie (15. Aufl. von Winiwarter, Berl. 1893); König, Lehrbuch der allgemeinen (das. 1883—89, 3 Tle.) und Lehrbuch der speziellen C. (7. Aufl., das. 1898—1900, 3 Bde.); Albert, Lehrbuch der speziellen C. (5. Aufl., Wien 1897—98, 2 Bde.); Mosetig-Moorhof, Handbuch der chirurgischen Technik (4. Aufl., das. 1898); »Deutsche C.« (Sammelwerk, begründet von Billroth und Lücke, fortgesetzt von Bergmann und Bruns, Stuttg. 1879 ff., noch nicht abgeschlossen); Bergmann, Bruns und Mikulicz, Handbuch der praktischen C. (mit andern; 2. Aufl., das. 1901, 4 Bde.); Tillmanns, Lehrbuch der allgemeinen und speziellen C. (8. Aufl., Leipz. 1901, 2 Bde.); Lossen, Lehrbuch der allgemeinen und speziellen C. (7. Aufl. von Hueters »Grundriß«, das. 1896 ff.); Landerer, Handbuch der allgemeinen chirurgischen Pathologie und Therapie (2. Aufl., Wien 1898); Leser, Die spezielle C. (5. Aufl., Jena 1902); »Enzyklopädie der gesamten C.« (hrsg. von Kocher u. Quervain, Leipz., seit 1901 ff.); Seydel, Lehrbuch der Kriegschirurgie (Stuttg. 1893); Sprengel, Geschichte der C. (Halle 1805—19, 2 Bde.); Häser, Übersicht der Geschichte der C. und des chirurgischen Standes (1. Lief. von Billroths u. Lückes »Deutscher C.«, Stuttg. 1879); Gurlt, Geschichte der C. und ihrer Ausübung (Berl. 1898, 3 Bde.); Tillmanns, Hundert Jahre C. (Leipz. 1898); Ullmann, Die Fortschritte der C. in den letzten Jahren (Wien 1902). — Zeitschriften: »Archiv für klinische C.«, begründet von v. Langenbeck (Berl., seit 1860); »Deutsche Zeitschrift für C.« (redig. von Rose u. Helferich, Leipz., seit 1872); »Zentralblatt für C.« (hrsg. von Bergmann, König, Richter; das., seit 1874).

Chirurgische Anatomie (topographische Anatomie), s. Anatomie.

Chirurgische Konsulenten, nach der deutschen Kriegssanitätsordnung hervorragende Chirurgen, die, im Kriegsfall ernannt, in einem bestimmten Bezirk den Ärzten der Armee in Kriegs- oder Reservelazaretten zur Seite stehen.

Chirurgisches Besteck, s. Besteck.

Chislehurst (Chiselhurst, spr. tschissl-hörst), Stadt in der engl. Grafschaft Kent, 17 km südwestlich der Londonbrücke (s. Plan »Umgebung von London«), mit zahlreichen Landsitzen, darunter Camden House, ehemals Eigentum des Annalisten Camden (s. d.) und (1901) 7429 Einw. In diesem Hause starb Napoleon III. 9. Jan. 1873. Die Gebeine des Kaisers und seines Sohnes (gest. 1879) wurden 1888 in das Mausoleum zu Farnborough übergeführt.

Chiswick (spr. tschissick), Stadt in der engl. Grafschaft Middlesex, 15 km oberhalb der Londonbrücke (s. Plan »Umgebung von London«), mit reizenden Villen und Gärten, worunter das vom Grafen Burlington in Nachahmung der Villa Capra bei Vicenza erbaute, dem Herzog von Devonshire gehörige Chiswick House, in dem Fox (1806) und Canning (1827) starben. Auf dem Kirchhof ist das Grab Hogarths (gest. 1764); auch Ugo Foscolo lag hier begraben, bis seine Asche 1871 nach Florenz übergeführt wurde. Dabei Experimentalgarten der Horticultural Society. C. hat (1901) 29,809 Einw.

Chitarra (ital., spr. ki-), s. Gitarre.

Chitarrone (ital., spr. ki-, »große Chitarra«), eins von den großen lautenartigen Baßinstrumenten des 17. und 18. Jahrh., mit Stahlsaiten, gespielt mit einem Plektron. Der C. war beliebt zur Ausführung des Generalbasses (statt Klavier oder Orgel). Vgl. Laute.

Chitin (Entomaderm) $C_{18}H_{30}N_2O_{12}$, die stickstoffhaltige Substanz, welche die häutigen und härtern Teile der Organe von Würmern, Krebsen, Spinnen,

Insekten bildet, häufig innig verbunden mit andern Stoffen, z. B. mit kohlensaurem Kalk im Panzer der Krebse. Auch in gewissen Pilzen kommt ein stickstoffhaltiger, dem C. nahestehender Körper vor. Man erhält es rein, wenn man Maikäferflügeldecken der Reihe nach mit den gewöhnlichen Lösungsmitteln behandelt und dadurch von fremden Beimengungen befreit. C. ist farblos, durchscheinend, löst sich in konzentrierter Schwefelsäure und Salzsäure und gibt als Hauptzersetzungsprodukt Glykosamin $C_6H_{13}NO_5$ u. Essigsäure. Von den höhern Wirbeltieren wird es nicht verdaut.

Chitōn (griech.), das Unterkleid der Griechen, auf dem bloßen Leib getragen und oft als einziges Kleidungsstück dienend. Ein oblonges Stück Zeug wurde so zusammengelegt, daß die geschlossene Seite die eine Seite des Körpers deckte; unter ihrem obern Ende wurde durch eine Öffnung ein Arm gesteckt; die andre offene, zuweilen an ihrem untern Ende zusammengenähte Seite ward über der andern Schulter vernestelt. Ein Gurt um die Hüften hielt den C. zusammen und gestattete durch Hinaufziehen des Stoffes eine Verkürzung. Dieser bis zu den Knieen reichende C. (Fig. 1), der bei dorischen Männern und Frauen zu allen Zeiten üblich war, wurde seit Perikles auch in Athen von Männern getragen, wo bis dahin der längere C. der asiatischen Jonier im Gebrauch gewesen war. Über den C. der Arbeiter s. Exomis. Aus dem von nicht dorischen Frauen getragenen, bis zu den Füßen reichenden, durch den Gürtel nur wenig aufgezogenen C. entwickelte sich der Doppelchiton (Fig. 2), ein sehr langes, weites Zeugstück, das so zusammengefaltet um den Leib gelegt wurde, daß es auf den Schultern mit Spangen zusammengesteckt und auf der rechten Seite offen oder ebenfalls durch Spangen zusammengehalten über Brust und Rücken doppelt lag, bis zu den Füßen aber einfach hinabfiel. Die offene Seite des Doppelchitons wurde auch von den Hüften oder von der Achselhöhle an zusammengenäht. An Stelle der Armlöcher traten nach und nach angewebte oder angenähte, in der Regel kurze Ärmel. Der Stoff war meist weiße Wolle; Frauen trugen auch Linnen und Byssus.

Fig. 1. Dorischer Chiton (Relief).

Fig. 2. Doppelchiton (Statue in Neapel).

Chitonidae, s. Käferschnecken.

Chittagongholz (spr. tsch-, so genannt nach einer Stadt in Bengalen), s. Toona.

Chittak (Chittack, Chatank, engl., spr. tschitt-), Gewicht in Britisch-Ostindien zu 5 Tola des amtlichen indischen Mönn, = 58,319 g gegen 52,919 g beim alten Faktoreigewicht; auch ein bengalisches Flächenmaß zu 20 Gandehs oder Quadrat-Covid = 4,182 qm.

Chittim (nach Luther Kithim, 1. Mos. 10, 4 unter den Nachkommen Javans, d. h. der Griechen, genannt), in der Bibel ursprünglich Name der einheimischen Bewohner Cyperns (identisch mit dem des in der Urzeit in Syrien verbreiteten Volkes der Hettiter, s. d.); später allgemeiner Name aller entfernten Länder im W., wie nach 1. Makk. 1, 1 Alexander d. Gr. vom »Land C.« aus seinen Zug begann und Dan. 11, 30 der Name auf die Römer angewendet wird.

Chiusa (ital., spr. kjūsa, »Klause, Gebirgspaß«), Name mehrerer ital. Ortschaften: 1) C. Sclafani, Stadt in der Provinz Palermo (Sizilien), Kreis Corleone, nach ihrem Gründer (Graf Sclafani, 1320) benannt, mit Öl-, Obst- und Sumachkultur und (1901) 6891 Einw. — 2) C. di Pesio, Dorf in der Provinz Cuneo, am Pesio, mit altem Schloß, Weinbau, Seidengewinnung, Tonwarenfabrikation und (1901) ca. 2700 (als Gemeinde 5728) Einw. — 3) C. di San Michele (Clusa Langobardorum), Flecken in der Provinz Turin, Kreis Susa, im Engtal der Dora Riparia, zwischen dem Monte San Michele (mit ehemaligem Benediktinerkloster) und Monte Caprasio, mit alten Befestigungswerken, Feilenfabrik und (1901) 1168 Einw. — 4) C. Forte, Gemeinde in der Provinz Udine, Distrikt Moggio, im Engtal der Fella (Canal del Ferro) und an der Eisenbahn Pontebba-Udine gelegen, mit (1901) 1262 Einw. — 5) C. di Verona, s. Berner Klause.

Chiusi (spr. kjūsi), Stadt in der ital. Provinz Siena, Kreis Montepulciano, auf einem Hügel im Tal der Chiana südlich vom See von C. an den Eisenbahnlinien Florenz-Rom und Empoli-C. gelegen, Bischofsitz, hat einen teilweise aus antiken Bauresten ausgeführten Dom mit Glockenturm, ein Museum etruskischer Altertümer (Sarkophage, Tongefäße, Schmuck, geschnittene Steine, insbes. Skarabäen) und (1901) ca. 2200 (als Gemeinde 6011) Einw., die Ölproduktion, Ziegelbrennerei 2c. betreiben. Bemerkenswert sind die rings um C. gelegenen etruskischen Gräber, z. T. mit Wandmalereien. — C. ist eine der ältesten Städte Italiens. Ihr erster Name soll Camars gewesen sein, worauf man auf umbrische Bewohner geschlossen hat. Später war sie etruskische Hauptstadt unter dem Namen Clusium. 391 wurde C. von den gallischen Senonen belagert, und 295 vernichteten diese bei C. eine römische Legion; in den Bürgerkriegen siegten die Sullaner zweimal bei C. Unter den Langobarden war C. Hauptstadt eines Herzogtums, verödete später infolge der Malaria und erhob sich erst seit der Regulierung des Chianalaufes wieder. Vgl. Liverani, Le catacombe di C. (Siena 1872) und Il ducato e le antichità di C. (das. 1875).

Chiva (spr. tschiwa), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Valencia, an der Eisenbahn Valencia-Utiel, am Fuß eines von den Ruinen eines maurischen Kastells gekrönten Hügels, mit (1900) 4975 Einw.

Chivasso (spr. kiw-), Stadt in der ital. Provinz Turin, am linken Ufer des Po, von dem hier der Cavourkanal abgeleitet ist, und an den Eisenbahnlinien Turin-Mailand, C.-Aosta und C.-Casale, hat einen Dom, eine große Pobrücke, Gymnasium, technische Schule, Gerberei und Ziegelbrennerei, Getreide- und Viehhandel und (1901) ca. 4400 (als Gemeinde 9913) Einw. Nahe südlich das Schwefelbad San Genesio. C. war eine alte feste Stadt von Montferrat, deren Befestigungen 1804 von den Franzosen geschleift wurden.

Chivilcoy (spr. tschiwilkoi), Bezirkshauptstadt in der argentin. Provinz Buenos Aires, an der Buenos Aires Western-Eisenbahn, hat Branntweinbrenne-

reien, Fabrikation von Bratpfannen, Dampfmühlen und (1895) 12,000 Einw. (viele Italiener u. Basken).

Chiwa (Charesm, Choarizm, Chowarezm, Chorazm, »Land der Niederung«, auch Urgendsch, s. Karte »Zentralasien«), ein Chanat und seit 1872 russ. Vasallenstaat in Westturkistan, im S. des Aralsees, zwischen 41 und 43¾° nördl. Br., begrenzt im O. vom Amu Darja gegen die nach ihm benannte russische Provinz, im S. von der Sandwüste Karakum, im W. von der Transkaspischen Provinz, umfaßt 60,000 qkm und besteht hauptsächlich aus Sandwüste; nur im Delta des Amu Darja zieht sich ein auf dem linken Ufer breiterer Streifen fruchtbaren Landes hin. Im ganzen ist höchstens ein Drittel ertragfähiges Land. Die Sommer sind heiß, die Winter streng, aber kurz, der Regenfall gering, Sandstürme herrschen im Herbst und Winter. Man baut Weizen, Gerste, Hirse, Reis, Früchte (berühmte Melonen), Flachs, Krapp, Baumwolle, Wein. Dromedare und Schafe werden allgemein gehalten; sehr geschätzt ist das Pferd, Esel sind selten, die Rinder klein. In der Steppe gibt es Wölfe, Schakale, Füchse, Hirsche, Antilopen, Adler, Sperber; die letztern werden zur Jagd abgerichtet. Die 800,000 Köpfe zählende Bevölkerung setzt sich aus nomadisierenden und angesessenen Stämmen zusammen. Zu den erstern gehören 10,000 Kirgisen, hauptsächlich um den Dankarasee, 50,000 Karakalpaken (s. d.) im N., in der Nähe des Aralsees, des Dankarasees, der Städte Kungrad, Chodscheili und Kiptschak, endlich 170,000 Turkmenen (s. d.), zum größten Teil Jomuden (Bairam Ali), dann Tschoudoren und einige tausend Goklanen, im ganzen etwa 400,000 Nomaden. Die angesessene Bevölkerung besteht aus je 200,000 Uzbeken (s. d.) und Sarten und einigen tausend Persern (frühere Sklaven). Die Uzbeken sind die herrschende Bevölkerung (ihnen gehört der Chan an), doch sind ihnen iranische Elemente beigemischt; sie wohnen hauptsächlich in der Stadt C., in Gurlen, Chasar Asp, Mangyt, Kiptschak und treiben Ackerbau, die türkisch sprechenden Sarten dagegen Handel. Die Industrie (Töpferei, Teppich-, Baumwoll- und Seidenweberei) ist unbedeutend. Der Handel erstreckt sich vorzugsweise auf Baumwolle, Seide, Schaffelle und Getreide. — Münzen und Gewichte sind in Verwirrung und richten sich mehr und mehr nach den russischen. Der große Tilla von Gold, = 15,89 Mk., ward bisher 14 Abassi zu 2 Tianie (Tenga) von 40 Pul gleich gerechnet; die Pul sind Kupfer- und Messingmünzen. Auch persische, bucharische Münzen und holländische Dukaten sind im Umlauf. Das Batman von 40 Sihr wird zu 48 russischen Pfund = 19,66 kg angenommen. Die Regierung ist erblich und despotisch, doch ist die diplomatische Vertretung und das Recht, Verträge abzuschließen, an Rußland abgetreten, dem auch für 2,2 Mill. Rubel Schuld das Land verpfändet ist. Die Einnahmen des Chans (die Turkmenen sind steuerfrei) beziffern sich im Jahr auf 350—400,000 Rubel. Die Familien- und Handelssteuern werden in Geld, die Grundabgaben (etwa ein Drittel) in Naturalien entrichtet. Die Armee besteht aus etwa 2000 Mann. — Nächst der Hauptstadt C. (s. unten) ist der bedeutendste Handelsplatz Kunja-Urgendsch, mit 3000 Einw.

Geschichte. Aus der Zeit des persischen Königsgeschlechts der Achämeniden (5. Jahrh. v. Chr.) kennen wir von C. nicht viel mehr als den Namen (Choarizm, später Chwaresm, Charesm). Nach Herodot bildeten die Choaresmier mit den Parthern, Sogdiern und Ariern den 16. Bezirk des Perserreichs; im Heer des Xerxes kämpften sie unter eignen Feldherren, und Pharasmanes (Phradasmenes), Satrap von Chorasmien, stellte sich Alexander d. Gr. vor, als dieser nach Zariaspa (Baktra) kam. Die Herrscher des Landes gehörten wohl den Nomadenvölkern an, welche die Oase damals wie jetzt umgeben. Im 6. Jahrh. n. Chr. war ihr König von dem östlich davon residierenden Chakan der Türken abhängig; aber noch um 1000 hatte Choarizm seine eignen Herrscher (Farighun-Dynastie). Die Ghasnawiden besaßen C. in der ersten Hälfte des 11. Jahrh.; kurz danach eroberten es die Seldschuken. 1097 erhielt Kuthb eddin Mohammed, der Sohn des von Melekschah (1072—92) eingesetzten Türken Anuschtegin, die Statthalterschaft mit dem Titel eines Chwaresm-Schahs, gewann die Anhänglichkeit der Bewohner und versammelte Gelehrte an seinem Hof. Diese Chwaresm-(Chwarizm-)Schahs wurden den Seldschuken-Sultanen bald gefährlich und zuletzt die Erben ihrer Macht. In dieser Zeit des Ruhmes und der Blüte erstreckte sich C. im W. vom Kaspischen Meer hinab bis Bagdad und umfaßte fast ganz Persien, Teile von Afghanistan und die Oxusländer bis zum Sir Darja. Dschengis-Chans Sohn Tuli verwüstete C. um 1220, zog aber wieder ab. Nach dem Tode des großen Eroberers (1227) umfaßte das Teilreich Dschagatai, genannt nach einem andern seiner Söhne, alle Länder am Oxus und Jaxartes und fast das ganze Tarimbecken. Als Timur im Frühjahr 1372 seinen ersten Feldzug nach C. unternahm, herrschte dort Husein Sofi als Usurpator; Timur machte die Ansprüche der Dschagataiden, deren allmächtiger Majordomus er war, geltend; doch Husein warf seine Gesandten ins Gefängnis. Timur drang nun von Bochara aus vor, nahm die Hauptstadt Ket, warf den Gegner nach Urgendsch zurück und schloß mit dessen Bruder Jusuf Frieden. Letzterer brach ihn. Timur rückte 1373 aufs neue vor, kehrte indes auf Bitten Jusufs um; 1376 nötigte ihn ein Angriff auf Samarkand wieder zur Umkehr. Erst 1379 wurde Ket gestürmt. 1388, nach dem fünften Raubzug, traf Timur Anstalten zum Wiederaufbau der Städte. Fast ein Jahrhundert lang erfreute sich nun C. der Ruhe, bis türkische Horden die Hauptstadt eroberten; um 1484 kam das Land auf kurze Zeit an Persien. Als Sunniten wollten die Chiwesen sich den schiitischen Persern nicht fügen und riefen 1515 den von Dschengis-Chan abstammenden uzbekischen Prinzen Ilbars zum Chan aus; dieser vertrieb die Perser. Seitdem blieb C. mit mehrfachen Unterbrechungen bis 1873 unter der Herrschaft der Uzbeken.

In das 17. Jahrh. fallen die ersten Beziehungen zwischen Rußland und C., durch Kosaken unter den Atamanen Netschai und Schemai vermittelt. Unterm 30. Juni (alten Stiles) 1700 wurde C. auf Bitten des Chans Schanias in den russischen Untertanenverband aufgenommen; 1703 wurde dem neuen Chan, Arab Mahomet, dasselbe gewährleistet. 1714 erschien in Petersburg eine chiwesische Gesandtschaft, welche die Expedition des Fürsten Bekowitsch Tscherkaski nach C. veranlaßte; diese mißglückte jedoch, da mittlerweile in C. die Stimmung russenfeindlich geworden war. Um die Mitte des 18. Jahrh. bemächtigten sich die Kirgisen der Kleinen Horde des chiwesischen Thrones. Sie wurden von dem Uzbeken Mohammed Emin Inag 1792 vertrieben. Unter seinen Nachfolgern Ikasar-Chan (1800—1804), Mohammed Rahim (1804—26) und Allahkuli-Chan (1826—41) fanden stets Kriege mit Bochara, den Jomuden und Karakal-

paken statt. Die von C. geschürten Unruhen der Kirgisen, die russische Untertanen geworden waren, veranlaßten 1839 die russische Expedition unter General Perowskij. Doch infolge des harten Winters mußte das 4413 Mann starke Heer mit einem Troß von 10,400 Kamelen umkehren (nur Ak Bulak war erreicht); 1054 Mann kamen in der Steppe um. Auch unter den folgenden Regenten: Rahimkuli-Chan (1841—43), Mohammed Emin-Chan (1843—55), Abdullah-Chan (1855—56), Kutluq Murad-Chan (regierte nur drei Monate) und Seyyid Mohammed-Chan (1856—68), fanden stete Kämpfe mit Bochara und Persien, später mit den turkmenischen Stämmen statt.

Da Seyyid Mohammed Rahim-Chan (seit 1868) der Empörung der Kirgisen gegen die Russen Vorschub leistete, den räuberischen Einfällen seiner Nomaden in russisches Gebiet nicht Einhalt gebot und die gefangenen Russen nicht frei gab, so rückte 1873 General v. Kaufmann mit 12,000 Mann gegen C. vor. Die Truppen des Chans wurden 20. Mai bei Mandyk besiegt und die Hauptstadt erobert; danach aber wurde Mohammed Rahim als russischer Vasall wieder eingesetzt, indem ihm ein Beirat von drei durch den Generalgouverneur ernannten Russen und drei Chiwesen zur Seite gestellt wurde. Die bisher im Chanat bestandene Sklaverei wurde aufgehoben: 3000 Perser kehrten in ihre Heimat zurück. Die Turkmenen, die gegen Rußland mitgekämpft hatten, wurden durch General Golowatschew gezwungen, eine Kontribution von 310,000 Rubel zu entrichten. Am 12. Aug. 1873 wurde der Friede zwischen Rußland und C. geschlossen: 1) Alle Besitzungen Chiwas am rechten Ufer des Amu Darja und das Delta dieses Flusses bis zum Amu Taldik werden dem russischen Reich einverleibt; von der Mündung dieses Armes zieht die Grenze bis zum Vorgebirge Urga und dann den Südabhang des Usturt entlang bis zum Usboi, dem alten Bette des Amu Darja. 2) C. zahlt an Rußland eine Kriegskostenentschädigung von 2,2 Mill. Rubel in 20jährigen Raten. 3) Die Russen dürfen in C. Handel treiben, ohne zu andern Abgaben verpflichtet zu sein als die muslimischen Händler. 4) C. nimmt Rußland gegenüber die Stellung eines Vasallenstaates ein. Vgl. Vambéry, Reise in Mittelasien (Leipz. 1873); Lerch, Khiwa, seine historischen und geographischen Verhältnisse (Petersb. 1873); E. Schmidt, Die Expedition gegen C. (das. 1874); Stumm, Aus C., Berichte (Berl. 1873); Derselbe, Der russische Feldzug nach C. (das. 1875, Bd. 1); Lansdell, Russian Central Asia (Lond. 1885, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1885, 3 Bde.); Moser, A travers l'Asie centrale (Par. 1886; deutsch, Leipz. 1888); Lidsky, Materialien zur Bibliographie Mittelasiens und der angrenzenden Gebiete 1892—1895: in Bd. 1 des russischen Sammelwerkes »Russisch-Turkistan« (1899); Schurtz im 2. Bande von Helmolts »Weltgeschichte« (Leipz. 1902).

Chiwa, Hauptstadt des Chanats C. (s. oben), am Tschirdscheli, einem aus dem Pelwan-abad (Arm des Amu Darja) abgeleiteten Bewässerungskanal, ist von einer niedrigen Lehmmauer umgeben, innerhalb deren eine zweite Mauer die Zitadelle mit dem Palast des Chans und den Häusern der vornehmsten Beamten einschließt, hat 30 Moscheen, Medressen und Karawanseraien, ein Grabmal ihres Schutzpatrons Polvan, im übrigen ärmliche Lehmhütten, 4—5000 Einw. (Uzbeken, Sarten, Perser), die schöne Teppiche, Seiden- und Baumwollenwaren erzeugen.

Chladni, Ernst Florens Friedrich, Physiker, geb. 30. Nov. 1756 in Wittenberg, gest. 4. April 1827 in Breslau, studierte in Wittenberg und Leipzig die Rechte, dann aber Naturwissenschaften, entdeckte die nach ihm benannten Klangfiguren, konstruierte 1790 ein neues Musikinstrument, das Euphon, und erfand 1800 den Klavizylinder. Seit 1802 hielt er zehn Jahre lang in Deutschland, Holland, Frankreich, Italien, Rußland, Dänemark akustische Vorlesungen. In seiner Abhandlung »Über den Ursprung der von Pallas gefundenen Eisenmasse ꝛc.« (Riga 1794) erklärte er diese für kosmischer Natur und ebenso alle Meteorsteine und Feuerkugeln für Körper, die aus dem Weltraum zu uns gelangen, eine Behauptung, die anfangs allenthalben verspottet wurde, heute aber als die einzig richtige gilt. Er schrieb noch: »Entdeckungen über die Theorie des Klanges« (Leipz. 1787); »Akustik« (das. 1802, 2. Aufl. 1830; franz., Par. 1809); »Neue Beiträge zur Akustik« (Leipz. 1817); »Über Feuermeteore« (Wien 1820); »Beiträge zur praktischen Akustik und zur Lehre vom Instrumentenbau, enthaltend die Theorie und Anwendung zum Bau des Klavizylinders und verwandter Instrumente« (das. 1822). Eine Autobiographie enthält seine »Akustik«. Vgl. Bernhardt, Dr. Ernst C., der Akustiker (Wittenb. 1856); Melde, Chladnis Leben und Wirken (2. Aufl., Marb. 1888); Kohlschütter, Ernst Florens Friedrich C. (Hamb. 1897).

Chladnische Klangfiguren, s. Schwingungen.

Chladnīte, eine Gruppe der Meteorsteine (s. d.).

Chlamydodera, der Kragenvogel.

Chlamydophörus, s. Gürteltier.

Chlamydosaurus, s. Krageneidechse.

Chlamydotherium, s. Gürteltier.

Chlamys (griech.), ein aus Makedonien oder Thessalien in Griechenland eingeführter Überwurf, den Reiter, Soldaten, Jäger und Reisende, in Athen die Epheben (s. d.) trugen. Sie bestand aus einem oblongen wollenen Stück Zeug, das auf der rechten Schulter oder über der Brust mit einer Spange zusammengehalten wurde (vgl. Abbildung). Bei den Römern entspricht ihr das Sagum und Paludamentum (s. d.).

Chlamys (Statue des Phokion, Rom).

Chläna (griech.), ein in ältern Zeiten in Griechenland von Männern getragener langer Umwurf aus dickem Wollenstoff, auch nachts als Decke gebraucht.

Chloanthīt (zum Teil auch Weißnickelkies, Arsennickelkies), Mineral, besteht aus Nickel und Arsen $NiAs_2$ mit 28,1 Nickel, oft auch mit etwas Eisen und Kobalt, kristallisiert regulär, findet sich aber meist derb von feinkörniger bis dichter Zusammensetzung, ist zinnweiß, läuft grau und schwärzlich an, bedeckt sich auch nicht selten mit grüner Nickelblüte (daher der Name: »grün ausschlagend«), Härte 5,5, spez. Gew. 6,4—6,8. C. findet sich auf Gängen bei Schneeberg, Richelsdorf, Joachimsthal, Dobschau in Ungarn, Allemont, in Connecticut und dient zur Darstellung von Nickel, Arsen und arseniger Säure.

Chloásma (griech.), Leberfleck (s. d.). C. uterinum, Leberfleck, meist im Gesicht, während der Schwanger-

schaft und bei Erkrankungen des Unterleibes. C traumaticum, Verfärbungen der Haut infolge äußerer Schädlichkeiten, z. B. Braunfärbung der Haut in der Umgebung chronischer Unterschenkelgeschwüre.

Chlodio, fränk. König, s. Chlogio.

Chlodŏmer, fränk. König, Chlodwigs I. zweiter Sohn, erhielt nach dessen Tode (511) das Land zwischen Loire und Garonne mit der Hauptstadt Orléans. Mit seinen Brüdern zog er 523 gegen die Burgunderkönige Siegmund und Godomar. C. nahm Siegmund gefangen und ließ ihn mit den Seinen zu Coulmiers umbringen, fiel aber 524 bei Véséronce gegen Godomar. Seine Söhne wurden von seinen Brüdern Childebert und Chlothar umgebracht und sein Reich geteilt.

Chlodwig (Chlodovech, später Ludwig, »berühmter Kämpfer«), Name mehrerer fränkischer Könige aus dem Geschlechte der Merowinger:

1) C. I., Childerichs I. und Basinas Sohn, geb. 465, folgte 481 seinem Vater als König eines Teiles der salischen Franken in Tournai (Doornik). Zuerst eroberte er das Gebiet der Seine 486 durch seinen Sieg über den römischen Statthalter Syagrius bei Soissons, womit er das Frankenreich begründete. Bald darauf nahm er das Land der Thoringer (das Land von Tongern) ein. 493 vermählte er sich mit der Christin Klothilde (Chrotechildis), einer Nichte des burgundischen Königs Gundobad. Als er, von dem ripuarischen König Siegbert zu Hilfe gerufen, 496 gegen die Alemannen zog und in der Entscheidungsschlacht am Oberrhein (nicht bei Zülpich) der Sieg sich von ihm abzuwenden schien, gelobte er, Christ zu werden, wenn ihm Christus den Sieg verleihe. Nach errungenem Siege ließ sich C. nebst 3000 Franken zu Reims durch den Bischof Remigius auf den römisch-katholischen Glauben taufen. Das bei seiner Salbung angeblich gebrauchte heilige Öl (s. Ampulla) diente seitdem bei der Salbung aller fränkischen und französischen Könige. C. fand fortan in der Geistlichkeit eine Stütze für seine Herrschaft. Nun unterwarfen sich ihm die katholischen Städte Aremoricas zwischen Seine und Loire freiwillig. 500 schlug C. den Burgunderkönig Gundobad, von dessen Bruder Godegisel unterstützt, bei Dijon und belagerte ihn in Avignon, schloß aber dann gegen das Versprechen eines jährlichen Tributs Frieden. Angeblich aus Glaubenseifer, in der Tat aber aus Eroberungssucht, zog C. 507 gegen die arianischen Westgoten unter Alarich, schlug sie bei Voullon unweit Poitiers und drang bis Bordeaux vor, während sein natürlicher Sohn Theoderich alle Städte bis an die Grenze von Burgund einnahm. Die weitere Eroberung des westgotischen Reiches hinderte der Ostgotenkönig Theoderich d. Gr.; doch blieben den Franken Aquitanien und Toulouse. Vom griechischen Kaiser Anastasius erhielt C. hierfür den Titel eines Patricius und Konsuls. Er verlegte nun seine Residenz nach Paris. Um alle Frankenstämme unter seiner Herrschaft zu vereinigen, beseitigte er deren Könige mit Hinterlist und Gewalt. Chararich ließ er mit seinem Sohn töten. Als er den Fürsten von Cambrai, Ragnachar, und dessen Bruder Richar gefangen genommen, schlug er den ersten mit der Streitaxt nieder, weil er durch seine Feigheit das königliche Geschlecht geschändet habe, und dann auch den letztern, weil er seinem Bruder nicht genug beigestanden. Den Sohn des ripuarischen Königs Siegbert von Köln, Chloderich, verleitete er zur Ermordung seines Vaters und ließ ihn dann selbst ermorden. Er starb 511 in Paris und wurde in der von ihm den heiligen Aposteln zu Ehren erbauten, nachher der heil. Genoveva gewidmeten Kirche bestattet. Sein Reich teilten seine vier Söhne, Theoderich, Chlodomer, Childebert und Chlothar, unter sich. Vgl. Junghans, Die Geschichte der fränkischen Könige Childerich und C. (Götting. 1857); Kurth, Clovis (von der französischen Akademie preisgekrönt, 2. Aufl., Par. 1901, 2 Bde.).

2) C. II., Dagoberts I. zweiter Sohn, geb. 633, ward 638 König von Neustrien und Burgund unter der Vormundschaft seiner Mutter Nantechilde, bemächtigte sich, nachdem Siegbert von Austrasien 656 gestorben und Grimoald, dessen Majordomus, der seinen eignen Sohn auf den Thron erheben wollte, ermordet war, auch Austrasiens und ward so wieder Herr des ganzen Frankenreichs, starb aber noch 656, die letzten Jahre geistig zerrüttet.

3) C. III. folgte 690, noch ein Kind, während der Majordomus Pippin von Heristal die Herrschaft führte, seinem Vater Theoderich III., starb aber schon 694.

Chloë (die »Grünende«), Beiname der Demeter als Beschützerin der jungen Saat. Ihr zu Ehren wurden in Athen Ende Mai die Chloeia mit Widderopfern und Spielen begangen. C. ist auch Name von Mädchen, besonders Schäferinnen in Schäferidyllen.

Chlogio (Chlodio, Chlojo), fränk. König zu Dispargum, trat um 428 die Regierung an, fiel im Hennegau und Artois ein, schlug die Römer und eroberte Cambrai, Tournai und Amiens, wo er seinen Sitz aufschlug. Bis 445 hatte er alles Land bis an die Somme erobert, ward aber, als er diesen Fluß überschritt, von Aëtius und Majorian geschlagen und starb 448. Er gilt als Ahnherr der fränkischen Könige.

Chlopicki (spr. -pitzki), Joseph, poln. General, geb. 24. März 1771 in Galizien, gest. 30. Sept. 1854 in Krakau, ward Adjutant des Generals Rymkiewicz und trat 1797 zur Befreiung des Vaterlandes in das französische Heer. Er kämpfte 1799—1801 in Italien, 1807 bei Eylau und Friedland, 1808—11 in Spanien und 1812 in Rußland bei Smolensk und an der Moskwa. Seit 1815 lebte er in Polen ohne öffentliches Amt bis zum Ausbruch der Revolution von 1830. Obgleich er die Hoffnungen auf ein Gelingen nicht teilte, trat er doch dem Administrationsrat als Oberbefehlshaber bei, übernahm 5. Dez. die Diktatur bis zur Eröffnung des Reichstags, wirkte auf Versöhnung mit dem Kaiser, von dem er Zugeständnisse für die Nation hoffte, hin und legte nach Eröffnung des Reichstags (18. Dez.) jene Würde nieder, ward aber sofort wieder zum Diktator gewählt und bemühte sich auch ferner um eine Verständigung mit Rußland. Dies und seine Strenge bewogen den Patriotischen Verein, ihn zur Rechenschaft zu ziehen; daher legte C. 23. Jan. 1831 die Diktatur freiwillig nieder, trat aber zum Erweis seiner Vaterlandsliebe im Februar als Soldat in die Armee und focht bei Grochow und namentlich bei dem auf sein Anraten unternommenen Angriff auf die russischen Korps unter Schachowski und Geismar (25. Febr.).

Chlor Cl, chemisch einfacher Körper, findet sich nicht im freien Zustand in der Natur, aber sehr verbreitet in Verbindungen, namentlich als Chlornatrium (Steinsalz, Kochsalz), Chlorkalium (Sylvin) und Chlormagnesium (im Carnallit), als Chlorblei, Chlorsilber, Chlorkupfer, im Apatit ꝛc., Chlorwasserstoff wird von Vulkanen ausgestoßen. Gelöst finden sich Chlorverbindungen im Quell-, Fluß- und Meerwasser, auch fehlen solche in keiner Ackererde, und im Organismus der Pflanzen und Tiere spielen sie eine große Rolle. Zur Darstellung von C. erwärmt man Braun-

stein (Mangansuperoxyd MnO_2) in einem Glaskolben mit Salzsäure (Chlorwasserstoffsäure HCl). Der Prozeß verläuft nach der Gleichung $MnO_2 + 4HCl = MnCl_2 + 2Cl + 2H_2O$. In der Technik benutzt man große, flaschenförmige Tongefäße, die in hölzernen verschließbaren Kasten durch Wasserdampf erwärmt werden. Für großen Betrieb konstruiert man Apparate aus Sandsteinplatten, die man in Teer kocht, um sie ganz undurchdringlich zu machen. Die Steintröge werden mit Braunstein in Stücken von Hühnereigröße beschickt und, nachdem die Fugen mit fettem Tonbrei verschmiert sind, langsam zu drei Vierteln mit möglichst starker Salzsäure gefüllt. Die Chlorentwickelung beginnt sofort und wird erst nach 8—12 Stunden durch vorsichtiges Einleiten von Dampf unterstützt. Nach obiger Gleichung wird bei diesem Prozeß nur die Hälfte des in der Salzsäure enthaltenen Chlors gewonnen. Der Rest bleibt als Manganchlorür in den Rückständen. Man benutzt diese als Desinfektionsmittel und zum Reinigen von Leuchtgas; auch stellt man daraus ein für den Hochofenprozeß oder für die Glasfabrikation geeignetes Manganpräparat sowie Übermangansäure, Nürnbergerviolett, Manganbister und Chlorbaryum dar oder benutzt sie zur Entwickelung von Kohlensäure, zur Extraktion von Kupfererzen, zur Absorption von Ammoniak, zum Reinigen des Braunsteins ꝛc. Viel wichtiger aber ist das Regenerationsverfahren von Weldon, nach dem man aus den Rückständen Eisen, Tonerde und Schwefelsäure durch kohlensauren Kalk fällt, die klar abgezogene Lauge mit Kalkhydrat versetzt und das gefällte Manganhydroxydul durch Einleiten von fein verteilter Luft in eine Verbindung von Mangansuperoxyd mit Kalk verwandelt, die durch Absetzen von der Chlorcalciumlauge getrennt und direkt in die Chlorentwickelungsgefäße gebracht werden kann. Wendet man bei der Chlorbereitung neben Salzsäure so viel Salpetersäure an, daß nach Austreibung des Chlors Mangannitrat zurückbleibt, so kann dies durch Erhitzen in Mangansuperoxyd verwandelt und das entweichende Stickstoffoxyd durch Luft und Wasser wieder in Salpetersäure verwandelt werden. Das Deaconsche Verfahren beruht darauf, daß mit Luft gemengtes Salzsäuregas (Chlorwasserstoff) leicht in C. und Wasser zersetzt wird ($2HCl + O = 2Cl + H_2O$), wenn man es bei 400—460° über poröse, mit Kupfervitriol (und Natriumsulfat) getränkte und ausgeglühte Tonbrocken leitet. Das aus dem Apparat austretende Gas, ein Gemisch von Stickstoff (wenig Sauerstoff) und C., wird gekühlt und durch Waschen mit Wasser von unzersetzter Salzsäure befreit. Eine geringe Menge Kupfervitriol kann eine große Menge Chlorwasserstoff zersetzen.

Wichtig ist die Verarbeitung der beim Ammoniaksodaprozeß oder bei der Verarbeitung des Carnallits sich ergebenden Chloridlaugen, deren Chlormagnesium beim Erhitzen im Luftstrom C. liefert. Da das Chlormagnesium stets wasserhaltig ist, so entsteht auch viel Chlorwasserstoff. Im Laboratorium kann man C. bequem aus Chlorkalk und Salzsäure im Kippschen Apparat bereiten oder aus einer erwärmten Mischung von chromsaurem Kali und Salzsäure. Für die Technik ist gegenwärtig von größter Bedeutung das elektrolytische Verfahren, das bei Anwendung auf eine Chlorkaliumlösung an der Anode C., an der Kathode Kalilauge und Wasserstoff liefert. Als Nebenprodukt tritt C. bei der elektrolytischen Abscheidung des Zinks aus Chlorzink, des Magnesiums aus Karnallit und des Natriums aus Chlornatrium auf.

Zur Verflüssigung des Chlors komprimiert man das Gas in einem eisernen Behälter bei 50—80° durch Einpressen konzentrierter Schwefelsäure und läßt das komprimierte warme Gas in eine mit einem Drucktopf versehene Kühlschlange treten, in der die Verflüssigung erfolgt. Flüssiges C. darf im Deutschen Reich nur in Behältern von Schweißeisen, Flußeisen oder Gußstahl zur Beförderung mittels Eisenbahn aufgeliefert werden. Diese Behälter müssen einen innern Druck von 50 Atmosphären ohne bleibende Änderung aushalten. Die höchste zulässige Füllung beträgt 1 kg C. auf 1 Lit. Fassungsraum. 1 kg flüssiges C. entspricht 300 L. Gas.

C. ist ein gelblichgrünes Gas und hat von dieser Farbe (griech. chloros) den Namen, es riecht durchdringend erstickend und erregt auch bei starker Verdünnung mit Luft beim Einatmen heftigen Reiz in der Luftröhre, Husten, Beklemmung, Blutspeien; sein spezifisches Gewicht ist 2,49, oberhalb 1250° nur noch 1,63 (man muß annehmen, daß bei so hoher Temperatur das Molekül Cl_2 sich in 2 Atome spaltet), das Atomgewicht 35,45. In einer Kältemischung aus starrer Kohlensäure und Äther und bei 15° unter einem Druck von 4 Atmosphären wird es zu einer gelben Flüssigkeit verdichtet, die bei 33,6° siedet und bei —102° erstarrt. Das flüssige C. übt einen Druck aus

bei	—33,6°	—20°	—10°	0°	10°	20°	30°	40°	100°
Atm.	1,00	1,84	2,63	3,66	4,95	6,62	8,75	11,50	41,70

Das flüssige C. dehnt sich beim Erwärmen sehr stark aus. Sein spezifisches Gewicht ist bei —50° 1,595, bei 0° 1,468, bei +80° 1,203. 1 Volumen Wasser löst

bei	10°	16°	20°	24°	28°	32°
Vol.	2,58	2,32	2,07	1,99	1,83	1,67 Chlorgas.

Die grünlichgelbe Lösung bildet das Chlorwasser (Aqua chlorata, mit 0,4—0,5 Proz. C.), aus dem sich bei 0° blaßgelbes kristallinisches Chlorhydrat $Cl_2 + 10H_2O$ abscheidet, das bei gewöhnlicher Temperatur wieder zerfällt. Am Licht zersetzt sich Chlorwasser unter Bildung von Chlorwasserstoff u. Sauerstoff; C. ist nicht brennbar und verbindet sich nicht direkt mit Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Argon, Helium und einigen seltenen Platinmetallen, sonst aber mit allen übrigen Elementen und bisweilen unter Feuererscheinung. Eine Mischung von Wasserstoff mit C. bleibt im Dunkeln unverändert, ein Sonnenstrahl, Magnesiumlicht oder elektrisches Bogenlicht, auch ein brennender Körper, Platinschwamm, unechtes Blattgold veranlassen aber sofortige Verbindung beider Gase unter Explosion (Chlorknallgas); im zerstreuten Tageslicht vereinigen sich die Gase allmählich. Auf dieser Verwandtschaft des Chlors zum Wasserstoff beruhen sehr viele Erscheinungen. Wasser, Schwefelwasserstoff, Ammoniak werden durch C. zersetzt, indem es deren Wasserstoff an sich reißt; Terpentinöl, das aus Kohlenstoff und Wasserstoff besteht, entzündet sich sogar im C., wobei sich der Kohlenstoff als Ruß ausscheidet. Trifft C. bei Gegenwart von Wasser mit oxydierbaren Körpern zusammen, so zersetzt es das Wasser, dessen Sauerstoff an jene Körper tritt; es wirkt daher kräftig oxydierend. Mit Alkalien oder alkalischen Erden bei Gegenwart von Wasser bildet C. ein Chlorid und das Salz einer Chlorsäure; so gibt Kalihydrat mit C. je nach den Verhältnissen Kaliumchlorid und unterchlorigsaures oder chlorsaures Kali; bei sehr hoher Temperatur aber entsteht ein Chlorid, und Sauerstoff wird frei. Die Verbindungen des Chlors mit Sauerstoff und Wasserstoff sind sämtlich Säuren; die wichtigsten sind: Unterchlorige Säure HClO, Chlorige Säure $HClO_2$, Chlorsäure

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

$HClO_3$ und Überchlorsäure $HClO_4$; aber auch die Verbindung mit Wasserstoff HCl verhält sich wie eine Säure und heißt, weil sie gewöhnlich aus Kochsalz bereitet wird, Salzsäure. Vgl. Halogene. Auf organische Körper wirkt C. oft in der Weise, daß 1 Atom C. dem Molekül 1 Atom Wasserstoff entzieht und sich mit demselben verbindet, während ein zweites Atom C. an die Stelle des Wasserstoffs in das Molekül eintritt: $C_6H_6 + 2Cl = C_6H_5Cl + HCl$. Ist aber Wasser, wenn auch nur in Spuren, vorhanden, so wirkt C. auf organische Substanzen energisch oxydierend und zerstört sie oft vollständig. C. tritt meist einwertig, aber auch fünf- und siebenwertig auf.

Man benutzt C. zum Bleichen und Desinfizieren, zur Darstellung von Aluminiumchlorid, Zinnchlorid, Chlorschwefel, Chlorphosphor, Chloral, Chlorkalk und andern Bleichmitteln, chlorsaurem Kali, übermangansaurem Kali, Kaliumeisencyanid ꝛc., ferner zur Extraktion von Gold aus kiesigen Erzen, zum Scheiden des Goldes vom Silber, zur Entzinnung von Weißblechabfällen und als Arzneimittel bei Typhus, torpiden Geschwüren, Augenkatarrh ꝛc. Arbeiter, die vielfach Chlorgas einatmen müssen, leiden an Katarrhen und Lungenentzündungen. Viele Arbeiter gewöhnen sich mit der Zeit an das C., die meisten aber nicht, und solche mit krankhaft disponierten Atmungsorganen sind sehr gefährdet. Auch der Magen pflegt angegriffen zu werden. Bei akuter Chlorvergiftung läßt man vorsichtig Ammoniak, Alkoholdämpfe oder Salpeteräther atmen. Den Hustenreiz mildert man durch Einatmen von Chloroform. Chlorkalkkammern müssen vor dem Betreten ventiliert werden. Auch empfiehlt es sich, nasse Schwämme vor Mund und Nase zu tragen. Für die Umgegend ist das Entweichen von C. sehr lästig.

C. wurde 1774 von Scheele entdeckt und dephlogistisierte Salzsäure genannt; später hielt man es für ein Superoxyd des hypothetischen Muriums, während Salzsäure als Muriumoxyd betrachtet wurde. Davy wies 1810 nach, daß C. ein einfacher Körper sei. Berthollet lehrte 1785 das Bleichen mit C. und entdeckte 1792 das unterchlorigsaure Kali, während Tennant 1798 zuerst den Chlorkalk darstellte. Die Chlorkalkindustrie entwickelte sich dann in innigster Verbindung mit der Sodaindustrie, da sie ermöglichte, die massenhaft als Nebenprodukt auftretende Salzsäure vorteilhaft zu verwerten. 1866 nahm Weldon ein Patent auf Regeneration von Braunstein, und 1868 tauchte das von Deacon und Hurter angegebene Verfahren der Chlorbereitung auf.

Chloral (Trichloracetaldehyd) C_2HCl_3O oder $CCl_3.COH$, das Endprodukt der Einwirkung von Chlor auf absoluten Alkohol, wird dargestellt, indem man trocknes Chlor anhaltend in Alkohol (96—97° Tr.) leitet, das Produkt mit konzentrierter Schwefelsäure erwärmt, wobei noch viel Salzsäure entweicht, destilliert, entsäuert und rektifiziert. C. wird auch elektrolytisch dargestellt, indem man an der Anode aus einer Chlorkaliumlösung entwickeltes Chlor auf Alkohol wirken läßt. Die entwickelte Salzsäure neutralisiert das an der Kathode gebildete Kalihydrat. C. bildet eine farblose, ölartige Flüssigkeit, riecht und schmeckt scharf, spez. Gew. 1,541 bei 0°, siedet bei 97°, mischt sich mit Alkohol und Äther, ist auch in Wasser leicht löslich, verhält sich im allgemeinen wie ein Aldehyd und gibt bei Oxydation Trichloressigsäure, mit Alkalien Chloroform und ameisensaures Alkali. Bei längerer Aufbewahrung verwandelt sich C. in isomeres porzellanartiges Metachloral, das in kaltem Wasser, in Alkohol und Äther unlöslich ist und beim Erhitzen auf 200° wieder in gewöhnliches C. übergeht. Mit 0,1 seines Gewichts Wasser verbindet sich C. zu Chloralhydrat $CCl_3.CH(OH)_2$. Dies bildet, aus Benzol umkristallisiert, farblose, luftbeständige Kristalle, riecht schwach aromatisch, in der Wärme etwas stechend und schmeckt bitterlich scharf kratzend. Es ist leicht löslich in Wasser, Alkohol und Äther, schmilzt bei 57°, erstarrt bei 15° und destilliert unter Zerfall in C. und Wasser bei 96—98°. Es muß vor Licht geschützt aufbewahrt werden. Chloralhydrat wirkt in kleinen Dosen ähnlich wie Morphium, größere (1—3 g bei Erwachsenen) erzeugen oft schon nach wenigen Minuten einen tiefen Schlaf, aus dem man nach 2—6 Stunden leicht und ohne Beschwerden erwacht. Dabei treten keine übeln Nachwirkungen ein, und man kann das C. längere Zeit gebrauchen, ohne an Empfänglichkeit für dasselbe einzubüßen. Bisweilen treten nach dem Gebrauch Hautausschläge auf, die mit dem Aussetzen des Mittels verschwinden. Man benutzt C. bei Unruhe und Schlaflosigkeit, auch bei den verschiedenen Krampfformen, besonders den allgemeinen, auf unmittelbarer Störung der Nervenzentren beruhenden. Die fünf- bis sechsfach tödliche Strychnindosis läßt sich bei Darreichung von C. überwinden, während umgekehrt Strychnin bei Chloralvergiftung wirkungslos ist. Es setzt die Energie des Herzens herab und erzeugt Schlaffheit der Arterien und Absinken des Blutdruckes. Auf der Haut erzeugt es Blasen wie Spanische Fliegen. Vielfach war C. Gegenstand des Mißbrauchs (zu Schlummerpunsch ꝛc.). Unmäßiger Chloralgenuß erzeugt chronische Vergiftung (Chloralismus) mit Verdauungsstörungen, Hautaffektionen, Atemnot, Neuralgien, peripherischen Lähmungen und zunehmender Körper- u. Geistesschwäche. Sehr starke Dosen töten durch Lähmung des Herzens und des Atmungszentrums. C. wird als Urochloralsäure durch den Harn ausgeschieden, und seine Wirkung auf den Organismus scheint nicht auf Chloroformbildung zu beruhen. In der Technik benutzt man es zur Darstellung von Chloroform und zur Konservierung von Eiweiß und Eigelb. C. wurde 1832 von Liebig zuerst dargestellt, und 1869 entdeckte Liebreich seine schlafbringende Wirkung. Vgl. Liebreich, Das Chloralhydrat (3. Aufl., Berl. 1871).

Chloralformamid (fälschlich Chloralamid genannt) $C_3H_4Cl_3O_2$ oder $CCl_3COH.HCONH_2$ entsteht aus Chloral und Formamid, bildet farb- und geruchlose Kristalle, schmeckt etwas bitter, löst sich in Wasser, leichter in Alkohol, schmilzt bei 115° und zerfällt durch Wasser bei 60°, leichter durch Alkalien in Chloral und ameisensaures Ammoniak. Dieselbe Zersetzung erleidet das C. wohl auch im Blut, es wirkt daher schlafmachend, das Ammoniaksalz aber hindert die Erschlaffung des Gefäßsystems; außerdem fehlt ihm die ätzende Wirkung des Chlorals.

Chloralhydrat, **Chloralismus** } s. Chloral.

Chloralkali, unterchlorigsaures Kali oder Natron.

Chloralum, s. Aluminiumchlorid.

Chloraluminium, soviel wie Aluminiumchlorid.

Chloralurethan, s. Urethan.

Chlorameisensäure (Chlorkohlensäure) $CClHO_2$ oder $CO.OH.Cl$, das primäre Chlorid der Kohlensäure $CO(OH)_2$, nur in Form ihrer Ester bekannt, die bei Einwirkung des sekundären Chlorids der Kohlensäure, des Kohlenoxychlorids auf Alkohol entstehen. Es sind flüchtige, heftig riechende Flüssigkeiten, die mit Wasser in Alkohol, Kohlensäure und

Salzsäure zerfallen, mit wasserfreiem Alkohol neutrale Kohlensäureester, mit Ammoniak Urethane bilden.

Chlorammonium, soviel wie Ammoniumchlorid.

Chloranil, ein Gemenge von Tri- und Tetrachlorchinon, entsteht bei Behandlung von Phenol, Anilin ꝛc. mit chlorsaurem Kali und Salzsäure, bildet goldglänzende Schuppen, löst sich in heißem Alkohol, nicht in Wasser, in Kalilauge mit roter Farbe zu chloranilsaurem Kali und dient zur Herstellung von Teerfarbstoffen.

Chloranthazeen, kleine, etwa 40 Arten umfassende, dikotyle, in den Tropen und Subtropen einheimische, den Piperazeen nahestehende Pflanzenfamilie.

Chloranthīe (Vergrünung), s. Anamorphose.

Chloranthus *Swartz* (Pflaumenpfeffer), Gattung der Chloranthazeen, aromatische Sträucher und Stauden mit gegenständigen, einfachen Blättern, kleinen, in endständigen Ähren stehenden Blüten und einsamigen Steinbeeren. Zehn Arten in Ostindien und Ostasien. C. officinalis *Blume*, von Ostindien bis zu den Philippinen, mit kampferartig riechender, gewürzhaft schmeckender Wurzel, die arzneilich benutzt wird. Die wohlriechenden Blüten (Chulan) dienen in China zum Parfümieren des Tees.

Chlorantimōn, soviel wie Antimonchlorid.

Chlorarsēn, soviel wie Arsenchlorid.

Chlorastrolith, hell bläulichgrüne, kleine Geschiebe von radialstrahligem Prehnit oder Thomsonit, aus Mandelstein der Isle Royal im Obern See stammend, geschliffen dem Katzenauge ähnlich.

Chlorāte, soviel wie Chlorsäuresalze, z. B. Kaliumchlorat, chlorsaures Kali.

Chloräther, s. Salzäther.

Chloräthȳl (leichter Salzäther), soviel wie Äthylchlorid.

Chloräthylidēn, soviel wie Äthylidenchlorid.

Chlorātpulver, Explosivstoffe, die als wesentlichen Bestandteil Kaliumchlorat enthalten, sehr brisant und sehr gefährlich sind; man benutzt sie fast nur zu Zündmitteln. Die bekanntesten C. sind: Armstrongs Mischung, Augendres und Bertholets Schießpulver.

Chlorbaryum, soviel wie Baryumchlorid.

Chlorbenzyl, soviel wie Benzylchlorid.

Chlorbereitungsrückstände, s. Chlor.

Chlorblei, soviel wie Bleichlorid, als Mineral soviel wie Bleihornerz.

Chlorbor, s. Borchlorid.

Chlorcalcium, soviel wie Calciumchlorid.

Chlorcyan, s. Cyanchlorid.

Chlordioxyd (Chlortetroxyd, Chloroxyd, Chlorperoxyd, Unterchlorsäureanhydrid) ClO_2 entsteht aus chlorsaurem Kali beim Erhitzen mit kristallisierter Oxalsäure auf 70°, bildet ein braungelbes Gas, riecht salpetrigen Dämpfen ähnlich, explodiert bei 60° und bei Berührung mit Schwefel, Phosphor, Zucker, zersetzt sich am Tageslicht und wird durch Kälte zu einem rotbraunen, explosiven Öl verdichtet, das bei −79° kristallinisch erstarrt. Wasser löst C. zu einer rotgelben Flüssigkeit, die nicht sauer reagiert und mit Basen chlorsaure und chlorigsaure Salze bildet.

Chloreisen, soviel wie Eisenchlorür u. Eisenchlorid.

Chlorgold, soviel wie Goldchlorid.

Chlorhydrāt, s. Chlor.

Chlorhydrīne, gechlorte Alkohole, die durch Vereinigung von Kohlenwasserstoffen C_nH_{2n} mit unterchloriger Säure ClOH (Äthylen $CH_2.CH_2$ gibt Äthylenchlorhydrin $CH_2Cl.CH_2.OH$) und bei Einwirkung von Salzsäure auf mehratomige Alkohole, z. B. Äthylenalkohol $CH_2.OH.CH_2.OH$, entstehen.

Chlorīde, s. Chlormetalle.

Chlorieren, einen Körper mit geeigneten Mitteln behandeln, um ihn in ein Chlorid zu verwandeln oder Chlor in sein Molekül einzuführen. Zum C. werden benutzt freies Chlor, Salzsäure, Phosphorchloride, Sulfurylchlorid, Antimonchlorid, Chromylchlorid ꝛc. Zur Anwendung von Chlor im Entstehungszustand dient die Chlormischung: Kaliumchlorat, Kaliumdichromat oder Braunstein mit Salzsäure, auch Chlorkalklösung. Bisweilen wird die Wirkung unterstützt durch geringe Mengen von Chlorüberträgern, wie Jod, Antimonchlorid, Molybdän-, Eisenchlorid ꝛc.

Chlorige Säure $HClO_2$ ist in freiem Zustande nicht bekannt. Von ihren Salzen sind das Kalium-, Natrium- und Baryumsalz zerfließlich, sie geben beim Erhitzen Chloride und Chlorate. Das Bleisalz bildet gelbe, in Wasser schwer lösliche Flitter und entzündet sich, wenn man es mit Schwefel mengt, bei gelindem Druck (Benutzung zu Zündsätzen).

Chlorimetrie, s. Chlorometrie.

Chlorīne, veralteter Name des Chlors; s. auch

Chloris, der Grünfink. [Resorcin.

Chlōris (griech.), die Hore des Frühlings und Göttin der Blumen, Gemahlin des Zephyros, Mutter des Karpos (Frucht), von den Römern mit Flora (s. d.) gleichgesetzt.

Chlorīt, Gruppe von Mineralien, die ebenso wie die Glimmer (s. d.) und der Talk sehr vollkommen nach einer Fläche (Basis) spalten und in monoklinen, hexagonal aussehenden Kristallen erscheinen. Die Schlag- und Druckfiguren sind von gleichem Aussehen und gleicher Orientierung wie bei dem Glimmer, das optische Verhalten entspricht in der Regel den Glimmern zweiter Art. Auch in der Härte (2—3) schließen sie sich dem Glimmer an. In der chemischen Zusammensetzung stehen die Chlorite zwischen Glimmer und Talk. Von ersterm sind sie durch den großen Gehalt an Wasser und das Fehlen der Alkalien, von letzterm durch den Gehalt an Tonerde unterschieden. Man teilt sie in a) Orthochlorite, meist in Kristallen und deutlichen Blättchen, isomorphe Mischungen des Serpentinsilikats $H_4Mg_3Si_2O_9$ und des Amesitsilikats $H_4Mg_2Al_2SiO_9$, wobei Magnesium z. T. durch Eisen und Tonerde durch Eisenoxyd vertreten wird: Pennin, C., Prochlorit, Korundophilit, Amesit; b) Leptochlorite, meist feinschuppig bis dicht, basische Magnesium-Aluminiumsilikate mit viel Eisen: Thuringit, Chamosit, Delessit, Cronstedtit ꝛc. Der Pennin findet sich in rhomboedrisch aussehenden Kristallen, ein- und aufgewachsen, ist in dünnen Spaltblättchen lauchgrün, quer gegen dieselben rotbraun durchscheinend; Hauptfundorte für Kristalle sind Zermatt und Binnenthal in der Schweiz, auch Ala in Piemont. Ein dichter, serpentinähnlicher, apfelgrüner Pennin ist der Pseudophit von Aloisthal in Mähren, ein 5 Proz. Chromoxyd enthaltender Pennin der Kämmererit, der rote bis violette, auch grünliche Kristalle bildet oder in blätterigen bis dichten Aggregaten im Chromeisenerz bei Bissersk und bei Miask, auch in Pennsylvanien vorkommt. Der C. oder Klinochlor (Ripidolith) bildet deutlich monokline, tafelförmige Kristalle, findet sich aber meist in blätterigen und schuppigen Aggregaten und sehr verbreitet als Hauptgemengteil der Chloritschiefer. Er ist lauch- bis schwärzlichgrün, in Spaltungsblättchen durchsichtig und durchscheinend, perlmutter- bis fettglänzend, biegsam, spez. Gew. 2,78 bis 2,95. C. findet sich, besonders im Chloritschiefer, in der Schweiz, Tirol, Salzburg, auch bei Berggießhübel in Sachsen, auf Erzgängen und in Drusen

mancher kristallinischen Silikatgesteine; häufig entsteht er bei der Verwitterung von Augit und Hornblende. Ein eisenarmer, grünlichgrauer oder gelblichweißer C. ist der Leuchtenbergit von Slatoust. Der Prochlorit bildet kleine, zu kamm- und wulstförmigen Aggregaten verwachsene tafelige Kriställchen und wurmförmig gewundene Säulchen (Helminth), auch wohl lockere und erdige Anhäufungen, von dunkelgrüner Farbe, auf und im Bergkristall, Adular, Periklin, Axinit, Sphen ꝛc. Auch findet er sich nesterweise im Gneis, Chloritschiefer, Tonschiefer und Serpentin sowie als ein Verwitterungsprodukt von Hornblende, Augit ꝛc. im Diorit, Diabas ꝛc. Der wegen seines beständigen Vorkommens mit Korund Korundophilit genannte C. ist dem Klinochlor äußerlich ganz ähnlich. Der Amesit bildet apfelgrüne Tafeln auf rosarotem Diaspor zu Chester in Massachusetts. Der Thuringit, immer in derben, kleinschuppigen bis feinkörnigen, dunkel olivgrünen Massen vom spez. Gew. 3,2 und Härte 2—2,5, enthält bei nur 23 Proz. Kieselsäure 31—35 Proz. Eisenoxydul und 12—18 Proz. Eisenoxyd und kann deshalb, wo er, wie im Untersilur Thüringens (daher der Name), schichtartig vorkommt, als Eisenerz dienen. Ihm ähnlich ist der oft oolithisch ausgebildete Chamosit (mit etwa 40 Proz. Eisenoxydul) im Jura von Chamoson im Wallis, an den Windgällen in der Schweiz und in den Eisenoolithen Lothringens. Auch der Strigovit, ein dunkelgrünes Schuppenaggregat in Granitdrusen bei Striegau, sowie der rabenschwarze Cronstedtit, der sich in Form kleiner spitzer, abgestumpfter Kegel zu Přibram und in Cornwall findet, sind ähnlich zusammengesetzt. Der Delessit bildet in schuppigen und radialfaserigen Massen häufig die olivengrünen Mandeln der Melaphyrmandelsteine ganz oder teilweise. Vom Thuringit ist er durch den Gehalt an Magnesia (bis 20 Proz.) wesentlich unterschieden.

Chloritglimmerschiefer, ein sehr viel Chlorit führender Glimmerschiefer (s. d.) von grüner Farbe.

Chloritoid (Chloritspat), s. Sprödglimmer.

Chloritschiefer, schieferiges Gestein, besteht wesentlich aus Chloritschuppen und etwas Quarz, zu denen zuweilen noch Glimmer und Talk treten; meist lauchgrün und weich beim Anfühlen. Akzessorische Bestandteile sind: Magneteisen (oft auch in größern Kristallen), ferner Titaneisen, Granat, Turmalin, Strahlstein, Epidot, Titanit, seltener Bitterspat und Kalkspat. C. findet sich gewöhnlich mit Talkschiefer, Tonglimmerschiefer u. Glimmerschiefer schichtenweise vergesellschaftet und bildet ein Glied der kristallinischen Schiefer zumal in der Huronischen Formation (s. d.) In den Salzburger u. Tiroler Alpen, namentlich am Greiner und Großglockner, in Graubünden u. a. O. in der Schweiz, auch im Ural ist er sehr verbreitet. Chloritoidschiefer nennt man ähnliche dunkelgrüne Schiefer aus den Alpen und aus Kanada, die Chloritoid anstatt Chlorit enthalten.

Chlorjod, s. Jodchlorid.

Chlorkadmium, soviel wie Kadmiumchlorid.

Chlorkali, soviel wie unterchlorigsaures Kali.

Chlorkalischwefel, Mischung von chlorsaurem Kali mit Schwefel, wird in der Feuerwerkerei benutzt.

Chlorkalium, soviel wie Kaliumchlorid.

Chlorkalk (Bleichkalk, Bleichpulver), Produkt der Einwirkung von Chlor auf möglichst reinen, vorsichtig gelöschten Kalk. In aus Sandsteinplatten, Steinzeug oder Backsteinen mit Hilfe von Asphaltkitt konstruierten und mit Teer sorgfältig überzogenen Kammern breitet man den Kalk in dünner Schicht aus und leitet kaltes, trocknes, salzsäurefreies Chlorgas hinein, bis bei einem Überschuß von Chlor in der Kammer das Gas nur noch sehr schwach absorbiert wird. Man unterbricht dann die Zuleitung des Chlors und verbindet vor dem Öffnen die Kammer mit dem Schornstein oder mit einem mit Kalkmilch gespeisten Absorptionsturm, in welchen die chlorhaltige Luft aus der Kammer gesaugt wird. Man benutzt auch Mehrkammersysteme, die das Chlor der Reihe nach durchströmt, und Hasenclever hat einen Apparat zur Darstellung von C. angegeben, bei dem mehrere weite horizontale Röhren, die durch vertikale Stutzen verbunden sind, übereinanderliegen. Das Kalkhydrat wird durch ein Rührwerk aus einer Röhre in die andre befördert, während das Chlor dem Kalkhydrat entgegenströmt. Für die Bildung eines möglichst kräftigen Chlorkalks ist ein bestimmter Feuchtigkeitsgehalt des Kalkhydrats von wesentlicher Bedeutung, auch darf die Temperatur desselben bei der Absorption des Chlors nicht über 50° steigen, um die Bildung von chlorsaurem Kalk zu vermeiden. C. bildet ein weißes, krümeliges, etwas backendes Pulver, das eigentümlich nach unterchloriger Säure riecht, an der Luft langsam Feuchtigkeit anzieht und endlich zerfließt. Mit etwa 10 Teilen Wasser angemacht, löst sich der größte Teil, während Kalkhydrat zurückbleibt; die Lösung reagiert alkalisch, schmeckt herb salzig und enthält die bleichend wirkenden Bestandteile des Chlorkalks. C. zersetzt sich allmählich selbst bei vollkommenem Luftabschluß, viel schneller im Sonnenlicht (unter Entwickelung von Sauerstoff) und an der Luft. An heißen Sommertagen warm in Fässer verpackter C. explodiert bisweilen ohne jede äußere Veranlassung. Beim Aufbewahren verliert C. im ersten Jahr monatlich 0,5—0,9 Proz. wirksames Chlor, und zwar am meisten in den heißen Monaten. Die Einwirkung des Chlors auf Ätzkalk geht niemals so weit wie die auf Kalkmilch. Niemals erhält man C. mit mehr als etwa 42—43 Proz. wirksamem Chlor, und stets tritt bei Behandlung des Chlorkalks mit Wasser Ätzkalk auf. Man nimmt jetzt an, daß der C. nach $CaOCl_2$ zusammengesetzt sei. Aus der Lösung des Chlorkalks entwickeln Säuren unterchlorige Säure, die sehr kräftig bleicht. Diese Zersetzung bewirkt auch die Kohlensäure der Luft, und deshalb werden Gewebe, in Chlorkalklösung getaucht, schneller gebleicht, wenn man sie an die Luft hängt, als wenn sie von der Flüssigkeit bedeckt bleiben. Größere Mengen starker Säuren machen aus C. auch Salzsäure frei, und diese zersetzt sich dann mit der unterchlorigen Säure und entwickelt Chlor. Rührt man C. mit Sodalösung an, so entstehen kohlensaurer Kalk, unterchlorigsaures Natron und Chlornatrium; ebenso erhält man Unterchlorigsäuresalze von Magnesia (Chlormagnesia), Zink, Tonerde ꝛc., wenn man C. mit Bittersalz, Zinkvitriol, schwefelsaurer Tonerde zersetzt. Beim Erwärmen zerfällt C. sowohl in Substanz als in konzentrierter Lösung in Chlorcalcium und Sauerstoff unter Bildung von etwas chlorsaurem Kalk. Mehrere Oxyde entwickeln aus C. schon bei gewöhnlicher Temperatur, viel lebhafter beim Erwärmen Sauerstoff, und es genügen z. B. wenige Tropfen einer Kobaltchlorürlösung, um aus klarer Chlorkalklösung einen regelmäßigen Sauerstoffstrom zu erhalten. 1 kg C. gibt 92,4 Lit. Sauerstoff.

C. kommt mit verschiedenem Gehalt an bleichendem Chlor in den Handel; diesen Gehalt ermittelt die Chlorometrie (s. d.). C. wird vorzüglich in der Bleicherei angewendet; er dient außerdem als fäulniswidriges und desinfizierendes Mittel, zur Darstellung von

Chloroform, Chlor, Sauerstoff, als oxydierendes Mittel bei Darstellung von Farbstoffen ꝛc., zum Entfuseln von Branntwein, in der Kattundruckerei zur Erzeugung weißer Muster auf farbigen Geweben, zum Vertreiben von Ratten, Mäusen, Raupen und anderm Ungeziefer ꝛc. Als Arzneimittel benutzt man C. zum Befeuchten fauler oder träger Geschwüre, auch bei Gangrän, als Einspritzung bei veralteter Gonorrhöe, als Vorbeugungsmittel gegen die Klauenseuche; aus Viehställen vertreibt er Stechfliegen, ohne dem Vieh irgendwie schädlich zu sein. C. hat seiner Transportfähigkeit wegen den sogen. flüssigen C., d. h. eine Lösung von unterchlorigsaurem Kalk, vollständig verdrängt. Wo aber der Transport nicht in Frage kommt, ist das flüssige Präparat vorteilhafter. Man erhält es, indem man gewaschenes Chlor in ein liegendes Faß treten läßt, in dem Kalkmilch durch eine Flügelwelle stark bewegt wird. Das über dem Spiegel der Flüssigkeit eintretende Gas wird schnell absorbiert; man muß aber die Operation unterbrechen, bevor aller Kalk gelöst ist, auch darf die Flüssigkeit höchstens ein spezifisches Gewicht von 1,14 erreichen, weil sich sonst chlorsaurer Kalk bildet. Flüssiger C. wurde zuerst 1798 von Tennant in Glasgow dargestellt, aber schon im folgenden Jahr durch den trocknen C. ersetzt. Die Tonne C. kostete damals 168 Pfd. Sterl., 1830: 23 und 1878: 5 Pfd. Sterl. Vgl. Lunge, Handbuch der Sodaindustrie (2. Aufl., Braunschw. 1896, 3 Bde.).

Chlorknallgas, s. Chlor.

Chlorkobalt, s. Kobaltchlorür.

Chlorkohlenoxyd, s. Karbonylchlorid.

Chlorkohlensäure, s. Chlorameisensäure.

Chlorkohlenstoff, s. Kohlenstoffchloride.

Chlorkupfer, soviel wie Kupferchlorür und Kupferchlorid.

Chlorlithium, s. Lithium.

Chlormagnesia, soviel wie unterchlorigsaure Magnesia, ein empfehlenswertes Bleichmittel für zarte Stoffe.

Chlormagnesium, s. Magnesiumchlorid.

Chlormangan, soviel wie Manganchlorür und Manganchlorid.

Chlormetalle (Chloride), Verbindungen der Metalle mit Chlor, finden sich z. T. in der Natur, wie Chlornatrium als Steinsalz, Chlorkalium als Sylvin, Chlorsilber, Chlorquecksilber ꝛc. Sie entstehen, wenn Chlor auf Metalle wirkt, meist schon bei gewöhnlicher Temperatur und bisweilen unter Feuererscheinung. Sie bilden sich ferner bei Einwirkung von Chlor auf Metalloxyde, besonders leicht bei Gegenwart von Kohle, beim Einleiten von Chlor in die Lösung eines Alkalimetallhydroxyds, bei Einwirkung von Salzsäure auf Metalle, Metalloxyde, Schwefelmetalle und Kohlensäuresalze der Metalle. Unlösliche C. werden aus Lösungen der betreffenden Metalle durch Salzsäure oder ein lösliches Chlormetall gefällt. C. sind fest oder flüssig, meist kristallisierbar und in Wasser löslich; Chlorblei ist schwer, Chlorsilber, Kupfer- und Quecksilberchlorür sind unlöslich; die meisten sind schmelzbar, viele sind flüchtig. Die schwer schmelzbaren hießen früher Hornmetalle (Hornsilber, Hornblei), weil sie nach dem Schmelzen hornartig erstarren, die leicht schmelzbaren wegen ihrer Konsistenz Metallbutter, die flüssigen Metallöle. Wenige C. werden durch Hitze zersetzt, viele aber durch Erhitzen mit Wasserstoff, durch Ammoniak oder Metalle, keins durch Erhitzen mit Kohle. Sehr viele Metalle verbinden sich in mehreren Verhältnissen mit Chlor, und die verschiedenen Chlorungsstufen entsprechen den Oxydationsstufen der Metalle, wobei dann an der Stelle von 1 Atom Sauerstoff 2 Atome Chlor stehen. Die chlorärmern C. heißen Chlorüre, die chlorreichern Sesquichloride, Chloride; erstere entsprechen den Oxydulen, letztere den Sesquioxyden und Oxyden, die Superchlorüre oder Superchloride den Metallsäuren. Über Oxychloride s. Salze, über Säurechloride s. Säuren. Sehr viele C. finden ausgedehnteste technische und medizinische Verwendung, wie Kochsalz, Chlorkalium, Chlormagnesium, Chloreisen, Chlorkupfer, Chlorquecksilber, Chlorsilber, Chlorgold, Chlorplatin ꝛc.

Chlormethyl, soviel wie Methylchlorid.

Chlormethylmenthyläther, s. Forman.

Chlormonoxyd (Unterchlorigsäureanhydrid) Cl_2O entsteht bei Einwirkung von Chlor auf gelbes Quecksilberoxyd, bildet ein rötlichgelbes Gas, riecht chlorähnlich, wirkt sehr heftig auf die Atmungsorgane, wird bei −40° zu einer blutroten Flüssigkeit verdichtet, die bei −19° siedet, durch Stoß und Erwärmen, auch mit Schwefel und Phosphor explodiert, im Sonnenlicht in Chlor und Sauerstoff zerfällt und sich leicht in Wasser unter Bildung von unterchloriger Säure löst.

Chlornatrium, soviel wie Kochsalz.

Chlornatron, s. Bleichflüssigkeiten.

Chlornickel, s. Nickelchlorür.

Chlorobenzol, s. Benzalchlorid.

Chlorodyne, Mischung aus Chloroform, Morphium, Hanftinktur, Pfefferminzöl, Spanischpfeffertinktur und Alkohol, wird als krampfstillendes und erregendes Mittel benutzt.

Chloroform (Formyltrichlorid, Trichlormethan) $CHCl_3$ entsteht bei Einwirkung von Chlor auf Methan CH_4 oder auf eine Lösung von Kalihydrat in Alkohol. Zur Darstellung von C. destilliert man Alkohol oder Aceton mit Chlorkalk (wobei letzterer chlorierend und oxydierend wirkt), oder man zersetzt Chloral mit Kalilauge (wobei neben C. ameisensaures Kali entsteht). 100 Teile Alkohol geben auf diese Weise mindestens 80 Teile, nach der ersten Methode nur 70 Teile und weniger reines C. Sehr reines C. erhält man durch Ausschleudern von in starker Kälte kristallisiertem C., auch durch Zersetzung von Salizylidchloroform, das gut kristallisiert und daher leicht rein dargestellt werden kann. C. bildet eine farblose Flüssigkeit vom spez. Gew. 1,5008 bei 15°, schmeckt eigentümlich ätherartig, angenehm süßlich, hintennach brennend und riecht ähnlich. Es mischt sich mit Alkohol und Äther, löst sich schwer in Wasser und ist schwer entzündlich. Es erstarrt bei −83°, schmilzt bei −62°, ist sehr flüchtig, siedet bei 61,5°, reagiert neutral, wird aber an der Luft und besonders bei Einwirkung des Lichts sauer und enthält dann Salzsäure, Chlor und giftiges Karbonylchlorid; vor dieser Zersetzung wird es durch geringen Alkoholgehalt geschützt, und das offizinelle C. enthält daher etwa 1 Proz. Alkohol und soll das spez. Gew. 1,485—1,489 (Siedepunkt 60—62°) besitzen. Manche organische Verbindungen kristallisieren mit »Kristallchloroform«, wie z. B. das Salizylid. Alkoholische Kalilauge spaltet C. in Ameisensäure, Kohlenoxyd und Salzsäure, mit Natriumalkoholat entsteht Orthoameisensäureester, mit alkoholischem Ammoniak bei 180° Cyanammonium und Salmiak, mit primären Basen und Kalilauge Isonitrile, mit Chlor Kohlenstofftetrachlorid. C. wirkt stark antiseptisch, beeinflußt aber in der Regel nicht die Enzyme. Es löst Jod, Schwefel, Phosphor, Fette, Harze, Kautschuk, Guttapercha und gewisse Alkaloide; es dient deshalb zur Darstellung und Trennung der letztern

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

voneinander, zur Reinigung der Guttapercha, zum Quellen von Harzen, die ohne diese Behandlung in Alkohol und Firnis schwer löslich sind, zur Bereitung von Kautschukfirnis, Zahnplomben, Fruchtäthern; auch ist es als Feuerlöschmittel empfohlen worden. Am häufigsten dient es aber als »anästhetisches Mittel« (s. Betäubende Mittel), indem man vor chirurgischen Operationen die Dämpfe einatmen läßt. Hierbei kann es töten durch Lähmung des Herzens, der Atmung, auch durch Verfettung der Organe, besonders des Herzens. Man läßt es auch zur Beruhigung bei allgemeinen Krämpfen einatmen und gibt es in Linimenten, Salben, als Chloroformöl (gleiche Teile Olivenöl und C.) gegen schmerzhafte Anschwellungen und Geschwülste, Neuralgien. Bisweilen wird es auch innerlich zur Schmerz- und Krampfstillung benutzt. Mit C. gesättigtes Wasser soll auf Schleimhäute schmerzstillend wirken, wird auch bei Typhus angewendet. C. erzeugt auf der Haut Brennen, Rötung und selbst Blasen und bewirkt eine nicht unbedeutende lokale Anästhesie. Es ist ein vorzügliches Geschmackskorrigens aller bittern oder schlecht schmeckenden Arzneimittel, wird auch, namentlich in England, mißbräuchlich als Berauschungs- und Einschläferungsmittel benutzt. Das C. wurde 1831 von Liebig und von Soubeiran entdeckt; seine anästhesierende Wirkung erkannte Simpson 1848. Vgl. Czempin, Die Technik der Chloroformnarkose (Berl. 1897).

Chloroformieren, s. Betäubende Mittel.

Chlorom, dem Lymphosarkom ähnliche bösartige Geschwulstart, besonders an den Schädelknochen, ist durch einen grünen Farbstoff ausgezeichnet.

Chloromelanit, Mineral, s. Nephrit.

Chlorometrie (Chlorimetrie, griech.), die maßanalytische Ermittelung des Gehalts des Chlorkalks an wirksamem Chlor mittels einer Lösung von arsenigsaurem Natron. Man drückt in Deutschland, England, Rußland und Amerika die Stärke des Chlorkalks in Graden aus, die den Gewichtsprozenten an wirksamem Chlor entsprechen. In Frankreich zeigen die Grade die Anzahl Liter Chlorgas bei 0° und 760 mm Barometerstand an, die aus 1 kg Chlorkalk entwickelt werden können. Multipliziert man die französischen Grade mit 0,318 (1 Lit. Chlor wiegt 3,178 g), so erhält man die Prozente. Vgl. Lunge, Handbuch der Sodaindustrie und ihrer Nebenzweige (2. Aufl., Braunschw. 1893—96, 3 Bde.).

Chlorophan, rötlichvioletter Flußspat, ausgezeichnet durch seine Phosphoreszenz beim Erwärmen.

Chlorophöra *Gaudich.*, Gattung der Morazeen, Bäume mit abwechselnden, ganzrandigen oder gezahnten Blättern und kugeligen oder länglichen Scheinfrüchten. Von den zwei Arten liefert C. tinctoria *Gaudich.* (Maclura tinctoria *Don.*, Futeiba, Fustete), ein Baum mit grauer Rinde und schwefelgelbem Holz im tropischen Amerika, das Gelbholz (gelbes Brasilholz), C. excelsa *Benth.* et *Hook.*, im tropischen Afrika, das Odumholz, ein vortreffliches, dunkelgelbes bis hellgraues Bau- und Tischlerholz, das den Angriffen der Ameisen widersteht.

Chlorophyll (griech., Blattgrün, Pflanzengrün), der Farbstoff, der die grüne Färbung der Gewächse bedingt. Das C. ist bei allen grünen Pflanzen, mit alleiniger Ausnahme der Cyanophyzeen, an bestimmtgeformte Körper (Chlorophyllkörper) gebunden, die in Einzahl oder zu mehreren in dem Zellenplasma liegen. Sie haben bei manchen Algen die Form von Spiralbändern, Ringen, Platten ꝛc., bei den meisten Pflanzen aber treten sie in Gestalt linsenartig abgeplatteter, rundlicher oder eckiger Körner auf (Chlorophyllkörner, Chloroplasten). Die Chlorophyllkörper vermehren sich in den Zellen durch Teilung; in frisch ergrünenden Zellen entstehen sie durch das Auftreten des grünen Farbstoffes in bereits vorhandenen, durch Teilung sich vermehrenden protoplasmatischen Körpern (Leukoplasten). Durch Veränderung des Farbstoffes in den Chloroplasten können gelb- oder rotgefärbte Körper (Chromoplasten) in den Zellen entstehen, die bei der Färbung der Blütenblätter und der Fruchtschalen neben farbigen Zellsäften eine Rolle spielen. C. ist nur den peripherischen Schichten des protoplasmatischen Stromas des Chlorophyllkörpers eingelagert und kann durch Alkohol oder Äther ausgezogen werden, wobei das Stroma als farbloser Körper von unveränderter Form zurückbleibt. Der so im Auszug erhaltene Farbstoff wird als Rohchlorophyll bezeichnet. Beim Ausschütteln der alkoholischen Chlorophyllösung mit Benzin nimmt letzteres das grüne Reinchlorophyll auf, und im Alkohol bleibt gelbes Xanthophyll. Mit Alkohol, Äther, Chloroform gibt Reinchlorophyll grüne, prachtvoll blutrot fluoreszierende Lösungen. Spektroskopisch zeichnet es sich durch völlige Absorption der blauen und violetten Strahlen aus sowie durch das Auftreten von vier Absorptionsstreifen (einem im Rot und Grün und zwei im Gelb); über die chemische Konstitution des Chlorophylls gehen die Meinungen der Autoren weit auseinander. Von Bedeutung ist aber der Nachweis, daß C. und Blutfarbstoff (Hämoglobin) sich von derselben Muttersubstanz, dem Hämopyrrol, ableiten. Bildung neuer organischer Substanz aus den Elementen der Kohlensäure und des Wassers unter dem Einfluß des Lichts findet nur in Gegenwart von C., und zwar in den Chlorophyllkörpern selbst statt, in denen auch das erste sichtbare Produkt der Assimilation, die Stärke (Amylum), in Form kleiner Körnchen nachweisbar ist. Die Beziehungen der Chlorophyllkörper zum Lichte, die dadurch gegeben sind, zeigen sich darin, daß sie die dem Lichte leicht zugänglichen peripherischen Zellschichten des Pflanzenkörpers bevorzugen und in den innern Geweben gänzlich fehlen; ferner darin, daß sie in den Zellen mancher Pflanzen Gestalt- und Lageveränderungen ausführen, durch die der Chlorophyllapparat dem jedesmaligen Wechsel der Lichtintensität angepaßt wird. So sammeln sich in den Blättern mancher Moose bei mäßig starkem Lichte die scheibenförmigen Chloroplasten an den oberflächlichen Wänden der Zellen, so daß sie den einfallenden Lichtstrahlen die breite Fläche zuwenden; bei starker Beleuchtung aber wandern sie an die Seitenwände der Zellen, so daß nur ihr schmales Profil dem einfallenden Lichte zugekehrt ist. Das Ergrünen der Chloroplasten in jugendlichen Pflanzenteilen erfolgt meistens nur unter dem Einfluß des Lichtes. Im Dunkeln aufwachsende Pflanzenteile sind bleich wachsgelb oder weiß gefärbt, ins Licht gebracht, ergrünen sie in kurzer Zeit. Eine Ausnahme machen die Keimpflanzen der Koniferen und die Farne, die auch im Finstern ergrünen. Umgekehrt unterbleibt bei Pflanzen, die ihren Bedarf an organischer Nahrung als Schmarotzer aus andern lebenden Pflanzen oder als Fäulnisbewohner aus den Zerfallprodukten von toten Pflanzen und Tieren gewinnen, obwohl sie im Licht wachsen, die Chlorophyllbildung gänzlich oder fast gänzlich. Dahin gehören die Pilze und unter den Gefäßpflanzen einige Orchidazeen, Hydnorazeen, Rafflesiazeen, Balanophorazeen, Monotropeen und Kus-

kutoideen. Das Auftreten weißer Flecke oder Streifen an sonst grüngefärbten Laubblättern (panachierte Blätter) ist gleichfalls auf eine Unterdrückung der Chlorophyllbildung zurückzuführen. In krankhafter Weise bleibt bisweilen an ganzen Pflanzen oder an ganzen Sprossen derselben auch im Lichte die Ergrünung aus, wenn die Eisensalze mangeln, deren Gegenwart für die Chlorophyllbildung unerläßlich ist. Durch nachträgliche Zufuhr verdünnter Eisenlösungen wird die als Bleichsucht (Chlorose) bezeichnete Krankheitserscheinung gehoben. Bei der herbstlichen Verfärbung der dem Absterben entgegengehenden grünen Pflanzenteile, wie z. B. des Strohes der Getreide und der Blätter der Laubhölzer, verschwindet das C. aus den betreffenden Organen, während das gelbe Xanthophyll in Tropfenform zurückbleibt. Bisweilen treten dann gleichzeitig im Zellsaft rote Farbstoffe (Erythrophyll) auf. Auch die winterliche Rotfärbung der ausdauernden Blätter von Sempervivum, Sedum, Mahonia u. a. beruht auf der Bildung eines im Zellsaft gelösten roten Farbstoffes, der die unveränderten Chlorophyllkörner verdeckt. Vgl. Marchlewski, Die Chemie des Chlorophylls (Hamb. 1895).

Chlorophyllophyzeen (Chlorophyceae, Grünalgen), s. Algen, S. 316 (4).

Chlorophyr, älterer Name für die Quarz und Uralit führenden Porphyrite (s. d.) von Quenast und Lessines in Belgien.

Chlorophytum *Ker.*, Gattung der Liliazeen, Gewächse mit fleischigen Wurzeln, grundständigen, linealischen Blättern, einfachem oder verzweigtem Blütenschaft und in Trauben oder aus Trauben zusammengesetzten Rispen stehenden Blüten. Etwa 50 Arten in den Tropen der Alten und Neuen Welt. C. Sternbergianum *Steidel* (C. comosum *Baker*, s. Tafel »Blattpflanzen I«, Fig. 10) in Südafrika, mit weißen Blüten in großen Ähren, treibt auch unfruchtbare Stengel mit Blattbüscheln und Luftwurzeln und wird als Ampelpflanze, auch mit weiß oder gelb gestreiften Blättern, kultiviert; eine der härtesten Zimmerpflanzen.

Chlorophyzeen (Chlorophyceae, Grünalgen), s. Algen, S. 316 (4).

Chloroplasten, s. Chlorophyll und Pflanzenzelle.

Chlorops, das Grünauge (s. d.).

Chlorose (Chlorosis), soviel wie Bleichsucht.

Chlorospermeen (Chlorosporeen), soviel wie Grünalgen, s. Algen, S. 316 (4).

Chlorospinell, s. Spinell.

Chloroxyd, **Chlorperoxyd**, s. Chlordioxyd.

Chlorphosphor, s. Phosphorchloride.

Chlorplatin, soviel wie Platinchlorid.

Chlorquecksilber, soviel wie Quecksilberchlorür und Quecksilberchlorid.

Chlorräucherung, die Verbreitung von Chlorgas in Räumen zur Zerstörung von übeln Dünsten und Ansteckungsstoffen (s. Desinfektion).

Chlorsäure $HClO_3$ entsteht bei Zersetzung von Unterchloriger Säure durch Licht, beim Kochen der Lösungen unterchlorigsaurer Salze und bei Behandlung einer heißen konzentrierten Lösung von Kalihydrat mit Chlor. Dabei bilden sich 5 Moleküle Chlorkalium und 1 Molekül chlorsaures Kali; letzteres verwandelt man in chlorsauren Baryt, und aus diesem scheidet man die C. durch Schwefelsäure ab. C. bildet eine farb- und geruchlose Flüssigkeit, schmeckt stark sauer, bleicht das zuerst gerötete Lackmuspapier, zersetzt sich am Licht und beim Erwärmen unter Bildung von Überchlorsäure $HClO_4$, wirkt stark oxydierend, entzündet Papier und Leinwand beim Eintrocknen auf denselben und zerfällt mit Chlorwasserstoffsäure in Chlor und Wasser. Mit Basen bildet sie die Chlorsäuresalze (Chlorate), die in Wasser löslich sind, beim Erhitzen in Sauerstoff und Chlormetall zerfallen und, mit brennbaren Körpern gemengt, sehr heftig durch Schlag, Reibung und Erwärmung explodieren. Man benutzt sie daher in der Sprengtechnik, in der Feuerwerkerei und Zündwarenfabrikation; ihre Behandlung erheischt große Vorsicht.

Chlorsaurer Baryt $Ba(ClO_3)_2$ wird elektrolytisch aus Baryumchlorid oder aus Kaliumchlorat dargestellt, indem man das Kalium durch Aluminiumsulfat, Schwefelsäure und Alkohol abscheidet und die Chlorsäurelösung mit Barythydrat neutralisiert. Es bildet farblose, leicht lösliche Kristalle und dient in der Feuerwerkerei zu Grünfeuer.

Chlorsaures Kali $KClO_3$ entsteht beim Einleiten von Chlor in Kalilauge; zur Darstellung leitete man Chlor in einen heißen Brei von gelöschtem Kalk oder gebrannter Magnesia und zersetzte die erhaltene Lösung von chlorsaurem Kalk und Chlorcalcium (bez. chlorsaurer Magnesia und Chlormagnesium) mit Chlorkalium. Die filtrierte Lösung, die nun ch. K. und Chlorcalcium enthält, wurde zur Kristallisation gebracht. Gegenwärtig wird ch. K. aus Chlorkaliumlösung elektrolytisch dargestellt, wobei das an der Anode auftretende Chlor auf das an der Kathode auftretende Kaliumhydroxyd wirkt. Ch. K. bildet wasserfreie, farblose, luftbeständige, perlmutterartig glänzende Kristallblättchen vom spez. Gew. 2,33—2,35, schmeckt herb kühlend, 100 Teile Wasser lösen bei

0°	13,32°	15,37°	34,43°	49,08°	104,78°
3,33	5,60	6,03	8,44	18,96	60,24 Teile,

in Alkohol ist es unlöslich, es schmilzt bei 334°, zersetzt sich bei 352° in überchlorsaures Kali und Sauerstoff und hinterläßt bei höherer Temperatur nur Chlorkalium. Mischt man es mit Mangansuperoxyd (Braunstein), Kupferoxyd, Eisenoxyd, so erfolgt die Zersetzung sehr stürmisch schon bei 240°; 100 Teile Salz geben 39,15 Teile Sauerstoff. Auf dem schmelzenden Salz verbrennen Schwefel, Kohle, Antimon, Eisen mit lebhaftem Glanz; Mischungen dieser Körper mit dem Salz explodieren durch Schlag, Stoß, Reibung und Erwärmung. Deshalb ist bei Herstellung solcher Mischungen größte Vorsicht geboten. Die Lösung des chlorsauren Kalis wirkt besonders nach Zusatz von Salzsäure oder Salpetersäure, die Chlor oder Chlorsäuren frei machen, stark oxydierend. Man benutzt das Salz als oxydierendes und chlorierendes Mittel, zur Darstellung von Sauerstoff, übermangansaurem Kali, Anilinschwarz, Alizarin, zu Streichhölzchen, Buntfeuern, Sprengpulvern und Zündspiegeln der Zündnadelgewehre. Als Arzneimittel dient es bei diphtheritischen Prozessen, Skorbut, Mundfäule, Schwämmchen, Speichelfluß, Krupp, bei schlecht eiternden Wunden, als Mundwasser ꝛc.; es dürfte auf infizierten geschwürigen Partien einen Teil seines Sauerstoffs in aktiver Form abgeben und dadurch gelinde anregend, ätzend, fäulniswidrig wirken. Ch. K. ist mit großer Vorsicht anzuwenden, weil größere Dosen das Hämoglobin des Blutes in eine zum Gasaustausch ungeeignete Verbindung überführen und Erscheinungen urämischer Vergiftung hervorbringen. Ch. K. wurde 1786 von Berthollet entdeckt, fabrikmäßig wurde es seit 1846 von Parnell in England dargestellt, elektrolytisch seit 1889 zu Villers-sur-Hermes. Vgl. Jurisch, Die Fabrikation von chlorsaurem Kali und andern Chloraten (Berl. 1888); Mering,

Das chlorsaure Kali, seine physiologischen, toxischen und therapeutischen Wirkungen (Berl. 1885).

Chlorsaures Natron $NaClO_3$ wird wie das Kalisalz erhalten, bildet farblose, luftbeständige Kristalle, löst sich leicht in Wasser und dient zum Drucken mit Anilinschwarz in der Zeugdruckerei.

Chlorschwefel, s. Schwefelchlorür.

Chlorsilber, soviel wie Silberchlorid.

Chlorsilber, Mineral, soviel wie Hornerz.

Chlorstickstoff (Dulongs explosives Öl) NCl_3 entsteht bei Einwirkung von Chlor oder Unterchloriger Säure auf Salmiaklösung, bildet ein gelbes Öl vom spez. Gew. 1,7, riecht stechend, reizt Augen und Nase heftig, ist sehr flüchtig und läßt sich bei 71° destillieren. Bei 93—100° explodiert er mit äußerster Heftigkeit, besonders wenn er mit einer auch nur dünnen Wasserschicht bedeckt ist. C. explodiert aber auch bei gewöhnlicher Temperatur bei Berührung mit Phosphor, Terpentinöl, Fettspuren, Staubteilchen. Mit Wasser zersetzt er sich allmählich in Ammoniak und Unterchlorige Säure, zuletzt bleibt nur Salzsäure und salpetrige Säure zurück. Mit Hydrazin bildet er Stickstoffwasserstoffsäure. Ungefährlich ist eine 10proz. Lösung von C. in Benzol. C. wurde 1811 von Dulong entdeckt.

Chlorstrontium, soviel wie Strontiumchlorid.

Chlortetroxyd, s. Chlordioxyd.

Chlorüberträger, s. Chlorieren.

Chlorum solūtum, Chlorwasser, s. Chlor, S. 76.

Chlorüre, s. Chlormetalle.

Chlorwasser, s. Chlor, S. 76.

Chlorwasserstoff (Chlorwasserstoffsäure), s. Salzsäure.

Chlorwasserstoffäther, s. Äthylchlorid.

Chlorwismut, soviel wie Wismutchlorid.

Chlorzink, soviel wie Zinkchlorid.

Chlorzinkpaste, s. Canquoinsche Paste.

Chlorzinn, soviel wie Zinnchlorür und Zinnchlorid.

Chlothar (Chlotachar), Name mehrerer fränk. Könige aus dem Geschlechte der Merowinger: 1) C. I., Chlodwigs I. und Klothildens jüngster Sohn, erhielt 511 bei der Teilung des Reiches den nördlichen Teil mit Soissons. 523 und 524 bekriegte er mit seinen Brüdern die Burgunder. Als sein Bruder Chlodomer gefallen war, ermordete er dessen Söhne im Verein mit Childebert und teilte mit diesem ihr Land. Seinen Bruder Theoderich I. unterstützte er 530 gegen die Thüringer; 532 eroberte C. mit seinem Bruder Childebert Burgund, das sie sich teilten; 542 durchzog er mit Childebert den größten Teil Spaniens. Als Theudeberts I. Sohn Theudebald 555 und Childebert 558 starben, erhielt C. deren Reiche und vereinigte so das ganze Frankenreich wieder in einer Hand. In seinen letzten Jahren führte er Krieg mit den Sachsen, denen er einen jährlichen Tribut von 500 Kühen auflegte, und gegen die aufständischen Thüringer, mußte aber auch gegen seinen Sohn Chramm, der sich im Arvernerland empörte, zu Felde ziehen; als er ihn besiegt und gefangen genommen hatte, ließ er ihn mit Frau und Kind in einer Hütte verbrennen. Wegen seiner Sinnlichkeit kam er wiederholt in Streit mit der Kirche. Nach seinem Tode (561) wurde das Reich unter seine vier Söhne geteilt.

2) C. II., Chilperichs I. und Fredegundes letzter Sohn, kam 584, erst 4 Monate alt, unter Vormundschaft seiner Mutter und unter dem Schutz seines Oheims Guntram von Burgund auf den Thron, nachdem ihn die Großen des Reiches als echten Sohn Chilperichs anerkannt hatten. 593 schlug er den Herzog Wintrio, der als Feldherr Childeberts II. sein Reich angriff. Nach Childeberts II. Tod nahm Fredegunde mit ihrem Sohn 596 Paris und die übrigen Städte in Besitz und schlug Theudebert und Theoderich, Childeberts Söhne. Diese rächten sich aber nach Fredegundes Tod (597) und zwangen C. 600 durch ihren Sieg bei Dormelles, ihnen den größten Teil seines Landes abzutreten. 604 ließ C. den Majordomus Theoderichs, Bertoald, bei Arlon überfallen, nahm den größten Teil der zwischen der Loire und der Seine gelegenen Gaue und Städte ein, wurde aber von Theoderich bei Etampes geschlagen und zum Frieden von Compiègne gezwungen. Nach Theoderichs Tode drang C. in Austrasien ein, das Brunhilde für ihre Enkel verwaltete. Diese rief die Völker jenseit des Rheins gegen C. auf; doch wurden diese von dem Majordomus Warnar, der einen Mordanschlag der argwöhnischen Königin gegen ihn entdeckt hatte, für C. gewonnen, und von Theoderichs Söhnen entkam nur Childebert; Brunhilde ward grausam hingerichtet. So ward C., ein leutseliger und frommer, schwacher und von seiner Umgebung, besonders den Frauen, zu jedem Greuel verführbarer Fürst, 613 Herr des ganzen Frankenreiches. 622 erhob er seinen Sohn Dagobert zum König von Austrasien. Er starb 628.

3) C. III., geb. um 655, gest. 670, Chlodwigs II. ältester Sohn, ward 656 König der Franken unter Vormundschaft seiner Mutter Balthilde; sein Majordomus war Ebroin.

4) C. IV., Dagoberts II. oder Theoderichs III. Sohn, wurde 717 von Karl Martell gegen Chilperich II. als König aufgestellt; starb 719.

Chlum, Dorf in Böhmen, Bezirksh. Königgrätz, nordwestlich von Königgrätz, am Fuß einer Anhöhe (336 m) gelegen, mit (1900) 455 Einw. Hier schlug 1745 Friedrich d. Gr. nach der Schlacht bei Hohenfriedeberg ein Lager gegen die Österreicher auf. Am 3. Juli 1866 bildete C. den Schlüsselpunkt der österreichischen Aufstellung, wurde aber beim Angriff auf den preußischen linken Flügel (Fransecky) entblößt und plötzlich von der zweiten preußischen Armee des Kronprinzen besetzt, wodurch die Schlacht bei Königgrätz (s. d.) für die Österreicher verloren ging.

Chlumecky (spr. -metzki), 1) Peter, Ritter von, mähr. Historiker, geb. 1825 in Trieft, gest. 1863 in Brünn, widmete sich dem Staatsdienst, wurde schon 1848 in den mährischen Landtag berufen und trat später in den mährischen Landesausschuß, wo er für die Ausgestaltung des Landesarchivs besonders tätig war. Auf seine Veranlassung erschien das große Werk: »Die Landtafel des Markgrafentums Mähren« (Brünn 1854—56); sein Hauptwerk ist: »Karl von Zierotin und seine Zeit, 1564—1615« (das. 1862 u. 1879, 2 Bde). Vgl. Soffé, Peter Ritter v. C. (Wien 1903).

2) Johann, Freiherr von, österreich. Minister, geb. 23. März 1834 in Zara, Bruder des vorigen, stand mit Unterbrechungen bis 1870 im Staatsdienst. Dann widmete er sich bloß seiner parlamentarischen Tätigkeit als Mitglied der Verfassungspartei im Reichsrat und im mährischen Landtag, bis er 25. Nov. 1871 zum Ackerbauminister im Ministerium Ad. Auersperg, 19. Mai 1875 zum Handelsminister ernannt wurde. Im August 1879 trat er mit einem Teile des Ministeriums Stremayr zurück und war seitdem einer der Führer der Verfassungspartei. 1885 wurde C. zum zweiten, 1888 zum ersten Vizepräsidenten des österreichischen Abgeordnetenhauses, 1892 zum Präsidenten der österreichischen Delegation, 1893 zum

Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt, legte 22. Jan. 1897 diese Würde sowie sein Abgeordnetenmandat für Brünn nieder und wurde 24. März 1897 zum Mitgliede des Herrenhauses ernannt, nachdem er schon 1889 Freiherr geworden war.

Chlumetz, 1) (tschech. Chlumec nad Cidlinou) Stadt in Böhmen, Bezirksh. Neubydžow, 216 m ü. M., in waldreicher Gegend an der Cidlina, Knotenpunkt der Österreichischen Nordwestbahn und der Staatsbahnlinie C.-Königstadtl, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine Dechanteikirche, ein Schloß des Grafen Kinsky mit Park, ein Denkmal des hier gebornen tschechischen Dramatikers Klicpera, eine Zucker-, eine Maschinenfabrik, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Dampfsäge, Teichfischerei und (1900) 3658 tschech. Einwohner. — 2) Marktflecken in Böhmen, Bezirksh. Wittingau, 491 m ü. M. an einem ausgedehnten Teiche gelegen, mit Station der Staatsbahnlinie Wien–Gmünd–Prag, hat ein Schloß des Erzherzogs Franz von Österreich-Este, eine Wallfahrtskapelle, Glasfabrik, Eisengießerei und (1900) 2051 tschech. Einwohner.

Chlynow, früherer Name der russ. Stadt Wjatka.

Chlysten (Chlysty, »Geißler«, auch Gottesmenschen genannt), die älteste Gruppe der sogen. »geistigen Christen« (s. d.) in Rußland, begründet von dem Bauern Danila Filipow, in dem 1645 Gottvater sichtbar geworden sein soll, und als dessen »Sohn« der »Christus« Iwan Suslow eine eifrige, mit vielfacher Verfolgung belohnte Propaganda trieb. Noch heute sehen die C. in diesem Suslow den Erlöser, den sie zum Gericht erwarten. In ihren gottesdienstlichen Versammlungen, die von Propheten und Prophetinnen geleitet werden, führen sie unter Selbstgeißelung und Absingung heiliger Lieder Tänze auf. Vgl. Pfizmaier, Die Gottesmenschen und die Skopzen (Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften, Bd. 34, 1884).

Chmainpo, Hafen in Korea, s. Chinampo.

Chmel, Joseph, österreich. Geschichtsforscher, geb. 18. März 1798 in Olmütz, gest. 28. Nov. 1858 in Wien, trat 1816 in das Chorherrenstift St. Florian, wo er 1826 Stiftsbibliothekar wurde. 1834 ward C. zweiter Archivar und 1846 Vizedirektor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: »Materialien zur österreichischen Geschichte« (Wien 1832—40, 2 Bde. in 5 Tln.); »Regesta chronologico-diplomatica Ruperti, regis Romanorum« (Frankf. 1834); »Regesta chronologico-diplomatica Friderici III., Romanorum imperatoris« (Wien 1838—40, 2 Tle.); »Der österreichische Geschichtsforscher« (das. 1838—42, 3 Bde.); »Urkunden, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Maximilians I.« (Stuttg. 1844) und »Aktenstücke und Briefe des Hauses Habsburg im Zeitalter Maximilians I.« (als Bd. 1—3 der Monumenta Habsburgica, Wien 1854—58).

Chmelnizkij, 1) (Chmielnicki) Bogdan Sinowi Michailowitsch, Hetman der Saporogischen Kosaken, geb. 1593, gest. 25. Aug. 1657, diente in der polnischen Armee. Als er aber bei König Wladislaw IV. in Ungnade fiel, floh er zu den Saporogischen Kosaken am Dnjepr. Nach Wladislaws Tode bewog er sie zum Abfall von Polen, schlug, zum Hetman gewählt, die polnischen Heere und eroberte Podolien und Wolhynien. 1649 mußte König Kasimir die alten Freiheiten der Kosaken anerkennen. Da er aber wiederholt versuchte, sie ihnen wieder zu nehmen, schloß C. 1654 mit dem Zaren Alexei einen Vertrag, durch den er dessen Oberherrschaft anerkannte und sich zur Heeresfolge mit zehn vollständigen Kosakenregimentern verpflichtete, wogegen der Zar die Rechte der Kosaken aufrecht zu erhalten versprach. 1883 wurde ihm eine Reiterstatue in Kiew errichtet. Nach seinem Tode wurde sein Sohn Georg zum Hetman gewählt, 1660 aber, als er von Rußland abfallen und sich mit Polen verbünden wollte, von der Mehrzahl seiner Landsleute verlassen und 1662 von den Russen bei Kaniew geschlagen. Bei spätern Versuchen, seine Würde wiederzuerlangen, fand er seinen Untergang. Vgl. Kostomarows Monographie über C. in dessen »Gesammelten Schriften«.

2) Nikolaj Iwanowitsch, russ. Dramatiker, besonders Lustspieldichter, geb. 22. (11.) Aug. 1789 in Petersburg, gest. daselbst 20. (8.) Sept. 1846, nahm 1812—13 am Befreiungskrieg teil, trat 1814 in den Staatsdienst, ward 1829 Gouverneur von Smolensk und 1837 von Archangel, nahm aber schon im folgenden Jahr seinen Abschied und lebte seitdem in Petersburg. C. war zu seiner Zeit als Lustspieldichter von Bedeutung für die russische Bühne, zu deren Umgestaltung und Verbesserung er wesentlich beitrug. Er übersetzte die bessern Werke der Franzosen (Regnard, Molière ꝛc.) und schrieb zahlreiche, durch gewandte Sprache ausgezeichnete Lustspiele, von denen sich jedoch keins auf der Bühne erhalten hat. Zu nennen sind: »Das Zarenwort«, »Der russische Faust«, »Die Quarantäne«, »Der Schwätzer«, »Der Unentschiedene« ꝛc. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien in 3 Bänden (Petersb. 1849).

Chmielnik, 1) Stadt im russisch-poln. Gouv. Kjelzy, Kreis Stopniza, mit 2 Kirchen, einer Synagoge und (1897) 6943 Einw. (viele Juden). In der Nähe sehr beträchtliche Kupfer- und Bleibergwerke und Eisengruben. — 2) Stadt im Kreis Litin des russ. Gouv. Podolien, am Bug und an einem Zweig der Südwestbahnen, mit mehreren griechischen und einer kath. Kirche, einer Synagoge und ca. 11,215 Einw. C. wird schon im 15. Jahrh. genannt.

Chmielowski (spr. chmje-), Peter, poln. Schriftsteller, geb. 19. Febr. 1848 in Podolien, studierte in Warschau und Leipzig und übernahm 1881 die Redaktion des Warschauer »Ateneum«. Außer zahlreichen, den gediegenen Kritiker und gewandten Stilisten verratenden Beiträgen für verschiedene Zeitschriften schrieb er: »Die polnischen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts« (Warsch. 1885); »Adam Mickiewicz, ein biographisch-literarischer Abriß« (Krak. 1886, 2 Bde.); »Die Frauen bei Mickiewicz, Slowacki und Krasiński« (3. Aufl., das. 1886); »Abriß der polnischen Literatur in den letzten 20 Jahren« (2. Aufl., das. 1886); »Studien und Skizzen aus der Geschichte der polnischen Literatur« (das. 1886, 2 Bde.); »Unsere Romanciers« (das. 1887); die Biographie »J. J. Kraszewski« (das. 1888) u. a.

Chnodomar, König eines Teils der Alemannen, besiegte um 350 n. Chr. den Cäsar Decentius, verwüstete danach Ostgallien, stiftete 357 den Einfall der Alemannen an, ward aber mit seinem Neffen Serapio vom Cäsar Julianus bei Straßburg geschlagen, gefangen und starb zu Rom in den Castris Peregrinis auf dem Cälischen Berg.

Chnubis, ägypt. Gottheit, s. Chnum.

Chnum (griech. Chnubis), ein ägypt. Gott, der in verschiedenen Städten Heiligtümer besaß. Eine seiner Hauptkultusstätten war die Insel Elephantine, wo er als »Herr des Kataraktenlandes« und Beschützer der Nilquellen verehrt wurde. Er wurde als Ziegenbock mit Bart und langen Hörnern dargestellt, daneben auch als Mensch mit Ziegenkopf, an dessen Seite

sich noch runde Widderhörner, wie beim Ammon, befanden, und mit einem eigentümlichen hohen Kopfputz dargestellt (s. Abbildung). Die Gemahlin des C. war die Göttin Satis. Die Griechen identifizierten ihn mit dem Ammon.

Chnum.

Choánen (griech., Choanae narium), die beiden innern Öffnungen der Nasengänge (s. Nase).

Choapá, Fluß, s. Chuapá.

Choaspes, Fluß, s. Kercha.

Chobo, Stadt in Tongking, s. Schobo.

Chochól (russ., »Schopf«), Spottname, der den Kleinrussen von den Großrussen beigelegt wird. [Chotin.

Chocim, Festung, s.

Chocó (spr. tschoko), Küstenstrich in Kolumbien (Südamerika), 3—7° nördl. Br.

Choctaw (spr. tschockta), Indianerstamm, s. Tschokta.

Chodau, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Falkenau, an der Buschtěhrader Bahn und der Lokalbahn C.–Neudek, hat eine alte Kirche, Braunkohlenbergbau, Porzellan- und Maschinenfabriken und (1900) 5383 deutsche Einwohner.

Chodawendikjár, türk. Wilajet in Kleinasien, umfaßt das alte Mysien, Phrygien und das südwestliche Bithynien und zählt auf 65,800 qkm 1,300,000 Einw. Es zerfällt in fünf Sandschaks: Brussa, Karasi, Ertoghrul, Kiutahia und Afium-Karahissar. Hauptstadt ist Brussa.

Choden, Bewohner des Böhmerwaldes in der Gegend von Taus, Pfraumberg und Tachau in Böhmen; sie waren ursprünglich nur tschechischen Stammes, später wurden auch deutsche C. angesiedelt.

Choderlos de Laclos, s. Laclos.

Chodkjéwicz (spr. -witsch, Chodkowic), Jan Karol, poln. Feldherr, geb. 1560 in Litauen, gest. 1621 in Chotin, besuchte die Jesuitenakademie zu Wilna und bildete sich weiter auf Reisen aus. 1602 übernahm er den Oberbefehl über das polnische Heer in Livland und schlug 1605 bei Kirchholm König Karl IX. 1611 ward er von Siegmund III. zur Fortsetzung des Krieges mit Rußland berufen, den die Polen zur Unterstützung des falschen Demetrius begonnen hatten; die schlechte Disziplin des Heeres zwang ihn jedoch, Moskau aufzugeben und in Rußland umherzuziehen, bis ihm der Vertrag von Dywlin (1618) freien Rückzug nach Polen gestattete. 1620 übernahm er den Oberbefehl gegen die Türken und siegte in mehreren Treffen. Sein Leben beschrieb Naruszewicz (neue Aufl., Leipz. 1837).

Chodorów, Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Bóbrka, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Lemberg–Czernowitz, mit Bezirksgericht, Dampfsäge, Kunstmühle, Metallwarenfabrik und (1900) 3977 polnischen und ruthen. Einwohnern.

Chodowiecki (spr. -wjezki), 1) Daniel Nikolaus, Maler und Kupferstecher, geb. 16. Okt. 1726 in Danzig, gest. 7. Febr. 1801 in Berlin, erhielt von seinem Vater, einem Kaufmann und enthusiastischen Kunstliebhaber, den ersten Unterricht in der Miniaturmalerei, lernte dann als Kaufmann in Danzig und Berlin, jede müßige Stunde für seine Kunst benutzend. Später gab er das kaufmännische Fach auf und widmete sich ganz dem Zeichnen und Malen, wobei er sich in der Zeichnung an die Werke von Watteau und Boucher, in der Malerei an die Berliner Künstler Haid und Rode hielt. Daneben malte er unablässig Miniaturbildnisse und versuchte sich auch 1756 in der Radierung. Durch mehrere kleine geätzte Blätter erregte er die Aufmerksamkeit der Berliner Akademie der Wissenschaften, die ihm den Auftrag gab, die Bilder für den von ihr herausgegebenen Kalender zu fertigen. Dadurch und durch andre rasch folgende Aufträge machte er sich so bekannt und geschätzt, daß er 1764 zum Rektor, 1788 zum Vizedirektor und 1793 zum wirklichen Direktor der Akademie der bildenden Künste ernannt wurde. C. fand die Anerkennung seiner Zeitgenossen in reichem Maß; es erschien fast kein künstlerisch ausgestattetes Werk, zu dem er nicht mindestens eine Vignette lieferte. Von besonderer Bedeutung sind seine gestochenen Illustrationen zu Shakespeare und zu den deutschen Dichtern seiner Zeit, weshalb er den Ehrentitel »Illustrator unsrer Klassiker« erhalten hat. Die Zahl seiner Blätter beläuft sich auf mehr als 3000. Hervorzuheben sind: der Abschied des Jean Calas, nach des Künstlers eignem Gemälde; Friedrich II. und der Kronprinz auf der Heerschau zu Potsdam; der Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig; General Zieten vor dem König sitzend; 12 Blätter zu »Minna von Barnhelm«; 12 Blätter zum »Don Quichotte«; die Blätter zu Lavaters »Physiognomischen Fragmenten«; 12 Blätter zum »Landprediger von Wakefield«; 13 Blätter zu Gellerts Fabeln; 8 Blätter zu Bürgers Gedichten; 12 Blätter zu Voltaires Schriften; 6 Blätter zu Schillers »Räubern«; 12 Blätter zu Yoriks »Empfindsame Reise«; 12 Blätter zu Shakespeares »Heinrich IV.«; 12 Blätter zum »Hamlet«; 12 Blätter zu Shakespeares »Lustigen Weibern von Windsor«; 12 Blätter zu »Coriolanus«; 12 Blätter zu Shakespeares »Sturm«; 12 Blätter zu »Macbeth«; 12 Blätter zu den Anekdoten von Friedrich II.; 6 Blätter zur »Luise« von Voß; 12 Blätter zur Geschichte des nordamerikanischen Freiheitskriegs; 12 Blätter Modetorheiten u. a. C. ist wegen der Wahrheit, Lebendigkeit und Laune, mit der er Figuren seiner Zeit darstellte, als der Gründer einer neuen Kunstgattung zu betrachten und in der naiven Unbefangenheit seiner Darstellung der Vorläufer der realistischen Genre- und Charaktermalerei des 19. Jahrh. Seine vorzüglichsten Darstellungen sind aus dem bürgerlichen Leben gegriffen. Überall zeigt er sich als tiefen Kenner des menschlichen Herzens und treffenden Sittenmaler, indem er bald das Laster mit den grellsten Farben schildert, bald die Torheiten der Zeit mit launigem Spott geißelt, und dies alles auf kleinem Raum. In kleinern Vignetten war er glücklicher als in größern Darstellungen, und in der ihm eigentümlichen Sphäre des gewöhnlichen Lebens wahrer und lebendiger als in den idealen Darstellungen. Die Berliner Akademie besitzt 100 Tusch- und Federzeichnungen des Meisters, darstellend seine Reise nach Danzig, mit Laune und Liebe entworfene Blätter (in Lichtdruck hrsg., Berl. 1882). Es gibt von ihm auch einige (unbedeutende) Ölbilder, deren zwei das Berliner Museum besitzt. Vgl. Jacobi, Verzeichnis von Chodowieckis sämtlichen Kupferstichen (Leipz. 1814); W. Engelmann, Daniel Chodowieckis sämtliche Kupferstiche (das. 1857, Nachträge 1860); v. Oettingen, Daniel C., ein Berliner Künstlerleben im 18. Jahrhundert (Berl. 1895); Kämmerer, Chodowiecki (Bielef. 1897); Focke, C. u. Lichtenberg (Leipz. 1901).

2) Wilhelm, Kupferstecher, Sohn des vorigen, geb. 1765, gest. 1805, arbeitete, von seinem Vater gebildet, als Kupferstecher zu Berlin in dessen Manier mit solchem Erfolg, daß jener des Sohnes frappante Charakterzeichnungen unter seinem Namen veröffentlichte.

Chodscha, s. Chawadscha.

Chodshent, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (22,803 qkm mit [1897] 186,612 Einw.) im Distrikt Samarkand des russisch-zentralasiat. Generalgouvernements Turkistan, nahe dem Einfluß des Chodscha Bakargan in den Sir Darja, unter 40° 17′ nördl. Br., hat 202 Moscheen, 24 Medressen, 40 Schulen, 5 Karawanseraien, ausgezeichnete Seiden- und Baumwollspinnereien und Webereien, Färbereien, Baumwollen-, Obst- und Weinbau und (1897) 30,076 Einw., meist Tadschik, Uzbeken und Russen. — C. gilt für die älteste Stadt Mittelasiens. Es bildet mit Dschisak und Ura Tjube und deren Umgebung eine Herrschaft, die zeitweise von unabhängigen Beks regiert wurde, von denen nur der Uzbeke Ak Buta-Bek Anfang des 18. Jahrh. genannt sei; er befestigte die Stadt und besserte die Zitadelle aus. Den Gulbach, die Wohnstätte der Beks, erbaute Schadman-Bek. Anfang des 19. Jahrh. wurde C. durch Alim-Chan von Chokand genommen; bald hatten es die Chokander, bald die Bocharen in Besitz, bis es 5. Juni 1866 von den Russen besetzt wurde.

Chodziesen, s. Kolmar 2).

Chodźko, 1) Ignacy, poln. Schriftsteller, geb. 15. Jan. 1795 zu Zabloczyzna in Litauen, gest. 1. Aug. 1861, studierte 1811—14 in Wilna und schrieb zuerst Oden und anakreontische Lieder im »klassischen Stil«. Später veröffentlichte er eine Reihe von trefflichen Schilderungen der litauischen Zustände, die u. d. T.: »Litauische Bilder« (Wilna 1840—62, 13 Bde. in 6 Serien) und »Litauische Überlieferungen« (das. 1852—58, 4 Serien) erschienen. Einiges davon findet sich, ins Deutsche übersetzt, in Woyckes »Sitten- und Charakterbildern aus Polen und Litauen« (Berl. 1862, 2 Tle.).

2) Leonard, poln. Geschichtschreiber, geb. 6. Nov. 1800 in Oborek an der Beresina (Gouv. Wilna), gest. 12. März 1871 in Poitiers, studierte in Wilna, wurde 1819 Sekretär des Fürsten Ogiński, mit dem er große Reisen machte, und ließ sich 1826 in Paris nieder. In der Julirevolution (1830) focht er auf seiten der Liberalen und ward Lafayettes Adjutant. Zuletzt war er Bibliothekar im Unterrichtsministerium. C. veröffentlichte in polnischer und französischer Sprache eine große Anzahl biographischer, historischer und geographischer Schriften, unter denen »La Pologne historique, littéraire, monumentale et pittoresque« (Par. 1835—36, 3 Bde.) und seine illustrierte »Histoire populaire de la Pologne« (das. 1835) zahlreiche Auflagen erlebten.

3) Alexander, poln. Schriftsteller und Sprachgelehrter, geb. 11. Juli 1804 zu Krzywicze in Litauen, gest. 20. Dez. 1891 in Juvisy, studierte zu Wilna, wo er innige Freundschaft mit Mickiewicz schloß, darauf an der orientalischen Akademie zu Petersburg, war dann 1829—41 russischer Konsul in der persischen Stadt Resçht am Kaspischen Meer und begab sich von da 1842 nach Paris, wo er 1858 an Mickiewicz' Stelle die Professur der slawischen Literatur am Collège de France erhielt, die er bis 1884 bekleidete. C. veröffentlichte (1829) romantische Balladen und Übersetzungen neugriechischer Gedichte, die poetische Erzählung »Derar«, Übersetzungen persischer Romane und Dramen (»Théâtre persan«, Par. 1878) sowie altslawischer Legenden (»Légendes slaves du moyen-âge«, das. 1859), ferner in französischer und englischer Sprache wissenschaftliche Werke über persische Poesie und Grammatik (»Grammaire persane«, das. 1852, 2. Aufl. 1883) sowie auch eine Reihe slawistischer Werke, worunter die »Grammaire paléoslave« (das. 1869) und die »Études bulgares« (das. 1875) die wichtigsten sind.

Choës (das »Kannenfest«), athenisches Fest, der zweite Tag der Anthesterien (s. Anthesterion), an dem bei öffentlichem Schmaus der neue Wein aus Kannen unter Trompetenschall um die Wette getrunken wurde und die Vermählung der Basilissa, der Gattin des Archon Basileus, als Vertreterin des Landes, mit Dionysos stattfand.

Choi, Stadt in der pers. Provinz Aserbeidschân, an der Karawanenstraße von Tebriz nach Erzerum, 1200 m hoch, eine der schönsten Städte Persiens, hat breite, von Kanälen durchschnittene Straßen, eine armenische Vorstadt mit 2 Kirchen, eine große Karawanserai und 20—30,000 meist pers. Einwohner. Die Umgegend ist einer der bevölkertsten Teile Persiens mit starkem Reis-, Obst-, Korn- und Baumwollenbau.

Choiromyces, s. Trüffel.

Chois., bei Pflanzennamen Abkürzung für Jacques Denys Choisy (spr. schuasí), geb. 5. April 1799 in Jussy bei Genf, gest. 26. Nov. 1859 in Genf als Professor der Botanik; schrieb Monographien für den »Prodromus«.

Choiseul, eine der engl. Salomoninseln, von Bougainville im NW. durch die Bougainvillestraße, von Isabella im SO. durch die Manning- oder Pittstraße getrennt, 5850 qkm groß, wird von einer hohen, steilen Kette durchzogen; der Nordwestteil ist eine mäßig hohe, waldige Ebene (vgl. Karte beim Art. »Bismarck-Archipel«).

Choiseul (spr. schuasöl), Name einer franz. Adelsfamilie, von dem Flecken Choiseul im Depart. Obermarne herrührend. Die Familie stammte von den Grafen von Langres ab und teilte sich in mehrere Zweige. Die wichtigsten Mitglieder sind:

1) Etienne François, Herzog von C.-Amboise, Marquis von Stainville, franz. Staatsmann, geb. 28. Juni 1719, gest. 7. Mai 1785, ursprünglich Graf Stainville, trat in den Militärdienst und zeichnete sich im Österreichischen Erbfolgekrieg bei Prag (1741) aus. Nach seiner Rückkehr wurde er, geistreich, gewandt, aufgeklärt und taktvoll, ein Günstling der Marquise von Pompadour, 1748 Generalleutnant und 1758 Herzog von C. Die Pompadour machte ihn 1756 zum Gesandten in Rom und dann in Wien, wo er für das Bündnis mit Österreich gegen Friedrich d. Gr. arbeitete. Obwohl diese Politik Frankreich opfervoll und unpopulär war, hielt C., der im Oktober 1758 das Ministerium des Auswärtigen übernahm, auf das Geheiß seiner Beschützerin daran fest, konnte aber nichts ausrichten, da fast alle Generale unfähige Hofleute waren. C. übernahm daher 1761 das Kriegs-, später auch das Marineministerium und überließ das Auswärtige seinem Vetter C., nachmaligem Herzog von Praslin. Auch brachte er 15. Aug. 1761 den Bourbonischen Hausvertrag (s. d.) zwischen Frankreich, Spanien, Parma und Sizilien zu stande. Populär wurde C. erst durch den Pariser Frieden vom 10. Febr. 1763 und noch mehr, als er den König zur Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich bewog. Selbst der Tod der Pompadour (1764) erschütterte nicht die Stellung Choiseuls. Er befolgte ein festes System: Freiheit und Versöhnlichkeit im Innern, nach außen Isolie-

rung Englands. C. bekämpfte den jesuitischen Einfluß, nahm die Jansenisten und Protestanten in Schutz und begünstigte die Parlamente, förderte Handel und Industrie sowie die wissenschaftliche Tätigkeit. An dem Bündnis mit Österreich hielt er fest und brachte die Vermählung der Kaisertochter Marie Antoinette mit dem Dauphin zu stande. Er verschaffte Frankreich durch einen Vertrag mit der Republik Genua (1768) und durch militärische Maßregeln bis zum Juni 1769 den Besitz der Insel Korsika. Die Gunst des Königs verlor C. durch die unwürdige neue Maitresse Ludwigs XV., die Dubarry, der C. offen seinen Widerwillen zeigte. Als nun C. den Ausbruch des Rachekrieges gegen England zu beschleunigen suchte und sich an Spanien anschloß, ließ ihn Ludwig XV. fallen (24. Dez. 1770). C. durfte sich nach seinem Landsitz Chanteloup an der Loire begeben. Ludwig XVI. gestattete bei seiner Thronbesteigung 1774 C., wieder am Hof zu erscheinen. Die 1790 unter seinem Namen herausgegebenen »Memoiren« sind unecht. Vgl. K. v. Schlözer, C. und seine Zeit (2. Aufl., Berl. 1857); Grasset, Madame de C. et son temps (Par. 1874); Daubigny, C. et la France d'outremer (das. 1892); Calmettes, C. et Voltaire (das. 1902); Maugras, Mad. de C. et le patriarche de Ferney (das. 1889); Derselbe, Le duc et la duchesse de C. (das. 1902) und La disgrâce du duc et de la duchesse de C. (das. 1903).

2) Marie Gabriel Auguste Laurent, Graf von C.-Gouffier, franz. Diplomat und Altertumsforscher, geb. 27. Sept. 1752, gest. 20. Juni 1817, reiste 1776 nach Griechenland und veröffentlichte darüber den »Voyage pittoresque de la Grèce« (1780—1824, 3 Bde., mit 300 Kupfertafeln; neue Ausgabe, von Miller und Hase besorgt, 1840—52), der ihm 1784 die Mitgliedschaft der französischen Akademie erwarb. Bald darauf zum Gesandten in Konstantinopel ernannt, verfolgte er seine Studien weiter. Als das Königtum gestürzt wurde, floh er nach Rußland. Paul I. ernannte ihn zum Staatsrat, Direktor der Kunstakademie und kaiserlichen Bibliothekar. Nach Alexanders I. Thronbesteigung (1801) kehrte er nach Frankreich zurück und lebte nur den Wissenschaften. Nach der Restauration wurde er Pair von Frankreich, Staatsminister und Mitglied des Kabinettsrats.

Choisy, J. D., s. *Chois*.

Choisy-le-Roi (spr. schoasi-lö-rŏá), Stadt im franz. Depart. Seine, Arrond. Sceaux, am linken Ufer der Seine und an der Orléansbahn, 11 km südlich von Paris, hat Reste eines 1797 zerstörten königl. Lustschlosses, ein Denkmal des hier gestorbenen Rouget de l'Isle, Fabrikation von Porzellan, Chemikalien ꝛc. und (1901) 11,601 Einw. — Hier siegte das 6. deutsche Korps 30. Sept. 1870 über französische Ausfallstruppen unter Vinoy. In der Nacht vom 28. zum 29. Nov. besetzten die Franzosen für einige Zeit den Bahnhof.

Chok (franz. Choc, spr. schock), gewaltsamer Zusammenstoß zweier Körper, speziell das gewaltsame Anrennen einer Reiterlinie gegen dieselbe Waffe, das mit der höchsten Wucht ausgeführt werden muß. Der Anlauf zum C. in voller Karriere beginnt erst etwa 80 m vom Feinde. Die Reiter halten den Degen oder Säbel weit vorgestreckt (Auslage vorwärts), die gesamte deutsche Kavallerie führt den C. mit eingelegter Lanze aus. Kavallerie in Kolonne geht zum C. meist nur im Galopp, in Linie stets in der Karriere.

Chokand (Kokan), ehemaliges Chanat in Zentralasien, jetzt Hauptstadt der Provinz Ferghana im russisch-zentralasiat. Generalgouvernement Turkistan, am Karasu, linkem Nebenfluß des Sir Darja, mit (1897) 54,452 Einw., eine durchaus moderne Stadt, die schönste Zentralasiens, mit breiten Straßen, großen Plätzen, einem großen, in maurischem Stil erbauten Palast, ehemals Residenz des Chans, jetzt des russischen Gouverneurs, einem Basar, dem schönsten Turkistans, in dem alle Produkte Zentralasiens zu finden sind, und starker Garnison. — Nach dem großen Mongolensturm kamen hier die Uzbeken zur Herrschaft. Timur entthronte die Dschengisiden; seine Nachkommen regierten lange, Baber war der letzte. Als dieser von Obeidullah (1511) geschlagen war, verlor C. seine Selbständigkeit, die es erst nach dem Sturz der Schaibaniden (s. Bochara) wiederherstellte. Von der schlaffen Regierung der letzten Aschtarchaniten (s. d.) waren die Herrscher Chokands, seit 1700 völlig unabhängig, wenig beunruhigt. Mit dem Auftreten des Hauses Mangit (s. d.) änderte sich aber das Verhältnis: Mir Maasum führte wegen Chodshent einen blutigen Krieg, und sein Enkel Nasrullah suchte sich Chokands zu bemächtigen, dem Mohammed Ali-Chan von C. durch Grenzerweiterung und durch Hebung des innern Wohlstandes einen gewissen Glanz verliehen hatte. Daraus entstanden seit 1841 langwierige Kämpfe, in denen Mohammed den Tod fand. Mohammeds Enkel, Chudajar-Chan, der seine Residenz in Samarkand aufgeschlagen hatte, vermochte dem Vorschreiten der Russen keinen Damm entgegenzusetzen: die Stadt Turkistan (23. Juni), Tschimkant (4. Okt. 1864) und Taschkend (29. Juni 1865) fielen in ihre Hände. Jetzt nahm sich Mozaffar ed-din von Bochara Chudajars an, eroberte das östliche C. und setzte ihn hier als Chan ein. Gegen die Russen aber verlor er die Schlacht bei Jirdschar 20. Mai 1866; am 5. Juni fiel auch Chodshent. Chudajar mußte die Talgegend des Sir Darja von Mehrem ab abtreten, seine Städte den Russen öffnen und eine Kontribution zahlen. Die äußere Politik wurde ausschließlich von Taschkent aus geleitet; in den innern Angelegenheiten blieb er indes sein eigner Herr. Infolge seiner Bedrückungen empörte sich jedoch 1875 sein Volk und zwang ihn, auf russisches Gebiet zu fliehen; an seiner Stelle wurde sein Sohn Nassr ed-din von dem Kiptschaken Abd er Rahmân zum Herrscher von C. eingesetzt. Darauf überschritten die Aufständischen die russische Grenze. Aber das Gefecht bei Teljan, die Einnahme der Festen Machram und C. zwangen Nassr ed-din zur Abtretung des rechten Ufers des Sir Darja von der russischen Grenze bis zum Naryn. Bald brachen aber im südlich vom Sir Darja gelegenen Gebiete Unruhen aus. Pulat-Bek wurde von Abd er Rahmân zum Chan ausgerufen, nach der Einnahme von Andidschan 20. Jan. 1876 jedoch mit diesem gefangen genommen und die Ruhe wiederhergestellt. Nassr ed-din kehrte als Chan zurück, geriet jedoch bald wieder in die Hände der russenfeindlichen Partei. Daraufhin wurde 3. März das bisherige Chanat C. als Ferghana dem Generalgouvernement Turkistan einverleibt. Vgl. Vambéry, Geschichte Bocharas (Stuttg. 1872); Derselbe, Reise in Mittelasien von Teheran nach Chiwa, Bochara und Samarkand (2. Aufl., Leipz. 1873); Krahmer, Rußland in Mittelasien (das. 1898); Nalivkin, Geschichte des Chanats C. (russ.; franz. von Dozon, Par. 1889); Schurtz im 2. Band von Helmolts »Weltgeschichte« (Leipz. 1902).

Choke bore, s. Jagdgewehre.

Chokieren (spr. schō-, v. franz. choquer), stoßen, anstoßen, beleidigen, mißfallen; chokant (franz. choquant), anstößig, auffällig, beleidigend.

Chokolade, s. Schokolade.

Chol (spr. tschol), Mayastamm im mexikan. Staat Chiapas, mit besonderm Dialekt, bewohnt gegenwärtig nur fünf Dörfer des Depart. Palenque. In ihrem Gebiete die großartigen Ruinen von Palenque (s. d.).

Cholagōga, gallenabführende Mittel.

Cholalsäure, s. Galle und Gallensäuren.

Cholämie (griech.), Beimischung von Galle zum Blut, s. Gelbsucht.

Cholecystektasie (griech.), Gallenblasenerweiterung; Cholecystenterostomie, operative Verbindung der Gallenblase mit dem Darm bei Verschluß der Gallenwege; Cholecystitis, Entzündung der Gallenblase.

Cholecystotomie (griech.), operative Eröffnung der Gallenblase zur Entfernung von Steinen und des in der Blase angehäuften Sekrets (Wasser oder Eiter). Die C. wird mehr und mehr durch die Cholecystektomie (Fortnahme der kranken Gallenblase) ersetzt, nachdem zahlreiche Erfahrungen die Gallenblase als entbehrliches Reservoir der Galle haben erkennen lassen.

Choledochus (Ductus c.), der Gallengang, s. Gallenblase.

Cholein säure, s. Galle und Gallensäuren.

Cholelithiasis (griech.), s. Gallensteine.

Cholen, s. Saigon.

Cholera (griech., Brechruhr), eine Infektionskrankheit, von der man die echte oder asiatische C. und die bei uns heimischen Formen der C. nostras unterscheidet. Die asiatische C. wird durch den von Robert Koch 1883 entdeckten Bazillus C. (Kommabazillus, s. Tafel »Bakterien«, Fig. 14) hervorgerufen. Die Infektion erfolgt durch den Darmkanal. Die Bazillen werden mit Nahrungsmitteln, Trinkwasser ꝛc. verschluckt, passieren den Magen unverändert, wenn dort nicht viel Salzsäure sezerniert wird, und gelangen in den Darm, wo sie sich reichlich entwickeln, ohne aber weiter in den Körper einzudringen. Sie rufen heftige Diarrhöen und Erbrechen hervor. Die sonstigen Krankheitssymptome, welche die C. zeigt, sind durch Wasserverarmung oder Resorption von im Darmkanal durch die Tätigkeit der Bazillen gebildeten Giften zu erklären. Die C. steckt nicht direkt von Person zu Person an. Die Verbreitung der C. erfolgt vielmehr, da die Infektionserreger durch Stuhl und Erbrechen entleert werden, durch Verunreinigung der Nahrungsmittel mit diesen Dejekten. Die Bazillen erhalten sich außerhalb des Körpers in feuchtem Zustand einige Zeit. Austrocknung tötet sie rasch. Gefährdet sind in erster Linie die Menschen, die mit den Dejekten der Kranken zu tun haben, die z. B. beschmutzte Wäsche waschen und sich danach nicht genügend desinfizieren. Die Cholerabazillen können ferner mit Nahrungsmitteln, z. B. Milch, Obst, eingeführt werden; die bei weitem wichtigste Infektionsmöglichkeit aber ist die Verunreinigung des Trink- und Nutzwassers mit Bazillen. Es erklärt sich dadurch auch das sprungweise Auftreten. Wird z. B. die Wasserleitung einer Stadt, wie 1892 in Hamburg, mit denselben verunreinigt, so tritt die Krankheit in den von dieser Wasserleitung versorgten Gebieten geradezu explosionsartig auf. Gegenüber dieser jetzt allgemein angenommenen Auffassung war Pettenkofer der Ansicht, daß die von Cholerakranken entleerten Keime erst in einen örtlich und zeitlich besonders disponierten Boden gelangen müßten, um infizieren zu können. Diese Disposition sei durch den jeweiligen Stand des Grundwassers in erster Linie gegeben. Wenn auch die Pettenkofersche Theorie, namentlich auf Grund seines berühmten Selbstversuchs (Pettenkofer und Emmerich aßen Cholerabazillen und erkrankten beide) abgelehnt werden muß, so ist doch zuzugeben, daß bei Epidemien in den Entleerungen anscheinend gesunder Menschen Cholerabazillen gelegentlich gefunden worden sind. Die asiatische C. ist in Indien, und zwar im Gangesgebiet, einheimisch. In Europa ist sie bisher in sechs großen Epidemien aufgetreten (1823, 1829—37, 1847—57, 1865—73, 1882—87, 1892—93). Es steht zu hoffen, daß ein nochmaliges Einbrechen, da man die Wege der Infektion kennt, ebenso oder noch besser lokalisiert werden kann, als das bei der letzten Hamburger Epidemie der Fall war. Die wichtigste Abwehrungsmaßregel ist die sofortige Isolation an C. Erkrankter, die aus einem verseuchten Gebiet zureisen, es muß daher der Verkehr beaufsichtigt werden; es hat aber keinen Zweck, gesunde Menschen aufzuhalten und den Verkehr überhaupt zu unterbrechen.

Der Krankheitsverlauf kann je nach Menge und Virulenz der Bazillen ein recht verschiedener sein. Der typische Verlauf ist etwa folgender. Nachdem einige Tage Durchfall, sogen. prämonitorische Diarrhöe, bestanden hat, häufen sich plötzlich die flüssigen Entleerungen enorm, es tritt daneben Erbrechen ein. Die Entleerungen verlieren rasch ihre kotige Beschaffenheit und werden Reiswasser oder Mehlsuppen ähnlich. Die Kranken haben starken Durst, können ihn aber wegen des anhaltenden Erbrechens nicht stillen. Durch den starken Flüssigkeitsverlust verfallen die Kranken rasch, sie trocknen förmlich aus. Die Züge werden spitz, die Stimme wird heiser (vox cholerica). Krampferscheinungen, namentlich Wadenkrämpfe, treten auf. Die Urinsekretion ist minimal, auch andre Sekretionen (Schweiß, Speichel, Tränen) stocken. Die Temperatur sinkt bis zu subnormalen Werten. Die Kranken werden stark benommen und pulslos (stadium asphycticum). In diesem Stadium sterben eine Reihe von Kranken etwa 1—2 Tage nach Einsetzen des Anfalles. Andre erholen sich, die Durchfälle und das Erbrechen lassen nach, die Sekretionen kommen wieder in Gang, der Puls wird wieder fühlbar; aber auch dann sind die Kranken noch nicht außer Gefahr, denn nun tritt häufig entweder ein fieberhafter Zustand, der wohl durch Vergiftung mit Choleratoxinen bedingt ist, das Choleratyphoid, ein, oder es tritt eine schwere Nierenerkrankung, die Choleranephritis, auf und führt die Kranken unter urämischen Erscheinungen zum Tode. Die Sterblichkeit der ausgebildeten Fälle beträgt 40—50 Proz. Außer dieser geschilderten Form kommen leichtere vor, die sich nur durch Diarrhöe äußern, Choleradiarrhöe, oder die nur zu Erbrechen und starker Diarrhöe, aber ohne Entwickelung des asphyktischen Stadiums, führen (Cholerine) und binnen wenigen Tagen genesen. Anderseits kommen sehr schwere Fälle vor, in denen der Kranke, noch ehe es eigentlich zu stärkern Diarrhöen kommt, unter den Zeichen schwerster Vergiftung binnen wenigen Stunden stirbt (C. siderans).

Die Behandlung der Cholerakranken sucht die Durchfälle und das Erbrechen durch zweckmäßige Medikamente einzuschränken, die Tätigkeit des Herzens anzuspornen und den Flüssigkeitsverlust zu ersetzen. Zu letzterm Zwecke haben sich namentlich große Einläufe mit Tannin bewährt (Enteroklyse nach Cantani) und ebenso die subkutane oder intravenöse Infusion einer physiologischen Kochsalzlösung (Hypodermatoklyse). Eine Serumbehandlung ist praktisch noch nicht genügend erprobt. Mitunter hat man

von heißen Bädern oder andern hydrotherapeutischen Verfahren, z. B. Frottierungen mit Eis, Erfolge gesehen, doch sollten dieselben bei einer so gefährlichen Erkrankung nur auf ärztlichen Rat angewendet werden. Ist C. in einem Bezirk ausgebrochen, so ist vor allem vor sinnloser Angst zu warnen. Es ist zunächst natürlich jeder Kranke tunlichst zu isolieren, und seine Dejektionen sind durch zuverlässige Desinfektion unschädlich zu machen, ebenso ist für Desinfektion der Wäsche Sorge zu tragen. Jeder Cholerafall ist ungesäumt anzuzeigen, auch verdächtige Fälle sind streng zu beobachten. Nach Möglichkeit wird man der Quelle der Infektion nachgehen. Verdächtige Brunnen und Leitungen sind zu sperren oder wenigstens das Wasser nur im abgekochten Zustande zu benutzen, ebenso ist der Verkauf von Lebensmitteln, die mit Cholerakranken in irgend welche Berührung kamen oder kommen konnten, zu verbieten, also z. B. Milch, Gemüsehandlungen, unter deren Personal Erkrankungen vorkamen, zu schließen. Ganz besonders ist aber Wert auf die persönliche Prophylaxe zu legen. Vor jeder Mahlzeit soll man sich zuverlässig die Hände reinigen, man soll sich vor allen Exzessen in Speise und Trank hüten, die zu Verdauungsstörungen führen könnten, beim Auftreten solcher aber sich sofort an den Arzt wenden. In Ländern, in denen C. endemisch herrscht, hat man anscheinend mit Erfolg einen Impfschutz durch Impfung mit abgetöteten Bazillen nach Haffkine versucht, der wenigstens einige Monate Sicherheit zu bieten scheint. Zur sichern Erkennung der C. benutzt man zwei Arten von Serum, ein bakteriologisches, aus Kaninchenblut gewonnen, und ein agglutinierendes, aus Pferdeblut.

Die C. nostras stellt einen sehr heftigen, wahrscheinlich gleichfalls infektiösen Magendarmkatarrh dar, der vorzugsweise in den Sommermonaten auftritt und sogar in endemischer Form vorkommt. Näheres s. Brechdurchfall. Akute Arsenikvergiftung kann einen Cholerafall vortäuschen, und an isoliert auftretenden Fällen muß man auch diese Möglichkeit in Betracht ziehen.

Vgl. außer Pettenkofers Arbeiten: Kochs Arbeiten in der Denkschrift der Cholerakommission für das Deutsche Reich (Berl. 1873), im Berichte der Konferenz zur Erörterung der Cholerafrage (das. 1884), in der »Deutschen medizinischen Wochenschrift« (1884, 1885 u. 1886) und in den Arbeiten aus dem kaiserlichen Gesundheitsamt (Bd. 3, 1888); Riedel, Die C. (Berl. 1887); Fayrer, Geschichte und Epidemiologie der C. (Münch. 1889), mit Beiträgen von Ernst Greiffenberg (C. in Indien), Schuster (Quarantänen), Cramer (Ätiologie); Flügge, Verbreitungsweise und Abwehr der C. (Leipz. 1893); »Die C. im Deutschen Reich 1892—1893« (Berl. 1894, 5 Hefte von Gaffky, Kübler und Wutzdorff); »Amtliche Denkschrift über die Choleraepidemie 1892« (das. 1892); Klemperer, Untersuchungen über Infektion und Immunität bei der asiatischen C. (das. 1894); »Maßnahmen gegen die C.« (das. 1893); Reincke, Die C. in Hamburg und ihre Beziehungen zum Wasser (Hamb. 1894); Wolter, Das Auftreten der C. in Hamburg 1831—1893 (Münch. 1898).

Cholera des Geflügels, s. Geflügelcholera.

Choleradistel, s. Xanthium.

Choleranephritis, **Choleratyphoïd** } s. Cholera.

Choleriker, Mensch mit cholerischem Temperament (s. Temperament).

Cholerine, s. Cholera.

Choles (spr. tschōs), Volksstamm der Maya im kolumbischen Staat Panama, bewohnt die Küste im S. des Golfes von Darien und baut seine Wohnungen am Wasser auf Pfählen 2—2,5 m über dem Boden.

Cholesteatom, s. Perlgeschwulst.

Cholesterin (Cholestearin, Gallenfett) $C_{27}H_{45}.OH$ findet sich in der Galle der höhern Tiere, in der Nervensubstanz, im Blut, Eigelb, in den Exkrementen, im Hauttalg, im Wollschweiß (teils an Öl-, Palmitin- und Stearinsäure gebunden), pathologisch in Gallensteinen, im Eiter, im Cholesteatom, in zerfallenden Tuberkeln und Carcinomen. Man erhält es aus den mit Wasser ausgekochten Gallensteinen durch Ausziehen mit Äther. Es bildet farblose, perlglänzende Kristalle, ist geschmack- und geruchlos, unlöslich in Wasser, löslich in Alkohol, Äther und fetten Ölen, schmilzt bei 145° und destilliert bei 360°. C. besitzt große Neigung, sich zu emulsionieren und begünstigt die Emulsionierung der Fette (daher die Benutzung von Eigelb in der Küche zur Herstellung fettreicher Saucen). Es verhält sich chemisch wie ein einsäuriger Alkohol und bildet z. B. mit organischen Säuren unter Austritt von Wasser Ester; bei der Oxydation liefert es Cholesterinsäure, die auf gleiche Weise aus Gallensäuren erhalten wird. Im Wollfett findet sich noch isomeres Isocholesterin (Schmelzpunkt 138°), in Erbsen, Bohnen, Mandeln, im Mandel- und Olivenöl, im Getreide und wahrscheinlich sehr verbreitet in Samen, Blüten und im jungen Pflanzengrün vorkommendes isomeres Phytosterin schmilzt bei 132°. Über die Rolle, die das C. im Organismus spielt, ist nichts Sicheres bekannt.

Cholet (spr. schólä), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Maine-et-Loire, an der Moine, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie La Possonnière-Niort, hat eine moderne Kirche, ein College, eine Gewerbekammer, blühende Industrie in Flanell, Baumwollen- und Leinenstoffen, die in der Stadt und der Umgebung 50—60,000 Arbeiter beschäftigt, bedeutende Viehmärkte, Granitbrüche und (1901) 17,537 Einw. In der Umgegend finden sich mehrere megalithische Monumente.

Cholevius, Johannes Karl Leo, Literarhistoriker, geb. 11. März 1814 zu Barten in Ostpreußen, gest. 13. Dez. 1878 zu Königsberg i. Pr., studierte 1833—37 daselbst, wo er (nach mehrjähriger Lehrtätigkeit in Rastenburg) von 1839—78 am Kneiphöfischen Gymnasium ersprießlich wirkte. Von seinen Arbeiten verdienen die »Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen« (Leipz. 1854—56, 2 Bde.) sowie »Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts« (das. 1866) rühmliche Erwähnung. Wir nennen ferner die »Ästhetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung zu Goethes ‚Hermann und Dorothea'« (Leipz. 1863; 3. Aufl. von G. Klee 1897). In Schulkreisen fanden seine »Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen« (Bd. 1, 10. Aufl., das. 1887; Bd. 2, 8. Aufl. 1886) sowie die »Praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze« (6. Aufl., das. 1893) große Anerkennung.

Choliambus, s. Skazon.

Cholin, s. Galle.

Cholm, 1) (poln. Chełm) Kreisstadt im polnisch-russ. Gouv. Lublin, an der Uker, die dem Bug zufließt, in getreidereicher Gegend, Knotenpunkt der Eisenbahnen Kowel-Malawa und Brest-C., hat ein Schloß, mehrere griechische und kath. Kirchen, ein Gymnasium und (1897) 19,236 Einw., die bedeutenden Handel mit

Vieh und Getreide treiben. C. ist Sitz eines griechischen Bischofs. — 2) Stadt im russ. Gouv. Pskow, an dem sich hier mit der Kunja verbindenden und in den Ilmensee fallenden schiffbaren Lowatfluß und an den äußersten Vorbergen des Waldaiplateaus, mit (1897) 5899 Einw.

Cholmogory (»Hügelberge«), alte Stadt im russ. Gouv. Archangel, an westlichen Ufer der Dwina, hat mehrere Kirchen, eine Navigationsschule, einen kleinen Kaufhof und (1897) 1465 Einw., die hauptsächlich Viehzucht treiben. Die Cholmogorysche Rindviehrasse, von besonderer Schönheit und großem Milchreichtum, wird in ganz Rußland mit Vorliebe gezüchtet. C. ist Geburtsort des Dichters Lomonossow, dem hier ein Denkmal errichtet ist.

Cholnoky, Eugen, ungar. Geolog und Reisender, geb. 1870 in Veszprim, studierte in Budapest, wo er Assistent an der Technischen Hochschule wurde, und nahm an der wissenschaftlichen Erforschung des Plattensees teil, worüber er »Die Limnologie des Plattensees« (ungar.) veröffentlichte. 1896—98 bereiste er das Tiefland Chinas, untersuchte dann die Gebirgskette des Huai, die sich als eine östliche Fortsetzung des Kuenlün erwies, und durchforschte die Mandschurei. 1899 wurde er zum Sekretär der Ungarischen Geologischen Gesellschaft gewählt und begann mit der Veröffentlichung seiner Reiseergebnisse. Außerdem ist er Adjunkt der geographischen Lehrkanzel an der Budapester Universität.

Cholo (spr. tschō-), s. Farbige.

Choloepus, das Faultier.

Cholsäure, s. Gallensäuren.

Cholui, Marktflecken im russ. Gouv. Wladimir, Kreis Wjasniki, an der großen Straße von Moskau über Wladimir nach Nishnij Nowgorod, hat eine griechische Hauptkirche, einen Kaufhof und ca. 2172 Einw., die sich vorzugsweise mit dem Malen von Heiligenbildern (jährlich ½ Mill. Stück) beschäftigen.

Cholúla (spr. tscho-, San Pedro), Stadt im mexikanischen Staat Puebla, 10 km westlich von Puebla, 2138 m ü. M., mit 7031 Einw., war zur Zeit Cortez' sehr industriereich (Metall- und Töpferwaren, Baumwollen- und Agavezeuge), besonders aber Hauptsitz des altmexikanischen Religionskultus, mit mehr als 400 Tempeln und mindestens 150,000 Einw. Merkwürdig ist der Teokalli (»Gotteshaus«), das riesenhafteste aztekische Bauwerk, aus ungebrannten Backsteinen zu Ehren des Gottes Quetzacoatl errichtet. Es bildet eine abgestumpfte Pyramide aus vier Abteilungen übereinander, 54 m hoch, mit einer Grundfläche von 11 Hektar. Die 4200 qm große Plattform trug einst tempelähnliche Gebäude, jetzt eine kleine Kirche.

Cholutèca (spr. tscho-), Hauptstadt des gleichnamigen Departements (1887: 43,588 Einw.) im mittelamerikan. Staat Honduras, an dem in die Fonsecabai des Stillen Ozeans mündenden Cholutecafluß, mit 4000 Einw. Der Handel geht über die in der Bai liegende Insel Tigre mit dem Freihafen Amalapa.

Chômage-Versicherung (franz. chômage, spr. schomāsch', das Feiern, Stillestehen, Unbeschäftigtsein) nennt man die Versicherung gegen die Verluste, die neben dem direkten, die Versicherungsgesellschaften zum Ersatz verpflichtenden Schaden durch die aus letzterm entstandene Störung im Geschäftsbetrieb dem Versicherten erwachsen. Sie hat sich von Frankreich nach Italien, Belgien ꝛc. verbreitet und wird bis jetzt nicht selbständig, sondern nur als Erweiterung andrer Versicherungen, insbes. der Feuerversicherung, doch auch der Unfallversicherung, eingegangen. In Preußen und andern deutschen Staaten ist die C. verboten. Vgl. Denjean, L'assurance contre le chômage (Par. 1899).

Chomer (hebr., »Haufe«, Korus), Hohlmaß der alten Hebräer, 2 Lethech (Artaba) zu 5 Epha enthaltend. Luther übersetzt bald Malter, bald (zu klein) Scheffel, bald behält er den Namen C. bei.

Chomjaków, Alexej Stepanowitsch, russ. Dichter, geb. 13. (1.) Mai 1804 in Moskau, gest. daselbst (an der Cholera) 5. Okt. (23. Sept.) 1860, erhielt eine sorgfältige Erziehung, diente 1822—25 in einem Gardekavallerieregiment, ging dann ins Ausland und hielt sich längere Zeit in Paris, wo er seinen ersten dramatischen Versuch »Jermak« (gedruckt Mosk. 1832) verfaßte, und dann in den westslawischen Ländern auf. 1828—29 machte er im weißrussischen Husarenregiment den türkischen Feldzug mit und lebte dann in Moskau und auf seinen Gütern einzig der Literatur. Aus dieser Periode stammen seine Tragödie »Der Pseudo-Demetrius« (»Dmitrij Samozvanec«, Mosk. 1833) und seine lyrischen »Gedichte« (das. 1844, 4. Ausg. 1888). Seine Dichtungen und ebenso seine spätern zahlreichen historischen, philosophischen und theologischen Abhandlungen, die er vielfach deutsch, englisch oder französisch schrieb, dokumentieren sich als Ergüsse eines, wenn auch wahrhaften, so doch oft zu weit gehenden Patriotismus, der, alles Fremde verschmähend, das Gute nur im Vaterland aufsuchte und in der Machtentfaltung des Slawentums, gegenüber dem Germanen- und Romanentum, den Beginn einer neuen Weltordnung erkennen wollte. Diese Ansicht findet man am schärfsten ausgesprochen in seinem »Sendschreiben an die Serben aus Moskau« (russ. u. serb., Leipz. 1860). 1846—47 machte er von neuem Reisen durch ganz Europa und legte nach seiner Rückkehr die Resultate seiner Beobachtungen in der slawophilen »Russkaja Besêda« nieder, an deren Herausgabe er seit 1856 den tätigsten Anteil nahm. Von 1858 bis zu seinem Tode war er Präsident der »Moskauer Gesellschaft russischer Literaturfreunde«. Eine Sammlung seiner Werke, herausgegeben von J. Samarin, erschien in Moskau 1861 ff. in 4 Bänden (Bd. 2, Prag 1867; Bd. 1 u. 3 in 2. Aufl., Mosk. 1880).

Chon, ägypt. Name des Herakles; s. Chons.

Chonä, Stadt, s. Kolossä.

Chondodéndron *Ruiz.* et *Pav.*, Gattung der Menispermazeen, schlingende Sträucher mit rundlichen oder länglichen Blättern, achsel- oder endständigen Blütentrauben und gestielten Steinfrüchten. Von den ca. sechs südamerikanischen Arten liefert C. tomentosum *R.* et *P.*, in Peru und Brasilien, die Pareirawurzel (Grieswurzel), die als wirksamen Bestandteil Pelosin (Bebeerin, s. d.) enthält und arzneilich benutzt wird. Vgl. Cissampelos.

Chondren, s. Meteorsteine.

Chondrin, s. Kollagen.

Chondrite, eine Gruppe der Meteorsteine (s. d.).

Chondrites *Sternb.*, fossile Seetanggattung mit vielfach verzweigten Formen, findet sich vom Silur bis Tertiär und gilt als Leitfossil für Untersilur, Unterdevon, Jura und das untere Tertiär der Voralpen.

Chondritis, Knorpelentzündung.

Chondrogen, s. Kollagen.

Chondroïten, soviel wie Schleimsteine.

Chondroïtinschwefelsäure, s. Kollagen.

Chondrologie (griech.), Lehre von den Knorpeln.

Chondróma, s. Knorpelgeschwulst.

Chondromukoïd, s. Kollagen.

Chondropterygii (Elasmobranchii, Selachii), Knorpelfische, s. Fische.

Chondrōse (griech.), Verknorpelung.

Chondrus *Ag.* (Knorpeltang), Algengattung aus der Ordnung der Florideen, etwa fünf vielgestaltige Arten der kältern Meere, namentlich der nördlichen Halbkugel, mit laubartigem, flachem, dichotomisch verzweigtem Vegetationskörper. C. crispus *Stackhouse*, in den nördlichen Teilen des Atlantischen Ozeans, liefert das Carragen.

Chonētes, s. Armfüßer.

Chonia, in den ältern Zeiten ein Landstrich an der südöstlichen Küste Italiens zwischen den spätern Städten Siris und Kroton, welchen vor den griechischen Ansiedelungen die Chones (deren auch in Epirus als Chaones vorkommender Name auf illyrischen Ursprung weist) bewohnten.

Choniates, Niketas Akominatos, byzantin. Geschichtschreiber, s. Niketas 1).

Chonosinseln (spr. tschō-, Guaytecasinseln), Archipel der chilen. Provinz Chiloé, zwischen der Insel Chiloé im N. und der Halbinsel Taitao im S., besteht aus 45 größern Inseln und unzähligen Inselchen und Klippen aus altvulkanischem Gestein und Glimmerschiefer und reich an schneebedeckten Berggipfeln, zusammen 12,200 qkm mit 800 Chonosindianern. Die Tierwelt ist arm, das Klima gleicht dem des Feuerlandes. Die größte Insel, Magdalena, ist im Motalat 1660 m hoch, 2225 qkm groß. Der beste Hafen ist Port Low.

Chons, ägypt. Gott (ungenau auch Chon genannt), Sohn des Ammon und der Mut, besonders in Theben verehrt und von den Griechen dem Herakles gleichgesetzt. Er ist wie Thoth ein Mondgott und trägt als solcher Mondscheibe und Sichel auf dem Haupte (s. Abbildung). Der neunte ägyptische Monat (Pachon oder Paschons, d. h. der dem C. geweihte) hat seinen Namen von C.

Chons von Theben.

Chontales (spr. tschon-), Departement des mittelamerikan. Staates Nicaragua, im O. des Nicaraguasees, 30,853 qkm und (1888) 31,063 Einw. (meist Indianer). Der größte Teil ist noch unbewohnte Wildnis, und nur bei der Hauptstadt Acayapa, dem Flecken Juigalpa und den von englischen Gesellschaften betriebenen Gold- und Silbergruben von Libertad am Ostabhang der Kordillere ist die Kultur eingedrungen. Die einzige Verbindung mit der Außenwelt geht über San Ubaldo am Nicaraguasee.

Choorie (Chooriebutter), s. Illipe.

Chopartsche Operation, die von dem franz. Arzt Chopart (1743—95) angegebene Exartikulation des Fußes in den Gelenken zwischen Hinter- und Mittelfuß: Sprung- und Fersenbein bleiben erhalten.

Choper (russ. Chopjór), Fluß im europäischen Rußland, der beim Dorf Kutschak im Kreis Pensa entspringt, die Gouvernements Pensa, Saratow, Woroneſh und das Donische Gebiet durchfließt und nach einem sehr gewundenen Laufe von 895 km unfern Jelanskaja links in den Don fällt. Sein bedeutendster Nebenfluß ist die Worona; außerdem münden in ihn der Kolytlei, Sawala, Mitkirei, Arkadak, Karai, deren Ufer mit zahlreichen Kolonistendörfern besetzt sind. Der C. ist ein echter Steppenfluß, oben 200—300 m, an der Mündung kaum 160 m breit. Sein rechtes Ufer ist fast überall steil, meist bewaldet und mit Hunderten von Grabhügeln (Kurganen) bedeckt; das linke ist meist niedrig und bebuscht. Im Sommer hat der Fluß wenig Wasser, während er im Frühjahr sein ganzes Tal überschwemmt und 6—7 km breit wird; dann ist er für etwa 14 Tage oberhalb der Woronamündung von zahlreichen Barken bedeckt, die Getreide, Spiritus, Häute, Wolle ꝛc. verschiffen. Später ist er nur unterhalb der Woronamündung schiffbar. Der Fischfang im C. liefert besonders schöne Sandarte und Hechte.

Choperſk, s. Nowochoperſk.

Choperſkiſche Steppe, ein aus fruchtbaren Wiesen und Waldflächen bestehender wellenförmiger Landstrich im südöstlichen Rußland, zu beiden Seiten des Choperflusses, dehnt sich besonders im Gouv. Woroneſh zwischen den Orten Nowochoperſk und Boriſſoglebſk aus und erzeugt treffliches Getreide sowie kräftiges Vieh; auch gedeihen verschiedene Obstsorten, namentlich Kirschen und Pflaumen. Letztere liefern den Choperskischen Pflaumengeist und werden gedörrt durch das ganze russische Reich verschickt. Bei Boriſſoglebſk schließt sich die sogen. Tambowſche Steppe an, welche die Worona (Nebenfluß des Choper) auf ihren beiden Uferseiten bis ins Gouv. Penſa hinein begleitet.

Chopi, Fluß im Gouv. Kutais der russ. Statthalterschaft Kaukasien, entspringt am Omjaschberg an der Grenze von Swanetien, durchfließt Mingrelien und mündet nach 140 km langem Lauf bei Redutkalé ins Schwarze Meer. Der C. ist der Chobus der Alten.

Chopin (spr. schopäng), Friedrich Franz, Klavierspieler und Komponist, geb. 1. März 1809 (22. Febr. 1810) in Zelazowa Wola bei Warschau als Sohn eines aus Nancy eingewanderten Franzosen und einer Polin (Cryzanowska), gest. 17. Okt. 1849 in Paris, erhielt den ersten musikalischen Unterricht von dem Böhmen Zywny, während ihm Fürst Anton Radziwill, der sein Talent erkannt hatte, die Mittel zur Erwerbung höherer Schulbildung gewährte. Später vollendete er seine Ausbildung im Klavierspiel und in der Komposition unter Elsner, dem Direktor des Warschauer Konservatoriums. 1829 trat er in Wien zuerst öffentlich auf und erregte durch seinen ausdrucksvollen Vortrag alsbald die Aufmerksamkeit der Kenner. Kurz vor Ausbruch der Revolution 1830 begab er sich abermals nach Wien und 1831 von da nach Paris, das fortan sein dauernder Wohnsitz blieb. Eine Stellung hat C. nie bekleidet, auch als Virtuos trat er nur selten auf, erwarb sich seinen Unterhalt durch Klavierunterricht und erfreute sich des freundschaftlichen Verkehrs mit Liszt, Heine, Balzac u. a. Von 1836 bis kurz vor seinem Ende war er mit Liebesbanden an die Schriftstellerin George Sand gefesselt. Leider ließ ihn dieselbe im Stich, als ein Brustleiden, dessen Anfänge bis 1837 zurückreichen, einen drohenden Charakter annahm (1847). Ein Denkmal wurde C. 1894 in seiner Geburtsstadt errichtet. In Chopins künstlerischer Persönlichkeit vereinigen sich der ritterliche Sinn und der geschichtliche Schmerz des Polen, die leichte Anmut und Grazie des Franzosen, der romantische Tiefsinn des Deutschen, zu einem Ganzen von solcher Originalität, daß seine Musik, obwohl lediglich für das Klavier erdacht, doch auch über das Gebiet dieses Instruments hinaus befruchtend wirken konnte. Seine charakteristischen Eigenschaften finden sich in allen seinen Kompositionen, gelangen jedoch besonders entschieden da zum Ausdruck, wo der Künstler die Fesseln der Sonatenform abwirft und seiner Phantasie volle Freiheit läßt, wie z. B. in seinen Etü-

den, Notturnos, Präludien, Impromptus, Tänzen (Walzer, Polonäsen, Mazurkas) und namentlich in seiner herrlichen »Fantaisie« (Op. 49). Doch muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß diese Arbeiten bei aller Freiheit der Tongestaltung doch die höchste formale Vollendung zeigen, und daß C., wenn er, wie in seinen berühmten Konzerten in E moll und F moll sowie in seinem Trio Op. 8, die klassischen Formen reproduziert, auch diese mit völliger Meisterschaft beherrscht. Ein thematisches Verzeichnis seiner in mehreren Gesamtausgaben erschienenen Kompositionen, von denen außer den oben genannten hier noch die Don Juan-Variationen über »La ci darem la mano« als sein erstes Aufsehen erregendes Werk sowie eine Sammlung von 17 polnischen Liedern für eine Singstimme mit Klavierbegleitung hervorzuheben sind, erschien Leipzig 1852 bei Breitkopf u. Härtel (neu bearbeitet 1888). Vgl. Karasowski, Friedrich C., sein Leben, seine Werke und Briefe (3. Aufl., Berl. 1881; polnisch, mit neuen Briefen, 1882); Liszt, Frédéric C. (4. Aufl., Leipz. 1890; deutsch von La Mara, 2. Aufl., das. 1896), eine geistvolle Charakteristik seiner Werke; Barbedette, F. C., essai de critique musicale (2. Aufl., Par. 1869); Niecks, Frederick C. as a man and musician (Lond. 1889, 2 Bde.; deutsch von Langhans, Leipz. 1890); Willeby, Frederick C., a biography (Lond. 1892); E. Gariel, C. La tradicion de sa musica (Mexiko 1895); Kleczynski, Chopins größere Werke (deutsch, Leipz. 1898); Huneker, C., the man and his music (Lond. 1900).

Chopine (franz., spr. schopin', vom deutschen Schoppen), altfranz. Flüssigkeitsmaß, in Paris ½ Pinte = 0,465 Lit.; in Kneipen soviel wie halbe Flasche.

Choquettes (franz., spr. schokett), Kokons kranker Seidenraupen.

Choquieren, s. Chokieren.

Chor (griech., der), eigentlich ein umgrenzter Tanzplatz, dann der Rund- und Reigentanz selbst, insbes. der mit Gesang verbundene, bei festlichen Gelegenheiten zu Ehren einer Gottheit aufgeführte Reigen und das ihn aufführende Personal. Solche Aufführungen, bald ernst und feierlich, bald lustig und ausgelassen, bildeten bei den Dionysischen Festen den ursprünglichen und hauptsächlichen Bestandteil der Festfeier, und als sich aus den Dithyrambenchören (s. Dithyrambos) in Athen das Drama entwickelte, wurde der C. als Hauptelement der dionysischen Feier beibehalten, wenn auch im Laufe der Zeit mit zunehmender Beschränkung, gewissermaßen als ein ideales Publikum von Greisen, Männern oder Frauen (in der Tragödie anfangs 12, seit Sophokles 15, ebensoviel wahrscheinlich im Satyrdrama, in der Komödie 24), das zu den handelnden Personen in irgend einer Beziehung steht, an den dargestellten Vorgängen selbst ein gewisses Interesse hat, von der Orchestra aus die Handlung mit ruhiger Teilnahme begleitet, bisweilen auch in dieselbe, wenn auch nicht tätig, durch Vermittelung des Chorführers (Koryphaios) eingreift und in den Hauptabschnitten des Stückes lyrische Stücke, von Flötenspiel begleitet, unter angemessenen mimischen und Tanzbewegungen vorträgt. Gewöhnlich erfolgt nach der ersten Szene der feierliche Einzug des Chores (Parodos) in die Orchestra, auf der er in der Regel bis zum Schluß des Stückes verblieb. Zum Unterschied von der kreisförmigen Ordnung des Dithyrambos war seine Aufstellung viereckig; während des Spieles trat er, um den Blick auf die Bühne nicht zu hindern, in zwei sich gegenüberstehende Abteilungen auseinander, änderte aber nach Beschaffenheit des Stückes und der Gesänge die Stellung. Die Gesänge des tragischen Chores waren dreifacher Art: der erste gemeinsame Gesang beim Einzug in die Orchestra, die Parodos; das die Dialogpartien unterbrechende und in der Regel bei leerer Bühne bald vom ganzen C., bald von Halbchören, kleinern Abteilungen oder einzelnen Mitgliedern (Choreuten) vorgetragene Stasimon und der Kommos, ein von einzelnen Choreuten oder Abteilungen abwechselnd mit einer Person auf der Bühne gesungenes Klagelied. Die Stasima waren antistrophisch, d. h. jeder Strophe entsprach eine zweite von genau demselben Umfang und Bau, die Antistrophe; beiden folgte bisweilen noch ein selbständig gebauter Abgesang, die Epodos. Außer der lyrischen Form, welche die ganze Mannigfaltigkeit der ausgebildeten dorischen Metrik zeigt, unterscheiden sich diese Lieder auch sprachlich vom Dialog, indem der attische Dialekt leicht mit dorischen Formen gemischt ist. Dem Inhalt nach schließen sich die Chorgesänge in der guten Zeit stets eng an die Handlung an (schon bei Euripides lockert sich die Verbindung, noch mehr bei den spätern Tragikern seit Agathon) und äußern, was sich aus derselben aufdrängt: Klage, Jubel, Warnung, Trost, Belehrung über die Leidenschaften und die stets waltende Gerechtigkeit der Götter, Hymnen, Gebete ꝛc. Die tragischen Chöre sind neben Pindars Epinikien die erhabensten Reste griechischer Lyrik. Der C. der ältern Komödie, welcher der Handlung wie dem Zuschauer erheblich näher trat als der tragische, hatte nicht nur seine Parodos und seine Stasima, sondern griff auch beständig mit kleinen Gesängen in die Handlung ein. Speziell an das Publikum gerichtet war der Hauptchorgesang, die Parabase (so genannt von dem Umschwenken des bisher der Bühne zugewandten Chores zum Zuschauerraum), in halb launiger, halb würdevoller Sprache, aber mit ernster Tendenz; hierbei trat auch die Person des Dichters gelegentlich stark hervor. Die vollständige Parabase (nicht immer war sie vollständig) zählte sieben Teile: das Kommation, ein einleitendes, Wünsche für den Schauspieler enthaltendes Liedchen; die eigentliche Parabase, eine Ansprache an das Publikum über den Dichter oder eine sonstige Angelegenheit, meist in anapästischen Tetrametern; das sie beschließende, in ununterbrochenen Anapästen abgefaßte Makron oder Pnigos; die Ode, ein aus Ernst und Scherz gemischtes Loblied an die Götter; das bloß der ausgelassenen Laune dienende Epirrhema, meist in trochäischen Tetrametern; schließlich beiden letztern in Form und Inhalt entsprechend die Antode und das Antepirrhema. Die ältern Stücke des Aristophanes haben zwei Parabasen, von denen die zweite nur aus den vier letzten Teilen besteht. Über die musikalische Komposition sind wir ebenso unzureichend unterrichtet wie über die orchestische Aufführung; wir wissen nur, daß die tragische Tanzweise, Emmeleia genannt, sich durch Würde und Ruhe von der lebhaftern des Satyrspiels, der Sikinnis, und der ausgelassenen der Komödie, dem Kordax, unterschied. Die Beschaffung und Ausbildung der Chöre fiel zu Choregen bestellten vermögenden Bürgern zu (s. Choregie). Als nach dem Peloponnesischen Krieg Athens Wohlstand gesunken war, gingen manche Chöre ganz ein, wie der komische schon in den letzten Jahren des Aristophanes, daher auch der sogen. mittlern und neuern Komödie und der aus letzterer hervorgegangenen römischen der C. fehlte. Dagegen besaß ihn die der griechischen nachgebildete römische Tragödie, in der er jedoch wegen der fehlenden Orchestra

gleich den Schauspielern seinen Platz auf der Bühne hatte. — Bei dem Charakter dieses antiken Chores, der ganz im öffentlichen Leben des griechischen Volkes wurzelte, ist nicht zu verwundern, daß Nachbildungen, wie sie z. B. Schiller in der »Braut von Messina« versuchte, keinen allgemeinen Anklang fanden. Mehr Glück machten in Platens (freilich nur gelesenen) aristophanischen Stücken die Parabasen, obwohl auch sie als vorwiegend literarischen Inhalts nur in engern Kreisen.

Chor, in der Musik zunächst eine Vereinigung mehrerer Personen zum gemeinschaftlichen Vortrag eines Gesangsstückes (Sängerchor). Je nachdem er nur aus Männer- oder nur aus Frauenstimmen (gleichen Stimmen, lat. voces aequales) oder aber aus beiden gemischt besteht, ist der C. ein Männerchor (Tenöre und Bässe), Frauenchor (Soprane und Alte) oder aber ein gemischter, auch vollständiger C., bei dem alle vier menschlichen Stimmgattungen (Sopran, Alt, Tenor und Baß) beteiligt sind. Jede einzelne dieser Stimmgattungen kann wieder in Unterabteilungen (erster und zweiter Sopran rc.) zerfallen, je nachdem dieses zur Ausführung eines mehrstimmigen Chorgesangs erforderlich ist. Metonymisch bedeutet C. auch das Musikstück selbst, das bestimmt ist, von einem Verein von Sängern vorgetragen zu werden, und das daher in der Regel für mehrere harmonisch sich vereinigende Stimmen (Melodien) komponiert ist. Nach der Anzahl dieser Stimmen wird ein C. ein- bis vier-, sechs-, achtstimmig genannt und hat manchmal noch viel mehr Stimmen. Ist ein vielstimmiger C. so eingerichtet, daß mehrere Gruppen zusammen geführter Stimmen hervortreten, so heißt er Doppelchor, dreifacher, vierfacher rc. C. Das Gewöhnliche ist der vierstimmige C., in dem die vier Gattungen der menschlichen Stimme einfach vertreten sind. Zu den Chören kann Instrumentalbegleitung hinzutreten, die entweder eine bloß die einzelnen Stimmen verstärkende oder eine selbständige ist; doch muß auch im letztern Fall die Begleitung als dem Gesang untergeordnet betrachtet werden. Dagegen kann aber der C., wo er sich einer Solostimme zugesellt, als dieser untergeordnet anzusehen sein (z. B. in Brahms' Rhapsodie, Op. 53). Beethoven gesellt im Schlußsatze seiner 9. Symphonie (Op. 125) den C. (mit Soli) als höchste Steigerung dem Orchester zu. Da ein C. immer in Massen, im Gegensatze zu der im Sologesang mehr hervortretenden Individualität, wirkt, so verlangt er darum auch weniger fein detaillierte Züge und möglichst wenig Schwierigkeiten für die Ausführung, weshalb feinere Züge da, wo sie in einen C. eingewebt werden sollen, am füglichsten durch Zwischensätze von Solostimmen ausgesprochen werden. — Von dem kirchlichen Sängerchor ging der Name C. auch auf den Platz vor der Orgel über, wo derselbe aufgestellt wurde (vgl. den folg. Artikel). Ebenso heißt eine Vereinigung von Instrumentenspielern ein C., wie man z. B. ein kleines Orchester ein Musikchor (besser Musikkorps) nennt. Innerhalb des Orchesters werden wieder die Hauptabteilungen der Instrumente nach ihren Gattungsbegriffen Chöre genannt, z. B.: C. der Streich- und C. der Blasinstrumente, welch letzterer wieder in den C. der Holz- und den der Blechinstrumente zerfällt. Ferner heißen C. beim Klavier die drei (oder in tieferer Lage zwei) von denselben Hämmerchen regierten, gleichgestimmten Saiten, und man sprach früher, als der Bezug noch nicht wie jetzt allgemein dreifach war, von zwei- und dreichörigen Instrumenten. In demselben Sinne nennt man auch die zu einer Taste gehörenden Pfeifen der Orgelmixturen C.

Chor (das oder der), in der kirchlichen Baukunst der Teil eines Kirchengebäudes, wo der Hauptaltar steht, und der für die Priester bestimmt ist, im Gegensatze zum Schiff, das der Gemeinde zur Versammlung dient und von jenem durch den sogen. Triumphbogen und eine aufsteigende Stufenreihe (daher auch hohes C. genannt), bisweilen auch durch Schranken (Kanzellen) abgesondert ist (s. Chorschranken). Ein bedeutend erhöhtes C. läßt stets auf das Vorhandensein einer darunter befindlichen Krypte (s. d.) schließen. Mit der Anlage des Chores begannen in der Regel die mittelalterlichen Kirchenbauten. In Dom- und Stiftskirchen sind an den Seiten des Chores die Sitze für die vornehme Geistlichkeit (s. Chorstühle) angebracht. An allen Kirchenbauten aus dem Mittelalter erscheint das C. als ein besonderer, an der östlichen Seite des Hauptbaues angebrachter, bei romanischen Kirchen gewöhnlich halbrunder, bei gotischen Kirchen fünf-, sieben- oder mehreckiger, bisweilen noch mit einem Chorumgang oder Kapellenkranz umgebener, bei deutschen Kirchen romanischen Stils auch von runden oder eckigen Türmen (Chortürmen) flankierter Anbau, der sich meist schon äußerlich durch reichere Formen auszeichnet. — Den Namen C. führt in katholischen wie in protestantischen Kirchen auch der für Sänger und Musiker bestimmte Raum vor der Orgel, gewöhnlich dem Altar gegenüber.

Chora, 1) Stadt auf der türk. Insel Samos, Sitz eines Bischofs, mit ca. 1000 Einw. Unweit östlich die Stätte der antiken Stadt Samos. — 2) S. Skiathos.

Choragium, Chorāgus, s. Choregion.

Choral (Cantus choralis, lat.), der beim christlichen Gottesdienst übliche »Chorgesang«. Er besteht in der katholischen Kirche ursprünglich in dem aus den ersten Jahrhunderten des Christentums stammenden sogen. Gregorianischen Gesang (s. d.) und wird als Concentus unterschieden von dem mehr bloß rezitierenden Accentus (s. Accentus ecclesiastici) der von einem einzelnen Priester vorgetragenen Lektionen rc.

Die ältesten Bestandteile des katholischen Choralgesanges sind der von den Juden übernommene Halleluja- und Psalmengesang, sodann kam zuerst in der griechischen Kirche der Antiphonengesang, der von Ambrosius (gest. 397) in die abendländische Kirche eingeführt wurde; eine Abart desselben, der Gradualgesang, entwickelte sich in der römischen Kirche wohl nur wenig später. Der Hymnengesang ist wahrscheinlich heidnischen Ursprungs und wurde besonders von Ambrosius kultiviert, die Sequenzen brachte das 9. Jahrh. Soweit ist der Kirchengesang durchaus einstimmig, und nur dieser einstimmige ältere, liturgische Gesang wird in der katholischen Kirche C. genannt. Derselbe ist im Laufe der Jahrhunderte leider seiner frühern rhythmischen Beweglichkeit fast ganz verlustig gegangen. Vgl. Neumen. Der neuere Kirchengesang bewahrt denselben C. im Gesange der Priester, während der Chor mehrstimmig gesetzte, ausgeführte Kompositionen derselben Texte mit oder ohne Zugrundelegung alter Choralmotive vorträgt. Wie der reichverzierte Gesang der ältern Zeit, so forderte der seit dem 10. Jahrh. allmählich sich entwickelnde kunstvolle mehrstimmige Satz (vgl. Musik [Geschichte]) wohlgeschulte Sänger, und die Kirche hat es sich daher stets zur Aufgabe gemacht, gute Sänger auszubilden. Bereits Papst Hilarius (5. Jahrh.) soll zu Rom eine Sängerschule gegründet haben, aus der die Kapellsänger der Sixtina hervorgingen; nach ihrem Muster wurden die Gesangschulen zu St. Gallen, Metz, Fulda, Korvei, Mainz, Trier und Hersfeld eingerichtet. Das

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Volk blieb nach wie vor beim Kirchengesang untätig, um so mehr, da mit den Gregorianischen Gesängen auch die lateinische Sprache in den Kirchen des Abendlandes Eingang fand. Bloß das »Kyrie eleïson« und »Christe eleïson« wurden vom Volk mitgesungen. Erst seit dem 12. Jahrh. begann sich in Deutschland aus den Wallfahrts-, Marien-, Oster-, Pfingst- und Bußgesängen ein Gemeindegesang zu entwickeln, der in der Folge durch die Zulassung der Landessprache beim Gottesdienst seine weitere Ausbildung fand.

Der protestantische C. hat eine ganz ähnliche Geschichte wie der katholische. Als es galt, für die junge reformierte Kirche auch frische, nicht an die Erstarrung des römischen Dogmas erinnernde Gesänge zu schaffen, griff Luther zum Volkslied und der damals in hoher Blüte stehenden Komposition mehrstimmiger volksmäßigen Gesänge und nahm dieselben direkt herüber, indem er ihnen geistlichen Text unterlegte. Manche Choräle sind freilich damals gleich für die Kirche komponiert worden, aber doch in derselben Form und auch die Dichtung an das einfache Strophenlied von zwei Stollen und Abgesang anlehnend. Auch wurden einzelne katholische Hymnen ähnlichen Charakters mit herübergenommen. Alle diese Choräle waren von einer prägnanten Rhythmik, sind aber wie der Gregorianische Gesang mit der Zeit zu einer Folge gleichlanger Töne erstarrt. Die Versuche, den ursprünglichen rhythmischen C. wieder aufleben zu lassen, sind bis jetzt gescheitert. Der Umstand, daß noch im Laufe des 16. Jahrh. die Gemeinde anfing, den C. mitzusingen, mag wesentlich mit darauf hingedrängt haben, die Melodie so zu gestalten, daß sie sich für den gemeinschaftlichen Gesang einer großen Menge eignete. Dabei ist es zur Gewohnheit geworden, nach jeder Verszeile einen Halt (Fermate) zu machen und eine längere Pause eintreten zu lassen, die die Organisten durch Zwischenspiele ausfüllen. Die starke Lebenskraft der Melodie der protestantischen Choräle hat späterhin in kunstvollen kontrapunktischen Bearbeitungen (vgl. Choralbearbeitung) der Musik neuen wertvollen Besitz gebracht.

Die geschichtliche Entwickelung des protestantischen Chorals war eine verhältnismäßig schnelle. Luther, selbst Kenner der Tonsetzkunst, verdeutschte und verbesserte mit Hilfe seiner Freunde Walther und Senfl alte lateinische und deutsche Gesänge und dichtete selbst neue. Diese Lieder wurden zuerst nur von Gesangskundigen in der Kirche vorgetragen; nach und nach aber lernte auch das Volk in den Kirchengesang einstimmen. Schon 1524 erschien zu Wittenberg eine Sammlung von Kirchenliedern im Druck. Der Vorrat von Chorälen wurde namentlich durch das »Cantional der Böhmischen und Mährischen Brüder« (hrsg. von Wylmschweerer, Jungbunzlau 1531 und Ulm 1538 u. 1539, enthaltend 136 Lieder mit 111 beigedruckten Melodien) sowie durch die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. von A. Lobwasser in Königsberg nachgedichteten französischen Psalmen Clément Marots und Theodor Bezas, die ebenfalls meist nach Volksweisen gesungen wurden, bereichert. Die eigentliche Blüte des evangelischen Choralgesangs datiert von der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. und dauert bis in die ersten Jahrzehnte des 17., wo der französische Geschmack und die Opernmusik einigermaßen Einfluß auf denselben gewannen und ihn eines Teiles seiner alten kirchlichen Würde entkleideten. Zur neuen, wenn auch nur vorübergehenden Hebung desselben hat Seb. Bach wesentlich beigetragen. Als Tonsetzer und Förderer des Choralgesangs seit der Reformation sind besonders zu nennen: Georg Rhaw (Kantor in Leipzig); Martin Agricola (Kantor in Magdeburg); Joh. Kugelmann (Kapellmeister des Herzogs Albrecht von Preußen, 1536); Nikol. Herrmann (Kantor zu Joachimsthal in Böhmen); Nik. Selneccer (Superintendent in Leipzig); Joh. Eccard (Kapellmeister zu Königsberg i. Pr.); Ehrh. Bodenschatz (Pastor in Osterhausen, gest. 1636); Moritz, Landgraf von Hessen; Melchior Frank (Kapellmeister in Koburg); Mich. Altenburg (Pfarrer in Erfurt); Heinrich Albert (Organist in Königsberg); Joh. Krüger (Kantor in Berlin); Johann Georg Ebeling (Musikdirektor in Berlin); Joh. Herm. Schein (Kantor der Thomasschule in Leipzig); Joh. Rosenmüller (Kapellmeister in Wolfenbüttel); Andr. Hammerschmidt (Organist in Zittau); Georg Neumark; Joh. Rud. Ahle (Bürgermeister in Mühlhausen); Joh. Schop (um 1550 Kapellmeister in Hamburg); Jak. Prätorius oder Schulz (1651 in Hamburg); Thom. Selle (1651); Joh. Ulich (1674); Adam Drese (1698). Die Bedeutung Seb. Bachs für den C. wurde bereits hervorgehoben. Nach ihm machten sich sein Sohn Emanuel Bach, Friedr. Doles, Quantz und Adam Hiller sowie J. G. Schicht, namentlich durch Kompositionen Gellertscher Lieder, um Förderung des Choralgesangs verdient. Über Sammlungen protestantischer Choräle s. Choralbuch. — In der reformierten Kirche war Zwingli ohne alles Interesse für Kirchengesang. Dieser kam in der schweizerisch-reformierten Kirche erst zu Calvins Zeit auf, besonders infolge der trefflichen Leistungen Claude Goudimels, der die Psalmen, vierstimmig und motettenartig nach Volksmelodien komponiert, herausgab (1562). In der deutsch-reformierten Kirche ward der Choralgesang von Andr. Lobwasser eingeführt und zwar durch Herübernahme französischer Psalmodien, zu denen später auch Lieder aus der lutherischen Kirche hinzukamen. In der reformierten Kirche Frankreichs erlitten Goudimels Psalmen durch Courart und La Bastide 1679 eine Umarbeitung und fanden in derselben, von Dathen (1566) übersetzt, auch in der niederländisch-reformierten Kirche Eingang. Die englische Hochkirche führte zum Zweck des Gemeindegesangs Psalmen ein, die versifiziert und mit einfachen, aber etwas arienmäßigen Melodien ausgestattet wurden.

Für die katholische Kirche veranstalteten Sammlungen von Liedern der alten Kirche Vehse (Leipz. 1537), Leisentritt (Budissin 1557 u. ö.), später Corner (Wien 1631), G. Kopp (Passau 1659) u. a. Im 18. Jahrh. fand der deutsche Gemeindegesang auch im katholischen Gottesdienst bis zu dem Grade Förderung, daß selbst zur Messe deutsche Lieder gesungen wurden. Auch wurden für die katholischen Gesangbücher teils neue Lieder gedichtet und komponiert, teils viele evangelische, namentlich aus dem Gellertschen Dichterkreis, mehr oder weniger verändert aufgenommen. Deutsche Gesangbücher für die katholische Kirche lieferten namentlich Riedel (Wien 1773), Kohlbrenner (Münch. 1777), Werkmeister (Stuttg. 1784, Münch. 1810), v. Wessenberg (Konstanz 1828), Brosig, Haberl, Kienle u. a. In der griechisch-katholischen Kirche Rußlands suchte Jaroslaw 1051 den Kirchengesang durch griechische Sänger zu verbessern. Von dem 1040 gegründeten Höhlenkloster zu Kiew erhielt eine neue Sangweise, die sich vor der eintönigen abendländischen durch Mehrstimmigkeit auszeichnete, den Namen der Kiewschen. Zu dieser kamen 1180 noch die bulgarische und griechische Sangweise hinzu, beide von demselben Charakter wie die Kiewsche. Dem späterhin (1605) durch den tatarischen

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Usurpator Grischka Otrepiew gemachten Versuch der Einführung des abendländischen Kirchengesangs in die russische Kirche stellte (1656) der Metropolit Nikon von Nowgorod den alten Partiturgesang für sieben Stimmen entgegen, der, durch die Einwirkung italienischer Meister geläutert, noch jetzt in Rußland vorherrschend ist.

[Literatur.] v. Winterfeld, Der evangelische Kirchengesang (Leipz. 1843—47, 3 Bde.); Häuser, Geschichte des christlichen Kirchengesangs und der Kirchenmusik (Quedlinb. 1834); Tucher, Schatz des evangelischen Kirchengesangs im 1. Jahrhundert der Reformation (Leipz. 1848, 2 Bde.); Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs (3. Aufl., Stuttg. 1866—76, 8 Bde.); Wetzstein, Das deutsche Kirchenlied im 16., 17. und 18. Jahrhundert (Neustrelitz 1888); Fischer, Kirchenlieder-Lexikon (Gotha 1879, Suppl. 1886); Wolfrum, Die Entstehung und erste Entwickelung des deutschen evangelischen Kirchenliedes in musikalischer Beziehung (Leipz. 1890); Schöberlein, Schatz des liturgischen Chor- und Gemeindegesanges (Götting. 1865—72, 3 Bde.); Kümmerle, Enzyklopädie der evangelischen Kirchenmusik (Gütersl. 1883—93, 3 Bde.); J. Zahn, Die Melodien der deutschen evangelischen Kirche aus den Quellen geschöpft (das. 1887—93). — Über den katholischen Choralgesang: Haberl, Magister choralis (12. Aufl., Regensb. 1899); Kienle, Choralschule (3. Aufl., Freiburg 1899); Pothier, Der gregorianische C. (deutsch von Kienle, Tournai 1881); Schlecht, Geschichte der Kirchenmusik (Regensb. 1871); Katschthaler, Geschichte der Kirchenmusik (das. 1893); Kornmüller, Lexikon der kirchlichen Tonkunst (2. Aufl., das. 1891—95, 2 Tle.). Vgl. ferner Bollens, Der deutsche Choralgesang der katholischen Kirche (Tübing. 1851); Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen (Freiburg 1883—91, 3 Bde.); Kehrein, Kirchen- und religiöse Lieder aus dem 12.—15. Jahrhundert (Paderb. 1853); Derselbe, Katholische Kirchenlieder aus den ältesten Gesang- und Gebetbüchern (Würzb. 1859—63, 3 Bde.); Gärtner, Te Deum laudamus! Katholisches geistliches Liederbuch aus allen christlichen Zeiträumen (Wien 1855—1857, 3 Bde.); G. M. Dreves, Analecta hymnica (Leipz. 1886—1903, Bd. 1—41); P. Wagner, Einführung in die gregorianischen Melodien (Freiburg [Schweiz] 1901ff.); Molitor, Die nach-tridentinische Choralreform zu Rom (Leipz. 1900—1902, 2 Bde.).

Choralbearbeitung, die kontrapunktische Behandlung des protestantischen Chorals entweder als einfachen vier- oder mehrstimmigen Satzes (Note gegen Note) oder mit freien Figurationen in mehreren oder allen Stimmen, mit dem Choral als Cantus firmus (figurierter Choral) oder mit kanonischen Führungen, sei es der Choralmelodie selbst oder der begleitenden Stimmen (Choralkanon), oder endlich in Gestalt einer Fuge (Choralfuge). Diese kommt ebenfalls wieder in zweierlei Gestalt vor, nämlich als Fuge mit einem Choral als Cantus firmus oder als zeilenweise Fugierung des Choralthemas selbst. Sämtliche Formen der C. kommen sowohl vokal als instrumental vor. Der figurierte Choral mit Cantus firmus eignet sich als Orgelbegleitung des Gemeindegesangs, fand aber noch häufiger seine Verwendung als Choralvorspiel. Der größte Meister in der C. war Joh. Seb. Bach.

Choralbuch, eine Sammlung von Chorälen, meist in schlichter vierstimmiger Bearbeitung oder nur Melodien mit bezifferten Bässen, zum Gebrauch der Organisten für die Begleitung des Gemeindegesangs der protestantischen Kirche. Bis ins 18. Jahrh. war das Gesangbuch zugleich C., da den Liedern die Melodien mit beziffertem Baß vorgedruckt wurden. Das umfangreichste C. des 18. Jahrh. ist J. Balthasar Königs »Harmonischer Liederschatz« (1738, 2. Aufl. 1776; 2000 Choräle zu 9000 Liedern). Von Bedeutung sind ferner die Choralbücher von Doles (1785), J. Chr. Kühnau (1786), J. Ad. Hiller (1793), C. G. Umbreit (1811), J. G. Schicht (1819), J. Chr. H. Rinck (1829), C. F. Becker (1844), L. Erk (1863), Jakob und Richter (1873) und J. Faißt (1876).

Choralnote, die spätmittelalterliche Notierungsweise des Gregorianischen Chorals, die nicht den Rhythmus ausdrückt, sondern nur die Tonhöhenveränderungen. Die C. ist im Grunde von den ältern Neumen (s. d.) nur durch Annahme eckiger Formen, welche die Tongebungen bestimmter markieren, verschieden. Mit den Mensuralwerten der Longa, Brevis und Semibrevis haben diese Zeichen trotz der Gleichheit der Gestalt nichts zu tun. Die im 12. Jahrh. aufkommende Mensuralmusik benutzte zwar die Notenzeichen der C. und verlieh ihnen bestimmte rhythmische Bedeutung, aber die C. selbst wurde noch bis ins 15. Jahrh. zur Notierung neuer Melodien (von Hymnen, Sequenzen und Liedern aller Art) in der alten Weise weiter verwendet, deren Rhythmus nicht von der Gestalt der Noten, sondern von dem Metrum des Textes abhängt. Vgl. Bernoulli, Die Choralnotenschrift bei Hymnen und Sequenzen (Leipz. 1898) und Riemann, Die Melodik der Minnesänger (das. 1897).

Choraltar, soviel wie Hochaltar, s. Altar.

Choramt, s. Chordienst.

Chorasān (»Sonnenland«), pers. Provinz, umfaßt den nordöstlichen Teil des Reiches, im N. von dem (jetzt russischen) Gebiete der Tekke-Turkmenen, im O. von Afghanistan, im S. von Kirman, im W. von Jezd, Irak-Adschmi, Masanderan und Astrabad umschlossen (s. Karte »Persien«). Die Provinz ist teils Tafel-, teils Berg-, teils Stufenland. Der nördlichste Teil wird von parallelen Randketten (bis 3000 m) durchzogen, zwischen denen langgestreckte, weite Talmulden von 1000 bis 1200 m Höhe. Über die südlichere Kette zieht die alte Karawanenstraße, die das westliche Persien mit Turan und Afghanistan verbindet. Nur äußerst enge Schluchten führen durch den Nordrand zum vorgelagerten Tiefland von Turan. Der Mulde von Meschhed, die der Kesched bis zu seiner Mündung in den Heri Rud an der Ostgrenze durchzieht, entspricht nordwestlich die des Atrek, der dem Kaspischen Meer zuströmt. Der südlichste Teil der Provinz (Kohistan) ist gleichfalls gebirgig; hier vereinigen sich bei Birdschan die von W. kommenden Straßen und laufen nordöstlich nach Herat, südöstlich nach Kandahar. Ein großer Teil ist Wüste: im W. reicht die Große Salzsteppe (Kewir) weit hinein, im südlichen Teil von Kirman her die Wüste Lut; auch im SO. sind große Wüstenstrecken. Doch hat C. auch fruchtbare Striche und erzeugt Getreide, Reis, Gemüse, viel Obst und andre Früchte, Tabak, Baumwolle, Seide, Hanf, viel medizinische Pflanzen, Manna; Holz mangelt. Die großen Weiden begünstigen die nomadische Viehzucht (Pferde, Kamele und Ziegen). Die Wüste ist reich an Wild, auch an Schakalen, Panthern und Tigern sowie an wilden Eseln, deren Fleisch die Perser genießen. C. zählt etwa 700,000 Einw., die in den Städten eine nicht unbedeutende Industrie betreiben und Seidenzeuge, Teppiche, Leinwand und vorzügliche Waffen, besonders Säbel, anfertigen. C., das »Schwert Persiens«

genannt, ist durch seine Lage sehr wichtig, weil, wer im Besitz von C. ist, ganz Iran beherrscht. Den Einfällen der Turkmenen, die die Gebirgstäler des Nordens unausgesetzt heimsuchten, ist durch deren Unterwerfung durch die Russen gesteuert worden. Hauptstadt ist Meschhed mit 70,000 Einw. — Sowohl die persische Provinz C. als das jetzige Herat waren Teile des alten Hyrkanien, Parthien und Margiana und standen im Altertum unter persischer Herrschaft. Zu Alexanders d. Gr. Zeit war hier Bessos (s. d.) Statthalter. Nach Alexanders Tode gehörte es zum syrischen Reich der Seleukiden. 250 v. Chr. tötete Arsakes I. den seleukidischen Statthalter und gründete in C. das Partherreich (s. Parthien), das 226 n. Chr. vom Sasanidenreich abgelöst wurde. 646 eroberten letzteres die Kalifen, unter deren Herrschaft es bis 820 blieb. Damals gründete der Statthalter Tahir die Dynastie der Tahiriden. Diese wurde aber schon 873 von den Saffariden (s. d.) gestürzt. Nach kurzer Herrschaft der Samaniden (s. d.) und Ghasnawiden (s. d.) nahmen seit 1037 die Seldschuken C. in Besitz. Seit 1220 stand das Land unter der Herrschaft der Mongolen. Im 14. Jahrh. herrschte im S. zu Herat ein Zweig der Guriden, im N. zu Sebsewar die Dynastie der Serbedare. Timur unterwarf 1381 den Herrscher zu Sebsewar, Chodscha Ali Muajjad, und 1389 den Herrscher zu Herat, Ghijâseddîn Pir Ali, und überließ seinem Sohn Schah Roch 1396 C. nebst Seistan und Masenderan als ein Königreich. Seit dem 16. Jahrh. war das Land fortwährend der Zankapfel zwischen den Uzbeken, die es den Timuriden abnahmen, den Persern und den Afghanen, auch z. T. Schauplatz des Krieges der Briten in Afghanistan. Vgl. Khanikow, Mémoire sur la partie méridionale de l'Asie centrale (Petersb. 1863); Mac Gregor, Narrative of a journey through the province of Khorassan etc. (Lond. 1879, 2 Bde.).

Chorasmien (Chorazm, Charesm), s. Chiwa.

Chorâzin, Ort in Galiläa, wo Christus mehrere Wundertaten verrichtete, ohne Glauben zu finden, unweit Kapernaum. Heute Ruinen Kerâze.

Chorbischöfe (Chorepiscopi, griech.; Landbischöfe, Episcopi ruris), in der alten christlichen Kirche die selbständigen Bischöfe größerer Landgemeinden im Orient, die, durch die Konzile des 4. Jahrh. in ihren Rechten beschränkt und den Stadtbischöfen unterstellt, sich nur bis ins 6. Jahrh. erhielten. Von ihnen sind die C. zu unterscheiden, die seit dem 8. Jahrh. im Frankenreich vorkommen und keineswegs bloß Landgemeinden vorgesetzt waren. Diese gerieten seit Mitte des 9. Jahrh. mit ihren Diözesanbischöfen in Kompetenzstreitigkeiten, die im 10. Jahrh. zur Auflösung des Instituts führten.

Chorbuch hieß die bis ins 17. Jahrh. übliche Notierungsweise mehrstimmiger Kompositionen, die auf zwei einander gegenüberstehenden Seiten gleichlange Bruchstücke aller Stimmen gab, z. B. in der Ordnung:

Sopran	Alt
Baß	Tenor

so daß aus dem C., wenn es auf ein Pult gelegt wurde, ein ganzer Chor absingen konnte.

Chorda (lat.), Sehne, Saite; C. Achillis, Achillessehne; C. tympani, Paukensaite; in der Mathematik die geradlinige Entfernung zweier Punkte einer krummen Linie oder Fläche.

Chorda dorsâlis (Rückenstab, Rückensaite, Wirbelsaite, Notochord), eine stabförmige Knorpelbildung, die im Embryo der Wirbeltiere die Grundlage und zentrale Achse der Wirbelsäule bildet, beim Amphioxus dieselbe allein vertritt, auch bei den Embryonen, bez. Larven der Seescheiden und dauernd bei den Appendikularien (einer Abteilung der letztern) vorhanden ist.

Chordaria, Chordâta (Chordatiere), s. Chordonier.

Chordienst (Choramt), in der römisch-katholischen Kirche ein Teil des kanonisch geregelten Gesang- und Gebetdienstes der Geistlichen und Mönche. Die alte Kirche hatte die Beobachtung der in der Synagoge üblichen Gebetzeiten dem Klerus wie den Laien zur Pflicht gemacht, aber auf 9, 12 und 3 Uhr des Tages verlegt. Hierzu kam im 4. Jahrh. in den Klöstern das Gebet um Mitternacht, beim Anbruch des Tages und der Nacht sowie beim Schlafengehen. Durch die Vita canonica wurden diese Gebetstunden (s. Horae canonicae) den Kapiteln als C. zur Regel gemacht und ihnen bestimmte Gebete vorgeschrieben (s. Brevier). Die Sitte, die Gebetstunden gemeinsam abzuhalten, kam im Mittelalter immer mehr in Verfall, so daß seit dem 14. Jahrh. nur noch die Professen der Klöster und die Kanoniker zu dem öffentlichen und gemeinschaftlichen Gebet zu bestimmten Stunden im Chor, die übrigen Geistlichen aber zur privaten Verrichtung des täglichen Gebets verbunden sind.

Chorditis (griech.), Entzündung der Stimmbänder.

Chordométer (griech.), s. Saitenmesser.

Chordonier (Chordata), mit einer Chorda (Achsenstab, Rückenstrang) versehene Tiere, d. h. nicht nur die Wirbeltiere, sondern auch die noch nicht mit Wirbeln versehenen Formen (s. Chorda dorsalis), die wohl als Chordatiere im engern Sinne (Chordaria) unterschieden werden.

Chorêa (griech.), soviel wie Veitstanz (s. d.); auch soviel wie Choreomanie, Tanzwut.

Choreg (Chorêgos, griech., auch Chorâg), Chorführer; in Athen der Träger der Choregie (s. d.).

Choregie (griech., »Reigenführung«), eine der öffentlichen Leistungen (Leiturgien) athenischer Bürger, die Beschaffung, Unterhaltung, Ausbildung (durch einen Chorodidaskalos) und Ausstattung eines Chores (s. Chor, S. 92) für die mit szenischen und musikalischen Agone verbundenen Feste. Für die szenischen Agone wurde den konkurrierenden Dichtern aus den reichsten Bürgern je einer als Chorege überwiesen, und dieser wurde neben dem siegreichen Dichter als Sieger in die Didaskalien (s. d.) eingetragen; einen besondern Ehrenpreis erhielt er nicht. Dagegen erhielt von den durch die Phylen für die musischen Agone bestellten Choregen (z. B. zehn für die Dithyrambenaufführungen an den großen Dionysien) der Sieger im Namen der Phyle den Siegerkranz und den vom Staat als Preis bestimmten Dreifuß, den er in geeigneter Weise öffentlich aufzustellen hatte (s. Choregische Monumente). In schweren Zeiten traten wohl auch zwei zur Bestreitung der Kosten für eine C. zusammen (eine sog. Synchoregie), oder der Staat selbst übernahm sie.

Choregion (griech., lat. Choragium), die vom Choregen für die dramatischen Aufführungen gelieferte Ausstattung. Bei den Römern übertrugen in der Republik die Spielgeber die Lieferung derselben einem Privatunternehmer, chorâgus genannt. In der Kaiserzeit gab es ein von kaiserlichen Beamten verwaltetes Magazin für den gesamten Bühnenapparat, das sogen. Summum choragium.

Choregische (Choragische) **Monumente,** Bildwerke und Denkmäler, die zur Erinnerung an einen in den griechischen Festspielen mit Hilfe eines Chores errungenen Sieg gestiftet wurden (vgl. Chor,

S. 92). Viele standen in Athen bei dem Dionysostheater in der sogen. Dreifußstraße. Erhalten sind davon nur das Denkmal des Lysikrates (s. Tafel »Architektur III«, Fig. 9), das einst auf seiner Spitze das Weihgeschenk, einen bronzenen Dreifuß, trug, und Teile des Denkmals des Thrasyllos (319 v. Chr.). Das Denkmal des Lysikrates, dem Dionysos vom Sieger geweiht, daher ein Relieffries am Gebälk eine Wundertat des Gottes (die Bestrafung der tyrrhenischen Seeräuber) schildert, wurde 334 v. Chr. errichtet und ist auch unter dem volkstümlichen Namen »Laterne des Demosthenes« bekannt. Ähnliche Bedeutung hatten die sogen. choregischen Reliefs, Weihgeschenke von Siegern in den musikalischen Wettkämpfen (den Pythien) zu Delphi, daher sie in typischer Weise Apollon als Kitharaspieler und Sänger, in langem Gewand, begleitet von Artemis und Leto, darstellen; ihnen gegenüber und sie bewillkommnend eine Nike mit Kanne u. Schale. Diese Darstellungen gehen wahrscheinlich auf ein archaisches Original zurück.

Choreographie (griech.), die Kunst, die Tänze durch Zeichen anzudeuten, wie die Töne durch Noten bezeichnet werden. Sie bezieht sich auf die Stellung der Füße und die Haltung der Arme, auf Bewegung ohne Fortrücken und auf die Schritte mit dem Grade ihrer Geschwindigkeit in der Figur (Tour) des Tanzes. Als Erfinder der C. gilt Thoinot Arbeau (Anagramm von Jehan Tabourot), der in seinem Werk »Orchésographie« (Langres 1588; deutsch von A. Czerwinsky: »Tänze des 16. Jahrhunderts«, Danzig 1878) zu jedem Tanztonstück unter den Noten die Schritte vorzeichnete; doch hat man Belege dafür, daß dieses Verfahren in Frankreich schon weit früher im Gebrauch war. Der eigentliche Ausbildner und Vervollkommner der C. ist Beauchamps, Tanzmeister Ludwigs XIV.; Noverre erklärte sich gegen die C. Le Feuillet schrieb sich die Erfindung zu und gab eine »Chorégraphie, ou l'art d'écrire la danse par caractères, figures et signes demonstratifs« (2. Aufl., Par. 1701; deutsch in Tauberts »Rechtschaffenem Tanzmeister«, Leipz. 1717) heraus. Eine Verbesserung der C. wurde durch Ch. Blasis (»Traité de l'art de danse«, 1820) angebahnt. Jetzt ist jeder Ballettmeister sein eigner Choreograph. Vgl. Saint-Léon, Stenochorégraphie, ou l'art d'écrire promptement la danse (Par. 1852); Schriften von Dürholz (Berleburg 1855), Oldenburg (Zwickau 1891), Freising (Berl. 1892) u. a.

Choreomanie (griech.), Tanzwut.

Chorepiscopi (lat.), soviel wie Chorbischöfe.

Choreus (griech.), Versfuß, soviel wie Trochäus.

Choreutik (griech.), die Tanzkunst; Choreut oder Chorēt, der Tänzer, auch soviel wie Chorist; choreutisch, auf Tanzkunst bezüglich.

Chorfrauen, s. Kanonissen und Augustiner 3).

Chorgesang, s. Chor, S. 93, und Choral.

Chorgestühl, s. Chorstühle.

Chorhaupt, in der Architektur die außen sichtbare halbkreisförmige oder polygone Apsis (s. d.) oder der Abschluß des Chores einer Kirche.

Chorhemd, das weite, weiße, mit Spitzen gezierte Hemd der katholischen Priester, das auch von den Chorknaben getragen wird. Es reichte im 14. und 15. Jahrh. bis über die Kniee herab, wurde aber später verkürzt und mit engern Ärmeln versehen und hieß dann Chorrock. Auch in der englischen Kirche bedient man sich des Chorhemdes. Vgl. Alba (mit Abbildung).

Chorherren, die Mitglieder der weltlichen Dom- und Kollegiatstifter (s. Kanoniker) und der regulierten Kanonikatstifter (s. Regulierte Chorherren und Augustiner 1).

Chorherren vom heiligen Kreuz, s. Kreuzherren.

Choriambus (griech.), ein aus dem Trochäus (Choreus) und Jambus zusammengesetzter Versfuß: ⏑ – – ⏑ (z. B. impatiens, wonneberauscht, Rosengebüsch).

Chorier (spr. schorié), Nicolas, Verfasser der »Elegantiae latini sermonis«, s. Meursius.

Chorikios, griech. Sophist des 6. Jahrh. n. Chr., aus Gaza, wo er der Rednerschule vorstand. Wiewohl Christ, bewegt er sich ganz in der Anschauungsweise des Altertums. Seine in strenger Korrektheit der Sprache und der rhetorischen Technik gehaltenen Schriften, in denen er gern mit seiner Kenntnis der alten Literatur prunkt, galten den Byzantinern für klassisch. Bisher ist nur ein Teil davon herausgegeben (von Boissonade, Par. 1846, Graux und Förster, der eine Gesamtausgabe vorbereitet).

Chörilos, 1) C. der Tragiker, aus Athen, einer der ältesten griech. Dramatiker, trat schon 520 v. Chr. auf und war ein Nebenbuhler des Pratinas, Phrynichos und Äschylos. Er scheint vorwiegend Satyrspiele gedichtet zu haben, die noch lange geschätzt waren.

2) C. der Epiker, aus Samos, um 470—400 v. Chr., mit Herodot und später mit dem Spartaner Lysander befreundet, lebte in Athen und starb am Hofe des makedonischen Königs Archelaos. Er behandelte in seinem Epos »Perseïs« zuerst einen historischen Stoff der jüngsten Vergangenheit, den Perserkrieg. Das Gedicht, das nach einer Nachricht in Athen neben Homer in den Schulen gelesen ward, wurde von den Spätern nur wenig geschätzt. Sammlung der Bruchstücke von Näke (»Opuscula«, Bd. 3, Bonn 1842) und in Kinkels »Epicorum graecorum fragmenta«, Bd. 1 (Leipz. 1877).

3) C. von Jasos in Karien, gleichfalls epischer Dichter, aber höchst unbedeutend und erwähnenswert nur als Begleiter Alexanders d. Gr., der ihm für jeden gelungenen Vers über seine Taten ein Goldstück versprochen haben soll, aber lieber der Thersites des Homer als des C. Achill sein wollte.

Chorin, Bahnhof und Oberförsterei im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Angermünde, am Marienfee und an der Staatsbahnlinie Berlin-Stettin. Dabei die prächtige Ruine des ehemaligen Cistercienserklosters C. mit den Grabstätten brandenburgischer Markgrafen. Dieses war 1231 auf einer Insel im Paarsteiner See unter dem Namen Gottesstadt gegründet, wurde 1270 nach C. verlegt, anfangs nach seiner Schutzheiligen Marienfee genannt und 1542 aufgehoben.

Chorioblastōsen (Choriodesmosen), Hautkrankheiten, die auf Wachstumsanomalien des Bindegewebes der Haut beruhen.

Chorioïdea (griech.), Aderhaut des Auges; Chorioiditis, Aderhautentzündung (s. d.).

Chorioïdealspalte, eine Hemmungsbildung in der Gefäßhaut des Auges; s. Irisspalte.

Chorion (griech., lat. corium), Haut, Leder, die äußere Eischale, bei den höhern Wirbeltieren die äußerste Hülle des Embryos. S. Allantois und Ei.

Chorioretinītis (griech.), Entzündung der Aderhaut und Netzhaut des Auges.

Choripetalen (griech., »Getrenntblumenblätterige«, Polypetalen, Eleutheropetalen), Gewächse mit freien Blumenblättern, eine Abteilung des natürlichen Pflanzensystems, die alle Dikotyledonen umfaßt, bei denen die Blumenkronblätter frei nebeneinander stehen oder gänzlich fehlen.

Chorise (griech.), Spaltung (Verdoppelung, franz. dédoublement), in der Botanik die während der Bildung eines Organs erfolgende Teilung desselben in zwei Hälften, die beide das Aussehen des einfachen Organs besitzen, wie z. B. bei den halbierten Staubblättern von Malva. Die formale Morphologie rechnet hierzu als kongenitale Verdoppelung auch die Fälle, in denen in einer Blüte an Stelle eines nach der Theorie zu erwartenden einzigen Organs deren zwei auftreten, wie z. B. in dem innern Staubblattkreis der Kruziferen.

Chorisia *H. B. Kth.*, Gattung aus der Familie der Bombakazeen, mächtige Bäume mit angeschwollenem Stamm, der reichlich mit Stacheln besetzt ist, gefingerten Blättern mit 5—7 Blättchen, großen, einzeln oder gebüschelt stehenden, oft aus altem Holz hervorkommenden, außen wolligen Blüten und fünfklappiger, aufspringender Kapsel. Von den drei Arten in Südamerika wird der wollige Überzug der Samen als Polstermaterial benutzt.

Chorist, Chorsänger in der Oper, im Konzert ꝛc.

Chorizēma *Labill.*, Gattung der Leguminosen, immergrüne, kleine Sträucher oder Halbsträucher mit einfachen, ganzrandigen, oft dornig gezahnten, oft sehr kleinen Blättern und meist in Trauben gestellten roten, gelben, auch bunten Blüten. Von den 15 meist westaustralischen Arten werden mehrere (C. cordatum *Lindl.*, C. ilicifolium *Labill.*) als ungemein reich blühende Kalthauspflanzen kultiviert.

Chorizonten (griech., »Sonderer«) hießen bei den Griechen diejenigen Kritiker, die für die »Ilias« und »Odyssee« verschiedene Verfasser annahmen und nur die »Ilias« für ein Werk Homers erklärten.

Chörlein, ein polygon vorspringender, meist von Konsolen getragener Erker, der sich an Gebäuden des Mittelalters und der Renaissance vorfindet. Berühmt ist das reich geschmückte C. am Pfarrhof von St. Sebaldus in Nürnberg.

Chorley (spr. tschórli), Stadt (municipal borough) in Lancashire (England), am Leeds-Liverpool-Kanal, hat 4 anglikanische und 3 kath. Kirchen, Baumwollfabriken, Kattundruckereien, Wagenbau, Eisenwerke und (1901) 26,850 Einw. In der Nähe sind Kohlengruben und Steinbrüche.

Chorographie (griech.), Beschreibung einer Landschaft und größerer Teile derselben, im Gegensatze zur Topographie, der Beschreibung einzelner Orte; speziell die Kartenprojektionslehre.

Choroïdea, soviel wie Chorioidea.

Choroïditis, soviel wie Chorioiditis.

Chorol, Kreisstadt im russ. Gouv. Poltawa, an dem zum Psiol gehenden gleichnamigen Fluß und der Eisenbahn Romny–Krementschug, hat vier besuchte Jahrmärkte und (1897) 8390 Einw.

Chorologie (griech.), Pflanzen- und Tiergeographie.

Chorometrie (griech.), Feldmeßkunst.

Choron (spr. schóróng), Alexandre Etienne, Komponist und Musikschriftsteller, geb. 21. Okt. 1772 in Caen, gest. 29. Juni 1834 in Paris, begründete 1817 in Paris ein Kirchenmusikinstitut, Conservatoire de musique classique et religieuse, das später von L. Niedermeyer weitergeführt wurde, und füllte damit eine durch die Aufhebung der Kirchenchorschulen (Maitrisen) gerissene Lücke aus. Schon vorher hatte er mehrere Unterrichtswerke veröffentlicht (Generalbaßschule 1804, Kompositionslehre 1808) und mit Fayolle ein Tonkünstlerlexikon herausgegeben (1810—11), brachte nun noch eine Kontrapunktschule (1817) und ein Lehrbuch der Begleitung des Kirchengesangs (1819). Nach seinem Tode erschien: »Nouveau manuel complet de musique vocale et instrumentale« (hrsg. von Adrien de Lafage, Par. 1839, 7 Bde.).

Chorregent (Regens chori), Dirigent eines Kirchenchors.

Chorremabad, Hauptstadt der pers. Provinz Luristan, am Fluß Keschgân, mit einer Burg auf isoliertem Felsen und etwa 5000 Einw.

Chorrillos (spr. tschorilljos), Seebad in Peru, am Fuß des steilen Morro Solar, 15 km von Lima, mit dem es eine Eisenbahn verbindet, mit (1889) 3000 Einw.

Chorrock, soviel wie Chorhemd (s. d.), Priesterrock.

Chorsabad (Khorsabad), Dorf im Wilajet Mosul, 25 km nordöstlich von Mosul, berühmt durch die Nachgrabungen von P. E. Botta (1842—45) und Victor Place (1852) in den Ruinen der assyrischen Palaststadt Dur-Scharrukin, die dort stand. Eine Fülle von Basreliefs, Inschriften, Vasen, Geräten aller Art wurde dort entdeckt. Vgl. Tafel »Architektur II«, Fig. 1 u. 2, u. Tafel »Ornamente I«, Fig. 3—5.

Chorschranken, hölzerne, steinerne und metallene Brüstungen und Gitter, die in den romanischen und gotischen Kirchen das Chor gegen das Schiff der Kirche und die Kapellen des Chorumganges gegen diesen abschließen. Die C. sind meist mit Bildwerk verziert. Die künstlerisch bedeutendsten C. befinden sich in der Liebfrauenkirche zu Halberstadt, in der Marienkirche zu Lübeck, in den Kathedralen zu Amiens, Chartres und Albi in Frankreich.

Chorschwester, s. Nonne.

Chorstörer (Turbatores chori), vor alters in einigen Mönchsklöstern (besonders in Preußen) angestellte Individuen, mit der Aufgabe, die feierlichsten Stellen des Chorgesanges durch widerliches Geplärr zu unterbrechen. Nach der Meinung einiger sollte dieses Geplärr das Hohnlachen Satans darstellen.

Chorstühle (Chorgestühl), in Kloster- und Stiftskirchen die zu beiden Seiten des Hohen Chors befindlichen hölzernen Sitzreihen für die Geistlichkeit, gewöhnlich zu zwei Reihen hintereinander, so daß die hintere Reihe eine Stufe höher liegt. Die vordere Sitzreihe ist durch eine Brustwehr mit den darauf befindlichen Betpulten nach dem Chor zu abgegrenzt und jeder einzelne Sitz durch eine Scheidewand von dem benachbarten Sitz getrennt. Die Sitze sind an der untern Seite mit den sogen. Miserikordien, kleinen, konsolenartigen Vorsprüngen, auf die sich der Geistliche während des vorgeschriebenen Stehens stützen kann, versehen. Die Rückseite der hintern Sitzreihe pflegt meist von einem Baldachin überragt zu sein, der an beiden Enden von einer hohen Stirnwand getragen wird. Vom 14. Jahrh. an bis zur Renaissance wurden die C. mit Schnitzereien verziert, die teils biblischen Inhalts sind, teils auch das bürgerliche Leben wie das Leben der Geistlichen in ernster und satirischer Auffassung schildern, häufig auch Darstellungen aus der Tierfabel und Tiersymbolik enthalten. Künstlerisch besonders ausgezeichnet sind die C. im Münster zu Ulm (1469—74, von Jörg Syrlin dem ältern), in der Hospitalkirche zu Stuttgart, der Stephanskirche zu Wien, der Stiftskirche zu Herrenberg, in San Domenico zu Bologna, im Dom zu Siena, in San Giorgio Maggiore zu Venedig u. a. Auch in französischen und englischen Kirchen finden sich wertvolle C. Die Form eines Chorstuhls aus der französischen Frührenaissance veranschaulicht Fig. 7 auf Tafel »Möbel I«.

Chortatzis, Georg, s. Neugriechische Literatur.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Chortitza, 1) russ. Insel im Dnjepr, im russ. Gouv. Jekaterinoslaw, 14 km lang, 4 km breit, bewohnt von 551 deutschen Mennoniten, gehört zu der am Ufer liegenden Kolonie C. — 2) (Chortizkaja) Hauptort der von preußischen Mennoniten aus der Danziger Gegend 1788 angelegten Kolonien im Dnjeprland, im russischen Gouv. Jekaterinoslaw, am Ufer des Dnjepr, gegenüber der Insel C., hat ca. 2000 Einw., die lebhaften Handel treiben und sehr wohlhabend sind.

Chorton (Orgelton), die früher für die Orgeln gebräuchliche, gegenüber dem sogen. Kammerton (s. d.) einen ganzen Ton höhere Stimmung.

Chortürme, s. Chor, S. 93.

Chorun, s. Kohren.

Chorwaten, s. Kroaten.

Chorzow, Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Kattowitz, nahe bei Königshütte, an der Staatsbahnlinie Tarnowitz-Emanuelsegen, hat eine kath. Kirche, Steinkohlen- und Eisenerzbergbau, Kalk- und Sandsteinbrüche und (1900) 8370 Einw. Dabei der Redenberg mit einem Denkmal des Grafen Reden, des Begründers des oberschlesischen Steinkohlenbergbaues.

Choschen (hebr., C. hammischpath), der Brustschild, den der jüdische Hohepriester beim Eingang ins Allerheiligste auf der Brust trug; er war mit goldenen, gewundenen Ketten an den Einfassungen der Edelsteine auf den Achseln befestigt (2. Mos. 28, 22 ff.; 39, 8—21). Auf diesem Schild waren 12 Edelsteine in 4 Reihen, in Gold gefaßt, befestigt, in welche die Namen der 12 Stämme Israels gegraben waren.

Choschoten, s. Kalmücken.

Chose (franz., spr. schos), Sache, Ding; C. jugée, entschiedene (abgeurteilte) Sache, s. Rechtskraft; Chosen, Possen, Schwänke.

Chos Malāl (spr. tschos-), Hauptort des argentin. Gouv. Neuquén, am Nordufer des schiffbaren Neuquén an der Einmündung des Leubú.

Cho-sŏn (spr. tscho-sönn), einheimischer Name für Korea.

Chosrew Pascha, türk. Staatsmann, ein abchasischer Sklave des Admirals Kutschuk Hussein, erlangte dessen Gunst und die Freilassung und wurde 1804 Pascha von Ägypten. Er erhob Mehemed Ali zum Kaimakam. Nachdem dieser tapfer gegen die Beis gekämpft, empörte er sich gegen C., der ihm 1806 weichen mußte. Seit 1822 Großadmiral, eroberte C. 1824 die Insel Ipsara, wurde aber 1825 bei Andros geschlagen. Nachdem er alle Janitscharen auf der Flotte hatte ertränken lassen, unterstützte er als Seraskier (Kriegsminister) den Sultan Mahmud II. bei seinen Reformen und reorganisierte das Heer mit Hilfe preußischer Instrukteure. Seit 1838 Großwesir, führte er nach dem Tode Mahmuds das Staatsruder fast allein. 1840 der Teilnahme an empörerischen Verbindungen gegen Abd ul Medschid verdächtigt, wurde er abgesetzt und nach Rodosto gebracht, doch 1846 wieder in das Ministerium ohne Portefeuille berufen. Er starb 26. Febr. 1855 auf einem Landsitz am Bosporus.

Chosroes Nuschirwan (pers. Chosro Anoscharwan, »der mit unsterblicher Seele«), der größte sasanidische König Persiens, folgte seinem Vater Kobad 531 n. Chr. auf dem Thron, obwohl er nicht der älteste Sohn war. Er förderte die Rechtspflege, begünstigte Ackerbau und Handel, ordnete die Steuern, führte große Bauten aus und war bemüht, die Volksbildung zu heben und die Wissenschaften heimisch zu machen. Er nahm zu diesem Zweck mehrere von Justinian verfolgte byzantinische Philosophen auf und zeigte sich den Christen gegenüber duldsam. Um dem Anwachsen der Macht des oströmischen Reiches vorzubeugen, führte er von 540 ab mit wechselndem Erfolg einen Krieg gegen dasselbe in Mesopotamien, Syrien und Armenien. Er starb 578. Sein Enkel Chosroes II. Parwes herrschte 590—628.

Chotan (Iltschi), Stadt im chines. Ostturkistan, unter 37° 8′ nördl. Br. und 80° östl. L., am Fluß C., einem Nebenfluß des Tarim, 1410 m ü. M., an der großen Karawanenstraße von Indien nach Kaschgar, einst Hauptstadt des Chanats C. und damals 89,000, jetzt nur noch 40,000 Einw. zählend, nachdem es, durch die Chinesen, dann durch die Mongolen erobert, im Dunganenaufstand (1864—75) und im Kriege Jakub Chans öfters verwüstet wurde. Doch hat ihm die für den Handel günstige Lage eine gewisse Bedeutung gewahrt. Die Industrie (Kupfergefäße, Seidenwaren, Filze, Teppiche, Baumwollenzeuge) ist bedeutend. Der Handel vertreibt außerdem Moschus, Gold und Nephrit aus dem mineralreichen Gebirge im S. Vgl. Johnston, Report on the journey to Ilchi (in »Journal of the Royal Geogr. Society«, 1867).

Chotěbořˇ (spr. chótjeborsch), Stadt in Böhmen, 487 m ü. M., an der Österreichischen Nordwestbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit Schloß, Buntweberei, Lederfabrik, Spiritusbrennerei, Bierbrauerei und (1900) 4060 tschech. Einwohnern.

Chotek, Adelsgeschlecht in Böhmen und Österreich, das 1723 in den böhmischen Grafenstand und 1745 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Hervorzuheben sind:

1) Johann Rudolf, Graf von Chotkowa und Wognin (Wojnín), geb. 17. Mai 1748, gest. 26. Aug. 1824 in Wien, ward 1770 niederösterreichischer Regierungsrat, 1776 Hofrat bei der vereinigten Hofkanzlei und bald darauf Kanzler derselben. 1788 nahm er seine Entlassung, weil er kein Freund des Neuerungsdranges Kaiser Josephs II. war. Unter Kaiser Leopold II., 1790, erhielt er die Leitung der neuerrichteten Finanzhofstelle und ward 1802 zum Staatsminister und Oberstburggrafen von Böhmen erhoben. Als solcher beförderte er namentlich den Straßenbau und legte Manufakturen an. 1805—1809 war er Mitglied des Konferenzministeriums. Vgl. A. Wolf, Graf Rud. C. (Wien 1853).

2) Karl, Graf von, Sohn des vorigen, geb. 23. Juli 1783, gest. 28. Dez. 1868, trat 1803 in den Staatsdienst, ward 1815 nach der Besiegung Murats Generalgouverneur des Königreichs Neapel, 1816 Hofrat bei der Triester Regierung und ihr Präsident, 1818 Geheimrat und Vizepräsident in Tirol, 1819 Gouverneur von Tirol und Vorarlberg, 1825 Hofkanzler und Präsident der Studienhofkommission zu Wien, 1826—43 Oberstburggraf in Böhmen und Präsident des k. k. böhmischen Guberniums. In dieser Stellung machte er sich durch Hebung des Schulwesens, Beförderung des Straßenbaues, Errichtung von Armenversorgungsanstalten verdient. Vgl. Wolf, Graf Karl C. (Prag 1869). — Sein Sohn Bohuslaw, Graf von C., geb. 4. Juli 1829, gest. 11. Okt. 1896 in Görlitz, war 1867—69 österreichischer Gesandter in Stuttgart, 1869—71 in Petersburg, unter Hohenwart Leiter der böhmischen Statthalterei, 1872 Gesandter in Madrid, 1873 in Brüssel, später in Dresden. Seine Tochter Sophie, geb. 1. März 1868 in Stuttgart, morganatisch vermählt mit dem Thronfolger von Österreich, Erzherzog Franz Ferdinand

(1. Juli 1900), und in den erblichen Fürstenstand unter dem Namen »von Hohenberg« (s. d.) erhoben. Haupt der jüngern Linie ist ein Enkel des genannten Karl gleichen Namens, geb. 29. Aug. 1853; sein Vater Anton (Bruder Bohuslaws), geb. 27. März 1822, gest. 1. Juni 1883. Haupt der ältern Linie ist Graf Emmerich von C., geb. 30. Dez. 1833, ein Urenkel Johann Rudolfs.

Chotin (poln. Chocim), Kreisstadt im russ. Gouv. Bessarabien, am rechten Ufer des Dnjestr, nahe der österreichischen Grenze, hat eine armenische, 2 römisch-katholische und 5 griechisch-kath. Kirchen, eine Synagoge nebst 16 israelitischen Betstuben, einige Schulen, mehrere Leder- und Lichtefabriken, bedeutende Schuhwarenfabrikation, Bierbrauereien, Ziegelbrennereien und (1897) 18,126 Einw. Dicht bei der Stadt C. liegen alte Befestigungen mit altertümlicher, im 13. Jahrh. von den Genuesen erbauter Zitadelle, die 1856 in den Besitz der Stadt übergegangen ist. — C., Deckungsort einer der gesuchtesten Dnjestrübergänge, hatte abwechselnd Polen, Türken, Österreicher und Russen zu Herren. 1621 und 1673 erfochten die Polen unter Wladislaw IV. und Johann Sobieski hier über die Türken zwei Siege. Am 28. Aug. 1739 siegte hier der russische General Münnich über die Türken, wogegen diese 30. Okt. 1768 die russischen Truppen unter den Mauern der Festung schlugen. 1769 wurde C. von den Russen, 1788 von den Österreichern, 1806 wieder von den Russen erobert, denen es 1812 mit Bessarabien im Bukarester Frieden dauernd zufiel.

Chotusitz, Marktflecken in Böhmen, Bezirksh. Časlau, mit (1900) 1454 tschech. Einwohnern. Hier siegten 17. Mai 1742: 24,000 Preußen unter Friedrich II. über 28,000 Österreicher unter Karl von Lothringen. Vgl. Droysen, Zur Schlacht von C. (Berl. 1873).

Chotzen (tschech. Choceň), Stadt in Böhmen, Bezirksh. Hohenmauth, 278 m ü. M., an der Stillen Adler, Knotenpunkt der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahn, hat ein fürstlich Kinskysches Schloß mit Park, Flachsspinnerei, mechanische Weberei, Bierbrauerei, Maschinenfabrik, Kunstmühlen und (1900) 4333 tschech. Einwohner.

Chouans (spr. schuáng), Name der aufständischen Bauern in der Bretagne u. der untern Maine während der französischen Revolution, herrührend von ihrem ersten Führer, Jean Cottereau, der als Schleichhändler den Beinamen Chouan (chat-huant, Eule, von dem ihm eigentümlichen Schrei) erhalten hatte und an der Spitze eines Haufens (Chouannerie) 1792 den Aufstand begann. Ihm schlossen sich Cadoudal und der Graf Puisaye an. Sie führten den kleinen Krieg mit Kühnheit und Erfolg, begingen dabei aber auch viele Plünderungen und Roheiten. Nach dem Tode Cottereaus, der am 2. Febr. 1794 bei Beaufort fiel, befehligte die C. der Abenteurer Désoteux, genannt Cormatin. Der Konvent unterhandelte mit ihm und Charette de la Contrie (s. d.) und schloß 9. April 1795 zu Mabilais einen Vertrag, wonach die C. ihre Waffen niederlegen und die Republik anerkennen sollten. Aber beiden Teilen war es nicht Ernst damit. Georges Cadoudal und Scépeaux belebten den Mut der C. aufs neue und vermehrten ihre Zahl auf 10,000. Endlich erschien im Juni 1795 Puisaye mit einer Expedition von Engländern und Emigranten an der französischen Küste. Der Aufstand verbreitete sich rasch; aber der republikanische General Hoche schlug einen Angriff der C. auf das Lager von Ste.-Barbe zurück und ließ dann die einzelnen Haufen auseinander sprengen und aufreiben. Viele flüchteten auf die Halbinsel Quiberon, wo sie in die Katastrophe vom 20. Juli verwickelt wurden. Die Anführer fielen oder mußten die Waffen niederlegen. Die Chouannerie schien somit vernichtet. Nochmals aber erhob sie sich, von England aus organisiert, 1799 unter Frotté, Cadoudal, Bourmont u. a. Allein General Brune zerstreute an der Loire die C. schnell; die Anführer nahmen die allgemeine Amnestie an bis auf Frotté, der ergriffen und erschossen wurde. Ein schwaches Nachspiel hatte die Chouannerie 1814—15. Die Anführer der C. wurden von den Bourbonen zu Feldmarschällen und Generalen erhoben, mehrere unter die Pairs aufgenommen. Vgl. Kérigant, Les C. (Par. 1882); Morvan, Les C. de la Mayenne (daf. 1901).

Choulant (spr. schulāng), 1) Ludwig, Mediziner, geb. 12. Nov. 1791 in Dresden, gest. 18. Juli 1861, studierte seit 1811 in Dresden und Leipzig, ward 1821 an das Krankenstift nach Dresden berufen, 1823 Professor der theoretischen, 1828 der praktischen Heilkunde und Direktor der therapeutischen Klinik, 1842 Direktor der Akademie und 1844 Medizinalreferent beim Ministerium. Er schrieb: »Tafeln zur Geschichte der Medizin« (Leipz. 1822); »Lehrbuch der speziellen Pathologie und Therapie des Menschen« (daf. 1831 u. ö.; neu bearbeitet von H. E. Richter, 4. Aufl. 1860); »Anleitung zur ärztlichen Rezeptierkunst« (2. Aufl., daf. 1834); »Anleitung zur ärztlichen Praxis« (daf. 1836); »Handbuch der Bücherkunde für die ältere Medizin« (2. Aufl., daf. 1841); »Bibliotheca medico-historica« (daf. 1841); »Geschichte und Bibliographie der anatomischen Abbildung« (daf. 1852); »Die Anfänge wissenschaftlicher Naturgeschichte und naturhistorischer Abbildung im Abendland« (Dresd. 1857); »Graphische Inkunabeln für Naturgeschichte und Medizin« (Leipz. 1858). Auch gab er die »Opere« des Benvenuto Cellini (Leipz. 1833—35, 3 Bde.) heraus.

2) Ludwig Theodor, Maler und Architekt, Sohn des vorigen, geb. 18. Juli 1827 in Dresden, gest. daselbst 12. Juli 1900, bildete sich auf der dortigen Akademie zum Architekten und Architekturmaler aus und genoß vorzugsweise den Unterricht Sempers. 1850 und 1851 bereiste er Italien und Sizilien, nahm später einen längern Aufenthalt in Rom und besuchte 1864, 1873 und 1874 wiederum Venedig und Florenz. Seine Ölbilder und Aquarelle sind vortrefflich gezeichnet und von glücklicher Farbenwirkung. Eine Ansicht der Engelsburg besitzt die Galerie zu Dresden. Im Wappensaal des königlichen Schlosses hat er die acht Stammburgen des sächsischen Hauses und in den Vestibülen des Hoftheaters mehrere landschaftliche Gemälde ausgeführt. Als Architekt hat er sich bei dem Bau der katholischen Kirche in Dresden-Neustadt bewährt.

Chouquet (spr. schukä), Adolphe Gustave, Musikschriftsteller, geb. 16. April 1819 in Havre, gest. 30. Jan. 1886 in Paris, lebte 1840—60 als Musiklehrer in Amerika, seitdem in Paris, ausschließlich mit musikhistorischen Studien beschäftigt. 1864 wurde er von der Pariser Akademie für eine Darstellung der Musikgeschichte vom 14.—18. Jahrh. mit dem Preis Bordin und 1868 mit demselben Preis für die »Histoire de la musique dramatique en France« (gedruckt 1873) ausgezeichnet. C. war seit 1871 Konservator der hochbedeutenden Musikinstrumentensammlung des Konservatoriums, von der er einen beschreibenden Katalog (2. Aufl. 1884) veröffentlichte.

Chow, Wertmaß für Perlen, s. Tschoh.

Chowan (spr. tschowān), Fluß im nordamerikan. Staat Nordcarolina, entsteht aus den in Virginia ent-

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

springenden Nottaway, Meherrin und Blackwater und mündet in den Albemarlesund, bis Murfreesboro am Meherrin, 70 km aufwärts, schiffbar.

Chowarezm, s. Chiwa.

Chr. (griech. *XP.*), gewöhnlich auch bezeichnet mit: Abkürzung für Christus (s. Christusmonogramm); auch für chresimon (»brauchbar«), in der Handschriftenkunde ein kritisches Zeichen, um eine Lesart zu billigen.

Chrast, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Chrudim, 285 m ü. M., an der Österreichischen Nordwestbahn und der Staatsbahnlinie C.–Hrochowteinitz, hat ein Schloß des Königgrätzer Bischofs mit Park, Bierbrauerei, Schuhwaren- und Papierspitzenfabrik und (1900) 2040 tschech. Einwohner.

Chrematistik (griech.), der Erwerb von Gütern durch Tausch im Gegensatze zu dem durch eigne Produktion.

Chrematologie (griech.), Lehre vom Geld; Chrematonomie, Lehre von der Anwendung des Geldes; Chrematopöie, Gelderwerb.

Chrême (franz., spr. kräm'), das geweihte Öl der Katholiken, Chrisam; s. Chrisma.

Chresmologia (griech.), Wahrsagung, Orakel; daher Chresmologos, Orakelgeber, Weissager, Prophet; Chresterion, Ort, wo Orakel erteilt werden

Chrestien de Troyes (spr. kretjäng dö trüá), s. Christian von Troyes, S. 110.

Chrestomathie (griech.), Sammlung des Wissenswertesten, insbes. für den Unterricht Brauchbarsten, namentlich aus Prosaschriftstellern (vgl. Anthologie). Eine ganze Literatur solcher Sammlungen entstand gegen Ende des Altertums; eine der ältesten scheint die z. T. erhaltene des Proklos (s. d.) zu sein. Mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften begann die Blütezeit der Chrestomathien aus den gelesensten griechischen und lateinischen Autoren, namentlich Herodot, Thukydides, Cicero, Livius, Horaz, Ovid u. a. Vorzugsweise ein für Schulen eingerichteter Auszug aus verschiedenen Schriftstellern verschiedener Zeiten.

Chrétien de Troyes, s. Christian von Troyes, S. 110.

Chrie (griech., »Gebrauch«), die Ausarbeitung eines Themas nach einer eigentümlichen vorgeschriebenen Anordnung. Dieselbe muß enthalten: a) den zu behandelnden Satz nebst dem Lob des Autors (dictum cum laude autoris); b) die erläuternde Umschreibung (periphrasis); c) den Beweis (aetiologia); d) das Gegenteil (contrarium) des Satzes, wodurch dessen Anwendung auf gewisse Grenzen eingeschränkt und er zugleich in helleres Licht gesetzt wird; e) das Gleichnis (simile); f) das Beispiel (exemplum); g) das Zeugnis (testimonium); h) den Schluß (conclusio), Wiederholung des Hauptsatzes nebst einer Anwendung. Diese Ordnung der C. wird oft in folgendem Hexameter zusammengefaßt: Quis, quid, cur, contra, simile ac paradigmata, testes. Man stellt auch folgende Disposition auf: a) Satz (protasis), b) Beweis, c) Erläuterung (amplificatio), und zwar 1) das Gegenteil, 2) das Gleichnis, 3) das Beispiel, 4) das Zeugnis; endlich: Schluß.

Chriemhild, s. Kriemhild.

Chrisam, soviel wie Chrisma.

Chrischona (St. Chrischona, ursprünglich St. Christiana), früher eine am rechten Rheinufer auf dem Dinkelberg, nordöstlich von Basel (nahe der badischen Grenze) gelegene Wallfahrtskapelle, jetzt ein Häuserkomplex mit einem Dutzend Bauten um eine Kirche aus dem 15. Jahrh., der Sitz der 1840 von Chr. Fr. Spittler zu Basel gegründeten Pilgermission, die junge Männer, meist aus dem Handwerker- und Bauernstand, für eine ganz schlichte Verkündigung des Evangeliums ausbildet. Gegen 700 junge Männer sind durch die Anstalt hindurchgegangen. Von den 467 gegenwärtig in Arbeit Stehenden sind 203 Prediger in Nordamerika, viele in der Mission (Palästina, Ägypten, Abessinien, Westafrika, Indien, neuerdings auch China) tätig, andre als Diakonen, Stadtmissionare, Hausväter im Dienst von Vereinen. Von besonderer Bedeutung ist die von der C. direkt betriebene, in stetem Wachstum begriffene Evangelisationsarbeit (s. Evangelisation) in Österreich, Schweiz, Württemberg, Baden, Hessen, Ost- und Westpreußen, die überall zur Sammlung besonderer »Gemeinschaften« innerhalb der Kirchen und Gemeinden und trotz zweifellos religiös erweckender Tätigkeit bei der Gleichgültigkeit der C. gegenüber den kirchlichen Ordnungen (Ermächtigung der Brüder zur Abhaltung außerkirchlicher Abendmahlsfeiern) vielfach zur Störung des kirchlichen Lebens geführt hat. Seit 1868 liegt die Leitung der C. in den Händen des Inspektors C. H. Rappard (Bruder der C., früher Missionar in Kairo). Zur Unterhaltung der Gemeinschaft der Brüder untereinander dient der monatlich auf C. erscheinende »Glaubensbote«. Die Einnahmen sind von 1400 Frank in 1847 auf 190,000 Frank in 1901 gestiegen. Vgl. Rappard, Fünfzig Jahre der Pilgermission auf St. C. (Basel 1890).

Chrisfal, Pseudonym für Christovam Falcão; s. Portugiesische Literatur (16. Jahrh.).

Chrisma (griech.), Salbe, besonders in der griechisch- und römisch-katholischen Kirche das zum Gebrauch bei gewissen Zeremonien feierlich geweihte Salböl. Schon im Alten Bund wurden Propheten, Priester und Könige bei der Übernahme ihres Amtes gesalbt. In Anlehnung an das im Morgenland gewöhnliche Salben des Körpers sollte die feierliche Handlung die Ausrüstung zum Dienst Gottes, insonderheit die Mitteilung des göttlichen Geistes, versinnbildlichen. In der christlichen Kirche taucht der Gebrauch der Salbung mit einem dazu vom Bischof besonders eingesegneten Öl schon im 3. Jahrh. bei der Taufe auf (s. Firmung). Ursprünglich bestand das C. aus Olivenöl, dem aber schon früh Balsam und wohlriechende Stoffe beigemischt wurden; es kommt zur Anwendung bei der Taufe, Firmung, Priesterweihe, Letzten Ölung, Krönung und Weihe von Kirchen und heiligen Geräten; die Bezeichnung mit demselben geschieht stets in Kreuzesform.

Chrismageld (Chrismales denarii), das Geld, das die Priester dem Bischofe für von ihm empfangenes Chrisma zu entrichten haben.

Chrismale (griech.), ein weißes Tuch, das dem Getauften, Gefirmten ꝛc. um die Stirn gebunden wird, damit das Salböl nicht herabfließe.

Chrismarium (Chrismatarium, lat.), Gefäß für das Chrisma; Reliquienkästchen; auch der Ort, wo die Firmung vollzogen wird.

Chrismon, eine mehr oder weniger verzierte Buchstabenfigur, in späterer Zeit fast stets in der C-Gestalt, die von den Zeiten der Merowinger bis zum 13. Jahrh. in Urkunden, meist im Anfang, wo sie ein symbolisches Zeichen für die Invokation sein soll, vorkommt. In den Urkunden der Merowinger und ältern Karolinger findet sich ein C. auch häufig vor den Signumszeilen. Die mittelalterlichen Formelbücher erklären das Zeichen als monogrammatische Darstellung des Namens Christi, dem Labarum. Tironische

Noten, die sich bisweilen in den Chrismen der Merowingerzeit finden, und die ante omnia Christus, oder Christus, oder amen aufzulösen sind, bestätigen dies. Der Gebrauch des Chrismons in den Urkunden der deutschen Könige erlischt in der Zeit des Interregnums. Auch in den Privaturkunden ist das Zeichen am Ende des 13. Jahrh. geschwunden.

Christ, 1) Johann Friedrich, Humanist, geb. im April 1700 in Koburg, gest. 3. Sept. 1756 in Leipzig, studierte seit 1720 in Jena, war dann Hofmeister junger Adliger und wurde 1731 außerordentlicher Professor der Geschichte in Leipzig, 1739 ordentlicher Professor der Dichtkunst. C. ist der Begründer der Kunstarchäologie in Deutschland; Heyne, Lessing, auch Winckelmann sind durch ihn beeinflußt worden. Von seinen archäologischen Schriften nennen wir: »Musei Richteriani dactyliotheca« (Leipz. 1743), Vorrede und Text zu den ersten beiden Tausenden der von Lippert herausgegebenen »Dactyliothecae universalis exempla« (das. 1755 u. 1756), »Anzeige und Auslegung der Monogrammatum« (von Malern u. dgl., das. 1747) sowie die aus Nachschriften seines »Collegium litterarium« von Zeune herausgegebenen »Abhandlungen über die Literatur und Kunstwerke vornehmlich des Altertums« (das. 1776). Auch seine historischen Schriften und lateinischen Gedichte verdienen Anerkennung. Vgl. Dörffel, Joh. Friedr. C. (Leipz. 1878).

2) Joseph Anton, Schauspieler, geb. 1744 in Wien, gest. 25. März 1823 in Dresden, entfloh dem Jesuiteninstitut, in dem er erzogen werden sollte, nahm als Husar am Siebenjährigen Kriege teil und ließ sich 1765 bei der Ilgenerschen Schauspielergesellschaft in Salzburg engagieren. 1777 spielte er neben Döbbelin in Berlin erste Liebhaberrollen und jugendliche Helden, trat dann in Hamburg, 1779 in Dresden auf, ging 1783 nach Rußland, wo er mehrere Jahre blieb, 1790 nach Mainz und trat schließlich (1794) bei der Secondaschen Truppe ein, mit der er in Prag, Dresden und Leipzig tätig war. C. wirkte mit den scheinbar einfachsten Mitteln mächtig und übertraf in dieser Beziehung sogar Iffland. Die Natur war ihm in allem Vorbild. — Seine Tochter Friederike, seit 1808 mit dem Schauspieler Schirmer verheiratet, gehörte lange Zeit (namentlich im Fach der Mütter und Anstandsdamen) zu den Zierden des Hoftheaters in Dresden; sie starb 31. März 1833.

3) Wilhelm, Philolog, geb. 2. Aug. 1831 zu Geisenheim, studierte 1850—53 in München und Berlin, wurde 1854 Lehrer am Maximilians-Gymnasium in München, 1860 ordentlicher Professor an der Universität daselbst und trat 1902 in den Ruhestand. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir: »Grundzüge der griechischen Lautlehre« (Leipz. 1859); »Pindari carmina« (das. 1869, 3. Aufl. 1897; große kritische Ausg., das. 1896); »Anthologia graeca carminum christianorum« (das. 1871, mit Paranikas); »Metrik der Griechen und Römer« (das. 1874, 2. Aufl. 1879); »Aristotelis de arte poetica liber« (das. 1878); »Homeri Iliadis carmina« (das. 1884, 2 Bde.); »Aristotelis metaphysica« (das. 1886); »Geschichte der griechischen Literatur bis auf die Zeit Justinians« (Münch. 1888, 3. Aufl. 1898).

Christabend, s. Weihnachten.

Christaller, Gottlieb, Missionar, geb. 19. Nov. 1827 zu Winnenden in Württemberg, gest. 16. Dez. 1895 in Stuttgart, wirkte 1853—68 im Dienste der Baseler Missionsgesellschaft an der Goldküste und lebte danach zu Schorndorf in Württemberg. Er hat sich besonders um die Erforschung westafrikanischer Sprachen verdient gemacht und veröffentlichte mehrere Werke über die Tschisprache, in die er auch die Bibel übersetzt hat (Basel 1871).

Christbaum, s. Weihnachtsbaum.

Christblume, s. Helleborus.

Christburg, Stadt im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis Stuhm, an der Sorge und der Staatsbahnlinie Marienburg–Allenstein, hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, Synagoge, Amtsgericht, Bierbrauerei, Molkerei und (1900) 3116 meist evang. Einwohner. — C. wurde um 1247 von den Deutschen Rittern angelegt und gegen die Preußen und den Herzog Swantopolk von Pommerellen behauptet. Es wurde 1250 Sitz eines Komturs. Die um die Burg entstehende Stadt erhielt 1288 Stadtrecht. C. war in der Folge eine der drei Münzstätten Preußens, worin 1335 die ersten Heller geschlagen wurden; seit 1360 war es der Sitz des Obertrappiers. 1400 brannte die Stadt ab, das Schloß wurde nach der Schlacht bei Tannenberg zerstört und die Ordenskommende nach Preußisch-Mark verlegt.

Christchurch (spr. kraist-tschörtsch), 1) Stadt (municipal borough) in Hampshire (England), an der Mündung des Avon und Stour in den Englischen Kanal, mit stattlicher anglonormannischer Abteikirche (darin ein Denkmal des Dichters Shelley), Fabrikation von »Schnecken« (für Uhren) und (1901) 4204 Einw. In der Nähe die Seebäder Southborne on Sea, Bournemouth (s. d.) und Mudeford sowie Schloß Highcliffe mit Sammlungen mittelalterlicher Raritäten. — 2) Hauptstadt der neuseeländ. Provinz Canterbury, am Avonfluß und an der Midlandbahn, auch durch 13 km lange Eisenbahn mit seinem Hafen Lyttelton (s. d.) verbunden, ist Sitz eines deutschen Konsuls, hat ein Museum mit großartiger Sammlung von Skeletten des Moa, College, Regierungsgebäude, schöne Kathedrale und 19 andre Kirchen, Synagoge, 3 höhere Schulen, botanischen Garten, Hospital, Irren- und Taubstummenanstalt und (1900) 51,330 Einw.

Christ-cross-row (engl., spr. kriß-kroß-rō), altengl. Abc-Fibel, weil sich auf der ersten Seite ein Kreuz befand. Ebenso italienisch: Santa Croce.

Christdorn (Christusdorn), soviel wie Stechpalme (Ilex aquifolium), Brustbeerenbaum (Zizyphus spina Christi), Weißdorn (Mespilus oxyacantha), auch die Weinrose (Rosa rubiginosa).

Christen, Ada, Pseudonym, s. Breden.

Christenheit, Inbegriff aller Christen, s. Christentum.

Christenlehre, im Unterschied von der Kinderlehre, als dem religiösen Elementarunterricht, die an Sonn- und Feiertagen in der Kirche stattfindende Unterweisung der gereiften Jugend im Katechismus.

Christensaft, soviel wie Lakritzen.

Christensen, Hjalmar, norweg. Kritiker, Dramatiker und Romanschriftsteller, geb. 5. Mai 1869 in Förde (Söndfjord), wurde 1894, nach beendeten juristischen Studien, Dramaturg am Theater in Christiania. Von seinen Werken nennen wir: »Ein Freigesinnter« (Roman, 1889), »Mattes Blut« (Novellen, 1891), »Der Bastard« (Roman, 1893), die Dramen »Loths Weib« (1892) und »Ein Sieger« (1893), »Junge Norweger« (1893, Sammlung von Essays) und »Arne Garborg« (1894, preisgekröntes Essay in »Samtiden«). Unter den Verfechtern der modernen norwegischen Literaturbewegung nimmt C. eine hervorragende Stellung ein. In seinen Dichtungen stellt

er Dekadententypen dar und behandelt mit Vorliebe psychologische und soziale Probleme.

Christentum, die von Jesus von Nazareth als dem »Christ«, d. h. Messias (s. d.), gestiftete Religion (die christliche Religion), im weitern Sinn die ganze geschichtbildende Macht, die sich in jenem Namen verkörpert hat, mit der Summe ihrer innern Antriebe und äußern gesellschaftlichen Wirkungen, mit der Gedankenwelt, die sie heraufgeführt, und mit allen neuen Ordnungen und Sitten des Völker- u. Menschheitslebens in ihrem Gefolge. Unklarheiten und Mißverständnisse, die aus der Einmischung religiöser Interessen mit Notwendigkeit sich ergeben mußten, haben einen erbitterten Kampf darüber hervorgerufen, ob das C. als ein »neuer Anfang« zu betrachten, d. h. übernatürliche Eigenschaften von seinem Stifter auszusagen, übernatürliche Wirkungen an sein Auftreten zu knüpfen seien, oder ob es in der Gesamtentwickelung des religiösen Geistes zwar einen Glanz- und Höhepunkt darstelle, der aber seine geschichtliche Bedingtheit in den vorausgegangenen Stadien des Gottesbewußtseins mehr oder weniger erkennen lasse. Jedenfalls ist das C. zunächst aus dem alttestamentlichen Gottesglauben herausgewachsen, dessen Vollendung es darstellt. Das Volk Israel als das eigentliche Religionsvolk der alten Welt hatte den Glauben an den einen Gott im Verlauf des prophetischen Zeitalters sittlich vertieft und vergeistigt und den Dienst des »Heiligen in Israel« immer bewußter in Reinigung des Herzens und Lebens gesetzt. Freilich stellt das gesetzlich verfestigte Judentum der nachexilischen und neutestamentlichen Zeit mit seinem pharisäischen Äußerlichkeitsgeist einen auffallenden Rückschritt gegenüber den prophetischen Errungenschaften dar. Eine um so unmittelbarere Fortsetzung und Vollendung fanden die letztern dort, wo der eigentliche Erklärungsgrund für die ganze Lebensfülle und schöpferische Kraft liegt, die das C. offenbarte, im Selbstbewußtsein Jesu. Denn an der Person seines Stifters hängt schließlich vorzugsweise die geschichtliche Bedeutung des Christentums. Eine originale Persönlichkeit aber, ein religiös-schöpferischer Geist zumal behält immer für eine die Erscheinungen in ihre Elemente auflösende und auf ihre Herkunft befragende Wissenschaft etwas Undurchdringliches und Geheimnisvolles. Tatsache ist, daß in dem religiösen Bewußtsein Jesu das Verhältnis von Gottheit und Menschheit eine von allem Unreinen so durchgängig geläuterte, für die Lösung der sittlichen Aufgabe des ganzen Geschlechts so eminent fruchtbare Auffassung und zugleich auch, trotz aller unumgänglichen Bildlichkeit und sonstigen Unzulänglichkeit der zu Gebote stehenden sprachlichen Mittel, einen so reinen, unmittelbaren, ewig jungen und zugkräftigen Ausdruck gewonnen hat, wie ein zweites Beispiel in der Geschichte des fortschreitenden Gottesbewußtseins nicht wieder vorliegt. Was aber darum als »Sohn Gottes« Jesus Christus (s. d.) ist, das sollen alle, zu denen sein Evangelium dringt, werden: »Kinder« oder, wie es im neutestamentlichen Text eigentlich heißt, »Söhne Gottes«. Ein solcher Übergang des eignen Reichtums in das Bewußtsein andrer setzt voraus, daß der ideale Inhalt eine geschichtlich gegebene Form vorfindet, in der er sowohl schon dem Bahnbrecher selbst sich darbietet, als auch für die Zeitgenossen greifbar und faßlich wird. Ein solches Losungs- und Schlagwort, vermöge dessen das neue Gottesbewußtsein eine geschichtliche Macht zu werden vermochte, bot die alttestamentliche Messiasidee, die Jesus sittlich und geistig neu belebte und zum Bekenntnis seiner Jüngergemeinde erhob (Matth. 16, 15—17). Darin, daß Jesus sich als den von den Propheten vor Jahrhunderten dem jüdischen Volk verheißenen Gottessohn oder Messias (s. d.) wußte, lag das geschichtlich Bedingte, das Nationale und Zeitliche in seinem Selbstbewußtsein. Daran hielten sich, während jenes rein menschliche Moment zunächst noch in der Hülle blieb, die ältesten, aus dem Judentum hervorgegangenen Gemeinden, die Stiftungen der zwölf Apostel, überhaupt die Judenchristen. Was diese von den gewöhnlichen Juden unterschied, war lediglich der Glaube an den nicht mehr bloß zu erwartenden, sondern schon gekommenen Messias. Aber in der Tatsache, daß dieser Messias nicht in der erwarteten Gestalt eines theokratischen Herrschers und Heidenbezwingers aufgetreten war, sondern in der Demut und Niedrigkeit eines anspruchslosen Lehrers und Hirten, eines Befreiers nicht unterworfener Nationen, sondern geknechteter Willenskräfte, und ebendeshalb verachtet und verworfen von den Obersten seines Volkes, war ein Impuls gegeben, der nach einer andern Richtung treiben mußte. In der Tat hat sich die Ablösung der neuen Religion von der alten rasch vollzogen, zunächst in der Form des Paulinismus. Infolge des starken Anstoßes, den das »Ärgernis des Kreuzes« (Gal. 5, 11) für die rechtgläubige Messiasidee darbot, kam es christlicherseits zu einer Weiterbildung des Messiasbegriffs, in deren Verlauf der Kreuzestod als gottgewollter, notwendiger Durchgangspunkt, der Messias selbst als ein gottähnliches, zum Zweck der Erlösung und Versöhnung der schuldbeladenen Menschheit auf Erden erschienenes Wesen zur Geltung kam, das gerade im Tode nur die sinnliche Hülle abstreift, um sofort vermöge seiner Auferstehung und Erhöhung göttliche Würde und Hoheit anzutreten. Der nähere Verlauf dieser für die christliche Weltanschauung entscheidenden Gedankengänge gehört nicht hierher (s. Christologie). Wohl aber liegen ihm religiöse Ideen und sittliche Werte zu Grunde, die dem C. erst seine bleibende, weltgeschichtliche Signatur gegeben haben. So ist dem ganzen religiösen Verhältnis dadurch, daß der Zweck des Auftretens des Messias in die Erlösung und Heiligung seines Volkes gesetzt wird, eine entschiedene Wendung und Richtung auf das Gebiet des sittlichen Lebens, auf die Zubereitung eines in Gott befreiten Willens, gegeben; es ist zugleich dadurch, daß dieser Erlöser »durch Leiden des Todes vollendet« (Hebr. 2, 9. 10) werden mußte, nicht etwa bloß das Leid und Wehe des Lebens mit einer selbst der tragischen Kunst des klassischen Altertums unerreichbaren Weihe geheiligt, sondern es ist dieses Dulden und Leiden geradezu zum Gegengift wider Sünde und Schuld, zur Existenzbedingung für alles erhoben worden, was sich im endlichen Leben als gereifter und bleibender Gehalt bewähren und den Menschen über das Niveau des Naturlebens erheben soll. Zugleich ist mit dieser Lehre vom leidenden Sohn Gottes der Gottesbegriff selbst der starren Einheit und überweltlichen Ferne, die seine Merkmale im Judentum ausmachen, entkleidet worden. Diese Veränderung in dem Begriff und Bild Gottes spiegelt sich innerhalb der christlichen Theologie besonders in den Dogmen von der Trinität (s. d.) und Menschwerdung (s. d.) ab.

Nächster Zweck der Erscheinung des Messias war die Herstellung und Aufrichtung des »Gottesreichs«, der Herrschaft des Volkes Gottes auf Erden. Wenn die Idee Gottes als des Vaters und das Selbstbekenntnis zur Sohnschaft (s. Menschensohn) zwei leitende

Gedanken des Auftretens Jesu bilden, so tritt ihnen die Idee des Reiches Gottes als ein dritter, jene unter sich verbindender Gedanke zur Seite. Dieses »Reich Gottes« (s. d.) stellt den weitern Kreis dar, der sich um den in der Person Jesu gegebenen Mittelpunkt bildet. Aber es konnte auch ganz ebenso unter einem doppelten Gesichtspunkt betrachtet werden wie der »Sohn Gottes«. Den letzten Zielpunkt bildet die Idee einer Neubelebung aller gesellschaftlichen Zustände vermöge der übergreifenden Triebkraft des neuen Gottesbewußtseins, also Herstellung eines Gesamtlebens, in dem sich nur göttliche Zwecke realisieren. Aber auch diese Idee konnte in das Bewußtsein der Menschheit nur eintreten, indem sie an die jüdisch-volkstümlichen Begriffe von Gottesherrschaft und politischem Königtum anknüpfte. Indem sich Jesus als Messias erklärte, erstrebte er allerdings zunächst eine Umgestaltung des ihn unmittelbar umgebenden Volkslebens nach den Idealen der Propheten. Noch viel entschiedener aber bewegte sich das Bewußtsein seiner ersten Jünger und Gemeinden innerhalb dieses volkstümlich gefärbten Kreises, ja sie gingen merklich hinter den vorgeschobenen Standpunkt zurück, den Jesus selbst eingenommen hatte. Während er als Messias sich kühn über alles »Kleine am Gesetz« stellen konnte, fand innerhalb seiner ersten Anhängerschaft geradezu eine auch äußerliche Vereinigung mit der jüdischen Theokratie statt, und kaum hatte man davon eine Ahnung, daß das C. etwas grundsatzmäßig Neues sei. Es war überhaupt nicht das Judentum im Mutterland Palästina, sondern es war das hellenistische Judentum der Diaspora (s. d.), das schon längst einen griechisch-philosophischen Zug mit dem hebräischen Glaubensgehalt verbunden hatte, worin nunmehr auch das C. den Weg ins Freie finden sollte. Hier erst stellte sich die Überzeugung dar, daß dasselbe bestimmt sei zur Zusammenfassung der bisher getrennten Teile der Menschheit, der Heiden und der Juden. Aus den Synagogen Kleinasiens, Griechenlands und Roms, um die sich Proselyten aus dem Heidentum schon zuvor in großer Menge gesammelt hatten, ging die vom Judentum abgelöste Heiden- und Weltkirche hervor.

Schwerlich aber wäre im Verlauf weniger Jahrhunderte das C. die Religion des Morgen- und Abendlandes geworden, wenn nicht auch der griechische Geist auf die Gestaltung seiner Weltanschauung mächtig eingewirkt hätte. Das aber war schon deshalb der Fall, weil die Platonisch-stoische Unterscheidung des »Wortes« Gottes, des sogen. Logos (s. d.), von Gott selbst wie von den alexandrinischen Juden, so nunmehr auch von den Heidenchristen aufgenommen und auf ihrem Grund eine Lehre von dem Verhältnis des Vaters zum Sohn erbaut wurde, die sich dann unter Hinzutritt eines dritten zu berücksichtigenden Faktors, des Heiligen Geistes, im Trinitätsdogma abrundete.

Auf sittlichem Gebiet hatte Sokrates, wenn er seine Sittenlehre nicht von außen oder von oben, sondern aus den Tiefen des gottverwandten Geistes ableitete, wenigstens eine Art Vorarbeit für das gegeben, was später das C. leistete, indem es den Geist freier Sittlichkeit von der Beschränktheit alttestamentlicher Gesetzlichkeit entband. Das unvergleichlich Größte aber hat Platon getan, um die hellenische Gedankenwelt auf eine Stufe zu heben, auf der sie fähig war, sich mit den religiösen Erträgnissen des semitischen Orients, insonderheit mit dem Hebraismus, zu berühren und eine aus beiden bisher sich fliehenden Elementen gemischte Weltanschauung zu erzeugen. Als eine solche aber muß diejenige des Christentums, wie es sich in der Geschichte ausbreitete, bezeichnet werden. Semitisch ist das Gewebe historischer Fäden, an dem es seine Gottes- und Weltanschauung zur Darstellung bringt; griechisch ist jene ganze Grundanschauung, wonach eine höhere, übersinnliche Welt als ein dem endlichen Verstand überlegenes, nur mit dem Glauben zu fassendes Etwas in unser Sinnenleben hereinspielt, so daß, was von geistigem Reiz und göttlichem Gehalt in diesem Leben vorkommt, was von sittlichen Aufgaben es sich stellt, aus solchem Hereinleuchten sich erklärt. Ganz besonders brauchbar erwies sich in dieser Richtung die Umbildung, welche die Gedanken Platons in dem nachgebornen System des Neuplatonismus erfuhren. Auf Grund dieses Systems also in seinen alten und neuen Formen haben Kirchenväter und Scholastiker ein Jahrtausend lang die christlichen Dogmen zuerst gebildet und bearbeitet, dann erklärt und bewiesen. Nächst dem Platonismus war es die Stoa, die mit ihrer Lehre von der Gottverwandtheit und Gleichheit der menschlichen Natur Einfluß ausübte. Alle Menschen sind schon nach Chrysipp als Mitgenossen und Mitbürger zu betrachten, damit die Welt erscheine »wie Eine verbundene Herde, die durch Ein gemeinsames Gesetz geleitet wird« (Johann. 10, 16). Auch das Wort, daß alle Menschen Brüder sind, hat man zuerst in der Stoa gehört. Wie schon das Altertum solchen Aussprüchen eine weltgeschichtliche Bedeutung beimaß, zeigt Plutarch, der meint, was Zenon gewollt, habe Alexander vollbracht. Alexanders Gedanke aber wurde im Grund erst durch das römische Weltreich verwirklicht, und als dieses eben unter dem ersten Kaiser seinen dauernden Zusammenschluß gefunden hatte, entstand in einem seiner entlegenen Winkel auch diejenige Religion, die unter allen dagewesenen Religionen allein eine solche Unabhängigkeit von jedweder national-partikularistischen Bedingtheit erlangen konnte und sollte, daß sie fähig wurde, den ungeheuern Riesenleib jenes Reiches gleichmäßig zu beseelen, ja sogar, als derselbe allmählich abstarb und zerfiel, ihn als europäische Weltreligion zu überdauern und eine neue, weltgeschichtlich noch verheißungsvollere Verbindung mit dem germanischen Element einzugehen.

Eine solche Dauerhaftigkeit, wie sie das C. unter dem Zusammensturz aller Kultur- und Staatsmächte der alten Welt an den Tag legte, setzte freilich voraus, daß es sich zuvor schon in bestimmt gegliederten Verfassungsformen verfestigt hatte, daß es Kirche (s. d.) geworden war. Das aber ist es keineswegs von vornherein schon gewesen. Vielmehr fand die urchristliche Phantasie zunächst ihren Schwerpunkt in der baldigst erwarteten Wiederkunft Christi (Parusie) und in dem sogen. Tausendjährigen Reich (s. Chiliasmus). Erst allmählich übte die in den Paulinischen und Johanneischen Schriften angelegte Auffassung, wonach Christus als göttliches Prinzip in der Gemeinde seiner Gläubigen waltet und diese letztere zur Trägerin seines Bewußtseins, zur Fortsetzerin seines Willens wird, einen umgestaltenden und versöhnenden Einfluß, während die Kirche sich zugleich immer unumgänglicher auf einen längern irdischen Bestand einrichten mußte, bis sie endlich unter Verzicht auf ihre ursprüngliche Ausstattung und Idealität eine Weltmission im großen zu beginnen und die Völker zu erziehen begann. Schon im 3. Jahrh. war sie ein Staat im Staate, indem sie zugleich Bildung und Philosophie des Staates, seine Rechtsordnung und seine Kulte in den eignen Dienst nahm, bez. sich diesen akkommodierte. Vollends seitdem sie Staatskirche geworden war (s. Konstantin d. Gr.), schiebt sich der Schwerpunkt des christlich-

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

frommen Bewußtseins von der apokalyptischen Zukunftshoffnung hinweg in den gegenwärtigen, von der Kirche verbürgten und in ihr gegebenen Heilsbesitz. Das höchste und umfassendste aller sittlichen Ideale des Stifters, das Reich Gottes, fiel diesem Katholizismus (s. d.) eben schon in Eins zusammen mit der empirischen Kirche, während der Protestantismus (s. d.) als ein neuer Versuch zur Realisierung des christlichen Prinzips beide Gedanken wieder voneinander zu scheiden unternahm. — Die gegenwärtige Zahl aller Christen der Erde beträgt etwa 495 Mill. (vgl. die »Religions- und Missionskarte der Erde«). Weiteres bezüglich der äußern Ausbreitung des Christentums im Laufe von beinahe zwei Jahrtausenden s. Mission und Religion.

Christentumsgesellschaft, Deutsche, religiöser Verein der evangelischen Kirche, ward 1780 durch Johann Urlsperger (gest. 1. Dez. 1806) zu Basel gegründet (ursprünglich Deutsche Gesellschaft tätiger Beförderer reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit). Zusammenkünfte und Korrespondenz sollten den Zweck der Vereinigung aller lebendigen und bibelgläubigen Christen fördern. Seit 1786 erschienen als Organ die monatlichen »Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit«. Späterhin sind aus der Gesellschaft selbständige Vereine hervorgegangen, fast sämtlich von C. F. Spittler hervorgerufen, wie die Baseler Bibelgesellschaft (1804), die Evangelische Missionsgesellschaft daselbst (1816), die Anstalt in Beuggen zur Bildung von Armenschullehrern und zur Rettung verwahrloster Kinder (1820), der Verein für Freunde Israels (1831), der Traktatverein (1835), die Taubstummenanstalt zu Riehen (1838), die Pilgermission auf Chrischona (1840) u. a.

Christenverfolgungen, die notwendige Gegenwirkung des Heidentums auf das innerhalb seines Gebietes sich ausbreitende Christentum. Den Römern war die Religion vorzugsweise Staatsangelegenheit. Lediglich aus Staatsklugheit hatte man den unterjochten Völkern ihre Götter gelassen, auch den Juden die Ausübung ihrer Religion erlaubt. Je mehr sich nun das Christentum vom Judentum loslöste, desto mehr verlor es das Recht einer erlaubten Religion (religio licita); die Aufnahme und Verbreitung einer unerlaubten (religio illicita) aber galt, zumal in der gegen alle Neuerungen und Vereine so argwöhnischen Kaiserzeit, als Verbrechen gegen die Staatsgesetze. Überdies mußte gerade diese Religion, neu und gewissermaßen unfaßbar, weil ohne jede Volkstümlichkeit, ohne Götterbilder, ohne Tempel, Altäre und Opfer, dazu in ihren gottesdienstlichen Verrichtungen bald vom Schleier des Geheimnisses umgeben, als ganz besonders verdächtig erscheinen, zumal da ihre Anhänger sich weigerten, die Zeremonien der römischen Staatsreligion als allgemeine Bürgerpflicht zu verrichten, der Büste des Kaisers als Ausdruck der Untertanenehrfurcht Weihrauch zu streuen oder an kaiserlichen Geburtstagen, bei Siegesfesten u. dgl. an den heidnischen öffentlichen Lustbarkeiten teilzunehmen. Nun sollten aber die Teilnehmer an unerlaubten und geheimen Versammlungen (collegia illicita) sowie die der Ehrfurchtsverletzung gegen die Kaiser (impietas in principes) Angeklagten nach römischem Gesetz gefoltert, die Geringern (humiliores) unter ihnen den Bestien vorgeworfen oder lebendig verbrannt, die Vornehmern (honestiores) zum Tode durch das Schwert verurteilt werden. Speziell wurde der Dienst eines unsichtbaren, nicht abzubildenden Gottes als Atheismus und Sakrilegium betrachtet; die sacrilegi aber verdammte das römische Gesetz zum Kampf mit wilden Tieren oder zum Kreuzestod. Wirkliche oder angebliche Heilungen, der von den Christen ausgeübte Exorzismus, gaben Anlaß zur Beschuldigung der Magie, die den erwiesenen Zauberern den Flammentod, den übrigen an der magischen Handlung Beteiligten die Strafe der Kreuzigung ꝛc. nach römischem Gesetze zuzog. Hatte in dem religiösen Verhalten der Christen der Staat somit eine gewisse Veranlassung, dieselben der Auflehnung gegen seine Einrichtungen und Gesetze zu beschuldigen und zu bestrafen, so gingen doch die Verfolgungen noch häufiger vom heidnischen Volk aus, das im Götzendienst den Quell seines Erwerbes (heidnische Priester, Goëten, Götzenbildverfertiger und Händler) verteidigte und voll Haß jede Handlung eines Christen mit Argwohn betrachtete; so ward von ihm der Genuß des geheiligten Leibes als ein thyestisches Gastmahl, die allgemeine Bruderliebe als Vorwand der Unzucht verdächtigt. Alle öffentlichen Unglücksfälle wurden sofort als Strafgerichte der über ihre Verachtung erzürnten Götter dargestellt. Den Vornehmen und im Geiste der alten Welt Gebildeten endlich war das Christentum der finstere Aberglaube eines betörten Pöbels.

Zu den eigentlichen und planmäßigen Verfolgungen ist es noch nicht zu zählen, wenn in Rom (64 n. Chr.) die tyrannische Laune eines Nero die Schuld an dem Brande der Stadt auf die Christen wälzt und sie kreuzigen oder in die Felle wilder Tiere einnähen und den Hunden zur Zerfleischung vorwerfen oder, mit brennbaren Stoffen überzogen, gleich Fackeln anzünden läßt. Auch unter Domitian (81—96) wurde die Anklage auf Christentum als eine Art Hochverrat nur benutzt, um einzelne Konfiskationen, Verbannungen und Hinrichtungen, wie es scheint selbst gegen zwei Mitglieder der kaiserlichen Familie, T. Flavius Clemens und Flavia Domitilla, durchzusetzen. Erst seit den Zeiten des Kaisers Trajan beginnt der eigentliche Christenprozeß. Wer auf eine förmliche Anklage nicht von der verbotenen Verbindung zurücktreten und dies durch religiöse Huldigung vor dem Kaiserbilde beweisen wollte, verfiel dem Tode. Das Reskript Trajans vom Jahr 112 an Plinius, den Statthalter von Bithynien, das den Christenprozeß in dieser Weise instruiert hatte, wurde unter Trajans Nachfolgern bald laxer, bald strenger gehandhabt. Ersteres gilt namentlich von Hadrian (117—138) und von Antoninus Pius (138—161), trotzdem unter dieser Regierung die Verfolgung in Smyrna, die dem Bischof Polycarpus (s. d.) das Martyrium bereitete (155), fällt. Eine schärfere Praxis befolgte Marcus Aurelius (161—180), wovon namentlich die blutige Verfolgung in Lugdunum (Lyon) und Vienna (Vienne) im südlichen Gallien (177) Zeugnis ablegt. Septimius Severus untersagte 202 den Übertritt vom Heidentum zum Judentum oder Christentum, was neue Verfolgungen der Christen in Ägypten und im prokonsularischen Afrika zur Folge hatte. Alexander Severus (222—235), beeinflußt von seiner Mutter Julia Mammäa, stellte dagegen das Bild Christi unter seine Hausgötter. Ebendies war für seinen Mörder und Nachfolger Maximinus Thrax (235—238) Grund genug zu entgegengesetzter Praxis. Eine nur kurze Zeit der Ruhe kam unter Philippus Arabs (244—249), welcher der Sage nach selbst ein Christ gewesen sein soll. Dagegen erging unter Decius (249—251) die erste planmäßige Verfolgung aus national-religiösen Motiven über die Christenheit des ganzen Reiches. Unter Gallus (251—253) und

Valerianus (253—260) dauerten, mit besonderer Heftigkeit seit 257, diese Leiden fort; man suchte die Kirche hauptsächlich durch Verfolgung ihrer Beamten zu Grunde zu richten. Es folgte eine unter Gallienus eingeleitete Friedenszeit von mehr als 40 Jahren. Auch Kaiser Diocletianus (284—305) zeigte sich anfangs den Christen gewogen, begann dann aber teils infolge seines Bestrebens, die alte Herrlichkeit des Reiches, somit auch die alte Staatsreligion wiederherzustellen, teils auch angereizt von seinem Schwiegersohn, dem Cäsar Galerius, gegen die Christen einen Kampf auf Leben und Tod. Dieser Kampf hob an mit der Zerstörung der Kirche von Nikomedia (303). Ein sogleich folgendes kaiserliches Edikt gebot, alle Tempel der Christen zu zerstören und ihre heiligen Bücher zu verbrennen; christlichen Staatsbeamten sollten ihre Würden genommen, römische Bürger zu Sklaven degradiert werden, Sklaven die Hoffnung auf Freiheit verlieren; gegen alle Christen sollte bei der gerichtlichen Untersuchung die Folter angewendet werden. Dem ersten folgten andre Gesetze, das eigentliche Blutedikt zu einer Zeit, als Diokletian krank und regierungsunfähig daniederlag (30. April 304). Ihren Höhepunkt erreichte die Verfolgung, als nach Diokletians Abdankung 305 im Osten Galerius Augustus und der abergläubische und grausame Maximinus Daza Cäsar wurde, während im Westen unter dem Augustus Constantius Chlorus und nach seinem Tod (308) unter seinem Sohne Konstantin die Christen verhältnismäßig ruhige Tage hatten. Schon der vielgequälte Galerius erließ auf dem Krankenlager im Verein mit Konstantin und Licinius, dem Titularaugustus für Pannonien und Italien, ein Edikt, wodurch den Christen unter der Bedingung, daß sie nichts gegen die Ordnung des Staates unternähmen, Duldung zugesagt wurde. Aber erst Konstantins Sieg über den Usurpator Maxentius am Pons Milvius bei Rom (28. Okt. 312) brachte die entscheidende Wendung (s. das Weitere im Art. »Konstantin der Große«). — Aus der reichen neuern Literatur vgl. man besonders Overbeck, Studien zur Geschichte der alten Kirche (Chemn. 1875); Aubé, Histoire des persécutions de l'Église (Par. 1875, mit den Fortsetzungen); Keim, Rom und das Christentum (Berl. 1881); Allard, Histoire des persécutions du I. au IV. siècle (Par. 1885—90, 5 Bde; kurz zusammengefaßt u. d. T.: »Le christianisme et l'empire romain«, 2. Aufl., das. 1901); Neumann, Der römische Staat und die allgemeine Kirche bis auf Diokletian (Bd. 1, Leipz. 1890); Mommsen, Der Religionsfrevel nach römischem Recht (in der »Historischen Zeitschrift«, Bd. 64, 1890); Ramsay, The Church in the Roman Empire before a. D. 170 (5. Aufl., Lond. 1898); Hardy, Christianity and the Roman government (das.); Conrat, Die C. im römischen Reich vom Standpunkte des Juristen (Leipz. 1897); Weis, Christenverfolgungen (Münch. 1899); Burckhardt, Das Zeitalter Konstantins d. Gr. (3. Aufl., Leipz. 1899).

Christfest, s. Weihnachten.

Christfesttaler, Münzen und Medaillen, auf denen Christi Geburt dargestellt ist, vorzüglich zu Christgeschenken benutzt. Besonders geschätzt ist der C., den um 1560 Kaiser Ferdinand I. prägen ließ.

Christholz, s. Liquidambar und Styrax.

Christian (lat. Christianus, »Christ«), Name zahlreicher Fürsten. Bemerkenswert sind:

[Anhalt.] 1) C. 1. oder der ältere, Fürst von Anhalt, Stifter der Linie Anhalt-Bernburg, geb. 11. Mai 1568 in Bernburg als der zweite Sohn Joachims II. Ernst und der Gräfin Agnes von Barby, gest. 17. April 1630 in Bernburg, erhielt eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung, bereiste die Türkei, die nordischen Staaten, Frankreich und Italien, lebte dann am kursächsischen Hof und kommandierte 1591 als französischer Generalleutnant ein Korps von 16,000 Mann, das deutsche Fürsten dem König Heinrich IV. von Frankreich gegen die Ligue zu Hilfe schickten. Calvinist geworden, trat er als Statthalter der Oberpfalz in den Dienst des Kurfürsten von der Pfalz und blieb es auch, als ihm 1603 durch eine neue Teilung der anhaltischen Lande das Fürstentum Bernburg zufiel. An der Stiftung der evangelischen Union (1608) war er beteiligt, führte ihre Truppen und unterhandelte für sie mehrfach mit Heinrich IV. von Frankreich und mit Kaiser Rudolf II. Als Friedrich V. von der Pfalz 1619 zum König von Böhmen gewählt worden war, zog er diesem zu Hilfe, erhielt 1620 den Oberbefehl über das böhmische Heer, floh aber, 8. Nov. am Weißen Berge geschlagen, nach Dänemark. Nach Aussöhnung mit dem Kaiser (1623) wurde die verhängte Reichsacht aufgehoben. Seine Ehe mit Anna, Gräfin von Bentheim und Tecklenburg, war mit Kindern reich gesegnet. Vgl. Krebs, C. von Anhalt und die kurpfälzische Politik am Beginn des Dreißigjährigen Krieges (Leipz. 1872).

2) C. II., der jüngere, Fürst von Anhalt, Sohn des vorigen, geb. 11. Aug. 1599, gest. 22. Sept. 1656, geriet 1620 in der Schlacht am Weißen Berg in kaiserliche Gefangenschaft, erwarb die Gunst des Kaisers Ferdinand II. und vermittelte die Versöhnung desselben mit seinem Vater, dem er 1630 im Fürstentum folgte. Über seine zahlreichen Reisen in Deutschland, Italien, Frankreich und den Niederlanden hinterließ er ein Tagebuch (hrsg. von G. Krause, Leipz. 1858).

[Brandenburg.] 3) C. Wilhelm, Markgraf von Brandenburg, Administrator des Erzstifts Magdeburg, geb. 28. Aug. 1587 als Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, gest. 1. Jan. 1665, wurde 1598 zum Erzbischof von Magdeburg erwählt und nahm 1614 seiner Verheiratung halber den Titel eines Administrators an. Während des Dreißigjährigen Krieges verband er sich mit Dänemark, kämpfte 1626 beim niedersächsischen Kriegsheer an der Dessauer Brücke mit, wurde von Wallenstein verjagt und 1628 vom Domkapitel abgesetzt. C. flüchtete 1629 zu Gustav Adolf, mit dem er 1630 zugleich den deutschen Boden betrat, erlangte zwar Aufnahme in die Stadt Magdeburg, aber die Eroberung des Erzstifts mißglückte. Er wurde, 1631 bei der Eroberung Magdeburgs verwundet, von Pappenheim gefangen und 1632 von den Jesuiten zum Übertritt zur katholischen Kirche überredet; die in seinem Namen erschienene Schrift »Speculum veritatis« sollte ihn rechtfertigen. C. erhielt, auf freien Fuß gesetzt, im Prager Frieden (1635) aus den Einkünften des Erzstiftes Magdeburg jährlich eine Summe von 12,000 Tlr., 1648 die Ämter Loburg und Zinna angewiesen.

4) Sohn des Kurfürsten Johann Georg, geb. 1581, gest. 30. Mai 1655, wurde nach Erlöschen der ältern fränkischen Hohenzollern gemäß dem Geraer Hausvertrag 1603 Markgraf von Bayreuth. Als Verteidiger des Protestantismus hielt er zu Gustav Adolf, trat aber 1635 dem Prager Frieden bei.

5) C. Ernst, Markgraf zu Brandenburg-Bayreuth, Enkel des vorigen, geb. 27. Juli 1644, gest. 10. Mai 1712 in Erlangen, studierte in Straßburg, ging auf Reisen und trat 1661 die Regierung an. Er unterstützte den Großen Kurfürsten 1672 für Holland gegen

Frankreich, nahm an dem weitern Kriege bis 1678 teil, ward kaiserlicher Feldmarschall und 1676 auf einige Zeit Oberbefehlshaber der gesamten Reichsarmee, zeichnete sich auch 1683 beim Entsatz von Wien aus. Am Spanischen Erbfolgekrieg nahm er noch 1707 als Reichsfeldherr, wenn auch erfolglos, teil. In seine Lande nahm er viele französische Flüchtlinge auf und wies ihnen Wohnsitze, namentlich in und um Erlangen, an; seine Finanznot trieb ihn eine Zeitlang alchimistischen Abenteurern in die Arme. Vgl. Ebrard, C. Ernst von Brandenburg-Bayreuth (Gütersloh 1885).

[Braunschweig.] 6) C. der ältere, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, Bischof von Minden, geb. 9. Nov. 1566, gest. 8. Nov. 1633, zweiter Sohn des Herzogs Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg und der dänischen Prinzessin Dorothea, wurde 1597 zum Koadjutor des Stiftes Minden erwählt und trat 1599 dort die Regierung an. Nach dem Tode seines ältern Bruders, Ernst II. (1611), übernahm er die Regierung Braunschweigs und erwarb 1617 das Fürstentum Grubenhagen. Bei Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges hielt er mit Herzog Friedrich von Holstein zum Kaiser, wurde Oberst der niedersächsischen Kreistruppen, legte aber sein Amt nieder, als die Stände Niedersachsens 1625 gegen Tilly rüsteten. Durch das Restitutionsedikt verlor er 1629 Minden. Er starb unvermählt.

7) C. der jüngere, Herzog von Braunschweig (mittlere Linie, s. Braunschweig, S. 357), lutherischer Bischof von Halberstadt, einer der Kriegsobersten des Dreißigjährigen Krieges(»der tolle Halberstädter« oder »der tolle Bischof«), dritter Sohn des Herzogs Heinrich Julius (gest. 1613) und der Elisabeth, Tochter des Königs Friedrich II. von Dänemark, geb. 20. Sept. 1599 zu Gröningen im Stift Halberstadt, gest. 16. Juni 1626 in Wolfenbüttel. C. wurde 1616 Bischof von Halberstadt, 1617 Propst zu Braunschweig und lernte das Kriegswesen unter Moritz von Oranien in den Niederlanden. Als Friedrich V. von der Pfalz die böhmische Königskrone verlor, trat C. in dessen Dienst: mit einem geworbenen Heer von 15,000 Mann zog er ins Kurmainzische; von da zurückgeschlagen, plünderte er die westfälischen Bistümer und ließ in Paderborn den heil. Liborius und die zwölf silbernen Apostel zu Münzen einschmelzen mit den Inschriften: »Tout avec Dieu« und »Gottes Freund, der Pfaffen Feind«. Plündernd drang er durch das Fuldaische und die Wetterau zum Main vor und eroberte Höchst, wurde aber hier 20. Juni 1622 von Tilly geschlagen. Vereinigt mit Ernst von Mansfeld (s. d.), zog er in das Elsaß und, aus Friedrichs Diensten entlassen, in die Niederlande: bei Fleurus 29. Aug. verlor er den linken Arm, den er durch einen silbernen ersetzen ließ. 1623 fiel C. von den Niederlanden aus in Niedersachsen ein, wo die protestantischen Stände sich vergeblich seiner zu entledigen suchten, und ward von Tilly 6. Aug. 1623 bei Stadtlohn geschlagen. C. entkam mit dem Rest seiner Truppen nach Arnheim und ward nochmals von den Generalstaaten auf drei Monate in Dienst genommen, wegen der Zügellosigkeit seiner Truppen aber bald wieder entlassen. Er zog zu Mansfeld nach Ostfriesland, wurde aber zugleich mit diesem durch Mangel zur Entlassung des Restes seiner Truppen genötigt und ging mit ihm nach England. Von England und Frankreich unterstützt, zogen beide 1625 mit 12,000 Mann nach Niedersachsen und stellten sich unter den Oberbefehl des Königs Christian von Dänemark. C. errang einige Erfolge über Tilly an der Weser, wurde aber im Winter 1625/26 von einem schleichenden Fieber befallen und starb, noch nicht 27 Jahre alt, in Wolfenbüttel.

[Könige von Dänemark.] 8) C. I., Sohn Dietrichs des Glücklichen, Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, und seiner Gemahlin Hedwig von Holstein, geb. 1426, gest. 21. Mai 1481, ward 1448 nach dem Tode König Christophs III. (s. d.), dessen Witwe Dorothea von Brandenburg er 1449 heiratete, zum König von Dänemark und Norwegen gewählt und erlangte nach mehrjährigem Kampf gegen Karl VIII. (s. d.) 1457 auch die schwedische Krone. Nach dem Tode seines Oheims Adolf VIII. von Schleswig-Holstein von den Ständen zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein erwählt, gründete er die Verbindung Schleswig-Holsteins mit Dänemark, wobei jedoch die Ungeteiltheit der beiden Länder und die Privilegien der Stände ausdrücklich festgesetzt wurden. Schweden ging ihm durch die Schlacht am Brunkeberg (1471) wieder verloren. 1479 gründete er die Universität Kopenhagen. Vgl. Molbech, Danmarks Historie under C. I. (Kopenh. 1845); Daae, Kong C. I's norske Historie 1448—1458 (Christ. 1879).

9) C. II., geb. 1. Juli 1481 in Ryborg (Fünen), gest. 25. Jan. 1559 ohne männliche Nachkommen, bestieg nach dem Tode seines Vaters Johann, in dessen Auftrag er schon 1508 als Statthalter einen Aufstand in Norwegen mit großer Strenge unterdrückt hatte, 1513 den Thron von Norwegen und Dänemark. Nach dreijährigem erbitterten Kampf mit dem schwedischen Reichsverweser Sten Sture dem jüngern (s. d.) 1520 auch in Schweden als König anerkannt, ließ er 600 Häupter der Gegenpartei in Stockholm (Stockholmer Blutbad 8. Nov. 1520) und in den Provinzen hinrichten. Die Folge hiervon war ein Aufruhr, der ihn schon 1521 der schwedischen Krone wieder beraubte. Auch in Dänemark, wo C. den Bürger- und Bauernstand auf Kosten des Adels begünstigt hatte, brach ein von Lübeck und Herzog Friedrich von Holstein unterstützter Aufstand aus, der C. im April 1523 zur Flucht nach den Niederlanden nötigte. Bei seinem Versuch, durch eine Landung in Norwegen (Ende 1531) mit Hilfe der katholischen Partei seine Krone wiederzugewinnen, geriet er 1532 in Gefangenschaft und ward anfangs auf Sonderburg in strenger, nach seinem Verzicht auf die Krone (1546) auf Kallundborg (Seeland) in milder Haft gehalten. Mit Elisabeth, einer Schwester Kaiser Karls V., seit 1515 vermählt, wurde er von seiner Geliebten Dyveke (s. d.), noch mehr aber von deren Mutter Sigbrit beherrscht, die auch nach dem Tode Dyvekes (1517) ihren Einfluß auf die Regierungsgeschäfte behauptete. Vgl. Behrmann, C. II., König von Dänemark (Kopenh. 1805; dän., das. 1815, 2 Bde.); Sick, Bidrag til C. II.'s Historie under Landflygtigheden (das. 1860); A. Heise, C. II. i Norge og hans Fängsling (das. 1887); Ekdahl, C. II.'s arkiv (Stockh. 1835—36, 3 Bde.); mehrere Arbeiten von K. F. Allen (s. d. 3).

10) C. III., geb. 12. Aug. 1503, gest. 1. Jan. 1559, folgte 1533 seinem Vater Friedrich I. (s. d.) als König von Dänemark und Norwegen, konnte aber erst nach mehrjährigem Kampf mit der Hansa (s. Grafenfehde) und dem katholisch gesinnten Teil seiner Untertanen zum ruhigen Besitz seines Erbes gelangen. Durch Einführung (1536) und eifrige Durchführung der Reformation, Förderung des Schulwesens sowie Unterstützung von Handel und Industrie wirkte er erfolgreich für die kulturelle und wirtschaftliche Entwickelung seiner Lande. Als verhängnisvoll erwies

sich dagegen seine Nachgiebigkeit gegen den dänischen Adel, der die meisten Güter der aufgehobenen Klöster an sich zu bringen und sich auf Kosten des Königtums fortan die Vorherrschaft zu sichern wußte. Mit den protestantischen Fürsten Europas sowie mit Frankreich stand er in engem Bündnis und bekämpfte Kaiser Karl V. bis zum Frieden von Speyer (1544) teils an der flandrischen Küste, teils durch Sperrung des Sundes. Gleich seinem Vater war er ausgesprochen deutsch gesinnt. Vgl. Krag und Stephanius, Kong C. III.'s Historie (Kopenh. 1776—79, 3 Bde.); Clauß, C. III., König von Dänemark (Dessau 1859).

11) C. IV., geb. 12. April 1577 auf Frederiksborg (Seeland), gest. 28. Febr. 1648 in Kopenhagen, folgte 1588 seinem Vater König Friedrich II. (s. d.), zunächst unter einer Vormundschaftsregierung. 1593 in Schleswig-Holstein, 1596 in Dänemark und Norwegen für volljährig erklärt, führte er mit Schweden (s. d., Geschichte) zwei Kriege, von denen der erste (1611—13) glücklich, der zweite (1643—45) aber sehr unglücklich verlief. In der Seeschlacht bei Fehmarn (1644) zeichnete sich C. angeblich durch seinen Heldenmut aus, so daß das Lied »König C. stand am hohen Mast« zur dänischen Volkshymne geworden ist. 1625 bis 1629 beteiligte er sich auch am Dreißigjährigen Krieg (s. d.), ohne jedoch einen greifbaren Erfolg damit zu erzielen. Trotz alledem war C. infolge seiner segensreichen Reformtätigkeit im Innern bei seinen Untertanen sehr beliebt. Er besuchte fast alljährlich Norwegen und umsegelte 1599 sogar das Nordkap, rüstete mehrere Entdeckungsexpeditionen nach Grönland aus, legte den Grund zur dänischen Handels- und Kriegsflotte, förderte den inländischen und überseeischen Handel, schuf durch Erwerbung von Trankebar (s. d.) einen kolonialen Stützpunkt in Ostindien, verbesserte die Gesetzgebung und Finanzverwaltung und gründete zahlreiche Städte. Sein Versuch, die Leibeigenschaft des Bauernstandes aufzuheben, scheiterte am Widerstande des Adels. Betreffs der Regierung von Schleswig-Holstein geriet er mit seinem Mitregenten, Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp, mehrfach in Konflikt; doch ward 1616 zwischen ihnen die Aufhebung des ständischen Wahlrechts und Einführung der Primogenitur vereinbart. 1597—1612 war er mit Anna Katharina von Brandenburg, später morganatisch mit Christine Munk vermählt. Vgl. Slange, C. IV.'s Historie (Kopenh. 1749, 4 Bde.; deutsch v. Schlegel, Kopenh. u. Leipz. 1757—71, 3 Bde.); Molbech, C. IV.'s egenhändige Breve 1596—1631 (das. 1848); Bricka und Fridericia, Kong C. IV.'s egenhändige Breve (das. 1878—91, 7 Bde.); Nyerup, Kong C. IV.'s Dagböger (das. 1825); H. D. Lind, Kong C. IV. og hans Mänd paa Bremerholm (das. 1889); Troels Lund, C. IV.'s Skib paa Skanderborg Sö (das. 1893, 2 Bde.); Ch. Erslev, Aktstykker og Oplysninger til Rigsraadets og Ständermödernes Historie i C. IV.'s Tid (das. 1883—90, 3 Bde.).

12) C. V., geb. 15. April 1646, gest. 25. Aug. 1699, folgte 1670 seinem Vater Friedrich III. (s. d.) als König von Dänemark und Norwegen, kämpfte 1675—79 im Bunde mit dem Großen Kurfürsten und dem Kaiser gegen Schweden (s. d., Geschichte), erwarb 1676 die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, vermochte aber weder Schleswig noch Hamburg seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Unter seinem Reichskanzler Griffenfeld (s. d.) wurden Handel und Gewerbe gefördert, die westindischen Inseln St. Thomas und St. John für Dänemark gewonnen sowie innere Reformen angebahnt. Später gerieten durch die Verschwendungssucht des übrigens ausgesprochen deutschen Hofes die Finanzen in Zerrüttung. Auf dem Gebiete der Rechtspflege erwarb sich C. durch Einführung des »Dänischen Gesetzes« (1683) und des »Norwegischen Gesetzes« (1687) bleibende Verdienste. Ferner war er Stifter des Danebrog- und Elefantenordens sowie der dänischen Lehnsgrafen- und Freiherrenwürde. Seine Tagebücher hat Molbech (Kopenh. 1848), sein Testament Worsaae (das. 1860) herausgegeben. Vgl. Riegels, Versuch einer Geschichte Christians V. (Kopenh. 1795; dän. 1792); Friedenreich, C. V.'s Krigs-Historie 1675—1679 (das. 1758—65, 2 Bde.); R. Mejborg, Billeder af Livet ved C. V's Hof (das. 1882); Secher u. Stöchel, Forarbejderne till C. V.'s danske Lov (das. 1891—1894, 2 Bde.).

13) C. VI., geb. 30. Nov. 1699, gest. 6. Aug. 1746, folgte 1730 seinem Vater Friedrich IV. (s. d.) als König von Dänemark und Norwegen, stand unter dem Einflusse seiner Gemahlin Sophie Magdalene von Brandenburg-Kulmbach und seines Hofpredigers Bluhme, was die Vorherrschaft des Deutschtums am Hofe, strenge Verordnungen zur Hebung der Frömmigkeit und Kirchenzucht sowie eine scharfe literarische Zensur zur Folge hatte. Besonders unheilvoll aber erwies sich seine Regierung für die Bauern, deren Freizügigkeitsrecht 1731, bez. 1733 aus militärischen Gründen wesentlich beschränkt ward. Vgl. L. Koch, Kong C. VI.'s Historie (Kopenh. 1886); H. L. Möller, C. VI. og Grev C. E. af Stolberg-Wernigerode (das. 1889); E. Holm, Danmark-Norges Historie under C. VI. (das. 1893—94, 2 Bde.).

14) C. VII., geb. 29. Jan. 1749, gest. 13. März 1808 in Rendsburg, folgte 1766 seinem Vater Friedrich V. (s. d.) als König von Dänemark und Norwegen, führte ein ausschweifendes Leben, das ihn bald sinnesschwach und regierungsunfähig machte, ward nach J. H. E. Bernstorffs (s. d.) Entfernung ein Spielball in der Hand seiner Günstlinge Brandt (s. d. 2) und Struensee (s. d.) sowie seiner Gemahlin Karoline Mathilde (s. Karoline), der Geliebten Struensees. Nachdem letzterer Anfang 1772 durch eine Palastverschwörung gestürzt und der König von seiner Gattin geschieden worden, führten Christians Stiefbruder, Erbprinz Friedrich, und die Königin-Mutter Juliane Marie von Braunschweig mit dem Minister Guldberg (s. d.) die Staatsgeschäfte, bis sich im April 1784 Christians Sohn, Kronprinz Friedrich VI. (s. d.), gleichfalls durch eine Palastrevolution der Regierung bemächtigte. Vgl. J. K. Höst, Geschichte der dänischen Monarchie unter der Regierung Christians VII. (Kopenh. 1813—16, 4 Bde.); G. L. Baden, C. VII.'s Regjerings-Aarbog 1766—1784 (das. 1833); Blangstrup, C. VII. og Caroline Mathilde (das. 1890); E. Holm, Danmark-Norges Historie under C. VII. (das. 1902 ff.).

15) C. VIII., Sohn des Erbprinzen Friedrich (s. oben), geb. 18. Sept. 1786, gest. 20. Jan. 1848, seit 1813 Statthalter in Norwegen, ward, als dieses Reich 14. Jan. 1814 durch den Kieler Frieden an Schweden fiel, von den Norwegern zum Regenten proklamiert und 17. Mai von der Eidsvolder Reichsversammlung als Christian Friedrich zum König von Norwegen (s. d., Geschichte) gewählt, mußte aber schon 10. Okt. auf Verlangen Schwedens und der Großmächte seiner Krone entsagen und nach Dänemark zurückkehren. Er widmete sich nun naturwissenschaftlichen Studien, die ihn auch wiederholt zu ausgedehnten Reisen veranlaßten. Ende 1839 durch den Tod

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

seines Halbvetters Friedrich VI. auf den dänischen Königsthron gelangt, erregte er nicht nur durch seinen Absolutismus die Unzufriedenheit der dänischen Liberalen, sondern geriet auch durch seine schleswig-holsteinische Politik mit den Herzogtümern in Kampf. Gegen seinen »offenen Brief« vom 8. Juli 1846, worin er die Integrität des »dänischen Gesamtstaats« durch Einführung der Erbfolge auch in Schleswig-Holstein (s. d., Geschichte) zu sichern versprach, ward von den Ständen der Herzogtümer, den Agnaten und dem Deutschen Bunde Einspruch erhoben, weshalb C. (18. Sept.) eine Beruhigungsproklamation erließ, die jedoch ihren Zweck verfehlte, da sie an der Integrität Dänemarks festhielt. In seinen letzten Lebenstagen plante er die Bewilligung einer konstitutionellen Verfassung für den Gesamtstaat, wodurch er die Herzogtümer der Vereinigung mit Dänemark geneigter zu machen hoffte. Vgl. Gießing, Kong C. VIII.'s Regjeringshistorie (Kopenh. 1852); Jensen-Tusch, Zur Lebens- und Regierungsgeschichte Christians VIII. (Altona 1852—53, 2 Bde.); Ahnfelt, Kong C. VIII.'s Dagbog fra Regenttiden i Norge (Kopenh. 1883).

16) C. IX., Sohn Herzog Wilhelms von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, geb. 8. April 1818 zu Gottorp, in Kopenhagen erzogen, später dänischer Offizier, unterzeichnete den Protest des schleswig-holsteinischen Gesamthauses aus Anlaß des »Offenen Briefs« von 1846 nicht, war der einzige schleswig-holsteinische Prinz, der 1848—50 in dänischem Kriegsdienst blieb, und schien somit die geeignete Persönlichkeit, bei dem bevorstehenden Erlöschen des dänischen Mannesstammes in dessen Erbe einzutreten. Zuerst (5. Juni 1851) von Rußland, dann (8. Mai 1852) von allen Großmächten als Thronfolger in der gesamten dänischen Monarchie anerkannt, ward er durch das Thronfolgegesetz vom 31. Juli 1853, das für das eigentliche Königreich nach Verzicht der Agnaten und Zustimmung des Reichstags sofort Gültigkeit erhielt, Erbprinz von Dänemark. Aber in den Herzogtümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, wo das Gesetz gleichfalls proklamiert ward, fehlte ihm die verfassungsmäßige Zustimmung der Stände, der Agnaten und des Deutschen Bundes. Gleichwohl trat C. 15. Nov. 1863, nach dem Tode König Friedrichs VII. (s. d.), die Regierung in der ganzen Monarchie an und bestätigte, von der Bevölkerung Kopenhagens gedrängt, 18. Nov. die sogen. eiderdänische Verfassung, durch die Schleswig dem Königreich völlig einverleibt werden sollte. Dies führte 1864 zum Deutsch-dänischen Krieg (s. Schleswig-Holstein, Geschichte), dessen Verlauf C. zur Abtretung der drei Herzogtümer an Preußen und Österreich nötigte. Die dadurch gegenstandslose eiderdänische Verfassung ward 1866 durch eine neue ersetzt. Mit der Folkethingsmehrheit geriet C. wegen Berufung der Ministerien Holstein-Holsteinborg (s. d.), Fonnesbech (s. d.) und Estrup (s. d.) seit 1870 in einen immer heftigern Verfassungskonflikt. Auf das konservative Landsthing gestützt, führte er jedoch die vom Folkething scharf befehdete Befestigung Kopenhagens durch. Nachdem seit 1894 die gemäßigten Kabinette Reedtz-Thott, Hörring und Sehested gefolgt waren, sah sich C. 1901 zur Ernennung eines radikalen Ministeriums Deuntzer genötigt (s. Dänemark, Geschichte). Aus seiner Ehe mit Luise von Hessen-Kassel (1817—98) stammen: Kronprinz Friedrich (s. d.), mit Prinzessin Luise von Schweden vermählt, König Georg I. (s. d.) von Griechenland, Waldemar, Gemahl der Prinzessin Marie von Orléans, Alexandra, Gemahlin König Eduards VII. (s. d.) von England, Dagmar, Witwe Kaiser Alexanders III. (s. d.) von Rußland, Thyra, Gattin des hannöverschen Prätendenten, Herzog Ernst August von Cumberland. Durch diese verwandtschaftlichen Beziehungen nimmt C. unter den Monarchen Europas eine hervorragende Stellung ein. Vgl. Barfod, Kong C. IX.'s Regerings-Dagbog (Kopenh. 1876); Derselbe, Hans Majestet Kong C. IX. (das. 1888).

[Sachsen.] 17) C. I., Kurfürst von Sachsen, geb. 29. Okt. 1560, gest. 25. Sept. 1591, ward als einziger überlebender Sohn seines Vaters August 1586 Kurfürst. Schwächlich, sanft und wenig begabt, vom kryptokalvinistischen Kanzler Crell (s. d.) durchaus abhängig, verließ er das starre Luthertum, begünstigte die Einigungsbestrebungen der Evangelischen in Deutschland und unterstützte, auch von seinem Schwager Pfalzgraf Johann Kasimir veranlaßt, die französischen und niederländischen Glaubensgenossen. Er schmückte Dresden mit Bauten, sorgte für die Wohlfahrt der Stadt und schuf den Königstein zu einer Festung um. Unter seinem Sohne, Kurfürst Christian II., geb. 23. Sept. 1583, gest. 23. Juli 1611, der 1601 selbst die Regierung antrat, siegte die lutherische Orthodoxie wieder; Crell wurde hingerichtet, und C. brach mit der evangelischen Partei im Reich, ohne vom Kaiser Dank dafür zu ernten.

[Schleswig-Holstein.] 18) C. Karl Friedrich August, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, geb. 19. Juli 1798 in Kopenhagen, gest. 11. März 1869 in Primkenau, Sohn des Herzogs Friedrich Christian und der Prinzessin Luise Auguste von Dänemark, der einzigen Tochter Christians VII. (s. Christian 14) und der Karoline Mathilde, machte 1817—20 mit seinem jüngern Bruder, Friedrich, Prinzen von Noer, ausgedehnte Reisen und vermählte sich 1820 mit der Gräfin Danneskiold-Samsöe. Als Haupt der jüngern königlichen Linie des Hauses Oldenburg stand ihm im Fall des Aussterbens des Mannesstammes der ältern regierenden königlichen Linie des dänischen Regentenhauses die Erbfolge in Schleswig-Holstein zu. Dies Recht wahrte er sich als sichersten Schutz der Herzogtümer gegen die dänischen Einverleibungsgelüste und trat nach dem »Offenen Brief« Christians VIII. und nach Ausbruch des Krieges 1848 mit seiner ganzen Familie in die Bewegung ein: sein Bruder, Prinz Friedrich von Noer, stellte sich an die Spitze der provisorischen Regierung, und seine Söhne traten in die schleswig-holsteinische Armee ein. Nach der Herstellung der dänischen Herrschaft in den Herzogtümern 1851—52 ward der Herzog mit seiner Familie aus der dänischen Monarchie verbannt. Als das Kopenhagener Kabinett mit der Konfiskation seiner sequestrierten Güter drohte, trat er, von Rußland und Preußen gedrängt, 30. Dez. 1852 seine Stammgüter für 2,250,000 Tlr. an Dänemark ab, versprach in seinem und seiner Familie Namen, der neuen Erbfolgeordnung in Dänemark in keiner Weise entgegenzutreten, und ließ sich in der angekauften Herrschaft Primkenau in Niederschlesien nieder. 1863 entsagte C. seinen Ansprüchen auf die Erbfolge in Schleswig-Holstein zu gunsten seines Sohnes Friedrich.

Christian, 1) erster Bischof von Preußen, ein Cistercienser, wirkte seit 1209 für Bekehrung der heidnischen Preußen und wurde von Innocenz III. 1215 zum Bischof von Preußen ernannt. Eine Reaktion des Heidentums verdrängte ihn aus seiner Diözese. Einfälle der Preußen in polnische Gebiete be-

wogen den Herzog Konrad von Masovien, den Deutschen Orden, der unter Hermann von Salza einen hohen Aufschwung gewonnen hatte, zu Hilfe zu rufen. Der Orden begann 1230 den Kampf gegen die Heiden. C., seine Mission fortsetzend, geriet 1233—38 in die Gefangenschaft der Preußen; Papst Gregor IX. verlieh 1234 Preußen dem Deutschen Orden als Besitztum; das Land zwischen Weichsel und Memel ward in vier Diözesen geteilt, in denen der Orden zwei Teile, der Bischof einen Teil des Landes erhalten sollte. C. erkannte diese neuen Verhältnisse nicht an, geriet mit dem Orden in Zwiespalt und fiel schließlich sogar bei dem apostolischen Stuhl in Ungnade. Er starb 1245.

2) C. (von Buch?), Erzbischof von Mainz, war aus Thüringen gebürtig, ward Propst von Merseburg, 1162 von Kaiser Friedrich I., den er nach Italien begleitete, zum Reichskanzler ernannt und 1165, als Erzbischof Konrad von Wittelsbach sich gegen den Kaiser erhob, dessen Nachfolger. Als Mann voll Mut und Energie führte er selbst das Schwert und vertrat die Sache des Kaisers gegen den Papst. Auch war er ein geschickter Diplomat mit bedeutenden Sprachkenntnissen, seine Lebensweise war demgemäß weltlich. Schon als Kanzler schützte er in Italien 1165 den kaiserlichen Gegenpapst Paschalis gegen Alexander III.; Pfingsten 1167 schlug er eine weit überlegene römische Kriegsmacht bei Tusculum und bewirkte auf dem Reichstag zu Bamberg 1169 die Königswahl des vierjährigen Heinrich. 1168 ging er in diplomatischer Sendung nach Rouen, 1170 nach Konstantinopel. 1173 belagerte er erfolglos Ancona gemeinsam mit den Venezianern und riet nach der Niederlage von Legnano (1176) dem Kaiser zum Frieden mit Alexander III. (1177). Nun auch von diesem als Erzbischof anerkannt, führte er den mit dem Kaiser versöhnten Papst nach Rom zurück und schützte ihn und seinen Nachfolger Lucius III. gegen die Römer. Er starb 25. Aug. 1183 in Tusculum. Vgl. Varrentrapp, Erzbischof C. I. von Mainz (Berl. 1867).

Christian von Troyes (Chrestien, Chrétien oder Crestien von Troyes), altfranz. Romanschreiber, über dessen Leben nur so viel bekannt ist, daß er am Hofe der Gräfin Marie von Champagne lebte und zuletzt mit dem Grafen Philipp von Elsaß und Flandern (gest. 1191) in Beziehung stand. Er hat die Arturromane in die Mode gebracht und war der beliebteste Erzähler des französischen Mittelalters. Sein erstes Werk (»Tristan«) ist verloren, von seinen Übersetzungen aus »Ovid« nur die »Philomele« erhalten. Außerdem haben wir von ihm fünf Minnelieder, den von Hartmann v. Aue deutsch bearbeiteten »Erec«; den »Cligés«, dessen deutsche Übersetzung von Konrad Fleck bis auf ein Bruchstück verloren ist; den »Lancelot oder Karrenritter« (um 1170), an dessen Abfassung die Gräfin Marie lebhaften Anteil nahm, dessen Vollendung Christian jedoch seinem Freund Godefroi de Leigni überließ; den »Yvain oder Löwenritter« (deutsch bearbeitet von Hartmann v. Aue); den »Wilhelm von England« und als letztes Werk den »Perceval oder Conte del Graal«, der zu Wolframs »Parzival« in einer nicht völlig aufgehellten Beziehung steht. Das letzte Werk, das im Auftrag des Grafen Philipp unternommen wurde und unvollendet blieb, wurde nach Christians Tod von mehreren Dichtern fortgesetzt. In seiner Gesamtausgabe von Christians Werken hat W. Förster den »Erec«, »Cligés«, »Yvain«, »Lancelot« und »Wilhelm« erscheinen lassen (Halle 1884—99, 4 Bde.). Der »Perceval« ist von Potvin (Mons 1867—72, 6 Bde.) herausgegeben. Vgl. Holland, Crestien von Troies, eine literargeschichtliche Untersuchung (Tübing. 1854); Potvin, Bibliographie de Chrestien de Troyes (Brüss. 1863); Emecke, Chrestien von Troyes als Persönlichkeit und als Dichter (Würzb. 1892).

Christiandor, dän. Goldmünze, seit 1775 zu $^{65}/_{72}$ fein mit 6,032 g Gold = 16,829 Mk.; seit 1827 (Frederikdor) zu $^{43}/_{48}$ fein mit 5,95 g = 16,601 Mk., auch in Doppelstücken; 1874 eingezogen.

Christiania (Kristiania), norweg. Stift (früher Akershus genannt) im südöstlichen Teil des Reiches, grenzt im N. an das Stift Hamar, im W. an die Stifter Bergen und Christiansand, im S. an letzteres und an das Skagerrak, im O. an Schweden und umfaßt die vier Ämter: Akershus, Smaalenene, Buskerud, Jarlsberg-Larvik, ferner die Stadt C. Der Größe nach ist es jetzt das kleinste unter den sechs Stiftern Norwegens: 26,799 qkm (486,7 QM.); es umfaßt die fruchtbarsten Teile des Landes und ist daher von allen am besten bevölkert (1900: 714,910 Einw., fast 27 auf 1 qkm).

Christiania (Kristiania; hierzu der Stadtplan), Hauptstadt des gleichnamigen norweg. Stiftes (s. oben) und zugleich des Königreichs, ganz umgeben von dem Amt Akershus, mit einem Gebiet von 17 qkm, liegt an dem Nordende des 110 km langen Christianiafjords (s. d.). Die Stadt wird von dem Flüßchen Akerselv durchflossen und umfaßt außer der eigentlichen Stadt mehrere Stadtteile und ehemalige Vorstädte, wie Oslo oder Gamle-Byen (»Altstadt«), Grünerlökken, Sagene, Rodelökken, Grönland, Vaterland, Piperviken, Hammersborg, Hornumnsbyen u. a. Die Straßen sind überall kanalisiert und werden mit Gas oder elektrischem Licht erleuchtet; gutes Trinkwasser erhält die Stadt durch zwei Wasserleitungen. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 5,3°, doch ist der Unterschied zwischen Wintertemperatur (Januar —5°) und Sommertemperatur (Juli 16,5°) groß. Die breite Karl Johanns-Gade, die unmittelbar nach dem königlichen Schloß (Slottet, auf einer Anhöhe) führt, macht mit dem Eidsvoldsplatz und der Storthingsgade einen großstädtischen Eindruck. Unter den übrigen Straßen sind die Viktoria-Terrasse und die westliche Avenue, Bygdö Allée, hervorzuheben. Außer der Kathedrale, »Vor Frelsers Kirke« genannt, besitzt die Stadt noch 15 lutherische, eine anglikanische, einige methodistische und 2 kath. Kirchen. Unter den öffentlichen Gebäuden sind das Nationaltheater, das Sitzungshaus des Storthings, der Justizpalast, der Regierungspalast und die Reichsbank (letztere beide im Bau), die neue Freimaurerloge, die Universität, das historische Museum, das Skulpturenmuseum und die Stiftung von M. Thorsen und Frau (für alte Damen) zu nennen. Am alten Marktplatz steht eine hübsche Markthalle, ein Ziegelbau in halbbyzantinischem Stil. Das alte Schloß, Akershus, der Sitz der norwegisch-dänischen Könige bis 1719, wird als Arsenal benutzt; das neue, von Karl Johann erbaute, ist ein großes, aber einfaches Gebäude. Die Bevölkerung Christianias ist in raschem Wachstum begriffen; sie betrug 1801 nur 8931, 1835: 24,045, 1865: 65,514, 1885 mit Vorstädten 128,301, 1901: 225,677 Einw. Die industrielle Tätigkeit in

Wappen von Christiania.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

CHRISTIANIA.
Maßstab 1:24000
0 100 200 300 400 500
Meter
Straßenbahn
1 Palais E4
2 Storthing E4
3 Statsminist. C5
4 Justitspal. E4
5 Gml. Raadhus E5
6 Post og Telegraf E4
7 Politi-kameret E3 4
8 Kirkedepart. E4 5
9 Armee Intend. E5
10 Elektr. verk D E5
11 Centralbank E5
12 Chem. Labor D4
13 Meteorol. Inst. D3
14 Somandskole D3
15 Borgerskole E3
16 Skoler D1 5 F2 G3
17 Norske Sersk E4 5
18 Kunstmuseum D4
19 Histor. Museum D4
20 Norges Bank E5
21 Börsen E F5
22 Kreditbank E4
23 Kreditkasse E4
24 Frimurerloge E5
25 Kunstskole D3
26 Kun. tindust. Mm. D3
27 Dampkjökken E4
28 Wessel Plads E4 5
29 Kjerulf Monum D4
30 Krogh " " E2
30a Wergelands " D4 5
31 Christ IV Mon E4
32 Lilletorvet F3
33 Vestbane Plads D5
34 Kunstforening D4
35 Nationaltheater D5
Sagene
Vaageby (Rödelökken)
Petrus K.
Zoologisk-Mus.
Grüner
Lökken
Enerhaugen
Grönland
Bodshengslet
Kunstnerlund
Meyerlökken
Homansby
Hægdehaugen
Slots-Parken
Briskeby
Piperviken
Vestbane Stat.
Akershus
Fæstning
Pladsen
Vaterland
Hoved-Banegd
Björviken
Oslo
Oslo Havn
Christiania-Fjord
Vestre Akers Kirke
Elektr. Kraftstation
Majorstuen
Frogner
Fagerborg K.
Rigshospitalet
Johannes K.
Vestre Akers K.
Kirkegaard
Grönlands K.
Torvhal
Lade gaarden
Grundingen
Karlsbg.
Grönlien
Fribad
Nyland's mek. Værkst.
Flytedokke
Havnepolitiets Baadhus
Akers mek. Værkst.
Vippetangen
Bibliographisches Institut, Leipzig.

der Stadt und Umgegend ist nicht unbedeutend; in blühendem Betrieb stehen Baumwollspinnereien, Webereien, mechanische Werkstätten, Papier- und Ölmühlen, Seifensiedereien, Bierbrauereien, Ziegelbrennereien ꝛc. In Rücksicht des Handels ist C. die wichtigste Stadt des Landes. In den sichern und geräumigen Hafen, der im Winter durch Eisbrecher offen gehalten wird und jetzt durch große, neue Kaianlagen bedeutend verbessert worden ist, liefen vom Ausland 1900: 2493 Schiffe mit einer Tragfähigkeit von 886,307 Ton. ein sowie 1529 Schiffe mit 460,183 T. aus. Der Wert der Einfuhr betrug 1900: 145,040,400 Kronen, der der Ausfuhr 31,661,400 Kr. Die Zolleinnahmen betrugen 1900: 19,206,811 Kr. Die Stadt selbst besaß 1900: 142 Segelschiffe von 98,276 T. und 173 Dampfschiffe von 81,860 T. Dampfboote vermitteln die Verbindung mit der nächsten Umgebung und mit allen norwegischen Städten längs der ganzen Küste bis Vadsö sowie mit Gotenburg, Frederikshavn, Kopenhagen, Hamburg, Bremen, Stettin, London, Hull, den Niederlanden und Belgien, Frankreich, Spanien, Italien und Nordamerika. Eisenbahnen vermitteln den Verkehr mit Schweden (über Kongsvinger und Frederikshald) und mit dem Binnenland: nach Skien, Kongsberg, Kröderen, Sperilen, Randsfjord, Gjövik und Fagernes in Valdres, nach Flisen in Solör, nach Otta im Gudbrandsdal und über Röros nach Drontheim. Eine Bahn nach Bergen ist im Bau. Für den innern Verkehr sorgen zahlreiche elektrische Bahnen.

Unter den Bildungsanstalten steht die Universität Fridericiana (1811 durch freiwillige Beiträge gegründet) obenan. Die Zahl der Professoren beträgt 63, wozu noch 3 Lektoren, 5 Dozenten und 12 sogen. Stipendiaten kommen; die der Studierenden ca. 1400. Mit der Universität verbunden sind naturhistorische Museen, ein Münzkabinett, ein Museum skandinavischer Altertümer, ein ethnographisches Museum, eine Bibliothek von 370,000 Bänden, ein botanischer Garten und ein astronomisches und magnetisches Observatorium; es besteht eine Gesellschaft der Wissenschaften. Außerdem besitzt C. eine höhere Militär- und eine Kriegsschule, mehrere Gymnasien und große Volksschulen, eine technische Schule, eine Kunst- und Zeichenschule, eine Nationalgalerie; von sonstigen gemeinnützigen Anstalten mehrere Spitäler, ein Bußgefängnis, zwei andre große Gefängnisse, Armenhäuser, ein großes neues Krankenhaus, eine Irrenanstalt (zu Dikkemark, außerhalb der Stadt) u. dgl. Außer der norwegischen Reichsbank bestehen daselbst mehrere Bankinstitute. C. ist Sitz des Storthings, der Regierung von Norwegen, des höchsten Gerichts, des Stiftsamtmannes und eines Bischofs sowie eines deutschen Generalkonsuls. Die Umgebungen Christianias sind überaus schön. Aus dem ruhigen Becken des Fjords erhebt sich das Land allmählich nach allen Seiten, bis auf die Gipfel der Berge mit Wald bedeckt. Die alte Feste Akershus (s. oben) ist z. T. geschleift; sie bietet schöne Spaziergänge mit Aussichten über die Stadt und den inselreichen Fjord, die zu den lieblichsten im nördlichen Europa gehören. Gegen NW. ziehen sich hochliegende Wälder hin, die z. T. der Stadt gehören; dort oben liegen sehr besuchte Hotels und Restaurationen (Holmenkollen, Voxenkollen, Frognersäteren), zu denen eine elektrische Bahn und der Kaiser Wilhelm-Weg führen. Im W. der Stadt liegt die Halbinsel Bygdö mit einem großen Park und dem Lustschloß Oskarshall; im Fjord, der Festung Akershus gegenüber, das Inselchen Hovedöen mit den Ruinen eines alten Cistercienserklosters.

Geschichte. Die alte Stadt (Oslo), um 1050 gegründet, früh Sitz eines Bischofs, in der Unionszeit (seit 1397) die eigentliche Hauptstadt Norwegens, ohne jedoch zu großer Bedeutung zu gelangen, ward in wirtschaftlicher Hinsicht lange von der deutschen Hansa beherrscht. Erst seit Anfang des 16. Jahrh. begann auch der Handel der eingebornen Bürger sich etwas zu heben; doch wirkten dem Aufblühen des Wohlstandes wiederholte verheerende Feuersbrünste entgegen. Nach einer solchen (1624) gründete Christian IV. auf der andern Seite des Fjords das jetzige C., das bis Ende des 17. Jahrh. mit Wällen umgeben war und sich 1716 kurze Zeit in den Händen Karls XII. befand. Später folgte eine Zeit blühenden Handelsverkehrs (namentlich mit England) und bedeutenden Aufschwungs, die nur zu Beginn des 19. Jahrh. vorübergehend eine Unterbrechung erlitt. Vgl. Daae, Det gamle C. 1624—1824 (2. Aufl., Christ. 1890—91); A. Collett, Gamle C.-Billeder (das. 1893); Y. Nielsen, C. und Umgegend (das. 1894).

Christianiafjord, der größte Meerbusen im südlichen Norwegen, umgeben von fruchtbaren Ufern, die dem Stift Christiania angehören, erstreckt sich von S. gegen N. einen ganzen Breitengrad von Hvalör im O. und Tjömö im W. bis Christiania, wo er an der östlichen Seite um die bewaldete und gebirgige Halbinsel Nesodden ganz gegen S. abbiegt und den 22 km langen, von bewaldeten Ufern umgebenen Bundefjord bildet. In dem südlichen Teil ist die Breite ansehnlich (15 km und darüber); darauf, nachdem er gegen NW. den über 22 km langen Dramsfjord entsendet hat, verengert er sich bei Dröbak, um bei Christiania noch einmal ein bedeutendes, mit zahlreichen Inseln geschmücktes Wasserbecken zu bilden. S. das Kärtchen auf S. 112.

Christianissimus rex (lat.), s. Allerchristlichste [Majestät.

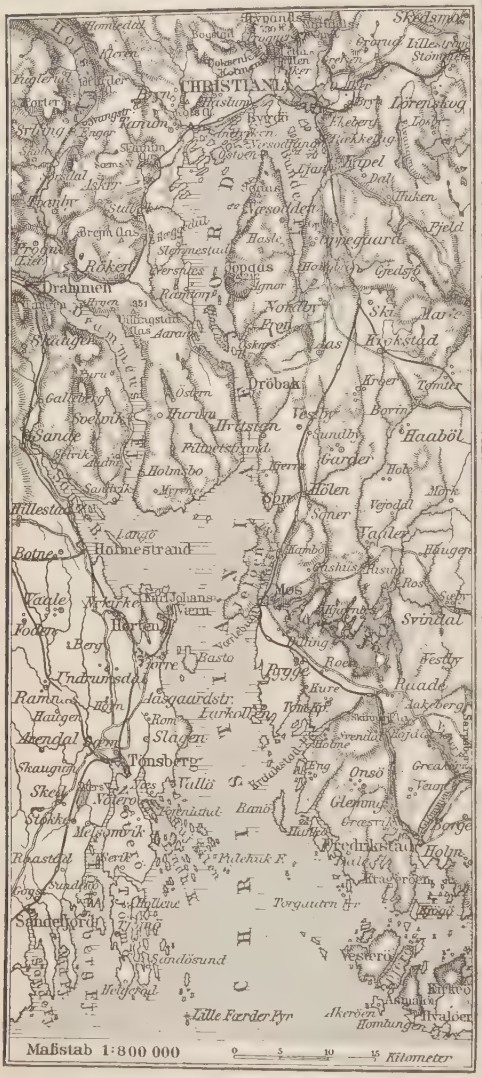
Christians (engl., »Christen«, auch Christian Connection, Christliche Brüder), baptistische Sekte, s. Baptisten.

Christians Amt (Kristians Amt), Amt im südlichen Norwegen, zum Stift Hamar gehörig, 25,362 qkm (460,7 QM.) groß mit (1900) 116,280 Einw. (noch nicht 5 auf 1 qkm). Über die Hälfte des Landes, das Gebiet des Laagen, vom Mjösensee hinauf bis zur Snehätta, ist Hochgebirge. Die beiden Städte des Amtes sind Lillehammer (s. d.) und Gjövik (an der Westseite des Mjösen, mit 3249 Einw.).

Christiansand (Kristiansand), das südlichste Stift Norwegens, im O. und N. von den Stiftern Christiania und Bergen, im W. und S. von dem Skagerrak und der Nordsee begrenzt, umfaßt die vier Ämter: Bratsberg, Lister-Mandal, Nedenes und Stavanger und enthält 40,948 qkm (743,6 QM.) mit (1900) 378,120 Einw. (9 auf 1 qkm). Es zerfällt in 18 Propsteien und 99 Pastorate. — Die gleichnamige Stadt daselbst, im Amt Lister-Mandal, angelegt 1641 auf einer ebenen, sandigen Landzunge an der Mündung der Torridalselv in die Christiansandbucht des Skagerrak, Endpunkt der Eisenbahn Byglandsfjord–C., die regelmäßigste Stadt in Norwegen, mit (1900) 14,701 Einw., hat eine gotische Domkirche, ein Gymnasium und eine Navigationsschule, 4 Schiffswerften, ein Elektrizitäts- und ein großes Sägewerk. Die Stadt hat einen leicht zugänglichen, durch neue Festungswerke geschützten Hafen, in dem die von Christiania nach Bergen, Hull, London, Newcastle, Hamburg, Rotterdam und die von Drontheim nach Hamburg, Kopenhagen und Stettin gehenden Dampfschiffe anlegen. In Marvigen, 3 km von der Stadt, ist

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

eine kleine Flottenstation. Bedeutend ist die Fischerei sowie auch Schiffahrt und Handel. 1900 besaß die Stadt 112 Fahrzeuge von 51,428 Ton. Es kamen vom Ausland an 623 Fahrzeuge von 109,191 T. und gingen dorthin ab 712 Schiffe von 199,045 T. Der Wert der Ausfuhr, hauptsächlich in Holzwaren und



Kärtchen des Christianiafjords.

in Fischen bestehend, betrug 3,014,000, der der Einfuhr 7,532,500 Kronen. C. ist Sitz des Stiftsamtmannes und des Bischofs, einer Abteilung der Norwegischen Bank und eines deutschen Konsuls.

Christiansborg, Schloß, s. Kopenhagen.

Christian Science (engl., spr. krißtjën ßai-ëns, »christliche Wissenschaft«), Name der von Mrs. Mary Eddy (s. d.) begründeten metaphysischen Heilmethode, deren Grundsätze in Eddys Buch »Science and health, with key to the scriptures« (252. Aufl., Boston 1903) niedergelegt sind und durch weitverbreitete kirchliche Gemeinschaften gepflegt werden. Sünde und Krankheit werden auf Grund der Erkenntnis, daß Gott, das absolut Gute, alles in allem ist, das Böse also keine Daseinsberechtigung hat, in ihrer Wirklichkeit geleugnet, bez. auf eignes Verschulden oder Schuld der Allgemeinheit zurückgeschoben. Sie werden beseitigt und geheilt durch das Gebet der christlichen Wissenschaft (Gesundbeten), d. h. das Ringen nach dem klaren Verständnis der Tatsache, daß durch den allguten, übrigens unpersönlich gedachten Gott in selbstverständlicher Folge seiner Allmacht und Allgegenwart jedes Übel und Leid überwunden werden kann, sobald sich der Mensch seiner geistigen Verbindung mit dem Grundelement allen Seins bewußt geworden ist. Die Offenbarung Gottes in Christus (dem ersten »Szientisten«) wird auf Grund des als Führer zum ewigen Leben dienenden Bibelwortes angenommen; Dogmen, Kirchenformen und Priesterherrschaft werden als Fesseln für die freie geistige Entwickelung des Menschen und der Religion verworfen. In dem einfachen Gottesdienst werden von zwei »Lesern« abwechselnd eine Anzahl Stellen aus der Bibel und dem Lehrbuch der christlichen Wissenschaft vorgetragen. Die erste Kirche der Szientisten wurde 1879 in Boston gegründet. Heute gibt es in mehr als 500 staatlich genehmigten Kirchengemeinschaften über eine Million fast über den ganzen Erdball verbreiteter Anhänger. In Deutschland wurde die erste Kirche 1899 zu Hannover eröffnet. Seit 1900 erscheint hier (hrsg. von Fräulein M. Schön) das »Deutsche Monatsheft der christlich-wissenschaftlichen oder metaphysischen Heilmethode« als Organ der Vereinigung christlicher Wissenschafiler in Deutschland. Jede politische und kirchenpolitische Tendenz ist ausgeschlossen. Vgl. Thomassin in der »Christlichen Welt« (Marburg 1901).

Christiansen, Arne Einar, dän. Dichter, geb. 20. Juli 1861 in Kopenhagen, veröffentlichte schon 1880 als Student sein erstes erfolgreiches Lustspiel aus der Bourgeoisie Kopenhagens: »Lindows Kinder«, der 1885 die Prosatragödie »Nero« folgte. Nach längern Reisen (1883—87), die ihn bis in den Orient führten, schrieb er die Schauspiele »Fräulein Bodil und ihr Bruder« (1888), »Annette« (1893) u. a., die wie die Romane »Joppe« (1889) und »Hjarl« (1894) mit gerühmter Wahrheitstreue das bürgerliche Leben seiner Vaterstadt schildern. Seine spätern Versdramen: »Bruder Rus« (1889), »Peter Plus« (1890) und »Laetizia« (1891), stehen als Kunstwerke hinter den frühern zurück. Mehrere seiner Romane sind auch ins Deutsche übersetzt worden. Seit 1892 redigiert C. die dänische »Illustrierte Zeitung«.

Christiansfeld, Flecken im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Hadersleben, eine Gründung der evangelischen Brüdergemeinde (seit 1773), hat eine evang. Kirche, Wollspinnerei und (1900) 572 Einw.

Christianshavn, der auf der Insel Amak liegende Teil von Kopenhagen (s. d.).

Christiansö, drei dän. Felseneilande in der Ostsee, ca. 19 km von der nordöstlichen Küste der Insel Bornholm entfernt, zum Amt Bornholm gehörig, ehemals Ertholme (Erbseninseln), jetzt aber C. benannt, obgleich der Name eigentlich nur die ehemalige Seefestung bezeichnet, die auf den Inseln Christiansholm und Frederiksholm liegt. Christian V. ließ 1684 den Hafen anlegen, der durch eine Floßbrücke in einen nördlichen und einen südlichen Teil geteilt ist, von denen nur der erstere für größere Schiffe ausreichende Tiefe hat. Die Inseln sind sehr klein: Christiansholm ist ca. 700 m lang, Frederiksholm ca. 440 m; noch kleiner ist die unbewohnte Insel Grässholm

(Grasinsel). Die Festungswerke liegen größtenteils auf Christiansholm. Die Festung wurde als solche 1855 aufgehoben. Die Zahl der Einwohner, die vornehmlich Fischfang und Gartenbau treiben, ist (1901) 212. Da die Inseln mit sehr gefährlichen Riffen umgeben sind, ist ein 25 km weit sichtbares Leuchtfeuer errichtet.

Christianstad (Kristianstad), schwed. Län im SW. des Landes, im W. an das Kattegat, im N. an Halland und Småland, im O. an Blekinge und die Ostsee, im S. an das Län Malmöhus grenzend, umfaßt den nördlichen und östlichen, weniger fruchtbaren Teil von Schonen und enthält 6512 qkm (118 QM.) mit (1899) 219,407 Einw. (34 auf 1 qkm).

Christianstad (Kristianstad), Hauptstadt des gleichnamigen schwed. Läns (s. oben), ehemals befestigt, 22,5 km von der Ostsee gelegen, in sumpfiger Niederung am Fluß Helge, über den eine 490 m lange Brücke führt, und mit Hessleholm, Sölvesborg, Åhus und Glimåkra durch Eisenbahnen verbunden, hat eine schöne Kirche, ein Arsenal, Theater, eine gelehrte Schule und das Länshospital für Irre. Als Hafen dient der Flecken Åhus (s. d.). Die Einwohner, (1901) 10,446 an der Zahl, treiben Fabrikation von Guß- u. Eisenwaren, Tabak, Bier und Handschuhen und einigen Handel mit Getreide, Spiritus u. dgl. — Als Grenzfestung 1614 vom dänischen König Christian IV. angelegt, fiel C. 1658 an Schweden. Bis 1843 blieb es Festung.

Christianstadt, Stadt im preuß. Regbez. Frankfurt, Kreis Sorau, am Bober und an der Staatsbahnlinie Sorau-Grünberg i. Schl., der schlesischen Stadt Naumburg gegenüber, hat eine evang. Kirche, eine Oberförsterei, Leinenspinnerei, Bleicherei und (1900) 1567 evang. Einwohner. — C., früher Neudorf, wurde 1659 infolge der Ansiedelung zahlreicher aus Schlesien ausgewanderter Protestanten vom Herzog Christian von Sachsen zur Stadt erhoben und C. genannt.

Christianstaed, Hauptstadt der westind. Insel Ste.-Croix, mit sicherm Hafen, drei Forts, Sternwarte und 5500 Einw.

Christiansund (Kristiansund), Seestadt im norweg. Amt Romsdal, ursprünglich Lille-Fosen geheißen, seit 1742 nach König Christian VI. C. genannt, liegt auf den drei Inseln: Indlandet, Kirklandet und Nordlandet, die den geräumigen Hafen umgeben. Die Einwohner, (1902) 11,982 an der Zahl, nähren sich hauptsächlich von Fischerei (besonders Klippfische), Schiffahrt und Handel. Die Stadt besaß Ende 1900: 133 Fahrzeuge von 8109 Ton. Tragfähigkeit; es kamen vom Ausland 55 Schiffe von 21,259 T. an und gingen dorthin ab 17 Schiffe von 8800 T. Der Wert der Einfuhr (besonders Mehl, Zucker, Salz) betrug 1900: 2,675,700 Kronen und der der Ausfuhr (fast ausschließlich Fische) 9,084,400 Kronen. C. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls.

Christianswurz (Christwurz), s. Helleborus.

Christian Union Churches (spr. kriśtjen jūnjön tschörtsches), eine auf Einheit der Kirche lossteuernde baptistische Sekte in Nordamerika, etwa 130,000 Mitglieder zählend.

Christiānus (lat.), Christ; Christian.

Christianus Democritus, Pseudonym für Johann Konrad Dippel (s. d.).

Christić (spr. -itsch), Philipp, serb. Staatsmann, geb. 1819 in Belgrad, trat 1836 in den Staatsdienst, ward 1839—41 in Wien auf Kosten der Regierung weiter ausgebildet, studierte 1841—48 in Paris die Rechte, wurde Sekretär im serbischen Unterrichtsministerium, 1856 Rat am obersten Gerichtshof, 1858 Staatsrat, 1859 Kabinettssekretär des Fürsten Miloš, 1860 Minister des Auswärtigen und 1870 Gesandter in Konstantinopel. 1873—74 war er Unterrichtsminister im Kabinett Marinović und übernahm 1878 wieder die Gesandtschaft in Konstantinopel, 1879 in Wien und 1882 in London. Seit 1885 Gouverneur der Serbischen Nationalbank, wurde er im Oktober 1894 auf Rat des Exkönigs Milan an die Spitze des Ministeriums gestellt, konnte aber die notwendige Anleihe bei der Skupschtina nicht durchsetzen und trat im Juli 1895 zurück.

Christie (spr. krißti), William Henry Malony, Astronom, geb. 1. Okt. 1845 in Woolwich, studierte seit 1864 in Cambridge; 1870 wurde er Assistent an der Sternwarte in Greenwich, 1881 Direktor der Sternwarte und königlicher Astronom von England. Er erfand ein Spektroskop, ein Instrument zur Bestimmung der Farbe und Helligkeit der Sterne, ein polarisierendes Augenglas für Sonnenbeobachtungen und ein Registriermikrometer.

Christiern (dän.), soviel wie Christian.

Christine, 1) C., Königin von Schweden, Tochter Gustav Adolfs (s. d.) und Maria Eleonoras von Brandenburg, geb. 18. Dez. 1626, gest. 19. April 1689 in Rom. Bereits 1627 von den Ständen als Thronfolgerin anerkannt, stand sie nach dem Tod ihres Vaters (1632) lange unter einer von A. Oxenstierna geleiteten Vormundschaftsregierung, die zwar für ihre wissenschaftliche Ausbildung trefflich sorgte, sie aber absichtlich ihrer Mutter entfremdete, übernahm Ende 1644 selbständig die Regierung und brachte die Kriege Schwedens mit Dänemark (1645), bez. in Deutschland (1648) zu einem vorteilhaften Abschluß. Ursprünglich dem Großen Kurfürsten, ihrem Vetter, zur Gemahlin bestimmt, wies sie aus Abneigung gegen die Ehe diesen wie zahlreiche andre Bewerber ab und setzte 1649 bei den Ständen die Ernennung des Pfalzgrafen Karl Gustav, ihres Halbvetters, zu ihrem Thronfolger durch. In Europa durch den Beinamen »Pallas suecica« geehrt, weil sie Dichter, Künstler und Gelehrte (Grotius, Descartes, Salmasius u. a.) an ihren Hof zog, einen regen wissenschaftlichen Briefwechsel unterhielt und eine prächtige Münz-, Antiken- und Gemäldesammlung zusammenbrachte, erregte anderseits beim Volk ihre Verschwendungssucht, beim Adel ihre Begünstigung der Talente ohne Rücksicht auf Rang oder Geburt, bei der Geistlichkeit ihr Umgang mit Jesuiten und Calvinisten lebhaften Anstoß. Diese innern Verwickelungen machten sie schließlich regierungsüberdrüssig. Nachdem der Reichstag ihr 600,000 Mk. jährliche Revenuen angewiesen und sie ermächtigt hatte, diese Summe im Ausland zu verzehren, dankte sie 16. Juni 1654 ab und begab sich über Brüssel, wo sie Weihnachten 1654 insgeheim zum Katholizismus übertrat, und Innsbruck, wo sie Anfang November 1655 öffentlich das katholische Glaubensbekenntnis ablegte, nach Rom, wo sie nach der Firmung durch Papst Alexander VII. den Namen Christina Alexandra annahm. Den Sommer 1656 verlebte sie in Frankreich. Bei einem zweiten Aufenthalt daselbst (1657—58) ließ sie ihren Günstling und Oberstallmeister Monaldesco (s. d.) ermorden. Nach dem Tode Karl Gustavs (1660) begab sie sich aus Italien nach Schweden, wo sie sich jedoch durch Betonung ihrer katholischen Gesinnung die Gemüter entfremdete und eine neue, vollständige Entsagungsakte ausstellen mußte. 1661—62 weilte sie in Hamburg, dann in Rom. Während einer abermaligen Anwesenheit in

Hamburg (1666—68) und in Schweden (1667) trat sie von neuem für die katholische Kirche in die Schranken. In Rom fortan der Mittelpunkt der geistlichen und gelehrten Kreise, machte sich C. als Stifterin einer Akademie (1674), der spätern Accademia clementina o reale, durch Veredelung der italienischen Sprache und Dichtkunst verdient. Nach dem Tode Johann Kasimirs (1672) erhob sie als dessen nächste Wasaverwandte auf seine Güter in Polen und Neapel vergeblich Anspruch. Kardinal Azzolino, ihr bester Freund und langjähriger Vertrauter, war ihr Universalerbe. Vgl. Arckenholtz, Mémoires de C., reine de Suède (Amsterd. 1751—60, 4 Bde.; auch deutsch und schwedisch); Woodhead, Memoirs of C., queen of Sweden (Lond. 1863, 2 Bde.); Grauert, C., Königin von Schweden und ihr Hof (Bonn 1838—42, 2 Bde.); Bain, C., queen of Sweden (Lond. 1889); H. E. Friis, Dronning C. af Sverrig (Kopenh. 1896; deutsch, Leipz. 1899); R. Schulze, Das Projekt der Vermählung Friedrich Wilhelms von Brandenburg mit C. von Schweden (Halle 1898); Gustafsson, Bidrag till historien om drottning Kristinas afsägelse och riksdagen 1654 (Stockh. 1887); (Burenstam,) La reine C. de Suède à Anvers et Bruxelles 1654—1655 (Brüss. 1891); Busson, C. von Schweden in Tirol (Innsbr. 1884); Claretta, La regina C. di Svezia in Italia 1655—1689 (Turin 1892); Campori, C. di Svezia e gli Estensi (Modena 1877); Bildt, C. de Suède et le cardinal Azzolino (Par. 1899); O. Granberg, La galerie de tableaux de la reine C. de Suède (Stockh. 1896, auch schwedisch).

2) Marie C., Königin und Regentin von Spanien, Tochter des Königs beider Sizilien, Franz I., und der Maria Isabella, der Tochter des Königs Karl IV. von Spanien, geb. 27. April 1806 in Neapel, gest. 22. Aug. 1878 in Le Havre, wurde 11. Dez. 1829 die vierte Gemahlin des Königs Ferdinand VII. von Spanien. Auf ihren Gemahl erlangte sie bald einen herrschenden Einfluß und zog sich hierdurch den Haß der apostolischen Partei sowie des Bruders des Königs, Don Carlos, zu, der sich noch steigerte, als Ferdinand VII. 29. März 1830 das Auto acordado vom 10. Mai 1713 umstieß und die alte kastilische Erbfolgeordnung wiederherstellte, nach der auch die Töchter zur Thronfolge berechtigt waren. Als nun 10. Okt. 1830 C. wirklich eine Tochter gebar, entspann sich ein erbitterter Kampf zwischen den Apostolischen unter Don Carlos und der Königin, die sich zu den Liberalen hinneigte. Auch Christinens zweites Kind, das sie 30. Jan. 1832 gebar, war eine Tochter. Sie behauptete sich jedoch in ihrem Einfluß auf den König, und als Ferdinand VII. 29. Sept. 1833 starb, wurden seine dreijährige Tochter Isabella in Madrid als Königin und C. als Regentin ausgerufen. Schon 28. Dez. 1833 vermählte sich C. in morganatischer Ehe mit Don Fernando Muñoz (geb. 4. Mai 1808), der damals in der königlichen Leibgarde diente, und den sie später zum Herzog von Rianzares erhob. Aber im Oktober 1833 brach in Aragonien und in den baskischen Provinzen ein Aufstand zu gunsten des Don Carlos aus. Um eine Stütze gegen diesen zu gewinnen, neigte sich C. offen der liberalen Partei zu, deren Glieder daher Cristinos genannt wurden. Ihre der französischen Charte nachgebildete Verfassung, das Estatuto real, wurde bald durch andre noch liberalere Verfassungen verdrängt, wie denn C. stets auf das Regierungssystem ihres jedesmaligen Ministers einging. Doch konnte C. ihre Herrschaft nicht dauernd befestigen, obwohl sie über Don Carlos endlich den Sieg davontrug. Infolge einer durch das Gesetz über die Ayuntamientos (s. d.) veranlaßten Volksbewegung dankte sie 10. Okt. 1840 als Regentin ab und begab sich mit ihrem großen Vermögen nach Frankreich. Nach Esparteros Sturz kehrte sie 1843 wieder nach Madrid zurück und ließ sich 13. Okt. 1844 mit Muñoz, dem sie mehrere Kinder geboren hatte, kirchlich trauen; er starb 12. Sept. 1873. Die meisten Vorgänge in Spanien seit 1843 erfolgten unter ihrer Einwirkung; doch zog sie sich dadurch den Haß eines großen Teiles des Volkes so zu, daß sie sich beim Ausbruch der Revolution 1854 zu fliehen genötigt sah. Ende September 1864 kehrte sie noch einmal nach Spanien zurück. Indes war ihr Aufenthalt in Madrid nicht dauernd, und sie lebte meist im Ausland, wo sie ihr Vermögen in Sicherheit gebracht hatte.

Christine de Pisan (spr. -sang), franz. Dichterin, geb. um 1363 in Venedig, gest. um 1431 im Kloster Poissy, wohin sie sich 1418 zurückgezogen hatte, kam 1368 mit ihrem Vater, der als Astronom berufen war, an den Hof König Karls V. Schon mit 15 Jahren an Etienne du Castel verheiratet, verlor sie diesen bereits 1389 und flüchtete sich, Trost und das tägliche Brot suchend, auf das Gebiet der Literatur. Die Weichheit ihres Gemüts spiegelt sich in ihrer Ausdrucksweise und erweckt auch für ihre Schriften Teilnahme. Ihre hauptsächlichsten poetischen Werke, von denen sie die meisten dem Herzog Johann von Berry widmete, sind: »Cent ballades et autres petits poèmes«; »Le poème de la Pucelle« (zuletzt Orléans 1865), von Quicherat auch im »Procès de Jeanne d'Arc« (1841 bis 1849, 5 Bde.) abgedruckt; »Le chemin de long estude« (1403, hrsg. von Püschel, Berl. 1881). Von ihren prosaischen Werken sind die interessantesten: »Le livre des faits et bonnes mœurs de Charles V« (1405, abgedruckt in Michaud und Poujoulats »Collection des mémoires«, Bd. 2), das Leben des Marschalls Bouciquault, und »Le trésor de la cité des dames« (Par. 1497, 1503). Außerdem schrieb sie: »Épitres sur le roman de la Rose« (1399), eine strenge Kritik dieses Werkes, woran sich eine literarische Polemik schloß. Ihre »Œuvres poétiques« gibt Roy heraus (Par. 1886—96, Bd. 1—3). Vgl. Thomassy, Essai sur les écrits politiques de C. (Par. 1838); Robineau, C., sa vie, ses œuvres (das. 1882); Koch, Leben und Werke der C. (Goslar 1885).

Christinehamn (Kristinehamn), Stadt im schwed. Län Wermland, an den Flüssen Lötelf und Warna, die bald darauf vereinigt sich in den Wenersee ergießen, Knotenpunkt an der Eisenbahn Stockholm-Christiania, hat eine gelehrte Schule, eine mechanische Werkstatt, eine Tabakfabrik, treibt lebhaften Handel mit Bergwerksprodukten (vornehmlich Eisen), Getreide und Holzwaren und hat (1901) 6892 Einw. Über den Wenersee besteht regelmäßige Dampfschifffahrt nach Gotenburg.

Christinenkraut, s. Pulicaria.

Christinos (Cristinos), s. Christine 2).

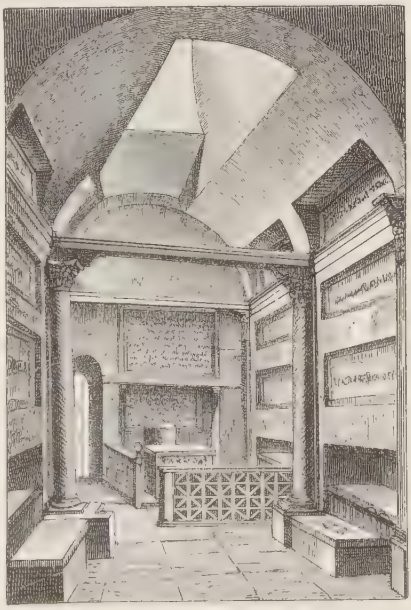
Christliche Altertümer (hierzu Tafel »Christliche Altertümer I u. II«), im weitern Sinn alle auf die Anfänge des Christentums bezüglichen Schrift- und Kunstdenkmäler bis zum Beginn der byzantinischen Kunstepoche, im engern Sinne die Erzeugnisse der Kunst und des Kunsthandwerks, die in den unterirdischen Begräbnisstätten der ersten Christen, vornehmlich in den Katakomben (s. d.) in und bei Rom, erhalten worden sind. Diese ersten Äußerungen der christlichen Kunst schließen sich in der Kunstform wie in der Technik eng an die heidnisch-römische Kunst an,

1. Der gute Hirt (Cömeterium Santa Agnese bei Rom). Vgl. Tafel II, Fig. 1.

2. Nische mit einem Märtyrergrab (sogen. Arcosolium) in den Katakomben zu Rom.

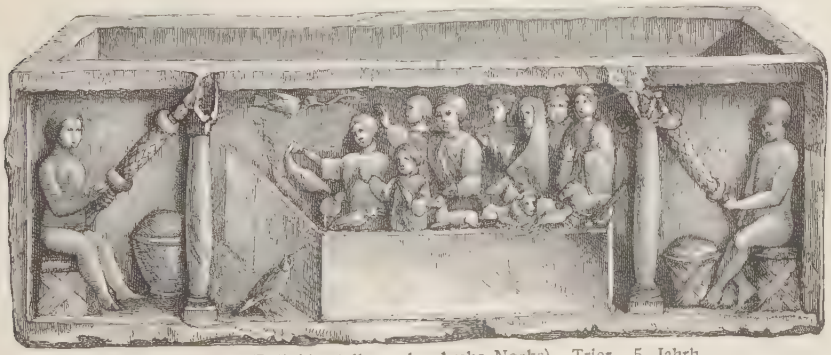
3. Moses (Cömeterium Santa Agnese bei Rom). Vgl. Tafel II, Fig. 1.

4. Gegenwärtiger Zustand.



5. Restaurierte Ansicht. (Nach de Rossi.)

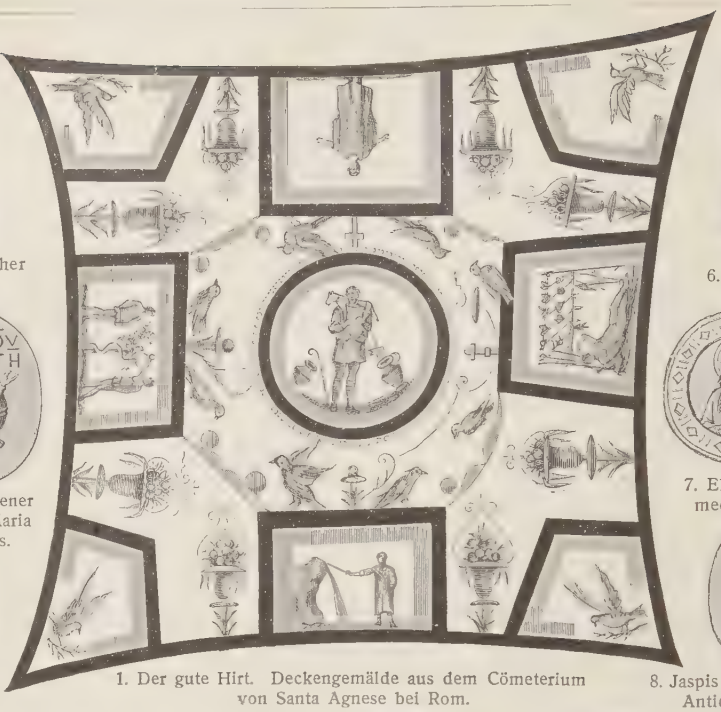
4 u. 5. Die Papstkrypta der Callixtus-Katakomben zu Rom.



6. Sarkophag (Reliefdarstellung der Arche Noahs). Trier. 5. Jahrh.

Christliche Altertümer II.

2. Eucharistischer Löffel.



1. Der gute Hirt. Deckengemälde aus dem Cömeterium von Santa Agnese bei Rom.

6. Löffel.

3. Geschnittener Stein mit Maria und Jesus.

7. Elfenbeinmedaillon.

4. Ring mit Fischen und Anker.

8. Jaspis des Berliner Antiquariums.

5. Ring mit Aω (Alpha und Omega).

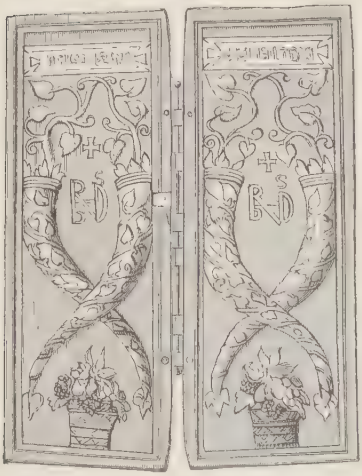
9. Löffel aus Aquileja mit der Taufe eines Kindes.

12. Amula (Weingefäß). (Christliches Museum des Vatikans).

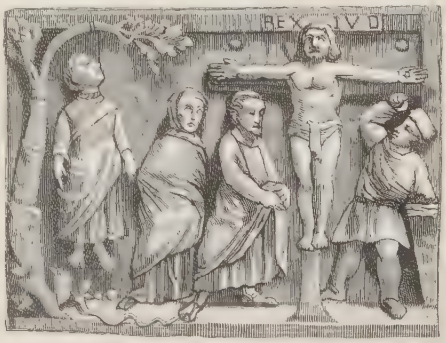
10. Medaillon mit Brustbild des Eigentümers und Christusmonogramm.

11. Goldglas.

13. Glasbecher aus Trier.



14. Elfenbein-Diptychon des Areobindus in Lucca.



15. Kreuzigung und der erhängte Judas (Elfenbeinrelief im Britischen Museum).

aus der sie hervorgegangen sind. Sie unterschieden sich von jener anfangs nur durch die Symbole, die auch später noch das charakteristische Merkmal blieben. Die künstlerische Ausschmückung der Katakomben war in erster Linie dem Gedächtnis der Toten, dann der Erbauung der Überlebenden gewidmet, die sich an den Gedächtnistagen der Märtyrer in den unterirdischen Begräbnisstätten versammelten. Die Einrichtung der Begräbnisstätten mit ihren übereinander gereihten Nischengräbern (Tafel I, Fig. 2, 4 u. 5) ist den römischen Kolumbarien (s. d.) nachgebildet, ebenso wie die Form der römischen Sarkophage beibehalten wurde, nur daß an Stelle der mythologischen Darstellungen solche aus dem Alten Testament und später auch aus den Evangelien traten (Tafel I, Fig. 6, und Tafel »Bildhauerkunst VII«, Fig. 9). Die Behandlung der Körperformen und der Tracht wich nicht von dem in der römischen Kaiserzeit üblichen Stil ab. Die Ausführung der plastischen und gemalten Kunstwerke ist freilich meist roh und flüchtig, was sich z. T. aus der gebotenen Schnelligkeit der Herstellung, z. T. aus dem allgemeinen Verfall der Kunst im römischen Reich erklären mag. Die Decken- und Wandmalereien hängen in ihrer Einteilung und Umrahmung, in der Belebung der Flächen mit Vögeln, Rankenornamenten, Palmettenverzierungen, Fruchtschnüren ꝛc. völlig von der aus den Überresten in Pompeji und Rom bekannten griechisch-römischen Wanddekoration ab (Tafel II, Fig. 1). Nur sind an die Stelle der Götter, Heroen, Nymphen und Satyrn die Gestalten des Alten Testaments und die Symbole getreten, die vor der Darstellung des gekreuzigten und segnenden Christus diesen geraume Zeit ersetzten. Das älteste figürliche Sinnbild Christi scheint der Gute Hirt mit dem Lamm gewesen zu sein (Tafel I, Fig. 1, und Tafel II, Fig. 1), der sehr häufig auf Wand- und Deckenmalereien und auch in plastischen Darstellungen vorkommt (seit Ende des 2. Jahrh.). In Verbindung mit ihm, als Prototyp aus dem Alten Testament, erscheint Moses, der das Wasser aus dem Felsen hervorspringen läßt, wie Christus das lebendige Wort Gottes (Tafel I, Fig. 3). — Von großer Mannigfaltigkeit sind die Werke der Kleinkunst, die zumeist als Gräberbeigaben in den Katakomben und in andern altchristlichen Begräbnisstätten gefunden worden sind. Es sind teils Kultusgeräte, wie z. B. die Löffel, mit denen das Abendmahl in der griechischen Kirche gereicht wurde (Tafel II, Fig. 2 u. 6), und das Gefäß, in dem der Abendmahlswein auf dem Altar aufbewahrt wurde (Tafel II, Fig. 12), zum größern Teil aber private Gebrauchs- und Schmuckgegenstände, die sowohl als Erkennungszeichen der ältesten Christen wie als Amulette zum Schutze gegen die Heiden dienten, Lampen mit dem Christusmonogramm (Abbild. s. bei »Lampen«), Glasgefäße (Tafel II, Fig. 11 u. 13, und Tafel »Glaskunstindustrie I«, Fig. 4), Elfenbeinschnitzereien, darunter auch solche für Bücherdeckel nach Art der römischen Diptycha (Tafel II, Fig. 14), silberne Löffel als Taufgeschenke (Tafel II, Fig. 9), Medaillons, geschnittene Steine und Ringe (Tafel II, Fig. 3—5, 8 u. 10), die durch Bilder Christi und der Maria, durch Symbole (Fische, Kreuz, Anker) oder durch Monogramme und Inschriften als altchristlichen Ursprungs bezeugt sind. Nachdem das Christentum unter Konstantin d. Gr. Staatsreligion geworden war, erlosch die Kunsttätigkeit für den geheimen Totenkult, und an die Stelle der Symbole trat die Darstellung der göttlichen und biblischen Personen, die zum Gegenstande des allgemeinen Kunstschaffens im Abendland wurde. Vgl. Art. »Archäologie«, S. 701, und die dort angeführte Literatur. S. auch Christliche Kunst.

Christliche Brüder, mennonitische Sekte, s. Mennoniten; auch die baptistische Sekte der Christians (s. [Baptisten).

Christliche Kirche, s. Kirche.

Christliche Kunst, im weitern Sinne die Kunst des spätern Römerreichs, des Mittelalters und der Neuzeit im Gegensatze zur heidnischen Kunst des klassischen und orientalischen Altertums, im engern Sinne die Kunst in Beziehung zur christlichen Kirche. Unter frühchristlicher oder altchristlicher Kunst versteht man die von christlichen Ideen beherrschte Abzweigung der antiken Kunst, deren Schöpfungen in den Begräbnisstätten (meist Katakomben) der ersten Christen erhalten sind. Weiteres im Artikel »Christliche Altertümer«, nebst Tafel. Über christliche Archäologie s. d. Außer den dort angeführten Werken vgl. Gradmann, Geschichte der christlichen Kunst (Stuttg. 1902), und Bürkner, Geschichte der kirchlichen Kunst (Freib. i. Br. 1902). — Die Deutsche Gesellschaft für ch. K., in München 1893 gegründet (Mitgliederzahl 1902: 2594), gibt »Jahresberichte« heraus und unterhält in München eine ständige Ausstellung. An Zuschüssen zur Ausführung von christlichen Kunstwerken hat die Gesellschaft im ganzen bis 1. Jan. 1902: 15,850 Mk. verausgabt.

Christliche Religion, s. Christentum.

Christliche Religionslehre, s. Dogmatik.

Christliche Vereine junger Männer, s. Jünglingsvereine.

Christliche Wissenschaft, s. Christian science.

Christlich-lateinische Literatur, s. Lateinische Literatur des Mittelalters.

Christlich-soziale Partei, s. Christlich-soziale Reformbestrebungen.

Christlich-soziale Reformbestrebungen, Bestrebungen, die soziale Schäden dadurch heilen wollen, daß sie die Gesellschaft durch das Christentum von dem Übel des einseitigen Individualismus erlösen. Sie erkennen Eigentum und private Unternehmungen als berechtigt an, doch sollen dieselben auf christlicher Grundlage ruhen. Solche Bestrebungen traten in England nach dem Untergang des Chartismus (s. d.) auf, und zwar besonders gefördert durch F. D. Maurice (s. d.), Kingsley (s. d.) und Ludlow. 1850 bildete sich eine christlich-soziale Gesellschaft zur Förderung von Arbeiterassoziationen. Die Fabian Society wirkt durch Abhaltung von Vorlesungen und Ausgabe von Flugschriften und Traktaten; die 1889 in Oxford gegründete Christian Social Union will der Autorität des christlichen Lebens im sozialen Leben und Wirken Geltung verschaffen. In Deutschland sind zu unterscheiden die katholische und die protestantische Richtung. Jene wurde vorzüglich angeregt durch Bischof v. Ketteler seit 1848 und gepflegt durch die 1876 gegründete Görres-Gesellschaft (s. d.). Diese gelangte, nachdem ihr Männer wie Wichern, V. A. Huber u. a. vorgearbeitet hatten, zu allgemeinerer Bedeutung in der christlich-sozialen Arbeiterpartei, die 1878 durch Hofprediger Stöcker (s. d.) in Berlin gegründet wurde, und die mit Hilfe der Kirche die Sozialdemokratie überwinden sollte. Ursprünglich in geistigem Zusammenhang mit dem orthodox-konservativen Verein für Sozialreform, der ebenfalls die Sozialdemokratie zu bekämpfen sich zum Ziel setzte, jedoch bald dahingesiecht ist, blieb diese Partei auch nach Erlaß des Sozialistengesetzes noch weiter bestehen, indem ihr nun der Kampf gegen die liberalen Anschauungen auf kirchlichem, politischem und wirtschaftlichem

Gebiet als Aufgabe gesetzt wurde. Das Programm derselben enthält neben Betonung des christlichen Glaubens die Forderung nach obligatorischen Innungen, Einführung des Normalarbeitstags, Wiederherstellung der Wuchergesetze, obligatorische Hilfskassen für Witwen, Waisen, Invaliden, progressive Einkommen- und Erbschaftssteuern ꝛc. Als jedoch der erwartete Zuzug aus Arbeiterkreisen ausblieb, verwandelte sich die Vereinigung in eine christlich-soziale Partei, die rasch in konservativer und antisemitischer Richtung sich ausbildete, aber infolge der ablehnenden Haltung Bismarcks und der Mißbilligung der Stöckerschen Agitation durch Kaiser Wilhelm II. alle praktische Bedeutung verlor. Innerhalb der Partei selbst stellten sich Gegensätze ein zwischen der Stöckerschen Richtung und einer jüngern, zum Sozialismus hinneigenden Richtung, die von den Pfarrern Naumann, Göhre u. a. vertreten wurde und zur Gründung einer eignen national-sozialen Partei durch die letztern führte (s. Evangelisch-sozialer Kongreß und National-soziale Partei). Auch in Österreich wurde Ende der 1880er Jahre von katholisch-konservativer Seite der Versuch gemacht, eine Organisation der Arbeiter auf christlich-sozialer Grundlage zu stande zu bringen und mit deren Hilfe insbes. die Gewerbegesetzgebung zu beeinflussen; diese Bestrebungen, fortgesetzt von Lueger (s. d.) und Prinz A. Liechtenstein, führten zur Gründung der Partei der Christlich-Sozialen, die im österreichischen Abgeordnetenhause, namentlich aber im niederösterreichischen Landtag und im Wiener Gemeinderat von Bedeutung ist. Ch. R. auf katholischer Grundlage finden sich auch in Belgien, wo eine jüngere radikal-demokratische Richtung der ältern konservativen unter dem Abbé Daens gegenübersteht. In Frankreich haben Graf A. de Mun und Gayraud, in der Schweiz Kardinal Mermillod und Nationalrat Decurtins in ähnlichem Sinne gewirkt. Vgl. Laveleye, Le socialisme contemporain (9. Aufl., Par. 1894; deutsch von Eheberg, Tübing. 1884; von Jasper, Halle 1895); Kaufmann, Christian socialism (Lond. 1888); Grünberg, Christlicher Sozialismus (im »Wörterbuch der Volkswirtschaft«, Bd. 1, Jena 1898); Todt, Der radikale deutsche Sozialismus und die christliche Gesellschaft (2. Aufl., Wittenb. 1878); Stöcker, Christlich-sozial (2. Aufl., Berl. 1890); v. Nathusius, Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage (2. Aufl., Leipz. 1897); Göhre, Die evangelisch-soziale Bewegung (das. 1896).

Christlieb, Theodor, evang. Theolog, geb. 7. März 1833 zu Birkenfeld in Württemberg, gest. 15. Aug. 1889 in Bonn, wurde 1858 Prediger der deutsch-evangelischen Gemeinde in London, 1865 Pfarrer zu Friedrichshafen am Bodensee und 1868 Professor der praktischen Theologie und Universitätsprediger in Bonn. Er veröffentlichte außer Predigten: »Leben und Lehre des Johannes Scotus Erigena« (Gotha 1860), »Moderne Zweifel am christlichen Glauben« (2. Aufl., Basel 1870), »Der Missionsberuf des evangelischen Deutschlands« (Gütersl. 1876), »Der indobritische Opiumhandel« (2. Aufl., das. 1878), »Der gegenwärtige Stand der evangelischen Heidenmission« (4. Aufl., das. 1880); »Ärztliche Missionen« (das. 1884). Vgl. Fr. Fabri, Zum Gedächtnis Th. Christliebs (Bonn 1889).

Christmas (engl., spr. krißmäs, »Christmesse«), eigentlich der Christtag oder C.-day (25. Dez.), dann die ganze englische Weihnachtszeit, die früher bis zum 2. Febr., jetzt bis zum twelfth-day oder »zwölften Tag« (6. Jan.) währt.

Christmas-box (engl., spr. krißmäs-bocks), Weihnachtsgeschenk; Boxing-day (spr. -dē), der zweite Weihnachtsfeiertag als Geschenktag.

Christmas Carols (engl., spr. krißmäs kärrols), Weihnachtsgesänge, z. T. sehr alten Ursprungs, da sie noch des heidnischen Jul-Ebers gedenken. Das Eberlied wurde schon 1170 am Hofe Heinrichs I. und (mit lateinischem Text) noch 1840 im Queen's College zu Oxford bei Auftragung des Eberhauptes gesungen. Eine Sammlung solcher C. C. gab Wynkyn de Worde 1521 heraus, dann Gilbert 1823, T. Wright in der »Percy Society« (Bd. 16), zuletzt Bullen (Lond. 1885).

Christmasinsel, zur brit. Kolonie Straits Settlements seit 1888 gehörige Insel im Indischen Ozean, südlich von Java, zuerst erwähnt 1666, seit 1889 durch 14 Fischer von den Keelinginseln bevölkert, zählte 1898 etwa 40 Einw. Vgl. Andrews, Monograph of Christmas-Island (Lond. 1900).

Christmas-Pantomime (engl., spr. krißmäs-pântomaim), Name der komischen Zauberballette, die auf den Nationaltheatern Drurylane und Coventgarden in London jährlich zu Weihnachten mit großer Pracht aufgeführt werden. Der Ursprung dieser Pantomimen ist in das letzte Jahrzehnt des 17. Jahrh. zu setzen, doch erhielten sie ihren Glanz erst unter Rich und Garrick. Gewöhnlich beginnen sie mit einem Vorspiel, das ein Märchen oder eine Volkssage behandelt und mit der Verwandlung der Personen in Harlekin, Kolombine, Clown und Pantalon endigt, worauf die eigentliche Harlekinade erfolgt. Tagesneuigkeiten aller Art werden dabei lächerlich gemacht und selbst Minister und Günstlinge des Hofes nicht verschont.

Christmesse (Christmette), der Gottesdienst, der am frühen Morgen des ersten Weihnachtsfeiertags bei Licht gehalten wird.

Christmonat, deutscher Monatsname für Dezember.

Christnacht, bei den Katholiken die vor dem Weihnachtsfest mit Andachtsübungen gefeierte Vigilie.

Christodōros, griech. Dichter, aus Koptos in Ägypten, verfaßte um 500 n. Chr. in 416 Hexametern eine für die Kunstgeschichte wichtige, geschmackvolle und anschauliche Beschreibung der Statuen im Zeuxippos-Gymnasium zu Byzanz, das, von Septimius Severus erbaut, die Werke der ältesten Meister enthielt und 532 verbrannte. Das Gedicht bildet das zweite Buch der griechischen Anthologie (s. d.).

Christodūlos (griech., soviel wie Knecht Christi), Autorname des byzantinischen Kaisers Johannes VI. Kantakuzenos (s. d.).

Christoffel, Elwin Bruno, Mathematiker, geb. 10. Nov. 1829 in Montjoie, gest. 15. März 1900 in Straßburg, studierte in Berlin, wurde dort 1859 Privatdozent, 1862 Professor am Polytechnikum in Zürich, dann an der Gewerbeakademie in Berlin und 1872 an der Universität Straßburg. Er arbeitete über höhere Analysis und mathematische Physik. Besonders bemerkenswert ist seine »Allgemeine Theorie der geodätischen Dreiecke« (in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1869).

Christofle (spr. -stóffl), Charles, Industrieller, geb. 1805 in Paris, gest. 13. Dez. 1863 in Brunoy (Seine-et-Marne), war Leiter eines Gold- und Silberwarengeschäfts und begründete später in Paris und Karlsruhe Etablissements, in denen er die galvanische Vergoldung und Versilberung ungemein ausbildete. Er erreichte vorher nie gesehene Effekte, schuf große plastische Werke, die allen Anforderungen der Kunst entsprachen, ebenso auch zahllose Gegenstände für den täglichen Gebrauch und namentlich vorzügliche Kunst-

bronzen und emaillierte Metallarbeiten. Das von ihm gelieferte galvanisch versilberte Neusilber mit 2 Proz. Silbergehalt ist als Christoflemetall allgemein bekannt geworden. Erschrieb: »Observations sur les lois qui régissent le commerce de la bijouterie« (Par. 1835); »Projet de loi sur les marques de fabrique et de commerce« (1847); »Histoire de la dorure et de l'argenture électrochimique« (1861).

Christolatrie (griech.), »Christusverehrung« mit Hintansetzung der Verehrung Gottes.

Christologie (griech.), die »Lehre von Christus«, und zwar von seiner Person in erster, in zweiter Linie auch von seinem Werk, der wichtigste Teil der christlichen Glaubenslehre. Sofern, von der Seite der Theologie (s. d.) im engern Sinne betrachtet, die Leistung des Christentums (s. d.) nur als Befreiung und Vollendung aller bereits auf der alttestamentlichen Vorstufe wirksamen Kräfte eines im Volk Israel heimischen Gottesbewußtseins erscheint, hätte eine Trennung vom Judentum keineswegs zu den notwendigen Ergebnissen des christlichen Gedankenfortschritts gehört. Was diese Wirkung mit sich führte, war vielmehr der Anspruch Jesu, Messias (s. d.) zu sein. Nun erscheint freilich die Messiasidee selbst wieder nur als eine reife Frucht der gesamten alttestamentlichen Entwickelung, und wenn Jesus von Nazareth sich jederzeit »Menschensohn« nannte und auch von andern, wenigstens gegen das Ende seines öffentlichen Auftretens, »Davidssohn« und »Gottessohn« nennen ließ, so tat er das eben in dem Sinne, wie schon das Alte Testament mit allen diesen Ausdrücken den Messias gekennzeichnet hatte (s. Jesus Christus). So lautet denn auch das erste christliche Dogma selbst bei dem paulinisch gesinnten Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte einfach dahin: »Jesus von Nazareth ist der Messias« (Apostelgesch. 9, 22); er wird als solcher »das Reich Israel wieder aufrichten« (Luk. 24, 21; Apostelgesch. 1, 6), »auf Davids Thron sitzen« (Luk. 1, 32; Apostelgesch. 2, 30), sein Volk »erretten von seinen Feinden« (Luk. 1, 71). So weit war das Christentum vollständig eingetreten in den volksmäßigen Vorstellungskreis des Judentums. Um so weniger aber ließ sich mit dem gesamten religiösen Bewußtsein des Judentums die Tatsache in Übereinstimmung setzen, daß dieser Messias den schimpflichen und gottverlassenen Verbrechertod am Kreuz gestorben war. Wie stimmte dies zu der Überzeugung von der messianischen Hoheit Jesu als des »Sohnes Gottes«? Man beruhigte sich hierüber zunächst im Bewußtsein, daß die Tatsache des Todes ausgeglichen sei durch das einzigartige Wunder der Auferstehung. Dazu kam als ein zweites Moment der Glaube an die Wiederkunft Jesu. Im Anschluß an seine Selbstbezeichnung als »Menschensohn« (der nach Dan. 7, 13. 14 mit den Wolken des Himmels kommt und ein ewiges Reich stiftet) erwartete man von der allernächsten Zukunft die Wiederkunft des Messias zum Gericht und zur Errichtung des Tausendjährigen Reiches (s. Chiliasmus). Aber wozu war denn jenes am Kreuz endende Vorspiel überhaupt nötig? Stand es doch mit dem von den Propheten so glänzend ausgemalten Bilde des theokratischen Königs in grellem Widerspruch! Aber eine im Hinblick auf die vollendete Tatsache erfolgende neue Durchforschung der Schrift führte jetzt zu dem Resultate, daß schon die alttestamentlichen Bücher vertraut seien mit der Idee eines leidenden Messias. Die Jünger gedachten des leidenden Gerechten (Psalm 22 u. 69), des büßenden Knechtes Gottes (Jes. 53) und ihr »Herz brannte« (Luk. 24, 32) bei solchen Aussichten auf Lösung des quälenden Widerspruchs. Jetzt fingen innerhalb der christlichen Gemeinde die Reden an von »bestimmtem Ratschluß und Vorhersehen Gottes«, wodurch der Messias bei seinem ersten Auftreten den Händen der Gottlosen überantwortet worden sei (Apostelgesch. 2, 23). Den Zweck dieses Dahingebens der edelsten Frucht Israels in den Tod legte man dann, prophetischer Andeutung (Jes. 53, 4. 5. 12) folgend, in die Errettung der großen sündigen Menge des Volkes (1. Kor. 15, 3. 4).

Bei aller Entschiedenheit der Gegensätze, die das Urchristentum in sich barg, lag somit ein dogmatischer Einheitspunkt im Glauben an den Sühnetod und die Auferstehung des Stifters, an seine Wiederkunft zur Errichtung des Reiches (1. Kor. 15, 11). Bei weiterer Entwickelung dieses Knospenstandes dogmatischer Durchbildung der christlichen Glaubenswelt mußte der Ausdruck »Sohn Gottes« an Inhalt und Bedeutung gewinnen und das Bekenntnis von der Messianität Jesu bald einer über das Maß des Menschlichen hinausgehenden Anschauung von seiner Natur und Würde zustreben. In der Offenbarung des Johannes erscheint darum Jesus bereits als »der Erste und der Letzte« (1, 17), als »der Anfang der Kreatur« (3, 14), als »das Wort Gottes« (19, 13). Damit berührt sich die C. dieses juden-christlichen Buches bereits mit der Pauliniſchen Theologie auf der einen, mit der Johanneischen auf der andern Seite. Diese beiden Formen stellen die fortgeschrittensten, alles Judentum bereits entschieden überbietenden Typen der neutestamentlichen C. dar. Christus erscheint nicht mehr bloß als letztes Glied in der Entwickelung des alten Bundes, sondern aus dem idealen Repräsentanten des jüdischen Volkes, dem Messias, ist schon bei Paulus das Urbild der Menschheit und Ebenbild der Gottheit, aus einer einzelnen, erst im Verlauf der Geschichte ins Leben getretenen, das religiöse Leben auf seinen Gipfel führenden Erscheinung ist ein schöpferisches Prinzip dieser ganzen Geschichte, ein Organ der göttlichen Weltregierung geworden (1. Kor. 8, 6). Die Mittel, durch die Paulus mit seiner C. dergestalt die populären jüdischen Messiasbegriffe überbot, waren ihm durch die damalige Schultheologie an die Hand gegeben, die sich allen begrifflichen Primat in der Form einer zeitlichen Priorität anschaulich zu machen pflegte. So ist auch Christus hier eine vor ihrem geschichtlichen Sein schon dagewesene Persönlichkeit, ein präexistentes Wesen geworden (1. Kor. 10, 4). Als Mensch aber mußte er auftreten, um den Tod erleiden zu können. Jene zuvor schon eingeleitete Beziehung des Todes Christi zur Sünde hat nämlich Paulus dahin erweitert und vertieft, daß er denselben nach Analogie der levitischen Opferordnung als Sühnopfer (Röm. 3, 25), als notwendiges Mittel zur Lösung des vom Gesetz auf die sündige Menschheit geworfenen Fluches (Gal. 3, 10. 13), als schlechthinnige Vorausbedingung aller Erlösung und Versöhnung, als Quellpunkt einer neuen Gerechtigkeit der Gotteskinder faßte (Röm. 4, 25). Eine der Sache nach das gleiche Ziel, aber mit andern Mitteln erreichende Lehrform war es, wenn der im Hebräerbrief und besonders im vierten Evangelium vertretene christliche Alexandrinismus ohne weiteres die Platonisch-stoische Logoslehre, die schon der Jude Philo mit dem alttestamentlichen Gottesbegriff in Verbindung gesetzt hatte, auf die historische Persönlichkeit Jesu anwendete, wodurch dieselbe in eine neue Beleuchtung trat und endgültig als der schon bei der Weltschöpfung beteiligte, zur vorausbestimmten Zeit ins Fleisch eingetretene und nach vollbrachter Versöhnung

wieder zu Gott zurückgekehrte Logos erschien (s. Menschwerdung). Diesen Schritt tat erst der vierte Evangelist, während zwei frühere sich damit begnügt hatten, einen nachweisbar ältern Typus der evangelischen Geschichte, darin Jesus als Sohn Josephs und Marias auftritt (Mark. 6, 3; Matth. 13, 53), mit einer Vorgeschichte zu vermehren, kraft der die Gottessohnschaft die man sich sonst als im Moment der Taufe beginnend vorgestellt, auf die Zeugung selbst bezogen und nahezu physisch gefaßt wurde (Matth. 1, 18. 23; Luk. 1, 35). So hört schon im Verlauf der neutestamentlichen Entwickelung die C. auf, bloße Messiaslehre zu sein, und wird, je länger je mehr, ein Stück Gotteslehre. Abgestreift aber und als häretisch gebrandmarkt war schon im Verlauf des 2. Jahrh. die Vorstellung der entschiedenen Judenschriften (s. Nazarener), der sogen. Ebionitismus, der die Göttlichkeit Christi in die höchste Stufe der Geistesbegabung, in die Vollendung des alttestamentlichen Prophetentums, verlegte, ihn selbst aber lediglich als Mensch gelten ließ.

War aber Christus für die jetzt entstehende katholische Kirche eine ewige und göttliche Persönlichkeit, so schien der streng und schlechthin einheitliche Gottesbegriff aufgehoben. Hinwiederum wollte und konnte man auch nicht zwei Götter lehren, denn damit wäre man in das Heidentum zurückgesunken. Es erfolgte daher eine Ausgleichung beider Seiten, eine Lösung des geschlungenen Rätsels in doppelter Weise. Anschließend an die Johanneische Lehre, wonach zwischen Gott und seinem in dem geschichtlichen Jesus verleiblichten Wort ein eigentümliches Verhältnis der Wesenseinheit besteht, erkannte schon eine im Laufe des 2. Jahrh. populär gewordene Vorstellung eine Verschiedenheit der Subjekte kaum mehr an; man sah in Christus einfach die Erscheinung des Vaters (Monarchianismus, Modalismus). Der so sich ergebenden Gefahr, Gott im Menschen oder den Menschen in Gott zu verlieren, begegneten die hervorragendsten Kirchenlehrer des 3. Jahrh., indem sie sich wieder mehr an die Paulinische Lehre anschlossen, die den Sohn so bestimmt persönlich vom Vater unterscheidet, daß sie ihn zu dem letztern sogar in ein entschiedenes Verhältnis der Abhängigkeit setzt (Hypostasianismus, Subordinatianismus). Eine einigende Formel wurde in dieser Zeit noch nicht gefunden; erst im Arianischen Streit (s. d.), der fast das ganze 4. Jahrh. erfüllte, gelangte der Prozeß zwischen beiden Parteien zum Austrag. Auf den das Verhältnis des Vaters zum Sohn definitiv feststellenden Kirchenversammlungen von Nikäa (325) und Konstantinopel (381) wurden die bestehenden Gegensätze einfach nebeneinander gestellt, d. h. man verkündigte als Glaubensgeheimnis die Sätze, der Sohn sei dem Vater gleich an Wesen, aber doch eine verschiedene Person, also nicht ungezeugt, wie der Vater, aber doch auch nicht geschaffen, wie die Welt, sondern in ewiger Weise vom Vater erzeugt, »wahrhaftiger Gott vom wahrhaftigen Gott«.

Dieser ganzen Bewegung lag das religiöse Interesse zu Grunde, sich der unendlichen Bedeutung des christlichen Heils in der Anschauung der Person dessen bewußt zu werden, der dasselbe gebracht und ein für allemal begründet hatte. Die C. galt der Kirche als Ausdruck des Wertes des ganzen Christentums. Wie dieser ein absoluter, so war die Person seines Stifters eine absolute, und es konnte die Entwickelung des dogmatischen Denkens über diese Person zu ihrem Ruhepunkt erst da gelangen, wo dieselbe unter Wahrung ihres menschlichen Charakters zugleich in einem Verhältnis zu Gott stand, das keine Steigerung mehr zuließ. Noch blieb nun übrig, auch die menschliche Seite von diesem Christusbilde dogmatisch festzulegen. So gelangte man nach durchgekämpften arianischen, nestorianischen, monophysitischen und monotheletischen Streitigkeiten endlich am Schluß des 7. Jahrh. zu den weitern Sätzen: Eine gottmenschliche Person mit zwei Naturen und zwei Willen, wesensgleich nach der einen Seite mit dem »ungezeugten« Vater, nach der andern mit den »geschaffenen« Menschen (ausgenommen die Sünde), selbst aber weder ungezeugt noch geschaffen, sondern »von Ewigkeit gezeugt«.

Während auf Innehaltung dieser Bestimmungen der C. seitens der Kirche mit vollkommener Ausschließlichkeit gedrungen wurde und bald keiner, der sich in diesen Gang der Entwickelung nicht zu schicken wußte, noch ein Recht der Existenz in der Kirche, ja auf der Welt überhaupt mehr besaß, konnte man während eines ganzen Jahrtausends hinsichtlich des Werkes Christi, jener zweiten Hälfte der C., die verschiedenartigsten und unfertigsten Lehrmeinungen vernehmen. Erst die Scholastik hielt sich wieder enger an die Paulinischen Vorstellungen. Der erste, der dieselben in einen dialektisch gefaßten, durch die juristische Schablone des Mittelalters bedingten Ausdruck brachte, war Erzbischof Anselm von Canterbury, der in einer bis dahin nicht erreichten Vollständigkeit der Argumentation den Gedanken durchführte, daß Gott zur Wiederherstellung der ihm durch die Sünde entzogenen Ehre und zugefügten Beleidigung notwendig habe Mensch werden müssen, um so als Gottmensch durch freiwilligen Tod die Schuld abzutragen, die außer ihm niemand abtragen konnte, und den Widerstreit der göttlichen Liebe mit der göttlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit auszugleichen (s. Versöhnung). Über diese sogen. Satisfaktionstheorie entbrannte ein heftiger Streit zwischen den Schulen des Thomas von Aquino und des Duns Scotus, als ersterer, in Anselms Fußstapfen tretend, besonderes Gewicht auf das »überschüssige Verdienst« des Todes Jesu legte, letzterer hingegen das Zureichende desselben in Abrede stellte und die Lehre von der sogen. Akzeptilation (s. d.) anbahnte. Die Mystiker versenkten sich bald mit Verzichtleistung auf dogmatische Bestimmungen rein mit dem Gefühl und der Phantasie in den Abgrund der am Kreuz gestorbenen Liebe (die Jesusmystik des heil. Bernhard), bald suchten sie den Tod des Sohnes Gottes durch asketische »Entwerdung« und Selbstvernichtung zu ergänzen. Das Reformationszeitalter ließ die Lehre von den beiden Naturen in Christus als gemeinchristliche Fundamentallehre unangetastet stehen; einzig zwischen den Lutheranern und Reformierten erhob sich im Zusammenhang mit dem Abendmahlsstreit eine Differenz. Während die Reformierten vermöge ihrer Voraussetzung eines schlechthinnigen Unterschieds zwischen Unendlichem und Endlichem die Menschheit des Fleisch gewordenen Logos als eine wirklich innerhalb der Schranken irdischen Menschendaseins sich entwickelnde faßten, darüber derselbe Logos vermöge seiner Gottheit immer noch unendlich hinausrage, stellte die Konkordienformel als Stütze der lutherischen Abendmahlstheorie die Lehre auf, daß in Christus göttliche und menschliche Natur in eine ganze und bleibende Vereinigung (unio personalis) getreten seien, vermöge deren eine solche Gemeinschaft der beiden Naturen (communio naturarum) stattfinde, daß der Logos fortan nur noch »im Fleisch« existiert, seine göttliche Natur nur noch in der mit ihr persönlich vereinigten menschlichen und durch dieselbe sich betätigt, ebendarum aber dieser auch

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

ihre wesentlich göttlichen Eigenschaften mitteile (communicatio idiomatum) und z. B. Christus auch seiner menschlichen Gestalt nach allgegenwärtig, also mit seinem Fleisch und Blut in den Abendmahlselementen sein könne. Die reformierte Kirche erklärte eine solche Mitteilung der Idiome für eine bloß rednerische Vertauschung der Ausdrücke (alloeosis) und beschuldigte die lutherische Theologie der Vermischung der beiden Naturen. Das Werk Christi anlangend, hat der Protestantismus die Anselmische Lehre unter Abstreifung ihres privatrechtlichen Charakters und unter Verbindung derselben mit der biblischen Opferidee dahin ausgebildet, daß der Gottmensch durch sein im Tod übernommenes stellvertretendes Strafleiden ein schlechthin entsprechendes Sühnopfer für die Sünden der ganzen Menschheit gebracht, den gerechten Zorn Gottes gestillt und die Zuwendung der sündenvergebenden Gnade Gottes an die Gläubigen objektiv ermöglicht habe. Dabei betonen beide protestantische Konfessionen neben dem leidenden Gehorsam Christi auch seinen tätigen, d. h. die vollkommene Erfüllung des Gesetzes, und handeln daneben noch von den beiden Ständen (status) Christi, nämlich demjenigen der Erniedrigung (status exinanitionis) und dem der Erhöhung (status exaltationis), mit dem auch seine menschliche Natur in den reellen Besitz und Gebrauch göttlicher Herrlichkeit eingetreten sei. Dabei streiten Lutheraner u. Reformierte, ob die sogen. Höllenfahrt (s. d.) schon zu diesem oder noch zu jenem Stand gehöre.

Einen ersten Schritt zur Auflösung dieses dem dogmatischen Denken angehörigen Christusbildes taten, indem sie zu einfachern neutestamentlichen Vorstellungen zurückkehrten, die Sozinianer; einen weitern die Rationalisten, indem sie das, was der Mensch Jesus an sich war, auch wieder von dem unterschieden, was er dem Paulus und dem Johannes war, und dem Tode Jesu nur die Bedeutung eines den Sieg seiner Sache bedingenden Martyriums vindizierten; einen dritten die spekulative Theologie, indem sie die Dogmen von der Gottmenschheit und Versöhnung als Formen behandelte, in denen die ewige Wahrheit von der Einheit des unendlichen und des endlichen Geistes der populären Vorstellung faßbar und an dem klassischen Exempel Jesu gleichsam ad oculos demonstriert werde; einen vierten die mit Strauß anhebende kritische Behandlung des Lebens Jesu, vermöge welcher die Person Jesu immer mehr in den Kreis der wirklichen Geschichte hereingezogen worden ist (s. Jesus Christus); einen fünften und letzten die von den Fesseln der Dogmatik emanzipierte kirchen- und dogmengeschichtliche Forschung, die den ganzen Prozeß des Werdens der C. klargelegt und zum objektiven Verständnis gebracht hat. Auf denselben historischen Prozeß stützen sich anderseits aber auch die konservativen Richtungen, indem sie demselben ein sei es dogmatisch verfestigtes, sei es spekulativ konstruierbares Resultat abgewinnen, teilweise auch die ganze christologische Metaphysik vor der sittlichen Bedeutung Jesu als des Stifters des Reiches Gottes, darin sich alle Zwecke Gottes mit der Menschheit zusammenfassen, verstummen heißen. Vgl. F. C. Baur, Die christliche Lehre von der Versöhnung (Tübing. 1838); Derselbe, Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Gottes (das. 1841—43, 3 Bde.); J. A. Dorner, Entwickelungsgeschichte der Lehre von der Person Christi (2. Aufl., Stuttg. 1845—56, 4 Bde.); A. Ritschl, Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung (Bonn: Bd. 1 in 3. Aufl. 1888; Bd. 2 u. 3 in 4. Aufl. 1900 u. 1895); H. Schultz, Die Lehre von der Gottheit Christi (Gotha 1881); W. F. Geß, Christi Person und Werk (Basel 1870—87, 3 Bde.). Außerdem die Dogmengeschichten, vornehmlich A. Harnack (3. Aufl., Freiburg 1894—97, 3 Bde.).

Christoph, Heiliger (auch der große C. oder Christophel genannt), gehört vielleicht ganz der Sage an. Er soll in Lykien gelebt und unter Decius das Martyrium erlitten haben. Als ein riesenhafter Mann von ungewöhnlicher Stärke wollte er seine Dienste nur dem Mächtigsten weihen und diente daher erst einem König, dann, da er dessen Furcht vor dem Teufel merkte, diesem, und als letzterer einst einem Christusbild ängstlich auswich, beschloß er, Christus zu dienen. Dieser erschien ihm in Kindesgestalt und ließ sich von ihm über einen Fluß tragen; dabei wuchs er mehr und mehr an, drückte seinen Träger bis in die Flut hinab und legte ihm, ihn so taufend, den Namen Christophorus, »Christusträger«, bei. Auf diese Sage deuten die meisten von C. vorhandenen Bilder, auch der älteste bekannte Holzschnitt von 1423. Die katholische Kirche rechnet C. zu den 14 Nothelfern; sein Gedächtnis wird im Morgenland am 9. Mai, im Abendland am 25. Juli gefeiert. Vgl. Sinemus, Die Legende vom heiligen C. in der Plastik und Malerei (Hannov. 1868); Mainguet, Saint Christophe, sa vie et son culte (Tours 1891); K. Richter, Der deutsche St. C. (Berl. 1896).

Christoph, Name zahlreicher Fürsten, von denen bemerkenswert sind:

[Bayern.] 1) C. der Kämpfer, Herzog von Bayern, Sohn Albrechts III., geb. 6. Jan. 1449, gest. 15. Aug. 1493, einer der gefürchtetsten Haudegen seiner Zeit, erhielt, während sein Bruder Albrecht sich 1467 der Alleinherrschaft in Bayern bemächtigte, nur einige Güter und Schlösser. Um die Teilnahme an der Regierung zu erzwingen, stiftete er die »Gesellschaft der Böckler des Einhorns«, wurde jedoch von Albrecht 1471 im Bad ergriffen, in der Neuen Feste zu München gefangen gesetzt und erst nach 19 Monaten nach Einspruch der Stände wieder entlassen. Auch ein zweiter Empörungsversuch mißglückte; C. trat nun 1475 seinen Anteil an der Herrschaft auf 10 Jahre förmlich an Albrecht ab und erhielt dafür Schloß und Stadt Landsberg, das Schloß Pähl und die Stadt Weilheim. Er kämpfte im flandrischen Krieg sowie in dem Heer des Herzogs Georg, das dem Kaiser Maximilian gegen Ungarn zu Hilfe eilte: C. war der erste auf den Mauern von Stuhlweißenburg und öffnete dem Kaiser die Tore. Nach Ablauf der zehnjährigen Vertragsfrist wünschten die C. übergebenen Städte Befreiung von dessen harter Herrschaft; zugleich kündigten 59 Adlige C. Fehde an, so daß er weichen mußte. An der Spitze des Löwlerbundes empörte er sich mit dem unzufriedenen Adel zum drittenmal gegen Albrecht, zog dann in Begleitung mehrerer Fürsten und Edlen nach Palästina und starb, mit seinem Bruder versöhnt, auf der Rückreise auf Rhodos. Die Sagen über C. behandelt: Trautmann, Die Abenteuer Herzogs C. von Bayern (3. Aufl., Regensb. 1880).

[Könige von Dänemark.] 2) C. I., Sohn Waldemars II. (s. d.), geb. 1219, gest. 1259 durch Gift, ward 1252 Nachfolger seines Bruders Abel, an dessen Sohn er 1254 Schleswig abtrat, geriet in einen scharfen Konflikt mit der Hierarchie, der 1259 zur Verhaftung des Erzbischofs Jakob Erlandsson von Lund führte, worauf sich das mit dem Bann belegte Land mehrfach gegen C. erhob.

3) C. II., Enkel des vorigen, geb. 1276, gest. 2. Aug. 1332, Sohn König Erichs V. (s. d.) und Agnetens von Brandenburg, folgte seinem Bruder Erich VI. (s. d.) durch die Wahl der Stände, nachdem er eine Wahlhandfeste beschworen. Infolge seiner Willkür 1326 vertrieben, gelangte er 1330 wieder auf den Thron, wurde aber schon 1331 durch Graf Gerhard von Holstein geschlagen und starb in einer Art Gefangenschaft.

4) C. III. (als König von Schweden C. I.), Sohn des Pfalzgrafen Johann von Bayern und Katharinas von Pommern, geb. 16. Febr. 1418, gest. 6. Jan. 1448, folgte seinem Oheim Erich XIII. (s. d.) 1440 in Dänemark, 1441 in Schweden, 1442 in Norwegen. Er residierte meistens im Schlosse zu Kopenhagen, suchte als ausgesprochener Gegner der Hansa deren Handelsvorherrschaft in den Unionsländern möglichst einzuschränken und erwarb sich um die Rechtspflege in Schweden durch Revision des alten »Landesgesetzes« (1442) Verdienste. 1445 heiratete er Dorothea von Brandenburg, die Tochter Johanns des Alchimisten.

[Oldenburg.] 5) C., Graf von Oldenburg, geb. 1502 oder 1504 als jüngerer Sohn des Grafen Johann XIV., gest. 4. Aug. 1566, wurde geistlich, auch Domherr in Köln und Propst in Bremen; später war er eifriger Förderer der Reformation und trug zu deren Einführung in seiner Heimat wesentlich bei. Er lebte meist am Hofe des Landgrafen Philipp von Hessen und war mit dessen Gefolge in der Schlacht bei Frankenhausen (1525). Zu gunsten seines Vetters, des entthronten Königs Christian II. von Dänemark, stellte sich C. in der »Grafenfehde« 1534 an die Spitze des Lübeckischen Heeres, eroberte Holstein und Kopenhagen und ließ sich 1534 als Gubernator des dänischen Reiches huldigen, wurde aber 1536 durch Christian III. aus Dänemark vertrieben. Er lebte fortan meist auf seinem Familiensitz zu Rastede der Förderung der evangelischen Lehre und humanistischen Studien. Nur 1546—47 nahm er als Oberst im evangelischen Heer am Schmalkaldischen Kriege teil und schlug mit Albrecht von Mansfeld den Herzog Erich von Braunschweig 23. Mai 1547 bei Drakenborg. Milde Stiftungen erhielten seinen Namen der Nachwelt. Vgl. v. Alten, Graf Christoff von Oldenburg und die Grafenfehde (Hamb. 1853).

[Württemberg.] 6) C., der vierte Herzog von Württemberg, geb. 12. Mai 1515 in Urach, gest. 28. Dez. 1568 in Stuttgart, war der einzige Sohn Herzog Ulrichs und der bayrischen Prinzessin Sabina. Er wurde nach der Vertreibung seines Vaters durch den Schwäbischen Bund 1520—32 an den Höfen Ferdinands von Österreich und Karls V. erzogen. Da der Kaiser das Herzogtum Württemberg, das der Schwäbische Bund an ihn verkauft hatte, dauernd an Habsburg bringen wollte, gab er es 1530 seinem Bruder Ferdinand als erbliches Lehen, während C. dem Kaiser nach Italien und Spanien folgen sollte. Doch C. entfloh mit Hilfe seines Freundes und Lehrers Tiffernus und verbarg sich eine Zeitlang bei seinen Verwandten in Bayern. Mit Herzog Ulrich, der durch den Sieg bei Lauffen (13. Mai 1534) sein Herzogtum wiedergewonnen hatte, kehrte auch C. in die Heimat zurück, trat aber, vom mißtrauischen Vater unfreundlich aufgenommen, in französische Kriegsdienste. 1542 von Ulrich zurückgerufen, wurde er Statthalter von Mömpelgard und vermählte sich 1544 mit Anna Maria von Ansbach. Nach Ulrichs Tode (1550) trat er die Regierung in Württemberg an, gerade als das durch den Krieg zerrüttete Land als durch Ulrichs Teilnahme am Schmalkaldischen Kriege verwirktes Afterlehen dem österreichischen Hause zugesprochen werden sollte. Fest und klug überwand C. alle Schwierigkeiten und erhielt 1553 gegen Anerkennung der Lehnshoheit Österreichs und Zahlung einer Summe von 250,000 Gulden den erblichen Besitz Württembergs zugesichert. C. sorgte eifrig für die innern Angelegenheiten. Er erneuerte den Tübinger Vertrag, die Grundlage der landständischen Verfassung, ließ das württembergische Landrecht abfassen, förderte Ackerbau, Handel und Gewerbe und erließ 1559 die sogen. große Kirchenordnung, führte die reine lutherische Lehre anstatt des Interims ein, gründete Klosterschulen zur Bildung evangelischer Theologen, erweiterte die Universität Tübingen und schuf aus den eingezogenen Klostergütern das Kirchengut der evangelischen Kirche Württembergs. An den kirchlichen Angelegenheiten des Reiches nahm C. den lebhaftesten Anteil, indem er sich, freilich vergeblich, bemühte, nicht bloß unter den beiden protestantischen Konfessionen die Einigkeit aufrecht zu erhalten, sondern sich auch mit den deutschen Katholiken zu verständigen. Er erschien persönlich auf zahlreichen Zusammenkünften in Religionssachen und führte einen ausgedehnten Briefwechsel; bei Kaiser Maximilian II. stand er in hoher Gunst. Auch nahm er sich der Protestanten in Österreich, Graubünden und Friaul an. In Stuttgart, wo auf dem Schloßplatz seit 1889 sein Erzstandbild steht, baute er das jetzt sogen. alte Schloß; beigesetzt wurde er in der Stiftskirche zu Tübingen. Vgl. B. Kugler, C., Herzog zu Wirtemberg (Stuttg. 1868—72, 2 Bde.). Seinen Briefwechsel mit P. Vergerius gab der Stuttgarter Literarische Verein (1875), Bruchstücke desjenigen mit Herzog Albrecht von Preußen Th. Wichert (Königsb. 1877) heraus, den mit Kaiser Maximilian II. schon Lebret (Ulm 1785). Eine neue umfassende Ausgabe, bearbeitet von Viktor Ernst, erscheint im Auftrag der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte (Stuttg. 1899—1903, Bd. 1—3).

Christophanīa (griech.), Erscheinung Christi.

Christophe, Henri, Kaiser von Haïti, geb. 6. Okt. 1767 als Negersklave auf der Insel Grenada, kam früh nach Haïti, schwang sich 1793 zum Brigadegeneral empor und verteidigte 1802 Kap Haïti. Als Haupt der Negerpartei empörte er sich mit dem Mulatten Pétion 1805 gegen Dessalines, den er 1806 ermorden ließ. Darauf teilten sie 1808 das Land so, daß C. den von den Negern bewohnten nördlichen Teil erhielt. Diesen verwandelte er 1811 in eine erbliche Monarchie und ließ sich als Heinrich I. zum Kaiser krönen. Er herrschte nicht ohne Einsicht, machte sich aber durch die Nachahmung Napoleonischer Einrichtungen lächerlich. Da er infolge wiederholter Aufstände immer grausamer regierte, brach im September 1820 eine allgemeine Empörung aus; als diese siegte, erschoß sich C. 8. Okt.

Christophskraut, s. Actaea.

Christophsthal, Weiler, s. Freudenstadt.

Christópulos, Athanasios, neugriech. Dichter, geb. 1772 zu Kastoria in Makedonien, gest. im Januar 1847, erhielt seine Jugendbildung zu Bukarest, studierte in Pest und Padua Medizin, wurde Erzieher der Söhne des Fürsten der Walachei, Alexander Murusis, und lebte später in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien teils in Griechenland, teils in den Moldaufürstentümern. C. hat sich besonders durch seine in anakreontischem Geist gehaltenen Liebes- und Trinklieder bekannt gemacht (»Ἐρωτικά, Βακχικά«, Wien 1811—12 u. ö.), von denen eine Auswahl in deutscher

Übersetzung von Boltz (»Lieder des Athanasios C.«, Leipz. 1880) erschien.

Christoterpe (griech., »Christenfreude«), Titel eines Jahrbuchs religiösen Charakters, das 1833—53, herausgegeben von A. Knapp, bei Winter in Heidelberg erschien und neben Gedichten auch gediegene Artikel sowohl aktuellen wie kirchengeschichtlichen Inhalts brachte. Eine »Neue C.« erscheint seit 1880 bei Müller in Bremen. Außer ihren Begründern R. Kögel, W. Baur und E. Frommel haben Franz Delitzsch, M. Frommel, O. Funcke, K. Gerok, J. Sturm u. a. an ihr mitgearbeitet.

Christpalme, s. Ricinus.

Christpalmöl, soviel wie Rizinusöl.

Christrose, s. Helleborus.

Christus, griech. Übersetzung des hebräischen Messias (maschiach), der Gesalbte, daher der Ehren- und Amtsname Jesu, der nach der Kirchenlehre vom Heiligen Geist zum König, Priester und Propheten gesalbt ist. Vgl. Christologie.

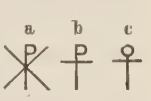
Christusakazie, s. Gleditschia.

Christusbilder, Darstellungen von Christus durch die bildende Kunst. Die frühesten C. fanden sich nach Irenäus bei den Gnostikern, die vorgaben, solche von Pilatus her nach dem Urbild zu besitzen. Wahrscheinlich war das von Kaiser Alexander Severus in dessen Hauskapelle neben Abraham, Orpheus u. a. aufgestellte Christusbild dieser Art, ebenso das bei Eusebios 7, 18 erwähnte. Sonst bediente man sich nur des Monogramms vom Namen Christus (s. Christusmonogramm) und der Symbole, wie des Fisches (griech. *ΙΧΘΥΣ*), der gezeichnet oder geschrieben die Anfangsbuchstaben der Worte *Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ* (Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland) enthielt. Obwohl nach Jes. 52, 14 sich Justinus Martyr und Tertullian Christus häßlich, Origenes aber laut Psalm 45 schön vorstellten, blieb es anfangs beim Symbol, wozu dann Szenen des Neuen und Alten Testaments kamen, worin Christus, in römischer Form und Haltung, lehrend, Blinde und Gichtbrüchige heilend, den Lazarus erweckend, jugendlich und ohne Versuch eines Porträts oder nach dem Vorbild von Isaak, Moses, Jonas, Daniel dargestellt war. Gemälde und Sarkophage der Katakomben zeigen öfters »den guten Hirten« (s. Tafel »Christliche Altertümer I«, Fig. 1, und Tafel II, Fig. 1) in der Tracht der Zeit. Laut Augustin und Eusebios hatte das 4. Jahrh. noch keinen bestimmten Typus für C. Bald aber weiß die Apokryphenliteratur den auch von Eusebios 1, 14 erwähnten Briefwechsel zwischen Christus und König Abgar zu Edessa mit einem angeblich in einem Brief wunderbar eingedrückten Bildnis Christi in Verbindung zu bringen, das, in Edessa aufbewahrt, später (944) nach Konstantinopel und dann nach Rom gekommen sein soll (s. Abgar). Danach schildert Johannes Damascenus im 8. Jahrh. das Bild Christi, mit dem der im 11. Jahrh. bekannt gewordene Bericht des Lentulus und die byzantinischen C. harmonieren, z. B. die in Ravenna und Rom, die Christus mit kurzem, gespaltenem Bart, langem, in der Mitte gescheiteltem Haar und edeln Zügen darstellen. Die C. in den Katakomben des Pontianus und Calixtus, Medaillons (s. Tafel »Christliche Altertümer II«, Fig. 7), Amulette u. dgl. stammen aus dieser Zeit. So bleibt der Typus in den Mosaiken, auf dem Smaragdbildnis, das Papst Innocenz VIII. aus Konstantinopel erhielt, das aber nicht vor dem 15. Jahrh. gefertigt war, und in Bilderhandschriften, bis Giotto im 13. Jahrh. ihn veredelt, Fiesole vertieft und Leonardo da Vinci im Abendmahl (zu Mailand) vollendet. Seit Giotto und der gleichzeitigen Skulptur an französischen Portalen erscheinen die künstlerische Auffassung und die Betonung der menschlichen Schönheit maßgebend, so daß jeder Künstler darin ein Ideal der Würde, Heiligkeit und Schönheit zu verkörpern sucht, wie Michelangelo, Raffael und Tizian. Die hervorragendsten C. der frühern Malerei sind von J. van Eyck, Dürer und den Genannten, aus der Neuzeit von Thorwaldsen, Dannecker, Cornelius, Heinrich Heß und Schraudolph. Diesen hat der moderne Realismus besonders durch E. v. Gebhardt einen neuen, historisch-realistisch gebildeten Christustypus entgegengestellt, der von F. v. Uhde und seinen Nachahmern im Sinne des modernen Naturalismus mit Neigung zum Sozialismus umgebildet worden ist. Einer andern Reihe von Christusbildern gehören die »Veronikabilder« an, wo das »Schmerzensangesicht« auf dem Schweißtuch erscheint, nach der Legende gleichfalls wunderbar entstanden und daher die andre Gattung der »Acheiropoieta«, d. h. nicht von Menschenhand herrührend, bildend (s. Veronikabild). Vgl. Wilh. Grimm, Die Sage vom Ursprung der C. (Abhandlungen der Berliner Akademie, 1842); Glückselig, Christusarchäologie (Prag 1862); Wessely, Ikonographie Gottes und der Heiligen (Leipz. 1874); Dietrichson, Christusbilledet (Kopenh. 1880); Hauck, Die Entstehung des Christustypus in der abendländischen Kunst (Heidelb. 1880); F. X. Kraus, Realenzyklopädie der christlichen Altertümer, Bd. 2, S. 15—22 (Freiburg 1886); Dobschütz, C. Untersuchungen zur christlichen Legende (in Harnacks »Texten und Untersuchungen«, Leipz. 1898).

Christusdorn, s. Christdorn.

Christusfisch, s. Sonnenfisch.

Christusmonogramm, die als Inschrift sehr häufig angewendete abgekürzte Bezeichnung des Namens Christi. Die ältesten Formen sind ein Schrägkreuz oder *X* (griech. chi) und die Zusammensetzung der beiden Anfangsbuchstaben des Namens: *X* (Ch) und *P* (R), und zwar in der Weise, daß das *P* mitten in das Kreuz hineingesetzt, dieses aber entweder liegend (⨯) oder stehend (+) genommen wird (Fig. a u. b). Mit der letztern Form nahe verwandt ist das ägyptische Henkelkreuz (Fig. c), das Zeichen des Lebens, das ägyptische Christen statt des Kreuzes gebrauchten. Die andere Form tritt seit dem 4. Jahrh. auf Grabdenkmälern und Grabgeräten auf und wurde von Konstantin d. Gr. auch auf das Labarum und die Schilde der Soldaten gesetzt. Schon sehr früh fügte man diesem Zeichen das *A Ω* (A und O, s. Tafel »Christliche Altertümer II«, Fig. 5 u. 10), später auch einen Olivenkranz oder die Taube des Heiligen Geistes hinzu. Neben diesen ältern Zeichen erscheinen seit Anfang des 12. Jahrh. auf Münzen und Bildwerken die Buchstaben XC und XPC oder XPS (d. h. die beiden ersten und der letzte Buchstabe des Wortes Christus) und die ähnliche Abkürzung des Namens Jesus: IH und IHC oder IHS. Letzteres Monogramm gelangte besonders zu Ausgang des Mittelalters durch Bernhardin von Siena, der am Schlusse seiner Predigten eine Tafel mit diesem Namenszug in goldenen Buchstaben zur Verehrung ausstellte, zu großem Ansehen und wurde auch von den Jesuiten als Ordenszeichen adoptiert. Vgl. F. X. Kraus, Realenzyklopädie der christlichen Altertümer, Bd. 2: Artikel »Kreuz« und »Monogramm Christi« (Freib. 1886).



Christusorden, portugiesischer, päpstlicher und brasil. Orden, entstand dadurch, daß die Güter und Statuten des Templerordens in Portugal von König Dionysius auf einen neugestifteten Orden, die »Ritter Christi«, übertragen wurden, der 1319 die päpstliche Bestätigung erhielt. Da dieser Orden, dem alle Eroberungen zufielen, die er im Dienste des Königs, namentlich in Indien, machte, durch seinen wachsenden Besitz dem Königtum gefährlich zu werden drohte, so vereinigte Papst Julius III. 1550 das Großmeistertum mit der Krone von Portugal. 1789 wurde der Orden säkularisiert. Das ursprüngliche Ordenszeichen war ein goldenes, rot emailliertes, durchbrochenes Christuskreuz mit goldener Einfassung, dessen Enden in zwei Zacken ausliefen, über dem Kreuz eine goldene Krone und darüber, wenn der Orden an Militärs verliehen ward, kriegerische Embleme. Dieses Kreuz ist jetzt in der Mitte des neuen Christuskreuzes angebracht, eines achtspitzigen goldenen, weiß emaillierten Kreuzes mit goldenen Knöpfen, dessen Arme durch einen Kranz und vier schwarze Schilde mit den fünf Pfennigen verbunden sind, und das nur von einer goldenen Krone gehalten wird. Die Großkreuze tragen es am breiten, ponceauroten Band von der rechten Schulter zur linken Hüfte, die Komture am Hals und die Ritter im Knopfloch. Über dem Kreuz der Großkreuze befindet sich ein achtspitziger Stern mit rotem, grün umranktem Herzen in der Mitte. Außerdem tragen die Großkreuze und Komture auf der Brust einen silbernen Stern von 22 Strahlen, in dessen Mitte in einem goldenen Reif das Christuskreuz des Ordens und darüber ein Herz und ein Kreuz sich befinden (s. Tafel »Orden II«, Fig. 20). — Der päpstliche Orden hat nur Eine für Zivil- wie für Militärverdienste verliehene Klasse in der Form des alten portugiesischen Ritterkreuzes, bei Militärs mit den kriegerischen Emblemen über der Krone, und wird an rotem Band um den Hals oder im Knopfloch getragen, dazu ein achtstrahliger silberner Stern mit dem roten Christuskreuz, umgeben von einem goldenen Kranz in der Mitte, auf der Brust. — Der portugiesische Orden folgte der königlichen Familie von Portugal nach Brasilien und wurde durch ein Dekret von 1823 nationalisiert, durch ein weiteres Dekret von 1843 seines geistlichen Charakters entkleidet und als bürgerlicher und politischer Orden zur Belohnung der Dienste von In- und Ausländern bestimmt. An die Stelle der portugiesischen Königskrone trat die brasilische Kaiserkrone, und das Band erhielt einen blauen Rand. 1890 wurde der Orden durch die Republik aufgehoben.

Christuspalme, s. Ricinus.

Christvogel, soviel wie Kreuzschnabel.

Christwurz, s. Helleborus.

Chrjänow, Kirchdorf im Kreis Bobrow des russ. Gouv. Woronesh, mit über 4000 Einw. Bei demselben befindet sich das größte, von dem Grafen Alexei Orlow begründete Reichsgestüt Rußlands.

Chrodegang, der Heilige, aus vornehmem Geschlecht, war Referendar am fränkischen Hof unter Karl Martell, seit 742 Bischof zu Metz und starb 6. März 766. Er übertrug die von Benedikt von Nursia für die Regularen festgesetzte Ordnung (Zusammenleben in einem Hause, gemeinsames Speisen und Schlafen, Beten und Singen zu gewissen, selbst nächtlichen Stunden: horae canonicae) auch auf die Weltgeistlichen, um dadurch ihre Zucht zu heben. Seine Regel ließ Ludwig der Fromme durch den Diakonen Amalarius von Metz (?) revidieren und gab ihr auf der Reichsversammlung zu Aachen 817 Geltung für das ganze Reich. S. Chordienst u. Kapitel. Vgl. Schmitz, Chrodegangi Metensis episcopi regula (Hannov. 1889).

Chrom (Chromium) Cr, Metall, ausgezeichnet durch die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Farben seiner Verbindungen (daher der Name), findet sich als Chromeisenstein $FeCrO_4$, seltener als Chromocker, Rotbleierz (chromsaures Blei) und Vauquelinit (chromsaures Blei mit chromsaurem Kupfer). In geringen Mengen findet sich C. im Glimmer, Serpentin, Smaragd, Spinell, Olivin sowie in Meteoreisen. Man erhält C., wenn man ein Gemisch von Chromoxyd mit Aluminiumgries in einem mit Magnesia ausgefütterten Tiegel verbrennt, oder aus Chromoxyd mit Kohle im elektrischen Ofen und durch Umschmelzen des kohlenstoffhaltigen Produkts in einem mit Kalk und Chromoxyd ausgefütterten Kalktiegel; auch durch Elektrolyse einer konzentrierten Lösung von Chromchlorid oder Chromsulfat. Es bildet glänzende tesserale Kristalle vom spez. Gew. 6,92 bei 20°, ist sehr hart (C. mit 1,5—3 Proz. Kohlenstoff kann nur mit dem Diamant bearbeitet werden), schmilzt bei 1515°, schwerer als Platin, verbrennt im Knallgasgebläse unter Funkensprühen, wird bei 700° durch Schwefel angegriffen und vom schmelzenden chlorsauren Kali unter Feuererscheinung oxydiert. Es widersteht den Säuren, selbst dem Königswasser, während fein verteiltes C. von Salzsäure sehr leicht, von Schwefelsäure wenig, von Salpetersäure gar nicht angegriffen wird. Je nach seiner Darstellungsweise zeigt es mehr oder minder deutliche Pulsationen, d. h. es löst sich rhythmisch und verhält sich in den dazwischen liegenden Intervallen passiv. Sehr reines C. zeigt keine Schwingungen. Atomgewicht 52,1. Es tritt zwei-, drei- und sechswertig auf. Von Sauerstoffverbindungen des Chroms kennt man Chromoxydul CrO, Chromoxyd Cr_2O_3, Chromoxyduloxyd Cr_3O_4, Chromsäureanhydrid CrO_3 und Überchromsäure. C. wurde 1797 von Vauquelin im Rotbleierz entdeckt. Vgl. Le Blanc, Darstellung des Chroms und seiner Verbindungen mit Hilfe des elektrischen Stromes (Halle 1902).

Chromalaun (Kalichromalaun, schwefelsaures Chromoxydkali) $Cr_2 3SO_4, K_2SO_4 + 24H_2O$, entsteht aus einer mit Schwefelsäure versetzten Lösung von chromsaurem Kali bei Behandlung mit Alkohol oder schwefliger Säure, bis die Chromsäure zu Chromoxyd reduziert ist. Als Nebenprodukt wird C. bei Darstellung gewisser Teerfarben gewonnen. Er bildet tief amethystrote Kristalle, löst sich in 7 Teilen Wasser bei 15° und wird aus der rötlichblauen Lösung durch Weingeist gefällt. Bei 75° wird die Lösung grün und verliert das Vermögen, zu kristallisieren; nach einigen Wochen aber kehrt die violette Farbe und die Kristallisierbarkeit zurück. Bei 25—30° verliert C. die Hälfte seines Kristallwassers, bei 100° wird er unter weiterm Verlust von Wasser grün, bei 350° wasserfrei, und bei höherer Temperatur wird er vollständig zersetzt. Aus der grünen Lösung des Chromalauns fällt Weingeist eine zähe, grüne Masse, die zum Färben von Ölfirnis, Kautschukmasse und zur Bereitung grüner Tinte benutzt wird. C. wird in der Färberei und Kattundruckerei als Beize, zum Unlöslichmachen von Leim, zur Darstellung von wasserdichten Geweben und chromgarem Leder, Chromoxyd und Chromoxydsalzen benutzt. Viel C. wird auf chromsaures Kali oder Chromgelb verarbeitet.

Chromasciameter (griech.), von Holmgren konstruierter Apparat zur Prüfung des Farbensinnes

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

durch Kontrastfarben (farbige Schatten); ähnlich ist Cohns Chromascioptikon.

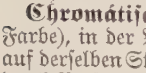
Chromate, soviel wie Chromsäuresalze, z. B. Kaliumchromat, chromsaures Kali.

Chromathidrōsis (griech.), s. Chromhidrosis.

Chromátik (griech.), die Lehre von den Farben.

Chromatin, s. Pflanzenzelle.

Chromátisch (griech., »gefärbt«, von chroma, die Farbe), in der Musik Bezeichnung der Intervalle, die auf derselben Stufe der Tonleiter stehende und sich nur durch Versetzungszeichen unterscheidende Töne bilden:



Chromatische Instrumente nennt man solche Blechblasinstrumente (Hörner, Trompeten, Bügelhörner), denen die vollständig chromatische Skala zur Verfügung steht, also die mit Ventilen versehenen, im Gegensatze zu den Naturinstrumenten.

Chromatische Aberration, s. Achromatismus.

Chromatische Anpassung, s. Schutzeinrichtungen.

Chromatische Klaviatur, eine fortgesetzt in Halbtonabständen zwischen Ober- und Untertasten wechselnde Klaviatur, wie solche neuerdings vielfach (von H. J. Vincent, A. Hahn u. a.) einzuführen versucht wurde. In verbesserter Gestalt brachte sie seit 1882 P. v. Janko (s. d.) zu einiger Verbreitung.

Chromatische Polarisation, s. Polarisation.

Chromatische Tonleiter, die durch die zwölf Halbtöne des temperierten Systems laufende Skala. Dieselbe ist zu definieren als eine Ausfüllung einer diatonischen Skala durch chromatische Zwischentöne.

Chromatius, der Heilige, seit 387 (388) Bischof von Aquileja, gest. 406 oder wenig später, vielverehrter Zeitgenosse des Ambrosius, Hieronymus, Rufinus, die ihm mancherlei Anregung zu wissenschaftlicher Betätigung verdanken. Er verfaßte 18 Homilien über Texte des Matthäusevangeliums (vgl. Migne, Patrologia latina, 20. Bd.).

Chromatodysopsie (Dyschromatopsie, griech.), Unvermögen, einzelne Farben zu unterscheiden, Farbenblindheit.

Chromatologie (griech.), Farbenlehre.

Chromatometer, ein Farbenkreisel (s. Newtons Farbenscheibe), der nach Kolbe zur Erzeugung von Mischfarben, ungesättigten und gebrochenen Farben benutzt wird (s. Farben), indem man die zu mischenden Farben, bez. Weiß oder Schwarz, auf einen Zylinder aufträgt und diesen in Rotation versetzt.

Chromatophören (griech., »Farbenträger«), Farbstoffzellen, die sich bei manchen Tieren besonders in der Haut finden und sich in der Regel zusammenziehen und ausdehnen können, wodurch die Farbe des betreffenden Teiles sich ändert. Bei Tintenschnecken erscheinen die C. in der Reihe als kleine Punkte in der hellen Haut; ziehen sich aber die im Umkreis jeder Chromatophore strahlenförmig angebrachten Muskeln zusammen, so dehnen sich die C. bis zu gegenseitiger Berührung aus und geben dann dem Tier eine dunkle Färbung. Beide Zustände wechseln außerordentlich rasch und scheinen willkürlich und unwillkürlich hervorgerufen zu werden. Auch manche Fische und Krebse können ihre Farbe durch das Spiel der C. ändern und mit ihrer Umgebung in Einklang bringen, also auf hellem Grund heller, auf dunklem dunkler werden (chromatische Anpassung, s. Schutzeinrichtungen), solange sie noch zu sehen im stande sind, während sie durch Blendung dieses Vermögen einbüßen. Auch das Chamäleon wechselt infolge seiner kontraktilen C. die Farbe ziemlich rasch. Vgl. Krukenberg, Vergleichend-physiologische Studien an den Küsten der Adria (Heidelb. 1880). — Über C. bei Pflanzen s. Pflanzenzelle.

Chromatōsis (griech.), Auftreten eines aus dem Blutfarbstoff entstehenden braunen Farbstoffes in Zellen und Geweben, besonders in der Haut.

Chromatoskōp (griech.), ein Kaleidoskop, bei dem die das Bild gebenden Objekte nicht lose zwischen zwei Glasplatten liegen, sondern auf einer Walze befestigt sind, die bei ihrer Drehung zahlreich sich modifizierende Bilder liefert.

Chromat-Photographieverfahren, photographische Verfahren, die auf der Lichtempfindlichkeit der Chromsäuresalze beruhen, wie Lichtdruck, Heliogravüre ꝛc.

Chromatrōp (griech., Farben- und Linienspiel), Vorrichtung, die aus zwei runden, konzentrisch übereinander liegenden, mit rosetten- und sternförmigen Figuren bemalten, ebenen Glasplatten besteht, die sich mittels einer Kurbel in entgegengesetzter Richtung um einen gemeinsamen Mittelpunkt beliebig schnell bewegen lassen. Bringt man diesen Apparat in einer Laterna magica (s. d.) an und setzt ihn in Kreisbewegung, so lassen sich mittels desselben auf einer weißen Fläche die mannigfaltigsten Figuren, Rosetten, Sterne ꝛc., in steter, bunter Farbenabwechselung erzeugen. Gewöhnlich wird das C. mit einem Nebelbilderapparat verbunden.

Chromaturie (griech.), Entleerung eines abnorm gefärbten Harns (s. Melanurie).

Chromatypie (griech.), von Kramer in Leipzig Ende der 1850er Jahre erfundenes Verfahren, auf der Buchdruckpresse hergestellte Farbendruckbilder auf Porzellangeschirr zu übertragen und so eine Dekorierung zu erzielen, welche die billigen Malereien weit übertrifft. S. Metachromatypie.

Chromavanturin, s. Avanturinglas.

Chrombronze, s. Chromchlorid und Chromoxyd.

Chromchlorid $CrCl_3$ entsteht beim Glühen von Chromoxyd mit Kohle im Chlorstrom. Es sublimiert in violetten, glänzenden Blättchen, löst sich nicht in Wasser, gibt aber mit einem Minimum ($^1/_{4000}$) Chromchlorür leicht eine grüne Lösung. Die grüne Lösung von Chromoxyd in Salzsäure gibt beim Verdampfen grüne, wasserhaltige Kristalle, die beim Erhitzen in trocknem Chlorwasserstoff pfirsichblütrotes, lösliches C. liefern, das als unlösliches, violettes C. sublimiert. Violettes C. eignet sich als Bronzefarbe (Chrombronze), während die grüne Lösung zum Schwarzfärben benutzt werden kann. Beim Glühen von C. in Wasserstoff entsteht Chromchlorür.

Chromchlorür $CrCl_2$ entsteht beim Glühen von Chromchlorid in Wasserstoff oder von Chrom in Chlorwasserstoff, bildet weiße, seidenglänzende Nadeln, ist sehr schwer flüchtig und hygroskopisch. Die himmelblaue wässerige Lösung wirkt sehr stark reduzierend und absorbiert unter Grünfärbung begierig Sauerstoff (wird als Absorptionsmittel für Sauerstoff benutzt). C. bildet auch blaue Kristalle mit 4—6 Molekülen Kristallwasser.

Chromdiopsid, Mineral, s. Augit, S. 113.

Chromeisenstein (Chromit, Chromeisenerz), ein dem Magneteisenstein ähnliches und analog zusammengesetztes Mineral, besteht aus Eisenoxydul mit Chromoxyd (30—65 Proz.), enthält aber auch Tonerde, Magnesia u. Eisenoxyd und entspricht im allgemeinen der Formel $(Fe,Mg,Cr)O.(Cr_2,Al_2,Fe_2)O_3$. C. kristallisiert regulär in Oktaedern, findet sich aber häufiger derb in körnigen Aggregaten; er ist eisen- bis

pechschwarz, hat braunen Strich, halbmetallischen Glanz, ist undurchsichtig, bisweilen magnetisch; Härte 5,5, spez. Gew. 4,5—4,8. C. ist wesentlich an Serpentingesteine gebunden und findet sich in diesen eingesprengt (und dann häufig kristallisiert) oder in Nestern oder auf Gängen (und dann meist derb). Hauptsächliche Fundorte sind: Baltimore, Pennsylvanien, Massachusetts, Kalifornien, Neukaledonien, Ural (hier Begleiter des Platins), Kleinasien, Griechenland, Tromsö und Roeraas in Norwegen, Silberberg und Grochau in Schlesien, Hrubschitz in Mähren, Kraubat in Steiermark. Kleinasien (Anatolien) stellt den Hauptanteil der Gesamtproduktion. C. wird hauptsächlich auf chromsaures Kali verarbeitet.

Chromfluorid $CrFl_3$ entsteht beim Lösen von Chromhydroxyd in Fluorwasserstoffsäure, bildet dunkelgrüne, luftbeständige Kristalle mit 8 Molekülen Kristallwasser, ist leicht löslich in Wasser, wird beim Erhitzen wasserfrei und sehr schwer löslich, sublimiert in sehr hoher Temperatur. Man benutzt es auch in Form von Doppelsalzen als Beizmittel in Färberei und Zeugdruck, weil die Lösungen unter Abscheidung von Chromhydroxyd leicht dissoziieren.

Chromgelatine, soviel wie Chromleim, s. Chromsaures Kali.

Chromgelb, s. Chromsaures Blei.

Chromgrün, soviel wie Chromoxyd und Chromhydroxyd, dann auch Mischungen aus Berlinerblau und Chromgelb, oft mit großem Zusatz von Schwerspatpulver, Ton, Gips ꝛc., wie Ölgrün, Zinnobergrün, Grüner Zinnober, Amerikanisches Grün, Laub-, Moos-, Reseda-, Myrten-, Deckgrün, Seidengrün, Bronze-, Smaragdgrün, Chromgrünextrakt. Zu ihrer Darstellung mischt man die breiförmigen Farbkörper und läßt sie naß durch die Mühle gehen, oder man rührt feuchtes Berlinerblau in der Flüssigkeit auf, in der Chromgelb gefällt werden soll. Diese Grüne decken als Ölfarbe vortrefflich, trocknen sehr gut und sind ziemlich haltbar. Als Wasserfarbe sind sie weniger brauchbar, doch werden sie viel im Tapetendruck benutzt.

Chromhidrōsis (Chromathidrosis, griech.), Absonderung von rotem oder blauem Schweiß, der seine Farbe wohl Bakterien verdankt.

Chromhydroxyd (Chromoxydhydrat) $Cr(OH)_3$ wird aus Chromoxydsalzen durch Ammoniak gefällt, und zwar aus roten Salzlösungen im allgemeinen als graublaues Pulver, das von Säuren mit roter Farbe gelöst wird, und aus grünen Salzlösungen als graugrünes, in Säuren mit grüner Farbe lösliches Pulver. Ammoniak löst beide Hydrate zu einer roten Flüssigkeit, und Kalilauge fällt auch aus den roten Salzen grünes C. C. bildet mit Säuren die Chromoxydsalze (Chromisalze), gegen starke Basen verhält es sich aber wie eine Säure und bildet die Chromite, z. B. Ferrochromit oder Chromeisenstein. Es dient als Farbstoff und Beize in der Färberei. Das Hydroxyd CrO.OH kommt als Chromocker vor. Erhitzt man rotes chromsaures Kali mit Borsäure und laugt die Masse mit Wasser aus, so erhält man ein feurig dunkelgrünes C. $Cr_2O(OH)_4$, das stets etwas Borsäure enthält, sich weder in Säuren noch Alkalien löst, auch an Luft und Licht sich nicht verändert und im Tapeten- und Kattundruck benutzt wird (Pannetiers, Guignets Grün, Mittlers Grün, Smaragdgrün, Chromgrün). Ein Zusatz von Permanentweiß erhöht seine Deckkraft, und durch weitern Zusatz von Zinkgelb wird es dem Schweinfurtergrün sehr ähnlich (Viktoria-, Permanentgrün). Auch die Nürnberger Grüne gehören hierher. Lösung von rotem chromsaurem Kali mit Zucker, Phosphorsäure und Chlorbaryum gekocht, gibt das Matthieu- oder Plessys Grün.

Chromisalze, dem Chromoxyd entsprechende Salze.

Chromīt, Mineral, soviel wie Chromeisenstein.

Chromīte, s. Chromhydroxyd.

Chromkarbid Cr_3C_2 entsteht aus Chromverbindungen und Kohle bei Einwirkung des elektrischen Lichtbogens, bildet glänzende Blättchen vom spez. Gew. 5,61, ist in starken Säuren unlöslich, wird von verdünnter Salzsäure gelöst, von schmelzendem Kali wenig, von Salpeter stark angegriffen. Es ritzt Quarz und Topas. Das Karbid Cr_4C bildet lange, goldgelbe Nadeln vom spez. Gew. 6,75, ist schwerer schmelzbar als Platin und wird durch Königswasser nicht angegriffen. Es ritzt Quarz. Eine Beimischung von 0,5 Proz. desselben zu Kupfer macht dieses Metall sehr widerstandsfähig.

Chromleder, s. Leder.

Chromlegierungen, Verbindungen und Mischungen des Chroms mit andern Metallen. Durch Glühen von Chromchlorid oder Kaliumchromchlorid mit Aluminium erhält man zinnweiße, sehr schwer schmelzbare, luftbeständige Kristalle einer Legierung von Aluminium mit Chrom. Ferrochrom mit 60 Proz. Chrom entsteht im elektrischen Ofen aus Chromeisenstein und läßt sich in einem mit Calciumchromit ausgefütterten Schmelztiegel von seinem Kohlenstoffgehalt befreien. Auch durch Schmelzen der Erze mit Kohle oder Ferrosilicium wird Ferrochrom dargestellt; man benutzt es in der Stahlfabrikation. Chrom erhöht die Härte und Zähigkeit vieler Legierungen und macht sie widerstandsfähiger gegen chemische Einflüsse und hohe Temperaturen. Solche chromhaltige Legierungen werden besonders zur Herstellung von Apparaten und Geräten empfohlen.

Chromleim, s. Chromsaures Kali.

Chromo... (griech.), in Zusammensetzungen soviel wie Farb... oder farbig.

Chromocker, Mineral, ein wasserhaltiges Tonerdesilikat mit 2—10 Proz. Chromoxyd, grasgrün bis zeisiggrün, matt, durchscheinend oder undurchsichtig, findet sich nur derb, eingesprengt und als Überzug zusammen mit Chromeisenstein sowie auf Klüften im Porphyr bei Halle und Waldenburg in Schlesien, bei Creuzot ꝛc.

Chromodruck, soviel wie Buntdruck (s. d.).

Chromogēne (griech.), s. Farbstoffe.

Chromograph (griech.), s. Hektograph.

Chromolith, hartes, unglasiertes Steinzeug mit vertieften, durch eine andersfarbige Masse ausgefüllten Verzierungen; Fabrikat von Villeroy u. Boch in Mettlach.

Chromolithographie (griech.), s. Lithographie und Ölfarbendruck.

Chromophōr, s. Farbstoffe.

Chromophotographie (Photochromie), Herstellung farbiger Photographien.

Chromophototherapie, s. Lichttherapie.

Chromophototypie, Farbenlichtdruck, s. Lichtdruck.

Chromoplasten, s. Chlorophyll u. Pflanzenzelle.

Chromopsie (griech.), s. Farbensehen.

Chromorange, s. Chromsaures Blei.

Chromosalze, dem Chromoxydul entsprechende Salze.

Chromoskōp (griech.), Instrument zur Bestimmung der Farbenintensität einer Flüssigkeit durch Vergleichung mit einer Normallösung (vgl. Kolori-

meter). Auch ein Apparat zur Farbensynthese mittels farbiger Transparentbilder (s. Photochromoskop).

Chromosome, s. Pflanzenzelle und Zelle.

Chromosphäre, s. Sonne.

Chromotrope und **Chromotropsäure,** s. Dioxynaphthaline.

Chromotypie, jeder von Hochdruckplatten hergestellte Buchdruck in mehreren Farben, besonders der mehrfarbige Druck von Autotypien (s. Buntdruck).

Chromotypographie, die Herstellung von Drucken in verschiedenen Farben auf der Buchdruckpresse, namentlich in Bezug auf Typendruck.

Chromoxyd Cr_2O_3 findet sich in der Natur mit Eisenoxydul verbunden als Chromeisenstein; künstlich erhält man es je nach der Bereitung bald in grünschwarzen, metallglänzenden Kristallen vom spez. Gew. 5,61, die Glas schneiden, bald in metallisch grün schimmernden Blättchen, oder als grünes Pulver, das im Gebläsefeuer schmilzt und kristallinisch schwarz erstarrt. Man stellt es dar aus chromsaurem Quecksilberoxydul (sehr zart und dunkelgrün, besonders schön, wenn die Luft beim Glühen gut abgehalten wurde), aus rotem chromsaurem Kali durch Glühen mit gleich viel Schwefel (um so heller, je mehr Schwefel angewendet wurde), oder mit Salmiak (dunkelgrün). Besonders schönes C. erhält man durch Erhitzen von zweifachchromsaurem Ammoniak und durch Erhitzen von Chromchlorid an der Luft. Kristallisiertes C. erhält man beim Glühen von rotem chromsaurem Kali mit Kochsalz (metallisch schimmernde Chrombronze) oder im Wasserstoffstrom. Geglühtes C. ist in Säuren fast unlöslich, gibt beim Glühen mit Salpeter oder mit Alkalien an der Luft chromsaures Alkali, wird in sehr hoher Temperatur durch Kohle, aber nicht durch Wasserstoff reduziert und färbt Glasflüsse schön grün. Man benutzt es als höchst beständige grüne Farbe (Chromgrün), auch als unzerstörbare, photographisch nicht reproduzierbare Druckfarbe für Banknoten und als Schleifmaterial für Rasiermesser ꝛc. Vgl. Casaligrün. Das in Teerfarbenfabriken in großen Mengen abfallende C. wird durch Erhitzen mit Kalk unter Luftzutritt oder elektrolytisch auf Chromate verarbeitet. Ein magnetisches C. Cr_5O_9 entsteht aus Chromylchloriddampf bei 300° in grünen prismatischen Kristallen.

Chromoxydhydrāt, soviel wie Chromhydroxyd.

Chromoxydkali, schwefelsaures, s. Chromalaun.

Chromoxydsalze (Chromsalze, Chromisalze) entstehen, indem 2 Atome Chrom an die Stelle von 6 Wasserstoffatomen der Säuren treten. Die konzentrierten Lösungen sind tiefrot, ins Blaue schillernd, werden beim Erhitzen grün und die grünen Lösungen nach dem Erkalten rot. Nur die roten Lösungen geben Kristalle (blaue oder violette, im durchfallenden Licht rote). Die löslichen C. reagieren sauer, schmecken unangenehm zusammenziehend und werden durch Lösen vom Chromhydroxyd in Säuren dargestellt, die unlöslichen durch Wechselzersetzung. Auch durch Reduktion eines Chromsäuresalzes bei Gegenwart einer freien Säure erhält man C. Aus den Lösungen der C. fällt Ätzkali bläulichgrünes Chromhydroxyd, das sich in überschüssigem Kali mit grüner Farbe löst. Schwefelwasserstoff bewirkt keine Fällung, Schwefelammonium fällt Chromhydroxyd unter Entwickelung von Schwefelwasserstoff. Beim Schmelzen mit Salpeter geben die C. Chromsäuresalze.

Chromoxylographie (Farbenholzschnitt), die Herstellung farbiger Drucke mittels einer Anzahl von Holzschnittplatten auf der Buchdruckpresse; s. Buntdruck.

Chromozinkographie, Mehrfarbendruck von Zinkätzungen auf der Buchdruckpresse, s. Zinkographie.

Chromrot, s. Chromsaures Blei.

Chromsalze, s. Chromoxydsalze.

Chromsalz, rotes, s. Chromsaures Kali.

Chromsäure H_2CrO_4 findet sich in der Natur im Rotbleierz, Phönicit und Vauquelinit und wird durch Schwefelsäure aus den Chromsäuresalzen abgeschieden. In der Technik wird C. aus dem in Teerfarbenfabriken abfallenden Chromoxyd elektrolytisch dargestellt. C. ist nur in Lösungen bekannt, denn aus diesen kristallisiert bei hinreichender Konzentration Chromsäureanhydrid (Chromtrioxyd) CrO_3. Letzteres, aus rotem chromsaurem Kali mit konzentrierter Schwefelsäure abgeschieden, bildet scharlachrote Kristalle, ist geruchlos, schmeckt anfangs sauer, dann herb, färbt die Haut braun, ist zerfließlich, leicht löslich in Wasser und Alkohol, wird beim Erhitzen fast schwarz, schmilzt bei 190°, verflüchtigt sich zum sehr geringen Teil, zerfällt bei 250° in Chromoxyd und Sauerstoff, entwickelt beim Erhitzen mit konzentrierter Schwefelsäure Sauerstoff, mit Salzsäure Chlor, wirkt äußerst kräftig oxydierend, zerstört Papier, entzündet auf die Kristalle getröpfelten Alkohol und verwandelt denselben in verdünnter Lösung in Aldehyd und Essigsäure. In trocknem Ammoniak erglüht es und verwandelt sich in Chromoxyd. Mit Basen bildet C. die Chromsäuresalze. Man benutzt C. (in der Regel eine Mischung von rotem chromsaurem Kali und Schwefelsäure) als Oxydationsmittel, als Ersatz der Salpetersäure in galvanischen Elementen, zum Beizen und Färben von Wolle und Seide, in der Medizin bisweilen als Ätzmittel. In 4—6 Teilen Wasser gelöst, veranlaßt C. eine Schrumpfung mancher tierischer Gewebe, aus denen man dann leicht dünne Schnitte für das Mikroskop anfertigen kann.

Chromsaurer Baryt (Baryumchromat) $BaCrO_4$ wird aus chromsaurem Kali durch Chlorbarium gefällt, ist gelb, in Wasser unlöslich, löslich in Säuren, sehr beständig, wenig giftig, dient zur Darstellung von Reibzündhölzchen und als Malerfarbe (Barytgelb, Gelbin, Steinbühlergelb).

Chromsäuresalze (Chromate), Verbindungen der Chromsäure mit Basen, finden sich zum Teil in der Natur und werden aus Säure und Basen, die unlöslichen durch Wechselzersetzung erhalten. Sie sind meist gelb oder gelbrot, großenteils in Wasser unlöslich und werden durch Glühen zersetzt. Ihre mit Schwefelsäure versetzte Lösung wird durch Alkohol, schweflige Säure und Schwefelwasserstoff zu Chromoxydsalz reduziert. Man kennt nur neutrale Salze der Chromsäure (Monochromate) H_2CrO_4, die auf Zusatz einer Säure nicht saure Chromate, sondern infolge von Wasserabspaltung neutrale Salze der Dichromsäure $H_2Cr_2O_7$ (Dichromate) bilden. Letztere, meist saure C. genannt, liefern auf Zusatz einer Base wieder Monochromate.

Chromsaures Ammoniak (Ammoniumchromat) $(NH_4)_2CrO_4$ kristallisiert aus mit Ammoniak übersättigter Chromsäurelösung in gelben, luftbeständigen Kristallen, ist leicht löslich, verliert an der Luft Ammoniak und gibt mit Chromsäure saures chromsaures (dichromsaures) Ammoniak (Ammoniumdichromat) $(NH_4)_2Cr_2O_7$, große, luftbeständige, leicht lösliche, rote Kristalle, hinterläßt beim Erhitzen Chromoxyd und dient zur Darstellung dieses letztern und des Ammoniakchromalauns.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Chromsaures Blei (Bleichromat) $PbCrO_4$ findet sich in der Natur als Rotbleierz und Phönicit, mit chromsaurem Kupfer als Vauquelinit und wird aus Bleizuckerlösung durch rotes chromsaures Kali als gelbes Pulver gefällt. Es ist fast unlöslich in Wasser, löslich in verdünnter Salpetersäure und Kalilauge, entwickelt beim Erhitzen Sauerstoff und hinterläßt basisch chromsaures Blei und Chromoxyd. Organische Substanzen oxydiert es beim Erhitzen zu Kohlensäure und Wasser und wird dabei in Bleioxyd und Chromoxyd verwandelt. Es wird aus Bleizucker, Bleinitrat, Chlorblei, Bleioxyd, Bleiweiß und Bleisulfat dargestellt und bildet als Chromgelb die schönste gelbe Mineralfarbe, die bei gleicher chemischer Zusammensetzung sehr verschiedene Nuancen besitzt. Bei Überschuß von chromsaurem Kali erhält man es kristallinisch, dunkler, strohfarbig, bei Überschuß von Bleisalz dagegen wollig, leicht und hell. Aus Bleisalzlösung mit einer Lösung von chromsaurem Kali und Schwefelsäure, gefälltes, ganz helles Chromgelb, vielleicht eine Verbindung von schwefelsaurem mit chromsaurem Blei, gibt mit Pariserblau das reinste Grün (Chromgrün). Chromgelb dient als Wasser- und Ölfarbe, übertrifft an Deckkraft alle gelben Farbstoffe, trocknet leicht in Öl, widersteht dem Licht und der Luft, auch verdünnten Säuren, nicht aber alkalischen Laugen, dem Ätzkalk und Seifen; auch kann es mit Wasserglas verarbeitet werden, und Schwefelwasserstoff bräunt es langsam. Sehr häufig wird Chromgelb mit Gips, Schwerspat, Blanc fixe gemischt (Neugelb, Parisergelb). Alkalien verwandeln Chromgelb in rotes basisch chromsaures Blei (Chromrot) $PbCrO_4.PbOH_2O$, und Gemische beider Verbindungen bilden das Chromorange. Letzteres wird aus Bleiessig durch neutrales chromsaures Kali gefällt. Das Chromrot (Chromzinnober, Zinnoberimitation, österreichischer Zinnober) tritt in verschiedenen Nuancen auf und erreicht im kristallinischen Zustande das Feuer und die Intensität des Zinnobers. Man benutzt es als Wasser-, Öl- und Kalkfarbe, es trocknet sehr schnell in Öl, ist sehr beständig, wird aber durch Säuren gelb und durch Schwefelwasserstoff geschwärzt. Alle Chromgelbarten sind giftig.

Chromsaures Chromoxyd (Chromichromat) entsteht durch Lösen von 1 Molekül Chromhydroxyd in wässeriger Lösung von 3 Molekülen Chromsäure. Beim Verdampfen erhält man lange Nadeln von $Cr_2(CrO_4)_3+9H_2O$. Viel zersetzlicher ist ein basisches Salz $Cr_2(CrO_4)_2(OH)_2$. Man benutzt diese Präparate zum Druck von Dampffarben auf Baumwolle.

Chromsaures Eisenoxyd (Ferrichromat), aus einer Lösung von neutralem Eisenchlorid durch rotes chromsaures Kali abgeschieden, ist feurig gelb, luft- und lichtbeständig, kann als Wasser- und Ölfarbe (Sideringelb) benutzt werden und gibt mit Wasserglas einen schnell trocknenden, sehr harten Anstrich.

Chromsaures Kali (saures oder rotes chromsaures Kali, dichromsaures Kali, Kaliumdichromat, rotes Chromsalz) $K_2Cr_2O_7$ wird aus Chromeisenstein ähnlich wie das chromsaure Natron, meist aber aus letzterm und Chlorkalium dargestellt. Die Trennung der entstandenen Salze erfolgt auf Grund der verschiedenen Löslichkeitsverhältnisse. Aus den Mutterlaugen wird schließlich Chromoxyd gefällt und dies wie auch das in Teerfarbenfabriken reichlich abfallende Chromoxyd durch Erhitzen mit Kalk bei Luftzutritt oder elektrolytisch wieder in Chromat übergeführt. Kaliumdichromat bildet dunkel orangerote, wasserfreie, luftbeständige Kristalle vom spez. Gew. 2,702, schmeckt kühlend bitterlich, herb metallisch, ist sehr giftig, wirkt ätzend, löst sich nicht in Alkohol, während 100 Teile Wasser lösen bei

0°	10°	20°	30°	40°	50°	60°	70°	80°	90°	100°
4,6	7,4	12,4	18,4	25,9	35	45	56,7	68,6	81,1	94,1 Teile.

Es reagiert sauer, schmilzt unter Rotglut, wirkt energisch oxydierend, gibt bei starkem Erhitzen gelbes ch. K., Chromoxyd und Sauerstoff, beim Erhitzen mit Schwefelsäure schwefelsaures Chromoxydkali und Sauerstoff, wird durch schweflige Säure und Schwefelwasserstoff, beim Glühen auch durch Schwefel und Salmiak zu Chromoxyd reduziert, entwickelt mit Salzsäure Chlor und liefert aus der Lösung in Salzsäure, wenn die Chlorentwickelung vermieden wird, rote, flache Prismen von chromsaurem Chlorkalium (Kaliumchromacichlorid, chlordichromsaurem Kali) $K_2Cr_2Cl_2O_5$. Dieses Salz verliert bei 100° alles Chlor und kann durch Auflösen des Rückstandes in Salzsäure sofort regeneriert werden. Mit chromsaurem Kali vermischter Leim (Chromleim, Chromgelatine) wird durch Einwirkung des Lichtes unlöslich, so daß eine mit dieser Mischung überzogene Platte, unter einem Negativ belichtet und mit Wasser behandelt, ein Bild gibt. Kaliumdichromat dient zur Darstellung von gelbem chromsaurem Kali, Chromgelb, Chromgrün ꝛc., in der Färberei und Zeugdruckerei, zum Bleichen von Palmöl, zum Reinigen des Holzessigs, zum Entfuseln des Branntweins, zur Darstellung von Anilin- und Anthracenfarben, zur Chlorentwickelung, in der Photographie und Photolithographie, zum Härten und Konservieren anatomischer Präparate, zu galvanischen Batterien, zum Gerben, zu Lunten, Zündmassen, als adstringierendes und austrocknendes Mittel, gegen Syphilis ꝛc.

Neutralisiert man rotes chromsaures Kali mit Pottasche, so erhält man gelbes ch. K. (neutrales ch. K., Kaliumchromat) K_2CrO_4. Dies Salz wird auch aus Chromeisenstein durch Schmelzen mit Pottasche und Salpeter dargestellt. Es bildet zitronengelbe, wasserfreie, luftbeständige Säulen, schmeckt kühlend bitter metallisch, ist in Wasser, nicht in Alkohol löslich und reagiert alkalisch. 100 Teile Wasser lösen bei

0°	10°	20°	30°	50°	70°	90°	100°
58,90	60,92	62,94	64,96	69,0	73,04	77,08	79,10 Teile.

Es dient zur Darstellung von Chromgelb und Chromtinte und wird in der Färberei gebraucht.

Chromsaures Natron (saures oder rotes ch. N., dichromsaures Natron, Natriumdichromat) $Na_2Cr_2O_7$ wird aus Chromeisenstein durch Glühen mit Kalk und Soda unter Luftzutritt dargestellt. Das Röstgut wird mit überschüssiger Sodalösung ausgelaugt, zur Zersetzung des chromsauren Kalks auf 130° erhitzt, die Lösung, die nun chromsaures Natron enthält, mit Schwefelsäure versetzt und nach Abscheidung des schwefelsauren Natrons zur Kristallisation gebracht. Es bildet hygroskopische, dünne, rote Prismen, die in Wasser leicht löslich sind, und wird wie das Kaliumsalz angewendet, das es mehr und mehr verdrängt. Das neutrale Salz $Na_2CrO_4+10H_2O$ bildet gelbe Prismen, schmeckt herb metallisch, reagiert alkalisch, ist zerfließlich und schmilzt bei 23°. Aus warmer Lösung (über 30°) kristallisiert wasserfreies Salz.

Chromsaures Silber, saures (dichromsaures Silber, Silberdichromat) $Ag_2Cr_2O_7$ wird aus salpetersaurem Silber durch dichromsaures Kali gefällt, ist purpurrot, in Wasser unlöslich, dient als sehr schöne, aber teure Malerfarbe.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Chromsaures Zink (Zinkchromat) $ZnCrO_4$ wird aus Zinksalzlösungen durch gelbes chromsaures Kali als unlösliches gelbes Pulver abgeschieden. Wird Zinkweiß mit Ätznatronlauge gekocht, dann mit Zinkvitriollösung neutralisiert und überschüssiges rotes chromsaures Kali hinzugefügt, so entsteht ein Doppelsalz $ZnCrO_4+K_2Cr_2O_7$, das ein zartes, aber sehr feuriges Gelb zeigt (Zinkgelb). Dies deckt viel weniger gut als Chromgelb, ist aber weniger giftig und lichtbeständiger; es wird meist mit Pariserblau auf Zinkgrün verarbeitet. Aus Zinkchlorid fällt Chlorcalcium mit gelbem chromsaurem Kali eine Verbindung von chromsaurem Zink mit chromsaurem Kalk (gelbes Ultramarin).

Chromschwarz, ein mit Blauholz und chromsaurem Kali auf Wolle und Baumwolle darstellbares Schwarz.

Chromtrioxyd, s. Chromsäure.

Chromviolett (Aurintrikarbonsäure) $C_{22}H_{14}O_9$ oder $(HOOC.HO.C_6H_3)_2.C.C_6H_3.O.COOH$ und deren Homologe entstehen durch Kondensation von Salizylsäure mit Formaldehyd in schwefelsaurer Lösung bei gleichzeitiger Oxydation und werden dargestellt durch Erwärmen von Salizylsäure mit Methylalkohol, konzentrierter Schwefelsäure und salpetrigsaurem Natron. Sie geben in der Kattundruckerei auf Chrombeize seifenechte rötlichviolette Nuancen.

Chromylchlorid CrO_2Cl_2 entsteht bei Destillation eines zusammengeschmolzenen Gemenges von gelbem chromsauren Kali und Kochsalz mit konzentrierter Schwefelsäure, bildet eine blutrote Flüssigkeit vom spez. Gew. 1,96, raucht an der Luft, siedet bei 117°, wird von Wasser unter Zersetzung leicht gelöst u. detoniert mit Schwefel, Phosphor, Alkohol unter Entzündung.

Chromzinnober, s. Chromsaures Blei.

Chronegk, Ludwig, Schauspieler und Leiter der Meininger Hoftheatergesellschaft, geb. 3. Nov. 1837 in Brandenburg, gest. 8. Juli 1891 in Meiningen, erhielt seine Ausbildung auf Gymnasien in Berlin und Potsdam und studierte in Paris während eines einjährigen Aufenthalts die französischen Theaterverhältnisse. Nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er sich von Görner für die Bühne vorbereiten und betrat diese 1856 zum erstenmal im Krollschen Theater zu Berlin. Bis er in den Mitgliederverband des Meininger Hoftheaters eintrat (1866), gehörte er den Bühnen zu Liegnitz und Görlitz, verschiedenen Berliner Theatern, dem Hamburger Thalia- und Leipziger Stadttheater an. Seine schauspielerische Tätigkeit, die ihn besonders in komischen Rollen sehr befähigt erscheinen ließ, gab C. 1877 gänzlich auf, um sich ausschließlich dem Regiegeschäft zu widmen. Schon 1871 zum Regisseur ernannt, ward er 1877 Direktor und später Intendant und hat neben dem künstlerischen Wirken des Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen vornehmlich den Ruf der Meininger (s. d.) mitbegründen helfen.

Chronĭcon Gotwicense, s. Göttweig.

Chronĭcon Montis serēni, s. Petersberg.

Chronĭcon paschāle (Passahchronik), von ihrer genauen Bezeichnung der Osterzyklen herrührende Benennung einer anonymen, bis 1042 n. Chr. reichenden Weltchronik, herausgegeben von Dindorf (Bonn 1832, 2 Bde.).

Chrōnik (griech., »Zeitbuch«), nennt man eine Darstellung geschichtlicher Begebenheiten ꝛc. lediglich der Zeitfolge nach, ohne Rücksicht auf den ursachlichen Zusammenhang. Von den Annalen (s. d.) unterscheiden sich die Chroniken dadurch, daß in erstern die Folge der Jahre streng beobachtet wird, während für letztere die Regierungszeiten der Kaiser, Päpste, Bischöfe, Äbte ꝛc. das chronologische Gerippe abgeben. Im frühern Mittelalter sind die Welt-, Bistums- und Klosterchroniken ausschließlich von Geistlichen geschrieben; im spätern beteiligten sich auch Laien an der chronikalischen Geschichtschreibung, und nun gewinnen besonders die Städtechroniken Bedeutung. Über Bilderchroniken s. d. Vgl. die beiden Werke über »Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter« von W. Wattenbach (bis zur Mitte des 13. Jahrh.; 6. Aufl., Berl. 1893, 2 Bde.) und O. Lorenz (bis Ende des 14. Jahrh.; 3. Aufl., das. 1886—87, 2 Bde.), ferner Bildhaut, Handbuch der Quellenkunde zur deutschen Geschichte (bis zum Humanismus; Arnsberg 1898 u. 1900, 2 Bde.) und nicht bloß für Deutschland Potthast, Bibliotheca historica medii aevi (2. Aufl., das. 1896, 2 Bde.).

Chrōnik, zwei Bücher der, das im dritten Teil des jüdischen Kanons stehende Geschichtswerk, hebräisch »Worte der Tage«, d. h. Buch der Zeitereignisse, griechisch Paralipomena, d. h. Supplemente, lateinisch seit Hieronymus Chronica genannt. Ursprünglich gehörten auch die Bücher Esra und Nehemia zu dem von einem levitischen Verfasser herrührenden Werk, das somit, was den Inhalt anlangt, dem ältern Geschichtswerk (Bücher Samuelis und der Könige) parallel läuft und mit demselben vielfach gemeinsame Quellen benutzt, während die Darstellung selbst weniger zuverlässig, einseitiger (nur dem Reich Juda gerecht werdend) und durchaus parteiisch (im Interesse des Levitismus) gefärbt ist. Die griechische Herrschaft hatte zur Zeit der Abfassung schon begonnen. Vgl. Benzinger, Die Bücher der C., Kommentar (Tüb. 1901).

Chronique scandaleuse (franz., spr. kronīk skangdalös'), (namentlich böswillig übertriebene) Geschichte von den Torheiten und Lastern einer Zeit oder eines Ortes. Ferner wird eine Chronik, die ursprünglich »Chroniques de Louis unziesme« heißt, C. s. genannt, obwohl sie nicht eben skandalsüchtiger ist als manche andre Chronik jener Zeit. Sie erzählt, mit Benutzung älterer Geschichtswerke, doch mit Hinzufügung besonders galanter Abenteuer des Königs, die Ereignisse von 1460—1483. Der Verfasser hieß Jean de Roye und stand im Dienste des Herzogs Jean II. von Bourbon (als dessen Sekretär und Palastaufseher in Paris) und von dessen Bruder, dem Erzbischof Karl von Lyon. Die erste Ausgabe erschien in Lyon bald nach 1488; die Benennung C. s. steht zuerst in der Ausgabe von 1611 (neuste Ausg. von de Mandrot: »Journal de Jean de Roye«, Par. 1894—96, 2 Bde.).

Chronische Krankheiten, Krankheiten, die im Gegensatze zu den akuten (s. d.) meist allmählich einsetzen und sich langsam, schleichend entwickeln. Eine scharfe Grenze zwischen beiden gibt es nicht. Akute Krankheiten werden nicht selten chronisch, und im Verlauf von chronischen Krankheiten treten häufig akute Exacerbationen, d. h. plötzliche Verschlimmerungen, meist in Form fieberhafter Steigerungen, ein.

Chronist, Verfasser einer Chronik (s. d.).

Chronodeik (griech., »Zeitzeiger«), von Chandler erfundenes, leicht transportables Instrument zur Bestimmung der genauen Zeit aus Zirkummeridianhöhen der Sonne, besteht aus einem senkrecht stehenden kleinen Fernrohr mit Fadennetz und Sonnenglas, in welches das Bild der Sonne durch einen unter dem Fernrohr angebrachten Spiegel, der um eine horizontale Achse drehbar ist, geworfen wird. Man stellt den

Spiegel zu einer Vormittagszeit so ein, daß das Bild der Sonne durch das Fadennetz sich bewegt, und notiert die einzelnen Antrittsmomente nach einer Beobachtungsuhr; dann läßt man den Spiegel unverändert stehen bis zu der entsprechenden Zeit am Nachmittag, wo die Sonne die gleiche Höhe erreicht und das Fadennetz das Fernrohr wieder durchzieht; man beobachtet dann abermals die einzelnen Antrittsmomente nach der Uhr und erhält aus dem Mittel der Zeiten vom Vormittag und Nachmittag die Zeit des Sonnendurchganges durch die Mittagslinie, den wahren Mittag, und durch Anbringung der Zeitgleichung die mittlere Ortszeit.

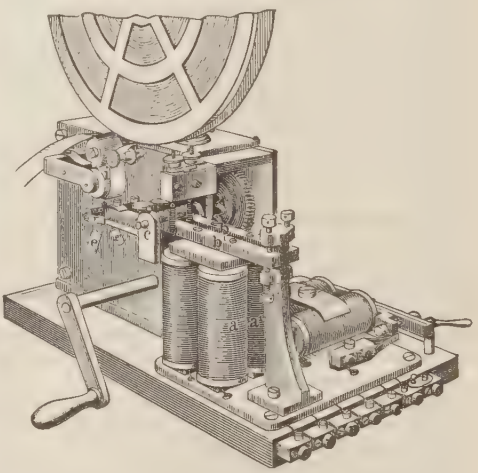
Chronodistichon (griech.), s. Chronogramm.

Chronogramm (griech., Zeitinschrift), ein lat. Satz, in dem die darin vorkommenden römischen Zahlbuchstaben zusammengezählt die Jahreszahl einer Begebenheit bilden, auf welche die Worte sich beziehen. So ist das Jahr der Pariser Bluthochzeit enthalten in den Worten: LVtetIa Mater natos sVos DeVoraVIt = 1572 (nämlich M = 1000, D = 500, L = 50, vier V = 20, zwei I = 2). Ein derartiger Vers heißt Chronóstichon (Zeitvers) oder Eteóstichon (Jahrvers), Chronodistichon aber, wenn ein Distichon die Jahreszahl enthält, z. B. das auf den Hubertsburger Frieden 1763:

Aspera beLLa sILent: reDIIt bona gratIa paCIs.
O sI parta foret seMper In orbe qVIes!

Zur Hilfe des Gedächtnisses benutzt man zuweilen den Reim oder knüpft die Begebenheit an bekannte Ausdrücke. So enthält die Inschrift auf Christi Kreuz: IesVs nazarenVs reX IVDaeorVM die Zahl 1532, das Jahr des Religionsfriedens zu Nürnberg.

Chronograph (griech., Zeitschreiber), Instrument zur Registrierung von Zeitmomenten mit sehr hoher Genauigkeit. Den ersten Chronographen konstruierten 1848 Bond und Walker. Eine astronomische Pendeluhr (Registrieruhr) ist mit einem elektrischen Kontakt versehen, der jede Sekunde einen elektrischen Strom schließt. Dieser Strom wirkt auf einen Elektromagneten, dessen Anker bei jedem Anziehen des Magneten ein Zeichen auf einen mit gleichmäßiger Geschwindigkeit sich fortbewegenden Papierstreifen gibt. Der Anker eines zweiten Elektromagneten gibt, wenn der Strom durch den Beobachter geschlossen wird, auf dem Papierstreifen ebenfalls ein Zeichen, aus dessen Lage gegen die fortlaufenden Sekundenzeichen die Zeit des Stromschlusses bestimmt werden kann. Die gleiche Konstruktion haben auch die jetzt gebräuchlichen Chronographen. Man unterscheidet Zylinder- und Streifen-Chronographen; bei den Zylinder-Chronographen geschieht die Registrierung der Signale auf einen mit einem Papierbogen überspannten Zylinder, der mit gleichmäßiger Geschwindigkeit durch ein Uhrwerk in Rotation gehalten wird, während die Elektromagnete durch einen auf Schienen laufenden Wagen langsam weiter bewegt und die mit den Ankern derselben verbundenen Federn über den ganzen Zylinder geführt werden. Beim Anziehen der Anker werden die Federn seitlich verschoben, und es entsteht dadurch auf dem ganzen Zylinder eine gezackte Schraubenlinie. Die Streifen-Chronographen haben im wesentlichen die Einrichtung der Morsetelegraphenapparate, nur daß dieselben mit zwei Elektromagneten versehen sind. Sehr verbreitet ist der C. von Fueß (s. Abbildung), mit dem man die Zeit bis auf $^1/_{1000}$ Sekunde bestimmen kann. a, a^1 sind die beiden Elektromagnete, b, b^1 die beiden zugehörigen Anker; diese sind an Hebeln befestigt, die um die Achse c drehbar sind, am andern Ende dieser Hebel sind zwei Stahlspitzen e, e^1; über diesen befindet sich eine kleine Rolle i, über der ein Papierstreifen durch ein Uhrwerk abgewickelt wird. Werden nun die Stromkreise der Elektromagnete geschlossen, so werden die Anker angezogen und die Metallspitzen schlagen in den darüber sich abrollenden Papierstreifen Löcher. Bei der Beobachtung wird die mit Sekundenkontakt versehene Registrieruhr in den Stromkreis des Elektromagneten a^1 geschaltet. Infolgedessen wird auf dem Papierstreifen jede Sekunde durch ein Loch markiert; in den andern Elektromagneten a wird ein Taster geschaltet, der beim Niederdrücken einen Strom schließt und mit der Spitze e ebenfalls Signale auf den Papierstreifen markiert, die dicht neben denjenigen der Registrieruhr liegen. Durch Ausmessen der gegenseitigen Lage dieser Signale kann man direkt die Zeit des Tasterdrucks auf Hundertstel Sekunde bestimmen. Bei den



Streifen-Chronograph von Fueß.

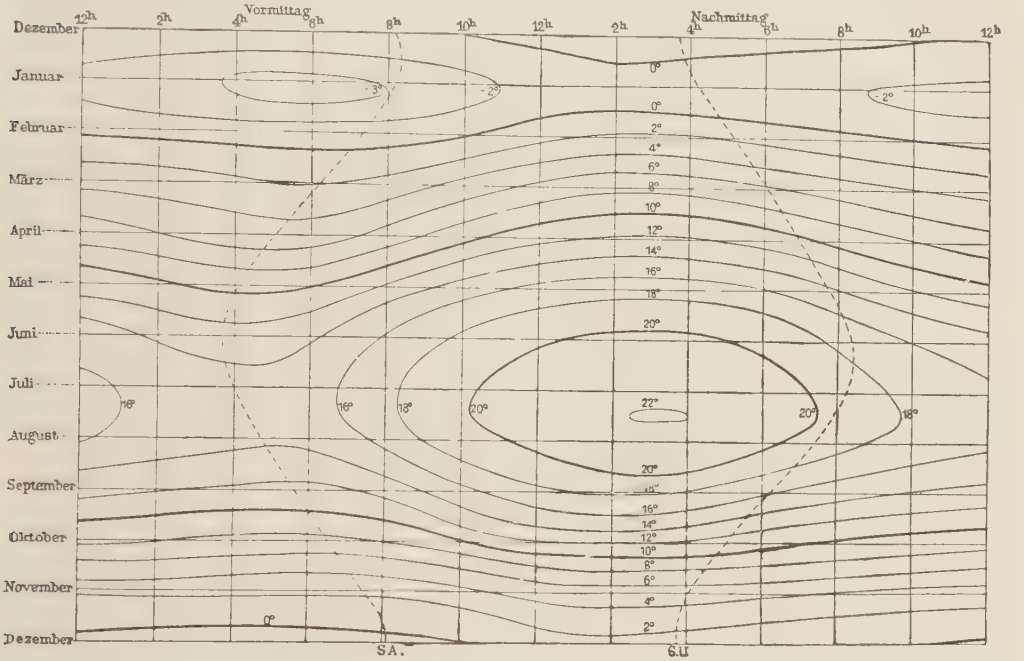
Hippschen Streifen-Chronographen sind die Elektromagnete senkrecht zur Fortbewegungsrichtung der Papierstreifen aufgestellt, und mit den Ankern sind Schreibfedern verbunden, die beständig auf den Papierstreifen eine farbige Linie aufzeichnen. Beim Anziehen der Anker werden die Federn senkrecht zum Papierstreifen verschoben, und es entstehen gezackte Linien, von denen die eine die fortlaufenden Sekundenzeichen, die andre die Beobachtungsmomente angibt. Der C. dient in der Astronomie hauptsächlich zur Bestimmung der Durchgangszeiten von Sternen durch des Fadennetz eines Fernrohrs. Während man bei Beobachtung des Antritts eines Sternes an die verschiedenen Fäden ohne Anwendung des Chronographen die Sekundenschläge einer in der Nähe des Fernrohrs aufgestellten Pendeluhr nach dem Gehör mitzählt und die Zehntelsekunden, die nach dem letzten Sekundenschlag bis zum Antritte des Sternes an den Faden verflossen sind, schätzt (Auge- und Ohrmethode) und dann die betreffende Zahl notiert, drückt man bei Anwendung des Chronographen nur im Moment des Fadenantritts den Taster nieder (Registrier- oder Auge- und Handmethode), um nachher auf dem Chronographen die Zeit dieses Signals genau verzeichnet zu finden. Der Beobachter kann also seine ganze Aufmerksamkeit auf die Erscheinung selbst verwenden und in viel schnellerer Folge

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Notierungen vornehmen als bei der Auge- und Ohrmethode. Außerdem kann er seine Notierungen in jeder beliebigen Entfernung von der Uhr und dem Chronographen machen, selbst auf dem Chronographen einer andern Sternwarte, wie dies bei den telegraphischen Längenbestimmungen geschieht. — Als C. bezeichnet man auch eine Taschenuhr mit springendem Sekundenzeiger, der durch Druck eines Knopfes arretiert werden kann. Solche Uhren werden namentlich für Rennzwecke benutzt.

Chronographie (griech.), die Geschichtschreibung nach der Zeitfolge.

Chronoisothermen (griech.), Kurven, die den täglichen und jährlichen normalen Gang der Temperatur gleichzeitig darstellen. Zu der einen Seite eines Rechtecks zieht man zwölf Parallelen für die Monate und senkrecht dazu 24 Parallelen für die Stunden, dann entspricht jeder Schnittpunkt einer bestimmten Stunde im Jahr. Hat man von einem Orte für jede Stunde jedes Monats die Durchschnittstemperatur ermittelt, so kann man sich diese Werte als Lote von einer ihrem Betrag entsprechenden Länge an den zugehörigen Stellen des Rechtecks aufgetragen denken. Die Endpunkte dieser Lote liegen in einer gekrümmten Fläche (Chronoisothermenfläche), auf der jede Stelle einem bestimmten Zeitpunkt und einer bestimmten Temperatur entspricht. Verbindet man alle Punkte, welche die Temperatur von 0°, 1°, 2° u. s. f. anzeigen, so erhält man die C., die, da sie von der Grundfläche gleich weit abstehen, als Isohypsen angesehen werden können. Weil jedoch die Anfertigung dieser Fläche schwierig ist, denkt man sich zur Vereinfachung die C. auf die Grundfläche projiziert und erhält ein Kurvensystem wie eine Höhenschichtenkarte. In gleicher Weise kann man Chronoisobaren, Chronoisonephen, Chronoisohyeten ꝛc. entwerfen, die sofort verständlich machen, wie sich Temperatur, Luftdruck, Bewölkung, Niederschlag ꝛc. von Stunde zu Stunde oder von Monat zu Monat verändern. Das Verfahren rührt von Lalanne 1843 her; Vogler nannte 1877 die Linien Isoplethen (Thermo-Isoplethen ꝛc.), Scott 1884 Chronoisothermalen. Die Figur stellt die C. für Berlin von 2° zu 2° dar, wobei die Zeit des Auf- und Unterganges der Sonne aus den Kurven S. A. und S. U. zu entnehmen ist. Vgl. H. Meyer, Anleitung zur Bearbeitung meteorologischer Beobachtungen für die Klimatologie (Berl. 1891).



Chronoisothermen von Berlin.

Chronologie (griech., Zeitkunde), die Wissenschaft von der Zeiteinteilung und Zeitrechnung, durch die in die Reihenfolge der historischen Ereignisse Ordnung und Klarheit gebracht wird. Die sicherste Grundlage für die C. bilden die regelmäßigen periodischen Erscheinungen am Himmel, die bestimmte Haltepunkte für die Aufeinanderfolge der Begebenheiten darstellen. Die astronomische C. beschäftigt sich mit den von der Astronomie gelehrten Bewegungen der Himmelskörper, sofern sie auf die Bestimmung und Vergleichung der Zeiteinheiten Bezug haben; die historische oder technische C. lehrt, wie bei den verschiedenen Völkern die Zeit eingeteilt war, und wie hiernach die historischen Begebenheiten in ein richtiges Zeitverhältnis zu bringen sind. Als die natürlichsten Zeitabschnitte wurden von allen Völkern eingeführt: der Tag, bestimmt durch die Zeit zwischen zwei aufeinander folgenden Kulminationen der Sonne; der Monat, bestimmt durch die Phasen des Mondes; das Jahr, bestimmt durch den Kreislauf der Erde um die Sonne. Man unterscheidet aber Sonnen- und Mondjahre, je nachdem der Lauf der Sonne allein oder auch die Erscheinungen des Mondes zu Grunde gelegt werden. Die Mondjahre wurden von den meisten Völkern zuerst eingeführt, sie enthielten anfänglich 12 Monate zu je 30 Tagen; da jedoch bald erkannt wurde, daß der Mondwechsel nur wenig mehr als 29½ Tage beanspruchte,

so wurde das Jahr zu 6 Monaten mit 30 Tagen und 6 Monaten mit 29 Tagen gerechnet, enthielt also 354 Tage, war mithin 11 Tage kürzer als das Sonnenjahr. Hierdurch trat eine Verschiebung der jährlich wiederkehrenden Witterungsverhältnisse und Erscheinungen der Pflanzenwelt ein, die bald die meisten Völker zur Einführung des Sonnenjahres führte.

Die Ägypter gingen, hauptsächlich durch die jährlich fast unmittelbar nach der Sommersonnenwende wiederkehrenden Überschwemmungen des Nils veranlaßt, schon früh zum Sonnenjahr von 365 Tagen über, das 12 Monate mit 30 Tagen und 5 Ergänzungstage enthielt und mit dem heliakischen Aufgang des Sirius (Hundsstern) begann. Weil aber in Wirklichkeit das Jahr um ¼ Tag zu kurz gerechnet war, so mußte sich nach 4 Jahren der heliakische Aufgang des Sirius um einen Tag verschoben haben und nach 4×365=1460 Jahren um ein ganzes Jahr, so daß 1461 ägyptische Jahre 1460 wirklichen Jahren entsprachen. Diese Periode wurde die Hundssternperiode (Sirius- oder Sothisperiode, Cyclus canicularis) genannt. Eine andre Periode war die Phönixperiode, die zur Ausgleichung des siderischen mit dem kirchlichen Jahre diente. Von Ägypten aus verbreitete sich diese Methode der Zeitrechnung mit Modifikationen über die damalige gebildete Welt, zunächst zu den Babyloniern und Chaldäern. Beide Völker begannen ihren bürgerlichen Tag mit Sonnenaufgang; für die Einteilung des Tages und der Nacht in je 12 Stunden bedienten sie sich der Sonnen- und Wasseruhren. Die Juden besaßen das alte Mondjahr zu 354 Tagen, dem sie jedoch, um den Jahresanfang an eine bestimmte Jahreszeit zu knüpfen, Schaltmonate hinzufügten und auch einzelne Tage aus- und einschalteten, so daß ihr Jahr zwischen 354 und 385 Tagen schwankte. Den Jahresanfang bildete (wenigstens im bürgerlichen Leben) der Monat Tischri; den Tag begannen sie mit dem Abend. Die Einteilung von Tag und Nacht in je 12 Stunden war den Juden ohne Zweifel von Babylon her bekannt. Gewöhnlich teilte man den Tag in vier, die Nacht in drei Teile. Sieben Tage bildeten eine Woche, die mit dem Sabbat endigte. Den Anfang des Monats bestimmte der Neumond, der mit religiöser Feier begangen wurde.

Die Araber gründen ihre Zeiteinteilung ausschließlich auf den Mondlauf. Sie beginnen ihre Monate, wie die Juden, mit dem ersten Erscheinen der Mondsichel in der Abenddämmerung; 12 solcher Monate bilden ein freies Mondjahr, das mit dem Sonnenjahr nicht ausgeglichen wird, daher der Jahresanfang in einem Zeitraum von 33 der unsern durch alle Jahreszeiten zurückgeht. Der bürgerliche Tag mit veränderlichen Stunden beginnt mit Untergang der Sonne; der Gebrauch der siebentägigen Woche ist uralt. Von Mohammed bestätigt und dem Religionskultus angepaßt, ging diese Zeitrechnung zu allen mohammedanischen Völkern und auch zu den Persern über; bei den Türken ist aber auch das julianische Jahr, das sie mit dem 1. März beginnen, im Gebrauch.

Die Griechen hatten ursprünglich das sogen. gebundene Mondjahr von 354 Tagen, bei dem jedoch die bald fühlbar werdende Verschiebung der Jahreszeiten zur Einführung von Schaltmonaten führte, bis es 433 v. Chr. dem Athener Meton gelang, durch Einführung seines Zyklus von 235 auf 19 Jahre verteilten Monaten (vgl. Kalender) die Zeitrechnung nach Sonne und Mond in Übereinstimmung zu bringen. Eine bei den Griechen auch häufig gebrauchte Zeitrechnung ist die nach Olympiaden, die je einen Zeitraum von 4 Jahren umfaßten und von Timäus im 3. Jahrh. v. Chr. in Anlehnung an das alle 4 Jahre in Olympia gefeierte Nationalfest eingeführt wurden, wobei er die erste Olympiade 776 v. Chr. beginnen ließ. Die Römer hatten ursprünglich ebenfalls ein Mondjahr von 354 Tagen, bei dem jedoch 4 Monate je 31 Tage zählten, 7 andre je 29 und der zwölfte Monat nur 27 Tage; später versuchte man durch Einschaltung von 22 und 23 Tagen in jedem zweiten Jahre eine Übereinstimmung der Jahreszeiten herbeizuführen, bis 46 v. Chr. Julius Cäsar den nach ihm benannten julianischen Kalender einführte, der ein Jahr von 365¼ Tagen im Mittel hat und auch in die Christenheit überging. Die Abweichung des julianischen Jahres vom Sonnenjahr, die in 129 Jahren ungefähr einen Tag beträgt, veranlaßte 1582 die Kalenderverbesserung des Papstes Gregor XIII. (s. Kalender).

Der Jahresanfang, gegenwärtig im christlichen Kalender der 1. Januar, war früher ziemlich verschieden. Bei den griechischen Stämmen fing das Jahr bald mit der Herbstnachtgleiche, bald mit der Sommer- oder Wintersonnenwende an. Den Römern diente zuerst der 1. März, später der 1. Januar als Jahresanfang, und die Juden wählten den Neumond dazu, der dem Herbstäquinoktium zunächst liegt (vgl. Neujahr). Das Kirchenjahr beginnt noch jetzt in der griechischen Kirche mit dem 1. September, in der abendländischen mit dem Advent. Den Tag fängt man mit Mitternacht an und zählt die Stunden in doppelter Reihe von 1—12; nur in Italien zählt man von 1—24. Eine oft gebrauchte Berechnung ist die nach Generationen, deren man gewöhnlich drei auf ein Jahrhundert rechnete. Die Zählung der Jahre von einem bestimmten, durch ein merkwürdiges Ereignis bezeichneten Termin an heißt eine Ära (s. d.).

In älterer Zeit erwarben sich um die wissenschaftliche Behandlung der C. namentlich Verdienste: Joseph Justus Scaliger durch sein Werk »De emendatione temporum« (zuerst 1583) und seinen »Thesaurus temporum« (1606), Calvisius durch sein »Opus chronologicum« (1605), Petavius durch sein Werk »De doctrina temporum« (1627), die »Tabulae chronologicae« (1628) und das »Rationarium temporum« (1630) und die Verfasser der »Art de vérifier les dates« (neu hrsg. von Courcelles, Par. 1821 bis 1844, 19 Bde.). Von den neuern die gesamte C. behandelnden Handbüchern vgl. Ideler, Handbuch der mathematischen und technischen C. (Berl. 1825 bis 1826, 2 Bde.; neuer Abdruck, Bresl. 1883); Derselbe, Lehrbuch der C. (Berl. 1831); Matzka, Die C. in ihrem ganzen Umfang (Wien 1844); Brinckmeier, Handbuch der historischen C. (2. Aufl., Berl. 1882); Brockmann, System der C. (Stuttg. 1883); Lersch, Einleitung in die C. (2. Aufl., Freiburg 1899); Schram, Hilfstafeln für C. (Wien 1883); Wislicenus, Astronomische C. (Leipz. 1895). Über die C. der alten Völker schrieben Seyfarth, Gumprecht, v. Gutschmid, Niebuhr (Leipz. 1896), Ginzel (»Kanon der Sonnen- und Mondfinsternisse 900 vor bis 600 nach Christi«, Berl. 1899); über die ägyptische speziell Lepsius, Brugsch, Dümichen; über die babylonische E. Mahler (Wien 1892—95), F. X. Kugler (»Babylonische Mondrechnung«, Freiburg 1900); über die biblische C. und Zeitrechnung der Hebräer E. Mahler (Wien 1886); über die griechische besonders Böckh, A. Mommsen, Bergk, Ad. Schmidt (»Handbuch der griechischen C.«, Jena 1888); über die römische C.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Mommsen, Matzat (Berl. 1883 u. 1889), Holzapfel (Leipz. 1885), Soltau (Freiburg 1889). Für die C. des Mittelalters vgl. Weidenbach, Calendarium historico-christianum medii et novi aevi (Regensb. 1855); Grotefend, Handbuch der historischen C. des deutschen Mittelalters und der Neuzeit (Hannov. 1872); Derselbe, Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit (das. 1891—98, 2 Bde.) und Taschenbuch dazu (das. 1898); Rühl, C. des Mittelalters und der Neuzeit (Berl. 1897); Dabis, Abriß der christlichen und römischen Zeitrechnung (Berl. 1872). Vergleichungstabellen der mohammedanischen und christlichen Zeitrechnung hat Wüstenfeld gegeben (Leipz. 1854; Fortsetzung von Mahler, das. 1887).

Chronologisch (griech.), der Zeitfolge nach geordnet.

Chronometer (griech., »Zeitmesser«), nächst den mit Kompensationspendel versehenen Uhren die besten Zeitmesser, unterscheiden sich von gewöhnlichen Taschenuhren hauptsächlich durch die Konstruktion der »Unruhe« und der Hemmung. Bei den gewöhnlichen Taschenuhren besteht die Unruhe aus einem Rad mit Spiralfedern, deren Metall sich bei Temperaturerhöhung ausdehnt, so daß sein Trägheitsmoment größer, die Schwingungsdauer verlängert und der Gang der Uhr verlangsamt wird. Gleichzeitig verliert die Spirale an Elastizität und wird länger; das Umgekehrte bewirkt Temperaturerniedrigung: die Uhr geht vor. Bei dem C. besteht der Umfang der Unruhe (s. Figur) aus zwei aneinander gelöteten Streifen von verschiedenem Metall, gewöhnlich aus Stahl an der Innenseite, Messing an der Außenseite. Dieser Reifen ist in zwei Halbkreise durchschnitten, die mit je einem Ende durch eine die Speiche des Rades bildende Stahllamelle verbunden sind. Jeder Halbreifen trägt nahe seinem freien Ende ein kleines Gewicht. Wenn sich bei Erwärmung das Metall ausdehnt, biegt sich das Ende beider Halbreifen nach innen, weil das Messing sich stärker ausdehnt als der Stahl; dabei werden die Gewichte dem Zentrum genähert, und die durch die Ausdehnung der Metalle hervorgebrachte Vergrößerung des Trägheitsmoments wird kompensiert. Für den Seemann ist das C. die Grundlage für die geographische Längenbestimmung, denn dadurch, daß es die Zeit eines bestimmten Meridians, gewöhnlich des von Greenwich, angibt, erhält der Schiffer aus dem Vergleich dieser Zeit mit der auf See durch astronomische Beobachtungen bestimmten Ortszeit des Schiffsortes dessen geographische Länge. Die deutschen Kriegsschiffe werden mit drei, auch vier Chronometern ausgerüstet, wodurch einesteils eine gegenseitige Kontrolle der Instrumente ausgeübt und etwaige Störungen bei dem einen oder andern bemerkt werden können, anderseits eine größere Sicherheit und Zuverlässigkeit in den Chronometerangaben gewährleistet ist. Andre Schiffe führen nur ein oder zwei C. Die C. werden in einem besondern Chronometerkasten in zwei konzentrischen Ringen, die sie den Schiffsbewegungen möglichst entziehen, aufgehängt (kardanische Aufhängung) und an einer Stelle aufgestellt, wo die Schiffsbewegungen und sonstige Erschütterungen möglichst wenig fühlbar, die Temperaturschwankungen und der Feuchtigkeitsgehalt gering sind. In der deutschen Marine sind besonders konstruierte luftdichte Chronometergehäuse eingeführt. Den Unterschied zwischen der Angabe des Chronometers und der Zeit des Meridians von Greenwich nennt man den Stand des Chronometers; man rechnet ihn positiv, wenn die Angabe des Chronometers kleiner ist als die Greenwicher Zeit. Die tägliche Veränderung des Standes heißt der Gang, und für die Güte eines Chronometers ist nicht die Kleinheit, sondern die Gleichmäßigkeit des Ganges maßgebend. Die Veränderungen an Stand und Gang und die Vergleichungen werden in das Chronometerjournal eingetragen. Der Stand des Chronometers wird bestimmt durch Beobachtung des Zeitballes oder durch Zeitbestimmungen durch korrespondierende Sonnenhöhen am Land oder durch Monddistanzen auf See mittels Sextanten. Während alle den Gang des Chronometers störenden Einflüsse unregelmäßiger Natur sind und sich in ihren Ursachen und Wirkungen mehr oder weniger einer Beurteilung entziehen, läßt sich für die Temperatureinflüsse eine bestimmte Gesetzmäßigkeit zwischen Temperatur und Chronometergang derart feststellen, daß sie sich zur Berechnung des Ganges verwerten läßt. Für jedes C. bestimmt man Temperaturkoeffizienten, durch die sich die Änderung des Ganges bei einer Änderung der Temperatur ausdrücken läßt. Für die deutsche Marine werden von sämtlichen Chronometern die Koeffizienten auf den C.-Observatorien zu Kiel und Wilhelmshaven festgestellt und den Schiffen bei Übergabe der Instrumente mitgegeben, um bei den täglichen Berechnungen Verwendung zu finden. Für die C. der deutschen Kauffahrteischiffe führt die Seewarte zu Hamburg die nötigen Untersuchungen aus. Sie veranstaltet auch jährlich Konkurrenzprüfungen von Marinechronometern, zu denen jeder im Gebiete des Deutschen Reiches ansässige Uhrmacher eine bestimmte Anzahl in seiner Werkstatt hergestellter C. einsenden darf. Für die besten C. sind Prämien ausgesetzt. Ein gutes C. darf täglich nur um wenige Hundertstel einer Sekunde abweichen und gestattet die genaue Bestimmung der Länge auf einige Bogenminuten. Auf Newtons Anregung konstruierte Harrison die ersten C., die allerdings von der Temperatur noch nicht unabhängig waren. Leroy in Paris (1717 bis 1785) gelang eine bessere Kompensation für die Temperatur, und 1772 fertigten Arnold und Kendal C., welche die Länge auf 0,2° genau angaben. Die deutsche Chronometerfabrikation ist der englischen nahezu ebenbürtig. Vgl. das amtliche »Handbuch der Navigation«, Bd. 2 (4. Aufl., Berl. 1901); Caspari, Untersuchungen über C. (deutsch, Bautzen 1893); Stechert, Das Marine-C. (Hamb. 1894); Bolte, Die Methoden der Chronometerkontrolle an Bord (das. 1894).

Chronometerunruhe.

Chronometrie (griech.), Zeitmessung.

Chronophotographie (griech.), das besonders von Marey ausgebildete Verfahren, von in Bewegung befindlichen Menschen oder Tieren photographische Aufnahmen in regelmäßigen Zeitintervallen herzustellen. Derartige Serienphotographien geben eine vollkommene Vorstellung von dem Ablauf einer Bewegung, und den auf diese Weise in einzelne Bewegungsphasen zerlegten Vorgang kann man mit Hilfe der Augenblicksbilder wieder rekonstruieren und mit beliebiger Geschwindigkeit vor sich ablaufen sehen, wenn man die Bilderreihe in ein Zootrop, einen Schnellseher u. dgl. einsetzt oder mittels des Kinemato-

graphen auf einen Schirm projiziert. Die C. wurde zuerst von Janssen zur Darstellung des Durchganges des Planeten Venus durch die Sonnenscheibe verwendet.

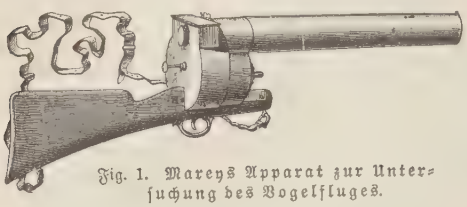


Fig. 1. Mareys Apparat zur Untersuchung des Vogelfluges.

Später benutzte sie Muybridge zum Studium der Bewegungen von Pferden u. a. m. Er stellte eine Reihe von photographischen Apparaten vor der Bahn auf, in der das Pferd laufen sollte, und ließ das Tier bei seinem Gange durch Unterbrechung elektrischer Leitungen hintereinander die Momentverschlüsse der einzelnen Apparate auslösen. Jede Camera gab somit ein Bild, das einer bestimmten Phase der Bewegung entsprach. Anschütz in Lissa lieferte vorzügliche Serienbilder von marschierenden oder springenden Menschen, von galoppierenden oder im Trab gerittenen Pferden, laufenden Hunden ꝛc. Marey benutzte die C. zur Untersuchung des Vogelflugs und bediente sich einer einzigen Camera, die in einer Art von Gewehr enthalten war, das auf den fliegenden Vogel angelegt und eingestellt werden konnte (Fig. 1). Die Berührung des Abzugs löste ein Uhrwerk aus, durch das eine undurchsichtige, einen feinen Spalt enthaltende Scheibe in schnelle Umdrehung versetzt wurde (zwölfmal in der Sekunde).

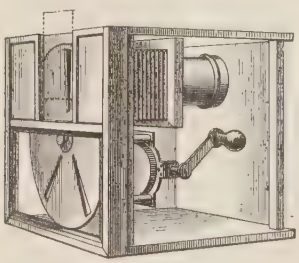


Fig. 2. Mareys Apparat mit rotierendem Momentverschluß.

Dieser Spalt diente zur Augenblicksbeleuchtung, die also zwölfmal in der Sekunde wiederkehrte u. jedesmal $^1/_{720}$ Sekunde dauerte. Indem auch der in der Camera enthaltenen empfindlichen Platte eine Rotationsbewegung erteilt wurde, entstand auf ihr alle $^1/_{12}$ Sekunde ein Bild, und zwar jedesmal auf einer andern Stelle der kreisförmig od. achteckig zugeschnittenen Platte. Vorteilhaft wird die Platte durch eine endlose lichtempfindliche Membran (Film) ersetzt, die durch ein Uhrwerk hinter dem schnell rotierenden Spalt vorüberbewegt wird u. bei jedem durch den Spalt vermittelten Lichtzutritt etwa 0,001 Sekunde stillsteht.

Fig. 3. Versuchsperson mit markierten Armen und Beinen.

Die Bewegungen von Menschen können aber auch auf einer einzigen, ruhenden Platte photographiert werden, wenn man vor derselben einen rotierenden Momentverschluß anbringt (Fig. 2). Die Ortsveränderungen, die zwischen je zwei Aufnahmen die Versuchsperson erfährt, genügen, um die einzelnen Bilder auf der Platte nebeneinander fallen zu lassen.

Vorteilhaft kleidet man die Versuchsperson schwarz und markiert an dieser Kleidung die Stellung der Arme, der Beine und des Kopfes durch glänzende Streifen und Punkte (Fig. 3). Die Photographie gibt dann nur diese wieder, und die Zahl der Phasen kann, weil sie sich jetzt infolge der Schmalheit jedes Einzelbildes gut auseinanderhalten lassen, sehr groß sein. Fig. 4 gibt eine derartige Darstellung von einem laufenden Menschen. Braune und Fischer machen gleichzeitige Momentaufnahmen der gehenden Person von verschiedenen Seiten her und bezeichnen die Stellung der einzelnen Körperteile durch plötzlich zum Aufglühen gebrachte Geißlersche Röhren.

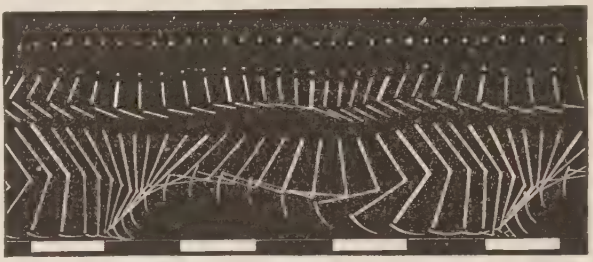


Fig. 4. Photographische Darstellung eines laufenden Menschen.

Zu den chronophotographischen Darstellungen gehört auch die Photographie gewisser Bewegungsvorgänge, deren zeitlicher Ablauf sich in andrer Weise nur sehr unvollkommen studieren läßt, in der Form von Kurven auf lichtempfindlichem, die Oberfläche eines rotierenden Zylinders bekleidendem Papier. Die Physiologie hat aus solchen Aufzeichnungen, z. B. der Bewegungen des Quecksilberfadens des Kapillarelektrometers, der Pulsbewegung an den Schlagadern, vor allem aber aus dem phonophotographischen Verfahren, durch das die Sprachlaute dargestellt werden, den größten Nutzen gezogen. Vgl. Marey: Développement de la méthode graphique par l'emploi de la photographie (Par. 1884), Le mouvement (1894) und La chronophotographie (1899).

Chronos (griech.), die Zeit; auch die personifizierte Zeit, die in der orphischen Kosmogonie die Rolle eines Urgrundes aller Dinge spielte. Die aus dem Altertum stammende Gleichsetzung von C. und Kronos (s. d.) ist unhaltbar.

Chronoskop (griech., »Zeitseher«), Instrument zur genauen Messung eines sehr kleinen Zeitabschnitts, während der sich ein gewisser Vorgang vollzieht, namentlich ein Instrument zur Bestimmung der Geschwindigkeiten von Geschossen. Diese Instrumente werden häufig auch Chronographen (s. d.) genannt, obgleich es sich bei denselben meistens nicht um die dauernde Registrierung von Zeitabschnitten handelt. Das erste C. rührt von Winnerl (1831) her, der ein Uhrwerk mit zwei Sekundenzeigern benutzte, von denen der eine, auf Null eingestellte durch Druck auf einen Knopf eingerückt wird und mitgeht, bis er durch abermaligen Druck auf einen Knopf gehemmt wird. Bei Fouchers C. hat der Sekundenzeiger an seiner Spitze ein kleines Farbengefäß, durch das beim Druck

auf einen Knopf ein mit dem Sekundenzeiger umgehender Stift dringt, der auf dem Zifferblatt einen Punkt macht. Ein zweiter Druck markiert das Ende des Vorganges. Bei dem von Wheatstone (1840) angegebenen Apparat durchläuft der Strom einer elektrischen Batterie A (Fig. 1) den Elektromagnet B, dessen Anker b, solange er angezogen wird, ein Uhrwerk C hemmt. Wird der Strom unterbrochen, so zieht eine Feder den Anker ab, und das Uhrwerk kommt in Gang, bis der Strom von neuem geschlossen wird. Nun läuft ein Draht c von der Batterie dicht vor der Mündung des Geschützes vorbei zum Elektromagnet und schließt

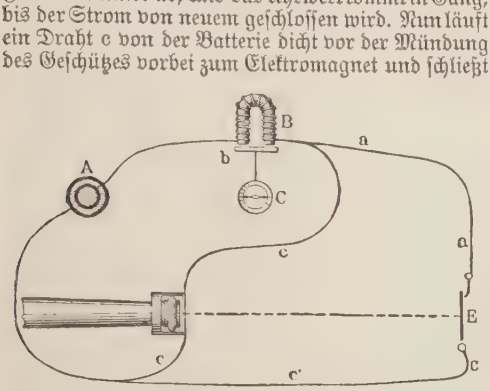


Fig. 1. Wheatstones Chronoskop.

mithin den Strom. Wird das Geschütz abgefeuert, so zerreißt der Draht, das Uhrwerk kommt in Gang. In dem Moment aber, wo die Kugel das Ziel berührt, stellt ein Metallstückchen E die Verbindung zwischen zwei Drähten c' und a her, wodurch der Strom von neuem geschlossen und das Uhrwerk angehalten wird. Man liest dann unmittelbar die Zeit ab, welche die Kugel zum Durchlaufen der Strecke brauchte. Hipps C. besteht aus einem Uhrwerk mit zwei Zifferblättern, die Hundertstel und Tausendstel einer Sekunde angeben und durch einen Elektromagnet außer Verbindung mit dem immerfort gehenden Uhrwerk gesetzt werden, sobald der Strom geschlossen wird. Wird aber dieser Strom geöffnet, so kommen die Zeiger auch wieder in Verbindung mit dem Uhrwerk und bewegen sich weiter.

Das C. von Pouillet (1844) beruht darauf, daß die Größe des Ausschlags einer Multiplikatornadel durch einen auf sie wirkenden Strom abhängig ist von der Stärke dieses Stromes, aber auch von der Zeit, während der er auf die Nadel wirkt, wenn dieselbe überhaupt nur klein ist. Aus dem unter verschiedenen Umständen erfolgenden Ausschlag schließt man auf die Zeit, wenn immer ein gleichstarker Strom angewendet wird und das Verhältnis zwischen Zeit und Ausschlag bekannt ist. Bei Anwendung dieses Verfahrens für ballistische Zwecke wird ein Strom durch die den Lauf des Geschützes verlassende Kugel geschlossen und erst in dem Moment wieder geöffnet, in dem die Kugel ihr Ziel erreicht. Diese Methode ist von Helmholtz wesentlich vervollkommt worden, erfordert aber sehr gute und fest aufgestellte Apparate und geübte Beobachter. Das Navezsche elektroballistische Pendel (vgl. Navez, Sur l'appareil électroballistique, Par. 1859) besteht aus einem Pendel, mit dem ein über einer Kreisteilung laufender Zeiger verbunden ist. Das Pendel wird bis auf den Anfangspunkt seiner Bewegung erhoben und in dieser Stellung, bei welcher der Zeiger auf Null steht, durch einen Elektromagnet festgehalten. Wird durch die den Lauf verlassende Kugel der elektrische Strom geöffnet, so fällt das Pendel ab, und mit ihm bewegt sich der Zeiger. Sobald aber die Kugel das Ziel berührt, schließt sie einen Strom, der auf einen Elektromagnet wirkt und den Zeiger sofort anhält. Der von dem Pendel durchlaufene Weg ergibt dann direkt die gesuchte Zeit. Ein andres, von Le Boulengé (»Chronographe électro-ballistique«, 1864 und 1869; vgl. Kuhn, Über den elektroballistischen Chronographen von Le Boulengé, in Dinglers »Polytechnischem Journal«, Bd. 179) angegebenes C. steht dem Apparat von Navez sehr nahe und kann als elektromagnetischer Fallapparat für ballistische Zwecke (Flugzeitmesser) bezeichnet werden. Man berechnet das zu bestimmende Zeitintervall aus der während desselben zurückgelegten Fallhöhe. Später benutzte Le Boulengé das auf elektromagnetischem Wege geregelte Ausfließen einer Flüssigkeit als C., indem er die Zeit aus dem Gewicht der Ausflußmenge bestimmte, die er während der zu messenden Intervalle erhalten hatte (elektrischer Klepsyder). Mittels des Chronoskops von Bashforth und Martin de Brettes kann die Geschwindigkeit des Geschosses an vielen Stellen seiner Bahn bestimmt werden. Noble mißt die Geschoßgeschwindigkeit innerhalb des Rohres: in die Wandung des Geschützrohrs werden nämlich eine Reihe von Zylindern senkrecht zur Geschützachse so eingeschraubt, daß sie bis in die Seele hineinragen und hier mit Scharnierklappen versehen werden können. Das Geschoß drückt auf seinem Lauf eine Klappe nach der andern nieder, zerschneidet auf diese Weise in jedem Zylinder einen Draht und unterbricht dadurch ebenso viele galvanische Ströme, die mit Chronographen in Verbindung stehen. Auch die Schwingungszahl einer Stimmgabel wird benutzt, um kleine Zeiträume zu messen, so bei den Vibrations-Chronoskopen von Babo, Beetz, Depretz, Sébert (Velozimeter) und Fr. J. Smith. Der letztere, der aus Anlaß einer Untersuchung über Explosionen konstruiert wurde, hat die Aufgabe, eine große Zahl von Ereignissen, die sehr rasch aufeinander folgen, zeitlich zu fixieren. Das

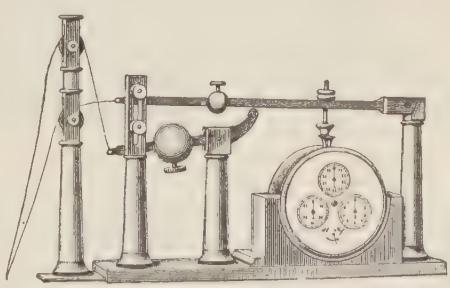


Fig. 2. Tertienuhr mit doppelter Arretiervorrichtung und Nullstellung nebst Auslösungsapparat.

C. von C. W. Schmidt, das namentlich in der französischen Armee gebraucht wird, mißt die gesuchte Zeit durch die Schwingung einer aus nichtmagnetischem Metall hergestellten Chronometer-Unruhe, mit der ein Zeiger verbunden ist, der durch Unterbrechung elektrischer Ströme in Bewegung gesetzt und angehalten werden kann. Die Löbnersche Tertienuhr mit doppelter Arretiervorrichtung (Fig. 2) hat drei Zifferblätter mit je einem Zeiger, der die Minuten, die Sekunden und die $^1/_{100}$ Sekunden angibt. Durch den Druck eines Knopfes wird das Uhrwerk in Gang gesetzt, durch einen zweiten Druck auf denselben Knopf

bleiben die Zeiger stehen; die verflossene Zeit wird auf den Zifferblättern auf $^1/_{100}$ Sekunde genau angezeigt. Ein zweiter Knopf bringt beim Drücken die Zeiger wieder auf die Nullstellung.

Die Löbnersche Tausendstelsekundenuhr (Figur 3) kann in Verbindung mit einem photographischen Apparat Zeitintervalle bis zu $^1/_{1000}$ Sekunde messen. Sie hat ein Zifferblatt von 3 m Durchmesser; das an seinem äußern Kreis in 360, an dem innern in 200 Teile eingeteilt ist, über die sich ein Zeiger bewegt. Jeder Teilstrich der innern Einteilung entspricht 0,001 Sekunde. Die Bewegung des Zeigers

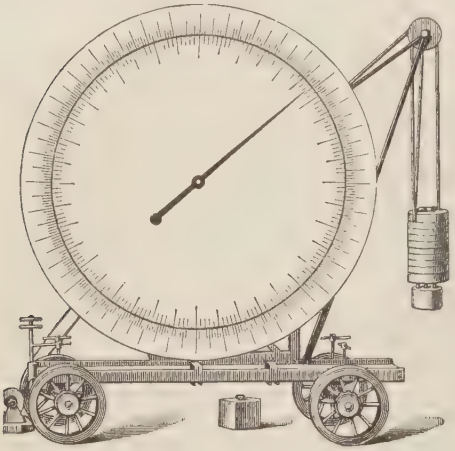


Fig. 3. Tausendstelsekundenuhr.

kann mit bloßem Auge nicht verfolgt werden, weil seine Spitze in einer Sekunde 45 m zurücklegt; darum findet die Feststellung der Zeit mittels eines photographischen Apparats statt, der 2880 Aufnahmen in einer Sekunde zu machen gestattet. Auf den aufgenommenen Bildern wird die Stellung des Zeigers auf dem Zifferblatt abgelesen und gleichzeitig der Punkt festgestellt, wo sich der zu beobachtende Gegenstand, z. B. ein fliegendes Geschoß, in den verschiedenen Momenten der Aufnahme befand. Vgl. Saunier, Lehrbuch der Uhrmacherei (deutsch von Großmann, 2. Aufl., Bautzen 1891—92, 3 Bde. mit Atlas und Ergänzungsband).

Chronostichon (griech.), s. Chronogramm.

Chronothermometer, s. Thermointegrator.

Chroolĕpus *Ag.* (Trentepohlia *Mart.*), Algengattung aus der Ordnung der Chlorophyzeen, Luftalgen, die als rote, rasen- oder krustenförmige Überzüge häufig an feuchten Baumrinden, Mauern, Felsen u. dgl. leben. C. Jolithus *Ag.* (Veilchenmoos) wächst in Gebirgsgegenden auf Steinen (Veilchensteine) und behält seinen Veilchengeruch auch nach dem Absterben. Mit den Zellen des C. stimmen die rotgefärbten Gonidien im Thallus der Schriftflechten überein (vgl. Flechten).

Chropaczow (spr. -patschoff), Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Landkreis Beuthen, bei Königshütte, hat Steinkohlenbergbau und (1900) 6563 Einw.

Chroszütz (spr. chroschtschütz), Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Oppeln, hat eine kath. Kirche, Korbflechterei und (1900) 2449 Einw.

Chrotta (Crwth, Crowd, Crouth), ein altes britan. Streichinstrument, das bereits der Dichter Venantius Fortunatus (609) erwähnt. Von den anderweit seit dem 9. Jahrh. vorkommenden Streichinstrumenten (Lyra, Rebeca, Rubeba, Viella) unterscheidet es sich durch den »Bügel«, der vom Wirbelkopf auf beiden Seiten zum Schallkörper hinabreicht; die Saiten (fünf) laufen teils über, teils neben einem schmalen Griffbrett (ohne Bund), das vom Bügel bis fast in die Mitte des Schallkastens reicht. Schallöcher und Steg sind gleichfalls vertreten. Vgl. die Tafel »Musikinstrumente I«, Fig. 10. Die C. existierte noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in ihrer alten Gestalt bei der Landbevölkerung in Irland, Wales und in der Bretagne.

Chroust, Anton, deutscher Geschichtsforscher, geb. 10. März 1864 in Graz, studierte germanische Philologie und Geschichte und widmete sich 1886 im Institut für österreichische Geschichtsforschung zu Wien paläographischen und diplomatischen Studien. 1887 in Graz für Geschichte des Mittelalters und geschichtliche Hilfswissenschaften habilitiert, wurde er 1891 nach München berufen zu der von Stieve geleiteten Herausgabe der Briefe und Akten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, habilitierte sich 1893 daselbst für das ganze Fach der Geschichte und wurde 1898 Professor der neuern Geschichte und der geschichtlichen Hilfswissenschaften in Würzburg. Seine wichtigsten Arbeiten sind: »Die Romfahrt Ludwigs des Bayers« (Gotha 1887); »Untersuchungen über die langobardischen Königs- u. Herzogsurkunden« (Graz 1888); »Tageno, Ansbert und die Historia peregrinorum, drei kritische Untersuchungen zur Geschichte des Kreuzzuges Friedrichs I.« (das. 1892); »Abraham von Dohna, sein Leben und sein Gedicht auf den Reichstag von 1613« (Münch. 1896); »Briefe und Akten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges« (Bd. 9, 1903). Mit andern gibt er die »Monumenta palaeographica, Denkmäler der Schreibkunst des Mittelalters« (I. Serie, Bd. 1—3, das. 1899—1902) heraus.

Chrudim, Stadt in Böhmen, liegt 270 m ü. M. an der Chrudimka, die oberhalb Hlinsko entspringt und nach 75 km langem Laufe bei Pardubitz in die Elbe mündet, an der Nordwestbahn (Linie Deutsch-Brod–Rositz) und der Staatsbahnlinie Heřmaměstetz-Borohradek, hat eine gotische, neuestens restaurierte Kirche aus dem 13. Jahrh., 3 andre Kirchen, ein Kapuzinerkloster und (1900) 13,045 tschech. Einwohner. Die Industrie beschäftigt Fabriken für Zucker, Spiritus, Mehl, Bier, Malz, Leder und Schuhwaren, Tuch und landwirtschaftliche Maschinen. Auch werden hier größere Pferdemärkte abgehalten. C. hat ein Real- und Obergymnasium, eine Lehrerinnenbildungsanstalt, Handelsakademie, landwirtschaftliche Mittelschule, Fachschule für Holzindustrie, ein Gewerbemuseum und ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts und einer Finanzbezirksdirektion. C. ist seit 1307 königliche Leibgedingstadt und Geburtsort des Erfinders der Schiffsschraube, J. Ressel.

Chrysalinida, s. Rhizopoden.

Chrysalis (Chrysalide, griech., »Goldpuppe«), die Puppe der Dornraupe, die gewöhnlich mit Gold- oder Silberflecken geziert ist, daher ihr Name; dann überhaupt soviel wie Puppe; s. Insekten.

Chrysaminsäure (Polychromsäure, Aloesäure, Tetranitrodioxyanthrachinon, Tetranitrochrysazin) $C_{14}H_4N_4O_{12}$ oder $C_{14}H_2(NO_2)_4(OH)_2O_2$ entsteht bei Einwirkung von Salpetersäure auf Aloe oder Chrysophansäure, bildet gelbe Kristalle, schmeckt bitter, löst sich in Alkohol, schwer in Wasser, färbt es aber purpurrot, verpufft beim Erhitzen und bildet mit Basen schwer lösliche,

grün metallisch glänzende oder purpurrote, beim Erhitzen verpuffende Salze. Beim Kochen mit alkalischem Sulfid entsteht eine tiefblaue Flüssigkeit, aus der kupferrotes, in durchfallendem Licht blaues Hydrochrysamid (Tetramidodioxyanthrachinon) kristallisiert. Durch Reduktion und Eliminierung der Amidgruppen entsteht Chrysazin. C. färbt Wolle dunkelbraun, Seide purpurbraun, mit essigsaurer Tonerde gebeizte Baumwolle violett.

Chrysander, Friedrich, Musikhistoriker, geb. 8. Juli 1826 in Lübtheen im Mecklenburgischen, gest. 3. Sept. 1901 in Bergedorf, studierte in Rostock Philosophie und lebte, nachdem er hier die philosophische Doktorwürde erworben, längere Zeit im Ausland, namentlich in England. Nach Deutschland zurückgekehrt, hielt er sich teils zu Lauenburg, teils zu Bellahne in Mecklenburg auf; seit 1866 hatte er seinen Wohnsitz in Bergedorf bei Hamburg. Chrysanders Lebenswerk ist die leider unvollendete Biographie Händels (Leipz. 1858—67, Bd. 1—3, erste Hälfte), die zu den bedeutendsten Leistungen auf musikgeschichtlichem Gebiet gehört, und die Redaktion, ja zum großen Teil sogar der Stich der Gesamtausgabe der Werke Händels (Ausgabe der Händel-Gesellschaft, 1859—94, 100 Bde.). Zahlreiche historische Studien Chrysanders erschienen in der von ihm redigierten »Allgemeinen musikalischen Zeitung« (bestand 1868—82), in den 1863 und 1867 von ihm herausgegebenen »Jahrbüchern für Musikwissenschaft« und der »Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft« und an andern Orten. Hervorzuheben sind auch seine »Denkmäler der Tonkunst« (vierstimmige Motetten von Palestrina, 4 Oratorien von Carissimi, Corellis Werke und Couperins »Pièces de Clavecin«) sowie seine gekürzten Bearbeitungen Händelscher Oratorien für den heutigen Konzertgebrauch (nicht gedruckt).

Chrysanilin $C_{20}H_{17}N_3$, bei der Fuchsindarstellung entstehender Farbstoff, ein hellgelbes Pulver, kaum löslich in Wasser, leicht in Alkohol und Äther. Das C. des Handels (Phosphin, Ledergelb, Philadelphiagelb) $C_{19}H_{16}N_4O_3$ ist das Nitrat oder Chlorhydrat der Base, gemengt mit Salzen homologer Basen, und dient zum Färben von Seide und Leder.

Chrysanthemum *L.* (Goldblume), Gattung der Kompositen, einjährige oder ausdauernde Kräuter, selten Halbsträucher mit ganzrandigen, seltener fiederteiligen Blättern und großen Blütenköpfen. Gegen 140 Arten in Europa, Nord- und Mittelasien, auch in Nordamerika und Nordafrika. Das einjährige C. carinatum *Schousb.* (C. tricolor hort., s. Tafel »Zierpflanzen II«, Fig. 11), aus Nordafrika, eine der ausgezeichnetsten Florblumen, hat etwas fleischige, blaugrüne, fiederteilige Blätter, braunviolette Scheiben- und weiße Strahlblüten, variiert aber in mannigfachen Farben. C. frutescens *L.* (Strauch margueríte), von den Kanaren, weiß und gelb blühend, wird in hohen und Zwergformen im Kalthaus kultiviert und im Winter in großen Massen aus dem Süden eingeführt. C. Leucanthemum *L.* (große Maßliebe, große Gänseblume, Gevatterblume, Johannisblume, Marienblume), ausdauernd, mit weißen Strahl- und gelben Scheibenblütchen, ist in Europa auf Wiesen und Rainen gemein, in Nordamerika und Neuseeland eingebürgert, gilt als schlechtes Futterkraut und wurde früher arzneilich benutzt. Die zarten Sprossen werden in Italien als Salat gegessen. C. segetum *L.* (Wucherblume), mit ansehnlichen goldgelben Strahl- und Scheibenblüten, in fast ganz Europa und dem Mittelmeergebiet, in

Varietäten von Chrysanthemum indicum. a Stammform.

Nordamerika eingeschleppt, tritt als überaus lästiges, schwer ausrottbares Unkraut unter der Saat, besonders im nördlichen Deutschland, auf. Man hat es zur Pottaschenbereitung empfohlen, da 50 kg frisches Kraut 0,5 kg Pottasche liefert. Von C. (Pyrethrum) Parthenium *Pers.* (Mutterkraut, Bertramwurz), ausdauernd, in Südeuropa, mit gestielten, fiederteiligen Blättern und weißstrahligen Blütenköpfchen, wurde das Kraut mit den Blüten arzneilich benutzt. Es riecht stark kamillenähnlich, aber unangenehm und schmeckt sehr bitter. Es wird in vielen Varietäten als Zierpflanze kultiviert, besonders auch mit goldgelben Blättern zur Bepflanzung der Teppichbeete. Mehrere Arten liefern Insektenpulver (s. d.), besonders C. roseum *Web.* et *Mohr* (Pyrethrum carneum *M. B.*) und C. Marschallii *Asch.* (P. roseum *M. B.*), im Kaukasus, in Armenien und Nordpersien, beide mit rosa- oder fleischfarbenen Strahlblüten, das persische,

C. (P.) cinerariifolium *Bocc.*, mit sehr kleinen, gelben Scheibenblüten und weißgelblichen Strahlblüten, das dalmatinische. P. roseum wird in zahlreichen Varietäten als Zierpflanze kultiviert. C. (Tanacetum) vulgare *L.* (Rainfarn), ausdauernd, bis 1,25 m hoch, mit fiederteiligen Blättern und doldenrispig gehäuften, kleinen, gelben Blütenköpfchen und nicht strahlenden Randblüten, wächst in Europa, dem Kaukasusgebiet und Sibirien, ist in Nordamerika eingeschleppt. Alle Teile, besonders die Blüten, riechen beim Zerreiben stark aromatisch, kampferartig, schmecken gewürzig bitter und enthalten ein gelbes ätherisches Öl, das als Wurmmittel verwendbar ist. C. (Tanacetum) balsamita *L.* (Marien-, Pfefferblatt, Balsamkraut, Frauenminze, griechische Minze, römischer Salbei), mit ungeteilten gesägten, balsamisch riechenden Blättern und gelben Blüten mit und ohne Strahlblüten, in Südeuropa, wird als Zierpflanze und Küchengewürz kultiviert, auch als Hausmittel besonders gegen Würmer benutzt. Es wurde schon von Karl d. Gr. als Costus hortensis zum Anbau empfohlen, später von den Engländern als Bierwürze benutzt. Jetzt dient es noch zu Kirchensträußen und zum Totenschmuck. Blumistisch sehr wertvoll ist das ausdauernde Herbstchrysanthemum (Goldaster, C. indicum *L.*), in China und Japan, das in zahlreichen Varietäten mit weißen, gelben, orangefarbenen, braunen, roten, schwärzlich purpurfarbenen, auch zweifarbigen Blüten kultiviert wird (s. Abbild., S. 135). Man unterscheidet einfache Sorten, röhrenblütige, zungengefüllte (auswärts-, einwärtsgekrümmte, japanische oder Phantasiechrysanthemen von unregelmäßigem, leichtem Bau und behaarte, mit haarartigen Anhängseln auf den Blumenblättern), anemonenblütige und Pomponchrysanthemen. Sie werden als hervorragendste Modepflanzen für das Zimmer, das Gewächshaus und den Wintergarten kultiviert. In der japanischen Gärtnerei und Kunstindustrie spielt sowohl die Stammform des Herbstchrysanthemum (Nogiku) als seine Varietäten (Kiku) eine große Rolle. Man zieht die Pflanze reisbesenartig und fächerförmig, macht außerdem aber auch viele Formspielereien und bildet z. B. aus blühendem C. Puppen von 10 m Höhe, die dramatische Begebenheiten, Märchen ꝛc. darstellen. Am 9. Sept. feiert man ein Jahresfest, das der Kiku, dem Sinnbild langen Lebens, gewidmet ist; die kaiserliche Familie hat eine Kikublume im Wappen (s. Tafel »Wappen IV«), und ihr höchster Orden ist der Chrysanthemum-Orden (s. d.). Schon 1688 kultivierte man in Holland sechs Spielarten von C., aber erst 100 Jahre später fand die Pflanze größere Verbreitung, und seit 1826 wurden in Südfrankreich (Toulon) die ersten Aussaaten versucht und viele Varietäten erzielt. In neuerer Zeit sind die Herbstchrysanthemen namentlich in England und jetzt auch in Deutschland zu sehr großer Vollkommenheit gebracht worden, doch werden auch viele Varietäten aus China und Japan eingeführt. Vgl. Burbidge, The C., its history, culture, etc. (Lond. 1884); Credner, C. indicum und seine Kultur (Erf. 1889); Lebl, Das C. (Berl. 1892).

Chrysanthemum-Orden, kaiserlich japan. Orden (Goldblumenorden), gestiftet vom Mikado 27. Dez. 1876, wird nur an gekrönte Häupter und höchste Staatsbeamte verliehen. Die Dekoration besteht aus einem Stern in Kreuzesform von 32 weiß emaillierten, goldenen Strahlen; in den vier durch verkürzte Strahlen gebildeten Winkeln befindet sich je eine Goldblume zwischen zwei grün emaillierten Blättern. Der rote Mittelschild ist von einem goldenen Ring umgeben. Den obersten Strahl verbindet eine Goldblume, deren Rückseite vier japanische Buchstaben (»Erhabene Taten und ehrenvolle Handlungen« bedeutend) trägt, mit einem goldenen Ring. Der Bruststern zu der ersten Dekoration ist gleich. Das Band ist rot, dunkelblau gerändert und wird über die Schulter getragen. S. Tafel »Orden III«, Fig. 5.

Chrysaor (»Goldschwert«), im griech. Mythus Sohn des Poseidon und der Medusa, sprang mit einem goldenen Schwert in der Hand nebst Pegasos aus dem Rumpf der Medusa, als Perseus dieser das Haupt abschlug. Er zeugte mit der Okeanide Kallirrhoë den dreiköpfigen Riesen Geryones und die Echidna.

Chrysarobin (Ararobin, Goa- oder Bahiapulver) $C_{15}H_{12}O_3$, die gereinigte, in Höhlungen der Stämme von Andira Araroba ausgeschiedene Masse, ein gelbes, leichtes, kristallinisches Pulver, das, mit 2000 Teilen Wasser gekocht, eine braunrötliche, geschmacklose Flüssigkeit liefert. Beim Ausziehen mit Benzol erhält man gelbe Nadeln oder Blättchen, die sich in Benzol, Chloroform, Eisessig, schwer in Alkohol und Äther, kaum in Wasser lösen und sublimieren. In alkalischer Lösung (auch im Organismus) oxydiert sich C. leicht zu Chrysophansäure. Bei Reduktion durch Zinkstaub gibt es Methylanthrazen. C. wirkt brechenerregend und abführend und reizt zugleich Nieren und Blase; äußerlich wird es mit Vorteil bei Hautkrankheiten, namentlich bei Psoriasis und parasitären Leiden, angewendet.

Chrysaurein, s. Tropäolin.

Chrysazin, s. Chrysaminsäure.

Chryseis (eigentlich Astynome), Tochter des Apollopriesters Chryses zu Chryse am Ida, fiel dem Agamemnon als Beute zu, der erst dem Vater den Loskauf weigerte, sie aber dann infolge einer von Apollon zur Strafe gesandten Pest ohne Entgelt zurückgab.

Chryselephantin (von chrysos, Gold, und elephas, Elfenbein), s. Goldelfenbeinkunst.

Chrysen $C_{18}H_{12}$ findet sich im Steinkohlenteer und entsteht beim Erhitzen von Phenylnaphthyläthan $C_{18}H_{16}$ oder Inden C_9H_8. Es bildet farb- und geruchlose Blättchen (schwer von einer goldgelb färbenden Beimengung zu reinigen), fluoresziert violett, löst sich wenig in Alkohol und Äther, schmilzt bei 250°, siedet bei 448° und gibt bei Oxydation mit Chromsäure Chrysenchinon (Chrysochinon) $C_{18}H_{10}O_2$, das gelbrote Nadeln bildet und bei 235° schmilzt.

Chryseolin, s. Tropäolin.

Chrysididae, s. Goldwespen.

Chrysippos, im griech. Mythus Sohn des Pelops und der Nymphe Axioche, Halbbruder des Atreus und Thyestes. Der Thebaner Laïos, von Pelops gastlich aufgenommen, gewann den schönen Jüngling lieb, entführte ihn auf seinem Wagen nach Theben und schändete ihn. C. tötete sich aus Scham, während Pelops über Laïos den Fluch aussprach, wodurch alles Unglück über diesen und sein Haus kam.

Chrysippos, griech. Philosoph, geb. um 282 v. Chr. in Soli (nach andern in Tarsos), kam etwa 262 nach Athen, wo er die Stoiker Zenon und Kleanthes sowie die Akademiker Arkesilaos und Lakydes hörte, und war Leiter der stoischen Schule nach Kleanthes von 232 bis zu seinem Tod um 208. Durch seine scharfe Dialektik und seinen schriftstellerischen Fleiß (er soll nach Diogenes Laërtius über 700 Schriften verfaßt haben) wurde er gleichsam der zweite Begründer der Stoa, so daß man sagte: Wenn C. nicht gewesen wäre, gäbe

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

es keine Stoa. Nächst Zenon ist er der berühmteste Stoiker. Von seinen Werken sind uns viele Bruchstücke (besonders bei Plutarch) erhalten. In seiner Lehre hielt er sich im ganzen an die Sätze des Zenon und Kleanthes und führte diese nur systematisch aus. (S. die Artikel »Stoiker« und »Zenon«.) Er hat alle Teile der Philosophie, Logik, Physik nebst der Psychologie, Ethik, behandelt, aber dabei, wie es scheint, keine ihn besonders unterscheidenden Lehren vorgetragen. Seine Büste findet sich auf einer Herme der Villa Albani zu Rom. Die Fragmente hat Baguet, freilich sehr unvollständig, gesammelt (Löwen 1822), neuerdings die logischen und physischen Joh. v. Arnim in »Stoicorum veterum fragmenta« (Leipz. 1903). Vgl. Petersen, Philosophiae Chrysippeae fundamenta (Altona u. Hamb. 1827); Gercke, Chrysippea (Leipz. 1884).

Chryso... (griech.), in Zusammensetzungen soviel wie Gold...

Chrysobalānus *L.* (Beerenzwetsche), Gattung der Rosazeen, Sträucher und Bäumchen mit abwechselnden, einfachen, ganzrandigen Blättern, weißlichen Blüten in Trauben oder Rispen und Steinfrüchten mit einsamigem, fünfeckigem Steinkern. Drei Arten in Westafrika und Amerika. C. Icaco *L.* (Ikakopflaumenbaum, Kokospflaume, Guajara) ist ein baumartiger, 2,5—3 m hoher Strauch in Westindien, Südamerika und Westafrika, mit kurzgestielten, glänzenden Blättern und rundlich-ovalen, pflaumengroßen, gelben, roten oder schwarzen Steinfrüchten, die angenehm süß zusammenziehend schmecken und roh, gekocht oder mit Zucker eingemacht genossen werden. Auch die öligen, wohlriechenden Samen sollen sehr wohlschmeckend sein. Mit einer Abkochung der Rinde konserviert man die Netze.

Chrysoberyll, Mineral, ein Berylliumaluminat $BeAl_2O_4$, findet sich in kurz und breit säulenförmigen oder dick tafelartigen, rhombischen Kristallen, eingewachsen oder lose, auch in Form von Geschieben, grünlichweiß bis smaragdgrün, mit Glasglanz, durchsichtig bis durchscheinend, zuweilen mit bläulichem wogenden Lichtschein (Cymophan), Härte 8,5, spez. Gew. 3,6—3,8. Der C. kommt eingewachsen im Gneis bei Marschendorf in Mähren und im Granit von Haddam in Connecticut 2c. vor, besonders aber in losen Kristallen, Körnern und Geschieben in den Edelsteinsanden von Ceylon und Brasilien. Die schön grünen, reinen Geschiebe werden als Schmucksteine (sogen. orientalischer Chrysolith) verarbeitet und wie Diamanten geschliffen. Diejenigen mit bläulichem Lichtschein führen, en cabochon geschliffen, im Handel gewöhnlich den Namen schillernder oder opalisierender Chrysolith, C.-Katzenauge, orientalisches oder ceylonesisches Katzenauge. Ein smaragdgrüner, in durchfallendem Kerzenlicht blutrot erscheinender C., der in hexagonal aussehenden Kristallen (Drillingen) bis 6,5 cm Durchmesser in den Smaragdgruben der Takowaja im Ural (s. Tafel »Edelsteine«, Fig. 19) sowie in Ceylon vorkommt, ist der als Edelstein hochgeschätzte Alexandrit (vgl. auch Andalusit).

Chrysochinōn, s. Chrysen.

Chrysographie (griech.), die Kunst, mit Gold zu schreiben oder zu malen, wurde besonders von den Byzantinern, die nicht nur in geschätzten Büchern oder Urkunden einzelne große, gemalte Buchstaben mit Goldblättchen belegten, sondern auch ganze Schriften mit einer Goldtinktur schrieben, und von den sogen. Briefmalern oder Illuminatoren des frühern Mittelalters angewendet. Solche ganz in goldenen Buchstaben ausgeführte Pergamenthandschriften (Codices aurei, und zwar Evangelienbücher) sind uns noch mehrfach erhalten, z. B. die von einem Gottschalk (8. Jahrh.), auf rötlichem Pergament, in der Bibliothek des Louvre, die Evangelienhandschrift in der Stadtbibliothek zu Trier, eine andre in der königlichen Bibliothek zu München (um 870), eine in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha (Ende des 10. Jahrh.) und ein lateinischer Evangelienkodex auf Purpurpergament aus dem 7. Jahrh. (früher im Besitz Heinrichs VIII., dann in der Hamiltonschen Sammlung und jetzt in englischem Privatbesitz).

Chrysoidin, s. Diazobenzol.

Chrysoīn, s. Tropäolin.

Chrysokoll, Mineral, s. Dioptas.

Chrysokolla, eine im Altertum benutzte Farbsubstanz, dürfte ein natürliches Kupfergrün (s. Dioptas) gewesen sein. Theophrast versteht unter C. oft den Smaragd. Auch eine von den Alten zum Löten von Gold benutzte Substanz, aus Harn erhaltenes phosphorsaures Salz, Kupfererze, Grünspan, Borax 2c.

Chrysolith, bei den Alten ein Edelstein von goldgelber Farbe, jetzt soviel wie Olivin; im Handel versteht man unter C. und zumal unter orientalischem C. einen grünen Granat (s. d.), auch wohl Vesuvian, ferner Chrysoberyll (s. d.) oder gelbgrünen Korund (s. d.); über ceylonischen C. s. Turmalin, über sächsischen C. s. Topas. Böhmischer C. oder Wasserchrysolith ist Bouteillenstein, s. Obsidian; Kapchrysolith ist ein grüner Prehnit vom Kap.

Chrysolōras, Manuel, der erste bedeutendere Lehrer des Griechischen in Italien, geb. um 1350 aus einer edlen Familie Konstantinopels, gest. 15. April 1415 in Konstanz, war bereits um 1391 im Auftrag seines Kaisers in Italien, um Hilfe gegen die Türken zu erwirken, und lehrte 1397—1400 in Florenz, 1402 in Pavia. Nach Konstantinopel zurückgekehrt, landete er 1408 wieder in Venedig, lehrte dann in Rom und wirkte für die Vereinigung der römischen und griechischen Kirche. 1414 begleitete er Johann XXIII. auf das Konstanzer Konzil. Als Lehrer war er von epochemachender Bedeutung und wurde wegen seiner milden Humanität verehrt. Er schrieb: »Erotemata« (Veneb. 1484 u. ö.), die erste griechische Grammatik für Lateiner, und hinterließ eine lateinische Übersetzung von Platons »Republik« und Briefe.

Chrysomelidae, s. Blattkäfer.

Chrysomelie, s. Citrus, S. 165.

Chrysomitris, der Zeisig.

Chrysomorphisch (griech.), goldartig.

Chrysomyxa, s. Rostpilze.

Chrysopa, die Florfliege.

Chrysopāl (auch Smaragdopal, Goldopal), gemeiner Opal (s. d.) von lauch-, apfel-, öl- oder olivengrüner Farbe.

Chrysophānsäure (Rheïnsäure, Dioxymethylanthrachinon) $C_{15}H_{10}O_4$ oder $C_{14}H_5.CH_3.O_2(OH)_2$ findet sich in der Schüsselflechte (Parmelia parietina), in Rhabarberwurzel, in Blättern und Wurzeln von Sauerampferarten, in Sennesblättern und entsteht bei Oxydation von Chrysarobin. C. bildet orangegelbe, goldglänzende, geruch- und fast geschmacklose Kristalle, löst sich in Alkohol, Äther und kochendem Wasser, schmilzt bei 187°, sublimiert z. T. unzersetzt, löst sich in Alkalien mit purpurroter Farbe und wird durch Zinkstaub zu Methylanthrazen reduziert.

Chrysophrys, die Goldbrasse.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Chrysophyllum *L.* (Goldblatt), Gattung der Sapotazeen, Milchsaft führende Bäume mit lederigen eiförmigen oder lanzettlichen, oft dicht seidenfilzigen Blättern, kleinen, in Büscheln stehenden Blüten und meist einsamigen Beeren. Etwa 60 meist tropisch-amerikanische Arten. C. glycyphloeum *Casaretti* (C. Buranhem *Ried.*), in Brasilien, liefert die früher arzneilich benutzte Monesiarinde von süßholzartigem, etwas bitterm, astringierendem Geschmack, die Saponin, Glycyrrhizin und bis 32 Proz. Gerbstoff enthält und auch als Gerbmaterial in den europäischen Handel gekommen ist. C. Cainito *L.* ist ein schöner, 9—12 m hoher Baum mit oben glatten, unten goldrötlich filzigen, großen Blättern, kleinen purpurroten Blüten und purpurroten, glatten, runden, 7—10samigen, wohlschmeckenden Früchten, die als Sternäpfel (s. Tafel »Tropische Früchte«, Fig. 5) ein beliebtes Obst bilden. Er wächst im tropischen Amerika und wird vielfach in den Tropen kultiviert. C. glabrum *Jacq.*, ein 4,5 m hoher Baum in den Wäldern auf Martinique, mit länglichen Blättern und olivengroßen Früchten von weinartigem Geschmack, hat sehr hartes Holz (indisches Eichenholz), das zu Zaunpfählen in den Kaffeepflanzungen dient. C. monopyrenum *Sw.*, ein Baum in Westindien und am Orinoko, mit länglichen, unten rotfilzigen Blättern, liefert die bläulichen, einsamigen, wohlschmeckenden Damaszener Pflaumen.

Chrysopŏlis, s. Skutari 2).

Chrysoprās (grüner Chalcedon), Halbedelstein, ein durch Nickel apfelgrün gefärbter Chalcedon, findet sich in Platten und Knollen bei Kosemitz und Gläsendorf unweit Frankenstein in Schlesien in einem zersetzten Serpentin, dann aber auch bei Kuba in Siebenbürgen, in Neukaledonien, Oregon, Ostindien ꝛc. Der C., im Altertum und Mittelalter hochgeschätzt, kam wieder durch Friedrich d. Gr. in Aufnahme, der Sanssouci damit schmückte (zwei Tische mit 94 cm langen, 63 cm breiten und 5 cm dicken Platten von C.). Der Stein wird vorzugsweise in Schlesien verschliffen und zu Siegelringen, Broschen, Arm- und Gürtelspangen ꝛc. verarbeitet. Am Licht und in der Wärme verliert er allmählich seine Farbe, gewinnt sie aber wieder, wenn man ihn einige Zeit in befeuchtete Baumwolle einwickelt oder mit warmer salpetersaurer Nickellösung behandelt. S. Tafel »Edelsteine«, Fig. 10.

Chrysops, die Blindfliege, s. Bremsen, S. 383.

Chrysorhamnin, s. Gelbbeeren.

Chrysorin (Mosaikgold, mosaisches Gold), goldähnliche Legierungen aus Kupfer und Zink mit feinkörnigem Bruch, die sich gut an der Luft halten, wenn sie angelaufen sind, durch bloßes Abwischen ihren Glanz wiedererhalten und sich mit sehr wenig Gold gut vergolden lassen. Man benutzt sie namentlich zu gegossenen Luxusartikeln. Ganz ähnliche Legierungen sind: Prinzmetall, Prinz Ruprechts-Metall, Bristoler Messing.

Chrysorrhoas, Fluß in Syrien, s. Barada.

Chrysorrhoas, christlicher Dogmatiker, s. Johannes Chrysorrhoas.

Chrysos (griech.), Gold.

Chrysosplenium *L.* (Milzkraut), Gattung der Saxifragazeen, ein- oder mehrjährige, etwas fleischige, zarte, bleichgrüne, niedrige Kräuter mit abwechselnden oder gegenständigen, gekerbten Blättern, kleinen, grünlichen Blüten in wenigblütigen, achsel- oder endständigen Blütenständen; 40 Arten in Europa, Asien und dem außertropischen Amerika. C. alternifolium *L.* (Goldmilz, Goldsteinbrech, Steinkresse), mit abwechselnden, nierenförmigen Blättern, goldgelben, im ersten Frühjahr erscheinenden Blüten, wächst an Quellen und Bächen zirkumpolar, südlich bis zum Apennin, Kaukasus, Himalaja. Früher wurde das sehr schwach kressenartig schmeckende Pflänzchen arzneilich benutzt. C. oppositifolium *L.*, mit gegenüberstehenden Blättern, in Europa.

Chrysostŏmos (griech., »Goldmund«), 1) Johannes, Patriarch von Konstantinopel, einer der berühmtesten Kirchenväter und Redner, geb. 344 (347) in Antiochia, wurde nach dem Tode seines Vaters Secundus von seiner frommen Mutter Anthusa trefflich erzogen und von dem berühmten heidnischen Rhetor Libanius unterrichtet, empfing um 369 die Taufe und unterwarf sich in der Nähe von Antiochia schweren Kasteiungen, bis ihn eine Krankheit 381 zur Rückkehr nach Antiochia nötigte. Hier zum Diakonus und 386 zum Presbyter geweiht, entwickelte er ein seltenes Rednertalent. 398 berief ihn Kaiser Arkadius zum Bischof der Hauptstadt. Die Strenge seiner Forderungen zog ihm in den höhern Klassen zahlreiche Feinde und eine Anklage wegen Lästerung der Kaiserin Eudoxia und wegen Verschleuderung von Kirchengütern zu. Von einer bei dem kaiserlichen Landgut »Zur Eiche« (daher die Synode ad quercum genannt) in der Nähe von Chalcedon abgehaltenen Versammlung von Bischöfen unter dem Vorsitz des Theophilus von Alexandria, seines erbittertsten Gegners, ward er abgesetzt und vom Kaiser verbannt, aber auf einstimmige Forderung seiner Gemeinde bald wieder zurückgerufen. Neue Ausfälle gegen die Kaiserin hatten schon 404 seine abermalige Verbannung zur Folge, zuerst nach Nikäa, dann nach Kaukasus im Taurus und zuletzt nach Pityus am östlichen Ufer des Schwarzen Meeres. Auf der Reise dahin starb er zu Komana in Pontus 14. Sept. 407. Der Name C. ward ihm erst nach seinem Tode beigelegt und sollte die Fülle seiner Beredsamkeit bezeichnen. Das Volk nannte ihn »Johannes den Almosenspender«. Die griechische Kirche feiert sein Gedächtnis 13. Nov., die römische 27. Jan. Den Charakter des C. zeichnet ein streng sittlicher, mit Liebe gepaarter Ernst aus, der sich ein Denkmal gesetzt hat in der Schrift »Über den Priesterstand«. Im großen und ganzen legt C. in seinen Predigten und Homilien, die sich fast über das ganze Alte und Neue Testament erstrecken, die Bibel auf eine ungezwungene Weise aus und weiß sie auch mit großer Meisterschaft fruchtbar anzuwenden. Die beste Ausgabe seiner Werke lieferte Montfaucon (Par. 1718—38, 13 Bde.; Par. u. Leipz. 1834—40); ausgewählte Schriften erschienen übersetzt unter anderm in der Kemptener Bibliothek der Kirchenväter (1869 bis 1884, 10 Bde.). Vgl. Neander, J. Chrysostomos (3. Aufl., Berl. 1848); Böhringer, Die Kirche Christi und ihre Zeugen, Bd. 9 (2. Aufl., Stuttg. 1876); Puech, St. Jean Chrysostome et les mœurs de son temps (Par. 1891).

2) Griech. Redner, s. Dion Chrysostomos.

Chrysothĕmis, im griechischen Mythus 1) Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, 2) Sohn des Apollopriesters Karmanor, der in dem ältesten musischen Wettkampfe zu Delphi den Sieg davontrug.

Chrysotil, Mineral, s. Asbest.

Chrysotis (Amazonenpapagei), s. Papageien.

Chrysun Keras (Goldenes Horn), tief einschneidende Bucht nördlich der Halbinsel, auf der das alte Byzantion (s. d.) lag, im Altertum berühmt durch reichen Thunfischfang; s. Konstantinopel.

Chrzanów (spr. chrschanoff), Stadt in Galizien, an der Nordbahn (Wien–Krakau) und der Lokalbahn Bolecin–Jaworzno, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat Bleibergbau, Dampfmühle, Branntweinbrennerei, Handel und (1900) 10,170 meist poln. Einwohner.

Chrzanowski (spr. chrschanówski), Adalbert, poln. General, geb. um 1788 in der Woiwodschaft Krakau, gest. 5. März 1861 in Paris, nahm an den Feldzügen von 1812 und 1813 sowie von 1829 gegen die Türken teil. 1830 wurde er Kommandant von Modlin und 1831 Chef des Generalstabs Skrzyneckis. Vor der Übergabe Warschaus war er unter Krukowiecki Gouverneur der Stadt, schloß die politischen Gesellschaften und stimmte endlich für die Übergabe. Im Verdacht, daß er im geheimen Einverständnis mit den Russen stehe, ging er mit russischen Pässen nach Paris, angeblich um seine Landsleute zur Rückkehr nach Polen zu bewegen, trat endlich wieder in russische Dienste und ward Oberst. Im Frühling 1849 wurde C. zur Reorganisation des piemontesischen Heeres nach Turin berufen und war der verantwortliche Obergeneral in dem fünftägigen Feldzug von 1849. In der Schlacht bei Novara (23. März) war das piemontesische Heer schon umgangen, als C. noch einen Hauptschlag vorbereitete, aber auf die Kunde, daß der Feind ihn zu umgehen suche, den Rückzug anordnete. Nach Beendigung des Feldzugs entlassen, überreichte er dem Ministerium einen Rechenschaftsbericht über seine Kriegführung und begab sich 1850 nach Frankreich.

Chthonisch (griech. chthonios, »unterirdisch«) heißen bei den Griechen Gottheiten, die in der Erdtiefe (Chthon) walten, wie Hades, Plutos, Demeter, Persephone, Hermes (als Geleiter der Seelen in die Unterwelt).

Chthonisothermen (griech.), die im Erdinnern gedachten Flächen von gleicher Temperatur, s. Erde, Textfigur 1.

Chuapá (spr. tschu-, Choapa, Illapel), Fluß in Chile, entspringt unter 32° südl. Br. am Cerro del Mercedario (6798 m) und mündet, 193 km lang, unterhalb Porto Manso Asiento in den Großen Ozean.

Chubasco (span., spr. tschu-), s. Tornado.

Chubut (spr. tschu-), 1) Fluß im gleichnamigen argentin. Gouvernement, entspringt am Osthang der Anden, durchfließt in engem Tal eine öde Granitplatte und mündet unter 43° 18′ südl. Br. und 65° 15′ westl. L. in den Atlantischen Ozean; er ist nicht schiffbar und nimmt von S. den großen Senger auf, der im Fontanasee entspringt und die Seen Colhue und Musters durchfließt. — 2) Das nach dem Fluß benannte argentin. Gouvernement C., zwischen dem 42. und 46.° südl. Br., den Anden und dem Atlantischen Ozean, 247,331 (nach Trognitz 249,100) qkm mit (1895) 3748 Einw., die zumeist an der Küste oder an den Anden wohnen. Das Innere, von Aschenschichten der Andenvulkane überdeckt, ist fast wasserlos und unbewohnt. Die 2500 Kolonisten der Küste wohnen in Rawson (1895: 500 Einw., Sitz der Verwaltung), Gariman und Trelew. Letzteres ist mit Madryn, am Golfo Nuevo, dem Hafen des Gouvernements, durch eine 75 km lange Eisenbahn verbunden. 1865 ließen sich zuerst 132 Walliser an der Chubutmündung nieder, denen viele nachfolgten; doch hat die Mehrzahl das Land wieder verlassen. Das Land leidet sehr unter Heuschrecken und Wassermangel und kann nur durch künstliche Bewässerung für Ackerbau (Weizenbau) ertragsfähig gemacht werden. Jetzt besteht lebhafter Handel mit Europa über Buenos Aires, besonders mit Weizen; 1894 wurden 15,000 Pferde, 16,000 Rinder, 160,000 Schafe geschätzt. Die Einfuhr betrug 470,000, die Ausfuhr 306,400 Mk. Im W. liegt eine durch Goldfunde aufblühende Kolonie im Tal des Corcovado; die Kolonisten sind meist Soldaten aus den Grenzkriegen gegen die Indianer.

Chudawend (pers., »Herr«), Name für Gott.

Chudleigh (spr. tschödlĭ), engl. Adelsgeschlecht, s. Clifford 3).

Chudleigh, Elisabeth, s. Kingston, Herzogin von.

Chuetas (spr. tschuētas), Spottname für die Abkömmlinge von Juden auf Mallorca; s. Pariavölker.

Chufu, andre Namensform für Cheops (s. d.).

Chulan, s. Chloranthus.

Chulm (Chulam), früher selbständiges Chanat, seit 1850 zum nördlichen Afghanistan gehörig, zwischen Balch und Kundus, vom Fluß C. durchzogen, der am Karakotelpaß im Hindukusch entspringt, aber, in viele Bewässerungskanäle abgeleitet, den Amu Darja nicht erreicht. An Stelle der jetzt verfallenen Hauptstadt C. oder Tschulam ist das 7 km südlich angelegte Taschkurgan getreten, mit Obst- und Blumenzucht, lebhaftem Handel und 10,000 Einw.

Chulos (span., spr. tsch-), Gehilfen der Stierkämpfer; s. Stiergefechte.

Chun, Karl, Zoolog, geb. 1. Okt. 1852 in Höchst am Main, studierte 1872—75 in Göttingen und Leipzig, arbeitete 1878 auf der Zoologischen Station in Neapel, habilitierte sich 1879 in Leipzig und wurde daselbst Assistent Leuckarts, ging 1883 als Professor nach Königsberg, 1891 nach Breslau und 1898 als Nachfolger Leuckarts nach Leipzig. 1887—88 machte er eine Forschungsreise nach den Kanarischen Inseln, und 1898—99 leitete er die Tiefsee-Expedition auf der Valdivia. C. lieferte besonders wertvolle Arbeiten über niedere Tiere und über die Fauna des Meeres. Er schrieb: »Das Nervensystem und die Muskulatur der Rippenquallen« (Frankf. a. M. 1878); »Die Ktenophoren des Golfs von Neapel« (Leipz. 1880); »Die pelagische Tierwelt in größern Meerestiefen« (in der von Leuckart und C. begründeten »Bibliotheca zoologica«, Kassel 1888); »Die kanarischen Siphonophoren« (Frankf. a. M. 1891—93); »Biologische Studien über pelagische Organismen« (»Bibliotheca zoologica, 1896); »Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition« (2. Aufl., Jena 1903). In Bronns »Klassen und Ordnungen des Tierreichs« bearbeitet C. die Cölenteraten.

Chunsach, Hauptort des Bezirks Awarien, im russisch-transkaukas. Gebiete Daghestan, seit 1863 von den Russen erbaut, mit Fort. Das Dorf C. war früher Residenz des Chans der Awaren.

Chupe (spr. tsch-), Lieblingsgericht der südamerikan. Indianer und Mestizen: Fleisch mit Kartoffeln, Gewürz, Käse, Eiern ꝛc.

Chuppa (hebr., »Brautgemach, Baldachin«), der auf vier Stangen befestigte Trauhimmel, unter dem die jüdische Trauung stattfindet; s. Hochzeit. C. und Kidduschin (s. d.), religiöse Eheschließung.

Chuquet (spr. schükä), 1) Nikolas, Mathematiker, Pariser Bachelier der Medizin, lebte um 1484 in Lyon und verfaßte u. d. T.: »Triparty« ein Lehrbuch der Algebra, das lange als verloren galt, bis das Manuskript in der Pariser Nationalbibliothek aufgefunden und von Marre 1880 in Bd. 13 des »Bolletino von Boncompagni« abgedruckt wurde. Es enthält zum erstenmal die Potenzen in unsrer heutigen Schreibweise.

2) Arthur Maxime, franz. Geschichtsforscher, geb. 13. März 1854 in Rocroi (Ardennen), studierte

bis 1876 in Leipzig und wurde am Lycée St.-Louis zu Paris als Lehrer des Deutschen angestellt, 1887 Repetent und 1900 Professor an der Normalschule. Er schrieb: »Le général Chanzy« (1883, von der Akademie preisgekrönt); »Les guerres de la Révolution« (in Einzelschriften, 1886—96, 11 Bde.); »La campagne de l'Argonne« (1887); »De Ewaldi Kleistii vita et scriptis« (1887); »La guerre de 1870—1871« (1895; deutsch, Zittau 1895); »La jeunesse de Napoléon« (1897—99, 3 Bde.); »L'école de Mars, 1794« (1899); »L'Alsace en 1814« (1900); »Études de littérature allemande« (1900—1902, 2 Tle.) sowie die Biographien »J. J. Rousseau« (2. Aufl. 1901) und »Stendhal-Beyle« (1902). Auch besorgte er gute Ausgaben einiger Werke von Goethe (»Campagne in Frankreich«, »Götz von Berlichingen«, »Hermann und Dorothea«) und Schiller (»Wallensteins Lager«) und war Mitarbeiter am »Magazin für die Literatur des Auslandes«. 1888 übernahm er die Leitung der »Revue critique d'histoire et de littérature«, der er schon seit 1876 als Mitredakteur angehört hatte. 1901 wurde er Mitglied des Instituts.

Chuquisaca (spr. tschuki-), Departement der Republik Bolivia mit den Provinzen Yampares, Cinti und Tomina-Azero, grenzt im W. an das Depart. Potosí, im N. an Cochabamba und Santa Cruz, im S. an Tarija, im O. an Brasilien, 103,265 qkm mit (1900) 298,957 Einw., ohne die 50,000 freien Indianer in den weiten Tiefebenen und Urwäldern des Ostens, während der Westen von den stufenartigen Abfällen der Ostkordillere mit ihren reichen Tälern durchschnitten wird. Der westliche Teil ist gesund und reich bewässert (Pilcomayo, Rio Grande), der östliche dagegen heiß und ungesund und gehört zum Chaco. Haupterwerbszweige sind Landbau und Viehzucht. Gold, Silber, Kupfer und Blei werden in geringem Maße gewonnen. Hauptstadt ist Sucre (s. d.).

Chur (rätoroman. Cuera, ital. Coira, franz. Coire), Hauptstadt des schweizer. Kantons Graubünden, 594 m ü. M., auf dem Schuttkegel der Plessur, eines rechtsseitigen Zuflusses des Rheins, Knotenpunkt der Bahnlinien C.–Sargans–Rorschach und Thusis – Landquart, Ausgangspunkt der Splügen- und Julierstraße. In dem höhern Stadtteil liegt der »Hof«, die bischöfliche Residenz, mit altem, romanischem Dom (teilweise aus dem 8. Jahrh., mit Wandgemälden nach Holbeins Totentanz). Vor dem Dom steht das Denkmal des Kapuzinerpaters Theodosius. Mit dem Bischofspalast in Verbindung steht der hohe Römerturm Marsöl (mit Archiv und Bibliothek); ein zweiter (Spinöl) ist fast ganz abgetragen. Die Stadt zählt (1900) 11,706 Einw. Seit der Eröffnung der Alpenbahnen hat die Durchfuhr von Waren abgenommen; nur der Zudrang von Touristen und Kurgästen ist größer geworden. C. hat 2 Banken, unbedeutende Industrie (Stickereien, Gerbereien, mechanische Werkstätten, Möbelfabriken, mehrere Bierbrauereien), eine paritätische Kantonsschule (Gymnasium, Industrieschule und Lehrerseminar umfassend), ein Priesterseminar in dem ehemaligen Prämonstratenserkloster St. Luci, ein rätisches Museum, eine Kantonsbibliothek von 50,000 Bänden. Die Stadt, eng und düster, ist römischen Ursprungs (Curia Raetorum) und wird schon 451 als Bischofsitz erwähnt.

Wappen von Chur.

Durch Schenkung Ottos I. Eigentum des Bischofs geworden, aber einem Reichsvogt unterstellt, erhielt sie 1489 durch Erwerbung der Vogtei die Rechte einer Reichsstadt. 1527 wurde hier die Reformation eingeführt. Anfang des 17. Jahrh. war C. der Schauplatz wilder Parteikämpfe; 1799 ward es durch die Kämpfe zwischen Franzosen und Österreichern mitgenommen. In der Umgegend sind die Sauer- und Salzquelle von Pasugg u. der höher gelegene Luftkurort Churwalden (s. d.) zu erwähnen. Vgl. Planta, Verfassungsgeschichte der Stadt C. im Mittelalter (Chur 1879).

Chur, pers. Ort, s. Biabanak.

Church (engl., spr. tschörtsch), Kirche.

Church (spr. tschörtsch), Fabrikort, s. Accrington.

Church (spr. tschörtsch), 1) Sir Richard, griech. General, geb. 1785 in der Grafschaft Cork, gest. 20. März 1873 in Athen, trat 1800 in die britische Armee, nahm an den Expeditionen nach Ferrol, Malta und Ägypten teil, ging zum König Joachim Murat von Neapel über, ward 1812 Oberstleutnant in der britischen Armee, kommandierte 1813 und 1814 in Zante ein griechisches Regiment in englischen Diensten und bot, nachdem er als britischer General in Sizilien und auf Malta gestanden hatte, 1826 den Griechen seine Dienste an. Durch den befreundeten Kolokotronis wurde er, nachdem er mit Cochrane die beiden feindlichen Parteien der Griechen zum Kongreß in Damala vereinigt hatte, 15. April 1827 zum Oberbefehlshaber der griechischen Landmacht ernannt, mit der Aufgabe, Athen zu entsetzen. Er bemächtigte sich auch des St. Spiridionklosters, sah sich aber durch die Uneinigkeit und Eifersucht der griechischen Chefs gehemmt und wurde 6. Mai bei seinem Angriff auf die Türken mit Verlust zurückgeschlagen, worauf die Akropolis fiel. Nach der Seeschlacht bei Navarino marschierte er mit 5000 Mann gegen Akarnanien, besetzte den Bezirk bis zum Golf von Arta, zwang 1828 Reschid Pascha zum Rückzug und 17. Mai 1829 Prevesa zur Kapitulation. Da C. die beiden Kapo d'Istrias haßte, nahm er 1. Jan. 1830 seinen Abschied und zog sich nach Argos zurück, trat nach J. Kapo d'Istrias' Ermordung wieder hervor, erklärte sich gegen die Regierung A. Kapo d'Istrias' und trat an die Spitze der antirussischen Opposition; 1835 ward er vom König Otto in den Staatsrat berufen und zum Senator ernannt. Seine militärischen Ämter verlor er 1844. Er ist der Verfasser der »Observations on an eligible line of frontier for Greece« (Lond. 1840). Vgl. Lane-Poole, Sir Richard C., commander in chief of the Greeks in the war of independence (Lond. 1890).

2) Frederick Edwin, nordamerikan. Maler, geb. 14. März 1826 in Hartford (Connecticut), gest. 7. April 1900 in New York, schloß sich an den 1819 nach Catskill (New York) ausgewanderten englischen Landschaftsmaler Thomas Cole (gest. 1848) an und wurde durch dessen Unterricht sehr gefördert. Mit Cole ließ er sich am Fuß des Catskillgebirges nieder und durchstreifte diese reiche Fundgrube landschaftlicher Motive nach allen Seiten. Eins seiner ersten Werke war der East Rock bei Newhaven, dann der kommende Sturm, der Abend nach dem Sturm. 1853 bereiste er Südamerika und malte unter anderm ein Bild der Bergkette von Neugranada. Früchte einer zweiten Reise (1857) waren: das Herz der Andengebirge, der Chimborazo und der Cotopaxi. Einige Jahre später wanderte er nach dem Norden, studierte die Natur der arktischen Regionen und brachte 1863 auf die Londoner Ausstellung sein Bild: die Eisberge. 1868 besuchte er auch Europa und den Orient. Seine Bilder nach den

dort gemachten Studien waren mehr auf den äußern Effekt berechnet als von tieferer Empfindung beseelt.

Church Army, s. Kirchenarmee.

Churchill (spr. tschörtschill, English River, der Missinippi der Algonkin-Indianer), Fluß in Nordamerika, entspringt als Biberfluß in der Nordostecke des kanadischen Territoriums Alberta unter 54° 30′ nördl. Br., fließt erst östlich, dann nördlich zum La Crosse-See, dann durch eine lange Reihe von Seen (Mouse-, Nelson-, Granville-, Big Lake u. a.) und, zahlreiche Stromschnellen bildend, wieder östlich und später (unter 100° westl. L.) nordöstlich zur Hudsonbai, in der er nach 1700 km langem Laufe bei Fort C. unter 58° 40′ nördl. Br. und 94° westl. L. mündet. Er wird mit Booten befahren, die bei den schwierigsten Stromschnellen auf sogen. Portagen über Land transportiert werden. Viele Seenabflüsse, darunter der Mudjatic aus dem Cree- und der Renntiersluß aus dem Renntiersee, verstärken ihn und bilden bequeme Verbindungsstraßen zu den großen Nachbarströmen, vor allem zum Athabaska.

Churchill (spr. tschörtschill), 1) Charles, engl. Satiriker, geb. im Februar 1731 in Westminster, wo sein Vater Prediger war, gest. 4. Nov. 1764 in Boulogne, besuchte die Westminsterschule und ließ sich dann in Cambridge immatrikulieren, ohne jedoch persönlich dort erscheinen zu können, weil er sich mit 17 Jahren schon verheiratet hatte. Nach seines Vaters Tode ward er dessen Nachfolger. Durch Unklugheit in Not geraten, schrieb er Satiren; für die erste, »The bard«, in Hudibras-Versen, fand er keinen Verleger, wohl aber für die »Rosciad« (1761), worin er die Schauspieler seiner Zeit verspottete und nur Garrick samt den beliebtesten Schauspielerinnen lobte. Seit Popes »Dunciad« hatte keine Satire so eingeschlagen; Pope und Dryden waren auch seine Vorbilder. Er wurde berühmt, gefürchtet, für seine weitern Satiren gut bezahlt, aber auch übermütig, trennte sich von seiner Frau und lebte zügellos. Politischer Vergehen verdächtig, sollte er verhaftet werden, floh aber nach Frankreich und starb dort bald nach seiner Ankunft. Die bedeutendsten seiner Satiren außer der genannten sind: »Apology to the critical reviewers«, durch eine schiefe Beurteilung seiner »Rosciad« veranlaßt, »The ghost«, »The farewell«, »The conference«, »The author« und »The prophecy of famine«, letztere veranlaßt durch den Einfluß des schottischen Ministers Bute auf George III. Churchills Satire ist persönlich scharf, wo sie sich aber zum Allgemeinen erhebt, matt. Seine »Works« erschienen zuerst gesammelt 1763. Die Aldine edition seiner Poesien enthält eine Lebensbeschreibung und Anmerkungen (Lond. 1804, 3. Aufl. 1886). Southey (»Cowper«, Bd. 1, S. 69—105) hat über ihn und seinen Kreis am besten gehandelt.

2) Randolph Henry Spencer, Lord, dritter Sohn des sechsten Herzogs von Marlborough, engl. Politiker, geb. 13. Febr. 1849, gest. 24. Jan. 1895 in London, studierte und wurde 1874 für Woodstock ins Unterhaus gewählt, wo er sich der konservativen Partei anschloß. Seit 1880 trennte er sich von ihr und bildete die sogen. fourth party. C. und seine Freunde verfochten die extremsten konservativen Grundsätze und bereiteten der liberalen Regierung durch unermüdliche Angriffe viele Verlegenheiten. Aber auch die alte Torypartei bekämpfte C. und suchte die Konservativen dadurch populärer zu machen, daß er sich für allgemeines Stimmrecht und staatssozialistische Ideen erklärte. Auch gründete er zu diesem Zweck den Primelbund (Primrose League), durch den auch Beaconsfields Andenken gefeiert werden sollte. Sein Ansehen nötigte die konservativen Parteiführer, ihn als Vorsitzenden des Nationalverbandes der konservativen Vereine anzuerkennen und ihm im Juni 1885 das Staatssekretariat für Indien zu übertragen, das er bis Januar 1886 bekleidete. Im zweiten Kabinett Salisbury ward C. im Juli 1886 Schatzkanzler und Führer des Unterhauses, reichte aber schon 23. Dez. 1886 seine Entlassung ein, weil er Ersparnisse im Heer- und Flottenbudget verlangte, die seine Kollegen nicht bewilligten. Auch in den nächsten Jahren nahm C. eine unabhängige Stellung im Unterhaus ein. Vom Mai 1891 bis Januar 1892 bereiste er Südafrika und berichtete über diese Reise im »Daily Graphic«. Eine Sammlung seiner Reden (1880—88) erschien 1889 in London. Vgl. Escott, Randolph Spencer C. as a product of his age (Lond. 1895).

3) Winston Leonard Spencer, Sohn des vorigen, engl. Soldat und Schriftsteller, geb. 1874, diente im englischen Heer, trat aber während des cubanischen Aufstandes 1895 in die spanische Armee ein. Demnächst diente er in Indien und im Sudân und trat beim Ausbruch des Burenkriegs als Freiwilliger in die leichte Kavallerie ein, während er gleichzeitig für die »Morning Post« Kriegskorrespondenzen schrieb. Von den Buren gefangen genommen, entfloh er aus Pretoria und kehrte nach England zurück, wo er 1900 ins Parlament gewählt wurde. Er schrieb über den Krieg im Sudân: »The River war« (Lond. 1899, 2 Bde.; neue Ausgabe 1902), und über den Burenkrieg: »London to Ladysmith via Pretoria« und »Ian Hamiltons March« (das. 1900).

Church Missionary Society (for Africa and the East), »kirchliche Missionsgesellschaft für Afrika und den Osten«, eine 1799 begründete englische Missionsgesellschaft, die in engem Zusammenhang mit der englischen Staatskirche steht. Sie begann die Arbeit 1804 in Westafrika und wirkt jetzt auch in Indien, Neuseeland, Nordamerika, Ostafrika, China, Japan und Persien. Sie entsendet nur ordinierte Missionare und hat über 300 Stationen. Ihre Organe sind: »The Church Missionary Intelligencer and Record«, »The Church Missionary Gleaner« und »Proceedings«. Vgl. Stock, History of the C. M. S. (Lond. 1899, 2 Bde.).

Church of God (»Gemeine Gottes«), s. Baptisten.

Churfirsten, Bergkette der Säntisgruppe im schweizer. Kanton St. Gallen, nördlich vom Walensee schroff aufsteigend, mit dem Speer (1954 m) als westlichem und dem Gonzen (1833 m) als östlichem Eckpfeiler. Der höchste Teil des Kammes wird von sieben Felszacken gebildet (Hinterruck 2309 m). Das ganze Berggebiet ist als »Freiberg«, d. h. als unverletzliches Asyl der Gemsen, erklärt. Der Name C. bezeichnet den Bergfirst, bis zu dem das ehemalige Churer Gebiet reichte. S. Tafel »Bergformen III«, Fig. 8.

Churfürst, soviel wie Kurfürst.

Churro (spr. tsch-), span. Schaf mit grober, meist schwarzer Wolle.

Churrus, s. Haschisch.

Churwalden, Dorf im schweizer. Kanton Graubünden, Bezirk Plessur, 7 km südlich von Chur, an der Straße von Chur über die Lenzer Heide nach dem Oberengadin, 1225 m ü. M., als Luftkurort besucht, mit (1900) 625 Einw.

Churwelsch, das in Graubünden gesprochene romanische Idiom. Man nannte die Gegend früher das Curwall; s. Romanische Sprachen.

Chusan, chines. Inselgruppe, s. Tschusan.

Chusistan (auch Arabistan genannt, Susiana der Alten), pers. Provinz, grenzt im S. an den Persischen Golf, im O. an Farsistan, im N. an Ispahan und Luristan, im W. an Mesopotamien (s. Karte »Persien«). Das Areal ist unbestimmt. Den Norden und Nordosten erfüllen zahlreiche, nordwestlich streichende, bis 5000 m hohe Parallelgebirge. Der Süden und Westen ist ebenes Schwemmland, aber nur fruchtbar, soweit es bewässert werden kann, sonst Wüste oder Sumpf. Hauptflüsse sind Kercha und Karun (beide in den Schatt el Arab), Dscherrahi und Zohre (Zob). Die Sommer sind heiß, die Winter mild, so daß schon die alten persischen Könige die Winter in Susa, dessen Ruinen unweit des heutigen Dizful liegen, die Sommer im höher gelegenen Ekbatana zubrachten. Schnee zeigt sich nur auf den Gipfeln; Regen herrscht vom Dezember bis Ende März. Der künstlich bewässerte Boden ist so fruchtbar, daß er jährlich zwei Ernten gibt und alle in Persien heimischen Arten von Getreide und Obst hervorbringt. Zucker wurde früher sehr reichlich gezogen, Indigo auch jetzt noch nebst Tabak und Mohn, der berühmtes Opium liefert. Die Bevölkerung, deren Zahl unbestimmt ist, besteht aus Persern, Arabern, Luren und Bachtijaren. Die bedeutendsten Städte sind: Schuschter, Dizful und Bebehan.

Chutbe (arab., »Ansprache, Rede«), das öffentliche Gebet der Mohammedaner, das Freitags beim Mittagsgottesdienst von der allein zu diesem Zweck dienenden Kanzel, dem Minber, durch einen besondern Geistlichen, den Chatîb, verrichtet wird. C. wird in der Regel nur in großen Moscheen (Dschami) abgehalten. Sie zerfällt in zwei Teile: die Chutbet-ul-Wa'z (Predigt, Ermahnung) und die Chutbet-ul-na't (Lobrede). Die Lobrede besteht aus Gebeten für den Propheten und seine Genossen und für den mohammedanischen Landesherrn sowie für den Sultan, wo dieser als Kalif, Oberhaupt des gesamten Islam, anerkannt ist (nicht in Marokko, Persien). Nach Beendigung der C. leitet der Chatîb, wenn er zugleich als Imam fungiert, das Gebet in der Versammlung. Der Chatîb ist aber nicht immer zugleich Imam. In einigen Ländern hält der Chatîb während der Predigt ein hölzernes Schwert in der Hand. Die C. muß immer in arabischer Sprache abgehalten werden und gleicht eher einer Hymne als einer Predigt, indem sie in singendem Tone vorgetragen zu werden pflegt.

Chute (franz., spr. schüt', »Fall«), in der ältern Klaviermusik Name des langen Vorschlags von oben.

Chútor (russ.), Meierei; bei den Kleinrussen ein Dorf ohne Kirche.

Chwalisen, im 9. und 10. Jahrh. Anwohner des Kaspischen Meeres, an dessen Westseite am Einfluß der Wolga, daher das Kaspische Meer auch das Chwalynskische genannt wurde.

Chwalynsk, Kreisstadt im ostruss. Gouv. Saratow, an der Wolga, mit 5 Kirchen, einer Moschee, 14 Fabriken, einem Flußhafen, vielen Obstgärten, Ausfuhr von Getreide, Äpfeln und Salz und (1897) 15,455 Einw.

Chwaresm (Chwarizm), s. Chiwa.

Chwolson, Daniel, Altertumsforscher, geb. 10. Dez. 1820 in Wilna von jüdischen Eltern, studierte von 1840 ab in Breslau orientalische Sprachen, wurde 1855, zum Christentum übergetreten, zum Professor der orientalischen Sprachen an der Universität St. Petersburg und 1858 zum Professor an der russischen geistlichen Akademie ernannt. Er schrieb: »Die Ssabier und der Ssabismus« (Petersb. 1856, 2 Bde.); »Über die Überreste der altbabylonischen Literatur in arabischen Übersetzungen« (1859); »Über Tammûz und die Menschenverehrung bei den alten Babyloniern« (1860); »Die semitischen Völker, Versuch einer Charakteristik« (Berl. 1872); »Corpus inscriptionum hebraicarum« (hebräische Grabinschriften aus der Krim ꝛc., Petersb. 1882); »Syrische Grabinschriften aus Semirjetschie« (1886); »Syrisch-nestorianische Grabinschriften aus Semirjetschie« (1890; neue Folge 1897) u. a.

Chwoschtschinskaja, Nad(j)eshda Dmitrijewna, russ. Schriftstellerin, s. Krestowskij.

Chydenius, Anders, schwed. Nationalökonom, geb. 1729, gest. 1803, wurde 1754 Magister der Philosophie, 1770 Pfarrer in Gamla Karleby (in Finnland) und erhielt 1779 die theologische Doktorwürde. C. war ein Vorgänger von Adam Smith und wurde infolge seiner scharfen Kritik über das prohibitive Finanzsystem seines Landes 1766 von dem Reichstag ausgeschlossen. Er schrieb: »Källan till rikets vanmakt« (»Die Ursache der Schwäche des Reiches«, 1764); »Rikets hjelp genom en naturlig financesystem« (»Wie dem Reich durch ein natürliches Finanzsystem aufzuhelfen«, 1766). Die Selbstbiographie des merkwürdigen Mannes erschien 1780 (in »Göteborgs Vetenskabs og Vitterhets-samhälles samlingar«). Seine politischen Schriften wurden von Palmén (Stockh. 1877—78) herausgegeben.

Chylangiom (griech.), umschriebene krankhafte Erweiterung von Chylusgefäßen in der Darmwand oder dem Gekröse, analog dem Lymphangiom.

Chylifikation (Chylopoiesis), die Bereitung des Chylus.

Chylurie (griech.), eine in den Tropen, sehr selten in Europa vorkommende Krankheit, bei der der Harn Eiweiß enthält, durch hohen Gehalt von fein verteiltem Fett undurchsichtig, milchähnlich wird und beim Stehen gerinnt. In meist langwierigem, oft durch Nachlässe und Zeiten der Erholung unterbrochenem Verlauf führt die C. meistens durch Abmagerung und Erschöpfung zum Tode. Sie beruht wahrscheinlich auf Erguß von Chylus (s. d.) aus den Lymph- und Chylusgefäßen in die Harnwege und soll in den tropischen Fällen durch im Blut schmarotzende Nematoden (Filaria sanguinis hominis, Jugendform von Filaria Bancrofti), die Verstopfung und Zerreißung der Lymphgefäße veranlassen, verursacht werden. In Europa hat man die parasitäre C. nur bei Leuten konstatiert, die längere Zeit in den Tropen gelebt hatten; niemals fand man die Filaria sanguinis bei andern in Europa beobachteten Fällen, weshalb man eine Chyluria endemica und eine Chyluria nostras unterscheidet. Der Chylusharn wird nur in der Nacht gelassen, und auch die Rundwürmer konnte man bei parasitärer C. nur zur Nachtzeit im Blute nachweisen.

Chylus (griech., Milchsaft, Speisesaft), der Inhalt der Lymphgefäße (Chylusgefäße) des Darmes und des Gekröses und des die Darmlymphe sammelnden und ins Blut überführenden Milchbrustganges. Ist der Verdauungsapparat frei von Nahrungsstoffen, so unterscheidet sich der C. weder in seinem Äußern noch in seiner chemischen Zusammensetzung von der Lymphe. Zur Zeit der Verdauung hingegen hat er durch Beimengung massenhafter kleinster Fetttröpfchen, die von der Darmhöhle aus in ihn übergegangen sind, milchartiges Aussehen. Die Lymphgefäße des Darmes mit ihrem milchartigen Inhalt wurden 1622 von Aselli entdeckt.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Chyluskörperchen, soviel wie Lymphkörperchen, s. Lymphe.

Chymifikation (Chymosis), Bildung des Speisebreies oder Chymus.

Chymus (griech., Speisebrei), der durch die Einwirkung der Verdauungssäfte auf die Speisen entstandene, im Magen und im Dünndarm enthaltene Brei, eine Mischung von gelösten und ungelösten Nahrungsstoffen, teils chemisch bereits verändert, teils unverändert und nur aufgeweicht.

Chytawa, s. Zittau.

Chyträus (eigentlich Kochhafe), David, einflußreicher luther. Theolog, geb. 26. Febr. 1531 im Württembergischen, gest. 25. Juni 1600 als Professor der Theologie und Mitglied des Konsistoriums in Rostock. Er war in Wittenberg Melanchthons Schüler und Hausgenosse, später sein Amtsgenosse, 1551 Professor in Rostock, half 1569 das evangelische Kirchenwesen in Österreich, später in Steiermark ordnen und hatte auch Anteil an der Abfassung der Konkordienformel. Gesammelt erschienen seine »Opera theologica« in Leipzig 1599. Seine Biographie schrieben Pressel (Elberf. 1863) und Krabbe (Rostock 1870).

Chytridiazeen, s. Pilze.

Ciaccona (ital., spr. tschа-), Tanz, s. Chaconne.

Cialdini (spr. tschaldíni), Enrico, Herzog von Gaeta, ital. General, geb. 10. Aug. 1811 zu Castelvetro im Modenischen, gest. 8. Sept. 1892, Sohn eines Ingenieurs, beteiligte sich 1831 an dem Aufstand im Kirchenstaat, flüchtete ins Ausland und kämpfte 1833 in der portugiesischen Fremdenlegion gegen Dom Miguel. 1835 trat er in die spanische Armee über, avancierte in den Karlistenkriegen zum Oberstleutnant, wurde aber 1841 wegen angeblicher Teilnahme an einer Verschwörung gegen Espartero entlassen. 1843 wieder angestellt, kehrte er, mit einer reichen Valencianerin vermählt, in sein Vaterland zurück, wurde vom General Durando zur Verteidigung Vicenzas verwendet und befehligte 1849 ein Freiwilligenregiment bei Novara. Er blieb darauf im sardinischen Heer und kommandierte 1855 eine Brigade in der Krim. 1859 erzwang er als Befehlshaber der 4. Division bei Palestro den Übergang über die Sesia und ward dafür zum Generalleutnant befördert. Nach Garibaldis Einfall in Neapel 1860 rückte er an der Spitze eines sardinischen Heeres in den Kirchenstaat ein, schlug 18. Sept. die päpstliche Armee bei Castelfidardo, drang dann ins Neapolitanische vor, besiegte ein neapolitanisches Korps bei Isernia (17. Okt.) und Sessa, zwang (2. Nov.) Capua, nach 90tägiger Belagerung (13. Febr. 1861) Gaeta und (13. März) die Zitadelle von Messina zur Kapitulation. Er wurde nun zum Herzog von Gaeta, General der Armee und Statthalter von Neapel ernannt, trat aber schon 1. Nov. 1862 seinen Posten an Lamarmora ab. Beim Aufstand Garibaldis 1862 wurde C. als Militärdiktator nach Sizilien geschickt; doch machte Garibaldis Gefangennahme bei Aspromonte seiner Mission bald ein Ende. Er erhielt darauf das Militärkommando in Bologna und ward im März 1864 zum Senator ernannt. Im Kriege von 1866 sollte er an der Spitze des rechten Flügels über den untern Po gehen, wurde aber durch die Schlacht bei Custoza, nach der er an Stelle Lamarmoras zum Generalstabschef ernannt ward, und nachdem er im Juli über den Po gegangen war und Venetien fast ohne Schwertstreich besetzt hatte, durch den Frieden an weitern Operationen verhindert. 1870 begleitete er den zum König von Spanien gewählten Herzog Amadeo von Aosta nach Spanien. Am 1. Dez. 1873 erhielt C. das Generalkommando in Florenz, war 1876—79 und wiederum seit dem Juni 1880 Botschafter in Paris, zog sich aber im Mai 1881 nach der französischen Okkupation von Tunis endgültig aus der diplomatischen Laufbahn zurück. Vgl. Nisco, C. e i suoi tempi (Neapel 1893).

Ciampi (spr. tschámi-), 1) Sebastiano, ital. Schriftsteller, geb. 30. Okt. 1769 in Pistoja, gest. 14. Dez. 1847, wurde 1803 Professor an der Universität in Pisa und 1818 in Warschau und lebte seit 1822 meist in Florenz. Von seinen Schriften sind die bemerkenswertesten: »Memorie della vita di Messer Cino da Pistoja« (Pisa 1808), neu gedruckt in »Vita e poesie di Messer Cino da Pistoja« (das. 1813); »Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze dell' Italia colla Russia, Polonia, ecc.« (Flor. 1834—42, 3 Bde.) u. a. Auch übersetzte er den Pausanias (1826—43, 6 Bde.) und gab die »Gesta Caroli Magni« des Pseudo-Turpinus u. a. heraus.

2) Ignazio, ital. Dichter und Schriftsteller, geb. 31. Juli 1824 in Rom, gest. daselbst 21. Jan. 1880, studierte in Rom die Rechte, wurde Mitglied des römischen Staatsrats, folgte dabei aber auch seiner Neigung für Poesie und historische Studien. Seit 1874 lehrte er moderne Geschichte an der Universität seiner Vaterstadt. Von seinen Dichtungen sind zu nennen: die Nachbildung von Puschkins Gedichten (1855); »Serena«, Novelle (1857); »Poesie varie« (1857); »Stella«, Dichtung in fünf Gesängen (1858); »Nuove poesie« (1861); »Poesie« (vollständige Sammlung 1880); »Storie, novelle, ecc.« (1880). Auch schrieb er sehr beifällig aufgenommene Komödien (2 Bde.) sowie literarhistorische Werke, wie: »La commedia italiana del secolo XVII« (1856); »La vita artistica di Carlo Goldoni« (1860); »Le rappresentazioni sacre del medio evo considerate nella parte comica« (1865); »La commedia italiana del Cinquecento« (1867). Geschätzt sind auch seine historischen Arbeiten, wie: »La città etrusca« (1866); »I Cassiodori nel V. e nel VI. secolo« (1876); »La fine di Donna Olimpia Pamfili« (1877); »Innocenzo X. e la sua corte« (1878); »Della vita e delle opere di Pietro della Valle il Pellegrino« (1880). Aus seinem Nachlaß erschienen: »Storia moderna della scoperta dell'America alla pace di Westfalia« (1881—83, 2 Bde.) sowie »Opuscoli vari storici e critici« (1887).

Ciampoli (spr. tschám-), Domenico, ital. Dichter, geb. 25. Aug. 1855 zu Ateſſa in den Abruzzen, lebt als Professor der Literaturgeschichte in Ancona. Seinen ersten Novellen: »Fiori di monte« (1876), folgten »Fiabe abruzzesi« (1880), »Racconti abruzzesi« (1880), »Trecce nere« (1882) und »Cicuta« (1884), z. T. geniale Schilderungen des Volkslebens im süditalienischen Gebirgsland. Es folgten die Romane: »Diana«, »L'Ignoto« (1884), »Roccamarina« (1890, 2 Bde.), »L'invisibile« (1896), »Il barone di San Giorgio« (1897), die Novellen »Fra le selve« (1890). Besonderes Studium widmete er den slawischen Literaturen in den »Melodie russe« (1881), »Studî slavi« und »Letterature slave« (1889—90, 2 Bde.). Auch veröffentlichte er »Studî letterari« (1891) und »Nuovi studi letterari e bibliografici« (1899).

Cianciana (spr. tschantschána), Stadt in der ital. Provinz Girgenti, Kreis Bivona, 380 m ü. M., mit Weinbau, Schwefelbergwerken und (1901) 7267 Einw.

Ciará, brasil. Staat, s. Ceará.

Ciardi (spr. tschar-), Guglielmo, ital. Maler, geb. 13. Sept. 1844 in Treviso, bildete sich seit 1861 auf der Akademie zu Venedig zum Landschafts- und Ma-

rinemaler aus und machte von da häufig Reisen nach andern Gegenden Italiens, nach München und Paris. Die Motive zu seinen Landschaften und Marinen, die auch in Deutschland, Paris und London wegen ihrer wirksamen Beleuchtung, klaren Färbung und naturwahren Auffassung großen Beifall gefunden haben, wählt er zumeist aus Venedig und seiner Umgebung, von den Kanälen und Lagunen. Seine Hauptwerke sind: der Sommer, die Arbeit, Chioggia, Torcello, Porto d'Anzio, Canal Grande und venezianische Fischerbarken (beide in der königlichen Galerie zu Monza), Rückkehr von der Weide (im Museum zu Turin), Messidoro (Motiv aus der venezianischen Campagna, in der Galleria Nazionale in Rom), Frühlingswolken, der Morgen in Venedig und das Tal von Primiero.

Cibalä, im Altertum Stadt in Unterpannonien, im Lande der Skordisker, beim heutigen Vinkovce, Geburtsort des Kaisers Valentinian; bekannt durch den Sieg Konstantins d. Gr. über Licinius 314 n. Chr.

Cibber (spr. ßibber), 1) Colley, engl. Lustspieldichter und Schauspieler, geb. im November 1671 in London, gest. 12. Dez. 1757, folgte den Fahnen des Prinzen von Oranien, fand dann im Drurylane-Theater ein seiner Natur angemessenes Rollenfach als »Grim« oder Murrkopf und brachte 1695 sein eignes Lustspiel »Love's last shift« mit Erfolg auf die Bühne. Allmählich gewann er höhere Rollen, wie Jago, und wurde 1710 Direktor des Drurylane-Theaters. Für Gefälligkeiten, die er den politischen Machthabern erwies, 1730 zum Poeta laureatus ernannt und dadurch in eine sorgenfreie Lage versetzt, zog er sich vom Theater zurück und betrat es erst als 75jähriger Greis wieder, um sich noch einmal in seiner Lieblingsrolle zu zeigen. Die bekanntesten seiner weitern Stücke, die alle die Unanständigkeit der Restaurationskomödie zu vermeiden trachten, aber wenig Originalität und keine Poesie haben, sind: »Love makes a man«, »She would and she would not«, »The careless husband«, das noch heute gegeben wird, und »The nonjuror«, eine Nachahmung des Tartüffe. Pope machte ihn zum Spotthelden der »Dunciad«, aber C. verteidigte sich mit Glück in der »Apology for his own life« (Lond. 1740; neue Ausgabe von R. W. Lowe, mit Anmerkungen, das. 1889 in 2 Bdn.), einem auch für die Geschichte des englischen Theaters interessanten Werk. Ausgaben seiner dramatischen Werke erschienen London 1721, 2 Bde., und 1777, 5 Bde.

2) Theophilus, Sohn des vorigen, ebenfalls Schauspieler, geb. 1703, starb infolge eines Schiffbruchs auf der Reise nach Dublin im Oktober 1758. Als Künstler wie als Theaterdichter unbedeutend, wurde er bekannt durch das Werk »The lives of the poets of Great Britain and Ireland from the time of Dean Swift« (Lond. 1753, 5 Bde.), das jedoch hauptsächlich von Robert Shiels (Johnsons Amanuensis) herrührt und von C. nur revidiert und vermehrt wurde. — Seine Gattin Susanna Maria, geb. 1716, gest. 30. Jan. 1766, Schwester des Komponisten Arne und eine der ersten tragischen Schauspielerinnen ihrer Zeit, auch ausgezeichnete Sängerin, debütierte 1734 am Drurylane-Theater und heiratete C., von dem sie indes 1739 wieder geschieden wurde.

Cibēben (Zibeben), soviel wie Rosinen.

Cibin (ungar. Szeben), Fluß, entspringt im Cibiner Gebirge (s. Karpathen) im S. des ungar. Komitats Hermannstadt, fließt bogenförmig an Hermannstadt vorbei und wendet sich sodann gegen S., um nächst dem Rotenturmpaß in die Aluta zu münden.

Cibinium, neulat. Name für Hermannstadt.

Ciborium (lat., griech. Kiborion), ursprünglich Name des Fruchtgehäuses der ägyptischen Bohne (Colocasia), das die Ägypter als Trinkgeschirr benutzten; daher Name metallener Trinkgeschirre bei den Griechen und Römern. Im katholischen Kult heißt C. der baldachinartige Überbau des Altars, der in der alten Zeit auf vier freistehenden Säulen ruhte und durch Vorhänge verhüllt werden konnte; viele künstlerisch geschmückte Ciborien dieser Art finden sich in italienischen Kirchen. Ferner bedeutet C. soviel wie Tabernakel oder Sakramentshäuschen (s. d.) und endlich das Gefäß, das in einer Pyxis (s. d.) die heilige Hostie enthielt. In letzterer Bedeutung hatte das C. entweder die Gestalt eines Kelches oder eines Türmchens, häufig auch einer aus Gold oder Silber gebildeten Taube (daher auch Peristerium [s. d.] genannt), die, auf einem Teller stehend, an drei Kettchen vom Gewölbe des Baldachins herabhing.

Cibotium *Kaulf.*, Farngattung aus der Familie der Cyatheazeen. C. Baromez *J. Sm.*, auf den Sundainseln, in Südchina und Hinterindien, hat einen dicken, niederliegenden Stamm, der mit goldbraunen Haarschuppen dicht besetzt ist, die als blutstillendes Mittel geschätzt sind. Vgl. Farnhaar und Baranetz.

Ciboure (spr. ßibūr'), Dorf, s. Saint-Jean-de-Luz.

Cibrario (spr. tschi-), Giovanni Antonio Luigi, Graf, ital. Geschichtsforscher und Staatsmann, geb. 13. Febr. 1802 in Turin, gest. 1. Okt. 1870 in Sald, studierte die Rechte, trat 1824 in den sardinischen Staatsdienst und wurde 1842 Mitglied der Oberrechnungskammer. Infolge seiner Schrift über die Reformen des Königs Karl Albert wurde er im Juli 1848 zum königlichen Kommissar in Venedig ernannt und nahm von dieser Stadt für Piemont Besitz. 1850 organisierte er als Generalintendant der Zölle die Grenzaufsicht und schloß einen Handelsvertrag mit Frankreich. Vom Mai bis November 1852 war C. im Kabinett d'Azeglios Finanzminister, dann bis zum Mai 1855 unter Cavour Unterrichtsminister und darauf Minister des Auswärtigen, trat aber im Mai 1856, unzufrieden mit Sardiniens Beteiligung am Krimkrieg, zurück und entwickelte fortan als Mitglied des Senats und der Akademie der Wissenschaften und Vizepräsident der Kommission zur Herausgabe vaterländischer Geschichtsquellen eine fruchtbare Tätigkeit. Zahlreiche Abhandlungen von ihm erschienen in den »Atti« der Akademie zu Turin. Hervorzuheben sind: »Della economia politica del medio evo« (Tur. 1839; 5. Aufl. 1861, 2 Bde.); »Storia della monarchia di Savoia« (1840—44, 3 Bde.); »Storia e descrizione della Badia d'Altacomba« (1844, 3. Aufl. 1855); »Delle artiglierie dal 1300 al 1700« (3. Aufl. 1854); »Storia di Torino« (1847, 2 Bde.); »Ricordi d'una missione in Portogallo al re Carlo Alberto« (1850); »Origini e progressi delle istituzioni della monarchia di Savoia« (2. Aufl. 1868, 2 Bde.); »Epigrafi latine ed italiane« (1867); »Della schiavitù e del servaggio e specialmente dei servi agricoltori« (1868, 2 Bde.). Mit Dom. Promis (s. d.) bearbeitete er die »Documenti, sigilli e monete raccolti in Savoia, in Svizzera e in Francia« (1833) und »Sigilli dei principi di Savoia« (1834). C. veröffentlichte auch die »Rime« Petrarcas (Tur. 1825); die »Lettere di principi e d'uomini illustri« (das. 1828); die »Relazioni dello stato di Savoia degli ambasciatori Veneti« (das. 1830) ꝛc. Seine kleinern Schriften erschienen gesammelt in »Opuscoli storici e letterarii« (Mail. 1835), »Opuscoli« (Tur. 1841),

»Studi storici« (das. 1851, 2 Bde.), »Operette e frammenti storici« (Flor. 1856), »Operette varie« (Tur. 1860) und »Memorie storiche« (das. 1868). Vgl. Odorici, Il conte Luigi C. e i suoi tempi (Flor. 1873).

Cicadaria, Zikaden, Gruppe aus der Ordnung der Halbflügler; s. Zikaden.

Cicadellidae (Kleinzirpen) } s. Zikaden.
Cicadidae (Singzirpen) }

Cicatrix (lat.), Narbe, Blattnarbe (s. d.).

Cicca, s. Phyllanthus.

Cicci (spr. tschittschi), Maria Luigia, ital. Dichterin, geb. 14. Nov. 1760 in Pisa, gest. 8. März 1794, widmete sich früh dichterischen Studien, vorzüglich für Dante begeistert, und beschäftigte sich daneben mit Philosophie, Physik und Geschichte. Die Arkadier nahmen sie als »Ermenia Tindarida« unter sich auf. Ihre anmutigen Dichtungen erschienen in Parma 1796 (mit Biographie).

Cicer *Tourn.* (Kichererbse, Kicherling, Kaffee-Erbse), Gattung der Leguminosen, ein- oder mehrjährige, oft drüsig behaarte Kräuter mit unpaarig oder paarig gefiederten Blättern, gezahnten oder eingeschnittenen Fiedern, kleinen Wickelranken oder Borsten am Ende des Blattes, einzeln oder in armblütigen Trauben stehenden weißen, blauen oder violetten Blüten und eiförmiger oder länglicher, aufgeblasener, ein- oder vielsamiger Hülse mit kugeligen oder unregelmäßig verkehrt-eiförmigen Samen. Sieben Arten im Mittelmeergebiet. C. arietinum *L.* (gemeine Kichererbse) s. Tafel »Nahrungspflanzen II«, Fig. 6.

Cicĕro, Schriftgattung, mit der zuerst Ciceros Briefe von Sweynheym und Pannartz in Rom 1467 gedruckt worden sind. Der Kegel der C. ist zwölf typographische Punkte (s. Schriftarten).

Cicĕro, 1) Marcus Tullius, der berühmte Staatsmann und Redner, geb. 3. Jan. 106 v. Chr. in Arpinum als Sohn eines Ritters, gest. 7. Dez. 43 auf dem Landgut bei Formiä, widmete sich, in Rom vorgebildet, rhetorischen und philosophischen Studien und trat zuerst in Zivilprozessen als Redner auf; von seinen erhaltenen Reden ist die älteste die für P. Quinctus (81). Seinen Ruf begründete die (80) in einem Kriminalprozeß gehaltene Verteidigungsrede für S. Roscius von Ameria, worin er einem Günstling Sullas entgegentrat. Zur Stärkung seiner Gesundheit und zur Förderung seiner philosophischen und rednerischen Ausbildung trat er 79 eine zweijährige Reise nach Griechenland und Asien an. 77 nach Rom zurückgekehrt, verwaltete er 75 die Quästur in Lilybäum auf Sizilien und gewann dann in Rom durch sein Rednertalent immer größern Ruf. Als erster Redner galt er seit dem Prozeß gegen den frühern Prätor in Sizilien, C. Verres (70). 69 bekleidete er die kurulische Ädilität; 66 unterstützte er als Prätor in der Rede für das Manilische Gesetz, seiner ersten Staatsrede, die Übertragung des Oberbefehls im Mithradatischen Krieg an Pompejus. Als Konsul erwarb er sich 63 durch Entdeckung und Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung ein großes Verdienst, das ihm den Ehrennamen »Vater des Vaterlandes« eintrug. Als er aber nach Errichtung des ersten Triumvirats (60) in Überschätzung seiner Bedeutung als Vertreter des Senats und der Nobilität die ehrgeizigen Pläne des Pompejus, Cäsar und Crassus zu bekämpfen unternahm, wurde er auf deren Anstiften durch P. Clodius, seinen persönlichen Feind, wegen der Hinrichtung der Genossen Catilinas mit einer Anklage bedroht und ging 58 in die Verbannung. Schon im nächsten Jahr aufs ehrenvollste zurückberufen, sah er durch die Macht der Triumvirn seine politische Tätigkeit völlig gelähmt. Um so eifriger wirkte er als Gerichtsredner; auch begann er in dieser Zeit schriftstellerisch tätig zu sein. 53 wurde er zum Augur ernannt, und 51—50 verwaltete er als Prokonsul die Provinz Kilikien mit großem Eifer und damals unerhörter Uneigennützigkeit. Nach Ausbruch des Bürgerkriegs (Anfang 49) entschied er sich nach anfänglichem Schwanken für Pompejus und folgte ihm nach Griechenland, trat aber nach der Schlacht bei Pharsalos von dessen Partei zurück und erwirkte sich von Cäsar Verzeihung und die Erlaubnis, nach Rom zurückzukehren. Die Zeit bis zur Ermordung Cäsars (15. März 44) brachte er wieder in ähnlicher, durch häusliches Unglück nur noch viel gedrückterer Lage und Stimmung zu als vor dem Bürgerkrieg, obgleich Cäsar ihm Achtung und Gunst bewies; den einzigen Trost fand er in angestrengter schriftstellerischer Tätigkeit, der wir aus dieser Zeit die meisten seiner Werke verdanken. Nach Cäsars Ermordung, an der er selbst keinen Anteil hatte, war er für die Versöhnung der Parteien tätig und führte eine allgemeine Amnestie herbei; als er aber sah, daß Antonius statt Cäsars sich der Herrschaft in Rom bemächtigte, begann er mit der ersten, 2. Sept. 44 gehaltenen Philippischen Rede den Kampf gegen Antonius, der ihn noch einmal an die Spitze des Staates erhob. Nach Antonius' Niederlage bei Mutina schien die Herrschaft des Senats wiederhergestellt, als Oktavian, mit dessen Hilfe der Sieg gewonnen war, mit Antonius und Lepidus das zweite Triumvirat schloß. Eins der ersten Opfer der von diesen verhängten Proskriptionen war C. Im Begriff, sich durch die Flucht zu retten, wurde er auf seinem Landgut bei Formiä von den nach ihm ausgesandten Mördern ereilt und getötet. Seinen Kopf und seine rechte Hand stellte Antonius auf der Rednerbühne in Rom aus. C. war nicht ohne Schwächen, namentlich gingen ihm Charakterfestigkeit und Entschlossenheit ab, in so sturmbewegten Zeiten für einen Staatsmann unerläßliche Erfordernisse. Auch tritt in seinem Tun und Reden maßlose Eitelkeit und Selbstüberschätzung hervor. Anderseits bilden sein auf das Ideale gerichteter Sinn, seine Vaterlandsliebe, sein warmes Herz für Freunde und Angehörige, seine Gutherzigkeit und Sittenreinheit, seine rastlose Tätigkeit und seine rednerischen Leistungen, die den Höhepunkt der römischen Beredsamkeit bezeichnen, Lichtseiten in seinem Bilde, die seine Tadler, namentlich Drumann (»Geschichte der Stadt Rom«, Bd. 5 u. 6) und Mommsen (»Römische Geschichte«, Bd. 3), nicht genügend gewürdigt haben. Über seine Familienverhältnisse ist zu bemerken, daß er von seiner Gemahlin Terentia, von der er sich nach 33jähriger Ehe (46) trennte, zwei Kinder hatte, eine Tochter, Tullia, die in dritter unglücklicher Ehe 45 zum größten Schmerz des Vaters starb, und einen Sohn (s. Cicero 3). Antike Büsten von C. gibt es mehrere; die vortrefflichste ist die im Apsley House zu London (früher in der Villa Mattei zu Rom).

Ciceros schriftstellerische Tätigkeit war außerordentlich vielseitig; die Zahl der auf uns gekommenen Schriften ist, obwohl nicht wenige verloren gegangen sind, sehr bedeutend. 1) Reden. Die Zahl der erhaltenen Reden ist 57; außerdem besitzen wir von ungefähr 20 Bruchstücke, von 35 kennen wir die Titel. Von den erhaltenen verdienen teils wegen ihres Gegenstandes, teils wegen ihrer Vortrefflichkeit Hervorhebung: »Pro Roscio Amerino« (80), die 7 »In Verrem« (70), »De imperio Cn. Pompei« (66), die 4 »In

Catilinam« (63), »Pro Murena« (63), »Pro Archia poeta« (62), »Pro Sestio« (56), »Pro Plancio« (54), »Pro Milone« (52) und die 14 »Orationes Philippicae« (44 und 43). Sie zeichnen sich durch lebendigen Fluß der Darstellung, kunstvollen Bau der Perioden, (freilich oft zu rhetorische) Fülle des Ausdrucks, öfters auch durch geistvollen, wenngleich nicht immer zu rechter Zeit und in rechter Weise angebrachten Witz aus; den Demosthenischen freilich stehen sie an Einfachheit, Kraft und Gesinnungstüchtigkeit weit nach. Sie wurden oft herausgegeben, so von Klotz (Leipz. 1835—39, 3 Bde.), in Auswahl für den Schulgebrauch von Halm-Laubmann (Berl.), Richter-Eberhard (Leipz.), Müller (das. 1889, 2 Bde.), Nohl (das.), Heine (Halle 1895) u. a. 2) Rhetorische Schriften, über die Theorie der Beredsamkeit, wobei C. namentlich seine eigne Stellung als Redner darlegt und begründet. Die bedeutendsten sind: »De oratore«, in 3 Büchern, verfaßt 55 (hrsg. von Ellendt, Königsb. 1840; Piderit-Harnecker, 6. Aufl., Leipz. 1890; Bake, Amsterd. 1863; Sorof, 2. Aufl., Berl. 1882; Wilkins, 2. Aufl., Lond. 1892; Stangl, Leipz. 1893); »Brutus de claris oratoribus«, verfaßt 46, eine für uns sehr wertvolle Geschichte der römischen Beredsamkeit (hrsg. von Ellendt, Königsb. 1844; Jahn-Eberhard, 4. Aufl., Berl. 1877; Piderit-Friedrich, 3. Aufl., Leipz. 1889); »Orator«, verfaßt 46, über das Ideal eines Redners (hrsg. von Jahn-Eberhard, 4. Aufl., Berl. 1877; Piderit-Friedrich, 3. Aufl., Leipz. 1889; Stangl, das. 1886). 3) Briefe, 864, in vier Sammlungen, eine unerschöpfliche und unschätzbare Quelle für die Zeitgeschichte. Die vier Sammlungen sind: 16 Bücher vermischter Briefe, gewöhnlich »Ad familiares« betitelt, von 62—43 (kritische Hauptausgabe von Mendelssohn, Leipz. 1893 ff.); »Ad Atticum«, 16 Bücher, von 68—44 (Ausg. von Boot, 2. Aufl., Amsterd. 1886, 2 Bde.); »Ad Quintum fratrem«, 3 Bücher, von 60—54, und von dem Briefwechsel mit M. Brutus 23 Briefe aus der Zeit nach Cäsars Tode. Gesamtausgaben der Briefe von Wesenberg (Leipz. 1872—73, 2 Bde.), Tyrrell und Purser (Dublin 1899, 6 Bde.); in Auswahl von Hoffmann, 1. Bd., 7. Aufl. von Sternkopf, Berl. 1898; 2. Bd., 3. Aufl. von Andresen 1895); Süpfle-Böckel (9. Aufl., Karlsr. 1893), Bardt (Leipz. 1898); übersetzt von Wieland (Zürich 1808—21, 7 Bde.; neue Ausg., Leipz. 1840—41, 12 Bde.). Vgl. Peter, Der Brief in der römischen Literatur (Leipz. 1901). 4) Philosophische Schriften in dialogischer Form, inhaltlich zwar ohne selbständigen Wert, weil überwiegend aus griechischen Quellen geschöpft (vgl. Hirzel, Untersuchungen zu Ciceros philosophischen Schriften, Leipz. 1876—83, 3 Bde.), aber doch höchst verdienstlich, weil C. damit seinen Landsleuten die griechische Philosophie in römischer Sprache erst zugänglich gemacht und für philosophische Begriffe und Entwickelungen die lateinische Terminologie geschaffen hat: »De re publica«, 6 Bücher, verfaßt 54, nur teilweise erhalten (Ausg. von Mai, Rom 1822 u. 1846; Osann, Götting. 1847); »De legibus«, um 52 verfaßt, 3 Bücher, aber unvollendet (Ausg. von Vahlen, 2. Aufl., Berl. 1883; Du Mesnil, Leipz. 1880); »Paradoxa Stoicorum«, von 46 (hrsg. von Moser, Götting. 1846; Schneider, Leipz. 1891); ferner aus dem Jahr 45: »De finibus bonorum et malorum«, 5 Bücher (Ausg. von Madvig, 3. Aufl., Kopenh. 1876; Holstein, Leipz. 1873; deutsch von J. H. v. Kirchmann, das. 1874), und »Academica« (davon erhalten das 2. Buch einer ersten und das 1. einer zweiten Bearbeitung; Ausg. von Reid, 2. Aufl., Lond. 1885); aus dem Jahr 44: »Tusculanae disputationes«, 5 Bücher (Ausg. von Kühner, 5. Aufl., Hannov. 1874; Tischer-Sorof, 8. Aufl., Berl. 1884; Seyffert, Leipz. 1864; Heine, 4. Aufl., Leipz. 1896); »De natura deorum«, 3 Bücher (Ausg. von Schömann, 4. Aufl., Berl. 1876; Goethe, Leipz. 1887; Mayor, Cambridge 1885, 3 Bde.); »Cato maior de senectute« (Ausg. von Sommerbrodt, 12. Aufl., Berl. 1896; Meißner, 4. Aufl., Leipz. 1898); »De divinatione«, 2 Bücher (hrsg. von Giese, das. 1829); »Laelius de amicitia« (Ausg. von Seyffert, 2. Aufl., das. 1876; Nauck, 10. Aufl., Berl. 1902; Meißner, 2. Aufl., Leipz. 1898); »De officiis«, 3 Bücher (Ausg. von Zumpt, Braunschw. 1838; Heine, 6. Aufl., Berl. 1885; Schiche, 2. Aufl., Leipz. 1896; übersetzt von Kühner, Stuttg. 1859, u. a.). Verloren ist sein vielgerühmter Dialog »Hortensius«, eine Empfehlung der Philosophie (vgl. Plasberg, Berl. 1892). Auch als Dichter hat sich C. versucht, in seiner Jugendzeit zur Übung (von seiner Übersetzung des Aratos sind noch bedeutende Bruchstücke vorhanden; hrsg. in Baehrens' »Poetae latini minores«, Bd. 1, Leipz. 1879), später vornehmlich aus Eitelkeit, freilich ohne viel Glück.

Neuere Ausgaben sämtlicher Werke: Garatoni (unvollständig, Neap. 1777—88); Orelli (Zürich 1826—30, 4 Bde.; 5. Bd. 1833, enthaltend die Scholiasten; 6.—8. Bd. 1836—38, das »Onomasticon Tullianum«; 2. Aufl. von Orelli, Baiter und Halm das. 1845—62, 4 Bde., die kritische Hauptausgabe); Baiter und Kayser (das. 1862—69, 11 Bde.); Müller (das. 1878—98, 11 Bde.). Lexika zu Ciceros Werken: von Nizolius (»Thesaurus Ciceronianus«, Basel 1559 u. ö., zuletzt Lond. 1820); Merguet (zu den Reden, Jena 1884, 4 Bde.; zu den philosophischen Schriften, das. 1887 ff.). Neuere Übersetzungen in der Metzlerschen Sammlung römischer Prosaiker (von Osiander u. a.) und der Langenscheidtschen Übersetzungsbibliothek römischer Klassiker (von Kühner, Mezger, Binder u. a.). Vgl. Gerlach, M. Tullius C. (Basel 1864); Teuffel, Studien und Charakteristiken (2. Aufl., Leipz. 1889); Aly, C., sein Leben und seine Schriften (Berl. 1891); Zielinski, C. im Wandel der Jahrhunderte (Leipz. 1897); Schneidewin, Die antike Humanität (Berl. 1897); G. Boissier, Cicéron et ses amis (12. Aufl., Par. 1902; deutsch von Döhler, Leipz. 1870); Lebreton, Étude sur la langue et la grammaire de Cicéron (Par. 1901); Cucheval, Cicéron orateur (das. 1901, 2 Bde.).

2) Quintus, jüngerer Bruder des vorigen, geb. 102 v. Chr., brachte es bis zur Prätur 62 und war Legat Cäsars in Gallien 54—52, seines Bruders in Kilikien 51. Im Bürgerkrieg Anhänger des Pompejus, wurde er von Cäsar begnadigt, 43 wie sein Bruder von den Triumvirn proskribiert und getötet. Er war auch literarisch tätig. Wir besitzen von ihm vier Briefe und eine kleine, freilich hinsichtlich ihrer Echtheit angezweifelte Schrift: »De petitione consulatus« (hrsg. von Bücheler, Leipz. 1869).

3) M. Tullius, Sohn von C. 1), der letzte seines Geschlechts, geb. 65 v. Chr. (Todesjahr unbekannt). Von seinem Vater sorgfältig erzogen, nahm er an dem Bürgerkrieg als Reiteranführer des Pompejus teil, begab sich, von Cäsar begnadigt, im J. 45 zur Fortsetzung seiner Studien nach Athen und folgte von da dem Heere des M. Brutus; nach dessen Besiegung floh er zu Sextus Pompejus und kehrte erst 39 nach dem Vertrag von Misenum in die Hauptstadt zurück, wo er sich auf die Seite des Oktavian stellte; 30 wurde er zum Konsul ernannt.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Cicerone (ital., spr. tschitschē-), in Italien der Fremdenführer, vielleicht wegen seiner Redseligkeit in Anspielung auf Cicero. Auch Buchtitel als Führer durch berühmte Kunstsammlungen und Kunststätten, so von Jak. Burckhardt (Italien), G. Hirth und Muther, G. Ebe u. a.

Cichoriēen, Unterfamilie der Kompositen (s. d.).

Cichorium *L.* (Wegwart, Zichorie), Gattung der Kompositen, gespreizt ästige, ein- oder mehrjährige Kräuter mit fiederspaltigen oder grob gezahnten Blättern, ziemlich großen blaublütigen Köpfen und fast fünfkantigen, kahlen Achenen. 7—8 Arten im Mittelmeergebiet bis Abessinien. C. Endivia *L.* (Endivie, s. Tafel »Gemüsepflanzen III«, Fig. 7), 60—150 cm hoch, fast kahl, mit buchtig gezahnten Blättern und paarigen Blütenstielen, soll aus Ostindien stammen, ist aber vielleicht eine Kulturform von C. divaricatum *Schousb.* im Mittelmeergebiet. Sie wird häufig in Gärten kultiviert, indem man die grundständigen, lockere Rosetten bildenden und meist zu Köpfen zusammenschließenden Blätter, besonders von der krausen Varietät (C. crispum *Mill.*), zu Salat benutzt. Die Blätter werden gewöhnlich durch Lichtentziehung gebleicht und sind dann ungemein zart, aber immer härter und starrer als Kopfsalat. C. Intybus *L.* (Zichorie, Feldwegwart, Sonnenwende), bis 1,25 m hoch, mit schrotsägezähnigen Wurzel- und lanzettlichen Stengelblättern und kurzgestielten blauen Blüten, findet sich in Europa und im gemäßigten Asien, vielfach in andern Gegenden eingebürgert. Ihre lange, möhrenförmige Wurzel (Weglungenwurzel) schmeckt unangenehm bitter und ist getrocknet geruchlos. Sie wird arzneilich benutzt und bildet, mit Zucker eingemacht, die Hindläufte der Konditoren. Das Kraut ist ein gutes Viehfutter und dient jung als Salat. Für diesen Zweck kultiviert man den Brüsseler Witloof und den Kapuzinerbart (Barbe du capucin), dessen Wurzeln, in einem dunkeln Keller in Pferdedünger eingepflanzt, farblose, äußerst zarte Blätter treiben (chicorée). In großem Maßstab kultiviert man die Zichorie, um die Wurzel als Kaffeesurrogat zu benutzen, besonders im Magdeburgischen, Braunschweig, Schlesien, Württemberg (im Deutschen Reich auf 11,000 Hektar), Belgien, Frankreich, Holland, Böhmen, Ungarn, Dänemark, Rußland ꝛc. (Näheres s. Rübenbau.) Die kultivierte Wurzel (Gewicht 2—400 g) ist stärker als die wild gewachsene, fleischig, mit verhältnismäßig breiter Rinde. Sie enthält außer einem Bitterstoff und Spuren von Gerbstoff 3—6 Proz. Zucker, 12—24 Proz. stickstofffreie (viel Inulin), 2—4 Proz. stickstoffhaltige organische Substanz und 2—5 Proz. Wasser. Die frische Wurzel wird auch als Beigabe zum Viehfutter benutzt, um den Stoffwechsel anzuregen, doch erregen größere Gaben einen rauschartigen Zustand. Zur Bereitung des Kaffeesurrogats (deutscher Kaffee) werden die Wurzeln gewaschen, zerschnitten, getrocknet, dann in eisernen Trommeln geröstet und auf Kollergängen, Scheibenmühlen oder Schlagmühlen gemahlen. Zusatz von 1—5 Proz. Sesam- oder Erdnußöl beim Rösten verbessert Geruch und Geschmack. Das Mehl wird in Dampfkammern feucht gemacht und bildet dann eine feste, bröckelige Masse, die in Paketen verpackt wird. Sie ist braun oder braunschwarz und gibt an Wasser 67 Proz. lösliche Bestandteile ab, die dasselbe dunkel färben und ihm einen bittern, zugleich süßlichen Geschmack mitteilen. Sie enthält in der Trockensubstanz 7—8 Proz. Stickstoff, 20—21 Proz. Zucker, 47—48 Proz. Inulin. Man benutzt die Zichorie als Zusatz zum Kaffee, in Belgien, Frankreich und Südeuropa wird auch ein Aufguß ohne Kaffee getrunken. Von den wirksamen Bestandteilen des Kaffees enthält Zichorie nichts, nur das brenzlige, durch das Rösten entwickelte Öl ist allenfalls entfernt mit dem Aroma des Kaffees zu vergleichen. Man darf daher auch nicht die Wirkungen des Kaffees von der Zichorie erwarten; dagegen soll sie bei anhaltender Benutzung auf die Verdauung nachteilig einwirken. Zichorienkaffee wird mit gerösteten Runkelrübenpreßlingen, auch mit Ziegelmehl, Ocker, Ton ꝛc. verfälscht. Zichorienwurzeln wurden seit mehr als 100 Jahren in Haushaltungen am Nordrande des Harzes geröstet, um sie als Kaffeesurrogat zu benutzen. Um 1763 lenkten Förster und Major v. Heine die Aufmerksamkeit auf dies Präparat, und nach 1790 begannen Braunschweiger und Magdeburger Kaufleute Zichorienkaffee für den Handel herzustellen. Zu Anfang des 19. Jahrh. wurde die erste Fabrik errichtet, die besonders während der Kontinentalsperre ihr Fabrikat bei der armen Bevölkerung einzubürgern vermochte. Gegenwärtig besitzt das Deutsche Reich über 100, Europa 450 Zichorienfabriken. Deutschland liefert für rund 9 Mill. Mk. Rohstoffe und für 18 Mill. Mk. Fabrikate. Die Einfuhr betrug 1902 an Rohstoffen 75,368, an Fabrikaten 18,184 dz, die Ausfuhr an Rohstoffen 13,617, an Fabrikaten 7641 dz. Vgl. Fries, Praktische Anleitung zum Kaffeezichorienbau (2. Aufl., Stuttg. [1886].

Cicindēla, s. Sandkäfer.

Cicinnūrus, s. Paradiesvögel.

Cicinöl, s. Jatropha.

Cicisbeāt (spr. tschitschis-), die früher in Italien unter den höhern Ständen herrschende Sitte, daß sich eine verheiratete Dame stets von einem Hausfreund (Cicisbēo) in Gesellschaften, bei öffentlichen Vergnügungen, in die Kirche ꝛc. begleiten ließ, während der Ehemann mit seiner Frau nur im Haus umging. Der Cicisbeo erschien daher morgens, um sich die Tagesordnung auszubitten, und sein Name wäre nach Wilh. Müller von Flüstern abzuleiten, weil er bei Festen und im Theater flüsternd hinter dem Stuhl seiner Herrin stand. Bei aller scheinbarer Anstößigkeit war das Verhältnis meist kein unsittliches, und die Damen bedangen im Heiratskontrakt die Gestattung des C. Die Sitte entstammt der Zeit der Chevalerie, ist jedoch in Mißkredit und Abnahme geraten, so daß heute Cicisbeo einen Hausfreund mit verdächtigen Nebenabsichten und Cicisbea eine Buhlerin bedeutet.

Cicogna (spr. tschikonnja), Emanuele Antonio, ital. Geschichtsforscher und Archäolog, geb. 17. Jan. 1789 in Venedig, gest. daselbst 22. Febr. 1868, bekleidete verschiedene richterliche Ämter. Seine ersten Arbeiten veröffentlichte er 1808—10 unter dem Pseudonym Angelo Eugenio Mentice Mantovano. Sein Hauptwerk betitelt sich »Delle iscrizioni veneziane, raccolte ed illustrate« (Vened. 1824—53, 7 Bde., mit Tafeln). Cicognas kleinere Arbeiten betrafen ebenfalls meist die venezianische Geschichte, Altertumskunde u. Kunstgeschichte. Auch gab er ältere Novellen (»Novelle inedite«, Vened. 1822, 2 Bde.), ein »Saggio di bibliografia veneziana« (das. 1847) und ein in vielen Auflagen verbreitetes »Ristretto di ortografia da saccoccia« (das. 1816) heraus.

Cicognāra (spr. tschikonja-), Leopoldo, Graf von, ital. Kunstschriftsteller, geb. 17. Nov. 1767 in Ferrara, gest. 5. März 1834 in Venedig, zeigte schon in früher Jugend Vorliebe für die schönen Künste, beschäftigte sich später in Rom eifrig mit ihnen und der

schönen Literatur und ging sodann nach Neapel und Sizilien. 1795 ließ er sich in Modena nieder, wo er bis 1807 verschiedene diplomatische und administrative Stellungen innehatte und endlich Staatsrat wurde. 1808 schied er aus dem Staatsdienst und erhielt bald darauf die Stelle eines Präsidenten der Akademie der schönen Künste in Venedig. Die bedeutendsten seiner Schriften sind: »Memorie storiche dei letterati ed artisti ferraresi« (Ferrara 1811); »Storia della scultura dal suo risorgimento in Italia« (Veneb. 1813—18, 3 Bde., mit Kupfern, sein Hauptwerk; 2. Aufl., Prato 1823—24, 7 Bde., mit Atlas); »Le fabriche più cospicue di Venezia« (Veneb. 1815—20; 2. Aufl. 1833—42, 2 Bde.). Vgl. Zanetti, Cenni biografici di L. C. (das. 1834) und Malamani, Memorie del conte L. C. (das. 1888, 2 Bde.).

Ciconi (spr. tschi-), Teobaldo, ital. Lustspieldichter, geb. 20. Dez. 1824 zu San Daniele in Friaul, gest. 27. April 1863 in Mailand, veröffentlichte noch während seiner Studien zu Padua eine Tragödie: »Speronella« (1844), nahm 1858 an den nationalen Kämpfen teil und war dann Sekretär des venezianischen Kriegsministers. Nach Unterdrückung der Revolution widmete er sich wieder der Poesie. Wenig Anklang fanden die lyrischen Gedichte (1853) und das Drama »Eleonora di Toldo«; dagegen war das Lustspiel »Le pecorelle smarrite« (1857) ein glücklicher Wurf. Ebenfalls gefielen die Komödien: »Il troppo tardi«, »I Garibaldini«, »Le mosche bianche«, »La rivincita«, »La statua di carne« und »La figlia unica«. Als Journalist glänzte C. durch Lebhaftigkeit des Witzes und pikanten Humor.

Ciconĭa, Storch (s. d.); Ciconiidae (Störche), Familie der Watvögel (s. d.).

Cicūta *L.* (Wasserschierling, Wüterich), Gattung der Umbelliferen, hochwüchsige Stauden mit zwei- bis mehrfach fiederschnittigen Blättern, vielstrahligen weißblütigen Dolden mit unscheinbaren Hüllen und Hüllchen und fast kugeliger, zweiknöpfiger Frucht. Drei Arten in der nördlichen gemäßigten Zone. C. virosa *L.* (Wutschierling, Parzenkraut, Scherte, s. Tafel »Giftpflanzen I«, Fig. 1) hat einen dicken weißen, hohen, querfächerigen Wurzelstock, einen runden, hohlen, leicht gestreiften Stengel und sehr große, kahle, dreifach fiederteilige Blätter mit schmal lanzettförmigen, scharf gesägten Blättchen. Die Pflanze wächst an Flußufern, in Sümpfen, Gräben und Teichen von Nord- und Mitteleuropa bis Nordamerika und ist eine der gefährlichsten Giftpflanzen Deutschlands; sie riecht stark, betäubend, dillähnlich, schmeckt petersilienartig, später brennend. Die Wurzel ist der giftigste Teil der Pflanze; beim Zerschneiden fließt ein milchweißer Saft aus, der an der Luft gelb, zuletzt rötlich wird und unangenehm widerlich riecht. Der Genuß der frischen Wurzel verursacht Erbrechen, Schwindel, Bewußtlosigkeit, Lähmung, tiefes Coma, dann epileptiforme Krämpfe, Nackenstarre, nach mehreren Stunden Tod durch Aufhören der Atmung, auch der Herztätigkeit. Behandlung: Entleerung des Magens, dann Chloroform, Chloral ꝛc. Wirksamer Bestandteil ist ein harzartiger Körper, das Cicutoxin. Ein aus der Wurzel dargestelltes ätherisches Öl besteht im wesentlichen aus einem Kohlenwasserstoff, Cicutēn, und ist nicht giftig; das ätherische Öl des Samens riecht wie römischer Kümmel und besteht aus Kuminaldehyd und Cymol. In den europäischen Apotheken versteht man unter Herba Cicutae jederzeit das Kraut von Conium maculatum *L.* und nie das von C. virosa. Auch die C. der Römer war unser Conium, denn der Wasserschierling wächst gar nicht im Süden; die Namensverwechselung schlich sich im Mittelalter ein. Vgl. Regel, Beiträge zur Geschichte des Schierlings und des Wasserschierlings (Mosk. 1876—77).

Cidāde (portug., spr. si-), Stadt.

Cidāris, s. Seeigel.

Cid Campeador, der in Geschichten, Sagen und Liedern gefeierte Nationalheld der Spanier, dessen eigentlicher Name Ruy (Rodrigo) Diaz de Vivar ist. Die Geschichte seines Lebens erscheint so reich mit mythischem Schmuck umgeben, daß manche geneigt waren, ihm die historische Existenz ganz abzusprechen. Erst den gründlichen Untersuchungen der Neuzeit (namentlich Dozys, s. unten) ist es gelungen, die wirklich historischen Daten festzustellen und eine vollständige Biographie des Helden zu geben, deren wesentlichster Inhalt sich auf folgendes beschränkt: Der C. stammte von Lain Calvo ab und war als Sohn eines kastilischen Granden gegen die Mitte des 11. Jahrh. geboren. Seine ersten Heldentaten verrichtete er in einem Krieg, den Sancho II., Sohn Ferdinands d. Gr., gegen seinen Vetter Sancho von Navarra führte. Der C. stand auf kastilischer Seite und riet im Erbfolgekampf dem König, seinen Bruder Alfons zu überfallen, wodurch dieser gezwungen ward, zum König Ali Maimon nach Toledo zu flüchten. Schon damals sollen ihm seine Landsleute den Ehrennamen Campeador (»Kämpfer«) gegeben haben, während der Name Cid oder Mio Cid, »mein Herr« (arab. Seid, »Herr«) von den Mauren herrührt. Nach Besiegung seiner Brüder zog Sancho II. gegen Zamora, das Erbteil seiner Schwester Urraca, fand aber vor dieser Stadt durch Meuchelmord den Tod. Alfons wurde nun Herr von Kastilien, mußte aber auf Verlangen des C. vorher schwören, daß er keinen Anteil an dem Morde des Bruders gehabt habe. Infolgedessen nährte Alfons Haß gegen den C., obschon er ihn vorerst verbarg. Ja, C. vermählte sich mit Jimena, einer Nichte des Königs, und begleitete diesen auf einer Wallfahrt nach Santiago de Compostella. 1087 wurde er aber auf Anstiften des Garcia Ordoñez vom König verbannt, begab sich nach Saragossa zu einem maurischen Fürsten aus dem Stamm der Beni Hud, dem er im Kampf gegen seinen Bruder und dessen spanische Bundesgenossen beistand, und verrichtete hier Heldentaten, die seine Zurückberufung durch Alfons zur Folge haben. Voll Mißtrauen gegen diesen wendete er sich jedoch bald wieder nach Saragossa, kehrte abermals zu Alfons zurück und stand so, wie es sein Vorteil oder die Lage verlangte, abwechselnd auf beiden Seiten, verband äußersten Heroismus mit großer Schlauheit und diente lediglich dem eignen Interesse. Er wurde der Schrecken der Mauren und eroberte 1094 für sich Valencia, wobei er die bei der Übergabe eingegangenen Bedingungen treulos brach und trotz versprochener Schonung mit barbarischer Grausamkeit verfuhr. Nachdem er sich unter steten Kämpfen gegen das Heer der Mauren 5 Jahre lang in der Stadt behauptet hatte, starb er 1099. Jimena verteidigte die Stadt noch 7 Monate lang, aber trotz Alfons' Hilfe zogen die Mauren wieder ein. Jimena brachte den Leichnam des Helden nach dem Kloster San Pedro de Cardeña unfern Burgos, von wo die Gebeine später nach Burgos übergeführt und nebst denen seiner Gemahlin im Rathaus beigesetzt wurden. Von hier 1808 von den Franzosen fortgeschleppt, kamen sie in den Besitz des Fürsten Karl Anton von

Hohenzollern, wurden von diesem aber 1883 dem König Alfons von Spanien zurückgegeben, der sie von neuem in Burgos beisetzen ließ. An der Stelle seines Wohnhauses zu Vivar (bei Burgos) wurde dem Helden ein Denkmal errichtet. Von den beiden Töchtern des C., Cristina und Maria, vermählte sich die eine mit dem Infanten von Navarra, wodurch das Blut des Recken in das Königshaus von Kastilien kam, die zweite mit Berengar von Barcelona. C. erscheint somit nicht als ein nach heutigen Begriffen reiner, edelgesinnter Charakter; allein zu seiner Zeit sah man in einer kriegerischen Erscheinung von höchster Energie, Tapferkeit und Klugheit, wie er sie darstellte, das Muster eines Helden, und so wurde er der ideale Grundtypus eines Nationalheros, den der Mund des Volkes und die Dichtung in der Folgezeit immer mehr verklärten. Daß er seinem Lehnsherrn untreu wurde, daß er den Mauren diente, tat ihm in der Beurteilung seines Volkes keinen Abbruch; es verehrte in ihm den ritterlichen spanischen Häuptling und liebte den ungerecht Verfolgten.

Das älteste der vorhandenen Gedichte, die den Helden feiern, ist das »Poëma del Cid« (oder »de mio Cid«), das noch aus dem 12. Jahrh. stammt und offenbar aus Volksliedern hervorgegangen ist. Die Bemerkung: »Per Abbat le escriuio en el mes de Mayo en era de mill e CCCXLV annos«, nach unsrer Zeitrechnung also 1307, bezieht sich auf den Schreiber der einzig erhaltenen Aufzeichnung. Diese wurde lange zu Vivar im Haus des C. aufbewahrt und 1779 von Sanchez in seiner »Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV« (Madr., 4 Bde.; neue Ausg. von E. Ochoa, Par. 1842) gedruckt; dann von Janer in Ribadeneyras Sammlung »Poetas castellanos anteriores al siglo XV« (Madr. 1864), später von Vollmöller (Halle 1879 ff., mit Glossar) und Huntington (1898), neuerdings paläographisch von R. Menendez Pidal (Madr. 1900), nach der Madrider Handschrift von O. L. B. Wolff (Jena 1850) ins Deutsche, von Damas-Hinard ins Französische (Par. 1858), von Ormsby ins Englische (Lond. 1879) übersetzt. Die Anfangsblätter des Gedichts fehlen sowie hin und wieder einzelne Verse. Das angewendete Versmaß ist eine ungefüge Langzeile, deren zwischen 12 und 18 Silben schwankender Bau sowohl Vertrautheit mit dem Romanzenvers als auch Bekanntschaft mit dem zünftigen Alexandriner zeigt. Aus Tradition, Volksdichtungen und Prosaberichten schöpfend, erzählt der Autor in schlichter, doch markiger Darstellung im ersten Cantar die historischen Taten des C. während der Verbannung; im zweiten die Eroberung von Valencia, Versöhnung mit König Alfons, sagenhafte Vermählung der Töchter Jimenens mit den Infanten von Carrion; im dritten ihr Mißgeschick, den Schmerz des Vaters, seine Rache und zum Schluß die ruhmreiche Doppelhochzeit mit den Königssöhnen. Geschildert wird der C. als Krieger, Gatte, Vater und Freund; doch hat der Dichter die historische Gestalt veredelt, indem er das Rühmliche hervorhebt und alles Unrühmliche verschweigt, ohne daß die historische Wahrheit gänzlich verloren wäre. Als hauptsächlichste Eigenschaft wird seine unbedingte Lehnstreue hervorgehoben. Refrainmäßig kehrt der Ausruf wieder: »Gott, welch guter Lehnsmann, hätte er einen guten Herrn!« Dabei nimmt sich der C. dem Könige gegenüber des Volkes an und verteidigt dessen Rechte gegen die Granden. Verschieden von diesem »Poëma« ist die »Crónica rimada del Cid«, die, ein halbes Jahrhundert später entstanden, zuerst von Fr. Michel im 116. Bande der »Wiener Jahrbücher« (später im »Romancero« von Duran) herausgegeben wurde und nicht nur in Einzelheiten von der Erzählung des »Poëma« abweicht, sondern auch den Charakter des Helden in anderm Licht erscheinen läßt. Hier ist der C., der als jugendlicher Kraftbursche dargestellt wird (im Zweikampf mit Graf Gormaz), der Repräsentant der Gesamtheit der Granden, die gegen die Idee einer absoluten Monarchie kämpfen. Mehrere Jahrhunderte hindurch wechselten die beiden Cid-Auffassungen, bis Kastilien ganz dem Monarchismus huldigen mußte; damit wurde der Cid-Typus des »Poëma« feststehend. So in der »Crónica general de España« aus dem Ende des 13. und in der »Crónica del Cid« aus dem 14. Jahrh. Die Lieder selbst, aus denen der alte Kunstdichter schon so früh ein Ganzes schuf, haben sich bis auf den heutigen Tag in sich immer verjüngenden Formen, den berühmten Cid-Romanzen, erhalten, deren älteste auf uns gekommene Gestalt zwar kaum über den Anfang des 16. Jahrh. zurückreicht, deren Grundlagen und Urformen aber älter als das »Poëma« sein müssen. Sie gehören teils der Volks-, teils der Kunstpoesie an, und man darf daher in ihnen nicht die strenge Charaktereinheit des Helden suchen, weil sie sich in die beiden Haupttypen, die von ihm entstanden waren, teilen und in ihrer Gesamtheit sein Bild durch viele individuelle Züge vervollständigen. Da diese Gedichte alle im C. ein ritterliches Ideal aufzustellen suchen, zu der Ritterlichkeit des romantischen Zeitalters aber auch die Liebe gehörte, so erleidet auch die Darstellung der Ximena Veränderungen. Einzelne Romanzen vom C. erschienen zuerst gedruckt in »Pliegos sueltos« und den allgemeinen Romanzensammlungen; so die ältesten und echtesten in der »Silva de varios romances« (1550), im »Cancionero de romances« (1550), im »Romancero de Sepulveda« (1566), andre im »Romancero general« (1604) ꝛc., dann in besondern Sammlungen, wie in der von Escobar (Lissab. 1605, Alcalá 1612; neueste Auflagen von Reguero, Madr. 1818 u. Frankf. 1828) und in der von Metge (Barcelona 1626). Zu einem Ganzen geeint in Durans »Romancero de romances caballerescos é historicos« (Madr. 1832) und in dessen »Romancero general« (das. 1849—51, 2 Bde.); in besondern Abdruck als »Romancero del Cid«, herausgegeben von Keller (Stuttg. 1840), am vollständigsten von Karoline Michaelis (Leipz. 1872); neuerdings mehrmals in Madrid (1876 u. 1878), in gediegener Auswahl von Milá y Fontanals (1884).

Die erste und bekannteste deutsche Bearbeitung der Romanzen ist die von Herder (1806; neue Ausg. von Julian Schmidt, mit Erläuterungen von Karoline Michaelis, Leipz. 1868), womit den Deutschen zuerst ein voller Blick in die Welt spanischer Dichtung eröffnet wurde. Indessen gibt diese Übertragung kein treues Abbild des Originals; der Herdersche C. ist ein in deutsch-humanistischer Gesinnungsweise aufgefaßter Held und zum größern Teil Übersetzung einer französischen Prosabearbeitung der Cid-Romanzen, die sich mit willkürlichen Änderungen und Hinzufügungen in der »Bibliothèque universelle des romans« von 1783 findet (vgl. Köhler, Herders Cid und seine französische Quelle, Leipz. 1867, und Vögelin, Herders Cid. Die französischen und spanischen Quellen zusammengestellt, Heilbronn 1879). Wirkliche Übersetzungen der echten Cid-Romanzen, nach Durans und Kellers Sammlungen, sind die von Duttenhofer, Leipz. 1841 u. 1886), Regis (Stuttg. 1842; neue

Ausg., das. 1893) und Eitner (Hildburgh. 1871 u. ö.). Französische Bearbeitungen erschienen von Creuze de Lesser (2. Aufl. 1821), Renard (Burgos 1830, 2 Bde.) und Renal (1843, 2 Bde.); engl. von G. Lewes (»Ballads«, 1883) und Young Gibson (1887); eine italienische von Pietro Monti (Mail. 1838). Nach den Romanzen dichtete Diego Jimenes de Ayllon eine schulgerechte Epopöe in 32 Gesängen (zuerst Antwerp. 1568); Guillen de Castro (gest. 1631) behandelte die Jugendtaten und die Liebesgeschichte des C. dramatisch, und sein Stück »Las mocedades del Cid« ist die Quelle von Corneilles berühmtem Drama »Cid« (s. Castro 3).

Historische Berichte über den C. finden sich in größerm Umfang seit dem 13. Jahrh. bei christlichen und mohammedanischen Geschichtschreibern. So besitzen wir eine wahrscheinlich aus dem Anfang des Jahrhunderts stammende »Genealogia del Cid Ruy Diaz« und die von Risco im Kloster Santo Isidoro zu Leon entdeckte, im Anhang seines Werkes »La Castilla y el mas famoso Castellano« (Madr. 1792) abgedruckte lateinische Spezialchronik »Gesta Roderici Campidocti«, die z. T. Sagenhaftes enthält. Noch mehr entstellt sind die den C. betreffenden Teile der auf Befehl Alfons' des Weisen verfaßten »Crónica general« und die von den Mönchen von Cardeña herausgegebene »Crónica particular del Cid« (Burgos 1512 u. ö.; am besten von Huber, Marb. 1844). Früher noch erschien ein Auszug aus dem den C. betreffenden Teil der »Crónica general« u. d. T.: »Crónica del Cid Ruy Diaz« (Sevilla 1498 u. ö.) und wurde Volksbuch. Von den neuern Historikern lieferten Monographien von des C. Leben und Taten: der Portugiese Jos. Pereyra Bayam (Lissab. 1731 u. 1751); die Spanier Risco (1792), Quintana (Madr. 1807), Malo de Molina (das. 1857); der Engländer Southey (Lond. 1808, hrsg. von Morley 1883); sowie Johannes v. Müller (1806, im 8. Band seiner Werke), die aber alle von der »Kritischen Geschichte des C.« von V. A. Huber (Brem. 1829) übertroffen wurden. Die neuesten und gründlichsten Forschungen über den historischen C. verdankt man Dozy in seinen »Recherches sur l'histoire politique et littéraire de l'Espagne pendant le moyen-âge« (Leiden 1849; 3. veränderte Aufl., das. 1881), neben dem noch Willemaers, Le Cid. Son histoire, ses légendes, ses poétes« (Brüssel 1873) zu erwähnen ist.

Cider (Zider), soviel wie Obstwein.

Ci-devant (franz., spr. ßi-d'wāng), ehemals, gewesen, weiland; Ci-devants (les ci-devant), zur Zeit der ersten französischen Revolution Bezeichnung der vormals adligen und fürstlichen Personen, die die Hauptmasse der Emigranten (s. d.) bildeten.

Cidlina, rechter Nebenfluß der Elbe in Böhmen, entspringt am Taborberg bei Lomnitz, nimmt die Bistritz auf und mündet nach 56 km langem Laufe bei Poděbrad.

Cie, Abkürzung für Compagnie (Kompagnie) in einer Gesellschaftsfirma.

Ciechánow (russ. Zjechanow), Kreisstadt im russisch-poln. Gouv. Plozk, an der Lidinia und der Eisenbahn Mlawa-Kowel (Weichselbahnen), hat eine Schloßruine, 3 kath. Kirchen, eine Synagoge, Branntweinbrennerei, Brauerei, einigen Handel und (1897) 10,664 Einw.

Ciechocinsk (russ. Zjechozinsk), besuchter Badeort im russisch-poln. Gouv. Warschau, nahe der preußischen Grenze, durch Zweigbahn mit Alexandrowo verbunden, mit Solbad.

Cieco d'Adria, il (spr. tschēko, »der Blinde von Adria«), ital. Dichter, s. Groto.

Cieco da Ferrara (spr. tschēko, eigentlich Francesco Bello), ital. Dichter, gest. vor 1506, war blind (daher sein Beiname) und lebte in Mantua und Ferrara. Sein großes Heldengedicht »Il Mambriano«, in 45 Gesängen, dessen Hauptheiden Rinaldo und Roland sind, erschien zuerst in Ferrara 1509 (beste Ausg., Vened. 1549). Das Werk, das schon Bojardos »Orlando Innamorato« zum Vorbild nimmt, ist ohne Einheit; das Anziehendste darin sind sieben später oft allein gedruckte Novellen. Vgl. Rua, Novelle del Mambriano, ecc. (Turin 1888); Cimegotto, Studi e ricerche sul Mambriano di Francesco Bello (Padua u. Verona 1892).

Ciénaga, La (San Juan de la C.), Stadt im Depart. Magdalena der südamerikan. Republik Kolumbien, am Eingang der Boca de C., durch Eisenbahn mit Santa Marta verbunden, besteht meist aus palmstrohgedeckten Hütten und hat 8000 Einw., die ansehnlichen Handel, Tabakbau und Fischerei treiben.

Cienfuegos (spr. ßienfuēs), Hafenstadt an der Südküste von Cuba (Provinz Santa Clara), an der weiten und tiefen Bahia de Jagua, ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls, hat starke Ausfuhr von Zucker, Sirup, Rum, Tabak und Häuten, einen Schiffsverkehr von (1900) 380,000 Ton., an dem Deutschland mit 9 Proz. beteiligt ist, und (1899) 30,038 Einw.

Cienfuegos (spr. ßienfuēs), Nicasio Alvarez de, span. Dichter, geb. 14. Dez. 1764 in Madrid, gest. im Juli 1809, studierte in Salamanca und schloß sich hier der durch Cadalso und Melendez gegründeten neuern Dichterschule an. Wegen Teilnahme am Volksaufstand vom 2. Mai 1808 gegen die französische Besatzung in Madrid während des Unabhängigkeitskrieges zum Tode verurteilt, aber zur Deportation nach Frankreich begnadigt, starb er kurz nach seiner Ankunft in Orthez. Seine dramatischen Hauptwerke sind die Tragödien: »Pitaco«, die ihm die Pforten der Madrider Akademie öffnete, »Idomeneo«, aus dem er, Alfieri nachahmend, die Liebe ausgeschlossen hatte, »La condesa de Castilla« und die aus alten Sagen geschöpfte »Zoraida«. Sie verraten einen edlen und hochsinnigen Geist, haben aber mehr lyrischen als dramatischen Charakter und leiden unter dem damals herrschenden Pseudoklassizismus. Von der Bühne sind sie längst verschwunden. Seine Gedichte (1798) bestehen aus anakreontischen Liedern, Oden, Romanzen, Elegien 2c. und zeugen von wahrer Begeisterung und schönem Talent. Die vollständigste Ausgabe seiner »Obras poéticas« erschien Madrid 1816 in 2 Bänden (neuere Ausg., Par. 1821, und im 67. Bande der Biblioteca de autores españoles).

Cieszanów (spr. zjeschanóff), Marktflecken in Galizien, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein schönes Schloß, Holzhandel und (1900) 3232 meist poln. Einwohner.

Cieszkowski (spr. zjeschkóffski), August, Graf, poln. Philosoph, geb. 14. Sept. 1814 in Podlachien, gest. 12. März 1894 in Posen, studierte in Berlin, wo er ein eifriger Anhänger der Hegelschen Schule wurde, war Mitarbeiter an der »Biblioteka Warszawska«, kaufte sich 1847 in Posen an, war Präsident der polnischen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Posen und wiederholt Mitglied des preußischen Landtags. Er schrieb: »Prolegomena zur Historiosophie« (Berl. 1838), »Gott und die Palingenesie« (das. 1842), ferner das namhafte Werk »Ojcze nasz« (»Das Vaterunser«, Par. 1848, 2. Aufl. 1870), außerdem ver-

schiedene philosophische und nationalökonomische Abhandlungen in polnischer, deutscher und französischer Sprache.

Cieza (spr. ßi-ēza), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Murcia, auf einer Anhöhe, am linken Ufer des Segura und an der Eisenbahn Chinchilla-Cartagena, von fruchtbarer Huerta umgeben, mit Ruinen einer römischen Festung, Espartoflechterei, Papierfabrikation und (1900) 13,626 Einw.

cif (seltener **caf**), im Handel gebräuchliche Abkürzung für engl. »cost, insurance (assurance), freight«, bedeutet, daß der Verkäufer die Kosten für Verladung (einschließlich aller während der Beförderung auch durch unvorhergesehene Ereignisse entstehenden Kosten), Versicherung und Fracht bis zu dem (Außen-) Hafen des Bestimmungsorts zu tragen hat.

Cigarren und **Cigaretten**, s. Zigarren.

Cigarrēro (span.), Zigarrenmacher, Zigarrenhändler; Cigarrēra, Zigarrenarbeiterin.

Cigliāno (spr. tschilj-), Flecken in der ital. Provinz Novara, Kreis Vercelli, wichtiger Straßenknotenpunkt östlich von der Dora Baltea, mit Reisbau und (1901) 6084 Einw.

Cignani (spr. tschinjāni), Carlo, ital. Maler, geb. 15. Mai 1628 in Bologna, gest. 6. Sept. 1719 in Forlì, lernte zuerst bei Giov. Batt. Cairo, dann bei Albani und studierte daneben die Werke der Carracci und Correggios. In Bologna malte er im Farnesischen Palast zwei Gemälde in Fresko: den König Franz I., wie er auf der Durchreise durch Bologna die Kranken berührt, und den Einzug Papst Pauls III., ferner die Empfängnis der Maria für die Kirche dieses Namens. Sein Hauptwerk, woran er 20 Jahre arbeitete, sind die Fresken in der Kuppel der Kirche der Madonna del Fuoco zu Forlì, Darstellungen der Himmelfahrt der Maria. In seinem 80. Jahr führte er für den Kurfürsten von der Pfalz die Geburt Jupiters (jetzt in der Münchener Pinakothek) aus. Papst Clemens XI. ernannte ihn zum Direktor der Malerakademie zu Bologna. C. war der letzte bedeutende Maler der Bologneser Schule.

Cigŏli (spr. tschi-), eigentlich Lodovico Cardi, ital. Maler und Architekt, geb. 1559 in Cigoli bei Florenz, gest. 1613 in Rom, war A. Alloris und S. Titis Schüler, bildete sich auch nach A. del Sarto, Correggio und Baroccio, wahrte sich dabei aber seinen eignen Stil, dessen Hauptvorzüge treffliches Kolorit und inniger Ausdruck sind. Die Großherzöge von Toskana, Ferdinand I. und Cosimo II., waren seine Gönner, und Papst Paul V. berief ihn nach Rom, wo er kurz vor seinem Tode vom Großmeister des Malteserordens zum Ritter ernannt wurde. Die bedeutendsten seiner Gemälde sind: die Geschichte des geheilten Lahmen, in der St. Peterskirche; die Marter des heil. Stephan, in den Uffizien zu Florenz; der alte Tobias, der den Engel beschenken will, in der Eremitage von St. Petersburg. Auch als Architekt, zu dem ihn Buontalenti gebildet, hat sich C. hervorgetan; er vollendete den Palast Pitti in Florenz, baute die Loggia der Tornequinci, das Portal des Klosters Santa Felicita, den schönen Hof des Palastes Strozzi und den Palast Rinuccini. Auch hat er einen Traktat über die fünf Säulenordnungen geschrieben.

Cikaden (Zirpen), s. Zikaden.

Cilento (spr. tschi-, aus cis Alentum, »diesseit des Alento«), Gebirgslandschaft in der ital. Provinz Salerno, westlich vom Fluß Alento, erzeugt vortrefflichen Wein.

Cilĭa (lat.), die Augenwimpern; ciliar, die Wimpern betreffend; Ciliargefäße, die Blutgefäße der Aderhaut, die das gesamte Sehorgan mit Ausnahme des nervösen Teiles der Netzhaut und des Glaskörpers versorgen. Ciliarkörper, der vordere Teil der Aderhaut, dessen Falten (Ciliarfortsätze) die Linse strahlenkranzartig umgeben, und dessen glatte Muskeln (Ciliarmuskeln) durch ihre Zusammenziehung die Linse für das Nahesehen stärker wölben. Ciliarnerven, die aus dem ersten Ast des dreigeteilten Nervs und aus dem Ciliarganglion, einem größern Nervenknoten in der Augenhöhle, entspringenden Nerven, senden sensible Zweige zum Augapfel.

Ciliarneuralgie (lat.-griech.), neuralgischer Schmerz im Augapfel.

Ciliāten, Gruppe der Infusorien (s. d.).

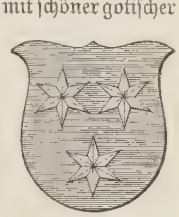
Cilicia, Landschaft, s. Kilikien.

Cilicium (lat.), bei den Römern ein aus dem Haar der kilikischen Ziegen verfertigter Stoff, der zu Reisemänteln, Decken ꝛc. gebraucht wurde; später auch das grobe härene Gewand der Einsiedler und Büßer.

Cilien (lat. Cilia), s. Flimmer.

Cilioflagellaten (Dinoflagellaten), s. Protozoen.

Cilli (slowen. Celje), Stadt in Steiermark, 241 m ü. M., in schöner Lage an der Sann, Knotenpunkt der Südbahn, hat eine Pfarrkirche mit schöner gotischer Kapelle, eine deutsche Kirche, ein Denkmal Josephs II. und (1900) mit der Garnison (608 Mann) 6713 Einw. (3/4 Deutsche, 1/4 Slowenen), die Lederfabrikation, Bierbrauerei, Handel, Wein- und Obstbau betreiben. C. hat ein Obergymnasium, ein Museum, Theater, einen Stadtpark, Flußbäder, Gasanstalt, ist Stadt mit eignem Statut und Sitz einer Bezirkshauptmannschaft (für die Umgebung), eines Kreisgerichts und eines Revierbergamtes. Auf dem südöstlich von der Stadt gelegenen waldigen Schloßberg (411 m) erhebt sich die Burgruine Ober-C., einst Residenz der Grafen von C. In der Umgebung befindet sich eine staatliche Zinkhütte, eine Emailgeschirr- und eine Chemikalienfabrik. — C. ist die alte römische Kolonie Celeja Claudia, Hauptort im mittlern Noricum, wo der berühmte Marstempel stand. Vor Ende des 6. Jahrh. wurde es von Slawen zerstört, kam aber später zu neuer Blüte unter den Grafen von C., besonders durch die Gunst Kaiser Siegmunds, der eine Barbara von C. zur Gemahlin hatte. Nach dem Aussterben des Geschlechts (1456) fiel C. an Österreich. Seit 1894 spielt die Errichtung von slowenischen Parallelklassen an dem bisher deutschen Gymnasium von C. eine wichtige Rolle in den österreichischen Parteikämpfen. Vgl. Hoisel, C. und dessen Sannbäder (Wien 1877); Glantschnigg, C. und Umgebung (Cilli 1887); Knittl, Cilli (das. 1890); »C. 1867—1892« (das. 1892).



Wappen von Cilli.

Cilli, Bergland von, östliche Vorlage der Alpen in Untersteiermark, von der Sann durchflossen und südlich von der Save begrenzt, zeigt im westlichen Teile noch Mittelgebirgscharakter (Höhen bis zu 1200 m) und setzt sich östlich im Matzel- und Ivancicagebirge fort.

Cilnĭer, altes etruriſches Patriziergeschlecht (Lukumonen) zu Arretium, berühmt durch Mäcenas (s. d.).

Cima (ital., spr. tschi-, »Gipfel«), Bezeichnung vieler Berge im italienischen Sprachgebiete der Alpen, wie C. dei Gelas (3153 m) in den Seealpen, C. di Jazzi (3818 m) in den Penninischen Alpen, C. di Ca-

stello (3402 m) in den Berninaalpen, C. di Presanella (3564 m) in der Adamellogruppe, C. Tosa (3176 m) in der Brentagruppe, C. di Vezzana (3191 m) und C. d'Asta (2848 m) im Südtiroler Hochland, C. Dodici (2338 m) in den Vicentinischen Alpen.

Cima (spr. tschi-, C. da Conegliano), Giovanni Battista, ital. Maler, geb. um 1460 wahrscheinlich in Conegliano, bildete sich in Venedig nach G. Bellini und Antonello da Messina und ließ sich dann in Conegliano nieder, hielt sich aber auch zeitweise in Venedig und Udine auf. Die am spätesten datierten Werke von ihm sind von 1508. C. wandelte in den Bahnen Bellinis, war jedoch herber als dieser, wenn es ihm auch nicht an kräftig leuchtender Farbe und ernster Charakteristik gebrach. Seine religiösen Gemälde (Altarbilder) sind sehr häufig, so in Parma, Venedig, Conegliano, Paris, Berlin u. a. O.

Cimabue (spr. tschi-), Giovanni, ital. Maler, geb. um 1240 in Florenz, gest. nach 1302, bildete sich wahrscheinlich nach byzantinischen Mustern, suchte aber ihrer starren und typischen Manier entgegenzuarbeiten und wurde so der Begründer der neuern italienischen Malerei. Von seinen Werken ist nur eins urkundlich beglaubigt, ein Mosaikbild des thronenden Heilands und des Evangelisten Johannes in der Chornische des Domes zu Pisa, das er 1301—1302 im altertümlichen Stil ausführte. Es wurde erst 1321 durch die Hinzufügung einer Maria von andrer Hand vollendet. Auf die Autorität Vasaris werden C. noch folgende Werke zugeschrieben: drei Madonnenbilder auf Goldgrund in Santa Maria Novella in Florenz, in der dortigen Akademie und im Louvre zu Paris und eine Reihe von Fresken in der Grabeskirche des heil. Franz zu Assisi. Während sich seine Madonnenbilder durch eine glückliche Verbindung von Hoheit und Anmut bei sichtlichem Streben nach Naturwahrheit auszeichnen, ist dieses Streben in den Wandbildern bereits auf Lebhaftigkeit in Bewegung und Empfindung gerichtet. Vgl. Strzygowski, Cimabue und Rom (Wien 1888).

Cimarosa (spr. tschi-), Domenico, ital. Opernkomponist, geb. 17. Dez. 1749 in Aversa (Neapel), gest. 11. Jan. 1801 in Venedig, erhielt seine Ausbildung am Konservatorium zu Neapel (Sacchini, Piccini), debütierte 1772 als Opernkomponist mit »Le stravaganze del conte« und brachte nun schnell eine lange Reihe von Opern auf die bedeutendsten Bühnen Italiens, die ihn neben Paisiello zum allgemeinen Liebling machten. 1789 folgte er einem Ruf als Kammerkomponist der Kaiserin Katharina II. nach Petersburg. Da er jedoch das nordische Klima nicht vertrug, so wandte er sich 1792 nach Wien, wo er noch in demselben Jahr sein berühmtestes Werk: »Il matrimonio segreto« (»Die heimliche Ehe«) schrieb, das eine ungewöhnliche Popularität erlangte und seinen Ruf bis in die Gegenwart lebendig erhielt. Nach Neapel zurückgekehrt, wo er noch eine Reihe weiterer Opern brachte, nahm er 1798 an dem Aufstande teil und wurde zum Tode verurteilt, aber begnadigt. In der Absicht, abermals nach Rußland zu gehen, erkrankte er in Venedig und starb, wie man sagt, an Gift. Außer über 80 Opern, von denen besonders die komischen gefeiert wurden (»L'Italiana in Londra«, 1779; »Il pittore Parigino«, 1781; »Giannina e Bernardone«, 1781; »Astuzie feminili«, 1794 u. a.) schrieb C. auch Messen, Oratorien, Kantaten und andre kleine Gesangssachen. Im Pantheon zu Rom wurde 1816 seine Büste von Canova neben denen Sacchinis und Paisiellos aufgestellt.

Cimarrones, die verwilderten Pferde der südamerikanischen Pampas, sollen von den Pferden abstammen, die zurückblieben, als Buenos Aires von den Gründern der Niederlassung aufgegeben wurde.

Cimbal, s. Cymbal und Hackbrett.

Cimbern und Teutonen, zwei germanische Völker, die als die ersten Germanen mit den Römern in Berührung kamen. Die Cimbern (Kimbern, d. h. Kämpfer) verließen ihre Wohnsitze auf der Jütischen Halbinsel (der Cimbrischen Chersonesus) infolge einer verheerenden Sturmflut, wandten sich, wie erzählt wird, nach dem Schwarzen Meer und stießen auf dem Rückweg auf die in Böhmen wohnenden Boier, von denen sie gegen Süden gedrängt wurden. So erschienen sie 113 v. Chr. in der römischen Provinz Noricum (Kärnten und Krain) und verlangten von dem Prokonsul Cn. Papirius Carbo Land. Dieser suchte sich ihrer durch Hinterlist zu entledigen, wurde aber bei Noreja (Neumarkt) von ihnen völlig geschlagen. Dennoch wandten sich die Cimbern wieder nach Norden, umgingen die Alpen, zogen aus der jetzigen Schweiz helvetische Stämme, die Tiguriner und Tougener, sowie die Ambronen (s. d.) an sich, vereinigten sich am Rhein mit den Teutonen, die ebenfalls auf der Jütischen Halbinsel gewohnt (auch Teutonovarier [Dithmarschen] werden als Bewohner der südlichen Jütischen Halbinsel genannt), gleichzeitig mit den Cimbern ihre Heimat verlassen und vielleicht auch an der Schlacht bei Noreja teilgenommen hatten, und plünderten nun vereinigt, 300,000 streitbare Männer, das Land zwischen Rhone und Pyrenäen. Die Römer suchten sie aufzuhalten; aber 109 wurde der Konsul M. Junius Silanus, 108 der Konsul M. Aurelius Scaurus und 107 der Konsul L. Cassius Longinus von ihnen geschlagen. Zwar eroberte 106 der Konsul Qu. Servilius Cäpio Tolosa wieder, ward aber mit seinem Kollegen Cn. Mallius Maximus 6. Okt. 105 bei Arausio (Orange) gänzlich geschlagen, wobei 80,000 Römer umgekommen sein sollen. Daher entstand in Rom der seitdem sprichwörtlich gewordene »cimbrische Schrecken« (terror cimbricus), und 104 wurde Marius (s. d.), der soeben den Jugurthinischen Krieg glücklich beendigt hatte, zum Konsul und Feldherrn gewählt. Dieser nahm seine Stellung an der Rhone und hatte Zeit, sein Heer schlagfertig zu machen, da die Feinde, die sich zunächst im nördlichen Gallien und in Spanien herumtrieben, erst 102 wieder erschienen. Die Cimbern und Tiguriner zogen gegen Südosten, um durch das heutige Tirol in Italien einzudringen; die Teutonen, Tougener und Ambronen wandten sich gegen Marius, wurden aber von diesem bei Aquä Sextiä (Aix) 102 vollständig aufgerieben. Die Cimbern schlugen nach ihrer Ankunft in Oberitalien 102 den Konsul Qu. Lutatius Catulus zurück, wurden aber, als Marius 101 sich mit Catulus vereinigt hatte, 30. Juli 101 auf den Raudischen Feldern bei Vercellä (zwischen Turin und Mailand) völlig vernichtet. Die ganze Volksmenge: Männer, Weiber und Kinder, fand entweder den Tod auf dem Schlachtfeld oder geriet in römische Gefangenschaft. Ein Teil der Cimbern war in der Heimat zurückgeblieben und schickte später an Augustus Gesandte, um die Taten der Stammesgenossen zu entschuldigen. Vgl. Pallmann, Die C. u. T. (Berl. 1870); B. Sepp, Die Wanderungen der C. u. T. (Münch. 1882); Helbling, Der Zug der C. u. T. (Zürich 1898).

Cimbex, Gattung der Blattwespen (s. d.).

Cimbrische Halbinsel (Chersonesus Cimbrica), s. Chersonesus.

Cimelien (v. griech. keimēlion), Kostbarkeiten, Kleinodien, besonders der Kirchenschatz; daher Cimeliarch, Schatzmeister der Kirchen und Klöster.

Ciment, soviel wie Zement.

Cimex, die Wanze.

Cimiez (spr. simjäß), s. Nizza.

Ciminius (Lacus C.), der heutige Lago di Vico, nordwestlich von Rom. Der gleichnamige Berg nördlich vom See heißt noch jetzt Monte Cimino (s. folg. Art.).

Cimino, Monte (spr. tschi-, im Altertum Mons Ciminius), ein mit Tuffschichten bedeckter Trachytberg in der ital. Provinz Rom, Kreis Viterbo, 1056 m hoch; südwestlich davon der Lago di Vico (Lacus Ciminius), 507 m ü. M., ein 14,6 qkm großer Kratersee.

Cimmerier, s. Kimmerier.

Cimolit (cimolische Erde, Creta cimolia), graulichweißer Ton von der griechischen Insel Argentiera (im Altertum Kimolos), wird dort und auf den benachbarten Inseln heute noch wie im Altertum statt Seife zum Waschen und wie die Walkererde (s. Ton) zum Entfetten der Tuche ꝛc. benutzt. In eine dem C. ähnliche Masse sind auch viele Augitkristalle von Bilin, vom Kaiserstuhl ꝛc. umgewandelt.

Cimone, Monte (spr. tschi-), Gipfel des Etruskischen Apennin in der ital. Provinz Modena, oberhalb Fiumalbo, von konischer Gestalt, 2163 m hoch.

Cinaloa, Staat und Stadt in Mexiko, s. Sinaloa.

Cinca, Fluß in der span. Provinz Huesca, entspringt in den Mittelpyrenäen am Montperdu, durchfließt das wilde Gebirgstal von Bielsa, nimmt den aus dem romantischen Tal von Gistain kommenden Cinqueta, dann die Flüsse Esera und Alcanadre auf und mündet nach einem Laufe von 180 km rechts in den Segre, kurz vor dessen Einfluß in den Ebro.

Cinchona *L.* (Chinarindenbaum, Fieberrindenbaum), Gattung der Rubiazeen, benannt nach der Gräfin von Chinchon, Gemahlin des Vizekönigs von Peru (s. unten), höchst elegante, kahle oder filzig behaarte Bäume oder Sträucher mit gegenständigen, elliptischen oder lanzettlichen, meist lederartigen, ganzrandigen, gestielten, oft auf der Unterseite purpurroten Blättern, rosaroten oder gelblichweißen, wohlriechenden Blüten in endständigen, dekussiert ästigen, oft ansehnlichen Blütenrispen, zweifächerigen, vielsamigen Kapseln und zusammengedrückten, kleinen, ringsum geflügelten Samen. Etwa 30—40 schwer voneinander zu trennende Arten, mit Spielarten und Bastarden, wachsen in den Kordilleren von Südamerika von 10° nördl. bis etwa 19° südl. Br.; der eigentliche Mittelpunkt der besten Cinchonen (Cascarillos finos) ist aber die Provinz Loxa im südlichsten Teil von Ecuador von 7° nördl. bis 15° südl. Br. Sie lieben ein wechselvolles, feuchtes Klima und eine mittlere Temperatur von 12—20° und finden diese klimatischen Verhältnisse besonders in einem Höhengürtel von 1600—2400 m, doch kommt C. succirubra *Pav.* noch bei 800 m und C. officinalis *Hook. fil.*, wenn auch krüppelig, bei 3300 m vor. Dem Charakter der tropischen Vegetation entsprechend wachsen die Cinchonen meist zerstreut, höchstens da und dort zu kleinen Gruppen vereinigt, und nur C. corymbosa *Karsten* bildet waldartige Bestände. C. Ledgeriana *Moens.* (C. Calisaya *Wedd.* var. Ledgeriana *Haw.*) s. Tafel »Arzneipflanzen II«, Fig. 3. C. succirubra *Pav.*, ein Baum von 15—25 m Höhe, dessen aus der verletzten Rinde ausquellender, milchiger Saft bald intensiv rot wird (daher der Name), mit 50 cm langen, krautigen, breit elliptischen Blättern, pyramidaler Rispe, purpurnem Kelch, rosaroten Blüten und sehr langen Kapseln, wächst in Ecuador, besonders im Gebirgsstock des Chimborazo, bei 800—1500 m Seehöhe und wird namentlich auf Ceylon und Java viel kultiviert. Sie liefert die vom deutschen Arzneibuch vorgeschriebene Rinde. C. officinalis *Hook. fil.*, ein 10—15 m hoher Baum mit fast eiförmiger Krone, 5—12 cm langen, ei-lanzettlichen oder lanzettlichen Blättern, fast doldentraubiger Rispe und rosenroten Blüten, wächst in Ecuador, Provinz Loxa, bei 1600—2400 m Seehöhe und ist sehr veränderlich.

Diese Arten liefern hauptsächlich die Chinarinden (s. d.), die namentlich wegen ihres Gehalts an Chinin und Cinchonin zu den vorzüglichsten Arzneimitteln gehören. Das Holz enthält nur Spuren dieser Körper neben viel Chinovin und ist technisch nicht brauchbar. Die Blätter schmecken säuerlich bitter, riechen teeähnlich und enthalten wenig Alkaloide, aber bis 2 Proz. Chinovin. Die Blüten schmecken bitterer als die Blätter, aber in den angenehm schmeckenden wässerigen Aufguß geht diese Bitterkeit nicht über. Bei dem nicht eigentlich massenhaften Auftreten der Cinchonen und ihrer rücksichtslosen Ausbeutung erwuchs berechtigte Befürchtung wegen der gänzlichen Ausrottung der kostbaren Bäume; man ging deshalb zu einem vorsichtigern Verfahren über und bemühte sich namentlich um Übersiedelung der Cinchonen nach andern Ländern. Nachdem Condamines Bemühungen, lebende Cinchonen nach Europa zu bringen, mißglückt waren, gelang es Weddell, Samen herbeizuschaffen, die in Paris keimten. 1851 kamen durch Vermittelung der Jesuiten Cinchonen nach Algerien, doch hatten die Akklimatisationsversuche hier und 1866 auf Réunion keinen nennenswerten Erfolg. Auf Miquels Veranlassung schickte der holländische Kolonialminister Pahud 1852 den Botaniker Haßkarl nach Südamerika, dem es 1854 gelang, in Wardschen Kasten junge C.-Pflänzlinge nach Batavia zu bringen und Samen nach Holland zu schicken. 1852 kauften die Holländer C. Calisaya von einem Pariser Handelsgärtner und siedelten sie auf Java an; Karsten brachte 1854 Samen der C. lancifolia var. discolor dorthin, und bald lieferten auch die Haßkarlschen Samen kräftige Pflanzen. 1876 besaß man bereits über 2 Mill. Cinchonen. Seit 1859 bemühten sich die Engländer, Cinchonen in Indien zu kultivieren. Sie erhielten namentlich durch Markham ungleich wertvollere alkaloidreiche Arten, die zunächst in Utakamand angepflanzt wurden. Weitere Ansiedelungen wurden begonnen 1861 in Hakgalla im zentralen, bis 1570 m ansteigenden Gebirgsland Ceylons, 1862 in Dardschiling, im südlichen Teil von Sikkim, im südöstlichen Himalaja, 1865 in Neuseeland und 1866 auf dem australischen Kontinent in Brisbane (Queensland). In Westindien hat namentlich Jamaika Erfolg mit der Cinchonenkultur gehabt, die aber auch in Bolivia und Ecuador eingeführt worden ist. Schon 1867 gelangten die ersten indischen Rinden auf den englischen Markt und aus Java 1870 die ersten Sendungen nach Amsterdam. Durch die Kultur ist der Chiningehalt der Rinden mehrfach stark gesteigert worden. C. officinalis, die in Amerika arm an Alkaloiden ist, erzeugt auf Java Rinden mit 4,6 Proz., und C. Ledgeriana hat Rinde mit 12,5 Proz. Alkaloiden, wovon 11,6 Proz. Chinin sind. Vgl. Chinarinden.

Das Wort Quina (Rinde) gehört der Inkasprache an; aber es scheint, daß die früheste Kenntnis der China auf die Gegend von Loxa beschränkt geblieben war. Dort soll 1630 der spanische Corregidor von Loxa durch Chinarinde vom Wechselfieber geheilt worden

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

sein, und als nun 1638 die Gemahlin des Vizekönigs von Peru, Grafen von Chinchon, in Lima am Fieber erkrankte, sandte jener Corregidor Chinarinde an den Arzt Juan de Vega, dem es gelang, die Gräfin damit zu heilen (daher Gräfinpulver). Durch Vega kam die Rinde 1639 nach Spanien; 1643 erhielt der Kardinal de Lugo in Rom Chinarinde aus Peru, so daß Rom der erste Stapelplatz des Mittels wurde, das nun als Jesuitenpulver weitere Verbreitung fand. 1655 gelangte die Rinde nach England, und 1663 fand sie sich auch in deutschen Apotheken. Über die Stammpflanze der Chinarinde berichtete zuerst Condamine, der 1737 bei Loxa die jetzt als C. officinalis var. und Condaminea bekannten Pflanzen sammelte und eine Beschreibung nebst Abbildung 1740 der Pariser Akademie vorlegen ließ. J. de Jussieu sammelte 1739 bei Loxa die später als C. pubescens bezeichnete Art, und 1742 stellte dann Linné die Gattung C. auf. Durch Mutis, Ruiz und Pavon wurde die weitere Verbreitung der Cinchonen in den Kordilleren bekannt, wodurch allmählich um 1785 Mittel- und Südperu und Neugranada mit Loxa in Konkurrenz traten. Die botanische und pharmakognostische Erkenntnis der Chinarinden wurde besonders durch H. v. Bergen, Schleiden, Delondre und Bouchardat (1826), Berg, Weddell, Howard u. a. gefördert.

Vgl. Weddell, Histoire naturelle des quinquinas (Par. 1849; deutsch, Wien 1865); Derselbe, Notes sur les quinquinas (deutsch von Flückiger, Schaffh. 1870); Delondre und Bouchardat, Quinologie (Par. 1854); Howard, Illustrations of the Nueva Quinologia of Pavon (Lond. 1862; deutsch, das. 1862); Derselbe, Quinology of the East India plantations (das. 1869 u. 1876, 3 Bde.); Schriften von C. R. Markham: The C. species of New Granada (das. 1867), Notes on the culture of Cinchonas (das. 1859), Account of Peruvian bark and its introduction into British India etc. (das. 1880); Planchon, Des quinquinas (Par. u. Montpellier 1864); Berg, Die Chinarinden der pharmakognostischen Sammlung zu Berlin (Berl. 1865); Mar Ivor, Cultivation of Cinchonae in India (Madr. 1863); Gorkom, Die Chinakultur auf Java (aus dem Holländ. von Haßkarl, Leipz. 1869); King, A manual of C. cultivation in India (Kalkutta 1876); Kuntze, Cinchona. Arten, Hybriden und Kultur der Chinabäume (Leipz. 1878); Flückiger, Die Chinarinden in pharmakognostischer Hinsicht dargestellt (Berl. 1882); Derselbe, Die Pharmakognosie des Pflanzenreichs (3. Aufl., das. 1891); Léger, Les alcaloïdes des quinquinas (Par. 1896).

Cinchonidin (Chinidin) $C_{19}H_{22}N_2O$, Alkaloid, isomer mit Cinchonin, findet sich in verschiedenen Chinarinden, entsteht beim Kochen von Cinchonin mit Amylalkohol und Kali und bildet farb- und geruchlose Kristalle. Es schmeckt weniger bitter als Chinin, ist sehr schwer löslich in Wasser, leichter in Alkohol und Äther und fluoresziert schwach. Seine Salze sind meist leichter löslich als Chininsalze. Es dient als Fiebermittel.

Cinchonin $C_{19}H_{22}N_2O$, Alkaloid, isomer mit Cinchonidin, begleitet in den Chinarinden das Chinin, findet sich auch in der Rinde von Remijia Purdieana, wird aus der Mutterlauge des Chinins gewonnen, bildet farb- und geruchlose, luftbeständige, wasserfreie Kristalle, schmeckt anfangs kaum, dann ziemlich stark bitter, ist sehr schwer löslich in Wasser, auch in Alkohol und Äther bedeutend schwerer löslich als Chinin, fluoresziert nicht in saurer Lösung, schmilzt bei 255°, kann aber bei 220° im Wasserstoffstrom sublimiert werden. Es reagiert alkalisch und bildet zwei Reihen meist kristallisierbarer Salze, die im allgemeinen löslicher sind als die Chininsalze und stark bitter schmecken. Beim Kochen mit Amylalkohol und Kali bildet es Cinchonidin, beim Erhitzen mit Kalihydrat Chinolin. Das C. wirkt auf den Organismus ähnlich wie Chinin, aber viel schwächer; es verdient als tonisches (stärkendes) Arzneimittel Beachtung, zumal es als Nebenprodukt bei der Chininbereitung billiger ist als Chinin.

Cinchonoideen, Unterfamilie der Rubiazeen (s. d.).

Cincinnati (spr. ßinßinäti), die Hauptstadt der Grafschaft Hamilton im Staat Ohio, eine der bedeutendsten Handels- und Fabrikstädte der nordamerikan. Union, nimmt unter 39° 6′ nördl. Br. und 84° 27′ westl. L., 130—165 m ü. M., an einem Hauptknie des 600 m breiten Ohiostromes dessen rechtsseitige Uferterrassen längs des Mill Creek und gegenüber der Mündung des Licking River ein. Durch den Miamikanal bereits seit 1835 mit den Lorenzseen in Schiffahrtsverbindung, wurde es nach und nach der Knotenpunkt von 18 Eisenbahnen und nahm unter den Städten westlich der Alleghanies am frühesten einen großstädtischen Aufschwung, so daß es den Beinamen »Königin des Westens« erhielt. 1788 gegründet, zählte es 1850: 115,436, 1860: 161,044, 1870: 216,239, 1890: 296,908 und 1900: 325,902 Einw. (während Chicago 1850 nur 29,963 und 1860 nur 112,172 Einw. hatte). Die Anlage der Straßen ist im Anschluß an die Geländeform und an den Ohiolauf nicht so regelmäßig wie in andern amerikanischen Städten. Die glänzendsten Geschäftsstraßen sind Pearl-, Fourth-, Fifth-, Main- und Vine Street, von denen die drei erstern parallel, die letztern rechtwinkelig zum Ohio verlaufen. Der Fountain Square ist durch den von Kreling hergestellten und in Nürnberg gegossenen monumentalen Tylor-Davidson-Brunnen geziert. Hervorragende Bauten sind das Gebäude der Bundesregierung mit dem Postamte, das Gerichtshaus, Stadthaus, Handelskammergebäude, die großartige öffentliche Bibliothek, die Musikhalle u. a. Als das deutsche Viertel von C. (Little Germany) gilt die Gegend östlich vom Miamikanal, jedoch ist das deutsche Element (etwa ein Drittel der Bevölkerung) auch in den andern Stadtteilen in allen Bevölkerungsschichten sehr stark vertreten. Die Vorstädte nehmen das Plateau über den Stromuferterrassen (Mount Auburn, Mount Harrison u. a.) ein, und um dieselben mit der eigentlichen Stadt in gute Verkehrsverbindung zu bringen, bedurfte es für die elektrischen Bahnen großer Hebevorrichtungen. Dort finden sich auch die schönen Parke: der Eden Park im O. (86 Hektar), der die Kunsthalle sowie die Reservoire der städtischen Wasserleitung umschließt, Burnett Woods Park (69 Hektar), der Hopkins Park, der Lincoln Park ꝛc. über den Ohio führen drei Eisenbahn- und zwei Fahr- und Fußgängerbrücken sowie mehrere Fähren nach Newport und Covington, die eigentlich auch Vorstädte von C. sind. Bahnhöfe gibt es fünf. Unter den Kirchen (gegen 200) sind die im griechischen Stil erbaute katholische St. Peterskathedrale, die methodistische St. Paulskirche und die Synagoge bemerkenswert, unter den Kirchhöfen der Spring Grove Cemetery und der deutsch-protestantische Kirchhof. C. ist katholischer Erzbischofsitz. Die sehr bedeutende Industrie erzeugte 1900 mit 5127 Betrieben und 63,240 Arbeitern für 157,806,834 Doll. Waren. Am hervorragendsten sind 39 Schuhfabriken (6919 Arbeiter, Wert der Produkte 8,788,424 Doll.),

63 Wagenbauanstalten (2147 Arbeiter, 6,096,108 Doll.), 351 Kleiderfabriken (3784 Arbeiter, 11,950,648 Doll.), 154 Gießereien und Maschinenbauanstalten (6680 Arbeiter, 11,705,778 Doll.), 26 Brauereien und Brennereien (1445 Arbeiter, 15,807,070 Doll.), ferner Fabriken für Möbel, Seife und Lichte, Leder, Geschirr. In der Schweineschlächterei ist C. heute von Chicago, Kansas City, Omaha u. a. weit übertroffen, so daß ihr Beiname »Porcopolis« nicht mehr zutrifft, immerhin wurden 1901 noch 617,032 Schweine verarbeitet und verpackt. Der sonstige Handel der Stadt erstreckt sich vor allem auf Getreide, Holz, Wolle, Tabak, Steinkohlen und Baumwolle. Auf dem Ohio besteht ein reger Schiffsverkehr. Da der Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstand aber 19 m beträgt, so müssen Schiffe an schwimmenden Landungsbrücken (floating wharves) anlegen. Für die großen Mississippidampfer (von New Orleans, St. Louis ꝛc.) ist C. Endstation, kleinere Dampfer können selbst bei niedrigem Wasserstand bis Pittsburg (690 km aufwärts) gehen. Die 27 Banken hatten 1902 einen Gesamtumsatz von 1,117,590,500 Doll. An Wohltätigkeitsanstalten besitzt die Stadt ein großartiges Krankenhaus, eine Irrenanstalt (im Dorf Carthage, im Norden der Stadt), ein Zuchthaus, Armenhaus und Waisenhaus, abgesehen von den zahlreichen Privatwohltätigkeitsgesellschaften und Unterstützungsvereinen, besonders unter den Deutschen. Unter den öffentlichen Bildungsanstalten behauptet die Universität von C. mit 172 Lehrern und 1235 Studenten den vornehmsten Rang; daneben das Medical College von Ohio, das Miami Medical College, eine Schule für Zahnärzte, die Kunstakademie (400 Schüler), das presbyterianische theologische Lane College und das jesuitische St. Xavier's College mit geologischem Museum. Neben der städtischen Bibliothek von über 200,000 Bänden bestehen noch zahlreiche Büchersammlungen als Besitz wissenschaftlicher und andrer Vereine, besonders der Historical and Philosophical Society, der Naturhistorischen Gesellschaft, der Academy of Medicine, der Astronomischen Gesellschaft (mit Sternwarte auf Mount Lookout, seit 1843), des Mechanics Institute und des Jünglingsvereins. Unter den Klubs sind hervorragend diejenigen der Freimaurer, Odd Fellows, deutschen Turner, Sänger und Arbeiter. Unter den acht Theatern ist das Grand Opera House das bedeutendste; auch fehlt es nicht an Konzerthallen und deutschen »Biergärten«. Die städtische Verwaltung steht unter einem auf zwei Jahre gewählten Mayor und 34 Ratsherren. Das steuerpflichtige Einkommen betrug 1902: 215 Mill., die städtische Schuld 27,081,254 Doll. C. ist Sitz von fünf Konsuln, darunter von einem deutschen Generalkonsul. — C. wurde 1788 auf einer den Indianern abgekauften Landparzelle durch Auswanderer aus New York und Neuengland an der Stelle des frühern Forts Washington gegründet und erst Losanteville, später von dem Governor St. Clair aber nach dem am Ende des Freiheitskriegs gestifteten Orden der C. (s. unten) benannt.

Cincinnātus (»der Gelockte«), L. Quinctius, Muster altrömischer Tugend und Einfachheit, der Vorkämpfer des patrizischen Standes in dessen Streit mit den Plebejern, besonders als Konsul 460, wo er dem Terentilischen Gesetz widerstand, und berühmter Feldherr im Kriege gegen die Aquer, die er, vom Pfluge weggeholt, als Diktator glänzend besiegte. Zum zweitenmal 439 als 80jähriger Greis zum Diktator ernannt, wußte er durch sein persönliches Ansehen die durch die Ermordung des Plebejers Spurius Mälius aufgeregte Menge von Gewalttaten abzubringen.

Cincinnatusorden, ein Orden der nordamerikan. Union, der nach dem Befreiungskrieg 1783 von den Offizieren der Armee zur Aufrechthaltung der errungenen Rechte und Freiheiten gestiftet wurde. Sie nannten sich Cincinnati, weil sie, wie einst der Römer Cincinnatus, nach vollendetem Kampf zu ihrem Herd zurückkehren wollten. Das gewählte Ordenszeichen stellte auf der Vorderseite den Cincinnatus dar, dem drei Senatoren ein Schwert überreichen, im Hintergrund seine Ehefrau, an der Hütte stehend, nebst Pflug und Ackergerät, von den Worten umgeben: »Omnia relinquit servare rem publicam« (»Alles verläßt er, den Staat zu erhalten«). Die Dekoration sollte erblich sein. Erster Präsident wurde Washington. Da aber gegen den Orden als ein unrepublikanisches Institut protestiert wurde, so ward beschlossen, keine neuen Mitglieder aufzunehmen, weshalb er mit den bereits Dekorierten erlosch.

Cincinnus (lat.), Wickel, s. Blütenstand, S. 94.

Cincius, L. C. Alimentus, einer der ältesten röm. Annalisten, Mitkämpfer des zweiten Punischen Krieges, Prätor 211 v. Chr., verfaßte in griechischer Sprache eine Geschichte Roms von dessen Gründung bis auf seine Zeit. Die dürftigen Bruchstücke in Peters »Histor. roman. fragmenta« (Leipz. 1883). Vgl. M. Hertz, De Cinciis (Berl. 1842).

Cinclus, Wasserstar.

Cinctus Gabīnus, s. Toga.

Cinders (engl., spr. ß-), s. Zinder.

Cineas, griech. Redner, s. Kineas.

Cinellen (ital. cinelle, spr. tschi-), soviel wie türkische Becken (s. d., S. 535).

Cineōl $C_{10}H_{18}O$, isomer mit Borneol, Hauptbestandteil des ätherischen Wurmsamen-, Eukalyptus- und Kajeputöls, findet sich auch in vielen andern ätherischen Ölen, bildet eine farblose Flüssigkeit, riecht charakteristisch kampferartig, spez. Gew. 0,927 bei 20°, siedet bei 176°, bildet mit Salzsäure kristallisierendes Cineolchlorhydrat $(C_{10}H_{18}O)_2HCl$, das beim Erhitzen Cinēn (Dipentēn) $C_{10}H_{16}$ liefert. Dies ist eine farblose Flüssigkeit, riecht angenehm nach Zitronen und gibt mit konzentrierter Schwefelsäure Cymol.

Cineraria *Less.* (Aschenpflanze, Aschenkraut), Gattung der Kompositen, Kräuter oder Halbsträucher mit Blättern, die oft mit weißlichem, mehlartigem oder aschenähnlichem (daher der Name) Filz bedeckt sind. 25 Arten, meist in Südafrika, zwei in Abessinien, eine in Madagaskar. Über C. cruenta *L'Herit.*, von der sich die als Cinerarien bekannten Zierpflanzen ableiten, s. Senecio.

Cinerarium (lat.), in römischen Begräbnisstätten die Nische, in der die Gefäße mit der Asche der verbrannten Toten beigesetzt wurden, dann die Aschenurne selbst; im katholischen Kultus Behältnis mit der Asche von Heiligen.

Cinĕres (lat.), Mehrzahl von Cinis (s. d.).

Ciney (spr. ßinē), Flecken in der belg. Provinz Namur, Arrond. Dinant, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Brüssel–Luxemburg, mit altertümlicher Kirche, Knabenmittelschule, Sensenschmiederei, Steinbrüchen und (1900) 4684 Einw. C. ist Hauptort der Landschaft Condroz (s. d.).

Cingŏli (spr. tschin-), Stadt in der ital. Provinz Macerata, am Musone, Bischofsitz, mit Gymnasium, altem Stadthaus, römischem Aquädukt, Gipsbrennereien, Pulvermühlen, Ölpressen, Seidenraupenzucht und (1901) ca. 1700 (als Gemeinde 13,357) Einw.

Cingŭlum (lat.), bei den Römern der die Hüften umschließende Gurt, bei Soldaten der Schwertgurt (C. militare), oft als Bezeichnung des Soldatenstandes gebraucht. Bei den katholischen Geistlichen der Gürtel für die Alba, ein mit Stickerei geschmücktes Band, das mit zwei Innenschnüren befestigt wird, so daß die beiden bis zur Mitte der Oberschenkel herabhängenden Enden einander nicht decken. Auch die zu den Krönungsinsignien der deutschen Kaiser gehörende Alba wurde mit einem C. gegürtet, einer breiten gewebten Goldborte mit grotesken Tiergestalten und kleeblattförmigen, silbervergoldeten Schließen. Auch die Gürtelschnur der Mönche heißt C.

Cinis (lat.), Asche; Cineres clavellati, früher Bezeichnung der Pottasche; Cineres Jovis, Zinnoxyd.

Ciniſi (spr. tschi-), Stadt in der ital. Provinz Palermo (Sizilien), an der Eisenbahn Palermo-Trapani, nahe am Meerbusen von Castellammare, mit (1901) 6002 Einw., die Wein u. treffliche Feigen bauen.

Cinna, 1) L. Cornelius, Römer aus patrizischem Geschlechte, diente als Legat im Bundesgenossenkrieg und ward, obwohl zur Volkspartei gehörend, für das Jahr 87 v. Chr. mit Cn. Octavius zum Konsul erwählt. Kaum war Sulla (s. d.) nach Asien zum Kriege gegen Mithradates abgegangen, als C. offen gegen Sullas Einrichtungen auftrat. Zwar wurde er nach einem blutigen Straßenkampf abgesetzt und aus der Stadt vertrieben, doch sammelte er neue Truppen, rief Marius und die übrigen Verbannten zurück und zwang Rom, sich zu ergeben. Die demokratische Verfassung wurde wiederhergestellt, eigenmächtig bekleidete er im J. 86 zusammen mit Marius (s. d.) und nach dessen baldigem Tode mit L. Valerius Flaccus das Konsulat und führte auch 85 und 84 als Konsul in Rom eine unumschränkte Herrschaft. Auf die Nachricht, daß Sulla aus Asien zurückkehre, rüstete sich C., ihm nach Griechenland entgegenzuziehen; seine Soldaten aber weigerten sich, ihm zu folgen, und ermordeten ihn 84.

2) Cn. Cornelius, als Sohn des L. Cornelius C. und der Tochter des Pompejus, Pompeja, Enkel des vorigen, ward, wiewohl er bei Aktion auf der Seite des Antonius gestanden, dennoch von Augustus durch Wohlwollen ausgezeichnet. Als er demungeachtet eine Verschwörung gegen ihn anstiftete, wurde er nochmals begnadigt, später (für das Jahr 4 n. Chr.) zum Konsul ernannt und dadurch dauernd gewonnen.

Cinnabäris, der Zinnober.

Cinnabarīt, Mineral, soviel wie Zinnober.

Cinnabarīte, soviel wie Blenden (s. d.).

Cinnameïn, s. Zimtsäure.

Cinnamōmum *Bl.* (Zimtbaum), Gattung der Laurazeen, immergrüne Bäume oder Sträucher mit gegen- oder wechselständigen, meist dreinervigen, lederartigen Blättern, weißen oder gelblichen Blüten in achsel- oder endständigen Rispen und einsamigen Beeren. Etwa 50 Arten im tropischen und subtropischen Südostasien, mehrere Arten in Japan, eine im tropischen Australien. C. zeylanicum *Breyn*, die Stammpflanze des Ceylonzimts, s. Tafel »Gewürzpflanzen«, Fig. 6. C. Cassia *Blume*, ein Baum von höherm Wuchs als der vorige, mit hellgrünen, lanzettlichen, dreinervigen, unterseits bläulichgrünen, kurz weichhaarigen Blättern, in Kotschinchina und den chinesischen Provinzen Kuangsi (»Zimtwald«), Kuangtung und Kueitschou heimisch und dort wie auf den Sundainseln und in Vorderindien (Malabar) kultiviert, liefert den chinesischen Zimt (Zimtkassie, Cassia vera). Der Baum wird niedrig gehalten, und wenn er 10 Jahre alt ist, werden die Zweige abgeschnitten und geschält, worauf er 10 Jahre ruht. Aus den Blättern (und Rindenabfällen) wird das Cassiaöl gewonnen. Die die unreifen Früchte einschließenden abgeblühten Blumenkronen bilden die Zimtblüten (Flores Cassiae). Als zweite Stammpflanze für den chinesischen Zimt wird auch C. Burmanni *Bl.* genannt. C. Culilawan *Bl.*, ein hoher Baum auf den Molukken, mit eirund-länglichen, kahlen, unten graugrünen Blättern und achselständigen, grauflaumhaarigen Blütenrispen, liefert den aromatisch nelkenartig schmeckenden und eigentümlich riechenden Kulilabanzimt (Kulilabanrinde), aus dem man ein ätherisches Öl bereitet. C. dulce *Nees* (C. chinense *Blume*), ein Baum mit länglichen, kahlen, oben und unten gleichfarbigen Blättern und end- oder achselständigen Blütenrispen, in China und Japan, liefert Zimtblüten. Ebenso C. Loureirii *Nees*, ein Baum mit fast ovalen, an beiden Enden verschmälerten, lang zugespitzten, unterseits feinschuppigen Blättern und ähnlichen Blütenrispen wie C. dulce, in Japan. Seine Rinde wird in Japan wie Zimt benutzt, und aus der Wurzelrinde wird ätherisches Öl gewonnen. C. Tamala *Nees*, ein Baum mit länglich-lanzettlichen, kahlen Blättern und fast end- und achselständigen, ausgespreizten Blütenrispen, in Ostindien und Australien, liefert in der Rinde den echten Mutterzimt (Cortex Malabathri). Die Blätter mehrerer Arten lieferten die früher arzneilich benutzte Folia Malabathri.

Zimt ist wohl das am frühesten in Gebrauch gezogene Gewürz und wird schon in einem chinesischen Kräuterbuch 2700 v. Chr. erwähnt; ebenso war es im frühesten Altertum in Ägypten bekannt, und die Phöniker lieferten dem hebräischen Altertum die beiden Zimtsorten C. und Kasia. Auch Theophrast erwähnt beide Gewürze, die damals zu den größten Kostbarkeiten zählten. Das Zimtland des Altertums war zweifellos China. Man benutzte den Zimt zunächst nur zum Räuchern, zur Darstellung von Ölen und Salben. Hippokrates erwähnt zuerst seine medizinischen Eigenschaften und Theophrast und Plinius seine Benutzung zu Gewürzweinen. Als Zusatz zu Speisen wurde Zimt erst im 9. Jahrh. angewendet. Ceylonzimt wird als Produkt der Insel erst gegen Ende des 13. Jahrh. genannt, aber schon damals galt der Zimt aus Südindien weniger als der der Insel. Um 1590 scheint die Ausbeutung der Wälder auf Ceylon bereits organisiert gewesen zu sein, und auf Anregung des holländischen Gouverneurs Falk versuchte man die Aussaat des Zimtbaums. Alsbald wurde die Zimtkultur an der Südwestküste der Insel mit so gutem Erfolg betrieben, daß die Holländer von dem Kandireich, in dessen Wäldern bisher der Zimt geschnitten worden war, unabhängig wurden und jährlich 400,000 Pfd. auszuführen, damit den ganzen europäischen Bedarf zu decken und dies Geschäft völlig zu beherrschen vermochten. Nach der Besitznahme Ceylons durch England (1796) wurde der Zimthandel Monopol der Englisch-Ostindischen Kompagnie, die nun wieder mehr Zimt aus den Wäldern ausführte. 1833 wurde das Monopol der Kompagnie, 1853 der hohe Ausfuhrzoll aufgehoben, unter dem die Kultur durch die Konkurrenz des Javazimts und des chinesischen Zimts stark gelitten hat. In neuester Zeit haben andre Kulturen den Zimt auf Ceylon mehr und mehr zurückgedrängt, und China ist wieder der Hauptlieferant von Zimt. — Über die zweite Gruppe der Gattung C. s. Camphora. Vgl. Schumann, Die Zimtländer (Ergänzungsheft 73 zu »Petermanns Mitteilungen«, Gotha 1883).

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

C. xanthoneuron *Bl.*, ein Strauch in Neuguinea, liefert die Massoirinde, deren Aroma an das der Kokosmilch, aber auch an Zimt und Raute erinnern soll. Sie wird bei Kolik, Durchfällen ꝛc. verwendet. Als Massoirinde kommen auch die Rinde von C. Kiamis *Nees*, die mehr zimtartig riecht, die von Sassafras Goesianum *F.* et *B.*, die von manchen für die echte Massoirinde gehalten wird, und zwei andre Rinden von unbekannter Abstammung vor.

Cinnamus, Johannes, byzantin. Geschichtschreiber, s. Kinnamos.

Cinnamylalkohol, s. Zimtalkohol.

Cino da Pistoja (spr. tschi-), eigentlich Guittone Sigisbuldi, ital. Dichter und Rechtsgelehrter, geb. vor 1270 in Pistoja, gest. daselbst Ende 1336 oder Anfang 1337, studierte in Bologna die Rechte, wurde alsdann Richter in seiner Vaterstadt und faßte hier eine tiefe Neigung zu Selvaggia Vergiolesi, die er in seinen Gedichten besingt. Bald begann er, ein eifriger Ghibelline, ein unstetes Wanderleben, auf dem er manche weniger platonische Verhältnisse anknüpfte. Als Heinrichs VII. Römerzug die Hoffnungen der Ghibellinen aufs neue belebte, eilte er 1310 dem Kaiser nach Rom voraus. 1314 vollendete er seinen berühmten Kommentar zu den ersten neun Büchern des Justinianischen Kodex und begann ein paar Jahre danach in verschiedenen Städten juristische Vorlesungen zu halten, bis er endlich in seiner Vaterstadt geblieben zu sein scheint, wo ihm im Dom ein noch vorhandenes Grabmal errichtet wurde. Allgemeiner berühmt als durch sein juristisches Werk ist C. als Dichter. Seine Gedichte, meist Liebeslieder, die Selvaggia und andre Frauen feiern, sind teils gesucht und dunkel, teils zeichnen sie sich durch Zartheit und Phantasie aus und rücken ihn in die Nähe seines Freundes Petrarca. Sie wurden zuerst gedruckt in den »Rime antiche« (Flor. 1527), dann allein von Pilli (Rom 1559) und mit Leben von Ciampi (»Vita e poesie di M. C.«, Pisa 1813); in Auswahl von Carducci (Flor. 1862). Vollständigste, aber unkritische Sammlung mit manchem Fremden von E. Bindi und P. Fanfani (Pistoja 1878). Vgl. Chiappelli, Vita e opere giuridiche di C. (Pistoja 1881); Corbellini, Cino d. P., amore ed esilio (Pavia 1898).

Cinq-Mars (spr. ßänk-mars oder -mar), Henri Coiffier de Ruzé, Marquis de, Günstling Ludwigs XIII. von Frankreich, geb. 1620 als zweiter Sohn des Marschalls Marquis d'Effiat, gest. 12. Sept. 1642, wurde früh von Richelieu zum Großstallmeister des Königs ernannt und gewann bald durch seine geistigen und körperlichen Eigenschaften dessen Gunst. Doch strebte der ehrgeizige C. höher. Als Richelieu seine Wünsche zurückwies, beschloß C., den Kardinal zu stürzen, und verband sich durch den Parlamentsrat de Thou mit dem Herzog Gaston von Orléans, Bruder des Königs, zur Ermordung Richelieus. Zugleich wurde mit Spanien 1642 ein verräterisches Bündnis abgeschlossen. Indessen wurde das Komplott entdeckt und C. 14. Juni 1642 zugleich mit dem Herzog von Bouillon und seinem Freunde de Thou in Narbonne verhaftet. C. und de Thou wurden in Lyon hingerichtet. Der Herzog von Bouillon erhielt seine Freiheit erst nach Abtretung seiner unabhängigen Herrschaft Sedan wieder. Vgl. Basserie, La conjuration de C. (Par. 1896); d'Haucour, La conspiration de C. (das. 1902). A. de Vigny behandelte den Stoff in dem Roman »C., ou une conjuration sous Louis XIII« (1826; deutsch, Leipz. 1869). Ähnlich im »Neuen Pitaval«, Bd. 4 (Leipz. 1843).

Cinquecento (ital., spr. tschinkwe-tschénto, »fünfhundert«, Abkürzung für die Jahrzahl 1500), in der Geschichte der ital. Kunst und Literatur herkömmliche Bezeichnung des 16. Jahrh. und des Stiles, der sich während dieses Zeitraums durch die Wiederbelebung der Antike auf beiden Gebieten entwickelte (vgl. Renaissance). Daher Cinquecentisten, die Künstler und Schriftsteller des 16. Jahrh., vorzugsweise die Begründer und Meister dieses neuen Stiles, wie in den bildenden Künsten Bramante, Michelangelo, Raffael, Correggio, Tizian, Cellini ꝛc., in der Poesie Berni, Ariosto, Tasso, Machiavelli u. a.

Cinquefronde (spr. tschinkwe-), Stadt in der ital. Prov. Reggio di Calabria, Kreis Palmi, am Golf von Gioja, mit Seidenraupenzucht und (1901) 5519 Einw.

Cinque Ports (spr. ßink pörts, »Fünfhäfen«), seit Wilhelm dem Eroberer Name der fünf auf der englischen Küste von Kent und Sussex Frankreich gegenüberliegenden Seehäfen: Hastings, Romney, Hythe, Dover und Sandwich, die gleichsam die Wiege der englischen Seemacht bilden, und zu denen später noch Winchelsea und Rye kamen, so daß es im ganzen sieben Fünfhäfen gibt. Sie wurden als die besten Verteidigungspunkte gegen Frankreich stark befestigt und für die Verpflichtung, Kriegsschiffe zu stellen, durch Wilhelm I. mit großen Vorrechten begabt. Ein eigner Oberrichter, der den Titel Lord Warden of the Cinque Ports führte, zugleich Admiralitätsjurisdiktion ausübte und auf dem Schloß Walmer bei Deal (s. d.) förmlich Hof hielt, mußte über die Aufrechthaltung der Rechte dieser Orte wachen. Jetzt sind die Häfen dieser Städte durch das Zurücktreten des Meeres meist versandet, aber das Amt eines Lord Warden als Sinekure mit 1025 Pfd. Sterl. Gehalt besteht noch immer fort.

Cinti, Stadt in Bolivia, s. Camargo 2).

Cintio (spr. tschin-, latinisiert Geraldus Cinthius), ital. Dichter, s. Giraldi.

Cinto, Monte (spr. tschinto), höchster Berg der Insel Korsika, in ihrem nordwestlichen Teil (2710 m).

Cintra (spr. ßintra), Stadt im portug. Distrikt Lissabon (Estremadura), 350 m ü. M., in reizender Lage am nördlichen Abhang der Serra de C. (529 m), an der Eisenbahn Lissabon-Cacem-C., beliebter Sommeraufenthalt, hat ein zur Zeit der Maurenherrschaft erbautes Schloß (Sommeraufenthalt der Königsfamilie), schöne Landhäuser, Steinbrüche, Weinbau und (1900) 5918 Einw. Auf steilem Felsen südlich von C. liegt der prächtige Palacio da Pena (ehemals Hieronymitenkloster) mit herrlicher Aussicht und schönen Gartenanlagen, die auch die Umfassungsmauern eines maurischen Kastells (Castello dos Mouros) einschließen. In der Nähe das Landhaus des Engländers Cook (ehemaliges Kloster Monserrate), mit prachtvollem Park, ferner Penha Verde, mit dem Grabmal des João de Castro, dann das 1560 gegründete Korkkloster Santa Cruz (dos Capuchos), dessen Zellen in den Felsen gehauen und mit Korkplatten belegt sind. — Hier schlossen 30. Aug. 1808 die Engländer unter Dalrymple mit Junot eine Konvention, der gemäß Portugal von den Franzosen geräumt wurde.

Ciona, s. Seescheiden.

Cione (spr. tschóne), Andrea, Maler, s. Orcagna.

Ciotat, La (spr. ßjotá), Stadt im franz. Depart. Rhonemündungen, Arrond. Marseille, an der Bai von C. (oder von Lèques) des Mittelmeeres und der Eisenbahn Marseille-Nizza, hat einen Hafen, der vom Kap Bec de l'Aigle und der Ile Verte geschützt ist (in ihm sind 1901 : 278 Schiffe mit 170,621 Ton.

eingelaufen), eine Schiffahrtsschule, eine Schiffsbauanstalt der Messageries maritimes (3000 Arbeiter), Fischerei, Küstenhandel, ein Seebad und (1901) 10,035 Einw. — C. ist der von Marseille gegründete Citharista Portus, dessen Name im nahen Ceyreste erhalten ist.

Cipaquirá, Stadt in Kolumbien, s. Zipaquirá.

Cipipamehl, s. Kassawa.

Cipolla (spr. tschi-), Carlo, Graf, ital. Historiker, geb. 26. Sept. 1854 in Verona, studierte bis 1874 Philosophie und Geschichte und wurde 1882 Professor der neuern Geschichte an der Universität zu Turin. Außer zahlreichen Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften, besonders über die Geschichte von Venedig und Asti, schrieb er: »Storia delle signorie italiane dalla morte di Enrico VII alla discesa di Carlo VIII« (in Vallardis »Italia«, Mail. 1878 ff.; Sonderausgabe 1881); »Federico Barbarossa a Vaccaldo« (1882); »Una congiura contro la repubblica di Venezia negli anni 1522—1529« (Rom 1889); »Per la storia d'Italia e dé' suoi conquistatori nel medio evo« (Bologna 1895). Auch gab er die »Antiche Cronache Veronesi« (Veneb. 1890) sowie die Geschichtsquellen von Novalese in den »Fonti per la storia d'Italia« (Rom 1899 u. 1901, 2 Bde.) heraus und ist langjähriger Mitarbeiter der Jastrow-Bernerschen »Jahresberichte der Geschichtswissenschaft«.

Cipollino (ital., spr. tschi-, Cipollin), Zwiebelmarmor, s. Marmor und Kalkglimmerschiefer.

Cippus (lat.), viereckige, ziemlich spitz zulaufende Säule mit Inschrift, diente bei den Alten als Grenzstein, Wegweiser und Grabdenkmal (als solches in der Regel auch mit Reliefs verziert; s. Tafel »Architektur IV«, Fig. 11); später soviel wie Opferstock.

Cirage (franz., spr. ßiráſch'), Malerei in brauner Farbe auf braunem Grund, s. Camaïeu.

Circa (lat., »um, herum«, meist abgekürzt ca., zirka), ungefähr, etwa, gegen (bei Zahlenangaben).

Circaëtus, s. Schlangenadler.

Circäisches Vorgebirge, s. Circeo, Monte.

Circars (spr. ßir-, Sirkars, genauer Sarkar, »Regierung«), in Vorderindien früher Name der obersten Regierungsgewalt, dann unter den Mohammedanern Bezeichnung für Bezirk, Provinz. »Nördliche C.« nannte man die heutigen Küstendistrikte: Kistna, Godaweri, Vizagapatam und Gandscham in der Präsidentschaft Madras, von zusammen 64,700 qkm mit 4,5 Mill. Einw. Das Land, seit 1752 zwischen dem Nisam (s. d.), den Franzosen und Engländern strittig, fiel 1768 den letztern zu.

Circaß (Circassienne), s. Zirkaß.

Circător (auch Circuitor, lat.), s. Kloster.

Circe, s. Kirke.

Circénsische Spiele (Ludi circenses), bei den Römern im Circus (s. d.) gefeierte Spiele, ursprünglich bestehend in Pferde- und Wagenrennen, wozu jedoch im Laufe der Zeit noch andre Gattungen hinzutraten. Eröffnet wurden die Spiele in der Regel durch einen vom Spielgeber in Triumphaltracht und zu Wagen angeführten Aufzug (pompa circensis) vom Kapitol aus mitten durch die Stadt zum Zirkus. Nachdem hier der Zug die Spina einigemal umschritten, begannen nach einem Opfer die eigentlichen Spiele. Das Hauptspiel, das Wagenrennen, bestand aus einzelnen Rennen (missus), gegen Ende der Republik 10—12, seit Caligula 24, die den ganzen Tag in Anspruch nahmen, jeder missus gewöhnlich aus vier Zwei- oder Viergespannen, die gleichzeitig aus den Schranken (carceres) in die Bahn rechts von der Spina hinausfuhren, um nach Umbiegung der hintern Zielsäulen (metae) auf der linken Seite zu den ersten Zielsäulen zurückzufahren. Wer nach sieben Umfahrten zuerst über eine nahe den Schranken auf dem Boden mit Kreide gezogene Linie fuhr, galt als Sieger. Die Hauptgefahr brachte das Umbiegen an den Zielsäulen: ein Anfahren war für den betreffenden Wagen wie für die folgenden verhängnisvoll. Die Preise waren außer Palmen und Kränzen oft sehr ansehnliche Geldbelohnungen. Die erforderlichen Leute, Pferde und Ausrüstungsgegenstände lieferten auf Kosten des Spielgebers eigne Genossenschaften. Wagen (s. Currus) und Wagenlenker (Agitator oder Auriga, s. d.) trugen bestimmte Farben, ursprünglich Weiß und Rot, wozu später noch Grün und Blau kamen. Von den nach diesen Farben benannten Zirkusparteien verband sich Ende des 3. Jahrh. die weiße (factio albata) mit der grünen (prasina) und die rote (russata) mit der blauen (veneta), daher in spätrömischer und byzantinischer Zeit gewöhnlich nur von den Blauen und Grünen die Rede ist. Dieses Parteiwesen steigerte das leidenschaftliche Interesse des Volkes an den Zirkusspielen (daher das geflügelte Wort Juvenals, daß das Volk nur zweierlei: »Panem et circenses«, »Brot und Zirkusspiele«, ersehne) oft bis zur Raserei. Von Rom aus verbreiteten sich diese Spiele allmählich über das ganze Reich. Mit dem Wagenrennen war oft das Pferderennen der sogen. desultores (s. Desultoren) verbunden. Auch für Tierhetzen und Gladiatorenkämpfe diente ursprünglich der Circus und wurde auch nach Einrichtung der Amphitheater vielfach dazu benutzt. Außer diesen Schauspielen gab es in der Kaiserzeit gelegentlich militärische Schaustellungen im Circus, so das Trojaspiel (ludus Trojae), eine Art Turnier von Knaben aus angesehenen, namentlich senatorischen Familien in leichter Rüstung und zu Pferde, Reitermanöver von sechs Turmen der Ritterschaft unter ihren Vorstehern (seviri, daher ludi sevirales) und einem kaiserlichen Prinzen als princeps iuventutis an der Spitze. — Die bildenden Künste brachten Szenen aus den circensischen Spielen auf die vielfachste Weise zur Darstellung, besonders finden sich Wagen- und Pferderennen häufig in Mosaiken, auf Reliefs, Lampen, geschnittenen Steinen, Münzen ꝛc. Vgl. Marquardt-Mommsens »Handbuch der römischen Altertümer«, Bd. 3; Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms (7. Aufl., Leipz. 1901, 2 Bde.).

Circeo, Monte (spr. tschirtsch-, auch Promontorio Circeo oder Monte San Felice, im Altertum Circaeus mons, Circejum promontorium), Bergrücken und Vorgebirge an der Westküste Italiens, am Tyrrhenischen Meer, 18 km westlich von Terracina, am Südende der Pontinischen Sümpfe gelegen, die Homerische Insel der Kirke (s. d.), 541 m ü. M., mit herrlicher Aussicht. Der Bergrücken, in der Vorzeit eine Insel, ist mit südlicher Vegetation bedeckt, trägt Wein, Feigen, Myrten und enthält Ruinen des alten Circeji. Am Strande befinden sich mehrere Grotten, darunter die »della Maga«. In einer Mulde am südöstlichen Abhang liegt das Dorf San Felice Circeo mit (1901) 2013 Einw.

Circesium, Stadt, s. Kirkesion.

Circius, s. Mistral.

Circle City (spr. börkl ßitti), Ort im nordamerikan. Territorium Alaska, am Yukon, unter dem Polarkreis, nach Entdeckung der Goldfelder am Klondike gegründet, zählte 1900: 230 Einw.

Circleville (spr. börklwill), Hauptstadt der Grafschaft Pickaway im nordamerikan. Staat Ohio, am Scioto

und Ohio-Eriekanal, 40 km südlich von Columbus, hat lebhaften Getreidehandel und (1900) 6991 Einw.

Circonstances atténuantes (franz., spr. sirkongstängß attenüängt'), Mildernde Umstände (s. d.).

Circuit (engl., spr. förkit; v. lat. circuitus, »Umkreis«), im engl. Gerichtswesen die Rundreise, die jeder Richter des Obergerichts (High Court of Justice) in Westminster Hall viermal im Jahre zur Abhaltung von Geschwornengerichten in den Grafschaftshauptstädten zu machen hat; dann Bezeichnung der (sieben) Kreise, in die England und Wales (Wales mit zwei Unterabteilungen) zerfällt, und in deren je einem die Rundreise von den Richtern abwechselnd gemacht wird. Mit verschiedenen Modifikationen ist diese Einrichtung auch in mehreren Staaten Nordamerikas (z. B. Massachusetts) eingeführt worden, und die Union selbst ist in neun Circuits eingeteilt, in deren jedem ein Richter des Obergerichts aus Washington und ein eignes Gericht (Circuit-Court) ihren Sitz haben. Vgl. Schuster, Die bürgerliche Rechtspflege in England, § 5 u. 18 (Berl. 1887).

Circuitōres (lat.), früher zur Visitation von Landgemeinden ausgesandte Presbyter und Diakone.

Circulaire (franz., spr. sirkülär'), s. Zirkular.

Circulātor (lat.), Marktschreier; in der katholischen Kirche derjenige Geistliche, der die Kirchen zu visitieren hat, jetzt Ruraldekan; in der protestantischen Kirche soviel wie Kircheninspektor.

Circŭlus (lat.), Kreis; c. aequinoctialis, Äquator; c. horarius, Stundenkreis; c. meridionalis, Mittagskreis; c. parallelus, Parallel-, Breitenkreis; c. polaris, Polarkreis (c. arcticus, nördlicher, c. antarcticus, südlicher); c. tropicus, Wendekreis; c. in demonstrando, probando, c. vitiosus, Kreis-, Zirkelschluß oder -Beweis.

Circum ..., s. Zirkum ...

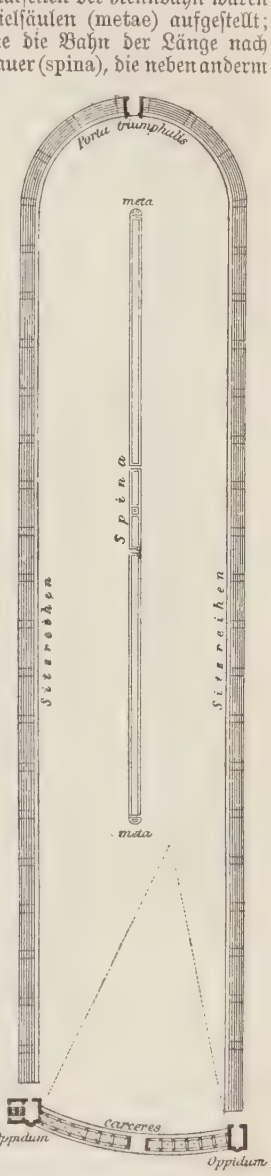
Circumcelliōnes (lat.), Landstreicher; Bettelmönche, s. Donatisten.

Circumcisio (lat.), die Beschneidung (s. d.). Circumcisionis festum, Fest der Beschneidung Christi; circumcisi, Beschnittene.

Circumstantia (lat.), s. Zirkumstanz.

Circus, Feldweih; Circinae, Feldweihen (s. d.).

Circus (lat., Zirkus), Kampfspielplatz der alten Römer, ursprünglich für Roß- und Wagenrennen, später für andre Arten von Spielen (s. Circensische Spiele). Angeblich soll schon in der Königszeit ein C. eingerichtet sein, der später so benannte C. maximus in der Talmulde zwischen Palatin und Aventin. Einen zweiten, den C. Flaminius, legte 221 v. Chr. der Zensor C. Flaminius im Westen des Kapitols an. Nicht öffentlich war der von Caligula begonnene und von Nero vollendete am Vatikan. Außerhalb Roms an der Via Appia lag der leidlich erhaltene, von Maxentius 309 errichtete (früher fälschlich C. des Caracalla genannt). Auch in andern Städten des Reiches befanden sich solche Rennbahnen; eine solche hat sich z. B. in den Ruinen von Bovillä erhalten. Die Arena des C. maximus hatte nach dem Ausbau durch Cäsar und Augustus eine Länge von 590 m und eine Breite von 80 m. Auf einem Unterbau von drei Bogengewölben übereinander ruhten die sich terrassenförmig erhebenden Sitzstufen, deren unterste, steinerne Reihe (podium) für die Senatoren bestimmt und gegen den Angriff wilder Tiere durch einen tiefen, breiten Graben (euripus) geschützt war, den Nero zuschütten und durch eine andre Vorrichtung ersetzen ließ. Die nächsten Sitzreihen kamen den Rittern zu, dann folgte der dritte Stand nach Tribus geordnet. Die Zahl der Plätze belief sich zu Cäsars Zeit angeblich auf 150,000, nach wiederholten Erweiterungen im 4. Jahrh. auf 385,000, Zahlen, die jedoch bezweifelt werden. Eine außen herumlaufende Halle enthielt die Zugänge zu den Sitzreihen. In angemessenem Abstand von den Schmalseiten der Rennbahn waren je drei kegelförmige Zielsäulen (metae) aufgestellt; zwischen diesen lag eine die Bahn der Länge nach halbierende niedrige Mauer (spina), die neben anderm Schmuckwerk auf zwei Gestellen je sieben Delphine und sieben eiförmige Körper (ova) trug; von letztern wurde nach jeder der sieben Umfahrten eines Rennens (missus) einer heruntergenommen, von jenen einer wahrscheinlich umgedreht. In der Mitte der Spina des C. maximus stellte Augustus einen Obelisken auf, einen zweiten Constantius (337). Diese, wie die Obelisken aus dem vatikanischen C. und dem des Maxentius stehen heute an andern Plätzen. An der einen Schmalseite lagen die rechts u. links von einem Turm (oppidum) flankierten Schuppen (carceres) für die Rennegespanne, deren Gatter gleichzeitig nach dem C. geöffnet werden konnten. Sie lagen in einer schrägen Linie derart, daß der Abstand von dem eigentlichen Anfang der Wettfahrt gleich groß war. Durch die porta triumphalis am entgegengesetzten Ende fuhr der triumphierende Feldherr beim Zug nach der Stadt in den C. ein (s. die Abbildung). Hier waren die acht Carceres, durch deren Mitte der Eingang führte, in einer schrägen Linie angelegt, deren linkes Ende sich am weitesten in den C. hinein erstreckte. Da der Lauf der Wagen stets rechts herum führte, so wären, wenn man nicht die schräge Linie gewählt hätte, die am weitesten links postierten Gespanne benachteiligt gewesen. Dieselbe Eigentümlichkeit der Stellung zeigt auch der 1823 in den Ruinen des alten Bovillä am Fuß des Albanergebirges an der Appischen Straße aufgedeckte C. (vgl. obigen Grundriß); derselbe ist zwar



Circus zu Bovillä (Italien).

klein, zeigt aber die wesentlichsten Bestandteile der ganzen Anlage vortrefflich erhalten. — Die hervorragendsten Zirkusgebäude der Neuzeit sind der Cirque d'hiver in den Champs-Elysées und der Hippodrom an der Place de Clichy in Paris, der Hippodrom in London, der Zirkus Renz (jetzt Schumann) und der Zirkus Busch in Berlin, der Zirkus Renz in Hamburg, der Zirkus Carré in Amsterdam und der Zirkus im Djurgarden in Stockholm. In Spanien hat jede ansehnlichere Provinzialstadt dergleichen (architektonisch meist unbedeutende) Bauten für Stiergefechte.

Cirencester (spr. ßißißter oder ßißiter), Stadt in Gloucestershire (England), in den Cotswoldhügeln, am Churn (Quellfluß der Themse) und dem Themse-Severn-Kanal, hat eine gotische Kirche aus dem 15. Jahrh. (St. John's), ein Altertumsmuseum, Messerfabrikation, Handel mit Wolle und Korn und (1901) 7536 Einw. Dabei C. House (früher Oakley Park), Landsitz des Lords Bathurst, und eine landwirtschaftliche Akademie. C. ist das römische Corinium oder Durocornovium.

Cirey (spr. ßirē), 1) Flecken im franz. Depart. Meurthe-et-Moselle, Arrond. Lunéville, nahe der Quelle der Vezouse, an der Ostbahn, mit altem Schloß, Eisenminen, bedeutender, der Gesellschaft von St.-Gobain gehöriger Spiegelmanufaktur, Papierfabrikation, Holzhandel und (1901) 2283 Einw. — 2) (C.-sur-Blaise) Dorf im franz. Depart. Obermarne, Arrond. Wassy, an der Blaise, hat ein Schloß, in dem sich Voltaire 1733—49 bei der Marquise von Châtelet aufhielt, einen Hochofen und (1901) 300 Einw.

Ciriaco de' Pizzicolli (spr. tschi-), Altertumsforscher, geb. um 1391 in Ancona, gest. 1450 in Cremona, wurde zum Kaufmann ausgebildet, benutzte aber seinen Beruf, wie tüchtig er auch in ihm war, nur als Mittel für seine Forschungsreisen. Während er nach größern Reisen nach Ägypten und 1418 nach Byzanz die Kassenverwaltung bei der Reparatur des Hafens in Ancona führte, lernte er an Vergil Latein. Im Dezember 1424 begab er sich auf 40 Tage nach Rom, um die dortigen Denkmäler des Altertums kennen zu lernen, ging 1425 über Byzanz, wo er schnell etwas Griechisch lernte, nach Chios, Rhodos, Beirut, Damaskus und kehrte über Rhodos, Halikarnaß, Adrianopel, Kyzikos, Smyrna zurück. Im cyprischen Leukosia hatte er eine alte »Ilias« erworben, die nun sein vornehmster Lehrmeister im Griechischen wurde. Wahrscheinlich 1434 unternahm er seine zweite Reise nach Ägypten, auf der er über Alexandria nach Sais, Memphis und zu den Pyramiden kam. Seit dem Herbst 1435 besuchte er die Ostküste des Adriatischen Meeres sowie Athen, setzte 1437 von Apulien nach dem Peloponnes über und lebte seit April 1442 etwa fünf Jahre lang an den Inseln und Küsten des Ägäischen Meeres, in Griechenland, Makedonien, Thrakien, währenddessen er in den Zwischenzeiten alle Teile Italiens durchwanderte. Durchaus Autodidakt, hat er die Kenntnis des Altertums unendlich bereichert, indem er überall die unbeweglichen Monumente u. Trümmer maß, zeichnete und beschrieb und Merkwürdigkeiten aller Art, besonders griechische und lateinische Inschriften, sammelte. Leider sind seine »Antiquarum rerum commentaria« in Ancona verzettelt worden.

Cirié (spr. tschi-), Stadt in der ital. Provinz Turin, an der Eisenbahn Turin-Lanzo, hat eine gotische Kirche (von 1250), einen Palast Doria mit Park, bedeutende Seidenspinnereien, Band-, Posamenten- und Papierfabriken, Gerbereien und (1901) ca. 3200 (als Gemeinde 7658) Einw.

Cirio, s. Fouquieria.

Ciris, Titel eines im Altertum fälschlich dem Vergil zugeschriebenen lateinischen Gedichts von dem Verrat der megarischen Königstochter Scylla an ihrem Vater Nisus und ihrer Verwandlung in den Vogel C., eine Art Möwe (außer in den Ausgaben des Vergil hrsg. von Baehrens in »Poetae latini minores«, Bd. 2, Leipz. 1880).

Cirkassier (Zirkassier), Volk, soviel wie Tscherkessen (s. d.).

Cirkel und Zusammensetzungen, s. Zirkel.

Cirksena, Fürstengeschlecht, s. Ostfriesland.

Cirkulär, Cirkulation, Cirkum ..., s. Zirkular ꝛc.

Cirkvenica (Cirquenizza, spr. zirkwenitza), Seebad am kroat. Quarnero, im Komitat Modrus-Fiume, am Rande der Küstenlandschaft Vinodol, gegenüber der Insel Veglia, hat einen Hafen, ein Ladislaus-Knabenasyl, Ruinen eines Frangipanischen Schlosses und (1901) 4134 kroat. Einwohner.

Cirò (spr. tschi-), Flecken in der ital. Provinz Catanzaro, Kreis Cotrone, 5 km vom Jonischen Meer gelegen, Station der Eisenbahn Metaponto-Reggio, hat (1901) ca. 4000 (als Gemeinde 7208) Einw., die Seidenspinnerei und Sardellenfang treiben. Der Ort litt 1832 sehr durch ein Erdbeben.

Cirpan (spr. tschir-, Tschirpan), Stadt im ostrumel. Kreis Stara Zagora, östlich von Philippopel im Maritzatal, mit (1893) 11,069 Einw.

Cirquenizza, Seebad, s. Cirkvenica.

Cirren, falsche (Cirrusschirm), s. Gewitter.

Cirrhōsis (griech.), eine durch Vermehrung der Bindegewebselemente auf Kosten der eigentlichen funktionellen elementaren Bestandteile drüsiger Organe ꝛc. verursachte Verhärtung und Schrumpfung der Organe; die C. kommt besonders in Leber, Nieren und Lunge vor (s. Leberkrankheiten ꝛc.).

Cirriform (lat.), rankenförmig, rankig.

Cirripēden (Cirripedia), soviel wie Rankenfüßer.

Cirrocumŭlus (lat.), die federige Haufenwolke; Cirrostrātus, die federige Schichtwolke; s. Wolken.

Cirrus (lat., »Locke«), die Federwolke (s. Wolken); in der Botanik die Ranke (s. d.); in der Zoologie ein rankenähnliches Organ bei niedern Tieren, z. B. die Gliedmaßen bei den Rankenfüßern, gewisse Anhänge am Kopf und Leib von Borstenwürmern ꝛc.

Cirrusstrahlen, soviel wie Polarbanden (s. d.).

Cirsium *Scop.* (Kratzdistel), Gattung der Kompositen, ausdauernde oder zweijährige Kräuter, auch Halbsträucher mit meist mehr oder weniger dornigen, oft herablaufenden Blättern, purpurnen oder gelblichen, selten weißlichen Blüten und meist etwas zusammengedrückt vierkantigen, kahlen Früchten. Über 120 Arten nebst zahlreichen Bastarden in Europa, Nordafrika, dem gemäßigten Asien, Nord- und Mittelamerika. Von C. oleraceum *Scop.* (Kohldistel), bis 1,5 m hoch, mit stechend gewimperten, fiederspaltigen Blättern und gelblichweißen Blüten, auf nassen Wiesen und an Gräben in Europa und Sibirien, werden die jungen Blätter als Gemüse genossen. C. arvense *Scop.* (Ackerdistel, Haferdistel, s. Tafel »Unkräuter«, Fig. 10), mit lanzettförmigen, fiederspaltigen, dornigen Blättern und roten Blüten, wächst in Europa und Asien, eingeschleppt in Amerika als lästiges Unkraut im Getreide, liefert in den Samenkronen Polstermaterial und gibt jung vortreffliches Viehfutter. C. palustre *Scop.* (Sumpfdistel), mit ganz herablaufenden, doppelt-fiederspaltigen Blättern, rispig gruppierten, am Ende der Zweige gehäuften

purpurroten Blüten und purpurrotem Stengel, ist gemein auf nassen Wiesen durch ganz Europa, gilt wie C. oleraceum als gutes Milchfutter und wird auch jung als Gemüse genossen. Von C. lanceolatum *Scop.* (Wegdistel), mit rauhen, zweimal fiederspaltigen Blättern und purpurroten oder weißen Blüten, in Europa, Asien und Amerika an Wegen und Zäunen, sind die geschälten Stengel im Frühjahr eßbar. C. (Chamaepeuce) diacanthum *DC.* aus Kleinasien und C. (Chamaepeuce) Casabonae *DC.* aus Südeuropa werden als Zierpflanzen, besonders auf Teppichbeeten, kultiviert, erstere mit ihren schneeweißfilzigen Blättern als Elfenbeindistel.

Cirsocele (griech.), s. Krampfaderbruch.

Cirsomphălus, durch krampfaderartige Anschwellung der Venen um den Nabel herum gebildete Wulst (Medusenhaupt, caput Medusae), entsteht bei Stauung im Pfortaderkreislauf, so daß das Blut andre als die gewöhnlichen Abflußwege sucht.

Cirta (»Stadt«), Stadt im Gebiete der Massylier in Numidien, Residenz des Micipsa und seiner Nachfolger, wurde von Kaiser Konstantin wiederhergestellt und ihm zu Ehren Constantina umgetauft; das heutige Konstantine (s. d.) in Algerien. Vgl. Vars, C., ses monuments, son administration, etc. (Par. 1895).

Cis (lat., »diesseit«) wird häufig Namen von Flüssen und Bergen vorgesetzt (z. B. Gallia cispadana); s. Zisalpinisch, Zisleithanien ꝛc.

Cis (ital. Do diesi, franz. Ut dièse, engl. E sharp), das durch ♯ erhöhte C.

Cisa, angeblich eine altgermanische Göttin, die in Augsburg (Ciesburg) verehrt worden sein soll. Die neuere Forschung hat jedoch die Unechtheit der Überlieferung nachgewiesen.

Cisa, La (spr. tschīsa), 1041 m hoher Paß des Etruskischen Apennin, über den die Straße von Parma nach Spezia geht (die Eisenbahn ist weiter westlich vom Tarotal aus über den Apennin geführt).

Cisalien, s. Cessalien.

Ciselieren, s. Ziselieren.

Cisio-Janus, die vor Einführung unsrer heutigen Kalender üblichen lateinischen Verse, meistens Hexameter, aus denen man die Folge der wichtigsten Tage eines jeden Monats erkannte. Man ordnete in je zwei Hexametern die Namen der wichtigsten Feste und Heiligen so, daß jede Silbe der beiden Verse einen Tag bezeichnete und der Name selbst mit derjenigen Silbe begann, welche die Tagezählung des Monats erforderte. So bedeutete das Wort Cisio soviel wie Circumcisio Christi, während der Name Janus anzeigte, daß dieses Fest auf den 1. Januar falle. Bei Verdeutschungen benutzte man Reimverse, in denen die einzelnen Worte oder Verse den Tagen entsprachen. Noch im Anfang des 17. Jahrh. findet man den Namen eines Kalenderheiligen statt des Datums in Urkunden angegeben. Obgleich Ph. Melanchthon dem C. mehr Geschmack zu geben versucht hatte, so legte man doch den ältern wegen der größern Heiligenzahl immer von neuem auf. So erschienen: »Lucae Losii C., h. e. Calendarium syllabicum« (Wittenb. 1551) und »Chytraei Chronologia« (Helmst. 1586, Rostock 1592). Zu Anfang des 18. Jahrh. wurde der C. vom Kalender verdrängt. Der poetisch wertvollste C. ist »Das heilige Namenbuch« von Konrad Dankrotzheim (1435; hrsg. von Pickel, Straßb. 1878).

Cisium (lat.), bei den alten Römern ein leichter, zweiräderiger Wagen zu schnellen Reisen.

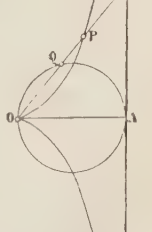
Cismar (ehedem Cycismore), Dorf im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Oldenburg, unweit der Ostsee, hat das Landratsamt des Kreises Oldenburg, Oberförsterei (in Kattenberg), Strandamt, ein ehemaliges Cistercienserkloster (1231 gegründet und im 16. Jahrh. aufgehoben) und 512 Einw.

Cisneros, Francisco Jimenez de, s. Jimenez.

Cissampĕlos *L.*, Gattung der Menispermazeen, krautige oder holzige Schlingpflanzen mit herzförmig-rundlichen Blättern, unscheinbaren, diözischen Blüten und fast kugeliger Steinfrucht. 18 tropische Arten, meist in Amerika und Afrika. C. Pareira *L.*, Schlingstrauch in Westindien, Mexiko und Indien, mit rundlichen, samtartig behaarten Blättern und roten Beeren, liefert die falsche Griswurzel (falsche Pareirawurzel), die wie die echte (s. Chondodendron) Pelosin (Bebeerin, s. d.) enthält.

Cissey (spr. ßiβé), Ernest Louis Octave Courtot de, franz. General, geb. 23. Dez. 1810 in Paris, gest. 15. Juni 1882, diente in Afrika, machte den Krimkrieg mit und wurde wegen seines Verhaltens in der Schlacht von Inkermann (5. Nov. 1854) zum Brigadegeneral ernannt. 1870 Divisionsgeneral, wurde er dem 4. Armeekorps (Ladmirault) als Befehlshaber der 1. Division zugeteilt, nahm an den Kämpfen vor Metz 14., 16. und 18. Aug. und an der Schlacht von Noisseville teil und drängte vergeblich zu Durchbruchsversuchen. Nach der Kapitulation von Metz kam er als Kriegsgefangener nach Deutschland. Nach Unterzeichnung der Friedenspräliminarien leitete er die Angriffe der Regierungstruppen gegen die Kommune auf der Südseite von Paris, drang 22. Mai 1871 in die Stadt ein und bemächtigte sich des linken Seineufers. Am 8. Febr. zum Mitgliede der Nationalversammlung gewählt, wurde er 6. Juni 1871 und wieder 1874 zum Kriegsminister ernannt und arbeitete an der Reorganisation der Armee. 1876, nach Niederlegung des Kriegsministeriums, wurde er in den Senat gewählt und 1878 zum Kommandeur des 11. Armeekorps in Nantes ernannt. 1880 ward er durch einen Preßprozeß, der seine Beziehungen zu einer Abenteurerin, v. Kaulla, enthüllte, bloßgestellt und seines Kommandos enthoben.

Cissoïde (griech., »die Efeuähnliche«), eine ebene Kurve dritter Ordnung, die so erhalten wird: Über OA als Durchmesser (s. Abbildung) beschreibt man einen Kreis und zieht durch A die Senkrechte zu OA; ist dann R ein beliebiger Punkt auf dieser Senkrechten und Q der Punkt, in dem die Gerade OR den Kreis zum zweitenmal trifft, so ist der zwischen O und R liegende Punkt P, für den OP gleich QR ist, ein Punkt der C., und auf diese Weise erhält man alle Punkte der Kurve. Die C. hat bei O eine Spitze und nähert sich nach beiden Seiten hin der erwähnten Senkrechten asymptotisch. Von dem griechischen Geometer Diokles ist sie zur Lösung des Delischen Problems angewendet worden. Vgl. Loria, Spezielle ebene Kurven (deutsch von Schütte, Leipz. 1902).



Cissoïde.

Cissus *L.* (Klimme), Gattung der Ampelidazeen, Klettersträucher mit Ranken, seltener aufrechte Sträucher oder Stauden, deren Stengel ober- oder unterirdisch stark knollenförmig angeschwollen sind, meist blattgegenständigen, aus Cymen gebildeten doldenartigen Blütenständen und ein- bis vierfamigen Beeren. 250 oder

mehr meist tropische Arten. C. Baudiniana *Brouss.* (C. antarctica *Vent.*), in Neuholland, mit rostfarbigen, weichhaarigen Ästen und Blattstielen, großen, eirunden, fast herzförmigen, gesägten, glänzend dunkelgrünen Blättern, ist eine sehr empfehlenswerte Zierpflanze für nicht zu warme Zimmer, in denen sie sich so gut hält wie Efeu. Aus ihren Beeren wird der Känguruhwein bereitet. C. discolor *Blume*, von Java, mit dunkelroten Ästen, rosenroten Ranken, 13 bis 16 cm langen, länglich-herzförmigen, sägezahnigen, prachtvoll samtartig dunkelgrün, violett purpurrot und weißlich gezeichneten Blättern, ist eine Zierde feuchter Warmhäuser und hält sich über Sommer auch im Zimmer.

Cista (lat., griech. kistē, davon unsre »Kiste«), eine Art runder Kästchen, die zu den verschiedensten Zwecken verwendet wurden. Die aus Weidenruten geflochtene C. mystica enthielt die bei Festen des Bakchos und der Demeter gebrauchten heiligen Geräte; sie wird auf Kunstdenkmälern, z. B. auf Münzen, besonders kleinasiatischen (s. Cistophoren), Tonreliefs und auch an der Neapeler Kolossalgruppe des Farnesischen Stieres, in der Regel halbgeöffnet dargestellt, mit der aus ihr herausschlüpfenden heiligen Schlange. Ferner bezeichnet man als Cisten die kleinen, zylindrischen Bronzekästchen, die in Etrurien, besonders in Präneste, für den Hausgebrauch, zur Aufbewahrung der Toilettenartikel, gearbeitet wurden, und deren Seitenflächen gewöhnlich eingravierte Figuren schmücken, während auf dem Deckel kleine Bronzefiguren aufgelötet sind. Die bedeutendste Sammlung solcher Cisten enthält die Barberinische Bibliothek in Rom. Berühmt ist besonders die sogen. Ficoronische C. (s. d.) in Rom. Andre Bestimmung hatten die etruskischen, aus Ton gefertigten, vierseitigen Aschencisten (=kisten), welche die Asche der Verstorbenen enthielten und daher auf den Totenkult bezügliche Reliefdarstellungen, häufig auch Szenen aus dem troischen Sagenkreis zeigen. Sie sind zusammengestellt von H. Brunn in dem Werk: »I rilievi delle urne etrusche« (Rom 1870). — Aus der Bronze- und Hallstattzeit kennt man einerartige, meist gerippte Bronzegefäße, die ursprünglich sakralen Zwecken gedient zu haben scheinen. Sie gelten ebenfalls für Produkte der etruskischen Industrie (Abbildung s. Tafel »Kultur der Metallzeit«).

Cistazeen (Cistusgewächse), dikotyle Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Cistifloren, Kräuter, Halbsträucher und Sträucher mit ganzen Blättern und meist ansehnlichen, bunten Blüten, die aus fünf Kelchblättern, fünf in der Knospenlage gedrehten Blumenblättern, zahlreichen Staubblättern und einem drei- bis fünfzähligen, in der Regel einfächerigen Fruchtknoten mit wandständigen Plazenten bestehen. Von den ca. 160 Arten dieser Familie gehören die meisten dem Mittelmeergebiet, wenige Nordamerika, noch weniger dem mittlern Europa an. Verschiedene Cistus-Arten liefern das Ladanumharz.

Cistenröschen, s. Cistus.

Cistensänger (Cisticola *Less.*), Gattung aus der Familie der Timalien, Vögel mit kurzem, zartem, leicht gebogenem Schnabel, langläufigen, großzehigen Füßen, kurzen, gerundeten Flügeln und wenig gerundetem, kurzem Schwanz. Etwa 30 Arten in der afrikanischen und orientalischen Region bis Australien. Der C. (C. schoenicola *Bp.*), 11 cm lang, oberseits braun, dunkler gefleckt, auf dem Kopf gestreift, an Nacken, Kehle und Unterleib weiß, an Brust und Seiten rostgelb, an den Schwingen grauschwarz, lebt in Südeuropa, Nordafrika, Asien und nährt sich von Insekten und kleinen Schnecken. Sein Nest steht im Gras und Binsenbusch und gleicht einem eiförmigen Beutel. Die Eier sind einfarbig blau oder gefleckt.

Cistercienser (Orden von Citeaux), Mönchsorden, gestiftet von dem Benediktinerabt Robert aus der Champagne, der nach verschiedenen Versuchen einer Reformation des verweltlichten Klosterlebens zuerst in dem Wald von Molesme, endlich mit 20 Gleichgesinnten in dem Walddickicht von Citeaux (Cistercium) bei Dijon 1098 ein Kloster mit dem Zweck der strengsten Beachtung der Regeln des heil. Benedikt gründete. Auf Befehl des Papstes mußte zwar Robert schon 1099 nach Molesme zurückkehren, woselbst er 1108 starb, aber sein Nachfolger Alberich (gest. 1109) wußte dem Kloster die päpstliche Gunst zu verschaffen, setzte die »Instituta monachorum Cisterciensium« auf, worin die neue Stiftung als einzig wahres Benediktinertum hingestellt wurde, und gab den Mönchen für das Kloster die weiße, für die Welt die schwarze Kutte (daher auch die Bezeichnung Schwarze oder Weiße Brüder). Höchstes Ansehen brachte dem Orden 1113 der Eintritt Bernhards von Clairvaux (s. d.). 1119 erließ der Abt Stephan Harding für die um zwölf Klöster vergrößerte Mönchsgemeinschaft eine neue Regel (Charta charitatis), die durchweg im Gegensatze zu derjenigen von Cluny (s. d.) steht. Außer Frankreich, woselbst sie sich jetzt auch Bernhardiner nannten, gewannen die C. großen Zuzug in Spanien und Portugal, so daß bis Mitte des 13. Jahrh. der Orden bis zu 2000 Abteien angewachsen war. Die C. waren zu reichen Klosterherren geworden, und umsonst ergingen von Päpsten Gesetze zur Herstellung der alten Strenge und Einigkeit; die spanischen Abteien rissen sich los, und auch in Frankreich und Italien entstanden besondere Kongregationen, so die Feuillanten (s. d.) und die Trappisten (s. d.). Die französischen C.-Klöster wurden in der Revolution, ein Teil der übrigen im Laufe des 19. Jahrh. in fast allen Ländern Europas aufgehoben. Gegenwärtig bestehen nur noch wenige Klöster in Österreich-Ungarn, Italien, Belgien, der Schweiz und Deutschland (Marienstatt in Nassau). Der Generalabt residiert in Rom. Während die C. in der Geschichte der Wissenschaften fast gar keine Rolle spielen, sind sie von um so größerer Bedeutung für die Landwirtschaft als Kultivatoren des Bodens und in Deutschland für die Germanisierung des Ostens von entscheidendem Einfluß gewesen. In der Geschichte der Baukunst stehen sie als die konsequentesten Verbreiter der in Frankreich, ihrem Heimatsland, gebornen Gotik während des 12. und 13. Jahrh. da. Unter den Frauenklöstern der C. (Bernhardinerinnen) ist Port Royal des Champs (s. d.) das wichtigste geworden. Auch sie verweltlichten aber im Lauf der Zeit und sind jetzt bis auf etwa 100 (davon etwa 60 in Spanien, in Deutschland 4) ausgestorben. Vgl. Dohme, Die Kirchen des Cistercienserordens in Deutschland (Leipz. 1869); Winter, Die C. des nordöstlichen Deutschland (Gotha 1868—71, 3 Bde.); Janauschek, Origines Cisterciensium (Wien 1877, Bd. 1).

Wappen der Cistercienser.

Cistérna di Roma (spr. tschi-), Flecken in der ital. Provinz Rom, Kreis Velletri, an der Via Appia und der Eisenbahn Rom–Terracina, am Nordende der Pontinischen Sümpfe, mit (1901) ca. 2500 (als Ge-

meinde 5329) Einw.; in der Nähe Ruinen, wahrscheinlich von Tres tabernae (Apostelgeschichte 28, 15).

Cisternen, s. Zisternen.

Cisternino (spr. tschi-), Stadt in der ital. Provinz Bari, mit Station der Eisenbahn Bari-Brindisi, hübscher Pfarrkirche, Ölgewinnung und (1901) ca. 3500 (als Gemeinde 7036) Einw.

Cistiflōren, Ordnung im natürlichen Pflanzensystem aus der Abteilung der Dikotyledonen, umfaßt die Familien der Resedazeen, Violazeen, Droserazeen, Sarraceniazeen, Nepenthazeen, Cistazeen, Hyperikazeen, Frankeniazeen, Elatinazeen, Tamarikazeen, Ternströmiazeen, Dilleniazeen, Klusiazeen, Ochnazeen, Chlänazeen und Dipterokarpazeen, die von Engler den Ordnungen der Rhöadalen, Sarracenialen, Parietalen zugeteilt werden.

Cistole (Citole), s. Zither.

Cistophōren (griech.), die gangbarste kleinasiat. Silbermünze seit dem Beginn der Herrschaft der Römer (133 v. Chr.), namentlich häufig in Ephesos, Pergamon, Laodikeia, Tralles ꝛc. ausgeprägt (Tetradrachmen, Didrachmen und Drachmen). Das Gepräge war die auf den Dionysosdienst bezügliche Cista (s. d.), aus der sich eine Schlange erhebt, auf der Rückseite zwei sich um einen Köcher oder um einen Dreifuß oder Tempel windende Schlangen. Wichtig sind die C. durch ihre Jahreszahlen und die auf ihnen genannten römischen Beamten, darunter auch (z. B. in Apameia) der Redner Cicero als Prokonsul. C. wurden bis in das 3. Jahrh. n. Chr. geprägt. Vgl. Pinder, Über die C. (Berl. 1856).

Cistrose, s. Cistus.

Cistūdo, s. Schildkröten.

Cistus *L.* (Cist- oder Zistrose, Zistenröschen), Gattung der Cistazeen, immergrüne, ästige Sträucher oder Halbsträucher mit ganzen, gegenständigen Blättern, schönen, hinfälligen Blüten und vielsamigen Kapseln. 30 Arten von Portugal bis in den Orient. Mehrere Arten liefern ein wohlriechendes Harz, das als Ladanum (s. d.) in den Handel kommt, namentlich C. creticus *L.*, mit großen purpurroten Blüten, im östlichen Mittelmeergebiet weit verbreitet, dessen Blätter, wie die von C. salviaefolius *L.*, in Griechenland als Teesurrogat dienen. Auch C. cyprius *Lam.*, ein auf Cypern und anderwärts im Orient einheimischer Strauch mit großen weißen Blüten, und C. ladaniferus *L.*, in Spanien, Portugal und Südfrankreich, der z. B. in der Sierra Morena große Strecken bedeckt, mit großen weißen, auch am Grunde der Kronblätter schwarzrot gefleckten Blüten, liefern Ladanum. Die letztere Art ist die Wappenblume Spaniens. Manche Arten werden bei uns als Ziersträucher in Kalthäusern kultiviert.

Cistusgewächse, s. Cistazeen.

Citadelle, s. Zitadelle.

Citadine (franz., spr. ßi-), ehemals ein einspänniger Omnibus in Paris.

Citara (ital.), die Zither.

Citat, Citation, s. Zitat, Zitation.

Citāto loco (lat.), an der zitierten Stelle, am angeführten Ort (meist abgekürzt: c. l., a. a. O.).

Cité (franz., spr. ßi-), Stadt, besonders Altstadt im Gegensatze zu den neuen Anbauten und Vorstädten; bisweilen auch soviel wie Bürgerschaft. La C., die Seeinsel in Paris. C. ouvrière, Arbeiterstadt, z. B. der von Arbeitern bewohnte Teil von Mülhausen.

Cîteaux (spr. ßitō, St.-Nicolas-lès-C.), Dorf im franz. Depart. Côte-d'Or, Arrond. Beaune, mit der ehemaligen, 1098 gegründeten Abtei C. (Cistercium) des hiernach benannten Ordens der Cistercienser (s. d.), gegenwärtig Ackerbaukolonie (mit 132 jugendlichen Sträflingen), und großer Kirche mit den Grabmälern burgundischer Herzöge, hat (1901) 305 Einw. Vgl. Michel, La colonie de C. (Par. 1874).

Citerior (lat.), im Altertum Beiname von Ländern, die in Beziehung auf Rom diesseit eines Gebirges (z. B. der Alpen, daher Gallia c.) oder eines Flusses (z. B. des Iberus, daher Hispania c.) lagen.

Citharexȳlon *L.* (Geigenholzbaum), Gattung der Verbenazeen, große Bäume und Sträucher mit bisweilen dornigen Zweigen, gegenständigen ganzrandigen, schwach oder dornig gezahnten Blättern und kleinen Blüten in meist terminalen Trauben; etwa 20 Arten im wärmern Amerika. C. quadrangulare *Jacq.*, ein 20 m hoher Baum mit gräulicher Rinde, die in Fetzen herunterhängt, weißen, wohlriechenden Blüten und schwarzen Früchten, liefert wie auch einige andre Arten sehr hartes Holz (Bois cotelet, weißes Eisenholz), das zum Bauen, namentlich auch zur Verfertigung der Geigen dient. Auch wird der Baum als Ziergehölz häufig angepflanzt.

Cither, s. Zither.

Citieren, s. Zitieren.

Citigradae, Wolfsspinnen, s. Spinnentiere.

Citium, Stadt auf Cypern, s. Kition.

Citlaltépetl, aztekischer Name des Orizaba (s. d.).

Citochromie (lat.-griech.), von E. Albert in München erfundenes autotypisches Vierfarbendruckverfahren, bei dem die Platten für Gelb, Rot, Blau und Schwarz gleichzeitig auf Zink überkopiert und nach erfolgtem Ätzen auch sofort hintereinander gedruckt werden, ohne daß auf das Trocknen des vorhergehenden Farbendruckes gewartet zu werden braucht. Die C. ist daher für den Druck illustrierter Zeitschriften von wesentlicher Bedeutung (s. Vierfarbendruck).

Cito, citissime (lat.), »schnell«, »aufs schnellste« zu besorgen (veraltete Aufschrift auf Briefen).

Cito, tuto, jucunde (lat.), »schnell, sicher, angenehm«.

Citoyen (franz., spr. ßitoajäng), Bürger (citoyenne, Bürgerin), in Frankreich ursprünglich der stimm- und wahlfähige Bürger der Cité, der Stadtbürger, dann jeder Staatsbürger; während der Revolution 1792 durch besondere Dekrete für die Umgangssprache eingeführte Anrede, die das aristokratische Monsieur und Madame verdrängen sollte. Diese Anrede wurde eine Zeitlang allgemein und noch unter dem Direktorium und Konsulat amtlich ausschließlich gebraucht; sie kam erst unter dem Kaiserreich ab. Nach der Februarrevolution von 1848 kam die Anrede C. amtlich und in den Klubs, hier und da auch im geselligen Leben auf kurze Zeit wieder in Aufnahme. Nach französischem Recht wird jeder Franzose mit dem 21. Jahr C., d. h. Staatsbürger.

Citracōnsäure, s. Zitronensäure.

Citraga, s. Tschitraga.

Citrāl (Geranial) $C_{10}H_{16}O$, ein Aldehyd, der sich im Zitronenöl, Lemongrasöl (70—80 Proz.), im Pomeranzenöl, im westindischen Limettöl, im Melissenöl, Bay- und Pimentöl, im japanischen Pfefferöl, im Sassafrasblätteröl und im Öl von Eucalyptus Staigeriana findet. Er entsteht bei Oxydation von Geraniol und Linalool und bei Destillation von geraniumsaurem Kalk mit ameisensaurem Kalk. Er bildet eine schwach gelbliche, optisch inaktive Flüssigkeit, riecht durchdringend zitronenartig, siedet bei 228°, ist sehr empfindlich gegen Säuren, wird auch durch Alkalien angegriffen, gibt bei gelinder Oxydation Geranium-

säure, bei stärkerer Methylheptenon, dann Aceton und Lävulinsäure. Durch Kondensation mit Aceton entsteht Pseudoionon $C_{13}H_{20}O$, das leicht in das dem Iron des Irisöls isomere Jonon übergeht, welches wie jenes nach Veilchen riecht.

Citrate, Zitronensäuresalze, z. B. Natriumcitrat, zitronensaures Natron.

Citrin (böhmischer, okzidentalischer, spanischer Topas), weingelbe Varietät des Bergkristalls und geglühter Amethyst (s. d.) oder Rauchtopas (s. Quarz).

Citrone (Zitrone), s. Citrus.

Citrophen (Phenetidincitrat), ein weißes, in Wasser leicht lösliches und nach Zitronensäure schmeckendes Kristallpulver, das beruhigend, schlafbringend wirkt und gegen Neuralgien, Influenza, Keuchhusten und als Fiebermittel benutzt wird.

Citrullus *Necker*, Gattung der Kukurbitazeen, ein- oder mehrjährige, liegende, unangenehm oder nach Moschus riechende Kräuter mit einfachen oder ästigen Ranken, tief drei- bis fünflappigen Blättern mit gelappten oder eingeschnittenen Segmenten, monözischen, einzeln achselständigen, ziemlich großen gelben Blüten und kugeligen oder länglichen, nicht aufspringenden, vielsamigen Früchten. Vier Arten im tropischen Afrika und Asien. C. Colocynthis *Arnott* (Koloquinte, Pomaquinte, Alhandal, s. Tafel »Arzneipflanzen I«, Fig. 5), C. vulgaris *Schrad.* (Wassermelone, Angurie, Arbuse, Pasteke, Zitrullengurke), einjährig, mit eingeschnittenen, fünflappigen Blättern, trägt ovale oder kugelrunde, glatte, schwarzgrüne, blaßgrün und weißlich gefleckte, bis 10 und 15 kg schwere Früchte mit sehr saftigem Fleisch und gelben, roten oder schwarzen Samen. Sie ist in Afrika heimisch, aber seit den ältesten Zeiten in Ägypten und dem Orient in Kultur und wird jetzt häufig in Unteritalien, Südfrankreich, Spanien, Ungarn, Südrußland, Nordamerika, Ägypten angebaut. Das äußere Fleisch ist härtlich, weiß und ungenießbar, das innere weich, weiß, gelb oder rot und saftig, süß und sehr schmackhaft. Die Wassermelonen werden roh gegessen, härtere gekocht und mit Mehl vermischt gebacken. Bei uns gelangt die Wassermelone selten zu ihrer Vollkommenheit.

Citrum (lat.), bei den alten Römern das duftende, unzerstörbare Holz gewisser Koniferen, Wacholderarten, Zedern, besonders von Callitris quadrivalvis, das aus Afrika eingeführt und zu Tempeltüren, Tafeln, Tischen ꝛc. verarbeitet, auch zum Belegen von Geräten aller Art gebraucht ward. Die Masern und die quer aus dem Stamm geschnittenen Scheiben (orbes, oft 1,25 m im Durchmesser), die von einer elfenbeinernen Säule getragen wurden (daher Monopodia), waren Gegenstand der Prachtliebe der römischen Großen und sehr kostbar.

Citrus *L.* (Orangenbaum), Gattung der Rutazeen, oft dornige Bäume oder Sträucher mit immergrünen, abwechselnden, lederartigen, einfachen, durchscheinend punktierten Blättern, gegen die Blattspreite abgegliedertem, häufig geflügeltem Blattstiel, weißen, sehr wohlriechenden, einzeln oder in achselständigen Doldentrauben stehenden Blüten, fleischigen, drüsigen Blumenblättern und fleischigen, saftreichen, vielfächerigen Beeren (Orangen-, Hesperidenfrucht) mit einer meist gelben, fleischigen, ölreichen, nach innen lederartigen oder pelzigen Schale. Die Samen haben bisweilen mehrere, selbst 13 Keime. Etwa sechs Arten im indisch-malaiischen Gebiet, nebst zahlreichen Varietäten, Formen und wohl auch fruchtbaren Bastarden.

1) C. nobilis *Lour.* (Kauchin, echte Mandarine, s. Tafel »Nahrungspflanzen III«, Fig. 6), Strauch oder kleiner Baum mit kurzen, kaum geflügelten Blattstielen, lanzettlichen, schwach gekerbten Blättern, in Büscheln stehenden weißen Blüten und etwas niedergedrückten, fast kugeligen, glänzenden, dunkel orangefarbenen süßen Früchten von 5—6 cm Durchmesser, mit rotem, sehr wohlschmeckendem Fruchtfleisch, aus Kotschinchina oder China, auf den Sundainseln und in Südeuropa kultiviert. 2) C. Aurantium *L.* (s. Tafel »Nahrungspflanzen III«, Fig. 10), Baum (auf Sardinien von 50 cm Durchmesser), seltener Strauch, meist mit hellgrünen Schößlingen, weißen, zwitterigen Blüten und meist kugeligen oder etwas niedergedrückten, häufig orangefarbenen, mitunter auch eiförmigen Früchten mit Zitzenwarze. Hierher gehören: a) die Pomeranze (Arancio und Melangolo forte, Bigaradie, C. Bigaradia *Duh.*), mit tief dunkelgrünen, sehr aromatischen Blättern, geflügelten Blattstielen und kugeligen Früchten mit sehr aromatischer, bitterer Rinde und saurem Fleisch, wahrscheinlich aus Kotschinchina, von dort über Sundainseln, Vorderindien, Persien, Arabien, Syrien, Nordafrika und Südeuropa verbreitet. Die etwas bittern, aromatisch riechenden Blätter werden arzneilich benutzt, aus ihren jungen Trieben und unreifen Früchten wird das Petitgrainöl gewonnen. Die erbsen- bis kirschgroßen unreifen Früchte, Pomeranzenäpfelchen (Aranzinetti, Fructus Aurantii immaturi), sind kugelrund, hart, grünlichschwarz oder graugrün, auf der Oberfläche grubig; sie riechen angenehm gewürzhaft, schmecken bitter und dienen zu Tinkturen, Elixieren, Likören und, gedrechselt, zu Rosenkränzen. Mit der Schale der frischen, unreifen Früchte bereitet man Bischof. Die reifen Früchte kommen wie Apfelsinen und Zitronen, aber viel seltener auf den Markt, da nur ihre Schale zum Würzen von Punsch, Likören (Curassao), zur Bereitung von Marmelade und Konfitüren benutzt wird. Die getrockneten Schalen (Cortex fructus Aurantii), besonders die von Malaga, werden bisweilen arzneilich benutzt und zu diesem Zweck nach dem Einweichen in Wasser von der innern weißen Schicht befreit, während die übrigbleibende äußere Schicht die Flavedo (50 Proz.) bildet. Die Arbeiter, welche die Pomeranzen schälen, bekommen oft Ausschläge an den Händen; auch treten bedeutende Störungen in der Verdauung, Schwindel, Ohrensausen, Muskelzuckungen, selbst epileptiforme Konvulsionen ein. Aus den frischen Schalen gewinnt man ätherisches Öl (Pomeranzenschalenöl, Bigaradeöl), aus den Blüten das Neroliöl (Nafaöl). Von einer Varietät, C. spatafora *Risso*, wird die frische Schale in Zucker eingemacht und als Orangeat (Confectio Aurantiorum) in den Handel gebracht. Der Pomeranzenbaum wird besonders in Italien, Sizilien, Südtirol, in der Provence, in Spanien und Portugal, auf Malta, den Jonischen Inseln, sehr stark auf den Azoren, in Nordafrika und im Orient kultiviert. b) Bergamotte (C. Bergamia *Risso*), mit kleinen, süßlich riechenden Blüten und kugeligen oder birnförmigen, glattschaligen, blaßgelben Früchten mit angenehm säuerlichem Fleisch, wird in Italien, Sizilien, Griechenland, Spanien, Südfrankreich und in Westindien kultiviert. Aus der Fruchtschale gewinnt man das Bergamottöl. Eine Varietät, Mellarosa (Rosenapfelbergamotte), mit kleinen, runden, gerippten oder gegitterten, sehr bittern und herben Früchten, liefert ein sehr wohlriechendes Öl und besonders wohlschmeckende Konfitüren. c) Apfel-

sine (Orange, Sinaapfel, Chinaapfel, Arancio dolce, Portogallo, C. Aurantium sinensis *Gallesio*), ein 6—12 m hoher Baum mit blaßgrünen Sprossen, schwach aromatischen Blättern, geflügelten Blattstielen, weißen, wohlriechenden, in kleinen Doldentrauben stehenden Blüten und kugelrunder, selten ei- oder birnförmiger, orangegelber, sehr selten gelber Frucht ohne Zitzenwarze und süßem, schwach säuerlichem Fleisch mit dicht anliegender Schale, stammt vielleicht von der Orange oder ist eine selbständige Rasse aus Ostasien, wird in ganz Südeuropa und auf den Mittelmeerinseln, in Nordafrika, auf den Azoren, im Orient, am Kap (wo der Baum die Größe unsrer Eichbäume erreicht) und in Südamerika in vielen Varietäten kultiviert (kernlose, mit rotem Fleisch, mit gelblich orangefarbener Schale und blaß orangefarbenem, schwach säuerlichem Fleisch). Die Apfelsinen müssen für längern Transport noch nicht völlig reif abgenommen und einzeln in ungeleimtes Papier gewickelt werden. Hauptversandplätze: Messina, Genua, Nizza, Mentone, Cadiz, Malaga, Lissabon und Santarem. Azoren, Malta, Venezuela liefern besonders für England, Algier, Mallorca nach Frankreich. Auch Neusüdwales kultiviert viele Apfelsinen. Der Saft der Apfelsine, mit Wasser und Zucker vermischt, wird als Orangeade besonders in Frankreich genossen; man bereitet mit Apfelsinen auch Punsch und aus den Schalen, die ätherisches Öl und wenig Bitterstoff enthalten, ein bischofähnliches Getränk und einen Likör (Apfelsinen-Rosoglio von Bologna, Udine und Florenz). Die unreifen Früchte werden wie unreife Pomeranzen benutzt. Eine Varietät der Apfelsine (var. decumana, C. Pompelmos *Risso*, Pompelmus, Paradiesapfel), dem Pomeranzenbaum ähnlich, dornig oder unbewehrt, mit großen, stumpfen, häufig ausgerandeten Blättern, breit geflügeltem Blattstiel, sehr großen weißen Blüten und kugelig eiförmigen oder birnförmigen, außen weißen, fleischfarbenen oder roten, auch gelben oder rotwangigen, kleinen oder großen Früchten (bis 20 cm Durchmesser und 2—3 kg schwer), mit oft sehr dicker, aber auch dünner Rinde und herbem, saurem oder süßem Fleisch, stammt wahrscheinlich aus dem Malaiischen Archipel und gelangte zunächst nach Britisch-Indien. Sie wird in Südeuropa und Amerika kultiviert. Das Holz des Baumes ist hart, blaßgelb, zu Werkzeugen geeignet. Eine Abart (Melonen- oder Kürbiszitrone, Pompoleon-Pompelmus), mit Früchten bis zu 40 cm Durchmesser, ist eine Zierde der türkischen Gärten und besitzt eine sehr dicke Schale, die als Delikatesse gilt, wogegen das Fleisch sehr sauer ist. d) C. japonica *Hook.* (Zwergpomeranze), ein niedriger Strauch mit geflügelten Blattstielen, schwach gekerbten Blättern, kleinen Blüten und kleinen, kugeligen Früchten, aus Kotschinchina oder China, wird in Japan und auch bei uns als Zierpflanze (C. chinensis *Hort.*) kultiviert und hält auch im Zimmer aus. 3) Die Zitrone (im weitesten Sinn, C. medica *L.*, Zedratbaum, Zitronatbaum), ein Strauch oder kleiner Baum, meist mit rötlichen Sprossen, ungeflügelten Blattstielen, meist rötlichen Blüten und kugeligen, eiförmigen oder länglichen, in der Regel zitzenförmig endenden Früchten, in Ostindien heimisch, vielleicht aber auch aus China dorthin und dann nach Medien und Persien verbreitet. Die sehr dicke, runzelige oder höckerige gelbe Fruchtschale liefert den größten Teil der Zitronenschalen des Handels und sehr viel Zitronenöl. Die frischen Schalen werden eingemacht und bilden dann das Zitronat oder die Sukkade. Man unterscheidet Ponzinen mit wachsfarbenen Höckern und echte Zedrate mit süßem Fruchtfleisch. Eine Varietät ist der Adamsapfel (s. d.). Limonenbaum, Zitronenbaum (C. Limonum *Hook. fil.*), ein 3—5 m hoher Baum mit bewehrten oder unbewehrten jüngern Zweigen, oblongen, zugespitzten, kerbig gesägten Blättern, nicht oder schwach geflügelten Blattstielen, wenig wohlriechenden, außen roten Blüten und oblonger oder ovaler, oben oder an beiden Enden zitzenwarziger, gelber, drüsiger, 5—7 cm langer Frucht mit sehr saurem Fleisch und dünner, unebener Schale, stammt aus dem nördlichen Ostindien und findet sich in den Mittelmeerländern, besonders in Spanien, Portugal, Italien, auf den Griechischen Inseln, in Nordafrika, Westindien und Südasien in mehreren Varietäten kultiviert und verwildert. Die vor ihrer völligen Reife abgenommene Frucht ist die Zitrone unsers Handels, die im Süden Limone genannt wird. Der Baum blüht das ganze Jahr hindurch und trägt daher oft gleichzeitig Blüten, grüne und gelbe Früchte. Die erste Ernte fällt von Ende Juli bis Mitte September, die zweite in den November, die dritte in den Januar. Die Zitronengärten in Oberitalien sind eine Art Kalthäuser; die Bäume stehen an hohen Mauern, und zwischen ihnen sind Pfeiler errichtet, so daß die ganze Pflanzung im Winter mit Brettern eingedacht werden kann. An kalten Tagen wird sogar geheizt. Erst im Neapolitanischen und in Sizilien gleichen die Zitronengärten unsern Obstgärten. Zu uns kommen die meisten Zitronen aus Italien, von Nizza, Genua, Messina, Neapel, aus der Lombardei, vom Gardasee, von Rovereto in Südtirol, aus Malaga, gewöhnlich in Papier gewickelt und in Kisten verpackt. Auch Zitronensaft und getrocknete Zitronenschalen kommen im Handel vor. Der Saft enthält 6—9 Proz. Zitronensäure, die Schalen sind reich an ätherischem Öl, in den Samen findet sich kristallisierbares, weißes, geruchloses, stark bitteres, neutrales Limonin, in der schwammigen Schicht der Schale kristallisierbares, weißes, geruch- und geschmackloses, neutrales Hesperidin. Die Zitronen werden in der Küche, Konditorei ꝛc. benutzt, ein großer Teil derselben wird auf Zitronensäure und Zitronenöl verarbeitet; die Schalen dienen zur Likörbereitung. Varietäten des Limonenbaumes sind: C. L. Bignetta *Risso* (Bignette), äußerst fruchtbar, mit kugeligen, stumpf zitzenförmigen, dünnschaligen, gelben, sauren, sehr saftreichen Früchten, die den Transport gut vertragen; C. L. Rosolinum *Risso* (Rosoline, Wachslimone), mit 1 kg schwerer, genießbarer Frucht; C. L. ponginum (Pongia), mit großer, umgekehrt-eiförmiger, unten rippiger, dickschaliger, wenig saurer Frucht. C. Lumia *Risso* (Lumie), mit saurem Fruchtfleisch, in Ostindien. Hierher gehört die Komturbirne, C. L. piriformis, mit großer, birnförmiger, blaß gelblichgrüner Frucht und angenehm säuerlichem Mark. C. Limetta *Risso* (Limettenbaum), mit eiförmiger oder rundlicher, blaßgelber, dickschaliger, säuerlich-süßer Frucht mit zitzenförmigen Enden, stammt aus Asien und wird in Italien kultiviert. Aus der Schale gewinnt man das dem Zitronenöl ähnliche Limettenöl. Als Varietäten sind bemerkenswert: C. Peretta *Risso* (Perettenbaum), ein zierlicher Baum mit dornigen Zweigen, keilförmigen, gezahnten, stachelspitzigen Blättern und blaßgelber, birnförmiger Frucht mit weniger saurem Mus und höchst wohlriechender Schale, liefert sehr schmackhafte Konfitüre; C. auratus *Risso* (Chrysomelie, Goldhesperide), mit sehr schmackhaften, großen, rundlich birnförmigen Früchten. C.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

trifoliata *L.*, dorniger, spärlich belaubter Strauch in Japan, mit goldgelben, walnußgroßen, ungenießbaren Früchten, wird als Ziersträuch kultiviert und ist in mildern Gegenden Deutschlands winterhart. — Die Citrus-Arten bilden eine Hauptzierde unsrer Kalthäuser (die nach ihnen auch Orangerien genannt werden) und im Sommer der Gärten. Man zieht sie in großen Kübeln und meist mit kugelrunder Krone. Sämlinge aus Zitronen- oder Apfelsinenkernen werden durch Okulieren, Kopulieren oder Pfropfen veredelt. Als Kuriositäten werden kultiviert Früchte mit getrennten Karpellen, die aus acht oder mehr fingerförmigen Früchten bestehen, die Nabelorange, die am obern Pol unter der Rinde eine kleine, als Nabel hervorstehende Orange einschließt und kernlos und sehr wohlschmeckend ist, besonders in Kalifornien, auch in Algerien gebaut wird, ferner gemischte Früchte (Bizzarria), die streifenweise abwechselnd den Charakter der bittern Orange und von C. medica genuina oder C. medica Limonum besitzen.

Geschichtliches. Durch die Kriegszüge Alexanders d. Gr. erfuhren die Griechen von einem Wunderbaum mit goldenen, aber ungenießbaren Früchten in Persien und Medien, den Theophrast zuerst beschrieb. Dieser medische Apfel erschien nach Gründung der griechischen Königreiche in Vorderasien auf dem europäischen Markt und wurde den Hesperidenäpfeln verglichen, unter welch letztern aber schwerlich die Citrusfrüchte zu verstehen sein möchten. Die angebliche Eigenschaft medischer Äpfel, Ungeziefer abzuwehren, verschaffte ihnen den Namen C., Malum citreum; denn als Kedros wurden die duftenden, unzerstörbaren Koniferenhölzer bezeichnet, die selbst den Würmern widerstanden und die Kleider vor Insekten bewahrten. Plinius erzählt von vergeblichen Versuchen, lebende Pflanzen in Kübeln nach Europa zu bringen. Ein oder anderthalb Jahrhunderte nach Plinius muß aber der Baum schon ein wirklicher Schmuck der Villen und Gärten begünstigter Landschaften gewesen sein; Florentinus beschreibt im 3. Jahrh. n. Chr. die Kultur der Kitreai ganz in der Art der noch heute in Oberitalien gebräuchlichen. Nach Palladius (Mitte des 4. Jahrh.) wuchsen Citrusbäume auf Sardinien und bei Neapel im Winter und Sommer unter freiem Himmel. Der medische Apfel der Alten, der zuerst bekannt geworden war, war die Frucht des Zedratbaumes (C. medica), der sich in der persischen Provinz Gilan, einem Teil des alten Medien, noch ganz in dem Habitus, den Theophrast beschreibt, findet, und auf dessen Frucht allein die gelegentlichen Äußerungen der Alten passen. Sie kam zur Zeit der ersten römischen Kaiser nach Italien. Unsre Zitrone, die Limone des Südens, heißt so nach dem arabischen limun, das aus dem Persischen, indirekt aus dem Indischen (limu) stammt. Damit ist die Herkunft der Limone angegeben; um das 10. Jahrh. kam sie nach Ägypten und Palästina, und wir wissen, daß sie 1240 in Europa noch nicht wuchs. Kreuzfahrer oder Handelsleute der italienischen Seestädte oder die Araber brachten die Zitrone zuerst nach Europa, und ihr stark saurer Saft diente hier wie im Orient bald als beliebte belebende Beigabe zu vielen Speisen und gab mit dem zu gleicher Zeit bekannter werdenden Zucker die vielbegehrte Limonata ab. Auch die Pomeranze kam um diese Zeit durch Araber oder Kreuzfahrer nach Europa; aus Indien hatte man sie (912) nach Persien gebracht, wo sie nareng genannt wurde; die Araber nannten sie narang, und daraus wurde byzantinisch nerantzion. Schon in Westasien hatte die Frucht viel von dem süßen Duft und der schönen Farbe verloren, die sie einst in Indien besaß, und bei dem weiten Übergang nach Europa (1002 in Sizilien) verblich sie noch mehr; aber trotzdem entstand der französische Name orange nach dem hineinspielenden Begriff von or, aurum, Gold. Arabische Ärzte benutzten seit dem 10. Jahrh. die einzelnen Teile der Pflanze arzneilich. Die Apfelsine kam Anfang des 14. Jahrh. nach Spanien und Portugal, gelangte bald nach Rom und verbreitete sich an den Küsten des Mittelländischen Meeres bis tief nach Westasien hinein. Auch nach Amerika brachten Portugiesen und Spanier den Baum, der in den tropischen und subtropischen Gegenden der Neuen Welt wunderbar gedieh. Die Mandarinenorangen wurden erst im 19. Jahrh. bekannt; die Bergamotte kannte man seit dem Ende des 17. Jahrh. Vgl. Ferrari, Hesperides sive de malorum aureorum cultura et usu (Rom 1646); Gallesio, Traité du C. (Par. 1811); Risso, Essai sur l'histoire naturelle des orangers (das. 1813); Risso und Poiteau, Histoire naturelle et culture des orangers (das. 1818—19; neue Ausg. von Du Breuil, 1872); Penzig, Studi botanici sugli agrumi (Rom 1887); Bonavia, The cultivated oranges and lemons etc. of India and Ceylon (Lond. 1890, 2 Bde.).

Città (ital., spr. tschittá, v. lat. civitas), »Stadt«, in Zusammensetzungen auch häufig Cività, Anfang vieler italienischer Städtenamen.

Cittadella (spr. tschi-), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Padua, an den Eisenbahnlinien Treviso-Vicenza und Padua-Bassano, hat eine schöne Hauptkirche, einen botanischen Garten und (1901) ca. 4000 (als Gemeinde 9686) Einw., die Ölgewinnung, Wollspinnerei, Färberei, Hausweberei 2c. betreiben. Die Stadt wurde 1220 als Grenzfestung gegen Treviso angelegt und ist noch mit Mauern, Türmen und Gräben umgeben.

Città della Pieve (spr. tschi-), Stadt in der ital. Provinz Perugia, Kreis Orvieto, nahe dem linken Ufer der Chiana, Bischofsitz, mit Gymnasium, technischer Schule und (1901) ca. 2600 (als Gemeinde 8416) Einw. C. ist Geburtsort des Malers Pietro Perugino (1446), von dem in den Kirchen der Stadt noch mehrere Altarwerke vorhanden sind.

Città di Castello (spr. tschi-), Stadt in der ital. Provinz Perugia, am Tiber und an der Eisenbahn Arezzo-Fossato, Bischofsitz, hat einen 1482—1540 im Renaissancestil erbauten Dom, eine Gemäldesammlung, Seidenspinnerei, Wein- und Ölbau, Mineralquellen und (1901) ca. 6000 (als Gemeinde 26,439) Einw. C. ist das alte Tifernum Tiberinum, für das Plinius der jüngere, dessen Villa Tusci in der Nähe lag, einen Tempel erbaute. Im Mittelalter hieß der Ort Castellum Felicitatis und später Civitas Castellana. Seit 1503 gehörte C. zum Kirchenstaat. In der Kunstgeschichte ist C. bekannt als diejenige Stadt Italiens, die schon um 1500 Bestellungen bei Raffael machte, von denen sich ein Kruzifix (in Dudley-House, London) und die Vermählung Mariä (in der Brera zu Mailand) erhalten haben. Auch ist hier Luca Signorelli durch einige wertvolle Gemälde vertreten. Vgl. Graziani, L'arte a C. (Flor. 1898).

Cittaducāle (spr. tschi-), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Aquila, am Velino, am Südfuß des Monte Terminillo (2213 m) und an der Eisenbahn Terni-Solmona, hat eine Kirche mit schönem Portal und (1901) ca. 2000 (als Gemeinde 4317) Einw. 5 km östlich Mineralquellen (Bagni di Paterno) mit Trümmern von Cutiliä, wo Vespasian 79 starb.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Città Leonīna, s. Leoninische Stadt.

Cittanōva (spr. tschi-), 1) Stadt in der österreich. Markgrafschaft Istrien, Bezirksh. Parenzo, am Mündungsbusen des Quieto, mit Hafen, Seefischerei, Öl- und Weinbau und (1900) 2012 ital. Einwohnern. — 2) Stadt in der ital. Provinz Reggio di Calabria, Kreis Palmi, am Nordabhang des Aspromonte, mit 2 Kirchen und (1901) 11,713 Einw. C. erhob sich aus den Ruinen des 1783 durch Erdbeben gänzlich zerstörten Fleckens Casalnuovo und erhielt 1852 seinen jetzigen Namen.

Città Sant' Angelo (spr. tschittā ßant ándschēlo), Stadt in der ital. Provinz Teramo, Kreis Penne, unweit des Salino, 5 km vom Adriatischen Meer, hat Handel mit Getreide, Wein und Öl und (1901) ca. 3300 (als Gemeinde 8258) Einw. In der Nähe Spuren der alten Salzwerke, welche die Anwohner der Via Salaria bis in das Sabinerland hinein mit Salz versorgten.

Cittavecchia (spr. tschittawéckja, slaw. Starigrad), Stadt in Dalmatien, an einer Bucht der Nordküste der Insel Lesina, hat ein Bezirksgericht, einen Hafen, Schiffbau, Fischerei und (1900) 3120 (als Gemeinde 4584) Einw. C. wurde aus den Trümmern der alten Stadt Pharia erbaut.

Città Vecchia (spr. tschitta wéckja, auch Notabile, von den Eingebornen arabisch Medina genannt), ehemalige Hauptstadt der Insel Malta, auf der Spitze des Inselfelsens gelegen, der durch Katakomben ausgehöhlt ist, mit verfallenen Mauern, zahlreichen Palästen (jetzt teilweise zu Klöstern und Schulen umgewandelt), einer bedeutenden Kathedrale u. 4000 Einw. Dabei Verdala, Sommerresidenz des Gouverneurs.

City (engl., spr. ßitti; franz. Cité), Stadt im allgemeinen, in England Bezeichnung solcher Städte, die Bischofsitze sind oder es waren; insbes. führt auch der älteste Stadtteil von London (s. d.) den Namen C., wie in ähnlicher Weise der älteste Teil der Stadt Paris la Cité heißt. In Nordamerika heißt C. jede Ortschaft (town), die inkorporiert ist und von einem Mayor nebst Aldermen regiert wird. [beilage).

City-Line (spr. ßitti-lain), s. Dampfschiffahrt (Text-

Ciudād (span., spr. ßu-; v. lat. civitas), in Spanien und den von hier aus kolonisierten Ländern eine Stadt ersten Ranges, im Unterschied von der Villa (s. d.); daher mit Zusätzen Benennung spanischer Städte (s. die folgenden Artikel).

Ciudad Bolívar (früher Angostura), 1764 gegründete Hauptstadt des Staates Bolívar in Venezuela, Sitz eines Bischofs und eines deutschen Konsuls, liegt am rechten Ufer einer Enge (Angostura) des hier nur 778 m breiten Orinoko, 380 km oberhalb dessen Mündung, und hat (1889) 11,686 Einw. — Hier wurde 15. Febr. 1819 von Venezuela und Neugranada die Zentralrepublik Kolumbien gegründet, eine Schöpfung Bolívars, dem zu Ehren die Stadt ihren neuen Namen erhielt.

Ciudad de García, C. de Guzman ꝛc., s. García, Guzman ꝛc.

Ciudad de la Asunción, Hauptstadt der Insel Margarita im Staat Bermudez (Venezuela), in fruchtbarer Ebene, 343 m ü. M., mit Steuermannsschule und 3000 Einw.

Ciudad de las Casas, s. San Cristóbal de los Llanos.

Ciudadēla, Stadt (früher Hauptstadt) auf der span. Insel Menorca, Bezirk Mahon, an einer Bucht der Westküste gelegen, hat eine gotische Kathedrale, verfallene Festungswerke, viele alte Adelspaläste, einen kleinen Hafen und (1900) 8611 Einw. C., das alte Jamno, ist Bischofsitz. In der Nähe sind die Tropfsteinhöhlen Parella, del Lago u. a.

Ciudad Real, span. Provinz in Neukastilien, umfaßt den größten Teil der Mancha, grenzt gegen N. an die Provinz Toledo, gegen NO. an Cuenca, gegen O. an Albacete, gegen S. an Jaen und Cordoba und gegen W. an Badajoz und hat ein Areal von 19,608 qkm (356 QM.) mit (1900) 321,580 Einw. (16 auf 1 qkm). Die Provinz umfaßt 10 Gerichtsbezirke.

Ciudad Real, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (s. oben), liegt 632 m ü. M. in fruchtbarer, nördlich vom Guadiana, südlich vom Jabalón begrenzter Ebene an den Eisenbahnen Madrid-Badajoz und Manzanares-C., hat Reste alter Mauern, ein Tor (von Toledo) im maurischen Stil, eine gotische Kirche und (1900) 15,255 Einw., die etwas Fabrikation von ordinärem Tuch und Handschuhen, Öl und Mehl, dann Handel mit den Erzeugnissen der Umgegend betreiben. C. ist Sitz eines Gouverneurs und eines Bischofs. — Hier siegten 27. März 1809 die Franzosen unter Sébastiani über die Spanier unter Cartojal.

Ciudad-Rodrigo, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Salamanca, auf steilem Hügel rechts am Agueda, an der Eisenbahn Salamanca-Villarformoso 27 km von der portugiesischen Grenze, Festung zweiten Ranges und Bischofsitz, hat alte Mauern, ein Kastell aus dem 13. Jahrh., Reste einer römischen Wasserleitung, eine gotische Kathedrale, ein bischöfliches Seminar und (1900) 8930 Einw., die Gerberei, Seifen- und Tonwarenfabrikation betreiben. Es wurde im Anfang des 13. Jahrh. von Ferdinand II. angelegt und ist seit dieser Zeit ein wichtiger Waffenplatz. Eingenommen wurde C. zuerst im Spanischen Erbfolgekrieg 30. Mai 1706 von den Engländern, aber schon 4. Okt. 1707 von den Franzosen unter Bay wiedererobert. Anfang Juni 1810 begann Marschall Ney mit 50,000 Mann die Belagerung von C., das von 4000 Spaniern unter Andreas Herrasti heldenmütig verteidigt wurde. Erst als die Franzosen auf der Bresche des Hauptwalles standen, ergab sich die Stadt (9. Juli); für die Verteidiger stiftete König Ferdinand 1815 ein besonderes Ehrenzeichen. In der Nacht vom 19./20. Jan. 1812 wurde C. von den Engländern unter Wellington zurückerobert, der dafür zum Herzog von C. erhoben wurde.

Ciudad Vieja (spr. wjēcha), s. Guatemala.

Ciullo d'Alcamo (Cielo d'Alcamo, spr. tschullo oder tschēlo dálkamo), angeblich Verfasser eines italienischen Gedichts in Wechselrede (»Contrasto«), das nach seinen Anfangsworten »Rosa fresca« genannt wird und bald nach 1231 in Süditalien oder Sizilien entstanden ist. In Wirklichkeit ist der Verfasser des »Contrasto« unbekannt. Vgl. d'Ancona, Studj sulla letteratura italiana de' primi secoli (Ancona 1884), und die neuere Literatur in Torracas »Biblioteca critica della letteratura italiana«, Bd. 18, S. 20—22 (Flor. 1897).

Çiva (spr. ßiwa, auch schiwa), auch Mahādēva, »großer Gott«, einer der volkstümlichsten Götter der Inder, dem im Süden von Indien die große Mehrzahl, im Norden wenigstens ein bedeutender Teil der Bevölkerung anhängt. Er ist der Patron der Büßer (vgl. Jögin), der aber selbst nicht durch Askese überwunden und zur Gewährung von Bitten gezwungen werden kann, und der mächtige, hoch oben auf dem Himalaja thronende Herr der Berge, der zerstörend, aber zugleich reinigend und befruchtend wirkt. Als Symbol seiner Gewalt führt er den Dreizack und ein Jagdnetz, das Abzeichen seiner Herrschaft über das Getier; als Gott der

Vernichtung trägt er eine Kette von Schädeln um den Hals; auf dem Haupte trägt er den Mond; eine besondere Eigentümlichkeit seines Gesichts ist das dritte Auge auf der Stirn. Seine Gattin ist Pârvatî (s. d.), auch Durgâ und Kâlî genannt. Die Verehrung Çivas unter dem Symbol des Phallus (s. Lingaïten) ist besonders bei den südlichen Çivaiten sehr verbreitet. C. scheint aus dem vedischen Rudra (s. d.), als dessen Beiname çiva (»gütig«) schon im Jadschurveda vorkommt, sich herausgebildet zu haben; doch sind auch andre Elemente, allem Anscheine nach auch solche, die dem religiösen Wesen der Urbewohner Indiens entstammen, beigemischt. Vgl. Weber, Indische Studien (Bd. 2, S. 19 ff.); Muir, Original Sanskrit texts (Bd. 4, S. 299—437); v. Schroeder, Indiens Literatur und Kultur, S. 341—353 (Leipz. 1887).

Civetta (spr. tschiw-), 3220 m hoher, schwer zu ersteigender Berg der Südtiroler Dolomitalpen, erhebt sich südöstlich vom Alleghesee in der ital. Provinz Belluno.

Civetta (spr. tschiw-), niederländ. Maler, s. Bles 1).

Civette, s. Zibetkatze.

Civiale (spr. ßiwjall), Jean, Wundarzt, geb. im Juli 1792 in Thiézac (Cantal), gest. 18. Juni 1867 in Paris, wo er studierte und als Arzt am Hôtel-Dieu gewirkt hatte. C. begründete 1824 seinen Ruf durch Erfindung der Lithotripsie oder Steinzertrümmerung ohne Eröffnung der Harnblase. Er schrieb: »Lettres sur la lithotritie« (1827, 2. Aufl. 1848; deutsch von Remer, Bresl. 1827); »Parallèle des divers moyens de traiter les calculeux« (1836; deutsch von Gräfe, Berl. 1837); »Traité pratique sur les maladies des organes génito-urinaires« (1841, 3 Bde.; 3. Aufl. 1858—60; deutsch von Frankenberg und Landmann, Leipz. 1843); »Traité pratique et historique de la lithotritie« (1846; deutsch von Krupp, das. 1847); »De l'urétrotomie« (1849); »La lithotritie et la taille« (aus dem Nachlaß, 1870).

Cividāle del Friuli (spr. tschiwi-), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Udine, am Natisone, über den eine Brücke aus dem 15. Jahrh. führt, und an der Eisenbahn Udine-C., hat alte Mauern, einen Dom mit schöner Fassade (von 1502), Baptisterium (von 736) und guten Gemälden, eine reichgeschmückte Klosterkapelle, ein Archiv mit wertvollen Handschriften, ein nach Palladios Plänen erbautes Stadthaus, ein Altertümermuseum, Seiden- und Baumwollspinnerei, Gerberei, Papierfabrikation, Handel und (1901) ca. 4000 (als Gemeinde 9061) Einw. — C. ist Cäsars Forum Julii, woraus Friuli, Friaul entstand. Die Langobarden nannten die Stadt auch Civitas Austriae; bei den Slawen heißt sie Staro Mjesto (»Altstadt«). Um 611 wurde die Stadt von den Avaren zerstört; später kämpfte sie lange mit den Patriarchen von Aquileja um ihre Unabhängigkeit, bis sie sich 1419 der venezianischen Republik unterwarf.

Civīl (und Zusammensetzungen), s. Zivil.

Civīle jus (lat.), s. Zivilrecht.

Civilis, Julius (besser als: Claudius), Anführer der Bataver im Aufstand gegen die Römer 69—70 n. Chr. Erbittert darüber, daß er wegen angeblicher Empörung gegen die römische Herrschaft zweimal gefangen gesetzt worden war und beinahe hingerichtet worden wäre, faßte C. 69 den Plan, sein Volk zu befreien, und benutzte klug den damaligen Bürgerkrieg zwischen Vitellius und Vespasian, indem er als Anhänger des letztern auftrat. Im Bunde mit den Kaninefaten und Friesen besiegte er das römische Landheer, bemächtigte sich der Flotte und warf den vom Statthalter von Obergermanien gegen ihn geschickten Legaten Munius Lupercus nach Vetera (bei Xanten) zurück. Während er ihn dort belagerte, gingen die vorher schon meuternden römischen Legionen zu ihm über; ganz Gallien schloß sich ihm an, und schon plante man ein großes, von Rom unabhängiges Reich. Indessen brach unter den verschiedenen Völkern Feindschaft aus, und da mittlerweile der Bürgerkrieg durch Vespasian beendigt worden war und C. seiner Aufforderung, die Waffen niederzulegen, nicht Folge leistete, drang Petilius Cerialis in das Land ein. Die Gallier traten zu ihm über, auch die Legionen kehrten wieder zum Gehorsam zurück, so daß C. genötigt wurde, sich auf die Bataverinsel zurückzuziehen und endlich auf einen ihm von Cerealis entgegengebrachten Vergleich einzugehen (70), durch welchen den Batavern die Rückkehr in den alten Stand gewährt wurde. Vgl. E. Meyer, Der Freiheitskrieg der Bataven unter C. (Hamb. 1856).

Civīlis actio (lat.), s. Klage.

Civiloquium (lat.), Bürger- oder Bauer- (Bur-) Sprache, ehedem die Vorlesung der Rechte und Pflichten der Bürger.

Civiltà cattolica, La (spr. tschiw-, »Katholisches Bürgertum«), Titel des alle 14 Tage erscheinenden Hauptorgans der Jesuitenpartei in Rom, das auf die päpstliche Politik von Einfluß ist. 1850 in Neapel gegründet, wurde es später nach Rom, 1870 nach Florenz und später wieder nach Rom verlegt. Seine Tendenz ist gegen die Anerkennung des Königreichs Italien durch den Papst, auf eine Wiederherstellung der klerikalen Suprematie in allen Ländern und Bekämpfung aller nationalen Bestrebungen gerichtet.

Civis (lat.), Bürger. C. academicus, akademischer Bürger (s. Universitäten).

Città (ital., spr. tschiwitā), »Stadt«; vgl. Cittā.

Città Castellāna (spr. tschiw-), Stadt in der ital. Provinz Rom, Kreis Viterbo, auf schroffem Tuffelsen, der durch eine 50 m hohe Brücke zugänglich ist, an der Treja und der Via Flaminia malerisch gelegen, mit Station der Eisenbahn Rom-Orte, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale mit romanischer Vorhalle von 1210, eine unter Alexander VI. von Antonio da Sangallo erbaute Zitadelle (jetzt Zuchthaus) und (1901) 5265 Einw. In der Nähe Ruinen des alten etruskischen Falerii (s. d.). Hier 4. Dez. 1798 Sieg der Franzosen über die Neapolitaner.

Città Lavinia (spr. tschiw-), Stadt in der ital. Provinz Rom, an der Eisenbahn Rom-Velletri, mit Resten des alten Lanuvium (s. d.), mittelalterlichen Mauern und Türmen, Weinbau und (1901) 1970 Einw.

Civitāli (auch Civitale, spr. tschiw-), Matteo, ital. Bildhauer, geb. 1435 in Lucca, gest. daselbst 1501, scheint sich nach den gleichzeitigen florentinischen Meistern gebildet zu haben, von denen seine Kunst abhängig ist. Im Dom zu Lucca finden sich seine durch fleißiges Naturstudium, gediegene Durchbildung, Geschmack und Schönheitssinn ausgezeichneten Hauptwerke: das Grabmal des Pietro da Noceto (1472), zwei betende Engel in der Sakramentskapelle und der prächtige Regulusaltar (1484) mit der liegenden Grabfigur des Heiligen, einer thronenden Madonna und drei männlichen Heiligen. 1491 wurde C. nach Genua berufen, wo er in der Johanneskapelle des Doms sechs Statuen (Adam, Eva, Jesaias, Habakuk, Elisabeth und Zacharias) ausführte. Vgl. Yriarte, Matteo C., sa vie et son œuvre (Par. 1885).

Civitanova Marche (spr. tschiwitanōwa marke), Stadt in der ital. Provinz Macerata, auf einer Anhöhe 3 km vom Adriatischen Meer, hat eine schöne Kirche, Fabri-

kation von Öl, Holz- und Tonwaren, Hausweberei und (1901) 11,095 Einw. Zum Gemeindegebiet gehört der an der Küste, nördlich von der Mündung des Chienti an der Eisenbahn Ancona-Foggia gelegene Ort Porto di C. mit Hafen, in den 1900: 151 Schiffe von 4576 Ton. mit 5386 T. Ladung einliefen, und (1901) etwa 3700 Einw.

Civitas (lat.), im röm. Rechte der Inbegriff der Rechte eines freien Bürgers (civis) im Gegensatze zum freien Ausländer (peregrinus) sowie zur Latinität (s. d.). Nach älterm römischen Recht war das römische Bürgerrecht die Bedingung für die Anteilnahme an den Rechtsverhältnissen des Privatrechts, die auf dem sogen. jus civile proprium Romanorum (s. Zivilrecht) beruhten. Dann ist C. auch Bezeichnung der zu einer Gemeinde vereinigten Bürgerschaft, des städtischen Gemeinwesens. Vgl. Capitis deminutio.

Civität (lat.), Bürgerschaft, Bürgerrecht.

Civitavecchia (spr. tschiwitawéckja), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Rom, liegt 71 km nordwestlich von der Hauptstadt am Tyrrhenischen Meer, an der Eisenbahn Rom-Pisa und an der alten Via Aurelia in öder und ungesunder Gegend. Den Hafen von C. legte schon Trajan an, um nach Versandung der Tibermündungen Rom den Verkehr mit dem Meer zu sichern. Die Päpste Julius II. und Leo X. befestigten ihn, so daß er jetzt zugleich als Kriegs- und Handelshafen dient. Er ist 87 Hektar groß; das 13 Hektar große Bassin ist 6 m tief, hat zwei Molen von 170 und 250 m Länge. Auf der nördlichen erhebt sich ein Leuchtturm, auf der südlichen das nach Bramantes und Michelangelos Plänen erbaute, mächtige Hafenkastell. Der Hafen enthält Schiffswerften und ein von Bernini erbautes Arsenal. Auf der Landseite ist die Stadt durch Mauern und Bastionen (von A. Sangallo) geschützt. C. hat eine schöne Kathedrale, ein Theater, eine Trinkwasserleitung (mit antikem Aquädukt) und (1901) 17,589 Einw., die hauptsächlich Handel treiben. Im Hafen, der mit Genua, Livorno, Neapel, Cagliari in regelmäßiger Dampferverbindung steht, sind 1900: 1206 Handelsschiffe mit 480,036 Ton. eingelaufen. Der Warenverkehr bezifferte sich mit 303,169 T. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, mehrerer Konsulate (darunter eines deutschen), hat eine Handelskammer, ein Gymnasium, ein Seminar und ein Zuchthaus. In der Nähe sind stark besuchte Seebäder und Schwefelquellen (mit antiken Baureſten der Aquae Taurinae). — C. hieß in ältester Zeit Centumcellae; zu Ehren Trajans, der den Hafen erbaute, wurde es später Portus Trajani genannt. Den Namen C. erhielt es im 9. Jahrh., als die Bewohner, 812 von den Sarazenen vertrieben, nach langem Exil wieder in ihre »alte Stadt« zurückkehrten. Papst Urban VIII. erbaute die Festungswerke, Innocenz XII. erklärte C. für einen Freihafen (1696). 1849—70 war es von den Franzosen besetzt. Vgl. Calisse, Storia di C. (Flor. 1898).

Civitella del Tronto (spr. tschiw-), Stadt in der ital. Provinz Teramo, auf steilem Felsen am rechten Ufer des Salinello, hat Mauern und Türme, eine Zitadelle u. (1901) ca. 1200 (als Gemeinde 9338) Einw.

Civray (spr. ßiwrä), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Vienne, an der Charente und der Orléansbahn, hat eine romanische Kirche (St.-Nicolas) aus dem 12. Jahrh. (mit schöner Fassade), ein Collège, Handel mit Getreide, Kastanien, Trüffeln, Vieh ꝛc. und (1901) 2363 Einw.

Civry (spr. ßiwri), Gräfin von, natürliche Tochter des Herzogs Karl (s. d.) von Braunschweig.

C. K., bei Pflanzennamen für Karl Koch (s. d.).

Cl, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Chlor.

Claar, 1) Emil, Schauspieler und Dichter, geb. 7. Okt. 1842 in Lemberg, kam, für das Studium der Medizin bestimmt, frühzeitig nach Wien, trat dann auf Wunsch seiner Eltern zum Handelsstand über und entschloß sich endlich nach langen Kämpfen, Schauspieler zu werden. Er debütierte 1860 im Wiener Burgtheater, spielte später in Graz, Linz und am Hoftheater in Berlin, folgte dann einem Ruf an das Leipziger Stadttheater, wo er fünf Jahre tätig war, zuletzt als dramaturgischer Mitarbeiter Laubes, und ging dann als Regisseur an das Hoftheater in Weimar, wo er bis 1872 blieb. Hierauf war er Oberregisseur des Landestheaters zu Prag, übernahm 1876 die Direktion des Berliner Residenztheaters u. 1. Juli 1879 die Leitung der vereinigten Stadttheater in Frankfurt a. M., die er bis 31. Okt. 1900 beibehielt. Seitdem leitet er nur noch das Schauspiel. Er veröffentlichte zwei Bände »Gedichte« (Leipz. 1868 u. Berl. 1885), »Neue Gedichte« (Stuttg. 1894) und »Weltliche Legenden«, Gedichte (das. 1899) sowie mehrere dramatische Arbeiten, wie »Simson und Delila«, Lustspiel (1869); »Shelley«, Trauerspiel (1874); »Die Schwestern«, Schauspiel (1894); »Königsleid«, Trauerspiel (1895).

2) (Claar-Delia) Hermine, eigentlich Deligah, Schauspielerin, Gattin des vorigen, geb. 8. April 1848 in Wien, betrat 1864 in Pest zum erstenmal die Bühne, kam von hier an das Thaliatheater in Hamburg und nach kurzer Zeit als jugendliche Liebhaberin an das königliche Schauspielhaus in Berlin, das sie 1866 mit der Schweriner Hofbühne vertauschte. 1869 nahm sie Engagement am Stadttheater in Leipzig und folgte 1872 einem Ruf nach Prag. Seit 1871 mit Emil C. verheiratet, war sie seit 1876, als jener die Leitung des Berliner Residenztheaters übernahm, Mitglied dieser Bühne und leistete hier namentlich im modernen Sittendrama Treffliches. 1879 folgte sie ihrem Gatten nach Frankfurt a. M.; 1891 zog sie sich von der Bühne zurück.

Clackmannan (spr. klackmännen), Hauptort der nach ihm benannten schott. Grafschaft, am Devon und in der Nähe des Forth, mit nur (1891) 1779 Einw. Das alte Schloß bewohnte 1329 Robert Bruce. Die Devon-Eisenhütten sind in der Nähe.

Clackmannanshire (spr. klackmännenschir), Grafschaft im südlichen Schottland, die kleinste des Landes, von den Grafschaften Perth, Stirling und Fife umgeben, umfaßt 129 qkm (2,3 QM.), mit (1901) 32,019 Einw. (248 auf 1 qkm). Hauptort ist Clackmannan.

Clacton (spr. klack'n), Stadt und Seebad in der engl. Grafschaft Essex, 24 km südöstlich von Colchester, mit gotischer Kirche und (1901) 7453 Einw.

Cladel (spr. kladell), Léon, franz. Romanschriftsteller, geb. 13. März 1835 in Montauban (Tarn-et-Garonne), gest. 21. Juli 1892 in Sèvres, Sohn eines Handwerkers, studierte in Toulouse die Rechte, wandte sich dann nach Paris, wo er sich ganz literarischen Beschäftigungen hingab, und erregte zuerst mit dem Sittenroman »Les martyrs ridicules« (1862), einer satirischen Schilderung des niedern Literatentreibens in Paris, die durch eine meisterhafte Vorrede Charles Baudelaires eingeführt wurde, in Schriftstellerkreisen Aufsehen. Während eines mehrjährigen Aufenthalts in seiner Heimat verfaßte er eine Reihe trefflicher Dorfnovellen, wie: »Eral le dompteur« (1865), »Le nommé Qouael« (1868), »Achille et Patrocle« (1869) u. a., und befestigte nach der Rückkehr in die Hauptstadt seinen Ruf mit den die Serie »Mes paysans«

bildenden Romanen: »Le Bouscassié« (1869) und »La fête votive de St.-Bartholomée Porte-Glaive« (1872). Von seinen übrigen, durchweg dem Volksleben entnommenen Werken nennen wir: die Skizzen- und Novellensammlung »Les va-nu-pieds« (1874); die Novelle »Une maudite« (1876), die ihm wegen ihrer Anstößigkeit eine Gefängnisstrafe von 4 Wochen zuzog; »Crête-Rouge« (1875); »N'a qu'un œil« (1880); »Eaux fortes« (1880); »Le deuxième mystère de l'incarnation« (1883); »Urbains et ruraux« (1884); »Héros et pantins« (1885); »Titi Foyssac IV, dit la République et la Chrétienté« (1886); »Raca« (1888); »Seize morceaux de littérature« (1889). Nach seinem Tod erschien »Juive-errante« (hrsg. von A. d'Echerac, 1901) u. a.

Cladium *R. Br.* (Sumpfgras), Gattung der Cyperazeen, hohe, grasartige Gewächse mit rispig angeordneten, köpfchenförmigen Blütenständen. Etwa 30 Arten in der Alten und Neuen Welt, besonders in Australien. C. Mariscus *R. Br.* (s. Tafel »Gräser VI«, Fig. 11), mit hohem, beblättertem Halm, stachelig-zahnigen, breit linealischen Blättern und braunen Blüten, wächst in Sümpfen und auf nassen Wiesen in Nordeuropa, Ostasien, am Kap, in Australien, auf den Sandwichinseln, in Amerika, bildet vorzüglich in Gotland schwimmende Inseln. Es dient zum Decken der Dächer und jung als Viehfutter. Getrocknet wird es zu Sträußen benutzt. [fützer (s. d.).

Cladocĕra (Wasserflöhe), Gruppe der Blatt-

Cladonĭa *Hoffm.* (Säulchenflechte, Korallenmoos, Knopfflechte, Becherflechte, Becher-, Geweihstuppe), Strauchflechten aus der Ordnung der heteromeren Diskolichenen, mit schuppig-blattartigem, bisweilen auch nur krustig-körnigem Thallus, aus dem die Träger (Podetien) entspringen. Dies sind hohle, spitz endende Stiele, die zuweilen zierliche, strauchartige Formen bilden; bisweilen verbreitert sich der Stiel nach oben in einen Becher, von dessen Rande nicht selten neue Stiele sich erheben, die ebenfalls nach obenhin becherartig werden. Auf den Enden der Podetien sitzen knopfförmige braune oder rote Apothecien. Die zahlreichen Arten wachsen meist gesellig, rasenartig auf der Erde und zwischen Moos in trocknen Wäldern, auf Heiden und Hügeln und sind fast alle, je nach dem Standort, äußerst veränderlich. C. pyxidata *Hoffm.* (Becher- oder Fiebermoos, Feuerkraut, s. Tafel »Flechten I«, Fig. 5), mit kreiselförmigem Stiel und braunen Apothecien; C. fimbriata *Fr.* (Säulenflechte, s. Tafel »Flechten II«, Fig. 2), mit walzenförmigen, dünnbestäubten, weißlichgrünen Podetien, ganzrandigen oder gekerbten, bisweilen sprossenden Bechern, sehr vielgestaltig, in Deutschland die gemeinste Art; C. coccifera *Hoffm.* (Scharlachmoos, Kochenilleflechte, Büchsenmoos, Feuerkraut), mit unregelmäßig becherförmigen Trägern und großen scharlachroten, kopfförmigen Apothecien; C. rangiferina *Hoffm.* (Rentiermoos, Renntierflechte, Astflechte, s. Tafel »Flechten II«, Fig. 1), mit zahlreichen blaßgrünen, strauchförmigen, dreigabeligen Podetien und braunen Apothecien. Sie ist sehr gemein in trocknen Nadelwäldern und bedeckt große Landstrecken des Nordens (Flechtentundra); in Lappland bildet sie die Hauptnahrung der Renntiere während des Winters und wird auch bei uns in strengen Wintern von den Hirschen aufgesucht. In Skandinavien verarbeitet man sie auf Spiritus. C. macilenta *Hoffm.* (s. Tafel »Flechten I«, Fig. 4) hat kleinblätterigen Thallus, nicht schuppige, grau bestäubte Podetien und am Rande meist in viele Strahlen geteilte Becher mit kleinen Apothecien. Vgl. Krabbe, Entwickelungsgeschichte und Morphologie der polymorphen Flechtengattung C. (Leipz. 1891).

Cladophŏra *Ktz.*, Algengattung aus der Ordnung der Chlorophyzeen mit vielen über die ganze Erde verbreiteten, größtenteils im Meer lebenden Arten. Sie haben einen fadenförmigen, reichverzweigten Thallus und sind entweder auf Steinen, Pflanzen ꝛc. festgewachsen, gestreckte, flutende Rasen bildend, oder sie schwimmen frei in großen wolkigen Watten, oder sie sind zu dichten, kugeligen, schwammartigen Ballen verfilzt. C. fracta *Ktz.* bedeckt oft große Flächen des Wassers und bildet nach dem Austrocknen Meerpapier (s. d.). C. glomerata *Ktz.* ist in fließenden Wässern gemein.

Cladosporĭum, s. Pleospora.

Cladothrix dichotŏma *Cohn.*, Fadenbakterie, die in Wasser 1—2 mm hohe Räschen an festen Materialien oder schwimmende Flöckchen bildet. Die Fäden machen Pseudoverzweigungen, indem eine Zelle inmitten des Fadens seitlich ausbiegt und neben der ursprünglichen Fadenspitze hin zu einer Verlängerung der Fadenbasis auswächst, so daß die erstere zur Seite gedrängt als ein Ast des Hauptfadens erscheint. Die Zellglieder der Fäden können sich zu Vermehrungszwecken aus dem Verbande lösen und zu Schwärmzellen werden. Zufällige Schlängelungen von Fadenstücken und Anhäufungen unbeweglich gewordener Schwärmzellen wurden früher als pleomorphe Entwickelungszustände der C. gedeutet. C. wächst häufig in verunreinigten Wässern, in Abwässern von Fabriken ꝛc.

Claesz (spr. klaß), Pieter, niederländ. Maler, geb. um 1590 in Burgsteinfurt, gest. 1660 in Haarlem, bildete sich, seit 1617 in Haarlem ansässig, unter dem Einfluß von Frans Hals und malte ausschließlich Stilleben mit Frühstücken, die durch eine getreue Nachbildung der Viktualien und Geräte ausgezeichnet sind. Bilder von ihm finden sich im Haag, in Berlin, Dresden, München, Schwerin, Kassel ꝛc. Er war der Vater von Nik. Berchem.

Claim (engl., spr. klēm), »Anspruch«, insbes. Goldgräberparzelle, Mutung.

Clain (spr. klāng), Fluß im franz. Depart. Vienne, mündet nach 140 km langem Lauf oberhalb Châtellerault in die Vienne.

Clairac (spr. klärack), Stadt im franz. Depart. Lot-et-Garonne, Arrond. Marmande, am Lot und der Orléansbahn, hat (1901) 1543 (als Gemeinde 2880) Einw., die feine weiße Weine (vins pourris) bauen.

Clairault (Clairaut, spr. klärō), Alexis Claude, Mathematiker, geb. 7. Mai 1713 in Paris, gest. 17. Mai 1765, las schon im 12. Jahr eine Abhandlung über neue Kurven vor der Pariser Akademie, wurde, 18 Jahre alt, auf Grund seiner »Recherches sur les courbes à double courbure« (Par. 1731) Mitglied der Akademie, führte 1736 mit Maupertuis in Lappland die große Gradmessung aus und teilte 1743 der Akademie seine berühmte Theorie von der Gestalt der Erde mit (»Théorie de la figure de la terre«, das. 1743, 2. Aufl. 1808). Nicht minder erfolgreich beschäftigte er sich mit der Theorie des Mondes (»Théorie de la lune«, Par. 1752, 2. Aufl. 1765). Auch schrieb er: »Recherches sur les comètes des années 1531, 1607, 1682 et 1759« (Petersb. 1762).

Clairée (spr. klärē), Fluß, s. Durance.

Claires (franz., spr. klär'), Austernteiche, s. Austern, S. 164.

Clairet (franz., spr. klärä), in Frankreich ein blaßroter Wein (Bleichert), auch leichter, südfranzösischer Weißwein; auch Kräuterwein. Vgl. Claret.

Clairette (franz., spr. klärett'), blaßroter Likör, besonders Kirschlikör; in Südfrankreich (Clarette) leichter Weißwein.

Clairfayt, österreich. Feldherr, s. Clerfait.

Clair-obscur (franz., spr. klär-obskür, ital. Chiaroscuro), in der Malerei s. Helldunkel. Im Buchdruck die Herstellung eines Bildes in verschiedenen Abtönungen einer Farbe, meist auch unter Zuhilfenahme der Farbe des Papiers für die hohen Lichter durch Aussparungen in der Druckplatte. Als Erfinder des C. wird der Italiener Ugo da Carpi genannt, doch trägt der früheste ihm zugeschriebene derartige Druck die Jahreszahl 1518, während von Lukas Cranach, Albrecht Dürer, Hans Baldung Grien u. a. entworfene und in C.-Druck ausgeführte Blätter frühern Datums vorhanden sind. Gegenwärtig werden durch Übereinanderdruck von Platten in Zinkographie und Autotypie schöne Erfolge in C.-Druck erzielt. S. auch Holzschneidekunst.

Clairon (franz., spr. klärông), Bügelhorn (Signalhorn); vgl. Clarino.

Clairon (spr. klärông, eigentlich Claire Josephe Hippolyte Leyris de la Tude), franz. Schauspielerin, geb. 1723 in der Nähe von Condé in Flandern, gest. 18. Jan. 1803 in Paris, trat schon im 12. Jahr in der Italienischen Komödie als Soubrette auf, war dann Mitglied der Bühnen in Rouen, Lille, Dünkirchen und Gent, trat 1743 als Sängerin in der Großen Oper zu Paris auf, ging aber schon nach fünf Monaten von der Oper zur Comédie-Française über. Sie begann ihr Debüt mit der Phädra, feierte einen glänzenden Triumph und ward bald eine bedeutende Nebenbuhlerin der Dumesnil und blieb lange Zeit der Liebling des Publikums. 1765 ward sie, weil sie sich in gerechtem Unwillen über einen Taugenichts unter den Schauspielern geweigert hatte, aufzutreten, ins Gefängnis gebracht und betrat seitdem die Bühne nicht wieder. Auf eine Einladung des Markgrafen von Ansbach begab sie sich, bereits 50 Jahre alt, an dessen Hof, wo sie bis 1791 blieb, und kehrte dann nach Paris zurück. Mit Schönheit und edler Gestalt ausgestattet, spielte sie Rollen wie Phädra, Zenobia, Monomime, Dido und vor allen Medea vorzüglich. Voltaire sagte von ihr: »Sie hat im Ton der Stimme, was die Dumesnil im Herzen.« Sehr lehrreich sind ihre »Mémoires d'Hippolyte C. et réflexions sur la déclamation théâtrale« (Par. 1799; neue Ausgaben 1822, mit Biographie von Andrieux) und in Barrières »Bibl. des mémoires«, Bd. 6 (1847). Ihre Biographie schrieb E. de Goncourt (Par. 1890).

Clairv., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Joseph de Clairville (spr. klärwil'), geb. 1742, gest. 31. Juli 1830 in Winterthur. Schrieb: »Entomologie helvétique« (Zür. 1798 und 1806, 2 Bde.); »Manuel d'herborisation en Suisse et en Valais« (Winterth. 1811, Genf 1819).

Clairvaux (spr. klärwō), ehemalige Cistercienserabtei im franz. Depart. Aube, Arrond. Bar, Gemeinde Ville-sous-la-Ferté, an der Aube und der Ostbahn, gestiftet vom heil. Bernhard 1115. Herzog Hugo von Troyes hatte den Grund dazu geschenkt, der, eine wüste Waldgegend, von den Mönchen urbar gemacht und Clara Vallis genannt wurde. Bei Bernhards Tod (1153) zählte die Stiftung schon 700 Mönche. Durch die französische Revolution aufgehoben, dient die Abtei mit ihren umfangreichen Gebäuden gegenwärtig als Zentralgefängnis mit durchschnittlich 1500 Insassen. Vgl. Arbois de Jubainville, Études sur l'état intérieur des abbayes cisterciennes et principalement de C. (Par. 1858).

Clairville (spr. klärwil'), 1) Louis François, eigentlich Nicolaie, franz. Bühnendichter, geb. 28. Jan. 1811 in Lyon als Sohn eines Schauspielers, gest. 7. Febr. 1879 in Paris, machte sich durch zahllose, flüchtig hingeworfene Produktionen bekannt, die sämtlich der niedern Komik (Vaudevillepossе) angehören und durch Anspielungen, Parodien, Calembourgs und witzige Couplets, allerdings auch durch Zweideutigkeiten eine große Zugkraft ausüben. Es seien davon nur einige Operetten genannt, die auch den Weg nach Deutschland gefunden haben, als Vorbild der Berliner Possen: »Daphnis et Chloë« (mit Musik von Offenbach), »La fille de Madame Angot« (Musik von Lecoq); ferner die Zauberstücke: »Les sept châteaux du diable«, »Cendrillon«, »La lanterne magique«. Ein Band »Chansons et poésies« von ihm war 1853 erschienen.

2) Joseph de, s. *Clairv.*

Claix (spr. klä), Flecken im franz. Depart. Isère, Arrond. Grenoble, unfern des Drac, über den zwei kühn gewölbte Brücken (eine von 1611) führen, mit (1901) 383 (als Gemeinde 1189) Einw.

Clajus (eigentlich Klaj), 1) Johannes, deutscher Grammatiker, geb. 1535 in Herzberg an der Schwarzen Elster, studierte in Leipzig, war dann Lehrer in Herzberg, Goldberg, Frankenstein, Nordhausen und seit 1573 Pfarrer zu Bendeleben in Thüringen, wo er 11. April 1592 starb. Neben zahlreichen philologischen und theologischen Schriften verfaßte er die auf Luthers Schriften gegründete »Grammatica germanicae linguae« (Leipz. 1578; neu hrsg. von Weidling, Straßb. 1894), die Frucht 20jähriger Arbeit, die dauerndes Ansehen gewann und vielfach Eingang in die Schulen fand. Vgl. Perschmann, Johannes C. des ältern Leben und Schriften (Nordhausen 1874).

2) Johann C. der jüngere, Dichter, s. Klaj.

Clam, Muschel, s. Clams.

Clam, Schloß, s. Grein (Stadt).

Clam, gräfliches Geschlecht in Böhmen und Österreich, früher Perger von Höchenperg nach der Stammburg Höchenperg in Kärnten. Christoph Perger kaufte 1524 von dem Grafen von Hardeck Burg und Herrschaft C. bei Grein in Oberösterreich. Christophs Urenkel Johann Gottfried von C., geb. 1598, wurde samt seinen Brüdern und Vettern 22. Nov. 1655 in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Sein Urenkel Ferdinand Joseph von C., geb. 1700, hinterließ fünf Söhne, die 17. Juni 1759 die erbländische österreichische Grafenwürde erlangten. Von diesen fünf Söhnen hatte der älteste, Johann Gottlieb von C., einen Sohn, Karl Joseph, Graf von C., geb. 1759 in Linz, gest. 26. Sept. 1826 (1824—26 böhmischer Oberstlandkämmerer), der sich 1792 mit Maria Anna, der Erbtochter des Grafen Franz Karl von Martinitz, vermählte und seitdem als Stifter einer besondern Linie, wie seine Kinder, den Namen **C.-Martinitz** führte. Sein Sohn Karl Joseph Nepomuk Gabriel, Graf von C.-Martinitz, österreichischer Feldmarschallleutnant, geb. 23. Mai 1792 in Prag, gest. 29. Jan. 1840, studierte die Rechte, trat 1809 in das Freikorps des Grafen Kinsky und war in den Feldzügen von 1812—14 Flügeladjutant des Fürsten Schwarzenberg. Mit dem Feldmarschallleut-

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

nant Koller begleitete er Napoleon I. nach Elba und wurde sodann zu den Verhandlungen des Wiener Kongresses hinzugezogen. Später zum Generalmajor und Hofkriegsrat avancierend und mehrfach in diplomatischen Missionen verwendet, ward er 1835 Kaiser Ferdinands Generaladjutant, 1836 Geheimrat und Chef der Militärsektion im höchsten Staatsrat und 1837 Feldmarschallleutnant. Seinen großen Einfluß benutzte er zur Unterdrückung aller liberalen, besonders konstitutionellen Bestrebungen. Sein Sohn Heinrich Jaroslaw, Graf von C.-Martinitz, geb. 15. Juni 1826 zu St. Georgen in Ungarn, gest. 5. Juni 1887 in Prag, begann nach den Märzbewegungen von 1848 unter dem Grafen Stadion seine amtliche Laufbahn. Er ward 1853 Statthaltereirat in Ofen, 1856 Landespräsident zu Krakau, schied aber 1859 aus dem Staatsdienst und ward 1860 in den »verstärkten Reichsrat« berufen, wo er zu den Vertretern des föderalistisch-feudalen Prinzips der »historisch-politischen Individualitäten« zählte. C. starb kinderlos; seine Güter gingen auf seinen Neffen, Grafen Heinrich C., über. — Sein jüngerer Bruder, Graf Richard C., geb. 12. März 1832, gest. 15. Nov. 1891, war seit 1879 Mitglied, von 1882—88 Vizepräsident des österreichischen Abgeordnetenhauses und wurde 1. Jan. 1889 zum Mitgliede des Herrenhauses ernannt.

Die zweite Linie, **C.-Gallas**, stammt ab von Johann Christoph von C., Bruder des oben genannten Ferdinand Joseph. Johann Christophs Sohn Christian Philipp erbte 1757 die reichen Besitzungen seines Oheims, des Grafen Gallas, und nahm den Namen C.-Gallas an. Sein Sohn ist der durch Kunstsinn und Wohltätigkeit bekannte Graf Christian Christoph (geb. 1771, gest. 1838), dessen einziger Sohn Graf Eduard von C.-Gallas, geb. 14. März 1805 in Prag, gest. 17. März 1891 in Wien. Er trat 1823 in die österreichische Armee ein, zeichnete sich 1848 als Generalmajor bei Santa Lucia, Goito, Vicenza und bei Custoza aus, auch im ungarischen Feldzug 1849 als Feldmarschallleutnant gegen Bem. 1850 erhielt er das Kommando über das 1. böhmische Armeekorps, das er auch im italienischen Krieg 1859 bei Magenta und Solferino befehligte. Er ward darauf als General der Kavallerie Kommandant von Böhmen, 1861 Herrenhausmitglied und 1865 Obersthofmeister des Kaisers. 1866 sollte er im Norden den Prinzen Friedrich Karl und General Herwarth aufhalten, wurde aber bei Münchengrätz, Podol, Hühnerwasser und Jičin geschlagen. Vom Kriegsgericht schuldlos erklärt, nahm er gleichwohl seinen Abschied und zog sich auf seine Besitzungen Friedland und Reichenberg zurück.

Clamart (spr. -mār), Flecken im franz. Depart. Seine, Arrond. Sceaux, 9 km südwestlich von Paris, am Fuße des Plateaus von Châtillon, nahe dem Walde von Meudon, an der Westbahn, hat eine gotische Kirche, Steinbrüche, Wäschereien und (1901) 6918 Einw. — Das Plateau von C. und Châtillon (180 m ü. M.) beherrscht die ältern Pariser Forts der Südwestseite. Seine Besetzung bei der Zernierung von Paris 19. Sept. 1870 gab den Deutschen (vgl. Châtillon 6) die Möglichkeit, sowohl die Stadt als die Forts zu bombardieren. Ausfälle gegen diese Höhen fanden 13. Okt. 1870 und 10. Jan. 1871 statt. Seither ist das Plateau durch Anlage des Forts Châtillon in die Pariser Befestigung einbezogen.

Clamatōres (Schreivögel), s. Sperlingsvögel.

Clamecy (spr. klam'ßi), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Nièvre, 146 m ü. M., an der Mündung des Beuvron in die Yonne, am Canal du Nivernais, Knotenpunkt an der Lyoner Bahn, hat eine gotische Kirche, ein Collège, eine Bibliothek, ein Handelsgericht, bedeutenden Handel mit Holz (das von hier nach Paris geflößt wird), Kohle, Wein, Vieh 2c. und (1901) 4835 Einw. C. war bis 1790 Sitz des hier 1211 gegründeten Bistums von Bethlehem in part.

Clams, allerlei Muscheln, die in Nordamerika als Nahrung dienen. Am wichtigsten ist die Hard Clam (Venus mercenaria), die sich in Menge an der ganzen atlantischen Küste findet. Der dunkle Fleck im Innern der dicken Schale wurde von den Indianern als Schmuck getragen und gab abgeschliffen die wertvollste Sorte ihres Muschelgeldes (Wampum). 1880 wurden über 300 Mill. gefangen. Die Soft Clam (Mya arenaria) ist nördlich vom Kap Hatteras, gemein in allen Flußmündungen und an sandigen Strandstellen. Genossen wird sie fast nur gekocht und gebraten. Mit Austern ist sie auch nach Kalifornien gekommen und findet sich jetzt in der Bai von San Francisco in Menge. Die riesige Sea Clam (Mactra solidissima) kommt nur nördlich von New Jersey vor und wird hauptsächlich bei Cape Cod gesammelt. Sie lebt in flachem Wasser und wird nach Stürmen oft massenhaft lebend ans Land geworfen. Sie kommt hauptsächlich in Boston auf den Markt, wird aber mehr als Köder beim Fischfang oder als Schweinefutter verwendet; die dicken Schalen dienen zu Wegebauten und zum Kalkbrennen. Die Razor Clam (Solen americanus), nahe verwandt den gleichfalls eßbaren Cannolicchie von Neapel (s. Messerscheide), wird von Long Island bis New Jersey gefischt, aber fast nur als Köder gebraucht.

Clam, vi aut precario (lat.), »heimlich, gewaltsam oder bittweise«, juristische Formel. Vgl. Besitz.

Clan (kelt., spr. klänn), eigentlich Familie; in Hochschottland, auf den Orkney- und den Shetlandinseln Bezeichnung für eine Art freiwilligen, auf Familienzusammengehörigkeit begründeten Lehnsverbandes zwischen einem Gutsherrn (laird), als dem mit patriarchalischer Obergewalt ausgestatteten Stammoberhaupt eines Bezirks, und seinen Untertanen; einer der berühmtesten Clans ist der der Campbells, als dessen Oberhaupt die Herzöge von Argyll galten. Die Clanverfassung wurde nach dem Aufstand von 1745 aufgehoben. Vgl. Conrady, Geschichte der Clanverfassung in den schottischen Hochlanden (Leipz. 1898).

Clanis, Fluß, s. Chiana.

Clan-Line (spr. klänn-lain), s. Dampfschiffahrt (Textbeilage).

Clan-na-Gael (spr. klänn-nă-gēl, »Sprößlinge Gäliens«), geheimer Bund, den fanatische Iren, besonders O'Donovan Rossa, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika stifteten, um durch Dynamitattentate in England Regierung und Volk einzuschüchtern. Doch mißlangen die meisten Attentate, und 1889 löste sich der Bund auf.

Clanship (engl., spr. klännschipp, Clanschaft), soviel wie Kastengeist, esprit de corps im übeln Sinn.

Clanwilliam, Distrikt im W. der britisch-afrikan. Kapkolonie, 15,659 qkm mit (1891) 11,586 Einw. (4486 Weiße, 6973 Hottentotten), wird im W. vom Atlantischen Ozean begrenzt und von den Cedarbergen (Sneeuw Kop 1930 m) und dem Olifantfluß durchzogen, den Westen erfüllt das Zandveld. Der gleichnamige Hauptort, am Olifantfluß, ist Missionsstation und hat (1891) 708 Einw.

Clap., bei Tiernamen Abkürzung für Edouard Claparède, geb. 24. April 1832 in Genf, gest. 31.

Mai 1871 in Siena; schrieb: »Études sur les infusoires et les rhizopodes« (mit Lachmann, Genf 1858 bis 1861, 2 Bde.).

Clapham (spr. klápäm), Stadtteil im SW. Londons, zum Verwaltungsbezirk Wandsworth gehörig, 5 km von der Westminsterbrücke, hoch gelegen (s. Karte der Umgebung von London), mit Gemeindewiese (common) von 89 Hektar und (1901) 51,353 Einw.

Clapperton (spr. klápperťn), Hugh, engl. Afrikareisender, geb. 1788 zu Annan in der schottischen Grafschaft Dumfries, gest. 13. April 1827 in Sokoto, machte vom 13. Jahr an mehrere Seereisen, trat dann in die Marine ein und kam 1814 als Seekadett auf die Flotte, die auf den Kanadischen Seen gegen die Vereinigten Staaten ausgerüstet ward. Als Leutnant nach England zurückgekehrt, beteiligte er sich mit Denham (s. d.) an einer von Oudney im Auftrag der Afrikanischen Gesellschaft geleiteten Expedition, die 1822 von Tripolis nach Bornu vordrang, wo Oudney 12. Jan. 1824 starb, während Denham und C. bis Sokoto gelangten. Nach der Rückkehr 1825 zum Kapitän ernannt, unternahm er 1826 die Erforschung des Nigerlaufs und drang als erster Europäer mit seinem Diener Lander (s. d.) von der Bucht von Benin bis Sokoto vor, wo ihm der Sultan die Weiterreise verbot. Diese Enttäuschung und übergroße Anstrengungen führten seinen Tod herbei. Er schrieb mit Denham: »Narrative of travels and discoveries in Northern and Central Africa« (Lond. 1826). Das Tagebuch seiner letzten Reise veröffentlichte Barrow: »Journal of a second expedition into the interior of Africa« (Lond. 1829; deutsch, Weim. 1830). Ergänzungen dazu enthalten die von Lander herausgegebenen »Records of Clapperton's last expedition to Africa« (Lond. 1830, 2 Bde.).

Claque (franz., spr. klack, »Klatsch, Schlag mit der flachen Hand«), die Gesamtheit der Claqueurs (s. d.).

Claqueurs (franz., spr. klakör), die bezahlten »Klatscher« in den Theatern, deren Gesamtheit während einer Vorstellung oder überhaupt die Claque genannt wird. In Paris entstanden, hat sich die Claque auch auf die Hauptstädte andrer Länder, besonders England, Deutschland (Berlin), Österreich (Wien) und Amerika, verbreitet. Sie hat zunächst den Zweck, das Publikum zum Applaus zu reizen und dadurch einem Stück oder Darsteller Erfolg zu sichern. Schon 1820 errichtete in Paris ein gewisser Sauton eine Assurance de succès dramatiques, welche die C. in der nötigen Zahl stellte und ebenso einen Applaus besorgte, wie sie auch für eine bestimmte Summe einen Nebenbuhler auspfeifen ließ. Die C. werden in Paris gewöhnlich Chevaliers du lustre genannt, weil sie sich meist in die Mitte des Parterres unter den Kronleuchter setzen. Eingeteilt werden sie in Tapageurs, die häufig und stark applaudieren; Connaisseurs, die nur durch beifälliges Murmeln oder gelegentliche Bemerkungen ihrem Nachbar den Dichter oder Schauspieler zu empfehlen suchen; Rieurs, die so herzlich zu lachen wissen, daß auch ihre Nachbarn davon angesteckt werden; Pleureurs, die gleiches Geschick im Gerührtsein haben; Chatouilleurs, die vor Anfang des Stückes und in den Zwischenakten die Nachbarn freundlich stimmen; Chauffeurs, die bei Tage vor den ausgehängten Theaterzetteln stehen bleiben und die Schönheit des Stückes preisen, in Kaffeehäusern günstige Rezensionen vorlesen, ungünstige beiseite schaffen ꝛc.; Bisseurs, Dakaporufer. So hat sich dieses Unwesen nach und nach zu einem System ausgebildet und ist zu einem ziemlich einträglichen Geschäft geworden. Das französische Publikum übt gegen die C. nicht selten strenge Justiz aus, wenn sie ihre Unverschämtheit übertreiben, während das deutsche Publikum sich bisher noch sehr nachsichtig gezeigt hat.

Clare (spr. klär), 1) Insel an der Westküste Irlands, an der Öffnung von Clew Bay, ist 26 qkm groß, steigt bis 463 m an und hat etwa 800 Bewohner. Die Insel gehört zur Grafschaft Mayo. — 2) Küstengrafschaft in der irischen Provinz Munster, breitet sich halbinselartig zwischen der Galwaybai u. dem Ästuar des Shannon aus, grenzt östlich an die Grafschaften Galway und Tipperary und südlich an Limerick, umfaßt 3351 qkm (60,8 QM.) und zählt (1901) 112,119 Einw. (33 auf 1 qkm), davon 98 Proz. Katholiken. Hauptstadt ist Ennis. Der Name der Grafschaft stammt von dem Dorf C. an der Mündung des Fergus in den Shannon. — 3) Stadt in der engl. Grafschaft West-Suffolk, am Stour, mit einer gotischen Kirche, den Ruinen eines alten, festen Schlosses und einer Augustinerabtei aus dem 13. Jahrh., Seidenweberei und (1891) 1657 Einw.

Clare (spr. klär), John, engl. Naturdichter, geb. 13. Juli 1793 in Helpstone (Northamptonshire) als Sohn eines Tagelöhners, gest. 20. Mai 1864 in einer Irrenanstalt, verfaßte, durch Thomsons »Seasons« begeistert, bereits als 13jähriger Knabe das Lied »The morning walk« und dessen Gegenstück »The evening walk«, erhielt durch John Turnill in Helpstone, der sich hilfreich seiner annahm, den ersten Unterricht im Schreiben und Rechnen. Durch Handarbeiten und Violinspiel sich Unterhalt erwerbend, besang C. zu eigner Freude Gott und die Natur. 1819 kam sein Sonett auf die untergehende Sonne in die Hände des Buchhändlers Drury zu Hamford, und dieser veranlaßte die Ausgabe einer Sammlung von Clares »Poems descriptive of rural life and scenerey« (Lond. 1820), die allgemeine Teilnahme erregte. Eine zweite Sammlung seiner Gedichte erschien u. d. T.: »The village minstrel, and other poems« (Lond. 1821, 2 Bde.). Darauf ließ sich C. in Helpstone häuslich nieder, geriet aber durch unglückliche Landspekulation in Verluste und ernährte seine zahlreiche Familie durch Tagelohn, bis ihn Versuche mit einer eignen Farm ganz ins Elend brachten. Seine Biographie schrieben Martin (Lond. 1865) und Cherry (mit nachgelassenen Gedichten, das. 1873).

Claremont (spr. klärmönt), 1) Stadt im nordamerikan. Staat New Hampshire, Grafschaft Sullivan, mit Gewebs- und Papierfabriken und (1900) 6498 Einw. — 2) Villenort in der britisch-afrikan. Kapkolonie, 8 km östlich von Kapstadt, mit der C. durch Eisenbahn verbunden ist, am Tafelberg, mit (1891) 6252 Einw. — 3) Schloß, s. Esher.

Clarenbach, Adolf, Märtyrer der evangelischen Kirche, in der Gegend von Lennep geboren, suchte seit 1523 als Lehrer die reformatorischen Grundsätze zu Münster, dann in Wesel zu verbreiten, wurde deshalb vom Fürsten von Kleve seines Amtes entsetzt, begab sich 1525 nach Osnabrück, ward auch hier, dann zu Lüttringhausen, Büderich und Elberfeld vertrieben und endlich in Köln nach anderthalbjähriger Gefangenschaft zugleich mit seinem Glaubensgenossen Peter Fliesteden 28. Sept. 1529 verbrannt. Vgl. Natorp, A. C. und die evangelische Diaspora am Niederrhein (Barm. 1879); Krafft, Geschichte der beiden Märtyrer C. und Fliesteden (Elberf. 1886).

Clarence (engl., spr. klárrens), coupéartiger, geschlossener vierräderiger Wagen mit einem Innensitz und einem Kutschersitz.

Clarence (spr. klärrens), Fluß im nördlichen Teil des britisch-austral. Staates Neusüdwales, 380 km lang, entspringt am Südhang der Macphersonkette, mündet in die Shoalbai des Stillen Ozeans und ist 72 km aufwärts, bis Grafton, für Dampfer fahrbar.

Clarence (spr. klärrens), Herzog von, Name jüngerer Prinzen des englischen Königshauses, wird abgeleitet von Clarenza (Chiarenza) in Morea, wo zur Zeit der Kreuzzüge ein englischer Ritter Herzog war. Hervorzuheben sind: 1) Thomas, Herzog von C., zweiter Sohn Heinrichs IV. von England, begleitete seinen Bruder Heinrich V. nach Frankreich 1415 und fiel in einem Treffen bei Beaugé in Anjou 23. März 1421.

2) George, Herzog von, Sohn des Herzogs Richard von York, geb. 1449, vermählte sich 1469 mit Isabella, einer Tochter des Grafen von Warwick, und empörte sich mit diesem gegen seinen Bruder Eduard IV. 1470 floh er nach Frankreich, kehrte aber schon im September nach England zurück. 1471 versöhnte er sich mit seinem Bruder und focht mit ihm bei Barnet und Tewksbury gegen die Anhänger Heinrichs VI. Wegen seiner Habgier und Gewalttätigkeit entzweite er sich bald aufs neue mit Eduard IV., wurde des Hochverrats angeklagt, 1478 zum Tode verurteilt und im Tower getötet, angeblich durch Ertränkung in einem Faß voll Malvasierwein.

3) Albert Viktor, Herzog von C. und Avondale, geb. 8. Jan. 1864, gest. 14. Jan. 1892, ältester Sohn des damaligen Prinzen von Wales und der Prinzessin Alexandra von Dänemark, wurde 1890 zum Herzog von C. ernannt, starb aber schon 2 Jahre darauf, kurze Zeit nach der Verlobung mit der Prinzessin Viktoria Mary von Teck. Vgl. Vincent, Memoir of the late duke of C. (Lond. 1893).

Clarence Insel, antarktische Insel unter 61° 16′ südl. Br. und 54° 10′ westl. L., 18 km lang und gegen 1400 m hoch, größtenteils vergletschert, gehört zum Archipel der Südshetlandinseln.

Clarencestraße (spr. klärrens-), Meeresstraße zwischen der Nordküste des Australkontinents und der Insel Melville, die das Timormeer mit dem Vandiemengolf verbindet.

Clarencetown (spr. klärrenstaun), s. Fernando Po.

Clarendon (spr. klärrend'n), 1) Edward Hyde, Graf von, Großkanzler von England, geb. 18. Febr. 1609 zu Dinton in Wiltshire, gest. 9. Dez. 1674 in Rouen, gehörte seit 1640 im Parlament zur Reformpartei, trat aber den auf eine Änderung der Verfassung abzielenden Plänen derselben entgegen und begab sich 1642 nach York zum König, der ihn 1643 zum Mitgliede des Geheimen Rates und Kanzler der Schatzkammer ernannte. Später ward er dem Prinzen von Wales (nachmals Karl II.) beigegeben, den er 1646 nach der Scillyinsel und nach Jersey begleitete, und dem er 1648 nach Frankreich folgte. Er übernahm für denselben verschiedene diplomatische Sendungen und war seit 1654 der eigentliche Leiter der Politik des Prinzen. 1658 zum Lord-Kanzler ernannt, führte er die Verhandlungen über die Restauration der Stuarts und wurde darauf zum Peer mit den Titeln Baron Hyde, Viscount Cornbury und Graf von C. und zum Kanzler der Universität Oxford ernannt. Er führte die Wiederherstellung der bischöflichen Kirche durch, trat aber den Absichten des Königs, der die Katholiken zu begünstigen beabsichtigte, entgegen, während er das Parlament reizte, indem er dessen Recht der Kontrolle über die Verwendung der Einkünfte bestritt und Auflösung anriet. Da nun auch der von ihm begonnene Krieg mit Holland unglücklichen Verlauf nahm, ließ Karl ihn fallen; C. ward 30. Aug. 1667 abgesetzt und floh, des Hochverrats angeklagt, nach Frankreich. Sein Leichnam ward später in der Westminsterabtei beigesetzt. Unter seinen Schriften ist die »History of the rebellion and civil wars in England« (Oxford 1702, 3 Bde.; zuletzt 1849 in 7 Bdn.), ergänzt durch »The history of the civil war in Ireland« (Lond. 1721; neue Ausg. beider Werke in 1 Bd., Oxford 1842), die bedeutendste; sie hat lange die historische Auffassung der englischen Revolution beherrscht. Vgl. außerdem: »Calendar of the Clarendon's state papers« (Oxford 1767—86); »The life of Edward, Earl of C.« (das. 1761, 3 Bde.; neue Ausg., das. 1857) sowie Lister, Life and administration of C. (Lond. 1838). — Seine Tochter Anna Hyde, geb. 12. März 1637, verlobte sich im November 1659 insgeheim mit dem Bruder des Königs, Jakob, Herzog von York, dem nachmaligen König Jakob II.; die Verbindung ward vom König nach der Restauration genehmigt, und im September 1660 fand die Heirat statt. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Töchter, Anna und Maria, beide Königinnen von England.

2) George William Frederick Villiers, Graf von, engl. Staatsmann, geb. 12. Jan. 1800, gest. 27. Juni 1870, betrat 1820 als Gesandtschaftsattaché in St. Petersburg die diplomatische Laufbahn und wurde 1833 zum Gesandten in Madrid ernannt. Durch den Tod seines Oheims 1838 Lord C. geworden, kehrte er nach England zurück, nahm seinen Sitz im Oberhaus ein und wurde im Ministerium Melbourne im Januar 1840 zum Geheimsiegelbewahrer, im Oktober aber zum Kanzler des Herzogtums Lancaster ernannt. Nach Auflösung des Whigministeriums im September 1841 war er ein tätiges Mitglied der Opposition, unterstützte aber die Handelspolitik Peels. Im Whigkabinett des Jahres 1846 wurde C. Präsident des Handelsamtes, ging aber schon im Juni 1847 als Vizekönig nach Irland. Der Amtsantritt des Ministeriums Derby im Februar 1852 rief ihn von seinem Amt ab, doch wurde ihm noch 28. Dez. d. J. das Ministerium des Auswärtigen im Koalitionskabinett Aberdeen-Russell übertragen. In dieser Stellung war er namentlich beteiligt an den Verhandlungen vor dem Krimkrieg und während der Wiener Konferenzen, am Abschluß des Bündnisses zwischen Frankreich, der Türkei, Sardinien und England und an der diplomatischen Unterstützung Sardiniens bei dessen Streitigkeiten mit Österreich. Er behielt sein Portefeuille auch unter Lord Palmerston, vertrat auf den Pariser Konferenzen die antirussische Politik und bewirkte eine freundlichere Stellung zu Österreich, verletzte aber das Nationalgefühl durch allzu eifrige Unterstützung der nach dem Attentat auf Ludwig Napoleon eingebrachten Konspirationsbill. Mit dem Sturz Palmerstons im Februar 1858 trat C. in das Privatleben zurück und ward 1859 in dessen neues Ministerium nicht wieder aufgenommen. Erst im März 1864 trat er als Kanzler des Herzogtums Lancaster wieder auf und übernahm nach dem Tode Palmerstons im Oktober 1865 unter Russell wiederum das Ministerium des Auswärtigen, das er bis Juni 1866 bekleidete. Anfang 1868 ging er in geheimer diplomatischer Mission nach Turin und Rom und trat nach dem Sturz des Ministeriums Disraeli (Dezember 1868) nochmals als Minister des Äußern in Gladstones Kabinett.

Clarendon Castle (spr. klärrend'n kaßl), ehemaliger königlich englischer Palast, 5 km südwestlich von Salisbury, wohin Heinrich II. 1164 die große Reichs-

versammlung der Barone und Prälaten berief, welche die unter dem Namen der »Constitutions of Clarendon« bekannten Beschlüsse gegen die Hierarchie vereinbarte (s. Großbritannien, Geschichte).

Clarendon Press (Oxford University Press), die berühmte Buchdruckerei mit Verlagsanstalt der Universität Oxford, deren Gründung (ursprünglich Privatunternehmen) bis ins Jahr 1588 zurückreicht. 1632 erlangte die Universität selbst das Privilegium des Buchdrucks; 1714 wurde die Druckerei im »Clarendon-Haus« (nach Clarendon 1 benannt) untergebracht, 1832 in das neue Clarendon-Haus verlegt. Die C. P., mit allen technischen Einrichtungen des modernen Buchgewerbes ausgestattet (eigne Papierfabriken in Wolvercote bei Oxford, eigne Buchbinderei in London), beschäftigt im Clarendon-Haus allein ca. 600 Personen. Ihre Tätigkeit erstreckt sich auf wissenschaftliche Werke aller Art, vornehmlich aber auf den Druck englischer Bibeln. Die C. P. ist die größte Bibeldruckerei der Welt; das Recht des Bibeldrucks besitzt außer der C. P. nur die Pitt Press der Universität Cambridge. Vgl. »The early Oxford Press. A bibliography of printing and publishing at Oxford 1468—1640« (Oxford 1895).

Clarēni Fratres (lat., Clareniner), 1302 von Angelo di Cordona am Bach Clarene bei Ancona gestiftete Minoritenkongregation strenger Richtung, die sich 1566 mit den Observanten (s. Franziskaner) vereinigte.

Clarens (spr. -rängs), s. Montreux.

Claret (spr. klärret), in England künstlicher Würzwein, jetzt roter Bordeauxwein.

Claretie (spr. klar'ti), Jules, franz. Schriftsteller, geb. 3. Dez. 1840 in Limoges als Sohn eines Fayencefabrikanten, veröffentlichte schon als Schüler des Lycée Bonaparte eine Novelle, wandte sich dann ganz der Belletristik zu und gehörte bald zu den beliebtesten Chroniqueurs, Kunst- und Theaterkritikern der Tagespresse. Durch eine Reihe von Romanen, von denen wir »Madeleine Bertin« (1868), »Le train 17« (1877), »Le troisième dessous« (1878), »Monsieur le ministre« (1881), »Le Million« (1882), »Le prince Zilah« (1884), »Jean Mornas« (1885), »Candidat!« (1886), »Puy joli« (1890) als die bekanntesten nennen, setzte er sich immer fester in der Gunst des Publikums. Zugleich kultivierte er mit mehreren Werken, so mit der Studie »Les derniers montagnards« (1867), der »Histoire de la révolution de 1870—1871« (neue Ausg. 1875—76, 5 Bde.), den patriotisch-sentimentalen oder tendenziös-antideutschen Schriften: »Cinq ans après, l'Alsace et la Lorraine depuis l'annexion« (1876), »Les Prussiens chez eux« (1872) u. a., das historische Genre und erstreckte schließlich seine Tätigkeit auch auf das Theater, wo er, ohne besondern Erfolg, mit dem Stück »La famille des Gueux« (mit Petrucelli della Gattina, 1869) debütierte. Erst später faßte er mit seinen geschichtlichen Tableaus aus der Zeit der großen Revolution: »Les Muscadins« (1874), »Le régiment de Champagne« (1877) und »Les Mirabeau« (1878), »Monsieur le Ministre« (1883), »Le prince Zilah« (1885), Bearbeitungen der gleichnamigen Romane, und »Petit Jacques« (mit W. Busnach, nach einem Roman von Noël Rambert, 1885) auf der Bühne festern Fuß. Er wurde Ende 1885 zum Administrator der Comédie-Française ernannt und im Januar 1888 in die Akademie aufgenommen. Er schrieb ferner die Romane »Brichanteau, comédien« (1896), sein bestes Werk, »L'Accusateur« und die patriotische Novellensammlung »Le Sang Français« (1901). Seine an interessanten Erinnerungen reichen Wochenchroniken erschienen in zahlreichen Jahresbänden als »Vie à Paris«. Seine »Œuvres complètes« erschienen seit 1897 in Paris.

Claretta, Gaudenzio, Baron, ital. Historiker, geb. 21. Nov. 1833, gest. 17. Febr. 1900, studierte in Turin die Rechte, widmete sich aber dann geschichtlichen Studien und wurde 1872 Mitglied der Akademie in Turin sowie 1873 Sekretär der Deputation für vaterländische Geschichte. Er schrieb: »Vita di Maria Francesca Elisabetta di Savoia-Nemours, regina di Portogalla« (Turin 1865); »Storia della reggenza di Cristina di Francia, duchessa di Savoia« (das. 1868—69, 3 Bde.); »Storia del regno e dei tempi di Carlo Emanuele II, duca di Savoia« (Genua 1877—79, 3 Bde.); »Adelaide di Savoia, duchessa di Baveria, e i suoi tempi« (Turin 1877); »Sui principali storici piemontesi« (das. 1878); »La regina Cristina di Svezia in Italia« (das. 1892) u. a.

Clarette (franz.), s. Clairette.

Clari, Giovanni Carlo Maria, ital. Komponist, geb. 1669 in Pisa, war ein Schüler von Colonna in Bologna und lebte als Kapellmeister in Pistoja, wo er 1754 starb. C. komponierte Messen, ein Requiem, Psalmen, auch drei Oratorien und eine Oper, wurde aber namentlich berühmt durch seine 1720 als Op. 1 gedruckten »Duetti e Terzetti da camera«, die sich denen von Steffani (s. d.) würdig anschlossen.

Clarias Lazera, s. Harmuth.

Clariden, s. Tödi.

Clarigatio (lat.), die bei den Römern übliche, nach Versagung der ebenfalls feierlich geforderten Genugtuung in bestimmter Form abgegebene Kriegserklärung (vgl. Fetialen).

Clarinda, Hauptort der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikan. Staat Iowa, am Nodawayfluß, Bahnknotenpunkt mit Wollfabrik u. (1900) 3276 Einw.

Clarino (ital.; franz. Clarin, Clairon; engl. Clarion), 1) Name der hohen Solotrompete älterer Zeit (bei Virdung, »Musika getutscht«, 1511, heißt die Trompete auch Clareta), die sich von den tiefern durch ein engeres Mundstück unterschied. Das Clarinblasen war ein Blasen in den höchsten, heute nicht mehr benutzten Regionen der Trompete. Vgl. Prinzipal (Schluß) und Toccato. Vgl. Eichborn, Die Trompete alter und neuer Zeit (Leipz. 1881). — 2) In der Orgel ein Vierfuß-, d. h. hohes Zungenpfeifenregister (Oktavtrompete).

Clarissimus vir (lat.), früher Ehrenbezeigung des Senators, wurde unter den Kaisern Diokletian und Konstantin d. Gr. (um 300 n. Chr.) bei der Ordnung des Hofbeamtentums Titel für die höhern Beamten der dritten Rangklasse.

Clark, 1) Alvan, Mechaniker, geb. 8 März 1804 zu Ashfield in Massachusetts, gest. 19. Aug. 1887 in Cambridgeport. Anfangs Porträtmaler und Graveur, begann er 1836 in Cambridgeport bei Boston Fernrohre zu bauen und lieferte bald größere, deren vorzügliche Ausführung seinen Ruf begründete. Bei der Prüfung des Objektivs von 47 cm Öffnung des großen Dearborn-Refraktors entdeckte er 31. Jan. 1861 den Begleiter des Sirius. Unterstützt von seinen Söhnen ging nun C. in der Herstellung von Objektivlinsen weit über die bis dahin erreichte Größe hinaus und lieferte einen Refraktor von 59 cm Öffnung der Sternwarte in Princeton (New Jersey), von 66 cm den Sternwarten in Washington und Virginia und von 76 cm Öffnung der Sternwarte in Pulkowa (Abbil-

dung desselben s. Tafel »Äquatorial I«). Sein Sohn, Alvan Graham C. (geb. 10. Juli 1832, gest. 9. Juni 1897 in New York) führte das Geschäft nach des Vaters Tode fort und lieferte die größten bis jetzt existierenden Objektive von 92 cm Durchmesser für die Lick-Sternwarte auf Mount Hamilton in Kalifornien und von 102 cm Öffnung für die Yerkes-Sternwarte in Williamsbay bei Chicago.

2) Latimer, Elektrotechniker, geb. 10. März 1822 zu Great Marlow in Buckinghamshire, gest. 29. Okt. 1898, wurde 1847 Hilfsingenieur beim Bau der Britanniabrücke, trat 1850 in den Dienst der Electric Telegraph Company und gründete gemeinsam mit andern für den Bau und Betrieb elektrotechnischer Anlagen die Firma Clark, Forde u. Co., deren Leitung ihm zufiel, und legte über 50,000 engl. Meilen unterseeischer Kabel in allen Teilen der Erde. 1853 machte er umfassende Untersuchungen über elektrische Kabel, die seit 1861 auf die unterseeischen Kabel ausgedehnt wurden und zur Kenntnis der Signalverzögerung bei letztern führten. Gemeinsam mit Faraday studierte er die Ladungs- und Entladungszeiten mit besonderer Berücksichtigung kurzzeitiger Ströme; mit Lodge machte er Versuche, staubhaltige Luft durch Influenz von Staubteilchen zu befreien, und mit Bright stellte er Messungen über Intensität und Widerstand elektrischer Ströme an. Seine umfassenden Arbeiten über Messungen zielten darauf hin, die verschiedenen Umstände, die beim Gang des elektrischen Stromes durch einen Leiter wirksam sind, voneinander zu trennen, und führten zu einer genauern Kenntnis des Stromes. Allgemeinere Bedeutung gewannen hierbei die 1861 veröffentlichten Grundsätze für elektrische Maßeinheiten, in denen er zuerst die Bezeichnungen Ohm, Farad und Volt in Vorschlag brachte. Anderweitige Arbeiten betreffen Widerstandsmessungen, die Gesetze des elektrischen Stromes in unterseeischen Kabeln, die Luftelektrizität, Quantität und Intensität der Elektrizität ꝛc., auch konstruierte er ein galvanisches Element und ein Normalelement. Außerdem arbeitete er über stereoskopisches Sehen, über die Stürme im Persischen Meerbusen, über Zeitmessungen ꝛc. und erprobte frühzeitig die Verwendung des Luftdruckes zur Beförderung von Gegenständen in Röhren. Er schrieb: »Electrical measurement« (Lond. 1868); »Electrical tables and formula for operators in submarine cables« (mit R. Sabine, das. 1871).

Clarke (spr. klark), 1) Samuel, engl. Philosoph und Theolog, geb. 11. Okt. 1675 in Norwich, gest. 17. Mai 1729, widmete sich seit 1691 in Cambridge philosophischen und mathematischen, dann theologischen Studien, kam 1698 als Kaplan zu dem Bischof von Norwich und wurde 1704 und 1705 berufen, die von Robert Boyle zur Behauptung und Bewährung der wichtigsten Grundsätze der natürlichen und geoffenbarten Religion gestifteten Vorlesungen zu halten. Daraus entstanden seine Werke: »Demonstration of the being and attributes of God« (Lond. 1705—1706, 2 Bde.) und »Verity and certitude of natural and revealed religion« (das. 1705). Wie in diesen beiden die natürliche Religion gegenüber dem Pantheismus und Atheismus begründet werden sollte, so in seinem dritten Hauptwerk: »Discourse concerning the inalterable obligations of natural religion« (Lond. 1708), eine natürliche Moral. Durch die beiden erstern Schriften wurde er das Haupt der rationalistischen Richtung in der englischen Theologie, in der dritten suchte er dem Subjektivismus von Hobbes und Locke gegenüber zu allgemein gültigen sittlichen Grundsätzen zu gelangen, indem er das Wesen der Tugend in die der eigentümlichen Beschaffenheit der Dinge angemessene Behandlung derselben (fitness of things) setzte. Infolge seines vorgeblich arianisch gefärbten Buches »The scripture doctrine of the trinity« (Lond. 1712, 1719) wurde er aus der Zahl der königlichen Kabinettsgeistlichen gestrichen. Am berühmtesten ist er durch seinen unbeendigten Streit mit Leibniz geworden, in welchem dieser seine und C. Newtons Philosophie verteidigte. Vgl. »A collection of papers, which passed between Leibniz and C.« (zuerst Lond. 1717; franz., Amsterd. 1719 u. 1740; nach den Originalen in Leibniz' »Philosophischen Schriften«, herausg. von Gerhardt, 7. Bd., Berl. 1890; deutsch, Frankf. a. M. 1720). Eine Ausgabe seiner philosophischen Werke erschien zu London 1732—42 in 4 Bänden. Vgl. R. Zimmermann, Samuel Clarkes Leben und Lehre (Wien 1870).

2) Henri Jacques Guillaume, Graf von Hüneburg und Herzog von Feltre, Marschall und Pair von Frankreich, irländischer Abkunft, geb. 17. Okt. 1765 zu Landrecies im Hennegau, gest. 28. Okt. 1818, ward 1782 Militär, nach der Schlacht bei Landau 1793 Brigadegeneral und Stabschef, aber 1795 als verdächtig abgesetzt und verhaftet. Nach erlangter Freiheit wurde er Chef des topographischen Bureaus, später vom Direktorium als Divisionsgeneral nach Wien und Italien gesandt, um Bonaparte zu beobachten. Beide aber verständigten sich, und C. sandte nur Berichte ab, die der General gelesen hatte. Drei Jahre war er Gesandter am Hofe des Königs von Etrurien und wurde dann Staatsrat und Kabinettssekretär des Kaisers für das Kriegs- und Seewesen. Im Feldzuge gegen Österreich 1805 wurde er Gouverneur von Wien, 1806 Gouverneur in Erfurt, dann in Berlin. 1807 wurde er Kriegsminister. Er verwaltete dieses Amt geschickt und uneigennützig, aber auch rücksichtslos streng. Die Vereitelung der englischen Unternehmung gegen Vlissingen verschaffte ihm 1809 den Titel eines Herzogs von Feltre. Bei Napoleons Sturz zeigte er sich undankbar und wurde dafür von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt. 1815 bis 1817 war er abermals Kriegsminister und wurde dann zum Marschall des Reiches und zum Gouverneur der 15. Militärdivision ernannt.

3) Edward Daniel, engl. Reisender und Reiseschriftsteller, geb. 5. Juni 1769 zu Willingdon in Sussex, gest. 9. März 1822 in London, studierte in Cambridge und bereiste 1791—1802 einen großen Teil Europas sowie Kleinasien, Syrien und Ägypten. Nach seiner Rückkehr ließ er sich 1805 ordinieren und erhielt das Vikariat zu Harlton; 1807 hielt er in Cambridge Vorlesungen über Mineralogie, worauf ihm 1808 die neugegründete Professur für Mineralogie übertragen wurde. Seine griechischen und orientalischen Manuskripte, darunter einen von ihm auf Patmos entdeckten berühmten Kodex des Platon, kaufte die Bodleianische Bibliothek zu Oxford. Seine Reisen erschienen gesammelt als: »Travels in various countries of Europe, Asia and Africa« (Lond. 1819—24, 11 Bde.). Vgl. Otter, The life and remains of Edw. Dan. C. (Lond. 1825, 2 Bde.).

4) Mary Cowden, engl. Schriftstellerin, geb. im Juni 1809 in London, verheiratete sich 1828 mit dem Vorleser und Schriftsteller Charles Cowden C. (gest. 13. März 1877 in Genua) und starb 12. Jan. 1898 in der Villa Novello bei Genua. Als Hilfsarbeiterin in der Literatur verwendete sie 16 Jahre auf die »Complete concordance of Shakespeare«,

die 1845 (zuletzt Lond. 1881) erschien, wozu als Nachtrag »The Shakespeare key« (1879). Nennenswert sind ferner »The girlhood of Shakespeare's heroines« (1850, 3 Bde.; neue Ausg. 1891, 5 Bde.) sowie Ausgaben von Shakespeares Dramen und Gedichten (1869). Daneben schrieb sie Novellen und »My long life, autobiographic sketch« (1896).

5) James Freeman, nordamerikan. Unitarier, geb. 4. April 1810 zu Hanover in New Hampshire, war sieben Jahre Prediger zu Louisville in Kentucky, woselbst er die Zeitschrift »Western Messenger« herausgab. 1840 gründete er in Boston eine eigne Gemeinde, als deren Prediger er 8. Juni 1888 starb. Er veröffentlichte: »Christian doctrine of forgiveness« (5. Aufl. 1879); »Christian doctrine of prayer« (8. Aufl. 1874); »Orthodoxy, its truths and errors« (1856, 12. Aufl. 1878); »Steps of belief« (1870, 6. Aufl. 1876); »Ten great religions« (1871—83, 6 Bde.); »Common sense in religion« (1873); »Essentials and non-essentials in religion« (1878); »Exodics« (1875); »Memorial and biographical sketches« (1878); »Events and epochs in religious history« (1881); »The life and times of Jesus as related by Thomas Didymus« (1887); »Nineteenth century questions« (1897). Seine Autobiographie, herausgegeben von Hale, erschien 1891 in Boston.

6) Hyde, vielseitiger engl. Schriftsteller, geb. 1815 in London, gest. daselbst 22. Dez. 1878, wurde Zivilingenieur und dann Diplomat, war als Ingenieur, Sprachforscher, Ethnolog und Nationalökonom literarisch tätig. Er schrieb: »Engineering of Holland« (1849); »Colonization in our Indian empire« (1857); »Comparative philology« (1858). Auch eine englische Grammatik und ein Wörterbuch gab er heraus (1852).

7) Jakob Augustus Lockhart, Mediziner, geb. 1817 in London, gest. 25. Jan. 1880, studierte am Guys- und St. Thomashospital, praktizierte als Arzt in Pemlico und wurde 1871 Arzt am Hospital für Epileptische. Er lieferte Untersuchungen über Bau und Verrichtungen des Gehirns und Rückenmarks und über die Pathologie des Zentralnervensystems. Nach ihm wurden Ganglienzellenhaufen, die im Rückenmark jederseits am mittlern Rande des Hinterhorns nahe seiner Basis liegen, Clarkesche Säulen (Columnae vesiculares) genannt.

8) Andrew, engl. General und austral. Staatsmann, geb. 27. Juli 1824 in Hampshire, gest. 29. März 1902, trat 1844 in das britische Ingenieurkorps, diente 1847/48 in Neuseeland, wurde 1851 Mitglied des Gesetzgebenden Rates von Tasmania, 1853 Generalinspektor von Victoria, ward ins Melbourner Parlament gewählt und Minister, verzichtete aber auf diesen Posten 1857, war 1863/64 mit der Beschwichtigung der Aschanti beauftragt und widmete sich von 1864—73 in leitender Stellung den Erweiterungsarbeiten an den Marinearsenalen zu Chatham, Portsmouth, Plymouth und Cork, auf Malta und den Bermudas ꝛc., wurde danach zum Gouverneur der Straits Settlements ernannt und war 1875—80 Minister der öffentlichen Arbeiten in Ostindien. Nachdem er 1881—1886 Generalinspektor der Festungen gewesen, 1885 zum Generalmajor und 1886 zum Generalleutnant ernannt worden war, beendete er seine an bleibenden Erfolgen reiche Laufbahn als Generalagent der brit. Regierung für die Kolonie Victoria in Australien.

9) Sir Edward, engl. Jurist, geb. 15. Febr. 1841 in London, trat 1859 als Bureaubeamter beim Indischen Amt ein, legte aber diese Stelle schon 1860 nieder, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. 1864 wurde er Rechtsanwalt, war aber längere Zeit als Reporter für den »Morning Herald« und den »Standard« im Unterhause tätig. 1880 wurde er zum königlichen Justizrat (Queen's Counsel) ernannt und im gleichen Jahr ins Unterhaus gewählt. In Lord Salisburys zweitem Ministerium vom August 1886 bis zum August 1892 war er Solicitorgeneral, lehnte aber 1895 den Eintritt in dessen dritte Regierung und 1897 das ihm angebotene Amt des Master of the rolls, eine der höchsten richterlichen Stellungen des Landes, ab. Die südafrikanische Politik der Regierung und den Burenkrieg bekämpfte er seit 1899 in und außer dem Parlament auf das lebhafteste und legte, da ihn 1900 seine Wähler in Plymouth deswegen ein Mißtrauenszeugnis aussprachen, sein Mandat nieder, wurde auch bei den Neuwahlen im Herbst 1900 nicht wiedergewählt. Er gilt als einer der ersten Juristen Englands; drei Sammlungen seiner politischen und gerichtlichen Reden sind im Druck erschienen (Lond. 1890, 1894 u. 1900).

Clarke's Fork, Nebenfluß des Columbia, entsteht aus dem Flathead und Bitter Root River. Ersterer entspringt auf britischem Gebiet unweit des Kutanaypasses, fließt durch den Flatheadsee (862 m) und vereinigt sich mit dem am Clarke's Paß entspringenden, beim Hellgate (Höllentor) ein Engtal durchfließenden Bitter Root. Der vereinigte Fluß durchfließt den Pend d'Oreille-See und mündet nach 1040 km Lauf, im allgemeinen nordwestlichem Lauf unter 48°50′ nördl. Br. auf britischem Gebiet in den Columbia.

Clarkia *Pursh*, Gattung der Onagrazeen, Kräuter oder Stauden mit schönen einzeln in Blattwinkeln stehenden kurzröhrigen Blüten. Fünf Arten im westlichen Nordamerika, von denen C. elegans *Dougl.*, 50 cm hoch, mit eirunden, gezähnelten Blättern und lila- oder fleischfarbigen Blüten, und C. pulchella *Pursh*, mit purpurroten Blüten, in zahlreichen Varietäten als Zierpflanzen kultiviert werden.

Clarksburg, Hauptstadt der Grafschaft Harrison im nordamerikan. Staat Westvirginia, am Monongahela, hat Kohlengruben, Fabriken und (1900) 4050 Einwohner.

Clarksville, Hauptstadt der Grafschaft Montgomery im nordamerikan. Staat Tennessee, am Cumberlandfluß, Bahnknotenpunkt, mit Eisengruben, Tabakhandel und (1900) 9431 Einw.

Clarone, soviel wie großes Clarino, daher im Gegensatz zur Klarinette das größere und tiefere Bassetthorn (s. d.).

Clary und Aldringen, fürstliches Haus in Österreich und Böhmen, dessen Ahn Bernhard von Clary, ein Florentiner, 1363 vom Kaiser Karl IV. das Indigenat erhielt. Franz von Clary, der 1623 Güter in Böhmen erwarb, wurde 1641 von Ferdinand III. in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Sein Sohn Hieronymus, geb. 1610, gest. 1671, diente im kaiserlichen Heer, ererbte durch seine Heirat (1637) mit Anna, der Schwester des Reichsgrafen von Aldringen (s. d.), die Aldringenschen Güter und ward 1666 zum Grafen von C. erhoben. Sein Urenkel Franz Wenzel, geb. 8. März 1706, gest. 21. Juni 1788, k. k. Wirklicher Geheimer Rat und Oberstthof- und Landjägermeister, wurde 2. Febr. 1767 von Joseph II. in den Reichsfürstenstand erhoben. Von dieser fürstlichen Linie sind Leopold, geb. 2. Jan. 1736 in Prag, gest. 23. Nov. 1800 in Wien, als Jurist, Staatsmann (1775 Hofvizekanzler) und Historiker tätig, und Karl Joseph, geb. 2. Dez. 1777 in Wien, gest. 31. Mai 1831 daselbst, Enkel des Fürsten von

Ligne, Literatur- und Kunstfreund, zu nennen. Die Besitzungen dieser Familie, zu denen außer der Fideikommißherrschaft Teplitz die Schutzstadt Graupen und die Herrschaft Binsdorf gehören, gingen nach dem Tode des Fürsten Edmund Moritz (geb. 3. Febr. 1813, gest. 21. Juni 1894) auf dessen Sohn Carlos (geb. 3. April 1844 in Wien) über, der, wie sein Vater, erbliches Mitglied des Herrenhauses ist. Dessen jüngerer Bruder, Graf Manfred, geb. 30. Mai 1852 in Wien, trat 1884 in den Staatsdienst, wurde 1888 Bezirkshauptmann in Wiener-Neustadt, 1896 Landespräsident in Schlesien und im Dezember 1898 Statthalter von Steiermark. Nach dem Rücktritte des Ministeriums Thun im Oktober 1899 übernahm C. im neuen Ministerium den Vorsitz und das Portefeuille des Ackerbaues, hob die Gautschschen Sprachenverordnungen auf und gewann dadurch die Deutschen für die Beteiligung an den Reichsratsverhandlungen; auch erklärte er, den Notparagraphen 14 nur in seinem ursprünglichen Sinn anwenden zu wollen. Doch vermochte er bei der durch die andern Parteien der Rechten heimlich unterstützten Obstruktion der Tschechen den Ausgleich mit Ungarn und das Budgetprovisorium nicht, wie der Kaiser wünschte, bis 1. Jan. 1900 im Reichsrate durchzusetzen. Er trat daher 19. Dez. zurück u. übernahm wiederum den Statthalterposten in Graz.

Clary wine (engl., spr. klâri uain), s. Salvia.

Clasen, 1) Karl, Maler, geb. 1812 in Düsseldorf, gest. 29. Juni 1886, ward 1830 Schüler der Düsseldorfer Akademie und bildete sich unter W. v. Schadow zum Historienmaler aus. Unter seinen frühern Bildern hat sich Graf Rudolf von Habsburg, wie er dem zu einem Kranken gehenden Priester sein Roß überläßt, den meisten Beifall erworben. Nächstdem sind der heil. Sixtus auf seinem Todesgang und die Wiedererweckung von Jairi Töchterlein hervorzuheben.

2) Lorenz, Maler, geb. 14. Dez. 1812 in Düsseldorf, gest. 31. Mai 1899 in Leipzig, Vetter des vorigen, trat 1829 als Schüler in die Düsseldorfer Akademie und malte hier unter Leitung Theodor Hildebrands und später Schadows, wobei er auch Kunstkritiken für verschiedene Blätter schrieb. 1850 siedelte er nach Berlin und später nach Leipzig über. Von seinen Gemälden sind hervorzuheben: der Sängerkrieg auf der Wartburg, Chlodwigs Bekehrung durch Klothilde und das Fresko: die Segnungen des Friedens und des Gewerbefleißes im Rathaussaal zu Elberfeld. Sein bekanntestes Werk ist eine Germania auf der Wacht am Rhein (im Rathaus zu Krefeld und 1871 wiederholt), die in zahllosen Nachbildungen, namentlich während des Krieges von 1870/71, verbreitet wurde. Er schrieb: »Erlebtes und Verwebtes. Aus der Schreibmappe eines Malers« (2. Aufl., Leipz. 1889).

Claßmatochyten, soviel wie Mastzellen.

Clasp (engl.), eine metallene »Spange«, die, mit dem Namen einer hervorragenden Kriegsbegebenheit oder der Jahreszahl eines Feldzugs versehen, ursprünglich in England, jetzt auch in andern Heeren, auf dem Band militärischer Ehrenzeichen getragen wird.

Classen, Johannes, Philolog, geb. 21. Nov. 1805 in Hamburg, gest. daselbst 31. Aug. 1891, studierte seit 1825 in Leipzig und Bonn, habilitierte sich 1829 in Bonn, wurde 1832 Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, 1833 Professor am Katharineum in Lübeck, 1853 Direktor des Gymnasiums in Frankfurt a. M., 1864 des Johanneums in Hamburg und trat 1874 in den Ruhestand. Sein Hauptwerk ist die Ausgabe des Thukydides (Berl. 1862—78, 8 Bde.; 4. Aufl. von Steup, seit 1889). Außerdem besorgte er den 3. Band von Niebuhrs »Römischer Geschichte« (Berl. 1832), edierte den Theophanes (im »Corpus histor. Byzant.«, Bonn 1839 bis 1841, 2 Bde.) und schrieb »Symbolae criticae« (Frankf. 1859—63 und Hamb. 1866, 3 Tle.), »Beobachtungen über den Homerischen Sprachgebrauch« (Frankf. 1867) sowie Biographien von Fr. Jacob, Direktor des Katharineums in Lübeck (Jena 1855), von dem Philologen Jak. Micyllus (Frankf. 1859) und Niebuhr (Gotha 1876). Vgl. Schultetz, Johannes C. (Hamb. 1892).

Classiarii (lat., von classis, Flotte), bei den Römern die Mannschaften der Flotte. Sie wurden in der Republik aus der niedrigsten Klasse der Bevölkerung genommen, in der Kaiserzeit aus Freigelassenen und Peregrinen, die erst nach 26jähriger Dienstzeit das Bürgerrecht erhielten. Sie standen in Bezug auf Rang und Sold unter allen Truppen am tiefsten. Später wurde ein Teil der Flottensoldaten von Ravenna und Misenum zur Garnison von Rom gezogen, wo sie auch das Überspannen der Theater mit Segeltüchern zu versehen hatten. Im Landkriege verwendete man sie zur Ausbesserung der Wege.

Classici autores (lat.), s. Klassiker.

Classicum (lat.), bei den Römern das Signal, durch welches der Feldherr im Lager die Soldaten zur Versammlung oder zum Aufbruch berufen ließ.

Classicus, Häuptling der Trevirer, s. Julius C.

Classis (Portus Classis), der von Augustus angelegte Hafen von Ravenna, der für die Kriegsflotte des Adriatischen Meeres bestimmt war; ward um 750 von dem Langobarden Luitprand zerstört. Seinen Namen bewahrt die aus dem 6. Jahrh. stammende Kirche Sant' Apollinare in Classe.

Clathrocystis roseo-persicina, die netzförmige rötliche Zooglöa einer Kugelbakterie, tritt bisweilen massenhaft auf und färbt die Oberfläche der Gewässer rot.

Clathropteris *Schimp.*, vorweltliche Farngattung von zweifelhafter Verwandtschaft, kommt in mehreren Arten im Rät und Lias vor.

Clathrulina, Gattung der Sonnentierchen, s. Rhizopoden.

Clathrus *L.* (Gitterschwamm), Gattung aus der Ordnung der Bauchpilze, mit kugeliger oder eiförmiger Peridie, deren innere Haut ein aus fleischigen und netzförmig zusammenhängenden Säulen bestehendes Gitter bildet, das bei der Reife nach dem Zerreißen der äußern Peridie sich ausdehnt, hervortritt und die von ihm umschlossene, im reifen Zustand zerfließende Gleba mit emporhebt. Bei C. cancellatus *L.* (s. Tafel »Pilzblumen«, Fig. 7) ist das scharlachrot glänzende Gitter 5—10 cm hoch und 5—8 cm breit. Der aasartig riechende Pilz findet sich in Süd- und Mitteleuropa (in Süddeutschland zerstreut), in Nordafrika und Amerika in Laubwäldern auf der Erde. Eine ähnliche australische und neuseeländische Art wird von den Eingebornen gegessen.

Claude (spr. klôd'), Jean, theolog. Schriftsteller der französisch-reformierten Kirche, geb. 1619 zu Sauvetat-du-Drot im südlichen Frankreich, gest. 1687 im Haag, wurde 1654 nach Nîmes als Prediger und Professor berufen, aber sowohl hier als (seit 1662) in Montauban von der Regierung zum Stillschweigen verurteilt. Seit 1666 Pfarrer zu Charenton bei Paris, erwarb er sich einen Namen durch seine »Défense de la réformation« (Rouen 1673, 4 Bde.). Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes begab er sich nach dem Haag, wo er die »Plaintes des protestants cruelle-

ment opprimés dans le royaume de France« (Köln 1686) schrieb.

Claude Lorrain (spr. klōd' lorräng, eigentlich Claude Gellée oder Gelée), franz. Maler, geb. um 1600 im Marktflecken Chamagne bei Mirecourt in Lothringen, gest. 21. Nov. 1682 in Rom, verlor im 12. Jahr seine Eltern, weshalb er sich nach Freiburg i. Br. zu seinem Bruder Jean begab, der ihn im Zeichnen unterrichtete. Von da ging er nach Rom, wo er bei dem Landschaftsmaler A. Tassi bis 1625 fernern Unterricht genoß, sich daneben aber auch nach P. Bril, Elsheimer und Annibale Carracci bildete. Dann studierte er in Venedig Tizians Landschaften und kehrte von da nach der Heimat zurück, wo er in Nancy tätig war. 1627 kam er wieder nach Rom, wo zwei Landschaften, die er für den Kardinal Bentivoglio malte, seinen Ruf begründeten und ihm große Bestellungen einbrachten. C. war Idealist in seiner Kunst. Er bezweckte nicht, die italienischen Szenerien treu darzustellen, sondern ihre Motive zu landschaftlichen Gedichten zu verwerten. Ein zarter Duft, ein klares, aber gemäßigtes und fein abgetöntes Licht ergießen sich über seine Bilder, deren Komposition poetisch und großartig zu sein pflegt. C. ist das eine Haupt der »idealen« Landschaftsmalerei, Poussin das andre: der erste lieblicher, märchenhaft duftiger, der andre erhabener, ernster; der erste mit zartem Pinsel ausführend, der zweite mit breiten, großen Strichen. Bisweilen haben Claude Lorrains Gemälde freilich etwas zu Konventionelles, seine Formen sind häufig zu gesucht. Unangenehm sind seine Architekturen und mangelhaft seine menschlichen und Tierfiguren, auf die er selbst keinen Wert legte; oft malten andre ihm die Staffage. C. fand viele Nachfolger, sein Einfluß erhielt sich noch während des ganzen 18. Jahrh. Von den Landschaften, die er gemalt, pflegte er leichte Zeichnungen in Tusche zu machen und in sein »Buch der Wahrheit« aufzunehmen, damit Liebhaber seiner Werke diese von nachgeahmten unterscheiden konnten. Drei bedeutende Gemälde von ihm befinden sich im Palast Doria, von denen besonders das eine unter dem Namen der »Mühle« bekannt ist. Die Nationalgalerie in London besitzt eine Landschaft mit Narcissus und Echo; eine kleine Landschaft mit Hagar in der Wüste; eine Landschaft bei Sonnenuntergang, den Tod der Prokris enthaltend; die heilige Ursula, mit ihren Jungfrauen sich einschiffend; die Königin von Saba. Die Bridgewatergalerie hat eine große Landschaft mit Moses am feurigen Busch; eine große Landschaft mit tanzenden Nymphen und dem Schäfer des Apulejus. Die Sammlung des Herzogs von Devonshire besitzt das genannte Liber veritatis, das u. d. T.: »Liber veritatis, or a collection of 100 prints after the original designs of Claude le Lorrain, etc.« (Lond. 1774—77) in Stichen von Earlom erschien. Zu Longford Castle bei Salisbury sind zwei große Bilder: ein Seehafen bei Sonnenaufgang und ein Sonnenuntergang mit antiken Ruinen und einer Wasserleitung. Im Louvre zu Paris befinden sich unter anderm die Hochzeit unter Bäumen; der Campo Vaccino, 1660 gemalt; die Landung der Kleopatra; eine Landschaft mit der Salbung Davids durch Samuel; eine Marine mit reichbeladenen Schiffen; die Zubereitung zum Opfer; ein Seehafen bei Sonnenuntergang; eine Marine bei Sonnenuntergang; ein Landungsplatz mit Schiffen; eine Marine mit einem Leuchtturm; zwei unter dem Namen Siège de la Rochelle und Le Pas de Suze bekannte Bilder. Das Museum zu Neapel besitzt einen Sonnenuntergang am Meer und die Grotte der Egeria, die Eremitage in Petersburg die vier Jahreszeiten. In der Pinakothek zu München sind ebenfalls meisterhafte Bilder von C.: eine Landschaft mit der aufgehenden Sonne; die untergehende Sonne, während eine Herde durch das spiegelnde Wasser geht; Abraham, die Hagar mit Ismael verweisend. Im Berliner Museum befindet sich eine italienische Küstenlandschaft mit Schäfern und eine Landschaft mit Diana, Hippolyt und der Nymphe Aricia. In der Dresdener Galerie sind zwei Landschaften von C. mit Acis und Galatea und der Flucht nach Ägypten. C. radierte auch 42 Blätter, die sehr gesucht sind (nachgebildet von Amand-Durand, Par. 1875). Vgl. Graf von Lepel, Œuvres de Claude Gellée, dit le Lorrain (Dresd. 1806); Mad. Mark Pattison, C., sa vie et ses œuvres (Par. 1884); Dullea, Claude Gellée le Lorrain (Lond. 1887).

Claudetit, Mineral, s. Arsenige Säure.

Claudia (Claude de France), Königin von Frankreich, Tochter Ludwigs XII. und Annas von Bretagne, geb. 1499 in Romorantin, gest. 1524, anfangs zur Gemahlin des nachmaligen Kaisers Karl V. bestimmt, wurde noch 1514 mit Franz von Valois, dem Thronerben von Frankreich, vermählt, dem sie das Herzogtum Bretagne, die Grafschaften Blois, Coucy, Montfort, Etampes, Asti und außerdem Ansprüche auf Mailand zubrachte. Nicht schön, fesselte sie durch Vorzüge des Geistes und Herzens ihren Gemahl und erwarb die Liebe des Volkes, das sie nur die »gute Königin« nannte. Nach ihr wurde eine Pflaumenart »Reine-Claude« genannt. Vgl. Zeller, Claude de France (Par. 1892).

Claudianum senatusconsultum, Senatsbeschluß unter Kaiser Claudius, wonach eine Freie, die trotz dreimaliger Warnung mit einem fremden Sklaven im Contubernium (s. d.) lebte, samt ihrem Vermögen dem Herrn des Sklaven gehören sollte.

Claudianus, 1) Claudius, röm. Dichter, aus Alexandria, kam 395 n. Chr. nach Italien, wo er sich die Gunst des mächtigen Vandalen Stilicho gewann, die Patrizierwürde erhielt, wichtige Ämter bekleidete und von den Kaisern Honorius und Arcadius mit einem Standbild in Neapel geehrt wurde, dessen Inschrift noch vorhanden ist. Den Sturz des Stilicho (408) scheint er nicht überlebt zu haben. Durch umfängliche Kenntnis der griechischen und römischen Literatur, bedeutende poetische und sprachliche wie metrische Gewandtheit nimmt C. unter den spätern Dichtern die hervorragendste Stellung ein, wiewohl er nicht frei ist von den Fehlern der Zeit: Neigung zu rhetorischem Schwulst und übertriebener Schmeichelei gegen Große in seinen politischen Gedichten, die von nicht geringem historischen Wert, aber wegen ihrer panegyrischen Haltung mit Vorsicht zu benutzen sind. Dieselben dienen namentlich der Verherrlichung des Honorius (»De III., IV., VI. consulatu Honorii«, »De nuptiis Honorii fescennina«, »Epithalamium de nuptiis Honorii et Mariae«, »De bello Gildonico«) und des Stilicho (»De consulatu Stilichonis«, 3 Bücher; »De bello Pollentino«; »Laus Serenae«, der Gemahlin des Stilicho). Gegen die Leiter des oströmischen Reiches, Rufinus und Eutropius, sind Schmähgedichte von je zwei Büchern gerichtet. Am glänzendsten zeigt sich seine Meisterschaft der poetischen Schilderung in der epischen Erzählung vom Raub der Proserpina in 3 Büchern (»De raptu Proserpinae«). Ausgaben von Matth. Gesner (Hauptwerk für die Erklärung, Leipz. 1759), Jeep (das. 1876—79, 2 Bde.), Birt (kritische Hauptausgabe, Berl. 1892) und Koch

(Leipz. 1893); Übersetzung von G. v. Wedekind (Darmstadt 1868).

2) C. Ecdicius Mamertus, Presbyter zu Vienne, gest. um 474, Verfasser der Schrift »De statu animae« (hrsg. von Engelbrecht, Wien 1885). Die noch jetzt in einigen katholischen Kirchen drei Tage vor Himmelfahrt gesungenen sogen. »kleinen Litaneien« und der Passionshymnus »Pange, lingua gloriosi« werden ihm fälschlich zugeschrieben. S. auch Venantius.

Claudĭcantes (lat.), Beiname der Kalixtiner.

Claudicatio spontanĕa (lat.), freiwilliges Hinken.

Claudiopŏlis, früher Bithynium genannt, Stadt in Bithynien, Geburtsort des dort als Heros verehrten Antinoos (s. d.); heute Boli (s. d.).

Claudius (Claudia gens). Es gab in Rom zwei Claudische Geschlechter, ein plebejisches, von dem am bekanntesten die Marceller (s. Marcellus) sind, und ein patrizisches, das nach der Tradition im 3. Jahrh. der Stadt aus dem Sabinischen in Rom einwanderte und seitdem in der Geschichte Roms eine bedeutende Rolle spielte, in der Überlieferung von Anfang an sich hervortuend durch aristokratischen Stolz und starre Opposition gegen die Gleichheitsbestrebungen der Plebejer. Merkwürdig sind besonders:

1) Appius C. Sabinus, aus Regillum im Sabinerland, wo er Atta Clausus genannt worden war, der Ahnherr des Geschlechts, siedelte, von seiner Vaterstadt als Römerfreund angefeindet, um 504 v. Chr. nach Rom über, wo er mit seinen Begleitern eine eigne Tribus, die Claudische, bildete.

2) Appius C., Sohn des vorigen, wurde nach der am meisten verbreiteten Überlieferung 451 v. Chr., als auf seinen Antrag statt der Konsuln und der übrigen Magistrate Dezemvirn zur Aufzeichnung der Gesetze ernannt wurden, selbst zum Dezemvir gewählt und bemühte sich als solcher zunächst eifrig um die Gunst des Volkes. Für das Jahr 450 wiedergewählt, zeigte er nunmehr seine wahre Gesinnung, indem er sich zum Gewaltherrscher aufwarf und auch 449 nebst seinen Kollegen widergesetzlich sein Amt weiterführte. Seine fortgesetzten Gewalttaten aber und schließlich der Frevel gegen Virginia (s. d.) riefen einen Aufstand hervor, der seinen Sturz herbeiführte. C. gab sich im Gefängnis selbst den Tod.

3) Appius C. Cäcus (der Blinde) bekleidete 312 v. Chr., noch ehe er Konsul gewesen war, das wichtige Amt des Zensors, ernannte als solcher Nachkommen von Freigelassenen zu Senatoren und nahm die Niedriggebornen unter die Tribus auf, um sich dadurch sowohl im Senat als in den Tributkomitien Einfluß zu sichern; auch baute er eine große Wasserleitung und die Appische Straße, die erste Kunststraße Roms. Nach wiederholter, an kriegerischen Erfolgen reicher Verwaltung des Konsulats im höhern Greisenalter erblindet, zog er sich zurück, ließ sich aber, als 280 Pyrrhus nach seinem Sieg bei Heraklea den Kineas nach Rom sandte, um den Römern Freundschaft anzubieten, in den Senat tragen und bestimmte diesen, der sich schon willfährig gezeigt hatte, durch eine berühmte, noch in Ciceros Zeit vorhandene Rede zu dem Bescheid: erst müsse Pyrrhus den Boden Italiens geräumt haben, dann möge er um Frieden bitten. C. wird von den Alten auch als der Begründer der Rechtswissenschaft gerühmt.

4) Publius C. Pulcher, Sohn des vorigen, war Konsul 249 v. Chr., befehligte die römische Flotte, als die Römer während des ersten Punischen Krieges Lilybäum belagerten, griff unüberlegt die karthagische Flotte vor Drepana an und erlitt eine schwere Niederlage. Deshalb angeklagt, entging er der Verurteilung nur durch einen Zufall, starb aber kurz darauf.

Claudius, 1) Tiberius C. Nero, röm. Kaiser, s. Tiberius.

2) Tiberius C. Nero Germanicus, der vierte röm. Kaiser (41—54 n. Chr.), geb. 10 v. Chr. in Lugdunum (Lyon) als Sohn von des Augustus Stiefsohn Drusus und der Antonia II., Neffe des Kaisers Tiberius, wurde, weil geistig schwach, von Augustus und Tiberius zurückgesetzt, erst von Caligula zu hohen Ämtern befördert und nach dessen Tod als Bruder des einst gefeierten Germanicus von den Prätorianern zum Kaiser (Tiberius C. Cäsar Augustus Germanicus) ausgerufen, was der Senat genehmigen mußte. C., nicht zum Herrschen erzogen, war frühzeitig gelehrten Studien zugeführt worden, behielt diese Vorliebe, die er durch mehrere gelehrte, meist historische Werke betätigte, und bereicherte das lateinische Alphabet um drei neue Buchstaben, die freilich seine Regierung nicht überdauert haben. Infolge seines linkischen Wesens, seines körperlichen Ungeschicks und der Schwäche seines Charakters entbehrte sein ganzes Auftreten alles Ansehens; nach einem Besseres versprechenden Anfang rissen seine Freigelassenen (Narcissus und Pallas) und Frauen die Herrschaft im Innern an sich und mißbrauchten sie schmählich, obwohl C. persönlich harmlos und wohlgesinnt und ein Freund der Rechtspflege war. Das sittenlose Treiben seiner dritten Gemahlin, Messalina (s. d.), sah er lange Zeit gleichgültig mit an; nach deren Hinrichtung empfand aber ganz Rom schwer das Treiben ihrer grausamen und ränkesüchtigen Nachfolgerin Agrippina (s. d.), die endlich sogar, um ihrem Sohne Nero die Herrschaft zu sichern, C. selbst vergiftete. Dagegen hat sich C. durch Bauten, die Claudische Wasserleitung (s. Tafel »Architektur V«, Fig. 3) und den Hafen von Ostia um die Hauptstadt verdient gemacht. Auch die auswärtige Politik ist unter seiner Regierung gut geleitet worden; fast an allen Grenzen war sie tätig, machte Mauretanien zur Provinz und begann, da Gallien nur durch die Unterwerfung Britanniens zu bleibender Ruhe gebracht werden konnte, die Eroberung dieser Insel (daher auch sein Ehrenname Britannicus). Von seinen zahlreichen Bildnissen sind am berühmtesten eine Büste in Neapel und eine Statue und Büste im Vatikan (s. auch Tafel »Münzen II«, Fig. 5). Vgl. Lehmann, C. und seine Zeit (Gotha 1858); Ziegler, Regierung des C. (Kremsmünster 1879—82).

3) Nero C. Cäsar Augustus, röm. Kaiser, s. Nero.

4) C. II., M. Aurelius C. Gothicus, röm. Kaiser 268—270 n. Chr., Illyrier von Geburt, wurde als tapferer Offizier gegen den Kaiser Gallienus von seinen Kameraden zum Augustus erhoben und besiegte zunächst die Alemannen, die über den Brenner schon bis an den Gardasee vorgedrungen waren. Im folgenden Jahr wendete er sich gegen die Goten, die von der Donau her fast die ganze Balkanhalbinsel überfluteten, erfocht bei Naissus in Mösien (Nisch) einen glänzenden Sieg und verdiente sich den Beinamen Gothicus. 270 starb er zu Sirmium an der Pest, 56 Jahre alt, ein schwerer Verlust für das verfallende Reich; für kurze Zeit folgte ihm sein Bruder Quintillus.

Claudius, Matthias, Dichter und Schriftsteller, geb. 15. Aug. 1740 als Sohn eines Pfarrers zu Reinfeld im Holsteinischen, gest. 21. Jan. 1815 im Hause seines Schwiegersohnes Friedrich Christoph Perthes (s. d.) in Hamburg, studierte 1759—63 in Jena erst

Theologie, dann Rechtswissenschaft und lebte danach in Kopenhagen, Reinfeld, Hamburg und Wandsbek bei Hamburg, wo er 1770—75 unter dem Namen Asmus den »Wandsbecker Boten« herausgab. 1776 wurde er auf Herders Empfehlung nach Darmstadt berufen, um die neue »Landzeitung« zu schreiben, aber schon 1777 kehrte er nach Wandsbek zurück, wo er sich nun dauernd niederließ. Von Bedeutung ist C. als Volksschriftsteller. Stark beeinflußt von den Bestrebungen des Pietismus und der Empfindsamkeit, übte er zugleich durch biedere Derbheit, Witz und satirische Laune, vor allem aber durch volkstümliche Verständlichkeit eine starke Wirkung aus. Das Höchste leistete er im einfach sinnigen und im launigen Lied. Sein Rheinweinlied (»Bekränzt mit Laub«), »Der Mond ist aufgegangen«, »Wenn jemand eine Reise tut«, »Der Riese Goliath« u. a. offenbaren die ganze Liebenswürdigkeit seiner anspruchslosen und frischen Natur. Er selbst veranstaltete eine Sammlung seiner Werke unter dem Titel: »Asmus omnia sua secum portans, oder: Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten« (Hamb. u. Wandsbek 1775, 2 Tle.; Hamb. 1790—1812, 8 Tle.; 13. Aufl., mit Anmerkungen und einer Nachlese von Redlich, Gotha 1902, 2 Bde.). Außerdem übersetzte er englische und französische Werke. Eine Auswahl aus seinen Werken besorgte Karl Gerok (3. Aufl., Gotha 1903). Vgl. W. Herbst, Matthias C., der Wandsbecker Bote (4. Aufl., Gotha 1878); Schneiderreit, Matthias C. Seine Weltanschauung und Lebensweisheit (Berl. 1898); Möhn, M. C., der Wandsbecker Bote, für die Jugend und das Volk dargestellt und ausgewählt (Gütersloh 1901).

Claudius von Turin, ein Spanier, Lehrer an der Hofschule Ludwigs des Frommen, seit 820 Bischof von Turin, gest. vor 832, eifriger Bekämpfer des kirchlichen Aberglaubens. Gegen die durch seine Verwerfung der Bilderverehrung, der Interzession der Heiligen und seine freien Äußerungen über die Autorität des Papsttums hervorgerufenen Angriffe verteidigte sich C. in seinem »Apologeticum«.

Clauert (Clawert), Hans, aus Trebbin in der Mark, wo er 1566 an der Pest starb, war in seiner Heimat wegen seiner lustigen Einfälle und Streiche berühmt. Eine Sammlung von Geschichten, die ihm nacherzählt wurden, veranstaltete Bartholomäus Krüger u. d. T.: »Hans Clawerts werckliche Historien« (1587; neu hrsg. in den »Neudrucken deutscher Literaturwerke«, Nr. 33, Halle 1882).

Clauren, Heinrich, Pseudonym, s. Heun.

Claus, Karl, Zoolog, geb. 2. Jan. 1835 in Kassel, gest. 18. Jan. 1899 in Wien, studierte seit 1854 in Marburg, seit 1856 in Gießen, habilitierte sich 1858 in Marburg und 1859 in Würzburg, wurde daselbst 1860 außerordentlicher Professor, 1863 ordentlicher Professor in Marburg, 1870 in Göttingen und 1873 in Wien, von wo aus er auch die Leitung der zoologischen Station in Triest übernahm. 1896 trat er in den Ruhestand. C. hat sich um die Kenntnis der niedern Tiere, namentlich der Cölenteraten und Krustazeen, sehr verdient gemacht. Er trat mehrfach als Gegner Haeckels, Nägelis u. Weismanns auf, betonte die Bedeutung der funktionellen Anpassung und betrachtete die Zuchtwahl lediglich als Regulator. Er schrieb: »Über Physophora hydrostatica« (Leipz. 1860); »Die frei lebenden Kopepoden« (das. 1863); »Über die Grenze des tierischen und pflanzlichen Lebens« (das. 1863); »Die Kopepodenfauna von Nizza« (Marb. 1866); »Beobachtungen über Lernaeocera, Peniculus und Lernaea« (das. 1868); »Die Metamorphose der Squilliden« (Götting. 1871); »Bau und Entwickelung von Branchipus stagnalis und Apus cancriformis« (das. 1872); »Die Typenlehre in Haeckels sogen. Gastraeatheorie« (Wien 1874); »Untersuchung zur Erforschung der genealogischen Grundlage des Krustazeensystems« (das. 1876); »Studien über Polypen und Quallen der Adria« (das. 1877); »Über Halistemma Tergestinum und über den feinern Bau der Physophoriden« (das. 1878); »Untersuchungen über die Organisation und Entwickelung der Medusen« (Prag 1883); »Die Platycseliden« (Wien 1887); »Lamarck als Begründer der Deszendenzlehre« (1888); »Über die Wertschätzung der natürlichen Zuchtwahl« (1888); »Über den Organismus der Nebaliden und die systematische Stellung der Leptostraken« (1888); »Kopepodenstudien« (Heft 1, Peltidien, 1889); »Über die sogen. Bauchwirbel der Kopepoden« (1893); »Organisation und Entwickelung von Cyclops« (1893); »Entwickelung der Cyphostoma von Cotylorhiza ꝛc.« (1890—92); »Entwickelung und System der Pontelliden« (1893); »Die Halocypriden des Atlantischen Ozeans und Mittelmeers« (1891); »Das Medianauge der Krustazeen« (1891); »Beiträge zur Kenntnis der Süßwasser-Ostrakoden« (1892 u. 1895); »Über die Maxillarfüße der Kopepoden und die morphologische Deutung der Cirripedien-Gliedmaßen« (1895); »Wiederbelebung im Schlamm eingetrockneter Kopepoden« (1895), sämtlich in Wien erschienen; »Grundzüge der Zoologie« (Marb. 1866; 4. Aufl. 1879—82, 2 Bde.; daraus in besonderm Abdruck: »Grundzüge der allgemeinen Zoologie«, 1878); »Lehrbuch der Zoologie« (das. 1880, 6. Aufl. 1897). Seit 1878 gab er die »Arbeiten aus dem zoologischen Institut der Universität Wien und der zoologischen Station zu Triest« (Wien) heraus. Eine (bis 1873 reichende) Autobiographie wurde von Alth vollendet (mit Verzeichnis seiner Schriften, Marb. 1899).

Clausel (Clauzel, spr. klosél), Bertrand, Graf, franz. Marschall, geb. 12. Dez. 1772 in Mirepoix (Ariège), gest. 21. April 1842 in Secourieu bei Toulouse, trat 1791 in Kriegsdienste, kommandierte bereits 1799 in Italien eine Brigade, folgte 1802 dem General Leclerc nach San Domingo und zeichnete sich als Divisionsgeneral 1809 im Feldzuge gegen Österreich, besonders aber seit 1810 in Spanien aus. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Generalinspektor der Infanterie; doch erklärte sich C. bei Napoleons I. Rückkehr 1815 sofort für diesen, erhielt das Kommando des Pyrenäenheeres und leistete den Bourbonen den kräftigsten Widerstand. Durch königliche Ordonnanz vom 24. Juli 1815 für einen Verräter erklärt, floh er nach Amerika und ward 11. Sept. 1816 in contumaciam zum Tode verurteilt. Dennoch durfte er 1819 nach Frankreich zurückkehren und wurde seit 1827 zum Deputierten gewählt. Nach der Julirevolution wurde er Gouverneur von Algerien und unternahm im November 1830 den siegreichen Zug in die Provinz Titteri, wofür er die Marschallswürde erhielt. Nach der unglücklichen Expedition gegen Konstantine 1836 kehrte er nach Frankreich zurück und verteidigte sich teils in den »Explications du maréchal de C.«, teils auf der Tribüne. In der Deputiertenkammer gehörte er seit 1838 zur entschiedenen Opposition. Während seines Aufenthaltes in Amerika gab er eine Rechtfertigung seines politischen Lebens heraus und schrieb außerdem: »Observations du général C. sur quelques actes de son gouvernement à Alger« (Par. 1830) und »Nouvelles observations de M. le maréchal C. sur la colonisation d'Alger« (das. 1833).

Clausen, 1) Henrik Nikolai, dän. Theolog, geb. 1793 in Maribo auf Laaland, gest. 28. März 1877 in Kopenhagen, bereiste 1818—20 Deutschland, Italien und Frankreich und wurde 1821 Lektor und bald darauf Professor der Theologie an der Kopenhagener Universität. Standhafter Vertreter der konstitutionellen Bestrebungen unter der Regierung Christians VIII. als Mitglied und (1846—48) Präsident der Provinzialstände, trat er nach dem Tode Christians als Führer der Opposition auf, wurde Mitglied der gesetzgebenden Reichsversammlung von 1848—49, Minister ohne Portefeuille 1848—51 und blieb auch später noch Mitglied des Reichstags und des Reichsrats. 1874 legte C. sein Lehramt nieder. Auf seine theologische Richtung war besonders Schleiermacher von Einfluß. Von seinen Schriften, die durch ihren Rationalismus die Opposition Grundtvigs und Lindbergs hervorriefen, sind erwähnenswert: »Katholizismus und Protestantismus; Kirchenverfassung, Lehre und Ritus« (Kopenh. 1825; deutsch von Fries, 1828); »Hermeneutik des Neuen Testaments« (das. 1840; deutsch von Schmidt-Phiseldeck, Leipz. 1841); »Erklärung der synoptischen Evangelien« (Kopenh. 1848—50); »Christliche Glaubenslehre« (das. 1853). Nach Clausens Tod erschienen: »Aufzeichnungen aus der Geschichte meines Lebens und meiner Zeit« (Kopenh. 1877).

2) Sophus, dän. Novellist und Lyriker, geb. 12. Sept. 1865 auf Langeland, studierte seit 1884 und wurde nach einer Reise (1892) durch Frankreich und Italien 1895 Redakteur in Nyköbing. 1887 gab er in Kopenhagen seine erste, wenig bedeutende Gedichtsammlung »Naturkinder« heraus, der erst 1899 eine zweite: »Weidenflöten«, folgte. Seine halb wehmütigen Darstellungen des Landlebens zeugen von großem lyrischen Talent, während die mit Versen vermischten Novellen mit viel Humor das Leben und Lieben in der Kleinstadt behandeln, so: »Junge Scharen« (1894); »Kitty« (1895); »Junker Glücksklee« (1900, als 1. Bd. eines Romanzyklus: »Die Stadt«). In den lyrischen Dichtungen »Antonius in Paris« und »Wallfahrt« (beide 1896) klingen eigne Erlebnisse in Italien und Paris wieder. Clausens Vorbilder sind die französischen Jungromantiker Beaudelaire und Verlaine.

Clausewitz, Karl von, preuß. General und Militärschriftsteller, geb. 1. Juni 1780 in Burg, gest. 16. Nov. 1831 in Breslau, trat 1792 in die preußische Armee, kämpfte 1793 und 1794 am Rhein, besuchte 1801—1803 die Berliner Akademie für junge Offiziere und erwarb sich hier die Gunst Scharnhorsts. 1806 begleitete er den Prinzen August als Adjutant, wurde infolge der Kapitulation von Prenzlau Gefangener, arbeitete nach seiner Auswechselung seit 1809 unter Scharnhorst im Kriegsministerium und als Major im Generalstab. Beim Ausbruch des russischen Krieges trat er in russische Dienste und war, von Diebitsch beauftragt, beim Abschluß der Konvention von Tauroggen beteiligt, bearbeitete den Entwurf zur Bildung der ostpreußischen Landwehr im Sinne Scharnhorsts und war 1813 Chef des Generalstabs in Wallmodens Korps. Während des Waffenstillstandes schrieb er: »Übersicht des Feldzuges von 1813« (Leipz. 1814), trat nach dem Frieden von 1814 wieder ins preußische Heer und wurde 1815 Chef des Generalstabs des 3. Korps unter Thielemann. In dieser Stellung blieb er in Koblenz bis 1818 und wurde dann Generalmajor und Direktor der allgemeinen Kriegsschule, 1830 Artillerieinspekteur und später Chef des Generalstabs des Feldmarschalls Gneisenau. Seine zuerst als »Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung« (Berl. 1832—37, 10 Bde.) erschienenen Schriften nehmen in der Theorie der Kriegskunst eine bedeutende Stellung ein, namentlich: »Vom Krieg« (4. Aufl. 1880; gleichzeitig Bearbeitung von v. Scherff, Berl. 1880); »Der Feldzug von 1796 in Italien« (3. Aufl. 1889); »Der Feldzug von 1815«; »Über das Leben und den Charakter von Scharnhorst«. Sehr wichtig sind die »Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe 1806« (hinterlassene Handschrift des Generals v. C., hrsg. in den »Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften des Großen Generalstabs«, 1888; franz., Par. 1903). Briefe von C. an seine Gemahlin erschienen 1876 in der »Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde«. Vgl. Schwartz, Leben des Generals v. C. u. der Frau Marie v. C. (geborne Gräfin v. Brühl) (Berl. 1877, 2 Bde.); v. Meerheimb, Karl v. C. (das. 1875); v. Bernhardi, Leben des Generals Karl v. C. (10. Beiheft zum »Militär-Wochenblatt«, das. 1878). 1889 erhielt das oberschlesische Feldartillerieregiment Nr. 21 den Namen Feldartillerieregiment von C.

Clausilia, s. Schließmundschnecke.

Clausius, Rudolf, Physiker, geb. 2. Jan. 1822 in Köslin, gest. 24. Aug. 1888 in Bonn, studierte seit 1840 in Berlin, habilitierte sich daselbst als Privatdozent, wurde 1855 Professor an der polytechnischen Schule in Zürich, 1857 auch an der dortigen Universität, 1867 in Würzburg und 1869 in Bonn. C. gilt als der eigentliche Begründer der mechanischen Wärmetheorie. In seiner Arbeit »Über die bewegende Kraft der Wärme und die Gesetze, welche sich daraus für die Wärme selbst ableiten lassen« (Poggendorffs »Annalen«, 1850; neuer Abdruck in »Ostwalds Klassikern«) sind die Grundzüge der mechanischen Wärmetheorie gegeben, die dem Satz von der Äquivalenz von Wärme und Arbeit entsprechenden Folgerungen gezogen und der Carnotsche Satz, daß die von der Wärme geleistete Arbeit dem Quantum der aus dem Kessel der Dampfmaschine in den Kondensator übergeführten Wärme proportional sei, ohne daß Wärme verbraucht werde, dahin korrigiert, daß die in Arbeit verwandelte Wärme der übergeführten Wärme und der Temperaturdifferenz von Kessel und Kondensator proportional sei. C.' weitere Arbeiten beteiligten sich nicht nur in hervorragender Weise an dem Ausbau der mechanischen Wärmetheorie, sondern erschlossen mit der Abhandlung »Über die Art der Bewegung, welche wir Wärme nennen«, die dynamische Gastheorie. In seinen Arbeiten über Elektrizität verwertete er teils die Prinzipien der mechanischen Wärmetheorie für die elektrischen Erscheinungen, teils entwickelte er ein neues elektrodynamisches Grundgesetz. Seine »Abhandlungen über die mechanische Wärmetheorie« (Braunschw. 1864—67) erschienen in 2. Auflage in Form einer systematischen Behandlung, Bd. 1: »Die mechanische Wärmetheorie« (1876, 3. Aufl. 1887), Bd. 2: »Die mechanische Behandlung der Elektrizität« (1879), Bd. 3: »Entwickelung der besondern Vorstellungen von der Natur der Wärme als eine Art der Bewegung« (auch u. d. T.: »Kinetische Theorie der Gase«, hrsg. von Planck u. Pulfrich, 1889—91). Außerdem schrieb C.: »Über das Wesen der Wärme« (Zür. 1857); »Die Potentialfunktion und das Potential« (4. Aufl., Leipz. 1885). Vgl. Riecke, Rudolf C. (Götting. 1889).

Clauson-Kaas, Adolf von, dän. Volksfreund und Pädagog, geb. 16. Mai 1826 in Langenfelde bei Altona, verließ 1866 als Dragonerrittmeister das dänische Heer und widmete sich von Kopenhagen aus der Gründung von Arbeitsschulen für beide Geschlech-

ter und der Beförderung des gewerblichen Hand- und Hausfleißes (Slöjd). Seine Bemühungen haben in Dänemark wie auf Reisen im Ausland, besonders in Deutschland (s. Arbeitsschulen), beachtenswerten Erfolg gehabt, zumal seit der 1873 erfolgten Gründung einer eignen dänischen »Hausfleißgesellschaft«. C. lebt seit 1883 in Dresden. Er schrieb: »Über Arbeitsschulen und Förderung des Hausfleißes« (Brem. 1881) und gründete die Zeitschriften: »Nordisk Husflidstidende« und »Husflidsmeddelelser« (Kopenh.).

Clauß-Szárvady, Wilhelmine, Klavierspielerin, geb. 13. Dez. 1834 in Prag, erhielt ihre Ausbildung in dem Musikinstitut von Proksch daselbst, trat 1849 öffentlich auf und erwarb sich den Ruf einer ausgezeichneten Interpretin klassischer Kammermusikwerke, den sie in Paris befestigte, wo sie sich 1855 mit dem Schriftsteller Fr. Szárvady, ehemals Sekretär der ungarischen Gesandtschaft in Paris (gest. 1. März 1882), verheiratete.

Claustrāles (lat.), soviel wie Mönche.

Claustrenses (lat.), soviel wie Nonnen.

Claustrum (lat.), soviel wie Kloster.

Clausūla (lat.), Vorbehalt (s. Klausel); in der Musik soviel wie Schlußformel, Kadenz (s. d.).

Clausula rebus sic stantĭbus (lat.), die Bedingung, daß der Vertrag nur insofern zum Vollzug kommen oder das vertragsmäßige Rechtsverhältnis nur insofern fortdauern soll, als die Umstände die gleichen bleiben. Dieser Vorbehalt muß ausdrücklich vereinbart sein und gilt nicht etwa als stillschweigend vorausgesetzt. Das Bürgerliche Gesetzbuch hat in § 321 insofern das stillschweigende Vorhandensein der C. anerkannt, als es bestimmt, daß der Schuldner trotz des Versprechens der Vorleistung auf Erfüllung Zug um Zug bestehen kann, falls nach dem Vertragsabschluß eine wesentliche Verschlechterung in den Vermögensverhältnissen des Gegners eingetreten ist. Ebenso kann nach § 610 des Bürgerlichen Gesetzbuchs ein Darlehnsversprechen beim Eintritt wesentlicher Vermögensverschlechterung des Darlehnsempfängers widerrufen werden. Ähnliches gilt beim Dienstvertrag (§ 626), bei der Leihe (§ 605, Ziff. 1) und bei der Gesellschaft (§ 723). Im Völkerrecht gilt nach richtiger Ansicht diese Klausel nur bei wesentlicher Veränderung der stillschweigend oder ausdrücklich einem Vertrage zu Grunde gelegten Rechtslage, nicht aber bei Änderung der Sachlage. Vgl. Fritze, C. im »Archiv für bürgerliches Recht«, Bd. 17, S. 46 ff. (Berl. 1899); Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, Bd. 2, S. 258 (Stuttg. 1898).

Clausūla salvatorĭa, die Schlußworte der Vorrede zur »Peinlichen Gerichtsordnung Karls V.« (Carolina), »doch wollen wir durch diese gnedige erinnerung Churfürsten, Fürsten und Stenden an jren alten wolherbrachten rechtmessigen und billichen gebreuchen nichts benommen haben«, wodurch ausgedrückt wurde, daß die Carolina erst dann in Anwendung zu kommen habe, wenn die Landesrechte über die betreffende Materie keine Bestimmungen enthielten.

Clausūra (lat.), s. Klausur.

Clausūra nigromantĭca (lat.), »der magische Einschluß«, bei Theophrastus Paracelsus die durch Zauberei ohne äußere Verletzung in den menschlichen Körper erfolgende Einbringung von Haarballen, Nadeln ꝛc. in den Hexenprozessen; s. Hexenschuß.

Clauzel, franz. Marschall, s. Clausel.

Clavadel, schweizer. Badeort, s. Davos.

Clavarĭa *Vaill.* (Keulenschwamm, Hirschschwamm, Handpilz), Gattung der Hymenomyzeten, ansehnliche Pilze mit fleischigem, strauchförmig ästigem oder einfach keuligem Fruchtträger, dessen glatte Oberfläche am obern Teil gleichmäßig von dem Sporenlager (Hymenium) überzogen ist. Letzteres besteht aus dicht stehenden Basidien, die an ihrer Spitze je 2—4 einfache Sporen abschnüren, die bei der Reife sich als Staub ablösen. Die wichtigsten eßbaren Arten sind: der weiße Korallenschwamm (C. coralloides *L.*), der gelbe Hirschschwamm, Hahnenkamm oder Ziegenbart (C. flava *Schäff.*, s. Tafel »Pilze I«, Fig. 3) und der letztern sehr ähnliche rote Hirschschwamm, Bärentatze (C. Botrytis *Pers.*).

Claveau (spr. klawō), Anatole Ferdinand, franz. Publizist, geb. 30. Mai 1835 in Bièvre bei Paris, versah seit 1865 das Amt eines Sekretär-Redakteurs im Gesetzgebenden Körper, dann in der Nationalversammlung und im Abgeordnetenhaus der dritten Republik, wo er 1890 zum Chef dieses Dienstzweiges emporrückte. Unter dem Pseudonym »Quidam« veröffentlichte er im »Figaro« während einer Reihe von Jahren geistvolle Artikel über Tagesfragen. In Buchform erschienen von ihm: »Le roman de la Comète« (1857), »Nouvelles contemporaines« (1860), »Contre le fiot« (1886, von der Akademie gekrönt), »Un chef de service, portrait d'après nature« (1888), »Fin de siècle. Pile ou face« (1889), die Biographie »A. de Musset« (1894) und »Sermons laïques« (1898).

Clavecin (franz., spr. klaw'säng), soviel wie Clavicembalo, s. Klavier.

Clavellīna, s. Seeschneiden.

Claves Sancti Petri (lat.), Schlüssel des heil. Petrus, soviel wie Kirchengewalt, Kirchengerichtsbarkeit.

Clavicembălo (ital., spr. klawitschém-), der Kielflügel, das größte der bis zur Erfindung des Hammerklaviers und noch bis zu Anfang des 19. Jahrh. gebräuchlichen Klavierinstrumente (s. Klavier).

Claviceps *Tul.*, Pilzgattung der Askomyzeten, mit zusammengesetztem Fruchtkörper von gestielt kopfförmiger Gestalt, in dessen Kopf die zahlreichen Perithecien oberflächlich eingesenkt sind. Diese Fruchtkörper wachsen aus verschieden gestalteten, knollenähnlichen Körpern (Sklerotien) heraus, die erst nach einer Ruheperiode und auf feuchter Unterlage zu jener Entwickelung fähig sind. Die Sklerotien von C. purpurea *Tul.* sind als Mutterkorn des Getreides bekannt.

Clavicŭla (lat.), Schlüsselbein, s. Schultergürtel.

Clavicularĭus (Claviger, lat.), jemand, der die Schlüssel zu etwas führt, daher Petrus als Inhaber der Schlüssel des Himmelreichs; auch Kirchenschatzmeister, Kustos der Stiftskirchen.

Clavière (spr. klawjär), Etienne, franz. Staatsmann, geb. 27. Jan. 1735 in Genf, gest. 2. Juni 1793 in Paris, war in seiner Vaterstadt Kaufmann und 1770—82 Mitglied des Hohen Rates. 1782 von den Oligarchen verbannt, ging C. nach Frankreich und schloß sich Mirabeau an, dem er nach Ausbruch der Revolution wesentliche Dienste leistete und ganze Reden ausarbeitete. 1791 ward er Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung und gehörte zur Partei der Girondisten. 1792 war er wiederholt Finanzminister. Am 2. Juni 1793 mit den Häuptern der Gironde durch die Jakobiner verhaftet, stieß er sich ein Messer in die Brust. Seine Gattin vergiftete sich zwei Tage nachher. C. schrieb für die patriotischen Tagesblätter, namentlich für die »Chronique de Paris«; auch hatte er großen Anteil an dem Werke »De la France et des Etats-Unis«. Selbständig gab er heraus: »Foi pu-

blique envers les créanciers de l'État« (Par. 1789) und »C.; correspondance de lui et du général de Montesquiou touchant la campagne devant Genève« (das. 1792) u. a.

Clavijo y Fayárdo (spr. klawícho), José, span. Gelehrter in Madrid, geb. um 1730 auf den Kanarischen Inseln, war von 1762 an Redakteur des Journals »El Pensador«, sodann seit 1773 des »Mercurio historico y politico de Madrid«, übersetzte Buffons Naturgeschichte ins Spanische (Madr. 1785—90, 12 Bde.) und starb 1806 als Vizedirektor des naturhistorischen Kabinetts. Allgemeiner bekannt machte er sich durch sein Duell mit Beaumarchais, der ihn wegen Auflösung eines Liebesverhältnisses mit seiner Schwester Marie Louise Caron forderte. Goethe machte ihn nach Beaumarchais' Memoiren zum Helden eines Dramas, doch sind der wirkliche Clavijo und der Clavigo der Dichtung zwei grundverschiedene Charaktere.

Clavis (Mehrzahl Claves, lat., »Schlüssel«), Name der Tasten der Orgel, die dem Winde den Weg zur Pfeife öffnen. Von dem Gebrauch, auf die Orgeltasten die Namen der Töne (Buchstaben A—G) aufzuschreiben, der nachweislich im 10. Jahrh. stattfand, ging der Name C. auf die Tonbuchstaben selbst über. Als im 11. Jahrh. die Buchstabennotierung durch das Linienſystem abgekürzt wurde, sofern nur noch einige Buchstaben als Merkzeichen vor die Linien gezeichnet wurden, behielten diese speziell den Namen C. (Claves signatae, unsre Schlüssel); daneben verblieb aber auch den Tasten der Name C. und ging von der Orgel auf die Klaviere und alle ähnlichen Instrumente über. — In der Orgel heißt auch die Stange, vermittelst deren die Bälge aufgezogen (getreten) werden, C. (Balgklavis). Endlich wird C. auch als Titel lexikographischer Werke zur Erläuterung alter Klassiker sowie der Bibel gebraucht, wie Erneſtis »C. Ciceroniana« (6. Aufl., Leipz. 1831); Patrik's »C. Homerica« (zuletzt Edinb. 1811); Wahls »C. Novi Testamenti« (3. Aufl., Leipz. 1843) u. a.

Clavus (lat.), Nagel, insbes. C. annālis, der in alter Zeit in Rom jährlich 13. Sept. vom Konsul oder Diktator in die rechte Außenwand des Jupitertempels eingeſchlagene Nagel. Dann der Purpurstreifen auf der Tunika (ſ. d.) römischer Ritter und Senatoren. — Auch soviel wie Hühnerauge (ſ. d.). C. hystericus, der meist auf eine kleine Stelle des Scheitels neben der Pfeilnaht fixierte bohrende, gleichsam als wie durch einen eingetriebenen Nagel hervorgerufene Kopfschmerz hysterischer Personen.

Clawert, ſ. Clauert.

Clay (spr. klē), 1) Henry, amerikan. Staatsmann, geb. 12. April 1777 in Hanover (Virginia), geſt. 29. Juni 1852 in Washington, erhielt früh verwaist, eine notdürftige Erziehung, studierte dann die Rechte und ward 1803 als Repräsentant in die Provinziallegislatur und 1806 von dieser in den Bundessenat gewählt, wo er sich den Demokraten anschloß. 1811 als Repräsentant in den Kongreß gewählt, ward er 1814 als einer der Kommissare zur Abschließung des Friedens nach Gent geschickt. Er suchte zwischen den Sklaven- und den freien Nordstaaten zu vermitteln, indem er den Streit über die Frage, ob im neuen Staat Missouri die Sklaverei eingeführt werden sollte, 1820 durch das sogen. Missourikompromiß beendigte, wonach fortan die Sklaverei in keinem Staat nördlich vom 36° 30′ nördl. Br. gelten dürfe. Unter dem Präsidenten Adams ward er 1825 Staatssekretär. Als 1829 Jackson auf den Präsidentenstuhl kam, wurde C. Senator des Staates Kentucky, stellte sich an die Spitze der Whigs und vertrat den neuen schutzzöllnerischen Tarif. Bei den Präsidentenwahlen von 1836 und 1844 als Kandidat der Whigs nominiert, unterlag er gegen van Buren und Polk. Als 1849 ein neuer Streit über die Sklavenfrage in Kalifornien und New Mexico entbrannte, ließ sich C. wieder in den Senat wählen und bewirkte 1850 nochmals die Annahme eines Kompromisses, wonach Kalifornien ein freier Staat sein, für New Mexico die Entscheidung über die Sklavenfrage vorbehalten bleiben und der Sklavenhandel in der Hauptstadt der Union verboten, dagegen ein strenges Gesetz über Verfolgung und Auslieferung flüchtiger Sklaven erlassen werden sollte. Clays Biographie schrieben unter andern Colton (New York 1846, 2 Bde.), der auch Clays Briefwechsel und Reden (das. 1846—57, 6 Bde.; neue Ausg. 1898, 7 Bde.) veröffentlichte, und K. Schurz (Boston 1885—87, 2 Bde.).

2) Cassius Marcellus, nordamerikan. Staatsmann, Neffe des vorigen und Sohn des Generals Green C., geb. 19. Okt. 1810 in der Grafschaft Madison (Kentucky), studierte im Yale College und wurde dann in seiner Heimat Advokat. Nachdem er 1835—1840 mehrmals Mitglied der Legislatur seines Staates gewesen, trat er als entschiedener Gegner der Sklaverei auf. Von dem von der Pflanzeraristokratie aufgehetzten Pöbel in seiner Heimat angefeindet, siedelte er 1845 nach Cincinnati über. Während des mexikanischen Krieges war er der Führer der Avantgarde, die in der Festung Perote gefangen gehalten wurde, bis sie General Scott befreite. Nach Lincolns Erwählung zum Präsidenten ward C. zum Gesandten in Petersburg ernannt. 1862 kehrte er nach Amerika zurück und drängte Lincoln zu den letzten, entscheidenden Schritten gegen die Sklaverei, namentlich zum Erlaß der Proklamation vom 1. Jan. 1863. Im März 1863 ging er wieder nach Petersburg bis 1869. Eine Sammlung seiner Reden wurde 1848 von H. Greeley herausgegeben. C. selbst veröffentlichte sie nebst andern Schriften und seiner Selbstbiographie in: »The life, memoirs, writings and speeches of Cassius M. C.« (Cincinnati 1886, 2 Bde.).

Clay Center (spr. klē zenter), Hauptort der Grafschaft Clay im nordamerikan. Staat Kansas, am Republican River, Bahnknotenpunkt, mit (1900) 3069 Einwohnern.

Clay Croß (spr. klē kroß), Stadt im nordöstlichen Derbyshire (England), mit Kohlengruben und Eisenwerken und (1901) 8348 Einw.

Claye-Souilly (spr. klä-ßuji), Flecken im franz. Depart. Seine-et-Marne, Arrond. Meaux, an der Beuvronne (Zufluß der Marne) und dem Canal de l'Ourcq, hat Kalk- und Gipsbrüche, Fabriken für bedruckte Stoffe, Bürsten ꝛc. und (1901) 1508 Einw. — C. war während der Zernierung von Paris 1870/71 ein wichtiger Etappenplatz mit Lazarett für die deutsche Armee.

Clayton (spr. klē'n), Stadt im Westbezirk von Yorkshire (England), südwestlich von Bradford, mit Wollwarenfabrikation, Steinbrüchen u. (1901) 5119 Einw.

Clayton (spr. klē'n), John Middleton, nordamerikan. Staatsmann, geb. 24. Juli 1796 in Dagsborough (Delaware), geſt. 9. Nov. 1856 in Dover, ward Advokat und zeichnete sich als Verteidiger der Grundsätze der Whigs aus. Nachdem er eine Reihe von Jahren fast ununterbrochen im Senat gesessen, ward er 1849 von dem Präsidenten Taylor auf den Posten eines Staatssekretärs berufen. Sein Festhalten an der Nichtinterventionspolitik gegenüber dem europäischen Festland zog ihm den Unwillen der De-

mokraten zu, während ihn seine Hinneigung zum Süden mit den nördlichen Whigs in Zerwürfnis brachte. Auch der von ihm mit England 1850 abgeschlossene Nicaraguavertrag (s. Nicaraguakanal) erregte Unzufriedenheit, weshalb er nach dem Ableben Taylors (9. Juli 1850) seine Entlassung nahm. Als tüchtiger Sachwalter hochgeachtet, gehörte er seit 1851 bis zu seinem Tode wieder dem Senat an.

Clayton le Moors (spr. klēt'n li mūrs), s. Accrington.

Claytonscher Ofen, s. Mauersteine.

Clear (spr. klīr), Insel an der Südwestküste Irlands, Grafschaft Cork, 4,5 km lang, von Fischern bewohnt, bildet an der Südseite das steile, 81 m hohe Kap C. Südwestlich davon das Fastnet Rock mit 28 km weit sichtbarem Leuchtturm und auf dem nahen Festlande das Fischerdörfchen Baltimore.

Clearinghaus (engl., spr. klīring-, Liquidationskontor, Ausgleichungs-, Abrechnungshaus), eine Anstalt, an der mehrere Bankiers ihre gegenseitigen Forderungen aus Wechseln, Schecks, überhaupt aus auf Sicht zahlbaren Papieren begleichen. Die älteste derartige Einrichtung wurde 1775 in London als Privatanstalt ins Leben gerufen. 1854 wurden die großen Londoner Joint-Stock-Banken im C. aufgenommen, 1864 trat ihm die Bank von England bei. Dem Londoner Clearinghouse gehören außer der Bank von England die größten Londoner Bankfirmen als unmittelbare Teilnehmer an, deren Kommis sich täglich in einem bestimmten Hause der City versammeln, um zuerst auf besondern Listen (Skontroblatt) festzustellen, wieviel jede der Firmen von jeder der andern zu fordern und wieviel sie an dieselbe zu zahlen hat, und um dann den Saldo dieser beiden Beträge zu begleichen, resp. einzunehmen. Seit 1865 sind auch die Effekten von Banken, die nicht in London ihren Sitz haben, aber Korrespondenten einer der Clearingbanken sind, durch sogen. Country-Clearing in die Kompensation einbezogen. Da alle bedeutenden Handelshäuser und viele reiche Privatleute ihre Einkassierungen und Auszahlungen durch eins jener Mitglieder des Clearinghauses besorgen lassen, so konzentriert sich fast der ganze Geldverkehr Londons und ein großer Teil des Geldverkehrs der Provinz im C. Früher wurden die Saldos in bar beglichen. Seit 1864 hat die Bank von England (daher bankers' bank genannt) die Ausgleichung übernommen (etwa 5 Proz. aller Umsätze). Jedes Mitglied berechnet aus den Einzelsaldos, die sich bei der Abrechnung ergeben, einen Gesamtsaldo, der ein aktiver oder ein passiver ist. Dieser wird dann dadurch beglichen, daß mittels eines Übertragungsscheines (transfer-ticket) die Englische Bank, bei der alle Mitglieder ein Konto haben, beauftragt wird, den entsprechenden Betrag dem betreffenden Mitglied gutzuschreiben, bez. zu belasten. Der Gesamtumsatz im C. betrug 1868, von wo ab regelmäßige Ausweise vorliegen, 3425 Mill. Pfd. Sterl. und stieg mit kleinern Unterbrechungen auf 10,029 Mill. Pfd. Sterl. im J. 1902. Dabei sind die Umsätze im Country-Clearing nicht einbegriffen. Auch in Manchester, Liverpool, Newcastle, Birmingham, Bristol, Leicester, Edinburg, Glasgow, Dublin sind Clearinghäuser eingerichtet.

Noch großartiger, wenn auch nicht so einheitlich als in England, hat sich der Clearingverkehr in den Vereinigten Staaten von Nordamerika entwickelt. Das bedeutendste C. ist das von New York, gegründet 1853, an dem zuerst 50, später 67, zurzeit 62 Banken beteiligt sind, und dessen Umsätze in Millionen Dollar je in den am 1. Okt. endenden Jahren:

1854: 5750	1873: 35461	1881: 48566	1901: 79021
1863: 14868	1876: 21597	1891: 34054	1902: 76328

betrugen. Im ganzen bestehen in den Vereinigten Staaten 97 Clearinghäuser, deren Gesamtumsatz sich 1902 auf 118,118,839,000 Doll. stellte. An Barmitteln zur Ausgleichung waren jährlich 3,5—6,5 Proz. nötig. Nach dem Vorbilde des Londoner Clearinghauses sind seit 1883 in größern deutschen Handelsstädten Abrechnungsstellen eingerichtet (s. Abrechnung). Gleichen Zwecken dient der 1864 in Wien und der 1888 in Budapest errichtete Saldierungsverein, dem auch die Österreichisch-Ungarische Bank und seit 1898 die Postsparkasse angehören, die in einigen italienischen Städten (Genua, Mailand, Rom, Bologna, Florenz) bestehenden Stanze di Compensazione, die 1872 in Paris eingerichtete Chambre de compensation des banquiers, neben der die Bank von Frankreich (ebenso wie die österreichisch-ungarische und die deutsche Reichsbank) den Giroverkehr (s. d.) eifrig pflegt. Seit 1847 besorgt ein besonderes C. (Railway Clearing-House) für die englischen Eisenbahngesellschaften die Berechnung der Anteile, die den einzelnen am Ertrag des durchgehenden Verkehrs zukommen, und vermittelt die Auszahlung der Beträge; ein gleiches tun die in Österreich-Ungarn und in Deutschland errichteten Eisenbahnabrechnungsstellen (s. d.). Ähnlichen Aufgaben dienen die Abwickelungen der Lieferungsgeschäfte bei Börsen, wie die des Londoner Stockexchange-clearing, der Liquidationsverein in Berlin, das Arrangementsbureau in Wien. Vgl. Seyd, Das Londoner Bank-, Scheck- und Clearinghaussystem (Leipz. 1874); Jevons, Geld und Geldverkehr (deutsch, das. 1876); Rauchberg, Der Clearing- und Giroverkehr (Wien 1886); W. Howarth, Our Clearingsystem and Clearing-Houses (Lond. 1884); Cannon, Clearing-houses. History, methods, administration (das. 1901); Artikel »Abrechnungsstellen« (von R. Koch) und C. (von Rauchberg) im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«, Bd. 1 u. 3 (2. Aufl., Jena 1898 u. 1900).

Cleator Moor (spr. klīter mūr), Stadt in der engl. Grafschaft Cumberland, 6 km südwestlich von Whitehaven (s. d.), mit Kohlengruben und (1901) 8121 Einw.

Clebsch, Rudolf Friedrich Alfred, Mathematiker, geb. 19. Jan. 1833 zu Königsberg i. Pr., gest. 7. Nov. 1872 in Göttingen, studierte in Königsberg Mathematik und Physik, war dann in Berlin Lehrer und habilitierte sich 1858 an der Universität für mathematische Physik, ging aber noch in demselben Jahr als Professor der analytischen Mechanik an die polytechnische Schule in Karlsruhe, 1863 als Professor der Mathematik nach Gießen und 1868 nach Göttingen, wo er 1872 die erste deutsche Mathematikerzusammenkunft veranstaltete. Er schrieb: »Theorie der Elastizität fester Körper« (Leipz. 1862); »Theorie der Abelschen Funktionen« (mit Gordan, das. 1866) und »Theorie der binären algebraischen Formen« (das. 1871). Mit C. Neumann begründete er 1868 die »Mathematischen Annalen«. Seine »Vorlesungen über Geometrie« hat Lindemann in sehr erweiterter Gestalt herausgegeben (Bd. 1, Leipz. 1875; Bd. 2, erster Teil, 1891). Vgl. »Alfred C.; Versuch einer Darstellung und Würdigung seiner wissenschaftlichen Arbeiten« (Leipz. 1873).

Cleburne (spr. klēbern), Hauptstadt der Grafschaft Johnson im nordamerikan. Staate Texas, Bahnknotenpunkt und Produktenmarkt, mit (1900) 7493 Einw.

Cleckheaton (spr. klekhīt'n), Fabrikstadt im Westbezirk von Yorkshire (England), nordwestlich von

Dewsbury, mit Kunstwoll-, Drahtseil- und chemischen Fabriken und (1901) 12,523 Einw.

Clee Hills (spr. kli), Höhenzug in Shropshire (England), begrenzt das Tal der Severn auf der rechten Seite und steigt bis 550 m an.

Cleethorpes (spr. klithorps), Badeort in der engl. Grafschaft Lindsey (Lincolnshire), 3 km südöstlich von Grimsby, an der Nordsee, hat besuchte Seebäder und (1901) mit dem benachbarten Thrunscoe 12,578 Einw.

Cleeve Hill (spr. kliw), Berg, s. Cotswold Hills.

Clémanges (spr. -mängsch', lat. Clemangius oder de Clemangiis), Matthieu Nicolas de, franz. Gelehrter, geb. um 1367 im Dorfe Clémanges in der Champagne, gest. 1437, erhielt seine Ausbildung im Kollegium zu Navarra durch Johann Gerson und ward 1391 Baccalaureus und Lehrer der Theologie an der Universität Paris. Trotz seines freimütigen Auftretens im kirchenpolitischen Kampfe 1397 als Geheimschreiber Papst Benedikts XIII. nach Avignon berufen, gab er diese Stelle, als der Papst 1407 Karl VI. von Frankreich in den Bann tat, wieder auf, um sich in das Kartäuserkloster Fontaine-du-Bosc zurückzuziehen, von wo er seine reformatorischen Schriften an das Konstanzer Konzil richtete und für Zurückführung der theologischen Studien auf ihre biblische Basis tätig war. Seit 1425 wirkte er wieder öffentlich zu Navarra. Seine Werke wurden von J. M. Lydius (1613) herausgegeben. Vgl. Müntz, Nicolas C., sa vie et ses écrits (Straßb. 1846).

Clématis *L.* (Waldrebe), Gattung der Ranunkulazeen, Stauden oder rankende Sträucher mit gegenständigen, meist dreizähligen oder gefiederten Blättern, einzeln in cymösen oder in den ersten Graden traubigen Blüten und einsamigen, nußartigen, von dem kurzen oder fadenförmig verlängerten Griffel gekrönten Früchten. Die meisten Arten enthalten einen brennend scharfen, oft blasenziehenden Stoff. Etwa 170 Arten in fast allen Gebieten. C. recta *L.* (Brennkraut), mit aufrechtem Stengel, fiederschnittigen Blättern und weißen Blüten, an Waldrändern in Mittel- und Südeuropa und in Sibirien, wurde früher als Brennwaldrebenkraut (Feuerkraut) arzneilich benutzt; jetzt kultiviert man sie als Zierpflanze. C. flammula *L.* (s. Tafel »Natürliche Aussaat« [Bd. 2], Fig. 8), eine niedrig bleibende, kletternde Pflanze in Südeuropa mit doppelt gefiederten untern und einfach gefiederten obern Blättern, weißen, wohlriechenden Blüten und bärtig geschwänzten Früchten, wird als Zierpflanze kultiviert. C. Vitalba *L.*, ein kletternder Strauch mit weit umher rankenden Ästen, einfach gefiederten Blättern, zahlreichen weißen Blüten und bärtig geschwänzten Früchten, findet sich in Südeuropa, auch in Deutschland in buschigen Wäldern und rankt als eine unsrer schönsten Lianen an Bäumen hoch hinauf. Die ganze Pflanze ist in allen Teilen so brennend scharf, daß sie auf der Haut leicht Blasen und Geschwüre erzeugt. Blätter und Stengel wurden früher arzneilich benutzt. C. Viorna *L.* (glockenblütige Waldrebe), aus Nordamerika bis Mexiko, mit gefiederten Blättern und 2,6 cm langen purpurvioletten, einzeln oder zu drei zusammenstehenden Blüten, rankt 3—4 m empor. Eine Unterart ist die schöne, als Schlingpflanze beliebte C. coccinea *Engelm.* aus Texas mit zinnoberroten Blüten. C. viticella *L.* (blaue Waldrebe), mit kletterndem Stengel, gefiederten Blättern, einzeln stehenden blauvioletten, langgestielten Blüten, findet sich im Mittelmeergebiet und dient in vielen Varietäten zu Lauben- und Wandbekleidungen. C. patens *Morr.* et *Dec.*, mit gefiederten Blättern und schönen blauen Blüten von 8 cm Durchmesser, stammt aus Japan und ist dort eine beliebte Zierpflanze, erträgt den süddeutschen Winter sehr gut, muß aber im Norden gedeckt werden. C. lanuginosa *Lindl.*, gleichfalls aus Japan, hat hellblaue Blüten von 16 cm im Durchmesser und große, herzförmige, etwas lederartige Blätter. Man hat diese Arten wie auch die japanische C. florida *Thunb.* untereinander und mit C. viticella gekreuzt und viele neue Formen mit sehr großen, prachtvollen Blüten gewonnen (s. Tafel »Schlingpflanzen«). Zur Gruppe Atragene (Alpenrebe, Alpendoppelblume), deren Blüten außer der äußern Hülle noch eine Reihe blattartig entwickelter Staubgefäße besitzen, gehört die wenig klimmende C. alpina *Mill.* mit blauen, gelblichen oder weißen Blüten in den Alpen, Nordeuropa, Nordasien. Vgl. Kuntze, Monographie der Gattung C. (Berl. 1855); Hartwig und Heinemann, Die C. (2. Aufl., Leipz. 1891).

Clemenceau (spr. -mangßō), Georges, franz. Politiker, geb. 28. Sept. 1841 in Mouilleron-en-Pareds (Vendée), ließ sich in Paris als Arzt nieder. Zugleich schloß er sich der radikalen Partei an. Am 4. Sept. 1870 zum Maire des Pariser Montmartre-Viertels ernannt, zeigte er geringe Geschicklichkeit. 1876 wurde er Mitglied der Deputiertenkammer, bis 1893. C. trat der äußersten Linken bei und ward Führer der radikalen Republikaner, deren Ansicht er auch in seiner Zeitung »La Justice« verficht. Nach Ausbruch der Dreyfus-Affaire verfocht er in der eigens dazu gegründeten Zeitung »Aurore« die Revision dieses Prozesses.

Clemens (lat., »der Milde«, Name von 17 Päpsten, von denen drei als schismatische in der römischen Kirche nicht mitgezählt werden:

1) C. I., einer der sogen. Apostolischen Väter (s. d.), von Clemens Alexandrinus durch den Beinamen Romanus unterschieden, gilt in der altkirchlichen Überlieferung als dritter (zweiter) Nachfolger des Petrus als Bischof von Rom (angeblich 92—101). Nur späte Legende weiß von seinem Märtyrertod (Tag: 23. Nov.). Seine Identität mit dem unter Domitian um 95 wegen Hinneigung zum Judentum und Verachtung der Götter hingerichteten Konsul Flavius C., einem Vetter des Kaisers, ist unbeglaubigt und unwahrscheinlich. Dem C. werden zugeschrieben: zwei Briefe an die Korinther, erst seit 1875 vollständig bekannt, von denen der zweite kein Brief, sondern eine um die Mitte des 2. Jahrh. entstandene Homilie ist, während der erste ein, möglicherweise von C. (dessen Name nicht genannt wird) verfaßtes Sendschreiben der römischen Gemeinde an die korinthische aus den letzten Jahren des 1. Jahrh. darstellt, das als erster Versuch der römischen Gemeinde, kirchliche Autorität über eine andre Gemeinde auszuüben, von Wichtigkeit ist; die sogen. Apostolischen Konstitutionen und Apostolischen Kanones (s. d.), kirchliche Verordnungen weit spätern Ursprungs; die den Anfang der christlichen Romanliteratur bildenden, in ihrem Grundstock aus dem 2. Jahrh. stammenden sogen. pseudoclementinischen Homilien und Rekognitionen (»Clementinae« oder »Pseudoclementinae«), in denen die legendarische Geschichte des angeblich aus kaiserlichem Geschlecht hervorgegangenen und von Petrus zum Christentum bekehrten Römers C. als poetische Einkleidung der Lehren eines gnostischen Judenchristentums erscheint; endlich zwei in syrischer Sprache überlieferte Briefe über die Ehelosigkeit (de virginitate), wahrscheinlich aus dem 3. Jahrh. Die Briefe des C. wurden herausgegeben von Bryennios

(Konstantin. 1875), Hilgenfeld (2. Aufl., Leipz. 1876), Harnack und Gebhardt (2. Aufl., das. 1876), Lightfoot (Lond. 1890, 2 Bde.), Knopf (Leipz. 1899), Funk (2. Aufl., Tübing. 1901), sämtlich mit reichhaltigem Kommentar; die Rekognitionen in der lateinischen Übersetzung des Rufinus von Gersdorf (Leipz. 1838), in syrischer Bearbeitung von de Lagarde (Leipz. u. Lond. 1861); die Homilien von Dressel (Götting. 1853) und de Lagarde (Leipz. 1865). Vgl. weiter Schliemann, Die Clementinen (Hamb. 1844); Hilgenfeld, Die Clementinischen Rekognitionen und Homilien (Jena 1848); Uhlhorn, Die Homilien und Rekognitionen des C. Romanus (Götting. 1854); Lehmann, Die Clementinischen Schriften mit besonderer Rücksicht auf ihr literarisches Verhältnis (Gotha 1869); Langen, Die Klemensromane, ihre Entstehung und ihre Tendenzen (das. 1890).

2) C. II., vorher Bischof Suidger von Bamberg, ward 24. Dez. 1046 durch Heinrich III. auf den päpstlichen Stuhl erhoben und krönte diesen zum Kaiser. Er starb schon 9. Okt. 1047 und ward in Bamberg begraben.

3) C. (III.), früher Wibert aus Parma, 1058—63 Kanzler Heinrichs IV., seit 1072 Erzbischof von Ravenna, wurde 1080 von der Partei Heinrichs IV. gegen Gregor VII. zum Papst gewählt und 24. März 1084 zu Rom inthronisiert, worauf er Heinrich zum Kaiser krönte. Auch nach dem Tode Gregors (1085) wurde er von den Anhängern Viktors III., Urbans II. und Paschalis' II. nicht als Papst anerkannt. Er starb 8. Sept. 1100 in Cività Castellana. Vgl. Köhncke, Wibert von Ravenna (Papst Clemens III., Leipz. 1888).

4) C. III., Römer, vorher Paolo Scolari, Kardinalbischof von Palestrina, wurde 19. Dez. 1187 zum Papst gewählt und zog im Februar 1188 in Rom ein, nachdem er dem Senate, der die Stadt regierte, durch einen Vertrag große Zugeständnisse gemacht hatte. Durch sein Entgegenkommen beendete er 1189 den letzten Streit Kaiser Friedrichs I. mit der Kurie, worauf ihm der Kirchenstaat zurückgegeben wurde. 1190 übertrug er Tankred, dem Nebenbuhler Heinrichs VI., die Krone von Sizilien; er starb 13. März 1191.

5) C. IV., früher Guido Le Gros Fulcodi, aus St.-Gilles an der Rhone, war Rechtsgelehrter und Rat Ludwigs IX. von Frankreich, trat um 1247 nach dem Tode seiner Gemahlin in den geistlichen Stand, ward 1257 Bischof zu Puy, 1259 Erzbischof von Narbonne, 1262 Kardinalbischof von Sabina und wurde 5. Febr. 1265 zum Papst gewählt. 1265 belehnte er Karl von Anjou mit Sizilien und unterstützte ihn gegen Manfred und Konradin, den er bannte. Er starb 29. Nov. 1268. Vgl. Jordan, Les registres de Clément IV (Par. 1893 ff.).

6) C. V., früher Bertrand del Got, Sohn eines Edelmanns zu Villandraud (Gironde), wurde 1295 Bischof von Comminges, 1300 Erzbischof von Bordeaux und 5. Juni 1305 durch den Einfluß des Königs Philipp des Schönen von Frankreich zum Papst gewählt. In Lyon geweiht, blieb er, dem Drucke des Königs nachgebend, in Frankreich, ohne Italien und Rom zu betreten. Er nahm fast ausschließlich Franzosen in das Kardinalkollegium auf, verwilligte dem König den Zehnten von allen geistlichen Einkünften auf fünf Jahre und widerrief die vom Papst Bonifatius VIII. (s. d.) erlassenen Bullen: »Clericis laïcos« und »Unam Sanctam«. Dagegen unterstützte er Philipps Plan, nach Ermordung Albrechts I. (1308) die römische Kaiserwürde seinem Bruder Karl von Valois zuzuwenden, nicht und bestätigte 1309 die Wahl Heinrichs VII. von Luxemburg, geriet aber später mit diesem in heftigen Konflikt. Zum Zweck der Aufhebung des Templerordens (s. Tempelherren), die König Philipp wünschte, berief C. 1311 ein Konzil nach Vienne und verfügte sie durch eine Bulle vom 22. März 1312. C. starb 20. April 1314 zu Roquemaure in Languedoc. Die von ihm gegebenen, auf die Reform des Klerus bezüglichen »Clementinae constitutiones« wurden erst von seinem Nachfolger Johann XXII. bestätigt. Vgl. »Regestum Clementis Papae V. etc.« (Rom 1885 ff., 8 Bde.); Rabanis, Clément V et Philippe le Bel (Par. 1858); Wenck, C. V. und Heinrich VII. (Halle 1882).

7) C. VI., ein Franzose aus dem Limousin, namens Peter Roger, Abt zu Fécamp in der Normandie, Bischof von Arras, 1329 Erzbischof von Sens, 1330 von Rouen und Kardinal, bestieg 7. Mai 1342 in Avignon den päpstlichen Stuhl. Den Kampf gegen Kaiser Ludwig dem Bayern setzte er mit Erbitterung fort; er bannte Ludwig und brachte es dahin, daß die Kurfürsten 11. Juli 1346 den Thron für erledigt erklärten und des Papstes ehemaligen Zögling, Karl von Mähren (Kaiser Karl IV.) zum römischen König erwählten. 1350 feierte C. das zweite Jubeljahr (s. d.) und übertraf im Nepotismus die meisten seiner Vorgänger. Von der Königin von Neapel, der Gräfin von Provence, erkaufte er 1348 Stadt und Gebiet von Avignon. Er starb 6. Dez. 1352. Vgl. Werunsky, Auszüge aus den Regesten C.' VI. und Innocenz VI. (Innsbr. 1885).

8) C. (VII.), vorher Robert von Genf, Bischof von Cambrai, seit 1372 Kardinal, wurde 1378 zum Gegenpapst Urbans VI. gewählt. Mit ihm, der durch schamlose Gelderpressung berüchtigt war, begann das große Schisma in der römischen Kirche; er starb 16. Sept. 1394 in Avignon.

9) C. (VIII.), vorher Ägidius Muñoz, Kanonikus in Barcelona, wurde 1424 nach Benedikts XIII. Tode von drei Kardinälen zum Papst gewählt, mußte aber 1429 entsagen, wurde dann Bischof von Mallorca und starb 28. Dez. 1446.

10) C. VII., vorher Giulio de' Medici, geb. 26. Mai 1478 als unehelicher Sohn des in demselben Jahr ermordeten Giuliano I. de' Medici, ward 1513 Kardinal und Erzbischof von Florenz und 18. Nov. 1523 zum Papst gewählt. Vor allem auf Vermehrung seiner politischen Macht bedacht, schloß er 1526 gegen Karl V. mit Frankreich, Mailand, Venedig und Florenz die Heilige Liga von Cognac. Als darauf der mit Karl verbündete Kardinal Pompeo Colonna mit 5000 Mann in Rom einrückte, schloß C. 21. Sept. 1526 einen Vergleich, in dem er seine Truppen von dem verbündeten Heer abzurufen und an der Familie Colonna keine Rache zu nehmen versprach. Da aber C. den Vergleich brach, so marschierte der Connetable von Bourbon gegen Rom, fiel zwar selbst, Rom wurde aber 6. Mai 1527 erstürmt; der Papst, der sich in die Engelsburg einschloß, mußte sich 5. Juni in die kaiserliche Gefangenschaft ergeben. Ein Vertrag vom 26. Nov. sicherte dem Papst seine Befreiung zu, er floh aber, eine neue Verhaftung befürchtend, 18. Dez. nach Orvieto und schloß erst nach längern Verhandlungen 29. Juni 1529 den Frieden von Barcelona mit dem Kaiser, der ihm die Restitution des Kirchenstaates und die Herstellung der Medici in Florenz versprach. Darauf krönte C. Karl V. 24. Febr. 1530 zu Bologna zum Kaiser. Da der Papst infolge jenes Friedens die von Heinrich VIII. von England erbetene

Scheidung seiner Ehe mit Katharina von Aragonien verweigerte, riß sich England vom römischen Stuhle los. C. starb 25. Sept. 1534. Vgl. Balan, La politica di Clemente VII (Rom 1884); Grethen, Die politischen Beziehungen C.' VII. zu Karl V. in den Jahren 1523—1527 (Hannov. 1887).

11) C. VIII., vorher Ippolito Aldobrandini, geb. 1536 in Fano aus einem florentinischen Geschlecht, gest. 5. März 1605, ward 1585 Kardinal und 30. Jan. 1592 Papst. Er sprach 1595 König Heinrich IV. von Frankreich nach dessen Übertritt zum Katholizismus vom Bann los. Nach Alfons' II., Herzogs von Ferrara, Tode (1597) zog er Ferrara als erledigtes Lehen für den römischen Stuhl ein. C. begünstigte die Wissenschaften, erhob Baronius, Bellarmin u. a. zu Kardinälen und veranstaltete eine neue Ausgabe der »Vulgata«, die nach ihm »Clementina« genannt wird.

12) C. IX., vorher Giulio Rospigliosi, geb. 28. Jan. 1600 in Pistoja, gest. 9. Dez. 1669, ward päpstlicher Nunzius in Spanien, Kardinal, Staatssekretär und 20. Juni 1667 Papst. Er unterstützte die Republik Venedig in ihren Unternehmungen gegen die Türken und half 1668 den Aachener Frieden zwischen Ludwig XIV. und Spanien vermitteln. Den jansenistischen Streit schlichtete er 1668 durch den Clementischen Frieden (Pax Clementina). Vgl. Beani, Clemente IX (Prato 1893).

13) C. X., vorher Kardinal Emilio Altieri, geb. 13. Juli 1590 aus einer römischen Patrizierfamilie, gest. 22. Juli 1676, ward 1669 Kardinal, 29. April 1670, schon 80 Jahre alt, Papst und überließ die Regierung ganz seinem Nepoten, dem Kardinal Paluzzi.

14) C. XI., vorher Giovanni Francesco Albani, geb. 22. Juli 1649 in Urbino, gest. 19. März 1721, ward unter Innocenz XI. Sekretär der Breven, 1690 Kardinaldiakon und 23. Nov. 1700 Papst. Da er im Spanischen Erbfolgekrieg Frankreich begünstigte, ließ Joseph I. 1706 Parma und Piacenza, über welche die römische Kurie die Oberlehnsherrschaft behauptete, besetzen und bedrohte 1708 Rom selbst mit Krieg und Okkupation, bis der Papst nachgab und 15. Jan. 1709 Karl III. als König von Spanien anerkannte. Nach dem Utrechter Frieden (1713) geriet C. mit Viktor Amadeus von Savoyen, den er als König von Sizilien nicht anerkannte, aber auch mit dessen Gegner Philipp V. von Spanien in Konflikt, ohne irgend welche Erfolge zu erzielen: bei dem Frieden von 1720, durch den Sizilien an den Kaiser kam, blieben die päpstlichen Lehnsansprüche unbeachtet. Wirkungslos blieb auch 1701 der Protest des Papstes gegen die Erhebung des Kurfürsten von Brandenburg zum König. In dem Jansenistenstreit (s. Jansenismus) bestätigte er die Verurteilung der fünf Sätze Jansens durch die Bulle Vineam Domini Sabaoth (1705) und verdammte in der Bulle Unigenitus (1713) 101 Sätze des Vaters Quesnel. Daneben erwarb sich C. Verdienste um Künste und Wissenschaften. So bereicherte er die vatikanische Bibliothek durch orientalische Handschriften und errichtete zu Bologna eine Akademie der Künste. Vgl. Buder, Leben und Taten Clemens' XI. (Frankf. 1720—21, 3 Bde.); Reboulet, Histoire de Clément XI (Avignon 1752, 2 Bde.).

15) C. XII., vorher Lorenzo Corsini, geb. 7. April 1652 in Rom, gest. 6. Febr. 1740, ward unter Alexander VIII. Erzbischof von Nikomedia in partibus, unter Innocenz XII. apostolischer Schatzmeister, 1706 Kardinal und bestieg 12. Juli 1730 den päpstlichen Stuhl. Vergebens erneuerte er 1731 die alten Ansprüche Roms auf Parma und Piacenza. Unter seiner Regierung litt der Kirchenstaat vielfach durch die kriegerischen Ereignisse in Italien 1734—36. Sein Versuch, die protestantischen Fürsten Deutschlands mit der römischen Kirche wieder zu vereinigen, schlug fehl. Dagegen erwarb sich C. Verdienste um die Justizpflege in Rom und verschönerte die Stadt durch Neubauten und den Ankauf von Kunstwerken. Vgl. Fabroni, De vita et rebus gestis Clementis XII. commentarii (Rom 1760).

16) C. XIII., vorher Carlo Rezzonico, geb. 7. März 1693 in Venedig, gest. 2. Febr. 1769, ward 1737 Kardinal, 1743 Bischof von Padua und 6. Juli 1758 Papst. Fromm, aber unselbständig, glaubte er alle Ansprüche der päpstlichen Hierarchie behaupten zu müssen und sah in den Jesuiten deren treueste Verfechter, die er gegen die staatlichen Gewalten, welche die Aufhebung des Ordens verlangten, beschützen wollte. Seine Bulle Apostolicum pascendi munus (1. Jan. 1765), die sich unbedingt auf Seite der Jesuiten stellte, war eine Kriegserklärung an die meisten katholischen Staaten und wurde in Frankreich, Portugal, Neapel, Mailand und Venedig verboten; als C. 1768 den Herzog von Parma, der die Ordenshäuser hatte schließen lassen, mit dem Bann bedrohte, ließ der König von Frankreich Avignon und Venaissin, der König von Sizilien aber Benevent u. Pontecorvo in Besitz nehmen. Sein Grabdenkmal von Canova befindet sich in der Apostelkirche zu Rom. Vgl. Ravignan, Clément XIII et C. XIV (2. Aufl., Le Mans 1856, 2 Bde.).

17) C. XIV., vorher Giovanni Vincenzo Antonio (als Mönch Lorenzo) Ganganelli, geb. 31. Okt. 1705 in Sant' Arcangelo bei Rimini, von niederer Herkunft, gest. 22. Sept. 1774, trat 1723 in den Minoritenorden, studierte Philosophie und Theologie und lehrte sodann diese Wissenschaften zu Ascoli, Bologna und Mailand. 1759 von C. XIII. zum Kardinal ernannt, wurde er nach einem stürmischen Konklave zum Papst gewählt. Nachdem er schon im November 1769 dem spanischen Hofe die Aufhebung des Jesuitenordens bestimmt versprochen hatte, zögerte er noch beinahe vier Jahre mit der Ausführung der Maßregel, vollzog sie dann aber 21. Juli 1773 durch das Breve Dominus ac redemptor noster (deutsche Übersetzung von Knaake, Leipz. 1903) und erwarb hierdurch dem römischen Stuhl den Besitz von Avignon, Venaissin, Benevent und Pontecorvo zurück. Das nach seinem plötzlichen und unerwarteten Tode vielfach geglaubte Gerücht, daß er von den Jesuiten vergiftet worden sei, ist nicht erweislich. Ein von ihm im Vatikan gestiftetes Museum trägt seinen Namen. Sein von Canovas Meisterhand gefertigtes Grabmal befindet sich in der Peterskirche zu Rom. Die Briefsammlung von Caraccioli (Par. 1776, 3 Bde.; deutsch, Leipz. 1777—80, 4 Bde.) ist nicht authentisch; dagegen gab Theiner eine Auswahl von seinen Briefen und seinen Breven heraus (Par. 1852). Vgl. Caraccioli, La vie du pape Clément XIV (anonym, Par. 1775; deutsch, Frankf. 1776); v. Reumont, Ganganelli. Papst C. XIV., seine Briefe und seine Zeit (anonym, Berl. 1847); A. Theiner, Geschichte des Pontifikats C.' XIV. (Leipz. u. Par. 1853, 2 Bde.); Uschner, C. XIV. (2. Aufl., Berl. 1867); Goetting, Ein verrückter Papst? (das. 1886).

Clemens, 1) Friedrich Jakob, philosoph. Schriftsteller, geb. 1815 in Koblenz, gest. 1862 in Rom, erhielt seine Vorbildung in dem Jesuitenkollegium zu Freiburg, habilitierte sich 1843 als Privatdozent in Bonn und wurde 1856 zum Professor der Philosophie zu Münster ernannt. Er verfolgte die mit-

telalterlich-kirchliche Tendenz, die Unterordnung der Philosophie unter Offenbarung und kirchliche Lehrautorität zu verlangen, besonders in seiner historisch wertvollen Schrift »Giordano Bruno und Nikolaus von Cusa« (Bonn 1847) sowie als Gegner Günthers und Kuhns in Streitschriften.

2) Samuel Langhorne, unter dem Namen Mark Twain bekannter amerikan. Humorist, geb. 30. Nov. 1835 zu Florida in Missouri, arbeitete in seiner Jugend als Setzer, Lotse auf dem Mississippi, Sekretär des Gouverneurs von Nevada, Gold- und Silbergräber und Journalist. Nachdem er sich ganz der Schriftstellerei gewidmet, war er Redakteur in San Francisco und Zeitungskorrespondent auf den Sandwichinseln. Reisen in Europa riefen die beiden Bände ergötzlicher Skizzen »Innocents abroad« u. »A tramp abroad« (1869) hervor und begründeten seinen Ruf als Humorist, denn obgleich sie kaum auf dauernden literarischen Wert Anspruch erheben, entschädigt des Autors gesunde und natürliche Lebensanschauung für die clownhaften Sprünge seines Witzes. Seine Erfahrungen in westlichen Minen schilderte er in »Roughing it« (Hartford 1872), seine Knabenjahre in »Adventures of Tom Sawyer« (1876), seine Lotsenlaufbahn in »Mississippi sketches« (1883). Zu seinen populärsten Werken gehören »Pudd'nhead Wilson« und »Huckleberry Finn« (1884), und seine literarisch vollendetsten Leistungen sind das mit Charles Dudley Warner zusammen geschriebene Buch »The gilded age« und die kleine Erzählung »The prince and the pauper«. Nachdem er die Schuldenlast, die ihm der Bankrott eines Verlags aufgebürdet, durch öffentliche Vorlesungen und zahllose Zeitungsbeiträge abgetragen, veröffentlichte er noch einen Band Humoresken: »The man from Hadleyburg« (1900), und den Roman »A Double-Barreled detective Story« (1902). Seine Schriften erschienen meist in deutschen Übersetzungen, in Auswahl von M. Busch (Leipz. 1876—1877), M. Jacobi (Stuttg. 1893 ff.), in Reclams Universal-Bibliothek u. a.

Clemens August, Kurfürst von Köln, Sohn Maximilian Emanuels, Kurfürsten von Bayern, geb. 16. Aug. 1700 in Brüssel, wo sein Vater damals als Gouverneur der Niederlande residierte, gest. 6. Febr. 1761 in Ehrenbreitstein, in Rom unter Leitung des Papstes Clemens XI. ausgebildet, ward 1719 Bischof von Paderborn und von Münster, 1723 als Nachfolger seines Oheims Joseph Clemens (s. Joseph 3) Kurfürst von Köln, 1724 Bischof von Hildesheim und Osnabrück und 1734 Großmeister des Deutschen Ordens. 1725 zum Priester geweiht, übernahm er die Regierung seiner geistlichen Fürstentümer. Gleich seinem Bruder Karl Albert schloß er sich an Frankreich an (Bündnisse 1734 und 1740). Die Erfolge der Verbündeten im Österreichischen Erbfolgekrieg zwangen ihn aber 1743, sich von seinem Bruder, seit 1742 Kaiser Karl VII., und Frankreich loszusagen. C. war einer der reichsten geistlichen Fürsten seiner Zeit und befriedigte seine Prachtliebe durch zahlreiche stattliche Bauten: das Schloß zu Brühl ist eins der schönsten Schlösser im Rokokostil. Die Regierung überließ er bei seiner Liebe zur Jagd und zum Reisen meist seinen Ministern. Sein Leben beschrieben v. Mering (Köln 1851) und H. J. Kappen (Münst. 1897).

Clemens Joseph, Kurfürst von Köln, s. Joseph 3).

Clemens Romānus, s. Clemens 1), S. 186.

Clemens von Alexandria (Titus Flavius), altkirchlicher Schriftsteller, ein vielgereister heidnischer Philosoph, trat erst im reifern Alter zum Christentum über und ward um 190 durch Vermittelung seines Lehres Pantänus Presbyter und Lehrer an der Katechetenschule in Alexandria (s. Alexandrinische Schule), nach dem Tode jenes Vorsteher derselben und als solcher Lehrer des Origenes. Die Christenverfolgung von 202 (203) vertrieb ihn aus Alexandrien, 211 war er in Kleinasien, vor 216 ist er, unbekannt wo, gestorben. Sein Hauptwerk bilden drei, durch den einheitlichen Grundgedanken einer stufenweisen Einführung in das Christentum verbundene und eine philosophisch freie Auffassung bekundende Schriften: »Ermahnungsrede an die Hellenen«, »Pädagog« und »Teppiche« (Stromata; vermischte Abhandlungen in 8 Büchern). Die letzte Gesamtausgabe besorgte Dindorf (Oxf. 1869, 4 Bde.); das besonders lehrreiche 7. Buch der »Teppiche« gab Mayor (Lond. 1902) nach Aufzeichnungen Horts mit reichem Kommentar heraus. »Ermahnungsrede« und »Pädagog« deutsch in der Bibliothek der Kirchenväter (Kempten 1875). Vgl. Kutter, Clemens Alexandrinus und das Neue Testament (Gießen 1897); E. de Faye, Clément d'Alexandrie (Par. 1898); Hitchcock, Clement of Alexandria (Lond. 1899).

Clemens Wenzeslaus, letzter Kurfürst von Trier, geb. 28. Sept. 1739, gest. 27. Juli 1812, Sohn Friedrich Augusts III., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, trat 1760 zu Wien in österreichischen Kriegsdienst, wählte aber körperlicher Gebrechen wegen den geistlichen Stand, ward 1763 Bischof von Freising und Regensburg, gab aber 1768 diese Bistümer ab, um Erzbischof und Kurfürst von Trier und Bischof von Augsburg zu werden; auch erhielt er später die gefürstete Propstei Ellwangen. Der Aufklärung nicht abgeneigt, förderte er in Trier das Schulwesen und hob durch ein Toleranzedikt (1783) sowie durch mancherlei gemeinnützige Anstalten Bildung und Wohlstand; doch war er für grundsätzliche Reform in kirchlichen Dingen nicht geeignet. Für seine Person einfach und anspruchslos, hielt er doch einen prächtigen Hofhalt und erbaute in Koblenz, seit 1786 seine Residenz, an Stelle des Ehrenbreitstein ein schönes Schloß. Erschreckt durch den Ausbruch der französischen Revolution, stellte er alle Reformen ein, bot aber den Emigranten und den flüchtigen Mitgliedern des ihm verwandten französischen Hofes eine Zufluchtsstätte: Koblenz ward der Mittelpunkt der französischen Royalisten. Im Lüneviller Frieden verlor er den linksrheinischen, größten Teil des Kurstaates, 1803 auch den Rest sowie Augsburg und Ellwangen. Mit 100,000 Gulden Pension zog er sich nach Oberdorf bei Bieſſenhofen zurück, wo er auch gestorben ist und begraben liegt. Vgl. Dominicus, Koblenz unter dem letzten Kurfürsten von Trier (Kobl. 1869).

Clément (spr. -mäng), 1) Jacques, der Mörder Heinrichs III., Königs von Frankreich, geb. 1564 in Sarbon bei Reims, ward als Dominikaner durch den Parteigeist der Ligue auf den Gedanken gebracht, den König, der vor dem aufrührerischen Paris stand, zu ermorden. Am 31. Juli 1589 in St.-Cloud als Überbringer wichtiger Nachrichten vor den König geführt, durchbohrte er ihn, während dieser den ihm dargereichten Brief las. Diener warfen C. zu Boden und töteten ihn. Der Leichnam ward zum Fenster hinausgestürzt, auf die Richtstätte geschleift, von vier Pferden zerrissen und dann verbrannt.

2) Jean Pierre, franz. Historiker und Staatsökonom, geb. 2. Juni 1809 in Draguignan, gest. 8. Nov. 1870 in Paris, ward 1855 Mitglied des In-

stitut de France und erwarb sich, außer durch seine rein historischen Arbeiten, besonders durch zahlreiche Schriften über die Finanzverhältnisse einen in der Wissenschaft geachteten Namen. Seine bedeutendsten Werke sind: die von der Akademie gekrönte »Histoire de la vie et de l'administration de Colbert« (1846; 3. Aufl. u. d. T.: »Histoire de C. et de son administration«, 1892, 2 Bde.), ferner »Le gouvernement de Louis XIV« (1848), die Fortsetzung des vorigen Werkes, die ihm den Preis Gobert einbrachte; »Jacques Cœur et Charles VII ou la France au XV. siècle« (1853, 3 Bde.; 4. Aufl. 1874, 2 Bde.); »Histoire du système protecteur en France depuis Colbert jusqu'à la révolution de 1848« (1854); »Portraits historiques« (1854); »Études financières et d'économie sociale« (1859); »Lettres, instructions et mémoires de Colbert« (1862—73, 7 Bde.; Nachtrag 1882); »La police sous Louis XIV« (1866); »Madame de Montespan et Louis XIV« (1868) u. a.

3) **Charles**, franz. Kunstschriftsteller, geb. 1821 in Rouen, gest. 4. Juli 1887 in Paris, war eine Zeitlang Konservator des Musée Napoléon III., lebte aber später ganz seinen Studien, deren Ergebnisse er besonders in der »Revue des Deux Mondes«, der »Gazette de beaux-arts« und im »Journal des Débats« veröffentlichte. Seine Hauptwerke sind: »Michel Ange, Léonard de Vinci, Raphaël« (1861, 4. Aufl. 1881; deutsch, Leipz. 1870); »Géricault« (1868, 3. Aufl. 1879); »Prud'hon, sa vie, ses œuvres et sa correspondance« (1872, 3. Aufl. 1880); »Léopold Robert d'après sa correspondance inédite« (1874); »Charles Gleyre« (1877); »Decamps« (1886).

4) **Felix**, Musikschriftsteller, geb. 13. Jan. 1822 in Paris, gest. daselbst 22. Jan. 1885, war Kapellmeister an verschiedenen Pariser Kirchen und machte sich durch Aufführung alter Chorgesänge bekannt. Außer Schulwerken für den kirchlichen Gesang, Übersetzungen alter Hymnen u. a. schrieb er: »Histoire de la musique religieuse« (Par. 1860); »Les musiciens célèbres depuis le XVI. siècle« (1868, 3. Aufl. 1879); »Histoire de la musique« (1885). Mit P. Larousse verfaßte er das »Dictionnaire lyrique«, ein Opernlexikon mit Inhaltsangaben (1869, mit vier Supplementen bis 1881; 2. Aufl. als »Dictionnaire des opéras«, von A. Pougin 1897) ꝛc.

Clementi, Muzio, Komponist, geb. 1752 in Rom, gest. 10. März 1832 zu Evesham in Warwickshire (England), war schon als Knabe von 14 Jahren durch tüchtige Lehrer (Buroni, Carpini, Santarelli) so weit vorgebildet, daß er die Bewunderung eines reichen Engländers (Bedford) erweckte, der die Sorge für seine fernere Zukunft übernahm und ihn 1766 nach London brachte. 1773 erschien seine erste Klaviersonate Op. 2 im Druck, 1777—80 fungierte er als Akkompagnist der Italienischen Oper, von 1780 an trat er als Klaviervirtuos öffentlich auf und begann seine Konzertreisen auf dem Kontinent und bestand unter andern 1781 ehrenvoll in Wien vor dem Kaiser einen Wettkampf mit Mozart. Das Klavierspiel und die Klavierkomposition erhielt durch C. einen ungeahnten Aufschwung, der in natürlichen und direkten Wechselbeziehungen zu dem Aufschwung des Pianofortebaues steht. C. selbst übernahm 1798 die früher Longman und Brodleripsche Pianofortefabrik, indem er sich mit F. W. Collard assoziierte, der die Fabrik später allein fortführte. Die Anbahnung einer der gesteigerten Klangfähigkeit der Instrumente entsprechenden Klaviertechnik ist Clementis persönliches Verdienst, und seine Klaviersonaten bilden ein hochwichtiges Zwischenglied zwischen Mozart und Beethoven; schon der spätere Haydn wandelte durchaus in den Bahnen Clementis. Das gesamte moderne Klavierspiel läuft auf C. zurück, zu dessen Schülern J. B. Cramer, Ludw. Berger, John Field, J. Moscheles und Fr. Kalkbrenner zählen. Seine Werke sind fast ausnahmslos für Klavier bestimmt, nämlich 106 Sonaten (davon 46 mit Begleitung von Violine oder Flöte und Violoncello), 2 Duos für zwei Klaviere, 4 Sonaten zu vier Händen, eine Toccata, 3 Kapricen, 24 Walzer, verschiedene andere Klavierstücke und der als Unterrichtswerk bis heute hochgeschätzte, ja unentbehrliche, in verschiedenen Neuausgaben (unter andern in Auswahl von Tausig, auch von Riemann) erschienene »Gradus ad Parnassum«. Seine Orchesterkompositionen sind nicht im Druck erschienen.

Clementia (lat.), Milde, Gnade, insbes. die Personifikation der Milde Cäsars, nach seiner Ermordung zur Göttin erhoben. Die in gleicher Weise vergöttlichte C. der Kaiser (C. Augusta) wurde der Juno ähnlich dargestellt mit Opferschale und Zepter. Später wurde C. zur bloßen Titulatur des Kaisers. Zuletzt trat an die Stelle der C. Augusta die C. temporum (»die Milde der Zeiten«).

Clementinae (Klementinen, auch Pseudoclementinae), s. Clemens 1), S. 186.

Clementinae constitutiones, s. Corpus juris.

Clemgia, Nebenfluß des Inn, s. Scarl.

Clent Hills, ein Hügelzug in Worcestershire (England), 307 m hoch.

Cleome *L.* (Pillenbaum), Gattung der Kapparidazeen, häufig drüsige Kräuter oder Halbsträucher mit meist zusammengesetzten Blättern und weißen, gelben oder roten, meist in Trauben stehenden Blüten und einfächeriger, vielsamiger Kapsel. 70 Arten in den tropischen und wärmern Gebieten beider Halbkugeln, besonders in Südamerika, Arabien und Ägypten. C. pentaphylla *L.* (Zwitterkapper), ein Sommergewächs in Ostindien und Mittelafrika, dessen frisch widrig riechendes Kraut durch Kochen die Schärfe verliert und ein gesundes Gemüse gibt. C. triphylla *L.*, ein Sommergewächs in Guinea und Senegambien, wird wie die vorige Art auch in Westindien angebaut und als antiskorbutisches Mittel benutzt. Auch bereitet man in Amerika Wein und Sirup daraus. Andre Arten werden als Zierpflanzen bei uns kultiviert. Von C. ornithopodioides *L.* (levantinischer Senf), in Arabien und den benachbarten Ländern, wird der Same wie Senf benutzt.

Cleonus, s. Hohlrüßler.

Clepsine, eine im Süßwasser sehr häufige Gattung der Blutegel.

Clere (franz., spr. klär, engl. Clerk, v. lat. clericus), eigentlich Geistlicher, und zwar jetzt nur noch subalterner Geistlicher; im Mittelalter, wo die Schreibkunst hauptsächlich von den Geistlichen geübt wurde, auch Schreiber, Kanzlist, Bureaubeamter (die Clercs bildeten im 13. und 14. Jahrh. in Paris eine besondere Gilde, s. Basoche). In Frankreich müssen diejenigen, die sich dem Beruf eines Anwalts, Huissiers oder Notars widmen, zu ihrer praktischen Ausbildung als Clercs mehrere Jahre hindurch arbeiten; diese Vorbereitungszeit wird Clericature genannt. In England und Nordamerika Schreiber, Aktuar, Sekretär. C. of the Parliaments ist im englischen Parlament der Titel desjenigen Beamten des Oberhauses, der unter Beihilfe eines C. Assistant und eines Reading C. ähnliche Obliegenheiten hat wie die Schriftführer im deutschen Reichstag. Er wird wie der eben-

falls von zwei Clerks assistant unterstützte C. of the House of Commons von der Krone ernannt.

Clerc (spr. klär, lat. Clericus), Jean, prot. Theolog, geb. 19. März 1657 in Genf, erhielt, zu den Arminianern übergetreten, 1684 die Professur der Philosophie und später auch den Lehrstuhl der Kirchengeschichte in Amsterdam, wo er 8. Jan. 1736 starb. Er entfaltete eine außerordentliche literarische Tätigkeit, die ihn in eine Menge gelehrter Streitigkeiten verwickelte.

Clerck, bei Tiernamen für Karl Clerck, geb. 1710, gest. 1765, Schüler Linnés, Maler; veröffentlichte: »Aranei Suecici« (Stockh. 1757); »Icones insectorum rariorum« (das. 1759); »Nomenclator rerum naturalium« (das. 1759).

Clerfait (spr. klärfä, Clairfayt), Karl Joseph de Croix, Graf von, österreich. Feldmarschall, geb. 14. Okt. 1733 auf Schloß Bruille im Hennegau, gest. 21. Juli 1798 in Wien, avancierte im Siebenjährigen Kriege zum Obersten, focht 1788—90 gegen die Türken und ward nach dem Siege bei Kalafat (27. Juli 1790) zum Feldzeugmeister befördert. 1792 warf er mit Beaulieu die Franzosen aus den Niederlanden zurück und erhielt dann dort statt des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen das Kommando gegen Dumouriez. Am 1. März 1793 überfiel er die Franzosen bei Aldenhoven, zwang sie zur Aufhebung der Belagerung von Maastricht und entschied 18. März bei Neerwinden den Sieg. 1794, nach der unglücklichen Schlacht bei Fleurus, die Prinz Koburg verlor, führte er die Armee in Ordnung auf das rechte Rheinufer. 1795 erhielt er als Reichsfeldzeugmeister den Oberbefehl über die österreichische und Reichsarmee am Mittel- und Niederrhein, schlug Jourdan 10. Okt. bei Höchst und warf ihn über den Rhein zurück; hierauf entsetzte er das von 70,000 Franzosen eingeschlossene Mainz und trieb den Feind über Ingelheim gegen Bingen und über Oppenheim bis nach Alzey. Auf einen Winterfeldzug nicht eingerichtet, schloß er 21. Dez. einen Waffenstillstand und kehrte im Januar 1796 nach Wien zurück. Wegen dieses Waffenstillstandes und Mißhelligkeiten mit dem Minister Thugut erhielt er den Oberbefehl nicht wieder, sondern die militärische Verwaltung Ungarns und trat in den Hofkriegsrat. Nach seinem Tod ehrte ihn die Stadt Wien durch ein Grabmal in Hernals. 1888 erhielt das österreichische Infanterieregiment Nr. 9 seinen Namen. Vgl. v. Vivenot, Thugut, C. und Wurmser (Wien 1869).

Clergé (franz., spr. -schē), Klerus, Geistlichkeit.

Clerica (lat.), die Tonsur.

Cléricature (franz., spr. -tür'), s. Clerc.

Clericus (lat.), kath. Geistlicher; c. clericum non decimat, ein Geistlicher nimmt von dem andern keinen Zehnten, sprichwörtlich soviel wie: Eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus.

Clerk (engl., spr. klark oder klörk), Schreiber, s. Clerc.

Clerkenwell (spr. klärken-uĕll), Stadtteil im O. Londons, zum Verwaltungsbezirk Finsbury gehörig, Hauptsitz der Uhrmacher und Juweliere, mit (1901) 63,704 Einw.

Clermont (spr. klärmóng, lat. Clarus mons oder Clarimontium), Name mehrerer Städte in Frankreich. 1) (C.-en-Beauvaisis oder C.-de-l'Oise) Arrondissementshauptstadt im Depart. Oise, 118 m ü. M., auf einer Anhöhe über der Brèche, Knotenpunkt an der Nordbahn, hat eine Kirche und ein Stadthaus aus dem 14. Jahrh., ein Zuchthaus für weibliche Sträflinge, an Stelle eines Schlosses, von dem noch ein Turm (aus dem 14. Jahrh.) erhalten ist, ein Irrenhaus (samt Filialen für 1400 Kranke), ein Collège, eine Bibliothek und (1901) 5723 Einw., die Filz- und Korsettfabrikation sowie Mastvieh- und Pferdehandel treiben. — C., Geburtsort Philipps des Schönen, war seit 1054 Sitz der Grafen von C., fiel aber 1218 an die französische Krone. Ludwig IX. übertrug die Grafschaft C. seinem Sohn Robert; später kam sie an das Haus Condé.

2) (C.-Ferrand) Hauptstadt des franz. Depart. Puy-de-Dôme, 407 m ü. M., auf einem Hügel in einer weiten, von Gebirgszügen umkränzten und vom Puy de Dôme beherrschten Ebene, Knotenpunkt an der Lyoner- und der Orléansbahn, hat meist enge, krumme und abschüssige Straßen. Unter den vorwiegend aus dunkler Lava aufgeführten Gebäuden sind die gotische Kathedrale, die 1248 begonnen und erst im 19. Jahrh. durch Ausbau der Westfassade und der zwei 108 m hohen Türme vollendet wurde (alte Glasmalereien), sowie die schöne, 1834 restaurierte Kirche Notre-Dame du Port (aus dem 11. Jahrh., im romanischen Stil), das Präfekturgebäude (ehemaliges Kloster von 1250), das neue Fakultätsgebäude und das moderne Rathaus (zugleich Gerichtsgebäude) namhaft zu machen. C. besitzt Denkmäler von Desaix und Pascal und eine schöne Fontaine (von 1515). Die Stadt zählt (1901) 47,943 (als Gemeinde 52,933) Einw., die besonders Teigwaren, kandierte Früchte, Kaffeesurrogate, Kerzen, chemische Produkte, Seilerwaren, Hüte, Maschinen 2c. erzeugen und bedeutenden Handel mit Getreide, Wein, Hanf, Obst, Vieh, Butter, Käse, Holz und Leder betreiben. In C. sind mehrere Mineralquellen mit Badeetablissements, darunter der stark inkrustierende Eisensäuerling St.-Allyre (18°). Die Stadt, der Geburtsort Gregors von Tours und Pascals, ist Sitz des 13. Korpskommandos, des Präfekten, eines Bischofs und eines Handelsgerichts. Zu den wissenschaftlichen Einrichtungen gehören Fakultäten für Naturwissenschaften und Literatur, eine medizinische Schule, ein Lyzeum, eine Normalschule für Lehrer und Lehrerinnen, mehrere Fachschulen, ein theologisches Seminar, eine Bibliothek (50,000 Bände), ein Kunst-, ein Altertums-, ein naturhistorisches und ein Handelsmuseum, ein botanischer Garten, eine Akademie der Wissenschaften und Künste; ferner hat C. eine Bankfiliale, eine Börse 2c. C. besteht aus zwei Teilen, deren einen das nordöstlich gelegene Montferrand mit einer Kirche aus dem 14. Jahrh. bildet. Zwischen beiden liegt das militärische Viertel mit ausgedehnten Kasernen. — C. war eine alte Stadt im Lande der Arverner, die den Namen Nemossus (Nemetum, d. h. Heiligtum) führte, bei den Römern aber Augustonemetum hieß. Ihren heutigen Namen hat sie nach einem Schloß, Clarus mons, der damaligen Zeit. 253 bekehrte St. Austramonius die Einwohner der Stadt zum Christentum und wurde der erste Inhaber des hier errichteten Bistums, 761 wurde die Stadt von den Franken unter Pippin, 976 durch die Normannen zerstört. Im Mittelalter wurden hier sieben Kirchenversammlungen gehalten, darunter das merkwürdige große Konzil von C. von 1095, wo Papst Urban II. den ersten Kreuzzug beschließen ließ. Später wurde C. Hauptstadt der Auvergne und von Katharina von Medici als Gräfin von Auvergne wieder genommen. Ludwig XIII. verband 1633 C. mit Montferrand und nannte die Stadt C.-Ferrand. Vgl. Tardieu, Histoire de la ville de C.-Ferrand (1873, 2 Bde.).

3) (C.-l'Hérault oder C.-de-Lodève) Stadt im franz. Depart. Hérault, Arrond. Lodève, an der Süd-

bahn, hat Schloßruinen, eine gotische Kirche (St.-Paul), ein Collège, ein Handelsgericht, eine Gewerbekammer und (1901) 5004 Einw., die besonders Militärtuch, Papier und Leder fabrizieren, auch Handel mit Getreide, Wein u. a. treiben. — 4) (C.-en-Argonne) Stadt im franz. Depart. Maas, Arrond. Verdun, 295 m ü. M., am Abhang einer Höhe über der Aire, Knotenpunkt an der Ostbahn, nahe dem Argonnerwald, hat Phosphatbrüche, Ziegelbrennerei und (1901) 997 Einw. C. war vormals die feste Hauptstadt der alten Grafschaft Clermontais, die 1564 der Bischof von Verdun an Karl II. von Lothringen, dieser aber 1641 an Ludwig XIII. abtrat. Ludwig XIV. ließ die Festungswerke schleifen und verlieh die Grafschaft dem Prinzen Condé.

Clermont-Ganneau (spr. klärmóng-ganno), Charles, franz. Orientalist, geb. 19. Febr. 1846 in Paris, war in Jerusalem und Konstantinopel als Dragoman, dann als Vizekonsul in Jaffa tätig, kehrte 1882 nach Paris zurück und wurde 1886 zum Konsul erster Klasse ernannt. Er schrieb: »La Palestine inconnue« (1876); »Études d'archéologie orientale« (Bd. 1, 1880—95; Bd. 2, 1896 ff.); »Les fraudes archéologiques en Palestine« (1885); »Recueil d'archéologie orientale« (bisher 5 Bde., 1888—1902); »Archaeological researches in Palestine during the years 1873—1874« (übersetzt von J. Macfarlane, Bd. 2, Lond. 1896); »Album d'antiquités orientales« (Lief. 1, Par. 1897) u. a. Seit 1900 leitet er die Herausgabe des »Répertoire d'épigraphie sémitique«.

Clermont-Tonnerre (spr. klärmóng-tonär), 1) Stanislas, Graf von, geb. 1747, gest. 10. Aug. 1792, Sprößling eines alten Adelsgeschlechts, dessen Stammsitz, Clermont, in der Gegend von Grenoble liegt, und das noch in mehreren Linien blüht, war vor der Revolution Oberst, trat 1789 als freisinniger, aber monarchistischer Abgeordneter des Adels in die Versammlung der Reichsstände. Um dem Jakobinerklub die Wage zu halten, gründete er mit Malouet u. a. den Klub der Freunde der Monarchie (Club des amis de la monarchie), der sich aber bald auflösen mußte. Auch das »Journal des impartiaux«, das er mit Fontanes herausgab, wurde nach zwei Monaten unterdrückt. Bei dem Sturze des Königtums wurde er von einem wütenden Volkshaufen ermordet. Eine Sammlung seiner politischen Schriften (»Recueil des opinions de Stanislas de C.«) erschien 1791 in 4 Bänden.

2) Aimé Marie Gaspard, Marquis von, franz. Minister, geb. 27. Nov. 1779 in Paris, gest. 8. Jan. 1865 auf seinem Schloß Glissolles, machte die Feldzüge in Italien, Deutschland und Spanien mit und ward 1808 Adjutant des Königs Joachim Murat von Neapel. Nach 1814 trat er in die französische Armee zurück, ward Maréchal de Camp und nach der zweiten Rückkehr des Königs Pair von Frankreich und Kommandeur der Gardekavallerie. Er stand auf seiten der gemäßigt konservativen Partei und ward 1820 unter Villèle Marineminister und Generalleutnant, 1823 Kriegsminister. Nach der Julirevolution zog er sich ins Privatleben zurück. Vgl. Rousset, Le marquis de C. (Par. 1885).

Clerodendron *L.* (Losbaum, Schicksalsbaum, Volkamerie oder Volkmannie), Gattung der Verbenazeen, Sträucher und Bäume mit großen, ganzen, selten gelappten, gegenständigen oder zu drei stehenden, gestielten Blättern, in achselständigen Cymon oder endständigen Rispen, Doldenrispen oder Köpfchen geordneten, meist wohlriechenden Blüten und vierfamiger Steinfrucht. Etwa 90 Arten in den wärmern Teilen der Alten Welt, seltener im tropischen Amerika. Beliebte Zierpflanzen sind: C. fragans *Willd.* (Volkameria fragans *Vent.*), mit 1—2 m hohem Stengel, filzigen Ästen, großen, herzförmigen, gezahnten, etwas filzigen Blättern und schönen weißen oder rötlichweißen, sehr wohlriechenden, meist gefüllten Blüten in dichten Doldentrauben, die nachts fast betäubend riechen, aus Japan, eine der ältesten Zierpflanzen und vortreffliche Zimmerpflanze, jetzt aber kaum noch in Kultur; C. squamatum (Volkameria Kaempheri *Willd.*), mit herzförmigen, ganzrandigen Blättern und schönen gelblich scharlachroten, in reichblumigen Rispen stehenden Blüten mit langen Staubgefäßen, aus China, Japan und Ostindien; C. foetidum *Bnge.* (C. Bungei *Steud.*), halbstrauchig, mit großen, herzförmigen Blättern und roten Blüten in dichten Doldentrauben, aus Nordchina.

Clerval (spr. -wall), Flecken im franz. Depart. Doubs, Arrond. Baume-les-Dames, am Doubs und an der Lyoner Bahn, mit Schloßruinen, Holzhandel und (1901) 1028 Einw. Hier fanden während des deutsch-französischen Krieges Gefechte 12. Nov. 1870 und 3. Jan. 1871 statt.

Cléry (C.-sur-Loire), Stadt im franz. Depart. Loiret, Arrond. Orléans, unweit der Loire, hat eine gotische Kirche (Notre-Dame) mit dem Grabmal Ludwigs XI. und (1901) 1182 (Gemeinde 2503) Einw.

Cles, Marktflecken in Südtirol, Hauptort des Nonsbergtales, 656 m ü. M., auf einer Hochebene über dem rechten Ufer des Noce, über den südöstlich von C. die neue St. Giustinabrücke führt, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine gotische Kirche, ein Schloß (16. Jahrh.), ein Franziskanerkloster, eine Spitzen- und Strohflechtschule, Seidenraupenzucht und Seidenindustrie, Ziegelei, Butterhandel und (1900) 2690 ital. Einwohner. In der Nähe Fundorte römischer Altertümer.

Clésinger (in Frankreich: klesängschē gesprochen), Jean Baptiste Auguste, franz. Bildhauer, geb. 22. Okt. 1814 in Besançon, gest. 7. Jan. 1883 in Paris, war erst Schüler seines Vaters und ging dann nach Italien. Nach seiner Rückkehr stellte er von 1843 an im Pariser Salon zuerst Porträtbüsten, dann auch größere Figuren aus, von denen die von einer Schlange gebissene Frau, die junge Nereïde und die Bacchantin den Künstler schnell bekannt machten. Er ging dabei von der französischen Bildhauerei des 17. und 18. Jahrh. aus; weiche Behandlung des Marmors und ein Hinarbeiten auf den sinnlichen, ja lüsternen Effekt hatte er diesen Vorbildern entnommen; daneben verschmähte er auch nicht ganz unkünstlerische Reizmittel, wie er seiner Phryne ein wirkliches, abnehmbares Juwelenhalsband umgehängt hatte. Da er hiermit den Neigungen des französischen Publikums entgegenkam, so erklären sich seine Erfolge. An monumentalem Formgefühl gebrach es ihm völlig. Von seinen übrigen Werken sind noch zu nennen: Sappho (1859), Cornelia mit ihren Kindern, ruhende Diana (1861), Faun, Bacchantin (1863), Kleopatra vor Cäsar (1869), Phryne vor dem Areopag, Tänzerin mit Kastagnetten, Ariadne auf dem Tiger, Entführung der Europa (1872). Vgl. A. Estignard, C., sa vie, ses œuvres (Par. 1900).

Clesse (spr. klääß), Antoine, belg. Liederdichter, geb. 30. Mai 1816 im Haag, gest. 9. März 1889 in Mons, trat in das Geschäft seines Vaters, eines Waffenschmiedes, ein, wurde durch das Studium von Boileaus »Art poétique« veranlaßt, sich in der Dichtkunst zu versuchen, und trat zuerst mit einigen Oden und

dramatischen Skizzen auf. 1839 erhielt er eine goldene Medaille für sein Gedicht »Godefroi de Bouillon«. 1840 veröffentlichte er ein größeres Gedicht: »Rubens«, 1841 das Lustspiel »Un poète«, dann »Poésies diverses«, in denen sich zuerst seine außergewöhnliche Begabung für das volkstümliche Lied offenbarte. Seine von Frömmigkeit, Vaterlandsliebe und Sittlichkeit getragenen Lieder sind Gemeingut des Volkes geworden. Sie erschienen als »Chansons« (1845—48), »Chansons nouvelles« (1848), »Chansons, édition complète avec les airs notés« (1866), »Nouvelles chansons et poésies« (1888).

Clethra *Gärtn.* (Laubheide, Scheineller), Gattung der Klethrazeen, Sträucher und Bäume mit abwechselnden ganzen Blättern, weißen Blüten in endständigen Trauben oder Rispen und dreifächeriger, vielsamiger Kapsel. Etwa 22 Arten in Nord- und Südamerika und in Ostasien. C. alnifolia *L.*, mit 1,5 m hohem Stamm, verkehrt-eiförmigen, gesägten Blättern und wohlriechenden Blüten, aus Nordamerika, wird mit einigen andern Arten in unsern Gärten als Ziersträuch kultiviert; ebenso C. arborea *Ait.*, ein schöner immergrüner, mit länglich-lanzettförmigen lederartigen Blättern und wohlriechenden Blüten in großen zusammengesetzten Endtrauben, auf Madeira. Das sehr feste Holz dient zu Spazierstöcken.

Cletus, nach der Papstsage der zweite oder dritte Nachfolger des Petrus auf dem römischen Bischofstuhl, ist identisch mit Anacletus I. (s. d.).

Clevedon (spr. klíwdŏn), Stadt in Sommersetshire (England), unweit Bristol, am Fuß des Dial Hill, mit alter Pfarrkirche, Seebädern u. (1901) 5898 Einw. Dabei Schloß Clevedon Court (14. Jahrh.) und Cadbury Camp, eine britische Verschanzung.

Cleveit, Mineral, s. Uranpecherz.

Cleveland (spr. klíwländ, »Felsenland«), ein meist wüster Hügelbezirk in Yorkshire (England), südlich vom Tees, früher fast nur wegen seiner Zucht von braunen Pferden berühmt, ist seit Entdeckung ungewöhnlich reicher Lager von Roteisenerz neben Steinkohlen ein Hauptsitz der englischen Eisen- und Stahlindustrie geworden. Middlesbrough ist Hauptort; außerdem liegen dort die Orte Guisborough, Skelton, Loftus, Normanby und Ormesby, sämtlich mit Eisen- und Stahlwerken.

Cleveland (spr. klíwländ), 1) Hauptstadt der Grafschaft Cuyahoga und größte Stadt im nordamerikan. Staat Ohio, 177 m ü. M. und 40 m über dem Eriesee, an der Mündung des Cuyahoga, macht mit seinen breiten, gut gepflasterten Straßen, seinen grünen Rasenplätzen und seinen zahlreichen Bäumen (daher Forest City, »Waldstadt«) einen sehr freundlichen Eindruck. Nennenswerte Gebäude sind Rathaus, Post- und Zollamt, Gerichtshof, das Gebäude der Society for Savings, Zuchthaus, Gefängnis und unter den 130 Kirchen die protestantische und katholische Kathedrale, unter den öffentlichen Parken der Lake View Park mit dem Mausoleum Garfields und der Wade Park mit dem Denkmal des Kommodore Perry. C. hat (1900) 381,768 Einw., worunter 124,631 im Ausland Geborne, und ist eine der bedeutendsten Fabrikstädte der Union. In 2927 gewerblichen Anlagen waren 1900: 58,810 Arbeiter beschäftigt, die Waren im Werte von 139,849,806 Doll. herstellten. Voran stehen 15 Eisen- und Stahlwerke (6915 Arbeiter, Produktion von 24,276,197 Doll.), 127 Gießereien und Maschinenbauanstalten (8658 Arbeiter, 15,428,053 Doll.), 10 Großschlächtereien und Verpackungsanstalten (577 Arbeiter, 7,514,470 Doll.). Bedeutend sind auch: Brauerei (10 Betriebe), Petroleumraffinerie, Kleiderverfertigung, Sägholzindustrie und Schiffbau. C. ist Sitz der Standard Oil Company und treibt von seinem trefflichen, durch zwei Wellenbrecher geschützten Hafen am Eriesee einen sehr bedeutenden Handel. 1899 betrug die Schiffahrtsbewegung 8350 Fahrzeuge oder 7,295,002 Ton., die Eisenerzzufuhr 3,662,137 und die Kohlenverschiffung 2,176,316 T. Die mächtigen Erzdocks der New York-, Pennsylvania- und Ohiobahn enthalten bisweilen 2 Mill. T. Eisenerz. In C. münden zehn Eisenbahnen; zahlreiche Brücken überschreiten den Cuyahoga, darunter ein 325 m langer Viadukt. Straßenbahnen durchziehen die Hauptstraßen nach allen Richtungen. Von Wohltätigkeitsanstalten sind ein Irrenhaus, ein städtisches Krankenhaus, das Marinehospital zu nennen. An höhern Schulen bestehen: eine Universität, ein Technikum (Case School of Applied Science), ein Frauenseminar u. a. Neben einer öffentlichen Bibliothek (106,000 Bände) gibt es eine Library Association, die ihren Sitz in der Case Hall, einem Prachtbau mit Bibliothek von 40,000 Bänden und Konzerthalle, hat. Unter den sechs größern Theatern ist auch ein deutsches. Mit Wasser wird die Stadt durch ein großartiges Pumpwerk aus dem Eriesee versorgt. Das steuerpflichtige Eigentum betrug 1900: 200 Mill., die städtische Schuld 14,121,530 Doll. C. wurde 1796 gegründet. Unweit der Stadt, auf dem Eriesee, schlug der Kommodore Perry 1814 die Engländer. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Bradley im SO. des nordamerikan. Staates Tennessee, mit Industrie in Eisen, Wolle und (1900) 3858 Einw.

Cleveland (spr. klíwländ). Den Titel Herzog von C. verlieh Karl II. 1679 seiner Maitresse Barbara Villiers, Tochter des irischen Viscount Grandison; als sie 1709 starb, ging er auf ihren Sohn Charles Fitzroy (gest. 1730) und dann auf dessen Sohn George Fitzroy (gest. 1774) über, die beide auch Herzöge von Southampton waren. 1827 wurde William Henry Vane, Graf von Darlington, ein Nachkomme des aus der Zeit der englischen Revolution bekannten Sir Henry Vane (s. d.), zum Marquis und 1836 zum Herzog von C. erhoben. Sein Sohn Harry George Vane, geb. 1803, der vierte Herzog von C., nahm 1835 den Familiennamen Powlett an und starb 22. Aug. 1891, womit der Herzogstitel erlosch.

Cleveland (spr. klíwländ), Grover, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 18. März 1837 in Caldwell, studierte die Rechte und ließ sich in New York als Advokat nieder. Nachdem er, zum Bürgermeister von Buffalo erwählt, die Verwaltung reorganisiert hatte, ward er als Gouverneur nach New York berufen und zeichnete sich hier durch Uneigennützigkeit, Energie und Verwaltungstalent aus. Deshalb ward er 1884 von der demokratischen Partei als Präsidentschaftskandidat aufgestellt und gegen Blaine gewählt. Er war bemüht, eine unparteiische Regierung zu führen, die Begehrlichkeit der demokratischen Partei zu zügeln und der Verschwendung der durch die Schutzzölle über Bedürfnis angeschwollenen Staatseinnahmen zu steuern; er legte daher 1887 gegen eine neue Pensionsbill sein Veto ein. Obwohl C. in der Fischereifrage energisch gegen England auftrat, so wurde er doch von seinen Gegnern so erfolgreich angegriffen, daß er 1888 nur 162 gegen 239 Stimmen erhielt. 1892 wurde er wiederum als demokratischer Präsidentschaftskandidat aufgestellt und zog 1. April 1893 aufs neue als Präsident ins Weiße Haus ein. Seine zweite Präsidentschaft verlief ohne beson-

dere Ereignisse, wurde aber, wie die erste, im Geiste strenger Unparteilichkeit verwaltet. Eine Auswahl seiner Schriften und Reden gab Parker heraus (New York 1892). Vgl. Welch, Life of G. C. (New York 1881); King, Life and public services of Grover C. (das. 1885); Whittle, Grover C. (das. 1896).

Cleven, Ort, s. Chiavenna.

Clewbai (spr. klū-), Meeresbucht an der Westküste von Irland, Grafschaft Mayo, etwa 16 km tief und 11 km breit, mit vielen Eilanden, unter denen die Insel Clare, an ihrer Mündung, am bedeutendsten ist. In ihrem Hintergrund liegen Westport und Newport. Am Südufer erhebt sich der Croagh Patrick zu

Clianthus, s. Donia. [765 m Höhe.

Cliché, s. Klischee, Klischieren.

Clichy (spr. klischi), 1) (C.-la-Garenne) Flecken im franz. Depart. Seine, Arrond. St.-Denis, nordwestlich von Paris, zwischen der Enceinte und dem rechten Seineufer, an der Westbahn und der Straßenbahn Paris-Gennevilliers gelegen, hat Fabriken für Stärke, Kautschuk, Glas, Konserven, Chemikalien ꝛc., Bleichereien und (1901) 39,521 Einw. C. war unter dem Namen Clippiăcum merowingische Residenz. 1612 war daselbst Vinzenz von Paul Priester. — 2) (C.-sous-Bois) Dorf im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Pontoise, 11 km nordöstlich von Paris, im Walde von Bondy, mit einem Schloß, einer Wallfahrtskapelle und (1901) 672 Einw., ein wichtiger Punkt bei der Zernierung von Paris 1870/71.

Cliens, Clientēla (lat.), s. Klient, Klientel.

Cliff-dwellings (engl., »Felsklippenwohnungen«), s. Amerikanische Altertümer, S. 432.

Clifford (spr. -förd), 1) Rosamunde, Tochter von Walter de C., Großtochter von Richard Fitz-Ponce, war die Geliebte König Heinrichs II., der sie um 1175 als solche anerkannte. Im Nonnenkloster Godstow bei Oxford ist sie begraben. Die Überlieferung, daß sie die Mutter zweier Söhne des Königs, des Erzbischofs Gottfried von York und des Grafen von Salisbury, Wilhelm Langschwert, gewesen sei, ist späten Ursprungs und unglaubwürdig. Gleichfalls ungeschichtlich, aber älter ist die Sage, der zufolge Rosamunde von Eleonore, Heinrichs Gemahlin, schwere Verfolgungen zu erdulden hatte und zu Woodstock verborgen gehalten wurde, bis Eleonore in Abwesenheit des Königs in das Schloß eindrang und sie durch Gift töten ließ. Ihr Schicksal war ein Lieblingsthema der altenglischen Volksdichtung und wurde auch von neuern Dichtern, wie Addison und Th. Körner, behandelt.

2) George C., Graf von Cumberland, geb. 8. Aug. 1558, gest. 30. Okt. 1605, zeichnete sich am Hof durch Pracht und Gewandtheit, besonders bei den Ritterspielen, so aus, daß ihm die Königin Elisabeth hohe Gunst schenkte und ihn zu ihrem Ritter erhob. 1586 gehörte er zu den Richtern im Prozeß der Maria Stuart. Während der Kämpfe Elisabeths gegen Spanien rüstete er mehrmals Kaperflotten aus, mit denen er feindliche Schiffe sowie die afrikanischen und westindischen Besitzungen Spaniens und Portugals angriff.

3) Thomas, Lord, geb. 1. Aug. 1630, gest. im Herbst 1673, ward 1660 Mitglied des Unterhauses, wirkte bei Karls II. Zurückberufung mit, zeichnete sich in dem Seekriege gegen die Holländer aus und ward 1666 zum Mitgliede des Geheimen Rates und 1668 zum Schatzmeister des Königs ernannt. Er war Mitglied des berüchtigten Cabalministeriums (s. d.) und wurde 1672 mit dem Titel Baron C. of Chudleigh zum Peer und zum Großschatzmeister von England erhoben, legte aber nach Annahme der Testakte sein Amt nieder. Ob und wann er zum Katholizismus übergetreten ist, läßt sich nicht mit Sicherheit ausmachen.

Clifford (spr. -förd, Clifford), George, engl. Gesandter in Holland, machte sich durch die Unterstützung, die er Linné gewährte, um die Naturwissenschaft verdient. Auf seinem Gut Hartecamp bei Haarlem hatte er den reichsten botanischen Garten in Europa, eine Menagerie vierfüßiger Tiere und Vögel, ein naturhistorisches Museum und ein Herbarium. Er wählte Linné zum Hausarzt und Aufseher seines Gartens und bestritt die Kosten der Herausgabe von dessen »Hortus Cliffortianus«. Er starb 1750.

Clifton (spr. kliff'n), 1) Vorstadt von Bristol, in reizender und gesunder Lage (s. Bristol 1). — 2) Dorf in der kanadischen Provinz Ontario, bei den Niagarafällen (s. Niagara).

Cliftonit, Pseudomorphose von Graphit nach Diamant (s. d.).

Clinanthium, Blütenlager, s. Blütenstand, S. 93.

Clinchant (spr. klängschäng), Justin, franz. General, geb. 24. Dez. 1820 in Thiaucourt (Meurthe), gest. 20. März 1881, trat 1841 ins Heer, ward nach der Schlacht von Solferino Oberstleutnant, zeichnete sich in Mexiko aus und befehligte 1870 eine Brigade im 3. Korps bei der Rheinarmee. Während der Kapitulation von Metz gelang es ihm, zu entkommen. Darauf erhielt er bei der Organisation der Bourbakischen Ostarmee das Kommando des 20. Armeekorps. Als Bourbaki 25. Jan. den Oberbefehl niederlegte, übernahm ihn C. und schloß, als er in Pontarlier den weitern Weg versperrt fand und Manteuffel bedingungslose Waffenstreckung forderte, mit dem schweizerischen General Herzog 1. Febr. eine Konvention, wonach er mit der 85,000 Mann starken Armee auf den Boden der Schweiz übertrat. Nach Unterzeichnung der Präliminarien von Versailles wurde er zum Kommandanten des 5. Korps in der Armee Mac Mahons ernannt und drang 23. Mai mit seinen Truppen in Paris ein. Bei der Reorganisation der Armee 1873 erhielt er das Kommando über ein Armeekorps und ward 1880 zum Gouverneur von Paris ernannt.

Clinch River (spr. klintsch riwwer), Fluß in den nordamerikan. Staaten Virginia und Tennessee, von den Clinch Mountains der südwestlichen Appalachen, nur bei Hochwasser schiffbar, mündet, 380 km lang, bei Kingston in den Tennessee.

Clinici (lat., »Bettlägerige«), in der alten Kirche Bezeichnung der auf dem Krankenbette durch Besprengung, nicht Untertauchung, Getauften.

Clinicum (lat.), soviel wie Klinik.

Clinton (spr. klint'n), 1) Hauptstadt und Bahnknotenpunkt der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikan. Staat Iowa, am Mississippi, mit 520 m langer Eisenbahnbrücke, Sägemühlen, Eisenbahnwerkstätten und (1900) 22,698 Einw. — 2) Fabrikstadt u. Bahnknotenpunkt in Massachusetts, am Nashuafluß, mit Fabrikation von Ginghams und Plaids und (1900) 13,667 Einw. — 3) Hauptort der Grafschaft Henry in Missouri, mit Zigarrenfabriken und (1900) 5061 Einw.

Clinton (spr. klint'n), Sir Henry, engl. General, geb. um 1738 als Enkel des sechsten Grafen von Lincoln, gest. 23. Dez. 1795, diente im Siebenjährigen Krieg in Deutschland und zeichnete sich 1775 im Kriege gegen die amerikanischen Kolonien durch die Einnahme von New York so aus, daß er 1778 an Stelle Howes das Oberkommando erhielt. Er mußte zwar vor Washington Philadelphia räumen, leitete

aber den Rückmarsch mit großer Geschicklichkeit. 1779 griff er die Südstaaten an und nahm im Mai 1780 Charleston, so daß Georgia und Südcarolina in den Händen der Engländer waren. Nachdem aber das Korps des Lord Cornwallis 19. Okt. 1781 zu Yorktown kapituliert hatte, legte C. 1782 den Oberbefehl nieder und kehrte nach England zurück. Er wurde 1790 ins Parlament gewählt, 1793 General und 1794 Gouverneur von Gibraltar. C. schrieb: »Narrative of Lieut. Gen. Sir Henry C. relative to his conduct during part of his command of the King's troops in North-America« (Lond. 1783).

Clintonīt, Mineral, s. Sprödglimmer.

Clintonschichten, s. Silurische Formation.

Clio, Muse, s. Kleio.

Clione *Pall.*, Gattung der Ruderschnecken, kleine Tiere mit nacktem, spindelförmigem Leib, deutlichem Kopf, zwei Paar Fühlern, einem Paar Flossen. C. limacina *Pall.* (Clio borealis *Brug.*), bis 4 cm lang, ist überaus häufig im Grönländischen Meer und bildet die gewöhnliche Nahrung mehrerer Raubfische, der Möwen und Walfische.

Clipĕus (lat.), ein runder eherner Schild, den im altrömischen Heer die zwei ersten Glieder der Phalanx führten; s. Schild.

Clippertoninsel, einsame, 6 qkm große Insel unter 10,5° nördl. Br., 109° westl. L. im östlichen Stillen Ozean, Frankreich gehörig, unbewohnt, aber reich an Guano.

Clique (franz., spr. klik, auch Koterie, »Klüngel«), eine von einer größern Gesamtheit sich absondernde Partei oder Genossenschaft, deren Mitglieder sich eng aneinander schließen, entweder weil sie sich besser und vornehmer dünken als die andern, oder weil sie besondere, in der Regel egoistische Absichten verfolgen, die deshalb ihr Interesse über alles andre setzen und es auf jede Weise, selbst auf Kosten der Wahrheit und durch Ränke, zu fördern suchen. In handelspolitischer Beziehung ist der Name Ring (s. d.) für solche Vereinigungen in Aufnahme gekommen.

Clissa (serbokroat. Klis), Dorf in Dalmatien, Bezirksh. Spalato, 360 m ü. M., zwischen dem Mosor- und dem Kozjakgebirge an der Straße von Spalato nach Sinj gelegen, mit alter Bergfeste und (1900) 1704 (als Gemeinde 4340) serbokroat. Einwohnern.

Clisson (spr. -ßóng), Stadt im franz. Depart. Niederloire, Arrond. Nantes, in schöner Lage an der Mündung der Moine in die Sèvre Nantaise, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Nantes–La Rochelle-Angoulême, hat imposante Ruinen eines 1793 im Vendéekriege zerstörten Schlosses mit Parkanlagen, Woll- und Baumwollspinnerei, Gerberei, Kerzenfabrikation und (1901) 2241 Einw.

Clisson (spr. -ßóng), Olivier de, franz. Ritter, geb. 1336 in der Bretagne, gest. 1407 auf seinem Schlosse Josselin, kämpfte im Dienste des Grafen von Montfort in der Schlacht von Auray (1364), trat 1368 zu den Franzosen über und ward Duguesclins Waffenbruder. Seiner Grausamkeit wegen hieß er der Schlächter (le boucher). Er vernichtete mit Duguesclin die Söldnerhaufen (grandes compagnies) und entriß den Engländern alles Gebiet nördlich der Garonne. 1380 wurde er Duguesclins Nachfolger als Connetable, entschied 1382 den Sieg bei Rosebeke über die Flämen und übte seitdem großen Einfluß auf König Karl VI.; nachdem dieser aber in Wahnsinn verfallen und es ruchbar geworden war, welche Reichtümer C. angehäuft, ward er 1392 vom Parlament zur Verbannung und zu 100,000 Mark Silber Strafe verurteilt. Vgl. Mazas, Vies des grands capitaines français, Bd. 3 (4. Aufl., Par. 1875); Lefranc, Olivier de C., connétable de France (das. 1898).

Clitellum, »Gürtel« des Regenwurms (s. d.).

Clitheroe (spr. klíbberō), Stadt (municipal borough) in Lancashire (England), in malerischer Lage am Ribble, oberhalb Preston, hat eine Burgruine, Lateinschule, Spinnereien, Kattundruckereien und (1901) 11,414 Einw. Östlich der Pendle Hill (553 m).

Clitopilus, s. Agaricus, S. 161.

Clitŏris, der Kitzler, s. Klitoris.

Clitumnus (jetzt Clitunno), ein mittelbarer, wegen seiner Klarheit gepriesener Nebenfluß des Tiber in Umbrien, an dessen Quelle zwischen Trebiae (Trevi) und Spoletium (Spoleto) ein Tempel des Flußgottes C. sowie zahlreiche Tempelchen geringerer Gottheiten standen. Die Gegend war sowohl durch ihre landschaftliche Schönheit als durch ihre Rinder von prächtiger weißer Farbe berühmt.

Clive (spr. klaiw'), Robert, Lord, Gründer der britischen Macht in Ostindien, geb. 29. Sept. 1725 zu Styche in Shropshire, gest. 22. Nov. 1774, trat 1743 als Schreiber in die Dienste der Ostindischen Kompagnie, die ihn nach Madras sandte. Hier vertauschte er die Feder mit dem Degen, wurde mit 21 Jahren Fähnrich, dann Kriegskommissar und eroberte 1751 die Hauptstadt des Nabobs von Karnatik mit 500 Mann gegen weit überlegene Streitkräfte. 1753 nach England heimgekehrt, trat er für den rotten-borough St. Michael ins Parlament; aber seine Wahl wurde kassiert. 1755 kehrte er als Oberstleutnant nach Ostindien zurück und zwang den Nabob von Bengalen, Surahjah Dowla, zum Frieden und zur Aufgabe des von ihm eroberten Kalkutta. Ein von demselben, abermals im Bunde mit Frankreich, zusammengebrachtes Heer von 15,000 Reitern und 40,000 Fußgängern schlug C. mit etwa 3000 Mann 23. Juni 1757 bei Plassey, eroberte die Hauptstadt von Bengalen, Murschidabad, und ernannte, nachdem der Nabob auf der Flucht getötet war, dessen Verwandten Mir Jaffier gegen Bezahlung einer ungeheuern Summe, von der C. 260,000 Pfd. Sterl. erhielt, zum Nachfolger. Dieser Sieg legte den Grund zur britischen Macht in Ostindien. C. kehrte 1760 nach England zurück, wurde 1762 zum irischen Peer mit dem Titel Baron C. von Plassey ernannt und 1761 ins Unterhaus gewählt. 1764 wurde er nach dem Ausbruch neuer Unruhen in Bengalen zum drittenmal mit außerordentlicher Vollmacht nach Ostindien gesandt. Bei seiner Ankunft 1765 war der Nabob von Audh schon geschlagen, und der Mogul hatte sich unter englischen Schutz begeben. C. ließ sich von letzterm mit den Provinzen Bengalen, Bihar und Orissa belehnen und gewann so der Kompagnie ein Gebiet mit mehr als 15 Mill. Einw. Nachdem er die Finanzen geordnet und die Verwaltung reorganisiert hatte, kehrte er im Januar 1767 mit ungeheuern Reichtümern nach England zurück. Hier wurde er im Unterhaus angeklagt, seine Vollmachten zu persönlicher Bereicherung mißbraucht zu haben. Zwar kam es nicht zu einem förmlichen Prozeß oder Tadelsvotum gegen ihn; doch verdüsterte die Anklage sein Gemüt, er ergab sich dem Opiumgenuß und machte seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende. Seine Nachkommen nahmen den Familiennamen Herbert an und führen seit 1804 den Titel Grafen von Powis. Seine Biographie schrieben Caraccioli (Lond. 1775—76, 4 Bde.), Malcolm (das. 1836, 3 Bde.), Gleig (neue Ausg. 1861), Sir

Ch. Wilson (1890), Malleson (1893) und Arbuthnot (1899). Vgl. auch den Essay von Macaulay, »Lord C.« (Sonderausgaben zuletzt 1900).

Clivia *Lindl.*, Gattung der Amaryllidazeen, ausdauernde Zwiebelgewächse mit langen, rinnenförmigen Blättern und glocken- oder röhrenförmigen Blüten in Dolden auf starken Schäften. Von den drei Arten am Kap wird am häufigsten C. miniata *Benth.* (Imantophyllum miniatum *Hook.*), mit mennigroten Blüten, in mehreren Varietäten im Gewächshaus und Zimmer kultiviert. Auch C. nobilis *Lindl.*, mit geneigten, röhrenförmigen, scharlachroten Blüten, ist sehr beliebt.

Clivia, neulat. Name der Stadt Kleve.

Clivometrie (griech.), Winkelmessung am Schädel.

Cloāca maxĭma, ein noch aus dem Altertum erhaltener unterirdischer Abzugskanal in Rom, s. Kloake.

Clodia, Schwester des P. Clodius Pulcher (s. Clodius 1).

Clodius, 1) P. C. Pulcher, einer der gewalttätigsten Parteiführer in der letzten Zeit der römischen Republik, aus dem patrizischen Geschlechte der Claudier, entwickelte seine Neigung zu Umtrieben schon in jungen Jahren, als er im Osten militärische Dienste tat. Unter Cäsars Konsulat erreichte er es 59 durch dessen Einfluß, daß er für 58 zum Volkstribunen gewählt wurde, nachdem er durch Adoption in den Plebejerstand übergetreten war (seitdem nannte er sich auch mit der plebejischen Namensform C. anstatt Claudius), und stellte als solcher, nachdem er durch eine Reihe andrer Gesetze teils die Macht der Senatspartei zu schwächen, teils die Volksgunst für sich zu gewinnen gesucht hatte, den Antrag, daß derjenige, der einen römischen Bürger ohne richterliches Verfahren getötet, geächtet werden solle. Gerichtet war dieser gegen Cicero, der gegen ihn in einem Prozeß gezeugt und ihn durch wiederholte Spottreden aufs neue gereizt hatte; zugleich aber handelte er damit im Interesse der Triumvirn, denen an der Entfernung des einflußreichen Vertreters der Senatspartei aus Rom damals viel gelegen sein mußte. Sein übriges Leben war teils durch die Feindschaft gegen Cicero, teils durch sein Verhältnis zu den Triumvirn, in erster Linie gegen Pompejus bestimmt, den er bald unterstützte, bald bekämpfte. An der Spitze einer gedungenen Gladiatorenbande verübte er die gröbsten Gewalttätigkeiten, und als sich Milo zum Vorkämpfer des Senats aufwarf, wurden in den Straßen Roms nicht selten förmliche Schlachten geliefert. Die Erbitterung war auf das höchste gestiegen, als sich für das Jahr 52 C. um die Prätur, Milo um das Konsulat bewarb; wie sie sich daher 19. Jan. 52 zufällig bei Bovillä auf der Appischen Straße begegneten, entstand zwischen ihrem Gefolge Streit, und die Folge davon war die Ermordung des C. — Des C. Schwester Clodia, ebenfalls mit Cicero verfeindet, von großer Schönheit, aber so sittenlos, daß sie den Spottnamen Quadrantaria (von quadrans, ein Viertel-As) erhielt und im Gerede als Gattenmörderin stand, zog den Dichter Catullus in ihre Netze und wurde von ihm als Lesbia verherrlicht.

2) Decimus C. Albinus, s. Albinus.

Clodius, Christian August, Philosoph und Dichter, geb. 1738 in Annaberg, gest. 30. Nov. 1784 in Leipzig, studierte daselbst Theologie und schöne Wissenschaften, wurde hier schon 1760 außerordentlicher, 1764 ordentlicher Professor der Philosophie und erhielt 1782 den Lehrstuhl der Dichtkunst und Beredsamkeit. Seine Werke erschienen gesammelt u. d. T.: »Neue vermischte Schriften« (Leipz. 1780—87, 6 Bde.). Goethe verspottete als Leipziger Student in einem Gedicht C.' Lustspiel »Medon, oder die Rache des Weisen« (Leipz. 1768) sowie den Prolog zur Eröffnung des neuen Theaters in Leipzig (1766) und berichtet über ihn ausführlich in »Dichtung und Wahrheit«.

Clodt-Jürgensburg, 1) Peter, Baron von, russ. Bildhauer, geb. 29. Mai 1805 in Reval, gest. 20. Nov. 1867 in Petersburg, trat in die Artillerieschule zu Petersburg ein und avancierte bald zum Offizier; doch siegte die Liebe zur Kunst, und wie er schon als Knabe am Studium des Pferdes sein größtes Wohlgefallen gehabt, so neigte er sich jetzt vorwiegend der künstlerischen Darstellung des Pferdes zu. Er trat als Schüler in die Petersburger Akademie der Künste ein, und seine Pferdestudien fanden bald allgemeine Anerkennung. Besonders liebte er es, das sich bäumende, ankämpfende Pferd darzustellen. Auf der 1838 errichteten Triumfalnaja Worota (Siegespforte) in Petersburg sind die vier wild dahinbrausenden Rosse der Quadriga sein Werk. Auch die zwei kolossalen Gruppen der Rossebändiger auf der auf dem Newskij-Prospekt in Petersburg befindlichen Anitschkowschen Brücke sind von C. modelliert. Eine Nachbildung von zweien von ihnen, ein Geschenk des Kaisers Nikolaus I., befindet sich in Berlin vor dem königlichen Schloß auf der Terrasse am Lustgarten (s. Tafel »Bildhauerkunst XV«, Fig. 7). Von ihm ist auch die 6 m hohe Reiterstatue des Kaisers Nikolaus in St. Petersburg.

2) Michael Konstantinowitsch, russ. Maler, geb. 1832 in Petersburg, bildete sich auf der dortigen Akademie zum Landschaftsmaler aus und wurde 1864 Professor der Akademie. Die Motive zu seinen Landschaften, die durch feine Lichtwirkung ausgezeichnet sind, entlehnt er der russischen Heimat (Straße im Herbstregen, Rückkehr vom Feld, Ebene mit Viehherde, Ansicht der Wolga bei Simbirsk u. a.).

3) Michael Petrowitsch, russ. Maler, Sohn von C. 1), geb. 1835 in Petersburg, studierte auf der dortigen Akademie, deren Mitglied er 1867 wurde. Von seinen durch Tiefe der Empfindung ausgezeichneten Genrebildern sind zu nennen: der Antiquar, der Märtyrer, der Besuch bei den Gefangenen, der letzte Frühling, Gebet vor der Taufe und Nähzimmer im Franziskanerkloster.

Cloghanns (spr. klógg-hanns), englisch-irische Bezeichnung für gewisse prähistorische Wohnstätten.

Clogher (spr. klocher), Dorf in der irischen Grafschaft Tyrone, mit protest. Kathedrale, früher von Bedeutung, jetzt ein armer Ort von 240 Einw.

Cloïn, soviel wie Nitroglyzerin.

Cloisonné (franz., spr. kloasonné), s. Emailmalerei.

Clŏlia, eine röm. Jungfrau, war nach der römischen Sage dem König Porsena als Geisel ausgeliefert, kehrte aber heimlich zu den Ihrigen zurück, indem sie den Tiber durchschwamm; sie wurde vom Senat zurückgeschickt, aber von Porsena in Anerkennung ihres Mutes wieder freigegeben. Eine Reiterstatue in Rom (auf der sacra via) erhielt ihr Andenken.

Clonakilty, Stadt in der irischen Grafschaft Cork, an der gleichnamigen Bai, südwestlich von Bandon, mit Küstenhandel, Fischerei und (1891) 3221 Einw. Der Hafen ist durch eine Barre mit nur 3,6 m Wasser geschlossen.

Clones (spr. klōns), Stadt in der irischen Grafschaft Monaghan, am Finn, mit Klosterruinen aus dem 5. Jahrh. und (1891) 2032 Einw.

Clonmel, Hauptstadt (municipal borough) des Südbezirks der irischen Grafschaft Tipperary, am

schiffbaren Suir, ist in einem reizenden Tal gelegen, hat einen Gerichtshof, eine Lateinschule, ein Irrenhaus, Handel mit Landesprodukten und (1891) 8480 Einw. Die Festungswerke wurden 1650 von Cromwell geschleift. Die Stadt ist Geburtsort des Dichters Lawrence Sterne.

Clontárf, Vorstadt von Dublin, nordöstlich davon am Meer gelegen, mit altem Schloß, Seebädern und (1891) 5104 Einw. Hier erfocht Brian Boroimhe 1014 seinen letzten Sieg über die Dänen.

Cloots, Jean Baptiste du Val de Grâce, Baron von, gewöhnlich Anacharsis C. genannt, einer der seltsamsten Schwärmer während der französischen Revolution, geb. 24. Juni 1755 auf Schloß Gnadenthal bei Kleve, gest. 24. März 1794, wurde vom elften Jahr an zu Paris erzogen. Das Studium der alten Schriftsteller begeisterte ihn für die Vereinigung aller Völker zu einer Familie. Die französische Revolution schien ihm die Verwirklichung dieses Ideals zu verheißen; im Namen aller Völker überreichte er der Nationalversammlung eine Dankadresse für die Erhebung gegen die Tyrannen. Seitdem nannte er sich den Redner des Menschengeschlechts (orateur du genre humain) und betrieb die Verbreitung der Revolution in den Nachbarlanden sowie die Ersetzung des Christentums durch die Vernunftreligion. In den Fall Héberts verwickelt, ward er verhaftet und hingerichtet. Er hinterließ eine Menge Schriften, darunter: »Certitude des preuves du Mohamétanisme« (Lond. 1780); »L'orateur du genre humain, ou dépêches du prussien Cloots au prussien Herzberg« (1791) und »Base constitutionnelle de la république du genre humain« (1793). Vgl. G. Avenel, Anacharsis C., orateur du genre humain (Par. 1865, 2 Bde.).

Closen, Karl, Freiherr von, bayr. Staatsmann, geb. 1786 in Zweibrücken, gest. 19. Sept. 1856 auf seinem Gut Gern bei Eggenfelden, Sohn Ludwig v. Closens (geb. 1755, gest. 1830), der im amerikanischen Freiheitskrieg 1780—83 als Adjutant Rochambeaus unter Washington focht und später in französischen Diensten bis zum Maréchal de Camp aufrückte. C. studierte 1802—1804 in Wien und Landshut, ward 1814 Kreisrat, machte den Feldzug von 1814 unter Wrede mit, wurde 1817 Regierungsrat im Ministerium des Innern, 1819 Ministerialrat, aber wegen seiner liberalen Opposition in Ruhestand versetzt. 1831 verweigerte ihm, dem Abgeordneten der adligen Gutsbesitzer, die Regierung den Eintritt in die Kammer. 1833 wegen Majestätsbeleidigung angeklagt, wurde er erst 1839 freigesprochen. Wieder als Abgeordneter zugelassen, wirkte er 1846—48 vermittelnd. Er wurde im Vorparlament zu Frankfurt zum Mitgliede des Fünfzigerausschusses gewählt, wohnte aber nur wenigen Sitzungen bei, da ihn König Maximilian II. zum Bundestagsgesandten, dann zum Bevollmächtigten bei der Zentralgewalt ernannte. Nach dem Rücktritte des bayrischen Märzministeriums wurde er außerordentlicher Staatsrat. Er schrieb: »Kritische Zusammensetzung der bayrischen Landkulturgesetze« (Münch. 1818); »Die Armee als militärische Bildungsanstalt der Nation« (das. 1850, Zusätze 1851); »Die preußische Landwehr« (das. 1855).

Closener, Fritsche (Friedrich), Straßburger Chronist der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., war geistlichen Standes und starb 1384. Seine Chronik (bis 1362) ist eine der frühesten in deutscher Sprache und der erste Versuch, die Geschichte einer einzelnen Stadt an die Reichsgeschichte anzuknüpfen. Er schreibt anschaulich und belehrend, der Ausdruck ist einfach, das Urteil verständig. Das Original der verloren geglaubten Chronik wurde von Strobel zu Paris wieder aufgefunden und in der Bibliothek des Stuttgarter Literarischen Vereins (1843, Bd. 1), dann von Hegel in den »Chroniken der deutschen Städte« (»Straßburg«, Bd. 1, Leipz. 1870) herausgegeben. Vgl. Schneegans, Notice sur C. et Königshoven (Straßb. 1842); Schulte in den »Straßburger Studien« 1882, Heft 2 u. 3.

Clostridium (lat.), die Spindelform, die an den Enden abgerundete Stäbchenbakterien annehmen, wenn es bei der Ausbildung der mittelständigen Sporen zu einer Auftreibung des Stäbchens kommt.

Clos Vougeot, Le (spr. klo wuschoh), berühmte Weinberglage im franz. Depart. Côte-d'Or, 11 km südlich von Dijon, ca. 50 Hektar umfassend, erzeugt den trefflichsten Burgunderwein, wurde im 12. Jahrh. von der Abtei Cîteaux angepflanzt.

Clot (spr. klo), Antoine (Clot Bei), Mediziner, geb. 7. Nov. 1793 in Grenoble, gest. 28. Aug. 1868 in Marseille, studierte in Montpellier, war dann Arzt in Marseille und ging 1822 nach Ägypten. In Kairo errichtete er den Gesundheitsrat des Heeres und zu Abu Zabel eine medizinische Lehranstalt, an der er selbst die Chirurgie und die chirurgische Klinik übernahm; ferner gründete er daselbst eine Apotheker- und Veterinärschule und ein Hebammeninstitut. 1832 wurde er zum Bei ernannt. C. ordnete auch den Sanitätsdienst der ägyptischen Marine, wurde 1836 Generalstabsarzt der Armee und Chef des gesamten Medizinalwesens und nahm seinen Wohnsitz in Kairo, wohin auch 1837 die Unterrichtsanstalten verlegt wurden. Nach Mehemed Alis Tod ging er nach Marseille, kehrte jedoch 1854 nach Ägypten zurück und wurde 1855 Leibarzt des Vizekönigs Said Pascha. C. schrieb: »Compte rendu des travaux de l'école de médecine d'Abou-Zabel 1827—1832, etc.« (Marseille 1832—33); »Relation des épidémies de choléra-morbus qui ont regné à l'Heggiaz, à Suez et en Égypte« (das. 1832); »De la peste observée en Égypte« (Par. 1840); »Aperçu général sur l'Égypte« (das. 1840, 2 Bde.); »Coup d'œil sur la peste et les quarantaines« (das. 1851); »Méhémet Ali, vice-roi d'Égypte« (Marseille 1862); »De l'ophthalmie, du trichiasis, de l'entropion et de la cataracte observés en Égypte« (Par. 1864); »Derniers mots sur la non-contagion de la peste« (Marseille 1866).

Cloth (engl.), halbwollener Futterstoff mit 45 Ketten- u. 70 Schußfäden auf 1 cm, Kette Baumwollengarn Nr. 30 engl., Schuß Kammgarn Nr. 74 einfach, Bindung fünfschäftiger Atlas (s. Abbild.).

Clotho ariëtans, s. Puffotter.

Clotilde, Gemahlin des Prinzen Napoleon, s. Bonaparte 4 d), S. 197.

Clôture (franz., spr. -tür'), Schluß, insbes. in der parlamentarischen Sprache Frankreichs und Englands Schluß der Verhandlung; auch der hierauf gerichtete Antrag (Schlußantrag). Über C. auf französischen Kurszetteln s. Kurs.

Clou (franz., spr. klu), Nagel, figürlich ein Nagel, der alles zusammenhält, das Glanzstück einer Ausstellung, einer Sammlung, eines Museums ꝛc.

Clou de Biskra (franz., spr. klu), soviel wie Aleppobeule (s. d.).

Cloué (spr. klué), Georges Charles, franz. Admiral, geb. 20. Aug. 1817, gest. 25. Dez. 1889, trat 1832 in die Marine ein, ward 1867 als Konteradmiral zum Gouverneur von Martinique ernannt und

erhielt 1874 den Rang eines Vizeadmirals und die Seepräfektur in Cherbourg. Darauf war er Chef des hydrographischen Bureaus und 1880—81 Marineminister. Er schrieb: »Renseignements hydrographiques sur la mer d'Azof« (1856); »Pilote de Terre-Neuve« (1870, 2 Bde.); »Le filage de l'huile, son action sur les brisants de la mer« (3. Aufl. 1887) u. a. Vgl. Buchard, L'amiral C. (Par. 1893).

Clouet (spr. klué), 1) François, franz. Maler, Sohn des niederländischen Malers Jean C., der sich zu Tours und dann zu Paris niedergelassen. Dieser wurde nach seinem Vornamen Janet (eigentlich Jehannet) genannt, welcher Name auf den Sohn überging. François ward um 1510 in Tours geboren, erhielt 1541 das französische Bürgerrecht, war Hofmaler von Franz I., Heinrich II. und Karl IX. und starb um 1572. Seine Hauptwerke sind: das Bildnis der Katharina von Medici mit ihren vier Kindern, zu Howard Castle in England, und das Bildnis Karls IX. im Hofmuseum zu Wien. Das Louvre zu Paris besitzt die Bildnisse Karls IX. und der Elisabeth von Österreich. Eine Sammlung von 88 mit schwarzer und roter Kreide gezeichneten Bildnissen von Mitgliedern des französischen Hofes befindet sich in Howard Castle. Clouets Gemälde tragen deutlich die Spur seiner niederländischen Abkunft an sich. Mit Holbein, dem seine Bilder häufig zugeschrieben werden, kann er sich nicht messen.

2) (Clouwet, Clowet) Peter, niederländ. Kupferstecher, geb. 1606 in Antwerpen, besuchte Italien und Frankreich und kehrte dann in seine Vaterstadt zurück, wo er 1677 starb. Er hat nach Rubens, van Dyck und Diepenbeeck gestochen. Seine besten Blätter sind: Herodias mit dem Haupt Johannis des Täufers, der Liebesgarten, die Kreuzabnahme, St. Michael, der den Teufel bekämpft, nach Rubens und eine Madonna mit dem Kinde nach van Dyck.

3) Albert, Kupferstecher, Neffe des vorigen, geb. 1624 in Antwerpen, gest. daselbst 1687, bildete sich in Rom unter Bloemaert und lebte lange hier. Das beste seiner Blätter historischen Inhalts ist die Empfängnis der heiligen Jungfrau nach P. da Cortona. Auch hat er eine Menge Bildnisse gestochen.

Clough (spr. klaff), Arthur Hugh, Dichter, geb. 1819 in Liverpool, gest. 1861 auf einer Reise in Florenz, wurde in Rugby erzogen, studierte in Oxford, gewann 1841 eine Fellowship in Oriel College, folgte mit Interesse der Oxforder Bewegung, trat aber nicht zum Katholizismus über, sondern ging nach Paris, um die Früchte der Julirevolution zu sehen, und war in Rom während der Belagerung durch die Franzosen im Juli 1849. Später wurde er Sekretär bei der Militärerziehungskommission. Er schrieb: »The bothie of Tober-na-Vuolich« (Oxford 1848), ein Idyll in Hexametern, das einen Ferienaufenthalt in Hochschottland schildert, und die »Amours de voyage«, in denen er seine Erlebnisse des Jahres 1849 festhielt. Cloughs Verse spiegeln einen edlen Charakter, oft mit einem frischen Humor, immer mit hohem Empfinden, aber jedesmal abfallend in elegische Passivität. Nach seinem Tod erschienen »Poems, with a memoir« (von Palgrave, Lond. 1862) und »Poems and prose remains, with letters and a memoir« (hrsg. von seiner Witwe, das. 1869, 2 Bde.; neue Ausg. 1883—88). Vgl. Waddington, Arthur Hugh C. (Lond. 1882).

Clouwet, s. Clouet 2).

Clove (spr. klow'), Wollgewicht in England zu 7 Pfund Avdp., = 3,175 kg; auch Butter- oder Käsegewicht für Essex, = 3,628 kg.

Clovio, Giulio, zubenannt Macedo, Miniaturmaler, geb. 1498 zu Grizane in Kroatien, gest. 1578 in Rom, bildete sich 1516—19 in Italien in der Miniaturmalerei im Anschluß an Raffael und Michelangelo aus und wurde 1524 von König Ludwig II. von Ungarn nach Ofen als Hofmaler berufen. Hier blieb C. bis zur Schlacht von Mohács und kehrte dann nach Italien zurück. In Rom 1527 in die Gefangenschaft der Söldner Karls von Bourbon geraten, tat er das Gelübde, daß er, wenn er die Freiheit wieder erhalten sollte, der Welt entsagen wollte. Er ward demzufolge 1528 Mönch, ließ aber nach 3 Jahren sein Klostergelübde lösen und war dann für den Kardinal Grimani tätig, für den er unter anderm ein lateinisches Meßbuch (gegenwärtig im Besitz des Lords Holford in England) und ein Manuskript der Gedichte Petrarcas mit prächtigen Bildern versah (in der Bibliothek der Familie Trivulzio in Mailand). Der Kardinal Alessandro Farnese berief ihn im Namen des Papstes Paul III. 1540 nach Rom. Hier stattete C. Psalmen- und Meßbücher mit Miniaturen aus und lieferte auch selbständige Gemälde in dieser Art. Für Philipp II. von Spanien schmückte er ein Manuskript mit zwölf Szenen aus dem Leben Karls V. (jetzt im Britischen Museum zu London) und für den König von Portugal, Johann III., ein Psalmenbuch, wofür er 2000 Golddukaten erhielt. Sein bestes Werk, das er 1549 nach neunjähriger Arbeit vollendete, ist ein kleines Gebetbüchlein, dessen Einband Benvenuto Cellini besorgte. Dieses mit vielen Edelsteinen geschmückte und auf mehr als 30,000 Dukaten geschätzte Kunstwerk befindet sich in der Bibliothek des Museo Nazionale in Neapel. Vgl. J. v. Kukuljević-Sakcinski, Das Leben des G. C. (deutsch, Agram 1852); Bradley, The life, times and works of G. C. (Lond. 1891).

Clovis (franz., spr. -wīs), soviel wie Chlodwig.

Clown (engl., spr. klaun), Bauer, Tölpel, Rüpel; der Lustigmacher der englischen Bühne, dem deutschen Hanswurst verwandt. Er durfte früher selbst in Tragödien nicht fehlen und hatte das Recht, zu improvisieren. Später wurde er in das Nachspiel und endlich, mit Ausnahme der Shakespeareschen Stücke, in die Pantomime und in die Seiltänzerbude verwiesen. Von da ist er in den Zirkus übergegangen, worin er sich zu einer großen Vielseitigkeit entwickelt hat, indem er nicht bloß den Spaßmacher und den gehänselten Tölpel (in Berlin »August« genannt) spielt, sondern sich auch als Gymnastiker, Jongleur, Musikkomiker, Tierdresseur u. dgl. m. hervortut.

Cloyne (spr. kleun), alte Stadt in der irischen Grafschaft Cork, mit einer Kathedrale, 30 m hohem Rundturm und 1400 Einw.

Club (engl., spr. klöb), s. Klub.

Clugny (spr. klüni), Stadt, s. Cluny.

Clumber-Spaniel, s. Hund.

Cluniacenser, Kongregation von Cluny, s. Cluny.

Cluny (Clugny, spr. klüni, lat. Cluniacum), Stadt im franz. Depart. Saône-et-Loire, Arrond. Mâcon, an der Grosne (Nebenfluß der Saône), Knotenpunkt an der Lyoner Bahn, hat eine berühmte ehemalige Benediktinerabtei, in der sich gegenwärtig eine Gewerbeschule befindet, Reste der romanischen Abteikirche, mehrere andre Kirchen, eine Bibliothek, ein Museum und (1901) 3481 Einw., die Papierfabrikation und Töpferei betreiben. — Die Abtei C. wurde vom Herzog Wilhelm von Aquitanien gestiftet und dem aus burgundischem Grafengeschlecht stammenden Abt Berno (910) übergeben, der die Klosterzucht nach der

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Benediktinerregel wiederherstellte. Seinen und seiner Nachfolger, besonders Odo (927—941), Odilo (994—1049) und Hugo (1049—1109), energischen Bestrebungen verdankt C. seinen großen Ruf. Neue Klöster wurden von C. aus angelegt, alte reformiert, und so entstand im Benediktinerorden die Kongregation von C., der Orden der Cluniacenser, d. h. eine Vereinigung vieler Klöster unter dem Abt von C. als dem gemeinsamen Oberhaupte. Die Statuten dieser Kongregation, Consuetudines genannt, regelten das klösterliche Leben bis in seine kleinsten Einzelheiten und ließen, indem sie Kleidung, Speise, selbst die Erholung durch Vorschriften ordneten, der individuellen Entwickelung gar keinen Spielraum. Bezeichnend ist besonders das Gebot des Schweigens an bestimmten Orten und zu gewissen Zeiten. C. wurde der Ausgangspunkt der auf Befreiung der Kirche von der Herrschaft des Staates und insbes. des Kaisertums gerichteten Reformation, die durch den aus den Cluniacensern hervorgegangenen Papst Gregor VII. ihre Verwirklichung fand. Ihre Gunst bezeigten die Päpste durch die zahlreichen der Kongregation und den Äbten verliehenen Privilegien und Auszeichnungen, durch welche die letztern den Bischöfen gleichgestellt und dem römischen Stuhl unmittelbar verpflichtet wurden. Allmählich stellte sich, zumal bei zunehmendem Reichtum, Verweltlichung ein, welcher der Abt Pontius (1109—22) Vorschub leistete, während Petrus Venerabilis (1122—56) ihr entgegenwirkte. Spätere Reformversuche scheiterten an der unbezwingbaren Zuchtlosigkeit der Cluniacenser; 1528 geriet der Orden für fast ein Jahrhundert in vollständige Abhängigkeit von der Familie Guise. Richelieus Versuch, 1634 die Cluniacenser mit den Maurinern (s. Benediktiner) in einer Kongregation vom heil. Benedikt zu vereinigen, mißglückte. Reformierte und nichtreformierte Cluniacenser teilten sich, bis 1790 Abtei und Orden aufgehoben wurden. Die Tracht der Cluniacenser war schwarz. Der von den Äbten von C. in Paris erbaute Palast, das Hôtel de C., ward 1833 von Du Sommérard zur Aufstellung seiner Sammlung von mittelalterlichen Kunstgegenständen erworben und ging 1842 mit dieser (Musée de C.) an den Staat über. Vgl. Champly, Histoire de l'abbaye de C. (2. Aufl., Mâcon 1879); Penjon, C., la ville et l'abbaye (2. Aufl., Cluny 1884); Sackur, Die Cluniacenser in ihrer kirchlichen und allgemeingeschichtlichen Wirksamkeit bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts (Halle 1892—94, 2 Bde.); auch die bei »Benediktiner« angeführten Werke.

Clupĕa, Hering; Clupeïdae (Heringe), Familie der Fische (s. d.).

Clupĕus (lat.), s. Schild.

Cluse-et-Mijoux, La (spr. klüs-e-mischū), Dorf im franz. Depart. Doubs, Arrond. Pontarlier, 850 m ü. M., in einer Schlucht am rechten Ufer des Doubs, an der Straße und Eisenbahn von Pontarlier nach Neuchâtel, die von den unfern gelegenen Forts Joux und Larmont beherrscht werden, mit (1901) 913 Einw. Hier 1. Febr. 1871 ein Gefecht zwischen Franzosen und Deutschen.

Cluseret (spr. klüsrä), Gustave Paul, franz. Kommunist, geb. 13. Juni 1823 in Paris, gest. 21. Aug. 1900 bei Toulon, wurde 1843 Unterleutnant und zeichnete sich bei Bekämpfung des Juniaufstandes von 1848 aus. Er machte den Krimkrieg mit und diente dann in Afrika, nahm aber seinen Abschied und begab sich mit einer Schar Freiwilliger nach Italien, um Garibaldi bei der Eroberung Neapels beizustehen, trat 1861 als Oberst einer Freiwilligenschar in die Unionsarmee ein und ward Adjutant Mac Clellans und 1862 General. 1868 kehrte er nach Frankreich zurück und wurde Mitarbeiter mehrerer radikaler Blätter, sah sich aber durch gerichtliche Anklagen veranlaßt, nach England überzusiedeln. Nach der Revolution vom 4. Sept. 1870 ging er nach Lyon und Marseille, wo er vergeblich den sozialistischen Aufstand zu organisieren suchte. Als der Aufstand der Kommune in Paris 18. März 1871 ausbrach, eilte er dorthin, wurde 2. April zum Delegierten des Kriegswesens ernannt und leitete die Angriffe auf die Versailler Truppen 3. und 4. April, die mit einer Niederlage der Aufständischen endigten. Das Zentralkomitee behandelte er verächtlich. Er wurde daher der Bestechung durch die Versailler Regierung beschuldigt, seines Postens enthoben und nach dem Gefängnis Mazas gebracht. Am 24. Mai, als die Regierungstruppen schon in den Straßen von Paris kämpften, entkam er nach England, von da nach Amerika und in die Schweiz. Das Kriegsgericht zu Versailles verurteilte ihn in contumaciam zum Tode. 1880 amnestiert, kehrte er nach Frankreich zurück und wurde 1888 zum Mitgliede der Deputiertenkammer erwählt. C. schrieb: »Mémoires du général C. Le deuxième siége de Paris. La fin de l'Empire« (Par. 1887—88, 3 Bde.).

Cluses (franz., spr. klüs), tiefe, enge Quertäler (Cañons, s. d.) im schweizerischen und französischen Jura, durch die sich die Gewässer ihren Weg bahnen; so in Vallorbe, Val de Travers, St.-Imier, Val Moutier, im Dünnerntal. Im Val de Travers kommt das Wort in der Diminutivform Clusette vor. Auch im Alpengebiet, am Eingang ins Prätigau, an der Tamina, an der Kander u. a. O., ist die romanische Form Klus gebräuchlich, in Tirol und anderwärts Klause genannt. Vgl. auch Klamm.

Cluses (spr. klüs), Stadt im franz. Depart. Obersavoyen, Arrond. Bonneville, 495 m ü. M., an der Arve und der Lyoner Bahn, hat eine Kirche aus dem 16. Jahrh., eine Uhrmacherschule, Uhrenfabrikation und (1901) 1709 Einw.

Clusia *L.* (Klusie), Gattung der Klusiazeen, meist epiphytische Sträucher mit zahlreichen Luftwurzeln, die andre Stämme häufig vollständig umklammern, gegenständigen, ganzen Blättern, schönen, einzeln, häufiger in zusammengesetzten Rispen stehenden Blüten und lederartiger oder fleischiger, vielsamiger Kapsel, enthalten einen zähen, balsamigen Saft, und ihre klebrigen Samen bleiben oft an Baumstämmen hängen und keimen, wenn sie zufällig in eine Rindenspalte gelangen. Etwa 80 Arten im tropischen und subtropischen Amerika. Von C. flava *L.* (Affenapfel), mit dicken Blättern und Blüten, auf Jamaika, dient der balsamische Saft (Schweinsgummi) häufig als Wundmittel sowie als Surrogat des Kopaivabalsams. Verwundete wilde Schweine sollen sich so lange an den Stämmen reiben, bis der Saft herausfließt. C. rosea *L.*, ein sehr schöner Baum mit großen rosenroten Blüten und gerippten Früchten mit scharlachrotem Fleisch, in Venezuela, Panama und auf den Antillen. Die Arten von C., besonders letztere, enthalten bitteres Gummiharz, das arzneilich und technisch (zum Kalfatern ꝛc.) benutzt wird. Die Rinde liefert wohlriechende Essenzen, die Blätter dienen zu Bädern und Waschungen.

Clusium, Stadt, s. Chiusi.

Clusius, Arzt und Botaniker, s. Lecluse.

Clusone, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Bergamo, im Tal des Serio, 660 m ü. M., hat eine Pfarrkirche mit Skulpturen und Gemälden, eine Mi-

fericordiakirche mit Fresken aus dem 15. Jahrh. an der Außenwand, einen Totentanz darstellend, römische Altertümer, ein Gymnasium, Gerberei, bedeutenden Marktverkehr und (1901) als Gemeinde 4864 Einw.

Clusu, rumän. Name für Klausenburg (s. d.).

Clüver (lat. Cluverius), Philipp, Begründer der historischen Geographie, geb. 1580 in Danzig, gest. 31. Dez. 1622, widmete sich seit 1600 in Leiden der Erd- und Altertumskunde. Die Not zwang ihn, 2 Jahre lang österreichische Militärdienste zu nehmen. 1607—13 bereiste er einen großen Teil Europas und ließ sich 1615 in Leiden nieder, wo er, nach Erscheinen seiner »Germania antiqua« zum Geographus Academicus ernannt, sorgenfreier leben konnte. 1617—18 durchwanderte er nochmals Italien und Sizilien und starb bald darauf in dürftigen Verhältnissen. C. schrieb: »De tribus Rheni alveis atque ostiis« (Leiden 1611); »Germaniae antiquae libri tres« (das. 1616 u. 1631); »Sicilia antiqua . . ., item Sardinia et Corsica« (das. 1619); »Italia antiqua« (das. 1624), sein Hauptwerk. Ebenfalls nach seinem Tod erschien das häufig aufgelegte, aber inhaltlich schwächste seiner Bücher, die »Introductio in universam geographiam tam veterem quam novam« (Leiden 1624 u. ö.; deutsch, Nürnb. 1679), die ein Jahrhundert lang das geographische Lehrbuch der gelehrten Schulen blieb. Vgl. Partsch, Philipp C., in Pencks »Geographischen Abhandlungen« (Wien 1891).

Cluythia *L.*, Gattung der Euphorbiazeen, Sträucher mit oft heideartigem Habitus, abwechselnden, ganzrandigen, meist kleinen Blättern und in den Blattachseln stehenden, gebüschelten Blüten, die weiblichen bisweilen einzeln, länger gestielt. 28 Arten im tropischen Afrika, besonders in Südafrika. C. ericoides *Willd.*, am Kap, s. Tafel »Euphorbiazeen«, Fig. 5. C. pulchella *L.*, in mehreren Varietäten sehr häufig am Kap, auf Mauritius und anderwärts kultiviert und verwildert, auch vielfach in europäischen Gärten.

Clwyd (spr. kluëd), Küstenfluß in Denbighshire (Nordwales), mündet nach einem Laufe von 50 km Länge bei Rhyl in die Irische See.

Clydach (spr. klaidach), berühmte Eisenhütte am Usk, im südöstlichen Winkel von Brecknockshire (Wales).

Clyde (spr. klaid'), Fluß im südlichen Schottland, entspringt in den Bergen des südlichen Lanarkshire, fließt in nordwestlicher Richtung bei Lanark, Hamilton, Glasgow, Renfrew und Dumbarton vorüber und fällt nach einem Laufe von 157 km unterhalb Greenock in den Clydebusen (Firth of Clyde) der Irischen See. Bei Lanark bildet er mehrere schöne Wasserfälle (Corra Linn, 25 m hoch). Bis Glasgow, wohin die Flut geht, ist er für Seeschiffe von 5,5 m Tiefgang schiffbar gemacht worden. Sein Flußgebiet, Clydesdale (4092 qkm), ist reich an Obst, Pferden, Kohlen und Eisen, und innerhalb desselben wohnt fast der dritte Teil der ganzen Bevölkerung Schottlands. Ein Kanal (s. Forth- und Clydekanal) verbindet den C. mit dem Forth. Vgl. W. J. Miller, The C. from the source to the sea (1888); Pollock, Dictionary of the C. (1891); »Fauna, flora and geology of the C. Area« (hrsg. von Elliot, Laurie, Murdoch; Glasgow 1901).

Clyde (spr. klaid'), Lord, s. Campbell 4).

Clydebank (spr. klaidbänk), Stadt in Dumbartonshire (Schottland), rechts am Clyde, 9 km nordwestlich von Glasgow, hat eine gotische Kirche, Schiffbau und (1901) 18,654 Einw.

Clydesdale (spr. klaidsdēl), s. Strathclyde.

Clymenia *Münster*, Gattung der Cephalopoden, ausgezeichnet durch die rückenständige Lage des Sipho u. die seltene Ausbildung des Außenlobus; sie dürften ein Zweig der Ammoniten sein; man kennt sie bisher nur aus dem Oberdevon in Deutschland, den Ostalpen, in Frankreich, Belgien, England und am Ural.

Clymenienkalk, eine Abteilung der Devonischen Formation (s. d.).

Clypeastridea, s. Seeigel.

Clysma (griech.), das Klistier.

cm, vorgeschriebene Abkürzung für Zentimeter, cmm für Kubikmillimeter, cm^3 vorherrschend und neuerdings auch in Deutschland für Kubikzentimeter.

C moll (ital. Do minore, franz. Ut mineur, engl. C minor), soviel wie C mit kleiner (weicher) Terz. Der C moll-Akkord = c es g. Über die C moll-Tonart, drei ♭ vorgezeichnet, s. Tonart.

Cn., Abkürzung des römischen Vornamens Cnejus, richtiger Gnäus.

CN, chemisches Zeichen für 1 Molekül Cyan (bestehend aus 1 Atom Kohlenstoff u. 1 Atom Stickstoff).

Cnemidotus, s. Wasserkäfer.

Cneorum *L.* (Zeiland), Gattung der Kneorazeen, kleine Sträucher mit einfachen, lederartigen Blättern und einzeln oder in wenigblütigen Trugdolden stehenden Blüten. Zwölf Arten im Mittelmeergebiet und auf den Kanaren. C. tricoccum *L.* (kleiner Ölbaum), ein niedriger, immergrüner Strauch Südeuropas und der Balearen, an der Meeresküste, mit gelben Blüten und kleinen roten Früchten, die wie die ganze Pflanze scharf und bitter schmecken.

Cnethocampa, s. Prozessionsspinner.

Cnicus *L.* (Heildistel, Benediktenkraut), Gattung der Kompositen mit der einzigen Art C. benedictus *L.* (Centaurea benedicta *L.*, Kardobenediktenkraut, Bitterdistel, Bernhardinerkraut, Spinnendistel), ein einjähriges Gewächs in Südeuropa und Kleinasien, durch Gartenkultur bis in das südliche Norwegen und nach Nordamerika verbreitet, ist 40 cm hoch, mit spinnwebfilzigem Stengel, wechselständigen, buchtig fiederspaltigen, stacheligen, zottig behaarten Blättern und gelben Blüten in einzeln endständigen Köpfchen. Das Kraut schmeckt stark und sehr rein bitter, nicht aromatisch und enthält einen kristallisierbaren Bitterstoff, Cnicin. Die Samen sind als Stichkörner bekannt und wurden bei Dyspepsie, Bronchialkatarrh und Krankheiten des Pfortadersystems benutzt. Größere Dosen erregen leicht Übelkeit, selbst Erbrechen. Die Pflanze wurde von Arnoldus Villanovanus um 1350 in den Arzneischatz eingeführt, wird jetzt aber meist nur bei Tieren benutzt.

Cnidaria, s. Cölenteraten.

Co, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Kobalt (Coltum).

Co., Abkürzung für Kompagnie (Handelsgesellschaft); in England und Nordamerika auch Abkürzung für County.

Côa, Fluß in Portugal, Distrikt Guarda, entspringt nahe der spanischen Grenze in der Serra de las Mesas, fließt in nördlicher Richtung und mündet nach einem Laufe von 140 km links in den Douro.

Coach (engl., spr. kōtsch), Kutsche, s. Stage.

Coach Whip Cactus (spr. kōtsch uip), s. Fouquieria.

Coagulum (lat.), Gerinnsel, s. Koagulieren.

Coahuila (Cohahuila), Staat der Republik Mexiko, zwischen 25° und 29° 50′ nördl. Br., von Nuevo Leon, San Luis Potosí, Zacatecas, Durango, Chihuahua und Texas umgrenzt und von letzterm durch den Rio Grande getrennt, 165,099 qkm mit (1900) 280,899 Einw. (1,7 auf 1 qkm, meist Mischlinge). Die Südosthälfte des Landes ist durch eingreifende

Ketten der östlichen Sierra Madre (Sierra de la Paila, Sierra de San Marcos, Sierra Gloria u. a.) gebirgig und teilweise waldreich, die Nordwesthälfte dagegen vorwiegend ebene oder wellige Hochfläche, die teils dornigen Buschwuchs (Chaparral), teils Steppengräser trägt, teils Wüste ist (Bolson de Mapimi, s. d.). Gut bewässert und fruchtbar sind nur die Täler. Die bedeutendsten Flüsse sind im NO. der Rio Salado mit dem Rio Sabinas, im S. der Rio San Juan und der Rio de Nazas, der sich meist in der großen Laguna del Muerto verliert und nur in regnerischen Zeiten in den erstern überfließt (als sein zeitweiser Quellfluß). Die Laguna de Parras ist ein Salzsee, die Laguna de Tlahualila meist nur ein Salzsumpf. Das Klima ist im allgemeinen gemäßigt und gesund, doch mit großen Gegensätzen zwischen kalten Wintern (Saltillo bis —11,5°) und warmen Sommern mit ausdörrenden Winden. Haupterwerbszweig ist Viehzucht, daneben werden Weizen, Mais, Gerste, Hülsenfrüchte, Zuckerrohr, spanischer Pfeffer, im Südwesten und bei Parras Baumwolle und Wein gewonnen; auch europäische Gartenfrüchte gedeihen. Die Berge sind reich an Silber und Eisen; auch Gold, Kupfer, Blei, Lignit und Salz kommen vor. Seitdem das Land von Eisenbahnen durchschnitten wird, hat es sich sichtlich gehoben. 1900 waren 56 Bergwerke mit 3885 Arbeitern und 4,5 Mill. Pesos Ausbeute sowie 10 Baumwollfabriken mit 1982 Arbeitern im Betrieb, und es gab 70 Postämter, 11 Zeitungen und 116 öffentliche Volksschulen sowie 3 höhere Schulen und 8 Bibliotheken im Staate. Hauptstadt ist Saltillo (s. d.). S. Karte »Mexiko«.

Coaks (engl., spr. kōks), unrichtige oder weniger gute Schreibweise für Cokes, s. Koks.

Coalbrookdale (spr. kōlbrukdēl), Teil des städtischen Bezirks Madeley (s. d.) in Shropshire (England), am Severn, mit Eisenwerken (seit 1709) und Gießereien.

Coalgate (spr. kōlgēt), Ort im Choctaw-Lande des nordamerikan. Indianerterritoriums, mit reichen Kohlengruben und (1900) 2614 Einw.

Coal-Measures (spr. kōl-méschers), aus Schiefertonen, Sandsteinen und Kohlenflözen bestehende oberkarbonische Schichten auf den britischen Inseln, s. Steinkohlenformation.

Coalville (spr. kōlwill), Stadtgemeinde in Leicestershire (England), 8 km südöstlich von Ashby de la Zouch, mit gotischer Kirche, Eisengießerei, Fabrikation von Eisenbahnwagen, Seidenfabrik, Kohlengruben und (1901) 15,280 Einw.

Coanza, Fluß in Westafrika, s. Koanza.

Coast and Geodetic Survey, das Zentralbureau der Gradmessungsarbeiten der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Washington, war ursprünglich nur für Küstenvermessungen bestimmt.

Coast Castle, Stadt in Westafrika, s. Cape Coast Castle.

Coast Ranges (spr. kōst rēndschĕs, »Küstenketten«), Gebirge an der Küste des Stillen Ozeans in Nordamerika, erstreckt sich vom untern Colorado bis zur Juan de Fuca-Straße und findet in den Gebirgszügen von Vancouver, den Königin-Charlotte-Inseln seine nördliche Fortsetzung. Die wichtigsten Einzelketten sind: San Jacinto- (3350 m), San Bernardino- (Grizzly Peak, 3575 m) und Santa Monica Mountains (1009 m) in Südkalifornien; Santa Ynez- (1024 m), Santa Lucia- (1606 m), Monte Diablo- (Mount Hamilton, mit der berühmten Lick-Sternwarte, 1356 m) u. Contra-Costa-Kette (2850 m) in Mittel- und Nordkalifornien, Siskiou- (2336 m) und Olympia Mountains (2480 m) in Oregon und Washington. Die meisten Ketten haben einen Granitsockel; in der San Bernardino-, der nördlichen Contra-Costa- und der Siskiou-Kette tritt daneben Gneis stark in den Vordergrund; im allgemeinen herrscht aber kretazeischer und tertiärer Sandstein vor, der meist stark in seiner Lagerung gestört, stellenweise auch von jüngern vulkanischen Bildungen durchsetzt ist. Die südlichen Ketten enthalten reiche Petroleum-, die mittlern Quecksilberfundstätten, die nördlichen Kohlenlager. Die eingeschlossenen Längstäler sind im S. wüstenhaft, bei künstlicher Bewässerung aber sehr fruchtbar. Durchgreifende tiefe Quertäler bilden nur der San Jacinto-Paß, das Goldene Tor mit der San Francisco-Bucht und der Columbia-Durchbruch. Die Höhen sind im S. teils kahl, teils mit dichtem Gestrüpp (»Chaparral«) bewachsen, im N. aber waldreich.

Coaetanëus (spätlat.), Alters- oder Zeitgenosse, besonders auf Schulen und Universitäten.

Coatbridge (spr. kōtbridsch), Stadt (municipal burgh) in Lanarkshire (Schottland), 14 km östlich von Glasgow, am Monklandkanal, mit Eisenwerken, Fabrikation von Eisenbahnwagen, Dampfkesseln, Röhren ꝛc. und (1901) 36,981 Einw.

Coatepec, Stadt im mexikan. Staate Veracruz, südlich von Jalapa, mit Kaffeebau und 8623 Einw.

Coatesville (spr. kōtswill), Ort in Pennsylvanien, Grafschaft Chester, am Brandywine Creek, Bahnknotenpunkt mit starker Industrie und (1900) 5721 Einw.

Coati, s. Nasenbär.

Coaticook (spr. kōtikuk), Grenzstadt in der kanad. Provinz Quebec, am Fluß C., mit Zollamt, Handel und (1901) 2880 Einw.

Coating (engl., spr. kōting), Gewebe für Herren- und Damenkonfektion mit 34 Ketten- und 50 Schußfäden auf 1 cm; Kette Nr. 70 zweifach Kammgarn, Oberschuß Nr. 32 einfach Kammgarn, Unterschuß Streichgarn 26,000 m auf 1 kg. Bindung Fig. 1. Auch ein kräftig gewalkter Streichgarnstoff (für Anzüge, Mäntel ꝛc.) mit 16 Ketten- u. 16 Schußfäden auf 1 cm; Garne Streichgarn 6000 m auf 1 kg, Bindung Fig. 2.

Fig. 1.

Fig. 2.

Coatzacoálcos, Hafenstadt im mexikan. Staat Veracruz, an der Mündung des Flusses C. in den Golf von Campeche, Ausgangspunkt der Eisenbahn über den Isthmus von Tehuantepec.

Cob (engl.), mittelgroßes starkes Reitpferd, dessen Vater meist ein Vollbluthengst und dessen Mutter eine schwere Stute ist.

Cob (Dollar), in Gibraltar der span. Piaster von 12 Reales, 1838 auf 50 Pence tarifiert, als Stufe der Goldrechnung $\frac{1}{16}$ Onza = 4,129 Mk.

Coba, Landschaft in Afrika, s. Koba.

Cobaea *Cavan.* (Kobäe), Gattung der Polemoniazeen, Schlingpflanzen mit einfach gefiederten, am Ende gabelrankigen Blättern, einzeln blattwinkelständigen, glockenförmigen Blüten und lederartiger, vielsamiger Kapsel. Sechs Arten im tropischen Amerika. C. scandens *Cav.* (s. Tafel »Schlingpflanzen«), mit langstieligen, nickenden, anfangs grünen, dann violetten Blüten, bildet in den Wäldern Mexikos von einem Baum zum andern schöne Girlanden und wird bei uns als einjährige reichblühende Zierpflanze kultiviert.

Cobaltum, Kobalt, früher auch soviel wie metallisches Arsen.

Coban, Hauptstadt des Depart. Alta Verapaz im mittelamerikan. Staat Guatemala, am Cojabon, mit

deutschem Vizekonsulat, Weberei, Produktenhandel und (1893) 24,475 meist indianischen Einwohnern.

Cobar, Bergwerksstadt im britisch-austral. Staat Neusüdwales, an einer Zweigbahn der Linie Sydney-Bourke, mit (1901) 3371 Einw. Dabei reiche Kupfergruben, die bis zu 750 Menschen beschäftigen und auch Gold und Silber enthalten. In neuerer Zeit sind auch ergiebige Goldbergwerke erschlossen worden.

Cobbe, Stadt in Afrika, s. Kobeyh.

Cobbett, William, engl. Publizist, geb. 9. März 1762 zu Farnham in Surrey, gest. 18. Juni 1835, diente 1784—91 im Heere, nahm als Sergeant seinen Abschied und wanderte 1792 nach Amerika aus. Durch eifriges Studium hatte er inzwischen die Lücken seiner Bildung auszufüllen gesucht, so daß er zu Philadelphia unter dem Namen Peter Porcupine (»Stachelschwein«) als Schriftsteller auftrat, Buchhändler wurde und die Zeitschrift »Porcupine's Gazette« herausgab. Wegen einer Schmähschrift zu hoher Geldbuße verurteilt, kehrte er 1801 nach London zurück und redigierte bis an seinen Tod die Wochenschrift »Weekly political Register«, die ein Muster geistreicher Polemik war und den größten Einfluß, namentlich auf die breiten Schichten des kleinen Bürgerstandes, gewann. Um 1804 trat er infolge eines Preßprozesses zur radikalen Partei über. 1810 zog ihm ein Artikel über die Prügelstrafe im Heer eine Verurteilung zu zweijähriger Gefängnisstrafe und 1000 Pfd. Sterl. Geldbuße zu. 1817 ging er für zwei Jahre nach Amerika, nahm nach seiner Rückkehr die frühere Tätigkeit wieder auf und wurde der Führer der journalistischen Agitation für Parlamentsreform. Seit 1832 saß er für Oldham im Unterhaus, wo er jedoch keine bedeutende Stellung gewann. Von seinen Schriften sind zu nennen: »The works of Peter Porcupine« (Lond. 1801, 12 Bde.); »Treatise on Cobbett's Corn« (das. 1828); »English grammar« (neue Ausg. 1883), in der die Beispiele eine fortgehende Satire auf das Königtum sind (für Deutschland bearbeitet von Pleßner; 2. Aufl. von Kaltschmidt, Leipz. 1839); »Collection of State trials« (Lond. 1809—1810, 3 Bde.); »Parliamentary debates« (das. 1803 bis 1818, 20 Bde.); »History of the Protestant reformation« (1824—27, zuletzt 1896; deutsch, 4. Aufl., Mainz 1862). Eine Auswahl seiner »Political works« erschien zu London 1848 in 6 Bänden. Vgl. H. Lytton Dalling and Bulwer, Geschichtliche Charaktere, Bd. 2 (deutsch, Leipz. 1871), und Edw. Smith, William C. (Lond. 1878, 2 Bde.).

Cobbler, amerikan. Getränk aus Wein (besonders Sherry), Zucker, Orangenschalen und gestoßenem Eis, wird durch einen Strohhalm getrunken.

Cobden, Richard, berühmter Vertreter des Freihandels, geb. 3. Juni 1804 in Dunford bei Midhurst in Sussex als Sohn eines kleinen Grundeigentümers, gest. 2. April 1865 in London. Nachdem er in seiner Jugend hatte Schafe hüten müssen, verließ er früh das elterliche Haus und fand Beschäftigung in London in der Kattunfabrik eines Verwandten, schwang sich zum auswärtigen Agenten für sein Haus empor, als welcher er Nordamerika und einen großen Teil von Europa bereiste, und wurde dann Teilhaber eines Kattungeschäfts in Manchester, das er bald durch Herstellung besserer Waren und Dessins zu hoher Blüte brachte. Die Aufmerksamkeit des Publikums zog er zuerst durch zwei Flugschriften: »England, Irland und Amerika« und »Rußland«, auf sich. Die letztere war bestimmt, den Glauben an die unermeßlichen Hilfsquellen Rußlands zu beseitigen und nachzuweisen, daß die große nordische Macht zur Freundin Englands nur durch Herstellung freien Verkehrs zwischen beiden Ländern zu machen sei. Auch die erstere Schrift entwickelte ein System des Friedens und verwarf den alten Lehrsatz von dem Gleichgewichte der Mächte. Den Einfluß, den beide Schriften dem Verfasser bei der industriellen Aristokratie Lancashires eintrugen, benutzte er 1835 zur Gründung des Athenäums, eines der geistigen und sittlichen Ausbildung der in den Fabriken und Kontoren Manchesters beschäftigten jungen Leute gewidmeten Instituts. Auch brachte er es dahin, daß der Lord of the manor, der damals noch die Jurisdiktion in Manchester hatte, einem Gemeinderat Platz machte, in den er selbst als Alderman gewählt wurde. Kurz darauf ward er auch Präsident der Handelskammer. Inzwischen hatte er auf einer Reise nach den Vereinigten Staaten die dortigen industriellen Zustände studiert, besuchte dann Ägypten, die Türkei, Griechenland und 1838 Deutschland. Hier faßte er die Idee eines Vereins zum Schutz der Interessen des Mittelstandes gegen die Übergriffe der Aristokratie, die zur Gründung der Anti-Cornlaw-League (s. d.) führte. Schon 1838 forderte er bei Gelegenheit einer Beratung der Handelskammer über eine Modifikation der Korngesetze gänzliche Abschaffung derselben. Die 13. Dez. 1838 an das Parlament gerichtete Vorstellung fand in den industriellen Kreisen großen Anklang, und zahllose Petitionen schlossen sich an. Von der Stadt Stockport 1841 in das Parlament gewählt, ergriff er das Wort fast nur in der Frage des freien Handels und namentlich der Aufhebung der Kornzölle. So setzte er in der Session von 1843 bei dem Antrag auf Untersuchung des Notstandes im Land in meisterhafter Rede die Verschiedenheit des Interesses der Bodenaristokratie von dem des eigentlichen Landmanns in klares Licht und entwarf ein erschütterndes Gemälde der Leiden des Volkes im Norden von England. Den Bestrebungen der League kamen 1845 die Aussichten auf eine sehr geringe Ernte zu statten, infolge deren der Unwille der Mittelklassen gegen die Korngesetze so bedenklich stieg, daß der begabteste Staatsmann der gegnerischen Seite, Sir Robert Peel, die Notwendigkeit erkannte, dem gewaltigen Druck von außen nachzugeben. C. aber erklärte sich, als Peel Anfang 1846 seinen Plan zur Abschaffung der Kornzölle vorgelegt hatte, gegen die hierfür festgesetzte dreijährige Frist und drang auf vollständige Aufhebung dieser Zölle. Erkrankung hielt ihn lange von dem Parlament fern, und erst in den letzten Sitzungen der sogen. Monsterdebatte über die Peelsche Bill und den von der Toryseite gestellten Antrag auf Verwerfung derselben war er wieder gegenwärtig. Als mit der Annahme der Peelschen Korngesetzbill in beiden Häusern des Parlaments der Sieg der League entschieden war, beantragte C. ihre Auflösung. Die siebenjährige Agitation hatte nicht nur Cobdens Gesundheit, sondern auch seinem Vermögen große Nachteile gebracht. Die Erkenntlichkeit seines Volkes suchte ihn durch Eröffnung einer Subskription, die 100,000 Pfd. Sterl. eintrug, zu entschädigen, so daß er eine Erholungsreise nach dem Kontinent unternehmen konnte. Von dem Wahlkreis York (Westriding) ins Parlament gewählt, gab er sein Geschäft auf und widmete sich ganz der Politik. Unter seiner Mitwirkung erfolgte 1849 die Aufhebung der Navigationsakte. Seine Bestrebungen galten fortan der Einführung zweckmäßiger Ersparungen in der Staatsverwaltung und der Ausdehnung des parlamentarischen Stimmrechts. Zugleich bewies er sich als Beförderer der Friedensgesellschaften, an deren

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Versammlungen er sich eifrig beteiligte. Von dieser Tendenz war auch sein dem Parlament vorgelegter Antrag auf Einführung eines internationalen Schiedsgerichts, der zwar 1849 durchfiel, aber, 1851 erneuert, die Erklärung Lord Palmerstons hervorrief, daß er die Grundsätze desselben gutheiße und möglichst anzuwenden suchen werde. In seiner Flugschrift »1793 and 1853« suchte er zu beweisen, daß die ganze Schuld des Revolutionskrieges von 1793 vielmehr England und seinen Verbündeten, als dem Pariser Konvent zuzuschreiben seien. Seine Parteinahme für Rußland während des russisch-türkischen Krieges sowie das von ihm 1857 beantragte Tadelsvotum gegen Sir John Bowrings kriegerisches Verhalten in China, das eine Niederlage Palmerstons und die Auflösung des Parlaments zur Folge hatte, entzogen ihm einen Teil seiner Popularität. Nachdem er einige Zeit in Amerika zugebracht, ward er nach seiner Rückkehr von Rochdale wieder ins Parlament gewählt, wo er sich als schlagfertiger Gegner jeder Kriegs- und Einmischungspolitik hervortat. 1860 nahm er in Paris am Abschluß des englisch-französischen Handelsvertrags tätigen Anteil. Außer in seinem Vaterland wurde ihm auch in Verviers ein Standbild gesetzt. Zum Andenken an ihn ist ein Cobden-Klub gestiftet worden, der die Herausgabe und Verbreitung freihändlerischer Schriften bezweckt. Cobdens Schriften und Reden erschienen gesammelt als »Political writings« (2. Aufl., Lond. 1867, 2 Bde., in 1 Bd. 1886) und »Speeches on questions of public policy« (hrsg. von J. Bright und Rogers, das. 1870, 2 Bde.). Vgl. F. v. Holtzendorf, Richard C. (3. Aufl., Berl. 1874); Mad. Salis-Schwabe, Richard C. Notes sur ses voyages, correspondances, etc. (Par. 1879; engl. Ausgabe u. d. T.: »Reminiscences of R. C.«, Lond. 1895); John Morley, Life of Richard C. (2. Aufl., Lond. 1896; 1902); Walcker, R. Cobdens volkswirtschaftliche und politische Ansichten (Hamb. 1885); Duncker, R. C. and the jubilee of Free trade (Lond. 1896).

Cobenzl, ein kärntnisches Adelsgeschlecht, das schon im 13. Jahrh. urkundlich nachweisbar ist. 1564 wurde Ulrich II. in den Reichsfreiherrenstand, 1675 Johann Philipp II. in den Grafenstand erhoben. Historisch bemerkbar machten sich: 1) Johann Philipp, Graf von, österreich. Staatsmann, geb. 28. Mai 1741 in Laibach, gest. 30. Aug. 1810 in Wien, ward zuerst in Brüssel angestellt, 1767 Staatsrat, Schöpfer des Mautdepartements in Wien, 1772 Hofrat, begleitete Joseph II. nach Frankreich und unterhandelte den Frieden zu Teschen (1779) als bevollmächtigter Minister. Darauf zum Vize-Hof- und Staatskanzler ernannt, ward C. 1792 nach Kaunitz' Rücktritt Minister des Auswärtigen, aber schon 1793 wegen seiner Mißerfolge betreffs des Austausches Belgiens und der zweiten polnischen Teilung von der Leitung der auswärtigen Geschäfte enthoben und zum Kanzler der italienischen Provinzen ernannt. Nach dem Lüneviller Frieden (1801) ging er als außerordentlicher Botschafter nach Paris; seit 1805 lebte er in Wien. Er war der letzte seines Stammes. Vgl. v. Vivenot, Die Politik des österreichischen Vizestaatskanzlers Grafen Phil. v. C. unter Kaiser Franz II. (Wien 1874); Arneth, Graf Philipp C. und seine Memoiren (das. 1885).

2) Johann Ludwig Joseph, Graf von, österreich. Staatsmann, Sohn des österreichischen Ministers Joh. Karl Philipp von C. (geb. 1712, gest. 1770), der weitaus begabtere und tüchtigere Vetter des vorigen, geb. 21. Nov. 1753 in Brüssel, gest. 22. Febr. 1809 in Wien, war 1774 Gesandter in Kopenhagen, 1775—78 in Berlin und 1779—97 Botschafter am russischen Hof. Da er sich bei der Kaiserin Katharina in Gunst setzte, gelang es ihm, alle Versuche Preußens, das Bündnis Rußlands und Österreichs zu trennen, zu vereiteln. 1797 unterhandelte er zu Udine mit Bonaparte, unterzeichnete 17. Okt. den Frieden von Campo Formio, wohnte dem Kongreß zu Rastatt bei und trat 1798 in seine frühere Stellung in Petersburg zurück. 1801 schloß er den Lüneviller Frieden und leitete als Vizekanzler bis zum Jahre 1805 die auswärtigen Angelegenheiten Österreichs. C. war ein eifriger Anhänger des Absolutismus und Bekämpfer der durch die französische Revolution bewirkten neuern politischen Institutionen. Sein Briefwechsel mit Joseph II. wurde herausgegeben von A. Beer und J. v. Fiedler (als Bd. 53 u. 54 der »Fontes rerum austriacarum«, II. Abt., Wien 1901). Vgl. Fournier, Gentz und C. (Wien 1880).

Cobequid Hills, 335 m hoher, bewaldeter Höhenzug in der kanad. Provinz Neuschottland, von der Fundybai bis zum Ostausgang des Northumberlandsundes, besteht aus kristallinischen und silurischen Gesteinen und schließt reiche Eisensteinlager, am Nordostfuß auch Kohlen ein.

Cobet, Carel Gabriel, Hellenist, geb. 28. Nov. 1813 in Paris, gest. 26. Okt. 1889 in Leiden, studierte 1831—36 in Leiden, verblieb dann daselbst, war 1840 bis 1845 auf Reisen, besonders in Italien, und wurde 1846 Professor in Leiden. Er war einer der bedeutendsten Kritiker auf dem Gebiete der griechischen Literatur, besonders der Attiker. Seine Hauptwerke sind: »Variae lectiones« (Leiden 1854, 2. Aufl. 1873); »Novae lectiones« (das. 1858); »Miscellanea critica« (das. 1876) und »Collectanea critica« (das. 1878). Sonst nennen wir: »Observationes criticae in Platonis comici reliquias« (Amsterd. 1840) und »Observationes criticae et palaeographicae ad Dionysii Halicarnassensis antiquitates romanas« (Leiden 1877). Herausgegeben hat er: Diogenes Laërtius (Par. 1850, 2. Aufl. 1862); »Hyperidis orationes duae« (Leiden 1853—58, 2. Aufl. 1877); Xenophons »Anabasis« (das. 1859, 3. Aufl. 1881) und »Hellenika« (Amsterd. 1862, 2. Aufl. 1880); Lysias (das. 1863); von den Lateinern Nepos (Leiden 1881). Auch war C. Mitherausgeber der »Mnemosyne«. Seine Reisebriefe an Geel wurden von Fruin und van der Mey herausgegeben (Leiden 1891).

Cobham (spr. kóbäm), Dorf in der engl. Grafschaft Kent, 6 km von Gravesend, mit 968 Einw. und einem von W. Brooke und Inigo Jones erbauten Schloß des Grafen Darnley (C. Hall, s. Tafel »Architektur XI«, Fig. 3) mit Gemäldesammlung (darin Werke von Tizian, Paul Veronese, Rubens, van Dyck) und großem Park.

Cobido (Covid), arab. Längenmaß, = 0,483 m.

Cobija (spr. kobícha), Hafenort in der chilen. Provinz Antofagasta, an seichter Bai, mit starker Brandung. Früher als Puerto la Mar der einzige Hafen Bolivias, zählte er 2000 Einw., hat aber, nachdem der Verkehr sich nach Antofagasta und Tocopilla gewendet hat, nur etwa 500 Einw.

Cobītis, die Schmerle.

Cobla (provenzal., v. lat. copula), in der Lyrik der Provenzalen soviel wie Strophe.

Cobourg (spr. kóbörg), Stadt in der kanad. Provinz Ontario, am Eriesee, mit weslevanischer Universität, Dampfmühlen, Sägewerken, Gerbereien, Ausfuhr von Holz, Eisenerz, Getreide und (1901) 4239 Einw.

Cobra di Capella (port.), die Brillenschlange.

Cobre (Um C., »ein Kupfer«), ältere brasil. Münze von 26,7 g Kupfer, = 2 Vintems von 20 Reis.

Coburg, 1) Halbinsel an der Nordküste von Australien am Eingang zum Vandiemensgolf, von der Melville-Insel durch die Dundasstraße getrennt, mit den Häfen Raffles und Port Essington. — 2) S. Koburg.

Coca, s. Erythroxylon.

Cocagna (ital., spr. -kannja), ursprünglich italienische Karnevalslustbarkeit, wobei eine Leckereien tragende Pyramide, deren Seiten durch Fett schlüpferig gemacht waren, erklettert werden mußte, um die Beute zu erlangen. Die Veranstaltung ist vielleicht auf die in der römischen Kaiserzeit üblichen Fruchtverteilungen an das Volk (congiarium) zurückzuführen. Daher französisch Cocagne, Klettermast bei Volksfesten, und Pays de Cocagne, soviel wie Schlaraffenland.

Cocanada, s. Kakinada.

Cocca, Pizzo di, höchster Gipfel der Bergamasker Alpen, 3052 m, von Bondione im Seriotal aus (schwierig) zu besteigen.

Cocceji, 1) Heinrich von, deutscher Rechtsgelehrter, geb. 25. März 1644 in Bremen, gest. 18. Aug. 1719, wurde 1672 zu Heidelberg, 1688 zu Utrecht Professor der Rechte, 1690 Ordinarius der Juristenfakultät zu Frankfurt a. O. und 1713 in den Adelstand erhoben. Sein Hauptwerk ist: »Juris publici prudentia« (Frankf. 1695 u. ö.).

2) Samuel, Freiherr von, deutscher Rechtsgelehrter, jüngster Sohn des vorigen, geb. 20. Okt. 1679 in Heidelberg, gest. 4. Okt. 1755, ward 1702 ordentlicher Professor in Frankfurt a. O. und nach Bekleidung verschiedener Staatsämter 1727 Staats- und Kriegsminister, 1730 Chef aller geistlichen Sachen und Oberkurator aller Universitäten, 1731 Präsident des Oberappellationsgerichts, 1738 Chef der Justiz in allen preußischen Landen, 1747 Großkanzler. 1749 erhob ihn der König in den Freiherrenstand. Sein Hauptverdienst war die Verbesserung der Rechtspflege in Preußen. Auf dem Gebiete des materiellen Rechts hat das von ihm auf naturrechtlicher Grundlage ausgearbeitete »Projekt des Corporis juris Fridericiani« (Halle 1749—51, 2 Tle.) keine Gültigkeit erlangt und wurde auch den 1780 begonnenen Vorarbeiten für das allgemeine preußische Landrecht nicht zu Grunde gelegt. Er schrieb noch: »Novum systema jurisprudentiae naturalis et romanae«, ursprünglich als Einleitung zu seines Vaters Werk »Grotius illustratus« (Bresl. 1744—52, 4 Bde.), dessen Herausgabe er besorgte. Vgl. Trendelenburg, Friedrich d. Gr. und sein Großkanzler S. v. C. (Berl. 1863).

Coccejus (eigentlich Koch oder Koken), Johannes, holländ. Theolog, geb. 9. Aug. 1603 in Bremen, wurde 1630 Professor daselbst, 1636 in Franeker und 1650 zu Leiden, woselbst er bis zu seinem Tode (5. Nov. 1669) wirkte und Gründer einer eigentümlichen Richtung (s. Bundestheologie) wurde. Seine »Summa doctrinae de foedere et testamento Dei« (5. Ausg., Leiden 1683) hat die reformierte Scholastik erstmalig erschüttert, indem sie die kirchliche Dogmatik erfolgreich aus der biblischen Theologie zu erneuern und zu bereichern unternahm. Sein »Lexicon et commentarius sermonis hebraici et chaldaici Veteris Testamenti« (Leiden 1669) ist das erste vollständige Wörterbuch der hebräischen Sprache. Die Gesamtausgabe seiner Werke erschien zuerst Amsterdam 1673 bis 1675 in 8 Bänden.

Coccidae, s. Coccus.

Coccidiae, s. Sporozoen.

Coccidium *Leuck.*, Gattung der Sporozoen (s. d.), im Jugendzustand hüllenlose, ovale oder kugelige Zellen, die in Epithelzellen verschiedener Organe bei Wirbeltieren, Mollusken und Gliedertieren schmarotzen und für ihre Träger oft recht gefährlich sind, da sie sich im Innern des Wirtskörpers (endogen) vermehren und denselben infolgedessen geradezu überschwemmen können. Im weitern Wachstum, während dessen sie die beherbergenden Zellen stark aufblähen und schließlich zerstören, scheiden sie auf ihrer Oberfläche eine Kapsel aus, deren Inhalt in Sporen zerfällt. Diese entwickeln noch im Körper des Wirtes oder außerhalb desselben sichelförmige Gebilde, die sich wieder in den Körper eines Wirtes übertragen und in amöboide Formen verwandeln, die den jungen Coccidien gleichen. Neuerdings hat man bei ihnen eine geschlechtliche und ungeschlechtliche Fortpflanzung unterschieden (Schaudinn, Generationswechsel bei Coccidien. Zoologische Jahrbücher 1900). C. oviforme *Leuck.* (s. Tafel »Protozoen II«, Fig. 9.) lebt in der Leber des Kaninchens und (selten) in der des Menschen in den Epithelzellen der Gallengänge, gelangt im eingekapselten Zustand in den Darm und aus diesem ins Freie, wo es sich weiter entwickelt. Bei massenhaftem Auftreten bilden die Coccidien in der Leber kleinere und größere Knoten, die einen graugelben Brei mit vielen farblosen Körperchen enthalten. Durch Vernichtung zahlreicher Epithelzellen, Schwellung und Infiltration der Schleimhaut, Verstopfung der Lieberkühnschen Drüsen und Bildung von Geschwüren führen die Coccidien ernste Funktionsstörungen der betreffenden Organe herbei und können das Leben bedrohen, event. vernichten. Die Infektion des Menschen geschieht wohl durch Kaninchen, mit deren Exkrementen Sporen in das Trinkwasser oder sonst an Orte gelangen, von wo eine Übertragung auf den Menschen möglich ist. Die Behandlung muß sich auf die Bekämpfung der Symptome und Verhinderung weiterer Infektion richten.

Coccinella, der Marienkäfer; Coccinellidae, Marienkäfer, Familie aus der Ordnung der Käfer, s. Marienkäfer.

Coccinin, sehr schöne rote Teerfarbstoffe aus Diazoanisol und seinen Homologen mit β-Naphtholdisulfosäure.

Coccionella, die Cochenille.

Coccium, s. Ribchester.

Coccius, Ernst Adolf, Augenarzt, geb. 19. Sept. 1825 in Knauthain bei Leipzig, gest. 24. Nov. 1890 in Leipzig, studierte hier, in Prag und Paris, war 1849 bis 1857 Hausarzt an der Leipziger Augenheilanstalt, habilitierte sich 1851 als Privatdozent an der Universität und ward 1858 außerordentlicher Professor, 1867 ordentlicher Professor und Direktor der Augenheilanstalt. Er schrieb: »Über die Ernährungsweise der Hornhaut und die Serum führenden Gefäße des menschlichen Körpers« (Leipz. 1852); »Über die Anwendung des Augenspiegels nebst Angabe eines neuen Instruments« (das. 1853); »Über die Neubildung von Glashäuten im Auge« (das. 1858); »Über Glaukom, Entzündung und die Autopsie mit dem Augenspiegel« (das. 1859); »Über das Gewebe und die Entzündung des menschlichen Glaskörpers« (das. 1860); »Der Mechanismus der Akkommodation des menschlichen Auges nach Beobachtungen im Leben« (das. 1868); »De instrumentis quibus in operationibus oculorum palpebrae fixae tenentur« (das. 1869); »Über Augenverletzungen und ihre Behandlung« (das. 1871); »Die Heilanstalt für arme Augenkranke zu Leipzig« (mit Wilhelmi, das. 1870); »Über die Augenerkrankungen,

welche bei Pocken in der Augenheilanstalt beobachtet wurden« (das. 1871); »Ophthalmometrie und Spannungsmessung am kranken Auge« (1872); »Über die Diagnose des Sehpurpurs im Leben« (1877). C. war ein ausgezeichneter Operateur und hat sich auch um die Physiologie, Anatomie und Pathologie des Auges verdient gemacht. Er verband den Augenspiegel mit einem Polarisationsapparat und vermochte dadurch die feinsten Veränderungen der Aderhaut genau zu diagnostizieren. Auch gab er eine Methode zur ophthalmoskopischen Diagnose des Astigmatismus an, eine Methode, sein eignes Auge im Spiegel zu untersuchen, und erfand ein neues Ophthalmometer.

Coccolōba *L.* (Seetraube, Traubenampfer, Traubenbaum), Gattung der Polygonazeen, Bäume und Sträucher, bisweilen schlingend, mit abwechselnden großen Blättern, diesen gegenüberstehenden langen Blütenähren oder -Trauben und beerenartiger, dreikantiger Nuß. 125 Arten im tropischen und subtropischen Amerika. C. uvifera *L.*, ein ansehnlicher Baum Westindiens und Südamerikas, welcher am Strand und oft im Wasser wächst, hat herzförmige, lederartige, glänzende, stachelspitzige Blätter mit oft roten Rippen, weißliche, wohlriechende Blüten in sehr langen Trauben und kirschgroße rote, säuerlich-süße, eßbare Früchte. Er liefert das westindische oder amerikanische Kino. Das Holz ist geädert, hart und schwer und wird zu Möbeln ꝛc. verarbeitet. C. pubescens *L.*, ein Baum in Bergwäldern von Südamerika und Martinique, oft 20—25 m hoch, hat große, fast kreisrunde, weich behaarte Blätter, Blüten in länglichen Trauben und eßbare Früchte. Man kultiviert diese und andre Arten in unsern Warmhäusern.

Cocco-Ortu, Francesco, ital. Staatsmann, geb. 20. Okt. 1842 in Cagliari, studierte daselbst die Rechte und wurde ebenda Advokat. Seit 1876 Mitglied der Deputiertenkammer, war er 1878 Generalsekretär im Ackerbauministerium unter Cairoli und 1887—91 Unterstaatssekretär der Justiz in den Ministerien Depretis und Crispi, während Zanardelli Justizminister war. 1897—98 leitete er unter di Rudini das Ackerbauministerium und brachte in dieser Eigenschaft das Arbeiterunfallgesetz durch das Parlament. Im Kabinett Zanardelli wurde er 15. Febr. 1901 zum Justizminister ernannt.

Coccostēus, s. Fische.

Coccothraustes, der Kernbeißer.

Cocculīn, soviel wie Pikrotoxin.

Cocculus palmātus, s. Jatrorrhiza.

Coccus, soviel wie Micrococcus.

Coccus, Schildlaus; Coccidae, Schildläuse; Familie aus der Ordnung der Halbflügler; s. Schildläuse.

Coccygĕum, das Steißbein.

Coccygodynīe (griech.), Neurose im Gebiete des Steißbeines, die als Teilerscheinung der Hysterie (mit oder ohne lokale Erkrankung im Bereich der weiblichen Geschlechtsorgane) oder nach Verwundung oder Entzündung der Wirbel des Steißbeines vorkommt, findet sich besonders beim weiblichen Geschlecht, wo durch Geburten derartige Verletzungen häufiger vorkommen. Auch die durch Parametritis veranlaßten Narben verursachen C. Die Behandlung richtet sich nach dem Ergebnis der Untersuchung.

Coccygomorphae, nach Huxley die Kuckucksvögel.

Cocentāina, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Alicante, am Fuße des Moncabrer (1386 m), hat Reste alter Mauern und Türme, ein Schloß der Herzöge von Medinaceli, Weinbau, Papierfabrikation, Flachsspinnerei, Woll- und Seidenweberei und (1900) 7093 Einw.

Cochabamba (spr. kotscha-), Departement der Republik Bolivia (s. Karte »Argentinien, Chile ꝛc.«), grenzt im S. an Chuquisaca und Potosí, im W. an La Paz, im N. an Beni und im O. an Santa Cruz, 69,380 qkm mit (1893) 360,220 Einw. Das Land, von den Abhängen der östlichen Kordilleren bedeckt, wird namentlich von einer von den Andes nach O. ziehenden Gebirgskette mitten durchzogen, von der Quellflüsse des Beni und Mamore nach N., Rio Grande mit Mizque noch SO. abfließen. Der größte Teil seiner Gewässer gehört dem Rio Guapay an. Wegen des gemäßigten, gesunden Klimas und des fruchtbaren Bodens bildet C. den ergiebigsten Teil der Republik; nur an Metallreichtum steht es den westlichern Gegenden nach. Hauptbeschäftigung sind Landbau und Viehzucht. — Die Hauptstadt C., 1565 als Ciudad de Oropesa gegründet, 2560 m ü. M., an einem Zufluß des Rio Grande, in fruchtbarem Tal, ist Sitz eines Bischofs, eines deutschen Konsuls, hat 15 Kirchen, 10 Klöster, Hospital, Universität, höhere Schule und (1896) 29,530 Einw., die Wollen- und Baumwollenstoffe, Leder, Sättel, Töpferwaren erzeugen und mit Getreide sowie mit Fieberrinde handeln.

Cochenille (spr. koschenilje, Coccus cacti *L.*, s. Tafel »Halbflügler«, Fig. 13), Insekt aus der Familie der Schildläuse (Coccidae). Das karminrote Männchen ist 1,6 mm lang, mit zwei getrübten lichtbraunen Flügeln, zehngliederigen Fühlern und zwei langen Schwanzborsten. Das Weibchen ist 2 mm lang, fast kugelig, weiß bereift, flügellos. Die C. lebt in Mexiko auf einem Kaktus, Nopalea (Opuntia) coccinellifera (Nopal, s. Tafel »Kakteen«, Fig. 21), und wird dort wie in Mittel- und Südamerika, in West- und Ostindien, am Kap, auch in Spanien, Algerien, Java und auf den Kanaren auf der genannten Pflanze und auf andern unbewehrten Arten derselben Gattung gezüchtet. Die Weibchen saugen sich an der Mutterpflanze fest, schwellen bedeutend an und legen ihre Eier in die weißen Ausschwitzungen, mit denen die Pflanzen stellenweise vollständig überzogen sind. Die nach acht Tagen ausschlüpfenden Larven sehen der Mutter ähnlich, nur daß die Aussonderung aus den Wachsdrüsen eine fadenförmige Bekleidung bildet. Sie häuten sich wiederholt und erreichen in zwei Wochen ihre volle Größe. Die männlichen Larven stecken in einer hinten offenen Röhre aus Wachsfäden, die durch einen Klebstoff miteinander vereinigt sind. Nach der Paarung sterben die Männchen, während die Weibchen noch 14 Tage lang Eier legen. Im Laufe des Sommers kommen mehrere Bruten zu stande. Die gesammelten Tiere werden durch Wasserdampf getötet und auf Blechen getrocknet. Sie bilden halbrunde Körperchen von der Größe einer kleinen halben Erbse mit runzeliger Oberfläche, sind schwarzbraun, mehr oder weniger weiß bestäubt, innen dunkel purpurrot, schmecken bitterlich, etwas zusammenziehend und färben den Speichel rot. Die erste Ernte im Jahr liefert ein wertvolleres Produkt (Zakkadille) als die folgenden, und von allen Sorten ist die aus Honduras die beste, dann folgt die Teneriffa-, Veracruz-, Java- und spanische C. Die von wild wachsenden Opuntien gesammelte C. (vielleicht eine andre Art) heißt wilde C. Der Farbstoff der C. ist Karminsäure. Man benutzt die C. zur Bereitung des Karmins, des Karminlacks, der Cochenille ammoniacale (durch Auslaugen mit Ammoniak und Fällen mit Tonerdehydrat); seit Einführung der Teerfarben hat sie aber

an Bedeutung sehr verloren. Früher wurde die C. auch medizinisch benutzt. Sie wurde schon vor Entdeckung Amerikas von den Mexikanern gezüchtet, Lopez de Gomara gab 1525 die erste Beschreibung der C.; aber man hielt die Droge trotzdem für vegetabilischen Ursprungs, bis der Streit durch die Erkundigungen des Holländers Ruyscher 1725 entschieden wurde. Von 1 Hektar Nopalpflanzung erntet man ca. 300 kg C., und auf 1 kg kommen etwa 140,000 Tierchen. In frühern Zeiten sammelte man namentlich in Polen um Johannis eine rote Schildlaus, Porphyrophora polonica *L.* (polnische C., Johannisblut), die an den Wurzeln mehrerer Pflanzen, namentlich des Scleranthus perennis, in Nordostdeutschland, Polen, Rußland, Schweden, Ungarn lebt. Das Insekt bildete einen nicht unwichtigen Handelsartikel, ist aber durch die viel ausgiebigere C. längst verdrängt. — Unechte C., s. Kermes.

Cochenilleflechte, s. Cladonia.

Cochenillescharlach, drei rote Azofarbstoffe, $C_{16}H_{11}N_2O_4SNa$, $C_{17}H_{13}N_2O_4SNa$ u. $C_{18}H_{15}N_2O_4SNa$, die aus salzsaurem Diazobenzol, Diazotoluol, bez. Diazoxylol und aNaphtholsulfosäure entstehen. Ihre Natronsalze bilden rote, in Wasser lösliche Pulver und werden als sehr guter Ersatz der Cochenille benutzt.

Cochery (spr. koschery), 1) Louis Adolphe, franz. Minister, geb. 26. April 1819 in Paris, gest. daselbst 13. Okt. 1900, ließ sich als Advokat daselbst nieder. Nach der Februarrevolution ward er kurze Zeit Kabinettschef des Justizministers; 1869 in die Kammer gewählt, nahm er seinen Sitz auf der Linken. Am 5. Juli 1870 gab er durch seine Interpellation über die spanische Thronkandidatur Gramont zu der kriegerischen Rede vom 6. Juli Gelegenheit, stimmte aber gegen den Kriegskredit. Ende Oktober unterstützte er Thiers in Versailles geschickt bei den Waffenstillstandsverhandlungen und blieb fortan sein treuer Anhänger. In der Nationalversammlung trat er dem linken Zentrum bei. Seit 1876 Mitglied der Deputiertenkammer, ward er 1877 zum Mitgliede des Weltausstellungskomitees ernannt und bekleidete vom 6. Febr. 1879 bis 1885 das neuerrichtete Ministerium für Posten und Telegraphen. Seit 1888 war C. Senator.

2) Georges Charles Paul, franz. Politiker, geb. 20. März 1855, Sohn des vorigen, trat als Offizier in die Artillerie, ward 1877 Kabinettschef seines Vaters, der damals Unterstaatssekretär im Finanzministerium war, und 1879—1885 Direktor im Ministerium der Posten und Telegraphen. 1885 zum Deputierten gewählt, schloß er sich den gemäßigten Republikanern an, wurde 1895 Präsident der Budgetkommission und war 1896—98 Finanzminister.

Cochin, ind. Vasallenstaat, s. Kotschin.

Cochin (spr. koschäng), Charles Nicolas, franz. Kupferstecher, geb. 1688 in Paris, arbeitete nach alten und neuen Meistern, wurde 1731 Mitglied der Akademie und starb 1754. — Sein Sohn und Schüler Charles Nicolas, geb. 22. Febr. 1715 in Paris, gest. daselbst 29. April 1790, bereiste Italien, über dessen Kunstschätze er ein Buch: »Voyage d'Italie, etc.« (Par. 1758, 3 Bde.), schrieb, wurde 1752 Inspektor des königlichen Kupferstichkabinetts und 1757 geadelt. C. war der gewandte und rasch fertige Illustrator des damaligen französischen Buchhandels; er lieferte an 2000 Blätter. Doch gibt es auch viele Stiche von ihm, die mit größern Ansprüchen auftreten, so die von ihm nach Vernet radierten zwölf Prospekte französischer Seehäfen und mehrere Blätter aus der heiligen Geschichte. Mit Gravelot gab er »Iconologie par figures, ou traité complet des allégories, emblèmes« (Par., 4 Bde.) heraus. Vgl. »Mémoires inédits de Ch. Nic. C.« (hrsg. von Henry, Par. 1881).

Cochinchina, Land, s. Kotschinchina.

Cochläus (eigentlich Dobneck), Johann, Gegner Luthers, geb. 1479 in Wendelstein bei Nürnberg, gest. 11. Jan. 1552 in Breslau, war Rektor der Schule zu St. Lorenz in Nürnberg, dann Dechant an der Frauenkirche zu Frankfurt a. M. und Kleriker in Mainz, Domherr zu Meißen und Breslau. Er bot Luther in Worms einen theologischen Zweikampf an und erfuhr von diesem eine scharfe Abweisung in der Schrift »Wider den gewappneten Mann C.« (1523); später war er Mitarbeiter an der Augsburger Konfutation und auch auf dem Regensburger Kolloquium von 1546 tätig. Seine Hauptschrift ist: »Martin Luther, das ist kurze Beschreibung seiner Handlungen und Inschriften der Zeit nach vom 1517. bis auf das 1546. Jahr seines Ableibens« (lat. 1549; ins Deutsche übersetzt von Hüber, Ingolst. 1582). Vgl. Otto, Johann C. (Bresl. 1874); Geß, Johann C., der Gegner Luthers (Oppeln 1886); M. Spahn, Johann C., Lebensbild aus der Zeit der Kirchenspaltung (Berl. 1898).

Cochlĕa (lat.), die Schnecke im Ohr (s. d.); Cochleae, die gehäusetragenden Schnecken.

Cochlearia *L.* (Löffelkraut), Gattung der Kruziferen, ausdauernde oder einjährige kahle Kräuter mit abwechselnden, ganzen oder gelappten Blättern, meist weißen Blüten in endständigen Trauben und elliptischen oder kugeligen Schötchen. Etwa 15 Arten im Norden, meist am Meeresstrand oder auf Salzboden, auch in den Gebirgen des östlichen Mittelmeergebiets. C. officinalis *L.* (Scharbocksheil, Skorbutkraut), ein- oder zweijährig, mit dicken, gestielten, breit eiförmigen Wurzelblättern, länglichen Stengelblättern, weißen Blüten und fast kugeligen Schötchen, wächst in Mittel- und Nordeuropa und ist eine der am weitesten gegen den Pol gehenden Phanerogamen. Auch findet sie sich hier und da an Salzquellen und auf den Voralpen Berns in mehr als 1000 m Meereshöhe. Sie wird als Salatpflanze und zum medizinischen Gebrauch (gegen Skorbut) kultiviert. Beim Zerreiben riecht das frische Kraut senfartig und schmeckt scharf und salzig, es liefert 0,25—0,5 Proz. ätherisches Öl, das zum Senföl in naher Beziehung steht, und enthält viel Alkalisalze. Der Spiritus Cochleariae (Löffelkrautspiritus), durch Destillation von Spiritus über blühendem Löffelkraut gewonnen, dient zu Mundwassern. C. armoracia *L.*, s. Nasturtium.

Cochliodus, s. Haifische.

Cochlospermum *Kunth*, s. Maximilianea.

Cochon (franz., spr. -schóng), Schwein; unsauberer Mensch; Cochonnerie, Schweinerei, Unflätigkeit.

Cochonnet (franz., spr. koschonä), s. Boccia.

Cochrane (spr. kŏkrĕn), 1) Thomas C., Graf von Dundonald, brit. Seeheld, geb. 14. Dez. 1775, gest. 31. Okt. 1860, trat 1793 in den Seedienst. Als Leutnant erhielt er 1800 das Kommando der Brigg Speedy, mit der er im Mai 1801 eine spanische Fregatte bei Barcelona und im ganzen in zehn Monaten mehr als 50 Schiffe mit 122 Kanonen wegnahm, wofür er zum Kapitän befördert wurde. Im Juli 1801 mußte er vor einem Geschwader von drei französischen Linienschiffen die Flagge streichen, ward jedoch bald ausgewechselt. 1805 tat er sich als Kommandant einer Fregatte in den Kämpfen gegen die französische Flotte aufs rühmlichste hervor. 1809 vernichtete er auf der Reede von Aix, unweit Rochefort, einen Teil der französischen Flotte, geriet aber bei dieser Gelegenheit mit

seinem Vorgesetzten, Lord Gambier, und mit der Admiralität in Konflikt und wurde auf Halbsold gestellt. Nachdem C. infolgedessen die Admiralität heftig angegriffen hatte, ward er 1814 angeklagt, bei der Verbreitung falscher politischer Nachrichten behufs einer Börsenspekulation beteiligt gewesen zu sein, und trotz seiner völligen Unschuld zu 1000 Pfd. Sterl. Geldstrafe, einjährigem Gefängnis und Ausstellung am Pranger verurteilt sowie mit Ausstoßung aus dem Haus der Gemeinen, Verlust seines Ranges in der Flotte und des Bathordens bestraft. Das Land war entrüstet über diese Ungerechtigkeit, und die Wähler von Westminster wählten C. wieder zu ihrem Vertreter. Nach einjähriger Haft (der Pranger war ihm erlassen worden) bekämpfte er im Parlament das Ministerium, trat aber 1818 als Admiral in den Dienst der neuen Republik Chile, zeichnete sich in dem Unabhängigkeitskrieg derselben außerordentlich aus und nahm 1820 Valdivia sowie 1821 Lima. 1823—25 stand C. als Admiral im brasilischen Dienste, 1827 übernahm er den Befehl der griechischen Flotte, legte ihn aber schon Ende 1828 wieder nieder, da er nicht die nötige Unterstützung fand. Nach England zurückgekehrt, wurde C. nach der Thronbesteigung Wilhelms IV. 1831 in seinen frühern Rang wieder eingesetzt und bald darauf zum Konteradmiral ernannt. Durch den Tod seines Vaters 1831 zum Grafen von Dundonald erhoben, beschäftigte er sich in der Folge besonders mit dem Studium nautischer und mechanischer Erfindungen; er avancierte 1842 zum Vizeadmiral und ward 1848 Oberbefehlshaber der in den westindischen und nordamerikanischen Gewässern stationierten Flotte, von wo er 1851 mit dem Rang eines Admirals zurückkehrte. Über sein Leben berichtete er in »Narrative of services in the liberation of Chile, Peru and Brazil« (Lond. 1859) und in der »Autobiography of a seaman« (1860, 2 Bde.; neue Ausg. 1873). Letztere fand in dem »Life of Lord C.« von seinem Sohn Thomas C. (1869, 2 Bde.) ihren Abschluß. Vgl. Atlay, The trial of Lord C. before Lord Ellenborough (Lond. 1897).

2) Sir Thomas John, Vetter des vorigen, geb. 5. Febr. 1789, gest. 19. Okt. 1872, widmete sich gleichfalls dem Seedienst, ward 1806 im Alter von 17 Jahren zum Kapitän befördert, nahm 1807 das französische Schiff La Favorite und trug zur Unterwerfung der westindischen Inseln Dänemarks bei. 1841 wurde er Konteradmiral und 1844 Oberbefehlshaber in Ostindien. Hier unternahm er 1845 eine glückliche Expedition gegen die Seeräuber des Indischen Archipels und bemächtigte sich 1846 der Hauptstadt des Sultans von Borneo. 1850 wurde er Vizeadmiral, 1856 Admiral, 1865 Admiral der Flotte.

3) Alexander Dundas Roß Baillie, Lord Lamington, Sohn des vorigen, geb. im November 1816, gest. 15. Febr. 1890, studierte zu Cambridge, war seit 1841 zu verschiedenen Malen Parlamentsmitglied und hat sich als Politiker wie als Schriftsteller einen Namen gemacht, besonders durch sein Werk »Young Italy« (Lond. 1850), worin er, ebenso wie im Parlament, als eifriger Verfechter der konservativen Politik im Innern und nach außen auftrat. 1880 wurde er beim Rücktritte des Kabinetts Beaconsfield zum Mitgliede des Oberhauses mit dem Titel Baron Lamington ernannt. Seine »Lucille Belmont« (1848) und »Ernest Vane« (1849) sind schwache Nachahmungen von Bulwers Romanen. Außerdem veröffentlichte er: »Poems« (1838); »Exeter Hall or Church-Polemics« (1841); »The Morea with other poems« (2. Ausg. 1841); »Florence the Beautiful« (1854, 2 Bde.); »The kingdom of Greece« (1862); »Young artist' slife« (1864); »Historic pictures« (1865, 2 Bde.); »Francis I., and other historic studies« (1870, 2 Bde.); »Historic châteaux: Blois, Fontainebleau, Vincennes« (1876); »The Théâtre Français in the reign of Louis XV.« (1879).

4) John, berühmter engl. Schachspieler, geb. 1798, gest. 1878, Zeitgenosse Stauntons, mit dem er bei zeitweiligem Aufenthalt in England (1841—42) viele Partien wechselte. Den größten Teil seines Lebens verbrachte C. als Rechtsgelehrter in Kalkutta, wo er seine in der Schachwelt wohlbekannten, meist siegreichen Kämpfe mit den Brahmanen Moheschunder und Saumchurn Guttack ausfocht. Nach ihm ist eine lebhafte Variante des Königsspringer-Gambits »C.-Gambit« genannt worden.

Cöcilien (Gymnophiona), Ordnung der Amphibien, s. Blindwühler.

Cock (engl.), Hahn; C.-pit, Platz oder Gebäude für Hahnenkämpfe.

Cockburn (spr. kóbörn), 1) Insel am Nordufer des Huronensees, zur kanadischen Provinz Ontario gehörig, zwischen Great Manitoulin und Drummond. — 2) Teil von Baffinland (s. d.).

Cockerell, Charles Robert, engl. Architekt und Archäolog, geb. 28. April 1788 in London, gest. daselbst 17. Sept. 1863, Schüler seines Vaters Samuel C. (gest. 1827), studierte von 1810—17 die antike Architektur in Italien, Griechenland und Kleinasien, beteiligte sich an der Durchforschung des Athenetempels in Agina und fand mit Haller die Figuren der Giebelfelder, die später nach München verkauft wurden. Auch nahm er an den Ausgrabungen teil, die den Fries des Apollontempels in Phigalia (Britisches Museum) zutage förderten. Nach London zurückgekehrt, lieferte er die Entwürfe für das philosophische Institut zu Bristol, die Hanover-Kapelle in London (1825), einen Flügel der Universitätsbibliothek zu Cambridge und andre Bauten. Er gab heraus: »Die Altertümer von Athen«, »Der Tempel des olympischen Jupiter in Agrigentum« (1830) und »Die Tempel des Jupiter Panhellenios und des Apollon Epikurios« (1860). Seine Tagebücher aus den Jahren 1810—17 wurden von seinem Sohn Samuel Pepys C. veröffentlicht: »Travels in Southern Europe and the Levant« (Lond. 1903).

Cockerill, John, Industrieller, geb. 3. Aug. 1790 zu Haslington in Lancashire, gest. 19. Juni 1840 in Warschau, übernahm 1807 mit seinem Bruder James eine vom Vater in Lüttich eingerichtete Maschinenfabrik und entwickelte hier ein bedeutendes industrielles Talent. Der Zentralpunkt seiner allmählich vielfach verzweigten Tätigkeit war die großartige Anstalt von Seraing, die er mit James 1816 mit einem Anlagekapital von 16 Mill. Frank einrichtete. Sie beschäftigte bis 2500 Arbeiter und wurde mit 22 Dampfmaschinen von fast 1000 Pferdekräften betrieben. 1825 verkaufte James C. seinen Anteil an diesem Etablissement in Searing an den König von Holland, der nun Johns industrielle Spekulationen mit Nachdruck unterstützte. 1833 wurde C. alleiniger Besitzer von Searing, das sich fortan mächtiger als je entwickelte. C. wurde in gewissem Sinne der Träger der belgischen Industrie, sowie er von ihr getragen wurde, und legte auch an andern Orten in Belgien, Frankreich, in Aachen, Stolberg bei Aachen, Kottbus ꝛc., in Spanien, Polen, selbst in Surinam, wo er Plantagen besaß, im ganzen gegen 60 verschiedene Etablissements

an, vornehmlich Kohlenwerke und Eisenhütten, Maschinenbauwerkstätten, Spinnereien, Tuchfabriken, eine Glasfabrik, eine Papierfabrik ꝛc. Auch war er einer der Hauptgründer der Belgischen Bank. Die kriegerische Situation Belgiens 1838 erschütterte jedoch das Vertrauen zu den Cockerillschen Unternehmungen, und als die Belgische Bank 1839 ihre Zahlungen einstellte, geriet C. in finanzielle Verlegenheiten und veräußerte alle Besitzungen bis auf die Etablissements in Seraing und Lüttich. Er begab sich nach Rußland, um im Auftrag der dortigen Regierung neue Unternehmungen zu beginnen, doch ereilte ihn auf der Rückreise der Tod. 1872 wurde ihm in Brüssel ein Standbild errichtet.

Cockermouth (spr. kŏckermauth), Stadt im W. der engl. Grafschaft Cumberland, am Einfluß des Cocker in den Derwent, hat Ruinen einer 1648 geschleiften Normannenburg, Wollindustrie, Maschinenbau, eine Latein- und eine Gewerbeschule und (1901) 5355 Einw. C. ist Geburtsort des Dichters Wordsworth.

Cockney (engl., spr. kŏkni), alter Spitzname für die untern Klassen von London, die das Anlaut-h fälschlich auslassen oder anfügen. Das Wort begegnet seit Chaucers Zeit (cokenei, »Hennenei«, vgl. Murrays »Dictionary«) und bezeichnet ursprünglich einen eingebildeten und zugleich weichlichen Menschen.

Cocksdorp, niederländ. Dorf im Eierland (s. d.).

Cock-tail (engl., spr. kŏck-tēl, »Hahnenschwanz«), kalter Grog aus bitterm Likör und Kognak oder statt des letztern mit Weißwein oder Schaumwein und Zugabe von einem Eigelb und Eis. — Im Sport ein Rennpferd, das nicht Vollblut ist.

Cocoanadehanf, soviel wie Sunhanf, s. Crotalaria.

Cocoawurzel, s. Colocasia.

Cocobolholz, ein mittelamerikanisches, sehr hartes, dichtes, schweres Holz, auf der frischen Schnittfläche lebhaft gelbrot, an der Luft nachdunkelnd, auf dem Querschnitt mit fast schwarzen Querzonen, denen im Radial- und Tangentialschnitt ebensolche Längsstreifen entsprechen, die oft einen zierlichen Flader bilden. Die Abstammung ist nicht sicher bekannt. Das Holz dient zu Messerschäften und Bürstendeckeln.

Cocodès (franz., spr. -dèß), Liebhaber einer Kokotte (Cocodette), Pariser junger Geck.

Cocodrillo (ital., »Krokodil«), ruhmredriger Kapitän, Charaktermaske der alten Komödie.

Cocoholz, s. Bocoa provacensis.

Cocon (franz., spr. -kóng), s. Kokon.

Cocos *L.* (Kokospalme, Kokosnuß), Gattung der Palmen, hohe oder mittelhohe Bäume, auch stammlose Arten mit glattem, geringeltem oder mit den bleibenden Blattstielbasen schuppig besetztem Stamm, gefiederten Blättern mit linienförmigen Segmenten, in den Achsen der untern Blätter stehenden, einfach verzweigten Blütenkolben mit kahnförmiger Holzscheide und gelben männlichen und grünen weiblichen Blüten, elliptischen oder eiförmigen, einsamigen Früchten mit dicker, faseriger Hülle, knochenhartem, an der Basis dreiporigem Stein und hohlem Samen. Die Portugiesen erblickten eine gewisse Ähnlichkeit zwischen der Basis einer Kokosnuß mit den drei Löchern und dem Kopf eines Affen (Cocos, Coquin) und nannten danach den Baum Coqueiro. Die artenreiche Gattung ist hauptsächlich in Brasilien (mit 30 Arten) vertreten, einige Arten finden sich in Nordargentinien, Ostbolivia, Columbia und auf den Antillen. Sehr viel weiter verbreitet ist C. nucifera *L.* (gemeine oder echte Kokospalme, s. Tafel »Fett und Öl liefernde Pflanzen«, Fig. 5). Sie wächst am üppigsten in der Nähe des Meeres, doch gedeiht sie auch im Binnenland, weit entfernt von der Küste. Das Zentrum ihres Verbreitungsbezirkes sind die Inseln und Küsten des Indischen und Stillen Ozeans. Wo sie die Wendekreise überschreitet, verliert sie an Schönheit und Ergiebigkeit, wie z. B. auf den Sandwichinseln. Am schönsten gedeiht sie zwischen 15° nördl. und 12° südl. Br. Unter dem Äquator steigt sie bis zu einer Höhe von 1200 m ü. M. empor. Den reichsten Ertrag an Früchten liefert sie auf den Sundainseln, den Philippinen, Karolinen, Marianen und Lakadiven. An der Westküste von Afrika reicht sie vom 6.° nördl. bis 16.° südl. Br., während sie auf Madagaskar noch unter 25° vorkommt. In den westlich von Indien gelegenen Ländern Asiens wächst sie nicht; an der Westseite von Vorderindien findet sie sich bis etwa 22° nördl. Br., im Innern bis 25° (bei Patna); an der Küste des Bengalischen Meerbusens gedeiht sie überall und selbst noch in China bis 25° nördl. Br. Die nördlichste Grenze ihres Gedeihens scheinen die südlichsten Boninsinseln zu bilden; die südlichste bezeichnet Pitcairn unter 25° südl. Br. in Australien, so daß sie über eine Zone von 51° verbreitet ist. In Amerika findet sie sich auf der Westküste zwischen 18° nördl. und 18° südl. Br., auf der Ostküste zwischen 24° nördl. und 27° südl. Br. Über die Heimat der Kokospalme weiß man nichts Bestimmtes; in Mittel- und einzelnen Teilen Südamerikas war die Kokospalme im Anfang des 16. Jahrh. weit verbreitet. Ohne Zweifel haben die Spanier viel zur Verbreitung der Palme beigetragen. Nach Polynesien und Indo-Malaiien muß sie in prähistorischer Zeit gelangt sein, nach Ceylon später. Auf kurze Entfernungen gelangte sie wohl durch die Meeresströmungen, auf weite kaum, da die Keimfähigkeit schnell verloren geht. Die keimende Pflanze bedarf der Pflege, und die Kokosnuß fehlt daher überall, wo die Bevölkerung Nutzpflanzen nicht kultiviert. Die faserige Hülle der Kokosnuß (Roya, Coir, Kokosfaser, s. d.) wird in Europa und Nordamerika auf Bürsten, Tauwerk, Matten, Treibriemen ꝛc. verarbeitet. Die sehr harte Schale der Steinfrucht dient zu Gefäßen; sie läßt sich drechseln und polieren und wird zu kleinen Kunstgegenständen verarbeitet. Verkohlt benutzt man sie zu Zahnpulver. Die Blätter dienen zum Decken der Dächer; auch werden Vorhänge, Teppiche, Matten, Körbe, Schirme ꝛc. daraus bereitet. Sonst spielten sie eine Rolle in den religiösen Zeremonien der Tahitier und waren ein Sinnbild obrigkeitlicher Würde. Das wie Haselnuß schmeckende junge Mark unter der Endknospe (Palmhirn) wird wie die jungen, zarten Blätter (Palmkohl) genossen. Aus den Blütenscheiden sowie aus alten Blättern bereitet man Fackeln ähnlich wie aus abgestorbenen Kakteen. Die Asche der Blätter liefert Pottasche. Aus dem Netzwerk am Grunde der Blätter fertigt man Durchschläge und Kleidungsstücke, die im Wasser sehr haltbar sind und daher besonders von Fischern getragen werden. Alte Palmen liefern Nutzholz (Stachelschwein- oder Palmyraholz). Die Rinde dient in Indien zum Gerben, ein aus der Rinde gewonnenes Gummi zum Einsalben der Haare. Aus den Blütenkolben gewinnt man vor dem Aufbrechen der Blüten Toddy, der, eingekocht, Palmzucker (Jaggery) und durch Gärung Palmwein (s. d.) liefert. Aus dem gegornen Safte destilliert man Arrak; sauer gewordener Palmwein wird als Essig benutzt. Amerikanische Völker und Polynesier kauen die Wurzel, übergießen sie mit Wasser und lassen sie gären, um ein geistiges Getränk zu gewinnen. Man zieht die Kokospalme aus der Frucht, die in etwa 18 Tagen

keimt, wobei der Keim in Gestalt eines kleinen Elefantenzahnes hervorkommt. Er ist von süßem Geschmack und gilt roh oder geröstet als Leckerbissen. Vgl. Cook, Origin and distribution of the Cocoa palm (in »The contributions to the U. S. National Herbarium«, VII, Nr. 2).

C. butyracea *L.* (Königspalme), ein majestätischer Baum in Neugranada und Venezuela, liefert Kokosöl, Palmwein, Bau- und Werkholz. C. guinensis *Jacq.*, ein 4 m hoher Baum mit nur 2,5 cm im Durchmesser haltendem Stamm, wächst namentlich auf Tobago, von wo die Stämme als Spazierstöcke (Tobagorohre) besonders nach Frankreich ausgeführt werden. C. aculeata *Jacq.* (Makawbaum, Makasebapalme), in Westindien, Guayana und Brasilien, liefert eßbare Früchte und ein sehr wohlriechendes Palmöl, das zu Toilettenseifen und arzneilich benutzt wird. Von C. vinifera *Örst.*, in Nicaragua und Costarica, geben die Früchte ebenfalls Öl, während der Stamm einen Zuckersaft enthält, aus dem eine Art Wein (Cogelwein) bereitet wird. C. coronata *Mart.*, in Brasilien, enthält ein Mark, aus dem die Eingebornen Brot backen, und eine Nuß, aus der Öl gepreßt wird. Einige Arten werden bei uns in Gewächshäusern kultiviert, und C. flexuosa *Mart.*, in Brasilien und weit südlich, C. Romanzoffiana *Cham.*, im außertropischen Brasilien, C. australis *Mart.*, von Brasilien bis Uruguay und den La Plata-Staaten (sehr hart), und C. Weddelliana *hort.*, letztere mit sehr schmalen Fiederblättchen, sind vorzügliche Zimmerpflanzen.

Cocos chilensis, s. Jubaea; C. lapidea, s. Attalea.

Cocosinsel, s. Kokosinsel.

Cocotte (franz., in der Kindersprache »Hühnchen«, in der ursprünglichen Bedeutung eine Art Kasserolle), in neuerer Zeit Bezeichnung für eine elegante Buhlerin, in demselben Sinne wie Lorette (s. d.).

Cocu (franz., spr. kokü), Hahnrei.

Coecum (lat.), der Blinddarm, s. Darm.

Cocuzzo, Monte, Gipfel im Kalabrischen Apennin, 1542 m hoch.

Cocx, Gonsael, Maler, s. Coques.

Cocxie, Michel van, Maler, s. Coxie.

Cocytus, s. Kokytos.

Cod, Kap, s. Cape Cod.

Cod., Abkürzung für Codex.

Coda (ital., »Schweif«), in der ital. Poetik ein Zusatz zum Sonett, in der ältesten Zeit ein mit dem letzten Verse reimender Elfsilber oder ein Elfsilberpaar mit neuem Reim; vom 14. Jahrh. an drei Verse: ein Siebensilber, der mit dem letzten Verse des Sonetts reimt und ein Elfsilberpaar mit neuem Reim. Seit Berni fügte man mehr als eine C. hinzu. C. heißt ferner beim Serventese der Kurzvers am Schluß einer Strophe, der den Reim für die nächste Strophe angibt. — In der Musik ist C. ein Anhang ausgeführter Tonstücke, der entweder Anklänge an die Hauptthemen bringt oder selbständig epilogisiert, z. B. beim Scherzo, wo nach dem Trio das Scherzo wiederholt und dann die C. gespielt wird (scherzo da capo e poi la coda).

Codde, Pieter, holländ. Maler, geb. 1599 oder 1600, gest. 1678 in Amsterdam, wahrscheinlich ein Schüler des Frans Hals in Haarlem, war vornehmlich in Amsterdam tätig, wo er 1637 den Auftrag erhielt, das von F. Hals begonnene Bild der Schützengesellschaft zu vollenden. Er malte mit feinem, zartem Pinsel und in geschmackvollem, aber kühlem Kolorit Gesellschaftsstücke, Herren und Damen bei der Mahlzeit, bei Musik, Spiel und Tanz, und Soldaten in der Wachtstube. Gemälde von ihm befinden sich in den Museen und Galerien des Haag, von Haarlem, Berlin, Wien, Dresden, Schwerin.

Code (franz., spr. kodd', v. lat. codex), Gesetzbuch, insbes. Bezeichnung der fünf napoleonischen Gesetzbücher, nämlich das C. civil des Français oder C. Napoléon (bürgerliches Gesetzbuch) vom 21. März 1804, des C. de procédure civile (Zivilprozeßordnung) vom 14. April 1806, des C. de commerce (Handelsgesetzbuch) vom 15. Sept. 1807, des C. d'instruction criminelle (Strafprozeßordnung) vom 17. Nov., bez. 26. Dez. 1808, und des C. pénal (Strafgesetzbuch) vom 22. Febr. 1810. — Vor der Revolution war Frankreich geteilt in die Länder des geschriebenen (hauptsächlich römischen) Rechts, pays du droit écrit, und die Länder des (auf germanischem Ursprung beruhenden) Gewohnheitsrechts, pays du droit coutumier. Nur die königlichen Verordnungen hatten für ganz Frankreich verbindliche Kraft. Die Konstitution des Jahres 1791 sah die Erlassung eines einheitlichen bürgerlichen Gesetzbuches für ganz Frankreich vor. Zur Ausführung kam es aber erst, nachdem Napoleon zum ersten Konsul erhoben worden war. Es wurde eine Kommission von vier Mitgliedern (Tronchet, Portalis, Bigot de Préameneu, Maleville) eingesetzt, die in vier Monaten den Entwurf herstellte. Nach vielfachen Hindernissen wurden 1803 und 1804 die verschiedenen Gesetze, die jetzt den C. Napoléon bilden, nach und nach von der Gesetzgebenden Versammlung beschlossen und durch Gesetz vom 30. Ventôse XII (21. März 1804) zu einem Ganzen unter dem Namen C. civil des Français vereinigt. Nach Umgestaltung der Republik in die Monarchie wurde eine neue Ausgabe des C. civil mit unwesentlichen Änderungen unter dem Titel: C. Napoléon veranstaltet. Der C. besteht aus einem titre préliminaire und drei Büchern, von denen das erste vom Personen- und Familienrecht (des personnes), das zweite vom Sachenrecht (des biens et des différentes modifications de la propriété) und das dritte vom Rechtserwerb durch Erbschaft und Singularsukzession mit Einschluß des Obligationenrechts (des différentes manières dont on acquiert la propriété) handelt. Der C. Napoléon hat in den linksrheinischen Teilen Deutschlands (preußische Rheinlande, Rheinhessen, bayrische Rheinpfalz) und Elsaß-Lothringen die unter der französischen Herrschaft erlangte Geltung und in Baden als badisches Landrecht in offizieller Übersetzung sich seit 1809 bis zur Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches (1. Jan. 1901) behauptet. — Die Bezeichnung C. führt außer den genannten auch das Forstgesetz vom 21. Mai 1827: Le C. forestier; sie wird zuweilen willkürlich auch auf andre französische Gesetze angewendet (z. B. C. rural, C. de la pêche, de la chasse, C. constitutionnel). — Vgl. Roger u. Sorel, Codes et lois usuelles (Par. 1883); Marcadé u. Pont, Explication théorique et pratique du C. civil (Par. 1894); Barre, Bürgerliches Gesetzbuch und C. civil; vergleichende Darstellung (franz. u. deutsch; 2. Aufl., Berl. 1897). — Im Telegraphenwesen heißt C. eine vereinbarte Wörtersammlung zur Abkürzung von Telegrammen (»Telegrammkodex«); vgl. Geheimschrift.

Codebitor (lat.), Mitschuldner.

Codemo, Luigia, ital. Schriftstellerin, geb. 5. Sept. 1828 in Treviso, gest. im August 1898 in Venedig, gewann auf ausgedehnten Reisen 1838—50 eine bedeutende Welt- und Lebenskenntnis, verheira-

tete sich 1851 in Venedig mit Ritter Karl v. Gerstenbrand (gest. 1880) und veröffentlichte 1856 ihre erste Schrift »Memorie di un contadino«. Von ihren vielen weitern Arbeiten, fast ausschließlich Schilderungen des Volks- und Familienlebens, nennen wir: »Berta« (1858); »Miserie e splendori della povera gente« (1865); »L'ultima Delmosti«, Drama (1867); »La rivoluzione in casa« (2. Ausg. 1872); »Un processo in famiglia«, Drama, und »Una donna di cuore«, Lustspiel (1869); »Scene e descrizioni« (1871); »Chioggia e Schio« (1872); »I nuovi ricchi« (1876); »Andrea« (1877); »Pagine famigliari« (2. Aufl. 1878); »Svago a buona scuola« (1880); »Racconti, scene, bozzetti e produzioni drammatiche« (1882, 2 Bde.); »Scene marinare« (1879); »Le Zattere« (1881); »Nohant« (1884); »Scene campestri, popolari e storiche« (1885); »Patire, non morire« (1886); »Un viaggio a bordo« (1886); »A guerra finita« (1887); »Noli me tangere«, Erzählungen (1894) u. a.

Code Napoléon, s. Code.

Codex (lat.), s. Kodex.

Codex Gregorianus, eine im oströmischen Reichsgebiet um 300 n. Chr. entstandene Privatzusammenstellung von kaiserlichen Reskripten aus der Zeit von Hadrian bis Diokletian. Eine Zusammenstellung der Bruchstücke enthält die »Collectio librorum juris antejustiniani« von Krüger, Mommsen, Studemund, Bd. 3, S. 223 ff. (Berl. 1890).

Codex Hermogenianus, eine wie der Codex Gregorianus im östlichen Teile des römischen Reiches entstandene Privatzusammenstellung von kaiserlichen Reskripten aus der Periode von Hadrian bis Diokletian, wahrscheinlich aus dem Anfang des 4. Jahrh. n. Chr. Die wenigen erhaltenen Bruchstücke finden sich in der »Collectio librorum juris antejustiniani« von Krüger, Mommsen, Studemund, Bd. 3, S. 234 ff. (Berl. 1890).

Codex Justinianĕus, s. Corpus juris.

Codex Theodosianus, vom Kaiser Theodosios veranstaltete und 438 als Gesetzbuch in 16 Büchern publizierte Sammlung von Gesetzen, welche die Verordnungen von Konstantins d. Gr. Zeit bis auf die seinige umfassen. Die beste neuere Ausgabe lieferte Hänel (Bonn 1837—42), dazu Krüger, Codicis Theodosiani fragmenta Taurinensia (Berl. 1880).

Codĭa, soviel wie Mohnköpfe.

Codĭaeum *Rumph.*, Gattung der Euphorbiazeen, immergrüne Sträucher oder Bäume mit abwechselnden, lederartigen, ganzen Blättern und unscheinbaren Blüten in verlängerten, achselständigen Blütenständen. Vier Arten auf den Südseeinseln, in Australien und im Malaiischen Archipel. C. variegatum *Bl.* (Croton pictum *Lodd.*), auf den Sundainseln und den Inseln des Stillen Ozeans, mit oval-lanzettlichen, gelb geaderten Blättern, wird in zahlreichen Formen mit überaus mannigfach geformten (ausgebuchteten, selbst dreilappigen), gezeichneten und gefärbten Blättern in Warmhäusern kultiviert.

Codicillāris clausŭla (lat.), Kodizillarklausel.

Codicilli (lat.), s. Kodizill.

Codigoro, Flecken in der ital. Provinz Ferrara, Kreis Comacchio, an der Mündung des Canale di Goro in den Po di Volano in sumpfiger Gegend gelegen, durch Dampfstraßenbahn mit Ferrara verbunden, mit Torfstichen, Zuckerfabrikation und (1901) ca. 6600 (als Gemeinde 9865) Einw. 5 km östlich das ehemalige Benediktinerkloster Pomposa mit sehenswerten Fresken und Mosaikboden in der Kirche.

Codille (span. codillo, spr. -biljo), 1) Kunstausdruck für besonders starken Verlust im Lomberspiel. C. ist der Spieler, wenn einer der beiden Gegner mehr Stiche macht, als er selbst; dieser Gegner macht codille. — 2) Soviel wie Werg.

Cod. Ms. (lat.), Abkürzung für Codex manuscriptus, Handschrift.

Codo (v. lat. cubitus, »Ellbogen«), älteres span. Längenmaß, ½ Vara = 0,418 m. Der C. di Ribera der Arsenale zu 2 Piés = 0,557 m.

Codogno (spr. -donnjo), Stadt in der ital. Provinz Mailand, Kreis Lodi, Knotenpunkt der Eisenbahnen Mailand-Piacenza und Pavia-Cremona, hat ein Gymnasium, eine technische Schule, Seidenweberei, Gerberei, Handel mit Parmesankäse und (1901) ca. 9900 (als Gemeinde 11,594) Einw.

Codöl, rektifiziertes Harzöl oder Lebertran.

Codonaster, s. Haarsterne.

Codrington (spr. kŏddrĭngt'n), 1) Sir Edward, engl. Admiral, geb. 27. April 1770, gest. 28. April 1851, trat 1783 in die Marine, befehligte bei Trafalgar das Linienschiff Orion, nahm 1809 an der Expedition nach Walcheren und 1810—13 an den Kämpfen an der spanischen Küste gegen die Franzosen teil. Unter dem Admiral Sir A. Cochrane diente er darauf in Amerika, ward 1814 Konteradmiral, 1821 Vizeadmiral und 1826 Befehlshaber der Flotte im Mittelmeer. Im Verein mit dem französischen Geschwader unter de Rigny nötigte er Ibrahim Pascha, den Befehlshaber der ägyptisch-türkischen Kriegsmacht in Morea, 25. Sept. 1827 zu einem Waffenstillstand. Als Ibrahim, durch griechische Feindseligkeiten gereizt, diesen verletzte und Morea verwüstete, übernahm C. den Oberbefehl über die englisch-französische Flotte, zu der auch das russische Geschwader unter Admiral Heyden stieß. Man wollte Ibrahim Pascha zur Beobachtung des Waffenstillstandes zwingen, aber das voreilige Feuer der Türken führte 20. Okt. zur Schlacht bei Navarino (s. Pylos 2), in welcher der größte Teil der türkisch-ägyptischen Flotte vernichtet ward. Während die öffentliche Meinung in England über den Sieg höchst erfreut war, kam er der Toryregierung aus politischen Gründen ungelegen; C. wurde im Sommer 1828 abberufen und fand erst nach der Thronbesteigung Wilhelms IV. volle Anerkennung. 1831 befehligte C. die Kanalflotte; 1837 ward er zum Admiral, 1839 zum Oberbefehlshaber in Portsmouth ernannt. Vgl. »Memoirs of the life of Admiral Sir E. C.« (hrsg. von seiner Tochter Lady Bourchier, Lond. 1873, 2 Bde.; Ausg. in 1 Bd. 1875).

2) Sir William John, engl. General, zweiter Sohn des vorigen, geb. 26. Nov. 1804, gest. 6. Aug. 1884, trat 1821 in die Armee und ward 1846 Oberst. Beim Beginn des orientalischen Krieges im Juni 1854 zum Generalmajor ernannt, führte er an der Alma und bei Inkjerman eine Brigade. Im November 1855 übernahm C. mit dem Rang eines Generalleutnants das Oberkommando über die englische Armee in der Krim, wurde jedoch an bedeutendern Aktionen durch den bald erfolgten Abschluß des Waffenstillstandes gehindert. 1859—65 war er Generalgouverneur von Gibraltar, 1863 wurde er General, im Oktober 1877 trat er in den Ruhestand.

Codroïpo (das römische Quadruvium), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Udine, an der Stella und der Eisenbahn Venedig-Udine, hat Seidenspinnerei und (1901) ca. 2800 (als Gemeinde 5850) Einw.

Codronchi-Argeli (spr. kodrónki-ardschēli), Giovanni, Graf, ital. Politiker, geb. 14. Mai 1841,

beteiligte sich 1859 an den italienischen Einheitsbestrebungen, studierte die Rechte, wurde schon 1867 Bürgermeister seiner Vaterstadt Imola und trat 1871 in die Deputiertenkammer, wo er dem rechten Zentrum angehörte. 1875—76 war er unter Minghetti Generalsekretär im Ministerium des Innern. Später näherte er sich Crispi und wurde im Dezember 1888 zum Präfekten von Neapel und 1889 zum Senator ernannt. Im April 1896 wurde er als königlicher Zivilkommissar in Palermo eingesetzt mit außerordentlichen Vollmachten zur Ordnung der sizilischen Verhältnisse; vom September bis zum Dezember 1897 leitete er das Unterrichtsministerium im Kabinett di Rudini.

Coeducation (engl., spr. ko-edjukēsch'n), gemeinsamer Unterricht für Knaben u. Mädchen; s. Gesamtschulen.

Coehoorn (spr. ku-), Menno van, Ingenieur, geb. 1641 bei Leeuwarden in Friesland, gest. 17. März 1704 zu Wijkel in Friesland, wurde, 16 Jahre alt, Hauptmann in niederländischen Diensten und nahm an der Verteidigung von Maastricht und der Belagerung von Grave 1673 teil, wo sich die nach ihm benannten tragbaren Handmörser (Coehörner) zuerst bewährten. 1674 wurde B. wegen besonderer Tapferkeit bei Seneffe zum Obersten ernannt und stellte ein neues Festungssystem auf. Er focht als Brigadier 1690 bei Fleurus, verteidigte 1692 das von ihm umgebaute Namur gegen Vauban, erlag aber schließlich der Übermacht; 1694 belagerte er Huy und half 1695 Namur zurückerobern. Als Generalleutnant und Inspekteur der niederländischen Festungen eroberte er im Spanischen Erbfolgekrieg das Fort Donatus, leitete unter dem Prinzen von Nassau-Saarbrücken die Belagerung von Venloo und Roermonde und nahm Lüttich, Kaiserswerth und Bonn, namentlich durch die Anwendung seiner Mörser. Nachdem er mit Sparre und Tilly die Franzosen aus den Verschanzungen bei Stekene vertrieben, eroberte er noch Huy und Limburg. C. war neben Vauban der bedeutendste Ingenieur seiner Zeit, sein System war jedoch nur bei den Bodenverhältnissen seines Vaterlandes anwendbar. C. schrieb: »Versterkinge des vijfhoeks met alle sijne buytenwerken« (Leeuwarden 1682); »Niewe vestingbouw« (das. 1685; deutsch, Düsseld. 1709). Sein Leben beschrieb sein Sohn Gosewijn Theodor van C. (neu hrsg. von Sijpestein, Leeuwarden 1860).

Coehörner (spr. ku-), s. Coehoorn.

Coelemans (spr. kūl-), Jakob, niederländ. Kupferstecher, geb. 1670 in Antwerpen, Schüler des Cornelius Vermeulen, starb 1735 in Aix. Sein Hauptwerk ist die 1709 vollendete, aber erst 1744 herausgegebene Sammlung von 118 Blättern, die er nach Gemälden des Kabinetts des Boyer d'Aiguilles in Aix stach.

Coelho (spr. kuélljo), 1) Francisco Adolpho, hervorragender portug. Sprachgelehrter, geb. 1847 in Coimbra, seit 1878 Professor am Curso superior de letras in Lissabon und Direktor einer Bürgerschule Sampaio. Seine philologischen, durch strenge wissenschaftliche Methode ausgezeichneten Schriften beziehen sich auf die Entwickelungsgeschichte der portugiesischen Sprache, so: »A lingua portugueza« (Coimbra 1868), »Origem da lingua portugueza« (Lissabon 1870), »Theoria da conjugação em latim e portuguez« (das. 1871), »Questões da lingua portugueza« (Porto 1874) und »Noções de glottologia geral e especial portugueza« (das. 1881, 2. Aufl. 1888), denen sich später die Werke »Os dialectos romanicos ou neolatinos na Africa, Asia e América« (Lissab. 1880—1886) und »Os Ciganos« (1892) anschlossen. 1873 gründete er eine wissenschaftliche Zeitschrift: »Bibliographia critica de historia e litteratura«, die es aber nur zu einem Bande brachte; 1880 gab er eine »Revista d'ethnologia e de glottologia« heraus. Außerdem veröffentlichte er die erste Sammlung portugiesischer Volksmärchen: »Contos populares portuguezes« (Lissab. 1879). In neuerer Zeit widmete er sich hauptsächlich pädagogischen Studien und behandelt mit gediegenstem Wissen Unterrichts- und Erziehungsfragen Portugals. Seit 1887 ist er Ehrendoktor der Universität Göttingen.

2) J. G. Gomes, portug. Schriftsteller, s. Diniz 2).

Coello (spr. koéllio), 1) Alonso Sanchez, span. Maler, geb. um 1515 in Benifayro bei Valencia, bildete sich in Madrid bei Anthonis Mor, ward Hofmaler des Königs Philipp II. von Spanien und starb 1590 in Madrid. In Spanien gibt es noch viele Werke dieses Künstlers, z. B. das Bildnis des Infanten Don Carlos und der Donna Isabella (in der Galerie zu Madrid), die Vermählung der heil. Katharina (im Escorial), Sebastian mit Christus und Maria (in der Klosterkirche San Geronimo zu Madrid) ꝛc. Am ausgezeichnetsten war C. im Porträt.

2) Claudio, span. Maler, geb. 1621 in Madrid, Schüler von Rizi, erwarb sich großen Ruf, wurde aber durch Giordanos Ankunft, der die Periode des Verfalls der spanischen Kunst einleitete, verdunkelt und starb aus Gram darüber 20. April 1693 in Madrid. Er hinterließ in Madrid, San Ildefonso, im Escorial, zu Paular, Saragossa, Salamanca, Corella, Torrejon, Valdemoro u. a. O. religiöse Bilder, die sich durch kräftige Auffassung auszeichnen. C. ist der letzte bedeutende spanische Maler der klassischen Zeit.

3) Francisco C. de Portugal y Quesada, span. Geograph, geb. 26. April 1820 in Jaen, gest. 30. Sept. 1898 in Madrid, wurde 1838 Genieoberleutnant, 1844 Hauptmann, nahm an den Kämpfen der Franzosen in Algier teil, wurde 1865 Oberst, nahm aber bald seinen Abschied, um sich der Geographie zu widmen. Er war Mitbegründer und ständiger Präsident der Geographischen Gesellschaft in Madrid. Sein Hauptwerk ist der »Atlas de España y sus posesiones de ultramar« (1 : 200,000, 60 Blatt).

Coëmtio in manum, s. Koëmtion.

Coen (spr. kūn), Jan Pieterszoon, geb. 8. Jan. 1587 in Hoorn, gest. 20. Sept. 1629 in Batavia, Begründer der holländischen Kolonialmacht in Indien, wo er, seit 1607 im Dienste der Ostindischen Kompagnie, 1617—21 und 1627—29 als Generalgouverneur mit eiserner Hand und großer Einsicht die Regierung führte. Er stiftete auf den Trümmern der verbrannten javanischen Stadt Jakatra die Stadt Batavia (1619) und vertrieb die Engländer beinahe aus dem Archipel. In Hoorn und Batavia wurden ihm Standbilder errichtet.

Cœur (franz., spr. kör), Herz; eine Farbe der französischen Spielkarte, die durch ein rotes Herz bezeichnet wird; C. de lion, Löwenherz, Beiname König Richards I. von England; de bon c., von Herzen gern, bereitwilligst.

Coeur (spr. kör), Jacques, franz. Kaufmann, geb. um 1400 als Sohn eines Pelzhändlers in Bourges, gest. 1456, gewann durch Handel in der Levante ein großes Vermögen und unterstützte 1439 den König Karl VII. reichlich für den Krieg gegen England und die Aufstellung eines stehenden Heeres. 1440 adelte ihn der König, schickte ihn als Gesandten nach Rom und Genua und erhob ihn zum Finanzminister. Durch

den Handel mit Ägypten und Syrien, aber auch durch skrupellose Finanzoperationen immer reicher geworden, zählte C. bald die Mächtigsten des Hofes unter seinen Schuldnern. Diese stürzten ihn aus Neid und Habgier. Wegen Münzfälschung, Vergiftung der Agnes Sorel und Hochverrats angeklagt, ward er 31. Juli 1451 gefangen gesetzt, seiner Güter im Wert von einer Million Goldtaler (etwa 200 Mill. Mark nach heutigem Geldwert) beraubt und zur immerwährenden Verbannung aus Frankreich verurteilt (1455). Er floh über Italien nach der Insel Chios, wo er starb. Seine Kinder erhielten einen Teil ihrer Güter zurück, und das verdammende Urteil wurde unter Ludwig XI. 1463 kassiert. Coeurs prächtiges, im gotischen Stil erbautes Haus (Gurlitt nennt C. den Medici Frankreichs) in Bourges ist noch erhalten. Vgl. Trouvé, Jacques C. (Par. 1840); Clément, Jacques C. et Charles VII (4. Aufl., das. 1874, 2 Bde.); Deslys, Jacques C., récit historique (das. 1888); Guirand, Recherches et conclusions nouvelles sur le prétendu rôle de Jacques C. (das. 1900); Favre, Politique et diplomatie de Jacques C. (in der »Revue diplomatique«, 1902).

Coffĕa, s. Kaffeebaum.

Cofferdam, s. Kofferdamm.

Coffeys Blase, s. Destillation (Tafel).

Cogalniceanu (spr. -gulnitsch-), Michael, rumän. Geschichtschreiber und Staatsmann, geb. 6. Sept. 1817 in Jassy, gest. 2. Juli 1891 in Paris, erhielt 1835—1838 in Deutschland seine Bildung, schrieb eine »Histoire de la Valachie et de la Moldavie« (Berl. 1837, Bd. 1), gab in Verbindung mit dem Dichter Alecsandri und mit Negruzzi 1840 eine wissenschaftliche und belletristische Revue, die »Dacia literară« heraus und veröffentlichte »Archiva rommînească«, eine Sammlung von geschichtlichen Dokumenten, und u. d. T.: »Letopisite« 3 Bände rumänischer Chroniken (1845 bis 1852). 1848 stand er in Jassy an der Spitze der Erhebung gegen den Fürsten M. Sturdza und flüchtete vor den Russen nach Paris. Seit der Erwählung Alexander Cusas (1859) nahm C., absolutistisch und russisch gesinnt, tätigen Anteil an den politischen Angelegenheiten. Als Unterrichtsminister begründete er die Universität Jassy. Am 24. Okt. 1863 übernahm er die Ministerpräsidentschaft, half Cusa 14. Mai 1864 seinen Staatsstreich durchführen und erließ das die Fronen gegen Entschädigung aufhebende Ruralgesetz. Am 7. Febr. 1865 entlassen, war C. unter der Regierung des Fürsten Karl Mitglied der Kammer und vom November 1868 bis Februar 1870 Minister des Innern im Kabinett Demeter Ghikas. 1877 übernahm er unter Bratianu das Auswärtige, war 1879—80 Minister des Innern und danach bis 1881 Gesandter in Paris. Nun bekämpfte er offen Bratianus zu Österreich und Deutschland hinneigende Politik, doch ohne Erfolg, da sein Ansehen auch durch zweideutige Finanzgeschäfte erschüttert war.

Coge intrāre (oder Compelle intrare, lat., »nötige [sie] hereinzukommen«), der aus der mißgedeuteten Bibelstelle Luk. 14, 23 hergeleitete Grundsatz zur Rechtfertigung der gegen Ketzer angewendeten Gewalt oder arglistigen Proselytenmacherei.

Cogelwein, s. Cocos, S. 209.

Coghetti, Francesco, ital. Maler, geb. 4. Okt. 1804 in Bergamo, gest. 21. April 1875 in Rom, bildete sich daselbst bei Camuccini und durch das Studium Raffaels zum Historienmaler aus. Er schloß sich an die klassizistische Richtung an und war eine Reihe von Jahren hindurch Präsident der Akademie von San Luca in Rom. C. hat zahlreiche Altarbilder und Fresken in Kirchen und Palästen zu Bergamo, Rom (Palazzo Torlonia) und Savona ausgeführt.

Cogito, ergo sum (lat., »ich denke, also bin ich«), oberster Grundsatz des Descartes, der als unmittelbar gewisse Wahrheit an der Spitze seines philosophischen Systems steht und mehrfach der Ausgang neuerer Spekulationen gewesen ist. Vgl. Descartes.

Cognac, Getränk, s. Kognak.

Cognac (spr. konnjack), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Charente, an der Charente, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Nantes–La Rochelle-Angoulême, altertümlich und eng gebaut, hat eine romanische Kirche (aus dem 12. Jahrh.), ein Handelsgericht, ein Collège und (1901) 18,747 Einw. C. ist der Mittelpunkt der Erzeugung des berühmten Branntweins gleichen Namens. Auch werden in C. Fässer, Korkstöpsel ꝛc. gefertigt und Handel mit Wein, Vieh, Getreide ꝛc. betrieben. In dem noch teilweise erhaltenen Schloß von C. wurde Franz I. geboren, dem in der Stadt eine bronzene Reiterstatue errichtet worden ist. — C., das Condate der Alten, hieß später Coniacum, seit dem 12. Jahrh. Coignac. Früher hatte es eigne Herren; im 12. Jahrh. kam es als Grafschaft an die Grafen von Angoumois und fiel später an die Krone. Am 22. Mai 1526 ward hier zwischen Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII. von England, Herzog Franz Sforza von Mailand und dem Papst Clemens VII. die »Heilige Liga« gegen Kaiser Karl V. geschlossen. 1562 wurde die Stadt von den Hugenotten genommen. Vgl. Ravaz, Le pays du C. (Angoulême 1900).

Cognatio (lat., natürliche Verwandtschaft, Blutsverwandtschaft), das Verhältnis zweier Personen, die voneinander oder beide von einem Dritten abstammen; der Inbegriff der Kognaten ist die Familie im natürlichen Sinn. Im römischen Recht wird der C. die Agnatio (C. civilis) gegenübergestellt, deren Grund die väterliche Gewalt ist (s. Agnaten). C. spiritualis, die kanonisch-rechtliche, durch Mitwirkung bei Taufe und Firmung begründete Verwandtschaft, kommt juristisch nur insofern in Betracht, als sie nach kanonischem Recht ein Ehehindernis zwischen dem Täufling und den Paten begründet. Vgl. Verwandtschaft.

Cogniard (spr. konnjär), Hippolyte und Théodore, zwei Brüder und franz. Vaudevilleschreiber, jener geb. 20. Nov. 1807 (gest. 6. Febr. 1882), dieser 30. April 1806 (gest. 14. März 1872), entwickelten in der Stellung als Theaterdirektoren (der Porte St.-Martin und der Variétés) in gemeinschaftlicher Arbeit eine beinahe fabelhafte Tätigkeit als Dramenfabrikanten. Das unzählige Male aufgeführte Zauberstück »La biche au bois« wie auch die verwandten Stücke: »La chatte blanche« und »La poudre de Perlimpinpin« nebst dem militärischen Spektakelstück »Masséna, l'enfant chéri de la victoire« entstammen ihrer Feder. S. auch den Art. »Chauvinismus«.

Cogniet (spr. konnjä), Léon, franz. Maler, geb. 29. Aug. 1794 in Paris, gest. daselbst 20. Nov. 1880, war als Schüler Guérins und der römischen Akademie in den Traditionen der klassischen Schule Davids aufgewachsen und befestigte sich darin durch einen vierjährigen Aufenthalt in Rom. Zugleich aber verschloß er sich nicht den Bestrebungen der romantischen Schule. Das erste Bild, mit dem er nach seiner Rückkehr einen Erfolg errang, Marius auf den Trümmern von Karthago (1824), zeigt schon Figuren von einer Natürlichkeit, die dem Pathos der klassischen Schule nicht

gegeben war; noch selbständiger war eine Szene aus dem bethlehemitischen Kindermord, die sich in der Auffassung des Stoffes noch mehr der romantischen Schule zuneigt. Geringern Erfolg hatten ein Plafondgemälde im Louvre: Napoleon auf der ägyptischen Expedition im Kreis der Altertumsforscher, sowie die religiösen Bilder: der heil. Stephanus in St.-Nicolas-des-Champs und der Engel, Magdalenen die Auferstehung Jesu verkündend, in der Madeleine (1827). Bald kehrte C. zu lebendig bewegten, psychologisch interessanten Motiven zurück und malte 1831 nach Walter Scotts »Ivanhoe« die Entführung Rebekkas durch den Tempelherrn aus dem brennenden Schloß. Noch besser gelungen ist ihm der Ausmarsch der Pariser Nationalgarde 1792, gemalt 1836 (im Versailler Museum). Seinen bedeutendsten Erfolg errang C. im Salon von 1843 mit Tintoretto, der an dem Totenbett seiner Tochter die geliebten Züge der Verstorbenen noch einmal malt. Cogniets Bedeutung beruht namentlich in seiner ausgebreiteten Lehrtätigkeit, die auch aus Deutschland Schüler heranzog.

Cognitio (lat.), s. Causae cognitio.

Cognitor (lat.), im ältern röm. Prozeßrecht ein Parteivertreter, der, im Gegensatze zum Procurator (s. d.), von der Partei persönlich vor dem richterlichen Magistrat (in jure) mittels bestimmter feierlicher, an den Gegner gerichteter Worte bestellt wurde. Später hieß C. ein fiskalischer Beamter, der die Schuldner des Fiskus zur Bezahlung anzutreiben, die Gerechtsame des Fiskus zu verteidigen ꝛc. hatte. Sein Amt hieß Cognitura.

Cognōmen (lat.), Zuname, s. Name.

Cogoleto, Flecken in der ital. Provinz Genua, Kreis Savona, am Golf von Genua und der Eisenbahn Genua-Nizza, mit Fabrikation von Bleiweiß, Kalk, Öl, Wirkwaren, Papier, einem Hafen und (1901) ca. 1900 (als Gemeinde 3087) Einw. C. macht Genua den Ruhm streitig, Geburtsort des Kolumbus zu sein; man zeigt hier sein angebliches Geburtshaus.

Cogulniceanu, s. Cogalniceanu.

Cohärer (Coherer), s. Kohärer.

Cohausen, Karl August von, Militäringenieur und Altertumsforscher, geb. 17. April 1812 in Rom, gest. 3. Dez. 1894 in Wiesbaden, trat 1831 in Koblenz in die 8. Pionierabteilung der preußischen Armee, wurde 1833 Offizier, nahm aber 1840 seinen Abschied und leitete die Steingutfabrik zu Mettlach. 1848 trat er wieder in das Ingenieurkorps, unternahm 1850—51 Ausgrabungen von alten Verschanzungen und Gräbern auf dem Hunsrück und bereiste 1857 das Deutschordensland und Italien zum Studium mittelalterlicher Befestigungen. 1858—66 Mitglied der Bundesmilitärkommission in Frankfurt a. M., 1866 zur preußischen Gesandtschaft nach Paris befehligt, 1870 Platzingenieur von Minden, dann bis Frühjahr 1871 von Koblenz, wurde er 1871 zum Konservator der Altertümer in Wiesbaden ernannt. Im Auftrag Napoleons III. stellte er für dessen »Leben Cäsars« 1862 archäologische Untersuchungen im Maas- und Rheinland an; 1874 wurde er in den Verwaltungsrat des Römisch-germanischen Museums in Mainz, 1885 auch in den des Germanischen Museums in Nürnberg berufen. Seine bedeutendsten Schriften sind, abgesehen von mehreren »Führern«: »Der römische Grenzwall in Deutschland. Militärische und technische Beschreibung« (Wiesb. 1884, mit Atlas; Nachtrag 1886) und das von M. Jähns aus seinem Nachlaß herausgegebene Werk »Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters« (das. 1897).

Cohen, Emil, Mineralog und Geolog, geb. 12. Okt. 1842 zu Aakjaer in Jütland, studierte in Berlin und Heidelberg, habilitierte sich 1871 in Heidelberg, bereiste 1872 und 1873 die Diamantfelder und die Goldfelder in Transvaal und wurde 1878 Professor der Petrographie, Direktor des petrographischen Instituts und geschäftsführendes Mitglied der Kommission für die geologische Landesuntersuchung in Straßburg. 1885 ging er als Professor der Mineralogie nach Greifswald. C. untersuchte besonders die mikroskopische Struktur und Zusammensetzung der Gesteine und gab eine »Sammlung von Mikrophotographien zur Veranschaulichung der mikroskopischen Struktur von Mineralien und Gesteinen« (3. Aufl., Stuttg. 1900, 80 Tafeln) heraus. Er schrieb noch: »Über die Dyas im südlichen Odenwald« (Heidelb. 1871); »Geognostisch-petrographische Skizzen aus Südafrika« (Stuttg. 1874 u. 1887); »Erläuternde Bemerkungen zu der Routenkarte einer Reise von Lydenburg nach den Goldfeldern und von Lydenburg nach der Delagoabai im östlichen Südafrika« (Hamb. 1875); »Struktur und Zusammensetzung der Meteoreisen« (mit Brezina, Stuttg. 1886—87); »Das obere Weilertal und das zunächst angrenzende Gebirge« (Straßb. 1889); »Geschiebe aus Neuvorpommern und Rügen« (mit Deecke, Greifsw. 1891 u. 1896). Mit Benecke lieferte er eine von Erläuterungen begleitete geognostische Karte der Umgegend Heidelbergs (Straßb. 1874—77, 2 Blätter). In letzter Zeit beschäftigte er sich vorzugsweise mit dem Studium der Meteoriten und begann die Herausgabe einer umfangreichen »Meteoritenkunde« (Heft 1 u. 2, Stuttg. 1894 u. 1903).

Cohenit, ein Kohlenstoffeisen mit etwas Kobalt $Fe_3(Ni,Co)_8C$, findet sich in manchen Eisenmeteoriten.

Coherer, s. Kohärer.

Cohēres (lat.), Miterbe.

Cohn, 1) Ferdinand Julius, Botaniker, geb. 24. Jan. 1828 in Breslau, gest. daselbst 25. Juni 1898, studierte seit 1844 in Breslau und Berlin, habilitierte sich 1850 in Breslau und ward 1859 außerordentlicher, 1871 ordentlicher Professor daselbst und Direktor des von ihm 1866 begründeten pflanzenphysiologischen Instituts. Er arbeitete besonders über Morphologie und Entwickelungsgeschichte der niedern Algen und Pilze, der Rädertiere ꝛc. Nachdem C. 1854 die Bakterien als niedere Pflanzen aus der Verwandtschaft der Oszillarien und Chrookokkazeen erkannt und in seiner Monographie von Empusa Muscae die Entwickelungsgeschichte einer durch parasitische Pilze veranlaßten Epidemie bei den Stubenfliegen gegeben, beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Biologie der Bakterien. C. schrieb: »Zur Naturgeschichte des Protococcus pluvialis« (Bonn 1851); »Untersuchungen über die Entwickelungsgeschichte der mikroskopischen Algen und Pilze« (das. 1854); »Neue Untersuchungen über Bakterien« (das. 1872—75); seit 1875 gab er »Beiträge zur Biologie der Pflanzen« heraus. Populäre Arbeiten sind: »Die Menschheit und die Pflanzenwelt« (Bresl. 1851); »Der Haushalt der Pflanze« (Leipz. 1854); »Die Pflanze«, Vorträge (das. 1882; 2. Aufl. 1895—97, 2 Bde.); »Goethe als Botaniker« (das. 1895) u. a. Vgl. »Ferdinand C., Blätter der Erinnerung« (hrsg. von seiner Frau Pauline C., Bresl. 1901).

2) Hermann, Augenarzt, geb. 4. Juni 1838 in Breslau, studierte seit 1857 in Breslau, Heidelberg und Berlin, ließ sich 1864 in Breslau als Arzt nieder, begründete 1866 daselbst eine Privataugenklinik, habilitierte sich 1868 an der Universität und wurde 1874 außerordentlicher Professor. C. arbeitete über

Augenkrankheiten, Hygiene des Auges, über Lichtmessung, Photographie des Innern des Auges und namentlich über die Schulhygiene. Er schrieb: »Untersuchungen der Augen von 10,060 Schulkindern, nebst Vorschlägen zur Verbesserung der den Augen nachteiligen Schuleinrichtungen« (Leipz. 1867); »Schußverletzungen des Auges« (Erlang. 1872); »Vorarbeiten für eine Geographie der Augenkrankheiten« (Jena 1874); »Studien über angeborne Farbenblindheit« (Bresl. 1879); »Die Augen der Frauen« (daf. 1879); »Die Hygiene des Auges in den Schulen« (Wien 1883, auch engl. u. ruff.); »Über künstliche Beleuchtung« (Braunschw. 1883); »Über den Beleuchtungswert der Lampenglocken« (Wiesbad. 1885); »Über die Notwendigkeit der Einführung von Schulärzten« (Leipz. 1886); »Die ärztliche Überwachung der Schulen zur Verhütung der Verbreitung der Kurzsichtigkeit« (Wien 1887); »Die Schule der Zukunft« (Hamb. 1890); »Über den Einfluß hygienischer Maßregeln auf die Schulmyopie« (daf. 1890); »Lehrbuch der Hygiene des Auges« (Wien 1891); »Über Verbreitung und Verhütung der Augeneiterung der Neugebornen« (Berl. 1896); »Die Sehleistungen von 50,000 Breslauer Schulkindern« (Bresl. 1899); »Wie müssen Bücher und Zeitungen gedruckt werden?« (Braunschw. 1903). Auch lieferte er »Tafeln zur Prüfung der Sehleistung« (7. Aufl., Bresl. 1898), »Transparente Sehproben« (Wien 1894), »Täfelchen zur Prüfung feinen Farbensinnes« (Berl. 1900) und konstruierte einen Lichtprüfer für Arbeitsplätze (Breslau 1899). Rückblicke auf sein Leben lieferte er in »Dreißig Jahre augenärztlicher und akademischer Lehrtätigkeit« (Bresl. 1897).

3) Gustav, Nationalökonom, geb. 12. Dez. 1840 in Marienwerder, studierte in Berlin und Jena, habilitierte sich 1869 an der Universität Heidelberg, wurde noch im selben Jahr an das Polytechnikum in Riga berufen, machte 1875 eine Studienreise nach England, wurde 1875 Professor am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich und 1884 an der Universität Göttingen. Er schrieb: »Untersuchungen über die englische Eisenbahnpolitik« (Leipz. 1874—75, 2 Bde.), neue Folge: »Die englische Eisenbahnpolitik der letzten zehn Jahre« (daf. 1883); »System der Nationalökonomie« (Bd. 1: »Grundlegung«, Stuttg. 1885; Bd. 2: »Finanzwissenschaft«, daf. 1889; Bd. 3: »Handels- und Verkehrswesen«, daf. 1898) sowie zahlreiche Abhandlungen, die als »Volkswirtschaftliche Aufsätze« (daf. 1882), »Nationalökonomische Studien« (daf. 1886) und »Zur Geschichte und Politik des Verkehrswesens« (daf. 1900) gesammelt erschienen.

4) Klara, Schriftstellerin, geb. 17. Juli 1860 in Trier als Tochter des Oberregierungsrates Viebig, besuchte die Schule in Düsseldorf und bildete sich später auf der Berliner Königlichen Hochschule für Musik im Gesang aus, verheiratete sich 1896 mit dem Verlagsbuchhändler Fritz C. in Berlin und begann im nächsten Jahr unter ihrem Mädchennamen eine lebhafte schriftstellerische Tätigkeit zu entwickeln. Eindrücke, die sie bei wiederholtem längern Aufenthalt in der Eifel und auf Gütern in der Provinz Posen gewonnen hatte, spiegeln sich in ihren Werken deutlich wieder. Sie veröffentlichte die Novellen: »Kinder der Eifel« (Berl. 1897), »Vor Tau und Tag« (daf. 1898) und »Die Rosenkranzjungfer« (1901); die Romane: »Rheinlandstöchter« (1897), »Dilettanten des Lebens« (1899), »Es lebe die Kunst« (1899), »Das Weiberdorf« (1900, 11. Aufl. 1902), »Das tägliche Brot« (1901), »Die Wacht am Rhein« (1902), »Wenn die Götter lieben« (Stuttg. 1903), »Vom Müller-Hannes« (Berl. 1903), sämtlich in zahlreichen Auflagen erschienen. Im Drama versuchte sie sich mit dem Schauspiel: »Barbara Holzer« (Berl. 1898) und der Komödie: »Pharisäer« (daf. 1899). Große Anschaulichkeit der Darstellung, sichere Charakterzeichnung und ein derb realistischer Stil haben ihr die Gunst des Publikums gewonnen.

Cohnheim, Julius, Mediziner, geb. 20. Juli 1839 in Demmin, gest. 15. Aug. 1884 in Leipzig, studierte seit 1856 in Berlin, Würzburg, Marburg, Greifswald und Berlin, ward 1864 Assistent am pathologischen Institut in Berlin, 1868 Professor der pathologischen Anatomie in Kiel, 1872 in Breslau, 1876 Professor der allgemeinen Pathologie und Direktor des pathologischen Instituts in Leipzig. Er arbeitete über die zuckerbildenden Fermente, über die Endigung der Muskelnerven, über den feinern Bau der quergestreiften Muskelfaser (Cohnheimsche Muskelfelder), über die Endigung der sensibeln Nerven in der Hornhaut (Entdeckung der Goldmethode), über venöse Stauung ꝛc. Durch experimentelle Untersuchungen gelangte er zu dem Schluß, daß bei jeder Entzündung der größte Teil der Eiterkörperchen aus ausgewanderten weißen Blutkörperchen besteht. Er benutzte auch zuerst die Gefriermethode zur Untersuchung frischer Objekte und schrieb: »Untersuchungen über die embolischen Prozesse« (Berl. 1872); »Neue Untersuchungen über die Entzündung« (daf. 1872); »Vorlesungen über allgemeine Pathologie« (daf. 1877 bis 1880, 2 Bde.; 2. Aufl. 1882); »Die Tuberkulose vom Standpunkt der Infektionslehre« (2. Aufl., Leipz. 1881). Seine »Gesammelten Abhandlungen« gab E. Wagner heraus (mit Biographie von Kühne, Berl. 1885). Vgl. Ponfick, Gedächtnisrede auf C. (Bresl. 1884).

Cohoes (spr. kohōs), Fabrikstadt im Staat New York, Grafschaft Albany, bei den 23 m hohen, 270 m breiten Fällen des Mohawk und nahe dessen Mündung in den Hudson sowie des Champlainkanals in den Eriekanal, hat (1900) 316 Betriebe mit 8673 Arbeitern und 11,636,130 Doll. Produktion, darunter 24 Wirk- u. Strickwarenfabriken (3685 Arbeiter, Produktionswert 5,026,374 Doll.), u. 23,910 Einw. Das steuerpflichtige Eigentum betrug 1900: 11,882,949, die städtische Schuld 487,286 Doll.

Cohrasdruck, Zeugdruck, bei dem das Gewebe mit einer schützenden fettigen Masse bedruckt und dann [gefärbt wird.

Cohuneöl, s. Attalea.

Coiba, Insel im Stillen Ozean an der Südküste des Depart. Panamá in Kolumbien, 25 km vom Festland, 518 qkm, mit gutem Hafen, von Perlenfischern besucht.

Coiffeur (franz., spr. koafför), Haarschneider, Haarpfleger; Coiffure, Haarputz.

Coignet (spr. koanjä), Jules Louis Philippe, franz. Maler, geb. 2. Dez. 1798 in Paris, gest. daselbst 1. April 1860, ging frühzeitig nach Italien und stellte seit 1824 zahlreiche, meist nach italienischen Motiven entstandene Landschaften aus. Wiederholte Reisen in Frankreich, dann in die Schweiz und Tirol wie nach Syrien und Ägypten (1845) brachten neue Motive. C. beteiligte sich eifrig an den Bestrebungen der französischen Maler, die Farbe mehr auszubilden, und verstand es, sie harmonisch zu gestalten und dabei doch dem Gegenstand einen idealen Charakter zu wahren. Charakteristische Bilder von ihm besitzen die Neue Pinakothek in München (Ruinen von Pästum, 1844) und die Hamburger Kunsthalle (Füchse im Walde von Fontainebleau).

Coimbatore, Stadt, s. Koimbatur.

Coimbra, Hauptstadt des gleichnamigen portug. Distrikts in der Provinz Beira, 91 m ü. M., in herrlicher Lage am Abhang eines Hügels auf dem rechten Ufer des Mondego, über den eine schöne Steinbrücke führt, und an der Eisenbahn Lissabon–Porto, besteht aus der winkeligen Unter- und der freundlichen Oberstadt. C. hat eine alte (romanische) und eine neue (im Renaissancestil 1580 erbaute) Hauptkirche, die Kirche Santa Cruz mit den Grabmälern Alfons' I. und Sanchos I., ein Theater sowie eine Wasserleitung auf 21 Bogen. Ihre Bedeutung verdankt die Stadt der 1290 vom König Diniz gegründeten Universität (der einzigen in Portugal), die fünf Fakultäten (Theologie, Rechtswissenschaft, Medizin, Mathematik, Philosophie) mit 52 Lehrstühlen und mehr als 1000 Studenten hat. Zur Universität gehören: eine Sternwarte, ein Museum mit wertvollen Sammlungen aus der Völkerkunde und Naturgeschichte, ein chemisches Laboratorium, eine Bibliothek mit ca. 150,000 Bänden und ein schöner botanischer Garten. Außerdem hat C. ein Lyzeum, ein geistliches Seminar und einen namhaften wissenschaftlichen Verein (»Instituto de C.«), der das »Museu de Archeologia« unterhält. Die Stadt ist Bischofsitz und hat (1900) 18,424 Einw., die Handel mit Wein und Südfrüchten treiben und Tonwaren herstellen. Jenseit des Mondego liegt das alte Kloster Santa Clara mit Kirche aus dem Jahre 1280, dem schönen Grabmal der Gründerin des Klosters, Elisabeth, mehreren Bildhauerwerken und prachtvollem Park, und Quinta das Lagrimas (»Landhaus der Tränen«) mit der »Liebesquelle«, wo Ines de Castro ermordet ward. — C. soll seinen Namen von der Römerstadt Conimbrica erhalten haben, die etwas südlicher lag, und von der noch jetzt Ruinen einer Wasserleitung und einer Brücke zu sehen sind. Es ward den Mauren 1064 durch Sisenand entrissen. Heinrich I. von Portugal verlieh dem Ort Stadtrecht, und die Stadt war bis zur Eroberung Lissabons durch die Christen (1147) die Residenz der portugiesischen Könige. Einige portugiesische Prinzen führten von ihr den Titel »Herzog von C.« 1755 litt C. durch das Erdbeben großen Schaden. Am 27. und 29. Sept. 1810 wurde hier, bei Busaco, Wellington von Masséna zum Rückzuge gezwungen und C. von seinen Einwohnern verlassen. Vom 12.—15. März 1811 lieferte hier die französische Nachhut den Engländern eine Reihe von Gefechten, welche die Räumung Coimbras durch die Franzosen zur Folge hatten. 1834 verlegte Dom Miguel seinen Sitz hierher, und 7. Juli 1846 brach zu C. ein miguelistischer Aufstand aus, der durch den Herzog von Saldanha durch den Sieg bei Torres-Vedras unterdrückt wurde.

Coin, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Malaga, am Nordabhang der Sierra de Mijas, eine der schönsten Städte Andalusiens, mit 2000 Gärten (huertas), Marmorbrüchen und (1900) 12,326 Einw.

Coincy (spr. kuängßí), Gautier de, s. Contes.

Coïr, soviel wie Kokosfaser, s. Cocos, S. 208.

Coire (spr. goär), franz. Name für Chur (ital. Coira).

Coironberge (spr. kuaróng-), s. Cevennen.

Coiter (Koyter), Volcher, Anatom, geb. 1534 in Groningen, gest. 1590, studierte in Pisa, Rom, Bologna, Montpellier, wurde 1569 Stadtarzt in Nürnberg und trat dann als Arzt in die Armee des Pfalzgrafen Johann Kasimir. Er entdeckte die Ganglien an den Rückenmarksnerven, gab die ersten Abbildungen des fötalen Skeletts und veröffentlichte den ersten topographischen Atlas. Er schrieb: »Tractatus anatomicus de ossibus foetus abortivi et infantis dimidium anni nati« (in Eyssonius, »De ossibus infantis«, Groning. 1859); »Tabulae externarum et internarum humani corporis partium« (Nürnb. 1573, Löwen 1653).

Coitus (lat.), Beischlaf; C. anticipatus, Beischlaf vor der Ehe; C. damnatus, illicitus, Blutschande.

Coity Castle (spr. kuiti kaßl), Burgruine, s. Bridgend.

Coix *L.* (Tränengras), Gattung der Gramineen, hohe, breitblätterige Gräser mit vielfach verzweigtem Halm, an den Zweigenden mit je 1—2 kurzen, in elfenbeinartige, an der Spitze durchlöcherte, fast kugelige Gehäuse eingeschlossenen weiblichen Blütenständen und mit je einem aus dem Loch des Gehäuses herausragenden männlichen Blütenstand und großen, kugelrunden, steinharten Scheinfrüchten. Drei Arten in Indien und China. C. Lacryma *L.* (Hiobstränen), einjährig, mit 1,25 m hohem, markigem Halm und weiß- oder bläulichgrauen, glänzenden, einer fallenden Träne ähnlichen Körnern, ist durch die ganze Tropenzone verbreitet, wird in China kultiviert, wo man die Früchte arzneilich benutzt. Letztere werden in katholischen Ländern zu Rosenkränzen verarbeitet. C. agrestis *Lour.*, gegen 2 m hohes Gras in Ostindien, dessen wohlschmeckende erbsengroße Körner häufig als Gemüse genossen werden.

Cojedes (spr. -chédes), s. Concepcion 6).

Cojutepeque (spr. -chutepéke), Hauptstadt des Depart. Cuscatlan im mittelamerikan. Staat Salvador, östlich der Stadt San Salvador, nahe dem See C. (s. Ilopango), mit großen Jahrmärkten und 8000 Einw.

Coke (spr. kōk), Thomas William C., Graf von Leicester, Landwirt, geb. 4. Mai 1752, gest. 30. Juni 1842, vertrat 1774—1832 die Grafschaft Norfolk im Parlament und erwarb sich durch seine Musterwirtschaft zu Holkham in Norfolk große Verdienste um Einführung des sogen. Norfolker Fruchtwechsels in vier Feldern, des Mais- und Turnipsbaues, der verbesserten Rindviehzucht und einer auf wissenschaftlichen Prinzipien beruhenden Bodenkultur. Auch erfand er eine Säemaschine. 1837 wurde er Peer als Graf Leicester von Holkham. Vgl. Rigby, Holkham, its agriculture etc. (Lond. 1821); Molard, Système d'agriculture, suivi par M. C. (Par. 1820).

Cokes (engl., spr. kōks), s. Koks.

Col (Colle), franz., bez. ital. Bezeichnung der Einsattelung eines Gebirgskammes, eines Passes, wie C. di Tenda (1873 m), C. de Larche (1995 m), C. de Lautaret (2075 m), C. de la Vanoise (2527 m), C. de Fenêtre (Montblancgruppe, 2699 m), C. de Fenêtre (Monte Rosagruppe, 2786 m), C. d'Hérens (3480 m), C. de Colon (3130 m) u. a., sämtlich in den Westalpen, C. de Pertus (290 m), C. de la Perche (1610 m) in den Pyrenäen.

Col., Abkürzung für Colorado (Staat).

Col., bei Pflanzennamen Abkürzung für W. Colenso, Botaniker und Reisender in Neuseeland.

Cola (lat.), auf Rezepten: »siehe durch«.

Cola *Schott.*, Gattung der Sterkuliazeen, Bäume mit ungeteilten oder gelappten, seltener gefingerten, glatten, zottigen, seltener schuppigen Blättern, seitenständigen, in Rispen geordneten Blüten und vielsamigen, großen, lederartigen oder holzigen Balgfrüchten. 14 Arten in Afrika, die meisten in Guinea, wenige im Mosambikdistrikt. C. vera *K. Sch.* (Sterculia acuminata *Beauv.*), s. Tafel »Genußmittelpflanzen«. Die Kolanuß enthält 2,3—2,7 Proz. Koffein, unter 0,01 Proz. Theobromin, über 30 Proz. Stärke und einen roten Farbstoff (Kolarot), der sich leicht in Koffein,

Zucker und Gerbsäure spaltet, vermehrt und regelt den Appetit, läßt die schädlichen klimatischen Einflüsse leichter ertragen, verdeckt den Geschmack von schlechtem Trinkwasser und wirkt schlafverscheuchend, so daß die Eingebornen nach ihrem Genuß die Gelage zu verlängern vermögen. Sie täuscht über Müdigkeit und Hunger hinweg und erleichtert das Ertragen großer Anstrengungen, auch beseitigt sie den Rausch und mindert die Neigung zur Trunksucht. Im allgemeinen wirken die Nüsse ähnlich wie Kaffee, angeblich ohne dessen schädliche Nachwirkungen. Sie erhöhen die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit und befördern auch die Verdauung. Sie werden auch nach Europa gebracht, wo man die wirksamen Bestandteile auszieht, aus denen Tinkturen, Extrakte, Liköre, Tabletten, Kolaschokolade und Cakes bereitet werden, die Radfahrern, Fußreisenden ꝛc. als Erfrischungsmittel dienen. An die Darreichung von Kolanüssen knüpft sich in Afrika die Zusicherung von Gastfreundschaft und Schutz, und ohne dieselbe ist kein Geschäft anzubahnen. Sie werden auch als Münze benutzt. Zum Unterschied von der echten Kolanuß, die als weibliche bezeichnet wird, nennt man die Frucht von Garcinia C. *Heckel* bittere oder männliche Kolanuß. Auch die Früchte von Heritiera litoralis *Heckel* und Parkia africana *R. Br.* sind mit der Kola verwechselt worden. Vgl. Schuchardt, Die Kolanuß (2. Aufl., Rostock 1891); Heckel, Les kolas africains (Par. 1893).

Cola (ital.), Abkürzung des Namens Niccold.

Cölakanthen, s. Fische.

Colāni, Timothée, reform. Theolog, geb. 29. Jan. 1824 in Lemé (Aisne), gest. 2. Sept. 1888 in Grindelwald, Führer der liberalen Partei innerhalb der reformierten Kirche Frankreichs, seit 1851 einer der beliebtesten Prediger in Straßburg. Er gab von 1850—69 die »Revue de théologie« in Verbindung mit der Straßburger Fakultät heraus, wurde 1861 zum Professor der französischen Literatur am protestantischen Seminar, 1864 zum Professor der praktischen Theologie an der theologischen Fakultät ernannt. Der Widerstand, den die orthodoxe Partei beiden Ernennungen entgegensetzte, rief 1861 die Union protestante libérale ins Leben. Nachdem C. durch seine Predigten (deutsch von Richard, Dresd. 1858), sein Werk »Jésus-Christ et les croyances messianiques de son temps« (1864) und durch zahlreiche Beiträge zur »Revue des Deux Mondes« sich bekannt gemacht, legte er 1870 seine Stelle nieder und zog sich nach Frankreich ins Privatleben zurück. Seitdem war er, aus dem geistlichen Stand ausgetreten, als Führer der liberalen Partei auf der im Juni und Juli 1872 zu Paris tagenden Generalsynode der reformierten Kirche Frankreichs tätig. Nach seinem Tod erschienen »Essais de critique historique, philosophique et littéraire« (Par. 1895).

Colascione (Calascione, spr. -schone, franz. Colachon), ein in Unteritalien gebräuchliches, der Mandoline ähnliches Griffbrettinstrument, das mit einem Plektron gespielt wird.

Colaeus, die Dohle, s. Rabe.

Colban, Adolphine Marie, geborne Schmidt, norweg. Schriftstellerin, geb. 18. Dez. 1814, gest. 27. März 1884 in Rom, verheiratete sich jung, war schon mit 36 Jahren Witwe, mußte zur Schriftstellerei greifen und übersetzte gelehrte Werke ins Französische. Bald darauf kam sie nach Paris, wo eine Dame der vornehmen Welt Briefe der C. ohne ihr Wissen als »Lettres d'une barbare« veröffentlichte, die großes Aufsehen erregten, der Verfasserin Zutritt zu der besten Gesellschaft verschafften und ihren Arbeiten die französischen Journale öffneten. C. lebte fortan abwechselnd in Paris, Italien und Norwegen. Sie schrieb folgende Novellen in norwegischer Sprache: »Die Lehrerin« (1869); »Drei Novellen« (1873); »Drei neue Novellen« (1875); »Ich lebe« (»Jeg lever«, 1877; wohl ihre bedeutendste Arbeit); »Eine alte Jungfer« (»En gammel Jomfru«, 1879; deutsch, Stuttg. 1880); »Cleopatra« (1880) und »Thyra« (1881). In ihnen verbindet sich der Geist Norwegens mit dem Frankreichs, die Wärme des Südens mit dem scharf zergliedernden Wesen des Nordens.

Colbert (spr. -bär), Jean Baptiste, franz. Finanzminister, geb. 29. Aug. 1619 in Reims, gest. 6. Sept. 1683, Sohn eines mäßig begüterten Kaufmanns, wurde von Mazarin als sein Vermögensverwalter angestellt. Als solcher wußte er trefflich für sich selbst, aber zugleich mit solchem Scharfsinn und so skrupelloser Ergebenheit für die finanziellen Interessen seines Patrons zu sorgen, daß dieser auf dem Sterbebette ihn Ludwig XIV. empfahl. Von diesem zum Finanzkontrolleur ernannt, führte er durch schonungslose Enthüllungen und Verdächtigungen 1660 den Sturz des Oberintendanten der Finanzen, Fouquet, herbei. C. trat dessen Amt an, wurde 1669 Oberintendant der königlichen Bauwerke, der schönen Künste und Fabriken, später auch Marineminister. C. ist als der eigentliche Schöpfer der französischen Kriegsflotte zu betrachten, indem er einerseits die Konskription der seemännischen Bevölkerung einführte, anderseits die Zahl der Kriegsfahrzeuge bis auf 300 erhöhte und endlich eine vorzügliche Instruktion für diese ausarbeitete. Nicht minder hob er durch scharfe Überwachung der Finanzbeamten und Steuerpachter sowie durch geschickte Veranlagung der Abgaben die französischen Finanzen auf eine Höhe (110—112 Mill. Livre jährlich), die damals kein andrer Staat erreichte. Freilich wurden diese Ergebnisse durch steigende Leiden des Volkes erkauft, dessen Unwille über die unerträgliche Anziehung der Steuerschraube sich in wiederholten Aufständen mehrerer Provinzen kundgab. Am meisten litt die Landbevölkerung unter Colberts Verwaltungssystem. Seinen merkantilistischen Anschauungen getreu, drückte er jene zu gunsten des Gewerbes und Handels durch Verbot der Einfuhr fremder Industrieerzeugnisse (Zolltarif von 1667) und der Ausfuhr aller Arten von Rohstoffen, ja durch niedrige Regulierung der Getreidepreise. Für die Industrie Frankreichs hat C. im ganzen fördernd und anregend gewirkt, allerdings mehr für die Großindustrie. Besondere, einsichtige Sorgfalt wandte er dem tief daniederliegenden französischen Seehandel zu und erhob die französische Handelsmarine zur dritten der Welt. Nach damaliger Sitte gründete er zahlreiche vom Staat unterstützte Gesellschaften, die ein Monopol für den Handel mit fremden Erdteilen erhielten; die wichtigste von ihnen war die Ostindische Kompagnie (gegründet 1664). Überhaupt arbeitete er mit regem Eifer an der Ausdehnung des französischen Kolonialreiches. Ebenso löblich waren Colberts Bemühungen für Verbesserung der Verkehrsmittel, besonders der Landstraßen und Wasserwege. Nicht minder zentralisierend wie auf dem Gebiete des Verkehrs zeigte sich C. auf dem der Verwaltung; er entkleidete die hochadligen Provinzialgouverneure aller ihnen noch gebliebenen administrativen Befugnisse, die er den bürgerlichen, von ihm völlig abhängigen und mit den weitestgehenden Vollmachten ausgerüsteten Intendanten übertrug.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Ebenso wurde die Gewalt der Parlamente systematisch beschränkt; durch die königliche Polizei wurde namentlich die Hauptstadt im Zaume gehalten. An der Verwirklichung aller dieser Ideen, die C. dem Königtum und dem Lande für ersprießlich hielt, arbeitete er unermüdlich (15 Stunden jeden Tag), scharfsinnig, kenntnisreich und ausdauernd. In religiöser Beziehung war er aufgeklärt, ein Feind pfäffischer Übermacht. Außer für materielle Interessen sorgte C. auch für Kunst und Wissenschaft; er stiftete 1663 die Akademie der Inschriften und 1666 die der Wissenschaften, errichtete 1671 die Baukademie, reformierte die Malerakademie, begründete für sie in Rom eine französische Schule, unterstützte Gelehrte und Astronomen, gründete den botanischen Garten und die Sternwarte zu Paris, ließ unter Cassinis Leitung die große Vermessung Frankreichs vornehmen, sammelte Kunstschätze und bereicherte die königliche Bibliothek. Als er aber sich endlich wiederholt genötigt sah, der Verschwendung und Prachtliebe des Königs entgegenzutreten, fiel er bei diesem in Ungnade, so daß Ludwig XIV. ihn nicht einmal auf seinem Sterbelager besuchte. C. hinterließ ein Vermögen von 10 Mill. und den Titel eines Marquis de Seignelay, der auf seinen ältesten Sohn überging, der später die Verwaltung der Marine erhielt. Interessant ist das von C. eigenhändig entworfene »Mémoire pour son fils, sur ce qu'il doit observer pendant le voyage qu'il va faire à Rochefort«. Vgl. Clément, Lettres, instructions et mémoires de C. (Par. 1862—73, 7 Bde.; Nachtrag 1882); Derselbe, Histoire de C. et de son administration (3. Aufl., das. 1892, 2 Bde.); Neymarck, C. et son temps (das. 1877, 2 Bde.); Dussieux, Étude biographique sur C. (das. 1886); de Cosnac, Mazarin et C. (das. 1892); Hecht, Colberts politische und volkswirtschaftliche Grundanschauungen (Freib. 1898); Benoit du Rey, Recherches sur la politiques coloniale de C. (Par. 1902). — Sein jüngerer Bruder, Charles, Marquis von C.-Croissy, trat in den diplomatischen Dienst, war Gesandter in England und auf dem Nimwegener Friedenskongreß und erhielt später durch die Maintenon das Ministerium des Auswärtigen.

Colbertismus, s. Merkantilsystem.

Colbert-Sauce, nach dem Minister Colbert benannte Sauce für Seefische aus gedünsteten Zwiebeln, geröstetem Mehl, Champignons und wenig Essig.

Colchagua (spr. kolschágwa), Provinz der südamerikan. Republik Chile, grenzt im N. an Santiago, im W. an den Ozean, im S. an Curico, im O. an Argentinien, 9829 qkm mit (1895) 157,566 Einw. Im O. verlaufen die Kordilleren mit dem Vulkan von Tinguiririca (4778 m), im W. das Küstengebirge, zwischen beiden eine hohe Talebene, der beste und fruchtbarste Teil des Gebietes. Im ganzen gut bewässert, gehört C. zu den ergiebigsten Provinzen Chiles an Weizen, Gerste, Mais, Bohnen. Die Weiden sind vortrefflich, der Viehreichtum ist sehr groß; auch Gold, Kupfer und Seesalz werden gewonnen. Die Eisenbahn Santiago-Talca (mit mehreren Zweiglinien) durchschneidet das Land, dessen Hauptstadt San Fernando (s. d.) ist.

Colchester (spr. kóltschestr), 1) Stadt (municipal borough) in der engl. Grafschaft Essex, auf einer Anhöhe am schiffbaren Colne, 12 km oberhalb dessen Mündung bei Brightlingsea, hat einen gewaltigen Schloßturm aus der Zeit Wilhelms des Eroberers (jetzt Altertumsmuseum), die Ruine der St. Botolphspropstei aus dem 12. Jahrh. nebst großen Resten von Stadtmauern aus der Römerzeit. Aus neuerer Zeit stammen das Rathaus, die Kornbörse und die ausgedehnten Kasernen. C. hat berühmte Austernzucht, Wollenwaren- und Schuhfabrikation, Maschinenbau und (1901) 38,350 Einw. Zum Hafen gehörten 1901: 146 Seeschiffe von 4440 Ton. und 428 Fischerboote von 4040 T. C. gilt als das alte Camulodunum, eine Stadt der Trinobanter im römischen Britannien, die Kaiser Claudius zur Kolonie erhob. Flämen, durch den Herzog Alba aus ihrem Vaterland vertrieben, verpflanzten 1571 ihre Industrie hierher. 1648 ward C. als Zufluchtsort der Königlichen belagert und durch Aushungern von den Parlamentstruppen unter Fairfax genommen. Vgl. Cutts, C. (in den »Historic towns«, Lond. 1888). — 2) Stadt in der Grafschaft Chittenden des nordamerikan. Staates Vermont, mit vielseitiger Industrie und (1900) 5352 Einw.

Colchester (spr. kóltschestr), Charles Abbot, Lord, geb. 14. Okt. 1757 in Abindon, gest. 7. Mai 1829, studierte unter anderm in Genf, wo er zu Johann von Müller in nähere Beziehung trat, saß seit 1795 im Parlament, wurde 1801 unter Addington Obersekretär für Irland und 1802 Sprecher des Unterhauses. Als er 1817 aus Gesundheitsrücksichten zurücktrat, wurde er Peer mit dem Titel Baron C. Vgl. »Diary and correspondence of Lord C.« (hrsg. von seinem Sohn, Lond. 1861, 3 Bde.).

Colchicin $C_{22}H_{25}NO_6$ oder $C_{15}H_9.(OCH_3)_3.CO.OCH_3.NH.C_2H_3O$, Alkaloid, findet sich in der Herbstzeitlose (Colchicum autumnale) besonders in deren Samen und Knollen, ist gelblichweiß, amorph, geruchlos, schmeckt stark bitter, löst sich in Wasser (in heißem weniger als in kaltem) und Alkohol, nicht in Äther, schmilzt bei 143—147°, ist nicht flüchtig, reagiert schwach alkalisch und bildet leicht zersetzbare Salze. Es spaltet sich leicht in Colchicein $C_{21}H_{23}NO_6$ und Methylalkohol und kann aus diesen beiden Körpern künstlich dargestellt werden. Colchicein ist Acetotrimethylcolchicinsäure und C. ihr Methylester. An der Luft und durch die oxydierende Wirkung des Organismus entsteht aus C. Oxydicolchicin, welches die eigentlich physiologisch wirksame Substanz ist. Es ist ein heftiges Drastikum, erzeugt in größern Dosen Magendarmentzündung und tötet durch allmähliche Lähmung des Atemzentrums. Man benutzt es bei Rheumatismus und Gicht und bei Brightscher Nierenkrankheit.

Colchicum *L.* (Zeitlose, Lichtblume), Gattung der Liliazeen, Kräuter mit dicker, von trocknen braunen Hülsen umgebener, meist tief im Boden steckender Zwiebelknolle, grundständigen, linealischen Blättern, die bei vielen Arten erst im Frühjahr nach der in den Herbst fallenden Blütezeit erscheinen, meist einzeln (oder zu zwei oder drei) stehenden Blüten mit trichterförmigem Perigon und sehr langer, enger, größtenteils im Boden steckender Röhre und oblonger oder kugeliger, aufgeblasener, dreifächeriger, vielsamiger Kapsel. Etwa 30 Arten, meist im Orient und in den Mittelmeerländern. C. autumnale *L.* (Herbstzeitlose, Wiesensafran, wilder Safran, Herbstrose, nackte Jungfer, Hahnenklötenwurzel, s. Tafel »Giftpflanzen I«, Fig. 5), in Deutschland, Mittel-, West- und Südeuropa, auch in Algerien auf feuchten Wiesen. Die hell lilafarbene Blüte erhebt sich im Herbst aus einer kleinen Knolle, die bis zum Frühjahr sehr kräftig wird und die Blätter und die Frucht über den Boden hervortreten läßt. Die Frucht reift, die Blätter sterben ab, und es entwickelt sich im Herbst eine neue Blüte aus dem früh ange-

legten neuen Knöspchen. Die Entwickelung ist also zweijährig, und da man im Frühjahr die Fruchtkapseln, im Herbst die Blüten auf den Wiesen sieht, so nannte man die Pflanze filius ante patrem. Die frische Knolle, im Spätsommer gesammelt, riecht widrig rettichartig, schmeckt süßlich, dann scharf bitter und kratzend, nach dem Trocknen nur noch bitter; sie enthält als wesentlichen Bestandteil Colchicin (0,066 Proz.). Die Samen sind feingrubig punktiert, braun, durch Ausschwitzung von Zucker etwas schmierig, geruchlos, schmecken sehr bitter und enthalten 0,2—0,3 Proz. Colchicin. Die Herbstzeitlose war schon den Alten bekannt und wurde auch Ephemeron genannt, weil man glaubte, daß derjenige, der eine Zwiebel esse, an demselben Tage sterben müsse. Die Colchica venena der Alten haben von dieser Pflanze den Namen. Störck zog die Zeitlose 1763 in arzneiliche Anwendung. Der Same und daraus bereitete Präparate (Tinktur, Wein) werden gegen Gicht, Rheumatismus, Wassersucht ꝛc. angewendet; große Dosen wirken, wie auch die Wurzeln und Blüten, stark giftig. Die Vergiftungserscheinungen bestehen in Kopfschmerz, Erbrechen, brennendem Durst, starken Darmentleerungen, Schwäche, Schwindel, Zuckungen oder Krämpfen, Tod meist am zweiten Tage. Man macht Magenausspülungen und bekämpft die Symptome. Bisweilen soll man Colchicumsamen betrügerisch als Hopfensurrogat in der Bierbrauerei angewendet haben (vgl. Dragendorff, Herbstzeitlose im Bier, Frankf. 1877). Als Zierpflanzen kultiviert man auch Spielarten mit weißgelben, rötlichbunten, rosenroten und lilafarbenen Blüten sowie mit weißgestreiften Blättern, und einige andre Arten, wie C. variegatum *L.*, in Portugal, Sizilien, auf Kreta und in Kleinasien einheimisch, mit buntwürfelig gefleckten Blüten, die auch im Herbst erscheinen, die angebliche Stammpflanze der bei den Alten und im Mittelalter sehr geschätzten, platten, herzförmigen, von allen Hüllen befreiten, als Hermodatteln (Hermodactyli) bekannten Knollen. Aus großknolligen Arten entwickelt sich die Blüte ohne Erde und Wasser im Zimmer. Vgl. Laborde und Houdé, Le colchique et la colchicine (Par. 1887).

Colcotar vitrioli, soviel wie Caput mortuum.

Cold-cream (engl., spr. kōld-krīm), »kalter Rahm«, fälschlich »Goldcreme« genannt, Unguentum leniens, s. Salben.

Colding, Ludwig August, Physiker, geb. 13. Juli 1815 in Arnakke bei Holbäk, gest. 22. März 1888 in Kopenhagen, besuchte seit 1837 die polytechnische Schule daselbst, wurde 1845 Straßenbauinspektor, 1858 Ingenieur der Stadt Kopenhagen und 1865 Professor an der polytechnischen Schule. C. gilt als Mitbegründer der mechanischen Wärmetheorie. Er schrieb: »Die tropischen Zyklonen« (Kopenh. 1871); »Die Bewegungen der unterirdischen Wässer« (das. 1872); »Die Stürme und Verheerungen des Meeres im Jahre 1872« (das. 1881).

Cold Spring, Ort im Staate New York, Grafschaft Putnam, am Hudson, mit (1900) 2067 Einw.

Coldstream (spr. kōldstrīm), Stadt in Berwickshire (Schottland), am Tweed, mit (1901) 1482 Einw. Hier organisierte General Monk das noch bestehende Garderegiment (s. unten).

Coldstream-Guards (spr. kōldstrīm-gards), ein zur Gardebrigade gehörendes engl. Infanterieregiment, das, 1656 errichtet, bei der Restauration vorzügliche Dienste leistete und deshalb bei der Auflösung der Armee durch Karl II. 1660 allein bestehen blieb. Es trägt scharlachroten Waffenrock mit weißen Litzen, dunkelblaue Beinkleider und schwarze Bärenmützen mit rotem Busch. Vgl. M'Kinnon, Origin and services of the C. (Lond. 1833).

Coldwater (spr. kōld-uāter), Hauptstadt der Grafschaft Branch in Michigan, mit Waisenhaus, Mühlen, Zementwerken und (1900) 6216 Einw.

Colebrooke (spr. kōlbruck), Henry Thomas, der erste Sanskritist seiner Zeit und Hauptbegründer des Studiums der indischen Literatur, geb. 15. Juni 1765 in London, gest. daselbst 18. März 1837, kam frühzeitig nach Indien, kehrte 1816 nach Europa zurück und war bis zu seinem Tode Präsident der Asiatischen Gesellschaft in London. Das erste größere Werk von C. war seine Übersetzung eines umfangreichen indischen Rechtswerkes über Erbrecht, Sachen- und Obligationenrecht (»A digest of Hindu law on contracts and successions«, Kalkutta 1798, 3 Bde., mehrfach wieder aufgelegt). Sorgfalt und philologische Gründlichkeit zeichnen die zahlreichen Essays von C. aus, die fast alle Teile der indischen Literatur betreffen, so seine Abhandlungen über die Vedas, über die philosophischen Systeme der Inder, über die indischen Sekten, über das indische Maß- und Münzsystem, über Sanskrit- und Prâkritpoesie und andre Aufsätze, die zuerst in den Veröffentlichungen der Asiatischen Gesellschaften von Kalkutta und London erschienen und später wiederholt gesammelt wurden (zuletzt von Cowell, »Miscellaneous essays by H. T. C.«, Lond. 1873, 2 Bde.; dazu als dritter Band Colebrookes Biographie von seinem Sohn). Grundlegend für das Studium der indischen Grammatiker und Lexikographen wirkten seine leider unvollendete Sanskritgrammatik (Kalkutta 1805) und die von ihm veranlaßte erste Ausgabe der Grammatik des Pâṇini (1809) und des alten Sanskritwörterbuches »Amarakosha« (1807). Für die Geschichte der Mathematik wichtig ist seine Übertragung algebraischer Werke der Inder, s. Sanskrit.

Coelebs (lat.), eheloser Person, s. Zölibat.

Coleford (spr. kōlförd), Stadt in Gloucestershire (England), südöstlich von Monmouth am Rande des Dean Forest, mit (1901) 2541 Einw.

Colemanit, Mineral, wasserhaltiges Kalkborat, findet sich in prachtvollen, glas- bis diamantglänzenden, farblosen, monoklinen Kristallen, Härte 4, in Kalifornien.

Colenso (spr. kolénnßo), Ort der britisch-südafrikan. Kolonie Natal, Grafschaft Weenen, am rechten Ufer des Tugela und an der Eisenbahn Port Natal–Ladysmith, aus dem letzten Burenkriege bekannt durch die schwere Niederlage des englischen Generals Buller (s. d.) 15. Dez. 1899.

Colenso (spr. kolénnßo), John William, Bischof von Natal, Vertreter einer wissenschaftlichen Richtung in der englischen Hochkirche, geb. 24. Jan. 1814 zu St. Austell in Cornwall, gest. 20. Juni 1883 zu Durban in Natal, studierte in Cambridge, wo er seit 1842 vielgebrauchte Lehrbücher der Algebra und Arithmetik schrieb. Seit 1846 wirkte er als Pfarrer zu Forncett St. Mary in Norfolk. Nachdem er 1853 Bischof von Natal geworden, ließ er sich die Bekehrung und Zivilisierung der Eingebornen unermüdet angelegen sein. Das Ärgernis, das C. gab, als er in seinem Werk »St. Paul's Epistle to the Romans, newly translated« (Lond. 1861) die Ewigkeit der Höllenstrafen in Abrede stellte, wuchs, nachdem er in dem Werk »The Pentateuch and the Book of Joshua, critically examined« (das. 1862—65, 5 Bde.; neue Ausg. 1863—71, 6 Bde.) die Echtheit und Geschichtlichkeit der Mosesbücher in Frage zog. C. wurde zur Ver-

antwortung vor die »Convocation« (s. d.) nach England berufen, und der Bischof der Kapstadt sprach förmliche Absetzung über ihn aus. Doch C. appellierte 1865 an das Privy Council der Königin und erlangte seine Freisprechung. Infolge dieser Entscheidung blieb C. trotz des dauernden Widerspruches des Bischofs von Kapstadt bis zu seinem Tod im Amte. Vgl. Sir G. W. Cox, Life of John William C., Bishop of Natal (Lond. 1888, 2 Bde.).

Cölenteraten (Coelenterata, Schlauchtiere), nebst den Schwämmen die niedersten vielzelligen Tiere, deren Name besagt, daß bei ihnen gewissermaßen Leibeshöhle (coeloma) und Darm (enteron) eins sind, früher auch Zoophyten (Pflanzentiere) genannt. Sie sind meist von sehr einfachem Bau und bestehen im wesentlichen aus einem Sack oder Schlauch, dessen Öffnung, der Mund, in einen weiten Hohlraum führt, der als Gastrovaskularraum bezeichnet wird und der Darmhöhle der höher stehenden Tiere entspricht. Die Wand des Sackes besteht aus zwei Zellenschichten: zu äußerst das Hautblatt (Ektoderm), zu innerst das Darmblatt (Entoderm), dazwischen unter Umständen noch eine Mittelschicht, die zwar bei manchen C. sehr dick sein kann, aber doch nicht ein eigentliches Mesoderm wie bei den übrigen vielzelligen Tieren darstellt. Die im Darmkanal aus der Nahrung zubereitete Flüssigkeit gelangt bei manchen C. in Kanäle, die sich im ganzen Körper verbreiten; Blutgefäße fehlen. Sind eine Anzahl Einzeltiere zu einer Kolonie vereinigt, was häufig der Fall ist, so stehen sie direkt durch den Gastrovaskullarraum oder durch dessen Kanäle in Verbindung, so daß, was ein Einzeltier erwirbt, der Gesamtheit zugute kommt. Darum hat sich auch eine eigentümliche Art von Arbeitsteilung ausbilden können, bei der in solchen Kolonien gewisse Einzeltiere die Ernährung, andre die Bewegung, wieder andre die Fortpflanzung ꝛc. besorgen. — Die C. wurden als besonderer Typus durch Leuckart (1848) von Cuviers Typus der Radiaten abgetrennt. Rechnet man die Schwämme zu den C., was vielfach geschieht, so sind sie einzuteilen in: 1) Schwämme, 2) Hydropolypen oder Hydromedusen, 3) Scyphomedusen (Acalephae), 4) Korallenpolypen (Anthozoa) und 5) Rippenquallen (Ctenophora). Die Gruppen 2—4 werden auch als echte C. oder Cnidaria bezeichnet, weil sie die Nesselkapseln (cnidae) in guter Ausbildung zeigen. Dieses sind Kapseln mit einem spiralförmig aufgerollten Faden im Innern; bei leisester Berührung bersten sie, schießen den Faden hervor und bringen durch Eindringen in die Haut eines Tieres ein nesselndes Gefühl hervor. Kleinere Tiere werden mit diesen zwar mikroskopisch kleinen, aber dafür um so zahlreichern Wurfgeschossen getötet, größere gelähmt; auch dem Menschen können sie durch Berührung mit großen Quallen beim Baden lästig werden. Den Schwämmen fehlen die Nesselkapseln, und bei den Rippenquallen sind sie stark modifiziert. Gemeinsam ist den Cnidariern und Rippenquallen im Gegensatze zu den Schwämmen der Mangel der Hautporen und das Vorhandensein von Muskeln und Nerven samt Sinnesorganen. — Die Fortpflanzung geschieht ungeschlechtlich durch Knospung und führt zur Bildung der oft sehr umfangreichen Kolonien. Stets tritt aber auch die geschlechtliche Fortpflanzung hinzu, und zwar pflegen Eier und Spermatozoen auf verschiedene Tiere verteilt zu sein. Aus dem Ei geht zumeist eine frei schwimmende Flimmerlarve hervor, die sich durch eine mehr oder weniger komplizierte Metamorphose entweder zur Gestalt des Muttertiers oder aber zu einer Zwischenform entwickelt, an der dann erst wieder durch Knospung ein Individuum von der Gestalt der Mutter entsteht (Generationswechsel, s. d.). Die C. sind fast sämtlich Meeresbewohner. Näheres über sie vgl. bei den fünf oben genannten Gruppen; s. auch Tafel »Aquarium I«.

Coleōni, Condottiere, s. Colleoni.

Coleophŏra, s. Motten.

Coleoptĕra, soviel wie Käfer.

Coleorrhiza, Wurzelscheide, s. Wurzel.

Coler, 1) (gewöhnlich Colerus) Johann, landwirtschaftl. Schriftsteller, geb. gegen Ende des 16. Jahrh. zu Goldberg in Schlesien, gest. 23. Okt. 1639 in Parchim, ward zu Rostock Magister, dann Prediger in der Mark und schrieb: »Calendarium perpetuum et sex libri oeconomici« (1592, 3. Aufl. 1684) und »Oeconomia ruralis et domestica« (Wittenb. 1591 bis 1601, 6 Tle.), beide zusammen herausgegeben als »Haushaltungsbuch« (beste Ausgaben von seinem Sohn, Frankf. 1672; zuletzt Leipz. 1711), das erste in Deutschland erschienene umfassende ökonomische Werk, das mehr in die Massen drang als irgend eins der gleichzeitigen Schriftsteller.

2) Alwin von, preuß. Generalstabsarzt, geb. 15. März 1831 in Gröningen bei Halberstadt, gest. 26. Aug. 1901, studierte seit 1852 auf dem Friedrich Wilhelms-Institut in Berlin, wurde 1863 Stabsarzt und, nachdem er sich in den Feldzügen von 1864 und 1866 besonders bewährt hatte, 1867 zum Medizinalstab kommandiert. 1868 trat er in die neuerrichtete Medizinalabteilung des Kriegsministeriums ein, 1879 wurde er Generalarzt und 1889 Generalstabsarzt des preußischen Heeres und Direktor der militärärztlichen Bildungsanstalten. 1892 wurde er zum ordentlichen Honorarprofessor an der Universität ernannt. Als Dezernent in der Medizinalabteilung unter Grimm und als Abteilungschef unter Lauer nahm C. hervorragenden Anteil an der Neuordnung des Sanitätsdienstes im Heer. Er erstrebte die gedeihliche Entwickelung und Förderung des militärärztlichen Standes (Schaffung des Sanitätsoffizierkorps), Hebung der militärärztlichen und medizinischen Wissenschaft (Einrichtung von Fortbildungskursen für Militärärzte des aktiven und Beurlaubtenstandes) und die Nutzbarmachung der militärärztlichen Kenntnisse und Kräfte für die Armee. Die von ihm verfaßte Kriegssanitätsordnung (1878) und die Friedenssanitätsordnung (1891) sind für alle Armeen vorbildlich geworden und haben ein beständiges Sinken der Krankheits- und Sterblichkeitsziffer in der Armee bewirkt. Unter seiner Leitung entstanden der »Sanitätsbericht über die deutschen Heere im Kriege 1870/71« (9 Bde.), die jährlich erscheinenden Friedenssanitätsberichte über die Armee, die »Veröffentlichungen aus dem Gebiete des Militärsanitätswesens« (Berl., seit 1892); »Die transportable Lazarettbaracke« (mit v. Langenbeck und Werner, 2. Aufl., das. 1890); »Die Wirkung u. kriegschirurgische Bedeutung der neuen Handfeuerwaffen« (mit Schjerning und Tilmann). Die zu seinem 70. Geburtstag begründete »Bibliothek von Coler« vom Generalarzt Schjerning ist eine Sammlung von Werken aus dem Bereich der medizinischen Wissenschaften mit besonderer Berücksichtigung der militärmedizinischen Gebiete (Berl., bis 1903: 15 Bde.).

Coleraine (spr. kolrēn), Stadt in der irischen Grafschaft Londonderry, am Bann, der einen Hafen für kleine Schiffe bildet, hat ein Schloß, Leinweberei, Whiskybrennerei, Lachsfischerei, Handel mit Landes-

produkten und (1891) 6845 Einw. Zum Hafengebiet gehören (1901) 4 Seeschiffe und 155 Fischerboote.

Coleridge (spr. kólridddsch), 1) Samuel Taylor, engl. Dichter, Kritiker und Theolog, der originalste Reformator der englischen Poesie zur Zeit der französischen Revolution, geb. 20. Okt. 1772 zu Ottery St. Mary in Devonshire, wo sein Vater Prediger war, gest. 25. Juli 1834 in Highgate, erhielt seine Vorbildung in der Christ's-Hospitalschule zu London und studierte 1791—94 zu Cambridge. Seine Gesinnung war damals ultra-radikal und antidogmatisch, doch immer streng religiös, so daß er in Milton sein Ideal fand. Er verließ daher die Universität, wurde in der äußersten Not für eine Weile Soldat, wollte mit Southey und andern Freunden nach Amerika auswandern, um eine kommunistische Republik zu gründen, vermählte sich zu diesem Behuf mit einer Schwägerin von Southey, sah sich jedoch bald von den Genossen verlassen und zu einem Schriftstellerleben in England gezwungen. In Hymnen und Sonetten Miltonscher Art, in einem mit Southey und Lovell geschriebenen Drama: »The fall of Robespierre« (1794), in einer Zeitung: »The watchman« (1796) und in einer Reihe öffentlicher Vorlesungen zu Bristol bekundete sich seine Begeisterung für die Ideen der französischen Revolution. Vor der Not, die ihn und seine Familie dabei bedrängte, schützte ihn die Einladung des Lohgerbers Poole nach Nether-Stowey (Somersetshire), wo er binnen Jahresfrist (1797—98) seine schönsten Gedichte schuf: Landschaftsidyllen, wie »Diese Lindenlaube mein Gefängnis« oder »Frost um Mitternacht«, in denen durch die realistisch beobachteten Phänomene etwas Übernatürliches, eine Art pantheistisch gedachter Weltseele durchschimmert; und gespenstische Balladen wie »Der alte Matrose« (deutsch von Freiligrath; von Höfer, Berl. 1844) oder »Christabel«. Zum »Alten Matrosen« gab der Traum eines Freundes die Anregung, und Shelvockes Weltumsegelung das Motiv vom erschossenen Albatroß; »Christabel« beruht auf einer Episode in Spensers »Feenkönigin«; beide Gedichte haben auf Walter Scott, Byron, Shelley und Keats tiefen Eindruck geübt. Die Poesie von C. ist nicht umfangreich, aber stimmungssatt und melodisch, bald gedankenschwer und bald mit einem Märchenreiz ausgestattet, der für die englische Romantik tonangebend wurde. Mit ihren Vorzügen steht es leider im Zusammenhang, daß C. sich gleichzeitig dem Opium ergab, was zur Folge hatte, daß sich sein Geist allmählich zwischen Unternehmungsfülle und Energielosigkeit erschöpfte. Zunächst ging er, von den Brüdern Wedgewood unterstützt, nach Deutschland, um Kant zu studieren, trieb in Göttingen mit Eifer deutsche Literaturgeschichte (1798—99) und gab nach der Rückkehr in einer klassischen Übersetzung von Schillers »Wallenstein« (Lond. 1800) ein Beispiel, wie deutsche Verse treu und doch idiomatisch in englische zu verwandeln sind. Auch durch kleinere Übersetzungen wirkte er für die Aufnahme deutscher Poesie; in vielbesuchten Vorlesungszyklen importierte er die ästhetischen Entdeckungen von Lessing, Kant, Herder, Jean Paul und Schlegel, so daß für die englische Kunstkritik eine neue Epoche begann; mündlich und schriftlich ward er zum bedeutendsten Interpreten deutscher Metaphysik. Das Hauptprodukt dieser Tätigkeit ist seine »Biographia literaria« (Lond. 1817, 2 Bde.; zuletzt 1876 in Bohns »Standard library«). Seine poetische Kraft war inzwischen erlahmt und zeigte sich noch am ehesten auf dem Gebiete des Romanzendramas: er bearbeitete sein Jugenddrama »Remorse« (1813) für die Bühne und ahmte Shakespeares »Wintermärchen« nach in »Zapolya« (1817). Politisch war er, je mehr die französische Republik erobernd auftrat und in Napoleonischen Despotismus umschlug, ein desto überzeugterer Konservativer geworden, schrieb erfolgreiche Leitartikel für das Regierungsblatt »Morning Post« und vergaß nicht, die Metaphysik seines eignen Organs »The friend« (1809 bis 1810, in Buchform neugedruckt 1812, umgearbeitet 1818) in einen Aufruf zu den Befreiungskriegen auslaufen zu lassen. Seine Familie hatte er inzwischen an den Seen in Nordwestengland untergebracht, in Keswick bei seinem Schwager Southey, unweit von Wordsworth, weshalb er mit diesen Dichtern zusammen als lakist bezeichnet wird. Er hielt sich aber dort nur zeitweilig auf, da er als Publizist meist in London lebte. Aus Gesundheitsrücksichten ging er 1804 für anderthalb Jahre nach Malta als Sekretär des Gouverneurs; seit 1810 genoß er die Pflege befreundeter Familien in Hammersmith und Calne. Die letzte Periode seines Lebens verbrachte er im Hause des Arztes Gilman zu Highgate, seit 1816; dort verfaßte er die christlich-sozialen Flugschriften »The statesman's manual, a lay sermon« (1816); »A second lay sermon« (1817; mit ersterm zusammen, 3. Aufl. 1852); »On the constitution of the church and state« (1830, 4. Aufl. 1852); dort entstanden auch die frommen und zugleich freisinnigen »Aids to reflection« (1825, neueste Aufl. 1885), die »Confessions of an inquiring spirit« (erschienen 1849) und »Theory of life« (hrsg. von Watson, 1849). Als »das Orakel von Highgate« hielt er berühmte Gespräche, von denen ein Teil aufgezeichnet und nach seinem Tod als »Table talk« gedruckt wurde (1835, zuletzt 1884). Eine Sammlung seiner kleinern Prosaschriften aus dem Nachlaß erschien als »Literary remains« (1836—38, 4 Bde.; neue Ausg. 1863). Seine »Notes and lectures on Shakespeare«, teilweise von seiner Tochter 1849 herausgegeben, wurden in weiterm Umfange von T. Ashe in einem Neudruck zusammengefaßt (Lond. 1883). Eine gute Ausgabe seiner »Poetical works« ist die von Freiligrath bei Tauchnitz; vollständiger ist die 1877 bei Pickering erschienene (Lond., 4 Bde.) und noch mehr die von J. D. Campbell (das. 1893, 1 Bd.) mit »Life«, das 1894 auch separat herauskam. Biographien verfaßten Gillman (Lond. 1838), Traill (das. 1884), Brandl (»S. T. C. und die englische Romantik«, Berl. 1886) und H. Caine (Lond. 1887). Sein Enkel Ernest Hartley C. veröffentlichte: »The letters of Samuel Taylor C.« (Lond. 1895, 2 Bde.) und »Anima Poetae, from the note-books of Sam. Taylor C.« (das. 1895). Eine Bibliographie seiner Schriften verfaßte Shepherd (das. 1901). Vgl. auch A. Swinburne, Essays and studies (Lond. 1888), und E. Yarnall, Wordsworth and the Coleridges (New York 1899).

2) Hartley, engl. Dichter, Sohn des vorigen, geb. 19. Sept. 1796 in Clevedon bei Bristol, gest. 6. Jan. 1849 zu Rydal in Westmoreland, studierte in Oxford und erregte als Kind durch seine dichterischen Anlagen die größten Erwartungen. Einiges in seinen »Poems« (Lond. 1833) schließt sich an die besten Erzeugnisse der englischen Dichtkunst an. Er schrieb außerdem in Prosa: »Biographia borealis« (Lond. 1833) und »The worthies of Yorkshire and Lancashire« (1836; neue Ausg. 1852, 3 Bde.). Eine Ausgabe seiner »Essays and marginalia« (1851, 2 Bde.) sowie seiner »Poems« (1852, 2 Bde.) wurde von seinem Bruder Derwent

C. veranstaltet. — Seine nicht minder begabte Schwester Sara C., geb. 22. Dez. 1802 in Greta Hall bei Keswick, seit 1829 mit ihrem Vetter Henry Nelson C. verheiratet, gest. 3. Mai 1852, besaß eine gründliche Kenntnis der alten und neuern Sprachen, gab die Gedichte ihres Vaters 1847 heraus, übersetzte aus dem Lateinischen und Französischen, schrieb: »Pretty lessons for good children« (1834, 6. Aufl. 1874) und »Phantasmion«, eine reizende Feengeschichte (1837, neue Ausg. 1874), und hinterließ eine vorzügliche Selbstlebensbeschreibung, die als »Memoirs and letters« von ihrer Tochter 1873 herausgegeben wurde (Lond. 1873, 2 Bde.).

Colerus, Johann, s. Coler 1).

Colesberg, Distrikt der britisch-afrikan. Kapkolonie, nördlich vom Oranjefluß, südlich von den Zourbergen begrenzt, 6200 qkm mit (1891) 8285 Einw. (3484 Weiße, 2798 Bantu, 2003 Hottentotten); eine 1000—1200 m hohe, kahle, aber für Schaf- und Straußenzucht trefflich geeignete Hochebene. Der gleichnamige Hauptort an der Bahn Port Elizabeth-Bloemfontein hat (1891) 1830 Einw. Er wurde Mitte November 1899 von den Buren besetzt, mußte aber im März 1900 wieder geräumt werden.

Cölestin, Mineral, schwefelsaures Strontium $SrSO_4$, in säulen- und tafelförmigen, dem Schwerspat isomorphen rhombischen Kristallen, gewöhnlich zu Drusen vereinigt, auch in stängeligen und schaligen Aggregaten, in Platten von faseriger und in Nieren von feinkörniger bis dichter Struktur; farblos, auch grau und blau durch bituminöse Substanz, zuweilen gelblich, durchsichtig bis durchscheinend, mit Glas- bis Fettglanz; Härte 3—3,5, spez. Gew. 3,9—4. C. findet sich besonders schön in den Schwefellagern Siziliens, am Eriesee in Nordamerika, bei Bristol in England, bei Pschow unweit Ratibor, seltener auf Erzgängen, so zu Herrengrund in Ungarn und Leogang im Salzburgischen. Faseriger C. kommt, himmelblau gefärbt, im Muschelkalk von Dornburg bei Jena, dichter C. in Knollen im Gips am Montmartre bei Paris vor. C. dient zur Darstellung von Strontiumsalzen.

Cölestiner, um 1258 von dem Einsiedler Petrus vom (Berge) Murrhone in den Abruzzen gestiftete, angeblich 1264 durch Urban IV. bestätigte, aber erst durch jenen Petrus als Papst Cölestinus V. (s. d.) zur Blüte gebrachte Kongregation der Benediktiner. Sie zählte zeitweise in Italien, Frankreich, Böhmen und den Niederlanden ca. 150 Klöster.

Cölestiner-Eremiten, s. Franziskaner.

Cölestinus, Name von fünf Päpsten: 1) C. I., Papst von 422—432, führte einen unglücklichen Streit mit den Bischöfen in Afrika, die das Recht der Appellation nach Rom verwarfen, und verdammte den Nestorius als Irrlehrer. Er wurde heilig gesprochen; sein Gedächtnistag ist der 6. April. — 2) C. II., vorher Guido di Castello, ein Toskaner, Papst vom 26. Sept. 1143 bis 8. März 1144, hob auf König Ludwigs VII. Bitte das über Frankreich von seinem Vorgänger Innocenz II. ausgesprochene Interdikt auf. — 3) C. III., vorher Kardinal Hyacinth Orsini, aus römischem Adel, gelangte, 85 Jahre alt, 30. März 1191 auf den päpstlichen Stuhl, den er bis 8. Jan. 1198 innehatte. Er mußte am Osterfest 1191 Heinrich VI. krönen und sich überhaupt dem kräftigen Willen des Kaisers beugen. — 4) C. IV., vorher Bischof Guifred von Sabina, ein Mailänder aus dem Geschlecht der Castiglione, starb wenige Tage nach seiner Wahl, ohne geweiht zu sein, 10. Nov. 1241. — 5) C. V., vorher Petrus, geb. um 1215, gest. 19. Mai 1296, lebte lange als Einsiedler auf dem Berg Morrone in den Abruzzen, wo er als Heiliger vom Volk verehrt wurde, war Stifter des Cölestinerordens und wurde 5. Juli 1294 zum Papst gewählt. In weltlichen Geschäften völlig unerfahren, stand er ganz unter dem Einfluß Karls II. von Anjou und zeigte sich seiner Stellung nicht gewachsen. Er entsagte daher seiner Würde schon 13. Dez 1294. Sein Nachfolger Bonifatius VIII., der diese Abdankung mit herbeigeführt hatte, ließ ihn verhaften und hielt ihn bis zu seinem Tod in strengem Gewahrsam. Unter Clemens V. wurde er 1313 heilig gesprochen. Sein Gedächtnistag ist der 19. Mai. Die Echtheit zahlreicher ihm zugeschriebener Abhandlungen (hrsg. Neapel 1640) ist sehr unwahrscheinlich. Vgl. H. Schulz, Peter von Murrhone (1. Teil, Berl. 1894); Rodiglio, La rinuncia di C. V. (Verona 1893); Celidonio, La non-autenticità degli scritti Celestiani (Sulmona 1896).

Cölestius (Cälestius), Advokat, dann Mönch, Parteigenosse des Pelagius (s. Pelagianer), 412 auf einer Synode zu Karthago exkommuniziert.

Coelesyria, Land, s. Kölesyrien.

Colet (spr. -lä), Louise, geborne Revoil, franz. Schriftstellerin, geb. 15. Sept. 1810 in Aix, gest. 8. März 1876 in Paris, heiratete den Komponisten Hippolyte Colet und ließ sich 1835 mit ihm in Paris nieder. Durch die Gedichte »Fleurs du midi« (1836) erregte sie Aufmerksamkeit und errang später viermal den Poesiepreis der Akademie. Auf den Satiriker Karr, der darüber spottete, machte sie 1855 ein verfehltes Messerattentat. Unter ihren zahlreichen Romanen behält »Lui« (1859) Bedeutung, weil sie darin ihre Beziehungen zu Musset schildert und ihn gegen G. Sand verteidigt. Mit G. Flaubert unterhielt sie ein dauerndes Verhältnis und einen lebhaften Briefwechsel.

Colēta (Coletta, aus Nicoletta), seit 1807 Heilige, geb. 13. Jan. 1381 (1380) zu Corbie in der Picardie, gest. 6. März 1447 zu Gent, lebte nach dem Tod ihrer Eltern längere Zeit in Klöstern und als Reklusе. Den Klarissen (s. d.) beigetreten, stellte sie sich in den Dienst einer strengen Reform des Ordens. Bei ihrem Tode gab es 18 Häuser der »armen Klarissen« (Colettinnen). Unter Leo X. 1517 schloß sich diese Vereinigung mit andern ähnlichen zur Kongregation der Observantinnen zusammen. Tag: 6. März. Vgl. Bizouard, Histoire de sainte Colette et des Clarisses (3. Aufl., Besançon 1890).

Colēus *Lour* et *Benth.*, Gattung der Labiaten, aromatische Kräuter, Halbsträucher und Sträucher, mit großen, meist gezahnten Blättern und kleinen, unscheinbaren Blüten. Etwa 90 Arten in den tropischen und subtropischen Teilen Afrikas. Man kultiviert eine große Anzahl buntblätteriger Spielarten (s. Tafel »Blattpflanzen II«, Fig. 16), die sich besonders von C. scutellarioides *Benth.* in Ostindien und dessen Formen pectinatus, Verschaffeltii, Blumei, atroporpureus ꝛc. ableiten. Manche Sorten lassen sich nur in Gewächshäusern und Zimmern ziehen, andre können im Sommer ausgepflanzt werden.

Colfax (spr. kólfäcks), Schuyler, Vizepräsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 23. März 1823 in New York, gest. 13. Jan. 1885 in Mankato (Minnesota), trat 1833 in ein Handlungshaus, zog 1836 nach Indiana und erlangte die einträgliche Stellung eines Deputy County Auditor in St. Joseph County. 1845 gründete er eine Zeitung, durch die er bald großen Einfluß ausübte. 1848 wählte ihn die

Whigpartei zum Delegierten für die Nationalkonvention und 1854 ward er als Vertreter der republikanischen Partei in den Kongreß gewählt. Schon zu Anfang seiner parlamentarischen Laufbahn hatte er sich durch eifrige Tätigkeit für Befreiung der Neger einen Namen gemacht. 1861 war er Vorsitzender der Kommission für Verkehrswesen und beschäftigte sich mit dem Bau von Eisenbahnen nach dem Westen, die in der Pacificbahn ihre Vollendung fanden. Am 7. Dez. 1863 wurde er zum Sprecher des Repräsentantenhauses gewählt und 1869 zum Vizepräsidenten erhoben. Bei der Präsidentenwahl 1872 nicht wieder gewählt, widmete er sich seitdem industriellen Unternehmungen. Sein Leben beschrieb Hollister (New York 1886).

Colhué, See im argentin. Gouv. Chubut, zwischen 45 und 46° südl. Br. und unter 69° westl. L., wird, wie der nahe See Musters, vom Senger durchflossen.

Cölialgie (griech.), Leibschmerz, Kolik.

Cölibat, s. Zölibat.

Colica (griech.-lat.), Kolik; C. cuprica, Kupferkolik; C. saturnina, Bleikolik.

Colico, Flecken in der ital. Provinz und dem Kreis Como, südlich von der Mündung der Adda in den Comersee, an den Eisenbahnlinien Lecco-Chiavenna und C.-Sondrio, an die sich die Alpenstraßen über den Splügen und das Stilfser Joch anschließen, wichtiger Verkehrspunkt für die Dampfschiffahrt auf dem Comersee, mit (1901) ca. 900 (als Gemeinde 3667) Einw. Nordöstlich Ruinen der 1605 von den Spaniern, 1796 von den Franzosen zerstörten Feste Fuentes.

Coligny (spr. kolinji), Flecken im franz. Depart. Ain, Arrond. Bourg, am Fuße des Jura, an der Lyoner Bahn, mit Ruinen des Stammschlosses der Familie C., Branntweinbrennerei und (1901) 1104 Einw.

Coligny (spr. kolinji), 1) Gaspard von Châtillon, Herr von, Admiral von Frankreich, geb. 16. Febr. 1519 in Châtillon-sur-Loing, gest. 24. Aug. 1572, Sohn des Marschalls Gaspard von C. (1470 bis 1522), kam, 20 Jahre alt, an den Hof Franz' I., in dessen Kriegen gegen Karl V. er große Tapferkeit bewies. Heinrich II. ernannte ihn 1552 zum Generaloberſten der Infanterie. Im selben Jahre machte er an des Königs Seite den Feldzug nach Lothringen mit und wurde zum Admiral von Frankreich ernannt. Der Sieg bei Renty 1554 vergrößerte seinen Ruhm. St.-Quentin fiel aber 1557 trotz der heldenmütigen Verteidigung Colignys in Feindeshand, C. selbst wurde gefangen und erst nach Zahlung eines hohen Lösegeldes freigelassen. Nach dem Tode des Königs Heinrich II., 1559, trat C. mit seinem Bruder d'Andelot (s. unten), der schon zum Calvinismus übergetreten war und C. zum gleichen Schritt bewog, an die Spitze der Hugenotten und eben damit in schroffen Gegensatz zu der Partei der Guisen. Als die Schlacht bei Dreux (1562), in der Condé, der Führer der Hugenotten, gefangen wurde, verloren ging, rettete C. die Trümmer des geschlagenen Heeres durch einen meisterhaften Rückzug. Mit dem von Condé abgeschlossenen Frieden von Amboise (1563) war C. nicht einverstanden. Gegen den Rat Colignys erneuerten die Hugenotten im September 1567 den Bürgerkrieg, in dem C. mit Condé und nach dessen Tod bei Jarnac (13. März 1569) allein die Hugenotten befehligte. Voll Gottvertrauen und Zuversicht in die Gerechtigkeit seiner Sache, führte er, obwohl vom Pariser Parlament geächtet, den Kampf unter den schwierigsten Verhältnissen fort. Er erlitt bei Moncontour (3. Okt. 1569) eine Niederlage, siegte aber im Juni 1570 bei Arnay-le-Duc in Burgund, worauf der für die Hugenotten günstige Friede von St.-Germain (8. Aug. 1570) geschlossen wurde. C. begab sich nun an den Hof und machte König Karl IX. den Vorschlag, die Niederlande im Kampf gegen Spanien zu unterstützen, teils um die spanische Macht zu schwächen, teils um dem König eine Gelegenheit zu verschaffen, durch die er sich von der ihn beherrschenden Königin-Mutter Katharina von Medici und der Guisenpartei frei machen könnte. Deshalb beschloß die um ihre Herrschaft besorgte Königin seinen Untergang und verband sich zu diesem Zweck mit den Guisen. C. wurde 22. Aug. 1572 auf offener Straße von einem gedungenen Meuchelmörder, Maurevert, durch einen Büchsenschuß verwundet. Der König versprach C. vollkommene Genugtuung. Aber die Königin-Mutter, die Rache Colignys und der Hugenotten fürchtend, brachte es dahin, daß der schwache König den Befehl zu der Metzelei der Bartholomäusnacht gab. C. war ihr erstes Opfer. Sein Leichnam wurde schändlich verstümmelt und auf Parlamentsurteil an den Galgen gehängt; erst 1599, als Colignys Andenken durch königliche Briefe wieder gereinigt war, wurde er zu Châtillon in der Gruft seiner Ahnen beigesetzt. Seine Tochter Louise vermählte sich 1583 mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien und wurde die Mutter des Prinzen Friedrich Heinrich, Statthalters der Niederlande. C. war unstreitig einer der größten Männer seiner Zeit und insbes. als Organisator und in der militärischen Leitung schwierigster Verhältnisse ausgezeichnet. Vgl. Tessier, L'amiral C. (Par. 1873); Caraman-Chimay, Gaspard de C. d'après ses contemporains (das. 1873); Jules Delaborde, Gaspard de C. (das. 1879—82, 3 Bde.); Derselbe, Louise de C., princesse d'Orange (das. 1890, 2 Bde.); Bersier, C. avant les guerres de religion (das. 1884; deutsch, Basel 1885); E. Marcks, Gaspard von C. (Stuttg. 1892 ff.). Die Korrespondenz Colignys veröffentlichte Bourquelot (Par. 1858). Der Briefwechsel seiner Tochter Louise, Prinzessin von Oranien, wurde 1887 von Marchegay herausgegeben.

2) Odet de C., genannt der Kardinal von Châtillon, älterer Bruder des vorigen, geb. 10. Juli 1517, gest. 14. Febr. 1571, ward 1530 Prior zu St.-Stephan, in Beaume, dann Kardinal und Erzbischof von Toulouse. Durch seinen Übertritt zur reformierten Kirche verlor er diese Würde und wurde 31. März 1563 exkommuniziert. C. verband sich ohne kirchliche Weihe mit Isabella Hauteville und trat öffentlich als Anführer der Hugenotten auf. 1568 erbat er von der Königin Elisabeth Geldunterstützungen für seine Partei. Vom Pariser Parlament als Majestätsverbrecher aller Ehren und Ämter für verlustig erklärt, blieb er vorläufig in England. Im Begriff, nach Frankreich zurückzukehren, wurde er von seinem Diener vergiftet. Sein Leichnam ward in der Domkirche zu Canterbury beigesetzt. Vgl. Marlet, Le cardinal de C. (Par. 1884); Derselbe, Correspondance d'Odet de C., cardinal de Châtillon (das. 1885).

3) François de C., Herr von Andelot (Dandelot), Bruder der vorigen, geb. 18. April 1521, gest. 27. Mai 1569, kämpfte ruhmvoll in den Kriegen Heinrichs II. und ward an seines Bruders Gaspard Stelle 1555 Generaloberst der französischen Infanterie. Auf einer Reise in Deutschland für die Reformation gewonnen, ward er auf des Königs Befehl verhaftet und saß ein Jahr als Gefangener in Melun. Wieder frei, trat er als Verteidiger seiner Glaubensgenossen auf. 1562 warb er in Hessen ein Heer von

3300 Reitern und 4000 Landsknechten, mit dem er bei Dreux tapfer focht. Orléans verteidigte er gegen den Herzog von Guise. Nach der Schlacht bei Jarnac (1569) beschäftigt, in Saintonge ein neues Heer zu sammeln, starb er am Fieber.

Cólima, mexikan. Freistaat, zwischen 18° 33′ und 19° 10′ nördl. Br. (s. Karte »Mexiko«), von Jalisco, Michoacan und dem Stillen Ozean begrenzt, enthält mit den Revilla Gigedoinseln 6073 qkm und (1900) 65,026 Einw. (11,4 auf 1 qkm). An der Küste sind heiße, z. T. sumpfige Waldniederungen, im Innern ist C. ein gegen O. aufsteigendes Bergland. Jenseit der Grenze in Jalisco erhebt sich der tätige Volcan de C. (3886 m), nordöstlich davon der erloschene Nevado de C. (4300 m), beide bisweilen mit Schnee bedeckt. Der einzige wichtigere Fluß, Rio de la Armeria, mündet östlich von der Lagune von Cuyutlan ins Meer. Die Berge enthalten Silber, Eisen, Kupfer, Blei. Angebaut werden Reis (1900: 1,6 Mill. kg), Zuckerrohr, Kaffee (0,6 Mill. kg), Mais, Bohnen, spanischer Pfeffer. Die Waldungen liefern schöne Bau- und Farbhölzer, die Strandlagunen Seesalz; der Bergbau liegt brach. — Die gleichnamige Hauptstadt, in fruchtbarer Ebene, 451 m ü. M., mit dem 65 km entfernten Hafen Manzanillo in Eisenbahnverbindung, ist deutscher Konsulatssitz, mit höherer Schule, Seminar, Baumwollfabriken, (1895) 18,977 Einw.

Cölin, soviel wie Cöruleum.

Colinhuhn, s. Baumwachtel.

Colins, Alexander, niederländ. Bildhauer, geboren um 1526 in Mecheln, gest. 17. Aug. 1612 in Innsbruck, kam frühzeitig nach Deutschland, lieferte laut Kontrakt vom 7. März 1558 die plastische Ausschmückung des Otto-Heinrichsbaues im Heidelberger Schloß, ein Werk von frischer, etwas derber Auffassung. 1564 wurde ihm die Fortführung des großen Grabdenkmals Maximilians I. zu Innsbruck übertragen; auch scheint er die drei von den Gebrüdern Abel begonnenen Reliefs vollendet und die noch fehlenden 21 ganz nach eigner Erfindung ausgeführt zu haben. C. blieb darauf in Innsbruck und wurde des Kaisers Ferdinand I. Hofbildhauer. Sein zweites Werk, das schöne Grabmal des Erzherzogs Ferdinand von Tirol, bildet einen in die Kirchenmauer gebrochenen, mit schwarzem Marmor verkleideten Bogen, unter dem das marmorne lebensgroße Bild des Fürsten ruht. Auch das Denkmal der Philippine Welser, Ferdinands erster Gemahlin, in der silbernen Kapelle der Hofkirche zu Innsbruck ist von C. Vorzügliche Werke von C. sind ferner der Grabstein des Bischofs Johann Nas mit dessen lebensgroßem Bild in der Hauptkirche und des Meisters eigner Grabstein auf dem Friedhof zu Innsbruck, eine Darstellung der Erweckung des Lazarus. Vgl. v. Schönherr, Alexander C. und seine Werke (in den »Mitteilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses«, Bd. 2, Heidelb. 1889).

Cöliocéle (griech.), der Bauchbruch.

Colisēo (ital.), das Kolosseum (s. d.) in Rom.

Coelius mons, s. Caelius mons.

Coll, eine der innern Hebrideninseln, nordwestlich von Mull, zur schottischen Grafschaft Argyll gehörig, nur 75 qkm groß, aus Gneis gebildet. Die meist gälisch sprechenden Bewohner (1891: 522 an Zahl) betreiben etwas Landwirtschaft. Die Hauptansiedelung liegt an der Westseite.

Colladon (spr. -bóng), Johann Daniel, Ingenieur, Physiker und Mechaniker, geb. 15. Dez. 1802 in Genf, gest. 30. Juni 1893, studierte in seiner Vaterstadt die Rechte, widmete sich dann aber den mathematischen und Naturwissenschaften und ging 1825 mit Sturm nach Paris. Dort errang er mit diesem den von der Akademie der Wissenschaften auf 1826 ausgeschriebenen Preis für die Messung der Zusammendrückbarkeit der Flüssigkeiten und wurde Professor für Mechanik an der 1830 gegründeten École des arts. 1834 übernahm er eine Professur an der Universität Genf. C. entdeckte 1841, daß Wasseradern von innen beleuchtbar sind, was in den farbigen Springbrunnen eine immer noch im Steigen begriffene Anwendung findet; ferner zeigte er, daß die Ruderräder der Dampfer bewegliche Schaufeln haben sollen, wies die Kraftübertragung durch Preßluft als höchst vorteilhaft nach und schlug mit Erfolg deren Anwendung beim Bau des Mont Cenis-Tunnels vor, später auch für den Gotthardtunnel, bei dessen Bau er als Beirat mitwirkte; er wies nach, daß Genf auf einer hohen Schutthalde steht, die einst die Arve in den noch hoch gelegenen See geschüttet hatte, wirkte mit bei der Anlegung der Rhone-Wasserwerke, die in Genf als allgemeine Kraftstätte dienen, und war lebhaft tätig für die Hebung der Uhrenindustrie der Schweiz. In Genf wurde ihm vor der Universität ein Denkmal gesetzt.

Collalto, altes, in Österreich begütertes Adelsgeschlecht ital. Ursprungs, das urkundlich schon im 10. Jahrh. in der trevisanischen Mark auftaucht. Reimbolt XIII., Graf von C., geb. 1575 in Mantua als Sohn des venezianischen Generalissimus Anton IV., trat, aus Venedig verbannt, in kaiserliche Dienste und ward 1620 von Ferdinand II. nach Ungarn abgeordnet, wo er Bethlen Gabor kräftig entgegentrat. Nachdem er darauf Gesandter zu Rom und Madrid gewesen war, focht er 1623 unter Tilly am Rhein und Main und wurde 1624 Präsident des Hofkriegsrats in Wien. Zum kaiserlichen Prinzipalkommissar und Generalissimus ernannt, befehligte er im mantuanischen Erbfolgekrieg gegen Karl von Nevers. Der Begünstigung der Venezianer angeklagt, starb er 19. Dez. 1630 in Chur, als er zu seiner Verantwortung nach Wien zurückreisen wollte. Die mährischen Fideikommißgüter (Pirnitz, Deutsch-Rudoletz, Cerna u. a.) fielen 1780 an eine jüngere, 1822 in den österreichischen Fürstenstand erhobene Linie und sind jetzt im Besitz des Fürsten Emanuel von C., geb. 24. Dez. 1854.

Colla parte (ital.), in der Musik soviel wie »mit der Hauptstimme«, Anweisung für die begleitenden Stimmen, sich in Bezug auf Zeitmaß und Ausdruck nach der Hauptstimme zu richten.

Colla piscium, soviel wie Hausenblase.

Collapsus, s. Kollaps.

Coll' arco (arcato, ital.), »mit dem Bogen«, für die Streichinstrumente nach vorausgegangenem pizzicato das Zeichen, daß wieder mit dem Bogen gestrichen werden soll.

Collāres, Stadt im portug. Distrikt Lissabon (Estremadura), auf einer Anhöhe nahe dem Atlantischen Ozean, nordöstlich vom Cabo da Roca, hat berühmten Weinbau, Brüche schwarzen Marmors und (1900) 3813 Einw.

Collargōl (Argentum colloidale), ein in Wasser und eiweißhaltiger Flüssigkeit lösliches, von Credé in die Medizin eingeführtes Silberpräparat. Bei Haustieren wird es gegen Blutfleckenkrankheit und bösartiges Katarrhalfieber angewendet; es entfaltet hier eine spezifische Wirksamkeit, wenn es in eine Vene eingespritzt wird. Auch bei der Hämoglobinurie des Rindes ist es heilsam. Anders wirkt es beim Rotz.

Collasmanier, s. Reliefmaschine.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Collaterālis (lat.), zur Seite stehend, eine Seitenstellung habend, die Seitenverwandtschaft betreffend; s. Kollateral-...

Collatio (lat.), s. Kollation; C. bonorum, s. Ausgleichung.

Colle, Raffaelo del, ital. Maler, geb. um 1490 in Borgo San Sepolcro, gest. 12. Jan. 1566, Schüler Raffaels und Giulio Romanos, unterstützte diese bei Ausführung ihrer Gemälde in Rom und Mantua, arbeitete aber auch selbständig für mehrere Kirchen in italienischen Städten, namentlich in Umbrien. Er fertigte außerdem Kartons zu den Teppichen Cosimos I. und Vorlagen für die Majolikafabrik von Urbino.

Collé (franz., »angeleimt«), dicht anliegend, besonders von einem Billardball gebraucht, der nahe an der Bande steht; daher Collésto ß, ein Stoß von der Bande weg. Höchster Grad: presse-collé (vgl. Billard, S. 877).

Collé, Charles, franz. Dichter, geb. 1709 in Paris, gest. daselbst 3. Nov. 1783, war Sekretär des Herzogs von Orléans, der ihn zum Theaterdichter an seinem Theater im Palais Royal machte. Seine kleinen Lustspiele, die sich durch geistreichen Dialog und echte Komik auszeichnen, aber recht schlüpfrige Szenen enthalten, sind herausgegeben u. d. T.: »Théâtre de société« (Par. 1768, 2 Bde.; 1777, 3 Bde.); das bekannteste ist: »La vérité dans le vin«, und von seinen sentimentalen Schauspielen: »La partie de chasse de Henri IV« (1774), auch in Deutschland in Weißes Bearbeitung: »Die Jagd«, aufgeführt. Am meisten aber verdient C. Erwähnung wegen seiner »Chansons« (vollständige Ausg. 1807, 2 Bde.), die er zuerst im »Caveau« vortrug, und deren einzelne an Béranger heranreichen. Sein »Journal historique« (1805—1807, 3 Bde.) enthält meist boshafte und ungerechte Urteile über Personen und literarische Werke aus den Jahren 1748—72.

Collectandi jus (lat.), das Recht, zu kollektieren, eine Kollekte auszuschreiben.

Collectanĕa (lat.), s. Kollektaneen.

Colle di Val d'Elsa, Stadt in der ital. Provinz und dem Kreise Siena, an der Elsa und der Zweigbahn Poggibonsi-C., Bischofsitz, hat eine Kathedrale (aus dem 13. Jahrh.), ein altes Kastell mit Türmen, eine Mineralquelle mit Badeanstalt, bedeutende Eisenhüttenwerke, Fabrikation von Glas, Papier, Leder, Öl 2c. und (1901) ca. 6000 (als Gemeinde 9819) Einw. — Hier Niederlage der Sienesen durch die Florentiner 11. Juni 1269.

Collēga (lat.), Amtsgenoß, Mitglied eines Kollegiums (s. d.); ehemals an humanistischen Lehranstalten (lateinischen Schulen) die Amtsgenossen des Rektors (ludi magister, Schulmeister), die oft geradezu den Titel (C.) Primus, Secundus 2c. führten; s. Kollege.

College (spr. -ĕdsch), in England korporative Institute der Universitäten, die teils dem Mittelalter entstammen, teils in neuerer Zeit nach dem Muster der mittelalterlichen Universitätskollegia (s. Kollegium) gestiftet wurden. So hat Oxford 20 Colleges, wovon das älteste, University C., angeblich vom König Alfred 872, das jüngste, Keble C., 1870 gegründet wurde. Cambridge zählt 17 Colleges, deren Ursprung in den Zeitraum von 1287—1821 fällt. Hierzu kommen noch die Halls, die (wenigstens in Oxford) keine Fellowships (s. unten) haben. Diese Colleges sind meist reich und mit prächtigen Gebäuden ausgestattet, worin Lehrer und Schüler zusammen wohnen. Jedes C. hat seinen Dirigenten (Master, Warden oder Rector, auch Provost, President, Principal oder Dean, wie z. B. beim Christ Church C. zu Oxford) und eine gewisse Anzahl Fellows (Kollegen), die ansehnliche Gehälter beziehen und neuerdings auf besondere Erlaubnis auch heiraten dürfen. Wird ein Fellow Professor, so steht ihm ohne weiteres das Recht der Verheiratung zu. Durch neuere Gesetze (1854, 1868, 1877) ist die Zahl der idle Fellowships (Fellowstellen ohne Lehramt) zu gunsten wirklicher Professuren allmählich verringert. Das eigentliche Lehrpersonal eines ältern C. bildeten die Tutors. Deren Unterricht beschränkte sich auf die Fächer der allgemeinen Bildung, namentlich Lateinisch, Griechisch und Mathematik; alle Fachstudien waren dem Privatunterricht überlassen. Wegen dieses Mangels der alten Colleges wurde in London neben der Universität 1829 das King's C. gegründet, worin auch neuere Sprachen, Geschichte, Physik, Rechtswissenschaft 2c. in den Kreis der Lehrfächer aufgenommen sind. Seitdem ist man bemüht, unter tunlichster Wahrung der überlieferten Formen die reichen Mittel auch der alten Colleges modernen Ansprüchen dienstbar zu machen. — Analog den Colleges der beiden alten Universitäten sind meist diejenigen großen Anstalten auf altkirchlicher Grundlage eingerichtet, die für den Universitätsbesuch vorbereiten. Auch sie werden zumeist als Colleges bezeichnet, aber auch als Public oder Grammar schools. Auch hier wird auf behagliches, anständiges Zusammenleben, körperliche Übungen im Freien 2c. großes Gewicht gelegt. Als Lehrer wirken teils die eigentlichen Mitglieder der Korporation (Fellows), die jedoch meist nur zu einer zeitlich begrenzten Anwesenheit (annual residence) im C. verpflichtet sind, teils jüngere, zeitweise angestellte Hilfskräfte (Tutors). Die Schüler tragen wie die Students an den Universitäten vorgeschriebene Kleidung. Diese Anstalten sind teils Internate, wie Eton, Rugby 2c., teils Day-schools, die ihre Zöglinge nur an den Schultagen bis Abend beköstigen, selten reine Schulanstalten oder Externate. Die bekanntesten ältern derartigen Colleges sind: Winchester C. (1393), Eton C. (1441), St. Paul's School (London, jetzt Hammersmith; 1508), Westminster School (erneuert 1570), Christ's Hospital (1552), Merchant-Taylors' School (1561), Rugby (1567), Harrow School (1571), Charterhouse School (1611). Die Organisation der Colleges in unterrichtlicher Hinsicht ist sehr mannigfaltig; doch haben sie meist sechs aufsteigende Klassen (Forms oder Books), deren drei untere gemeinsam, deren obere in einen realistischen und einen humanistischen Zweig getrennt sind. Vgl. für die Colleges der Universitäten: Rashdall, The universities in the middle ages (Oxford 1895, 2 Bde.); für die übrigen: Aronstein, Die Entwickelung der höhern Knabenschulen in England (Marburg 1897). Dort auch nähere Literaturangaben. — Das Royal Military C. zu Sandhurst in Berkshire, 1799 gegründet, ist eine Kadettenanstalt. Ähnliche Institute gründete die Ostindische Kompagnie zu Addiscomb und zu Haileybury, doch gingen aus letzterm auch ihre Zivilbeamten hervor. Die Colleges in Dulwich (1612), Bromley und Morden sind reiche Stifter (Heim- und Pflegstätten) für Witwen, Waisen, Emeriten 2c. gewisser Berufsstände. Das medizinische Kollegium (C. of physicians) in London wurde 1523 unter Heinrich VIII. errichtet und mit Privilegien ausgestattet. Hierzu kam 1800 das C. of surgeons. Die Colleges of physicians and of surgeons haben nicht das den Universitäten vorbehaltene Recht der Doktorpromotion; doch dürfen die an ihnen Geprüften als Ärzte praktizieren. Diese führen dann einen der folgenden

Titel: L.(icenciate), M.(ember) oder F.(ellow) R. C. P. (d. i. of the Royal C. of Physicians) und M. oder F. R. C. S. (d. i. of the Royal C. of Surgeons). Für Schottland und Irland gibt es ähnliche Institute in Edinburg und Dublin. Das C. of Civilians, gewöhnlich Doctors' Commons genannt, wurde durch Doktor Harvey, Dean of the Arches, für künftige Professoren des Zivilrechts in London gegründet. Hier residieren auch die Richter des Arches' Court, der Admiralität, des Prerogative Court ꝛc., die nach dem Reglement an einer gemeinschaftlichen Tafel speisen sollten, woher der Name Doctors' Commons.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika gibt es eine Menge Colleges, von denen einige an die deutschen Universitäten, die meisten aber an die mittlern und höhern Klassen der deutschen Gymnasien erinnern. Die ältesten und angesehensten Anstalten jener vornehmern Art sind die Harvard University zu Cambridge im Staat Massachusetts, mit einer Bibliothek von etwa 250,000 Bänden (gestiftet 1638), das Yale C. zu Newhaven in Connecticut (gestiftet 1700), das Columbia C. in New York, die University of Virginia in Albemarle County (Virginia). Unter den neuern Anstalten ragen die reich ausgestattete, konfessionslose Cornell University in Ithaca (Staat New York) und Lafayette C. in Easton (Pennsylvanien) hervor. 1882 zählte der amtliche »Report« der Zentralbehörde für Unterrichtswesen 364 Colleges und Universities auf, deren große Mehrzahl (280) von kirchlichen Genossenschaften unterhalten ward. Die Einrichtung dieser Anstalten und die Ziele, die sie sich stecken, sind sehr verschieden; sie folgen aber in den Grundzügen meist dem Vorbilde der englischen Colleges. Viele der amerikanischen Colleges stehen auch der weiblichen Jugend offen, andre, wissenschaftlich weniger angesehene, nur dieser. Außer den der allgemeinen Bildung gewidmeten oder mehrere Fakultäten umfassenden Colleges und Universities (1895: 476) gab es gleichzeitig 149 theologische, 72 juristische, 142 (1900: 156) medizinische, 45 zahnärztliche, 39 pharmazeutische, 9 tierärztliche, 81 mathematisch-naturwissenschaftliche, 335 kaufmännische Berufsschulen, die meist ebenfalls den Namen C. führen.

Collège (franz., spr. -läsch'), in Frankreich und Belgien öffentliche Unterrichtsanstalten, die junge Leute zum Besuch einer Akademie, Universität oder Fachschule für technische Berufsarten vorbilden und also im allgemeinen dieselbe Aufgabe wie die deutschen Gymnasien oder Realschulen haben. Ihren Namen verdanken sie teils den mittelalterlichen Universitätskollegien (s. Kollegium und Sorbonne), teils den nach diesen benannten Jesuitenkollegien. In Frankreich ursprünglich für die ganze Klasse von Anstalten im Gebrauch und bisweilen noch jetzt so angewandt, kommt amtlich der Name C. seit der Revolution (1792) nur noch den städtischen höhern Schulen im Unterschied von den staatlichen Lycées (1895: 108) und einigen auf alter Grundlage später erneuerten angesehenen Anstalten zu. Collèges communaux gab es in Frankreich 1895: 235 neben 741 mehr oder weniger gleichstehenden freien (zumeist geistlichen) Anstalten. In ihrer Organisation sind viele von ihnen weniger vollständig entwickelt als die Lyzeen und örtlichen Bedürfnissen angepaßt. Manche bilden in den humanistischen und realistischen Unterrichtsfächern aus, andere beschränken sich auf diese oder auf jene. Auch in der höhern Mädchenbildung gilt derselbe Unterschied von Lycées und Collèges (je etwa 30). Vgl. Lycée. — In Belgien stehen ebenso 20 königlichen Gymnasien (Athénées) 8 kommunale und 7 private Collèges gegenüber. Beider Art Anstalten umfassen, wenn voll ausgebaut, je eine humanistische und eine realistische Abteilung, von denen diese 5, jene 7 aufsteigende Klassen hat. In den obern beiden Klassen der Realabteilung bestehen überdies öfters noch zwei Sektionen, eine gewerblich-kaufmännische und eine wissenschaftliche, nebeneinander.

Collège de France, ein 1529 von Franz I. auf W. Budés Anregen gestiftetes Institut für philologische Studien (Collegium trium linguarum) in Paris. Vgl. Lefranc, Histoire du C. (Par. 1892).

College Point (spr. kŏlledsch peunt), Vorort von New York, am Long Island Sound, mit Fabriken von Gummiwaren und Seidenstoffen.

Collegia nationalia oder **pontificia** (lat.), in Rom bestehende geistliche Bildungsanstalten für die katholische Propaganda in christlichen, aber akatholischen Ländern. Das erste derartige Kollegium wurde 1552 von Ignatius von Loyola als Collegium Germanicum für Deutschland gegründet, von Gregor XIII. 1573 erneuert und als Vorbild für zahlreiche ähnliche Gründungen benutzt (vgl. Steinhuber, Geschichte des Collegium Germanicum Hungaricum in Rom, Freiburg 1895, 2 Bde.). Zurzeit bestehen außer dem Collegium Germanicum noch das griechisch-ruthenische (seit 1577), das englische (1579), das schottische (1600) und das irische (1628) Kollegium. Seit 1622 unterstehen die C. n. dem Protektorat der Propaganda (s. d.). Ihre wissenschaftliche Ausbildung erhalten die Zöglinge meist in dem von Jesuiten geleiteten Collegium Romanum (s. d.). Neben den C. n. gibt es in Rom noch eine Anzahl als Kollegien bezeichneter Konvikte, wie das belgische, südamerikanische, nordamerikanische, polnische, böhmische, schweizerische und das sogen. französische Seminar, deren Zöglinge gleichfalls im Collegium Romanum ihren Unterricht empfangen, um später in ihrer Heimat im römischen Sinne zu wirken. Von diesen sind aber nur das nordamerikanische und das päpstliche Collegia pontificia, d. h. dem Papste direkt unterstellt. Alle diese Kollegien sind Pflanzschulen des jesuitischen Ultramontanismus.

Collegia pietatis (lat.), »Zusammenkünfte zu gemeinsamer Andacht«, wie sie Philipp Jakob Spener (s. d.), damals Senior der Geistlichkeit in Frankfurt, 1670 in seinem Haus einrichtete.

Collegium (lat.), s. Kollegium; C. de propaganda fide, s. Propaganda; C. Germanicum, s. Collegia nationalia; C. sacrum, heiliger Verein, Versammlung der Kardinäle in Rom; C. sanitatis, Medizinalkollegium.

Collegium Romanum, die 1551 von Ignatius von Loyola in Rom begründete und nach ihrem Erneuerer Gregor XIII. Universitas Gregoriana benannte, mit theologischer, philosophischer und (seit 1876) kanonisch-rechtlicher Fakultät ausgestattete päpstliche Lehranstalt.

Collema (Gallertflechte), Gattung der Gallertflechten, mit laubartigem, meist lappig krausem, dunkel olivengrünem oder braunem, gallertartigem, ungeschichtetem (homöomerischem) Thallus. Letzterer besteht aus blaugrünen Gonidien, die verschlungene, perlschnurartige Ketten bilden, und aus farblosen, fadenförmigen Zellen, die in der Gallertmasse, die von den aufgequollenen Membranen der Gonidien herrührt, hinlaufen. Die Apothecien sind sitzend, becher- oder tellerförmig, gerandet und gewöhnlich braun gefärbt. Die Gonidienschnüre entsprechen ge-

nau den als Nostoc bekannten Algen; auch lösen sich häufig aus dem Thallus der C. Gonidienhaufen heraus, die nicht von fadenförmigen Zellen durchwachsen sind und dann mit Nostoc völlig übereinstimmen (vgl. Flechten). Die Arten dieser Gattung leben meist auf feuchter Erde, an Felsen und alten Bäumen.

Collembolen, s. Springschwänze.

Collenbusch, Samuel, Mystiker und Pietist, geb. 1. Sept. 1724 in Wichlinghausen bei Barmen, gest. 1. Sept. 1803 als Arzt daselbst. Ursprünglich Lutheraner, hat er die Stätte seiner Wirksamkeit in der reformierten Kirche gefunden, wo er, ein Anhänger und Bewunderer Bengels und Ötingers, eine Gruppe von Pietisten zu jener Beobachtung der Stufen und Fortschritte der Heiligung zurückführte, wofür der Pietismus sich von Haus aus interessiert hatte. Die Lehren von der Strafgenugtuung Christi und von der doppelten Prädestination verwarf er. Zu seinen Anhängern gehörten die Gebrüder Hasenkamp und Menken (s. d.), und sein Einfluß reichte bis tief in die neuere Theologie hinein. Auch die Missionsarbeit verdankt ihm Anregungen. Seine Ansichten legte C. nieder in der »Erklärung biblischer Wahrheiten« (Barm. 1807—16). Vgl. Krug, Die Lehre des Dr. C. nebst verwandten Richtungen (Elberf. 1846); »Aus Collenbuschs Tagebuch« (2. Aufl., Stuttg. 1883); »S. Collenbuschs Aufsätze, Briefe und Tagebuchblätter« (hrsg. von H. Cremer, das. 1902).

Colleōni, Bartolomeo, berühmter Condottiere, geb. 1400 auf Schloß Solza bei Bergamo, gest. 4. Nov. 1475, stand zuerst in neapolitanischen, dann in venezianischen, darauf in mailändischen Kriegsdiensten, ward 1446 von dem Herzog Filippo Maria Visconti, der gegen seine Treue Verdacht schöpfte, gefangen gesetzt und erst nach dessen Tode 1447 frei gelassen. Darauf befehligte er das mailändische Heer gegen die Franzosen, stand aber 1448—50 wiederum und seit 1453 zum drittenmal im Dienste der Republik Venedig, die ihn 1455 zum Generalkapitän ihrer Truppen ernannte. Durch sein Testament hinterließ er Venedig 100,000 Golddukaten zur Gründung wohltätiger Anstalten und bedang sich dafür die Errichtung einer Statue auf dem Markusplatz aus; die Republik ließ die berühmte Reiterstatue Colleonis von Andrea del Verrocchio mit dem Piedestal von Leopardi anfertigen, aber auf dem Platz vor der Kirche San Giovanni e Paolo aufrichten, wo sie noch jetzt steht (s. Tafel »Bildhauerkunst IX«, Fig. 15). Am Dom zu Bergamo ließ C. 1470 von Amadei die schöne Cappella C. mit seinem Grabmal erbauen. Vgl. Bonomi, I conti Martinengo-Colleoni (Bergamo 1884).

Collesāno, Stadt in der ital. Provinz Palermo (Sizilien), Kreis Cefalù, am Nordabhang des Madoniegebirges gelegen, hat trefflichen Weinbau und (1901) 6910 Einw.

Collet (franz., spr. -lä), s. Kollett.

Collett, 1) Jonas, norweg. Staatsmann, geb. 25. März 1772 auf Rönnebäksholm (Seeland), gest. 3. Jan. 1851 zu Christiania, studierte in Kopenhagen die Rechte, kam 1795 nach Norwegen, wo er zuerst als Landvogt, dann in Kongsberg als Oberbergamtsassessor, seit 1813 als »Amtmann« (Regierungspräsident) in Buskerud tätig war, wirkte 1814 nach dem Kieler Traktat erfolgreich für die Ausrufung des dänischen Prinzen Christian (s. d. 15) zum König von Norwegen und für die Annahme einer Verfassung auf der Reichsversammlung zu Eidsvold (s. d.), mußte jedoch als Minister des Innern schon nach wenigen Monaten die Konvention von Moss (s. d.) unterzeichnen. Auch nach der Vereinigung mit Schweden Mitglied der norwegischen Regierung, ward er als Finanzminister (seit 1822) vorübergehend unpopulär und 1827 sogar beim Reichsgericht angeklagt, aber freigesprochen. Seit 1829 Vorsitzender im norwegischen Staatsrat, geriet er wegen der von Karl XIV. Johann (s. d.) Anfang Juli 1836 geplanten Auflösung des Storthings in einen scharfen Konflikt mit der Krone, der im Spätherbst seinen Rücktritt zur Folge hatte. Vgl. Th. Böck, Staatsraad Jonas C. (Christ. 1870); A. Collett, En gammel Christiania-Slaegt (das. 1883).

2) Peter Jonas, Neffe des vorigen, geb. 12. Sept. 1813 zu Huseby (Norwegen), gest. 18. Dez. 1851 in Christiania als Professor der Rechte, veröffentlichte mehrere ästhetisch-kritische Schriften. Aus seinem Nachlaß stammen die noch jetzt zu Lehrzwecken benutzten »Föreläsninger over Personretten« (Christ. 1865—66, 2 Bde.).

3) Jakobine Camilla, Gattin des vorigen, Schwester des Dichters Henrik Wergeland, geb. 23. Jan. 1813 in Christiansand, gest. 7. März 1895, hat sich als Romanschriftstellerin und Vorkämpferin der Frauenemanzipation im Norden einen geachteten Namen erworben. Wir nennen von ihren Werken: »Die Töchter des Präsidenten« (1855, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1864), »Erzählungen« (1861), »In den langen Nächten« (1863, eine Schilderung ihrer Kindheit), »Letzte Blätter« (1868—73, 5 Bde.), »Aus dem Lager der Stummen« (1877), »Ein helles Bild in einem dunkeln Rahmen« (1878) und »Gegen den Strom« (1879). — Ihr Sohn Robert, geb. 1842 in Christiania, lieferte wertvolle Beiträge zur Zoologie Norwegens, so: »Kristiania omegns Fauna« (1864), »Norges Fugle« (1868), »Remarks on the ornithology of the northern Norway« (1872), Norges Fiske« (1874), »Bemärkninger om Norges Pattedyr« (1876) u. a.

Colletta, Pietro, neapolitan. General, geb. 23. Jan. 1775 in Neapel, gest. 11. Nov. 1831, diente seit 1796 in der Artillerie, ward wegen seiner politischen Tätigkeit während der französischen Invasion 1798 nach Rückkehr der Bourbonen eingekerkert und nach seiner Freilassung Zivilingenieur. Als Joseph Bonaparte 1806 König von Neapel wurde, trat C. in die Armee zurück und wurde vom König Murat 1808 zum Intendanten Kalabriens und 1812 zum General und Direktor des Brücken- und Straßenbauwesens ernannt. 1815 unterhandelte er für denselben mit den Österreichern zu Casalanza. Nach der Restauration der Bourbonen blieb er, obwohl beargwöhnt, als Kommandeur des Geniekorps im Dienst. Nach Ausbruch der Revolution von 1820 stellte er in Sizilien die Ordnung wieder her. Die österreichische Intervention rief ihn nach Neapel zurück, und nachdem er, als die Sache der Konstitution bereits verloren war, noch zum Kriegsminister ernannt worden war, brachte man ihn als Staatsgefangenen auf das Kastell Sant' Elmo und verbannte ihn dann nach Brünn in Mähren. 1823 durfte er sich in Florenz niederlassen, wo er zurückgezogen lebte. Er schrieb als Fortsetzung zu Giannones Geschichtswerk die berühmte »Storia del reame di Napoli dal 1734 sino al 1825« (2 Bde., Capolago 1834 u. ö.; deutsch, Grimma 1849—50, 8 Bde.), zu der Ulloa »Annotamenti« (Neap. 1878) herausgab. Seine »Kleinen Schriften« erschienen Neapel 1861, 2 Bde.

Colli (ital.), Mehrzahl von Collo, s. Kollo.

Colliberts, s. Pariavölker.

Collie (Colly), schott. Schäferhund, s. Hund.

Collier (franz., spr. -lje), Halsband (s. d.), Halsschmuck.

Collier (spr. kolljer), 1) Arthur, engl. Philosoph, geb. 1680 bei Salisbury in Wiltshire, gest. 1732 als Rektor seines Geburtsorts, ist ein Vorgänger Berkeleys insofern, als er die idealistische Ansicht, daß die Existenz der sichtbaren Welt abhängig vom Geiste sei, nach seiner Aussage schon 1703 faßte und 1708 in einer ungedruckt gebliebenen Abhandlung niederlegte. Veröffentlicht wurde seine Lehre erst 1713 in der Abhandlung »Clavis universalis« (deutsch von Eschenbach, 1756). C. wurde über Berkeley fast vergessen und erst 1837 durch Benson und Parr wieder hervorgezogen. Vgl. Benson, Memoirs of the life of A. C. (Lond. 1837).

2) John Payne, engl. Literarhistoriker und Bibliograph, geb. 11. Jan. 1789 in London, gest. im September 1880 in Maidenhead, Sohn des Herausgebers des »Monthly register«, wurde Advokat, dann Journalist bei dem »Morning chronicle«. Durch seine Heirat (1816) in den Stand gesetzt, seinen literarischen Neigungen zu folgen, begann er das Studium der Dramatiker aus der Zeit Shakespeares und half in Verbindung mit Lamb, Hazlitt u. a. die Werke eines Peele, Greene, Nash, Lodge, Middleton, Marlowe, Webster ꝛc. der Vergessenheit entreißen. Im »Poetical Decamerone« (Edinb. 1820, 2 Bde.) gab er Gespräche über jene Dichter. Er besorgte eine vermehrte Ausgabe von »Dodsley's old plays« (1825); in einem Supplementband teilte er fünf noch unbekannte alte Dramen mit. Sein Hauptwerk ist die »History of dramatic poetry« (Lond. 1831, 3 Bde.; neue Ausg. 1879, 3 Bde.). Der Herzog von Devonshire, ein großer Bücherfreund, machte ihn zu seinem Bibliothekar, und viele andre Privatbüchersammlungen standen ihm ausnahmsweise offen. In der des Grafen Ellesmere fand er Aktenstücke, die er als »New facts regarding the life of Shakspeare« (Lond. 1835) veröffentlichte. Daran schloß sich seine Shakespeare-Ausgabe (1842—44). Bereits Schatzmeister der Camden Society und Direktor der (alten) Shakespeare-Gesellschaft, wurde C. jetzt auch zum Schriftführer der königlichen Untersuchungskommission über die Verwaltung des Britischen Museums ernannt und erhielt aus der Zivilliste einen jährlichen Ehrensold von 100 Pfd. Sterl. Großes Aufsehen erregten 1852 seine »Notes and emendations to the text of Shakspeare's plays«, die sich auf angeblich aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh. stammende Randbemerkungen in einer alten Folioausgabe Shakespeares stützten, aber als Fälschungen erwiesen (vgl. Ingleby, Complete view of the Shakspeare controversy, Lond. 1861). Von seinen Arbeiten sind noch hervorzuheben: »A book of Roxburgh ballads« (Lond. 1847); »Memoirs of the principal actors in the plays of Shakspeare« (das. 1846); »Bibliographical account of rare books« (das. 1865); »Illustrations of old English literature« (das. 1866, 3 Bde.) und eine Ausgabe von Spenser (1861). Er war ein unermüdlicher Arbeiter, aber nicht von strenger Wahrheitsliebe.

Collin, 1) Heinrich Joseph von, Dichter, geb. 26. Dez. 1771 in Wien als Sohn eines Arztes, gest. daselbst 28. Juli 1811, erhielt nach vollendeten juridischen Studien eine Anstellung im Finanzfach, wurde 1803 nebst seinen Geschwistern geadelt und 1809 zum Hofrat ernannt. In den Kriegen von 1805 und 1809 wurde er mit wichtigen Aufträgen betraut. Seine angestrengte Tätigkeit hatte jedoch seine Gesundheit untergraben. Von seinen Tragödien erinnert die beste, der klassizistische, in sechs Wochen vollendete »Regulus« (Berl. 1802, Neudruck in Reclams Universal-Bibliothek), der in Wien glänzende Aufnahme fand, mehr an das französische als an das griechische Drama. Unter seinen »Gedichten« (Wien 1812) sind die bekanntesten: »Kaiser Max auf der Martinswand«, »Kaiser Albrechts Hund« und »Herzog Leupold vor Solothurn«. Seine Werke erschienen gesammelt Wien 1812—14, 6 Bde., mit Biographie (s. Collin 2). Sein Denkmal steht in der Borromäuskirche zu Wien. Vgl. Laban, Heinrich Joseph v. C. (Wien 1879).

2) Matthäus von, Dichter und Ästhetiker, Bruder des vorigen, geb. 3. März 1779 in Wien, gest. 23. Nov. 1824, studierte neben der Rechtswissenschaft Philosophie und Geschichte, wurde 1808 Professor der Ästhetik an der Universität Krakau und später Professor der Geschichte und Philosophie zu Wien. 1815 übernahm er die Erziehung des Herzogs von Reichstadt, 1818 die Redaktion der »Wiener Jahrbücher der Literatur«, von der er jedoch bald zurücktrat. Er besorgte die Ausgaben der Werke seines Bruders und beschrieb im 6. Bande dessen Leben. Seine eignen »Dramatischen Dichtungen« erschienen Pest 1815—1817 in 4 Bänden; seine »Nachgelassenen Gedichte« gab mit einem biographischen Vorwort J. v. Hammer (Wien 1827, 2 Bde.) heraus.

3) Christen, norweg. Literarhistoriker, geb. 21. Nov. 1857 in Drontheim, studierte in Christiania und während eines fünfjährigen Aufenthalts in England und Frankreich neuere Sprachen und Literaturen, ist Mitarbeiter an »Verdens Gang«, gab 1892—95 mit Sars, Sigurd Ibsen und A. Löchen die »Nyt Tidsskrift« heraus und ist seit 1895 Dozent für europäische Literaturen in Christiania. Sein Buch »Kunst und Moral. Beiträge zur Kritik der Dichter und Kritiker des Realismus« (Kopenh. 1894) ist aus Aufsätzen wider die »dekadenten« Künstler und Literaten erwachsen, die ursprünglich im »Verdens Gang« erschienen. Er veröffentlichte ferner: »Studien über die Kunst der Menschenschilderung« (1899) und die Monographie »Björnstjerne Björnson« (1899; deutsche Ausg. von C. Mjöen, Münch. 1903, 2 Bde.).

Collin d'Harleville (spr. kolläng darlöwil'), Jean François, franz. Dichter, geb. 30. Mai 1755 in Mévoisins bei Maintenon, gest. 24. Febr. 1806 in Paris, schrieb viele Charakterstücke, die mit ihren schönen Versen, komischen Situationen und ihrer liebenswürdigen Moral großen Beifall fanden, besonders sein Hauptwerk: »Le vieux célibataire« (1792). Seine übrigen Poesien, meist »Épîtres«, sind leicht und anmutig im Ausdruck, inhaltlich aber recht schwach. Die beste Ausgabe seiner Werke besorgte Andrieux u. d. T.: »Théâtre et poésies fugitives« (Par. 1822, 4 Bde.), eine Ausgabe seines »Théâtre« Moland (das. 1876).

Collingwood (spr. -wudd), Stadt in der kanad. Provinz Ontario, an der Georgian Bay des Huronensees, mit Seearsenal, lebhaftem Handel und (1901) 5755 Einw.

Collingwood (spr. -wudd), Cuthbert, Lord, brit. Admiral, geb. 26. Sept. 1750 in Newcastle upon Tyne, gest. 7. März 1810, trat 1761 in den Seedienst, wurde 1775 Leutnant und trat in persönliche Beziehungen zu Nelson, mit dem er in Westindien zusammen diente. 1795 und 1796 befehligte er als Kapitän den Hector in der Mittelmeerflotte und zeichnete sich 1797 bei Kap St. Vincent aus. 1799 zum Konteradmiral erhoben, nahm er teil an der Blockade von Brest. 1804 ward er Vizeadmiral und trug 1805 wesentlich zum Siege bei Trafalgar bei, wofür er zum Peer von

England mit dem Titel Baron C. von Coldburne erhoben wurde und eine Pension von 2000 Pfd. Sterl. erhielt. Nach Nelsons Tode befehligte er die britische Seemacht im Mittelmeer. Sein Schwiegersohn veröffentlichte des Admirals »Memoirs (2 Bde.) u. Correspondence« (Lond. 1828 u. ö.). Vgl. Davies, Lord C. (2. Aufl., Lond. 1878); W. C. Russell, Life of Admiral Lord C. (neue Ausg., das. 1894).

Collini, Cosmo, Schriftsteller, geb. 14. Okt. 1727 in Florenz, gest. 22. März 1806 in Mannheim, wandte sich 1750 nach Berlin, wo er 1752 Voltaires Sekretär wurde, an dessen »Annales de l'Empire« er wesentlichen Anteil hat, folgte ihm später nach Genf, trat 1756 als Hofmeister in die Dienste des Grafen Sauer in Straßburg, wurde 1759 Sekretär des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz und war zuletzt Direktor des naturwissenschaftlichen Kabinetts in Mannheim. Von seinen Schriften nennen wir: »Précis de l'histoire du palatinat du Rhin« (Frankf. 1763), eine der vorzüglichsten Quellen zur Geschichte der Pfalz; »Lettres sur les Allemands« (Mannh. 1784); »Exposé de la capitulation de Mannheim« (1794) und besonders »Mon séjour auprès de Voltaire« (Par. 1807). Auch eine Reihe naturhistorischer Schriften hat C. verfaßt.

Collins, 1) John Anthony, engl. Philosoph, geb. 1676 zu Heston in Middlesex, gest. 1729, lernte zeitig Locke kennen, mit dem er bis zu dessen Tode in Briefwechsel stand. Er gehörte zu den englischen Freidenkern und Deisten und suchte zu beweisen, daß freies Denken fleißig geübt werden müsse, um zur richtigen religiösen Erkenntnis zu kommen. C. schrieb: »A discourse of freethinking, occasioned by the rise and growth of a sect called Freethinkers« (Lond. 1713; franz., Haag 1714); »A discourse of the grounds and reasons of the Christian religion« (Lond. 1724, anonym). Vgl. »Memoirs of the life of Anthony C.« (Lond. 1848—49, 2 Bde.).

2) William, engl. Dichter, geb. 25. Dez. 1721 in Chichester, gest. 12. Juni 1759 in seinem Heimatsort, studierte in Oxford, wandte sich dann (1744) nach London, um sich literarischer Tätigkeit zu widmen, machte bald darauf eine große Erbschaft, verfiel aber in Melancholie und suchte 1750 vergebens Heilung im Süden. Nachdem er bereits als Schüler zu Winchester seine »Oriental eclogues« (gedruckt 1742) geschrieben hatte, trat er 1747 mit »Odes« hervor (z. B. über den Aberglauben der Hochschotten), die manchen Vorklang der Romantik enthielten. Seine Verse gaben heraus Barbauld (Lond. 1797), Dyce (das. 1827), Thomas (das. 1858) und am besten W. Bronson (Boston 1898, mit Biographie).

3) William Wilkie, beliebter engl. Novellist, geb. 8. Jan. 1824 in London, gest. daselbst 23. Sept. 1889, war zuerst Lehrling in einem Handelsgeschäft, dann nach dem Erfolg mit der Biographie seines Vaters (Lond. 1848, 2 Bde.) Literat. So wurde er auch Mitarbeiter an Dickens' »Household Words« mit den Novellen »After dark« (1856) und »The dead secret« (1857), die sein Talent als Sensationsschriftsteller auf dem Gebiete des Verbrecherromans entschieden bekundeten. Am bekanntesten sind: »The woman in white« (1860), »Armadale« (1864), »Moonstone« (1867), »The new Magdalen« (1873). C. förderte hierdurch in derber Art den modernen Romantismus gegenüber dem Realismus. Auch im Drama war er erfolgreich, so namentlich mit »The frozen deep« (1857) und »Light house«, Zugstücken der Londoner Bühnen. Auch die dramatischen Bearbeitungen einiger seiner Romane: »Armadale« (1866), »The woman in white« (1871) und »The new Magdalen« (1873), fanden günstige Aufnahme. Vgl. E. v. Wolzogen, Wilkie C. (Leipz. 1885).

Collinsia *Nutt.* (Collinsie), Gattung der Skrofulariazeen, Sommergewächse mit gegen- oder quirlständigen Blättern, schönen Blüten in endständigen Trauben und eiförmiger, einfächeriger Kapsel. Von den etwa 17 meist kalifornischen Arten werden C. bicolor *Benth.*, aus Kalifornien, mit 30 cm hohem, aufrechtem Stengel und hellvioletten Blüten mit weißer Unterlippe, C. grandiflora *Dougl.*, aus Oregon, mit blauen Blüten, C. verna *Nutt.*, aus Ohio, und andre Arten, z. T. in vielen Varietäten, als schön und dankbar blühende Zierpflanzen in Gärten gezogen.

Collinson, Sir Richard, brit. Seefahrer, geb. 7. Nov. 1811 in Gateshead, gest. 12. Sept. 1883 in London, trat 1823 in die britische Marine, machte mehrere größere Reisen und segelte 1850 in der Enterprise mit Mac Clure (s. d.), der unter ihm den Investigator befehligte, zur Aufsuchung Franklins und einer nordwestlichen Durchfahrt durch die Beringstraße. Unterwegs wurden die beiden Schiffe voneinander getrennt; C. fuhr durch die Beringstraße bis zur Barrowspitze, mußte aber des Eises wegen umkehren und überwinterte in Hongkong. 1851 fuhr er wieder durch die Beringstraße, erreichte die durch Eis verschlossene Prince of Wales-Straße und drang, nachdem er in einer Bucht des Prince Albert-Landes überwintert hatte, längs des Wollaston- und Viktorialandes bis zur Viktoriastraße vor, wo er unfern des Schauplatzes der Franklinkatastrophe 1852/53 in der Cambridgebai überwinterte. Nachdem er so eine Verbindung zwischen den östlichen und westlichen Meeresstraßen gefunden hatte, kehrte er auf demselben Wege zurück und traf nach nochmaliger Überwinterung in der Camdenbucht westlich vom Mackenzie 1854 in Europa ein. 1869 wurde C. zum Vizeadmiral, 1875 zum Admiral ernannt. Er schrieb: »Nine weeks in Canada« (Cambridge 1862); »The three voyages of Martin Frobisher etc. 1576—1578« (Lond. 1867). Vgl. »Journal of H. M. S. Enterprise etc.«, herausgegeben von seinem Bruder, Generalmajor T. B. Collinson (mit »Memoir«, Lond. 1889).

Collinsville (spr. kŏllinswill), Stadt in Illinois, Grafschaft Madison, mit Kohlengruben, Zinkwerk und (1900) 4021 Einw.

Collioure (spr. kolliūr'), Stadt im franz. Depart. Ostpyrenäen, Arrond. Céret, malerisch um ein altes Schloß an einer Bucht des Mittelländischen Meeres und an der Südbahn gelegen, von mehreren Forts umgeben, hat einen Hafen, vorzüglichen Weinbau, Pfropfenfabrikation, Seefischerei, Handel mit frischen und gesalzenen Fischen und (1901) 2826 Einw. — C. hieß im Mittelalter Caucoliberis, gehörte den Spaniern, wurde aber im Pyrenäischen Frieden (1659) an Frankreich abgetreten. Im Dezember 1793 bemächtigten sich die Spanier noch einmal der Stadt, verloren sie aber 26. März 1794 wieder.

Collipulli (spr. kollipūlji), Departementshauptstadt in der chilen. Provinz Malleco, am Fluß C. und an der Bahn nach Concepcion, mit (1885) 4030 Einw.

Colliquatio (lat.), Knochenfraß.

Collmannsteuerung, s. Dampfmaschine.

Cölln, 1) Friedrich von, deutscher Publizist, geb. 1766 zu Örlinghausen im Lippeschen, gest. 31. Mai 1820 in Berlin, war Jurist und preußischer Beamter, seit 1805 Redakteur des »Preußischen Staatsanzeigers«. Seine rücksichtslose Kritik der preußi-

schen Staatsverwaltung, seit 1806 in einer Reihe meist anonymer Schriften niedergelegt, brachte ihn 1808 auf die Festung Glatz, von wo er 1810 nach Österreich entfloh. 1811 kehrte er nach Niederschlagung der Untersuchung nach Preußen zurück und wurde im Bureau des Fürsten Hardenberg angestellt. Von seinen Schriften nennen wir: »Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hof seit dem Tod Friedrichs II.« (Amsterd. u. Köln 1807—1809, 6 Tle.); »Neue Feuerbrände« (Leipz. 1807—1808, 6 Bde.); »Wien und Berlin in Parallele« (das. 1808, 5 Bde.); »Aktenmäßige Rechtfertigung des Kriegsrats von C.« (das. 1811) und »Freimütige Blätter für Deutsche« (das. 1815—20).

2) Daniel Georg Konrad von, rationalistischer Theolog, Neffe des vorigen, geb. 21. Dez. 1788 in Orlinghausen (Lippe), habilitierte sich 1811 zu Marburg, wurde 1818 Professor der Theologie in Breslau, 1829 Konsistorialrat und starb daselbst 17. Febr. 1833. Sein Hauptwerk, die »Biblische Theologie« (Leipz. 1836, 2 Bde.), ward erst nach seinem Tode von David Schulz herausgegeben.

Collo (ital.), s. Kollo.

Collocalia, die Salangane.

Collodium, s. Kollodium.

Collograph, s. Hektograph.

Collon (Colon, Mont C., spr. mong kolóng), das Haupt eines kleinen, im Hintergrunde des Val d'Arolla (linkes Quelltal des Val d'Hérens) im Wallis gelegenen Massivs, aus zwei Hauptgipfeln (C. antérieur und C. postérieur) von 3644 und 3738 m Höhe bestehend, im W. umlagert von den Firnen des Glacier d'Otemma, im O. von dem herrlichen Glacier d'Arolla, der bei gutem Wetter über den eisigen Col de C. (3130 m) nach dem Val Pelline begangen werden kann. Erste Besteigung des Mont C. 1867 durch G. E. Foster.

Colloredo, weitverzweigtes österreich. Adelsgeschlecht, leitet seinen Ursprung von einem alemannischen, nach Friaul eingewanderten Adelsgeschlecht ab, dessen Burg C. bei dem Ort Mels (Melzo, Melso) stand und 1302 von den Brüdern Ottobon und Wilhelm von Mels erbaut wurde. Wilhelms von Mels drei Söhne begründeten ebenso viele Linien: Asquinus die Asquinische Linie, die in ihren beiden Zweigen 1693 und 1694 erlosch; Bernhard die Bernhardinische Linie, die wieder in den Mantuaner Ast, von dem sich mit Camill (geb. 1712, gest. 1797) der böhmische, 1859 wieder erloschene Zweig der C.-Wallsee abspaltete, und den jetzt noch bestehenden italienischen Ast zerfiel; Weickardt die jüngere fürstliche Linie. Einer von des letztern Nachkommen, Ferdinand, geb. 1635, gest. 1689, gründete durch seine beiden Söhne Hieronymus und Rudolf zwei Linien, die fürstliche oder die Linie Wallsee und die Rudolfinische. Durch des erstern Sohn Rudolf Joseph wurde die Linie 1763 in den Reichsfürsten- und 1764 in den erbländischen (böhmischen) Fürstenstand erhoben, wozu noch 1765 das ungarische Indigenat trat, und nahm den Namen Wallsee an, während dessen Sohn, Fürst Franz Gundaccar, sich mit Maria Isabella, Gräfin von Mansfeld, vermählte und sich seit 1789 Fürst von C.-Mansfeld nannte. Nur das jeweilige Haupt der Familie führt den Titel Fürst. Die jüngere Rudolfinische Linie nannte sich nach dem 1701 erworbenen Marquisat Santa Sofia, zu dem später durch Heirat noch das Marquisat Recanati (Provinz Macerata) kam, Marchesen von C.-Santa Sofia und Recanati. Vgl. v. Crollalanza, Das Adelsgeschlecht der Wallsee-Mels und insbesondere der Grafen von C. (Wien 1889). Bemerkenswerte Mitglieder des Geschlechts sind:

1) Hieronymus, aus der Asquinischen Linie, geb. 1582, gest. 1638, k. k. Kämmerer, befehligte in der Schlacht bei Lützen 1632 ein Regiment, wurde als Generalfeldwachtmeister 13. Mai 1634 bei Liegnitz von Arnim geschlagen, was ihm eine lange Haft in Ödenburg zuzog. Später begleitete er Gallas auf seinem Zug nach Burgund, wurde aber 17. März 1636 bei Raon besiegt und gefangen. Er starb als k. k. Feldmarschalleutnant an einer Wunde, die er bei dem Entsatz von St.-Omer erhalten.

2) Rudolf, geb. 2. Nov. 1585 in Prag, gest. daselbst 24. Febr. 1657, Bruder des vorigen, zeichnete sich im Dreißigjährigen Kriege (Mantua und Lützen) aus und zog mit Gallas nach Lothringen und Burgund. Ferdinand III. ernannte ihn zum k. k. Geheimrat und Feldmarschall, 1637 zum Großprior des Malteserordens zu Strakonitz, 1647 zum Botschafter des Ordens am kaiserlichen Hof und zum kommandierenden General in Böhmen. Durch seine Verteidigung der Alt- und Neustadt Prag machte C. den Überfall der Schweden 26. Juli 1648 wirkungslos. Er starb als Feldmarschall und Gouverneur von Prag.

3) Joseph Maria, Graf von C.-Mels und Wallsee (Sohn des ersten Fürsten von C., Rudolf Joseph, geb. 1706, gest. 1788, Reichsvizekanzler), geb. 11. Sept. 1735 in Regensburg, gest. 26. Nov. 1818, zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege mehrfach aus, wurde 1763 Generalmajor, später Feldmarschalleutnant und Hofkriegsrat, begleitete 1777 Kaiser Joseph II. nach Frankreich, erhielt sodann die Generaldirektion der Artillerie und wurde zum Feldzeugmeister ernannt. Im Türkenkrieg wohnte C. dem Angriff auf das feste Schabacz bei und leitete im nächsten Feldzug den Sturm auf Belgrad mit. Als Feldmarschall kommandierte er sodann bis zu den Friedensverhandlungen des Reichenbacher Kongresses die Beobachtungsarmee an der preußischen Grenze. Nach dem Krieg erhielt C. als Staats- und Konferenzminister die Führung der ihm zunächst liegenden Geschäfte des Hofkriegsrats. 1891 erhielt das 4. österreichische Festungsartillerieregiment seinen Namen.

4) Franz de Paula, Reichsgraf von C.-Wallsee, geb. 23. Mai 1736 in Wien, gest. daselbst 10. März 1806, war anfänglich österreich. Regierungsrat, später Ajo des Erzherzogs Franz in Florenz, der ihn, nach seiner Thronbesteigung 1792, zum geheimen Kabinettsminister ernannte. 1801—1805 teilte sich C. mit Ludwig Cobenzl in die Führung der auswärtigen Geschäfte, stets der Vertrauensmann des Kaisers Franz. Die Kriegsereignisse von 1805 raubten ihm seine hohe Stellung.

5) Hieronymus, zweiter Graf von C.-Mansfeld, geb. 30. März 1775 in Wetzlar, gest. 23. Juli 1822 in Wien (Sohn des Fürsten Franz de Paula Gundaccar I., geb. 1731, gest. 1807, der 1767—1770 als Botschafter in Spanien, 1788—1806 als Reichsvizekanzler diente), trat 1792 in die österreichische Armee, machte 1796 unter Wurmser den italienischen Feldzug mit, focht als Oberst bei Hohenlinden, zeichnete sich als Generalmajor unter dem Erzherzog Karl mit seiner Brigade bei Caldiero aus. 1809 deckte er als Feldmarschalleutnant nach der Schlacht bei Raab den Rückzug nach Komorn. 1813 befehligte er zwei Divisionen vom rechten Flügel Gyulays, ward Feldzeugmeister und kommandierte bei Leipzig das 1. österreichische Armeekorps.

6) Franz de Paula, Reichsgraf von C.-Wallsee, Sohn von C. 4), geb. 29. Okt. 1799, gest. 26. Okt. 1859, war 1843—47 Gesandter Österreichs in Petersburg, 1848 eine Zeitlang Bundespräsident zu Frankfurt, 1852—56 Gesandter in London, dann Botschafter in Rom. Mit ihm erlosch die Linie C.-Wallsee im Mannesstamm.

7) Franz de Paula Gundaccar II., Fürst C.-Mansfeld, Sohn von C. 5), geb. 8. Nov. 1802 in Wien, gest. 29. Mai 1852 in Gräfenberg, war als Generalmajor bei Unterdrückung des Aufstandes zu Prag im Juni 1848 tätig, nahm im Oktober d. J. an der Einschließung Wiens teil und machte mit seiner Brigade den ungarischen Feldzug mit, wurde zum Feldmarschalleutnant ernannt und erhielt im Oktober 1850 den Oberbefehl über das 2. Armeekorps.

8) Joseph Franz Hieronymus, Fürst von C.-Mansfeld, österreich. Staatsmann, geb. 26. Febr. 1813, gest. 22. April 1895 in Wien, Sohn des durch seine menschenfreundlichen Bemühungen um den Wohlstand Niederösterreichs bekannten Grafen Ferdinand C. (gest. 1848), trat in die Armee, erbte 1852 von seinem Vetter Franz de Paula Gundaccar II. (s. vorigen) den Fürstentitel und bedeutende Fideikommißherrschaften, ward 1857 Kämmerer, 1859 Präsident der Staatsschuldentilgungs-Kommission, 1860 Mitglied des verstärkten Reichsrats, 1861 des Herrenhauses, war 1861—67 Landmarschall des niederösterreichischen Landtags, von 1867 ab Mitglied des böhmischen Landtags und 1868—69 Präsident des Herrenhauses. C. gehörte zu den bedeutendsten Anhängern der Verfassungspartei. — Sein ältester Sohn, Graf Hieronymus Ferdinand Rudolf, geb. 20. Juli 1842, gest. 29. Juli 1881, diente erst in einem Husarenregiment, widmete sich dann der Bewirtschaftung einiger Güter in Böhmen und war 1875—78 Ackerbauminister im verfassungstreuen Ministerium Auersperg. Nach seinem Tode folgte ihm als Haupt des Hauses sein Sohn Fürst Joseph, geb. 17. Febr. 1866 in Prag.

Collot d'Herbois (spr. kollo derbŭá), Jean Marie, franz. Revolutionär, geb. 1751 in Paris, gest. 8. Jan. 1796, zog als Schauspieler und Theaterdichter umher, trat 1789 in Paris als feuriger Volksredner auf und gab den radikalen »Almanac du père Gérard« heraus. Nach dem 10. Aug. 1792 trat er in den Stadtrat der Pariser Gemeinde und nach den Septembergreueln in den Konvent, wo er die Einführung der Republik beantragte und eifriger Verfolger der Girondisten wurde. Er ward nach der Einnahme des gegen die Schreckensmänner empörten Lyon dahin geschickt und ließ die Verhafteten in Masse zusammenhauen und niederschießen. Auf Robespierres wachsende Macht eifersüchtig, wirkte er eifrig auf dessen Sturz hin. Die Reaktion gegen die Schreckensmänner nach dem 9. Thermidor hatte zur Folge, daß 27. Dez. 1794 C. auf den Antrag Clausels in Anklagezustand versetzt und nach dem jakobinischen Aufstande des 12. Germinal (1. April 1795) zur Deportation nach Cayenne verurteilt wurde, wo er, dem Trunk ergeben, starb. Er schrieb eine große Zahl Dramen.

Coll' ottava (ital., »mit der Oktave«) bedeutet bei Musikstücken, wenn über den Noten stehend, daß die höhere Oktave, wenn unter den Noten (im Baß) stehend, die tiefere Oktave mitgegriffen werden soll.

Collotypie, s. Leimdruck. In England auch soviel wie Lichtdruck.

Collozoum, koloniebildende Gattung der Strahltiere, s. Rhizopoden.

Collum (lat.), der Hals; auch der Halsteil eines Organs, z. B. c. uteri, Gebärmutterhals; in der Botanik Wurzelhals.

Collutorium (lat.), Mundwasser.

Colly, s. Collie.

Collybia, s. Agaricus, S. 162.

Collyrium, Augenschminke der Griechen und Römer, wahrscheinlich identisch mit dem von den Frauen im Orient noch jetzt angewendeten Kochl (Kohol), das aus Spießglanz dargestellt und als schwarze Salbe auf die Augenbrauen und Wimpern aufgetragen wird.

Colman (spr. kólmän), 1) George, engl. Theaterdichter, geb. im April 1732 in Florenz, wo sein Vater englischer Resident war, gest. 14. Aug. 1794 im Irrenhaus, erhielt seine erste Bildung in der Westminsterschule, studierte in Oxford, entsagte aber bald dem Rechtsstudium, um sich ganz der Poesie zu widmen. Ein ihm zugefallenes Erbe verwendete er dazu, Mitbesitzer des Coventgarden-Theaters (1768), 1778 Direktor des Haymarket-Theaters zu werden. Sein erstes Stück, die Farce »Polly Honeycomb« (1760), fand Beifall, der sich bei »The jealous wife« (1761) noch steigerte. Im ganzen schrieb er einige dreißig Theaterstücke (darunter mehrere Übersetzungen aus dem Französischen), die sich z. T. heute noch auf dem Repertoire behaupten. Seine »Dramatic works« (Auswahl) erschienen 1777 (Lond., 4 Bde.), seine »Miscellaneous works« 1787 (das., 3 Bde.). Vgl. »Some particulars of the life of the late G. C.« (von ihm selbst verfaßt, Lond. 1795).

2) George, der jüngere, ebenfalls Bühnendichter, Sohn des vorigen, geb. 21. Okt. 1762, gest. 17. Okt. 1836 in London, erhielt seine Bildung in der Westminsterschule, dann zu Oxford und Aberdeen, veröffentlichte in dieser Stadt sein erstes Gedicht: »The man of the people«, eine Satire auf Fox, und schrieb sein erstes Theaterstück: »The female dramatist«, das ausgezischt wurde. Dagegen wurden »Two to one« (1784) und das Singspiel »Turk and no Turk« (1785) mit Beifall aufgenommen. Als Leiter des Haymarket-Theaters schrieb er Opern, Possen, Schauspiele und Lustspiele, die sich z. T. lange auf dem Repertoire hielten. Unter den letztern ragen durch realistischen Humor hervor: »The iron chest« (1796, nach Godwins Roman »Caleb Williams« bearbeitet), »The poor gentleman« (1802) und »John Bull« (1805, von Walter Scott für das beste neuere Lustspiel erklärt). Auch half er das deutsche Drama verspotten, besonders Goethes »Stella«, im »Anti-Jacobin« (1797). In den »Poetical vagaries« (1812), »Vagaries vindicated« (1813) und »Eccentricities for Edinburgh« (Gedichte, 1816) hält der Humor nicht immer die Grenzen des Anstandes ein. Seine »Poetical works« erschienen London 1840. Seine Memoiren: »Random recollections« (Lond. 1830, 2 Bde.) gewähren lebendige Einblicke in das Londoner Theaterwesen.

3) Samuel, amerikan. Maler, geb. 1833 in Portland (Maine), entwarf ohne Anleitung Skizzen von Hafen- und Schiffsszenen und Landschaften, ging 1860 nach Europa und verlebte zwei Jahre in Paris und in Spanien. 1862 wurde er Mitglied der Akademie in New York und gründete später daselbst die Amerikanische Gesellschaft für Aquarellmalerei, deren Präsident er von 1866—71 war. 1871 arbeitete er wiederum in Paris und in Rom, 1874 in Dresden und kehrte 1876 nach New York zurück. Aus der reichen Zahl seiner Werke sind die zwei Boote auf dem Hudson, der Georgesee, Andernach am Rhein, der Trout-

fluß in den Adirondacks, die Dämmerung in der westlichen Ebene, die venezianischen Fischerboote, die Ruinen der Moschee von Mansura, der sonnige Nachmittag im Hafen von Algier und die Kaufleute auf der Wanderung in Algerien hervorzuheben. Neben diesen Ölbildern schuf er zahlreiche Aquarelle.

Colmar, Stadt, s. Kolmar.

Colmeiro, Miguel, Botaniker, geb. 1820 in Santiago de Galicia, gest. 21. Juni 1901 in Madrid, studierte Medizin und Naturwissenschaften und widmete sich der Erforschung der Flora Spaniens, insbes. Galiciens. Er war Professor der Botanik in Barcelona und Sevilla, dann in Madrid, wo er in den Staatsrat und in die Akademie gewählt ward. Er schrieb: »Catalogo metodico de las plantas observadas en Cataluña« (Madr. 1848); »Apuntes para la Flora de las dos Castillas« (1849); »Recuerdos botanicos de Galicia« (1850); »Curso de Botanica« (1854); »La Botanica y los Botanicos de la Peninsula« (1858); »Plantas de la Peninsula« (1889, 5 Bde.); »Vegetacion espontanea de la Peninsula« (1890); »Nombres vulgares de las plantas« (1891); »Noticia de los trabajos botanicos del abade Pourret« (1891).

Colmenar, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Malaga, mit Weinbau, Ausfuhr von Rosinen und (1900) 3956 Einw.

Colne (spr. kōln), Stadt (municipal borough) auf der Grenze zwischen Lancashire und Yorkshire (England), nördlich von Burnley, am Calder, das Colunio der Römer, hat bedeutende Baumwollindustrie und (1901) 23,000 Einw.

Colney-Hatch (spr. kolnī-hätsch), ein Weiler in der engl. Grafschaft Middlesex, 11 km nordnordwestlich von der Londonbrücke, mit einem Irrenhaus, das 1847—49 nach dem Entwurf Dances errichtet wurde und Raum für 2000 Kranke hat.

Colobus, der Stummelaffe.

Colocasia *Schott* (Kolokasie), Gattung der Araceen, Stauden mit knolligem oder aufrechtem Stamm, langgestielten, schild- oder eiförmigen, am Grunde herzförmigen Blättern, lang kegelförmigem, pfriemen- oder nur stachelförmigem Anhang des Blütenkolbens und vielsamigen Beeren. Etwa sechs Arten in Ostindien und Kotschinchina. Über C. antiquorum *Schott* (Caladium esculentum *Vent.*, ägyptische Zehrwurzel, Kalo, Taro, Wasserbrotwurzel), die bei uns vielfach als Blattzierpflanze in Gärten kultiviert wird, s. Tafel »Nahrungspflanzen I«, Fig. 7. C. himalaiensis *Royle* (Cocoawurzel), auf dem Himalaja, bildet hier die Hauptnahrung der untern Volksklassen. Die ungekochten Blätter dieser Pflanzen werden wegen ihrer Schärfe arzneilich verwendet.

Colocyntis, die Koloquinte, s. Citrullus.

Cölodont (lat.) heißen Zähne mit großer Pulpahöhle; Gegensatz: pleodont.

Cologna Veneta (spr. -lonnja), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Verona, am Frassine und an der Dampfstraßenbahn Verona-C., mit alten Ringmauern, einer Kirche mit Gemälden von Paul Veronese u. a., Seidenraupenzucht, Mandelbäckerei, lebhaftem Handel und (1901) ca. 2700 (als Gemeinde 8318) Einw.

Cologne (franz., spr. -lonn'), soviel wie Köln.

Coelogyne *Lindl.*, Gattung der Orchideen, mit dicht zusammengedrängten oder in großen Abständen auf dem kriechenden Rhizom sitzenden, wie die immergrünen Laubblätter mehrere Jahre frisch bleibenden Luftknollen und großen, einzeln oder in lockern Trauben stehenden Blüten. Über 50 Arten in Ostindien und auf dem Malaiischen Archipel. C. cristata *Lindl.*, vom Himalaja, mit großen weißen, auf der Lippe gelb gezeichneten Blüten, wird als eine der ergiebigsten Schnittorchideen in Massen kultiviert, eignet sich auch zur Kultur im Zimmer. C. pandurata *Lindl.*, s. Tafel »Orchideen II«, Fig. 10.

Cölom (griech.-lat.), die Leibeshöhle der Tiere.

Colōma, Pater Luis, span. Schriftsteller und Jesuit, erregte ungeheures Aufsehen durch den zuerst in einem religiösen Blatte (»Mensajero del Sagrado Corazon de Jesus«) erschienenen Roman »Pequeñeces« (»Lappalien«, deutsch, 5. Aufl., Berl. 1897), in dem er die frivole, nur zu oft lasterhafte Lebensführung der Madrider Aristokratie und Plutokratie mit kraftvoller Ironie geißelt. Das Werk erlebte viele Auflagen und ward in fast alle europäischen Sprachen übersetzt. Gleichfalls ein Tendenzroman ist: »Por un piojo« (4. Aufl. 1894). Vorher hatte der streitbare, beredte Priester eine größere Reihe von Erzählungen und Skizzen nach der Natur veröffentlicht (wie »Pilatillo«, 1886; »La Gorriona«, 1887; »Juan Miseria«); dazu Geschichten für Kinder: »Cuentos para niños« (2. Aufl. 1889; deutsch, »Buch der Kinder«, Berl. 1897). In den »Retratos de antaño« (Madr. 1893) bietet er biographische Studien über Denker und Dichter des 18. Jahrh. Vgl. E. Pardo-Bazan, El P. C. y su obra (1890).

Coloman, Schotte, ward 1012 auf einer Reise nach Jerusalem zu Stockerau in Österreich vom Pöbel als slawischer Kundschafter aufgehängt. Sein Leichnam blieb unverwest und wurde daher 1015 nach Melk gebracht, wo C. als ein Landespatron Österreichs verehrt wird. Tag: der 13. Oktober.

Cölomarien, Tiere mit gesonderter Leibeshöhle, zum Unterschied von den Cölenteraten (s. d.).

Colomb (Colombscher Signalapparat), vom engl. Admiral Colomb (gest. 1899) angegebener Apparat, zeigt an weit sichtbarem Platze des Schiffes einen großen schwarzen, zusammenklappbaren Segeltuchzylinder oder ein jalousieartiges Gestell, das bald kürzere, bald längere Zeit gefüllt oder durchbrochen erscheint. Die längern Erscheinungen bedeuten Striche, die kürzern Punkte der Morseschrift.

Colomb, 1) Peter von, preuß. General, geb. 19. Juli 1775 in Aurich, gest. 12. Nov. 1854 in Berlin, trat 1792 in das Zietensche Husarenregiment ein, kämpfte 1806 unter seinem Schwager Blücher in Thüringen und bei der Verteidigung von Lübeck, wurde 1811 Rittmeister und führte in den Feldzügen von 1813 und 1814 mit einem Streifkorps im Rücken der französischen Armee, namentlich 29. Mai bei Zwickau, glänzende Taten aus. Seit 1815 war er Kommandeur des 8. Husarenregiments, ward 1823 ins Kriegsministerium berufen, 1829 als Generalmajor zum Kommandeur der 12. Kavalleriebrigade in Neiße und 1838 zum Kommandanten von Köln ernannt. Seit 1839 Generalleutnant, wurde er 1841 Kommandant von Berlin und Chef der gesamten Gendarmerie und endlich 1843 zum kommandierenden General des 5. Armeekorps zu Posen befördert. Nach Beendigung des polnischen Aufstandes 1848 ward C. Gouverneur von Königsberg, erhielt 1849 unter Ernennung zum General der Kavallerie seinen Abschied und lebte fortan in Berlin. Von ihm ist die Schrift »Aus dem Tagebuche des Rittmeisters v. C., Streifzüge 1813 und 1814« (Berl. 1854), wozu 1855 im Beiheft zum »Militärwochenblatt« Ergänzungen erschienen. Vgl. Cardinal von Widdern, Die Streifkorps im deutschen Befreiungskriege 1813 (Berl. 1899).

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

2) **Enno von**, preuß. General, geb. 31. Aug. 1812 in Berlin, gest. 10. Febr. 1886 in Kassel, Sohn des vorigen, trat 1831 ins 1. Garde-Ulanenregiment, besuchte 1835—38 die Kriegsakademie, wurde 1859 Kommandeur des 1. Garde-Ulanenregiments und befehligte es in der Schlacht bei Königgrätz. Im französischen Kriege 1870/71 führte C. die 3. Brigade in der 2. Kavalleriedivision, kämpfte bei Beaumont, bei Sedan, vor Paris, bei Orléans und Le Mans, wurde 1873 Generalleutnant, 1874 Kommandant von Kassel und nahm 1885 seinen Abschied. C. schrieb: »Aus dem Tagebuch des Generalmajors v. C. während des Feldzugs 1870/71« (Berl. 1876); »Beiträge zur Geschichte der preußischen Kavallerie« (das. 1880) und gab das Buch »Blücher in Briefen aus den Feldzügen 1813—1815« (Stuttg. 1876) heraus.

Colombat de l'Isère (spr. kolongbá d'lisär'), **Marc**, Mediziner, geb. 28. Juli 1797 in Vienne (Isère), gest. 10. Juni 1851 in Paris, studierte in Montpellier, Straßburg und Paris, errichtete daselbst ein orthopädisches Institut für Stotternde, wo er mit seiner neuentdeckten Heilmethode (fortgesetzte Übungen im Rhythmischsprechen mit genauer Rücksichtnahme auf die zur Aussprache der einzelnen Buchstaben nötigen Mundstellungen) große Erfolge erreichte. Er schrieb: »Du begaiement, etc.« (1830), das in 2. Auflage u. d. T.: »L'orthophonie« (1834; deutsch, bearbeitet von Flies, Quedlinb. 1840) und in 3. Auflage als »Traité de tous les vices de la parole« (1843) erschien; ferner »Traité des maladies des femmes et de l'hygiène spéciale de leur sexe« (1839—43, 3 Bde.; Bd. 1 und 2 deutsch von Frankenberg, Leipz. 1841); »Mémoire sur l'histoire physiologique de la ventriloquie« (1840).

Colombes (spr. kolóngb'), Flecken im franz. Depart. Seine, Arrond. St.-Denis, 11 km nordwestlich von Paris, nahe dem linken Seineufer, an der Westbahn, hat einen Rennplatz, Ölraffinerien, Essigfabriken und (1901) 23,061 Einw.

Colombey-Nouilly (spr. kolongbä-nuji), zwei Dörfer östlich von Metz, nach denen die erste der 1870 vor Metz gelieferten Schlachten deutscherseits benannt wird, während die Franzosen sie nach **Borny** oder **Courcelles** benennen (s. die Karte »Die Schlachten um Metz« bei Art. »Metz«). Die heiße Schlacht fand 14. Aug. statt und währte von frühmorgens bis abends. Deutscherseits waren beteiligt die 26. Infanteriebrigade vom 7. Korps unter Generalmajor v. d. Goltz und die 25. Brigade unter General Glümer; die Entscheidung brachte am Abend Manteuffel mit der Spitze des 1. Korps, Kameke mit der 14. Division und die Kavalleriedivision unter General Hartmann. Die Franzosen standen unter den Generalen Decaen, Grenier und Ladmirault. Der Gesamtverlust der Deutschen betrug ca. 5000 Mann, der der Franzosen nur 3600, was sich aus ihrer gedeckten Stellung erklärt. General Decaen starb nachher an seinen Wunden. Die Franzosen wurden durch den Kampf in ihrem Marsch auf das linke Moselufer aufgehalten, wodurch ihre Umgehung durch die zweite Armee ermöglicht war.

Colombi, **Marchesa** (Pseudonym für **Maria Torelli-Torriani**), ital. Schriftstellerin, geb. in Novara, bildete sich zur Lehrerin aus, fand aber nicht die gehoffte Anstellung und griff daher zur Feder. Sie verheiratete sich 1869 mit Eugenio Torelli-Viollier, lebt aber jetzt getrennt von ihm. Ihr erstes Buch: »La gente per bene« (1877), erregte allgemeines Aufsehen; bald folgte »Tempesta e bonaccia« (1877) und die ergreifende Erzählung »In Risaia« (1877). Weitere Werke, die z. T. auch ins Deutsche übersetzt wurden, sind: »Racconti« (1878, 3 Bde.); »Senz' amore« (1883); »Il tramonto d'un ideale« (1883); »Giornate piovose« (1884); »Dal vero. Racconto pei bambini« (1885); »Racontini e commediole« (1886); »Un triste natale« (1886); »Prima morire« (1887) und »Lungo la vita«, Gedichte (1891).

Colombia, Vereinigte Staaten von, s. Kolumbien.

Colombiano (Peso C.), kolumb. Silbermünze seit 1871, = 4,05 Mk. der Talerwährung.

Colombina (ital., »Täubchen«), weibliche Maskenfigur der Commedia dell' arte (s. d.), vielfach die Zofe der Tochter des Pantalone (s. d.), auch dessen Verlobte oder Geliebte, resp. Frau des Arlecchino. Sie trägt häufig ein dem Kostüm des letztern ähnlich buntscheckiges Kleid und heißt danach **Arlecchinetta**. Sonst ist sie auch wie eine geputzte Kammerzofe gekleidet, aber stets mit schwarzer Halbmaske.

Colombo, Stadt auf Ceylon, s. Kolombo.

Colombo, 1) **Cristoforo**, s. Kolumbus.

2) **Giuseppe**, ital. Staatsmann, geb. 18. Dez. 1836 in Mailand, wurde Ingenieur und Professor des Maschinenbaues am Istituto tecnico superiore in Mailand und zeichnete sich auf dem Gebiete der Elektrotechnik aus. 1866 kämpfte er in den Freischaren Guicciardis. 1886 wurde er für Mailand in die Deputiertenkammer gewählt, wo er auf der Rechten saß und bald einer der Führer der gemäßigten Opposition gegen Crispi wurde. An dessen Sturz hatte er wesentlichen Anteil und war vom Februar 1891 bis Mai 1892 und abermals vom März bis zum Juli 1896 Finanzminister im Kabinett di Rudini. 1899 wurde er zum Präsidenten der Deputiertenkammer gewählt, trat 1900 der Obstruktion in der Kammer energisch entgegen und zog sich dadurch so sehr den Haß der Radikalen zu, daß er bei den im Juni vollzogenen Neuwahlen sein Mandat verlor. Im Dezember 1900 wurde er zum Senator ernannt.

Colombowurzel, s. Jatrorrhiza.

Cölomtheorie, eine von O. und R. Hertwig aufgestellte Theorie, nach der bei allen Wirbeltieren und der großen Mehrzahl der Metatherien überhaupt die Leibeshöhle (Cölom) in gleichmäßiger Weise durch Einstülpung eines Faltenpaares, das vom Urmunde der Gastrulalarve zwischen ihre beiden primären Keimblätter hineinwächst, entsteht, so daß zwei Cölomtaschen gebildet werden, zwischen denen die Leibeshöhle sich öffnet.

Colon, der Grimmdarm, s. Darm.

Colon, frühere argentin. Goldmünze, = 40,5 Mk.

Colon (**Mont C.**, spr. mong kolóng), s. Collon.

Colon, 1) Territorium der Republik Venezuela, umfaßt die kleinen Inseln Orchila, Los Roques und Aves im Karibischen Meer, 431 qkm mit (1891) 129 Seelen. — 2) Seestadt und selbständige Freistadt an der Nordküste des Isthmus von Panama im Staat Panama der Republik Kolumbien, liegt sehr ungesund auf der niedrigen Koralleninsel Manzanillo in der Limonbai (s. Karte Panamakanal bei »Westindien«). C. wurde 1852 von den Nordamerikanern beim Bau der Panamabahn gegründet und hieß früher **Aspinwall** (nach einem New Yorker Kaufmann und Hauptunternehmer der Bahn), hat eine gute, aber zuzeiten von Orkanen heimgesuchte Reede, ist Sitz eines deutschen Konsuls und steht durch acht Dampferlinien mit Europa, Nordamerika und Westindien in Verbindung. Die Einwohnerzahl hatte sich während des Kanalbaues sehr gehoben, beträgt aber

jetzt nur einige tausend. Die Importeure sind vorzugsweise Amerikaner, die Kleinhändler fast ausschließlich Chinesen. — 3) Departementshauptstadt in der argentin. Provinz Entre Rios, am Uruguay, der bis hier größere Seeschiffe zuläßt, mit (1889) 2500 Einw.

Colon, Cristobal, s. Kolumbus.

Colonel (franz., spr. -nell), Oberst; C.-Lieutenant, bis zur französischen Revolution Kommandeur eines Regiments, dessen Chef, eine hochgestellte Person, das Regiment nicht selbst führte; Lieutenant-C., Oberstleutnant; C.-Général, ehemals Generaloberst der französischen Infanterie und Kavallerie (Ehrentitel). Auch im Englischen heißt C. Oberst. — Schriftart, s. Kolonel.

Colōni (lat.), Mehrzahl von Colonus (s. d.); C. ecclesiarum, Bauern, die zur Bestellung der Kirchenäcker verpflichtet sind.

Colonia (lat.), soviel wie Pflanzstadt, Tochterstadt. Die Römer pflegten unterworfenen Völkern ein Drittel ihres Gebietes abzunehmen und dasselbe, wenn es nicht Staatsländerei blieb oder verkauft wurde, mit römischen Ansiedlern zu besetzen, deren Zahl meist 300 betrug. Diese Kolonisten waren die Patrizier in ihrem Orte gegenüber den unterdrückten ursprünglichen Einwohnern, finden sich in republikanischer Zeit aber fast nur innerhalb Italiens. Seit der Zeit der Gracchen wurden solche Kolonien hauptsächlich zur Versorgung der ärmsten Bewohner Roms angelegt, seit 100 v. Chr. aber und während der Kaiserzeit zur Belohnung ausgedienter Soldaten.

Colonia Agrippina, Stadt in Gallia Belgica, bez. Germania inferior, das heutige Köln (s. d.).

Colonia, La, Departement der Republik Uruguay, am Rio de La Plata, unterhalb des Uruguay, teilweise unfruchtbares Hügelland, aber mit ergiebigen Tälern und Niederungen, 5682 qkm mit (1900) 50,275 Einw., darunter viele in Kolonien angesiedelte Europäer. Ackerbau und Viehzucht bilden die Haupterwerbszweige. Die 1679 gegründete Hauptstadt (C. del Sacramento) am La Plata, 45 km westlich von Montevideo, hat einen guten Hafen, ein Dock, verfallene Befestigungen und (1890) 1500 Einw.

Colonia partiaria (lat.), Pachtvertrag, bei dem der Pachtzins in einer Quote des Naturalertrages der erpachteten Grundstücke besteht (s. Halbpacht und Pacht).

Coloninseln, s. Galapagos.

Colonna, röm. Adelsgeschlecht, das, seit 1101 nachweisbar, seinen Namen von dem Ort La C. an den Albanerbergen führt und bis zum Ende des Mittelalters durch seine großen Besitzungen und die große Schar seiner Klienten auf die Angelegenheiten des Kirchenstaates bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. In den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst standen die C. meist auf seiten der Ghibellinen. Aus der Familie, die jetzt noch in vier herzoglichen und fürstlichen Linien, Paliano, Stigliano, Sciarra und Romano, blüht, sind außer Papst Martin V. (s. d.) besonders nennenswert:

1) Stefano, geb. in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., floh vor Papst Bonifatius VIII. nach England und Frankreich, kehrte nach dessen Tode zurück, schloß sich 1312 Heinrich VII. an, hielt sich aber 1327 von Ludwig dem Bayern zurück und wurde nach dessen Abzug aus Rom Senator der Stadt. Bei der Erhebung des Rienzi stand C. an der Spitze des diesem feindlichen Adels, kehrte nach Rienzis Sturz im Dezember 1347 nach Rom zurück, starb aber bald darauf, wahrscheinlich 1348.

2) Sciarra, Bruder des vorigen, wurde von Bonifatius VIII. in Palestrina belagert, floh 1298 nach Übergabe der Stadt und wurde an der französischen Küste von Seeräubern gefangen genommen, von denen ihn der König von Frankreich loskaufte. 1303 kehrte er mit dessen Kanzler Nogaret zurück und nahm Bonifaz in Anagni gefangen. 1328 öffnete er Ludwig dem Bayern die Tore der Hauptstadt und überreichte ihm in der Peterskirche 17. Jan. die Kaiserkrone, floh aber nach Ludwigs Abzug aus Rom und starb 1329 im Exil.

3) Prospero, berühmter Condottiere, geb. 1452, gest. 30. Dez. 1523, kämpfte für Karl VIII. von Frankreich bei dessen Einfall in Italien 1494/95, trat aber dann zu den Spaniern über und half diesen die Franzosen aus Italien vertreiben. In den folgenden italienischen Kriegen, in denen er General des Papstes wurde, waren der Sieg bei Vicenza 1513 und der Einfall der Schweizer in Piemont sein Werk. 1515 von den Franzosen gefangen, löste er sich mit 350 Pfd. Gold, befehligte dann das Heer der Verbündeten und entriß den Franzosen Italien. Ein neues französisches Heer unter Lautrec schlug er bei Bicocca 27. April 1522 und endigte den Feldzug durch die Einnahme von Cremona und Genua.

4) Pompeo, Kardinal, Neffe des vorigen, geb. 12. Mai 1479, gest. 28. Juni 1532, wurde 1508 Bischof von Rieti, bemächtigte sich 1511 auf das Gerücht vom Tode des Papstes Julius II. durch Überfall des Kapitols und ward deshalb seiner Würden entsetzt, von Leo X. aber begnadigt und 1517 zum Kardinal ernannt. Er war später Führer der kaiserlichen Partei im Kardinalskollegium und erhob sich zu gunsten Karls V. gegen Clemens VII. 1526, näherte sich aber nach der Plünderung Roms 1527 dem Papst wieder. 1529 wurde er von Karl V. zum Vizekönig von Neapel ernannt und 1531 Erzbischof von Monreale. C. war ein geschmackvoller Dichter; sein Hauptwerk: »De laudibus mulierum«, schrieb er zu Ehren der Vittoria C.

5) Vittoria C., Marchesa von Pescara, berühmte ital. Dichterin, geb. 1492 in Marino, gest. 25. Febr. 1547 in Rom, wurde bereits als Kind mit Ferrante d'Avalos, Marchese von Pescara, verlobt und 1509 vermählt. Sie liebte ihren Gatten innig, fand aber keine Erwiderung. Als dieser in der Nacht vom 2. auf den 3. Dez. 1525 an einer Krankheit gestorben war, brachte sie die folgenden Jahre in tiefer Trauer hin und verherrlichte ihren Gatten in Gedichten. Seit 1544 lebte sie dauernd in Rom. Sie stand mit den berühmtesten Gelehrten Italiens in Verkehr und schloß sich namentlich eng an die Männer an, die zur Zeit Pauls III. eine Reform der katholischen Kirche anstrebten, wie Juan Valdez, Occhino, Kardinal Pole u. a. Das innigste Freundschaftsverhältnis aber verknüpfte sie mit Michelangelo, der sie auch in seinen Gedichten feierte; auch Ariost widmete ihr einige glänzende Stanzen seines »Orlando« (Gesang 37). Vittorias Gedichte, meist religiöse Sonette, von wahrer Frömmigkeit, sind bis auf ihr schönstes Lied, eine Epistel (1512), erst nach Pescaras Tode verfaßt. Erste Ausgabe der »Rime« Parma 1538, beste Ausgabe: »V. C., rime e lettere« (Flor. 1860). Mittelmäßige Übersetzung von Berta Arndts (Schaffh. 1858, 2 Bde.). Den Briefwechsel der Dichterin gaben Ferrero und Müller (Turin 1889) heraus, eine Ergänzung dazu Tordi (das. 1892). Vgl. A. v. Reumont, Vittoria C. (Freiburg 1881); Zumbini, Studi di letteratura italiana (Flor. 1894); F. X. Kraus, Essays, 1. Sammlung (Berl. 1896); Mazzone, Vittoria C. e il suo canzoniere (Marsala 1897); Tordi, Il codice delle rime di V. C. etc. (Pistoja 1900).

6) Mark Antonio, geb. 1536, gest. 1. Aug. 1584, trat, von Papst Pius IV. aus Rom verbannt, in spanische Dienste und leitete unter Alba 1556 die Operationen gegen den Kirchenstaat mit so viel Erfolg, daß der Papst ihn zurückberief. Pius V. vertraute ihm 1571 die gegen die Türken ausgerüstete Expedition an, die sich mit der spanischen unter Juan d'Austria vereinigte. Nach dem Sieg bei Lepanto erhielt er einen in altrömischer Weise gefeierten Triumph. Darauf verwaltete er Sizilien als spanischer Vizekönig und wollte eben den Oberbefehl der Armada übernehmen, als er in Medinaceli starb.

Der Palazzo C. in Rom, am Fuß des Quirinals gelegen, stammt in seiner jetzigen Gestalt aus dem 15.—18. Jahrh. und ist berühmt durch seine prachtvolle Gemäldegalerie, die einst 1362 Gemälde zählte, aber auch jetzt noch, obschon durch Erbteilung sehr verkleinert, reich an vortrefflichen Kunstwerken ist (Temperalandschaften von Poussin, Madonna von Palma Vecchio ꝛc.). Aus der Galerie gelangt man in den am Westgehänge des Quirinals in Terrassen emporsteigenden herrlichen Garten (mit Bauresten von den Thermen Konstantins). Vgl. Coppi, Memorie Colonnesi (Rom 1855); A. v. Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte, Bd. 5 (Berl. 1877).

Colonna, Giovanni Paolo, einer der bedeutendsten ital. Kirchenkomponisten des 17. Jahrh., geb. 1637 in Bologna als Sohn eines Orgelbauers, gest. daselbst 28. Nov. 1695, wurde in Rom von Carissimi u. a. in der Komposition unterrichtet und ließ sich dann in Bologna nieder, wo er Kapellmeister an San Petronio wurde und längere Zeit Vorsitzender der Accademia filarmonica war. Von seinen Werken erschienen achtstimmige Messen, Psalmen, Litaneien, Lamentationen ꝛc. sowie andre 3—8stimmige Kirchenkompositionen, auch Motetten für eine Stimme mit Streichinstrumenten ꝛc. 1681—94 im Druck, ferner ein Oratorium: »La profezia d'Eliseo« (1688) u. a. Auch gelangten drei Opern von ihm in Bologna zur Aufführung (1672—92). Vieles von seinen Werken befindet sich noch als Manuskript in Wien und Bologna.

Colonna de Castiglione (spr. kastiljóne), Adele d'Affry, Herzogin von, schweizer. Bildhauerin, in der französischen Kunstwelt unter dem Pseudonym Marcello bekannt, geb. 6. Juli 1837 zu Freiburg in der Schweiz, gest. 22. Juli 1879 in Paris, vermählte sich 5. April 1856 mit dem Herzog Karl Colonna de Castiglione-Aldovrandini und wendete sich, als sie schon nach wenigen Monaten Witwe wurde, der Bildhauerei zu, die sie seit ihrem 15. Jahr studiert hatte. 1863 schuf sie eine Bianca Capello, ferner zwei ausdrucksvolle Köpfe: Marie Antoinette in den Tuilerien und Marie Antoinette im Temple, die heil. Klothilde, die Gorgone, eine Kolossalstatue: Wilhelm Tell, für Altorf in der Schweiz, eine Pythia für die Neue Oper in Paris, Redemptor mundi. Sie hinterließ ihrer Vaterstadt Freiburg eine große Anzahl von Marmorwerken und Gipsmodellen, die zu einem eignen Museum vereinigt wurden.

Colonnāto (Colunario), s. Säulenpiaster.

Colonne (spr. -lonn'), Edouard, Dirigent, geb. 23. Juli 1838 in Bordeaux, erhielt seine musikalische Ausbildung am Pariser Konservatorium und ist besonders bemerkenswert als der Begründer (1874) und Leiter der Concerts du Châtelet zu Paris, die namentlich auch die Musik der Gegenwart kultivieren. 1878 dirigierte er die offiziellen Konzerte der Pariser Weltausstellung, auch leitete er wiederholt seit 1890 Konzerte in Petersburg und Moskau und unternahm 1891 eine Konzertreise mit seinem ganzen Orchester durch Deutschland.

Colonsay und **Oronsay** (spr. kóllonßē, óronßē), zwei Inseln der innern Hebriden, nördlich von Islay, nur durch einen schmalen Sund voneinander getrennt, der bei niedrigem Wasserstand zu Fuß passiert werden kann. Sie haben zusammen etwa 45 qkm Flächeninhalt und (1891) 381 Einw., sämtlich Gälen, die etwas Viehzucht treiben. — Auf Colonsay soll sich der heil. Columban niedergelassen haben, ehe er nach Iona (s. d.) ging.

Colōnus (lat.), in der Sprache der Quellen des römischen Rechts: 1) der Pächter; C. partiarius, der Pächter, der als Pachtzins einen Teil der Früchte dem Verpachter gibt. 2) Der halbfreie Grundhold der römischen Kaiserzeit, der glebae adscriptus (an die Scholle gebunden) war, d. h. ohne Einwilligung des Grundherrn das Landgut, zu dem er in den Steuerkatastern eingeschrieben war, nicht verlassen durfte. Vgl. Kolonat.

Colophānholz, s. Canarium.

Colophonium, s. Kolophonium.

Coeloptychium *Gf.*, fossiler Pilz mit schirmförmigem Körper, verzweigter Wurzel und ebener oder trichterförmig eingesenkter Platte des in Längsfalten gelegten Hutes (s. Tafel »Kreideformation I«, Fig. 1), ist bisher nur aus dem Senon bekannt (Cöloptychienkreide) und findet sich in Westfalen, Hannover, Rußland, Südfrankreich, England.

Color (lat.), die Farbe.

Colorādo, 1) (Rio C. des Westens) großer Fluß in Nordamerika, entsteht aus dem Green River und Grand River, von denen ersterer aus N. von den Windriver Mountains, letzterer aus O. von der Frontkette des Felsengebirges kommt. Schon der Lauf der beiden Quellströme geht im wesentlichen durch hohe Tafellandschaften, in die sie tiefe Cañonschluchten eingegraben haben. Der südlich gerichtete, größere Green River bildet beim Durchbruch durch das Uintahgebirge den prächtigen Cañon von Lodore, unterhalb dessen er von links durch den Bear- und White River verstärkt wird; der gegen SW. fließende Grand River bildet in der Parkkette den Gore Cañon, und aus ähnlichen Engtälern strömen ihm Eagle, Gunnison und Dolores von links zu. Eine Reihe großartiger Erosionsschluchten durchströmt aber der unter 38° 20′ nördl. Br. und 110° westl. L. vereinigte C.: den Cataract-, Glen-, Marble- und Grand Cañon (letzterer 350 km lang und bis 1800 m tief und die ganze Gesteinsschichtenfolge vom Karbon bis zum archäischen Gneis durchsetzend). Aus dem Black Cañon tritt der C. oberhalb Needles in ein weiteres Tal, und als ein breiter, sein Ufer land durch seine Hochwasser vielfach verwüstender Strom durchfließt er die nach ihm benannte Coloradowüste (s. d.), um endlich unter 31° 55′ nördl. Br. in den Kalifornischen Golf zu münden. Der vereinigte C. fließt in Utah und Arizona zuerst nach SW., dann auf der Grenze zwischen Arizona und Nevada-Kalifornien nach S. und nimmt von links noch den San Juan, Kleinen Colorado, Bill Williams und Gila auf, von rechts den Virgin, die meisten aus schauerlichen Cañons. Dampfer befahren ihn unter großen Schwierigkeiten bis zur Mündung des Rio Virgin, 980 km oberhalb seiner Mündung, in die eine heftige Flutwelle (Bore) weit aufwärts dringt. Er hat dort bei Nippflut 3, bei Springflut 10 m Tiefe. Das Gefälle des vereinigten C. beträgt 1,8 m auf das Kilometer, die Länge (mit Green River) 2900 km; sein Flußgebiet begreift

582,000 qkm. Bei hohem Wasserstand ergießt sich der untere C. zuweilen in die westlich von ihm gelegene Coloradowüste. Vgl. Powell, Exploration of the C. River (Washingt. 1875). — 2) (C. von Texas) Fluß in Texas, entsteht aus mehreren Quellflüssen am Hange des Llano Estacado, fließt gegen SO. über Austin und Columbus und mündet (37° 45′ nördl. Br.) nach einem Laufe von 950 km in die seichte Matagordabai des Golfes von Mexiko. Dampfer können ihn 320 km aufwärts bis Austin, flache Boote während des Hochwassers noch 90 km weiter befahren. Sein Flußgebiet ist meist holzreich und fruchtbar. — 3) (Rio C., von den Indianern Kobu Leufu, »großer Fluß«, genannt) Fluß in Argentinien, entsteht unter 35° südl. Br. in Mendoza aus dem in den Anden entspringenden Rio Grande und dem Rio de Barrancas und mündet nach 1150 km langem, aber wenig schiffbarem Lauf in 40° südl. Br., südlich von Bahia Blanca, in den Atlantischen Ozean.

Colorado (abgekürzt Col.), einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika (s. Karte »Vereinigte Staaten«), zwischen 37—41° nördl. Br. und 102—109° westl. L., begrenzt von Wyoming, Nebraska, Kansas, dem Indianerterritorium, New Mexiko und Utah, enthält 269,150 qkm. Der Staat zerfällt in zwei durchgreifend verschiedene Teile: die großen, einförmigen, fast baumlosen Ebenen (Plains) im O. und das zum System der Rocky Mountains gehörige Gebirgsland, das in einer Reihe von steil aufstrebenden, durch 2400—3000 m hohe Hochtäler und Hochebenen getrennten Ketten den Westen erfüllt. An hundert Gipfel erheben sich hier über 4000 m, so vor allem: Blanca Peak (4409 m) und Culebra Peak (4289 m) in den Sangre de Cristo Mountains, Grays Peak (4371 m), Longs Peak (4350 m) und Pikes Peak (4312 m) in der Coloradokette, Mount Elbert (4395 m) und Mount Harvard (4381 m) in den Sawatch Mountains, Mount Lincoln (4357 m) in der Parkkette und Uncompaghre Peak (4355 m) in den San Juan Mountains. Die Schartung dieser Ketten ist sehr gering, Straßen und Eisenbahnen übersteigen sie auf hohen Pässen: die Colorado-Midland-Bahn den Hagermanpaß der Sawatch Mountains in 3515 m, die Denver-Rio Grande-Bahn den Marshallpaß der Sangre de Cristo Mountains in 3307 m und den Tennesseepaß der Parkkette in 3175 m. Die weitern Hochtäler (sogen. Parke) tragen Steppenvegetation, vor allem Artemisiastauden (sage-brush), sowie z. T. vereinzelte Baumgruppen. Die namhaftesten derselben sind der Nordpark, Mittelpark und Egeriapark zu beiden Seiten der Parkkette, der Südpark zwischen der Colorado- und Moskitokette, das Arkansastal zwischen der Moskito- und Sawatchkette, der San Luis-Park (2100—2400 m) zwischen den Sangre de Cristo- und San Juan Mountains. Die Flüsse fließen teils ostwärts zum Missouri, wie der South Platte und Arkansas, oder südwärts zum Golf von Mexiko, wie der Rio Grande del Norte, oder westwärts zum Colorado, wie Yampa, White, Gunnison, Dolores, San Juan. Von den zahlreichen Mineralquellen dienen viele Kurzwecken (Manitou Springs, Glenwood Springs). Das Klima ist trocken und gesund; in Denver (1585 m ü. M.) ist das Maximum 38°, das Minimum —34°. Die untern Hänge der Gebirge sind spärlich, die höhern aber bis 3200 und 3400 m dicht bewaldet (besonders mit Kiefern und Fichten). In den Plains sind nur die Flußufer von Galeriewäldern (Weide, Espe ꝛc.) eingefaßt; die große Sandebene von San Luis trägt nur Artemisien, Kaktus, Büschelgras ꝛc. Der Wildstand der Bergschafe, Wapitis, Antilopen, Wölfe, Bären, Panther, Wildkatzen, Biber und Ottern ist stark gelichtet. Die Bevölkerung (1870 erst 39,864, 1880: 196,857) beträgt (1900) 539,700 (295,332 männlich, 244,368 weiblich), darunter 91,155 im Auslande Geborne (viele Deutsche), 8570 Farbige, 1437 Indianer und 599 Chinesen. In den öffentlichen Schulen unterrichten (1900) 3597 Lehrer (meist weiblich) 73,291 Schüler. Das Colorado College hat 34 Lehrer, 515 Studierende und eine Bibliothek von 25,000 Bänden, die Staatsuniversität in Boulder City 92 Lehrer, 900 Studierende und eine Bibliothek von 23,000 Bänden. Außerdem gibt es eine Bergbau- und eine Ackerbauschule. Es erscheinen 329 Zeitungen. Ackerbau ist nur an wenigen günstigen Strichen ohne künstliche Bewässerung möglich, hat sich aber durch artesische Brunnenbohrungen (über 600) und Kanäle rasch entwickelt. 1900 waren 127,560 Hektar mit Weizen (Ernte 7,2 Mill. Bushels), 39,917 Hektar mit Hafer (Ernte 3,3 Mill. Bushels) und 13,309 Hektar mit Kartoffeln (Ernte 1,9 Mill. Bushels) bestellt. Für Viehzucht ist der Staat besser geeignet; man zählte 1900: 273,309 Pferde, 16,736 Maultiere und Esel, 1,453,971 Rinder, 2,045,577 Schafe und 104,245 Schweine. Den Hauptreichtum des Staates bilden indes seine Mineralschätze. An Gold lieferte er 1900: 28,829,400, an Silber 26,484,234 Doll., und betreffs beider Metalle steht er zurzeit weitaus an erster Stelle unter den Unionsstaaten. Der erst 1891 entdeckte Distrikt von Cripple Creek allein förderte bis 1901 aus 100 Betrieben für 118,753,467 Doll. Gold; der Distrikt von Leadville aber 1878—1901 aus 75 Betrieben für 275,125,651 Doll. Gold, Silber, Blei, Kupfer, Zink, Manganerz und Wismut. Die Kohlenförderung betrug 1900: 5,436,490, die Eisenerzförderung 1899: 307,557 Ton., die Petroleumförderung 1892: 824,000, 1896 aber nur 361,450 Faß; der Wert der Bleiproduktion 1899: 6,051,000, der Kupferproduktion 1,975,518 Doll. Salz, Schwefel, Gips sind reichlich vorhanden. Die Gewerbtätigkeit beschränkt sich auf Säge- und Kornmühlen, Eisenhämmer, Fleischverpackungsanstalten. Der Staat hatte 1901: 7487 km Eisenbahnen und 285 km elektrische Bahnen. Nach der Verfassung von 1875 werden der Gouverneur und die obern Beamten sowohl als die 35 Senatoren auf vier, die 65 Abgeordneten auf zwei Jahre gewählt. In den Senat und in das Repräsentantenhaus entsendet C. je zwei Abgeordnete; bei der Präsidentenwahl hat es vier Stimmen. Die Schulden des Staates betrugen 1890: 599,851, der Grafschaften 4,601,588, der Städte 2,955,962, der Schuldistrikte 253,626 Doll. Die Milizen des Staates bestehen in 781 Mann Infanterie. Der Staat zerfällt in 57 Grafschaften. Hauptstadt ist Denver. — C. wurde bereits 1540 von Vasquez Coronado von Mexiko aus durchzogen und später von Pike (1806), Long (1820) und J. Fremont (1842) durchforscht; aber vor Entdeckung von Gold (1858) lebten dort neben Indianern nur wenige amerikanische Jäger und Händler. 1861 wurde in C. eine Territorialregierung eingesetzt, und 1876 trat das Gebiet als Staat in die Union ein. Vgl. Flossett, C., its gold and silver mines (New York 1879); Pabor, C. as an agricultural state (das. 1883); H. Bancroft, History of the Pacific States, Bd. 20 (San Francisco 1890).

Coloradokäfer, s. Kartoffelkäfer.

Colorado Springs, Hauptstadt der Grafschaft El Paso im nordamerikan. Staat Colorado, 1924 m

hoch am Fuße des Pikes Peak gelegen, Bahnknotenpunkt mit College, Taubstummen- und Blindenanstalt, Sägemühlen, Viehhandel und (1900) 21,805 Einw. Wegen seines Höhenklimas und seiner landschaftlichen Schönheiten (Göttergarten, Cheyenne Cañon, Pikes Peak, Monumentpark) wird es viel besucht.

Coloradowüste, öder, teils pflanzenleerer, teils von dürrem Gestrüpp (Kreosotstrauch, Bigelovia ꝛc.) bewachsener, von der Südpacificbahn durchschnittener Landstrich im Südosten des nordamerikan. Staates Kalifornien, dessen Mitte, ein Salzsumpf bei Salton, 81 m unter Meer liegt. Der Kalifornische Golf scheint sich einst bis zum San Gorgoniopaß ausgedehnt und bei seinem Zurückweichen einen großen Binnensee gebildet zu haben, der allmählich austrocknete und die großen Salzlager bei Salton ebenso wie an seinem Rande weite Dünenlandschaften hinterließ. Bei hohem Wasserstande tritt der Coloradofluß zuweilen in diese Depression über, und der genannte Sumpf wird dadurch zeitweise (1890, 1891, 1895) ein seichter See, der Salton Lake. Das unerschöpfliche Salzlager wird durch einfaches Aufpflügen abgebaut.

Colosseum, s. Kolosseum.

Colostrum (lat., Bies- oder Biestmilch), die gelblich gefärbte milchähnliche Flüssigkeit, die in den letzten Wochen der Schwangerschaft und in den ersten Tagen des Wochenbettes von der Brustdrüse abgesondert wird. Es ist trübe durch die Beimengung der mikroskopisch kleinen Colostrumkörperchen, kugelförmiger, Fetttröpfchen enthaltender Zellen, die sich in verschiedenen Stadien des Zerfalls befinden und aus den milchbereitenden Drüsenbläschen der Brüste stammen. Das C. erstarrt beim Kochen zu einer festen Masse, da es reich an Albumin und Globulin ist, das in der Wärme gerinnt. In seiner chemischen Zusammensetzung steht das C. den Transsudaten näher als der Milch; allmählich aber ändert sich die Zusammensetzung, das Albumin nimmt ab, Kasein sowie Fett nehmen zu, die Colostrumkörperchen treten immer mehr in den Hintergrund. Die Flüssigkeit enthält immer zahlreichere Milchkügelchen und nimmt endlich die Beschaffenheit reiner Milch an, die von Eiweißkörpern fast nur Kasein enthält. Nach Clemm enthält das C. des Menschen:

Bestandteile in 100 Teilen	9 Tage vor der Geburt	2 Tage nach der Geburt	9 Tage nach der Geburt
Wasser	85,855	86,788	88,582
Feste Stoffe . . .	14,145	13,212	11,418
Albumin u. Globulin . . .	8,073	—	—
Kasein	—	2,182	3,691
Fett	2,347	4,863	3,532
Milchzucker . .	3,637	6,099	4,298
Salze	0,544	—	0,169

Nach Fleischmann enthält das C. der Kühe 24 Stunden nach der Geburt im Mittel:

Wasser	78,7 Proz.	Albumin u. Globulin	7,5 Proz.
Fett	4,0 =	Kasein	7,3 =
Milchzucker . . .	1,5 =	Salze	1,0 =

Colsat (Colzat, Colza, franz., spr. kolsa), Raps.

Colt, Samuel, Industrieller, geb. 19. Juli 1814 zu Hartford in Connecticut, gest. 10. Jan. 1862 in Hartford, ging im Alter von 14 Jahren als Schiffsjunge nach Ostindien und erfand auf dieser Reise den Revolver. Zurückgekehrt, trat er als Lehrling in eine Färberei in Ware (Massachusetts), erwarb sich Kenntnisse in der Chemie und verschaffte sich durch Vorträge über Chemie, die er in mehreren Städten hielt, die Mittel zur Verfolgung seiner Erfindung. 1835 errichtete er eine Revolverfabrik zu Patterson in New Jersey, die aber 1842 fallierte, und erst während des mexikanischen Krieges 1847 konnte C. die Fabrikation wieder aufnehmen, da ihm die Regierung einen Auftrag auf 1000 Revolver erteilt hatte. Er verlegte seine Fabrik 1850 nach Hartford und konnte bald täglich 1000 Handfeuerwaffen liefern. C. konstruierte auch ein unterseeisches Telegraphenkabel, das 1843 zwischen Coney und Fire Island einerseits und New York anderseits gelegt worden ist.

Colton (spr. kōlt'n), Caleb, engl. Dichter, geb. um 1780, gest. 28. April 1832 in Fontainebleau, ward auf dem College zu Eton erzogen, studierte in Cambridge, gelangte früh zu geistlichen Würden (in Kew und Petersham), geriet aber durch regelloses Leben in Not. Diese trieb ihn, nachdem er 1810 sein »Narrative of the Sampford ghost«, 1812 das satirische Gedicht »Hypocrisy« sowie das Gedicht »Napoleon« (1816 als »Lines on the conflagration of Moscow«) herausgegeben hatte, zur Abfassung seines »Lacon, or many things in few words« (zuerst 1820 u. ö., 2. Teil 1822; neue Ausg. 1867), einer Sammlung philosophischer Kernsprüche, die großen Erfolg hatte. Dennoch mußte C. bald nach Amerika, später nach Paris entweichen, wo er nacheinander Gemäldetröbler, Weinhändler, Dichter, Korrespondent des »Morning chronicle«, stets aber leidenschaftlicher Spieler war. Im Widerspruch zu einem seiner Hauptaussprüche im »Lacon« hat er sich aus Furcht vor einer Operation erschossen.

Colúber, Natter; Colubridae, die Familie der Nattern (s. d.); Colubrina, die giftigen und giftlosen Nattern (s. Schlangen).

Colubrīna *Brongn.*, Gattung der Rhamnazeen, wehrlose Sträucher mit meist abwechselnden, herzförmigen bis länglichen Blättern, in achselständigen kurzgestielten Trugdolden, seltener einzeln stehenden Blüten und am Grunde oder bis zur Mitte vom Achsenbecher umgebener trockner Frucht. Etwa 15 Arten, größtenteils im tropischen Amerika und dem wärmern Nordamerika. C. reclinata *Brongn.*, in Westindien, liefert in den Blättern ein Surrogat für chinesischen Tee, doch werden die Blätter auch wie die Rinde und die jüngern Zweige arzneilich verwendet. Die Rinde (Palomabi, Portoricorinde) enthält 9 Proz. Gerbstoff und 9,7 Proz. eines glykosidischen Bitterstoffes und dient als Hopfensurrogat und als Heilmittel gegen Dysenterie und Fieber, auch bereitet man daraus ein kohlensäurereiches Getränk gegen Verdauungsstörungen.

Columba, Sternbild, s. Taube.

Columba (lat.), Taube; Columbae, Ordnung der Vögel, s. Taubenvögel; Columbidae, Tauben, Familie der Taubenvögel.

Columba, der Apostel Schottlands, geb. 520 zu Donegal in Irland, gest. 597, ging 563 mit zwölf Genossen nach Schottland, das er von der Hebrideninsel Hie (Jo, Jona) aus christianisierte und mit Klöstern versorgte. Sein Leben beschrieb Adamnanus, Abt von Hie, gest. 704 (hrsg. von Fowler, Edinb. 1894). Vgl. Cooke, Life and work of saint C. (Edinb. 1893).

Columbānus, Heiliger (Tag: 21. Nov.), irischer Missionar, geb. um 550 im irländischen Distrikt Leinster, gest. 615. Als Mönch des irischen Klosters Bankor um 590 mit zwölf Genossen zu Bekehrungszwecken nach Burgund gekommen, gründete er hier die Klöster Anegray, Luxeuil und Fontaines mit eigner Regel, die später der Regel des heil. Benedikt

weichen mußte. Wegen seiner Strafreden 610 vom König vertrieben, entfloh er zu Chlothar II. von Neustrien und Theodebert von Austrasien. Dann zog er mit seinen Schülern den Rhein hinauf tief nach Alemannien hinein, ließ sich in Bregenz nieder und missionierte von da aus mit Gallus (s. d.) das Land; 614 begab er sich in die Lombardei und starb dort in dem von ihm gestifteten Kloster Bobbio. Vgl. Hertel in der »Zeitschrift für historische Theologie«, 1875, S. 396 ff.; Seebaß, Über C. von Luxeuils Klosterregel und Bußbuch (Dresd. 1883).

Columbarium (lat.), s. Kolumbarium.

Columbia (Oregon), großer Fluß im westlichen Nordamerika, entspringt in dem kleinen Columbiasee am Westfuß des kanadischen Felsengebirges, fließt nordwestlich bis Boat Encampment, wendet sich dann wieder nach S., durchfließt die beiden langgestreckten Arrowseen und tritt, nachdem er von O. noch den Kootenay (s. d.) und den Clarke's Fork (s. d.) aufgenommen hat, bei Fort Shepherd ins Gebiet der Vereinigten Staaten. Unterhalb Colville bildet er Wasserfälle und Stromschnellen, darunter die 17 m hohen Kettle Falls (Kesselfälle). Auf dieser Strecke nimmt er noch den Spokane von W. und den von N. kommenden Okinakane auf und tritt dann aus dem Waldins Steppenland über. Wo er den Snake River (s. d.), seinen größten Zufluß, empfängt, ist er 1200 m breit. In westlicher Laufrichtung durchbricht er das Kaskadengebirge und bildet dabei erst zwischen niedrigen Basaltwänden die Stromengen der »Dalles« (Rinnen, nur 75 m breit) und sodann in großartiger Gebirgslandschaft die hohen »Kaskaden« (Cascades). In seinem Mündungsgebiet erweitert sich der Fluß bis zu 11 km, doch war seine Einfahrt vor ihrer Regulierung vermittelst großer Seedämme durch Sandbänke, Winde und Nebel gefährlich. Bei einem Gebiet von 772,000 qkm und einer Länge von 2250 km ist der C. nur auf 965 km streckenweise schiffbar, nämlich von der Mündung bis zum Fuß der Cascades (190 km), von da bis zu den Dalles (80 km), von dort bis zu den Priests Rapids (295 km) und von Colville bis Boat Encampment (400 km). Auch der im Unterlauf eintretende Willamette (s. d.) ist eine Strecke weit schiffbar. Wichtig ist an dem untern C. die Lachsfischerei. — Der C. wurde 1792 von Gray entdeckt und 1804 und 1805 von Lewis und Clarke genauer erforscht.

Columbia (Colombia), Republik, s. Kolumbien.

Columbia (District of C., abgekürzt D. C.), der sogen. Bundesdistrikt der Vereinigten Staaten von Nordamerika (s. Karte »Vereinigte Staaten«) mit der Bundeshauptstadt Washington, ein 180 qkm großes Gebiet auf der linken Seite des Potomac, 180 km oberhalb seiner Mündung in die Chesapeakebai, mit (1900) 278,718 Einw., darunter 20,119 im Ausland Geborne und 87,186 Farbige. Das Gebiet wird direkt vom Kongreß der Vereinigten Staaten durch drei »Commissioners« verwaltet. Die Schuld betrug 1890: 19,781,050 Doll. C. wurde 1788 von Maryland als Bundesgebiet abgetreten.

Columbia, Name mehrerer Städte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika: 1) Hauptstadt des Staates Südcarolina, an den untersten Fällen des Congaree, der hier für Dampfer schiffbar wird, Eisenbahnknotenpunkt, hat breite Straßen, ein schönes Kapitol, Rathaus, Markthalle, Zuchthaus, Irrenhaus, eine Universität, 2 theologische Seminare, bedeutenden Baumwollhandel und (1900) 21,108 Einw., darunter viele Farbige. — 2) Stadt in der Grafschaft Lancaster in Pennsylvanien, am Susquehanna, mit 1866 m langer Brücke, 54 km unterhalb Harrisburg, hat lebhaften Handel mit Bauholz, Eisenwerke und (1900) 12,316 Einw. — 3) Hauptort der Grafschaft Maury in Tennessee, am Duck River, 55 km südsüdwestlich von Nashville, mit (1900) 6052 Einw., höhern Schulen (Jackson College, Female Academy ꝛc.). — 4) Hauptort der Grafschaft Boone in Missouri, nordwestlich von Jefferson City, mit Staatsuniversität, lebhaftem Handel und (1900) 5651 Einw. — 5) Hauptort der Grafschaft Whitley im Staat Indiana, mit höherer Schule und (1900) 2975 Einw.

Columbia College (spr. -kólledsch), s. New York.

Columbiapresse, s. Presse.

Columbidae, s. Columba.

Columbiennes, gemusterter Baumwollenstoff, für die Türkei bestimmt.

Columbin, Columbosäure, s. Jatrorrhiza.

Columbit (Niobit), Mineral, niobsaures Eisenoxydul $FeNb_2O_6$, dem in der Regel isomorphes tantalsaures Eisenoxydul (s. Tantalit) bis zu 30 Proz. beigemischt ist, findet sich in starkglänzenden, tafelartigen oder kurz säulenförmigen rhombischen Kristallen, bräunlich bis eisenschwarz, Härte 6, spez. Gew. 5,4—6,4, eingewachsen im Granit, so bei Bodenmais und Zwiesel in Bayern, im Ilmengebirge bei Miask, in Finnland, in Connecticut, Colorado und im grönländischen Kryolith.

Columbretes (Schlangeninseln), eine zur spanischen Provinz Castellon gehörende Inselgruppe im Mittelmeer, 65 km östlich von der spanischen Küste entfernt, vulkanischen Ursprungs. Vgl. Erzherzog Ludwig Salvator, C. (Prag 1895).

Columbus (spr. kolómbŏs), Name mehrerer Städte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika: 1) Hauptstadt des Staates Ohio, unter 39° 58′ nördl. Br. und 82° 56′ westl. L., an beiden Ufern des Sciotoflusses, Bahnknotenpunkt, hat 30—40 m breite Straßen, darunter die 5 km lange Highstreet und die baumreiche Broadstreet, ein in dorischem Stil erbautes Kapitol, Rathaus, Bundeszeughaus, katholische Kathedrale, bedeutende Industrie (1900: 914 Betriebe mit 17,066 Arbeitern und 39,7 Mill. Doll. Produktionswert, darunter 14 Eisen- und Stahlwerke, 37 Maschinenfabriken und Gießereien, 3 große Fabriken von Registrierapparaten, Brauereien, Zigarrenfabriken ꝛc.). C. besitzt zwei Universitäten (eine lutherische), zwei katholische Seminare, eine Medizinschule (Starling College), eine polytechnisch-landwirtschaftliche Schule, ein Opernhaus, Zuchthaus, Irrenhaus, Anstalten für Geistesschwache, Taubstumme, Blinde und 1890: 88,150, 1900: 125,560 Einw. (viele Deutsche). Das steuerpflichtige Einkommen betrug 1900: 66,847,590, die städtische Schuld 3,667,983 Doll. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Muscogee in Georgia, am schiffbaren, vierfach überbrückten Chattahoocheefluß und an der Grenze von Alabama, durch die Triebkraft der Cowetafälle mit großen Baumwollspinnereien, Mühlen und Maschinenfabriken, Baumwollhandel und (1900) 17,614 Einw. — 3) Hauptort der Grafschaft Bartholomew im Staat Indiana, am östlichen White River, 65 km südlich von Indianapolis, hat Sägemühlen, Woll- und andre Fabriken und (1900) 8130 Einw. — 4) Hauptstadt der Grafschaft Lowndes im Staat Mississippi, am Tombigbee, der hier schiffbar wird, mit Gewerbeschule, Industrie und Handel in Baumwolle und (1900) 6484 Einw. — 5) Hauptort der Grafschaft Platte im Staat Nebraska, am Plattefluß, mit höherer Schule, Fabriken und (1900) 3522 Einw.

Columbus, Christoph, s. Kolumbus.

Columella (lat., »Säulchen«, Mittelsäulchen), eine in hohle Pflanzenteile vom Grunde aus hineinragende und die Mitte einnehmende Bildung, wie in den Kapseln der Moose und in den Fruchtknoten mit zentraler Placenta (s. Fruchtknoten).

Columella, Lucius Junius Moderatus, Ackerbauschriftsteller, aus Gades (Cadiz) in Spanien, nach militärischer Laufbahn Grundbesitzer in Italien, verfaßte um 60 n. Chr. sein Werk: »De re rustica«, in 12 Büchern, worin er ein umfassendes Bild des gesamten damaligen Wissens vom Landbau entwirft. Er ist für seinen Stoff begeistert und beklagt dessen Vernachlässigung in seiner Zeit. Dem 10. Buch, vom Gartenbau, hat er als Ergänzung zu Vergil epische Form gegeben. Von einer frühern, kürzern Bearbeitung des Gegenstandes ist nur das Buch »De arboribus« erhalten. Ausgaben von Schneider in den »Scriptores rei rusticae« (Leipz. 1794—97, 4 Bde.), Reß (Flensb. 1795) und Lundström (Leipz. 1897 ff.). Vgl. Barberet, De Columellae vita et scriptis (Nancy 1888).

Columna (lat.), Säule, Ehrensäule.

Columnae Antoninianae (lat.), s. Antoninianische Säulen.

Columnae Hercŭlis (lat.), s. Säulen des Herakles.

Columna itinerarĭa (C. miliaris, lat.), Meilensäule, Meilenzeiger.

Columna Maenĭa (lat.), Ehrensäule des Gajus Mänius, der 338 v. Chr. glücklich gegen die Latiner kämpfte, auf dem römischen Forum. Sie wurde auch kurzweg columna (»Schandsäule«) genannt, weil an ihr Sklaven, Diebe und böse Schuldner gerichtet und bestraft wurden; daher Columnarii, soviel wie Gesindel. Der Volkswitz bezog die Säule auf den Verschwender und Possenreißer Mänius, der sich beim Verkauf seines Hauses am Forum an den Zensor Cato eine Säule vorbehalten hatte, um von da aus den Gladiatorenspielen zusehen zu können.

Columna rostrāta (lat.), die mit Schiffsschnäbeln (s. Rostra) verzierte Säule zu Ehren des Seesieges des Gajus Duilius (s. d.) auf dem Forum zu Rom.

Columna Trajāna (lat.), s. Trajanssäule.

Columna vertebrālis (lat.), Wirbelsäule (s. d.).

Columnae vesiculāres, soviel wie Clarkesche Säulen (s. Clarke 7).

Colūrus, s. Kolur.

Colutĕa *L.* (Blasenstrauch, Blasenschote, Blasensenne), Gattung der Leguminosen, Sträucher mit unpaarig gefiederten Blättern, achselständigen Blütentrauben, gelben oder rötlichen Blüten und dünnhäutiger, aufgeblasener Hülse. Etwa zehn Arten von Südeuropa bis zum westlichen Himalaja. C. arborescens *L.* (Blasenbaum, Linsenbaum), 4 m hoher Strauch Süd- und Mitteleuropas und des nördlichen Orient, mit gelben Blüten und oft 5 cm langer Hülse, blüht den ganzen Sommer hindurch und wird häufig als Ziersträuch angepflanzt. Die Fiederblättchen (deutsche oder falsche Sennesblätter, Blasensennesblätter) schmecken widerlich bitter und wirken abführend, die bitterlichen Samen brechenerregend. Das Holz ist zu feinen Drechslerarbeiten brauchbar.

Colwyn Bay (spr. kŏllwin bē), aufblühendes Seebad in Denbighshire (Nordwales), mit (1901) 8683 Einw.

Colymbĭdae (Seetaucher), Familie der Schwimmvögel (s. d.).

Colymbus, der Steißfuß.

Colza (Colzat, Colsat, franz., spr. kolsa), Raps:

Com., bei Pflanzennamen Abkürzung für Ph. Commerson (s. d.).

Coma (griech. Koma), Schlaffucht (s. d.); C. diabeticum, s. Harnruhr (Zuckerharnruhr).

Coma (lat.), Haupthaar; Kometenkopf (s. Kometen); C. Berenicis, Sternbild, s. Berenikes Haupthaar; C. caesarea, Weichselzopf (s. d.).

Comacchio (spr. -mákjo, das alte Comacula), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Ferrara, mitten in der 430 qkm großen Lagune Valli di C., die durch Dämme in zahlreiche Bassins geteilt ist, 5 km vom Adriatischen Meer, Bischofsitz, mit alten Mauern, einer Kathedrale, Fischerei, insbes. auf Aale (s. d., S. 6), Seesalzgewinnung und (1901) ca. 8400 (als Gemeinde 10,877) Einw. An der Mündung des Kanals, der ins Meer führt, liegt der mit C. durch eine Straße verbundene Ort Magnavacca (845 Einw.), mit Hafen, in den 1900: 418 Schiffe von 10,838 Ton. eingelaufen sind. Vgl. Jacoby, Der Fischfang in der Lagune von C. (Berl. 1880).

Comagēnä, im Altertum Stadt an der Donau, in Noricum, bei Tulln in Niederösterreich. Die Avaren legten bei C. eine Festung an, die Karl d. Gr. eroberte.

Comanches (spr. -mántsches), s. Komantschen.

Comárca (ital.), Gerichtsbezirk; C. di Roma, das Gebiet der Stadt Rom und seiner Umgebung, das zur Zeit der weltlichen Herrschaft des Papstes eine besondere Provinz des Kirchenstaates bildete.

Comatŭla (Antedon), s. Haarsterne.

Comayāgua, Departement der mittelamerikan. Republik Honduras, 11,361 qkm mit (1887) 16,739 Einw. und zahlreichen Ruinen alter Quiché-Städte (Squier zählte 300—400 Terrassen und Pyramiden, bekannt unter dem Namen Tenampua oder Pueblo Viejo). — Die Hauptstadt C. (Concepcion de C.), 650 m ü. M., am Rio Humuya, in fruchtbarem Tal, ist Bischofsitz mit schöner Kathedrale und 8000 Einw. Die Stadt wurde 1540 als Valladolid la Nueva gegründet, hatte 1827 vor ihrer Zerstörung durch Guatemala 18,000 Einw. und war Hauptstadt der Republik, bis Tegucigalpa ihre Stelle einnahm.

Comb (spr. kōm oder kūm), engl. Hohlmaß, s. Coom.

Comba, Emilio, waldensischer Theolog, geb. 31. Aug. 1839 zu San Germano-Chisone in Piemont, längere Zeit Evangelist, seit 1872 Professor am Seminar der Waldenser in Florenz. Unter seinen zahlreichen Veröffentlichungen ragen hervor: »Introduzione alla storia della riforma in Italia« (1. Bd., Flor. 1881); »Histoire des Vaudois d'Italie« (1. Bd., Par. 1887; neue Ausg. 1901); »I nostri Protestanti« (Flor. 1895—97, 2 Bde.).

Combaconum, Stadt in Britisch-Indien, s. Kumbhakonam.

Combat (franz., spr. kongbá), Kampf, Gefecht; combats à la foule, Turnierübung, bei der mehrere Ritter auf einmal gegeneinander kämpften.

Combe (spr. kōm), 1) Abram, engl. Sozialist, geb. 15. Jan. 1785 in Edinburg, gest. 11. Aug. 1827, war anfangs Gerber in Glasgow, dann in Edinburg, ward 1820 von Rob. Owen für den Sozialismus gewonnen und gründete zu Edinburg eine Cooperative Society, die aber fehlschlug. 1825 stiftete er mit andern eine noch großartigere ähnliche Anstalt zu Orbiston, für die er 1825—27 in einem eignen Journal Propaganda machte; jedoch nach seinem Tode zerfiel sie bald wieder. Er schrieb: »Metaphorical sketches of the old and new systems« (Edinb. 1823), worin er die Owensche Gesellschaftslehre darzulegen suchte.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

2) Andrew, Physiolog, geb. 27. Okt. 1797 in Edinburg, gest. 9. Aug. 1847, studierte in Paris und Edinburg, war 1835—36 Leibarzt des Königs Leopold von Belgien, dann der Königin von England. Er schrieb: »Observations on mental derangement« (Edinb. 1841); »Principles of physiology applied to the conservation of health« (das. 1834, 15. Aufl. 1860); »The physiology of digestion« (das. 1836, 10. Aufl. 1860); »Treatise on the physiological and moral management of infancy« (das. 1840, 10. Aufl. 1870). Vgl. »Life and correspondence of A. C.« (hrsg. von seinem Bruder George C., Lond. 1850, 2 Bde.).

Combes (franz., spr. kongb'), Scheidetäler, s. Komben.

Combes (spr. kongb'), 1) François, franz. Geschichtschreiber, geb. 27. Sept. 1816 in Albi, gest. 7. Febr. 1890 in Bordeaux, ward 1844 Professor der Geschichte am Kollegium in Pamiers, 1828 am Collège Stanislas und 1853 am Lycée Bonaparte in Paris. Nachdem er 1856—60 die Stelle eines Inspekteurs der Akademie in Lons-le-Saunier bekleidet hatte, wurde er als Nachfolger Geffroys zum Professor der Geschichte an der Fakultät in Bordeaux ernannt. Er unternahm wissenschaftliche Reisen nach Holland, Italien und der Schweiz. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: »L'abbé Suger« (1853); »Histoire générale de la diplomatie européenne« (1854); »La Russie en face de Constantinople et de l'Europe« (1856); »Histoire de la diplomatie slave et scandinave« (1856); »La princesse des Ursins« (1858); »Correspondance française inédite du grand-pensionnaire Jean de Witt« (1874); »L'entrevue de Bayonne et la question de la Saint-Barthélemy« (1882) und »Madame de Sévigné historien« (1885). Seit den Kriegen von 1866 und 1870 richtete er seine Aufmerksamkeit auch auf die preußische und deutsche Geschichte und schrieb: »Histoire de la monarchie prussienne et de sa fondation«; »Histoire des invasions germaniques en France« (1873) und »Les libérateurs des nations« (1874). Auch verfaßte er zwei Tragödien: »Le maréchal de Montmorency« und »Cathérine de Médicis«.

2) Justin Louis Émile, franz. Politiker, geb. 6. Sept. 1835 in Roque-Courbe (Depart. Tarn), widmete sich zuerst der Theologie und empfing die niedern Weihen, studierte dann aber Medizin, wurde 1875 Bürgermeister in Paris (Charente-Inférieure) und 1885 Senator und als solcher ein Führer der Radikalen und Präsident der demokratischen Linken. 1895 bis 1896 war er Unterrichtsminister. Einer der heftigsten Gegner des Klerikalismus, übernahm er 7. Juni 1902 die Portefeuilles des Innern und des Kultus und zugleich die Ministerpräsidentschaft, um sofort die Schließung der nicht autorisierten geistlichen Körperschaften durchzuführen. Im Januar 1903 von der Charente-Inférieure zum Senator gewählt, kämpfte er unentwegt gegen den Widerstand, den die klerikal gesinnten Landesteile der Aufhebung der geistlichen Körperschaften leisteten (s. Frankreich, Gesch.).

Combin (Grand C., spr. grang kongbäng, auch Graffeneire), Berggruppe in den Walliser Alpen, im Hintergrunde des mächtigen Glacier de Corbassière, der das gleichnamige linke Seitental des Val de Bagnes ausfüllt. Durch einen Schneegrat ist der höchste Gipfel (Aiguille du Croissant, 4317 m, zuerst 1860 von Deville erstiegen) mit der südwestlich von ihm gelegenen und zum erstenmal 1857 erstiegenen Pointe de Graffeneire (4300 m) verbunden.

Comblain-au-Pont (spr. kongbläng-o-pông), Dorf in der belg. Provinz und Arrond. Lüttich, an der Durthe, der Amblève und der Staatsbahnlinie Jemelle-Lüttich, mit Steinbrüchen und (1900) 3553 Einw.

Combourg (spr. kongbür), Stadt im franz. Depart. Ille-et-Vilaine, Arrond. St.-Malo, an der Westbahn, mit einem von vier Zinnentürmen flankierten Schloß (aus dem 14. Jahrh.), in dem Chateaubriand einen Teil seiner Jugend verlebte, Gerbereien und (1901) 1734 (als Gemeinde 5204) Einw.

Combrētum *L.* (Langfaden), Gattung der Kombretazeen, meist kletternde Sträucher oder Bäume mit ganzen Blättern, deren verhärtete, stehen bleibende Blattstiele der Pflanze zum Klettern dienen, achsel- oder endständigen, lebhaft gefärbten, in Ähren stehenden Blüten, langen Staubfäden und steinbeerartiger, einsamiger, vierflügeliger Frucht. Etwa 127 Arten in den Tropen und Subtropen beider Hemisphären, von denen mehrere bei uns in Warmhäusern kultiviert werden, wie C. grandiflorum *Don.*, von Sierra Leone, mit scharlach-karmesinroten Blüten, und C. purpureum *Vahl*, von Madagaskar, mit hoch karminroten Blüten. C. butyraceum *Carnel* (Butterbaum), in Südostafrika, liefert aus der Frucht ein aromatisch schmeckendes Speisefett (Chiquito), das die Kaffern auch ausführen.

Combustibilĭa (lat.), Brennstoffe.

Combustĭo (lat.), die Verbrennung.

Come (ital.), wie; C. prima oder C. sopra, abkürzende musikalische Vortragsbezeichnung: »wie zuerst, wie oben«; C. sta, in der Musik: »wie es dasteht« (ohne Verzierung oder Zutat); als Frage: »wie geht's?«

Comēdia (span.), in der Blütezeit des span. Theaters Name aller weltlichen Schauspiele in drei Akten, gleichviel ob sie heitern oder ernsten Inhalts waren, im Gegensatze zum einaktigen Auto (s. d.) und den Possen und Zwischenspielen (pasos, entremeses, loas, sainetes etc.). Torres-Naharro unterschied C. a noticia und C. a fantasia, die er beide in jornadas (Tage, statt Akte) teilte. Die erstere stellte Szenen aus dem wirklichen Leben, die letztere erdichtete Begebenheiten dar. Später teilte man die Comedias in C. de capa y espada (Mantel- und Degenstücke) und C. de ruido oder de teatro (tramoya oder de aparencias, Spektakel- und Ausstattungsstücke). Jene, nach dem Kostüm der höhern Stände benannt (der caballeros), in deren Kreisen sie sich bewegten, spielte man ohne dekorative Mittel. Sie waren auf die Wirkungen einer feinen Intrige und deren Verwickelungen sowie auf den Reiz des sprachlichen Ausdrucks angewiesen. In dem Gracioso (s. d.), der die Idealfiguren zu parodieren hatte, war das komische und satirische Element dieser Stücke gleichsam konzentriert. Die C. de ruido ging mehr auf Wirkungen der äußern Handlung und szenischer Mittel aus (wenn diese auch lange bescheiden und unzulänglich blieben), wodurch ein tiefsinnigerer Inhalt aber nicht ausgeschlossen wurde. Neben diesen Gattungen begegnet man noch der C. de santos und der C. divina, in denen mit bald tiefsinniger, bald spitzfindiger Symbolik und nicht selten ausschweifender Phantastik heilige Stoffe auf die weltliche Bühne gebracht sind, doch ohne sich, wie anfangs, an die Liturgie zu halten. Später bildete sich in der C. de figuron eine besondere Gattung aus. Ihr Merkmal ist, daß sich die Handlung um eine einzige, in chargierter Weise ausgeführte Figur bewegt (Moreto).

Comédie (franz.), Komödie, Lustspiel.

Comédie-Française, s. Théâtre-Français.

Comédie larmoyante (franz., spr. komedī larmŭajangt'), das rührende oder »weinerliche« Lustspiel, wurde von La Chaussée in Frankreich wenn nicht ins Leben

gerufen, so doch in die Mode gebracht. Diderot suchte sie ästhetisch zu rechtfertigen; auch Lessing trat dafür ein, wogegen A. W. Schlegel nachwies, daß sie als eine auf schmelzende Rührung ausgehende Mischung ernster und heiterer Elemente das Maß der Natur überschreitet und, auf außerkünstlerische Wirkungen abzielend, ins Stillose verfällt.

Comēdo (lat., Mehrzahl: Comedōnes), Fresser, Schlemmer; Mitesser in der Haut.

Comenius (tschech. Komenský), Johann Amos, Theolog und Begründer der neuern Pädagogik, geb. 28. März 1592 in Ungarisch-Brod (Mähren) oder dem benachbarten Dorfe Nivnitz, gest. 15. Nov. 1670 in Amsterdam, entstammte der Gemeinde der Böhmisch-Mährischen Brüder. Früh verwaist, kam er erst 1608 auf die lateinische Schule der Brüdergemeinde zu Prerau. Nachdem er 1611 die berühmte, später (1654) zur Universität erhobene hohe Schule zu Herborn bezogen, wo J. H. Alsted mit seiner enzyklopädischen Richtung und seinem Chiliasmus tiefen Eindruck auf ihn machte, schloß er seine Studien 1613 mit einer Reise nach Holland und einjährigem Aufenthalt in Heidelberg. Heimgekehrt, ward er Rektor der Brüderschule in Prerau, wo er, durch Ratichius angeregt, eine (verlorne) lateinische Grammatik herausgab. 1616 zum Priester geweiht und seit 1618 als Geistlicher in Fulnek tätig, verfaßte C. mehrere erbauliche Schriften und erwarb sich dadurch wie durch sein praktisches Wirken bedeutenden Ruf in seinem Lebenskreise. 1621 verlor er infolge der Schlacht am Weißen Berge sein Amt und durch Plünderung seine Habe, 1624 durch die Vertreibung aller evangelischen Prediger aus Böhmen und Mähren sein Asyl in Brandeis an der Adler (Böhmen). Zwei edle Männer, Karl von Zerotin und Georg Sadowski von Sloupna, gewährten ihm indes noch jahrelang Aufnahme und Muße zu schriftstellerischer Tätigkeit (neben mystisch-theologischen Trost- und Mahnschriften auch eine treffliche Karte von Mähren), bis er 1628 sein Vaterland verlassen mußte und zu Lissa in Polen mit vielen andern Brüdern eine Stätte fand für neue, bald weltberühmte Wirksamkeit als Leiter des dortigen Gymnasiums. Seinen pädagogischen Ruf begründeten namentlich die beiden Schriften: »Janua linguarum reserata« (1631) und »Didactica magna, seu omnes omnia docendi artificium« (»Große Unterrichtslehre«, böhmisch vollendet 1632, vollständig lateinisch erschienen Amsterd. 1657; neuer Abdruck, besorgt von Hultgren, Leipz. 1893). Daneben war er seit 1632 Senior der Böhmisch-Mährischen Brüdergemeinden. Den Plan einer tiefgreifenden Unterrichtsreform erweiterte C. alsbald zu der Idee eines allgemeinen Heilmittels für die an blinder Streitwut krankende Zeit in einer friedlichen christlich-humanen Gesamtwissenschaft (pansophia). Durch Vermittelung des in London lebenden Elbingers Samuel Hartlib erschien 1639 sein »Pansophiae prodromus« in Oxford, und 1641 folgte C. einer damit in Verbindung stehenden Einladung nach England, wo sich das Parlament mit seinen pädagogischen Reformvorschlägen beschäftigt hatte. Schon vorher hatte er einen Ruf zur Schulreform in Schweden abgelehnt. Als das englische Projekt durch die Revolutionswirren vereitelt wurde, fand er in dem reichen niederländisch-schwedischen Edelmann Ludwig de Geer einen für seine Pläne begeisterten, freigebigen Gönner. Die Reise nach Norrköping zu dem »Patron« brachte C. in persönlichen Verkehr mit dem Kanzler Oxenstierna und mit dem Erzieher Gustav Adolfs, damaligen Kanzler der Universität Upsala, Johannes Skyte, die ihn mit Abfassung einiger Schulbücher beauftragten und ihm in übereinstimmung mit Geer Elbing in Preußen (damals schwedisch) als Wohnort anwiesen. Vom Herbst 1642 bis zu Anfang des Jahres 1648 lebte C. daher in Elbing, fieberhaft tätig bald für seine didaktischen, bald für seine pansophischen und irenischen Pläne, bald für das Wohl der Brüder, deren Preisgebung im Westfälischen Frieden im Verein mit häuslichem Leid und persönlichen Mißverständnissen ihn niederbeugte. 1648 wurde er Bischof der Böhmischen Brüder und nahm seinen Wohnsitz wieder in Lissa, wo er die »Methodus linguarum novissima« nebst einigen andern sprachlichen Arbeiten erscheinen ließ. Der Fürst Rákóczi rief ihn 1650 nach Sáros-Patak in Oberungarn, wo er nach seinen Grundsätzen eine höhere Schule einrichten durfte. Aber der Tod des Fürsten nebst andern Hemmnissen störte den Erfolg. Enttäuscht kehrte C. 1652 nach Lissa zurück. Als Frucht dieser Episode erschien zu Nürnberg der »Orbis sensualium pictus, hoc est omnium fundamentalium in mundo rerum et in vita actionum pictura et nomenclatura« (1658, oft aufgelegt und nachgeahmt; zuletzt neu bearbeitet von A. Müller, Nürnb. 1835). Im April 1656 verwüstete ein polnisches Heer die von Schweden besetzte Stadt Lissa, worauf C., mit Verlust von Hab und Gut, darunter dem größten Teil seiner Handschriften, über Hamburg, wo er 2 Monate krank lag, nach Amsterdam zog; dort gewährte ihm Lorenz de Geer, Ludwigs Sohn, mit andern reichen Verehrern ruhigen Aufenthalt und die Möglichkeit, eine Gesamtausgabe seiner pädagogischen Werke (1657) zu veranstalten. C. wirkte, von jüngern Gehilfen umgeben, auch hier noch vielseitig und unermüdlich für die Ideale seines Lebens: Reform der Erziehung und der wissenschaftlichen Weltansicht; friedliche Verständigung der streitenden Kirchen und Ausbreitung des Christentums unter Juden, Mohammedanern, Heiden; Unterstützung u. Zusammenhaltung der versprengten Brüdergemeinde. Viel Verdruß bereitete ihm sein überzeugtes Eintreten für die seltsamen Weissagungen der Christina Poniatowia, des Christoph Kotter zu Sprottau und seines einstigen Mitschülers Nikolaus Drabik; doch nichts vermochte ihn in seinem Glauben daran zu erschüttern. Unter seinen spätern Schriften sind die wichtigsten: »Panegersia« (»Allgemeiner Weckruf«) oder »De rerum humanarum emendatione« (Amsterdam 1662; wieder herausgegeben von Buddeus, Halle 1702) und »Unum necessarium« (das. 1668). Von seinen Schriften zählt Kvacsala 142 auf. Die bleibende Bedeutung des C. für das Unterrichts- u. Erziehungswesen beruht darin, daß er einerseits, ohne die Forderungen des kirchlichen, staatlichen und geselligen Lebens zu verkennen, vor allem auf naturgemäße Erziehung der gesamten Jugend drang, die nach seiner Auffassung mit wahrhaft christlicher Erziehung zusammenfiel, und anderseits, gestützt auf Bacons Vorgang, die Anschauung der wirklichen Welt, nicht die Belehrung aus den Schriften alter oder neuer Gelehrten als Ausgangspunkt für allen Unterricht annahm. Auch in der genauern Ausführung seiner Grundgedanken finden sich neben manchem Seltsamen und Überspannten viele geistvolle Gedanken von bleibendem Wert. Allen Unterricht verteilte er auf die vier Stufen der Mutter-, Muttersprach-, Lateinschule und Akademie, deren jeder er regelmäßig 6 Jahre zuteilte. Nicht mindern Einfluß übte C. auf die gesamte moderne Bildung durch seinen edeln, weitherzigen Humanitätsbegriff aus, wie ihn besonders die

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

»Panegersia« kurz darlegt, die nächst Herder (»Briefe zur Beförderung der Humanität«) der Philosoph Krause (1811) und dessen Schüler Leonhardi (1869) wieder hervorzogen. C. ward wenige Tage nach seinem Tod in Naarden beigesetzt (22. Nov. 1670); in Brandeis (1865), Prerau (1874), Fulnek, Lissa (1900) wurden ihm Standbilder errichtet. Eine Sammlung von C.' »Pädagogischen Schriften« gab deutsch Lion heraus (4. Aufl., Langens. 1898); ebenso Beeger und Zoubek (»J. A. C. nach seinem Leben und seinen Schriften«, Leipz. 1883), Pappenheim (3. Aufl., Langens. 1902) und Lindner (Wien 1897). Vgl. außerdem Leutbecher, C.' Lehrkunst (Leipz. 1853); Gindely, Über C.' Leben und Wirksamkeit (2. Aufl., Znaim 1893); Pappenheim, C., der Begründer der neuern Pädagogik (Berl. 1871); Seyffarth, C. nach seinem Leben und seiner pädagogischen Bedeutung (2. Aufl., Leipz. 1872); v. Criegern, J. A. C. als Theolog (das. 1881); Kvacsala, J. A. Comenius (das. 1892); Vrbka, Leben und Schicksale des J. A. C. (Znaim 1892, zweites Heft der »Comenius-Studien«); Kayser, J. A. C., sein Leben und seine Werke (3. Aufl., Hannov. 1892); Brügel, J. A. C. (in Schmids »Geschichte der Erziehung«, 3. Bd., 2. Abt., Stuttg. 1892); Monroe, C. and the beginnings of educational reform (Lond. 1900); »Korrespondenz von J. A. C.« (hrsg. von Patera, Prag 1892). — Der 200jährige Todestag C.' führte zur Gründung der Comeniusstiftung (s. d.), der in der ganzen gebildeten Welt festlich begangene 300jährige Geburtstag zur Stiftung der Comeniusgesellschaft (s. d.).

Comeniusgesellschaft, auf Anregung des Archivrats L. Keller (s. d.) in Münster beim Herannahen des 300jährigen Geburtstages des J. A. Comenius 10. Okt. 1891 in Berlin gegründet. Sie hat den Zweck, den Geist des Comenius und der ihm innerlich verwandten Männer durch Schrift und Rede in der Gegenwart lebendige Verbreitung zu verschaffen und in diesem Geiste bildend auf das heutige Geschlecht zu wirken. Die Gesellschaft steht unter Leitung ihres Gründers Keller. Unter den Mitgliedern (über 1100) sind ca. 260 Körperschaften aus allen gebildeten Nationen. Die C. gibt seit 1892 heraus: »Monatshefte«, »Comenius-Blätter für Volkserziehung« und »Vorträge u. Aufsätze«. Vgl. Keller, Die C. (Berl. 1902).

Comeniusstiftung, pädagogische Zentralbibliothek, 15. Nov. 1871 vom Leipziger Lehrerverein bei der Gedächtnisfeier für J. A. Comenius auf Antrag von Julius Beeger (s. d.) begründet und nach dem Plane des Gymnasialdirektors G. Vogt zu Kassel angelegt. Sie zählte 1903 über 106,000 Bände und Hefte und besitzt seit 1879 die Rechte einer staatlich anerkannten Körperschaft. Vgl. Beeger, Die pädagogischen Bibliotheken, Schulmuseen und ständigen Lehrmittelausstellungen der Welt (Leipz. 1892).

Comephōrus, s. Ölfisch.

Comersee (Lago di Como, bei den Alten Lacus Larius, daher auch jetzt Lario genannt), See in Oberitalien, Provinz Como, erstreckt sich in nordsüdlicher Richtung zwischen den Luganer und den Bergamasker Alpen (s. Karte »Schweiz«). Das fjordartige Becken teilt sich bei Bellagio in zwei Arme, einen südwestlichen, an dessen Ende die Stadt Como liegt, und einen südöstlichen, der nach der Stadt Lecco benannt wird. Der See hat eine größte Längenausdehnung von 51,1 km, wovon 22,9 km auf den nördlichen Teil bis zur Landspitze von Bellagio und 28,2 km auf den südwestlichen Arm entfallen (der Arm von Lecco ist 18 km lang). Die größte Breite (bei Cadenabbia) beträgt 4,5 km, das Areal umfaßt 145,9 qkm. Der C. liegt bei mittlerm Wasserstand 198 m ü. M. und hat eine Tiefe bis 414 m. Er wird von der Adda durchflossen, die, durch die Mera verstärkt, an der Nordspitze mit breitem Delta in den See tritt, um ihn bei Lecco wieder zu verlassen. Klimatisch ist namentlich der Como-Arm begünstigt. Von Fischen zählt man 25 verschiedene Sorten, darunter Forellen, Barsche, Hechte und Agoni (Cyprinus lariensis); auch wird der See von vielen Wasservögeln besucht. Die Berge, die den See umgürten, ragen vielfach zu bedeutender Höhe empor (La Grigna am Lecco-Arm 2410 m, Monte Legnone im NO. 2612 m). Die Abhänge und der Fuß der Berge sind trefflich angebaut, die Vegetation namentlich von Bellagio bis Como ist ganz italienisch. Hier gedeihen Agaven, Lorbeer, Myrte, Oliven, Feigen, Zypressen, Pinien im Freien. Die landschaftlichen Schönheiten der Ufer, das milde Klima, die südliche Vegetation, die schönen Villen mit ihren Gärten und Terrassen sowie die zahlreichen Ortschaften am Gestade haben den C. zum genußreichsten aller italienischen Seen erhoben. Die Hauptorte am Ufer sind Como, Lecco, Bellagio, Cadenabbia, Menaggio, Bellano, Dongo, Gravedona und Colico. Unter den Villen sind hervorzuheben die Villa Melzi bei Bellagio, Villa Carlotta bei Cadenabbia, die Villen Pizzo, Este und Raimondi bei Como. Der C. wird von Dampfbooten befahren. Lecco ist mit Como, Colico und Chiavenna, Menaggio mit Porlezza am Luganer See durch Eisenbahn verbunden. Den wichtigsten Erwerbszweig der Uferbewohner bildet die Seidengewinnung. Vgl. Pestalozzo e Valentini, Sistemazione del deflusso delle acque del lago di Como (Mail. 1898); Béha, Die italienischen Seen (Prachtalbum, Zürich 1898); Brusoni, Die drei oberitalienischen Seen (Bellinzona 1902).

Comes (lat., »Begleiter«) wurde in der republikanischen und der ersten Kaiserzeit vorzugsweise zur Bezeichnung der Römer gebraucht, welche die Statthalter in den Provinzen als Freunde und als Gehilfen in den Verwaltungsgeschäften zu begleiten pflegten. Sie machen zusammen den Comitatus oder die Cohors aus (letzteres öfters mit dem Zusatz comitum oder amicorum). Seit Konstantin d. Gr. war C. zuerst Titel für alle Hof- und Staatsbeamten (daher zuweilen für den ganzen Hof), wurde aber auch den Anführern der in den Provinzen stehenden Truppenkörpern, den Duces (Herzögen), zur Auszeichnung verliehen; später, noch unter ihm selbst oder unter seinen Söhnen, ging C. in die Bedeutung eines wirklichen Amtsnamens über, unter Beifügung der Tätigkeit (z. B. C. sacrarum largitionum, Reichsschatzmeister; C. rei privatae, Schatzmeister des Fürsten). Im Mittelalter wurde C. die lateinische Bezeichnung für Graf (s. d.). — In der Musik ist C. der Kunstausdruck für die Beantwortung des Fugenthemas; vgl. Fuge.

Coemetērium (lat., griech. koimeterion, »Schlaf-, Ruhestätte«), im Altertum Bezeichnung für Begräbnisstätte, Friedhof; später vorzugsweise angewendet auf die ältesten christlichen Begräbnisstätten in den Katakomben Roms ꝛc.

Comfort (engl., spr. kómmfört), s. Komfort.

Comfortable (engl., spr. kómmfortebl), in Wien Benennung der Einspänner.

Comfrey (engl., spr. kómmfri), s. Symphytum.

Comines (Commines, spr. -mín', fläm. Komen), Stadt auf der Grenze von Belgien und Frankreich,

Knotenpunkt an der Eisenbahn Courtrai-Hazebrouck, wird durch die Lys in zwei Teile geteilt, deren einer am linken Flußufer, mit (1900) 5957 Einw., zu Belgien (Provinz Westflandern, Arrond. Ypern), der gegenüberliegende, mit (1901) 5850 (als Gemeinde 8129) Einw., seit dem Frieden von Rastatt (1714) zu Frankreich (Depart. Nord, Arrond. Lille) gehört. Letzterer hat einen Belfried aus dem 14. Jahrh., schöne Schloßruinen (La Brèche), Leinen-, Woll- und Baumwollindustrie und bildete mit dem belgischen Teil bis zum 17. Jahrh. eine starke Festung. Die Stadt ist Geburtsort des französischen Geschichtschreibers Philippe de Comines. Vgl. Messiaen, Histoire des seigneurs et de la ville de C. (Courtrai 1892, 3 Bde.).

Comines (spr. -mīn', Cominäus), Philippe de la Clite de, Sieur d'Argenton, franz. Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. 1445 aus adligem Geschlecht auf dem Schloß C. in Flandern, gest. 17. Okt. 1509 in Argenton, kam jung an den Hof Philipps des Gütigen von Burgund, ward der Vertraute Karls des Kühnen und leistete diesem wesentliche Dienste, war z. B. Vermittler des Friedens, als Karl den König Ludwig XI. von Frankreich in Péronne gefangen genommen hatte. 1472 trat er in den Dienst Ludwigs XI. von Frankreich über, der ihm seine volle Gunst und ein bei ihm seltenes Vertrauen schenkte, ihn für den Verlust seiner von Karl dem Kühnen eingezogenen Güter glänzend entschädigte, zum Seneschall von Poitou erhob und zu wichtigen Staatsgeschäften gebrauchte. Als Karl VIII. den Thron bestieg, wurde C. wegen verräterischen Einverständnisses mit dem Herzog von Orléans 1486 verhaftet, im Schloß Loches in Berry 8 Monate in einem eisernen Käfig, dann noch 3 Jahre in Paris gefangen gehalten und endlich mit Verlust eines Teiles seiner Güter auf 10 Jahre vom Hofe verbannt. Doch trat er nach einiger Zeit, nachdem er seine Unschuld bewiesen, in seine frühere Stellung zurück. Auch bei Ludwig XII., dem er als Herzog von Orléans Dienste erwiesen hatte, stand er in hohem Ansehen. Seine »Memoiren über die Regierung und das Leben Ludwigs XI. und Karls VIII. von 1464—1498« (1. Ausg., Par. 1524; die besten Ausgaben von Lenglet Dufresnoy, Lond. u. Par. 1747, 4 Bde.; Dupont, Par. 1840—47, 3 Bde., und de Mandrot, das. 1902 ff.; fast in alle Sprachen übersetzt) sind die wichtigste Geschichtsquelle über die letzten Jahrzehnte des 15. Jahrh. Seine Darstellung ist kühl und ruhig, aber wahrheitsgetreu, obwohl seine Sympathien für Ludwig XI., dessen staatsmännische Bedeutung er bewundert, deutlich hervortreten. In seinen politischen Anschauungen ist C. ein Vorgänger Machiavellis: Vorteil und Erfolg sind das erste, die Moral muß zurücktreten. Vgl. Kervyn de Lettenhove, Lettres et négociations de Philippe de C. (Brüssel 1867).

Comino (Cumino), brit. Inselchen im Mittelländischen Meer, zwischen Malta und Gozzo gelegen, 2 qkm groß, hat ein starkes Fort, das dem Kastell Rosso auf Malta gegenüberliegt. C. hieß im Altertum Hephaestia.

Comīsa, Hafenort der Insel Lissa (s. d.).

Comīso, Stadt in der ital. Provinz Syrakus (Sizilien), Kreis Modica, an der Bahn Syrakus-Licata, hat ein Theater, Fabrikation von Seife und Töpferwaren und (1901) 21,873 Einw.

Comissatio (lat.), bei den Römern das sich dem Gastmahl (convivium) anschließende Trinkgelage. Man trank more graeco, d. h. nach dem den Griechen entlehnten Komment, gesalbt, bekränzt und unter dem Vorsitz eines durch Würfel bestimmten Zechkönigs (magister bibendi, rex), der die Mischung des Weines mit Wasser und das zu trinkende Maß vorschrieb.

Comitán (San Domingo C., Comitlán), Stadt im mexikan. Staat Chiapas, mit Dominikanerkloster, Grenzhandel nach Guatemala und (1900) 9316 Einw.

Comĭtas gentium, C. natiōnum (lat.; franz. Courtoisie internationale), Staatengunst, wohlwollende oder freundschaftliche Rücksichtnahme auf die politischen, rechtlichen oder wirtschaftlichen Interessen andrer Staaten; eine Verfehlung gegen die Pflichten der C. kann Retorsion (s. d.) veranlassen.

Comitātus (lat.), Begleitung, Gefolge; auch Würde eines Comes (s. d. und Komitat).

Comité, s. Komitee.

Comĭtes (lat.), Mehrzahl von Comes (s. d.).

Comitia (lat.), s. Komitien.

Comitiālis morbus (lat.), bei den alten Römern Name der Epilepsie, weil ein solcher Krankheitsfall in den Komitien (s. d.) als böses »Omen« die Entlassung der Versammlung herbeiführte.

Comitium (lat.), der alte quadratische Platz für Volksversammlungen und Rechtsprechungen in Rom, später mit dem südlich anstoßenden Forum vereint.

Comm., bei Pflanzennamen Abkürzung für Ph. Commerson (s. d.).

Commagenä, Stadt in Noricum, s. Comagenä.

Commagēne, Landschaft, s. Kommagene.

Comma Johanneum (lat., »johanneischer Satzabschnitt«), Bezeichnung der in 1. Joh. 5, 7 zur Begründung des Trinitätsdogmas eingefügten Worte: »Drei sind, die da zeugen im Himmel: der Vater und das Wort und der Heilige Geist, und die drei sind Eins«. Die Interpolation taucht seit dem 4. Jahrh. in der spanischen und der afrikanischen Kirche auf und ist am Ende des Mittelalters auch in griechische Handschriften eingedrungen. In Luthers eigner Übersetzung fehlt sie, die Vulgata hat sie beibehalten, und Leo XIII. hat 15. Febr. 1897 entschieden, daß die Echtheit des C. nicht ohne Gefahr geleugnet oder bezweifelt werden könne.

Commeātus (lat.), bei den Römern Soldatenurlaub; auch Transport, Zufuhr.

Commēdia (ital.), in der italienischen Literatur ursprünglich Bezeichnung für jedes italienisch (nicht lateinisch) abgefaßte Gedicht mit tragischem Anfang und fröhlichem Ausgang, daher auch Dante seiner großen Dichtung den einfachen Titel C. (noch mit dem Ton auf dem i) gab; später Bezeichnung für das Drama im allgemeinen und das Lustspiel im besondern. S. auch Comedia.

Commēdia dell' arte (ital.), Stegreifkomödie mit festem Scenarium, improvisierter Ausführung und stehenden Charaktermasken (Arlecchino, Pulcinella, Pantalone, Scaramuccia, Colombina ꝛc.), im Gegensatze zur Commedia erudita, die sich in Nachahmung des römischen Lustspiels entwickelt hatte und Charakter- oder Intrigenstück war. Die C. hat auf die Entwickelung des französischen Lustspiels im 16. und 17. Jahrh. großen Einfluß geübt, namentlich auf Molière. Auch für die Geschichte des englischen und deutschen Lustspiels ist sie wichtig gewesen. Vgl. Scherillo, La C. in Italia (Turin 1884); Stoppato, La commedia popolare in Italia (Padua 1887); Cortese, La commedia popolare in Roma etc. (Turin 1897); Bartoli, Scenari inediti della C. (Flor. 1880); De Simone Brouwer (in den »Rendiconti della R. Accademia dei Lincei«, Serie 5, Bd. 10, Rom 1902).

Comme il faut (franz., spr. kommilfō), wie es sich gebührt, gehört; stattlich, tüchtig.

Commelin (spr. komm'läng), 1) Jan, Botaniker, geb. 23. Juli 1629 in Amsterdam, gest. 19. Jan. 1692, war Senator und Professor der Botanik in seiner Vaterstadt, deren botanischen Garten er gründete und zum berühmtesten Europas machte. Er schrieb: »Horti medici Amstelodamensis rariorum tam orientalis quam occidentalis Indiae plantarum descriptio et icones« (Leiden 1697, Bd. 1).

2) Kaspar, Neffe des vorigen, Botaniker, geb. 1667 in Amsterdam, gest. 25. Dez. 1731, folgte seinem Oheim im Amt und war mit Ruysch Demonstrator am botanischen Garten. Er schrieb: »Horti medici Amstelodamensis plantae rariores et exoticae« (Leiden 1706, mit Abbildungen); »Flora malabarica s. horti malabarici catalogus« (das. 1696).

Commelina *Dill.* (Kommeline), Gattung der Kommelinazeen, meist ausdauernde Kräuter mit ganzen Blättern, meist blauen, dreiblätterigen Blüten, von einer Spatha umgebenen Blütenständen und dreifächeriger, mehrsamiger Kapsel. 88 Arten in den heißen Gegenden der ganzen Erde. C. tuberosa *L.* und C. coelestis *L.*, beide aus Mexiko, mit blauen Blüten und genießbaren Rhizomen, werden bei uns als Gartenpflanzen kultiviert.

Commemoratio (lat.), Erwähnung, Gedächtnis. C. omnium defunctorum oder omnium fidelium, Gedächtnisfest aller Gläubigen (s. Allerseelen); C. omnium Sanctorum, Fest aller Heiligen (s. Allerheiligen).

Comménda (mittellat.), s. Accomenda.

Commendāmus (lat., »wir empfehlen«), Formel, mit welcher der Papst seine Einwilligung zur Wahl eines Kardinals gibt.

Commendationes (lat., »Empfehlungen«), in der katholischen Kirche Gebete für Verstorbene.

Commendatōre (ital., abgekürzt Comm.), soviel wie Komtur.

Comment (franz.), s. Komment.

Commentitium (lat.), etwas Erdichtetes; daher commentitia emtio, Scheinkauf. Ein solcher ist nach § 117 des Bürgerlichen Gesetzbuches nichtig, wenn Käufer wie Verkäufer ein Scheingeschäft (s. d.) beabsichtigten.

Commentry (spr. -mangtrí), Stadt im franz. Depart. Allier, Arrond. Montluçon, Knotenpunkt an der Orléansbahn, hat ein bedeutendes Steinkohlenlager (2075 Hektar), ein großes Eisenhüttenwerk und (1901) 8084 (als Gemeinde 11,169) Einw.

Commer, Franz, Komponist und Musikhistoriker, geb. 23. Jan. 1813 in Köln, gest. 17. Aug. 1887 in Berlin, erhielt dort auf dem Jesuitengymnasium durch Bernhard Klein und Jos. Leibl sowie von 1832 an in Berlin durch A. W. Bach (Orgel) und Rungenhagen (Komposition) seine Ausbildung. Der Auftrag, die Bibliothek des königlichen Instituts für Kirchenmusik zu ordnen, führte ihn mehr und mehr dem Studium der Musikgeschichte zu. Die großen Sammelwerke »Collectio operum musicorum Batavorum« (Berl., 12 Bde.), »Musica sacra« (das., 26 Bde., fortgeführt von Neithardt), »Cantica sacra« (das., 2 Bde.) und »Collection de compositions pour l'orgue« (Leipz. 1866) sind die bleibend wertvollen Ergebnisse seiner Arbeit. C. wurde 1844 zum Regens chori der katholischen St. Hedwigskirche und im folgenden Jahre zum Mitgliede der Akademie der Künste ernannt; seit 1850 war er auch als Gesanglehrer am französischen Gymnasium tätig. 1844 begründete er mit Th. Kullak und H. Küster den Berliner Tonkünstlerverein, 1869 mit Rob. Eitner die Gesellschaft für Musikforschung. Von seinen Kompositionen (Oratorien, Messen, Kantaten ꝛc.) ist nur weniges in die Öffentlichkeit gedrungen.

Commerce (franz., spr. -mérß'), s. Kommerz; auch Name eines franz. Kartenspiels von der Art des deutschen Sequenz (s. d.).

Commercium (lat., »Verkehr«), in der Philosophie die auf Wechselwirkung (s. d.) beruhende Verbindung zweier selbständiger Wesenheiten (Substanzen) zu einem zusammengesetzten Ganzen, z. B. C. animi et corporis, der Zusammenhang zwischen Leib und Seele.

Commercy (spr. -érßi), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Meuse, an der Maas und der Ostbahn, von schönem Wald umgeben, hat ein hübsches Schloß (im 17. Jahrh. erbaut, 1744 durch Stanislaus Leszczynski verschönert, jetzt Kavalleriekaserne), ein altes Benediktinerkloster (jetzt Normalschule), ein Denkmal des Benediktiners Calmet, ein Collège und (1901) 7665 Einw., die sich mit Eisenhüttenbetrieb, Erzeugung von Pasteten (Madeleines), Strümpfen, Spielwaren, Nägeln und Handel mit Vieh, Getreide, Holz ꝛc. beschäftigen. — C. gehörte im Mittelalter einer Nebenlinie des Hauses Lothringen, später den Grafen von Nassau-Saarbrücken; nach mehrfachem Wechsel kam es wieder an Lothringen und fiel 1744 an Frankreich.

Commerson (spr. -ßóng), Philibert, Botaniker, geb. 18. Nov. 1727 zu Châtillon-les-Dombes in Bresse, gest. 13. März 1773 auf Mauritius, studierte zu Montpellier Medizin und Botanik und lebte dann als Arzt daselbst. In Linnés Auftrag veranstaltete er für die Königin von Schweden eine Sammlung der seltensten Fische des Mittelländischen Meeres mit Beschreibungen und benutzte das Honorar dafür zur Anlegung eines botanischen Gartens zu Châtillon, wo er auch von 1756 an wohnte. Seine Studien galten besonders der Flora Frankreichs und der Mittelmeerländer. 1764 trat er mit Bougainville als Naturforscher eine Reise um die Welt an und sammelte 160 neue Arten. Vgl. Cap, Philibert C. (Par. 1861).

Commines, Stadt, s. Comines.

Comminges (spr. -mängsch'), franz. Landschaft in der Gascogne, gegenwärtig den Depart. Gers und Obergaronne einverleibt, mit der Hauptstadt Lombez.

Commiphora *Jacq.* (Balsamodendron *Knth.*, Balsambaum), Gattung der Burseraceen, Bäume mit oft dornigen Zweigen, selten einfachen, meist gedreiten oder unpaarig gefiederten Blättern, kleinen Blüten in Rispen und eiförmigen oder fast kugeligen Steinfrüchten mit lederartigem oder fleischigem, harzreichem Exokarp. Etwa 63 Arten, meist in den trocknen Gebieten des tropischen und subtropischen Afrika, einige auf Madagaskar und in Vorderindien. C. abyssinica *Engl.* (Dafal, Chaddasch), ein 10 m hohes Bäumchen im südlichen Arabien, der Erythräa und dem nördlichen Abessinien, liefert die Myrrhe (s. d.), die aber auch von andern Arten stammt. C. Roxburghii *Engl.*, in Ostindien und Belutschistan, liefert das ostindische Bdellium (s. d.). C. Opobalsamum *Engl.* (Balsamstrauch, Balsamstaude), im Somalland und im südwestlichen Arabien, ein 5—6 m hoher Strauch mit papierdünner, ledergelber Rinde und rutenförmigen Ästen, nur im Winter und nach dem Regen belaubt, wurde auch, wahrscheinlich seit dem 11. Jahrh., in Kairo, in Palästina und dem Jordanteil schon zur Zeit Alexanders d. Gr. kultiviert und liefert den Mekkabalsam (s. d.). Früher wurden auch die kleinen, meist rötlichen, geruch- und geschmack-

losen Früchte (Balsamfrüchte, Balsamkörner) und die Zweige (Balsamholz) arzneilich benutzt. C. erythraea *Engl.*, auf den Inseln des Dalak-Archipels, liefert das stark balsamisch riechende rote Gafalholz, das zum Räuchern in den Moscheen und zum Räuchern der Wassergeschirre dient.

Commis (franz., spr. -mī), Handlungsgehilfe (s. d.); C. intéressé, ein Handlungsgehilfe, der neben oder an Stelle des Gehaltes am Reingewinn beteiligt ist, Tantieme erhält; C. voyageur, Handlungsreisender.

Commissarius loci (Steuerrat) war der Name der 1689 in der Kurmark eingeführten Steuerbeamten, welche die städtische Akzise zu kontrollieren und die gesamte Finanz- und Polizeiverwaltung der Städte zu beaufsichtigen hatten. Die Steinsche Städteordnung führte 1808 zu ihrer Beseitigung.

Commissoriale (lat.), s. Kommission.

Commissum (lat.), etwas Aufgetragenes, Auftrag; etwas Begangenes, insbes. eine strafbare Handlung, im Gegensatze zu der durch ein Unterlassen (omissum) begangenen Straftat; commissa hereditas, verwirkte Erbschaft; commisa poena, verwirkte Strafe. Commissa (Mehrzahl), auch bona commissa, bedeuten im Corpus juris civilis häufig die wegen Defraudation des Zolles dem Zollberechtigten verfallenen Sachen.

Commodātum (lat.), eine Sache, die jemand unentgeltlich zum Gebrauch überlassen wird mit der Verpflichtung, sie nach gemachtem Gebrauch dem Überlasser zurückzugeben, Leihe (s. d.). Der Verleiher der Sache heißt Commodans, Commodator, der Empfänger Commodatarius.

Commodiānus, lat.-christlicher Dichter, um 250, ursprünglich Heide, verfaßte zwei von christlichem Eifer erfüllte Dichtungen in rohen, halb quantitierenden, halb akzentuierenden Hexametern: »Carmen apologeticum« vom J. 249, eine Ermahnung an die Ungläubigen zur Bekehrung im Hinblick auf das bevorstehende Weltende, und »Instructiones«, 80 akrostichische Gedichte in 2 Büchern, worin er Heiden wie Juden den Übertritt zum Christentum empfiehlt und ernste Ermahnungen an die Christen richtet (hrsg. von Ludwig, Leipz. 1877—78, 2 Bde., und Dombart, Wien 1887).

Commodité (franz., Kommodität, »Bequemlichkeit«), soviel wie Abtritt (in Frankreich in diesem Sinne stets in der Mehrzahl: commodités).

Commodum (lat.), Nutzen, Vorteil; in der Rechtssprache jeglicher Zuwachs von Ertrag, Früchten ꝛc., der aus dem Vertragsgegenstand gewonnen wird. C. ejus esse debet, cujus periculum est bedeutete im römischen und gemeinen Rechte, daß von dem Augenblick an, von dem bei einem Vertragsabschluß die Gefahr auf den Akzeptanten überging, diesem auch die Vorteile (commoda) derselben gebührten.

Commŏdus, L. Älius Aurelius, röm. Kaiser 180—192 n. Chr., Sohn des M. Aurelius Antonimus und der Faustina, geb. 31. Aug. 161, zeigte sich schon als Jüngling seinem edlen Vater in jeder Hinsicht unähnlich. Letzterer nahm ihn 175 mit sich in den Orient und machte ihn 176 zum Mitkaiser. C. befand sich in der Umgebung des Vaters, als dieser 17. März 180 im Lager an der Donau starb, eilte aber, des Krieges überdrüssig, mit den Feinden Frieden zu schließen, und kehrte nach Rom zurück. Hier gab er sich seinen sinnlichen Neigungen hin und ließ Günstlinge an seiner Statt regieren. Seine Grausamkeit wurde durch eine Verschwörung seiner eignen Schwester Lucilla mit Mitgliedern des Senats geweckt; seitdem hörte das Morden in Rom, meist aus nichtigen Gründen, nicht auf. Als sein Günstling Perennis 185 einer Meuterei zum Opfer gefallen war, trat der Freigelassene Kleander an seine Stelle, die er zu seinem Vorteil ausbeutete, bis die Erbitterung des Volkes seinen Sturz 189 herbeiführte. Indes änderte sich dadurch in der Regierungsweise nichts. Die auswärtigen Kriege wurden von seinen Feldherren geleitet; C. selbst fand Befriedigung seines Ehrgeizes darin, sich öffentlich als Gladiator zu zeigen, und legte sich den Namen des Herkules, später den eines berühmten Fechters bei. Am letzten Tage des Jahres 192 ward er durch eine Verschwörung seines Kämmerlings Eclectus, seiner Konkubine Marcia und des Gardepräfekten Qu. Ämilius Laetus beseitigt, worauf der Senat sein Andenken verfluchte. Eine Marmorbüste im Senatorenpalast zu Rom stellt C. dar als Herkules, mit der Löwenhaut auf dem Kopfe, die Keule in der Rechten und die Hesperidenäpfel in der Linken haltend. Vgl. S. Zürcher, Commodus (in Büdingers »Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte«, Bd. 1, Leipz. 1868).

Commŏdus Verus, s. Verus.

Commoner (engl.), eigentlich der gemeine Mann, dann überhaupt alle, die nicht zur Nobility, d. h. zu den Mitgliedern des Oberhauses, gehören. Daher sind z. B. die Söhne von Peers Commoners. Nach englischem Recht bildet die Commonalty die zweite Klasse des Zivilstandes und hat, wie die Nobility, mehrere Abstufungen.

Commonitorium (lat.), Erinnerungsschreiben.

Common law (engl., spr. kómm'n lâo), in England soviel wie Gewohnheitsrecht im Gegensatze zum geschriebenen Gesetzesrecht (Statute law); dann strenges Recht im Gegensatze zum Rechte, das auf Billigkeit beruht; endlich allgemein gültiges Recht im Gegensatz zu Ortsgebräuchen. In Amerika bedeutet c. l. (gemeines Recht) das ungeschriebene Recht im Gegensatze zum geschriebenen (vgl. Statute law) Recht. Es ist die technische Bezeichnung für alle diejenigen Grundsätze, Gebräuche und Vorschriften, die Personen und Eigentum betreffen und diese sichern und nicht auf ausdrücklichen und positiven gesetzlichen Anordnungen beruhen. Ein Herkommen, das seit Menschengedenken beobachtet worden ist, ohne daß jemand sich des Gegenteils erinnert, eine Maßregel, die seit Menschengedenken die Bestätigung der Gerichte erlangt hat und ein gesundes und wahres Prinzip von allgemeiner Anwendbarkeit vertritt, das ist dem Amerikaner c. l.

Common Prayer Book, s. Book of Common Prayer.

Common sense (engl., spr. komm'n ßenß), der »gesunde Menschenverstand«; Philosophie des c. s. heißt deshalb ein System, das, wie das des Schotten Reid (s. d.) und seiner Anhänger, die Übereinstimmung mit dem gesunden Menschenverstand zur obersten Richtschnur des philosophischen Denkens macht.

Commons, House of (engl., spr. haus öw kómm'nß, »Haus der Gemeinen«), in England im Gegensatz zum Oberhaus die gewählte Volksvertretung, das Unterhaus.

Commonwealth of England (engl., »Gemeinwesen von England«), Bezeichnung der Regierungsform Englands vom Tode Karls I. (1649) bis zur Restauration (1660). — Commonwealth of Australia ist die amtliche Bezeichnung des 1901 ins Leben getretenen Staatenbundes der australischen Kolonien (s. Australien, S. 173). — In der nordamerikanischen Union heißen amtlich die Staaten Massachussetts, Virginia, Pennsylvania und Kentucky Commonwealths.

Commōtio (lat.), ſ. Erſchütterung.

Communards, Commune (franz., ſpr. kommünär, -mün'), ſ. Kommunarden, Kommune.

Commune affranchie (franz., ſpr. -mün äfrangſchī), während der Schreckenszeit (Oktober 1793) Name der Stadt Lyon (ſ. d.).

Communes res (lat., Res omnium communes), Sachen, die Gemeingut aller Menſchen und deshalb verkehrsunfähig ſind, wie z. B. die atmoſphäriſche Luft, das fließende Waſſer, das offene Meer. Das Bürgerliche Geſetzbuch hat keine Vorſchriften über ſie gegeben, da es (vgl. Motive zum Bürgerlichen Geſetzbuch III, S. 26) ſelbſtverſtändlich iſt, daß derartige Gegenſtände, die durch ihre natürliche Beſchaffenheit der tatſächlichen Beherrſchung durch menſchliche Willkür entzogen ſind, nicht Gegenſtand von Rechten ſein können.

Communicatio idiomātum (lat.), ſ. Chriſtologie, S. 119.

Communicatoriae litĕrae (lat.), Schreiben, durch das ein neugeweihter Biſchof den übrigen Biſchöfen ſeinen Amtsantritt kundtut.

Communiqué (franz., ſpr. kommünikē), ſoviel wie Eingeſandt (in einer Zeitung), früher beſonders im Sinne einer (meiſt berichtigenden) Notiz über irgend einen Gegenſtand gebraucht, die einer Zeitung von der Regierung zuging.

Communis septimāna (lat.), Gemeinwoche, die Woche nach Michaelis.

Como, Fluß in Franzöſiſch-Kongo, 1893 durch Barrat erforſcht, entſpringt im höchſten Teil der Criſtalberge, 140 km öſtlich von Libreville, wird bei Fula ſchiffbar und mündet in das Aſtuar des Gabun.

Como, ital. Provinz, grenzt im N. an die Schweiz, im NO. an die Provinz Sondrio, im O. an Bergamo, im S. an Mailand, im W. an Novara und hat einen Flächenraum von 2826 qkm (51,3 QM.) mit (1901) 580,214 Einw. (205 auf 1 qkm). C. zerfällt in die Kreiſe C., Lecco, Vareſe.

Como, Hauptſtadt der gleichnamigen ital. Provinz (ſ. oben), liegt maleriſch am Südende des weſtlichen Armes des Comerſees (ſ. d.), zwiſchen rings aufſteigenden, mit Weinreben, Oliven- und Kaſtanienwäldern bedeckten Anhöhen, an den Eiſenbahnlinien Mailand–Chiaſſo (Gotthardbahn), Mailand–Saronno–C., C.–Lecco und C.–Vareſe, hat alte Mauern und Türme, einen 1396 im gotiſchen Stil begonnenen, in ſchöner Frührenaiſſance fortgeführten Dom mit reichen Portalen, Skulpturwerken (Pliniusſtatuen an der Faſſade) und Gemälden, zwei alte, reſtaurierte Kirchen (Sant' Abbondio und San Fedele), ein gotiſches Rathaus (Broletto) aus dem 13. Jahrh., ein Theater und (1901) ca. 13,000 (als Gemeinde 38,895) Einw., die bedeutende Seiden- und Samtmanufaktur, Fabrikation von Handſchuhen, Strümpfen und Seife, Metallgießerei, Bildhauerei, lebhaften Handel (auch Hauſierhandel im Auslande) betreiben. C. iſt Sitz eines Biſchofs und der Provinzialbehörden und hat ein Lyzeum, eine 50,000 Bände ſtarke Bibliothek, ein Antikenkabinett (im Palazzo Giovio), Gymnaſium, biſchöfliches Seminar, techniſche Schule und techniſches Inſtitut, Webſchule, Handelskammer ꝛc. C. iſt die Vaterſtadt des ältern und jüngern Plinius, der Päpſte Clemens XIII. und Innocenz XI., des Hiſtorikers Giovio ſowie des Phyſikers Volta, dem die Stadt 1838 eine Marmorſtatue (von Marcheſi) errichtete. Auch Garibaldi hat hier ein Denkmal. Auf einer Anhöhe (431 m ü. M.) ſüdlich der Stadt thronen die Ruinen der zerſtörten Burg Baradello; am weſtlichen Seeufer ziehen ſich längs der Strada Regina (mit Straßenbahn nach Cernobbio) ſchöne Villen mit Gärten hin. — C., im Altertum Comum, war eine Stadt der Inſubrer. Die Römer, namentlich Cäſar, der 5000 Koloniſten dahin verpflanzte, bemühten ſich, C. zu einem ſtarken Poſten gegen die gefährlichen Alpenvölker zu erheben. Im frühen Mittelalter war C. Stapelplatz für den Handel nach der obern Donau und hatte im 12. Jahrh. als eine Hauptſtütze der Ghibellinen und »das offene Tor Italiens für die deutſchen Kaiſer« beſonders gegen das mächtigere Mailand zu kämpfen. Später fiel es unter die Signorie der Rusca, dann 1335 der Visconti, von wo an es die Geſchicke Mailands teilte. Die Geſchichte der Stadt ſchrieben Rovelli (Mail. 1789—1808, 5 Bde.), Cantù (3. Aufl., Como 1900, 2 Bde.) und Giovio (daſ. 1892).

Comoedia, ſ. Komödie.

Comŏdo (Comodamente, auch commodo, ital., »bequem«), muſikaliſche Vortragsbezeichnung, ſoviel wie Allegro c., behaglich, nicht zu ſchnell.

Comonfort, Ignacio, Präſident von Mexiko, geb. 12. März 1812 in Puebla de los Angeles, geſt. 13. Nov. 1863, ſchloß ſich 1832 dem General Santa Ana an, verteidigte 1833 die Stadt La Puebla erfolgreich, mußte ſich aber endlich ergeben, worauf er ſich für mehrere Jahre ins Privatleben zurückzog. Von 1844—53 war er wiederholt Mitglied des Kongreſſes und bekleidete andre hohe Ämter, bis ihn 1853 Santa Ana verdrängte. Dafür nahm C. an dem Aufſtand von 1855 gegen dieſen teil und ward nach deſſen Sturz 10. Dez. zum Präſidenten ernannt. Den Widerſtand der Armee und der Prieſterpartei ſchlug er 20. März 1856 nieder, und um ihn auch für die Zukunft zu brechen, erließ er die Dekrete vom 31. März und 28. Juni 1856, wonach der Klerus kein Grundeigentum mehr beſitzen durfte. Aber obwohl im November 1857 mit außerordentlicher Gewalt bekleidet, vermochte er die Ruhe und Ordnung nicht wiederherzuſtellen, und wurde im Januar 1858 vom General Zuloaga gezwungen, Mexiko zu verlaſſen, worauf er ſich, nachdem er zuvor Juarez (ſ. d.) zu ſeinem Nachfolger beſtellt hatte, in die Vereinigten Staaten begab. Doch kehrte er nach einigen Jahren in ſein Vaterland zurück, wo er von Guerillas unweit San Luis Potoſi ermordet wurde.

Comorin, Kap, die Südſpitze von Vorderindien.

Comoroinſeln, ſ. Komoren.

Compagni, Dino, Florentiner, ſ. Dino Compagni.

Compagnie, Compagnon, ſ. Komp...

Compagnie Générale Transatlantique, ſ. Dampfſchiffahrt (Textbeilage).

Compagnonnage (franz., ſpr. kongpanjonnāſch'), eine in ihren Anfängen ins Mittelalter zurückreichende Einrichtung franzöſiſcher Geſellenverbände, die unter Beobachtung eigentümlicher Gebräuche teils ähnliche Zwecke verfolgten wie die frühern deutſchen Geſellenverbände und die heutigen Gewerkvereine, wie Arbeitsvermittelung, Unterſtützung auf der Wanderung (»tour de France«) ꝛc. Auch organiſierten ſie Arbeitseinſtellungen und erklärten, wie dies auch in Deutſchland vorkam, Städte in Verruf. Früher gab es drei große, verſchiedenen Gewerben angehörige Gruppen, die einander heftig befehdeten. Die C. hat ſich, wenn auch nicht in der frühern Form, noch bis heute in einzelnen Gewerben, ſo namentlich bei den Pariſer Zimmerleuten, neben den modernen Gewerkvereinen erhalten. Vgl. Jäger, Geſchichte der ſozialen Bewegung in Frankreich, Bd. 1 (Berl. 1879);

Marouſſem, Charpentiers de Paris, compagnons et indépendants (1891).

Company (engl., ſpr. kómpăni), Handels- (Kapital-) Geſellſchaft; Companies' Act, engliſches Geſetz von 1862 (bez. 1867, 1870, 1877 und 1879) über die Handelsgeſellſchaften. Vgl. Aktie, S. 241.

Comparaison (franz., ſpr. kongparäſóng), Vergleichung; en c., im Vergleich; sans c., ohne Vergleichung, was jede weitere Vergleichung ausſchließt.

Comparatio (lat.), der Vergleich, ſ. Komparation; c. literarum, Vergleichung einer Handſchrift durch Schriftverſtändige (ſ. Schriftvergleichung).

Comparetti, Domenico, Philolog, geb. 27. Juni 1835 in Rom, ſtudierte daſelbſt Naturwiſſenſchaften, trat dann in eine Apotheke ein und trieb nebenbei philologiſche Studien, wurde 1859 Profeſſor des Griechiſchen an der Univerſität zu Piſa, ſpäter in Florenz und wirkt jetzt in Rom. Von ſeinen Schriften ſind zu nennen: »Iperide, l'Euxenippea« (Piſa 1861); »Intorno al libro dei Sette Savi« (daſ. 1865); »Saggi dei dialetti greci nell' Italia meridionale« (daſ. 1866); »Virgilio nel medio evo« (Livorno 1872, 2 Bde.; 2. Aufl., Flor. 1896; deutſch von Dütſchke, Leipz. 1875); »Papiro ercolanese« (Turin 1875); »La commissione omerica di Pisistrato e il ciclo epico« (daſ. 1881); »Iscrizioni greche di Olimpia e di Ithaca« (Rom 1881); »La villa ercolanese dei Pisoni« (mit de Petra, Turin 1883); »Le leggi di Gortyna« (Bd. 3 der »Monumenti antichi« der Accademia dei Lincei, Mail. 1893); »La guerra gotica di Procopio« (Rom 1895—98, 3 Bde.); »Canti e racconti del popolo italiano« (mit d'Ancona, Turin 1870—91, 9 Bde.). Auch beteiligte er ſich an der Ausgabe der photographiſchen Nachbildung von Homers »Codex Venetus A« (Leiden 1901). C. war lange Mitredakteur der »Rivista di filologia e d'istruzione classica« (Turin u. Rom, ſeit 1873) und leitet das »Museo italiano di antichità classica« (Florenz, ſeit 1884).

Compartimento (ital.), abgeteilter Raum, Fach; Bezirk (in Italien Name der 16 Landſchaften, in welche die 69 Provinzen eingeteilt ſind); Eiſenbahnabteil.

Compascuum (lat.), in der Zuſammenſetzung jus compascui: das Weiderecht der Gemeindeglieder auf Gemeindegründen, gemeinſames Weiderecht mehrerer auf fremdem Grunde, gegenſeitiges Weiderecht mehrerer Grundeigentümer (ſ. auch Koppelweide); jus compascendi, Recht des Grundeigentümers, neben dem Weideberechtigten ſein Vieh auf die Weide zu treiben. Vgl. Weidegerechtigkeit.

Compassio Beatae Mariae Virginis (lat., Mariä Schmerzensfeier), Feſt, ſ. Marienfeſte.

Compäter (lat.), Gevatter.

Compayré (ſpr. kongpäré), Jules Gabriel, franz. Schulmann und Schriftſteller, geb. 1843 in Albi (Tarn), beſchäftigte ſich im Auftrage Jules Ferrys mit der Umgeſtaltung des Volksunterrichts und kam als Vertreter des Tarn-Departements 1881 in die Kammer, der er bis 1889 angehörte, und in der er ſich rege für die Einführung der neuen Schulgeſetzgebung verwandte. Für die konfeſſionsloſe Schule ſchrieb C. (1881) die muſtergültigen »Eléments d'éducation civique«, die in Hunderttauſenden von Exemplaren verbreitet, 1883 in Rom auf den Index geſetzt wurden. Außerdem veröffentlichte er: »L'instruction civique« (1883), »L'évolution intellectuelle et morale de l'enfant« (2. Aufl. 1896), »Cours de pédagogie théorique et pratique« (1897) und andre pädagogiſche Schriften, als Ergebnis ſeiner Lehrtätigkeit in der höhern Normalſchule für Lehrerinnen in Fontenay-aux-Roſes bei Paris. C. iſt gegenwärtig Rektor der Akademie zu Poitiers. Der ſozialiſtiſche Abgeordnete Emile C., geb. 21. März 1851, iſt ſein Bruder.

Compelle (lat., »nötige«), Nötigungsmittel, gebieteriſcher, äußerer Beweggrund; C. intrare, ſ. Coge intrare.

Compensātis compensandis (lat.), mit Ausgleichung des Auszugleichenden.

Compère (franz., ſpr. kongpär'), Gevatter; auch ſoviel wie geheimer Gehilfe, z. B. eines Taſchenſpielers.

Competition (engl., ſpr. kompitiſch'n), Wettbewerb; unfair c., »unlauterer Wettbewerb« (ſ. d.).

Compiègne (ſpr. kongpjänn'), Arrondiſſementshauptſtadt im franz. Depart. Oiſe, an der Oiſe, Knotenpunkt an der Nordbahn, hat an bemerkenswerten Gebäuden die Kirchen St.-Germain (aus dem 15. Jahrh.), St.-Antoine (teilweiſe aus dem 12. Jahrh.), St.-Jacques (aus dem 12. und 15. Jahrh.), das gotiſche Stadthaus mit ſchönem Turm, ferner ein unter Ludwig XV. umgebautes Schloß mit zahlreichen Gemälden, Kapelle, Theater und ſchönem Park. An letztern ſchließt ſich der 14,5 qkm große Wald an, der ſeit Chlodwig den Königen von Frankreich als Lieblingsjagdgrund diente und jährlich 45,000 cbm Holz liefert. Die Stadt hat ferner ein Denkmal der Jungfrau von Orléans, ein Collège, eine Bibliothek von 30,000 Bänden, ein Kunſt- und Altertumsmuſeum, ein Handelsgericht, ein großes Spital und (1901) 15,933 Einw., die Fabrikation von Hanfleinwand, Tauwerk und Zucker, Schiffbau und Handel treiben. — C. ſoll von den alten Galliern erbaut ſein und hieß zu Chlodwigs Zeiten Compendium. Karl der Kahle erweiterte die Stadt 876 und nannte ſie Carolopolis; 833 wurde Ludwig der Fromme hier ſeines Thrones entſetzt. Am 23. Mai 1430 fiel die Jungfrau von Orléans vor den Mauern von C. den Burgundern in die Hände und wurde den Engländern überliefert. In der Nähe das Schloß Pierrefonds (ſ. d.).

Compiègne (ſpr. kongpjänn'), Victor, Marquis de, franz. Reiſender, geb. 22. Juli 1847 in Fuligny (Aube), geſt. 28. Febr. 1877 in Kairo infolge eines Piſtolenduells. Er bereiſte Florida, Zentralamerika und 1873—74 mit Marche das Ogowegebiet in Weſtafrika, wurde 1875 Generalſekretär der Ägyptiſchen Geſellſchaft und ſchrieb: »L'Afrique équatoriale« (Par. 1875, 2 Tle.) u. »Voyages, chasses et guerre« (daſ. 1876).

Compītum (lat., »Kreuzweg«), bei den Römern ein Kreuzweg und die Kapelle daſelbſt, den zwei Lares compitales geweiht, denen zu Ehren jährlich die Compitalia oder Ludi compitalicii von den Anwohnern gefeiert wurden. Auguſtus ſtellte den in Verfall geratenen Kult wieder her und fügte den Laren als dritte Gottheit den Genius Augusti hinzu.

Complaiſance (franz., ſpr. kongplä́ſangß'), Gefälligkeit, Artigkeit; par c., aus Gefälligkeit; complaiſant (ſpr. -ſáng), gefällig, artig, dienſtfertig.

Complicen (franz., ſpr. kongplíß-), Mitſchuldige; ſ. Teilnahme.

Compluvium (lat.), im altröm. Haus der offene Mittelteil des Daches des Atriums. Vgl. Impluvium.

Composé (franz., ſpr. kong-, ital. composto), zuſammengeſetzt; komponiert (von Muſikſtücken).

Compositae, Pflanzenfamilie, ſ. Kompoſiten.

Compositeur (franz., ſpr. kongpoſitör, ital. Compositore), Komponiſt, Tonſetzer; auch Schriftſetzer.

Compositio (lat.), im deutſchen Mittelalter die zur Beilegung der Fehde wegen eines Rechtsbruchs

anfänglich auf Grund freien Privatübereinkommens, später nach genau bestimmten Gesetzesvorschriften zu zahlende Strafsumme. Das Strafrecht dieser Zeit beruht, wie man das auszudrücken pflegt, auf dem Kompositionensystem, das erst allmählich durch die öffentliche peinliche Strafe verdrängt wurde. Die wichtigste C. ist das Wergeld (s. d.).

Compositum (lat.), Zusammengesetztes, insbes. ein zusammengesetztes Wort; vgl. Zusammensetzung.

Compos mentis (lat.), seines Verstandes, seiner Sinne mächtig.

Compossessio (lat.), Mitbesitz, s. Besitz.

Compostela, Stadt, s. Santiago de Compostela.

Composto (ital.), soviel wie Composé.

Compound (engl., spr. kómpaund), Zusammensetzung, Mischung.

Compounddynamomaschine (Verbund-Dynamomaschine), Dynamomaschine mit doppelter Drahtbewickelung des Magneten. S. Elektrische Maschinen.

Compoundmaschine (Compound-Receivermaschine), s. Dampfmaschine.

Compoundplatten, s. Panzerplatten.

Compoundräder, s. Zahnräder.

Compsognathus, s. Dinosaurier.

Comptant (franz., spr. kongtáng), s. Kontant.

Compte (franz., spr. kongt'), Rechnung, Konto; C. rendu (spr. rangdü), Rechnungsabschluß, Rechenschaftsbericht, Rechnungslegung; auch Sitzungsbericht.

Compteur (franz., spr. kongtör), Hub-, Umdrehungs-, Volumen- ꝛc. Zähler an verschiedenen Maschinen.

Comptoir (franz., spr. kongtuár), s. Kontor.

Compulsoires (franz., spr. kongpülßuár'), das im Code de procédure civile, Art. 846—852, geregelte Verfahren, das einer Prozeßpartei ermöglicht, von Notaren, Gerichtsvollziehern oder sonstigen Verwahrern von Urkunden Einsicht, Ausfertigungen oder Auszüge von Urkunden zu erlangen, bei deren Aufnahme sie selbst nicht mitbeteiligt war.

Compulsor (lat.), in den Klöstern derjenige, der den Mönchen die Bet- und Singstunden ansagt.

Compurgātor (mittellat.), Eideshelfer.

Computus (lat.), Berechnung, besonders C. ecclesiasticus, C. paschalis, Rechnung, nach welcher der erste Ostertag bestimmt wird. Im mittelalterlichen Schulwesen war der C. Gegenstand des Unterrichts, in dem arithmetische und astronomische Elemente mit der kirchlichen Festrechnung zusammentrafen (vgl. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland, Stuttg. 1886). — Auch soviel wie Rosenkranz, weil nach diesem die Gebete berechnet werden.

Comte (franz., spr. kongt'), v. lat. comes), Graf.

Comte (spr. kongt'), 1) Isidore Marie Auguste François Xaver, der Begründer der sogen. positiven Philosophie, geb. 19. Jan. 1798 in Montpellier, gest. 5. Sept. 1857 in Paris, war Zögling der polytechnischen Schule in Montpellier, ging 1816 nach Paris, lernte Saint-Simon kennen, brach aber bald mit dessen Lehren, wurde 1820 Mitarbeiter am »Organisateur«, 1822 an dem neugegründeten Blatt »Le Producteur«. Von 1826 an hielt er Vorträge über sein System, denen eine Zeitlang A. v. Humboldt beiwohnte, wurde 1832 Repetent an der polytechnischen Schule und 1837 Examinator für die Aufnahmszöglinge. Als er 1843 zu letzterer Stelle nicht wieder ernannt worden war und dadurch sein Einkommen verlor, ermöglichte ihm eine Gesellschaft in England lebender Verehrer seiner Schriften, unter denen sich Stuart Mill und der Bankier und Geschichtschreiber George Grote befanden, durch eine ansehnliche Jahrespension die Fortsetzung seiner Arbeiten. Seit 1849 hielt er Vorlesungen über die Geschichte der Humanität, durch die er, von der Liebe zu Clotilde de Vaux begeistert, der Apostel einer Religion der Humanität zu werden hoffte; doch wurden diese Vorlesungen 1851 von der Regierung untersagt. Seine Lehre legte er zuerst in dem »Plan des travaux scientifiques nécessaires pour réorganiser la société« (Par. 1822; neue Aufl., das. 1824 u. d. T.: »Système de philosophie positive«), dann in seinem Hauptwerk: »Cours de philosophie positive« (das. 1830—42, 6 Bde.; 5. Aufl. 1893), nieder. Einen populären Auszug hieraus lieferte Jules Rig: »La philosophie positive par A. Comte. Résumé« (Par. 1880, 2 Bde.; deutsch von v. Kirchmann, Heidelb. 1883—84, 2 Bde.). Die von ihm selbst so genannte »positive Philosophie« (daher seine in Frankreich, England, Belgien und andern Ländern zerstreuten Anhänger sich Positivisten nennen) ist eine Kombination von Empirismus, der aus seiner mathematischen Bildungsepoche stammte, und Sozialismus, den er Saint-Simon verdankte. In der Periode seiner religiösen Begeisterung, die er selbst als seine »subjektive« bezeichnete, schrieb er: »Système de politique positive, ou Traité de sociologie« (1852—54, 4 Bde.; neue Ausg. 1890 bis 1894); »Catéchisme positiviste« (3. Aufl. 1890; deutsch von Roschlau, Leipz. 1891); »Appel aux conservateurs« (1855) und »Synthèse subjective« (1856), deren Inhalt von einem Teil seiner Schüler, namentlich von dem bedeutendsten derselben, dem Akademiker Littré (s. d.), nicht als richtig angenommen worden ist. Der Letztgenannte hat u. d. T.: »A. C. et la philosophie positive« (3. Aufl., Par. 1877) eine Biographie und Darstellung der Lehre Comtes herausgegeben, der 1866 eine andre Schrift: »Auguste C. et Stuart Mill«, folgte. Vgl. auch Robinet, Notice sur l'œuvre et sur la vie d'Auguste C. (3. Aufl., Par. 1891); »Correspondance inédite d'Auguste C.« (1903, Bd. 1). In England haben Miß Martineau (1853), Bridges (1865) und R. Congreve seine Schriften teilweise bearbeitet, Stuart Mill (»A. C. and the positivism«, Lond. 1865; deutsch von Elise Gomperz, Leipz. 1874), Buckle, Lewes, Tylor, Caird (»The social philosophy and religion of C.«, Glasgow 1885, 2. Aufl. 1893) u. a., in Amerika Carey ihn vielfach berücksichtigt. Seine Briefe an Mill erschienen u. d. T.: »Lettres d'A. C. à John Stuart Mill 1841—1846« (Par. 1877). Auch in Italien und Deutschland hat er in neuerer Zeit vielfach Eingang gefunden. Vgl. Gruber, August C. (Freiburg 1889); Derselbe, Der Positivismus vom Tode A. Comtes bis auf unsre Tage (in den »Stimmen aus Maria-Laach«, das. 1891); Lévy-Brühl, La philosophie d'A. C. (Par. 1900; deutsch von Molenaar, Leipz. 1902).

Comtes »Philosophie positive« richtet sich in ihrem negativen Teil gegen jede Metaphysik, jede Einführung von Anfangs- oder Endursachen. Beide Enden der Dinge sind uns unzugänglich, nur die Mitte gehört uns. Der Atheist ist für den Positivisten nur eine Abart des Theologen, der Pantheismus nur eine Form des Atheismus. Theologie und Metaphysik, jeder Versuch, das Universum durch Ursachen zu erklären, die außer ihm sind, ist Transzendenz; Immanenz ist die Wissenschaft, die das Universum durch Ursachen erklärt, die in ihm sind. Seinem positiven Teil nach besteht der Positivismus in einer neuen Auffassung der Entwickelung des Menschengeistes und in einer neuen Anordnung der Wissenschaften. Jener

zufolge durchläuft der denkende Geist notwendigerweise drei Stadien (trois états): das theologische, das metaphysische und das positive. Während des ersten werden die Naturerscheinungen durch übernatürliche Ursachen und persönliches Eingreifen von Göttern, während des zweiten durch abstrakte Ursachen, realisierte Abstrakta, erklärt; während des dritten begnügt man sich, den Zusammenhang der Phänomene zu konstatieren durch Beobachtung, durch das Experiment, kurz, jede Tatsache mit ihren vorangegangenen Bedingungen zu verknüpfen. Was sich nicht durch Experimente verifizieren läßt, gehört nicht in die Wissenschaft. Diese Methode hat die moderne Wissenschaft geschaffen und ist bestimmt, die Stelle der alten Metaphysik einzunehmen. Die Anordnung des Wissens, der im allgemeinen die Baconsche Einteilung der Wissenschaften zu Grunde liegt, und die er die »natürliche Hierarchie der Wissenschaften« nennt, geht vom Einfachen zum Zusammengesetzten. Die Grundlage von allem bildet die Mathematik; dann folgen die Astronomie, die Physik, die Chemie, die Biologie und die Soziologie, deren jede die Vorstufe und Voraussetzung der nächsten ausmacht. Auf die Gesellschaftswissenschaft legte C. den Hauptwert, da sein ganzes Werk neben der Auffindung allgemeiner Gesetze eine Sozietätslehre auf positiver Grundlage zu schaffen bezweckte. Diese Wissenschaft ist nicht möglich ohne die Wissenschaft vom Leben, diese nicht ohne Chemie, die ihrerseits die Physik wie diese die Astronomie und diese die Mathematik zur Basis hat. Die Psychologie ist nur ein Teil der Physiologie (Phrenologie); die Moral beruht auf dem geselligen Trieb und weist Eigennutz und Selbstsucht zurück, indem sie an die Stelle des eignen Vorteils als Motiv des Handelns (Egoismus) den des »andern« (Altruismus) und das allgemeine Wohl über das jedes Einzelnen setzt. Comtes »Politique positive« aus seiner »subjektiven Periode« enthält das bis ins Detail ausgearbeitete Ideal der künftigen Organisation der menschlichen Gesellschaft, die dadurch charakteristisch ist, daß in derselben den »positiven« Philosophen (ähnlich wie den Wissenden in der Platonischen Republik) die herrschende Stellung eingeräumt und unter denselben ein Kultus des »großen Wesens«, d. h. der Menschheit, sowie eine Art Hierarchie mit einem Oberhaupt an der Spitze (ähnlich wie im katholischen Priestertum mit dem römischen Papst) eingerichtet wird, daher die »positive« Gesellschaft von Gegnern als »Katholizismus ohne Christentum« bezeichnet worden ist. Nach dem Muster derselben sind von Anhängern Comtes in England (Rich. Congreve, Bridges u. a.) Positivistengemeinden gegründet und an verschiedenen Orten Kirchen, z. B. in London, eröffnet worden, in denen »positivistischer« Gottesdienst abgehalten wird. In neuerer Zeit sind unter den Mitgliedern Spaltungen eingetreten, infolge deren ein Teil der (übrigens niemals zahlreich gewesenen) »Positivisten« sich der herrschenden Kirche genähert hat.

2) Pierre Charles, franz. Maler, geb. 23. April 1823 in Lyon, gest. 30. Nov. 1895 zu Paris, wurde in Paris Schüler von Robert-Fleury und stellte 1847 eine Lady Jane Gray aus, die, von trefflicher Komposition, korrekter Zeichnung und lebensvoller Charakteristik, Erwartungen erregte, die er nachher in reichem Maß erfüllte in den Bildern: Heinrichs III. Begegnung mit dem Herzog von Guise (1855, im Luxembourg), Jeanne d'Arc bei der Krönung Karls VII. (1861, Museum in Reims) und in der Leonore von Este, Witwe des Herzogs von Guise, die ihren Sohn Heinrich schwören läßt, seinen ermordeten Vater zu rächen (1864, Museum in Lyon). Unter seinen spätern Bildern sind der letzte Besuch Karls V. im Schloß zu Gent nach seiner Thronentsagung (1866), Zigeuner vor dem kranken Ludwig XI. (1869), Katharina von Medici im Schloß Chaumont, Franz I. bei Benvenuto Cellini, die Nichte Don Quichottes (1877) und Dante und die Florentiner Edelleute hervorzuheben.

Comtesse, s. Komtesse.

Comtesse, Robert, schweizer. Bundesrat, geb. 14. Aug. 1847 zu La Sagne im Kanton Neuenburg, studierte die Rechte in Heidelberg und Paris, wurde 1874 Untersuchungsrichter in Neuenburg, dann in den Großen Rat, 1877 in die Regierung des Kantons Neuenburg und 1883 in den schweizerischen Nationalrat gewählt, dem er 1894—95 präsidierte. Am 14. Dez. 1899 wurde er Mitglied des Bundesrats, in dem er die Justiz- und Polizeiabteilung leitet.

Comtismus, soviel wie Comtes Positivismus [(s. Comte 1).

Comul, s. Abroma.

Comum, Stadt, s. Como.

Comuneros (Communeros), Name der Aufständischen in Spanien 1520, die unter der Führung der Städte (comunidades) sich gegen die ausländischen Berater Karls V. erhoben, eine heilige Junta in Avila bildeten und Beseitigung der Ausländer aus allen Ämtern, Beseitigung der neuen Steuern sowie Herstellung der alten Rechte und Freiheiten des Volkes forderten. Im Oktober trat eine Delegiertenversammlung zu Tordesillas zusammen, um die Reformen durchzuführen. Da es aber nicht gelang, die Königin Johanna die Wahnsinnige zu bewegen, sich an die Spitze der C. zu stellen, so sammelte der Adel seine Streitkräfte und schlug das Heer der C. 21. April 1521 bei Villalar. Damit war die Bewegung im wesentlichen unterdrückt, nur Toledo leistete unter Juan de Padilla und dessen Gemahlin Maria de Pacheco noch bis 1522 Widerstand. Vgl. Höfler, Der Aufstand der kastilianischen Städte gegen Kaiser Karl V. (Prag 1876). — C. oder »Söhne des Padilla« nannte sich ferner eine geheime politische Gesellschaft in Spanien, die sich 1820 aus den spanischen Freimaurern entwickelte und vollständige Volkssouveränität anstrebte. Ballesteros und Romero Alpuente waren ihre ersten Häupter. Schon 1821 wurde in Madrid eine leitende Junta und in jeder Provinz eine Provinzialmerindad gestiftet. 1822 zählte die Gesellschaft 40,000 Ritter, deren Zahl später auf 70,000 gestiegen sein soll, und ihre Affiliationen erstreckten sich nach Frankreich. Nach der zweiten Restauration 1823 wurde die Gesellschaft aufgehoben und die Teilnahme daran mit strengen Strafen bedroht. Vgl. Brück, Die geheimen Gesellschaften in Spanien (Mainz 1881); Heckethorn, Geheime Gesellschaften, Geheimbünde ꝛc. (deutsch von Katscher, Leipz. 1900).

Comúni (Sette u. Tredici C.), die sogen. sieben und dreizehn Gemeinden, deutsche, in der Verwelschung begriffene Sprachinseln in Oberitalien, an der Tiroler Grenze. Die Sette C. liegen in dem Hochland zwischen den Flüssen Astico und Brenta in der Provinz Vicenza und bestehen aus den Gemeinden Asiago, Roana, Rotzo, Gallio, Foza, Enego und Lusiana mit zusammen (1901) 26,009 Einw. In Lusiana und Enego ist das Deutsche schon seit längerer Zeit verschollen; in den übrigen Orten, namentlich in Roana und Rotzo, wird es neben dem Italienischen noch gesprochen. Die Tredici C., die dreizehn Gemeinden, in der Provinz Verona, umfassen das von mehreren Tälern durchfurchte Hochland nördlich von

Verona mit den heutigen Gemeinden Badia Calavena, Roverè di Velo, San Mauro di Saline, Selva di Progno, Velo Veronese, Bosco Chiesanuova, Cerro Veronese und Erbezzo, zusammen mit (1901) 17,315 Einw. Der Gebrauch der deutschen Sprache ist hier auf die Bewohner der beiden obersten Dörfer Campo Fontana und Giazza (Gemeinde Selva di Progno) beschränkt, aber auch da im Aussterben begriffen. Man hielt die Bewohner der C., die sich selbst Cimbern nennen, früher für Abkömmlinge der alten Cimbern, doch wird diese Abkunft neuerlich bestritten, da ihre Sprache eine dem Bajuvarischen ähnliche Mundart ist. Es scheint, daß die C. als letzter, in den Bergen längere Zeit vor Verwelschung geschützt gebliebener Rest ehemaliger, bis ins 15. Jahrh. nachweisbarer deutscher Bevölkerung des obern Vicentiner und Friauler Landes anzusehen sind. Die C. bildeten unter der venezianischen Herrschaft eine Art von Republik mit besondern Vorrechten. Vgl. Schmeller, Deutsche und Romanen in Südtirol (in »Petermanns Mitteilungen«, 1877); Tappeiner, Studien zur Anthropologie Tirols und der Sette C. (Innsbr. 1883); Molon, Sui popoli antichi e moderni dei Sette Comuni del Vicentino (2. Aufl., Vicenza 1881); andre Schriften von Cipolla (Rom 1884 u. Veneb. 1887), Galanti (das. 1887).

Comyn, ein altschott. Geschlecht, das von dem König Donald Bane, Sohn Duncans I., abstammen wollte und daher Ansprüche auf den schottischen Thron erhob. 1291 wurden diese Ansprüche nach dem kinderlosen Tod Alexanders III. von John C., Herrn von Badenoch, vor Eduard I. von England geltend gemacht, aber zurückgewiesen. John C. schloß sich darauf an seinen Schwager Baliol (s. d.) an und wurde nach der Schlacht bei Dunbar 1296 von Eduard gefangen gehalten, 1297 aber freigelassen. — Sein Sohn John C., mit ihm gefangen und befreit, nahm in der Folge an den schottischen Freiheitskämpfen lebhaften Anteil, wurde aber 1306 von Robert Bruce des Verrats beschuldigt und von dessen Gefolge ermordet. Zum Hause der C. gehören auch die Grafen von Buchan, die im 13. Jahrh. in Schottland eine bedeutende Rolle spielten.

Con, ital. Präposition: »mit«; kommt in Verbindung mit Substantiven als musikalische Vortragsbezeichnung sehr häufig vor, z. B. c. abbandono, mit Hingabe; c. anima, soviel wie Animato, ꝛc.

Coena, Coenaculum (lat.), s. Cena, Cenaculum.

Con amōre (ital.), mit Liebe und Lust.

Coenanthĭum, Blütenkuchen, s. Blütenstand,

Conātus (lat.), s. Konat. [S. 93.

Con brio (ital.), s. Brioso.

Conc., Abkürzung auf Rezepten für Concisus (s. d.).

Conca (ital.), Becken; Muschel. C. d'oro (»goldene Muschel«), Beiname der Umgebung von Palermo.

Concarneau (spr. kongkarnō), Stadt im franz. Depart. Finistère, Arrond. Quimper, an der Bai von La Foreſt und der Orléansbahn, besteht aus der mit alten Festungswerken umgebenen Inselstadt und der gegenüberliegenden Neustadt und zählt (1901) 7635 Einw. Der durch einen Molo geschützte, wegen Versandung aber nur für kleine Schiffe zugängliche Hafen hat namentlich für die Fischerei (besonders von Sardinen) Bedeutung; 22 Unternehmungen befassen sich mit der Zubereitung der Sardinen (jährlich ca. 18 Mill. Büchsen). C. hat auch Seebäder und eine von Coste (s. d.) gegründete Anstalt für Fisch- und Krustazeenzucht mit zoologischer Station.

Concēdo (lat.), ich gebe zu, ich stimme bei.

Concentus (lat., »Mitgesang, Zusammenklang«), in der Terminologie des Gregorianischen Gesanges der eigentliche Gesang (Choral) im Gegensatze zum Accentus, dem nur rezitierenden Vortrag der Lektionen ꝛc.

Concepción, chilen. Provinz (s. Karte »Argentinien, Chile ꝛc.«), zwischen dem Stillen Ozean und den Kordilleren, 9155 qkm mit (1895) 188,190 Einw. Den untern Teil durchschneidet der Fluß Biobio. Das Klima ist gesund. Landbau, Viehzucht u. Kohlenbergbau (jährlich 240,000 Ton.) werden eifrig betrieben.

Concepción, 1) Hauptstadt der gleichnamigen chilenischen Provinz (s. oben), am Biobio, 12 km von dessen Mündung in die Bai von C., durch Eisenbahn mit ihrem Hafen Talcahuano (s. d.) verbunden, ist Sitz eines Bischofs, eines deutschen Konsuls und des Appellationsgerichts für Südchile, hat Kathedrale, Stadthaus, Lyzeum, Ackerbauschule, Priester- und Lehrerinnenseminar, Krankenhaus, bedeutenden Handel (meist in deutschen Händen), namentlich Ausfuhr von Kohle, und (1899) 55,458 Einw., worunter viele Deutsche. Von Pedro de Valdivia 1550 dicht am Meer gegründet, wurde die Stadt wiederholt durch die Araukaner und durch Erdbeben verwüstet und 1764 an ihre jetzige Stelle verlegt, aber 1835 durch ein Seebeben wieder fast zerstört. — 2) (C. del Uruguay, früher Arroyo de China) Departementshauptstadt in der argentin. Provinz Entre Rios, am Uruguay, Endstation der Bahn Paraná-C., Dampferstation, mit Lehrerseminar, höherer Schule, großer Schlächterei und (1895) 10,000 Einw. — 3) (C. de Apolobamba) Stadt im bolivian. Depart. Beni, am Fluß Tuiche, östlich vom Gebirgsknoten Nudo de Apolamba, ehemals Mission der Franziskaner, deren indianische Einwohner Koka und Kakao bauen sowie Fieberrinde und Drogen sammeln. — 4) (Villa de la C.) Stadt im mexikan. Staat Chihuahua, im fruchtbaren, durch Apfelgärten berühmten Hochtal des obern Yaqui. Westlich, in der Sierra Tarahumare, reiche Silbergruben (von Jesus Maria, Uruachic u. a.). — 5) (Villa Real de C.) Stadt in der südamerikan. Republik Paraguay, am Fluß Paraguay, hat Ausfuhr von Paraguaytee und etwa 2000 Einw. — 6) (Cojedes) Stadt im Staate Zamora der südamerikan. Republik Venezuela, am schiffbaren Fluß C., durch die Bürgerkriege sehr heruntergekommen. — 7) C. de Comayagua, s. Comayagua. — 8) C. de la Vega, s. Vega. — 9) C. del Rio Cuarto, s. Rio Cuarto. — 10) C. de Puno, s. Puno. — 11) C. del Arauco, s. Arauco.

Concepcionbank, s. Atlantischer Ozean, S. 45.

Concēpi (lat.), ich habe es verfaßt. Sein C. unterschreiben, sich als Verfasser, namentlich einer Rechtsschrift, unterzeichnen. Vgl. Konzipieren.

Conceptio immaculāta beātae Virgĭnis (lat.), Fest der unbefleckten Empfängnis Mariä, s. Unbefleckte Empfängnis.

Conceptionbai, Meeresbucht an der Nordseite der Halbinsel Avalon von Neufundland, mit vielen Fischerdörfern und dem Hafen Harbour Grace.

Concern (engl., spr. konßörn), Handelsgeschäft, industrielles Unternehmen, Handelshaus, Firma.

Concertant (franz., spr. kongßertáng, auch ital. concertato oder concertante, spr. kontscher-), konzertierend, konzertmäßig. Quatuor c., ein Quartett mit konzertmäßiger (solistischer) erster Violine. Ein Orchesterinstrument heißt c., wenn es durch eine ganze Arie obligat behandelt ist und mit der Singstimme rivalisiert. Duo oder Trio c., Doppel- oder Tripelkonzert, eine Komposition für zwei oder drei konzertierende Soloinstrumente mit Begleitung.

Concertīna, soviel wie Ziehharmonika.

Concertīno (ital., spr. -tscher-), Sammelbezeichnung der Soloinstrumente im Concerto grosso, s. Konzert.

Concerto (ital., spr. -tschérto), Konzert (s. d.).

Concerts spirituels (franz., spr. kongßär spirituéll, »geistliche Konzerte«), Konzerte an den kirchlichen Festtagen, wo die Theater geschlossen waren, wurden zuerst von Philidor (1725) in Paris ins Leben gerufen und fanden vielfach Nachahmung, z. B. 1783 von Reichardt in Berlin.

Concetti (ital., spr. -tschétti), witzige Einfälle in zugespitzter Redeform, wie sie sich bei allen Schriftstellern gelegentlich finden, in gewissen Literaturperioden aber (spätere Renaissanceliteratur in Italien [Tasso, Marini u. a.] und Spanien [Gongora], elisabethanisches Zeitalter in England [Lillys »Euphues«, Shakespeares Sonette]) geflissentlich und im Übermaß in Prosa und Verse eingewoben wurden zum Nachteil eines einfachen klaren Stiles, der durch allzu reichliche C. manieriert wird.

Concha (lat.), Muschel, Muschelschale, Ohrmuschel. Conchae praeparatae, gereinigte und fein pulverisierte Austernschalen, finden als Zahnpulver 2c. Anwendung. — In der Architektur ist C. Bezeichnung für ein Muschelgewölbe, eine Halbkuppel, daher soviel wie Apsis.

Concha (spr. kontscha), 1) Manuel Gutierrez de la, Marques del Duero, span. General, geb. 3. April 1808 zu Cordoba in Argentinien, gest. 27. Juni 1874. Während des spanischen Bürgerkrieges (1834—1840) diente er im Heer der Cristinos und zeichnete sich in mehreren Gefechten aus. 1843 bei dem Sturz Espartero beteiligt, wurde er zum Kommandanten in Valencia und Murcia ernannt, unterdrückte 1844 eine progressistische Bewegung in Cartagena, 1845 eine Erhebung Kataloniens gegen den Konskriptionszwang. Bei den Differenzen, die 1847 Spanien mit Portugal hatte, wurde er mit 6000 Mann nach Portugal geschickt, besetzte Oporto und löste diese portugiesische Frage durch geschickte Unterhandlungen ohne Blutvergießen. Zur Belohnung hierfür wurde er zum Marques del Duero erhoben. Als Mitglied der Cortes hatte er seinen Sitz bei der gemäßigten Rechten. Bei der Expedition 1849, welche die Revolution in Rom niederschlagen sollte, richtete er mit seinen Truppen nichts aus. 1853 unterzeichnete er mit andern eine Adresse an die Königin Isabella, worin ein liberaleres Regiment und die sofortige Einberufung der Cortes gefordert wurden. Deshalb nach den Kanarischen Inseln verwiesen, floh er nach Frankreich. Als infolge der von O'Donnell geleiteten Revolution 1854 Isabella sich genötigt sah, Espartero zum Ministerpräsidenten zu ernennen, kehrte C. nach Spanien zurück. In der Septemberrevolution 1868 stand er auf seiten der Königin und übernahm den Oberbefehl in Madrid, begnügte sich aber mit der Aufrechthaltung der Ordnung. Als Befehlshaber des 3. Korps im Karlistenkrieg 1873 hatte er das Hauptverdienst an der Entsetzung von Bilbao. Daher wurde er im Mai 1874 von Serrano zum Oberbefehlshaber der Nordarmee ernannt, fiel aber bei Monte Muro an der Spitze seiner Truppen.

2) José Gutierrez de la, Marquis von Habana, span. General, Bruder des vorigen, geb. 4. Juni 1809 zu Cordoba (Tucuman), gest. 5. Nov. 1895 in Madrid, diente zuerst im Kriege gegen die Karlisten. 1839 wurde er Oberst, war 1844—46 Generalkapitän der baskischen Provinzen, unterdrückte die Erhebung von Santiago und wurde zum obersten Chef der spanischen Reiterei ernannt. 1851 wurde er Generalkapitän der Insel Cuba, doch infolge des Einfalls des Abenteurers Lopez 1852 abberufen und durch General Canedo ersetzt. Dies führte ihn in die Reihen der Opposition. 1853 nach Mallorca verbannt, flüchtete er nach Frankreich. Die Revolution von 1854 führte ihn nach Spanien zurück, wo er sich im Senat als parlamentarischer Redner bemerkbar machte und bald zum zweitenmal mit der Verwaltung Cubas betraut wurde (1854—59). Im März 1863 trat er als Kriegsminister in das Kabinett Miraflores, bekleidete interimistisch das neugeschaffene Ultramar- (Kolonien-) Ministerium und wurde im Dezember 1864 Präsident des Senats. Beim Ausbruch der Septemberrevolution 1868 übernahm er nach Bravos Rücktritt das Ministerium; doch konnte er den Thron Isabellas nicht retten. Er schloß sich darauf der alfonsistischen Partei an und war 1874 wieder auf einige Zeit Generalkapitän von Cuba.

Conchagua (spr. -tschágwa), Vulkan in Salvador, im W. der Fonsecabai, 1160 m hoch, der in historischen Zeiten Ausbrüche gehabt hat.

Conchas, Las (spr. kontschas), Bezirkshauptstadt in der argentin. Provinz Buenos Aires, am La Plata, nördlich von der Stadt Buenos Aires, mit der es durch Eisenbahn verbunden ist, mit (1890) 4000 Einw.

Conches (C.-en-Ouche, spr. kongsch-ăn-üsch'), Stadt im franz. Depart. Eure, Arrond. Évreux, Knotenpunkt an der Westbahn, hat eine Kirche aus dem 15. Jahrh., einen Wartturm aus dem 12. Jahrh., Reste einer Abtei, Eisenwerke, Mineralquellen und (1901) 1770 (als Gemeinde 2204) Einw.

Conchifĕra, s. Muscheln.

Conchinīn, s. Chinidin.

Conchophyllum, s. Dischidia.

Conchos (Rio de los C., spr. kontsch-), Fluß in Nordmexiko, der westlichen Sierra Madre entquellend, bewässert und befruchtet den mittlern Teil von Chihuahua und mündet, 560 km lang, unweit Presidio del Norte in den Rio Grande.

Concia (Conzo), älteres Weinmaß in den Etschgegenden, in Venedig (Mastello) = 75,117 Lit.

Concierge (franz., spr. kongßjärsch'), Hausmann, Portier; früher Schloßvogt, Gefängniswärter 2c.

Conciergerie (franz., spr. kongßjärsch'ri), Haus- oder Schloßvogtei (Wohnung eines Concierge); insbes. das aus dem Mittelalter stammende, jetzt für Untersuchungsgefangene bestimmte Gefängnis in Paris, das ehedem als königliche Burgvogtei und Fronfeste, nachmals als Parlamentsgefängnis diente und in der ersten französischen Revolution als »Vorhalle der Guillotine« eine Rolle spielte. Es liegt am Quai de l'Horloge und ist kenntlich durch zwei alte, starke, fast fensterlose Türme, Reste der ältesten Königsresidenz von Paris. Der Burghof mit umlaufenden Gängen rührt aus dem 13. Jahrh. her; den Unterbau bildet eine Reihe gewölbter, dunkler Räume. Hierher wurden während der Schreckenszeit allabendlich die zum Tode Verurteilten gebracht, um tags darauf das Schafott zu besteigen; noch jetzt zeigt man den Kerker, in dem Danton, Hébert, Chaumette und Robespierre ihre letzte Nacht zubrachten. Unfern davon war die Zelle, die Marie Antoinette vor ihrer Verurteilung bewohnte. Vgl. Pottet, Histoire de la C. du palais de Paris (Par. 1887).

Conciliabŭlum (lat.), Sammelplatz, Versammlungsort; auch eine heimliche, unrechtmäßige Versammlung, namentlich kirchliche.

Concilium (lat.), Versammlung, s. Konzil.

Concilium bibliographicum, ein in Ausführung eines einstimmigen Beschlusses des Internationalen zoologischen Kongresses in Leiden (1895) von dem amerikanischen Zoologen Field 1896 in Zürich begründetes Bureau, das als Bibliographische Zentralstelle für Zoologie, Physiologie und Anatomie Auskunft über alle wissenschaftlichen Veröffentlichungen auf diesen Gebieten liefert.

Concino Concini (spr. -tschi-), Marschall, s. Ancre.

Concio (Contio, lat.), Volksversammlung, in der römischen Republik eine Volksversammlung zur Besprechung öffentlicher Angelegenheiten im Gegensatze zu den comitia mit der Zuständigkeit zur Beschlußfassung.

Concīsus (lat.), auf Rezepten: zerschnitten, von Wurzeln, Stengeln ꝛc., oft in Verbindung mit Contusus, zerstoßen. S. Konzis.

Conclamātum est (lat.), sprichwörtliche Redensart, s. Konklamation.

Concludéndo (lat.), schließlich.

Conclusĭo (lat.), s. Konklusion.

Conclūsum (lat.), Beschluß; C. imperii, Reichsschluß, technischer Ausdruck für die vom Kaiser ratifizierten Beschlüsse des Reichstags im alten Deutschen Reich.

Concord (spr. kónk-), Name mehrerer Städte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika: 1) Hauptstadt von New Hampshire, am vierfach überbrückten, schiffbaren Merrimack, Bahnknotenpunkt, mit Kapitol, großem Gefängnis, Irrenhaus, Altersversorgungsanstalt, drei Bibliotheken, Fabriken für Wagen, Lederwaren, Möbeln, Granit- und Marmorschleiferei, Steinbrüchen und (1900) 19,632 Einw. — 2) Stadt in Nordcarolina, Grafschaft Cabarrus, mit lutherischem College, Baumwollindustrie und (1900) 7910 Einw. — 3) Ort in Massachusetts, Grafschaft Middlesex, am C. River, die Heimat von Hawthorne, Emerson, Thoreau und den Alcotts, mit (1901) 5652 Einw. Der Ort ist merkwürdig durch den Provinzialkongreß von 1774 sowie dadurch, daß hier 19. April 1775 den Engländern der erste aktive Widerstand geleistet ward, woran ein 1835 errichteter Granitblock erinnert.

Concordantia (mittellat.), s. Konkordanz.

Concordĭa (lat.), Eintracht; als Name von Schriften ꝛc. s. Konkordia.

Concordia, 1) Departementshauptstadt in der argentin. Provinz Entre Rios, am Uruguay, Dampferstation und Station der Ostbahn, welche die Salto oriental genannten Stromschnellen umgeht und C. mit den aufwärts am Fluß gelegenen Städten verbindet, ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls, hat Straßenbahn, Ölmühlen, Schlachthäuser, starke Ausfuhr von Pökelfleisch und Paraguaytee und (1895) 12,694 Einw. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Cloud im nordamerikan. Staat Kansas, am Republican River, mit Normalschule und (1900) 3401 Einw.

Concordia, bei den Römern die Personifikation der Eintracht, der wiederholt nach innern Zwisten Tempel errichtet wurden. Der berühmteste war der am Abhang des Kapitols, dessen Unterbau erhalten ist. In der Kaiserzeit gehörte ihr Kult zu den angesehensten, namentlich als C. Augusta, der Ehegöttin des Kaiserhauses. Ihr Hauptsymbol war das Füllhorn.

Concordia parvae res crescunt, discordia maximae dilabuntur, Sprichwort aus Sallust (»Jugurtha«, 10): »Durch Eintracht wächst das Kleine, durch Zwietracht zerfällt das Größte«.

Concordĭa Sagittaria (spr. ßadschi-), Dorf in der ital. Provinz Venedig, Distrikt Portogruaro, am Lemene, hat einen Dom aus dem 10. Jahrh., Baureste der römischen Stadt Concordia und (1901) ca. 1100 (als Gemeinde 3083) Einw.

Concours hippique (franz., spr. kongkúr ippik'), Pferde- und Wagenschau, zuerst in Paris in den 1880er Jahren in größerm Maßstab aufgekommen. Bei diesem Wettbewerb werden von einer besondern Preisjury die besten Gespanne und Reitpferde prämiiert. Als Preise gelangen je nach der Klasse der Konkurrenz Geld- und Ehrenpreise sowie Medaillen zur Verteilung. Dem Pariser Beispiel folgend, haben die Concours hippiques auch in Rußland, England und Amerika, seit 1897 auch in Deutschland durch den deutschen Sportverein Aufnahme gefunden. Wie in Paris in ausgedehntester Weise, so ist auch in Berlin in mehr exklusiver Form der C. neben seinem Hauptzweck ein Fest der vornehmsten Gesellschaftskreise geworden.

Concrētum (lat.), s. Konkret.

Concurrence déloyale (franz., spr. kongkürrangß' deluajall', engl. Unfair competition), s. Unlauterer Wettbewerb.

Concursus, das Zusammentreffen. C. actionum, das Zusammentreffen mehrerer Ansprüche derselben Person auf Grund des nämlichen Tatbestandes (s. Klagenkonkurrenz); c. creditorum, das Zusammentreffen mehrerer Gläubiger desselben Schuldners (s. Konkurs); c. delictorum, das Zusammentreffen mehrerer Verbrechen desselben Täters (s. Konkurrenz der Verbrechen); c. plurium ad delictum, das Zusammentreffen mehrerer Personen bei Begehung eines Verbrechens (s. Teilnahme).

Concussio (lat.), s. Erpressung.

Condamine, La, s. Lacondamine.

Condamnation conditionnelle (franz., spr. kongdänaßjóng kongdißjönäl'), s. Bedingte Verurteilung.

Condat (Condate, keltisches Wort, soviel wie Zusammenfluß), ehemaliger Name französischer Orte, s. Cognac, Cosne, Rennes, St.-Claude; kommt auch in der Form Condé (s. d.) vor.

Condé (spr. kóng-), Name zahlreicher französischer Orte (s. Condat), darunter: 1) (C.-sur-l'Escaut) Stadt und Festung im franz. Depart. Nord, Arrond. Valenciennes, nahe der belgischen Grenze, am Zusammenfluß der Haine und Schelde, am Kanal von C. nach Mons und an der Lokalbahn Somain-Peruwelz, in sumpfiger Gegend, hat ein Arsenal, ein Collège und (1901) 3611 Einw., die Zichorienfabrikation, Bierbrauerei, Gerberei, Schiffbau und Handel treiben. C., der Stammsitz des gleichnamigen Geschlechts, hatte mehrere Belagerungen zu bestehen. Die Franzosen entrissen die Stadt 1676 den Spaniern und behielten sie im Frieden von Nimwegen. 1793 ward sie von den Österreichern genommen. — 2 km nördlich von dieser Stadt liegt das Dorf Vieux-C., mit Steinkohlengruben, Eisenindustrie und (1901) 3603 (als Gemeinde 7550) Einw. — 2) (C.-sur-Noireau) Stadt im franz. Depart. Calvados, Arrond. Vire, am Zusammenfluß des Noireau mit der Drouance, an der Westbahn, mit Denkmal des hier gebornen Admirals Dumont d'Urville, Collège, Handelsgericht, Gewerbekammer, Museum, bedeutenden Baumwollspinnereien, Webereien, Färbereien, Druckereien, Maschinenfabrikation, Handel und (1901) 6110 Einw.

Condé (spr. kóng-), altes und berühmtes Geschlecht im Hennegau, dessen Stammsitz die Stadt C. (s. oben) war. Gottfried von C. (um 1200) war Stammvater der Freiherren von C., die aber schon 1391 mit Johann ausstarben. Eine Hälfte der Herrschaft C.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

besaßen zu Gottfrieds Zeiten die Herren von Avesnes; durch Maria Avesnes, Gräfin von Blois (gest. 1241), kam sie an Hugo von Châtillon, Grafen von Saint-Pol. Eine Urenkelin derselben, Johanna, Frau auf C., heiratete 1335 Jakob I. von Bourbon, Grafen von La Marche (gest. 1361), und ward Stammutter des Hauses Bourbon. Ihr zweiter Sohn, Ludwig von Bourbon, Graf von Vendôme, erhielt die Herrschaft C., wovon sein Urenkel Ludwig von Bourbon den fürstlichen Titel annahm; derselbe begründete den C. genannten Seitenzweig des Hauses Bourbon. Vgl. Herzog von Aumale, Histoire des princes de C. (Par. 1869—95, 7 Bde.).

1) Ludwig I. von Bourbon, Prinz von, jüngster Sohn Karls von Bourbon, Herzogs von Vendôme, Bruder des Königs Anton von Navarra, geb. 7. Mai 1530 in Vendôme, gest. 13. März 1569, kämpfte 1549—58 gegen die Spanier und die Engländer. Beim Ausbruch der Religionskriege, in denen sich zugleich die Häuser Bourbon und Guise bekriegten, stellte sich C. mit Coligny an die Spitze der Hugenotten. Da er bei der Verschwörung von Amboise, welche die Gefangennahme des Königs zum Zweck hatte, beteiligt war, wurde er 30. Okt. 1560 in Orléans verhaftet und zum Tode verurteilt, aber durch den Tod Franz' II. gerettet. Er trat seitdem offen an die Spitze der Hugenotten und eröffnete den Krieg 1562 mit Wegnahme von Orléans, Rouen und andern Städten. Am 19. Dez. 1562 bei Dreux von dem Herzog von Guise geschlagen und gefangen genommen, ging er den ungünstigen Frieden von Amboise (19. März 1563) ein, um sich die Freiheit und damit die Rückkehr zu seinen Vergnügungen und Ausschweifungen zu erkaufen. Durch die zweideutige Haltung der Katharina von Medici sah C. sich aber bald zu neuen Feindseligkeiten gedrängt (1567) und belagerte nach der Schlacht bei St.-Denis (10. Nov.) mit deutschen Hilfstruppen Chartres, worauf 23. März 1568 zu Longjumeau abermals Friede geschlossen wurde. Schon Ende 1568 standen sich die Parteien wieder in Waffen gegenüber. Am 13. März 1569 wurden die Hugenotten unter Condés Anführung von dem vom Herzog von Anjou befehligten katholischen Heer bei Jarnac geschlagen. C. selbst wurde verwundet, gefangen und von Montesquiou, dem Anführer der Schweizergarde, niedergeschossen. Er war zweimal vermählt, zuerst mit Eleonore de Roye, einer Nichte Colignys (geb. 1535, gest. 23. Juli 1564), die Mutter von acht Kindern wurde und ihren Gemahl hauptsächlich zum Ausharren für die Hugenotten bewog (vgl. Delaborde, Éléonore de Roye, princesse de C., Par. 1876; Pannier, Éléonore de Roye, princesse de C., das. 1901), dann mit Franziska von Orléans, des Franz von Orléans und der Jakobine von Rohan Tochter, die ihm drei Söhne schenkte u. 11. Juni 1601 starb. Vgl. »Memoires de Louis de Bourbon, prince de C.« (Straßb. 1589, 3 Bde.; Par. 1743, 6 Bde.).

2) Heinrich I., Prinz von, Herzog von Enghien, geb. 29. Dez. 1552 in La Ferté-sous-Jouarre, gest. 5. März 1588, ältester Sohn des vorigen, focht an der Seite des Admirals Coligny und seines Vetters Heinrich von Navarra 1570 bei Arnay-le-Duc; aus der Metzelei der Pariser Bluthochzeit rettete ihn nur der Übertritt zur katholischen Kirche. Nach dem Tode Karls IX. trat er zum Calvinismus zurück, warb in Deutschland und England Truppen, trat an die Spitze der Hugenotten und erzwang 1576 von dem Hofe für die Reformierten Gewissensfreiheit und unbeschränkte öffentliche Religionsübung; 1577 aber brach der Krieg wieder aus. Unterdes hatte sich der König von Navarra mit dem Hofe versöhnt, wodurch auch C. 1580 zur Niederlegung der Waffen genötigt wurde. Aber 1585 stand er wieder in Waffen und entschied mit seiner schweren Reiterei die Schlacht bei Coutras (20. Sept. 1587). Er starb plötzlich in St.-Jean d'Angely.

3) Heinrich II., Prinz von, Herzog von Enghien, Sohn des vorigen und seiner zweiten Gemahlin, Charlotte de la Trémouille, geb. 1. Sept. 1588 nach seines Vaters Tod in St.-Jean d'Angely, gest. 26. Dez. 1646 in Paris. Er kam 1595 an den Hof, wurde als eventueller Thronfolger anerkannt und in der katholischen Religion erzogen. Am 17. Mai 1609 vermählte sich C. mit der schönen Charlotte Margarete von Montmorency; als König Heinrich IV. aber seiner Gattin nachstellte, entfloh er mit ihr nach Belgien und nach Mailand. Erst nach Heinrichs IV. Ermordung zog er 16. Juli 1610 feierlich in Paris ein. Marschall d'Ancres wachsender Einfluß kränkte ihn so, daß er im Juli 1615 zu den Waffen griff, bis er 1. Sept. 1616 verhaftet und nach der Bastille, dann nach Vincennes gebracht wurde. Am 16. Okt. 1619 durch Luynes befreit, war er von nun an ein treuer Diener des Königshauses und focht wiederholt gegen die Reformierten. 1635 erhielt er zu dem Gouvernement von Burgund das von Lothringen, befehligte 1636 die zur Eroberung von Hochburgund bestimmte Armee und focht 1638 an der spanischen Grenze. Vgl. Henrard, Henri IV et la princesse de C. (Brüssel 1885).

4) Ludwig II. von Bourbon, Prinz von, der große C. genannt, Sohn des vorigen, einer der größten Feldherren seines Jahrhunderts, geb. 8. Sept. 1621 in Paris, gest. 11. Dez. 1686 in Fontainebleau, führte bis zum Tode seines Vaters den Titel eines Herzogs von Enghien. Er schlug die Spanier bei Rocroi 1643 und nahm Diedenhofen, eilte 1644 Turenne zu Hilfe nach Süddeutschland, kämpfte gegen den bayrischen General Mercy in der dreitägigen unentschiedenen Schlacht bei Freiburg i. Br. (3.—5. Aug. 1644) und 3. Aug. 1645 bei Allersheim unweit Nördlingen. 1646 kommandierte er in den Niederlanden gegen die Spanier und eroberte Dünkirchen. Der Tod seines Vaters machte ihn zum Haupt seines Hauses und nächst dem Herzog von Orléans zum ersten Mann Frankreichs. 1648 gewann er in den Niederlanden die Schlacht bei Lens 20. Aug., worauf er durch die Unruhen der Fronde nach Frankreich zurückgerufen wurde. Dort stellte er sich zuerst auf die Seite des Hofes. Als er sich aber mit den Häuptern der Fronde überwarf und zugleich Mazarin zu stürzen drohte, verbanden sich diese gegen C. und ließen ihn 18. Jan. 1650 mit seinem Bruder, dem Prinzen Conti, und seinem Schwager, dem Herzog von Longueville, verhaften und nach Vincennes abführen. Allein bald bewaffnete sich der Hochadel für C., Parlament und Fronde traten auf dessen Seite, und Mazarin mußte das Reich verlassen. C. wurde befreit, vermochte sich aber den Intrigen der Königin-Mutter und des Kardinals Retz gegenüber nicht zu behaupten. Er verbündete sich mit den Spaniern, behauptete sich 2. Juli 1652 gegen einen Angriff Turennes im Besitz von Paris, verließ es aber 13. Okt., da das Volk von ihm abfiel, und trat als Generalissimus in spanische Dienste; indes die Eifersucht der spanischen Befehlshaber ließ ihn gegen Turenne die Schlacht auf den Dünen (11. Juni 1658) verlieren. Er erhielt in dem 1659 mit Spanien geschlossenen Frieden zwar völlige Verzeihung und Wiedereinsetzung in die frühern Würden, jedoch erst 1668 wieder ein selbständiges

Kommando. Er eroberte die Franche-Comté und befehligte, als 1672 Ludwig XIV. Holland angriff, ein Korps von 30,000 Mann, nahm 4. Juni Wesel und bewerkstelligte 12. Juni den berühmten Rheinübergang, wobei er verwundet wurde. Am 11. Aug. 1674 siegte er über die verbündeten Spanier, Österreicher und Holländer bei Seneffe und erhielt 1675 nach Turennes Tode den Oberbefehl am Oberrhein; doch zwang ihn Podagra, vom Kriegsschauplatz abzutreten, worauf er sich auf seinen Landsitz zu Chantilly zurückzog. Vgl. La Coste, Histoire de Louis de Bourbon II du nom, prince de C. (Köln 1695; 3. Ausg., Haag 1738); Desormeaux, Histoire de Louis de Bourbon (Par. 1766—68, 4 Bde.); »Essai sur la vie du grand C. par Louis Joseph de Bourbon, son quatrième descendant« (Lond. 1806, s. unten 6); Fitzpatrick, Great C. and the period of the Fronde (2. Aufl., das. 1874).

5) Ludwig Heinrich, Prinz von, Herzog von Bourbon und von Enghien (unter dem Namen Heinrich von Bourbon bekannt), Urenkel des vorigen, Sohn Ludwigs III. von C., geb. 18. Aug. 1692, gest. 27. Jan. 1740 in Chantilly, Großhofmeister des königlichen Hauses und Gouverneur von Burgund, wurde nach Ludwigs XIV. Tode Präsident des Kriegsrats, 1718 Generalleutnant und erhielt die Oberaufsicht über die Erziehung des jungen Königs. Nach dem Tode des Herzogs von Orléans, 2. Dez. 1723, wurde er Premierminister, als welcher er in der innern und äußern Politik eine törichte Reaktion gegen alle Bestrebungen Orléans' unternahm. Seine Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit hatten 11. Juni 1726 seine Verbannung auf das Landgut Chantilly und seine Ersetzung durch Fleury zur Folge. In seiner Muße beschäftigte er sich mit naturwissenschaftlichen Studien.

6) Ludwig Joseph von Bourbon, Prinz von, Sohn des vorigen und der Prinzessin Karoline von Hessen-Rheinfels, geb. 9. Aug. 1736, gest. 13. Mai 1818 in Chantilly, nahm an dem Feldzug von 1757 mit Auszeichnung teil und siegte 30. Aug. 1762 unweit Friedberg über den Erbprinzen von Braunschweig. Er lebte meist in Chantilly, wo er eine gelehrte Gesellschaft um sich versammelte. Die Revolution vertrieb ihn schon 1789 aus Frankreich; er bildete 1792 in Koblenz eine Emigrantenarmee, die sich dem verbündeten Heer bei dem Einfall in Frankreich anschloß. Nach dem Frieden von Campo Formio 1797 trat C. in russische Dienste und focht 1799 unter Suworow in der Schweiz gegen die französische Republik. Den Feldzug von 1800 machte er unter österreichischen Fahnen mit, ward aber durch den Lüneviller Frieden genötigt, sein Korps aufzulösen, und ging nach England, wo er in Zurückgezogenheit lebte. Am 4. Mai 1814 kehrte er nach Paris zurück und wurde mit Ehren überhäuft. Er erbaute das Palais Bourbon, in dem die Deputiertenkammer tagt. C. schrieb: »Essai sur la vie du grand C.« (Lond. 1806). Vgl. Chamballand, Vie de Louis Joseph, duc de C. (Par. 1819—20, 2 Bde.); Bittard des Portes, Histoire de l'armée de C. 1791—1801 (das. 1896).

7) Ludwig Heinrich Joseph, Prinz von, Sohn des vorigen, geb. 13. April 1756, gest. 29. Aug. 1830, führte ein wildes und ausschweifendes Leben. Er unternahm 1782 mit dem Grafen von Artois die Belagerung von Gibraltar und ward Marschall. Später kämpfte er mit Auszeichnung in den Reihen der Emigrierten. Von 1800—1814 lebte er in England, nach seiner Rückkehr nach Frankreich größtenteils in Chantilly mit der Frau seines Adjutanten Barons Feuchères, Sophie Dawes, geborner Clarke, einer englischen gemeinen Abenteuerin. Nach dem Sturz Karls X. huldigte C. dem König Ludwig Philipp. Bald darauf wurde er in seinem Palast in St.-Leu an einem Fensterladen seines Schlafzimmers erhängt gefunden; kurz vorher hatte er seinen Paten, den Herzog von Aumale, vierten Sohn Ludwig Philipps, zum Haupterben seines unermeßlichen Vermögens eingesetzt und der Baronin Feuchères 2 Mill. Frank und zwei seiner Güter vermacht. Es ist ungewiß, ob er durch Selbstmord oder durch ein Verbrechen geendet hat. Mit dem Prinzen erlosch das Geschlecht C.; seine rechtmäßige Gemahlin Louise Marie Therese von Orléans starb 10. Jan. 1822 in Paris. Des Herzogs von Aumale ältester Sohn, Ludwig (geb. 1845, gest. 1866), führte auch den Titel eines Prinzen von C. Vgl. Billault de Gerainville, Histoire de Louis Philippe, Bd. 3 (Par. 1875).

8) Ludwig Anton Heinrich, s. Enghien.

Conder, Claude Reignier, Palästinaforscher, geb. 29. Dez. 1848 in England, war als englischer Ingenieuroffizier 1872—78 und 1881—82 mit Vermessungsarbeiten in Palästina beschäftigt, machte den ägyptischen Feldzug von 1882 mit, ebenso 1884—85 den in Betschuanaland, worauf er als Grenzkommissar bei den Streitigkeiten mit Transvaal tätig war. 1895 wirkte er in Irland bei Durchführung der von der Regierung zur Linderung des Notstandes getroffenen Maßregeln. Er schrieb: »Tent work in Palestine« (1878, 4. Ausg. 1889); »Judas Maccabaeus and the Jewish war of independence« (1879, neue Ausg. 1894); »Heth and Moab, Syria in 1881—1882« (1883, neue Ausg. 1885); »Altaic Hieroglyphs« (1887); »Primer of Bible Geography« (1884); »Palestine« (1890); »Tell Amarna Tablets« (1893); »The Bible and the East« (1896); »The Latin kingdom of Jerusalem« (1897); »The Hittites and their language« (1898); »The Hebrew tragedy« (1900).

Condictio (lat.), römische Bezeichnung gewisser Klagerechte auf Vermögensleistungen, die von einer Form des altrömischen Prozesses herrührt, nach welcher der Prozeß mit der Aufforderung (condictio) des Klägers an den Beklagten zum Erscheinen vor dem judex eingeleitet wurde. Vgl. Baron, Die Condiktionen (Berl. 1881); Dernburg, Pandekten, Bd. 1, § 131; R. v. Mayr, Die C. des römischen Privatrechts (Leipz. 1900). S. auch Bereicherung.

Condidit (lat.), er hat gegründet, gestiftet.

Condillac (spr. kongdijack), Étienne Bonnot de Mably de, franz. Philosoph, geb. 30. Sept. 1715 in Grenoble, gest. 3. Aug. 1780 auf seinem Landgut Flux bei Beaugency, aus einer adligen Familie, ward als Abbé Instruktor des Infanten von Parma, nachmaligen Herzogs Ferdinand, 1768 Mitglied der französischen Akademie. Sein vorzüglichstes Werk war: »Traité des sensations« (Lond. u. Par. 1754; deutsch von Johnson, Berl. 1870); dann folgten: »Traité des animaux« (Amsterd. 1755); »Cours d'étude de l'instruction du prince de Parme« (Zweibrücken 1782); »La logique, ou les premiers développements de l'art de penser« (Par. 1781); aus seinem Nachlaß: »La langue des calculs« (1798, neue Ausg. 1877). Seine »Œuvres complètes« erschienen öfters (zuerst Par. 1798, 23 Bde.; dann 1803, 32 Bde.; 1824, 16 Bde.). C. ist der Begründer des Sensualismus, indem er nicht mehr, wie vorher mit Locke, die innere Wahrnehmung als eine zweite Erkenntnisquelle neben der äußern gelten ließ, sondern aus der letztern als einziger Quelle alle Vorstellungen als

Umbildungen der Sinneswahrnehmung (sensations transformées) genetisch abzuleiten suchte. Ungeachtet diese Lehre von den Materialisten der Enzyklopädie (Diderot, d'Alembert, Holbach) eifrig ergriffen wurde, war C. selbst ein Gegner des Materialismus, da die Materie ausgedehnt und teilbar sei, das Empfinden (und Denken) aber ein einheitliches Substrat (ein einfaches Seelenwesen) voraussetze. Condillacs Psychologie hat in Frankreich und England großen Einfluß geübt. Vgl. Saltykow, Die Philosophie Condillacs (Bern 1901); Dewaule, C. et la psychologie anglaise contemporaine (Par. 1892).

Con discrezione (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: mit Zurückhaltung, besonders in Bezug auf die Begleitung einer Solostimme angewendet.

Conditio (lat.), Bedingung (s. d.); c. sine qua non, Bedingung, ohne die nicht (nämlich etwas nicht geschehen kann); sub conditione, unter der Bedingung. S. auch Kondition.

Conditionaliter (lat.), bedingt, bedingungsweise.

Con dolcezza (ital., spr. dolltsch-), musikalische Vortragsbezeichnung: »mit Süßigkeit«, lieblich.

Condom (spr. kongdóng), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Gers, am Zusammenfluß der Baïse und der Gèle und an der Südbahn, hat eine schöne gotische Kathedrale (16. Jahrh.) mit Kreuzgang (jetzt Museum), einen ehemaligen Bischofspalast (jetzt Justizgebäude) mit schöner Kapelle, ein Collège, eine Zeichenschule, eine Bibliothek und (1901) 4132 (als Gemeinde 6578) Einw., die Branntweinbrennerei, Eisengießerei ꝛc. und Handel mit Getreide, Mehl und Wein treiben. — C. war Hauptstadt der alten gascognischen Landschaft Condomois und Bischofsitz (vgl. Bossuet, S. 259). Die Stadt litt sehr in den Hugenottenkriegen.

Condominium (lat.), Miteigentum, das Eigentum, das mehreren ungeteilt an einer Sache zusteht. So besteht zwischen Belgien und Preußen ungeteilte Mitherrschaft an Neutral Moresnet (vgl. Schröder, Aachen 1902). Von 1889—99 bestand zwischen Deutschland, England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein C. an den Samoainseln.

Condor, Goldmünze in Chile, = 20 Pesos = 30,64 Mk.; in Kolumbien 1853 mit 14,76 g Gold, auch ½- und ⅒-Stücke, seit dem Gesetz von 1857 die halbe Onza = 40,5 Mk., auch doppelt.

Condorcet (spr. kongdorßä), Marie Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis von, franz. Gelehrter, geb. 17. Sept. 1743 in Ribemont bei St.-Quentin, gest. 6. April 1794, widmete sich vorzugsweise mathematischen Studien und erlangte, seit 1762 in Paris wohnhaft, durch seinen »Essai sur le calcul intégral« (1765), den er nachmals in erweiterter Form mit dem später erschienenen »Mémoire sur le problème des trois corps« in seinen »Essais d'analyse« veröffentlichte, die Aufnahme in die Akademie (1769), deren beständiger Sekretär er 1777 ward. Er schloß sich mit Leidenschaft den Enzyklopädisten und später der Revolution an und wurde von der Stadt Paris in die Gesetzgebende Versammlung gewählt. Als Deputierter im Nationalkonvent stimmte er meist mit den Girondisten. Nach dem Sturz dieser Partei als Brissots Mitschuldiger in Anklagestand versetzt, floh er, ward geächtet, fand aber bei einer Freundin, Madame Verney in Paris, acht Monate lang ein Asyl und schrieb hier mehrere Arbeiten, unter andern seine berühmte »Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain« (Par. 1794, neue Ausg. 1900; deutsch von Posselt, Tübing. 1796), worin er die unbegrenzte Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen darlegt. Endlich wurde er im Wirtshaus zu Clamart bei Bourg-la-Reine verhaftet und tags darauf tot (durch Gift) im Kerker gefunden. Vollständige Sammlungen seiner Schriften besorgten Garat und Cabanis (Par. 1804, 21 Bde.) und F. Arago unter Mitwirkung von A. Condorcet und O'Connor (das. 1847—49, 12 Bde.). Condorcets Briefwechsel mit Turgot gab Henry heraus (Par. 1883). Vgl. Robinet, C., sa vie, son œuvre (Par. 1897); Vial, C. et l'éducation démocratique (das. 1902).

Condori, s. Adenanthera.

Condotta (ital.), Führung, Anführung (auch im Kriege), Geleit; Transport; Fracht (per c. di N., durch den Frachtfuhrmann N.).

Condottieri (ital.), Anführer von Söldnerscharen während der Kriege des 14. und 15. Jahrh. in Italien, die für die Aussicht auf Sold und Beute jeder Partei dienten, oft auch auf eigne Hand Krieg begannen, um zu plündern und zu brandschatzen. Vgl. Carmagnola und Sforza.

Condrieu (spr. kongdrió), Stadt im franz. Depart. Rhone, Arrond. Lyon, an der Rhone und der Lyoner Eisenbahn, hat (1901) 1916 Einw., die Fabrikation von Hüten, Seidenwaren und Spitzen treiben und guten weißen Wein bauen. C. ist Geburtsort von Janin.

Condroz (spr. kongdrō), ehemaliger Name einer fruchtbaren Landschaft in Belgien, im Altertum von den Condrusen (s. d.) bewohnt, umfaßt den östlichen Teil der Provinz Namur und den südwestlichen der Provinz Lüttich, wird durch die Maas von der Landschaft Hesbaye getrennt. Hauptort ist Ciney (s. d.).

Condrūsi, german. Volk, s. Kondrusen.

Conductor (lat.), Mieter, Pächter (s. Miete und Pacht). S. Konduktor.

Condurango, Name mehrerer Pflanzen des nördlichen Südamerika, die gegen Schlangenbiß, Krebs und Syphilis benutzt werden. Die C. aus Ecuador stammt von Gonolobus C. *Triana* aus der Familie der Asklepiadazeen, die als Arzneimittel in Deutschland benutzte Condurangorinde stammt von Marsdenia C. *Reichbch.* (s. Tafel »Arzneipflanzen III«, Fig. 5) aus derselben Familie. Von einer andern Asklepiadazee, Macroscepis Trianae *DC.*, stammt die C. aus Neugranada; auch Blätter und Stengel einer mittelamerikanischen Komposite, Mikania Guako *Humb.*, wurden bisweilen als C. bezeichnet. Vgl. Jukna, Über Condurangin (Dorpat 1889).

Condylarthra, ausgestorbene Huftiere (s. d.).

Condylōma (griech.), soviel wie Feigwarze.

Condylomorphen, s. Labyrinthodonten.

Condys Liquid, eine Lösung von übermangansaurem Natron.

Conegliano (spr. -neljáno), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Treviso, am Flüßchen Monticano, Knotenpunkt an der Eisenbahn Treviso–Udine, hat eine Ringmauer, eine Kollegiatkirche mit Hochaltarblatt von Cima da C., Ruinen eines Kastells, eine Loggia mit Denkmälern von Viktor Emanuel u. a., eine technische, eine Weinbauschule, Seidengewinnung, Weinbau, Faßbinderei und (1901) ca. 5000 (als Gemeinde 9796) Einw. — Nach der Stadt erhielt der Marschall Moncey von Napoleon I. den Titel eines Herzogs von C.

Conejera (spr. -chēra), span. Insel in der Gruppe der Balearen, zwischen Mallorca und Cabrera gelegen, 1,7 qkm, gegenwärtig unbewohntes Felseneiland, von zahlreichen Kaninchen belebt (daher der Name, soviel wie Kaninchen-Insel), angeblich Geburtsort Hannibals.

Cönenchym, s. Cönosark.

Con espressiōne (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung, soviel wie espressivo, mit Ausdruck.

Conestabile della Staffa, Gian Carlo, Graf, ital. Archäolog, geb. 2. Jan. 1824 in Perugia, gest. daselbst 21. Juli 1877, widmete sich auf der dortigen Universität Altertums- und Kunststudien, die er später hauptsächlich auf die Erforschung des alten Etrurien richtete. Die Ergebnisse seiner Entdeckungen veröffentlichte er in folgenden Werken: »Monumenti di Perugia etrusca e romana« (1855—70, 4 Bde.); »Iscrizioni etrusche e etrusco-latine in monumenti che si conservano nell' I. e R. Galleria degli Uffizi di Firenze« (Flor. 1858); »Pitture murali a fresco e suppellettili etrusche etc. scoperte in una necropoli presso Orvieto« (das. 1865). Sein älterer Bruder besaß eine Madonna Raffaels, die den Beinamen C. erhielt (seit 1871 in der Eremitage zu Petersburg).

Coney Island (spr. koní ailänd, »Kanincheninsel«), kleine, durch einen schmalen Meeresarm von der Hauptinsel getrennte Düneninsel im Südwesten von Long Island (s. Stadtplan »New York«), die den sommerlichen Hauptbelustigungsplatz für die Bevölkerung des nahen New York bildet, mit großen Seebädern, Parkanlagen, Hotels, Musikhallen, Schaustellungen ꝛc., mit New York durch mehrere Eisenbahnen und elektrische Bahnen ebenso wie durch Dampfer verbunden und jährlich von mehr als 10 Mill. Menschen besucht. West Brighton, Brighton Beach und Manhattan Beach sind Teile davon.

Confarreatio (lat.), bei den Römern die altpatrizische Form der Eheschließung, wobei dem Jupiter in Gegenwart von Priestern und zehn Zeugen ein Kuchen aus Spelt (far) geopfert wurde.

Confectio carnis citri, s. Zitronat.

Confer (lat., abgekürzt cf. oder cfr.), vergleiche; conferatur, es werde verglichen (beim Hinweis auf zu vergleichende Stellen in Schriften).

Conferva *Link* (Konferve, Wasserfaden), Gattung der Ulotrichazeen, mehrzellige grüne Algen, deren walzenförmige Zellen zu ästlosen Fäden verbunden sind, die anfangs festsitzen. Alle Zellen sind einander gleich und vermehrungsfähig durch Querteilung in je zwei gleiche Tochterzellen, wodurch die Fäden zu beträchtlichen Längen heranwachsen. Die Konferven wuchern ungemein üppig u. bilden schlammige Watten, die überall stehende oder fließende Gewässer erfüllen. Als Fortpflanzungsorgane sind Ruhe- und Schwärmsporen bekannt.

Confervaceae (Fadenalgen), s. Algen (Grünalgen), S. 316.

Confessio (lat.), Geständnis (s. d.), Bekenntnis; C. judicialis, gerichtliches; extrajudicialis, außergerichtliches; legitima, rechtsgültiges; pura, reines, uneingeschränktes; qualificata, bedingtes; spontanea, freiwilliges; vi extorta, mit Gewalt erzwungenes Geständnis. C. fidei, Glaubensbekenntnis; C. Augustana, Augsburgische Konfession (s. d.); C. tetrapolitana, »Bekenntnis der vier Städte« (Straßburg, Konstanz, Lindau und Memmingen) von 1530.

Confessionarius (lat.), Beichtvater (s. d.).

Confessionis sigillum (lat.), Beichtsiegel (s. d.).

Confessor (lat., »Bekenner«), Ehrenbenennung für diejenigen Christen, die während der Christenverfolgungen ihren Glauben standhaft bekannt hatten, aber mit dem Leben davongekommen waren.

Confetti (ital.), Zuckerwerk, Konfekt; Gipskügelchen als Konfektnachbildung sowie kleine bunte Papierscheibchen, womit die Masken beim Karneval in Rom u. a. O. einander zu bewerfen pflegen.

Confidentiarius (lat.), einer, der sich des Verbrechens der Konfidenz (s. d.) schuldig macht.

Confinäle, Monte, Berggipfel in den Ortler Alpen, erhebt sich 3370 m hoch in dem südlichen, von der Hauptkette durch das Val Zebrù getrennten Aste auf italienischem Gebiet, gewährt eine schöne Aussicht auf die Hauptkette und wird von Santa Caterina aus bestiegen.

Confinatio (lat., Verstrickung, Eingrenzung, Internierung), eine Art der Freiheitsstrafen, durch die der damit Bestrafte verurteilt wurde, sich an einem bestimmten Ort aufzuhalten. Im geltenden deutschen Recht (Militärstrafrecht) kommt die C. nurmehr in der Form des sogen. Hausarrestes (s. d.) vor, das österreichische Recht kennt sie nur als Nebenstrafe.

Confinium (lat.), Grenzscheide, Grenzstrich, Grenzland; s. Konfinien.

Confiserie (franz., spr. kongfiʃrí), Bonbon- und Zuckerwarenfabrik oder -Geschäft, Zuckerbäckerei; Confiseur (spr. -för), Zuckerbäcker.

Confitĕor (lat., »ich bekenne«), im römischen Missale vorgeschriebene Formel des öffentlichen Schuldbekenntnisses, vom Priester beim Anfang jeder Messe abzubeten. Vgl. Messe.

Conflans (spr. kongflāng), 1) (C.-l'Archevêque oder C.-les-Carrières) Dorf im franz. Depart. Seine, Arrond. Sceaux, zur Gemeinde Charenton gehörig, südöstlich von der Enceinte von Paris, nahe dem Zusammenfluß der Marne und der Seine gelegen (daher C., soviel wie confluent), mit ehemaligem Schloß der Erzbischöfe von Paris (jetzt Klosterpensionat) und 610 Einw. 1465 fanden hier Verhandlungen zwischen Ludwig XI. von Frankreich und der Ligue (s. d.) statt, die zu dem Frieden von St.-Maur (s. d.) führten. — 2) (C.-Sainte-Honorine) Flecken im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Versailles, an der Seine, oberhalb der Mündung der Oise und an der Westbahn, 26 km von Paris, mit einer gotischen Kirche (12. Jahrh.), Steinbrüchen, Weinbau und (1901) 3212 Einw. — 3) Stadt im franz. Depart. Savoyen, s. Albertville.

Confluéntes (lat.), röm. Kastell, s. Koblenz.

Confolens (spr. kongfolāng, lat. Confluentes), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Charente, am Zusammenfluß der Vienne und der Goire und an der Orléansbahn, hat Reste eines Schlosses aus dem 12. Jahrh., eine alte Brücke, zwei schöne Kirchen, ein Collège und (1901) 2561 Einw., die Papierfabrikation und Handel mit Holz und Vieh treiben.

Conformers (Konformisten), diejenigen Protestanten in England, die sich mit den unter Elisabeth aufgestellten 39 Artikeln der Hochkirche einverstanden erklärten. S. Dissenters.

Confort (franz., spr. kongfór), s. Komfort.

Confrāter (lat., franz. Confrère), Mitbruder, Amtsbruder, Titel der protestantischen Geistlichen untereinander; Confraternitas, Brüderschaft (besonders fromme), auch Erbverbrüderung.

Confrérie de la Passion (vollständig: et de la Résurrection de Notre Seigneur), Verein, in dem sich Pariser Bürger zum Zweck theatralischer Aufführungen (sogen. Mystères) verbunden hatten. Ein solcher wird schon 1380 in Paris, sodann 1398 erwähnt, wo er in St.-Maur-les-Fossés bei Paris spielte. 1402 erhielt die C. von Karl VI. ein Privilegium für Paris und die Bannmeile und spielte meist im Hôpital de la Trinité, bis das Parlament, dem Druck der Reformation nachgebend, ihr 1548 die Aufführung geist-

licher Stücke untersagte und nur noch mystères profanes gestatten wollte. Die C. spielte seitdem noch zuweilen im Hôtel de Bourgogne, sah sich jedoch durch die Teilnahmlosigkeit des Publikums gezwungen, ihren Saal seit 1607 berufsmäßigen Schauspielern abzutreten. Vgl. Rigal, Esquisse d'une histoire des théâtres de Paris de 1548 à 1635 (Par. 1887); Petit de Julleville, Les Mystères (das. 1880, 2 Bde.).

Confucius, chines. Weiser, s. Konfutse.

Con fuoco (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung: mit Feuer, feurig.

Congaree (spr. kongārī), Fluß im nordamerikan. Staat Südcarolina, entsteht aus Broad River und Saluda, die der Blue Ridge entquellen und sich bei Columbia vereinigen, heißt nach seinem Zusammenfluß mit dem Catawba (s. d.) Santee.

Congé (franz., spr. kongschē), Urlaub, Abschied. Pour prendre c. (abgekürzt p. p. c., »um Abschied zu nehmen«), früher auf Besuchskarten übliche Formel.

Congelatio (lat.), Erfrierung.

Conger, der Meeraal.

Congerienschichten, jungtertiäre Brackwasserschichten des Wiener Beckens mit den Muscheln Congeria subglobosa u. triangularis, s. Tertiärformation.

Congiarium (lat., s. Congius), bei den Römern ein Geschenk von Öl und Wein, später auch von Salz, Fleisch, Kleidern, Geld, das Behörden, namentlich aber die Kaiser bei festlichen Gelegenheiten dem Volk machten. Vgl. Cocagna und Donativum.

Congius (lat.), altröm. Flüssigkeitsmaß, = 3,283 Lit., wurde eingeteilt in 6 Sextarii oder 72 Cyathi; 8 Congii = 1 Amphora.

Congleton (spr. kongl'n), Stadt (municipal borough) in Cheshire (England), am Dane, mit Seidenzeug-, Barchent- und Bandfabrikation, einer Lateinschule und (1901) 10,706 Einw.

Congo, Fluß und Staat, s. Kongo.

Congo-Français, seit 1891 amtlicher Name der franz. Besitzungen am Gabun und Kongo, s. Französisch-Kongo.

Con gravità (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: mit Würde, mit Ernst u. Nachdruck. Vgl. Grave.

Con grazia (ital.), mit Anmut.

Congreve (spr. -grīw), 1) William, engl. Dichter, Sprößling eines alten Geschlechts in Staffordshire, geb. 5. April 1670 in Bardsey unweit Leeds, gest. 19. Jan. 1729 in London, besuchte die Schule zu Kilkenny, die Universität zu Dublin, kam 1688 nach London und widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, wandte sich aber daneben mit Eifer der Dichtkunst zu. Schon im 17. Jahre schrieb er unter dem Namen »Cleophil« den Roman »Incognita, or love and duty reconciled«. Sein erstes Lustspiel: »The old bachelor« (1693), erwarb ihm die Gunst des Lords Halifax und hiermit einträgliche Stellen. Es folgten: »The double dealer« (1693), »Love for love« (1695) und das Trauerspiel »The mourning bride« (1697). Die kalte Aufnahme, die sein Schauspiel »The way of the world« (1700) fand, verleidete ihm aber die Bühne, so daß er nur noch eine Maske: »The judgment of Paris« (1701), und eine Oper: »Semele«, schrieb, außerdem »Miscellaneous poems« (1710) herausgab. Gesammelt erschienen seine Werke London 1710, 1753 u. ö.; am besten von Leigh Hunt (das. 1849); neuestens von A. C. Ewald (das. 1887, 2 Bde.). Wohlgeschürzte Intrige und witziger Dialog zeichnen seine Lustspiele aus; aber seine gebildeten Herren handeln wie Spitzbuben, und seine Tragik läßt uns kalt. Er wurde reich und lebte schließlich im Hause der zweiten Herzogin von Marlborough als ihr besonderer Liebling. Seine letzten Lebensjahre wurden ihm durch die Angriffe des Bischofs Jeremy Collier verbittert. Vgl. Wilson, Memoirs of the life of C. (Lond. 1730); Macaulay, Comic dramatists of the Restauration (in seinen »Essays«); E. Gosse, Life of C. (Lond. 1888); D. Schmid, Congreve (Wien 1897). Seine Beeinflussung durch Molière behandelt Bennewitz (»C. und Molière«, Leipz. 1889).

2) Sir William, Artillerist und Ingenieur, geb. 20. Mai 1772 in Woolwich, gest. 15. Mai 1828 in Toulouse, trat früh in den Militärdienst, führte Verbesserungen im Schleusen- und Kanalbau ein, war auch bei den neuen Einrichtungen im englischen Heerwesen tätig und wurde Chef des königlichen Laboratoriums. 1824 trat er an die Spitze der englischen Gesellschaft für Gasbeleuchtung auf dem Kontinent, wodurch er aber in Geldverlegenheiten geriet. Die von ihm 1804 erfundenen Brandraketen wurden zuerst 1806 vor Boulogne und 1807 vor Kopenhagen in Anwendung gebracht. Er erfand auch ein Verfahren, in mehreren Farben zugleich zu drucken, und schrieb: »Elementary treatise on the mounting of naval ordnance« (Lond. 1812); »Description of the construction and properties of the hydropneumatical lock« (das. 1815); »Treatise on the Congreve-rocket system« (das. 1827; deutsch, Weimar 1829).

3) Richard, engl. Philosoph und Schriftsteller, geb. 4. Sept. 1818 in Leamington, Grafschaft Warwick, studierte in Oxford, trat mit Comte (s. Comte 1) in persönliche Verbindung und nahm längere Zeit unter dessen Anhängern in England die führende Stellung ein. Er lebt in London. Nach einer Ausgabe von Aristoteles' »Politik« (1855) veröffentlichte er noch in demselben Jahr »The Roman Empire of the West«, nicht bloß ein Geschichtswerk, sondern eine Art von Manifest zu gunsten des wohlwollenden Despotismus. Es folgten: »Catechism of positive religion« (1858, 3. Aufl. 1891), »Elizabeth of England« (1862), »Essays, political, social and religious« (1874) und, abgesehen von kleinern Schriften politischen Inhalts, »Historical lectures« (1902).

Congrevedruck, s. Buntdruck und Congreve 2).

Congrevemaschine, s. Schnellpresse.

Congrevesche Raketen, s. Raketen.

Congrūa (sc. portio), »das Zuständige«, das zum standesmäßigen Unterhalte des Inhabers einer geistlichen Pfründe gesetzlich bestimmte Minimum der Jahresrente.

Congrŭus (lat.), übereinstimmend, passend; Congrui jus, Gespilderecht, besondere Gattung des Näherrechts (s. d.); de congruo, nach Billigkeit.

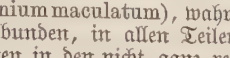
Con gusto (ital.), mit Geschmack.

Coni, Provinz und Stadt, s. Cuneo.

Coniferīn $C_{16}H_{22}O_8$ findet sich im Safte des jungen Holzes der Nadelhölzer, den man im Frühjahr und im Anfang des Sommers von frisch gefällten und entrindeten Stämmen durch Abschaben des in der Bildung begriffenen Holzes gewinnt, auch in Spargelpflanzen und in Schwarzwurzel (von Scorzonera hispanica). Es bildet farblose Nadeln mit 2 Molekülen Kristallwasser, ist löslich in Wasser und Alkohol, nicht in Äther, schmeckt schwach bitter, ist geruchlos, verwittert an der Luft, schmilzt bei 185°, wird durch Erhitzen mit verdünnten Säuren in Zucker und Coniferylalkohol $C_{10}H_{12}O_3$ oder $OH.C_6H_3(OCH_3).C_3H_4.OH$ gespalten. Mit Phenol und konzentrierter Salzsäure befeuchtet, färbt C. sich intensiv blau (darauf

beruht diese auch an Fichtenholz zu beobachtende Färbung) und gibt mit chromsaurem Kali und Schwefelsäure Glukovanillin, das durch verdünnte Säuren in Glukose und Vanillin gespalten wird.

Coniin $C_8H_{17}N$, Alkaloid, findet sich neben Methylconiin $C_9H_{19}N$, Conydrin $C_8H_{17}ON$, Pseudoconydrin $C_8H_{17}ON$ und Conicein $C_8H_{15}N$ im Schierling (Conium maculatum), wahrscheinlich an Äpfelsäure gebunden, in allen Teilen der Pflanze, am reichlichsten in den nicht ganz reifen Früchten, und wird aus ihnen durch Destillation mit Soda abgeschieden. Die Ausbeute beträgt etwa 1 Proz. C. besitzt die Konstitution von Hexahydropropylpiperidin



Es bildet ein farbloses Öl vom spez. Gew. 0,844 bei 19°, erstarrt in der Kälte und schmilzt dann bei −2°, polarisiert nach rechts, riecht stark, widrig, zu Tränen reizend, schmeckt ekelhaft, scharf, tabakartig, löst sich schwer in Wasser, leichter in Alkohol und Äther, verflüchtigt sich an der Luft und siedet bei 165,8°, kann nur bei Abschluß der Luft unzersetzt destilliert werden. C. färbt sich an der Luft braun, ist brennbar, reagiert stark alkalisch und bildet mit Säuren kristallisierbare, in Wasser und Alkohol lösliche Salze. Es gehört zu den stärksten Giften und tötet unter allgemeiner peripherischer Lähmung durch Atmungslähmung. Auf der Haut erzeugt es Unempfindlichkeit, und auf Schleimhäute wirkt es ätzend. C. wird wie auch sein bromwasserstoffsaures Salz selten bei Asthma, Neuralgie, Keuchhusten, Trismus und Tetanus benutzt. C. wurde 1827 von Giesecke entdeckt, Hofmann stellte 1881 seine Konstitution fest und gab dadurch den Weg zur künstlichen Darstellung an. Ladenburg erhielt 1886 das erste künstliche C. und damit das erste künstlich dargestellte Alkaloid.

Conil, Stadt in der span. Provinz Cadiz, Bezirk Chiclana de la Frontera, am Atlantischen Ozean, mit Hafen und (1900) 5579 Einw., die Thunfisch- und Sardellenfang betreiben; in der Nähe befinden sich Schwefelgruben.

Con impĕto (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung, soviel wie impetuoso: mit Ungestüm, Heftigkeit.

Coninxloo, Agidius (Gillis) van, niederländ. Maler, geb. 24. Jan. 1544 in Antwerpen, gest. im Januar 1607 in Amsterdam, war Schüler von Gillis Mostaert, wurde 1570 Meister, hielt sich 1584—95 in Deutschland auf und ließ sich dann in Amsterdam nieder. Er war einer der Begründer der Gattung niederländischer Landschaftsmalerei, welche die Landschaften mit reicher biblischer und mythologischer Staffage versah. In der Liechtensteinschen Galerie zu Wien befindet sich eine Waldlandschaft, in der Kopenhagener Jonas den Niniviten predigend, in der Dresdener eine Landschaft mit dem Urteil des Midas.

Conirostres, soviel wie Kegelschnäbler.

Conisbrough Castle (spr. kónnisbro kaßl), s. Doncaster.

Coniston, Dorf in Lancashire (England), am 10 km langen malerischen See und am Fuß des Coniston Old Man (802 m) mit (1891) 818 Einw.

Conium *L.* (Schierling), Gattung der Umbelliferen, zweijährige, hohe, kahle Kräuter mit rübenförmiger Wurzel, röhrigem, rotgeflecktem Stengel, mehrfach fiederteiligen Blättern, vielstrahligen Dolden, mehr- und kleinblätterigen Hüllen und Hüllchen, weißen Blüten und seitlich zusammengedrückten, eiförmigen Früchten. Zwei Arten, von denen eine im Kaplande, die andre, C. maculatum *L.* (gefleckter Schierling, Erdschierling, Wüterich, Tollkerbel, wilde Petersilie, s. Tafel »Giftpflanzen I«, Fig. 4), im gemäßigten Europa und Asien, eingebürgert im nordöstlichen Amerika und in Kalifornien, auch in Chile und auf den Kanaren wächst. Die Pflanze stinkt wie Katzenharn, schmeckt widerlich bitter, scharf, ist sehr giftig und enthält als wirksamsten Bestandteil Coniin $C_8H_{17}N$ neben andern Alkaloiden (s. Coniin), auch etwas ätherisches Öl. Am reichlichsten sind diese Alkaloide in den Früchten enthalten. Schierling kommt häufig in Gärten unter Petersilie vor und kann, solange er noch keinen Stengel hat, mit dieser verwechselt werden; doch geben die Form der Blätter und der beim Zerreiben meist deutlich hervortretende widerliche Geruch ein sicheres Unterscheidungsmerkmal ab. Bei Vergiftung mit Schierling entsteht große Schwäche, allgemeine Schwere, zuerst in den Beinen, verminderte Tätigkeit in allen äußern Teilen, besonders auffallend an Kopf und Hals, Kauen und Schlingen sind erschwert, das Sprechen erfolgt mühsam, die Stimme ist rauh. Größere Gaben töten unter leichten Krämpfen durch Lähmung der Atemnerven. Als Gegenmittel bei Schierlingsvergiftungen macht man Magenausspülungen, läßt viel Wasser trinken, gibt warme Klistiere und leitet künstliche Atmung ein, sobald es nötig erscheint. Arzneilich benutzt man Schierling bei Krampfkrankheiten und epileptiformen Zuständen, äußerlich bei Lidkrampf und ähnlichen Neurosen. Die alten Griechen töteten ihre Verbrecher durch einen Schierlingstrank, auch Sokrates starb auf diese Art; übrigens scheint dieser Gifttrank auch Opium enthalten zu haben, wie man aus einer Stelle bei Theophrastus schließen kann. Vgl. Regel, Beiträge zur Geschichte des Schierlings und Wasserschierlings (Mosk. 1876—77).

Conjugātae, Jochalgen, s. Algen, S. 316 (3).

Conjugium (lat.), Ehe.

Conjunctīva (lat.), die Bindehaut des Auges (s. Text zur Tafel »Auge II«).

Conjunctivītis, Bindehautentzündung; C. catarrhalis, s. Bindehautkatarrh; C. granulosa, Körnerkrankheit, Trachom, s. Augenentzündung.

Conjux (lat.), Gatte, Gattin.

Conkanéehanf, soviel wie Sunhanf, s. Crotalaria.

Conkling, Roscoe, nordamerikan. Staatsmann, geb. 30. Okt. 1829 in Albany (New York), gest. 18. April 1888, studierte die Rechte und ward 1849 zum Attorney von Oneida County ernannt. 1858 wurde er zum Mayor von Utica und 1859 zum Mitgliede des Kongresses gewählt. Er trat mit Energie und Erfolg für eine entschlossene Kriegführung während des Bürgerkrieges ein. 1867 ward er Mitglied des Senats für New York, in dem er Grants korrupte Verwaltung und seine Politik gegen den Süden verteidigte. 1876 wurde er von den strengen Republikanern als Kandidat für die Präsidentschaftswahl aufgestellt, erhielt aber nicht die Majorität. Wegen seiner Opposition gegen Garfield verlor er 1881 seine Stellung als Senator, dagegen ernannte ihn der Präsident Arthur 1882 zum Mitgliede des obersten Gerichtshofs.

Conlie (spr. konglī), Flecken im franz. Depart. Sarthe, 24 km nordwestlich von Le Mans, an der Westbahn, mit (1901) 1239 Einw. — Im Lager von C., das 50—60,000 Mann aufnahm, wurden im Herbst 1870 neuausgehobene Truppen der Republik, namentlich aus den westlichen Departements, ausgebildet. Nach der Schlacht von Le Mans (12. Jan. 1871) besetzten es die Deutschen.

Con moto (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung: [bewegt.

Conn., Abkürzung für Connecticut (Staat).

Connaissance des temps (franz., »Zeitberechnung«), die seit 1679 vom Bureau des longitudes in Paris jährlich herausgegebenen Ephemeriden (s. d.).

Connaissement (franz., spr. konäßmäng), s. Konnossement.

Connaught (spr. könnâht), die nordwestlichste und kleinste der vier Provinzen Irlands, mit einem Areal von 17,773 qkm (322,8 QM.), verlor erst 1590 ihre Unabhängigkeit und ist der am reinsten keltische Teil der Insel. Nirgends in Irland steht es schlimmer um die Volksbildung, und wohl nirgends ist die Armut größer. Die Bevölkerung nimmt rasch ab (1901: 649,635 Einw. gegen 1,420,705 im J. 1841); 95,8 Proz. sind römisch-katholisch. C. umfaßt die Grafschaften Galway, Leitrim, Mayo, Roscommon und Sligo. Die Hauptstadt ist Galway (s. Irland). — C. bildete im Mittelalter ein besonderes Königreich, das unter Heinrich III. von England unter viele kleine britische Häuptlinge kam, darauf von den Iren wiedergewonnen, später aber wieder von den Engländern unterworfen wurde.

Connaught, Prinz Arthur Wilhelm Patrick Albert, dritter Sohn der Königin Viktoria von England, geb. 1. Mai 1850, wurde auf der Militärakademie zu Woolwich ausgebildet und trat 1868 in die Armee. 1874 zum Herzog von C. und Strathearn ernannt, avancierte er bis 1880 zum Generalmajor, kommandierte 1882 eine Brigade bei der Expedition nach Ägypten, 1883—85 eine Division in Bengalen, war 1886—90 Oberbefehlshaber der Armee von Bombay, 1890—93 Kommandeur des Süd-Militärbezirks von England, 1893—98 des Lagers von Aldershot und ist seit 1900 Oberbefehlshaber der Truppen in Irland. 1889 wurde er Generalleutnant, 1893 General. Auf die Thronfolge im Herzogtum Sachsen-Koburg-Gotha, die ihm durch den Tod des einzigen Sohnes seines Bruders, des Herzogs Alfred, zufiel, verzichtete er 1899, um den englischen Heeresdienst nicht zu verlassen. Er ist seit 13. März 1879 mit der Prinzessin Margarete, Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, vermählt, aus welcher Ehe ein Sohn, Arthur Friedrich Patrick Albert, geb. 13. Jan. 1883, und zwei Töchter hervorgegangen sind.

Conneaut (spr. könne-ât), Stadt im nordamerikan. Staat Ohio, Grafschaft Ashtabula, am Eriesee, Bahnknotenpunkt und Hafenplatz mit Präserven- u. Blechwarenindustrie und (1900) 7133 Einw.

Connecticut (spr. konnéttikŏt, abgekürzt Conn.), einer der 6 Neuenglandstaaten und der 13 ursprünglichen Staaten der nordamerikanischen Union (s. Karte »Vereinigte Staaten«), zwischen 41—42° 3′ nördl. Br. und 71° 55′—73° 50′ westl. L., wird von Massachusetts, Rhode-Island, New York und dem Long Island-Sund begrenzt und hat 12,925 qkm Fläche. Vier Bergrücken durchziehen den Staat in nordsüdlicher Richtung: die Taghanic und Hoosac Mountains am Housatonicfluß im W. (im Bear Mountain 718 m), die Talcott und Chain Hills am Connecticut (s. den folgenden Artikel) in der Mitte. Das Gestein ist teils kristallinisch, teils triassisch (im Connecticuttal), teils eruptiv (Trappdämme). Im Tale des Connecticut finden sich auch posttertiäre Terrassen. Alte Gletscherspuren sind zahlreich. Die wichtigsten Flüsse sind: Housatonic, Connecticut und Thames, deren Mündungen gute Häfen bilden. Das Klima ist durch rasche Wechsel und große Gegensätze von Wärme und Kälte ausgezeichnet. Auf Schwindsucht entfallen 16 Proz. aller Todesfälle. Die mittlere Jahrestemperatur von Newhaven beträgt 9,4°, die Julitemperatur 22,2°, die Januartemperatur —2,5°, die Regenhöhe 1200 mm. Die Bevölkerung betrug 1900: 908,420 (454,294 männlich, 454,126 weiblich), darunter 15,226 Neger, 599 Chinesen, 153 Indianer und 238,210 im Ausland Geborne. Die öffentlichen Schulen hatten 1900: 4160 Lehrkräfte und 111,564 Schüler. Außerdem gibt es zahlreiche Mittelschulen, eine Normalschule in New Britain und 3 Colleges mit 2908 Studierenden, darunter die Yale University zu Newhaven mit 280 Lehrern, 2680 Studierenden und einer Bibliothek von 315,000 Bänden. Theologenschulen haben Hartford und Middletown, eine Taubstummenanstalt Hartford, Krankenhäuser Newhaven und Hartford, Irrenhäuser Middletown und Hartford u. a. Es erscheinen 190 Zeitungen. Der Boden eignet sich mehr für Gras- als für Ackerland; 53 Proz. der Oberfläche sind Acker und Wiesen, 21 Proz. Wald, die Hügelstriche sind z. T. sehr unfruchtbar. Mit Mais waren 1899 bestellt 19,166 Hektar, mit Roggen 4113 Hektar, mit Hafer 3953 Hektar, mit Kartoffeln 10,859 Hektar, mit Tabak 4048 Hektar, mit Obst 12,366 Hektar, Wiesen aber gab es 191,422 Hektar. Der Viehstand betrug 1900: 93,235 Pferde, 225,032 Rinder, 37,136 Schafe, 51,337 Schweine. Fischerei ist an der Küste im Schwange, der früher bedeutende Walfischfang beschäftigte aber 1890 nur 4 Boote von 402 Ton. An Mineralien gewinnt man etwas Kupfer, Eisen, Kalk, Marmor, Ton, Porzellanerde, Schiefer, Granit, Sandstein 2c. Sehr bedeutend ist die Industrie, die 1900: 9128 Betriebe mit 176,694 Arbeitern und einem Produktionswert von 352,824,106 Doll. zählte, darunter 57 Baumwollfabriken mit 13,205 Arbeitern und für 15,5 Mill. Doll. Produkten, 51 Wollfabriken mit 4668 Arbeitern und für 8,1 Mill. Doll. Produkten, 38 Seidenfabriken mit 6514 Arbeitern und 12,4 Mill. Doll. Produkten 2c., ferner 63 Fabriken für Kurzwaren und 26 für Britanniawaren, 260 Gießereien und Maschinenbauanstalten, Uhren-, Hut- u. Gummiwarenfabriken 2c. Seehäfen sind Newhaven, New London, Fairfield, Middletown und Stonington. Die Handelsflotte zählte 1900: 804 Schiffe (203 Dampfer) von 139,374 Ton. Eisenbahnen gibt es (1901) 1650 km, elektrische Bahnen 792 km. Nach der Verfassung von 1818 (später abgeändert) steht an der Spitze ein auf 2 Jahre gewählter Gouverneur mit einem Senat aus 24 und einem Repräsentantenhaus von 255 Mitgliedern, erstere auf 2 Jahre, letztere auf 1 Jahr gewählt. Die Richter werden durch das Repräsentantenhaus auf 8 Jahre ernannt. Zum Senate der Union entsendet C. zwei, zum Repräsentantenhaus vier Mitglieder, bei der Wahl des Bundespräsidenten hat es sechs Stimmen. Die Schuld des Staates betrug 1900: 2,108,873, die Einnahmen 2,876,857, die Ausgaben 2,528,514 Doll. Eingeteilt wird C. in acht Grafschaften; Hauptstadt ist Hartford. — Die Holländer errichteten 1633 ein Fort am Connecticutfluß (s. den folg. Artikel). 1636 ließen sich dort Kolonisten aus Massachusetts nieder und gründeten die Kolonien C. und Newhaven. Sie nahmen 1639 eine Verfassung an, die nach der Vereinigung beider Kolonien 1665 durch eine von Karl II. erlassene ersetzt wurde und bis 1818 in Kraft blieb. Den ursprünglich puritanischen Charakter der Bevölkerung verwischte die Einwanderung seit 1850 völlig. Vgl. Dwight, History of C. (New York 1841); Hollister, The history of C. (Newhaven 1855); Johnston, History of C. (Boston 1887).

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Connecticut River (v. indian. Quonectacat, »langer Fluß«), Hauptfluß der nordamerikan. Neuenglandstaaten, entquillt einem kleinen See der Green Mountains nahe der kanadischen Grenze, fließt auf der Grenze zwischen Vermont und New Hampshire gegen S., dann durch Massachusetts und Connecticut und mündet in den Long Island-Sund. Sein Lauf mißt 542 km, sein Stromgebiet 26,500 qkm. Im Oberlauf bildet er zahlreiche Schnellen, Wasserfälle und Stromengen (am bekanntesten die Bellows Falls), bei Holyoke aber tritt er in ein breites Tal. Der Unterlauf liegt abermals zwischen steilen Ufern. Größere Schiffe gehen bis Middletown (48 km), kleinere bis Hartford (80 km), kleine Boote, welche die Fälle in Kanälen umgehen, 330 km weiter, bis zur Mündung des Wellsflusses.

Connellsville, Stadt in Pennsylvanien, Grafschaft Fayette, am Youghiogenyfluß, hat Eisen- und Messinggießerei, Wagenbau, große Kohlen- und Kokswerke und (1900) 7160 Einw.

Connemara, Landschaft in der irischen Provinz Connaught, der westliche Teil der Grafschaft Galway (s. d.), am Atlantischen Ozean, wegen ihrer wilden Szenerien mit Bergströmen, Seen und Wasserfällen gewöhnlich die Irischen Hochlande genannt. Ihren Namen (»Land der Baien«) verdankt sie den zahlreichen Baien an der Westküste, von denen 20 Schiffen jeder Größe zugänglich sind. In den Bergen von C., die zahlreiche Gruppen und einzelne durch tiefe und enge Täler getrennte Höhen bilden, sind die Twelve Pins (730 m) die bedeutendsten Erhebungen. Gesucht sind die in C. gezüchteten Ponies.

Connersville, Hauptstadt der Grafschaft Fayette im nordamerikan. Staat Indiana, Bahnknotenpunkt, mit Möbel- und Wagenfabriken und (1900) 6836 Einw.

Connétable (franz., spr. -tábl', v. lat. comes stabuli, Stallmeister, altfranz. cuenstables). Der comes stabuli war derjenige Beamte des oströmischen Kaiserhofs, dem die Aufsicht über die Marställe, gewöhnlich zugleich der Oberbefehl über die kaiserliche Reiterei übertragen war. Die fränkischen Könige nahmen mit der byzantinischen Hofeinrichtung diese Hofwürde auf. Unter den Kapetingern entwickelte sich das Amt des C. zu dem eines Befehlshabers über das ganze Landheer mit der Gerichtsbarkeit über alle Heeresangehörigen. Der C. war Reichswürdenträger und Großschwertträger des Königs, er stand über den Marschällen von Frankreich und selbst über den Prinzen. Matthäus II. von Montmorency (12. Jahrh.) war der erste C. in diesem Sinne; das Amt wurde auch von Prinzen, wie Karl von Bourbon, bekleidet. Ludwig XIII. hob nach des tapfern Lesdiguières Tode (1627) die Connetablewürde auf. Napoleon I. ernannte 1804 seinen Bruder Ludwig zum C. des Reichs und Berthier, Fürsten von Wagram und Neuchâtel, zum Vizeconnetable. Unter der Restauration ging die Würde wieder ein. Auch die mächtigern französischen Großen hatten ihre Connétables, deren Würde nicht erblich war. Connétablie bedeutet sowohl die Würde des C. als dessen Gericht, Marschallsgericht. Aus C. ist das englische Constable (s. d.) entstanden.

Connubium (lat.), Verheiratung, Ehe; das Recht, sich mit jemand oder untereinander zu verheiraten.

Cönobial (griech.-lat.), auf Klöster (coenobia) bezüglich; Cönobiarch, Klostervorsteher.

Coenobita rugosa, s. Einsiedlerkrebse.

Cönobiten (griech. Koinobiten, in »Gemeinschaft Lebende«), im 4. Jahrh. in Ägypten diejenigen Mönche, die, in Städten oder auf dem Lande, in Gebäuden (Cönobien) zusammenlebten, zum Unterschied von den Anachoreten (s. d.), die einzeln und abgesondert in Einöden lebten. Vgl. Kloster.

Coenobium (lat.), Ort zum gemeinschaftlichen Leben, daher soviel wie Kloster; in der Botanik eine zu einer Gemeinschaft vereinigte Zellfamilie gleicher Abstammung bei vielen niedern Algen, z. B. Volvox [(s. d.).

Conocardium, s. Muscheln.

Conocoryphe, s. Trilobiten.

Coenograptus, s. Graptolithen.

Conolly (spr. tónnóli), John, Irrenarzt, geb. 27. Mai 1794 zu Market-Rasen in Lincolnshire, gest. 5. März 1866 in Hanwell, studierte seit 1817 in Edinburg, war 1828—30 Professor der Medizin in London und wurde 1839 Arzt und Dirigent in der Irrenanstalt Middlesex Asylum zu Hanwell. Hier führte er bis 1843 das von ihm so genannte Nonrestraint-System ein, das die Anwendung mechanischer Zwangsmittel bis auf einzelne Ausnahmefälle vollständig verwirft. 1844 legte er seine Stelle nieder, suchte aber die Sache der Irren unausgesetzt zu fördern und beteiligte sich auch an der Gründung des Idiotenasyls in Earlswood. Sein »Treatment of the insane without mechanical restraints« (Lond. 1856; deutsch von Brosius, Lahr 1860) wurde anfangs allgemein angefeindet, gewann aber allmählich immer mehr Freunde, bis endlich Conollys System überall, wenn auch mehr oder weniger modifiziert, zur Durchführung gelangte. Er schrieb noch: »Inquiry concerning the indications of insanity« (1830); »Construction and government of lunatic asylums« (1847); »Study of Hamlet« (1863).

Conon von Béthune, altfranz. Minnesinger, s. Cuenon von Béthune.

Conophallus Titanum, s. Amorphophallus.

Cönosark (Cönenchym), die das Skelett der Korallen umgebenden Weichteile; s. Korallenpolypen.

Conquassatio (lat.), die Quetschung.

Conques (spr. kongk'), Flecken im franz. Depart. Aveyron, Arrond. Rodez, am Dourdou, mit romanischer Kirche aus dem 11. Jahrh. (Überrest einer ehemaligen Benediktinerabtei) mit merkwürdigen Skulpturen am Portal und reichem Kirchenschatz (mittelalterliche Goldschmiedearbeiten), hat (1901) 420 Einw.

Conquintay, s. Arrowroot.

Conquisitor (lat.), bei den Römern ein Aushebungskommissar, der alle zum Kriegsdienst Tauglichen aufzusuchen und in das Heer zu berufen hatte.

Conrad, 1) Timothy Abbot, Konchолog und Paläontolog, geb. 1803 im Staat New Jersey, gest. 9. Aug. 1877 in Trenton, war 1837 Staatsgeolog von New York und 1838—41 Staatspaläontolog. Er schrieb: »Fossil shells of the tertiary formations of the United States« (1832, Nachtrag 1834); »Monography of the Unionoidae of the United States« (1834—59, Bd. 1—12); »Palaeontology of the State of New York« (1838—40); »Palaeontology of the Pacific Railroad Survey in California« (1854); »Palaeontology of the Mexican Boundary Survey« (1854). C. nahm auch an der Natural History Survey des Staates New York 1838—45 teil.

2) Johannes, Nationalökonom, geb. 28. Febr. 1839 in Westpreußen, wo sein Vater Gutsbesitzer war, widmete sich anfangs der Landwirtschaft, studierte hierauf Naturwissenschaften sowie in Berlin und Jena Staatswissenschaften, machte größere Reisen in Italien, England, Frankreich, Polen, Ungarn, habilitierte sich 1868 als Privatdozent in Jena, wurde 1870 zum

außerordentlichen Professor ernannt und 1872 als Ordinarius nach Halle berufen. Er schrieb: »Liebigs Ansicht von der landwirtschaftlichen Bodenerschöpfung« (Jena 1864); »Untersuchungen über den Einfluß von Lebensstellung und Beruf auf die Mortalitätsverhältnisse« (das. 1878); »Das Universitätsstudium in Deutschland« (das. 1884); »Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie« (4 Tle., das. 1896 bis 1900 u. öfter). Außerdem schrieb er zahlreiche Abhandlungen in den »Jahrbüchern für Nationalökonomie«, die er 1872—78 in Gemeinschaft mit Bruno Hildebrand, dann bis 1891 allein redigierte; jetzt gibt er sie in Gemeinschaft mit Elster, Lexis und Loening, ebenso mit diesen zusammen das »Handwörterbuch für Staatswissenschaften« (Jena 1891 ff., 2. Aufl. 1898 ff.) heraus. Ferner veröffentlicht er seit 1877 die »Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle«, das unter seiner Leitung steht.

3) Michael Georg, Schriftsteller, geb. 5. April 1846 zu Gnodstadt in Franken, studierte neuere Sprachen und Pädagogik, war dann drei Jahre als Lehrer in Genf, darauf in Paris journalistisch tätig und ließ sich später in München nieder. Hier begründete er 1885 die der modernen Richtung dienende Zeitschrift »Die Gesellschaft«, von der er die Jahrgänge 1—8 allein, 9—13 mit H. Merian, 14—16 mit L. Jacobowski redigierte. Als Journalist freigesinnt und agitatorisch durchgreifend, schrieb er zahlreiche politisch-pädagogische Schriften, wie »Erziehung des Volkes zur Freiheit« (1870; 3. Aufl., Münch. 1885), »Flammen! Für freie Geister« (Leipz. 1882), »Deutsche Weckrufe« (das. 1890) u. a. Literatur- und Volksstudien lieferte er in den Schriften: »Parisiana, Plaudereien über die neueste Literatur und Kunst der Franzosen« (Münch. 1880); »Französische Charakterköpfe« (Leipz. 1881, 2 Tle.); »Madame Lutetia«, neue Pariser Studien (das. 1883); »Lutetias Töchter« (das. 1883); »Pumpanella« (das. 1889); »Gelüftete Masken. Allerlei Charakterköpfe« (das. 1890); »Ketzerblut. Sozialpolitische Stimmungen und kritische Abschlüsse« (München 1893); »Von Emil Zola bis Gerhart Hauptmann« (Leipz. 1902) u. a. Als Erzähler, oft derb, oft ironisch und humoristisch, bewährte er sich in: »Totentanz der Liebe«, Münchener Novellen (Leipz. 1884); »Die klugen Jungfrauen«, Roman (das. 1889, 3 Bde.); »Was die Isar rauscht«, Münchener Roman (das. 1889, 2 Bde.; 3. Aufl. 1898), dazu als 3. Teil: »Die Beichte des Narren« (das. 1893); »Fantasio«, Geschichten und Lebensbilder (das. 1889). In »Bergfeuer. Evangelische Erzählungen« (Münch. 1893) trägt C. die Geschichte des Neuen Testaments vor, in »Purpurner Finsternis«, Roman (Leipz. 1895), entwirft er ein satirisches Zukunftsbild aus dem 30. Jahrh., in »Majestät« (Berl. 1902) behandelt er das Verhältnis Ludwigs II. zu Richard Wagner. In den Gedichten »Salve Regina« (Berl. 1899) gibt er sozialistische Reflexionen und Selbstbekenntnisse. Auch als Dramatiker versuchte er sich in dem Lustspiel »Die Emanzipierten« (Leipz. 1888) und dem Schauspiel »Firma Goldberg« (das. 1889), beide mit L. Wilfried verfaßt.

4) Alfred, preuß. Beamter, geb. 1852 auf dem Gute Fronza (Marienwerder), studierte die Rechte, wurde Landrat des Kreises Flatow, wirkte seit 1895 als Geheimer Oberregierungsrat und vortragender Rat im landwirtschaftlichen Ministerium und wurde Ende 1899 Regierungspräsident in Bromberg und 1901 vortragender Rat in der Reichskanzlei. 1887 bis 1899 war er konservatives Mitglied des Abgeordnetenhauses.

5) (G. Conrad) Schriftstellername des Prinzen Georg von Preußen (s. Georg).

Conrad von Eybesfeld, Siegmund, Freiherr, österreich. Unterrichtsminister, geb. 1821 zu Krainberg in Steiermark, gest. 9. Juli 1898 in Graz, trat in den Staatsdienst, ward 1854 als Statthaltereirat in Temesvár in den Adelstand mit dem Prädikat v. Eybesfeld erhoben, wurde darauf Vizepräsident der Statthalterei in Venedig, dann Landespräsident in Krain, 1871 Statthalter in Oberösterreich und zuletzt in Mähren. Am 15. Febr. 1880 wurde er zum Unterrichtsminister im Ministerium Taaffe ernannt, nahm aber schon 1885 seinen Abschied, weil er die Ansprüche der Klerikalen und der Tschechen nicht befriedigte. Später ins österreichische Herrenhaus berufen, schloß er sich der Mittelpartei an.

Conräder, Georg, Maler, geb. 8. Mai 1838 in München, besuchte von 1856 ab die dortige Akademie und schloß sich der Richtung Karl Pilotys an. 1859 trat er mit einem durch charaktervolle Gestalten und große Kraft des Kolorits hervorragenden Bilde: Tilly in der Totengräberwohnung zu Leipzig 7. Sept. 1631, auf (Kunsthalle in Hamburg). 1860 nahm er einen Ruf nach Weimar an und schuf dort außer einem Tasso im Gefängnis: die Zerstörung Karthagos, für das Maximilianeum in München. Nach zwei Jahren kehrte er nach München zurück und malte im Nationalmuseum das Freskobild: die Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu München. Zu den besten seiner spätern Werke gehören: Maria Stuart und Riccio, Charlotte Corday, die sich vor ihrem Tode malen läßt (1869), das Ende Kaiser Josephs II. (1874) und die Zusammenkunft desselben Kaisers mit Papst Pius VI. in Wien im April 1782.

Conradi, Hermann, Schriftsteller, geb. 12. Juli 1862 in Jeßnitz, gest. 8. März 1890 in Würzburg, studierte seit 1884 in Berlin, Leipzig und Würzburg und betrat schon früh die literarische Laufbahn. Als eifriger Vertreter der naturalistischen Bestrebungen schrieb er die Skizzen »Brutalitäten« (Zür. 1886), die »Lieder eines Sünders« (Leipz. 1887) und den Roman »Phrasen« (das. 1887), an den sich die zeitpsychologische Betrachtung »Wilhelm II. und die junge Generation« (das. 1888) anschloß. Am meisten Aufsehen erregte aber Conradis Roman »Adam Mensch« (Leipz. 1889), durch den er in Konflikt mit der Staatsanwaltschaft geriet und sich (zugleich mit Wilhelm Walloth und Konrad Alberti) einen Prozeß wegen Vergehens gegen die öffentliche Sittlichkeit zuzog. C. starb jedoch vor der Gerichtsverhandlung.

Conrart (spr. kong-rár), Valentin, franz. Schriftsteller, geb. 1603 in Paris von protestantischen Eltern, gest. daselbst 23. Sept. 1675, erwarb sich als Kenner der italienischen, spanischen und besonders der französischen Sprache in ihren Feinheiten einen bedeutenden Namen und machte seit 1629 sein Haus zum wöchentlichen Sammelplatz einer Anzahl literarisch gebildeter Männer, wie Chapelain, Godeau, Ph. Habert, Maleville, Serizay, Boisrobert u. a., die sich gegenseitig daselbst ihre Arbeiten vorlasen und besprachen. Aus dieser Vereinigung ging 1634 durch Richelieus Eingreifen die französische Akademie hervor, deren ständiger Sekretär C. wurde. C. genoß infolge der Reinheit seines Geschmacks und der Sicherheit seines Urteils hohes Ansehen; geschrieben hat er selbst nur wenig, daher der oft angeführte Vers Boileaus: »J'imite de C. le silence prudent«. Dagegen hat er umfang-

reiche Kollektaneen hinterlassen, die in 42 Bänden auf der Arsenalbibliothek aufbewahrt werden. Außer einigen Gedichten hat man von ihm nur Briefe und »Mémoires sur l'histoire de son temps« (abgedruckt in den »Mémoires pour servir à l'histoire de France« von Petitot und Monmerqué). Vgl. Kerviler und Barthélemy, C., sa vie et sa correspondance (Par. 1881); Bourgoin, C. et son temps (das. 1883).

Conring, Hermann, ostfries. Gelehrter, geb. 9. Nov. 1606 zu Norden in Ostfriesland, gest. 12. Dez. 1681 in Helmstedt, ward 1632 Professor der Philosophie, 1636 Professor der Medizin zu Helmstedt. 1650 von der Königin Christine von Schweden zum Leibarzt ernannt, erhielt er noch die Professur der Politik in Helmstedt und wurde 1661 Geheimrat des Herzogs von Braunschweig. König Ludwig XIV. von Frankreich setzte ihm 1664 eine Pension aus, der König von Dänemark ernannte ihn 1669 zum Etatsrat. Durch sein Hauptwerk: »De origine juris germanici« (Helmstedt 1643), begründete C. die Wissenschaft der deutschen Rechtsgeschichte. Dem deutschen Staatsrecht brach er durch die »Exercitationes de republica Imperii Germanici« (Helmstedt 1674) eine neue Bahn. Auch um die Medizin erwarb er sich Verdienste, namentlich durch Verbreitung der Harveyschen Lehre vom Blutkreislauf und durch die Bestimmung des Nutzens der Chemie für die Pharmazie. In der theoretischen Philosophie war er strenger Aristoteliker. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke besorgte Göbel (Braunschw. 1730, 6 Bde. nebst Registerband). Vgl. Stobbe, Hermann C., der Begründer der deutschen Rechtsgeschichte (Berl. 1870); Marx, Zur Erinnerung der ärztlichen Wirksamkeit Hermann Conrings (Götting. 1872); Goldschlag, Beiträge zur politischen und publizistischen Tätigkeit H. Conrings (Berl. 1884). — Seine Tochter Elise Sophie (gest. 11. April 1718), zum zweitenmal mit dem holstein-gottorpschen Kanzler v. Reichenbach vermählt, machte sich als Dichterin bekannt.

Consabūrum, s. Consuegra.

Consacramentāles (Compurgatores, lat.), die Eideshelfer im altdeutschen Prozeßverfahren.

Consalvi, Ercole, Marchese, Kardinal, geb. 8. Juni 1757, gest. 24. Jan. 1824, widmete sich theologischen und philosophischen Studien, wurde 1783 Geheimkämmerer Pius' VI. und 1792 Auditor der Rota. Die Franzosen verbannten ihn 1798 aus dem Kirchenstaat, aber Pius VII., der seine Wahl in Venedig 1799 C., der als Sekretär des Konklave fungierte, wesentlich zu danken hatte, erhob ihn 1800 zum Kardinal und zum Staatssekretär. In dieser Eigenschaft schloß er 1801 das Konkordat mit Napoleon I. ab, fiel aber 1806, da er die politische Unabhängigkeit des Kirchenstaats verteidigte, in Ungnade bei Napoleon und mußte sein Amt niederlegen. Als er sich 1809 weigerte, die vom Papst nicht genehmigte Ehescheidung des Kaisers anzuerkennen, wurde er in Reims interniert, wo er seine Memoiren schrieb. 1814 wurde er päpstlicher Gesandter beim Kongreß zu Wien, bewirkte die Wiederherstellung des Kirchenstaates und übernahm wiederum die Leitung des Staatssekretariats. Durch den Abschluß von Konkordaten mit den meisten europäischen Staaten regelte er die Beziehungen der katholischen Kirche zu den staatlichen Gewalten. Die Verwaltung des Kirchenstaats ordnete er durch das die Gleichförmigkeit des Polizeistaates herstellende Motu proprio vom 6. Juli 1816; auch führte er eine neue Prozeßordnung ein, vereinfachte die Finanzverwaltung, suchte auch dem Räuberunwesen in den Provinzen zu steuern und unterstützte Wissenschaften und Künste. Nach Pius' VII. Tode 1823 zog sich C. von den Geschäften zurück. Seine Memoiren gab Crétineau-Joly heraus (Par. 1864, 2 Bde.; neue Ausg., das. 1896), seinen Briefwechsel mit dem Fürsten Metternich veröffentlichte C. van Duerm (Löwen 1900). Vgl. Bartholdy, Züge aus dem Leben des Kardinals C. (Stuttg. 1824); E. Daudet, Le cardinal C. (Par. 1866); Crétineau-Joly, Bonaparte, le Concordat de 1801 et le cardinal C. (das. 1869); Ranke, Die Staatsverwaltung des Kardinals C. (in den »Historisch-biographischen Studien«, Leipz. 1877); E. L. Fischer, Kardinal C. (Mainz 1899).

Consanguinĕi, s. Geschwister.

Conscience, Hendrik, der bedeutendste fläm. Novellist und Mitbegründer der neuflämischen Literatur, geb. 3. Dez. 1812 in Antwerpen, gest. 10. Sept. 1883 in Brüssel, wurde zuerst Lehrer, trat dann (1830) als Freiwilliger ins Heer, wo er es bis zum Sergeantmajor brachte, und schloß sich nach beendigter Dienstzeit 1836 mit aller Energie der flämischen Sprachbewegung an, die seinem Wirken wesentliche Förderung verdankt. 1837 schrieb er seinen ersten Roman: »In't wonderjaer, 1566«, der als der erste der neuen flämischen Literaturperiode großes Aufsehen machte, und ließ sodann einen Band kleiner Erzählungen: »Phantazy« (1837), und den Roman »De leeuw van Vlaenderen« (1838), der die goldene Sporenschlacht verherrlicht, nachfolgen. Auf Verwendung des Malers Wappers erhielt er 1840 eine königliche Unterstützung und wurde ein Jahr später zum Sekretär der Kunstakademie zu Antwerpen ernannt. Mit dem kleinen Buch »Hoe men schilder wordt« (1843) begann die Reihe jener köstlichen kleinen Geschichten und Schilderungen aus dem flämischen Stilleben, die seinen Namen in ganz Europa bekannt und beliebt machten, und von denen »Siska van Roosemael« (1844), »De loteling« (»Der Rekrut«, 1850), »Rikketikke-tak« (1851), »De arme edelman« (1851) und »Het geluk van rijk te zijn« (»Das Glück, reich zu sein«, 1855) als wahre Meisterwerke hervorzuheben sind. C. hatte inzwischen 1845 den Titel eines aggregierten Professors an der Genter Universität erhalten, schied aber 1854 aus seiner Stellung an der Akademie und lebte als Privatmann in Antwerpen, bis er 1857 zum Kreiskommissar in Kortrijk und 1868 zum Aufseher des Museums Wiertz in Brüssel ernannt ward. Im August 1883 wurde ihm zu Antwerpen ein Denkmal errichtet. Von seinen Werken sind noch zu nennen: »Houten Clara« (1850), »Blinde Rosa« (1850), »Baes Gansendonck« (1850), »De plaeg der dorpen« (»Die Dorfplage«, 1855), »De geldduivel« (»Der Geldteufel«, 1859), »De jonge doctor« (1860), »Moederliefde« (»Mutterliebe«, 1862), »De koopman van Antwerpen« (1863), »Geld en adel« (1881) sowie die historischen Romane: »Jacob van Artevelde« (1849), »De Boerenkrijg« (1853), »Hlodwig en Clotildis« (1854), »Simon Turchi« (1858), »De burgemeester van Luik« (1866), »Everard T'Serclaes« (1874), »Het wassenbeeld« (1879) u. a. Auch eine illustrierte »Geschiedenis van België« (Antwerp. 1845; deutsch von Wolff, Leipz. 1847) und ein Singspiel: »De dichter en zijn droombeeld« (1872), hat C. veröffentlicht. Eine Gesamtausgabe seiner vielfach ins Deutsche übersetzten Werke erschien Antwerpen 1867—1880 in 10 Bänden (deutsch in Auswahl, Münster 1846—84, 75 Bdchn.). Er selbst schrieb die »Geschiedenis mijner jeugd«. Seine Biographie schrieb Pol de Mont (Haarlem 1883).

Conscience-money (engl., spr. kónnschens-mönni), »Gewissensgeld«, ohne Namensangabe eingesandte Geldsummen, um die man, insbes. hinsichtlich der Steuerzahlung, die Staatskasse betrogen hatte.

Consecratio (lat.), s. Konsekration.

Consecutio (lat.), Folge; c. temporum, in der Grammatik die Lehre von der durch ihr Abhängigkeitsverhältnis bedingten Aufeinanderfolge der Tempora. Vgl. Verbum.

Conseil (franz., spr. kongßäj; lat. Consilium), Rat, Ratschlag; Rat(geber); Ratsversammlung; dann soviel wie Geheimer Rat oder Ministerrat (Ministerkonseil); Benennung, welche die Stifter gewisser höherer Grade der Freimaurerei ihren Vereinen gaben, dem Wort Kapitel entsprechend (der berühmteste dieser Conseils war der C. des Empereurs d'Orient et d'Occident, Souverains Princes-Maçons, 1758 in Paris gestiftet); C. des prud'hommes, in Frankreich gewerbliches Schiedsgericht mit sachverständigen Vertrauensmännern (s. Gewerbegericht); C. d'État, Staatsrat; C. de préfecture, Präfekturrat, der den französischen Präfekten zur Seite steht; C. d'arrondissement, die Vertretung der Arrondissements; C. général, Generalrat, die Vertretung der Departements; C. judiciaire und spécial, Vormundschaftsbeistand; C. municipal, Gemeinderat, die Ortsgemeindevertretung; C. de famille, Familienrat (s. d.). C. de prises, s. Prise; C. supérieur du commerce et de l'industrie, Volkswirtschaftsrat; C. supérieur du travail, Arbeitsrat (s. d.).

Consensus (lat.), Übereinstimmung, Übereinkunft bei dogmatischen Streitigkeiten, daher auch Titel der betreffenden Urkunden und Schriften. Von solchen sind zu nennen: 1) In der reformierten Kirche: der C. Tigurinus (Züricher), 1549 von Calvin verfaßt und von Bullinger gebilligt, ein Vermittelungsversuch zwischen der Zwinglischen und der Calvinischen Lehre vom Abendmahl; der C. Genevensis (Genfer), 1552 von Calvin verfaßt, formuliert die Prädestinationslehre im streng Calvinischen Sinn und ist deshalb von den andern schweizerischen Kirchen nicht offiziell angenommen worden; der C. Helveticus (Schweizer; auch Formula C. Helvetica), 1674 von den Professoren Heidegger in Zürich und Turertin in Genf gegen Amyrauts (s. d.) Lehre von der Gnade gerichtet, 1675 und 1676 in der Schweiz eingeführt, aber infolge mannigfachen Widerspruchs zu Beginn des 18. Jahrh. wieder um sein symbolisches Ansehen gebracht. — 2) In der lutherischen Kirche: der C. Dresdensis von 1571, Bekenntnis der kurfürstlich sächsischen Theologen in den der Annahme der Konkordienformel vorangehenden Verhandlungen, und der C. repetitus fidei vere Lutheranae (Wiederholung des wahren lutherischen Glaubens), 1655 von den sächsischen Theologen gegen Georg Calixtus (s. d.) gerichtet. Der Vereinigung der augsburgischen, böhmischen und helvetischen Konfessionsverwandten der polnischen Provinzen diente der 1570 zu Sendomir vereinbarte C. Sendomiriensis über die Lehren von der Menschwerdung Christi und vom Abendmahl. — C. gentium, die bei allen Völkern sich findende gleiche Ansicht; c. matrimonialis, eheliche Übereinkunft; c. principis, landesherrliche Zustimmung. — Funktioneller C., gleichzeitige oder aufeinander folgende und aneinander anschließende Erkrankung paariger Organe, veranlaßt durch einen durch das Nervensystem ausgeübten Einfluß (z. B. die sympathische Erkrankung eines unverletzten Auges nach Verletzung des andern).

Consensus quinquesaecularis, d. h. der übereinstimmende Lehrbegriff der ersten fünf Jahrhunderte als Grundlage der von Georg Calixtus (s. d.) angestrebten Wiedervereinigung der christlichen Kirchen.

Consentes Dii (lat.), bei den Römern zwölf (sechs männliche und sechs weibliche) zu einem Götterkreis vereinigte Gottheiten: Jupiter, Neptun, Mars, Apollo, Vulkan, Merkur, Juno, Minerva, Venus, Diana, Vesta, Ceres. Vgl. Zwölf Götter.

Consentia, alte Bundeshauptstadt der Bruttier, am obern Crathis, wo Alarich starb; heute Cosenza.

Consentius, Rudolf Otto, Dichter, geb. 25. Dez. 1813 in Konitz, gest. 13. Jan. 1887 in Karlsruhe, besuchte das Gymnasium zu Königsberg i. Pr., widmete sich früh der Schriftstellerei und trat zugleich als Schauspieler auf. Seine erste Tragödie: »Jesus« (Stuttg. 1840), wurde beschlagnahmt und verbrannt, der Verfasser wegen Gotteslästerung zu dreimonatiger Gefangenschaft auf dem Hohenasperg verurteilt. Es folgte 1842 das historische Trauerspiel »Königin Brunhild«. Von 1843—83 war C. am Hoftheater in Karlsruhe als Schauspieler tätig. Unter seinen Dichtungen (Karlsr. 1881, 4 Bde.) sind die Dramen »Attila«, »Ein Traum« und »Alboin«, welch letzteres Werk Boeckh 1863 für den Schillerpreis empfahl, am meisten bemerkenswert. Ihnen folgten »Neue Gedichte« (Leipz. 1884; 2. Aufl., Dresd. 1901), die auch eine biographische Skizze enthalten.

Consett (spr. -ßett), Stadt in der engl. Grafschaft Durham, am Derwent, mit Steinkohlengruben, Eisenindustrie und (1901) 9694 Einw.

Conshohocken (spr. kónscho-), Ort in Pennsylvanien, Grafschaft Montgomery, am Schuylkill, hat Walzwerke, Gießereien, Baumwoll- und Wollfabriken und (1900) 5762 Einw. Gegenüber am Westufer der Fabrikort West C. (Mingo), mit (1900) 1958 Einw.

Considérant (spr. kongßiderāng), Victor, franz. Sozialist, geb. 12. Okt. 1808 in Salins (Jura), gest. 27. Dez. 1893 in Paris, besuchte die polytechnische Schule in Paris, trat dann in die Armee, verließ aber diese Laufbahn als Geniekapitän, um sich der Verbreitung der sozialistischen Lehre Fouriers (s. d.) zu widmen, und wurde nach dessen Tode (1837) das Haupt von dessen Schule, deren Gründung wesentlich sein Verdienst war. Er schrieb zahlreiche Artikel in die »Réforme industrielle«, seit 1832 das Organ des Fourierismus, und übernahm später die Leitung der »Phalange« (1836—40). Für seine Ideen gewann er den reichen Engländer Young, mit dessen Hilfe er 1832 zu Condé-sur-Vègre ein Phalanstère errichtete. Das Unternehmen scheiterte, und auch die »Phalange« vermochte sich nicht zu halten, worauf die Anhänger der Schule ein neues Organ, die »Democratie pacifique«, gründeten, die 1845 an der »Phalange, revue de la science sociale« eine Hilfszeitschrift erhielt. Die oberste Leitung beider Journale wurde C. übertragen. Considérants bedeutendste Schriften handeln von einer vollständigen Weltverbesserung nach »harmonischen« Grundsätzen, so sein Erstlingswerk: »Destinée sociale, exposition élémentaire complète de la théorie sociétaire« (1834—45, 3 Bde.; neue Aufl. 1851, 2 Bde.). Zugleich bewährte er sich als Redner bei seinen fourieristischen Missionen in Frankreich, in der Schweiz, in Belgien und Deutschland. 1848 wurde er vom Depart. Loiret, 1849 vom Seinedepartement in die Nationalversammlung gewählt, wo er mit der Bergpartei stimmte. Wegen Unterschreibung von zwei aufrührerischen Aktenstücken des Hochverrats angeklagt, entfloh er 1849 nach Belgien, wandte sich

dann nach Texas, wo er mit den Mitteln einer Gesellschaft die Kolonie La Réunion bei San Antonio gründete. Da der hier angestellte Versuch einer praktischen Durchführung seines Systems scheiterte, so kehrte er 1869 mit seiner Familie nach Frankreich zurück und machte sich 1870 durch einige politische Flugschriften bemerklich. Um auch den Minoritäten in Vertretungskörpern Gehör zu verschaffen, hatte C. ein Proportionalwahlsystem (s. Proportionalwahl) vorgeschlagen. Vgl. Sozialismus. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: »Théorie de l'éducation naturelle et attrayante« (1835; deutsch, Nordh. 1847); »Manifeste de l'école sociétaire fondée par Fourier, ou bases de la politique positive« (1841); »Exposition abrégée du système phalanstérien de Fourier« (1845); »Principes du socialisme« (1847); »Théorie du droit de propriété et du droit au travail« (1848); »L'apocalypse, ou la prochaine rénovation démocratique et sociale de l'Europe« (1849); »La solution, ou le gouvernement direct du peuple« (1850) u. a. Vgl. Reybaud, Études sur les réformateurs ou socialistes modernes (1864, 2 Bde.); Coignet, Victor C., sa vie, son œuvre (1895).

Consilia evangelica (lat., »evangelische Ratschläge«), nach der Lehre der römischen Kirche solche von den Geboten (praecepta) unterschiedene sittliche Vorschriften, zu deren Befolgung der Christ nicht verpflichtet ist, deren Erfüllung jedoch ein besonderes Verdienst des Menschen begründet. Die schon in der alten Kirche geläufige Theorie wurde besonders von Thomas von Aquino entwickelt. Man zählt ihrer im ganzen zwölf; Ehelosigkeit, Armut und Gehorsam, die drei Mönchsgelübde, gelten als praecipua c. e. Die Reformation hat die C. im Interesse der Gottwohlgefälligkeit der ordentlichen Berufsleistung verworfen.

Consilium (lat.), richterliches Gutachten, Ausspruch, Rat; im alten Rom auch der Kreis von Rechtsverständigen, mit denen sich die Magistrate zu umgeben pflegten. Auch die Kaiser umgaben sich mit einem solchen Kreise, dem C. principis, später Auditorium, dann Consistorium genannt. Im engern Sinne hieß C. auch ein stehendes Kollegium, das dem Oberrichter, in Provinzen dem Statthalter in der Privatjurisdiktion, z. B. in Untersuchungen über Ingenuität, Zivität, Freiheit ꝛc., beistand und namentlich die Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit zu versorgen hatte. Gewählt wurden die Mitglieder dieses C. vom Präses der Provinz aus dem Conventus (s. Konvent). In Rom bestand das C. aus fünf Senatoren und fünf Rittern.

Consilium abeundi (lat., »der Rat, abzugehen«), nach § 6 des preußischen Gesetzes vom 29. Mai 1879 soviel wie Entfernung von der Universität. Das C. verbietet auf immer oder zeitweise nur den Besuch einer bestimmten Universität, während die Relegation (s. d.) von allen deutschen Hochschulen dauernd verbannt. Eine mildere Vorstufe des C. ist die Unterschrift des C. oder die protokollarisch angedrohte Entfernung.

Consistorium (lat.), s. Konsistorium.

Consobrīni (lat.), Geschwisterkinder, von zwei Schwestern geboren, aber auch Geschwisterkinder überhaupt.

Consolat del Mar, eine im 14. Jahrh. in Katalonien erfolgte Zusammenstellung des seerechtlichen Gewohnheitsrechts, das, obwohl reine Privatarbeit, Gesetzeskraft erlangt hatte.

Consols (engl.), s. Konsols.

Consommé (franz., spr. kongßomé), Kraftbrühe.

Con sordino, s. Dämpfer.

Conſorteria (ital.), Genossenschaft, Name der parlamentarischen Partei in Italien, die, von Cavour gegründet und anfangs geleitet, 1860—76 die Majorität in der Kammer hatte und daher die Ministerien dieser Jahre besetzte. Den Kern der Partei bildete die Mehrheit der alten sardinischen Kammer, der sich die bedeutendsten Männer des übrigen Italien anschlossen. Ihr Ziel war die Vollendung der italienischen Einheit, die sie jedoch nicht durch revolutionäre Gewaltstreiche erstrebte, ferner die Befestigung der parlamentarischen Verfassung, die Herstellung des finanziellen Gleichgewichts und endlich die Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche auf Grund der Formel des sterbenden Cavour: »Freie Kirche im freien Staat«. Nachdem die Partei dies Programm in der Hauptsache verwirklicht hatte, zerfiel sie 1876 und wurde durch die Radikalen aus der Regierung verdrängt.

Consortes litis (lat., Litiskonsorten), Streitgenossen (s. d.).

Consp. (lat.), auf Rezepten Abkürzung für conspergе, »bestreue«, nämlich die Pillen.

Con spirito (ital.), mit Feuer.

Constable (engl., spr. kónnstebl, ursprünglich verwandt mit dem franz. connétable), Name öffentlicher Sicherheitsbeamten in England. Der Lord High C., einer der obersten Kron- und Reichsbeamten des alten England, war dem Connetable von Frankreich gleich. Die Würde des Großconstable war lehnbar, erlosch aber mit Eduard Stafford, der 1521 wegen Hochverrats verurteilt wurde. Seitdem wird nur für besonders feierliche Gelegenheiten ein Großconstable ernannt. In Schottland ist die Würde eines Lord High C. in der Familie Errol erblich. Die Oberconstables (High Constables), die als Gehilfen des Sheriffs für die Erhaltung des Landfriedens zu sorgen haben, wurden 1284 von Eduard I. eingeführt. Zu ihnen kamen unter Eduard III. die Gemeindeconstables (petty constables) mit gleichen Verpflichtungen. Ihr Amtszeichen ist ein etwa 1 m langer, 4 cm dicker Stab von Holz, oben mit dem königlichen Wappen, und ein kurzer Stab von Messing, 10 cm lang, oben mit einer kleinen Krone versehen. Sie werden jährlich auf Vorschlag der Gemeindevorstände (vestries) von den Friedensrichtern ernannt. Im Notfall kann jeder Bürger aufgefordert werden, als special c. zu dienen. Wohlhabende lassen sich gewöhnlich durch einen deputy c. vertreten, sind aber für dessen Handlungen verantwortlich. Es war schon lange üblich, besonders in den Städten, zur Unterstützung der Constables, die ein unbesoldetes Ehrenamt verwalten, bezahlte Wächter (watchmen) anzustellen, als Sir Robert Peel 1829 in London eine wohlorganisierte Polizei (police) einführte, die jetzt die Pflichten der Constables versieht. Auch in den andern Städten und auf dem Lande wird jetzt der Polizeidienst von bezahlten Constables versehen. Vgl. Konstabler.

Constable (spr. kónnstebl), John, engl. Maler, geb. 11. Juni 1776 zu East Bergholt in Suffolk, gest. 30. Mai 1837 in London, trat 1800 als Schüler in die Londoner Akademie ein, wo er besonders den Unterricht von Reinagle genoß. Seit 1820 lebte er in Hampstead, dessen reizende ländliche Umgebungen ihm Motive für seine Gemälde boten. 1829 wurde er zum Mitgliede der Akademie gewählt. Seine Bilder, etwa 100 an der Zahl, geben die englische Landschaft mit der liebevollsten Treue und Wahrheit wieder. C. komponierte nicht und suchte auch nicht besonders pittoreske Punkte auf, er hielt sich an die freundliche Erschei-

nung des bebauten Landes, der Wiesen, Felder, Sträucher und Hütten. Seine Farbe ist so einfach wie frisch und selbst bei flüchtigerer Ausführung doch immer voll warmen Lebens. C. gehört zu den Begründern der modernen realistischen Landschaft und hat auch auf die französische Malerei bedeutenden Einfluß geübt. Vgl. Leslie, Life and letters of John C. (Lond. 1845, mit 42 Stichen; neue Ausg. 1896); Brock-Arnold, Gainsborough and C. (das. 1881).

Constans, 1) der jüngste von Konstantins d. Gr. drei Söhnen aus dessen zweiter Ehe mit Fausta, geb. 323 (nach andern 320), seit 333 Cäsar, verwaltete seit 335 Italien, Illyricum und Afrika, während Konstantin (II.) den übrigen Westen, Constantius den Orient mit Ägypten erhielten. Nach des Vaters Tode (22. Mai 337) blieb eine Zeitlang diese Verteilung des Reiches bestehen, bis zwischen C. und Konstantin ein Streit ausbrach. C. siegte in der Nähe von Aquileja und riß 340 den größten Teil des Anteils des Bruders an sich, da Constantius im Osten beschäftigt war. Seine Unfähigkeit führte indes zu einem Militäraufstand zu Augustodunum (Autun) in Gallien; auf der Flucht wurde er von Magnentius 350 ermordet.

2) C. II., oström. Kaiser, Sohn Konstantins III., geb. 629, gest. 668, wurde 641 nach dem Sturze des Herakleonas auf den Thron erhoben. Er leistete den Arabern tapfern Widerstand, verließ aber 662 Konstantinopel, wo er sich durch seine Grausamkeit verhaßt gemacht hatte, und begab sich über Athen nach Italien. Dort führte er gegen die Langobarden Krieg und plünderte in Rom die Kirchenschätze. Zuletzt residierte er in Syrakus. Der dort 668 zum Kaiser ausgerufene in Mizizios wurde von C.' Sohn Konstantin IV. beseitigt.

Constans (spr. kongstängs), Jean Antoine Ernest, franz. Minister, geb. 3. Mai 1833 in Béziers, betrieb mehrere Jahre ein Geschäft in Spanien, studierte dann aber die Rechte und wurde Professor der Rechtswissenschaft an den Fakultäten zu Douai, Dijon und Toulouse. 1876 wurde er zum Mitgliede der Deputiertenkammer gewählt, in der er sich der Union républicaine anschloß. 1879 wurde er im Kabinett Freycinet zum Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern und 17. Mai 1880 zum Chef desselben ernannt mit der Aufgabe, die Märzdekrete gegen die Jesuiten und die nicht ermächtigten Kongregationen durchzuführen. Im November 1881 legte C. sein Ministerium nieder. Nachdem er 1887—88 Generalgouverneur von Indochina gewesen war, übernahm er 21. Febr. 1889 das Ministerium des Innern und schritt sofort mit großem Erfolge gegen Boulanger und dessen Anhänger ein, so daß die erschütterte Republik wieder befestigt ward. C. selbst wurde Ende 1889 zum Senator gewählt, trat aber 1892 von seinem Amt zurück und wurde im Dezember 1898 Botschafter in Konstantinopel.

Constant (spr. kongstäng), Benjamin, franz. Maler, geb. 10. Juni 1845 in Paris, gest. das. 26. Mai 1902, wurde in Toulouse erzogen, gewann dort 1867 den Hauptpreis der École des beaux-arts und begab sich nach Paris, wo er Schüler Cabanels wurde. 1869 stellte er das vom Staat angekaufte Gemälde: Hamlet, und eine Allegorie: Zu spät, im Salon aus; aber erst der Anblick von Fortunys farbenglühendem Gemälde: die Vicaria, entschied über seine Zukunft. Er wählte sich den Orient zum Stoffgebiet und unternahm zunächst eine Reise nach Spanien. In Granada schloß er sich der Gesandtschaft Tissots zum Sultan Mohammed an und begann neue Studien, deren Ergebnisse: die Haremsfrauen und marokkanische Gefangene (Salon von 1874), durch die leuchtende Farbenpracht überraschten. 1875 erhielt er für sein Bild: Janitschar und Eunuch eine Medaille dritter Klasse, 1876 eine zweiter Klasse für das jetzt im Museum zu Toulouse befindliche Gemälde: Einzug Mohammeds II. in Konstantinopel, eine Schöpfung von großer koloristischer Wirkung und von bedeutender Kraft der Charakteristik, zugleich aber von starker Neigung zum Grauenhaften erfüllt. Von seinen spätern Schöpfungen sind die hervorragendsten: die Favoriten des Emirs (1879), die Tochter der Herodias (1881), Christus im Grabe (1882), der Tag nach einem Sieg in der Alhambra, ein Beerdigungstag in Marokko (1889), Beethovens Mondscheinsonate (1890), Einzug der Sieger und Einzug des Papstes Urban II. in Toulouse 1095. Er hat auch dekorative Bilder für einen Saal der Sorbonne, einen Plafond für den Festsaal des Stadthauses (Paris die Welt zu seinen Festen einladend) und zahlreiche Bildnisse gemalt.

Constant, W., Pseudonym, s. Wurzbach.

Constant de Rebecque (spr. kongstäng dö röbéck), Benjamin, berühmter franz. politischer Schriftsteller, geb. 23. Okt. 1767 in Lausanne aus einer nach der Aufhebung des Edikts von Nantes emigrierten Familie, gest. 8. Dez. 1830. Er trat in braunschweigische Hofdienste und begab sich zu Anfang der Revolution nach Paris, wo er 1796 vor dem Rate der Fünfhundert mutig die Sache seiner vertriebenen reformierten Landsleute führte. Nach dem 18. Brumaire 1799 Mitglied des Tribunats, vertrat er das Repräsentativsystem und die bürgerliche Freiheit. Seine Reden und Schriften hatten ihm indes die Ungunst des Ersten Konsuls zugezogen, weshalb er 1802 aus dem Tribunat entfernt wurde und Paris meiden mußte. Mit Frau von Staël durchreiste er darauf mehrere Länder, lebte später in Göttingen wissenschaftlicher Beschäftigung und erschien 1814 im Gefolge des Kronprinzen von Schweden wieder in Paris. Hier ließ er sich im April 1815 von Napoleon I. zum Staatsrat ernennen und arbeitete an der Redaktion der Additionalakte. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen ward er 1819 und 1824 zum Mitgliede der Deputiertenkammer erwählt. Hier und in der Presse, namentlich der »Minerva«, bekämpfte er die reaktionäre Politik der Bourbonen. Nach der Julirevolution stimmte er für die Erhebung des Herzogs von Orléans zum konstitutionellen König und wurde zum Präsidenten des Staatsrats ernannt. C. schrieb: »Cours de politique constitutionelle« (Par. 1817—1820, 4 Bde.; hrsg. von Laboulaye, 2. Aufl. 1872); »Mélanges de littérature et de politique« (1829). Seine »Discours prononcés à la chambre des députés« erschienen 1833 (3 Bde.; teilweise deutsch von Buß, Freiburg 1834). Zur Ergänzung und Erläuterung des Werkes »De la religion considérée dans sa source, ses formes et ses développements« (1824 bis 1830, 5 Bde.; deutsch von Peter, Berl. 1824—27, 3 Bde.) hinterließ er die fast vollendete Schrift »Du polythéisme romain, considéré dans ses rapports avec la philosophie grecque et la religion chrétienne« (1833, 2 Bde.). Außerdem schrieb er noch: »Mémoires sur les cent-jours« (1822, 2. Aufl. 1829), den oft aufgelegten Roman »Adolphe« (1816; hrsg. von A. France, 1890; deutsch von Ettlinger, Halle 1898), bearbeitete auch Schillers »Wallenstein« für die französische Bühne und gab Filangieris Werke (1822, 5 Bde.) heraus. Seine Korrespondenz erschien 1844, eine Auswahl seiner »Œuvres politiques«

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

1874; seine Briefe an Madame Récamier gab Madame Lenormant (1882), »Lettres de Benj. C. à sa famille, 1775—1830« Jean Menos (1888), sein Tagebuch nebst Briefen Melegari (»Journal intime de B. C., etc.«, 1894) heraus.

Constantia (lat.), Beständigkeit, Standhaftigkeit; personifiziert auf Münzen des Kaisers Claudius dargestellt als eine Frau, welche die Rechte dem Gesicht zu emporhebt (Ausdruck des Maßes).

Constantia, Weinberge in der Kapkolonie, 11 km südlich von Kapstadt: Hoch- (Van Reenen), Groß- (Cloete) und Klein-C. (Coligne) erzeugen den geschätzten Constantiawein (s. Kapweine).

Constantia, Name einiger fürstlicher Personen, s. Konstanze.

Constantina, Stadt in der span. Provinz Sevilla, Bezirk Cazalla de la Sierra, am Südabhang der Sierra Morena, gegründet von Kaiser Konstantin, hat Silberminen, bedeutenden Handel mit Wein, Branntwein und Essig und (1900) 9975 Einw.

Constantine, Stadt, s. Konstantine.

Constantinus, s. Konstantin.

Constantius, 1) M. Flavius Valerius C. I. Chlorus, d. h. der Blasse, Vater Konstantins d. Gr., Sohn eines vornehmen Illyriers, geb. 250 n. Chr., machte sich durch Kriegstaten einen Namen und wurde von dem Kaiser Maximian 293 adoptiert und zum Cäsar ernannt, nachdem er an Stelle der Helena dessen Stieftochter Theodora geheiratet hatte. Das Reich wurde nun in vier Teile geteilt, von denen Gallien und Britannien mit der Hauptstadt Trier C. erhielt, dem es gelang (296), durch Besiegung des Thronprätendenten Allectus Britannien nach zehnjähriger Trennung wieder mit dem römischen Reich zu vereinigen, am Rhein die Franken aus dem Bataverland zu vertreiben und im Süden die Grenze gegen die vordringenden Alemannen zu sichern. Nach dem Rücktritte Diokletians und Maximians 1. Mai 305 folgten ihnen C. und Galerius als Augusti; des C. Milde, Einfachheit und Mäßigung sowie seine Hinneigung zum Christentum, obwohl er nicht offen übertrat, bildete einen entschiedenen Gegensatz zu seinem Mitkaiser, der die Christen grausam verfolgte; doch kam es nicht zu offenem Konflikte, da C. im Juli 306 auf einem Feldzuge gegen die Pikten und Kaledonier in Eboracum (York) starb.

2) C. II., Konstantins d. Gr. zweiter Sohn von seiner zweiten Gemahlin, Fausta, geb. 317 zu Sirmium in Illyricum, der Lieblingssohn des Vaters und der begabteste von den drei Brüdern, bekam bei der Teilung des Reiches 335 den Orient mit Ägypten. Bei der Leichenfeier seines Vaters (337) in Konstantinopel anwesend, benutzte er einen Soldatenaufstand, um sich aller männlichen Anverwandten (Dalmatius, Annibalianus u. a.), mit Ausnahme der beiden Knaben Gallus und Julian, zu entledigen, und kam 353 in den Besitz des ganzen Reiches, nachdem von seinen Brüdern Konstantin II. im Kampfe gegen Constans 340 seinen Tod gefunden und der Mörder des Constans (350), Magnentius, bei Mursa (Essek) 28. Sept. 351 und dann noch mehrfach geschlagen, sich 10. Aug. 353 selbst das Leben genommen hatte. Während ihn hier das Glück begünstigte, erlitt er von dem kriegerischen Perserkönig Sapor wiederholte Niederlagen, denn, selbst ohne Beanlagung zum Feldherrn, ließ er doch seine Offiziere nicht frei gewähren. Da ihm Kinder versagt waren, mußte er sich nach andern Stützen des Thrones umsehen; zuerst zog er daher seinen Vetter Gallus an sich heran, entsetzte ihn aber wieder wegen seiner Unfähigkeit und Grausamkeit 354 und ließ ihn hinrichten. Darauf ernannte er den andern Vetter, Julianus (Apostata), zum Cäsar und Regenten von Gallien; doch erregten dessen große Erfolge seinen Neid so, daß er von ihm den besten Teil seines Heeres zur Beschützung von Asien verlangte; die Truppen aber weigerten sich, Julian zu verlassen, und riefen ihn im Winter 360 wider seinen Willen zum Kaiser aus. Daher zog C. seine Truppen von der Grenze Persiens zurück, brach, schon krank, gegen Julian auf und starb auf dem Marsch zu Mopsukrene in Kilikien 3. Nov. 361. C. trat während seiner Regierung entschieden gegen das Heidentum auf, das sein Vater noch geduldet hatte, und verbot streng Opfer und Tempelbesuch. In den innern Streitigkeiten neigte er sich bald auf die Seite der Orthodoxen, bald auf die der Arianer und nährte dadurch die Erbitterung der Parteien. So wurde seine Regierung, obwohl er klug und sittenrein war, doch infolge seiner Eifersucht auf andrer Verdienste und seiner kleinlichen Denkweise sowie seiner geringen militärischen Beanlagung zu einem Unglück für das Reich.

Constantza (Constanza), Hauptstadt eines Distrikts in der rumän. Dobrudscha, am Schwarzen Meer, am Ende des sogen. Trajanswalles, an der Eisenbahn C.-Tschernawoda (hier Eisenbahnbrücke über die Donau), hat eine rumänische Kathedrale und je eine griechische, protestantische, katholische, armenische und bulgarische Kirche, 8 kleinere, vom Staat unterhaltene Moscheen, ein Gymnasium, 4 Volksschulen, 2 israelitische, 2 türkische und je eine armenische und bulgarische Schule, neue Boulevards, schöne Anlagen, Seebäder und (1899) 12,725 Einw. (zu zwei Drittel Rumänen). Der 1902 eingeweihte Hafen von 8 m Tiefe bedeckt 80 Hektar, hat 2 große Bassins für Ein- und Ausfuhr (letztere mit Silos und Ladevorrichtungen modernster Art), 2 Wellenbrecher von 1377 und 1443 m Länge, große Kais und ist mit einem Aufwand von ca. 50 Mill. Frank erbaut worden. Der Schiffsverkehr belief sich 1901 im Eingang auf 483 Schiffe (davon 342 beladen) von 527,042 Ton., im Ausgang auf 472 Schiffe (davon 341 beladen) von 512,634 T. Zur Ausfuhr kommen besonders Getreide, Schafe und Petroleum, die Einfuhr besteht aus Geweben, Gußeisen- und Kolonialwaren. C. steht mit Konstantinopel, dem Mittel- und Ägäischen Meer und Hamburg in regelmäßiger Dampferverbindung. Es hat eine Diskontobank, Filialen mehrerer Banken und ist Sitz mehrerer Konsulate, darunter eines deutschen Vizekonsuls. — C. gilt für das römische Constantiana. Von Tschernawoda bis C. führt der Trajanswall (s. d.). In der Nähe lag Tomi, 8—17 n. Chr. Ovids Verbannungsort (jetzt Anadolköi). Im April 1854 fand bei C. ein Treffen zwischen Russen und Türken statt.

Constituante (franz., spr. konstitüángt'; zu ergänzen: assemblée), s. Konstituierende Versammlung.

Constitución, Hafenstadt der chilen. Provinz Máule, oberhalb der Mündung des Rio Máule, dessen Zugang durch eine Barre erschwert wird, Ausgangspunkt einer Bahn nach Talca, Seebad mit (1885) 6533 Einw., hat ein Lyzeum mit deutschen Lehrern, Dampfsägemühlen, Ausfuhr von Bauholz und Getreide. Die Stadt wurde 1794 gegründet und hieß früher Nueva Bilbao.

Constitüens (lat.), das »Gestaltgebende«, in der Rezeptierkunst ein Mittel, durch das eine Arznei die ihr nötige Form, Umfänglichkeit und Konsistenz erhält, bei flüssigen Arzneien Vehiculum (meist destil-

liertes Wasser), bei andern Präparaten Excipiens (Milchzucker, Althäapulver ꝛc.) genannt.

Constitutio criminālis Carōli (lat.), s. Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V.

Constitutional (engl., spr. konßtitjūschönĕl), Spaziergang, gesundheitfördernde Körperbewegung.

Constitutio Unigenitus (lat.), s. Unigenitus.

Constitūtum (lat.), das Festgesetzte, Verabredung, Vertrag. Bei den Römern hieß C. debiti das Versprechen, eine bestimmte, bereits bestehende Verbindlichkeit zu erfüllen; versprach man die Erfüllung einer fremden Verbindlichkeit, übernahm man also die Bürgschaft hierfür, so sprach man von einem C. debiti alieni. Unter C. possessorium verstanden die Römer den Vertrag, daß jemand eine Sache, die er bisher für sich besaß, nunmehr im Namen eines andern und mit dessen Zustimmung zu besitzen anfing. Das Bürgerliche Gesetzbuch hat den Grundsatz des C. possessorium in § 930 übernommen, indem es bestimmt, daß die Übergabe der Sache und damit die Übertragung des Eigentümers dadurch ersetzt werden kann, daß zwischen dem bisherigen Eigentümer und dem Erwerber der Sache vereinbart wird, der letztere solle nunmehr mittelbaren Besitz (s. d.) erlangen. Jedoch kann nach § 1205 des Bürgerlichen Gesetzbuches das C. possessorium nicht zur Bestellung eines Pfandrechtes verwertet werden.

Constrictor (lat.), Zusammenzieher, Schließmuskel (s. d.), z. B. C. ani, Afterschließmuskel (s. Darm).

Constructio ad sensum (synesim), s. Sensus.

Consualia (lat.), ein altitalisches Fest, s. Consus.

Consuēgra, Stadt in der span. Provinz Toledo, Bezirk Madridejos, am Amarguillo, am Fuß einer angeblich von Trajan erbauten Feste, hat Reste eines römischen Amphitheaters und (1900) 7601 Einw. In der Nähe Jaspis- und Marmorbrüche. — C. gilt für das Consaburum der Römer und wurde im September 1891 durch Überschwemmung fast gänzlich zerstört.

Consulāris, bei den Römern zur Zeit der Republik Prädikat gewesener Konsuln, unter den spätern Kaisern Titel auch solcher, die nicht Konsuln gewesen waren, vorzugsweise der höhern Kriegsbefehlshaber, Provinzialstatthalter und andrer hoher Staatsbeamten. Vgl. Konsul.

Consulta (ital., span.), beratende Versammlung; auch Staatsrat.

Consultum, s. Konsult.

Consūmo, s. Portwein.

Consum(p)tio (lat.), s. Auszehrung.

Consus, altitalischer Erd- und Saatgott, dessen Altar in Rom im Circus maximus unter der Erde lag und nur an seinen von Hirten und Bauern gefeierten Hauptfesten, den Consualia, 20. Aug. (nach der Ernte) und 15. Dez. (nach der Aussaat), aufgedeckt wurde. An ersterm Feste sollte der Raub der Sabinerinnen stattgefunden haben; an letzterm feierten mit den Menschen auch die Zugtiere, Pferde und Maultiere, deren Köpfe man bekränzte, und veranstalteten die Pontifices im Zirkus Wettrennen, namentlich von Maultieren. Deshalb wurde C. von römischen Gelehrten fälschlich mit dem griechischen Rossegott Poseidon gleichgesetzt.

Cont., auf Rezepten Abkürzung für contusus (s. d.).

Contades (spr. kongtäd'), Louis Georges Erasme, Marquis de, Marschall von Frankreich, geb. 11. Okt. 1704 bei Beaufort in Anjou, gest. 19. Jan. 1793 in Livry, trat 1720 in die französische Armee, zeichnete sich in den Kriegen 1733—48 unter dem Marschall von Sachsen aus und befehligte 1757—58 im Siebenjährigen Krieg unter d'Estrées und Clermont ein Korps am Niederrhein. Nach der Niederlage Clermonts bei Krefeld ward er an dessen Stelle 1758 zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt und, nachdem er den Herzog Ferdinand von Braunschweig auf das rechte Rheinufer gedrängt hatte, zum Marschall befördert. 1759 erhielt er den Befehl über die gesamte französische Armee in Deutschland, drang nach dem Sieg Broglies bei Bergen durch Hessen und Westfalen bis zur Weser vor, verlor aber hier 1. Aug. die Schlacht bei Minden gegen den Herzog von Braunschweig und mußte an den Rhein zurückweichen, worauf er im September auf Antrieb Broglies vom Kommando abberufen wurde.

Contagium (lat.), s. Kontagium.

Contango, in London soviel wie Report (s. d.).

Contánt (ital. contante, contanti), s. Kontant.

Contarini, edles venezian. Geschlecht, das durch eine große Anzahl berühmter Männer glänzte. Der erste Doge aus dem Geschlecht war Domenico C. (1043—71); unter ihm wurde der Bau der Markuskirche in ihrer jetzigen Gestalt begonnen; außerdem erbaute er die Kirche San Niccolò auf dem Lido. — Jacopo C., Doge 1275—80, unterdrückte einen Aufstand der Städte Triest und Capo d'Istria, nötigte Ancona zur Unterwerfung unter die Herrschaft Venedigs auf der Adria, dämpfte eine Empörung auf Kandia und erwarb mehrere Plätze in Dalmatien, Istrien und in der Romagna. — Andrea C., Doge 1367—82, übernahm, nachdem der lange dauernde Krieg zwischen Venedig und Genua seit der Eroberung Chioggias durch die Genuesen eine für Venedig ungünstige Wendung genommen hatte, im Dezember 1379 selbst den Oberbefehl und zwang 1380 Chioggia zur Ergebung, 1381 Genua zum Frieden. Er war der erste Doge, dem von Staats wegen eine Leichenrede gehalten wurde. — Niccolò C., Doge von 1630 bis 1631, verfaßte mehrere Schriften, von denen die sehr ausführliche »Istoria veneta«, welche die Jahre 1597—1604 umfaßt, noch handschriftlich vorhanden ist; im Druck erschien: »De rerum perfectione libri VI« (Veneb. 1576), ferner »Modo della elezione del serenissimo principe di Venezia« (Rom 1630). — Carlo C. war Doge 1655—56. Unter seiner Regierung schlug der venezianische Admiral Mocenigo die türkische Flotte unter den Kanonen der Dardanellen. — Domenico C. II. war Doge 1659—74. In seine Regierung fiel der verheerende Krieg gegen die Türken um Kandia 1663—67. Andre Mitglieder der Familie waren:

1) Gasparo, Kardinal, geb. 16. Okt. 1483 in Venedig, gest. 24. Aug. 1542 in Bologna, studierte Philosophie in Padua, ging 1521 als venezianischer Gesandter auf den Reichstag zu Worms, begleitete Kaiser Karl V. auf seinen Reisen durch Belgien, England, Spanien und brachte 1523 die Allianz Venedigs mit ihm zu stande. 1528 suchte er als Gesandter Venedigs den Papst Clemens VII. vergebens vom Abschluß eines Separatfriedens mit dem Kaiser zurückzuhalten; nachdem dieser erfolgt war, schloß er 1529 zu Bologna für Venedig Frieden mit Karl. Obwohl bisher Laie, wurde C. 1535 von Papst Paul III. zum Kardinal ernannt und war seitdem unermüdlich für die Kirche tätig. Die christlichen Glaubenslehren in der Tiefe erfassend, drang er über den äußern Werkdienst hinweg auf Heiligung der Seelen und näherte sich in der Rechtfertigungslehre den deutschen Refor-

matoren. Wiederholt stellte er Paul III. die Notwendigkeit einer durchgreifenden Kirchenverbesserung vor und ward von demselben in eine zu diesem Zweck niedergesetzte Kommission berufen, aus deren Beratungen 1537 die freimütige Schrift »Consilium de emendanda Ecclesia« hervorging. 1541 strebte er als päpstlicher Legat auf dem Reichstag zu Regensburg die Vereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche an und machte auch verhältnismäßig weitgehende Konzessionen, fand aber bei der Kurie wenig Dank für seine übrigens erfolglosen Verhandlungen. 1542 wurde er zum Legaten in Bologna ernannt. Seine bekannteste Schrift ist »De magistratibus et republica Venetorum« (Par. 1543; ital., mit Anmerkungen von Grasso, Veneb. 1678). Vgl. Brieger, Gasparo C. und das Regensburger Konkordienwerk (Gotha 1870); Dittrich, Regesten und Briefe des Kardinals Gasparo C. (Braunsb. 1881); Derselbe, Gasparo C., eine Monographie (das. 1885); Braun, Kardinal G. C., oder der Reformkatholizismus im Lichte der Geschichte (Berl. 1903).

2) Simone, geb. 27. Aug. 1563, gest. 10. Jan. 1633, war venezianischer Gesandter an mehreren italienischen Höfen, bei Philipp II. von Spanien, Ludwig XIII. von Frankreich, dem Papst Paul V. und dem Sultan Mohammed III. Auch als lateinischer Dichter hat er sich einen Namen erworben. Vgl. Farsetti, Vita di Simone C. (Veneb. 1772).

3) Ludovico, venezian. Staatsmann, gest. 1653, bewog 1629 Ludwig XIII. zu einem Bündnis mit Venedig, um Österreich an der Besetzung des Veltlins zu hindern, und war venezianischer Gesandter bei den Verhandlungen über den Westfälischen Frieden.

Conte (ital.), Graf.

Conté (spr. kongté), Nicolas Jacques, Mechaniker und Maler, geb. 4. Aug. 1755 in St.-Cenery bei Séez, gest. 6. Dez. 1805 in Paris, empfahl 1795 den Luftballon zur Beobachtung des Feindes und wurde nach Ausführung seines Vorschlags in den Niederlanden Direktor des aerostatischen Instituts und Brigadechef der Aeronauten bei der Armee. Er erfand 1795 die Herstellung der Bleistifte aus einer Mischung von Graphit mit Ton, konstruierte eine hydraulische Presse und errichtete in Kairo Werkstätten für Armeebedürfnisse.

Contemporain (franz., spr. kongtangporäng, lat. contemporaneus), ein gleichzeitig Lebender, Zeitgenosse.

Contenance (franz., spr. kongt'nängß'), Fassung, Haltung; auch Gemütsruhe.

Content (franz., spr. kongtäng, lat. contentus), zufrieden; einverstanden.

Contenta (lat.), s. Kontenten.

Contentieux administratif (auch kurzweg le contentieux, spr. kongtangßjö), die Verwaltungsgerichtsbarkeit in Frankreich, die nicht bloß Verwaltungsangelegenheiten, sondern auch fiskalische Streitigkeit und Strafsachen umfaßt. Auch in Deutschland hat man vor der Neuregelung der Verwaltungsrechtspflege von administrativ-kontentiösen Sachen gesprochen. Den Gegensatz zum C. bildet die administration pure (reine Verwaltung). Man unterscheidet hiernach den Weg der Verwaltungsrechtsbeschwerde (voie contentieuse) und der Verwaltungsbeschwerde (voie gracieuse). Die Einrichtung des C. verdankt ihre Entstehung dem französischen Grundsatz der Gewaltenteilung, d. h. der Trennung und gegenseitigen Unabhängigkeit der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt. Hiernach erscheint es als unzulässig, daß die Gerichte in die Tätigkeit der Verwaltung eingreifen und die Verwaltungsbeamten wegen ihrer Amtshandlungen vor sich laden. Infolgedessen mußte die Verwaltungsrechtsprechung als eine besondere Aufgabe der vollziehenden Gewalt eingerichtet werden. Das C., sagt Vivien (»Études administratives«, 2. Aufl., Bd. 1, S. 125), umfaßt alle Beschwerden, die sich auf Verletzung der Verpflichtungen gründen, die der Verwaltung durch Gesetz oder Verordnung auferlegt oder von ihr durch Vertrag übernommen sind. Im ersten Rechtszug entscheiden hier hauptsächlich die Minister, die Präfekturräte und die Präfekten, im zweiten Rechtszug entscheidet der Staatsrat (s. d.). Auf Akte der Regierungsgewalt (actes de gouvernement), wie z. B. Staatsverträge, Verteilung von Kriegsentschädigungen ꝛc., erstreckt sich das C. niemals. Vgl. O. Mayer, Theorie des französischen Verwaltungsrechts, S. 87 ff. (Straßb. 1886).

Contes (franz., spr. kongt'), Erzählungen zur Unterhaltung oder Erbauung. Eine Unterart bilden die Fabliaux (s. d.). Die C. dévots erzählen meist Marienwunder und sind von Gautier de Coincy (gest. 1236) in großer Zahl verfaßt worden (Ausg. von Poquet, Par. 1856). In der ältern Zeit sind die C. fast durchaus gereimt; erst das 15. Jahrh. bevorzugte die Prosa. Eine Sammlung solcher Erzählungen veranstaltete Lacroix in dem Werk »Les vieux conteurs français« (Par. 1840). In der neuern Literatur treten auf die C. de fées (Gräfin d'Aulnoy), C. moraux (Marmontel), C. drolatiques (H. de Balzac).

Contessa (ital.), Gräfin.

Contessa, 1) Christian Jakob Salice-C., Dichter und Novellist, geb. 24. Febr. 1767 zu Hirschberg i. Schl., gest. 11. Sept. 1825 in Lichtenthal bei Greifenberg, war Kaufmann daselbst, wurde dann in die Untersuchungssache gegen den preußischen Kriegs- und Domänenrat Zerboni als angeblichen Verschwörer gegen den preußischen Staat verwickelt und saß ein Jahr lang in Spandau gefangen (1797). Später widmete er sich, meist auf seinem Gut Lichtenthal, literarischen Beschäftigungen. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben die Romane: »Das Grabmal der Freundschaft und Liebe« (Bresl. 1792) und »Der Freiherr und sein Neffe« (das. 1824), die Novelle »Almanzor« (Leipz. 1808) und das historische Schauspiel »Alfred« (Hirschberg 1809). Eine Sammlung seiner »Gedichte« veranstaltete W. L. Schmidt (Hirschberg 1826).

2) Karl Wilhelm Salice-C., Novellist und Lustspieldichter, Bruder des vorigen, geb. 19. Aug. 1777 in Hirschberg, gest. 2. Juni 1825 in Berlin, studierte seit 1798 in Erlangen und Halle, bereiste Frankreich und lebte dann unabhängig in Weimar (1802—1803), seit 1805 in Berlin, seit 1816 auf dem Gute Sellendorf seines Freundes Houwald, zuletzt mit diesem in Neuhaus bei Lübben. Unter seinen Lustspielen war besonders »Das Rätsel« (1809, auch in Reclams Universal-Bibliothek), unter seinen Erzählungen »Magister Rößlein« (in den mit seinem Bruder herausgegebenen »Dramatischen Spielen und Erzählungen«, Hirschb. 1812—14, 2 Bde.) beliebt. Außerdem schrieb er »Erzählungen« (Dresd. 1819, 2 Bde.) und gab mit Hoffmann und Fouqué »Kindermärchen« (Berl. 1816—17, 2 Bde.) heraus. Seine sämtlichen Schriften mit einem Lebensabriß gab Houwald heraus (Leipz. 1826, 9 Bde.). C. war auch ein guter Landschaftsmaler, als welchen ihn Hoffmann in den »Serapionsbrüdern« unter dem Namen Silvester schildert.

Contestāni, iberisches Volk, s. Kontestaner.

Contestatio litis (lat.), s. Litiskontestation.

Conthey (spr. kongtä, deutsch Gundis), Flecken im gleichnamigen Bezirk des schweizer. Kantons Wallis, 575 m ü. M., auf einem Hügel über dem Rhonetal, 5 km westlich von Sitten, hat Getreide- und Weinbau und (1900) 2918 Einw. Hier wurden vorhistorische Gräber und eine römische Villa aufgedeckt.

Conti (ital.), Mehrzahl von Conto, s. Konto.

Conti, Name jüngerer Nebenzweige des bourbon. Hauses Condé, von der kleinen Stadt C. bei Amiens hergenommen. Bemerkenswert sind:

1) François, Prinz von, zweiter Sohn Ludwigs I. von Bourbon, Prinzen von Condé, geb. 19. Aug. 1558, gest. 3. Aug. 1614 in Paris, ward protestantisch erzogen, trat aber in der Bartholomäusnacht zur katholischen Konfession über. Nach Heinrichs III. Ermordung schloß er sich an Heinrich IV. an und focht in der Schlacht bei Ivry mit Auszeichnung.

2) Louise Marguerite von Lothringen, Prinzessin von, Tochter des Herzogs Heinrich von Guise und der Katharina von Kleve, vermählte sich 1605 mit C. 1) und nach dessen Tode heimlich mit dem Marschall Bassompierre. Als dieser in die Bastille gesetzt ward, mußte sie sich auf ihre Güter zu Eu begeben, wo sie 30. April 1631 starb. Sie schrieb: »Histoire des amours du grand Alcandre«, d. h. Heinrichs IV. (Leiden 1663; Par. 1786, 2 Bde.).

3) Armand von Bourbon, Prinz von, geb. 11. Okt. 1629 in Paris, gest. 21. Febr. 1666, Sohn Heinrichs II. von Condé, Bruder des großen Condé, war wegen seines schwächlichen, mißgestalteten Körpers ursprünglich zum geistlichen Stand bestimmt und schon Inhaber mehrerer Pfründen, kämpfte aber in den Reihen der Fronde gegen den Hof, ward 1650 mit seinem Bruder und dem Herzog von Longueville verhaftet und erst 1651 wieder in Freiheit gesetzt. C. söhnte sich aber bald mit dem Hof aus und heiratete sogar Mazarins Nichte, Anna Maria Martinozzi. Im Kriege gegen Spanien 1654 mit einem Kommando betraut, eroberte er Villafranca und Puycerda, focht aber unglücklich im italienischen Feldzug von 1657. Er schrieb unter anderm einen gegen das Theater gerichteten »Traité de la comédie et des spectacles« (Par. 1667).

4) Louis Armand, Prinz von C., Graf von Pézenas, ältester Sohn des vorigen, geb. 4. April 1661, gest. kinderlos 5. Nov. 1685, vermählt mit Marie Anne von Bourbon, Mademoiselle de Blois, legitimierter Tochter Ludwigs XIV. von der Lavallière, kämpfte in Ungarn gegen die Türken und kehrte 1682 nach Paris zurück.

5) François Louis, Prinz von La Roche-sur-Yon und C., jüngerer Bruder des vorigen, geb. 30. April 1664, gest. 22. Febr. 1709, begleitete jenen nach Ungarn und erwarb sich unter dem Marschall von Luxembourg in den niederländischen Feldzügen, namentlich bei Steenkerke, Fleurus und Neerwinden, solchen Ruhm, daß er nach Sobieskis Tode (27. Juni 1697) von einem Teil der polnischen Magnaten zum König von Polen gewählt wurde. Als er aber nach Polen kam, fand er den Thron schon durch August II. von Sachsen eingenommen. Er erhielt nach seiner Rückkehr das Gouvernement Languedoc und befehligte 1703 noch einmal in Italien.

6) Louis François, Prinz von, Enkel des vorigen, geb. 13. Aug. 1717, gest. 2. Aug. 1776, diente zuerst unter dem Marschall Belle-Isle gegen die Bayern, besetzte 1744 mit 20,000 Franzosen Piemont und gewann die Schlacht von Coni, machte 1745 den Feldzug in Deutschland und 1746 den in Flandern mit und ward 1749 Großprior des Malteserordens in Frankreich. Mit der Pompadour verfeindet, leitete er Ludwigs XV. geheime Diplomatie, die den Ministern völlig verborgen blieb und oft die offizielle Diplomatie bekämpfte, ward aber vom König schließlich im Stiche gelassen. Vgl. Boutaric, Correspondance secrète de Louis XV (Par. 1866, 2 Bde.); de Broglie, Le secret du Roi; Correspondance secrète de Louis XV (das. 1879, 2 Bde.).

7) Louis François José, Prinz von, einziger Sohn des vorigen, geb. 1. Sept. 1734, gest. 1814, bis zum Tode seines Vaters Graf de la Marche, kämpfte 1757 in Deutschland und unterstützte später die Parlamente gegen die Regierung. Während der Revolution vor das Revolutionstribunal gezogen, aber freigesprochen, wurde er erst nach dem 18. Fructidor 1797 verbannt. Er starb in Barcelona als der letzte Sproß des Hauses C., dessen Besitzungen an das Haus Condé fielen.

8) Amélie Gabrielle Stephanie Louise, Prinzessin von, Schriftstellerin, natürliche, später legitimierte Tochter von C. 6), geb. 30. Juni 1756, erzählte die Geschichte ihrer von den Verwandten erzwungenen unglücklichen Ehe mit einem gemeinen Menschen in einer kleinen Provinzialstadt in ihren »Mémoires historiques« (Par. 1798, 2 Bde.; deutsch, Lübeck 1809, 2 Bde.), die Goethe den Stoff zu der »Natürlichen Tochter« gaben. Vgl. E. Barthélemy, La princesse de C. d'après sa correspondance inédite (Par. 1875).

Conti, 1) Nicolò de, ital. Reisender des 15. Jahrh., geb. in Chioggia, reiste als Kaufmann, des Arabischen und Persischen mächtig, 1428—53 von Damaskus über Bagdad, Ormus und Oman nach Indien, durchquerte als erster Europäer Dekhan, besuchte Ceylon und Sumatra, ging über Tenasserim wieder nach Vorderindien, fuhr den Ganges eine Strecke hinauf und gelangte durch Arakan zum Irawadi und nach Awa. Auf der Rückreise besuchte er Sokotra und Dschidda. Sein von Poggio veröffentlichter Reisebericht »De varietate fortunae« (1723) ist auch abgedruckt in Kunstmanns »Kenntnis Indiens im 15. Jahrhundert« (Münch. 1863) und mit Erläuterungen von Bellemo: »I viaggi di Nicolò de' C.« (Mail. 1883).

2) Augusto, ital. Philosoph, geb. 1822 zu Villa di San Piero bei San Miniato im Toskanischen, studierte die Rechtswissenschaft in Siena, Pisa und Lucca und lebte dann mehrere Jahre als Advokat in Florenz. Nachdem er am Feldzug von 1848 teilgenommen, war er als Advokat und daneben als Lehrer der Philosophie in San Miniato tätig, dann von 1855 an als Professor der Philosophie in Lucca, von 1863 an in Pisa; zuletzt lehrte er am Istituto di studii superiori zu Florenz. Seine Philosophie ist ein Eklektizismus, der die Ausgleichung von Denken und Empfinden, Vernunft und Glauben, eine Vermittelung zwischen der neuesten Philosophie und den scholastischen Lehren anstrebt. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Evidenza, amore e fede, o i criteri della filosofia« (Flor. 1862, 2 Bde.; 3. Aufl., Prato 1872); »Storia della filosofia« (Flor. 1864, 2 Bde.; 5. Aufl. 1888; franz. von E. Naville, Par. 1865); »Filosofia elementare« (mit Sartini, Flor. 1869; 17. Aufl. 1893); »Il bello nel vero« (das. 1872, 2 Bde.; 3. Aufl. 1891); »Il vero nell' ordine« (das. 1876, 2 Bde.; 2. Aufl. 1891); »L'armonia delle cose« (das. 1878, 2 Bde.; 2. Aufl. 1888); »Esamo della filosofia epicurea« (mit G. Rossi, das. 1878).

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Contich, Flecken in der belg. Provinz u. im Arrond. Antwerpen, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Antwerpen–Brüssel, mit Ziegelbrennerei, Herstellung von Ackergeräten, Brauerei und (1900) 5007 Einw.

Continŭae (lat.), Dauerlaute, s. Lautlehre.

Continŭo, s. Basso continuo.

Conto (ital.), s. Konto.

Conto (de Reis, abgekürzt »:« mit 6 Nullen), in Portugal und Brasilien ein Betrag von 1000 Milreis ($ oder ₱), s. Milreis.

Conto a metà, s. A metà.

Conto corrente, s. Kontokorrent.

Contorni (ital.), die Umgebungen.

Contorniāti, s. Kontorniaten.

Contortae, s. Kontorten.

Contortaschichten, soviel wie rätische Schichten, s. Triasformation.

Contouche (franz., spr. kongtūsch'), ein nur bis zu den Knieen reichender, taillenloser und mantelartiger Überwurf der Frauen, der in Frankreich unter dem Herzog Philipp von Orléans (1715—23) aufkam. Er war mit Ärmeln versehen und vorn über der Brust zum Binden. Davon erhielt das polnische Nationalkleid Kontusch (s. d.) seinen Namen.

Contra (lat. u. ital.), gegen, entgegengesetzt, gegenüber, in Zusammensetzung sehr häufig; vgl. Kontra...

Contra-arbitrium (lat.), Gegengutachten.

Contractio venae (lat.), die Zusammenziehung des ausfließenden Strahles, s. Ausflußgeschwindigkeit.

Contractus (lat.), s. Kontrakt.

Contradictio (lat.), Widerspruch (s. d.). C. in adjecto, d. h. Widerspruch im Beiwort, findet statt, wenn dieses eine Beschaffenheit ausdrückt, die mit dem Gegenstande des Hauptwortes in Widerspruch steht.

Contrados (lat.), soviel wie Antidos (s. d.).

Contrainte par corps (franz., spr. kongträngt' par kôr), s. Haft.

Contra jus clarum in thesi (lat.), gegen einen unbestreitbaren Rechtssatz (verstoßend).

Contr'alto (ital., franz. Haute-contre), in der Musik Benennung der Altstimme; vgl. Contratenor.

Contraria actio (lat.), gemeinrechtliche Bezeichnung für das Klagerecht, das dem aus einem obligatorischen Vertrag primär Verpflichteten unter Umständen gegen den primär Berechtigten zusteht; z. B. hat derjenige, der eine Sache zum Gebrauch unentgeltlich leiht, eine actio commodati directa auf Rückgabe nach gemachtem Gebrauch oder Schadenersatz. Dem Entleiher hinwiederum steht ein Klagerecht auf Ersatz seiner im Interesse des andern Kontrahenten gemachten notwendigen Auslagen oder des durch Verschulden des letztern erlittenen Schadens zu *(actio commodati contraria)*.

Contrarium (lat.), das Gegenteil; Mehrzahl: Contraria, Entgegengesetztes. Contraria contrariis curantur, Entgegengesetztes wird mit Entgegengesetztem geheilt, der dem homöopathischen Grundsatz (similia similibus curantur) entgegengesetzte, in dieser Ausschließlichkeit aber übertriebene Grundsatz.

Contra sextum (nämlich praeceptum, lat.), wider das sechste Gebot.

Contrasto, ital. Streitgedicht in dialogischer Form, in dem jeder Person eine Strophe oder ein Sonett zufällt. Am bekanntesten ist die angeblich von Ciullo d'Alcamo (s. d.) verfaßte »Rosa fresca«.

Contratēnor (lat.), früherer Name der Altstimme (s. Alt).

Contrat social (franz., spr. kongträ ßoßjáll, »Gesellschaftsvertrag«), s. Rousseau (Jean Jacques).

Contre (franz., spr. kongtr', »gegen«) wird, wie das lateinische Contra, häufig in Zusammensetzungen gebraucht; vgl. Konter... und Kontr...

Contre-billet (franz., spr. kongtr'-bijä, Contrelettre), Gegenschein, wodurch ein früher ausgestellter Schein für ungültig erklärt wird; auch soviel wie Kontermarke.

Contre-Carré, in Österreich die Seekadettenmesse.

Contre-cœur (franz., spr. kongtr'-kör), Hinterwand eines Kamins 2c. — à contre-cœur, mit Unlust, widerwillig, ungern.

Contrecouleur (franz., spr. kongtr'kulör, »Gegenfarbe«), im Kartenspiel soviel wie Inverse, s. Trente et quarante.

Contre-coup (franz., spr. kongtr'-ku), Gegen-, Rückstoß; Querstrich, ein Unternehmen, wodurch etwas durchkreuzt, vereitelt werden soll.

Contrectatio, s. Diebstahl.

Contre-danse, s. Kontertanz.

Contreeffet (franz., spr. kongtr-effä, »Gegenwirkung«), s. Billard, S. 876.

Contre-fort (franz., spr. kongtr'-för), Strebepfeiler.

Contregarde, s. Kontergarde.

Contre-maître (franz., spr. kongtr'-mätr'), Werkführer, Faktor.

Contreras, 1) Juan Senende, span. General, geb. 1760 in Madrid, gest. 1826, bereiste seit 1787 im Auftrag Karls III. behufs Militärstudien England, Frankreich, Preußen, Österreich und Rußland und wohnte 1788 einem Feldzuge gegen die Türken und der Eroberung Chotins unter Prinz Koburg bei. Nach Ausbruch des Krieges gegen Frankreich 1808 wurde er von der Junta von Sevilla beauftragt, Alemtejo und Algarve zu revolutionieren. Er warf Junot zurück, organisierte die Volkserhebung, folgte dem Herzog von Infantado in die Sierra Morena, hielt mit 11,000 Mann bei Montrion die französische Hauptmacht auf und focht bei Talavera. Er erhielt darauf den Oberbefehl über ein Armeekorps zur Deckung des Landes zwischen Tajo und Guadiana. Nachdem er Badajoz gerettet, wurde er Generalkapitän von Galicien, stellte hier die Ordnung her und verteidigte Tarragona. Hier gefangen und nach dem Schloß von Bouillon abgeführt, entkam er 1809 nach London und schrieb einen Bericht über die Belagerung von Tarragona. Mit Ferdinand VII. kehrte C. nach Spanien zurück und lebte fortan nur seinen Studien.

2) Juan, span. General, geb. 1807 in Pisa, diente in den Reihen der Cristinos während des Erbfolgekrieges 1833—42. Seit 1845 General, nahm er stets den tätigsten Anteil an den Verschwörungen gegen Isabella. Nach deren Sturz wurde C. 1868 von Prim zum Generalkapitän von Katalonien ernannt, hielt aber in Barcelona so schlechte Disziplin, daß er im März 1873 abberufen werden mußte. Selber föderalistisch-revolutionär gesinnt, begab C. sich nach Cartagena und wurde zum Präsidenten der dort eingesetzten revolutionären Regierung ernannt. Als er sich in Cartagena nicht mehr zu halten vermochte, durchbrach er 11. Jan. 1874 die Blockade, landete in Algerien und ergab sich den französischen Behörden.

Contrescarpe, s. Kontreskarpe.

Contrexéville (spr. kongtrecksewil'), Dorf im franz. Depart. Vogesen, Arrond. Mirecourt, am Vair (Nebenfluß der Maas) und an der Ostbahn, 340 m ü. M., mit (1901) 937 Einw., Stein- und Gipsbrüchen und Mineralquellen (11°), die schwefel- und kohlensauren Kalk enthalten und namentlich zur Trinkkur angewendet werden; jährlicher Versand ca. 100,000 Flaschen.

Controller (engl.), dicht hinter den Klüsen auf Deck angebrachte Kettenstopper; Stromregler an elektrischen Bahnwagen.

Controlling interest (engl.), in Nordamerika eine Art der Verschmelzung verschiedener Eisenbahnunternehmungen, die darin besteht, daß die eine Gesellschaft so viele Aktien der andern erwirbt, daß sie nun die Mehrheit in der Generalversammlung besitzt. Mittels der C. wird das vielfach in den Vereinigten Staaten bestehende Verbot der Verschmelzung solcher Unternehmungen umgangen.

Contrōra (»Gegenstunde«, v. lat. contra und hora), in Süditalien Bezeichnung der Nachmittagsstunden von 2—4 Uhr als der Zeit allgemeiner Geschäftsruhe in der heißen Jahreszeit (sonst auch »meriggiata« genannt).

Contubernium (lat.), im alten Rom die Verbindung eines Sklaven mit einer Sklavin (mit Einwilligung des Herrn) im Gegensatze zur Ehe der Freien. Die beiden Gatten hießen Contubernales. Auch die Verbindung eines Freien und einer Sklavin oder eines Sklaven und einer Freien wurde C. genannt.

Contucci (spr. -tuttschi), Andrea, Bildhauer, s. Sansovino 1).

Contumacĭa (lat.), s. Kontumaz.

Contus (lat.), Spieß, Waffe der röm. Reiterei, die deren Träger (Contarii) als Lanze und Wurfspieß anwendeten.

Contusĭo (lat.), die Quetschung; c. cerebri, Gehirnquetschung.

Contūsus (lat.), zerquetscht, zerstoßen (auf Rezepten gebräuchlich); vgl. Concisus.

Conty (spr. kongti), Stadt im franz. Depart. Somme, Arrond. Amiens, an der Celle und der Nordbahn, mit Kirche aus dem 15. Jahrh., Papierfabrikation und (1901) 1247 Einw.; Stammhaus der Prinzen von Conti (s. d.).

Conūrus, s. Papageien.

Coenūrus, s. Drehwurm.

Conus (lat., »Kegel«), in der Botanik soviel wie Zapfen, der Blüten- und Fruchtstand der meisten Nadelhölzer (s. Koniferen).

Conus, s. Kegelschnecke.

Convallaria *L.* (Maiblume), Gattung der Liliazeen mit der einzigen Art C. majalis *L.* (Maiglöckchen, Maililie, Zaukе, Zäupchen), einem ausdauernden Gewächs mit kriechendem Wurzelstock, elliptischen bis elliptisch-lanzettlichen Blättern, von denen sich jährlich zwei entwickeln, glockenförmigen weißen, wohlriechenden Blüten in langgestielter Traube und roten, kugeligen, dreifächerigen, dreisamigen Beeren, wächst in Laubwäldern Europas, Nordasiens und Nordamerikas, wird in Gärten kultiviert, auch getrieben (namentlich in Berlin). Die Wurzel wurde früher gegen Epilepsie und Herzkrankheiten benutzt. Die Blüten (Springaufblumen, Nieseblumen) schmecken bitter und scharf; daraus bereiteter Maiblumenessig wird als Hausmittel gegen Kopfschmerzen gebraucht; getrocknet werden sie zu Niespulver benutzt. Sie enthalten die Glykoside Convallamarin und Convallarin und ein Alkaloid Majalin. Letzteres und das Convallamarin wirken auf das Herz, das Convallarin auf die Unterleibsorgane. Versuche, C. und Convallamaria an Stelle von Digitalis zu benutzen, haben zu wenig befriedigenden Ergebnissen geführt. C. Polygonatum *L.*, s. Polygonatum.

Convĕnae, Volk in den Pyrenäen, s. Konvener.

Conventio in manum (lat.), im ältern röm. Rechte der Akt der Verehelichung, durch den die Braut unter des Mannes Hausherrschaft gestellt wurde.

Conventus (lat.), s. Konvent.

Conversāno, Stadt in der ital. Provinz und dem Kreis Bari, 296 m ü. M., 8 km vom Adriatischen Meer, an der Eisenbahn Bari-Putignano, ist Bischofsitz, hat alte Mauern, ein Kastell, eine schöne Kathedrale, ein Seminar, Handel mit Wein, Öl, Mandeln und Baumwolle und (1901) 13,685 Einw.

Conveyer (engl., spr. konwē-er, »Fortschaffer«, Mehlschraube), in Mühlwerken die Schnecke zum Transport des Getreides und des Mehles.

Convocation (spr. konwökēsch'n), Bezeichnung für die Provinzialsynoden der englischen Hochkirche, deren 1717 unterbrochene Wirksamkeit seit 1852 wieder bedeutungsvoll geworden ist. Es gibt ihrer zwei, für den Sprengel des Erzbistums Canterbury und für denjenigen des Erzbistums York. Beide treten jährlich dreimal je für eine Woche zusammen. Sie zerfallen wie das Parlament in zwei Häuser; im Oberhause sitzen der Erzbischof und die Bischöfe, im Unterhause die Dekane, Erzdiakone und Bevollmächtigte (Proctors) der Domkapitel und des niedern Klerus. Mit jedem neuen Parlament treten neue Konvokationen zusammen; sie beraten und beschließen über Gegenstände der kirchlichen Gesetzgebung und Verwaltung, teils auf Grund von Regierungsvorlagen (Letters of business), teils aus eigner Initiative. Zum Erlaß kirchlicher Gesetze bedarf es der Übereinstimmung beider Konvokationen und der königlichen Genehmigung; die Zustimmung des Parlaments ist nur dann erforderlich, wenn der in dem zu erlassenden Kirchengesetz behandelte Gegenstand durch ein Staatsgesetz geregelt ist.

Convoi (franz., spr. kongwŭá, engl. Convoy), Gefolge, Geleit, ein Transport mit seiner Bedeckung; s. Bedeckung (Eskorte). Den »kaiserlichen C.« bilden in Rußland die zur Begleitung des Kaisers bestimmten Gardetruppen. Zur See besteht der C. (Convoyierung) in der Begleitung von Kauffahrteischiffen durch Kriegsschiffe einer neutralen Macht, zu dem Zweck, um das lästige Durchsuchungsrecht (s. d.) zur Kriegszeit unanwendbar zu machen. Regelmäßig genügt die Versicherung des Convoikommandanten, die Schiffe seien Eigentum von Angehörigen eines neutralen Staates und die Ladung enthalte keine Konterbande (s. d.), zur Abwendung der Besichtigung. In Zweifelsfällen ist aber auch die Prüfung der Vollmacht des Geleitschiffes sowie der Papiere der von ihm »convoyierten« Schiffe und je nach dem Resultate derselben die Ergreifung weiterer Maßregeln zulässig. Früher bestand vielfach sogar ein förmlicher Convoizwang, indem Kauffahrer in Kriegszeiten bei Strafe und Verlust des Versicherungsanspruchs nicht auf eigne Gefahr absegeln durften und zum Anschluß an die von der Regierung angeordneten Convois verpflichtet waren.

Convolvulīn, s. Text zur Tafel »Arzneipflanzen II«, Fig. 4.

Convolvŭlus *L.* (Winde), Gattung der Konvolvulazeen, aufrechte, niederliegende, meist windende Kräuter oder Halbsträucher, oder aufrechte, sehr ästige, bisweilen dornige Sträucher mit ganzen oder gelappten Blättern, einzeln oder zu drei achselständigen, trichter- oder glockenförmigen Blüten, oft kopfartig gehäuft oder in rispigen Sträußen, und kugeliger, zweifächeriger, viersamiger Kapsel. Etwa 160 Arten in den gemäßigten und subtropischen Klimaten, meist in den östlichen Mittelmeerländern. C. arvensis *L.* (Acker-, Feld-, Kornwinde, s. Tafel »Unkräuter«, Fig. 4; Samen s. Tafel »Samenformen«, Fig. 3), ausdauernd, mit windendem Stengel, pfeilförmigen

Blättern, weißen oder rötlichen Blumen, in Europa, Asien, Nordafrika und Amerika, mit Kulturgewächsen weit verschleppt, tritt überall als lästiges Unkraut, besonders im Getreide, auf. Die Wurzel enthält ein scharfes Harz. C. Sepium *L.* (Calystegia Sepium *R. Br.*, Zaunwinde, deutsche Skammonie, deutsche Purgierwinde), ausdauernd, mit windendem Stengel, pfeilförmigen Blättern und großen weißen (auch roten) Blüten (s. Konvolvulazeen), an Flußufern und feuchten Stellen in Europa, Amerika, Neuseeland, China, Sibirien, Australien, Marokko ꝛc., ist ebenfalls oft ein lästiges Unkraut. Die Blätter, Sepienkraut, wurden sonst als Abführmittel benutzt, der rosenkranzförmige Wurzelstock wird auf Neuseeland gegessen. C. Soldanella *L.* (Calystegia Soldanella *R. Br.*, Meerkohl-, Meerstrandswinde), ausdauernde Pflanze mit kurzem, niederliegendem Stengel, nierenförmigen, eine Rosette bildenden Blättern und großen blaß purpurroten Blüten, wächst in Südeuropa, an allen Küsten des Atlantischen Ozeans (exklusive Afrika), des Stillen Ozeans, in Neuseeland, Australien, Borneo, in Deutschland nur auf den friesischen Inseln; ihr bitter und scharf, etwas salzig schmeckendes Kraut wurde früher gegen Skorbut gebraucht. C. tricolor *L.* (dreifarbige Winde), im Mittelmeergebiet, einjährig, mit nicht windendem Stengel, länglichen, ganzrandigen Blättern und himmelblauen, im Grunde gelben, in der Mitte weißen Blüten, und C. dahurica *L.* (Calystegia dahurica *Choisy*), mit rosenroten Blüten, werden als Zierpflanzen kultiviert. C. Scammonia *L.* (Scammonium- oder Purgierwurzel), in Rumelien, in der Krim, im Kaukasus, in Kleinasien und Syrien, auch auf Cypern, Rhodos, Kreta, besonders häufig in der Umgebung Smyrnas, mit dicker, möhrenförmiger, mehrköpfiger, milchender Wurzel, windendem Stengel, pfeil- oder spießförmigen Blättern und grünlichgelben Blüten mit purpurroten Falten, liefert aus der angeschnittenen Wurzel einen Milchsaft, der getrocknet das arzneilich benutzte Scammonium (s. d.) bildet. C. scoparius *L.* (Besenwinde), ein fast mannshoher Strauch mit schmalen, fast pfriemlichen Blättern und weißen Blüten in lockern, endständigen Rispen, und der ähnliche C. virgatus *Webb.*, ein zierlicher Strauch, beide auf den Kanaren, lieferten ehemals das Rosenholz (Lignum Rhodium).

Convoy (engl., spr. kónnweu), s. Convoi.

Conway (spr. kónn-uē), Stadt (municipal borough) in Carnarvonshire (Wales), 2 km oberhalb der Mündung des Conway, über den Telfords merkwürdige Kettenbrücke und Stephensons Eisenbahnbrücke führen, mit (1901) 4660 Einw. C. ist von dicken Ringmauern umgeben, und sein 1284 von Eduard I. erbautes Schloß (jetzt Ruine) gehörte zu den großartigsten Bauwerken dieser Art in England. 3 km westlich auf dem Gipfel des Conway Mount Überreste der alten britischen Feste Castell Caer Seion.

Conway (spr. kónn-uē), 1) Sir William Martin, engl. Kunstschriftsteller und Alpinist, geb. 12. April 1856 in Rochester, studierte in Cambridge und lehrte 1885—88 Kunstgeschichte am University College in Liverpool. 1889 bereiste er Ägypten, Syrien, Kleinasien und Griechenland, 1892 erforschte er das Karakorumgebirge und erstieg dabei den Pioneer Peak (7010 m), den höchsten bis dahin von Menschen erreichten Gipfel, 1896 und 1897 untersuchte er das Innere von Spitzbergen, das er als erster ganz durchquerte. Auf einer Reise durch die Anden von Bolivia, Argentinien und Feuerland erstieg er 1898 den Illimani und Aconcagua. Nach der Rückkehr wurde er Professor der schönen Künste in Cambridge. Er veröffentlichte die kunsthistorischen Schriften: »The woodcutters of the Netherlands in the 15. century« (Lond. 1884), »Early Flemish artists« (1886), »The dawn of art in the ancient world« (1891), »Early Tuscan art« (1902) u. a., ferner über seine Reisen: »Climbing and exploration in the Karakorum-Himalayas« (1894, 3 Bde.); »The first crossing of Spitzbergen« (1897); »With ski and sledge over arctic glaciers« (1898), »Bolivian Andes« (1901), »Aconcagua and Tierra del Fuega« (1902). Auch schrieb er (teilweise mit Coolidge) mehrere Alpenführer für Hochtouristen: »Climber's guide to the Central and Eastern Pennine Alps« (1891, 2 Bde.; deutsch von Lorria, Zürich 1891), »Adula Alps«, »Range of Tödi« u. a., »The Lepontine Alps« und das von M'Cormick illustrierte Werk »The Alps from end to end« (2. Aufl. 1895).

2) Derwent, Pseudonym, s. Inglis.

Conyb., bei Tiernamen Abkürzung für W. D. Conybeare (spr. könnibēr), engl. Geolog und Zoolog zu Cardiff bei Bristol (Geologie von England und Wales, fossile Reptilien).

Conydrin $C_8H_{17}NO$ findet sich neben Coniin im Schierling, bildet farblose Blättchen, riecht schwach nach Coniin, ist weniger giftig als dieses, schmilzt bei 120,6°, siedet bei 226°, sublimiert sehr leicht und gibt mit Chlorwasserstoff bei 22° Conicein $C_8H_{15}N$.

Conz, Dorf bei Trier, s. Konz.

Conz (Conzscher Nachtsignalapparat), vom Ingenieur C. in Hamburg angegebener Signalapparat für Schiffe, besteht aus drei untereinander am Maste hängenden elektrischen Doppellaternen, die je nach Einstellung weiße oder rote Lichter zeigen. Die Kabel sämtlicher Laternen sind zu einem Signalgeber vereint, auf dem mit einem Zeiger die gewünschte Signalzusammenstellung, z. B. rot-weiß-rot (von oben nach unten), eingestellt wird. Ein ähnlicher Apparat ist der von Ardois (s. d.).

Conz, Karl Philipp, Dichter und Schriftsteller, bekannt als Schillers Jugendgespiele, geb. 28. Okt. 1762 zu Lorch in Württemberg, gest. 20. Juni 1827, studierte im Stift zu Tübingen Theologie, wurde hier 1789 Repetent am Seminar, 1790 Prediger an der Karlsakademie in Stuttgart, 1793 Diakonus zu Vaihingen, 1798 zu Ludwigsburg, 1804 Professor der klassischen Literatur an der Universität in Tübingen. Seine zarten und anmutigen »Gedichte« erschienen zuerst Tübingen 1792 (neue Aufl., das. 1818 bis 1819, 2 Bde.) und in einer neuen Sammlung Ulm 1824. Er schrieb zahlreiche kleinere Abhandlungen zur Philologie, Philosophie und Ästhetik, z. T. gesammelt in den »Kleinern prosaischen Schriften« (Tübing. 1821—22, 2 Tle.; neue Sammlung, Ulm 1825), und veröffentlichte wertvolle »Nachrichten von dem Leben und den Schriften N. Weckherlins« (Ludwigsburg 1803). Als Übersetzer versuchte er sich an Äschylos, Aristophanes und den griechischen Lyrikern.

Conza della Campania, Flecken in der ital. Provinz Avellino, Kreis Sant' Angelo, auf einer Anhöhe über dem Ofanto, an der Eisenbahn Avellino-Rocchetta, Sitz eines Erzbischofs, mit schöner Kathedrale und (1901) 1563 Einw. — C., das alte Compsa, einst Stadt der Hirpiner in Samnium, spielte eine Rolle in den Hannibalischen Kriegen, war unter den Ostgoten stark befestigt und wurde von ihnen lange gegen die Byzantiner behauptet. Ein Erdbeben zerstörte 1694 den Ort fast gänzlich.

Conze, Alexander, Archäolog, geb. 10. Dez. 1831 in Hannover, studierte 1851—55 in Göttingen

und Berlin, erhielt 1863 als Privatdozent an ersterer Universität einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Halle und ging 1869 als Ordinarius der Archäologie nach Wien, 1877 nach Berlin. C. hatte sich auf Reisen eine Autopsie vieler Kunstdenkmäler erworben und legte ihre Früchte unter anderm in den Schriften nieder: »Eine Reise auf die Inseln des Thrakischen Meeres« (Hannov. 1860), »Reise auf der Insel Lesbos« (das. 1865) und in den mit Hauser und Niemann herausgegebenen »Archäologischen Untersuchungen auf Samothrake« (Wien 1875). Er veröffentlichte ferner: »Melische Tongefäße« (Leipz. 1862); »Zur Geschichte der Anfänge der griechischen Kunst« (Wien 1870—73); »Die Familie des Augustus, ein Relief« (Halle 1868); »Die Bedeutung der klassischen Archäologie« (Wien 1869); »Beiträge zur Geschichte der griechischen Plastik« (2. Aufl., Halle 1869); »Heroen- und Göttergestalten der griechischen Künste« (Wien 1874); »Römische Bildwerke einheimischer Fundorte in Österreich« (das. 1872—78, Heft 1—3); »Theseus und Minotaurus« (Berl. 1878) u. a. Als Direktor der Berliner Antikensammlung hatte er den Hauptanteil an der Durchführung der pergamenischen Expeditionen zur Wiedergewinnung des großen Altarfrieses und beteiligte sich an den darüber erschienenen Berichten (»Die Ergebnisse der Ausgrabungen zu Pergamon. 1.—3. Bericht«, Berl. 1880—88). 1887 wurde er unter Enthebung von seinem Amt als Direktor an den Museen zum Generalsekretär bei der Zentraldirektion des Deutschen archäologischen Instituts in Berlin ernannt. Mit andern gibt er »Die attischen Grabreliefs« (Berl. 1890 ff.) heraus.

Conzo, s. Concia.

Cooch Behar, Fürstentum, s. Kutsch Behar.

Cook (Mount C., spr. maunt kuk, Ahoarangi, »Wolkenbrecher«, der Maori), höchster Berg der Südlichen Alpen auf der Südinsel von Neuseeland, 3764 m hoch, mit fünf großen Gletschern, worunter der 16 km lange Tasmangletscher. Er wurde zuerst 1882 von dem Engländer Green mit zwei Tiroler Führern erklommen.

Cook (spr. kuk), 1) James, berühmter Weltumsegler, geb. 27. Okt. 1728 in Marton (Yorkshire), gest. 14. Febr. 1779. Von seinem Vater, einem unbemittelten Landmann, in seinem 13. Jahr einem Kaufmann zur Lehre übergeben, verließ er dieselbe bald und diente auf einem Kohlenschiff sieben Jahre. Nach mehreren größern Seereisen nahm er 1755 auf der Flotte Dienste, wurde 1759 Unterleutnant auf dem zur Belagerung von Quebec bestimmten Mercury und machte im Angesicht der Franzosen wichtige Tiefenmessungen des St. Lorenzstroms. 1762—67 nahm er die Küsten von Neufundland auf, von denen er acht Blätter Spezialkarten herausgab. Lord Hawke ernannte C. 1768 zum Leutnant und Befehlshaber des Schiffes, das zur Beobachtung des 1769 erwarteten Venusdurchganges nach der Insel Tahiti gesendet wurde. Mit dem Astronomen Green und den Botanikern Banks und Solander verließ C. 26. Aug. 1768 Plymouth, segelte um das Kap Hoorn u. erreichte 10. April 1769 Tahiti, wo 3. Juni der Venusdurchgang bei günstigem Wetter beobachtet wurde. Nach Aufnahme der umliegenden Inseln, die er zu Ehren der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London Gesellschaftsinseln nannte, entdeckte C. Rurutu (Tubuaigruppe) und steuerte dann nach Neuseeland, das seit Tasman als Rand des unbekannten Australlandes galt. Diese Ansicht beseitigte C. durch vollständige Umschiffung der Doppelinsel, von der er eine in den Hauptzügen richtige Karte lieferte. Am 19. April 1770 erreichte er die australische Ostküste unter 37° 58′ südl. Br., folgte ihr nordwärts, sah und benannte Botanybai und Port Jackson und hielt sich darauf zwischen der Küste und dem Großen Barrierriff, bis ihn ein dort erhaltenes Leck nötigte, in die Mündung des nach seinem Schiff Endeavour genannten Flusses einzulaufen. C. durchfuhr dann den südlichen, nun Endeavourstraße genannten Teil der Torresstraße und beseitigte damit jeden Zweifel an der Trennung des Australkontinents und Neuguineas. Über Batavia und um das Kap der Guten Hoffnung erreichte er 11. Juni 1771 die Heimat, um alsbald als Führer einer zweiten Expedition die Frage eines noch unentdeckten Südkontinents zu entscheiden. Mit der Resolution, die er selbst, und der Adventure, die Fourneaux führte, verließ C. 13. Juni 1772 Plymouth, erreichte 29. Sept. die Kapstadt und drang von da südwärts bis 67° 5′ vor. Durch das Eis zur Umkehr genötigt, segelte er über Neuseeland nach Tahiti und den benachbarten Inseln. Am 17. Sept. drang er zum zweitenmal ins Südliche Eismeer vor und erreichte 30. Jan. 1774: 71° 10′ südl. Br. Wiederum durch die Eismassen zur Umkehr gezwungen, ging er über die Osterinsel und die Markesasinseln nach Tahiti, erforschte und benannte die Neuen Hebriden und entdeckte Neukaledonien und die Norfolkinsel. Von Neuseeland segelte er ostwärts nach dem Feuerland, umfuhr Kap Hoorn, entdeckte 17. Jan. 1775 im Südatlantischen Ozean Südgeorgien und 31. Jan. die rauhe Sandwichgruppe und traf 30. Juli 1775 wieder in England ein (s. Karte »Südpolarforschungen«). Durch diese zweite Erdumsegelung, an der als wissenschaftliche Begleiter die beiden Deutschen Johann Reinhold Forster und Georg Forster (s. d.) teilnahmen, zerstörte C. das Phantasiegebild eines großen unbekannten Südlandes. Der König erhob ihn zum wirklichen Schiffskapitän und gab ihm eine Stelle am Hospital zu Greenwich. Als eine Expedition zur Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt geplant wurde und eine Parlamentsakte eine Belohnung von 20,000 Pfd. Sterl. versprach, übernahm C. die Leitung. Mit zwei Schiffen, der Resolution unter C. und der Discovery unter Clerke, verließ C. 12. Juli 1776 Plymouth, ging über das Kap der Guten Hoffnung, Kerguelen, Tasmania, Neuseeland nach Tahiti, entdeckte im Januar 1778 die Sandwichinseln und erreichte 7. März die Küste von Nordamerika unter 44° 33′. Auf der Weiterfahrt landete er im Nutkasund auf Vancouver, erforschte Prince William-Sund und Cooks-Inlet und durchfuhr die Beringstraße. Durch Eismassen zur Umkehr gezwungen, segelte er über Unalaschka nach Hawai und landete 17. Jan. 1779 in der Karakakuabai. Mit den Eingebornen trat C. in freundschaftlichen Verkehr, geriet dann aber wegen eines ihm entwendeten Bootes mit ihnen in einen Streit, der nicht ohne Verschulden seiner Leute zu einem Kampfe führte, in dem C. mit einigen Matrosen getötet wurde. Seine erst nach längern Verhandlungen zurückgegebenen Gebeine wurden in der Bai feierlich bestattet. Den Oberbefehl übernahm Clerke, der noch einen vergeblichen Versuch zur Auffindung der nördlichen Durchfahrt machte. Nach dessen Tode, 22. Aug. 1779, führte Gore die Expedition in die Heimat zurück. Das Tagebuch von Cooks erster Reise wurde erst 1893 durch Wharton veröffentlicht. Eine Beschreibung der Reise gab 1773 Hawkesworth heraus (franz. von Suard, 1774, und deutsch von J. F. Schiller, 1775). Seine zweite Reise beschrieb C. selbst

u. d. T.: »A voyage towards the south pole and round the world, performed in His Majesty's ships the Resolution and Adventure, in the years 1772, 1773, 1774 and 1775« (1777, 3. Ausg. 1779; franz. von Suard). Eine Ergänzung dazu ist »A voyage round the world etc. by George Forster« (1777). Das Tagebuch von Cooks dritter Reise, nach seinem Tode von King fortgesetzt, erschien 1784 (franz. 1785; deutsch von Georg Forster, Berl. 1787 u. 1788, 2 Bde.). Der Royal Society überreichte C. mehrere Abhandlungen. Ausführliche Biographien Cooks lieferten Kippis, Life of Captain James C. (Basel 1788, 2 Bde., neue Ausg. 1883; franz. von Castera, 1788—89; deutsch von Wiedmann, Erlang. 1788—90), Lichtenberg in seinen »Vermischten Schriften« (Bd. 4), John Barrow (Lond. 1860), W. Besant (das. 1890), Kingston (New York 1893) und Steger, Cooks drei Reisen um die Welt (3. Aufl., Leipz. 1874, 2 Bde.).

2) Thomas, der Begründer des ersten »Reisebureaus«, geb. 22. Nov. 1808 zu Melbourne in Derbyshire (England), gest. im Juli 1892, arbeitete zuerst als Gärtner und Tischler, wurde dann Mäßigkeitsvereinsapostel und veranstaltete als solcher seit 1841 gemeinsame billige Eisenbahn-Vergnügungsfahrten für die Vereinsmitglieder. Hieraus entwickelte sich das Reisegeschäft Thomas C. u. Sohn, das, seit 1878 von dem Sohne John Mason C. (gest. 4. März 1899) geleitet, seine Tätigkeit über den ganzen Erdball ausgebreitet hat. Er pflegte besonders die Reisen um die Erde und erprobte dabei zuerst das Prinzip der zusammenstellbaren Fahrkarten. Das Bureau beförderte auch 1884 die Gordonschen Truppen bis zum zweiten Nilkatarakt, es organisiert die Pilgerzüge nach Mekka u. dgl. Unter seinem Namen erschien eine ansehnliche Reihe von Reisehandbüchern.

3) Eliza, engl. Dichterin, geb. 1818, gest. 25. Sept. 1889 in Wimbledon, veröffentlichte schon 1840 den ersten Band ihrer Gedichte u. d. T.: »Melaia, and other poems« und mit gleichem Erfolg »Poems« (1846—53, 4 Bde.). Ohne tief oder originell zu sein, besticht sie durch ihre liebenswürdige und edle Gesinnung. Ihre »Poetical works« erschienen 1874.

Cooke (spr. kuk), 1) Sir William Fothergill, Elektriker, geb. 1806 in Ealing, gest. 25. Juni 1879, studierte in Edinburg, diente fünf Jahre in der ostindischen Armee und studierte dann Anatomie und Physiologie in Paris und Heidelberg. Hier sah er 1836 einen Schillingschen Nadeltelegraphen und bemühte sich, den Apparat für den Dienst der Liverpool-Manchester-Eisenbahn zu benutzen. Mit Wheatstone stellte C. einen praktisch-brauchbaren Apparat her, und 1837 nahmen beide zusammen das erste Patent auf einen elektrischen Telegraphen. Die erste von C. und Wheatstone ausgeführte Telegraphenanlage zwischen Paddington (London) und West-Drayton wurde 1839 fertiggestellt. C. erhielt 1869 die Ritterwürde und lebte seit 1871 im Ruhestand.

2) John Esten, amerikan. Schriftsteller, geb. 3. Nov. 1830 zu Winchester in Virginia, gest. 27. Sept. 1886 in Boyce, studierte die Rechte, kämpfte im Bürgerkrieg als Offizier der konföderierten Armee und widmete sich dann der Schriftstellerei. Er schrieb eine Reihe von Erzählungen, in denen er die Traditionen Altvirginias behandelte, unter anderm: »The Virginia comedians« (1855) und historische Werke, darunter »Virginia, historical and social« (1859). C. ist auch der Verfasser zahlreicher Gedichte und der Biographien der Generale Stonewall Jackson (1866) und Rob. Edm. Lee (1876).

Cooks Inlet, s. Cookfund.

Cooks-Inseln (Hervey-Inseln, auch Mangain-Archipel), brit. Inselgruppe in Polynesien, Dependenz von Neuseeland, zwischen 18—22° südl. Br. und 157—163° westl. L., südwestlich von den Gesellschaftsinseln, 368 qkm mit 8400 Einw., besteht aus den Inseln Rarotonga (81 qkm mit 3000 Einw.), Mangea (67 qkm mit 2000 Einw.), Aitutaki (50 qkm mit 2000 Einw.), Atiu (70 qkm mit 1218 Einw.), der Hervey-Insel, Takutea, Mitiaro, Mauki und Palmerston. Rarotonga ist vulkanisch, die übrigen sind Koralleninseln. Die Hauptinsel Rarotonga ist von malerischen Bergen erfüllt (Pik Taputea 890 m), um die sich eine weite, fruchtbare Küstenebene ausbreitet. Der üppige Pflanzenwuchs sowie die dürftige Tierwelt sind denen von Tahiti nahe verwandt. Das Klima ist gleichmäßig und gesund. Die Bewohner (s. Tafel »Australier und Ozeanische Völker II«, Fig. 8), vielleicht von einem melanesischen Urstock abstammend, der sich mit eingewanderten Tahitiern vermischte, sind mutig und tapfer. Sie besaßen schon vor Ankunft der Europäer eine nicht unbedeutende Bildung und eine gewisse Feinheit in ihrem gesellschaftlichen Leben, waren aber der Menschenfresserei ergeben. Zum Protestantismus bekehrt, gehen viele als Verbreiter der christlichen Religion nach den verschiedensten Inseln der Südsee. Hauptprodukte sind Kaffee, Kopra, Orangen und Baumwolle, die auch ausgeführt werden. Der besuchteste Hafen ist Avarua an der Nordküste von Rarotonga, wo Schiffe von 100 Ton. ankern können, und ein Agent der neuseeländischen Regierung seinen Sitz hat. Die Kosten der Verwaltung werden aus den Einfuhrzöllen bestritten. Wöchentlich erscheint eine Zeitung in der Sprache der Eingebornen und in Englisch. Gesetzliches Umlaufsmittel ist englisches Geld, doch ist der chilenische Dollar allgemein im Gebrauch. — Die Inselgruppe, von James Cook 1773 entdeckt und nach ihm benannt, wurde 1888 unter britischen Schutz gestellt und 1900 an Neuseeland angegliedert. S. Karte »Ozeanien«.

Cookstown (spr. kúckstaun), Stadt in der irischen Grafschaft Tyrone, 15 km westlich vom Lough Neagh, mit Leinweberei und (1891) 3841 Einw.

Cookstraße (spr. kuk-), Meeresstraße zwischen der Nord- u. Südinsel Neuseelands, mit der Tasmanbai, Admiralty bai, Pelorus und Königin Charlotte-Sund, Cloudybai an der Südinsel und Port Nicholson und Palliserbai an der Nordinsel. Ein Kabel zur Verbindung der beiden Inseln ist durch die Straße gelegt.

Cookfund (Cooks Inlet), Golf an der Südküste von Alaska, zwischen der Halbinsel Alaska und der Kenaihalbinsel. In ihn mündet der Susitnafluß.

Cooktown (spr. kúcktaun), Hafenstadt im austral. Staat Queensland, am Endeavourfluß, Station der nach den Palmergoldfeldern führenden Eisenbahn, mit (1901) 1936 Einw., darunter viele Chinesen. Die Stadt verdankt ihre Existenz den genannten, früher weit wichtigern Goldfeldern (sie zählte zeitweilig 10,000 Einw., darunter 6000 Chinesen) und ergiebigen Zinngruben; auch wird eine mittelmäßige Kohle gewonnen. C. ist Mittelpunkt einer ausgedehnten Perl- und Trepangfischerei und Sitz eines deutschen Vizekonsuls.

Coolgardie, Bergwerksstadt in Westaustralien, in wüster, wasserarmer Umgebung, mit dem 571 km westlich gelegenen Perth durch Eisenbahn verbunden, hat 10,000 Einw., aber meist aus Wellblech und Segeltuch bestehende Gebäude, darunter 5 Kirchen, 6 Banken, Bergwerks- und Handelskammer. C. ist Mittelpunkt der 1891 entdeckten Yilgarngoldfelder (zu denen

auch das Broad Arrow-Goldfeld gehört), die mit dem Goldfeld von Kalgoorlie (s. d.) 1900 1,089,010 Unzen Gold lieferten (d. h. 68,9 Proz. der gesamten Goldlieferung Westaustraliens).

Coom (Comb, spr. küm, köm), engl. Hohlmaß, = 1/2 Quarter = 145,39 Lit., in manchen Kolonien und den Vereinigten Staaten = 140,95 Lit.

Coomans (spr. kū-), 1) Jean Baptiste, belg. Publizist, geb. 6. Dez. 1813 in Brüssel, gest. 26. Juli 1896, Advokat und langjähriger Redakteur der Wochenschrift »La Paix«, seit 1848 klerikales Mitglied der Kammer. Er veröffentlichte unter anderm die (meist auch ins Holländische übersetzten) Arbeiten: »Histoire de la Belgique« (Gent 1836); »Richilde ou épisodes de l'histoire de la Flandre au XI. siècle« (das. 1839, 2 Bde.; 6. Aufl. 1864); »Les communes belges« (Brüss. 1847, 5. Aufl. 1863); »Jeanne Goetgebuer, chronique brabançonne du XIV. siècle« (das. 1854, 2 Bde.); »La bourse et le chapeau de Fortunatus, roman philosophique« (das. 1858); »Une académie de fous« (das. 1861—74, 2 Bde.); »Portefeuille d'un flâneur« (das. 1863—75, 8 Bde.).

2) Pierre Olivier Joseph, belg. Maler, geb. 28. Juni 1816 in Brüssel, gest. 3. Jan. 1890 in Boulogne-sur-Mer, bildete sich in Antwerpen unter der Leitung von de Keyser und Wappers. Nachdem er sich durch zwei historische Gemälde: die Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer und die Schlacht bei Askalon, bekannt gemacht, nahm er an den Zügen der französischen Truppen in Algerien teil und verwertete die Früchte dieser Wanderungen in den Bildern: die Sündflut, Landschaft in der Provinz Konstantine, Auswanderung arabischer Stämme und tanzende Araberinnen. 1855 malte er die Schlacht an der Alma und 1856 das Fest der Philister zu Ehren des Gottes Dagon. Auf einer italienischen Reise im J. 1857 wurde er durch die pompejanischen Malereien so angezogen, daß er fast nur noch Gegenstände aus dem antiken Leben (die letzten Tage des Glücks in Pompeji, Phryne, Glycera) malte.

Coomassie, Stadt, s. Kumassi.

Cooper (spr. kū-), Fluß Australiens, der durch das unglückliche Ende der Forschungsreisenden Burke und Wills eine traurige Berühmtheit erlangt hat. In Queensland als Barku oder Victoria entspringend, fließt er vorwiegend westlich, nimmt nach Aufnahme des Thomson den Namen C. an, löst sich in mehrere Arme auf und entsendet auf südaustralischem Gebiete den Strzlecki Creek nach S. zum Blanchesee, während ein zweiter westwärts zum Eyresee zieht, den er bei der Missionsstation Kopperamana erreicht. Wasser findet sich in dem oft außerordentlich seichten Flußbette das ganze Jahr hindurch nur im obersten Lauf, im untern gewöhnlich nur in großen Wasserlöchern; sehr selten ist der ganze Flußlauf gefüllt.

Cooper (spr. kū-), 1) Sir Astley Paston, Mediziner, geb. 23. Aug. 1768 zu Brooke in Norfolk, gest. 12. Febr. 1841, studierte in London, Edinburg, ward Hilfslehrer der Anatomie und Chirurgie am St. Thomas Hospital und später Wundarzt am Guy's Hospital, Leibwundarzt des Königs Georg IV., 1821 Baronet und 1837 Leibarzt der Königin Viktoria. C. wagte zuerst die Operation der Pulsadergeschwulst der Karotis und unterband bei einer Pulsadergeschwulst des Unterleibes die Aorta abdominalis nicht weit vom Herzen; auch führte er die Magenpumpe in die Therapie ein. Er schrieb: »Lectures on the principles and practice of surgery« (Lond. 1824—29, 4 Bde.; 6. Aufl. 1842; deutsch von Schütte, 4. Aufl., Kassel 1856, 3 Bde.). Vgl. seines Neffen Bransby Blake C. »Life of Sir Astley C.« (Lond. 1842, 2 Bde.).

2) James Fennimore, amerikan. Schriftsteller, geb. 17. Sept. 1789 in Burlington (New Jersey), gest. 14. Sept. 1851 in Cooperstown (New York), studierte in der Yale-Universität zu Newhaven die Rechte, trat dann in die Marine, widmete sich aber bald der Schriftstellerei. Nachdem er fünf Jahre auf Reisen in Europa und in amtlicher Tätigkeit als amerikanischer Konsul in Lyon zugebracht hatte, kehrte er in die Heimat zurück und ließ sich in Cooperstown nieder. Sein erster Roman: »Precaution« (1821), war eine mittelmäßige Leistung, aber schon der zweite: »The Spy« (1821), begründete seinen Ruhm und gilt in Amerika als sein bestes Werk. Von der Zeit an bis zu seinem Tod unermüdlich tätig, verfaßte er an 35 Bände Romane und Erzählungen, in denen er das Seeleben frisch und lebendig schilderte und von dem Indianer- und Ansiedlerleben seiner Zeit ein ideal-romantisches Bild entwarf, dessen patriotische Wärme und wildursprüngliche Poesie weit über die Grenzen seiner Heimat Anklang fand. Seine Romane erschienen in Amerika unzähligemal in Gesamtausgaben, sind fast in alle Kultursprachen übersetzt, besonders oft ins Deutsche, und erfreuen sich heute noch großer Beliebtheit bei der Jugend. Von seinen Seeromanen sind »The Pilot« (1823) und »The red rover« (1828) die bedeutendsten; von den sogen. Lederstrumpfgeschichten: »The Pioneers« (1823), »The last of the Mohicans« (1826), »The Prairie« (1827), »The Pathfinder« (1840) und »The Deerslayer« (1841), wird die zweite am höchsten geschätzt. Andre Erzählungen sind: »The wept of Wishton-Wish«, »The Water-witch«, »The two admirals«, »The sea lions«, »The ways of the hour« ꝛc. C. schrieb außer diesen Werken sein Lustspiel »Upside down, or philosophy in petticoats«, mehrere Bände Reiseschilderungen: »Gleanings in Europe« (1830—32), und unter andern historischen und politischen Schriften: »The history of the American navy« (1839, neue Ausg. 1858). Vgl. T. R. Lounsbury, Life of James Fennimore C. (Boston 1883).

3) Peter, Industrieller, geb. 12. Febr. 1791 in New York, gest. 4. April 1883, war nacheinander Wagenbauer, Tuchscherer, Kunsttischler und betrieb dann eine Leimsiederei. Um 1830 errichtete er große Eisenwerke in Canton bei Baltimore und baute die erste Lokomotive in Amerika. Dann gründete er in New York eine Drahtmühle und ein Walzwerk, in dem er zuerst Anthrazit zum Puddeln des Eisens benutzte. Diese Werke wurden 1845 nach Trenton in New Jersey verlegt, wo er zuerst eiserne Trägerbalken herstellte. Auch gehörte er zu den ersten Förderern des atlantischen Telegraphen. Um 1850 schuf er in New York mit einem Aufwand von 800,000 Doll. das Cooper Institute, das vornehmlich für die arbeitenden Klassen bestimmt ist. Es enthält eine Bibliothek, Modellsammlungen, Laboratorien, einen Lesesaal, Abendschulen für Musik, Chemie und Bautechnik, eine Kunstschule für Frauen und populäre Vortragsschulen aus allen Wissenschaften. Alle diese Belehrung wird unentgeltlich erteilt. Seine Reden erschienen u. d. T.: »Ideas for a science of good government, in addresses, letters and articles on a strictly national currency, tariff and civil service« (New York 1883). Seine Biographie schrieb Mrs. Carter (1889).

4) Thomas, engl. Maler, geb. 26. Sept. 1803 in Canterbury, gest. 7. Febr. 1902 in London, lebte anfangs in drückenden Umständen und mußte sich mit

Ausführung von Theaterdekorationen und Zeichenunterricht ernähren. 1827 ging er nach Belgien und studierte bei Verboeckhoven die Tiermalerei. Nach der belgischen Revolution kehrte er nach England zurück, wo er 1833 seine ersten Tierstücke in der Akademie ausstellte, die bald großen Beifall fanden. 1867 wurde er Mitglied der Akademie. Bis zum Ende der 1870er Jahre künstlerisch tätig, veröffentlichte er unter anderm: »Drawingbook of animals and rustic groups« (Lond. 1853), »Beauties of poetry and art« (das. 1865, mit eignen Illustrationen) und seine Selbstbiographie: »My life« (das. 1890, 2 Bde.).

Cooperative stores (engl., spr. ko-ópĕrĕtiw störs, »zusammenwirkende Lager oder Magazine«), in England die Läden und Magazine der Konsumvereine. S. Genossenschaften.

Cooperberge (spr. küper-), Gebirge im deutschen Kaiser Wilhelms-Land (Neuguinea), an der Westküste des Hüongolfs, anscheinend vulkanisch.

Coopers Gold (spr. kū-), Legierung aus 16 Teilen Kupfer, 7 Teilen Platin und 1 Teil Zink, ist sehr geschmeidig, 18karätigem Gold sehr ähnlich. Coopers Spiegelmetall aus 25 Kupfer, 16,5 Zinn, 6 Platin, 2 Zink und 1 Arsen eignet sich zu Metallspiegeln.

Coorg, Provinz in Britisch-Indien, s. Kurg.

Coornhert, Dirck Volckertsen, niederländ. Dichter und Gelehrter, geb. 1522 in Amsterdam, gest. 29. Okt. 1590 in Gouda, wurde in Haarlem, wo er seit 1542 lebte, 1561 Notar, 1562 auch Sekretär der Stadt und verteidigte als solcher die Sache der Freiheit und floh nach Kleve, später nach Xanten. Als sich die Staaten von Holland 1572 gegen die spanische Herrschaft erhoben, wurde C. als Staatssekretär der holländischen Stände zurückgerufen, mußte jedoch wegen seiner Mißbilligung der Gewalttätigkeiten des Grafen von der Mark wieder fliehen und wirkte von Xanten aus durch seine Feder für die niederländische Freiheit, zugleich aber auch gegen die protestantische Orthodoxie. 1577—87 lebte er wieder in Haarlem, dann bis zu seinem Tod in Gouda. Von seinen zahlreichen niederländischen Schriften, die in 3 Foliobänden zu Amsterdam 1630 erschienen, ist hervorzuheben seine »Zedekunst, dat is wellevens kunst« (1586). C. machte sich nicht nur als mutvoller Verteidiger der politischen und religiösen Freiheit verdient, sondern erwarb sich auch den Ehrennamen eines Restaurators der niederländischen Sprache, weniger durch seine poetischen Arbeiten, wie: »Liedboeck« (1575), eine Sammlung Emblemata: »Recht ghebruyck ende misbruyck van tydliche have« (1585), und verschiedene Dramen im Geschmacke der Rhetoriker, als vielmehr durch seine Übersetzungen von Boccaccio, Cicero und der »Ilias«. Vgl. Jan ten Brink, D. V. C. en zijne wellevenskunst (Amsterd. 1860); Lorentzen, D. V. C., der Vorläufer der Remonstranten (Jena 1886), und Moorrees, D. V. C. de Libertijn (Schoonhoven 1887).

Coosa (spr. kūsa), Fluß in Nordamerika, Oberlauf des Alabama (s. d.).

Copa (»Becher«), früheres span. Maß, = 0,126 Lit.

Copaïfera *L.* (Copaiba *Mill.*, Kopaivabaum), Gattung der Leguminosen, meist Bäume mit lederigen, paarig gefiederten Blättern mit zahlreichen Öldrüschen, kleinen, meist weißen Blüten in rispig zusammengesetzten Blütenständen und gestielten, lederartigen, einsamigen Hülsen. 16 tropische Arten, von denen 4 in Afrika, die übrigen in Amerika vorkommen. C. guianensis *O. Ktze.*, 10—13 m hoher Baum mit drei- bis vierjochigen Blättern und achselständigen Blütenrispen, im niederländischen und französischen Guayana und im nördlichen Brasilien, die sehr ähnliche C. officinalis *L.* (Canime), in Guayana, Venezuela und Kolumbien, die sehr veränderliche C. Langsdorffii *O. Ktze.* (s. Tafel »Arzneipflanzen II«, Fig. 5), in Brasilien, C. multijuga *O. Ktze.*, im Amazonengebiet, liefern aus den verwundeten Stämmen Kopaivabalsam (s. d.), der indes wohl auch noch von andern Arten gewonnen wird. Bisweilen sind die bis 2 m dicken Stämme der Bäume von Kanälen durchzogen, die sich so stark mit Balsam füllen, daß die Stämme mit heftigem Knall bersten. C. bracteata *Benth.*, in Westindien und Südamerika, liefert das schön rote Amarantholz (Bois pourpre, s. Tafel »Nutzhölzer II«, Fig. 1). C. copallifera *O. Ktze.* (Kobobaum), in Westafrika, liefert Harz und wohlriechendes Holz. Mehrere westafrikanische Kopale stammen von C.-Arten ab, C. Gorskiana *Benth.*, ein Waldbaum in Mosambik und Nyassaland, liefert den Inhambanekopal.

Copán, Indianerdorf und Departement (1887: 36,744 Einw., worunter 3798 Indianer) der mittelamerikan. Republik Honduras, früher eine bedeutende Stadt, wie großartige Ruinen in der Nähe beweisen. Sie werden auf der einen Seite eingefaßt von einer 20—30 m hohen, gegen 870 m langen Mauer aus riesigen Steinblöcken, die viele Monolithe und Pyramiden mit Bildwerken und Hieroglyphen einschloß.

Cope (spr. kōp), 1) Charles West, engl. Maler, geb. 28. Juli 1811 in Leeds, gest. 21. Aug. 1890 in Bournemouth, wurde mit 18 Jahren Schüler der Akademie zu London und bildete sich auf Reisen in Italien weiter aus. 1836 kehrte er nach England zurück und malte Genre- und Historienbilder, die wegen ihrer trefflichen Charakteristik und ihres glänzenden Kolorits beifällig aufgenommen wurden, so unter andern: das Innere eines Wirtshauses in Italien, die Herzensunruhe, der Heiratsantrag, die letzten Tage des Kardinals Wolsey (1848), der Traum Miltons (1850), die Kinder Karls I. (1855), Lear und Cordelia, Shylock und Jessica. 1845—66 führte er mehrere der Fresken im Parlamentsgebäude aus. Von seinen während der folgenden Jahre entstandenen Bildern sind zu nennen: die Jünger von Emmaus, die Siesta Lanzelot Gobbios (1870), der nächtliche Alarm (1871), die Zähmung der Widerspenstigen (1874), die Frühlingszeit (1877) und der jungfräuliche Streit (1878). Vgl. C. H. Cope, Reminiscences of Charles West C., by his son (Lond. 1891).

2) Edward Drinker, Paläontolog, geb. 28. Juli 1840 in Philadelphia, gest. 12. April 1897, studierte Medizin in Pennsylvanien, wurde Professor der Naturgeschichte am Haverford College (Pennsylvanien), beteiligte sich unter Kapitän Wheeler an der geologischen Untersuchung der Gegend westlich vom 100. Meridian, erforschte 1871—81 Teile von Kansas, Wyoming, Colorado, New Mexico, Texas und Oregon und rüstete Expeditionen nach andern Teilen des westlichen Nordamerika, nach Honduras, Peru und Brasilien aus. Als Ergebnis dieser Forschungen brachte er eine der großartigsten Sammlungen fossiler Wirbeltiere mit mehr als 1000 neuen Arten zusammen, von denen manche neue Familien und Ordnungen repräsentieren. Namentlich fand er fossile Zwischenglieder bisher getrennter Gruppen, wie zwischen Amphibien einerseits und Reptilien und Säugetieren anderseits; auch stellte er die Stammbäume der Huftiere mit den Urhufern und der Kamele auf. Ihm gelang der Nachweis bestimmter Gesetze in der Entwickelung, namentlich der

höhern Wirbeltiere, daß gleichmäßig in den verschiedenen Gruppen, z. B. der Säugetiere, die Reduktion und Spezialisation der Zähne auf die Kräftigung des Gebisses hinwirkt, durch Reduktion der Arm- und Bein- sowie der Hand- und Fußknochen größere Fähigkeit zur Fortbewegung erzielt wird. Er veröffentlichte in Wheelers Bericht: »The vertebrate palaeontology of New Mexico« (1877); in Haydens Bericht: »The Vertebrata of the cretaceous formation, of the palaeozoic and mesozoic formations and of the tertiary formation« (1882, 3 Bde.). Auch schrieb er: »Synopsis of the extinct Batrachia and Reptilia of North America« (1869—71); »Origin of the fittest; essays on evolution« (1875); »Primary factors in organic evolution« (1896).

Copeland (spr. kōp-länd), Ralph, Astronom, geb. 3. Sept. 1837 in Woodplumpton (Lancashire), studierte in Göttingen, war daselbst Assistent an der Sternwarte, nahm 1869—70 an der zweiten deutschen Nordpolexpedition teil, wurde 1870 Assistent an der Sternwarte des Lords Rosse zu Parsonstown in Irland und 1874 an der Sternwarte in Dublin. 1876 wurde er als Astronom an Lord Linsays Privatsternwarte in Dun Echt und 1888 als königlicher Astronom für Schottland und Direktor der neuerbauten Sternwarte nach Edinburg berufen. Er veröffentlichte: »Mittlere Örter der Sterne in den Zonen —0° und —1° der Bonner Durchmusterung« (Götting. 1869, gemeinsam mit Börgen).

Copepoda, Ruderfüßer (s. d.).

Copernicia *Mart.*, Gattung der Palmen, hohe, seltener niedere Bäume mit fächerförmigen Blättern, zwitterigen, kleinen Blüten auf schlanken Ästen des weit rispig verzweigten Kolbens und länglichrunden, einsamigen gelblichen Beeren. Sechs amerikanische Arten, von denen fünf auf den Antillen und in Mexiko leben. C. cerifera *Mart.* (Karnaubapalme, die das Karnauba- oder Cerearwachs liefert, s. Tafel »Fett und Öl liefernde Pflanzen«, Fig. 3). Einige C.-Arten werden in unsern Palmenhäusern kultiviert. Vgl. Macedo, Notice sur le palmier Carnauba (Pariser Ausstellung 1867); Morong, C. cerifera (Separatabdruck aus »Bulletin of Pharmacy«, 1892).

Copernicus, s. Kopernikus.

Copia (lat.), Menge, Fülle; als Personifikation mit einem Füllhorn (Cornu copiae) dargestellt. Dann die Vervielfältigung eines Schriftstücks ꝛc. (s. Kopie).

Copiapit, Mineral, wasserhaltiges basisches Eisenoxydsulfat, gelb, Härte 2,5, findet sich in kleinen monoklinen, tafelförmigen Kristallen und in körnigen Aggregaten, als ein Zersetzungsprodukt von Schwefelkies, mit Coquimbit bei Copiapo in Chile.

Copiapó (San Francisco de la Selva de C.), Hauptstadt der chilen. Provinz Atacama, am rechten Ufer des Rio C., der, meist trocken, nur selten bei dem seit Eröffnung der Bahn nach Caldera verödeten Hafen Puerto de C., 65 km unterhalb, das Meer erreicht, 395 m ü. M., westlich von dem an der Grenze gegen Argentinien gelegenen Vulkan C. (6000 m). C. ist durch Eisenbahnen mit dem Hafen Caldera (83 km) sowie mit dem Kupfer- und Silberbergwerk Chañarcillo (79 km, dessen Produktion aber sehr gesunken ist), mit dem Kupfer- und Borgebiet von Puquios und mit San Antonio verbunden. Es besteht wegen der häufigen Erdbeben fast nur aus einstöckigen Holz- und Rohrhäusern, ist Sitz eines Intendanten und eines deutschen Konsuls, hat eine schöne Hauptkirche, eine Bronzestatue Juan Godois, des Entdeckers der Silberminen, Lyzeum, Bergbauschule, Hospital, Schmelzöfen, Pochwerke und Maschinenwerkstätten und (1895) 9301 Einw. Die Umgegend ist wüst und regenarm, jährlich 8 mm Regenfall bei einer Mitteltemperatur von 16,5° (Januar 21,9, Juli 11,7°).

Copilia vitrea, s. Meeresfauna.

Copla (span.), Kouplet, Vierzeiler; C. de ciego, Gassenhauer.

Copland, James, Mediziner, geb. 1792 in Deerneß auf den Orkneys, studierte von 1807 ab in Edinburg und praktizierte seit 1818 in London, wo er seit 1822 das »London medical Repository« redigierte und 12. Juli 1870 starb. Er schrieb: »Dictionary of practical medicine« (Lond. 1833—58, 4 Bde.; neue Ausg. 1865; deutsch von Kalisch, Berl. 1834—1859, 11 Bde.); »Outlines of pathology and practical medicine« (1822); »Elements of physiology« (nach Richerand, 1824); »On pestilential cholera« (1832); »On the diseases of warm climates« (mit Annesley, anonym); »On palsy and apoplexy« (1850); »On consumption and bronchitis« (1861).

Copley (spr. koppli), John Singleton, engl. Maler, geb. 3. Juli 1737 zu Boston in den Vereinigten Staaten, gest. 9. Sept. 1815 in London, besuchte von 1774—76 Italien, ging dann nach England und wurde 1779 Mitglied der königlichen Akademie. Seine hervorragendsten Werke sind: der Tod Chathams (Nationalgalerie in London), der Tod des Majors Pierson, König Karl I. im Parlament; ein großes See- und Schlachtenbild, den Moment darstellend, wo der holländische Admiral de Winter seinen Degen an Duncan übergibt; die Familie des Königs Georg III., die Schlacht von Trafalgar u. a. Vgl. Perkins, A sketch of the life of C. (Boston 1873).

Copparo, Stadt in der ital. Provinz Ferrara, in der von Kanälen durchschnittenen Ebene zwischen Po di Maestra und Po di Volano, mit (1901) ca. 6000 (als Gemeinde 39,267) Einw.

Coppée, François, franz. Dichter, geb. 12. Jan. 1842 in Paris als Sohn eines kleinen Beamten, dessen Beruf er anfangs folgte, schloß sich der Schule der Parnassiens an, wurde populär als Verfasser der »Grève des forgerons« (Hauptstück der »Poèmes modernes«, 1869), eines Plaidoyers für die arbeitenden Klassen (auch in Deutschland u. d. T.: »Der Streik der Schmiede« bekannt) und des anziehenden, formvollendeten Einakters in Versen »Le Passant« (1869; übersetzt von Baudissin, Leipz. 1874), worin die jugendliche Sarah Bernhardt ihr ungewöhnliches Talent in der Titelrolle offenbarte. Von den spätern dramatischen Arbeiten Coppées fanden »Severo Torelli« (1883), »Les Jacobites« (1885) und »Pour la Couronne« (1895) großen Erfolg. Bleibenden Wert behält der rührende Zweiakter »Le luthier de Crémone« (1876). Außer den Gedichtsammlungen: »Le Reliquaire« (1866), »Les Intimités« (1868), »Les Humbles« (1872), »Le Cahier rouge« (1874), »L'Arrière-saison« (1890), die von seiner lyrischen Begabung zeugen, veröffentlichte C. in erzählender Form: »Une idylle pendant le siége« (1875); »Olivier« (1875; deutsch von W. v. Baudissin, Bresl. 1880; von G. v. Vincke, Stuttg. 1883); »L'Exilée« (1876); »Récits et élégies« (1878); »Vingt contes nouveaux« (1883); »Contes et récits en prose« (1885), die teilweise auch von Burger u. a. übersetzt wurden, sowie den größtenteils autobiographischen Roman: »Toute une jeunesse« (1890). Dem Kriminalroman »Le Coupable« (1897) folgte »La bonne souffrance« (1898), worin der von schwerer Krankheit genesene Dichter seine Rückkehr zum katholischen Kirchenglauben schilderte.

und die Gedichte »Dans la prière et dans la lutte« (1901). Seit 1884 ist C. Mitglied der französischen Akademie. Eine Auswahl aus seinen Dichtungen veröffentlichte R. Waldmüller u. d. T.: »Kleine Geschichten aus Frankreich« (Stuttg. 1881). Vgl. Lescure, François C., l'homme, la vie et l'œuvre (Par. 1889); Druilhet, Un poète français: François C. (das.).

Copperah, s. Kopra. [1902).

Copperheads (spr. -hedds, »Kupferköpfe«, eigentlich Bezeichnung für die giftige Mokassinschlange oder Dreieckskopf), in den Vereinigten Staaten Name der Nordstaatler, die im Bürgerkrieg auf seiten der Südstaaten standen. Bei der Präsidentenwahl von 1864 wurde der Name C. auf alle ausgedehnt, welche die gewaltsame und bedingungslose Unterwerfung der Südstaaten mißbilligten. [fermineniluß.

Coppermine River (spr. kóppermain riwwer), s. Kup-

Copper River, Fluß in Alaska, s. Kupferfluß.

Coppet (spr. -pä), Flecken im schweizer. Kanton Waadt, Bezirk Nyon, in reizender Ufergegend des Genfer Sees, an der Eisenbahn Genf-Lausanne, mit (1900) 552 Einw. Das Schloß ist berühmt als Aufenthalt Bayles und durch den Kreis gefeierter Namen, die Frau v. Staël, die Erbin des Schlosses, hier um sich versammelte: Saussure, A. W. v. Schlegel, Sismondi, Chamisso, Benj. Constant, Frau v. Staël und ihr Vater, der Minister Necker, sind hier beigesetzt. Jetzt gehört das Schloß dem Grafen von Haussonville, dem Gatten der Enkelin der Frau v. Staël. Vgl. Rey, Genève et les rives du Léman (3. Aufl., Par. 1875).

Coppi, Antonio, ital. Schriftsteller, geb. 12. April 1782, gest. 24. Febr. 1870, ward im Seminar zu Turin erzogen und trat in den Paccanaristenorden, lebte seit 1806 in Rom, mit ökonomischen und historischen Studien beschäftigt, und verwaltete daneben die Vermögen der Fürsten Filippo Colonna und Rospigliosi. Er schrieb: »Sulle servitù e libera proprietà dei fondi« (2. Aufl. 1842); »Sulle finanze di Roma nei secoli di mezzo« (1855). Sein Hauptwerk ist die »Continuazione degli Annali d'Italia del Muratori dal 1750« (bis 1861; Flor. u. Lucca 1824—68, 16 Bde.). Auch gründete er 1813 die Accademia Tiberina in Rom.

Coppino, Michele, ital. Gelehrter und Staatsmann, geb. 1. April 1822 zu Alba in Piemont, gest. daselbst 25. Aug. 1901, studierte in Turin Philosophie und Sprachwissenschaft und machte sich 1844 durch Gedichte auf Petrarca bekannt. Er wurde dann Lehrer der italienischen Sprache und Literatur und 1861 Professor an der Universität Turin. Für Alba in die Deputiertenkammer gewählt, war er vom 10. April bis 27. Okt. 1867 unter Rattazzi Minister des öffentlichen Unterrichts und bekleidete dasselbe Amt 1876—78 in dem ersten Kabinett der Linken unter Depretis, das er vom Dezember 1878 bis Juli 1879 zum dritten- und zum viertenmal vom März 1884 bis Februar 1888 innehatte, ohne indes Hervorragendes zu leisten. Seine Schriften sind meist in der »Revista contemporanea« enthalten. Bemerkenswert sind seine »Parole al popolo italiano« (Pinerolo 1848).

Coppo (Coppa, v. lat. cupa = »Faß«), älteres piemontes. Getreidemaß, = 2,876 Lit.; Ölmaß in Lucca = 88,308 kg; zu Anfang des 19. Jahrh. im Königreich Italien und dann in der Lombardei und Venetien = 0,1 Pinta oder Liter.

Copra, s. Kopra.

Copraöl, von den leicht schmelzenden Bestandteilen befreites Kokosöl, schmilzt bei 30° und dient in der Pharmazie als Ersatzmittel des Kakaoöls.

Coprīnus *Pers.* (Tintenblätterpilz, Mistschwamm), Gattung der Hutpilze, rasch entstehende und vergehende Pilze mit schlanken Stielen, anfangs kegel- oder walzenförmigem, später glockenförmigem Hut mit zerschlitztem Rande, meist mit flockiger oder schuppiger Hülle, anfangs dicht gedrängt stehenden, zusammenhängenden Lamellen, die zu einer durch die schwarzen Sporen gefärbten Flüssigkeit zerfließen. Über 60 Arten, meist in Europa (über 20 in Deutschland) auf Mist, auch auf faulem Holz.

Coprophagidae, Mistkäfer.

Cops (engl.), s. Kötzer.

Copula, s. Kopula.

Copyholders (engl., spr. kóppihólders), in England Bezeichnung der Besitzer der alten, unfreien, lassitischen Bauerngüter, die Hintersassen einer Grundherrschaft (manor) waren. Der Name rührt davon her, daß mit jeder Besitzveränderung eine feierliche Auflassung und Zulassung vor Gericht verbunden war und das darüber aufgestellte Protokoll dem Inhaber als Berechtigungsnachweis diente. Ihre Güter (copyholds) waren Teile des herrschaftlichen Gutes, frei von Grundsteuer, Geschwornendienst und Gemeindelasten, aber mit Reallasten beschwert. Die Ablösung der Reallasten, die zu fordern seit 1853 beide Teile berechtigt sind, dann die Erleichterung der Ablösung der grundherrlichen Rechte durch die Copyhold Act von 1887 verwandelt die C. in Freeholders (s. d.).

Copyright (engl., spr. kóppirait), Verlagsrecht, Urheberrecht (s. diese Artikel).

Copyright Act, das am 4. März 1891 erlassene nordamerikanische Urheberrechtsgesetz. Deutschland hat im Anschluß hieran 15. Jan. 1892 das Übereinkommen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika geschlossen, daß deren Bürger in Deutschland bezüglich ihrer Urheberrechte den gleichen Schutz wie deutsche Reichsangehörige, und daß letztere in den Vereinigten Staaten dafür den Schutz der C. A. genießen sollen. Vgl. Müller, Urheber- und Verlagsrecht, 1. Bd., S. 274 ff. (Münch. 1901), und die Artikel »Verlagsrecht«, »Urheberrecht«.

Coq (franz., spr. kok), Hahn; c. du village (»Dorfhahn«), soviel wie Haupthahn, Hahn im Korbe. C. à l'âne, sinnloses Gerede, Unsinn; auch eine Art von Scherzgedichten, die verschiedenartige Begriffe bunt durcheinander werfen (nach Art der altfranzösischen Fatrasie), wie solche besonders Marot verfaßte.

Coqueiro, s. Cocos.

Coquelin (spr. kokelăng), Benoit Constant, franz. Schauspieler, geb. 23. Jan. 1841 in Boulogne-sur-Mer, ward im Pariser Konservatorium gebildet, debütierte 1860 auf dem Théâtre-Français als Gros René im »Dépit amoureux« und wurde bereits 1863 unter die ständigen Mitglieder des Theaters aufgenommen. Klein, von unschönem Äußern, im Besitz eines zwar umfangreichen, aber dabei scharfen Organs, hat sich C. vermöge seiner künstlerischen Kraft doch zu einem ausgezeichneten Schauspieler emporgeschwungen. In allen seinen Darstellungen pulsiert warmes Leben, jede trägt den Stempel lebendiger Individualität. 1886 hat er Gastspielreisen in Amerika und in mehreren Ländern Europas, 1902 auch in Deutschland, gemacht. Er schrieb unter anderm: »L'art et le comédien« (1880; deutsch, Wien 1883); »L'art de dire le monologue« (1884). — Sein Bruder Alexandre, genannt C. cadet, geb. 16. Mai 1848 in Boulogne, war ebenfalls Schüler des Konservatoriums, debütierte am Odéontheater und gehört seit 1868 der Comédie-Française an. Er ist namentlich als Darsteller

jugendlicher komischer Rollen im klassischen und modernen Repertoire ausgezeichnet und auch im Vortrag von Soloszenen durch Geist und Witz hervorragend.

Coqueluche (franz., spr. koklüsch'), Mönchskappe; auch allgemeiner Liebling, Hahn im Korb; in der Medizin soviel wie Keuchhusten.

Coquerel (spr. kokrell), 1) Athanase Laurent Charles, franz. reformierter Theolog, geb. 25. Aug. 1795 in Paris, 1818 Pfarrer zu Amsterdam, 1830 zu Paris, gest. 10. Jan. 1868. 1848 war er Mitglied der konstituierenden und der legislativen Nationalversammlung. Er schrieb unter anderm: »Réponse au livre du docteur Strauss: La vie de Jésus« (Par. 1841); »Sermons« (sechs Sammlungen, 1842—56) und »Christologie« (1858; deutsch von Althaus, Hannov. 1859, 2 Bde.).

2) Athanase, franz. Theolog, Sohn des vorigen, geb. 16. Juni 1820 in Amsterdam, gest. 15. Juli 1875 in Fismes (Marne), 1850 Pfarrer zu Paris, Führer der freien Theologie innerhalb des französischen Protestantismus, wurde 1862 aus dem Amte verdrängt. Von seinen theologischen Schriften erschienen eine Auswahl von Predigten (Leipz. 1866) und »Die ersten historischen Umgestaltungen des Christentums« (Berl. 1870) in deutscher Übersetzung. Er veröffentlichte unedierte Briefe Voltaires über die Toleranz (1863) und schrieb »Jean Calas et sa famille« (1857, 2. Aufl. 1870). Vgl. Stroehlin, A. C. fils (Par. 1886).

Coquerelles (spr. kokrál), in der franz. Heraldik grüne Haselnüsse, zu je dreien auf einen Stiel gesteckt.

Coques (spr. koks), Gonzales, eigentlich Gonsael Cocx, niederländ. Maler, geb. 1618 in Antwerpen, gest. daselbst 18. April 1684, Schüler von Pieter Brueghel III. und D. Ryckaert, pflegte Porträte im kleinen Maßstab, häufig mit ihrer Umgebung, Gemächern ꝛc., zu malen. Seine Auffassung ist frei, seine Malweise leicht und doch eingehend, seine Farbe klar, seine Charakteristik vornehm und ausdrucksvoll, an van Dyck erinnernd, weshalb er »der kleine van Dyck« genannt wurde. Seine Hauptwerke sind: ein Familienbild (Dresdener Galerie); die Familie Verhelst (Buckinghampalast, London); die musikalische Unterhaltung (1658, Speck-Sternburgsche Galerie im Museum zu Leipzig); die sogen. Familie van Eyck (Pest); der junge Gelehrte mit seiner Frau (Kassel).

Coqui, der Antillenfrosch, s. Frösche.

Coquille (franz., spr. kokij'), Muschel, Muschelschale; in Muschelschalen angerichtetes feines Ragout. Die gußeiserne Form für Hartguß; Coquillenguß, soviel wie Hartguß.

Coquilles de St. Jacques, s. Kammuscheln.

Coquillos, s. Attalea funifera (im Text zur Tafel »Faserpflanzen I«).

Coquimbit, Mineral, wasserhaltiges Eisenoxydsulfat, farblos, bläulich, violett, Härte 2—2,5, findet sich in hexagonalen dicktafeligen oder kurz säuligen Kristallen und in feinkörnigen Aggregaten bei Copiapó in der Provinz Coquimbo in Chile.

Coquimbo (spr. -kimbo), Provinz der Republik Chile, zwischen Atacama im N. und Aconcagua im S., dem Stillen Ozean im W. und Argentinien im O., 33,423 qkm mit (1895) 60,898 Einw., die meist in den Flußtälern des Coquimbo, Limari und Chuapa sowie um die Erzgruben in den Gebirgen wohnen. Abgesehen von jenen Tälern ist das Land infolge des spärlichen Regens (im Jahre 38,6, im nördlichsten Teil 7,9 mm) sehr öde, namentlich im N. in der wasserlosen Travesia. Die Anden erreichen in C. im Gebirgsstock Doña Ana 4669 m und sind reich an Silber (Quitana, Condoriaco, Arqueras, Rodeito) und Kupfer (Tamaya, Ovalle). Der Landbau, ausschließlich auf künstliche Bewässerung angewiesen, erzeugt Getreide, Luzerne, Feigen und Wein, bedeutender ist die Rinder- und Ziegenzucht. Drei Eisenbahnlinien gehen von der Küste ins Innere der Provinz, die in sechs Departements zerfällt; Hauptstadt ist Serena (s. d.). Die Stadt C., Hauptort des gleichnamigen Departements (2324 qkm mit [1885] 16,065 Einw.), Ausgangspunkt der Bahn nach Ovalle, auch mit dem nahen Serena durch Eisenbahn verbunden und Dampferstation, hat an einer geräumigen sichern Bai mit zwei Landungsbrücken ein großes Zollhaus, lebhafte Ausfuhr von Kupfer und Silbererzen u. (1885) 8440 Einw.

Coquito, s. Jubaea.

Cor (lat.), das Herz (s. d.).

Cora, Stadt, s. Cori.

Cora, Guido, ital. Geograph, geb. 20. Dez. 1851 in Turin, widmete sich früh geographischen Studien, die er 1870 in Deutschland, besonders in Leipzig, fortsetzte. 1873 gründete er die geographische Zeitschrift »Cosmos«, bereiste 1874 und 1876 Epirus und Nordafrika, wurde 1882 Professor an der Turiner Universität und lebt jetzt in Rom. Hauptwerke: »Ricerche storiche ed archeologiche sul sito d'Auaris« (1870); »Spedizione italiana alla Nuova Guinea« (Rom 1872). Seit 1884 gibt er das »Annuario geografico« heraus.

Coracĭas, Mandelkrähe (s. d.); Coraciidae (Raken), eine Familie der Klettervögel (s. d.).

Corallien (spr. -iäng), Korallenkalk, Unterabteilung der obern Juraformation (s. d.).

Corallīna *Tourn.* (Korallenmoos), Gattung der Rhodophyzeen, Algen mit aufrechtem, zylindrischem oder etwas abgeplattetem, fiederförmig verzweigtem, stark mit kohlensaurem Kalk inkrustiertem, oft rotem Thallus; finden sich in 25 Arten in fast allen Meeren. C. officinalis *L.*, kleine weiße Sträußchen an Felsen im Mittelländischen und Adriatischen Meer und in der Nordsee, ist oft dem Carrageen beigemischt und wurde früher arzneilich benutzt.

Corallĭum, die Edelkoralle (s. d.).

Coral rag (engl., spr. körrel rägg), Korallenkalk, s. Juraformation.

Coram (lat.), vor, in Gegenwart von; c. populo, c. publico, vor dem Volk, öffentlich; c. senatu, vor dem Senat; c. notario et testibus, vor Notar und Zeugen. Jemand »c. nehmen« (koramieren), volkstümliche Redensart, soviel wie ihn zur Rede stellen, ausschelten.

Corangi, Stadt in Indien, s. Korangi.

Corāto, Stadt in der ital. Provinz Bari, Kreis Barletta, an der Dampfstraßenbahn Bari–Barletta, mit schöner Kirche, Fabrikation von Öl, Weinstein und Leder und (1901) 41,573 Einw. In der Nähe das Denkmal (Epitafio) des Sieges von 13 Italienern unter Prospero Colonna über 13 Franzosen unter Ritter Bayard (1503). Südwestlich auf einer Anhöhe das von Kaiser Friedrich II. erbaute, jetzt restaurierte Schloß Castel del Monte, in dem später die Söhne Manfreds gefangen saßen.

Corax, der Kolk- oder Edelrabe, s. Rabe.

Corbassière, Gletscher, s. Combin.

Corbeil (spr. -bäj), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Seine-et-Oise, am Einfluß der Essonne in die Seine, Knotenpunkt an der Lyoner Bahn, hat eine Kirche aus dem 12. Jahrh., eine Bibliothek, ein Handelsgericht, ein Denkmal der Brüder Galignani, die hier ein Spital errichteten, Uhren- und Riemen-

fabrikation, Maschinenbau, zahlreiche Wassermühlen, Handel mit Getreide, Mehl und Vieh und (1901) 9632 Einw. — C., Sitz einer alten Grafschaft, ward 1120 mit der Krone vereinigt und in den Religionskriegen wiederholt belagert und erobert. Vgl. Le Paire, Histoire de la ville de C. (Lagny 1902, 2 Bde.).

Corbeille (franz., spr. -bäj'), Korb; an der Pariser und Wiener Börse der den Börsenagenten vorbehaltene Platz. C. de mariage, Brautgeschenk, das der Bräutigam nach französischer Sitte gewöhnlich in einem verzierten Korb überreicht.

Corbeny, Flecken im franz. Depart. Aisne, Arrond. Laon, mit (1901) 769 Einw. — C. hieß im Mittelalter Corbiniacum. Hier hatten die fränkischen Könige ein Schloß, wo Karl d. Gr. nach Karlmanns Tod zum alleinigen König erhoben wurde. Es wurde um 900 den Mönchen von St.-Remy in Reims eingeräumt, die hier eine Kirche errichteten, zu der später die französischen Könige nach ihrer Salbung wallfahrteten.

Corbiculaschichten, miocäne Kalke und Tone des Mainzer Beckens, mit Corbicula Faujasi, einer Molluske, s. Tertiärformation.

Corbie (spr. korbī), Stadt im franz. Depart. Somme, Arrond. Amiens, an der Somme und der Nordbahn, mit einer gotischen Kirche aus dem 16. Jahrh. (schöne Statue der Königin Bathilde), Torfstichen, Woll- und Baumwollspinnerei, Fabrikation von Wollgeweben und (1901) 3775 Einw. — C. hieß im frühen Mittelalter Corbeia, im Gegensatze zu seinem deutschen Tochterkloster Korvei Corbeia antiqua. In C., dem Geburtsorte der heil. Colette, wurde 662 eine nachmals berühmte Benediktinerabtei gegründet. Vgl. Levillain, Examen critique des chartes Mérovingiennes et Carolingiennes de l'abbaye de C. (Par. 1902).

Corbières (spr. -bjär'), Gebirgszug im franz. Depart. Aude, Ausläufer der östlichen Pyrenäen, bildet die Scheide zwischen den Flüssen Aude und Agly, besteht aus steilen, kahlen, wasserarmen Felsen und erreicht im Puy de Bugarach mit 1231 m die höchste Erhebung.

Corbigny (spr. korbinnji), 1) Stadt im franz. Depart. Nièvre, Arrond. Clamecy, an der Lyoner Bahn, hat Reste einer alten Abtei, Wollspinnerei, Holz- und Weinhandel und (1901) 2200 Einw. — 2) S. Philippeville.

Corbiniacum, s. Corbeny.

Corbinianus, Heiliger, stammte aus Franken und lebte dort längere Jahre als Einsiedler. Um 715 von Pippin nach Rom gesandt, wurde er zum Regionarbischof für Bayern geweiht und wirkte als solcher missionierend in Freising. Zeitweise hielt er sich, dem Haß der Herzogin Pilitrud weichend, auch in Südtirol auf, wo er 730 in Meran starb; 768 ließ sein Nachfolger und Biograph Aribo seine Gebeine nach Freising bringen, weshalb daselbst und in Regensburg noch jetzt der 20. November gefeiert wird. Vgl. Aribos »Vita Corbiniani« (hrsg. von Riezler, Münch. 1888).

Corbould (spr. körbeld), 1) Henry, engl. Maler, geb. 11. Aug. 1787 in London, gest. 9. Dez. 1844 in Robertsbridge, lernte auf der Akademie und stellte seit 1807 Zeichnungen aus der antiken Geschichte, 1811 zu der »Lady of the Lake« ꝛc. aus. Sein Hauptwerk sind die Zeichnungen der Antiken des Britischen Museums für den Stich.

2) Edward Henry, engl. Maler, Sohn des vorigen, geb. 5. Dez. 1815 in London, gewann 1834 mit einem Ölbilde: der Sturz des Phaëthon, die erste Auszeichnung. Später widmete er sich mit Vorliebe der Aquarellmalerei und erreichte darin eine große Virtuosität. Seine Hauptwerke sind: die Londoner Pest von 1344, die schöne Rosamunde, die Ehebrecherin vor Christus, der Bildersturm zu Basel (1854), der Graf Surrey die schöne Geraldine im Zauberspiegel betrachtend, der Tod Arturs und ein Zyklus von Illustrationen zu »Undine«.

Cor bovinum, s. Herzhypertrophie.

Corbulo, Cn. Domitius, röm. Feldherr unter Claudius und Nero, unter Tiberius Prätor, unter Caligula 39 n. Chr. Konsul, bekämpfte unter Claudius 47 am Niederrhein die Chauken und Friesen. Da die Eifersucht des Kaisers ihm nicht gestattete, den glücklich begonnenen Krieg fortzusetzen, ließ er, um seine Truppen zu beschäftigen, einen über 4 deutsche Meilen langen Kanal (Fossa Corbulonis) zwischen dem Rhein und der Maas ziehen, dessen Spuren man noch in dem Fliet zwischen Sluys und Leiden erkennen will, und eine Verschanzung (Corbulonis monumentum) anlegen, woraus wahrscheinlich Groningen entstanden ist. Unter Nero wurde er 54 nach dem Orient geschickt, um das von den Parthern besetzte Armenien wiederzugewinnen, mit dem Erfolg, daß der von den Parthern eingesetzte König Tiridates sich gezwungen sah, seine Krone vor dem kaiserlichen Bildnis niederzulegen, um sie später durch die Gnade des Kaisers zurück zu empfangen (63). Durch seine rühmlichen Taten hatte er indes die Eifersucht und die Furcht Neros erregt, wurde deshalb nach Griechenland berufen und zum Tode verurteilt (67), worauf er sich zu Kenchreä, dem Hafen von Korinth, in sein Schwert stürzte. Die von ihm verfaßten Memoiren sind verloren gegangen.

Corchorus *L.*, Gattung der Tiliazeen, Kräuter oder Halbsträucher mit einfachen, gesägten Blättern, einzeln oder gepaart oder in mehrblütigen cymösen Dolden stehenden kleinen, gelben Blüten und schotenförmigen, vielsamigen Kapseln. Etwa 30 Arten in beiden Hemisphären, aber fast nur in den Tropen. C. olitorius *L.* (Judenpappel, Gemüsepappel, Muskraut, Meluchia), eine einjährige, bis 2 m hohe Pflanze mit fast zylindrischer, 5 cm langer Kapsel, in Indien heimisch, wird überall in den Tropen und nördlich bis zum Mittelmeer kultiviert. Man benutzt die Blätter als Gemüse, in einigen Teilen Indiens wird die Pflanze auch zur Gewinnung von Jute gezogen. Der größte Teil dieses Faserstoffes stammt indes von C. capsularis *L.* (indischer Flachs, s. Tafel »Faserpflanzen I«, Fig. 3). C. siliquosus *L.*, in Westindien und im tropischen Amerika, wird zur Anfertigung von Besen benutzt; die Blätter dienen in Panama als Surrogat des chinesischen Tees.

Corcovado, Vulkan in der chilen. Provinz Chiloé, am Golf von C., trennt die Insel Chiloé vom Festland und mündet in den Fluß C., 2289 m hoch.

Corcyra, Insel, s. Korfu.

Corcyra nigra, s. Curzola.

Cord (»Klafter«), engl. Brennholzmaß, 14 Fuß lang bei 3 Fuß Breite und Höhe, = 3,568 cbm, oder 8 bei 4 Fuß = 3,624 cbm; letzteres Maß ist in Nordamerika gebräuchlich.

Corda (»Schnur«), früheres Längenmaß zu Vermessungen in Sizilien, 4 Catene = 33,037 m.

Corda (ital., franz. Corde), die Saite; una c. (»eine Saite«) bedeutet in der Klaviermusik die Anwendung der Verschiebung (linkes Pedal); due corde (»zwei Saiten«), soviel wie mit halber Verschiebung; tutte le corde (»alle Saiten«), soviel wie ohne Verschiebung. Corde à jour (C. à vide), die leere Saite beim Spielen der Streichinstrumente.

Corda, August Karl Joseph, Botaniker, geb. 22. Okt. 1809 zu Reichenberg in Böhmen, gest. im September 1849, trieb schon als Handlungslehrling in Prag naturgeschichtliche Studien. Infolge seiner »Monographia Rhizospermarum et Hepaticarum« (Heft 1, Prag 1829) von Humboldt nach Berlin gezogen, beschäftigte er sich hier mit botanischen, namentlich mikroskopischen Untersuchungen und ward 1834 Kustos der zoologischen Abteilung des vaterländischen Museums in Prag. 1847 ging er nach Texas, fand aber auf seiner Rückkehr auf dem Schiffe Viktoria seinen Tod. C. war einer der ersten Botaniker, der die anatomische Struktur fossiler Pflanzen genauer untersuchte; er veröffentlichte mit trefflichen Abbildungen ausgestattete und für die Kunde der Kryptogamen höchst bedeutende Prachtwerke: »Icones Fungorum hucusque cognitorum« (Prag 1837—54, 6 Bde.) und »Prachtflora europäischer Schimmelbildungen« (Leipz. 1839; franz., das. 1840). Außerdem schrieb er: »Beiträge zur Flora der Vorwelt« (Prag 1845) und »Anleitung zum Studium der Mykologie« (das. 1842); auch bearbeitete er die Schwämme und Pilze für Sturms »Deutschlands Flora« sowie die »Skizzen zur vergleichenden Anatomie vor- und jetztweltlicher Pflanzenstämme« im 2. Band von Sternbergs »Flora der Vorwelt« (das. 1838).

Cordaianthus
Cordaites } s. Kordaitazeen.

Corday d'Armans (spr. kordä darmäng), Marie Aline Anne Charlotte, die Mörderin Marats, geb. 27. Juli 1768 in St.-Saturin bei Caen, gest. 17. Juli 1793, stammte aus einem altadeligen Geschlecht und wuchs zu einem schönen, für ideale Freiheit schwärmerisch begeisterten Mädchen heran. Die Tyrannei der Schreckensmänner erfüllte sie mit Abscheu und dem Wunsch, ihr Vaterland zu befreien. Sie begab sich daher im Juli 1793 nach Paris, um Robespierre oder Marat zu töten. Schließlich wählte sie letztern, weil er in seinem »Ami du peuple« erklärt hatte, daß zur Befestigung der Republik noch 200,000 Köpfe fallen müßten. Sie erhielt nach wiederholten Versuchen bei Marat 13. Juli, abends 7 Uhr, Zutritt, als er sich eben im Bade befand. Sie berichtete ihm über eine angebliche Verschwörung zu Caen, und während Marat die Namen der Verschwornen niederschrieb, stieß sie ihm einen Dolch ins Herz. Willig ließ sie sich verhaften. Während des Prozesses zeigte sie Festigkeit, vernahm ihr Todesurteil gelassen und betrat freudig und mit Anstand das Blutgerüst. Als sie guillotiniert war, rief Adam Lux, Abgeordneter der Stadt Mainz: »Seht, sie ist größer als Brutus!« und büßte dafür mit dem Leben. Ponsard hat ihr Geschick in einer Tragödie (1850) behandelt. Vgl. Dubois, Charlotte C. (Par. 1838); Vatel, Charlotte C. et les Girondins (das. 1872, 3 Bde.); Focke, Charlotte C. (Leipz. 1895).

Corde (franz.), s. Corda.

Cordeiro, Luciano, portug. Schriftsteller und Geograph, geb. 21. Juni 1844 in Mirandella (Traz os Montes), gest. 24. Dez. 1900 in Lissabon, war erst in der Marine tätig, wurde dann Journalist und 1875 Mitbegründer der Geographischen Gesellschaft zu Lissabon (deren ständiger Sekretär er bis zu seinem Tode blieb) sowie Professor der Philosophie am Militärkolleg. Seine Reisen durch ganz Europa und nach Brasilien lieferten ihm Stoff zu nationalökonomischen und andern wissenschaftlichen Arbeiten. 1879—80 redigierte er den »Commercio de Lisboa«, sodann den »Diario de Lisboa«. Außer Schriften über die Bankfrage und seinen Reiseberichten (»Viagens«, 1874—75, 2 Bde.) veröffentlichte er »Livro de critica«, eine Sammlung geistvoller ästhetisch-kritischer Essays (1869—71, 2 Bde.), ferner »De la part prise par les Portugais dans la découverte de l'Amérique« (1875) u. »L'hydrographie africaine« (1879).

Cordel (lat. chorda), s. Cuerda.

Cordeliers (franz., spr. kordʼlje, »Strickträger«), in Frankreich die regulierten Franziskaner, so genannt nach ihrer Tracht; während der französischen Revolution Name eines politischen Klubs, der 1790 als eine Sektion des Jakobinerklubs gegründet wurde und an dessen Sitzungen und Beschlüssen teilnahm, aber radikaler war und sich auf die untersten Volksmassen stützte. Die C., deren Führer Danton, Desmoulins, Marat, Hébert und Chaumette waren, hielten ihre Versammlungen in einem Franziskanerkloster ab. Sie betrieben besonders den Sturz des Königtums und die Errichtung der Republik, teilten sich während des Konvents mit den Jakobinern in die Herrschaft, indem sie mit diesen die Partei des Bergs bildeten, wurden aber 1794 von Robespierre gestürzt und ihre Häupter 24. März und 5. April hingerichtet.

Cordes (spr. kord'), Stadt im franz. Depart. Tarn, Arrond Gaillac, auf einer Anhöhe (279 m ü. M.) über dem Cérou gelegen, hat Reste alter Befestigungswerke, altertümliche Häuser und (1901) 1609 Einw., die Weinbau, Leinwandfabrikation und Gerberei betreiben.

Cordevole (spr. kordéwöle), Fluß in der ital. Provinz Belluno, entspringt in den Südtiroler Dolomitalpen, durchfließt im obersten Laufe das Tal Buchenstein (s. d.), weiter den kleinen Alleghesee und das Agordotal und mündet nach 78 km langem Lauf bei Mel in den Piave.

Cordia *Plum.* (Kordie, Brustbeerbaum), Gattung der Borraginazeen, Bäume und Sträucher mit gestielten, einfachen, lederartigen, abwechselnden Blättern, meist weißen oder gelben Blüten in Trugdolden, zylindrischen Ähren oder köpfchenartigen Blütenständen und vom stehenbleibenden Kelch mehr oder weniger umhüllten Steinfrüchten. Etwa 230 Arten in wärmern Klimaten, besonders in Südamerika und Westindien. C. Myxa *L.*, mit rundlichen, zugespitzten, ganzrandigen Blättern und kleinen weißen, wohlriechenden Blüten in doldentraubigen Rispen, ist ein 6—9 m hoher Baum von Ägypten durch Südostasien, den Malaiischen Archipel bis zum tropischen Australien weitverbreitet und häufig kultiviert, trägt eiförmige, orangerote, eßbare Früchte, die getrocknet fast schwarz sind (Sebestenae, Myxae, Jujubae nigrae, Sebesten, schwarze Brustbeeren) und weiches, süßes, schleimiges Fleisch besitzen. Sie kamen sonst getrocknet nach Europa und wurden gegen Husten und Heiserkeit benutzt. Das Holz (Rosenholz), woraus Mumienbehälter der alten Ägypter verfertigt worden sein sollen, eignet sich am besten zum Feuermachen durch Reibung. Auch von C. crenata *Del.*, in Ägypten und Abessinien, C. abyssinica *R. Br.*, in Abessinien, und von C. grandiflora *R.* et *Sch.*, in Südamerika, werden die Früchte gegessen. C. latifolia *Roxb.*, in Indien, wird der genießbaren Früchte halber kultiviert; aus jungen Pflanzen erhält man blaßbräunlichen, glanzlosen, ungemein festen Bast (Narawalifaser), der zu groben Geweben, Seilen, Tauen, Netzen verwendet wird. Eine sehr ähnliche Faser, Gundui, erhält man aus C. angustifolia *Roxb.* und aus C. Rothii *R.* et *Sch.* C. subcordata *Lam.*, mit langgestielten, eiförmigen Blättern, orange-

roten Blüten u. eiförmigen, etwas zugespitzten Beeren, findet sich in Ostafrika, Südostasien, im Malaiischen Archipel bis Neuholland und Sandwichinseln und liefert schönes graues, angenehm riechendes Nutzholz (Rosenholz, Bois de Cypre, Cypernholz, Rhodosholz). Nutzholz liefern auch C. Sebestena *L.*, ein in Westindien heimischer, immergrüner Baum mit länglich-eirunden, spitzigen, rauhen Blättern, großen roten Blüten und birnförmigen, süßen, schleimigen, genießbaren Früchten, C. Gerascanthus *Jacq.*, ein 9 m hoher Baum in Bergwäldern Westindiens und Brasiliens, mit weißlichen, geruchlosen Blüten, u. a. C. Boissieri *DC.* in Mexiko liefert das Anakahuitholz, das eine Zeitlang gegen Lungenschwindsucht empfohlen wurde.

Cordiāni, Baumeister, s. Sangallo 3).

Cordicōlae (lat., »Herzverehrer«), in Frankreich aufgekommener Spottname für die Verehrer des »Heiligen Herzens Jesu« (s. d.).

Cordier (spr. »dje«), Charles, franz. Bildhauer, geb. 19. Okt. 1827 in Cambrai, trat 1846 in die École des beaux-arts zu Paris, wo er unter Fauginet und Rude sich bildete. Von der Regierung nach Afrika gesandt, führte er seitdem eine große Anzahl orientalischer Statuen und Büsten aus, darunter einen Neger von Timbuktu, die Büste einer »afrikanischen Venus« und die Gruppe eines chinesischen Ehepaares. In den Bronzebüsten eines Mongolen und einer Mongolin (1853) versuchte er eine reichere Farbenwirkung zu erzielen und ist dieser Richtung seitdem treu geblieben. Er schuf viele Werke, die aus Bronze und Marmor zusammengesetzt waren, ging aber in farbiger Komposition noch weiter. So sandte er in den Salon 1863 die Büste einer algierischen Jüdin aus emaillierter Bronze, Onyx und Porphyr, 1866 die lebensgroße Statue einer Araberin aus Bronze, Email und Onyx, 1867 die Büste eines Fellahs aus Bronze, Gold, Silber, Türkisen und Porphyr. Ferner hat C. das Standbild des Marschalls Gérard (1856 in Verdun), das Denkmal des Kolumbus für Mexiko, die Statuen der Harmonie und Poesie für die neue Pariser Oper, die Allegorien der Morgen- und Abenddämmerung u. a. geschaffen.

Cordierit (Dichroit, Jolith), Mineral, ein Tonerde-Magnesiasilikat $H_2(Mg,Fe)_4Al_8Si_{10}O_{37}$ mit 5—9 Proz. Eisenoxydul, findet sich in oft ziemlich großen, kurzsäuligen rhombischen Kristallen, von meist hexagonalem Aussehen sowie derb und eingesprengt, ist durchsichtig bis durchscheinend, farblos, blaugrau bis violblau, mit ausgezeichnetem Trichroismus (in der Säulenachse der Kristalle dunkelblau, quer gegen dieselbe gelblich- und bläulichgrau); Härte 7—7,5, spez. Gew. 2,6. C. erscheint als Gemengteil von Granit und Gneis und auf Erzlagern, so bei Bodenmais in Bayern, Arendal und Krageröe in Norwegen, Orijärfvi in Finnland, Haddam in Connecticut; auch in Trachyten und Andesiten und in vulkanischen Auswürflingen am Cabo de Gata in Spanien, am Laacher See, in der Auvergne, in Japan u. a., ferner in manchen kontaktmetamorphischen Gesteinen (Hornfelsen und verglasten Sandsteinen). Sehr schöner, blau durchsichtiger C. findet sich in Geschieben auf Ceylon und wird als Luchsstein, Luchs- oder Wassersaphir (nicht zu verwechseln mit dem ebenso bezeichneten Korund, s. d.) zu Schmucksteinen verarbeitet. C. ist leicht der Zersetzung zugänglich; durch Aufnahme von Wasser- und Abgabe von Kieselsäure entstehen Praseolith, Esmarkit, Aspasiolith, durch Aufnahme von Wasser und Kali und Abgabe von Magnesia: Falunit, Gigantolith, Pinit. Vielfach ist Kaliglimmer und Chlorit (auch Serpentin und Sillimanit) das Endprodukt der Umwandlung. Am häufigsten unter diesen Umwandlungsprodukten des Cordierits ist der Pinit (benannt nach dem Fundort im Pinistollen bei Schneeberg), der sich sowohl in Graniten (Pinitgraniten) als in Quarzporphyren (Pinitporphyren) ziemlich häufig, so bei Schneeberg, Buchholz, Penig in Sachsen, am Harz, in der Auvergne ꝛc., findet, Härte 2—3, spez. Gew. 2,8, grünlich und bräunlich, fettglänzend bis matt und undurchsichtig.

Cordieritgneis, Cordierit führender Gneis (s. d.).

Cordilleras (spr. »ljéras«), Gebirge, s. Kordilleren.

Cordīte, engl. rauchschwaches Schießpulver in Form langer Fäden.

Córdoba (Cordova), 1) span. Provinz in Andalusien, grenzt im NO. an die Provinz Ciudad Real, im O. an Jaen, im SO. an Granada, im S. an Malaga, im SW. an Sevilla, im NW. an Badajoz und hat einen Flächeninhalt von 13,727 qkm (249 QM.) mit (1900) 455,859 Einw. (33 auf 1 qkm). Die Provinz umfaßt 16 Gerichtsbezirke. Hauptstadt ist Cordoba.

2) Provinz der Argentinischen Republik, begrenzt von den Provinzen Santiago im N., Santa Fé im O., Buenos Aires und dem Gouv. de la Pampa im S., San Luis, Rosario und Catamarca im W., 161,036 qkm mit 419,000 Einw. (Ende 1900, berechnet). Das Land bildet eine große Ebene, die sanft nach W. aufsteigt, wo es in die aus drei Ketten bestehende Sierra de C. bis über 2000 m hinaufreicht (Cerro Gigantes 2550, Cerro Champaqui 2050). Hier gedeihen in den wohlbewässerten Tälern alle Produkte der gemäßigten Zone, während die dürftig bewässerten Ebenen sich besser zur Viehzucht eignen. Die meisten Flüsse versiegen oder endigen in Sümpfen, nur Tercero und Cuarto erreichen als Carcarañal zuweilen den Paraná. An der Nordwestgrenze breiten sich die Salinas Grandes aus, in der Nordostecke nehmen die Lagunas de los Porongos den Saladillo auf, südlich von ihnen liegt das salzhaltige Mar Chiquita. Das Klima ist im Sommer sehr trocken, im Winter kommen große Temperaturwechsel vor. In der Hauptstadt C. (s. unten) herrscht eine Mitteltemperatur von 16,19°; hier fallen 690 mm Regen im Jahr, andre Teile sind dagegen sehr regenarm. Der Reichtum an Graphit, Silber, Gold, Kupfer, Eisen, Blei, Kalk, Porzellanerde, Salz (in den Salinas Grandes) ist sehr groß. Unter Kultur von Mais und Leinsaat stehen 123,277 Hektar, mit Weizen sind (1901/1902) 583,205 Hektar angebaut, außerdem große Flächen mit Alfalfa sowie mit Hafer, Bohnen, Tabak, Kartoffeln. Sehr bedeutend ist die Viehzucht (1888: 403,879 Pferde, 47,197 Esel und Maultiere, 2,110,523 Rinder, 2,355,030 Schafe, 630,264 Ziegen, 22,253 Schweine). In C. bestanden 1900: 183 Kolonien mit 57,138 Kolonisten. Die Industrie erzeugt große Mengen von Mehl, Zement und Ziegelsteinen. Der Handel ist ansehnlich, namentlich der Transithandel, für den die Stadt C. ein Hauptstapelplatz ist. Gefördert wird er durch 6 Eisenbahnen von 1700 km Gesamtlänge und 3000 km Telegraphenlinien. Höhere Unterrichtsanstalten besitzt nur die Hauptstadt; die 182 Volksschulen werden von 9000 Schülern besucht. Es erscheinen 22 Zeitungen. Die Provinz ist eingeteilt in 25 Departements; ihre Einnahmen betrugen 1881: 4,398,954, die Ausgaben 3,773,420 Pesos. Nach der Verfassung vom 11. Jan. 1883 werden der Gouverneur und Vizegouverneur auf 3 Jahre gewählt, ein Senat und eine Deputiertenkammer üben die gesetzgebende Gewalt.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Córdoba (Cordova), 1) Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (s. oben), liegt 104 m ü. M. am Südabhang der Sierra de C., am rechten Ufer des Guadalquivir, Knotenpunkt der Eisenbahnlinien Madrid-C.-Sevilla, C.-Malaga, C.-Marchena und C.-Belmez, ist von alten Mauern mit Türmen umgeben und hat meist winkelige Gassen mit vielen ärmlichen, verfallenen Häusern. Die Hauptzierde Cordobas ist die Kathedrale, die an Stelle einer westgotischen Kirche von Abd er Rahmân I. und seinen Nachfolgern 786—990 als Moschee erbaut (La Mezquita, nächst der Kaaba zu Mekka der größte mohammedanische Tempel, s. Tafel »Architektur VII«, Fig. 1), 1238 in eine christliche Kirche umgewandelt, aber durch Einfügung von Chorbauten (1260 und 1523—1607) verunstaltet wurde. Das Äußere ist schmucklos und kahl, mit einem Zinnenkranz gekrönt. Durch einen Glockenturm tritt man in einen mit Orangenbäumen bepflanzten und von einem Portikus umgebenen Hof. Die Kirche selbst bildet eine 173 m lange, 130 m breite, aber nur 11,5 m hohe Halle mit ca. 850 Säulen aus Marmor, Porphyr, Jaspis und Breccia, welche Pfeiler tragen, die durch doppelte hufeisenförmige Bogen miteinander verbunden sind. Die Säulen bilden von N. nach S. 19 und von W. nach O. 36 Gänge (Schiffe). Unter den Kapelleneinbauten ist das prachtvolle Sanktuarium (Mihrab) und die Kapelle Villaviciosa bemerkenswert. Außer der Kathedrale besitzt C. noch 15 Kirchen, zahlreiche ehemalige Klöster, einen maurischen Königspalast mit prächtigem Garten, einen Alkazar, in dem sich jetzt das königliche Gestüt befindet, ein Bad der Kalifen, einen bischöflichen Palast, zwei Theater, einen Zirkus für Stiergefechte und eine Markthalle. Über den Guadalquivir führt eine 719 von den Mauren hergestellte Brücke mit 16 Bogen zum maurischen Kastell Carahola und zur Vorstadt Campo de la Verdad. Die Bevölkerung betrug 1900: 58,275 Seelen. Industrie und Handel sind gegen früher bedeutungslos. Erwähnenswert sind die Erzeugung von Gold- und Silberarbeiten, Töpferwaren, Tuch, Spielwaren und die Pferdezucht; dagegen ist die berühmte Fabrikation von Leder (Korduan) jetzt ganz gesunken. C. hat ein Institut, ein Priesterseminar, eine Akademie für Mathematik und Zeichenkunst, eine Tierarznei- und eine landwirtschaftliche Schule, eine Bibliothek und ein Kunstmuseum. Es ist Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs und der Geburtsort der beiden Seneca, des Lucanus und Averrhoës, der Dichter Luis de Gongora und Juan de Mena und des Malers Pablo de Cespedes. — Die Stadt soll von den Phönikern gegründet und von ihnen Karta Tuba (»große Stadt«) genannt worden sein. Bei den Römern hieß sie Corduba und war als blühende Kolonie derselben (Colonia Patricia) neben Gades (Cadiz) die wichtigste Handelsstadt der Provinz Bätica; auch war sie Sitz eines Prätors und hatte das Münzrecht. Das aes Cordubense, eine Erzmischung, wurde von hier in Menge nach Rom geliefert. Von König Leovigild 571 erobert, ward C. Sitz eines westgotischen Bischofs. 711 ward es vom arabischen Heerführer Tarik in Besitz genommen, worauf Abd er Rahmân I., der 755 das Kalifat von C. gründete, die Stadt zu seiner Residenz erwählte, die sich bald zur blühendsten und wichtigsten Stadt der Halbinsel emporschwang. Ihre Glanzzeit fällt in das 10. Jahrh., unter Abd er Rahmân III., Hakem II. und Almansor. Sie war damals eine heilige Stadt des Islam, das »Mekka des Westens«, und hatte angeblich 30 km im Umfang, 1 Mill. Einw., 600 Moscheen, 60,000 größere Gebäude, 900 öffentliche Bäder, eine Universität mit einer Bibliothek von 600,000 Bänden und 80 Freischulen. Die Pracht der Hofhaltung und der königlichen Paläste (die Residenz Azzahra mit 4300 Marmorsäulen) grenzte ans Fabelhafte. Dabei war sie der Hauptsitz der Poesie, der Künste und Wissenschaften, und Gewerbefleiß und Handel standen in schönster Blüte. Nach dem Sturz des Kalifats 1031 kam C. an die Beni Dschewar, 1060 an die Abbaditen von Sevilla, 1091 an die Almorawiden, 1148 an die Almohaden und 1236 an Kastilien. Am 7. Juni 1808 wurde sie von den Franzosen unter Dupont erobert und vorübergehend besetzt. 1589 wurde die Stadt von einem heftigen Erdbeben heimgesucht.

2) Hauptstadt der gleichnamigen argentin. Provinz (s. S. 281), 439 m ü. M., am Primero, Knotenpunkt von fünf Bahnen, mit Kathedrale, Jesuitenkirche, schönem Stadthaus, Wasserleitung, Gasbeleuchtung und Telephonleitungen, Hospital, Waisenhaus, Zuchthaus für Frauen, Theater und schöner Promenade mit See. Es ist Sitz der Provinzialbehörden, eines Bischofs, eines deutschen Vizekonsuls und hat (1895) 47,609 Einw. Berühmt ist C. durch seine 1613 gegründete Universität mit juristischer, medizinischer und naturwissenschaftlicher Fakultät, an der auch deutsche Professoren wirken. Außerdem besteht ein Nationalkolleg, ein Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, eine Akademie der Wissenschaften, Sternwarte. C. hat eine Porzellanfabrik, bedeutende Kalköfen und eine Calciumkarbidfabrik, Schuhfabriken sowie Eisenbahnwerkstätten, zwei Banken und treibt bedeutenden Handel mit Rosario und Buenos Aires, den West- und Nordprovinzen und mit Bolivia. Pferdebahnen durchschneiden die Stadt und verbinden sie mit ihren Vorstädten General Paz, Alta C. und San Vicente. C. wurde 1573 von Geronimo Cabrera gegründet, unter Philipp V. Hauptstadt der Provinz Tucuman, später Hauptort der Jesuitenmissionen und war während der spanischen Herrschaft ein hervorragender Sitz der Wissenschaft in Südamerika. — 3) Distriktshauptstadt im mexikan. Staat Veracruz, an der Eisenbahn Veracruz-Mexiko, in lieblicher, fruchtbarer Gegend, 928 m ü. M., mit reichen Kaffeeplantagen und (1895) 7974 Einw. Vgl. K. E. Schmidt, C. und Granada (»Berühmte Kunststätten«, Bd. 13, Leipz. 1902).

Córdoba, 1) Gonzalo Fernandez de C. y Aguilar, span. Heerführer, geb. 1443, gest. 2. Dez. 1515, diente zuerst unter Ferdinand und Isabella gegen Portugal und dann gegen Granada. 1495 ward er dem König von Neapel gegen die Franzosen zu Hilfe geschickt, die er rasch aus Unteritalien vertrieb, wofür er den Beinamen »der große Kapitän« erhielt. 1502 nahm er Neapel für die verbündeten Spanier und Franzosen ein, und verteidigte es für erstere gegen die letztern. Eine Zeitlang wurde der Krieg wie ein ritterliches Turnier um Barletta geführt, wohin sich C. begeben hatte; im Januar 1503 aber wurde der Herzog von Nemours, der die Franzosen befehligte, zu einem verlustreichen Rückzuge genötigt und 28. April 1503 bei Cerignola völlig geschlagen, wobei er selber fiel. C. hielt einen glänzenden Einzug in Neapel, und das ganze Königreich außer Gaeta erkannte die spanische Herrschaft an. Im Dezember 1503 zersprengte C. das französische Heer und zwang Gaeta zur Ergebung. Er wurde darauf zum Vizekönig ernannt, erregte aber wegen der Beliebtheit, die er durch seine umsichtige Verwaltung gewann, die Eifersucht des Königs Ferdinand, so daß er 1506 unter äußern Auszeichnungen nach Spanien

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

zurückgerufen wurde, wo er vom Hof zurückgezogen lebte. C. war der Begründer der militärischen Größe Spaniens. Vgl. »Cronica del gran capitano G. F. de C.« (Sevilla 1582); Duponcet, Histoire de Gonsalvo de C. (Par. 1714); Quintana, Lebensbeschreibungen berühmter Spanier (deutsch, Berl. 1857).

2) Don Luis Fernandez de, span. General, geb. 1799 in Cadiz, gest. 29. April 1840 in Lissabon, erklärte sich als Offizier 1820 gegen die Proklamierung der Konstitution von 1812 und bereitete mit dem König den Aufstand der Garden 7. Juli 1822 vor, mußte aber nach Paris fliehen. C. diente sodann unter Quesada in Navarra und später im Korps des Herzogs von Angoulême. Er mißbilligte jedoch die Reaktionsmaßregeln der Regierungsjunta und bewirkte deren Auflösung. Als Günstling des Königs stieg er 1824 zum Generalmajor empor, wurde 1825 Gesandtschaftssekretär in Paris, 1827 Geschäftsträger in Kopenhagen und dann außerordentlicher Gesandter in Berlin. 1832 zum Gesandten in Lissabon ernannt, unterstützte er die Sache Dom Miguels. Als Anhänger einer starken, aber verfassungsmäßigen Monarchie schloß er sich nach dem Tode Ferdinands VII. den Cristinos an und wurde 1835 Oberbefehlshaber der Nordarmee, nahm aber im Juli 1836 seine Entlassung. Nach der Revolution von La Granja ging er nach Frankreich und beobachtete von dort aus die Vorgänge in Spanien. Als er endlich von Pamplona zum Abgeordneten bei den Cortes gewählt war, raubte ihm sein schwankendes Benehmen vollends alles Vertrauen. Er stellte sich im November 1838 mit Narvaez an die Spitze einer Bewegung gegen Espartero, mußte aber nach Portugal flüchten. Vgl. die Denkwürdigkeiten seines Bruders Fernando de Cordova: »Mis memorias« (Madr. 1886—89, 3 Bde.).

Cordon bleu (franz., spr. kordóng blö), das »blaue Band« des ehemaligen Heiligen Geist-Ordens (s. d. 2); dann scherzhafte Bezeichnung guter Köche und Köchinnen (wahrscheinlich nach der Medaille am blauen Band, welche die von der Regierung geprüften Köchinnen für ein glänzend bestandenes Examen erhielten).

Cordon bleu, Schmetterlingsfink, s. Astrilds.

Cordouan, La Tour de (spr. tür dö korduáng), Leuchtturm auf einem Felsen (dem Überrest einer vom Meer allmählich verschlungenen Insel), an der Mündung der Gironde im französischen Depart. Gironde, 63 m hoch und auf 29 Seemeilen sichtbar, wurde 1584 erbaut und 1788 erneuert.

Córdova, s. Cordoba.

Cordus, Cremutius, s. Cremutius Cordus.

Cordyceps *Fr.*, Pilzgattung der Askomyzeten, auf Insektenleichen, seltener auf unterirdisch lebenden Pilzen wachsend, aus denen sich ein aufrechtstehender, fleischiger, meist lebhaft gefärbter Fruchtträger entwickelt. Der von einem mehr oder minder langen zylindrischen Stiel getragene fertile Teil des letztern ist kugel- oder keulenförmig und trägt zahlreiche kleine Perithezien mit enger Mündung, in denen die Sporenschläuche mit je acht fadenförmigen Sporen enthalten sind. Als Nebenfruchtform bildet sich bei manchen auf dem Substrat ein konidientragender Schimmel, der früher als besondere Pilzart Isaria beschrieben wurde. Eine der häufigsten Arten ist bei uns C. militaris (s. Tafel »Schmarotzerpflanzen II«, Fig. 5—13), welche die Raupen und Puppen des Kiefernspinners befällt. Vgl. Botrytis und Schmarotzerpflanzen.

Cordyline *Comm.*, Gattung der Liliazeen, Bäume oder Halbsträucher mit ganzen, langen, schwertförmigen oder linealen Blättern, endständigen, reichblütigen Blütenrispen und mehrsamigen Beeren. Etwa zehn Arten in den wärmern Regionen der Alten Welt, eine in Amerika. C. Eschscholtziana *Mart.* (Tiwurzel), auf den Südseeinseln, wird in Brasilien, Japan und China kultiviert, ist baumartig, mit ziemlich breiten Blättern, und hat eßbare Wurzeln (Stolonen), die eine nahrhafte Speise darbieten, auch zur Darstellung von Spiritus benutzt werden. C. australis *Hook.*, in Neuseeland, ist baumartig, 6—10 m hoch, bisweilen verästelt, mit sehr schöner, lebhaft grüner Krone. C. superbiens *C. Koch* (C. indivisa *hort.*), in Neuseeland, hat steif abstehende, schmale Blätter. C. terminalis *Kth.*, zierlicher Halbstrauch in Ostindien, dem Indischen Archipel und dem tropischen Australien, wird überall kultiviert und zu Hecken verwendet. Die Wurzeln werden geröstet gegessen und zur Branntweinbrennerei sowie als Heilmittel benutzt, die Blätter dienen zum Dachdecken; variiert sehr stark, auch mit roten und weißen Blättern. C. rubra *Hüg.* (Dracaena rubra), Halbstrauch von 3—5 m Höhe, bisweilen verzweigt, mit lilafarbenen Blüten. Die Heimat ist nicht sicher bekannt. Sie ist eine der gewöhnlichsten Zimmerpflanzen (sogen. Palme). Auch die übrigen genannten und andre Arten und Hybriden werden als Zierpflanzen kultiviert (s. Tafel »Blattpflanzen I«, Fig. 12), aber gewöhnlich als Dracänen bezeichnet.

Cordylophora, Gattung der Hydroidpolypen, s. Süßwasserpolyp.

Coregonus, die Renke.

Corella, s. Papageien.

Corella (spr. -eljа), Stadt in der span. Provinz Navarra, Bezirk Tudela, am Alhama, mit (1900) 6793 Einw., liefert viel Getreide, Hanf, Wein, Öl und Lakritzensaft, hat eine sehr besuchte Septembermesse und in der Nähe Steinkohlengruben.

Corelli, 1) Arcangelo, bedeutender Violinspieler und Komponist, geb. 12. Februar 1653 in Fusignano unweit Bologna, gest. 10. Jan. 1713 in Rom, Schüler von Matteo Simonelli und G. B. Bassani, lebte um 1680 in Deutschland (München, Hannover), war aber jedenfalls seit 1685 wieder in Italien, wo er in Rom die besondere Gunst des Kardinals Ottoboni genoß. C. erwarb sich als Virtuose wie als Komponist einen weitverbreiteten Ruhm. Namentlich waren es die Schönheit seines Tones und der ausdrucksvolle Vortrag, die allgemeine Bewunderung erregten, während im doppelgriffigen Spiel deutsche Virtuosen (Baltzer, Walther, Strungk, Biber) ihm überlegen waren. Corellis Werke bilden den klassischen Abschluß der Entwickelung der italienischen Kammermusik des 17. Jahrh. Es sind 12 Solosonaten für Violine mit Continuo (Op. 5), 48 Triosonaten für zwei Violinen mit Continuo (Op. 1—4) und 12 Concerti grossi für zwei Violinen, Violoncello als Soloinstrumente und begleitendes Streichorchester mit Continuo (Op. 6). Das letztgenannte Werk (1712 erschienen) führt (im Anschluß an Torelli) zur Orchestermusik Bachs und Händels über, die aber außerdem in den französischen Ouvertüren eine starke Wurzel hat. Eine Gesamtausgabe seiner Werke in Partitur (revidiert von J. Joachim und F. Chrysander) erschien bei Augener in London.

2) Augusto, ital. Maler, geb. 1855 in Rom, bildete sich auf der Akademie von San Luca daselbst und widmete sich der Genremalerei. Seine in Öl und Aquarell ausgeführten Szenen aus dem italienischen Volksleben sind durch Lebendigkeit der Darstellung, virtuose Behandlung des Kolorits und Energie der Charakte-

ristik gleich ausgezeichnet. Seine Hauptwerke sind: die Wäscherinnen in den Abruzzen, die Vorbereitungen zur Prozession, die Heimkehr vom Lande (in der Brera zu Mailand), vom Gewitter überraschte Bauern im Gebirge, die arme Maria (ein Aquarell, das ihm die große goldene Medaille der Berliner Ausstellung von 1886 einbrachte), der in einem brennenden Schloß gefangene Hugenott (Aquarell), Abendgebet der Schnitter, die Liebestragödie: Verraten, und die junge Mutter.

3) Marie, beliebte engl. Romanschriftstellerin, halb italienischer, halb schottischer Abkunft, wurde in ihrer Kindheit von dem Schriftsteller Charles Mackay adoptiert, in England erzogen, in Frankreich musikalisch ausgebildet und veröffentlichte zuerst: »A romance of two worlds« (1886). Von spätern Werken sind zu erwähnen: »The sorrows of Satan« (1895), »Jane« (1897), »Boy« (1900), »The Master Christian« (1900), »Temporal power, a study in supremacy« (1902). Sie lebt jetzt in Stratford on Avon.

Coremans, Eduard, belg. Politiker, geb. 1. Febr. 1835 in Antwerpen, wo er sich als redegewandter Advokat, bez. eifriger klerikaler Vorkämpfer der flämischen Bewegung bald eine einflußreiche Stellung erwarb und im Provinzialrat sowie im Gemeinderat bereits in den 1860er Jahren die Erhebung des Niederländischen zur Amtssprache durchsetzte, zählte zu den Begründern des »Nederduitsche Bond«, dessen Präsident er mehrere Jahre war. Auch in der Kammer, der er seit 1868 angehört und wo er die erste niederländische Rede hielt, spielt er eine bedeutende Rolle und war an dem Zustandekommen der Gesetze über die Regelung des Sprachengebrauchs bei der Verwaltung (1878), beim Gymnasialunterricht (1883), beim Heere (1888) sowie beim Gericht (1889) hervorragend beteiligt. Infolgedessen ward im Februar 1889 von den Flämen ohne Unterschied der Partei ihm zu Ehren eine großartige Feier veranstaltet.

Corentyne (spr. korrentain, holl. Corantijn), Grenzfluß zwischen Britisch- und Niederländisch-Guayana, nimmt links den New River auf, fließt gegen N. durch Savannen und mündet in breiter, aber versandeter Mündung in den Atlantischen Ozean. Er ist bis zu den Oreala Cliffs bei Layfield (75 km) für Schiffe von 2,3 m Tiefgang, für große Pirogen bis zu den ersten Kataraкten (280 km) schiffbar.

Corenzio, Belisario, ital. Maler, geb. 1558 in Achaia, gest. 1643 in Neapel, lernte zu Venedig bei Tintoretto und begab sich um 1590 nach Neapel, wo er durch seine Intrigen Annibale Carracci und Guido Reni vertrieb. Seine Gemälde sind in der naturalistischen Art Spagnolettos ausgeführt. Sein Hauptwerk ist das Fresko der wunderbaren Speisung im Refektorium von San Severino zu Neapel.

Coreodes (Randwanzen), Familie aus der Ordnung der Halbflügler, s. Wanzen.

Coreopsis *L.* (Mädchenauge, Wanzenblume), Gattung der Kompositen, einjährige oder ausdauernde Kräuter, Halbsträucher, selten Sträucher mit abwechselnden oder gegenständigen, ganzrandigen, 1—3fach fiederförmig geteilten Blättern, einzeln endständigen oder in lockern Rispen gruppierten Blütenkörbchen und zusammengedrückten, oft geflügelten, auch begrannten Achenen (von wanzenähnlicher Form, daher der Name). Etwa 70 Arten, besonders in Nordamerika, dem tropischen Afrika und auf den Sandwichinseln. Mehrere einjährige, vielfach als Calliopsis (Schönauge) bezeichnete Arten werden als Zierpflanzen kultiviert.

Coreşe, Dorf in der ital. Provinz Perugia, Kreis Rieti, Gemeinde Fara in Sabina, mit ca. 220 Einw.; in der Nähe lag das antike Cures (s. d.).

Corfe-Castle (spr. korf-kaßl), Flecken in Dorsetshire (England), im Mittelpunkte der Halbinsel Purbeck (s. d.), mit Ruinen eines großartigen Schlosses aus dem 12. Jahrh., dem Museum des Purbeck-Vereins, Steinbrüchen und (1891) 1708 Einw.

Corfinium, im Altertum Hauptstadt der Päligner in Mittelitalien, am Aternus, war im Bundesgenossenkrieg 90 v. Chr. der Mittelpunkt der Bundesgenossen und bestimmt, die Hauptstadt des neu zu gründenden italischen Reiches zu werden, daher eine Zeitlang Italica genannt. Reste bei der Kirche San Pellino bei Pentima.

Corge, ind. Zählmaß, = 4 Gundas, s. Kohrdsch.

Corgnale (spr. korn-, slowen. Lokev), Dorf im österreichisch-illyr. Küstenland, Bezirksh. Sesana, mit Steinbrüchen und (1900) 1198 slowen. Einwohnern. In der Nähe die Grotte von C. mit malerischen Tropfsteingebilden und die Höhlen von St. Kanzian (s. d.).

Cori, Stadt in der ital. Provinz Rom, Kreis Velletri, in den Lepiner (Volsker) Bergen an der Eisenbahn Rom-Terracina, zerfällt in die Ober- und Unterstadt und hat (1901) 7363 Einw., die Tabak, Öl und Südfrüchte gewinnen. — C. ist das alte Cora und besitzt an Altertümern Stadtmauern aus verschiedenen Epochen (auch kyklopische Mauerreste), eine antike Brücke, Tempelreste, Zisternenmauern u. a.

Coria (das Caurium der Römer), Bezirkshauptstadt und Bischofsitz in der span. Provinz Caceres, rechts am Alagon, mit römischen Mauern und Türmen, einem starken Kastell, gotischem Dom, einer alten siebenbogigen Brücke, Priesterseminar, Wein- und Zitronenbau und (1900) 3142 Einw. — Hier 876 Schlacht zwischen den Asturiern und Arabern; 1706 ward C. von den Portugiesen erobert.

Coriacĕa (Lausfliegen), Familie aus der Ordnung der Zweiflügler, s. Lausfliegen.

Coria del Rio, Stadt in der span. Provinz Sevilla, Bezirk Sevilla, rechts am Guadalquivir, mit (1900) 6101 Einw., die Tonwaren (namentlich Ölkrüge in der Form der antiken Amphoren) verfertigen.

Coriandrum *L.* (Koriander), Gattung der Umbelliferen, einjährige, verzweigte, kahle Kräuter mit mehrfach fiederteiligen Blättern und wenigstrahligen Dolden ohne Hülle, fadenförmigen Hüllchenblättern, weißen Blüten und kugeligen oder eiförmigen Früchten; Kraut und Früchte riechen frisch stark unangenehm ätherisch; zwei Arten im mediterran-orientalischen Gebiet. C. sativum *L.* (Gewürzkoriander, Wanzenkraut, Wanzendill), 30—60 cm hoch, trägt kugelförmige braungelbe Früchte (Schwindelkörner); diese riechen und schmecken eigentümlich angenehm und mild aromatisch mit schwachem, an Wanzen erinnerndem Beigeruch (daher der Name, v. griech. koris, Wanze), der sich vor der Reife weit stärker, auch am Kraut, zeigt. Die Frucht enthält 0,7—1,1 Proz. farbloses ätherisches und gegen 13 Proz. fettes Öl. C. wird in Deutschland (besonders in Thüringen und Franken), Mähren, Rußland, Frankreich, Holland, Italien ꝛc. angebaut und ist jetzt bereits bis Paraguay verbreitet. Man benutzt die Samen als Küchengewürz, zu Backwerk, Likören (in manchen Gegenden auch in Butter und Käse); auch wurden sie früher abführenden Mitteln zugesetzt. Überzuckert und bunt gefärbt, bilden sie eine Konditorware. Das frische Kraut soll betäubend wirken. Das ätherische Korianderöl ist farblos, riecht in starker Verdünnung oran-

genartig, spez. Gew. 0,870—0,885 und besteht aus Koriandrol $C_{10}H_{18}O$ (die rechtsdrehende Modifikation des Linalools) mit wenig Pinen. Man benutzt das Öl in der Likörfabrikation und Kuchenbäckerei. Die Rückstände von der Destillation enthalten bis 17 Proz. Protein und bis 20 Proz. Fett und dienen als Viehfutter. Im Altertum wurde der Koriander z. T. zu den Giftpflanzen gerechnet, doch benutzten ihn schon die Hebräer und die Römer als Gewürz. Er wird auch in Sanskritschriften erwähnt, und in altägyptischen Gräbern hat man Korianderfrüchte gefunden. Karl d. Gr. empfahl seinen Anbau, doch wird er erst wieder im 16. Jahrh. erwähnt.

Coriaria *L.* (Gerberstrauch, Gerbermyrte, Lederbaum), Gattung der Koriariazeen, Sträucher, selten Kräuter, mit gegenständigen, einfachen Blättern, kleinen Blüten in den Blattachseln oder Trauben und beerenartiger, krustiger Frucht. Acht Arten im Mittelmeergebiet, in Asien, Australien und Südamerika. C. myrtifolia *L.*, bis 1,25 m hoher Strauch in Südeuropa und Nordafrika, mit länglich lanzettförmigen Blättern und einzeln oder paarweise achselständigen Blüten, ist in sämtlichen Teilen, zumal in den Blättern und Früchten, narkotisch giftig durch ein Glykosid, Coriamyrtin. Man kultiviert ihn als Ziersträuch (der bei uns im Winter gedeckt werden muß) und benutzt ihn auch zum Gerben und Schwarzfärben. Einige Sorten vom französischen (provenzalischen) Sumach (Redoul) stammen von C. myrtifolia. C. sarmentosa *Forst.*, mit glänzend schwarzen, genießbaren Beeren und giftigen Samen, wächst auf Neuseeland. Von C. ruscifolia *L.*, in Peru, auf Neuseeland, dienen die sehr giftigen Früchte zum Gerben und Schwarzfärben, auch wird daraus eine schwarze Farbe gewonnen; der Saft der fleischigen Blumenblätter liefert ein weinartiges Getränk. C. thymifolia *Humb.*, auf Neuseeland und in Südamerika, enthält einen rötlichen, bald schwarz werdenden Saft (Chami), der eine so treffliche Tinte liefert, daß zur spanischen Zeit alle offiziellen Dokumente damit geschrieben werden mußten.

Corigliano Calábro (spr. koriljáno), Stadt in der ital. Provinz Cosenza, Kreis Rossano, liegt 6 km vom Golf von Tarent am Nordabhang des Silagebirges, an der Eisenbahn Metapont–Reggio, hat ein Kastell, einen Aquädukt, Öl- und Mannagewinnung und (1901) 13,320 Einw. C. ward 1806 von den Franzosen zerstört.

Corinne, die französische Form des Namens Korinna (s. d.), dann fingierte ital. Dichterin, Heldin des gleichnamigen Romans (»C., ou l'Italie«) der Frau v. Staël (s. d.).

Corinth, Stadt im nordamerikan. Staat Mississippi, Grafschaft Alcorn, mit Maschinenfabriken und (1900) 3661 Einw. — C. diente den Konföderierten während des Bürgerkrieges als hauptsächlichster Verbindungspunkt zwischen dem Osten und Westen ihres Gebietes, ward daher befestigt und wiederholt Schauplatz größerer Kämpfe. Anfang April 1862 standen die Unionisten unter Grant und die Konföderierten unter Beauregard und Johnston bei dem nur wenige Meilen von C. entfernten Shiloh in zweitägigem Kampf einander gegenüber. Unter Hallecks Führung lieferten die Unionstruppen den Konföderierten bei Farmington abermals zwei siegreiche Treffen, wodurch C. den Händen der Konföderierten entwunden wurde. Im Oktober 1862 suchten diese unter General Price aufs neue in den Besitz von C. zu kommen, wurden indes von General Rosecrans zurückgeworfen.

Corinto, Haupthafenplatz und Dampferstation der mittelamerikan. Republik Nicaragua, an einer schönen, tiefen, durch vorgelagerte Inseln geschützten Bucht des Stillen Ozeans, in die mehrere, für kleine Fahrzeuge schiffbare Ströme münden, mit Eisenbahn nach Leon, Ausfuhr von Kaffee (1898 für 250,000 Pfd. Sterl.), Gold (114,000 Pfd. Sterl.), Kautschuk, Mahagoni, Vieh und 350,000 Ton. Schiffsverkehr. Das binnenwärts gelegene Realejo an versandeter Flußmündung, 1534 gegründet, vertrat früher seine Stelle. C. ist Sitz eines deutschen Konsularagenten.

Coriolano, italienisierter Name einer Familie aus Nürnberg, die eigentlich Lederer hieß.

1) Christoph, Formschneider, geb. in Nürnberg, ließ sich um 1560 in Venedig nieder und schnitt hier in Holz, namentlich für die Ornithologie des Ulysses Aldrovandini, die »Ars gymnastica« des Mercurialis, ferner die Künstlerbildnisse zu Vasaris »Vite de' pittori, scultori ed architetti« (Ausgabe von 1568).

2) Bartolomeo, wahrscheinlich jüngerer Bruder des vorigen, geb. 1599 in Bologna, gest. 1676, war der letzte bedeutende italienische Formschneider. Er wandte gewöhnlich zu seinen Werken drei Helldunkelplatten an. Seine Blätter, deren Daten von 1630—1647 gehen, sind zumeist nach Guido Reni ausgeführt.

Coriolānus, Cn. Marcius, röm. Patrizier, zeichnete sich schon als Jüngling bei der Belagerung der Volskerstadt Corioli aus, weshalb er den Ehrennamen C. erhalten haben soll. Als aber zur Linderung einer Teuerung der Senat in Sizilien Getreide aufgekauft hatte, wollte C. dieses dem Volk nur unter der Bedingung überlassen wissen, daß es auf das vor kurzem eingesetzte Volkstribunat verzichte. Er wurde deshalb von den Volkstribunen angeklagt und trotz der Bitten der Patrizier von den Tributkomitien (491 v. Chr.) für schuldig erklärt, worauf er voll Rachedurst nach Antium zu den Volskern ging. Von diesen neben Attius Tullius zum Feldherrn gewählt, brach er in das römische Gebiet ein und drang bis in die Nähe von Rom vor (488). Da Streitigkeiten zwischen Patriziern und Plebejern die Kraft des Widerstandes lähmten, sah sich der Senat genötigt, mit C. in Unterhandlung zu treten; doch scheiterten sie an den übertriebenen Forderungen C.', bis die mahnende Anrede der alten Mutter Veturia, die mit seiner Gattin Volumnia und seinen beiden kleinen Söhnen an der Spitze der römischen Frauen in das Lager gezogen war, seinen Trotz brach. Die Nachrichten über sein Ende lauten verschieden. Nach einigen soll er von den über den Rückzug erbitterten Volskern erschlagen worden sein, nach andern ein hohes Alter erreicht und seine Verbannung oft beklagt haben. Des C. durchaus sagenhaftes Leben hat Plutarch beschrieben; seine Schicksale haben Shakespeare und Collin zu Tragödien verarbeitet.

Coriŏli, Waffenplatz der Volsker in Latium, von C. Marcius (daher »Coriolanus«) 493 zerstört und schon Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. spurlos verschwunden. Vielleicht Monte Giove bei Ariccia.

Corippus, Flavius Cresconius, aus Afrika, im 6. Jahrh. n. Chr., Grammatiker, später Hofbeamter in Konstantinopel, verfaßte zwei historische Epen: »Johannis (seu de bellis Libycis)« in 8 Büchern, eine chronikartige Schilderung des Maurenkrieges des Patricius Johannes 548, wertvoll für Geschichte und Topographie von Nordafrika (vgl. Partsch, Die Berbern in der Dichtung des C., Bresl. 1896), und »In laudem Justini Augusti Minoris« (565—578) in 6 Büchern, im Tone byzantinischer Lobhudelei, aber in

fließender Form. Ausgaben von Partsch (Berl. 1879) und Petschenig (das. 1886).

Corisco, Bai an der Westküste von Afrika, zwischen 0° 36′ und 1° 10′ nördl. Br., dringt 25 km tief in die Küste ein und nimmt den für größere Schiffe hinlänglich tiefen Muni auf, dessen Mündung gegenüber die Inseln Klein-Elobу (mit Hamburger Faktorei), Groß-Elobу und weiterhin die 14 qkm große, von Mbenganegern bewohnte Insel C. (mit amerikanischer Missionsstation) liegen. Sie sind mit dem nördlichen Küstenlande der Bai spanischer Besitz, während das südliche zu Französisch-Kongo gehört.

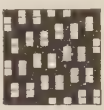
Corium (lat.), Lederhaut, s. Haut.

Cork, die größte Grafschaft der irischen Provinz Munster, reicht vom Kenmare River bis zum Hafen von Youghal, grenzt im W. an die Grafschaft Kerry, im N. an Limerick, im O. an Tipperary und Waterford, zerfällt in zwei Bezirke (Ost und West) und hat mit Einschluß der eine besondere Grafschaft bildenden Stadt C. einen Flächenraum von 7485 qkm (135 QM.) mit (1901) 404,813 Einw. (54 auf 1 qkm), wovon 90,4 Proz. katholisch sind.

Cork, Stadt und Grafschaft im südlichen Irland, liegt in tiefer, von ansehnlichen Hügeln umgebener Schlucht, auf beiden Seiten und auf einer Insel des Lee, 17 km oberhalb dessen Mündung in den schönen Cork-Hafen (s. d.). Die neuern Straßen sind breit, mit schönen Häusern; in den Vorstädten aber sind die Gassen teilweise noch eng und vernachlässigt. Über den Fluß, den schöne Kais einfassen, führen neun meist elegante Brücken, welche die Verbindung mit den hoch gelegenen Vorstädten vermitteln. Auf der Insel befinden sich der Gerichtshof, nach dem Brand von 1891 neu erbaut, das Theater, das Zollhaus, die Börse und die Mehrzahl der dem Handel gewidmeten Gebäude. Am nördlichen Ufer stehen die Kasernen, das städtische Gefängnis und die katholische Kathedrale, am südlichen Ufer die protestantische Kathedrale (St. Finbar's, 1865—70 im gotischen Stil erbaut), das Grafschaftsgefängnis, die meisten Bildungsanstalten, die Kornbörse, das Irrenhaus und ein öffentlicher Park. Die Bevölkerung zählte 1901: 75,978 Seelen (gegen 85,732 im J. 1851), meist Katholiken. C. ist der Hauptstapelplatz für die landwirtschaftlichen Produkte der Gegend; es hat Woll- und Baumwollspinnereien, Brennereien, Brauereien, Tabak- und Lederfabriken und liefert vorzügliche lederne Handschuhe. Schiffe von 600 Ton. können an seinen Kais anlegen, größere Schiffe aber bleiben in Queenstown (s. d.), dem Vorhafen der Stadt. Zum Hafen gehörten 1901: 111 Schiffe von 21,924 T. Gehalt und 441 Fischerboote. 1901 liefen 2390 Schiffe (darunter 2258 Küstenfahrer) von 620,285 T. ein. Die Einfuhr vom Ausland belief sich 1900 auf 1,105,765 Pfd. Sterl., die Ausfuhr britischer Produkte auf 7722 Pfd. Sterl. Unter ersterer waren namentlich: Weizen, Mais, Zucker und Holz. Unter den wissenschaftlichen Anstalten sind zu nennen: das Queen's College (eine konfessionslose Universität), das katholische St. Finbar's College, die Cork Institution mit Museum und Bibliothek, eine Kunst- und eine landwirtschaftliche Schule. C. ist Sitz eines katholischen und eines anglikanischen Bischofs sowie eines deutschen Vizekonsuls. — C., dessen keltischer Name Corrоch »Sumpf« bedeutet, entstand im 7. Jahrh. bei einem vom heil. Finbar gegründeten Kloster. Vom 9.—11. Jahrh. war die Stadt von den Dänen besetzt; seit 1172 gehört sie England. 1649 wurde sie von Cromwell und 1690 von Marlborough eingenommen.

Cork-Hafen (Cork Harbour), einer der sichersten Häfen an der Südküste Irlands, stark befestigt und eine der Hauptstationen der englischen Flotte. Auf Great Island liegt Queenstown (s. d.), auf Rocky Island ein Pulvermagazin und auf Haulbowline Island ein Seearsenal. Die Einfahrt verteidigen die Forts Camden, Carlisle und Westmoreland (auf Spike Island).

Corkscrew (spr. kórk-skru, »Pfropfenzieher«), Kammgarngewebe für Herren- und Damenanzüge: a) Herrenstoff mit 38—40 Fäden auf 1 cm, Kette Nr. 32 zweifach Kammgarn, Schuß Streichgarn 10—11,000 m auf 1 kg; b) Konfektionsstoff mit 48 Ketten- und 42 Schußfäden auf 1 cm, Kette Nr. 78 zweifach, Schuß Nr. 30 einfach Kammgarn. Bindung s. Abbildung.



Corkscrew.

Corleone, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Palermo (Sizilien), 550 m ü. M., am Fuße des Monte Cardellia (1264 m), unweit des Belice an der Eisenbahn Palermo-C., mit reich ausgestatteter Hauptkirche, Ruinen zweier Kastelle und (1901) 14,803 Einw.

Corlißmaschine | **Corlißsteuerung** | s. Dampfmaschine.

Cormeilles-en-Parisis (spr. -mäj-ang-parisi), Flecken im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Versailles, auf einer Anhöhe am rechten Seineufer, an der Westbahn, mit einem Fort und mehreren Batterien der äußern (nördlichen) Befestigungslinie von Paris, hat eine gotische Kirche, Gipsbrennerei und (1901) 2438 Einw. C. ist Geburtsort Daguerres.

Cormenin (spr. korm'näng), Louis Marie de la Haye, Vicomte de, franz. Publizist, geb. 6. Jan. 1788 in Paris, gest. 6. Mai 1868, wurde 1810 Auditeur und 1814 Maître des requêtes im Staatsrat. Im Mai 1828 zum Deputierten gewählt, unterzeichnete er 1830 die Adresse der 221. Ludwig Philipp verweigerte er den Huldigungseid, da ein Dynastiewechsel nur von der Gesamtheit der Nation entschieden werden könne, und trat aus dem Staatsrat, um bloß als Abgeordneter tätig zu sein. Er wirkte durch zahlreiche Flugschriften über die Tagesfragen unter dem Pseudonym Timon bedeutend auf die öffentliche Meinung ein. Nach der Februarrevolution von 1848 trat C. in die Nationalversammlung. Als Vorsitzender der Verfassungskommission beteiligte er sich in demokratischer Richtung an der Abfassung der Konstitution, geriet aber mit seinen Kollegen in Streit und trat noch vor Vollendung des Verfassungswerks zurück. Trotz seiner Opposition gegen Ludwig Napoleon ward er im August 1852 wiederum in den Staatsrat berufen und 1855 Mitglied des Instituts von Frankreich. Außer seinen politischen Flugschriften (gesammelt 1870) und vielen Aufsätzen im »Journal des Débats« und andern Journalen schrieb er: »Droit administratif« (1821; 5. Aufl. 1840, 2 Bde.); »Études sur les orateurs parlementaires« (1836; später u. d. T.: »Livre des orateurs«, 18. Aufl. 1869; deutsch, Leipz. 1848); die Volksschriften: »Dialogues de maître Pierre« (6. Aufl. 1845) und »Entretiens de village« (8. Aufl. 1847).

Cormons, Stadt im österreichisch-illyr. Küstenland, Bezirksh. Gradisca, an der Südbahnlinie Triest-C. und der italienischen Anschlußlinie C.-Udine, mit altem Schloß, einem Denkmal des Kaisers Maximilian I. (seit 1903), Bezirksgericht, Weinbau, Seidenraupenzucht und Seidenspinnerei, Baumwollweberei, Möbelfabrikation, Handel mit Südfrüchten und (1900) 3972 (als Gemeinde 6068) ital. Einwohnern. Hier

wurde 22. Aug. 1866 der Waffenstillstand zwischen Österreich und Italien abgeschlossen.

Cormontaigne (spr. -mongtänj'), Louis de, Ingenieuroffizier, geb. 1695, gest. 20. Okt. 1752, trat früh in französische Dienste, erbaute 1728 die doppelten Kronwerke von Bellecroix und Moselle zu Metz, später das von Putz zu Thionville, leitete 1734 und 1744 viele Belagerungen und wurde Direktor der Befestigungen in Lothringen. Seine Verbesserungen der Vaubanschen Befestigungsmanier beschrieb er in »Architecture militaire, par un officier de distinction« (Haag 1741), wieder abgedruckt in den »Œuvres posthumes de C.« (Par. 1806—1809, 3 Bde.).

Cormus (lat.), Tierstock, die Summe der durch Knospung entstandenen und vereinigt gebliebenen Tiere, im Gegensatze zum Individuum.

Corn, in Amerika soviel wie Mais.

Corn., engl. Abkürzung für Cornwall.

Cornaliasche Körperchen, s. Nosema.

Cornamūsa, ein älteres ital. Holzblasinstrument, eine Art Schalmei, aber am untern Ende geschlossen, so daß die Schallwellen durch die Tonlöcher sich fortpflanzten (vgl. Bassanello); auch soviel wie Dudelsack.

Cornāro (venezian. Corner), Name einer der angesehensten Patrizierfamilien Venedigs, die von den Corneliern in Rom ihren Ursprung herleitet. Zu ihr gehören: 1) Caterina, geb. 1454, gest. 10. Juli 1510, Urenkelin des Dogen Marco C., der die Unterwerfung Kretas vollendete (gest. 1367), ward 1468 mit dem König Jakob II. von Cypern verlobt und zur Tochter der Republik von San Marco erklärt, aber erst 1472 nach Cypern abgeholt und mit Jakob vermählt. Schon nach 8 Monaten starb (1473) ihr Gemahl und 1475 auch der nachgeborne Sohn Jakob III. Nun nahm, um andre Prätendenten abzuhalten, Venedig die Regierung der Insel in die Hand und nötigte 1489 C., die daran dachte, sich mit dem Prinzen Alfonso von Neapel wieder zu vermählen, auf die Herrschaft der Insel zu verzichten. C. ward in Venedig feierlich empfangen und erhielt die Herrschaft Asolo bei Bassano am Fuße der Alpen angewiesen, wo sie im Verkehr mit Dichtern und Gelehrten ein reizendes Stilleben führte, das ihr Vetter P. Bembo (s. d.) in seinem Werk »Gli Asolani« verherrlicht hat. Sie ist die Heldin mehrerer Opern (von Halévy, F. Lachner und Donizetti). Vgl. Herquet, Carlotta von Lusignan und Caterina C. (Regensb. 1870); Derselbe, Cyprische Königsgestalten des Hauses Lusignan (Halle 1881); Centelli, Cat. C. e il suo regno (Veneb. 1892).

2) Luigi, bekannter Lebensphilosoph, geb. 1467, gest. in Padua, lebte bis zu seinem 40. Jahr ausschweifend, hielt dann aber so strenge Diät, daß er angeblich 104 Jahre alt wurde. Sein makrobiotisches Verfahren beschrieb er in den »Discorsi della vita sobria« (Padua 1558, erweitert Veneb. 1599; neu hrsg. von Gamba, das. 1816), die vielfach übersetzt wurden (deutsch von Steinberg, 2. Aufl., Leipz. 1891). Auch schrieb er über die Instandhaltung der Lagunen (»Trattato delle acque«, Padua 1560).

3) Lucrezia Elena C. Piscopia, geb. 1646, berühmt durch ihre Gelehrsamkeit, erhielt 1678 von der philosophischen Fakultät zu Padua das Doktordiplom, ward Mitglied der meisten gelehrten Gesellschaften Europas und starb 1684. Ihre Werke (hrsg. von Bacchini, Parma 1688) bestehen in schwülstigen Lobreden, Briefen, Disputationen, Gedichten und rechtfertigen ihren Ruf keineswegs.

Cornbrash (spr. -bräsch), Schichtenreihe der mittlern Abteilung der Juraformation (s. d.).

Corněa (lat.), die Hornhaut des Auges; s. Tafel »Auge II« (mit Text).

Corned Beef (engl., spr. bīf, Büchsenfleisch), leicht gesalzenes Rindfleisch in Büchsen; dementsprechend: Corned mutton, Hammel-, Corned pork, Schweinefleisch in Büchsen. Vgl. Fleisch.

Corneille (spr. -nāj'), 1) Pierre, berühmter franz. Dramatiker, geb. 6. Juni 1606 in Rouen (wo sein Vater das Amt eines maître des eaux et forêts bekleidete), gest. 1. Okt. 1684 in Paris, erhielt seine Schulbildung bei den Jesuiten, studierte die Rechte, verzichtete aber auf die Advokatur. Seinem beifällig aufgenommenen Jugendstück »Mélite« (1629) ließ er »Clitandre« und »La Veuve« folgen, und durch das letztere Drama gewann er Beziehungen zu Richelieu, der ihn unter seine Hofdichter aufnahm und ihm eine Pension gewährte. Der geringe Erfolg seiner nach Seneca und Euripides gearbeiteten Tragödie »Médée« (1635) führte ihn zum Lustspiel zurück; er dichtete die Zauberposse »L'illusion comique«, die 30 Jahre lang Kassenstück blieb. Aber erst mit dem »Cid«, den C. 1636 nach einem spanischen Original des Guillen de Castro bearbeitete, schuf er ein Werk, das trotz der gehässigen Kritik seiner Feinde und Neider (darunter Richelieu) allgemeine Bewunderung erregte, dergestalt, daß die Franzosen von ihm den Anfang des goldenen Zeitalters ihrer Literatur datieren (vgl. Hunger, Der Cidstreit, Leipz. 1891; Gasté, La querelle du Cid, Par. 1899). Fast auf gleicher Höhe stehen die historischen Tragödien: »Horace« (1640), »Cinna« (1640) und »Polyeucte« (1643); die Charakterkomödie »Le Menteur« (1642, nach Alarcon) halten die Franzosen für den Ursprung des höhern Lustspiels, obwohl C. in diesem Stück, besonders aber in der »Suite du Menteur« (1643, nach Lope), mit Ausnahme des Stils in die Fehler seiner Jugendperiode zurückfiel. Zu dieser seiner Hauptperiode gehören noch die Stücke: »La mort de Pompée« (1642), »Rodogune« (1644), »Théodore« (1645), »Héraclius« (1647), »Andromède« (1650), »Don Sanche d'Aragon« (1650), »Nicomède« (1651) und »Pertharite« (1652). Von Stück zu Stück aber war sein Ruhm gesunken, und als das letzte gänzlich durchfiel, wandte er sich mißgestimmt vom Theater ab und vollendete seine Übersetzung des Thomas a Kempis. Erst das Zusammentreffen mit Molières Truppe und das Drängen einflußreicher Gönner (Fouquet) bewogen ihn, zum Theater zurückzukehren; doch errangen nur »Oedipe« (1659), »Sertorius« (1662) und »Othon« (1664) einigen Erfolg; die andern (»La toison d'or«, »Sophonisbe«, »Agésilas«, »Attila«, »Tite et Bérénice«, »Psyché«, »Pulchérie« und zuletzt »Suréna«, 1674) ließen den großen Dichter nicht wiedererkennen. Obgleich er schon 1647 in die Akademie gewählt war, siedelte er doch erst 1662 mit seiner Familie und seinem Bruder Thomas, mit dem er immer zusammenwohnte, nach Paris über. Seine letzten Lebensjahre waren selbst durch Nahrungssorgen verbittert, da ihm seine schon lange unregelmäßig gezahlte Pension 1674 ganz entzogen worden war, und als sich endlich durch Boileaus Eintreten sein Schicksal günstig zu gestalten schien, starb er. Wieviel er auch dem italienischen und spanischen Theater verdankte, sein Bestreben ging dahin, die Bühne von fremdem Einfluß zu befreien und sie national zu machen, und in gewissem Sinne hat er sein Ideal erreicht. Er sprach zuerst wieder von Ehre, Ruhm, von Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe. Seine Natur neigte zur Klarheit und logischen Schärfe, woher auch seine Vorliebe für den

kraftvollen, pathetischen Stil, für das Einfache und Erhabene. In seiner glänzenden Dialektik liegt aber auch seine Schwäche; seine Helden gefallen sich zu sehr in langen Reden und gesuchten Sentenzen; die Liebe seiner Heldinnen ist wortreich und spitzfindig und kommt aus dem Kopf, statt aus dem Herzen; die Liebe weicht der Pflicht, die Leidenschaft der Vernunft; statt der Taten bietet er langatmige Plaidoyers. Kurz, seinen Figuren fehlt die psychologische Entwickelung, und am schwächsten ist die Anlage der Stücke. C. hat außerdem lyrische Gedichte, Epigramme, Sonette, Madrigale, Oden, Episteln (an den König), metrische Übersetzungen ꝛc. geschrieben und die eigentümliche Theorie des französischen klassischen Theaters in seinen »Examens« und »Discours du poème dramatique, de la tragédie, des trois unités« behandelt. Von allen Ausgaben seiner Werke ist die wichtigste die von C. selbst durchgesehene von 1682. Voltaires Kommentar (1764) wird dem Dichter nicht gerecht; die beste Ausgabe ist die von Marty-Laveaux (1862—1868, 12 Bde.; neue Aufl. 1889 ff.), welche alle Varianten nebst Anmerkungen, eine Biographie und ein Lexikon enthält. Eine deutsche Übersetzung von J. J. Kummer erschien in Gotha 1779 ff. 1834 wurde dem Dichter zu Rouen eine Bildsäule errichtet. Vgl. Guizot, C. et son temps (7. Aufl., Par. 1880); Taschereau, Histoire de la vie et des ouvrages de P. C. (3. Aufl. 1869); Saint-René Taillandier, C. et ses contemporains (1864); Levallois, C. inconnu (1876); Hémon, Le théâtre de C. (1886—1887, 4 Bde.); Bouquet, Points obscurs et nouveaux de la vie de C. (1888); Faguet, Corneille (6. Aufl. 1892); Lièby, Corneille (1892); Lanson, Corneille (1898); J. Böhm, Die dramatischen Theorien P. Corneilles (Berl. 1901); Huszar, P. C. et le théâtre espagnol (Par. 1903); Picot, Bibliographie Cornélienne (1875).

2) Thomas, dramat. Dichter, Bruder des vorigen, geb. 20. Aug. 1625 in Rouen, gest. 8. Dez. 1709 in Andelys, genoß dieselbe Erziehung wie sein Bruder, dessen Schwägerin er heiratete, wurde Advokat, trat dann zuerst auf mit einem Lustspiel: »Les engagements du hasard« (1647), und brachte nach und nach an 40 Stücke (Komödien nach spanischen Vorbildern, Tragödien und Opern) zur Aufführung, welche die Fehler seines Bruders in verstärktem Maß aufweisen, ohne die Kraft und Erhabenheit desselben zu erreichen. Eine gewisse Regelmäßigkeit und nüchterne Eleganz wird ihnen nachgerühmt. Seine erste Tragödie: »Timocrate« (1656), fand eine so beifällige Aufnahme, daß sie 6 Monate hindurch ohne Unterbrechung gespielt werden konnte. »Ariane« (1672) wurde von Voltaire für seine beste Tragödie erklärt. Thomas C. hat sich auch als Sprachforscher Verdienste erworben; er schrieb außer einer Ovid-Übersetzung und einigen prosaischen Schriften: »Observations sur les remarques de Vaugelas« (Par. 1687, 2 Bde.). Die vollständige Ausgabe seines »Théâtre« ist die von 1722 (5 Bde.), eine neue Ausgabe besorgte E. Thierry (1880). C. wurde 1685 an Stelle seines Bruders in die Akademie aufgenommen. Vgl. Reynier, Thomas C., sa vie et son théâtre (Par. 1893).

Cornelia, Tochter des P. Cornelius Scipio Africanus d. ä., Gemahlin des Ti. Sempronius Gracchus, widmete sich nach dem Tode ihres Gemahls, dem sie zwölf Kinder geboren hatte, ganz der Erziehung ihrer drei noch lebenden Kinder und schlug sogar die Hand des Königs Ptolemäus von Ägypten aus, um diese Aufgabe durchführen zu können. Sie war nicht nur als Mutter der »beiden Gracchen«, Tiberius und Gajus Gracchus (s. d.), deren Tod sie standhaft ertrug, sondern auch wegen ihrer seltenen Bildung berühmt; ihre Briefe wurden wegen der Schönheit der Sprache von den Alten lange Zeit erhalten und bewundert; zwei Bruchstücke eines Briefes an ihren jüngern Sohn, in denen sie ihn von seinen Umsturzplänen abmahnt, sind auf uns gekommen. Vgl. Sörgel, C., die Mutter der Gracchen (Erlang. 1868).

Cornelisz (Cornelissen), 1) Jakob, niederländ. Maler und Zeichner für den Holzschnitt, war um 1500—1530 zu Amsterdam tätig und hat zahlreiche religiöse Gemälde in dem strengen Stil der ältern holländischen Schule geschaffen. Seine Hauptwerke sind: ein Flügelaltar mit der Madonna, vier Heiligen und dem Stifterpaar (Berliner Museum), Christus als Gärtner von 1507 (Kassel), eine Herodias von 1524 (im Haag), Saul bei der Hexe von Endor von 1526 (Amsterdam) und der Hieronymusaltar von 1511 (Wien, kaiserliches Hofmuseum).

2) Cornelis, niederländ. Maler, geb. 1562 in Haarlem, gest. daselbst 11. Nov. 1638, lernte bei Pieter Pietersz in Amsterdam, ging mit 17 Jahren nach Frankreich und hielt sich dann in Antwerpen auf. 1583 kehrte er nach Haarlem zurück, wo er mit Karel van Mander eine Malerakademie gründete. C. malte dort ein großes Bild mit den Porträten der Vorsteher der Schützengilde. Von jetzt ab entwickelte er, vornehmlich durch die Italiener beeinflußt, eine rege Tätigkeit in der Behandlung von mythologischen, biblischen und historischen Stoffen. Gemälde von ihm finden sich in Haarlem, Amsterdam, im Haag, in Dresden u. a. O.

Cornelius, Geschlechtsname mehrerer teils patrizischer, teils plebejischer Familien des alten Rom. Die hervorragendsten Cornelier s. unter den Namen: Cinna, Dolabella, Gallus, Lentulus, Scipio, Sulla und Tacitus.

Cornelius, röm. Bischof, Heiliger, folgte 251 dem Bischof Fabian und starb 14. oder 15. Sept. 252 den Märtyrertod. S. Novatianer.

Cornelius, 1) Peter, Ritter von, Historienmaler und Gründer einer Malerschule, geb. 23. Sept. 1783 in Düsseldorf, gest. 6. März 1867 in Berlin, wurde frühzeitig von seinem Vater, dem Galerieinspektor Aloys C. in Düsseldorf, auf das Gebiet der Kunst gelenkt. Nach dem Tode des Vaters (1799) mußte der Jüngling die Familie durch seine Kunstleistungen unterstützen. Von dem Düsseldorfer und nachmaligen Münchener Akademiedirektor P. v. Langer wurde C. nicht nach seiner Befähigung erkannt, fand aber in dem letzten Rektor der Kölner Universität, Professor Wallraf, einen Gönner, der ihm den ersten größern Auftrag in den Chorgemälden für die Quirinkirche zu Neuß vermittelte, die jedoch bei der Restauration der Kirche 1865 übertüncht worden sind. 1809 siedelte C. nach Frankfurt über, wo er unter anderm im Auftrag des Fürsten-Primas v. Dalberg die heilige Familie mit der Mutter Anna (jetzt im Museum daselbst) malte. In weitern Kreisen machte er sich zuerst bekannt durch die zwölf Zeichnungen zu Goethes »Faust«, die von Ruscheweyh in Kupfer gestochen wurden; die Originalzeichnungen (die Goethe freilich nicht allzu beifällig beurteilte) befinden sich im Besitz des Städelschen Instituts. Diese Zeichnungen und noch mehr die in Rom ausgeführten, von Lips, Ritter, Barth und Amsler gestochenen Zeichnungen zu den »Nibelungen« lassen die Originalität des Künstlers schon in vollem Maß erkennen; denn wenn er auch in ihnen den altdeutschen Meistern gefolgt ist, so lehnen sie sich an

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

keinen derselben besonders an. 1811 begab sich C. nach Rom, wo damals die deutsche Kunst unter der Einwirkung der Antike, der Werke Michelangelos und Raffaels und der ältern Italiener frische Wurzeln schlug. Er gesellte sich einer Genossenschaft deutscher Künstler, die, nach ihrem Wohnsitz Klosterbrüder von Sant' Isidoro, auch Nazarener genannt, aus Overbeck, Veit, Schadow, Pforr, Vogel u. a. bestand. Indessen trat der nach Großartigkeit der Auffassung und nach monumentalem Stil strebende C. bald in Gegensatz zu den Nazarenern. Von dem preußischen Konsul Bartholdy erhielten C. und seine Genossen den Auftrag, ein Zimmer seines Hauses auf dem Monte Pincio mit Bildern aus der Geschichte Josephs in Ägypten zu schmücken, wodurch die seit Mengs in Vergessenheit geratene Freskomalerei wieder ins Leben gerufen wurde. C. übernahm die Darstellung der Traumdeutung Josephs und der Erkennungsszene der Brüder (jetzt mit den übrigen Fresken in der Berliner Nationalgalerie). Die allgemeine Bewunderung, die diese Werke erregten, verschaffte den Künstlern den Auftrag des Marchese Massimi, dessen Villa gegenüber dem Lateran mit Bildern aus Dante, Ariost und Tasso zu schmücken. C. hatte außer einer kolorierten Zeichnung nur drei Kartons zu Dantes »Paradies« vollendet, als 1819 eine doppelte Berufung aus Deutschland an ihn erging. Der Kronprinz Ludwig von Bayern hatte C. ausersehen, die von ihm erbaute Glyptothek mit Freskomalereien zu schmücken, und gleichzeitig ward C. von der preußischen Regierung berufen, die Malerakademie in Düsseldorf neu zu begründen.

Gegen Ende 1819 kehrte C. nach Deutschland zurück und übernahm das Direktorium der Akademie in Düsseldorf, erhielt aber die Erlaubnis, die Sommermonate in München zur Ausführung der Freskomalereien in der Glyptothek zuzubringen. Im Frühjahr 1820 begann er, von einem Kreise strebsamer Schüler unterstützt, die Ausführung seines großen Werkes. Die Fresken in den Hauptsälen der Glyptothek behandeln die griechische Götter- und trojanische Heldensage in einer Reihe zusammengehöriger Darstellungen. Die Kompositionen sind ebenso großartig in der Erfindung und Zeichnung wie in der Kraft des Ausdrucks. Der Göttersaal wurde 1826 vollendet. Inzwischen war die Wirksamkeit des Meisters auch in Düsseldorf auf die Begründung der monumentalen Kunst gerichtet, und bald wurden seine hervorragendsten Schüler in den Rheinlanden mit Freskoarbeiten beschäftigt. Als C. 1825 nach dem Tode Peter v. Langers als Direktor der Akademie nach München berufen ward, zogen viele seiner Schüler mit ihm, um an den Arkaden des königlichen Hofgartens, an den Deckengemälden des Odeons, an den Wandgemälden im Palast des Herzogs Maximilian von Bayern ꝛc. die damalige Richtung der neuen Schule zu bekunden. In demselben Jahr erhielt C. von dem nunmehrigen König Ludwig den persönlichen Adel. Seine nächste Arbeit war die Ausschmückung des Saales der Ilias in der Glyptothek, nach deren Vollendung C. fast gleichzeitig die Ausmalung der Ludwigskirche und die Bilder für die Loggien der Pinakothek übernahm. 1830 ging er nach Rom und entwarf hier den ersten Karton zu den für die Ludwigskirche in München bestimmten Freskobildern, deren Inhalt das allgemeine christliche Glaubensbekenntnis bildet. Die Decke zeigt Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt, den Weltkörpern ihre Bahnen anweisend, umgeben von Engelchören und symbolischen Gestalten. Die Seitenchöre enthalten die Geschichte Christi, seine Geburt und Kreuzigung. Die drei Kreuzgewölbe des Querschiffes zeigen das Walten des Heiligen Geistes und die religiöse Gemeinde. Das Hauptwerk des Meisters befindet sich an der Altarwand, nämlich das Weltgericht, von C. ausnahmsweise selbst ausgeführt (1840 vollendet). Die Zeichnung hierzu fertigte er während seines abermaligen Aufenthalts in Rom 1834 und 1835 (jetzt in der Nationalgalerie in Berlin). Gleichzeitig arbeitete C. an den Skizzen für die 25 Loggien vor den Sälen der Alten Pinakothek, für welche ihm die Geschichte der christlichen Kunst von ihrem Aufschwung im Mittelalter bis zu ihrer höchsten Blüte und Vollendung als Vorwurf diente. Diese Malereien, ausgeführt von Professor Kl. Zimmermann, wurden der erste Anlaß zu Mißverständnissen zwischen König Ludwig und C., da jener auf Antrieb Klenzes dem Erfinder den weitern Einfluß auf die Ausführung nicht zugestehen wollte. Da nun der König auch an den Malereien in der Ludwigskirche gewichtige Ausstellungen machte, so legte C. seine Ämter nieder.

Ostern 1841 wurde C. von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen nach Berlin berufen, vornehmlich um das im Bau begriffene Campo santo, die Ruhestätte der königlichen Familie, mit Malereien zu schmücken. Das Grundthema gab die Stelle des Römerbriefes: »Der Sold der Sünde ist der Tod; die Gnade Gottes aber ist das ewige Leben in Christus, unserm Herrn«. Das Ganze, in einer Gesamtlänge von 56 m, sollte in 55 auf die vier Wände eines rechteckigen, einen Hof umschließenden Arkadenganges verteilten Gemälden darstellen: 1) Erlösung von der Sünde und ihren Folgen, Krankheit ꝛc., durch Christi Geburt und Tod. 2) Göttlichkeit Christi, deren Erkenntnis seinem Tod erst die welterlösende Bedeutung gibt. 3) Fortsetzung des Werkes Christi durch die Apostel. 4) Ende des irdischen und Übergang zum ewigen Leben. Jedem Hauptbild reiht sich oben im Bogenkreis eine Lünette, weiter ein längliches Predellenbild an, während gemalte Nischen mit mehr plastisch gehaltenen Gruppen die Hauptbilder trennen. Diese Gruppen enthalten die Darstellung der acht Seligkeiten aus der Bergpredigt. Die Kartons dieser Bilderreihe, die nebst denen zur Münchener Glyptothek eine würdige Aufstellung in der Berliner Nationalgalerie gefunden haben, gehören zu dem Großartigsten, was die deutsche Kunst geschaffen hat. Der unerschöpfliche Reichtum der Phantasie, die Wahrheit des Ausdrucks, die gewaltige Formengestaltung, die Frische und Lebendigkeit des Ganzen und die überall hervorbrechende Gedankenfülle wirken überwältigend. Besonders zeichnet sich der Karton mit den vier apokalyptischen Reitern durch große dramatische Kraft aus. Neben dieser kolossalen Arbeit entwarf C. während seines Berliner Aufenthalts die Zeichnung zu dem danach in Silber hergestellten »Glaubensschild«, den der König von Preußen dem Prinzen von Wales als Patengeschenk widmete. Er versinnlicht die Ausbreitung der Kirche, in deren Schoß der königliche Prinz aufgenommen werden sollte. Minder glücklich war C. mit den Entwürfen zu Tasso, die zum Zweck lebender Bilder skizziert worden waren, und mit dem von Raczynski bei ihm bestellten Ölbild, Christus in der Vorhölle (jetzt in der Galerie Raczynski in Posen), dem einzigen größern Ölgemälde des Meisters, das ihm mit Recht eine herbe Beurteilung zuzog. 1844 sandte ihm die philosophische Fakultät der königlichen Akademie zu Münster das Ehrendiplom eines Doktors der Philosophie. Von Berlin reiste der Meister meh-

rere Male zu längerm Aufenthalt nach Rom, kehrte jedoch im Sommer 1861 nach Deutschland zurück, um den Rest seiner Jahre in Berlin zu verleben und an seinen Kartons zur Friedhofshalle weiterzuarbeiten. Doch das große Projekt, wie das später dazu gekommene, für den Dombau ein riesiges Wandgemälde herzustellen, kam ins Stocken und wurde später völlig aufgegeben. C. ließ sich dadurch nicht irre machen. Der letzte Karton, an dem er bis zum Herbst vor seinem Ende gezeichnet, stand über seinem Sarg. So verschieden auch die Beurteilungen sind, die C. erfahren hat, darin stimmen alle überein, daß seine Größe in der Erfindung und Komposition unbestreitbar ist. Er strebte nach dem Ernsten, Großen, Gewaltigen; alles Kleinliche und bloß Gefällige bekämpfte er mit ganzer Kraft, so daß er z. B. die selbständige Existenzberechtigung der Genremalerei in Abrede stellte. Als der »Recke« in der Kunst, wie ihn Vischer nennt, neigte er zum Riesenmäßigen und ging Härten und Herbigkeiten nicht aus dem Weg. Von dem Vorwurf mangelnden Farbensinnes und unentwickelter Maltechnik ist er jedoch nicht freizusprechen. Von seinen Schülern ragen namentlich hervor: W. Kaulbach und Eberle, Zimmermann und Foltz, Anschütz und Hiltensperger, Stürmer, Stilke, Hermann, Gasser, Schorn, Röckel und der Kunsthistoriker Ernst Förster. Indessen hat die von ihm begründete Schule keine Wurzeln gefaßt, und er selbst hat keinen nachhaltigen Einfluß auf die Weiterentwickelung der deutschen Kunst gewonnen. Vgl. E. Förster, Peter v. C. Ein Gedenkbuch (Berl. 1874, 2 Bde.; Hauptquelle); Riegel, C., der Meister der deutschen Malerei (2. Ausg., Hannov. 1870); Derselbe, Peter C. (Jubiläumsschrift, Berl. 1883); A. v. Wolzogen, Peter v. C. (das. 1867).

2) Karl Adolf, deutscher Geschichtsforscher, geb. 12. März 1819 in Würzburg, gest. 10. Febr. 1903 in München, studierte Philologie und Geschichte, ward 1843 Gymnasiallehrer in Emmerich, dann in Koblenz und war 1846—49 Lehrer der Geschichte am Braunsberger Lyzeum. 1848/49 wirkte er als Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, habilitierte sich 1852 für Geschichte in Breslau, wurde 1854 Professor in Bonn und 1856 in München, wo er Mitglied der Historischen Kommission und der Akademie ward; 1870 schloß er sich der altkatholischen Partei an. Er schrieb: »Die Münsterschen Humanisten und ihr Verhältnis zur Reformation« (Münster 1851); »Der Anteil Ostfrieslands an der Reformation« (das. 1852); »Geschichte des Münsterschen Aufruhrs der Wiedertäufer« (Leipz. 1855—60, 2 Bde.), sein durch gründliche Forschung und unparteiische Darstellung ausgezeichnetes Hauptwerk; »Studien zur Geschichte des Bauernkriegs« (Münch. 1861); »Kurfürst Moritz von Sachsen gegenüber der Fürstenverschwörung 1550—1551« (das. 1867); »Die niederländischen Wiedertäufer während der Belagerung Münsters 1534—1535« (das. 1869); »Die Verbannung Calvins aus Genf« (das. 1886), »Die Rückkehr Calvins« (das. 1888—89, 3 Tle.), »Die Gründung der Calvinischen Kirchenverfassung in Genf« (das. 1892), »Die ersten Jahre der Kirche Calvins 1541—1546« (das. 1896); »Historische Arbeiten, vornehmlich zur Reformationszeit« (Leipz. 1899). In den »Geschichtsquellen des Bistums Münster« (Bd. 2) gab er »Berichte der Augenzeugen über das Münstersche Wiedertäuferreich« (Münst. 1853) heraus.

3) Karl Sebastian, Physiker, geb. 14. Nov. 1819 zu Ronshausen in Niederhessen, gest. 5. Nov. 1896 in Halle, studierte in Göttingen und Marburg und habilitierte sich 1851 als Privatdozent in Halle. Er schrieb: »Die Lehre von der Elektrizität und dem Magnetismus« (Leipz. 1855); »Über die Bildung der Materie aus ihren einfachen Elementen« (das. 1856); »Theorie des Sehens u. räumlichen Vorstellens« (Halle 1861; Nachtrag 1864); »Grundzüge einer Molekularphysik« (das. 1866); »Zur Molekularphysik« (das. 1875); »Über die Bedeutung des Kausalprinzips in der Naturwissenschaft« (das. 1867); »Über die Entstehung der Welt mit besonderer Rücksicht auf die Frage: ob unserm Sonnensystem, namentlich der Erde und ihren Bewohnern, ein zeitlicher Anfang zugeschrieben werden muß« (das. 1870); »Über die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele« (2. Aufl., das. 1875); »Grundriß der physikalischen Geographie« (6. Aufl., das. 1886); »Zur Theorie der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele« (das. 1880); »Abhandlungen zur Naturwissenschaft und Psychologie« (Langensalza 1887).

4) Peter, Komponist und Dichter, Neffe von C. 1), geb. 24. Dez. 1824 in Mainz als Sohn des Schauspielers und Lustspieldichters A. C., gest. daselbst 26. Okt. 1874, ward ebenfalls für die Bühne bestimmt, entschied sich aber bald für das Studium der Musik, dem er unter Dehn in Berlin oblag, ging 1852 zu Liszt nach Weimar, wo er Ende 1858 seine komische Oper: »Der Barbier von Bagdad«, zur Aufführung brachte. Der von den Gegnern Liszts bei dieser Gelegenheit veranstaltete Skandal veranlaßte ihn, 1860 nach Wien überzusiedeln, von wo ihn Wagner 1864 nach München als Lehrer an der königlichen Musikschule zog. C. besaß eine umfassende Bildung und zeigt in allen seinen Schöpfungen innige Gemütstiefe und höchsten Kunsternst. Unter seinen Kompositionen sind in erster Linie die Lieder hervorzuheben, namentlich die Zyklen: »Trauer und Trost« (Op. 3), »Weihnachtslieder« (Op. 8) und die nachgelassenen »Brautlieder«, von den Chorgesängen: die »Trauerchöre für Männerstimmen« (Op. 9) und die doppelchörigen Op. 11, 12 und 18 und die fünfstimmigen Op. 14 und 19. Seine zweite Oper: »Der Cid«, ward gleichfalls in Weimar aufgeführt (1865); eine dritte, »Gunlöd«, blieb unvollendet (beendet und instrumentiert von Hoffbauer und Ed. Lassen, 1891 in Weimar und 1892 in Straßburg aufgeführt). Als Dichter veröffentlichte C. außer einer Übertragung der »Sonette« von Mickiewicz (Leipz. 1868): »Ein Sonettenkranz für Frau Rosa v. Milde« (Weim. 1859) und »Lieder« (Pest 1861), die von Ad. Stern als »Gedichte« gesammelt herausgegeben wurden (Leipz. 1890); »Briefe in Poesie und Prosa an Feodor und Rosa v. Milde« gab Natalie v. Milde heraus (Weim. 1900). Auch übersetzte er F. Liszts Buch »Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn« (Pest 1861). Vgl. Kretzschmar, Peter C. (Leipz. 1880); Sandberger, Leben und Werke des Dichtermusikers Peter C. (das. 1887).

Cornelius Nepos, röm. Geschichtschreiber, aus Oberitalien, lebte zwischen 100 und 25 v. Chr. zumeist in Rom und war ein Freund des Cicero, Atticus und Catull. Von seinen mannigfachen, meist historischen Schriften war die umfänglichste eine Sammlung von Biographien berühmter Männer (»De viris illustribus«, in mindestens 16 Büchern), die nach den verschiedenen Gebieten so geordnet waren, daß innerhalb desselben Gebietes zunächst ein Buch die Nichtrömer, ein andres die Römer behandelte. Erhalten ist das Buch »De excellentibus ducibus exterarum gentium« mit 23 Biographien und aus dem Buch »De historicis latinis« die Biographien des ältern Cato und des Atticus. Während für diese die Autorschaft des Nepos unbezweifelt ist, hat man die erstern früher

infolge eines Irrtums in den Handschriften einem gewissen Aemilius Probus aus dem 4. Jahrh. n. Chr. zugeschrieben. Die erhaltenen »Vitae« sind im wesentlichen Zusammenstellungen von Notizen mit starker Hinneigung zum Anekdotenhaften, keine eigentlichen Lebensbilder, dazu kommen noch zahlreiche Irrtümer; doch sind sie bei dem häufigen Fehlen andrer Quellen nicht ohne Wert. Die Sprache ist einfach und nicht ungefällig, obwohl von Inkorrektheiten und Stilfehlern nicht frei. Neuere Ausgaben von Roth (Basel 1841), Nipperdey (Berl. 1867; mit Erklärung, 2. Aufl., das. 1879), Halm (Leipz. 1871), Fleckeisen (1884); Übersetzungen von Dehlinger (5. Aufl., Stuttg. 1873), Siebelis (3. Aufl., Berl. 1882) und Zwirnmann (Stuttg. 1883).

Cornell University, s. Ithaca.

Corner (engl., »Winkel, Ecke«), Börsenausdruck: eine zum Zweck von Preissteigerungen geschlossene Vereinigung von Großhändlern. Vgl. Kartell.

Cornet (franz., spr. -nä), s. Kornett.

Cornet, Georg, Mediziner, geb. 27. Juli 1858 in Eichstätt, studierte seit 1879 in München, besuchte zwei Winter die italienischen und südfranzösischen Kurorte, wurde 1885 Assistent in Görbersdorf, arbeitete dann in Berlin bei Robert Koch und praktizierte seit 1886 im Sommer in Reichenhall. Er arbeitete besonders über die Tuberkulose in bakteriologischer, klinischer, statistischer und prophylaktischer Beziehung, wies zuerst Tuberkelbazillen außerhalb des Körpers nach und leitete aus der beschränkten Verbreitung derselben die Forderung gewisser prophylaktischer Maßregeln ab. Er schrieb: »Über Tuberkulose« (Leipz. 1890); »Wie schützt man sich gegen die Schwindsucht?« (2. Aufl., Hamb. 1890); »Die Bekämpfung der Schwindsucht« (Berl. 1895); »Die Tuberkulose« und »Die Skrophulose« in Nothnagels »Pathologie und Therapie« (Wien 1896 u. 1900).

Corneto Tarquinia, Stadt in der ital. Provinz Rom, Kreis Civitavecchia, an der Marta, 6 km vor ihrer Mündung ins Tyrrhenische Meer, an der Eisenbahn Rom-Pisa, Bischofsitz, hat eine romanische Basilika des 12. Jahrh., mittelalterliche Paläste, ein Museum etruskischer Altertümer und (1901) 7219 Einw. Nordöstlich lag die alte Stadt Tarquinii (s. d.), deren ausgedehnte Nekropole (zahlreiche Grabkammern mit Wandmalereien) hier seit 1823 aufgefunden wurde. An der Meeresküste bei C. finden sich Seesalinen und ein kleiner Seehafen (Porto Clementino). Vgl. L. Dasti, Notizie storiche archeologiche di Tarquinia e Corneto (Rom 1878).

Cornetto (ital.), s. Corno und Kornett.

Corniani, Giambattista, Graf, ital. Literarhistoriker, geb. 28. Febr. 1742 in Orzinovi, gest. 7. Nov. 1813 in Brescia, studierte von 1759 an die Rechte und trieb auch Mathematik und Literatur. Er schrieb Trauerspiele und Opern, von denen nur »Il matrimonio segreto« durch Cimarosas Komposition berühmt geworden ist, und widmete sich dann der Landwirtschaft. Er veröffentlichte einige agronomische Schriften, infolge deren er Mitglied und Präsident der Accademia di agricoltura in Brescia wurde. Später war er Richter in Mailand und Brescia. Auch war er Mitarbeiter am Zivilgesetzbuch für Italien. Sein Hauptwerk sind die jetzt veralteten »Secoli della letteratura italiana« (Brescia 1804—13, 9 Bde.; Ausgaben mit Zusätzen von Ticozzi, Mail. 1832, 2 Bde.; von Predari, Turin 1854—56, 8 Bde.). Erwähnt sei noch der »Saggio intorno alla poesia alemanna« (Brescia 1770).

Corniche (franz., spr. -nisch'), das Karnies, Gesims, Kranzgesims einer Säule; alpinistischer Ausdruck für Schneeüberhang, Schneegewächte, Gwächte.

Corniche, La (ital. Cornice), die wegen ihrer landschaftlichen Schönheiten weltberühmte Straße der Riviera di Ponente (s. d.), die sich von Nizza längs der felsigen Meeresküste (am Fuß der Seealpen) bis nach Genua hinzieht. Bereits von den Römern angelegt, ward sie von Napoleon I. beträchtlich erweitert. Gegenwärtig läuft mit ihr die Eisenbahn von Nizza nach Genua parallel.

Cornichon (franz., spr. -schóng), die Pfeffergurke.

Cornides, Daniel von, ungar. Geschichtsforscher, geb. 1. Juli 1732 zu St. Nikolaus (Szent Miklós) in der Liptauer Gespanschaft, gest. 4. Okt. 1787 in Pest, studierte 1754 in Erlangen Philosophie und Theologie, wurde Lehrer am reformierten Kollegium zu Klausenburg, begleitete als Sekretär den Grafen Joseph Teleky auf seinen Reisen durch Italien, Deutschland und Frankreich, dann dessen Söhne auf die Universität Göttingen und ward 1784 als Bibliothekkustos und außerordentlicher Professor der Heraldik und Diplomatik nach Pest berufen. Seine Urkundensammlung kam G. Fejér zu gute. Er verfaßte: »Regum Hungariae, qui saeculo XI. regnavere, genealogia« (Preßb. 1778); »Bibliotheca hungarica« (Pest 1792); »Commentatio de religione veterum Hungarorum« (Wien 1791); »Vindiciae anonymi Belae regis notarii« (Ofen 1802) u. a.

Cornificius, s. Auctor ad Herennium.

Cornigliano Ligure (spr. -niljáno), Flecken in der ital. Provinz Genua, 5 km westlich von Genua an der Mündung der Polcevera in den Golf, an der Eisenbahn Genua-Nizza, Vorort von Genua, mit schönen Villen (Durazzo u. a.), Fabriken für Deltametall, Kämme, Zucker und Extraktöl, Baumwollweberei und Färberei, Dampfmühle, Sägewerk ꝛc. und (1901) ca. 6000 (als Gemeinde 9456) Einw.

Cornill, Karl Heinrich, evang. Theolog, geb. 26. April 1854 in Heidelberg, wurde 1878 Privatdozent und 1886 außerordentlicher Professor in Marburg, 1888 ordentlicher Professor in Königsberg, 1898 in Breslau. Er schrieb: »Das Buch des Propheten Ezechiel« (Leipz. 1886); »Einleitung in das Alte Testament« (Freiburg 1891, 3. Aufl. 1896); »Der israelitische Prophetismus« (Straßb. 1894, 4. Aufl. 1903); »Geschichte des Volkes Israel« (Chicago u. Leipz. 1898).

Corning, Stadt im Staat New York, Grafschaft Steuben, am Tioga River, mit Kohlengruben, Ofen- und Maschinenfabriken und (1900) 11,061 Einw.

Cornisch, die Sprache der ursprünglichen Bewohner der englischen Landschaft Cornwall (s. d.). Vgl. Keltische Sprachen.

Cornish clay (engl., spr. kórnisch klé), kalkhaltiger Porzellanton von Cornwall.

Cornish diamonds (engl., spr. kórnisch daiämönds), zu Schmucksteinen verwendbare durchsichtige Bergkristalle von Cornwall.

Cornish Heights (spr. kórnisch hets), Bergkette in der engl. Grafschaft Cornwall, aus Granit bestehend, erhebt sich steil, stellenweise mit jähen Klüften und Klippen aus dem Meer und erfüllt die Halbinsel mit öden und waldlosen, nur mit Heide und Ginster überwachsenen finstern Bergen und Tälern. Der höchste Punkt ist der Brown Willy von 415 m Höhe.

Corno (ital.), Horn; C. di caccia (spr. katscha), Jagd-, Waldhorn. Cornetto, kleines Horn.

Corno, Monte, s. Gran Sasso d'Italia.

Cornone, früher eine große Art des krummen Zinkens (s. d.); jetzt ein Kontrabaß-Blechblasinstrument, 1844 von Červený konstruiert.

Cornouaille (spr. -nuáj'), franz. Landschaft in der Bretagne, zum Depart. Finistère gehörig, wie das englische Cornwall (s. d.) nach der Lage am äußersten Ende des gallischen Landes benannt, mit der Hauptstadt Quimper.

Cornu (lat.), Horn; C. cervi, Hirschhorn; C. copiae, Füllhorn. C. cutaneum s. humanum, Hauthorn, tierhornartige Auswüchse aus verhornten Epidermiszellen an den verschiedensten Körperstellen.

Cornu (spr. -nü), 1) Hortense, geborne Lacroix, geb. 1812, gest. 16. Mai 1875, die Tochter der Amme des Prinzen Ludwig Napoleon (des spätern Kaisers Napoleon III.) und Taufpatin der Königin Hortense, verheiratete sich 1834 mit dem Maler Sébastien C. Lange die Vertraute Ludwig Napoleons, war sie im Besitz zahlreicher Briefe von ihm, die in der Pariser Nationalbibliothek aufbewahrt werden. Sie war auch in der deutschen Literatur bewandert und veröffentlichte unter dem Namen Sébastien Albin: »Ballades et chants populaires de l'Allemagne« (1841); »Goethe et Bettina, correspondance inédite« (1843, 2 Bde.) u. a.

2) Alfred, Physiker, geb. 6. März 1841 in Châteauneuf, gest. 11. April 1902 in Paris, besuchte seit 1860 die Polytechnische Schule in Paris, seit 1862 die École des mines und wurde 1867 Professor der Physik an der Polytechnischen Schule, 1886 Mitglied des Längenbureaus, 1900 Mitglied der internationalen Kommission für Gewichte und Maße. C. gehörte zu den französischen Physikern, welche die geometrische Optik experimentell und theoretisch ausbauen halfen. Er arbeitete über die Lichtgeschwindigkeit, über die Lichtreflexion an durchsichtigen und absorbierenden Substanzen, über die Polarisationsverhältnisse bei der Kristallreflexion und über die ultravioletten Strahlen. Er nahm von einer Reihe von Metallen die ultravioletten Spektren auf und maß auch das Wasserstoffspektrum bis weit in das Ultraviolett hinein, anderseits untersuchte er den ultravioletten Teil des Sonnenspektrums und die Absorption der ultravioletten Strahlen in der Erdatmosphäre. Selbständig erschienen: »Sur le spectre normal du soleil, partie ultraviolette« (1881); »Étude des bandes telluriques a, B et A du spectre solaire« (1886).

3) Maxime, Botaniker, Bruder des vorigen, geb. 16. Juni 1843 in Orléans, gest. 3. April 1901 in Paris, studierte in Paris, wurde 1869 Repetitor der Botanik an der Sorbonne, 1874 Aide naturaliste am Naturhistorischen Museum und 1884 Professeur de culture daselbst und Direktor des Botanischen Gartens in Paris. Er arbeitete zuerst über den Bau und die Entwickelung der Pilze, über die Saprolegniazeen, den falschen Meltau, die Rost- und Brandpilze, die auf Hutpilzen und großen Schwämmen schmarotzenden Nektriazeen, die auf weiblichen Heuschrecken auftretende Entomophthora ꝛc. Er studierte auch die Entwickelung der Reblaus und ihre Wirkungen und empfahl darauf gestützte Bekämpfungsmittel (vgl. seine Arbeiten in den »Mémoires relatifs à la nouvelle maladie de la vigne« und das selbständig erschienene Werk »Études sur le phylloxéra vastatrix«, 1878). In seiner letzten Stellung verfolgte er namentlich die Interessen der französischen Kolonien, indem er viele Nutzpflanzen in Paris kultivierte und untersuchte, um sie an die Kolonien zu verteilen, bez. von ihrer Kultur abzuraten.

Cornubianit (Fruchtgneis), in Kontakt mit Granit und ähnlichen plutonischen Gesteinen gneisähnlich gewordene Tonschiefer und Grauwacken; s. Metamorphismus.

Cornus *L.* (Hornstrauch, Hartriegel), Gattung der Kornazeen, Sträucher und Bäume, selten Stauden mit meist gegenständigen, ganzen Blättern, kleinen weißen oder gelben, selten purpurnen Blüten in Rispen, Dolden oder Köpfen und meist beerenförmiger Steinfrucht. Über 30 Arten in Europa, Asien und Nordamerika. C. mas *L.* (Korneliuskirschbaum, Dürrlitzen-, Herlitzenstrauch), ein kleiner Baum oder baumartiger Strauch in Mittel- und Osteuropa und in Asien, hat längliche, zugespitzte Blätter, vor diesen erscheinende gelbe Blüten in sitzenden Dolden und längliche, korallenrote Früchte, wird als Heckenstrauch und in gelb-, rot-, violett- und großfrüchtigen Varietäten kultiviert. Die Früchte schmecken angenehm säuerlich, werden aber mehr zum Einmachen mit Zucker und Essig und unreif wie Oliven, in der Türkei zu Gelees und Sirupen, in Griechenland und Ungarn zu Likören benutzt. Die Kerne dienen zu Rosenkränzen und geröstet als Kaffeesurrogat. Das Holz ist außerordentlich hart und schwer spaltbar, nimmt eine gute Politur an und eignet sich deshalb zu Drechsler- und Schreinerarbeiten, auch als Werkholz für Messergriffe, Instrumente ꝛc. Aus den Zweigen werden bei Jena, hauptsächlich im Dorf Ziegenhain, die sogen. Ziegenhainer Stöcke gemacht. C. florida *L.* (virginische Hundsbeere), ein in den östlichen Staaten Nordamerikas bis Texas und Mexiko wachsender, 6—9 m hoher Strauch mit eirunden oder länglich zugespitzten Blättern, sehr kleinen grüngelben Blüten in Köpfchen, die von einer sehr großen, weißen Hülle eingeschlossen sind, und eiförmigen roten Früchten, liefert ein schokoladefarbenes, sehr geschätztes Drechslerholz. C. sanguinea *L.* (gemeiner Hartriegel), ein 3—3,75 m hoher Strauch in Mitteleuropa und im Orient, mit rotbrauner Rinde, länglichen, zugespitzten Blättern, weißen Blüten in flacher Scheindolde und erbsengroßen schwarzen Früchten, liefert sehr hartes, feines, schwer spaltbares, schwach glänzendes Holz zu Drechslerarbeiten, Radzähnen, Peitschenstöcken, Pfeifenrohren ꝛc. C. alba *L.* (C. tatarica *Mill.*), ein 2—2,5 m hoher Strauch mit korallenroten Zweigen, breit elliptischen, unten weißen Blättern, etwas konvexen Blütentrauben, weißen Blüten und bläulichweißen Früchten, in Sibirien und Nordchina. Die genannten Arten werden als Ziersträucher kultiviert.

Cornūtus (lat., »gehörnt«), in der Logik ein sogen. gehörnter Schluß (s. Dilemma); auf den Universitäten zur Zeit des Pennalismus der neu aufgenommene Student wegen des Hutes mit Bockshörnern, den er bei der Aufnahme tragen mußte; bei den Buchdruckern, die ebenfalls diesen Gebrauch annahmen, erhielt er sich am längsten (s. Kornut).

Cornūtus, L. Annäus (früher fälschlich Phurnutus), stoischer Philosoph, zu Leptis in Afrika geboren, Lehrer der Philosophie zu Rom, wurde von Nero etwa 68 n. Chr. auf die Insel Gyaros verwiesen, wo er starb. C. war auch als Dichter und Redner berühmt, die Dichter Persius und Lucanus bildeten sich in seiner Schule. In einem griechisch geschriebenen Werke über die Natur der Götter deutete er in stoischer Weise die Götter des Volkskultus allegorisch (hrsg. Veneb. 1505; von Osann, Götting. 1844; von Lang, Leipz. 1881). Vgl. Martini, Disputatio de Cornuto stoico (Leid. 1825).

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Cornwall (spr. körn-uāl, von Cornu Galliae, d. h. das äußerste von Galliern bewohnte Land), die südwestlichste Grafschaft Englands, bildet eine in den Atlantischen Ozean hinausragende Halbinsel, die im O. von Devonshire begrenzt wird und ein Areal von 3513 qkm (63,8 QM.) umfaßt. Die Bevölkerung zählte 1901: 322,957 Seelen (gegen 355,558 in 1851), 92 auf 1 qkm. Hauptstadt ist Bodmin. — Im frühen Mittelalter bildete das Bergland von C. mit dem benachbarten Devon, Somerset und Westwales das britische Königreich Damnonia. Die Unterwerfung der Kelten durch die Angelsachsen fällt für C. in das 10. Jahrh. Wilhelm der Eroberer gab C. als Grafschaft seinem Halbbruder Robert von Mortain; unter den folgenden Grafen von C., die sämtlich dem königlichen Haus angehören, sind Richard, der zum deutschen König gewählt wurde, und dessen Sohn Edmund die bekanntesten. Eduard III. erhob 1336 die Grafschaft zum Herzogtum und verlieh sie seinem ältesten Sohn, dem Schwarzen Prinzen. Seitdem führt der jedesmalige Prinz von Wales auch den Titel eines Herzogs von C. Vgl. Boase, Bibliotheca Cornubiensis (Lond. 1874—78, 2 Bde.); Daniell, History and geography of C. (3. Aufl., Truro 1894).

Cornwall, Stadt in der kanad. Provinz Ontario, unterhalb der Long Sault-Schnellen des Lorenzstromes und an der Mündung des Cornwallkanals, hat lebhaften Handel und (1901) 6704 Einw.

Cornwallis, Insel im Stillen Ozean, s. Johnston.

Cornwallis (spr. -uŏllis), 1) Charles Mann, Lord Brome, Marquis und Graf von, brit. General, geb. 31. Dez. 1738, gest. 5. Okt. 1805, focht im Siebenjährigen Krieg in Deutschland als Hauptmann und trat 1762 nach seines Vaters Tod ins Oberhaus. Seit 1776 im Kriege gegen den Aufstand der amerikanischen Kolonien als Generalmajor tätig, schlug C. 16. Aug. 1780 den General Gates bei Camden, wurde aber von Washington bei Yorktown eingeschlossen und mußte 19. Okt. 1781 mit 8000 Mann kapitulieren, worauf er abberufen wurde. 1786 als Generalgouverneur nach Ostindien gesandt, schlug er 1791 den Sultan Tippu Sahib von Maissur und erzwang durch die Belagerung Seringapatams einen vorteilhaften Frieden. 1793 kehrte er nach England zurück, ward Marquis und Generalfeldzeugmeister und 1798 Vizekönig von Irland. Hier unterdrückte er die ausgebrochene Empörung und schlug die unter General Humbert an der irischen Küste gelandeten 1000 Franzosen. 1801 ward er zu Friedensverhandlungen mit Frankreich bevollmächtigt und schloß 1802 den Frieden von Amiens. Nach Abberufung Wellesleys 1805 ward C. wieder Generalgouverneur von Ostindien, starb aber noch im gleichen Jahr. Vgl. »Correspondence of Lord C.« (hrsg. von Roß, 2. Aufl., Lond. 1859, 3 Bde.).

2) William Mann, Graf von, engl. Admiral, Bruder des vorigen, geb. 25. Febr. 1744, gest. 5. Juni 1819, kämpfte bis 1765 an den englischen Küsten gegen die Franzosen, dann in Amerika und trug seit 1781 wesentlich zur Eroberung der französischen Besitzungen in Ostindien bei. Am 23. Juni 1793 brachte er der französischen Flotte in den indischen Gewässern eine vollständige Niederlage bei. C. wurde 1799 zum Admiral ernannt und trat 1802 in den Ruhestand.

Cornwallkessel, s. Dampfkessel.

Cornwallmaschine, s. Dampfmaschine (Geschichtliches).

Corny, Dorf im deutschen Bezirk Lothringen, Landkreis Metz, rechts an der Mosel, mit einer kath. Kirche, Ziegelbrennerei, Farben- und Firnisfabrikation und (1900) 872 Einw., war 1870 das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl während der Belagerung von Metz. Dabei ein Kriegerdenkmal.

Coro, unansehnliche Hauptstadt des Staates Falcon in Venezuela, auf der sandigen Landzunge, welche die Halbinsel Paraguana mit dem Festland verbindet, 2 km vom Golf de C., wird durch einen Aquädukt mit Wasser versorgt, hat mehrere höhere Schulen, 9 Zeitungen und (1889) 9452 Einw. Der Hafen, La Vela de C., liegt 10 km östlich am Antillenmeer, hat eine gute Reede und Handel namentlich mit Curaçao. — C., 1527 gegründet, kam 1528 unter Verwaltung der Gouverneure des Augsburger Hauses Welser und war Sitz der spanischen Regierung, bis diese 1578 nach Caracas verlegt wurde.

Corôa (C. de ouro, »Goldkrone«), portug. Goldmünzen zu $^{11}/_{12}$ fein, seit 1835 = 5000 Reis und 1847 um $^1/_3$ Milreis erhöht, = 24,445 Mk., auch (meia C.) in halben Stücken; seit 1854 aber 10 Milreis = 45,357 Mk., auch zu $^1/_2$, $^1/_5$ und $^1/_{10}$ (s. Tafel »Münzen V«, Fig. 10). Als Silbermünze (C. de plata) von 1835 = 4,886 Mk. der Talerwährung.

Coroados (»Gekrönte«), landesübliche Bezeichnung einer Reihe namentlich der Gesgruppe angehörender Indianerstämme Brasiliens, benannt nach der Haartracht, die wie bei Mönchen einen Haarkranz (Corona) stehen läßt. Zu den C. werden gerechnet in Paraná die Kamé, in Mato Grosso die Bororo und Kayapó und in Rio Grande do Sul die Kaingang und Sokleng. Sie leben teils noch wild in Horden, namentlich als Jäger auf offener Grassteppe, teils sind sie in Dörfern angesiedelt.

Corocoro, Stadt im bolivian. Depart. La Paz, östlich vom Desaguadero, 4070 m ü. M., mit Silber- und Kupfergruben und (1896) 9000 Einw.

Corolla (lat.), Kränzchen (s. Corona und Corollarium); in der Botanik soviel wie Blumenkrone (s. Blüte, S. 86).

Corollarium (lat.), bei den Römern ein goldenes oder silbernes Kränzchen (corolla) als Geschenk für gute Schauspieler, Virtuosen ꝛc. außer der Bezahlung; daher überhaupt Geschenk, freiwillige Zugabe; in der Logik ein Lehrsatz, der aus dem vorhergehenden unmittelbar folgt und deshalb keines weitern Beweises bedarf.

Corōna (lat.), Sternbilder, s. Krone.

Corona (lat.), Kranz, Krone, bei den Alten ein häufig vorkommendes Schmuck- und Ehrenzeichen. Bei den Griechen war der Kranz (stephános) ein Amtszeichen, wie bei den Athenern der Myrtenkranz der Archonten, Ratsherren und der Redner, solange sie sprachen. Auch der Opfernde bekränzte sein Haupt mit dem der betreffenden Gottheit heiligen Laub. Als Siegeszeichen ward der Kranz bei den Spielen verliehen, als Ehrenzeichen an verdiente Bürger. Statt der ursprünglichen Ehrenkränze aus Ölzweigen kamen später goldene auf. Sie wurden erteilt vom Volk oder Rat, von Korporationen, auch von fremden Staaten, in welchem Fall der Kranz nicht dem Bekränzten, sondern dem Staat anheimfiel. Auch zwischen Staaten kam diese Ehrung vor. Die Verleihung durch Volk oder Rat ward in der Ekklesia oder im Buleuterion verkündet, im Theater nur auf besondern Volksbeschluß. Bei den Römern gab es verschiedene Ehrenkränze. Den ersten Rang nahmen ein die vom Triumphator getragene C. triumphalis (Fig. 5, S. 294) aus Lorbeer (später aus Gold) und die C. obsidionalis (Belagerungskranz, Fig. 1) für Befreiung

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

einer eingeschlossenen Stadt oder eines umzingelten Heeres, dem Retter von den Befreiten überreicht, aus dem am Orte wachsenden Gras, daher auch C. graminea (Graskrone) genannt. Die C. myrtea (aus Myrte) oder ovalis trug der den kleinen Triumph (s. Ovation) feiernde Feldherr. Die C. civica (Bürgerkrone, Fig. 6) aus Eichenlaub erhielt, wer einen Bürger in der Schlacht gerettet hatte. Aus Gold waren die C. muralis (Mauerkrone, Fig. 2), mit zinnenartigen Verzierungen, die C. navalis, auch classica oder rostrata

Fig. 1. Corona obsidionalis (Belagerungskranz).

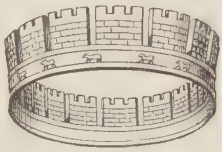


Fig. 2. Corona muralis (Mauerkrone).

(Schiffskrone, Fig. 3) genannt, mit Schiffsschnäbeln verziert, die C. vallaris oder castrensis (Lagerkrone, Fig. 4), mit Schanzpfählen ähnlichen Zacken, für diejenigen, die zuerst eine Mauer, ein Schiff und den Lagerwall der Feinde erstiegen. In der Kaiserzeit wurde der Lorbeerkranz ausschließlich

Fig. 3. Corona navalis (Schiffskrone).

Fig. 4. Corona vallaris (Lagerkrone).

Abzeichen der Kaiser und dadurch gewissermaßen zur Krone. Den Strahlenkranz, das Abzeichen der vergötterten Kaiser, trugen die Kaiser erst seit dem 3. Jahrh. Goldene Kränze schenkten ursprünglich Provinziale und Bundesgenossen siegreichen Feldherren zur Verherrlichung des Triumphes; daraus entwickelte

Fig. 5. Corona triumphalis (Lorbeerkranz).

Fig. 6. Corona civica (Bürgerkrone).

sich eine gezwungene Geldleistung an die Statthalter, aurum coronarium (Kranzgold), das auch den Kaisern von Italien und den Provinzen bei besondern Gelegenheiten dargebracht wurde.

In übertragenem Sinne bedeutet C. einen umgebenden Kreis von Zuhörern ꝛc.; den bei der Tonsur stehenbleibenden Kranz von Haaren; ferner soviel wie Heiligenschein; die äußerste atmosphärische Hülle der Sonne, wie sie bei Sonnenfinsternissen hervortritt (s. Sonne). Meteorologisch, s. Hof; im Militärwesen die Umzingelung eines belagerten Ortes. In der Musik ist C. älterer Name der Fermate (s. d.).

Coronado, Carolina, span. Dichterin, geb. 1823 in Almendralejo (Provinz Badajoz), erregte schon im 14. Jahr durch eine Ode: »A la palma«, Aufsehen. Sie kam 1848 nach Madrid, wo sie sich mit dem Sekretär der nordamerikanischen Gesandtschaft, Horatius Perry, vermählte. Ihre Werke bestehen in lyrischen Poesien, die sich durch Wohllaut und Gemütstiefe auszeichnen (»Poesias«, 1843), in dramatischen Arbeiten, von denen die Komödie »El cuadro de la esperanza« und das historische Drama »Alfonso IV de Aragon« Auszeichnung verdienen, und in Romanen und Novellen, wie »Paquita«, »La luz del Tajo«, »Adoracion« (zusammen 1851), »Jarilla« (7. Aufl., Madr. 1874), »Sigea« (das. 1854), »La rueda de desgracia« (das. 1874) u. a., einer Reiseschilderung: »Del Tajo al Rheno«. Seit dem Tod ihres Gatten (1874) lebt sie zurückgezogen bei Lissabon, schreibt jedoch noch für spanische Zeitschriften.

Coronatenschichten, Tone der mittlern Abteilung der Juraformation (s. d.).

Coronationinsel (spr. koronēsch'n-), antarktische Insel unter 60° 50′ südl. Br. und 45° 50′ westl. L., 60 km lang und gegen 1600 m hoch, zum Archipel der Südorkney-Inseln gehörig.

Corona Veneris (lat., »Venuskrone«), ein sekundärer syphilitischer Ausschlag auf der Stirn. Vgl. Syphilis.

Coronel, Hafenstadt in der chilen. Provinz Concepcion, an der Araucobai, durch Bahn mit Concepcion und den Kohlengruben Curanilahue verbunden, Dampferstation, ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls, hat starke Ausfuhr von Kohlen und (1885) 2292 Einw.

Coronella, s. Nattern.

Coronelli, Marco Vincentio, ital. Geschichtschreiber und Geograph, geb. 1650 in Venedig, wurde 1702 Minoritengeneral, fertigte dann für Ludwig XIV. große Himmels- und Erdgloben an (jetzt auf der Pariser Nationalbibliothek) und starb 1718 als Professor der Geographie in Venedig, wo er die Akademie der Argonauten stiftete.

Coroner (engl., »Kronrichter«), in England und in Nordamerika der Beamte, der unter Zuziehung einer Jury die Ursache plötzlicher Todesfälle zu untersuchen, beim Verdachte der Tötung das gerichtliche Verfahren gegen den Schuldigen einzuleiten und bei Selbstmorden die nötigen Nachforschungen vorzunehmen, auch die Untersuchung bei Schiffbruch zu führen und die Bergung der auf den Wracken befindlichen Gegenstände zu überwachen hat. Er wird in England für die einzelnen Grafschaften von dem County Court (s. d.) gewählt.

Coronilla *L.* (Kronwicke), Gattung der Leguminosen, Kräuter oder Sträucher mit unpaarig gefiederten Blättern, gelben, seltener rötlichen Blüten in langgestielten, blattwinkelständigen Dolden (die gleichsam eine Krone bilden) und länglicher, stielrunder oder vierkantiger Gliederhülse. Etwa 20 Arten in Nord- und Mitteleuropa, in den Mittelmeerländern und Westasien. C. Emerus *L.* (Skorpionskronwicke, große Peltschen), ein bis 2 m hoher Strauch in Westeuropa, dem Mittelmeergebiet und Südosteuropa, mit dreipaarigen Blättern und zahlreichen gelben, meist zu drei stehenden Blüten, dient zur Zierde. Die widerlich schmeckenden Blätter enthalten einen indigoartigen blauen Farbstoff. C. varia *L.* (bunte Peltschen, Schaflinsen), eine Staude mit nieder-

liegenden Zweigen und blaßrot und weißen Blüten in 16—20blütigen Dolden, in Mittel- und Südeuropa und in Vorderasien, wird jung von Schafen gefressen, während älteres Kraut bitter, salzig schmeckt und brechenerregend und abführend wirkt.

Coronini-Cronberg, 1) Johann Baptist Alexius, Graf von, österreich. Feldzeugmeister, geb. 16. Nov. 1794 in Görz, gest. 26. Juli 1880 bei Görz, diente 1814 im italienischen Freikorps unter Oberst Schneider, trat 1824 in modenesische, dann wieder in österreichische Dienste. 1836 ward er zum zweiten Erzieher des ältesten Sohnes des Erzherzogs Franz Karl, des jetzigen Kaisers Franz Joseph, ernannt. 1848 als Generalmajor und Brigadier in Südtirol mit der Bewachung der nach Italien führenden Pässe betraut, ward er 1849 Feldmarschalleutnant und Adlatus des kommandierenden Generals in Slawonien und Kroatien, 1850 Militär- und Zivilgouverneur im Banat und in der serbischen Woiwodschaft; 1854 befehligte er während des Krimkrieges das österreichische Observationskorps an der türkisch-russischen Grenze. Vom 28. Juli 1859 bis 19. Juni 1860 war C. Banus von Kroatien, dann, zum Feldzeugmeister befördert, Befehlshaber des 2. Korps. 1861 wurde er an Benedeks Stelle kommandierender General in Ungarn und trat 1865 in den Ruhestand.

2) Franz, Graf, österreich. Politiker, Sohn des vorigen, geb. 18. Nov. 1833 in Görz, gest. daselbst 25. Aug. 1901, nebst Taaffe mit dem jetzigen Kaiser Franz Joseph erzogen, studierte anfangs Philosophie und die Rechte, trat aber 1850 in ein Dragonerregiment und nahm 1867 als Oberst seinen Abschied. 1870 wurde er in den Görzer Landtag gewählt und zum Landeshauptmann ernannt; 1871 erhielt er ein Mandat in den Reichsrat, wo er anfangs zum Klub der Linken, später zum Fortschrittsklub gehörte, dessen Obmann er wurde; er trennte sich aber 1878 von ihm, da er Andrássys Orientpolitik, namentlich die Okkupation Bosniens, entschieden billigte und sie auch als Präsident der Delegation eifrig unterstützte. Am 14. Okt. 1879 ward er zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses erwählt, legte aber im März 1881 wegen Differenzen mit der Verfassungspartei das Amt nieder und bildete im Abgeordnetenhaus eine regierungsfreundliche Mittelpartei, den wenig zahlreichen Klub des liberalen Zentrums, auch »C.-Klub« genannt. 1895 legte er sein Abgeordnetenmandat, 1899 die Landeshauptmannstelle und das Landtagsmandat nieder, war aber seit März 1897 Mitglied des Herrenhauses.

Corossonüsse, s. Elfenbein (vegetabilisches).

Corot (spr. kŏro), Camille, franz. Maler, geb. 28. Juli 1796 in Paris, gest. daselbst 23. Febr. 1875, besuchte zuerst das Lyzeum von Rouen und kam dann in eine Buchhandlung, die er aber 1822 wieder verließ, um sich der Kunst zu widmen. Nachdem er Michallons und V. Bertins Unterweisung genossen, ging er 1826 nach Italien und brachte 1827 ein Gemälde: Gegend bei Nemi, im Pariser Salon zur Ausstellung. Das wahre Talent Corots trat aber erst zutage, als er die französischen Gegenden zu durchstreifen und die Natur in ihren elementaren Äußerungen zu belauschen anfing. Im Anfang der 1850er Jahre war Corots eigentümliche Naturanschauung zum vollen Durchbruch gekommen. Allmählich wich die Gleichgültigkeit, mit der man seine Werke anfangs aufgenommen, begeistertem Beifall der Künstler und des Publikums. Corots Auffassung war eine vorwiegend lyrische, empfindsame; er wählte seine Stoffe nicht, um ein treues Landschaftsbild daraus zu gestalten, sondern um in ihnen besondere Stimmungen, die ihn erfüllten, auszuprägen. Er legte darum keinen Wert auf die »schöne Ansicht«, sondern einfache Motive, kleine Naturausschnitte, meist mit Nymphen bevölkert, Wald, Feld, ein Weiher, genügten ihm, um in ihrer Gesamterscheinung eine feierliche Ruhe, ein silbernes Licht, die Bewegung des Windes zur Anschauung zu bringen; er löste die einzelnen Formen der Natur in ihre Luft- und Lichtwirkungen auf und umhüllte sie zumeist mit einem klaren, hellen Grau, das die Kontraste und Härten milderte, ja oft völlig unterdrückte und daher leicht reizlos wurde. Trotz ihres poetischen Gesamteindrucks machen manche seiner Bilder einen zu skizzenhaften Eindruck. Fast alle französischen Museen besitzen Bilder von ihm. C. gehört zu den Meistern der sogen. Paysage intime. Vgl. Dumesnil, C., souvenirs intimes (Par. 1875); Rousseau, Camille C. (das. 1884); Roger-Milès, Corot (das. 1891) und dessen Einleitung zu dem »Album classique des chefs d'œuvres de C.« (das. 1896).

Corōza (span.), s. Carocha.

Corozál, Stadt im Staat Bolivar in Kolumbien, 240 km südlich von Cartagena in viehreicher Savanne, hat Tabakbau, Brennerei, Fabrikation geschätzter Hängematten und (1898) 8000 Einw.

Corpi Santi, Bezeichnung der Vororte von Städten in der Lombardei, insbes. von Mailand (s. d.).

Corpŏra (lat., Mehrzahl von corpus), Körper; c. aliena, Fremdkörper; c. candicantia und c. quadrigemina, s. Gehirn; c. cavernosa, Schwellkörper; c. oryzoidea, Reiskörperchen.

Corpŏra amylacĕa (lat.), meist nur mikroskopisch wahrnehmbare, homogene oder konzentrisch geschichtete, matt glänzende Körperchen; sie treten im Gefolge lokaler Krankheiten in verschiedenen Organen und Neubildungen, besonders massenhaft bei der einfachen grauen Degeneration im Nervensystem und bei alten Männern in der Vorsteherdrüse auf und sind hier oft mit bloßem Auge als braune Körperchen wahrnehmbar. Ihre pathologische Bedeutung ist unbekannt. Sie werden wie Stärke durch Jod blau gefärbt.

Corporāle (lat.), in der katholischen Kirche das geglättete Leintuch, worauf Hostienteller und Kelch zum Zweck der Konsekration gesetzt werden.

Corps (franz.), s. Korps. — C. de bataille, der mittelste, stärkste Teil einer Schlachtordnung; C. de garde, die Wachtmannschaft und die Wachtstube; C. de place, der vom Hauptwall umschlossene innere Teil einer Festung; C. diplomatique, die Gesamtheit der Gesandten an einem Hofe mit ihrem Beamtenpersonal; C. de ballet, die Gesamtheit der Balletttänzer und -Tänzerinnen an einem Theater; C. legislatif, Gesetzgebender Körper; C. de logis, das Mittel- oder Hauptgebäude eines Schloßhauses.

Corpus (lat.), Körper (s. Korpus); c. adiposum, Fettkörper, s. Insekten; c. callosum, Hirnbalken, s. Gehirn; c. ciliare, Ciliarkörper, und c. vitreum, Glaskörper, s. Tafel »Auge II« (mit Text); c. luteum, gelber Körper, s. Eierstock. Auch soviel wie Sammlung (C. doctrinae, C. inscriptionum, C. juris ꝛc.) und soviel wie Körperschaft, Versammlung (vgl. den folgenden Artikel).

Corpus catholicōrum (lat.), die Gesamtheit der katholischen deutschen Reichsstände, sofern sie sich dem Corpus evangelicorum (s. d.) gegenüber zu einer für sich bestehenden Körperschaft verbunden hatten. Den Vorsitz im C. führte Kurmainz. Nur einigemal sahen sich die katholischen Stände veranlaßt, unter

diesem Namen zusammenzutreten, den sie sich in einem Schreiben vom 16. Nov. 1700, worin sie dem Kaiser ihren zur Wahrung ihrer Interessen nach eignem Gutdünken veranstalteten Zusammentritt kundtaten, ausdrücklich beilegten. Vgl. auch Jus eundi in partes.

Corpus Christi (lat.), s. Fronleichnamsfest.

Corpus Christi, Hauptort der Grafschaft Nueces im nordamerikan. Staat Texas, an der gleichnamigen Bai, nahe der Mündung des Nueces River, hat einen guten Hafen, Dampferverbindung mit New Orleans, Handel und (1900) 4703 Einw.

Corpuscŭla (lat., »Körperchen«), die Eizellen in den Samenknospen der Gymnospermen (s. d.).

Corpus delicti (lat.), der Tatbestand (s. d.) eines Verbrechens, auch Bezeichnung für die sichtbaren Spuren eines Verbrechens, insbes. für die Wirkungen, die es an Menschen oder Sachen zurückgelassen hat, sowie für die Werkzeuge der Begehung.

Corpus doctrīnae (lat.), Sammlung kirchlicher Lehr- und Bekenntnisschriften, namentlich derjenigen, die in der lutherischen Kirche zur Beilegung der zwischen der strengern Lutherschen und der mildern Melanchthonschen Partei entstandenen Streitigkeiten für die lutherischen Landeskirchen in Deutschland seit 1560 als Norm für Glauben und Lehre veröffentlicht wurden. S. Symbolische Bücher.

Corpus evangelicōrum (lat.), die geschlossene Körperschaft der protestantischen deutschen Reichsstände auf den Reichstagen, wenn die Verhandlungen Religions- und kirchliche Angelegenheiten betrafen. Ausdrücklich und regelmäßig geschah dies erst seit dem Westfälischen Frieden. Ihr Haupt war der Kurfürst von Sachsen und später der Kurfürst von der Pfalz, bis 1633 der schwedische Reichskanzler Oxenstierna die Leitung der Geschäfte übernahm. Durch den Westfälischen Frieden wurde sodann ausdrücklich festgesetzt, daß im Reichstag in kirchlichen Angelegenheiten nicht nach Stimmenmehrheit entschieden, sondern zwischen protestantischen und katholischen Ständen als zwischen zwei besondern, gleichberechtigten Korporationen auf gütliche Weise verfahren werden sollte. Bei der ersten Sitzung und eigentlichen Konstituierung des C. e. 22. Juli 1653, auf dem Reichstag zu Regensburg, erhielt Kursachsen wieder das Direktorium. Da das C. e. durch den Westfälischen Frieden als besondere Körperschaft eingesetzt war, stand ihm das Recht zu, Versammlungen zu halten, Beschlüsse zu fassen und Vorstellungen an den Kaiser zu richten; doch fruchteten dessen Vorstellungen zu gunsten der Protestanten meist weniger als die Drohungen der mächtigern protestantischen Reichsstände. Seit 1770 bestanden zwei ständige Deputationen, die eine zur Untersuchung der Religionsbeschwerden, die andre zur Aufnahme der sechs dem C. e. zugehörenden Kassen. 1806 ging das C. e. zugleich mit der deutschen Reichsverfassung zu Grabe. Vgl. Frantz, Das katholische Direktorium des C. e. (Marb. 1880). Vgl. auch Jus eundi in partes.

Corpus inscriptiōnum, s. Inschriften.

Corpus juris (lat., »Rechtskörper«), Benennung gewisser Sammlungen einzelner Gesetze oder Gesetzbücher. Für die Rechtsgeschichte am bedeutsamsten ist das C. j. civilis. So wird seit den Glossatoren (s. Glosse) die Gesamtheit der Gesetzbücher des oströmischen Kaisers Flavius Justinianus genannt, die dieser publiziert hat. Die Sammlung besteht aus vier Teilen, Institutiones, Pandectae oder Digesta, Codex constitutionum, Novellae. Die Institutionen wurden 21. Nov. 533 publiziert, mit Gesetzeskraft vom 30. Dez. 533. Sie sollten zugleich Lehrbuch für den Anfangsunterricht an den Rechtsschulen zu Byzanz und Berÿto sein. Daher rührt ihr Name; denn diesen Anfangsunterricht nannte man institutio. Die Institutionen geben eine kurzgefaßte historisch-systematische Darstellung des justinianischen Rechts. Ihr Vorbild waren die Institutionen des Gajus (s. d.). Die Digesten oder Pandekten, publiziert 16. Dez. 533, mit Gesetzeskraft vom 30. Dez. 533, sollen das zur Zeit ihrer Abfassung noch geltende Recht der Wissenschaft umfassen, d. h. dasjenige Recht, das die Juristen in der Zeit von Augustus bis Konstantin den Großen kraft kaiserlichen Privilegs geschaffen hatten (vgl. Responsa prudentium). Die Methode der Darstellung dieses Juristenrechts war die, daß man die Schriften von 39 Juristen so weit auszog, als es nötig war, um die einzelnen Rechtsmaterien zu regeln. Jedem einzelnen Exzerpt, lex genannt, wurde die Angabe des Werkes, dem es entnommen, vorausgeschickt (inscriptio). Der Name Pandekten rührt daher, daß das gesamte geltende Juristenrecht aufgenommen worden sein sollte (*πανδέκται* abgeleitet von *πᾶν* [alles] und *δέχομαι* [aufnehmen]); digesta bedeutet die Einteilung des gesamten Stoffes (digerere in libros). Den Institutionen und Digesten folgte 16. Nov. 534 der Codex constitutionum oder Justinianeus, mit Gesetzeskraft vom 29. Dez. 534, eine Zusammenstellung der von den Kaisern erlassenen Anordnungen bis auf Justinian (constitutiones principum in ihren verschiedenen Formen als: edicta, mandata, rescripta und decreta). Die Novellae (sc. leges) sind meist griechisch geschriebene Einzelgesetze Justinians aus der Zeit von 535—563. Eine amtliche Ausgabe gibt es von ihnen nicht, nur private Sammlungen. Die umfassendste enthält 168 Gesetze in griechischer Sprache, von denen jedoch ein Teil nicht mehr von Justinian herrührt. Sie wurde erst im 16. Jahrh. aufgefunden und ist daher den Glossatoren unbekannt geblieben, die anfangs lediglich einen von Julianus, Professor in Konstantinopel, gefertigten Auszug von 124 Novellen in lateinischer Sprache besaßen. Später gelangten sie in den Besitz einer Sammlung von 134 vollständigen Novellen, die, mit Ausnahme der wenigen in lateinischer Sprache erlassenen, aus dem griechischen Originaltext übersetzt sind und Liber Authenticorum oder Authenticum genannt wurden, weil eben diese Sammlung, nicht die Epitome Juliani, die echten Novellen Justinians enthalten sollte.

Die genannten vier Sammlungen bilden das in Deutschland rezipierte römische Recht; doch ist dem C. j. civilis noch manches andre angehängt, so 13 Edikte Justinians, Verordnungen späterer Kaiser, die Canones apostolorum und die Libri feudorum. Letztere, aus Arbeiten verschiedener Verfasser zusammengesetzt und in den 80er Jahren des 12. Jahrh. äußerlich aneinander gereiht, enthalten das langobardische Lehnrecht. Sie wurden als zehnte Kollation den von den Glossatoren in neun »Kollationen« abgeteilten Novellen hinzugefügt und erlangten in Deutschland gesetzliche Gültigkeit. Die Verbindung der einzelnen Teile des C. zu einem geschlossenen Ganzen erfolgte durch die Rechtsschule der Glossatoren zu Bologna, deren Unterricht vorzugsweise in einer Erklärung des C. bestand. Die daraus hervorgegangenen Glossen, in Gestalt der von Accursius besorgten Glossa ordinaria, d. h. einer Zusammenfassung der seit dem Beginn der Glossatorentätigkeit entstandenen Glossen, bilden einen Bestandteil der glossierten Ausgaben

des C. Unter den glossierten **Ausgaben** sind zu nennen die von Contius (Par. 1576, 5 Bde.), Dionysius Gothofredus (Lyon 1589, 6 Bde.; mit gemeinschaftlichem Titel 1604; vermehrt und verbessert 1612). Von den unglossierten Ausgaben verdient Erwähnung die des Haloander (Nürnb. 1629—31, 6 Bde.). Durch kritische oder exegetische Noten sind ausgezeichnet die von Dionysius und Jacobus Gothofredus (Genf 1624, 2 Bde.). Die beliebteste Handausgabe mit kurzen kritischen Noten lieferten die Gebrüder Kriegel im Verein mit Emil Herrmann und Osenbrüggen (Leipz. 1828—37; 17. Aufl., Stuttg. 1887, 3 Bde.); die neueste und beste kritische Ausgabe ist die von Th. Mommsen (Bd. 1: Institutionen, 9. Aufl., Berl. 1902), P. Krüger (Bd. 2: Cod. Just., 7. Aufl. 1900) und R. Schoell (Bd. 3: Novellen, 2. Aufl. 1899). Eine deutsche Übersetzung des gesamten C. veranstalteten Otto, Schilling und Sintenis (Leipz. 1830 bis 1833, 7 Bde.). — Die Zitierweise veranschaulichen folgende Beispiele: a) § 1 I. 4, 6, d. h. der erste Paragraph des 6. Titels des 4. Buches der Institutionen; b) l. 35 § 4 D. 18, 1, d. h. § 4 der Lex 35 des ersten Titels des 18. Buches der Digesten; c) l. 15 pr. C. 6, 23, d. h. der Anfang (principium) der 15. Verordnung (lex) des 23. Titels des 6. Buches des Kodex; d) nov. 118 cap. 1, d. h. erstes Kapitel der 118. Novelle.

Ähnlich wie das C. j. civilis wurde im spätern Mittelalter das **Corpus juris canonici** zusammengestellt und in Bologna von dortigen Rechtslehrern glossiert. Dasselbe enthält zunächst das um 1145 abgefaßte Dekret des Gratian, eines Mönches, das alle frühern Sammlungen, worin die päpstliche Gewalt, die Rechte des Klerus, die Kirchenzucht, die heiligen Gnadenhandlungen abgehandelt waren, Echtes wie Falsches, in ein Ganzes vereinigte. Es enthält drei Teile, von denen der erste und dritte in Distinktionen und Canones zerfallen, der zweite aus Causae (Rechtsfällen) besteht. Hieran reihte sich eine Sammlung der päpstlichen Dekretalen und Konzilienbeschlüsse in fünf Büchern, die auf Befehl Gregors IX. 1234 durch Raimund von Pennaforte zusammengestellt wurde und als liber extra Decretum vagans schlechtweg mit »Liber extra« (abgekürzt: »X«) zitiert wird. Die Sammlung Bonifatius' VIII. von 1298, die ebenfalls aus fünf Büchern besteht und im Anschluß an die vorige Sammlung der »Liber sextus« genannt wird, begreift die seit Gregor erlassenen Dekretalen und die Beschlüsse der ökumenischen Konzile zu Lyon von 1245 und 1275. Dazu kam die Sammlung Clemens' V. (Clementinae constitutiones, Klementinen), die größtenteils Synodalbeschlüsse enthält und aus dem Jahr 1313 herrührt. Diese Bestandteile des C. j. canonici heißen C. j. can. clausum. Außerdem sind dem kanonischen Rechtsbuch noch unter dem Namen **Extravaganten**, d. h. Decretales extra c. j. can. clausum vagantes, Dekretalensammlungen späterer Päpste angefügt, die aber bei uns nicht mit rezipiert worden sind. Von den Ausgaben des C. j. canonici sind hervorzuheben die unter der Autorität des Papstes Gregor XIII. publizierte sogen. **römische** von 1582 mit Glosse, die von E. Friedberg (Leipz. 1879—81, 2 Tle.) sowie die deutsche Übersetzung von Schilling und Sintenis (das. 1835—39, 2 Bde.).

Den Namen C. hat man auch mehreren neuern Privatsammlungen von Gesetzen und Gesetzbüchern beigelegt. So gibt es ein »C. j. romani antejustinianei« (Bonn 1835—44), ein »C. j. Confoederationis Germanicae oder Staatsakten für Geschichte und öffentliches Recht des Deutschen Bundes« von Meyer (3. Aufl., ergänzt von Zöpfl, Frankf. 1858—69, 3 Bde.) und das »C. j. civilis für das Deutsche Reich und Preußen« von Meyerhoff, eine handliche, mit guten Erläuterungen versehene Ausgabe des 1901 in Kraft getretenen Reichsrechts (Berl. 1900 ff.).

Corr., bei Pflanzennamen Abkürzung für J. F. **Correa de Serra**, geb. 5. April 1751 zu Serpa in Portugal, Diplomat und Botaniker, Gesandter in Nordamerika, starb 11. Sept. 1823 in Caldas.

Corral (**Puerto de C.**), s. Valdivia.

Corrales (»Höfe«), Name der span. Theater, solange dazu noch die Höfe großer Gebäude benutzt wurden. Die Bühne (tablado) war im Hintergrunde des Hofraums aufgeschlagen; dieser selbst bildete das Parterre (patio), das sich amphitheatralisch, mittels der gradas (»Stufen«), zu den Fenstern (ventanas) der den Hofraum umschließenden Gebäude erhob. Diese bildeten die Logen. Orchester fehlten diesen ältesten spanischen Theatern ganz.

Corrales, Inselgruppe im Nicaraguasee (s. d.).

Corr. corr. imp., Abkürzung für: Correctis corrigendis imprimatur (es möge gedruckt werden nach Verbesserung der Druckfehler).

Correctio fraterna (lat., »brüderliche Zurechtweisung«), Dienstag nach Okuli, wegen Matth. 18, 15.

Corrector (lat.), s. Korrektor.

Correggio (spr. korrédschscho), Stadt in der ital. Provinz und dem Kreis Reggio nell' Emilia, an einem zur Secchia führenden Kanal und an der Eisenbahn Reggio–Carpi, hat ein altes Schloß der Fürsten Soro von C., ein Denkmal des hier gebornen Malers Antonio Allegri, genannt Correggio (s. den folgenden Art.), und (1901) ca. 3500 (als Gemeinde 14,437) Einw.

Correggio (spr. korrédschscho), **Antonio Allegri da**, ital. Maler, geb. um 1494 in Correggio, gest. daselbst 5. März 1534, lernte dort bei seinem Oheim Lorenzo Allegri und bei Ant. Bartolotti; bedeutendere Förderung aber erfuhr er um 1511 bei Franc. Bianchi in Modena und später durch das Studium der ferraresischen Maler, besonders des Lorenzo Costa. Außerdem wirkte auch die Schule Leonardos da Vinci durch die Zartheit des Ausdrucks, die Gediegenheit der Modellierung und die Abtönung der Farbe auf ihn ein. Als Jugendbilder von ihm gelten nach den neuesten Forschungen einige Madonnenbilder in den Uffizien zu Florenz, im Museo civico in Mailand und in der Pinakothek zu Pavia. Sein frühestes, sicher beglaubigtes Werk ist die Madonna mit dem heil. Franziskus, die er 1514 und 1515 für die Minoriten zu Correggio malte; das Bild, jetzt in der Dresdener Galerie, zeigt bereits die Vermischung der Einflüsse der genannten Schulen, aber auch noch eine gewisse Strenge und Herbheit, die jedoch bereits in der Ruhe auf der Flucht (Uffizien zu Florenz), mehr noch in der Vermählung der heil. Katharina (Paris, Neapel) überwunden sind. In Parma malte er von 1518 an für die Nonnen von San Paolo ein Gemach mit mythologischen Figuren und Putten aus, die bereits den Stempel der ganzen sinnlichen Heiterkeit seiner Kunst tragen, in Licht und Luft schwimmende, köstlich naive Figuren. Diese künstlerischen Erfolge gestalteten auch seine materielle Lage günstig; was man von seiner Armut berichtet hat, beruht auf Erfindung. Es entstand damals eine Reihe von Madonnenbildern, darunter die Zingarella (»Zigeunerin«) in Neapel, ein anmutiges Gemälde, das nach dem bunten Kopftuch der Madonna seinen Namen erhalten hat. 1522 siedelte C. ganz nach Parma über, wo sich die Benediktiner von San Giovanni von ihm Ölgemälde malen und ihr Kloster

mit Fresken (1524 beendigt) ausschmücken ließen. Damals (1522 bestellt, 1530 abgeliefert) entstand auch seine berühmte Anbetung der Hirten, die sogen. Nacht (jetzt in der Dresdener Galerie), jene liebliche Schöpfung, wo das Licht, vom Christuskind ausgehend, die frommen Zuschauer beleuchtet. Zur Madonna des heil. Sebastian (jetzt ebenfalls in Dresden) erhielt C. 1525 den Auftrag, im folgenden Jahre zur Madonna della Scodella (mit der Schüssel, Parma); übertroffen werden diese herrlichen Bilder noch durch die Madonna mit dem heil. Hieronymus (Parma, bestellt 1523), welches Gemälde man den »Tag« zu nennen pflegt. In der Zwischenzeit hatte der Maler laut Vertrag vom 6. Juli 1520 die Halbkuppel über der Chornische von San Giovanni Evangelista mit dem Freskobild der Krönung Mariä und die Hauptkuppel mit einem zwischen den Aposteln thronenden und von zahlreichen Engeln umgebenen Christus geschmückt. Die Krönung Mariä ist abgelöst worden und befindet sich in der Bibliothek zu Parma. 1522 erhielt er den Auftrag, auch im Chor und in der Kuppel des Domes Fresken auszuführen. Er vollendete jedoch nur bis 1530 die Himmelfahrt Mariä in der Kuppel. Mit einer bis dahin noch nicht dagewesenen Kühnheit sind hier die zahllosen schwebenden Figuren in der Untensicht so gemalt, wie sie in Wirklichkeit erscheinen müßten. Freilich leidet die Deutlichkeit durch die Verkürzung, weshalb die Parmesaner das Bild ein Froschschenkelragout genannt haben sollen. Auch die Madonna des heil. Georg (in Dresden) mag in jene Zeit fallen. Die berühmte büßende Magdalena in Dresden hat sich jetzt als eine Arbeit des 17. Jahrh. herausgestellt, die vielleicht auf ein Original des C. zurückgeht. Ende 1530 scheint C. wieder nach Correggio zurückgekehrt zu sein. In diese Zeit fällt auch die Entstehung der Leda und der Danaë, die nach mannigfachen Schicksalen 1722 in die Hände des Regenten Philipp von Orléans kamen, aus dessen Galerie die Leda in den Besitz Friedrichs d. Gr. gelangte (jetzt im Museum zu Berlin). Die Danaë besitzt die Galerie Borghese zu Rom. C. hat noch zwei ähnliche mythologische Bilder gemalt, Jo, von Jupiter umarmt, und Ganymed, vom Adler geraubt, die sich beide im Hofmuseum zu Wien befinden. Ein andres Bild aus der antiken Fabelwelt, Jupiter und Antiope, kam aus dem Besitz des Herzogs Vincenzo von Mantua in den Karls I. von England und von da nach Paris, wo es sich jetzt im Louvre befindet. Alle diese Bilder gehören zu den wunderbarsten Schöpfungen des Pinsels, die Vorwürfe entsprachen auch der heiter sinnlichen und doch naiven Anschauung Correggios. Wie stark die Wirkung dieser hinreißenden Gestalten ist, beweist außer der Bewunderung aller Zeiten die Tatsache, daß der frömmelnde Herzog Louis von Orléans den Kopf der Leda herausschneiden ließ. Er wurde in Berlin geschickt von Schlesinger ergänzt. Die Schule des Amor (Merkur, der den kleinen Amor im Lesen unterrichtet, in London, Nationalgalerie) kommt den andern Arbeiten Correggios nicht gleich. C. hat auf die italienische Schule einen großen Einfluß geübt, namentlich durch die Anmut seiner Gestalten und durch sein Kolorit, dessen Hauptreiz in dem Halbdunkel (Helldunkel) besteht, das er über die Formen zu verbreiten wußte, und das er zuerst zu großer koloristischer Virtuosität ausbildete. Seine Farben sind durch zarte Lasuren wie mit einem durchsichtigen Schimmer bedeckt, ein fein abgestuftes Licht spielt in seinen Gestalten, und selbst dunkle Stellen des Gemäldes zeigen immer noch leicht erhellende Reflexe. Große Charaktere und erhabene Auffassung lagen außerhalb seines Könnens. Schüler von ihm sind: Gatti, Rondani, Mazzuola, sein Sohn Pomponio u. a. Weit wichtiger aber als sein Einfluß auf seine Schüler war der, den er auf die Carracci ausübte, die ihn dann wieder auf die ihnen folgende italienische Kunst vererbten. Das effektreiche, sinnliche Element, die kühnen perspektivischen Verkürzungen und die bestrickende Farbe Correggios kamen den Neigungen der Barockmaler entgegen, die sie bis zur Manieriertheit übertrieben, von der C. selbst nicht ganz frei war. Vgl. Pungileoni, Memorie istoriche di Ant. Allegri (Parma 1817, 3 Bde.); Bigi, Notizie di A. Allegri (Modena 1873); Jul. Meyer, C. (Leipz. 1871); Mignaty, Le Corrège, sa vie et son œuvre (2. Aufl., Par. 1885; ital. Ausg., Flor. 1888); Lermolieff, Kunstkritische Studien über italienische Malerei (Leipz. 1890—93, 3 Bde.); Ricci, Antonio Allegri da C. (deutsch, Berl. 1897); Thode, Correggio (Bielef. 1898).

Corregidor (span., spr. -chidōr; portug. Corregedor), in Spanien früher die erste, vom König eingesetzte, mit der Rechtspflege und Verwaltung in einer Stadt betraute obrigkeitliche Person; in Portugal Verwaltungsbeamter ohne richterliche Gewalt.

Corrénte (ital.), Tanz, s. Courante.

Corrénti, Cesare, ital. Staatsmann, geb. 3. Jan. 1815 in Mailand, gest. 4. Okt. 1888, studierte in Pavia und beteiligte sich seit 1833 durch Wort und Schrift, insbes. durch sein Werk »L'Austria e la Lombardia« (1845), an den Bestrebungen, die auf die Befreiung und Einigung Italiens abzielten. Während der Revolution von 1848 gehörte er der provisorischen Regierung in Mailand an und floh nach dem Scheitern der Erhebung nach Piemont, wo er in die Deputiertenkammer gewählt wurde. 1859 kehrte er nach Mailand zurück, wurde in das erste italienische Parlament gewählt und 1860 Staatsrat. Vom Februar bis Oktober 1867 war C. Unterrichtsminister im Kabinett Ricasoli und übernahm im Dezember 1869 im Kabinett Lanza-Sella wiederum dasselbe Ministerium. Er führte die allgemeine Schulpflicht ein und beseitigte die theologischen Fakultäten an den Universitäten; dagegen wurde ein von ihm verfaßter Gesetzentwurf, wonach der Religionsunterricht auch an den Sekundärschulen abgeschafft werden sollte, von den übrigen Ministern abgelehnt, worauf C. im Mai 1872 zurücktrat. 1877 wurde er zum Sekretär des Ordens des heil. Mauritius und Lazarus und 1886 zum Senator ernannt. C. war Vorsitzender der italienischen Geographischen Gesellschaft und erster Präsident des »Istituto storico Italiano«. Eine Auswahl seiner Schriften gab Massarani heraus (»Scritti scelti«, Rom 1891—94, 4 Bde.). Vgl. Massarani, Cesare C. nella vita e nelle opere (Rom 1890).

Correr, Museo, eine von dem Venezianer Theodor Correr (1750—1830) angelegte wertvolle Sammlung von Gemälden und kunstgewerblichen Altertümern, die der Gründer der Stadt Venedig hinterlassen hat, und die sich jetzt in Fondaco dei Turchi am Canale Grande daselbst befindet.

Correspondance (franz., spr. -ongdängß'), Korrespondenz, Briefwechsel; s. auch Fuhrwesen.

Correttōri (ital., »Korrektoren, Berichtiger«), eine nach der allzu machtvollen Regierung des Dogen Peter Ziani (gest. 1229) durch den Großen Rat in Venedig eingesetzte Behörde von fünf Männern, die nach dem Tode jedes Dogen untersuchen mußte, ob er seine Amtspflichten erfüllt hatte; für gefundene Fehler mußten die Erben Geldstrafen erlegen.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Corrëus (lat.), s. Korrealverbindlichkeit.

Corrèze (spr. -räs'), linker Nebenfluß der zur Dordogne fließenden Vézère im südwestl. Frankreich, entspringt am Rande des Plateaus von Millevaches und mündet nach einem Laufe von 88 km unterhalb Brive.

Corrèze (spr. -räs'), Departement im südwestlichen Frankreich, nach dem gleichnamigen Fluß benannt, wird nördlich vom Depart. Creuse, östlich von Puy-de-Dôme und Cantal, südlich von Lot, südwestlich von Dordogne, nordwestlich von Obervienne begrenzt und umfaßt ein Areal von 5887 qkm (107 QM.) mit (1901) 318,422 Einw. (54 auf 1 qkm). Das Land ist in drei Arrondissements geteilt: Brive, Tulle, Ussel. Hauptstadt ist Tulle. Vgl. de Seilhac, Histoire politique du départ. de la C., 1797—1830 (Tulle 1891); Martin, La C. agricole (Caen 1897).

Corrèze, Flecken im franz. Depart. Corrèze, Arrond. Tulle, am gleichnamigen Fluß und an der Orléansbahn, hat eine Wallfahrtskapelle und (1901) 581 (als Gemeinde 1806) Einw.

Corrib (Lough C.), einer der größten Binnenseen Irlands, zwischen den Grafschaften Galway und Mayo, 40 km lang und bis zu 10 km breit, fließt durch einen breiten Fluß bei Galway ins Meer ab und ist wichtig für Schiffahrt und Fischerei. Ein Kanal verbindet ihn mit dem Lough Mask.

Corridas (span.), s. Stiergefechte.

Corrientes, Kap, gegen 1000 m hohes Vorgebirge an der Westküste von Mexiko, unter 20° 23′ nördl. Br.

Corrientes, Provinz der Argentinischen Republik, zwischen den Flüssen Paraná und Uruguay, der nördliche Teil des »argentinischen Mesopotamien«, grenzt in N. an Paraguay, im O. an das Gouv. Misiones, Brasilien und Uruguay, im S. an Entre Ríos, in W an Santa Fé und das Gouv. Chaco, 84,402 qkm mit 277,000 Einw. (Ende 1900, berechnet). Der größte Teil der Provinz ist Flachland, das von zahlreichen Nebenflüssen des Paraná (darunter Río C.) und Uruguay durchzogen und von vielen Seen und Schilfsümpfen (Laguna de Yberan, Laguna de Malaha) bedeckt ist. Weite Strecken sind mit einer Art Bambus bewachsen, Waldungen kommen bloß im N. vor. Strauße, Kaimans und der Jaguar (Felis onça) sind häufig. Das Klima ist warm und feucht. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, aber fast nur in der Nachbarschaft der Städte wirklich angebaut. Unter Kultur standen Ende 1901 ca. 50,000 Hektar, davon waren 37,305 Hektar mit Mais bestellt, 5013 mit Tabak, der Rest mit Maniok, Zuckerrohr, Kartoffeln. Weit bedeutender ist die Viehzucht; man zählte 1888: 268,699 Pferde, 13,496 Esel und Maultiere, 1,841,455 Rinder, 1,400,000 Schafe (1895), 16,603 Ziegen, 10,021 Schweine und 10,077 Strauße. Handel wird mit Apfelsinen und andern Früchten, mit Herba Maté und Farbholz getrieben. Eine Eisenbahn geht am Uruguay bis La Cruz und weiter bis Posadas am Paraná; eine Linie von Monte Caseros am Uruguay über Mercedes nach C. ist im Bau. Auf dem Alto Paraná und Paraná vermitteln Dampfschiffe den Verkehr. Die Telegraphen hatten 1890 eine Länge von 1132 km bei 1265 km Drähten. Man zählte 183 Elementarschulen mit 5230 Schülern, höhere Schulen hat nur die Hauptstadt (s. unten). Öffentliche Bibliotheken haben 5 Städte; es erscheinen 18 Zeitungen und Revuen. Einteilung in 25 Departements. Die Einnahmen der Provinz betrugen 1891: 2,035,304, die Ausgaben 1,910,037 Pesos. Nach der Verfassung vom 25. Mai 1889 werden der Gouverneur und Vizegouverneur auf 4 Jahre gewählt, der Senat besteht aus 15, die Deputiertenkammer aus 32 Mitgliedern. Die richterliche Gewalt wird ausgeübt durch einen obern Gerichtshof, Distrikt- und Friedensrichter.

Corrientes (San Juan de Vera de las Siete C.), Hauptstadt der gleichnamigen argentin. Provinz (s. oben), am linken Ufer des Paraná, 77 m ü. M., Dampferstation und Endpunkt der von Monte Caseros ausgehenden Eisenbahn, mit Regierungsgebäude, höherer Schule, Lehrerinnenseminar, Bibliothek, naturhistorischem Museum (1854 von Bonpland begründet), 2 Hospitälern, Zuchthaus, Kaserne, 4 Zeitungen, mehreren Schiffswerften, Hafen, lebhaftem Handel mit Holz und Viehzuchtprodukten und (1900) 17,000 Einw. C. wurde 1588 von Alonso de Vera y Aragon gegründet.

Corrigénda (lat., »das zu Verbessernde«), Druckfehler- (Schreibfehler-) Verzeichnis.

Corriger la fortune (franz.), dem Glück nachhelfen, d. h. falsch spielen (ein Ausdruck Riccauts in Lessings »Minna von Barnhelm«, Akt 4, Szene 2), von Lessing entnommen der Schrift »L'histoire des Grecs ou de ceux qui corrigent la fortune« (1758) von Francisque Michel (Grecs, Griechen, für Falschspieler; ein konzessioniertes Spielhaus in Paris ward scherzhaft »Académie des Grecs« genannt).

Corrodentia, Insekten, s. Falschnetzflügler und Halbflügler.

Corrodi, 1) Salomon, schweizer. Maler, geb. 1810 in Zürich, gest. 4. Juli 1892 in Como, ging im Alter von 20 Jahren nach Rom, der Heimat seiner Eltern, und bildete sich daselbst im Anschluß an die Landschaftsmaler der historischen Schule, Koch, Reinhart, Catel ꝛc., in der Aquarellmalerei aus. Seine Motive wählte er hauptsächlich aus Venedig und der Umgebung Roms, wo er bis kurz vor seinem Tode tätig war.

2) August, schweizer. Dichter und Schriftsteller, geb. 27. Febr. 1826 in Zürich, gest. daselbst 16. Aug. 1885, war anfangs für das Studium der Theologie bestimmt, widmete sich dann der Malerei und wurde 1862 Zeichenlehrer an den höhern Stadtschulen zu Winterthur. 1881 legte er diese Stelle nieder und lebte seitdem in Zürich. Außer Liedern, Novellen (»Waldleben«, St. Gallen 1856, mit anmutigen Märchen), dem Roman »Blühendes Leben« (Bern 1870), Lustspielen und Jugendschriften veröffentlichte er epische Gedichte im Schweizerdialekt: »De Herr Professer, Idyll usem Züripiet« (Winterth. 1858, 2. Aufl. 1872), »De Herr Vikari, Winteridyll usem Züripiet« (das. 1858) und »De Herr Doktor. Herbstidyll usem Züripiet« (das. 1860, dramatisiert 1872), die mit Beifall aufgenommen wurden. Er schrieb ferner: »Robert Burns und Peter Hebel, eine literarhistorische Parallele« (Berl. 1873) und übersetzte R. Burns' Lieder ins Schweizerdeutsch (Winterth. 1870).

3) Hermann, schweizer. Maler, Sohn von C. 1), geb. 23. Juli 1844 in Rom, bildete sich daselbst und in Paris, machte längere Studienreisen nach dem Orient und lebt jetzt meist in Rom. Breite, kräftige Pinselführung und frisches Kolorit, solide Technik und die dem eigenartigen Charakter jeder Gegend vortrefflich angepaßte effektvolle Stimmung sind Hauptvorzüge seiner Gemälde. Das Monumentale sagt seinem Talent besonders zu, und er liebt die breite, mehr dekorative Behandlung im guten Sinne des Wortes. Zu seinen besten Bildern gehören der Sturm auf der Insel St.-Honoré, die Prozession in Sorrento, Morgen am Arno, Schloß Astura bei Nettuno,

Dämmerung bei den Kalifengräbern bei Kairo, die Klagemauer in Jerusalem, Ave Maria in Venedig, Störfischer in Viareggio u. Tempelplatz vor der Omarmoschee in Jerusalem. Er gab heraus: »Erinnerungen an meinen Vater und Bruder« (Zürich 1895).

4) Arnold, Maler, Bruder des vorigen, geb. 1846 in Rom, gest. daselbst 1874, widmete sich anfangs der Genremalerei und malte anmutige Kostümstücke mit Figuren aus dem 17. Jahrh. und dem modernen Volksleben, von denen die Balkonszene aus Venedig, die Gondelfahrt eines Liebespaars (Museum zu Basel), die Liebeserklärung (Museum zu Zürich) und die Liebeserklärung am Comersee zu nennen sind. Nach einem Aufenthalt in Paris und Deutschland fing er an, historische Genre- und Historienbilder zu malen, unter denen Paulus vor dem Landpfleger Felix (1870), Einzug des Titus in Rom (1871), die Verschwörung des Catilina und Marino Falieros Verurteilung hervorragen.

Corry, Stadt in der Grafschaft Erie des nordamerikan. Staates Pennsylvanien, Bahnknotenpunkt, mit Petroleumraffinerie und (1900) 5369 Einw.

Corsaire (franz., spr. korßär'), Korsar (s. d.); à c. c. et demi, »auf einen Schelmen anderthalben«, auf groben Klotz ein grober Keil.

Corse, s. Korse.

Corselet (franz., spr. korß'lä), der Brustharnisch der deutschen Reiter.

Corseul (spr. korßöl), Flecken im franz. Depart. Côtes-du-Nord, Arrond. Dinan, an der Westbahn, mit Resten eines Marstempels und andern Ruinen des Hauptortes der Curiosolites und (1901) 326 (als Gemeinde 2922) Einw.

Corsham (spr. körßem), Stadt in Wiltshire (England), südwestlich von Chippenham, mit stattlicher Kirche, Steinbrüchen und (1891) 3931 Einw. Dabei C. Court, Landsitz des Lord Methuen, mit vortrefflicher Gemäldegalerie und großem Park.

Corsica, s. Korsika.

Corsicāna, Hauptstadt der Grafschaft Navarro im nordamerikan. Staat Texas, südlich von Dallas, Bahnknotenpunkt, mit Militärschule, katholischer Akademie, Waisenhaus, Baumwoll- und Kornhandel und (1900) 9313 Einw.

Corsini, einflußreiche florentin. Patrizierfamilie, die seit dem 13. Jahrh. nachweisbar ist. Gherardo C. ist der erste aus ihr, der 1342 oberster Beamter (gonfaloniere di giustizia) in Florenz war. — Andrea C., geb. 30. Nov. 1301, gest. 6. Jan. 1373, Bischof von Fiesole, ward 1629 von Urban VIII. heilig gesprochen. — Lorenzo C. ward 1730 Papst (Clemens XII., s. d.). — Don Neri C., geb. 23. Nov. 1771, gest. 25. Okt. 1845, war unter Ferdinand III. und Leopold II. toskanischer Minister des Innern und trat 1844 nach Fossombronis Tod an die Spitze der Regierung. — Sein Bruder, Don Tommaso C., geb. 7. Nov. 1767 in Rom, gest. 6. Jan. 1856, wurde 1801 Maggiordomo der Königin Maria Luisa von Etrurien, war 1809—14 Mitglied des französischen Senats und wurde 1818 von Pius VII. zum römischen Senator ernannt, legte aber diese Würde bald nieder. 1847 von Pius IX. abermals zum Senator ernannt, zeigte er sich entschieden reformfreundlich, verließ aber Rom bei der Berufung einer konstituierenden Versammlung. Nach der Rückkehr des Papstes war er Mitglied der Consulta di stato. — Sein ältester Sohn, Andrea C., Herzog von Casigliano, geb. 16. Juli 1804, gest. 5. März 1868, war 1849—56 toskanischer Minister des Auswärtigen; der zweite, Neri C., Marquis von Lajatico, geb. 13. Aug. 1805, gest. 1. Dez. 1859, seit 1839 Gouverneur von Livorno, übernahm 1848 im Kabinett Ridolfi das Ministerium des Äußern und des Krieges, zog sich aber schon nach sechs Monaten in das Privatleben zurück. Jetziges Haupt der Familie ist sein Sohn Tommaso, Fürst C. und von Sismano, geb. 28. Febr. 1835, der mehrere Jahre Bürgermeister von Florenz war und seit 1882 dem italienischen Senat angehört. Vgl. Passerini, Genealogia et storia della famiglia C. (Flor. 1858).

Der Palast C., an der Via Lungara in Rom, der nach 1732 seine gegenwärtige Gestalt durch Ferd. Fuga erhalten hat, enthält eine reiche Bibliothek, eine Gemäldegalerie, in der die italienischen Meister des 17. Jahrh. gut vertreten sind, und ein antikes Silbergefäß (aus Porto d'Anzio) mit getriebenem Relief, eine Darstellung des Urteils des Areopags über den Muttermord des Orestes. 1884 wurde er mit den Sammlungen vom Staat angekauft und der Accademia dei Lincei überwiesen. Im Palast C. wohnte und starb 1689 die Königin Christine von Schweden.

Corsit, Gestein, s. Diorit.

Corssen, Wilhelm, Philolog, geb. 20. Jan. 1820 in Bremen, gest. 18. Juni 1875 in Lichterfelde bei Berlin, studierte 1840—44 in Berlin, wurde 1844 Adjunkt und 1846 Professor in Schulpforta, legte aber 1866 sein Amt nieder und lebte seitdem in Lichterfelde. Seine beiden Hauptwerke sind: »Über Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache« (Leipz. 1858—59, 2 Bde.; 2. Ausg. 1868—70), woran sich die »Kritischen Beiträge zur lateinischen Formenlehre« (das. 1863) und »Kritische Nachträge zur lateinischen Formenlehre« (das. 1866) schlossen, und »Über die Sprache der Etrusker« (das. 1874—75, 2 Bde.), ergänzt durch »Beiträge zur italischen Sprachkunde« (aus seinem Nachlaß von H. Weber, das. 1876).

Corswarem, s. Looz-Corswarem.

Cort, 1) Cornelis, niederländ. Kupferstecher, geb. um 1533 zu Hoorn in Holland, gest. 1578 in Rom, arbeitete anfangs viel für den Verlag des Antwerpener Kupferstechers Hier. Cock, wandte sich um 1566 nach Venedig, wo ihn Tizian beherbergte, nach dessen Werken er mehrere Blätter stach, und ging von da bald darauf nach Rom. Hier entfaltete er eine einflußreiche Wirksamkeit und gründete eine Schule. Es gelang ihm, in seinen Stichen nach Raffael, Michelangelo, Correggio u. a. die niederländische Sauberkeit und Bestimmtheit mit der breitern Formauffassung der Italiener zu verbinden und sich eine freiere, malerische Technik zu schaffen. Zu seinen Schülern gehörte Agostino Carracci.

2) Frans de, fläm. Dichter, geb. 21. Juni 1834 in Antwerpen, gest. 18. Jan. 1878 in Ixelles bei Brüssel, sollte sich dem Handelsstand widmen, gründete aber 1857 mit Jan van Ryswyck eine liberale Zeitung: »De Grondwet«, und übernahm 1858 die Redaktion der »Schelde«. 1860 ward er Agent einer Dampfschiffgesellschaft und 1861 Sekretär des Generalauditeurs beim Cour militaire in Brüssel, wo er seit 1861 nebenbei die pädagogisch-literarische Monatsschrift »De Toekomst« redigierte. De Corts dichterische Phantasie war keine hochfliegende, aber Gefühlstiefe und Stimmungsfülle zeichnen die meisten seiner Lieder aus, und besonders als Sänger der stillen Freuden des häuslichen Lebens und des Eheglücks wird er nur von wenigen übertroffen. Seinen ersten »Liederen« (Antwerp. 1857—59, 2 Bde.) ließ er andre Sammlungen unter den Titeln: »Zingzang«

(Brüss. 1866) und »Liederen« (Groning. 1868) folgen. Auch als Übersetzer von Gedichten aus fremden Sprachen hat er Vortreffliches geleistet, so in »De schoonste liederen van Robert Burns« (Brüss. 1862).

Cort. (lat.), auf Rezepten soviel wie Cortex.

Cortaillod (spr. -tájō), Dorf im schweizer. Kanton Neuenburg, Bezirk Boudry, liegt in 482 m Höhe auf dem von der Areuse geschaffenen Delta am Neuenburger See, mit Neuchâtel durch Schmalspurbahn verbunden, hat Fabrikation von Uhren und Fahrrädern und (1900) 1283 Einw., die einen vorzüglichen Rotwein bauen. Das ganze Uferland bildet als Vignoble den Gegensatz zu den rauhen jurassischen Hochtälern, den Montagnes.

Cortan (Cuartan), früher Hohlmaß Kataloniens: für Getreide in Barcelona = 5,793 und in Tarragona = 5,9 Lit., für Wein = 7,536 und 8,665 L., für Öl = 4,128 L.; in Buenos Aires = 7,125 L.

Cor taurinum, s. Herzhypertrophie.

Corte, Arrondissementshauptstadt im Innern der Insel Korsika, 393 m ü. M., an einem schroffen, 110 m hohen Felsen am Tavignano und an der Eisenbahn Ajaccio-Bastia, mit Mauern umgeben, hat eine hoch gelegene Zitadelle (um 1420 erbaut), ein Justizgebäude (1755—69 Sitz der Regierung Paolis), ein Collège mit Bibliothek, Denkmäler von Paoli und Arrighi, Weinbau, Marmorgewinnung, Teigwarenfabrikation, Holzhandel und (1901) 5425 Einw.

Cortège (franz., spr. -tätsch'), Gefolge, Ehrengeleit.

Cortemaggiore (spr. -maddschóre), Flecken in der ital. Provinz Piacenza, Kreis Fiorenzuola, an der Arda, durch Dampfstraßenbahn mit Cremona verbunden, hat eine schöne Kollegiatkirche mit Mausoleum der Familie Pallavicini, eine Minoritenkirche mit Fresken von Pordenone und (1901) ca. 3100 (als Gemeinde 4706) Einw.

Cortenuova, Flecken in der ital. Provinz Bergamo, Kreis Treviglio, unweit des Oglio, mit (1901) 1160 Einw., bekannt durch den am 27. Nov. 1237 erfochtenen Sieg Kaiser Friedrichs II. über die Lombarden, die an diesem Tage gegen 10,000 Mann und ihren Carroccio verloren, der als Siegesbeute nach Rom geschickt wurde.

Cortereāl, Gaspar, portug. Seefahrer, geb. um 1450, unternahm mit seinem Bruder Miguel 1500 und 1501 zwei Reisen zur Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt, landete auf der ersten wahrscheinlich auf Neufundland, berührte auf der zweiten vielleicht Grönland und folgte der Küste von Labrador bis zur Hudsonbai, wo er verschollen ist, nachdem er zwei von seinen drei Schiffen zurückgesandt hatte. Dasselbe Schicksal erlitt 1502 Miguel C. bei der Aufsuchung seines Bruders. Vgl. Harrisse, Les Corte-Real et leurs voyages au Nouveau-Monde (Par. 1883).

Cortes, Mehrzahl von corte (curia), d. h. Gerichtshof, Name der Ständeversammlungen in Portugal und Spanien.

Cortese, Jacopo, Maler, s. Courtois 1).

Cortex, Rinde. C. Aurantii fructus, Pomeranzenschale; C. Cascarillae, Kaskarillrinde; C. Cassiae caryophyllatae, Nelkenzimt, Nelkenkassie; C. Cassiae cinnamomeae, Zimtkassie; C. Chinae, Chinarinde; C. Cinnamomi ceylanici, Ceylonzimt; C. Cinnamomi, Zimtkassie; C. Citri fructus, Zitronenschale; C. Condurango, Condurangorinde; C. Frangulae, Faulbaumrinde; C. Granati, Granatwurzelrinde; C. Malabathri, Mutterzimt; C. Mezerei, Seidelbastrinde; C. nucum Juglandis, grüne Walnußschale; C. Quercus, Eichenrinde; C. Quillayae, Seifenbaum- oder Quillayarinde; C. Salicis, Weidenrinde.

Cortez, mittelamerikan. Hafen, s. Puerto Cortez.

Cortez, Fernando oder Hernando, der Eroberer Mexikos, geb. 1485 zu Medellin in Extremadura von adligen, doch armen Eltern, gest. 2. Dez. 1547, widmete sich anfangs zu Salamanca der Rechtswissenschaft und erlangte so eine unter den damaligen spanischen Konquistadoren seltene Bildung. Von Abenteuerlust erfaßt, schiffte er sich 1504 nach Westindien ein. Seine literarischen Kenntnisse empfahlen ihn dem Statthalter Don Diego Velazquez, den er nach Cuba begleitete, und dessen Sekretär er wurde. Als nun Velazquez, der schon zweimal versucht hatte, in Mexiko Fuß zu fassen, eine neue Expedition ausrüstete, wurde C. an die Spitze derselben gestellt und entfaltete alsbald einen so großen Eifer, daß Velazquez argwöhnisch seinen Auftrag zurücknahm. Doch wußte C. die Versuche, ihn zurückzuhalten, zu vereiteln und segelte 18. Febr. 1519 von Havana mit elf kleinen Schiffen ab. Die Mannschaft bestand aus 670 Mann, worunter 400 spanische Soldaten, 200 Indianer und 16 Reiter nebst 14 Feldgeschützen waren. C. umfuhr die östliche Spitze von Yucatan, lief in den Fluß Tabasco ein und erstürmte die Stadt Tabasco, worauf sich die dortigen Indianer bereit erklärten, sich dem König von Spanien zu unterwerfen, Tribut zahlten und 20 Sklavinnen lieferten; von diesen wurde Marina die Geliebte und treue Gefährtin des Eroberers, dem sie als Dolmetscherin wichtige Dienste leistete. C. setzte darauf seine Fahrt in nordwestlicher Richtung fort und landete 21. April 1519 an der Stelle der spätern Stadt Veracruz. Die Eingebornen empfingen ihn zwar freundlich, aber Montezuma, der König von Mexiko, lehnte sein Anerbieten eines Besuchs ab. Allein die reichen Geschenke, mit denen der König C.' Weggang erkaufen wollte, reizten diesen und seine Begleiter vielmehr zum Bleiben. Um eine Rückkehr seiner Begleiter zu verhindern, zerstörte er seine Schiffe und brach 16. Aug. 1519 mit 500 Fußsoldaten, 16 Reitern und 6 Geschützen, wozu noch 400 Soldaten des Kaziken von Cempoalla kamen, auf. Die Bewohner von Tlascala griffen die Spanier an, wurden aber zu Paaren getrieben und verbanden sich nun mit C. gegen Mexiko. Durch 6000 derselben verstärkt, gelangte C. nach Cholula. Als die Bewohner dieser volkreichen Stadt einen verräterischen Überfall gegen ihn planten, bestrafte er sie so blutig, daß sich ihm alle Orte auf dem Wege nach Mexiko widerstandslos ergaben. Montezuma empfing ihn 8. Nov. 1519 vor den Toren der Hauptstadt und ließ den Spaniern einen Palast als Wohnung anweisen, den C. mit seinen Kanonen besetzte. Der Umstand, daß ein Feldherr Montezumas eine spanische Niederlassung an der Küste auf Montezumas Befehl überfallen hatte, veranlaßte C. zu dem kühnen Schritte, den Kaiser (17. Nov.) in seinem eignen Palast gefangen zu nehmen und im spanischen Lager festzuhalten. Der gefangene Fürst regierte dem Namen nach fort; in Wirklichkeit aber war von nun an C. der Gebieter: er brachte endlich den unglücklichen Monarchen so weit, daß dieser die Oberherrschaft Kaiser Karls V. förmlich anerkannte und sich zur Zahlung eines jährlichen Tributs verstand. Die Spanier erbeuteten ungeheure Schätze. Velazquez hatte unterdessen eine Flotte von 18 Schiffen mit 800 Mann und 12 Kanonen unter dem Oberbefehl des Pamfilo Narvaez abgesendet, um C. nebst seinen Offizieren gefangen zu nehmen und die Eroberung von Neuspanien zu vollenden. Auf die Nach-

richt hiervon ließ C. 150 Mann unter Pedro de Alvarado in Mexiko zurück und marschierte 20. Mai 1520 mit den übrigen 250 Mann dem Feind entgegen. Er überfiel Narvaez in der Nacht und nahm ihn mit dem größten Teil seiner Leute gefangen; die meisten traten in seine Dienste. Ein Aufstand der Mexikaner bewog ihn, eiligst nach Mexiko zurückzueilen. Hier wurde er in seiner Festung von dem ganzen mexikanischen Volke belagert und in eine so verzweifelte Lage versetzt, daß er, nachdem Montezuma 30. Juni 1520 von den Aufrührern getötet worden war, sich gezwungen sah, die Stadt zu verlassen. Der Rückzug geschah in der Nacht vom 1. zum 2. Juli, der sogen. noche triste, und wurde mit dem Verlust von 860 Spaniern, sämtlicher Geschütze und Büchsen, den meisten Pferden, der Bagage und der Schätze sowie Tausender von Tlascalanern erkauft. Mit den Trümmern seines Heeres stieß C. auf ein ungeheures mexikanisches Heer, dem er, obwohl selbst verwundet, glücklich entkam. Am 8. Juli erreichten die Spanier Tlascala. Durch neue Truppen verstärkt, brach er 28. Dez. von Tlascala von neuem gegen Mexiko auf, wo inzwischen der Neffe des Montezuma, Guatimozin, auf den Thron gelangt war. C. nahm die zweite Stadt des Reiches, Tezcuco, machte sie wegen ihrer günstigen Lage zum Hauptquartier und eroberte von da aus die Städte am See von Mexiko. Abermals durch 200 Soldaten, 80 Pferde und 2 schwere Kanonen und durch zahlreiche Indianer verstärkt, ließ er 28. April 1521 von drei Seiten her den Angriff gegen die Hauptstadt Mexiko beginnen. Erst nach Zerstörung von drei Vierteln der Stadt trafen die drei Abteilungen der Spanier 27. Juli auf dem großen Marktplatz in der Mitte der Stadt zusammen. Nachdem Guatimozin selbst gefangen worden war, ergab sich 13. Aug. der Überrest der Stadt. Auf den Verdacht eines Komplotts wurden Guatimozin und die Kaziken von Tezcuco und Tacuba bald darauf hingerichtet. Das mexikanische Reich ward, nachdem die Hauptstadt gefallen, leicht unterworfen, und C. wurde, obgleich die Partei des Velazquez am Hof gegen ihn tätig war, von Karl V. als Oberfeldherr und Statthalter von Neuspanien bestätigt. Er schritt alsbald zum Wiederaufbau der Hauptstadt und stellte Ruhe und Ordnung im Reiche her. 1524 unternahm er einen Zug nach Honduras, das er für das Vizekönigreich Neuspanien gewann. Doch bald ward C. bei Karl V. des Amtsmißbrauchs beschuldigt. Als der Kaiser deshalb 1526 Untersuchungsrichter nach Mexiko schickte, begab sich C. freiwillig nach Spanien, ward aber vom König mit der größten Auszeichnung empfangen, mit dem Orden von Santiago geschmückt und mit dem Titel eines Marques del Valle de Oajaca und bedeutenden Ländereien in Neuspanien belohnt. 1530 schiffte sich C. wieder nach Mexiko ein, wurde aber nicht wieder an die Spitze der Provinz gestellt. Mißvergnügt darüber, ging C. auf neue Entdeckungen aus und fand nach unglaublichen Gefahren und Beschwerden 1536 die Halbinsel Kalifornien. Er kehrte darauf nach Spanien zurück, seine Ansprüche fanden jedoch kein Gehör. Immer auf günstigern Bescheid hoffend, zog er sich in die Einsamkeit bei Sevilla zurück, wo er starb. Seine Gebeine wurden in Mexiko beigesetzt, verschwanden aber 1823. C. hinterließ einen Sohn, Don Martin, dessen männliche Nachkommen im dritten Geschlecht ausstarben. Seine Titel und Besitzungen gingen dann an den neapolitanischen Herzog von Monteleone über. — C. ist einer der edelsten Charaktere unter den spanischen Konquistadoren. Ein Teil seiner ausführlichen (fünf) Briefe über seine Feldzüge ist abgedruckt in Lorenzanas »Historia de nueva España« (Mexiko 1770), ein andrer in Gayangos' »Cartas y relaciones de Hernando C. al emperador Carlos V« (Par. 1866), französisch herausgegeben von Vallée (das. 1879) und Charnay (das. 1903). Vgl. außer Prescotts »Geschichte der Eroberung von Mexiko«: Folsom, The dispatches of Hernando C. (New York 1843); Helps, Life of Hernando C. (Lond. 1871, 2 Bde.).

Corticelli (spr. -tschelli), Maler, s. Pordenone.

Cortin (Cuartin), früher katalonisches Weinmaß, = ½ Cortan, auf Mallorca = 20,28 Lit.

Cortina d'Ampezzo, s. Ampezzo.

Cortisches Organ, s. Gehör.

Cortland, Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft des Staates New York, Bahnknotenpunkt, mit Normalschule, Fabriken und (1900) 9014 Einw.

Corton (spr. -tóng), eine der feinsten Sorten Burgunderweine von Beaune.

Cortona, Stadt in der ital. Provinz und dem Kreis Arezzo, 662 m ü. M., am Abhang eines Berges über der Val di Chiana und an der Eisenbahn Florenz–Rom, hat kyklopische Mauern, Reste römischer Bäder und eines sogen. Bacchustempels, eine Kathedrale der Frührenaissance und mehrere andre Kirchen mit Gemälden von Signorelli, Fiesole u. a., ein altes Kastell, schöne Paläste und (1901) ca. 4000 (als Gemeinde 29,343) Einw. C., seit 1325 Bischofsitz, hat ein Seminar, ein Gymnasium, eine technische Schule, eine Accademia etrusca mit Bibliothek und ein Museum etruskischer Altertümer. C. ist Geburtsort der Maler Luca Signorelli und Pietro Berrettini, genannt da Cortona. Zwischen C. und dem nahen See von Perugia das Schlachtfeld von 217 (s. Trasimenischer See). — C., im Altertum auch Crotona genannt, war eine der ältesten und bedeutendsten etruskischen Städte, verfiel aber in der Römerzeit. Im spätern Mittelalter hielt die Stadt sich meist zu den Ghibellinen; im 14. Jahrh. kam sie unter die Herrschaft der Casale, wurde 1409 von dem letzten Abkömmling derselben dem König Ladislaus von Neapel und von diesem 1412 den Florentinern übergeben, in deren Besitz sie fortan blieb.

Cortona, Pietro da (eigentlich Berrettini), ital. Maler, geb. 1. Nov. 1596 in Cortona, hielt sich meist in Rom auf und starb daselbst 16. Mai 1669. Er schuf eine große Anzahl Werke für Rom, Florenz u. a. O. in Öl und in Fresko. Das kolossale Deckengemälde im Palazzo Barberini, die Fresken in der Galleria Pamfili zu Rom und die im Palazzo Pitti zu Florenz gehören zu seinen bedeutendsten Werken. Die Leichtigkeit seiner Erfindung, seine gewandte Hand und die heitere und festliche Farbe seiner Fresken sind die Vorzüge seiner Werke, denen es jedoch an Durchbildung der Form und Tiefe des Ausdrucks fehlt. Er übte einen großen, aber ungünstigen Einfluß auf die italienische Kunst aus; seine Nachahmer, die sogen. Cortonisten, lernten von ihm, große Räume mit rascher Hand auszumalen, aber keine Gründlichkeit.

Cörulĕum (Cölin), lichtblaue Mineralfarbe, wird durch Erhitzen von Kobaltvitriol mit Zinnsalz und Kreide dargestellt, besteht wesentlich aus zinnsaurem Kobaltoxydul mit Zinnoxyd und Gips, ist sehr beständig, bei Tages- und Lampenlicht himmelblau und wird vorwiegend in der Malerei auf Porzellan und Steingut, auch in der Öl- und Aquarellmalerei verwendet.

Cörulignōn (Cedriret) $C_{16}H_{16}O_3$ entsteht bei Behandlung von rohem Holzessig oder Dimethylpyro-

gallol (im Buchenholzteer) mit chromsaurem Kali, bildet dunkel stahlblaue Nadeln, löst sich nur in Karbolsäure, aus der es durch Alkohol und Äther gefällt wird, und mit blauer Farbe in konzentrierter Schwefelsäure, gibt mit Zinn und Salzsäure Hydrocörulignon $C_{16}H_{18}O_8$. Dies findet sich im rohen Holzessig, bildet farblose Kristalle, ist in Alkohol und Essigsäure, wenig in Wasser löslich, schmilzt bei 190°, destilliert unzersetzt, gibt mit Oxydationsmitteln C., mit Salzsäure erhitzt Methylchlorid und Hexaoxydiphenyl $C_{12}H_{10}O_6$.

Coruña, La (spr. -runnja), span. Provinz in Galicien, nimmt den nordwestlichsten Teil der Iberischen Halbinsel ein, grenzt im O. an die Provinz Lugo, im S. an Pontevedra (Grenze der Ullafluß), im W. und N. an das Meer und hat ein Areal von 7903 qkm (143,5 QM.) mit (1900) 653,556 Einw. (83 auf 1 qkm). Die Provinz umfaßt 14 Gerichtsbezirke. Hauptstadt ist La Coruña.

Coruña, La, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (s. oben), liegt auf einer Halbinsel an der Bai (ria) von C., an der Eisenbahn Palencia-C., und ist einer der ersten Handelsplätze Spaniens, mit sicherm, von Granitfelsen umschlossenem und durch fünf Forts stark befestigtem Hafen und neuen Kaianlagen. Die Stadt zerfällt in die Alt- oder Oberstadt, auf dem östlichen Teil der Halbinsel, und in die neue Unterstadt, Pescaderia genannt, auf dem schmalen Isthmus. Sie hat 6 Kirchen, ein Bagno (ehemaliges Kloster), eine nautische Schule, eine Kunstschule, eine medizinische Akademie, eine Handelsschule, mehrere Hospitäler und zählt (1900) 43,971 Einw. An industriellen Etablissements besitzt C. eine große Zigarrenfabrik (mit 3000 Arbeiterinnen), eine Glasfabrik Schiffswerfte, Konservenfabriken, Baumwollweberei u. a. In den Hafen liefen 1900: 224 beladene Schiffe von 276,030 Ton. ein (ungerechnet die Küstenschiffahrt mit 1086 eingelaufenen Schiffen von 282,426 Ton.). Die Ausfuhr (besonders Obst, Gemüse, Fische) hatte einen Wert von 2,3, die Einfuhr (Kakao, Nudeln, Speck, Kaffee, Petroleum, Kurzwaren, Maschinen, Häute, Bauholz) einen solchen von 7,9 Mill. Pesetas, wozu noch der Küstenhandel mit 19,3 Mill. Pesetas in der Ausfuhr und 57,8 Mill. Pesetas in der Einfuhr kommt. Die Stadt ist Sitz eines Generalkapitäns, des Gouverneurs, eines Appellationsgerichts, eines Handelsgerichts und vieler auswärtiger Konsulate, darunter eines deutschen. Am Nordufer der Halbinsel, 2 km von der Stadt, steht der unter Trajan restaurierte, wie man vermutet, von den Phönikern oder Karthagern erbaute, 22 m hohe Herkulesturm, der als Leuchtturm dient. — C., das von den Phönikern gegründet worden sein soll, hieß unter der römischen Herrschaft Brigantium, im Mittelalter Caronium, woraus später C. wurde. 1598 ward es von den Engländern erobert und verbrannt, aber später befestigt. Am 22. Juli 1805 schlugen die Engländer bei C. die spanisch-französische Flotte. Als sich Ende 1808 der General Moore vor den Franzosen nach C. zurückzog, wurde er noch vor vollendeter Einschiffung 16. Jan. 1809 von Soult angegriffen und fiel im Kampf; C. mußte sich 19. Jan. den Franzosen ergeben. Am 20. Febr. 1820 wurde zu C. vom Volk und von den Truppen die Konstitution proklamiert; doch eroberte General Bourck 1823 die Stadt.

Corusconüsse, s. Elfenbein (vegetabilisches).

Corvallis, Stadt in Oregon, Grafschaft Benton, am Willamette, mit Ackerbauschule und (1900) 1819 Einwohnern.

Corvāra, Dorf in der ital. Provinz Teramo (Abruzzen), 22 km südlich von Penne, Geburtsort des Gegenpapstes Nikolaus V. (s. d.).

Corvée (franz.), Frondienst; daher Corvéedienst in Österreich der Pikettdienst (gewisse Dienstverrichtungen, die der Wachtoffizier nicht übernehmen kann) an Bord.

Corvidae, s. Corvus.

Corvīna (Bibliotheca Corviniana), die berühmte Büchersammlung des Königs Matthias Corvinus von Ungarn (gest. 1490), die, etwa 2—3000 Handschriften (darunter viele mit prachtvollen Miniaturen von Attavante) umfassend, in der Festung Ofen als öffentliche Bibliothek aufgestellt war, im 16. Jahrh. aber vernachlässigt und zerstreut wurde. Ein großer Teil wurde von den Türken nach Konstantinopel geschleppt, von wo die letzten Überreste 1869 und 1877 als Geschenk des Sultans an die ungarische Akademie zurückkamen. Die Zahl der heute bekannten authentischen, mit dem Wappen der Hunyadi geschmückten C.-Bände beträgt 136. Vgl. außer verschiedenen Abhandlungen von J. Csontosi (in ungar. Sprache) besonders: Fischer, König Matthias Corvinus und seine Bibliothek (Wien 1878).

Corviniello, Metallarbeiten mit eingelegter Perlmutter, Steinen, Schildpatt ꝛc., werden nach O. v. Corvin-Wiersbitzki dargestellt, indem man die einzulegenden Stücke, der Zeichnung entsprechend, auf einem Modell mit Firnis so befestigt, daß die Seite, die später die Oberfläche bildet, dem Modell zugekehrt wird. Hierauf schlägt man galvanoplastisch Kupfer auf die freie Fläche des Modells nieder, bis die angeklebten Stücke vollständig eingehüllt sind. Der abgelöste galvanische Niederschlag zeigt auf der dem Modell zugekehrten Seite die eingelegten Stücke in saubersterWeise in Metall eingebettet. Man fertigt Schalen, Tischplatten, Präsentierteller, Möbeleinlagen, Buchdeckel und Platten zur Verzierung von allerlei Gegenständen.

Corvinus, 1) Beiname des M. Valerius Messalla, s. Messalla. — 2) Johannes C., ungar. Kriegsheld und Gubernator von Ungarn, s. Hunyadi. — 3) Matthias C., König von Ungarn, s. Matthias.

Corvinus, Jakob, Pseudonym, s. Raabe.

Corvin-Wiersbitzki, Otto Julius Bernhard von, Schriftsteller, geb. 12. Okt. 1812 in Gumbinnen, gest. 3. März 1886 in Wiesbaden, wurde in den Kadettenhäusern zu Potsdam und Berlin erzogen und diente 1830—35 als preußischer Leutnant in Mainz, wo er mit Fr. Sallet befreundet wurde, dann in Saarlouis. Nachdem er 1835 seinen Abschied genommen, lebte er in Frankfurt a. M. und seit 1840 in Leipzig, wo er literarischen Beschäftigungen oblag. Ein entschiedener Demokrat, nahm er im April 1848 am Aufstand in Baden tätigen Anteil, kehrte auch im Mai 1849 nach Baden zurück, verteidigte als Bürgerwehroberst Mannheim bis nach der Schlacht von Waghäusel gegen die Preußen, wurde zuletzt Chef des badischen Generalstabs in Rastatt und leitete die Verteidigung dieser Festung. Nach ihrer Übergabe wurde C. standrechtlich zum Tode verurteilt, aber zu sechsjähriger Einzelhaft begnadigt und verbüßte diese im Zellengefängnis zu Bruchsal. Nach seiner Entlassung (im Oktober 1855) ging er nach London, wo er wieder literarisch tätig war. Während des nordamerikanischen Bürgerkriegs war er Spezialkorrespondent der Augsburger »Allgemeinen Zeitung«, ebenso 1870/71 Korrespondent der »Neuen Freien Presse« vom Kriegsschauplatz. Seit 1874 lebte er zu Wertheim in Baden,

von wo er später wieder nach Leipzig übersiedelte. Er erfand das Corviniello (s. d.). Von seinen Schriften sind als die bedeutendern anzuführen: »Abriß der Geschichte der Niederlande bis auf Philipp II.« (Leipz. 1841); »Historische Denkmale des christlichen Fanatismus« (das. 1845, 2 Bde.; 7. Aufl. u. d. T.: »Pfaffenspiegel«, Rudolstadt 1891); »Illustrierte Weltgeschichte« (mit Held, Leipz. 1844—51, 4 Bde.); »Geschichte der Aurora von Königsmark« (das. 1847; 3. Aufl., Rudolst. 1902); »Erinnerungen aus meinem Leben« (Amsterd. 1861, 4 Bde.; 4. Aufl., Rudolst. 1890); »Die goldene Legende. Naturgeschichte der Heiligen« (Bern 1875; 2. Aufl., Rudolst. 1889); »Aus dem Zellengefängnis. Briefe 1848—56« (das. 1884).

Corvus (lat.), Sternbild, s. Rabe.

Corvus, Rabe (s. d.); Corvidae, Raben, Familie der Sperlingsvögel (s. d.).

Coryanthes *Hook.*, Gattung der Orchideen, mit stark gefurchten Knollen, ein bis zwei Laubblättern und hängendem Blütenstand mit wenigen sehr großen, stark duftenden Blüten. Vier Arten im tropischen Südamerika. C. macrantha *Hook.* (s. Tafel »Orchideen II«, Fig. 2). Die beiden Fortsätze am Grunde des Hypochils sondern eine süße Flüssigkeit ab, die in das gerade unter ihnen befindliche Epichil tropft und es allmählich füllt. Durch diese Flüssigkeit werden Insekten angelockt, welche die Blüten befruchten.

Corydälis *DC.* (Hohlwurz, Taubenkropf), Gattung der Papaverazeen, Kräuter oder Stauden, häufig mit knolligem Wurzelstock, bisweilen rankend, mit zarten, dreizählig-fiederig zusammengesetzten Blättern, in Ähren oder Trauben stehenden Blüten, unregelmäßiger, am Grund höckeriger oder gesporнter Blumenkrone und zweiklappiger, vielsamiger, schotenförmiger Kapsel; etwa 90 Arten, meist in Mittel- und Nordostasien und im Mittelmeergebiet. C. cava *Schw.* et *K.* (Lerchensporn), mit knolliger, hohler Wurzel und kleinen purpurrötlichen, seltener weißen Blüten, ausdauernd, wächst in Gebüschen und Laubwäldern durch ganz Europa. Die Wurzel (Hohlwurzel, Herzwurz) wurde früher arzneilich benutzt. Sie enthält ein kristallisierbares Alkaloid, Corydalin $C_{22}H_{27}NO_4$. Dies findet sich auch in der scharf bitter schmeckenden Wurzel von C. fabacea *Pers.*, mit blaßrot violetten Blüten, die als große Erdrauchwurzel arzneilich benutzt wurde. Mehrere C.-Arten werden als Zierpflanzen kultiviert.

Coryllis, s. Papageien.

Corylopsis *Sieb.* et *Zucc.*, Gattung der Hamamelidazeen, bis 2 m hohe Sträucher mit haselähnlichen Blättern, großen linearlanzettlichen Nebenblättern, mit dem ausbrechenden Laub sich öffnenden, an Geruch und Farbe unsern Primeln gleichenden Blüten in achselständigen überhängenden Ähren, am Grunde von großen, farbigen, leeren Hochblättern umhüllt. Von den sechs Arten wachsen vier in Japan; zwei, C. spicata *Sieb.* et *Zucc.* von Kiangsi und der Montanregion und Nangasaki sowie C. himalayana *Griff.* von Bhutan und dem Khasiagebirge, werden bei uns als frühblühende Sträucher kultiviert. Auch hat man ein Parfüm mit dem Namen C. bezeichnet.

Corylus, s. Haselstrauch.

Corymbus, s. Doldenrispe.

Corypha *L.* (Schirmpalme), Gattung der Palmen, hohe Bäume mit geringeltem oder gefurchtem, sehr geradem Stamm, langen, stacheligen Blattstielen, fächerförmigen Blättern, riesigem, endständigem Blütenstand (weshalb sie nur einmal im Leben blühen), zwitterigen weißen oder grünen, stark riechenden Blüten und saftlosen rundlichen, einsamigen Beeren. Sechs Arten im indischen Florenreich. C. umbraculifera *L.* (Schattenpalme, Fächerpalme, Tallipotbaum, s. Tafel »Palmen II«, Fig. 1), an felsigen Orten auf Ceylon, auf der Küste Malabar ꝛc., wird über 20 m hoch, hat 2 m lange, armdicke Blattstiele und 1,9 m lange, 4 m breite Blätter mit 95—100 Segmenten, die allgemein als Sonnen- und Regenschirme und zu Flechtwerk benutzt werden. Auf solchen Blättern sind die heiligen Überlieferungen der Singhalesen mit metallenem Griffel eingegraben. Das Holz ist fest und hart, das Mark des Stammes liefert geringen Sago, die jungen Triebe geben guten Palmkohl, aus den harten Steinkernen werden allerlei Zieraten verfertigt. Aus den Blättern von C. Gebanga *Bl.* (Gebangpalme), auf Java, den Molukken, Timor, Celebes ꝛc., werden Körbe, Beutel, Hüte ꝛc. geflochten, aus den Fasern Mützen, Hemden ꝛc. gewebt. C. australis *R. Br.*, soviel wie Livistona australis. Mehrere C.-Arten werden in Palmhäusern kultiviert.

Coryphaena, die Goldmakrele.

Coryphodon *Owen*, fossile Gattung der Amblypoden (s. Huftiere), den Dinoceraten am nächsten verwandt, umfaßt Arten von der Größe des Tapirs bis zu der eines Stieres, mit kurzen, plumpen Beinen und auffallend kleinem Gehirn. Sie finden sich zahlreich im nordamerikanischen Eocän, spärlich in Europa, und waren die größten Säugetiere der Eocänzeit.

Coryza, der Schnupfen.

Cos., mathematische Abkürzung für Cosinus.

Cosa (ital., »Sache, Ding«), in der Algebra früher Bezeichnung der unbekannten, zu findenden Größe, daher der Ausdruck regola della cosa, »Regel Coß«, für Algebra, und cossisch für algebraisch, Cossisten für Algebraiker im 15., 16. und teilweise noch im 17. Jahrh.

Cosa, im Altertum Stadt in Etrurien, von Volci abhängig, nahe dem Meer, östlich vom Mons Argentarius gelegen, 273 und 196 v. Chr. von Rom aus kolonisiert, mit gutem Hafen. Sie existierte bis ins 3. Jahrh. n. Chr. Ruinen, namentlich die Stadtmauern, Ansidonia genannt, beim heutigen Orbetello.

Cosa, Juan de la, span. Seefahrer, geb. in Santona (Kalabrien), begleitete Kolumbus auf seinen beiden ersten Reisen und unternahm dann noch mehrere Fahrten nach Amerika, bis er 1510 in Darien von den Eingebornen getötet wurde. Für die Entdeckungsgeschichte wichtig ist die von C. verfaßte und im Museo naval in Madrid aufbewahrte »Mapa mundi« aus dem Jahre 1500. Vgl. Vasáno, Ensayo biográfico del célebre navegante y consumado cosmógrafo Juan de la C. y descripción é historia de su famosa carte geográfica (Madr. 1892, mit Nachbildung der »Mapa mundi« in sechs Blättern).

Cosack, Konrad, Rechtslehrer, geb. 12. März 1855 zu Königsberg i. Pr., habilitierte sich 1882 an der Berliner Universität, wurde daselbst 1885 außerordentlicher Professor und ging als ordentlicher Professor 1889 nach Gießen, 1893 nach Freiburg i. Br., 1896 nach Bonn, wo er neben seiner Professur auch eine Richterstelle am Landgericht bekleidet. Er schrieb: »Der Besitz des Erben« (Weim. 1877); »Das Anfechtungsrecht der Gläubiger eines zahlungsunfähigen Schuldners innerhalb und außerhalb des Konkurses nach deutschem Reichsrecht« (Stuttg. 1884); »Die Eidhelfer des Beklagten« (das. 1885); »Lehrbuch des Handelsrechts« (das. 1888, 6. Aufl. 1903); »Lehrbuch des bürgerlichen Rechts auf der Grundlage des

Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich« (2 Bde. in 5 Abtlgn., Jena 1897—1900; 4. Aufl. 1903). Außerdem lieferte er für die von Bekker und Fischer veröffentlichten »Beiträge zur Erläuterung und Beurteilung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs« das 13. Heft (»Sachenrecht mit Ausschluß des besondern Rechts der unbeweglichen Sachen«, Berl. 1889), für Marquardsens und Seydels »Handbuch des öffentlichen Rechts« eine Darstellung des Staatsrechts des Großherzogtums Hessen (Freiburg 1894) und gab die 17. Auflage von Gerbers »System des deutschen Privatrechts« (Jena 1895) heraus.

Cosalá, Bergwerksort im mexikan. Staat Sinaloa, südöstlich von Culiacan, mit Silbergruben und (1900) gegen 4000 Einw.

Coscile (spr. -schile, bei den Alten Sybaris), Fluß in der ital. Provinz Cosenza, entspringt am Abhang des Monte Pollino und ergießt sich in den Crati kurz vor dessen Mündung in den Golf von Tarent.

Cos Destournel (spr. ko däturnell), s. Bordeauxweine.

Coseguina (Conseguina), Vulkan in Nicaragua, auf der Halbinsel vor der Fonsecabai (13° n. Br.), 863 m hoch, hatte 1835 einen gewaltigen Ausbruch.

Cosel, 1) (Cosell) Anna Konstanze, Gräfin von, Geliebte Augusts des Starken, geb. 17. Okt. 1680 auf Deppenau im Holsteinischen als Tochter des dänischen Obersten v. Brockdorf, gest. 31. März 1765, vermählte sich 1699 zu Wolfenbüttel mit dem sächsischen Kabinettsminister v. Hoym. Von ihm geschieden, wurde sie 1707 als Reichsgräfin von C. anerkannte Maitresse des Kurfürsten Friedrich August I. (des Starken) von Sachsen (Coselgulden), behauptete sich über 9 Jahre in seiner Gunst und sammelte ein großes Vermögen. Den Ministern verhaßt, wurde sie während der Reise nach Warschau 1716 zur Rückkehr nach Dresden genötigt, entfloh, wurde aber, da sie sich weigerte, das Dokument, worin Friedrich August sie und ihre Kinder anerkannt hatte, herauszugeben, verhaftet, nach der Festung Stolpen gebracht und, da sie jede Auskunft über den Verbleib ihres Vermögens verweigerte, in strengem Gewahrsam gehalten. Nach dem Tode Augusts (1733) bot man ihr größere Freiheit an; doch wollte sie nunmehr ihr Gefängnis, noch heute mit Erinnerungen an die Gefangene ausgestattet, nicht mehr verlassen. Sie war eine der schönsten und geistreichsten Frauen ihrer Zeit, besonders in der französischen Literatur bewandert. Von ihren mit August erzeugten und 1724 legitimierten Kindern war Friedrich August, Graf von C., geb. 1712, General der Infanterie und Kommandant der Gardedukorps, erbaute das Coselsche Palais in Dresden, legte den Coselschen Garten an und starb 1770 zu Sabor in Schlesien; eine Tochter, Auguste Konstanze, 1708—28, heiratete den Oberkammerherrn v. Friesen, die zweite, Friederike Alexandrine, 1709—84, den polnischen Großschatzmeister Grafen Moszinski. Vgl. K. v. Weber, Anna Konstanze, Gräfin von Cosel (im »Archiv für die sächsische Geschichte«, Bd. 9, 1870); Wilsdorf, Gräfin C. (3. Aufl., Dresd. 1902).

2) Charlotte von, unter dem Pseudonym Adelheid von Auer bekannt gewordene Schriftstellerin, geb. 6. Jan. 1818 in Berlin als Tochter des Generals v. C., lebt daselbst. In einer größern Anzahl von Romanen und Erzählungen, von denen wir »Fußstapfen im Sande« (Berl. 1868), »Modern«, Roman in Briefen (das. 1868; 3. Aufl., das. 1880), »Die barmherzige Schwester« (Schwerin 1870), »Achtzig Stufen hoch« (Stuttg. 1871, 4 Bde.), »Aufgelöste Dissonanzen« (Leipz. 1879), »Im Labyrinth der Welt« (Berl. 1879, 3 Bde.), »Lebende Bilder«, Novellen (Leipz. 1880), »Luftschlösser« (Berl. 1882, 3 Bde.) nennen, stellt sie modernes Leben mit entschiedenen, aber nicht aufdringlichen konservativen Tendenzen dar.

Coseley (spr. kosli), Stadt in Staffordshire (England), 4,5 km südöstlich von Wolverhampton, hat Eisen- und Kohlengruben, Eisengießerei, Fabrikation von Eisenwaren, Öfen, Zement u. (1901) 22,218 Einw.

Cosenz, Enrico, ital. General, geb. 12. Jan. 1820 in Gaeta, gest. 28. Sept. 1898 in Rom, trat als Offizier in die neapolitanische Armee, zog mit dieser 1848 nach Oberitalien und blieb nach ihrer Rückkehr in Venedig, an dessen Verteidigung gegen die Österreicher er hervorragenden Anteil nahm. Nach der Übergabe Venedigs lebte er in ärmlichen Verhältnissen zu Turin. 1859 trat er als Oberst in das Alpenjägerkorps Garibaldis, nahm 1860 am Zuge nach Sizilien teil und ward in Neapel Kriegsminister. 1861 trat er in die italienische Armee ein, befehligte 1870 beim Angriff auf Rom als Generalleutnant eine Division, später das 1. Armeekorps in Turin und war 1881—93 Chef des Generalstabs. C. galt als einer der gelehrtesten Offiziere Italiens. Seit 1860 war er Mitglied der Deputiertenkammer und wurde 1872 Senator.

Cosénza, ital. Provinz, bis 1871 Calabria citeriore genannt, grenzt im N. an die Provinz Potenza, im S. an Catanzaro, im O. an das Jonische Meer (Golf von Tarent), im W. an das Tyrrhenische Meer, ist 6653 qkm (120,8 QM.) groß und hat (1901) 465,267 Einw. (70 auf 1 qkm). Sie zerfällt in vier Kreise: C., Castrovillari, Rossano, Paola.

Cosénza, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (s. oben), liegt 256 m ü. M. am Fuß des Silagebirges, am Crati, der hier den Busento aufnimmt, 18 km vom Tyrrhenischen Meer, an der Eisenbahn Sibari-Pietrafitta, wird von einem großen Kastell überragt und zerfällt in die Altstadt, mit engen, steilen Gassen, und die Neustadt, mit großen, stattlichen Bauten. Die Stadt, Sitz eines Erzbischofs, hat einen 1750 renovierten Dom mit dem Grabmal Ludwigs von Anjou, einen stattlichen Justizpalast, ein neues Theater, ein Denkmal der Erhebung von 1844, ein geistliches Seminar, ein Gymnasiallyzeum, eine technische und Ackerbauschule und (1901) ca. 19,000 (als Gemeinde 21,545) Einw., die Ton-, Eisen- und Stahlwaren erzeugen, Landwirtschaft und Handel mit Seide, Wein, Öl rc. betreiben. — C. hieß bei den Alten Consentia und war die Hauptstadt von Bruttium. 410 starb hier der Westgotenkönig Alarich, der der Sage nach im Flußbette des Busento begraben ward. Die Stadt wurde oft durch Erdbeben verwüstet, am schrecklichsten 1638 und 1783 (wobei alle ältern Bauwerke zerstört wurden) und neuerdings 1854 und 1870.

Cos Gayon, Fernando, span. Rechtsgelehrter und Staatsmann, wurde 1855 Promotorfiskal in Madrid, trat später in die Finanzverwaltung über und war vom März 1880 bis Februar 1881 Finanzminister, außerdem wiederholt Vizepräsident der Cortes. Sein erster literarischer Versuch waren Vorlesungen, die er am Ateneo von Madrid 1848—50 gehalten, u. d. T.: »Historia de la administracion publica de España desde la dominacion romana hasta nuestros dias«. Später schrieb er eine Menge Monographien und Artikel in Zeitschriften, namentlich in der »Revista de España«. 1890 übernahm C. in dem neuen Kabinett Canovas das Ministerium

der Finanzen, in dem umgebildeten Kabinett Canovas (November 1891—93) die Justiz.

Coshocton (spr. koschóck'n), Hauptort der Grafschaft C. im nordamerikan. Staat Ohio, am Muskingumfluß, mit Eisen- und Stahlwerken u. (1900) 6473 Einw.

Così fan tutte (ital., »so machen's alle [Frauen]«), sprichwörtlich gewordener Titel einer Oper von Mozart (Text von Daponte).

Cosihuiriáchic (spr. -ätschik, Santa Rosa de C.), Stadt im mexikan. Staat Chihuahua, am Fuß des Busa de C. (2380 m), früher durch Silberminen blühend, hat jetzt nur noch 3000 Einw.

Cosimo, Pietro di, ital. Maler, geb. 1462 in Florenz, gest. daselbst 1521, war Schüler des Cosimo Rosselli, bildete sich unter dem Einfluß des Filippino Lippi und der mailändischen Schule weiter aus. Er zeigt eine phantastische Richtung in der Komposition und große Vorliebe für die Landschaft. Wichtig ist C. durch seinen Einfluß auf Andrea del Sarto, Pontormo, Franciabigio und andre hervorragende Meister der spätern Zeit. Seine interessantesten Schöpfungen sind einige mythologische Kompositionen (Geschichte des Perseus, in den Uffizien zu Florenz; Venus, Amor und Mars, im Berliner Museum; der Tod der Prokris, in der Nationalgalerie zu London), die sich durch eigenartige Auffassung auszeichnen. Vgl. Knapp, Piero di C. (Halle 1899).

Cosimo de' Medici, s. Medici.

Cosinus, s. Kosinus.

Cosmas, s. Kosmas.

Cosmäten, ital. Künstlergeschlecht, das von der zweiten Hälfte des 12. bis zum Anfang des 14. Jahrh. in Söhnen und Enkeln unter den Namen Cosma, Lorenzo, Jacopo, Luca, Giovanni und Deodato blühte. Die C. lehnten sich anfangs an die Bauwerke des Altertums, später an die Gotik an und erfüllten nicht nur Rom, sondern auch dessen weitere Umgebung (Latium, Tuscien, Umbrien) mit zahlreichen, zum Teil höchst anmutigen Werken dekorativen Charakters, die meist eine Vereinigung von Architektur, Skulptur und musivischer Malerei bildeten, wie Tabernakel, Ambonen, Grabmäler, Portiken, Klosterhöfe, Altäre, Throne, Mosaikfußböden, Türpfosten ꝛc., wofür die Ruinen antiker Gebäude das Material an farbigen Steinen hergaben. Als tüchtige Baumeister zeigten sie sich besonders an der Vorhalle des Domes von Civitá Castellana (von Jacopo und Lorenzo, 1210) und in den Klosterhöfen des Laterans und der Abtei St. Paul in Rom. Ihre schönsten Arbeiten fallen in die Zeit Bonifatius' VIII. (1294—1303). Hierher gehören namentlich das Monument des Bischofs Durandus in Santa Maria sopra Minerva zu Rom, ferner die Grabmäler des Kardinals Gonsalvo in Santa Maria Maggiore u. des Kaplans Stefano de' Surdi in Santa Balbina daselbst (alle drei vom Meister Giovanni).

Cosmetica (lat.), soviel wie kosmetische Mittel.

Cosmia, s. Eulen (Schmetterlinge).

Cosmonetta, s. Enten.

Cosmophyllum *C. Koch*, Gattung der Kompositen, mit der einzigen Art C. cacaliaefolium *C. Koch* et *Bouché*, einem Strauch oder kleinen Baum Guatemalas, mit sehr großen, siebenlappigen, hell gelblichgrünen, kurz behaarten, angenehm renettenartig riechenden Blättern, endständigen Blütendolden mit kamillenähnlichen Blüten und vierseitigen Achenen mit kurzem Pappus, wird als schöne, schnellwüchsige Blattpflanze in Gärten auf Rasenplätzen kultiviert.

Cosne (spr. kōn', im Altertum Condate), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Nièvre, rechts an der Loire, am Einfluß des Nohain, Knotenpunkt an der Lyoner und Orléansbahn, mit zwei schönen Brücken, mehreren alten Kirchen und einem Collège, hat Feilenfabrikation, Wollspinnerei, mehrere Mühlen und (1901) 7176 Einw.

Cospetto di Bacco! (ital.), potztausend!

Cospöli, in der Levante gebräuchliche Abkürzung für Konstantinopel.

Coß (Regel C.), s. Cosa.

Cossa, 1) Francesco, ital. Maler, einer der Hauptvertreter der ältern ferrareſischen Schule, war 1456 als Gehilfe seines Vaters Cristoforo C. in Ferrara tätig und nahm nach 1470 seinen Wohnsitz in Bologna, wo sich das Freskobild einer thronenden Madonna mit dem Stifterpaar von 1472 in der Kirche Madonna del Baracano und das Temperabild einer thronenden Madonna mit dem Heiligen Petronius und Johannes Evangelista von 1474 (in der Pinakothek) erhalten haben. In diesen Werken hält er sich an Cosimo Tura, den er jedoch an Größe der Auffassung übertraf. Er war auch an den Fresken im Palazzo Schiffanoja in Ferrara beteiligt, die mythologische und allegorische Figuren und Szenen aus dem Leben des Erbauers, des Herzogs Borso von Este, darstellen. Ein Jugendwerk von ihm, eine Verkündigung Mariä, besitzt die Dresdener Galerie, eine Allegorie des Herbstes, eine weibliche Figur, das Berliner Museum.

2) Pietro, ital. Dramatiker, geb. 25. Jan. 1830 in Rom, gest. 30. Aug. 1881 in Livorno, kämpfte auf den Schlachtfeldern der Lombardei für die nationale Unabhängigkeit, verließ, als Rom in die Hände der Franzosen gefallen war, Italien und unternahm eine Reise nach Amerika, namentlich Chile und Peru. Zurückgekehrt, wohnte er erst in Turin, dann wieder in Rom, wo er Professor der italienischen Literatur an einer technischen Schule wurde. Seine erste Tragödie »Mario ed i Cimbri« (1862) gelangte nicht zur Aufführung. Seine weitern Dramen: »Puschin« (1869), »Sordello« (1872), »Beethoven« (1872; deutsch von Lungwitz, 1885), »Monaldeschi« (1874) ernteten mäßigen Beifall. Großen Erfolg hatte dagegen: »Nerone« (1871; deutsch von Reißner, Leipz. 1874), ein originelles Werk, das auf der Bühne das größte Ereignis des Jahrzehnts war. Später schrieb C. noch »Messalina« (1876), »Cleopatra« (1879), die Komödie »Plauto e il suo secolo« (1876; deutsch von Lungwitz, Plauen 1881), »Cola da Rienzi«, »I Borgia« (1878), »Giuliano l'Apostata« (1876) und »Cecilia«, ein Drama, das die Geliebte Giorgiones zur Heldin hat. Sein letztes Stück war »I Napoletani del 1799«. Großartigkeit des Entwurfs und lebhaftes Kolorit sind allen diesen schon durch pikante Themata anziehenden Werken mehr oder weniger eigen, ebenso aber auch Mangel an Einheitlichkeit der Anlage und phantastische Überschwenglichkeit. »Poesie liriche« erschienen gesammelt Mailand 1876, »Poesie inedite« Rom 1886 mit Biographie, das »Teatro poetico« Turin 1887 ff. Vgl. Trevisani, Pietro C. (Rom 1885); Franchetti, Pietro C. (in der »Nuova Antologia«, 1891).

3) Luigi, ital. Nationalökonom, geb. 27. Mai 1831 in Mailand, gest. 10. Mai 1896 in Pavia, aus einer adligen Familie, studierte in Pavia, Wien und Leipzig, wurde 1858 zum Professor der politischen Ökonomie an der Universität zu Pavia, später auch an dem Polytechnikum in Mailand ernannt. C. war mit Erfolg bemüht, die Resultate der modernen volkswirtschaftlichen, namentlich der deutschen Literatur selb-

ständig zu verwerten. Seine Hauptwerke sind: »Guida allo studio dell' economia politica« (3. Aufl., Mail. 1892; deutsch von Moormeister, Freiburg 1880); »Primi elementi di economia politica« in 3 Bänden, Bd. 1: »Economia sociale« (11. Aufl., Mail. 1899; deutsch von Moormeister, 3. Aufl., Freiburg 1896), Bd. 2: »Politica economica« (8. Aufl. 1888), Bd. 3: »Scienza delle finanze« (6. Aufl. 1893; deutsch von Eheberg, 3. Aufl., Leipz. 1891); »Saggi di economia politica« (Mail. 1878); »Histoire des doctrines économiques« (Par. 1899).

Cossio, Ort, s. Bazas.

Cossisch, Cossisten, s. Cosa.

Coßmann, Bernhard, Violoncellvirtuos, geb. 17. Mai 1822 in Dessau, erhielt seinen ersten Unterricht vom dortigen Konzertmeister Drechsler und bildete sich sodann bei Müller in Braunschweig und Kummer in Dresden weiter aus. 1840—46 war er in Paris an der Italienischen Oper, 1847—48 am Leipziger Gewandhausorchester angestellt. Darauf bereiste er England und Frankreich, wurde 1850 Kammervirtuos in Weimar, 1866—70 Lehrer am Konservatorium in Moskau, ließ sich dann in Baden-Baden nieder und wirkt seit 1878 am Hochschen Konservatorium in Frankfurt a. M.

Cosson (spr. -ßóng), Ernest, Arzt und Botaniker, geb. 22. Juli 1819 in Paris, gest. daselbst 31. Dez. 1889, schrieb: »Compendium florae atlanticae, ou Flore des États barbaresques: Algérie, Tunisie, Maroc« (1881—87, 2 Bde.); »Illustrationes florae atlanticae« (1883—97); »Conspectus florae atlanticae« (1881), auch Floristisches über die Umgegend von Paris.

Cossonay (spr. -ßonä), Bezirkshauptstadt im schweizer. Kanton Waadt, an der Venoge, Knotenpunkt der Eisenbahnen Lausanne-Biel-Basel und C.-Pontarlier, hat eine alte reformierte Kirche und (1900) 1069 Einw. In der Nähe Mühlen und eine Metallkabelfabrik.

Cossus, Weidenbohrer; bei den alten Römern eine große, in Eichen lebende Larve (des Hirschkäfers oder eines Bockkäfers), wurde von ihnen gegessen.

Cossyrit, Mineral, s. Hornblende.

Costa (lat.), die Rippe (s. d.).

Costa, 1) Lorenzo, ital. Maler, geb. um 1460 in Ferrara, gest. 5. März 1535 in Mantua, Schüler des Cosimo Tura und des Ercole Roberti zu Ferrara, war erst hier, dann in Bologna tätig, wo Francia Einfluß auf ihn gewann. Er besaß eine derbe, realistische Natur, die selbst von Francias milder Kunstweise nicht unterdrückt werden konnte; Reichtum an Phantasie dagegen hatte er nicht. Seine Hauptwerke befinden sich zu Bologna: in San Petronio eine Madonna mit Heiligen (1492) und die zwölf Apostel (1495), in San Giovanni in Monte Mariä Krönung (1497) mit schöner Landschaft, die C. überhaupt glücklich behandelte, ferner eine Madonna mit musizierenden Engeln und Heiligen, in San Giacomo Maggiore die Madonna mit der Familie Bentivoglio (1488), im Berliner Museum eine Darstellung Christi im Tempel (1502), im Louvre zu Paris eine allegorische Darstellung des Hofes der Isabella Gonzaga.

2) Paolo, ital. Schriftsteller, geb. 13. Juni 1771 in Ravenna, gest. 21. Dez. 1836, war Professor zu Treviso, Bologna und Korfu. Der klassischen Schule angehörig, bekämpfte er die Neuerungen der romantischen Schule und suchte das Studium der Alten neu zu beleben, nahm auch an der Revision des großen Wörterbuches der Crusca (1819—20) teil und übersetzte die Oden des Anakreon, die Homerische »Batrachomyomachie«, Schillers »Don Carlos« u. a. Vielverbreitet war sein »Commento alla Divina Commedia« (Bologna 1819 u. ö., später von Bianchi umgearbeitet); sein Traktat »Dell' elocuzione« (Forlì 1818) wurde in den Schulen eingeführt. Die »Opere di P. C.« erschienen Bologna 1825 und Florenz 1839 bis 1840 mit Becchis Biographie. Vgl. Brocchi, Paolo C. in den »Atti dell' Istituto Veneto« (1898).

3) Isaak da, niederländ. Dichter und Schriftsteller, der hervorragendste Schüler Bilderdijks, geb. 14. Jan. 1798 in Amsterdam, gest. 28. April 1860, gehörte einer angesehenen, aus Portugal stammenden jüdischen Kaufmannsfamilie an, studierte in Leiden die Rechte und Philosophie, trat 1822 zum Christentum über und veröffentlichte bald darauf (1823) seine heftige Bilderdijkianische Streitschrift »Bezwaren tegen den geest der eeuw«, der andre folgten und womit er der Stifter des sogen. Réveil und der Begründer der jetzigen politisch-religiösen antirevolutionären Partei wurde. Seine poetische Tätigkeit begann er mit Übersetzungen von Äschylos' »Persern« (1816) und »Prometheus« (1820) und einem Trauerspiel »Alphonsus I« (1818). Dann folgten poetische Werke 1821 und 1822. Fast 25 Jahre war er nur polemisch tätig gewesen, als er 1840 sein Volk mit dem großen politisch-historischen Gedicht »Vijfentwinting jaren« überraschte, dem allmählich andre folgten. Vorzüglich ist noch sein Gedicht »Hagar« (1847) und sein Schwanengesang »De slag bij Nieuwpoort« (1859). Ferner schrieb er Bilderdijks Leben (1859) und ein historisches Werk »Israël en de volken« (1848—49; deutsch von K. Mann, Frankf. a. M. 1855). Seine Gedichte erschienen gesammelt von J. P. Hasebroek (Haarl. 1861—62), in einer Volksausgabe Arnheim 1870, seine »Brieven« von Groen van Prinsterer (Amsterd. 1872—76, 3 Bde.). Ein Bild seiner Persönlichkeit gaben H. J. Koenen (Amsterd. 1861) und A. Pierson (Haarl. 1865). Seine Biographie schrieb Jan ten Brink in »Geschiedenis der Nord-Nederlandsche letteren« (Amsterd. 1888).

4) Michele, Komponist und Dirigent, geb. 4. Febr. 1810 in Neapel, gest. 29. April 1884 in Brighton, ward auf dem Konservatorium in Neapel gebildet und begab sich 1828 nach London, wo er seitdem blieb. C. gehörte zu den beliebtesten Musikern in England und stand namentlich als Orchesterdirigent in großem Ansehen. Als solcher leitete er neben der Italienischen Oper noch die von ihm ins Leben gerufenen geistlichen Konzerte in Exeter Hall sowie die der Philharmonischen Gesellschaft und die Musikfeste in Birmingham und die Londoner Händelfeste. Zugleich war er Hofkonzertdirektor. 1869 wurde er zum Ritter (Sir) erhoben. Unter seinen Kompositionen sind die Oper »Don Carlos« (1844) und die in England beliebten Oratorien »Eli« und »Naaman« hervorzuheben.

Costa-Cabral, Antonio Bernardo da, Graf von Tomar, portug. Staatsmann, geb. 9. Mai 1803 in Fornos de Algodres (Beira Alta), gest. 1. Sept. 1889, studierte in Coimbra die Rechte und bekleidete dann hohe Richterstellen. 1835 zu Lissabon in die Cortes gewählt, gesellte er sich anfangs der Opposition zu, trat aber bald zur Hofpartei über und wurde 1839 Minister der Justiz und der geistlichen Angelegenheiten. In dieser Stellung suchte er die königliche Macht von den Schranken der Verfassung zu befreien, bildete 27. Jan. 1842 in Oporto eine revolutionäre Junta und rief die Charte Dom Pedros aus, ward durch ein königliches Dekret zum Schein

entsetzt, kehrte jedoch bald nach Lissabon zurück und übte nun als Minister des Innern unumschränkte Gewalt. Er benutzte diese zwar zu manchen zweckmäßigen Einrichtungen, regierte aber willkürlich und machte sich dadurch so verhaßt, daß wiederholt Unruhen ausbrachen. Infolge eines Aufstandes zu Oporto 17. Mai 1846 mußte er seine Entlassung nehmen und sich flüchten, kehrte jedoch bald wieder zurück und ward Ende Mai 1849 von der Königin mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt. Er regierte wieder in der frühern Weise, bis ein von Saldanha erregter Aufstand ihn endlich 26. April 1851 seines Ministerpostens beraubte und zur Flucht nötigte. Er kehrte indes im Februar 1852 nach Lissabon zurück und lebte seitdem zurückgezogen als Staatsrat und Präsident des höchsten Verwaltungstribunals. Vgl. Bavoux, A. B. da C. (Par. 1846).

Costarica (span., »reiche Küste«), der südlichste der mittelamerikan. Freistaaten (s. Karte »Westindien und Mittelamerika«), zwischen 8°—11° 16′ nördl. Br. und 82° 40′—84° 50′ westl. L., 54,070 qkm groß, nimmt den nordwestlichen Teil der Landenge von Panama (s. d.) ein und wird von dem kolumbischen Depart. Panama durch die von der Punta Carreta nach der Punta Barrica laufende Kordillere, von Nicaragua durch den Rio San Juan und Nicaraguasee abgegrenzt (nach den Schiedssprüchen des Unionspräsidenten 1888 und des französischen Präsidenten 1900). Das Innere wird in südöstlicher Richtung von zwei gewaltigen Gebirgsketten durchzogen, von denen die eine sich von Kap Helena und dem Nicaraguasee gegen die Punta Carreta richtet und jungvulkanisch ist, die andre alteruptive und kristallinische aber von der Ostseite der Nicoyabucht gegen die Chiriquilagune verläuft, um sich an den Chiriquivulkan von Panama und die Kordillere von Veragua anzulehnen. Der erstern gehören die Vulkane Orosi (1585 m), Rincon de la Vieja, Miravalles (1432 m), Tenorio, Poas (2644 m), Irazu (3414 m) und Turialba (3325 m) an, von denen die drei letztgenannten noch eine ziemlich lebhafte Tätigkeit entfalten; zur letztern gehören der Chirripo Grande (3900 m), Ujum (2650 m), Pico Blanco (2940 m). Gegen NO. fallen diese Gebirge verhältnismäßig sanft ab, und an der Küste des Karibischen Meeres und am Nicaraguasee begleiten sie die breitesten Niederungen aus jüngerm und jüngstem Schwemmlande. Der Südwestabfall ist steil; hier laufen den Hauptketten auch Nebenketten parallel, darunter besonders die Cerros de Havana (gegen 1000 m), welche die Halbinsel vor der Nicoyabucht, und die Cerros de Saispuedes (über 600 m), welche die Halbinsel vor dem Golfo Dulce erfüllen. Die Küstengliederung ist demgemäß auch durch die genannten weiten Golfe sowie durch die Elenabai und Culebrabai die weitaus reichere. Von den Flüssen sind auf größere Strecken schiffbar der San Juan und seine Nebenflüsse San Carlos und Sarapiqui (Sucio) sowie der in den Nicaraguasee mündende Rio Frio. Das Klima ist heiß und in den größtenteils mit Mangrovesumpf bedeckten Küstenniederungen ungesund (mittlere Temperatur 26°), dagegen schön, gemäßigt und gesund auf der Höhe des Tafellandes. Die atlantische Seite von C. hat keine eigentliche Trockenzeit, während die pazifische Seite vom Januar bis April sehr regenarm ist, so daß die Vegetation teilweise ganz vertrocknet. San José (1135 m hoch) hat 19,6° mittlere Jahrestemperatur, 18,7° mittlere Temperatur des kältesten Monats (Dezember) und 20,4° des wärmsten (Mai). Die Regenmenge beträgt 175 cm, das Maximum im Juli 40, das Minimum im Februar 0,2 cm. Gewittertage 42. Sonnenscheindauer 1911 Stunden. Puerto Limon dagegen erhält 375 cm Regen im Jahr. Hinsichtlich der Pflanzenwelt lehnt sich C. viel enger an Südamerika an als an das übrige Mittelamerika (und Mexiko), von dem es noch in später geologischer Zeit eine breite Meeresstraße trennte. An der östlichen Abdachung der Kordillere, die von den Niederschlägen des Passats befeuchtet wird, erhebt sich ein aus Palmen und andern tropischen Baumformen gemischter Wald fast bis zum Kamm der Berge. Koniferen fehlen ganz, Eichen und alpine Sträucher rücken in ein höheres Niveau; dagegen findet man jenseit des Kammes an der pazifischen Küste in der offenen Landschaft fast nur Savannengehölze und erreicht den Tropenwald erst in der Nähe der Küste. Eichen und Nadelhölzer treten hier schon in der tropischen Region auf und in geringer Meereshöhe bereits alpine Kräuter. Auf den Alpenmatten des höchsten Berggipfels, des Irazu, ersetzen Erikazeen (Vaccinium, Pernettya) den Stevienzürtel der mexikanischen Anden. In den palmenreichen Wäldern des Ostabhanges finden sich von südamerikanischen Charaktergewächsen die Gattungen Bactris, Geonoma und Iriartea, ferner Baumfarne, Scitamineen und die Rubiazee Warszewiczia pulcherrima. Das Zentralplateau bei 1600 m Höhe nehmen lichte Waldungen aus Cedrelen, Bombax-, Cupania-, Inga- und Bursera-Arten mit dornigen Mimosen ein. Die Tierwelt, zu der mexikanischen Subregion der neotropischen Region gehörend, ist besonders an Säugetieren und Vögeln sehr reich. Es gibt mehrere Arten Affen, den Jaguar und Puma und andre Raubtiere, von Paarzehern das Nabelschwein und kleine Hirscharten, von Unpaarzehern den amerikanischen Tapir; zahlreiche Papageien, Tukane, Hokkohühner, Löffelreiher, Aasgeier, Spechte, Falken; von Reptilien besonders Schlangen und Leguane; die Insektenwelt ist sehr reich und z. T. von tropischer Pracht.

Die Bevölkerung betrug 1892: 243,205 (122,480 männlich, 120,725 weiblich), nach einer Berechnung von 1899: 309,683. Vorherrschend ist die unvermischt spanische Rasse, der Rest besteht aus 6840 Ausländern (342 Deutschen), 1200 Negern, 600 Chinesen, 5000 zivilisierten und 2800 unzivilisierten Indianern. Die Hauptmasse der Bevölkerung bewohnt die Hochebene von San José und das Tal des Rio Grande. Staatsreligion ist die römisch-katholische, aber alle andern Konfessionen sind geduldet. Ein 1850 gegründetes Bistum ist dem Erzbischof von Guatemala unterstellt. Für Volksbildung sorgen (1897) die Universität von San José, 4 andre höhere Schulen und 327 Elementarschulen mit 21,913 Schülern. Haupterwerbszweige sind Landbau und Viehzucht, vor allem der seit 1832 schwunghaft betriebene Kaffeebau (bis zu Höhen über 1200 m), die Südfruchtkultur (in den Küstenniederungen), der Anbau von Kautschukbäumen und der Mais- und Bohnenbau. Viehzucht wird besonders auf den Savannen und Catingas (mit vereinzelten Bäumen und Büschen besetzten Wiesenflächen) in den Departements Guanacaste und Alajuela betrieben. Bergbau (in den Minen von Monte Aguacate) und Industrie sind bedeutend. Branntweinbrennerei und Tabakbau sind Monopol der Regierung, die 1892: 1,644,046, bez. 616,605 Pesos daraus gewann.

Die Einfuhr betrug 1901: 4,410,422, die Ausfuhr 5,585,198 Doll. Die Einfuhr (46,8 Proz. aus der

Union, 21,8 Proz. aus England, 13,5 Proz. aus Deutschland, 5,4 Proz. aus Frankreich, 3,1 Proz. aus Spanien) besteht in Geweben, Maschinen, Eisen-, Glas-, Porzellan- und Steingutwaren, Wein, Bier, Spirituosen u. a., die Ausfuhr in Kaffee (1901: 16,6 Mill. kg für 2,8 Mill. Doll.) und Bananen (3,9 Mill. Bushel für 1,5 Mill. Doll.); ferner Gold, Silber, Zedern- und Mahagoniholz, Häuten, Kautschuk u. a. Die Regierungsbank, Banco de Costarica, ist zur Ausgabe von Banknoten berechtigt. In beiden Häfen, Punta Arenas und Limon, liefen 1901: 171 Schiffe mit 255,126 Ton., bez. 415 Schiffe mit 423,759 T. ein. Eine schon seit langem bestehende, 135 km lange Landstraße führt von San José nach Punta Arenas. Eisenbahnen gab es 1901: 282 km, darunter besonders eine bis auf die 35 km lange Gebirgsstrecke bei Alajuela fertige interozeanische Bahn; Telegraphenlinien 1417 km, mit 52 Ämtern, Telephonlinien 320 km. Die Post hatte 1901: 85 Ämter und im innern Verkehr 1,772,914, im äußern 637,163 Sendungen. Neben dem für Maße und Gewichte gesetzlichen metrischen System sind die altkastilischen allgemein im Gebrauch. 1 Libra hier = 460,142 g, 1 Tercio = 150 Libras, 1 Cajuela = 0,687 Lit. Grundlage des Münzwesens wurde 1896 der Colon von 700 mg Gold = 1,953 Mk. bei $^9/_{10}$ Feinheit im Verhältnis zum Silber = $26^3/_4 : 1$; fremde Goldmünzen sind zugelassen, fremde Silbermünzen verboten. Die $^3/_4$ feinen Silberstücke von 50, 25, 10 und 5 Centavos müssen bis 10, Kupfermünzen bis 1 Colon angenommen werden.

Verfassung und Verwaltung. Nach der Verfassung von 1859, geändert 22. Dez. 1871 und 26. April 1882, wird der Präsident und ein Kongreß von 21 Deputierten indirekt auf 4 Jahre gewählt. Zur Wahlberechtigung wie zur Wählbarkeit sind 21 Lebensjahre erforderlich. Das Ministerium besteht aus vier vom Präsidenten ernannten Mitgliedern. C. wird eingeteilt in sieben Provinzen: Alajuela, Cartago, Guanacaste, Heredia, Limon, Punta Arenas und San José. Sitz der Regierung, des höchsten Gerichtshofs und des Landesbischofs ist die Hauptstadt San José (s. d.). Außerdem sorgen für die Rechtspflege ein Kassationshof, zwei Appellhöfe und in jeder Provinz ein Obergericht. Die Staatseinnahmen (vornehmlich Zölle, Branntwein- und Tabakmonopol) betrugen 1898: 8,413,199, die Ausgaben 8,069,948, die äußere Staatsschuld 2,095,000 Pfd. Sterl., die innere 1,381,591 Pesos. Das stehende Heer zählt 600 Mann, eine Miliz, die alle Männer von 18—55 Jahren umfaßt, 12,000 Mann. Das Wappen (Abbildung s. auf Tafel »Wappen III«) zeigt drei spitze Berge im Meer, hinter und vor ihnen ein Schiff, hinter dem Berge rechts die aufgehende Sonne, oben am Himmel fünf goldene Sterne. Die Flagge (s. Tafel »Flaggen I«) besteht aus fünf Horizontalstreifen, blau, weiß, rot, weiß, blau, der mittlere (rote) Streifen von doppelter Breite. In der Mitte der Kriegsflagge ist das Wappen, das die Handelsflagge nicht hat. Orden bestehen nicht.

Geschichte. Das Land wurde von Kolumbus 5. Okt. 1502 entdeckt und von ihm Costa Rica y Castilla de Oro genannt, weil er an verschiedenen Stellen von den Eingebornen mit Goldstückchen beschenkt worden war. Die ersten spanischen Niederlassungen waren Fonseca in Chiriqui (1523) und Brusellas am Golf von Nicoya, die aber beide bald wieder verlassen wurden. Der erste wahre Eroberer des Landes, der es zum größten Teil durchzog, war Juan Vasquez de Coronado (1561—65). Er gründete 1563 Cartago in der Nähe der heutigen Stadt; 1578 wurde Esparza gegründet. 1821 erfolgte die Unabhängigkeitserklärung, der Sitz der Regierung ward nach San José verlegt, und C. war fortan einer der Vereinigten Staaten von Mittelamerika, bis es sich 1840 von der Union lossagte und durch ein Staatsgrundgesetz vom April 1848 als unabhängiger Staat konstituierte. Länger dauernde innere Unruhen entstanden, als 1859 eine Vereinigung der Liberalen und der Fremden, besonders der Engländer und Deutschen, den Präsidenten Juan Rafael Mora stürzte, weil er ihrem stets wachsenden Einfluß entgegengetreten war. Der Arzt José Maria Montalegre wurde darauf zum Präsidenten ernannt, eine neue Verfassung eingeführt, und Mora, der mit Hilfe des Präsidenten von San Salvador sich der Gewalt wieder zu bemächtigen suchte, wurde überwältigt und erschossen (28. Sept. 1860). Von 1863—66 war Jesus Jimenes Präsident, der auch, als sein Nachfolger José Maria Castro 1868 durch eine Revolution gestürzt wurde, wieder die Regierung in die Hand nahm. Doch mußte er im April 1870 zurücktreten, worauf im Oktober Tomas Guardia Präsident wurde, der mit wenigen Unterbrechungen bis zu seinem im Juli 1883 erfolgten Tod an der Spitze der Republik blieb, die er meist als Diktator regierte. Er führte den obligatorischen und unentgeltlichen Unterricht sowie die allgemeine Wehrpflicht ein, brachte aber durch mangelnde Sparsamkeit die Finanzen des Staates in eine üble Lage. Nach seinem Tode trat Prospero Fernandez, 1890 der liberale Jurist Rodriguez an die Spitze des Staates. Unter ihm wurde der Grenzstreit zwischen C. und Kolumbien vom Präsidenten der französischen Republik 15. Sept. 1900 dahin entschieden, daß die Grenzlinie von Kap Mona am Atlantischen Ozean zum Kap Burica am Stillen Ozean laufen soll. Vgl. M. Wagner, Die Republik C. (Leipz. 1856); M. de Peralta, C., its climate, constitution, etc. (Lond. 1873); B. A. Thiel, Lenguas y dialectos de los Indios de C. (San José 1882); Calvo, The republic of C. (Übersetzung, Chicago 1890); Violley, C. et son avenir (Par. 1890); Montero Barrantes, Geografia de C. (Barcelona 1893); Derselbe, Elementos de historia de C. (das. 1893); C. Fernandez, Documentos para la historia de C. (San José, 3 Bde.); L. Fernandez, Historia de C. durante la dominación española 1502—1821 (Madr. 1890); Peralta, C., Nicaragua y Panamá en el siglo XVI. (Madr. u. Par. 1883); Derselbe, El canal interoceanico de Nicaragua y C. en 1620 y en 1887 (Brüss. 1887); Derselbe, C. y Colombia de 1573 à 1881 (Madr. 1886); Karte von Friederichsen (Hamb. 1876).

Coste (spr. kost), Jean Victor, Naturforscher, geb. 10. Mai 1807 in Castries, gest. 19. Sept. 1873, studierte in Paris, wurde daselbst Dozent für Entwickelungsgeschichte und schrieb: »Recherches sur la génération des mammifères et la formation des embryons« (mit Delpech, 1834); »Cours d'embryogénie comparée« (1837); »Ovologie du kanguroo« (1838); »Histoire générale et particulière du développement des corps organisés« (1847—59, 4 Hefte, unvollendet). Auf den Bericht von C. und Milne Edwards gründete die Regierung 1852 die Fischzuchtanstalt zu Hüningen im Elsaß, aus der in 2 Jahren über 600,000 Lachse und Forellen zur Besetzung der Rhone hervorgingen. C. selbst unternahm Züchtungsversuche mit immer neuen Arten, bereiste die französischen und italienischen Küstenländer und veröffent-

lichte: »Instructions pratiques sur la pisciculture« (1853, 2. Aufl. 1856) und »Voyage d'exploration sur le littoral de la France et de l'Italie« (1855, 2. Aufl. 1861). Er wurde daraufhin zum Generalinspektor der See- und Flußfischerei ernannt und begann großartige Unternehmungen zur Hebung der Austernzucht, die zuerst staunenswerte Resultate versprachen, dann völlig zu scheitern schienen, aber immerhin bedeutende Erfolge gehabt haben.

Costello, Louisa Stuart, engl. Schriftstellerin, geb. 1799 in Irland, gest. 24. April 1870, ging 1814 mit ihrer Mutter nach Paris, trat nach der Rückkehr als Dichterin auf, widmete Thomas Moore ihre »Specimens of the early poetry of France« (1835) und zeichnete sich dann durch Schilderungen französischen Lebens aus. Ihre Schriften: »A summer amongst the bocages and the vines« (1840), »Pilgrimage to Auvergne« (1841) und »Béarn and the Pyrenees« (1844) gehören zu dem Besten der Reiseliteratur. Weniger gelungen ist ihre »Tour to and from Venice« (1846). Ihr Talent für malerische Naturdarstellung bewährte sich auch in »The falls, lakes and mountains of North-Wales« (1845). Den historischen Roman pflegte sie mit »Catherine de Medicis« (1841), »Gabrielle« (1843), »Clara Fane« (1848) u. a., die romanhafte Biographie mit »Memoirs of eminent English women« (1844, 4 Bde.), »Memoirs of Mary, duchess of Burgundy« (1853) und »Anne of Brittany« (1855). — Auch ihr Bruder Dudley, geb. 1803, gest. 30. Sept. 1865, hat sich als Roman- und Reiseschriftsteller (»Italy from the Alps to the Tiber«, 1861) einen Namen gemacht.

Costenoble (spr. -nóbl), Karl Ludwig, Schauspieler und Schriftsteller, geb. 25. Dez. 1769 in Herford, gest. 28. Aug. 1837 auf einer Gastspielreise in Prag, kam 1790 zu einer wandernden Schauspielertruppe, fand 1801 eine feste Stellung in Hamburg, wo er als Charakterdarsteller tätig war, und wurde 1818 an das Hofburgtheater in Wien berufen, dessen Regisseur er später wurde. Als Schriftsteller hat er sich durch eine Anzahl von heitern Stücken (»Der Schiffbruch«, »Die Testamentsklausel«, »Fehlgegriffen«, »Der tote Onkel«) bekannt gemacht, die als »Almanach dramatischer Spiele« (Hamb. 1810, 1811 u. 1816) und »Lustspiele« (Wien 1830) gesammelt erschienen. Wertvoll für die Theatergeschichte sind die aus seinem Nachlaß herausgegebenen Tagebuchblätter »Aus dem Burgtheater 1818—1837« (Wien 1889, 2 Bde.).

Coster, 1) Lourens Janszoon, nach holländischer Annahme der Erfinder der Buchdruckerkunst, soll nach Junius (»Batavia«, Leid. 1588) um 1440 als Küster in Haarlem gelebt und dort, anfangs zum Spielzeug für seine Enkel, mit aus Baumrinde geschnittenen, dann mit hölzernen und zuletzt mit metallenen Lettern gedruckt haben. Bei seinen ersten Büchern sollen die Blätter nur einseitig bedruckt, die unbedruckten Seiten aber zusammengeklebt gewesen sein, eins derselben sei der »Spieghel onzer behoudenis« (die holländische Ausgabe des »Speculum salutis«). 1441 soll aber ein gewisser Johannes das Druckgerät gestohlen und mit demselben in Mainz zu drucken begonnen haben. Diese Erzählung des Junius ist in Holland eifrig verteidigt worden, besonders von Scriver (1628), Seiz (1740), Meermann (1765), Koning (1816) u. a. 1722 errichtete man in Haarlem dem C. ein Denkmal, und da Koning das Jahr 1423 als das Jahr der Erfindung angegeben hatte, feierte man 1823 ein Coster-Fest und errichtete C. 1856 in Haarlem ein Erzstandbild. Nachdem aber bereits Schaab (1830), Wetter (1836), Ruelens (1859) gegen Junius aufgetreten waren, suchte auch Linde in seinen Werken: »Die Haarlemsche Coster-Legende« (Haag 1870), »Gutenberg, Geschichte und Erdichtung« (Stuttg. 1878) und »Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst« (Berl. 1886, 3 Bde.) die Unhaltbarkeit der Behauptungen des Junius nachzuweisen. Zwar trat Hessels (1882 und 1887) nochmals für die Ansprüche Costers ein, aber seine Gründe, namentlich auch die Zurückführung einer Reihe mit Typen gedruckter Bücher auf Costers Tätigkeit, wurden von Wyß (»Zentralblatt für Bibliothekswesen«, 1888) endgültig zurückgewiesen.

2) Samuel, niederländ. Dramatiker, geb. 16. Sept. 1579 in Amsterdam, gest. nach 1662, promovierte in der Medizin 1610 und praktizierte als Arzt in Amsterdam, wo er bis 1662 Direktor des Krankenhauses war. Er war schon früh einer der Führer der Amsterdamer Rhetorikerkammer In Liefd' bloeyende und stiftete mit andern nach dem Muster der Italiener 1617 die Duytsche Academie. Besonders ist er durch seine ergötzlichen Lustspiele bekannt geworden: »Teeuwis de boer« (1612) und »Tijsken van der Schilden« (1613), bei denen sein Talent sich in der richtigen Zeichnung und dem lebhaften Kolorit der Figuren zeigt. Als Tragiker schrieb er: »Ithys« (1615), »Iphigenia« (1617), eine scharfe politische Satire, und weiter mit Hooft nach Ariost »Isabella« (1618 zu Muiden vor Moritz von Oranien aufgeführt), zuletzt »Polyxena« (1619), unter dem Einfluß von Senecas »Troades«. Ferner verfaßte er einige allegorische Spiele, unter andern »Van de rijcke man« (1615). Seine Werke sind gesammelt herausgegeben von R. A. Kollewijn (Haarlem 1883); seine Biographie schrieb Rössing (Leiden 1875).

Costetti, Giuseppe, ital. Dichter, geb. 13. Sept. 1834 in Bologna, machte sich früh durch Dramen, wie: »La Malibran«, »La fossa dei leoni« u. a., bekannt, wurde 1859 Sekretär im Ministerium des Unterrichts und dann Sektionschef. Von fernern Stücken seien erwähnt die beiden preisgekrönten Lustspiele: »Il figlio di famiglia« (1864) und »I dissoluti gelosi« (1870), »Le Mummie« (1863), »Gli intoleranti« (1865), »Le compensazioni« (1874), »Solita Storia« (1875), »Plebe dorata« (1876), »Un terribile quarto d'ora« (1879), »Libertas« (1882), »Essere e parere« (1884), »Un dramma alla finestra« (1885), »La moglie di Caino« (1887) u. a. Er veröffentlichte: »Confessioni di un autore drammatico« (1873), die humoristischen Artikel: »Figurine della scena« (1878), »Dodici racconti« (1886), »Il libro delle confessioni« (1888), »Il teatro italiano nel 1800« (1901).

Costi (ital.), im Handelsstil soviel wie dort, an dem Ort, wo sich der befindet, an den man schreibt; daher costige Briefe, costige Waren, Wechsel und Waren von dem Ort, nach dem geschrieben wird.

Costie, Abkömmling einer Fustie und eines Weißen.

Coston-Signale, rote, grüne und weiße Signallichter, die in verschiedenen Farbenzusammenstellungen bestimmte Zahlen bedeuten. Weil wenig zuverlässig, sind sie durch elektrische Glühlampen ersetzt worden. Vgl. Conz (Nachtsignalapparat).

Costus L. (Kostwurz), Gattung der Zingiberazeen, krautartige Gewächse mit fleischig-knolligem Rhizom, großen, einfachen Blättern, in Ähren stehenden schönen Blüten und dreifächerigen Kapseln. 25 Arten besonders im tropischen Amerika und Westafrika, seltener in Asien. C. speciosus *Sm.*, in Ostindien, 1,5—2 m hoch, mit schönen rötlichweißen, großen, oft wie mit einem rostfarbigen Reif bestreuten Blüten, soll

die bei den Alten als Magenmittel gebräuchliche Radix Costi, die schärfer und bitterer schmeckt als Ingwer, geliefert haben. Von C. nepalensis *Rosc.*, in Nepal, ist die Wurzel als magen- und nervenstärkendes Mittel im Gebrauch. Von der brasilischen C. cylindricus *Jacq.* und der westindischen C. niveopurpureus *Jacq.* benutzt man die Früchte zum Schwarzfärben und zu Tinte. Einige C.-Arten werden in Warmhäusern kultiviert.

Cota, Rodrigo, mit dem Beinamen el Tio (»der Oheim«), span. Dichter des 15. Jahrh., zu Toledo geboren, gilt ziemlich allgemein für den Verfasser der berühmten satirischen Ekloge »Las coplas de Mingo Revulgo« (etwa um 1472 geschrieben) und des »Dialogo entre el Amor y un viejo«, die beide wegen ihres lebendigen Dialogs zu den ältesten dramatischen Versuchen in Spanien zu rechnen und oft gedruckt sind. Dagegen wird er, nach neuern Ansichten mit Unrecht, für den Verfasser des ersten Aktes der berühmten »Celestina« gehalten, die vielmehr ganz von Fernando de Rojas (s. d.) herzurühren scheint.

Côté (franz.), die Seite; c. droit, die rechte, c. gauche, die linke Seite (auch als Parteibezeichnung).

Côte, La (spr. kôt'), die zum schweizer. Kanton Waadt gehörigen, 20 km langen Gestade des Genfer Sees, westlich von Lausanne (s. d.), von Coppet über Nyon und Rolle nach Morges. Die Uferhöhen sind mit Rebenanlagen bepflanzt, welche den feurigen La Côte (s. Bordeauxweine) liefern.

Coteau des Prairies (spr. kottō dā prärī'), eine Stufe des Prärientafellandes von Süddakota, Minnesota und Jowa, die den Übergang bildet von der niedrigen Wiesen- und Buschprärie des unmittelbaren Mississippigebietes zu der wüstenhaften Hochprärie des Missourigebietes, etwa 500 m hoch und 80 km breit, ist aus tertiären Ablagerungen und quartärem Gletscherschutt gebildet, von zahlreichen Seen bedeckt und teils zum Ackerbau, teils zur Viehzucht geeignet.

Coteau du Missouri (spr. kottō dü missūrī), ein Teil der nordamerikan. Hochprärie, der sich zwischen dem Dakota- und Souri River und dem Missouri von Süddakota nach Kanada (Assiniboia) zieht, ist im Durchschnitt 600 m hoch und steigt ziemlich steil um 100 m über das Coteau des Prairies auf. Gegen 1200 km lang, 50—180 km breit, aus kretazeischen Schichten gebildet, dürr und wasserarm, im Winter von furchtbarer Kälte und von den ärgsten Schneestürmen (blizzards) heimgesucht, eignet es sich für Ackerbau im allgemeinen nicht, und die Viehzucht auf ihm fordert sorgfältigen Winterschutz der Tiere. Quellenreichere Gebiete mit gutem Gras- und Waldwuchs finden sich nur am Rande, besonders in Kanada (an den 1160 m hohen Cypreß Hills, dem Wood Mountain ꝛc.).

Côte d'Or (spr. kôt' dōr), niederer, von SSW. nach NNO. streichender Gebirgsrücken in Ostfrankreich, bis 636 m hoch, durch die Einsenkung des Canal du Centre von den Bergen von Charolais, durch den Burgunderkanal vom Mont Tasselot und dem Plateau von Langres getrennt. Die östlichen Gehänge des aus Jurakalk bestehenden Gebirges bringen die berühmten Burgunderweine hervor, auf die der Name des Gebirges (soviel wie Goldhügel) zurückzuführen ist. Das Weinland zerfällt in drei Regionen: Côte de Beaune, Côte de Nuits und Côte de Dijon (s. Burgunderweine). Es umfaßt 28,000 Hektar und ergab 1900: 1,512,165 hl Wein.

Côte-d'Or, Departement im östlichen Frankreich, nach dem gleichlautenden Gebirge benannt, grenzt nördlich an die Departements Aube und Obermarne, östlich an Obersaône und Jura, südlich an Saône-et-Loire, westlich an Nièvre und Yonne, ist aus dem nördlichen Teile der ehemaligen Provinz Burgund gebildet und 8786 qkm (160 QM.) groß. Die Bevölkerung zählte 1901: 361,626 Seelen (41 auf 1 qkm, seit 1841 Abnahme um 31,000). Das Departement ist in die vier Arrondissements: Beaune, Châtillon-sur-Seine, Dijon und Semur geteilt. Hauptstadt ist Dijon. Vgl. Garnier, Le Bourgogne. La C. (Par. 1892).

Côte d'Or-Weine, s. Burgunderweine.

Cotelé, ein Kammgarn-Damenkleiderstoff, mit 33 Fäden auf 1 cm, bei dem erhabene und tiefe Längsstreifen abwechseln. Vgl. Kord.

Coteline, feines Baumwollengewebe aus Makogarn, mit abwechselnd erhöhten und tiefen Längsstreifen, 60 Ketten- und 40 Schußfäden auf 1 cm, Oberkette

Nr. 40 engl., Füllkette Nr. 14 engl., Schuß Nr. 60 engl. Bindung zeigt die Abbildung.

Cöten, Mehrzahl von Cötus (s. d.).

Cotentin (spr. kottangtäng), franz. Halbinsel, die in den Kanal hinausspringt und im NW. mit dem Cap de la Hague endigt, bildet eine Landschaft der ehemaligen Provinz Normandie und gehört jetzt zum Depart. Manche. Hauptstadt war Coutances. Vgl. Dupont, Histoire du C. et de ses îles (Caen 1875 bis 1885, 4 Bde.).

Côte Rôtie (spr. kôt' rotti'), Weinberglage bei Ampuis im franz. Depart. Rhone, die einen geschätzten Rotwein liefert.

Côtes (franz., spr. kôt'), s. Bordeauxweine.

Côte-Saint-André, La (spr. kôt'-ßängt-angdrē), Stadt im franz. Depart. Isère, Arrond. Vienne, an der Lyoner Bahn, mit Schloß, alter Kirche, Likör- und Strohhutfabrikation und (1901) 3230 Einw. C. ist Geburtsort von Berlioz, dem hier 1890 ein Standbild errichtet wurde.

Côte Saint Antoine, Villenvorstadt von Montreal in Kanada, auf der Montreal-Insel, mit großem Kloster.

Côtes-du-Nord (spr. kôt'-dü-nōr, Nordküsten), Departement im nordwestlichen Frankreich, grenzt nördlich an den Kanal La Manche, östlich an das Depart. Ille-et-Vilaine, südlich an Morbihan, westlich an Finistère und ist aus dem nördlichen Teil der Oberbretagne gebildet. Es umfaßt 7217 qkm (131 QM.) mit (1901) 609,349 Einw. (84 auf 1 qkm). Das Departement zerfällt in die fünf Arrondissements: St.-Brieuc, Dinan, Guingamp, Lannion und Loudéac und hat St.-Brieuc zur Hauptstadt. Vgl. Jollivet, Les C. (Guingamp 1855—61, 4 Bde.); Rigaud, Géographie historique des C. (St.-Brieuc 1890).

Cöthen, Stadt, s. Köthen.

Cotidal lines (engl., spr. kotāidel lains), Isorachien, s. Ebbe und Flut.

Cotignola (spr. kotinjōla), s. Jochmus.

Cotillac (spr. -tijack), ärmelloses, am Oberkörper eng anliegendes, unten faltiges Oberkleid für Frauen, das in Frankreich während des 13. Jahrh. getragen wurde. Es war an der Seite aufgeschnitten und zum Schnüren eingerichtet.

Cotin (spr. kottäng), Charles, franz. Dichter und Almosenier des Königs, geb. 1604 in Paris, besaß gediegene Kenntnisse in der Theologie und Philologie, ward 1655 Mitglied der Akademie und starb 1682 in Paris, vergessen und verlassen von allen. Die Unsterblichkeit seines Namens verdankt er den Spöttereien Boileaus und Molières. Letzterer brachte C.,

der ein eifriger Parteigänger des Hôtel Rambouillet war, in den »Femmes savantes« als »Trissotin« auf die Bühne. Seine Werke (ca. 12 Bände) enthalten nichts Bedeutendes.

Cotingidae (Schwätzer), eine Familie der Sperlingsvögel (s. d.).

Cotocachi (spr. -katschi), Vulkan der westlichen Küstenkordillere in Ecuador, nördlich von Quito, 4966 m hoch.

Cotoïn, s. Cotorinde.

Coton (franz., spr. kottóng), Baumwolle; baumwollenes Zeug; Cotonnerie, Baumwollpflanzung.

Cotonades, leichtes Baumwollengewebe.

Cotonëaster *Med.* (Quittenmispel), Gattung der Rosazeen, Sträucher, selten kleine Bäume, mit oft immergrünen ganzen Blättern, weißen oder rötlichen Blüten und kleinen mehligen Früchten. 20—30 Arten, meist in Asien, Europa, Nordafrika. C. vulgaris *Lindl.* (C. integerrima *Med.*, Zwergquitte, Berg-, Steinmispel), ein Strauch von 1—2 m Höhe, mit eiförmigen, ganzrandigen, unten graufilzigen Blättern, blaß fleischfarbigen Blüten in zwei- bis vierblütigen, herabgebogenen Doldentrauben und roten, herben Früchten, in Europa und Sibirien, wird als Ziersstrauch kultiviert. Ebenso C. tomentosa *Lindl.*, in Südeuropa, bis 1 m hoher Strauch mit breitlänglichen, unterseits weißfilzigen Blättern, weißen oder rötlichen Blüten und roten Früchten, und C. nigra *Wahlb.*, in Nordeuropa, Ungarn und Sibirien, kleiner Strauch mit aufrechten, zwei- bis zehnblütigen Blütenständen und schwarzen Früchten. C. Pyracantha *Spach* (Pyracantha coccinea *Roem.*, Feuerdorn), dorniger, immergrüner Strauch mit lanzettlichen, fein gesägten Blättern, unscheinbaren ebensträußig rispigen Blüten und scharlachroten Früchten, im östlichen Mittelmeergebiet und im Kaukasus, in Westeuropa, auch im westlichen Deutschland, wird, wie C. crenulata *Wenzig*, im Himalaja und in Südchina als Ziersstrauch kultiviert.

Cotopaxi (spr. -pachi), höchster tätiger Vulkan der Erde, in den Kordilleren von Ecuador, unter 0° 43′ südl. Br., östlich von Quito, 5940 m hoch, mit einem Krater von über 800 m Durchmesser. Die Schneegrenze liegt zwischen 4629 u. 4762 m Höhe. Er scheint beständig tätig zu sein. Seine Hauptausbrüche fanden 1532, 1533, 1742, 1743, 1744, 1746, 1766, 1768 (der furchtbarste von allen), 1803, 1851, 1855, 1856, 1864 und 9. Mai 1877 statt, der letzte gleichfalls einer der schrecklichsten, die Südamerika gesehen hat. Vergeblich versuchten A. v. Humboldt 1802, Boussingault 1831, M. Wagner 1858 den Gipfel zu erreichen. Dies gelang erst Reiß 1872, dann Stübel 1873.

Cotorinde, eine zuerst 1874 bekannt gewordene brasilische Rinde von unbekannter Abstammung. Sie wurde von einer Laurazee, von einer Drimys-Art, abgeleitet, auch wurde ihre Ähnlichkeit mit Monimiazeenrinden erwähnt. Sie bildet halbflache, 1 bis 2 cm dicke Stücke, ist braun, außen grubig, innen grob längsstreifig, schmeckt brennend gewürzhaft und enthält Cotoïn $C_{14}H_{12}O_4$, Dicotoïn $C_{25}H_{20}O_8$, Pseudodicotoïn $C_{25}H_{20}O_7$, Paracotoïn, ätherisches Öl ꝛc. Man benutzt sie gegen Durchfall. Eine andre, sehr ähnliche Rinde, Paracotorinde, wirkt schwächer.

Cotrone, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Catanzaro, am Jonischen Meer, 12 km nordwestlich vom Kap Nao, an der Eisenbahn Metapont–Reggio gelegen, hat einen guten, mit zwei Molen und zwei Leuchttürmen versehenen Hafen, in welchem 1900: 307 Schiffe von 84,042 Ton. eingelaufen sind, eine Zitadelle aus der Zeit Karls V., eine Kathedrale, Handel mit Wein, Öl, Südfrüchten, Süßholz, Getreide und (1901) ca. 8000 (als Gemeinde 9610) Einw. — C. ist das altgriechische Kroton (s. d.). Im S. von C., vielleicht am Capo di Colonne, erlitt Kaiser Otto II. 15. Juli 982 eine Niederlage durch die Araber.

Cotswold Hills, Höhenzug im südwestlichen England, begrenzt, 86 km lang, die fruchtbare Talebene von Gloucester, scheidet das Becken des Severn von dem der Themse und steigt im Cleeve Hill bis zu 346 m an. Am Ostabhang die »Sieben Quellen«, aus denen die Themse entspringt. Den Namen verdankt er den cots (»Hütten«) der Hirten.

Cotswold-Rasse, s. Schaf.

Cotta, Giovanni, ital. Dichter, geb. 1481 in Vangadizza, gest. 1510 in Viterbo, bekannt durch die Elegie »Ad Lycorim« in Pontanos Geschmack. Gedruckt bei Cristofori, Giov. C. umanista (Sassari 1890). Vgl. auch Foffano, Ricerche letterarie (Livorno 1897).

Cotta, berühmte deutsche Buchhändlerfamilie: 1) Johann Friedrich, Freiherr C. von Cottendorf, einer der bedeutendsten Buchhändler Deutschlands, geb. 27. April 1764 in Stuttgart, gest. 29. Dez. 1832, Großneffe des ausgezeichneten Theologen Johannes Friedrich C. (geb. 1701), der 1779 als Kanzler der Universität Tübingen starb, war selbst zum Studium der Theologie bestimmt, wandte sich dann aber der Rechtswissenschaft zu und praktizierte eine Zeitlang in Tübingen als Hofgerichtsadvokat. Auf Wunsch der Familie übernahm er 1787 die Leitung der ursprünglich Brunnschen Buchhandlung in Tübingen, die, bereits 1659 vom Stammvater der Familie, dem aus Sachsen eingewanderten Johann Georg C. (geb. 1631, gest. 1692), erworben und, unter der Firma »Johann Georg Cottasche Buchhandlung« fortgeführt, von ihrer frühern Bedeutung viel eingebüßt hatte. C. brachte das Geschäft bald wieder in Aufschwung. Schon 1793 entwarf er den Plan zur Herausgabe der »Allgemeinen Zeitung« (s. d.), die seit 1798 in Stuttgart erschien. Mit Schiller gründete er 1795 die »Horen« und kam dadurch auch mit Goethe und Herder in Verkehr. Von größern periodischen Werken begann er außer den schon genannten: 1795 die »Politischen Annalen« und die »Jahrbücher der Baukunde«, 1798 den »Almanach für Damen« und andre Taschenbücher, 1799 die große Karte von Schwaben von Amman und Bohnenberger und 1807 das »Morgenblatt«. 1810 verlegte er seinen Wohnsitz nach Stuttgart, kaufte die Herrschaft Plettenberg und mehrere andre Güter, wurde 1811 württembergischer Landstand und vertrat als solcher mit Bertuch die Sache der deutschen Buchhändler in betreff des Nachdrucks und des Zensurdrucks auf dem Wiener Kongreß (1815). Seit 1820 ritterschaftlicher Abgeordneter des Schwarzwaldkreises, wurde er 1821 Mitglied des permanenten ständischen Ausschusses und 1824 Vizepräsident der Zweiten Kammer. Für sein buchhändlerisches Geschäft war er auch in dieser Zeit ausgebreiteter Wirksamkeit unermüdlich tätig; von Zeitschriften entstanden damals das »Polytechnische Journal« von Dingler, die »Württembergischen Jahrbücher« von Memminger, die »Hertha«, das »Ausland«, das »Inland« ꝛc. Die berühmtesten Schriftsteller Deutschlands rechneten es sich zur Ehre, ihre Werke in Cottas Verlag erscheinen zu lassen; junge Talente unterstützte er freigebig, wie z. B. den Grafen Platen. 1824 errichtete er zu Augsburg die ersten mit Dampf betriebenen Schnellpressen in Bayern, und 1827 gründete er die Literarisch-artistische An-

stalt zu München (Verlags- und Sortimentsgeschäft; 1870 in den Besitz von Th. Riedel daselbst übergegangen). 1825 führte er die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee ein, die er 1826 auf dem ganzen Rhein mit den betreffenden Regierungen regulierte, und vereinbarte 1828 für Bayern und Württemberg den Anschluß an den preußischen Zollverband. Schon früher war der alte Reichsadel seiner Familie unter dem Namen eines »Freiherrn C. von Cottendorf« von Bayern und Württemberg anerkannt und bestätigt und C. zum preußischen Geheimen Hofrat, bayrischen Kammerherrn und Geheimrat ernannt worden. Seinen Briefwechsel mit Schiller gab Vollmer heraus (Stuttg. 1876). Seine Biographie schrieb A. Schäffle (Bd. 18 von Bettelheims »Geisteshelden«, Berl. 1895).

2) Johann Georg, Freiherr C. von Cottendorf, Sohn des vorigen, geb. 19. Juli 1796, gest. 1. Febr. 1863, studierte die Rechte, ward 1821 königlich bayrischer Kammerherr und bekleidete danach mehrere Ämter im württembergischen Staatsdienst, mußte aber nach des Vaters Tode die Geschäftsleitung der Cottaschen Buchhandlung übernehmen. Unter seiner Ägide sind mehrere großartige Unternehmungen begonnen worden, wie der Ankauf der G. J. Göschenschen Buchhandlung in Leipzig (1839; ging 1868 in den Besitz von Ferd. Weibert über), der Vogelschen Verlagsbuchhandlung in München (1845), die Bibelanstalten in Stuttgart und München (1845; später in Besitz von F. A. Brockhaus in Leipzig übergegangen), die »Deutsche Vierteljahrsschrift« (seit 1838), das »Wochenblatt für Land- und Hauswirtschaft, Gewerbe und Handel« (seit 1834), die »Technologische Enzyklopädie«, die zeitgemäßen Ausgaben deutscher Klassiker, namentlich von Goethe und Schiller, A. v. Humboldts »Kosmos« und eine große Anzahl andrer bedeutender und hervorragender wissenschaftlicher und dichterischer Werke von Zeitgenossen. Sein ältester Sohn, Freiherr Georg Astolf von C., geb. 30. Jan. 1833, württembergischer Kammerherr, erbte die Herrschaft Plettenberg und das Rittergut Hipfelhof, wo er 20. Mai 1876 starb. Dessen jüngerer Bruder, Karl von C., geb. 6. Jan. 1835, gest. 18. Sept. 1888, war bis 1876 gemeinsam mit Herm. Albert v. Reischach (geb. 1836) bis zu dessen Tode (5. April 1876), seitdem allein Leiter des Geschäfts. Die Cottasche Buchhandlung, die bis dahin sämtlichen Mitgliedern der Familie gemeinschaftlich gehörte, ging 1. Jan. 1889 mit dem Verlag und der Druckerei der »Allgemeinen Zeitung«, die 1882 von Augsburg nach München verlegt worden war, unter der Firma »J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger« durch Kauf in den Besitz der Gebrüder Adolf und Paul Kröner (s. d.) in Stuttgart über, die 1891 den Sohn von Adolf Kröner, Alfred, und Wilh. Spemann in Stuttgart als weitere Teilhaber aufnahmen. Nachdem diese (W. Spemann 1897, Alfred Kröner 1898) als Teilhaber wieder ausgetreten waren, wurde 23. Jan. 1899 das Geschäft in eine Aktiengesellschaft umgewandelt.

Cotta, 1) Heinrich, Forstmann, geb. 30. Okt. 1763 im Forsthaus Klein-Zillbach bei Wasungen, gest. 25. Okt. 1844 in Tharandt, studierte in Jena 1784 und 1785, ward 1789 Forstläufer in Zillbach und gründete hier 1795 eine Privatforstlehranstalt. 1811 ging er als Forstrat und Direktor der Forstvermessung nach Sachsen und verlegte seine Forstlehranstalt, die 1816 zu einer königlichen Forstakademie erhoben wurde, nach Tharandt. Cottas Bedeutung für die Forstwissenschaft liegt vorzugsweise auf dem Gebiete der Forsteinrichtung und des Waldbaues, auf beiden hat er Gedanken ausgesprochen, deren Ausbau selbst die heutige Zeit noch bewegt. Als Lehrer genoß er eines europäischen Rufes. Die Staatsregierung ließ ihm 1851 im akademischen Forstgarten ein Monument errichten. Er schrieb: »Systematische Anleitung zur Taxation der Waldungen« (Berl. 1804); »Naturbeobachtungen über die Bewegung und Funktion des Saftes in den Gewächsen, mit vorzüglicher Hinsicht auf Holzpflanzen« (Weim. 1806); »Anweisung zum Waldbau« (Dresd. 1817, 9. Aufl. 1865); »Entwurf einer Anweisung zur Waldwertberechnung« (das. 1817, 4. Aufl. 1849); »Die Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbau« (das. 1819—22, 4 Hefte); »Anweisung zur Forsteinrichtung und Abschätzung« (das. 1820), dazu als 2. Teil: »Erläuterung der Forsteinrichtung durch ein ausgeführtes Beispiel« (Dresd. u. Leipz. 1832); »Hilfstafeln für Forstwirte und Forsttaxatoren« (das. 1821, 2. Aufl. 1841); »Tafeln zur Bestimmung des Inhalts und Wertes ausgearbeiteter Hölzer« (16. Aufl., das. 1886); »Grundriß der Forstwissenschaft« (das. 1832, 6. Aufl. 1871). Cottas Biographie schrieb Konr. Beyer in »Zillbach« (Wien 1878, Sonderausgabe 1881).

2) Bernhard von, Geognost, Sohn des vorigen, geb. 24. Okt. 1808 in Klein-Zillbach, gest. 14. Sept. 1879 in Freiberg, studierte 1827—31 in Freiberg Bergbauwissenschaften, dann in Heidelberg die Rechte, ward 1840 Sekretär der Forstakademie zu Tharandt, 1841 Professor der Geognosie zu Freiberg und trat 1874 in den Ruhestand. Von 1833—42 beteiligte er sich an der Bearbeitung der »Geognostischen Karte des Königreichs Sachsen« und lieferte 1843—48 eine geognostische Karte von Thüringen. Er schrieb: »Geognostische Wanderungen« (Dresd. u. Leipz. 1836—1838, 2 Bde.); »Anleitung zum Studium der Geognosie und Geologie« (das. 1839, 3. Aufl. 1849); »Geologische Briefe aus den Alpen« (das. 1850); »Gangstudien« (Freiberg 1847—62, 4 Bde.); »Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben des Menschen« (Leipz. 1854, 2 Bde.; 2. Aufl. 1858); »Die Lehre von den Erzlagerstätten« (das. 1855, 2. Aufl. 1859—61); »Die Erzlagerstätten Europas« (das. 1861); »Die Erzlagerstätten Ungarns und Siebenbürgens« (mit v. Fellenberg, das. 1862) und »Die Erzlagerstätten im Banat und in Serbien« (Wien 1864); »Der innere Bau der Gebirge« (Freiberg 1851); »Geologische Bilder« (Leipz. 1852, 6. Aufl. 1876); »Briefe über Humboldts Kosmos« (1. Teil, 3. Ausg., das. 1855; 2. Teil, 2. Ausg. 1856); »Geologische Fragen« (das. 1857—1858); »Die Geologie der Gegenwart« (das. 1866, 5. Aufl. 1878); »Über das Entwickelungsgesetz der Erde« (das. 1867); »Die Dendrolithen« (Dresd. 1832); »Die Gesteinslehre« (Freiberg 1855, 2. Aufl. 1862); »Die Lehre von den Flözformationen« (das. 1856); die »Kohlenkarte von Sachsen« (das. 1856); »Katechismus der Geologie« (Leipz. 1861, 4. Aufl. 1885); »Der Altai, sein geologischer Bau und seine Erzlagerstätten« (das. 1871); »Beiträge zur Geschichte der Geologie« (das. 1877).

Cottagesystem (spr. kóttidsch-), die Einrichtung, der zufolge dem Arbeiter ein Teil des Lohnes nicht in barem Geld ausgezahlt, sondern statt dessen eine Wohnung (engl. cottage, »Hütte, Landhaus«), allenfalls in Verbindung mit kleinen Grundstücken, gewährt wird. Wegen der mit dem C. leicht verbundenen Mißstände ist in der deutschen Gewerbeordnung (§ 115) bestimmt, daß Gewerbtreibende ihren Arbeitern Woh-

nung und Landnutzung nur gegen die ortsüblichen Miet- und Pachtpreise überlassen dürfen. C. bedeutet auch das Einfamilienhaussystem im Gegensatze zu den sogen. Kasernenwohnungen; Näheres s. Arbeiterwohnungen (insbes. Tafel I).

Cotte (franz., spr. kott'), in der Blütezeit des Mittelalters bei den Männern der kürzere oder längere, eng anschließende Rock zum Knöpfen, bei den Frauen ein oben eng anschließendes, unten weiteres Unterkleid, das später auch schleppend getragen wurde (C. hardie, s. Abbildung). Ebenso hieß der über der Rüstung der Krieger getragene, eng anschließende, auf dem Rücken zugeknöpfte, ärmellose Waffenrock, in Deutschland Lendner genannt.

Frau in Cotte hardie (nach Viollet le Duc).

Cotte (spr. kott'), Robert de, franz. Architekt, geb. 1656 in Paris, gest. 14. Juli 1735 in Passy, lernte bei Mansart, den er bei seinen Werken unterstützte, ward Intendant der königlichen Bauten und erster Architekt des Königs und 1699 Direktor der Akademie für Architektur. C. war einer der produktivsten Architekten der französischen Rokokozeit. In und bei Paris entstanden zahlreiche Werke von ihm, unter andern der Säulengang zu Trianon, die Dekoration des Chors von Notre-Dame zu Paris, die Portale von St.-Roch und der Kirche der Charité und viele Palais. Er war auch an der innern Ausschmückung des Schlosses zu Versailles beteiligt und hat die Entwürfe zu zahlreichen Schlössern außerhalb von Paris geliefert, unter andern zur bischöflichen Residenz in Straßburg (jetzt Universitätsbibliothek). C. handhabte den von Mansart überkommenen Stil mit großem Geschick, wenn auch ohne Originalität und in etwas kleinlicherm Charakter.

Cotteau (spr. kottō), Edouard, franz. Reiseschriftsteller, geb. 9. Nov. 1833 in Châtel-Censoir (Yonne), gest. 5. Dez. 1896 in Paris. C. war Verwaltungsbeamter, benutzte aber seinen Urlaub zu ausgedehnten Reisen nach Sibirien, Ostasien und Hinterindien (1881—82), Java, Australien, Neukaledonien, Neue Hebriden, Tahiti, Kalifornien, Mexiko (1884—85), Kanada und Alaska (1890), Ägypten (1893). Er veröffentlichte: »Promenades dans les deux Amériques« (Par. 1880); »De Paris au Japon à travers la Sibérie« (1883); »Un Touriste dans l'extrême Orient: Japon, Chine, Indo-Chine et Tonkin« (1884, 4. Aufl. 1896); »En Océanie; voyage autour du monde en 365 jours« (1888, 2. Aufl. 1896).

Cottereau (spr. kott'rō), Jean, s. Chouans.

Cottin (spr. -täng), Marie (nannte sich Sophie), geborne Risteau, franz. Romanschriftstellerin, geb. 22. März 1770 in Paris, gest. daselbst 25. Aug. 1807, heiratete, noch nicht 17 Jahre alt, einen reichen Bankier, der aber schon 3 Jahre darauf starb, und lebte dann zurückgezogen. Ihre ersten Romane: »Claire d'Albe«, »Malvina«, »Amélie Mansfield« und »Mathilde« (1798—1805), sind Liebesgeschichten, denen natürlicher, anmutiger Stil, interessante Verwicklungen, warme, poetische, wenn auch oberflächliche Charakteristik nachzurühmen sind. Den größten Erfolg hatte sie mit »Élisabeth, ou les exilés de Sibérie« (Par. 1806; deutsch in Reclams Universal-Bibliothek). Diese Romane sind oft aufgelegt; eine Gesamtausgabe besorgte Petitot (1817, 5 Bde.; 1823, 9 Bde.).

Cottingham (spr. kötting-ĕm), nördlicher Vorort von Hull im Ostbezirk von Yorkshire (England), mit Villen der Huller Kaufleute und (1901) 3752 Einw.

Cottius, Sohn des Königs Donnus, zuerst König ligurischer Völkerschaften in den nach ihm den Namen führenden Kottischen Alpen, mit der Hauptstadt Segusio (jetzt Susa), ordnete sich dem Augustus freiwillig unter und blieb als Präfektus tatsächlich Herrscher. Sein gleichnamiger Sohn erbte diese Stellung und erhielt sogar durch den Kaiser Claudius unter Erweiterung der Grenzen den Königstitel zurück. Erst nach Erlöschen der Dynastie (66) wurde das Land römische Provinz. Ein Zeichen der Herrschaft des C. ist noch in dem Triumphbogen, den er 9 v. Chr. dem Augustus zu Ehren in Susa errichtete, erhalten.

Cotton (engl.), Baumwolle, Baumwollenzeug.

Cottonöl, s. Baumwollsamenöl.

Cottunni (Cotugni, Cotugno), Domenico, Mediziner, geb. 29. Jan. 1736 zu Ruvo im Neapolitanischen, gest. 6. Okt. 1822, studierte in Neapel und wurde 1766 Professor der Anatomie daselbst. Er arbeitete besonders über das Gehörorgan und untersuchte die nach ihm benannten Wasserleiter (Aquaeductus Cottunnii) in dem Felsenstück des Schläfenbeins. Auch entdeckte er den Eiweißgehalt im Harn von Nierenkranken. Er schrieb: »De aquaeductibus auris humanae internae« (Neapel 1760), »De ischiade nervosa commentarius« (das. 1765) und »De sedibus variolarum syntagma« (das. 1769).

Cottus, der Kaulkopf.

Coturnix, die Wachtel.

Cötus (lat., »Versammlung«), im Universitäts- und Schulleben die bei festlichen Anlässen vereinigte Gesamtheit der Lehrer und Schüler oder auch der Personalbestand einzelner Klassen; daher Klassen gleicher Stufe: Parallelcöten, und solche, die um ein halbes Jahr voneinander entfernt sind: Wechselcöten.

Cotylĕdon *Dec.* (Nabelkraut), Gattung der Krassulazeen, Kräuter oder Halbsträucher von sehr verschiedener Tracht, mit gegenständigen oder abwechselnden, einfachen, oft rosettenförmig gehäuften, fleischig-saftigen Blättern, purpurroten oder hochgelben Blüten in traubigen oder cymösen Blütenständen und vielsamigen Balgkapseln. Etwa 90 Arten in Afrika (Südafrika), West- und Südeuropa, Japan, Mexiko, Südamerika. C. orbiculata *L.*, mit 60—90 cm hohem, ästigem Stengel und gegenüberstehenden, flachen, spatelförmigen, mehligen Blättern, die mit wahren Wachskrusten überzogen sind, und roten Blüten, wird nebst vielen andern Arten, besonders C. (Echeveria) gibbiflora *Schönld.* var. metallica *Baker* u. C. (E.) secunda *Baker*, beide in Mexiko, als Zierpflanze kultiviert.

Cotylorhiza tuberculata, s. Meeresfauna.

Couche (franz., spr. kusch'), Lager; les couches, Kind-, Wochenbett, Niederkunft; fausse c., Fehlgeburt.

Couché, Samt mit gedruckten u. gepreßten Mustern.

Coucheron-Aamot (spr. kusch'rông), William, norweg. Schriftsteller, geb. 29. Jan. 1868 in Stavanger, wurde 1889 Marineleutnant, veröffentlichte 1891 Reiseskizzen: »Aus dem Orlogsleben«, mit scharfen Angriffen gegen die Mißverhältnisse in der norwegischen Marine, stand bis 1892 in chinesischen Diensten, bereiste China und Japan und kehrte 1893 nach

Europa zurück. Von seinen z. T. illustrierten Werken seien erwähnt: »Fra den kinesiske Mur til Japans hellige Bjerg« (1893; deutsch: »Durch das Land der Japaner«, Berl. 1897, und »Durch das Land der Chinesen«, das. 1898); »Li-Hung-Chang's Faedreland och Ostasiens Historie« (1898; deutsch von Robolsky: »Die Geschichte Ostasiens nach dem Frieden von Schimonoseki«, Leipz. 1900) und das Prachtwerk: »Das norwegische Volk zu Land und See« (1898 ff.).

Couckelaere (spr. kukelāre), Dorf in der belg. Provinz Westflandern, Arrond. Diksmuide, mit Leinwand- und Spitzenfabrikation und (1900) 5480 Einw.

Coucy (spr. kußi), Kastellan von, altfranz. Dichter, berühmt durch seine angebliche Liebe zur Dame von Fayel, die von ihrem Gemahl gezwungen wurde, das Herz ihres im Kreuzzuge gestorbenen Geliebten zu verzehren, und aus Gram darüber starb. Der älteste Text, der die romantische Geschichte vom gegessenen Herzen auf den Kastellan von C. überträgt, ist ein Versroman aus dem Ende des 13. Jahrh. von Saquet (hrsg. von Crapelet, Par. 1829; Neudruck 1895), aus dem sie Uhland kennen lernte. Der historische Kastellan von C., von dem uns 15 Minnelieder erhalten sind (zuletzt hrsg. von Fath, Heidelb. 1883), war wahrscheinlich Gui, der von 1186—1201 in Urkunden vorkommt. Vgl. G. Paris, Le roman du châtelain de C. (in der »Romania«, Bd. 8, Par. 1879).

Coucy-le-Château (spr. kußi-lö-schatō), Flecken im franz. Depart. Aisne, Arrond. Laon, an der Nordbahn, mit Resten von Befestigungswerken und eines großartigen, 1230—42 erbauten Schlosses der Herren von C. (mit 55 m hohem Turm) und (1901) 683 Einw. C. ward 1652 auf Befehl Mazarins geschleift.

Coudée (spr. kudē, »Vorderarm«), altfranz. Längenmaß; im französischen Ostindien noch jetzt gebräuchlich (Hât'h), 2 im Astarme, = 51,974 cm. Häufig benutzt man die C. (Côvado) auch am Senegal und Gambia, = 48,726 cm.

Coudenhove, Karl, Graf von, österreich. Staatsmann, geb. 8. Febr. 1855 in Wien, trat 1876 in den Staatsverwaltungsdienst, kam dann zur Statthalterei in Brünn, wurde 1882 Vizesekretär im Ackerbauministerium, 1886 Bezirkshauptmann in Karlsbad, 1892 nach Auflösung der Gemeindevertretung mit der Verwaltung der Stadt Reichenberg betraut, 1893 Vizepräsident der böhmischen Statthalterei, 1894 Landespräsident von Schlesien und 1896 Statthalter von Böhmen.

Couder (spr. kudär), Auguste, franz. Maler, geb. 1. April 1790 in Paris, gest. daselbst 23. Juni 1873, Schüler Davids, errang 1817 mit seinem Bilde: der Levit von Ephraim, einen großen Erfolg. Mit den folgenden Bildern: die Nachricht vom Siege bei Marathon, Cäsar an den Iden des März u. a., hielt er sich jedoch nicht auf gleicher Höhe. Als die Regierung Aufträge zur Ausmalung von Kirchen erteilte, ging C. 1833 nach München, um die deutsche Monumentalmalerei zu studieren. In den kirchlichen Malereien, die er nach seiner Rückkehr zu Paris in der Madeleine und in St.-Germain l'Auxerrois ausführte, ist aber ein Einfluß der deutschen Schule nicht zu bemerken. 1836—40 malte er für das historische Museum in Versailles die Schlacht von Lawfeld, die Belagerung von Yorktown, die Einnahme von Lerida, die Eröffnung der Reichsstände 1789 und den Schwur im Ballhaus (1848).

Coudreau (spr. kudrō), Henri, franz. Reisender, geb. 1859 in Loudrac (Niedercharente), gest. im Dezember 1899 in Pará (Brasilien), wurde Professor am Lyzeum in Cayenne und erforschte 1880—91 Französisch-Guayana, besonders das Tumuc-Humacgebirge. 1887 wurde er Professor an der Universität in Paris. 1895 trat er als Geograph und Topograph in den Dienst des brasilischen Staates Pará, in dessen Auftrag er mit seiner Frau 1895—99 die Zuflüsse des Amazonenstroms auf ihre Verwendbarkeit als Verkehrsstraßen hin untersuchte. Er schrieb: »La France équinoctiale« (Par. 1886—87, 2 Bde.; mit Atlas); »Les Français en Amazonie« (1887); »Vocabulaires méthodiques des langues ouayana, aparai, etc.« (1892); »Chez nos Indiens. Quatre années dans la Guyane française« (1893); »L'État de Para« (1897); »Voyage au Tapajoz« (1897); »Voyage au Tocantins-Araguaya« (1897); »Voyage au Xingú« (1897); »Voyage à Itaboca et à l'Itacayuna« (1898); »Voyage entre Tocantins et Xingú 1898« (1899); »Voyage au Yamunda« (1899). An diesen Werken hat seine Frau großen Anteil.

Cougi, Feldmaß in Pondichérri, = 13,305 qm, 100 im Mas oder Cani.

Couillet (spr. kujä), Fabrikort in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Charleroy, im Tal der Sambre, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Charleroy–Namur, mit großen Eisenhütten, Metallwerkstätten, Kohlengruben und (1900) 9872 Einw.

Coulage (franz., spr. kulāsch'), Abgang, Verlust an flüssigen Waren durch Auslaufen, Rinnen, Auslecken aus den Fässern. Vgl. Leckage.

Coulant, s. Kulant.

Coulé (franz., spr. kulé), in der ältern Klaviermusik soviel wie langsamer Vorschlag von oben.

Couleur (franz., spr. kulör), Farbe, besonders die (bevorzugte) Farbe, bez. der Trumpf im Kartenspiel; auch Zuckerkouleur (Karamel) zum Färben von Essig 2c.; s. auch Schmalte. Die Farben einer Studentenverbindung, eines Korps, auch dieses selbst faßt man unter diesem Begriff.

Couleur au feu (franz., spr. kulör o fö), Feuerfarbe, bei Tongefäßen die durch gewisse Hitzegrade hervorgerufene Farbe. Kirschrote Feuerfarben haben besonders die Chinesen erzeugt (sang de bœuf), doch wurden solche neuerdings auch in europäischen Manufakturen (z. B. in der königlichen zu Berlin) erhalten.

Couleuvrine (franz., spr. kulöwrin'), s. Feldschlange.

Coulis (Grundsauce, Kraftsauce), eine mit Mehl verdickte, eingedampfte, gewürzige Fleischbrühe. Je nachdem das Mehl vorher in Butter schwächer oder stärker erhitzt wird, unterscheidet man weiße und braune C., die beide zur Bereitung von Saucen dienen.

Coulisse, Coulissier (franz.), s. Kulisse.

Coulman-Insel, antarktische Insel im O. von Victorialand, unter 73° 36′ südl. Br. und 170° 2′ östl. L., gegen 30 km lang.

Coulmiers (spr. kulmjē), Ortschaft ca. 20 km nordwestlich von der Stadt Orléans, an der Lokalbahn Orléans–Ouzouer-le-Marché, mit (1901) 162 Einw. — Hier 9. Nov. 1870 Sieg der neugebildeten französischen Loire-Armee unter Aurelle de Paladines über die an Zahl schwächern Bayern unter v. d. Tann. Vgl. Lehautcour, C. et Orléans (Par. 1893).

Couloir (franz., spr. kulŭār), Flur oder Korridor, besonders in Theatern, Börsen- und Parlamentsgebäuden 2c.; in der Alpinistensprache steil ansteigende enge Schlucht, deren Boden mit Schnee, Firn, Eis oder Geröll bedeckt ist.

Coulomb (C.-Sekunden-Ampere, Amperesekunde), Einheit der Elektrizitätsmenge, die Elektrizitätsmenge, die bei 1 Ampere in 1 Sekunde durch den

Querschnitt der Leitung fließt. S. Elektrische Maßeinheiten.

Coulomb (spr. kulóng), Charles Augustin de, Ingenieur, geb. 14. Juni 1736 in Angoulême, gest. 23. Aug. 1806, trat sehr jung in das Geniekorps, baute auf Martinique das Fort Bourbon, ward nach seiner Rückkehr in Rochefort angestellt und schrieb 1777 »Recherches sur la meilleure manière de fabriquer les aiguilles aimantées« und »Théorie des machines simples« (Par. 1779, 2. Aufl. 1820). Beim Ausbruch der Revolution nahm er als Oberstleutnant des Geniekorps seinen Abschied. 1804 wurde er Mitglied des Nationalinstituts und 1806 Generalaufseher des öffentlichen Unterrichts. Seine Versuche über die Reibung (1779—90) gewährten eine festere Begründung dieses Kapitels; auch bereicherte er durch mannigfache Entdeckungen die Lehre vom Magnetismus und der Elektrizität und vervollkommte die nach ihm benannte Drehwage (s. d.) zu Messung magnetischer und elektrischer Anziehungskräfte. Er schrieb noch: »Mémoire sur la stabilité des voûtes« (1776) und vier Abhandlungen über die Elektrizität und den Magnetismus (1785—86; deutsch von König, Leipz. 1890).

Coulombsches Gesetz, s. Elektrische Kraft.

Coulombzähler, s. Elektrotechnische Kontrollinstrumente.

Coulommiers (spr. kulomjē), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Seine-et-Marne, am Grand Morin und an der Ostbahn, mit Resten eines Schlosses, Kirche und ehemaliger Johanniterordens-Kommende aus dem 13. Jahrh., Collège, Altertumsmuseum und Bibliothek, Gerbereien, bedeutendem Getreide- und Käsehandel und (1901) 5512 Einw.

Coumarouna, s. Dipteryx.

Council (engl., spr. kaunßil), Beratung, Ratsversammlung; c. of foreign bondholders, eins der bedeutendsten und angesehensten Geldinstitute in London; Cabinet c., Kabinettsrat; Privy c., der englische Geheime Rat, der neben dem Kabinett ohne besondern Einfluß besteht und sich aus den von dem König hierzu berufenen Vertrauenspersonen zusammensetzt. Man spricht vom king in c., dem König im Rat (bei Erlassung von Verordnungen ꝛc.), im Gegensatze zum king in parliament (bei Erlassung von Gesetzen). Vgl. Dicey, The privy c. (Lond. 1887).

Council Bills, die indischen Regierungswechsel, Wechsel, die das indische Amt in London bei seinen regelmäßigen Zahlungen in Europa auf die indische Regierung in Kalkutta zieht und verkauft.

Council Bluffs (spr. kaunßil blöffs), Hauptstadt der Grafschaft Pottawattamie des nordamerikan. Staates Jowa, am Missouri, über den zwei 838 m und 890 m lange, für Eisenbahnen, Wagen und Fußgänger eingerichtete Brücken führen, welche die Stadt mit dem gegenüberliegenden Omaha verbinden, 5 km vom Fluß, am Fuß abschüssiger Klippen (Bluffs). C. ist Knotenpunkt von neun Eisenbahnen, hat einen Gerichtshof, Rathaus, Taubstummenanstalt, höhere Schulen, lebhafte Industrie (1900: 198 Betriebe mit 1179 Arbeitern) und (1900) 25,802 Einw. Das steuerpflichtige Einkommen beträgt 3,5 Mill., die städtische Schuld 185,000 Doll.

Counsel (engl., spr. kaunßĕl, abgekürzt aus counsellor, Rat), Benennung der englischen Advokaten, nämlich der Barristers (s. d.), die als Rechtsbeistände Rat über Rechtsfragen erteilen und vor den Gerichtshöfen gehört werden, während die Anwalte, die Solicitors (s. d.), als Parteivertreter die Prozeßhandlungen an Stelle ihrer Klienten vornehmen und nur ausnahmsweise plaidieren dürfen. Der Titel King's C. ist eine Auszeichnung, die dem so Geehrten den Vorrang vor seinen Standesgenossen und das Recht gibt, einen seidenen Talar (silk-gown) zu tragen. Aus den Counsels gehen die Generalanwalte und Generalfiskale, die Richter, ja selbst die Lord-Kanzler hervor (s. Attorney). Vgl. Schuster, Die bürgerliche Rechtspflege in England, § 34, 35 (Berl. 1887).

Count (engl., spr. kaunt), in England der Titel der nichtenglischen Grafen (Countess, Gräfin); der englische Graf heißt Earl, seine Gemahlin aber Countess.

Count-out (engl., spr. kaunt-aut), in der engl. Parlamentssprache die »Auszählung« der in einer Sitzung anwesenden Mitglieder, um die Beschlußfähigkeit des Hauses festzustellen.

Country (engl., spr. könntri), Gegend, Landschaft, Heimat; auch Land im Gegensatze zu Stadt.

County (engl., spr. kaunti, »Grafschaft«), in England und dessen Kolonien sowie in den Vereinigten Staaten von Amerika politische Einteilung, entspricht etwa dem Kreis oder Departement; sie stammt aus den Zeiten der Eroberung Englands durch die Normannen und ist gleichbedeutend mit dem seit der angelsächsischen Einwanderung gebräuchlichen Shire. In England ist der von der Krone auf Lebenszeit ernannte Lord-Lieutenant der oberste Beamte der C., dessen früher ausgedehnte Gewalt sich indes nur auf die Miliz beschränkt, der aber fast immer auch Custos Rotulorum (Aktenbewahrer) der Grafschaft ist. Ein Obersheriff, der gleichfalls von der Regierung ernannt wird, sorgt für Ausführung der Anweisungen und Vollstreckung des Urteils der obersten Gerichtsbehörden. Die auf Vorschlag des Lord-Lieutenants vom Oberkanzler ernannten Friedensrichter (Ehrenamt!) befassen sich außer mit der niedern Gerichtsbarkeit auch mit der Festsetzung der Gemeindeumlagen. Außer ihnen hat jede Grafschaft noch einen von den Grundbesitzern erwählten, besoldeten Coroner (s. d.). In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind C. die Hauptunterabteilungen der Einzelstaaten.

County borough (spr. kaunti börro, »Stadtgrafschaft«), eine durch die Local Government Act von 1888 aus dem Grafschaftsverband ausgeschiedene Stadt in England, die in der Regel mehr als 50,000 Einw. zählt. Auch in Irland sind die sechs größten Städte neuerdings dazu erhoben.

County-Council (engl., spr. kaunti-kaunßil, abgekürzt C. C., »Grafschaftsrat«), etwa soviel wie Kreisausschuß, ist nach der Neuordnung der örtlichen Verwaltung in England (1888) das leitende Organ der Grafschaftsverwaltung, dessen Mitglieder von den Grafschaftsangehörigen gewählt werden (s. Großbritannien [Verwaltung]).

County-Court (spr. kaunti-kört, abgekürzt C. C., »Grafschaftsgericht«) bezeichnet in England einen etwa dem deutschen Landgericht entsprechenden Gerichtshof mit besoldetem Richter, in den Vereinigten Staaten aber die Versammlung der Friedensrichter, gleichviel ob sie zu Zwecken der Verwaltung oder als Gerichtshof zusammentreten. Die jetzigen englischen County-Courts wurden 1846 geschaffen und ihre districts bestimmt; eine Anzahl von districts bildet dann einen circuit (s. d.). Ihre Zuständigkeit regelt die C. C. Act von 1888. In England heißt übrigens C. C. auch die Volksversammlung der Grafschaft, die berufen wird, um den Coroner (s. d.) zu wählen. Vgl. Schuster, Die bürgerliche Rechtspflege in England, § 2—4 (Berl. 1887).

County-Hall (spr. kaunti-hâl, auch County-House, »Grafschaftshaus«), in England und den Vereinigten Staaten von Amerika der Sitz der Verwaltungsbehörden eines County oder einer Grafschaft.

Coup (franz., spr. ku), Hieb, Stich, Stoß, auch rasch meist im übeln Sinne (Streich) ausgeführte Handlung. C. de main (spr. ku d'mäng), ein rascher, gelungener Angriff, Überfall eines festen Ortes.

Coupage (franz., spr. kupâsch'), das »Verschneiden«, insbes. das Vermischen eines Weines mit einem andern. Vgl. Wein.

Coupar Angus (Cupar Angus, spr. küper), Stadt im östlichen Schottland, teils zu Perthshire, teils zu Forfarshire gehörig, am Isla, mit Leinen- und Lederfabrikation und (1901) 2064 Einw.

Coup d'assurance (franz., spr. ku dassürängß'), soviel wie coup de semonce (s. Durchsuchungsrecht).

Coup de milieu (spr. ku d'miliö, »Zwischentrunk«), ein Getränk, das in der Mitte eines Diners, gewöhnlich zwischen kaltem Entree und Braten zur Anregung der Eßlust serviert wird, besteht aus Eispunsch, Ponche à la Romaine, schwedischem Punsch, seltener feinem Cognac 2c.

Coup de semonce (franz., spr. ku d'ßömongß'), s. Durchsuchungsrecht.

Coup d'Etat (franz., spr. ku detá), Staatsstreich (s. d.).

Coup de théâtre (franz.), Theaterstreich, jede zum Zweck der Überraschung auf der Bühne hervorgebrachte plötzliche Wendung oder Veränderung in der Situation oder dem Charakter einer handelnden Person, gewöhnlich in tadelndem Sinne gebraucht zur Bezeichnung eines unmotivierten Scheineffekts; von dem Bühnengebrauch auch auf das moderne Leben übertragen zur Bezeichnung effektvoller Überraschungen.

Coup d'œil (franz., spr. ku döj, »flüchtiger Blick«), der schnelle und richtige Blick, mit dem namentlich der Offizier das Gelände, die Gefechtslage 2c. überblickt; auch Augenmaß oder der Standpunkt, von dem aus ein Gegenstand betrachtet wird.

Coupe (franz., spr. küp'), Schnitt; beim Kartenspiel das Abheben; auch Trinkschale (s. Cupa).

Coupé (franz.), vierräderige, zweisitzige, geschlossene Kutsche mit feststehendem Verdeck; die vordere Abteilung eines Postwagens; Abteilung (»Abteil«) oder gesonderter Raum in einem Eisenbahnwagen. C. chaise, s. Brougham.

Couperin (spr. kup'räng), Musikerfamilie des 16. und 17. Jahrh., deren Name besonders in der Geschichte des Klavierspiels von Bedeutung ist. Der hervorragendste Vertreter derselben ist François C. (genannt »der Große«), geb. 10. Nov. 1668 in Paris, gest. 1733, Sohn von Charles C., der als der jüngste von drei Brüdern, die sämtlich als Organisten sich auszeichneten, 1669 starb. François C. erhielt seinen Unterricht in der Musik von dem königlichen Organisten Thomelin, wurde 1696 Organist an der Kirche St.-Gervais und 1701 Organist des Königs mit dem Titel Claveciniste de la chambre du roi. Er gab vier Bücher »Pièces de clavecin« heraus (1713 bis 1730; neue Ausgabe von Brahms bei Augener in London), deren letztem vier Konzerte angehängt sind, ferner »Les goûts reunis« (Konzerte, 1724), Triosonaten und »Leçons des ténèbres«. Von der bloßen Aneinanderreihung von Tanzstücken schreitet C. vielfach zu frei erfundenen Stücken mit charakteristischen Titeln fort. Sein Satz ist meist nur zweistimmig, mehr zierlich, galant als von tiefem Inhalt. Von besonderm historischen Interesse ist das 1717 u. d. T.: »L'art de toucher le clavecin« von ihm veröffentlichte instruktive Werk.

Couperus, Louis, der bedeutendste niederländ. Romanschriftsteller der Gegenwart, geb. 10. Juni 1863 im Haag, verlebte seine Jugend in Batavia und kehrte dann nach Holland zurück, wo er mit 20 Jahren seine erste Gedichtsammlung: »Een Lent van Vaerzen«, veröffentlichte, der er 1887 eine zweite: »Orchideen«, folgen ließ. Später wandte er sich ganz der Romandichtung zu, seitdem sein erster Roman: »Eline Vere« (1889, 4. Aufl. 1898), der mit kecken Strichen ein Bild des gesellschaftlichen Lebens im Haag entwirft, einen durchschlagenden Erfolg hatte. Ungleich höher stehen seine folgenden Werke: der Roman »Noodlot« (1890, 3. Aufl. 1899; deutsch: »Schicksal«, Stuttg. 1892), die Novelle »Extaze« (1891; deutsch, das. 1895) und die Novellensammlung »Eene Illuzie« (»Eine Illusion«, 1892; z. T. deutsch von E. Otten: »Novellen«, Berl. 1897, 2 Bde.). Dann folgten die Romane »Majesteit« (1893) und »Wereldvrede« (1894; beide deutsch von Rachè, Dresd. 1895), »Metamorfoze« (1897), die Märchendichtungen »Psyche« (1897) und »Fidessa« (1899) und weiter die Romane »De stille Kracht« (1899; deutsch, Dresd. 1902), »Langslijnen van Geleidelijkheid« (1899), »Kleine Zielen« (1901).

Coupieren (franz.), schneiden, abschneiden, auch in Bezug auf Krankheiten (s. Abortivkur); im Kartenspiel soviel wie abheben; im Weinhandel: verschneiden, verschiedene Sorten Wein mischen; Pferde c., ihnen den Schwanz abschneiden. Über coupiertes Gelände (Terrain) s. Gelände.

Coupiers Blau (spr. kupjēs), s. Induline.

Coupierung (Sperrbuhne), s. Buhne.

Coupierzäune, s. Bodenmelioration, S. 126.

Couplet (franz., spr. kuplē, v. lat. copula), ursprünglich in der Musik und Poesie die Verbindung zweier paralleler rhythmischer Sätze zu einer Strophe; jetzt gewöhnlich die Bezeichnung für gewisse, in modernen Possen und Vaudevilles vorkommende komische Lieder, deren Strophen nach Einer Melodie gesungen werden und in einem witzigen Refrain zu endigen pflegen. In der ältern Rondoform nannte man alle Zwischenmelodien, die mit der öfters wiederkehrenden Hauptmelodie abwechselten, ebenfalls Couplets.

Coupon (franz., spr. kupóng, v. couper, schneiden), allgemein: Abschnitt, z. B. Tuchrest, abzutrennender Teil von Einlaßkarten, Fahrscheinen 2c.; insbesondere (Zinscoupon, Zinsleiste, Zinsschein) Name der den Staats- und andern öffentlichen Papieren, Pfandbriefen, Prioritäten, Aktien 2c. auf eine Reihe von Jahren behufs der Erhebung von Zinsen und Dividenden (bei Aktien) beigegebenen gedruckten Quittungen, die vom Couponbogen (Zinsbogen) abgeschnitten und zu den auf denselben angegebenen Verfallzeiten von bezeichneten Kassen gegen bar Geld eingelöst werden. Gewöhnlich enthält der Zinsbogen am Ende oder an der Spitze den sogen. Talon (Ferse, Erneuerungsschein), gegen dessen Rückgabe, wenn die daran befindlichen Coupons aufgebraucht sind, ein neuer Zinsbogen ausgehändigt wird. Dient der letzte C. zu diesem Zweck, so heißt derselbe Stichcoupon. Der C. ist Inhaberpapier, das aus seinem Besitz abgeleitete Forderungsrecht verjährt bei deutschen Staatspapieren gewöhnlich nach 4 Jahren (in Bayern nach 5 Jahren), bei österreichischen nach 6 Jahren. Infolgedessen kann der C. als Zahlungsmittel verwendet werden, was leicht dann geschieht, wenn es an Geldsurrogaten und Anstalten zur Erleichterung der Zahlung und Versendung von Geld (Posteinzahlung) gebricht. Verkehrt ist es, Dividendenscheine, die auf keinen bestimmten Betrag lauten, in dieser Art zu ver-

wenden. Fällige Zinscoupons von börsengängigen Papieren bilden an den größern Börsen einen Handelsgegenstand mit selbständiger Preisnotierung.

Couponbonds, s. Staatsschuldbuch.

Coupondifferenz (Valutadifferenz), der Unterschied zwischen den usancemäßigen Zinsen, die bis zur Abtrennung eines Zinscoupons oder Dividendenscheins zu berechnen sind, und dem Betrag, der nach der Abtrennung wirklich ausgezahlt wird.

Couponsteuer (Steuerabzug), Besteuerung der Zinscoupons von Schuldtiteln. Dieselbe läßt sich als Ertrags- oder partielle Einkommensteuer rechtfertigen, wenn sie als Teil einer Kapitalrentensteuer, bez. Einkommensteuer erscheint. Ist sie dagegen singulärer Natur, oder ist der Steuerfuß für dieselbe zu hoch bemessen, so kommt sie einer einseitigen Herabsetzung der Zinsen gleich. Die Durchführung dieser Besteuerung ist einfach und wohlfeil bei öffentlichen Wertpapieren. Sie wird von den Zinsen und Dividenden der Aktien und Obligationen in der Weise erhoben, daß nicht der Steuerpflichtige selbst, sondern der Emittent sie zu entrichten hat, welch letzterer sie bei Einlösung der Zins- und Dividendenscheine (Coupons) in Abzug bringt. In Österreich, wo die C. ein Teil der Einkommensteuer ist, wird sie von Aktien und Obligationen mit Ausnahme der ausländischen Wertpapiere und der ausdrücklich von der C. befreiten Staats- und Kommunalanlehen und Prioritätsobligationen sowie mit Ausnahme gewisser andrer beim Besitzer besteuerter Wertpapiere (nicht steuerfreie Gemeindeanlehen, Pfandbriefe der Sparkassen und der Bodenkreditanstalt 2c.) erhoben. Nach dem Gesetz vom 20. Juni 1868 betrug die C. 16 Proz. für die konsolidierte 5proz. Silber- und Papierrentenschuld, die infolgedessen auf dem Kurszettel nur mit 4⅕ Proz. verzeichnet war, 20 Proz. für die Zinsen der Lotterieanlehen von 1854 und 1866, der Steueranleihe von 1864 und die Entschädigungsrenten für aufgehobene Gefälle, 10 Proz. für die übrigen Zinsen und Dividenden. Durch Gesetz vom 25. Okt. 1896, betreffend die direkten Personalsteuern, ist die Rentensteuer erweitert und der Steuerabzug durch die Kassen und Zahlstellen des Staates, der Länder, der öffentlichen Fonds, der Bezirke und Gemeinden und der öffentlichen Rechnungslegung unterworfener Unternehmungen bei Zahlung der Zinsen und Renten der von ihnen ausgegebenen steuerpflichtigen Papiere angeordnet. Der Steuerfuß beträgt in der Regel 2 Proz., dagegen 10 Proz. bei den Zinsen derjenigen inländischen Staatsschuldtitel, die weder befreit noch durch das Gesetz von 1868 einer höhern Steuer unterworfen sind, bei den Einlösungsrenten für verstaatlichte oder dauernd in Staatsbetrieb übernommene Unternehmungen und bei den vor Erlaß des Gesetzes emittierten Obligationen der Landes-, öffentlichen Fonds- und ständischen Anlehen, 1½ Proz. bei den Zinsen von Pfandbriefen der Landeshypothekaranstalten, der Sparkassen, der auf Wechselseitigkeit beruhenden und nicht auf Gewinn abzielenden Hypothekenanstalten und der durch andre Landeskreditinstitute auf Grund von gewährten Darlehen emittierten Obligationen. Ungarn besteuert mittels C. die Zinsen seiner 5proz. Grundentlastungsobligationen mit 7, die 5proz. Anleihe von 1876 zur Einlösung der ungar. Ostbahnaktien mit 10 Proz. Frankreich belastet die Zinsen und Dividenden in- und ausländischer Obligationen und Aktien mit Ausnahme der Staatspapiere durch C. von 4 (früher 3) Proz. Die Besteuerung der ausländischen Papiere wird durch die Bestimmung gewährleistet, daß sie nur dann an französischen Börsen gehandelt werden können, wenn ihre Emittenten einen in Frankreich wohnenden und für die Steuern haftbaren Vertreter haben. In England bildet die C. einen Teil der Einkommensteuer und trifft die Zinsen und Renten, die aus der britischen und indischen Staatskasse oder durch britische Geschäftsvermittelung aus Kolonial- und fremden Staats- und Gesellschaftskassen fließen; ebenso das Einkommen der Erwerbsgesellschaften (die einzelnen Aktionäre 2c. bleiben steuerfrei). Italien hat eine C. (Gesetz vom 24. Aug. 1877) für die Zinsen der Staatsschuld, ferner die Obligationen der Provinzen, Gemeinden, Aktien- und Kommanditgesellschaften 2c., die bei den Staatspapieren durch Abzug bei Auszahlung der Zinsen, bei den übrigen Papieren durch unmittelbare Entrichtung der auf die Zinsen entfallenden Steuern seitens der betreffenden Korporationen erhoben wird. Der Steuerfuß beträgt seit Gesetz vom 22. Juli 1894: 20 Proz. (früher 13,2 Proz.). Auch Rußland hat in sein Kapitalrentensteuergesetz vom 20. Mai 1885 eine C. eingefügt, wonach die Coupons von Staatspapieren, Pfandbriefen, Eisenbahnobligationen und Aktien, insoweit sie nicht ausdrücklich befreit sind, um 5 Proz. gekürzt werden. Vgl. Friedberg, Couponsteuer, und Burkhard, Kapitalrentensteuer im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«, Bd. 3 u. 5 (2. Aufl., Jena 1900).

Coupure (franz., spr. kupür'), Einschnitt, Unterbrechung von Festungswerken und der Kommunikation in denselben behufs abschnittsweiser Verteidigung, findet sich in ältern Festungen. — Im Münzwesen und bei Wertpapieren heißt C. (Stückelung) die Festsetzung der Teilmünzen und der Appoints (Abschnitte).

Cour (franz., spr. kur), Hof, die Versammlungen bei Hof, um seine Aufwartungen zu machen. Daher C.-Tage, Tage, an denen dergleichen Versammlungen stattfinden; courfähig, Bezeichnung derjenigen Personen, die dabei zur Vorstellung erscheinen dürfen. Die C. machen oder schneiden, (einer Dame) den Hof machen. Im Französischen bedeutet C. auch Gerichtshof, z. B. c. d'assises Schwurgerichtshof; c. d'appel, Appellgerichtshof, soviel wie unser Oberlandesgericht; cours d'amour, Minnehöfe (s. d.).

Courage (franz., spr. kuräsch'), Mut, Herzhaftigkeit; couragiert, couragös, mutig, herzhaft.

Courant (franz.), s. Kurant.

Courant ascendant (franz., spr. kuräng aßangdäng), der aufsteigende Luftstrom; s. Luftbewegung.

Courante (franz., spr. kurängt, ital. Corrente, auch Coranto), eine ältere, schon im 16. Jahrh. beliebte Tanzform im Tripeltakt, von lebhafter Bewegung ursprünglich mit Bevorzugung des Rhythmus ♪ ♩ | ♩. und breiten Schlüssen 𝅗𝅥 ♩ | 𝅗𝅥. , später (zu Bachs Zeit) mehr in gleichen Noten laufend.

Courbarilholz, s. Hymenaea.

Courbet (spr. kurbä), 1) Gustave, franz. Maler, geb. 10. Juni 1819 in Ornans bei Besançon, gest. 31. Dez. 1877 in La Tour-de-Peilz bei Vevey, sollte anfangs die Rechtswissenschaft studieren, widmete sich aber in Paris der Malerei, anfangs im Atelier von Hesse und Steuben, dann in eifrigem Studium der alten Meister im Louvre, von denen ihm besonders die Spanier sympathisch waren, an deren Naturalismus er sich zunächst anschloß. Er kultivierte besonders die Landschaft, das Porträt und später das Genre, wobei er seine Stoffe aus dem Leben des kleinen Bürger- und Bauernstandes wählte. Die beiden Hauptwerke seiner Jugend: der Mann mit dem Gürtel (sein Selbst-

porträt, im Louvre zu Paris) und Nach dem Mittagsessen in Ornans (1849, Museum von Lille), zeigen noch den Einfluß seiner klassischen Studien. Aber schon 1851 gab er in der Beerdigung in Ornans (im Louvre) und in den Steinklopfern die ersten Proben seiner modern-naturalistischen Kunstanschauung, die, von gleicher Abneigung gegen Klassizismus und Romantik erfüllt, die gemeine Wirklichkeit an die Stelle idealer Auffassung setzen will. Um seine Opposition gegen die herrschenden Ansichten möglichst eindrucksvoll zu gestalten, verfiel er bald auf die trivialsten und gemeinsten Stoffe, wie die betrunkenen Bauern von Flagny (1852), die badenden Frauen, die Zirkusringer (1853), die Dame mit dem Papagei (1866) und besonders die Seinefräulein (1857) beweisen. In seiner Bekämpfung alles Bestehenden immer hartnäckiger fortschreitend, trat C. bald in die revolutionäre Bewegung ein, indem er sich an Männer wie Proudhon und Zola begeistert anschloß. Als Maler suchte er für die rote Republik und die freie Liebe ebenso energisch wie die Schriftsteller dieser Richtung einzutreten. Seine grenzenlose Eitelkeit, die darin gipfelte, daß er den Orden der Ehrenlegion mit den Worten ablehnte: »Man wird von mir nach meinem Tode sagen müssen: Dieser Mann hat niemals irgend einer Schule, einer Kirche, einer Institution, einer Akademie und vor allen Dingen niemals einer Regierung angehört«, verwickelte ihn in das Schicksal der Kommune, deren Mitglied er 1871 ward. Er war zum Präsidenten der Kunstkommission ernannt worden und mußte als solcher die schon vor der Septemberbewegung angeordnete Zerstörung der Vendômesäule ausführen. Seine spätere Prahlerei mit dieser Tat veranlaßte die Regierung, 1877 einen Prozeß gegen ihn anzustrengen, der seine Verurteilung zu 6 Monaten Gefängnis und zum Schadenersatz (329,091 Frank) zur Folge hatte. Der Urteilsvollstreckung entzog er sich durch die Flucht nach der Schweiz. Seine künstlerische Bedeutung liegt hauptsächlich in seinen Landschaften mit Tierstaffage; die Rehjagd, der Hirschkampf (1861, im Louvre), das Rehlager (1866, im Louvre), die Fuchsjagd und der Hirsch im Wasser sind die Hauptwerke dieser Gattung, in denen Kraft der Stimmung und malerischer Reiz volle Harmonie hervorbringen. Seine naturalistischen Tendenzen sind durch Manet, die Impressionisten (s. d.) und ihre Nachfolger überflügelt worden. Vgl. H. d'Ideville, Gustave C.; notes et documents sur sa vie et son œuvre (Par. 1878); A. Estignard, Gustave C., sa vie et ses œuvres (Besançon 1897).

2) Amédée Anatole Prosper, franz. Admiral, geb. 26. Juni 1827 in Abbeville, gest. 11. Juni 1885, trat 1849 in die Marine und wurde 1873 Linienschiffskapitän und Gouverneur von Neukaledonien. Seit 1880 Konteradmiral, erhielt er 1883 den Oberbefehl in Tongking, erzwang im August die Einfahrt in Huë und diktierte dem Kaiser von Anam den Frieden, eroberte darauf Sontay und Bacninh und ward 1884 unter Beförderung zum Vizeadmiral an die Spitze der Flotte gestellt, die China zur Nachgiebigkeit zwingen sollte. Er starb an Bord des Admiralschiffs Bayard bei den Fischerinseln; seine Leiche wurde 28. Aug. 1885 im Dom der Invaliden zu Paris beigesetzt. Aufsehen erregten seine nach dem Tode veröffentlichten Briefe, in denen er die Politik der republikanischen Minister und der Kammermehrheit scharf tadelte. Seine Biographie schrieben Ganneron (Par. 1885), J. Julien (1888), de La Faye (1891). Vgl. auch Loir, L'escadre de l'amiral C. (6. Aufl. 1892).

Courbette (franz.), s. Kurbette.

Courbevoie (spr. kurb'wŭá), Stadt im franz. Depart. Seine, Arrond. St.-Denis, am linken Ufer der Seine und an der Westbahn, mit schöner, zur Brücke von Neuilly führender und eine Fortsetzung der Pariser Champs-Elysées bildender Avenue, zahlreichen Villen, Bleichereien, Fabriken für Waggons, Chemikalien ꝛc. und (1901) 25,330 Einw. Auf dem Rond-Point steht ein Denkmal des Krieges von 1870/71.

Courbière (spr. kurbjär'), Guillaume René, Baron de l'Homme de, preuß. Feldmarschall, geb. 25. Febr. 1733 in Maastricht, gest. 23. Juli 1811, trat aus holländischen 1757 als Ingenieurkapitän in preußische Dienste, kommandierte von 1759 an als Major ein Freibataillon, an dessen Spitze er sich besonders 1760 bei der Belagerung von Dresden sowie bei Liegnitz und Torgau hervortat. Nach dem Hubertusburger Frieden ward er nach Emden versetzt, wo Seume Hauslehrer in seiner Familie war. 1780 ward er Generalmajor, 1787 Generalleutnant, befehligte im Kriege gegen die französische Republik die Garden, wurde 1797 General der Infanterie und 1798 Gouverneur von Graudenz, das er 1807 heldenmütig verteidigte. In Anerkennung dafür wurde er nach dem Frieden von Tilsit Feldmarschall und Gouverneur von Westpreußen. 1889 erhielt das 2. posensche Infanterieregiment Nr. 19 seinen Namen, und durch Kabinettsorder vom 14. Dez. 1893 ward die alte Festung Graudenz mit dem Namen »Feste C.« belegt.

Courcel (spr. kurßell), Alphonse Chodron, Baron de, franz. Diplomat, geb. 30. April 1835 in Paris, studierte die Rechte an der Pariser Rechtsfakultät, ging 1853 nach Bonn, dann nach Berlin und München, um daselbst wissenschaftliche und Sprachstudien zu treiben, und wurde 1858 in Bonn zum Doktor beider Rechte promoviert. Er trat nun in den diplomatischen Staatsdienst seines Vaterlandes, erhielt 1866 eine Anstellung am Oberrechnungshof, wurde 1869 zum Unterdirektor im Ministerium des Auswärtigen und 1880 unter Freycinet zum Direktor der Abteilung der politischen Angelegenheiten ernannt; auch ward er Mitglied des Staatsrates. Nach dem Rücktritt Saint-Valliers wurde C. im Dezember 1881 zum Botschafter in Berlin ernannt. Als mit Freycinet und Boulanger eine kriegerische Politik im französischen Ministerium zu überwiegen drohte, nahm er im Sommer 1886 seine Entlassung, ward 1892 Senator und war 1894—98 Botschafter in London.

Courcelles (spr. kurßäl'), 1) franz. Dorf bei Metz, wonach die Franzosen die erste Schlacht vor Metz (14. Aug. 1870) benennen, die deutscherseits als die von Colombey-Nouilly (s. d.) bezeichnet wird. — 2) Gemeinde in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Charleroy, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Brüssel-Charleroy, hat Kohlenbergbau, Eisenindustrie und (1900) 15,390 Einw.

Courcelles-Chaussy (spr. kurßäl'-schoßi), s. Kurzel.

Courcelle-Seneuil (spr. kurßäl'-ß'nöj), Jean Gustave, franz. Nationalökonom, geb. 22. Dez. 1813 in Seneuil (Dordogne), gest. 29. Juni 1892 in Paris, widmete sich anfänglich dem Handel, dann volkswirtschaftlichen Studien und ward Mitarbeiter an zahlreichen Zeitschriften, besonders auch an Pagnerres »Dictionnaire politique«. 1848 ward ihm eine amtliche Mission nach England übertragen. 1853—63 war er Professor der Nationalökonomie zu Santiago in Chile. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Traité théorique et pratique des opérations de banque« (Par. 1852, 8. Aufl. 1898); »Traité des entreprises industrielles, commerciales et agri-

coles« (1854; 4. Aufl. als »Manuel des affaires«, 1883; deutsch, Stuttg. 1885); »Traité d'économie politique« (1859; 3. Aufl. 1890, 2 Bde.); »Cours de comptabilité« (1867, 4 Bde.); »Préparation à l'étude du droit« (1887); »Adam Smith: Richesse des nations« (1888); »La société moderne« (1892). Vgl. »Courcelle-Seneuil 1813—1892« (Par. 1892).

Courcy (spr. kurßi), Marie René Rousſel, Marquis de, franz. Diplomat, geb. 1827, trat in den diplomatiſchen Dienſt, war Geſandtſchaftsſekretär in China, in Athen und Karlsruhe und zog ſich 1860 auf ſeine Güter im Depart. Loiret zurück. Er ſchrieb: »L'empire du Milieu« (1866); »La coalition de 1701 contre la France« (1886, 2 Bde.; preisgekrönt); »Renonciation des Bourbons d'Espagne au trône de France« (1889); »L'Espagne après la paix d'Utrecht, etc.« (1891, ebenfalls preisgekrönt).

Cour des miracles (franz., spr. kûr dä mirâkl', »Hof der Wunder«), ſ. Argot.

Courier de Méré (spr. kurjē), Paul Louis, franz. Schriftſteller, geb. 4. Jan. 1772 in Paris, geſt. 10. März 1825, trat 1792 in die Armee ein, focht mit Auszeichnung in den italieniſchen Feldzügen (1792—97 und 1805), nahm aber nach der Schlacht bei Wagram 1809 ſeinen Abſchied und ging nach Italien, um ſeine philologiſchen Forſchungen, die er auch während ſeiner militäriſchen Laufbahn nicht aufgegeben hatte, fortzuſetzen. Er entdeckte in Florenz ein vollſtändiges Exemplar des Romans »Daphnis und Chloë« von Longos, das er herausgab (1810). 1812 kehrte er nach Frankreich zurück, zog auf ſein Landgut unweit Tours, immer philologiſch tätig, zugleich wegen ſeiner politiſchen Flugſchriften, in denen er mit kauſtiſchem Witz den Adel und die katholiſche Geiſtlichkeit bekämpfte, gefürchtet. Doch wurde er von einem Diener ermordet. Der prickelnde Geiſt und die natürliche Anmut Couriers finden ſich in all ſeinen Schriften, ſelbſt in ſeinen Briefen wieder. Seine zahlreichen Flugſchriften, auch »Le pamphlet des pamphlets« (1824), ſind wahre Meiſterwerke des franzöſiſchen Stils. Unter den mehrfachen Ausgaben ſeiner Werke ſind beſonders die von 1830 (4 Bde., mit Einleitung von Armand Carrel) und von 1837 (4 Bde., neue Ausg. 1865) hervorzuheben.

Courir sus, Ordre de (franz., spr. ordr' dŏ kurīr ßüß), der bei der Kriegserklärung an die Untertanen ergehende Befehl, Perſonen und Sachen des Feindes feſtzuhalten.

Courmayeur (spr. kurmäjör), Flecken in der ital. Provinz Turin, Kreis Aoſta, 1224 m ü. M., am Südfuße des Montblanc, an der Dora Baltea, unterhalb der Vereinigung ihrer Quelltäler Val Ferret und Allée blanche, an der Eiſenbahn Chivaſſo-C., hat Mineralquellen (eiſenhaltige Säuerlinge und Schwefelquellen von 10—15°) mit Badeanſtalt und (1901) ca. 550 (als Gemeinde 1137) franzöſiſch ſprechende Einwohner. C. iſt wegen ſeiner geſchützten Lage und herrlichen Umgebung ein beſuchter Sommeraufenthalt und Touriſtenort (beliebte Ausflüge auf die ausſichtsreichen Berge Crammont, 2737 m, und Mont de la Saxe, 2358 m, auf den Brenvagletſcher ꝛc.).

Couronnement (franz., spr. kuronn'mäng, »Krönung«), mit Schanzkörben ꝛc. bekleidete Deckungswerke, die der Belagerer beſonders im Glacis, in vorhandenen Erdwällen, Minentrichtern ꝛc. herſtellt. In der Glaciskrönung lagen früher die Konter- und Breſchbatterien, jetzt dient ſie nur zur geſicherten Anlage des Grabenniederganges und Unterbringung der Sturmkolonnen.

Couroupita *Aubl.* (spr. kuru-, »Kanonenkugelbaum«), Gattung der Lecythidazeen, Bäume mit keilförmigen Blättern, großen, lebhaft gefärbten Blüten in Trauben und holzigen, runden Kapſeln. Neun Arten im nördlichen Südamerika, auf den Kleinen Antillen und in Mittelamerika. C. guianensis *Aubl.*, in Franzöſiſch-Guayana heimiſch und auf die Antillen verpflanzt, mit roten, wohlriechenden Blüten in 60—90 cm langen Trauben und rötlichen Früchten von 10—15 cm Durchmeſſer mit grünlichweißem, an der Luft blau werdendem Mark und zahlreichen Samen. In Cayenne werden ſie als wilde Aprikoſen wegen ihres weinigen, angenehmen Geſchmacks gegeſſen und zur Bereitung kühlender Getränke benutzt. Die Fruchtſchale dient zu Gefäßen.

Cour permanente d'arbitrage (franz.), Bezeichnung für den ſtändigen Schiedshof (ſ. d.) im Haag.

Courpière (spr. kurpjär'), Flecken im franz. Depart. Puy-de-Dôme, Arrond. Thiers, 358 m ü. M., an der Dore und der Lyoner Bahn gelegen, hat eine romaniſche Kirche (11. Jahrh.), kalte Eiſenquellen, Holzhandel und (1901) 1533 (als Gemeinde 3665) Einw.

Courrières (spr. kurjär'), Stadt im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrond. Béthune, an der Nordbahn, hat eine Kirche mit ſchönem Grabmal Johanns von Montmorency, Steinkohlengruben, Zuckerfabrikation und (1901) 3390 Einw.

Cours (franz., spr. kûr), ſ. Kurs.

Cours (spr. kûr), Stadt im franz. Depart. Rhone, Arrond. Villefranche, 600 m ü. M., an der Lokalbahn St.-Victor-C., mit Fabriken für Baumwollenwaren, Decken ꝛc. und (1901) 3481 (als Gemeinde 5493) Einw.

Coursan (spr. kurßáng), Stadt im franz. Depart. Aude, Arrond. Narbonne, am Aude und an der Südbahn, hat eine gotiſche Kirche, Mineralquelle, Weinbau, Branntweinbrennerei und (1901) 3556 Einw.

Cours d'amour (franz., spr. kûr damûr), ſ. Minnehöfe.

Courseulles (spr. kurßöll'), Flecken im franz. Depart. Calvados, Arrond. Caen, an der Seulles unweit ihrer Mündung in den Kanal und an der Lokalbahn Caen-C., hat einen Hafen mit Leuchtturm, Spitzenfabrikation, Seefiſcherei, bedeutende Auſternzucht, Seebäder und (1901) 1315 Einw.

Coursón (spr. kurßóng), Aurélien de, franz. Geſchichtsforſcher, geb. 25. Dez. 1811 in Port Louis (Ile-de-France), geſt. 6. Nov. 1889, kam 1821 nach Frankreich, ward Archivar des Depart. Finistère, dann Bibliothekar an der Bibliothek Ste.-Geneviève in Paris, endlich Konſervator an der Louvre-Bibliothek, nach deren Auflöſung er an die Nationalbibliothek verſetzt wurde. Er ſchrieb: »Essai sur l'histoire, la langue et les institutions de la Bretagne armoricaine« (1840); »Histoire des origines et des institutions des peuples de la Gaule armoricaine et de la Bretagne insulaire jusqu'au V. siècle« (1843); »Histoire des peuples bretons dans la Gaule et dans les îles britanniques« (1846, 2 Bde.); ferner gab er heraus: »Cartulaire de l'abbaye de saint Sauveur de Redon« (1863) und mit Vallery-Radot: »Mémoire sur l'origine des institutions féodales chez les Bretons et les Germains« (1847) u. a. C. erhielt zweimal von der Akademie den Gobertſchen Preis.

Court (engl., spr. kört), Hof, beſonders Gerichtshof.

Court (spr. kûr), Antoine, geb. 27. März 1695 in Villeneuve-de-Berg (Vivarais), geſt. 13. Juni 1760 in Lauſanne, iſt bekannt durch ſeine unermüdliche, Todesgefahr nicht ſcheuende Tätigkeit für die Wiederherſtellung des reformierten Proteſtantismus in

Frankreich, den er von der kamisardischen Schwärmerei (s. Kamisarden) zur besonnenen Religion der Väter zurückführte. Seit 1729 in Lausanne, gründete er dort ein Seminar zur Ausbildung von Predigern. Vgl. »Mémoires d'A. C.« (hrsg. von Hugues, Toulouse 1885); Schott, Die Kirche der Wüste (Halle 1893).

Courtage (franz., spr. kurtāsch'), Maklerlohn, Gebühr, die der Makler (courtier) für die von ihm besorgte Vermittelung eines Geschäfts erhält. Der Ausdruck C. wird nur für den Lohn des Handelsmaklers gebraucht (§ 93 des Handelsgesetzbuches). Es gelten jedoch hier im allgemeinen dieselben Grundsätze wie für den Maklerlohn überhaupt. Der Anspruch auf C. ist nur begründet, wenn das Geschäft wirklich zum Abschluß gekommen, bez. wenn ein suspensivbedingtes Geschäft unbedingt geworden ist (vgl. Bürgerliches Gesetzbuch, § 652). Während aber der Makler des bürgerlichen Rechts im Zweifel nur zu einer der Parteien in rechtlicher Beziehung steht und daher den Lohn auch nur von einer Seite erhält, ist der Handelsmakler möglicherweise für beide Teile tätig und hat daher nach § 99 des Handelsgesetzbuches, wenn unter den Parteien nichts andres ausgemacht ist (was dann auch für den Makler bindend ist), in Ermangelung eines abweichenden Ortsgebrauches von jeder Partei die Hälfte der C. zu beanspruchen. Für die Höhe der C. sind, je nach der Art des Geschäfts, an den einzelnen Orten bestimmte Sätze üblich geworden, die sich zwischen ½ pro Mille und 1 Proz. bewegen. Für Geld und Effekten beziffert sich die C. meist auf 1 pro Mille. Sie wird bald nach dem Kurs (Frankfurt, Leipzig, Hamburg, Wien, London), bald nach dem Nominalbetrag (Berlin, Paris, Amsterdam) berechnet. Bei mehreren Papieren, wie österreichischen Losen, Eisenbahnaktien ꝛc., ist für sie an einigen Plätzen ein fester Satz angenommen, und zwar wird sie dann nach Stück berechnet. Der Einheitssatz schwankt zwischen 5 und 40 Pf., je nach dem Werte der Stücke. Bei Reportgeschäften pflegt nur derjenige, der in Prolongation gibt, C. zu zahlen. Die Pflicht zur Zahlung der C. bleibt bestehen, auch wenn eine oder beide Parteien nach dem Abschluß des Geschäfts von demselben zurücktreten. Gleichbedeutend mit der C. ist die (vom arabischen simsar herstammende) Bezeichnung Sensarie.

Courtaud (franz., spr. kurtō), Stutzschwanz, Pferd oder Hund mit gestutzten Ohren und Schwanz.

Courtelary (spr. kurtlarī), Dorf und Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Bern, im Val St.-Imier, 701 m ü. M., an der Eisenbahn Sonceboz-Chaux-de-Fonds, hat Uhren- und Papierstoffabrikation, Steinbrüche und (1900) 1245 meist franz. Einwohner.

Courtenay (spr. kurtnā), Stadt im franz. Depart. Loiret, Arrond. Montargis, an der Lyoner Bahn, hat ein Schloß, Strumpfwirkerei, Getreidehandel und (1901) 1920 Einw. C. hat einem berühmten Geschlecht (s. folgenden Artikel) den Namen gegeben.

Courtenay (spr. kurtnā), altes franz. Geschlecht, genannt nach der Stadt und Herrschaft C. (s. oben), die Hatto, Sohn des Kastellans von Château-Renard, um 1010 gründete. Josselin II., Enkel Hattos, machte den ersten Kreuzzug mit und erhielt 1115 von König Balduin I. die Herrschaft Tiberias in Galiläa, 1119 von Balduin II. die Grafschaft Edessa und ward 1131 bei Belagerung eines Kastells bei Aleppo getötet. Sein Sohn Josselin III. verlor seine ganze Grafschaft und 1144 die Hauptstadt Edessa selbst, ward gefangen und starb 1149 in Aleppo als Gefangener. Peter von C. ward 1216 lateinischer Kaiser von Konstantinopel (s. Peter); ebenso seine Söhne Robert (1219—28) und Balduin (1237—61). Robert von C. bestieg 1299 den erzbischöflichen Stuhl zu Reims und starb 1323. Louis, Prinz von C., geb. 1610, versuchte umsonst seine Rechte als Nachkomme König Ludwigs des Dicken geltend zu machen, erlangte aber nur die Erlaubnis, die Lilien wieder in sein Wappen aufzunehmen. Louis Charles, Prinz von C., Graf von Eu, geb. 25. Mai 1640, gest. 29. April 1723, diente 1664 bei der Belagerung von Gigeri auf der Küste der Berberei sowie in den Kriegen Ludwigs XIV. und suchte ebenfalls seine Rechte als königlicher Prinz geltend zu machen. Mit seinem jüngern Sohn, Charles Roger, erlosch 1730 das Haus C. im Mannesstamm.

Courtens, Franz, belg. Maler, geb. 1853 in Termonde, bildete sich nach dem Vorbilde der französischen Naturalisten und Impressionisten zum Landschaftsmaler aus, der sich seit dem Anfang der 1880er Jahre durch Bilder bekannt machte, die trotz der bis aufs äußerste getriebenen skizzenhaften Behandlung durch die Kraft und die Breite des malerischen Vortrags und die Stimmungsgewalt eine starke Wirkung ausübten. Seine Spezialität sind Herbst- und Winterlandschaften, die er oft mit bedeutsamer, lebhaft bewegter Staffage versieht. Hauptwerke von ihm sind die Schleppfahrt auf der Schelde, Auszug der Herde, ein frischer Morgen, Heide im Sturm, der Kreuzesweg, Platzregen, Buchenallee und Im schönen Land Flandern. Eine Landschaft mit einem Hyazinthenfeld wurde 1889 für die Neue Pinakothek in München angekauft. C. hat auch Genrebilder, wie z. B. die Wölfe des Meeres (kartenspielende Matrosen) und das Altfrauenhaus in Schiedam, gemalt. 1888 erhielt er die erste Medaille der Münchener Ausstellung, 1889 die Ehrenmedaille der Pariser Weltausstellung. Er lebt in Brüssel.

Courthézon (spr. kurtesóng), Stadt im franz. Depart. Vaucluse, Arrond. Avignon, an der Lyoner Eisenbahn, mit alten Wällen und Türmen, neuem Schloß, Seidenraupenzucht, Seilerei, Papier- und Besenfabrikation und (1901) 2142 Einw.

Courthope (spr. kört-hōp), William John, engl. Schriftsteller, geb. 1842 bei Lewes (Surrey), wurde in Harrow und Oxford erzogen, schrieb insbes. in die »Quarterly Review« und begründete die »National Review«, deren Redakteur er bis 1887 war. Seine Erstlingswerke waren Gedichte, die viel Phantasie verraten und sich durch ungemein melodiöse Sprache auszeichnen, so besonders die aristophanische Satire »The Paradise of Birds« (1878). Am bekanntesten ist er als Literarhistoriker im Gebiete des 18. Jahrh., besonders als Mitherausgeber der Werke von Alexander Pope (mit Elwyn), deren Schlußband die Biographie des Dichters von C. enthält (1889). Außerdem schrieb er die Biographie von Addison (1884), »The liberal movement in English literature« (1885), »History of English Poetry« (1895—97, Bd. 1 u. 2) und »Life in poetry, law in taste«, Vorlesungen (1901).

Courtier (franz., spr. kurtjē), Makler oder Unterhändler (s. Courtage).

Courtine (franz.), s. Kurtine.

Courtisan (franz.), s. Kurtisan.

Courtmans, Joanna Desideria, geborne Berchmans, fläm. Schriftstellerin, geb. 6. Sept. 1811 in Ouedegem (Ostflandern), gest. 22. Sept. 1890 in Maldegem, verheiratete sich 1836 mit dem Lehrer Jean Baptiste C. zu Lier, nach dessen Tod (1856) sie als Vorsteherin eines Erziehungsinstituts in Maldegem wirkte. Anfangs schrieb sie Schauspiele und Ge-

dichte, später zahlreiche flämische Romane und Erzählungen (»Het geschenk van den jager«, womit sie 1864 den Preis für flämische Literatur errang; »De bloem van Cleyt«; »Griselda«; »De hut van tante Clara« u. a.), die gesammelt in 22 Bänden erschienen.

Courtney (spr. kórtnĕ), Leonard Henry, engl. Politiker, geb. 1832, wurde 1858 Advokat in London, war aber hauptsächlich journalistisch tätig, insbes. für die »Times«, und wurde 1872 zum Professor der Nationalökonomie an dem University College zu London und 1873 zum Examinator in Verfassungsgeschichte an der Londoner Universität ernannt. 1876 trat er ins Parlament, wo er sich dem linken Flügel der liberalen Partei anschloß. Im Frühjahr 1880 wurde er von Gladstone zum Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, 1881 zum Unterstaatssekretär im Kolonialministerium und im Mai 1882 zum parlamentarischen Sekretär im Schatzamt ernannt, nahm aber Ende 1884 seine Entlassung. 1886 trat er der Partei der liberalen Unionisten bei und war 1886—1892 Vorsitzender in den Komiteeberatungen des Unterhauses; 1889 wurde er zum Mitgliede des Geheimen Rates ernannt. Seit 1896 bekämpfte er die innere und äußere Politik der Regierung und zog sich 1900 von der parlamentarischen Tätigkeit zurück.

Courtois (spr. kurtuá), 1) Jacques Bourguignon, von den Italienern Jacopo Cortese genannt, ital. Maler, geb. 1621 zu Hippolyte in der Franche-Comté, gest. 14. Nov. 1676 in Rom, trat in spanische Kriegsdienste, ging aber nach geschlossenem Frieden nach Italien, um die bei seinem Vater begonnenen künstlerischen Studien unter Reni, Albani, Pieter de Laar und Cerquozzi wieder aufzunehmen. In seinem 36. Jahr trat er in ein Jesuitenkloster in Rom. Seine Schlachtenbilder sind von kühner Komposition und Ausführung und fanden so viel Beifall, daß ihre Art von andern Malern vielfach nachgeahmt wurde. C. ist in den meisten öffentlichen Sammlungen vertreten.

2) Edme Bonaventure, franz. Revolutionär, geb. 1756 in Arcis-sur-Aube, gest. 6. Dez. 1816 in Brüssel, war Deputierter in der Gesetzgebenden Versammlung und im Nationalkonvent und wirkte 9. Thermidor zu Robespierres Sturz mit. Der Konvent beauftragte ihn mit der Prüfung der bei Robespierre gefundenen Papiere, über die er im Januar 1795 der Versammlung einen interessanten Bericht erstattete. 1795 wurde er Mitglied des Rates der Alten, ward einer der entschiedensten Gegner der Jakobiner und ein Führer der Partei, die Bonapartes Staatsstreich vom 18. Brumaire vorbereitete. Aus dem Tribunat ward er wegen angeblicher Erpressung ausgestoßen. Trotz der 1814 verkündigten Amnestie ließ der Minister Decazes seine für die Geschichte der Revolution wichtigen Papiere in Beschlag nehmen, wodurch sie fast sämtlich verloren gingen. Die 1828 erschienenen »Papiers inédits trouvés chez Robespierre, Saint-Just et Payan etc., supprimés ou omis par C.« enthalten nur einen kleinen Teil davon.

3) Gustave Claude Etienne, franz. Maler, geb. 18. März 1852 in Pusey (Obersaône), wurde 1869 Schüler von Gérôme, trat zuerst im Salon von 1876 mit zwei historischen Bildern: der Tod des Archimedes und Orpheus, auf, denen 1877 ein Narcissus, der für die Luxembourg-Galerie angekauft wurde, 1878 die Kurtisane Laïs in der Unterwelt und Dante und Vergil in der Unterwelt bei den Vaterlandsverrätern folgten. Die Grazie und Feinheit seiner Auffassung und die Zartheit seines geschmackvollen Kolorits machten ihn zugleich zu einem beliebten Porträtmaler. 1882 stellte er in Paris eine Bajadere, 1883 ein junges Mädchen in japanischem Kostüm und einen jungen Florentiner, mit Katzen spielend, aus. Von seinen spätern Werken sind die Beerdigung Atalas (1884), eine Madonna mit dem Kind (1887), ein junges Mädchen an der Quelle und dekorative Panneaus mit Figuren aus Komödien für das Foyer des Odéontheaters hervorzuheben.

Courtoisie (franz., spr. kurtuasí), feines, höfisches Benehmen, Hoffitte; die ritterliche, ehrenfeste Höflichkeit des feinen Weltmannes, besonders Frauen gegenüber; im Völkerrecht (C. internationale) soviel wie Comitas gentium (s. d.). Kourtoisieren (auch kurtesieren), den Hof machen, »die Kur schneiden«.

Courtrai (spr. kurträ, fläm. Kortrijk), Hauptstadt eines Arrondissements in der belgischen Provinz Westflandern, 4 km von der französischen Grenze, zu beiden Seiten der schiffbaren Lys, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Gent-Tournai, ist von alten Mauern umgeben, hat zahlreiche Kirchen (bemerkenswert sind die Martinskirche aus dem 14. Jahrh., 1862 vom Blitz getroffen und teilweise abgebrannt, seitdem wieder aufgebaut, und die 1211 vollendete Liebfrauenkirche, mit der Grabkapelle der alten Grafen von Flandern und einer Aufrichtung des Kreuzes von van Dyck), ein schönes gotisches Rathaus (1417—1610 erbaut, neuerdings restauriert, mit Fresken von Guffens und Swerts), einen Belfried, eine Börse und (1900) 33,143 Einw., die berühmtes Tafelleinen, Blonden, Spitzen ꝛc. erzeugen (hier und in der Umgegend 8000—8200 Handwebstühle und acht Fabriken mit mechanischen Webstühlen), auch bedeutende Färbereien und große Bleichen unterhalten. Etwa 2300 Menschen beschäftigten sich 1896 im Arrond. C. mit der Anfertigung von Spitzen. C. hat eine Malerakademie, ein Museum, eine Staats-Knabenmittelschule, Gewerbeschule und ist Sitz eines Tribunals, eines Handelsgerichts und einer Handelskammer. — C., zur Römerzeit Cortoriacum, ist berühmt durch die Sporenschlacht (11. Juli 1302), wo die Weber Brügges und Yperns unter Führung Wilhelms des Jüngern von Jülich den Patriziern und deren französischen Verbündeten unter Robert von Artois eine furchtbare Niederlage beibrachten. Die auf dem Schlachtfeld gesammelten goldenen Sporen der gefallenen französischen Ritter wurden in der Groeninger Abtei als Siegeszeichen aufbewahrt. 1382 ward C. von den Franzosen, die auch im 17. und 18. Jahrh. den Ort wiederholt durch Belagerung heimsuchten, ausgeplündert und eingeäschert. Am 31. März 1814 hier Sieg der Franzosen über die Sachsen und andre deutsche Truppen unter Thielmann. Vgl. Mussely, Inventaire des archives de la ville de C. (Courtrai 1854 bis 1870, 2 Bde.); van de Putte, Chronique et cartulaire de l'abbaye de Groeninghe à C. (Brügge 1872); Pirenne, La version flamande et la version française de la bataille de C. (Gent 1892); G. Köhler, Die Schlachten von Tagliacozzo und C. (Bresl. 1892).

Courtry (spr. kurtrī), Charles Louis, franz. Radierer, geb. 11. März 1846 in Paris, gest. daselbst 1. Nov. 1897, bildete sich bei Gaucherel und Flameng und entfaltete dann eine fruchtbare Tätigkeit in der Nachbildung von Gemälden alter und neuer Meister, wobei er den Nachdruck auf die Wiedergabe der koloristischen Wirkungen legte. Die besten seiner Schöpfungen, deren Gesamtzahl mehr als 600 beträgt, sind Radierungen nach Rubens, Rembrandt, Holbein,

Meissonier, Munkacsy (Milton und seine Töchter), Menzel, Dupré und Chartran (Bildnis des Papstes Leo XIII.).

Courts jours (franz., spr. kûr schûr), kurze Frist (von Wechseln).

Coury-les-Bains (spr. kuri-lä-bäng, d. h. Bäder von Kuru, türk. Dagh-Hamamlar od. Ilidja), reizender Badeort im asiatisch-türk. Liwa Ismid, 10 km von Jalowa am Golf von Ismid, im waldigen Samanly Dagh, schon im Altertum viel besucht.

Cöus, Titane, s. Köos.

Cousin und **Cousine** (franz., spr. kusäng, kusin'), Vetter und Muhme (s. Geschwisterkinder). Mon Cousin, ehemals Anrede in Briefen des französischen Königs an andre Fürsten.

Cousin (spr. kusäng), 1) Jean, franz. Bildhauer und Maler, geb. 1501 in Soucy bei Sens, gest. um 1590, war anfangs als Glasmaler tätig und führte unter andern die Legende des heil. Eutropius im Dom zu Sens (1530), vier Gemälde in der Kirche St.-Gervais zu Paris (1551) und die Glasfenster der Kapelle des Schlosses Fleurigny bei Sens aus. Doch malte C. auch in Öl. Sein Hauptwerk in der Ölmalerei ist das Jüngste Gericht im Louvre, das indessen trotz seiner fleißigen Ausführung geringen Geschmack in der Komposition zeigt. C. wurde von seinen Landsleuten, die ihn den französischen Michelangelo nannten, sehr überschätzt. Auch als Bildhauer erfreute sich C. eines hohen Ansehens: die liegende Statue von Phil. de Chabot im Louvre ist ein lebendiges, frisch aufgefaßtes Werk. Der vielseitige Künstler schrieb auch: »La vraie science de la pourtraicture« (zuerst Par. 1571 u. ö.; u. d. T.: »L'art de desseigner, revu etc. par Fr. Jollain«), ferner »Livre de perspective« (das. 1560 u. ö.). 1880 wurde ihm in Sens ein Standbild von Chapu errichtet. Vgl. Didot, Étude sur Jean C. (Par. 1872); Derselbe, Recueil des œuvres choisies de Jean C. (40 Tafeln, das. 1872).

2) Victor, berühmter franz. philosophischer Schriftsteller, geb. 28. Nov. 1792 in Paris als Sohn eines armen Handwerkers, gest. 12. Jan. 1867 in Cannes infolge eines Schlaganfalls, war Schüler von Maine de Biran und von Royer-Collard, der ihn in die Philosophie der schottischen Schule einführte und so mittelbar Kant nahe brachte. Schon 1815 wurde C. Stellvertreter seines Lehrers an der philosophischen Fakultät und Professor der Philosophie an dem Lycée Bonaparte. 1817 trat er eine philosophische Studienreise nach Deutschland an, auf der er Hegels und Schellings Bekanntschaft machte, von welcher Zeit an der Einfluß deutscher Philosophie in Frankreich datiert. Er hatte zwar 1820 seine Vorlesungen aus politischen Gründen einstellen müssen und war auf einer Reise in Deutschland als politischer Umtriebe verdächtig verhaftet und nach Berlin gebracht worden, doch durfte er 1828 seine Vorlesungen wieder eröffnen. 1830 wurde er Mitglied der Akademie und nach der Julirevolution Generalinspektor der Universität, 1831 Staatsrat, 1832 Direktor der Normalschule und Pair, endlich im März 1840 im Ministerium Thiers Minister des öffentlichen Unterrichts, legte diesen Posten jedoch schon im Oktober wieder nieder und lebte seitdem als Privatmann seinen Studien. C. ist der Begründer der sogen. eklektischen Schule, die ihren Standpunkt zwischen der die Metaphysik verwerfenden schottischen (Hume, Hamilton) und der die Metaphysik a priori konstruierenden deutschen Schule (Schelling und Hegel, seine »deux illustres amis«) nimmt. Er beginnt im Gegensatze zu der letztgenannten mit der Psychologie und wird durch diese selbst zur Ontologie geführt. Die Identität des Denkens und Seins ist nach C. eine Tatsache des Bewußtseins, die durch Analyse des letztern außer Zweifel gesetzt wird. In dem unmittelbaren und spontanen Akte der reinen Vernunft erlösche (ähnlich wie in Schellings intellektualer Anschauung) jede Spur subjektiver Beschränktheit. In den Vorlesungen von 1828 näherte er sich dem Standpunkte des deutschen (absoluten) Idealismus so sehr, daß er sich den Vorwurf zuzog, er habe die Philosophie in Frankreich entnationalisiert. Um demselben zu entgehen, knüpfte er in der 1845 erfolgten Umarbeitung seines zuerst 1817 erschienenen Hauptwerkes: »Le Vrai, le Beau et le Bien« (23. Aufl. 1881) an den Begründer der Philosophie in Frankreich, Descartes, an, indem er die psychologische Methode als Basis der philosophischen Fassung beibehielt. Von dieser Zeit an wurde seine Philosophie mehr Bekämpfung der sensualistischen und materialistischen Lehren, indem er auch die Religion benutzte, als strenge Wissenschaft. Die größten Verdienste hat er sich um die Verbreitung des Studiums der Geschichte der Philosophie, namentlich der französischen des Mittelalters, und um die Hebung des öffentlichen Unterrichtswesens (nach deutschem Muster) erworben. Außer seinen Übersetzungen des Platon (1822—38, 12 Bde.) und des Cartesius (1824, 6 Bde.), außer Ausgaben des Proklos (1820 f., 5 Bde.) und der Werke Abälards (mit Jourdain u. Despois, 1849—1859, 2 Bde.) sowie der Veröffentlichung von bisher unedierten Schriften Abälards (1836, darunter »Sic et Non«) hat er eine große Reihe von Schriften verfaßt. Seine Werke sind in fünf Abteilungen erschienen, I—II: »Cours de l'histoire de la philosophie moderne« (1846—48; 7. Ausg. 1866, 8 Bde.), III: »Fragments philosophiques« (1847—48, 4 Bde.), IV: »Littérature« (1849, 3 Bde.), V: »Instruction publique« (1850, 3 Bde.). Öffentliche Vorlesungen, von Stenographen nachgeschrieben, erschienen als »Cours de philosophie« (1836). Die Resultate seiner Reise nach Deutschland teilt er mit im »Rapport sur l'état de l'instruction publique dans quelques pays de l'Allemagne« (1832, 2 Bde.; 3. Aufl. 1840; deutsch von Kröger, Altona 1832—37, 3 Bde.). In der letzten Zeit seines Lebens widmete er sich mit Vorliebe der Schilderung hervorragender Frauen und des geistigen Lebens des 17. Jahrh., so in den Schriften »Madame de Hautefort« (1856); »La société française au XVII. siècle« (1858, 2 Bde.). Unter seinen Schülern sind Jouffroy, Ch. de Rémusat, Barthélemèß, Janet die bekanntesten. Vgl. Rob. Zimmermann, Studien und Kritiken, Bd. 1, S. 384 ff. (Wien 1879); Mignet, Victor C. (Par. 1869); Janet, V. C. et son œuvre (3. Aufl., das. 1893); Jules Simon, V. C. (das. 1887); Barthélemy Saint-Hilaire, Victor C., sa vie et sa correspondance (das. 1895, 3 Bde.).

Cousin-Montauban (spr. kusäng-mongtobäng), Charles Guillaume Marie Apollinaire Antoine C., Graf von Palikao, franz. General, geb. 24. Juni 1796 in Paris, gest. daselbst 8. Jan. 1878, trat 1814 in die Armee und diente von 1831—57 in Algerien, wo er sich wiederholt auszeichnete. 1847 nahm er als Oberst eines Regiments Chasseurs d'Afrique Abd el Kader gefangen. 1860 schiffte er sich als Befehlshaber der nach China bestimmten Expeditionsarmee dorthin ein, schlug 12. Aug. die Chinesen bei Sinko, erstürmte Tangku, siegte, mit den

Engländern vereint, bei Tſchangkiahuang (13. Sept.) und Palikiaho (21. Sept.) und bereicherte ſich dann in ſchamloſer Weiſe durch die Plünderung der Sommerreſidenz des Kaiſers von China. Napoleon III. verlieh ihm die Senatorwürde und den Titel eines Grafen von Palikao; eine Dotation von jährlich 50,000 Frank lehnte aber der Geſetzgebende Körper wegen jener Plünderung ab. Am 10. Aug. 1870 wurde er von der Kaiſerin nach dem Sturz des Miniſteriums Ollivier an die Spitze eines rein bonapartiſtiſchen Kabinetts (des Mameluckes-Miniſteriums) berufen, in dem er ſelbſt das Portefeuille des Krieges übernahm. In der Ausrüſtung neuer Truppenkörper und der Organiſation der Verteidigung des Landes entwickelte er eine erfolgreiche, energiſche Tätigkeit. Nach dem Sturz des Kaiſerreichs (4. Sept.) flüchtete C. ins Ausland und veröffentlichte nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich eine Verteidigungsſchrift: »Un ministère de la guerre de vingt-quatre jours« (Par. 1871).

Couſinot (ſpr. kuſinō), ſ. Apfelbaum, S. 612.

Couſins (ſpr. köſns), Samuel, engl. Kupferſtecher, geb. 9. Mai 1801 in Exeter, geſt. 7. Mai 1887 in London, war Schüler von S. William Reynolds, bei dem er ſich in der Mezzotinto- und Aquatintamanier ausbildete, und wurde 1855 Mitglied der Akademie. Er hat vorzugsweiſe Gemälde von Lawrence, J. Reynolds, Winterhalter (Bildniſſe von Mitgliedern des engliſchen Königshauſes) und Millais geſtochen.

Couſſemaker, Charles Edmond Henry de, Muſikſchriftſteller, geb. 19. April 1805 in Bailleul unweit Lille in Nordfrankreich, geſt. 12. Jan. 1876 auf Schloß Bourbourg bei Lille, ſtudierte zu Paris die Rechte und gleichzeitig unter Reichas Leitung am Konſervatorium die Kompoſition, bekleidete dann an verſchiedenen Orten Richterſtellen und ließ ſich endlich zu Lille nieder, wo er als Mitglied des Generalrats des Norddepartements ſowie der Archäologiſchen Geſellſchaft und der königlichen Akademie von Belgien bis zu ſeinem Tode wirkte. C. hat ſich um die Förderung des muſikgeſchichtlichen Studiums durch die folgenden Werke hochverdient gemacht: »Mémoire sur Hucbald« (Douai 1841); »Histoire de l'harmonie au moyen-âge« (Par. 1852); »Les harmonistes des XII. et XIII. siècles« (daſ. 1864); »L'art harmonique aux XII. et XIII. siècles« (Lille 1865); »Les harmonistes du XIV. siècle« (daſ. 1869) und »Scriptorum de musica medii aevi nova series« (daſ. 1866—75, 4 Bde.), ſein Hauptwerk, enthaltend eine große Zahl theoretiſcher Schriften des Mittelalters, die bei Gerbert (ſ. d.) fehlen. Ferner gab er heraus: »Drames liturgiques du moyen-âge« (Rennes 1860), »Œuvres complètes du trouvère Adam de la Halle, poésies et musique« (Lille 1872) und das Quellenwerk »Troubles religieux du XVI. siècle dans la Flandre maritime 1560—1570« (Brügge 1876—77, 4 Bde.). Von ſeinen Kompoſitionen ſind mehrere Vokalmeſſen ꝛc. erſchienen.

Couſtou (ſpr. kuſtu), 1) Nicolas, franz. Bildhauer, geb. 9. Jan. 1658 in Lyon, geſt. 1. Mai 1733 in Paris, lernte bei ſeinem Vater und ſeinem Oheim Coyſevox, gewann 1681 den römiſchen Akademiepreis und hielt ſich bis 1686 in Rom auf. 1720 wurde er Rektor der Akademie. Die Revolution hat unter ſeinen Werken ſtark aufgeräumt. Erhalten ſind die koloſſale Gruppe der Vereinigung der Seine und Marne, jetzt im Tuileriengarten, die Bronzeſtatue der Saône in Lyon, Kreuzabnahme in Notre Dame, die Marmorſtatue Ludwigs XV. und das Relief: Apollon zeigt Frankreich die Büſte Ludwigs XV., beide im Louvre, Werke von theatraliſchem Pathos mit allen Vorzügen und Schwächen des Barockſtils.

2) Guillaume, franz. Maler und Bildhauer, Bruder des vorigen, geb. 1678 in Lyon, geſt. 20. Febr. 1746 in Paris, kam im 18. Jahr zu ſeinem Oheim Coyſevox nach Paris und von da als königlicher Penſionär nach Rom, wo er die Ausführung des Reliefs des heil. Ludwig von Gonzaga für die Kirche des heil. Ignaz zu Rom übertragen erhielt. In Frankreich ſind noch viele ſeiner Werke vorhanden, beſonders in der Schloßkapelle zu Verſailles. Im Louvre befindet ſich die Marmorſtatue der Maria Leſczyńska als Juno.

3) Guillaume, franz. Bildhauer, Sohn und Schüler des vorigen, geb. 20. März 1716 in Paris, geſt. daſelbſt 13. Juli 1777, erwarb ſich im 19. Jahr den großen Preis zu einem fünfjährigen Aufenthalt in Rom, trat nach ſeiner Rückkehr in das Atelier ſeines Vaters und fertigte unter anderm die Statuen des Mars und der Venus für Friedrich II. in Sansſouci.

Coutances (ſpr. kutängß'), Arrondiſſementshauptſtadt im franz. Depart. Manche, an der von hier an kanaliſierten Soulle, Knotenpunkt an der Weſtbahn, 10 km von der Küſte auf einem Hügelkamm gelegen, hat eine herrliche frühgotiſche Kathedrale aus dem 13. Jahrh. mit 77 m hohen Türmen, mehrere andre alte Kirchen, Ruinen eines Aquädukts, Statue des in der Nähe gebornen Lebrun, Herzogs von Piacenza, ein Seminar, ein Lyzeum, eine Lehrerinnenbildungsanſtalt, eine Bibliothek von 7000 Bänden, einen botaniſchen Garten und (1901) 6991 Einw., die Wollſpinnerei, Fabrikation von Orgeln, Wagen, Pergament, Marmorgewinnung und Handel mit Vieh, Butter, Geflügel ꝛc. betreiben. C. iſt Sitz eines Biſchofs und eines Handelsgerichts. Es iſt das römiſche Constantia im Lande der Uneller und war im Mittelalter Hauptort der Vizegrafſchaft Cotentin.

Coutet (ſpr. kutä), ſ. Bordeauxweine.

Couthon (ſpr. kutóng), Georges, Schreckensmann der franz. Revolution, geb. 1756 zu Orcet in der Auvergne, geſt. 28. Juli 1794, war Advokat zu Clermont und wurde 1790 Präſident des dortigen Gerichtshofs. Lahm, gebrechlich, von mildem, freundlichem Weſen im Privatleben, war er in dem politiſchen ein extremer Fanatiker. 1791 in die Nationalverſammlung gewählt, ſtimmte er als Mitglied des Konvents für des Königs Tod ohne Aufſchub und Appellation. Er trat zur Bergpartei über und ward der vertraute Freund Robespierres und Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes. Am 12. Juli 1793 beantragte er die Ächtung Lyons und begleitete ſelbſt das Revolutionsheer, um das furchtbare Strafgericht an der Stadt zu vollziehen; indes milderte er dieſes nach Möglichkeit. Er bewirkte auch mit Robespierre die Hinrichtung der extremen Hébertiſten. Nach Robespierres Fall angeklagt, mit jenem und Saint-Juſt nach dem Triumvirat geſtrebt zu haben, ward er 9. Thermidor verhaftet. Von den Jakobinern befreit, ſuchte er ſich, als die Soldaten des Konvents das Rathaus ſtürmten, mit dem Dolch den Tod zu geben, traf aber nicht ſicher und wurde mit Robespierre, Saint-Juſt u. a. guillotiniert.

Coutil (franz., ſpr. kuti), feiner weißer, geköperter Baumwollenſtoff mit 44 Ketten- und 23 Schußfäden auf 1 cm, Garne Nr. 24 engl., Bindung Köper (ſ. Abbildung).

Coutras (ſpr. kutrá), Stadt im franz. Depart. Gironde, Arrond. Libourne, an der Dronne, unfern ihrer Mündung in die Isle, Knotenpunkt der Orléansbahn und der Staatsbahnlinie Cavignac-C., hat eine Kirche mit ſchönem Turm, Reſte eines Schloſſes aus dem

16. Jahrh., in dem Katharina von Medici und Heinrich IV. Hof hielten, Flußschiffahrt, Schiffbau, Handel mit Wein, Branntwein und Mehl und (1901) 2427 (als Gemeinde 4062) Einw. — Bei C. siegte König Heinrich von Navarra über die königliche Armee unter dem Herzog von Joyeuse 20. Okt. 1587.

Coutumes (franz., spr. kutüm'), Gewohnheiten, Herkommen, besonders Gewohnheitsrechte im ältern Frankreich (s. Code); im engern Sinn amtliche Sammlungen dieser Gewohnheitsrechte, die im 15. und 16. Jahrh. von den Königen unter Zustimmung der Stände bestätigt und (jede für ihren Bezirk) mit Gesetzeskraft ausgestattet wurden. Man unterscheidet C. générales, Landesrechte, und C. locales, Ortsrechte. Die Coutume de Paris von 1510 ist eine Hauptquelle des Code civil geworden.

Couture (spr. kutür'), Thomas, franz. Maler, geb. 21. Dez. 1815 in Senlis, gest. 30. März 1879 auf seinem Schloß Villiers-le-Bel, Schüler Gros' und dann P. Delaroches, gewann im Anfang der 1840er Jahre ein hohes Ansehen, da er die Eleganz in der Zeichnung, die der klassischen französischen Schule eigen war, mit einem erhöhten Reiz der Farbe und Schwung der Darstellung zu verbinden wußte. Sein Hauptwerk: die Römer der Verfallzeit (im Louvre), das im Salon von 1847 einen Triumph gefeiert wie kaum je das Werk eines französischen Malers, wirkt ebensosehr durch die großartige Bravour der Zeichnung wie durch das Kolorit, dessen gedämpfte Glut mit dem Stoff des Bildes vortrefflich harmoniert. Diesem Bild gingen noch einige andre Werke des Meisters voraus, die dieselben Ideen und Vorzüge, wenn auch noch nicht in gleicher Entfaltung, zeigen; so: der junge Venezianer nach einer Orgie, der verlorne Sohn, die Liebe zum Gold (gemalt 1844, im Museum von Toulouse) und der Triumph der Kurtisane. Sehr bekannt wurde später (1855) der Falkner; doch hat C. nach seinen Römern der Verfallzeit nichts Bedeutenderes mehr geleistet. Dagegen veranlaßte seine virtuosenhafte Technik einen großen Zulauf von Schülern, auch aus Deutschland (Feuerbach, Henneberg, A. v. Heyden, Gentz u. a.), so daß er besonders in den 1850er Jahren ein sehr gesuchter Lehrmeister war. Er veröffentlichte: »Entretiens d'atelier« (1867—69, 2 Bde.).

Couvade (franz., spr. kuwād', »Bebrütung«), s. Männerkindbett.

Couvert, Couvertieren, s. Kuvert ꝛc.

Couverture (franz., spr. kuwärtür'), Decke, besonders Bettdecke; Umschlag; Deckungssumme (s. Deckung).

Couveuse (franz., spr. kuwöz'), Brütofen (s. Brütapparate); auch Kinderbrutanstalt für zu früh Geborne (s. Kind).

Couvin (spr. kuwäng), Flecken in der belg. Provinz Namur, Arrond. Philippeville, am Eau-Noire, durch Zweigbahn mit Mariembourg verbunden, mit Staats-Knabenmittelschule, Eisengießereien, Steinbrüchen und (1900) 2927 Einw. — C. war im Mittelalter Hauptort einer Grafschaft.

Couvreface (franz. spr. kuwr'fāß'), s. Kontergarde.

Couvreur (spr. kuwrör), 1) Auguste, belg. Schriftsteller und Politiker, geb. 24. Okt. 1827 in Gent, gest. 23. April 1894 in Brüssel, seit 1848 eine Zeitlang französischer Staatsbeamter, 1854—79 Abteilungsredakteur der »Indépendance belge« für auswärtige Politik, beteiligte sich 1864—84 in der Kammer an den Verhandlungen über militärische, Unterrichts-, volkswirtschaftliche und sozialpolitische Fragen erfolgreich in liberalem und flämenfreundlichem Sinne, war Vorkämpfer der belgischen Freihändler und Mitbegründer der Ligue de l'enseignement. In seinen letzten Lebensjahren suchte er durch Stiftung der seither wieder eingegangenen Brüsseler Société d'études sociales et politiques (1891) auf eine Vereinigung aller geistigen Kräfte Belgiens zu gemeinsamer Tätigkeit hinzuarbeiten.

2) Jessye Huybers, engl. Romanschriftstellerin, Gattin des vorigen, geb. 1848 in London, gest. 25. Okt. 1897 in Brüssel, kam als Kind nach Tasmania, wurde allein von ihrer Mutter unterrichtet, begann frühzeitig kleine Novellen und Gedichte zu schreiben und war seit 1872 für Zeitungen von Melbourne tätig unter dem Pseudonym Tasma. 1876 nach Europa zurückgekehrt, lebte sie seit ihrer Verheiratung (1886) in Brüssel. Ihr erster größerer Roman war »Uncle Piper of Pipershill« (1887; deutsch von R. König, Bielef. 1892), ihr letzter: »Not counting the cost« (1895, 3 Bde.), beide wegen ihrer gemütvollen und getreuen Schilderung des australischen Kolonistenlebens geschätzt.

Cóvado (Cubado, »Vorderarm«), früheres Längenmaß, in Portugal = 68,06 cm; in Brasilien = 67,719 cm, aber meist 148 C. = 100 m angenommen; in Marokko = 53,34 cm. In Oberguinea ist als C. der ägyptische Pik Béledi = 57,75 cm gebräuchlich.

Covadonga, Dorf in der span. Provinz Oviedo, Bezirk und Gemeinde Cangas de Onis, mit einem Denkmal der Erhebung Pelayos zum König (718) und der Höhle, in der er die erste Zuflucht gefunden haben soll, mit den Grabmälern Pelayos und Alfons' I.

Covellīn, Mineral, soviel wie Kupferindig.

Covenant (spr. köww'nent, Convenant), Name der Bündnisse, welche die presbyterianischen Schotten teils mit ihren Fürsten (so 1580 zuerst mit Jakob I.), teils untereinander (so 1638 gegen die Liturgie Karls I.) zur Aufrechthaltung ihres Glaubens, insbes. zum steten Kampf gegen Katholiken und Episkopale schlossen. Karl I. verdammte die Covenanters anfangs als Meuterer; aber mit dem Presbyterianismus kamen auch sie obenauf, um unter Karl II. allmählich wieder zu verschwinden (s. Schottische Kirche).

Covent Garden (spr. köww'nt), s. London.

Coventry (spr. köww'ntri), 1) Stadt (municipal borough) und Grafschaft (12,5 qkm) im Innern Englands, am Flusse Sherbourne, ist eng und winkelig gebaut, hat 20 Kirchen (darunter die 1133 gegründete und 1888 restaurierte St. Michaelskirche mit 92 m hohem Turm und die Dreieinigkeitskirche mit 72 m hohem Turm), die Ruinen einer 1044 gegründeten Benediktinerabtei und ein Rathaus aus dem 15. Jahrh. Die Bevölkerung zählt (1901) 69,877 Einw., die Fabrikation von Fahrrädern, Kunstgußwaren, Seidenband und Uhren betreiben. Es bestehen eine alte Lateinschule, mehrere Stiftungs- und eine Gewerbeschule. Die Sage von der Lady Godiva (s. d.) wird jährlich durch einen Umzug gefeiert. C. gehörte bis 1888 zu Warwickshire. — 2) Stadt im nordamerikan. Staat Rhode-Island, Grafschaft Kent, an einem Nebenfluß des Gawbuxet, mit Baumwollfabriken und (1900) 5279 Einw.

Cove of Cork (spr. kōw), Stadt, s. Queenstown.

Covercoats (engl., spr. köwwerköts), Wollenstoff mit feiner weißer Baumwolle, meist im Stücke gefärbt, zu Damenkleidern, Knabengarderobe oder zu Sommerpaletots. a) Damenkleiderstoff, mit 34 Ketten- und 30 Schußfäden auf 1 cm, Kette Kammgarnzwirn Nr. 64 zweifach, Schuß Nr. 52 einfach. Bindung s. Abbildung. b) Zu Knabengarderobe, Sommerpaletots ꝛc. mit 29 Ketten- und

27 Schußfäden auf 1 cm, Kette Streichgarn mit weißer Baumwolle gezwirnt 14,000 m, Schuß Streichgarn 16,000 m auf 1 kg. Bindung wie beim Damenkleiderstoff.

Covid, Längenmaß, soviel wie Cobido (s. d.) und Cubit, in Bassora Name des persischen Göß Mokâsar, auch für den chinesischen Tschih gebräuchlich. Auf der Insel Amboina = 46,058 cm. Vgl. auch Cubit.

Covilhã (spr. kôwiljáng'), Stadt im portug. Distrikt Castello Branco (Beira), »das portugiesische Manchester«, 664 m ü. M., am Ostabhang des Estrellagebirges, an der Eisenbahn Abrantes-Guarda, hat ein Kastell, bedeutende Tuchfabriken und (1900) 17,500 Einw. In der Nähe warme Mineralquellen.

Covington (spr. kôwing'tn), Stadt in Kentucky, Grafschaft Kenton, an der Mündung des Licking in den Ohio, Cincinnati gegenüber, zu dem eine große Hängebrücke und eine Eisenbahnbrücke führen, während eine Hängebrücke über den Licking C. mit Newport (s. d.) verbindet, ist katholischer Bischofsitz mit Gerichts- und Rathaus, Waisenhaus, katholischem Krankenhaus, Fabriken (Eisenguß, Walzwerke, Tabak) und (1900) 42,938 Einw.

Covinus (lat.), Streitwagen der alten Britannier, bei den Römern ein zweiräderiger Wagen ohne Kutscherſitz, zum Schnellreisen wie das Cisium (s. d.) benutzt.

Covolo (Kofel), ehemalige, gegenwärtig zerstörte Grenzfeste in der ital. Provinz Belluno, lag oberhalb der Brenta und der aus Südtirol (Valsugana) ins Venezianische führenden Straße.

Covurlui, Distrikt in Rumänien, mit der Hauptstadt Galatz.

Cowboy (engl., spr. kau-boi, »Kuhjunge«), Name der Rinderhirten im Westen der Vereinigten Staaten, ausgezeichnete Reiter und Pfadfinder, die ihre wilden Herden mit großer Geschicklichkeit und hohem persönlichen Mut zu hüten und zu behandeln wissen.

Cowcatcher (engl., spr. kau-kätscher, »Kuhfänger«), s. Bahnräumer.

Cowdee (spr. kaudi, Kauri), s. Kopal.

Cowdenbeath (spr. kaudenbîth), Stadt in Fifeshire (Schottland), mit Kohlengruben und (1901) 7466 Einw.

Cowell (spr. kau-ĕl), Edward Byles, engl. Sanskritgelehrter, geb. 23. Jan. 1826 zu Ipswich in Suffolk, gest. 1903, studierte zu Oxford, lebte längere Zeit in Indien und bekleidete seit 1867 die Professur des Sanskrits an der Universität zu Cambridge. Seine ausgezeichnete Kennerschaft bewährte er in der Veröffentlichung von Texten und Übersetzungen aus verschiedenen Gebieten der Sanskritliteratur. Die Publikation einer englischen Übersetzung der größten buddhistischen Erzählungssammlung (»The Jâtaka, or stories of the Buddha's former births«, Cambr. 1895 ff.) wurde von ihm geleitet. Auch gab er Colebrookes »Miscellaneous essays« (mit Anmerkungen, Lond. 1873, 2 Bde.) heraus.

Cowen (spr. kau-ĕn), Frederick Hymen, engl. Komponist, geb. 29. Jan. 1852 in Kingston auf Jamaika, wurde als vierjähriger Knabe von seinen Eltern nach England gebracht, damit seine bereits entschieden sich zeigenden musikalischen Anlagen durch Benedict und Goß ausgebildet würden. 1865—68 machte er weitere Studien in Leipzig und Berlin. Er lebt in London. Von seinen Kompositionen sind hervorzuheben: sechs Symphonien (Nr. 3 die »skandinavische«), drei Orchestersuiten, mehrere Ouvertüren, eine Sinfonietta, einige Kammermusikwerke, vier Opern: »Paulina« (1876), »Thorgrim« (1890), »Signa« (1893) und »Harold« (1895), zwei Operetten, mehrere Schauspielmusiken, die Kantaten: »The rose maiden«, »The Corsair«, »The Egyptian Maid«, »St. Johns Eve«, »The sleeping beauty« und »The water lily« und drei Oratorien: »St. Ursula«, »Ruth« (Worcester 1887) und »The Transfiguration« (Gloucester 1895).

Cowes (spr. kauſ), Doppelstadt auf beiden Seiten des Medinaflusses an der Nordküste der englischen Insel Wight. West-C., mit (1901) 8654 Einw., hat einen sichern Hafen, an dessen Eingang ein altes Schloß (jetzt Klubhaus des englischen Jachtklubs) liegt, Schiffbau und vielbesuchte Seebäder. East-C., mit vielen Villen und 3180 Einw., bildet eine Vorstadt des vorigen; 1 km davon Osborne, königliche Sommerresidenz. Zum Hafen gehörten 1901: 261 Schiffe von 11,856 Ton. Bedeutend ist die Küstenschiffahrt (1901 liefen 23,937 Küstenfahrer von 2,101,026 T. ein). Der Außenhandel ist gering.

Cowley (spr. kauli), 1) Abraham, engl. Lyriker und Essayist, geb. 1618 in London, gest. 28. Juli 1667 in Chertsey (Surrey), besuchte die Westminsterschule, wo er in seinem 15. Jahr eine Sammlung von Gedichten: »Poetical blossoms«, herausgab. Auch als Student zu Cambridge dichtete er in lateinischer und englischer Sprache. 1643 durch die Puritaner vertrieben, begab er sich nach Oxford, wo er die Satire »The puritan and the papist« noch in demselben Jahr veröffentlichte. Seine Elegien nach Vergil, anakreontischen Liebesverse (»The mistress«), Oden nach Pindar und das unvollendete Epos »Davideïs« (hierüber vgl. McBryde, Baltimore 1900) erschienen gesammelt als »Poems« (Lond. 1656). Er galt für das Muster eines gebildeten Poeten, wußte die antikisierende Lyrik der Engländer durch Kühnheit der Gedanken und Kraft des Ausdrucks zu fördern und hatte in den Augen seiner Zeitgenossen nur einen Fehler: zu viel Geist. 1656 ward er als Anhänger der königlichen Partei von der Regierung Cromwells gefangen gesetzt und erhielt erst nach dessen Tode wieder die Freiheit. Nach der Restauration zog er sich vom öffentlichen Leben freiwillig zurück, widmete sich den Naturwissenschaften und schrieb eine lateinische Dichtung: »Liber plantarum« (Lond. 1672; erweitert abgedruckt in den »Poemata latina«, 1878; ins Englische übersetzt 1795). Als Prosaiker war er ein Meister in gedankenhaften und doch klaren, polierten Essays. Seine »Works« erschienen 1669, mit Biographie von Sprat 1680, in Auswahl von Bischof Hurd, mit Anmerkungen (1772—77, 3 Bde. u. ö.), am vollständigsten von Grosart (1881). Über sein Verhältnis zu Milton handelt Kirsten (Leipz. 1899).

2) Henry Wellesley, Lord, engl. Staatsmann, Bruder des Herzogs von Wellington, geb. 20. Jan. 1773, gest. 26. April 1849, arbeitete seit 1795 als Sekretär auf dem Auswärtigen Amt, begleitete 1796 Lord Malmesbury als Attaché auf den Kongreß in Lille, dann seinen zum Generalgouverneur von Indien ernannten Bruder als Privatsekretär, ward Kommissar in Maissur und bewog im Juli 1801 den Nabob von Audh zur Abtretung eines Gebietes mit 1 Mill. Pfd. Sterl. jährlichen Einkünften, dessen Verwaltung er erhielt. 1803 kehrte er nach England zurück, ward 1807 Mitglied des Unterhauses sowie Sekretär des Schatzamtes unter dem Ministerium des Herzogs von Portland und 1809 Gesandter in Madrid, wo er bis 1822 blieb. Lord Paget entführte ihm inzwischen in England seine Frau, eine Tochter des Grafen von Cardigan, worauf er sich, nachdem 1810

durch Parlamentsakte seine Ehe getrennt war, 1816 mit der Tochter des Marquis von Salisbury verheiratete. Von 1823—31 war er britischer Botschafter am österreichischen, von 1841—46 am französischen Hof, 1828 ward er Peer.

3) Henry Richard Charles Wellesley, Graf, engl. Diplomat, Sohn des vorigen, geb. 17. Juli 1804, gest. 15. Juli 1884, ward Gesandtschaftsattaché seines Vaters in Wien, 1832 Legationssekretär zu Stuttgart und 1838 zu Konstantinopel, wo er während Sir Stratford Cannings Abwesenheit ein Jahr lang als Geschäftsträger fungierte. Nach dem Tode seines Vaters heimgekehrt, ward er im Januar 1848 zum Gesandten in der Schweiz ernannt und bald darauf nach Frankfurt versetzt, um England bei der neugeschaffenen Zentralgewalt und nach der Herstellung des Bundestags bei diesem zu vertreten. Anfang 1852 zum Gesandten in Paris ernannt, behauptete er sich in dieser wichtigen Stellung unter allem Wechsel der englischen Ministerien, vertrat England als zweiter Bevollmächtigter bei den Friedensverhandlungen von 1856, schloß 4. März 1857 den Frieden mit Persien und erhielt dafür den Titel eines Viscounts Dangan und Grafen C. Als der Ausbruch des italienischen Krieges drohte, ging er in vertrauter Sendung nach Wien; doch gelang es ihm nicht, den Krieg abzuwenden. Ende 1867 zog er sich vom politischen Leben zurück.

Cowpen (spr. kaupénn), Stadt in der engl. Grafschaft Northumberland, mit Steinkohlengruben, Glasfabriken, Schiffbau und (1901) 17,803 Einw.

Cowper (spr. kauper oder küper), 1) William, Anatom und Chirurg, geb. 1666 zu Alresford in Hampshire, gest. 8. März 1709 in London. Nach ihm sind die Cowperschen Drüsen (s. d.) benannt. Er beschrieb dieselben in »Glandularum quarundarum descriptio« (Lond. 1702) und schrieb ferner: »Myotomia reformata« (das. 1694); »Anatomy of human bodies« (Oxford 1697). Berühmt waren seine saubern Präparate.

2) William, Graf, engl. Staatsmann, ward 1688 Advokat und erwarb sich seit 1695 im Parlament als Redner Beifall. 1705 zum Großsiegelbewahrer von England ernannt, wirkte er für die Vereinigung Englands und Schottlands und wurde 1706 zum Peer und Baron C., 1707 zum Lord-Kanzler erhoben. Als aber die Tories im Rate der Königin Anna die Oberhand gewannen, trat C. 1710 von seinem Amt zurück. Nach Annas Tod war C. einer der Regenten Englands bis zur Ankunft Georgs I., wurde von diesem zum Lord-Kanzler und 1718, als er sein Amt niederlegte, zum Grafen C. ernannt. An den Verhandlungen des Oberhauses nahm er bis zu seinem Tode 10. Okt. 1723 hervorragenden Anteil.

3) William, engl. Dichter, geb. 26. Nov. 1731 zu Berkhamstead in Hertfordshire als Sohn eines königlichen Kaplans und Neffen des vorigen, gest. 25. April 1800; er besuchte die Westminsterschule, litt aber von Jugend auf an Menschenscheu und hatte nicht das Selbstvertrauen, das ihm angebotene Sekretariat des Oberhauses zu übernehmen. Er machte Selbstmordversuche, hielt sich für verdammt und verbrachte geraume Zeit in einer Irrenanstalt. Trost suchte und fand er dann in methodistischer Frömmigkeit; als Pensionär im Hause der Mrs. Unwin zu Olney (seit 1767) machte er ihre Andachtsübungen eifrig mit, half dem »evangelischen« Kuraten John Newton in der Armenpflege und schrieb für ihn die »Hymns of Olney«. Abermals verfiel er 1773 in Melancholie, aus der er sich erst 1778 aufrichtete. Eine Sammlung seiner Gedichte (1782) fand wenig Anklang. Wohltätig wirkte auf ihn der Umgang mit der geistreichen Lady Austen, deren Einfluß die komische Ballade »John Gilpin« und die ausgezeichnete Dichtung »The task« (1785) ihre Entstehung verdanken. Zu seiner Zerstreuung übersetzte C. den Homer in reimlosen Jamben (Lond. 1791, 2 Bde.). Trotz allen Drucks, der auf Cowpers Seele lag, war er in einem noch höhern Grad als Thomson ein Befreier der englischen Poesie; er brachte Herzenswärme zur Geltung statt bloßer Glätte und wußte mit einer gewinnenden Kühnheit Poesie zu entdecken, wo man keine vermutet hatte. Sein Hauptwerk: »The task« (»Die Aufgabe«) ist eine Landschafts- und Sittenbeschreibung in schlichten Blankversen, bald idyllisch und bald satirisch, das Weltbild eines Einsamen, der doch bereits die demokratischen Tendenzen der französischen Revolution vorempfindet. Eine fast vollständige Ausgabe seiner Werke (Lond. 1834—37, 15 Bde., mit Biographie; abgedruckt in Bohns »Standard library«, 1855, 8 Bde.) rührt von Southey her, der, gleich den andern Lakisten, von ihm tief beeinflußt war. Unter den vielen Ausgaben seiner Dichtungen allein sind hervorzuheben die »Globe edition« (Lond. 1874, mit Lebensbeschreibung von Benham) und die von Griffith in der »Clarendon Press« (mit Kommentar, 1874; Nachtrag: »Unpublished poems of C.«, hrsg. von Th. Wright, 1900). Eine Auswahl seiner Dichtungen übersetzte W. Borel (Leipz. 1870). Die »Private correspondence of C.« gab John Johnson heraus (Lond. 1824, 2 Bde.); seine hinterlassenen »Memoirs« erschienen in London 1816 (neue Ausg. 1852; deutsch von P. Kind, Basel 1846). Sein Leben beschrieben Hayley (Lond. 1803, 2 Bde.; 1806, 4 Bde., u. ö.), Taylor (1835), Goldwin Smith (1880), Th. Wright (1892), M. Harland (1899). Vgl. Neve, Concordance to the poetical works of C. (Lond. 1887).

4) Francis Thomas de Grey, Graf, brit. Staatsmann, geb. 11. Juni 1834, folgte seinem Vater, dem sechsten Grafen C., 15. April 1856 in der Peerswürde und wurde im April 1880 zum Vizekönig von Irland ernannt, legte aber schon im April 1882 dieses Amt nieder, weil er mit der irischen Politik Gladstones nicht einverstanden war.

Cowpersche Drüsen (Glandulae Cowperi), bei den männlichen Säugetieren Drüsen, die zu 1—4 Paaren am Anfang der Harnröhre liegen und in deren häutigen Teil münden. Beim Menschen haben sie 5—9 mm Durchmesser; ihre gelbliche Absonderung scheint sich mit dem Samen zu mischen. Beim Weibe werden sie durch die sogen. Bartholinschen oder Duverneyschen Drüsen, die größer sind und ganz vorn in die Scheide münden, vertreten.

Cox, 1) David, engl. Maler, geb. 29. April 1783 in Birmingham, gest. 7. Juni 1859 in Harbourne bei Birmingham, kam 1803 nach London, wo er als Kulissenmaler am Astleytheater Beschäftigung fand und sich später der Aquarellmalerei widmete. 1813 wurde er Mitglied der Royal society of Painters in watercolours. Von 1815 an lebte er in Hereford, von wo aus er England öfters durchstreifte, bereiste 1829 die Niederlande und Frankreich, ließ sich dann in London und endlich 1840 in Harbourne nieder. Seine Landschaften zeichnen sich durch breite Auffassung und glänzende Farbe aus. Besonders strebte er danach, die Wettererscheinungen in der Natur mit ihren Licht- und Schattenwirkungen charaktervoll wiederzugeben. Er gab einen »Treatise on landscape painting and

effect in water colours« (Lond. 1814, 1816 u. 1839) heraus. Vgl. Solly, David C., a memoir (Lond. 1873); Hall, The life of David C. (das. 1881).

2) Sir George William, engl. Schriftsteller, geb. 10. Jan. 1827 in Benares, studierte zu Oxford Theologie, war dann bis 1857 Pfarrer und wurde 1861 Professor am Cheltenham College. Literarisch trat C. zuerst mit »Poems, legendary and historical« (1850) hervor, denen ein »Life of St. Boniface« (1853) folgte. Nachmals hat er sich besonders durch Schriften über Mythologie, in denen er den kosmischen Vorstellungen den Vorrang einräumte, bekannt gemacht: »Tales from Greek mythology« (1861), »Tales of the gods and heroes« (1862) und »Tales of Thebes and Argos« (1863); die »Mythology of the Aryan nations« (1870, 2 Bde.; 3. Aufl. 1882), sein Hauptwerk, durch übersichtliche und fesselnde Darstellung ausgezeichnet, und die »Introduction to mythology and folklore« (2. Aufl. 1883). Von historischen Werken sind zu nennen: »A concise history of England and the English people« (1886); »History of Greece« (3. Aufl. 1878, 2 Bde.); »The Athenian empire« (1876); »The life of J. W. Colenso« (1888). Mit Brande gab er auch ein »Dictionary of science, literature and art« (2. Aufl. 1875, 3 Bde.) heraus.

Coxa (lat.), die Hüfte; Coxalgie, Hüftschmerz; Coxarthrocace, Hüftgelenkentzündung; Coxitis, Hüftgelenkentzündung.

Coxcomb (cock's comb, engl., spr. kóks-kōm), Narr, Geck; s. Huhn (am Schluß).

Coxe (spr. kocks), 1) William, engl. Reiseschriftsteller und Historiker, geb. 7. März 1747, gest. 16. Juni 1828, ward 1771 Geistlicher, bereiste 1775—94 Europa und ward 1804 Archidiakonus in Wiltshire. Er schrieb: »Travels in Switzerland« (Lond. 1789, 3 Bde.; 4. Aufl. 1801); »Travels in Poland, Russia, Sweden and Denmark« (1784—90, 5 Bde.; 6. Aufl., das. 1803, 3 Bde.; deutsch, Zürich 1785—95); »Memoirs of Horatio Lord Walpole« (1802, neue Ausl. 1808); »History of the house of Austria« (1807, 2 Bde., u. ö.; deutsch, Leipz. 1817, 4 Bde.); »Memoirs of the kings of Spain of the house of Bourbon« (1813, 3 Bde.); »Memoirs of John Duke of Marlborough« (1817—19, 3 Bde.; neue Ausg. 1847; deutsch, Wien 1820, 6 Bde.) und »Memoirs of the Pelham administration« (1829, 2 Bde.).

2) Henry Octavius, engl. Gelehrter, geb. 20. Sept. 1811, gest. 8. Juli 1881, studierte in Oxford und ward 1860 an Stelle Bandinels zum Oberbibliothekar der Bodleyanischen Bibliothek daselbst ernannt. C. gab »The chronicles of Roger of Wendover« (Lond. 1841—44) sowie »The black prince, an historical poem« (1842) und Gowers »Vox Clamantis« (1850) heraus und verfaßte mehrere wertvolle Kataloge, besonders: »Catalogus Codd. Mss. Bibliothecae Bodleianae«, I: Codices graeci, 1853; II: Codices Laudiani, 1858; III: Codices graeci et latini, 1854), sowie einen »Report on the Greek Mss. in the libraries of the Levant« (1858). Vgl. Burgon, Lives of twelve good men (2. Aufl. 1889).

Coxie (spr. kockßje, Coxcie, Coxcyen), Michiel van, niederländ. Maler, geb. 1497 in Mecheln, gest. daselbst 10. März 1592, war erst Schüler B. van Orleys, hielt sich dann mehrere Jahre in Italien auf und kehrte 1539 nach Mecheln zurück. Er wurde Hofmaler König Philipps II. von Spanien, nachdem er das berühmte Altarwerk der Brüder van Eyck in Gent: die Anbetung des Lammes, für ihn kopiert hatte; Teile dieser Kopie befinden sich in Berlin, München und Gent. Ein Fall von der Treppe des Antwerpener Stadthauses, wo er mit Wandmalereien beschäftigt war, verursachte seinen Tod. C. hatte sich nach der Raffaelschen Schule gebildet, verleugnet jedoch den Niederländer in seinem Kolorit und der Formenbildung nicht. Der Bildersturm hat arg unter seinen Werken aufgeräumt; doch findet man noch Werke von ihm zu Mecheln, Antwerpen, Brüssel, Rom, Madrid u. a. O. Vasari schreibt dem C. die 32 Zeichnungen zu der Fabel der Psyche zu, die Agostino Veneziano gestochen hat.

Coxitis, s. Coxa.

Coxwell, Henry Tracey, Luftschiffer, geb. 2. März 1819 in Wouldham bei Rochester Castle, gest. 6. Jan. 1900 in Tottenham, besuchte die Kriegsschule zu Chatham, wurde dann Zahnarzt und 1844 Luftschiffer. Seitdem machte er wohl 700 Luftschiffahrten und wollte 1862 mit Glaisher eine Höhe von 11,000 m erreicht haben. Im deutsch-französischen Kriege war er in der preußischen Luftschifferabteilung beschäftigt. Er schrieb: »Life and balloon experiences« (Lond. 1887—89, 2 Bde.) und gründete 1845 das »Aerostatic Magazine«.

Coyang, s. Kojang.

Coyoten, s. Farbige.

Coypel (spr. kuapell), 1) Noël, franz. Maler, geb. 25. Dez. 1628 in Paris, gest. daselbst 24. Dez. 1707, lernte bei N. Quillerier in Paris, bildete sich aber mehr nach N. Poussin, Lesueur und Lebrun. Der König wandte ihm seine Gunst zu und beschäftigte ihn viel. 1663 wurde C. Mitglied und 1695 Direktor der Akademie. Von 1672—75 leitete er die französische Akademie zu Rom. Er hat viele Ölgemälde und Fresken für französische Schlösser (Versailles) und Kirchen im akademischen Stil ausgeführt.

2) Antoine, Sohn des vorigen, geb. 11. April 1661 in Paris, gest. daselbst 7. Jan. 1722, begleitete seinen Vater als elfjähriger Knabe nach Rom, bildete sich hier besonders nach den venezianischen Koloristen, kehrte aber zu früh nach Frankreich zurück und verfiel in alle Ausschweifungen der Manier. Dennoch wußte er durch den Reichtum der Phantasie und sein liebliches Kolorit, dem es nur an Tiefe fehlte, das Publikum zu fesseln. Einen nachteiligen Einfluß übte auf ihn das Drama aus, das ihn zu theatralischen Stellungen und Übertreibung im Ausdruck verleitete. 1714 wurde C. Direktor der Akademie und 1716 erster Maler des Königs. Das Louvre besitzt vier seiner Bilder: die Vertreibung der Athalia aus dem Tempel, Susanna von den Greisen angeklagt, Esther vor Ahasver, Rebekka und Elieser. Er veröffentlichte: »Discours prononcés dans les conférences de l'Académie de la peinture« (Par. 1721). Nach C. stachen die besten Kupferstecher seiner Zeit.

3) Charles Antoine, geb. 11. Juli 1694 in Paris, gest. daselbst 14. Juni 1752, Sohn, Schüler und Nachahmer des vorigen, wurde 1747 erster Maler des Königs und Chef der Akademie. C. war der Modemaler der Rokokozeit; ein oberflächliches, theatralisches Wesen beherrschte ihn. Im Schloß zu Compiègne befinden sich 25 Darstellungen aus »Don Quichotte«, die als Vorlagen für Gobelins (einige davon im Privatbesitz des preußischen Königshauses) bestimmt waren (erschienen im Stich von Picart u. a., Haag 1746 u. ö.). Namentlich lieferte ihm das Theater Stoffe.

Coysevox (auch Coyzevox, spr. kuaßwō), Antoine, franz. Bildhauer, geb. 29. Sept. 1640 in Lyon, gest. 10. Okt. 1720 in Paris, ging mit 17 Jahren nach Paris, wo er die Unterweisung des Bildhauers Le-

rambert genoß, und begab sich 1667 nach Zabern, wo er den Palast des Kardinals Fürstenberg mit Malereien ausschmückte. Seit 1677 führte er viele dekorative Arbeiten für das Schloß in Versailles aus. Seine Hauptwerke sind: das Mausoleum für Colbert in St.-Eustache, das Grabmal des Malers Lebrun in St.-Roche, das Mazarins im Louvre, viele Statuen im Tuileriengarten ꝛc. C. war einer der ausgezeichnetsten Bildhauer seiner Zeit, der freilich von ihrem pompös aufgebauschten Wesen nicht frei bleiben konnte, indes sich eine gewisse Großartigkeit, namentlich in seinem Hauptwerk, dem Grabmal Mazarins, zu bewahren wußte. Trefflich sind seine Büsten (Richelieu, Lebrun, Mignard u. a.) und mythologischen Figuren (s. Tafel »Bildhauerkunst XI«, Fig. 3), die von feiner Beobachtung des Lebens und meisterhafter Beherrschung des Materials zeugen. Vgl. Jouin, Antoine C. (Par. 1883).

cr., Abkürzung für currentis, des laufenden (Jahrs oder Monats), auch für circiter, ungefähr.

Cr, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Chrom.

Crabbe (spr. kräbb), George, engl. Dichter, geb. 24. Dez. 1754 zu Aldborough in Suffolk, gest. 3. Febr. 1832 zu Trowbridge in Wiltshire, war der Sohn des Salzmeisters und Stadtfaktotums von Aldborough, verschaffte sich autodidaktisch einige Bildung, wurde Lehrling bei einem Wundarzt und trat zuerst 1774 als Autor auf mit dem Lehrgedicht »Inebriety« in Nachahmung von Pope. Als er 1780 nach London ging, um ausschließlich als Schriftsteller zu leben, geriet er zuerst in Schwierigkeiten, bis ihm Burke für seine Dichtung »The library« einen guten Verleger verschaffte (1781) und ihm zugleich die theologische Laufbahn ermöglichte. Schon 1782 ward er Kaplan beim Herzog von Rutland in Belvoir, vermählte sich 1783, entwickelte eine rührige Tätigkeit auf der Kanzel und in der Armenpflege und erlangte unter anderm die Pfarrei von Trowbridge, wo er 1814 einzog. Seine Hauptwerke sind: »The village« (1783). »The newspapers« (1785; deutsch von Abel, Berl. 1856), »The parish-register« (1807), »The borough« (1810), »Tales in verse« (1812), »Tales of the hall« (1819). Er schildert die Sitten und Verhältnisse seiner Umgebung, besonders ergreifend die der Dorfarmen; sein Stil ist anschaulich und charakteristisch, mit einem oft sehr kräftigen Realismus, immer klar und manchmal sogar nüchtern; Lord Byron nannte ihn den ernstesten und wahrsten Maler der Natur. Gesammelt erschienen seine »Poetical works« mit einer von seinem Sohn beigefügten interessanten Biographie zuerst in 8 Bänden (Lond. 1834, und »Letters«), dann in einem Bande (1835 u. ö.). Vgl. Pesta, George C. (Wien 1896).

Crabbetje, holländ. Maler, s. Asselyn.

Crabeth, Dirk und Wouter, Gebrüder, Glasmaler zu Gouda, lebten zu Ende des 16. Jahrh. und lieferten namentlich die berühmten Glasfenster in der Hauptkirche zu Gouda, die hinsichtlich der Formengebung manierierte Nachahmung der Italiener zeigen, aber die alte Farbenkraft noch nicht vermissen lassen.

Crab-Nebel, merkwürdig geformter Nebel im Sternbilde des Stieres, von elliptischer Gestalt, aber mit Ansätzen, ähnlich den Scheren eines Krebses. Vgl. Nebel.

Crabronidae (Grabwespen), Familie aus der Ordnung der Hautflügler, s. Grabwespen.

Crachement (franz., spr. kraschmäng, »Ausspeien«), das Ausspritzen flüssigen Metalls aus einer feuchten Gußform, auch das Überströmen der Pulvergase über die Liderungsflächen bei Hinterladungswaffen, was Ausbrennungen an diesen Stellen zur Folge hat.

Cracidae, s. Hokkovögel.

Crack (engl., »Krach« ꝛc.), in der Turfsprache ein hervorragendes Rennpferd eines Stalles. Zum Beispiel »Derby-C.«, ein Pferd, mit dem der betreffende Rennstall das Derby zu gewinnen hofft.

Cracovienne, Tanz, s. Krakowiak.

Cracow, Georg, Jurist und Staatsmann, geb. 7. Nov. 1525 in Stettin, gest. 16. März 1575, ward 1547 Professor der Mathematik und griechischen Sprache in Greifswald, siedelte 1549 nach Wittenberg über, widmete sich dem juristischen Studium, ward 1554 Professor des römischen Rechts in Wittenberg, war seit 1557 der vertraute Rat des Kurfürsten August und wiederholt Gesandter auf Reichstagen. 1565 zum Kammerrat ernannt, nahm C. Anteil an der kursächsischen Konstitutionengesetzgebung. Mit Melanchthon eng befreundet, wurde er 1574 in den Sturz der philippistischen Partei verwickelt, verhaftet, sogar gefoltert und starb im Gefängnis der Leipziger Pleißenburg.

Cradock, Division der britisch-südafrikan. Kapkolonie, 7700 qkm mit (1891) 15,051 Einw. (6533 Weiße, 6626 Bantu, 1892 Hottentotten), ist eine von Bergen (Große Winterberg-, Tandtjes-Kette) umschlossene, vom Großen Fischfluß und der Eisenbahn Port Elizabeth–Colesberg durchzogene Hochebene mit vortrefflichem Klima, erzeugt Wolle. Die gleichnamige Hauptstadt am Großen Fischfluß und der Bahn ist Sitz der französisch-protestantischen Mission, hat starken Wollhandel und (1891) 4389 Einw.

Craesbeeck (spr. kräs-), Joos van, niederländ. Maler, geb. um 1606 zu Neerlinter in Brabant, gest. um 1662 in Brüssel, war anfänglich Bäcker, ward aber durch A. Brouwer, den er kennen lernte, als jener auf der Antwerpener Festung gefangen saß, für die Malerei gewonnen. Er trat 1633—34 in die dortige Malergilde und 5. März 1651 in die von Brüssel ein. Seine Bilder, die Wirtshausszenen, Schlägereien u. dgl. darstellen, sind im Stil Brouwers gehalten, dem sie wohl in der Farbe, nicht aber in der geistreichen Zeichnung und der lebendigen Charakterschilderung gleichkommen. Bilder von ihm besitzen die Galerie Liechtenstein und das kaiserliche Hofmuseum in Wien, die Münchener Pinakothek, die Eremitage in St. Petersburg, die Museen von Antwerpen, Brüssel u. Berlin.

Crag (engl., spr. krägg), pliocänes Schichtensystem, s. Tertiärformation.

Craik (spr. krēk), 1) George Lillie, engl. Gelehrter und Schriftsteller, geb. 1799 in Kennoway (Fifeshire), gest. 25. Juni 1866, war zum Geistlichen bestimmt, zog aber die literarische Laufbahn vor und war namentlich für die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und die »Penny Cyclopaedia« tätig. 1849 erhielt er eine Professur am Queen's College zu Belfast. Seine wichtigsten Veröffentlichungen, in denen er sich als gewandter Kompilator zeigte, sind: »The pictorial history of England« (1837—41, 4 Bde.) und als Auszug davon »The history of British commerce« (1844); ferner: »Sketches of literature and learning in England from the Norman conquest« (1844—45, 6 Bde.), umgearbeitet zu einer »History of English literature and the English language« (1861, 2 Bde.), die er weiter abkürzte zu einem »Manual of English literature and language« (1862, 9. Aufl. 1883); ferner: »The romance of the peerage« (1848—50, 4 Bde.); »Outlines of the history of the English language« (1851, 10. Aufl. 1884); »The English of Shakespeare« (1856).

2) Frau George Lillie, bekannter unter ihrem Mädchennamen Dinah Maria Mulock, engl. Romanschriftstellerin, geb. 1826 zu Stoke upon Trent in Stafford, heiratete 1865 den Kaufmann G. L. Craik und starb 13. Okt. 1887 in London. Sie eröffnete ihre schriftstellerische Tätigkeit mit der beifällig aufgenommenen Novelle »The Ogilvies« (1849) und hatte außerordentlichen Erfolg mit ihrem Hauptwerk: »John Halifax, gentleman« (1856; deutsch von Sophie Verena, 3. Aufl., Berl. 1894), einer Geschichte aus dem häuslichen Leben Englands. Es folgten Romane, als letzter »King Arthur« (1886), und Gedichte. Bedeutsam ist ihr Werk »A woman's thoughts about women« (1858) sowie das später (1888) erschienene »Concerning Men, and other papers«. Durch die Feinheit ihrer Schöpfungen sticht sie vorteilhaft von den Vertretern des Sensationsromans ab. Vgl. Mrs. Parr, The author of ‚John Halifax, gentleman', a memoir (Lond. 1897).

3) Georgiana Marion, engl. Romanschriftstellerin, Tochter von C. 1), geb. 1831 in London, gest. im November 1895, genoß im elterlichen Haus literarischen Umgang mit Carlyle, Leigh Hunt, Lewes u. a. und begann im 20. Jahr Erzählungen für Dickens' »Household Words« zu schreiben. Ihre erste selbständig erschienene Novelle war »Riverston« (1857), worauf eine lange Reihe von Romanen und Erzählungen folgte, darunter das populäre »Lost and won« (1859), zuletzt »The house of sweet memories« (1892).

Crailsheim (Krailsheim), Oberamtsstadt im württemberg. Jagstkreis, an der Jagst, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Heilbronn-Ellrichshausen, C.-Furth i. W. und andrer Linien, 412 m ü. M., hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Latein- und Realschule, Rathaus mit 71 m hohem Turm, Amtsgericht, Gipsfabriken und Gerbereien, Fabrikation von landwirtschaftlichen Maschinen, Eisenbahnreparaturwerkstätte, Mahl-, Kunst- und Sägemühlen, Landesprodukten- und Viehhandel und (1900) 5251 meist evang. Einwohner. Nahebei der Burgberg (533 m) mit Schloßruine. — C. ward 1338 Stadt, wurde im Winter 1379/80 vergebens von mehreren schwäbischen Reichsstädten belagert (deshalb noch alljährlich ein Fest), 1399 von dem Landgrafen Johann von Leuchtenberg an die Burggrafen von Nürnberg verkauft, kam 1791 an Preußen, 1806 an Bayern und 1810 an Württemberg.

Crailsheim, Friedrich August Ernst Gustav Christoph Krafft, Graf von, bayr. Minister, geb. 15. März 1841 in Ansbach aus einer evangelischen freiherrlichen Familie Frankens, studierte 1858 bis 1862 die Rechte, trat 1865 in den Staatsdienst, ward 1868 Bezirksamtsassessor in Brückenau und 1870 Hilfsarbeiter im Ministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten. 1871 zum Regierungsassessor befördert, trat er nach Auflösung des Handelsministeriums in das Staatsministerium des königlichen Hauses und des Äußern über, ward 1874 Legationsrat, 1879 Geheimer Legationsrat und 10. März 1880 nach Pfretzschners Rücktritt Minister des königlichen Hauses und des Äußern. Nach dem Rücktritt von Lutz wurde er 31. Mai 1890 Ministerpräsident und 12. März 1901 in den Grafenstand erhoben. Im März 1903 nahm C. auf Betreiben der ultramontanen Partei seine Entlassung, an seine Stelle trat der katholische Freiherr v. Podewils.

Cram., bei Tiernamen Abkürzung für Pieter Cramer, holländ. Entomolog; schrieb: »De uitlandsche Kapellen, Papillons exotiques« (Amsterd. 1779—82, 4 Bde. mit 400 Tafeln; Supplement von Stoll, mit 42 Tafeln, 1787—91).

Crambe *L.* (Meerkohl), Gattung der Kruziferen, Kräuter oder Halbsträucher mit dickem, wie die ganze Pflanze blaugrünem, reich verzweigtem Stengel, meist großen, geteilten oder ungeteilten Blättern, kleinen weißen Blüten in Trauben oder Rispen und lederartigen Schötchen, von deren zwei Gliedern nur das obere einen Samen enthält. Etwa 20 Arten meist im östlichen Mittelmeergebiet, auch in Zentralasien, Westeuropa, Makaronesien, Patagonien. C. maritima *L.* (s. Tafel »Gemüsepflanzen II«, Fig. 3 u. 4), ausdauernd, mit vielköpfigem, Ausläufer treibendem Wurzelstock, wurzelständigen, rundlichen, fast fleischigen, buchtig gezahnten, fahlen Blättern, wird 30—60 cm hoch, wächst an den Küsten Europas und wird als Gemüsepflanze kultiviert. Man genießt die jungen, durch Bedecken mit einem Topf oder einer Strohkappe gebleichten Triebe im Februar und März wie Spargel. Sie bestehen aus dicht miteinander vereinigten Blättchen, haben die Gestalt eines sehr verlängerten Tannenzapfens, bleichen schnell und werden nahe an dem Wurzelhals abgeschnitten, wenn sie 16—18 cm lang geworden sind. C. tataria *Jacq.* hat mehrfach fiederspaltige Wurzelblätter, wird 1 m hoch und wächst ausdauernd in Osteuropa und Mittelasien. Die fleischige und süße Wurzel (Tartar) wird in Osteuropa als Salat oder Gemüse gegessen, ebenso die jungen Sprosse. Sie ist vielleicht die Wurzel Baldracan, wovon sich die Tataren, besonders auf ihren Reisen in die Wüsten, fast einzig ernähren; auch soll sie die Chara Caesaris sein, welche die Soldaten Julius Cäsars in Kleinasien mit Milch statt Brot genossen.

Crambe repetita (lat.), aufgewärmter Kohl; sprichwörtlich geworden nach Juvenal (7,154), wo es heißt: »Occidit miseros crambe repetita magistros« (»Der immer neu gewärmte Kohl richtet die bejammernswerten Schulmeister zu Grunde«).

Cramer, 1) Gabriel, Mathematiker, geb. 31. Juli 1704 in Genf, gest. 4. Jan. 1752 zu Bagnoles in Languedoc, war Professor der Mathematik und Philosophie an der Akademie zu Genf. Sein Hauptwerk ist die »Introduction à l'analyse des lignes courbes algébriques« (Genf 1750, 4 Bde.). Er gab heraus die Werke von Johann Bernoulli (1742, 4 Bde.) und Jakob Bernoulli (1744, 2 Bde.) sowie den Briefwechsel zwischen Leibniz und Joh. Bernoulli (1745).

2) Johann Andreas, Kanzelredner und Kirchenliederdichter, geb. 27. Jan. 1723 zu Jöhstadt im sächsischen Erzgebirge, gest. 12. Juni 1788 in Kiel, ward 1748 Prediger zu Kröllwitz bei Magdeburg, 1750 Oberhofprediger in Quedlinburg, 1754 deutscher Hofprediger in Kopenhagen und 1765 zugleich Professor der Theologie daselbst. 1771 wurde C. Superintendent in Lübeck und 1774 erster Professor der Theologie, seit 1784 auch Kanzler und Kurator in Kiel. Er stiftete ein homiletisches Institut, gründete das erste Lehrerseminar für Schleswig-Holstein und gab den Herzogtümern einen verbesserten Katechismus und ein neues Gesangbuch. Am bekanntesten sind unter seinen Werken seine »Sämtlichen Gedichte« (Dessau u. Leipz. 1782, 3 Bde.) und seine »Hinterlassenen Gedichte« (Altona u. Leipz. 1791), woraus viele Lieder in die Gesangbücher übergegangen sind.

3) Karl Friedrich, Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 7. März 1752 in Quedlinburg, gest. 8. Dez. 1807 in Paris, studierte in Göttingen, wo er eine Zeitlang Mitglied des dortigen »Hains« oder »Bundes«

war, wurde sodann Privatdozent an der Universität Kiel, 1775 außerordentlicher und 1780 ordentlicher Professor daselbst. Wegen seiner Sympathien für die französische Revolution 1794 entlassen, legte er in Paris eine Buchhandlung an, hatte jedoch mit der Unternehmung kein Glück und nährte sich lediglich durch schriftstellerische Arbeiten. C. schrieb: »Klopstock in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa« (Hamb. 1777, 2 Bde.); »Klopstock. Er und über ihn« (6 Bde., s. Klopstock), Werke, die manches brauchbare Material zur Kenntnis Klopstocks enthalten, aber durch ihren geschmack- und maßlosen Enthusiasmus Anstoß erregten. Er übersetzte vieles aus dem Französischen und aus dem Deutschen ins Französische, z. B. Klopstocks »Hermannsschlacht«, Schillers »Jungfrau von Orleans« u. a. Auch für die Musik hat C. manches Gute geleistet; er redigierte 1789—98 das »Musikalische Magazin«, die »Polyhymnia« (Sammlung von Opern ꝛc. berühmter Meister) und schrieb: »Kurze Übersicht der Geschichte der französischen Musik« (Berl. 1786). Launige Briefe aus seiner Jugendzeit sind in den »Briefen von und an Bürger« (hrsg. von Strodtmann, Berl. 1874) abgedruckt.

4) Karl Gottlob, einer der fruchtbarsten und seinerzeit gelesensten Romanschriftsteller, geb. 3. März 1758 in Pödelitz bei Freyburg a. U., gest. 17. Juni 1817 in Meiningen, widmete sich anfangs dem Forstfach, studierte später Theologie in Leipzig und Wittenberg, lebte ohne Anstellung in Weißenfels, dann zu Naumburg und seit 1795 als herzoglich sächsischer Forstrat und Lehrer an der Forstakademie zu Dreißigacker bei Meiningen. Auf sein erstes Werk: »Karl Saalfeld, oder Geschichte eines relegierten Studenten« (Leipz. 1782), ließ C. über 40 weitere Romane, Erzeugnisse einer lebhaften, aber rohen und schlüpfrigen Phantasie, folgen, von denen erwähnt werden mögen: »Leben und Meinungen Erasmus Schleichers, eines reisenden Mechanikus« (Leipz. 1789, 4 Bde.); »Der deutsche Alcibiades« (Hamb. 1790, 4. Bde.); »Hasper a Spada« (Leipz. 1792—93, 2 Bde.); »Leben, Taten und Sittensprüche des lahmen Wachtelpeters« (daf. 1794—96, 2 Bde.); »Leiden und Freuden des ehrlichen Jakob Luley, eines Märtyrers der Wahrheit« (daf. 1797, 2 Bde.).

5) Johann Baptist, Klavierspieler und Komponist, geb. 24. Febr. 1771 in Mannheim als Sohn des Violinspielers Wilhelm C., gest. 16. April 1858 in Kensington bei London, kam in früher Jugend mit seinem Vater nach London und erhielt von demselben auch den ersten Unterricht in der Musik, war aber dann längere Zeit Schüler Clementis. Nach längern Reisen ließ er sich in London als Lehrer nieder. Von 1832 an lebte C. eine Reihe von Jahren in Paris, wandte sich aber gegen 1845 wieder nach London. Beethoven schätzte C. als Spieler ganz besonders hoch. Außer einer großen Anzahl von Sonaten, Konzerten, Duos ꝛc. für Klavier und andern Werken für Kammermusik, die heute durchaus veraltet sind, hat er seinen Namen besonders berühmt gemacht durch seine 100 Etüden, Op. 50, die sich dauernd als unentbehrliches Bildungsmittel halten. Dieselben erschienen neuerdings in Auswahl mit wertvollen Anmerkungen von H. v. Bülow sowie in der Phrasierungsausgabe von H. Riemann und mit Anmerkungen Beethovens (aus Schindlers Nachlaß) von Shedlock (Lond. 1893).

6) John Anthony, Philolog, geb. 1793 zu Mitlödi in der Schweiz aus deutscher Familie, gest. 24. Aug. 1848 in Brighton, studierte in England und wurde 1822 Pfarrer zu Binsey in der Grafschaft Oxford, 1831 Orator der Universität in Oxford und 1842 Professor der neuern Geschichte daselbst. Von seinen Werken nennen wir: »Description of ancient Italy« (Lond. 1826, 2 Bde.); »Description of ancient Greece« (daf. 1828, 3 Bde.); »Description of Asia Minor« (daf. 1832, 2 Bde.); »Anecdota graeca e codicibus manuscriptis bibliothecarum Oxoniensium« (Oxford 1835—37, 4 Bde.); »Anecdota graeca e codicibus manuscriptis bibliothecae regiae Parisiensis« (daf. 1839—41, 4 Bde.); »Catenae graecorum patrum in Novum Testamentum« (daf. 1839 bis 1844, 8 Bde.); »Letter on study of modern history« (daf. 1843).

7) Karl Eduard, Botaniker, geb. 4. März 1831 in Zürich, gest. daselbst 24. Nov. 1901, studierte in Zürich und Freiburg, habilitierte sich 1855 in Zürich, wurde 1861 Professor am dortigen Polytechnikum und schuf das pflanzenphysiologische Institut. 1880 wurde er Professor an der Universität und 1882 Direktor des botanischen Gartens. Er schrieb: »Pflanzenphysiologische Untersuchungen« (mit Nägeli, Zürich 1855—58, 4 Hefte); »Untersuchungen über die Ceremiaceen« (daf. 1863); »Bildungsabweichungen bei einigen wichtigen Pflanzenfamilien« (daf. 1864); »Fossile Hölzer der arktischen Zone« (in Heers »Flora fossilis arctica«); auch arbeitete er über den Gitterrost der Birnbäume, über die geschlechtslose Vermehrung des Farnprothalliums, über die verticillierten Siphoneen, über Textilfasern ꝛc.

Crâmignon (spr. -njóng), wallonischer Tanz, auch dazu gesungenes Lied in wallonischer Mundart.

Cramlington (spr. krämm-), Stadt in der engl. Grafschaft Northumberland, bei Newcastle, mit Steinkohlengruben und (1901) 6437 Einw.

Crampel (spr. krangpell), Paul, Afrikareisender, geb. 1864 in Nancy, gest. 9. April 1891, kam 1887 als Sekretär de Brazzas nach Afrika und zeichnete sich durch einen kühnen Zug vom Ogowe nach der Corisco-Bai aus. 1890 suchte er vom Ubangi aus zum Tsadsee vorzudringen und erreichte 1891 mit der Vorhut El Conté, wo er ermordet wurde. Gleiches Schicksal erfuhr der zweite Befehlshaber, Biscarrat, in dem 100 km entfernten Lager beim Dorfe M'Poko, während es der Nachhut unter Nébout zu entkommen gelang. Seine erste Reise beschrieb C. in der illustrierten Zeitschrift »Tour du monde« (Bd. 60).

Cran (spr. kränn), engl. Fischmaß, = 45 Imperial-Gallons = 204,456 Lit. frischer und ca. 37,5 Imp.-Gallons = 170,38 L. ausgenommener und gesalzener Fische.

Cranach, Lukas, Maler, soll eigentlich Lukas Müller geheißen haben, geb. im Oktober 1472 zu Kronach in Oberfranken, woher er den Namen erhielt, unter dem er bekannt geworden ist, gest. 16. Okt. 1553 in Weimar. Er lernte bei seinem Vater, seine weitern Schicksale in der Jugend und seine fernere Ausbildung sind aber nicht bekannt. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß er aus der fränkischen Schule hervorgegangen und dort Einflüsse von M. Grünewald und A. Altdorfer erhalten hat. Davon zeugt die Ruhe auf der Flucht von 1504 (im Berliner Museum), das älteste datierte Gemälde von ihm, das uns bekannt ist, zugleich ein Meisterwerk in der Kraft der Naturanschauung und in der Färbung, das er nicht wieder übertroffen hat. 1505 trat er als Hofmaler in den Dienst des Kurfürsten Friedrich des Weisen und war anfangs in Torgau, bald aber in Wittenberg ansässig, wo er eine Tätigkeit entwickelte, die alle Zweige des Malerhandwerks umfaßte und eine solche Aus-

dehnung annahm, daß er zahlreiche Gehilfen in seine Werkstatt aufnehmen mußte, welche die bei ihm bestellten Altarbilder, Porträte ꝛc. nach seinen Entwürfen mehr oder weniger handwerksmäßig ausführten. Dadurch, daß er alle diese Werkstattsarbeiten mit seinem Zeichen versah, hat er selbst seine künstlerische Bedeutung herabgesetzt. Der Kurfürst verlieh ihm 1508 ein Wappen mit seinem Malerzeichen, einer geflügelten Schlange (s. nebenstehend), und im folgenden Jahre sandte er ihn nach den Niederlanden, wo er den kleinen Prinzen Karl, den spätern Kaiser Karl V., malte. 1520 kaufte er sich in Wittenberg eine Apotheke und richtete später einen Buchladen und eine Papierhandlung ein.

L. Cranach d. ält.

An dem Reformationswerk beteiligte sich C. durch Gemälde und Holzschnitte, die das Papsttum geißeln, und vervielfältigte die Bildnisse seiner Freunde Luther und Melanchthon. Die Kurfürsten Johann der Beständige und Johann Friedrich der Großmütige bewiesen sich nicht minder als Friedrich der Weise dem Maler geneigt. Auch seine Mitbürger ehrten ihn und erwählten ihn 1519 zum Kämmerer des Rates, 1537 und wieder 1540 zum Bürgermeister, welches Amt er bis 1544 bekleidete. 1550 begab er sich auf Wunsch des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich zu diesem nach Augsburg und zwei Jahre später mit ihm nach Weimar, wo er starb und in der Hofkirche begraben wurde. C. erfreute sich seinerzeit in Deutschland des größten Rufes, wozu hauptsächlich sein Verhältnis zu den Reformatoren, dann aber auch seine große Fruchtbarkeit beitrugen. Er hat fast die gesamte Kunstrichtung Mittel- und Norddeutschlands beherrscht, ohne sich jedoch an künstlerischer Bedeutung mit Dürer und Holbein messen zu können. Von der italienischen Formenwelt zeigt er sich wenig berührt, er blieb stets in einer kleinlichen Anschauung der Form befangen. Seine Farben sind klar und haben sich sehr gut gehalten. Zu Gegenständen erhabenern Charakters fehlte es ihm an Schwung, er faßt alles spießbürgerlich, in engem Gesichtskreis auf. Am meisten befriedigt C. im Porträt; seine Sorgfalt der Ausführung war hier am besten am Platz. Doch vermochte er nicht, die Charaktere groß und voll aufzufassen. Sehr ergötzlich sind seine kleinen mythologischen Darstellungen, die nichts vom Geiste der Antike haben, sondern nur als naiv erzählte, bisweilen im burlesken Sinne des Mittelalters behandelte Märchen erscheinen. Besonders anziehend sind sie, wenn er sie in landschaftlicher Umgebung darstellte, die er mit Phantasie zu schildern verstand. Er bewegte sich in seinen Figuren mehr in Typen als in Physiognomien nach der Natur. Sein Hauptwerk religiösen Inhalts ist das große Altarwerk in der Stadtkirche zu Weimar (Christus am Kreuz in der Mitte, links die Auferstehung Christi und rechts Johannes der Täufer), das nach seinem Tode von seinem Sohn Lukas C. dem jüngern vollendet wurde. Seine Bilder sind überaus häufig; doch bilden seine eigenhändigen Arbeiten darunter die Minderzahl. C. war auch trefflicher Miniaturmaler und Illuminierer, wie das sächsische Wappen auf der Universität zu Jena, das Wittenberger Universitätsalbum zu Halle und namentlich das prachtvolle Turnierbuch Johann Friedrichs, mit 146 Blättern, in Koburg beweisen. C. bezeichnete seine Werke bloß mit einem aus L und C zusammengesetzten Monogramm oder mit seinem Wappen, einer mit Drachenflügeln versehenen Schlange, die einen Ring im Maul hat. Die Berliner Gemäldegalerie besitzt eine Anzahl bedeutender Werke Cranachs: eine Folge aus dem Leiden Christi, Apollo und Diana, der Brunnen der Jugend, Venus und Amor, das Porträt Albrechts, Kurfürsten von Mainz ꝛc. In der Galerie zu Dresden befinden sich: Adam und Eva, Judith und Lucretia, Delila und Simson, David und Bathseba, Christus an der Säule von 1515, der bethlehemitische Kindermord, Christus und die Kinder, eine ruhende Quellnymphe von 1518, verschiedene Porträte. Zu Innsbruck befinden sich mehrere seiner besten Bilder: in der Kirche zu St. Jakob das berühmte Wallfahrtsbild Maria Hilf, in der Kapuzinerkirche ein schönes kleines Madonnenbild mit dem Christuskind. Die Paulinerkirche in Leipzig besitzt einen Christus, der die Kindlein zu sich kommen läßt, das Museum daselbst das Bildnis eines Sterbenden. In der Schloßkirche zu Mansfeld ist das Altarbild mit der Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung von C. Im Dom zu Meißen sieht man den Heiland mit den Wundmalen, im gotischen Hause zu Wörlitz eine Vermählung der heil. Katharina, in der Stadtkirche zu Naumburg Christus, die Kinder segnend, in der Marienkirche zu Torgau die 14 Nothelfer. Die Pinakothek zu München besitzt: Moses und Aaron mit den Gesetzestafeln, die Ehebrecherin, Lucretia, Christus am Kreuz, die Porträte von Luther, Melanchthon und Friedrich dem Weisen, Venus und Amor; die königliche Bibliothek daselbst ein auf Pergament gedrucktes Gebetbuch mit Randzeichnungen von C. und Dürer, die lithographiert erschienen sind. In der Eremitage zu Petersburg befindet sich: die Madonna unter dem Apfelbaum, Venus und Cupido und die Heirat eines Jünglings mit einer häßlichen Frau; in der königlichen Galerie zu Schleißheim: Maria mit zwei Engeln, die heil. Katharina und ihre Enthauptung, ein alter Mann ein junges Mädchen liebkosend, der Mund der Wahrheit u. a.; in der Marktkirche zu Halle und in der Stadtkirche zu Schneeberg zwei große Altarwerke, die aber unter starker Beihilfe von Schülern ausgeführt sind. Im Hofmuseum zu Wien zeichnen sich aus: die Anbetung der Weisen, Christus den heiligen Frauen erscheinend, die heil. Katharina und Rosalia, der heil. Hieronymus mit dem Löwen und der heil. Leopold. C. hat auch acht Blätter in Kupfer gestochen, aber bedeutender war seine Tätigkeit für den Holzschnitt, für den er eine große Menge z. T. recht wirkungsvoller Zeichnungen geliefert hat. Vgl. Heller, L. Cranachs Leben und Werke (Bamb. 1821); Schuchardt, L. Cranachs des ältern Leben und Werke (Leipz. 1851—71, 3 Bde.; Kupferheft dazu, Weim. 1851); Warnecke, Lukas C. der ältere (Görl. 1879); M. B. Lindau, Lukas C. (Leipz. 1883); Lippmann, Lukas C., Sammlung von Nachbildungen seiner vorzüglichsten Holzschnitte und seiner Stiche (Berl. 1895); Woermann, Verzeichnis der Dresdener Cranach-Ausstellung von 1899 (Dresd. 1899); Flechsig, Tafelbilder Cranachs des ältern und seiner Werkstatt (Leipz. 1900); Derselbe, Cranachstudien (Bd. 1, das. 1900); Muther, Lukas C. (Berl. 1902); Michaelson, L. C. der ältere. Untersuchungen über die stilistische Entwickelung seiner Kunst (Leipz. 1902).

Cranachs zweiter Sohn, Lukas, genannt der jüngere, geb. 4. Okt. 1515 in Wittenberg, gest. 25. Jan. 1586 in Weimar, war ebenfalls Maler und als solcher Schüler seines Vaters, an dessen Bildern er großen Anteil gehabt hat. In Weimar, Dresden, Leipzig u. a. O. sieht man Werke von ihm, die im Stil seines Vaters gehalten sind, aber an größerer

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Mangelhaftigkeit der Zeichnung und schwererer Farbe leiden. C. wurde 1549 Ratsherr, 1555 Kämmerer und 1565 Bürgermeister von Wittenberg und ließ sich später in Weimar nieder.

Cranberry, s. Vaccinium.

Cranbrook (spr. krännbruk), Gathorne Hardy, Earl, engl. Staatsmann, geb. 1. Okt. 1814 in Bradford, ward 1840 Rechtsanwalt und 1856 ins Unterhaus gewählt. Ein Tory nach der alten Schule und von wirksamer Beredsamkeit, wurde C. schon 1858 in Lord Derbys zweitem Kabinett Unterstaatssekretär des Innern; 1865 gelang es ihm, Gladstone aus der Vertretung der Universität Oxford zu verdrängen, deren Abgeordneter C. bis zu seiner Berufung ins Oberhaus blieb. 1866 erhielt C. einen Sitz im Kabinett Derbys als Präsident des Armenamtes, welchen Posten er im Mai 1867 mit dem Ministerium des Innern vertauschte. In dem zweiten Kabinett Disraeli ward C. 1874 Kriegsminister und erwarb sich durch einen neuen Mobilisierungsplan, der das ganze britische Heer, Linientruppen und Miliz, in acht auf lokale Bezirke angewiesene Armeekorps teilte, Verdienste. Im Frühjahr 1878 wurde er zum Minister für Indien ernannt und mit dem Titel Viscount C. zum Peer erhoben; im April 1880 nahm er mit dem Ministerium Beaconsfield seine Entlassung. Vom Juni 1885 bis zum Januar 1886 und vom August 1886 bis zum August 1892 war er Präsident des Geheimen Rates in den beiden Ministerien des Marquis von Salisbury, bei dessen Rücktritt er zum Earl ernannt wurde.

Crane (spr. krēn), Walter, engl. Maler und Illustrator, geb. 15. Aug. 1845 in Liverpool, Sohn und Schüler des Miniaturmalers Tomas C. (gest. 1859), kam 1857 nach London, lernte dort von 1859—61 bei dem Holzschneider Linton und war seit 1865 vornehmlich als Illustrator von Bilderbüchern für Kinder und Erwachsene tätig, die durch die Feinheit und Anmut der Zeichnung, ihre phantasievolle Auffassung und ihren frischen Humor großen Beifall fanden. Die erfolgreichsten sind: die »Toy-Books« (1865—76), »The Baby's Opera« (1877), »Pan pipes« (1882), »Household Stories« (1882, Grimms Märchen), »Flora's Feast« (1886), »The Sirens three« (1886), »Echoe's of Hellas« (1888), »Queen Summer« (1891). Daneben entwickelte C. eine umfassende Tätigkeit für das Kunstgewerbe, indem er zahlreiche Entwürfe für Glasgemälde, Tapeten (s. Tafel »Moderne Tapeten«, Fig. 2 u. 3), Teppiche, Fliesen, Stickereien, Buchtitel (s. Tafel »Buchschmuck III«, Fig. 2) und Bucheinbände ꝛc. zeichnete und daneben auch durch Vorträge und Schriften einen großen Einfluß auf die Weiterentwickelung des englischen Kunstgewerbes gewann. Nach einer 1871 unternommenen Reise nach Italien, wo besonders Botticelli einen tiefen Eindruck auf ihn gewann, widmete er sich auch wieder mehr der Malerei, in der er sich an die Präraffaeliten anschloß. Von seinen Gemälden sind die hervorragendsten: die Geburt der Venus (1877), das Schicksal der Proserpina (1878), die Sirenen (1879), die Brücke des Lebens (1884), der Wettlauf der Stunden, das Rätsel der Sphinx, die Schwanenjungfrauen, eine Vision Britanniens (1898). Er gab heraus: »Renascence, a book of verse« (Lond. 1891); »The claims of decorative art« (1892; deutsch, Berl. 1896); »Of the decorative illustration of books old and new« (1896; deutsch, 2. Aufl., Leipz. 1901); »The bases of design« (1898) und »Line and form« (1900; beide Werke in 2. Aufl. 1902, und beide deutsch, Leipz. 1901). Vgl. v. Schleinitz, Walter C. (Bd. 62 der »Künstlermonographien«, Bielef. 1902); Konody, The art of Walter C. (Lond. 1902).

Crangon, s. Garnelen.

Crania, s. Armfüßer.

Cranium (lat.), Hirnschädel, Schädel (s. d.).

Cranmer, Thomas, Erzbischof von Canterbury, der Reformator der anglikanischen Kirche, geb. 2. Juli 1489 zu Aslacton in Nottinghamshire aus altnormännischer Adelsfamilie, ward 1524 Professor der Theologie in Cambridge und erwies sich 1528 in der Scheidungsangelegenheit des Königs Heinrich VIII. als ein so kluger Ratgeber, daß der König ihn zu seinem Kanzler ernannte und ihm die Verteidigung seiner Sache vor dem Papst übertrug. 1532 wurde C. zum Erzbischof von Canterbury ernannt. Auf seinen Rat erklärte sich Heinrich, nachdem ihn infolge der Veröffentlichung seiner Vermählung mit Anna Boleyn der Bann getroffen hatte, für das alleinige Haupt der englischen Kirche (s. Anglikanische Kirche). Er blieb der Vorsteher der reformatorischen Bestrebungen unter Heinrich und mehr noch unter Eduard VI. Martin Bucer und Peter Marthr berief er nach England und bahnte den Weg zu gründlichern theologischen Studien. Von Maria der Katholischen 1553 in schwere Haft genommen, ließ er sich nach drei Jahren durch Vorspiegelung vollständiger Verzeihung zum Widerruf bewegen, nahm diesen Schritt jedoch öffentlich zurück und wurde 22. März 1556 verbrannt. Seine Werke wurden herausgegeben von Jenkins (Oxford 1834, 4 Bde.) und Cox (Cambridge 1847), seine »Memorials« von Strype (Lond. 1794; neue Ausg., Oxford 1840, 2 Bde.) und von Barnes (das. 1853, 2 Bde.). Biographien lieferten Todd (Lond. 1831, 2 Bde.), Collette (das. 1887), Mason (das. 1898) und Innes (das. 1900).

Crannoges, s. Steinberge.

Cransac (spr. krangßack), Flecken im franz. Depart. Aveyron, Arrond. Villefranche, an der Orléansbahn, 280 m ü. M., hat Mineralquellen, die zum Baden, benutzt, auch in Flaschen versendet werden, Steinkohlenbergbau und (1901) 4456 (als Gemeinde 6715) Einwohner.

Cranston, Stadt im nordamerikan. Staat Rhode-Island, an der Narraganſetbai, mit Baumwoll-, Woll- und Maschinenfabriken und (1900) 13,343 Einw.

Crantz, Heinrich Johann Nepomuk von, Botaniker, geb. 1722 in Luxemburg, gest. als Professor der Botanik in Wien 1799 bei Zeiring in Steiermark; schrieb: »Stirpes austriacae« (2. Aufl., Wien 1769, 2 Bde.); »Maderia medica et chirurgica« (2. Aufl., das. 1765, 3 Bde.); »Institutiones rei herbariae« (das. 1766, 2 Bde.); »Classis Umbelliferarum« (Leipz. 1767); »Classis Cruciformium« (das. 1769).

Craon (spr. kräng, lat. Credonium), Stadt im franz. Depart. Mayenne, Arrond. Château-Gontier, am Oudon und an der Westbahn, mit einem modernen Schloß, Gerbereien, Sägemühlen und (1901) 3399 Einw. C. ist Volneys Geburtsort.

Craon, Moritz von, s. Moritz von Craon.

Craonne (spr. krann'), Flecken im franz. Depart. Aisne, Arrond. Laon, mit (1901) 563 Einw., bekannt durch das Gefecht zwischen den Russen und Napoleon I. 7. März 1814.

Crapaud (franz., spr. -pō), Kröte, auch als Schimpfname.

Crapelet (spr. kräp'lä), Charles, Buchdrucker, geb. 13. Nov. 1762 in Bourmont, gest. 19. Okt. 1809, errichtete 1789 in Paris eine Buchdruckerei, aus der treffliche Ausgaben französischer Klassiker hervorgingen.

Ein hervorragendes Kunstwerk ist Audeberts »Histoire des grimpereaux et des oiseaux de paradis« (Par. 1802, 2 Bde.), wovon 12 Exemplare des Textes mit Gold und ein 13. auf Pergament mit Gold gedruckt wurden. — Sein Sohn George Auguste, geb. 13. Juni 1789, gest. 11. Dez. 1842 in Nizza, lieferte meisterhafte Ausgaben französischer Klassiker. Er selbst schrieb: »Souvenirs de Londres en 1814 et 1816« (Par. 1817), »Progrès de l'imprimerie en France et en Italie au XVI. siècle« (1836), »Études pratiques et littéraires sur la typographie« (1837), »Rob. Estienne« (1839), »De la profession d'imprimerie« (1840) und gab heraus: »Collections d'anciens monuments de l'histoire et de la langue française« (1826—34, 13 Bde.) sowie eine Übersetzung von Dibdins »Bibliographical, antiquarian and picturesque tour« (1825, 4 Bde.).

Crapŭla (lat.), der Rausch, auch der Katzenjammer.

Crapule, s. Krapüle.

Craquelé (franz., spr. krakle), gerissen, geborsten, Bezeichnung von Tongefäßen, deren Glasur zahllose feine Haarrisse besitzt. Solche Risse entstehen unerwünscht bei ungeeigneter Zusammensetzung der Glasur, werden aber auch in China, Japan und jetzt auch in europäischen Fabriken absichtlich erzeugt, um eine dekorative Wirkung hervorzubringen. Dies Krachporzellan klingt nicht und zerbricht sehr leicht. Durch die Glasurrisse wird die dunklere Färbung der Masse sichtbar, und bisweilen reibt man auch in die Risse einen Farbstoff ein. Ganz feines C. mit braun oder rötlich gefärbten Rissen nennt man Forellenporzellan, Glas mit krakelierter Oberfläche heißt Eisglas (s. Glas).

Craqueur (franz., spr. -kör), Prahler, Aufschneider.

Cras (lat.), morgen; c. legam, ich werde es morgen lesen, Bezeichnung nachteiligen Aufschubs.

Crashaw (spr. träschâ), Richard, engl. Dichter, geb. um 1613 in London als Sohn eines strengen Puritaners, gest. 1649 in Loreto, wurde im Charterhouse erzogen, studierte in Cambridge, namentlich alte Sprachen, Spanisch und Italienisch, musizierte, malte, betete und schrieb religiöse Gedichte, zunächst in lateinischer Sprache: »Epigrammatum sacrorum liber« (1634). Er wollte anglikanischer Geistlicher werden, neigte aber schon zu sehr zum Katholizismus, angezogen von der spanischen Heiligen Theresia (gest. 1582), die er in einer Hymne verherrlichte. Während er noch zweifelte, brach der Bürgerkrieg aus. C. verließ England, wurde Katholik, lebte eine Weile in Armut in Paris und erhielt endlich eine Empfehlung an Kardinal Palotta in Rom, der ihm um 1649 eine kleine Stelle in seinem Gefolge, später ein Benefiziat in Loreto gab. Englische Gedichte von ihm erschienen 1646 in London als »Steps to the temple, sacred poems; the delight of the Muses and other poems written on several occasions« (3. Aufl., mit 12 Zeichnungen von C. und andern Zutaten, u. d. T.: »Carmen deo nostro«, Par. 1652). Eine neue Gesamtausgabe lieferte Turnbull (1858), die beste Grosart (1872, mit Biographie). C. besaß eine reiche Phantasie und einen herrlichen Schwung, streift aber manchmal an die Künstlichkeit Marinos, dessen »Sospetto d'Herode« er auch übersetzt hat. Der junge Milton, Pope in »Eloisas Brief« und Coleridge haben von ihm gelernt.

Crashes, halbleinenes Gewebe, nordamerikanisches Fabrikat.

Crassatella, s. Muscheln.

Crassilingues (Dickzüngler), Gruppe der Eidechsen (s. d.).

Crassŭla *L.* (Dickblatt), Gattung der Krassulazeen, ein- oder mehrjährige Kräuter, Halbsträucher oder Sträucher mit gegenständigen, oft verwachsenen, ganzrandigen, sehr verschieden gestalteten, fleischigen Blättern, weißen und roten, selten gelben, schönen Blüten, meist in endständigen oder seitlichen zymösen Blütenständen, und mehrsamigen Balgkapseln. Etwa 120 Arten, meist am Kap, einige fast über die ganze Erde verbreitet. C. arborescens *Willd.*, strauchartig, mit rundlichen, stachelspitzigen, fleischigen, flachen, graugrünen, oben punktierten, glatten Blättern und ziemlich großen, erst weißen, dann rosenroten Blumen, in Südafrika; C. coccinea *L.*, ein 60—120 cm hoher Zierstrauch mit flachen, glatten, eirunden, spitzlichen, knorpelrandig gewimperten, am Stengel vier Reihen bildenden Blättern und wohlriechenden scharlachroten, großen Blüten in gipfelständigen Scheindolden. Diese und andre Arten werden als Zierpflanzen kultiviert.

Crassus (der »Dicke«), Beiname einer Familie des alten plebejischen Geschlechts der Licinier. Merkwürdig sind in dieser Familie:

1) P. Licinius, der erste, der in diesem Zweig der Licinier die Beinamen C. und Dives führte, geb. um 254 v. Chr., gest. 183, 205 mit dem ältern Scipio Africanus Konsul, berühmt wegen seiner Beredsamkeit und seiner Rechtskunde.

2) L. Licinius, der berühmteste Redner seiner Zeit, geb. 140 v. Chr., gest. 91, trat schon 121 mit Erfolg als Redner auf und wurde Quästor in Asien, wo er zu seiner weitern Ausbildung rhetorische und philosophische Studien trieb. Nach Rom zurückgekehrt, wurde er 107 Volkstribun, 103 Ädil, 95 Konsul, dann Prokonsul in Gallien und 92 Zensor. Seiner Gesinnung nach gehörte er zu der gemäßigten Aristokratie, zu deren Haupt ihn die Lauterkeit seiner Gesinnung und die Wucht seiner Beredsamkeit emporhob. Daher verteidigte er auch 91 im Senat die auf eine Aussöhnung der Senats- mit der Volkspartei abzweckenden Gesetze des M. Livius Drusus, starb aber infolge der Aufregung, womit er den Konsul Gajus Marcius Philippus bekämpfte. Cicero hat ihn in seinem Gespräch »über den Redner« neben Antonius zur Hauptperson und zum Vertreter seiner eignen Ansichten gemacht.

3) M. Licinius, der Triumvir, geb. 114 v. Chr., gest. 9. Juni 53, floh während des ersten Bürgerkriegs vor den Marianern nach Spanien, kehrte aber von da 83 mit Truppen zurück und leistete Sulla in der Schlacht am kollinischen Tor wichtige Dienste. Habsüchtig beutete er die damaligen Wirren, namentlich die Proskriptionen, zu seinem Vorteil aus und brachte es zu einem Vermögen von 30 Mill. Mk. 81 wurde er Quästor, 71 Prätor und Oberanführer gegen die empörten Sklaven unter Spartacus, der schon wiederholt prätorische und konsularische Heere geschlagen hatte. In sechs Monaten warf er den Aufstand siegreich nieder, wurde nun für das Jahr 70 mit Pompejus zum Konsul erwählt und unterstützte diesen bei der Wiederherstellung des Volkstribunats, während er selbst durch reiche Spenden das Volk für sich gewann. Das wachsende Ansehen des Pompejus erregte indes immer mehr seinen Neid, doch gelang es Cäsar, dem sich C. genähert hatte, zunächst noch eine Versöhnung zu stande zu bringen, die das erste Triumvirat 60 zur Folge hatte. C. blieb in Rom, bis er 55 durch Cäsars Unterstützung mit Pompejus Konsul wurde und die Provinz Syrien auf fünf Jahre erhielt, mit dem Recht, Krieg zu führen und Frieden zu schließen. 53 eröffnete er mit einem großen Heer einen Feldzug gegen

die Parther, deren Macht er unterschätzte, ließ sich aber jenseit des Euphrat durch einen verräterischen arabischen Häuptling auf einem wasserlosen Weg durch die Wüste führen. Hier wurde sein tapferer Sohn Publius von den Feinden umzingelt und gab sich selbst den Tod. C. rettete sich, völlig mutlos, nach Karrhä und wurde bei einer Unterhandlung von dem parthischen Feldherrn hinterlistig ermordet.

Crataegus *L.* (Weißdorn), s. Mespilus.

Crater, Sternbild, s. Becher.

Crati, Fluß in der ital. Provinz Cosenza (Kalabrien), entspringt am Westabhange des Silagebirges, nimmt bei Cosenza den Busento, dann den Mucone und den Coscile auf und mündet nach einem Laufe von 93 km in den Golf von Tarent. Der Unterlauf des C. und Coscile, welche beide Flüsse mit ihrem Gerölle die Stätte des alten Sybaris überschüttet haben, ist eine mit Gestrüppe bewachsene, sumpfige Fiebergegend, an deren Aufbesserung in neuerer Zeit gearbeitet wird.

Cratiri, s. Ficus.

Crato, Ortschaft in der brasil. Provinz Amazonas, am schiffbaren Madeira, mit 3000 Einw., die Kakao, Sassaparille und Nelkenzimt einsammeln.

Crau, La (spr. krō, bei den Römern Campi lapidei), Ebene im franz. Depart. Rhonemündungen, zieht sich südlich von der Bergkette der Alpines zwischen der Rhone und dem Strandsee von Berre bis zum Mittelmeer (Golf von Fos) hin, hat einen Flächenraum von 200 qkm und ist mit Geröll bedeckt, das z. T. aus zerfallenem kretazeischen Gestein besteht, z. T. aber beim Schmelzen der Rhone- und Iseregletscher von den Wassermassen der Rhone aus den Westalpen hier abgelagert worden ist. Früher nur den Schafherden eine willkommene Weide, ist die Ebene mittels mehrerer Bewässerungskanäle, darunter der von Craponne, schon an vielen Stellen urbar gemacht und in Wiesenland sowie in Oliven-, Maulbeer- und Obstpflanzungen umgewandelt worden; sie wird von der Eisenbahnlinie Arles-Marseille durchschnitten. Vgl. Berndt, Die Plaine de la C. (Bresl. 1886).

Cravant (spr. krawāng), Flecken im franz. Depart. Yonne, Arrond. Auxerre, an der Yonne, über die eine schöne Brücke führt, Knotenpunkt an der Lyoner Eisenbahn, hat eine Kirche aus dem 15. Jahrh. und (1901) 921 Einw., die Weinbau treiben. — Hier 1423 Sieg der Engländer und Burgunder über die Franzosen und 8.—10. Dez. 1870 die Schlacht, die gewöhnlich die von Beaugency-Cravant genannt wird (s. Beaugency).

Craveiro, s. Pimenta.

Craven, Elisabeth Berkeley, Lady, die jüngste Tochter des vierten Grafen Berkeley, geb. 1750, gest. 13. Jan. 1828, vermählte sich 1767 mit dem Grafen Wilhelm von C. und gebar ihm sechs Kinder, trennte sich aber 1780 von ihrem Gemahl und lebte nach großen Reisen durch ganz Europa zuletzt in Ansbach, wo der Markgraf Karl Alexander in nahe Beziehungen zu ihr trat. Nach dem Tod ihres Gemahls 1791 heiratete sie der Markgraf, der gleichzeitig seine Länder an Preußen abgetreten hatte, und siedelte mit der Lady, die Kaiser Franz II. zur Reichsgräfin erhob, nach England über, wo er 1806 starb. C. ist die Verfasserin einer Reihe von Gedichten, Dramen und Romanen; von Interesse sind ihre Reisebeschreibungen »Journey through the Crimea to Constantinople« (Lond. 1789, neue Aufl. 1814; deutsch, Leipz. 1789) und die »Memoirs of the Margravine of Ansbach, formerly Lady C., written by herself« (1825, 2 Bde.; deutsch, Stuttg. 1825).

Crawford (Crauford, spr. krådförd), 1) Robert, brit. General, geb. 5. Mai 1764, gest. 24. Jan. 1812, diente 1790—93 in Ostindien, wurde 1798 Oberstleutnant und Vize-Generalquartiermeister in Irland, 1799 der Armee Suworows in der Schweiz, dann der holländischen Expeditionsarmee des Herzogs von York beigegeben und befehligte 1807 als Brigadegeneral bei der Expedition des Generals Whitelock gegen Buenos Aires die Vorhut. Seit 1808 diente er als Generalmajor in Spanien, zeichnete sich bei Talavera, Almeida und Coimbra und bei der Belagerung von Ciudad Rodrigo aus, ward aber beim Sturm auf diese Festung tödlich verwundet.

2) William Harris, amerikan. Staatsmann, geb. 1772 in Amherst County (Virginia), gest. 15. Sept. 1834, war anfangs Lehrer, studierte aber nebenbei die Rechte. 1804 in die Gesetzgebende Versammlung und 1807 in den Senat gewählt, war er einer der eifrigsten Verfechter des Krieges mit England. 1815 ward er vom Präsidenten Madison zum Kriegsminister und bald darauf zum Finanzminister ernannt und erhielt 1817 unter Monroe diesen Posten zum zweitenmal. 1825 zog er sich ins Privatleben zurück.

3) Thomas, amerikan. Bildhauer, geb. 22. März 1814 von irischen Eltern in New York, gest. 10. Okt. 1857 in London, versuchte sich zuerst in der Holzschneidekunst und ging 1834 nach Rom, wo er in Thorwaldsens Atelier eintrat. Seine bedeutendsten Werke sind: Orpheus, der die Eurydike im Hades aufsucht, die Kinder im Wald, Herodias mit dem Haupt Johannis des Täufers, Flora, die Tänzer und der Jäger, eine Bronzestatue Beethovens für das Athenäum in Boston, eine Reiterstatue Washingtons in Richmond, das Giebelfeld am Kapitol in Washington, das die Hauptepochen der Geschichte Amerikas in allegorischen Bildern versinnlicht, und die Kolossalstatue der Freiheit auf der Kuppel des Kapitols.

4) Francis Marion, engl. Romanschriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 2. Aug. 1854 in den Bagni di Lucca, war lange in Italien, bereiste ganz Europa und Indien und lebt in Sorrent. Schon mit »Mr. Isaacs« (1882) errang er einen bedeutenden Erfolg durch seinen klaren Wirklichkeitssinn und seine hohen Lebensanschauungen. In rascher Folge erschienen hierauf unter anderm: »Doctor Claudius«, »Zoroaster«, »Saracinesca«, »Marcio's crucifix«, »With the immortals«, »Greifenstein«, »Sant' Ilario« (eine Fortsetzung von »Saracinesca«), »Don Orsino« (1892), die fast alle von Th. Höpfner (Berl.) ins Deutsche übersetzt wurden; ferner »Pietro Ghisleri« (1893), »Corleone« (1897; beide deutsch, Freiburg 1900); »Taquisara« (1896); »Via Crucis« (1899); »In the palace of the king« (1900); »Marietta, a maid of Venice« (1901); »Cecilia, a story of modern Rome« (1902), Werke, die von trefflichen Vorstudien und Sorgfalt der Darstellung Zeugnis ablegen. Für die französischen Ausgaben von »Zoroaster« und »Marzio's crucifix« erhielt C. von der französischen Akademie den Preis Monbrun mit goldener Medaille.

Crawford and Balcarres (spr. krådförd änd bellkärs), Alexander William Crawford Lindsay, Earl of, bis zum Tode seines Vaters (15. Dez. 1869) Lord Lindsay genannt, Gelehrter und Schriftsteller, geb. 16. Okt. 1812, gest. 13. Dez. 1880 in Florenz, wurde in Eton und Cambridge gebildet. Er war vielfach auf Reisen und rüstete 1874 auf eigne Kosten eine Expedition nach Mauritius zur Beobachtung des Venusdurchganges aus. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: »Letters on Egypt, Edom and

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

the Holy Land« (1838, 2 Bde.; 5. Aufl. 1858); »Lives of the Lindsays« (1840, 4 Bde.; 3. Ausg. 1858); »Sketches of the history of Christian art« (1847, 3 Bde.; neue Ausg. 1885, 2 Bde.); »Scepticism, a retrogressive movement in theology and philosophy« (1861); »On the theory of the English hexameter« (1862); »Conservatism, its principle, policy and practice« (1868); »Oecumenicity in relation to the church of England« (1870); »Etruscan inscriptions« (1872); »The earldom of Mar« (aus dem Nachlaß, 1882, 2 Bde.). Als Dichter versuchte er sich in »Ballads, songs and poems« (Übersetzungen aus dem Deutschen, 1841) und »Argo, or the golden fleece« (1876). C. hinterließ eine vorzügliche Bibliothek mit einer großen Anzahl wertvoller arabischer und persischer Manuskripte.

Crawfordsville (spr. krâfördswill), Hauptstadt der Grafschaft Montgomery des amerikan. Staates Indiana, am Sugar Creek, mit dem Wabash College, Drahtzaun- und Wagenfabriken und (1900) 6649 Einw.

Crawfurd (spr. krâförd), John, engl. Orientalist und Ethnolog, geb. 3. Aug. 1783 auf der schottischen Insel Islay, gest. 11. Mai 1868 in London, trat 1803 als Militärarzt in den Dienst der Ostindischen Kompagnie. Nachdem er 1811 an der Expedition zur Eroberung Javas teilgenommen, erhielt er wegen seiner bei einem Aufenthalt auf der Insel Pinang erworbenen Kenntnis des Malaiischen einen Gesandtschaftsposten am Hof eines der eingebornen Fürsten von Java. Von hier 1817 nach England zurückgekehrt, gab er außer den »Researches in India« (Lond. 1817, 2 Bde.) seine »History of the Indian Archipelago« (das. 1820, 3 Bde.), ein Werk von großem und dauerndem wissenschaftlichen Wert, heraus. 1821 begab er sich von neuem nach Indien, wo ihn Hastings mit einer Mission an die Höfe von Siam und Kotschinchina betraute. Von 1823—26 war er Gouverneur von Singapur, dann Geschäftsträger in Pegu und nach dem Friedensschluß eine Zeitlang Gesandter am Hofe von Birma, kehrte aber bereits 1827 nach England zurück, wo er sich bis zu seinem Tode der Verarbeitung des gesammelten Stoffes widmete. Ihre Ergebnisse sind außer zahlreichen populären Artikeln für Zeitschriften das »Journal of an embassy to the courts of Siam and Cochin China« (Lond. 1828), »Journal of an embassy to the court of Ava« (1829) und die bedeutenden Werke: »Grammar and dictionary to the Malay language« (1851, 2 Bde.) und »Descriptive dictionary of the Indian islands and adjacent countries« (1856).

Crayer (spr. krâïer), Gaspar de, niederländ. Maler, geb. 18. Nov. 1584 in Antwerpen, gest. 27. Jan. 1669 in Gent, bildete sich in Brüssel, trat 1607 in die dortige Malergilde und ließ sich 1664 in Gent nieder. C. hat viel in kolossalem Maßstab gemalt; die Kirchen Gents sind voll von seinen Gemälden. Bilder von ihm finden sich auch zu Antwerpen, München, Berlin ꝛc. Er zeigt sich in ihnen zumeist von Rubens abhängig, bleibt jedoch in der Farbe, die bei ihm ins Kühlere, Violette fällt, und der Lebendigkeit der Komposition hinter jenem zurück.

Crayon (franz., spr. kräjóng), Stift zum Zeichnen; daher Crayonzeichnung die mit Blei- oder Kreidestift auf Papier oder mit Silberstift auf Pergament ausgeführte Zeichnung, besonders geeignet, wenn eine zarte und feine Durchführung verlangt wird.

Crayonmanier (Kreidemanier), Nachahmung von Kreidezeichnungen durch Kupferstich; s. Kupferstecherkunst.

Crazia, früher in Toskana ein Längenmaß zu 1/12 Braccio, = 4,864 cm und bis 1859 eine geringwertige Scheidemünze = 5 Quattrini, 20 im Fiorino.

Creatio indirecta, s. Schöpfung.

Creator (lat.), der Schöpfer.

Crébillon (spr. krebijóng), 1) Prosper Jolyot de, der ältere, franz. Trauerspieldichter, geb. 13. Jan. 1674 in Dijon, gest. 17. Juni 1762 in Paris, erhielt den ersten Unterricht bei den Jesuiten seiner Vaterstadt und im Collège Mazarin zu Paris, arbeitete dann zu seiner praktischen juristischen Ausbildung eine Zeitlang bei einem Prokurator, widmete sich aber bald ausschließlich der literarischen Tätigkeit. Großen Beifall fanden seine Stücke: »Idoménée« (1705), »Atrée et Thyeste« (1707), »Électre« (1709) und »Rhadamiste et Zénobie« (1711), sein bestes Werk, obgleich von Boileau verworfen; seine drei nächsten Dramen: »Xerxès« (1714), »Sémiramis« (1717) und »Pyrrhus« (1726), wurden kalt aufgenommen. Der Mißerfolg dieser Stücke, seine ewigen Geldverlegenheiten und andre ungünstige Umstände hatten ihn entmutigt und menschenscheu gemacht; er zog sich aufs Land zurück, verkehrte nur mit seinem Sohn, seinen Hunden und Katzen und war fast vergessen, als ihn 1731 die Akademie unter ihre Mitglieder aufnahm, der König ihn 1735 zum Zensor ernannte und die Marquise von Pompadour ihm aus Neid und Groll gegen Voltaire eine Pension und die Anstellung an der königlichen Bibliothek verschaffte. Sie vermochte ihn auch, seinen »Catilina« zu vollenden, der aber neben Voltaires gleichnamigem Stück vollständig verblaßte, obwohl Voltaires Feinde einen ersten großen Erfolg in Szene gesetzt hatten. Auch seine letzte Tragödie: »Le Triumvirat« (1754), errang nur einen Achtungserfolg. C. suchte besonders durch Ausmalen der schaudervollsten Verbrechen zu wirken (daher »le Terrible« genannt); daneben ist sein Ausdruck gespreizt und fade, seine Verse meist nachlässig. Eine Prachtausgabe seiner Werke veranstaltete die königliche Druckerei (Par. 1750, 2 Bde.); andre gute Ausgaben sind die von Didot dem ältern (das. 1812, 2 Bde.), von Renouard (das. 1818, 2 Bde.) und von Vitu (das. 1885). Vgl. Dutrait, Étude sur C. (Bordeaux 1895).

2) Claude Prosper Jolyot de, der jüngere, franz. Romanschriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 14. Febr. 1707 in Paris, gest. daselbst 12. April 1777, war ein heiterer, liebenswürdiger Gesellschafter, dessen Sitten in geradem Widerspruch zu denen standen, die er in seinen Romanen schilderte. Die bekanntesten seiner Werke sind: »Lettres de la marquise de *** au comte de ***« (1732, 2 Bde.); »Tanzaï et Néadarné« (1734, 2 Bde.), wegen dessen er infolge einiger Anspielungen auf die Bulle Unigenitus eine Zeitlang in der Bastille sitzen mußte; »Les égarements du cœur et de l'esprit« (1736), unvollendet, aber wohl das beste, und »Le sopha, conte moral« (1745, 2 Bde.), das schlüpfrigste seiner Werke. Eine Gesamtausgabe derselben erschien zu Paris 1779, 7 Bde. (deutsch in Auswahl, Berl. 1782—86, 3 Bde.). Crébillons Romane verdanken ihren Erfolg der schamlosen, raffinierten Sinnlichkeit, die in sophistischer Weise als etwas Selbstverständliches, Natürliches hingestellt wird.

Crèche (franz., spr. kräsch'), s. Krippe.

Crecy-en-Ponthieu (spr. kreßi-ang-pongtjö), Flecken im franz. Depart. Somme, Arrond. Abbeville, an der Maye und der Lokalbahn Abbeville-Dompierre-sur-Authie, mit Kirche aus dem 15. Jahrh., großem Staatsforst und (1901) 1349 Einw. — Geschichtlich

berühmt ist C. durch die Schlacht vom 25. Aug. 1346. König Philipp VI. von Frankreich (mit 60,000 Mann) wurde hier von 20,000 meist dem Bürgerstand entstammenden, mit Artillerie versehenen Engländern unter König Eduard III. und dem 16jährigen Prinzen von Wales besiegt; es fielen 11 Franzosen aus fürstlichen Häusern, darunter der blinde König Johann von Böhmen und der Herzog von Lothringen, 1600 Barone, 4000 Edelknappen und an 20,000 Gemeine: eine Katastrophe des feudalen Rittertums.

Credat Judaeus Apella, s. Apella.

Credé, Karl Sigismund Franz, Mediziner, geb. 23. Dez. 1819 in Berlin, gest. 14. März 1892 in Leipzig, studierte seit 1838 in Berlin und Heidelberg, habilitierte sich 1850 in Berlin als Privatdozent für Geburtshilfe, ward 1852 Direktor der Berliner Hebammenschule und leitete die von ihm begründete gynäkologische Abteilung an der Charité. 1856 ging er als Professor der Geburtshilfe und Direktor der Entbindungsanstalt und Hebammenschule nach Leipzig. Er begründete daselbst eine geburtshilfliche und gynäkologische Poliklinik und richtete bei der Entbindungsanstalt eine Abteilung für Frauenkrankheiten ein. 1887 trat er in den Ruhestand. C. empfahl bei Mutterblutungen nach der Geburt und verzögerter Lösung der Nachgeburt die methodische Reibung des Muttergrundes, verbunden mit Kompression der Gebärmutter mittels der Hände. Zur Verhütung der Augenentzündung Neugeborner empfahl er die jetzt allgemein angenommene Einträufelung von Höllensteinlösung, auch führte er mehrere Silberpräparate (s. Collargol) in den Arzneischatz ein. Er schrieb: »Klinische Vorträge über Geburtshülfe« (Berl. 1854); »Die preußischen Hebammen, ihre Stellung zum Staat und zur Geburtshülfe« (das. 1855); »Observationes de foetus situ inter graviditatem« (Leipz. 1862 u. 1864); »Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen« (das. 1875; 7. Aufl. selbständig von Leopold und Zweifel, 1892); »Die Verhütung der Augenentzündung der Neugebornen« (Berl. 1884); »Gesunde und kranke Wöchnerinnen« (Leipz. 1886). Von 1853—69 redigierte er die »Monatsschrift für Geburtskunde« und seit 1870 das »Archiv für Gynäkologie«.

Credentĭa (lat.), Glaube; daher Credentiales literae, Kredenzbrief, ein von der Obrigkeit eines Landes einem Untertan zu seiner Legitimation und Sicherheit im In- und Ausland erteiltes Schreiben, und C. relevata, ehedem im Lehnrechte das dem Vasallen vom Lehnsherrn anvertraute Geheimnis, dessen Verrat mit Entziehung des Lehens bestraft wurde; in Italien Zusammenkunft von obrigkeitlichen Personen und Innungsmeistern, um als Sachverständige (credentiarii, credenzeri) Gutachten in Prozessen abzugeben. Vgl. Kreditiv.

Credi, Lorenzo di, ital. Maler, geb. 1459 in Florenz, gest. daselbst 12. Jan. 1537, lernte als Mitschüler L. da Vincis bei Verrocchio und gewann dessen volle Zuneigung, so daß dieser ihn bei seinem Tode 1488 zu seinem Testamentsvollstrecker ernannte und ihm den Vorrat seiner Werkstatt und sein Hausgerät zu Florenz und Venedig vermachte. 1531 zog er sich ins Hospital zu Santa Maria Nuova zurück. C. bewegte sich in einem beschränkten Kreis, indem er mit Vorliebe heilige Familien malte; um so sorgfältiger führte er seine Bilder aus. In früherer Zeit etwas herb und scharf in der Modellierung, milderte er die Strenge seines Stils immer mehr, ohne sich jedoch zu dem großartigen Charakter und der Weichheit eines Leonardo zu erheben, dessen Kunstweise ihn beeinflußte. Schöne Bilder von ihm findet man in Pistoja, Paris, Berlin, Dresden u. a. O.; sein Hauptwerk ist die Anbetung der Hirten in Florenz (Akademie der Künste).

Credit, s. Kredit.

Crēdit (lat., Mehrzahl credunt), s. Debet.

Crédit foncier (franz., spr. kredī fongßjē), Bodenkredit, Hypothekenkredit, auch die Anstalt zur Gewährung von solchem, also »Hypothekenbank«; schlechtweg die große französische Hypothekenbank, C. f. de France. S. Banken, S. 341 u. 348.

Crédit mobilier (franz., spr. kredī mobiljē, »Mobiliarkredit«), s. Banken, S. 341 u. 348. An den deutschen Börsen bezeichnete man mit dem Ausdruck (abgekürzt und verdorben »Mobel«) sonst die große österreichische Mobiliarbank, die »Kreditanstalt«.

Crediton (spr. krēdd-), Stadt in Devonshire (England), nordwestlich bei Exeter, am Creedy (Nebenfluß des Exe), hat eine gotische Kirche, eine Lateinschule, Fabrikation von Schuhwaren und Weißblech (früher bedeutende Tuchfabrikation) und (1901) 3974 Einw. — C., früher Kirton genannt, ist Geburtsort des heil. Bonifatius.

Creditor (lat.), der Gläubiger.

Credner, 1) Karl August, Theolog, geb. 10. Jan. 1797 in Waltershausen bei Gotha, habilitierte sich 1828 in Jena, wurde hier 1830 außerordentlicher und 1832 ordentlicher Professor der Theologie in Gießen, wo er 16. Juli 1857 starb. Unter seinen Werken sind von bleibender Bedeutung: die »Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften« (Halle 1832—1838, 2 Bde.); die »Einleitung in das Neue Testament« (das. 1836, Bd. 1); »Das Neue Testament nach Zweck, Ursprung und Inhalt« (Gießen 1841—43, 2 Bde.); »Zur Geschichte des Kanons« (Halle 1847) und die »Geschichte des neutestamentlichen Kanons« (hrsg. von Volkmar, Berl. 1860). Als ein Mann von sittlicher Kraft, mußte er schließlich gehässigen Angriffen von seiten der Orthodoxie in zahlreichen Streitschriften entgegentreten. Vgl. Baldensperger, K. A. Credner (Leipz. 1897).

2) Hermann, Geolog, geb. 1. Okt. 1841 in Gotha, Sohn des durch seine Monographien und Kartenwerke über Thüringen und das nordwestliche Deutschland bekannten Geognosten Heinrich C., studierte in Klausthal, Breslau und Göttingen, bereiste 1865—68 den Osten und die zentralen Regionen Nordamerikas, habilitierte sich 1869 in Leipzig für Geologie und Paläontologie, wurde 1870 außerordentlicher Professor und übernahm 1871 auch die Organisation und Direktion der geologischen Landesuntersuchung und Spezialkartierung des Königreichs Sachsen. 1877 wurde er ordentlicher Honorarprofessor und 1895 ordentlicher Professor. C. arbeitete besonders über das Oligocän, über die archäischen und Ganggebilde, über Kreide, über das nordische Diluvium, über seismische Erscheinungen und über die permischen Stegocephalen Sachsens. Wesentlich hat er auch zur Lösung der Glazialfrage beigetragen. Er schrieb: »Geognostische Beschreibung des Bergwerksdistrikts St. Andreasberg« (Berl. 1865). In seinen »Elementen der Geologie« (Leipz. 1872, 9. Aufl. 1902) versuchte er die Erde als ein in lebendiger Fortentwickelung begriffenes kosmisches Individuum darzustellen.

3) Rudolf, Geograph, Bruder des vorigen, geb. 27. Nov. 1850 in Gotha, besuchte die Bergakademie in Klausthal, studierte dann in Leipzig, Göttingen und Halle Geologie, habilitierte sich 1878 in Halle für Erdkunde und wurde 1881 in Greifswald außerordentlicher, 1891 ordentlicher Professor der Erdkunde. Er

machte größere Studienreisen in Europa und den Vereinigten Staaten und veröffentlichte: »Das Grünschiefersystem von Hainichen« (Halle 1876); »Geologische Karte der Umgegend von Leisnig« (Leipz. 1877); »Die Deltas« (Gotha 1878); »Die Reliktenseen« (daf. 1887—88, 2 Tle.); »Rügen, eine Inselstudie« (Stuttg. 1893). C. begründete 1882 die Geographische Gesellschaft in Greifswald, deren »Jahresberichte« er herausgibt.

Credo (lat., »ich glaube«), Anfangswort des sogen. Apostolischen und des Nicäisch-konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnisses (s. d.), daher auch Bezeichnung des Bekenntnisses; auch der dritte Teil der musikalischen Messe (s. d.).

Credo, quia absurdum est (lat., »ich glaube, weil es unvernünftig ist«), ein öfter ausgesprochener Satz, der aus der Geringschätzung der menschlichen Vernunft gegenüber der göttlichen Weisheit entspringt und einer Stelle Tertullians: »De carne Christi V.«, nachgebildet ist, wo es heißt: »Gestorben ist Gottes Sohn; es ist ganz glaubhaft, weil es ungereimt (ineptum) ist. Und begraben, ist er auferstanden: es ist gewiß, weil es unmöglich ist.«

Creede (spr. krīd), Stadt in der Grafschaft Mineral des nordamerikan. Staates Colorado, am obern Rio Grande, Bahnstation, mit (1900) 938 Einw., erst 1891 gegründet infolge der Entdeckung reicher Silberadern, aus denen man 16 Mill. Mk. gewann.

Creek (engl., spr. krīk), in Nordamerika Name für kleine Flüsse und Bäche; in Surinam für Kanäle.

Creeks (spr. krīks), Indianerstamm, s. Krik.

Crees (spr. krīs), Indianerstamm, s. Kri.

Creighton (spr. krē'tn), Mandell, engl. Geschichtschreiber, geb. 5. Juli 1843, gest. 14. Jan. 1901, studierte in Oxford, wurde 1866 Lehrer der Geschichte daselbst, 1875 Pfarrer in Embleton in Northumberland, 1879 Dekan in Alnwick, 1882 Kanonikus von Newcastle, 1884 Professor der Kirchengeschichte in Cambridge, 1891 Bischof von Peterborough und 1897 Bischof von London. Er schrieb unter anderm: »Primes of roman history« (Lond. 1875); »The age of Elisabeth« (1876); »The life of Simon de Montfort« (1876); »The Tudors and the Reformation« (1876); »Primes of English history« (1877); »History of the papacy during the period of the Reformation« (1882—94, 5 Bde.); »Life of Cardinal Wolsey« (1888); »Carlisle« (in den »Historic towns«, 1889); »Queen Elizabeth« (1896). Von 1886—91 redigierte er die Zeitschrift »English Historical Review«. Nach seinem Tod erschienen: »Historical essays and reviews« (1902) u. »Thoughts on education« (Vorträge, 1902).

Creil (spr. krāj), Stadt im franz. Depart. Oise, Arrond. Senlis, an der Oise, Knotenpunkt an der Nordbahn, mit Eisenbahnwerkstätten, Maschinen- und Metallwaren-, Fayence- und Glasfabrikation und (1901) 9089 Einw. Auf einer Insel der Oise bei C. befinden sich die Ruinen eines Schlosses, in dem sich Karl VI. während seines Wahnsinns gewöhnlich aufhielt.

Creizenach, 1) Michael, jüd. Gelehrter, geb. 16. Mai 1789 in Mainz, gest. 5. Aug. 1842 in Frankfurt a. M., widmete sich ganz der Bildung der Juden, zunächst der rheinhessischen. Unter unsäglichen Mühen gründete er eine Volksschule, hielt religiöse Vorträge in deutscher Sprache und schuf einen Verein zur Heranbildung jüdischer Handwerker. Zugleich stiftete er eine jüdische Zeitschrift: »Geist der pharisäischen Lehre« (Mainz 1824), und trieb eifrig mathematische Studien. Außer einem »Versuch über die Parallelentheorie« (Mainz 1822) schrieb er ein »Lehrbuch der darstellenden Geometrie« (daf. 1822) und, 1825 als Prediger und Lehrer an die israelitische Realschule (Philanthropin) in Frankfurt a. M. berufen, ein »Lehrbuch der technischen Geometrie« (Frankf. 1828) und »Lehrbuch der Algebra« (Stuttg. 1835). Sein Hauptwerk: »Schulchan Aruch«, oder enzyklopädische Darstellung des mosaischen Gesetzes« (Frankf. 1833—40, 4 Bde.) und seine »32 Thesen über den Talmud« (daf. 1831) richteten sich ohne dauernden Erfolg gegen das rabbinisch-talmudische Judentum. Mit Jost begründete er die Zeitschrift »Zion« (Frankf. 1841—42) in hebräischer Sprache, von der er eine nationale Wiedervereinigung der Juden erhoffte.

2) Theodor, Dichter und Literarhistoriker, Sohn des vorigen, geb. 17. April 1818 in Mainz, gest. 6. Dez. 1877, ward Lehrer am israelitischen Philanthropin zu Frankfurt a. M. und einer der Hauptgründer des Frankfurter jüdischen Reformvereins, trat aber 1854 zum Christentum über und wurde 1859 zum Lehrer an der höhern Bürgerschule zu Frankfurt, 1863 zum Professor der Geschichte und Literatur am Gymnasium daselbst ernannt. Literarisch machte er sich bekannt durch seine »Dichtungen« (Frankf. 1839) und »Gedichte« (daf. 1848, 2. Aufl. 1851). Als genauer Kenner Goethes und seiner Frankfurter Beziehungen bewährte er sich durch die Herausgabe des »Briefwechsels zwischen Goethe und Marianne v. Willemer« (2. Aufl., Stuttg. 1878).

3) Wilhelm, Literarhistoriker, Sohn des vorigen, geb. 4. Juni 1851 in Frankfurt a. M., studierte in Göttingen und Leipzig, habilitierte sich 1875 an der Universität daselbst und wurde 1883 außerordentlicher, 1886 ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Krakau. Er schrieb: »Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Dr. Faust« (Halle 1878); »Zur Entstehungsgeschichte des neuern deutschen Lustspiels« (daf. 1879); »Die Bühnengeschichte des Goetheschen Faust« (Frankf. 1881) und »Geschichte des neuern Dramas« (Halle 1894—1903, Bd. 1—3). In Kürschners »Deutscher National-Literatur« gab er die »Schauspiele der englischen Komödianten« (Stuttg. 1889) heraus.

Crelinger, Auguste, verwitwete Stich, geborne Düring, Schauspielerin, geb. 7. Okt. 1795 in Berlin, gest. daselbst 11. April 1865, debütierte 1812 in Iffland's »Hagestolzen« als Margarete und heiratete 1817 den Schauspieler Stich, nach dessen Tode (1824) sie sich mit dem Sohne des Bankiers C. in Berlin vermählte. Ihre Lieblingsrollen in ihrer besten Zeit waren die Heldinnen in klassischen Schauspielen, wie Sappho, Phädra, Gräfin Orsina, Gräfin Terzky, Maria Stuart, Adelheid in »Götz von Berlichingen«, Lady Macbeth und Iphigenia; doch war sie auch im Lustspiel ausgezeichnet. Mit einer schönen Gestalt, einem klangvollen Organ und ausdrucksvoller Mimik verband sie echt künstlerische Auffassung. Nachdem sie 1862 ihr 50jähriges Jubiläum an der Berliner Hofbühne gefeiert, zog sie sich vom Theater zurück. — Ihre Töchter debütierten 1834 auf dem Königsstädtischen Theater in Berlin und gehörten dann gleichzeitig bis 1842 dem Hoftheater an. Bertha Stich, geb. 4. Okt. 1818, kam 1842 nach Hamburg, wo sie die Bühne verließ, als sie sich mit Dr. Miehe verheiratete, und starb dort 18. Okt. 1876; die zweite Tochter, Klara Stich, geb. 24. Jan. 1820, kehrte nach einjährigem Engagement in Schwerin 1843 an das Berliner Hoftheater zurück, verheiratete sich 1848 mit dem Schauspieler Franz Hoppé (gest. 1849) und 1860 mit dem Hofschauspieler

Liedicke und starb 10. Okt. 1862. Sie zeichnete sich besonders in naiv-sentimentalen Rollen aus.

Crell, Nikolaus, kursächs. Kanzler, geb. um 1551 in Leipzig, studierte seit 1571 die Rechte und wurde 1580 zu Dresden Hofrat und Sekretär des Kurprinzen Christian, der ihn nach seinem Regierungsantritt 1586 zum Geheimrat und 1589 zum Kanzler erhob. Vom Adel und der Kurfürstin Sophie als Emporkömmling gehaßt, zog er sich durch seinen Widerstand gegen die lutherische Orthodoxie und durch Besetzung hoher geistlicher Ämter mit Kryptocalvinisten, durch Einführung eines neuen Katechismus, durch Veranstaltung einer Bibelausgabe mit Glossen (der sogen. Crellschen) auch den Haß des Volkes zu. Als 1591 nach Christians Tode Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, ein eifriger Lutheraner, die vormundschaftliche Regierung übernahm, ward C. gestürzt und auf dem Königstein 4 Jahre gefangen gehalten. Erst im August 1595 brachte man eine Anklageschrift gegen ihn zu stande. Seinen Freunden hatte C. insgeheim eine Instruktion zukommen lassen, wonach seine Gattin beim Reichskammergericht in Speyer eine Beschwerde wegen verzögerten Rechtsganges einreichte, worauf dieses wiederholte Mandate zu Crells gunsten erließ. Allein die sächsische Regierung bestritt die Kompetenz des Reichsgerichts. Durch kaiserliches Reskript vom 2. Mai 1601 wurde der Prozeß den kursächsischen Gerichten überwiesen, aber diese überließen das Urteil der böhmischen Appellationskammer zu Prag. Auf deren Spruch fällte der Administrator über C. das Todesurteil, das am 9. Okt. 1601 zu Dresden vollstreckt wurde. Vgl. Richard, Der kurfürstlich sächsische Kanzler Nikolaus C. (Dresd. 1859, 2 Bde.); Brandes, Der Kanzler C., ein Opfer des Orthodoxismus (Leipz. 1873).

Crelle, August Leopold, Mathematiker und Baumeister, geb. 11. März 1780 in Eichwerder bei Wriezen, gest. 6. Okt. 1855 in Berlin, bildete sich fast einzig durch Selbststudium, trat in den preußischen Staatsdienst und gehörte zuletzt bis 1849 der Oberbaudirektion an. Die meisten 1816—20 in Preußen ausgeführten Kunststraßen wurden unter seiner Leitung, die Berlin-Potsdamer Eisenbahn nach seinem Entwurf gebaut. Sein Hauptverdienst ist die Begründung des »Journals für reine und angewandte Mathematik«, von dem er selbst 50 Bände herausgegeben hat (Berl. 1826—55); auch gab er das »Journal für die Baukunst« (das. 1828—51, 30 Bde.) heraus.

Crema, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Cremona, am Serio, an der Eisenbahn Treviglio-Cremona und der Dampfstraßenbahn Mailand-Soncino, in gut kultivierter Gegend, ist Bischofsitz, hat eine Kathedrale (1341 vollendet), Reste eines alten Kastells, ein Gymnasium, eine technische Schule, ein Seminar, Theater, ein Denkmal des Komponisten Montesili (1901), Flachs-, Reis- und Seidenkultur, Jutespinnerei sowie Flachs- und Hanfweberei und (1901) 9755 Einw. 1 km außerhalb der Stadt liegt die schöne Rundkirche Santa Maria della Croce (1500 vollendet). — C. wird vor dem 6. Jahrh. nicht erwähnt und ist vielleicht nach der Zerstörung Mailands 538 durch Flüchtlinge von dort gegründet. Im 12. Jahrh. besonders von Cremona angefeindet, wurde die Stadt 1160 von Friedrich I. nach siebenmonatiger Gegenwehr zerstört, 1185 aber von ihm selbst hergestellt und behauptete nun ihre Unabhängigkeit von Cremona. 1338 kam C. unter die Visconti von Mailand und nach deren Aussterben 1453 an Venedig. Vgl. Benvenuti, Storia di C. (Mail. 1859, 2 Bde.).

Crémaillère (franz., spr. kremajär'), sägeförmig gebrochene Linie; in alten Befestigungen führte man Linien, besonders die Glaziskrete, »sägeförmig« (en crémaillère), um von den kurzen die langen Linien seitlich zu bestreichen.

Crémant (franz., spr. »mäng), s. Schaumwein.

Crematorium (lat.), Leichenverbrennungsofen, s. Leichenverbrennung.

Crembälum (lat.), s. Maultrommel.

Crème (franz., spr. kräm'), Milchrahm, Sahne; Speise aus Milch, Eiern ꝛc. von der Konsistenz dicken Milchrahms, nach den sonstigen Bestandteilen (Wein, Schokolade, Vanille ꝛc.) unterschieden; auch salben- und rahmartige Mischungen, z. B. aus feinstem Zuckerpulver mit Fruchtsäften ꝛc., und ölartig dicke Liköre; auch Pomade. Im übertragenen Sinne heißt C. das Feinste, Beste von etwas, z. B. Wein von der ersten Auslese, auch die feinste, vornehmste Gesellschaft.

Cremeo, schweizer. Ort, s. Mesocco.

Cremer, 1) Jacobus Jan, niederländ. Novellist, geb. 1. Sept. 1827 in Arnheim, gest. 5. Juni 1880 im Haag, widmete sich anfangs der Malerkunst, vertauschte aber bald den Pinsel mit der Feder. Seinem Erstlingsroman »De lelie van 's Gravenhage« (1851) folgten allmählich die meisterhaften »Betuwsche novellen« (Leiden 1856, deutsch in Reclams Universal-Bibliothek), Dorfgeschichten aus Cremers Heimat (Landschaft Betuwe). Ausgezeichnet durch feine Beobachtung, kernige Sprache und herzlichen Humor, sind sie ohne Zweifel den schönsten Erzeugnissen der niederländischen Literatur beizuzählen. Außerdem veröffentlichte er einige größere Romane: »Daniel Sils« (1856), »Anna Rooze« (1867), »Dokter Helmond en zijn vrouw« (1869), »Hanna de freule« (1872) u. a., die auch Erfolg hatten, obwohl seine Eigenart mehr in seinen Dorfnovellen liegt. Weniger glückte es ihm mit seinen Schauspielen »Boer en edelman« (1864) und »Emma Bertholt« (1865). Ein Band »Gedichte« erschien 1873. Mehrere seiner Werke hat A. Glaser ins Deutsche übersetzt, so: »Niederländische Novellen« (Braunschw. 1867), »Doktor Helmond« (das. 1874), »Die Arbeiterprinzessin« (das. 1875). Eine Sammlung seiner »Romantische werken« erschien zuletzt in 12 Bänden (Leiden 1887—1888). Seine Biographie schrieb Jan ten Brink in »Geschiedenis der Noord-Nederlandsche letteren« (Amsterd. 1887—89).

2) Hermann, evangel. Theolog, geb. 18. Okt. 1834 zu Unna in Westfalen, studierte in Halle und Tübingen, wurde 1859 Pfarrer in Ostönnen bei Soest, 1870 ordentlicher Professor der Theologie zu Greifswald, seit 1886 Konsistorialrat. Er veröffentlichte das »Biblisch-theologische Wörterbuch der neutestamentlichen Gräzität« (Gotha 1866, 9. Aufl. 1902), »Die Fortdauer der Geistesgaben in der Kirche« (1890), »Das Wort vom Kreuz« (Predigten, 3. Aufl. 1900), »Zum Kampf um das Apostolikum« (Berl., 4. Aufl. 1893), »Aufgabe und Bedeutung der Predigt in der gegenwärtigen Krisis« (das., 2. Aufl. 1893), »Duell und Ehre« (1894), »Glaube, Schrift und Heilige Geschichte« (1896), »Die christliche Lehre von den Eigenschaften Gottes« (1897), »Wesen und Wirkungen der Taufgnade« (1899), »Wozu verpflichten uns die Gebetsverheißungen des Herrn?« (1899), »Unterweisung im Christentum« (2. Aufl. 1899), »Die paulinische Rechtfertigungslehre« (2. Aufl. 1900), »Weissagung und Wunder« (1900), »Die Befähigung zum geistlichen Amt« (Berl., 2. Aufl. 1900), »Über den Zustand nach dem Tode« (6. Aufl. 1900), »Taufe, Wieder-

geburt und Kindertaufe« (2. Aufl. 1901), »Das Wesen des Christentums« (3. Aufl. 1902), »Gethsemane« (1902), »Grundwahrheiten der christlichen Religion nach D. Seeberg« (1903), wo nichts andres bemerkt, sämtlich zu Gütersloh erschienen.

3) Christoph Joseph, deutscher Politiker, geb. 15. Juli 1840 in Bonn, gest. 5. Jan. 1898 in Schöneberg, studierte Philosophie und Geschichte, übernahm 1864 die Redaktion der »Kölnischen Handelszeitung« und, nachdem er 1866—68 in Bonn wieder Medizin studiert und sich dann längere Zeit in Frankreich aufgehalten hatte, 1870 die des »Westfälischen Merkur« in Münster. 1871—75 Mitredakteur der »Germania« in Berlin, wurde er 1875 in Köln fürs Abgeordnetenhaus gewählt und schloß sich dem Zentrum an. 1881 trat er für eine Einigung dieser Partei mit den Konservativen ein und ging bald ganz zu diesen über. Als deren Kandidat gehörte er 1882—93 wieder dem Landtag an. Er schrieb unter anderm: »Aus dem Karlistenlager« (Berl. 1875); »Die politische und soziale Bedeutung der vatikanischen Definition vom unfehlbaren Lehramte des römischen Papstes« (Kref. 1876); »Europa, Rußland und die orientalische Frage« (Berl. 1876).

Crémer (spr. kremär), Camille, franz. General, geb. 6. Aug. 1840 in Saargemünd, gest. 2. April 1876, machte den Feldzug in Mexiko als Leutnant eines Zuavenregiments mit und stand im Kriege von 1870 als Adjutant des Generals Clinchant im 3. Armeekorps der Rheinarmee, mit der er bei der Kapitulation von Metz kriegsgefangen wurde. Auf Ehrenwort, nicht gegen Deutschland weiterdienen zu wollen, entlassen, begab er sich trotzdem zur Delegation nach Tours, erhielt den Grad eines Divisionsgenerals, war sehr rührig und bewies bei Nuits 18. Dez. Tapferkeit und Feldherrngeschick. Darauf schloß er sich an die Armee Bourbakis an. Bei dem Übertritte der Ostarmee in die Schweiz ließ C. seine Infanterie und seine Kanonen im Stich und entkam mit seiner Reiterei. Die Kommission, welche die Rechtmäßigkeit der seit 4. Sept. 1870 ausgeteilten Offizierstitel zu untersuchen hatte, erkannte ihn nur als Bataillonschef an. Infolgedessen nahm er in unbotmäßigen Ausdrücken seine Entlassung. Von seinen Schriften sind die über Mexiko (»Quelques hommes et quelques institutions militaires, souvenirs rétrospectifs«, 1872) und »La campagne de l'Est et l'armée de Bourbaki« (mit dem General Poullet, 1874) zu nennen.

Cremēra (jetzt Fiume Valca), kleiner rechter Nebenfluß des Tiber, mündet 8 km nördlich von Rom; hier Untergang der 300 Fabier 477 v. Chr.

Crémieu (spr. kremjö), Stadt im franz. Depart. Isère, Arrond. La-Tour-du-Pin, an der Lokalbahn Lyon-Aoste-St.-Genix, hat eine Ringmauer mit Türmen und (1901) 1783 Einw. In der Nähe das alte Schloß St.-Jullin und Mineralquellen.

Crémieux (spr. kremjö), Isaac Adolphe, franz. Jurist und Politiker, geb. 30. April 1796 in Nîmes, gest. 10. Febr. 1880, ward 1817 Advokat in seiner Vaterstadt. Seit 1830 Advokat am Kassationshof zu Paris, machte er sich durch Führung von Preßprozessen sowie durch Plaidoyers für die Saint-Simonisten, für A. Marrast u. a. populär. 1842 in die Kammer gewählt, hielt er sich zur Linken. Beim Ausbruch der Februarrevolution bewog er Ludwig Philipp und die königliche Familie, aus Paris zu flüchten, und die Herzogin von Orléans, die Regentschaft abzulehnen. Er wurde nun Mitglied der provisorischen Regierung und Justizminister, legte jedoch infolge von Differenzen im Prozeß L. Blanc sein Amt 7. Juni nieder. Beim Staatsstreich vom 2. Dez. wurde er verhaftet und saß kurze Zeit in Mazas. Nach seiner Freilassung lebte er ganz seiner advokatorischen Praxis und trat erst 1869 wieder in die politische Tätigkeit. Als Deputierter ward er 4. Sept. 1870 Mitglied der Regierung der nationalen Verteidigung. Er war zunächst Justizminister, begab sich aber 12. Sept. zur Delegation nach Tours unter Gambetta. Er unterzeichnete die berüchtigte Proskriptionsliste vom 31. Jan. 1871, nahm aber, nach Gambettas Sturz, 10. Febr. seine Entlassung (vgl. seine Schrift »Gouvernement de la Défense nationale. I. Actes de la délegation à Tours et à Bordeaux. II. Ministère de la justice«, Tours 1871, 2 Bde.). 1872 wurde er in die Nationalversammlung und 1876 in den Senat gewählt. Ein gewandter Redner, freisinnig, mild und versöhnlich, war er doch kein Staatsmann; dazu fehlten ihm Scharfblick und Selbständigkeit. C. war Mitglied des israelitischen Zentralkonsistoriums in Paris und Begründer der »Alliance Israélite universelle«. Aus seinem Nachlaß erschienen: »En 1848. Discours et lettres« (1883).

Cremōna, ital. Provinz in der Lombardei, umfaßt die von der Adda, dem Oglio und dem Po umschlossene Ebene, grenzt im N. an die Provinzen Bergamo, Brescia, im W. an Mailand, im S. an Piacenza, Parma, Reggio, im O. an Mantua, ist 1799 qkm (32,7 QM.) groß und hat (1901) 327,838 Einw. (182 auf 1 qkm). Sie zerfällt in drei Kreise: C., Crema und Casalmaggiore.

Cremōna, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (s. oben), links am Po, über den eine 943 m lange Brücke führt, Knotenpunkt an der Eisenbahn Mantua-Pavia, ist von alten Ringmauern mit vier Toren umgeben und wird von einem überdeckten Kanal durchschnitten. Sie hat geräumige Straßen und Plätze, von denen mehrere mit Denkmälern (Viktor Emanuel II., Garibaldi), die Piazza Roma mit Anlagen geschmückt sind. Ein hervorragendes Bauwerk ist der Dom, 1107—90 im romanischen Stil erbaut, mit spätern Zutaten (Marmorfassade von 1491 u. a.), im Innern mit bedeutenden Fresken (von Boccaccino, Romanino, Pordenone). Nordwärts vom Dom, durch Arkaden mit ihm verbunden, steht der Torrazzo, ein gotischer, 121 m hoher Glockenturm (1261—84 erbaut), unten vier-, oben achteckig. Südwestlich vom Dom befindet sich das achteckige Baptisterium (1167 umgebaut). Andre namhafte Gebäude sind die Kirchen San Sigismondo (von 1462), San Pietro (von 1549, mit Kuppeln und reicher Bemalung), Santa Margherita, Sant' Agostino und Santa Agata (mit Fresken), der gotische Palazzo pubblico (von 1245) und der Palazzo dei Giureconsulti (von 1292) sowie mehrere Privatpaläste. Die Stadt zählt (1901) ca. 34,400, mit den Vorstädten (Corpi Santi) 37,693 Einw., die Fabrikation von Maschinen, Glas- und Tonwaren, Fackeln, Teig- und Fleischwaren, Konfitüren (torrone), Senf, Seide, Hüten ꝛc. betreiben. Berühmt sind die hier im 16. bis 18. Jahrh. verfertigten Geigen (von Amati, Guarneri, Stradivari ꝛc.). Auch der Handel mit Getreide, Flachs, Käse ꝛc. ist ansehnlich. C. hat ein Seminar, ein Lyzeum, ein Gymnasium, ein Gewerbeinstitut, eine technische Schule, eine Gesangschule, zwei Theater, eine Staatsbibliothek, ein Museum, eine Handelskammer und ist Sitz eines Bischofs und der Provinzialbehörden. — C. ward 219 v. Chr. als römische Kolonie im Insubrergebiet

erbaut und stark befestigt. Durch ihre dem Handel günstige Lage gedieh die Stadt zu großem Reichtum, von dem prächtige Paläste und ein berühmtes Amphitheater Zeugnis gaben. 70 n. Chr. zerstörten sie Vespasians Soldaten wegen ihrer Anhänglichkeit an Vitellius. Vespasian beförderte zwar den Aufbau, doch ward sie 605 von den Langobarden abermals verwüstet, erlangte erst seit dem 10. Jahrh. wieder größere Bedeutung und kam im 13. Jahrh. zu hoher Blüte. 1334 geriet C. unter die Herrschaft Mailands, dem es von Venedig bestritten wurde, aber schließlich verblieb. Im 18. Jahrh. kämpften Franzosen und Kaiserliche wiederholt um C., doch verblieb es seit 1736 den letztern und teilte von nun an die Geschicke der Lombardei. Vgl. Robolotti, C. e sua provincia (Mail. 1859); Derselbe, Storia di C. prima del comune (Cremona 1878).

Cremōna, Luigi, Mathematiker, geb. 7. Dez. 1830 in Pavia, gest. 10. Juni 1903, studierte daselbst unter Brioschi, wurde 1860 Professor der höhern Geometrie in Bologna, 1866 am höhern technischen Institut zu Mailand. 1873 reorganisierte er die Ingenieurschule zu Rom und wurde 1879 Senator; 1898 war er kurze Zeit Unterrichtsminister. C. bildete die Culmannschen Methoden für schwierigere Probleme der Statik aus, so daß es möglich wurde, resultierende Kraft und resultierendes Drehungspaar bei einer beliebigen Zahl gegebener, ein starres Massensystem angreifender Kräfte durch Vorzeichnung der Kräfte und Seilpolygonen auf rein konstruktivem Wege zu erhalten. Von Neuerungen sind hervorzuheben die Cremonasche Transformation und der Cremonasche Kräfteplan. Sehr viel tat er auch für die Hebung der technischen Wissenschaften in Italien. Er schrieb: »Introduzione ad una teoria geometrica sulle curve piane« (Bologna 1862; deutsch von Curtze, Greifsw. 1865); »Preliminari di una teoria geometrica della superficie« (Mail. u. Bologna 1867, 2 Bde.; deutsch von Curtze, Berl. 1870); »Elementi di geometria proiettiva« (Turin 1873; deutsch von Trautvetter, Stuttg. 1882); »Elementi di calcolo grafico« (Turin 1874; deutsch von Curtze, Leipz. 1875); »Le figure reciproche nella statica grafica« (3. Aufl., Mail. 1879). Auch gab er die »Annali di matematica pura ed applicata« heraus und in Gemeinschaft mit Beltrami »Collectanea mathematica« (Mail. 1881).

Cremonēse, Antonio, Maler ꝛc., s. Campi.

Cremor tartāri (lat., »Weinsteinrahm«), soviel wie gereinigter Weinstein; s. Weinstein.

Cremutius Cordus, Aulus, röm. Historiker, beschrieb das Ende der Republik und die Gründung der Monarchie. Da er Brutus gelobt und Cassius den letzten Römer genannt hatte, so ward er im Senat angeklagt und starb freiwillig den Hungertod (25 n. Chr.). Das Werk wurde von Staats wegen verbrannt, doch unter Caligula aus geretteten Exemplaren veröffentlicht; auf unsre Zeit ist es nicht gelangt. Vgl. Rathlef, De Cremutio Cordo (Dorp. 1861).

Créneaux (franz., spr. krenō), Schießscharten für Gewehrverteidigung; eine Mauer mit C. daher: krenelierte Mauer.

Crenneville (spr. krän'wil'), Franz Folliot, Graf von, österreich. General, geb. 22. März 1815 in Ödenburg, gest. 22. Juni 1888 in Gmunden, aus altadligem normannischen Geschlecht stammend, trat in das Marinekollegium zu Venedig, ward 1831 Leutnant beim Regiment Kaiserjäger, kämpfte 1849 als Oberst gegen Piemont und Garibaldi, wurde 1850 Generalmajor und Brigadier und befehligte mehrere Jahre die in den italienischen Herzogtümern stationierten österreichischen Truppen. 1857 wurde er Feldmarschalleutnant und Divisionär in Siebenbürgen und Kroatien, kämpfte 1859 bei Montebello und Solferino und wurde nach dem Kriege Vorsitzender im Präsidialbureau des Armeeoberkommandos, im Oktober 1859 erster Generaladjutant des Kaisers und 1867 Feldzeugmeister und Oberstkämmerer.

Crenothrix polyspōra *Cohn* (C. Kuehniana *Zopf*, Brunnenfaden), eine Fadenbakterie, die häufig in der Brunnenflora eisenhaltiger Wässer auftritt. Die aus mikroskopischen Zellen bestehenden unverzweigten Fäden lagern in ihrer Gallertscheide Eisenhydroxyd ab und bilden krustige Wucherungen, durch die enge Wasserleitungsröhren verstopft werden können. Abgerissene Flecke der Wucherungen lassen das Leitungswasser rostig trüb und unappetitlich erscheinen und machen es auch für viele technische Zwecke, wie z. B. zum Waschen, unbrauchbar. Zur Bekämpfung der durch C. hervorgerufenen Kalamitäten bei Wasserleitungen wird dem Wasser der Eisengehalt entzogen, bevor es in die Rohrleitung eintritt.

Crêpe (franz., spr. krāp'), s. Krepp. C. anglais, leichter Seidenstoff, dessen Muster durch die Appretur hervorgebracht ist. C. de Chine, Tuch oder Schal aus gelblichweißem, kreppartig gewebtem Seidenstoff, mit gesticktem Muster in gleichfarbiger Seide im Plattstich, aus breit angelegten, in abgesetzten Flächen stilisierten Blumen (als Abschluß gewöhnlich breite, geknüpfte Franse); kommt seit dem Anfang des 19. Jahrh. aus China und hat in Europa viel Verbreitung gefunden. Jetzt auch Bezeichnung für einen leichten Kammgarn-Damenkleiderstoff mit 26 Ketten- und 21 Schußfäden auf 1 cm, bei dem das krause Aussehen durch besonderes Appreturverfahren erreicht wird; Bindung ist Leinwand.

Crepis *L.* (Pippau), Gattung der Kompositen, Kräuter, sehr selten Halbsträucher, mit meist ästigem, blattlosem oder beblättertem Stengel, einzeln oder in Doldentrauben stehenden Blütenkörbchen und meist gelben Blüten. Etwa 170 Arten, meist in der nördlichen gemäßigten Zone der Alten Welt, namentlich auch in höhern Gebirgen und auf Wiesen, z. T. gute Futterkräuter. C. rubra *L.*, eine einjährige, widerlich riechende Pflanze mit rosettenförmig gestellten, schrotsägeförmigen Grundblättern und roten Blüten, in Südeuropa, wird als Zierpflanze kultiviert.

Crepĭtus ventris, s. Blähungen.

Crépon (franz., spr. -pŏng), s. Krepp.

Crepuscularĭa (Sphingidae, Dämmerungsfalter, Schwärmer), Familie aus der Ordnung der Schmetterlinge (s. d.).

Crepuscŭlum (lat.), Dämmerung.

Crépy (Crespy), 1) (C.-en-Laonnais) Flecken im franz. Depart. Aisne, Arrond. Laon, an der Nordbahn, mit 2 Kirchen (13. u. 14. Jahrh.), Zuckerfabrik und (1901) 1481 Einw.; geschichtlich denkwürdig durch den Frieden vom 18. Sept. 1544, der den vierten und letzten Krieg zwischen Franz I. und Kaiser Karl V. beendigte. — 2) (C.-en-Valois) Stadt im franz. Depart. Oise, Arrond. Senlis, Knotenpunkt an der Nordbahn, mit Zuckerrübenbau, Kesselschmieden und (1901) 4450 Einw. Die Reste eines Schlosses und einer Abtei, mehrere Kirchen und mittelalterliche Häuser erinnern noch an die frühere Bedeutung von C., der ehemaligen Hauptstadt des Herzogtums Valois.

Créqui (spr. krĕki), Franz, Herzog von, Marschall von Frankreich, geb. 1624, gest. 4. Febr. 1687,

Sohn des Herzogs Karl von C., der als Marschall von Frankreich unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. gegen Spanien und Österreich mit Ruhm gekämpft hatte, focht seit 1640 in Flandern, zeichnete sich unter Turenne besonders aus, befehligte 1667 ein Korps am Rhein, ward 1669 Marschall und besetzte 1670 Lothringen. 1675 kommandierte er ein Heer am Mittelrhein, erlitt aber von den deutschen Truppen 11. Aug. bei der Konzerbrücke eine Niederlage und geriet in Gefangenschaft. Doch führte er 1676—78 den Krieg wieder siegreich und rückte 1679 bis an die Weser vor, um den Großen Kurfürsten zum Frieden zu zwingen. Er eroberte 1684 Luxemburg und Trier.

Crescendo (ital., spr. treschendo, »wachsend«, abgekürzt cresc.), musikal. Vortragsbezeichnung, bedeutet: an Tonstärke zunehmend, auch anschaulich ausgedrückt durch das Zeichen <. Das Gegenteil ist Decrescendo oder >. Im Orchester wird das C. auf zweierlei Weise erzielt, erstens durch Hinzutreten von immer mehr Instrumenten und zweitens durch stärker werdendes Spiel der einzelnen Instrumente. Die Singstimme, die Blas- und Streichinstrumente haben das C. völlig in der Gewalt und können den einzelnen Ton anschwellen; dem Klavier fehlt die letztere Fähigkeit, und das C. wird durch stärkern Anschlag hervorgebracht. Auch der Orgel fehlt das eigentliche C. und kann nur durch Anziehen von immer mehr Registern bewerkstelligt werden, das in neuern Orgeln die C.-Züge besorgen. Nur für zarte Stimmen hat man in dem Jalousieschweller ein Mittel, das wirkliche C. hervorzubringen.

Crescentia *L.* (Kürbisbaum, Kalebassenbaum), Gattung der Bignoniazeen, Bäumchen mit abwechselnden, häufig gebüschelten, einfachen oder dreizähligen Blättern, großen, lebhaft gefärbten, einzeln oder gebüschelt zwischen den Blättern stehenden Blüten und großen, hart berindeten, flaschenförmigen Früchten. Etwa fünf Arten in Mexiko und Mittelamerika. C. Cujete *L.*, 6—9 m hoher, allgemein kultivierter Baum Westindiens und Südamerikas, mit gebüschelten, lanzettförmigen Blättern, grünlichen, rot und gelb gefleckten Blüten und großen, ovalen oder rundlichen, zuweilen 30 cm im Durchmesser haltenden Früchten mit einer grünen, holzigen Rinde und einem schwammig-saftigen, säuerlich-süßen Mark, in dem die Samen sitzen. Dieses Mark wird in Amerika arzneilich benutzt. Aus der Fruchtschale (der eigentlichen Kalabasse) verfertigt man Gefäße, die oft mit Schnitzerei verziert werden, Schalen, Löffel ꝛc. Das Holz dient in der Möbeltischlerei.

Crescentia, Heldin einer deutschen Legendendichtung aus der ersten Hälfte des 12. Jahrh. Von der ursprünglichsten Fassung dieses Gedichts sind uns Bruchstücke in einer Kolmarer Handschrift erhalten, die Martin in der »Zeitschrift für deutsches Altertum«, Bd. 40, S. 307 ff. (Berl. 1896), herausgegeben hat; eine andre Fassung ist in die Kaiserchronik (s. d.) aufgenommen, eine jüngere Umarbeitung hat v. d. Hagen in seinem »Gesamtabenteuer« (Stuttg. 1850, 3 Bde.) herausgegeben.

Crescentiis, Petrus de, s. Crescenzi.

Crescentin, Seidengarn aus Florettseide.

Crescentino (spr. tresch-), Stadt in der ital. Provinz Novara, Kreis Vercelli, am Po und an der Eisenbahn Chivasso-Casale, früher befestigt, hat (1901) ca. 2800 (als Gemeinde 6713) Einw.

Crescentius, Johannes, röm. Patrizier aus reicher Familie, Sohn eines ältern, unter Otto II. mächtigen C., Sohnes der Theodora, hatte während der Regierung des Papstes Johann XV. 985—996 die weltliche Herrschaft über Rom in seiner Hand und wurde von der Kaiserin Theophanu 989 als Patricius anerkannt. Als Otto III. 996 nach Rom kam, unterwarf sich C., bemächtigte sich aber nach Abzug des Kaisers wieder der Gewalt, vertrieb den von Otto eingesetzten Papst Gregor V. und ließ 997 einen Gegenpapst, Johann XVI., wählen. Darauf zog Otto nach Rom, nahm die Engelsburg, in die C. sich geworfen hatte, und ließ ihn 28. April 998 hinrichten. Sein Sohn Johannes C. der jüngere beherrschte nach Ottos III. Tode wiederum Rom bis zu seinem Ende 1012.

Crescenzi, Peter (Petrus de Crescentiis), Begründer der Agronomie in Europa, geb. 1230 in Bologna, gest. 1310, war Advokat und Beisitzer des Podestà in seiner Vaterstadt. Durch Unruhen genötigt, sie zu verlassen, durchreiste er Italien, kehrte nach 30 Jahren nach Bologna zurück und ward hier zum Senator erwählt. Seine vielfachen Erfahrungen über den Landbau legte er zwischen 1304 und 1309 in seiner Schrift »Opus ruralium commodorum libri XII« nieder, einem der ersten gedruckten Werke (Augsb. 1458; ital., Flor. 1478; von Sansovino, das. 1605, Bologna 1784; deutsch, Straßb. 1494, neue Aufl. 1602; die schönste der ältesten Ausgaben ist die von Lorrain 1474; die beste ist die von Geßner in den »Scriptores rei rusticae«, Leipz. 1735, 2 Bde.). C. folgte in der Anlage seines Werkes vorzüglich dem Columella; seine Grundsätze sind auf Erfahrungen gestützt und erheben sich weit über ihre Zeit.

Crescimbeni (spr. tresch-), Giovan Mario, ital. Gelehrter und Dichter, geb. 9. Okt. 1663 in Macerata, gest. 8. März 1728 in Rom, machte seine Studien bei den Jesuiten und verfaßte noch sehr jung die Tragödie »Darius« und eine Übersetzung der zwei ersten Bücher der »Pharsalia« des Lucan in Oktaven. 1680 ging er nach Rom, beschäftigte sich mit juristischen, später vorzugsweise mit literarischen Studien und wurde 1690 Mitbegründer der Accademia degli Arcadi (s. Arkadier) und deren erster Präsident. Später trat er in den geistlichen Stand und kurz vor seinem Tod in den Jesuitenorden. Seine »Rime« (Rom 1695 u. vollständiger 1723) sind jetzt vergessen. Von seinen übrigen zahlreichen Werken ist das wichtigste seine »Istoria e commentari della volgar poesia« (vollendetste Ausg., Vened. 1730—31, 6 Bde.), ein zwar schlecht geordnetes und unkritisches, aber wegen des darin verarbeiteten Materials noch heute nützliches Werk.

Crescimir (besser: Kriesimir) **I. und II.,** Könige der Kroaten, regierten 930—945 und 1009—1035. C. II. bemächtigte sich des ganzen dalmatischen Küstenstrichs, beherrschte mit seiner Flotte das Adriatische Meer, mußte aber 1019 die Oberhoheit des griechischen Kaisers Basilios II. anerkennen. Zu Stephan I. von Ungarn stand er in freundschaftlichem Verhältnis.

Crescini (spr. treschíni), Vincenzo, roman. Philolog, geb. 10. Aug. 1857 in Padua, bis 1883 Professor in Genua, seitdem an der Universität Padua, ist der beste Kenner des Provenzalischen in Italien und hat mancherlei über den Troubadour Raimbaut de Vaqueiras veröffentlicht. Sonst sind seine Hauptwerke: »Contributo agli studi sul Boccaccio« (Turin 1887); »Il cantare di Fiorio e Biancifiore« (Bologna 1889—99, 2 Bde.); »Per gli studi romanzi« (gesammelte Aufsätze, Padua 1892); »Manualetto provenzale« (das. 1894) und die Einleitung in

das Rolandslied bei Moschetti, »I principali episodi della canzone di Rolando tradotti« (Turin 1896).

Crespi, 1) Giovanni Battista, gewöhnlich nach seinem Geburtsort il Cerano genannt, ital. Maler, geb. 1557, gest. 1633 in Mailand, studierte in Venedig und Rom neben der Malerei nach Caravaggio auch Baukunst und Plastik und war in der schönen Literatur und in ritterlichen Künsten wohlgeübt, weshalb er am mailändischen Hof und an der Akademie eine bedeutende Rolle spielte. Crespis Malerei ist frei, geistreich, jedoch bisweilen manieriert. Hauptwerke von ihm sind die Madonna del Rosario in der Brera und die Taufe des heil. Augustin in San Marco zu Mailand.

2) Daniele, Sohn und Schüler des vorigen, geb. 1592, gest. 1630 in Mailand an der Pest, bildete sich nach den Carracci und strebte besonders nach dem Ausdruck des Seelenvollen in den Gesichtern der Heiligen auf seinen Bildern, von denen eine Kreuzabnahme in der Kirche Santa Maria della Passione in Mailand, die Szenen aus dem Leben des heil. Bruno in der Kartause daselbst und der Traum Josephs im Hofmuseum zu Wien die hervorragendsten sind.

3) Giuseppe Maria, ital. Maler und Radierer, wegen seines eleganten Auftretens lo Spagnuolo genannt, geb. 16. März 1665 in Bologna, gest. daselbst 16. Juli 1747, war Schüler Cignanis, bildete sich dann durch das Studium der Carracci, der Venezianer, Correggios, Baroccios und der Natur, indem er mit einer Camera obscura die Leute auf der Straße beobachtete und die Spiele und Widerscheine des Lichtes aufzufassen suchte. Seine Bilder sind voll solcher und andrer Seltsamkeiten. Die Dresdener Galerie besitzt von ihm die sieben Sakramente, das Hofmuseum zu Wien den Kentaur Chiron mit Achilles.

Crespo, Antonio Candido Gonçalves, portugiesischer Dichter, geb. 11. März 1846 in Rio de Janeiro als Sohn einer Sklavin, gest. 11. Juni 1883, kam frühzeitig nach Portugal, wo er in Coimbra die Rechte studierte. Als Dichter trat er 1870 mit einem Bändchen Gedichte: »Miniaturas«, auf, die ihn vermöge der Lebensauffassung und tiefer künstlerischer Empfindung zum Liebling der Nation machten. Noch glänzendere Aufnahme fanden seine »Nocturnos« (1882). »Contos para os nossos filhos« (1882) gab er mit seiner Gattin Maria Amalia Vaz de Carvalho heraus, einer der bedeutendsten Schriftstellerinnen Portugals.

Crespy (spr. kräpi), Stadt, s. Crépy.

Cresson Springs, besuchter Kurort und Sommerfrische in der Grafschaft Cambria des nordamerikanischen Staates Pennsylvanien, auf der Höhe der Alleghanies, 980 m ü. M.

Crest (lat. crista, »Kamm«), in der engl. Heraldik eine Helmzier, die mit dem aus Federn oder Roßhaaren bestehenden Helmschmuck der Krieger des griechischen und römischen Altertums verwandt ist, aber in England erst im 13. Jahrh. in Form eines Ornaments aus Blättern auf Ritterhelmen auftam. Der erste englische König, der sie als Helmzier annahm, war Eduard III. Seitdem ist sie bei Helmen, Wappenschildern und als Schmuck von Kronreifen allgemein geworden, namentlich bei Herzogs- und Mauerkronen. Frauen dürfen keine Crests führen, mit Ausnahme von Prinzessinnen aus souveränen Häusern.

Crest (spr. krest), Stadt im franz. Depart. Drôme, Arrond. Die, an der Drôme und der Lyoner Bahn, mit Seidenraupenzucht und Seidenspinnerei, Tuch-, Zement- und Papierfabrikation, Trüffelhandel und (1901) 4247 (als Gemeinde 5579) Einw. Dabei auf einem Felsen ein gewaltiger Turm (Überrest eines 1627 zerstörten Schlosses, lange Staatsgefängnis). Vgl. Arnaud, Histoire et description des antiquités de la ville de C. (Grenoble 1903).

Cresta, Ort in Graubünden, s. Avers.

Crestien de Troyes, s. Christian von Troyes.

Crestola, Ort bei Carrara, in dem der beste weiße carrarische Marmor gebrochen wird.

Creston, Hauptstadt der Grafschaft Union in Iowa, südwestlich von Desmoines, Bahnstation und Produktenmarkt, mit Eisenbahnwerkstätte und (1900) 7752 Einw.

Creswick, Stadt im britisch-austral. Staat Victoria, am Tullaroop Creek, durch Eisenbahn mit Melbourne verbunden, hat eine Bergschule, in der Umgebung Goldgruben und (1901) 3060 Einw.

Creta (lat.), Kreide; C. polycolor, s. Bleistifte; C. cimolia, s. Cimolit.

Cretazeische oder **Cretazeische Formation** ꝛc., soviel wie Kreideformation (s. d.).

Crêt de la Neige (spr. krä d'lă näsch'), höchster Gipfel des französisch-schweizerischen Jura, im franz. Depart. Ain, südwestlich von Gex, 1723 m ü. M., mit schöner Aussicht auf den Genfer See und die Alpenkette.

Crête (franz., spr. krät', Krete), die innere und äußere Kante der Brustwehr (s. d.) oder des Glacis.

Crétin (spr. -täng), s. Kretinismus.

Crétineau-Joly (spr. -nō-schŏlli), Jacques, franz. Historiker und Publizist, geb. 23. Sept. 1803 zu Fontenay in der Vendée, gest. 4. Jan. 1874 in Vincennes, machte seine Studien zu Paris am Seminar St.-Sulpice, erhielt mit 20 Jahren eine Professur der Philosophie in seiner Vaterstadt und begleitete darauf den französischen Botschafter Herzog von Laval nach Rom, wo er bis 1828 blieb. Er redigierte verschiedene legitimistische Blätter, bis er 1837 Redakteur der »Europe monarchique« wurde. Schriftstellerischen Ruf erwarb er sich durch eine Reihe von historischen Werken, besonders durch die im Auftrag des Ordens geschriebene und daher apologetische »Histoire religieuse, politique et littéraire de la compagnie de Jésus« (Par. 1844—46, 6 Bde.; 3. Aufl. 1851). Von den übrigen, durchweg von absolutistisch-klerikalen Anschauungen beherrschten Schriften sind als die bedeutendsten die über die Kriege in der Vendée hervorzuheben: »Épisodes des guerres de la Vendée« (1834), »Histoire des généraux et chefs vendéens« (1838) und »Histoire de la Vendée militaire« (1840 bis 1841, 4 Bde.; 5. vermehrte Aufl. 1865); ferner schrieb er: »Histoire des traités de 1815 et de leur exécution« (1842); »Clément XIV et les jésuites« (1847); »Histoire du Sonderbund« (1850, 2 Bde.); »Scènes d'Italie et de Vendée« (1853); »L'Église romaine en face de la révolution« (1859, 2 Bde.; 2. Aufl. 1863); »Histoire de Louis-Philippe d'Orléans et de l'Orléanisme« (1863, 2 Bde.); »Histoire des trois derniers princes de la maison de Condé« (1866, 2 Bde.); »Bonaparte, le concordat de 1801 et le cardinal Consalvi« (1869); »Rome et Vendée« (1876). Auch gab er die »Mémoires du cardinal Consalvi« heraus (mit Einleitung ꝛc., 1864, 2 Bde.). Vgl. Maynard, J. C., sa vie politique etc.« (Par. 1875).

Cretio (lat.), die vom römischen Rechte bis ins 3. Jahrh. geforderte formelle Antrittshandlung des Erben. Auch nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch soll niemand ohne seine Zustimmung Erbe werden, weshalb jedem das Recht der Ausschlagung der Erbschaft (s. d.) zusteht.

Cretius, Konstantin, Maler, geb. 6. Jan. 1814 zu Brieg i. Schl., gest. 26. Juli 1901 in Berlin, begann seine künstlerische Laufbahn bei G. Schadow in Berlin, kam 1833 in das Atelier von Wach und machte sich von hier aus bekannt durch die Bilder: der Ritter und sein Liebchen und Richard Löwenherz. 1838 trat er eine Studienreise nach Paris und Rom an, von der er 1842 nach Berlin zurückkehrte. Von seinen spätern Bildern sind hervorzuheben: Weinfest auf Ischia, italienische Bettler, ein öffentlicher Schreiber, ein Winkeladvokat und ein Doktor in Rom, Schachpartie zwischen Ludwig XIV. und Maria Mancini, Kurprinz Friedrich Wilhelm im Haag, der Einzug der Salzburger Auswanderer in Berlin, gefangene Kavaliere vor Cromwell (Berliner Nationalgalerie) u. a.

Cretonne (franz.), weißes Baumwollengewebe zu Hemden ꝛc., mit 28 Ketten- und 24 Schußfäden auf 1 cm; Garne: Kette Nr. 24 engl., Schuß Nr. 20 engl., Bindung ist Leinwand. C. bedruckt, mit 24 Ketten- und 30 Schußfäden auf 1 cm, Garne Nr. 30 engl. C. Couverture, bedruckter baumwollener Deckbettüberzugstoff, mit 16 Ketten- und 20 Schußfäden auf 1 cm, Kette Nr. 18 engl., Schuß Nr. 14 engl. C. forte, stärkeres Baumwollengewebe, mit 24 Ketten- und 18 Schußfäden auf 1 cm, Kette Nr. 16 engl., Schuß Nr. 12 engl.

Cretonsbrot (spr. krötóng-), gepreßte Reste des ausgelassenen Unschlitts, werden in Frankreich von den Cretonniers gesammelt und als Futter für Schweine, Jagdhunde und Vögel verkauft.

Creus (spr. krē-us), Cabode, das nordöstlichste Vorgebirge von Spanien, in der Provinz Gerona, in 42° 19′ 14″ nördl. Br. und 3° 19′ 23″ östl. L., trägt einen Leuchtturm und hieß im Altertum Promontorium Aphrodisium.

Creuse (spr. krös, lat. Crosa), rechter Nebenfluß der Vienne in Frankreich, entspringt in dem nach ihm benannten Departement bei Féniers, am Nordfuß des Mont Odouze, durchfließt im Oberlauf ein tief eingeschnittenes Tal (daher sein Name), tritt ins Departement Indre, nimmt links die Gartempe auf und mündet nach einem Laufe von 255 km, wovon nur die letzten 8 km schiffbar sind, bei Port-de-Piles.

Creuse, Departement im Innern Frankreichs, hauptsächlich aus der ehemaligen Obermarche gebildet, nach dem gleichnamigen Fluß benannt, grenzt nördlich an die Departements Indre und Cher, östlich an Allier und Puy-de-Dôme, südlich an Corrèze, westlich an Obervienne und umfaßt 5605 qkm (102 QM.) mit (1901) 277,831 Einw. (49 auf 1 qkm). Das Departement zerfällt in die vier Arrondissements: Guéret, Aubusson, Bourganeuf und Boussac. Hauptstadt ist Guéret.

Creusot, Le (auch Creuzot, spr. lö krösō), Stadt im franz. Depart. Saône-et-Loire, Arrond. Autun, 388 m ü. M., an der Lyoner Bahn, mit einem der größten metallurgischen Etablissements Europas und (1901) 17,995 (1841 erst 4012), als Gemeinde 30,584 Einw. Begünstigt durch die Steinkohlengruben und Eisenminen der Umgebung, besaß C. schon 1782 Hüttenwerke; auch wurde 1787 die königliche Glasfabrik von Sèvres hierher verlegt. Das gegenwärtige Etablissement wurde 1836 von Schneider u. Komp. gegründet. Es bildet mit 312 Hektar Fläche eine Stadt für sich, beschäftigt 16,000 Arbeiter und umfaßt ein Kohlenbergwerk, Koksanstalten, Hochöfen, Stahl- und Walzwerke, Etablissements für Kanonengießerei und Fabrikation von Panzerplatten, Lokomotiven, Maschinen, Brücken, Artillerie- und Geniematerial. Das Werk besitzt unter anderm Dampfmaschinen von 16,800 Pferdekräften, einen Dampfhammer von 80 Ton. Fallgewicht (s. Art. »Hammer«), eigne Schießstätten, 60 km Eisenbahnen zur Verbindung der Werkstätten untereinander sowie mit dem Canal du Centre; ferner mehrere Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen sowie Volks- und Industrieschulen. Vgl. Hennebert, Les industries du C. (Par. 1890); mehrere Schriften von Weyl (das. 1889 ff.).

Creutz, Gustav Philipp Graf von, schwed. Dichter, geb. 1731, gest. 30. Okt. 1785, einer der ersten schwedischen Familien Finnlands entstammend, gehörte dem Dichterkreise der nachherigen Königin Luise Ulrike an, ging 1763 als Gesandter nach Madrid, 1766 nach Paris und wurde 1783 als Kanzleipräsident nach Stockholm zurückberufen. Seine Hauptwerke: »Atis und Camilla« (1761), ein reizendes Hirtengedicht in fünf Gesängen in klangvollen Alexandrinern, und »Dafne«, entzückten alle Welt. Sie erschienen mit Dichtungen seines Freundes Gyllenborg als: »Vitterhets arbeten« (Stockh. 1795, 2. Aufl. 1812) und allein (Helsingf. 1862).

Creutz., bei Tiernamen Abkürzung für Christian Creutzer, Entomolog in Österreich zu Ende des 18. Jahrh.; »Entomologische Versuche« (Wien 1799).

Creux de Champ (spr. krö d'schāng), das hohe, einsame Quelltal der waadländischen Grande Eau, 1370 m hoch, im Hintergrunde des Val d'Ormonts, ist von den wilden Felswänden der Diablerets eingefaßt und Lawinen ausgesetzt, hat aber schöne Wasserfälle.

Creux du Van (richtiger Creux du Vent, spr. krö dü wāng), vielbesuchter kraterartiger Felskessel des Juras im schweizer. Kanton Neuenburg, 6 km westlich vom Neuchâteler See, 1 km weit, nach O. offen, durch Verwitterung und Erosion gebildet; die ihn umgebenden, den Kessel um 200—300 m überragenden Felsen steigen im Soliat zu 1467 m ü. M. an.

Creuz, Friedrich Karl Kasimir, Freiherr von, Dichter, geb. 24. Nov. 1724 in Homburg vor der Höhe, gest. 6. Sept. 1770, ward 1746 Hofrat, bald darauf Staatsrat und wurde 1756 vom Kaiser zum Reichshofrat ernannt. Beeinflußt von Brockes, Haller und Edward Young, schrieb er »Oden und andre Gedichte« (Frankf. a. M. 1750) und das philosophische Gedicht »Die Gräber« (das. 1760). Sein Trauerspiel in Alexandrinern: »Die sterbende Seneca« (Frankf. 1754) ist dürftig in der Handlung, zeigt jedoch in seinem Gedankeninhalte den philosophischen Geist des Dichters. In dem »Versuch über die Seele« (Frankf. 1753) spricht er der menschlichen Seele die Einfachheit ab, erkennt ihr aber dessenungeachtet die Unteilbarkeit zu. Vgl. K. Hartmann, F. K. K., Freiherr von C. (Heidelb. 1891).

Creuzer, Friedrich, Altertumsforscher, geb. 10. März 1771 in Marburg, gest. 16. Febr. 1858 in Heidelberg, studierte 1789—91 in Marburg und Jena Theologie, beteiligte sich dann an einer Privatlehranstalt, wurde 1799 Privatdozent der Philologie in Marburg, 1800 außerordentlicher, 1802 ordentlicher Professor daselbst, 1804 in Heidelberg und trat 1845 in den Ruhestand. Er gründete 1807 ein philologisches Seminar sowie 1808 die »Heidelberger Jahrbücher«. Seine beiden Hauptwerke sind: »Symbolik und Mythologie der alten Völker« (Leipz. u. Darmst. 1810—12, 4 Bde.; 3. Aufl. 1837—43), dem allerdings vielfach widersprochen wurde, besonders von G. Hermann und Voß, auch von Lobeck und Pott, sowie die Ausgabe des Plotinus (mit Moser, Oxf. 1835, 3 Bde.).

Sonst verfaßte er: »Epochen der griechischen Literaturgeschichte« (Marb. 1802); »Die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung« (Leipz. 1803; 2. Aufl., besorgt von Kayser, Darmst. 1845); »Dionysus« (Heidelb. 1808); »Meletemata e disciplina antiquitatis« (Leipz. 1817—19, 3 Bde.); »Commentationes Herodoteae« (das. 1819); »Procli Diadochi et Olympiodori in Platonis Alcibiadem commentarii« (mit Voemel, Frankf. 1820—25, 4 Bde.); »Abriß der römischen Antiquitäten« (Darmst. 1824, 2. Aufl. 1829); später eine Reihe archäologischer Arbeiten. Seine »Deutschen Schriften« (Leipz. u. Darmst. 1836—58, 5 Abtlgn.) enthalten auch die Selbstbiographie: »Aus dem Leben eines alten Professors« (das. 1848) und »Paralipomena der Lebensskizzen eines alten Professors« (Frankf. 1858); eine Auswahl seiner lateinischen Abhandlungen geben die »Opuscula selecta« (Leipz. 1854). Vgl. B. Stark, Fr. C. (Heidelb. 1874); Rohde, Friedrich C. und Karoline von Günderode. Briefe und Dichtungen (das. 1896).

Creuziger, Kaspar, s. Cruciger.

Creuzot, Stadt, s. Creusot.

Crevasse (franz., spr. kröwáß'), Riß, Spalte, besonders Gletscherspalte.

Crevaux (spr. -wō), Jules, franz. Reisender, geb. 1. April 1847 zu Lorquin in Lothringen, gest. 24. April 1882, studierte Medizin, trat 1868 in die französische Marine und bereiste 1877 Guayana, wobei er über die Tumuc-Humacberge vom Maroni zum Jari und Amazonenstrom gelangte. Auf einer zweiten Reise 1878—79 ging C. über die Tumuc-Humacberge zum Jari, dann zum Parú und Amazonenstrom, fuhr diesen und den Içа aufwärts bis zum Fuße der Anden, von wo er über den Japura zurückkehrte. Auf einer dritten Reise befuhr C. 1880 den Magdalenenstrom bis in die Nähe von Bogotá, kreuzte die Kordillere und folgte dem Guaviare zum Orinoko. 1881 unternahm er eine Expedition in den Gran Chaco, wurde aber bei Ypantipucu am Pilcomayo von Tobaindianern mit seiner ganzen Begleitung ermordet. Eine Sammlung seiner Reiseberichte erschien u. d. T.: »Voyages dans l'Amérique du Sud« (Par. 1882). Mit Sagot und Adam bearbeitete er: »Grammaires et vocabulaires roucouyenne etc.« (1882). Nach seinem Tode wurde herausgegeben: »Fleuves de l'Amérique du Sud 1877—1879« (1883, 40 Karten, mit seiner Biographie von Revoil).

Crève-cœur (spr. kräw'-kör), Name einer Hühnerrasse (s. Huhn).

Crèvecoeur (spr. kräw'kör), eingegangenes Fort, jetzt Dorf in der niederländ. Provinz Nordbrabant, an der Dieze und Maas, 1587 von den Holländern erbaut, 1599 von den Spaniern genommen, 1600 vom Prinzen Moritz von Oranien wiedererobert, wurde 1672 von den Franzosen unter Turenne erobert und verbrannt. Am 2. Okt. 1794 eroberten es die Franzosen abermals nach kurzer Beschießung.

Crevette (franz.), s. Garnelen.

Crevillente (spr. krewiljennte), Stadt in der span. Provinz Alicante, Bezirk Elche, am Südfuß der Sierra de C. (580 m), an der Eisenbahn Alicante-Murcia, mit Espartoflechterei, Weinbau u. (1900) 10,726 Einw.

Crewe (spr. krū), Stadt (municipal borough) in Cheshire (England), 32 km von Chester, mit den großartigen Werkstätten der London- und Nordwestbahn, in denen 7000 Arbeiter mit Herstellung von Stahl und dem Bau von Wagen und Lokomotiven beschäftigt sind, hat mehrere moderne Kirchen, ein Gymnasium, ein Theater und (1901) 42,075 Einw.

Crewe (spr. krū), Robert C.-Milnes, Graf, engl. Politiker, s. Houghton.

Crewkerne (spr. krū-körn), Stadt in Somersethire (England), südwestlich von Yeovil, mit gotischer Kirche aus dem 15. Jahrh., Lateinschule, Fabriken für Segeltuch und Gurte und (1901) 4226 Einw.

Crewth (Crwth, beides spr. krūt), Musikinstrument, s. Chrotta.

Crex, der Wiesenknarrer.

Cri (franz., »Ruf, Schrei«) bedeutet sowohl den eigentlichen Schlachtruf (C. de guerre, z. B. »Hie Welf« 2c.) als die Losung und bildlich die Partei selbst sowie deren Erkennungszeichen; daher »C. zeigen«, soviel wie Farbe, Partei bekennen.

Criadero, mexikan. Flächenmaße, und zwar C. de ganado menor (DMilla) = 195,07 Hektar, C. de ganado mayor = 438,90 Hektar.

Criador (span., »Erzeuger«), regenbringender Westwind im nördlichen Spanien.

Cribbage (engl., spr. kribbidsch), ein engl. Kartenspiel, gewöhnlich unter zweien und mit fünf vollen Whistkarten, aber auch unter drei und vier Personen, mit sechs, auch acht Karten gespielt. Es wird besonders benutzt, die Jugend zu richtigem Rechnen und zur Aufmerksamkeit anzuleiten, da es leicht ist, aber Strafen für allerlei kleine Versehen festsetzt.

Cribellum (lat.), siebartig durchbrochenes Feld für die Ausmündung der Spinndrüsen am Hinterleibe der Spinnen.

Cribrum Eratosthēnis, s. Primzahl.

Criccieth (spr. kriki̯th), Seebad in Carnarvonshire (Nordwales), mit (1901) 1405 Einw.

Cricētus, der Hamster.

Crichton (spr. krit'n oder krait'n), James, der »Bewundernswürdige« (the Admirable) genannt, engl. Gelehrter, geb. 1560 in Schottland, ward zugleich mit dem König Jakob VI. von George Buchanan erzogen, erwarb sich in kurzer Zeit die erstaunlichsten musikalischen, sprachlichen und wissenschaftlichen Kenntnisse (er sprach und schrieb angeblich in seinem 20. Jahr 20 Sprachen) und zeichnete sich daneben in allen ritterlichen Künsten aus. In Paris forderte er 1580 zu Disputationen aus beliebigen Wissenschaften in zwölf Sprachen auf und setzte dann in Italien die Welt durch den Umfang seines Wissens in Verwunderung. Zu Mantua soll er den gefürchtetsten Raufer seinerzeit im Zweikampf getötet haben und darauf vom Herzog zum Erzieher seines Sohnes Vincenzo Gonzaga ernannt, von diesem aber im Juli 1583 ermordet worden sein. Diese Überlieferung wäre an sich nicht unwahrscheinlich; doch ist C. bis 1585 als lebend nachzuweisen.

Cricket, s. Kricket.

Cricklade (spr. -klēd), alte Stadt im nördlichen Wiltshire (England), an der Themse, dem Themse-Severn- und dem Nord-Wiltshire-Kanal, mit (1901) 5816 Einw.

Cricotomīa, diejenige Form der Laryngotomie (Kehlkopfschnitt), bei welcher der Ringknorpel durchschnitten wird.

Crida (lat.), soviel wie Konkurs (s. d.).

Cridola, Monte, Berg in den Venezianer Alpen, erhebt sich über dem Piavetal östlich von Pieve di Cadore, 2581 m hoch.

Crieff (spr. krīf), Stadt in Perthshire (Schottland), malerisch am Earn und dem Fuße der Grampians gelegen, hat eine Wasserheilanstalt, Leinen- und Wollwarenfabriken und (1901) 5208 Einw.

Criegern-Thumitz, Friedrich Konstanz von, geb. 11. Nov. 1834 in Dresden, gest. daselbst 10. April

1895, studierte in Leipzig die Rechte, trat 1862 in den Verwaltungsdienst und wurde 1883 erster Rat bei der Kreishauptmannschaft Bautzen und 1891 vortragender Rat im Ministerium des Innern zu Dresden. Seit 1866 Mitglied der königlichen Lazarettkommission, widmete er sich der freiwilligen Krankenpflege. 1870/71 war er als Delegierter in Frankreich, wurde 1871 Landesdelegierter der freiwilligen Krankenpflege in Sachsen und trat 1872 an die Spitze des Landesvereins verwundeter und kranker Krieger. An der Gründung des Roten Kreuzes hatte er hervorragenden Anteil, wurde 1869 Vertreter Sachsens im Zentralkomitee der betreffenden deutschen Vereine und übte auf den Vereinstagen sowie bei internationalen Konferenzen wesentlichen Einfluß aus. 1877 besuchte C. im amtlichen Auftrag Konstantinopel, namentlich behufs Einführung weiblicher Pflege in den dortigen Militärlazaretten. Er schrieb: »Ein Kreuzzug nach Stambul« (Dresd. 1878); »Das Rote Kreuz in Deutschland« (gekrönte Preisschrift, Leipz. 1883); »Lehrbuch der freiwilligen Kriegskrankenpflege beim Heere des Deutschen Reichs« (2. Aufl., das. 1891).

Criffel, Berg, s. Kirkcudbrightshire.

Crillon (spr. krijóng), 1) Louis des Balbes de Berton de, einer der berühmtesten Helden des 16. Jahrh., »der Mann ohne Furcht«, von Heinrich IV. »der Tapfere der Tapfern« genannt, geb. 1541 zu Murs in der Provence, gest. 2. Dez. 1615 in Avignon, bildete sich unter dem Herzog Franz von Guise für den Kriegsdienst aus. Er focht gegen die Hugenotten und tat sich in den Schlachten von Dreux, St.-Denis, Jarnac und Moncontour hervor. Nach dem Frieden von St.-Germain (1570) focht er als Malteserritter gegen die Türken und eröffnete die Seeschlacht von Lepanto. Die Greuel der Pariser Bluthochzeit mißbilligte er laut. Heinrich III., den er nach Polen begleitet hatte, ernannte ihn zum Gouverneur von Lyon. Im Kriege gegen die Ligue zwang er 1580 La Fère zur Ergebung, ward Generaloberstleutnant der Infanterie und unterwarf 1586 die Provence. Später war er die einzige Stütze des schwachen Heinrich III., nach dessen Tod er der Freund und Ratgeber Heinrichs IV. wurde. Im Kriege Heinrichs IV. gegen Spanien zeichnete er sich wieder aus. Nach dem Frieden zog er sich nach Avignon zurück. Vgl. Lussan, Vie de L. B. C. (Par. 1757, 2 Bde.); Montrond, Histoire du brave C. (5. Aufl., das. 1874). — Der Name C. ging auf seinen dritten Bruder, Thomas des Balbes de Berton, über, und zu gunsten von dessen Nachkommen in vierter Generation, François Félix, ward die Herrschaft 1725 in ein Herzogtum verwandelt.

2) Louis des Balbes de Berton de Quiers, Herzog von C.-Mahon, geb. 1718, gest. 1796 in Madrid, trat 1731 in französische Kriegsdienste, focht 1733 in Italien, 1742 in Deutschland und ward im Siebenjährigen Kriege Generalleutnant. Wegen eines Streites mit dem französischen Ministerium trat er 1762 in spanische Dienste und ward im Kriege mit Portugal Grande der ersten Klasse und General. 1782 eroberte er die Insel Menorca, von deren Hauptstadt er den Titel Herzog von Mahon erhielt. Seine »Mémoires« (Par. 1791) enthalten viel Treffliches über die Kriegskunst.

3) François Félix Dorothée des Balbes, Herzog von, zweiter Sohn des vorigen, geb. 1748 in Paris, gest. 27. Jan. 1820, diente unter seinem Vater im spanischen Heer. 1789 war er Deputierter des Adels in der Nationalversammlung und schloß sich den Liberalen an, aus denen der Klub der Feuillants hervorging. 1792—94 war er eingekerkert. 1815 ward er Pair von Frankreich und nannte sich nach einem Gut in der Picardie Herzog von Boufflers. Mit seinem Sohn Marie Gérard, Herzog von C., geb. 1782, gest. im April 1870, erlosch das Geschlecht.

4) Louis Antoine François de Paule de C., Herzog von Mahon, dritter Sohn von C. 2), geb. 1775, gest. 5. Jan. 1832, war mit 18 Jahren Oberst in spanischen Diensten und fiel 1794 mit seinem ganzen Regiment in französische Gefangenschaft. 1801 erhielt er das Kommando einer spanischen Division und ward 1807 Generalkapitän von Guipuzcoa, Alava und Vizcaya. Auf Ferdinands Befehl trat er 1808 in die Dienste Joseph Bonapartes und ward Generalleutnant der spanischen Armee. Nach der Restauration 1814 in die Acht erklärt, mußte er mit seiner Familie nach Frankreich fliehen, wo er als Generalleutnant anerkannt ward.

Crime (franz.), Verbrechen im Sinne der französisch-deutschen Dreiteilung der strafbaren Handlungen; s. Dreiteilung ꝛc.

Crimée, la, franz. Name der Krim (s. d.).

Crimen (lat.), ursprünglich Anklage wegen eines Verbrechens, später gleich Verbrechen; so z. B. C. ambitus, Amtserschleichung; C. falsi, Verbrechen der Fälschung; C. laesae majestatis, C. majestatis, Majestätsverbrechen; C. perduellionis, Hochverrat; C. repetundarum, Mißbrauch der Amtsgewalt zur Erlangung persönlicher Vorteile; C. sacrilegii, Kirchenraub. S. Verbrechen.

Crimmitschau, s. Krimmitschau.

Crinankanal (spr. krinnen-), Kanal in Schottland, zwischen Loch Fine und dem Jurasund, 14 km lang, trennt den Bezirk Knapdale (nördlich von der Halbinsel Kintyre) von dem Festland Argylls und stellt dadurch eine direkte Verbindung zwischen Glasgow und dem zum Kaledonischen Kanal (s. d.) führenden Loch Linnhe her.

Crinoidëa, s. Haarsterne.

Crinum *L.* (Hakenlilie), Gattung der Amaryllidazeen, Zwiebelgewächse mit mehrreihigen Blättern, großen Blütendolden auf nackten Schäften, prächtigen, wohlriechenden Blüten und häutigen, rundlichen Kapseln, mehr als 60 Arten, meist in tropischen und subtropischen Küstenländern. C. amabile *Don.*, in Sumatra, mit annähernd zylindrischer, 30—38 cm hoher Zwiebel, fast 2 m langen, bis 16 cm breiten, lineallanzettförmigen, ausdauernden Blättern, 1 m hohem Schaft und einer Dolde von 20—30 gestielten, bis 16 cm langen, wohlriechenden, purpurroten Blüten, deren Einschnitte weiß, auswendig purpurrot und zurückgerollt sind. Die Staubfäden und Griffel sind purpurrot. Von C. asiaticum *L.*, in Bengalen und auf den Molukken, mit weißen Blüten, wird die Zwiebel bei Wunden, nach dem Genuß giftiger Fische und Krebse angewendet und bewirkt heftiges Erbrechen und starken Schweiß. C. capense *Herb.* (Amaryllis longifolia), auf dem Kap, hat weiße oder blaßrote Blüten, ausdauernde Blätter, wächst sehr üppig in großen Töpfen, die in Kübeln voll Wasser stehen, auch an Teichen in warmer Lage. C. scabrum *Herb.*, im tropischen Afrika, mit rotgestreiften weißen Blüten, s. Tafel »Zimmerpflanzen II«, Fig. 8.

Crin végétal (franz., spr. kräng-wéschetall), vegetabilisches Ersatzmittel für Roßhaare, kommt von sehr verschiedener Beschaffenheit und Abstammung in den Handel. Ein wenig elastisches und auch nicht sehr dauerhaftes Material ist das Alpengras (s. Carex).

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Ungleich besser sind die gespaltenen Blätter der Zwergpalme Chamaerops humilis, die als C. d'Afrique (afrikanisches Pferdehaar), C. Aversing aus Algerien ausgeführt werden. Man färbt das grünliche Material auch schwarz und verwendet es in Europa sehr allgemein. Ejoo, Gomuti-Fibre von der indischen Arenga saccharifera und die Kitool von Caryota mitis auf Réunion und C. urens in Indien bleiben nach dem Abfall der Wedel als schwarzer Rest der Gefäßbündel an den Stämmen der genannten Palmen zurück. Diese Fasern übertreffen die beiden ersten Materialien; aber weitaus das beste C. bildet die Caragate (Baumhaar), das Gefäßbündel der Luftwurzeln einer im tropischen Amerika auf Bäumen schmarotzenden Bromeliazee, Tillandsia usneoides. Die Faser wird 22 cm lang, steht an Elastizität und Festigkeit dem Roßhaar sehr nahe, bildet aber in Abständen von einigen Zentimetern verzweigte Fasern und entwickelt beim Verbrennen nicht den bekannten Geruch, den verbrennendes Haar gibt. Sie wird hauptsächlich von New Orleans ausgeführt. Auch die Dattelpalme und die afrikanische Weinpalme (Raphia vinifera) liefern C.

Crioceras, s. Ammoniten.

Crioceris, s. Blattkäfer.

Cripple Creek (spr. krippl krīk), Stadt in der Grafschaft Teller des nordamerikan. Staates Colorado, am Westfuß des Pikes Peak und an drei Eisenbahnen, mit großen Stampf- und Schmelzwerken und (1900) 10,147 Einw., erst 1891 durch die Entdeckung reicher Golderzgänge entstanden und als erste Goldbergbaustadt der Erde bis 1901 mit einer Förderung von 118,753,467 Doll. (aus 100 Betrieben mit 4500 Arbeitern).

Crischona, s. Chrischona.

Crisp, Charles F., nordamerikan. Staatsmann, geb. 1845 zu Sheffield in England, gest. 23. Okt. 1896 in Atlanta; begann 1866 die Rechtspraxis, verlegte sich dann auf die Politik und schwang sich rasch zu einem populären Führer der südlichen Demokratie empor. 1891 wurde er zum Sprecher des Repräsentantenhauses erwählt und bekleidete diese Stellung fünfmal hintereinander.

Crispalt (soviel wie Cresta alta, »hoher Grat«), ein südöstlicher Ausläufer der Glarner Alpen, nördlich vom Oberalppaß, 3080 m hoch. Neben ihm der Piz Giuf (3098 m), der höchste Gipfel dieser Gruppe.

Crispatio (lat.), die Kräuselung.

Crispi, Francesco, ital. Staatsmann, geb. 4. Okt. 1819 in Ribera auf Sizilien, gest. 11. Aug. 1901 in Palermo, studierte die Rechte, ließ sich in Neapel als Advokat nieder, nahm im Januar 1848 an dem Aufstand in Palermo Anteil und war 1849 Deputierter und Abteilungschef im Kriegsministerium der revolutionären Regierung. Nach deren Niederlage flüchtete C. nach Piemont und, 1853 von dort ausgewiesen, nach England, wo er mit Mazzini in Verbindung trat. 1859 nach Italien zurückgekehrt, organisierte er mit Garibaldi die Expedition nach Sizilien, an der er teilnahm. 1861 ward er zum Mitgliede des italienischen Parlaments gewählt, in dem er Führer der monarchischen Linken wurde; als Organ dieser Partei diente die 1865 von C. begründete »Riforma«. Nach dem Sturz der Consorteria (18. März 1876) ward er zum Präsidenten der Kammer gewählt. Als Crispis Rival Nicotera, der durch sein Einschreiten in Sizilien die Süditaliener verletzt hatte, 16. Dez. 1877 gestürzt worden, ward C. zum Minister des Innern ernannt; jedoch seine Gegner denunzierten ihn im Februar 1878 wegen Bigamie, und wenn C. auch vor Gericht freigesprochen wurde, weil seine erste Ehe eines Formfehlers wegen ungültig war, so blieb doch sein moralisches Verschulden so unzweifelhaft, daß er im März 1878 seine Entlassung nehmen mußte. Erst im April 1887 wurde C., der nichtsdestoweniger großen Einfluß im Parlament behauptet hatte, wiederum als Minister des Innern in das Kabinett Depretis aufgenommen und nach Depretis' Tode 29. Juli zum Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen ernannt, in dem er daneben auch das Innere behielt. Er suchte nun das Bündnis Italiens mit Deutschland und Österreich noch enger zu knüpfen, indem er Bismarck wiederholt in Friedrichsruh besuchte und auch mit Kalnoky 1888 in Karlsbad eine Zusammenkunft hatte; 1889 begleitete er den König Humbert nach Berlin, wo er sehr gefeiert wurde. Dagegen brach er die Verhandlungen mit Frankreich über einen Handelsvertrag ab. Er wurde deswegen von seinen frühern Gesinnungsgenossen, den zu Frankreich neigenden Radikalen, und von der französischen Presse aufs heftigste angegriffen, und 13. Sept. 1889 ward in Neapel ein Attentat (Steinwurf) auf ihn verübt. Seine Politik wurde jedoch von der Mehrheit des Volkes gebilligt, zumal der Dreibund den Frieden sicherte und der mit König Menelik von Abessinien geschlossene Vertrag vom Mai 1889 auch die italienische Kolonialpolitik ihrer schwersten Sorgen enthob. So schien der Regierung Crispis eine lange Dauer gesichert, und die Neuwahlen vom Oktober 1890 verschafften ihm eine überwältigende Majorität in der Kammer. Als C. nun aber, um die Staatsfinanzen zu ordnen, Vereinfachungen in der Verwaltung und neue Abgaben vorschlug, vereinigte sich die Rechte mit einem großen Teil der Linken gegen ihn; C. blieb 31. Jan. 1891 in der Minderheit und gab seine Entlassung. Er nahm nun seine Advokatur in Rom wieder auf, behauptete aber seinen Einfluß in der Kammer, hatte schon im Mai 1892 an dem Sturz des Ministeriums Rudini Anteil und übernahm nach dem Rücktritt Giolittis im November 1893 wieder die Bildung eines Ministeriums. Als Minister des Innern schritt er gegen die anarchistischen Umtriebe ein und unternahm eine Reform der Finanzen, wurde aber durch die Niederlage der Italiener bei Adua in Abessinien (1. März 1896), infolge deren die von ihm begünstigte Eroberungspolitik scheiterte, zum Rücktritt genötigt. Bei den Neuwahlen im März 1897 wurde seine Partei geschlagen; C. selbst wurde angeklagt, daß er als Minister von dem Direktor der Filiale der neapolitischen Bank in Bologna, Favilla, geborgte Gelder in unrechtmäßiger Weise verwendet habe. Auf Antrag eines zur Untersuchung dieser Beschuldigung niedergesetzten Ausschusses beschloß die Kammer 24. März 1898 zwar von einem gerichtlichen Verfahren gegen C. abzusehen, aber einen politischen Tadel gegen seine Handlungsweise auszusprechen. Darauf legte C. sein Mandat als Deputierter nieder, wurde aber mit großer Majorität wieder gewählt; seine Popularität in Sizilien hatte auch durch diese Vorfälle nicht gelitten und trat bei der Feier seines 80. Geburtstages im Oktober 1899 aufs neue zutage. Eine Sammlung seiner »Scritti e discorsi politici« erschien 1890 in Rom (2. Aufl. 1903). Vgl. Barth, Francesco C. (2. Aufl., Leipz. 1896); L. Fortis, C., note biografiche (Rom 1895); »C. bei Bismarck, aus dem Reisetagebuch eines Vertrauten ꝛc.« (übersetzt von Lauser, Stuttg. 1894); Margiotta, Franc. C., son œuvre néfaste (Grenoble 1898); Stillman,

Francesco C., insurgent, exile, revolutionist, and statesman (Lond. 1899).

Crispin (spr. -päng), komische Theaterrolle italienischen Ursprungs; sie stellt einen Bedienten in schwarzer Kleidung mit kurzem Mäntelchen und engen Hosen dar, der entweder durch Pfiffigkeit seinem Herrn in dessen Liebeshändeln förderlich oder durch Tölpelhaftigkeit hinderlich ist. Die Rolle des C. ward von Raimond Poisson um 1660 auf die französische Bühne gebracht, und das diesem Darsteller eigentümliche Stottern gehörte später zu den Eigentümlichkeiten der Rolle, deren Blütezeit von 1677—1730 dauerte, und die später auch in Deutschland Eingang fand. Die Rolle ist am besten dargestellt in Regnards »Légataire universel«.

Crispinus und **Crispinianus**, Heilige und Märtyrer, vielleicht Brüder, Patrone der Schuhmacher, weil sie, unter Diokletian von Rom nach Soissons geflüchtet, dort zu ihrem Unterhalte die Schuhmacherei betrieben haben sollen. Um den Armen umsonst Schuhe zu liefern, sollen sie das Leder gestohlen haben; daher Wohltaten auf Kosten andrer Crispinaden genannt werden. Tag: der 25. Oktober.

Crispus, Konstantins d. Gr. ältester Sohn von Minervina, hatte den beredten Lactantius zum Lehrer, wurde 317 Cäsar und bewährte sich bei der Niederwerfung des Licinius und in den Kämpfen gegen die Franken und Alemannen, wurde aber 326 von seinem Vater, angeblich auf die Anklage von dessen Gemahlin Fausta, zu Pola in Istrien getötet.

Crista (lat.), Kamm (s. d.); C. sterni, Brustbeinkamm.

Cristallina, Val, s. Medels.

Cristallo, Monte, Berggipfel der Südtiroler (Ampezzaner) Dolomiten, 3199 m hoch, mit kleinem Gletscher und prachtvoller Aussicht. Die schwierige Besteigung (zuerst 1865 von Grohmann) geschieht von Cortina d'Ampezzo oder Schluderbach. Vgl. Eckerth, Die Gebirgsgruppe des Monte Cristallo (2. Aufl., Prag 1891).

Cristatella, s. Moostierchen.

Crist. et ***Jan.***, bei Tiernamen Abkürzung für J. de Cristofori und G. Jan, zwei italienische Entomologen; Laufkäfer.

Cristinos, in Spanien während der Regentschaft der Königin Christine (s. Christine 2) Parteiname ihrer Anhänger.

Cristobalit, Mineral, zuerst am Berge San Cristobal in Mexiko, dann in der Lava von Niedermendig gefunden, ist eine seltene Modifikation der Kieselsäure. Der C. bildet kleine weiße matte Oktaeder, die bei gewöhnlicher Temperatur doppeltbrechend (tetragonal), aber bei + 175° einfachbrechend (regulär) sind.

Cristofori (auch Cristofali, Cristofani genannt), Bartolommeo, der Erfinder des Pianoforte, geb. 4. Mai 1655 in Padua, gest. 17. Jan. 1731 in Florenz, lebte als Klavierbauer in Padua, später zu Florenz, wo er 1716 zugleich als Konservator der Instrumentensammlung Ferdinands von Medici fungierte. Seine Erfindung des »Hammerklaviers« wurde 1711 von Marchese Scipione Maffei im »Giornale dei letterati d'Italia« angezeigt und beschrieben, und diese Beschreibung, von König übersetzt, erschien in Mattheſons »Critica musica« (1725, auch noch wiedergegeben in Adlungs »Musica mechanica organoedi«, 1767). Vermutlich regte dieselbe Gottfried Silbermann (s. d.) zum Bau solcher Instrumente an, den er mit so viel Glück betrieb, daß der eigentliche Erfinder darüber in Vergessenheit geriet und erst durch K. v. Schafhäutls »Sachverständigenbericht über die Münchener Ausstellung 1854« wieder ans Licht gebracht wurde. Die von C. angewendete Mechanik ist, abgesehen von Verbesserungen einzelner Teile, dieselbe wie die Gottfried Silbermanns, Streichers, Broadwoods ꝛc., die sogen. englische Mechanik (vgl. Klavier). In Florenz wurde ihm zu Ehren 1876 ein Fest veranstaltet und eine Gedenktafel im Kloster Santa Croce eingemauert. Vgl. Puliti, Cenni storici della vita del seren. Ferdinando dei Medici (Flor. 1874).

Cristus, Petrus, niederländ. Maler, geb. um 1420 in Baerle, wurde 1444 Bürger in Brügge, wo er noch 1472 am Leben war. Er bildete sich vornehmlich nach Jan van Eyck, den er jedoch in seinen religiösen Gemälden nicht erreichte, während seine Porträte voll Charakter, Wahrheit und Leben sind. Seine Hauptwerke sind: eine Madonna mit Heiligen von 1446, im Museum zu Frankfurt a. M.; der heil. Eligius als Schutzpatron der Goldschmiede von 1449, im Privatbesitz zu Köln; das Jüngste Gericht, die Verkündigung und die Geburt Christi von 1452, im Berliner Museum; das Porträt des Eduard Grimston von 1446 beim Earl of Verulam, in England.

Critchett (spr. krittschet), George, Augenarzt, geb. 1817 in London, gest. 1. Nov. 1882, studierte im London Hospital besonders Chirurgie, wurde 1845 Prosektor, 1846 Assistenzwundarzt und 1861 Hauptwundarzt am London Hospital. Inzwischen hatte er sich der Augenheilkunde zugewendet und widmete sich derselben seit 1863 ausschließlich. 1876 wurde er Augenarzt und Professor der Augenheilkunde am Middlesex Hospital, und hier erwarb er sich durch das Geschick und die Genialität seiner Operationen europäischen Ruf. C. schrieb: »A course of lectures on diseases of the eye« (1854) u. a.

Crithmum *Tourn.*, Gattung der Umbelliferen mit der einzigen Art C. maritimum *L.* (Meer-, Seefenchel, Bazillienkraut), reichverzweigte Staude mit ein- bis zweifach fiederteiligen Blättern und großen vielstrahligen Dolden, wächst an den Küsten der Mittelmeerländer, bis zum Schwarzen Meer, nördlich bis England. Die fleischigen aromatischen Stengelspitzen und Blätter werden, in Essig eingelegt, als Salatwürze benutzt.

Crivelli, Carlo, ital. Maler, geb. um 1430—40 in Venedig, gest. nach 1493, bildete sich unter dem Einfluß der Schule von Padua und der Vivarini. Seit 1468 war C. besonders in den Städten der römischen Mark, namentlich in Ascoli, tätig. Seine Gestalten sind eigentümlich hart und streng, wogegen ihm aber auch wieder in dem mütterlichen Ausdruck der Madonnen der Ausdruck des Liebreizes gelingt. Im Ornament schloß er sich an die paduanische Schule an und hegte zugleich eine besondere Vorliebe für Blumen- und Fruchtgewinde und in Gips reliefartig aufgesetzte Ornamente. Der König von Neapel, für den er arbeitete, verlieh ihm Titel und Rechte eines Adligen. Religiöse Werke von ihm befinden sich in Ascoli, Mailand, Ancona, Rom, London, Berlin (Hauptwerk: thronende Madonna mit acht Heiligen) u. a. O.

Crivetz, Wind in Rumänien, s. Kriwitz.

Crivoscie, Karstlandschaft, s. Krivošije.

Crkvenica, Seebad, s. Cirkvenica.

Crljevicagebirge (spr. zrljewitza-), s. Bosnien, S. 253.

Crnagora (spr. zrna-), serb. Name von Montenegro.

Croce (spr. krotsche), Giovanni, Komponist, geb. 1560 in Chioggia bei Venedig (daher »il Chiozzotto« genannt), gest. 15. Mai 1609, war Schüler Zarlinos, Sänger in der Kapelle der Markuskirche und 1603

Nachfolger Donatos als Kapellmeister in San Marco. C. ist einer der bedeutendsten Vertreter der venezianischen Schule (neben den beiden Gabrieli), von dem uns eine große Zahl kirchlicher Werke (4—8stimmige Motetten, Messen, Magnifikats, Improperien ꝛc., z. T. mit Generalbaß) sowie 5—6stimmige Madrigale, Kanzonetten und 4—7stimmige humoristische Capricci (»Triacca musicale«, 1595) erhalten sind.

Croceïnorange $C_6H_5.NN.C_{10}H_5.OH.HSO_3$, ein Teerfarbstoff aus Diazobenzol und der Schäfferschen βNaphtholmonosulfosäure, von etwas gelblicherer Nuance als Orange II (Tropäolin 000 Nr. 1), dient zum Färben von Wolle und Seide.

Croceïnsäure, eine Monosulfosäure (2:8) des βNaphthols.

Croche (franz., spr. troschʼ), Achtelnote.

Crochet (franz., spr. troschä), Haken; kleine, rückwärts gebogene Verlängerung der einzelnen Schläge der Laufgräben (bei Belagerung von Festungen), bilden Ausweichestellen, Aufstellungsplätze für Wachen ꝛc.

Crociata (ital., spr. trotschäta), Kreuzzug; Crociati, Kreuzfahrer, auch der Name der römischen Freischaren von 1848, welche die Lombardei von der österreichischen Herrschaft befreien wollten.

Crocidūra, die Hausspitzmaus, s. Spitzmäuse.

Crocīn $C_{58}H_{86}O_{31}$ findet sich in den chinesischen Gelbschoten (Gardenia grandiflora) und wird aus deren alkoholischem Extrakt abgeschieden. Es ist morgenrot, geruchlos, amorph, löst sich in Wasser und Alkohol, sehr schwer in Äther, bildet mit verdünnten Alkalien salzartige, lösliche Verbindungen und wird beim Kochen mit verdünnten Säuren in Crocetin $C_{34}H_{46}O_{11}$ und Zucker gespalten. Crocetin ist dunkelrot, amorph, in Wasser wenig, in Alkohol leicht löslich, färbt mit Zinnsalz gebeizte Gewebe grüngelb; doch wird die Farbe beim Behandeln mit ammoniakhaltigem Wasser glänzend goldgelb. Die gelben Gewänder der Mandarinen sind mit Crocetin gefärbt.

Crocodilĭa, s. Krokodile.

Crocoxylon, s. Cassine.

Crocus *L.* (Krokus, Safran), Gattung der Iridazeen, Knollengewächse mit grundständigen, linealen, rinnigen, in der Mitte mit weißen Streifen gezeichneten, gleichzeitig mit oder nach den Blüten sich entwickelnden Blättern, unmittelbar aus der dichten, netzfaserigen Zwiebelknolle hervorkommenden, langröhrigen, trichterförmigen Blüten und erst während der Reife über den Boden tretender, papierartiger, vielsamiger Kapsel. Etwa 60 Arten im Mittelmeergebiet. C. sativus *L.* (echter Safran, Herbstsafran, s. Tafel »Arzneipflanzen II«, Fig. 10, und Tafel »Schutzeinrichtungen I«, Fig. 4). Von Herbstkrokus werden als Zierpflanzen kultiviert: C. iridiflorus *Heuf.*, aus Griechenland, mit blauer Blüte; C. nudiflorus *Smith*, aus dem Orient, mit blaßblauer Blüte; C. speciosus *Biebcrst.*, aus Taurien, mit dunkelblauer Blüte. Viel verbreiteter sind die Frühlingskrokus, besonders C. vernus *Smith*, mit violettblauen oder weißen Blüten, aus Südeuropa, und der gelbe Safran, C. luteus *Lam.*, mit schönen, großen, dottergelben, glockenförmigen Blumen, aus Taurien, C. variegatus *Hoppe*, mit blaßblauen Blüten, aus dem Litorale, C. versicolor *Kerr.*, mit weißen und blauen Blüten, aus Südeuropa, u. a. Diese Arten und zahlreiche Varietäten werden besonders als Einfassung der Blumenbeete oder truppweise am Rande der Strauchgruppen und in Rasenflächen gepflanzt, auch benutzt man sie häufig zum Treiben im Winter. Herbstkrokus lassen sich auf Tellern in Moos im Zimmer in Blüte bringen. Vgl. Maw, A monograph of the genus C. (Lond. 1886); Kronfeld, Geschichte des Safrans (Wien 1892).

Crocus metallōrum, Metallsafran, bei den ältern Chemikern gewisse farbige Metallpräparate; C. martis aperitivus, Eisenhydroxyd; C. martis adstringens, Eisenoxyd; C. Veneris, Kupferoxydul.

Croda Rossa, Berg, s. Gaisl, Hohe.

Crofters (von croft, zu einem Hause gehöriges Grundstück), in Schottland Feldarbeiter, die von ihren Arbeitgebern, den Grundherren, ein Stück Land in Pacht haben. Ihre klägliche Lage hat die C. zu ähnlichen Organisationen (Higland Land Law Association) gebracht wie die irische Landliga. Durch Gesetz vom 25. Juni 1886 wurden die rechtlichen Verhältnisse der C. geregelt. Danach können die C., solange sie ihre Pachtbedingungen erfüllen, nicht vom Gute verdrängt werden und können die Pacht einem Familienmitglied hinterlassen. Für Vollzug des Gesetzes wurde eine eigne Kommission eingesetzt, die in Streitfällen auch eine angemessene Pachtrente festsetzen kann.

Crofts, Ernest, engl. Maler, geb. 15. Sept. 1847 in Leeds, lernte in London bei A. B. Clay und begab sich 1870 nach Düsseldorf, wo er sich den Schlachtenmaler Hünten zum Lehrer erwählte. Das Bild, mit dem er den ersten Erfolg davontrug, war (1874) der Rückzug einer geschlagenen französischen Heeresabteilung 1870 (städtisches Museum in Königsberg). 1875 ließ er die Schlacht bei Ligny, 1876 Am Morgen der Schlacht bei Waterloo, 1877 Cromwell in Marston-Moor und 1878 den Marsch Wellingtons von Quatrebras nach Waterloo folgen. Dann nahm er seinen Wohnsitz in London, wo er zuletzt Bilder mit Szenen aus dem 17. Jahrh. gemalt hat.

Croisade (franz., spr. kroasádʼ), Kreuzzug.

Croisé (franz., spr. kroasé), feiner, stückfarbiger, aus primären Wollen hergestellter Herrenstoff (zu Talaren, Gehrock und Frack) mit 36 Ketten- und 30 Schußfäden auf 1 cm; Garne Streichgarn 17—18,000 m auf 1 kg, Bindung dreischäftiger Köper. Ferner ein wollener Damenkleiderstoff, mit 45 Ketten- und 30 Schußfäden auf 1 cm; Kette Nr. 40 einfach, Schuß Nr. 60 einfach Kammgarn; auch ein wollener Damenkleiderstoff, mit kleinen Strichen, dem Charakter des Zwirns entsprechend bedruckt, mit 21 Ketten- und 22 Schußfäden auf 1 cm; Kette Nr. 45 zweifach, Schuß Nr. 30 einfach Kammgarn, Bindung Köper 2/2. Als weißer geköperter Baumwollenstoff zu Vitragen ꝛc. mit 30 Ketten- und 40 Schußfäden auf 1 cm; Kette Nr. 30 engl., Schuß Nr. 36 engl., Bindung Köper 2/2. C. finette, geköperter und linksseitig gerauhter Baumwollenstoff mit 24 Ketten- und 36 Schußfäden auf 1 cm; Kette und Schuß Nr. 16 engl., Bindung Köper 2/2. C. glacé, glänzend appretierter Baumwollenstoff zu Westenfutter, mit 29 Ketten- und 35 Schußfäden auf 1 cm; Kette und Schuß Nr. 32 engl., Bindung Köper 2/2.

Croisic, Le (spr. kroasik), Hafenstadt im franz. Depart. Niederloire, Arrond. St.-Nazaire, auf einer in den Atlantischen Ozean vorspringenden Landzunge, an der Orléansbahn, hat eine Kirche aus dem 15. Jahrh., bedeutende Sardellen- und Makrelenfischerei, Seesalzgewinnung, Seebäder und (1901) 2427 Einw. C. ist Geburtsort des Physikers Bouguer.

Croix (spr. krúa), Stadt im franz. Depart. Nord, Arrond. Lille, 3 km südwestlich von Roubaix, an der Marcq und der Nordbahn, hat eine moderne gotische Kirche, Fabriken für Wollenwaren, Chemikalien, Schmirgelpapier ꝛc. und (1901) 15,909 Einw.

Croker, 1) John Wilson, engl. Parlamentsredner, Dichter und Journalist, geb. 20. Dez. 1780 in Galway, gest. 8. Aug. 1854 in Old Brompton, studierte in Dublin die Rechte, praktizierte und ward 1807 von der irischen Grafschaft Downe ins Parlament gewählt. Als erster Sekretär der Admiralität gewann er Einfluß auf die Verwaltung des Seewesens, legte aber 1830 seine Stelle nieder und kämpfte im Parlament 1830—32 als »Konservativer« (eine Parteibezeichnung, die er geprägt haben soll) gegen Macaulay und die Reformbill sowie gegen die Emanzipation der Katholiken. In seinen »Familiar epistles« (1804) geißelte er die irische Schaubühne, und in »An intercepted letter from Canton« (1805) schilderte er schonungslos die Sitten von Dublin. Großen Beifall fand sein Gedicht »The battles of Talavera« (1809) und nicht minder seine »Stories for children from the history of England« (1817), die W. Scott zum Vorbild für seine »Tales of a grandfather« dienten. Auch verdienen die »Songs of Trafalgar« (1804) und die Schrift »A sketch of Ireland, past and present« (1808) Erwähnung. Mit Scott und Canning gründete er 1809 die »Quarterly Review«, für die er viele Aufsätze schrieb. Über seine Ausgabe von Boswells »Johnson« (1831, 5 Bde.; zuletzt 1874) schrieb Macaulay eine Anzeige voll ungerechten Tadels. C. war ein Mann von Ehre, Mut und großer Arbeitskraft, doch geneigt zum Dogmatismus. Seine »Memoirs, diaries and correspondence« gab Jennings heraus (1884, 3 Bde.; 2. Aufl. 1885).

2) Thomas Crofton, Sammler der Sagen Irlands, geb. 15. Jan. 1798 in Cork, war bei der Marineverwaltung angestellt und starb 8. Aug. 1854 in der Nähe von London. Seine »Researches in the south of Ireland« (1824) zeichnen sich durch eine glückliche Mischung von Humor, Gefühl und archäologischer Gelehrsamkeit aus. Darauf folgte sein Hauptwerk: »Fairy legends and traditions of the south of Ireland« (1825), angeregt durch die »Hausmärchen« der Brüder Grimm und von diesen schon 1826 ins Deutsche übersetzt; eine zweite Serie erschien 1827 (6. Aufl. 1882). Aus einer dieser Geschichten, »Daniel O'Rourke«, in Münchhausens Art, machte er selbst eine »Weihnachtspantomime« (1826). Neue Mitteilungen aus dem Volksmunde samt den Aufzeichnungen eines alten Schulkameraden bot er in den »Legends of the lakes, or sayings and doings at Killarney« (1829, 2 Bde.; neue Ausg. 1878) und den »Popular songs of Ireland« (1839, Neudruck 1885). Er gab auch für die Percy Society altirische Gedichte heraus und die »Memoirs« J. Holts, des irischen Rebellengenerals von 1798 (1837, 2 Bde.). Aus all diesen Arbeiten sowie aus seinen eignen humoristischen Erzählungen »Barney Mahoney« und »My village« (1852) leuchtet eine große Kenntnis und Wertschätzung des irischen Volkswesens.

Crola, Hugo, Maler, geb. 30. Nov. 1841 in Ilsenburg am Harz als Sohn des Landschaftsmalers Heinrich C. (geb. 1804 in Dresden, gest. 1879 in Ilsenburg), ging 1861 auf die Kunstakademie in Berlin, die er 1862 mit der zu Düsseldorf vertauschte, wo er anfänglich Schüler Bendemanns, dann W. Sohns war. Seine erste größere Arbeit war ein Altarbild für die Kirche zu Wahnen in Kurland. Nachdem er aber mit einem Selbstbildnis auf der Wiener Weltausstellung von 1873 eine Medaille errungen, wandte er sich fast ausschließlich der Porträtmalerei zu, in der er namentlich mit weiblichen Bildnissen durch vornehme Auffassung, geistvolle Charakteristik und geschmackvolles Kolorit große Erfolge erzielte. Auch in einigen männlichen Bildnissen, besonders in denen der Maler P. Janssen, E. Bendemann (1884, in der Berliner Nationalgalerie) und E. v. Gebhardt (1886, in der Galerie zu Düsseldorf) und des Kupferstechers E. Forberg, hat er die Kunst seiner das geistige Wesen des Dargestellten erschöpfenden Charakteristik bewährt. Seit 1877 ist C. Professor an der Akademie zu Düsseldorf.

Croma (ital.), Achtelnote.

Cro-Magnon-Rasse (spr. -manjóng-), eine auf Funde von Skelettresten in der Höhle von Cro-Magnon bei Les Eyzies (Dordogne 1868) begründete diluviale Menschenrasse von hohem, kräftigem Wuchs, mit länglichem, in allen seinen Teilen gut entwickeltem, dabei breitem Schädel, großem Schädelbinnenraum, breiter, über den mäßig hervortretenden Augenbrauenbogen senkrecht aufsteigender, gut entwickelter Stirn mit stark hervortretenden Höckern, großem, breitem Gesicht, Prognathie der obern Zahnreihe, starker Entwickelung der Unterkieseräste, kräftiger Ansatzstelle der Kaumuskeln, kanellierten Wadenbeinen, abgeplattetem Schienbein 2c.

Cromarty (spr. krómmarti), ehemalige Grafschaft im nördlichen Schottland, besteht aus mehreren, in der Grafschaft Roß zerstreut liegenden Stücken Landes und ist mit jener zur Grafschaft Roß und Cromarty (s. d.) verbunden. Auf der östlichen Parzelle, die an den Moray- und den Cromarty-Firth grenzt, liegt südlich am Eingang zum letztern die gleichnamige Stadt (municipal burgh) mit (1901) 1233 Einw., Seebad und einem sichern Hafen (Portus Salutis der Alten), Geburtsort des Geologen Hugh Miller (gest. 1856), dem in der Nähe ein Denkmal errichtet ist.

Cromdale (spr. krómmdēl), Dorf in Elginshire (Schottland), am Spey, bekannt durch ein Gefecht der königlichen Truppen gegen die Jakobiten 1. Mai 1690, das Gegenstand eines schottischen Volksliedes ist.

Crome (spr. króm), John, engl. Maler, geb. 21. Dez. 1769 in Norwich, gest. daselbst 22. April 1821, bildete sich auf eigne Hand durch das Studium der Natur und der Gemälde der alten Niederländer zum Landschaftsmaler aus. Er wählte seine Motive ausschließlich aus seiner Heimat und strebte nach einer schlichten Wiedergabe der Natur mit reizvollem Kolorit und feiner Stimmung. Drei seiner Hauptwerke (die Heide von Mousehold, die Windmühle und eine Ansicht von Chapel Fields) besitzt die Nationalgalerie zu London. C. begründete 1805 in Norwich eine Künstlergesellschaft, die noch jetzt besteht und Ausstellungen veranstaltet.

Cromer, Seebad an der Nordküste von Norfolk (England), mit schöner gotischer Kirche (1887 restauriert) und (1901) 3776 Einw. Die benachbarte Küste ist arg zerklüftet und enthält Klippen von mehr als 60 m Höhe.

Cromer, 1) Martin, poln. Geschichtschreiber, geb. 1512 zu Biecz in Galizien, gest. 23. März 1589, studierte zu Krakau, ward dort Domherr, dann Sekretär und Reisebegleiter des Prinzen Siegmund August und nach dessen Thronbesteigung mit der Ordnung des Reichsarchivs zu Krakau beauftragt. Vielfach als Gesandter verwendet, so bei Karl V., dem Papste, Ferdinand I. und andern Fürsten, begleitete er den Kardinal Hosius auf das Tridentinische Konzil und wurde Administrator des Bistums, 1574 Koadjutor und 1579 selbst Bischof von Ermeland. C. war ein heftiger Gegner der Reformation. Sein Werk »De origine et rebus gestis Polonorum« (Basel 1555

u. ö., auch deutsch) reicht bis zum Tode Siegmunds I. und ist in elegantem Latein geschrieben, aber oft unkritisch. Wertvoller ist sein geographisch-statistisches Werk »Polonia, sive de situ, populis, moribus etc. Poloniae« (Basel 1568 u. ö.). Vgl. »Der ermeländische Bischof Martin C.« (Braunsb. 1868).

2) Evelyn Baring, Lord, engl. Staatsmann, geb. 1841 als Sohn des Henry Baring (s. Baring), trat 1858 in die Armee ein, wurde 1875 Major, war von 1872—76 Privatsekretär seines Vetters, des Generalgouverneurs von Indien, Lord Northbrook, und wurde 1877 zum englischen Kommissar bei der Verwaltung der öffentlichen Schuld Ägyptens ernannt. Von 1879—80 war er Generalkontrolleur der ägyptischen Finanzen, ging dann 1880 als Finanzminister nach Ostindien, kehrte aber schon 1883 als britischer Generalkonsul und bevollmächtigter Minister nach Ägypten zurück und leitete von da an die Reorganisation der Verwaltung des von den Engländern besetzten Landes, um die er sich die größten Verdienste erwarb. Im Mai 1892 wurde er zum Peer mit dem Titel Baron C., 1. Jan. 1899 zum Viscount C. ernannt.

Cromford, 1) Baumwollspinnerei ꝛc. bei Ratingen (s. d.). — 2) Engl. Fabrikort, s. Matlock Bath.

Cromlech, s. Kromlech.

Crompton (spr. krommt'n), Fabrikstadt in Lancashire (England), 4 km westlich von Oldham, mit (1901) 13,427 Einw.

Crompton (spr. krommt'n), Samuel, Mechaniker, geb. 3. Dez. 1753 zu Firwood in Lancashire, zog 1757 nach Hall in the Wood und starb daselbst 26. Jan. 1827. Er konstruierte 1774—79 die vollkommenste Spinnmaschine, die (in wesentlicher Verbesserung) noch heute die Spinnsäle beherrscht, weil sie Gespinste von der größten Feinheit und nach Belieben stärkerer oder schwächerer Drehung liefert. C. nannte seine Erfindung Mulejenny (mule, Maultier), weil er von Arkwrights Watermaschine das Walzenstreckwerk und von Hargreaves' Jennymaschine die Anordnung eines Wagens entnommen hatte. Vgl. French, Life and times of C. (2. Aufl., Lond. 1860).

Cromwell, 1) Thomas C., Graf von Essex, engl. Staatsmann, geb. um 1485 in Putney aus kleiner Familie, gest. 28. Juli 1540, machte Reisen nach Italien und den Niederlanden, kehrte um 1513 nach England zurück und ließ sich als Solicitor in London nieder. Durch den Einfluß des Kardinals Wolsey, der ihn zum Verwalter seiner Einkünfte ernannte, wird es geschehen sein, daß er 1523 ins Parlament gewählt wurde; er stieg dann in Wolseys Gunst immer höher, behauptete aber die errungene Stellung auch nach dem Sturz des Kardinals. Heinrich VIII. ernannte ihn 1531 zum Geheimrat, 1533 zum Kanzler der Schatzkammer, 1534 zum Staatssekretär und 1535 zu seinem Generalvikar in Angelegenheiten der Kirche, deren Umwandlung in des Königs Sinn er durchführte; sein Vorgehen gegen die Klöster verschaffte ihm den Beinamen »Hammer der Mönche«. C., im Juli 1536 zum Baron C. von Oakham und zum Großsiegelbewahrer ernannt, vermittelte 1539 Heinrichs Ehe mit Anna von Kleve, um dadurch Verbindungen mit den deutschen Protestanten anzuknüpfen. Im April 1540 wurde er zum Grafen von Essex erhoben, allein bald nachher führten die Intrigen seiner Gegner, insbes. des Herzogs von Norfolk, sowie des Königs Widerwille gegen die ihm von C. aufgedrungene Ehe den Sturz des Ministers herbei; C. wurde wegen Hochverrats und Ketzerei zum Tode verurteilt und hingerichtet.

2) Oliver, Protektor der vereinigten Republik England, Schottland und Irland, geb. 25. April 1599 zu Huntingdon in bescheidenen Verhältnissen, obwohl seine Familie mit dem vorigen verwandt war, gest. 3. Sept. 1658. In der Familie wurde eine puritanische Frömmigkeit und Sittenstrenge geübt, die sich früh auf C. übertrug. Die Gerüchte von einer leichtsinnigen, wüsten Jugend Cromwells sind grundlos. Nachdem er ein Jahr in Cambridge studiert hatte, bewirtschaftete er die Güter seines Vaters, besuchte dabei aber eifrig die Versammlungen der Puritaner. 1628 wurde er ins Parlament gewählt, wo er nicht sonderlich hervortrat. Während der folgenden elf Jahre der königlichen Selbstregierung, die er auf dem Lande zubrachte, steigerte sich seine puritanische Gesinnung zu religiösem Enthusiasmus. Den beiden Parlamenten von 1640 gehörte er als Mitglied für Cambridge an und gewann bedeutendes Ansehen bei seinen Gesinnungsgenossen. Nach dem Ausbruch des Bürgerkrieges trat C. in das Parlamentsheer ein. Da er aber erkannte, daß die Kavaliere des Königs den sich aus den untern Volksschichten zusammensetzenden Truppen des Parlaments überlegen waren, suchte er ein gesinnungstüchtiges, von politischer und religiöser Überzeugung getragenes Heer zu bilden und schuf ein Reiterregiment aus strengen, ihm ergebenen Puritanern; auch auf das Aufgebot von fünf Grafschaften des Ostens, das ihm unterstellt ward, übertrug er denselben Geist. Mit diesen Truppen schlug er 2. Juli 1644 bei Marston-Moor als Generalleutnant im Heer des Grafen von Manchester die Kavaliere des Prinzen Ruprecht und hatte den Hauptanteil auch an dem Sieg von Newbury über den König (27. Okt. 1644), dessen Vorteile aber der Obergeneral nicht ausnutzte. Um so entschiedener trat C. im Parlament für energische Kriegführung ein und bewirkte durch die sogen. Selbstentäußerungsakte vom 3. April 1645, wonach alle Parlamentsmitglieder ihre bürgerlichen oder militärischen Ämter niederlegen mußten, den Rücktritt der bisherigen Generale, während ihm selbst das Kommando der Reiterei unter Fairfax neuerdings übertragen wurde. Mit dem im puritanischen Sinne reorganisierten Heer erfocht C. 14. Juni 1645 den glänzenden Sieg bei Naseby, worauf Karl I. im April 1646 ins Lager der Schotten floh, 1647 aber an das englische Parlament ausgeliefert und auf Schloß Holmby gefangen gesetzt wurde. Indem es nun alsbald zu einem Konflikt zwischen dem presbyterianischen Parlament und der independentistischen Armee kam, die es ablehnte, sich auflösen oder nach Irland verschicken zu lassen, bemächtigte sich C. der Person des Königs (4. Juni 1647), worauf das Heer unter Fairfax und C. 6. Aug. in London einrückte und die eifrigsten Presbyterianer des Parlaments zur Flucht ins Ausland nötigte. Die Verhandlungen mit dem König brach C., der sie bisher ernstlich gefördert hatte, ab, nachdem Karl 11. Nov. auf die Insel Wight geflohen war. Royalistische Aufstände, die im Frühjahr 1648 ausbrachen, wurden niedergeschlagen; C. selbst besiegte die Empörer in Wales, schlug ein schottisches Heer, das zur Befreiung Karls herbeimarschiert war, 17.—19. Aug. 1648 bei Preston, rückte in Schottland ein, drang bis Edinburg vor und nötigte die Schotten, Frieden zu schließen. Da das Parlament inzwischen aufs neue eine Verständigung mit dem König versucht hatte, wurde nach Cromwells Rückkehr aus Schottland der König auf das Felsenschloß Hurst gebracht und 6. und 7. Dez. das Parlament durch Ausstoßung aller presbyterianischen Mit-

glieder gefügig gemacht. Im Januar 1649 wurde Karl durch einen vom »Rumpfparlament« gebildeten Gerichtshof, dem C. angehörte, wegen Hochverrats zum Tode verurteilt und 30. Jan. hingerichtet. In dem Staatsrate der nun begründeten englischen Republik spielte C. die wichtigste Rolle, begab sich aber schon im Juli 1649 als Generalgouverneur nach Irland, wo die Royalisten den Prinzen von Wales als König Karl II. proklamiert hatten. Nachdem die Erhebung mit entsetzlicher Härte und Grausamkeit niedergeworfen war, eilte C. 1650 nach Schottland, wohin sich Karl II., als König anerkannt, begeben hatte. Er schlug die Schotten 3. Sept. d. J. bei Dunbar, nahm Edinburg und Perth, verfolgte Karl, der in England eingefallen war, und vernichtete 3. Sept. 1651 durch die Schlacht bei Worcester das royalistische Heer. Inzwischen war die neue Republik mit den Niederlanden, wo man für die den Oraniern verwandten Stuarts Sympathie hatte, in Konflikt geraten, und nach der Navigationsakte vom 9. Okt. d. J., die dem holländischen Handel eine tödliche Wunde schlug, kam es zum Krieg, in dem Cromwells Gesinnungsgenosse, Admiral Blake, 1652 und 1653 glorreiche Siege erfocht. Indessen war C. nach London zurückgekehrt, jetzt ohne Frage der mächtigste Mann des Staates. Er verlangte die Ersetzung des Rumpfparlaments durch eine wirkliche Vertretung des Volkes, und als die Mitglieder des Rumpfparlaments sich selbst einen maßgebenden Einfluß auf die Zusammensetzung des neuen Parlaments sichern wollten, ließ er sie 20. April 1653 durch Musketiere auseinander sprengen; er selbst trat an die Spitze der neuen Exekutivbehörde. Am 4. Juli trat eine von C. einberufene Versammlung von independentistischen Notabeln, das sogen. kleine oder Barebone-Parlament, zusammen, löste sich aber schon im Dezember wieder auf. Nun wurde 16. Dez. eine neue Verfassung proklamiert, die C. als »Lord-Protektor« auf Lebenszeit die oberste Staatsgewalt übertrug, die er gemeinsam mit einem zu erwählenden Parlament ausüben sollte. Die Regierung des Protektors errang nach außen hin glänzende Erfolge: den Niederlanden ward 1654 ein günstiger Friede abgenötigt; mit Dänemark und Schweden wurden Handels- und Freundschaftsverträge geschlossen; ein in Gemeinschaft mit Frankreich unternommener Krieg gegen Spanien führte zur Eroberung Jamaikas und zur Einnahme Dünkirchens; überall warf England sein Gewicht als europäische Großmacht in die Wagschale. Im Innern hielt eine strenge Militärherrschaft die Ordnung aufrecht; Handel und Industrie blühten; religiöse Verfolgungen wurden nicht geduldet. Aber eine volle Konsolidation der innern Verhältnisse vermochte C. trotz aller Bemühungen nicht herbeizuführen. Sein erstes, unbotmäßiges Parlament löste er nach kaum 5 Monaten 22. Jan. 1655 auf. Mit dem zweiten, das am 17. Sept. 1656 zusammentrat, kam er nur dadurch aus, daß er an 100 Mitglieder wegen mangelnder moralischer Qualifikation ausschloß. Das so gereinigte Parlament bot ihm die Königskrone an und gewährte ihm, als C. diese 8. Mai 1657 auf Andrängen der Oberoffiziere ausschlug, eine Verstärkung seiner Amtsgewalt durch das Recht, seinen Nachfolger zu ernennen und ein Oberhaus zu bilden. Dem von C. eingesetzten Oberhaus verweigerten aber nach dem Zusammentritte des neuen Parlaments im Januar 1658 die Gemeinen die Anerkennung, so daß C. das Unterhaus abermals auflösen mußte; er tat es 4. Febr. d. J. mit den Worten: »Gott sei Richter zwischen euch und mir!« So war der Friede im Innern nicht hergestellt, als C., der in der letzten Zeit wiederholentlich von Anschlägen auf sein Leben bedroht wurde und mehrfaches Familienunglück erlitt, 3. Sept. 1658 starb, nachdem er seinen Sohn Richard zu seinem Nachfolger ernannt hatte. Seine Leiche wurde nach der Restauration der Stuarts ausgegraben und an den Galgen gehängt; die Nachwelt aber ist zu dem Urteil gelangt, daß C. einer der wesentlichsten Begründer von Englands Größe und einer der hervorragendsten Staatsmänner aller Zeiten gewesen ist. Eine Statue (von Noble) wurde ihm zu Manchester errichtet. Zum Helden eines Dramas machten ihn Raupach (»Cromwells Ende«, 1834), Palleske (1857), Brachvogel (»Der Usurpator«, 1860) u. a.

Die Briefe und Staatsschriften Cromwells sind von Carde 1737, von Nickols 1743, in neuerer Zeit, mit den Reden, von Th. Carlyle (neue Ausg. 1885, 5 Bde.) herausgegeben worden. Das weitaus Beste, was über C. geschrieben ist, enthalten die Werke von S. R. Gardiner: »History of the great civil war 1642—1649« (Lond. 1886—91, 3 Bde.; neue Ausg. 1893, 4 Bde.) und »History of the Commonwealth and Protectorate 1649—1660« (das. 1894—1901, 3 Bde.), der auch eine kurze Biographie Cromwells veröffentlichte (Lond. 1901). Die Zahl der sonstigen Lebensbeschreibungen des Protektors ist sehr groß; wir erwähnen nur die von Villemain (Par. 1819, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1830), Merle d'Aubigné (Par. 1848; deutsch, Elberf. 1859), Guizot (2. Aufl., Par. 1870; deutsch, Leipz. 1853), Picton (2. Aufl., Lond. 1889), Sir R. Palgrave (das. 1890), Firth (das. 1899), J. Morley (das. 1900); von deutschen Arbeiten vgl. R. Pauli im »Neuen Plutarch«, Bd. 1 (Leipz. 1874); Brosch, Oliver C. und die puritanische Revolution (Frankf. a. M. 1886); Hoenig, Oliver C. (Berl. 1887—89, 4 Tle.).

3) Richard, Sohn des vorigen, geb. 4. Okt. 1626, gest. 12. Juli 1712, auf dem Land erzogen und frei von Ehrgeiz, nahm die Würde als Protektor an, erkannte aber bald das Mißliche seiner Stellung. Als sich das von Oliver C. gesprengte, vom Rate der Offiziere wieder einberufene Rumpfparlament als die höchste Staatsgewalt konstituierte, legte er 25. Mai 1659 seine Würde nieder. Im Sommer ging er nach Frankreich, kehrte jedoch um 1680 zurück und lebte unter dem Namen Clarke zu Cheshunt in der Grafschaft Hertford. Sein einziger Sohn, Oliver C., starb 1705. — Sein jüngerer Bruder, Henry, geb. 20. Jan. 1628, gest. 23. März 1674, war seit 1655 Statthalter von Irland, legte aber nach der Abdankung seines Bruders diese Würde ebenfalls nieder und lebte in Zurückgezogenheit in England. Seine Familie starb 1821 im Mannesstamm aus. Vgl. Guizot, Histoire du protectorat de Richard C. (2. Aufl., Par. 1869; deutsch, Leipz. 1857).

Crónaca, Simone, ital. Architekt, eigentlich S. di Tommaso d'Antonio del Pollajuolo, geb. 30. Okt. 1457 in Florenz, gest. daselbst 21. Sept. 1508, bildete sich in Rom durch das Studium der antiken Ruinen und später an den Werken Brunellescos. Da er das in Rom Gesehene mit großer Genauigkeit zu schildern wußte, erhielt er von seinen Kunstgenossen den Beinamen C. (d. h. »Chronik«). 1495 wurde er Dombaumeister in Florenz. Seine Hauptwerke sind: das in Italien als mustergültig angesehene Kranzgesims des Palazzo Strozzi (s. Tafel »Architektur X«, Fig. 1), der Hof dieses Palastes, der elegante Palazzo Guadagni und die Kirche San Francesco al Monte in Florenz.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Cronegk, Johann Friedrich, Freiherr von, deutscher Dichter, geb. 2. Sept. 1731 in Ansbach, gest. 31. Dez. 1757, war der Sohn eines hohen Offiziers, erwarb sich vielseitige Kenntnisse, studierte seit 1749 in Halle und Leipzig, machte 1752—53 eine längere Reise durch Italien und Frankreich und erhielt 1754 eine Anstellung im Hofratskollegium in Hohentrudingen. Sein preisgekröntes Trauerspiel »Kodrus« (1757) verrät im Zuschnitte der Handlung, in der Charakterzeichnung und der Wahl des Verses (gereimte Alexandriner) den Einfluß der französischen Tragödie. Das unvollendete Trauerspiel »Olint und Sophronia«, ergänzt von Roschmann (hrsg. von Minor in Kürschners »Deutscher Nationalliteratur«, Bd. 72), wurde von Lessing in der »Hamburgischen Dramaturgie« einer scharfen, aber gerechten Kritik unterzogen. Außerdem schrieb C. Lustspiele, Lehrgedichte, Epigramme und geistliche Lieder. Seinen poetischen Nachlaß mit Biographie gab sein Landsmann Uz heraus (Leipz. u. Ansb. 1760—61, 2 Bde.; neue Aufl. 1771—73). Vgl. Henr. Feuerbach, Uz und C. (Leipz. 1866); W. Gensel, Joh. Friedrich v. C. (das. 1894).

Cronholm, Abraham, schwed. Historiker, geb. 22. Okt. 1809 in Landskrona, gest. 27. Mai 1879 in Stockholm, war 1831—55 Dozent, bez. Professor der Geschichte in Lund. Von seinen zahlreichen Arbeiten seien genannt: »Wäringerne« (Lund 1832); »Fornnordiska minnen« (das. 1833—35, 2 Bde.); »Katolska ligan och Hugenotterna« (das. 1839); »Skånes politiska historia« (das. 1847, 2 Bde.). Seine auch von ausländischen Forschern vielbenutzten Hauptwerke sind: »Sveriges historia under Gustaf II. Adolfs regering« (Stockh. 1857—72, 6 Bde.); »Trettiåriga kriget och underhandlingarna i Tyskland 1632—1648« (das. 1876—80, 2 Bde.).

Cronje, Piet Arnoldus, Burengeneral, geb. um 1840 in Transvaal, befehligte 1881 eine Abteilung seiner Landsleute gegen die Engländer am Doornkop und am Majubaberg. Anfang 1896 griff er die Freibeuterschar Jamesons bei Krügersdorp an und zersprengte sie. Im Kriege gegen England 1899 erhielt er den Oberbefehl über ein Korps von 6000 Mann im W., griff Kimberley vergeblich an und schlug 28. Nov. am Modderfluß und 11. Dez. bei Magersfontein die Engländer unter Lord Methuen zurück. Doch mußte er sich Ende Februar 1900 vor der englischen Kavallerie unter General French zurückziehen, wurde bei Paardeberg umzingelt und ergab sich 27. Febr. wegen Mangels an Lebensmitteln mit 4300 Mann. Er wurde mit seiner Frau und seinem Stab im April nach St. Helena gebracht; nach Friedensschluß ausgelöst, kehrte er nach Transvaal zurück.

Cronstedtit, Mineral, s. Chlorit.

Crook (spr. kruk), Stadtgemeinde in der engl. Grafschaft Durham, 9 km nordwestlich von Bishop Auckland, mit gotischer Kirche, Kohlengruben und (1901) 11,472 Einw.

Crooked Islands (spr. krukd ailänds), zu den Bahamas gehörige Inselgruppe, 253 qkm groß, bis 60 m hoch, mit 2000 Einw., besteht aus den Inseln C., Acklin, Castle und Fortune. Hauptort ist die Dampferstation Pitts Town.

Crooked Lake (spr. krukd lēk), s. Keuka Lake.

Crookes (spr. kruks), William, Physiker und Chemiker, geb. 1832 in London, trat 1848 in das College of chemistry und arbeitete daselbst 1850—54 als Assistent bei A. W. Hofmann, ging dann nach Oxford als Beamter des Radcliffe-Observatoriums und 1855 als Lehrer der Chemie nach Chester. 1859 gründete er die »Chemical News« und lebt seitdem in London. Seit 1864 ist er Herausgeber des »Quarterly Journal of science«. 1861 entdeckte er durch Spektralanalyse das Thallium, dessen Eigenschaften er genauer untersuchte, 1865 empfahl er die Anwendung des Natriumamalgams bei der Gewinnung des Goldes. Als Physiker beschäftigte sich C. hauptsächlich mit Spektralanalyse und dem Studium des Sonnenspektrums und ging 1871 zur Beobachtung der Sonnenfinsternis nach Oran. Seit 1872 untersuchte er die scheinbar abstoßende Wirkung der Lichtstrahlen, konstruierte 1874 das Radiometer und gelangte durch das Studium der Erscheinungen beim Durchgang der elektrischen Ströme durch möglichst luftleere Räume zu dem Begriff der »strahlenden Materie« (1879). Mit großer Energie trat C. für die Realität der sogen. spiritistischen Erscheinungen auf. Er schrieb: »Manufacture of beet-root sugar« (1870); »Select methods of chemical analysis« (1871, 3. Aufl. 1894); »Handbook of dyeing and calico printing« (1874); »Dyeing and tissue printing« (1882); »Strahlende Materie und der vierte Aggregatzustand« (deutsch; 4. Aufl., Leipz. 1894); »Die Genesis der Elemente« (deutsch von Preyer; 2. Aufl., Braunschw. 1895); »Der Spiritualismus und die Wissenschaft« (deutsch; 3. Aufl., Leipz. 1898).

Crookesit, Mineral, ein Selenkupfer mit 17 Proz. Thallium und 3 Proz. Silber, findet sich in bleigrauen, dichten Massen, Härte 2,5, spez. Gew. 6,9, bei Skrikerum in Småland.

Crookessche Röhre, s. Elektrische Entladung.

Crookston (spr. krukst'n), Hauptort der Grafschaft Polk im nordamerikan. Staate Minnesota, am Red Lake River, Bahnknotenpunkt, mit (1900) 5359 Einw.

Crop (engl.), Ernte; Tabakernte in Nordamerika; Crops, Tabakfässer mit den Scheinen über Gewicht, Qualität ꝛc. des Tabaks (Cropnoten).

Cropsey (spr. kropßi), Jasper F., amerikan. Maler, geb. 1823 auf Staten Island, widmete sich anfangs der Baukunst, dann der Landschaftsmalerei. 1847 ging er nach Europa, hielt sich drei Jahre in Italien auf und ward infolge der dort gesammelten und nachher ausgeführten Skizzen Mitglied der New Yorker Zeichenakademie. Von 1857—63 lebte er in London, wo er eine Partie aus den Urwäldern westlich vom Alleghanygebirge, einen Herbst am Hudsonfluß, Richmond Hill im Hochsommer, einen Herbst in den Weißen Bergen, Unter den Klippen, mehrere Partien von Bonchurch auf der Insel Wight und andre Landschaften aus England ausstellte. Nach Amerika zurückgekehrt, widmete er sich vorzugsweise der Darstellung der Natur in herbstlicher Stimmung. Seit 1885 lebt er in Hastings am Hudson.

Croquants (franz., spr. krokāng, »Lumpenkerle«), Schimpfname der aufständischen Bauern in Guienne unter Heinrich IV. und Ludwig XIII.

Croquet, s. Krocket.

Croquettes (franz., spr. krokett'), Frikassee von feinen Fleischsorten, gebackenes Filet, als Zwischengericht.

Croquis (franz.), s. Kroki.

Crore (Kuron), in Britisch-Ostindien eine Summe von 100 Lak, in Geld 10 Mill. Rupien, = 4 Areb.

Crosby (Great C.), Stadt und Badeort, 10 km nordwestlich von Liverpool (Lancashire), mit (1901) [7555 Einw.

Crosskillwalze, s. Walze.

Crosnes, die Knollen von Stachys tuberifera, s. Stachys.

Croß, Richard Assheton, Viscount, engl. Staatsmann, geb. 1823 bei Preston in Lancashire,

studierte in Cambridge und wurde 1849 Barrister. Er trat 1857 als Abgeordneter für Preston ins Unterhaus, wo er sich der konservativen Partei und besonders eng an Lord Derby anschloß. Ein gewandter und schneidiger Redner, erlangte er bald solche Bedeutung innerhalb der Partei, daß Disraeli ihm 1874, obwohl er niemals ein Regierungsamt bekleidet hatte, das Ministerium des Innern übertrug. C. bekleidete diese Stellung bis zum April 1880 und erhielt das gleiche Amt im ersten Ministerium Salisbury (Juni 1885 bis Januar 1886). Im August 1886, als Salisbury sein zweites Kabinett bildete, wurde C. zum Viscount und Mitgliede des Oberhauses erhoben und zum Minister für Indien ernannt; im August 1892 trat er mit Salisbury zurück; im dritten Kabinett Salisbury war er seit 1895 Geheimsiegelbewahrer, legte aber im November 1900 bei der Umbildung des Ministeriums dies Amt nieder.

Croß Fell, Berg, s. Penninische Kette.

Crossopodĭa, s. Pseudoorganismen.

Crossopterygĭi, s. Quastenflosser.

Crossŏpus, die Wasserspitzmaus, s. Spitzmäuse.

Cross-staff (engl.), Jakobsstab; s. Tafel »Astronomische Instrumente«, S. I.

Croß Timbers, mit niedrigem Eichenwuchs bedeckter, weidereicher Landstrich in Texas und Arkansas, am Übergang von dem östlichen Wald- und Wiesengebiete zur westlichen Steppe.

Croston (spr. kroßt'n), Stadt in Lancashire (England), 9 km westlich von Chorley, am Yarrow, mit (1901) 2102 Einw.

Crotalaria *L.* (Klapperschote), Gattung der Leguminosen, Kräuter, Halbsträucher oder Sträucher mit abwechselnden, einfachen oder gefingerten Blättern, gelben, auch blauen oder purpurnen Blüten in endständigen oder den Blättern gegenüberstehenden Trauben und kugeligen oder länglichen, aufgeblasenen, vielsamigen, bei der Reife klappernden Hülsen. Etwa 250 Arten in den Tropen und Subtropen beider Halbkugeln. C. juncea *C.* (s. Tafel »Faserpflanzen I«, Fig. 8) liefert aus den Stengeln eine Bastfaser (Sun-, Bombayhanf, Bengalischer Hanf, Cocoanade-, Conkanéehanf), die zu Seilen ꝛc. verarbeitet wird. Auch C. Burhia *Hamilton* und C. retusa *L.*, in Ostindien, liefern Gespinstfasern; andre Arten werden als Zierpflanzen kultiviert.

Crotalidae (Grubenottern), s. Schlangen.

Crotălus, die Klapperschlange.

Crotchet (engl., spr. kröttschett), Viertelnote.

Croton *L.* (Krebsblume), Gattung der Euphorbiazeen, Kräuter, Sträucher und Bäume, an den jüngern Zweigen, Blättern und Blütenteilen häufig mit Sternhaaren oder schildförmigen Schuppen bedeckt, mit wechselständigen, ganzen, selten gelappten Blättern, in Ähren stehenden, monözischen, selten diözischen Blüten und dreiköpfigen, dreisamigen Kapseln. 500 bis 600 Arten von sehr verschiedenartigem Habitus in den Tropen beider Hemisphären, besonders in Amerika. C. Eluteria *Bennett* (Kaskarill-, Schakerillbaum), kleiner Baum oder Strauch mit eilanzettlichen, unterseits silberweiß schelferigen Blättern und unscheinbaren, wohlriechenden Blüten, auf den Bahamainseln, liefert die Kaskarillrinde (s. d.), C. niveus *Jacq.* (C. Pseudochina *Schlechtend.*), ein kleiner Strauch im tropischen andinen Südamerika, die Kopalchirinde. C. Tiglium *L.* (Tiglium officinale *Klotzsch*, Purgierkroton, Tiglibaum), ein bis 6 m hoher Strauch oder kleiner Baum mit langgestielten, eilänglichen, kerbig gesägten Blättern und gipfelständigen Blütentrauben, im tropischen Asien heimisch, wird in ganz Ostindien, auf Ceylon, den Sundainseln, Philippinen, auf Mauritius, in Kotschinchina und China angebaut und liefert die Purgierkörner (Granatill), aus denen das Krotonöl gewonnen wird, sowie das weniger heftig wirkende Purgierholz, das aber auch von dem sehr ähnlichen C. Pavana *Hamilton*, im nordwestlichen Bengalen und Hinterindien, stammt. Die Blätter dieser Bäume werden gegen den Biß giftiger Schlangen angewendet. Holz und Samen dienen auch zur Betäubung der Fische. C. Cascarilla *Benn.*, auf den Bahamainseln und in Florida, liefert Kaskarillrinde. C. lacciferus *L.*, ein Baum mit langgestielten, länglich-eiförmigen, zugespitzten, drüsig gezahnten Blättern und lockerblütigen Trauben, in Ostindien, Ceylon, Kotschinchina, liefert Schellack, der durch den Stich einer Schildlaus (Coccus laccae *Ker.*) zum Ausfließen gebracht wird. C. fragrans *Kunth*, in Kolumbien, mit zitronenartig duftenden Blüten, und C. gratissimum, am Kap, werden als Parfüme benutzt. C. salutaris *Casar.*, C. Urucurana *Bill.* und andre Arten, in Brasilien, liefern Drachenblut. C. pictum, s. Codiaeum.

Croton, Fluß im Staate New York, entspringt an der Grenze gegen Connecticut, fällt 40 km oberhalb New York in den Hudson und liefert der Stadt den größten Teil ihres Trinkwassers. Die alte Wasserleitung wurde 1842 erbaut und hatte eine Leistungsfähigkeit von täglich 455,000 cbm Wasser, die neue, 1883—90 mit einem Aufwand von 25 Mill. Doll. erbaut, bildet einen über 4 m hohen Tunnel, der durchschnittlich 45 m unter der Bodenfläche liegt und 90 m unter dem Flußbette des Harlem hindurchführt. Ihre Leistungsfähigkeit ist zurzeit 363,5 Mill. Lit. täglich, soll aber auf 1136 Mill. L. erhöht werden. Das Hauptstaubecken im Central Park faßt 3898,6 Mill. L.

Crotoy, Le (spr. -tŭa), Stadt im franz. Depart. Somme, Arrond. Abbeville, an der Mündung der Somme und an der Lokalbahn Noyelles-Le C., hat eine Statue der Jeanne d'Arc, die hier 1430 gefangen saß, einen kleinen Hafen, Seebäder und (1901) 1833 Einw.

Crotus Rubiānus (Johannes Jäger), Humanist, geb. um 1480 in Dornheim bei Arnstadt i. Th., gest. nach 1539, studierte seit 1498 in Erfurt, wo er mit Luther, Hutten und Mutian befreundet war, wurde 1508 Lehrer der Grafen von Henneberg, war 1510—15 Vorsteher der Klosterschule in Fulda und ging nach einem Aufenthalt in Köln und Mainz 1517 nach Italien. 1520 nach Deutschland zurückgekehrt, schloß er sich mit Eifer der Reformation an und lebte 1524—30 am Hof Albrechts von Brandenburg in Königsberg. Doch durch die dortigen Erfahrungen abgestoßen, nahm er vom Erzbischof Albrecht von Magdeburg 1531 ein Kanonikat in Halle an, was seinen Bruch mit Luther herbeiführte. Er ist der Hauptverfasser der ersten Sammlung der »Epistolae obscurorum virorum« (1515, mit fingiertem Druckort Venedig). Vgl. G. Kampschulte, De J. Croto Rubiano (Bonn 1862); Einert, Johann Jäger aus Dornheim (Jena 1885).

Croup (engl., spr. krup, Krupp), Diphtherie.

Croupade (franz., spr. kru-), ein Schulsprung des Pferdes, s. Kruppade.

Croupier (franz., spr. krūpjē), Gehilfe einer Spielbank, »Bankwart«, der die von den Pointeurs gesetzten Gelder einzieht oder auszahlt.

Croûte (franz., spr. krūt', »Kruste«), in der Malerei ein schlechtes Gemälde ohne Wert.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Croûtons (franz., spr. krutóng), in Butter gelb gebratene oder ausgebackene Scheiben oder Schnitzel von Milchbrot oder Semmel zum Garnieren andrer Speisen oder als Zutat zu Suppen.

Crouzate, Igue de la (spr. ig' dö lă krusát'), trichterförmige Grube in den Caussés, im franz. Depart. Lot, Arrond. Gourdon, zwischen Gramat und Reilhac, in 350 m Höhe, 90 m tief, aus drei Etagen bestehend, mit unterirdischem Zu- und Abfluß; 1891 entdeckt.

Crowe (spr. krō), 1) Catherine, geborne Stevens, engl. Schriftstellerin, geb. 1800 zu Borough Green in Kent, lebte meist in Edinburg und starb 1876. Durch die Übersetzung von Justinus Kerners »Seherin von Prevorst« (»The seeress of Prevorst«, 1845) ward sie zum Spiritismus hingeleitet. Früchte dieser Richtung waren unter anderm: »The nightside of nature« (1848, 2 Bde.; neue Ausg. 1892) und »Light and darkness«, eine Sammlung düsterer Vorgänge im Menschenleben (1850, 3 Bde.). Außerdem schrieb sie schwache Tragödien und zahlreiche Erzählungen, darunter »Susan Hopley« (1841) und »Lilli Dawson« (1847). Sie sind farblos im Stil, gewöhnlich in der Charakteristik, aber ansprechend in der Führung der Fabel.

2) Eyre, engl. Maler, geb. 3. Okt. 1824 in Chelsea, bildete sich in Paris bei Paul Delaroche, mit dem er 1843 nach Rom ging. 1844 kehrte er nach London zurück und malte dort die Bilder: die Schlacht bei Azincourt, der römische Karneval und Holbein malt den König Eduard VI. Nachdem er sich von 1852—1857 in Amerika aufgehalten, kam er nach London zurück und schuf eine Reihe von Bildern, die große Tiefe der Empfindung, treffliche Charakteristik der Gestalten und gründliches Studium der Details verraten, aber in der Farbe oft hart und trocken sind. Zu den bedeutendsten gehören: Milton besucht Galilei im Gefängnis (1859), ein Sklavenmarkt in Virginia, Defoe am Pranger, das Leichenbegängnis Goldsmiths (1863), Luther schlägt die Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg (1864), die französischen Gelehrten in Ägypten, der blinde Bettler (1879), die Verteidigung von London 1643 (1882) und Scheibenschießen (1890).

3) Joseph Archer, engl. Kunstschriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 20. Okt. 1825 in London, gest. 7. Sept. 1896 in Gamburg an der Tauber, erhielt seit 1836 künstlerischen Unterricht bei Brasseur in Paris, dann mit seinem Bruder 1840 bei Paul Delaroche und kehrte 1843 nach London zurück. Hier wandte er sich der Schriftstellerei zu und schrieb für das »Morning Chronicle« und die »Daily News«. Er studierte dabei die niederländische Kunst und besuchte zu dem Zweck 1846 Belgien und Köln, 1847 Berlin und Wien, sodann Norditalien, auf welcher Reise er in Deutschland mit Cavalcaselle (s. d.) zusammentraf. Mit diesem bearbeitete er in London das Werk »The early Flemish painters«, nach dessen Beendigung im Manuskript (1853) beide mit vorbereitenden Studien für eine Geschichte der italienischen Malerei begannen. Eine Unterbrechung fand dadurch statt, daß C. als Zeichner und Korrespondent 1853—56 in die Türkei und die Krim ging. Auf der Rückreise hielt er sich zum Studium der Kunst in Italien auf, und nach der Heimkehr ließ er die »Geschichte der altniederländischen Malerei« 1857 im Druck erscheinen (2. Aufl., Lond. 1872; deutsch von Springer, Leipz. 1875). 1857 ging C. als Direktor der Kunstschule nach Bombay, mußte aber schon zwei Jahre später aus Gesundheitsrücksichten Indien verlassen, worauf er Korrespondent der »Times« für den französisch-italienisch-österreichischen Krieg wurde. 1860 ernannte ihn die englische Regierung zum Generalkonsul in Leipzig, 1872 in Düsseldorf, wo er bis 1880 blieb. Seine mit Cavalcaselle bearbeiteten Hauptwerke sind: die »New history of painting in Italy« (Lond. 1864—72, 6 Bde.; von Max Jordan ins Deutsche übersetzt, Leipz. 1869—76; ital. Ausg., Flor. 1875ff.); »The life of Titian« (Lond. 1876; deutsch von Jordan, Leipz. 1877) und »Raphael« (Lond. 1883; deutsch von Aldenhoven, Leipz. 1883). Anfangs als grundlegend und epochemachend bewundert, erfahren die Arbeiten von C. und Cavalcaselle jetzt eine besonnenere Prüfung, die ihren Wert einschränkt. Allein veröffentlichte C.: »Reminiscences of fifty years of my life« (Lond. 1895; deutsch von A. v. Holtzendorff, Berl. 1897).

Crowle (spr. krōl), Stadt in der engl. Grafschaft Lindsey (Lincolnshire), an der Grenze von Yorkshire und am Don, mit (1901) 2769 Einw.

Crown (spr. kraun), die schwerste engl. Silbermünze, = 5 Schilling mit $^{37}/_{40}$ Feingehalt, früher 27,842 g Silber, seit 1816 Scheidemünze, 28,276 g schwer = 4,708 Mk. der Talerwährung. Die halbe Krone (half-c.) entsprechend.

Crownglass (engl., spr. kraun-gläss), Kronglas, s. Glas.

Crownleder (spr. kraun-), s. Leder.

Crows (spr. krōs), s. Krähenindianer.

Crowther (spr. krō'ther), Samuel, der erste schwarze Bischof des Nigerlandes, geb. 1812 zu Otschugu in Joruba, gest. 1891, begleitete die erste englische Nigerexpedition, wurde in London zum Geistlichen ausgebildet, war als Missionar am untern Niger tätig, nahm an der zweiten englischen Nigerexpedition (1854) teil und wurde 1864 zum Bischof ernannt. Seine Berichte im »Church Missionary Intelligencer« enthalten wertvolle Beobachtungen über das Nigerland. Er übersetzte die Bibel in die Jorubasprache. Vgl. seine Biographie: »Slave-boy who became bishop of the Niger« (Lond. 1888).

Croy (spr. kreu), Kirchspiel in den schott. Grafschaften Inverneß und Nairn, mit (1891) 1516 Einw., denkwürdig durch die Niederlage, die hier der Prätendent Karl durch die Königlichen 16. April 1746 erlitt.

Croy (spr. kreu), altes, jetzt in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden angesessenes Herzogsgeschlecht pikardischen Ursprungs, dessen Stammsitz C. (Crouy) im Depart. Seine-Marne liegt, erwarb 1397 die Grafschaft Chimay und teilte sich mit den Brüdern Anton (gest. 1475) und Johann (gest. 1473), den einflußreichsten Ratgebern Philipps des Guten von Burgund, in zwei Linien. Der ältern, die 1486 die Reichsfürstenwürde erlangte, gehören an: Wilhelm (gest. 1521), der Erzieher Kaiser Karls V., sein Neffe und Erbe Philipp (gest. 1549), seit 1533 Herzog von Aerschot, dessen Sohn Philipp (gest. 1595 in Venedig), der während des niederländischen Aufstandes eine oft zweideutige Rolle spielte, und sein Sohn Karl (geb. 1560, gest. 1612), der, 1582—84 Calvinist und Anhänger Wilhelms von Oranien, später in spanischen Diensten gegen die niederländische Republik und gegen Frankreich kämpfte, 1598 die Erhebung von C. zum Herzogtum durchsetzte und wertvolle Memoiren (hrsg. von Reiffenberg, Brüss. 1845) hinterließ. 1640 fielen die Besitzungen durch Heirat an die jüngere Linie, die sich wieder in mehrere Zweige teilte. Der eine, C.-Havré, starb mit Herzog Joseph 12. Nov. 1839 in der männlichen Linie aus; der andre, C.-Dülmen, erwarb 1677 die Reichsfürstenwürde,

empfing 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluß für die am linken Rheinufer verlornen mittelbaren Güter das frühere münsterſche Amt Dülmen (ca. 300 qkm) und ward durch die Wiener Krongreßakte preußiſche Standesherrſchaft, ſeit 1854 mit erblichem Sitz im preußiſchen Herrenhaus. Die Herzöge von C. führen auch den Titel Granden von Spanien. Jetziges Haupt des Hauſes iſt Herzog Karl, geb. 29. Jan. 1859 in Brüſſel.

Croydon, in Ägypten eingeführter weißer Baumwollenſtoff.

Croydon (ſpr. kreud'n), Stadt (municipal borough) und Grafſchaft im ſüdöſtlichen England, am Wandle, 16 km ſüdlich von der Londonbrücke, Lieblingswohnſitz Londoner Kaufleute, mit der ſtattlichen St. Johanneskirche (1870 von G. Scott an Stelle der durch Feuer zerſtörten alten Kirche erbaut), der gotiſchen St. Michaelskirche (1882 erbaut), ſehenswerten Ruinen des erzbiſchöflichen Palaſtes, Rathaus, großem Hoſpital, Lateinſchule, Kunſtſchule und (1901) 133,885 Einw. Die Induſtrie liefert landwirtſchaftliche Geräte, Maſchinen, Glocken, Tuch und Stiefel. Dabei Addington Park, Sommerſitz des Erzbiſchofs von Canterbury. C. gehörte bis 1888 zur Grafſchaft Surrey.

Croy-Dülmen, Leopold Emanuel Ludwig, Prinz, öſterreich. General, Sohn des preußiſchen Generalleutnants à la suite Prinzen Philipp C. (geſt. 1871), geb. 5. Mai 1827 in Berlin, geſt. 15. Aug. 1894 in Wien, begann ſeine militäriſche Laufbahn in der preußiſchen und trat 1852 als Leutnant in die öſterreichiſche Armee ein. Nach dem italieniſchen Feldzug 1866 zum Major befördert, avancierte er in den höhern Rangſtufen, wurde 1890 Inhaber des 94. Infanterieregiments u. 1891 General der Kavallerie.

Crozat (ſpr. kroſá), 1) Antoine C., Marquis du Chatel, franz. Finanzmann, geb. 1655 in Toulouſe, geſt. 7. Juni 1738 in Paris, erwarb ſich, aus ärmlichen Verhältniſſen ſtammend, durch Bank- und Reedereigeſchäfte ein großes Vermögen und begründete die franzöſiſche Kolonie Louiſiana in Nordamerika, für die er 1712 einen Freibrief erhielt. Auch ließ er den Crozatkanal (ſ. d.) ausführen. Seine Tochter heiratete um 1750 den Herzog von Choiſeul (ſ. d.).

2) Joſeph Antoine C., Baron de Thiers, Marquis de Tugny, Kunſtſammler, Sohn des vorigen, geb. 1696 in Toulouſe, geſt. 1740 in Paris, war Präſident des Parlaments daſelbſt, Maître des requêtes und Vorleſer des Königs. Faſt ſein ganzes Leben und ſein großes Vermögen verwendete er auf das Sammeln von Gemälden und geſchnittenen Steinen und gelangte zu einem Kabinett, das über 400 Gemälde und 19,000 Handzeichnungen, dazu noch eine auserleſene Bibliothek von 20,000 Bänden enthielt. Auch ließ er Gemälde und Handzeichnungen aus den Sammlungen des Königs, des Herzogs von Orléans, ſeiner eignen und denen andrer Liebhaber in zwei Serien ſtechen, die 1729 ff. (180 Blätter) zu Paris erſchienen und unter dem Namen des Cabinet de C. bekannt ſind. Mariette gab die Blätter nach Crozats Tod aufs neue mit neuer Anordnung heraus und veröffentlichte auch zum Zweck der Auktion: »Description sommaire des dessins des grands maîtres du cabinet de feu M. C.« (Par. 1741). Die Sammlung der geſchnittenen Steine ging nach Crozats Tod an den Herzog von Orléans über, der größte Teil der übrigen Sammlungen kam 1772 nach Petersburg.

Crozatkanal (ſpr. kroſá-), Kanal im franz. Depart. Aisne, 41 km lang, führt von Chauny an der Oiſe nach St.-Simon an der Somme; wurde von Antoine Crozat (ſ. d.) 1732—38 auf eigne Koſten angelegt.

Crozetinſeln (ſpr. kroſá-), Gruppe kleiner vulkaniſcher Inſeln im Indiſchen Ozean zwiſchen 46—47° ſüdl. Br. und etwa unter 52° öſtl. L., 523 qkm, beſteht aus einer Anzahl von Klippen und vier größern Inſeln: Poſſeſſion, Penguin (Inacceſſible), Oſt- und Schweineinſel (nach den von einem engliſchen Kapitän zurückgelaſſenen Schweinen benannt). Engliſche Kriegsſchiffe beſuchen zeitweilig die unbewohnte Gruppe, um etwaige Schiffbrüchige aufzunehmen.

Crozophŏra *Juss.* (Chrozophora *Neck.*, Lackmuskraut, Krebskraut), Gattung der Euphorbiazeen, meiſt einjährige Kräuter mit abwechſelnden, einfachen Blättern, unſcheinbaren Blüten in kurzen, achſelſtändigen Trauben und dreiköpfigen, mehrſamigen Kapſeln. Sieben Arten im arabiſchen und ägyptiſchen Wüſtengebiet, auch in Oſtindien und im Mittelmeergebiet. C. tinctoria *Juss.* (Tournesolpflanze, Färberkroton), ein Sommergewächs an den ſandigen Küſten des Mittelmeergebietes und in Arabien, mit eiförmig rhombiſchen, buchtig gezahnten, beiderſeits ſternfilzigen, langgeſtielten Blättern und hängenden Kapſeln, wird hier und da, namentlich bei Montpellier, kultiviert, diente bei den Alten gegen Würmer und zum Wegätzen der Warzen, jetzt zur Darſtellung der Bezetten oder Tourneſolläppchen, Schminkläppchen.

Crtz., bei Pflanzennamen Abkürzung für H. J. N. von Crantz (ſ. d.).

Cruces, Stadt und Eiſenbahnknotenpunkt auf der Inſel Cuba, Provinz Santa Clara, mit ſtarker Zuckerverfrachtung und (1899) 4173 Einw.

Crucianella *L.* (Kreuzblatt), Gattung der Rubiazeen, Kräuter oder Halbſträucher mit quirlförmig zu vier geſtellten Blättern und meiſt unſcheinbaren Blüten in Ähren. C. stylosa *Trin.*, eine ausdauernde, buſchige Pflanze in Gilan (Perſien), mit roſenroten Blüten mit lang hervorſtehender, keulenförmiger Narbe, wird bei uns als Gartenpflanze kultiviert.

Crucifĕrae, ſ. Kruziferen.

Crucifixus, ſ. Kruzifix.

Cruciger (Creuziger), Kaſpar der ältere, Luthers Mitarbeiter an der Bibelüberſetzung, geb. 1. Jan. 1504 in Leipzig, geſt. 16. Nov. 1548, 1525 Rektor und Prediger in Magdeburg, 1528 Profeſſor der Theologie und Schloßprediger zu Wittenberg, führte 1539 die Reformation in Leipzig ein. Vgl. Th. Preſſel, Kaſpar C. (Elberf. 1862). — Sein Sohn Kaſpar, der jüngere, geb. 19. März 1525 in Wittenberg, daſelbſt Melanchthons Nachfolger als Profeſſor und Führer der Philippiſten (ſ. d.), 1576 als Kryptocalviniſt aus Sachſen verwieſen, geſt. 16. April 1597 als Konſiſtorialpräſident in Kaſſel.

Crucis (lat., »des Kreuzes«), der dritte Quatember, der Mittwoch nach dem Tage der Kreuzeserhöhung (Exaltatio sanctae C.), 14. September.

Crüger, Johann, Komponiſt evangeliſcher Kirchenlieder, geb. 9. April 1598 in Großbreeſen bei Guben, ſtudierte von 1620 an in Wittenberg Theologie, wurde 1622 Kantor an der Nikolaikirche in Berlin und ſtarb daſelbſt als Muſikdirektor 22. Febr. 1662. Auch als Muſikſchriftſteller hat er ſich vorteilhaft bekannt gemacht durch ſeine »Praecepta musicae practicae figuralis« (Berl. 1625, ſpäter u. d. T.: »Rechter Weg zur Singkunſt«); »Synopsis musica etc.« (daſ. 1624 u. ö.); »Quaestiones musicae practicae« (für Schulen, daſ. 1650) ꝛc. Seine Kompoſitionen, die in faſt alle Geſangbücher ſeiner Zeit übergingen und z. T. (z. B. »Jeſus meine Zuverſicht«, »Nun

danket alle Gott«, »Schmücke dich, o liebe Seele«) noch heute gesungen werden, erschienen in verschiedenen Sammlungen unter den Titeln: »Praxis pietatis, oder geistliche Melodien über Dr. Luthers und andrer Gesänge ꝛc.« (Leipz. 1644, sehr oft aufgelegt); »Paradisus musicus, musikalisches Lustgärtlein« (Frankf. a. O. 1622); »Recreationes musicae, d. h. Neue poetische Amorösen ꝛc.« (Leipz. 1651) u. a.

Cruikshank (spr. krückschenk), George, engl. Karikaturenzeichner und Kupferstecher, geb. 27. Sept. 1792 in London, gest. daselbst 1. Febr. 1878, zeichnete schon seit seinem 8. Jahr Skizzen aus dem Londoner Volksleben und erwarb sich später durch eine Satire auf die Banknotenfälschung und eine Reihe von politischen Karikaturen einen geachteten Namen. Den größten Teil seiner humorvollen, wenn auch bisweilen zu stark übertriebenen Karikaturen schöpfte er jedoch aus dem bürgerlichen Leben seiner Zeit. Eine Sammlung dieser Zeichnungen gab er in Kupferstich in den »Squibs, or satirical sketches« (Lond. 1832, 3 Hefte) heraus. Es folgten die »Twelve sketches illustrative of Sir W. Scott's Demonology and Witchcraft« (das. 1832) und die Zeichnungen zu den »Points of humor« und zu Pettigrews »History of Egyptian mummies« (Lond. 1834). In seiner letzten Zeit zeichnete er auch Illustrationen zu Romanen, namentlich zu Dickens' Werken, und malte auch mehrere Genrebilder. Mit seinem ältern Bruder, Robert (1790—1856), einem Miniaturmaler, gab er ausgezeichnete Skizzen über das Sprichwort »The life in London is death« (»Das Leben in London ist Tod«) heraus. Die Zahl seiner Radierungen und Holzschnitte beläuft sich auf etwa 3400. Vgl. Reid, Complete catalogue of the engraved works of G. C. (Lond. 1873); Biographien von Bates (das. 1878), Jerrold (das. 1882, 2 Bde.; 1898 in 1 Bd.) und Stephens (das. 1891).

Crumpsall, früher Stadt in Lancashire (England), seit 1885 Vorort im N. von Manchester.

Cruor (lat.), das geronnene Blut. Andre bezeichnen damit den vom Plasma durch Sedimentierung oder Zentrifugieren getrennten Blutkörperchenbrei.

Cruralis arteria, vena, nervus (lat.), Oberschenkelschlagader, -Blutader, -Nerv.

Crus (lat.), Schenkel, Unterschenkel, s. Bein.

Crusca, Accademia della, s. Akademie, S. 217.

Cruusenstolpe, Magnus Jakob von, schwed. Politiker und Schriftsteller, geb. 11. März 1795 in Jönköping, gest. 18. Jan. 1865 in Stockholm, 1825—1834 Assessor am dortigen Hofgericht, 1828—30 im Ritterhaus und als Mitherausgeber der »Riksdagstidning« (s. Hierta) in oppositionellem Sinne, 1830—33 als Redakteur des »Fäderneslandet« im Interesse Karl XIV. Johanns tätig, trat aus persönlichen Gründen seit 1834 von neuem als heftiger Gegner der Regierung auf, deren Mitglieder er in den mehrfach aufgelegten »Skildringar ur det inre af dagens historia« (Stockh. 1834, 2 Bde.) mit scharfem Spott überschüttete. Weite Verbreitung fanden auch die bis zu seinem Tode fortgesetzten »Ställningar och förhållanden« (seit 1838), worin er Tagesfragen in anziehender, oft sarkastischer Form behandelte; er wurde deswegen schon 1838 zu dreijähriger Festungshaft verurteilt, was zu mehreren Straßentumulten in Stockholm Anlaß gab. Glänzend geschrieben, aber wenig zuverlässig sind seine historisch-romantischen Erzählungen: »Morianen eller Holstein-Gottorpska huset i Sverige« (Stockh. 1840—44, 6 Bde.; deutsch, Berl. 1842—44); »Carl Johan och Svenskarne« (1845—1846, 3 Tle.; deutsch, Berl. 1845 und Stuttg. 1847); »Huset Tessin under enväldet och frihetstiden« (1847—50, 5 Bde.; deutsch, Berl. 1847—53, 3 Bde.). Strenger geschichtlich gehalten sind: »1720, 1772 och 1809« (2. vermehrte Aufl. 1837); »Historisk tafla af Gustaf IV. Adolfs första lefnadsår« (1837); »Portefeuille« (1837—45, 5 Bde.); »Europas hof« (1853—54); »Historiska personligheter« (1861—1863, 2 Bde.). Von seinen Novellen seien genannt: »Kleine Erzählungen« (Berl. 1844). Vgl. Ahnfelt, Magnus Jakob C. (Stockh. 1880—81, 2 Bde.).

Crusher-gauge (engl., spr. krösher-gēdsch), s. Gasdruckmesser.

Crusius, 1) Christian August, Philosoph, geb. 1715 in Leuna bei Merseburg, gest. 1775 in Leipzig als Professor der Philosophie und Theologie daselbst, war ein heftiger Gegner der Wolffschen Philosophie und verwarf den Determinismus, die prästabilierte Harmonie und den Optimismus. Er ging ohne philosophische Tiefe darauf aus, Theologie und Philosophie miteinander zu vereinigen, und nahm neben dem formalen Prinzip der Identität noch materiale Fundamentalsätze an, z. B. den: Eine jede Substanz ist irgendwo und irgendwann. Seine wichtigsten Schriften sind: »Entwurf der notwendigen Vernunftwahrheiten« (Leipz. 1745) und »Weg zur Gewißheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntnis« (das. 1747). Vgl. Marquardt, Kant und C. (Kiel 1885).

2) Otto, Philolog, geb. 20. Dez. 1857 in Hannover, studierte in Leipzig und wurde 1880 Gymnasiallehrer, 1883 Privatdozent daselbst, 1886 ordentlicher Professor in Tübingen, 1898 in Heidelberg, 1903 in München; seit 1888 ist er Herausgeber des »Philologus«. Zu den griechischen Parömiographen lieferte er: »Analecta ad paroemiographos Graecos« (Leipz. 1883); Ausgabe von »Plutarchus de proverbiis Alexandrinorum« (das. 1889, Einleitung und Kommentar 1894); »Zur handschriftlichen Überlieferung der Parömiographen« (mit Cohn, Götting. 1891); sonst: »Beiträge zur griechischen Mythologie und Religionsgeschichte« (Leipz. 1886); »Untersuchungen zu Herondas« (das. 1892); Ausgabe der »Mimiamben« des Herondas (das. 1892, 3. Aufl. 1901; deutsch mit Einleitung und Anmerkungen, Götting. 1893); »Die delphischen Hymnen« (das. 1894); Ausgaben des Babrios (Leipz. 1897, kleinere 1898); eine Lebensbeschreibung von Erwin Rhode (Tübing. 1902). Auch besorgte er die 4. Auflage der »Anthologia lyrica« von Bergk und Hiller (Leipz. 1897).

Crusta (lat.), Kruste, Borke, Grind; C. lamellosa, Schuppengrind; C. lactea, Milchborke; C. inflammatoria, Speckhaut auf geronnenem Blut.

Crustacea, Krebstiere (s. d.).

Crusta petrosa (lat.), der Zement, der bei pflanzenfressenden Säugetieren die Zahnwurzel umkleidet oder die Lamellen der Zahnkronen verkittet.

Cruveilhier (spr. krüwäjē), Jean, Mediziner, geb. 9. Febr. 1791 in Limoges, gest. 6. März 1874 in Jussac, studierte in Paris, ging 1824 als Professor der chirurgischen Pathologie nach Montpellier, ward 1836 Professor der pathologischen Anatomie an der medizinischen Fakultät zu Paris und 1830 Oberarzt und Direktor des Hospice de la Maternité und in der Folge an der Salpetrière und Charité. C. war mehrere Jahrzehnte hindurch der bedeutendste Vertreter der pathologischen Anatomie in Frankreich, bis die Wissenschaft durch das Mikroskop eine andre Richtung erhielt. Er schrieb: »Anatomie pathologique du corps humain« (Par. 1828—42, 2 Bde., mit 233 Kupfern); »Cours d'études anatomiques« (1830 ff.); »Traité

d'anatomie descriptive« (1833; 5. Aufl. 1872—79, 3 Bde.); »Anatomie du système nerveux« (1845); »Traité d'anatomie pathologique générale« (1849 bis 1864, 5 Bde.); »Vie de Dupuytren« (1840).

Crux (lat.), Kreuz (s. d.); in der katholischen Kirche eine Prozession, der ein Kreuz voraufgetragen wird, sowie die dabei übliche Litanei; daher C. nigra (»schwarzes Kreuz«), die große Gregorianische Litanei, bei der die Kirche schwarz verhangen wird; uneigentlich Marter, Qual oder, was solche verursacht, z. B. C. interpretum (»Kreuz der Erklärer«), eine schwer zu erklärende Stelle eines Schriftstückes.

Crux (Kreuz), Sternbild, s. Südliches Kreuz.

Cruyshautem (spr. kreüshǒtem), Fabrikort in der belg. Provinz Ostflandern, Arrond. Oudenaarde, an der Vizinalbahn Deinze-Oudenaarde, mit Leinwandfabriken und Bleichen und (1900) 5918 Einw.

Cruz, 1) San Juan de la, span. Dichter und Schriftsteller, geb. 1542 zu Antiveros in Altkastilien, gest. 14. Dez. 1591 im Kloster von Ubeda, studierte in Medina del Campo bei den Jesuiten, ward Karmeliter und um 1568 Abt des nach neu reformierten Ordensregeln gegründeten Klosters zu Manresa. Um dieser Reform willen angefeindet und verhaftet, gründete er, wieder frei, 1579 das Kloster von Baeza, übernahm zwei Jahre darauf die Verwaltung desjenigen zu Granada, ward 1585 Provinzialvikar von Andalusien und 1588 Definitor des Ordens. Von neuem seiner Ämter beraubt, wurde er in das Kloster von Ubeda eingeschlossen, wo er starb. Benedikt XIII. sprach ihn 1674 heilig und weihte ihm den 24. November. Seine Werke, größtenteils betrachtender Art und mit großer Wärme geschrieben, haben ihm den Namen des »ekstatischen Doktors« erworben. Am bedeutendsten unter ihnen sind die »Besteigung des Berges Karmel« und »Die dunkle Nacht der Seele«. Seine Gedichte haben den nämlichen Charakter, sind aber äußerst ausdrucksvoll in ihrer Sprache. Seine vollständigen »Obras espirituales« erschienen zuerst in Barcelona 1619 (12. Aufl., Sevilla 1703), dann in der Madrider »Biblioteca de autores españoles« (Bd. 27). Eine Ausgabe der Gedichte besorgte W. Storck (»Todas las poesias de San Juan de la C. y de Santa Teresa de Jesus«, Münster 1854), der auch eine vorzügliche Übersetzung (das. 1854) lieferte. Wohlgelungene Übertragungen einzelner Gedichte enthält Diepenbrocks »Geistlicher Blumenstrauß« (4. Aufl., Sulzbach 1862). Die Prosaschriften wurden von Gallus Schwab (Sulzbach 1838, 2 Bde.) verdeutscht. Vgl. Muñoz Garinca, San Juan de la C. (Madr. 1875).

2) Juana Ines de la C., spanisch-amerikan. Dichterin, geb. 12. Nov. 1651 in der Nähe von Mexiko, gest. 17. April 1695, erwarb sich ein für ihre Zeit bedeutendes Wissen, ward Hofdame der Vizekönigin von Mexiko, zog sich aber schon mit 17 Jahren von der Welt zurück in das Kloster der Hieronymitinnen zu Mexiko, in dem sie fortan unter strengen Bußübungen ausschließlich den Studien und der Dichtkunst lebte. Die Werke dieser von den Zeitgenossen als »zehnte Muse« und »mexikanischer Phönix« gefeierten Dichterin bestehen in Liedern, teils im altspanischen, teils im kunstvollern italienischen Geschmack, und einer Anzahl dramatischer Dichtungen, von denen nur zwei (»Amor es mas labirinto« und »Los empeños de una casa«) weltlichen Inhalts, die übrigen geistliche Spiele sind. Eine Sammlung ihrer »Obras« erschien Madrid 1714, 3 Bde. (auch Saragossa 1725 u. ö.); eine Auswahl ihrer lyrischen Gedichte enthält auch die Madrider »Bibl. de aut. españoles« (Bd. 42).

3) (Ramon de la C.) Cano y Olmedilla, span. Bühnendichter, geb. 1731 in Madrid, gest. 1799, merkwürdig, weil er in einer Zeit, wo die spanische Bühne unter dem Einfluß des französischen Klassizismus ihren niedrigsten Stand erreicht hatte, durch die Kraft seiner gesunden Naturgaben echt Nationales und z. T. Mustergültiges schuf. Von außerordentlicher Fruchtbarkeit, versuchte er sich in allen Gattungen des Dramas und schrieb gegen 300 Bühnenstücke. Von bleibendem Werte sind jedoch nur seine von köstlichem Humor durchdrungenen Zwischenspiele (»Sainetes«), lebendige Szenen und drastische Sittenbilder aus dem untersten Volksleben. Das bekannteste ist »Manolo, tragedia para reir o sainete para llorar«. »Teatro« (Madr. 1786—91, 10 Bde.), »Coleccion de Saynetes« (das. 1843, 2 Bde.). Eine Auswahl erschien als »Teatro selecto«, mit Biographie von Roque Barcia (Madr. 1882). Vgl. Cotarelo y Mari, D. Ramon de la C. y sus obras (1899).

Cruzāda (»Kreuzzug«), die vom Papst den Spaniern und Portugiesen zum Vorteil der Krone auferlegte Abgabe zur Führung der Kriege gegen Ungläubige; seit dem Aufhören solcher Kriege das Recht der spanischen und portugiesischen Könige auf alle von Dispensationen ꝛc. herkommenden Einkünfte (oft für Europa und Amerika über 1 Mill. Dukaten), von denen der heilige Stuhl ein Fixum bezog; auch der Gerichtshof, der diese Abgabe eintrieb. Vgl. Llamazares, Historia de la bula de la santa C. (Madr. 1859).

Cruzādo, portug. Münzen, 1455—1822 gesetzlich zu $^{11}/_{12}$ fein geprägt: der C. velho (alte Krone) zu $^1/_4$ Escudo oder 400 Reis = 2,042 Mk.; als Silbermünze früher mit 400 bezeichnet und 1722 auf 480 Reis erhöht (C. novo, Pinto), mit 13,42 g Silber, auch in halben und viertel Stücken. Ähnlich der bis 1833 in Brasilien geprägte C. novo zu 480 Reis.

Crwth (spr. krūt), Musikinstrument, s. Chrotta.

Cryptobranchus, der Schlammteufel.

Cryptocarya *R. Br.* (Caryodaphne *Nees*), Gattung der Laurazeen, Gehölze mit kleinen Blüten in achselständigen, gestielten Rispen und von der Achse völlig umschlossener, außen längsrippiger Frucht. Etwa 40 Arten, besonders im tropischen Südostasien, namentlich auf Java und den kleinen Sundainseln, auch in Brasilien, Chile, im tropischen Australien, zwei am Kap. C. moschata *Mart.*, in Brasilien, liefert die amerikanischen Muskatnüsse, die von den Eingebornen als Speisegewürz benutzt werden. C. obovata *R. Br.* (australische Sykomore) liefert ein helles, später nachdunkelndes Nutzholz.

Cryptococcus *Ktz.*, soviel wie Saccharomyces, s. Hefe.

Cryptogamĭa (griech.), Verborgenehige, s. Kryptogamen.

Cryptomerĭa *Don.*, Gattung der Koniferen mit der einzigen Art C. japonica *Don.* (japanische Zeder oder Zypresse, s. Tafel »Koniferen I«, Fig. 11), schlanker, pyramidaler, immergrüner Baum von 40 m Höhe, pfriemlich sichelförmigen, allseitswendigen Nadeln, männlichen Blüten in Ähren, weiblichen einzeln am Ende kurzer Zweige, 16—30 mm langen eiförmigen Zapfen (s. Tafel »Koniferen II«, Fig. 10) und scharf zwei- bis dreikantigen Samen, wächst in Gebirgen des südlichen Japan bei 200—400 m Meereshöhe als Waldbaum, auch in China in einer Höhe von 1000 m, kam 1842 durch Fortune aus China und ein Jahrzehnt später durch Lobb aus Japan nach Europa und wird jetzt in mehreren Varietäten als Zierpflanze kultiviert. Sie verlangt vor allem Luftfeuchtigkeit, junge Pflanzen halten unter guter Winter-

deckung auch in Norddeutschland aus, ältere bedürfen in geschützter Lage keines besondern Schutzes. In Japan liefert C. ein leichtes, weißes, sehr widerstandsfähiges Holz.

Cryptosporium *Corda*, eine nur in der Pyknidenform bekannte Pilzgattung aus der Gruppe der Pyrenomyceten. C. leptostromiforme *J. K.*, der Stengeltöter der Lupinen, lebt für gewöhnlich als unschädlicher Parasit an den ausgereiften Stengeln der Lupinen. Wenn der Pilz sich ausnahmsweise an der Stengelbasis junger blühender oder halbreifer Pflanzen entwickelt, so veranlaßt er Krankheit und Absterben der befallenen Stengel. Entfernung des pilzbehafteten Lupinenstrohes und tiefes Unterpflügen der Stoppeln dienen zur Bekämpfung der Krankheit.

Cryptūrus, s. Steißhuhn; Crypturidae, Familie der Hühnervögel (s. d.).

Crystalli tartări, gereinigter Weinstein.

Cs, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Cäsium.

Csaba, Stadt, s. Békés-Csaba.

Csacza (spr. tschatza), Markt im ungar. Komitat Trentschin, am Bache Kisucza, Knotenpunkt an der Bahn Kaschau-Oderberg, mit Holzindustrie und (1901) 4629 slowak. Einwohnern.

Csaiken, s. Tschaiken.

Csákány (spr. tschákány), ungar. Waffe des Mittelalters in Form eines Schlachtbeiles. Der heutige C., zumeist die Waffe des Csikós (s. Tschikosch), besteht aus einer auf einem Holzstiel befestigten eisernen Hacke, deren eine Seite spitz ausläuft.

Csakathurn (ungar. Csáktornya, spr. tscháktornja), Großgemeinde im ungar. Komitat Zala, Hauptort der Murinsel (s. d.) und Knotenpunkt der Bahnlinien Budapest-Pragerhof, C.-Boba und C.-Agram, mit altem Schloß und der Grabstätte der Familie Zrinyi, Bezirksgericht, Lehrerpräparandie und (1901) 4860 kroatischen, ungarischen und deutschen Einwohnern.

Csákó (ungar.), s. Tschako.

Csákovár (spr. tschákowár, auch Csákova), Markt im ungar. Komitat Temes, an der Eisenbahn Zsebely-Bóka, mit Bezirksgericht, Burgruine und (1901) 4601 meist deutschen Einwohnern.

Csáktornya, s. Csakathurn.

Csákvár (spr. tschákwár), Markt im ungar. Komitat Weißenburg, mit Schloß des Grafen Eszterházy und (1901) 4795 magyar. Einwohnern.

Csáky (spr. tscháki), Graf Albin, ungar. Staatsmann, geb. 19. April 1841 zu Krompach im Zipser Komitat, bekleidete seit 1867 die Würde eines Obergespans dieses Komitats bis 1888. Wiederholt zum Eintritt in das Ministerium aufgefordert, übernahm er erst im September 1888 das Unterrichtsportefeuille, nachdem er inzwischen mit der Würde eines königlich ungarischen Oberstruchsessen die Stelle eines Vizepräsidenten des Magnatenhauses bekleidet hatte. Als Unterrichtsminister war er hauptsächlich um die Reform der Mittelschulen im Sinne der sogen. Einheitsschule bemüht. Bemerkenswert ist auch seine Reform der Kollegiengelderfrage an der Budapester Universität, sein Gesetzentwurf über die Kleinkinderbewahranstalten und das Abschaffen des Griechischen als obligaten Lehrgegenstandes. Der Erlaß vom 26. Febr. 1890 betreffs der sogen. Wegtaufungen (s. d.) veranlaßte eine heftige Bewegung, namentlich unter dem niedern katholischen Klerus, und führte schließlich mit ihren Konsequenzen (Einführung der Zivilehe) im November 1892 zu einer Kabinettskrise, aus der C. und die von ihm vertretenen liberalen Grundsätze siegreich hervorgingen. C. behielt auch im Kabinett Wekerle sein Portefeuille bei, trat jedoch bei der Rekonstruktion des Ministeriums während der Verhandlungen über das Zivilehegesetz 11. Juni 1894 zurück. Unter dem Kabinett Széll (1900) wurde er zum Präsidenten des Magnatenhauses ernannt.

Csallóköz (spr. tschállökös), Donauinsel, s. Schütt 1).

Csanád (spr. tschánád), ungar. Komitat längs der Maros und Theiß, grenzt an die Komitate Csongrád, Békés, Arad und Torontál und umfaßt 1618 qkm (29,1 QM.) mit (1901) 140,007 Einw. (meist Magyaren). Hauptort ist Makó.

Csanád (Magyar-C.), Großgemeinde im gleichnamigen ungar. Komitat (s. oben), an der Eisenbahn Arad-Szegedin, mit (1901) 3025 Einw. — Hier siegte der heil. Stephan über Ajtony (s. d.) und errichtete ein Bistum, dessen Sitz 1702 nach Szegedin, 1738 aber nach Temesvár verlegt wurde. 1242 verwüsteten die Tataren, 1514 die aufrührerischen Bauern (s. Dózsa) Schloß und Stadt. 1545 kam sie unter das Joch der Türken, die erst 1684 vom General Wallis für immer daraus vertrieben wurden. Vgl. die Monographie von S. Borovszky (ungar., 1896, 2 Bde.).

Csángós (spr. tschángósch, Csángó-Magyaren), in der Bukowina und in Rumänien zerstreut lebende Magyaren, die teils von Kumaniern, teils von ausgewanderten Széklern abstammen, meist katholisch und tüchtige Feldarbeiter sind und den magyarischen Széklerdialekt sprechen. In letzter Zeit haben sich auf Anregung der ungarischen Regierung viele Bukowinaer Csángófamilien im Donaugebiet Südungarns angesiedelt. Ihre Zahl beträgt in der Bukowina (1900) 9516, in Ungarn gegen 2000.

Csánki (spr. tschán-ki), Desiderius, ungar. Geschichtschreiber, geb. 18. Mai 1857 in Füzes-Gyarmat, Landesarchivar in Budapest. Sein Hauptwerk (in ungar. Sprache): »Ungarns historische Geographie im Zeitalter der Hunyadi« (1890 ff., bis jetzt 3 Bde.), bildet die Fortsetzung des großen Werkes von Jos. Graf Teleki (s. d.).

Csányi (spr. tschányi), Ladislaus, Kommunikationsminister in der ungarischen Revolutionszeit, geb. 1790 zu Csányi im Zalaer Komitat, gest. 10. Okt. 1849 in Pest, diente als Husar 1809—15, war später eifriges Mitglied der Opposition im Zalaer Komitat und bis zum Ausbruch der Revolution Deáks treuer Parteigenosse. Im März 1848 sicherte er in Pest die Ordnung, ging bei Ausbruch der kroatisch-serbischen Unruhen als Landeskommissar an die Drau, begleitete später die Hauptarmee gegen Wien sowie beim Rückzug von Preßburg bis Pest und blieb auch in den ersten Januartagen 1849 als Kommissar bis zu Windischgrätz' Einzug daselbst zurück, worauf er der Regierung nach Debreczin folgte. In Siebenbürgen verfuhr er als Regierungskommissar gegen die Sachsen und raubenden Walachen streng, ja grausam, aber unbestechlich. Abberufen, wurde er nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 zum Kommunikationsminister ernannt, war bei der zweiten Flucht der ungarischen Regierung aus Pest abermals der letzte und stimmte für die Übertragung der Diktatur an Görgei. Nach der Waffenstreckung von Világos (13. Aug. 1849) ergab sich C. in Sarkad den Russen, die ihn an Österreich auslieferten. Er endete am Galgen. C. wurde wegen seines Amtseifers allgemein die »Biene« (méh), seines Charakters halber »Cato« genannt.

Csárda (spr. tschárda), ungar. Name für eine Pußtenschenke.

Csardaken, s. Tschardaken und Getreidebau.

Csárdás, s. Tschardasch.

Császár (spr. tschásszár), Franz, ungar. Schriftsteller und Dichter, geb. 1807 zu Zala-Egerszeg im Komitat Zala, gest. 17. Aug. 1858, war zuerst als Lehrer, dann als Notar beim Wechselgericht tätig und begründete 1850 den liberalen »Pesti Napló« (»Pester Tageblatt«). Außer einigen Schriften über ungarisches Wechselrecht u. a. veröffentlichte er: »Italienische Reisen« (1843), ein »Mythologisches Wörterbuch« (1844) und »Gedichte« (2. Aufl. 1846), unter denen namentlich die in italienischer Manier geschriebenen Sonette und Matrosenlieder hervorzuheben sind. Auch übersetzte er Meisterwerke von Alfieri, Beccaria, Silvio Pellico und Dante ins Ungarische.

Csatád (spr. tschátád), Markt im ungar. Komitat Torontál, oberhalb Hatzfeld, mit (1901) 2826 deutschen Einwohnern; Geburtsort des Dichters Lenau, mit dessen Büste.

Cseber (spr. tsche-, deutsch Zuber), bis 1854 gebräuchliches Weinmaß in Teilen Ungarns, 10 Kanta zu 10 ungarischen Halben = 84,589 Lit.; der kleine Eimer (Kis C.) = ½ C. (Nagy C.).

Cseh (spr. tschech), Erwin von Szentkátolnai, ungar. Staatsmann, geb. 23. März 1838 zu Valpó (Slawonien), studierte Landwirtschaft; wurde 1886 zum Obergespan von Syrmien und 10. Dez. 1898 zum Minister für Kroatien-Slawonien ernannt.

Csejthe (spr. tschéjte), Ruine beim Dorf C. unweit Waag-Neustadtl im ungar. Komitat Neutra, bekannt durch die grausamen Jungfrauenmorde der berüchtigten Schloßherrin Elisabeth von Báthory (s. Báthori).

Csenger (spr. tschénger), Großgemeinde im ungar. Komitat Szatmár, mit Tabakeinlösungsamt und (1901) 3360 magyar. Einwohnern. 1570 fand hier eine Synode der Reformierten statt.

Csengery (spr. tschénggeri), Anton, ungar. Publizist und Politiker, geb. 2. Juni 1822 in Großwardein, gest. 13. Juli 1880 in Budapest, studierte die Rechte, trat 1845 in die Redaktion des liberalen »Pesti Hirlap«, folgte 1848 der Regierung nach Debreczin und war einige Zeit Ministerialrat. Nach der Revolution wirkte er als Lehrer. 1857 gründete er die »Budapesti Szemle« (»Budapester Revue«), die er bis 1869 redigierte. Eifrig war er für die wirtschaftliche Entwickelung bemüht und hatte einen wesentlichen Anteil an der Errichtung des ungarischen Bodenkreditinstituts, als dessen Direktor er bis an seinen Tod wirkte. Seit 1861 Mitglied des Reichstags, war er eins der einflußreichsten Mitglieder der Deák-Partei. Von seinen glänzend geschriebenen historischen Schriften, wegen deren er Mitglied und zweiter Präsident der Akademie wurde, sind zu nennen: »Ungarns Redner und Staatsmänner« (1851; deutsch, Leipz. 1852); »Historische Studien und Charakteristiken« (Pest 1870—74, 2 Bde.); »Geschichtschreibung und Geschichtschreiber« (das. 1874); »Denkrede auf Deák« (deutsch von G. Heinrich 1877); auch übersetzte er Macaulays »Geschichte Englands« (neue Aufl. 1874). Seine »Gesammelten Werke« erschienen 1884 in 5 Bänden.

Csepel (spr. tschépel), fruchtbare Donauinsel unterhalb Budapest, 48 km lang, 3—9 km breit, von 14 kleinen Inseln umgeben, 257 qkm groß, mit Obst- und Weinbau und 10 Ortschaften. Hauptort ist Ráczkeve (s. d.). Sie war einst Sommeraufenthalt und Jagdgebiet der Könige und bildete das Brautgeschenk der Königinnen. 1721 kaufte sie Prinz Eugen von Savoyen. Seit 1825 ist sie königliches Familiengut. An der Nordspitze der Insel wird gegenwärtig ein großer Winterhafen hergestellt.

Csepreg (spr. tschépreg, deutsch Tschapring), Großgemeinde im ungar. Komitat Ödenburg, mit (1901) 4065 Einw. und Branntweinbrennerei. — 1591 fand hier ein Religionsgespräch zwischen Lutheranern und Calvinisten statt (Csepreger »Colloquium«).

Cserei (spr. tschérei), Michael, siebenbürg. Historiker, geb. 21. Okt. 1668 in Rákos, gest. 22. April 1756 in Nagy-Ajtai, diente unter Mich. Teleki, dem allmächtigen Günstling Apafis, dann unter Thökölys, schwur hierauf 1691 Leopold I. Treue, wurde königlicher Kommissar, war von 1707—10 Königsrichter in Csik und widmete sich dann ganz der Literatur. Seine lebhafte, aber höfisch gefärbte und parteiische »Siebenbürgische Chronik« (in ungar. Sprache) reicht von 1611—1712 (gedruckt 1852). 1893 sind auch seine »Jugendaufzeichnungen« (1690—98) von Z. Ferenczy herausgegeben worden.

Cserhalom (spr. tschér-, soviel wie Eichenhügel), Anhöhe bei Kerlés am Szamos im ungar. Komitat Szolnok-Doboka, auf der König Salomon und Herzog Béla 1070 die Kumanen besiegten.

Cserhát (spr. tschérhät), der sich im ungar. Komitat Neugrád zwischen der Donau und der Mátra (von Waitzen nordöstlich bis Salgó-Tarján) erstreckende Teil des ungarischen Mittelgebirges, erhebt sich im Naghszál bis 652 m. Der Berg C. ist nur 349 m hoch.

Cservenka (spr. tschérwe-), Großgemeinde im ungar. Komitat Bács-Bodrog, am Franzenskanal, mit (1901) 7563 meist deutschen Einwohnern.

Csetate mare und **mike** (spr. tschét-), Berggipfel, s. Kirnik.

Csiger (spr. tschi-), linker Nebenfluß der Weißen Körös im ungar. Komitat Arad.

Csik (spr. tschik), ungar. Komitat in Siebenbürgen, grenzt an die Komitate Maros-Torda, Udvarhely und Háromszék und an Rumänien und umfaßt 4493 qkm (81,6 QM.) mit (1901) 128,382 Einw. Sitz des Komitats ist C.-Szereda (s. d.).

Csiker Gebirge, Zweig der Südkarpathen, erstreckt sich in Ungarn (Siebenbürgen) vom Ursprung der Aluta durch das Csiker Komitat südöstlich bis zum Paß Ojtoz im Komitat Háromszék, bis 1640 m hoch.

Csiklova, 1) C.-Bánya (spr. tschiklówa-bánja) und 2) Rumänisch-C., Bergwerksorte bei Oravicza im ungar. Komitat Krassó-Szörény, ersterer mit Kupferwerken, Eisenhämmern, Sägemühle und (1901) 2305, letzterer mit 3149 rumän. Einwohnern.

Csikós, s. Tschikosch.

Csik-Somlyó, Stadt, s. Csik-Szereda.

Csik-Szereda (spr. tschik-sse-, lat. Sicoloburgum), Stadt, Sitz des ungar. Komitats Csik, liegt an der Aluta am Fuß des Hargitagebirges, hat ein altes Schloß, ein schönes Komitatsgebäude, einen Gerichtshof und (1901) 2858 magyar. Einwohner; 2 km entfernt das Dorf Csik-Somlyó (spr. schómljö), hat ein Franziskanerkloster (Wallfahrtsort) mit wertvoller Bibliothek, Obergymnasium und Lehrerpräparandie.

Csiky (spr. tschiki), Gregor, bedeutender Dramatiker Ungarns, geb. 8. Dez. 1842 in Pankota, gest. 19. Nov. 1891 in Budapest, studierte in Pest und Wien katholische Theologie, war 1870—78 Professor der Theologie am Seminar zu Temesvár, wo er sich zugleich literarischer Tätigkeit widmete, siedelte darauf nach Pest über und trat hier 1881 zur evangelischen Kirche über. 1872 erschien er zuerst mit zwei Bänden Erzählungen (»Aus dem Leben« und »Photographien«) vor der Öffentlichkeit. 1875 gewann er mit dem Lustspiel »A Jóslat« (»Das Orakel«) den Teleky-Preis (100 Dukaten) der ungarischen Akademie. Sein

nächstes Stück, die Tragödie »Janus« (1877), gewann wieder einen Preis von 100 Dukaten, das Lustspiel »Der Unwiderstehliche« sogar 400 Dukaten, da der Karácsonyi-Preis vier Jahre lang nicht zur Verteilung gelangt war, und das Lustspiel »Der Mißtrauische« wieder den Teleky-Preis. »Die Proletarier«, die im Winter 1879/80 zuerst im Pester Nationaltheater mit größtem Erfolg aufgeführt wurden, eröffneten eine Reihe moderner Sittendramen, die teilweise nach fremden Mustern mit scharfer Beobachtung des Lebens und gewandter Bühnentechnik gearbeitet sind. Mit mehr oder weniger gleichem Beifall gingen die neuern Stücke des fruchtbaren Dichters über die Bühne, so das Drama »Glänzendes Elend«, die Lustspiele: »Herr Mukányi«, »Kaviar«, »Schöne Mädchen«, »Die Großmama« und die Tragödien: »Der Magus«, »Spartacus« und das einaktige Schauspiel »Anna«. 1890 erschien der Roman »Az Atlasz-család« (»Die Familie Atlas«). Außer seiner poetischen entwickelte C. auch eine bedeutende Übersetzertätigkeit; er hat die Tragödien des Sophokles, ebenso den Plautus und zahlreiche französische wie englische Bühnenstücke meisterhaft ins Ungarische übertragen.

Csilizköz (spr. tschílisköz), s. Schütt.

Csiz (spr. tschis), Bad im ungar. Komitat Gömör, bei Rimaszécs, an der Miskolcz-Fülieker Bahn, mit einer sehr starken Jod- und Bromquelle.

Csobánka (spr. tschobánka), Großgemeinde im ungar. Komitat Pest, im Pilischer Gebirge, mit großen Steinbrüchen und merkwürdigen Höhlen.

Csokonay (spr. tschókonaj), Vitéz Michael von, ungar. Dichter, geb. 17. Nov. 1773 in Debreczin, gest. 28. Jan. 1805, besuchte das Kollegium seiner Vaterstadt, wurde 1794 Professor der Poetik daselbst, studierte dann die Rechte, wurde Lehrer zu Csurgo, widmete sich aber in der Folge ganz der Dichtkunst. Reiche Sprache und leichter Versbau zeichnen seine Gedichte aus. Er schöpfte aus der Quelle der Volkspoesie und half dadurch eine wahrhafte ungarische Nationallyrik begründen. Seine Werke sind: »Magyar-Muzsa« (»Ungarische Muse«, Preßb. 1796); »Amaryllis« (Pest 1803); das komische, in der Art von Popes »Lockenraub« gedichtete Epos »Dorottya« (Großwardein 1804); »Lilla« (das. 1805); »Galatea« (das. 1806); »Der Hirtenkönig« (»A pásztor király«, das. 1806); »Oden« (das. 1805); »Anakreoni dalok« (»Anakreontische Lieder«, Wien 1803); »Békaegérharcz« (»Froschmäusekrieg«, das. 1816). Seine »Gesammelten Werke« gab Márton heraus (Wien 1813, 4 Bde.; 2. Aufl. 1816) wie auch »Csokonays Leben und einige hinterlassene Schriften« (Pest 1817). Eine kritische Ausgabe der Werke besorgte später Toldy (Pest 1846, 2 Bde.). Sein Leben beschrieben Th. Szana (Pest 1869) und J. Harasźti (das. 1880). 1871 wurde in Debreczin ein ehernes Standbild des Dichters (von N. Izsó) enthüllt.

Csoma (spr. tschoma), Alexander, ungar. Reisender und berühmter Tibetist, geb. 1798 zu Körös (Siebenbürgen), gest. 11. April 1842, studierte in Göttingen und wurde durch eine Bemerkung Blumenbachs, die Magyaren seien wohl die Uiguren der chinesischen Annalen, bestimmt, die Ursitze seines Volkes in Asien aufzusuchen. Er brach 1821 mit einer Karawane, als Armenier verkleidet und der armenischen Sprache völlig mächtig, von Chorasan nach Bochara auf und gelangte über Balch und Lahor nach Leh, der Hauptstadt Ladaks. Mehrere Jahre lebte er als Schüler in einem buddhistischen Kloster am Satledsch und erlernte das Tibetische, erhielt auch vom Dalai Lama die Erlaubnis zur Reise nach Lhassa, starb aber plötzlich zu Dardschiling im Himalaja, wo ihm später ein Denkmal gesetzt wurde. Außer kleinern Schriften veröffentlichte er: »A grammar of the Tibetan language« (Kalkutta 1834); »Essay towards a dictionary Tibetan and English« (das. 1835); »Analysis of the Kandjur« (über die Grundlehren des Buddhismus, das. 1835). Vgl. Duka, Life and travels of Alex. C. de Körös (Lond. 1885).

Csongrád (spr. tschóngrád), ungar. Komitat zwischen der Donau und Theiß, wird von den Komitaten Békés, Csanád, Torontál, Bács-Bodrog und Jász-Nagy Kun-Szolnok begrenzt und hat 3414 qkm (62,1 QM.) mit (1901) 295,927 Einw. (Magyaren, zu zwei Drittel Katholiken). Sitz des Komitats ist jetzt Szentes (s. d.), früher war es Szegvár (spr. ßégwár), mit (1901) 7249 Einwohnern.

Csongrád, Großgemeinde im ungar. Komitat Csongrád, an der Theiß unweit der Körösmündung und an der Flügelbahn Félegyháza-C., hat Weinbau, lebhafte Fischerei, ein Bezirksgericht, ein Tabakeinlösungsamt und (1901) 22,619 magyar. Einwohner. Zwischen C. und Szentes ist gegenwärtig eine 504 m lange Brücke über die Theiß im Bau.

Csorba (spr. tschórba), Dorf im ungar. Komitat Liptau, an der Kaschau-Oderberger Bahn, mit (1901) 1643 slowak. Einwohnern. 7 km nördlich, auf der Hohen Tátra, liegt der 20,5 Hektar große Csorbaer See (bis 20,7 m tief) und an dessen Ufer der klimatische Sommerkurort C. (1387 m ü. M.) mit Villenkolonie und Badeanstalten, wohin von C. aus eine Zahnradbahn führt. 1902 wurde der See mit Umgebung vom Staat angekauft und an eine Gesellschaft verpachtet, um daselbst Hotels und Villen anzulegen.

Csorich de Monte Creto (spr. tschóritsch), 1) Franz, Freiherr von, k. k. Feldmarschalleutnant, aus kroatischem Geschlecht, geb. 3. Okt. 1772 zu Zengg im Litorale, gest. 4. März 1847 in Temesvár, trug als Oberleutnant 13. Mai 1800 viel zum Sieg bei Monte Creto bei (daher sein Freiherrentitel von 1818), war seit 1839 Kommandierender in Tirol und seit 1842 im Banat.

2) Anton, Freiherr von, k. k. Feldmarschalleutnant und Kriegsminister, geb. 1795 zu Machichno in Kroatien, gest. 15. Juli 1864 in Dornbach bei Wien, Neffe und Adoptivsohn des vorigen, befehligte 1848 als Feldmarschalleutnant beim Oktoberaufstand in Wien in der Leopoldstadt und übernahm später das Kommando der Truppen, welche die innere Stadt zernierten. 1850—53 war er Kriegsminister.

Csorna (spr. tschor-), Großgemeinde im ungar. Komitat Ödenburg, Knotenpunkt der Eisenbahnen Raab-Ödenburg, Preßburg-Steinamanger und C.-Pápa, mit Prämonstratenserstift (1180 gegründet), Bezirksgericht und (1901) 7313 magyar. Einwohnern. Am 14. Juni 1849 siegten hier die Ungarn unter Kmety über die Österreicher unter Wyß.

Csudálókö, Höhle, s. Almás 3).

Csukás (spr. tschúkásch), Gipfel des Bodzaer Gebirges (Siebenbürgen), s. Bodza und Karpathen.

Csurgó (spr. tschúrgó), Großgemeinde im ungar. Komitat Somogy, an der Staatsbahnlinie Dombovár-Gyékényes, mit Bezirksgericht, Lehrerpräparandenanstalt, reformiertem Gymnasium und (1901) 3955 magyar. Einwohnern.

Csurog (spr. tschú-), Großgemeinde im ungar. Komitat Bács-Bodrog, an der Eisenbahn Ó-Becse-Ujvidék, mit (1901) 9483 serbischen und magyar. Einwohnern.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Cſutoren (spr. tſchu-), ſ. Holzflaſchen.

Ctenomys, ſ. Kammratte.

Ctenophŏra, ſoviel wie Rippenquallen (ſ. d.).

Ctr. (Ctr.), Abkürzung für Zentner.

Cu, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Kupfer (Cuprum).

Cuadra, Längenmaß, in Chile und Spaniſch-Weſtindien 150 Varas = 127,119 m, in Argentinien und Paraguay 150 Varas = 129,9 m, ſeit 1862 in Uruguay 100 Varas = 85,9 m und als Ackerfläche die C. cuadrada = 73,788 Aréas.

Cuadrilla (spr. -drilja), ſ. Stiergefechte.

Cuarta, frühere Maßbezeichnung in Spanien: als Länge 1/4 Vara, meiſt Palmo genannt, für Flüſſigkeiten noch in Uruguay = 2 Octavas.

Cuartál, früheres Feldmaß in Aragonien von 400 QVaras = 2,384 Ar; Getreidemaß = 7,473 Lit.

Cuartan, ſpan. Hohlmaß, ſ. Cortan.

Cuartēra, früheres Getreidemaß in Katalonien und auf den Balearen, in Barcelona = 69,518 Lit.

Cuarterōn, früheres kaſtiliſches Gewicht, = 1/4 Libra, als Ölmaß (Panilla) 1/4 Arroba = 3,141 Lit.

Cuartilla (spr. -tillja), früheres ſpan. Getreidemaß, = 13,87 Lit.; Flüſſigkeitsmaß = 1/4 Cantara = 4,033 L.; in Uruguay für feſte Stoffe = 34,318 L.

Cuartillo (spr. -tilljo), früheres ſpan. Getreidemaß, = 1,156 Lit.; Flüſſigkeitsmaß, = 0,504 L.; Kupfermünze zu 1/4 Real, 1864—68 aus Bronze, 6,25 g ſchwer; als Längenmaß der Balearen = 32 Cana.

Cuartin, ſpan. Weinmaß, ſ. Cortin.

Cuarto, ſpan. Kupfermünze bis 1850, = 4 Maravedíſes de vellon; Flüſſigkeitsmaß, ſ. Frasco.

Cuati, ſoviel wie Naſenbär.

Cuatro, der halbe Peſo oder 4 Reales in Bolivia, als Scheidemünze zu 2/3 fein = rund 1,6 Mk. der Talerwährung geprägt, maſſenhaft ausgeführt und 1859 Grundlage der neuen Währung, auch Halbſtücke.

Cuatro Ciénegas, Stadt im mexikan. Staat Cohahuila, mit Weinbau und 3200 Einw.

Cuautla de Morelos, Stadt im mexikan. Staat Morelos, in fruchtbarem Tal, hat 3 Kirchen, Zuckerfabriken und (1900) 6269 Einw.

Cuba (v. lat. cubare, liegen), röm. Göttin, die den Kindern das Liegen gedeihen läßt.

Cuba (hierzu die Karte »Cuba«), die größte der weſtind. Inſeln (ſ. Karte »Weſtindien ꝛc.«), von den Spaniern anfangs Juana, dann Fernandina und wegen ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit Königin oder Perle der Antillen genannt, bildet ſeit 1902 einen beſondern Freiſtaat. Zwiſchen 19° 49′ (Kap Cruz) und 23° 13′ nördl. Br. (Picacosſpitze), 74° 10′ (Kap San Antonio) und 84° 55′ weſtl. L. (Kap Maiſi) erſtreckt es ſich 40—160 km breit, 1300 km lang und iſt mit den zahlreichen Nebeninſeln (Pinos [ſ. d.], Cayo Largo, Laberinto de Doce Leguas ꝛc. im S., Colorados, Cayo Fragoſo, C. Romano, C. del Sabinal ꝛc. im N.) 118,833 qkm, ohne ſie 112,191 qkm groß. Die Nebeninſeln ſind meiſt Korallenbauten, ebenſo iſt der Hauptküſtenſaum korallin, die zahlreichen ſchönen Hafenbuchten aber ſind durch gehobene Korallendämme vor dem Seegange geſchützt. Unter letztern ſind die vorzüglichſten die von Havana, Matanzas, Nuevitas, Guantanamo, Santiago und Cienfuegos, bei den Buchten im NO. erſchwert aber der Paſſatwind die Ausfahrt. Die Südküſte iſt durch die Golfe von Cortez, Matamano, Jucaro und Guacanayabo weiter gegliedert und annähernd 1700 km lang, die Nordküſte (1500 km) verläuft geradliniger und wird hinter den Nebeninſeln von einer kanalartigen ruhigen Seichtſee begleitet (Cayo Romano-Bai, Buenaviſta-Bai, Caibarien-Bai ꝛc.). Das höchſte Gebirge, die ſchroff in das Karibiſche Meer abſtürzende Sierra Maeſtra, liegt im äußerſten Südoſten und iſt am Ojo del Toro 1582 m, im Pico Turquino 2560 m und in der Gran Piedra 1588 m hoch. Auch die Sierra de Toar, de Criſtal, de Nipe (600 m) ꝛc. machen den Oſten zu dem Hauptberglande Cubas. Im übrigen liegt in der Mitte der Südſeite das hohe Gebirge von Guamuhaya oder Trinidad (Loma de Banao 1700 m, Pico de Potrerillo 944 m), im äußerſten Nordweſten aber die Sierra de los Organos (Pan de Guayabon 795 m). Das vorherrſchende Geſtein iſt in allen Gebirgen tertiärer Kalkſtein, den zahlreiche Höhlen, unterirdiſche Flußläufe, wilde Schluchten, Keſſeltäler, z. T. auch Naturbrücken durchſetzen. Daneben fehlt es aber auch nicht an ältern Geſtein, wie Gneis, Glimmerſchiefer, Quarzit, beſonders aber Diorit und Serpentin. Der rote Verwitterungsboden der Keſſeltäler, ebenſo wie der weiten Ebenen und Niederungen, die ſich an die Gebirge anlehnen, iſt außerordentlich fruchtbar. Die Sierra Maeſtra und die Sierra de los Organos umſchließen reiche Kupfer-, Eiſen- und Manganerzlager, die Tertiär- und Kalkſchichten bei Santa Clara u. a. O. Aſphalt, die Goldführung der Flußablagerungen iſt dagegen gering. Mineralquellen ſind zahlreich, werden aber nur vereinzelt zu Kurzwecken benutzt. Von den Flüſſen iſt nur der in der Sierra Maeſtra entſpringende Cauto auf größerer Strecke (150 km) ſchiffbar, auf kürzerer Strecke der Rio Agabama, Rio Damuji, Rio San Juan und Rio Sagua. Das tropiſche Klima der Inſel wird durch den öfters einbrechenden Nordweſtwind (Norte) gemildert, und den weſtlichen Höhen fehlt es ſogar im Winter nicht ganz an Reifnächten. In Havana ſchwankt die Temperatur zwiſchen 9 und 41°, das Julimittel beträgt 27,8°, das Januarmittel 21,8°, das Jahresmittel 25,1°. Die Regenzeit dauert vom Mai bis November, die trockenſten Monate ſind Dezember, Februar und April, und die Regenhöhe beträgt 1390 mm. In Santiago hat der heißeſte Monat (Auguſt) 28,2, der kühlſte (Februar) 23,4° Mitteltemperatur. Der Nordoſtpaſſatwind iſt der Hauptregenwind. Vom S. fegen im Spätſommer bisweilen Orkane über die Inſel (1844, 1846, 1888). Erdbeben ſind nur im O. häufig.

Die Pflanzenwelt Cubas zeigt in den bis zu den Gipfeln der Berge reichenden tropiſchen Waldungen den dem weſtindiſchen Archipel eignen phyſiognomiſchen Charakter mit der Eigentümlichkeit, daß die Kiefern hier bis in die heiße Region herabſteigen. In ihren Formen ſchließt ſich die Vegetation am meiſten derjenigen von Mittelamerika an. Von den durch den Golfſtrom verbreiteten Pflanzen beſitzt unter den Antillen C. die meiſten Arten. Die herrſchenden Baumformen mit Lorbeer- und Olivenbelaubung treten in beſonders mannigfaltiger Miſchung der Familien auf. Neben den gewöhnlichen Gruppen der Laurazeen finden ſich Sapotazeen, Rubiazeen, Urtikazeen, Guttiferen, Myrtazeen, Melaſtomazeen, Tiliazeen, Anonazeen u. a. Palmen ſind weniger mannigfaltig. Neben der Fächerpalme Sabal umbraculifera iſt die durch Stammhöhe und Schönheit ausgezeichnete Königspalme (Oreodoxa regia) ein hervorragender Charakterbaum. In 1200 m Meereshöhe beginnen die Farnbäume, an tiefern Standorten begleitet vom amerikaniſchen Piſang (Heliconia) und von Bambuſen. In den trocknern Gegenden herrſchen Leguminoſen, Sapindazeen und Terebinthazeen vor, darunter der mächtige Baumwollenbaum (Erioden-

CUBA.
Maßstab 1 : 5 000 000
Kilometer
Die 6 Provinzen Cuba's führen die Namen ihrer unterstrichenen Hauptorte.
Tabakkulturen
Zuckerrohrkulturen
Kabel
PORTORICO
Besitz der Ver. Staaten v. Nd. Amer.
Im Maßstab der Hauptkarte.
HAFEN VON SANTIAGO DE CUBA.
Maßst. 1: 185 000
Kilom.
JAMAIKA
(zu Gr. Britan.)
KARIBISCHES MEER
Westl. v. 78 Greenwich
Yucatan-Kan
Nicolas-Kan
Gr. Bahama Bank
Windward Pas
Habana
Matanzas
Pinar del Rio
Cienfuegos
Sta. Clara
Trinidad
Camaguey
Holguin
Santiago de Cuba
Guantanamo
Baracoa
Manzanillo
Sierra Maestra
Isla de Pinos
Penins. de Zapata
Jardines de la Reina
Golfo de Guacanayabo
Cayman Brac
Kingston
Spanish Town
Port Antonio
Montego
Falmouth
Blue Mountains
San Juan de Portorico
Mayaguez
Ponce
Arecibo
Long I. (Yuma)
Jumentos Is.
Crooked I. Passage

dron anfractuosum), die aromatische Myrtazee Pimenta vulgaris (Nelkenpfeffer) und der Mahagonibaum (Swietenia). Groß ist die Menge der Sträucher von der Myrten- und Oleanderform, der Euphorbiazeen (Croton und Phyllanthus) und im höhern Gebirge der Erica-Arten. Lianen und Epiphyten sind gleich mannigfaltig in den feuchten Wäldern wie an trocknen Standorten. Dort herrscht die holzige Liane, hier die weichere Convolvulus-Form. Unter den Epiphyten ragen hervor Orchideen, Bromeliazeen, Kakteen und Ficus-Arten. Bedeutende Veränderung hat die Vegetation durch den Anbau erfahren. Im W. von C. dienen zwei Drittel des Landes der Erzeugung von Zuckerrohr und Tabak. Der ebenfalls kultivierte Melonenbaum Carica Papaya scheint einheimisch zu sein, vielleicht auch die in die europäische Kultur übergegangenen Kürbisarten Cucurbita maxima und Pepo moschata. Für den Welthandel sind die Arrowroot liefernden Knollen von Maranta arundinacea wichtig. Die Savannen, die der Viehzucht ergiebiges Weideland bieten, sind durch Einführung des Guinea- und Parágrases (Panicum maximum und P. molle) verbessert worden.

Von der Tierwelt sind einheimisch an Säugetieren nur eine Reihe z. T. eigenartiger Fledermäuse, die merkwürdige Nagergattung Capromys (Hutia, drei Arten) und die Insektenfressergattung Solenodon (Aïr, ein Schlitzrüßler), welch letztere ihre nächsten Verwandten in Madagaskar hat. Die Küsten Cubas werden von einer Robbe besucht, die der Mönchsrobbe des Mittelmeers verwandt ist. Unter den 257 von J. Gundlach beschriebenen Vogelarten sind viele Zugvögel, besonders aus Nordamerika, 45 Arten sind aber der Insel eigentümlich. Die Reptilienfauna hat zahlreiche Formen mit den übrigen Antillen gemein, darunter besonders die beiden Krokodile, verschiedene Iguanas, große ungiftige Schlangen und zahlreiche Schildkröten. Höchst eigenartig und reich ist aber die Molluskenwelt, die 700 Arten zählt, von denen nur 53 auch anderwärts vorkommen. Die Insektenwelt zeichnet sich durch Reichtum und Pracht, z. T. auch durch charakteristische Formen aus.

Die Bevölkerung zählte 1887: 1,631,687, 1899 aber infolge der Verwüstungen des letzten Aufstandes nur 1,572,797 Seelen (815,205 Männer, 757,592 Weiber). Die indianischen Urbewohner sind längst dem harten Druck erlegen, den die Spanier auf sie ausübten, und die heutige Bevölkerung setzt sich wesentlich aus den seit 1511 eingewanderten Weißen und den seit 1524 als Sklaven eingeführten Negern zusammen. Vollblutneger heißen Morenos, Mulatten Pardos. Nachdem 1872 alle von Sklavinnen gebornen Kinder für frei erklärt worden waren, schaffte man 8. Mai 1880 die Sklaverei gänzlich ab, ohne den Eigentümern Entschädigung zu gewähren. Doch sollten die Neger noch 8 Jahre in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem frühern Herrn stehen; 1892 wurde auch dies für die letzten 25,000 aufgehoben. Da die freien Neger wenig Lust zur Plantagenarbeit zeigen, hat man chinesische Kulis eingeführt, deren Zahl 1877: 43,811, 1899 aber nur noch 14,863 betrug. Neger und Mulatten gab es 1899: 505,443, d. h. 32,1 Proz. von der Gesamtbevölkerung. Innerhalb der weißen Bevölkerung bestand von jeher ein schroffer Gegensatz zwischen den auf der Insel gebornen Kreolen und den eingewanderten Spaniern, welch letztere das wirtschaftlich rührigere Bevölkerungselement bildeten und von der Regierung bei Besetzung aller einträglichen Staatsämter entschieden bevorzugt wurden. Da die Verwaltung dieser Ämter vielfach schlecht und unfähig war, erwachte auch bei den Kreolen früh ein starkes Unabhängigkeitsstreben, das in Geheimbünden, Erhebungen und Bürgerkriegen dem Mutterlande bald gefährlich ward. Die Unabhängigkeitspartei fand von Anfang an eine kräftige Förderung in der Nordamerikanischen Union sowohl durch Geld- und Waffenlieferungen als auch durch Zuzug von Führern und Kämpfern, und 1898 ward schließlich der spanischen Herrschaft über die Insel ein rasches Ende bereitet. Seit dem Frieden von Paris (10. Dez. 1898) stand dann C. unter nordamerikanischer Militärverwaltung, bis 2. Mai 1902 die tatsächliche Konstituierung der Republik C. unter ihrem ersten Präsidenten Estrada Palma erfolgte (Weiteres s. unten, Geschichte). Ihre Selbständigkeit ist insofern beschränkt, als sich die Union das Recht der Intervention bei innern Zwistigkeiten sowie der Errichtung von Marinestationen vorbehalten hat, und als die Republik keine Verträge gegen ihre eigne Unabhängigkeit schließen und keine Schulden über ihre Einkünfte hinaus kontrahieren darf. Die Regierung besteht aus einem Präsidenten und einem Vizepräsidenten, einem Senat aus 36 und einem Abgeordnetenhaus aus 63 Mitgliedern, die auf vier Jahre gewählt werden. Sitz der Regierung ist Havana. An der Spitze eines jeden der sechs Departements steht ein Gouverneur. Die Departements sind dieselben wie unter der spanischen Herrschaft:

	D.Kilom.	Einwohner 1899	Einwohner auf 1 qkm
Havana	8345	424804	50,9
Matanzas	8225	202404	24,6
Pinar del Rio	14510	173064	11,9
Santa Clara	22380	356536	16,2
Puerto Principe	31345	88234	2,9
Santiago	34028	327715	3,9

Die Einwanderung bezifferte sich 1901 auf 23,894 Seelen, wovon 17,330 aus Spanien stammten. Amerikaner gab es 1899: 6444, Franzosen 1279, Engländer 731, Italiener 501, Deutsche 284. Die Haupthilfsquelle des Landes bildet der Ackerbau; hervorragend waren namentlich seit langem der Zuckerrohr- und Tabakbau. 1899 zählte man 60,711 Ackerbaubetriebe mit insgesamt 3,522,300 Hektar, wovon aber nur 362,230 Hektar tatsächlich kultiviert waren (gegen rund 550,000 Hektar im J. 1895). Die mit Zuckerrohr bebaute Fläche machte 1899: 47,3 Proz. von der gesamten Kulturfläche aus (165,680 Hektar) und war besonders bedeutend in Santa Clara und Matanzas, die mit Tabak bebaute Fläche 9,3 Proz. (32,700 Hektar, vor allem in der berühmten Vuelta Abajo, d. h. in Pinar del Rio). Bataten nahmen 11,3 Proz. der Kulturfläche ein, Bananen 8,6, Mais 7,3, Kaffeebäume 1,6, Kakaobäume und Kokospalmen je 1,4 und Reis 0,5 Proz. — Die Fläche des Hochwaldes wird von dem amerikanischen Zensus auf 982,000 Hektar, der des Buschwaldes auf 485,000 Hektar angegeben. Zur Verarbeitung des Zuckerrohrs gab es 1899: 207 große Fabriken (sogen. Zentralen), wovon 73 auf Santa Clara, 72 auf Matanzas und 42 auf Santiago entfielen. Während die Zuckerproduktion 1894 aber 1,054,214 Ton. betrug, war sie durch die Insurrektionskämpfe 1897 auf 212,051 T. gesunken und 1901 erst wieder auf 615,000 T. gestiegen. Die Tabakernte ergab 1894 etwa 28 Mill. kg, 1898 nur 4,4 Mill., 1900 aber wieder 23 Mill. Im Gegensatze zu dem Zuckerbau ist

der Tabakbau vorwiegend Kleinbetrieb, und die Zahl der Tabakpflanzungen (Vegas) betrug 1899: 15,831. Die Tabakverarbeitung hat sich nur in Havana zu Großbetrieben (etwa 120) entwickelt. Die ausgedehnten Savannen boten von Anfang an eine gute Grundlage für die Viehzucht, und durch die Einführung des Guinea- und Paragrases (Panicum maximum und P. molle) sind die Weiden noch verbessert worden. So gab es schon 1850 nahe an 1 Mill. und 1892: 2,5 Mill. Rinder. 1899 aber zählte man infolge des Rückschlages, den die Insurrektionswirren bewirkt hatten, nur 88,001 Pferde, 20,316 Maultiere und Esel, 164,948 Zugstiere und 211,682 andre Rinder sowie 290,973 Schweine. — Der Bergbau ist unbedeutend und erstreckt sich, seit die Kupferförderung von El Cobre im J. 1868 zum Stillstand kam, im wesentlichen nur noch auf Eisenerz, besonders durch die Juragua-Gesellschaft, die bis 1895 reichlich 3 Mill. Ton. verschifft hat. Bei Santa Clara wird etwas Asphalt gewonnen.

Der Außenhandel von C. bezifferte sich 1900—1901 auf 66,583,973 Doll. in der Einfuhr und 63,278,380 Doll. in der Ausfuhr (gegen 66,658,589, bez. 48,904,684 Doll. im Vorjahre). Die Ausfuhr erstreckt sich vor allem auf Zucker, Tabak und Zigarren sowie auf Häute, Honig und Wachs, Früchte, Erze und Nutzholz; 1900 gingen davon 68 Proz. nach den Vereinigten Staaten, 12 Proz. nach England und seinen Kolonien, 11 Proz. nach Deutschland, 2,5 Proz. nach Frankreich und 2 Proz. nach Spanien. Von der Einfuhr kamen aus der Union 45, aus England 18, aus Spanien 14,5, aus Frankreich 5 und aus Deutschland 4,5 Proz. Die Zuckerausfuhr nach der Union betrug 1900: 642,558,435, 1901 aber 1,319,620,751 Pfund (für 30,8 Mill. Doll.). Die gesamte Tabakausfuhr bewertete sich auf 12,517,111, die Zigarrenausfuhr auf 12,481,775, die Zigarettenausfuhr auf 273,167 Doll. Mit Eisenbahnen (1900: 1530 km) ist nur die Gegend westlich von Santa Clara ziemlich gut ausgestattet, ähnlich auch mit brauchbaren Landstraßen. 1902 wurde die durchgehende Bahnlinie Havana–Santiago eröffnet.

Für die Volkserziehung sorgten 1899: 1510 Schulen mit 2665 Lehrern und 85,009 Schülern, für den höhern Unterricht die Universität von Havana. Bis 1869 war die katholische Kirche die einzige zu Recht bestehende, mit dem Erzbischof von Santiago als ihrem obersten Geistlichen. Seither ist aber die Duldung aller Konfessionen eingeführt. — Da die cubanische Republik die Kolonialschuld, welche die spanische Regierung kontrahiert hatte, nicht anerkannte, ist sie ohne Staatsschulden. Die Staatseinkünfte betrugen 1900: 3,481,078, die Ausgaben 3,559,520 Pfd. Sterl. S. Tafel »Flaggen I«.

Geschichte.

C. wurde von Kolumbus bereits auf seiner ersten Reise 27. Okt. 1492 entdeckt und zu Ehren Ferdinands des Katholischen Fernandina genannt. Aber erst 1508 wurde es von Ocampo umsegelt und sein Inselcharakter festgestellt. 1511 entsandte des Kolumbus Sohn Diego den Diego Velazquez nach C. mit dem Auftrag, die Insel für ihn in Besitz zu nehmen. Velazquez aber wußte sich der Autorität des Vizekönigs zu entziehen und wurde von Karl V. als Statthalter der Insel anerkannt. Er gründete in Baracoa die erste bleibende Niederlassung. Von da aus ist durch Velazquez die Erforschung des mittelamerikanischen Festlandes eingeleitet worden, die zur Eroberung von Mexiko durch Cortez (s. d.) geführt hat. C. nahm anfangs einen raschen Aufschwung, der ihm aber auch frühzeitig feindliche Besuche von den Gegnern Spaniens zuzog. Bereits 1533 wurde Havana von diesen erstmalig niedergebrannt, 1554 wurde der Stadt Santiago ein ähnliches Schicksal durch die Franzosen bereitet. Später waren es besonders die Flibustier (s. d.), welche die Insel schädigten und sich an deren nördlicher Küste, bei der kleinen Tortugasinsel, festsetzten. Wie alle Antilleninseln büßte auch C. viel von seiner Bedeutung für das Mutterland ein, als sich die festländischen Provinzen reicher entwickelten. Nur der Hafen von Havana behielt insofern während der ganzen Zeit der spanischen Kolonialherrschaft eine hervorragende Wichtigkeit, als er Ziel und Sammelpunkt der in bestimmten Zwischenräumen zwischen dem Mutterland und den Kolonialprovinzen verkehrenden großen Handelsflotten (Silberflotten) bildete. Im übrigen galten für C. dieselben Beschränkungen für Handel und Verkehr wie in dem gesamten spanischen Kolonialreich, und da es nach rascher Erschöpfung der dort entdeckten Alluvial-Goldlager besondere Bodenschätze nicht aufzuweisen hatte, wurde es von den Kolonisten nicht weniger vernachlässigt wie von der Regierung. Nur Zucker und Tabak wurden in beschränktem Umfang schon damals auf C. angebaut. Ein Umschwung darin trat erst im J. 1762 ein, als die Engländer die Insel eroberten und sie zum Stützpunkt ihres Handels mit den westindischen und nordamerikanischen Kolonien machten. Auch nachdem die Insel im Frieden von Fontainebleau (1763) im Austausch gegen Florida an Spanien zurückgegeben worden war, erhielt sich unter Nachsicht der Regierung dieser interkoloniale Handel aufrecht; die aufblühende Kolonie wurde 1777 als unabhängiges Generalkapitanat eingerichtet und 1797 der Handel auch durch Gesetz freigegeben. Damit wurde C. für längere Zeit der Mittelpunkt besonders des Sklavenhandels und erlangte selbst eine allmählich fast auf ½ Mill. anwachsende Negerbevölkerung. Einen weitern Aufschwung hatte C. dadurch zu verzeichnen, daß die Begründung der Negerrepubliken auf Santo Domingo ihm einen beträchtlichen Teil der weißen Bevölkerung dieser Insel zuführte; mit ihnen wurde der Kaffeebau auf C. eingebürgert, der zeitweilig zu großer Blüte gelangte. Die politischen Erschütterungen der Napoleonischen Zeit gingen auch an C. nicht ganz spurlos vorüber; allein gerade in dem Augenblick, als die südamerikanischen Republiken sich von Spanien loszusagen begannen, zwang ein umfänglicher Negeraufstand (1812) die gesamte weiße Bevölkerung von C. zu engstem Zusammenschluß. Demnächst suchten zahlreiche, aus den aufständischen Provinzen vertriebene Royalisten auf C. eine Zuflucht, und damit erstarkte die spanische Partei in solcher Weise, daß die Insel auch dann treu blieb, als die benachbarten mittelamerikanischen Provinzen sich gleichfalls unabhängig machten. Dafür wurde die Insel durch das Prädikat: siempre fiel isla de C. belohnt. Der Zufluß von Kolonisten, von denen viele über beträchtliche Kapitalien verfügten, hatte für C. einen bedeutenden Aufschwung zur Folge. Der Anbau und die Gewinnung von Zucker wurde in großem Umfang in Angriff genommen und machte die Insel binnen kurzer Zeit zu einer wahren Schatzkammer für Spanien und entschädigte es gewissermaßen für den Verlust der abgefallenen Länder. Die Zeit von 1830—68 war die Blüteperiode von C. Was überhaupt auf der Insel an Wegen, Hafenbauten, Eisenbahnen vorhanden ist,

verdankt überwiegend jener Periode seine Entstehung. Eine Reihe von ehrlichen Generalgouverneuren: Miguel Tacon, Geronimo Valdes, J. de la Concha, trug auch das Ihrige dazu bei, obwohl C. wie vorher das gesamte spanische Kolonialreich auch jetzt noch rein nach fiskalischen Gesichtspunkten von Spanien aus verwaltet wurde. Das führte denn nach und nach auch zu einer zunehmenden Spannung zwischen C. und dem Mutterland. Im Bewußtsein dessen, was sie dem Staate leisteten, duldeten die Cubaner es nur mit Widerstreben, daß ihnen jede Mitwirkung zur Verwaltung der Insel vorenthalten, alle höhern Beamtenstellen nur mit Spaniern, und zwar keineswegs immer mit lautern Leuten, besetzt wurden. Die Spannung wurde dadurch vermehrt, daß der wachsende Wohlstand der Insel auch nordamerikanische Kapitalisten veranlaßte, sich an wirtschaftlichen Unternehmungen zu beteiligen, und durch diese wurde auf C. und in ihrer Heimat eifrig dafür agitiert, die Insel der Union anzugliedern. Doch hatten diese Bestrebungen, die in den Geheimbünden der »Soles de Bolivar« (1823) und der »Aguila nera« (1829) ihre früheste Organisation fanden, anfangs nur geringen Erfolg. Auf C. nötigte die von den Schwarzen, die 1845 einen erneuten, bei weitem gefährlichern Aufstand veranlaßten, drohende Gefahr zur Unterhaltung einer unverhältnismäßig starken Truppenmacht, und diese doppelte Bedrohung hinderte die Kreolen, ihren Freiheitsdrang laut werden zu lassen. Die diplomatischen Bemühungen der Union, sich in den Besitz von C. zu setzen, führten gleichfalls zu keinem Resultat. Schon 1845 wurde im Kongreß der Vereinigten Staaten der Antrag gestellt, C. zu kaufen, und 1846 bildete sich eine Gesellschaft, die Spanien 200 Mill. Doll. für die Insel anbot. Da dies rund abgewiesen wurde, benutzte die Union 1854 einen Zwischenfall, um das Angebot in andrer Form zu wiederholen. Auf das Drängen Englands hatte sich Spanien dem Verbote des Sklavenhandels angeschlossen, obwohl die Blüte Cubas ausschließlich auf Sklavenarbeit beruhte. Infolge dieses Verbots war das nordamerikanische Schiff Black Warrior weggenommen worden, und darüber entspann sich ein so heftiger Notenwechsel, daß vorübergehend die diplomatischen Beziehungen zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten abgebrochen wurden. Die amerikanische Kriegsdrohung war aber nur ein Druck gewesen, um Spanien zum Verkauf von C. zu drängen. Als die Insel in Verteidigungszustand versetzt wurde, Spanien aber eine ruhige, feste Haltung bewahrte, zog sich die Union zurück auf die Rolle des abwartenden Zuschauers. Inzwischen war es auf C. schon zu Aufständen gekommen. Bereits 1849 hatte ein Oberst White in New Orleans eine Expedition zur Befreiung Cubas ausgerüstet. Er war aber so ungeschickt vorgegangen, daß die Vereinigten Staaten auf die Reklamationen Spaniens nicht umhin konnten, das Auslaufen zu verhindern. Mit besserm Erfolg hatte Narciso Lopez (s. d.) 1850 seine Rüstungen betrieben; allein als er auf C. landete, fand er so wenig Unterstützung, daß er sich nach kürzester Frist wieder einschiffen mußte. Bei einer zweiten Expedition, 1851, errang er zwar vorübergehend einigen Erfolg; schließlich aber wurde er von den Spaniern geschlagen, gefangen und hingerichtet. Es dauerte lange, ehe sich der Zündstoff zu einem neuen Aufstand sammelte; als derselbe ausbrach, war er aber auch bei weitem gefährlicher als seine Vorläufer. In den 1860er Jahren waren die Cubaner offen mit der Forderung hervorgetreten, daß ihnen eine größere Selbständigkeit und ein Anteil an der Verwaltung und Regierung auf der Insel eingeräumt werde. Die Regierung hatte ihre Forderungen dilatorisch behandelt, dazwischen aber, um der wachsenden Geldnot des Mutterlandes abzuhelfen, die Steuerschraube immer fester angezogen. Die Unzufriedenheit darüber war allgemein, und als nun 1868 der Thron Isabellas plötzlich zusammenbrach, rief C. M. Cespedes in Bayamo 10. Okt. die cubanische Republik aus. Die Verwirrung im Mutterlande machte es jahrelang unmöglich, dem Aufstand mit voller Energie entgegenzutreten. Die in rascher Folge einander ablösenden Generalgouverneure fanden im eignen Lager keine Unterstützung, so daß der Aufstand, von Amerika geschürt, von Abenteurern aller Länder unterstützt, sich weiter und weiter ausbreiten konnte. Erst als Spanien durch das Königtum Amedeos, die föderale Republik und einen Karlistenkrieg hindurch unter Alfons XII. wieder eine festere Regierung gewann, konnten auch ernstliche Anstrengungen gemacht werden, in C. geordnete Verhältnisse wiederherzustellen. Mit dieser Mission wurde Martinez Campos betraut, und diesem gelang es, ebensosehr durch Entfaltung der nötigen Machtmittel wie durch versöhnliche Gesinnung dem Aufstande den Boden zu entziehen, so daß die letzten Aufständischen, anstatt sich weitern Niederlagen auszusetzen, es vorzogen, durch den Frieden von Zanjon eine Amnestie und das Versprechen umfänglicher Reformen zu erkaufen. Es wird allgemein behauptet, daß diese Reformen nur auf dem Papier ergangen seien; nichtsdestoweniger wurde 1878 die spanische Kommunalverfassung eingeführt, 1880 die Sklaverei aufgehoben, 1881 C. den spanischen Provinzen gleichgestellt, so daß es mit 16 Senatoren und 44 Deputierten in den Cortes vertreten war. Auch in Bezug auf das Steuersystem wurden Erleichterungen vorgenommen, soweit dies die während des Aufstandes enorm angewachsene Staatsschuld erlaubte. Alle diese Reformen verfingen aber deshalb nicht, weil sich auf dem Weltmarkte wesentliche Veränderungen zu ungunsten der cubanischen Zuckerproduktion (von welcher der gesamte Wohlstand der Insel abhing) vollzogen hatten.

So machte die Insel in den 1880er Jahren recht trübe Zeiten durch, und erst als von 1890 ab unter tätiger Mitwirkung der Regierung verbesserte Methoden der Zuckergewinnung (Trennung der Produktion von der Fabrikation, Aufteilung des Landes in kleine Parzellen, Bildung von Konsortialfabrikation) eingeführt worden waren, begann C. rasch wieder aufzublühen. Diese Blüte war freilich von kurzer Dauer. Die mißliche Finanzlage Spaniens nötigte dazu, teilweise Steuererhöhungen eintreten zu lassen, und als sich Nordamerika durch die Mac Kinley-Bill gegen die cubanische Zuckereinfuhr abschloß, war die Zuckerindustrie der Insel vernichtet. Die spanischen Konzessionen hatten begehrlich gemacht, und so forderten die Cubaner in ihrer Unzufriedenheit eine autonome Verfassung, vielleicht in der Hoffnung, auf diesem Wege günstigere Verträge mit der Union zu erlangen. Aber auch damit war es ihnen wenig Ernst; noch ehe Spanien die Selbstverwaltung zugestehen konnte, brach ein neuer Aufstand los. Er erhielt seinen Charakter dadurch, daß er im wesentlichen von Mischlingen, denen sich viele Farbige anschlossen, geführt wurde. Das Geld dafür kam fast ausschließlich von den Vereinigten Staaten; von dort aus wurden die Insurgenten auch fortwährend mit Waffen, Munition und allen Bedarfsartikeln versehen. Die Kriegfüh-

rung war die von Räuberbanden, die hauptsächlich auf Plünderung und Zerstörung von Eigentum ausgingen. Um die Führer Maceo und Garcia, beides Mischlinge, bildete sich allenfalls etwas wie ein Heer und eine Regierung; wo deren persönlicher Einfluß nicht hinreichte, herrschte die wildeste Anarchie. Einem solchen Gegner war überaus schwer beizukommen; im Felde hielt er nirgends stand, in den unwirtlichen Gegenden schweifte er in kleinen Banden umher und tauchte überall da auf, wo er durch Überfall und Vergewaltigung einen augenblicklichen Vorteil zu erlangen hoffen durfte. Spanien verstärkte sein Heer nach Kräften und entsandte in der Person von Martinez Campos den Mann nach C., der, wenn irgend einer, die Sympathien der Cubaner zu gewinnen hoffen durfte. Auf die gesetzlosen Rebellenscharen blieb aber seine Diplomatie ebenso wirkungslos wie seine schonungsvolle Kriegführung. Deshalb wurde er 1896 durch den General Weyler (s. d.) abgelöst, der mit bedeutenden Verstärkungen einen Vernichtungskrieg gegen die Rebellen begann. Darunter litten aber seine Truppen fast noch mehr als die Gegner, und nachdem das Heer durch Krankheiten zur Hälfte kampfunfähig geworden war, ohne daß Weylers rücksichtslose Härte sichtliche Ergebnisse gezeitigt hatte, entschloß sich die spanische Regierung zu einem neuen Systemwechsel und entsandte den General Blanco mit der Verheißung, der Insel eine autonome Regierung zu verleihen. Tatsächlich waren die Insurgenten trotz aller amerikanischen Unterstützung ebenso am Ende ihrer Kräfte, und ein neuer Friedensschluß hätte jedenfalls den Aufstand beendet, hätten nicht die Vereinigten Staaten sich eingemischt. Bis dahin hatte die Unionsregierung den Schein der Neutralität gewahrt; zwar waren zahlreiche Flibustierzüge aus amerikanischen Häfen kaum behelligt nach C. ausgelaufen, aber der Präsident hatte sich geweigert, die Rebellen als kriegführende Macht anzuerkennen und hatte damit ihre offene Unterstützung unmöglich gemacht. Amerikanische Bürger hatten aber zu große Kapitalien in C. angelegt, besonders auch durch Unterstützung der Rebellen, als daß sie die Niederlage geduldig hätten hinnehmen wollen. Die Presse hetzte in maßloser Weise gegen Spanien, der Kongreß wurde durch sie vollkommen beherrscht, und als nun auf noch unaufgeklärte Weise das zum Schutze der amerikanischen Interessen in Havana eingetroffene Vereinigte Staaten-Panzerschiff Maine 15. Febr. 1898 in die Luft flog, erhob sich ein allgemeiner Schrei der Entrüstung. Spanien wurde auf diplomatischem Weg brüskiert, so daß es 23. April an die Vereinigten Staaten den Krieg erklärte. Spanien war für die Kriegführung fast ausschließlich auf die in C. befindlichen Streitkräfte angewiesen. Aber auch die Union hatte kein Heer in Bereitschaft. Ihre Flotte konnte allerdings bereits in den nächsten Tagen fast alle Häfen der Insel blockieren und ihr alle Zufuhr abschneiden. Das allein hätte genügt, die Übergabe mit der Zeit zu erzwingen, denn infolge des Aufstandes herrschte allgemeine Erschöpfung. Aber das hätte der erregten Volksmasse der Vereinigten Staaten doch wohl zu lange gedauert. So wurde ein Expeditionsheer im Süden zusammengezogen und 22. Juni in der Nähe von Santiago gelandet. In diesem Hafen hatte auch das spanische Panzergeschwader Zuflucht gesucht, das, Anfang Mai von den Kapverdischen Inseln ausgelaufen, aus Mangel an Kohlen nicht mehr weiter gekonnt hatte und im Hafen von Santiago sofort von der überlegenen Flotte der Union blockiert worden war. Im Gegensatze zur Flotte zeigte sich die amerikanische Heeresleitung den ihr gestellten Aufgaben keineswegs gewachsen; zu strategischen Operationen ist es überhaupt nicht gekommen. Nach einem Vorpostengefecht vor den Toren von Santiago wurde vielmehr die Entscheidung dadurch herbeigeführt, daß die spanische Flotte bei dem Versuche, die Blockade zu durchbrechen (2. Juli), vollkommen aufgerieben wurde. Dadurch sah sich das Landheer, dessen Vorräte schon gänzlich erschöpft waren, jeder Aussicht auf Unterstützung beraubt und gab den schon zuvor rein passiv geleisteten Widerstand auf. Als die Amerikaner die Stadt zur Ergebung aufforderten, streckte die ganze Osthälfte der Insel die Waffen. Um einen Druck auf die diplomatischen Verhandlungen auszuüben, hatten die Vereinigten Staaten beim Ausbruch der Feindseligkeiten die Spanier auch in den Philippinen (s. d.) angegriffen und beträchtliche Erfolge erzielt. Nach der Kapitulation von Santiago überzogen sie auch Puertorico mit Krieg und nahmen den größten Teil der Insel ein, ohne daß auch nur ein Schuß gefallen wäre. Endlich verbreiteten sie das Gerücht, daß ein Teil der Flotte gegen die spanischen Küsten entsandt werden sollte. Diese Drohung genügte, um Spanien zu Friedensverhandlungen geneigt zu machen. Unter der Vermittelung Frankreichs erfolgte 12. Aug. der Abschluß eines Waffenstillstandes, dem am 10. Dez. zu Paris der definitive Friede folgte. Darin verzichtete Spanien auf C., trat Puertorico an die Vereinigten Staaten ab und überließ ihnen gegen 20 Mill. Doll. die Philippinen. Das weitere Schicksal Cubas war durch den Vertrag nicht vorgesehen; die Insel blieb zunächst unter amerikanischer Militärverwaltung. Endlich aber entschloß sich die Union, gegen das Zugeständnis einer gewissen Suzeränität darein zu willigen, daß C. sich als selbständige Republik konstituiere. Es wurde ein Kongreß zur Feststellung einer Verfassung berufen, und nachdem dieselbe nach allen Richtungen hin den amerikanischen Wünschen entsprechend umgewandelt war, durfte im Herbst 1901 die Wahl des zukünftigen Präsidenten vorgenommen werden, die auf Tomas Estrada Palma fiel. Am 20. Mai 1902 wurde dieser feierlich in sein Amt eingewiesen, worauf die amerikanischen Militär- und Zivilbeamten von der Insel zurückgezogen wurden.

Vgl. Ramon de la Sagra, Historia economica, politica y estadistica de la isla de C. (Havana 1831; franz., Par. 1844, 2 Bde.); Poey, Historia natural de la isla de C. (Havana 1851—58, 2 Bde.); J. v. Sivers, C., die Perle der Antillen (Leipz. 1861); Pezuela, Diccionario geografico, estadistico, historico de la isla de C. (Madr. 1863—67, 4 Bde.); Derselbe, Historia de la isla de C. (das. 1868, 4 Bde.); Larrinaga, Die wirtschaftliche Lage Cubas (Leipz. 1881); Porter, Industrial C. (New York 1899); Callahan, C. and international relations (Baltim. 1899); Deckert, Cuba, Land und Leute (Bielef. 1898); W. Müller, Cuba (Berl. 1898); Zaragoza, Las insurrecciones en C. (Madr. 1873 bis 1874, 2 Bde.); Herrings, C. und der Krieg (Rathenow 1899); Wheeler, The Santiago campaign (Boston 1898); Plüddemann, Der Krieg um C. (Berl. 1898); War notes (Washingt. 1899, 7 Bde.; enthält Übersetzungen der Werke von J. Müller y Tejeiro, S. Gomez Nuñez, P. Cervera u. a.); Bujac, La guerre hispano-américaine (Par. 1899); Atkins, War in C. (Lond. 1899); Alger, The Spanish-American war (New York 1901).

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Cubabast, die innere Rinde der westindischen Malvazee Hibiscus elatus, diente früher in der Gärtnerei als Bindematerial und zum Zusammenbinden von Zigarren, gegenwärtig wird er, mannigfach gefärbt, in der Damenhutfabrikation benutzt.

Cubado, s. Covado.

Cubaholz, ein Gelbholz (s. d.).

Cubalack, s. Gelbholz.

Cubēbae (lat., Kubeben), s. Piper.

Cubicularĭus (lat.), Kammerdiener bei den alten Römern.

Cubicŭlum (lat.), Zimmer, besonders Schlafzimmer; Grab eines Märtyrers, bei den ersten Christen zu gottesdienstlichen Versammlungen benutzt, daher soviel wie Bethaus, Kapelle.

Cubit (spr. kjūbit, »Vorderarm«), älteres engl. Maß zu 2 Span von 6 Palm = 45,719 cm. Als Covid in der Präsidentschaft Madras noch gebräuchlich.

Cubĭtus (lat.), Elle, s. Arm. — Altröm. Längenmaß, vom Ellbogen bis zur Spitze des Mittelfingers, = 6 Handbreiten (palmi), 24 Finger (digiti) oder 1½ römische Fuß (0,4436 m).

Cubras, s. Farbige.

Cubzac (spr. kübsack), franz. Dorf, s. Saint-André-de-Cubzac.

Cucheval-Clarigny (spr. küschwall-klarinji), Philippe Athanase, franz. Schriftsteller, geb. 1. Febr. 1822 in Calais, gest. 1895 in Paris, besuchte die Normalschule, dann die École des chartes und wurde Bibliothekar der Normalschule, dann Konservator an der Bibliothek Ste.-Geneviève. 1845—56 war er Mitglied der Redaktion des »Constitutionnel« und 1864 bis 1870 Direktor der »Presse«; auch war er Mitarbeiter an der »Revue des Deux-Mondes« und wurde 1886 zum Mitgliede der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften gewählt. Er schrieb: »Histoire de la presse en Angleterre et aux États-Unis« (1857), »Histoire de la constitution de 1852« (1869), »L'équilibre européen après la guerre de 1870« (1871), »Lord Beaconsfield et son temps« (1880), »L'instruction publique en France« (1885), »Les finances de l'Italie 1866—1885« (1885), »Essai sur l'amortissement et sur les emprunts d'États« (1886), »Les finances de la France 1870—1891« (1890) u. a.

Cuchilla (span., spr. kutschilja, »Messer«), im span. Amerika Bezeichnung für felsige Bergzüge mit scharfem Kamm, wie die C. grande, C. de Haedo und C. de Santa Ana in Uruguay, die Cuchillas von Baracoa und Quivican auf Cuba und die C. firme auf Puerto Rico, wird mit Unrecht in Argentinien auch für die wellenförmigen Bodenanschwellungen in der Provinz Entre Rios gebraucht.

Cucūjo, s. Feuerfliege.

Cucullānus, s. Strongyliden.

Cucullāris (Musculus c.), Mönchskappenmuskel (s. d.).

Cucullus (lat.), Kapuze. C. non facit monachum, Sprichwort: »Die Kutte macht nicht den Mönch«.

Cucŭlus, Kuckuck; Cuculidae (Kuckucke), Familie der Klettervögel (s. d.).

Cucumaria, s. Seegurken.

Cucumis *L.* (Gurke), Gattung der Kukurbitazeen, einjährige oder mit dickem Rhizom ausdauernde, niederliegende, selten kletternde, mehr oder weniger rauhe und steifhaarige Kräuter, mit eckigen oder gelappten, seltener zerschlitzten Blättern, einfachen Ranken, meist monözischen, gelben, oft kleinen Blüten, von denen die männlichen meist gebüschelt, die weiblichen meist einzeln stehen, und in der Regel nicht aufspringenden Früchten. 26 Arten in den wärmern Gegenden der Erde, meist in Afrika. C. Prophetarum *L.*, endemisch im afrikanisch-arabischen Wüstengebiet, ostwärts bis Ostindien, trägt eßbare Früchte. C. sativus *L.*, s. Gurke. C. Anguria *L.*, in Mittelamerika und Brasilien, vielleicht aus Afrika eingeführt, wird als Gemüsepflanze kultiviert. C. Melo *L.*, s. Melone.

Cucurbita *L.* (Kürbis), Gattung der Kukurbitazeen, einjährige oder ausdauernde Kräuter mit gelappten Blättern, zwei- bis mehrspaltigen Ranken, monözischen, großen, gelben Blüten, von denen die männlichen einzeln oder gebüschelt, die weiblichen einzeln stehen, und bisweilen sehr großen Früchten von sehr variabler Form. Zehn Arten in Amerika. C. pepo *L.*, s. Kürbis.

Cucurbitaria aquaeductuum *Ludw.* (Moschuspilz, Wasserpilz), ein zu den Askomyzeten gehöriger Pilz, der bisweilen in Gestalt schleimiger grauer oder rötlichweißer Flocken in Wasserläufen und Leitungen auftritt und, wo er massenhaft auftritt, einen moschusähnlichen Geruch verbreitet. C. ist auch in Schleimflüssen einiger Laubbäume und im Plankton der Süßwasserseen aufgefunden worden.

Cúcuta, s. San José de Cúcuta.

Cudahy (Fort C.), kanad. Grenzstation im Jukondistrikt, an der Mündung des Forty Mile Creek in den Jukon.

Cudbear (engl., spr. ködbēr), s. Orseille.

Cuddalore, Stadt in Britisch-Indien, s. Kudalur.

Cuddapah, ind. Distrikt, s. Kadapa.

Cuddy (Köddi), arab. Flüssigkeitsmaß, = 7,57 Lit.

Cude, s. Jude.

Cudowa, Badeort, s. Kudowa.

Çudra (spr. schūdra, auch schödra), die vierte und unterste der altindischen Kasten, umfaßt ursprünglich die bis auf einen gewissen Grad an die Lebensgemeinschaft der arischen Eroberer angeschlossenen Nichtarier, Handwerker, Tagelöhner, Diener ꝛc. Während diese nach der orthodoxen Lehre als Diener der andern Kasten galten, waren sie tatsächlich oft reich; der mächtige König Tschandragupta soll ihnen angehört haben. Schon in buddhistischer Zeit hatte der Begriff der Ç. viel von seiner alten Bedeutung eingebüßt; gegenwärtig ist er nur gelehrte Antiquität.

Cudworth (spr. köddwörth), Ralph, engl. Theosoph und Mystiker, geb. 1617 zu Aller in der Grafschaft Somerset (England), seit 1645 Professor zu Cambridge, gest. daselbst 1688, stellte in seinem Hauptwerk »The true intellectual system of the universe« (Lond. 1678, neue Ausg. 1839; lat. Übersetzung von Mosheim, Jena 1733; 2. Aufl., Leiden 1773) eine platonisierende Naturphilosophie, in seiner nachgelassenen Schrift »Treatise concerning eternal and immutable morality« (Lond. 1731) die Grundzüge einer natürlichen Moral auf, suchte im erstern die mechanistische Naturauffassung der Physiker sowie den Atheismus in allen Gestalten zu widerlegen, in der letztern die gesamte Tugend- und Pflichtenlehre auf unmittelbar einleuchtende Urteile der sittlichen Vernunft zu begründen. Die gesamte Natur kann nach ihm als eine Offenbarung Gottes angesehen werden. Die Existenz einer sittlichen (praktischen) Vernunft aber folgt, ähnlich wie bei Kant, daraus, daß die sittlichen Urteile unmittelbar evident und schlechthin verbindlich sind. C. kann als Begründer der intellektualistischen Richtung in England gelten und ist das Haupt der sogen. Cambridger Schule. Vgl. Lowrey, The philosophy of Ralph C. (New York 1884).

Cuecillo (spr. kuēbsilljo), s. Amerikanische Altertümer, S. 433.

Cuenca (spr. kuénka), span. Provinz in Neukastilien, grenzt im N. an die Provinz Guadalajara, im NO. an Teruel, im O. an Valencia, im S. an Albacete, im SW. an Ciudad Real, im W. an Toledo und Madrid und hat einen Flächenraum von 17,193 qkm (312 QM.) mit (1900) 249,696 Einw. (nur 14 auf 1 qkm). Die Provinz umfaßt acht Gerichtsbezirke. Hauptstadt ist Cuenca.

Cuenca, 1) Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (s. oben), liegt 902 m ü. M. auf einem steilen Felsen, am Zusammenfluß des Jucar und Huecar, über welch letztern eine 42 m hohe Brücke (San Pablo, aus dem Jahre 1523) führt, an der Eisenbahn Aranjuez-C. Die Stadt hat eine schöne gotische Kathedrale, viele große Häuser (ehemalige, nun verlassene Edelsitze), ein Instituto, ein bischöfliches Seminar und (1900) 10,756 Einw. Sie war ehemals durch ihre Tuchfabrikation, ihre Goldwaren und ihr Kunstgewerbe berühmt, ist aber jetzt verödet. Sie ist Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs. C. soll die Stadt der alten Concani gewesen sein, sie hieß später Conca oder Concha. Alfons IX. entriß sie 1220 den Mauren. Geschichtlich bekannt ist sie durch die Übergabe 9. Okt. 1706 im Spanischen Erbfolgekrieg und 1874 durch die Greuel, welche die Karlisten dort verübten. — 2) (Santa Ana de C.) gut gebaute Hauptstadt der Provinz Azuay in Ecuador, 2581 m ü. M., in fruchtbarer Ebene am Rio Paute, hat breite, von Kanälen durchflossene Straßen, Kathedrale, höhere Schule und mit der Vorstadt Ejido 30,000 Einw., die Wollenstoffe, Hüte und Töpferwaren verfertigen und Handel mit Früchten, Käse und Korn treiben.

Cuencamé, Distriktshauptort im mexikan. Staate Durango, nordöstlich von der Stadt Durango, mit Silberhütten, Baumwollfabriken, Zuckerrohrbau und (1900) 2874 Einw.

Cuenon von Béthune, altfranz. Minnesinger, geb. um 1150, gest. 17. Dez. 1219 (Cuenon ist das deutsche Kuno), machte den dritten Kreuzzug mit und war als Verwandter des Kaisers Balduin einer der Führer des vierten. Wir haben von ihm zehn Lieder, die Wallenskold (Helsingfors 1891) herausgegeben hat.

Cuēra, s. Chur.

Cuērda (Cordel, »Schnur«), älteres span. Längenmaß zu 33 Palmos, = 6,896 m, wurde mancherorten etwas größer, zu 25 Piés, gerechnet.

Cuernavāca, Hauptstadt des mexikan. Staates Morelos, im Tal von C., das fast alle Früchte der gemäßigten und heißen Zone erzeugt, 1650 m ü. M., hat eine von Cortez gebaute Kirche, 2 prot. Kirchen, Ackerbauschule, literarisches Institut, Hospital, Branntwein- und Zuckerfabriken und (1900) 9584 Einw. Dabei die Ruinen des aus fünf Terrassen bestehenden alten Xochicalco auf 130 m hohem Hügel (s. Tafel »Amerikanische Altertümer II«, Fig. 1).

Cuers (spr. küär), Stadt im franz. Depart. Var, Arrond. Toulon, an der Foux und der Mittelmeerbahn, mit Produktion von Wein, Olivenöl, Seide, Gips und Korkpfropfen und (1901) 2801 Einw.

Cuesmes (spr. küäm'), Dorf in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Mons, 3 km südwestlich von Mons, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Charleroy-Mons, hat bedeutenden Kohlenbergbau, Eisenindustrie und (1900) 9075 Einw.

Cueva, Juan de la, berühmter span. Dichter des 16. Jahrh., geb. 1550 in Sevilla, gest. nach 1607, versuchte sich in den meisten Dichtungsarten, war am glücklichsten im Drama und gehört zu den Begründern des Nationaldramas. C. unterwarf die Bühne einer vollständigen Reform, hob den dramatischen Stil durch die Zahl und Harmonie seiner Verse, riß die alte Schranke zwischen der Tragödie und der Komödie nieder und zog die Einteilung in drei Jornadas der alten Einteilung in fünf Akte vor, welche Erfindung man dem Cervantes zugeschrieben hat; doch tat seine allzu produktive Tätigkeit der Tiefe und Fülle seiner Leistungen Eintrag. Seine »Obras« (Sevilla 1582) enthalten Sonette, Kanzonen, Elegien, Eklogen ꝛc. in italienisch-klassischem Stil; der »Coro Febeo de romances historiales« (das. 1587—88) Romanzen über Gegenstände der altklassischen Zeit; »Primera parte de las comedias y tragedias« (das. 1588) vier Tragödien nebst zehn Komödien, worunter »El infamador« und »El saco de Roma«. Sein großes, in Oktaven abgefaßtes episches Gedicht »La conquista de la Bética« (Sevilla 1603) ist von geringer Bedeutung. Seine Romanzen finden sich in der »Biblioteca de autores españoles« (Bd. 10 u. 16). Nach Originalhandschriften der Sevillaner Colombina veröffentlichte F. A. Wulff »Poèmes inédits« (Bd. 1: »Viage de Sannio«, Lund 1887).

Cuevas de Vera, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Almeria, rechts am Almanzora, mit maurischem Schloß und (1900) 20,562 Einw., verdankt ihr Aufblühen der Entdeckung der in der benachbarten Sierra Almagrera befindlichen reichen Silberminen.

Cuggiono (spr. kudschō-), Flecken in der ital. Provinz Mailand, Kreis Abbiategrasso, mit Seidengewinnung, Weinbau und (1901) 4805 Einw.

Cugia di Sant' Orsola (spr. kudschа-), Efisio, ital. General, geb. 1820 in Cagliari, gest. 13. Febr. 1872, wurde 1834 Unterleutnant, focht 1848 als Kapitän bei Goito und Novara, diente 1859 als Oberstleutnant im Generalstab und gewann Cavours Vertrauen, nach dessen Tod er als Unterstaatssekretär im Kriegsministerium des Kabinetts Ricasoli das Ministerium bis zum August 1861 selbständig leitete. 1862 wurde er, als Garibaldi in Sizilien für einen Zug gegen Rom agitierte, nach Palermo geschickt. 1863—64 war er Marineminister im Kabinett Minghetti, 1864 wurde er Generalleutnant und befehligte 1866 bei Custoza die 8. Division. Nach dem Waffenstillstand war C. vom August 1866 bis April 1867 unter Ricasoli Kriegsminister und wurde dann erster Adjutant und vertrauter Freund des Kronprinzen Humbert.

Cui, Cesar, russ. Komponist, geb. 6. Jan. 1835 in Wilna, Professor der Fortifikation an der Ingenieurakademie in Petersburg, hat sich als solcher durch ein »Lehrbuch der Feldbefestigungen« (3. Aufl. 1880) u. a. bekannt gemacht. Seine theoretischen Kenntnisse in der Musik verdankt er Moniuszko. Er ist als Komponist einer der Hauptvertreter der jungrussischen Schule. Seine Hauptwerke sind: sechs Opern (»William Ratcliff«, 1869; »Der Gefangene im Kaukasus«, 1873; »Angelo«, 1876; »Der Sohn des Mandarins«, 1878; »Der Flibustier«, 1894, und »Sarazin«, 1899), zwei Scherzi und eine Tarantella für Orchester, eine Suite für Violine und Klavier, Lieder u. a. Als Schriftsteller vertritt C. durchaus eine fortschrittliche Musikrichtung (1864—78 war er Kritiker der russischen »St. Petersburger Zeitung«), veröffentlichte in der Pariser »Revue et Gazette musicale« 1878—79 eine Reihe von Artikeln über die Musik in Rußland, die 1881 gesammelt erschienen, u. schrieb noch über die Entwickelung der russischen Romanze. Vgl. Gräfin de Mercy-Argenteau, César C. (Par. 1888).

Cui bono? (lat.), zu welchem Zweck? wozu?

Cui prodest? (lat.), wem nützt es? (s. Is fecit etc.).

Cuivre poli (franz., spr. küiwr' pŏli), eigentlich cuivre jaune poli (»poliertes Messing«, Glanzmessing), Messingbronze, ein modernes Surrogat für die teure echte Bronze, besonders zur Herstellung kleinerer Geräte für den Massenbedarf (Beleuchtungsgegenstände, Schreibzeuge, Bilderrahmen u. dgl.), die früher poliert, jetzt auf der Schleifmaschine geschliffen werden.

Cujacius, eigentlich Jacques Cujas oder Cujaus, Rechtslehrer, der größte Zivilist Frankreichs, geb. 1522 in Toulouse, gest. 4. Okt. 1590 in Bourges, lehrte zu Cahors, Bourges, Valence und wurde 1573 von Karl IX. zum Ehrenrate des Parlaments zu Grenoble und 1574 zum Wirklichen Parlamentsrat ernannt. 1575 ging er abermals nach Bourges, wo er bis zu seinem Tode blieb. Sein Hauptverdienst bestand darin, daß er eine auf Quellenstudium und Altertumskunde gestützte Auslegung anbahnte. Die erste Gesamtausgabe der von ihm selbst edierten Werke (»Opera priora« genannt) erschien 1577 in Paris in 5 Bänden und vermehrt daselbst 1583. Nach seinem Tode wurden gegen seinen ausgesprochenen Wunsch auch seine ihm nachgeschriebenen Vorlesungen (»Opera posthuma« genannt) gedruckt, zuerst einzeln, dann mit den »Opera priora« zu Sammlungen vereinigt, unter denen als die vollständigste hervorzuheben ist die von Hannibal Fabrot (Par. 1658, 10 Bde.), die von dem Neapeler Juristen L. Ranius mit Anhängen und einem Generalregister vermehrt ward (Neap. 1722 bis 1727, 11 Bde.; nachgedruckt Veneb. u. Modena 1758—83). Neuere Ausgaben erschienen Prato 1836 bis 1844, 13 Bde., und Turin 1874, 9 Bde. Vgl. Berriat-Saint-Prix, Histoire de Cujas (Par. 1821); Spangenberg, Jakob Cujas und seine Zeitgenossen (Leipz. 1822).

Cujus regio, ejus religio (lat., d. h. wer das Land beherrscht, hat auch die Religion zu bestimmen), Grundsatz des kirchlichen Territorialsystems, der, in der Zeit der Reformation (s. d.) zum Gesetz erhoben, mit Religionsfreiheit unvereinbar und daher in neuerer Zeit aufgegeben ist.

Cul (franz., spr. ü), der Hintere, Steiß. C. de Paris, falscher Steiß, Auspolsterung unter dem untern Teil des Rückens bei Damenkleidern, zuerst gebräuchlich in Frankreich während der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. C. de lampe, in der Bücherverzierung ornamentales oder figürliches, Lampenfuß ähnliches Schlußstück eines Kapitels oder eines Werkes (s. Tafel »Buchschmuck II«, Fig. 9 u. 11). C. de sac, Sackgasse.

Culasse (franz.), s. Külasse.

Culbütieren (franz.), über den Haufen werfen (den Feind).

Culdeer, s. Kuldeer.

Culebra, westind. Insel, s. Jungferninseln.

Culebra, Höhenzug auf der Landenge von Panama, bildet die Wasserscheide zwischen dem Stillen Ozean und dem Karibischen Meer und wird von der Panama-Eisenbahn bei der Station C. überschritten. Nach Lesseps' Plan sollte durch diesen Höhenzug ein Einschnitt bis zur Höhe des Meeresspiegels folgen.

Culemborg, s. Kuilenburg.

Culĕus, s. Culleus.

Culex, s. Mücken.

Culham (spr. kŭlăm), Dorf bei Abingdon (s. d.).

Culiacān, Hauptstadt des mexikan. Bundesstaats Sinaloa, am linken Ufer des Rio de C., durch Eisenbahn mit seinem Hafen Altata verbunden, ist Regierungs- und Bischofsitz, mit alter, verfallender Kathedrale, Staatshaus, höherer Schule (Colegio Rosales), Münze, Baumwollfabrik, Zuckerraffinerie und (1900) 10,380 Einw. C. wurde 1532 gegründet und nimmt die Stelle der berühmten Indianerstadt Hyeicolhuacan ein.

Culilawanzimt, s. Cinnamomum.

Cullen (spr. kŭllen), Stadt (royal burgh) in Banffshire (Schottland), 14 km nordwestlich von Banff, mit Hafen, Fischerei, Schiffbau, einigem Handel und (1901) 4059 Einw.

Cullen (spr. kŭllen), 1) William, Arzt, geb. 15. April 1710 zu Hamilton in der Grafschaft Lanark, gest. 5. Febr. 1790, studierte in Glasgow, wurde Wundarzt bei der Ostindischen Kompagnie, studierte dann in Edinburg, ward 1746 Professor der Chemie in Glasgow und 1751 Professor der Pharmakologie, ging 1756 nach Edinburg, erhielt daselbst 1766 den Lehrstuhl der praktischen Medizin und ward später erster Arzt des Königs. Er schrieb: »Synopsis nosologiae methodicae« (Edinb. 1772, 1795, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1786); »First lines of the practice of physics« (Edinb. 1777, 2 Bde.; Lond. 1816, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1800, 4 Bde.); »Physiology« (Edinb. 1785; deutsch, Leipz. 1786); »Treatise on the materia medica« (Edinb. 1789, 2 Bde.; deutsch von Consbruch, Leipz. 1790); »Nosology, or systematic arrangement of diseases« (Lond. 1800) und »The Edinburgh practice of physic, surgery and midwifery« (das. 1805, 5 Bde.). Eine Gesamtausgabe seiner Werke besorgte 1827 J. Thomson, der auch ein »Account of the life of W. C.« (Edinb. 1832; Bd. 2 von Craigie, 1859) herausgab.

2) Paul, irischer Erzbischof, aus einer alten keltischen Familie abstammend, geb. 27. April 1803 zu Ballytore in der Grafschaft Kildare, gest. 24. Okt. 1878, studierte zu Carlow und im Kollegium der Propaganda zu Rom, wurde 1829 Priester, dann Rektor des Irischen Kollegiums und 1848 Rektor des Propagandakollegiums, 1849 zum katholischen Erzbischof von Armagh, 1852 zum Erzbischof von Dublin und 1866 zum Kardinal ernannt. Weder als Prediger noch als Schriftsteller hervorragend, war er doch als eifriger Vorkämpfer des Papsttums und der ultramontanen Bestrebungen sehr einflußreich. Die Revolution zur Zeit des Fenieraufstandes bekämpfte er entschieden. Durch die Gründung vieler Kirchen und Hospitäler, insbes. des Diözesankollegiums zu Clonliffe und der katholischen Universität für Irland, schuf er sich ein dauerndes Andenken.

Cullera (spr. kuljēra), Stadt in der span. Provinz Valencia, Bezirk Sueca, links vom Jucar, unfern seiner Mündung in das Meer, südlich von der im Kap C. auslaufenden Sierra de Zorras an der Eisenbahn Silla–C. gelegen, hat alte Mauern und Schloßruinen aus der Maurenzeit, einen Hafen und (1900) 11,947 Einw., die Reisbau und Handel (Ausfuhr von Reis, Getreide und Orangen, Einfuhr von Guano) betreiben.

Culleus (Culeus, lat.), bei den Römern großer lederner Sack, Schlauch zur Aufbewahrung und Fortschaffung von Flüssigkeiten, Getreide ꝛc.; auch das größte Maß für Flüssigkeiten, = 20 amphorae oder 160 congii (525,28 Lit.). Man berechnete danach den Ertrag der Weinberge und die Preise bei Weineinkäufen im großen. Elternmörder wurden von den Römern in einen C. eingenäht und ersäuft; daher poena cullei, das Säcken (s. d.).

Culloden (spr. kŭlŏd'n), Dorf in der schott. Grafschaft Nairn, bei Inverneß, berühmt durch den auf

dem nahen Culloden-moor (Drummossiemoor) 27. April 1746 erfochtenen Sieg des Herzogs von Cumberland über den Prinzen Karl Eduard Stuart.

Cullum, George, Militäringenieur, geb. 25. Febr. 1809 in New York, gest. 28. Febr. 1892, wurde 1833 Lehrer an der Militärakademie in Westpoint, war während des Bürgerkrieges Generalstabsoffizier, 1864—66 Superintendent der Militärakademie und dann bis 1874 Mitglied des Board of Engineers for Fortifications. Er schrieb: »Military bridges with india-rubber pontons« (New York 1847); »System of military bridges« (1863); »Campaigns of the war of 1812 criticised« (1880).

Cully (spr. küll), Stadt und Hauptort des Bezirks Rifthal (Lavaux) im schweizer. Kanton Waadt, an der Eisenbahn Genf-St.-Maurice, mit Weinbau und (1900) 1089 Einw. Am Hafen steht das Marmordenkmal des von C. gebürtigen Majors Davel, der 1723 im Kampfe gegen die Berner fiel.

Culmann, Karl, Mathematiker und Ingenieur, geb. 10. Juli 1821 in Bergzabern, gest. 10. Dez. 1881 in Riesbach bei Zürich, besuchte die École d'application in Metz, studierte 1838—41 in Karlsruhe, wurde Ingenieur beim Bau der Bahn durch das Fichtelgebirge, widmete sich dann aber vorzugsweise dem Brückenbau und ging 1855 als Professor der Ingenieurwissenschaften an das Polytechnikum in Zürich. Er lieferte viele Gutachten für Eisenbahn- und Wasserbau und erwarb sich das größte Verdienst durch die Begründung der Graphostatik. Sein Hauptwerk: »Die graphische Statik« (Zürich 1865, 2. Aufl. 1875) ist unvollendet. Vgl. Jean Meyer, Le Dr. Charles C. (Lausanne 1882); Tetmeyer, Über Culmanns bleibende Leistungen (Zürich 1882).

Culmites *Brongn.*, vorweltliche Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen. Ein Teil der früher hierher gerechneten Formen gehört zu den Koniferen oder Cyperazeen.

Culmus (lat.), s. Halm.

Culot (franz., spr. külo, Diminutiv von cul), Nestküchlein, jüngstes Kind, das jüngste Mitglied; Blechnäpfchen im Boden der Expansionsgeschosse des Miniégewehrs.

Culotte (franz., spr. külott'), kurze Kniehose; daher Sansculotten (s. d.).

Culpa (lat.), Schuld, Nachlässigkeit, Fahrlässigkeit, in der Rechtssprache die schuldhafte Vernachlässigung pflichtmäßiger Sorgfalt. Das römische Recht unterschied je nach dem Grade dieser Nachlässigkeit: C. lata, grobes Verschulden, d. h. die Verletzung derjenigen Sorgfalt, die jeder gewöhnliche Mensch beobachtet, und C. levis, leichtes Verschulden, d. h. die Verletzung der Sorgfalt, die ein umsichtiger Mensch (diligens pater familias) unter gleichen Umständen beobachten würde. Dieses Verschulden kann in einem Tun oder in einem Unterlassen bestehen, weshalb man auch von einer C. in faciendo und C. in non faciendo spricht, je nachdem man durch eine positive Handlung in eine fremde Rechtssphäre eingreift oder durch eine pflichtwidrige Unterlassung einem andern Schaden zufügt. Die erstere wird auch Aquilische C. genannt, weil ein Gesetz der römischen Republik, lex Aquilia, die Folgen der C. in faciendo geregelt hat. Während man bei den bisher erwähnten Arten der C. einen abstrakten Maßstab bei der Bemessung des Verschuldens anlegt, legt man bei der C. in concreto, der Verletzung der diligentia quam in suis rebus adhibere solet, einen konkreten Maßstab an, d. h. man beurteilt den Grad des Verschuldens nach der Sorgfalt, die der in Anspruch Genommene gewöhnlich in eignen Dingen zu beobachten pflegt. Das Bürgerliche Gesetzbuch braucht für C. in ihren verschiedenen Abstufungen die Bezeichnungen Verschulden (s. d.) und Fahrlässigkeit (s. d.).

Culteranisten, Nachahmer des span. Dichters Gongora (s. d.).

Cumä (griech. Kyme), berühmte Stadt des Altertums in Italien, an der Küste von Kampanien nördlich vom Vorgebirge Misenum gelegen, war der Überlieferung nach 1050 v. Chr. (in Wahrheit wohl später) von Griechen verschiedener Stämme aus Euböa (Chalkis und Kyme) gegründet, die älteste aller griechischen Kolonien in Italien und die Mutterstadt von Neapolis. Sie war lange Zeit blühend und mächtig, und ihre Herrschaft scheint sich über die Misenische Halbinsel hinaus weit in das Kampanische hinein erstreckt zu haben. Die größte Macht erlangte C. unter dem Tyrannen Aristodemos (um 500). Dann bedrohten es die Etrusker, deren Seemacht 474 durch die syrakusische Flotte bei C. für immer gebrochen wurde. 421 fiel die Stadt in die Gewalt der Samniter und büßte ihren ausschließlich griechischen Charakter ein; um 350 kam sie an Rom und wurde in der Folge mit dem römischen Bürgerrecht beschenkt und zur Kolonie erhoben; allein ihre Blütezeit war vorbei. Die Alten erzählen viel von der Fruchtbarkeit der Gegend; besonders heben sie eine Weinsorte (den Ulbaner), Flachs und die bekannte Puzzolanerde hervor. Von C. aus verbreitete sich der Apollodienst in Italien; daneben wurde Demeter verehrt. Unter den Ruinen der alten Stadt, die nordwestlich vom heutigen Baja liegen und jetzt von Gestrüpp, Feldern und Weingärten bedeckt sind, zeichnen sich ein Amphitheater, ein Tor der Akropolis, Trümmerreste von Villen und Gräbern und das sogen. Grab der Sibylla (Räume eines antiken Hauses) aus. Von dem berühmten Apollotempel auf der Akropolis sind nur schwache Mauerreste übrig. Der Burgfels, der von einem System von künstlichen, wohl vorhistorischen Gängen in drei Stockwerken übereinander durchzogen wird, enthielt eine große künstliche Höhle, in der die Cumäische Sibylle einst ihre Orakelsprüche erteilte. Dieselbe wurde bei der Belagerung Cumäs durch Narses zerstört. Die letzten Reste zerstörten 1205 die Neapolitaner.

Cumacea, s. Schildkrebse.

Cumaná (Santa Ines de C.), Stadt im Staat Bermudez in Venezuela, am Manzanares, 2 km von seinem Hafen Puerto Sucre am Meerbusen von Cariaco, heißem (Mitteltemperatur 27,6°), aber gesundem Klima, mit höherer Schule, Handel mit Kakao, Zucker, Tabak, Kokosnüssen, Rindshäuten, Fischfang und Perlenfischerei und (1889) 12,000 Einw. — C., bereits 1521 im Auftrag Diego Colons als Neu-Toledo gegründet, litt häufig durch Erdbeben, namentlich 1766, 1797 und 1853.

Cumarunuholz, s. Dipteryx.

Cumbal, dampfender Vulkan an der Grenze von Kolumbien und Ecuador, 4790 m hoch, mit einem mit Schwefel und Schlamm gefüllten Krater.

Cumberland, Halbinsel von Baffinland (s. d.).

Cumberland (spr. kömberländ), Fluß der nordamerikan. Union, entspringt im Cumberlandgebirge (s. d.), auf der virginisch-kentuckischen Grenze, 1400 km lang, fließt bis Nashville gegen SW., wendet sich dann gegen NW. und mündet 15 km oberhalb des Tennessee bei Smithland in den Ohio, nächst dem Tennessee dessen größter Nebenfluß. Er ist schiffbar für Dampfboote bis Nashville (308 km), für kleinere Fahrzeuge bis

Burnside, 423 km weiter. Sein Fall von der Quelle bis an die Mündung übersteigt 350 m.

Cumberland (spr. kömberländ), die nordwestlichste Grafschaft Englands, grenzt im W. an das Irische Meer, im N. an den Solwaybusen und an Schottland, im O. an Northumberland und Durham, im S. an Westmorland und umfaßt 3926 qkm (71,3 QM.) mit (1901) 266,921 Einw. (68 auf 1 qkm). Hauptstadt ist Carlisle.

Cumberland, 1) Hauptstadt der Grafschaft Alleghany im nordamerikan. Staat Maryland, am Potomac, Endpunkt des Chesapeake- und Ohiokanals und Bahnknotenpunkt, mit Kohlen- u. Eisengruben, Eisen- und Stahlwerken, Glashütten, starker Kohlenverfrachtung und (1900) 17,128 Einw. — 2) Stadt in Rhode Island, Grafschaft Providence, mit Industrie und (1900) 8925 Einw.

Cumberland (spr. kömberländ), 1) Wilhelm August, Herzog von, dritter Sohn Georgs II., Königs von England, geb. 26. April 1721, gest. 31. Okt. 1765, trat früh in den Militärdienst, begleitete 1743 seinen Vater als Generalmajor zu der pragmatischen Armee nach Deutschland, erhielt 1745 das Oberkommando über die alliierte Armee in den Niederlanden und verlor mit dem holländischen General Königsegg, 12. Mai 1745 die Schlacht von Fontenay gegen den Marschall von Sachsen. Bei Culloden (s. d.) schlug er dagegen den Prätendenten Karl Eduard Stuart, schändete aber diesen Sieg durch seine Grausamkeit gegen die Anhänger des Prinzen. Vom König zum Oberbefehlshaber aller großbritannischen Truppen ernannt, übernahm er das Kommando in den Niederlanden von neuem, ward aber nochmals vom Marschall von Sachsen unweit Maastricht (2. Juli 1747) geschlagen. Im Siebenjährigen Kriege führte C. den Befehl über die Armee in Deutschland, ward 1757 von d'Estrées bei Hastenbeck wiederum geschlagen und schloß unter dänischer Vermittelung die Konvention zu Kloster-Zeven, der zufolge sich seine 40,000 Mann starke Armee über die Elbe zurückzog und Hannover in den Händen der Franzosen ließ. Zurückgerufen, legte er seine militärischen Stellen nieder und zog sich nach Windsor zurück. Sein Leben beschrieb Campbell-Maclachan (Lond. 1875). — Den Titel Herzog von C. führten später die Könige Ernst August und Georg V. von Hannover sowie des letztern Sohn (s. folgenden Art.).

2) Ernst August, Herzog von, königl. Prinz von Großbritannien und Irland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, geb. 21. Sept. 1845 in Hannover, einziger Sohn des Kronprinzen, spätern Königs Georg V. von Hannover, begleitete 1866 seinen Vater in den kurzen, mit Langensalza endenden Feldzug, dann nach Österreich, wahrte nach dessen Tod in einem Schreiben, datiert Gmunden 11. Juli 1878, seine Rechte auf das Königreich Hannover und erklärte, bis zu deren Verwirklichung den Titel eines Herzogs von C. und zu Braunschweig und Lüneburg mit dem Prädikat »Königliche Hoheit« zu führen. Am 21. Dez. 1878 vermählte er sich mit der Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark, Prinzessin Thyra (geb. 29. Sept. 1853), die am 28. Okt. 1880 den Erbprinzen Georg Wilhelm, später noch zwei Söhne und drei Töchter gebar. Als 18. Okt. 1884 Herzog Wilhelm von Braunschweig starb, ergriff C. als Haupt der jüngern Linie des Welfenhauses durch Patent von demselben Tag vom Herzogtum Braunschweig Besitz, indem er erklärte, der deutschen Reichsverfassung gemäß regieren zu wollen. Da er indes auf Hannover nicht verzichtete, vielmehr schon 1878 erklärt hatte, daß seine Anerkennung der Reichsverfassung keineswegs die Aufgabe seiner hannöverschen Ansprüche bedeute, so beachtete die Braunschweiger Regentschaft das Patent des Herzogs nicht, und auf Antrag Preußens erklärte der Bundesrat 2. Juli 1885, daß die Regierung des Herzogs von C. in Braunschweig mit den Grundsätzen der Bundesverträge und der Reichsverfassung nicht vereinbar sei. Doch gelangte C. in den Besitz des Privatvermögens des Herzogs Wilhelm. Erst 10. März 1892 verstand er sich in einem Schreiben an Kaiser Wilhelm II. dazu, jede Absicht, den bestehenden Zustand im Deutschen Reich anzufechten, von sich zu weisen, worauf ihm die Einkünfte des Welfenfonds ausgezahlt wurden. C. residiert zu Gmunden in Oberösterreich.

Cumberland (spr. kömberländ), 1) Richard, engl. Moralphilosoph, geb. 1632 in London, wurde 1691 Bischof von Peterborough und starb daselbst 1718. C. ist in seinem Hauptwerk: »De legibus naturae disquisitio philosophica« (Lond. 1672, 3. Aufl. 1694), als Gegner von Hobbes aufgetreten, dessen egoistischem Selbsterhaltungstrieb er die wohlwollenden Neigungen des Menschen als Grundlage der Moral entgegensetzt. Der höchste Grad des Wohlwollens gegen alle vernünftigen Wesen erzeuge den möglichst glücklichen Zustand der Gesamtheit wie des Individuums.

2) Richard, engl. Schriftsteller, namentlich Bühnendichter, geb. 19. Febr. 1732 in Cambridge, gest. 7. Mai 1811 in Tunbridge Wells, Sohn des Bischofs von Kilmore, Denison C., und Enkel des berühmten Philologen Bentley, studierte in seiner Vaterstadt, war Geheimer Sekretär des Lords Halifax, dann Kronagent für die Provinz Neuschottland und Sekretär bei dem Handelskollegium, begab sich 1780 als geheimer Gesandter Englands an die Höfe von Madrid und Lissabon, zog sich aber 1781 nach Tunbridge zurück und widmete sich hier ausschließlich literarischen Beschäftigungen. Den Ruf seines ersten literarischen Versuchs, des Singspiels »Summer's tale« (1765), verdunkelten bald seine Lustspiele: »The brothers« und »The Westindian« (1769), und noch heute zählt letzteres zu den besten Komödien Englands. Die vorzüglichsten seiner übrigen Lustspiele sind: »The fashionable lover«, »The Jew« (auf der deutschen Bühne durch Iffland und Devrient heimisch gemacht) und »The wheel of fortune«. Im Trauerspiel versuchte er sich mit »The battle of Hastings«. Weniger Glück hatte er in der epischen Poesie sowie mit seinen Romanen »Arundel« (1789) und »Henry« (1795), eher noch mit dem Gedicht »Calvary« (1792). Sein »Observer« war fast die letzte der moralischen Wochenschriften (zuerst Lond. 1785; besser 1798, 6 Bde.). Als letztes Werk schrieb er »Retrospection, a poem in familiar verse« (1811). C. wurde in der Westminsterabtei beigesetzt. Über sein Leben hat er selbst berichtet in den »Memoirs« (1807, 2 Bde.), die von Mudford in »Critical examination of the writings of C.« (1812, 2 Bde.) gröblich geplündert wurden.

Cumberland Gap, Hauptpaßübergang über das Cumberlandgebirge (s. d.), 499 m ü. M., von über 400 m hohen Felswänden eingeschlossen, von der Eisenbahnlinie Knoxville–Corbin überschritten. Er wurde 7. Sept. 1863 von den Unionisten genommen.

Cumberlandgebirge, mauerartige Kette des Appalachischen Gebirges (s. Appalachen), im O. von Kentucky und Tennessee, im Big Black Mountain 1170 m hoch, ist aus Schichten der Steinkohlenformation gebildet und schließt an seinem Westhange reiche Kohlen- und Eisensteinlager ein.

Cumberlandgolf, an der Südostseite von Baffinland zwischen den Halbinseln Cumberland und Pennyland, entdeckt von Davis 1585. Im Hintergrunde der Kingawafjord, wo 1882 die deutsche Polarstation errichtet wurde.

Cumberland-Sauce, eine kalte Sauce für Schweinebraten und Wildschwein, besteht aus Johannisbeer- oder Himbeergelee, Senf, Salz, Zitronenschale und Wacholderbeeren. Letztere bleiben fort, wenn die Sauce zu anderm Fleisch, namentlich zu kaltem Geflügel, serviert wird.

Cumberland Valley (spr. kömberländ wälli), ein Teil des großen Appalachischen Tales (s. Appalachen) in Pennsylvanien, zwischen Harrisburg am Susquehanna und Williamsport am Potomac, eingefaßt von den Kittatinny- und South Mountains, vom Conedoowinit und Conococheague bewässert und sehr fruchtbar.

Cumbo, Trockenmaß im portug. Ostindien zu 20 Candils, von 20 Curos = 98⅔ hl.

Cumbrae (spr. kömmbrē), zwei schott. Inseln im Firth of Clyde, dicht an der Ayrshireküste, aber zu Buteshire gehörig, 14 qkm groß mit (1891) 1801 Bewohnern. Hauptort ist Millport.

Cumbre (span., »Gipfel«), viel mit Bergnamen verbunden, z. B. C. de Mulahacén (s. d.). Cumbrepaß (auch Portillo de la C. genannt), ca. 4000 m hoher Paß in den Anden, an der Straße von Mendoza nach Valparaiso, den die Bahn in einem 5065 und 3730 m langen Doppeltunnel in 3188 m Höhe überschreitet.

Cumbria, im Mittelalter ein Königreich in Großbritannien, benannt nach den Kymren, das bis um die Mitte des 10. Jahrh. selbständig war und außer der jetzigen englischen Grafschaft Cumberland die schottischen Grafschaften Dumbarton, Renfrew, Ayr, Lanark, Peebles, Selkirk, Roxburgh und Dumfries umfaßte. Vgl. Ferguson, History of Cumberland (Lond. 1890).

Cumbrian Mountains (spr. kömmbri-ën mauntëns, Kumbrisches Gebirge), die höchste Berggruppe Englands, erstreckt sich zwischen dem Solway- und Morecambebusen in den Grafschaften Cumberland und Westmorland, im S. durch die Kumbrische Ebene von jeder Verbindung mit südlichen Gruppen abgeschnitten, im O. durch die Täler des Eden und Lune von der Penninischen Kette geschieden. Das kumbrische Bergland besitzt in seinen kühn gestalteten Gebirgsästen und seinen langen, engen Tälern, in denen langgestreckte, tiefe Seen liegen, überraschende Naturschönheiten. Dem Engländer gilt es als die englische Schweiz, das romantische »Land der Seen«. Man zählt deren gegen 20; die berühmtesten sind die von Windermeere, Derwentwater und Ullswater. Nirgends sonst in Europa fällt so viel Regen (200 cm im Durchschnitt, stellenweise bis 4,9 m). Die höchsten Gipfel sind: der Scafell (984 m), der Helvellyn (932 m) und der Skiddaw (921 m). Die Grundbestandteile des wilden und schwach bevölkerten Gebirges, das vom Oktober bis zum April und Mai mit Schnee bedeckt ist, bilden silurische Schiefer, von Granit, Syenit und andern plutonischen Gesteinen durchbrochen und von den der Kohlenformation angehörigen Gebilden umlagert. Steinkohlen, Eisen, Blei und Kupfer, Graphit und andre Mineralien werden ausgebeutet.

Cum cura mariti (lat.), unter Beistand (Genehmigung) des Ehemannes.

Cum grano salis (lat.), »mit einem Korn Salz«, d. h. mit etwas Witz oder Urteilskraft.

Cum infamia (lat.), s. Infamie.

Cumino, Insel, s. Comino.

Cuminum *L.* (Stachelkümmel, Kreuzkümmel), Gattung der Umbelliferen, mit der einzigen Art C. Cyminum *L.* (Mutterkümmel), einem Sommergewächs im östlichen Mittelmeergebiet. Es hat vielteilige Blätter mit lineal-fadenförmigen Zipfeln, weiße oder rötliche Blüten in wenigstrahligen Dolden und oblonge, borstige Früchte, wird in Südeuropa und Ostindien kultiviert und liefert den römischen, ägyptischen, welschen, Mutter-, Pfaffen- oder Pfefferkümmel, Kuminsamen. Diese Samen riechen und schmecken unangenehm, entfernt fenchelartig, wurden im Altertum als Gewürz benutzt und auch im Mittelalter als Gewürz und Arzneimittel geschätzt. Sie geben bei Destillation mit Wasser gelbliches ätherisches Öl (Römischkümmelöl, Ausbeute 2,5—4 Proz.) vom spez. Gew. 0,92, das aus Kuminol mit Cymol und einem Terpen besteht und arzneilich sowie zu Likören benutzt wird.

Cumming (spr. kömming), 1) John, schott. Kanzelredner, geb. 10. Nov. 1807 in Aberdeenshire, gest. 5. Juli 1881, wirkte 1832—79 in London als Prediger der schottischen Gemeinde in Covent-Garden, einer der berühmtesten Kanzelredner der Hauptstadt, der sich insbes. auch durch sein kraftvolles Auftreten gegen den römischen Katholizismus bekannt gemacht hat. In seinen zahlreichen Schriften deutet er die biblischen Weissagungen auf die Zustände der Gegenwart.

2) Roualeyn George Gordon, Reisender und Jäger, geb. 15. März 1820, gest. 24. März 1866 in Fort Augustus, Sohn eines schottischen Barons, diente in Madras, Kanada und am Kap, gab aber 1845 die militärische Laufbahn auf, um sich ausschließlich der Jagd zu widmen. Ein auf seinen Jagdzügen geführtes Tagebuch: »Five years of a hunter's life in the far interior of South Africa« (Lond. 1850, 2 Bde.; 6. Aufl. 1870; deutsch, Wurzen 1852), enthält über das Tierleben in Südafrika wertvolle Mitteilungen. — Seine Schwester Constance Frederika, geb. 24. Mai 1837, schrieb zahlreiche Werke über ihre Reisen in Indien, Ostasien, Australien und der Südsee.

Cumnock (spr. kömmnock), Binnenstadt in Ayrshire (Schottland), am Lugar, hat Kohlen- und Eisengruben, Wollweberei, Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen und (1901) 3087 Einw.

Cumulatio actionum (lat.), Klagenhäufung (s. Klage).

Cumulus (lat.), der Haufe; die Haufenwolke, s. Wolken.

Cunao, s. Katechu.

Cunard (spr. künärd), Sir Samuel, Kaufmann, geb. 1787, gest. 28. April 1865, betrieb in Halifax ein Handelsgeschäft und begründete als einer der angesehensten Schiffsreeder, unterstützt von der britischen Postverwaltung durch jährlich 65,000 Pfd. Sterl., regelmäßige Dampfschiffahrten zwischen Boston, New York und Liverpool und sandte das erste Schiff, die Britannia, 4. Juli 1840 von Liverpool nach Boston. C. wurde 1859 geadelt. Seine Gesellschaft führte anfangs den Titel British and North American Royal Mail Steam Packet Company, seit 1878 aber den der Cunard Steam-Ship Company. Die ersten vier Schiffe wurden in Glasgow aus Holz gebaut und hielten ca. 1200 Ton. mit 440 Pferdekräften. Vgl. »The Cunard Line« (geschichtlich, Lond. 1893). S. auch die Textbeilage zum Art. »Dampfschiffahrt« und Tafel »Hausflaggen«, Fig. 23.

Cunctator (lat., »Zauderer«), Beiname des römischen Diktators Q. Fabius Maximus (s. Fabius).

Cundinamarca, Departement der südamerikan. Republik Kolumbien (s. Karte »Peru ꝛc.«), zwischen dem Magdalenenfluß und der östlichen Kordillere, umfaßt mit dem Territorium San Martin (s. d.) 206,400 qkm mit (1881) 589,000 Einw. Der westliche Teil (das eigentliche C.) wird erfüllt von der Cordillera Oriental und im W. begrenzt vom Magdalenenstrom, der große östliche Teil zwischen dem Orinoko im O. und seinen Zuflüssen Meta im N. und Guaviare im S. ist ein weites Tiefland. Von dem fruchtbaren, wohlbewässerten und klimatisch sehr verschieden beschaffenen Lande sind nur 23,000 qkm bebaut, in den höhern Strichen mit Weizen und Kartoffeln, in den wärmern mit Mais, Kakao, Tabak, in den heißen mit Indigo und Zucker. Fast alle Metalle kommen vor, Salz wird in größerer Menge in Zipaquirá gewonnen, sowie Steinkohle (s. Pacho). Die Industrie liefert wollene und baumwollene Gewebe, Decken, Sandalen, Strohhüte, irdene und Eisenwaren. Der Handel ist ansehnlich, aber die Warenbeförderung durch Lastträger sehr beschwerlich. Hauptstadt ist Bogotá.

Cunene, s. Kunene.

Cunëo (Coni), ital. Provinz in Piemont, grenzt westlich und südwestlich an Frankreich, nördlich an die Provinz Turin, östlich an Alessandria, südöstlich an Genua und südlich an Porto Maurizio und umfaßt 7466 qkm (125,6 QM.) mit (1901) 638,235 Einw. (85 auf 1 qkm). Sie zerfällt in die Kreise: Alba, C., Mondovì und Saluzzo.

Cunëo, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (s. oben), liegt 457 m ü. M., an der Vereinigung der Stura und des Gesso und an den Eisenbahnen C.-Mondovì, C.-Saluzzo und Turin-Ventimiglia, hat noch Reste der ehemaligen Befestigungswerke, eine Kathedrale mit moderner Kuppel, eine gotische Franziskanerkirche aus dem 12. Jahrh., ein Rathaus mit hohem Turm, Justizgebäude und Theater, Seidengewinnung, bedeutenden Handel und (1901) ca. 14,400 (als Gemeinde 27,065) Einw. C. ist Sitz eines Bischofs und hat ein Seminar, ein Lyzeum, ein Gymnasium, ein technisches Institut und eine Handelskammer. Seit 1382 zu Savoyen gehörig, hat C. vermöge seiner strategischen Bedeutung und seiner frühern starken Festungswerke als Schlüssel der obern piemontesischen Ebene und der Straße nach Nizza und der Provence in der Kriegsgeschichte eine große Rolle gespielt und viele Belagerungen auszuhalten gehabt.

Cunëus (lat., »Keil«), die keilförmige Schlachtordnung der Alten, die, an der Front schmal beginnend, immer mehr an Breite zunahm und besonders zum Durchbrechen der feindlichen Linien angewendet ward, von den römischen Soldaten scherzweise caput porcinum (Saukopf) genannt. Auch bei Seetreffen übte man dies Manöver. C. war auch Name der keilförmigen Abschnitte, in welche die Sitzstufen im Zuschauerraum (cavea) des römischen Theaters durch strahlenförmige Treppen gegliedert wurden (vgl. Theater).

Cunha (spr. kunnja), 1) Tristão da, portug. Seefahrer, gest. um 1530, nahm an der Expedition des Vizekönigs von Indien, Almeida, gegen den König von Bengalen teil und kehrte darauf mit fünf reichbeladenen Fahrzeugen nach Europa zurück. An der Spitze einer Gesandtschaft an Papst Leo X. erlangte er für Portugal eine Schenkungsurkunde für alle Länder, die mit portugiesischen Waffen den Ungläubigen entrissen werden würden. Camões hat ihm in seiner »Lusiade« (Gesang X) ein ehrenvolles Denkmal gesetzt.

2) Nuno da, Sohn des vorigen, geb. 1487, gest. im März 1539, folgte seinem Vater nach Indien und später nach Rom. Er war Finanzminister, als Johann III. ihn 1528 zum Generalgouverneur von Indien ernannte. C. brannte 18. Nov. Mombas nieder und befestigte die Oberherrschaft Portugals über das Reich Ormus. Sein erster Versuch, Diu zu nehmen, scheiterte; dagegen erbaute er 1535 eine Festung bei Diu, gewann durch List die Stadt (1537) und sicherte sich durch seine Mäßigung gegen die Einwohner ihren Besitz. Seiner Würde entsetzt und zurückgerufen, starb er auf der Reise. Auch seinen Namen verewigte Camões.

3) José Gerson da, ind. Orientalist aus einer in der ersten Portugiesenzeit zum Christentum bekehrten Brahmanenfamilie, geb. 2. Febr. 1844 in Goa, studierte Medizin in England und ließ sich als Arzt in Bombay nieder. Seine Muße verwendete er zu Arbeiten aus dem Gebiete der indischen Altertumskunde und schrieb namentlich: »Memoir on the history of the Tooth Relic of Buddha« (Bombay 1875); »Notes on the history and antiquities of Chaul and Bassein« (das. 1876); »Sahyâdrikânda of the Skandapurâna« (das. 1877). Für den internationalen Orientalistenkongreß in Florenz, 1878, verfaßte er eine Darstellung der indischen Kulturgeschichte, die von dem Kongreß einen Preis erhielt.

Cunitz, August Eduard, protest. Theolog, geb. 29. Aug. 1812 in Straßburg, gest. daselbst 16. Juni 1886, leitete seit 1836 mit Eduard Reuß (s. d.) die Theologische Gesellschaft daselbst, habilitierte sich 1837 am protestantischen Seminar und wurde an diesem 1857 außerordentlicher, 1864 ordentlicher Professor; die gleiche Stelle bekleidete er seit 1872 in der theologischen Fakultät. Mit Reuß gab er heraus die »Beiträge zu den theologischen Wissenschaften« (Jena 1847 bis 1855) und seit 1863 die sämtlichen Werke Calvins; auch veranstaltete er eine neue Ausgabe der Beza zugeschriebenen »Histoire ecclésiastique des Églises réformées« (Par. 1883—89, 3 Bde.).

Cunn., bei Pflanzennamen Abkürzung für Allan Cunningham, geb. 13. Juli 1791 zu Wimbledon in Schottland, gest. 27. Juni 1839 als Kolonialbotaniker in Sydney. Australische Flora.

Cunningham (spr. könning-ăm), schott. Landschaft, s. Ayrshire.

Cunningham (spr. könning-ăm), 1) Allan, schott. Dichter und Prosaist, geb. 7. Dez. 1784 zu Blackwood unweit Dalswinton in der Grafschaft Dumfries, gest. 29. Okt. 1842 in London, wurde zu einem ältern Bruder, einem Steinmetz, in die Lehre getan, folgte aber bald seinen literarischen Neigungen und gewann den Buchhändler Cromek, dem er eigne Balladen als alte vorlegte, für den Verlag seiner »Remains of Nithsdale and Galloway song« (1810), welche gefielen. Seine eignen »Songs, chiefly in the rural dialect of Scotland« erschienen zuerst 1813; aber auch die »Traditional tales of the English and Scottish peasantry« (1822, 2 Bde.; neue Ausg. 1874; deutsch, Leipz. 1823) und »The songs of Scotland, ancient and modern« (1825, 4 Bde.) sind im wesentlichen sein Werk. In Liedern wie »Bonnie Anna«, in Balladen wie »A wet sheet and a flowing sea« hat er den Ton des altschottischen Volksgesangs getroffen wie nach Burns kein andrer Dichter; auch seine übrigen Gedichte zeichnen sich durch frischen Nationalsinn und Kraft des Gefühls aus. Weniger glücklich war er auf dem Felde der Kunstdichtung. Sein Drama »Sir Marmaduke Maxwell« (gedruckt 1822) wurde von Walter Scott nur wegen der poetischen Sprache gerühmt. Seine Romanzen: »Paul Jones« (1826, 3 Bde.; deutsch, 2. Aufl., Dresd. 1842), »Sir Michael

Scott« (1828, 3 Bde.; deutsch, Leipz. 1829), »Maid of Elvar« (1833) und »Lord Rodan« (1836; deutsch, Leipz. 1837) sind vergessen. Verdienstlich sind seine für Murrays »Family library« geschriebenen »Lives of the British painters, sculptors and architects« (1829—33, 6 Bde.; neue Ausg. 1880) und seine »Biographical and critical history of the British literature of the last fifty years« (1833; deutsch, Leipz. 1834). Auch besorgte er eine Ausgabe der Werke von Robert Burns mit Anmerkungen und Biographie (Lond. 1834, zuletzt 1864). Cunninghams »Poems and songs« gab sein Sohn Peter heraus (Lond. 1847); sein Leben beschrieb D. Hogg (das. 1875).

2) Richard, Botaniker, Bruder des vorigen, geb. 12. Febr. 1793 in Wimbledon, gest. 24. April 1835, erlernte die Gärtnerei, ward 1832 Aufseher des botanischen Gartens in Sydney, bereiste 1833 Neuseeland und wurde bei der Expedition des Majors Mitchell zur Erforschung des Darlingstromes von Eingebornen erschlagen. Er schrieb: »Two years in New South Wales« (Lond. 1827).

3) Alexander, namhafter Indianist und Archäolog, geb. 23. Jan. 1814 in London, gest. daselbst 28. Nov. 1893, ward auf dem Christ's Hospital und dem Military College zu Addiscombe gebildet und 1834 zum Adjutanten des Generalgouverneurs von Indien ernannt. Nachdem er 1839 in spezieller Mission in Kaschmir gewesen, wurde er 1840 Ingenieur des Königs von Audh, erhielt 1846 eine Mission nach Tibet und ward 1858 zum Oberingenieur der Nordwestprovinzen sowie 1870 zum archäologischen Generalinspektor von Indien ernannt, legte aber 1885 diese Stelle nieder, um nach England zurückzukehren. Außer antiquarischen Abhandlungen in Zeitschriften und den umfangreichen offiziellen Berichten über die Altertümer von Nordhindostan, die u. d. T.: »Archaeological survey of India« (1871 ff., 23 Bde.; Index dazu von V. Smith, Kalkutta 1887) erschienen, hat C. noch verfaßt: »Essay on the Arian order of architecture« (1846); »Ladak, physical, statistical and historical« (1854); »The Bhilsa topes« (1854); »Ancient geography of India« (Bd. 1: »The Buddhist period«, 1871); »Corpus inscriptionum indicarum« (Lond. 1878, Bd. 1) u. a.

4) Peter, engl. Literator und Kunsthistoriker, Sohn von C. 1), geb. 17. April 1816 in Pimlico, gest. 18. Mai 1869 in St. Albans, war seit 1834 im Rechnungsamt angestellt, wo er 1854 zum Hauptsekretär emporstieg, und legte 1860 seine Stelle nieder. Seine literarische Laufbahn begann er mit einer Ausgabe und Biographie des schottischen Dichters Drummond von Hawthornden (Lond. 1833) und den »Songs of England and Scotland« (1835, 2 Bde.); hierauf folgten eine neue Ausgabe von Campbells »Specimens of the British poets« (1841), das umsichtige »Handbook for visitors to Westminster Abbey« (1842), das »Handbook of London« (1849, 2. Aufl. 1850) und »Modern London« (1851, 3. Aufl. 1854), worin er die Geschichte und die gegenwärtigen Verhältnisse Londons charakterisiert. Er besorgte Ausgaben der »Poems« seines Vaters (1847), von Goldsmiths Werken (1854, 4 Bde.), Johnsons »Lives of the poets« (1854) und Hor. Walpoles Briefen (1857 bis 1859). Außerdem schrieb er die »Story of Nell Gwynne« (1852) und einige Beiträge zur englischen Kunstgeschichte: »Life of Inigo Jones« (1848) und »Memoir of J. M. W. Turner« (1852).

Cunninghamia *R. Br.* (Belis *Salisb.*, Spießtanne), Gattung der Koniferen mit der einzigen Art C. sinensis *R. Br.*, einem 10—12 m hohen Baum mit mehr oder weniger quirlständigen Ästen, lanzettlich-sichelförmigen, gesägten, 3—6 cm langen Blättern, am Grunde heuriger Sprosse kopfig gehäuft stehenden Blüten und hellbraunen, glänzenden, kugelig eiförmigen Zapfen von 3—4 cm Durchmesser, wächst in Kotschinchina und im südlichen China, wird in Nordjapan und Nordchina, auch bei uns vielfach kultiviert, hält aber in Deutschland nur in geschützter Lage und unter guter Decke im Freien aus. Er liefert sehr schönes und dauerhaftes Nutzholz.

Cunnus (lat.), die weibliche Scham (vulva), s. Scheide.

Cuntis (früher Caldas de C.), Badeort in der span. Provinz Pontevedra, Bezirk Caldas, mit Schwefelquellen (17—57°) und (1900) 5866 Einw.

Cuny, Ludwig von, deutscher Rechtsgelehrter und Politiker, geb. 14. Juni 1833 in Düsseldorf, gest. 20. Juli 1898 in Berlin, studierte die Rechte, trat 1853 in Kleve in den Staatsjustizdienst, war 1870/71 Vorsitzender des Kriegsgerichts im Elsaß, 1871—75 Appellationsgerichtsrat in Kolmar und wurde 1875 außerordentlicher und 1889 ordentlicher Honorarprofessor der Rechte an der Universität zu Berlin. Seit 1873 war C. nationalliberales Mitglied des Abgeordnetenhauses, 1874—81 und seit 1884 des Reichstags, seit 1884 auch Mitglied der Hauptverwaltung der Staatsschulden.

Cuōco (Coco), Vincenzo, ital. Geschichtschreiber, geb. 1770 im Neapolitanischen, gest. 23. Dez. 1823, studierte die Rechte, betrieb aber zugleich mit Eifer Geschichte und Philosophie. Noch nicht 30 Jahre alt, wurde er durch die Verfolgungen des Königs Ferdinand IV. nach Frankreich vertrieben, nahm aber bald darauf seinen Wohnsitz in Mailand. Hier veröffentlichte er 1800 sein »Saggio storico sulla rivoluzione di Napoli«, worin er die neapolitanischen Verhältnisse des Jahres 1799 mit der Lebendigkeit eines Augenzeugen und doch unparteiisch schilderte. In seinem »Platone in Italia« (Mail. 1804; in fast alle gebildeten Sprachen übersetzt) stellte er in der Form der Beschreibung einer Reise Platons und Kleobulos' die Geschichte und die Zustände des alten Italien dar. Ende 1806 nach Neapel zurückgekehrt, wurde C. unter Murat Staatsrat und Schatzmeister (Direttore del Tesoro); als er aber 1815 die Rückkehr der Bourbonen mit ansehen mußte, verfiel er in Wahnsinn. Vgl. M. d'Apala, Vita di Vincenzo C. (Flor. [1865].

Cuon, s. Hund.

Cuorgnè (spr. -njē), Flecken in der ital. Provinz Turin, Kreis Ivrea, am Orco und an der Sekundärbahn Turin-C., hat Baumwollspinnereien und (1901) ca. 3650 (als Gemeinde 5313) Einw.

Cupa (Cuppa, lat.; franz. Coupe), Trinkschale, ein Kelch in Halbkugel- oder Kegelform. S. Tafel »Goldschmiedekunst«, Fig. 5.

Cupar (C. Fife, spr. kūpĕr faif), Hauptstadt (municipal burgh) der schott. Grafschaft Fife, am Eden, 7 km vom Meer, mit altertümlichen Gebäuden, Fabrikation von Leinwand, Tuch und Leder und (1901) 4511 Einw.

Cupar Angus, Stadt, s. Coupar Angus.

Cupedĭae, arzneilich benutzte Zuckerwerksformen, wie Pfefferminzküchelchen, Santoninzeltchen, überzuckerte Wurmsamen ꝛc.

Cuphēa *B. Brown* (Kuphee), Gattung der Lythrazeen, Kräuter und kleine Sträucher mit ganzen Gegenblättern, roten oder weißen, einzeln oder in Trauben oder Rispen stehenden Blüten (s. Lythrazeen)

und länglichen Kapseln. 157 Arten in Amerika, von denen mehrere bei uns als Zierpflanzen kultiviert werden. Am dankbarsten blüht C. platycentra *Benth.*, aus Mexiko, mit röhrenförmigen roten Blüten.

Cupica, kleiner Hafenort im Depart. Cáuca von Kolumbien, am Stillen Ozean, einstmals zum Endpunkte des Atratokanals bestimmt.

Cupido, »die Begierde«; bei den Römern Benennung des Liebesgottes, s. Eros.

Cuppa (lat.), s. Cupa.

Cupra marittima, Flecken in der ital. Provinz Ascoli Piceno, Kreis Fermo, an der Bahn Ancona-Brindisi, mit (1901) ca. 900 (als Gemeinde 2609) Einw. In der Nähe stand im Altertum die gleichnamige Stadt der Picenter mit einem berühmten Tempel der etruskischen Juno oder Cupra.

Cuprearinde, s. Chinarinden.

Cupressineae (Zypressengewächse, Cupressineen), s. Koniferen.

Cupressocrinus, s. Haarsterne.

Cupress powder (engl., spr. kjüpreß pauder), s. Arisaema.

Cupressus *L.* (Zypresse), Gattung der Koniferen, immergrüne Bäume oder Sträucher mit dekussierten, vierreihig dachziegeligen, mit der größern untern Hälfte angewachsenen, mit der schuppenförmigen Spitze freien, auf dem Rücken meist mit einer Oldrüse versehenen kleinen Blättern, monözischen Blüten auf verschiedenen Ästen und rundlichen Zapfen mit geflügelten Samen. Zwölf Arten im Mittelmeergebiet, im gemäßigten Asien, Nordamerika und Mexiko. C. sempervirens *L.* (immergrüne [gemeine] Zypresse), ein Baum von 20 m und mehr Höhe und spitzkegelförmigem Wuchs, mit sehr dunkelgrünen Blättern und 2—3 cm langen Zapfen (s. Tafel »Koniferen I«, Fig. 4, und Tafel »Mittelmeerflora«, Fig. 4), soll ein Alter von mehr als 2000 Jahren erreichen, heimisch in Persien, Kleinasien und Griechenland, wird im ganzen Mittelmeergebiet und anderwärts in mehreren Formen (C. fastigiata, Säulenzypresse, s. Tafel »Koniferen I«, Fig. 4) kultiviert und ist charakteristisch für die südlichen Landschaften. Junge Zypressen müssen in Deutschland im Kalthaus überwintert werden. Der Baum gelangte aus seiner Heimat im Gefolge des iranischen Lichtdienstes weiter nach Westen; in der schlanken, obeliskenartigen Gestalt der Zypresse schaute die Zendreligion das Bild der heiligen Feuerflamme, und durch ganz Iran prangte sie in alten Exemplaren vor den Feuertempeln und in den Höfen der Paläste. Mit den ältesten assyrisch-babylonischen Eroberungszügen war sie in die Länder des aramäisch-kanaanitischen Stammes gelangt, auf den Libanon, nach Cypern, und ward auch hier ein heiliger Baum. Bei den Phönikern gewann der Baum auch technisch-praktischen Wert und behielt ihn durch das ganze griechische und römische Altertum. Das harte, duftende, mit angenehmem Geruch verbrennende Holz galt für unvergänglich und unzerstörbar; aus Zypressenstämmen bauten die Phöniker ihre Handelsschiffe; das Holz diente bei Griechen und Römern zu Tempeltüren, Gedenktafeln, Särgen, Götterbildern, und wegen dieser Verwendung ward die Zypresse allgemein verbreitet. Homer kennt bereits ihr Holz; Zypressenhaine finden sich häufig erwähnt. Weit später kam die Zypresse nach Italien und galt nun auch hier in orientalischer Weise als Symbol der Trauer; zur Zeit des Augustus wurden schon allgemein Leichenaltar und Scheiterhaufen mit Zypressenzweigen umsteckt. Aber bei aller Pflege gedieh die Zypresse in Italien doch weniger als im Orient. Berühmt sind die von zahllosen hohen Zypressen beschatteten Kirchhöfe der Türken auf der asiatischen Seite von Konstantinopel. Die Alpen hat die Zypresse nicht überstiegen. Holz und Früchte wurden ehemals arzneilich benutzt, und in duftende Zypressenwälder schicken arabische Ärzte die Brustkranken. C. pendula *L'Hérit.* (Zypresse von Goa, blaugrüne Zypresse), baumartig, mit verlängerten, oft überhängenden Nebenästen, bildet eine ziemlich durchsichtige, hell blaugrüne Pyramide, trägt kleine Zapfen und stammt wahrscheinlich aus Mexiko. C. thurifera *H. B. K.* (Weihrauchzypresse), ein hoher Baum mit abstehenden Haupt- und Nebenästen, gleicht erwachsen einem Lebensbaum, hat kleine Zapfen, stammt aus den höhern Terrassen Mexikos und schwitzt ein wohlriechendes, dort wie Weihrauch benutztes Harz aus. C. funebris *Endl.* (C. pendula *Staunt.*, Trauerzypresse), ein ziemlich hoher Baum mit ausgebreiteter Krone, überhängenden Ästen und mehr kugeligen Zapfen, in China, wird dort wie auch im nördlichen Ostindien auf Gräber gepflanzt, kam 1848 nach Europa. C. Lawsoniana, s. Chamaecyparis.

Cuprija (spr. tschu-, zur Römerzeit Horreum Margi), Hauptstadt des serb. Kreises Morawa, am rechten Morawa-Ufer und an der Eisenbahn Belgrad-Nisch, mit (1896) 4738 Einw. Beim Dorf Senje, 8 km südöstlich von C., befindet sich ein großes Steinkohlenbergwerk.

Cupri..., Cupro..., s. Kupri..., Kupro...

Cuprum, Kupfer; C. aceticum, essigsaures Kupfer; C. aluminatum, Augenstein; C. carbonicum, kohlensaures Kupfer; C. chloratum, Kupferchlorid; C. nitricum, salpetersaures Kupfer; C. oxydatum, Kupferoxyd; C. subaceticum, basisch essigsaures Kupfer, Grünspan; C. sulfuricum ammoniatum, schwefelsaures Kupferoxydammoniak; C. sulfuricum crudum, rohes, und C. sulfuricum purum, reines schwefelsaures Kupfer, Kupfervitriol.

Cupula (lat.), s. Becherhülle.

Cura (lat.), Sorge, Fürsorge, Verwahrung, Kuratel, Pflegschaft (s. d.); pro c., Gebühr für Bemühung, Besorgung (vgl. Prokura); früher auch kirchliches Benefiz, womit Seelsorge verknüpft ist; jetzt Pfarrei im Gegensatze zu einem Benefiz ohne Seelsorge.

Cura, Hauptstadt des Staates Miranda, in Venezuela, südlich vom Valenciasee, 520 m ü. M., hat lebhaften Verkehr, Baumwollbau und (1889) 12,198 Einw.

Curae posteriores (lat.), spätere, zukünftige Sorgen.

Curāre (Urari, Woorari), das bei den Indianern vom Orinoko und Amazonenstrom übliche Pfeilgift, ein unter Zusatz andrer Gewächse aus der Familie der Apocynazeen bereitetes Extrakt des Splintes und der Rinde verschiedener Strychnos-Arten, ist braun, opiumähnlich, bitter, von eigentümlichem, schwach aromatischem Geruch, in Wasser größtenteils löslich und kommt in Bambusröhren (Tubos) nach Europa; es enthält neben Curin, einem Herzgift, 3—4 Proz. Curarin $C_{19}H_{21}NO_4$, das amorph, gelb, in Wasser und Alkohol, nicht in Äther löslich ist, alkalisch reagiert und mit Säuren kristallisierbare Salze bildet. C. wirkt sehr schwach vom Magen aus, sehr schnell aber, wenn es in eine Wunde gelangt, und am heftigsten beim Einspritzen in eine Vene. Es lähmt die motorischen Nerven, so daß bei erhaltenem Bewußtsein alle willkürlichen Bewegungen unmöglich werden, und tötet durch Lähmung der Brustmuskeln und daraus folgende Aufhebung der Atmung. Bei

ſtarken Doſen werden auch die Nervenapparate des Herzens gelähmt. Durch künſtliche Unterhaltung der Atmung können nicht zu ſtarke Doſen überwunden werden, zumal ſämtliche Wirkungen wegen ſchneller Ausſcheidung des Curarins raſch vorübergehen. Es wirkt dem Strychnin entgegen und kann als Gegengift desſelben betrachtet werden. C. iſt auch ein Protoplasmagift; es ſetzt die Bewegung der Amöben und der weißen Blutkörperchen herab, ohne ſie jedoch zu lähmen. Man benutzt es zur ſymptomatiſchen Herabſetzung allgemeiner Krämpfe und zum Lähmen (Curariſieren) der Tiere bei Viviſektionen. Vgl. Steiner, Das amerikaniſche Pfeilgift C. (Leipz. 1877); Böhm, Das ſüdamerikaniſche Pfeilgift C. (daſ. 1895 bis 1897, 2 Tle., in den Abhandlungen der königlich ſächſiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften).

Curaſſao, Likör aus den Schalen einer beſonders auf Curaſſao wachſenden Varietät der Pomeranze (Citrus aurantium curassaviensis).

Curaſſão (Curaçao), niederländ. Inſel im Karibiſchen Meer, 70 km von der Nordküſte von Venezuela, 550 qkm groß, mit deutſchem Konſulat und (1899) 29,718 Einw., meiſt Farbigen und Katholiken, nur 2000 Reformierten und 900 Juden. Die Inſel erreicht im Chriſtoffelsberg 376 m und iſt teils aus altem Eruptivgeſtein (Diorit), teils aus Korallenkalk gebildet. Das Klima iſt ſehr trocken (8—9 Monate Trockenzeit), es gibt aber auch furchtbare Regenfluten. Hauptprodukte ſind Mais, Agaven, Maniok, Orangen, Dividivi, Rotholz, Salz und Phosphat. Aus der Pomeranze bereitet man einen nach der Inſel benannten Likör. Der Viehſtand iſt zurückgegangen und weiſt nur noch 35,635 Ziegen und 20,994 Schafe auf. Es liefen 1899: 1204 Schiffe von 1,231,000 cbm ein, und die Einfuhr betrug 1,922,000 Gulden. Hauptort iſt Willemſtad (ſ. d.), an ſchönem Naturhafen, in Dampferverbindung mit Liverpool, Hamburg, Southampton, Havre, New York, Maracaibo. Das Gouvernement C., zu dem die benachbarten Inſeln Klein-C., Bonaire und Aruba ſowie die Inſeln Saba, St. Euſtatius nebſt einem Teil von St. Martin gehören, umfaßt 1130 qkm mit (1899) 51,877 Einw., einſchließlich 263 Mann Beſatzung. Die Einnahmen der Kolonie betrugen 1899: 507,836, die Ausgaben 702,459 Gulden. In 28 Regierungsſchulen werden 5081 Kinder unterrichtet. Umgangsſprache iſt das aus Spaniſch, Engliſch, Holländiſch und Karibiſch gemiſchte »Papiamento«. — C. ward 1526 von den Spaniern beſetzt, 1634 von den Holländern erobert und im Weſtfäliſchen Frieden ihnen abgetreten. Die Engländer nahmen es 1807, gaben es aber 1814 nach dem Pariſer Frieden den Holländern zurück. S. Karte »Weſtindien«.

Curaſſaophosphāt, graues, ſehr klein kriſtalliniſches Geſtein, findet ſich auf Curaſſao, enthält 85, meiſt über 87 Proz. baſiſches Kalkphosphat, 6—7 Proz. Kalkkarbonat, 1 Proz. Kalkſulfat, 1—3 Proz. Magneſiaphosphat und wenig Eiſenoxyd. Es wird auf Superphosphat verarbeitet.

Curāti (lat.), ſ. Kuratgeiſtliche.

Curātor (lat.), ſ. Kurator. C. bonorum, Güterpfleger (ſ. d.); im frühern Konkursverfahren wurde auch der Konkursverwalter ſo genannt (ſ. Konkurs). C. massae, ſ. Konkurs und Konkursverwalter.

Curcasöl, ſ. Jatropha.

Curci (ſpr. kurtſchi), Carlo Maria, ital. Jeſuit, geb. 4. Sept. 1809, geſt. 9. Juni 1891, trat 1826 in den Orden Jeſu und ſchrieb zu deſſen Verteidigung: »Fatti ed argomenti« gegen die Angriffe Giobertis. Auf die weitern Angriffe, die dieſer in ſeinem »Gesuita moderno« gegen ihn ſchleuderte, antwortete er von Paris aus in einem zweibändigen Werk. 1850 gehörte er zu den Begründern der Zeitſchrift »Civiltà cattolica«, die zuerſt in Neapel erſchien, nach einiger Zeit aber nach Rom überſiedelte. Als Kanzelredner ſehr populär geworden, trat C. 1870 für die weltliche Herrſchaft des Papſtes ein, änderte aber in der Vorrede zu ſeinen »Lezioni esegetiche e morali sopra i quattro Evangeli« (Flor. 1874—76, 5 Bde.; 2. Aufl. ſeit 1887) ſeine Richtung und legte dem Papſt die Ausſöhnung mit dem Königreich Italien nahe. Als er den gleichen Gedanken, der den Verzicht auf die weltliche Herrſchaft des Papſtes zur Vorausſetzung hatte, noch entſchiedener in einem Brief an Pius IX. und in dem Buch »Il moderno dissidio tra la Chiesa e l'Italia« (Flor. 1877) vertrat, wurde er 1877 aus dem Jeſuitenorden ausgeſtoßen, unterwarf ſich zwar 1879 Leo XIII., kehrte aber bereits 1881 mit dem Werk »La nuova Italia ed i vecchi zelanti« (deutſch, Leipz. 1882) zu ſeinen frühern Anſichten zurück. Dies Werk ſowie die noch kühnere Schrift: »Il Vaticano regio, tarlo superstite della Chiesa cattolica« (Flor. 1883) wurden auf den Index geſetzt und C. durch Kirchenſtrafen 1884 zum Widerruf gezwungen. Andre Schriften von ihm ſind: »La questione romana nell' Assemblea francese« (Par. 1849), »La demagogia italiana ed il Papa-Re« (daſ. 1849), »La natura e la grazia« (1865, 2 Bde.), »Lezioni sopra il libro di Tobia« (1877), »Di un socialismo cristiano« (1885) u. a. Auch hat er das Neue Teſtament und die Pſalmen ins Italieniſche überſetzt. Vgl. »Memorie di padre C. M. C.« (Flor. 1891).

Curculigo *Gärtn.* (Rüſſellilie), Gattung der Amaryllidazeen, ausdauernde Pflanzen mit oft ſehr großen, längsfaltigen Blättern, unſcheinbaren Blüten in gedrängten Trauben oder Ähren und wenigſamigen Beeren. Zwölf Arten. Von C. orchioides *Roxb.*, in Oſtindien, mit zahlreichen gelben, langgeſtielten Blumen, wird die aromatiſche Wurzel gegeſſen; C. recurvata *Dryand.* und C. sumatrana *Roxb.* (ſ. Tafel »Blattpflanzen II«, Fig. 5), in tropiſchen Südoſtaſien und Nordauſtralien, mit langen, lanzettlichen, tief gerippten hellgrünen Blättern und gelben Blumen, werden als ſchöne, auch fürs Zimmer geeignete Blattpflanzen kultiviert.

Curculio, Rüſſelkäfer (ſ. d.); Curculionidae (Rüſſelkäfer), Familie aus der Ordnung der Käfer.

Curcŭma *L.*, Gattung der Zingiberazeen, ausdauernde Kräuter mit fleiſchigen, geringelten Wurzelſtöcken, zweizeiligen, großen, langgeſtielten Blättern, ſeiten- oder endſtändigen, dichten, zapfenähnlichen Blütenſtänden und kugelförmigen Kapſeln mit wenigen Samen; 30 Arten im tropiſchen Aſien, Afrika und Auſtralien. C. longa *L.* (Gelbwurz, Gilbwurz, gelber Ingwer), mit grundſtändigen, breit lanzettförmigen, langgeſtielten Blättern und gelben Blüten, ſtammt wohl aus Südaſien, iſt aber in wildem Zuſtand nicht bekannt. Sie wird in China, Indien und auf den ſüdaſiatiſchen Inſeln angebaut und liefert die Gelbwurz (Gilbwurz, Kurkuma, Gurgemei, gelber Ingwer, Tumerikwurzel, Rhizoma Curcumae). Dieſe iſt ſehr dicht und ſchwer, hornartig ſpröde, außen grau, gelb beſtäubt, innen gelbrot, wachsglänzend, riecht aromatiſch, ſchmeckt feurig gewürzhaft und enthält ätheriſches Öl und Kurkumin (Kurkumagelb). Sie iſt in ihrer Heimat als Gewürz und Arznei ſeit dem höchſten Altertum ſehr beliebt; früher wurde ſie auch in Europa

arzneilich und in der Färberei benutzt, jetzt dient sie nur noch zum Färben von Gebäck, Käse, Öl, Firnis, Salben ꝛc. (vgl. Kurkumagelb); in der englischen Küche bildet die Kurkumawurzel einen Hauptbestandteil des Curry-powder. C. Zedoaria *Rosc.* (C. Zerumbet *Roxb.*), mit grundständigen, kurzgestielten, lanzettlichen, in der Mitte purpurfarbig wolkigen Blättern und seitenständiger, vor den Blättern erscheinender, langer Blütenähre mit roten Deckblättern, ist im wilden Zustand nicht bekannt, wird in Indien angebaut und liefert in ihrem Wurzelstock die Zitwerwurzel (Rhizoma Zedoariae). Diese ist außen gräulichweiß, innen grau, riecht und schmeckt milder, mehr kampferartig und bitter. Sie enthält ätherisches Öl, Harz und viel Stärkemehl, wurde im Mittelalter durch die Araber in Europa eingeführt und war um 1150 in Deutschland wohlbekannt. Man benutzt sie zu gewürzigen Tinkturen und Magenlikören. Von C. angustifolia *Roxb.*, in Tikor, und C. leucorrhiza *Roxb.*, in Ostindien, liefern die Wurzelstöcke ostindisches Arrowroot (s. d.). Auch C. rubescens *Roxb.* liefert Stärkemehl und bildet in Travankur einen großen Teil der Nahrung der Eingebornen. Mehrere Arten werden als Zierpflanzen im Warmhaus kultiviert.

Curé (franz., spr. kü-, v. lat. curatus), in Frankreich der Pfarrer eines Hauptortes eines Kantons; er wird vom Bischof unter Genehmigung der Regierung auf Lebenszeit ernannt.

Curée (franz., spr. küré'), das, was den Hunden von dem erlegten Wild vorgeworfen wird, dann das kunstgemäße Aufbrechen und Zerwirken des bei der Parforcejagd (s. d.) erbeuteten Edelhirsches. Das C. machen geschieht im Beisein der ganzen Jagdgesellschaft unter dem Klang einer Fanfare.

Curel (spr. kürell), François de, franz. Dramatiker, geb. 10. Juni 1854 in Metz als der Sohn eines reichen Fabrikanten, verließ die École Centrale mit dem Diplom des Ingenieurs, widmete sich aber bald der Schriftstellerei. In seinen ersten Bühnenstücken zeichnete er sich durch die Kühnheit der Probleme aus, die ihm wohl die Achtung der Kritik, aber keine populären Erfolge eintrug. Mit »L'envers d'une sainte« (1892) und »Les Fossiles« (1892) gab er dem Théâtre Libre sehr interessante Aufgaben. Ihnen folgte »L'Invitée« im Vaudeville (1893), Curels bestes Stück, und 1897 im Théâtre Antoine mit Erfolg »Le Repas du lion«, ein Drama, das die soziale Frage originell behandelt. Abgelehnt wurden, auch von der Kritik, »L'Amour brode« (1893) u. »La Figuraute« (1896). Anklang fand dagegen »La nouvelle Idole« (1899), eine medizinische Tragödie, weniger die allzu originelle antireligiöse »Fille sauvage« (1902).

Cures, alte Stadt der Sabiner in Italien, Heimat des Titus Tatius und des Numa, woher der Name Quiriten (s. d.) stammen soll, sank seit Roms Emporblühen zu einem Flecken herab. Ruinen bei Coreſe (östlich vom Tiber) und Arci, wo die Burg lag.

Cureton (spr. kjürt'n), William, engl. Orientalist, geb. 1808 zu Westbury in Shropshire, gest. 17. Juni 1864, studierte seit 1828 in Oxford und war 1834—1837 Unterbibliothekar der Bodleyanischen Bibliothek. 1837 an das Britische Museum berufen, gab er 1846 den ersten Band eines Katalogs der arabischen Handschriften desselben heraus. Er wurde 1847 zum Kaplan der Königin, 1850 zum Kanonikus von Westminster ernannt. Seine Bedeutung gründet sich hauptsächlich auf die Bearbeitung früher unbekannter, für die Geschichte der alten christlichen Kirche wichtiger syrischer Schriftstücke, die Tattam 1841 und 1843 aus Klöstern der ägyptischen Natronwüste für das Britische Museum erworben hatte. Die erste Veröffentlichung daraus war eine syrische Übersetzung der Briefe des Ignatius an Polykarp, die Epheser und Römer (mit engl. Übersetzung und griech. Text, Lond. 1845), die eine heftige literarische Fehde hervorrief. C. selbst vertrat energisch die Ansicht, daß der von ihm entdeckte syrische Text das Original dieser Briefe darstelle, in den Schriften: »Vindiciae Ignatianae« (1846) und »Corpus Ignatianum« (mit engl. Übersetzung, 1849). Weiter gehören hierher die Ausgaben der syrischen Übersetzung des dritten Teiles der Kirchengeschichte des Johannes von Ephesus (Oxford 1853), des »Spicilegium syriacum« (mit engl. übersetzung, 1855), der wichtigen überreste eines alten, abweichenden Textes der syrischen Evangelien (mit engl. Übersetzung, 1858) und die Ausgabe der Übersetzung von Eusebius' »Geschichte der Märtyrer in Palästina« (1861). Von arabischen Ausgaben sind zu nennen: Schahrastanis »Buch der religiösen und philosophischen Sekten« (1842—46, 2 Bde.), en Nâßafis »Säule des Glaubens der Sunniten« (1843) u. a.

Curette (franz., spr. kü-), ringförmiges, scharfrandiges Instrument zum Abschaben (Curettement, Curettage) erkrankter Schleimhautflächen, besonders der Gebärmutter und des Kehlkopfes.

Curĭa (lat.), s. Kurie.

Curĭatier (Curiatii), nach der röm. Sage ein albanisches Geschlecht, aus dem in dem Kriege gegen den römischen König Tullus Hostilius, drei Brüder, Drillinge, mit den römischen Drillingsbrüdern, den Horatiern, infolge eines Vertrags um die Herrschaft kämpften (s. Horatius 1).

Curibōca, s. Farbige.

Curicó, chilen. Provinz, zwischen Colchagua im N., Talca im S., den Anden im O. und dem Meer im W., 7545 qkm mit (1900) 119,811 Einw., die von Landbau und Viehzucht leben. Die Hauptstadt C. (San José de C.), 1742 gegründet, liegt beim Rio Lontué, 284 m ü. M., hat regen Handel, ein Lyzeum und (1900) 14,577 Einw.

Curicta, s. Veglia.

Curĭo, C. Scribonius, geb. um 84 v. Chr., gest. 49, zeichnete sich als Redner aus, wurde 54 Quästor in Kleinasien und erlangte 50 das Tribunat. Bis dahin Freund des Pompejus und der damals mit ihm verbündeten Senatspartei, schloß er sich jetzt an Cäsar an und wurde einer seiner gewandtesten Anhänger. Er verteidigte Cäsars Sache im Senat, wußte nach seinem Wunsch die Entscheidung bis zum Ende des Jahres 50 hinauszuschieben und floh, als diese endlich erfolgte und gleichzeitig sein Amt ablief, zu Cäsar. Nachdem er Sizilien für ihn in Besitz genommen hatte, setzte er nach Afrika über, fand dort aber in einem unvorsichtigen Angriff auf das überlegene Heer des Juba seinen Tod. Die Frau des C. war Fulvia, vorher Witwe des Clodius und nachherige Gemahlin des M. Antonius.

Curiōsa (lat., Kuriositäten; Einzahl: Curiosum), Seltenheiten, Sehenswürdigkeiten, welche die Neugierde und Aufmerksamkeit erregen; curiositatis causa, der Neugierde oder Seltenheit wegen.

Curiōsum urbis Romae, eine aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. stammende amtliche Übersicht der 14 Regionen (Stadtquartiere) Roms (ähnlich der sogen. Notitia, s. d.) nebst Angabe ihres Umfanges, ihrer Bebauung ꝛc. (hrsg. von Jordan, »Topographie der Stadt Rom«, Bd. 2, Berl. 1871, und »Forma urbis Romae«, das. 1874). Eine aus demselben und andern

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Quellen hergestellte Art topographischen Leitfadens gaben Italiener des 15. Jahrh. für das Werk eines Schriftstellers P. Victor aus.

Curityba, Hauptstadt des brasil. Staates Paraná, unter 25° 25′ südl. Br., 1065 m ü. M., am Yoo, einem der Quellflüsse des Iguassú, durch Eisenbahn mit Paranagua verbunden, auf fruchtbarer Hochebene, hat gute städtische Einrichtungen, Schatzamt, Krankenhäuser, Schulen, eine deutsche Zeitung, deutsches Berufskonsulat und (1890) 24,553 Einw. (darunter viel Polen).

Curius Dentātus, Manius, berühmter Römer, aus plebejischem Geschlecht, schlug 290 v. Chr. als Konsul die Samniten und Sabiner und machte dadurch dem dritten Samnitischen Krieg ein Ende. In seinem zweiten Konsulat 275 besiegte er den König Pyrrhus bei Benevent, der dadurch Italien aufzugeben genötigt ward, in seinem dritten 274 die Lukaner, Samniten und Bruttier. Außerdem ward er wegen seiner Einfachheit und Uneigennützigkeit gepriesen. Auch durch großartige Bauwerke machte er sich verdient; er erweiterte den Abzugskanal, durch den der See Velinus in den Nar (jetzt Nera) abfließt, und ließ als Zensor 272 aus dem Anio eine Wasserleitung in die Stadt führen. Er starb 270.

Curling (spr. körl-), s. Eisspiele.

Currachee (spr. körratschi), Stadt in Britisch-Indien, s. Karatschi.

Curragh (spr. körrach), eine Heide mit stehendem Lager und Rennbahn unfern Kildare in der irischen Provinz Leinster.

Curraghmore (spr. körramōr), Schloß, s. Portlaw.

Currency (spr. körrenßi), der englische Ausdruck für Kurant, erweitert auf alle gesetzlichen Zahlungsmittel, deren Annahme nicht verweigert werden darf. Im engern Sinne versteht man unter C. in Amerika nur Papiergeld und Banknoten. Oft werden aber auch (z. B. von Macleod) Wertpapiere, die keine Geldsurrogate sind, hierher gerechnet, wie Wechsel, Schecks ꝛc. Unter Currencyfrage versteht man die Frage nach den besten Einrichtungen zur Versorgung des Verkehrs mit den erforderlichen Umlaufs- u. Zahlungsmitteln.

Currencytheorie (Currencyschule, Currency principle), die hauptsächlich von Normann und Lord Overstone verteidigte und auch von R. Peel angenommene Lehre, nach der Münzen und Banknoten zusammen das Landesgeld bilden. Ein Land könne nur eine bestimmte Menge von Umlaufsmitteln (Münzen und Noten) beschäftigen. Werde dieselbe durch übermäßige Ausgabe von papiernen Zahlungsmitteln vermehrt, so würden die Warenpreise steigen, und da die edlen Metalle, nicht aber die Noten überall Abnehmer fänden, müßten erstere aus dem Lande abfließen. Da nun Münze das beste Umlaufsmittel sei, so müsse die Ausgabe von Banknoten beschränkt werden, bez., wie konsequente Vertreter der Theorie verlangen, es dürften nur metallisch voll gedeckte Banknoten ausgegeben werden. In England hat die Peels-Akte dieses Ziel durch Kontingentierung erstrebt. Im Gegensatze zur C. führt die Bankingtheorie (banking principle) aus, die Menge der in einem Lande erforderlichen Umlaufsmittel werde jeweilig durch das Verkehrsbedürfnis bestimmt. Darum müsse die Bank sich nur von letzterm leiten lassen und in der Lage sein, bei steigenden Warenpreisen mehr Noten auszugeben. Eine Beschränkung sei entbehrlich, wenn nur die nötigen Mittel zur Einlösung immer bereit seien und die Einlösungspflicht streng aufrecht erhalten werde. Sie sei auch unnötig, weil die Bank die Scheine nicht beliebig vermehren könne, sondern lediglich dem Begehr nach Darlehen und dem Wechseldiskont folgen müsse. Habe ein lebhafter Aufschwung des Verkehrs zu einer ungewöhnlich starken Notenemission geführt, so fließe in ruhigern Zeiten der nicht erforderliche Betrag an Noten zur Bank zurück. Beide Theorien übersahen aber die Bedeutung der sonstigen Kreditorganisation (Scheck- und Clearingverkehr) für die Preisbestimmung.

Currer Bell (spr. körrer), Schriftstellerin, s. Brontë.

Curriculum (lat.), bei den Römern Wettrennen, auch Rennwagen, Rennbahn und Laufbahn. Daher C. vitae, der Lebenslauf.

Currie-Line (spr. körri-lain), Bezeichnung für die Union Castle Line (Donald Currie u. Co., Southampton); s. Dampfschiffahrt (Textbeilage, S. II, 4).

Curros Enríquez (spr. enrikeß), Manoel, galicischer Dichter der Gegenwart von bedeutendem Talent, hat den Dialekt seiner Heimat zu philosophischen Dichtungen geschmeidig gemacht. Die Kühnheit seiner Gedanken zog ihm Exkommunikation von seiten des Bischofs von Orense zu, was dem Erfolg seiner Werke nur nutzte. Den beanstandeten Versen: »Aires da minha terra« (Coruña 1879; 3. Aufl. 1886; in kastil. Übersetzung von C. Hombart, Madr. 1892) folgte das nicht minder wertvolle Werk: »O divino Sainete« (Coruña 1888).

Currus (lat.), bei den alten Römern jeder Wagen, insbes. der bei Wettspielen benutzte leichte Rennwagen mit sehr niedrigen Rädern und sehr breiter Spur. In dem hinten offenen Wagenkasten hatte der auriga oder Wagenlenker Platz.

Curry-powder (engl., spr. körri-pauder, Ragoutpulver), aus Indien stammende Mischungen aus Kurkuma, Koriander, Pfeffer, Ingwer, Zimt, Muskatblüten, Gewürznelken, Kardamomen, Kümmel und Cayennepfeffer.

Curschmann, 1) Karl Friedrich, Liederkomponist, geb. 21. Juni 1805 in Berlin, gest. auf einer Reise 24. Febr. 1841 in Langfuhr bei Danzig, studierte in Berlin Rechtswissenschaft, wandte sich dann, seiner Neigung folgend, der Musik zu, nahm vier Jahre lang bei Hauptmann in Kassel Unterricht in der Komposition und lebte darauf in Berlin. Unter den von ihm veröffentlichten Vokalwerken befindet sich außer einem Singspiel: »Abdul und Erinnieh« (Kassel 1827), und einigen geistlichen Kompositionen eine große Anzahl Lieder für eine und mehrere Singstimmen (1871 in Gesamtausgabe erschienen), die sich z. T. großer Popularität erfreuen, jedoch nicht auf der höchsten Stufe der Kunst stehen.

2) Heinrich, Mediziner, geb. 28. Juni 1846 in Gießen, studierte daselbst, war drei Jahre Assistenzarzt am St. Rochushospital in Mainz, siedelte 1871 nach Berlin über, habilitierte sich daselbst 1875 als Privatdozent, wurde 1876 dirigierender Arzt des städtischen Krankenhauses in Moabit, 1879 Direktor der Staatskrankenhäuser in Hamburg, wo er das Krankenhaus in Eppendorf erbaute (»Mitteilungen über das neue Allgemeine Krankenhaus zu Hamburg-Eppendorf«, mit Deneke, Braunschw. 1889), und 1888 Professor der speziellen Pathologie und Therapie und Direktor der medizinischen Klinik in Leipzig. C. gilt als Autorität auf dem Gebiete des Krankenhauswesens. Seine hervorragendsten wissenschaftlichen Arbeiten bewegen sich auf dem Gebiete der Seuchenlehre und akuten Infektionskrankheiten (Studien und Monographien über Pocken, Fleckfieber und Unterleibstyphus) sowie auf dem der Lungen-, Herz-, Leber- und Darmkrank-

heiten. Er war 1886—92 Mitherausgeber der »Fortschritte der Medizin« und gab mit seinen Schülern einen Band »Beiträge zur Klinik des Herzens und der Kreislauforgane« (Leipz. 1893) und einen medizinisch-klinischen Atlas (»Klinische Abbildungen«, mit Schüffner, Berl. 1895) heraus.

Curschmannsche Spiralen, s. Asthma.

Cursores, soviel wie Laufvögel (s. d.).

Cursoria (Läufer), s. Geradflügler.

Curt., bei Tiernamen Abkürzung für J. H. Curtis, Maler und Entomolog in London, geb. 1761, gest. 1861; oder für W. Curtis (s. d. 1).

Curtāne (Curtein, engl.; mittellat. Curtana, »Schwert ohne Spitze«), das Schwert Eduards des Bekenners, früher den Königen von England bei ihrer Krönung als Sinnbild der Milde vorangetragen.

Curtatone, Gemeinde in der ital. Provinz Mantua, 5 km westlich von Mantua, an der Dampfstraßenbahn nach Viadana, mit (1901) 7271 Einw., bekannt durch das glückliche Treffen der Österreicher unter Radetzky gegen die neapolitanisch-toskanischen Truppen 29. Mai 1848.

Curtea de Argeș, Stadt, s. Ardschisch 1).

Curtis (spr. körr-), 1) William, Botaniker, geb. 1746 zu Alston in Hampshire, gest. 7. Juli 1799 in Brompton, erlernte die Pharmazie, widmete sich der Botanik, gründete einen botanischen Garten und hielt Vorlesungen. C. schrieb: »Flora Londinensis« (Lond. 1777—87; neue Aufl. von Graves u. Hooker, 1817 bis 1828, 5 Bde., mit 702 kolorierten Tafeln); »Practical observations on the British grasses« (2. Ausg. 1790; 6. Aufl. von Lawrence, 1824); »Lectures on botany« (hrsg. von Sam. C., 1805, 3 Bde.; 2. Aufl. 1807). 1787 gründete er das »Botanical Magazine«.

2) George Ticknor, amerikan. staatsrechtlicher Schriftsteller, geb. 28. Nov. 1812 zu Watertown in Massachusetts, gest. 28. März 1894, ließ sich 1836 in Boston als Advokat nieder. Sein bekanntestes Werk ist die »Constitutional history of the United States« (neue Bearbeitung Bd. 1, New York 1889; Bd. 2, hrsg. von Clayton, 1896), demnächst die Biographien: »Life of Daniel Webster« (das. 1870, 2 Bde.), »Life of James Buchanan« (das. 1883, 2 Bde.), »Life, character and service of General G. B. McClellan« (Boston 1887).

3) George William, amerikan. Schriftsteller, geb. 24. Febr. 1824 in Providence (Rhode Island), gest. 31. Aug. 1892 in West-New Brighton (Staten Island), war erst Kaufmannslehrling und widmete sich mit 18 Jahren den Bestrebungen der Transzendentalistenkolonie Brook Farm in der Nähe von Boston, wo er unter anderm Ackerbau trieb. Dann ging er nach Europa, hörte Vorlesungen an der Universität Berlin, machte weite Reisen und kehrte 1850 nach der Heimat zurück. Nachdem er in New York Mitarbeiter hervorragender Zeitungen gewesen, nacheinander »Harper's Monthly« u. »Harper's Weekly« redigiert, übernahm er die Professur der englischen Sprache an der Universität Cornell. C. war als Schriftsteller wie als Bürger ein Vertreter des besten Amerikanertums. Jederzeit ein glänzender Stilist, erwarb er sich durch seine Reiseschilderungen »The Howadji in Syria« (1852) und »Nile notes of a Howadji« (1859), seine Plaudereien u. d. T.: »Lotus eating« (1852) sowie die satirischen »Potiphar papers« (1853) literarischen Ruhm. Er schrieb auch die reizende Novelle »Prue and I« (1856) und den weniger gelungenen Roman »Trumps« (1861) sowie Biographien von William Cullen Bryant (1879) und James Russell Lowell (1892). Eine Gesamtausgabe seiner Schriften, herausgegeben von Norton, erscheint seit 1894 in New York. Vgl. Winter, George William C. (New York 1893); Chadwick, George William C. (das. 1893) und E. Cary, Life of C. (Boston 1894).

Curtius, 1) Marcus, ein edler röm. Jüngling, der sich für sein Vaterland aufopferte. 362 v. Chr. entstand, wie die Sage berichtet, in der Mitte des Forums plötzlich eine tiefe Kluft, die nicht auszufüllen war. Die Wahrsager verkündeten, der Staat sei in höchster Gefahr, wenn sich die Kluft nicht schlösse; dies aber werde nur geschehen, wenn das beste Gut Roms hineingeworfen werde. Da bestieg C. mit den Worten: »Nichts Besseres hat Rom als Waffen und Heldenmut!« im vollen Waffenschmuck sein Roß und stürzte sich in den Abgrund, worauf sich dieser schloß.

2) Quintus Curtius Rufus, röm. Geschichtschreiber, verfaßte unter Claudius (41—54 n. Chr.) »Historiae Alexandri Magni« in 10 Büchern, von denen nur die letzten acht erhalten sind. Wahrscheinlich selbst Rhetor, hat er es mehr auf rhetorische Gefälligkeit als auf historische Treue abgesehen und auf kritische Benutzung der Quellen keinen sonderlichen Wert gelegt. Zahlreich sind seine geographischen und chronologischen Irrtümer; seinen Mangel an militärischen Kenntnissen beweisen seine Schlachtberichte. Ausgaben von Freinsheim (mit Ergänzungen der Lücken, Straßb. 1648 u. 1670), Mützell (Berl. 1841, 2 Bde.), Zumpt (2. Aufl., Braunschw. 1864), Hedicke (Berl. 1867), Damsté (Groning. 1897); übersetzt von Christian (3. Aufl., Stuttg. 1883) und Siebelis (3. Aufl. 1882). Vgl. Dosson, Étude sur Quinte-Curce (Par. 1887).

Curtius, 1) Ernst, Archäolog und Geschichtschreiber, geb. 2. Sept. 1814 in Lübeck, gest. 11. Juli 1896 in Berlin, studierte Philologie, begleitete 1837 Professor Brandis nach Athen und von hier seinen Lehrer O. Müller durch Griechenland, hielt sich darauf einige Zeit in Italien auf, promovierte 1841 zu Halle und habilitierte sich 1843 in Berlin. 1844 wurde er außerordentlicher Professor und Erzieher des nachmaligen Kaisers Friedrich und begleitete ihn nach Bonn. 1850 nach Berlin zurückgekehrt, 1856 nach Göttingen und von dort 1868 wieder nach Berlin zurückberufen, wirkte er an der Universität als Professor der alten Geschichte und am königlichen Museum als Direktor des Antiquariums. Seit 1853 Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften, war C. 1871—93 beständiger Sekretär der philologisch-historischen Klasse. Die Früchte seiner wiederholten Reisen nach Griechenland und Kleinasien, zuletzt im Frühjahr 1874 zur Vorbereitung der vom Deutschen Reich in Olympia beabsichtigten Ausgrabungen, sind in einer Reihe von Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften und der Berliner Akademie niedergelegt, z. T. auch besonders erschienen, so namentlich: »Naxos« (Berl. 1846); »Olympia« (das. 1852); »Die Jonier« (das. 1855); »Über den religiösen Charakter der griechischen Münzen«; »Beiträge zur Geschichte und Topographie Kleinasiens« (das. 1872); »Ephesos« (das. 1874) u. a. Die gehaltvollen Festreden, die C. in Göttingen als professor eloquentiae hielt, sind in Berlin 1864 gesammelt erschienen; die zu Berlin gehaltenen u. d. T.: »Altertum und Gegenwart« (Bd. 1, Berl. 1875, 4. Aufl. 1892; Bd. 2, das. 1882, 2. Aufl. 1886; Bd. 3 u. d. T.: »Unter drei Kaisern«, 1889, 2. Aufl. 1895). Außer diesen Schriften, den »Klassischen Studien« (Bonn 1840), poetischen Übersetzungen aus altgriechischen Dichtern, die er mit Em. Geibel herausgab, der »Akro-

polis von Athen« (Berl. 1844) und verschiedenen Abhandlungen (z. B. »Beiträge zur geographischen Onomatologie der griechischen Sprache«, 1861) in archäologischen und philologischen Zeitschriften (z. T. vereinigt als »Gesammelte Abhandlungen«, Berl. 1893—94, 2 Bde.) veröffentlichte C. als Hauptwerke: »Peloponnesos« (Gotha 1851—52, 2 Bde.), eine wissenschaftliche Geographie der Halbinsel, die vielgerühmte »Griechische Geschichte« (Berl. 1857—61, 3 Bde.; 6. Aufl. 1887—89) und »Die Stadtgeschichte von Athen« (das. 1891). Auch gab C. »Sieben Karten zur Topographie von Athen nebst erläuterndem Text« (Gotha 1868) und mit Kaupert den »Atlas von Athen« (Berl. 1878) und »Karten von Attika« (das. 1881—94), ferner mit Adler und Hirschfeld »Die Ausgrabungen zu Olympia« (das. 1877—81, 5 Bde.) heraus. C. war »einer der in sich geschlossensten und schwungvollsten unter den nachgebornen Hellenen«. Vgl. Michaelis in der Beilage zur »Allgemeinen Zeitung« vom 7.—10. Aug. 1896; Broicher, Erinnerungen an Ernst C. (Berl. 1897); Friedr. Curtius, Ernst C., ein Lebensbild in Briefen (das. 1903); L. Gurlitt, Erinnerungen an Ernst C. (Leipz. 1902).

2) Georg, Philolog, Bruder des vorigen, geb. 16. April 1820 in Lübeck, gest. 12. Aug. 1885 in Hermsdorf bei Warmbrunn, studierte seit 1838 in Bonn und Berlin, wurde 1842 Lehrer am Blochmannschen Institut zu Dresden, habilitierte sich 1846 in Berlin und wurde 1849 außerordentlicher, 1851 ordentlicher Professor in Prag, 1854 in Kiel, 1862 in Leipzig. Er hat das Studium der griechischen und lateinischen Sprache auf dem Boden der vergleichenden Sprachwissenschaft neu begründet. Seine Hauptwerke sind: »Griechische Schulgrammatik« (Prag 1852; 23. Aufl. von K. Meister, 1902) nebst »Erläuterungen« (das. 1863, 3. Aufl. 1875); »Grundzüge der griechischen Etymologie« (Leipz. 1858—62; 5. Aufl., unter Mitwirkung von A. Windisch, 1879); »Das Verbum der griechischen Sprache« (das. 1873—76, 2 Bde.; 2. Aufl. 1877—1880). Sonst nennen wir: »Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältnis zur klassischen Philologie« (Dresd. 1845; 2. Aufl., Berl. 1848); »Die Bildung der Tempora und Modi im Griechischen und Lateinischen« (das. 1846); »Philologie und Sprachwissenschaft« (Leipz. 1862); »Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung« (das. 1867, 2. Aufl. 1873); »Zur Kritik der neuesten Sprachforschung« (das. 1885). Arbeiten seiner Schüler vereinigte er mit eignen Beiträgen zu den »Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik« (Leipz. 1868—77, 10 Bde.; die letzten beiden mit K. Brugman) und begründete 1878 mit L. Lange, O. Ribbeck und H. Lipsius die »Leipziger Studien zur klassischen Philologie«. Seine »Kleinen Schriften« gab Windisch heraus (Leipz. 1886—1887, 2 Bde.). Vgl. Windisch, G. C., eine Charakteristik (Berl. 1887).

3) Theodor, Chemiker, geb. 27. Mai 1857 in Duisburg, studierte in Leipzig, Heidelberg u. München, habilitierte sich 1886 als Privatdozent in Erlangen, wurde 1889 ordentlicher Professor an der Universität Kiel, 1896 in Bonn, 1897 in Heidelberg. Er arbeitete über das Glykokoll, die Synthese von Ketonsäureäthern, über Diazoverbindungen der Fettreihe u. entdeckte das Hydrazin und die Stickstoffwasserstoffsäure.

Curūlis sella (lat.), s. Sella.

Curzŏla (serbokroat. Korčula, im Altertum Corcyra nigra), dalmatin. Insel, durch den gleichnamigen Kanal von der Insel Lesina und der Halbinsel Sabbioncello getrennt (s. Karte »Bosnien ꝛc.«), wird von bewaldeten Höhen (bis 568 m) durchzogen und hat ein Areal von 276 qkm mit (1900) 17,377 meist serbokroat. Einwohnern, die Landwirtschaft (vorzugsweise Wein- und Olivenbau), Steingewinnung, Schiffbau, Fischerei und Schiffahrt betreiben. Vgl. Ostoich, Compendio storico dell' Isola di C. (Zara 1878). — Die Stadt C., an der Nordostküste, 2 km vom Festlande entfernt, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat einen gotischen Dom aus dem 13. Jahrh., Reste von Festungsmauern (von 1420), einen Hafen, Schiffswerft und (1900) 2068 (als Gemeinde 6485) Einw. Im innern westlichen Teil der Insel liegt der Markt Blatta (Blato) mit 5895 (als Gemeinde 7337) Einw. — Bei C. 1298 Seesieg der Genuesen über die Venezianer.

Curzon (spr. körs'n), George Nathaniel, Lord, engl. Staatsmann, geb. 1859 als ältester Sohn des Lords Scarsdale, wurde 1886 für einen Bezirk von Lancashire ins Parlament gewählt, wo er sich der konservativen Partei anschloß und sich besonders mit Fragen der orientalischen Politik beschäftigte. Er war von 1891—92 Unterstaatssekretär für Indien, wurde 1895 in Lord Salisburys drittem Kabinett Unterstaatssekretär im Ministerium des Auswärtigen, 1898 zum Baron C. of Kedleston in der irischen Pairie erhoben und 1899 zum Vizekönig von Indien ernannt. C. schrieb: »Russia in Central Asia and the Anglo-Russian question« (1889); »Persia and the Persian question« (1892, 2 Bde.); »Problems of the far east: Japan, Korea, China« (1894, 2. Aufl. 1896). Vgl. Lipsett, Lord C. in India (Lond. 1903).

Cusa, Fürst von Rumänien, s. Alexander 15).

Cusa, Nikolaus von, oder Cusanus, eigentlich Chrypffs (»Krebs«), Gelehrter und Kardinal, geb. 1401 in Kues an der Mosel, gest. 11. Aug. 1464 in Todi bei Spoleto, studierte im Bruderhaus zu Deventer, lernte in Italien den Kardinal Cesarini kennen und wurde zu Padua 1424 Doktor der Rechte. Als sein erster Prozeß in Mainz unglücklich ausfiel, widmete er sich dem geistlichen Stand und wurde Dekan des Kollegiatstifts in Koblenz. Dem Baseler Konzil überreichte er seine Schrift »De concordantia catholica«, die eine große Reform in Staat und Kirche vorschlägt. Das Weltganze faßt C. als eine unendliche, unbegrenzte Einheit auf und führt damit den Begriff der Unendlichkeit in die Philosophie ein, die er auf das Postulat der unendlichen Allmacht und auf die Vollkommenheit Gottes basiert. Ferner folgerte er deduktiv die Achsendrehung der Erde und entwarf die erste Landkarte (von Mitteleuropa, gestochen 1491 in Eichstätt). Enttäuscht über das Konzil, schloß er sich 1437 an Papst Eugen IV. an, wirkte als sein Gesandter in Konstantinopel für die Vereinigung der griechischen und abendländischen Kirche und auf den deutschen Reichstagen für die Kurie. 1448 von Papst Nikolaus V. zum Kardinal und Gegenbischof von Brixen ernannt, wurde er dieser Würde nicht froh; Erzherzog Siegmund von Österreich, von dem er den Lehnseid für dessen im Bistum Brixen gelegene Besitzungen forderte, ließ ihn 1460 gefangen setzen und gab ihn nur unter harten Bedingungen wieder frei. Unter Pius II. gelangte er wieder zu hohen Ehren. Seine wichtigsten Werke erschienen gesammelt Paris 1514 und Basel 1565, 3 Bde.; manches ist noch heute unediert. In deutscher Übersetzung gab einiges E. Scharpff (Freiburg 1862) heraus. Vgl. Stumpf, Die politischen Ideen des Nikolaus von C. (Köln 1865); Glossner, Nikolaus von C. und Marius Nizolius als Vorläufer der neuern Philosophie (Münster 1891).

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Cuscatlan, altes Indianerreich in Mittelamerika; auch Name eines Sees in der Republik Salvador (s. d.).

Cuscūta *Tourn.* (Seide, Klebe), Gattung der Konvolvulazeen, blattlose Schmarotzerpflanzen, die in der Erde keimen (Fig. 1 a—e), andre Pflanzen umwinden (Fig. 1 f und Fig. 2) und sie mittels reihenweise gestellter Saugwarzen (Fig. 2aaa) aussaugen, indem aus jeder Warze ein Bündel von Zellen in die umklammerte Pflanze hineinwächst (Fig. 3). Ihre Wurzel stirbt ab, sobald sie die Saugspitzen an fremde Pflanzen angelegt haben; an dem fadenförmigen, windenden, bleichen Stengel stehen die unscheinbaren, fleischigen weißen oder rosigen Blüten in Büscheln oder Köpfchen; die kugeligen

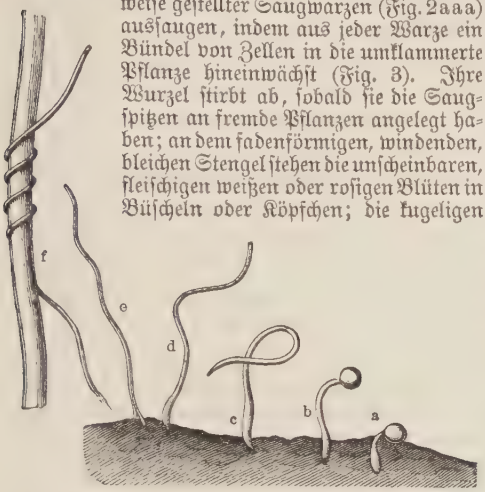


Fig. 1. Keimlinge von Cuscuta europaea.

oder eiförmigen, kapselartigen Früchte sind bisweilen fleischig, ein- bis viersamig (s. Tafel »Samenformen«, Fig. 15). 90 Arten in den wärmern und gemäßigten Klimaten der ganzen Erde, manche sind weit verbreitet und zuweilen mit den Nährpflanzen weithin verschleppt. C. europaea *L.* (Nesselseide, Teufelszwirn, Vogelseide, Klebe, Range, Fig. 2), mit 2—2,5 m langem Stengel, findet sich auf Kartoffeln, Brennesseln, Hopfen, Hanf, Wicken, Weiden, Schlehen. C. Epilinum *Weihe* (Flachsseide), mit 30—60 cm langem gelblichen Stengel und weißen Blüten, schmarotzt besonders auf Lein und wird den Kulturen oft verderblich. Sie pflegt sich zuerst auf jungen Unkräutern zu entwickeln und geht von diesen auf noch nicht verholzte Teile der Leinpflanze über. C. Trifolii *Bab.* (C. Epithymum *L.*, Kleeseide), mit 30—60 cm langem, purpurrotem Stengel und in wenigblütigen Knäueln sitzenden Blüten, in Mittel- und Südeuropa, auf Quendel, Heidekraut, Ginster, Klee und Luzerne, richtet in den Kulturen der letztern oft große Verheerungen an. In Deutschland ist sie in dieser Weise erst seit Beginn des 19. Jahrh. aufgetreten. Auf Weintrauben erzeugt sie die sogen. bärtigen Trauben. C. lupuliformis *Krock.*, die größte und stärkste deutsche Art, mit bindfadenstarken, gelblichen, rötlichen oder purpurnen Stengeln und in ährenförmigen Rispen sitzenden Blüten, wuchert in Norddeutschland, Österreich, Ungarn und im mittlern Rußland auf Weiden, Pappeln, Schneeball und wird hier und da auf Lupinenäckern schädlich. Als Vorbeugungsmittel gegen Kleeseide empfiehlt sich peinlichste Sorgfalt bei der Auswahl des Saatgutes unter Herbeiziehung der Hilfe einer Samenkontrollstation. Seidehaltiger Same ist durch Siebe zu reinigen. Der abgesiebte Same darf dem Futter nicht beigemengt werden, da der Seidensame den Verdauungskanal der Tiere passiert, ohne seine Keimkraft zu verlieren. Die befallenen Stellen sind möglichst früh unter Übergreifen von 0,5—1 m tief abzuschneiden oder mit Eisenvitriollösung oder mit Schwefelsäure, die mit 200—300 Teilen Wasser verdünnt wurde, zu überbrausen oder an einem taureichen Morgen mit rohem schwefelsauren Kali sehr dicht zu bestreuen oder mit einer 20—30 cm hohen Schicht kurz geschnittenen Strohes zu bedecken und

Fig. 2. Cuscuta europaea, auf Hopfen schmarotzend.

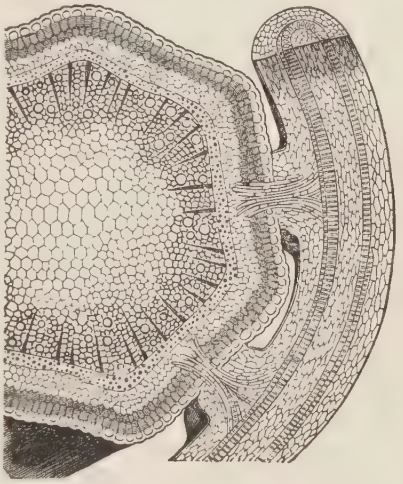


Fig. 3. Hopfenstengel u. auf demselben schmarotzender Teufelszwirn, im Durchschnitt.

dies nach dem Befeuchten mit Petroleum zu verbrennen. Jedenfalls müssen beim Schnitte des Samenklees die Seidenstellen gänzlich umgangen werden. Bei großen Verwüstungen baut man in den folgenden 2 bis 4 Jahren nur Pflanzen, die keine Nährpflanzen für Seide abgeben. Vgl. Koch, Die Klee- und Flachsseide, Entwickelung, Verbreitung und Vertilgung (Heidelberg 1880); J. Kühn, Der gemeine Teufelszwirn, ein neuer Feind der Lupinen (Dresd. 1900).

Cuscuta, Maschine, s. Kleeputzmaschine.

Cuseler Schichten, s. Kuseler Schichten.

Cuselit, s. Kuselit.

Cushing (spr. kösching), Caleb, nordamerikan. Staatsmann, geb. 17. Jan. 1800 in Salisbury (Massachusetts), gest. 2. Jan. 1879 in Newburyport (Massachusetts), bereiste 1829 Europa und veröffentlichte »Reminiscences of Spain« (1833). C. ging 1843 als Gesandter nach China, wo ihm 3. Juli 1844 der Abschluß des ersten nordamerikanischen Vertrags mit China gelang. 1872 vertrat er die Vereinigten Staaten in der gemischten Kommission über die Alabamafrage, 1874—77 war er bevollmächtigter Minister in Spanien. Er schrieb unter anderm: »The treaty of

Washington« (New York 1873). Vgl. »Memorial of Caleb C.« (Boston 1880).

Cushman (spr. köschmän), Charlotte Saunders, amerikan. Schauspielerin, geb. 25. Juni 1814 in Boston, gest. daselbst 18. Febr. 1876, wandte sich der Oper zu und erntete bei ihrem ersten Debüt (1835) als Gräfin in »Figaros Hochzeit« solchen Beifall, daß sie für die Oper in New Orleans engagiert wurde. Da sie hier ihre Stimme verlor, widmete sie sich der Tragödie. Sie trat 1836 zuerst als Lady Macbeth auf und hatte auch hier glänzenden Erfolg, der sich in Philadelphia und New York noch steigerte. Während ihres Aufenthalts in letzterer Stadt bildete sie ihre jüngere Schwester, Susan, ebenfalls fürs Theater heran und gewann als Romeo (Susan gab die Julie) und in andern Männerrollen, zu denen ihre Schwester die bezüglichen weiblichen Rollen übernahm, großen Beifall. 1845 begaben sie sich nach England, wo sich Susan 1848 mit Muspratt, Professor der Chemie in Liverpool, verheiratete und dort 10. März 1859 starb, während C. 1849 zu neuen Triumphen nach Amerika zurückkehrte. 1858 nahm sie ihren Aufenthalt in Rom, von wo sie erst nach einigen Jahren nach Amerika zurückging. 1866 zog sie sich von der Bühne zurück. Vgl. Stebbins, Charl. C., her letters and memories of her life (Boston 1878; neue Ausg. 1899); Mrs. C. E. Clement, Charlotte C. (das. 1882).

Cusio, Lago, See, s. Orta Novarese.

Cusir (franz. Soie à coudre), aus Rohseide gezwirnte Nähseide; Cusirino, feine C. zu Spitzen ꝛc.

Cusparia *Humb.*, Gattung der Rutazeen, Sträucher oder Bäumchen mit meist langgestielten, ein- bis siebenteiligen Blättern, ziemlich großen Blüten in traubenähnlichen Rispen, seltener in Trauben oder Scheinähren und einsamigen, verkehrt-eiförmigen oder fast rhombischen Früchten. Etwa 20 Arten im tropischen Brasilien und in Kolumbien. C. trifoliata *Engl.*, 20—25 m hoher Baum mit bräunlichgrauer Rinde, langgestielten Blättern und weißen Blüten in Rispen, wächst in Neugranada und Cumana und liefert die Angosturarinde, die schwach gewürzhaft riecht, sehr anhaltend rein bitter, etwas aromatisch schmeckt und gegen Ende des 18. Jahrh. als Fiebermittel (Chinavon Neuandalusien), gegen Verdauungsstörungen und Ruhr angewendet wurde. Sie enthält vier Alkaloide: Galipedin $C_{19}H_{19}NO_3$ und Galipein $C_{20}H_{21}NO_3$, Cusparin $C_{20}H_{19}NO_3$ und Cusparidin $C_{19}H_{17}NO_3$. Weil aber häufig eine Verfälschung mit der giftigen Rinde von Strychnos nux vomica beobachtet wurde, kam sie in Mißkredit. Man benutzt sie zur Bereitung eines Likörs (Angostura).

Cuspinian, Johannes (eigentlich Spießhaymer), Diplomat und Gelehrter, geb. 1473 in Schweinfurt, gest. 19. April 1529 in Wien, studierte in Wien Philosophie u. Medizin, wurde 1500 Rektor der Universität und 1508 Celtes' Nachfolger als Professor. Kaiser Maximilian verwandte ihn erfolgreich zu diplomatischen Sendungen (vgl. sein Tagebuch in den »Fontes rerum austriacarum«, Bd. 1) und ernannte ihn zum Lohn 1515 zum Vorsitzenden seines Geheimen Rates und Anwalt der Stadt Wien. Daneben betrieb C. humanistische und geschichtliche Studien und gab Klassiker und mittelalterliche Autoren heraus. Auch schrieb er das wertvolle Geschichtswerk »De Caesaribus atque imperatoribus romanis opus insigne«, das bis zum Tode Maximilians reicht (hrsg. von Gerbel, Straßb. 1540; deutsch, das. 1541). Sein Grabdenkmal befindet sich im Stephansdom zu Wien.

Cusset (spr. küßä), Stadt im franz. Depart. Allier, Arrond. Lapalisse, am Sichon, 2,5 km nordöstlich von Vichy, mit dem es durch Straßenbahn verbunden ist, hat ein Handelsgericht, ein Collège, Mineralquellen (eine Eisenquelle und einen Säuerling von 17°) mit Bade- und Kaltwasserheilanstalt, Kalkbrennerei, Weberei, Ölfabrikation und (1901) 5135 Einw.

Cust (spr. köst), Robert Needham, Orientalist und Sprachforscher, geb. 1821 in Cockayne, erzogen in Eton, studierte die orientalischen Sprachen an dem College in Haileybury und war 1843—69 in Indien als Zivilbeamter in hervorragenden Stellungen tätig, zuletzt als Mitglied des indischen Rates in Kalkutta. Nach seiner Rückkehr nach Europa veröffentlichte er: »Modern languages of the East Indies« (Lond. 1878); »Linguistic and oriental essays« (1879), denen fünf weitere Serien (1887—1902) folgten; »Pictures of Indian life« (1881); »Modern languages of Africa« (1883, 2 Bde.); »The shrines of Lourdes, Saragossa, Loretto and Jerusalem« (1885); »The languages of Oceania« (1886; franz. Übersetzung, Par. 1888). C. lebte, abgesehen von den Reisen in Vorderasien, Nordafrika, der Türkei ꝛc., seit 1869 in London, wo er Ehrenämter bei mehreren gelehrten und philanthropischen Gesellschaften bekleidet, und ist Ehrendoktor der Universität Edinburg. Eine Zusammenstellung seiner Schriften enthalten Custs »Memoirs of past years of a Septuagenarian« (1899).

Custine (spr. küstīn'), Adam Philippe, Graf von, franz. General, geb. 4. Febr. 1740 in Metz aus einem alten Adelsgeschlecht, gest. 28. Aug. 1793, zeichnete sich im Siebenjährigen sowie im amerikanischen Kriege rühmlich aus. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er zum Maréchal de Camp und Gouverneur von Toulon ernannt, trat als Abgeordneter des lothringischen Adels 1789 in die Nationalversammlung und neigte sich hier entschieden auf die Seite der liberalen Partei. 1791 zum Generalleutnant befördert, erhielt er 1792 ein Kommando am Oberrhein, bemächtigte sich der Stadt Landau und nahm die Linien von Weißenburg, dann Speyer, Worms, Mainz und Frankfurt, ward aber von den Preußen und Hessen 2. Dez. 1792 bei Frankfurt geschlagen. Nach mehreren unglücklichen Gefechten, namentlich 6. Jan. 1793 bei Hochheim, setzte er Mainz in Verteidigungszustand, ward aber im Frühling von den Preußen nach Landau zurückgeworfen. Als Anhänger der Gironde auf die Anschuldigung Marats und Billaud-Varennes' vor den Wohlfahrtsausschuß nach Paris geladen, ward er trotz seiner geschickten Verteidigung 27. Aug. 1793 als Hochverräter zum Tode verurteilt und hingerichtet. Sein Wunsch, daß sein Sohn Renaud Philippe von C., geb. 1768, der, nachdem er Gesandter in Berlin gewesen, seinem Vater als Adjutant zur Seite stand, seine Ehrenrettung durch Herausgabe seines Briefwechsels bewirken möge, blieb unerfüllt, da er bereits 3. Jan. 1794 dem Vater auf das Schafott folgte; doch veröffentlichte später Custines Adjutant, der General Baraguay d'Hilliers, Custines Papiere u. d. T.: »Mémoires posthumes du général français comte de C., rédigés par un de ses aides de camp« (deutsch, Berl. 1795, 2 Bde.). Vgl. Chuquet, L'expédition de C. (Par. 1892); Derselbe, Wissembourg (das. 1893); Bardoux, Madame de C. (das. 1888).

Custodia (lat.), Bewachung, Verwahrung, Gewahrsam, in rechtlicher Beziehung die Sorgfalt, die der obligatorisch Verpflichtete bei der Aufbewahrung und Bewachung von Sachen zu beobachten hat. Vgl. Fahrlässigkeit und Verschulden.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Custodia honesta (lat.), »Ehrenhaft«, eine nicht infamierende Freiheitsstrafe, die bei politischen und ähnlichen, aus nicht entehrenden Motiven entsprungenen Straftaten verhängt wird. Das deutsche Strafrecht kennt die c. h. in der Form der Festungshaft, nicht dagegen das österreichische, wo diesem Mangel teilweise im Wege der Verordnung abgeholfen wurde. Vgl. Sonntag, Die Festungshaft (Leipz. 1872); Finger, Das österreichische Strafrecht, Bd. 1, S. 357 ff. (Berl. 1902).

Custos (lat.), Hüter, s. Kustos.

Custos messium, Sternbild, s. Erntehüter.

Custoza (Custozza), Dorf in der ital. Provinz Verona, Distrikt Villafranca, 15 km südwestlich von Verona, am linken Ufer des Tione gelegen, mit (1901) ca. 650 Einw., berühmt durch zwei Siege der Österreicher über die Italiener. Den ersten erfocht Radetzky über König Karl Albert 25. Juli 1848, der infolgedessen die Lombardei aufgeben und einen Waffenstillstand schließen mußte. Der zweite ward 24. Juni 1866 erfochten. Die Österreicher unter Erzherzog Albrecht stützten sich auf das Festungsviereck und standen, 82,000 Mann stark, in und um Verona. Die Italiener unter Lamarmora überschritten 23. Juni den Mincio mit zwei Armeekorps, ein drittes zwecklos jenseits zurücklassend, während Cialdini mit einem vierten, stärkern Korps gegen die Etsch vordringen und Garibaldis Freischaren in Tirol einbrechen sollten. Da die Italiener so ihre überlegenen Streitkräfte verzettelten und nicht einmal den nordwestlich von Villafranca gelegenen Höhenzug besetzt hatten, nahm Erzherzog Albrecht 23. Juni diese wichtige Position und griff am Morgen des 24. den Feind auf der ganzen Linie an. Der Kampf dauerte in glühender Sonnenhitze den ganzen Tag. Abends 7 Uhr war das schlecht geführte italienische Heer trotz aller Tapferkeit geschlagen, seine letzte Position auf der Höhe von C. genommen, der Rückzug unvermeidlich. Der Verlust der Italiener betrug 7581, der der Österreicher 7956 Mann. Infolge dieser Niederlage konnte Cialdini seinen Übergang über den Po nicht ausführen. Den Gefallenen wurde hier ein gemeinsames Denkmal errichtet. Vgl. Mathes v. Bilabruck, Taktische Studie über die Schlacht von C. 1866 (Wien 1891); Strobl, Custoza (das. 1897).

Cusum, Name einer römischen Ansiedelung in Pannonien, an deren Stelle Peterwardein (s. d.) steht.

Cutch, s. Katechu.

Cutch, Staat in Britisch-Indien, s. Katsch.

Cuticula (lat.), Häutchen, s. Epithelium und Haut. Über C. der Pflanzen s. Hautgewebe.

Cutis (lat.), die Lederhaut (s. Haut); auch die ganze Haut; C. anserina, Gänsehaut.

Cutsplissung, ein durch Zusammensplissen zweier Trossen gebildetes Auge. Vgl. Splissen.

Cuttak, Distrikt in Britisch-Ostindien, s. Kattak.

Cutter (engl., spr. kötter), kleiner, für eine Person berechneter leichter, mit einem Pferde bespannter Schlitten in England und Amerika. S. Kutter.

Cuttings, s. Jute.

Cuv., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für G. Cuvier (s. d. 1); ***F. Cuv.,*** desgleichen für F. Cuvier (s. d. 2).

Cuvelage (franz., spr. küw'läsch', Kuvelierung), s. Bergbau (Grubenausbau), S. 667.

Cuvette (franz., spr. küwett'), s. Küvette.

Cuvier (spr. küwjé), 1) Georges, Baron von, Naturforscher, geb. 23. Aug. 1769 in Mömpelgard, gest. 13. Mai 1832, besuchte seit 1784 die Karlsakademie zu Stuttgart, ward 1788 Hauslehrer bei dem Grafen d'Héricy auf Fiquainville in der Normandie und hielt 1788 am Militärhospital zu Fécamp botanische Vorlesungen. 1795 ward er Professor an der Zentralschule des Panthéon in Paris, dann Gehilfe Mertruds, des Lehrers der vergleichenden Anatomie am Jardin des Plantes, und begann eine anatomische Sammlung zu gründen, die in der Folge die größte Europas wurde. 1796 zum Mitgliede des Nationalinstituts ernannt, ward er 1800 Daubentons Nachfolger am Collège de France und 1802 Generalinspektor des öffentlichen Unterrichts. 1808 wurde er Rat der kaiserlichen Universität, leitete die Einrichtung von Akademien in Italien, Holland und den Hansestädten und gründete 1809 die Fakultät der Wissenschaften. 1813 ward er Requêtenmeister im Staatsrat und erhielt den Auftrag, die Bewohner des linken Rheinufers zur Erhebung gegen die Verbündeten zu veranlassen, welche Sendung jedoch bei dem raschen Vordringen der letztern mißlang. 1814 ernannte ihn Napoleon I. zum Wirklichen Staatsrat. Nach der zweiten Restauration ward C. Kanzler der Universität, 1819 Baron und Kabinettsrat, 1822 Großmeister der protestantisch-theologischen Fakultät der Universität. 1831 wurde er Pair von Frankreich und sollte eben seine Bestallung als Minister des Innern erhalten, als ihn der Tod ereilte. Seine geognostischen Untersuchungen des Pariser Beckens führten zu der Erkenntnis, daß abwechselnd Fluten vom Süßwasser und vom Meer die Erdoberfläche verändert haben. Durch Anwendung der vergleichenden Osteologie auf die Reste vorweltlicher Wirbeltiere eröffnete er die Bahn, auf der ihm die berühmtesten Forscher aller Nationen gefolgt sind. In der Zoologie stellte er zuerst Typen auf, deren jeder eine eigentümliche, von den andern unabhängige Ausbildung zeigt. Als Sammler naturhistorischer Gegenstände, als Forscher, Systematiker, Lehrer, Redner, Staatsmann und als Freund des Volkes steht er gleich groß da. Das Schulwesen und die protestantische Kirche in Frankreich verdanken ihm unendlich viel. Mit der deutschen Sprache und Literatur und dem deutschen Geist vertraut, würdigte er auch alle in Deutschland gemachten Fortschritte. Er schrieb: »Leçons d'anatomie comparée« (Par. 1800—1805, 5 Bde.; neue Ausg., hrsg. von Duméril, Laurillard und Duvernoy, das. 1835—45, 9 Bde.; deutsch von Froriep und Meckel, Leipz. 1808—10, 4 Bde.), die er in den »Mémoires sur l'anatomie des mollusques« (1817) ergänzte (dazu erschien: »Anatomie comparée, recueil de planches, dess. par. G. C., ou exécutées sous ses yeux par M. Laurillard«, hrsg. von Laurillard u. Mercier, 1850); »Recherches sur les ossements fossiles« (1812, 4 Bde.; 4. Aufl. 1835); »Discours sur les révolutions de la surface du globe et sur les changements qu'elles ont produits dans le règne animal« (zuerst als Einleitung zu dem vorgenannten Werk, dann besonders gedruckt, in 8. Aufl. 1840; mit Noten und Anhang hrsg. von Höfer, 1850; deutsch von Nöggerath, Bonn 1830, 2 Bde.; von Giebel, Leipz. 1851); »Le règne animal distribué d'après son organisation« (1817, 4 Bde.; neue Aufl. 1849, 11 Bde., mit 1000 Tafeln; deutsch von Schinz, Stuttg. 1818, und von Voigt, Leipz. 1831—1843, 6 Bde.); »Histoire naturelle des poissons« (fortgesetzt von Valenciennes, 1829—49, 22 Bde.); »Histoire des sciences naturelles« (hrsg. von Saint-Agy, 1841—45, 5 Bde.); »Recueil des éloges historiques lus dans les séances publiques de l'Institut de France« (1819; 2. Aufl. 1861, 3 Bde.; hrsg. von Flourens, 1860); »Lettres à M. Pfaff sur l'histoire

naturelle, la politique et la littérature« (1788—1792), die nach der von Behn besorgten deutschen Ausgabe (Kiel 1845) von Marchant ins Französische übersetzt wurden (Par. 1858). Vgl. Lee, Memoirs of baron C. (Lond. 1833), und Pasquier, Éloge de C. (Par. 1833); Ducrotay de Blainville, C. et Geoffroy Saint-Hilaire (das. 1890); K. E. v. Baer, Lebensgeschichte Cuviers (hrsg. von Stieda, Braunschw. 1897).

2) Frédéric, Bruder des vorigen, geb. 27. Juni 1773 in Mömpelgard, war Mitglied des Instituts und des protestantischen Konsistoriums, starb als Professor und Konservator des Kabinetts für vergleichende Anatomie im Jardin des Plantes zu Paris 25. Juli 1838 in Straßburg. Er schrieb: »Sur les dents des mammifères comme caractères zoologiques« (Par. 1823 u. 1824), gab mit Geoffroy de Saint-Hilaire heraus: »Histoire naturelle des mammifères« (das. 1824 f.) und bearbeitete für das »Dictionnaire des sciences naturelles« (Straßb. 1816 ff.) die Säugetiere.

Cuvillier-Fleury (spr. küwijé-flöri), Alfred Auguste, franz. Schriftsteller und Journalist, geb. 1802, gest. 18. Okt. 1887 in Paris, machte seine Studien am Collège Louis-le-Grand und war dann zwei Jahre lang Sekretär des Königs Ludwig Bonaparte, dem er in die Verbannung folgte, hierauf Erzieher des Herzogs von Aumale und übernahm 1834 die Redaktion des »Journal des Débats«, die Sache der Julidynastie bis zu deren Ende verfechtend. Seit 1866 war er Mitglied der französischen Akademie. Seine kritischen Abhandlungen erschienen gesammelt als: »Portraits politiques et révolutionnaires« (1851); »Voyages et voyageurs« (1854); »Études historiques et littéraires« (1854, 2 Bde.); »Nouvelles études« (1855) und »Dernières études, etc.« (1859, 2 Bde.); »Historiens, poètes et romanciers« (1863, 2 Bde.); »Études et portraits« (1865—68, 2 Bde.); »Posthumes et revenants« (1879). Sein »Journal intime« gab Bertin heraus (1900—1903, 2 Bde.).

Cuvilliés (spr. küwijé), François, franz. Architekt, geb. 1698 in Soissons, gest. 1768 in München, bildete sich in Paris bei Robert de Cotte, war seit 1725 in Bayern tätig und wurde 1738 erster Architekt des Hofes in München und 1763 Baudirektor. Seine Hauptwerke sind die Amalienburg in Nymphenburg und das Residenztheater in München, die zu den hervorragendsten Denkmälern des französischen Rokokostils in Deutschland gehören.

Cuyabá, Hauptstadt des brasil. Staates Matogrosso, am gleichnamigen schiffbaren Nebenfluß des São Lourenço, 65 m ü. M., Bischofsitz, mit Kathedrale, Militärhospital, Zeughaus, bischöflichem Seminar u. 8000 Einw. (das Munizipium C. 1890: 17,815), die bedeutenden Handel mit Rio de Janeiro und Montevideo treiben und namentlich Gummi ausführen. C. wurde 1720 von Goldgräbern aus São Paulo gegründet, 1746 durch ein Erdbeben zerstört und ist seit 1835 Hauptstadt.

Cuyahōga, Fluß im nordamerikan. Staat Ohio, ergießt sich, 130 km lang, bei Cleveland in den Eriesee.

Cuyp (spr. kœp), Albert, holländ. Maler, geb. im Oktober 1620 in Dordrecht als Sohn des Porträtmalers Jakob Gerrits C. (1575 bis nach 1649), gest. daselbst im November 1691, wohnte gewöhnlich in seinem Landhaus Dordwijk bei Dordrecht. Cuyps Malerei bewegte sich in verschiedenen Richtungen. In der Landschaft schloß er sich anfänglich der van Goyenschen Kunstweise an; später aber übte Rembrandt großen Einfluß auf ihn aus, ohne jedoch seiner Originalität Abbruch zu tun. Cuyps Landschaften der letztern Art zeichnen sich durch die sonnige, kräftige Beleuchtung und die satte Färbung aus; er stellte fast ausnahmslos die weit gedehnten holländischen Kanal- und Flußansichten dar, an deren Ufern zahlreiches Vieh weidet. Auch malte er Pferdeporträte, treffliche Stilleben und Tierstücke, manchmal auch Bildnisse. Die meisten Bilder von ihm besitzt England; andre befinden sich in Dresden, Berlin, Gotha, München, Rotterdam u. a. O.

Cuypers (spr. kœu-), Peter J. H., holländ. Architekt, geb. 1827 in Roermonde, bildete sich auf der Akademie zu Antwerpen, erbaute später in Roermonde die katholische und die Liebfrauenkirche, die gotische Kirche in Eindhoven, die Jacobuskirche im Haag und andre Kirchen in Holland, leitete seit 1875 die Restauration des Domes zu Mainz und begann 1877 den Bau des Reichsmuseums in Amsterdam, das 1885 eröffnet wurde. Es ist im sogen. altholländischen Renaissancestil ausgeführt und von großer monumentaler Wirkung, im Innern jedoch nicht zweckentsprechend. In gleichem Stil erbaute er den Zentralbahnhof daselbst (1889 eröffnet). Er schrieb: »Der Dom zu Mainz. Baugeschichtliche Skizze« (1878).

Cuyuni (Cuyuwini), 950 km langer (davon 750 km schiffbar) Fluß in Südamerika, entspringt im östlichen Venezuela an der Sierra de Rinocote, nimmt den goldreichen Yuruan auf, bildet in Britisch-Guayana die Wasserfälle von Waika und vereinigt sich kurz nach Aufnahme des Rio Mazaruni mit dem Essequibo.

Cuzco (spr. kusko), Departement von Peru, begrenzt im N. von Loreto, im O. von Bolivia, im S. von Puno und Arequipa, im W. von Ayacucho, Apurimac und Junin (s. Karte »Peru« ꝛc.), 404,845 qkm mit (1896) 438,646 Einw. (meist Quichua). Den westlichen Teil erfüllen hoch gelegene Ebenen, von Schneebergen überragt und von tiefen Schluchten zerschnitten; der östliche Teil ist menschenleere Urwaldregion (La Montaña). Hauptflüsse sind Apurimac und Quillabamba. Klima und Vegetation sind sehr verschiedenartig, die Metalle (Silber, Kupfer, Blei) werden kaum ausgebeutet. Hauptbeschäftigung sind Viehzucht und Landbau.

Cuzco, Hauptstadt des gleichnamigen peruan. Departements (s. oben), 3467 m ü. M., in einem Hochtal, eine der schönsten Städte Perus, hat 19 Kirchen, darunter die 1572—1654 erbaute Kathedrale, die frühere Jesuitenkirche und die 1532 errichtete Santo Domingokirche, 8 Klöster, Stadthaus, Münze, 2 Spitäler und (1896) 30,000 Einw., die vornehmlich Juwelier- und Posamentierarbeiten, Woll- und Baumwollweberei, Zuckersiederei, Gerberei und Seifensiederei betreiben. Die Stadt besitzt aus der spanischen Zeit eine 1692 gegründete Universität, ein bischöfliches Seminar, Bibliothek mit Museum, eine höhere Schule und ist Sitz eines deutschen Konsularagenten. C. ist auf den Trümmern der 1021 oder 1050 von Manco Capac begründeten, 1543 von Pizarro eroberten Hauptstadt des Inkareiches erbaut und besitzt viele Überreste, wie die des alten Inkapalastes Colcampata, die riesigen Festungswerke auf dem Felshügel von Sacsahuaman und diejenigen der alten, aus Quadersteinen erbauten Straßen, die früher von hier aus nach allen Provinzen des Staates gingen.

Cuzzōni, Francesca, Opernsängerin, geb. 1700 in Parma, gest. 1772 in Bologna, ward, nachdem sie auf mehreren Bühnen Italiens gesungen, 1722 von Händel mit enormer Gage für seine Italienische Oper in London engagiert, wo sie 4 Jahre lang einen unbeschreiblichen Enthusiasmus erregte. Als die berühmte Faustina Bordoni, die Gattin Hasses, neben ihr in London auftrat, bildeten sich für beide

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Sängerinnen Parteien, die oft das Theater zum Schauplatz ihrer Streitigkeiten machten und Händel in nicht geringe Verlegenheit brachten. Die C. mußte endlich weichen und begab sich, nachdem sie sich 1726 mit dem Komponisten G. Sandoni verheiratet hatte, nach Wien, später nach Holland und 1748 abermals nach London, von wo sie jedoch noch in demselben Jahre nach Italien zurückkehrte. Ihr Glanz war dahin, und durch unsinnigen Aufwand war sie so tief in Schulden geraten, daß sie sich in Bologna zuletzt mit Handarbeiten ernähren mußte.

C. V., bei naturwissenschaftlichen Namen für Cuvier und Valenciennes (s. diese Artikel).

Cwms (spr. kums), in Wales Benennung für tiefe, schluchtenartige, meist Seen enthaltende Täler, z. B. Cwm-y-Clogwyn am Snowdon, Cwm-Bychan bei Harlech u. a.

Cwt., Abkürzung für engl. Centweight (s. d.).

Cy, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Cyan.

Cyamelid, s. Cyansäure.

Cyamĭdae, s. Walfischläuse.

Cyān (Dicyan, Oxalsäurenitril, Äthandinitril) CN.CN oder C_2N_2, eine Verbindung von Kohlenstoff mit Stickstoff, in der Stickstoff mit drei Affinitäten an den vierwertigen Kohlenstoff gebunden ist, findet sich nicht in der Natur und entsteht beim Zusammentreffen seiner Elemente nur, wenn ein Körper zugegen ist, der eine feste Cyanverbindung zu bilden vermag. Bei Einwirkung von Kohlensäure und Ammoniak auf erhitztes Kalium entsteht Cyankalium, ebenso bei Einwirkung von Ammoniak auf eine glühende Mischung von kohlensaurem Kali und Kohle, und wenn man stickstoffhaltige Körper, wie Fleischfaser, Leder, Horn, oder die Kohle aus derartigen Substanzen, die immer noch Stickstoff enthalten, mit kohlensaurem Kali erhitzt. Ammoniak bildet mit glühender Holzkohle C., das sich mit unzersetztem Ammoniak zu Cyanammonium verbindet. Strömt Luft über glühende Kohlen, so entsteht ein Gemisch von Kohlenoxyd und Stickstoff, und wenn dies über kohlehaltiges kohlensaures Kali oder Baryt geleitet wird, so bildet sich Cyankalium, resp. Cyanbarium. So entsteht viel C. in Hochöfen und in Koksöfen. C. entsteht auch beim Überspringen von Induktionsfunken zwischen Kohlenspitzen in Stickstoff, beim Erhitzen von Kupfersulfatlösung mit Cyankalium. Oxalsaures Ammoniak zerfällt beim Erhitzen in C. und Wasser. Aus dem im Pflanzenreich natürlich vorkommenden Amygdalin entsteht Cyanwasserstoff durch einen Spaltungsprozeß (s. Blausäure). Reines C. erhält man beim Erhitzen von trocknem Cyanqueckſilber oder Cyansilber oder von Cyangold mit Quecksilberchlorid. Das frei werdende C. verhält sich wie das Chloratom, von dem sich zwei zu einem Molekül Chlor verbinden. Freies C. ist daher Dicyan $(CN)_2$. Dies ist ein farbloses, giftiges Gas vom spez. Gew. 1,8, das unter dem Druck von 5 Atmosphären oder beim Abkühlen auf −25° zu einer farblosen Flüssigkeit von 0,866 spez. Gew. verdichtet wird, die bei −34° zu einer kristallinischen Masse erstarrt und bei −21° siedet. Es riecht eigentümlich heftig, reizt Augen und Nase sehr stark und verbrennt mit eigentümlicher bläulicher, purpurrot gesäumter Flamme zu Kohlensäure und Stickstoff. Wasser löst sein 4½-, Alkohol sein 25faches Volumen C.; die Lösungen riechen wie C., schmecken stechend und zersetzen sich, wenn nicht eine geringe Menge einer Mineralsäure zugegen ist, unter Abscheidung einer braunen Substanz (Azulmsäure) in oxalsaures Ammonik, ameisensaures Ammoniak, Cyanwasserstoff und Harnstoff. Mit Kalilauge bildet es Cyankalium und isocyansaures Kali. Bei Gegenwart einer geringen Menge Aldehyd entsteht in wässeriger Cyanlösung Oxamid, bei Gegenwart von Mineralsäure entsteht Oxalsäure und Ammoniak, beim Erhitzen mit Jodwasserstoff entsteht Glykokoll. C. erträgt hohe Temperaturen, durch glühendes Eisen wird es aber in Kohlenstoff und Stickstoff zerlegt. Es verhält sich wie ein einwertiges Element und geht mit Metallen Verbindungen ein, die vielfach den Chlormetallen gleichen, und bildet mit Wasserstoff eine Säure (Cyanwasserstoffsäure oder Blausäure). Die Cyanverbindungen organischer Radikale, wie Äthylcyanid, sind die Nitrile (s. d.). Cyanverbindungen sind schon lange bekannt. Scheele entdeckte 1782 die Cyanwasserstoffsäure und Gay Lussac 1815 das C., das seinen Namen (v. griech. kyános, dunkelblau) der blauen Verbindung verdankt, die es mit Eisen bildet (Berlinerblau). Beim Erhitzen von Quecksilbercyanid hinterbleibt eine amorphe dunkle Substanz, Paracyan $(C_3N_3)_n$, das bei starkem Erhitzen sich in Cyan verwandelt.

Cyanamid $CNNH_2$, das Nitril der Karbaminsäure, entsteht aus Cyanchlorid und Ammoniak, beim Behandeln von Thioharnstoff mit Bleihydroxyd bei Gegenwart von Alkalien. Es bildet farblose, zerfließliche Kristalle, schmilzt bei 40°, bildet in wässeriger saurer Lösung leicht Harnstoff, mit Ammoniak Guanidin. Beim Erhitzen polymerisiert es sich zu Dicyandiamid und Tricyantriamid. In C. können beide Atome Wasserstoff durch Metalle, Alkohol- und Säureradikale ersetzt werden.

Cyanamine, Teerfarbstoffe, die bei Einwirkung primärer oder sekundärer Amine auf das Meldolasche Naphtholblau entstehen. Anilin bildet mit Naphtholblau phenyliertes Nilblau, Dimethylanilin bildet Neumethylenblau (vermutlich ein dimethyliertes Nilblau), das auf Seide und tannierter Baumwolle ähnliche Färbungen wie Nilblau erzeugt. Cyanamin entsteht beim Behandeln von Naphtholblau mit Alkalilauge oder Dimethylparaphenylendiamin.

Cyanāte, Cyansäuresalze, z. B. Kaliumcyanat, cyansaures Kali.

Cyanätholine, s. Cyansäure.

Cyanchlorid (Chlorcyan) CNCl entsteht aus Cyanwasserstoffsäure oder Quecksilbercyanid und Chlor. Es bildet ein farbloses Gas, riecht durchdringend, zu Tränen reizend, ist äußerst giftig, wird leicht zu einer farblosen Flüssigkeit verdichtet, die bei 15° siedet und bei −5° erstarrt, löst sich in Wasser, leichter in Alkohol und Äther, gibt mit Alkalien Chlorid und Isocyanat, mit Ammoniak Ammoniumchlorid und Cyanamid und verwandelt sich mit der Zeit in Cyanurchlorid $C_3N_3Cl_3$, das in farblosen Nadeln kristallisiert, bei 146° schmilzt und bei 190° siedet und mit Alkalien Alkalimetallchlorid und Cyanurat liefert.

Cyane (Kornblume), s. Centaurea.

Cyanĕae Insŭlae, s. Symplegaden.

Cyaneisen, soviel wie Eisencyanür u. Eisencyanid.

Cyaneisenkalium, gelbes, soviel wie gelbes Blutlaugensalz, Ferrocyankalium; rotes C., soviel wie rotes Blutlaugensalz, Ferricyankalium.

Cyangold, s. Goldcyanid.

Cyanide, s. Cyanmetalle.

Cyanine (Chinolinblau), Teerfarbstoffe, die beim Erhitzen eines Gemenges von Chinolin und Lepidin (Paramethylchinolin) bei Gegenwart von Alkali mit einem Alkyljodid, auch beim Behandeln eines Gemisches der Jodalkylverbindungen von Chinolin und Lepidin mit Alkali entstehen. Die blauen Farbstoffe

enthalten je 1 Molekül der beiden Basen und zweimal den betreffenden Alkoholrest. Die einsäurigen Salze der stark basischen C. sind kristallinisch, schön blau, werden aber durch schwache Säuren (oft schon durch Kohlensäure) in farblose zweisäurige Salze übergeführt. Sie färben die Faser blau, sind aber wegen ihrer Empfindlichkeit gegen Säure und Licht als Farbstoffe unbrauchbar.

Cyanit, Mineral, soviel wie Disthen.

Cyankalium, soviel wie Kaliumcyanid.

Cyanmetalle (Cyanide), Verbindungen der Metalle mit Cyan, finden sich nicht in der Natur und werden meist aus Cyanwasserstoffsäure (Blausäure) und den betreffenden Metalloxyden, die unlöslichen durch Wechselzersetzungen erhalten (vgl. Cyan). Die Cyanverbindungen der Alkali- und Erdalkalimetalle sind in Wasser löslich, und ihre Lösungen reagieren alkalisch; die der Schwermetalle sind meist unlöslich. Die erstern ertragen trockne Schmelzhitze, geben aber beim Erhitzen an der Luft oder mit Metalloxyden Cyansäuresalze, mit Schwefelmetallen Schwefelcyanverbindungen, wobei das Metall reguliniſch abgeschieden wird. Die Cyanverbindungen der Schwermetalle zerfallen beim Erhitzen leicht in Metall und Cyan oder in Kohlenstoffmetall und Stickstoff. Die Alkalicyanmetalle werden durch Säuren, auch durch die Kohlensäure der Luft, unter Entwickelung von Cyanwasserstoffsäure zersetzt; ihre Lösungen geben beim Kochen Ammoniak und Ameisensäuresalz und hinterlassen beim Verdampfen ein Kohlensäuresalz. Die Cyanverbindungen der Schwermetalle werden durch Wasserstoffsäuren zersetzt; sie verbinden sich leicht mit Alkalicyanmetallen zu löslichen, kristallisierbaren Doppelcyaniden und sind daher in den Lösungen der Alkalicyanmetalle löslich. Die Verbindungen der letztern mit den Cyanverbindungen des Eisens, Kobalts und Platins verhalten sich aber abweichend von den übrigen Doppelcyaniden und haben eine wesentlich andre Konstitution. Dies gilt auch von den blauen Niederschlägen, die im gelben und roten Blutlaugensalz durch Eisensalze erzeugt und allgemein als Berlinerblau bezeichnet werden. Alle im Magen löslichen C. sind heftig wirkende Gifte. Bildet ein Metall mehrere Verbindungen mit Cyan, so heißt die cyanärmere Cyanür, die cyanreichere Cyanid. Sie finden vielfache Verwendung, besonders Cyankalium, die Blutlaugensalze, Berlinerblau und die Doppelcyanide der edlen

Cyanocitta, s. Blauhäher.

Cyanocorax, s. Blaurabe.

Cyanöl, soviel wie Anilin.

Cyanometer (griech.), Instrument zur Bestimmung der Intensität der blauen Farbe des unbewölkten Himmels. Das erste C. hat Saussure konstruiert, indem er 53 Streifen Papier vom reinsten Weiß bis zum gesättigten Berlinerblau und dann durch Zusatz von Tusche zu letzterm bis zum tiefsten Schwarz färbte. Man vergleicht, mit welchem Papierstreifen das Blau des Himmels übereinstimmt. Parrots Rotations-Cyanometer besteht aus einer weißen und einer schwarzen rotierenden Scheibe, auf denen man so viel Sektoren von blauer Farbe befestigt, bis man eine Färbung erhält, die dem Blau des Himmels entspricht. Aragos C. gründet sich darauf, daß doppeltbrechende Kristallblättchen bei bestimmter Dicke im polarisierten Licht blau erscheinen und die Intensität der Farbe abnimmt, je unvollständiger polarisiert das einfallende Licht ist.

Cyanophyzeen, Blaualgen, Ordnung der Algen (s. d., S. 315).

Cyanosin, s. Fluoresceïn.

Cyanōsis (griech.), s. Blausucht.

Cyanōtisch, in der Medizin: bläulich verfärbt infolge der Blausucht.

Cyanotypie (Blauprozeß), photographisches Kopierverfahren, bei dem durch Lichtwirkung und chemische Reaktion ein aus Berlinerblau oder Turnbulls Blau bestehendes blaues Bild entsteht. Man benutzt lichtempfindliche Eisenoxydsalze (zitronensaures, weinsaures, oxalsaures Salz), die durch Lichtwirkung in Eisenoxydulsalze übergehen. Badet man nach der Belichtung in Ferricyankalium, so entsteht an den durch das Licht veränderten Stellen Turnbulls Blau. Dies von Herschel 1842 angegebene Verfahren ist in der Weise vereinfacht worden, daß man das Papier mit rotem Blutlaugensalz und zitronensaurem Eisenoxydammoniak tränkt. Man erhält dann direkt ein blaues Bild, das durch Waschen mit Wasser fixiert wird. Diese Methode benutzt man vielfach zum Kopieren von Zeichnungen und erhält Lichtpausen mit weißen Linien auf blauem Grunde. Tränkt man Papier mit gummihaltiger Eisenoxydsalzlösung, belichtet unter einem Positiv und behandelt mit gelbem Blutlaugensalz, so erhält man ein Positiv, also eine Zeichnung mit blauen Linien auf weißem Grunde (Pellets Gummi-Eisen-Lichtpaus-Verfahren). Vgl. Liesegang, Die modernen Lichtpausverfahren (Düsseld. 1884), Pizzighelli, Anthrakotypie und C. (Wien 1881); Eder, Die Lichtpausverfahren (Halle 1899).

Cyanqueckſilber, s. Quecksilbercyanid.

Cyansäure NC.OH entsteht beim Erhitzen von Cyanursäure und Verdichten der Dämpfe bei sehr niedriger Temperatur. Sie bildet eine wasserhelle Flüssigkeit von höchst durchdringendem, stechendem, der Essigsäure ähnlichem Geruch, ist sehr flüchtig und verursacht, auf die Haut gebracht, unter heftigen Schmerzen augenblicklich weiße Blasen; sie reagiert stark sauer, ist nur unter 0° beständig, verwandelt sich über 0° unter explosionsartigem Aufkochen in polymeres, festes, weißes, geruchloses Cyamelid, das in Wasser und Alkohol unlöslich ist und beim Erhitzen wieder C. liefert. Die wässerige Lösung der C. bildet über 0° Ammoniak und Kohlensäure. In Alkohol löst sich C. unter Bildung von Allophansäureestern. C. bildet mit Basen die Cyansäuresalze (Cyanate), die mit verdünnten Mineralsäuren Kohlensäure entwickeln, die von einem Anteil unzersetzt sich verflüchtigender C. den Geruch der letztern hat, während sich in der Flüssigkeit Ammoniak findet. Die cyansauren Salze der fixen Alkalien werden selbst in der Rotglühhitze nicht zersetzt. Die Alkalisalze sind im Wasser löslich, alle übrigen unlöslich. Cyansaures Kali (Kaliumcyanat) NC.OK entsteht beim Schmelzen von Cyankalium an der Luft oder mit Mennige, beim Schmelzen von Blutlaugensalz mit chromsaurem Kali, beim Einleiten von Cyan in Kalilauge. Es ist dem chlorsauren Kali ähnlich, löst sich leicht in Wasser, schwerer in Alkohol und zersetzt sich in wässeriger Lösung schnell in kohlensaures Kali und Ammoniak. Cyansaures Ammoniak (Ammoniumcyanat) $NC.ONH_4$ entsteht aus Cyansäuredampf und trocknem Ammoniak als farbloses Pulver, ferner aus cyansaurem Kali und schwefelsaurem Ammoniak, auch beim Einleiten von Ammoniak in ätherische Cyansäurelösung. Es bildet farblose, in Wasser und Alkohol lösliche Kristalle. Seine Lösung gibt beim Verdampfen, ohne daß etwas hinzukommt oder hinweggeht, Harnstoff $CO(NH_2)_2$. Mit Kalilauge gibt es Kalium-

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

isocyanat und Ammoniak. Die Ester der C. (Cyanätholine) sind nicht bekannt. Dagegen entstehen die Ester der Isocyansäure (Alkylkarbimide, Alkylcyanate) aus den Alkalisalzen der Ätherschwefelsäuren und Kaliumcyanat, bei Oxydation der Karbylamine mit Quecksilberoxyd, aus Alkyljodiden und Silbercyanat. Sie bilden farblose Flüssigkeiten, riechen heftig erstickend, destillieren unzersetzt und verwandeln sich beim Aufbewahren in polymere Cyanursäureester; sie sind in Äther unzersetzt löslich, geben mit Wasser Kohlensäure und dialkylierte Harnstoffe, mit Alkoholen Alkylkarbaminsäureester, mit Kalilauge Karbonat und eine primäre Aminbase.

Cyansilber, s. Silbercyanid.

Cyansulfid (Schwefelcyan, Thiocyansäureanhydrid) $(CN)_2S$ entsteht aus Cyanquecksilber und Jodschwefel, aus Jodcyan und Rhodansilber, bildet leichtlösliche Kristalle, die wie Jodcyan riechen, bei 30° sublimieren und bei 65° schmelzen. Pseudoschwefelcyan (Persulfocyan) $(CN)_3HS_2$ entsteht bei Oxydation von Rhodanwasserstoff mit Salpetersäure oder Chlor, ist gelb, amorph, unlöslich in Wasser und Alkohol, löst sich unzersetzt in konzentrierter Schwefelsäure und verdünnter Kalilauge und gibt beim Kochen mit Kalilauge Rhodankalium. Verwandt ist das aus Rhodankalium durch Elektrolyse oder durch Oxydation mit Kaliumchlorat und Salzsäure gewonnene Canarin, das Baumwolle in alkalischer Lösung gegen Licht und Seife sehr beständig gelb bis orange färbt.

Cyanür, s. Cyanmetalle.

Cyanürchlorid, s. Cyanchlorid.

Cyanürsäure (Tricyansäure) $C_3N_3O_3H_3$ entsteht beim Erhitzen von Cyanurchlorid mit Wasser, beim Erhitzen von Harnstoff, bei Einwirkung von Chlor auf Harnstoff bei 130°. Sie bildet farb- und geruchlose Kristalle mit 2 Molekülen Kristallwasser, löst sich schwer in kaltem, leicht in heißem Wasser und Alkohol, zerfällt bei 360° in 3 Moleküle Cyansäure und gibt, mit Säuren gekocht, Kohlensäure und Ammoniak. Sie ist dreibasisch und bildet vorwiegend saure Salze. Cyanursaures Kali $C_3O_3N_3K_3$ kristallisiert aus der Lösung von cyansaurem Kali auf Zusatz von Essigsäure und bildet glänzende, in Wasser wenig lösliche Kristalle. Die Ester der C. entstehen aus Natriumalkoholaten und Cyanchlorid, besser Cyanurchlorid, aus Silbercyanurat und Alkyljodiden. Sie bilden geruchlose, flüchtige Kristalle und geben mit Kalilauge Kohlensäure und eine primäre Aminbase. Beim Kochen verwandeln sie sich in Isocyansäureester (Trikarbimidester). Diese entstehen neben den vorigen aus ätherschwefelsauren Salzen und cyansaurem Kali, sind kristallinisch, in Wasser, Alkohol und Äther löslich, destillieren unzersetzt und verhalten sich gegen Kalilauge wie die Cyansäureester.

Cyanwasserstoffsäure, soviel wie Blausäure.

Cyathea *Smith*, Farngattung der Cyatheazeen, mit gabel- oder rückenständigen Sori und unterständigem, becher- oder napfförmigem, bisweilen fest geschlossenem Schleier (s. Tafel »Farne II«, Fig. 3), enthält die größten, bisweilen gegen 12 m hohen, baumartigen Farne, die in ihrem Wuchs den Palmen ähneln (s. C. frondosa *Karst.* und C. incana *Karst.* auf Tafel »Farne I«, Fig. 1 und 3). C. medullaris *Sw.*, mit rauhen Stämmen und klafterlangen, dreifach gefiederten Wedeln auf Neuseeland, enthält eßbares Mark; C. arborea *Smith*, mit klafterhohen, schenkeldicken, stacheligen Stämmen und zweifach gefiederten, fast ebenso langen Wedeln, in Westindien, liefert in den jungen Schößlingen Gemüse und Schweinefutter, in den jungen Stämmen sehr haltbare Pfähle, in den alten Stämmen gutes Brennholz. Von den ca. 60 bekannten Arten in den Tropen der Alten und der Neuen Welt und in Neuseeland werden mehrere in unsern Warmhäusern kultiviert.

Cyatheazeen, Pflanzenfamilie aus der Reihe der Farne (s. d.).

Cyathium, s. Blütenstand, S. 94.

Cyathocrinus, s. Haarsterne.

Cyathophyllum, s. Korallen.

Cyathus (lat.), Hohlmaß der alten Römer, = 1/12 Sextarius = 0,0456 Liter. S. Kyathos.

Cyaxares, s. Kyaxares.

Cybele, s. Kybele.

Cybulski, Wojciech (Adalbert), poln. Literarhistoriker, geb. 10. April 1808 in Konin (Provinz Posen), gest. 15. Febr. 1867 in Breslau, studierte Philologie und Geschichte in Berlin, Prag und Wien, habilitierte sich 1840 an der Berliner Universität als Dozent der slawischen Literatur und war seit 1860 ordentlicher Professor in Breslau. Er schrieb eine kritische Analyse von Mickiewicz's »Dziady« (Posen 1863). Seine 1842—45 in Berlin gehaltenen Vorlesungen wurden nach seinem Tode herausgegeben u. d. T.: »Geschichte der polnischen Dichtkunst in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts« (Posen 1880, 2 Bde.), vorher in polnischer Übersetzung (Dresd. 1870).

Cycadites, s. Cykadazeen.

Cycas *L.* (Sagopalme), Gattung der Cykadazeen, niedrige Bäume mit säulenförmigem, mit den Blattresten dauernd bepanzertem Stamm, einfach gefiederten Blättern, in deren Mitte sich bei der weiblichen Pflanze die großen Fruchtzapfen entwickeln. Etwa 16 Arten im tropischen Asien, Australien und Polynesien. C. revoluta *Thunb.* (s. Tafel »Cykadazeen«, Fig. 5), im südlichen Japan, mit etwa mannshohem Stamm, bis 2 m langen Blättern, linienförmigen, ganzrandigen und an den Rändern nach unten eingerollten Fiederblättchen, enthält in der Spitze der Stämme ein sehr stärkemehlreiches Mark, aus dem Sago bereitet wird. Mit den Blättern schmückt man bei uns die Särge (Friedenspalme), und in Frankreich dienen sie bei den kirchlichen Feierlichkeiten des Palmsonntags. Man kultiviert daher diese, aber auch andre Arten in Gewächshäusern wie Palmen; auch eignen sich größere Exemplare recht gut zur Zimmerkultur. In neuerer Zeit kommen getrocknete Wedel in großer Menge aus Japan nach Europa und werden hier gefärbt, so daß sie frischen Wedeln sehr ähnlich sind. C. circinalis *L.* (s. Tafel »Cykadazeen«, Fig. 4), mit braunfilzigem, 12 m hohem Stamm, 2—3 m langen Blättern mit lilienförmigen, ganz- und flachrandigen, scharf zugespitzten, oben dunkelgrün glänzenden Fiederblättchen, in Ostindien und Niederländisch-Indien, liefert, wie die vorige Art, Sago; die jungen Blätter und die jungen Stiele geben ein wohlschmeckendes Gemüse. Die Früchte enthalten ein amorphes, in Wasser, nicht in Alkohol und Äther lösliches Glykosid Pakoin und sind giftig.

Cycismore, s. Cismar.

Cycladidae, s. Muscheln.

Cyclamen *L.* (Erdscheibe, Alpenveilchen), Gattung der Primulazeen, ausdauernde, stengellose Gewächse mit knolligem, flachkugeligem Wurzelstock, grundständigen, langgestielten, meist herz- oder nierenförmigen Blättern, einzeln stehenden, langgestielten, nickenden, ansehnlichen Blüten und fünfklappiger Kapsel, die durch spiraliges Zusammenrollen der Blütenstiele auf den Boden gelangt. Etwa zehn Arten in

den Gebirgen Mitteleuropas und in den Mittelmeerländern. Von C. europaeum *L.* (s. Tafel »Erdfrüchtler«, Fig. 6), mit herzförmig-rundlichen, gezahnten, oben mit einer weißlichen Zone gezeichneten, unten purpurrötlichen Blättern und wohlriechenden weißen, blaßrötlichen oder rosenroten Blüten, in der subalpinen Region der europäischen Gebirge nördlich bis Böhmen, war die Knolle (Radix Cyclaminis s. Arthanitae) früher als drastisches Abführmittel gegen Würmer ꝛc. im Gebrauch. Sie wirkt giftig, kann aber nach dem Trocknen und Rösten gegessen werden und soll kastanienartig schmecken. Die Schweine sollen sie ohne Schaden fressen (daher Saubrot). Sie enthält farb- und geruchloses, amorphes, sehr scharf schmeckendes, reizend giftiges **Cyclamin** (Arthanitin) $C_{30}H_{34}O_{10}$, ein Glykosid, dessen Staub heftig zum Niesen reizt und dessen wässerige Lösung wie Seifenwasser schäumt. Diese und andre Arten, wie C. coum *Mill.* in Vorderasien, C. repandum *Sibt.* im Mittelmeergebiet ꝛc., halten bei uns im Freien aus, wenn man die Knollen etwas tief pflanzt. Das Sammeln von C. ist in den Alpen ꝛc., um der Ausrottung vorzubeugen, z. T. verboten. C. persicum *Mill.*, vielleicht eine Gartenvarietät von C. latifolium *Sibt.* et *Sm.* in Vorderasien und auf den Inseln des Ägäischen Meeres, mit herzförmig-nierenförmigen, gekerbten Blättern und weißen, im Schlunde roten Blüten, wird in zahlreichen, z. T. sehr großblumigen Varietäten als Zierpflanze für das Zimmer kultiviert (s. Tafel »Zimmerpflanzen II«, Fig. 2).

Cyclanthera *Schrad.*, Gattung der Kukurbitazeen, meist einjährige, mit Gabelranken kletternde Pflanzen mit ganzrandigen oder geteilten Blättern, kleinen Blüten und kleinen, fleischigen, aufspringenden Früchten. 30 im wärmern Amerika heimische Arten, von denen einige wegen ihres schnellen Wachstums zum Bekleiden von Mauern und Spalieren benutzt werden. Die schönste Art ist vielleicht C. pedata *Schrad.*, aus Mexiko und Mittelamerika, mit geteilten Blättern. Die reifen Früchte von C. explodens *Naud.* schleudern bei der geringsten Berührung ihre Samen fort.

Cyclitis, Entzündung des Ciliarkörpers im Auge, tritt selten als selbständige Erkrankung auf, meist in Verbindung mit Iritis und Aderhautentzündung. Schmerzhaftigkeit des Auges bei Berührung und Trübungen des Glaskörpers kennzeichnen die C.

Cyclocarpus, s. Kordaitazeen.

Cyclolites, s. Korallen.

Cyclophthalmus, s. Spinnentiere.

Cyclops (Hüpferling), s. Ruderfüßer.

Cyclops-Expedition, 1857, s. Maritime wissenschaftliche Expeditionen.

Cycloptĕris *Brongn.*, vorweltliche Gattung der Farne (s. d.).

Cycloptĕrus, s. Lumpfisch.

Cyclostŏmi, s. Rundmäuler.

Cycnus (Cygnus, lat.), Schwan; vgl. Kyknos.

Cydamus, antiker Name von Ghadames (s. d.) in Tripolis.

Cydonĭa, s. Quittenbaum.

Cygnäus, 1) Fredrik, finn. Dichter und Literarhistoriker, geb. 1. April 1807 in Tawastehus, gest. 7. Febr. 1881, studierte in Åbo, habilitierte sich daselbst 1839, bereiste 1840—47 West- und Südeuropa, wurde 1854 nach seiner Disputation über »Erich XIV. als dramatischer Charakter« Professor der Ästhetik und Literatur und trat 1867 in den Ruhestand. Er schrieb in schwed. Sprache: »Wanderbilder« (1837—1847), das inhaltreiche, aber schwerfällige Gedicht »Eiszapfen im Herbst« (1841), nach seinen Reisen die teils in Prosa, teils in Versen abgefaßte Schrift »Licht und Schatten« (»Ljus och skugga«, Helsingf. 1845—1846) und die von nationalem Geist erfüllten »Skaldenstücke« (»Skaldestycken«, 1851—70, 6 Bde.). Auch seine patriotischen Dramen »Flemmings Zeiten« und »Herzog Johanns Jugendträume« hatten Erfolg. Durch seine große Rednergabe übte er einen erweckenden Einfluß auf die akademische Jugend aus, und als eifriger Mäcen hat er Bedeutendes für das Kunstleben Finnlands geleistet.

2) Uno, finn. Schulreformator, geb. 12. Okt. 1810 in Tawastehus, gest. 2. Jan. 1888 in Helsingfors, war 1837—39 Pfarrer und Lehrer zu Wiborg, dann bis 1846 geistlicher Kolonievorstand in Sitka (Alaska) und hierauf Geistlicher und Lehrer in Petersburg, wo er mit der neuern deutschen Pädagogik bekannt wurde. Nach längern Studienreisen durch Mitteleuropa ward er 1861 Oberinspektor des finnischen Volksschulwesens, richtete 1863 das erste finnische Lehrerseminar in Jyväskylä ein, dem er bis 1869 vorstand, und entwarf das finnische Schulgesetz, das 1866 ins Leben trat. 1870 trat er in die Oberbehörde (Overstyrelse) für das finnische Unterrichtswesen zu Helsingfors zurück. An Finnlands hohem Standpunkt betreffs der Volksbildung hat C. wesentlichen Anteil. In weitern Kreisen ist er als Förderer der höhern weiblichen Bildung, namentlich aber als der eigentliche Urheber der neuern Bewegung für Handfleiß (slöjd) und Hausfleiß berühmt (s. Arbeitsschulen), für die er auch auf Schweden anregend gewirkt hat. 1877 wurde er von Upsala zum Ehrendoktor ernannt. Er schrieb: »Förslag rörandefolkskoleväsendet« (Helsingf. 1861 u. ö.).

Cygnopsis, s. Gänse.

Cygnus (lat.), Schwan; Sternbild, s. Schwan.

Cykadazeen (Farnpalmen, Palmenfarne, Sagobäume; hierzu Tafel »Cykadazeen«), Familie der Gymnospermen, palmenartige Gewächse mit meist unverzweigtem, aufrechtem, dickem, zylindrischem oder knolligem Stamm, der an seiner Oberfläche mit dicht gestellten braunen Blattnarben besetzt ist und aus seiner Endknospe einen Schopf großer palmenwedelartiger Fiederblätter treibt (Fig. 1, 3 u. 5). Die Stämme haben einen durch sekundäres Dickenwachstum entstandenen, der Hauptsache nach aus Tracheiden bestehenden Holzkörper, der ein mächtiges, stärkemehlreiches Mark einschließt. Die Blüten sind zweihäusig und bilden meist endständige Zapfen. Die männlichen Zapfen bestehen aus einer starren Spindel, die zahlreiche schuppenförmige Staubblätter in spiraliger Anordnung trägt, auf deren Unterseite die Pollensäcke zu je 2—6 zahlreiche Gruppen bilden (Fig. 2 u. 4). Die weiblichen Blüten sind bei den meisten Gattungen gleichfalls Zapfen, deren schildförmige Fruchtblätter auf ihrer Unterseite neben dem Stiel zwei große, gerade Samenanlagen besitzen (Fig. 2). Bei der Gattung Cycas stehen die Fruchtblätter direkt in der Fortsetzung der Laubblattspirale am Stamme, dessen Gipfelknospe oberhalb der Fruchtblattgruppe wiederum Laubblätter hervorbringt. Die Fruchtblätter sind hier rudimentären Laubblättern ähnlich flach und fiederartig geteilt und tragen an den untern, verkürzten Fiedern die großen Samenanlagen. Die Samen besitzen bei der Reife eine äußere fleischige und eine innere harte Samenschale, die ein festes Endosperm und einen geraden Keimling mit meist zwei ungleich langen, am obern Ende verwachsenen Keimblättern einschließt (Fig. 4). Die durch 83 Arten vertretenen C. sind tropische Gewächse, von denen die meisten Zentral-

Cykadazeen.

(Die Beschreibung siehe unter den lateinischen Gattungsnamen.)

amerika, Südasien und Australien angehören. Vgl. Miquel, Monographia Cycadearum (1842); Derselbe, Nieuwe bijdrag tot de kennis d. C. (Amsterd. 1868 ff.); Regel, Cycadearum generum speciesrumque revisio (Gießen 1876). An der vorweltlichen Flora sind die C. wesentlich beteiligt. Sie treten von der Steinkohlenformation bis zum Tertiär auf und bedingten während der Jura- und ältern Kreidezeit z. T. die Physiognomie der Landschaft; die wichtigsten Gattungen sind: Pterophyllum *Bgt.* (s. Tafel »Triasformation II«), Dioonites *Bornem.*, Zamites *Bgt.*, Cycadites *Bgt.*, Zamiostrobus *Endl.*, Cycadinocarpus *Schimp.*, Bennettites *Carruth.* u. a., von denen Stämme, Blätter, Blütenstände und Samen zahlreich vorkommen. Vgl. Kordaitazeen. Von einigen C. werden das stärkemehlreiche Mark, die jungen Blätter und die Samen gegessen. Die schönen Fiederblätter von Cycas revoluta (Fig. 5) werden als Palmenwedel bei Trauerdekorationen verwendet.

Cykladen, Inseln, s. Kykladen.

Cyklamīn, s. Fluorescein.

Cyklanthazeen, monokotyle, etwa 44 Arten umfassende, dem tropischen Amerika angehörige Pflanzenfamilie aus der Abteilung der Spadicifloren, große Kräuter, bisweilen auch lianenartig oder einen kurzen Holzstamm bildend, mit gefalteten, vielnervigen Blättern, saftigen, von abfallenden Scheiden umhüllten Blütenkolben und beerenartigen Früchten.

Cykloïde, Cyklon ꝛc., s. Zykloide, Zyklon ꝛc.

Cyklōpen, s. Kyklopen.

Cyklus (Mehrzahl: Cyklen), s. Zyklus.

Cylinder, s. Zylinder.

Cylindrōm (Siphonom, Schleimkankroid), bösartige Geschwülste (Carcinome oder Sarkome), in denen eigenartige schleimige oder hyaline Umwandlungen vorkommen, durch die hyaline Kugeln und verzweigte sowie keulen- und kolbenförmige Massen gebildet werden.

Cylon, Athener, s. Kylon.

Cyma (lat.), Trugdolde; cymöser Blütenstand, s. Blütenstand, S. 93.

Cymbal (lat. cymbalum, Cimbal), soviel wie Hackbrett (s. d.), der Vorfahr des Klaviers, welch letzteres nichts als ein C. ist, das mittels einer Klaviatur geschlagen wird. Der Name C. ging in seiner italienischen Form Cembalo auf das Klavier über (Clavicembalo). In Ungarn heißt das Hackbrett noch heute Czimbál. In der Orgel ist C. eine gemischte Stimme von sehr kleinen Dimensionen, gleichbedeutend mit Scharf (Acuta).

Cymbalaria *Baumg.* (Cymbelkraut, Zimbelkraut), Gattung der Skrofulariazeen, kriechende, ausdauernde Kräuter, besonders auf Mauern und Felsen, mit langgestielten, meist gelappten Blättern, achselständigen, weißen oder violetten Blüten und aufspringenden Kapseln. 9 Arten im Mittelmeergebiet und in Westeuropa. C. Cymbalaria *Wettst.* (Linaria Cymbalaria *L.*, s. Text zur Tafel »Erdfrüchtler«), in Süd- und Mitteleuropa, mit 60 cm langen, liegenden oder hängenden Stengeln, herzförmigen, fünflappigen, abwechselnden Blättern und einzeln stehenden, gestielten, hellvioletten oder weißen Blumen mit gelb gefleckter Gaumen. Es wird als Garten- und Ampelpflanze kultiviert. Früher benutzte man es arzneilich, auch soll es ein Bestandteil der Aqua Tofana gewesen sein.

Cymbălum, bei den Römern eine Art Becken (Schlaginstrument); im Mittelalter eine Art kleiner Pauken, welche die Mönche im 10.—12. Jahrh. skalenweise abgestimmt anfertigten und wie ein Glockenspiel bearbeiteten (vgl. Zimbelstern).

Cymbidium *Sw.* (Kahnlippe), Gattung der Orchideen, auf Bäumen wachsende Pflanzen mit riemenförmigen Blättern, hängenden oder aufrechten, arm- oder vielblumigen Blütentrauben und kahnförmiger Honiglippe. Etwa 30 Arten in Ostindien, dem malaiischen Archipel, in China, einzelne in Japan, Afrika, Australien, Neukaledonien. Mehrere Arten werden als Zierpflanzen kultiviert. C. giganteum *Wall.*, in Nepal, C. aloëfolium *Sw.*, in Malabar, C. eburneum *Lindl.*, C. Mastersii *Lindl.*, beide in Ostindien, C. Lowianum *Rchb. fil.*, in Birma, sind die verbreitetsten Arten.

Cymbokephalie (griech.), Bezeichnung für einen Schädel, der an seiner Wölbung in hohem Grad ein- [gesattelt ist.

Cyme, Stadt, s. Kyme.

Cymēn, s. Cymol.

Cymobótryen (griech.), Trugdoldentrauben, Blütenstände, die sich erst traubig, dann cymös entwickeln.

Cymogēn, s. Erdöl.

Cymōl (Cymēn, Methylisopropylbenzol) $C_{10}H_{14}$ oder $C_6H_4.CH_3.C_3H_7$ findet sich im Römisch-kümmelöl von Cuminum Cyminum, im Öl von Ptychotis ajovan, im Thymian-, Eukalyptusöl ꝛc., entsteht bei Destillation von Thymol, Carvacrol, Kampfer mit Phosphorsäureanhydrid, aus vielen Terpenen $C_{10}H_{16}$ beim Erhitzen mit Jod und aus Geranial, aus Cuminalkohol bei Einwirkung von Zinkstaub, synthetisch beim Erhitzen von Parabromisopropylbenzol mit Jodmethyl und Natrium. Es wird am besten aus Ajovanöl dargestellt, ist eine farblose Flüssigkeit, riecht angenehm, spez. Gew. 0,872, siedet bei 175°, löst sich nicht im Wasser und gibt beim Schütteln mit Natronlauge und Luft Cuminsäure.

Cymophān, Mineral, s. Chrysoberyll.

Cymös, trugdoldig, s. Cyma.

Cymótriches (griech.), Lockenhaarige, s. Menschenrassen.

Cymrisch (Kymrisch), s. Welsche Sprache.

Cymry (spr. kimmri, Kymren), einheimischer Name der keltischen Bewohner von Wales (s. d.).

Cynailūrus, s. Gepard.

Cynanche (griech.), soviel wie Rachendiphtherie.

Cynanchum *L.* (Hundswürger, Schwalbenwurz), Gattung der Asklepiadazeen, Milchsaft führende Stauden mit Neigung zum Winden oder Sträucher mit gegenständigen, gestielten, meist herzförmigen, bisweilen nur als Schuppen entwickelten Blättern und weißen, gelblichen oder roten Blüten in blattwinkel- oder gipfelständigen, dolden- oder traubenförmigen Blütenständen und Samen mit Haarkrone in meist glatten, gedoppelten Balgkapseln. über 100 Arten auf beiden Halbkugeln, bes. in der Alten Welt. C. monspeliacum *L.*, in Südfrankreich, Spanien, Italien, Griechenland, ausdauernd, mit weißen und rötlichen Blüten, hat scharfen Milchsaft, der, eingedickt und mit andern drastischen Stoffen und Harzen vermengt, das französische Skammonium gibt. C. Vincetoxicum *Pers.* (Vincetoxicum album *Aschers.*, gemeine Schwalbenwurz, Lorenzkraut, Giftwurzel, Hundstod), ausdauernd, in fast ganz Europa und Asien, 30—60 cm hoch, mit kurzgestielten, herz- oder herz-eiförmigen, zugespitzten Blättern und blattwinkelständigen weißen Blüten. Die Wurzel riecht widrig, schmeckt süßlich, hinterher ekelhaft und etwas scharf und ward früher als Mittel gegen Vergiftungen gebraucht. Die Stengel liefern zähen Bast, der wie Hanf benutzbar ist.

Cynăra *L.* (Artischocke), Gattung der Kompositen, distelartige Kräuter mit großen, dornigen, fiederteiligen Blättern, sehr großen, distelartigen Blütenköpfen, an der Basis dicken fleischigen, an der Spitze stachelspitzigen Hüllkelchblättern, röhrenförmigen violetten Blüten auf einem fleischigen, mit Spreublättchen besetzten Boden und vierkantigen Früchten mit federförmigen Pappushaaren. Elf Arten in den Mittelmeerländern und auf den Kanaren. C. Scolymus *L.* (Artischocke, s. Tafel »Gemüsepflanzen II«, Fig. 1 u. 2), ein ausdauerndes, 1 m hohes, dornenloses, flaumhaariges, wenig verästeltes Distelgewächs, von dessen unterseits weißfilzigen, großen Blättern die grundständigen eine Rosette bilden, und eiförmigen, bis 12 cm dicken Blütenköpfchen, stammt aus Afrika. Man kultiviert mehrere Varietäten (Artischocke von Laon, Große violette, Camus de Bretagne) und erzieht sie am besten aus im Januar in Töpfen gesäten Samen. Die Blütenköpfe, deren Hüllkelchblätter und Blütenboden (Käse) ein feines Gemüse bilden, werden vor Entfaltung der Blüten geerntet. Die Artischocke, früher auch welsche Distel und Strobeldorn genannt, fordert ein mildes Klima und wird besonders in Südeuropa, Nordafrika, aber auch am Rhein und in Österreich kultiviert. Die Artischocken waren schon bei den Alten eine beliebte Speise, und Galenus empfiehlt insbes., sie mit Koriander, Wein, Olivenöl und Garum zu bereiten. C. cardunculus *L.* (Kardone, Karde, Cardy, spanische Artischocke), aus Nordafrika und Süditalien, ist der vorigen sehr ähnlich, doch höher im Stengel, mit an der Seite herablaufenden kurzstacheligen Blättern, deren Mittelrippe sehr stark ist, und kleinern Blütenköpfen mit kurzstacheligen Hüllkelchblättern. Man kultiviert sie ähnlich wie die Artischocke, bindet sie aber im September zusammen und gibt der ganzen Pflanze eine lose Umwickelung mit Stroh und eine möglichst hohe Behäufelung mit Erde, um sie zu bleichen (s. Tafel »Gemüsepflanzen IV«, Fig. 15); nur die Spitze der Pflanze bleibt frei. Nach drei Wochen sind die Blätter bleich und zart. Von den Cardys werden die Herzblätter und die markigen Stengel- und Blattstielteile in verschiedener Zubereitung genossen.

Cynareen (Cynarokephalen), Unterfamilie der Kompositen (s. d.).

Cynewulf, angelsächs. Dichter, s. Kynewulf.

Cyniker, s. Kyniker.

Cynips, Gallwespe; Cynipidae (Gallwespen), Familie aus der Ordnung der Hautflügler; s. Gallwespen.

Cynisch (kynisch, griech., »hündisch«), schamlos, Sitte u. Anstand verachtend; Cynismus, ein solches Benehmen, eine solche Ausdrucksweise ꝛc. Vgl. Kyniker.

Cynocephălus, der Pavian.

Cynodictis, Cynōdon, s. Hund.

Cynōdon *Rich.* (Hundszahn), Gattung der Gramineen, Gräser mit zarten, strahlig abstehenden Ähren und einblütigen, grannenlosen Ährchen, die alle nach einer Seite gewendet stehen. Vier Arten, von denen drei in Australien, die vierte, C. dactylum *Rich.* (Hundshirse, Bermudagras, s. Tafel »Gräser I«, Fig. 3), kosmopolitisch ist. Dies Gras ist ausdauernd, mit kriechendem Wurzelstock, aufsteigendem, ästigem, handhohem Halm und gespreizter Fingerähre. Es wächst in allen warmen und gemäßigten Ländern, sandigen Boden weithin überziehend; der Sommerdürre trotzend und doch zartblätterig, bildet es in den Südstaaten von Nordamerika die Grundlage der Weidewirtschaft. Auch in Ostindien wird es kultiviert (Durba, Dub, Hariali), und den Hindu gilt es als heilig. Die Ausläufer sind reich an Stärkemehl und Zucker und werden in Italien wie bei uns die Queckenwurzel benutzt.

Cynoglossum *L.* (Hundszunge), Gattung der Borraginazeen, meist ausdauernde, oft grau- und weichhaarige bis fast filzige Kräuter mit abwechselnden ganzen Blättern und in blattlosen Wickeln stehenden blauen oder roten, trichterförmigen Blüten. Etwa 50 Arten, meist Bergbewohner der gemäßigten und subtropischen Klimate beider Erdhälften. C. officinale *L.* (gemeine Hundszunge, Venusfinger), zweijährig, bis 1 m hoch, graukurzhaarig, mit feinfilzigen, lanzettförmigen Blättern und purpurnen, widerlich riechenden Blüten, wächst in Europa, Sibirien, Nordamerika. Wurzel und Kraut wurden früher arzneilich benutzt. Sie enthalten ein kristallinisches Alkaloid, das auf die Endigungen der peripherischen Nerven eine lähmende Wirkung nach Art des Curare ausübt. Andre Arten werden als Zierpflanzen kultiviert.

Cynomorium (Hundskolben, Hundsrute), Gattung der Balanophorazeen, mit der einzigen Art: C. coccineum *L.* (roter Hundskolben, s. Tafel »Schmarotzerpflanzen«, Fig. 6), dessen kurz zylindrisches Rhizom mit kleinen wurzelartigen Fortsätzen auf den Wurzelfasern verschiedener Sträucher und Kräuter schmarotzt. Aus dem Rhizom erheben sich 10 cm lange, mit dreieckigen Schuppenblättern besetzte zylindrische dunkel rotbraune Blütensprosse mit dickerm, aus zahlreichen niedergedrückten Scheinköpfchen zusammengesetztem Kolben, der über die Erde tritt. Aus den sehr unvollständigen, polygamischen Blüten entwickeln sich einsamige Nüßchen. Dieses Gewächs, das sich in der littoralen Mittelmeerregion, sehr häufig in Nordafrika, auch in der Dsungarei findet, wurde wegen seines violettroten, bitterlich zusammenziehenden Saftes früher als blutstillendes Mittel (Malteser Schwamm, Fungus Melitensis) benutzt.

Cynomys, s. Präriehund.

Cynophorie (griech.), die Strafe des Hundetragens (s. d.).

Cynopithecīna (Hundsaffen), Unterfamilie der Schmalnasen, s. Affen, S. 128.

Cynopŏda, Familie der Raubtiere (s. d.).

Cynosūrus *L.* (Kammgras), Gattung der Gramineen, ein- oder mehrjährige Gräser mit ähren- oder köpfchenförmiger, einseitiger Rispe, ein- bis fünfblütigen Ährchen und begrannten oder stachelspitzigen Deckspelzen. Fünf Arten in der gemäßigten Zone der Alten Welt. C. cristatus *L.* (s. Tafel »Gräser IV«, Fig. 2), eins der gemeinsten Gräser durch ganz Europa, mit linealer Scheinähre und drei- bis vierblütigen, grannenlosen Ährchen, die durch eine kammförmig gefiederte Hülle gestützt sind, findet sich auf frischen und trocknen Wiesen, auch auf Triften, bildet auf Wiesen ein Untergras, gilt als gutes Schnittgras, auf Weiden und Triften als sehr gutes Weidegras, erträgt Trockenheit, ist nahrhaft, wird aber nach der Blüte sehr hart und dann vom Vieh verschmäht.

Cynthia, s. Seescheiden.

Cynthiana, Hauptstadt der Grafschaft Harrison in Kentucky, am südlichen Licking River, mit berühmter Pferdezucht, Whiskybrennerei und (1900) 3257 Einw.

Cynthius, s. Kynthios.

Cyperazeen (Cypergräser, Halbgräser, Scheingräser, Riedgräser), monokotyle Pflanzenfamilie aus der Abteilung der Glumifloren, grasartige, meist ausdauernde Gewächse mit dreikantigen Stengeln und dreizeilig gestellten, schmalen Blättern,

deren Scheiden geschlossen sind. Die Blüten bilden Spirren oder zusammengesetzte Ähren. Das Perigon fehlt oder besteht aus Borsten, die bei der Gattung Wollgras (Eriophorum) zur Fruchtzeit in lange, wollartige Fäden auswachsen. Staubgefäße finden sich meist drei, selten sechs. Das Pistill hat einen einfächerigen Fruchtknoten mit einer einzigen grundständigen Samenanlage und zwei oder drei mehr oder weniger verwachsene Griffel. Oft sind Zwitterblüten, wie bei Scirpus (s. Abbildung), vorhanden, bei der Gattung Carex finden sich dagegen eingeschlechtige Blüten, die ein- oder zweihäusig, bald in demselben Ährchen vereinigt, bald auf besondere Ährchen verteilt sind; die männlichen bestehen nur aus drei Staubgefäßen, die weiblichen nur aus einem Pistill, das von dem sogen. Schlauch (utriculus), eingeschlossen wird. Letzterer ist ein Tragblatt, das, die Blüte umwachsend, zu einem schlauchförmigen, oben offenen Gebilde wird. Später vergrößert es sich, erhärtet und umhüllt die abfallende Frucht. Die Früchte sind einsamige Nüßchen; der Same enthält ein stärkereiches Endosperm, in dem ein sehr kleiner Embryo ringsum eingeschlossen ist. (Vgl. Böckeler, Die C. des königlichen Herbariums zu Berlin, in »Linnaea«, neue Folge, Bd. 2 u. ff.; Schlechtendal, Langethal u. Schenk, Cyperaceae et Gramineae, revidiert von Hallier, Gera 1901, 8 Bde.) Die C., die an 2200 Arten zählen, finden sich vorzugsweise an feuchten, sumpfigen Stellen über die ganze Erde verbreitet. Sie bevorzugen nach Art- und Individuenzahl die nördliche gemäßigte Zone, wo sie auf sumpfigem Boden die sogen. sauren Wiesen bilden und sowohl gegen den Nordpol hin als auch in den höhern Regionen der Alpen vorherrschend werden. In den Tropen ist vornehmlich die Gattung Cyperus in zahlreichen Arten vertreten. Die C. sind meist schlechte Futterpflanzen, die der Landwirt als Sauergräser bezeichnet. Cyperus esculentus, in Südeuropa, liefert in seinen zucker- und ölreichen Knollen ein als Erdmandeln bezeichnetes Nahrungsmittel. Fossile, jedoch noch zweifelhafte Arten von Carex *Mich.*, Cyperus *L.* und Cyperites *Schimp.* finden sich in Tertiärschichten.

Blüte von Scirpus.

Cypergras, s. Cyperus.

Cypergräser, s. Cyperazeen.

Cyperkatze, s. Katze.

Cypern (bei den Griechen Kypros, türk. Kibris), die drittgrößte und östlichste der Mittelmeerinseln (s. Karte »Kleinasien« und das Textkärtchen auf S. 392), türkisch, aber seit 1878 unter englischer Verwaltung. Durch die Kilikische Straße von Kleinasien getrennt, aber geologisch zum Faltensystem des Taurus gehörig, liegt C. zwischen 34° 33′ und 35° 41′ nördl. Br. in der von den Küsten Syriens und Kilikiens gebildeten nordöstlichen Ecke des Mittelmeers und hat eine ungefähr rechteckige Gestalt mit einer langen, schmalen, gegen NO. gestreckten Halbinsel. Größte Länge 230, Breite 96 km, Flächeninhalt 9601 qkm (174,3 QM.). Das Innere wird von zwei parallelen Gebirgsketten von O. nach W. durchzogen. Das Kettengebirge im N. der Insel (höchste Erhebung der Kornos, 1019 m) besteht in seiner westlichen Hälfte aus steil aufgerichteten harten Kreidekalken, die von Gabbro und Serpentin, Andesit und Liparit durchsetzt werden; im N. wie im S. sind den Kalken diskordant eocäne Mergel und Nummulitenkalke sowie miocäne Sandsteine und kreideartige Kalke mit Einlagerungen von Gips angelagert. Das Massengebirge im S. der Insel (höchster Gipfel der Troodos, 1952 m) setzt sich fast ausschließlich aus Eruptivmassen (Gabbro, Diabas, Serpentin, Andesit, Liparit und Trachyt) zusammen. Die 30—40 km breite Ebene zwischen den beiden genannten Gebirgen (Mesorea) wird von pliocänen und quartären Sanden, Mergeln und Kalkbreccien, auch vulkanischen Tuffen gebildet und hat fast steppenartigen Charakter. Zwischen beiden Gebirgsreihen fließt nach O. der Pidias (Pediäos), der beträchtlichste Fluß Cyperns; die übrigen Flüsse trocknen im Sommer größtenteils aus. Trotzdem blühte C. als heilige Insel der Aphrodite, die hier aus dem Schaum des Meeres emporgestiegen sein sollte, im Altertum durch außerordentlichen Kulturreichtum und soll damals über 1 Mill. Einw. gehabt haben, die in wohlhabenden Gemeinwesen wohnten. Für den großen Wohlstand des alten C. zeugt auch die reiche Ausbeute der Ausgrabungen, die als cyprische Altertümer eine eigentümliche Mischung von ägyptischem, asiatischem und altgriechischem Stil zeigen.

Noch jetzt zeichnet sich die von der Natur reich ausgestattete Insel trotz jahrhundertelanger Vernachlässigung durch Fruchtbarkeit und eine große Zahl von Naturprodukten aus. Das Klima ist im Sommer sehr heiß, im Winter kalt; im Frühling (Mitte Februar bis Mitte April) ist die ganze Insel ein einziger Blumenteppich. Der Osten ist wärmer als der gebirgige Westen. Im Sommer regnet es sehr selten (so einst unter Konstantin 36 Jahre lang gar nicht, so daß die Bewohner auswanderten), im Winter oft sehr stark; im Jahresdurchschnitt fallen 331 mm Regen; der regenreichste Monat ist der Dezember (92 mm). In Larnaka betrug das mittlere Maximum + 38,6°, das mittlere Minimum + 0,3, die höchste beobachtete Temperatur + 41⅔°. Die Hitze erzeugt an der Küste oft Fieber; die Bewölkung ist sehr gering, zumal im Juni bis September. Die ehemals reichen Nadelholzwaldungen sind besonders durch die Ziegen verwüstet worden und bedecken nur etwa ein Achtel des Areals, namentlich in der Landschaft Tylliria, wo sie das cyprische Wildschaf beherbergen. Die als Bau- und Nutzholz geschätzten Zypressen, die wie das heute nicht mehr abgebaute Kupfer von C. ihren Namen erhalten haben, sind bis auf wenige Reste verschwunden, so daß im Landschaftsbilde der Wald fast ganz fehlt. An Wiederaufforstung denkt man erst in allerneuester Zeit. Der primitive Ackerbau hat mit der Heuschreckenplage und infolge der Entwaldung mit Dürren zu kämpfen, der ausgetrocknete Boden macht im regenlosen Sommer künstliche Bewässerung notwendig. Doch ist der Umfang des Ackerbaues und der landwirtschaftliche Wohlstand seit 1879 in langsamer Zunahme begriffen. Ende September oder Anfang Januar, d. h. vor oder nach den Winterregen, geschieht die Aussaat; Ende Mai ist die Ernte. Weizen, Gerste, Hafer, Linsen, Oliven und Sesam werden vorzugsweise gebaut. Der noch unlängst vernachlässigte Weinbau, der den seit dem Altertum hochberühmten, jetzt aber überaus roh bereiteten Cyperwein liefert, gedeiht bis über 1000 m Höhe und fängt an, sich auszubreiten; 1900 betrug der Ertrag 3,295,000 Gallonen, wovon fast die Hälfte ausgeführt wurde. Das vorzüglichste Gewächs ist der Vino della Commanderia (bei Limisso). Von Wichtigkeit ist der Johannisbrotbaum, dagegen werden Ölbau, Seidenraupenzucht (berühmt ist die Seide von Paphos wegen ihrer Stärke) sowie die ehemals so blühende Bienenzucht vernachlässigt, die aber immer noch jährlich 800,000 kg Honig und 200,000 kg Wachs erzeugt.

Von Haustieren trifft man besonders Ziegen (1891: 250,229), Schafe (1891: 230,172) und Schweine; das Rind dient nur zum Ziehen; das Pferd tritt gegen Maultier und Esel zurück. In den Ebenen finden sich Kamele. Die einst berühmte Cyperkatze ist heute fast ganz verschwunden. Neben der Landwirtschaft, die Hauptbeschäftigung ist, und neben den durch sie hervorgerufenen Industrien, Wein- und Branntweinbereitung (1899: 10,960 hl Branntwein), beschränkt sich die Gewerbtätigkeit der Bewohner auf Fabrikation von Teppichen, Baumwollen- und Seidenzeugen, Töpferwaren und feinem Leder. An der Küste findet Schwammfischerei statt (jährlicher Ertrag 4—600,000 Mk.). Von den (1901) 237,022 Bewohnern (noch nicht 25 auf 1 qkm, größtenteils griechischer Abstammung), die in 667 Städten und Dörfern wohnen, sind etwa 54,000 oder 23 Proz. Mohammedaner, die übrigen meist griechische Christen. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Getreide, Wein, Salz, Johannisbrot, Baumwolle, Rosinen, Kokons, Käse, Häuten, Schwämmen und lebenden Tieren; die Einfuhr umfaßt namentlich Textilwaren, Zucker, Tabak, Reis, Mehl, Bauholz. Ein- und Ausfuhr sind, wenn auch die Zunahme von größern Schwankungen unterbrochen wurde, seit 1878 stetig gestiegen. Es betrug (in Pfd. Sterl.) die

	1900	1901
Einfuhr	372 592	452 038
Ausfuhr	373 422	388 860

Bei der Einfuhr folgen der Reihe nach: England, Türkei, Österreich-Ungarn und Ägypten, bei der Ausfuhr: England, Ägypten, Türkei, Frankreich. 1901 liefen 1298 Schiffe (darunter 210 Dampfer) von 282,441 Reg.-Ton. ein, 1306 Schiffe (darunter 212 Dampfer) von 284,227 Reg.-Ton. aus. Das Telegraphennetz ist 368 km lang. Kabelverbindung besteht mit Ladikieh in Syrien und mit Alexandria. Die Hauptstadt ist Nikosia, Sitz eines Erzbischofs, unter dem die Bischöfe von Paphos, Larnaka und Kyrenia stehen; der vorzüglichste Hafen- und Handelsplatz ist Larnaka. An der Ostküste liegt Famagusta, an der Westseite Paphos (Bapho). In den 424 Elementarschulen der Insel wurden 1901: 21,048 Kinder, davon 15,634 Knaben und 5414 Mädchen, von 251 christlichen und 99 mohammedanischen Lehrern unterrichtet. Dazu kommen 16 städtische Schulen mit 29 Lehrern, 28 Lehrerinnen und 2857 Schülern (1599 Knaben, 1258 Mädchen) für die Christen, 12 mit 19 Lehrern und 1080 Schülern (880 Knaben, 200 Mädchen) für die Mohammedaner. Ferner 5 höhere Schulen und 1 Gymnasium. Verwaltet wird die in sechs nach ihren Hauptorten benannte Distrikte (Nikosia, Famagusta, Larnaka, Limasol, Paphos und Kyrenia) geteilte Insel von einem britischen High Commissioner,

Karte der Insel Cypern.

der zugleich Oberstkommandierender ist, und dem ein Executive Council sowie ein Gesetzgebender Rat von 18 Mitgliedern, wovon 6 von der Krone aus den Beamten, 3 von den mohammedanischen und 9 von den übrigen Inselbewohnern gewählt werden, zur Seite steht. Die Polizeimacht zählt 700 Offiziere und Mannschaften. Die Einnahmen betrugen 1901/1902: 198,070 engl. Pfd., die Ausgaben 136,000, wozu noch jährlich 92,800 Pfd. Tribut an die Türkei als Entschädigung für Übernahme Cyperns in englische Verwaltung kommen. Die Schuld beträgt ohne den Tribut 60,000 Pfd. Sterl. — Münzen, Maße und Gewichte. Als Geld sind im Umlauf: türkische, englische und französische Goldmünzen, englische Silbermünzen zu 2 bis ¼ Schilling, Bronzemünzen der Insel zu 1, ½ und ¼ Piaster; etwa 10 Piaster = 1 Schilling. Neben den 1874 eingeführten metrischen Maßen haben die alteinheimischen (Pik, Medimno, Cafisso, Caß, Carica, Oka, Kantar) ihr Heimatsrecht behauptet.

[Geschichte.] Die ersten Bewohner Cyperns waren Hettiter (Cheta); um 1400 v. Chr. herrschte hier über

»Alaschja« ein König, der mit Amenophis III. und IV. von Ägypten in Briefwechsel stand und ihnen Kupfer lieferte. Um 1000 v. Chr. siedelten sich, namentlich im Osten, Phöniker an, gründeten die bedeutendsten Städte der Insel, wie Kition (Kartchadast, jetzt Larnaka), Salamis, Paphos, Amathus, Soloi, und verpflanzten ihre Götterkulte dahin. Später kamen, vorzugsweise nach dem Westen, griechische Einwanderer verschiedener Stämme, besonders Jonier und Dorier, die neun monarchische Kleinstaaten gründeten. Seit Ende des 8. Jahrh. v. Chr. war C. dem assyrischen Reich unterworfen, unter dem die griechischen und phönikischen Fürsten als Vasallen weiterherrschten. Nach dem Fall von Assyrien (607) übte Tyros eine Art Oberherrschaft, bis Amasis von Ägypten es um 560 für kurze Zeit eroberte. Danach kam C. unter die persische Herrschaft, der es die Griechen 478—449 entrissen. 410 vereinigte König Euagoras von Salamis die ganze Insel zu einem der Sprache nach schon fast ganz griechischen Reich, dem sogar Tyros tributpflichtig ward, und behauptete nach längern Kämpfen gegen Artaxerxes II. seine Selbständigkeit bis an seinen Tod 374. Danach zerfiel C. wieder in verschiedene Kleinstaaten, die sich kurz nach 350 vergeblich gegen Artaxerxes III. auflehnten. Nach der Schlacht bei Issos unterwarf sich C. 333 Alexander dem Gr. Nach Alexanders Tode wurde die Insel ein Zankapfel zwischen Antigonos und Ptolemäos I.; letzterer blieb endlich Sieger und vereinigte C. wieder mit Ägypten; doch überließen es die Ptolemäer zeitweise einem jüngern Zweig ihres Hauses als Sekundogenitur. 58 machte es der jüngere Cato zu einer mit Kilikien vereinigten römischen Provinz. Cäsar und Marcus Antonius gaben zwar der Insel wieder mehrere Fürsten aus dem Geschlechte der Ptolemäer zu Herrschern, aber Augustus machte sie nach der Schlacht bei Aktion zur Konsularprovinz. Von dieser Zeit an wird C. in der alten Geschichte kaum mehr erwähnt.

Bei der Teilung des Römerreichs fiel es dem oströmischen Reich zu und wurde von Statthaltern aus kaiserlichem Geblüt regiert; nach dem Aufstande der Juden unter Artemon wurde allen Juden das Betreten der Insel verboten. Von den Sarazenen 647 zweimal erobert, fiel C. jedesmal an die Byzantiner zurück. Von den Statthaltern machte sich Komnenos I. unabhängig und nahm den Kaisertitel an. Seine Nachkommen behaupteten den Thron, bis Richard Löwenherz 1191 auf seinem Kreuzzug in 25 Tagen die ganze Insel eroberte, den komnenischen Kaiser Isaak gefangen nahm und C. um 25,000 Mk. Silber an die Tempelherren verkaufte. Diese gaben es jedoch an England zurück, worauf Richard 1193 den Exkönig von Jerusalem, Guido von Lusignan, damit belehnte. Unter der Herrschaft der Lusignans blühte C. wieder auf. Nachdem mit Hugo II. 1267 die männliche Linie des Hauses Lusignan ausgestorben war, bestieg Hugo III., ein natürlicher Sohn des Prinzen Heinrich von Antiochia, den Thron von C. 1426 wurde C. durch die Ägypter erobert; König Jakob I. mußte in Kairo sein Land von den Burdjiten zu Lehen nehmen. Jakob II. hatte eine Venezianerin, Caterina Cornaro (s. d.), zur Frau, die 1489 ihre Rechte auf die Herrschaft von C. der Republik Venedig überließ. Diese behauptete sich im Besitz der Insel, bis 1570 der Feldherr des Sultans Selim II. nach elfmonatiger Gegenwehr Bragadinos (s. d.) in Famagosta die Insel eroberte und dem türkischen Reich einverleibte, wobei 20,000 Christen niedergehauen und große Schätze erbeutet wurden. Mehemed Ali bemächtigte sich im Juli 1832 auch Cyperns und wurde 1833 von der Pforte förmlich damit belehnt; aber schon 1840 kam die Insel an die Pforte zurück. 1878 wurde C. an England abgetreten (vgl. Großbritannien, Geschichte). 1882 erhielt es eine neue Verfassung. Vgl. Cesnola, C., seine alten Städte, Gräber und Tempel (deutsch, Jena 1879); Mas Latrie, Histoire de l'île de Chypre sous le règne des princes de la maison de Lusignan (Par. 1851—61, 3 Bde.); Derselbe, L'île de Chypre, sa situation présente, etc. (das. 1878) und Documents nouveaux servant de preuves à l'histoire de Chypre (das. 1882); v. Löher, C., Reiseberichte (3. Aufl., Stuttg. 1879); Herquet, Cyprische Königsgestalten des Hauses Lusignan (Halle 1881); Sakellarios, *Τὰ Κυπριακά* (2. Aufl., Athen 1890 bis 1891, 2 Bde.); Ohnefalsch-Richter, Kypros. Die Bibel und Homer (Berl. 1893, 2 Bde.); Holwerda, Die alten Kyprier in Kunst und Kultus (Leiden 1885); Enlart, L'art gothique et la Renaissance en Chypre (Par. 1899, 2 Bde.); Hutchinson und Cobham, Handbook of Cyprus (Lond. 1901); Oberhummer, Die Insel C. (Münch. 1902, Bd. 1). Eine umfassende Karte von C., aufgenommen von Kitchener u. Grant, erschien zu London 1885 (»Trigonometrical survey of the island of Cyprus«, 15 Bl. in 1 : 63,360). Vgl. Cobham, An attempt at a bibliography of Cyprus (4. Aufl., Nikosia 1900).

Cypernholz, s. Cordia.

Cyperus *L.* (Cypergras), Gattung der Cyperaceen, ein- oder mehrjährige, niedrige oder ansehnliche Riedgräser mit beblätterten, selten blattlosen, blütentragenden Halmen, meist flachen Blättern, in kopfförmigen Büscheln oder Trugdolden stehenden vielblütigen, zusammengedrückten Ährchen und dreikantiger Frucht. Etwa 400 Arten in den tropischen und subtropischen Gebieten beider Erdhälften, meist in wasserreichen Niederungen. C. esculentus *L.* (Erdmandel, Kaffeewurzel), ausdauernd, in Südeuropa, dem Orient, Nord- und Südafrika, wird vielfach kultiviert wegen der an den Ausläufern sich bildenden Knollen (Bulbuli Trasi, Dulcinia), die süß und mehlartig schmecken, roh, gekocht und gebraten gegessen werden und auch ein goldgelbes, sehr wohlschmeckendes und angenehm riechendes Öl liefern. Geröstete Erdmandeln dienen als Kaffeesurrogat. Sie enthalten etwa 27 Proz. Stärkemehl, 14 Proz. Rohrzucker, 7 Proz. Dextrin und Salze, 14 Proz. Zellstoff, 19 Proz. Fett (nach andern Angaben viel weniger) ꝛc. Früher wurden sie unter dem Namen indianische Süßwurzel, arabische Zuckerwurzel arzneilich benutzt, ebenso der wohlriechende, gewürzhaft-bitterliche, etwas zusammenziehende Wurzelstock (lange oder europäische Cyperwurzel, wilde Galgantwurzel) von C. longus *L.* (Tafel »Gräser VI«, Fig. 9), in Süd- und Mitteleuropa, das als Ziergras zu Trockensträußen benutzt wird. C. officinalis *Nees*, in Südeuropa, Nordafrika, Arabien, und C. rotundus *L.* (Nußgras), in Südasien und Neuholland, liefern die runde oder orientalische Cyperwurzel, länglichrunde, pflaumengroße, geringelte, dunkelbraune, innen rötlichweiße Knollen, die beim Zerstoßen gewürzhaft riechen und bitterlich, ingwerartig schmecken. Das Nußgras ist in Australien ein lästiges, schwer ausrottbares Unkraut. C. textilis *Thumb.* (Flechten-Cypergras), mit rundlichem Schaft u. zusammengesetzter Dolde in zwölfblätteriger Hülle, wird in Südafrika über mannshoch und nicht dicker als eine Taubenfeder. Die Hottentotten flechten daraus dichte, wasserhaltende Körbe, auch dient die Faser

zur Papierfabrikation. Als Zierpflanze wird C. alternifolius *L.*, aus Madagaskar, mit schirmartig gestellten Blättern an 75 cm langen Halmen, kultiviert. C. Papyrus *L.* (Papyrus antiquorum *Willd.*, Papyrus-, Papierstaude, griech. Byblos, s. Tafel »Wasserpflanzen«), mit sehr starker, kriechender Wurzel, bis 3 m hohem, unten armdickem, blattlosem, fast dreikantigem Halm und an der Spitze desselben mit 100- und mehrstrahliger dichter Blütendolde mit mehrblätteriger, allgemeiner Hülle. Der Papyrus wächst in seichtem Wasser an Ufern, in Flüssen und Sümpfen Afrikas, Syriens, Palästinas, auch Siziliens und Kalabriens und bildet namentlich in Afrika ein charakteristisches Glied der dortigen tropischen Flora. Er ist eine uralte Kulturpflanze; seine Wurzel, das Stengelmark und der untere Stengelteil lieferten beliebte Speise, die Wurzel auch Brennmaterial. Der Stengel diente zur Herstellung von Flechtarbeiten, Stricken, Matten und Segeln, Sandalen 2c.; das Mark benutzte man als Lampendocht; namentlich aber lieferte der Schaft das Material zu dem Papier der Alten (s. Papier). Die Pflanze ist in Ägypten stets nur Kulturpflanze gewesen und gedieh wegen ihrer schweren Köpfe in einem so ebenen, den Winden ausgesetztem Lande wohl nur an einigen Orten; jetzt ist sie vollständig aus Ägypten verschwunden. Nach Sizilien kam der Papyrus aus Syrien durch die Araber kurz vor dem 10. Jahrh. Abbildungen des Papyrus finden sich häufig auf altägyptischen Denkmälern, und der büschelförmige Blütenstand, mit dem man die Tempel schmückte, war das Symbol von Unterägypten. Vgl. Zimmermann, De Papyro (Bresl. 1866).

Cypervitriol, soviel wie Kupfervitriol.

Cyperwein, s. Cypern und Griechische Weine.

Cyperwurzel, s. Cyperus.

Cyphoderia, s. Rhizopoden.

Cypraea, Porzellanschnecke (s. d.).

Cypresse (Zypresse), s. Cupressus. S. auch Zypresse, Zypressengewächse 2c.

Cypria oder **Cypris** (griech. Kypria, Kypris), Beiname der Venus (Aphrodite), von der Insel Cypern, einer ihrer Hauptkultstätten. Cypria nennen sich auch Vereine für die Zucht der der Venus geheiligten Taube. Cyprīpor (von Cypridis puer, »Sohn der Kypris«), veralteter Ausdruck bei Dichtern des 18. Jahrhunderts für Eros (Amor).

Cyprianus, Thascius Cäcilius, der Heilige, um 200, vielleicht zu Karthago, geboren und dort Lehrer der Rhetorik, wurde um 246 für das Christentum gewonnen und bereits 248 oder 249 Bischof von Karthago. Der Verfolgung unter Kaiser Decius 250 bis 251 entzog er sich durch die Flucht, wirkte aber auch von seinem Versteck aus durch Briefe für das Wohl seiner Gemeinde. Die Frage nach der Behandlung der in der Verfolgung abgefallenen Christen verwickelte ihn in längere Kämpfe mit einer laxen und einer rigoristischen Partei (s. Novatianer). Auch wegen seiner Bestreitung der Gültigkeit der Ketzertaufe, wobei er sich auf die Zustimmung seiner afrikanischen Mitbischöfe stützen konnte, geriet er in Streit mit dem römischen Bischof Stephanus. Einem förmlichen Bruch ward durch den Tod Stephans in der valerianischen Verfolgung vorgebeugt, in der auch C. 14. Sept. 258 enthauptet wurde. Auf die Ausbildung der lateinischen Kirche in der Denkart und Sprache hat C. großen Einfluß gehabt. Unter seinen zahlreichen Schriften (hrsg. von Hartel, Wien 1868—71, 3 Bde.) ist namentlich die Abhandlung »De unitate ecclesiae« wegen der darin entwickelten Lehre, daß nur in der von den untereinander gleichberechtigten Bischöfen getragenen Kirche das Heil zu finden sei (s. Alleinseligmachende Kirche), von Bedeutung. Vgl. B. Fechtrup, Der heil. C. (Münster 1878); O. Ritschl, C. von Karthago und die Verfassung der Kirche (Götting. 1885); Freppel, St. Cyprien et l'église d'Afrique (3. Aufl., Par. 1890); E. W. Benson, C., his life, his times, his work (Lond. 1897).

Cypridīna, s. Muschelkrebse.

Cypridinenschiefer, Schichtengruppe in der Devonischen Formation (s. d.).

Cyprīn, Mineral, und zwar ein blauer Idokras.

Cyprīnenton, s. Diluvium.

Cyprinidae (Karpfen), s. Fische und Karpfen; auch eine Familie der Muscheln (s. d.).

Cyprīnus, der Karpfen.

Cyprionsalz, schwefelsaures Kupferoxydammoniak (oder Kupfersulfat) mit unterschwefligsaurem Natron, wird in der Feuerwerkerei benutzt.

Cypripedium *L.* (Frauenschuh, Marienschuh, Venusschuh), Gattung der Orchideen, Pflanzen mit kriechendem Wurzelstock und nur am Grund beblättertem Schaft, der eine oder wenige Blüten trägt, deren Honiglippe Ähnlichkeit mit einem Pantoffel hat. Etwa 20 Arten in der gemäßigten nördlichen Zone bis Japan, Nordindien, südlich bis Mexiko. C. Calceolus *L.* (europäischer Frauenschuh), mit 30 cm hohem Schaft, elliptisch-lanzettförmigen Blättern und einer oder zwei gipfelständigen, bis 5 cm im Durchmesser haltenden Blüten, wächst von Europa bis Ostsibirien, in Deutschland besonders in Buchenwäldern auf Kalkboden. Viele prachtvolle Arten aus Asien und Nordamerika werden als dankbar blühende und leicht zu erhaltende Zierpflanzen auch im Zimmer kultiviert. C. venustum *Wall.*, aus Neapel, hat zweizeilige, 20 bis 26 cm lange, hell gefleckte Blätter, einen kurzen schwarzviolett behaarten Schaft und langdauernde, große, sehr schöne rötlichgrüne, purpurrötlich und blaßbraun gezeichnete Blüten (s. Tafel »Zimmerpflanzen I«, Fig. 9). C. caudatum, s. Tafel »Orchideen I«, Fig. 2, und Tafel »Fliegen- und Schneckenblumen«, Fig. 11). C. barbatum *Pfitz.*, in Südindien, auf Java, mit schwärzlichgrün netzartig gezeichneten Blättern und schönen, violett und weiß gefärbten Blüten, s. Tafel »Fliegen- und Schneckenblumen«, Fig. 20.

Cypris, s. Muschelkrebse.

Cyprische Umbra, s. Bolus.

Cypsēlus, Segler (s. d.); Cypselidae (Segler), Familie der Segler (s. d.).

Cypsēlus, Tyrann von Korinth, s. Kypselos.

Cyrano de Bergerac (spr. ßirano dö berscherack), Savinien, franz. Schriftsteller, geb. 6. März 1619 in Paris, gest. 1655, nannte sich de Bergerac von einem Lehen seines Vaters im Depart. Seine-et-Oise, trat in die königliche Garde, zeichnete sich hier als Raufbold aus und bestand mehr als 1000 Duelle (die meisten wegen der Größe und Form seiner Nase, welche die Spottlust reizte). Seine Schriften sind das Abbild seines Charakters; bei manchen Mängeln in Stil und Komposition sind sie doch frisch, keck, phantastisch, oft geistvoll. Sie enthalten: »Lettres«, mit rhetorischem Schwulst geschriebene galante und satirische Briefchen; »L'histoire comique des États et Empire de la Lune« und »L'histoire comique des États et Empire du Soleil«, eine Reise à la Verne nach Sonne und Mond mit physikalischen und metaphysischen, satirischen und witzigen Bemerkungen, von Voltaire im »Micromégas«, von Swift im »Gulliver« nachgeahmt; eine Tragödie: »Agrippine« (1653),

energisch und schwungvoll, aber atheistisch, und eine Komödie: »Le pédant joué« (1654), in der er den Pariser Schuldirektor Grangier auf die Bühne bringt, und aus der Molière manches entlehnt hat. Seine »Œuvres« (1741, 3 Bde.) wurden 1858 wieder abgedruckt von P. Lacroix (neue Ausg. 1900). Vgl. Brun, Savinien de Cyrano B. (Par. 1894). Durch das Drama von Rostand (s. d.) ist C. 1898 zu neuem Ruhm gelangt.

Cyrena, s. Muscheln.

Cyrenaica, Landschaft, s. Kyrenaika.

Cyrenaiker, s. Kyrenaiker.

Cyrene, Stadt, s. Kyrene.

Cyrenenmergel, oligocäne Mergel, s. Tertiärformation.

Cyrillica (spr. zirilliza), oder die cyrillische Schrift, eine in den Kirchenbüchern der griechisch-katholischen Slawen angewandte Schrift, verdankt ihren Namen dem vermeintlichen Erfinder, dem Slawenapostel Cyrillus (s. Cyrillus 3). Sie ist aus der griechischen Majuskelschrift entstanden und in etwas veränderter, den Bedürfnissen der betreffenden Sprachen angepaßten Form die noch heutigestags bei den Russen, Bulgaren und Serben gebräuchliche Schrift. Vgl. Kirchenslawisch und Glagolica.

Cyrillus (Kyrillos), 1) C. von Jerusalem, Kirchenvater, geb. um 315, gest. 386, um 345 zum Priester geweiht, hielt um 348, vielleicht schon als Bischof, zu Jerusalem die 23 katechetischen Vorträge, die das bedeutendste erhaltene Dokument des populären Religionsunterrichts in der alten Kirche sind. In den arianischen Streitigkeiten spielte er anfangs eine unklare Rolle, trat aber schließlich für die rechtgläubige Lehre ein, als deren Vertreter er 381 an dem Konzil zu Konstantinopel teilnahm. Seine Werke wurden herausgegeben von Touttée (Par. 1720 u. ö.), Reischl und Rupp (Münch. 1848—60, 2 Bde.). Vgl. Mader, Der heil. C. (Einsiedeln 1891).

2) C. von Alexandria, Kirchenvater, wurde in Alexandria geboren und von seinem Oheim, dem dortigen Patriarchen Theophilus, erzogen, dem er auch 412 auf dem Patriarchenstuhl nachfolgte. Sofort ließ er alle Kirchen der Ketzer zu Alexandria schließen und vertrieb 415 die Juden aus der Stadt. Hat er auch nicht direkt den christlichen Pöbel zur Ermordung der heidnischen Philosophin Hypatia gereizt, so mußte doch sein zelotisches Gesamtverhalten denselben zu dem verbrecherischen Akt ermutigen. Am bekanntesten ist sein Name durch seinen Angriff auf den Patriarchen Nestorius von Konstantinopel geworden. Als dieser der Maria das Prädikat »Gottesmutter« verweigerte, schleuderte C. zwölf Anathematismen gegen ihn und ließ ihn auf dem Konzil zu Ephesus 431 verdammen. Trotz kaiserlicher Absetzung beider Patriarchen erhielt sich C. auf seinem Patriarchenstuhl und starb 444. Unter seinen zahlreichen Schriften befindet sich eine Apologie des Christentums gegen Julian in zehn Büchern. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die von Johann Aubert (Par. 1638, 7 Bde.), vervollständigt abgedruckt in Migne's »Patrologia graeca«, Bd. 68 bis 77. Vgl. Kopallik, C. von Alexandrien (Mainz 1881); Rehrmann, Die Christologie des heiligen C. von A. (Hildesheim 1902).

3) C. (Konstantinus), und Methodius, die sogen. Apostel der Slawen. Dem Wunsche des Herzogs Rastislaw entsprechend, der die durch deutsche Missionare begonnene Christianisierung seiner Länder von Konstantinopel aus zu vollenden gedachte, sandte Kaiser Michael III. 863 oder 864 die der slawischen Sprache Kundigen und schon zuvor für die Bekehrung der Chazaren in Cherson und der Bulgaren (s. d.) tätig gewesenen Brüder Methodius und Konstantin nach Mähren. Nach der Überlieferung schuf Konstantin das slawische Alphabet (s. Cyrillica) und die slawische Bibelübersetzung; auch der Gottesdienst wurde in der Landessprache gehalten. Um sich der für die Mission unentbehrlichen Zustimmung des Papstes zu versichern, gingen die Brüder 868 nach Rom. Hier starb Konstantin, dem der Name C. erst später beigelegt wurde, 869, und Methodius setzte das Bekehrungswerk allein, zunächst in Pannonien, fort. 870 bei einer zweiten Anwesenheit in Rom unter Verletzung der Rechte Salzburgs zum sirmischen Erzbischof geweiht, hat Methodius in Pannonien und Mähren erfolgreich gearbeitet. Obwohl er das päpstliche Verbot der Feier der Messe in slawischer Sprache ignorierte, wurde er von Johann VIII. trotz der Anklagen auf seine Rechtgläubigkeit, von denen er sich 879 in Rom zu reinigen wußte, kräftig unterstützt. Nach Johanns Tode (882) änderte sich die päpstliche Politik, unter der Methodius bis zu seinem 885 erfolgten Tode viel zu leiden hatte. Beide Brüder wurden später kanonisiert; ihr Tag ist durch Leos XIII. Enzyklika vom 30. Sept. 1880 auf den 5. Juli verlegt worden. Vgl. Bonwetsch, Cyrill und Methodius, die Lehrer der Slawen (Erlang. 1885); L. K. Goetz, Geschichte der Slawenapostel Konstantinus und Methodius (Gotha 1897); V. Jagić, Zur Entstehungsgeschichte der kirchenslawischen Sprache (Wien 1900).

4) C. Lukaris, bekannt durch seine Unionsbestrebungen zwischen der griechischen und der protestantischen Kirche, geb. 13. Nov. 1572 in Kandia auf Kreta, studierte in Venedig und Padua, wurde 1602 Patriarch von Alexandria, 1620 von Konstantinopel. Während hier die Jesuiten im Anschluß an die französische Diplomatie eine Annäherung der griechischen Kirche an die römische betrieben, arbeitete der schon in Alexandrien für den Protestantismus gewonnene C. mit englischer und holländischer Unterstützung für die Vereinigung mit der reformierten und sandte 1629 ein die Hauptlehren derselben sich aneignendes Glaubensbekenntnis nach Genf. Viermal ab- und wieder eingesetzt, erlag er endlich 1638 seinen Feinden; als Landesverräter bei dem Sultan verdächtigt, ward er auf dessen Befehl erdrosselt und sein Leichnam ins Schwarze Meer geworfen. Vgl. Pichler, Der Patriarch C. Lukaris und seine Zeit (Münch. 1862); Ph. Meyer, in der »Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche« (Bd. 11, Leipz. 1902).

Cyropädie, s. Kyros 1).

Cyrtanthus *Ait.* (Bogenlilie), Gattung der Amaryllidazeen, schöne Zwiebelgewächse mit einzeln stehenden, langen röhrenförmigen, lebhaft gefärbten Blüten an einem blattlosen Schaft, von deren 13 kapländischen Arten mehrere bei uns als Zierpflanzen kultiviert werden. C. obliquus *Ait.*, die größte und prächtigste Art, hat ausdauernde, stumpfe, dickliche, glatte, bläulich graugrüne, reichlich 45 cm lange, bis 3 cm breite, flache, schief gebogene, zweizeilig stehende Blätter und hängende, reichlich 6,5 cm lange, am Grunde mennigrote oder gelbrote, dann rotgelbe und an der Spitze grüne Blüten.

Cyrtoceras, s. Tintenschnecken.

Cyrtometer, von Woillez angegebenes Instrument, eine aus Fischbeinstäbchen mit schwer gehenden Gelenken oder aus Blei gebildete Kette, die, krummen Flächen angepaßt, die angenommene Form auch nach dem Abnehmen von der Fläche behält, dient zur Ermittelung der Form des Brustkastens.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K oder Z nachzuschlagen.

Cyrus, s. Kyros.

Cystadenōm, s. Eierstock.

Cystalgīe (griech.), Blasenschmerz, Blasenkrampf.

Cystektasīe (griech.), Blasenerweiterung.

Cysten (griech., Blasen, Kapseln), Umhüllungen ruhender einzelliger Organismen, die sich zum Schutz mit einer festen Zellhaut umkleiden und erst nach längerer Ruhe aus dieser Hülle entweder ganz oder nach vorheriger Teilung wieder beweglich austreten. Auch bei parasitischen Metazoen spricht man von C., die diese zeitweise um sich ausscheiden (Ruhezustände der Saug-, Band- und Spulwürmer). Meist haben sie die Gestalt einer Kugel, bieten also eine möglichst geringe Oberfläche dar; sie dienen zum Schutz gegen Austrocknen oder andre Schädlichkeiten. — In der Medizin ist Cyste soviel wie Balggeschwulst (s. d.).

Cystenkropf, Vergrößerung der Schilddrüse mit Bildung von Cysten.

Cystenniere, eine teils angeborne, teils erworbene Veränderung der Nieren, bei der diese von zahlreichen kleinern und größern Hohlräumen durchsetzt sind, die häufig durch Ausdehnung der Harnkanälchen, oft auch als Neubildung entstehen. Wenn nicht mehr hinreichend normales Nierengewebe vorhanden ist, wird das Leben gefährdet.

Cysticercus, Blasenwurm, s. Bandwürmer, S. [328.

Cystideen, s. Haarsterne.

Cystin $C_6H_{12}N_2S_2O_4$ findet sich in manchen Harnsteinen und Harnsedimenten, bildet farb-, geruch- und geschmacklose Kristalle, löst sich in Säuren und Alkalien, nicht in Wasser, reagiert neutral, bildet aber mit Säuren salzartige Verbindungen, mit Zinn und Salzsäure Cystein (Amidothiomilchsäure). Cystinurie, Ausscheidung von Cystingries durch den Harn.

Cystis (griech.), Blase, Harnblase; C. fellea, die Gallenblase.

Cystitis (griech.), Entzündung der Blase, bez. der Blasenschleimhaut (Blasenkatarrh).

Cystocēle (griech.), Blasenbruch, s. Bruch, S. 472.

Cystococcus (Chlorococcum *Fr.*), Algengattung der Protokokkazeen, bildet einzelne, kugelige, zartwandige Zellen, die z. T. auf feuchter Erde oder an Baumstämmen leben und, wie C. humicola *Näg.*, häufig als Nährpflanze für Flechtenpilze dienen.

Cystodynīe (griech.), Blasenkrampf, Blasenschmerz.

Cystoīd, mehrfächerige Cyste oder Balggeschwulst

Cystoideen, s. Haarsterne. [(s. d.).

Cystokārp (griech.) Blasenfrucht, das Fruchtorgan der Florideen (s. Algen, S. 317).

Cystolithiasis (griech.), Blasensteinkrankheit.

Cystōma (griech.), Balggeschwulst als primäre Neubildung, auch jede größere Cystengeschwulst überhaupt; C. ovarii, Eierstockscystoid.

Cystophōra, die Blasenrobbe.

Cystoplegīe (griech.), Blasenlähmung.

Cystopteris *Bernh.* (Blasenfarn), Gattung der Polypodiazeen, zartkrautige Farne mit rundlichen, zerstreuten Fruchthäufchen (s. Tafel »Farne II«, Fig. 7). Sieben Arten in den gemäßigten Klimaten, besonders der nördlichen Erdhälfte, unter ihnen drei deutsche. C. fragilis *Bernh.*, mit büschelig stehenden, zarten, länglich-eiförmigen, zugespitzten, ein- bis dreifach fiederschnittigen Wedeln mit sehr zerbrechlichem Stiel, wächst in Fels- und Mauerritzen, fast kosmopolitisch. C. alpina *Desv.* (C. regia *Presl.*), mit doppelt gefiederten Wedeln, und C. montana *Link.*, mit dreifach fiederigen Wedeln, in den Alpen, werden als Zierpflanzen zc. kultiviert.

Cystōpus *Lév.* (Albugo Gray), Pilzgattung der Peronosporeen, in lebenden Pflanzen wuchernde Schmarotzerpilze, deren Mycelium im Innern der grünen Teile, oft auch der Blütenorgane wächst; ihre Sporen (Konidien) werden unter der Epidermis des befallenen Teiles von kurzen, blasigen Fruchthyphen zu mehreren kettenförmig abgeschnürt und darauf nach Abstoßung der Epidermis verstäubt. Außerdem werden im Innern des Pflanzenteils Oosporen gebildet. C. candidus *Lév.* (weißer Rost) findet sich häufig auf Kreuzblütlern, besonders auf Hirtentäschel und Leindotter, und bildet weiße Schwielen an den befallenen, vorzeitig absterbenden Pflanzenteilen.

Cystoskopie (griech.), Untersuchung der Blase mittels endoskopischer Apparate (Cystoskope), s. Beleuchtungsapparate, medizinische.

Cystospasmus (griech.), Blasenkrampf.

Cystostōm, Zellenmund, s. Infusorien.

Cystotomīe (griech.), Blasenschnitt, Eröffnung der Harnblase; chirurgische Operation, die ausgeführt wird, um Fremdkörper (Steine zc.) und Geschwülste der Blase zu entfernen, seltener, um bei Verlegung des natürlichen Abflußkanals (Harnröhre), z. B. durch Vergrößerung der Vorsteherdrüse, dem gestauten und zersetzten Urin einen Weg nach außen zu verschaffen.

Cythēra, Insel, s. Kythira.

Cytherea, s. Kythereia.

Cythērenapfel, s. Spondias.

Cytīnus *L.* (Hypocist), Gattung der Rafflesiazeen, niedrige, gefärbte, auf Wurzeln schmarotzende Gewächse mit kurzem Stengel, schuppenförmigen Blättern, monözischen oder diözischen Blüten in traubigem Blütenstand und beerenartigen Früchten. Von den zwei Arten wächst C. Hypocistis *L.* (s. Tafel »Schmarotzerpflanzen I«, Fig. 7) auf den Wurzeln verschiedener Arten von Cistus im südlichen Mittelmeergebiet und bildet durch leuchtend gelb- bis karminrote Blüten eine der größten Zierden der Cistrosenheiden. Aus ihrem Saft bereitete man ein Extrakt (Hypocistensaft, Zistensaft), das säuerlich, herb und zusammenziehend schmeckt und arzneilich angewendet wurde. Die schleimig-süßlichen Beeren werden in Portugal von den Kindern gegessen.

Cytīsus *L.* (Geißklee, Bohnenbaum, Bohnenstrauch), Gattung der Leguminosen, unbewehrte Sträucher, selten mit dornig endenden Zweigen, mit dreizähligen Blättern, die selten auf ein Blättchen reduziert sind oder fehlen, gelben, purpurnen oder weißen Blüten in endständigen verlängerten oder kurzen gebüschelten Trauben, seltener in seitlichen oder scheinbar achselständigen Trauben und länglicher oder linealer, zusammengedrückter, vielsamiger Hülse. Etwa 45 Arten im Mittelmeergebiet. C. purpureus *Scop.*, in Norditalien, Kärnten, Kroatien zc., ein niedriger Strauch mit meist unbehaarten Blättern und roten, seitenständigen Blüten, wird als Ziersträuch kultiviert und ist besonders auf Laburnum-Stamm veredelt als Kronenbaum sehr schön. Auch C. hirsutus *L.*, 1,3 m hoch, rauhhaarig, bisweilen zottig, mit behaarten Blättern, seiten- und gipfelständigen gelben Blüten und oft etwas gekrümmten, behaarten Hülsen, in Mittel- und Südeuropa und im Orient, wird als Ziersträuch kultiviert. C. scoparius *Lk.* (Sarothamnus scoparius *Lk.*, Spartium scoparium *L.*, Besenginster, Besenkraut, Besen- oder Binsenpfriemen, Pfriemenstrauch), dornenloser, immergrüner, 3 m hoher Strauch, bisweilen mit echtem Stamm, ziemlich gerade aufsteigenden grünen Ästen, kleinen, rundlichen, behaarten Blättchen, großen goldgelben

Blüten in Trauben und schwärzlichen Hülsen, in Mitteleuropa, liefert in den Ästen Material zu Besen und zur Korbflechterei; auch hat man die Blüten zum Färben und als diuretisches Mittel, die Knospen als Kapernsurrogat benutzt. Er wird auf sandigem, schlechtem Boden bisweilen als Futterpflanze, zu forstlichen Zwecken und als Hecke angepflanzt; anderseits wird er im Forstbetrieb auch ein lästiges Unkraut. Mehrere Varietäten kultiviert man als Ziersträucher. Er enthält ein Alkaloid Sparteïn (s. d.). C. Laburnum, s. Laburnum.

Cytoblást (griech.), Zellkern (s. Pflanzenzelle).

Cytóden, in der Zoologie und Botanik Bezeichnung für Zellen ohne Kern (s. Zelle).

Cytogénes Gewébe, aus sternförmigen Zellen bestehendes netzartiges tierisches Gewebe, das die Grundlage der Lymphdrüsen, lymphoiden Follikel und der Malpighischen Körperchen bildet.

Cytopharynx (griech.), Zellenschlund, s. Infusorien.

Cytopýge (griech.), Zellenafter, s. Infusorien.

Cyttária *Berk.*, Gattung der Askomyzeten, Pilze mit knolligem, meist gestieltem, auf Buchenästen schmarotzendem Stroma, das bei der Reife in Gallerte zerfließt und die Apothecien eingesenkt enthält. Von den sechs Arten leben vier in Patagonien und Feuerland. Die rundlichen Stromata bedecken die Äste der Buchen oft in großer Zahl und werden von den Eingebornen roh gegessen. In vielen Gegenden Patagoniens bilden diese Pilze die einzige vegetabilische Nahrung. Durch den Angriff des Pilzes wird eine abnorme Holzproduktion hervorgerufen.

Cyzícus, Stadt, s. Kyzikos.

Czacki (spr. tschatzki), Tadeusz, Graf, poln. Schriftsteller, geb. 28. Aug. 1765 zu Porycк in Wolhynien, gest. 8. Febr. 1813 in Dubno, erhielt 1785 von König Stanislaus August den Auftrag, das geheime Kronarchiv zu ordnen, wurde ein eifriger Anhänger der Konstitution vom 3. Mai 1791 und ließ sich nach der zweiten Teilung Polens als Professor zu Krakau nieder. Dem Kaiser Alexander I. legte er einen Plan vor, den Schulunterricht in den altpolnischen Provinzen zu heben, und erwirkte die Gründung eines Gymnasiums zu Kremenez, dessen Direktor er wurde. Wegen seines Eifers, in der Jugend Liebe zum polnischen Volkstum zu wecken, vom russischen Gouvernement angeklagt, rechtfertigte er sich 1807 in Petersburg so glänzend, daß ihn der Kaiser zum Stellvertreter des Fürsten Czartoryski, des Kurators des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Gouvernements, ernannte. Er gründete mit einem Opfer von 500,000 Talern mehrere Erziehungsanstalten. Sein Hauptwerk handelt von den polnischen und litauischen Gesetzen (»O litewskich i polskich prawach«, Warschau 1800, 2 Bde.).

Czajkowski (spr. tschai-), Michał (Sadyk Pascha), poln. Emigrant und Novellist, geb. 1808 zu Hilczyniec in der Ukraine, gest. 18. Jan. 1876 auf seinem Landgut im Gouv. Tschernigow durch Selbstmord, machte 1831 unter Oberst Rozycki alle Kämpfe bis nach dem Fall von Warschau mit, worauf er sich nach Paris begab. Von der französischen Regierung als geheimer Agent nach Konstantinopel gesandt, trat C. 1851 in türkische Dienste und zum Islam über, nahm den Namen Mohammed Sadyk an, focht im orientalischen Kriege (1853—56) als Pascha an der Spitze der sogen. Kosaken des Sultans gegen die Russen vor Silistria und in der Dobrudscha, söhnte sich aber 1873, nachdem er zur griechischen Kirche übergetreten und sich in Kiew niedergelassen hatte, mit der russischen Regierung aus. Als Schriftsteller hat C. eine in Hinsicht auf Stil und Darstellungsweise ganz originelle Romangattung geschaffen. Die meisten seiner Erzählungen spielen in der Ukraine und enthalten historische Gemälde aus dem Leben der Kosaken und Donauslawen. Die Kraft und das Feuer der Darstellung, das Leidenschaftliche, oft Fragmentarische, das sie kennzeichnet, hat ihnen auch in Deutschland Anerkennung verschafft. Als sein vorzüglichstes Werk gilt »Wernyhora«, eine historische Erzählung aus dem Jahre 1768, die alsbald in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurde (deutsch, Leipz. 1841, und von Diezel, Stuttg. 1843). Die übrigen sind: »Kosakengeschichten« (Par. 1837; deutsch von Minsberg u. d. T.: »Nationalsagen der Kosaken«, Glog. u. Leipz. 1838, und von Jordan, Leipz. 1842); »Kirdjali« (Leipz. u. Par. 1839, 2 Bde.; deutsch von Scherbel, Lissa 1840, und von Diezel, Stuttg. 1843, 3 Bde.); »Stefan Czarniecki« (Par. 1840, 2 Bde.); »Anna« (das. 1840); »Koszowata« (das. 1841); »Der Hetman der Ukraine« (das. 1841, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1845) u. a. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien in Leipzig 1862—85 in 12 Bänden, seine Biographie in den »Männern der Zeit«, Bd. 2 (das. 1862).

Czakany (spr. tzákan), altungar. Streithammer.

Czako (fälschlich für ungar. csákó), s. Tschako.

Czakó (spr. tzakó), Siegmund, ungar. Dramendichter, geb. 20. Juni 1820 zu Dézs in Siebenbürgen aus vornehmer Familie, gest. 14. Dez. 1847, wurde, einem früh erwachenden, unwiderstehlichen Drange folgend, wandernder Schauspieler und schrieb eine Reihe von Dramen (»Maler und Vampir«, »Kaufmann und Seemann«, »Das Testament«, »Leona« u. a.), in denen sich eine große dramatische Kraft, aber auch krankhafte Leidenschaftlichkeit kundgeben. Durch seine mißlichen äußern Verhältnisse tief verbittert, machte er seinem Leben, erst 27 Jahre alt, freiwillig ein Ende. Seine »Gesammelten Werke« gab J. Ferenczy heraus (Pest 1883 ff., 2 Bde.).

Czapka, s. Tschapka.

Czar (spr. zär), s. Zar.

Czarne (spr. tscharne), Stadt, s. Hammerstein.

Czarniecki (spr. tscharnjétzki), Stephan, poln. Feldherr, geb. 1599, gest. 1665, zeichnete sich gegen die Ukrainischen Kosaken und gegen die Tataren aus. Im Kosakenaufstand 1648 von Chmelnizkij (s. d.) gefangen und zwei Jahre in Haft gehalten, rächte er sich später durch den Sieg bei Beresteczko. Als Kastellan von Kiew besetzte er 1655 bei dem Einfall der Schweden in Polen Krakau und erzwang sich nach zweimonatiger Verteidigung eine ehrenvolle Kapitulation. 1656 zum Oberbefehlshaber der kleinen polnischen Armee ernannt, drang er unter siegreichen Kämpfen in Großpolen ein und führte Kasimir in seine Hauptstadt zurück. Statt jedoch nach Czarnieckis System den kleinen Krieg fortzusetzen, ließ sich der König zu der Schlacht bei Warschau (28.—30. Juli) verleiten, infolge deren er flüchten mußte. C. führte ihn jedoch unter großen Gefahren nach Warschau zurück. Nachdem er den Fürsten von Siebenbürgen 1657 zum Frieden gezwungen, rückte er zur Unterstützung der von dem schwedischen König Karl X. Gustav angegriffenen Dänen in Pommern ein und drang bis Stettin vor, wandte sich dann gegen die inzwischen in Polen eingefallenen Russen und trug viel zu dem blutigen Sieg bei Polonka (27. Juni 1660) bei. In einem zweiten Kriege gegen Rußland überschritt er den Dnjepr und bemächtigte sich mehrerer Plätze. Mit dem erblichen

Besitz der Grafschaft Tykozin nebst Bialystok und dessen Umgebung belohnt, starb er im Feldlager zu Sokolowko in Wolhynien.

Czarnikau (Tscharnikau), Kreisstadt im preuß. Regbez. Bromberg, an der Netze und der Staatsbahn Goray–C., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Präparandenanstalt, Amtsgericht, 2 Dampfsägemühlen, Bierbrauerei, Maschinenfabrik, Ziegelbrennerei und (1900) 6898 meist evang. Einwohner. Vgl. Klemm, Kurzgefaßte Geschichte der Stadt C. (Czarn. 1894).

Czartoryski (Czartoryiski, spr. tschartoryßki), Herzöge von Klewań und Zuków, polnische, ursprünglich litauische Familie, stammt angeblich aus dem Geschlechte der Jagellonen, von Korygiello, Fürsten von Czerniechow und Siewierz, der 1390 in der Schlacht bei Wilna fiel, ab, trat bei Beginn des 17. Jahrh. von der griechischen zur römisch-katholischen Kirche über, legte sich darauf von dem Städtchen Czartoryisk in Wolhynien den Namen C. bei und ward in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben. Eine jüngere Linie, C.-Korzec, starb 1810 in der männlichen Linie mit dem Fürsten Joseph Klemens aus. Erwähnenswert sind:

1) Michael Friedrich, geb. 26. April 1696, gest. 13. Aug. 1775, Großkanzler von Litauen, hielt es als Führer der Reformpartei mit den Russen und trug dadurch zur ersten Teilung Polens bei.

2) Adam Kasimir, Neffe des vorigen, Sohn des Fürsten August Alexander, geb. 1. Dez. 1734, gest. 22. März 1823 zu Sieniawa in Galizien, ward nach Augusts III. Tode als Kandidat für den polnischen Thron aufgestellt, mußte aber Stanislaus Poniatowski weichen. Er trat nach der ersten Teilung Polens wegen seiner in Galizien gelegenen Besitzungen in österreichische Dienste und erhielt das Feldmarschallamt sowie das ungarische Indigenat. An dem Reichstag von 1788—91 und an den Bestrebungen, dem Vaterland die Unabhängigkeit wiederzuerringen, nahm er eifrigen Anteil, suchte aber vergeblich den Kurfürsten von Sachsen zur Annahme der Krone Polens und den österreichischen Kaiser zur Vermittelung den eigennützigen Absichten Rußlands gegenüber zu bewegen. Zum Senator Palatinus ernannt, zog er sich auf seine Güter zurück. Seine Gemahlin Isabella Fortunata, geborne Gräfin von Flemming, geb. 1743 in Warschau, gest. 17. Juni 1835, berühmt durch Schönheit und Patriotismus, lebte nach dem Tode ihres Gemahls auf Pulawy, wo sie eine berühmte Sammlung polnischer Altertümer anlegte. Nach dem unglücklichen Ausgang der Revolution von 1830 zog sie sich nach Wysock in Galizien zurück. Ihre Tochter Maria Anna, vermählt mit dem Herzog Ludwig von Württemberg, schrieb den Roman »Malvina« (Warschau 1818).

3) Adam Georg, Fürst, ältester Sohn des vorigen, geb. 14. Jan. 1770, gest. 15. Juli 1861 auf Schloß Montfermeil bei Paris, war nach der dritten Teilung Polens in Petersburg, ein Freund des Großfürsten Alexander, der ihn nach seiner Thronbesteigung zum Kurator sämtlicher Unterrichtsanstalten in Litauen und Weißrußland ernannte. C. gehörte zu dem sogen. Triumvirat, das Alexanders persönlichen Rat bildete. Er hoffte auf die Wiederherstellung eines unabhängigen Polen unter einem russischen Großfürsten. 1805 begleitete er Alexander in den Krieg, nahm aber 1807 seine Entlassung. Wiewohl er 1812 im russischen Reichsrat zu gunsten seiner unglücklichen Nation sprach und sein Vater sich offen Napoleon I. anschloß, blieb C. doch an Alexanders Seite und wurde 1815 Senator Palatinus des Königreichs. Auf dem Wiener Kongreß übte er wesentlichen Einfluß auf die Abfassung der vom Kaiser Alexander den Polen gegebenen Verfassungsurkunde aus. 1817 vermählte er sich mit der Prinzessin Anna Sapieha-Kodeńska. Mit Freimut vertrat er auf dem ersten Reichstag als Mitglied der Senatorenkammer die konstitutionelle Verfassung und suchte als Kurator von Wilna die polnische Nation zu heben, ward aber 1823 von dem mißtrauischen Großfürsten Konstantin seiner Stelle enthoben und lebte von nun an in Pulawy der Kunst und den Wissenschaften. Nach dem Ausbruch der polnischen Revolution von 1830 trat er auf Lubeckis Einladung dem von diesem gebildeten Administrationsrat in Warschau bei, ward zum Präsidenten der provisorischen Regierung ernannt und berief den Reichstag auf den 18. Dez. 1830. Am 30. Jan. 1831 mit dem Vorsitz in der Nationalregierung betraut, brachte er über die Hälfte seines Vermögens dem Vaterland zum Opfer dar, legte aber nach den Greueltaten des 15. und 16. Aug. 1831 sein Amt nieder, verließ, als sich Krukowiecki an die Spitze der Regierung gedrängt hatte, Warschau und diente als gemeiner Soldat in dem Korps des Generals Ramorino, bis dieser zu Anfang September 1831 auf österreichisches Gebiet übertrat, worauf auch C. Polen verließ. Von der Amnestie von 1831 ausgeschlossen, lebte er fortan in Paris und galt als das Haupt der aristokratischen (weißen) Partei der polnischen Emigranten, die in ihm den künftigen konstitutionellen König Polens sah und ihn 1838 förmlich dazu wählte. Seine Güter in Polen wurden unterdes konfisziert. Im April 1848 erließ er den Bauern auf seiner Herrschaft Sieniawa in Galizien die Frondienste und gab ihnen ihre Besitzungen zu eigen. Die ihm von Alexander II. 1856 angebotene Amnestie nahm er nicht an. Vgl. »Alexandre I et le prince C. Correspondance particulière et conversations 1801—1823« (Par. 1865) und »Mémoires du prince Adam C. et sa correspondance avec l'empereur Alexandre I«, herausgegeben von Mazade (das. 1887, 2 Bde.; engl., Lond. 1888, 2 Bde.). — Sein Sohn Ladislaus C., geb. 3. Juli 1828, gest. 24. Juni 1894 in Paris, war seit des Vaters Tode der Führer der aristokratischen Partei der polnischen Emigration. Er vermählte sich 1855 mit einer (1864 verstorbenen) Tochter der Königin Christine von Spanien und 1872 mit der Prinzessin Margarete von Orléans, Tochter des Herzogs von Nemours, gest. 24. Okt. 1893. Aus dieser Ehe stammt Adam C., geb. 5. Nov. 1872, der sich 31. Aug. 1901 mit Luise Gräfin von Krasne-Krasińska vermählte.

4) Konstantin, Bruder des vorigen, geb. 28. Okt. 1773 in Pulawy, gest. 23. April 1860 in Wien, ging mit Adam 1795 nach Petersburg und trat hier in die Garde ein. Dem Großfürsten Konstantin als Generaladjutant zugeteilt, verblieb C. bis 1799 in Petersburg, kehrte dann nach Pulawy zurück und ging 1801 nach Moskau zur Krönung des Kaisers Alexander. 1803 vermählte er sich mit Angelika Prinzessin Radziwill, trat 1809 in die polnische Armee ein und errichtete auf eigne Kosten ein Regiment. 1811 ging er nach Paris, machte unter Napoleon 1812 den russischen Feldzug mit, in dem er sich an den Kämpfen bei Smolensk und an der Moskwa beteiligte, wurde Offizier der Ehrenlegion, verließ aber 1813 den Dienst und ging auf Reisen. 1816 auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers Alexander zum kaiserlichen Generaladjutanten ernannt, zog er sich wegen anhaltender Kränk-

lichkeit doch schon 1818 ins Privatleben zurück. 1832 kaufte er die Villa van der Nüll in Weinhaus (bei Wien), stattete sie mit einer kostbaren Gemäldesammlung, besonders aus den altitalienischen Schulen, aus und versammelte hier die Elite der Wiener Künstlerwelt.

5) Georg, jüngster Sohn des vorigen, geb. 24. April 1828 in Dresden, widmete sich anfangs der Kritik auf dem Gebiete der schönen Künste und zwar vorzugsweise der Musik und der dramatischen Kunst. Von 1855—65 redigierte er mit seinem Bruder Konstantin (gest. 30. Okt. 1891) die »Rezensionen und Mitteilungen über Theater und Musik«, ein auch in Deutschland angesehenes Fachblatt. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er die ihm zufallenden bedeutenden Güter in Galizien und trug zur Hebung der Bodenkultur und zur Verbesserung der Lage der Landbevölkerung in seinem Bezirk wesentlich bei. 1861 vermählte er sich mit Maria, Tochter des Wiener Arztes Johann Czermak; aus dieser Ehe stammt Witold C., geb. 10. Febr. 1864, der sich 21. Febr. 1889 mit Hedwig Gräfin Dzieduszycka vermählte. 1867 zum Abgeordneten in den galizischen Landtag gewählt, galt Georg C. als Führer der föderalistischen Partei in Galizien und wurde 1873 auch in den Reichsrat gewählt.

Czas (spr. tschas, »Die Zeit«), die angesehenste polnische Tageszeitung, erscheint in Krakau seit November 1848, ist das Hauptorgan der polnischen konservativen Partei, der sogen. Stanczyken. Wertvoll ist der literarische Teil des Blattes, der 1856—60 durch eine besondere Monatsbeilage vertreten war und jetzt unter der Leitung des Universitätsdozenten Stanislaw Estreicher (verantwortlicher Redakteur Anton Beaupré) steht.

Czasoslow (Časoslov, spr. tschásoßloff), das dem griech. Horologion (s. d.) entsprechende slawische Wort (von čas, Stunde, und slovo, Wort), bezeichnet das Gebet- und Formelbuch der slawischen Geistlichen, das Brevier der Slawen. Die Czasoslows der griechisch-katholischen Slawen sind aus dem Griechischen übertragen und mit cyrillischer Schrift geschrieben oder gedruckt, die der römisch-katholischen Slawen dagegen sind Übersetzungen lateinischer Originale und mit glagolitischer Schrift geschrieben oder gedruckt. Die Entstehung des ersten Czasoslows fällt wahrscheinlich bereits in die Zeit des Methodius (gest. 885, s. Cyrillus 3), doch sind von den Czasoslows vor dem 14. Jahrh. nur Bruchstücke (die ältesten etwa aus dem 12. Jahrh.) auf uns gekommen.

Czech (spr. tsch-), 1) Franz Hermann, Priester des Piaristenordens, geb. 20. Sept. 1788 zu Münchengrätz in Böhmen, gest. 28. Juli 1847 in Nikolsburg, trat 1808 zu Leipnik in Mähren in den genannten Orden, wurde Lehrer am Gymnasium zu Nikolsburg und studierte zu Kremsier Philosophie, dann Theologie. Zum Priester geweiht, wirkte er an der k. k. Theresianischen Ritterakademie zu Wien bis 1819 als Professor der Philosophie, wurde 1818 Religionslehrer am k. k. Wiener Taubstummeninstitut und bestrebte sich als solcher, die deutsche Artikulations- oder Lautmethode S. Heinickes mit der französischen des Abbé de l'Epée (Zeichensprache) zu verschmelzen und den Unterricht der Taubstummen nach Grasers (s. d.) Vorschlag in die allgemeine Volksschule einzuführen. 1839 zum Professor der Theologie an der k. k. Akademie der bildenden Künste ernannt, mußte er schon im folgenden Jahr wegen Krankheit sein Amt aufgeben, lebte eine Zeitlang in Wien und begründete dann, 1845 ins Piaristenkollegium zu Nikolsburg zurückgekehrt, hier eine Taubstummenschule. C. schrieb eine Anzahl Lehrbücher, so die ihrer Zeit verbreitete »Denk- und Sprachlehre« (Wien 1836 u. ö.).

2) Svatopluk, Dichter, s. Čech.

Czechen, Czechisch 2c., s. Tschechen, Tschechisch 2c.

Czedik von Bründelsberg, Aloys, Freiherr, geb. 14. Nov. 1830 in Agram, studierte in Wien Philosophie, befehligte 1848 die akademische Legion, war 1849—51 Offizier, 1851 Mittelschullehrer und wurde 1861 in den niederösterreichischen Landtag und 1869 in das Abgeordnetenhaus gewählt. 1870 war er Sektionschef im Unterrichtsministerium, dann Direktor der Wiener Handelsakademie, 1875 Generaldirektor der Kaiserin Elisabeth-Bahn, 1881 Chef und 1884 Präsident der Generaldirektion der verstaatlichten Bahnen, zugleich bis 1891 außerordentlicher Sektionschef im Handelsministerium. 1882 wurde er in das Herrenhaus berufen und 1884 in den Freiherrenstand erhoben. 1893 wurde er nochmals in den niederösterreichischen Landtag gewählt.

Czegléd (spr. zegléd), Stadt im ungar. Komitat Pest, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Budapest–Szegedin und C.–Szolnok, mit großer Kavalleriekaserne, einem Denkmal Kossúths (von Horvai), Dampfmühle, Bezirksgericht, Gymnasium und Realschule und (1901) 30,106 magyar. Einwohnern (Reformierte und Römisch-Katholische). Es hat bedeutenden Acker-, Wein- und Obstbau und Schweinemast und war 1514 der Hauptherd des Bauernaufstandes unter Dózsa. Am 23. Jan. 1849 siegten hier die Ungarn unter Perczel über die Österreicher.

Czelakowski, s. Čelakovský.

Czemete (spr. zemēte), Badeort im ungar. Komitat Sáros, bei Eperjes, 388 m hoch, mit einem kohlensäurereichen erdigen Eisensäuerling.

Czempin (Tschempin), Stadt im preuß. Regbez. Posen, Kreis Kosten, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Lissa–Posen und C.–Schrimm, hat eine katholische und eine evang. Kirche, Synagoge, ein altes Schloß und (1900) 2179 meist kath. Einwohner. C. erscheint zuerst 1458 als Stadt.

Czenstochowa, Stadt, s. Tschenstochow.

Czeremosch (spr. tsch-), rechtsseitiger Nebenfluß des Pruth, entsteht aus den im Karpathischen Waldgebirge entspringenden Quellflüssen Bialy C. und Czarny C. (»weißer und schwarzer C.«), bildet dann die Grenze zwischen Galizien und der Bukowina und mündet unterhalb Waschkoutz, 172 km lang.

Czerikow, Stadt, s. Tscherikow.

Czerkow, Berg im Böhmerwald (s. d., S. 159).

Czermak (spr. tscher-), 1) Johann Nepomuk, Mediziner, geb. 17. Juni 1828 in Prag, gest. 17. Sept. 1873 in Leipzig, studierte in Prag, Wien, Breslau und Würzburg, habilitierte sich in Prag für Physiologie und mikroskopische Anatomie, wurde 1855 Professor der Physiologie in Graz, 1856 in Krakau und 1858 in Pest, bis er 1860 sein Lehramt niederlegte und nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, wo er ein physiologisches Privatlaboratorium errichtete. 1865 wurde er Professor der Physiologie in Jena, von wo er 1869 nach Leipzig übersiedelte. C. erbaute hier auf eigne Kosten ein physiologisches Laboratorium mit Hörsaal. Sein Hauptverdienst besteht in der Einführung und Anwendung des Kehlkopfspiegels zu diagnostischen, physiologischen und therapeutischen Zwecken. Auch arbeitete er über die Physiologie des Gesichtssinnes, über den Raumsinn der Haut und schrieb: »Der Kehlkopfspiegel und seine Verwertung für Physiologie und Medizin« (Leipz. 1860, 2. Aufl. 1863; vielfach übersetzt); »Populäre physiologische Vorträge« (Wien 1869). Seine

»Gesammelten Schriften« (Leipz. 1879, 2 Bde.) enthalten eine von A. Springer verfaßte biographische Skizze.

2) Jaroslaw, böhm. Maler, Bruder des vorigen, geb. 1. Aug. 1831 in Prag, gest. 23. April 1878 in Paris, studierte auf den Akademien in Prag und Antwerpen und dann in Brüssel unter Gallait, der entscheidenden Einfluß auf ihn gewann. Seine ersten Werke behandelten zumeist Motive aus der böhmischen Geschichte, namentlich der Hussitenzeit, dann aber wandte er sich dem Genre zu. Sein Hofpoet Rudolfs II., auf der Brücke von Prag bettelnd (1854), begründete seinen Ruf. Eine Reise, die er 1858 durch Mähren, Ungarn, Kroatien, Bosnien, Dalmatien und Montenegro unternahm, erschloß ihm ein neues Gebiet. Danach entstanden eine Montenegrinerin mit ihrem schlafenden Kind (1861); eine Istrianerin, ein nacktes Kind liebkosend; eine Montenegrinerin, mit dem Gewehr ihren verwundeten Mann bewachend; der Raub einer Herzegowinerin durch Türken (1867); der Transport eines verwundeten montenegrinischen Führers und die Rückkehr der Montenegriner in ihr verwüstetes Dorf (1877), in dem die Verzweiflung der Heimgekehrten über die Greuel der Türken in ergreifender Weise geschildert ist.

Czerna Gora (Czernahora, spr. tscher-), Berggipfel im nordöstlichen Teil des Karpathischen Waldgebirges, an der Quelle des Pruth (2026 m).

Czernagorischen Unabhängigkeit, Orden der, s. Danilo-Orden.

Czernebog, s. Tschernebog und Slawische Mythologie.

Czerniejewo, s. Schwarzenau.

Czerni Kamen (spr. tschér-), Berg, s. Fátra.

Czerninsche Gemäldegalerie (spr. tsch-), im Palais des Grafen Czernin zu Wien, enthält etwa 300 Gemälde meist niederländischer Meister (Rubens, van Dyck, Ruisdael, Potter, Rembrandt, van Huysum und van der Meer).

Czerni-Vrh (spr. tschér-), Berg, s. Kroatien-Slavonien.

Czernoseker (spr. tschér-), s. Böhmische Weine.

Czernowitz (spr. tschér-, rumän. Cernăuţ), Hauptstadt des österreich. Herzogtums Bukowina, 248 m ü. M., auf einer Anhöhe am rechten Ufer des Pruth, über den eine 232 m lange Gitterbrücke und eine Eisenbahnbrücke führen, unweit der rumänischen und russischen Grenze, an der Staatsbahnlinie Lemberg–C.–Itzkany und der Lokalbahn C.–Nowosielitza gelegen. Bemerkenswert sind: der Austriaplatz mit dem Austriadenkmal (1875), der Volksgarten, die neue griechisch-orientalische Domkirche (1864), die armenisch-kath. Kirche (1875), die Synagoge, das Regierungsgebäude und die erzbischöfliche Residenz. C. hat elektrische Straßenbahn und zählt mit seinen fünf Vorstädten (1900) einschließlich der Garnison (2965 Mann) 67,622 Einw. (34,441 Deutsche, 13,030 Ruthenen, 9400 Rumänen und 8601 Polen; darunter 21,587 Israeliten). Die Industrie ist durch Bierbrauereien, Dampfmühlen, eine Dampfsäge, Ölfabrik, Maschinenfabrik ꝛc. vertreten; der Handel in Holz, Vieh ꝛc. ist lebhaft. An Bildungsinstituten besitzt C. die 1875 errichtete deutsche Franz Josephs-Universität mit griechisch-orientalisch theologischer, rechts- und staatswissenschaftlicher und philosophischer Fakultät, Bibliothek (50,000 Bände), botanischem Garten, chemischem Laboratorium nebst naturhistorischen Museen und 1900: 42 Lehrern und 392 Studierenden. Außerdem sind vorhanden: ein Ober- und ein Untergymnasium, eine Oberrealschule, eine Staatsgewerbeschule, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt u. eine landwirtschaftliche Lehranstalt, ein Landesmuseum und ein Theater. C. ist Stadt mit eignem Statut und Sitz des Landtags sowie der Landesregierung der Bukowina, einer Bezirkshauptmannschaft (für die Umgebung von C.), eines Landesgerichts, einer Finanzdirektion, eines Brigadekommandos, einer Postdirektion, einer Handels- und Gewerbekammer, eines griechisch-orientalischen Erzbistums und hat eine Bodenkreditanstalt, Filiale der Österreichisch-Ungarischen Bank, Sparkasse, Strafhaus, eine Kranken-, Irren- und Gebäranstalt. C. war vor einem Jahrhundert noch ein unbedeutendes Dorf; 1816 zählte es erst 5416 Einw.

Wappen von Czernowitz.

Czerny (spr. tscher-), 1) Georg Petrović, genannt Karageorg (»schwarzer Georg«), Anführer der Serben im Freiheitskampfe, geb. 21. Dez. 1766 in Wischewatz bei Kragujewatz von armen Eltern, gest. 1817, nahm schon 1787 an der ersten Erhebung des serbischen Volkes gegen die türkische Herrschaft teil, mußte aber fliehen, wobei er, ehe er über die Save ging, seinen Vater erschoß, der ihm zu folgen sich weigerte, den er aber nicht in die Hände der Türken fallen lassen wollte, und trat in das serbische Freikorps, das mit den Österreichern gegen die Türken kämpfte. Nach dem Frieden von Sistowa (1791) wandte er sich wieder nach Österreich und wurde Waldhüter eines Klosters. Später kehrte er nach Topola in Serbien zurück und ward Viehhändler. Als aber die Janitscharen in Belgrad den milden Pascha Hadschi Mustafa 1801 und alle angesehenen Männer ermordeten, auch das Volk hart bedrückten, stellte sich C. 12. Febr. 1804 in Sibnitza an die Spitze der Erhebung, und eine Versammlung in Semendria ernannte ihn zum Befehlshaber der serbischen Streitmacht. 1804 und 1805 säuberte er das ganze Land von den Türken, denen nur Belgrad verblieb. Da aber C. mit den serbischen Aristokraten zerfiel, die durch ihn ihre Macht gefährdet glaubten und der Skupschtina, mit der C. zu regieren gedachte, 1805 unter russischem Einfluß einen zwölfgliederigen Senat entgegenstellten, so drangen Ende 1806 die Türken von neuem ins Land und schlugen das Heer der Aristokraten. C. wurde durch seinen Sieg am Mischarsko-Polje und die Eroberung Belgrads zum zweitenmal der Befreier seines Vaterlandes und 1810 auch von den Russen als »Oberfeldherr von Serbien« anerkannt sowie 1811 auf einer Volksversammlung zum alleinigen Kriegsherrn ernannt, während der Senat die Leitung der Zivilangelegenheiten erhielt. Er lebte nun auf seinem Bauerngut zu Topola zwei Jahre lang als Gebieter Serbiens, während die Pforte im Bukarester Frieden Serbien eine gewisse Unabhängigkeit zugestand. Als aber im Kampf gegen Frankreich 1813 der Zar Serbien der Pforte preisgab, schwächte C. durch Teilung seine Streitmacht, trat im Oktober nach Österreich über und wurde dann zu Chotin in Bessarabien interniert. Erst 1817 kehrte er mit neuen Befreiungsplänen nach Serbien zurück, wurde aber auf des Fürsten Miloš Veranstaltung in Adzagna bei Semendria ermordet (vgl. Ranke, Die serbische Revolution, Hamb. 1829). — Über seinen Sohn s. Alexander 23).

2) Karl, Klavierspieler und Komponist, geb. 20. Febr. 1791 in Wien, wo sein Vater, Wenzel C., ein geborner Böhme, Klavierlehrer war, gest. daselbst

15. Juli 1857, machte ſeine Studien unter Beethoven und zählte bald ſelbſt zu den angeſehenſten Künſtlern Wiens. Neben Hummel wurde er ſpäter als das Haupt der von Mozart begründeten Wiener Klavierſchule allgemein anerkannt. Namentlich von 1818 an entfaltete er eine höchſt erfolgreiche Lehrtätigkeit, der unter andern Liſzt, Döhler und Th. Kullak ihre Ausbildung verdanken, zugleich aber eine erſtaunliche Fruchtbarkeit als Komponiſt. Seine Arbeiten auf dieſem Gebiet, über 1000 Werke, meiſt für Klavier ſind aber der Vergeſſenheit anheimgefallen und gehören z. T. der inhaltloſen Salonmuſik an. Dauernd geſchätzt ſind aber einige ſeiner Etüdenwerke: »die Schule der Geläufigkeit«, »der Fingerfertigkeit«, »der Verzierungen«, »des Virtuoſen«, die »40 täglichen Studien« ꝛc. Er hinterließ ein anſehnliches Vermögen, das er teſtamentariſch zu Zwecken der edelſten Art beſtimmte.

3) Vinzenz, Chirurg, geb. 19. Nov. 1842 in Trautenau, ſtudierte in Wien, wurde Aſſiſtent an Billroths Klinik und ging 1871 als Profeſſor der Chirurgie und Direktor der chirurgiſchen Klinik nach Freiburg i. Br. und 1877 in gleicher Eigenſchaft nach Heidelberg. Hochverdient um die moderne Chirurgie, förderte er namentlich die Operationen am Kehlkopf, der Speiſeröhre, am Magen und Darm, an Niere und Gebärmutter ſowie die Radikaloperationen der Eingeweidebrüche. Er ſchrieb: »Über die Beziehungen der Chirurgie zu den Naturwiſſenſchaften« (Freiburg 1872); »Beiträge zur operativen Chirurgie« (Stuttg. 1878); auch iſt er Mitherausgeber der »Beiträge zur kliniſchen Chirurgie« (Tübing., ſeit 1884) und der »Mitteilungen aus dem Grenzgebiete der Medizin und Chirurgie« (Jena, ſeit 1896).

Czerſk (ſpr. tſch-), Dorf im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis Konitz, am Czerſker Fließ und der Staatsbahnlinie Schneidemühl–Güldenboden, hat eine kath. Kirche, Wieſenbauſchule, Dampfſchneidemühlen, Roh- und Goldleiſtenfabrik, Dampfmahlmühle und (1900) 5361 Einw.

Czerſki (ſpr. tſch-), Johann, Mitſtifter der deutſchkatholiſchen Kirchengemeinſchaft, geb. 12. Mai 1813 zu Warlubien in Weſtpreußen, geſt. 22. Dez. 1893 in Schneidemühl. 1842 Vikar an der Domkirche in Poſen, 1844 nach Schneidemühl verſetzt, legte er 22. Aug. 1844 ſein Amt nieder, trat mit einem Teil ſeiner Gemeinde 19. Okt. aus der römiſchen Kirche aus und gründete eine »chriſtlich-apoſtoliſch-katholiſche« Gemeinde. Am 17. Febr. 1845 wurde er exkommuniziert. Innerhalb der deutſchkatholiſchen Bewegung (ſ. Deutſchkatholiken) nahm er einen konſervativen Standpunkt ein, indem er an der Gottheit Chriſti feſthielt. Vgl. ſeine Schriften: »Rechtfertigung meines Abfalles von der römiſchen Hofkirche« (Bromb. 1845) und »Johann Czerſkis Leben und Wirken« (daſ. 1845).

Czetz (ſpr. zetz), Johann, Teilnehmer am ungariſchen Aufſtand, geb. 1822 zu Gidófalva im Széklerland, diente zunächſt im öſterreichiſchen Generalſtab, kam im Juni 1848 in das ungariſche Kriegsminiſterium und dann als Militärreferent zum Landesverteidigungsausſchuß, wo er mit den Führern der Inſurrektion bekannt wurde. Koſſuth ernannte ihn zum Chef des Generalſtabs in Siebenbürgen und übergab ihm an Stelle Boldaccis das Kommando der dortigen Armeetrümmer. Bald hatte C. die Armee reorganiſiert und wurde im Mai 1849 ſtatt Bem zum General und Kommandierenden in Siebenbürgen befördert. Nach der Kataſtrophe von Világos hielt er ſich in Ungarn den Winter hindurch bei Freunden verborgen, bis er im Frühling 1850 ſeine Flucht über Hamburg nach England ausführen konnte. Hier gab C. ſeine »Memoiren über Bems Feldzug in Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 1849« (Hamb. 1850) heraus. Später wanderte er nach Buenos Aires aus, wo er, hochbetagt und krank, noch weilt. Seine Memoiren erſchienen 1902—1903 in den Klauſenburger Hiſtoriſchen Blättern (»Történeti Lapok«).

Czibakháza (ſpr. zibak-háſa), Großgemeinde im ungar. Komitat Jász-Nagykun-Szolnok, mit (1901) 4745 ungar. Einwohnern.

Czibles (ſpr. zib-), Gipfel im Láposgebirge, ſ. Karpathen.

Czigelka (ſpr. zi-), Dorf im ungar. Komitat Sáros, nordweſtlich von Bartfeld, mit 502 ruthen. Einwohnern, bekannt durch die Czigelkaer Ludwigs-Quelle (alkaliſch-muriatiſcher, jodhaltiger Säuerling).

Czinkota (ſpr. zin-), Großgemeinde im ungar. Komitat Peſt, an der Lokalbahn Budapeſt-Kerepes, mit (1901) 3135 ungariſchen und ſlowak. Einwohnern; Sommerfriſche der Hauptſtadt. Dabei das Matthiasfeld mit hübſchen Villen. — 1074 wurde zwiſchen C. und Moghoród König Salomon von den Herzögen Géza und Béla geſchlagen.

Czoernig (ſpr. tſchör-), Karl, Freiherr von Czernhauſen, Staatsmann und Statiſtiker, geb. 5. Mai 1804 zu Tſchernhauſen in Böhmen, geſt. 5. Okt. 1889 in Görz, ſtudierte zu Prag und Wien, wurde 1834 Präſidialſekretär in Mailand, 1841 Direktor der adminiſtrativen Statiſtik in Wien und gab von da an die regelmäßig erſcheinenden »Tafeln der Statiſtik der öſterreichiſchen Monarchie« (Wien 1841ff.) heraus. An der Neugeſtaltung Öſterreichs nahm C. tätigen Anteil durch die ihm übertragene Organiſierung mehrerer Zentralſtellen, wie der Zentralſeebehörde zu Trieſt (1850—52), der Zentralkommiſſion für Erhaltung der Baudenkmäler (1853—63) ſowie der ſtatiſtiſchen Zentralkommiſſion (1863—65). 1850 ward er Sektionschef im Handelsminiſterium und erhielt die Oberleitung der öffentlichen Bauten (1852), dann des Staatseiſenbahnweſens (1853—59), in welcher Stellung er unter anderm das Eiſenbahnkonzeſſionsgeſetz bearbeitete. 1852 wurde er in den Freiherrenſtand erhoben und 1859 zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt. 1866 trat C. in den Ruheſtand und lebte ſeitdem in Görz. Seine umfaſſendſte Arbeit iſt die große ethnographiſche Karte der öſterreichiſchen Monarchie (9 Blätter und 3 Bände Text, Wien 1855—57). Von ſeinen Schriften ſind hervorzuheben: »Öſterreichs Neugeſtaltung von 1848—1858« (Stuttg. 1858); »Das öſterreichiſche Budget für 1862 in Vergleichung mit jenen der vorzüglichern andern Staaten« (3. Aufl., Wien 1862, 2 Bde.); »Statiſtiſches Handbüchlein für die öſterreichiſche Monarchie« (3. Aufl., daſ. 1861); »Darſtellung der Einrichtungen über Budget, Staatsrechnung und Kontrolle in Öſterreich, Preußen, Sachſen, Bayern ꝛc.« (daſ. 1866); »Das Land Görz und Gradiska« (daſ. 1873); »Görz, Öſterreichs Nizza« (daſ. 1874). — Sein Sohn Karl Freiherr von C., geb. 24. Sept. 1839 in Mailand, geſt. 20. Sept. 1893 als Finanzlandesdirektor in Innsbruck, ſchrieb: »Die ethnologiſchen Verhältniſſe des öſterreichiſchen Küſtenlandes« (Trieſt 1885) u. a.

Czortków (ſpr. tſch-), Stadt in Galizien, am Sereth, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Stanislau-Huſiatyn, Sitz einer Bezirkshauptmannſchaft, eines Bezirksgerichts und einer Finanzbezirksdirektion, hat Schloßruinen, ein Dominikanerkloſter, Bierbrauerei,

Branntweinbrennerei, Gerberei, Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen, Kunstmühle, Handel und (1900) 5267 meist polnische israelitische Einwohner. Dabei Alt-C. (C. Stary), mit schöner Synagoge und 2214 Einw.

Czuczor (spr. zutzor), Georg, ungar. Dichter und Gelehrter, geb. 17. Dez. 1800 zu Andód im Komitat Neutra, gest. 9. Sept. 1866 in Pest, trat 1824 in den Benediktinerorden, war 1825—35 Lehrer an den Gymnasien zu Raab und Komorn und lenkte durch seine Heldengedichte: »Die Augsburger Schlacht« (1824) und »Der Reichstag zu Arad« (Pest 1828) die Aufmerksamkeit auf sich. Später folgten: »Botond« (Pest 1831) und »Johann Hunyady« (2. Aufl., das. 1833). 1835 zum Sekretär der ungarischen Akademie erwählt, ging er nach Pest, wo 1836 seine »Poetischen Werke«, von Toldy gesammelt, erschienen. Ihr erotischer Inhalt wie auch Czuczors ungebundenes Leben bewirkten seine Zurückberufung ins Kloster und ein Verbot seiner Schriften, und erst 1842 erlangte er die Lehr- und Schreibfreiheit wieder. Er wurde 1845 von der Akademie mit der Ausarbeitung des großen akademischen Wörterbuchs beauftragt, einer Arbeit, der er jedoch nicht gewachsen war, und die nach seinem Tode von Fogarassy (s. d.) zu Ende geführt wurde. Wegen eines im »Kossuth Hirlapja« vom 21. Dez. 1848 abgedruckten und wild leidenschaftlichen Gedichts: »Riadó« (»Weckruf«), wurde C. im Januar 1849 von Windischgrätz zu sechsjährigem Festungsarrest in Eisen verurteilt, dann bei der Einnahme Ofens durch die Ungarn befreit und, nachdem er sich freiwillig wieder gestellt und einige Zeit auf der Festung Kufstein gesessen hatte, 1851 amnestiert. Außer den oben genannten Dichtungen hat C. volkstümliche Lieder, Balladen, Legenden und Elegien verfaßt. Seine gesammelten Gedichte erschienen in 3 Bänden (Pest 1858).

Czuda, s. Jude.

Czyhlarz (spr. züchlarsch), Karl, Ritter von, Rechtslehrer, geb. 17. Aug. 1833 zu Lobositz in Böhmen, studierte zu Prag, wurde Studienpräfekt am Theresianum in Wien, 1863 außerordentlicher und 1869 ordentlicher Professor des römischen Rechts in Prag und 1892 in Wien. Er schrieb: »Das römische Dotalrecht« (Gießen 1870); »Zur Lehre von der Resolutivbedingung« (Prag 1871); »Zur Geschichte des ehelichen Güterrechts im böhmisch-mährischen Landrecht« (Leipz. 1883); »Die Eigentumserwerbsarten des Pandektentitels de acquirendo rerum dominio« (Bd. 1, Erlang. 1887; als Teil der von Glück begonnenen »Ausführlichen Erläuterung der Pandekten«); »Lehrbuch der Institutionen« (Prag 1889, 5. u. 6. Aufl. 1902); »Zur Lehre vom Eigentumserwerb durch Akzession« (in der Festschrift für Jos. Unger, Stuttg. 1898). Dem böhmischen Landtag gehörte C. als verfassungstreuer Abgeordneter seit 1866 an. Seit 1895 ist er Mitglied des Herrenhauses. 1879 wurde er in den erblichen Ritterstand erhoben.

D.

D (de), **d**, lat. **D, d**, der weiche oder stimmhafte dentale Verschlußlaut (s. Lautlehre). Geschichtlich betrachtet, ist das deutsche d teils aus ursprünglichem aspirierten d entstanden, z. B. in »binden« = sanskr. bándhanam »das Binden«, teils aus ursprünglichem t, z. B. in »Bruder« = sanskr. bhrátā. Der Buchstabe D hieß phönikisch Daleth, daher griech. Delta.

Abkürzungen.

D oder **d**: Als römisches Zahlzeichen steht D (entstanden aus der Hälfte des Zeichens **CIↃ** = 1000) für 500 und D für 5000. In römischen Inschriften ist D oder d = Decimus, Deo, die, divus ꝛc.; in juristischen Werken D = Digesta. Im Münzwesen Abkürzung für Dollar, auch für amerikanische Münzen von voll oder annähernd 5 Frank Wert überhaupt. Auf den neuen deutschen Reichsmünzen bedeutet D München, auf österreichischen Münzen Graz, auf preußischen von 1817—48 Düsseldorf (ehemals Aurich), auf ältern französischen Lyon. In Geldrechnungen stand d für latein. Denarius und die abgeleiteten Werte (denier ꝛc.), auch für Pfennig (₰), und steht noch für Penny (Mehrzahl Pence). Auf deutschen Gewichtsstücken bedeutet D Dezigramm. In der internationalen Telegraphie heißt D »dringendes Telegramm«. Auf Eisenbahnfahrplänen bedeutet D Durchgangszug. In der Musik ist D = Discantus (lat.) oder Dessus (franz.), Diskant; d = destra (ital.), rechte Hand. Auf Rezepten steht D oder d für detur (lat.), es werde gegeben; in der Ophthalmologie für Dioptrie (s. Brille). In Handelsbüchern ist D = Debet (s. d.). Auf Korrekturbogen ist d oder ℈ = deleatur (lat.), es werde getilgt.

d. a. = dicti anni (lat.), besagten Jahres.

D. A. = Divus Augustus.

D. B. H. = Depeschenbureau Herold (in Berlin), s. Telegraphenbureaus.

d. c. = da capo (s. d.).

D. C., 1) = Deputierten-Konvent (s. Burschenschaft); 2) = District of Columbia.

D. C. und ***D. C. fil.***, bei Pflanzennamen = Decandolle, Vater und Sohn.

D. C. L., in England = Doctor of Civil Law, Doktor des Zivilrechts.

D. D., in römischen Inschriften = Diis (den Göttern), oder = domus divina (Kaiserhaus); in England = Doctor of Divinity (lat. Doctor Divinitatis), Doktor der Theologie.

d. d. = de dato (lat.), von heute, oder dicto die, am genannten Tag; auch = dono dedit, er hat zum Geschenk gegeben, hat gestiftet.

d. d. d. = dat, donat, dedicat (lat., s. d.).

D. G. = Dei gratia (lat.), durch Gottes Gnade »von Gottes Gnaden«.

d. h. = das heißt.

d. h. = de hodierno (lat.), vom heutigen (Tag).

d. H. (bei Jahreszahlen) = der Hedschra (mohammedan. Zeitrechnung, s. Ära).

d. J. = desselben, des letztgenannten Jahres.

D. L. O., in England = Dead Letter Office (s. Dead letter).

d. m. = destra mano (ital.), rechte Hand, oder: mit der rechten Hand (zu spielen).

D. M., in England = Doctor of Music, Doktor der Musik.

D. M. (S.) = Diis Manibus (Sacrum, lat.), »den abgeschiedenen Seelen geweiht«, die übliche Einleitung auf römischen Grabsteinen und Weihinschriften (vgl. Manen).

D. Ö. A. V. = Deutsch-Österreichischer Alpenverein.

D. O. M. = Deo Optimo Maximo (lat.), »dem besten, höchsten Gott«, nämlich dem Jupiter (geweiht), römische Tempelinschrift.

D. R. P. = Deutsches Reichspatent.

d. s., in der Musik = dal segno (s. Segno).

D. Sc., in England = Doctor of Science, Doktor der Naturwissenschaften.

d. St. (bei Jahrzahlen) = der Stadt (Rom; s. Ära).

D. T. = Dakota Territory (s. Dakota).

D. u. j. = Doctor utriusque juris, Doktor beider Rechte.

D. V. = Deo volente (lat.), so Gott will.

D, in der Musik Name eines der sieben Töne der Grundskala (vgl. A). In Frankreich, Italien ꝛc. heißt die Stufe Re. Vgl. Solmisation.

Daaden, Dorf im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Altenkirchen, an der Staatsbahnlinie Betzdorf-D., hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, Bergrevier, Eisenerzgruben und (1900) 1989 Einw.

Daae, Volk, s. Daher.

Daae, Ludvig, norweg. Historiker, geb. 7. Dez. 1834 in Aremark bei Frederikshald, ward 1863 Dozent, 1869 Bibliothekar und 1876 Geschichtsprofessor an der Universität Christiania. Außer vielen wertvollen Abhandlungen, Tagebüchern, Urkunden ꝛc. in der von ihm mitbegründeten und mitgeleiteten »Norsk Historisk Tidsskrift« veröffentlichte D. die größern Arbeiten: »Throndhjems Stifts geistlige Historie fra Reformationen til 1814« (Dronth. 1863); »Lärebog i Verdenshistorien« (Christ. 1864—65, 3 Bde.); »Norske Bygdesagn« (das. 1870—72; 2. vermehrte Aufl. 1881); »Det gamle Christiania« (das. 1871; 2. illustr. Aufl. 1891); »Historiske Skildringer« (das. 1873—78, 2 Bde.); »Norges Helgener« (das. 1879); »Kong Christiern I.'s norske Historie 1448—1458« (das. 1879); »Nordmänds Udvandringer til Holland og England« (das. 1880); »Matrikler over Nordiske Studerende ved fremmede Universiteter« (das. 1885, bisher 1 Heft); »En Krönike om Erkebiskopperne i Nidaros« (Dronth. 1897). Politisch zählt D. zu den Hauptvertretern der konservativen Partei Norwegens.

Daalder, bis 1816 niederländ. Silbermünze zu 30 Stüber, im 17. Jahrh. etwa $^9/_{10}$ fein und über 2,5 Mk. wert, später $^{11}/_{12}$ fein = 2,605 Mk. der Talerwährung, besonders in Doppelstücken von 3 Gulden; unterschieden vom gröbern Albertustaler und vom Reichstaler zu 50 Stüber.

Daba, Höhlensommerdorf in der tibetischen Provinz Ngari, 4536 m ü. M., südlich vom obern Satledsch, hat eine tibetische Besatzung und ist berühmt durch seine phantastischen Lößwohnungen und seine Klöster. Im Hochsommer entwickelt sich ein lebhafter Tauschhandel in Salz, Borax und Moschus gegen Reis und Tee. Vgl. H. v. Schlagintweit, Reisen in Indien und Hochasien, Bd. 3 (Jena 1872).

Dabb, Eidechse, s. Dornschwanz.

Dabbeh (Debbe), ansehnlicher Ort in Nubien, an der Strombiegung des Nils, 30 km oberhalb Alt-Dongola, Hauptstation für die von Dongola nach Dar Fur und Kordofan gehenden Karawanen.

Daber, Stadt im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Naugard, von mehreren Seen umgeben, 122 m ü. M., Knotenpunkt an der Randower Kleinbahn, hat eine gotische evang. Kirche, Schloßruine, Dextrin- und Mineralwasserfabrikation, Dampfsägemühle und (1900) 2305 Einw. — D. ist im 13. Jahrh. angelegt und kam 1352 an die Herren von Dewitz, Grafen von Fürstenberg.

Dabistân, persisches Werk des 17. Jahrh., das den Versuch einer allgemeinen Religionsgeschichte darstellt. Als Verfasser galt früher der 1670 gestorbene Mohsin Fâni aus Kaschmir, doch schwerlich mit Recht. Der Text ist mehrfach gedruckt worden, eine englische Übersetzung von Shea und Troyer erschien Paris 1843 (3 Bde.).

Dabo, Ort in Lothringen, s. Dagsburg.

Dabormida, Giuseppe, Graf, ital. General, geb. 21. Dez. 1799, gest. 10. Aug. 1869, trat mit 16 Jahren in die sardinische Artillerie, wurde 1848 als Generalmajor in die Kammer gewählt, war vom August bis zum Oktober d. J. Kriegsminister im Kabinett Alfieri und schloß 1849 als Bevollmächtigter den Frieden mit Österreich ab. Vom Mai 1852 bis zum Januar 1855 war er abermals Kriegsminister unter d'Azeglio und Cavour, trat dann aber zurück, weil er den Vertrag mit den Westmächten über Sardiniens Eintritt in den Krimkrieg nicht billigte. 1852 zum Senator ernannt und 1855 zum Generalleutnant befördert, verwaltete er das Kriegsministerium noch einmal unter Lamarmora vom Juli 1859 bis zum Januar 1860. Im J. 1863 wurde er in den Grafenstand erhoben, 1866 in den Ruhestand versetzt. Vgl. Chiala, La vita e i tempi del generale Giuseppe D. (Turin 1896).

Dabrath, Levitenstadt des Stammes Issaschar, am Berg Tabor; jetzt Deburie.

Dabringhausen, Dorf im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Lennep, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Pulver-, Leder- und Lastingschäftefabrikation, Seidenband- und Plüschweberei, Elektrizitätswerk und (1900) 2874 Einw.

Dąbrowa (spr. dombrówa), Marktflecken in Galizien, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein großes Schloß mit Park, bedeutende Pferdemärkte und (1900) 3000 poln. Einwohner (meist Israeliten).

Dabu, Handelsposten an der franz. Zahnküste (Westafrika) und der gleichnamigen Bai, hoch gelegen und mit reichbewaldetem, dicht bevölkertem Hinterlande, das viel Palmöl liefert.

Da capo (ital., abgekürzt d. c. oder D. C., »von Anfang«) deutet in der Notenschrift an, daß ein Tonstück nochmals von Anfang an gespielt werden soll. Auch ist D. c. ein beifälliger Zuruf an Sänger u. dgl., das eben vorgetragene Stück zu wiederholen.

Dacca (Dhaka), Division der britisch-ind. Provinz Bengalen, am Bengalischen Golf, 38,965 qkm mit (1901) 10,807,825 Einw. (darunter zwei Drittel Mohammedaner), eine im nördlichen Teil gewellte Ebene mit dichtem Dschangelwald, der zahlreiche Raubtiere beherbergt, von zahlreichen Flußläufen durchzogen, im SW. vom Brahmaputra und Ganges, im O. von der Megna begrenzt. Zur Regenzeit überflutet, so daß Dörfer und Städte auf künstlichen Erhöhungen inselartig herausragen, bringt der Boden reiche Ernten von Reis (D. ist die Kornkammer Bengalens), Jute und Baumwolle. Eingeteilt wird der Regierungsbezirk in die Distrikte D., Faridpur, Bakargandsch und Maimensingh. — Die gleichnamige Hauptstadt, zugleich des Distrikts D. (7244 qkm mit [1891] 2,420,656 Einw.), an der Buriganga, die den Brahmaputra mit dem Ganges verbindet, und an der Eisenbahn Naraingandsch–Maimensingh, war als Sitz der mohammedanischen Herrscher von Bengalen (seit 1610) eine der volkreichsten Städte Indiens, zählte 1800 noch 200,000 Seelen, sank dann nach Vernichtung der berühmten Musselinindustrie schnell, hatte aber 1901 wieder 90,679 Einw. (darunter fast die Hälfte Mohammedaner). Ein großer Teil der ehemals weit ausgedehnten Stadt ist verfallen und von Dschangeldickicht überwachsen; imposante Ruinen sind noch immer der Palast Lalbagh und die schöne Katra-Moschee.

D'accord (franz., spr. dakór), übereinstimmend.

Dach (in der Geologie), s. Hangendes; im Bergbau s. Firste.

Dach, derjenige Teil eines Gebäudes, welcher dessen Inneres gegen Regen, Schnee und Sonne schützen soll. Zu diesem Zweck, namentlich zur Ableitung des Schnee- und Regenwassers, muß die Dachfläche mehr oder minder geneigt sein. Neigungsgrad und Form des Daches sind abhängig von den klimatischen Ein-

flüssen, der Art der Deckung, dem ökonomischen Wert und den ästhetischen Anforderungen. In der Regel hat das D. zwei Hauptbestandteile: ein inneres konstruktives Gerüst, den Dachstuhl (s. d.), und die das D. im engern Sinn bildende, der Hauptsache nach aus der Dachdeckung (s. d.) bestehende Dachhaut nebst Zubehör. In Bezug auf seine äußere Gestaltung besteht ein D. aus Dachfläche, First, d. h. dem obern wagerechten Zusammenschnitte der Dachflächen, Traufe, d. h. dem untern, wagerechten Rande der Dachfläche, längs dessen in der Regel die Dachrinne liegt, Grat, d. h. dem aufsteigenden Zusammenschnitt zweier Dachflächen an einer Ecke, und Kehle, d. h. dem aufsteigenden Zusammenschnitt in einem Winkel. Firstkämme, Dachspitzen, Windfahnen, Gauben, Dacherker, Dachreiter, Schornsteine und dergleichen Beiwerk treten je nach Art, Stil und Reichtum des Daches hinzu. Die Feststellung des Daches über dem Gebäudegrundriß, also die Anordnung der Lage der eben aufgeführten Dachbestandteile oder die Darstellung des Daches in seinen einzelnen Projektionen, heißt die Dachausmittelung. Nach dem Neigungsgrad unterscheidet man: das Winkeldach, bei dem die Höhe c g (Fig. 1) gleich der halben Tiefe (a c), der Firstwinkel a g b also ein rechter ist; das Drittel-, Viertel-, ... Zwölftel-2c. D., jenachdem die Höhe gleich dem dritten, vierten, ... zwölften 2c. Teile der Tiefe ist (a f b, a e b, ... a d b 2c.). Wird die Höhe gleich der Tiefe oder größer als sie, so nennt man das D. wohl auch ein steiles, altdeutsches oder gotisches, ebenso wie man Drittel- und flachere Dächer als griechische, italienische oder allgemein als flache Dächer bezeichnet. Ganz flache, begehbare Dächer heißen Altandächer oder Plattformen. Nach dem Material der Dachdeckung unterscheidet man Steindächer (Ziegel-, Schieferdächer 2c.), Metalldächer (Eisen-, Kupfer-, Blei-, Zinkdächer 2c.), Papp-, Schindel-, Stroh-, Glas-, Holzzementdächer 2c. (vgl. Dachdeckung). Nach der Form des Daches unterscheidet man folgende Arten: Das Sattel- od. Giebeldach (Fig. 2) hat zwei Dachflächen, einen First und zwei Traufen. Die offen bleibenden Seiten werden durch senkrechte, zu den Fronten gehörige Giebeldreiecke geschlossen. Durchdringen sich zwei Satteldächer unter einem rechten Winkel, so entsteht das Kreuzdach (Fig. 7). Ein halbes Satteldach, d. h. ein D. mit nur einer Dachfläche, einem First und einer Traufe, nennt man ein Pultdach (Fig. 5), ein D. mit vier Dachflächen, vier in gleicher Höhe liegenden Traufen und nur einem First ein Walmdach (Fig. 3). Die dreieckigen Dachflächen sind die Walme. Liegen die Traufen der Walme höher als die der beiden andern Dachflächen, so entsteht das Krüppelwalmdach (Fig. 4). Ein aus vier und mehr gleichen Walmen gebildetes D. heißt ein Zeltdach (Fig. 6). Auf Türmen gestaltet sich dasselbe zur aufstrebenden schlanken Pyramide (Turmhelm). Das Kegeldach (Fig. 10) ist als Zelt- oder Pyramidendach über einem Polygon von unendlich viel Seiten, d. h. über einem kreisförmigen Grundriß, aufzufassen; seine Dachfläche ist also ein Kegelmantel. Das gebrochene oder Mansardendach (Fig. 8), so genannt nach seinem Erfinder François Mansard, besteht aus einem steilen untern und einem flachen obern Walmdachteil, kam zuerst in Paris in Aufnahme, wo man durch seine Anwendung eine die Gebäudehöhe beschränkende Verordnung umging, indem man ein oberstes Geschoß im D. gewann, und fand später auch in andern Ländern ziemlich allgemeine Verbreitung. Eine dem Mansardendach ähnliche Dachform entsteht dadurch,

Fig. 1.

Fig. 2. Sattel- (Giebel-) Dach. 3. Walmdach. 5. Pultdach.

4. Krüppelwalmdach. 6. Zeltdach. 8. Mansardendach.

7. Kreuzdach. 9. Zwiebelkuppel. 10. Kegeldach. 11. Welsche Haube.

daß zwischen den beiden Walmdachteilen noch ein senkrechtes Stück eingeschoben wird, das dann meist zur Anbringung von Lüftungsjalousien ausgenutzt wird. Die gleiche Anordnung bei Satteldächern ergibt das sogen. Basilikadach. Dächer mit gekrümmten Flächen sind: das Tonnendach über rechteckiger, das Kuppeldach über kreisförmiger oder regelmäßig vieleckiger Grundfläche, die Zwiebelkuppel (Fig. 9) und die welsche Haube (Fig. 11); letztere beiden bestehen aus ein- und ausgeschweiften, in einer Spitze

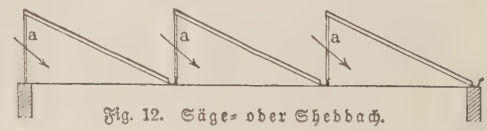


Fig. 12. Säge- oder Shedbach.

zusammenlaufenden Dachflächen. Legt man mehrere Dächer gleicher Art der Länge nach nebeneinander (z. B. bei Hallenkirchen), so entstehen Paralleldächer. Haben diese Pultdachform, so nennt man sie Säge- oder Sheddächer (Fig. 12), bei ihnen bilden die Stütz- oder Rückwände a, die häufig auch um 60—70° geneigt werden, Lichtflächen. Man wendet sie gern bei ausgedehnten Arbeits- und Fabrikräumen an, auch bei Markthallen, Ausstellungsbauten und ähnlichen Anlagen, bei denen es darauf

ankommt, eine weite bebaute Fläche gleichmäßig und gut zu beleuchten. Nebendächer, deren Firstrichtung senkrecht zu der des Hauptdaches steht, wie z. B. bei Kreuzkirchen, nennt man Querdächer. Von Dächern, bei denen Dachstuhl und Deckung eins sind, sind Steinplattendächer, Gewölbedächer, Holzzementdächer, massive Turmhelme und sogen. bombierte, d. h. aus gebogenem Eisenwellblech (Trägerwellblech) hergestellte, bei entsprechender Verankerung bis zu 50 m Spannweite freitragende Dächer zu nennen. Überhängende Dächer entstehen, wenn die Sparren oder ihre Aufschieblinge (s. Dachstuhl) frei über die Front vorgeschoben werden.

Geschichtliches. Ursprünglich bestanden die menschlichen Wohnungen, wie noch heute bei manchen Naturvölkern, lediglich aus einem D., das unmittelbar auf dem Boden stand und aus Erde, Flechtwerk u. dgl., in kalten Gegenden auch aus Schnee hergestellt war (der Wohnraum war dabei häufig in die Erde vertieft; vgl. Bauernhaus). Als sich dann die Hütten in Bauwerke verwandelten, die von Wänden, später Mauern umschlossen waren, entstand das auf ihnen ruhende eigentliche D. Dieses nahm, je nach Klima, nach den vorhandenen Baustoffen ꝛc. verschiedene Formen an. Die Dächer der südlichen Kulturvölker waren und blieben flach und wurden verhältnismäßig bald aus Steinplatten mit Steinauskragungen oder aus Gewölben gebildet, man pflasterte sie ab oder bedeckte sie mit einer Erdschicht, um sie zum Aufenthalt im Freien zu benutzen und den Innenraum kühl zu halten. Dann bildete sich das mit einem Dachstuhl und einer Deckung versehene D. heraus, wie wir es z. B. bei den alten Griechen finden. Die griechischen Wohnhäuser hatten vielfach flach geneigte, dabei stark vor die Mauerfläche vorspringende, »überhängende« Dächer, was wegen Verfinsterung der engen Straßen von Aristides, Themistokles und dem Areopag eingeschränkt wurde. Reiche Leute, Große und Fürsten bildeten ihre flachen Dächer zu stattlichen, mit Pergolen (s. Pergola) besetzten, mit Zeltdächern überspannten und mit Statuen ꝛc. geschmückten Altanen aus. Auch Gärten, Fischbehälter, Bäder ꝛc. wurden dort oben angelegt. Die »hängenden Gärten« der Semiramis sind wohl derartige Anlagen gewesen. Die griechischen Tempel hatten in der Regel Satteldächer mit hölzernem Dachstuhl und einer Krempziegeldeckung. An den Stirnseiten bildeten sich die Giebel mit ihren skulpturengeschmückten Frontispizen (s. d.), die Hauptzierde der Tempel. Das D. der römischen Wohnhäuser und Tempel ist dem der Griechen ganz ähnlich, in späterer Zeit verwischte sich hier auch der Unterschied zwischen dem Tempeldach und dem D. des Profanbaues. Bei den nordischen Völkern herrschte von Anfang an das steile D. vor. Es bestand ursprünglich aus Stangen und Flechtwerk von Baumzweigen, wozu dann Deckung mit Binsen, Schilfrohr, Stroh ꝛc. trat. Früh bildeten sich Holzdachstühle aus, die zunächst mit ähnlichem Material, dann mit Schindeln, Ziegeln ꝛc. eingedeckt wurden und im Mittelalter Meisterwerke einer hochentwickelten Zimmermannskunst darstellten. In der Neuzeit spielen zur Überdeckung großer Räume die Eisendächer eine bedeutende Rolle.

Dach, Simon, deutscher Liederdichter, geb. 29. Juli 1605 in Memel, gest. 15. April 1659 in Königsberg, besuchte die Schulen zu Memel, Königsberg, Wittenberg und Magdeburg, studierte in Königsberg Theologie und Philologie, wurde daselbst 1633 an der Domschule angestellt und 1639 zum Professor der Dichtkunst an der Universität ernannt; doch hatte der kränkliche Mann zeitlebens mit Not und Entbehrung zu kämpfen. Kurz vor seinem Tode (1658) ward ihm von dem Großen Kurfürsten, den D. liebend bewunderte und in Gedichten feierte, ein kleines Landgut geschenkt. Sein enges Dasein wurde durch innige Freundschaft mit den Königsberger Dichtern, Musikern und Kunstfreunden (H. Albert, R. Roberthin, M. Adersbach u. a.) erhöht. Innige Religiosität, Liebe, Freundschaft, Freude an der Natur und an ästhetisch geschmückter Geselligkeit kamen in Dachs stimmungsvollen und formvollendeten Versen, die nur oberflächlich von dem prunkvollen Stil der Zeit beeinflußt sind, zum Ausdruck. Sein bekanntes »Anke von Tharau« (ein niederdeutsches Gedicht, zur Hochzeit seines Freundes, des Pfarrers Portatius, mit Anna Neander in des Bräutigams Namen verfaßt) ward zum Volkslied; das »Lob der Freundschaft« klingt wie aus einem bessern Jahrhundert, und seine geistlichen Lieder: »Sei getrost, o meine Seele«, »Ich bin ja, Herr, in deiner Macht« u. a., stehen in jener Zeit nur den Gerhardtschen nach. Aber bei D. überwiegen die düstern Schicksalsgefühle; kräftige Willensgefühle wie bei seinem Zeitgenossen Fleming kommen in seiner gedrückten Seele nicht zu freier Entfaltung. Seine Gedichte wurden mit wertvoller Einleitung herausgegeben von Österley (Stuttg., Literar. Verein, 1877; Auswahl, Leipz. 1876, und in Kürschners »Deutscher Nationalliteratur«, Bd. 30). Vgl. Gebauer, Simon D. und seine Freunde als Kirchenliederdichter (Tübing. 1828); E. Friedrich, Simon D. (Dresd. 1862); Salkowski, Simon D. (Memel 1873); Stiehler, Simon D. (Königsb. 1896).

Dacha, s. Haschisch.

Dachá, in Sibirien ein aus Ziegen-, Renntier-, Hundefellen u. a. gemachter Pelz, dessen Haare nach auswärts stehen; wird als Reisepelz über den gewöhnlichen Pelz gezogen.

Dachalieh, s. Dakalieh.

Dachau, Flecken und Bezirksamtshauptort im bayr. Regbez. Oberbayern, auf einer Anhöhe an der Amper und an der Staatsbahnlinie München–Ingolstadt–Hof, 505 m ü. M., hat 2 kath. Kirchen, ein hochgelegenes Schloß, ein Denkmal des Kurfürsten Karl Theodor, Waisenhaus, Rettungsanstalt, Amtsgericht, Papier- und Malzfabrikation, Bierbrauerei, Getreide- und Holzhandel und (1900) 5055 fast nur kath. Einwohner. Das Dachauer Moos, die hier am rechten Amperufer liegende sumpfige Ebene, ist größtenteils in Wiesen umgewandelt. — D. war im Mittelalter der Stammsitz eigner Grafen aus dem Hause Scheyern, die 1182 ausstarben, worauf es durch Kauf an das Haus Wittelsbach kam. Im Dreißigjährigen Krieg eroberten es die Schweden 1633 und später (1648) die Kaiserlichen nach einem nicht unbedeutenden Gefecht (6. Okt.) daselbst.

Dachauer Banken (Sandbanken), Schwindelanstalten, die 1871 und 1872 in München bestanden und gegen sehr hohe Zinsen Depositengelder auf kurze Kündigung annahmen, indem sie darauf rechneten, aus immer weiter folgenden neuen Einlagen Verzinsung und etwaige Kapitalrückzahlungen bestreiten zu können. Die Sucht, hohe Zinsen zu erlangen, hatte die Zurückziehung von Geldern aus den öffentlichen Sparkassen, Kündigung von Hypothekendarlehen, Aufnahme von Hypothekengeldern und damit eine allgemeine Kalamität zur Folge, welche die Regierung in amtlichen Erlassen beklagte. Die bekannteste der Anstalten (ursprünglich in der Dachauer Straße in

München befindlich, daher der Name) war die der ehemaligen Schauspielerin Adele Spitzeder (gest. 1895), die am 20. Juli 1873 wegen betrügerischen Bankrotts zu 3 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Die Einlagen bei der Spitzeder berechneten sich auf ungefähr 8½ Mill. Gulden von ca. 30,000 Gläubigern. Vgl. Gugl, Die D. B. (Münch. 1872).

Dachausmittelung, s. Dach, S. 404.

Dachbau, soviel wie Rückenbau, s. Bewässerung,

Dachbinder, s. Dachstuhl, S. 409. [S. 795.

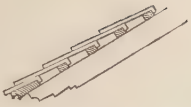
Dachblech, s. Eisenblech.

Dachdecker, jeder Handwerker oder Arbeiter, der das Deckmaterial auf die Dächer bringt und dort befestigt, im engern Sinn der Handwerker, der die Eindeckung von Dächern mit Ziegeln oder Schiefer ausführt. Ziegeldächer werden teils von Maurern, teils von besondern Ziegeldeckern eingedeckt. Schieferdächer werden in der Regel vom Schieferdecker, Kupferdächer vom Kupferschmied, Zink-, Blech- und Bleidächer vom Klempner eingedeckt. Strohdächer decken entweder die Landleute selbst oder Tagelöhner, die sich ausschließlich damit beschäftigen; Bretter- oder Schindeldächer schlagen die Zimmerleute auf.

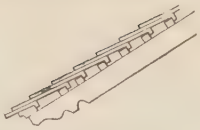
Dachdeckung (hierzu Tafel »Dachdeckung«), der auf dem Dachstuhl (s. d.) ruhende, zum Schutz des Gebäudes bestimmte Teil des Daches. Sie besteht aus dem Deckmaterial und einer zu dessen Unterstützung und Befestigung dienenden Unterlage. Die harte Deckung wird mit Schiefer oder andern natürlichen Steinen, mit Ziegeln oder andern künstlichen Steinen, auch mit Glas oder Metall, insbes. mit Zink, verzinktem Eisenblech, Kupfer oder Blei, die weiche Deckung mit Holz, Stroh, Rohr, Pappe, Asphalt oder Holzzement bewirkt. Das Ziegeldach erhält eine Neigung von mindestens 33°; besser macht man es steiler. Nach der Form der Dachziegel sind Flachziegel-, Hohlziegel- und Falzziegeldächer zu unterscheiden. Die Flachziegel- (oder Biberschwanz-) Dächer sind je nach der Art ihrer Eindeckung: Spließdächer, mit 20 cm Lattungsweite, bei denen jede Latte eine einfache Dachsteinreihe trägt und unter die Stoßfugen der Ziegel, die sich nicht überdecken, Spließe gelegt werden (Fig. 1); Doppeldächer (Lattungsweite 14 cm, die Dachsteine überdecken sich um etwa zwei Drittel ihrer Länge und bedürfen keiner Spließe, Fig. 2); Kronen- oder Ritterdächer (25 cm Lattungsweite, jede Latte trägt eine doppelte Ziegelreihe, Spließe sind auch nicht erforderlich, Fig. 3). In Fig. 4 u. 5 ist die Bildung des Firstes und einer Metallkehle beim Biberschwanzdach dargestellt. Zu den Hohlziegeldächern gehören: das eigentliche Hohlziegeldach (Priependach), dessen Steine Mönche und Nonnen heißen und sich nach Fig. 6 überdecken; das Pfannendach (Fig. 7); das Krempziegeldach (Fig. 8). Von Falzziegeldächern gibt es die verschiedensten Sorten, bei denen allen die Falzziegel mit Falzen und Leisten an den Rändern genau ineinander passen, so daß sich ohne Mörtelverstrich einigermaßen dichte Dächer ergeben (Fig. 9). Ziegeldächer sind im allgemeinen billig, dauerhaft, feuersicher; ihre Schwere erfordert aber starke Dachstühle. — Bei Schieferdächern schwankt die Neigung je nach der Art der Deckung. Es gibt zwei Deckarten. Die englische, für Dächer mit Neigung von 27° an, benutzt auf Schalung oder Lattung durchschnittlich 50:25 cm große Schieferplatten in der Regel nach Art des Ziegeldoppeldaches (Fig. 10) oder auch in schräger Richtung (Fig. 11) oder sogen. Schablonenschiefer (Fig. 12). Die deutsche Deckung, für steilere Dächer von 45° an, wird auf Schalung mit kleinern Schieferstücken nach Fig. 13 bewirkt. Die Schiefer werden genagelt; bei Eisenpfetten eiserner Dachstühle werden die Nägel durch Umbiegen befestigt (Fig. 14). Die Schieferdächer sind vergleichsweise leicht und dicht, haben ein gefälliges Äußere; ihre Steine klappern aber leicht bei Sturm und springen bei starker Hitze eines Brandes. — Die Metalldächer erhalten Neigungen von 5—12° und erfordern, wenn sie mit glatten Metallblechen gedeckt werden, eine Verschalung, während sie bei Anwendung von gewellten oder gerippten Metallblechen auch allein durch Latten oder Pfetten unterstützt werden können. Das minderwertigste, zurzeit aber wohl verbreitetste Metalldach ist das Zinkdach aus glattem oder Wellblech. Die Eindeckung mit Zinkblech erfolgt in verschiedener Weise. Beim Falzdach werden die rechtwinkeligen Bleche mittels Falze verbunden. Beim Leistendach werden sie in der Fallrichtung an den Seiten aufgekantet und über zwischengelegten Holzleisten durch Blechstreifen (Kappen), die durch Zink- oder Eisenhafter gehalten werden, verbunden (Fig. 15). Bei der Rautendeckung für steilere Dächer, Mansarden ꝛc. werden quadratische Bleche an allen vier Seiten durch einfache wulstförmige Falze verbunden. Die Zinkwellbleche erfordern bei einer Überdeckung von etwa 10 cm eine Unterstützung nur in der Mitte und an den Enden durch hölzerne oder eiserne Latten, an denen sie mit Zinkhaften befestigt werden. Statt der Zinkbleche kommen auch verzinkte Eisenbleche zur Verwendung, die kleinere oder größere Platten bilden und an den Seitenkanten mit sich überdeckenden Wulsten versehen werden. Ebenso treten an Stelle der Zinkwellbleche in neuerer Zeit der noch größern Tragfähigkeit wegen verzinkte Eisenwellbleche, die auf hölzerne oder eiserne Pfetten gelegt und mit denselben vernietet oder verschraubt werden. Hierher gehört die in Fig. 16a—d dargestellte D. mit dem sogen. Blechschiefer. Über bombierte Dächer s. Dach, S. 405. Die Kupfer- und Bleidächer werden ganz ähnlich hergestellt wie die Zinkdächer. Sie sind, namentlich das Kupferdach, viel haltbarer und schöner, aber auch teurer als jene. Zur Erhellung des Dachraumes werden, wenn nicht besondere Dachfenster angeordnet werden, Glasziegel verwendet, die den gebrannten Ziegeln ähnlich geformt sind und in gewöhnlicher Weise zwischen letztere eingedeckt werden. Größere Lichtflächen in Dächern werden als Oberlichte (s. d.) hergestellt.

Die zur weichen Deckung gehörigen Holzdächer bestehen entweder aus Schindeln von Tannen-, Fichten- oder Eichenholz, die auf Lattung, oder aus gespundeten oder verleisteten Brettern, die auf die Dachpfetten genagelt werden. Die Stroh- und Rohrdächer erhalten eine Neigung von über 50° und werden aus Bündeln (Schauben) von Stroh, bez. Rohr hergestellt, die man in doppelten Lagen von 30 bis 40 cm Dicke mittels Strohbänder auf Dachlatten befestigt (Fig. 17). Die schönen und namentlich für landwirtschaftliche Zwecke praktischen Strohdächer sind jetzt leider vielfach ihrer Feuergefährlichkeit wegen polizeilich verboten. Die Strohlehm- oder Streichschindeln sind aus Querstöcken, Stroh und Lehm bereitete Tafeln von 7—10 cm Dicke, die im Verband mittels Bindeweiden auf Latten befestigt (Fig. 18) und in den Fugen mit Lehm verstrichen werden. Die Deckung mit Dach- oder Steinpappe oder Dachfilz erfordert eine Dachneigung von 10—15° und bedarf einer Schalung, worauf die Pappe in Rollen mit Überdeckung aufgezogen und an den Fugen mit

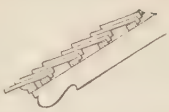
Dachdeckung.



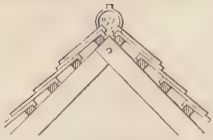
1. Spließdach.



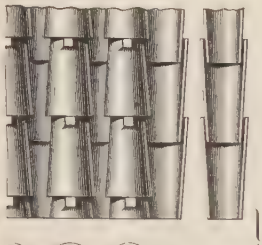
2. Doppeldach.



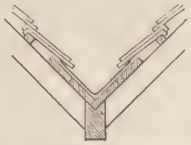
3. Kronen- oder Ritterdach.



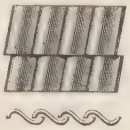
4. Dachfirst.



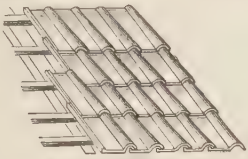
6. Hohlziegeldach.
a Mönch, b Nonne.



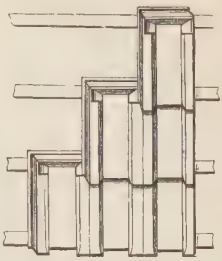
5. Dachkehlung.



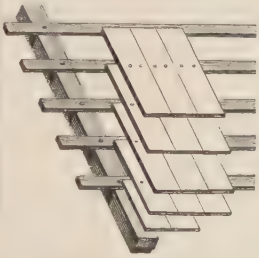
7. Pfannendach.



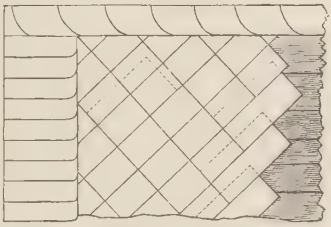
8. Krempziegeldach.



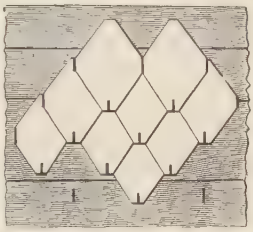
9. Falzziegeldach.



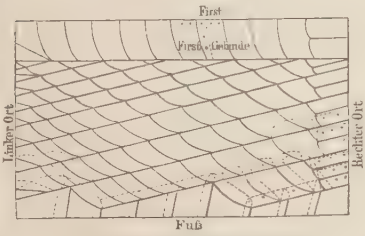
10. Englische (gerade) Schieferdeckung.



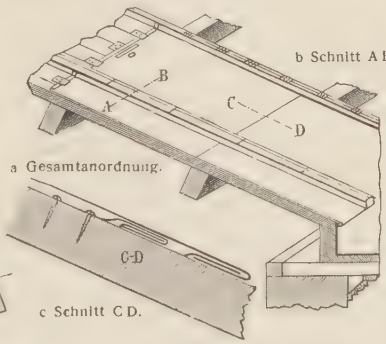
11. Englische (schräge) Schieferdeckung.



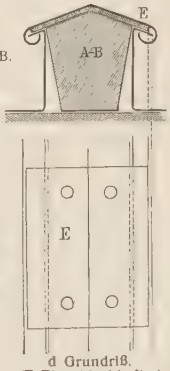
12. Schablonenschieferdeckung.



13. Deutsche Schieferdeckung.



15 (a bis d). Zink-Leistendach.



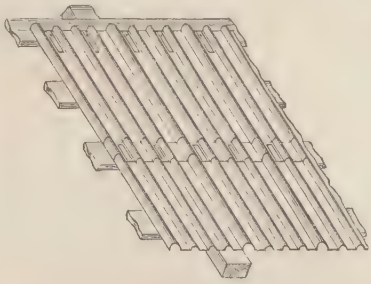
d Grundriß.
(E Eisenblechhafter).

d Stück der Firsteindeckung. c Befestigung der Blechschiefer.

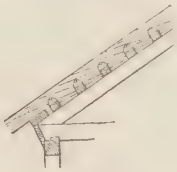
14. Schieferdeckung auf Winkeleisen.

19. Dornsches Dach.

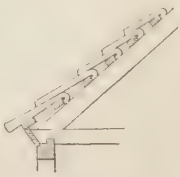
a Einzelner Blechschiefer.



b Zusammenfügung der Blechschiefer.
16 (a bis d). Blechschieferdeckung.

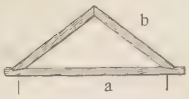


17. Strohdach.



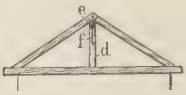
18. Dach mit Streichschindeln.

Dachstühle.



1. Einfacher Sparrendachstuhl.

2. Kehlbalkenstuhl.

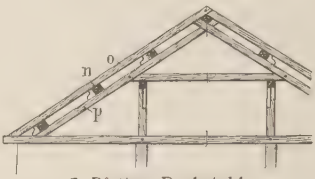


3. Einfacher stehender (Rähm-) Stuhl.

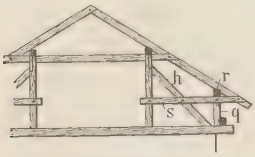
4. Doppelter stehender (Kehlbalken-) Stuhl.

5. Doppelter stehender (Zangen-) Stuhl.

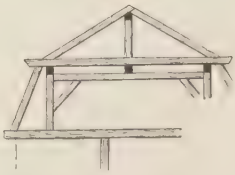
6. Liegender Stuhl.



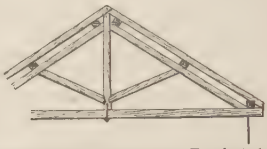
7. Pfetten-Dachstuhl.



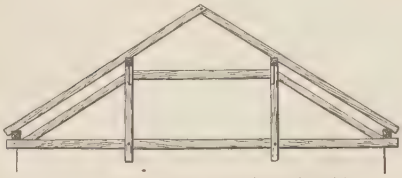
8. Doppelter stehender (Zangen-) Stuhl mit Drempel.



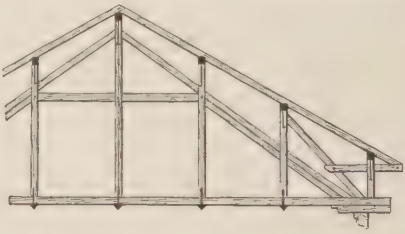
9. Mansardendachstuhl.



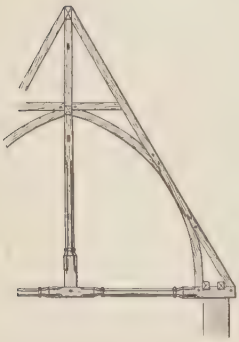
10. Einfacher hängender Dachstuhl.



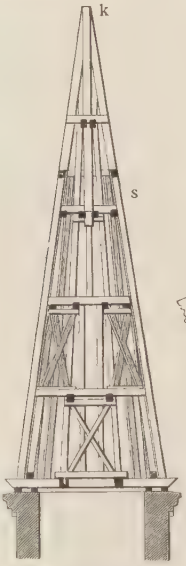
11. Doppelter Hängewerksdachstuhl.

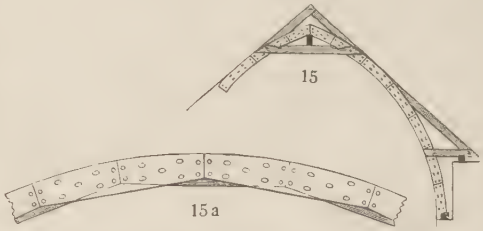


12. Dachstuhl mit mehrfachem (vereinigtem einfachem und doppeltem) Hängewerk.

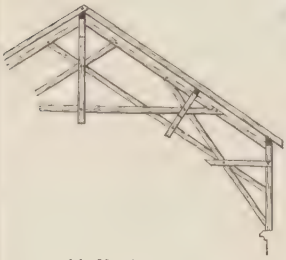


13. Hängewerksdachstuhl mit Krummstreben.

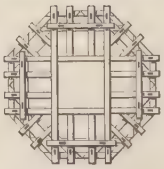




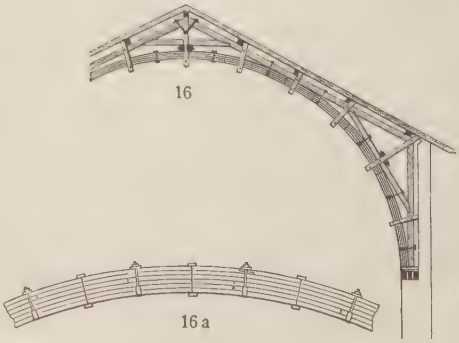
15 u. 15a. Bohlendachstuhl (nach de l'Orme).



14. Knotensystem.



17. Turmdach. (Mollersche Konstruktion.)



16 u. 16a. Bohlendachstuhl (nach Emy).

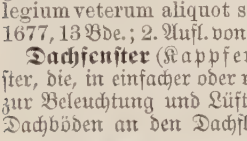
Teer und Steinkohlenpech gedichtet wird. Nach der Deckung bestreicht man das Dach mit einer Mischung aus Teer und gelöschtem Kalkpulver und bestreut die ganze Fläche mit scharfem, gesiebtem Flußsand oder mit Steinkohlenasche, was alle 2 Jahre wiederholt werden muß. Zu den Estrichdächern, welche die aus einzelnen Stücken zusammengesetzte D. durch eine über die ganze Dachfläche ausgebreitete Masse ersetzen, gehören: die Asphaltbedachung, das nach seinem Erfinder genannte Dornsche Dach (Fig. 19), die Lehm-, Holzkohlen- und Steinkohlenaschen-Mastixdächer und das in neuerer Zeit sich verbreitende Holzzementdach. Über dieses s. Holzzement.

Dachel, s. Luppe.

Dachel (el Wâhed Dâchile, »die innere Oase«), zur ägypt. Provinz (Mudirieh) Siut gehörige Oase der Libyschen Wüste, unter 25° 41′ nördl. Br. und 29°—29° 35′ östl. L., drei Tagereisen westlich von Chargeh, hat zahlreiche Quellen und Brunnen (in den letzten 30 Jahren wurden über 50 angelegt), darunter mehrere stark eisen- und schwefelhaltige warme (bis 36°), und 15 Ortschaften mit (1897) 17,090 Einw., ausschließlich Fellahs (s. Tafel »Afrikanische Völker I«, Fig. 5). Die Sommerhitze ist sehr groß, während der Regenzeit wechselt die Temperatur, und im Mai und Juni weht aus SW. der heftige Chamsin. D. ist sehr reich an Dattel- und Ölbäumen, erzeugt Weizen, Gerste, Reis, Durra (doch nicht genügend für den Bedarf), Aprikosen- und andre Fruchtbäume und viele Nutzpflanzen, die ein Kulturland von 500—1000 qkm bedecken. Esel, Schafe und Ziegen sind reichlich vorhanden, seltener Pferde und Rinder ägyptischer Rasse. Sitz des Gouverneurs ist Kalamun mit 1704 Einw., größter Ort ist El Kasr (Medinet el Kasr el D.), an der Hauptquelle, 110 m ü. M., mit 4 Moscheen, einem Kloster der Senussi, 30—40 heißen Quellen (36°) und 2288 (mit der Umgebung 3758) Einw. Dabei ein altägyptischer Tempel, Der el Hegar (»Kloster der Steine«). Raschida, mit großem Palmenhain, hat 1191 Einw.

D'Achery (spr. daschʼri, Dacherius), Jean Luc, gelehrter Mauriner, geb. 1609 zu St.-Quentin in der Picardie, gest. 29. April 1685 als Bibliothekar der Maurinerabtei St.-Germain-des-Prés, verfaßte das große Sammelwerk mittelalterlicher Schriften »Spicilegium veterum aliquot scriptorum« (Par. 1655—1677, 13 Bde.; 2. Aufl. von de la Barre, 1724, 3 Bde.).

Dachfenster (Kappfenster, Dachluken), Fenster, die, in einfacher oder reicherer Weise verzimmert, zur Beleuchtung und Lüftung von Dachstuben oder Dachböden an den Dachflächen angebracht werden.



Fledermausfenster.

D. mit kreisrunder oder ovaler Vorderflächenennt man Ochsenaugen (œils de bœuf). Sie gehören dem Barockstil an und werden meist aus Metallblechen auf hölzernem Gerippe hergestellt. Dem Ziegeldach eigentümlich, weil ohne Unzuträglichkeiten mit Ziegeln einzudecken, sind pultdachförmig abgedeckte D. und die sogen. Fledermäuse (s. Abbildung). Für Bodenräume genügen oft Glasziegel (s. Dachdeckung) oder in den Dachflächen angebrachte (liegende) kleine Oberlichtfenster, sogen. Dachklappen, von Gußeisen, Zinkblech oder verzinktem Eisenblech. Kleine, halbkreisförmige, aus gebrannten Tonzellen od. Metall gebildete, in die Dachflächen eingesetzte Fensterchen heißen Kappfenster oder Dachluken.

Dachfilz, ein der Dachpappe ähnliches Material zur Eindeckung flacher Dächer, das in Rollen von etwa 23 m Länge und 0,8 m Breite in den Handel kommt und in der Regel in wagerechten, sich etwas überdeckenden Bahnen eingedeckt wird. Vgl. Dachdeckung.

Dachfläche, geologisch, s. Schichtung.

Dachgesims, s. Gesims.

Dachgosse, s. Dachrinne.

Dachhaube, kleines Dach zentraler Bildung über quadratischem, kreisförmigem, polygonalem oder dergleichem Grundriß: Zeltdächer, Kegeldächer, Zwiebelkuppeln, welsche Hauben (s. Dach, S. 404).

Dachhausen, s. Ernte.

Dachkamm, Bekrönung des Dachfirstes (s. Dach, S. 404).

Dachklappen, s. Dachfenster.

Dachlauch, s. Sempervivum.

Dachleiter, s. Feuerleitern.

Dachpappe (Stein-, Teerpappe), aus Wollhadern erzeugte zähe, filzige, mit Teer getränkte Pappe, die zum Dachdecken, zum Bekleiden von Mauerwerk ꝛc. als Schutz gegen Feuchtigkeit benutzt und oft zur Vermehrung der Haltbarkeit mit Sand bedeckt wird. Das Tränken mit Teer findet entweder mit der fertigen Pappe statt, die man mittels Walzen durch heißen Teer zieht, seltener durch Vermischen des Papierzeuges mit Teer und Verarbeiten auf einer Papierzylindermaschine. Asphaltdachfilz ist ein ähnliches Fabrikat aus komprimierter Watte, die aus Abfällen von Flachsspinnereien hergestellt wird. D. soll schon 1785 von Faxa in Schweden zur Bekleidung von Schiffen benutzt worden sein. Über die Herstellung der Dachpappendächer s. Dachdeckung. Vgl. Luhmann, Die Fabrikation der D. (2. Aufl., Wien 1902); Maas, Der Asphaltdachfilz (4. Aufl., Berl. 1894); Hoppe u. Röhming, Das doppellagige Asphaltpappdach (Halle 1889).

Dachpfannen, s. Mauersteine.

Dachpix, dickflüssiges Gemisch aus Magnesiumsilikat, Metalloxyden, fetten Ölen und eigens behandeltem Teer, dient zum Anstrich von Metalldächern und zur Herstellung von Papp- und Holzzementdächern.

Dachrähme, s. Dachstuhl.

Dachrecht, soviel wie Traufrecht.

Dachreiter, aus dem Dachfirst hervortretender kleiner Turm zur Verschönerung und Bereicherung der Umrißlinie des Gebäudes, auch zum Anbringen einer Uhr, einer kleinen Glocke ꝛc. Die D. gehören insbes. den mittelalterlichen Bauweisen an und finden sich namentlich auf der Firstkreuzung über der Vierung gotischer Kirchen.

Dachrinne, eine am untern Rande der Dachfläche, der Dachtraufe, angebrachte, zur Aufnahme und Ableitung des Wassers bestimmte Rinne aus Stein, Holz oder Metall oder aus einer Vereinigung zweier dieser Stoffe. Die steinernen, der antiken und mittelalterlichen Bauweise angehörigen Dachrinnen werden mit flacher Vertiefung und sehr geringem Längsgefälle in die oberste Dachgesimsschicht eingearbeitet und haben oft Metall- (meist Blei-) Auskleidung (Fig. 1, S. 408). Reine Holzrinnen kommen nur bei ganz untergeordneten Baulichkeiten vor. Metallrinnen (aus Zink, Kupfer, verzinktem Eisenblech) werden entweder der Traufe frei auf Rinneisen vorgehängt (Fig. 2) oder auf die Traufe aufgelegt (Fig. 3), oder als »Kastenrinnen« auf das Dachgesims gelegt (Fig. 4). Immer ist die Rinne so anzulegen, daß das von ihr aufgefangene Wasser nicht unter die Dachfläche und in den Dachraum tritt. Wird eine Metallkastenrinne nicht auf eiserne Halter (Rinn-

eisen), sondern in einen Holzkasten gelegt, so heißt sie eine eingebettete D. Die Kastenrinnen werden unter Umständen auch im Dachinnern, hinter dem Drempelrähm, angeordnet (nach ihrem Erfinder Knoblauchsche Rinne). Die Ableitung des Wassers aus der Rinne geschieht durch (steinerne oder metallene) Wasserspeier (s. d.) oder durch Abfallrohre

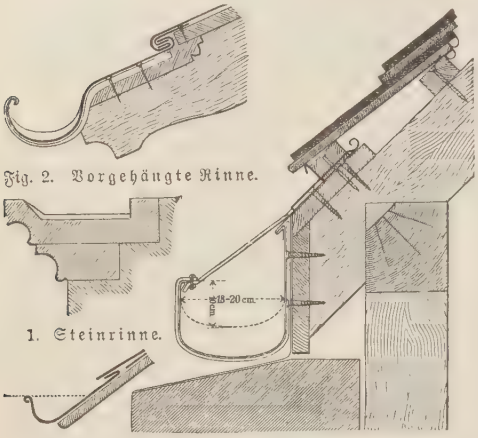


Fig. 2. Vorgehängte Rinne.

1. Steinrinne. 3. Aufgelegte Rinne. 4. Kastenrinne.

(Dachrohre, Dachschläuche, Dachgossen), d. h. am Gebäude senkrecht herunterlaufende und durch eiserne Bänder (Schlaucheisen, Rohrschellen) an der Mauer befestigte oder auch in die Mauer gelegte Rohre aus Metall, selten Stein. Vgl. O. Schmidt, Anfertigung der Dachrinnen in Werkzeichnungen [(Weim. 1893).

Dachrohr, s. Dachrinne.

Dachs (Meles *Storr.*), Raubtiergattung aus der Familie der Marder, mit der einzigen Art M. Taxus *Pall.* (gemeiner Dachs, Grimbart, Gräwink, s. Tafel »Raubtiere II«, Fig. 3). Dies Tier ist 75 cm lang, mit 18 cm langem Schwanz, kaum 30 cm hoch und bis 20 kg schwer, mit gedrungenem Leib, dickem Hals, langem Kopf, stark zugespitzter Schnauze, kleinen Augen und Ohren, starken Krallen an den Vorderfüßen und einer am After liegenden Drüsentasche. Der Pelz ist lang- und steifhaarig, am Rücken weißgrau und schwarz gemischt, an den Seiten rötlich, an den Füßen und der Unterseite schwarzbraun; der Kopf ist weiß mit zwei matten, schwarzen Streifen. Das Weibchen (Fehe) ist kleiner und heller gefärbt. Der D. findet sich in Europa bis zum 60. Breitengrad, in Mittel- und Nordasien bis zur Lena. An einsamen Orten auf der Sonnenseite bewaldeter Hügel in Vorhölzern, selbst an unbewaldeten Gehängen legt er einen unterirdischen Bau an mit 4—8 sehr langen Röhren, von denen nur eine oder zwei von ihm befahren werden, die übrigen teils Flucht-, teils Luftröhren sind. 1,25—1,5 m unter der Erdoberfläche liegt der »Kessel«, zu dem mehrere Röhren führen, und der dem Tier und seinen Jungen zur Ruhestätte dient (s. Tafel »Tierwohnungen I«, Fig. 7). Der Dachsbau zeichnet sich durch große Sauberkeit aus. Bisweilen bewohnt der D. einen und denselben Bau mit dem Fuchs. Daß dieser ihn durch Absetzen seiner Losung vertreibe, ist eine Jägerfabel. Der D. ist mißtrauisch, einsiedlerisch, mürrisch, zur Nachtzeit sucht er Wurzeln, Obst, Beeren, Trüffeln, Rüben, Schnecken, Engerlinge, Regenwürmer; doch frißt er auch Vogeleier und junge Vögel, junge Hasen, Maulwürfe, Mäuse, Ottern und andre Reptilien, scharrt Hummel- und Wespennester aus und vernichtet in Weinbergen Trauben. Höchst selten raubt er junge Enten und Gänse, im Notfall nimmt er Aas. Im ganzen frißt er nicht viel und trägt auch nicht viel in den Bau. Am Tage sonnt er sich vor diesem und macht wohl auch kleine Ausflüge; sein Gang ist sehr langsam und schwerfällig (s. Tafel »Fährten und Spuren«, Fig. 5). Bei eintretender Kälte begibt er sich in seinen Bau und liegt hier zusammengerollt mit dem Kopf zwischen den Vorderbeinen. Der Winterschlaf wird häufig unterbochen, und im Januar oder Februar verläßt er schon wieder zeitweise den Bau. Die Paarungszeit fällt in den Oktober, dann lebt der D. gesellig mit seinem Weibchen; im Februar wirft die Dächsin 3—5 blinde Junge, die bis zum Herbst denselben Bau mit ihr bewohnen und im zweiten Jahr ausgewachsen sind. Der D. erreicht ein Alter von 10—12 Jahren. Sein Fleisch ist genießbar, das der jungen Tiere wird als wohlschmeckend gerühmt; in Frankreich und der Schweiz gelten die Keulen als Delikatesse, das Fleisch ist aber bisweilen trichinenhaltig. Ehedem wurden Dachsfett und Dachsblut arzneilich benutzt. Das Fett ist gelblichweiß, riecht wie Gänsefett, ist sehr flüssig und kann mit Schweineschmalz gemischt gegessen werden. Vgl. Dachsfelle. — Die Jagdmethoden sind der Ansitz in mondhellen Nächten auf dem Bau sowie das Hetzen durch Hunde, die den D. nachts, wenn er den Bau verlassen hat, aufsuchen und greifen oder zu Bau treiben, wobei er sich in Netzen (Dachshauben) oder Säcken, die vor die Röhren gelegt werden, fängt. Außerdem wird er beim Verlassen des Baues in Tellereisen vor der Hauptröhre gefangen. Die beliebteste Jagd ist jedoch das Dachsgraben. Man verlegt sämtliche Röhren und läßt in die Hauptröhre scharfe Dachshunde ein, die man durch Zuruf und Klopfen auf den Bau ermuntert. Die Hunde treiben den D. im Bau hin und her, bis er sich fest vor ihnen stellt. Legt man sich mit dem Ohr auf den Boden, so hört man bald, daß die Hunde unausgesetzt auf derselben Stelle Laut geben, und nun wird mit dem Graben begonnen. Mit Rodehacke und Spaten wird ein kleiner, rechtwinelig über dem mutmaßlichen Verlauf der Röhre angelegter Schacht (Einschlag) genau über der Stelle, an der die Hunde laut sind, so tief eingetrieben, bis man auf die Röhre gelangt, aus der man den D. mit einer Dachszange herausziehen kann. Die Schußzeit des Dachses ist in Preußen auf Oktober und November beschränkt. Sorgfältig erzogene junge Dachse werden sehr zahm und anhänglich.

Dachs, australischer, soviel wie Wombat.

Dachsbeil, s. Dexel.

Dachschiefer, ein meist dunkelblauer, seltener grauer (Lahn, Sauerland), roter oder grüner (England, Frankreich) Tonschiefer, der sehr vollkommen- und ebenschieferig ist (meist nach der transversalen Schieferung), leicht spaltet und deshalb zum Dachdecken sehr geeignet ist. Guter D. enthält etwa 56 Proz. Kieselsäure und 21 Proz. Tonerde; Beimengungen von Kohle, Kalk, Schwefelkies, Eisenoxyd ꝛc. in größern Mengen machen den D. unbrauchbar. D. findet sich besonders in der Silur- und Devonformation, in Deutschland bei Lehesten, Gräfenthal und andern Orten in Thüringen, an der Mosel in den Kreisen Kochem und Mayen, am Rhein bei Kaub und Oberwesel, auch an der Nahe, an der Lahn, im westfälischen Sauerland und am Harz, ferner in Böhmen, Mähren, in den Ardennen, in Belgien, Luxemburg, Wales, bei Angers an der Loire und in Portugal.

Man gewann ihn früher (seit 16. Jahrh.) im Tagebau, gegenwärtig vorzugsweise in unterirdischem Betrieb. Vgl. Knoch, Der D. in der Baupraxis (Berl. 1895).

Dachschindeln, dünne Hölzer zur Herstellung der Schindeldächer, werden aus Nadel-, seltener aus Eichen-, Espenholz u. a. in der Richtung der Spiegel, also keilförmig gespalten, beschnitten, an der dünnen Längskante zugeschärft und an der dicken mit einer Furche versehen, in welche die scharfe Kante der nächsten Schindel eingreift. Die Schindelmaschine zur Herstellung der D. schneidet diese mit einer Kreissäge, glättet sie mit Messern und bildet Nut und Feder mit zwei kleinen Kreissägen.

Dachschlauch, s. Dachrinne.

Dächsel, der Dachshund, s. Hund.

Dachsfelle, die Felle des gemeinen Dachses, werden zu Vorlagen, zum Schmücken der Kummete (Fuhrmannsdachs), zum Überziehen von Tornistern ꝛc., meist aber zu Pinseln verarbeitet. Die Felle des amerikanischen Dachses, die zwar ungefähr dasselbe Aussehen, aber viel feineres und dichteres Haar besitzen, verarbeitet man zu Muffen, Boas, Besätzen ꝛc. Häufig werden einzelne Haare (Dachsspitzen) zur Verschönerung in allerlei dunkles Pelzwerk eingesetzt.

Dachsfinder, ein Hund, der zur nächtlichen Hetze auf Dachse abgerichtet ist.

Dachsgabel, zweizinkige Gabel mit Stiel, mit der man beim Graben oder der Nachthatz den Dachs ersticht.

Dachshaken, eiserner Haken, mit dem man den Dachs, auch Fuchs, beim Graben aus der Röhre zieht.

Dachsharn, s. Klippschliefer.

Dachshaube (Dachssack), sackförmiges Netz, das man vor die Röhren stellt, um die nachts zu Bau getriebenen Dachse zu fangen.

Dachshund, s. Hund.

Dachsspließen (Dachspäne), dünne, gespaltene Brettchen, die bei Eindeckung der Spließdächer (s. Dachdeckung) unter die Fugen der Dachziegel gelegt werden, um das Eindringen des Wassers zu verhindern.

Dachsschwarte, Haut des Dachses.

Dachsspitzen, s. Dachsfelle.

Dachstein, 2996 m hoher Berg der Salzburger Kalkalpen (s. Karte »Salzburg«), höchster Gipfel des Dachsteingebirges, das außer dem Hauptstock das Kammergebirge (Kammspitze 2141 m) und den Grimming (2351 m) im O., den Sarstein (1973 m) und den Hallstätter Salzberg (Plassen 1952 m) im N. und den Gosauer Stein (Bischofsmütze 2454 m) im W. umfaßt. Der Zentralstock, eine Hochebene von 1600—2200 m Höhe, stürzt gegen N. steil zum Hallstätter See und zu den Gosauseen und noch steiler gegen S. in das Ennstal ab. Er enthält in der Südwestumwallung außer dem Hohen D. insbes. den Torstein (2946 m) und sechs Gletscher (die östlichsten in den Alpen), darunter den 500 Hektar großen Hallstätter Gletscher, auch Karls-Eisfeld genannt. Der aussichtsreiche D., der die dreifache Grenze von Oberösterreich, Salzburg und Steiermark bildet, wird von Hallstatt aus auf dem Franz Joseph-Reitweg über die Simonyhütte (2210 m), von Schladming über die Austriahütte (1630 m) und von Gosau über die Grobgesteinhütte (1700 m) bestiegen. Vgl. F. Simony, Das Dachsteingebiet (Wien 1889—95); Geyer, Führer durch das Dachsteingebirge (das. 1886).

Dachstein, Wolfgang, geistlicher Liederdichter, gest. um 1530, war zu Anfang des 16. Jahrh. katholischer Priester in Straßburg, trat 1524 zum Luthertum über und ward Vikar und Organist an der Straßburger Thomaskirche. Er ist der Verfasser der noch heute gesungenen Kirchenlieder: »O Herr, wer wird Wohnung han« (Psalm 15), »Der Törecht spricht: es ist kein Gott« (Ps. 53) und »An Wasserflüssen Babylon« (Ps. 137).

Dachsteinbivalve (Megalodus triqueter *Hauer*), eine Muschel, charakteristisches Leitfossil des Dachsteinkalks, s. Triasformation.

Dachsteine, die zum Dachdecken benutzten natürlichen und künstlichen Steine, wie Schiefer, Dachziegel, Zement-, Glasplatten, Drahtglas ꝛc.

Dachsteinkalk, Horizont in der obern alpinen Trias, s. Triasformation.

Dachstuhl (vgl. Tafel »Dachstühle« bei S. 406), der zur Unterstützung der Dachdeckung (s. d.) dienende Teil des Daches (s. Dach.). Man unterscheidet hölzerne, eiserne und Dachstühle in gemischter Konstruktion, aus Holz und Eisen. Dachstühle aus Stein sind selten. In der Regel liegt der D. im Bodenraum versteckt und bedarf deshalb nur einer konstruktiven Durchbildung. Bei Baulichkeiten, bei denen Dach und Decke eins sind (neuere Hallenbauten in Eisenkonstruktion, Kirchen- und Saalbauten mit ganz oder z. T. sichtbarem Holzdachstuhl ꝛc.), erfordert der D. künstlerische Behandlung.

I. Hölzerne Dachstühle (Fig. 1—17). Die unmittelbare Unterstützung der Dachhaut erfolgt in der Regel durch Sparren, leichte Hölzer, die in Entfernung von etwa 1 m von Mitte zu Mitte parallel der Dachfläche liegen (auch Pfetten, wagerecht liegende Hölzer, können dazu dienen, s. unten). Der einfachste D. besteht also nach Fig. 1 aus einer Folge von Sparrenpaaren b, die auf Dachbalken a ruhen. Diese legt man bei gemauerten Umfassungswänden wohl auf Mauerlatten, schwache Hölzer, die einzeln oder zu zweien der Länge nach auf der Mauer ruhen. Längsverband erhalten diese einfachsten Sparrendachstühle durch schräg über je eine Anzahl Sparren genagelte Windlatten (Windrispen). Gehen die Dächer über die kleinsten Verhältnisse hinaus, so müssen die Sparren gewöhnlicher Stärke auf etwa alle 4 m ihrer Länge unterstützt werden. Das geschieht entweder durch Kehlbalken c (Fig. 2) oder, um nicht jedes Sparrengebinde mit einem solchen besondern stützenden Holze versehen zu müssen und gleichzeitig Längsverband zu erzielen, durch Dachrähme e (Fig. 3). Diese sind wagerechte Langhölzer, die sämtlichen Sparren, auch den Leersparren im Gegensatze zu den Bindersparren (p, Fig. 7), Auflager gewähren und von Stuhlsäulen d, gegen die sie zur Erzielung des bei Holzkonstruktionen unerläßlichen Dreiecksverbandes durch Kopfbänder f abgestreift sind, getragen werden. Diese tragende Konstruktion, die etwa alle 5 m wiederholt werden muß und den eigentlichen Kern des Dachstuhls bildet, heißt der Binder (Dachbinder). Steht im Binder nur eine senkrechte Stuhlsäule, so nennt man ihn den einfachen stehenden Stuhl (z. B. Fig. 3), hat er zwei Stuhlsäulen, heißt er doppelter (Fig. 4), bei drei Säulen dreifacher stehender Stuhl ꝛc. Das Dach kann dabei entweder Kehlbalkendach oder Rähmdach (auch »falsches Pfettendach« genannt) sein. Bei ersterm (Fig. 4) liegen unter den Kehlbalken Stuhlrähme e, bei letzterm (Fig. 5) wird der Dreiecksquerverband im Binder durch Zangen (Doppelzangen) g hergestellt. Bei größern Abmessungen wird der Stuhl noch durch Streben h verstärkt. Zur Gewinnung

freiern Dachraums wendet man schräggestellte Stuhlsäulen an und erhält den liegenden Stuhl (Fig. 6). Wird die Deckung durch Pfetten n (Fig. 7) getragen (bei Schalung ist dies unmittelbar möglich, bei Lattung müssen leichte Obersparren o eingeschaltet werden), so erhält man den Pfettendachstuhl, der früher häufig war, jetzt aber seiner Schwere wegen selten angewendet wird. Bei all diesen Dachstühlen werden zur Erzielung einer vor der Mauerfläche vorstehenden Traufe sogen. Aufschieblinge angewendet, kurze, auf den Hauptsparren und den Balkenkopf aufgenagelte oder sonstwie befestigte Sparrenstücke, durch deren Anbringung im untern Teile der Dachfläche ein Knick entsteht. Ist ein Drempel (s. d.) vorhanden, so erleidet der Binder eine gewisse Umbildung, so einzurichten sind, daß kein wesentlicher Schub auf die Umfassungsmauern ausgeübt wird. Fig. 12 und 13 zeigen einige Beispiele, Fig. 13 (vom Schloß in Sully) unter Anwendung von Krummstreben. Bei leichtern Gebäuden, Schuppen u. dgl., wendet man sogen. Knotensysteme an, bei denen durch Zangen und Streben viele kleine Dreiecke gebildet und die Hölzer an allen Überschneidungen durch Schraubenbolzen verbunden werden (z. B. Fig. 14). Fig. 15 u. 16 zeigen Dachstühle aus Bohlenbögen. Sie werden entweder, nach der im 16. Jahrh. von Ph. de l'Orme angegebenen Instruktion, aus mehreren lotrechten Lagen außen rund geschnittener Bohlenstücke mit versetzten Fugen mittels Holznägel zusammengefügt (Fig. 15 u. 15a) oder, nach der später von

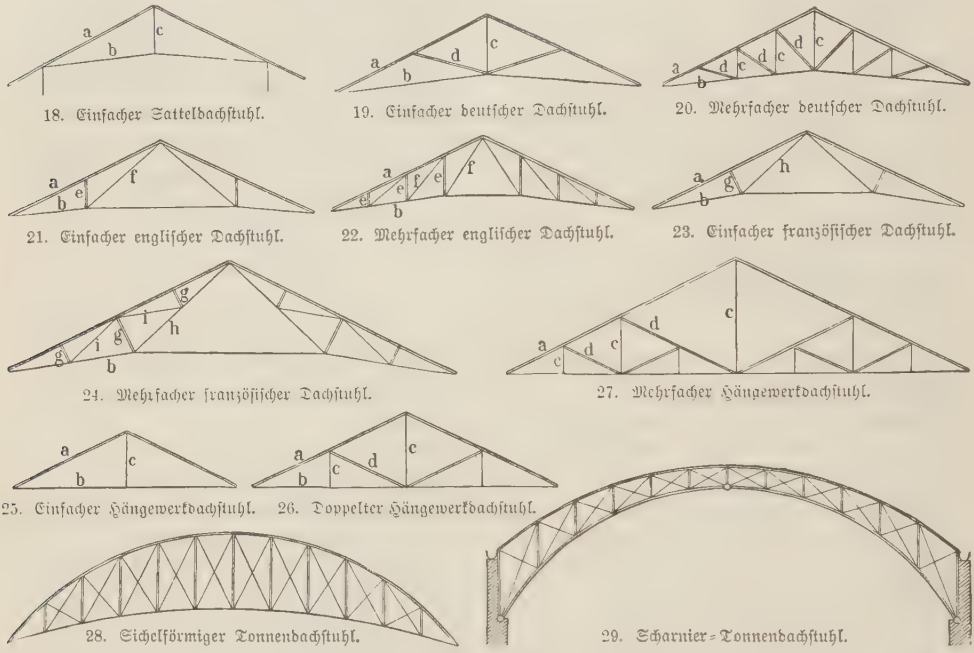


Fig. 18—27. Eiserne Dachstühle mit geraden, Fig. 28 u. 29 mit gekrümmten Sparren.

Beim doppelten stehenden Stuhl z. B. treten nach Fig. 8 Drempelstiele q mit Kopfbändern, ein Drempelrähm r, Streben h und Stichzangen s hinzu. Der Mansardendachstuhl (nach seinem Erfinder Mansard in Paris, Ende des 17. Jahrh., so benannt, Fig. 9) besteht aus zwei Teilen, deren oberer ein einfacher Sparrendachstuhl ohne oder mit Kehlbalken ist, während der untere Teil aus einem stehenden oder liegenden Stuhl besteht. Finden längere Dachbalken keine genügende Unterstützung (z. B. durch Scheidemauern von unten), wie dies bei Dachstühlen über Sälen und ähnlichen größern Räumen der Fall ist, so können dieselben durch Hängewerke (s. d.) getragen werden (Fig. 10 u. 11). Die Dachbalken der Leergespärre werden dabei entweder durch Oberzüge, an die sie angebolzt werden, oder durch Unterzüge, die mittels Trageisen an den Hängesäulen befestigt sind, getragen. Größere Räume, bei denen Dach und Decke eins ist, also die Dachbalken fehlen, z. B. Reit-, Exerzier-, Markthallen, Kirchen ꝛc., werden durch Hängewerke, Sprengwerke (s. d.) oder vereinigte Spreng- und Hängewerke überdacht, die aber Emy angegebenen Methode, aus wagerecht aufeinander gelegten, gebogenen und unter sich verbolzten Bohlen hergestellt (Fig. 16 u. 16a).

Die besprochenen Binder sind einfache Beispiele der verschiedenen Gattungen von Dachstühlen für Satteldächer. Sie werden je nach Größe und Neigung des Daches, nach Ausnutzung des Dachbodenraums ꝛc., namentlich aber auch je nach der Dachform in allen möglichen Weisen variiert. Bei den Dachstühlen der Zeltdächer stehen die Binder unter den Graten, und statt des Längsverbandes muß hier ein Verband gegen Drehung hergestellt werden. Bei Turmdächern konstruiert man den Stuhl meist nach Fig. 17. Auf der Turmmauer liegt ein unverschieblicher Schwellenkranz; auf ihm stehen die Gratsparren, in den Dachflächen sind gegen Drehung Andreaskreuze angebracht, die Dachhöhe erhält verschiedene Geschoßlagen, die oben zu Schlössern s werden und den dort eingeführten Kaiserstiel k umfassen. Konstruktionen mit ganz heruntergeführtem Kaiserstiel empfehlen sich nur bei kleinen Türmen. Kuppeldächer werden nach ähnlichen Grundsätzen konstruiert.

II. Eiserne Dachstühle (Textfig. 18—29). Eiserne Dachstühle mit geraden Sparren. Der in Fig. 18 dargestellte einfache Satteldachstuhl besteht aus dem Sparren a, dem Zuganker b und dem Hängeeisen c. Die Längsverbindung wird durch schmiedeeiserne Pfetten aus <=, [= oder Z=Eisen gebildet, die auf die Sparren genietet werden. Bei zunehmender Spannweite bedürfen die Sparren weiterer Unterstützung, die beim deutschen D. (Fig. 19 u. 20) durch geneigte Streben d, beim englischen D. (Fig. 21 u. 22) durch lotrechte Streben e und Zugstangen f, beim französischen D., dem nach seinem Erfinder genannten Polonceaudachstuhl (Fig. 23 u. 24), durch senkrecht zur Dachfläche stehende Streben g und Zugstangen h, i bewirkt wird. Der letztere D. zeichnet sich durch seine gefällige Form aus, während vergleichende Rechnungen ergeben haben, daß der deutsche D. unter übrigens gleichen Umständen unter den drei angeführten Konstruktionen der ökonomisch vorteilhafteste ist. Hat der D. außer seinem eignen Gewicht noch das eines belasteten Gebälks zu tragen, so entsteht, je nachdem jeder Hauptbalken ein-, drei- oder mehrmals aufzuhängen ist, der einfache, doppelte oder mehrfache Hängewerkdachstuhl (Fig. 25—27), letztere beiden mit den Gegenstreben d. Der zur Versteifung der Dachfläche gegen Winddruck dienende Windverband besteht in gekreuzten Zugdiagonalen, die in die von den einzelnen Sparren und Pfetten gebildeten Felder eingeschaltet werden. Die Detailverbindung dieser Teile erfolgt an dem Sparrenfuß meist durch gußeiserne Lagerstühle ohne oder mit besondern Unterlagsplatten, im First und an den einzelnen Knotenpunkten mittels schmiedeeiserner Laschen und Niet- oder Schraubenbolzen.

Fig. 28 u. 29. Eiserne Dachstühle mit gekrümmten Sparren. Die Binder dieser Dachstühle bilden Bogenfachwerke, deren Gurte über ihren Stützpunkten entweder zusammengeführt (Fig. 28) oder getrennt (Fig. 29) sind, während man beide durch Fachwerk, hier lotrechte Druckstangen und gekreuzte Zugdiagonalen, aussteift. Auch hier wird die Längsverbindung der Binder durch eiserne Pfetten, der Windverband durch ein in die Nähe der Dachoberfläche gelegtes System von gekreuzten eisernen Diagonalen bewirkt. Die eisernen Kuppeln erhalten radiale Sparren und eine genügende Zahl eiserner Ringe, während zur Aussteifung der Kuppel in die von beiden gebildeten Felder gekreuzte Zugstangen eingeschaltet werden. Die Aussteifung der eisernen Tonnen- und Kuppeldachstühle unterscheidet sich also dadurch, daß sie bei erstern in den lotrechten Binderebenen, bei letztern in der Dachfläche selbst bewirkt wird. Eiserne Dächer werden nicht nur wegen der verminderten Feuersgefahr und größern Dauerhaftigkeit, sondern auch wegen der Möglichkeit, größere Räume ohne Zwischenstützen zu überspannen, mit Vorteil angewendet.

III. Dachstühle aus Holz und Eisen schließen sich meist den unter II. aufgeführten Formen der schmiedeeisernen Dächer an, wobei die gedrückten Teile aus Holz, die gezogenen Teile aus Eisen hergestellt und beide mittels besonderer gußeiserner Schuhe und Bolzen verbunden werden. Gewöhnlich sind es nur die Sparren oder auch die auf den Sparren liegenden Pfetten, die man der leichtern Befestigung der Dachdeckung wegen aus Holz herstellt. Die Feuersicherheit solcher Dachstühle ist kaum größer als die der ganz hölzernen Dachstühle.

IV. Dachstühle aus Gußeisen erhielten gußeiserne Sparren, die aus mehr oder minder langen, mittels Flanschen und Bolzen untereinander verschraubten Stücken zusammengesetzt waren (Dianabad in Wien, Kornhalle in Paris), sind aber durch die schmiedeeisernen Dachkonstruktionen verdrängt.

V. Gemischt-eiserne Dachstühle. Bei diesen Dachstühlen, die übrigens denen der schmiedeeisernen Dächer ganz ähnlich sind, werden nur gedrückte Teile, meist nur mehr oder minder kurze Streben, z. B. die Normalstreben des französischen Dachstuhls, aus Gußeisen hergestellt, die man mit gabel- oder zapfenförmigen Enden versieht und durch Schraubenbolzen mit den übrigen schmiedeeisernen Teilen verbindet.

Dachszange, eiserne Zange, mit der man beim Graben den Dachs, auch Fuchs, aus dem Bau zieht.

Dachtel, altdeutscher Ausdruck für Dattel, auch Ohrfeige; soll aber nach der Meinung andrer von der Sitte, Dachteln als Gedächtniswecker (Denkzettel) auszuteilen, ihren Namen haben. Man führte beim Feststellen neuer Grenzen und Grenzsteine die Knaben dorthin und gab ihnen eine D., damit sie daran denken sollten (s. Flurumgang).

Dachtraufe, s. Dach, S. 404, und Dachrinne.

Dachwurzel, s. Sempervivum.

Dachziegel, s. Mauersteine.

Daciabank, s. Atlantischer Ozean, S. 45.

Dacien (Dacia), bei den Römern Name des zwischen Theiß im W., den Karpathen im N., Donau im S., dem Dnjestr im O. gelegenen, an Getreide, Holz und Metallen (Gold) reichen Landes (s. Karte »Römisches Reich«). Seine Bewohner, thrakischer Abstammung, wurden von Herodot Agathyrsen, zu Menanders Zeit Daër, von den Griechen Geten (die eigentlich ihre nächsten Verwandten waren), von den Römern meist Daker oder Dacier genannt und waren ihrer kriegerischen Gesinnung halber gefährliche Nachbarn Roms. Anfang des 2. vorchristlichen Jahrhunderts bestand bereits nördlich von der untern Donau ein Reich von Dakern unter einem König Rubobastes (oder Oroles), die mit den von der obern Weichsel vorstoßenden Bastarnern (s. d.) in schwere Kämpfe gerieten. König Burbista (Boirebista) erweiterte das dakische Reich zwischen 60 und 45 v. Chr. bis zum Dnjepr im O. und zur Donau im W.; sein Helfer beim innern Reformwerke war der Priester Dekaneos. Nach seinem Tode zerfiel sein großes Reich in vier, später in fünf Teile. Die Daker fielen mehrmals in Mösien, ja in Makedonien ein und mußten von Augustus und den folgenden Kaisern wiederholt zurückgetrieben werden. Domitian erkaufte nach mehrjährigen, teilweise siegreichen Kämpfen (85—89 n. Chr.) in schmählicher Weise den Frieden von dem großen König Decebalus (86—107), der D. wieder geeinigt hatte. Erst Trajan tilgte durch die Dakischen Kriege diese Schmach. 101 n. Chr. brach er gegen Decebalus auf, der das Gebiet vom Eisernen Tor bis zum Altfluß 102 an die Römer abtrat und auf eine selbständige Politik fortan verzichten wollte. Der Bruch dieser Zusage führte 105 den Kaiser, der sich seit 102 den Siegesnamen »Dacicus« beigelegt hatte, über die neuerbaute steinerne Brücke (Pons Trajani) am Eisernen Tor nochmals nach D. Die Eroberung der Hauptstadt Sarmizegetusa (beim heutigen Várhely im südwestlichen Siebenbürgen) entschied die Unterjochung des Landes und die Verwandlung Siebenbürgens und der kleinen Walachei in eine römische Provinz (107), nachdem sich Decebalus aus Verzweiflung selbst getötet hatte. Die Siege der Römer sind auf der Trajanssäule in Rom verherrlicht. Die wenigen Zurückgebliebenen nahmen viele Kolonisten (so die Piruſten aus Dal-

matien, Asiaten aus Kommagene, Palmyra, Syrien u. a.) unter sich auf und wurden rasch so gründlich romanisiert, daß die Einwohner Daciens (Rumänen oder Walachen) noch heute eine romanische Sprache reden. Hadrian schied D. in die beiden Verwaltungsgebiete Dacia superior (Siebenbürgen mit der Hauptstadt Sarmizegetusa) und Dacia inferior (kleine Walachei); Mark Aurel schuf sogar drei Bezirke mit den Hauptorten Porolissum (im N.), Apulum (in der Mitte) und Maluese (im S.). Im übrigen teilte D. nunmehr die Geschicke des römischen Reiches. Als 271 Kaiser Aurelian den Goten das Land räumte und die römischen Kolonisten nach Mösien (von Orsova aus nach Osten bis zum Isker) versetzte, nannte er das Uferland rechts der Donau Dacia ripensis, um den Namen des Verlornen zu behaupten; später gab es auch noch eine Dacia mediterranea mit der Hauptstadt Serdica (Sofia). Die Ureinwohner behaupteten ihre Wohnsitze, wurden aber von fremden Völkern wiederholt unterjocht und teilweise (so in Siebenbürgen) verdrängt. Vgl. Rösler, Dacier und Romänen (Wien 1866); Derselbe, Romänische Studien (Leipz. 1871); J. Jung: Römer und Romanen in den Donauländern (Innsbr. 1877), Die romanischen Landschaften des römischen Reiches (das. 1881), Fasten der Provinz D. (das. 1894); Tomaschek, Die alten Thraker (in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, Bd. 128); Teglas, Beiträge zum Goldbergbau des vorrömischen D. (in der »Ungarischen Revue«, 1889); Cichorius, Die Reliefs der Trajanssäule (bis jetzt 2 Bde. Text u. 2 Bde. Tafeln; Berl. 1896 ff.); E. Petersen, Trajans dakische Kriege. Nach dem Säulenrelief erzählt (Leipz. 1899—1903, 2 Tle.).

Dacier (spr. dasjé), 1) André, Philolog, geb. 6. April 1651 zu Castres in Ober-Languedoc, gest. 18. Sept. 1722 in Paris, studierte zu Saumur unter Lefèbre, ging 1672 nach Paris, trat hier 1685 zum Katholizismus über, wurde 1695 Mitglied der Akademie der Inschriften und 1708 Bibliothekar des Königs im Louvre. Er verfaßte eine Ausgabe des Festus und Verrius Flaccus (Par. 1681, Amsterd. 1699) sowie mittelmäßige Übersetzungen.

2) Anne, Gattin des vorigen, geb. im März 1654 in Saumur, gest. 17. Aug. 1720 in Paris, die gelehrte Tochter des gelehrten Lefèbre, kam nach dem Tod ihres Vaters 1672 nach Paris und war seit 1683 in glücklicher Ehe verheiratet. Sie gab den Kallimachos (Par. 1674), Florus (1674), Aurelius Victor (1681), Eutropius (1683), Dictys Cretensis und Dares Phrygius (1684) heraus und übersetzte Anakreon und Sappho (1681), einige Stücke des Plautus (1683) und Aristophanes (1684, erste französische Übersetzung), den Terenz (1688), die »Ilias« (1699, besorgt von Crouslé, 1871) und die »Odyssee« (Amsterd. 1708, besorgt von Humbert, 1891). Bekannt sind ihre Streitschriften: »Traité des causes de la corruption du goût« (1714), worin sie Homer gegen Lamotte verteidigte, und »Homère défendu contre l'apologie du père Hardouin« (1716).

3) Bon Joseph, Baron, franz. Historiker, geb. 1. April 1742 zu Valognes in der Normandie, gest. 4. Febr. 1833 in Paris, studierte Theologie, ward 1772 Mitglied der Akademie der Inschriften und 1782 deren beständiger Sekretär. Er stiftete das Komitee der Handschriften, das die »Notices et extraits« aus den ungedruckten Werken der Pariser Bibliothek herausgab. 1784 begann er eine vollständige Ausgabe der Chronik von Froissart zu veranstalten, deren Druck aber schon während des ersten Bandes unterbrochen wurde. 1800 wurde er erster Vorsteher der Nationalbibliothek, 1802 Mitglied des Tribunats und 1823 der Akademie. Außer seiner Übersetzung des Älian (1772) und der Ausgabe der »Cyropädie« Xenophons (1777, 3 Bde.) sind zu erwähnen: »Histoire de l'Académie des inscriptions« sowie »Rapport sur les progrès de l'histoire et de la littérature anciennes depuis 1789 jusqu'à 1808« (1810, neue Ausg. 1862).

Dacīt, Gestein, soviel wie Quarzandesit, s. Andesite.

Däcker, soviel wie Decher.

Dacrydĭum *Soland.*, Gattung der Koniferen, Bäume und Sträucher mit flach-nadelförmigen oder schuppenförmigen Blättern und einzeln endständigen, meist zweihäusigen Blüten. 12 Arten im malaiischen Gebiet, in Neuseeland und Tasmania. D. cupressinum *Soland.* (Trauerzypresse, Rimu, Harzeibe, s. Tafel »Koniferen I«, Fig. 6), mehr als 20 m hoher Baum mit langen, elegant herabhängenden Zweigen, auf Neuseeland, liefert ein hartes, im Trocknen sehr dauerhaftes Holz. Aus jungen Zweigen wird Bier gebraut, das antiskorbutisch wie Sprossenbier wirkt. D. Franklini *Hook. fil.* (Huontanne), ein 30 m hoher Baum auf Tasmania, dessen Holz zu Kähnen, auch für gröbern Holzschnitt benutzt wird.

Dactylethra, s. Frösche.

Dactyli marīni, s. Belemniten.

Dactȳlis *L.* (Knaulgras), Gattung der Gramineen, mit der einzigen Art D. glomerata *L.* (Hundsgras, s. Tafel »Gräser III«, Fig. 3), in Europa, dem gemäßigten Asien und Nordafrika, naturalisiert in Amerika. Dies Gras ist ausdauernd, mit zweizeiliger Rispe u. knäuelförmig in derselben stehenden, seitlich zusammengedrückten, zwei- bis siebenblütigen Ährchen, wächst am schönsten auf berieselten Wiesen, ist äußerst ertragreich und nahrhaft, verträgt auch Beschattung (daher Orchardgras [Obstgartengras] in Amerika), bleibt aber auf Sandland klein und wird hart. Der Gebrauchswert der Samen beträgt 17 Proz. D. caespitosa *Forst.* (Tussockgras), s. Poa.

Dactylĭum oogenum, s. Eierpilze.

Dädaleum (griech.), s. Stroboskop.

Dädălos, der mythische Repräsentant aller Kunstübung bei den Griechen, wie schon der »Künstler« bedeutende Name zeigt, eine bloße Personifikation, auf die man die ältesten Erzeugnisse der Architektur, Holzschnitzkunst und die nützlichsten technischen Erfindungen (die Axt, den Bohrer, die Setzwage u. a.), deren Urheber unbekannt waren, zusammentrug. Spätere Zeit hat die verschiedenen Lokalsagen von D. in Verbindung gebracht. Sohn oder Enkel des Atheners Eupalamos (d. h. des

Dädalos und Ikaros, Relief in Villa Albani (Rom).

»Kunstfertigen«) und Urenkel des Königs Erechtheus, tötete er aus Neid seinen erfinderischen Schüler und Neffen Talos und floh, vom Areopag zum Tode verurteilt, zum König Minos von Kreta. Hier verfertigte er die Kuh der Pasiphaë (s. d.) und erbaute das Labyrinth, ward aber von Minos, weil er Ariadne (s. d.) zur Rettung des Theseus geholfen, mit seinem Sohn Ikaros ins Labyrinth gesperrt. Sie entflohen mittels künstlicher Flügel von Wachs und Federn. Ikaros (s. d.) stürzte ins Meer; D. aber entkam nach Sizilien zu König Kokalos, dessen Töchter den verfolgenden Minos in einem warmen Bad erstickten (s. Minos). In Sizilien zeigte man an verschiedenen Orten angebliche Bauwerke von ihm, ebenso in Sardinien und Italien, wo man ihm in Cumä den Apollotempel zuschrieb. In Griechenland führte man eine Reihe uralter Holzbilder auf ihn zurück. Er sollte zuerst menschliche Gestalten mit geöffneten Augen, ausschreitenden Füßen und beweglichen Armen dargestellt haben. Die Kunst behandelte von der Dädalossage besonders das Zimmern der Kuh der Pasiphaë, das Anfertigen der Flügel (s. Abbildung) und den Sturz des Ikaros (häufig in pompejanischen Wandbildern).

Dadapbaum, s. Erythrina.

Dadúchos (griech.), Fackelträger, Titel des zweiten Oberpriesters bei den eleusinischen Mysterien. Vgl. Eleusis.

Daendels (spr. dän-), Herman Willem, niederländ. General, geb. 21. Okt. 1762 zu Hattem im Geldernschen, gest. 2. Mai 1818, war Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt, nahm als Anhänger der Patrioten 1787 an den Unruhen teil und mußte nach Dünkirchen fliehen. 1793 leistete er als Oberstleutnant dem General Dumouriez bei dessen Zuge gegen Holland Dienste, wurde 1794 Brigadegeneral, nahm bei dem neuen Zuge gegen Holland unter Pichegru (1795) die Insel Bommel und das Fort St. Andries, trat nach der Proklamation der Batavischen Republik als Divisionsgeneral in deren Dienste und übte bei den Regierungs- und Verfassungsveränderungen Einfluß aus. Mit dem General Brune operierte er 1799 in Nordholland mit Erfolg gegen die Engländer und Russen, aber Anfeindungen bewogen ihn, 1802 seine Entlassung zu nehmen. Beim Ausbruch des Krieges von 1806 erhielt er vom König von Holland das Kommando einer Division und bemächtigte sich im Oktober Ostfrieslands und Westfalens, wofür er zum General der Kavallerie und im Februar 1807 zum Marschall von Holland und Generalgouverneur der ostindischen Besitzungen ernannt wurde, die er von 1808 bis kurz vor der englischen Invasion 1811 mit Umsicht verwaltete. Mehrerer Willkürlichkeiten angeklagt, ward er vom Kaiser Napoleon zurückgerufen, machte sodann unter diesem den Feldzug von 1812 bis 1813 mit und verteidigte Modlin. Im Oktober 1815 erhielt er den Auftrag, die Verwaltung der wiedererworbenen Besitzungen auf der Goldküste von Afrika zu ordnen. Er beförderte die Anlegung neuer Pflanzungen und schaffte den Sklavenhandel ab. Vgl. Mendels, H. W. D. voor zijne benoeming tot gouvern.-generaal van Oost-Indië (Haag 1890).

Daeva, s. Dew.

Daffinger, Moritz Michael, Maler, geb. 25. Jan. 1790 in Wien, gest. daselbst 22. Aug. 1849, wurde auf der Akademie Schüler Fügers und widmete sich dann der Porzellanmalerei. Seit 1809 war D. ausschließlich im Porträtfach und zwar insbes. mit der Elfenbeinminiaturmalerei beschäftigt. Später ließ er sich von dem englischen Porträtmaler W. Lawrence beeinflussen, der 1815 aus Anlaß des Kongresses in Wien anwesend war. Seine Porträte, über 1000 an der Zahl (Herzog von Reichstadt, Kaiser Franz Joseph als Kind, die Familie Metternich, Grillparzer u. a.), sind meist im Besitz der österreichischen Aristokratie.

Dag (Dagr, »Tag«), in der nord. Mythologie Sohn Dellings und der Nótt (»Nacht«). Er umfährt täglich auf einem Wagen die Erde, wobei sein Pferd Skinfaxi (»Glanzmähne«) Luft und Erde erleuchtet.

Dagadó Forrás (spr. -förräsch), Schwefelquelle in Ungarn, s. Kalugyér.

Dagana (Daghana), Hauptort des gleichnamigen Kreises in der franz. Kolonie Senegal, am linken Ufer des Senegal, inmitten schöner Gärten und Pflanzungen, hat ein Fort und (1885) 5275 Einw., die mit den Trarza Tauschhandel treiben.

Dagbladet (»Das Tageblatt«), Name einer dänischen, seit 1851 in Kopenhagen erscheinenden politischen Tageszeitung konservativer Richtung und einer 1868 in Christiania gegründeten norwegischen Tageszeitung, die die Forderungen der radikalen Liberalen und Demokraten vertritt. Am letztern arbeiten Björnstjerne Björnson, Alex. Kielland und andre Vertreter dieser Richtung in Politik und Literatur mit.

Dagden, Insel, s. Dagö.

Däge, Eduard, Maler, geb. 10. April 1805 in Berlin, gest. daselbst 6. Juni 1883, erhielt seine Ausbildung auf der Kunstakademie und bei Wach und bereiste später Italien. Durch ein anmutiges Bild: die Erfindung der Malerei, nach Plinius (1832, Berliner Nationalgalerie), machte er sich zuerst bekannt. Später malte er eine Reihe von Altarbildern und nahm auch an der Ausmalung der Kapelle des königlichen Schlosses zu Berlin und der Halle des Museums daselbst teil. Hervorragender als diese Werke sind seine Genrebilder, wie: der wohltätige Mönch, der Mesner von einem Knaben durchs Wasser geleitet (in der Berliner Nationalgalerie), die Einkleidung der Nonne, die Zuflucht zum Altar u. a. Seit 1838 war er als Lehrer an der Antikenklasse der Akademie tätig und führte 1861—75 deren Direktorialgeschäfte.

Dagen, Dagerort, s. Dagö.

Daggeisches Fieber, s. Denguefieber.

Dagget, s. Birkenteer.

Dagh (westtürk.), Berg, Gebirge.

Daghestan (tatar., »Bergland« oder »Land der Daken«), Provinz des russ. Generalgouv. Kaukasus, zu Transkaukasien gehörig, zwischen der Provinz Terek, dem Kaspischen Meer und den Gouv. Tiflis, Jelissawetpol und Baku (s. Karte »Kaukasien«). Zu letzterm gehört der südöstlichste Zipfel der Landschaft D. mit der Halbinsel Apscheron. Die Provinz umfaßt 29,347 qkm mit (1897) 586,636 Einw. Das großartige Felsenland bewässern zahlreiche Flüsse, deren bedeutendste Sulak und Samur mit zahlreichen Mündungsarmen sind. Auch gibt es viele heiße Quellen. Das Gebirgsland ist öde und unfruchtbar, fruchtbar und gut angebaut dagegen das Flachland, wo die edelsten Früchte gedeihen und das Klima zeitweise geradezu heiß ist. Die Regenmenge an der Küste ist beträchtlich. Bedeutend ist die Viehzucht, namentlich die Schafzucht. Von Mineralien findet sich Schwefel in großen Lagern an den Ufern des Sulak, Salz kommt besonders im mittlern Teil vor, Kupfer am Sulak. Die dem lesghischen Stamm angehörige Bevölkerung teilte sich 1886 in 107,168 Darginer (Dargua), 103,288 Küriner, 11,985 Rutuler, 27,667 Tabassaranen, 48,316 Kasikumyken, 123,296 Awarier,

von türkischen Völkern 15,697 Tataren, 60,836 Kumyken, 2556 Nogaier, außerdem 5421 Russen, 9210 Juden, 9024 Perser, 1054 Armenier. Die Bevölkerung ist z. T. nomadisch, teils treibt sie Ackerbau (Getreide, Baumwolle, Obst, Wein, Tabak) und Seidenraupenzucht. Die spärlichen Ortschaften sind im Gebirge an strategisch und topographisch gut geschützten Stellen erbaut. Am Eisernen Tor bei Derbent, einem Küstenpaß zwischen dem Kaspischen Meer und dem Ostende des Kaukasus, beginnt die alte Kaukasische Mauer (s. d.). Das Gebiet zerfällt in die Derbentsche Stadthauptmannschaft und in die Bezirke Temirchanschura, Gunib, Kasikumuch, Andi, Awar, Kaitago-Tabassaran, Kjura, Samur und Darginsk. Sitz der Verwaltung ist die Festung Temirchanschura, mit 3355 Einw.; wichtigste Handelsplätze sind Derbent und Petrowsk (s. d.). — Mit den Persern hatten die Einwohner in der Zeit der Sasaniden (3.—7. Jahrh.) Kämpfe zu bestehen. Während das Flachland Daghestans persische Provinz wurde, blieben die Bewohner des innern D. freie Bergvölker unter eignen Chanen. Seit aber Rußland 1801 von Grusien Besitz genommen hatte, mußte es bestrebt sein, auch das nördlich davon liegende D. an sich zu bringen, das damals noch Grusien von Rußland trennte und den Verkehr zwischen beiden Ländern bedrohte. Gefährlich wurde die Situation vollends, als der Muridismus (s. d.) unter den Bergvölkern Daghestans Wurzel faßte. Nach dem türkisch-russischen Kriege (1828—29) rückten daher russische Truppen in D. ein und sicherten sich (1831—32) zunächst das Küstengebiet mit der Straße nach Grusien. Zum ersten Schritt gegen das innere D. nötigte dann Schamyl (s. d.), der die awarische Chanfamilie verdrängt hatte und sich als Haupt der Muriden den Russen entgegenstellte. Mit seiner Unterwerfung 1859 kam D. schließlich ganz in den Besitz der Russen (s. Kaukasien). Vgl. Cunynghame, Travels in the eastern Caucasus, especially in Dagestan etc. (Lond. 1872); Radde, Aus den Dagestanischen Hochalpen (Ergänzungsheft Nr. 85 zu »Petermanns Mitteilungen«, Gotha 1887); Radde und König, Der Nordfuß des Dagestan (ebenda, Nr. 117, 1895).

Dagnan-Bouveret (spr. danjäng-buw'rä), Pascal Adolphe Jean, franz. Maler, geb. 7. Jan. 1852 in Paris, wurde dort Schüler von Gérôme, folgte aber nicht der Richtung seines Lehrers, sondern behandelte Motive aus dem modernen Volksleben, in deren koloristischer Darstellung er sich mehr und mehr den Grundsätzen der Hellmalerei näherte. Seinen ersten Erfolg erzielte er 1879 mit einer Hochzeit bei einem Photographen, der ein Unglücksfall, die Pockenimpfung und 1882 die Segnung des jungen Paares vor der Trauung (nach Motiven aus der Franche-Comté) folgten. In den folgenden Jahren suchte er sein Studienfeld in der Bretagne und schuf in dem Pardon (1887), einer Bußprozession bretonischer Bauern und Bäuerinnen, und dem Ablaßtag in der Bretagne (1889) zwei Werke, deren letzteres ihm durch die schlichte Wahrheit und Tiefe der Charakteristik die Ehrenmedaille des Salons eintrug. Es folgten die Weihe des Brotes (im Luxembourg-Museum), die Rekruten (1891) und die Mittagsrast der Arbeiter auf der Wiese (1893). Nachdem er schon früher mehrere Madonnen gemalt (eine in der Münchener Neuen Pinakothek), wandte er sich mit einem durch eigenartige Auffassung ausgezeichneten Abendmahl (1896) vollends der religiösen Malerei zu, in der er auch in den Jüngern von Emmaus (1897), einer Madonna als Trösterin der Betrübten und in einem Jesus als Kind Hervorragendes leistete. Auch hat er zahlreiche Bildnisse gemalt.

Dagö (Dago, Dagen oder Dagden), eine zum russ. Goud. Esthland, Kreis Hapsal, gehörige Insel, am Eingang des Finnischen Meerbusens, nördlich von der Insel Ösel, von der sie nur durch eine schmale Meerenge, den Sölasund, getrennt ist (s. Karte »Livland ꝛc.«). Sie ist von N. nach S. 47 km lang, von O. nach W. etwa 55 km breit und hat 960,1 qkm (17,4 QM.) Flächeninhalt. Ihre Küsten sind durch Welleneinspülung sehr zerrissen und überall von Untiefen, Sandbänken und kleinen Eilanden umgeben, wodurch die Schiffahrt in der Nähe ihrer Ufer sehr gefährlich wird. Auf der äußersten Spitze des westlichen Vorgebirges, Dagerort genannt, steht deshalb ein Leuchtturm. Die Insel ist meist eben; an der Nordostküste und im Innern sind große Sümpfe (zusammen 14,000 Hektar), in denen man viele erratische Blöcke findet. Da das Erdreich im N. meist steinig ist und Wälder (besonders Kiefern) mehr als ein Viertel der Insel bedecken, ist nur der südliche und südwestliche Teil, der einen fruchtbaren, mergelhaltigen Boden zeigt, zum Anbau von Getreide geeignet. Die 16,000 Bewohner bestehen zu 3/4 aus Esthen, zu 1/4 aus Schweden und Deutschen und nähren sich von Ackerbau, Viehzucht, Fisch- und Robbenfang, Holzfällen, Kalkbrennen und einigem Handel, der sich in den beiden kleinen Hafenplätzen Hohenholm und Tiefenhafen konzentriert. Im Ort Kertell besteht eine ansehnliche Tuchfabrik. D. ward 1645 von Dänemark an Schweden und 1721 von letzterm an Rußland abgetreten.

Dagobert, fränk. Könige aus dem Geschlechte der Merowinger: 1) D. I., Sohn Chlothars II., König 628—638, der letzte Merowinger, der (neben seinem Majordomus Pippin von Landen) noch einigermaßen selbständig regierte, mordete 9000 Bulgarenfamilien, die vor den Avaren bei ihm Schutz suchten, und kämpfte unglücklich gegen die Slawen. Vgl. Double, Le roi D. (Par. 1879); Albers, König D. in Geschichte, Legende und Sage (Kaiserst. 1884).

2) D. II., Sohn des austrasischen Königs Siegbert, Enkel des vorigen, ward nach dem Tode seines Vaters 656 von Pippins Sohn Grimoald in ein irisches Kloster gesendet, jedoch 674 von den Austrasiern nach ihres Königs Childerich Tod auf den Thron erhoben, aber 678 ermordet.

3) D. III., Sohn Childeberts III., folgte diesem 711 und starb 715.

Dagon, eine Hauptgottheit der Philister, verehrt in Gaza, Asdod und anderwärts (mehrere Ortschaften heißen Beth-Dagon). Den Dagontempel in Gaza riß Simson ein, den in Asdod verbrannte zur Makkabäerzeit Jonathan (1. Makk. 10, 83 ff.; 11, 4). Daß D. von den Philistern unter fischähnlicher Gestalt, nämlich mit einem Fischleib, aber Händen und Kopf eines Menschen, verehrt wurde, steht fest (vgl. 1. Sam. 5, 4), doch mag diese Darstellungsweise, vielleicht mitveranlaßt durch hebräisch dag, d. h. Fisch, spezifisch aramäisch-philistäisch sein, analog jener der Göttin Derketo (s. d.). Für Babylonien-Assyrien, wo ein Gott Dagan ebenfalls große Verehrung genoß, läßt sich fischähnliche Darstellung des Gottes nicht erweisen, wenn man D. nicht mit Oannes (s. d.) irrig verwechselt.

Dagopa, s. Tope.

Dagsburg (franz. Dabo), Dorf und Luftkurort im deutschen Bezirk Lothringen, Kreis Saarburg

i. Lothr., in schöner Gegend der Vogesen, hat eine kath. Kirche, Oberförsterei, Sägemühlen, Filet- und Perlstickerei und (1900) 3037 Einw. An der Stelle des ehemaligen, auf 664 m hohem Sandsteinfelsen gelegenen, 1679 von den Franzosen zerstörten Schlosses der Grafen von D. jetzt Kapelle, Aussichtsturm und Standbild des hier gebornen Papstes Leo IX. Die Grafschaft D. gehörte seit 1049 einer Nebenlinie des herzoglichen Hauses von Niederlothringen, kam um 1300 durch Heirat an die Grafen von Leiningen und wurde 1679 französisches Lehen, doch erst 1801 an Frankreich abgetreten. Vgl. Dugas de Beaulieu, Le comté de Dagsbourg (2. Aufl., Par. 1858).

Dagstuhl, ehemalige, unter kurtrierischer Hoheit stehende reichsunmittelbare Herrschaft mit Schloß im preuß. Regbez. Trier, Kreis Merzig, am Fuße des Hochwaldes unweit der Saar, zuletzt im Besitze der Fürsten von Öttingen-Wallerstein, bestand aus 19 Ortschaften, die sich auf 3 Hochgerichte verteilten; Hauptort war der Flecken Wadern (s. d.).

Daguerre (spr. -gär'), Louis Jacques Mandé, Maler, geb. 18. Nov. 1789 zu Cormeilles in der Normandie, gest. 10. Juli 1851 in Petit-Brie bei Paris, war erst Steuerbeamter, bildete sich dann unter Degoti und lieferte für die Pariser Theater Dekorationen von bisher nicht gesehener Schönheit. Mit dem Maler Bouton konstruierte er 1822 das Diorama, das sehr beifällig aufgenommen wurde. Seine Bemühungen um die Fixierung des Bildes in der Camera obscura blieben zunächst erfolglos. 1829 verband er sich aber mit Joseph Nicéphore Niépce, der seit 1814 ähnliche Versuche angestellt hatte, setzte nach dessen Tode seine Arbeiten selbständig fort und gelangte 1838 zum Ziel. Das Verfahren (Daguerreotypie) wurde durch die französische Akademie veröffentlicht und das Resultat seiner Bemühungen 1839 durch Arago bekannt gemacht. D. erhielt eine jährliche Pension von 6000, die Erben von Niépce eine solche von 4000 Frank. Er schrieb: »Historique et description des procédés du daguerréotype et du diorama« (Par. 1839 u. ö.; mehrfach deutsch); »Nouveau moyen de préparer la couche sensible des plaques destinées à recevoir les images photographiques« (1844; deutsch, Köln 1844). Vgl. Ernouf, Les inventeurs du gaz et de la photographie (Par. 1885).

Daguerreotypie (spr. -gärro-), s. Photographie.

Daguesseau, Henri François, s. Aguesseau.

Daguet (spr. dagä), Alexander, schweizer. Historiker und Pädagog, geb. 12. März 1816 in Freiburg, gest. 21. Mai 1894 in Couvet, war 1837—43 Professor der Geschichte an der Zentralschule in Freiburg, dann, wegen seiner liberalen Ansichten entlassen, Direktor des Lehrerseminars im Berner Jura, 1848—1857 Rektor der Kantonsschule, 1858—66 Direktor der obern Mädchenschule in Freiburg, seit 1866 Professor an der Akademie zu Neuchâtel. Daguets Hauptwerk ist die »Histoire de la confédération Suisse« (7. Aufl., Neuchâtel 1879; deutsch, Aarau 1867). Von seinen übrigen Schriften nennen wir: »Biographie de Guillimann« (Freiburg 1843); »Abrégé de l'histoire de la confédération Suisse« (1871); »Manuel de pédagogie ou d'éducation« (4. Aufl. 1881); »Histoire de la ville et seigneurie de Fribourg« (1889); »Le père Girard et son temps« (Par. 1896, 2 Bde.). D. redigierte auch den »Éducateur«, die pädagogische Zeitschrift der welschen Schweiz, und veröffentlichte eine Menge historischer Aufsätze und Abhandlungen im »Musée Neuchâtelois« sowie in den Freiburger Zeitschriften »Émulation«, »Mémorial de Fribourg«, »Archives de la société d'histoire du canton de Fribourg« u. a.

Daguſſa, s. Eleusine.

Dahabiye (arab., »die Goldene«), langes, schmales Nilschiff mit Verdeck und Kajüte.

Daheim, Name eines seit 1864 in Leipzig im Verlag von Velhagen u. Klasing wöchentlich erscheinenden illustrierten Familienblattes zur Belehrung und Unterhaltung im christlich-konservativen Sinne. 1891 wurde die Redaktion, die von dem Romanschriftsteller Th. H. Pantenius geleitet wird, nach Berlin verlegt.

Daher (Daae), ein Nomadenvolk des Altertums, an der Ostküste des Kaspischen Meeres bis zum Oxus und dem Oxianischen See (Aralsee) hin, gute Krieger, die als reitende Bogenschützen unter Darius, Alexander und Antiochos dienten.

Dahl, Dorf im preuß. Regbez. Arnsberg, Landkreis Hagen, an der Staatsbahnlinie Hagen-Lüdenscheid, hat eine evang. Kirche, Hammerwerke (Verfertigung von Spaten, Sensen ꝛc.) und (1900) 2134 Einw.

Dahl, 1) Johann Christian Clausſen, Maler, geb. 24. Febr. 1788 zu Bergen in Norwegen, gest. 14. Okt. 1857 in Dresden, bezog 1811 die Akademie von Kopenhagen und kam 1818 nach Dresden, wo er Mitglied und Professor der Akademie wurde. Von hier aus machte er Reisen durch die Alpengegenden Deutschlands, besuchte Italien und kehrte zweimal in seine nordische Heimat zurück. Fleißige Naturstudien führten ihn zu einer eigentümlichen realistischen Richtung. Zwei große Gemälde aus seiner Heimat stellen den Sturz der Tinterrare in Oberthelemarken und eine Talschlucht mit Wasserfall an der Küste von Bergen dar. Von seinen übrigen Bildern sind ein Seesturm (in der Berliner Nationalgalerie), eine Ansicht der Stadt Bergen (im Museum zu Leipzig) und eine große Berglandschaft (in der Dresdener Galerie) hervorzuheben. Auch verfaßte er ein Werk über die nordische Holzarchitektur, betitelt: »Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus den frühesten Jahrhunderten in den innern Landschaften Norwegens« (Dresd. 1837). Sein Leben beschrieb Aubert (Christiania 1892—94).

2) (Dal, Dal', Dalj) Wladimir Iwanowitſch, russ. Schriftsteller, geb. 22. (10.) Nov. 1801 in Lugan (Goud. Jekaterinoslaw), gest. 4. Okt. (22. Sept.) 1872 in Moskau, Sohn eines unter Katharina II. in Rußland eingewanderten Dänen, wurde im Seekadettenkorps in Petersburg erzogen und trat 1819 als Midshipman in den Dienst der Flotte des Schwarzen Meeres. Da ihm diese Tätigkeit nicht zusagte, studierte er in Dorpat Medizin und machte als Militärarzt 1829—33 den Krieg in der Türkei und in Polen mit. Acht Jahre lebte er dann in Orenburg als Beamter der Kanzlei des Grafen W. Perowskij, unter dem er sich 1839—40 auch an der unglücklichen Expedition gegen Chiwa beteiligte. 1841—49 war er Kanzleichef im Ministerium des Innern, 1849—58 Präsident des Kameralhofes in Nishnij Nowgorod. 1858 nahm er seinen Abschied und lebte seitdem in Moskau. D. hat unter dem Pseudonym Kosak Luganskij eine Reihe Erzählungen hinterlassen, die sich namentlich durch ein tiefes Verständnis des Volkslebens und vortreffliche, wahrhaft typische Schilderungen auszeichnen. Außerdem veröffentlichte er die reichhaltigste Sammlung russischer Sprichwörter (Mosk. 1862, 2. Ausg. 1879) und ein »Erklärendes Wörterbuch der lebenden großrussischen Sprache«

(Mosk. 1861—68, 4 Bde.; 3. Ausg., besorgt von Baudouin de Courtenay, 1. Lief. 1903), zu dem er das Material seit seinem 18. Lebensjahre gesammelt hatte. Eine Gesamtausgabe seiner Erzählungen (»Povĕsti i razskazy«) erschien in 8 Bänden (Petersb. 1860—1861; 3. Ausg. 1883—84).

3) Johannes Siegwald, Maler, geb. 16. Aug. 1827 in Dresden als Sohn von D. 1), gest. daselbst 15. Juni 1902, erhielt von seinem Vater den ersten Unterricht und bildete sich später unter Wilh. Wegener vorzugsweise in der Tiermalerei aus. Nachdem er noch drei Jahre die Akademie in Dresden besucht hatte, ging er, da ihn die Tierbilder Landseers fesselten, 1851 nach London und besuchte von da aus auch Paris. Die Motive zu seinen Tierbildern nahm er aus Norwegen, der Heimat seines Vaters, deren Natur er gründlich studierte. Die Dresdener Galerie besitzt zwei seiner Gemälde: den Fehlschuß und eine Fähre in Norwegen. Von seinen spätern Werken sind die von einem Fuchs überfallenen Wildenten (im Museum zu Hannover), die Katzenfamilie, die Kuhherde vor der Sennhütte und das Nordkap bei Mitternachtssonne zu nennen.

4) Konrad Neuman Hjelm, norweg. Dichter, geb. 24. Juni 1843 auf dem Hofe Warmbo, Amt Drontheim, studierte Theologie in Christiania und wirkt seit 1885 als Gefängnisprediger in Akershus. Seine lebenswahren, von religiösem Geist erfüllten Erzählungen schildern Land und Leute der norwegischen und lappischen Küste. Wir erwähnen: »Der Finnenjüngling« (1873); »Der Löwe« (1874); »Eda Mansika« (1875); »Der Eismeerfahrer« (1878); »Einsame Menschen« (1889); »Arne Livvaag«, der Lebensroman eines Verbrechers (1894); »Lina Kjörbo« (1898); »Ein Attentat« (1900).

5) Hans, Maler, geb. 19. Febr. 1849 zu Hardanger in Norwegen, war anfangs schwedischer Offizier und bildete sich seit 1873 auf der Kunstschule in Karlsruhe unter Gude und Riefstahl und in Düsseldorf unter v. Gebhardt und W. Sohn zum Landschafts- und Genremaler aus. Seit 1876 stellte er eine Reihe von Gemälden aus, auf denen Landschaft und Staffage nach Motiven aus seiner Heimat mit gleicher Liebe behandelt sind, und die meist durch ihren humoristischen Inhalt fesseln, während das Kolorit bisweilen an Härte und unruhiger Buntheit leidet. 1889 nahm D. seinen Wohnsitz in Berlin. Seine Hauptbilder sind: ein Naturkind, das Spiel der Wellen, Damenpensionat auf der Eisbahn, Letzte Ölung, weibliche Anziehung, hinter dem Segel, ein Sommertag in Norwegen, Ankunft zur Kirche bei Ullenswang (Hardanger), auf einsamen Wegen, der gestörte Schlaf und In hohen Wellen.

Dahlak (Dahalak), zur ital. Kolonie Erythräa gehörige Inselgruppe, Massaua gegenüber, umfaßt die Hauptinsel Groß-D. (52 km lang, 30 km breit) und die kleinern Nohra und Nokra nebst zahlreichen Klippen, mit 1500 Einw. (ursprünglich christliche, später islamisierte Abessinier), die ein verderbtes Tigré sprechen und in zehn Dörfern wohnen. Die 10—13 m hohen, zerrissenen weißen Kalkfelsen haben eine dürftige Vegetation, die indes viele Ziegen und Kamele und einige Esel nährt. Auch wird etwas Perlen- und Schildkrötenfischerei betrieben. Für die Perlen ist Hauptmarkt Dömöllö am Ostrande der Hauptinsel, die zur Römerzeit Mittelpunkt einer äußerst ergiebigen Perlenfischerei war. Ruinen deuten darauf hin, daß die Portugiesen im 16. Jahrh. hier eine Niederlage hatten.

Dahlb., bei Tiernamen Abkürzung für A. G. Dahlbom (s. d.).

Dahlberg, Erik, Graf, schwed. Feldherr und Festungsingenieur, geb. 10. Okt. 1625 in Stockholm, gest. daselbst 16. Jan. 1703, ursprünglich Kammerschreiber, später Fortifikationsoffizier, kämpfte 1656 bis 1660, wo er 1658 die Anregung zu Karl Gustavs berühmtem Wintermarsch über die Belte gab, und 1675—79 mit Auszeichnung gegen Dänemark. Bereits 1660 geadelt, seit 1693 Graf, Feldmarschall und Generalgouverneur von Bremen-Verden, verteidigte er 1700 als livländischer Generalgouverneur (1696 bis 1702) Riga erfolgreich gegen die Sachsen. Seine Verdienste um das Belagerungswesen und seine berühmten Festungsanlagen zu Marstrand, Gotenburg, Riga, Wismar, Stade ꝛc. verschafften ihm den Beinamen »Schwedens Vauban«. Einer der gebildetsten Offiziere des 17. Jahrh., stand er in engem Freundschaftsverhältnis mit S. Pufendorf (s. d.), der bei seiner Arbeit über Karl Gustav vielfach von D. gesammeltes Material benutzt hat. Seine Selbstbiographie veröffentlichte Gjörwell (Stockh. 1757), sein Tagebuch S. Lundblad (das. 1823). Sein aus Kupferstichen ohne Text bestehendes Hauptwerk »Suecia antiqua et hodierna« (Stockh. 1716), das mehrere Auflagen (mit Text) erlebte (neueste Ausgabe von H. Hildebrand, das. 1900, 3 Bde.), ist kulturgeschichtlich von Wichtigkeit. Vgl. H. N. Heden, Erik D. (Stockh. 1900).

Dahlbom, Anders Gustav, Entomolog, geb. 3. März 1806 zu Forssa in Östgotland, gest. 3. Mai 1859 in Lund, ward dort 1830 Dozent der Naturgeschichte und 1843 Intendant des entomologischen Museums. Er schrieb: »Hymenoptera europaea praecipue borealia« (Bd. 1, Lund 1843—45; Bd. 2, Berl. 1854).

Dähle (Deele), s. Diele u. Bauernhaus, S. 464.

Dahlem, ehemals Domäne, jetzt zu einer Villenkolonie in Aussicht genommen, im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Teltow, zwischen Steglitz und dem Grunewald, hat eine evang. Kirche (15. Jahrh.), das pharmazeutische Institut und den botanischen Garten der Universität Berlin (letzterer früher in Schöneberg), einen Reichsversuchsgarten und eine Gärtnerlehranstalt (früher in Wildpark). S. den Plan »Umgebung von Berlin« (Bd. 2, S. 701).

Dahlen, 1) Stadt in der sächs. Kreish. Leipzig, Amtsh. Oschatz, an der Staatsbahnlinie Leipzig-Riesa-Dresden, 153 m ü. M., hat eine alte evang. Kirche, ein Schloß, Eisengießerei, Wagenbau, Zementwaren- und Zigarrenfabrikation, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und (1900) 2865 fast nur evang. Einwohner. 7 km von D. der Kollmberg (314 m) mit dem Albertsturm. D. wird urkundlich schon 1210 erwähnt. — 2) Stadt, s. Rheindahlen.

Dahlfuß, s. Klumpfuß.

Dahlgren, 1) Carl Fredrik, schwed. Dichter und Humorist, geb. 20. Juni 1791 in Östgotland, gest. 2. Mai 1844, studierte in Upsala Theologie und wirkte seit 1815 als Prediger zu Stockholm. Er dichtete in Bellmanns Art frohe, idyllisch-burleske Szenen und Naturschilderungen. Viele seiner Lieder sind ins Volk gedrungen. Wir nennen von seinen Schriften: »Aurora« (Stockh. 1815, 2 Tle.); »Mollbergs Briefe« (das. 1819—20, 2 Bde.); »Das Bauernweib« (das. 1829); »Der Abendstern« (das. 1832) und den humoristischen Roman »Nahum Fredrik Bergströms Chronik« (das. 1831). Eine Gesamtausgabe seiner Werke besorgte Arvidsson (Stockh. 1847—52, 5 Bde.; 3. Aufl. 1875).

2) John Adolf, Seemann, geb. 13. Nov. 1809 in Philadelphia, gest. 12. Juli 1870, ward 1826 Midshipman, 1837 Leutnant und 1855 Kommandeur in der Marine der Vereinigten Staaten. Er erfand schwere gußeiserne Schiffsgeschütze, die sich aber im Sezessionskrieg schlecht bewährten. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs ward D. Befehlshaber des Washingtoner Kriegshafens, 1862 Chef des Geschützwesens und löste Admiral Dupont nach dessen vergeblichen Angriff auf Fort Sumter 7. April 1863 ab. D. schrieb: »Report on the 32 pounders of 32 cwt.« (1850); »Naval percussion locks and primers« (1852); »Shells and shell guns« (1856). Vgl. M. V. Dahlgren, Memoir of John A. D. (Boston 1882).

3) Erik Wilhelm, schwed. Geograph und Bibliograph, Sohn des Dichters u. Schriftstellers Fredrik August D. (1816—95), geb. 7. Juni 1848 in Stockholm, ward hier 1870 Bibliotheksassistent, 1893 Bibliothekar der Akademie der Wissenschaften und 1903 Chef der königl. Bibliothek, gab 1881—94 im Auftrag der Schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie die Zeitschrift »Ymer« heraus, war bei zahlreichen Schriften A. Nordenskiölds (s. d.), S. Hedins (s. d.) sowie andrer Entdeckungsreisenden als Mitarbeiter tätig, redigierte das amtliche Werk »Stockholm. Sveriges hufvudstad« (Stockh. 1897, 2 Bde.) und veröffentlichte die wertvolle Bibliographie »Sveriges offentliga bibliotek. Tioårsregister 1886—1895« (1897). Von seinen größern geographischen Beiträgen seien genannt: »Bidrag till Nordens äldsta kartografi« (1892); »De franska sjöfärderna till Söderhafvet i början af 18de seklet« (1900).

Dahlhausen, Dorf im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Hattingen, an der Ruhr, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Steele-Witten, hat eine neue kath. Kirche, eine Bismarcksäule, Bergrevier, Steinkohlenbergbau, Fabrikation feuerfester Steine, ein Stahl- und Eisenwerk und (1900) 9165 Einw.

Dahlia, Pflanzengattung, s. Georgina.

Dahlia, violette Anilinfarbe, s. Hofmanns Violett.

Dahlin, soviel wie Inulin.

Dahlmann, Friedrich Christoph, Geschichtschreiber und Staatsmann, geb. 13. Mai 1785 in Wismar, gest. 5. Dez. 1860 in Bonn, studierte seit 1802 in Kopenhagen, seit 1804 in Halle unter Friedr. Aug. Wolf Philologie. Nach längerm Aufenthalt in Wismar ging er 1809 nach Dresden, wo er mit Heinrich v. Kleist Freundschaft schloß. In Wittenberg erwarb er 1810 mit einer Abhandlung über Ottokar von Böhmen den philosophischen Doktorgrad; 1811 habilitierte er sich in Kopenhagen für Philologie, erhielt aber 1812 den Auftrag, in Kiel Geschichte zu lesen, und wurde 1813 daselbst außerordentlicher Professor. In der Festrede (Kiel 1815), die er bei der von der Universität veranstalteten Feier der Schlacht bei Waterloo hielt, mahnte er zuerst öffentlich zur Arbeit an der politischen Wiedergeburt Deutschlands. Als Sekretär der schleswig-holsteinischen Ritterschaft geriet er in eine oppositionelle Stellung zur dänischen Regierung, wurde deshalb nicht ordentlicher Professor und folgte daher 1829 einem Ruf nach Göttingen als Ordinarius der deutschen Geschichte und der Staatswissenschaften. Hier war er wieder politisch tätig: nach der sogen. Göttinger Revolution (Januar 1831) als Deputierter der Universität an den Generalgouverneur Herzog von Cambridge abgesandt, gewann er dessen Vertrauen, wurde bei Feststellung der Verfassung zu Rate gezogen und von der Universität zu ihrem Vertreter in der Zweiten Kammer gewählt. Aber sowohl seine Reden als auch seine Artikel in der »Hannöverschen Zeitung« erregten durch ihren rücksichtslosen Freimut und ihr nach allen Seiten selbständiges Urteil Anstoß, so daß er sich mit seinen politischen Ansichten isoliert fühlte. Eine Frucht seiner damaligen Studien in der Politik war: »Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt«, wovon nur der 1. Band (Götting. 1835; 3. Aufl., Berl. 1847) erschienen ist. Nach dem Verfassungsbruch des Königs Ernst August (1837) verfaßte D. den Entwurf einer Protestation, die das Verfahren des Königs für einen Staatsstreich erklärte, der niemand von dem auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eid entbinden könne; sechs von Dahlmanns Kollegen (s. Göttinger Sieben) unterschrieben diese Erklärung. Ihre Absetzung und Ausweisung war die Folge davon. D., der über die Verfassungsfrage noch das klassische Pamphlet »Zur Verständigung« schrieb, begab sich nach Leipzig, von da nach Jena, wo er seine vortreffliche »Geschichte von Dänemark« schrieb (Hamb. 1840—43, 3 Bde., nur bis zur Reformation), die von D. Schäfer (Bd. 4 u. 5, Gotha 1893—1902) fortgesetzt wurde. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. 1842 nach Bonn berufen, ward er einer der beliebtesten akademischen Lehrer. Weithin galt er als politische Autorität, und auch die Regierung holte in wichtigen Universitätsangelegenheiten seinen Rat ein. Die Vorlesungen über die englische u. französische Revolution besaßen hohe politische Bedeutung; als Bücher (»Geschichte der englischen Revolution«, Leipz. 1844; 7. Aufl. 1885; »Geschichte der französischen Revolution«, das. 1845; 3. Aufl. 1864) bestimmten sie das politische Urteil der gebildeten Mittelklassen. Bei Beginn der nationalen Bewegung des Jahres 1848 wurde D. von dem neu ernannten Minister Grafen Schwerin zur Teilnahme an den Beratungen über die preußische Verfassung aufgefordert, bald nachher als preußischer Vertrauensmann zum Bundestag nach Frankfurt geschickt, aber die Ernennung zum eigentlichen Bundestagsgesandten lehnte er ab. Der von Einheitsgedanken belebte Verfassungsentwurf der 17 Vertrauensmänner ist hauptsächlich Dahlmanns Werk. In der Frage der Hegemonie war er für die Einigung unter Preußens Führung mit Ausschluß Österreichs, fand aber damit weder beim König von Preußen noch bei der Mehrheit des Parlaments Beifall, wie er überhaupt für praktisch politische Arbeit sich wenig brauchbar erwies. Noch 1849 forderte er entschieden das preußische Kaisertum, nur widerwillig unterstützte er die preußischen Unionsbestrebungen, nahm aber am Erfurter Parlament teil und trat im Sommer 1850 in die preußische Erste Kammer ein, wo er den überstürzten Restaurationsbestrebungen mutig, aber erfolglos entgegentrat. Mehr und mehr vereinsamt, schöpfte er erst seit der Wendung der Dinge in Preußen 1858 neuen Mut. Sein Einfluß auf die politische Erziehung der Gebildeten ist von nachhaltiger Wirkung gewesen. Von seinen Schriften sind neben der Ausgabe von Neocorus' »Geschichte der Dithmarschen«, in sächsischer Sprache (Kiel 1827), noch zu erwähnen: »Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte« (Bd. 1, Altona 1821; Bd. 2: »Herodot«, 1824); »Quellenkunde der deutschen Geschichte« (Göttingen 1830; seit der 3. Aufl., 1869, bearbeitet von Waitz; 6. Aufl. 1894, besorgt von E. Steindorff). Seine 1826 in Kiel gehaltenen Vorlesungen über die Geschichte Dithmarschens gab Kolster (Leipz. 1873), seine »Kleinen Schriften und Reden« Varrentrapp (Stuttg. 1886) heraus. Vgl. A. Springer, Friedr. Christ. D. (Leipz. 1870—72, 2 Bde.).

Dahme (Wendische Spree), linker Nebenfluß der Spree in der preußischen Provinz Brandenburg, entspringt im SO. der Stadt Dahme auf dem Fläming, wird unterhalb Golßen schiffbar, durchfließt mehrere Seen und mündet bei Köpenick. Mit dem Scharmützelsee ist sie durch den Storkowkanal, mit dem Teupitzer See durch den Körisschen Schiffahrtsgraben verbunden; von links fließt ihr bei Königswusterhausen die Notte zu.

Dahme, 1) Stadt im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Jüterbog-Luckenwalde, an der Dahme, der Eisenbahn D.-Ückro und der Jüterbog-Luckenwalder Kreisbahn, hat 2 evang. Kirchen, Landwirtschaftsschule, agrikulturchemische Versuchsstation, Amtsgericht, Tuch-, Schuh-, Tabak- und Zigarrenfabrikation, Bierbrauerei und (1900) 5657 fast nur evang. Einwohner. Hier siegten 7. Sept. 1813 die Preußen über die Franzosen. — 2) Dorf im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Oldenburg, an der Ostsee, hat einen Hafen, ein Seebad und 600 Einw. Südlich der Leuchtturm Dahmeshöft.

Dahn, Flecken im bayr. Regbez. Pfalz, Bezirksamt Pirmasens, an der Lauter, in einem romantischen Tale der Vogesen, 204 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Burgruine, Amtsgericht, Forstamt, Sägemühlen und (1900) 1588 Einw. Nahebei der Felsen Jungfernsprung mit Aussicht (s. Tafel »Bergformen II«, Fig. 3, beim Art. »Berg«).

Dahn, 1) Friedrich, Schauspieler, geb. 18. April 1811 in Berlin, gest. 9. Dez. 1889 in München, begann 1829 am Königsstädtischen Theater in Berlin seine Laufbahn, war dann als jugendlicher Liebhaber seit 1830 am Breslauer, von 1831—34 am Hamburger Stadttheater engagiert und gehörte seit 1834 dem Münchener Hoftheater an, als dessen Ehrenmitglied er sich 1878 von der Bühne zurückzog. Seine Hauptrollen in früherer Zeit waren: Don Carlos, Mortimer, Beaumarchais, Gaston; später: Tell, Egmont, Dunois, Lear, Wallenstein ꝛc. Verheiratet war D. seit 1833 mit Konstanze Le Gay (geb. 12. Juni 1814 in Kassel, gest. 26. März 1894 in München), die aber 1850 wieder von ihm geschieden wurde. Durch Schönheit, Geist und Feuer ausgezeichnet, erzielte sie als jugendlich-tragische und heitere Liebhaberin anfangs in Hamburg, später in München, wo sie von 1834 bis zu ihrer Pensionierung (1865) auftrat, große Erfolge. — Beider Sohn Ludwig D., geb. 12. März 1843 in München, gest. daselbst 20. Okt. 1898, bildete sich unter der Leitung seiner Eltern zum Schauspieler aus. Nachdem er 1860—78 an den Hoftheatern in Weimar, Berlin und St. Petersburg tätig gewesen, trat er 1878 in den Verband des Münchener Hoftheaters. Zu seinen besten Leistungen gehörten: Schiller (»Karlsschüler«), Mortimer, Leopold von Dessau, Gringoire.

2) (D.-Hausmann) Marie, seit 1853 zweite Frau von D. 1), geb. 17. Juni 1830 in Wien, debütierte 1845 in Mannheim mit solchem Erfolg, daß sie sofort einen Engagementsantrag für Frankfurt a. M. erhielt, und nahm 1849 nach einem glänzenden Gastspiel ein lebenslängliches Engagement an der Hofbühne zu München. Im Besitz des ersten jugendlichen Faches hatte sie Gelegenheit, ihre Vielseitigkeit zu bewähren, und ihr Gretchen, Klärchen, ihre Julie, Luise, Jane Eyre wie ihre Rosalinde, Katharina, Margarete Western erhielten sie in der Gunst des Publikums. Später fand sie mit Glück den Übergang in fein- und chargiert-komische und edle Mütterrollen (Geheimrätin im »Störenfried«, Claudia in »Emilia Galotti«, die alte Feldern in »Hermann und Dorothea«).

3) Julius Sophus Felix, Rechtsgelehrter, Geschichtsforscher und Dichter, geb. 9. Febr. 1834 in Hamburg als Sohn von D. 1) und dessen erster Gattin, Konstanze D. (gebornen Le Gay), studierte 1849 bis 1853 in München und Berlin Rechtswissenschaft, Philosophie und Geschichte und habilitierte sich 1857 in München als Dozent für deutsches Recht, wurde 1862 außerordentlicher Professor daselbst, 1863 ordentlicher Professor in Würzburg, 1869 korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München, 1872 Mitglied des Gelehrtenausschusses des Germanischen Museums in Nürnberg und ordentlicher Professor für deutsches Recht in Königsberg, von wo er 1888 an die Universität Breslau berufen wurde. 1885 ward er zum Geheimen Justizrat ernannt. Als juristischer Schriftsteller hat sich D. bekannt gemacht durch folgende Arbeiten: »Über die Wirkung der Klagverjährung bei Obligationen« (Münch. 1855), »Studien zur Geschichte der germanischen Gottesurteile« (das. 1857), »Das Kriegsrecht« (Würzb. 1870), »Handelsrechtliche Vorträge« (Leipz. 1875), »Deutsches Rechtsbuch« (Nördling. 1877), »Deutsches Privatrecht« (Leipz. 1878, 1. Abt.), »Die Vernunft im Recht« (Berl. 1879), »Eine Lanze für Rumänien (Leipz. 1883), »Die Landnot der Germanen« (das. 1889). Auch besorgte er die 3. Ausgabe von Bluntschlis »Deutschem Privatrecht« mit selbständiger Darstellung des Handels- und Wechselrechts (Münch. 1864). Von seinen geschichtlichen Arbeiten sind hervorzuheben: die Monographie »Prokopius von Cäsarea« (Berl. 1865) und das umfassend angelegte rechtsgeschichtliche Werk »Die Könige der Germanen« (Bd. 1—6, Münch. u. Würzb. 1861—71; Bd. 7—9, Leipz. 1894—1902), ferner: »Westgotische Studien« (Würzb. 1874); »Langobardische Studien« (Bd 1: Paulus Diakonus, 1. Abt., Leipz. 1876); »Die Alamannenschlacht bei Straßburg« (Braunschw. 1880); »Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker« (Berl. 1881—90, 4 Bde.); »Geschichte der deutschen Urzeit« (als 1. Band der Deutschen Geschichte in der »Geschichte der europäischen Staaten«, Gotha 1883—88). Von Wietersheims »Geschichte der Völkerwanderung« bearbeitete D. die zweite Auflage (Leipz. 1880—81, 2 Bde.). Seine kleinen Schriften erschienen gesammelt u. d. T.: »Bausteine« (1.—6. Reihe, Berl. 1879—84). Sehr umfangreich ist auch Dahns belletristische Produktion, in der er zumeist altgermanische Stoffe mit modernem Leben verbrämt und eine entschieden nationale Gesinnung zur Schau trägt. Seine gründlichen historischen Studien kamen dem Dichter zu gute. Weitaus das beste dieser Werke war der erste historische Roman »Ein Kampf um Rom« (Leipz. 1876, 4 Bde.; 31. Aufl. 1901). Ihm folgten: »Kämpfende Herzen«, drei Erzählungen (Berl. 1878; 6. Aufl., Leipz. 1900); »Odhins Trost« (1880, 10. Aufl. 1901); »Kleine Romane aus der Völkerwanderung« (1882—1901, 13 Bde., und zwar: 1. »Felicitas«, 2. »Bissula«, 3. »Gelimer«, 4. »Die schlimmen Nonnen von Poitiers«, 5. »Fredigundis«, 6. »Attila«, 7. »Die Bataver«, 8. »Chlodovech«, 9. »Vom Chiemgau«, 10. »Ebroin«, 11. »Am Hofe Herrn Karls«, 12. »Stilicho«, 13. »Der Vater und die Söhne«, von denen die meisten in einer Reihe von Auflagen vorliegen); hierzu kommen: »Die Kreuzfahrer«, Erzählung aus dem 13. Jahrh. (1884, 2 Bde.; 8. Aufl. 1900); »Bis zum Tode getreu«, Erzählung aus der Zeit Karls d. Gr. (1887, 15. Aufl. 1901); »Was ist die Liebe?« (1887, 6. Aufl. 1901); »Frigga's Ja« (1888, 2. Aufl. 1896); »Weltunter-

gang«, geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1000 n. Chr. (1889); »Skirnir« (1889); »Odhins Rache« (1891, 4. Aufl. 1900); »Die Finnin« (1892); »Julian der Abtrünnige« (1894, 3 Bde.); »Sigwalt und Sigridh« (1898); »Herzog Ernst von Schwaben« (1902), sämtlich in Leipzig erschienen. Ferner schrieb D. die epischen Dichtungen: »Harald und Theano« (Berl. 1855; illustrierte Ausg., Leipz. 1885); »Sind Götter?. Die Halfred Sigskaldsaga« (Stuttg. 1874; 7. Aufl., Leipz. 1901); »Die Amalungen« (das. 1876); »Rolandin« (das. 1891). Seine dramatischen Werke sind: »Markgraf Rüdiger von Bechelaren« (Leipz. 1875); »König Roderich« (1875, 2. Ausg. 1876); »Deutsche Treue« (1875, 3. Aufl. 1899); »Sühne« (1879, 2. Ausg. 1894); »Skaldenkunst« (1882), und die Lustspiele: »Die Staatskunst der Frau'n« (1877) und »Der Kurier nach Paris« (1883); endlich das Festspiel »Funfzig Jahre« (1902, sämtlich Leipzig). Auch verschiedene Operntexte hat D. verfaßt: »Harald und Theano« (Leipz. 1880, nach seiner epischen Dichtung); »Armin« (das. 1880, Musik von Heinrich Hofmann); »Der Fremdling« (das. 1880); »Der Schmied von Gretna-Green« (das. 1880). Desgleichen war D. als Lyriker rege tätig: auf seine »Gedichte« (Leipz. 1857; 2. durchgesehene Auflage u. d. T.: »Jugendgedichte«, das. 1892) folgten: »Gedichte, 2. Sammlung« (Stuttg. 1873, 2 Bde.; 3. Aufl., Leipz. 1883); dann: »Zwölf Balladen« (das. 1875); »Balladen und Lieder«, 3. Sammlung der »Gedichte« (das. 1878, 2. Aufl. 1896); 4. Sammlung, mit seiner Gattin Therese (das. 1892); 5. Sammlung (»Vaterland«, das. 1892); endlich eine »Auswahl des Verfassers« (das. 1900). Außerdem sind zu nennen Dahns Schriften: »Moltke als Erzieher« (5. Aufl., Bresl. 1894) und die sehr breiten »Erinnerungen« (Leipz. 1890—1895, 4 Bücher in 5 Bänden). Seine »Sämtlichen Werke poetischen Inhalts« erschienen Leipzig 1898—1899 in 21 Bänden; neue Folge 1903 ff. Mit seiner Gattin Therese (gebornen Freiin von Droste-Hülshoff, geb. 28. Mai 1845 in Münster) verfaßte er: »Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen« (12. Aufl., Leipz. 1898). Von ihr allein erschien noch mit einer Einleitung des Gatten: »Kaiser Karl und seine Paladine. Sagen aus dem Karlingischen Kreise« [(Leipz. 1887).

Dahna, arab. Wüste, s. Dehna.

Dahntal, s. Lauter 1).

Dahomé (Dahomey), franz. Besitzung, ehemaliger Negerstaat in Nordwestafrika (s. Karte »Guinea« und Karte »Togo«), 152,000 qkm groß mit etwa 1 Mill. Einw., grenzt im W. an das deutsche Togogebiet, im O. an die britische Lagoskolonie und umfaßt die beiden Vasallenstaaten Abomé und Allada nebst den andern Erwerbungen im Hinterlande. Hinter einem schmalen, sandigen Küstenstrich ziehen sich Lagunen hin, in deren größte der das Land von N. nach S. durchfließende Wheme oder Oagbo mündet und dann von dort aus in mehreren Mündungsarmen ins Meer tritt. Darauf folgt ein dichtbewaldetes Plateau bis zum großen, 10—12 km breiten Lamasumpf, dann Reihen niedriger Hügel an beiden Ufern des Wheme, endlich das Quellgebiet dieses Flusses, das Gebirgsland Mahé. Waldungen aus Wollbäumen und Palmen wechseln mit ausgedehnten Savannen ab. Das Klima ist an der Küste durch die Ausdünstungen der Lagunen sehr ungesund, wird aber nach dem Innern zu erträglicher. Pflanzen- und Tierwelt sind die des übrigen tropischen Afrika. Die Bevölkerung bestand ursprünglich aus Ejo, die indes fast vollständig ausgerottet sind, heute aber aus Ewe. Ihre Sprache, das Ewe (grammatisch dargestellt von Schlegel, Stuttg. 1857), ist nach Fr. Müller mit den übrigen Sprachen der Küste von Guinea verwandt; nach Lepsius schließt sie sich durch den Gebrauch von Nominalpräfixen auch an den großen südafrikanischen Bantusprachstamm an. Die Religion ist der gröbste Fetischismus: die Ewe erkennen einen guten und einen bösen Geist an, verehren aber besonders den letztern, den sie fürchten. Die Fetischgötter, aus rotem Ton geformt, stehen am Eingang der Städte und Dörfer, wo jeder Kaufmann den Zehnten und die heilige Gabe abliefern muß. Man verehrt auch Schlangen sowie Leoparden und Affen. Die Priester und Priesterinnen werden selbst vom Könige geehrt. Erstere, deren Kopf fast immer auf der rechten Seite rasiert ist, kleiden sich sehr reich; die Priesterinnen schmücken ihr Haar mit Kauris und Perlen. Menschenopfer waren bei den Hoffesten und Begräbnissen üblich (s. unten). Der Glaube an ein Fortleben nach dem Tod unter glücklichen Verhältnissen ist allgemein. Musik (Tamtam, Elefantenzähne, Kalebassen, Rohrflöte, Harfe) und Tanz sind sehr beliebt. Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau; man baut Mais, Hirse, Maniok, Bohnen, Yams, süße Bataten und Erdnüsse sowie alle Arten von Gemüsen. Ölpalmen hat man in zahllosen Mengen rings um die Dörfer gepflanzt. Die Haupterzeugnisse sind Palmöl, Palmkerne, Kokosnüsse, Kolanüsse, Kautschuk. An der Küste bei Porto Novo werden gut gedeihende Versuchspflanzungen von Kaffee, Kakao und Kautschuk betrieben, und im Bezirk Abomé-Kalavi sind Kautschukpflanzungen angelegt. Als Haustiere hält man in großer Menge Schafe, Ziegen, große Schweine, Truthühner, Hühner, Enten, Gänse, Tauben und Perlhühner. Der Gewerbfleiß liefert Baumwollengewebe, harte Tongefäße in Gestalt von Kalebassen, eiserne Klingen und Ackergeräte, Leder, vegetabilische Seide, Farbwaren ꝛc. Aus dem roten Ton, aus dem fast durchweg der Boden besteht, fertigt man harte Blöcke zum Aufbau der Mauern und Häuser. Man versteht auch Stoffe zu sticken und zwar mit europäischer Wolle und Seide. Der Handel, an dem Deutschland an erster Stelle teil hat, geht über Kotonu, Porto Novo, Whydah und Grand Popo. Die Einfuhr betrug 1902: 17,090,386, die Ausfuhr 13,669,226; am Gesamthandel war Frankreich mit 7,914,000 Fr. beteiligt. Haupteinfuhrgegenstände sind Zeuge, Branntwein, Salz, Pulver, Tabak; Hauptausfuhrartikel sind Palmkerne und Palmöl, daneben getrocknete Fische, Mais, Tiere, Kolanüsse, Erdnüsse, Elfenbein, Kautschuk. Der Schiffsverkehr betrug 1899: 441 Dampfer von 398,500 Ton., davon waren 183 deutsche, 126 englische, 123 französische und 9 italienische. Von 20 Postanstalten wurden 1900: 196,957 Briefsendungen befördert. Eine etwa 1000 km lange Telegraphenlinie geht von Porto Novo nach Carnotville, Kuanda, Diapaga, Fada N'Gurma; Zweiglinien führen von Diapaga über Botu nach Say am Niger, etwa 400 km, und von Carnotville über Paraku, Nikki, Kandi nach Madecali am Niger, etwa 400 km. Eine Eisenbahn, die von Porto Novo über Abomé nach Carnotville führen soll, befindet sich im Bau. Als Münze dienen die Kauris, deren 2000 den Wert von 1 span. Taler haben. Die Staatsform war früher eine absolute Monarchie, doch ist jetzt die Macht der Könige nur gering. Die Kolonie ist administrativ in das eigentliche D. und in Ober-D. (Haut-Dahomey) eingeteilt; letzteres zerfällt in die Distrikte Borgu mit der Station Paraku, Djugu-Kundé mit Djugu, Gurma

mit Fada N'Gurma und Moyen Niger mit Kandi. Das Budget der Kolonie wurde für 1903 mit 3,766,575 Fr. festgesetzt. Der Verwaltungsrat besteht nach dem Dekret vom 11. Okt. 1899 aus dem Gouverneur und 6 Mitgliedern, davon 3 Beamte und 3 angesehene Einwohner, die vom Gouverneur auf zwei Jahre ernannt werden. Hauptstadt des nördlichen Königreichs ist Abomé (s. d.), Sommeraufenthalt des Königs das 10 km südlich gelegene Canna, zu dem eine gute Straße führt; noch weiter südlich jenseit des Lamasumpfes liegt der wichtige Handelsplatz und die Hauptstadt des südlichen Reiches, Allada, mit 15—18,000 Einw.

D. war vor dem 17. Jahrh. unbedeutend; sein Hauptort, das Dorf Dahif (Darhiff), lag nahe bei Abomé, das 1625 der Häuptling Tacoodonu (Takudua) eroberte und zur Hauptstadt eines Reiches machte, das durch Eroberung von Allada 1724, von Whydah 1727 und der Küste 1772 bedeutend erweitert wurde; später unterwarfen sich auch die Mahé im Norden. Allada ward Ende des 18. Jahrh. die Hauptstadt, an deren Stelle jedoch dann wieder Abomé trat. Als Ende des 18. Jahrh. der Sklavenhandel von der Westküste Afrikas einen lebhaften Aufschwung nahm, beteiligte sich D. eifrig daran. Damit trat das Land in Berührung mit den Europäern, die bald Vorstellungen gegen die jährlichen, nur durch systematischen Sklavenraub zu ermöglichenden Menschenschlächtereien erhoben. König Gezo (Gheso; gest. 1858) schaffte diese auch ab; doch führte sie sein Nachfolger Bahadung sogleich wieder ein. Portugal, dem das Fort Ajuda bei Whydah gehört, übernahm 1885 das Protektorat, konnte aber die Menschenopfer auch nicht beseitigen, legte seine Schutzherrschaft 22. Dez. 1887 nieder und räumte den Franzosen das Feld, die bereits 1878 die Schutzherrschaft über Kotonu, 1883 über Porto Novo übernommen und 1885 Groß-Popo besetzt hatten. Sie erlangten 1890 von König Behanzin das Besatzungsrecht von Whydah und die Abtretung der ganzen Küste gegen 20 Mill. Frank jährlich. Als aber der König, der nach dem schnell steigenden Handelsverkehr der Küstenhäfen von Frankreich übervorteilt zu sein glaubte, diesem im Frühjahr 1892 den Krieg erklärte, schlug Oberst A. A. Dodds die Truppen des Königs wiederholt und vertrieb ihn 17. Nov. aus seiner Hauptstadt. Anfang 1893 wurde D. der französischen Kolonie Golfe de Bénin einverleibt und ein Gouverneur in Whydah eingesetzt. Vgl. außer den ältern Werken von Norris (1790), Dalziel (»History of D.«, 1793), Forbes (1851), R. F. Burton (1864, neue Ausg. 1893, 2 Bde.): Foa, Le Dahomey. Histoire, géographie, etc. (Par. 1894); Aublet, La guerre au D. (das. 1894—95); Poirier, Campagne du D. 1892—1894 (das. 1894); D'Albéca, La France au D. (das. 1895); Toutée, Du D. au Sahara (das. 1899); »D. et Dépendances« (das. 1900); A. de Salinis, La Marine au D., Campagne de la »Naïade« 1890—1892 (das. 1901); Heudebert, Promenades au D. (das. 1902); Henrici, Karte der Sklavenküste (Berl. 1891).

Dahragrotten, Berghöhlen bei Nekmaria im Dahragebiet zwischen Mostaganem und Tener in Algerien, in denen 1845 ca. 500 dorthin geflüchtete Kabylen vom Stamm Ulad-Riah durch Oberst Pélissier durch Anzünden nassen Holzes erstickt wurden; nur 100 wurden noch lebend aufgefunden.

Dahr el Kodib, einer der höchsten Libanongipfel, kahl und steil, an seinem Fuß im W. die berühmten Zederngruppen.

Daibutsu (spr. daibutz, »großer Buddha«), japan. Name für Kolossalstatuen Buddhas. Die berühmtesten D. sind die etwas über 16 m hohen D. von Nara und Kamakura.

Daillé (spr. dajé, Dalläus), Jean, reform. Theolog, geb. 1594 zu Châtellerault in Poitou, gest. 1670 in Paris, ward 1625 Prediger zu Saumur, 1626 zu Charenton bei Paris und präsidierte als solcher 1659 auf der letzten reformierten Nationalsynode. Unter seinen vielen Werken hat besonders der gegen die Annahme einer dogmatischen übereinstimmung der Kirchenväter gerichtete »Traité de l'emploi des saints pères pour le jugement des différents de la religion« (Genf 1632) bleibenden Wert.

Daily Chronicle (spr. dēli krónnikl), große Londoner Morgenzeitung, erhielt durch Lloyd, der sie 1876 erwarb, ihre jetzige Bedeutung als unabhängiges liberales Organ. Sie wendet besondere Aufmerksamkeit der Arbeiterfrage zu und wird auch wegen ihrer literarischen Beiträge und guten Illustrationen geschätzt.

Daily Graphic, s. Graphic.

Daily Mail (spr. dēli mēt, »Tagespost«), ein 1896 von Alfred C. Harmsworth gegründetes, den entschiedensten Imperialismus vertretendes Londoner ½-Penny-Morgenblatt, das wegen seines schnellen Nachrichtendienstes im In- und Ausland eine große Auflage erreicht hat (über 600,000).

Daily News (engl., spr. dēli njūs, »Tägliche Nachrichten«), Titel einer in London seit 1846 erscheinenden politischen Tageszeitung liberaler, insbes. Gladstonescher Richtung, deren Auflage etwa 130,000 Exemplare beträgt. Ihr erster Herausgeber war Ch. Dickens. Vgl. McCarthy u. Robinson, The »Daily News« Jubilee (Lond. 1896).

Daily Telegraph (engl., spr. dēli, »Täglicher Telegraph«), Titel einer in London seit 1855 erscheinenden politischen Tageszeitung liberaler Richtung, deren Auflage etwa 260,000 Exemplare beträgt. Der D. T. rüstete zusammen mit dem »New York Herald« Stanleys zweite Reise nach Afrika aus.

Daimiat, s. Damiho.

Daimiel, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Ciudad Real, in der Mancha, an der Eisenbahn Ciudad Real-Manzanares, mit (1900) 11,825 Einw., die Weinbau, Woll- und Leinweberei, Ziegel-, Drainageröhren- und Seifenfabrikation und Branntweinbrennerei betreiben. 10 km nordöstlich von D. entspringen die sogen. Ojos de Guadiana.

Daimler, Gottlieb, Maschinenbauer, geb. 17. März 1834 in Schorndorf, gest. 6. März 1900 in Kannstatt, besuchte 1857—59 die polytechnische Schule in Stuttgart, arbeitete 1861—63 in England, wurde dann Werkstättenvorsteher der Karlsruher Maschinenbaugesellschaft und übernahm 1872 die technische Leitung der neugegründeten Gasmotorenfabrik Deutz bei Köln, der er Weltruf verschaffte. Unter seiner Leitung entstand in Deutz der erste Gasmotor mit einer Kraft von 100 Pferdekräften. 1882 ging D. nach Kannstatt und widmete sich der Konstruktion eines Automobilmotors, der bei geringstem Eigengewicht, einfacher Bauart, großer Kraft und billigem Betrieb Fahrzeuge jeder Gattung auf Land- und Wasserstraßen vorteilhaft bewegen sollte. Nach Erfindung des Motors und der Antriebsvorrichtungen begann D. den Bau von Fahrzeugen, die er unablässig zu vervollkommnen suchte. Besonders große Verbreitung fanden die Motordroschken und Motorboote. 1891 ging der Geschäftsbetrieb und das Eigentum der Erfindungen an die Daimler Aktiengesellschaft über.

Daimyo (»großer Name«) hießen in Japan unter der Regierung der Tokugawa-Shogune die dem Shogun (s. d.) untertänigen Territorialfürsten. Hervorgegangen waren die D. aus den Shugo, den vom Shogun Yoritomo (1185—90) und den Ashikaga-Shogunen (1338—1573) eingesetzten Militärstatthaltern. Während der Fehden, die das Ende der Ashikaga-Herrschaft herbeiführten, benutzten diese Statthalter die Ohnmacht des kaiserlichen Hofes und des Shoguns, um sich unabhängig zu machen (um 1500), und nannten sich nun D. Die Schlacht bei Sekigahara 1600 brachte sämtliche D. unter die Herrschaft der Tokugawa, deren Shogunat bis 1868 bestand. Zur Zeit der Tokugawa gab es etwa 260—270 D. (bei der Aufhebung der Daimiate 1871: 270), darunter 50 mit einem jährlichen Einkommen von über 100,000 Koku Reis (1 Koku = 180 Lit.). Diesen allein kam ursprünglich der Titel »D.« zu; die kleinern hießen ursprünglich »Shomyo«, d. h. »kleiner Name«. Die größten D., die Herren einer ganzen Provinz waren, hießen Kokushu. Der reichste D. war der D. von Kaga (Haus Maëda) mit 1,022,700 Koku Einkünften; dann folgten Satsuma und Sendai mit 770,800 und 625,600 Koku. Eine Anzahl D. (bei der Aufhebung 179) waren direkte Vasallen des Tokugawa-Hauses. Sie hießen Fudai-D.; die übrigen Tozama. Erstere hatten unter den Tokugawa alle höhern Regierungs- (Bakufu-) Ämter inne. Von den Fudai-D. waren 23 Mitglieder des Tokugawa-Hauses (Kamon). Die an Rang vornehmsten D. waren die Fürsten von Owari, Kii (aus diesen Häusern sollte bei Aussterben der direkten Shogun-Linie der Shogun genommen werden) und der D. von Mito (der Fuku oder Vizeshogun). Sie stammten von drei Söhnen des Shoguns Iyeyasu ab und bildeten das Go-san-ke. Die D. bildeten in der Feudalzeit die Buke oder den Schwertadel im Gegensatze zur Kuge, dem Hofadel am kaiserlichen Hofe zu Kyoto; sie übten die Militär-, Justiz- und Zivilverwaltung in ihren Daimiaten aus, waren aber dem Shogun pflichtig.

Dainos (Plural von Daina), Name der litauischen Volkslieder, von denen eine Anzahl von Nesselmann übersetzt wurde (Berl. 1853); vgl. Litauische Sprache und Literatur.

Dainties (engl., spr. dēntis), Leckerbissen.

Daira (arab.), der Privatgrundbesitz des Chedive sowie dessen Verwaltung; vgl. Ägypten, S. 188.

Dairi (japan., »großes Innere«), alte Bezeichnung des Palastes (»Hohe Pforte«) und im übertragenen Sinne der Person des Mikado (s. d.), früher von den Jesuiten und Holländern gebraucht, aber seit 1868 nicht mehr üblich.

Daisios, der achte Monat im makedonischen Kalender.

Dajak (Olo-Ngadschu), zur malaiischen Rasse gehöriger Volksstamm auf Borneo, Hauptmasse und zugleich ältester Teil der Bevölkerung der Insel (s. Tafel »Asiatische Völker II«, Fig. 5), zerfallen in die Biadschu an der Südküste von Borneo (wozu die Olo-Pulopetak, Olo-Mengkatip, Olo-Sampit), die Ot-Danom im Innern an den Flüssen und die D.-Paré an der Ostseite. Sie sind mittelgroß, schlank, kräftig und unermüdliche Fußgänger. Ihre Hautfarbe ist ein helleres oder dunkleres Braun, das Haar ist schwarz und lang. Sie sind im allgemeinen ehrlich und zuverlässig, gereizt jedoch rachsüchtig und grausam. Ihre Zahl wird auf 2½ Mill. geschätzt. Die Männer tragen einen schmalen Lendengurt (Tschawat) und einen Streifen um Stirn und Hinterkopf, die Frauen einen engen, bis zum Kniee reichenden Rock und einen großen, aus Stroh oder Nipablättern geflochtenen Hut. Hauptnahrungsmittel ist der sorgsam angebaute Reis. Haustiere sind Schweine, Hunde und Hühner; doch wird ihr Fleisch, wie das der Affen und Krokodile, nur bei festlichen Gelegenheiten gegessen. Die Verfassung der D. entspricht der der übrigen malaiischen Völker. An der Spitze der Stämme stehen erbliche oder gewählte Häuptlinge; doch werden alle wichtigern Angelegenheiten durch Volksversammlungen geregelt, und das Recht wird nach überlieferten Gesetzen gesprochen. Die D. sind kriegerisch, Hauptwaffen sind das dolchähnliche Parang, säbelartige Messer (Mandau, s. d.) und Blasrohr (Sipet, s. d.), aus dem sie hölzerne vergiftete Pfeile schießen. Blutrachefehden vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht; dabei besteht als Ehrensache die Sitte des Koppensnellens, der Kopfjagd, indem man Wehrlosen beider Geschlechter den Kopf abschneidet, um ihn als Kriegstrophäe aufzubewahren. Wer noch keinen Kopf aufweisen kann, darf nicht heiraten, und nach der Zahl solcher Köpfe, deren manches Haus über 100 aufweist, richtet sich das Ansehen des Besitzers. Als Schutzwaffen dienen mit Baumwolle wattierte Jacken und eine Art Harnisch aus Fellen oder Baumrinde, außerdem hölzerne Schilde. Die Wohnungen sind bis 70 m lange, schuppenartige, auf 2—6 m hohen Pfählen ruhende Gebäude mit niedrigen Wänden und spitzem Dach, doch ohne Fenster. Darin wohnen meist mehrere Familien getrennt. Zur Verteidigung der Dörfer gegen feindliche Angriffe dienen kleine, gespitzte Bambuspfähle, die im hohen Gras in kleinen Abständen angebracht werden. Die D. verfertigen trotz ihrer unvollkommenen Werkzeuge gute Schwerter; das Eisen wird von ihnen selbst gegraben und geschmolzen. Ihre Arbeiten in Holz, Bambus, Knochen, ihre Gewebe, namentlich aber deren Verzierungen zeigen hohen Kunstsinn (s. Tafel »Geräte der Naturvölker I«, Fig. 3, 11, 16, Tafel II, Fig. 41; Tafel »Kunst der Naturvölker I«, Fig. 16 und 20, und »Malaiische Kultur I«, Fig. 11, Tafel II, Fig. 23, 24 und 28). Die Frauen werden gut behandelt, und es herrscht durchweg Monogamie. Die Toten wurden früher verbrannt, jetzt werden sie in der Regel begraben, seltener in hölzernen Kisten im Wald über der Erde aufbewahrt. Den Verstorbenen werden Menschenopfer, den Geistern der Verstorbenen, die man in den hohen Bergen wohnend denkt, Speise- oder Hühneropfer dargebracht. Viele Stämme im O. verehren auch Sonne, Mond und Sterne. An den frühern Buddhismus erinnern Ruinen von Buddhatempeln, manche Inschriften und heilige antike Gefäße (Tapayan), von denen einzelne im Rufe besonderer Wunderkraft stehen, so daß förmliche Wallfahrten zu ihnen unternommen und blutige Kämpfe um ihren Besitz geführt werden. Auch verehrt man Talismane (Steine, Krokodilzähne); Gottesurteile sind noch Brauch. Eine große Rolle spielen die Balians, Frauen, die zugleich öffentliche Sängerinnen, Tänzerinnen, Priesterinnen, Wahrsagerinnen, Zauberinnen sowie Hebammen und Ärztinnen sind. Die Sprache der D. gehört nach Fr. Müller zur malaio-javanischen Gruppe der malaiischen Sprache und zerfällt in zahlreiche Dialekte; eine Grammatik derselben lieferte H. C. v. d. Gabelentz (Leipz. 1852), Grammatik und Wörterbuch Hardeland (1850). Schrift und Literatur fehlen; aber in mündlicher Überlieferung sind Geistesprodukte, z. T. Erzählungen aus alter Zeit, erhalten worden. Vgl. Perelaer, Ethnographische beschrijving der D. (Zalt-Bommel

1870); Bock, Unter den Kannibalen auf Borneo (Jena 1882); Hein, Die bildenden Künste bei den D. (Wien 1890); auch die Verhandlungen des 5. Naturforscherkongresses zu Amsterdam 1895 und die wissenschaftlichen Zeitschriften für Niederländisch-Indien und die Literatur bei Art. »Borneo«.

Dajarmur, Berg im Himalaja, s. Nanga Parbat.

Dak (Dawk), in Ostindien Bezeichnung für Post.

Dakalieh (Dachalieh), ägypt. Provinz (Mudirieh) östlich vom Damiettearm des Nils, südlich vom Menzalehsee, hat 2411,2 qkm von unzähligen Kanälen durchschnittenes Kulturland und zählt (1897) 736,708 Einw. (367,643 männlich, 369,065 weiblich), darunter 2416 Ausländer und 660 nomadisierende Beduinen. Hauptprodukte sind Getreide, Baumwolle, Flachs, Indigo, Tabak. Hauptort ist Mansûra.

Dakar, befestigte Hafenstadt in der franz. Kolonie Senegal, an der Südküste der Halbinsel des Kap Verde, von der gegenüberliegenden Insel Gorée durch einen 2 km breiten Meereskanal getrennt, durch Eisenbahn mit St. Louis verbunden, ist Sitz eines Bischofs, Missions- und Dampferstation (auch der deutschen Woermannlinie), hat ein Regierungsgebäude, Kasernen, bedeutende Faktoreien und mit der Besatzung (1889) 4986 Einw. Frankreich nahm 1857 von D. Besitz, seit 1862 arbeitet man an der Herstellung eines geräumigen Hafens.

Daker, Volk, s. Dacien.

Dak-Gari, vierräderiger Extrapostwagen in Britisch-Indien, ohne Sitze, aber mit einer Matratze zum Daraufliegen ausgestattet. Auf dem Kutscherbock nehmen Kutscher, Diener und Pferdewärter Platz. Früher das Hauptverkehrsmittel für Reisende, dient der D. seit Ausbreitung des Eisenbahnnetzes als Eilwagen zur Beförderung von Poststücken.

Dakha (Dhaka), s. Dacca.

Dakhma (»Türme des Schweigens«), s. Parsen.

Dakiki, einer der namhaftesten persischen Dichter vor Firdosi, hat seinen Namen besonders dadurch verewigt, daß er im Auftrag des Samanidenfürsten Nûch ben Mansûr (976—997) die erste dichterische Bearbeitung der altiranischen Königssagen begann, die später von Firdosi in vollendetster Weise zum Abschluß gebracht wurde. D. hatte 1000 Verse aus der Geschichte des Guschtâsp vollendet, als er durch die Hand seines Geliebten, eines Türkenknaben, einen jähen Tod fand. Er hat außerdem Kassiden (Lobgedichte) zum Preis der Samaniden gedichtet und in Ghaselen, die deutlich seine zoroastrische Gesinnung verraten, den Wein und die Liebe verherrlicht. Seine Gedichte finden sich, mit metrischer deutscher Übersetzung, in Ethés »Rûdagîs Vorläufer und Zeitgenossen« (in den »Morgenländischen Forschungen«, Leipz. 1875).

Dakische Kriege, s. Dacien.

Dakka, s. Haschisch.

Dakoromänisch, einer der drei Hauptdialekte der rumän. Sprache, s. Rumänische Sprache u. Literatur.

Dakōta (abgekürzt D. T.), 1861—89 Territorium der Vereinigten Staaten von Nordamerika im äußersten Norden, seither geteilt in die Staaten Norddakota (s. d.) und Süddakota (s. d.), war ursprünglich Bestandteil des ehemaligen Louisiana, dehnte sich vor Organisierung der Territorien Montana (1864) und Wyoming (1868) auch über einen großen Teil der Felsengebirgsgegend aus.

Dakōta (»die sieben Ratfeuer«), großes Indianervolk westlich vom Mississippi (s. Tafel »Amerikanische Völker« I, Fig. 12), vom Arkansas im S. bis zum Saskatchewan im N., von den Franzosen Sioux, von andern auch Nadowessier genannt. Ihre Hauptstämme sind: die Quappa, Kansas und Osagen im S., die Ponka, Omaha und Mandan in der Mitte, die Sioux, Assiniboine und Krähenindianer im N. Sprachverwandt sind die Winebago am Michigansee, die Tutelos in Virginien und die Biloxi in Louisiana. Der mächtigste Stamm sind die Sioux oder eigentlichen D., die früher zwischen oberm Mississippi im O., Black Hills und Rocky Mountains im W. wohnten und sieben verbündete, aber voneinander unabhängige Völker umfaßten. Als treffliche Reiter und mutige Krieger haben sie mit den Vereinigten Staaten blutige Kriege geführt (1852, 1862, 1876), in deren letztem sie unter ihrem Häuptling Sitting Bull den General Custer mit seiner Abteilung niedermetzelten. Früher lebten sie vorzugsweise von der Büffeljagd. Einige Stämme, besonders die Mandan, erreichten einen ziemlichen Kulturgrad (s. Tafel »Indianische Kultur I«, Fig. 2). Die Zahl der D. schätzt man gegenwärtig auf 43,400, davon 2200 in Kanada. Grammatiken der Dakotasprache lieferten Riggs (Washingt. 1852), v. d. Gabelentz (Leipz. 1852) und Röhrig (Washingt. 1873). Vgl. Poole, Among the Sioux of Dakota (New York 1881); Cronau, Fahrten im Lande der Sioux (Leipz. 1886); Mooney, The Siouan tribes of the East (Washingt. 1894), und The Ghost-Dance religion and the Sioux Outbreak of 1890 (das. 1896).

Dakryoadenītis (griech.), Entzündung der Tränendrüse.

Dakryocystis (griech.), der Tränensack.

Dakryocystitis (griech.), Entzündung des Tränensackes.

Dakryolith (griech.), Tränenstein, s. Augenstein.

Dakryon (griech., »Träne«), s. Schädel.

Dakryops (griech.), cystenartige Geschwulst unter der Bindehaut des obern Augenlides in der Nähe des Schläfenwinkels, entsteht infolge der Erweiterung eines Ausführungsganges der Tränendrüse mit Zurückhaltung der Tränenflüssigkeit.

Daktyl, in Griechenland Name des Zentimeters.

Daktylen, s. Idäische Daktylen.

Daktyliomantie (Daktylomantie, griech.), die besonders aus den Zaubereiprozessen unter Kaiser Valens bekannte Praktik der Alten, aus den Bewegungen lebloser Gegenstände, die in der Hand gehalten wurden, wahrzusagen. Ein unter Zeremonien geweihter Ring wurde von einer verhüllten, um den Kopf geschornen, in den Händen Eisenkraut haltenden Person unter Gebetformeln an einem Faden befestigt und über einer runden, am Rand mit Buchstaben bezeichneten Tafel oder Metallschale im Kreis bewegt; aus den Buchstaben, auf die er traf, setzte man die Antwort zusammen. Vgl. C. Sterne, Die Wahrsagung ꝛc. (Weim. 1862).

Daktyliothēk (griech.), Ringbehältnis, Ringkästchen; insbes. eine Sammlung von Gemmen, Kameen, geschnittenen Steinen, Ringsteinen (Gemmenkabinett), im Altertume meist eine Zierde des Tempelschatzes. Die älteste D. in Rom stammte von Scaurus, Sullas Stiefsohn, her. Mithradates besaß eine reiche D., die sein Überwinder Pompejus nach Rom ins Kapitol bringen ließ und dem Jupiter weihte. Cäsar legte sechs Daktyliotheken im Tempel der Venus Genetrix an, und unter Augustus stiftete Marcellus, der Sohn der Octavia, eine andre in den Tempel des palatinischen Apollon. Als in dem verfallenden römischen Reich auch die Glyptik außer Übung kam, rettete fromme Prunksucht bedeutende Werke dieser Art, um damit Kleinodienkästchen, Reliquienschreine, die Deckel

der Ritualbücher und die Kirchengefäße zu schmücken. Petrarca machte in seiner Begeisterung für überreste alter Kunst zuerst in Italien auf jene wertvollen Kunstprodukte des Altertums aufmerksam. Es legten Daktyliotheken an: die Häuser Gonzaga in Mantua und Farnese in Rom, Este in Modena und Lorenzo de' Medici der Prächtige in Florenz und, als diese zerstört worden, ein späterer Medici eine neue, die Grundlage der noch bestehenden florentinischen, der reichsten unter allen, die gegen 4000 Steine enthält; in Rom außer den Päpsten Julius II. und Leo X. auch der Prälat Maria Piccolomini und die Königin Christine von Schweden (Museum Odescalchi). Gegenwärtig sind die wichtigsten öffentlichen Sammlungen geschnittener Steine: die im Münz- und Antikenkabinett zu Wien, die reichste an sehr großen Kameen in der Nationalbibliothek zu Paris, in der Eremitage zu Petersburg, in der königlichen Bibliothek im Haag, in den Uffizien zu Florenz und im Museum zu Neapel. Unter den Sammlungen geringern Umfangs verdient das Museum in Berlin besondere Erwähnung wegen der mit ihr vereinigten Sammlung von Stosch, die Winckelmann beschrieben hat. — D. nennt man auch eine Sammlung von Abgüssen der Gemmen (Pasten) oder von Kupferstichen, die Gemmen darstellen und zwar entweder Gemmen mit Gegenständen von einerlei Art, z. B. solche mit Bildnissen von Philosophen (von Bellori), Abraxasgemmen (von Chifflet), Gemmen mit Inschriften (von Ficoroni), mit den Namen der Verfertiger (von Stosch), oder die Steine einer ganzen Sammlung, z. B. die Sammlung von Gori in dem Museum Florentinum sowie die von Wicar und Mongez daselbst, die frühern Pariser von Mariette, die des Herzogs von Orléans und die Wiener, von Eckhel in Abbildungen herausgegeben (Wien 1788) und von v. Arneth in den »Monumenten des k. k. Münz- und Antikenkabinetts zu Wien« (das. 1849). Unter den Sammlungen von Abbildungen nach abgegossenen Gemmen (Pasten) ist die Lippertsche in Dresden die berühmteste (s. Lippert 1).

Daktylitis (griech.), Fingerentzündung, und zwar nur D. syphilitica, eine Infiltration gummöser Massen in das subkutane Bindegewebe, die fibrösen Teile der Gelenke und in die Knochen der Finger und Zehen, verursacht enorme Verunstaltungen derselben.

Daktylologie (Daktylonomie, griech., »Fingerrechnen«), die Kunst, an den Fingern zu rechnen, die älteste Art zu rechnen, deren man sich sowohl beim Rechenlernen als auch im gewöhnlichen Leben bediente, nicht bloß so, wie wir es heutigestags noch tun, sondern indem man den einzelnen Fingern, je nachdem sie ausgestreckt, eingeschlagen oder gekrümmt gehalten wurden, bestimmte Zahlwerte beilegte. Vgl. Cantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik, Bd. 1 u. 2 (2. Aufl., Leipz. 1894 u. 1900); Stoy, Zur Geschichte des Rechenunterrichts (Jena 1876). — D. bedeutet auch soviel wie Fingersprache der Taubstummen (benutzt nur Eine Hand, die Chirologie beide Hände).

Daktylolyse (griech.), Absterben und Ablösung von Fingern und Zehen durch angeborne und zunehmende ringförmige Epitheleinsenkung. Vgl. Ainhum.

Daktyloporenkalk, unter Mitwirkung von Daktyloporen (Kalkalgen, s. Algen, S. 317) entstandener Kalk, besonders in der Trias- und Tertiärformation.

Daktyloskopie (griech.), s. Fingerabdrücke.

Daktylus (griech., »Finger«), ein Versfuß, der aus einer langen und zwei kurzen Silben besteht: ⏑⏑; letztere können an gewissen Stellen mehrfüßiger Verse in eine Länge zusammengezogen werden. In angemessenem Wechsel mit dem so entstandenen Spondeus bildet der D. das größere epische und elegische Versmaß, den Hexameter und Pentameter, die wichtigsten unter den sogen. daktylischen Versen (vgl. Distichon). Auch die griechischen Lyriker bedienten sich gern des daktylischen Rhythmus, teils selbständig, teils in logaödischer Verbindung. Im Deutschen finden wir Daktylen vorzüglich zur Schilderung bewegten Natur- oder Seelenlebens angewendet, wie z. B. in dem Engelschor in Goethes »Faust« (Christ ist erstanden! Freude den Sterblichen ꝛc.) oder in dem Gedicht »Lüfteleben« von Rückert.

Dal (schwed.), Tal. Als Landschaftsname soviel wie Dalsland (s. d.).

Dal (Dal' oder Dalj), Wladimir Iwanowitsch, russ. Schriftsteller, s. Dahl 2).

Dalai Lama (»Priester-Ozean«), ursprünglich mongolische, dann in allgemeinen Gebrauch gekommene Bezeichnung des obersten Priesters aller Buddhisten, sofern diese dem Lamaismus (s. d.) anhängen. Nach einer in Tibet im 15. Jahrh. n. Chr. aufgekommenen Anschauung wird in ihm der Bodhisattva Avalokiteçvara immer von neuem wiedergeboren (vgl. Buddhismus). Seit dem 17. Jahrh. ist der D. zugleich der weltliche Herrscher von Tibet (s. d.), dessen Hauptstadt Lhassa auch der Sitz des D. ist. Doch sicherten sich die Chinesen von der Mitte des 18. Jahrh. an größere Gewalt in Tibet und über den D. Nach dem Glauben der Lamaisten findet die Wiedergeburt des D. als Kind statt; deshalb erfolgt nach dem Ableben des D. unter den tibetischen Kindern ein Suchen nach der neuen Verkörperung. Die chinesische Regierung hat Sorge getragen, daß nur ein Kind aus einer ihr ergebenen Familie als neuer D. anerkannt werde; die gröbsten Betrügereien kommen dabei vor. Als Regent ist der D. lediglich Puppe, die Regierung wird tatsächlich von chinesischen Mandarinen geführt. Der tibetische Titel des D. lautet Gyal-va-rin-po-tsche (»Kleinod der Majestät oder des Sieges«). Mit dem Papste darf er nicht verglichen werden; er ist von demselben unterschieden nicht bloß durch den Umstand, daß er als Verkörperung eines höchsten Wesens gedacht wird, sondern auch darin, daß gleichzeitig mehrere ihm ähnliche Verkörperungen existieren, von denen besonders der in Europa unter dem Namen Teschu Lama oder Bogdo Lama bekannte eine der seinen ziemlich analoge Gewalt ausübt, und daß er über die Priester nicht im entferntesten eine so allgemeine Gewalt besitzt wie der Papst. Vgl. Köppen, Die Religion des Buddha, Bd. 2 (Berl. 1859); Waddell, The Buddhism of Tibet or Lamaism (Lond. 1895; ebenda S. 233 ein Verzeichnis aller Dalai Lamas).

Dalai-Nor, Name von zwei Seen in der östlichen Mongolei, von denen der nördliche (auch Kulun-Nor) unter 49° nördl. Br. nahe der sibirischen Grenze (Transbaikalien) 290 km Umfang hat und von SW. her den Kerulen, von S. den Ursun aufnimmt, im N. durch den Argun zum Amur abfließt. Der südliche hat 65 km Umfang, nimmt vier kleine Zuflüsse auf, ist abflußlos, salzig und fischreich, liegt 1270 m ü. M. und ist den größten Teil des Jahres mit Eis bedeckt.

Dalaminzi, s. Daleminzi.

Dalarne (schwed., »die Täler«), nach der frühern, im Munde des Volkes noch jetzt gewöhnlichen Benennung das rauhe, aber auch an herrlichen Landschaften reiche, an den beiden Dalelfen und dem Siljansee gelegene Gebirgsland oder der nördlichste, das jetzige Län Kopparberg (s. d.) oder Falun umfassende

Teil des eigentlichen Schweden, wird von den Dalkarlar oder Dalekarliern (»Talkerlen, Talmännern«) bewohnt, nach denen man gewöhnlich, aber fälschlich, die Provinz Dalekarlien nennt. Die Bewohner, deren Zahl (1901) 220,116 beträgt, bilden einen kraftvollen, großen, wohlgebauten Schlag einfacher und biederer, abgehärteter und arbeitsamer Menschen, die sich durch Patriotismus, freien Sinn, Tapferkeit, Gastfreundschaft und Festhalten an ihren angestammten Rechten auszeichnen. Die Männer tragen einen niedrigen runden Hut mit breitem Rand, weiße oder blaue Überröcke, blaue Strümpfe und Schuhe, im Winter Pelze; Frauen und Mädchen weiße leinene Jacken und Häubchen, weiße stehende Halskragen, farbige wollene Schürzen und rotwollene Strümpfe. Die Schuhe haben hohe Absätze und meist Sohlen aus Birkenrinde (s. Tafel »Nordische Kultur I«, Fig. 6, und Tafel II, Fig. 9). Die Wohnhäuser sind mit Schindeln gedeckt und rot angestrichen. Die Dalekarlier sprechen ihren eignen Dialekt und reden jeden, selbst den König, vertraulich mit Du an. Außer dem Ackerbau herrscht rege Hausindustrie, in der besonders Webekämme, Wanduhren, hölzerne Geräte, Sensen, Sägen, Schleifsteine und künstliche Haararbeiten gefertigt werden. Im Frühjahr wandern viele aus, um in andern Provinzen Schwedens Arbeit zu suchen. In der schwedischen Geschichte spielen diese Bauern eine große Rolle; Gustav Wasa, Gustav Adolf und Karl XII. hatten ihnen oft ihre Siege zu danken.

Dalasandstein, algonkischer Sandstein im mittlern Schweden, s. Algonkische Formation.

Dalavadia, im Mittelalter bis gegen Ausgang des 12. Jahrh. eine Landschaft in Irland, die den größten Teil der jetzigen Grafschaft Down und die südliche Hälfte von Antrim umfaßte.

Dalayrac (spr. dalärák), Nicolas, franz. Opernkomponist, geb. 13. Juni 1753 in Muret (Haute-Garonne), gest. 27. Nov. 1809 in Paris, wo er von 1774 ab lebte, war einer der gefeiertsten Singspielkomponisten seiner Zeit. Von seinen vielen Operetten (gegen 60) gelangten einige (»Die beiden Savoyarden«, »Dichter und Musiker«, »Raoul von Créqui« u. a.) auch in Deutschland zur Aufführung.

Dalben, s. Dukdalben.

Dalberg, altes Geschlecht, genannt nach der in der Nähe von Kreuznach gelegenen Burg D. oder Dalburg. Durch Heirat kam diese Burg im letzten Drittel des 14. Jahrh. an die Kämmerer von Worms, d. h. das Geschlecht, das seit 1239 erblich das Kämmereramt des Hochstiftes Worms besaß, und auch der Name ging nun auf diese Familie über. Den Freiherrentitel bekam das Geschlecht 1654. Im 17. Jahrh. teilte es sich in die Mainzer oder D.-Dalbergsche Linie, die 1848 erlosch, und jüngere Mannheimer oder D.-Herrnsheimer Linie, die 1833 ausstarb. Jetzt besteht noch die Speziallinie (Heßloch). Besonders nennenswert sind:

1) Johann von D., Kämmerer von Worms, eifriger Beförderer der wieder auflebenden Wissenschaften, seit 1482 als Johann III. Bischof von Worms, geb. 1445 in Oppenheim, gest. 23. Juli 1503, brachte als Geheimrat des Kurfürsten Philipp von der Pfalz die Universität Heidelberg zu hoher Blüte: die Berufung des Rudolf Agricola, die Gründung der Universitätsbibliothek, die Errichtung der Neuen Börse, eines besondern Kollegiums für Juristen zur Beförderung des Studiums der bürgerlichen Rechte, sind ihm zu verdanken. Er war Vorsteher der von dem Humanisten Celtes (s. d.) gestifteten Societas Celtica und stand mit den namhaftesten Gelehrten seiner Zeit im Verkehr. Vgl. Morneweg, Johann von D., ein deutscher Humanist und Bischof (Heidelb. 1887).

2) Karl Theodor Anton Maria, Freiherr von, Kämmerer von Worms, letzter Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, geb. 8. Febr. 1744 auf dem Stammschloß Herrnsheim als Sohn des kurfürstlich mainzischen Geheimrats Franz Heinrich v. D. (1716—76), gest. 10. Febr. 1817 in Regensburg, trat zur Geistlichkeit über, wurde 1762 zu Heidelberg Doktor der Rechte und 1768 Domkapitular zu Mainz, Domherr zu Würzburg und Worms, 1772 Wirklicher Geheimer Rat und Statthalter zu Erfurt. Ohne tiefere Bildung, aber wohlwollend und liebenswürdig, wirkte er hier erfolgreich für die Handhabung des Rechts, für Handel, Gewerbe und Landwirtschaft, für die Wiedererhebung der gesunkenen Universität und für die Einigkeit der katholischen und lutherischen Landesbewohner. Mit Wieland, Herder, Goethe und Schiller sowie andern geistig angeregten Männern stand D. in Verkehr. 1787 ward er Koadjutor im Erzstift Mainz und im Hochstift Worms, 1788 auch im Bistum Konstanz und Erzbischof von Tarsos. Doch blieb er in Erfurt. Am 1. Jan. 1800 folgte er im Bistum Konstanz und 25. Juli 1802 dem Kurfürsten Friedrich Karl Joseph von Erthal im Erzbistum Mainz, aber nur in dem Überrest des Kurstaates, dem Fürstentum Aschaffenburg, dem Gebiet Erfurt und dem Eichsfeld, da die linksrheinischen mainzischen Besitzungen an Frankreich gekommen waren. D. war durch die Gunst Frankreichs, dem er sich fortan anschloß, der einzige geistliche Fürst des Reiches und erhielt durch den Reichsdeputationshauptschluß einen Staat und die Würde eines Kurerzkanzlers. Bei der Kaiserkrönung Napoleons I. verweilte er in Paris, um sich mit dem Papst über die Angelegenheiten der katholischen Kirche in Deutschland zu besprechen, und er wurde von demselben zum Metropoliten von ganz Deutschland außer Preußen und Österreich ernannt. D. glaubte aufrichtig daran, durch engen Anschluß an Napoleon Deutschland wieder aufrichten zu können. Bei der Errichtung des Rheinbundes mußte er sein Amt als Kurerzkanzler niederlegen, wurde aber unter Beibehaltung seiner erzbischöflichen Würde souveräner Fürst-Primas dieses Bundes und Vorsitzender in der Bundesversammlung; zugleich wurde ihm ein Gebiet mit der Stadt Frankfurt, dem Sitze des Rheinbundes, zugesprochen, wo er seit 1807 residierte. Im J. 1810 trat er Regensburg an Bayern ab und erhielt dafür die Fürstentümer Hanau und Fulda mit dem Titel eines Großherzogs von Frankfurt und der Bestimmung, den Vizekönig Eugen als Regierungsnachfolger anzunehmen. D. besaß, nachdem er sich einmal dem bewunderten Napoleon untergeordnet hatte, weder die Einsicht, die Ziele des Eroberers zu erkennen, noch die Energie, das immer drückendere Joch abzuschütteln; er ließ alle Demütigungen ohne Widerspruch über sich ergehen. Im November 1813 legte er die Großherzogswürde nieder und zog sich später in sein Erzbistum Regensburg zurück. Er war kein bedeutender Kopf, aber ein Mann von edler Gesinnung und besten Absichten, der namentlich Gelehrte und Dichter gern unterstützte. Als Schriftsteller war D. sehr fruchtbar und zwar auf den verschiedensten Gebieten; von ihm rührt die Schrift her: »Beiträge zur Geschichte der Erfurter Handlung« (1780). Im Dom zu Regensburg, wo er begraben ist, ließ ihm sein Neffe ein Denkmal aus carrarischem Marmor setzen. Vgl. J. Müller, Karl Theodor von D., der letzte

Fürstbischof (Dissertation, Würzb. 1874); v. Beaulieu-Marconnay, Karl v. D. und seine Zeit (Weimar 1879, 2 Bde.).

3) Wolfgang Heribert, Freiherr von, Bruder des vorigen, geb. 18. Nov. 1750 in Herrnsheim, gest. 27. Sept. 1806 in Mannheim, war 1778—1803 Intendant des Mannheimer Theaters, das er zu hoher Blüte erhob. Gegen Schiller, dessen erste Dramen er zu Mannheim aufführen ließ, zeigte er sich teils entgegenkommend, teils kleinlich. D. schrieb mehrere eigne und bearbeitete fremde, namentlich Shakespearesche Dramen für die Bühne. An ihn sind Schillers »Briefe an den Freiherrn v. D.« (Karlsr. 1819) gerichtet (vgl. dazu M. Bernays, Die Urschriften der Briefe Schillers an D., in Bernays' »Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte«, Bd. 1, Stuttg. 1895). Über Dalbergs Beziehungen zu Iffland, dem besten Schauspieler der Mannheimer Bühne, vgl. Koffka, Iffland und D. (Leipz. 1865); einen guten Einblick in Dalbergs Tätigkeit gewährt Martersteig, Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter D. aus den Jahren 1781—1789 (Mannh. 1890). — Sein Bruder Johann Friedrich Hugo, Freiherr von D., geb. 17. Mai 1752 in Koblenz, Domkapitular zu Trier, Worms und Speyer, gest. 26. Juli 1812 in Aschaffenburg, machte sich als Komponist und Musikschriftsteller bekannt. Von seinen dahin gehörigen Arbeiten sind zu nennen: »Untersuchungen über den Ursprung der Harmonie ꝛc.« (Erfurt 1801) und »Über die Musik der Inder« (a. d. Engl. des William Jones, das. 1802).

4) Emmerich Joseph, Herzog von, Kämmerer von Worms, Diplomat, Sohn von D. 3), geb. 30. Mai 1773 in Mainz, gest. 27. April 1833 in Herrnsheim, trat 1803 in badische Staatsdienste und ging als badischer Gesandter nach Paris, wo er mit Talleyrand in nähere Beziehung kam. Während des Feldzugs von 1809 leitete er in Baden die auswärtige Politik, trat aber nach dem Frieden in den französischen Staatsdienst und wurde von Napoleon I., dessen Heirat mit Marie Luise er einleitete, 1810 zum Herzog und Staatsrat ernannt. Als Talleyrand in Ungnade fiel, zog sich auch D. zurück, ward aber im April 1814, als jener an die Spitze der provisorischen Regierung getreten war, eins der fünf Regierungsmitglieder, welche die Restauration der Bourbonen beförderten. Als bevollmächtigter Minister Frankreichs nahm er am Wiener Kongreß teil und unterzeichnete 1815 auch die Ächtung des Kaisers, wogegen dieser nach seiner Rückkehr ihm als einem der zwölf Verbannten sein Vermögen konfiszierte. D. erhielt jedoch nach der zweiten Restauration der Bourbonen das Verlorne zurück, wurde Staatsminister und Pair von Frankreich und 1816 Gesandter am Turiner Hof. In den letzten Jahren lebte er auf seinem Schloß Herrnsheim.

Dalberg-Acton, John Emerich, s. Acton 2).

Dalbergia *L. fil.*, Gattung der Leguminosen, Bäume und kletternde Sträucher mit unpaarig gefiederten Blättern, end- oder achselständigen Blütentrauben mit kleinen purpurnen, violetten oder weißen Blüten und dünnen, flachen, ein- oder mehrsamigen Hülsen. Über 80 Arten im tropischen Asien, Afrika und Amerika. D. latifolia *Roxb.* (ostindischer Rosenholzbaum), in Vorderindien und Ceylon, gibt dunkel purpurrotes, sehr schweres, feinkörniges Holz, das gute Politur annimmt (Blackwood, ostindisches Rosenholz). D. Sissoo *Roxb.*, im nördlichen Indien, gibt ein gröberes, sehr dauerhaftes, dunkelbraunes Holz zu Lafetten, Eisenbahnschwellen und als Schiffbauholz. Von D. melanoxylon *Guill. et Perr.*, in Westafrika, stammt das Ebenholz vom Senegal.

Dalbosee, der südwestliche Teil des Wenersees (s. d.) in Schweden.

Dale (schweizer.), die gemeine Kiefer (Pinus silvestris).

Dalechampia *L.*, Gattung der Euphorbiazeen, schlingende oder kletternde, seltener aufrechte Sträucher oder Halbsträucher mit abwechselnden, ganzen, gelappten oder fingerförmig zusammengesetzten Blättern, oft großen Nebenblättern, von zwei großen weißen oder lebhaft gefärbten, ganzen oder gelappten Brakteen eingehüllten Blütenständen und harten, krustigen Kapseln. Etwa 60 Arten in den Tropen beider Hemisphären. D. Roezliana *Müll.-Arg.* in Mexiko, s. Tafel »Euphorbiazeen«, Fig. 5.

Dalekarlien, Landschaft, s. Dalarne.

Dalelf, Hauptfluß der schwed. Landschaft Dalarne, entsteht aus zwei Armen, der Österdalelf und der Westerdalelf. Jene kommt aus der Alp Salfjallet an der norwegischen Grenze sowie aus dem See Gröfvelsjö, bildet dann den Siljansee (s. d.) bei Mora, verläßt denselben wieder bei Leksand und vereinigt sich bei Djurås mit der reißenden Westerdalelf, die sich aus der Vereinigung der Flüsse Lóra und Fulu bildet, von denen jener an der norwegischen Grenze, dieser in den Fuluseen seinen Ursprung hat. Die ungemein fischreiche D. durchfließt sodann das südwestliche Dalarne, bildet mehrere Wasserfälle, weshalb sie nur streckenweise schiffbar ist, erweitert sich mehrmals zu ansehnlichen Seen und mündet östlich von Gefle bei Elfkarleby nach einem Laufe von 450 km in den Bottnischen Meerbusen. Ihr Stromgebiet beträgt 28,930 qkm (525,4 QM.). Kurz vor seiner Mündung bildet der Fluß noch einen berühmten Wasserfall (s. Elfkarleby). Der Lachsfang unterhalb des Wasserfalles ist der ergiebigste in Schweden.

D'Alembertsches Prinzip, s. Alembert.

Daleminzi (Dalaminzi; slaw. Glomaci, noch im Namen der Stadt Lommatzsch fortlebend), ein sorbischer, von Heinrich I. tributpflichtig gemachter Stamm; von ihm hat einer der beiden Gaue der alten Mark Meißen (der andre hieß Nisani) seinen Namen erhalten. Der Gau Daleminza erstreckte sich von der Chemnitz ostwärts über die Elbe bis zur Pulsnitz und grenzte im S. an das Erzgebirge; der nördlichste Punkt war Strehla. Heinrich I. begründete 928 durch Eroberung der daleminzischen Hauptfeste Jahna und Erbauung der Burg Meißen (s. d.) in ihrer unmittelbaren Nähe dauernd die deutsche Herrschaft. Vgl. E. O. Schulze, Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe (Leipz. 1896).

Daler, schwed. Geldrechnungseinheit, bis 1776 zu 4 Mark oder 32 Ör, seit dem 17. Jahrh. in Silber- oder 1/3 so großer Kupferwährung; 1 D. Silber zu 11 1/16 Lot fein = 0,771 Mark norddeutsch wurde dann auf 8 Schilling oder 1/6 Spezialer bestimmt.

Dalfinger (Alfinger, eigentlich Ehinger), Ambrosius, geb. in Ulm, gest. 1532, war seit 1526 Faktor der Welser (s. d.) in Santo Domingo, erwirkte aber 27. März 1528 von Karl V. für sich, seine Brüder und den Welserschen Agenten Hieronymus Sailler eine Belehnung mit dem spätern Venezuela (Klein-Venedig) und landete 23. Febr. 1529 mit 400 Mann bei der 1527 von Spaniern gegründeten Stadt Coro. Kraft seines Privilegs wurde D. Statthalter, siedelte unter Ernennung Saillers zum Statthalter nach Maracaibo über und drang bis zum 7.° nördl. Br.

ins Innere vor. Im ganzen über den Reichtum des Landes enttäuscht und von geringem Erfolge begleitet, mußte er seine Rechte an die Welser abtreten, wurde 17. Febr. 1531 deren Statthalter, fiel aber im Jahr darauf im Kampfe mit Eingebornen. Vgl. B. Hantzsch, Deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts (Leipz. 1895).

Dalgamun, Ort im Distrikt Kafr el Zayat der ägypt. Provinz (Mudirieh) Gharbieh, mit (1897) 8807 Einw.

Dalhousie (spr. dälhäusi), Gesundheitsstation in einer im Vasallenstaate Tschamba gelegenen Exklave des Distrikts Gurdaspur der britisch-ind. Provinz Pandschab, 2343 m ü. M., auf den Gipfeln und Abhängen von drei Bergen des Himalaja, hat mit Garnison 1610 ständige Einw., im Sommer oft mehr als das Doppelte.

Dalhousie (spr. dälhäusi), 1) Fox Maule Ramsay, Lord Panmure, Graf von, geb. 22. April 1801, gest. 6. Juli 1874, diente bis 1831 in der Armee, trat 1835 ins Parlament, schloß sich den Whigs an und wurde nacheinander Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, Vizepräsident des Handelsamtes und 1846 Kriegsminister. 1852 verlor er dies Amt durch die Auflösung des Ministeriums Russell, erhielt es 1855 unter Palmerston wieder und führte dasselbe während der letzten Zeit des Krimkrieges und der Kämpfe mit Persien und China.

2) James Andrew Broun-Ramsay, Marquis von, Generalgouverneur von Britisch-Indien, Vetter des vorigen, geb. 22. April 1812, gest. 19. Dez. 1860, studierte in Oxford, gelangte 1837 ins Unterhaus und 1838 nach seines Vaters Tod ins Oberhaus. 1843 ward er Vizepräsident, 1844 Präsident des Handelsamtes und Mitglied des Geheimen Rates, verteidigte die Aufhebung der Kornzölle und widmete den Eisenbahnfragen besondere Aufmerksamkeit. Unter dem Ministerium Russell wurde er 1847 zum Generalgouverneur von Ostindien ernannt, wo er im Januar 1848 eintraf. Seine Regierung ist epochemachend für Indien geworden. Bald nach seiner Ankunft brach der zweite Pandschabkrieg aus, der 1849 mit Einverleibung des bisherigen Sikhstaats endete. Auch mit Birma wurde ein glücklicher Krieg geführt, der die Erwerbung des mittlern Teiles der jetzigen britischen Provinz Birma zur Folge hatte. D. erhielt dafür 1849 den Dank des Parlaments und wurde zum Marquis ernannt. Andre Erweiterungen des britischen Gebiets in Indien bewirkte D. ohne Kampf durch Einziehung mehrerer von eingebornen Fürsten beherrschter Vasallenstaaten; am wichtigsten war 1856 die Annexion des Königreichs Audh, dessen Radschahs durch ihre Mißregierung jeden Anspruch auf fernere Duldung verwirkt hatten. Besonders folgenreich war Dalhousies Verwaltung für die innere Entwickelung des Landes. Wesentlich auf seine Veranlassung entstand das meist durch Aktiengesellschaften erbaute Eisenbahnnetz; 4000 Meilen Telegraphenleitungen und 2000 Meilen Landstraßen wurden unter ihm angelegt. Auch die Errichtung von Gesundheitsstationen für Truppen wie Beamte sowie die Organisation einer geordneten Verwaltung im Pandschab wie in Birma war sein Verdienst. Aus Gesundheitsrücksichten legte D. im März 1856 sein Amt nieder und lebte seitdem zurückgezogen in England. Vgl. Edwin Arnold, History of the Marquis of Dalhousie's administration of British India (Lond. 1863—64, 2 Bde.); Trotter, Life of the Marquis of D. (das. 1889).

Dalias, Stadt in der span. Provinz Almeria, Bezirk Berja, am Südwestfuß der Sierra de Gador gelegen, mit Bleischmelzhütte und (1900) 7136 Einw.

Dalibor von Kozojed, ein böhm. Ritter, ward 1498 wegen Bauernaufwiegelung in einen an der Nordostseite des Hradschin zu Prag gelegenen Festungsturm gesetzt, der bis 1720 als Staatsgefängnis diente und noch heute den Namen Daliborka führt. Da D. mit einem Folterwerkzeuge, genannt »Geige«, und mit Stricken, genannt »Saiten«, gepeinigt wurde, entstand später die Sage, er habe im Kerker eine Geige gefunden und ohne Unterricht es zu einer außerordentlichen Fertigkeit gebracht; daher das Sprichwort »Etiam Daliborem fames musicam docet«. D. wurde später hingerichtet.

Dalimil, böhm. Dichter und Geschichtschreiber des 15. Jahrh., aus Meseritsch gebürtig, Domherr zu Altbunzlau, angeblich Verfasser der ältesten tschechischen Reimchronik, die von Čechs Ankunft in Böhmen bis 1314 reicht und sich durch ihren antigermanischen Charakter auszeichnet. Sie erschien zuerst gedruckt in Prag 1620 u. d. T.: »Kronyka stará kláštera Boleslawského etc.« (neue Ausg. von Hanka, Prag 1849, 1851, 1876, und auf Grund einer ältern, in Cambridge gefundenen Handschrift von J. Jireček in den »Památky staré literatury české«, II, das. 1877, sowie in den »Fontes rerum bohemicarum«, das. 1878; von der Cambridger Handschrift erschien ein Abdruck von Mourek, das. 1892); eine ältere deutsche gereimte Übersetzung wurde 1859 durch den Literarischen Verein (Bd. 48) in Stuttgart von Hanka und 1878 in Prag von Jireček herausgegeben.

Dalimilsche Chronik, s. Dalimil.

Dalin, Ort, s. Idalion.

Dalin, Olof von, schwed. Dichter und Historiker, geb. 29. Aug. 1708 in der Provinz Halland, gest. 12. Aug. 1763 auf Drottningholm, studierte in Lund erst Medizin, dann Philosophie und Geschichte, trat in Stockholm, wo er seit 1731 bei verschiedenen Behörden tätig war, in nähere Beziehungen zur Aristokratie, ward 1737 Bibliothekar des Königs und erfreute sich wegen seiner literarischen Begabung und seines royalistischen Eifers seit Mitte der 1740er Jahre der Gunst der Kronprinzessin Luise Ulrika (s. d.), der Schwester Friedrichs d. Gr., die als Königin ihn 1751 zum Lehrer des Kronprinzen Gustav und 1753 zum Sekretär der von ihr gestifteten Akademie der schönen Wissenschaften berief. 1751 geadelt, seit 1755 Reichshistoriograph, unterstützte D. durch seine literarische Tätigkeit die königlichen Machterweiterungspläne, deren Scheitern 1756 aber seine Verbannung vom Hofe zur Folge hatte. Nach Aufhebung des Verbannungsurteils ward D. 1761 von neuem Mitglied der Hofgesellschaft und 1763 zum Hofkanzler ernannt. Seinen literarischen Ruf erwarb D. durch die moralisch-satirische Wochenschrift »Den Svenska Argus« (Stockh. 1733—34, 2. Aufl. 1754) sowie durch das epische Gedicht »Svenska friheten« (das. 1742, 2. Aufl. 1755). Von seinen dramatischen Arbeiten sind besonders die Tragödie »Brynilda« (1738) und das Lustspiel »Den afundsjuke« (1738) zu nennen. Sein im Auftrag der Reichsstände verfaßtes Geschichtswerk »Svea rikes historia« (bis 1611 reichend, das. 1747 bis 1762, 3 Bde.; deutsch, Wism. 1756—64) zeichnet sich durch meisterhafte Behandlung der Sprache und des Stoffes aus. Eine Auswahl seiner kleinern Schriften hat sein Halbbruder Bökman als »Vitterhetsarbeten« (Stockh. 1767, 6 Bde.), besser Rudin als »Poetiska arbeten« (das. 1782—83, 2 Bde.), neuerdings auch E. W. Lindblad als »Valda skrifter« (Örebro 1872) herausgegeben. Vgl. Warburg, Olof v. D. (Stockh. 1884).

Dálja (kroat. Dalj), Großgemeinde im kroatisch-slawon. Komitat Veröcze, am rechten Donauufer, Dampfschiffstation und Knotenpunkt der Bahnen nach Maria-Theresiopel, Essek und Brod, mit (1901) 5900 kroatischen und serb. Einwohnern. Unweit der sogen. Donautrajekt (s. d.).

Dalkeith (spr. dälkíth), Stadt in Edinburghshire (Schottland), am Zusammenfluß von North und South Esk hoch gelegen, hat Fabrikation von Eisenwaren, Teppichen und Bürsten, Getreidehandel und (1901) 6753 Einw. Dabei Dalkeith House, Sitz des Herzogs von Buccleuch, und Newbattle Abbey (s. Newbattle). In der Umgegend Steinkohlen- und Eisengruben.

Dall (spr. dâd), 1) Roderick, einer der wandernden Harfner, die in Schottland bis Ende des 18. Jahrh. die alten Volksballaden sangen, vielfach auch variierten oder neu dichteten (vgl. Paul, Grundriß der germanischen Philologie, Bd. 2, S. 582). Er lebte noch 1740 bei Blair in Perthshire.

2) William Healey, Naturforscher und Reisender, geb. 21. Aug. 1845 in Boston, studierte an der Harvard-Universität Zoologie und erforschte 1865—1868 im Anschluß an die russisch-amerikanische Telegraphenexpedition Alaska. 1871—73 untersuchte er im Dienste der Coast and Geodetic Survey die Aleuten, um 1874 und 1880 seine Forschungen in Alaska wieder aufzunehmen. Außer zahlreichen kleinern, meist konchyliologischen und ethnographischen Abhandlungen veröffentlichte er: »Alaska and its resources« (Boston 1870); »Tribes of the extreme Northwest« (Washingt. 1876); »Pacific Coast Pilot, Alaska« (Teil 1, 1883); »On masks, labrets etc.« (1884).

Dallas (spr. dälläs), Hauptstadt der Grafschaft D. im nordamerikan. Staat Texas, am obern Trinity River, in fruchtbarer Gegend, mit Ackergerätfabriken, Sattlerei und starkem Handel in Korn, Baumwolle, Wolle, Häuten u. Vieh und (1900) 42,638 Einw.

Dallas (spr. dälläs), George Mifflin, nordamerikanischer Staatsmann, geb. 10. Juli 1792 in Philadelphia, gest. 31. Dez. 1864, studierte Rechtswissenschaft, wurde Mitglied der Legislatur von Pennsylvanien und wirkte 1828 für die Wahl Jacksons zum Präsidenten. Bald darauf wurde er Bundessenator und 1844 Vizepräsident der Republik, trat jedoch 1846 zurück und hielt sich eine Zeitlang von der Politik völlig fern, bis ihn Buchanan 1856 zum Gesandten in England ernannte. Am 16. Mai 1861 kehrte er nach Amerika zurück und sprach sich in dem Bürgerkrieg entschieden für Erhaltung der Integrität der Union aus.

Dallastypie, ein 1873 von dem Engländer Duncan Dallas angewendetes Ätzverfahren zur Herstellung von auf der Buchdruckpresse druckbaren erhabenen Gravierungen.

Dalläus, Joh., s. Daillé.

Dalldorf, Dorf im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Niederbarnim, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Berlin-Oranienburg und Schönholz-Kremmen, hat eine evang. Kirche, Standbilder der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III., eine Irren- und Idiotenanstalt der Stadt Berlin, Dampfkessel- und Schraubenfabrikation und (1900) 5443 Einw. Dabei das Kaiser Alexander-Heim. Zu D. gehört die Kolonie Borsigwalde. S. Karte »Umgebung von Berlin«.

Dallen, s. Dukdalben.

Dalles (richtiger Dalluth, hebr.), Armut.

Dalles, Stromenge des Columbiaflusses (s. d.) und nahe dabei gelegener Hauptort der Grafschaft Wasco in Oregon, mit katholischer Akademie, Münze und (1900) 3542 Einw.

Dalling and Bulwer, William Henry Lytton Earle Bulwer, Lord, engl. Diplomat und Schriftsteller, geb. 13. Febr. 1801, gest. 24. Mai 1872, älterer Bruder des nachmaligen ersten Lord Lytton, war seit 1827 Attaché der englischen Gesandtschaften in Berlin, Wien, Brüssel und im Haag, ward 1835 Legationssekretär in Brüssel und 1837 in Konstantinopel, wo er einen Handelsvertrag mit der Pforte zu stande brachte, 1839 Botschaftssekretär in Paris, 1843 bevollmächtigter Minister am spanischen Hof, wo er 1844 den Frieden zwischen Marokko und Spanien vermittelte. Im Mai 1848 mußte er wegen eines gegen die Gewaltakte des Ministeriums Narvaez erhobenen Protestes und wegen angeblicher Begünstigung republikanischer Aufstände Madrid verlassen. Das Unterhaus billigte Bulwers Benehmen, der in den Ritterstand erhoben ward, und später erkannte das spanische Kabinett seine Übereilung an. Im August 1848 ging Bulwer in geheimer Mission nach Paris, ward 1849 Gesandter in Washington, wo er den sogen. Clayton-Bulwer-Vertrag schloß (s. Clayton), fungierte 1852—55 als Gesandter in Toskana und seit Ende 1857—66 als Botschafter in Konstantinopel, wo er großen Einfluß auf den Sultan Abd ul Asis gewann. Im März 1871 wurde er als Baron Dalling and Bulwer zum Peer erhoben. Als Schriftsteller hat D. sich einen geachteten Namen erworben durch die Schriften: »France, social, literary, political« (Lond. 1833, 2 Bde.; deutsch 1835—36, 2 Bde.); »The monarchy of the middle classes« (1836, 2 Bde.; deutsch, Aachen 1836, 3 Bde.); »Historical characters« (1867, 2 Bde.; 5. Aufl. 1875; deutsch, Leipz. 1871. Bd. 1 Talleyrand; Bd. 2: Mackintosh, Cobbett, Canning), eine Biographie Palmerstons (bis 1846 reichend; 3. Aufl., 1871, 2 Bde.; deutsch [nur Bd. 1] von Ruge, Berl. 1871), die von Ashley (Bd. 3—5, 1874—79) beendet wurde, und eine Biographie Sir Robert Peels (1874).

Dallmann, Eduard, deutscher Seefahrer, geb. 18. März 1830 in Blumenthal an der Unterweser, gest. daselbst 23. Dez. 1896, wurde 1855 Steuermann auf einem Walfischfänger in der Südsee, betrieb seit 1860 als Kapitän den arktischen Walfischfang und führte im Auftrag der in Hamburg gegründeten Polarfischereigesellschaft mit dem Schiff Grönland 1873 bis 1874 die erste deutsche Fahrt ins Südpolarmeer aus, auf der er besonders im Südshetland-Archipel mehrere Entdeckungen machte und zwischen Palmer- und Grahamland die Bismarckstraße fand. Von 1877 bis 1883 unternahm D. mehrere Fahrten durch das Karische Meer zum Jenissei. Im Dienste der Neuguinea-Kompagnie führte D. 1884—85 auf dem Dampfer Samoa die Expedition von Finsch (s. d.) nach Neuguinea, welche die deutschen Besitzergreifungen daselbst zur Folge hatte. Zwei weitere Reisen im Dienste derselben Gesellschaft führte er auf dem Dampfer Ysabel aus und kehrte 1894 in die Heimat zurück.

Dallmannhafen, Hafen an der Hansemannküste des deutschen Kaiser Wilhelms-Landes (Neuguinea). Ihm sind die Gressien- u. die Metainsel vorgelagert, zwischen denen die Dallmannstraße hindurchführt.

Dalloah, s. Palmzucker.

Dall' Oca Bianca, Angelo, ital. Maler, geb. 1853 in Verona als Sohn eines Lackierers, der ihn erst zu einem Holzschnitzer und dann zu einem Dekorationsmaler in die Lehre gab. Später besuchte er die Akademie zu Verona, und schnell gelang es ihm, dank seiner glücklichen Beobachtungsgabe und seinem feinen

Farbensinn, sich in die erste Reihe der italienischen Genremaler emporzuschwingen. Venedig und Verona sind seine beliebtesten Studienplätze, auf denen er sich die Motive zu seinen anmutigen, meist von liebenswürdigem Humor erfüllten Bildern aus dem Volksleben sucht. Am meisten bevorzugt er Darstellungen in vollem Licht, auf denen er trotz der grellsten Wirkungen der Sonne die leuchtenden Lokalfarben zu einem Bukett von feinstem koloristischen Reiz zusammenzustimmen weiß. Seine Hauptwerke sind die (mehrfach wiederholten) beiden Waisen, Ave Maria (in der Brera zu Mailand), ein Kuß im Fluge, zwischen Ja und Nein, der Vortrab des Tages, die Lästermäuler, das erste Licht (im Museum zu Triest), zur ersten Messe, der Reigentanz, Frühling (Blumenmarkt in Verona) und das moderne Parisurteil.

Dall' Ongaro, Francesco, ital. Dichter und Patriot, geb. 1808 in Mansuè (Provinz Treviso), gest. 10. Jan. 1873 in Neapel, studierte Theologie, wurde Priester und ließ sich 1836 in Triest nieder, wo er eine große literarisch-patriotische Tätigkeit entwickelte, bis er 1847 infolge einer freisinnigen Rede aus Triest ausgewiesen wurde. Von nun an führte D. das Leben eines Verbannten und lebte in Siena, Florenz, Mailand, Turin, Rom, Venedig. Hier gab er 1848 eine kleine populäre Zeitung: »Fatti e non Parole«, heraus (das Priestergewand hatte er längst abgelegt) und war der Haupturheber der Bewegung vom 11. Aug. Dann wurde er in Rom Mitglied der Konstituierenden Versammlung und organisierte als Garibaldis Kommissar die »erste italienische Legion«. Nach Roms Fall weilte er in der Schweiz, in Belgien und Paris, bis ihm das Jahr 1859 die Rückkehr nach Italien eröffnete. Er wurde Professor der Literatur in Florenz und folgte 1869 einem Ruf an die Universität Neapel. Dall' Ongaros zahlreiche Schriften sind alle von demselben edlen, liberalen und patriotischen Geiste durchdrungen. Wir nennen: »Poesie« (1840, 2 Bde.); die Dramen »Il Fornaretto«, »I Dalmati« und »Marco Cralievic« (1834), »Bianca Capello« und »L'ultimo de' baroni« (1864); die Lustspiele »Fasma« und »Il Tesoro«, ein glücklicher Versuch der Wiederherstellung zweier Menanderscher Stücke; ferner: »Novelle vecchie e nuove« (Flor. 1869); »Fantasie drammatiche e liriche« (das. 1866); »Racconti« (das. 1870); die sehr populär gewordenen »Stornelli italiani« (Mail. 1863), eine Art Volkslieder; »Alghe della laguna«, Lieder im venezianischen Dialekt; »Poesie e scene vernacole« und »Storia del diavolo«, eine Dante-Studie. Ein Band »Scritti d'arte« erschien nach seinem Tode (Mail. 1873). Biographien schrieben Barbiera (Veneb. 1873), Mongeri (Mailand 1873) und De Gubernatis (Flor. 1875).

Dallwitz, Dorf in Böhmen, Bezirksh. Karlsbad, am linken Ufer der Eger, an der Lokalbahn D.-Merkelsgrün, hat ein Schloß, Braunkohlenbergbau, Porzellanfabrik, Bierbrauerei und (1900) 2066 deutsche Einwohner. Dabei die von Th. Körner besungenen »Dallwitzer Eichen«.

Dalm., bei Tiernamen Abkürzung für J. W. Dalmann (geb. 1787 in Heinseberg, gest. 1828 in Stockholm; Entomolog).

Dalmanĭa, s. Trilobiten.

Dalmatien, Königreich, südlichstes Kronland Österreichs (s. Karte »Österreich-Ungarn« und Karte »Bosnien ꝛc.«), umfaßt ein gegen SO. immer schmäler werdendes Küstengebiet (390 km lang, 2—70 km breit) an der Ostseite des Adriatischen Meeres, das zwischen 44° 25'—42° 6' nördl. Br. und zwischen 15° 6' bis 19° 5' östl. L. liegt, im N. von Kroatien, im O. von Bosnien, der Herzegowina und Montenegro, im S. und W. vom Meer begrenzt wird und durch die bis zur Meeresküste reichenden herzegowinischen Landstriche Klek und Sutorina in drei Teile getrennt wird. Außerdem umfaßt D. 20 größere Inseln nebst zahlreichen kleinen Felseneilanden (Scoglien) und hat zusammen einen Flächeninhalt von 12,835 qkm (233 QM.).

D. bildet im allgemeinen ein Karstplateau mit zahlreichen von NW. nach SO. verlaufenden Gebirgsketten (s. Karst). Der Hochkette des Velebit an der kroatischen Grenze (Vakanski Vrh 1758 m), den eine Kunststraße (in 1008 m Höhe) überschreitet, folgt nach dem Einschnitte der Zermanja die Kette der Dinarischen Alpen (s. d., mit dem Troglav, 1913 m). Parallel mit dem Grenzgebirge zieht die kahle Küstenkette hin, deren höchste Gipfel Kozjak (780 m), Mosor (1339 m) und Biokovo (1762 m) sind. Zwischen den Dinarischen Alpen und der Küstenkette erheben sich mehrere isolierte Berge und Bergketten, darunter der Monte Promina (1155 m) und die Svilaja (1509 m). Die höchsten Erhebungen finden sich in dem wilden Berglande von Cattaro (Orjen 1898 m). Von den Inseln zeigen nur die größern südlichen bedeutendere Höhen (San Vito auf Brazza 778 m). Größere Flüsse besitzt D. nicht; die bedeutendsten sind die Zermanja, die Kerka mit der Cikola, die Cetina und die Narenta; die letztere gehört aber nur mit ihrem untersten Laufe dem Land an. Alle sind tief eingeschnitten; die Kerka und Cetina bilden Wasserfälle. Außer dem salzigen Vranasee (29 qkm) besitzt D. periodisch trockne Becken, die das Regenwasser füllt; Sumpfstrecken gibt es fast an jedem Fluß, die ausgedehntesten im Delta der Narenta. Das Adriatische Meer bespült in einer Länge von 560 km die Küste von D. Durch die vielen Vorgebirge, Halbinseln und Landengen werden eine Menge Meerengen und Buchten gebildet, welche die Schiffahrt bei der Steilheit der Küste sehr erleichtern. Längs der Küste zieht eine schwache Strömung von SO. nach NW.; Ebbe und Flut machen sich wenig bemerkbar. Von den Inseln sind die bedeutendsten (von N. nach S.): Arbe, Pago, Brazza (die größte und bevölkertste Insel), Lesina, Lissa, Curzola, Lagosta und Meleda. Im allgemeinen hat D., besonders das Küstenland, das wärmste Klima aller österreichischen Länder, obschon es durch die Seeluft bedeutend gemildert wird. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Zara 14,9°, in Ragusa 17,1°; die mittlere Regenmenge stellt sich auf 70—80 cm. Schnee fällt selten. Der Südost (Schirokko) ist der vorherrschende Wind, seltener weht der Nordwest (Mistral) und der Nordost (Bora). Gewitter sind häufig, über 40 im Jahresdurchschnitt.

D. zählte 1890: 527,426, 1900: 593,784 Einw., so daß die jährliche Zunahme der Bevölkerung 1891 bis 1900: 1,26 Proz. beträgt und auf 1 qkm 46 Einw. entfallen. Auf 1000 männliche kommen in D. 968 weibliche Einwohner. Der Nationalität nach sind 96,65 Proz. Serbokroaten und 2,61 Proz. Italiener, letztere vorzugsweise in den Hafenstädten und auf den Inseln ansässig. In religiöser Beziehung bekennen sich 83,7 Proz. der Bewohner zur katholischen und 16,2 Proz. zur orthodoxen griechischen Kirche. Die römisch-katholische Kirche untersteht einem Erzbischof (zu Zara) und fünf Bischöfen (zu Ragusa, Spalato, Sebenico, Lesina und Cattaro). Die orientalischen Griechen haben zwei Bistümer (zu Zara und Cattaro), die der Czernowitzer Metropolie unterstehen. An Bildungsanstalten bestehen 6 theologische Lehranstalten, 5 Gymnasien, 2 Realschulen, eine Leh-

rer- und eine Lehrerinnenbildungsanstalt, eine Ackerbau- und 2 nautische Schulen, endlich 367 öffentliche und 20 private Volksschulen. Auf 100 schulpflichtige Kinder kamen 1900: 90 schulbesuchende.

Das Ackerland nimmt in D. nur 10,7 Proz. der Oberfläche ein, dagegen die Weiden (darunter freilich viel wüste Strecken) 46,3 Proz. Die Weingärten bedecken 6,4 Proz., Gärten und Wiesen 3,7 Proz., der Wald, der aber großenteils nur Mittel- und Niederwald umfaßt, 30 Proz. Die kargen Erträgnisse des Ackerbaues (1901: 695,000 metr. Ztr. Kornfrüchte, hauptsächlich Mais, 22,000 hl Hülsenfrüchte, 192,800 metr. Ztr. Kartoffeln) reichen für den Bedarf nicht hin; dagegen bleibt von dem erzeugten, mitunter vorzüglichen Wein (1,155,800 hl) und vom Olivenöl (66,200 metr. Ztr.) ein Teil zur Ausfuhr übrig. Vortrefflich gedeihen Weichseln (die den Maraskino liefern), Mandeln, Melonen, Feigen, Granatäpfel; auch wird Tabak (16,700 metr. Ztr) und Chrysanthemum (5100 metr. Ztr.) zur Bereitung von Insektenpulver gebaut. Das Grasland liefert 255,500 metr. Ztr. Heu und die Wälder 445,000 Festmeter Holz. Die Viehzucht kann sich bei dem Mangel an Futterbau und dem geringen Ertrag des Grasslandes nicht heben; man zählte 1900: 26,368 Pferde, 38,506 Esel, Maulesel und Maultiere, 108,216 Rinder, 888,039 Schafe, 187,676 Ziegen, 56,748 Schweine. Die Jagd, die in D. frei ist, findet besonders an dem zahlreichen Wassergeflügel (namentlich im Narentadelta) einen ergiebigen Ertrag. Bienenzucht (24,413 Stöcke) wird namentlich auf den Inseln betrieben (Honig von Solta). Die Seidenraupenzucht lieferte 1900: 20,000 kg Kokons. Von hoher Bedeutung für D. ist die Seefischerei. 1901 waren hierbei 8461 Fischer mit 1958 Booten tätig; die Ausbeute (außer Fischen auch Mollusken, Schaltiere und Schwämme) hatte einen Wert von 2,417,000 Kronen. Mineralische Produkte sind 1901: 1,320,955 metr. Ztr. Braunkohlen (hauptsächlich am Monte Promina bei Siveric), Kalksteine und Marmor, dann Seesalz (auf den Inseln Arbe und Pago und zu Stagno, 69,653 metr. Ztr.).

Die Industrie ist in D. mit Ausnahme der Likörfabrikation (Maraskino, Rosoglio) und der Erzeugung der Flaschen für dieselbe, der Kalk- und Ziegelbrennerei, der Seifenfabrikation, der Ölpressen, der Mühlen, der Fischkonservenerzeugung und des Schiffbaues noch wenig entwickelt. Schiffahrt ist ein Hauptgewerbe der Dalmatiner, die seit Jahrhunderten für die geübtesten Seefahrer im Adriatischen Meer gelten. Die Handelsmarine von D. umfaßte Ende 1900: 7832 Schiffe mit 42,109 Ton. und einer Bemannung von 19,330 Personen. Der Schiffsverkehr in den 67 dalmatinischen Häfen umfaßte 1900 im Einlauf 50,366 handelstätige beladene Schiffe von 7,320,344 Ton. Das Land besitzt (1900) 126 km Staatsbahnlinien, 169 Postämter, 110 Telegraphenstationen mit 1746 km Linien, 3 Banken, 2 Sparkassen und 16 Vorschußkassen.

Der Landtag von D. ist zusammengesetzt aus dem katholischen Erzbischof von Zara und 41 Abgeordneten (10 aus den Höchstbesteuerten, 8 der Städte, 3 der Handels- und Gewerbekammern und 20 der Landgemeinden). In das Abgeordnetenhaus des Reichsrates wählt D. 11 Abgeordnete. Im Wappen (s. Tafel »Österreichisch-Ungarische Länderwappen«, Fig. 17) führt D. drei gekrönte goldene Leopardenköpfe im blauen Felde. Die Landesfarben sind Blau und Gelb. Hauptstadt ist Zara. — Die politische Einteilung zeigt folgende Tabelle:

Bezirkshauptmannschaften	D.Kil.	Einw. 1900	Bezirkshauptmannschaften	D.Kil.	Einw. 1900
Benkovac . .	1581	38 481	Metkovic . .	384	14 160
Cattaro . .	674	37 096	Ragusa . . .	778	40 939
Curzola . .	590	27 352	Sebenico . .	962	51 293
Imoski . .	646	36 737	Sinj	1336	52 516
Knin . . .	1408	51 608	Spalato . .	1889	114 687
Lesina . . .	413	28 005	Zara . . .	1636	75 322
Macarsca . .	538	25 588			

[Geschichte.] D. bildete in vorchristlicher Zeit einen Teil Illyriens und umfaßte das Gebiet zwischen dem Adriatischen Meer, dem Fluß Titius (Kerka) und dem Bebischen Gebirge, in dem die Hauptfestung Delminium (Dl'm'no, Dumno, jetzt Zupanjac bei Duvno in der Herzegowina) hieß (s. Karte »Germanien ꝛc.«). Nach dem Kriege der Römer gegen die Illyrier (229 v. Chr.) und infolge fortschreitender Versuche der erstern die dalmatinische Küste zu kolonisieren, erhoben sich die binnenländischen Dalmatier, wurden aber 156 v. Chr. besiegt. Die Kämpfe erneuerten sich jedoch immer wieder, und kaum hatte Oktavian die vollständige Eroberung Dalmatiens durchgeführt, als schon im J. 6 n. Chr. der große Aufstand der Dalmatier und Pannonier ausbrach, nach dessen Bewältigung erst die Provinz Illyricum, zu der auch Dalmatien gehörte, eingerichtet wurde. Die großartige und glänzende Kultur, die sich hier in der römischen Kaiserzeit entwickelte, fiel dann mit dem Auftreten der Goten und dem Vordringen der Hunnen in Trümmer. Seit der Teilung des Römischen Reiches bildete D. Jahrhunderte hindurch einen Zankapfel zwischen Ost- und Westrom. Nach den verheerenden Avaren- und Slaweneinfällen im 6. Jahrh. besiedelten es im 7. Kroaten im Norden, Serben im Süden, während die einheimische Bevölkerung auf einige Küstenstädte zurückgedrängt wurde. Die dalmatinischen Kroaten, die bis ca. 1000 ein eignes Fürstengeschlecht besaßen, gerieten zu Ende des 8. Jahrh. unter fränkische, sodann unter byzantinische und schließlich unter venezianische Oberhoheit. Nachdem Kaiser Ladislaus I. von Ungarn zunächst das heutige Kroatien und sein Nachfolger Koloman auch D. sich unterworfen hatte (1100), blieben durch das ganze Mittelalter hindurch die dalmatinischen Küstenstädte ein Gegenstand des Streites zwischen Venedig und Ungarn. Seit 1420 gehörte aber fast das ganze Küstengebiet zu Venedig, außer Narenta und dem autonomen Ragusa. Gegen die türkischen Angriffe schützte sich D. lange Zeit durch Tributleistungen, doch geriet der größte Teil des Binnenlandes im Verlaufe des 16. Jahrh. in die Hände der Türken und verblieb es bis zu den Friedensschlüssen von Karlowitz (1699) und Poscharewatz (1718). Von dieser Zeit bis zum Frieden von Campo Formio (1797) gehörte D. in seinen heutigen Grenzen zu Venedig, worauf es, ebenso wie Venedig, an Österreich fiel. Im Frieden zu Preßburg (1805) trat Österreich das venezianische Gebiet an Napoleon ab, der aus D. und benachbarten, 1809 abgetretenen Gebieten 1810 die sogen. illyrischen Provinzen bildete. 1814 fiel D. an Österreich zurück und ward 1816 zu einem Königreich erhoben. Die seit 1848 bestehende nationale Bewegung, aus Kroatien, Slawonien und Dalmatien ein einheitliches südslawisches »dreieiniges« Königreich zu bilden, führte wiederholt zu Demonstrationen und Unruhen (so 1869 anläßlich der allgemeinen Landwehrrekrutierung), scheiterte aber bisher stets an dem Widerstande der Italiener und der österreichischen Verfassung von 1867, nach der D. mit zu den »im Reichsrat vertretenen Königreichen und Ländern« gehört.

Vgl. Petter, D. in seinen verschiedenen Beziehungen (Gotha 1857); Noë, D. und seine Inselwelt (Wien 1870); »Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild«, Bd. 11 (das. 1892); Petermann, Führer durch D. (illustriert, das. 1899, reichhaltig) und den kleinern »Führer durch D.« von Hartleben (4. Aufl., das. 1898); v. Eitelberger, Die mittelalterlichen Kunstdenkmäler Dalmatiens (Bd. 4 der »Gesammelten kunsthistorischen Schriften«, das. 1884); Jackson, Dalmatia, the Quarnero and Istria (Baudenkmäler ꝛc., Oxford 1887, 3 Bde.), und das seit 1871 in Zara erscheinende Jahrbuch »Manuale del regno di Dalmazia«. Zur Geschichte außer den ältern Geschichtswerken von Bomann (Venedig 1778), Lago (Zara 1809), Kreglianovich-Albinoni (das. 1809): Cattalinich, Storia della Dalmazia (Zara 1835, 3 Bde.); Solitro, Documenti storici sull' Istria e la Dalmazia raccolti e annotati (Venedig 1844); Maschek, Prospetto cronologico della storia della Dalmazia (2. Aufl., Zara 1878); Pacor, Die Operationen in den Bocche von Cattaro 1869 (Wien 1870); Cons, La province romaine de Dalmatie (Par. 1882); Pisani, Les possessions vénitiennes en Dalmatie (das. 1890); Derselbe, La Dalmatie de 1797 à 1815 (das. 1893); Royle, Dalmatia illustrata (Lond. 1900).

Dalmatien, Herzog von, s. Soult.

Dalmatika, aus Dalmatien stammendes langes weißes Oberkleid mit Ärmeln, der römischen Tunika ähnlich, ward seit Diokletian von den römischen Kaisern getragen und vom Papst Silvester I. (um 320) als Amtskleid der Diakonen (daher auch diaconale genannt) eingeführt: ein seidener Überwurf mit kurzen Ärmeln, früher ganz geschlossen, so daß er über den Kopf angezogen wurde; jetzt an den Seiten mit einem tiefen Einschnitt versehen (s. Abbildung). Die Farbe richtet sich nach den Vorschriften der Liturgie für die verschiedenen Fest- und Sonntage. Eine weiße D. gehörte früher zu den Pontifikalgewändern des Bischofs und eine von dunkelm violetten Seidenstoff zum Krönungsornat der deutschen Kaiser, z. B. die berühmte Kaiserdalmatika in der Sakristei der Peterskirche zu Rom.

Dalmatika (Figur des 14. Jahrhunderts).

Dalmatiner, s. Hund.

Dalmatius (Delmatius), Sohn eines Stiefbruders von Konstantin d. Gr., von diesem 335 zum Cäsar ernannt, wurde 337 nach Konstantins Tod in einem Soldatenaufstand mit fast allen übrigen Verwandten der neuen Kaiser getötet.

Dalmatow (Dolmatowo), Flecken im russ. Gouv. Perm, Kreis Schadrinsk, am Isset (zum Tobol), hat ein berühmtes, 1644 gegründetes Kloster und (1897) 4191 Einw.

Dalni, chines. Hafen, s. Talienwan.

Dalou (spr. dalu), Jules, franz. Bildhauer, geb. 1838 in Paris, gest. daselbst 15. April 1902, trat mit elf Jahren in die Zeichenschule der rue de l'École de médecine, wo er von Carpeaux im Zeichnen und im Modellieren nach der Antike unterrichtet wurde und solche Fortschritte machte, daß dieser ihn in sein Atelier nahm. Mit 18 Jahren trat er auf kurze Zeit in das Atelier Durets und debütierte 1862 in der Ausstellung mit einer Genrestatue in Gips; 1870 folgte eine Stickerin, die einen Preis erhielt. Während des Krieges trat er in die Nationalgarde, wurde der Teilnahme am Aufstande der Kommune beschuldigt und floh nach England, wo seine Arbeiten große Anerkennung fanden. 1873 kehrte er nach Paris zurück. Im Salon von 1883 erhielt er für zwei große figurenreiche, durchaus malerisch aufgefaßte Reliefs: Sitzung der französischen Deputiertenkammer vom 23. Juni 1789 und eine allegorische Verherrlichung der Republik, die Ehrenmedaille des Salons. Das erstere hat er im Auftrage des Staates für die Deputiertenkammer in Marmor ausgeführt. Von seinen spätern Schöpfungen sind neben zahlreichen Büsten in Bronze und Marmor (Rochefort, A. Theuriet, Floquet u. a.) die Statuen des Kommunisten Blanqui und des Chemikers Lavoisier, das Grabdenkmal Victor Noirs, ein Bacchanal als Brunnendekoration, Bacchus Ariadne tröstend (1892), die Denkmäler von Delacroix im Luxembourggarten, von Gambetta in Bordeaux und des Generals Hoche in Quiberon hervorzuheben. Sein Hauptwerk ist die kolossale Gruppe: der Triumph der Republik auf der Place de la nation in Paris (1900 enthüllt). D. war ein begabter Naturalist, der sich eng an Carpeaux anschloß, ohne jedoch dessen Ausschreitungen zu teilen. Vgl. Dreyfous, D., sa vie et son œuvre (Par. 1903).

Dalry (spr. dĕlrāī oder dălrī, »Königstal«), Binnenstadt im nördlichen Ayrshire (Schottland), hat Wollenwarenfabrikation und (1891) 4572 Einw.

Dalrymple (spr. dălrimpl), 1) Sir David D., Lord Hailes, schott. Rechtsgelehrter und Historiker, geb. 28. Okt. 1726 in Edinburg, gest. 29. Nov. 1792, studierte in Utrecht, ward 1748 Anwalt, 1766 Mitglied des schottischen Obergerichts mit dem Titel Lord Hailes und 1776 Richter des Obersten Kriminalgerichts. Sein historisches Hauptwerk sind die »Annals of Scotland from the accession of Malcolm III. to the accession of Robert I.« (Edinburg 1776, fortgesetzt 1779 bis zur Thronbesteigung der Stuarts), bekannt durch ihre Polemik gegen Gibbon. Auch schrieb er: »Memorials and letters relating to the history of Britain in the reign of James I.« (Edinb. 1762) und »of Charles I.« (das. 1766); »Historical memorials« (das. 1769) u. a.

2) Alexander, Geograph und Reisender, Bruder des vorigen, geb. 24. Juli 1737 bei Edinburg, gest. 19. Juni 1808 in London, trat 1752 in die Dienste der Ostindischen Kompagnie und leitete 1762—64 eine Expedition nach den Suluinseln. Die Kompagnie ernannte ihn 1779 zu ihrem Hydrographen, und 1795 erhielt er das neu errichtete Amt eines Hydrographen der Admiralität. Eine Sammlung seiner Seekarten gab er heraus in der »General collection of nautical publications« (Lond. 1753) und in dem »Oriental repertory from April 1791 to January 1795« (das. 1791). Auch schrieb er: »Historical collection of the several voyages and discoveries in the Pacific Ocean« (1770, 2 Bde.).

Dal segno (ital.), s. Segno.

Dalsland (Dal), Landschaft im südlichen Schweden, früher, als zu Norwegen gehörend, »Marker« genannt, zwischen dem Wenersee und Norwegen gelegen, bildet den kleinern nördlichen Teil des Läns Elfsborg, ist 4135 qkm groß und wird von ca. 75,000 Menschen bewohnt. Nur der am Wenersee belegene südöstliche Teil, etwa ein Zwölftel des Ganzen, ist eben und fruchtbar; alles übrige ist ein Gebirgsland (bis 240 m hoch). Merkwürdig sind die großen Lager von

Meeresschnecken auf Höhen von 70—100 m, die sogen. Riesentöpfe, von denen man 75 kennt, und die bedeutenden tiefen Spalten in den Bergen. Durch die Mitte der Landschaft zieht sich der Dalslandskanal, bis zur norwegischen Grenze 256 km weit. Dieses Kanalsystem ist 1864—67 von dem Baumeister Nils Ericson mit einem Kostenaufwand von 1½ Mill. Kronen angelegt worden, verbindet, in der Richtung von NW. nach SO. ziehend, die Seen Stora Lee, Lelängen, Laxsjö und einige kleinere mit dem Wenersee und überwindet einen Höhenunterschied von 57 m durch 29 Schleusen. Waldwirtschaft, Viehzucht, Ackerbau und Eisenindustrie sind die Hauptnahrungsquellen. Von Eisenbahnen durchschneidet die große Bergbezirksbahn Gotenburg–Falun den östlichsten Teil des Landes, an die sich bei Mellerud die Dalslandsbahn Sunnanå–Frederikshald anschließt.

Dalston (spr. dâlst'n), nördlicher Stadtteil von London, zum Bezirk Hackney gehörig, in dem das deutsche Hospital, eine deutsche Kirche und ein deutsches Waisenhaus (Kaiser Wilhelms-Stiftung) liegen.

Dalton (spr. dâlt'n), 1) (D. in Furneß) Stadt in Lancashire (England), in dem Furneß genannten Bezirk, 5 km nördlich von Barrow, mit Eisenhütten, Malzdarren und (1901) 13,020 Einw. 1,5 km südlich die Ruinen der berühmten Furneß-Abtei (12. Jahrh.). — 2) Hauptort der Grafschaft Whitfield im nordwestlichen Georgia, mit Baumwoll- und Maschinenfabriken und (1900) 4315 Einw.

Dalton (spr. dâlt'n), 1) John, Chemiker und Physiker, geb. 5. Sept. 1766 zu Eaglesfield in Cumberland, gest. 27. April 1844 in Manchester, war seit 1781 Hilfslehrer zu Kendal in Westmoreland und widmete sich hier mathematischen und physikalischen Studien. 1785 wurde er mit seinem Bruder Jonathan Vorsteher der Schule in Kendal und begann 1788 meteorologische Beobachtungen, die er lebenslang fortsetzte. 1793 ging er als Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften an das Kollegium zu Manchester. Er untersuchte die Ausdehnung u. Mischung der Gase, (vgl. Daltonsches Gesetz), die Elastizität der Dämpfe und die Absorption der Gase durch Wasser, vor allem aber förderte er die Chemie durch Aufstellung der atomistischen Theorie und die Lehre von den festen Proportionen; auch arbeitete er über Kohlenoxyd, Kohlenwasserstoffe, die Sauerstoffverbindungen des Stickstoffs 2c. Er schrieb: »Meteorological essays and observations« (Manchester 1793, 2. Aufl. 1834); »New system of chemical philosophy« (das. 1808 bis 1827, 3 Tle.; deutsch, aber nicht vollständig, von Wolff, Berl. 1812—14, 2 Bde.). Am Eingang der Royal Institution zu Manchester wurde ihm noch bei seinen Lebzeiten eine Statue errichtet. Sein Bildnis s. Tafel »Chemiker I«. Vgl. Henry, Life and researches of John D. (Lond. 1854); Roscoe, John D. and the rise of modern chemistry (das. 1895); Roscoe und Harden, A new view of the origin of Dalton's atomic theory (das. 1896; deutsch von Kahlbaum als 2. Heft der Monographien aus der Geschichte der Chemie: »Die Entstehung der Daltonschen Atomtheorie in neuer Beleuchtung. Zugleich mit Briefen und Dokumenten über Daltons Leben und Arbeiten«, Leipz. 1898).

2) John Call, Physiolog, geb. 2. Febr. 1825 zu Chelmsford in Massachusetts, gest. 12. Febr. 1889, ward auf dem Harvard College gebildet und gewann 1857 mit seinem »Essay on the Corpus luteum« den von der American Medical Association ausgesetzten Preis. Sein Hauptwerk: »Treatise on human physiology« (New York 1859, 7. Aufl. 1882), trug ihm die Professur an einer medizinischen Schule der Stadt New York und zugleich am Long Island Hospital College zu Brooklyn ein. Während des Bürgerkriegs war er eine Zeitlang Direktor des Medizinalwesens der Potomacarmee. Er schrieb noch: »Treatise on physiology and hygiene« (1868) und »Experimental method in medical science« (1882); »Doctrines of the circulation« (1884); »Topographical anatomy of the brain« (1885, 3 Bde.).

3) Hermann, protest. Theolog, geb. 20. Aug. 1833 in Offenbach a. M., 1858 Pastor der deutsch-reformierten Gemeinde in St. Petersburg, seit 1868 mit dem Titel Konsistorialrat, privatisiert seit 1889 in Berlin. Von seinen Schriften, teilweise Früchte ausgedehnter Reisen, nennen wir: »Geschichte der reformierten Kirche in Rußland« (Gotha 1865); »Reisebilder aus dem Orient« (Petersb. 1870); »Evangelische Betrachtungen« (Basel 1870—84, 5 Bde.); »Johannes von Muralt« (Wiesbad. 1876); »Johannes a Lasco« (Gotha 1881); »Reisebilder aus Griechenland und Kleinasien« (Brem. 1884); »Nathanael, Vorträge über das Christentum« (3. Aufl., Petersb. 1886); »Verfassungsgeschichte der lutherischen Kirche in Rußland« (Gotha 1887); »Urkundenbuch der reformierten Kirche in Rußland« (das. 1889); »Die evangelische Kirche in Rußland« (Leipz. 1890); »Die russische Kirche« (das. 1891); »Beiträge zur Geschichte der evangelischen Kirche in Rußland« (das. 1893, Fortsetzung 1898); »Auf Missionspfaden in Japan« (Brem. 1895); »Der Stundismus in Rußland« (Gütersloh 1896); »Johannes Goßner« (3. Aufl., Berl. 1898); »Indische Reisebriefe« (Gütersl. 1899); »Aus dem Leben einer evangelischen Gemeinde« (das. 1901).

4) (spr. daltong) Eduard Joseph und Eduard d', s. Alton.

Daltonismus, s. Farbenblindheit.

Daltonsches Gesetz, von Dalton (s. d. 1) 1802 aufgestelltes Gesetz, nach dem in einer Mischung verschiedener chemisch nicht aufeinander wirkender Gase der gesamte auf die Gefäßwände ausgeübte Druck gleich ist der Summe der Einzeldrucke, die jedes Gas für sich allein ausüben würde. Für gesättigte Dämpfe lautet das Daltonsche Gesetz: Die Spannkraft des gesättigten Dampfes einer Flüssigkeit in einem mit Gas erfüllten Raum ist derjenigen im leeren Raume gleich. Von diesem Gesetz zeigen sich ähnlich wie bei dem Mariotte-Gay-Lussacschen Gesetz kleine Abweichungen. Die Summe der Partialdrucke zweier Gase in getrenntem Zustand ist meist größer als der von ihrer Mischung ausgeübte Gesamtdruck, und bei hohen Drucken kann der Unterschied ziemlich beträchtlich sein. Nachdem für einen bestimmten Druck ein Maximum des Unterschiedes erreicht ist, beginnt der Unterschied bei weiterer Verminderung des Volumens abzunehmen und verschwindet sogar für ein gewisses sehr kleines Volumen, bei dem sonach das Daltonsche Gesetz streng richtig ist. Wird das Volumen noch mehr verkleinert, so ergibt sich der Gesamtdruck größer als die Summe der Partialdrucke, d. h. der Unterschied wird negativ und erreicht bald beträchtliche Werte. Aus diesem Verhalten kann man schließen, daß beim Zusammendrücken von Gasgemischen die Molekularkräfte und die räumliche Ausdehnung der Moleküle eine Rolle spielen. Die Spannkraft des gesättigten Dampfes einer Flüssigkeit in einem Gas ist im allgemeinen kleiner als die entsprechende Spannkraft im leeren Raum. Doch wird für sehr starke Kompressionen der weniger flüchtige Bestandteil (z. B. die Kohlen-

säure in einem Gemisch von Stickstoff und Kohlensäure) unter dem normalen Druck seines gesättigten Dampfes sich nicht mehr verflüssigen, weil unter Umständen seine kritische Temperatur unter dem Einfluß des beigemischten Gases sich erheblich erniedrigt. Vgl. Absorption.

Dalwigk, Karl Friedrich Reinhard, Freiherr von, hess. Minister, geb. 19. Dez. 1802 in Darmstadt, gest. daselbst 28. Sept. 1880, trat 1828 in den großherzoglich hessischen Staatsdienst, wurde 1845 Provinzialkommissar von Rheinhessen und 1848 Territorialkommissar in der Bundesfestung Mainz (vgl. über seine damalige Tätigkeit: »Einige Bemerkungen zu den Denkwürdigkeiten des Generals v. Hüser, von R. Freiherrn v. D.«, Darmst. 1878) und nach kurzer Tätigkeit als Bundestagsgesandter 1. Juli 1850 Ministerpräsident und Minister des großherzoglichen Hauses, des Äußern und des Innern. Seine innere Politik war durchaus bureaukratisch und reaktionär, besonders förderte er die orthodoxen Richtungen beider Konfessionen. In den deutschen Angelegenheiten war D. entschiedener Partikularist und fast fanatischer Gegner Preußens. Im Verein mit Beust (s. d. 4) und mit v. d. Pfordten (s. d.) wollte er die deutsche Trias (s. d.) verwirklichen und vertrat deshalb stets das Interesse der Mittelstaaten gegenüber den Großmächten. 1866 schloß er sich Österreich an, flüchtete vor dem Anmarsch der preußischen Mainarmee mit dem Großherzog nach München und rief die Hilfe Frankreichs an, mußte aber den Frieden nach Preußens Wunsch schließen. Obwohl er nun die Militärkonvention mit Preußen und 1870 den Vertrag über den Eintritt Hessens in das Deutsche Reich abschloß, erhielt er 6. April 1871 doch auf Wunsch des Berliner Hofes seine Entlassung.

Daly, großer Fluß im Nordterritorium (Südaustralien), entspringt als Katharine auf dem Tafelland der Carpentariahalbinsel, nimmt nach Aufnahme des Flora River den Namen D. an, erhält eine nordwestliche Richtung und ergießt sich in die Ansonbai des Timormeers. Er ist 160 km aufwärts mit großen Booten befahren worden.

Dalziel, s. Telegraphenbureaus.

Dam, Wegemaß in Anam zu 2 Li, = 890,38 m.

Dama, der Damhirsch, s. Hirsch.

Dama, südafrikan. Volk, s. Herero.

Damalas, Nikolaus M., der bedeutendste griech. Theolog der Gegenwart, geb. 1842 auf Chios, gest. im Februar 1892 in Athen, studierte in Athen, Erlangen, München, Halle, Leipzig und Berlin, erlangte 1863 in Erlangen die Doktorwürde und wurde 1866 außerordentlicher, 1871 ordentlicher Professor in Athen. Als die Altkatholiken römischer Konfession eine Vereinigung mit der griechischen Kirche planten, war D. einer der drei Theologen, die 1885 in Bonn im Namen des heiligen Synods von Athen die Verhandlungen führten. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: »Über die Prinzipien«; »Katechese«; »Über die Beziehungen der griechischen und anglikanischen Kirche«; »Einleitung in das Neue Testament« (Athen 1870); »Erklärung der Evangelien« (das. 1892—94).

Daman, s. Klippschliefer.

Daman (portug. Damão), portug. Enklave in der Provinz Gudscharat der britisch-indischen Präsidentschaft Bombay, besteht aus D. Grande nebst D. Pequeno, am Golf von Cambay, 98 qkm, und dem östlich davon gelegenen, durch einen 10 km breiten Landstreifen getrennten Distrikt Nagar Hawili, 285 qkm. Der gesamte Besitz umfaßt 383 qkm mit (1894) 64,248 Einw. (meist Hindu). Der fruchtbare, aber wenig angebaute Boden erzeugt Reis, Weizen, Tabak, die Wälder enthalten große Bestände von Tiekholz. Die Stadt D., an der schiffbaren Daman-Ganga, hat 2 Forts, 9 Kirchen, Kasernen, Hospital, ist Sitz des Gouverneurs (unter dem Generalgouverneur von Goa), eines Bischofs, hat einen guten Hafen, bedeutende Seefischerei, die 150 Fahrzeuge mit 4500 Mann beschäftigt, Baumwollweberei, Korb- und Mattenflechterei und einigen, früher weit bedeutendern Handel. Die Portugiesen besitzen Stadt und Gebiet seit 1558, Nagar Hawili seit 1780.

Damanhûr, Hauptort der unterägypt. Provinz (Mudirieh) Beherah, auf einem Hügel in der Nähe des Mahmudiehkanals, Eisenbahnknotenpunkt, wichtiger Stapelplatz für Baumwollenstoffe und Wolle, hat mehrere Fabriken zur Egrenierung der Baumwolle und (1897) 32,122 Einw., worunter 491 Fremde. Der Name D. ist eine Entstellung des altägyptischen Tema-en-Hor (»Stadt des Horos«), der römische Name war Hermupolis minor.

Damara, südafrikan. Volk, s. Herero.

Damaratos, s. Demaratos.

Damas (spr. -mâs), 1) Etienne Charles, Chevalier, dann Herzog von D.-Crux, franz. Generalleutnant, geb. 19. Febr. 1754 auf dem Schloß Crux im Nivernais, gest. 30. Mai 1846, focht als Hauptmann in Ostindien gegen die Engländer, worauf er den Befehl über ein Infanterieregiment erhielt. Während der Revolution nahm er in der royalistischen Armee an dem Feldzug von 1792 teil, und 1794 bildete er in England und Holland eine Legion, die jedoch bei Quiberon vernichtet wurde. Als Maréchal de Camp begleitete er den Herzog von Angoulême auf dessen Reisen und erhielt nach der Restauration den Grad eines Generalleutnants, die Pairswürde und den Herzogstitel. Nach der Julirevolution aus der Pairsliste gestrichen, lebte er auf seinem Schloß bei Menou.

2) Joseph François Louis Charles César, Graf, dann Herzog von, geb. 28. Okt. 1758, gest. 5. März 1829, machte als Oberst die Feldzüge von 1780 und 1781 in Amerika mit. Wegen seines vergeblichen Versuchs, die Flucht Ludwigs XVI. nach Varennes zu beschützen, wurde er zum Tode verurteilt, aber begnadigt und folgte dem Grafen von Artois nach Italien, fiel aber in die Hände der Republikaner. Unter dem Konsulat wieder in Freiheit gesetzt, diente er von 1797—1801 in der Armee Condés und ward nach der Restauration zum Pair von Frankreich, Generalleutnant und Kapitän der Chevau-legers ernannt. Er folgte Ludwig XVIII. 1815 nach Belgien und ward Kommandant der 18. Militärdivision zu Dijon, 1825 auch Herzog. In den »Mémoires relatifs à la Révolution« (Bd. 20, Par. 1823) befindet sich von ihm ein Bericht über das Ereignis von Varennes.

3) François Etienne, franz. General, geb. 22. Juni 1764 in Paris, gest. daselbst 23. Dez. 1828, nahm von 1792 an an allen Kämpfen der französischen Rheinarmee teil, ward Generaladjutant, sodann Chef von Klébers Generalstab und Brigadegeneral. 1798 nahm er rühmlichen Anteil an den Feldzügen in Ägypten und Syrien, fiel aber bei Bonaparte in Ungnade und wurde in den Moreauschen Prozeß verwickelt. Er wurde verhaftet, aber auf Verwendung Murats freigelassen, der ihn 1806 zum Militärkommandanten seines Herzogtums Berg und zum Staatsrat ernannte. Ludwig XVIII. vertraute ihm sodann

die Organisation und das Kommando der Garde von Paris an, und 1816 wurde er Generalinspektor der Gendarmerie.

4) Roger, Graf von, franz. General, Bruder von D. 2), geb. 1765, gest. 18. Sept. 1823, trat in russische Dienste, machte 1787 den Krieg gegen die Türken mit und wurde wegen seines kühnen Angriffs auf das türkische Admiralschiff sowie wegen der Erstürmung Otschakows zum Obersten ernannt. Im September 1792 begleitete er den Grafen von Artois in die Champagne und befehligte dann in der Rheinarmee des Prinzen Condé eine Legion in den Feldzügen von 1796 und 1797. Als aber die Armee in russischen Sold trat, ging er nach Italien, erhielt in Neapel das Kommando einer Division unter Macks Oberbefehl, und sein Korps rettete allein in diesem schmählichen Feldzug die militärische Ehre. 1814 ward er in alle seine frühern Würden wieder eingesetzt und zum Generalleutnant und Befehlshaber von Lyon ernannt.

5) Ange Hyacinthe Maxence, Baron von, franz. General, geb. 30. Sept. 1785 in Paris, gest. 6. Mai 1862, ging während der Revolution mit seiner Familie nach Deutschland und von da nach Rußland, machte seit 1805 als Offizier der russischen Armee alle Feldzüge gegen die Franzosen mit, trat aber nach der Restauration als Maréchal de Camp in die französische Armee. 1823 befehligte er eine Division im spanischen Feldzug, übernahm 1824 das Kriegsministerium und verwaltete 1824—28 das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Später war D. Gouverneur des Herzogs von Bordeaux, dem er 1830 in die Verbannung folgte. Nach Frankreich zurückgekehrt, lebte er auf dem Lande den Wissenschaften.

Damascēnus, Johannes, s. Johannes Chrysorrhoas.

Damaschke, Adolf, Volkswirt, geb. 24. Nov. 1865 in Berlin, wurde 1886 Lehrer und war als solcher an privaten und städtischen Schulen tätig, legte 1896 sein Amt nieder, um sich ganz der Verbreitung seiner sozialen Ideen zu widmen. D. schloß sich den Bodenreformern (s. Bodenbesitzreform) an und leitet seit 1892 deren führendes Organ »Freiland«, das seit 1896 »Deutsche Volksstimme« heißt; vorübergehend war er auch Redakteur der »Kieler Neuesten Nachrichten«. Außerdem gibt er die »Bodenreform«, eine »Zeitungs-Korrespondenz für Boden- und Wohnungsfrage« und zwanglose Hefte »Soziale Streitfragen« (mit Beiträgen von A. Wagner, K. Bücher, H. Freese, W. Rein u. a.) heraus. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu nennen: »Aufgaben der Gemeindepolitik« (Jena); »Kamerun und Kiautschou. Eine Entscheidung über die deutsche Kolonialpolitik« (Berl. 1900); »Die Bodenreform, Grundsätzliches und Geschichtliches« (2. Aufl., das. 1903). Im politischen Leben hat sich D. der nationalsozialen Partei angeschlossen, die auf sein Betreiben die Bodenreform in ihr Programm aufnahm; vgl. seine Programmschrift: »Was ist nationalsozial?«.

Damaskios, der letzte Lehrer des Neuplatonismus zu Athen, geb. um 470 n. Chr. zu Damaskus, in Athen und Alexandria von den Neuplatonikern Marinos, Isidoros von Gaza, Zenodotos und Ammonios unterrichtet, Nachfolger der letztgenannten auf dem Lehrstuhl, begab sich, als Justinian 529 die Akademie zu Athen schließen ließ, mit sechs andern Platonikern nach Persien zum König Chosroes, kehrte jedoch um 533 ins oströmische Reich zurück. D.' weitere Lebensschicksale sind unbekannt. Seine Spekulation ging namentlich dahin, das Urwesen über alle Gegensätze zu erheben. Von seinen Schriften wurden die »Quaestiones de primis principiis« von J. Kopp herausgegeben (Frankf. a. M. 1826). Vgl. Ruelle, Le philosophe D. (Par. 1861); Heitz, Der Philosoph D. (in den »Straßburger Abhandlungen zur Philosophie«, Festschrift für E. Zeller, Freib. 1884).

Damaskus (arab. esch Scham, auch Dimischk), Hauptstadt der asiatisch-türk. Provinz Syrien, fünftgrößte Stadt des osmanischen Reiches, in entzückender Lage am östlichen Fuß des Antilibanon, 690 m ü. M., in weiter, fruchtbarer Ebene (El Ghuta, mit 134 Dörfern), die von den Orientalen als das schönste der vier irdischen Paradiese gepriesen wird. Der Barada (Chrysorrhoas) durchströmt in mehreren Armen die Stadt, bewässert die stundenweit ausgedehnten Gärten und Felder und verliert sich endlich gegen O. hin in Sümpfen. Die von alten Mauern mit Türmen und Gräben umgebene Stadt hat neun Tore und krumme, staubige, unsaubere Straßen. Die schnurgerade, 1,6 km lange Hauptstraße soll dieselbe sein, die in der Apostelgeschichte (9, 11) als die »gerade« erwähnt wird. Im übrigen hat D. trotz seines hohen Alters nur wenig Altertümer aufzuweisen. Unter den zahlreichen Moscheen (angeblich 248) ist die berühmteste die Moschee der Omaijaden oder die Große Moschee, ursprünglich eine Kirche des heil. Johannes, die an der Stelle eines heidnischen Tempels errichtet und später von Welid (705—715), dem sechsten Kalifen des Hauses der Omaijaden, in das jetzige, durch seine Pracht und Schönheit ausgezeichnete Wunderwerk arabischer Baukunst umgewandelt wurde. Von den drei Minarets genießt »Mädinet'-Isâ« besondere Verehrung wegen der Sage, daß am Jüngsten Tage Jesus sich auf dieses Minaret vom Himmel herablassen werde. Das größte Heiligtum der Moschee ist die Kapelle, wo das Haupt Johannis des Täufers ruhen soll, obschon es zur Zeit des byzantinischen Reiches nach Konstantinopel gebracht wurde. An nichtmohammedanischen Gotteshäusern besitzt D. 14 Synagogen, je eine griechische, maronitische, syrische und armenische Kirche, dazu 3 römisch-katholische Klöster. Merkwürdig ist die umfangreiche, 1219 erbaute Zitadelle im NW. der Stadt. Die Bazare von D. (über 30 an der Zahl), die originellsten im Morgenland, ziehen sich in unendlichen Verzweigungen bedeckter Passagen um die Moschee der Omaijaden herum. In ihnen findet man Chane, wo sich der Großhandel konzentriert, eine Börse, Bäder, Kaffeehäuser und Brunnen. Im N., W. und S. breiten sich vor den Toren drei große Vorstädte aus; die bedeutendste ist die südliche, der Meidan. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 154,000, bestehend aus 7000 Juden und 10,000 Christen (Armeniern, Griechen ꝛc.), im übrigen aus fanatischen Mohammedanern. Vor dem großen Christengemetzel 1860 zählte man 32,000 Christen. Industriell ist D. berühmt durch Backwaren, Rosenöl, Seidenmanufakturen, Arbeiten in ziseliertem Metall und inkrustiertem Holz. Der schwere Damast wird zwar noch hier verfertigt, jedoch von ähnlichen Fabrikaten in Westeuropa übertroffen. Die Anzahl der Webstühle für seidene Zeuge und gemischte Baumwolle wird auf 8765 angegeben. Ferner werden Gold- und Silberfäden und -Stoffe, Sattelzeug, feine Öle, Parfümerien, Balsame, Teppiche ꝛc. verfertigt. Von Bedeutung sind Gerberei, Seilerei, Stärke- und Albuminfabrikation. Ehe Tamerlan die Waffenschmiede von D. nach Samarkand fortführte,

hatten auch seine Säbelklingen Weltruf. Auch die Garküchen von D. (etwa 400) sind nicht zu vergessen. Der Handel der Stadt, der über Beirut (Eisenbahn von 147 km Länge) geht, sinkt unaufhaltsam. Eingeführt werden namentlich Reis, Holz, Eisen, Salz, Zucker, Petroleum, baumwollene und wollene Stoffe, Kram- und Kurzwaren, ausgeführt vor allem Mehl, Aprikosenteig, Wolle, Getreide, Früchte, Süßholz, Schafbutter, Gewebe. Die Eisenbahn beförderte 1899: 90,903 Ton. Waren. Die große Pilgerkarawane für Mekka sammelt sich hier alljährlich im September. Von der projektierten Bahn D.–Mekka ist eine ca. 95 km lange Teilstrecke im Betrieb. D. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Geschichte. In der Geschichte erscheint D. (Dimaschki), die einzige aramäische Staatsgründung größern Stils, zuerst zur Zeit des Königs David, der die Stadt nach einem blutigen Krieg eroberte. Doch machte sie sich unter Rezon schon von Salomo wieder unabhängig, und die Könige von D. benutzten die Teilung des Reiches, um auf die nördlichen Teile Israels Angriffe zu machen. Besonders Bir-idri (885—844; der Benhadad der Bibel) und Hazael bedrängten das Reich Israel wiederholt; Versuche Salmanassars, D. zu bezwingen (854—839), schlugen sechsmal fehl. Das Reich von D. umfaßte den ganzen Osten Syriens, ward aber unter Mari' (Benhadad II.) um 806 v. Chr. von den Assyrern vorübergehend und 732 durch Tiglat-Pileser III. dauernd unterworfen. Sowohl unter der assyrischen als später unter der neubabylonischen und persischen Herrschaft blieb D. eine blühende Stadt und Hauptstadt Syriens, der Stapelplatz des arabischen und babylonischen Handels mit Syrien und Palästina. Erst unter den Seleukiden verlor es diese Stellung. Als Antiochos Dionysios 85 im Kriege gegen die Araber fiel, ward deren Anführer Aretas I. von den Damaszenern zur Herrschaft berufen. Seine Nachkommen herrschten seit 64 v. Chr. unter römischer Oberhoheit, bis 105 n. Chr. Trajan D. der römischen Provinz Syria einverleibte. Das Christentum faßte in D. frühzeitig Wurzel, und Paulus wurde hier zum Christentum bekehrt. Seit Hadrian führte die Stadt den Ehrentitel Metropolis; Philippus Arabs machte sie zu einer römischen Kolonie. Diokletian legte daselbst gegen die Sarazenen bedeutende Waffenfabriken, Magazine und Festungswerke an. Später wurde D. der Sitz eines Bischofs und dem oströmischen Reich einverleibt. 635 eroberten es die Araber unter Omar nach zweimonatiger Belagerung. Moâwija, der Stammvater der omaijadischen Kalifen, verlegte seine Residenz hierher, und seine Nachkommen sowie die ersten Abbasiden residierten von 660—753 daselbst. Nachdem Mansûr I. Bagdad zu seiner Residenz gemacht, wurde D. durch Statthalter verwaltet, von denen mehrere ein eignes Sultanat begründeten. So ward es 877 von dem Tuluniden Ahmed dem Kalifat entrissen, wechselte aber öfters die Dynastie. Um 1100 residierten hier einige Zeit Seldschuken aus Tutusch' Familie, 1148 belagerten die Kreuzfahrer D. ohne Erfolg. 1154 ward es von dem Atabeg Nureddin erobert, nach dessen Tod es 1174 von Saladin, dem Ejjubiden, erobert wurde; doch wurde dessen Urgroßneffe Saladin Yusuf 1260 von dem Mongolen Hulagu, dem Beherrscher von Persien, getötet. Timur schlug 5. Jan. 1401 die Ägypter unter den Mauern von D., legte der Stadt eine Brandschatzung von 1 Mill. Dukaten auf, verheerte sie aber trotzdem noch (25. März 1401). Wegen seiner wichtigen Lage für den Handel des Orients ward D. von neuem aufgebaut. Später waren die Mameluken als Herrscher Ägyptens auch Herren von D., bis es im Herbst 1516 von Selim I. dem osmanischen Reich einverleibt ward. Seit dieser Zeit war D. als Sitz eines türkischen Statthalters ein wichtiger Bestandteil des Reiches. Am 14. Juni 1832 eroberten es die Ägypter unter Ibrahim Pascha, und 1833 trat es die Pforte nebst Syrien und Palästina an Ägypten ab; aber schon 1840 nötigten die europäischen Großmächte Mehemed Ali, Syrien dem Sultan zurückzugeben. Seitdem ist D. wieder türkisch. 1840 (noch unter ägyptischer Herrschaft) fand hier eine große Judenverfolgung statt, bei welcher der fanatische französische Konsul Graf Ratti-Menton die Hauptrolle spielte, und 9.—16. Juli 1860 eine furchtbare Metzelei der Christen durch die fanatisierte mohammedanische Bevölkerung, infolge deren die christliche Bevölkerung aus D. und den benachbarten Orten meist nach Aleppo und in andre sichere Plätze übersiedelte und erst nach genügenden Bürgschaften für ihre Sicherheit zurückkehrte. Im November 1898 wurde D. von dem deutschen Kaiser Wilhelm II. gelegentlich einer Orientfahrt besucht. Vgl. Kremer, Topographie von D. (Wien 1855); Porter, Five years in Damascus (2. Aufl., Lond. 1870); Macintosh, Damascus and its people (das. 1882).

Damaskus: »Sein D. finden« oder: »Seinen Tag von D. erleben«, bildlicher Ausdruck, hergeleitet von der Bekehrung des Apostels Paulus (Apostelgesch. 9).

Damassé, reichgemusterter Jacquardseidenstoff mit 65—85 Ketten- und 40—60 Schußfäden auf 1 cm, bei dem der Grund meist fünfbindigen Kettensatin arbeitet.

Damast, ein figurierter Seidenstoff, bei dem behufs Erreichung großer Figuren 4—8 Fäden nebeneinander von einer Platine der Jacquardmaschine betätigt werden, die aber mit Hilfe von Hebe- oder Vorderzeugen getrennt im Gewebe arbeiten. Seidendamaste verwendet man zu Möbelstoffen, Kirchenornamenten, Tapeten ꝛc.; sie zählen zu den prachtvollsten Geweben. Seidener Möbeldamast enthält 28,000 einfache Fäden auf 130 cm Breite. Leinendamast dient zu Tafelgedecken und wird in abgepaßten Größen hergestellt, die Musterung besteht meist aus Einfassung, Mittel- und Eckstücken. Die Dichte und Garne sind: für starke Qualität 24—30 Ketten- und 24—30 Schußfäden auf 1 cm, Kette Leinen 15—18,000 m, Schuß Leinen 15—21,000 m; für mittlere Qualität 35—40 Ketten- und 35—50 Schußfäden auf 1 cm, Kette 21—36,000 m, Schuß 24—42,000 m; für feine Qualität 45—60 Ketten- und 45—80 Schußfäden auf 1 cm, Kette Leinen 42—63,000 m, Schuß Leinen 48—72,000 m auf 1 kg, wobei die starken und mittelstarken Gewebe ¾ oder ⁴/₄ weiß, die feinen jedoch roh gewebt werden. Wollendamaste dienen zu Möbelstoffen, Vorhängen ꝛc. und werden aus harten, glänzenden Wollgarnen hergestellt; bei halbwollenen Damasten ist die Kette Baumwolle, der Schuß Kammgarn. Unter Halbdamast versteht man reichfigurierte Gewebe, bei denen von einer Platine der Jacquardmaschine 2—4 Fäden nebeneinander bewegt werden, die mit Hilfe von Vorderschäften ꝛc. in den Figuren einzeln arbeiten, die glatte Grundbindung jedoch nicht beeinflussen (vgl. Ölsner, Die deutsche Webschule, 8. Aufl., Altona 1902). Baumwollendamaste erreichen nie die eigenartige Schönheit der leinenen. Oft enthalten die Baumwollendamaste nur eine reiche Musterung und werden mit einer gewöhnlichen Jacquardvorrichtung hergestellt; dergleichen

Gewebe benutzt man zu weißen Bettüberzügen. Sie enthalten 36 Fäden auf 1 cm. Garne: Kette Nr. 26, Schuß Nr. 36 englisches Baumwollengarn. — Unter D. (Damaschino, Drap de Damas) verstand man ursprünglich bunte und schwere Seidengewebe aus Damaskus, dem Hauptsitz orientalischer Seidenindustrie während der Kreuzzüge. Von hier aus verpflanzte sich die Webekunst nach Byzanz, und die mittelalterliche griechische Damastindustrie übertraf bald die Ursprungsstätte. Sie gelangte im 13. Jahrh. nach Lucca, und im 16. Jahrh. verstand man in Italien und Frankreich unter D. einfarbige Seidentapeten, deren Grund in glänzender (Atlasbindung), das Muster in matter (Köper- oder Taft-) Bindung gewebt ist. Diese heute allgemein als D. benannten Stoffe dürften ihren Ursprung in China haben, woher schon aus dem Altertum derartige leichte Seidengewebe für Futterstoffe bekannt sind. Durch die gesteigerte Ausbildung der Flachskultur, wie sie in der Renaissancezeit die italienische Spitzenindustrie hervorrief, kam der Leinendamast in Aufnahme, der seit dem Ende des 17. Jahrh. zu Bett- und Tischzeug mit abgepaßten Mustern Verwendung fand. Diese Industrie übertrug sich dann von Italien nach Frankreich, Holland und Belgien und fand gleichzeitig große Verbreitung in Sachsen und Schlesien, woselbst in besonders feinen Waren die glänzende Atlasfläche aus Fäden in hellem Rot, Blau oder lichtem Gelb gewebt wird. Wollendamast wurde im Anfang des 19. Jahrh. für Möbel- und Kleiderstoffe gebräuchlich. Vgl. E. Kumsch, Leinendamastmuster des 17. und 18. Jahrhunderts (Dresd. 1890); Kinzer und Walter, Theorie und Praxis der Ganzdamastweberei (Braunschw. 1901).

Damastes, s. Prokrustes.

Damastpapier, weißes und verschieden getöntes, durch Einpressen von Blumen dem Damastgewebe ähnliches Glanzpapier für Buchbinderei, Kartonnagen- und Luxuspapierfabrikation.

Damāsus, Name zweier römischer Päpste: 1) D. I., geb. 305, Papst von 366—384, aus Spanien gebürtig, gelangte, von Kaiser Valentinian I. unterstützt, nach blutigem Kampf mit seinem Gegner Ursinus auf den päpstlichen Stuhl und bewies sich, solange er denselben innehatte, als heftiger Gegner der Arianer. Er hat den Kirchenvater Hieronymus zur Abfassung der verbesserten lateinischen Bibelübersetzung (der sogen. Vulgata) veranlaßt, aber auch selbst zahlreiche uns erhaltene lateinische Epigramme gedichtet (gedruckt in Migne »Patrologia latina«, Bd. 1). Sein Gedächtnistag ist der 11. Dezember. Vgl. Rade, D., Bischof von Rom (Freib. i. Br. 1882); Wittig, Papst D. I. Quellenkritische Studien ꝛc. (Freiburg 1902). — 2) D. II., vorher als Poppo Bischof von Brixen, ward vom Kaiser Heinrich III. 25. Dez. 1047 als Papst eingesetzt und 17. Juli 1048 in Rom geweiht, starb aber schon 9. Aug. d. J.

Damaszēnen, s. Rosinen.

Damaszēner Pflaumen, s. Chrysophyllum und Pflaumenbaum.

Damaszēner Stahl (damaszierter Stahl), ein innig miteinander verschweißtes Gemenge verschiedener Stahlsorten, das beim Beizen der blank gefeilten und geschliffenen Oberfläche mit einer Säure eigentümliche, aus hellen und dunkeln Linien zusammengesetzte Zeichnungen (Damast, Damaszierung: Banddamast, Tabandamast mit gewässerten Linien, Rosendamast mit schraubenförmig gewundenen Rosen, Mosaikdamast mit sich wiederholenden Mustern) erhält, deren Entstehung aus der verschiedenen Widerstandsfähigkeit der Bestandteile gegen Säuren sich erklärt. Der Name wird gewöhnlich von der Stadt Damaskus hergeleitet, wo damaszierte Waren, besonders Waffen, von vorzüglicher Qualität gefertigt wurden. Das Wort damask bedeutet indes nur soviel wie bunt durchwunden, und die Stadt Damaskus soll ihren Namen dieser Grundbedeutung des Wortes um ihrer schönen Lage willen verdanken. D. S. ist sehr zäh, und dies beruht sowohl auf der Verwebung der Fasern als auch auf der Verbesserung des Materials durch das bei der Bereitung erforderliche fleißige Ausschmieden und Schweißen. Im Orient verarbeitet man sehr elastischen Stahl aus Golkonda mit sehr hartem und sprödem persischen Stahl und wickelt die rotglühenden Klingen zu langsamer Abkühlung in nasse Tücher oder steckt sie in trocknen Dünger. In Europa werden dünne Stäbchen von Schmiedeeisen und Stahl (oder auch von hartem und weichem Schmiedeeisen) zu einem Bündel parallel nebeneinander gelegt und zusammengeschweißt. Die erhaltene Stange wird in die Länge geschmiedet, in 2—3 Teile zerhauen, die man wieder aufeinander legt und zusammenschweißt. Dies Verfahren liefert nach öfterer Wiederholung einen Stab aus wechselnden sehr dünnen Lagen von Eisen und Stahl. Wenn man nun den Stab rotglühend schraubenförmig um sich selbst windet und wieder glatt schmiedet, so kommen die Schraubenwindungen mehr oder weniger in eine gemeinschaftliche Ebene zu liegen, und beim Beizen des polierten Stahls erscheinen viele symmetrisch gestellte kleine Figuren, deren Linien um so zarter sind, je mehr beim Schmieden die Metalle zu feinen Fäden ausgearbeitet wurden. Man verwendet D. S. zu Klingen und Gewehrläufen. Der Materialaufwand zu diesen Läufen ist sehr groß wegen des beträchtlichen Abbrandes bei den vielen Schweißungen; ein fertiger Lauf von 1—1,5 kg erfordert manchmal 50 kg rohes Stabeisen. — Beim echten D. S. kann man die Zeichnungen abschleifen und dann durch Beizen von neuem hervorrufen, nicht so bei Nachahmungen, bei denen z. B. glänzende, etwas erhabene Zeichnungen auf mattem Grunde (damaszierte Arbeit) erhalten werden, wenn man auf einer fein polierten Stahlfläche alle Stellen, die blank bleiben sollen, mit einer Lösung von Ätzgrund in Terpentinöl bedeckt und den Stahl alsdann Salzsäuredämpfen aussetzt, welche die freien Stahlstellen mattbeizen (vgl. Ätzen).

Die sehr alte Herstellung des Damaszener Stahls wurde vielleicht durch Not veranlaßt, indem man aus Mangel an Stahl alte Eisenstücke zusammenschweißte. Herodots Kollesis bedeutet indes mehr eine Auflötung eines Metalls auf das andre, und der Erfinder dieses Verfahrens, Glaukos von Chios, kann daher nicht als Erfinder des Damaszierens genannt werden. Die zu Turin befindliche Isistafel ist eine Art Damaszierung. Alte Dolche und Schwerter deuten darauf hin, daß die Erfindung aus Nordindien stammt. Als unter Domitian Waffenfabriken zu Damaskus angelegt wurden und dieses sich zu einem Haupthandelsplatz erhoben hatte, erhielt das Damaszieren seinen jetzigen Namen. Durch die Kreuzzüge kam eine große Menge vortrefflicher Stahlarbeiten nach Europa, indes gelang es erst Clouet (1780—90), Bréant, Mille, Duc de Luynes (1835), Anosow (1844) und namentlich Crivelli (1820), Nachbildungen zu erzeugen, die den orientalischen Mustern weder in Güte noch in Schönheit der Form nachstehen. In Asien wird D. S. gegenwärtig besonders in Persien und weiterhin im Osten dargestellt. Vgl. Beck, Geschichte

des Eisens (2. Aufl., Braunschw. 1891 ff.); Falke, Metall- und Schmuckarbeiten des Orients (in der »Zeitschrift für bildende Kunst«, Bd. 13); Hendley, Damascening on steel or iron as practised in India (Lond. 1892).

Damaszieren (franz. damasquiner), das Einhämmern von Silber oder Gold in Eisen-, Stahl- oder Messingarbeiten, besonders in Schwertklingen. Richtiger bezeichnet man diese Technik jedoch als Tauschierarbeit (s. d.). Vgl. Damaszener Stahl. — In der Heraldik heißt Damaszierung das Mustern leerer Wappenschilder oder -Felder mit Kreuz- und Querstrichen, mit Arabesken u. dgl. m.

Dambach, Stadt im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis Schlettstadt, am Fuße der Vogesen und an der Eisenbahn Schlettstadt–Zabern, hat eine kath. Kirche, Synagoge, Weinbau und (1900) 2616 Einw. (140 Juden). Über der Stadt die Schloßruine Bernstein. D. erhielt 1340 Stadtrecht.

Dambach, Otto, Rechtsgelehrter, geb. 16. Dez. 1831 in Querfurt, gest. 18. Mai 1899 in Berlin, war anfangs im Justizdienst angestellt, bis er 1862 als Justitiarius in das Generalpostamt berufen ward, bei welcher Behörde er später die Stelle eines Geheimen Oberpostrats und ersten Justitiarius der Reichspost- und -Telegraphenverwaltung bekleidete. In dieser Stellung hat er an allen großen Entwickelungsphasen des deutschen Post- und Telegraphenwesens teilgenommen und namentlich das Reichspostgesetz vom 28. Okt. 1871 abgefaßt. 1873 wurde er zum außerordentlichen Professor der Rechte an der Universität Berlin, 1891 zum Wirklichen Geheimrat, Kronsyndikus und Mitglied des Herrenhauses ernannt. Er schrieb unter anderm: »Die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes, betreffend das Urheberrecht an Schriftwerken« (Berl. 1871); »Das Telegraphenstrafrecht« (das. 1872; 2. Aufl. 1897; ins Französische übersetzt, Bern 1872); »Das Gesetz über das Postwesen des Deutschen Reichs vom 28. Okt. 1871 erläutert« (Berl. 1872, 6. Aufl. 1901); »Das Musterschutzgesetz vom 11. Jan. 1876« (das. 1876); »Das Patentgesetz für das Deutsche Reich« (das. 1877); »Der deutsch-französische Literarvertrag« (das. 1883). Mit Heydemann veröffentlichte er: »Die preußische Nachdrucksgesetzgebung, erläutert durch die Praxis des literarischen Sachverständigenvereins« (Berl. 1863); als Fortsetzung dazu gab D. heraus: »Gutachten des königlich preußischen literarischen Sachverständigenvereins über Nachdruck und Nachbildung aus den Jahren 1864—1873« (Leipz. 1874) und »in den Jahren 1874—1889« (das. 1891). Auch bearbeitete er in Holtzendorffs »Handbuch des deutschen Strafrechts« (Bd. 3—4, Berl. 1874—77) die Materie »Nachdruck und Nachbildung«.

Damböck, Marie, s. Straßmann-Damböck.

Damboše, soviel wie Inoststein, findet sich im Kautschuk von Gabun in der Form des Dimethyläthers (Dambonit) $C_6H_8(OH)_4(OCH_3)_2$, der farblose, in Wasser lösliche Prismen bildet, bei 195° schmilzt und bei 200—210° sublimiert. Der Monomethyläther (Bornesit), im Kautschuk von Borneo, schmilzt und sublimiert leichter.

Dambowitza, Fluß, s. Dimbowitza.

Dame (franz.; ital. Dama, Donna, v. lat. domina, »Herrin«), Ehrentitel, der ursprünglich nur den adligen Frauen zustand und als Notre Dame sogar der Mutter Gottes gegeben wurde. Später setzte man meist das zueignende Fürwort ma (Madame) davor. Die Königin von Frankreich wurde Madame angeredet (hier also gleichbedeutend mit Majestät), und die königlichen Prinzessinnen Frankreichs hießen Dames oder Mesdames de France (vgl. Madame). D. d'honneur ist Bezeichnung einer Hofdame, der diese Würde aus Rücksicht auf ihren Stand oder den ihres Mannes verliehen ist (s. Ehrendame), während D. de la cour jede D. genannt wird, die Zutritt bei Hofe hat. Unter Dames du palais (Palastdamen) verstand man am französischen Hofe früher alle Damen, die zum Hofstaate der Prinzessinnen gehörten und ihnen je nach der Art ihres Dienstes und gemäß ihrer Rangordnung aufwarten mußten. Den ersten Platz unter ihnen nahm die Oberhofmeisterin (D. d'honneur) ein; diejenige, die speziell mit der Toilette beauftragt war, hieß D. d'atours. Ironisch, aber allgemein nennt man schon seit langer Zeit die Fisch- und Hökerweiber der großen Pariser Markthalle, überhaupt sämtliche Marktweiber Damen (les dames de la halle), weil sie dem König bei gewissen Gelegenheiten gratulieren und einen Blumenstrauß überreichen durften. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. kam der Titel D. auch nach Deutschland, wurde anfangs nur in anrüchiger Bedeutung gebraucht und gelangte erst allmählich zu Ehren. Jetzt gebraucht man das Wort D., besonders in Frankreich, für Frauen der bessern Stände (vgl. Dietrich, Frau und D., Marb. 1864). — In den französischen Spielkarten heißt D. die im Rang zwischen dem König und dem Buben stehende Figur, im Schachspiel die Königin; vgl. Damespiel.

Damenbrett, s. Damespiel.

Damenbrettartige Stoffe, Gewebe aus Seide, Wolle, Baumwolle, Leinen u. dgl., bei denen in quadratischen Formen Ketten- und Schußköper oder Ketten- und Schußatlas abwechseln.

Damenfriede, der Friede von Cambrai (s. d.).

Damenisation, s. Solmisation.

Damenmeer, der tropische Teil des Atlantischen Ozeans, in dem die Damenwinde (s. d.) wehen.

Damentuch, leichtes feines Wolltuch (1 m von 130 cm Breite wiegt ca. 300 g) mit 28 Ketten- und 32 Schußfäden auf 1 cm, Kette u. Schuß Streichgarn 22,000 m auf 1 kg, Bindung dreischäftiger Köper, auch mit 23/17 Fäden auf 1 cm mit Nr. 42 Kammgarnkette und Nr. 20 metr. Streichgarnschuß oder D., Atlas bindend, mit 34/22 Fäden auf 1 cm, Nr. 42 Kammgarnkette und Nr. 22½ metr. Streichgarnschuß.

Damen Unsrer Lieben Frau von der christlichen Liebe (Damen von St. Michel, auch Schwestern von der Zuflucht genannt), Frauenorden, wurde 1640 von Jean Eudes (s. Eudisten) zu Caen gestiftet, 1651 nach der Augustinerregel bestätigt, erlosch 1790, ist aber seit 1808 wieder aufgeblüht. Er bezweckt die besondere Verehrung der Herzen Jesu und Marias und die Bekehrung unordentlich lebender Frauenzimmer. Die Tracht ist weiß mit schwarzem Schleier, über dem Skapulier ein silbernes Herz mit dem Bilde der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskind, von einem Kranz aus Lilien und Rosen umgeben.

Damen vom heiligen Herzen Jesu oder **vom Glauben Jesu,** s. Gesellschaft des heil. Herzens J.

Damen von der christlichen Liebe und den armen Kranken, s. Vinzentinerinnen.

Damenwinde, soviel wie Passatwinde, die so stetig und ruhig wehen, daß auch eine Dame das Schiff steuern könne.

Damerghu, Landschaft an der Südgrenze der Sahara gegen Bornu, unter 15° nördl. Br. und 8° östl. L., ein fruchtbares Oasenland, bewohnt von Negern, die das Kanuri sprechen, und Haussa. Die wichtigsten Orte sind die Handelsplätze Taghelel und Kulan'kerki.

Damerow, Heinrich, Mediziner, geb. 28. Dez. 1798 in Stettin, gest. 22. Sept. 1866 in Halle, studierte seit 1817 in Berlin, habilitierte sich daselbst 1822 als Privatdozent, wurde 1830 außerordentlicher Professor, ging 1836 als Arzt und Direktor des provisorischen Irrenheilinstituts nach Halle, arbeitete dann mehrere Jahre in der Medizinalabteilung des Kultusministeriums und kehrte erst 1842 nach Halle zurück, um die Direktion der nach seinen Plänen erbauten Irren-, Heil- und Pfleganstalt für die Provinz Sachsen bei Halle zu übernehmen. Damerows Hauptverdienst beruht in einer wesentlichen Verbesserung der Anlagen der Irrenanstalten in Deutschland. Er schrieb: »Über die relative Verbindung der Irren-, Heil- und Pfleganstalten« (Leipz. 1840); »Sefeloge, eine Wahnsinnsstudie« (Halle 1853); »Zur Kretinen- und Idiotenfrage« (Berl. 1858); »Über die Grundlage der Mimik und Physiognomik, als freier Beitrag zur Anthropologie und Psychiatrie« (das. 1860). Mit Flemming und Roller gründete D. 1844 die »Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie« (Berl.).

Damerſamen, s. Daphne.

Dames, Wilhelm, Paläontolog, geb. 9. Juni 1843 zu Stolp in Pommern, gest. 22. Dez. 1898 in Berlin, studierte seit 1863 in Breslau und Berlin, wurde 1870 Assistent an der Bergakademie daselbst, 1871 Assistent von Beyrich am mineralogischen Museum, habilitierte sich daselbst 1874 als Privatdozent und wurde 1878 außerordentlicher, 1891 ordentlicher Professor an der Universität, 1896 Direktor der paläontologischen Abteilung des Museums. Er beteiligte sich viele Jahre an der geologischen Landesaufnahme, untersuchte die silurischen Ablagerungen der russischen Ostseeprovinzen und Gotlands, die Schichtenglieder Helgolands, Glazialbildungen der norddeutschen Ebene ꝛc. Namentlich aber arbeitete er über die Echiniten des Jura und Tertiär, über den Archäopteryx, die Ganoiden des deutschen Muschelkalks, über die Saurier und ihre Stellung zu den Vögeln, über die Zeuglodonten ꝛc. Mit Berendt lieferte er die geognostische Beschreibung der Umgegend von Berlin in den »Abhandlungen zur geologischen Spezialkarte von Preußen« (Berl. 1885). Mit Kayser gab er die »Paläontologischen Abhandlungen« (Berl., seit 1883; neue Folge, Jena 1886 ff.) heraus. Auch redigierte er jahrelang die »Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft« und das »Neue Jahrbuch für Mineralogie, Geologie ꝛc.«

Dameſpiel, Brettspiel sehr hohen Alters, wird zwischen zwei Personen, in Deutschland meist auf einem gewöhnlichen Schachbrette (Damenbrett) von 64 schwarzen und weißen Feldern mit 12 schwarzen und 12 weißen Steinen (Damensteinen) gespielt. In andern Ländern, z. B. in Frankreich, benutzt man dagegen ein Brett von 100 Feldern, und jeder Spieler nimmt 20 Steine. Das Brett wird so gestellt, daß man ein weißes Eckfeld zur Rechten hat. Der eine Spieler erhält die (12 oder 20) weißen Steine, die er auf die untern (12 oder 20) schwarzen Felder setzt, der andre die (12 oder 20) schwarzen Steine, womit er die obern (12 oder 20) schwarzen Felder belegt. Auf den leer gebliebenen zwei Reihen beginnt nun das Spiel durch schräges Gegeneinanderziehen der Steine auf den schwarzen Feldern, so daß die weißen Felder ganz unberührt bleiben: es gilt, mit seinen Steinen in die letzte feindliche Reihe, in die Dame, zu kommen, wodurch der Stein, mit dem dieses gelungen, zur Dame wird, d. h. freiere Bewegung erhält; dazu müssen einzelne Steine vom Brett weggenommen, »geschlagen«, werden. Durch die Weise, wie geschlagen wird, unterscheiden sich die Arten des Damespiels, von denen die bekanntesten die deutsche, polnische und Schlagdame sind. Bei den zwei ersten Arten siegt, wer dem Gegner alle Steine geschlagen hat, während bei der Schlagdame der gewinnt, dessen Steine alle geschlagen sind. Die Gelegenheit zum Schlagen muß benutzt werden. Ist ein Stein in die Dame gekommen, so wird dies dadurch bezeichnet, daß man auf einen solchen Stein einen andern gleichartigen setzt. Die Dame darf sowohl rückwärts als vorwärts (doch immer nur einen Schritt) ziehen und schlagen. Das Spiel heißt remis, wenn beide Spieler so geschwächt sind, daß keiner es gewinnen kann. Bei der polnischen Dame, die zuerst 1723 in Paris, und zwar auf einem Brett von 100 Feldern, gespielt wurde, dürfen die einfachen Steine zwar nur vorwärts ziehen, aber sowohl rückwärts als vorwärts schlagen. Die Dame aber kann in jeder schrägen Richtung vorwärts oder rückwärts gehen, soweit sie will, wenn nur nicht auf dem Wege zwei Steine (eigne oder fremde) hintereinander stehen, in dem Fall sie nur bis an diese ziehen kann. Anleitungen zum D. schrieben Dufresne (Wien 1888) und H. Credner (Leipz. 1889).

Damgarten, Stadt im preuß. Regbez. Stralsund, Kreis Franzburg, an der Mündung der Recknitz in den Ribnitzer See, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Stralsund-Rostock und der Franzburger Kreisbahn, hat eine evang. Kirche, Glashütte, Kalkbrennerei, Schneidemühle, Fischerei, Reederei und (1900) 1691 fast nur evang. Einwohner. — D. wurde 1258 vom Fürsten Jaromar II. von Rügen zur Stadt erhoben. 1322 wurde hier der Friede zwischen dem Fürsten Wizlaw III. von Rügen und Heinrich dem Löwen von Mecklenburg geschlossen.

Damghan, Stadt in Persien, am Südabhang des Elburz und an der Straße von Teheran nach Meschhed, mit etwa 15,000 Einw., einst viel größer. Manche suchen in seiner Nähe das alte Hekatompylos.

Damhirſch, s. Hirsche.

Damiāna, s. Turnera.

Damiāni, Petrus, einer der einflußreichsten Geistlichen des 11. Jahrh., geb. 1007 in Ravenna, gest. 23. Febr. 1072, verlor früh seine Eltern und verbrachte zunächst schwere Jugendjahre, bis ihm ein älterer Bruder die Mittel gewährte, in Faënza und Parma weltliche Studien zu treiben. Obwohl er selbst schon ein berühmter Lehrer geworden war, entsagte er plötzlich dem weltlichen Leben und trat um 1036 in das Kloster Fonte Avellana in der Diözese Gubbio, wo er sich durch seine strenge Askese und durch seine Predigten auszeichnete und um 1043 Abt wurde. Er wirkte nun aufs eifrigste für die Reform der verwilderten italienischen Kirche, insbes. der Klöster; 1049 übersandte er Leo IX. seinen »Liber Gomorrhianus«, der die Ausschweifungen des Klerus aufs rücksichtsloseste angriff. 1057 wurde D. von Stephan IX. zum Kardinalbischof von Ostia erhoben und kämpfte seitdem gemeinsam mit Hildebrand (später Gregor VII.) gegen Simonie und Priesterehe. 1059 verhalf er in Mailand der Reformpartei zum Sieg und wohnte dem römischen Laterankonzil bei, kehrte 1061 auf einige Zeit in sein Kloster zurück, wurde aber schon 1062 von Hildebrand genötigt, es wieder zu verlassen, und mußte seine Begabung in den Dienst der Politik Hildebrands stellen, obwohl er dessen hierarchischen Standpunkt keineswegs teilte. 1062 wirkte er für die Anerkennung Alexanders II. durch den deutschen Hof und nötigte 1069 als päpstlicher Legat Heinrich IV.

zum Verzicht auf seinen Ehescheidungsplan. Den Ausbruch des eigentlichen Investiturstreits hat er nicht mehr erlebt. Seine Schriften wurden vom Kardinal Cajetan gesammelt (beste Ausg., Veneb. 1743, 4 Bde.). Vgl. Vogel, Peter D. (Jena 1856); Neukirch, Das Leben des P. D. (Götting. 1875); Guerrier, De Petro Damiano (Orléans 1881).

Damianistinnen, s. Klarissinnen.

Damianitsch, Martin, Militärjurist, geb. 26. Dez. 1807 zu Falkenstein in Mähren, gest. 29. Jan. 1899 in Wien, trat 1832 in die Auditoriatpraxis, war 1838—47 bei einem Regiment in Galizien tätig, dann beim Landesmilitärgericht in Prag, wurde 1849, als praktischer Lehrer für die Auditoriatskandidaten nach Wien berufen und 1863 zum Referenten beim Militärobergerichte daselbst ernannt. 1869 trat er als Generalauditor in den Ruhestand. D. hat durch seine wissenschaftliche Behandlung den Grundstein zur modernen Militärstrafrechtswissenschaft in Österreich und Deutschland gelegt. Unter seinen Schriften sind besonders zu nennen: »Handbuch der Strafgesetze für die k. k. österreichische Armee« (Wien 1849); »Das Militärstrafgesetzbuch vom 15. Jan. 1855 für das Kaisertum Österreich« (das. 1855, 2. vermehrte Ausg. 1861); »Handbuch des Strafverfahrens bei den k. k. Militärgerichten« (2. Ausg., das. 1860); »Studien über das Militärstrafrecht in seinem materiellen und formellen Teile« (das. 1862). Vgl. Dangelmaier, Die Literatur des Militärrechtes (Wien 1897).

Damiens (spr. damjäng), Robert François, bekannt durch den Mordversuch gegen Ludwig XV., geb. 9. Jan. 1715 in Tieuloy bei Arras, gest. 28. März 1757, war Schlosserlehrling, trieb aber in einem unordentlichen Leben vielerlei Gewerbe, wozu er in einem Jesuitenkollegium einige Kenntnisse gesammelt hatte. Der allgemeine Tadel, den die despotische und ruhmlose Regierung Ludwigs XV. erfuhr, versetzte D. in große Aufregung; in Versailles wartete er 5. Jan. 1757 die Ausfahrt des Königs nach Trianon ab und versetzte diesem, hinter einer Säule vorspringend, einen Messerstich in die rechte Seite. In den Verhören und unter der Folter leugnete er jede Mitwissenschaft andrer und blieb dabei, daß er den König nur auf bessere Gedanken habe bringen wollen. Er wurde auf dem Grèveplatz zu Paris hingerichtet.

Damiette (arab. Dumyât), ägypt. Gouvernorat am Mittelmeer, begrenzt von den Provinzen (Mudiriehs) Gharbieh und Dakalieh, 904 qkm, wovon 11,71 qkm Kulturland, mit (1897) 43,751 Einw., darunter 114 Ausländer. Einteilung in 2 Distrikte. Der gleichnamige Hauptort, am rechten Ufer des phatnitischen Nilarmes, 8 km von dessen Mündung in das Mittelmeer (Mündung von D.), 4 km vom Menzalehsee, Endstation der Bahn Tanta-D., hat schöne Moscheen, mehrere Basare und Marmorbäder, Kasernen, ist Sitz eines koptischen Bischofs, eines deutschen Konsuls und eines Gerichtshofs und hat (1897) 31,288 Einw., die Weberei von groben Baumwollenstoffen, Töpferei und Kleingewerbe wie auch ansehnlichen Handel mit Reis aus der Umgebung, Salz und gesalzenen Fischen treiben. Die durch zwei Forts geschützte Flußmündung ist sehr seicht und gefährlich. — In der Nähe von D. stand das alte Thamiatis (Damyat), das zur Zeit der Kreuzzüge, wo es als Schlüssel Ägyptens galt, mehrmals belagert, zuletzt 1249 von Ludwig dem Heiligen erobert, aber kurze Zeit darauf von den Mamelucken des Ejjubiden Saleh wieder genommen und später von dem Sultan Beibars völlig zerstört wurde. Die Stadt wurde darauf etwas südlicher an der jetzigen Stelle wieder aufgebaut. Die Franzosen eroberten D. 1798 und siegten hier 1. Nov. 1799 unter Kléber über die Türken; aber die Briten unter Sidney Smith entrissen es ihnen wieder und gaben es den Türken zurück, unter deren Botmäßigkeit es blieb, bis es 1833 Mehemed Ali erhielt.

Damiri, Kamâl aldin Abulbakâ Mohammed ben Musa, Naturhistoriker und schafiitischer Rechtsgelehrter, geb. 1349 in Kairo, gest. im November 1405, war Professor der Traditionen an der Kapelle Ruknia und an der Moschee El Azhar (beide in Kairo) und machte mehrere Male die Pilgerfahrt nach Mekka. Er schrieb ein »Leben der Tiere« (»Hayât-alhaiwân«), das 931 Tiere eingehend beschreibt, und veranstaltete eine größere (Bulak 1867; Kairo 1887, 2 Bde.) und eine kleinere Ausgabe davon, von denen er erstere schon 1371 vollendet haben soll. Bochart in seinem »Hierozoicon« hat dieses Tierleben fleißig benutzt; Tychsen, de Sacy u. a. haben kleinere Texte daraus veröffentlicht. Eine persische Übersetzung des Werkes befindet sich in der Bibliothek des Arsenals zu Paris; eine ungedruckte französische Übersetzung hat Petit de la Croix angefertigt.

Damiron (spr. -óng), Jean Philibert, franz. Philosoph, geb. 10. Jan. 1794 in Belleville (Rhone), gest. 11. Jan. 1862 in Paris, war Schüler Cousins, widmete sich dann dem Lehrfach und wurde zugleich Mitarbeiter am »Globe«, zu dem er zahlreiche Artikel beisteuerte, die er 1828 u. d. T.: »Essais sur l'histoire de la philosophie en France au XIX. siècle« (3. Aufl., Par. 1834, 2 Bde.) herausgab. Kurz darauf wurde er zum Professor an der Sorbonne ernannt und später Mitglied der Akademie. Von seinen Werken sind die bedeutendsten: der »Cours de philosophie« (2. Aufl. 1842, 2 Bde.), der »Essai sur l'histoire de la philosophie en France au XVII. siècle« (1846, 2 Bde.) und die »Mémoires pour servir à l'histoire de la philosophie du XVIII. siècle« (1858—64, 3 Bde.).

Damjanich (spr. -itsch), Johann, ungar. General im Revolutionskriege, geb. 1804 zu Stája in der Militärgrenze, gest. 6. Okt. 1849 in Arad, serbischer Abkunft, trat als Hauptmann eines Grenzregiments 1848 mit Kossuth in Verkehr und suchte die Grenzregimenter zu gewinnen, organisierte beim Ausbruch der Unruhen in der Bácska und im Banat ein Bataillon mobilisierter Nationalgarde, die »Rotkäppler«, und zeichnete sich durch große Tapferkeit und Körperkraft bei den blutigen Kämpfen gegen die verhaßten Serben mehrfach aus. Bei dem Einmarsch von Windischgrätz wurde er zur Deckung der Theiß kommandiert und führte hier im März 1849 den Überfall von Szolnok aus, worauf er zum General befördert wurde. Bei den entscheidenden Bewegungen, die den Rückzug der Österreicher zur Folge hatten, focht er unter Görgei. Nach dem Einzug in Komorn übernahm er in der Festung Arad den Befehl, mußte sich aber nach der Katastrophe von Világos dem Russen Buturlin ergeben. Er wurde an die Österreicher ausgeliefert und endete in Arad mit zwölf andern ungarischen Generalen am Galgen.

Damm, ein aus Erd- oder Steinmassen, zuweilen auch unter Verwendung von Faschinen und Hölzern verschiedener Art künstlich aufgetragenes Bauwerk von ausgesprochener Längenerstreckung, das als Unterbau für Verkehrswege (Straßen, Eisenbahnen, Kanäle) dient und außerdem für Gründungs- und Wasserbauzwecke zur Ausführung kommt als Fangdamm und Deich. Bei Dämmen aus erdigen und

steinigen Massen für Verkehrswege hängt die Kronenbreite von der Art des Verkehrsweges ab, ihre Höhe ist durch örtliche Verhältnisse bedingt; über die seitlichen Begrenzungsflächen der Dämme, die Dammböschungen, s. Böschung. Vor Ausführung der Dämme müssen Lattenprofile hergestellt werden, die den vom D. einzunehmenden Raum angeben sollen. Gewöhnlich schlägt man in jedem wichtigern Dammquerschnitt zwei solche Profile, an jedem Böschungsfuß eins. Es besteht aus zwei Pfählen, mit einem gegenseitigen Abstand von etwa 1 m in die Querschnittsrichtung eingeschlagen, und einem, an diese seitlich angenagelten Lattenstück, dessen untere Kante die Richtung der herzustellenden Böschung und deren Schnitt mit dem Boden angibt. Außerdem werden auch noch Stangen errichtet, an denen wagerechte Lattenstücke befestigt sind, wodurch die Höhe der auszuführenden Aufschüttung angegeben wird. Da aufgeschüttete Massen sich im Laufe der Zeit zusammensetzen, so wird es nötig, die Dämme von vornherein höher und breiter, also ihre Böschungen steiler anzulegen, als in den Plänen angenommen war; dies ist schon beim Schlagen der Lattenprofile zu berücksichtigen. Das Maß der Überhöhung und Verbreiterung ist vor allem abhängig von der Höhe des Dammes und der Art und Beschaffenheit des Füllmaterials, dann auch von der Bodenform, der Art des Verfahrens bei der Anschüttung und den Witterungsverhältnissen während des Dammaufbaues. Alle Körper, die durch Verwesung zur Bildung von Hohlräumen Veranlassung geben könnten, werden aus den Auftragsmassen tunlich ferngehalten, und Hohlräume, die sich durch Übereinanderlagern von Steinbrocken bilden, sollen durch Auseinanderziehen und Zwischenfüllen feinern Materials ausgefüllt werden. Gefrorner Boden darf nicht zur Herstellung von Dämmen verwendet werden. Der eigentliche Aufbau der Dämme erfolgt in niedrigen, nahezu wagerechten Schichten, die durch die ganze Breite des Dammes reichen (Lagenschüttung), oder in wenigen hohen Schichten, zuweilen auch sofort auf die ganze Höhe des Dammes; hierbei unterscheidet man Kopfschüttung und Seitenschüttung, je nachdem die Entleerung der zur Beiführung des Dammaterials benutzten Fuhrwerke in der Richtung der Dammachse oder nach der Seite hin erfolgt. Bei Lagenschüttung, wobei die dünnen Schichten durch wiederholtes Verlegen der Bohlenbahnen und Gleise, oder auch durch besonderes Anstampfen gedichtet werden, läßt sich ein besonders gutes Arbeitsergebnis erzielen; deshalb findet die Lagenschüttung überall Anwendung, wo es sich um besonders sorgfältige Ausführung handelt, also z. B. bei Herstellung von Dämmen auf abschüssigem Boden, bei Überfüllung von Durchlässen u. dgl. Bei Kopf- und Seitenschüttung lagern sich die ausgestürzten Massen nach natürlichen Böschungsflächen übereinander. Werden große Dämme sofort auf ihre ganze Höhe hergestellt, so kommen öfters besondere Schüttgerüste zur Verwendung, welche die Gleise für die Transportwagen tragen. — D. der Schmelzöfen heißt derjenige Teil des Sammlungsraumes für die geschmolzene Masse, der von Zeit zu Zeit durchstochen wird, um dieselbe abzulassen.

Damm (Mittelfleisch, griech. Perinäum), bei Säugetieren der Raum zwischen After und Geschlechtsteilen, ist im weiblichen Geschlecht kürzer als im männlichen; er ist mit einigen Muskeln für den After und die Geschlechtsteile versehen. Verwundung, Verletzung, Zerreißung des Dammes, die unter Umständen sogar Harnröhre und Harnblase in ihren Bereich ziehen, kommen bei Sturz oder Sprung aus größerer Höhe und unglücklichem Aufprallen mit der Dammgegend auf einen harten Gegenstand vor und sind durch die drohende Gefahr der Harninfiltration und der damit verbundenen Verjauchung der umgebenden Gewebe gefährlich. Beim Geburtsakt entstehen häufig Dammrisse, die nur die Haut oder auch die darunter gelegene Muskulatur des Dammes betreffen. Sehr viel seltener setzt sich der Riß auch in den After und einen Teil der vordern Mastdarmwand fort. In den letztern Fällen (komplette Dammrisse) kann diarrhöischer Stuhl nicht zurückgehalten werden. Die Behandlung der Dammrisse besteht in der Vereinigung der Wundränder durch die Naht, die sofort nach beendeter Geburt zu erfolgen hat. Andernfalls können Dammrisse nicht nur im Wochenbette durch Wundinfektion Störungen verursachen, sondern auch später noch zu mancherlei Genitalerkrankungen (z. B. Vorfall) Anlaß geben. Für die Operation veralteter Dammrisse kommt eine ausgedehnte plastische Wiederherstellung in Betracht, für die vielfache Methoden angegeben sind (Perineoplastik).

Damm, 1) (Altdamm, ehemals Damba) Stadt im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Randow, an der Mündung der Plöne in den 4 km langen und 2 km breiten Dammschen See, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Stettin–Belgard und Altdamm–Swinemünde, hat eine evang. Kirche, Amtsgericht, Fabrikation von Papierstoff, Papier, Chemikalien, Stärkemehl und Sirup, Dampffärberei, Fischerei, Holzbearbeitungsanstalt, Dampfsägewerke, Dampfmahlmühle und (1900) mit der Garnison (ein Trainbataillon Nr. 2) 6863 meist evang. Einwohner. D. war schon 1121 unter dem Namen Badam stark befestigt, ward aber bald darauf nebst der Umgegend von den Polen gänzlich verheert. 1249 erhielt es von Herzog Barnim I. Stadtrecht und 1276 eine Stadtmauer, die nach 1880 abgetragen wurde. Der Große Kurfürst ließ die Stadt 1676 besetzen; doch fiel sie erst 1720 an Preußen. — 2) Früher Dorf, seit 1901 in Aschaffenburg einverleibt. — 3) Dorf bei Neudamm (s. d.).

Dammagruppe, s. Dammastock.

Dammann, Karl, tierärztlicher Lehrer und Schriftsteller, geb. 22. Okt. 1839 in Greifswald, studierte daselbst und in Berlin Medizin und Tierheilkunde, wurde 1863 Kreistierarzt in Kottbus, 1865 Professor an der landwirtschaftlichen Akademie zu Proskau, 1873 an der Akademie zu Eldena und 1877 an der Tierarzneischule in Hannover. 1880 wurde er zum Direktor derselben und zum Medizinalrat im Medizinalkollegium ernannt. 1874—81 war er Präsident des deutschen Veterinärrats, 1876—80 gehörte er als Mitglied der nationalliberalen Partei dem preußischen Abgeordnetenhaus an. D. ist der Schöpfer der mit dem vollen modernen Apparat ausgestatteten neuen tierärztlichen Hochschule in Hannover. Er schrieb: »Die Gesundheitspflege der landwirtschaftlichen Haussäugetiere« (Berl. 1883—86, 2 Bde.; 3. Aufl. 1902).

Dammar (Dhamar), Stadt in der arab. Landschaft Jemen, südlich von Sana, mit Hochschule, berühmter Pferdezucht u. 10—12,000 Einw. (davon ein Drittel Juden), wurde 1879 von den Türken zerstört.

Dammāra (Dammarafichte), s. Agathis.

Dammāraharz (Dammar, malaiisch »Baumharz«, dann »Licht«, »Fackel«; Katzenaugenharz, Steinharz), ein aus dem Stamm einer noch nicht bekannten Dipterokarpazee (Shorea Wiesneri *Schiffn.*)

auf Sumatra ausfließendes Harz, bildet rundliche oder stalaktitische Massen oder kleinere Stücke, ist farblos oder gelblich, klar und durchsichtig, bisweilen mit bimssteinartiger Kruste überzogen, nicht hart, leicht zerreiblich, auf dem Bruche glasglänzend, riecht angenehm balsamisch, ist im Alter fast geruchlos, gibt beim Kauen ein weißes, an den Zähnen haftendes Pulver, spez. Gew. 1,04—1,05 (1,097—1,123), erweicht bei 75°, wird bei 100° dickflüssig, bei 150° dünnflüssig, löst sich nicht vollständig in Alkohol, Äther, Aceton, wohl aber in Chloroform, Benzol, Schwefelkohlenstoff, fetten und ätherischen Ölen. In 80proz. Chloralhydrat quillt es nur stark auf. Es besteht aus 23 Proz. Dammarolsäure, 40 Proz. α Dammarresen, 22,5 β Dammarresen ꝛc. D. liefert einen Firnis, der zwar nicht so hart und dauerhaft wie Bernstein- oder Kopalfirnis, aber billig, farblos, klar und glänzend ist und zum Überziehen von Ölgemälden, Zeichnungen ꝛc. sich sehr gut eignet. Auch wird er in der Photographie (Retouchiereſſenz, Mattolein, Grapholein) und zur Einschließung mikroskopischer Präparate benutzt. Hauptausfuhrplätze für D. sind Singapur und die Häfen von Niederländisch-Ostindien. Australisches D., Kauriharz, s. Kopal. Als schwarzes D. kommt das Harz mehrerer asiatischer Canarium-Arten in den Handel.

Dammartin-en-Goële (spr. -täng-ang-goäl'), Stadt im franz. Depart. Seine-et-Marne, Arrond. Meaux, an der Nordbahn, mit zwei Kirchen, Gipsbrüchen und (1901) 1589 Einw. — Die ehemalige, nach D. benannte Grafschaft kam 1227 durch Heirat an Philipp Hurepel, Sohn König Philipps II., 1258 an die Herren von Tric, später an verschiedene Häuser, ward aber 1632 nach dem Tode des Marschalls von Montmorency, des letzten Besitzers, vom König eingezogen und dem Haus Bourbon-Condé geschenkt.

Dammastock, höchster Gipfel in der Dammagruppe (Berner Alpen), 3633 m hoch, umgeben vom Galenstock (3597 m), Tierberg (3446 m), Sustenhorn (3512 m) u. a. Von den Lagern ewigen Schnees (Dammafirn ꝛc.) steigen beträchtliche Eisströme in die Täler hinab, so der Rhonegletscher, der Triftgletscher, der Steingletscher (letztere zwei zum Gebiete des Gadmenwassers), der Wallebühlfirn, der Kehlegletscher und der Wintergletscher (diese drei zur Göschener Reuß) u. a. In dieser mächtigen Gruppe begannen die Ersteigungen mit dem Sustenhorn (G. Studer 7. Aug. 1841) und dem Galenstock (Desor und Dollfuß 18. Aug. 1845); es folgten 1864 der D. (Hoffmann 28. Juli), der Hintere Tierberg (Preiße 1. Aug.) u. a. 1868 wurde oberhalb des Triftgletschers am Thältistock eine Klubhütte (Trifthütte, 2515 m) errichtet. Oberhalb des über dem Urserntal hängenden Tiefengletschers entdeckten 1866 Bewohner von Guttannen (Hasli) eine Kristallhöhle, etwa 30 m über dem Gletscherrande. Die Untersuchung förderte eine Menge Rauchtopase (Morion) aus dem Schutt hervor, im ganzen gegen 150 metr. Ztr. Unter den bedeutendern Exemplaren ragen durch Größe und Schönheit hervor: der »Großvater« (133 kg), der »König« (127 kg), »Karl der Dicke« (105 kg) u. a. Der Fund bildete ein Seitenstück zu den ältern am Zinkenstock (s. Finsteraarhorn) und im Wallis.

Dammbalken, vierkantig bearbeitete Balken, die, dicht aufeinander gelegt, zur Herstellung von Abschlußwänden in Deichscharten (Deichdurchfahrten) beim Herannahen von Sturmfluten gebraucht werden. Auch bei Schleusen, Wehren und Sielen kommen sie für zeitweise Absperrungen in Anwendung. Die D. werden in eigens für diesen Zweck angebrachte, lotrechte Dammfalze eingeschoben und müssen so stark sein, daß sie dem einseitigen Wasserdruck widerstehen. D. müssen für den Fall der Not an Ort und Stelle vorrätig gehalten werden.

Dammbruch, das Austreten von Eingeweide durch eine Spalte des Dammes (Mittelfleisches; s. Bruch, S. 472).

Damme, 1) Flecken im Großherzogtum Oldenburg, am Fuß der 117 m hohen Dammerberge und an der Staatsbahnlinie Holdorf-D., hat eine kath. Kirche, Waisenhaus, Amt, Amtsgericht, Torfgräberei und (1900) 931 (als Gemeinde 5010) Einw. Die Umgegend ist reich an germanischen Altertümern. — 2) Dorf in der belg. Provinz Westflandern, Arrond. Brügge, 6 km nordöstlich von dieser Stadt, einst befestigt und ein bedeutender Seehafen, mit der unvollendeten Liebfrauenkirche (12. Jahrh.), einem Denkmal des flämischen Dichters Jakob van Maerlant (seit 1860) und (1900) 1107 Einw.

Dammerde, innige Vermengung der Humussubstanzen mit den Bodenkrümelchen; s. Boden, S. 119.

Dammerkirch (franz. Dannemarie), Stadt im deutschen Bezirk Oberelsaß, Kreis Altkirch, am Rhein-Rhonekanal (hier mit großem Bassin) und der Eisenbahn Mülhausen-Altmünsterol, hat eine kath. Kirche, Amtsgericht, Gerberei, Ziegelfabrik, Weinhandel und (1900) 1120 Einw. — D. wurde um 823 als Domina Maria gegründet und war bis zur französischen Revolution von der Herrschaft Thann abhängig.

Dammersfeld, bedeutende Erhebung des Rhöngebirges, auf der Grenze zwischen Preußen und Bayern, 930 m hoch, bildet einen moor- und wiesenreichen Rücken, aus dem die Dammersfeldkuppe (mit schöner Fernsicht) hervorragt.

Dämmerung (lat. Crepusculum), die Helligkeit, welche die Sonne einige Zeit vor ihrem Aufgang (Morgendämmerung) und nach ihrem Untergang (Abenddämmerung) verbreitet. Sie entsteht dadurch, daß die Sonnenstrahlen die höhern Luftschichten noch treffen und von diesen, die nicht vollständig durchsichtig sind, z. T. zurückgeworfen und zerstreut werden. Ohne Atmosphäre oder bei vollständiger Durchsichtigkeit derselben würden Licht und Finsternis ohne Übergänge einander folgen. Nähert sich die Sonne an einem wolkenfreien Abende dem Horizont, so nimmt der unterste Teil des Himmels im W. eine gelbe Farbe an, im O. folgt auf eine schmutzig ockergelbe eine trübe purpurne, die eine Höhe von 6—12° erreicht und nach oben in das Blau des Himmels übergeht. Sobald die Sonne unter den Horizont gesunken ist, erhebt sich am östlichen Himmel der aschfarbene Erdschatten in Gestalt eines dunkeln Segments, das sich über den purpurnen Teil des Himmels schiebt, so daß dieser einen stets schmäler werdenden Gürtel, den ersten östlichen Dämmerungsbogen oder die erste Gegendämmerung, bildet. Im W. ist unterdessen die gelbe Färbung unmittelbar am Horizont ins Rote und Braunrote übergegangen, das sich nach Sonnenuntergang in Orange verwandelt, während senkrecht darüber eine helle, transparente Stelle liegt. In größerer Höhe, etwa 25° über dem Horizont, machen sich gleichzeitig purpurne Töne geltend, anfangs nur ein heller Fleck, der schnell zu einem Kreis anwächst und hinter das gelbe Segment hinabzusinken scheint. Bei weiterm Sinken der Sonne nimmt dieses erste Purpurlicht schnell an Intensität zu und erreicht sein Maximum bei einer Tiefe der Sonne von 3—4° unter dem Horizont. Es hat alsdann fast die Gestalt

eines Kreises, dessen Zentrum wenig über dem gelben Segment liegt, während der untere Teil desselben von letzterm verdeckt erscheint. Bald verändert es jedoch seine Gestalt und bildet eine schmale Zone von geringer Höhe, wodurch das helle gelbe Segment darüber scharf begrenzt wird. Diese Grenze ist der erste westliche Dämmerungsbogen. Bald darauf erfolgt eine rasche Abnahme der Tageshelle, mit deren Eintritt man die bürgerliche D., d. h. die Zeit, während der man nach Sonnenuntergang noch die gewöhnlichen Beschäftigungen im Zimmer ohne künstliche Beleuchtung vornehmen und größere Schrift bequem lesen kann, als beendet ansieht; zu dieser Zeit werden auch die hellern Sterne sichtbar; die Sonnentiefe beträgt alsdann fast 6°. Der Osthimmel erscheint nun wieder ein wenig gefärbt, am westlichen Himmel vollzieht sich dagegen eine Wiederholung der schon einmal beobachteten Erscheinungen, nur weniger glänzend und in etwas geringerer Höhe. Über dem ersten Dämmerungsbogen entwickelt sich aus einer gelblichen Schicht der zweite Dämmerungsschein oder der zweite westliche Dämmerungsbogen; über diesem kann man unter günstigen Umständen ein zweites Purpurlicht bemerken. Die Farbenerscheinungen verlieren sich schließlich mehr und mehr und verschwinden ganz, worauf auch die schwächern Sterne sichtbar werden. Dies ist das Ende der astronomischen D., bei dem sich die Sonne 18° unter dem Horizont befindet. Besonders deutlich ist die Erscheinung des Purpurlichts in den Tropen, während es in unsern Zonen nur schwer zu beobachten ist (vgl. W. v. Bezold, Beobachtungen über die D. in Poggendorffs »Annalen«, 123, 240—276, 1864).

Ein Kreis, der 18° unter dem Horizont und parallel mit diesem am unsichtbaren Teil des Himmels gezogen wird, heißt der Dämmerungskreis. Die Dauer der D. ist also abhängig von der Zeit, in der die Sonne den Dämmerungskreis erreicht, und diese Zeit ist verschieden je nach der Neigung und Stellung des von der Sonne an einem Tag durchlaufenen Kreises. In dem Maß, wie die Sonne schräger gegen den Horizont herabsinkt, braucht sie offenbar mehr Zeit, den Dämmerungskreis zu erreichen, als da, wo sie mehr senkrecht zum Horizont untergeht. Die D. ist daher am Äquator am kürzesten und wird gegen die Pole zu immer länger. Für gewisse Orte und Zeiten sinkt die Sonne überhaupt nicht 18° tief unter den Horizont, es findet dann eine ununterbrochene (mitternächtliche) D. statt. Unter dem Äquator schwankt die Dauer der astronomischen D. zwischen 72 und 79 Minuten; unter 50° nördl. oder südl. Br. dauert die astronomische D. zur Zeit der Äquinoktien 115 Minuten, zur Zeit des kürzesten Tages 126 Minuten; zur Zeit des längsten Tages sinkt die Sonne nur noch bis 16½° unter den Horizont und dann tritt die Zeit der hellen Nächte ein, die unter 50° nördl. Br. am 1. Juni, unter 70° am 26. März und unter dem Pol am 29. Jan. beginnt. Die Dauer der bürgerlichen D. beträgt ungefähr ein Drittel von der der astronomischen. Unter 50° nördl. Br. findet die kürzeste Dauer der bürgerlichen D. 14. März und 29. Sept. statt, wenn die Sonne 2,5° südliche Deklination hat. Dieselbe beträgt 40 Minuten, während die kürzeste Dauer der astronomischen D. unter dieser Breite 1 Stunde 53 Minuten beträgt. Am Äquator findet das ganze Jahr über so gut wie kein Unterschied in der Dauer der bürgerlichen D. statt, indem sie in den Äquinoktien 24, in den Solstitien 25 Minuten währt. Mit dem wachsenden Unterschiede der Tageslängen wächst auch der Unterschied in der Dauer der D. In der heißen Zone spricht sich das Aufhören der Dämmerungserscheinungen deutlicher aus als in der gemäßigten und kalten Zone.

Im Spätsommer und Herbst 1883 beobachtete man eine plötzliche Steigerung der mit der D. verbundenen Farbenerscheinungen, die auf dem größten Teil der Erdoberfläche sichtbar waren. Außer den ungewöhnlich farbenreichen Dämmerungen wurden verschiedenartige Färbungen von Sonne und Mond sowie eine auffallende, ringförmige Färbung des Himmels in der Nähe der Sonne, der sogen. Bishopsche Ring (s. d.), beobachtet. Die Art der Entwickelung der dreifachen Form der atmosphärisch-optischen Störungen sowie der Umstand, daß dieselben gleichzeitig beobachtet sind, ließ darauf schließen, daß sie aus einer einzigen Quelle stammen. Man leitete sie von den Aschen- und Staubmassen ab, die der Vulkan Krakatau (s. d.) in der Sundastraße 26. und 27. Aug. 1883 in die größten Höhen der Atmosphäre geschleudert hatte. Kießling hat den Nachweis des physikalischen Vorganges, durch den schwebende Stoffteilchen vulkanischen Ursprungs die Dämmerungserscheinungen hervorzurufen im stande sind, auf experimentellem Wege geliefert, indem er die Wirkungen von durchgehendem Sonnenlicht auf feste, zu Staub zerkleinerte Stoffe, auf chemisch erzeugten Rauch und künstlich erzeugten feuchten Nebel feststellte. Vgl. Kießling, Untersuchungen über Dämmerungserscheinungen (Hamb. 1888); »The eruption of Krakatoa and subsequent phenomena« (Bericht an die Royal Society, hrsg. von Symons, Lond. 1888).

Zur Erklärung der Dämmerungserscheinungen sind mehrere Theorien aufgestellt: von Clausius (1850), Brücke (1852), Lord Rayleigh (1871) und Lommel (1861). Letztere Theorie, nach der die Dämmerungsfarben durch Beugung des Lichtes an den kleinen, in der Atmosphäre schwebenden Dunstkörperchen und Stäubchen entstehen, ist wohl geeignet, die genannten Erscheinungen zu erklären. In den untern Schichten der Atmosphäre schwebt eine Menge sehr kleiner Körperchen verschiedener Art. Steht die Sonne dem Horizont nahe, so haben ihre Strahlen in diesen Schichten einen hinlänglich weiten Weg zu durchlaufen, um die beugende Wirkung jener Körperchen in merklichem Grade zu erfahren. Jeder Punkt der Sonne muß dadurch selbst rötlich und noch von stärker gerötetem gebeugten Licht umgeben erscheinen; indem sich nun die roten Aureolen benachbarter Punkte übereinander lagern, wird sich dem direkten Licht jenes Sonnenpunktes noch das gebeugte der Nachbarpunkte beigesellen und dadurch dessen Röte nochmals vertiefen. Darum muß bei einer Lichtfläche die rote Färbung noch auffallender hervortreten als bei einem vereinzelten Lichtpunkt. Während die Lichtscheiben der Sonne und des Mondes am Horizont in prächtigem Orangerot erglühen, bemerkt man deshalb die rötliche Färbung auf- und untergehender Fixsterne kaum. Entfernte weiße Flächen, wie die Gletscher und Firnfelder der Alpen, dem Horizont nahe Wolken, zeigen, von der untergehenden Sonne beleuchtet, oft ein ins Purpurne ziehendes Rot (Alpenglühen), während eine in der Nähe befindliche weiße Mauer, wie die Sonne oder der Abendhimmel selbst, nur orangerot gefärbt erscheint. Das von jenen Flächen reflektierte, bereits gerötete Licht erfährt nämlich auf seinem langen Rückweg bis zu unserm Auge nochmals die beugende Wirkung der in der Luft schwebenden Körperchen und wird dadurch tiefer gerötet.

Aus der Beugungstheorie erklärt sich die ganze Skala der Dämmerungsfarben vom Gelb und Orange bis zum Feuer- und Blutrot; grünliche Farbentöne erscheinen da, wo das Gelb des Abendhimmels in das Himmelblau übergeht. Der Bishopsche Ring ergibt sich als notwendige Folgerung aus der Beugungstheorie. Auf Grund dieser Theorie konnte sogar aus den von Archibald und Riggenbach ausgeführten Messungen seines Radius der Durchmesser jener kleinen Teilchen berechnet werden, welche die oben geschilderten ungewöhnlichen Dämmerungserscheinungen hervorbrachten; Pernter fand diesen Durchmesser = 0,00185 mm. Das erste Purpurlicht ist als eine Fortsetzung des Bishopschen Ringes nach Sonnenuntergang, nämlich als der obere Teil des rötlichen Ringes anzusehen. Aus genauen Messungen hat in der Tat Riggenbach gefunden, daß das Purpurlicht an einer Stelle des Himmels aufzutauchen beginnt, an der bei dem augenblicklichen Stande der Sonne die hellste Stelle des Bishopschen Ringes sich zeigen würde.

Dämmerungsfalter (Schwärmer, Crepuscularia, Sphingidae), Familie aus der Ordnung der Schmetterlinge (s. d.).

Dämmerungsstrahlen, parallele oder divergente Streifen des Himmels, die bei über oder unter dem Horizont stehender Sonne von dieser noch beleuchtet werden, während dazwischenliegende Streifen infolge ferner Bergspitzen oder Wolkenköpfe im Schatten liegen. Einzelne verstehen unter D. auch das Wasserziehen (s. d.) der Sonne.

Dämmerzustand, teilweise Bewußtseinstrübung, die anfallsweise bei Epileptischen, seltener bei Hysterischen vorkommt.

Dammfalz, s. Dammbalken.

Dammgrube, eine Grube in Gießereien zur Aufnahme der Gußformen.

Damm-Hast, früher Dorf, seit 1900 in Zehdenick (s. d.) einverleibt.

Dammhirsch (Damhirsch), s. Hirsch.

Dammkultur, Rimpaus, s. Moor und Entwässerung (Bruch- und Moorboden).

Dammratsch, Dorf im preuß. Regbez. und Kreis Oppeln, am Bodländer Floßgraben, hat (1900) 2282 Einwohner.

Dammriff, s. Koralleninseln und Korallenriffe.

Dammriß, s. Damm (Mittelfleisch).

Dammscher See, s. Damm 1).

Dammstein, s. Bernstein, S. 723.

Dammtüren (Wettertüren), s. Text zur Tafel »Bergbau I«.

Damnabel (lat.), verdammenswert, abscheulich.

Damnatio (lat.), Verurteilung, insbes. zu einer Geldstrafe; D. memoriae, Verdammung des Andenkens eines verurteilten Verbrechers. Nach römischem Kaiserrecht ist D., bei dem Crimen laesae majestatis mehrfach angedroht, eine über den Tod des Schuldigen hinausreichende Strafe; D. in metalla, Verurteilung zur Zwangsarbeit in Bergwerken.

Damnatur (lat.), »wird verdammt«, bei der Bücherzensur Formel, wonach ein Buch oder eine Stelle darin nicht durch den Druck veröffentlicht werden durfte. Gegensatz: imprimatur (s. d.).

Damnifizieren (lat.), einem Schaden (damnum) zufügen, ihn benachteiligen; Damnifikant, der Beschädiger; Damnifikat, der Beschädigte.

Damno (kaufmännisch für ital. Danno, lat. Damnum), Verlust, Schade, insbes. an Börsenpapieren, Hypotheken u. dgl.; das Gegenteil von Agio (s. d.), daher auch soviel wie Disagio oder Perte.

Damnonia, s. Cornwall (Grafschaft).

Damnum (lat.), Schaden, s. Schadenersatz.

Damoiseau (spr. -müasō, Damoisel), in Frankreich Edelknappe, Junker, der reiche Edelleute begleitete und ihnen bei Tisch aufwartete, selbst aber von den untern Knechten bedient wurde. Der in adliger Zucht und Sitte ausgebildete D. wurde Schildknappe, dann Ritter; jetzt soviel wie Schöntuer, Stutzer.

Damoiselle (Demoiselle, spr. -müasell'), ursprünglich Bezeichnung für adlige Fräulein, die bei vornehmen Damen eine ähnliche Stellung einnahmen wie die Edelknappen (s. Damoiseau) bei den Rittern; dann auch für die Frauen der Schildknappen. Vorzugsweise hieß Mademoiselle später in Frankreich die dem König am nächsten verwandte unverheiratete Prinzessin, während jetzt dort jedes erwachsene ehrbare Mädchen so genannt wird. In Deutschland wurde bis ins zweite Viertel des 19. Jahrh. jede unverheiratete Dame des bessern Bürgerstandes Demoiselle oder Mademoiselle (volkstümlich verkürzt Mamsell) genannt im Gegensatze zu dem adligen »Fräulein«. Demoiselle d'honneur, soviel wie Brautjungfer. La grande Demoiselle, Beiname der Herzogin von Montpensier (s. d.), der Tochter Gastons von Orléans, des Bruders Ludwigs XIII. Mamsell heißt jetzt noch im besondern die Wirtschafterin auf Gütern, kalte Mamsell die Büfettdame.

Damokles, Günstling des ältern Dionysios von Syrakus. Einst rühmte er diesen als den glücklichsten aller Sterblichen, worauf ihn der Tyrann in den Besitz aller seiner Herrlichkeiten und Genüsse setzte. Als D. aber, über sich blickend, ein Schwert gewahrte, das von der Decke herab an einem Pferdehaar gerade über seinem Haupt hing, erkannte er die Unsicherheit und Gefahr des irdischen Glückes und beschwor den Tyrannen, ihn zu entlassen. Daher »das Schwert des D.« sprichwörtlich für eine mitten im Besitz äußern Glückes unablässig drohende Gefahr.

Dämon (griech.), Bezeichnung für Mittelwesen zwischen Gottheit und Menschen, teils guter, teils böser Natur. Die religiöse Phantasie und Spekulation fast aller alten Völker war bemüht, die Stufenleiter von den niedrigsten Produkten der Erde bis herauf zum Menschen durch Annahme von Wesen zu ergänzen, die vom Menschen bis hinauf zur obersten Gottheit fortführten. So nahmen Ägypter, Inder, Chaldäer und Perser Dämonen in großer Zahl an; die Perser haben sogar die Dämonologie (Dämonenlehre) in ein förmliches System gebracht. Bei den Juden sind die ursprünglich schwachen Ansätze zum Dämonenglauben seit der Berührung mit fremden Völkern während des Exils zur vollsten Ausbildung gekommen. Die Geister wurden nun in gute und böse (s. Teufel) geschieden, beide in Klassen geteilt, mit Namen belegt und mit Ämtern betraut. Auf böse Dämonen führte man jede Krankheit, besonders Epilepsie und Geistesgestörtheit zurück. Dies die »unsaubern Geister« und »Besessenen« des Neuen Testaments. Noch vollständigere Ausbildung und eine erschöpfende Terminologie bildete der Gnostizismus und Kabbalismus aus, so daß es zuletzt keinen Teil der Natur und Lebensverhältnisse gab, über den man nicht Geister gesetzt hätte. Bei den Griechen bezeichnet im alten Sprachgebrauch D. die Gottheit überhaupt als waltende und auf den Menschen einwirkende Macht. Der D. ist es daher, der bald mit höherm Sinn erfüllt, bald mit Wahnsinn und Unheil schlägt, und alles hervorragende, unbegreifliche Tun wird dämonisch genannt, da es für Wirkung der

Gottheit galt. Indes schon früh erscheinen die Dämonen als Mittelwesen zwischen Göttern und Menschen, teils als dienende Kräfte und begleitende Umgebung der einzelnen Kultgötter (wie die Satyrn und Silene des Dionysos), teils als den einzelnen Menschen zugesellte Geister, die diese von Geburt an begleiten. Der allgemeine Glaube war, daß von dem D. jedes einzelnen Gutes oder Böses komme, daß der D. des einen mächtig oder wohlwollend, der des andern schwach oder übelwollend sei; später nahmen manche auch zwei Dämonen für jeden einzelnen an, einen guten und einen bösen. Eine große Rolle spielt die Dämonologie in der neuplatonischen Philosophie, in der die Dämonen als Untergötter der Natur und allen Lebensbeziehungen vorstehen und zwischen den hilfsbedürftigen Menschen und der Gottheit vermitteln. Bei den Römern vertreten die Stelle der Dämonen die sogen. Genien (s. Genius); im Laufe der Zeit fanden bei ihnen nicht bloß die griechischen Ideen, sondern auch orientalische Aufnahme und Weiterbildung. Bei den Christen der ersten Jahrhunderte lebten nicht nur die alten heidnischen Götter als Dämonen noch lange fort, sie glaubten auch in Anlehnung an altjüdische Vorstellungen an zahlreiche auf die Menschen einwirkende, durch Menschen auch zu bannende Mittelmächte, die als gefallene Engel oder als deren Kinder von Töchtern der Menschen gedacht wurden. Alle diese Geister galten für böse und Gott wie Menschen feindlich; man hielt sie für die Urheber des Übels in der Natur (Erdbeben, Seuchen ꝛc.) wie in der sittlichen Welt; ja, sie sind selbst die Urheber des ganzen Heidentums, wozu sie die Menschen verführt haben. — Auch bei fast allen übrigen Völkern finden wir in den verschiedenartigsten Ausprägungen den Glauben an gute und böse Geister. Der Glaube an Gespenster, Kobolde, Poltergeister, Nixen, Bergmännchen, Windgeister, Werwölfe u. a., auch der gesamte Hexenglaube ꝛc. gehört mehr oder weniger hierher. Vgl. Ukert, Über Dämonen, Heroen und Genien (Leipz. 1850); Gerhard, Über Wesen, Verwandtschaft und Ursprung der Dämonen und Genien (Berl. 1852); O. Ribbeck, D. und Genius (Kiel 1868); Lehrs, Populäre Aufsätze (2. Aufl., Leipz. 1875); Hild, Étude sur les démons (Par. 1881).

Damon und **Phintias**, zwei durch ihre Freundschaft berühmt gewordene Pythagoreer zu Syrakus. Phintias, eines Anschlags auf den Tyrannen Dionysios beschuldigt und zum Tode verurteilt, bat um Frist, damit er seine Angelegenheiten ordne, und Damon verbürgte sich mit seinem Leben für die rechtzeitige Wiederkehr des Freundes. Schon war die Frist fast verstrichen, als Phintias, an früherer Rückkehr verhindert, ankam. Erstaunen ergriff alle Anwesenden, Phintias wurde begnadigt und Dionysios, von diesem Freundschaftsbeweis ergriffen, bat die Freunde, ihn als dritten in ihren Bund aufzunehmen. Schillers »Bürgschaft« folgt der Erzählung des Hyginus (Fabel 257), der die Freunde Mörus und Selinuntius nennt.

Dämonelix (Teufelsschraube, Teufelspfropfenzieher), ein Gebilde in den Badlands von Nebraska und Dakota, ähnelt einem großen, senkrecht in der Erde steckenden steinernen Pfropfenzieher von oft mehr als 2,3 m Höhe mit bis 13 an der untern Spitze sich verjüngenden Windungen, die mitunter aus dem abgewitterten Boden frei herausragen. Diese teils für Tiere, teils für Pflanzen gehaltenen sonderbaren Gebilde dürften vielleicht die mineralischen Ausgüsse der Gänge eines Nagetieres sein.

Dämonion, s. Sokratischer Dämon.

Dämonisch wird im modernen Sprachgebrauch jeder geistige Einfluß genannt, der dem Menschen als eine Macht, der man nicht entrinnen kann, entgegentritt und ihm hierdurch verhängnisvoll wird oder doch zu werden droht. D. können ihm daher auch die Fügungen der äußern Geschicke erscheinen, insofern sich in ihnen ein innerer, geistiger Zusammenhang offenbart, nicht minder der geistige Einfluß, der von der bloßen persönlichen Erscheinung oder von den Willensäußerungen eines Menschen ausgeht, sowie endlich die Triebe, Begierden, Leidenschaften des eignen Herzens und Geistes (Dämonie eines Blickes, der Leidenschaft, des Geistes ꝛc.). In der Kunst ist der Schein des Dämonischen besonders in der Tragödie (»Richard III.«, »Lady Macbeth«) wirksam verwendet worden. Vgl. Dämon.

Dämonismus (griech.), Glaube an Dämonen.

Dämonolatrie (griech.), Anbetung von Dämonen.

Dämonologie (griech.), Lehre von den Dämonen, s. Dämon.

Dämonomachie (griech.), Kampf mit Dämonen.

Dämonomanie (griech., Besessensein), religiöser Wahnsinn, bei dem der Kranke die Wahnidee hegt, er verkehre mit der Gottheit oder er sei vom Teufel oder andern bösen Geistern (Dämonen) besessen, eine Vorstellung, die nicht selten ihren Grund in Visionen (Sinnestäuschungen) verzückten Inhalts hat (s. Besessene). Die D. kommt gewöhnlich vor als Teilerscheinung der Melancholie oder auch der Verrücktheit (Paranöa), seltener bei schweren Formen der Hysterie (Hystero-Epilepsie).

Damophon von Messene, griech. Bildhauer des 4. Jahrh. v. Chr., schuf für seine Heimat, besonders für Megalopolis, eine große Anzahl von Götterbildern in Goldelfenbeintechnik (Chryselephantin) oder aus Gold und Marmor.

Damourit, eine dichte Varietät des Kaliglimmers; s. Glimmer.

Dampf, jeder gasförmige Körper, der durch die Wirkung der Wärme aus einer Flüssigkeit entstanden ist und sich durch Druck wieder verflüssigen läßt (s. Gase). Den Übergang einer Flüssigkeit in D. nennt man Verdampfung, wenn der D. aus dem Innern in Blasen entweicht (Sieden), was voraussetzt, daß der Druck des Dampfes gleich dem Atmosphärendruck ist; man nennt ihn Verdunstung, wenn die Dampfbildung nur an der Oberfläche erfolgt. Die zur Erzeugung von 1 kg D. von gleicher Temperatur wie die Flüssigkeit verbrauchte Wärmemenge (latente Wärme) heißt Verdampfungswärme. Um den D. einer Flüssigkeit unvermischt mit Luft zu erhalten, fülle man eine an einem Ende zugeschmolzene, 80—90 cm lange Glasröhre mit Quecksilber bis auf einen kleinen Raum, den man nun noch mit der zu verdampfenden Flüssigkeit, z. B mit Äther, füllt. Man verschließt nun die Röhre, die jetzt nur die beiden Flüssigkeiten, aber keine Luft enthält, luftdicht mit dem Finger, bringt die verschlossene Mündung unter die Oberfläche einer in tiefem Gefäß befindlichen Quecksilbermenge, entfernt den Finger und stellt die Röhre lotrecht (Fig. 1, S. 444). Über der Quecksilbersäule, die noch in der Röhre stehen geblieben ist, befindet sich ein Rest des flüssigen Äthers und über diesem der vollkommen durchsichtige und daher unsichtbare Ätherdampf. Wäre dieser Raum leer, so müßte die in der Röhre stehengebliebene Quecksilbersäule so hoch sein wie die Quecksilbersäule in einem gleichzeitig beobachteten Barometer. Sie steht aber viel niedriger

und zeigt dadurch an, daß im Innern der Röhre ein Gegendruck ausgeübt wird, der nur von dem Ausdehnungsbestreben (Expansivkraft, Spannkraft, Tension) eines über dem Quecksilber befindlichen gasförmigen Körpers, nämlich des Ätherdampfes, herrühren kann. Da dieser Druck im Verein mit der in der Röhre stehenden Quecksilbersäule dem durch den Barometerstand gemessenen äußern Luftdruck das Gleichgewicht hält, so ergibt der Unterschied der Höhe dieser Quecksilbersäule und der Barometerhöhe den Druck des Ätherdampfes, durch die Höhe einer Quecksilbersäule ausgedrückt. Bleibt die Temperatur der Umgebung, aus der die Flüssigkeit die zu ihrer Verdampfung erforderliche Wärme entnommen hat, unverändert, so bildet sich kein weiterer D. mehr, obgleich noch flüssiger Äther über dem Quecksilber vorhanden ist; der Raum über dem Quecksilber vermag also bei dieser Temperatur nur eine begrenzte Dampfmenge aufzunehmen, er ist mit D. *gesättigt* oder mit *gesättigtem* D. erfüllt. Zieht man aber die Röhre in die Höhe (ohne jedoch ihre Mündung aus dem Quecksilber zu heben), so bildet sich in dem Maß, als der Raum größer wird, neuer D. aus der Flüssigkeit, so daß der Raum mit D. von der gleichen Beschaffenheit wie vorhin gesättigt und der Dampfdruck unverändert bleibt, was man daran erkennt, daß die in der Röhre gehobene Quecksilbersäule die nämliche Höhe behält, bis die gesamte vorhandene Äthermenge verdampft ist. Wird dann durch weiteres Herausziehen der Röhre der Raum noch mehr vergrößert, so *steigt* die Quecksilbersäule und zeigt dadurch an, daß der Druck des nun *nicht mehr gesättigten* Dampfes abnimmt und zwar in demselben Verhältnis wie seine Dichte (nach dem *Mariotte*schen Gesetz). Drückt man alsdann die Röhre wieder in das Quecksilber hinab, so wächst anfangs die Spannkraft des nicht gesättigten Dampfes, dem Mariotteschen Gesetz entsprechend, mit seiner Dichte, die Quecksilbersäule wird wieder niedriger, bis ihre ursprüngliche Höhe und damit der Sättigungszustand erreicht ist. Bei fernerm Hinabdrücken bleibt die Höhe der Quecksilbersäule und somit auch die Spannkraft des Ätherdampfes ungeändert; gleichzeitig entsteht flüssiger Äther in immer zunehmender Menge über dem Quecksilber, bis endlich die ganze Dampfmenge in Flüssigkeit verwandelt ist. Während also der ungesättigte D. dem Mariotteschen Gesetz gehorcht, indem sein Druck im umgekehrten Verhältnis zum Rauminhalt sich ändert, fügt sich der gesättigte D. diesem Gesetz nicht; durch Raumverminderung wird seine Spannkraft nicht erhöht, sondern es wird nur bewirkt, daß eine entsprechende Dampfmenge sich zu Flüssigkeit verdichtet, während der übriggebliebene Raum mit gesättigtem D. von unveränderter Spannkraft gefüllt bleibt. Der Druck, den der D. im Sättigungszustand ausübt, ist demnach der größte, den er bei der herrschenden Temperatur erreichen kann, und man bezeichnet daher den gesättigten D. auch als solchen, der für seine Temperatur die höchstmögliche Spannkraft besitzt, oder der sich im Maximum seiner Spannkraft befindet.

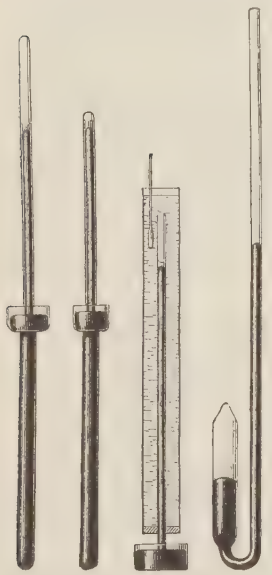


Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3.

Wird ein Raum, der gesättigten D. nebst der Flüssigkeit, aus der er entstanden ist, enthält, höher erwärmt, so verdampft eine neue Flüssigkeitsmenge, und der Raum sättigt sich für diese höhere Temperatur mit D. von größerer Dichte und höherm Drucke. Kühlt man nachher den Raum wieder auf die vorige Temperatur ab, so schlägt sich die neugebildete Dampfmenge als Flüssigkeit nieder, und der Raum bleibt für die niedrigere Temperatur mit der frühern Dampfmenge gesättigt. Jeder Temperatur entspricht eine bestimmte Spannkraft des gesättigten Dampfes; um diese z. B. für Wasserdampf zu ermitteln, bringt man ein wenig Wasser in den luftleeren Raum eines Barometers (Fig. 2), das daselbst sofort teilweise verdampft und den Raum mit gesättigtem D. füllt. Die Barometerröhre wird mit einem weiten Rohr umgeben, das Wasser enthält, das man nach und nach von 0° auf 100° erwärmt. Mit wachsender Temperatur sieht man die Quecksilbersäule in der Röhre immer tiefer sinken, bis bei 100° das Quecksilber innerhalb und außerhalb der Röhre gleich hoch steht. Die Spannkraft des Dampfes für irgend eine Temperatur aber findet man, wenn man die Höhe jener Quecksilbersäule von derjenigen in einem gleichzeitig beobachteten Barometer abzieht. Die folgende Tabelle gibt die *Spannkraft des gesättigten Wasserdampfes* bis 100°, ausgedrückt durch die Höhe der Quecksilbersäule (in Millimetern), der sie das Gleichgewicht hält:

Temperatur Grad	Spannkraft Millim.	Temperatur Grad	Spannkraft Millim.	Temperatur Grad	Spannkraft Millim.
−30	0,4	15	12,7	60	148,8
−25	0,6	20	17,4	65	186,9
−20	0,9	25	23,6	70	233,1
−15	1,4	30	31,6	75	288,5
−10	2,1	35	41,8	80	354,6
− 5	3,1	40	54,9	85	433,0
0	4,5	45	71,4	90	525,5
5	6,5	50	92,0	95	633,8
10	9,2	55	117,5	100	760,0

Nach dieser Tabelle liefert Wasser beim Gefrierpunkt (0°) noch D., der die Quecksilbersäule um 4,5 mm herabdrückt. Selbst aus dem Eis entwickelt sich noch Wasserdampf. Bei 100° erreicht der gesättigte Wasserdampf den nämlichen Druck wie die atmosphärische Luft oder den Druck *einer Atmosphäre*, der bekanntlich dem Druck einer Quecksilbersäule von 760 mm das Gleichgewicht hält. Das Quecksilber in der Röhre ist jetzt bis zur Oberfläche des äußern Quecksilbers herabgedrückt; bei noch höherer Erwärmung würde der D. den Luftdruck überwinden und unten aus der Röhre durch das Quecksilber entweichen. Für Temperaturen über dem Siedepunkt benutzt man daher eine zweischenkelige Röhre mit einem kurzen und weiten und einem engen, längern Schenkel (Fig. 3), die, während die Spitze des kurzen Schenkels noch offen ist, z. T. mit Quecksilber gefüllt wird, das sich in beiden Schenkeln gleich hoch stellt. Über das Quecksilber im kurzen Schenkel bringt man Wasser, erhält dasselbe so lange im Kochen, bis der sich entwickelnde D. alle Luft aus diesem Schenkel ausgetrieben hat, und

schmelzt dann die Spitze des kurzen Schenkels rasch zu. Bei 100° steht das Quecksilber in beiden Schenkeln, von denen der längere offen geblieben ist, gleich hoch, weil der gesättigte D. von 100° dem in den offenen Schenkel hineinwirkenden Druck der Atmosphäre das Gleichgewicht hält. Erwärmt man aber höher, so steigt das Quecksilber im langen Schenkel, und die gehobene Quecksilbersäule gibt den Überschuß des Dampfdruckes über den äußern Luftdruck an. Beträgt z. B. die Höhe dieser Quecksilbersäule 760 mm, so hält die Spannkraft des Dampfes dem doppelten Luftdruck oder einem Druck von 2 Atmosphären das Gleichgewicht, deren eine durch den Druck der atmosphärischen Luft selbst, die andre durch den gleichgroßen Druck der 760 mm hohen Quecksilbersäule dargestellt wird. Der bessern Übersicht wegen drückt man diese höhern Dampfspannungen in »Atmosphären« (zu je 760 mm Quecksilber) aus. Die folgende Tabelle gibt die Spannkraft des gesättigten Wasserdampfes für höhere Temperaturen in Atmosphären.

Temperatur Grad	Spannkraft Atm.	Temperatur Grad	Spannkraft Atm.	Temperatur Grad	Spannkraft Atm.
100,0	1	148,3	4,5	170,8	8
111,7	1,5	152,2	5	175,8	9
120,6	2	155,9	5,5	180,3	10
127,8	2,5	159,2	6	213,0	20
133,9	3	161,5	6,5	236,2	30
139,2	3,5	165,3	7	252,5	40
144,0	4	168,2	7,5	265,9	50

Man sieht aus dieser und der vorigen Tabelle, daß die Spannkraft des gesättigten Dampfes mit steigender Temperatur in immer rascherm Verhältnis zunimmt, weil ja nicht bloß die Temperatur (die Wucht der dahinfliegenden Moleküle), sondern durch erneute Verdampfung auch die Dichte (die Anzahl der in gleichem Raum enthaltenen Moleküle) wächst. Ist bereits alle Flüssigkeit verdampft, und wird die Temperatur noch weiter gesteigert, so dehnt sich der D. der Temperaturzunahme proportional aus, oder es wächst, wenn man ihm keine Ausdehnung gestattet, sein Druck in eben diesem Verhältnis (Gay-Lussacsches Gesetz); der Raum enthält dann nicht mehr die ganze Dampfmenge, die er bei der herrschenden Temperatur aufzunehmen vermöchte, und ist daher nicht mehr gesättigt. Solchen ungesättigten D. nennt man auch überhitzt, weil seine Temperatur höher ist als diejenige gesättigten Dampfes von gleicher Spannkraft.

Das angegebene Verfahren zur Bestimmung der Spannkraft gesättigter Dämpfe wird die statische (Gleichgewichts-) Methode genannt, weil man die Höhe der Quecksilbersäule bestimmt, die der Spannkraft bei verschiedenen Temperaturen das Gleichgewicht hält. Die dynamische Methode dagegen beruht auf der Beobachtung der Siedetemperaturen bei verschiedenen Drucken. Das Innere eines geschlossenen starkwandigen Kochgefäßes wird mit einer Luftpumpe in Verbindung gesetzt, mittels deren man die Luft über der Flüssigkeit nach Belieben verdichten oder verdünnen kann. Man beobachtet nun den höchsten Stand, den ein in das Gefäß hineinragendes Thermometer jedesmal erreicht, und erfährt dadurch die zugehörige Siedetemperatur, d. h. die Temperatur, bei der die Spannkraft des Dampfes dem an einem gleichzeitig eingeschalteten Manometer abzulesenden Drucke gleich ist. Unterkühlter D., s. Dunst. Vgl. O. Lehmann, Molekularphysik, Bd. 2 (Leipz. 1889); Wiebe, Tafeln über die Spannkraft des Wasserdampfes zwischen 76 und 101,5° (Braunschw. 1894); Kahlbaum, Studien über Dampfspannkraftmessungen (Basel 1898).

Dampf, Pferdekrankheit, s. Dämpfigkeit.

Dampfakkumulator, s. Akkumulator (Kraftsammler).

Dampf aufmachen, die Schiffskessel so heizen, daß sie den erforderlichen Dampfdruck liefern können. »Maschine hat Dampf auf« heißt, sie ist gebrauchsfertig.

Dampfaufzug, s. Aufzüge.

Dampfbad, ein Bad, bei dem der Badende der Einwirkung einer mit Wasserdämpfen beladenen Luft von 38—50° ausgesetzt wird. Derartige Bäder sind im Orient, in Mexiko ꝛc. seit langem gebräuchlich, sie wurden auch im Mittelalter angewendet. Der Baderaum kann ein geschlossener Raum sein, in dem der Dampf erzeugt wird, besser aber wird er von außen zugeleitet (russisches Bad). Die Dampfzuleitung erfolgt bis zur Sättigung der Luft. Die Badenden ruhen auf Bänken, die, aus Holzlatten hergestellt, auch das Zuströmen des Dampfes von unten gestatten, sie werden teils nahe dem Fußboden, teils in halber Zimmerhöhe angebracht, so daß in demselben Raum verschiedene Wärmegrade zur Verfügung stehen. Hat nach 15—25 Minuten starker Schweißausbruch stattgefunden, so wird das Bad mit einer kalten (oder lauen) Dusche (Bad oder Waschung) abgeschlossen. Beim Kastendampfbad befindet sich der Körper des Badenden in sitzender Stellung in einem kistenartigen, aus Holz hergestellten Raum, der Kopf dagegen im Freien, der Hals ist durch eine gut anschließende Öffnung des Deckels abgedichtet. Eine ähnliche einfachere Vorrichtung besteht darin, daß man unter einen Rohrstuhl einen Eimer mit kochendem Wasser oder einen Spirituskocher stellt, den Badenden nackt auf den Stuhl setzt und ihn und den Stuhl mit einer am Halse des Badenden festgebundenen wollenen Decke umhüllt. Bei Soldampfbädern entwickelt man den Dampf aus Salzsole, auch werden die Dämpfe mancher Heilquellen, wie in Aachen, Baden bei Wien ꝛc., und der Erde entströmende Wasserdämpfe und Gase, wie in Ischia und Monsummano, zu Dampfbädern benutzt. Das D. wirkt im wesentlichen wie ein warmes Bad, aber kräftiger. Die Hauttätigkeit wird stark angeregt, die Körpertemperatur steigt je nach der Dauer des Bades um 1—3°, die Pulsfrequenz und der Blutdruck werden erhöht, durch die starke Schweißabsonderung wird die Harnabscheidung stark vermindert, aber der Wasserkreislauf im ganzen beträchtlich befördert. Ferner erleidet der Stoffwechsel eine starke Erhöhung. Durch die kalte Dusche oder das kalte Vollbad wird ein energischer Nervenreiz und Anregung der Zirkulation erzielt. Man benutzt das D. namentlich bei Rheumatismus, Gicht, Katarrhen und Neuralgien, bei wassersüchtigen Anschwellungen infolge von Nierenaffektionen, zur Zerteilung alter Geschwülste, bei Metallvergiftungen und als Vorbeugungsmittel gegen Erkältungen. Es eignet sich nur für kräftigere Personen und ist ausgeschlossen bei organischen Herzfehlern, bei Lungenleiden, Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten, Fieber, Epilepsie und bei Personen, die zu Ohnmachten und Schlaganfall neigen. Kastendampfbäder wirken milder als das russische Bad, weil der Badende Luft von Zimmertemperatur einatmet und die Wirkung der heißen Wasserdämpfe auf die Atmungsorgane fortfällt. Oft läßt man den Dampf (auch geschwängert mit ätherischen Ölen oder Arzneistoffen) nur auf einzelne Körperteile wirken (Dampfduschen, bei denen strömender Dampf auf den Körperteil geleitet wird). Über das Irisch-römische Bad s. d.

Dampfbad in der Technik, ſ. Bad, S. 242.

Dampfbagger, ſ. Bagger.

Dampfbarkasse, **Dampfbeiboot** ſ. Boot, S. 211.

Dampfbildung, ſ. Dampf und Verdampfung.

Dampfbläschen, ſ. Dunſt.

Dampfbodenkultur, die Bearbeitung des Bodens mit dem Dampfpflug.

Dampfboot, ſ. Dampfſchiff.

Dampfdarre, ſ. Samendarre.

Dampfdiagramm, ſ. Dampfmaſchine, S. 455.

Dampfdichte, das ſpezifiſche Gewicht eines Dampfes, d. h. die Zahl, die angibt, wieviel ſchwerer bei gleichem Druck und gleicher Temperatur der Dampf iſt als ein gleicher Raumteil Luft. Zur Beſtimmung der D. ermittelt man nach den Methoden von Dumas und Bunſen das Gewicht des Dampfes, indem man ein von demſelben erfülltes Gefäß von bekanntem Rauminhalt wägt, oder man verdampft eine gewogene Menge der Subſtanz und beſtimmt das Volumen ihres Dampfes, und zwar entweder durch direkte Meſſung (Methoden von Gay-Luſſac und A. W. Hofmann) oder durch Berechnung aus der äquivalenten Menge einer durch den Dampf verdrängten Flüſſigkeit (Verdrängungsmethoden). Gegenwärtig benutzt man meiſt die Verdrängungsmethode von V. Meyer. Zur Ausführung derſelben dient ein kleines längliches Gefäß (Birne), das aufwärts in ein enges Rohr ausläuft, deſſen oberes Ende erweitert und durch einen Kork verſchloſſen wird. Eine Anſatzröhre führt von dem engen Rohr zu einer Glasbürette, eine zweite Anſatzröhre dient zum Einbringen der zu unterſuchenden Subſtanz unter Luftabſchluß. Man erhitzt den Apparat in einem Dampfbad auf eine konſtante, über dem Siedepunkte der zu unterſuchenden Subſtanz liegende Temperatur, bis keine Luft mehr austritt, läßt dann die Subſtanz in die Birne fallen und mißt das durch den gebildeten Dampf verdrängte Luftvolumen, das dem Volumen des Dampfes entſpricht. Dieſe Methode iſt für die Anwendung bei Temperaturen bis 1700° ausgebildet worden.

Dampfdom, ſ. Dampfkeſſel, S. 449.

Dampfdroſchke, ſ. Motorwagen.

Dampfdruckregulator, ſ. Reduzierventil.

Dampfdruckwaſſerheber, Apparat zum Heben von Flüſſigkeit, bei dem geſpannter Waſſerdampf unmittelbar zur Förderung benutzt wird. Wird der Dampf nach Ausübung der Druckwirkung kondenſiert, ſo entſteht in dem D. ein Vakuum, das durch Nachdringen von Flüſſigkeit unter dem Atmoſphärendruck wieder ausgefüllt wird. Die D. wirken alſo in dieſem Falle wie Pumpen, abwechſelnd drückend und ſaugend, und durch Vereinigung zweier einfach wirkender D. wird eine Doppelwirkung erzielt. Sollen die D. vollkommen ſelbſttätig wirken, ſo bedürfen ſie einer ſelbſttätigen Steuerung, die den Dampf abwechſelnd zutreten läßt und abſperrt. Andernfalls muß die Steuerung von Hand beſorgt werden. Unſelbſtändige D. ſind Saverys Aſpirationsmaſchine (ſ. Dampfmaſchine, S. 457) und der Drucktopf (Montejus), ſelbſttätige das Pulſometer und das Syphonoid. Als D. ſind auch gewiſſe (wenig benutzte) Dampfkeſſelſpeiſeapparate (ſ. d.) anzuſehen.

Dampfdusche, ſ. Dampfbad.

Dampfdynamomaſchine, eine Dynamomaſchine, deren Anker auf der Dampfmaſchinenwelle ſitzt.

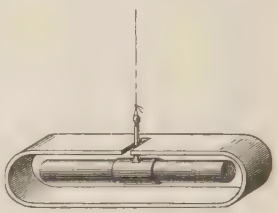
Dämpfen, die Behandlung von Subſtanzen mit Waſſerdampf, wird meiſt in der Weiſe ausgeführt, daß man die zu dämpfenden Gegenſtände (Spinnfaſern, Garne, Gewebe, Holz ꝛc.) in Kaſten (Dämpfkaſten) bringt und Dampf zuleitet. Das D. ſoll z. B. Holz auslaugen, rohe Baumwolle lockern, Garnen und Geweben größere Weichheit geben. In der Zeugdruckerei das Behandeln der Gewebe mit Dampf zur Befeſtigung der aufgedruckten Farben (Dampffarben); auch ſoviel wie Dekatieren, ſ. Tuch. — In der Kochkunſt heißt D. (Schmoren, Dünſten, franz. dauber, étuver) Fleiſch (beſonders Rindfleiſch) im verſchloſſenen Gefäß mit Butter oder Fett und Bouillon gar werden laſſen.

Dämpfen von Viehfutter, ſ. Futterbereitung.

Dampfentwäſſerungsapparate (im weitern Sinne des Wortes), Vorrichtungen, durch die das im Waſſerdampf in Nebelform enthaltene Waſſer von erſterm getrennt wird (Waſſerabſcheider, ſ. d.), und ſolche, die das abgeſchiedene Waſſer abführen (Kondenſationswaſſerableiter, ſ. d.).

Dampfer, ſoviel wie Dampfſchiff.

Dämpfer, Vorrichtung, die behufs leichterer und ſchärferer Beobachtung die Schwingungen einer Magnetnadel oder eines Magnetſtabes vermindert oder unterdrückt. Töpler verſieht die Magnetnadel mit einem Plättchen (Flügel) aus Glimmer od. Aluminiumblech, auf das der Luftwiderſtand wirkt (mechaniſche Dämpfung). Reicht dieſer nicht aus, ſo kann man den Flügel in eine mehr oder minder zähe Flüſſigkeit eintauchen laſſen (Flüſſigkeitsdämpfung). Häufiger benutzt man einen die Magnetnadel umgebenden geſchloſſenen Kupferbügel (ſ. Abbildung), deſſen Wirkung auf der Erregung von Induktionsſtrömen beruht, welche die ſchwingende Magnetnadel in entgegengeſetzter Richtung zu drehen ſuchen (elektriſche Dämpfung). Dieſe D. wirken um ſo ſtärker, aus je beſſer leitendem Metall und je maſſiger ſie hergeſtellt werden; auch die Form und die Annäherung an die Magnetnadel iſt von Einfluß. Bei einem derartigen Apparat von Siemens u. Halske ſchwingt ein glockenförmiger Magnet in der ſich eng anſchließenden zylindriſchen Höhlung einer maſſiven Kupferkugel. Bei den regulierbaren Dämpfern können Metallmaſſen dem Magnet beliebig genähert und zurückgeſchoben werden. Wendet man den D. auf aſtatiſche Nadeln an, ſo können dieſe ohne Schwingungen (aperiodiſch) ſofort die neue Gleichgewichtslage annehmen. Werden die Schwingungen der Nadel nur durch eine ſtarke Dämpfung beeinflußt, ſo zeigt der Apparat nur geringe Empfindlichkeit; er wird dagegen ſehr empfindlich, wenn man neben ſchwacher Dämpfung eine Aſtaſierung anbringt. Dämpfungsverhältnis heißt das Verhältnis zweier aufeinander folgender Schwingungsbogen (Amplituden), logarithmiſches Dekrement die Differenz der Logarithmen derſelben.



Dämpfer

Dämpfer (ital. Sordino, franz. Sourdine), Vorrichtungen, mittels deren man die Stärke des Tones der Saiten-, Blas- und Schlaginſtrumente vermindert (gefordert durch die Bezeichnung con sordino) und zugleich den Klangcharakter verändert, demſelben etwas Verſchleiertes, Gedrücktes, in manchen Fällen (Trompete) etwas Skurriles verleiht. Die

ältern Tafelklaviere und Pianinos haben zweierlei Dämpfervorrichtungen, nämlich die allen Klavieren, auch den Flügeln, gemeinsamen D., die nach Loslassen der Taste den Ton sofort ersticken, und eine zweite Art, die durch ein besonderes Pedal regiert wird und nur ausgiebige Schwingungen der Saiten verhindert, kleine dagegen zuläßt. Diese letztere Art der Dämpfung ersetzt die Verschiebung der Flügel, gibt aber einen durchaus abweichenden Effekt. Die D. der Streichinstrumente sind ähnlich wie der Steg geformte Holzkämmchen mit gespaltenen Zinken, die auf den Steg fest aufgeklemmt werden. Das Timbre des gedämpften Klanges der Streichinstrumente hat etwas an den Klang der Oboe Gemahnendes, ein wenig Näselndes. Für die Blechblasinstrumente gebraucht man als D. durchbohrte Holzkegel, die in die Stürze eingeschoben werden; ihre Anwendung ist darum eine mißliche, da sie die Tonhöhe etwas verändern, und man hat neuerdings kompliziertere D. konstruiert. Das Stopfen der Horn- und Trompetentöne mit der Hand ist auch Dämpfung und die dadurch hervorgebrachte Veränderung des Timbre dem entsprechend. Der Klang der Trommeln wird gedämpft durch Einschaltung eines Tuchstreifens od. dgl. zwischen die Schnarrseite und das Fell, der Klang der Pauken durch Berührung des Felles mit der Hand.

Dampferlinien, s. Dampfschiffahrt.

Dampferwege, zumeist die kürzesten Seewege zwischen zwei Häfen, die indessen von Witterungs-, Strömungs- und Eisverhältnissen, von Fahrwassertiefen in Küsten- und Inselgewässern sowie auch von der Dampfkraft der Schiffe beeinflußt werden; große Schiffe mit starken Maschinen laufen z. B. nur durch die Magalhäesstraße nach Valparaiso, während mittlere Dampfer mit schwachen Maschinen besser tun, auch den Smithkanal bis zum Golf von Peñas zu benutzen, wodurch ihre Reise zwar länger, aber sicherer wird. Vgl. Atlantischer Ozean, S. 47, u. Textbeilage zum Art. »Dampfschiffahrt«, II.

Dampffähre, s. Fähre und Eisenbahnfähre.

Dampffahrkunde, Hilfswissenschaft der Seetaktik, umfaßt die Kenntnis vom Einfluß der Schrauben auf die Steuerfähigkeit der Schiffe und vom Einfluß des Ruders und der Maschinenkraft auf das Manövrieren (Drehen, Vor- und Rückwärtsgehen, Stoppen) mit dem Schiffe; ferner die Kenntnis der Sogwirkung in engen Flüssen und Kanälen, sowie des Einflusses der Wassertiefe auf die Schiffsgeschwindigkeit und des Windes und Seeganges auf die Manövrierfähigkeit der Schiffe verschiedener Formen. Bei Doppel- und Dreischraubenschiffen untersucht die D. die Schraubenwirkung bei verschiedenartigem Gang der Maschinen, z. B. auf Drehfähigkeit, wenn eine Schraube vorwärts, die andre rückwärts arbeitet. Vgl. Fahrtmoment, Drehkreis, Derivationswinkel.

Dampffarben, s. Zeugdruckerei.

Dampffässer, in verschiedenen Industriezweigen benutzte Koch- und Dampfapparate. Der preußischen Polizeiverordnung vom 1. April 1899 unterliegen Gefäße, deren Beschickung der mittelbaren oder unmittelbaren Einwirkung von anderweit erzeugtem gespannten Wasserdampf oder von Feuer ausgesetzt wird, sofern im Innern der Gefäße oder ihren den Beschickungsraum umgebenden Hohlwandungen ein höherer als der atmosphärische Druck herrscht oder erzeugt wird. Ausgenommen sind Dampfkessel, Gefäße für gas- oder dampfförmige Füllung, Wasservorwärmer sowie Heizkessel und Heizkörper der Heizungen, ferner D. unter 150 Lit. Inhalt und solche, bei denen das Produkt aus dem Inhalt in Litern und der in dem Dampffaß herrschenden Spannung in Atmosphärenüberdruck weniger als 300 beträgt; endlich auch D., die mit einem unverschließbaren Rohr oder mit einer solchen Sicherheitsvorrichtung versehen sind, daß im Dampffaß keine höhere Spannung als ein halber Atmosphärenüberdruck entstehen kann. Die Einrichtung der D. ist je nach dem bestimmten Zweck verschieden, alle aber bilden erfahrungsmäßig wie die Dampfkessel einen Gegenstand steter Explosionsgefahr. Die Regelung der amtlichen Beaufsichtigung des Baues und Betriebes der D. ist den einzelnen Bundesstaaten überlassen geblieben. Nach der in Preußen

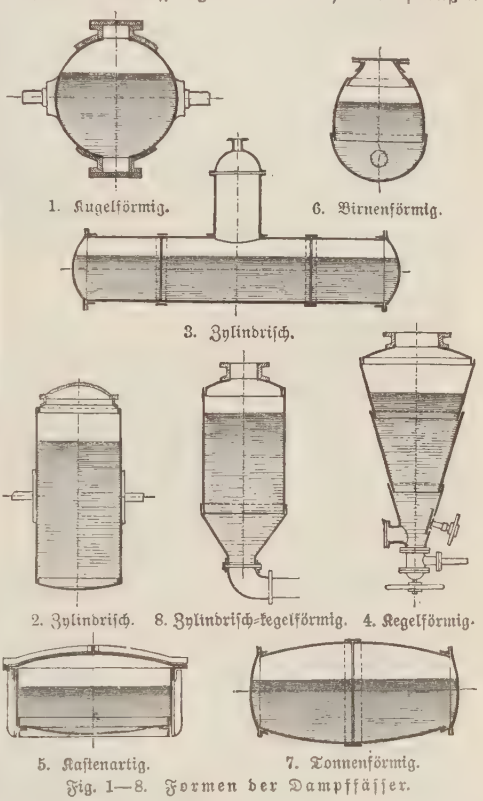


Fig. 1—8. Formen der Dampffässer.

geltenden Polizeiverordnung vom 1. April 1899 darf zu Dampffässern Holz und Gußeisen nur verwendet werden, wo es nicht zu vermeiden ist, und wo Gefahren ausgeschlossen sind. Umlegbare Verschlußschrauben, Schlitzschrauben und Klammern müssen gegen Abrutschen gesichert sein. Eingelegte einseitige Hakenschrauben sind nicht zulässig. Gefäße von mehr als 80 cm Durchmesser sollen Mannlöcher von bestimmter Größe besitzen. Jedes Dampffaß muß einzeln von der Dampfleitung abzusperren oder vor dem Feuer ohne weiteres zu schützen sein. Ein Sicherheitsventil, ein Manometer oder Thermometer und ein Druckverminderungsventil ist (in der Dampfleitung) erforderlich, wenn das oder die an der Leitung liegenden D. für weniger Druck genehmigt sind als der den Druck liefernde Kessel. Auch muß jedes Dampffaß einen Lufthahn haben und eine Manometerkontrollflansche. Jedes Dampffaß muß vor Inbetriebnahme einer Druckprobe und Abnahme unterzogen werden. Die Druckprobe muß vor der Einmauerung oder Um-

mantelung mit dem anderthalbfachen Genehmigungsdruck erfolgen. Jedes Dampffaß ist regelmäßig zu revidieren, solange es nicht gänzlich außer Betrieb gesetzt ist. Innere Untersuchungen finden vierjährlich (Etatjahre), Wasserdruckproben achtjährlich statt. Nach Hauptreparaturen sind amtliche Druckproben und Bescheinigungen im Buch erforderlich.

Für die D. hat die Form und Bauart keine so hervorragende Bedeutung wie bei den Dampfkesseln, doch sind sieben verschiedene Hauptformen vorhanden: kugelförmige, zylindrische, kegelförmige, kastenartige, birnenförmige, tonnenförmige, zylindrisch-kegelförmige (Fig. 1—8, S. 447); von diesen überwiegen die zylindrischen und vor allem die zylindrisch-kegelförmigen D. Das Material der D. ist vorwiegend Eisen (Schweiß-, Fluß-, Gußeisen). Andres Material oder wenigstens eine Ausfütterung des Eisenmantels mit anderm Material (Kupfer, Blei) wird nur dann gewählt, wenn das Eisen von den zu verarbeitenden oder den bei der Verarbeitung hinzuzusetzenden Stoffen angegriffen wird. Zur luftdichten Abschließung der Öffnungen der D., die zur Füllung, Entleerung und Reinigung dienen, benutzt man Bügelverschlüsse, Verflanschungen, Deckelverschlüsse, Verflanschungen mit Bügelverschluß, Keilverschlüsse 2c.

Dampfflinte, s. Dampfgeschütz.

Dampffregatte, s. Fregatte.

Dampfgebläse, s. Gebläse.

Dampfgeschütz, ein Geschütz, bei dem das Geschoß durch die Expansionskraft hochgespannter Wasserdämpfe fortgetrieben wird. Nach Leonardo da Vinci soll Archimedes vorgeschlagen haben, die Spannkraft des Dampfes zum Fortschleudern eines Geschosses aus einem kurzen Rohr zu benutzen. Bald nach der Erfindung der Dampfmaschine machte J. Watt (1805) dahingehende Versuche, aber alle für Kanonen wie Flinten (Dampfkanone, Dampfflinte) hergestellten Einrichtungen (Girard 1814, Perkins 1823, Bessemer) blieben praktisch wertlos, weil es nicht gelang, Dampf von gleichmäßig hoher Spannung in genügender Menge zu entwickeln (s. Dynamitkanone).

Dämpfgordinge, die Geitaue der Gaffelsegel.

Dampfgummi, s. Dextrin.

Dampfhammer, s. Hammer.

Dampfhaspel, s. Haspel.

Dampfheizung, s. Heizung.

Dampfhemd (Dampfmantel), s. Dampfmaschine, S. 456.

Dämpfigkeit, ein mit 14tägiger Gewährfrist belegter Hauptmangel der Pferde. Nach der kaiserlichen Verordnung, betreffend die Hauptmängel und Gewährfristen im Viehhandel, ist als D. anzusehen: die Atembeschwerde, die durch einen chronischen, unheilbaren Krankheitszustand der Lungen oder des Herzens verursacht wird. Nach dem Sitz des Leidens zerfällt die D. demnach in Lungen- und Herzdämpfigkeit, deren praktische Unterscheidung jedoch nicht immer möglich und auch nebensächlich ist, da es allein auf ihre gleiche Wirkung, die den Gebrauch der Pferde beeinträchtigende Atembeschwerde, ankommt. Die D. wird durch verschiedenartige Krankheitszustände veranlaßt, durch Emphysem (Asthma des Menschen), chronischen Bronchialkatarrh und chronische Verdichtungen des Lungengewebes sowie durch Herzklappenfehler und sonstige die normale Herztätigkeit beeinträchtigende Verhältnisse. Alle diese Zustände bewirken eine Atembeschwerde, die Herzfehler deshalb, weil die Atmung von gleichmäßigem Zusammenwirken des Herzens mit der Lunge abhängt. Die Atembeschwerde zeigt sich in der Regel erst bei der Bewegung, weil diese größere Ansprüche an Herz und Lunge stellt. Zur Untersuchung auf D. muß daher das Pferd geritten oder gefahren werden. Je nach dem Grade der Anstrengung steigert sich dabei die Zahl der Atemzüge auch beim gesunden Pferd, um jedoch beim Stillstehen ziemlich rasch wieder auf die Norm (12 in der Minute) zu sinken. Bei D. ist die Steigerung bedeutender, und die Beruhigung verzögert sich viel länger. Auch erscheinen die Atemzüge mühsam, und infolge starker Zusammenziehung der Bauchmuskeln (Flanken) bildet sich bei der Ausatmung eine Rinne (Dampfrinne) unterhalb der Rippen. Die D. kann nur von einem Sachverständigen gültig festgestellt werden. Bei der Untersuchung, die zur Sicherheit an mehreren Tagen wiederholt wird, muß das Pferd frei von Fieber und Katarrh der obern Luftwege sein. Mit der D. hat das Kehlkopfpfeifen wesentliche Eigenschaften gemeinsam, wird aber als ein besonderer Fehler auch in den gesetzlichen Bestimmungen unterschieden. Veraltete Benennungen für D. sind Keuchen, Engbrüstigkeit, Bauchschlägigkeit (wegen der starken Bauchbewegung beim Atmen), auch Schlagebauch (Schlebäuchen), Hartschlägigkeit (soviel wie Herzschlagen), Herzschlechtigkeit (dasselbe), Heuschlechtigkeit (weil angeblich schlechtes Heu D. erzeugt), Dampf, Dumpfigkeit (wahrscheinlich die ursprüngliche Bezeichnung, von dumpf entlehnt). Hartschnaufigkeit und Rohren, s. Kehlkopfpfeifen. Vgl. Dieckerhoff, Gerichtliche Tierarzneikunde (3. Aufl., Berl. 1901).

Dampfjacht (Lustjacht), jeder elegant eingerichtete Vergnügungsdampfer, der nur zu Sportzwecken benutzt wird. Die größte deutsche D. ist die Hohenzollern, die kaiserliche Jacht (s. Deutschland, Liste der Kriegsschiffe). Seit 1901 besitzt die Hamburg-Amerikalinie für Gesellschaftsreisen die D. Prinzessin Viktoria Luise von 5800 Ton. Größe und 3600 Pferdekraft, mit Raum für 200 Reisende.

Dampfjacke (Dampfmantel), s. Dampfmaschine, S. 456.

Dampfkalesche, s. Motorwagen.

Dampfkanone, s. Dampfgeschütz.

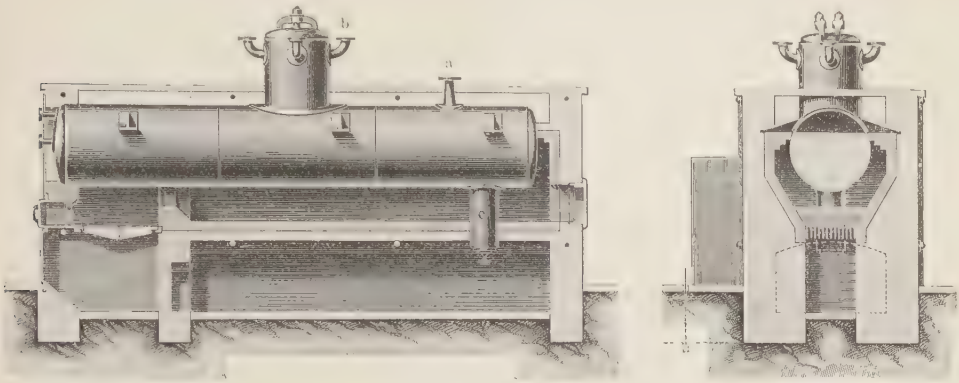
Dampfkanonenboot, s. Kanonenboot.

Dampfkessel (Kessel; hierzu Tafeln »Dampfkessel I u. II«, mit Text), Apparate, in denen Wasserdampf zum Betrieb von Dampfmaschinen oder zum Heizen, Kochen, Abdampfen 2c. erzeugt wird. D. sollen bei gehöriger Explosionssicherheit und Dauerhaftigkeit die größtmögliche Dampfmenge mit möglichst wenig Brennmaterial liefern, Bedingungen, deren Erfüllung von der Form, dem Material und den Dimensionen sowie von verschiedenen Hilfsapparaten abhängig ist. Die Grundform der meisten Kessel und Kesselteile ist der Hohlzylinder. Zylinderstirnwände werden eben, besser gewölbt gestaltet. Kastenförmige Kesselteile mit flachen Wänden (Feuerbüchse der Lokomotivkessel, Wasserkammern der Wasserrohrkessel) sind weniger widerstandsfähig. Das gebräuchlichste Material der D. ist Schweißeisenblech und Flußeisenblech (mitunter Stahlblech). Kupferblech kommt nur für bestimmte Teile (Feuerbüchsen) in Betracht, ebenso Messing (für enge Feuerrohre). Gußeisen darf nur zu kleinen Kesseln (für Niederdruckdampfheizung) und Kesselteilen verwendet werden. Die einzelnen Blechplatten werden durch Nietung, zuweilen auch durch Schweißung verbunden, und ihre Dicke muß, obgleich die Wärmeausnutzung möglichst dünne Wandungen wünschenswert macht, doch so groß sein, daß sie dem Dampfdruck mit Sicherheit Widerstand leisten.

Dampfkessel I.

Die wichtigsten Formen der Dampfkessel sind:

1) Der **einfache Zylinderkessel** *(Walzenkessel)*, ein an den Enden durch ebene oder gewölbte Böden geschlossener Zylinder, liegend oder stehend angeordnet, stellt die einfachste Form aller Dampfkessel dar. Er wird nur noch selten ausgeführt und meist in solchen Betrieben verwendet, in denen zur Heizung die abziehenden Gase andrer Feuerungen ausgenutzt werden (z. B. in Puddelwerken). Bei liegender Anordnung mit eigner Feuerung *(Fig. 1)* befindet sich der Rost an einem Ende unter dem Kessel, und die Heizgase bestreichen diesen auf ungefähr zwei Drittel seines Umfanges in einem Zuge (wie Figur) oder in drei Zügen. Der Kessel ist nach hinten wenig geneigt und legt sich mit Tragpratzen auf das Mauerwerk. Die Speisung erfolgt bei a durch ein unter dem Wasserspiegel mündendes Eintaucherohr, die Dampfentnahme an den Stutzen des Dampfdomes b. An dem hintern, tiefen Teile des Kessels ist ein Wassersack oder *Schlammsack* c angebracht, der mit einem Abblasehahn oder -Ventil versehen ist.

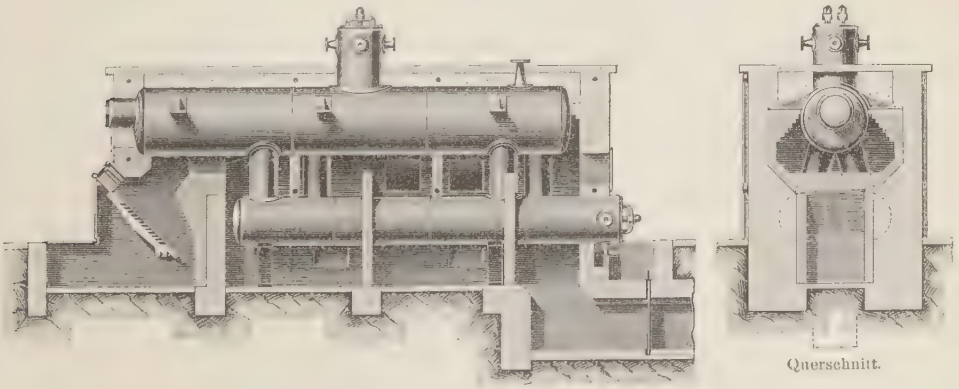


1. Einfacher Zylinderkessel. Querschnitt.

2) **Mehrfache Zylinderkessel** bestehen aus einem größern, obern liegenden *Haupt-* oder *Oberkessel* und einem, zwei oder drei kleinern, untern *Unterkesseln*, die mit ersterm durch Stutzen verbunden sind. Nach der Lage der Feuerung unterscheidet man:

a) *Mehrfache Zylinderkessel mit Zwischenfeuerung.* In *Fig. 2* ist der Haupt- oder Oberkessel mit zwei Unterkesseln durch Stutzen verbunden. Die Feuerung befindet sich unter dem Oberkessel, der von der Flamme getroffen wird. Die Einmauerung ist mit sogen. Kammern oder Winkelzügen ausgeführt, so daß die Heizgase abwechselnd den Ober- und die beiden Unterkessel bestreichen und schließlich durch einen Kanal, den *Fuchs*, nach dem Schornstein entweichen. Die Speisung erfolgt in den Oberkessel.

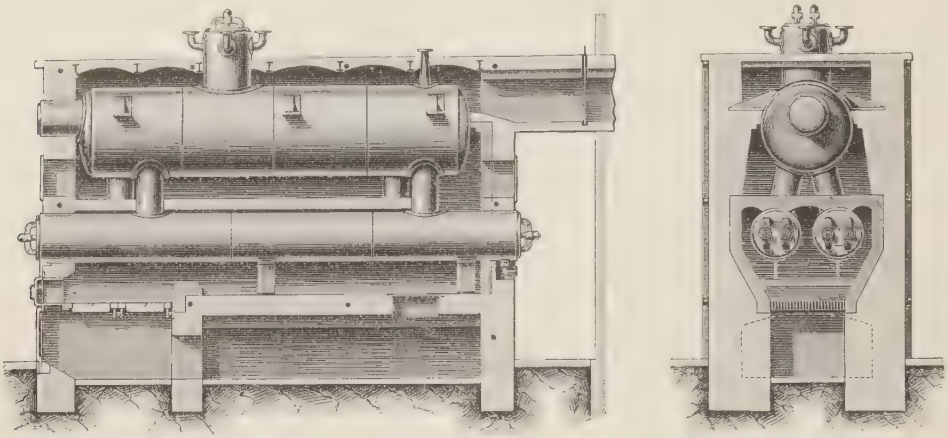
Die Einmauerung kann auch mit einer horizontalen und einer vertikalen, längs gerichteten Scheidewand so hergestellt werden, daß zunächst der Oberkessel, dann der rechte und hierauf der linke Unterkessel (s. Querschnitt) von den Heizgasen berührt wird. Ist dabei, abweichend von der Figur, der linke Unterkessel mit dem rechten durch einen horizontalen Stutzen vorn und der rechte Unterkessel mit dem Oberkessel durch einen schrägen Stutzen hinten verbunden und führt man das Speisewasser in den linken Unterkessel hinten ein, dann beschreibt letzteres, bis es zur Verdampfung gelangt, den entgegengesetzten Weg wie die Heizgase *(Gegenstromkessel)*. Die Unterkessel heißen hier wegen ihrer Wirkungsweise auch *Vorwärmer*.



2. Mehrfacher Zylinderkessel mit Zwischenfeuerung. Querschnitt.

b) *Mehrfache Zylinderkessel mit Unterfeuerung, Bouilleurkessel, Siederkessel (Siederohrkessel)* bestehen wie die Kessel unter a aus einem Oberkessel mit 1—3 nebeneinander liegenden Unterkesseln *(Siedern, Siederohren)*, die mit dem Oberkessel durch

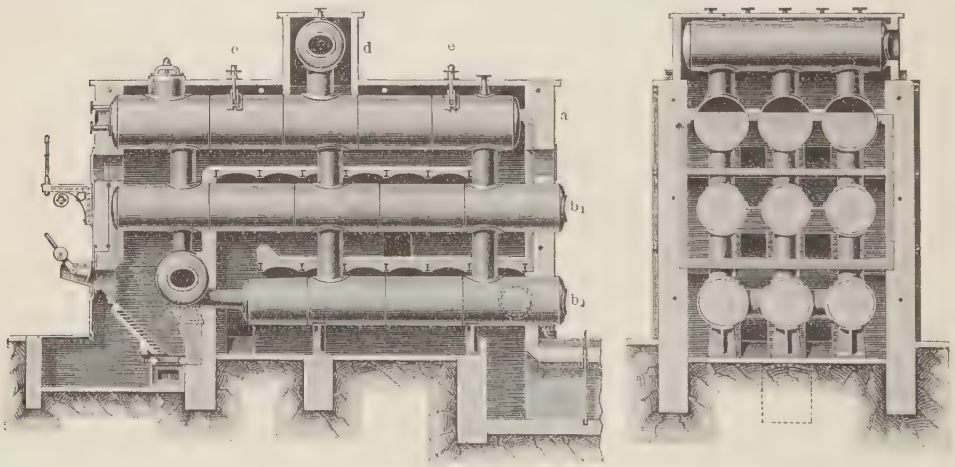
Stutzen verbunden sind (Einsiederkessel, Zweisieder- oder Doppelkessel, Dreisiederkessel). Die Feuerung befindet sich hier unter den Siedern. Die Speisung erfolgt in den Oberkessel. Die Feuergase bestreichen zunächst die Unterkessel und dann erst den Oberkessel. Mitunter wird, wie in der *Fig. 3*, die Einmauerung mit Oberzug versehen, so daß die Heizgase auch den Dampfraum des Kessels berühren, wodurch eine Trocknung des Dampfes erzielt wird.



3. Mehrfacher Zylinderkessel mit Unterfeuerung. Querschnitt.

3) **Batteriekessel** entstehen aus der Vereinigung von mehreren gleichartigen Kesseln in einer gemeinschaftlichen Einmauerung. In *Fig. 4* sind drei gleiche Gruppen vorhanden, bestehend aus je einem Oberkessel a und zwei Unterkesseln b_1 und b_2, sämtlich durch Stutzen verbunden. Ein quer liegender Zylinder c (eine *Quervorlage*), mit b_1 und b_2 verbunden, ist zunächst der Feuerung auf dem Schrägroste ausgesetzt. Die Oberkessel sind durch einen querliegenden Zylinder d (den *Dampfsammler*) verbunden. Die Speisung erfolgt in den Oberkessel. Die Unterkessel sind durch Tragfüße unterstützt, die Oberkessel an den Trägern e aufgehängt.

Der Kessel kann auch *Ten Brink-Feuerung (Ten Brink-Apparat,* von Ten Brink in Arlen [Baden], 1860 zuerst für Lokomotivkessel konstruiert) erhalten *(Fig. 5)*. Die Quervorlage wird durch ein weites Rohr ersetzt, das von zwei konischen Feuerrohren schräg durchdrungen und mit dem Kessel durch zylindrische Stutzen verbunden ist. In den Feuerrohren befinden sich stark geneigte Roste, in deren Verlängerung nach außen rechteckige Zuführungskanäle für die Kohle angebracht sind. Die Flammen der in dem untern Teile des Rostes brennenden Kohlen streichen über dem von oben her frisch zugeführten Brennmaterial hinweg, bringen dasselbe zur Vergasung und entzünden die Gase (s. *Feuerungsanlagen*).



4. Batteriekessel. Querschnitt.

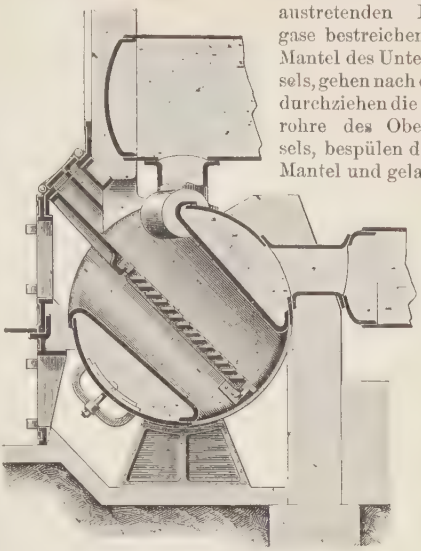
4) **Heizrohrkessel, Feuerrohrkessel.** Deren Konstruktion ist veranlaßt durch das Bestreben, die Heizfläche zu vergrößern und wirksamer zu gestalten ohne Vergrößerung der äußern Kesseldimensionen. In seiner einfachsten Form besteht der Heizrohrkessel aus einem zylindrischen Kessel, welcher der Länge nach von vielen engen *Heizrohren* durchzogen und dessen Einmauerung so gestaltet ist, daß die Heizgase erst einen Teil des Kesselmantels bespülen und dann die Heizrohre durchstreichen. Meist wird jetzt der Heizrohrkessel in Verbindung mit andern Kesseltypen ausgeführt. S. unter 6 und 7).

5) **Flammrohrkessel** *(Rauchrohrkessel)*. Ein zylindrischer Kessel ist der Länge nach von 1—3 weiten, unterhalb des Wasserspiegels liegenden Rohren durchzogen, die meist die Feuerung in sich aufnehmen *(Innenfeuerung)*. Dieses Kesselsystem gewährt eine gute Ausnutzung der vom Brennmaterial entwickelten Wärme, genügt auch sonst hinsichtlich Einfachheit, Zugänglichkeit, Solidität etc. weitgehenden Anforderungen und hat deshalb große Verbreitung gefunden. Bei Kesseln mit einem Flammrohr *(Cornwallkessel)* liegt dieses in der vertikalen Kesselmitte oder seitwärts davon (s. *Fig. 7, Seitrohrkessel*). Letztere Anordnung ist für die Reinigung des Kesselinnern und die Wasserzirkulation günstiger. *Fig. 6* ist ein *Zweiflammrohrkessel (Lancashire-* oder *Fairbairnkessel)*. In jedem der beiden Flammrohre befindet sich ein Rost. Die Heizgase bestreichen, nachdem sie die Flammrohre verlassen haben, den Außenkessel meist in horizontalen Zügen, in der Figur zunächst den mittlern, dann den untern Teil des Kesselmantels.

Die Flammrohre erhalten äußern Druck und müssen deshalb genügend versteift werden. Gegenüber glatten Flammrohren bieten erhöhte Festigkeit und zugleich größere Heizfläche *gewellte Flammrohre* (System *Fox* oder *Morison, Fig. 8,* Unterkessel) oder *Rippenrohre*. Dasselbe wird erreicht bei Anwendung von *Quersiedern (Gallowayrohren)*, das sind konische Rohre, die das Flammrohr diametral durchdringen *(Fig. 7)*. Die Flammrohre nach System *Pauksch* sind von der Feuerbrücke ab aus kurzen Stücken zusammengesetzt von abwechselnd kleinerm und größerm Durchmesser.

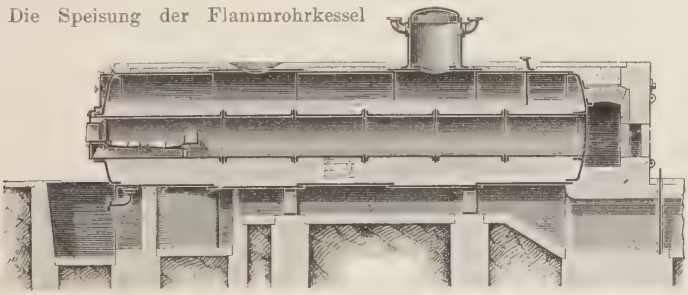
Die Speisung der Flammrohrkessel erfolgt am hintern Kesselteile von oben durch Eintauchrohr oder durch die vordere Stirnwand (besonders beim Seitrohrkessel) durch ein weit hinein ragendes Rohr.

flammrohrkessels (mit gewellten Flammrohren) mit einem Heizrohrkessel. Die aus den Flammrohren austretenden Heizgase bestreichen den Mantel des Unterkessels, gehen nach oben, durchziehen die Heizrohre des Oberkessels, bespülen dessen Mantel und gelangen

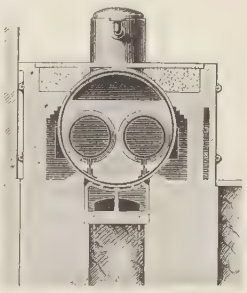


5. Ten Brink-Feuerung.

hierauf durch einen Oberzug nach dem Fuchs. Bemerkenswert ist hier das Vorhandensein von zwei getrennten Dampfräumen, wodurch eine große Verdamp-

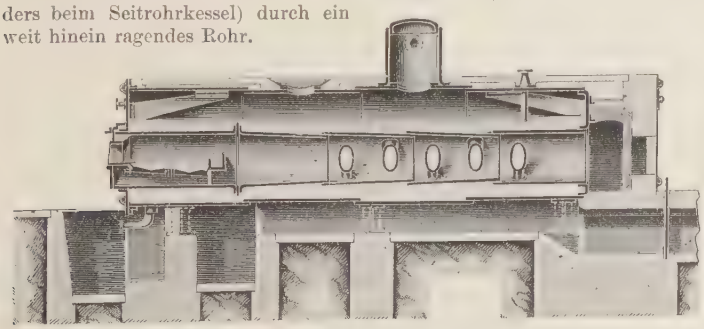


6. Zweiflammrohrkessel.

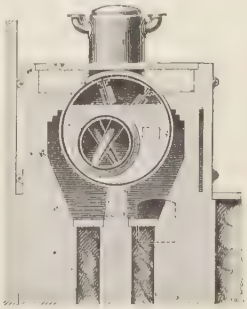


Querschnitt.

fungsoberfläche erreicht wird. Durch Rohr a steht der Dampfraum des Unterkessels mit demjenigen des



7. Einflammrohrkessel mit Gallowayrohren.

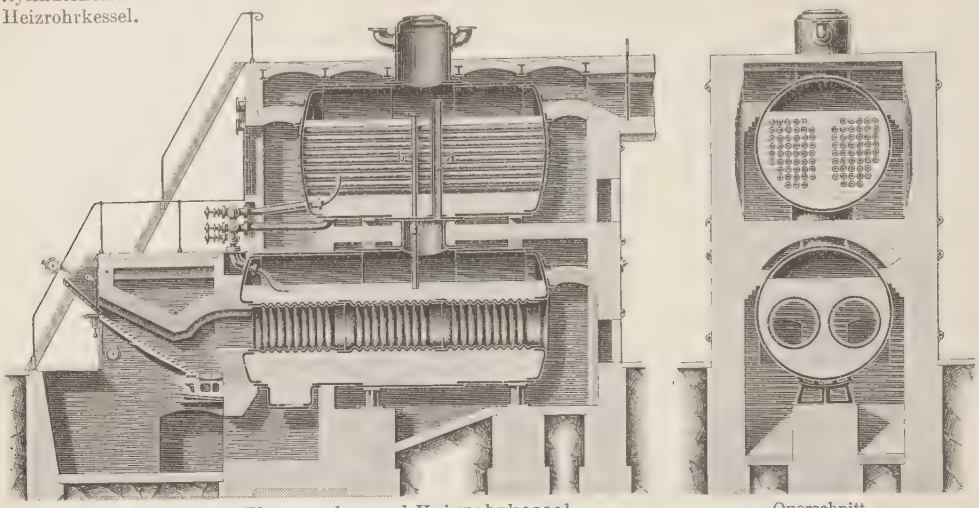


Querschnitt.

6) **Kombinierte Kessel** entstehen aus der Verbindung mehrerer Kesselsysteme. Die Zahl der möglichen und ausgeführten Kombinationen ist sehr groß. Als Beispiel diene *Fig. 8,* Vereinigung eines Zwei-

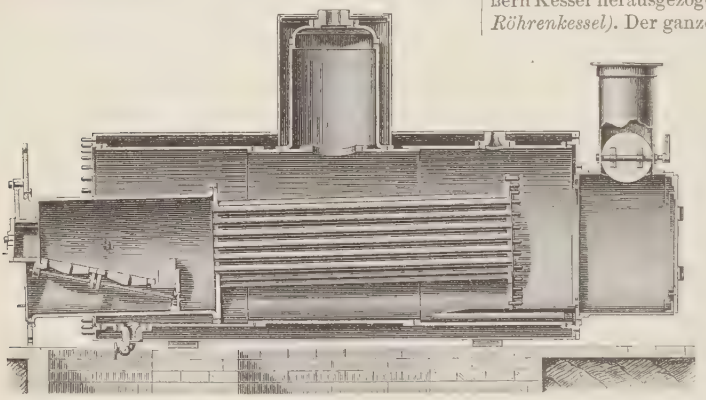
Oberkessels in Verbindung, während durch Rohr b das Wasser von dem Oberkessel nach dem Unterkessel gelangt. Die Speisung erfolgt in den Oberkessel. Der Kessel ist mit *Vorfeuerung* versehen.

Der *Dupuiskessel* besteht aus einem liegenden Zylinderkessel mit daran anschließendem stehenden Heizrohrkessel.

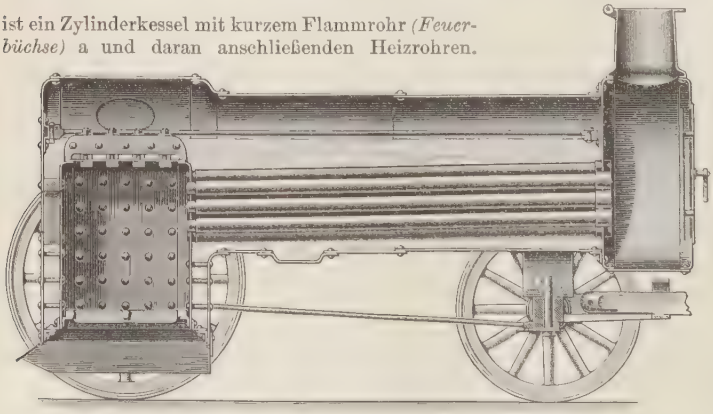


8. Kombinierter Flammrohr- und Heizrohrkessel. Querschnitt.

7) Die **Lokomobil-** und **Lokomotivkessel** besitzen keine Einmauerung. Der Lokomobilkessel *(Fig. 9)* ist ein Zylinderkessel mit kurzem Flammrohr *(Feuerbüchse)* a und daran anschließenden Heizrohren.



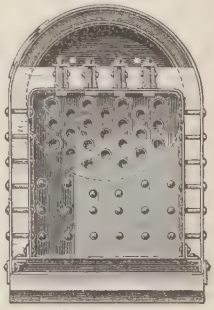
9 Ausziehbarer Röhrenkessel.



10. Lokomotiv- oder Lokomobilkessel.

Von der in der Feuerbüchse befindlichen Feuerung ziehen die Heizgase durch die vorgehenden Heizrohre nach der *Rauchkammer*, von wo sie in den Schornstein gelangen. Die Konstruktion dieses Kessels ist oft derart, daß die Feuerbüchse mit dem daran befindlichen Rohrbündel behufs Reinigung aus dem äußern Kessel herausgezogen werden kann *(ausziehbarer Röhrenkessel)*. Der ganze Kessel ist zum Schutze gegen Wärmeverluste mit einer Blechummantelung versehen.

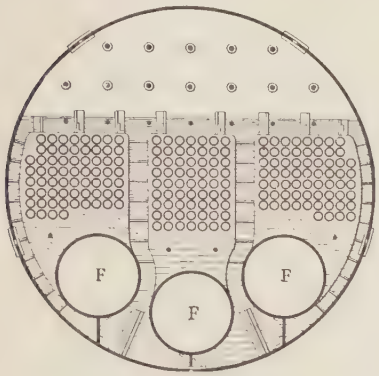
Der Lokomotiv- und Lokomobilkessel *(Fig. 10)* besteht aus einem zylindrischen und einem kastenartigen Teil. In der ebenfalls kastenartigen Feuerbüchse oder *Feuerkiste* befindet sich der Rost. Die Heizgase gelangen von der Feuerbüchse durch die den zylindrischen Kessel durchziehenden vorgehenden Heizrohre nach der Rauchkammer. Die Feuerbüchse, der Feuerbeständigkeit wegen meist aus Kupferblech, ist ringsum von Wasser umspült. Die flachen Seitenwände derselben sind mit den äußern Kesselwänden durch Stehbolzen verbunden, ebenso sind alle übrigen flachen Wände von Feuerbüchse und Kessel gehörig versteift und verankert.



Querschnitt.

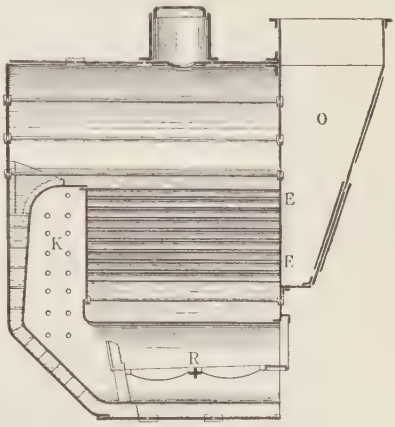
Dampfkessel II.

8) **Schiffskessel** besitzen ebenfalls keine Einmauerung und zeigen wegen des beschränkten Raumes auf Schiffen eine sehr gedrängte Bauart. Es sind meist Zylinderkessel mit eingebauten Flammrohren (meist Well- oder Rippenrohre) und Heizrohren, die durch eine ebenfalls eingebaute Feuerbüchse in Verbindung stehen. Der Schiffskessel *(Fig. 11)* hat drei Flammrohre F mit darin befindlichen Rosten R. Aus diesen gelangen die Heizgase nach einer gemeinschaftlichen oder, wie in der Figur, nach drei getrennten Feuerbüchsen K und ziehen von da durch die rückkehrenden Heizrohre E nach der Rauchkammer O. Eine hinreichende Verankerung und Versteifung aller flachen Wände ist erforderlich. Schiffskessel arbeiten vielfach mit künstlichem Zug. S. auch 10) Wasserrohrkessel.



Querschnitt.

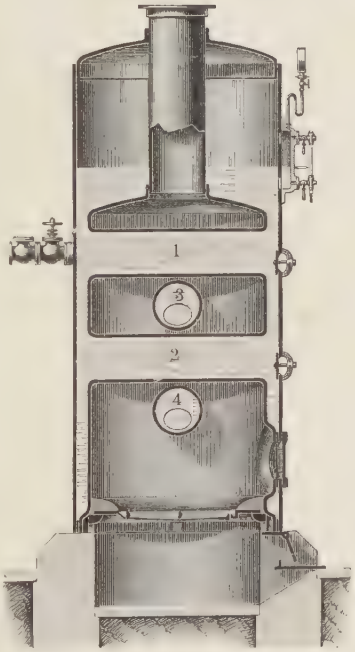
11. Schiffskessel.



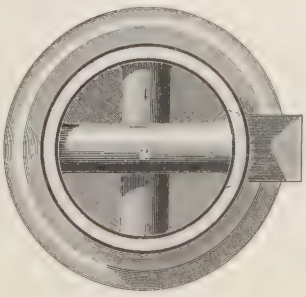
Längsschnitt.

Die sogen. *Kofferkessel* mit vorwiegend flachen Wänden passen sich der Schiffsform gut an, sind aber nur für niedern Dampfdruck geeignet und finden sich nur noch in ganz alten Ausführungen.

9) **Vertikale Kessel ohne Einmauerung** finden als ortfeste (für kleine Anlagen) und als bewegliche Kessel (für Dampfkrane, Schiebebühnen etc.) Anwendung. In einem stehenden zylindrischen Kessel befindet sich gewöhnlich eine ebenfalls zylindrische Feuerbüchse. An deren Decke schließen Heizrohre an, die nach einer Rauchkammer oberhalb des Kessels führen. Der *Lachapellekessel (Fig. 12)* ist mit Quersiedern 1—4 ausgestattet, die in die hohe Feuerbüchse eingesetzt sind, in deren unterm Teile sich die Feuerung befindet. Der *Fieldkessel*, der als Wasserrohrkessel (s. d. unter 10) zu bezeichnen ist, hat ebenfalls eine hohe Feuerbüchse. In deren Decke sind viele, vertikal hängende, oben offene, unten geschlossene Rohre eingesetzt. Engere, beiderseitig offene Rohre sind in diese lose eingehängt, wodurch eine Wasserzirkulation hervorgerufen werden soll.



Längsschnitt.



Querschnitt.

12. Lachapellekessel.

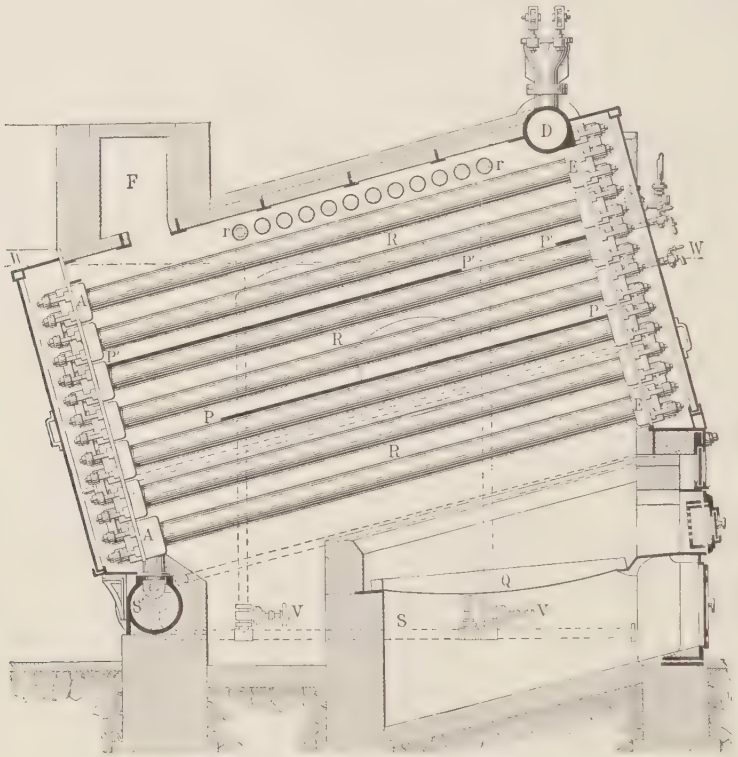
10) **Wasserrohrkessel** bestehen im wesentlichen aus einem System von geneigt liegenden Rohren (von ungefähr 80—120 mm Durchmesser), die mit Wasser gefüllt sind, aber auch z. T. Dampf enthalten können und allseitig von den Heizgasen umspült werden. Die Heizfläche ist also sehr wirksam gestaltet. Nach der Art, in der die Rohrenden untereinander verbunden sind, lassen sich im allgemeinen zwei prinzipiell verschiedene Bauarten unterscheiden: die Rohrenden sind entweder durch besondere Verbindungsstücke (Krümmer, Kappen etc.) vereinigt *(Gliederkessel)*, oder sie sind in gemeinschaftliche Kammern eingesetzt *(Kammerkessel)*. Der Wasser- und Dampfraum der nur aus Rohren bestehenden Kessel ist im Verhältnis zur Heizfläche klein. Zur Vergrößerung derselben werden die Wasserrohrkessel in den meisten Fällen mit zylindrischen Oberkesseln versehen. Abgesehen von einigen besondern Konstruktionen (z. B. dem Mac-Nicol-Kessel, der zwischen den Kesseln mit großem und jenen mit kleinem Wasserraum steht) werden die Wasserrohrkessel zu den Kleinwasserraumkesseln gerechnet und

besitzen deren Vor- und Nachteile in mehr oder weniger hohem Maße. Ein Hauptnachteil der Wasserrohrkessel besteht darin, daß sie im allgemeinen nässeren Dampf liefern wie die Großwasserraumkessel. Sie verlangen ein Speisewasser, das von Kesselstein bildenden Bestandteilen möglichst frei ist. Wegen der geringern Explosionsgefahr der Wasserrohrkessel gegenüber andern Kesseln werden dieselben von den Fabrikanten mitunter als *Sicherheitskessel* bezeichnet.

a) *Gliederkessel.* Bei dem *Rootschen Wasserrohrkessel (Fig. 13)* bilden je zwei vertikale Rohrreihen ein Element. Die Anfangspunkte A sämtlicher parallel liegenden Rohre R eines Elements einerseits Der Kessel kann auch mit Oberkessel versehen werden.

Von andern hierher gehörenden Konstruktionen sei noch der *Bellevillekessel* genannt, bei dem je zwei vertikale Rohrreihen eine zusammenhängende Rohrschlange bilden.

b) *Kammerkessel.* Hier lassen sich wieder Zweikammerkessel und Einkammerkessel unterscheiden. *Fig. 14* zeigt einen *Zweikammerkessel* mit Oberkessel. Die vordern und hintern Rohrenden münden in je einer Wasserkammer. In den äußern Wänden der Kammern ist jedem Rohrende gegenüber eine Öffnung mit entsprechendem Verschluß vorhanden, um die

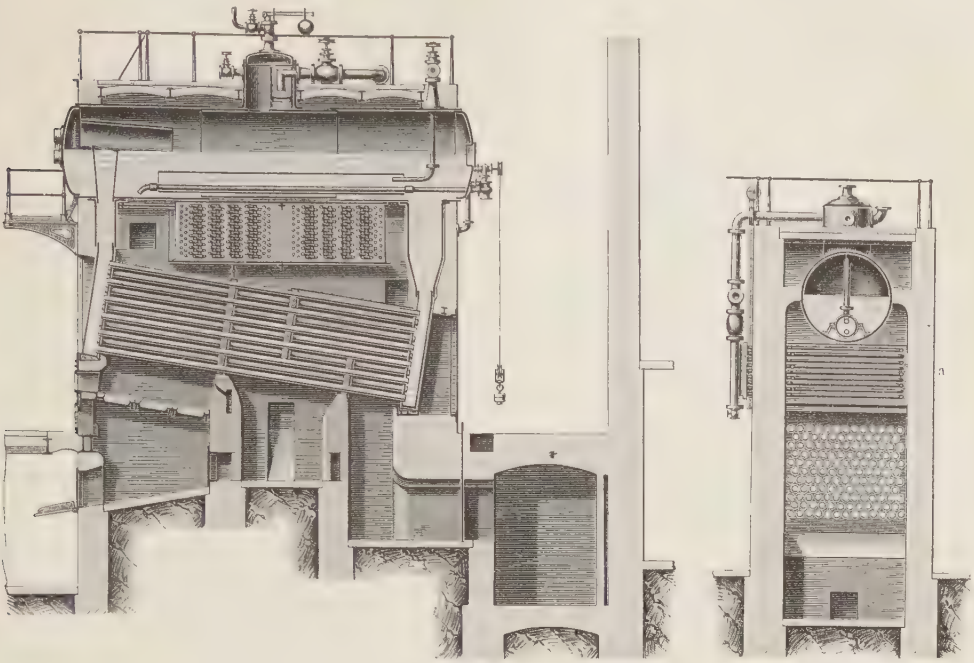


13. Rootscher Wasserrohrkessel.

und die sämtlichen Endpunkte E anderseits stehen miteinander durch eigentümliche Kopfstücke in Verbindung. Der in einem Rohr entwickelte Dampf findet einen Weg durch die höher gelegenen Verbindungen E nach dem Dampfsammelrohr D. Das auf dem Rost Q brennende Feuer trifft direkt die untersten Rohre mit dem frisch zugespeisten Wasser. Die Heizgase durchziehen, indem sie alle Rohre bestreichen, die durch die Platten PP und P′P′ gebildeten Züge, auf dem letzten Teil ihres Weges den in den Rohrteilen über der Wasserlinie WW und im Dampfsammler vorhandenen Dampf trocknend, und gelangen dann nach dem Fuchs F. Die Speisung erfolgt in ein quer liegendes weites Rohr, den Schlammsammler S. Zum Vorwärmen des Speisewassers wird oft vor dem Fuchs eine Vorwärmschlange rr eingebaut. Letztere kann durch die in der Speiseleitung befindlichen Ventile V ausgeschaltet werden, so daß das Speisewasser auch direkt nach S gelangen kann. Reinigung des Rohrinnern zu ermöglichen. Die flachen Wände der Kammern sind durch Stehbolzen verankert. Beide Wasserkammern stehen mit dem Oberkessel in Verbindung. Die Speisung erfolgt in den Oberkessel. Zwischen den Wasserrohren und dem Oberkessel ist hier beispielsweise ein *Überhitzer* eingebaut.

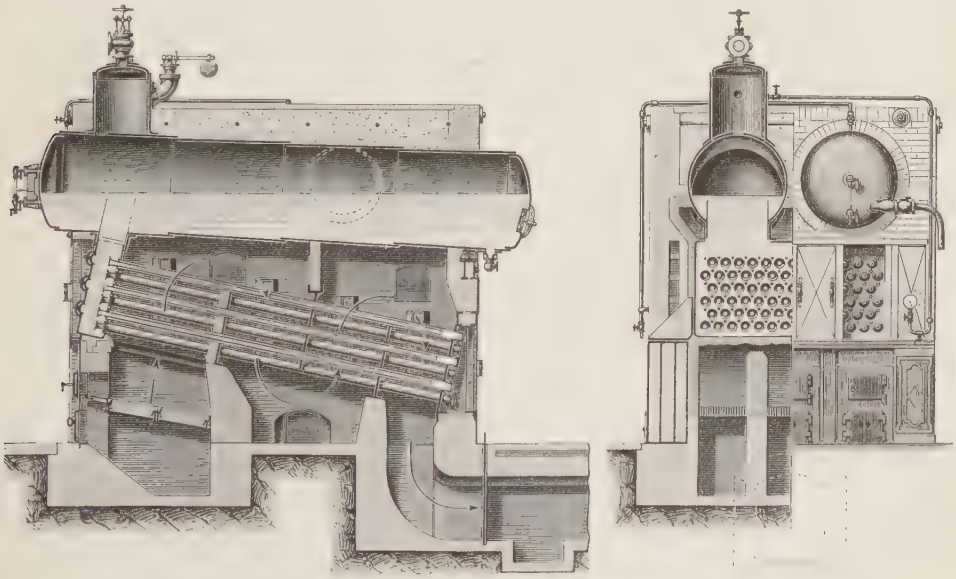
Bei den *Einkammerkesseln (Fig. 15)* ist nur die vordere Wasserkammer vorhanden. Diese ist durch eine eingesetzte Wand in zwei Räume getrennt, und die Wasserrohre sind nach Art der Fieldrohre als Doppelrohre ausgebildet. Die äußern Rohre sind hinten geschlossen und münden vorn in den einen Teil der Wasserkammer, während die innern, beiderseitig offenen Rohre vorn in den andern Teil derselben eintreten. Der sich hauptsächlich in den äußern Rohren entwickelnde Dampf wird in den einen Oberkessel geleitet, während aus dem andern Oberkessel Wasser in den mit den innern Rohren in Verbindung stehen-

den Teil der Kammer nachsinkt, um in dieselben einzutreten. Die Speisung erfolgt in den erstgenannten Oberkessel. Die beiden Oberkessel sind durch einen horizontalen Stutzen verbunden. Bei nur einem Oberkessel wird in diesen eine vertikale, längs gerichtete Scheidewand eingesetzt, wodurch dieselbe Wasserzirkulation erreicht wird. Die bekanntern Konstruktionen sind der Dürrkessel und der Willmannkessel.



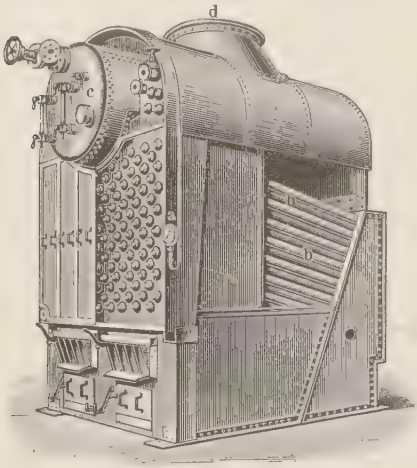
14. Wasserrohrkessel (Zweikammersystem). Querschnitt.

In noch höherm Maße als durch die Anordnung von Oberkesseln zu geschehen pflegt, ist der Wasserraum vergrößert bei dem *Mac-Nicol-Kessel*. Derselbe besteht aus einem oder zwei zylindrischen Oberkesseln mit darunter liegenden Unterkesseln, an die sich



15. Wasserrohrkessel (Einkammersystem). Querschnitt.

nach vorn ein System von Wasserrohren mit zwei Wasserkammern anschließt. Letztere stehen auch mit den Oberkesseln in Verbindung. Der Rost befindet sich unter den Wasserrohren, so daß diese zuerst von den Heizgasen bestrichen werden.

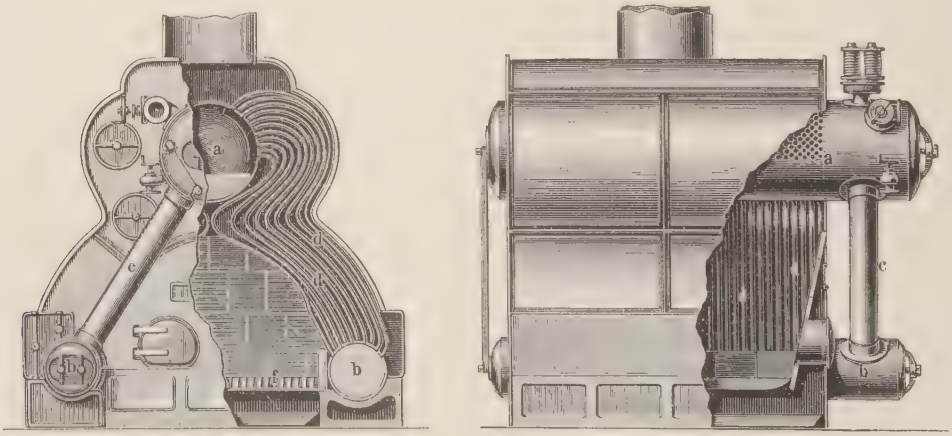


16. Dürrscher Schiffskessel.

Die Wasserrohrkessel haben neuerdings als Schiffskessel ausgedehnte Anwendung gefunden. In den meisten Marinen kommen die verschiedenen Systeme derselben zur Benutzung, namentlich der Bellevillekessel, der Niclaussekessel, der Dürrkessel, der Thornycroftkessel, der Babcock-Wilcox-Kessel, der Schulzkessel u. a.

Der *Dürrsche Schiffskessel (Fig. 16)* ist der Hauptsache nach ebenso wie der vorhin beschriebene Einkammerkessel (Fig. 15) konstruiert. In der Abbildung ist vorn und auf der Seite ein Teil der Blechverkleidung abgenommen, so daß einerseits die mit dem Oberkessel c in Verbindung stehende Wasserkammer a, anderseits die an letztere sich anschliessenden Wasserrohre b sichtbar werden. Auf der vordern Wand der Wasserkammer lassen sich die Verschlüsse erkennen für die den Wasserrohren gegenüber befindlichen Öffnungen. Die Verschlüsse sind leicht zu entfernen, wonach die Wasserrohre zugänglich sind. Die Heizgase erhalten eine Führung in der Längsrichtung der Wasserrohre (wie bei Fig. 13) oder quer zu denselben (wie bei Fig. 14 und 15) und entweichen, nachdem sie den Oberkessel bestrichen haben, durch den Schornsteinansatz d. Bei einer andern Ausführungsform der Dürrschen Schiffskessels ist der Oberkessel nicht, wie in der Figur, längs der Wasserrohre angeordnet, sondern quer hierzu. Erstere Bauart wird vornehmlich für Flußschiffe, letztere meist für Seeschiffe verwendet. Der *Thornycroftkessel (Fig. 17)* gehört mit noch verschiedenen andern Konstruktionen zu den Kesseln mit *krummen Wasserrohren*. Er besitzt einen Oberkessel a und zwei Unterkessel b. a steht mit b, b durch die gebogenen Wasserrohre d und zwei außerhalb des Bereichs der Feuergase befindliche, zur Wasserzirkulation notwendige Rohre c in Verbindung. Die von dem Rost f aufsteigenden Feuergase bespülen die Wasserrohre d und den Oberkessel a und entweichen durch den Schornstein. Die Speisung erfolgt in den Oberkessel. Das Wasser fließt durch die Rohre c in die Unterkessel b und gelangt aus diesen in die Wasserrohre, in denen es verdampft. Die Einmauerung muß bei den Schiffskesseln durch eine Blechummantelung ersetzt werden, die auf der Innenseite mit einem feuerfesten Material bekleidet ist.

Die Frage, welcher Typus des Wasserrohrkessels für Schiffe am besten sich eignet, ist zurzeit noch nicht entschieden. Über die Bewertung der Wasserrohrkessel für Schiffe vgl. Dampfschiff.



17. Thornycroftkessel.

11) Die **Kessel für Niederdruckdampfheizungen** ferner **für die Kleindampfmotoren** und **Dampffeuerspritzen** *(Zwergkessel)* bilden eigenartige Konstruktionen, die z. T. in den diesbezüglichen Artikeln behandelt sind.

Die Stärke der Wände ist bei gegebenem Material abhängig von Form und Dimensionen des Kessels sowie von der Höhe des Dampfdruckes. Letzterer beträgt gegenwärtig für Dampfmaschinenbetrieb bei ortfesten Anlagen bis etwa 12, für Lokomotiven bis etwa 16 und für Schiffskessel bis etwa 18 Atmosphären.

Zu jedem D. gehört eine Feuerungsanlage (s. d.). Als Brennmaterial kommen feste (auch staubförmige), flüssige und gasförmige Stoffe zur Verwendung. Feuerungsanlagen für feste Stoffe, welche die überwiegende Mehrheit bilden, bestehen aus Feuerraum (Herd) und den Feuer- oder Rauchkanälen (-zügen), in denen die Feuergase um oder durch den Kessel ziehen, um dann in den Schornstein zu gelangen. Nach der Lage des Feuerraumes zum Kessel unterscheidet man Unterfeuerung, Zwischenfeuerung, Innenfeuerung und Vorfeuerung. Die Feuerungsanlage muß die Erzeugung einer möglichst großen Wärmemenge aus dem Brennmaterial und die möglichst vollkommene Abgabe dieser Wärme an das im D. vorhandene Wasser ermöglichen. Letzteres ist nur durch eine gehörig große Heizfläche zu erreichen. Gesamte oder feuerberührte Heizfläche heißt der von den Feuergasen bestrichene Teil der Kesseloberfläche (auf der Feuerseite gemessen), und zwar wird die direkte Heizfläche unmittelbar von der strahlenden Wärme des Feuers getroffen, während die indirekte Heizfläche ihre Wärme nur durch die Berührung mit den Feuergasen erhält. Die wasserberührte Heizfläche wird im Kesselinnern von Wasser bespült. Von Bedeutung für die gute Wirkung der Heizfläche ist auch die gegenseitige Anordnung des Wasser- und Feuergasstromes. In dieser Hinsicht unterscheidet man Nichtstromkessel, Parallelstromkessel und Gegenstromkessel, je nachdem das Wasser im Kessel keine Strömung in der Längsrichtung der Heizkanäle hat, oder die Strömung des Wassers mit derjenigen der Verbrennungsgase gleiche oder entgegengesetzte Richtung nimmt. Die letztere Anordnung ist zwar die wirksamste, doch verhalten sich Gegenstromkessel bezüglich ihrer Haltbarkeit sehr ungünstig. Praktisch viel wichtiger ist eine gute Wasserzirkulation im Kessel, und hierauf ist bei allen neuern Kesselkonstruktionen großer Wert gelegt. Die Heizfläche kann endlich nur dann gut wirken, wenn sie außen von Ruß und Flugasche, innen von Kesselstein und Schlamm rein erhalten wird.

Der in einem Kessel erzeugte (gesättigte) Dampf enthält mehr oder weniger mitgerissenes Wasser. Je nach dessen Menge nennt man den Dampf naß, feucht oder trocken. Der Wassergehalt fällt desto geringer aus, je kleiner die Anstrengung des Kessels (s. weiter unten, Leistungsfähigkeit der D.), je größer der Wasserspiegel im Kessel (die Verdampfungsoberfläche) und je größer der Dampfraum ist. Die Dampfableitung soll so erfolgen, daß man möglichst trocknen Dampf erhält, weshalb man in der Regel auf oder über dem Kessel einen Dampfdom (Dom) oder einen Dampfsammler anbringt. Auch sind in manchen Kesseln Wasserabscheider vorhanden, welche die Trennung der Wasserteilchen vom Dampf bewirken sollen. über die Wasserabscheider außerhalb des Kessels in den Dampfleitungen s. Dampfentwässerungsapparate.

Man unterscheidet horizontale (liegende) und vertikale (stehende) D., ferner ortfeste (stationäre) und bewegliche (lokomobile, mobile) Kessel; die ortfesten Kessel sind meist mit gemauerten Feuerungsanlagen umgeben und haben eine Heizfläche von normaler Größe, während die beweglichen Kessel nicht eingemauert sind und vielfach eine anormal geringe Heizfläche bekommen müssen. Alle D. haben einen Raum, der, von den aufsteigenden Dampfblasen abgesehen, mit Wasser gefüllt ist (Wasserraum), während der übrige Teil des Kessels Dampf enthält (Dampfraum). Kessel mit großem Wasserraum (Großwasserraumkessel) haben in ihrem großen Wasserinhalt einen wirksamen Wärmespeicher, der bei Schwankungen in der Dampfentnahme ausgleichend wirkt und sie für stark wechselnden Dampfbedarf geeignet macht. Sie liefern verhältnismäßig trocknen Dampf. Die Kleinwasserraumkessel sind bei wechselndem Dampfbedarf nicht geeignet, sie entwickeln schneller, jedoch mehr oder weniger nassen Dampf. Beschreibung und Abbildung der verschiedenen Formen der D. s. beifolgende Tafeln.

Über das Speisen (die Wasserzuführung) der D. und die Speisevorrichtungen s. Dampfkesselspeiseapparate. Falls nicht Wasser zur Verfügung steht, das hinreichend frei ist von Bestandteilen, die Kesselstein bilden, ist es vorteilhaft, eine Reinigung des Speisewassers vorzunehmen. Über die Mittel und Apparate hierzu s. Kesselstein. Durch das Vorwärmen des Speisewassers, bevor es in den Kessel eintritt, erzielt man häufig wesentliche Ersparnisse an Brennmaterial und verlängert auch die Haltbarkeit des Dampfkessels. Hierzu dienen die Vorwärmer (s. d., wohl zu unterscheiden von den ebenso benannten Unterkesseln). Als Wärmequelle benutzt man vom Kessel abziehende Rauchgase oder den Abdampf der Dampfmaschine. Vielfach wird eine Überhitzung des Dampfes vorgenommen. Der überhitzte Dampf hat im Gegensatze zum gesättigten Dampf eine höhere Temperatur, als ihm seiner Spannung nach zukommt. Er kondensiert in Rohrleitungen nicht und findet immer mehr Anwendung zum Dampfmaschinenbetrieb. Das Überhitzen geschieht in besondern Apparaten, den Überhitzern (s. d.), die, meist an den Kessel angebaut, von dessen Feuergasen bespült werden. Bei manchen Kesseln wird in einzelnen Kesselteilen (Dampfraum, Dampfsammler), indem diese von den Feuergasen berührt werden, eine Dampftrocknung oder auch geringe überhitzung erzielt.

Dampfkesselarmatur.

Für den ordnungsmäßigen und sichern Betrieb der D. ist eine Anzahl Apparate erforderlich, die unter dem Namen Dampfkesselarmatur (Dampfkesselgarnitur, Montierung, Garnierung) zusammengefaßt werden. Zur feinen Armatur gehören: 1) die Abschlußorgane für die Wasser- und Dampfwege: das Speiseventil (ein Rückschlagventil, s. Ventil) läßt das Speisewasser aus der Speiseleitung in den Kessel eintreten, verhindert aber ein Zurücktreten desselben. Durch ein Dampfabsperrventil oder einen Dampfabsperrschieber kann jeder Kessel außer Verbindung mit der Dampfleitung gesetzt werden. Jeder Kessel ist mit einem Abblasehahn oder Abblaseventil versehen, wodurch er entweder zwecks Reinigung von Kesselstein gänzlich oder behufs Austreibung des den meisten Schmutz oder Schlamm enthaltenden Wassers nur teilweise vom Wasser entleert werden kann (das sogen. Ablasen oder Ausblasen). 2) Zum Anzeigen des Wasserstandes im Kessel dienen das Wasserstandsglas, die Wasserstands- oder Probierhähne (oder Probierventile) und der Schwimmer. Die Beschreibung derselben s. Wasserstandszeiger. Über die Apparate, die das Sinken des Wasserstandes

im D. unter die normale Höhe selbsttätig durch ein Signal zu erkennen geben, s. Lärmapparate. 3) *Zum Anzeigen des Dampfdruckes im Kessel* sind *Manometer* (s. d.) vorhanden. Zur Sicherung gegen *Überschreitung des vorgeschriebenen Maximaldruckes* im Kessel dienen die *Sicherheitsventile* (s. d.). Bei den verhältnismäßig schwachwandigen Niederdruckkesseln, die durch den Überdruck der atmosphärischen Luft leicht eingedrückt werden könnten, sobald beim Erkalten der Dampfdruck infolge der Kondensation stark sinkt, wendet man *Luftventile* an, kleine Ventile, die durch eine schwache Feder zugehalten werden und sich bei äußerm Überdruck nach innen öffnen. Zur *groben* Armatur gehören: die *Mann-* und *Handlochverschlüsse*. Jeder größere Kessel muß mindestens ein *Mannloch* haben, d. h. eine ovale Öffnung von ca. 350 mm Breite und 450 mm Länge, die während des Betriebes durch einen innen anliegenden Deckel geschlossen ist und bei der Kesselrevision und bei etwaigen Reparaturen nach Entfernung des Deckels zum *Befahren* des Dampfkessels, d. h. zum Einsteigen einer Person, dient. Auch das Abschlagen des *Kesselsteins* erfordert das Befahren des Kessels. Die *Handlöcher* (oval oder rund, kleiner als das Mannloch) ermöglichen die Reinigung einzelner Teile des Kesselinnern. Ferner gehören hierher die *Armaturstutzen* (zum Anschluß des Speiseventils, Sicherheitsventils, des Wasserstandsanzeigers ꝛc.), der *Rost*, das *Feuergeschränk* (eine Platte mit Feuertür, Luftklappe ꝛc.), der *Rauch-* oder *Essenschieber* (zum Regulieren des Luftzuges), die *Fahrlochverschlüsse* (*Fahrlöcher* sind Einsteigöffnungen im Kesselmauerwerk, durch welche die Züge zwecks Reinigung zugänglich gemacht werden), schließlich alle Teile, die zur Verlagerung des Kessels im Mauerwerk und zur Verankerung des letztern dienen (Tragfüße, Aufhängevorrichtungen ꝛc.).

Leistungsfähigkeit der Dampfkessel.

Die Leistungsfähigkeit eines Dampfkessels ist ausgedrückt durch die Größe seiner Heizfläche in Quadratmetern und die *Beanspruchung* oder die *Anstrengung* des Kessels, d. i. die Dampfmenge in Kilogramm, die auf 1 qm Heizfläche in der Stunde erzeugt wird. Die von einem Kessel erzeugte Dampfmenge ist gleich der zugeführten Speisewassermenge und wird durch Wiegen der letztern gemessen. Ungefähre Mittelwerte für die Anstrengung der Kessel dürften sein:

für ortfeste Kessel	12—30	kg Dampf auf 1 qm Heizfläche in 1 Stunde.
„ Lokomotivkessel	35—60	
„ Schiffskessel	20—30	

Nach der Größe der Heizfläche bemißt man auch die Größe des Rostes, die außerdem von dem Brennmaterial abhängig ist. Über totale Rostfläche, freie Rostfläche, Beanspruchung des Rostes ꝛc. s. Feuerungsanlagen. Für mittlere Steinkohle ist die totale Rostfläche für ortfeste und Schiffskessel = 1/25—1/35, für Lokomotivkessel = 1/50—1/90 der Heizfläche. Unter dem *Forcierungsgrad* der Feuerung versteht man die auf 1 qm Heizfläche in einer Stunde verbrauchte Brennstoffmenge in Kilogramm.

Die Güte eines Kessels in ökonomischer Beziehung richtet sich nach der Größe seiner *Verdampfungsfähigkeit* (kurz *Verdampfung*), d. h. nach der Dampfmenge in Kilogramm, die in dem Kessel von 1 kg Brennmaterial erzeugt werden kann. Die Verdampfung ist abhängig von dem Brennmaterial, der Art des Betriebes (mäßig, flott, forciert) und dem Kesselsystem. Es verdampft durchschnittlich:

1 kg Steinkohle	5 —10 kg	Wasser	(5 —10fache Verdampfung)
1 kg Koks	4,5— 8 kg	„	(4,5— 8 „ „)
1 kg Braunkohle	2,5— 5 kg	„	(2,5— 5 „ „)

Von der im Brennmaterial enthaltenen Wärme werden bei Dampfkesseln ungefähr 60—80 Proz. nutzbar gemacht, in einzelnen Fällen auch noch mehr.

Polizeiliche Bestimmungen.

Die Anlage von Dampfkesseln unterliegt im Deutschen Reiche nach § 24 der Gewerbeordnung polizeilicher Genehmigung. Die zu ihrer Erteilung kompetente Behörde bestimmt das Landesrecht. Die Genehmigung erfolgt auf Antrag nach vorheriger Prüfung auf Grund der Bestimmungen vom 5. Aug. 1890 und etwaiger landesrechtlicher Vorschriften. Die Genehmigung ist auch unter Bedingungen zulässig. Gegen den Bescheid ist der Beschwerdeweg offen. In Preußen erfolgt die Genehmigung und Untersuchung der D. nach der Anweisung des Ministers für Handel und Gewerbe vom 9. März 1900. Zur Genehmigung sind kompetent die Kreisausschüsse und in Städten mit über 10,000 Einw. die Magistrate, bei Dampfkesseln für Bergwerke und Aufbereitungsanstalten die Oberbergämter. Der wesentliche Inhalt der polizeilichen Bestimmungen des Bundesrats vom 5. Aug. 1890 ist folgender: § 1: Gußeisen ist für feuerberührte Wandungen der Kessel oder Kesselteile von mehr als 25 cm lichter Weite bei Zylindergestalt und mehr als 30 cm bei Kugelgestalt der D. verboten. Feuerrohre von Messing dürfen 10 cm Durchmesser nicht überschreiten. § 2: Die Feuerzüge an ihrer höchsten Stelle müssen mindestens 10 cm (und zwar bei Schiffskesseln auch dann noch, wenn die Schiffsbreite gegen den Horizont um 4° [Flußschiffe], bez. 8° [Seeschiffe] geneigt ist) unter dem niedrigsten Wasserspiegel des Kessels liegen. Diese Bestimmungen finden nicht Anwendung auf D., die aus Siederohren von weniger als 10 cm Weite bestehen, sowie auf solche Züge, in denen ein Erglühen des mit dem Dampfraum in Berührung stehenden Teils der Wandungen nicht zu befürchten ist. § 3 verordnet die Anwendung eines Speiseventils; § 4 das Vorhandensein von zwei zuverlässigen, voneinander unabhängigen, jede für sich ausreichenden Speisevorrichtungen. § 5: Jeder D. muß ein Wasserstandsglas und eine zweite zur Erkennung des Wasserstandes taugliche Vorrichtung besitzen. § 6: Bei Anwendung von Probierhähnen muß der unterste in der Ebene des festgesetzten niedrigsten Wasserstandes stehen; auch muß man die Hähne in gerader Richtung durchstoßen können. § 7: Der festgesetzte niedrigste Wasserstand ist am Wasserstandsglas und an der Kesselwandung oder dem Mauerwerk zu bezeichnen. An der Außenwand von Schiffskesseln ist die Lage der höchsten Feuerzüge nach der Richtung der Schiffsbreite kenntlich zu machen; ferner sind zwei Wasserstandsgläser in einer zur Schiffslänge normalen Ebene symmetrisch zur Kesselmitte und möglichst weit von ihr abstehend anzubringen. § 8: Jeder D. muß mit wenigstens einem, jeder Komplex von Dampfkesseln mit gemeinsamem Dampfsammler mit wenigstens zwei zuverlässigen Sicherheitsventilen, jeder lokomobile Kessel gleichfalls mit zwei solchen versehen sein. Die Ventile müssen jederzeit gelüftet werden können und sind höchstens so zu belasten, daß sie bei Eintritt der für den Kessel festgesetzten Dampfspannung sich öffnen. § 9: Jeder Kessel muß ein (Schiffskessel zwei) zuverlässiges Manometer mit einer Marke der höchsten Dampfspannung besitzen. § 10: An jedem D. muß die festgesetzte höchste Dampfspannung, der Name des Fabrikanten, die laufende Fabriknummer und das Jahr der Anfertigung, bei

Schiffskesseln außerdem die Maßziffer des festgesetzten niedrigsten Wasserstandes auf leicht erkennbare und dauerhafte Weise angegeben sein. § 11: Jeder neu aufzustellende D. muß vor der Einmauerung durch Wasserdruck geprüft werden und zwar Kessel für nicht mehr als 5 Atmosphären Überdruck auf den doppelten Betrag, die übrigen mit einem Druck, der den beabsichtigten Druck um 5 Atmosphären übersteigt. Die Kesselwandungen dürfen durch die Proben ihre Form nicht bleibend verändern und beim höchsten Druck Wasser aus den Fugen nur als Nebel oder in feinen Perlen austreten lassen. § 12: Nach jeder größern Ausbesserung ist die Prüfung zu wiederholen. § 13: Bei der Prüfung ist ein offenes Quecksilbermanometer oder das amtliche Kontrollmanometer anzuwenden, für dessen Anbringung jeder D. eine passende Vorrichtung (sogen. Kontrollstansch) haben muß. § 14 verbietet die Aufstellung von Dampfkesseln für mehr als 6 Atmosphären Überdruck und solcher, bei denen das Produkt aus der feuerberührten Fläche in Quadratmetern und der Dampfspannung in Atmosphärenüberdruck mehr als 30 beträgt, unter bewohnten Räumen oder in solchen, wenn dieselben überwölbt oder mit fester Balkendecke versehen sind. An jedem unter bewohnten Räumen aufgestellten D. muß die Einwirkung des Feuers sofort gehemmt werden können. Ausgenommen hiervon sind die aus Siederohren von unter 10 cm bestehenden und in Bergwerken oder Schiffen aufgestellten D. § 15: Zwischen dem Kesselmauerwerk und den Gebäudewänden muß ein Zwischenraum von mindestens 8 cm verbleiben. § 16 verlangt, daß bei jedem beweglichen D. (Lokomobile) eine Urkunde über die Genehmigung mit Zeichnung und Beschreibung, Prüfungszeugnis ꝛc. sowie ein Revisionsbuch sich befinden und jedem zur Aufsicht zuständigen Beamten oder Sachverständigen auf Verlangen vorzulegen sind. Nach § 17 dürfen als bewegliche D. nur solche Dampfentwickler betrieben werden, zu deren Aufstellung und Inbetriebnahme die Herstellung von Mauerwerk, das den Kessel umgibt, nicht erforderlich ist. Nach § 18 sind die § 16 und 17 ungültig, sobald ein beweglicher D. an einem Betriebsort zu dauernder Benutzung aufgestellt wird. § 19 schreibt für Schiffskessel außer den in § 16 angegebenen Erfordernissen noch eine Zeichnung des den D. aufnehmenden Schiffsteiles vor. § 20 befreit ältere, zurzeit in Betrieb befindliche D. von den Anforderungen der § 1 und 2. § 21 gestattet den Kontrollbehörden der Bundesstaaten, in einzelnen Fällen von der Beachtung der Bestimmungen zu entbinden. Nach § 22 finden die Bestimmungen keine Anwendung 1) auf Kochgefäße, in denen mittels Dampfes, der einem anderweitigen Dampfentwickler entnommen ist, gekocht wird; 2) auf Dampfüberhitzer oder Behälter, in denen Dampf, der einem anderweitigen Dampfentwickler entnommen ist, durch Einwirkung von Feuer besonders erhitzt wird; 3) auf Kochkessel, in denen Dampf aus Wasser durch Einwirkung von Feuer erzeugt wird, wofern dieselben durch ein unverschließbares, in den Wasserraum hinabreichendes Standrohr von nicht über 5 m Höhe und mindestens 8 cm Weite oder durch eine andre, von der Kontrollbehörde des Bundesstaates genehmigte Sicherheitsvorrichtung verbunden sind. § 24: In Bezug auf die Kessel in Eisenbahnlokomotiven bleiben die Bestimmungen der Betriebsordnung für die Haupteisenbahnen Deutschlands vom 5. Juli 1892 und der Bahnordnung für die Nebeneisenbahnen Deutschlands vom 5. Juli 1892 in Geltung.

Nach dem preußischen Gesetz vom 3. Mai 1872, betreffend den Betrieb der D., sind die Besitzer von Dampfkesselanlagen oder ihre Vertreter sowie die Kesselwärter verpflichtet, dafür Sorge zu tragen, daß während des Betriebes die bei Genehmigung der Anlage oder allgemein vorgeschriebenen Sicherheitsvorrichtungen bestimmungsmäßig benutzt und Kessel, die sich in nicht gefahrlosem Zustande befinden, nicht im Betrieb erhalten werden. Die Besitzer müssen amtliche Revision des Betriebes gestatten, die dazu nötigen Arbeitskräfte und Vorrichtungen bereit stellen und die Kosten der Revision tragen. Die äußere amtliche Untersuchung findet alle 2, die innere alle 6 Jahre statt. Erstere besteht vornehmlich in einer Prüfung der ganzen Betriebsweise des Kessels; die innere erstreckt sich auf den Zustand der Kesselanlage überhaupt und umfaßt auch die Prüfung der Widerstandsfähigkeit der Kesselwände und des Zustandes des Kesselinnern. Werden bei der Untersuchung erhebliche Unregelmäßigkeiten im Betrieb ermittelt, so kann nach Ermessen des Beamten im folgenden Jahr die äußere Untersuchung wiederholt werden. Gefahrdrohende Kessel sind außer Betrieb zu setzen und nach der Reparatur noch einmal zu untersuchen. Von der bevorstehenden innern Untersuchung wird der Besitzer mindestens 4 Wochen vorher unterrichtet, und der Sachverständige sucht sich mit dem Besitzer über die Wahl des Zeitpunktes für die Untersuchung zu verständigen, um den Betrieb so wenig wie möglich zu beeinträchtigen. In Österreich gelten mit den deutschen ziemlich übereinstimmende Vorschriften. S. auch Dampfkesselüberwachung.

Über die Entwickelung des Dampfkesselbaues gibt die preußische Statistik der letzten Jahrzehnte Aufschluß. Es waren vorhanden zu Anfang der Jahre

	1879	1885	1890	1893	1902
Feststehende Dampfkessel	32411	41421	48538	53024	72098
Bewegliche Dampfkessel (1892:)					
und Lokomobilen . .	5536	9191	12822	14871	22259
Schiffsdampfkessel . .	702	1211	2046	1865	2659

Auch die Verwendung vorteilhafterer Kesselformen zeigt eine bedeutende Zunahme, denn es betrug die Zahl der feststehenden Kessel zu Beginn der Jahre

	1879	1893	1902
Einfache Walzenkessel	3916	2898	1458
Walzenkessel mit Siederohren	8279	7676	4664
Engrohrige Siederohrkessel	640	1842	1199
Flammrohrkessel { mit einem Flammrohr . . .	6149	8708	35340
Flammrohrkessel { = mehreren Flammrohren .	7916	15024	
Flammrohrkessel mit Quersiedern . . .	341	3025	4175
Heizrohrkessel ohne Feuerbüchse	1478	2877	3249
Feuerbüchsenkessel mit vorgehenden und rückkehrenden Heizrohren	1505	4502	10921
Feuerbüchsenkessel mit Siederohren . .	885	2361	3043
Kessel andrer Konstruktion	1302	4111	8049
Zusammen:	32411	53024	72098

Eine unmittelbare Folge der gesteigerten Verwendung vorteilhafterer Kesselformen aber ist die erhebliche Zunahme der Kessel mit hohem Atmosphärendruck.

Vgl. Scholl, Führer des Maschinisten (11. Aufl., Braunschw. 1900); Reiche, Anlage und Betrieb der D. (3. Aufl., Leipz. 1886—88, 2 Bde.); Wilson, Die D., deren Festigkeit, Konstruktion und ökonomischer Betrieb (deutsch, Braunschw. 1878); Thielmann: Handbuch über vollständige Dampfkesselanlagen (2. Aufl., Leipz. 1880), Die neuesten Forschungen über Dampfkesselanlagen (das. 1882) und Handbuch über stationäre D. (das. 1888); Beretta und Desnos, Die neuern Dampfkesselkonstruktionen (deutsch von Uhland; neue Ausg., Karlsr. 1884); Flimmer, Dampfkesselzerstörungen und deren Verhütung (Leipz.

1884); Schlippe, Der Dampfkesselbetrieb (3. Aufl., Berl. 1900); »Neue Dampfkesselkonstruktionen und Dampfkesselfeuerungen mit Rücksicht auf Rauchverbrennung« (hrsg. vom Verband deutscher Dampfkesselüberwachungsvereine (2. Aufl., das. 1900); Pohlhausen, Berechnung, Ausführung und Betrieb der Dampfkesselanlagen (2. Aufl., Mittweida 1899); Derselbe, Die D.- und Dampfmaschinenanlagen, Bd. 1 (das. 1893); Kosak, Katechismus der Einrichtung und des Betriebes stationärer D. (10. Aufl., Wien 1900); Haeder, Bau und Betrieb der D. (4. Aufl., Düsseld. 1902, 2 Bde.); Thaa, Dampfkesselwesen in Österreich (2. Aufl., Wien 1897); »Vorschriften, betreffend die Anlegung, Beaufsichtigung und den Betrieb von Dampfkesseln und Dampffässern« (4. Aufl., Hagen 1900); Tetzner, Die D. (Berl. 1902); Jäger, Die Bestimmungen über die Anlegung und den Betrieb von Dampfkesseln und Dampffässern in Preußen (2. Aufl., das. 1900); Pechan, Leitfaden des Dampfbetriebs (5. Aufl., Wien 1901); Haier, Dampfkesselfeuerungen (Berl. 1899); Reinert, Die modernen Dampfkesselanlagen (Stuttg. 1900); Heidepriem, Hosemann, Specht und Zimmermann, Die Unfallverhütung im Dampfkesselbetrieb (Berl. 1902); »Normen des Internationalen Verbandes der Dampfkesselüberwachungsvereine« (Hamb. 1902); Benetsch, Dampfkesselrevision und Unfallverhütung (Bremerhav. 1903).

Dampfkesselarmatur, s. Dampfkessel, S. 449.

Dampfkesselexplosion, ein fast momentanes Zerreißen oder Zerspringen eines Dampfkessels, das eintritt, wenn das Material desselben dem inwendigen Dampfdruck nicht mehr genügenden Widerstand leistet, und wobei Bruchstücke in der Regel mit geschoßartiger Heftigkeit auf weite Entfernungen fortgeschleudert, mächtige Ergießungen siedenden Wassers erzeugt und oft erschreckende Verheerungen angerichtet werden. Obgleich es nicht bei allen Explosionen möglich ist, die Ursachen genau zu ermitteln, so steht doch fest, daß in den meisten Fällen die folgenden Umstände als solche angesehen werden können: allmähliche, örtliche Blechschwächungen, schlechtes Material, zu hohe Dampfspannung, Wassermangel mit seinen Folgeerscheinungen. Die größte Zahl der Explosionen hat ihren Grund in Wassermangel.

Ein Kessel kann bei fehlerhafter Konstruktion, Anwendung schlechten Materials oder unverständiger Wartung so geschwächt und abgenutzt werden, daß schon beim gewöhnlichen Dampfdruck eine Explosion möglich ist. Derartige Schwächungen des Kessels sind Risse, die er durch wiederholte Biegungen der Bleche, wie sie mit Temperaturschwankungen verbunden sind, erhalten kann, sowie Zerfressung (Korrosionen) durch unreines Speisewasser oder Rosten von innen oder außen. Hat sich erst einmal ein großer Riß gebildet, so kann durch denselben plötzlich eine Menge Dampf austreten, und es entsteht im Kessel eine momentane Druckverminderung, die bei der verhältnismäßig hohen Wassertemperatur eine starke, plötzliche Dampfentwickelung, verbunden mit mächtigem Aufwallen des Wassers, zur Folge hat, so daß der Kessel zerrissen wird.

Lediglich durch allmähliche Spannungssteigerung kann ein Kessel nur bei grober Unachtsamkeit des Heizers oder bei einer unglücklicherweise gleichzeitig eintreffenden Unbeweglichkeit der Sicherheitsventile und des Manometers explodieren. Dagegen sind sehr gefährlich die plötzlichen Spannungssteigerungen, wie sie auf verschiedene Weise herbeigeführt werden können. Vor allem ist das Glühendwerden der Kesselwandungen doppelt gefahrbringend, weil es einerseits leicht zu einer rapiden Dampfentwickelung Veranlassung geben kann, anderseits aber auch die Festigkeit des Kessels vermindert (da glühendes Eisen viel weniger widerstandsfähig ist als kaltes). Die Kesselwände können nun dadurch stellenweise oder ganz überhitzt oder glühend werden, daß infolge von Wassermangel (dieser tritt am häufigsten bei zu lange verzögerter Speisung durch die Schuld des Wärters, oder bei unvorhergesehenem Undichtwerden oder Lecken des Kessels ein) der Wasserstand bis unter die obere Grenze der Heizkanäle sinkt, oder dadurch, daß sich auf der Kesselwandung eine dicke, die Wärmeleitung stark hemmende Kesselsteinschicht gebildet hat, oder auch dadurch, daß sich unter einer Schicht von losgelösten Kesselsteinstücken eine Dampfblase entwickelt, die den Wasserzutritt verhindert. Gewöhnlich reicht das bloße Glühen von Teilen der Kesselwände noch nicht aus, um eine Explosion hervorzurufen. War Wassermangel die Ursache des Erglühens, so kann das Nachspeisen von frischem Wasser eine Explosion hervorbringen. Dieselbe kann auch eintreten, wenn der Kesselstein, der die Ursache des Erglühens der Kesselwand war, plötzlich Sprünge bekommt, durch die das Kesselwasser zu dem glühenden Eisen tritt, oder wenn die erwähnte Dampfblase zufällig einen Abzug erhält und dadurch dem Wasser Platz macht. Durch Herausreißen des Feuers und Öffnen der Feuertüren und der Reinigungstüren der Feuerzüge (wobei kalte Luft unter dem Kessel hinwegstreicht) kann man einen glühenden Kessel abkühlen; dabei muß jede Dampfabführung vermieden und dem Sicherheitsventil die Abführung des noch entstehenden Dampfes überlassen werden. Vor allen Dingen soll man, auch wenn das Glühen durch Wassermangel herbeigeführt ist, kein Wasser einführen, bevor der Kessel gehörig abgekühlt ist. Jedenfalls muß ein solcher Kessel, bevor er wieder in Betrieb gesetzt wird, sorgfältig untersucht und nötigenfalls repariert werden.

Nach Boutigny tritt bei der Wasserbenetzung der erglühten Kesselwandungen zunächst der sogen. sphäroidale Zustand (Leidenfrosts Phänomen) ein, d. h. das Wasser bleibt über den glühenden Stellen, ohne diese zu berühren, in Form von kugelförmigen Tropfen stehen, die langsam verdampfen und erst dann, wenn die Eisenfläche sich bis auf einen gewissen Grad abgekühlt hat, das Eisen berühren und fast momentan in Dampf verwandelt werden. Diese Anschauung wird jedoch kaum mehr als zutreffend erachtet. Außer dem Erglühen der Kesselwände wurde (nach Dufour) besonders auch der Siedeverzug als eine Ursache plötzlicher starker Dampfentwickelung und dadurch herbeigeführter D. angesehen. Doch werden diese Dampfkesselexplosionen jetzt dem Umstande zugeschrieben, daß durch das von neuem angefachte Feuer die Kesselplatten ziemlich schnell und stark, die darüberliegende Kesselsteinschicht viel langsamer erhitzt und so durch die verschiedene Ausdehnung ein Reißen und Abspringen des Kesselsteins herbeigeführt und die glühende Kesselwand der Wasserberührung ausgesetzt wird, was dann eine heftige Dampfentwickelung und die D. verursacht. Sodann können sogen. örtliche Wärmestauungen, die ohne Erglühen des Bleches Ausbauchungen oder Einbeulungen der Kesselwände erzeugen, die mittelbare Ursache von Explosionen bilden. Wärmestauungen treten auf infolge einer Störung im Wärmeübergang zwischen Kesselwand und Wasser durch übermäßige Anstrengung einzelner Heizflächenteile. Begünstigt wird

deren Entstehen durch Verwendung öl- oder fetthaltigen Speisewassers.

Vorsichtsmaßregeln zur Vermeidung von Dampfkesselexplosionen bestehen vor allem darin, daß nur gutes Material verwendet und die größte Sorgfalt bei allen Arbeiten des Kesselbaues beobachtet wird, daß schon gebrauchte Kessel nie ohne vorherige Untersuchung in Betrieb gesetzt, und daß die Kessel tüchtigen und gewissenhaften Wärtern anvertraut werden. Diese haben ihrerseits dafür zu sorgen, daß die Sicherheitsventile, Wasserstandszeiger, Speiseapparate ꝛc. in gutem Zustande bleiben, daß die Feuerung regelmäßig geschieht, daß alle Stöße und Erschütterungen der Kessel vermieden und die Dampf- und Sicherheitsventile nur langsam geöffnet werden, daß alle schlechten Stellen, Sprünge und Risse rechtzeitig repariert werden, daß stets hinreichender Wasservorrat im Kessel ist, und daß eine oftmalige und sorgfältige Reinigung vom Schlamm und Kesselstein vorgenommen wird.

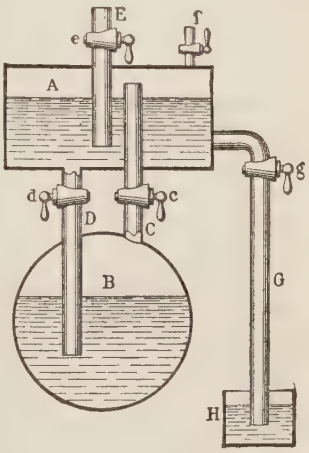
Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über die von 1879—1900 in Deutschland stattgehabten Dampfkesselexplosionen und die dabei verunglückten Personen:

Jahr	Anzahl der Dampfkessel-explosionen	Hierbei verunglückte Personen	Jahr	Anzahl der Dampfkessel-explosionen	Hierbei verunglückte Personen
1879	18	78	1892	18	41
1880	20	29	1893	10	21
1885	13	22	1894	35	34
1886	16	23	1895	23	74
1887	14	83	1896	21	25
1888	15	11	1897	21	39
1889	16	28	1898	18	31
1890	16	21	1899	14	35
1891	10	19	1900	13	24

Da beispielsweise 1879 rund 60,000, 1899 dagegen rund 139,300 Dampfkessel nachgewiesen wurden, so erscheint das Verhältnis der Explosionen zum Kesselbestand in neuerer Zeit entschieden günstiger als früher. Vgl. Fischer, Zur Geschichte der Dampfkesselexplosionen (»Dinglers Journal«, 1874, Bd. 213, S. 296); Kosak, Die Ursachen der D. und die Mittel zu ihrer Verhütung (Wien 1876), und die Literatur bei Artikel »Dampfkessel«.

Dampfkesselrevision, s. Dampfkesselüberwachung.

Dampfkesselspeiseapparate, Vorrichtungen zum Einpressen von Wasser (Speisewasser) in die Dampfkessel durch das Speiserohr (ein in das Kesselinnere führendes, unter dem Wasserspiegel, jedoch nicht zu nahe an der Kesselwand ausmündendes Rohr), wobei der im Kessel herrschende Dampfdruck zu überwinden ist. Jeder Dampfkessel muß nach dem Gesetz mit zwei zuverlässigen, voneinander unabhängigen Speisevorrichtungen versehen sein. Im Speiserohr muß kurz vor seiner Einmündung in den Dampfkessel ein nach dem Kesselinnern aufschlagendes Ventil (Speiseventil) angebracht sein, das auf jeden Fall ein Austreten von Wasser aus dem Kessel verhindert. Die gebräuchlichsten D. sind die Speisepumpen in ihren verschiedenen Formen. Handspeisepumpen werden nur bei kleinen Kesseln mit niedrigem Dampfdruck als sogen. zweite Speisevorrichtung verwendet. Maschinenspeisepumpen, in unmittelbarer Verbindung mit der Dampfmaschine, die ihren Dampf von dem zu speisenden Kessel erhält, sind viel in Verwendung, weniger Transmissionsspeisepumpen. Dampfspeisepumpen sind unabhängig von Dampfmaschinen und Transmissionen und werden hauptsächlich bei größern Anlagen benutzt. Auch elektrischer Antrieb kann mitunter bei großen Anlagen für die Speisepumpen in Betracht kommen. Eine zweite, ebenfalls sehr gebräuchliche Art der D. sind die Injektoren (Dampfstrahlpumpen, s. Injektor). Durch die Injektoren wird das Speisewasser angewärmt. Lokomotivkessel werden ausschließlich durch Injektoren gespeist. — Die Speisung der Kessel kann mit oder ohne Unterbrechungen (periodisch oder kontinuierlich) erfolgen. Im Interesse der Sicherheit und Ökonomie des Betriebes liegt es, die Speisung möglichst kontinuierlich zu gestalten. Zu dem Zwecke sind die Maschinen- und Transmissionsspeisepumpen, die immer mit derselben Tourenzahl laufen, oft mit einer Reguliervorrichtung versehen, wodurch die in den Kessel zu pressende Speisewassermenge nach dem Dampfverbrauch reguliert werden kann. Die einfachste Reguliervorrichtung besteht darin, daß man den Raum oberhalb und denjenigen unterhalb der Saug- oder Druckventile od. auch bei doppelt wirkenden Pumpen die Räume auf den beiden Kolbenseiten durch einen Regulier- oder Umlaufhahn (oder -Ventil) in Verbindung bringt, der, nach Bedürfnis eingestellt, eine mehr oder weniger große Wassermenge zurückfließen läßt. Bei den Dampfpumpen kann durch Veränderung der Hubzahl deren Leistung geregelt werden. Auch bei den jetzt gebräuchlichen Injektorkonstruktionen ist eine Regelung der Fördermenge in engern oder weitern Grenzen möglich. Selbsttätige D. sind mehrfach konstruiert worden. Am bekanntesten ist der Apparat von Cohnfeld. Wegen nicht hinreichender Zuverlässigkeit finden jedoch alle diese Apparate nur sehr selten Verwendung. Die Kessel für Heizungsanlagen, Kochapparate ꝛc. werden in der Regel mit dem sich in den Heizkörpern, Rohrleitungen ꝛc. bildenden Kondenswasser gespeist. Bei den Niederdruckdampfheizungen fließt dieses in geschlossener Leitung dem Kessel von selbst wieder zu, falls letzterer sich tiefer befindet als die tiefste Dampfverbrauchsstelle. Steht der Kessel höher, oder läßt man das Kondenswasser in offenen Gefäßen sich sammeln, dann sind zu dessen Rückführung in den Kessel besondere Apparate nötig (von Körting, Hammelrath u. a.), die selbsttätig arbeiten und als Kondenswasserrückleiter, Schwimmerpumpen ꝛc. bezeichnet werden. Diese Apparate finden auch bei Kesseln für Dampfmaschinenbetrieb Verwendung, wenn man zur Erzielung eines sparsamen Betriebes neben der gewöhnlichen Speisung durch Pumpen oder Injektoren das sich in den Rohrleitungen ꝛc. bildende Kondenswasser in den Kessel zurückleiten will. In einzelnen Fällen kann zur Kesselspeisung die in der Abbildung schematisch angedeutete Vorrichtung, der sogen. Was-



Wasserrücklauf (Retour d'eau).

ferrücklauf (Retour d'eau), Verwendung finden. A ist ein Sammelgefäß, dem Kondenswasser durch das Rohr E zufließt. Es steht für gewöhnlich außer Verbindung mit dem Dampfkessel B, indem die Hähne c und d geschlossen sind, jedoch mit der äußern Luft durch den Hahn f in Verbindung, damit das Wasser frei einströmen kann. Hat sich A bis nahe an die Mündung des Rohres C mit Wasser gefüllt, so schließt man e und f und öffnet c und d, so daß nunmehr das Wasser vermöge seines Eigengewichts durch das Rohr D in den Kessel fällt, dagegen sich das Gefäß A durch das Rohr C mit Dampf füllt. Wenn man nun wieder c und d schließt, so kann man entweder durch Öffnung von e und f wieder Kondenswasser nach A fließen oder aber e und f geschlossen lassen und dadurch bewirken, daß der Dampf in A sich nach kurzer Zeit kondensiert und ein Vakuum bildet, so daß A sich nach Öffnung des im Saugrohr G befindlichen Hahns g mit frischem Speisewasser aus dem tiefer gelegenen Reservoir H füllt. Wird mit warmem Wasser gespeist, dann ist, wenn die Speiseapparate das Wasser ansaugen müssen, die Saughöhe der Wassertemperatur entsprechend klein zu nehmen.

Dampfkesselüberwachung und **Dampfkesselüberwachungsvereine.** Im Interesse der allgemeinen Sicherheit steht die Anlage und der Betrieb der Dampfkessel unter besonderer polizeilicher Kontrolle. Nach § 24 der Reichsgewerbeordnung ist zur Anlegung von Dampfkesseln die Genehmigung der nach den Landesgesetzen zuständigen Behörden erforderlich. Auf Grund dieses Paragraphen hat der Bundesrat in der Bekanntmachung vom 5. Aug. 1890 »Allgemeine polizeiliche Bestimmungen über die Anlegung von Dampfkesseln« erlassen. Auf dem Weg übereinstimmender Anordnungen wurden dann von den einzelnen Landesregierungen besondere landespolizeiliche Bestimmungen über die Genehmigung, Prüfung und Revision der Dampfkessel gegeben (Reichsgesetzblatt 1890, S. 163 u. f.). Die vorgeschriebenen Prüfungen und Untersuchungen werden teils von staatlichen Beamten, der Mehrzahl nach von staatlicherseits dazu ermächtigten Ingenieuren der Dampfkesselüberwachungsvereine (gebildet von den Besitzern der Dampfkessel) vorgenommen. Anfang 1901 bestanden in Deutschland 38 solcher Dampfkesselüberwachungsvereine. Die 27 preußischen Vereine haben sich zu einem »Zentralverband der preußischen Dampfkesselüberwachungsvereine« zusammengeschlossen (dem auch einige nichtpreußische Vereine angehören), der ein eignes Organ, die »Mitteilungen aus der Praxis des Dampfkessel- und Dampfmaschinenbetriebes«, herausgibt und neben der Vertretung der Interessen der Vereine den amtlichen Verkehr mit dem preußischen Handelsministerium vermittelt. Die regelmäßigen technischen Untersuchungen der Dampfkessel sind teils äußere, teils innere, teils Wasserdruckproben. Die Perioden, innerhalb der die einzelnen Untersuchungen vorzunehmen sind, sind in den verschiedenen Bundesstaaten verschieden. S. auch Dampfkessel (polizeiliche Bestimmungen und Literatur).

Dampfkochtopf, s. Digestor.

Dampfkochung, das Erhitzen von Flüssigkeiten durch zugeleiteten Dampf. Kann man den Dampf aus dem Dampfkessel durch ein metallenes Rohr direkt in die betreffende Flüssigkeit leiten, so gibt er seine Wärme sehr vollständig ab und wird selbst wieder zu Wasser verdichtet, das sich der zu kochenden Flüssigkeit beimischt. Wo dies nicht in Betracht kommt, ist die Methode sehr vorteilhaft; man erhält z. B. sehr konzentrierte Lösungen, wenn man den Dampf auf Salz, Zucker u. dgl. wirken läßt, und eine starke Brühe, wenn man ihn zu Farbholzspänen leitet, wobei der Farbstoff dem Holz vollständig entzogen wird. Besondere Wichtigkeit hat die Methode auch für das Kochen des Viehfutters. Es ist aber vorteilhafter, das Futter durch hinzugeleiteten Dampf bis auf den Siedepunkt des Wassers zu erhitzen als es mit Wasser zu übergießen und dies dann zum Kochen zu erhitzen. Vgl. Futterkochapparat. — Darf das aus dem Dampf verdichtete Wasser sich nicht der zu kochenden Flüssigkeit beimischen, so wendet man Gefäße mit doppeltem Boden an und leitet den im Dampfkessel erzeugten Dampf zwischen beide Böden, oder man legt ein oder zwei Schlangenrohre (Heizschlangen) in den Kessel, in dem gekocht werden soll, und leitet den Dampf durch die Rohre. Hier ist die durch den Wasserdampf erhitzte und von der Flüssigkeit berührte Metallfläche größer, und die Erhitzung verläuft deshalb schneller als in Gefäßen mit doppeltem Boden. Bei dem Robertschen Verdampfungsapparat sind mehrere hundert Rohre mit ihren Enden in entsprechenden Öffnungen zweier horizontaler Scheiben befestigt, die den zylindrischen Raum des Verdampfungsgefäßes, den Dampfheizraum, unten von dem kleinen gewölbten Bodenraum und oben von dem geräumigen Saftdampfraum trennen. Der Bodenraum steht also mit dem Saftdampfraum durch die Rohre in Verbindung, und eingelassener Saft füllt erstern, letztern und die Rohre; der eingelassene Dampf umspült den obern und den untern Boden sowie die Rohre und erhitzt dadurch den Saft. Bei D. kann man mit einer Feuerung viele Gefäße erhitzen, und zu den Kochgefäßen lassen sich sehr häufig hölzerne Fässer od. dgl. benutzen, da sie mit Feuer nicht in Berührung kommen; außerdem wird ein Anbrennen vollständig vermieden. — Auch in der Küche hat man die D. für gewisse Zwecke mit großem Vorteil angewendet. Man gießt in einen Topf einige Zoll hoch Wasser und stellt einen mit drei Füßen versehenen zweiten Boden aus Drahtgeflecht oder siebartig durchlöchertem Blech hinein. Diesen Boden darf das Wasser nicht berühren; erhitzt man nun zum Kochen, so erhitzt der Dampf die auf dem zweiten Boden liegenden Kartoffeln, Gemüse ꝛc. Über andre Dampfkochapparate s. Kochherde und Kochmaschinen.

Dampfkolben, s. Dampfmaschine, S. 455.

Dampfkorvette, s. Korvette.

Dampfkran, s. Kran.

Dampfkrumpe, das Dekatieren des Tuches mit Wasserdampf (s. Tuch).

Dampfkugel, soviel wie Äolipile (s. d.); auch veraltetes Kriegsmittel (Stankkugel mit Harz, Pech, Pulversatz ꝛc.), um durch starke Rauchentwickelung den Feind aus Gebäuden, Minengalerien ꝛc. zu vertreiben.

Dampfkutsche, s. Motorwagen.

Dampfkutter, s. Boot, S. 211.

Dampfleitung, das Röhrensystem, das den Dampf vom Ort seiner Erzeugung zu dem Verbrauchsort führt. Man benutzt hierzu meist schmiedeeiserne Rohre und nur für einzelne Teile Gußeisen (Anschlußstellen für abzweigende Leitungen) und Kupfer (bei scharfen Krümmungen). Die Rohre sind mit Flanschen versehen, die durch Schrauben verbunden werden. Das zwischen den Flanschen liegende Dichtungsmaterial (Asbestpappe, Kautschuk mit Leinwandeinlage, Messingdrahtgewebe mit Mennige, Kupferdraht ꝛc.) wird bei hohem Dampfdruck gegen seitliches Heraustreten durch geeignete Flanschenkonstruktion gesichert. Die D. soll scharfe Biegungen möglichst vermeiden. An der

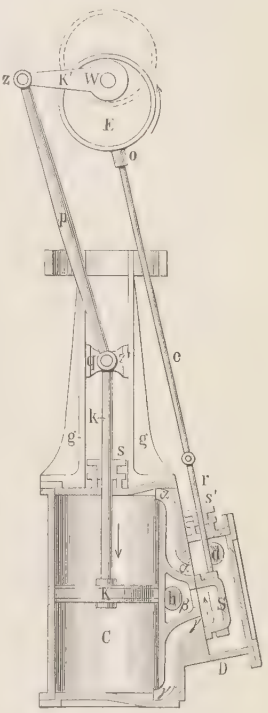
Dampfmaschinen I.

Anordnung und Wirkungsweise der Dampfmaschine.

Fig. 1 stellt eine doppelt wirkende Dampfmaschine im Längsschnitt schematisch dar. Im Zylinder C wird der dicht anschließende Kolben K hin und her bewegt, mit ihm die bei s durch eine Stopfbüchse gehende Kolbenstange k und der Kreuzkopf (Querhaupt) q, der an den Gleitschienen g geradlinig geführt wird. Mittels der durch die Zapfen z und z' mit dem Kreuzkopf und der Kurbel K' gelenkig verbundenen Bleuelstange oder Schubstange p wird die geradlinige Bewegung in eine rotierende Bewegung der *Kurbelwelle* (Schwungradwelle) W übergeführt. Von der Kurbelwelle aus erfolgt die Arbeitsübertragung auf die Arbeitsmaschinen (durch Riemen, Seile, direkte Kuppelung etc.). Damit der Kolben hin und her getrieben wird, muß abwechselnd am obern und untern Zylinderende Dampf eingeführt und der auf der andern Seite befindliche Dampf entlassen werden. Hierzu dient die *Steuerung*, und zwar bei der abgebildeten Dampfmaschine eine Schiebersteuerung, bestehend in einem Schieber S, der in dem Schieberkasten D auf dem sogen. *Schieberspiegel* über den Dampfkanälen α, β und γ hin und her gleitet. Er erhält seine Bewegung von dem auf der Kurbelwelle W sitzenden, hier beispielsweise um 90° gegen die Kurbel K' verstellten Exzenter E mittels der Exzenterstange oe und der durch die Stopfbüchse s' geführten Schieberstange r. Befindet sich daher der Kolben K in der Mitte des Zylinders C, so steht der Schieber in einer seiner Endstellungen und umgekehrt. Bei der Stellung der Figur steht der Schieber in seiner untersten Stellung, der Kolben in der Mitte, der durch das Rohr d in den Schieberkasten gelangte Dampf tritt daher durch $\alpha\alpha$ über den Kolben und drückt ihn abwärts, wobei der vom vorigen Hub in C befindliche Dampf durch $\gamma\gamma$, die Höhlung des Schiebers S, β und b ins Freie entweicht. Bei Ankunft des Kolbens am Boden des Zylinders wird der Kanal $\gamma\gamma$ für den Dampfeintritt frei, während $\alpha\alpha$ durch die Schieberhöhlung mit dem Abzugsrohr b in Verbindung gesetzt wird, so daß der unten eintretende Dampf den Kolben aufwärts und letzterer den über ihm stehenden Dampf aus dem Zylinder hinaustreibt.

Bei der beschriebenen Anordnung der Dampfmaschine gibt es zwei Totpunkte, d. h. zwei mit den Hubwechseln des Kolbens zusammenfallende Stellungen, in denen die Kurbel und die Bleuelstange in einer geraden Linie liegen, so daß letztere in diesem Moment nicht auf erstere drehend wirken kann. Die Maschine müßte daher am Ende jedes Kolbenhubes stehen bleiben, wenn nicht die Trägheit bewegter Massen über die Totpunkte hinweg hülfe. Außerdem aber ist die auf Drehung der Kurbel wirkende Kraft (Umfangskraft) nach der Stellung der Bleuelstange, bez. des Kolbens sehr verschieden groß, sie wächst vom einen Totpunkte bis ungefähr zur mittlern Kolbenstellung und nimmt dann wieder ab bis zum entgegengesetzten Totpunkte. Daher müßte die Maschine sehr ungleichmäßig laufen. Zur Überwindung der Totpunkte und zur Erzielung eines gleichförmigen Ganges wird die Maschine mit rotierenden Massen verbunden in Form eines auf der Kurbelwelle W (Schwungradwelle) angebrachten *Schwungrades*, das bei großer Umfangskraft den Arbeitsüberschuß in Form von lebendiger Kraft aufspeichert, um die Umfangskraft damit bei den ungünstigern Kurbelstellungen zu unterstützen.

Die Möglichkeit des Stehenbleibens in den Totpunkten ist nicht vorhanden bei einer Zweizylindermaschine, deren Kurbeln auf der gemeinschaftlichen Kurbelwelle um 90° gegeneinander verstellt sind. Bei einer solchen Maschine treten auch die Perioden größter und kleinster Umfangskräfte abwechselnd an den beiden Kurbeln auf, weshalb hier ein verhältnismäßig kleineres und leichteres Schwungrad als bei der Einzylindermaschine schon genügt, dieses nötigenfalls auch ganz entbehrt werden kann. Das Gleiche ist der Fall bei einer Dreizylindermaschine mit unter 120° versetzten Kurbeln. Die Einzylindermaschine läßt sich durch Einlassen von Dampf nicht in Gang setzen, wenn die Kurbel in einem Totpunkte steht. Die Zwillings-, Drillings- etc. Maschinen mit unter 90, bez. 120° gegeneinander versetzten Kurbeln gehen dagegen bei jeder Kurbelstellung an, weshalb sie stets da verwendet werden, wo die Dampfmaschinen häufig angehalten und wieder angelassen werden müssen (bei Kranen, Winden, Aufzügen, Fördermaschinen etc.).

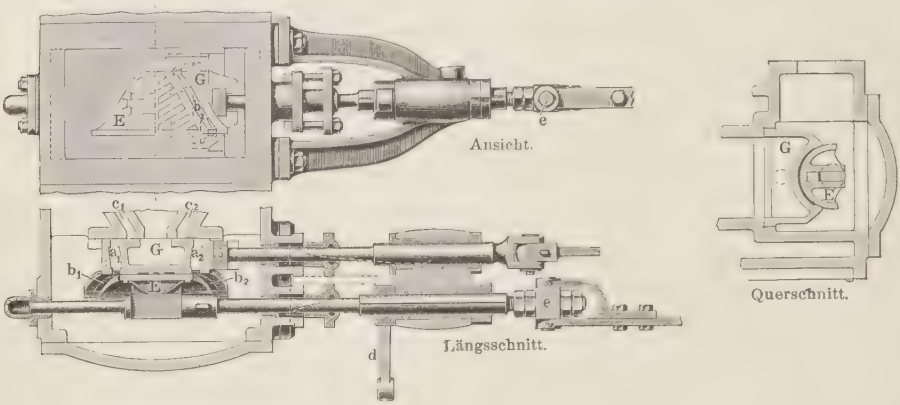


1. Dampfmaschine mit Schiebersteuerung (schematisch).

Wenn der nutzbare Widerstand der Dampfmaschine, wie er von den von ihr betriebenen Arbeitsmaschinen dargeboten wird, im Verhältnis zur Dampfarbeit zu gering ist, so fängt die Dampfmaschine an, immer schneller zu laufen, ja sie kann schließlich vollständig durchgehen, d. h. so schnell laufen, daß gefährliche Brüche entstehen. Wird der Widerstand zu groß, so läuft die Dampfmaschine zu langsam oder bleibt ganz stehen. Ein solcher zu geringer oder zu großer Widerstand tritt bei Betriebsdampfmaschinen sehr häufig auf, wenn ein Teil der zu betreibenden Arbeitsmaschinen ausgerückt wird, bez. wenn mehr Maschinen eingerückt werden. Man kann nun die Dampfarbeit dem Widerstand anpassen, in dem man durch Verstellung des Absperrventils oder einer *Drosselklappe* (s. d.) in der Dampfleitung den Dampfzutritt zur Dampfmaschine entsprechend vergrößert oder verkleinert (das sogen. Drosseln des Dampfes). Das Verstellen der Drosselklappe geschieht selbsttätig durch einen *Regulator* (Schwungkugelregulator, s. *Regulator*). Statt dieser Art der Regulierung durch Drosselung des Dampfes wird bei den weiter unten erläuterten Steuerungen vorteilhafter die Regulierung durch Veränderung des Expansionsgrades bewirkt.

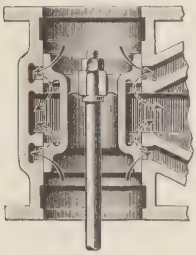
Die Steuerungen der Dampfmaschinen.

Man kann eine *innere* und eine *äußere* Steuerung unterscheiden. Die erstere besteht aus den Dampfabschlußorganen (in *Fig. 1* der Schieber), die den Dampfein- und -Auslaß bewirken, letztere wird gebildet durch den Mechanismus, durch den die Abschlußorgane von der Kurbelwelle oder von der Kolbenstange (z. B. bei manchen Dampfpumpen) aus



2. Doppelschiebersteuerung von Rider.

bewegt werden (in *Fig. 1* Schieberstange, Exzenterstange und Exzenter). Sind die Dampfabschlußorgane ständig, sowohl während des Öffnens als auch während des Schließens der Dampfkanäle, mit dem äußern Steuerungsmechanismus in Verbindung, dann nennt man die Steuerung *zwangläufig*. Wird diese Verbindung jedoch während der Periode des Öffnens der Einlaßkanäle in geeignetem Augenblick selbsttätig aufgehoben und schließen nun die Dampfabschlußorgane die Dampfkanäle ab unter der Einwirkung eines Gewichtes, einer Feder etc., dann heißt die Steuerung *Ausklink-* oder *Auslösssteuerung*. Diejenigen Steuerungen, bei denen die Füllung des Zylinders von dem Regulator entsprechend dem jeweilig sich der Dampfmaschine bietenden Arbeitswiderstande selbsttätig eingestellt wird, werden gewöhnlich als *Präzisionssteuerungen* bezeichnet. Nach der Art der Dampfabschlußorgane zerfallen die Steuerungen in *Schieber-*, *Hahn-* und *Ventilsteuerungen*.



3. Kolbenschieber.

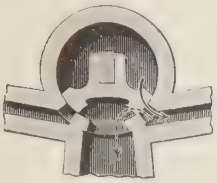
Schiebersteuerungen. Die einfachste Form einer Schiebersteuerung ist aus *Fig. 1* ersichtlich. Der dort dargestellte Schieber, der einfache *Flachschieber* (wegen seiner ebenen Gleitfläche so genannt) oder *Muschelschieber*, steuert sowohl die Dampfeinströmung als auch die Dampfausströmung. Die einzelnen Momente in der Dampfverteilung, Beginn und Ende des Dampfeintritts, ferner Beginn und Ende des Dampfaustritts, sind daher vollständig voneinander abhängig, und es ist nicht möglich, z. B. das Ende des Dampfeintritts, also die Füllung, beliebig zu wählen oder zu ändern, ohne damit alle übrigen Momente der Dampfverteilung in einer oft unerwünschten Weise zu beeinflussen. Eine größere Unabhängigkeit zwischen den einzelnen Momenten in der Dampfverteilung, besonders zwischen Ein- und Auslaß, gewähren die *Doppelschiebersteuerungen*.

Die *Ridersteuerung* (*Fig. 2;* Längsschnitt, Querschnitt und Ansicht) besitzt zwei Schieber, einen *Grund-* oder *Verteilungsschieber* G und einen *Expansionsschieber* E. Jeder Schieber wird von einem auf der Kurbelwelle sitzenden Exzenter bewegt. Der Expansionsschieber gleitet mit zylindrischer Gleitfläche auf dem hohlzylindrisch gestalteten Rücken des Grundschiebers. Die beiden Kanäle a_1, a_2 des Grundschiebers münden an dessen Rücken in den schrägen Schlitzen b_1, b_2, die bei der relativen Bewegung der beiden Schieber gegeneinander von den ebenfalls schrägen Kanten des Expansionsschiebers abwechselnd verdeckt und freigegeben werden. Der Dampf tritt aus dem Schieberkasten durch die Schlitze b_1, b_2 in die Kanäle a_1, a_2 ein, um alsdann durch die Kanäle c_1, c_2 nach dem Zylinder zu gelangen. An dem Hebel d greift der Regulator an und dreht die im Gelenk e um ihre Achse drehbar gelagerte Expansionsschieberstange mit dem Expansionsschieber E. Je nach der Stellung des Regulators gelangt der breitere oder schmälere Teil des Expansionsschiebers zur Wirkung, was einen frühern oder spätern Abschluß der Schlitze b_1, b_2 zur Folge hat, entsprechend einer kleinern oder größern Füllung des Zylinders. Der Expansionsschieber hat hiernach nur die Aufgabe, das Ende des Dampfeintritts, also die Füllung oder den Expansionsgrad, in gewünschter Weise herbeizuführen. Der Grundschieber bestimmt den Beginn des Dampfeintritts sowie Beginn und Ende des Dampfaustritts, der wie bei dem Muschelschieber (*Fig. 1*) erfolgt.

Die Ridersteuerung ist eine der am meisten benutzten Doppelschiebersteuerungen. Sie ist entstanden aus der *Meyersteuerung*, bei der die Verstellung der Füllung von Hand erfolgt.

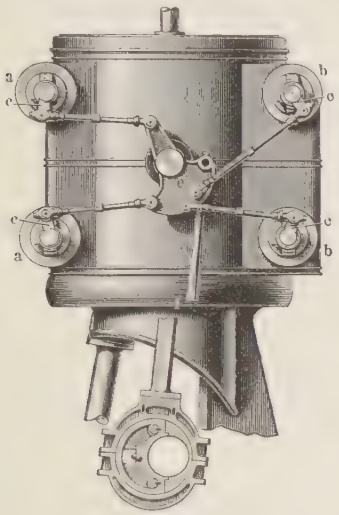
Der *Kolbenschieber* (*Fig. 3*) ist ein Rotationskörper, der entstanden gedacht werden kann, wenn die Längsschnittfläche eines Flachschiebers (*Fig. 1*) um eine zu seiner Bewegungsrichtung parallele Achse rotiert. Er gleitet in einer hohlzylindrisch gestalteten Schieberspiegelfläche. In der Wirkungsweise verhält sich der Kolbenschieber wie ein Flachschieber, im Gegensatze zu diesem ist er aber vom Dampfdrucke vollständig entlastet. Er wird meist bei hohem Dampfdrucke und auch bei den Heißdampfmaschinen

benutzt. Bei der Ridersteuerung wird der Kolbenschieber sehr häufig in entsprechender Abänderung verwandt, entweder ist nur der Expansionsschieber ein Kolbenschieber, oder Grund- und Expansionsschieber sind beide als solche ausgebildet.



4. Drehschieber oder Hahn.

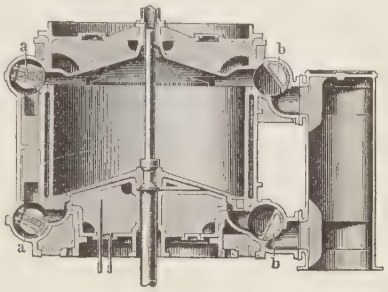
Hahnsteuerungen. Denkt man sich die Gleitfläche des einfachen Muschelschiebers und den zugehörigen Schieberspiegel zylindrisch gekrümmt um eine senkrecht zu seiner Bewegungsrichtung und parallel zum Schieberspiegel gerichtete Achse und läßt man den so gestalteten Schieber um diese seine Achse schwingen, dann hat man den *Drehschieber* oder *Hahn (Fig. 4)*. Der dem Muschelschieber entsprechend konstruierte Hahn steuert gleich diesem den Dampfein- und -Auslaß auf beiden Zylinderseiten. Meist verwendet man jedoch zwei oder vier in geeigneter Weise konstruierte Hähne, die an den Enden des Zylinders eingebaut sind. Bei vier Hähnen können Ein- und Auslaß unabhängig voneinander gesteuert werden. Die Bewegung der Hähne erfolgt wie bei der Schiebersteuerung von der Kurbelwelle aus durch Exzenter. Der Bewegungsmechanismus wird sowohl zwangläufig als auch als Ausklinkmechanismus ausgeführt.



5. Äußere Ansicht.
5 u. 6. Zwangläufige Hahnsteuerung.

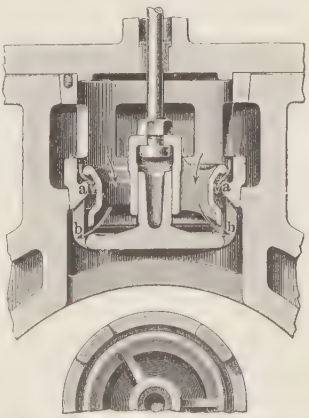
Bei einer der ältesten Hahnsteuerungen, der *Corlißsteuerung*, werden die Einlaßhähne durch einen Ausklinkmechanismus gesteuert, während die Auslaßhähne zwangläufig bewegt werden. *Fig. 5* zeigt den äußern Mechanismus einer zwangläufigen Hahnsteuerung einer stehenden Maschine, wie sie oft für die Niederdruckzylinder der Mehrfach-Expansionsmaschinen benutzt wird. a, a sind die Einlaßhähne, b, b die Auslaßhähne. Dieselben werden mittels der auf ihren Achsen sitzenden Kurbeln c durch die vier Stangen von der Schwingscheibe e aus bewegt, die ihrerseits von der Exzenterstange f in Schwingung versetzt wird, die nach einem auf der Kurbelwelle sitzenden Exzenter führt. *Fig. 6* ist ein achsialer Schnitt durch den Dampfzylinder, der die Hähne im Querschnitt erkennen läßt.

Ventilsteuerungen. Das Dampfabschlußorgan ist hier ein Ventil und zwar ein sogen. *Rohrventil* oder *Doppelsitzventil*, das infolge seiner eigenartigen Konstruktion vom Dampfdrucke zum weitaus größten Teil entlastet ist. Für Ein- und Auslaß müssen getrennte Ventile verwandt werden, so daß eine doppelt wirkende Maschine vier Ventile besitzt. *Fig. 7* zeigt ein Einlaßventil. Bei der Erhebung des rohrförmig gestalteten Ventils strömt der Dampf bei a und bei b in den Kanal, der nach dem Zylinder führt. Die Auslaßventile sind entsprechend konstruiert. In manchen Fällen werden Ventile mit vier Sitzflächen, sogen. *viersitzige Ventile*, benutzt. Die Bewegung der Ventile erfolgt durch einen mehr oder weniger komplizierten Mechanismus, der seinerseits wieder durch Exzenter oder unrunde Scheiben (Daumen) betätigt wird, die meist auf einer sogen. Steuerwelle sitzen. Letztere erhält ihren Antrieb durch Zahnräder von der Kurbelwelle. Sowohl zwangläufige als auch Ausklinkmechanismen werden benutzt. Die bekannteste zwangläufige Ventilsteuerung ist die *alte Collmannsteuerung*, die bekannteste Ausklinksteuerung die *Sulzersteuerung*.



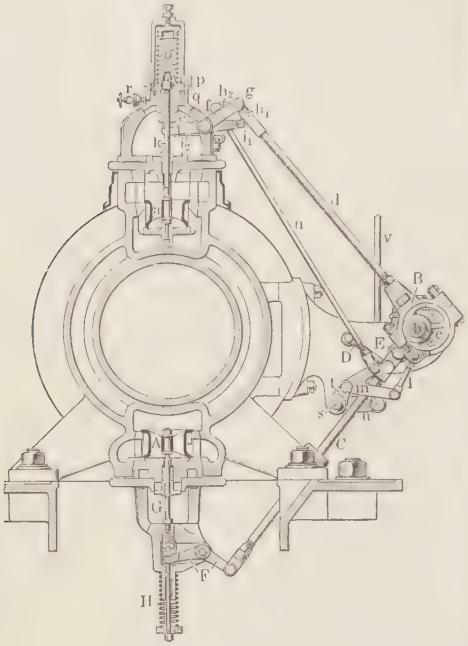
6. Schnitt durch den Dampfzylinder.

Fig. 8 gibt ein Bild einer Ausführungsform der Sulzersteuerung für die eine Zylinderseite einer liegenden Maschine. Es ist ein Querschnitt an einem Ende des Dampfzylinders durch die Ventile. Oben ist das Einlaßventil a, unten das Auslaßventil A. Parallel zu dem Dampfzylinder ist die sogen. Steuerwelle b gelagert, die von der Kurbelwelle durch



7. Doppelsitzventil. (Schnitt und Grundriß.)

Zahnräder angetrieben wird. Auf der Steuerwelle sitzt das Exzenter c. Das gegabelte Ende der Exzenterstange d ist durch zwei auf der Außenseite der Gabel sitzende, um e schwingende Lenker f geführt.



8. Ventilsteuerung von Sulzer.

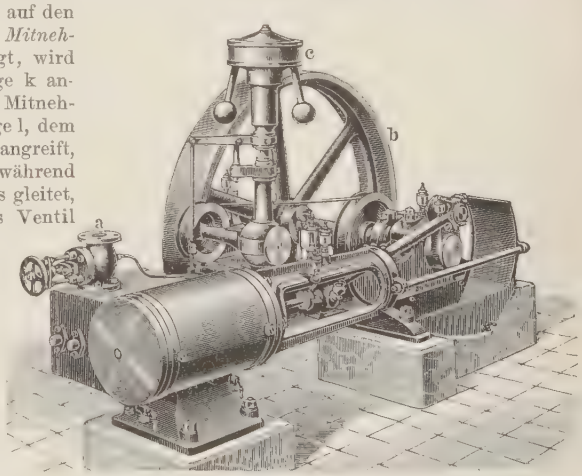
Innerhalb der Gabel, drehbar um den Bolzen g, der zugleich die Exzenterstange mit den Lenkern verbindet, sitzt der zweiarmige, sogen. *aktive Mitnehmer* h_1, h_2. Sobald sich der Arm h_1 des letztern auf den Arm i_1 des Hebels i_1, i_2, des sogen. *passiven Mitnehmers*, aufsetzt und diesen nach unten bewegt, wird durch den Arm i_2, der an der Ventilstange k angreift, das Ventil a gehoben. Dem aktiven Mitnehmer wird von dem Exzenter durch die Stange l, dem Winkelhebel m und der Stange n, die bei h_2 angreift, eine Bewegung erteilt, derart, daß h_1 auf i_1 während der Abwärtsbewegung von links nach rechts gleitet, bis eine Ausklinkung erfolgt, worauf das Ventil unter Einwirkung der Feder o sich freifallend schließt. Die Schlußgeschwindigkeit wird durch den aus Zylinder p und Kolben q gebildeten Luftpuffer geregelt. Während der Aufwärtsbewegung des Kolbens q wird durch das Ventil r Luft angesaugt, die beim Kolbenniedergang nur durch eine enge Öffnung ausströmen kann, deshalb komprimiert wird und hemmend auf den Ventilschluß wirkt.

Der Moment der Ausklinkung, damit also die Füllung des Zylinders wird bestimmt durch die Stellung des aktiven Mitnehmers, die dadurch vom Regulator beeinflußt wird, daß der Winkelhebel m am freien Ende eines auf der Regulierwelle s sitzenden Hebels t gelagert ist. Die Regulierwelle aber wird mittels Hebel u und Stange v vom Regulator verdreht bei einer Änderung im Arbeitswiderstande der Maschine. Je mehr der Arm h_1 des aktiven Mitnehmers nach rechts steht, desto früher erfolgt die Ausklinkung, je mehr er nach links steht, desto später erfolgt dieselbe, entsprechend einer kleinern, bez. größern Füllung des Zylinders.

Der Dampfauslaß kann verschieden gesteuert werden. In der Figur geschieht es durch eine auf der Steuerwelle neben dem Exzenter sitzende *unrunde Scheibe* B (Daumen, *Daumensteuerung*). Die Stange C, durch den Lenker D geführt, trägt an ihrem obern gegabelten Ende die Rolle E und ist mit ihrem untern Ende mit dem Hebel F verbunden, der an der Ventilstange G des Auslaßventils angreift. Sobald der Vorsprung der unrunden Scheibe auf die Rolle drückt, wird durch Vermittelung von C, F und G das Auslaßventil geöffnet. Der Schluß desselben wird bewirkt durch die Feder H.

Die Sulzersteuerung war vorbildlich für eine Anzahl andrer ähnlicher Ausklink-Ventilsteuerungen.

Überblick über die verschiedenen Steuerungen. Die Frage, welches Steuerungssystem am vorteilhaftesten ist, ist für den einzelnen Fall unter Berücksichtigung des Zweckes, dem die Dampfmaschine dienen soll, sowie aller für die Herstellung und den Betrieb derselben in Betracht kommenden Verhältnisse zu beurteilen. Vollkommen zwangläufige Steuerungen lassen sich für fast alle Maschinen verwenden, während die Benutzung der sogen. halbzwangläufigen und Ausklinksteuerungen beschränkt ist. Insbesondere eignen sich diese nicht für Maschinen mit höherer Umdrehungszahl. Von den innern Steuerungsteilen ist der Flachschieber dasjenige Abschlußorgan, das sich auch unter ungünstigen Verhältnissen meist gut bewährt, sofern der Dampfdruck nicht zu hoch ist. Bei hohem Dampfdruck wird der Flachschieber bisweilen mit einer *Entlastungsvorrichtung* versehen, die bewirkt, daß der Schieber nur mit einem Teile des auf ihm lastenden Dampfdrucks auf den Schieberspiegel gepreßt wird. Der Kolbenschieber ist in



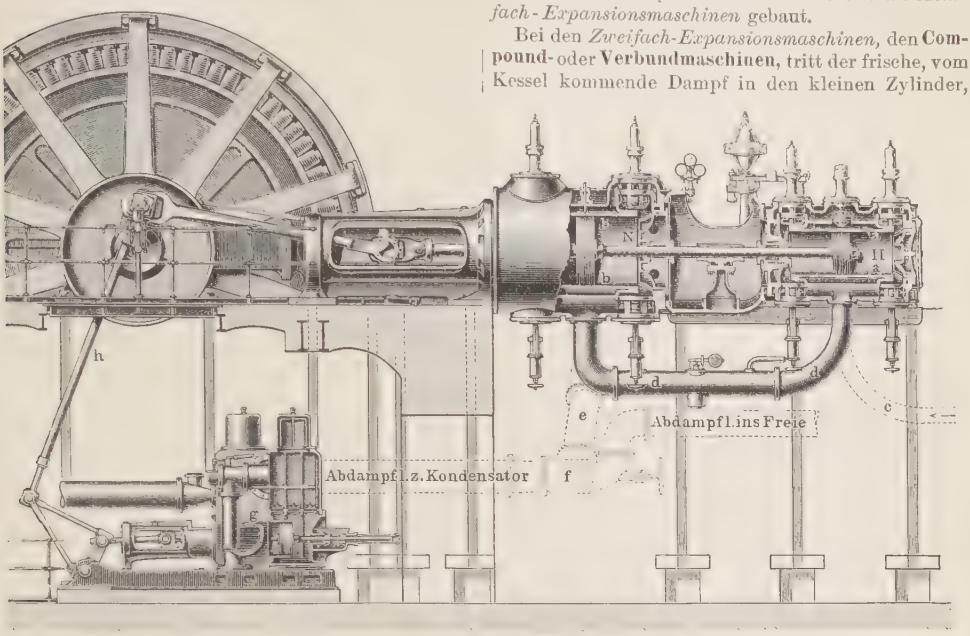
9. Liegende Einzylinder-Dampfmaschine.

Herstellung und Betrieb empfindlicher als der Flachschieber. Die Hahnsteuerungen ermöglichen es, den schädlichen Raum verhältnismäßig sehr klein zu halten. Die Ventile sind geeignete Steuerungsorgane besonders für mittlere und große Maschinen. Bei Betrieb mit Heißdampf haben sie sich gut bewährt.

Dampfmaschinen II.

Die verschiedenen Bauarten der Dampfmaschine.

Einzylindermaschinen. *Fig. 9* auf Tafel I (S. IV) zeigt eine übliche Bauart einer liegenden Einzylinder-Auspuffmaschine mit Riderscher Doppelschiebersteue-



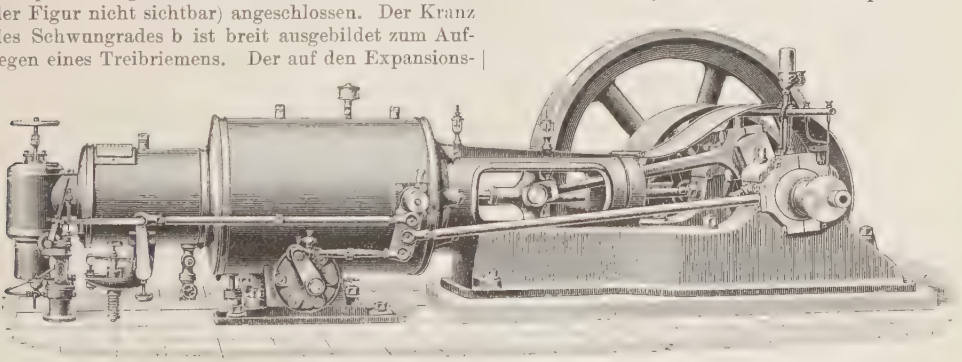
10. Tandem-Dampfmaschine.

rung. Die Dampfzuführung erfolgt bei a durch ein auf dem Schieberkasten sitzendes Absperrventil; die Dampfableitung ist unterhalb des Schieberkastens (in der Figur nicht sichtbar) angeschlossen. Der Kranz des Schwungrades b ist breit ausgebildet zum Auflegen eines Treibriemens. Der auf den Expansionsschieber einwirkende Regulator c wird durch einen Riemen von der Schwungradwelle aus angetrieben.

Maschinen der vorliegenden Bauart, die auch oft mit Kondensation versehen werden, eignen sich in der Regel bei ungefähr 80—150 minutlichen Umdrehungen und einer Eintrittsdampfspannung von etwa 6—8 Atmosphären für Leistungen bis zu ungefähr 60—80 Pferdekräften. Für größere Leistungen und bei höherm Dampfdrucke sind zweckmäßig Mehrfach-Expansionsmaschinen zu verwenden.

Mehrzylindermaschinen. Von den Mehrzylindermaschinen finden die Zwillings-, Drillings- etc. Maschinen im allgemeinen nur in den schon (unter ‚Anordnung und Wirkungsweise der Dampfmaschine') erwähnten besondern Fällen Verwendung. Sonst werden die Mehrzylindermaschinen meist als *Mehrfach-Expansionsmaschinen* gebaut.

Bei den *Zweifach-Expansionsmaschinen*, den **Compound-** oder **Verbundmaschinen**, tritt der frische, vom Kessel kommende Dampf in den kleinen Zylinder, den *Hochdruckzylinder*, ein und gelangt nach teilweiser Expansion von diesem in den großen Zylinder, den *Niederdruckzylinder*, in dem die Expansion bis

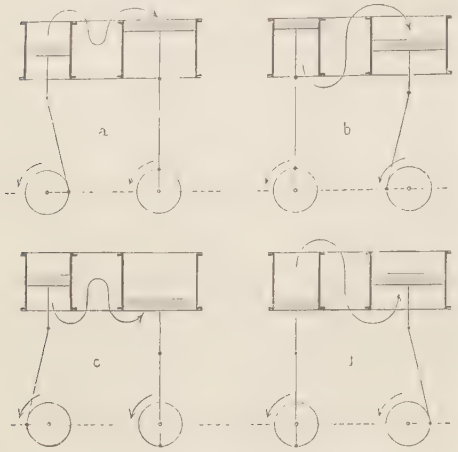


11. Schmidtsche Tandem-Heißdampfmaschine.

zu der zulässigen Grenze weiter vor sich geht. Die Kurbeln der Zweifach-Expansionsmaschinen können um 0° (gleich gerichtet), 180° oder 90° gegeneinander versetzt sein.

Bei der ältern Konstruktion der Maschinen mit unter 0° oder 180° versetzten Kurbeln (den *Woolf*schen Maschinen) diente das Dampfauslaßorgan des Hochdruckzylinders zugleich als Einlaßorgan des Niederdruckzylinders. Die Dampfverteilung erfolgt daher derart, daß der frische Dampf während des

ersten einfachen Hubes im kleinen Zylinder, dann während des zweiten Hubes im kleinen und großen Zylinder gemeinschaftlich expandiert und schließlich während des dritten Hubes aus dem großen Zylinder austritt. Solche Maschinen baut man im allgemeinen



12. Verschiedene Kolbenstellungen einer Compound-Receivermaschine.

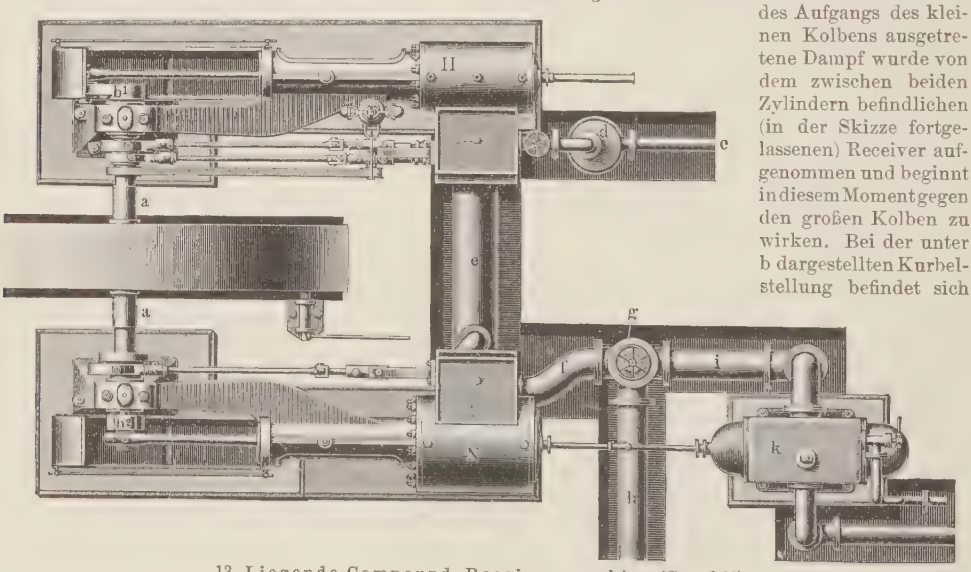
nicht mehr; die jetzt üblichen Konstruktionen besitzen für den Auslaß am Hochdruckzylinder und den Einlaß am Niederdruckzylinder getrennte und unabhängig voneinander bewegte Steuerorgane.

Sehr beliebt ist die Bauart der **Tandemmaschine** das Überströmrohr zwischen Hoch- und Niederdruckzylinder. Durch e erfolgt die Dampfableitung und zwar je nach Stellung des Ventils f entweder ins Freie oder nach dem Kondensator g, dessen Pumpe durch die Stange h vom Kurbelzapfen der Maschine aus angetrieben wird. Das Schwungrad ist hier als Anker einer Dynamomaschine ausgebildet.

Fig. 11 zeigt eine *Schmidt*sche Tandem-Heißdampfmaschine mit einfach wirkenden Zylindern. Heißdampfmaschinen werden aber auch doppeltwirkend gebaut.

Bei den Zweifach-Expansionsmaschinen, deren Kurbeln um 90° verstellt sind, ist zwischen beiden Zylindern ein Sammelraum, *Aufnehmer* oder *Receiver* genannt, nötig, in dem sich der Dampf aufhält, wenn er den kleinen Zylinder verläßt, jedoch wegen der eigentümlichen Kurbelstellung noch nicht in den großen Zylinder eintreten kann. Diese Maschinen heißen **Compound-Receivermaschinen**, werden aber häufig schlechtweg *Compoundmaschinen* (besser wäre *Receivermaschinen*) genannt.

In *Fig. 12* soll das Prinzip einer Compound-Receivermaschine veranschaulicht werden. Die beiden rechtwinkelig verstellten Kurbeln sitzen in Wirklichkeit auf *einer* Achse, sind aber der größern Anschaulichkeit wegen so gezeichnet, als ob sie auf verschiedenen Wellen angebracht wären. Bei der Kurbelstellung a befindet sich der kleine Kolben in der Mitte seines Aufgangs, der große Kolben im obern Totpunkte. Dabei drückt der Kesseldampf gegen den kleinen Kolben, oder der Dampfeintritt zum Hochdruckzylinder ist schon abgesperrt, und die Expansion hat begonnen. Der während der ersten Hälfte des Aufgangs des kleinen Kolbens ausgetretene Dampf wurde von dem zwischen beiden Zylindern befindlichen (in der Skizze fortgelassenen) Receiver aufgenommen und beginnt in diesem Moment gegen den großen Kolben zu wirken. Bei der unter b dargestellten Kurbelstellung befindet sich



13. Liegende Compound-Receivermaschine (Grundriß).

(Fig. 10). Die Dampfzylinder liegen hintereinander, und die beiden Kolben haben eine gemeinsame Kolbenstange, die mittels Kreuzkopf und Schubstange auf *eine* Kurbel wirkt. Hochdruckzylinder H und Niederdruckzylinder N haben bei der abgebildeten Maschine beide Ventilsteuerung, sind mit Dampfmantel a, a und b, b versehen, und zwar wird jeder Zylinder durch seinen Arbeitsdampf geheizt. Durch die Rohrleitung c erfolgt die Dampfzuleitung, d ist der kleine Kolben am Ende seines Aufgangs, und es beginnt jetzt der unter ihm wirksam gewesene Dampf in den Receiver zu treten, welch letzterer inzwischen den großen Zylinder mit Dampf gespeist hat. Nachdem der Dampfzutritt aus dem Receiver in den großen Zylinder abgeschlossen ist, beginnt der Dampf in diesem durch weitere Expansion zu wirken. Während des Übergangs von b bis zur Stellung c ist die Expansion im großen Zylinder beendet, inzwischen

der kleine Kolben unter der Einwirkung des Kesseldampfes oder dessen Expansion bis in die Mitte seines Niederganges gekommen und hat dabei einen Teil des unter ihm befindlichen Dampfes in den Receiver gedrängt, der sich nun wieder nach dem großen Zylinder hin öffnet. Dabei wirkt jetzt der Receiverdampf von unten gegen den großen Kolben, wobei dieser die unter d dargestellte Stellung erreicht. Von der Stellung d gehen die Kolben und Kurbeln zurück in die Stellung a etc.

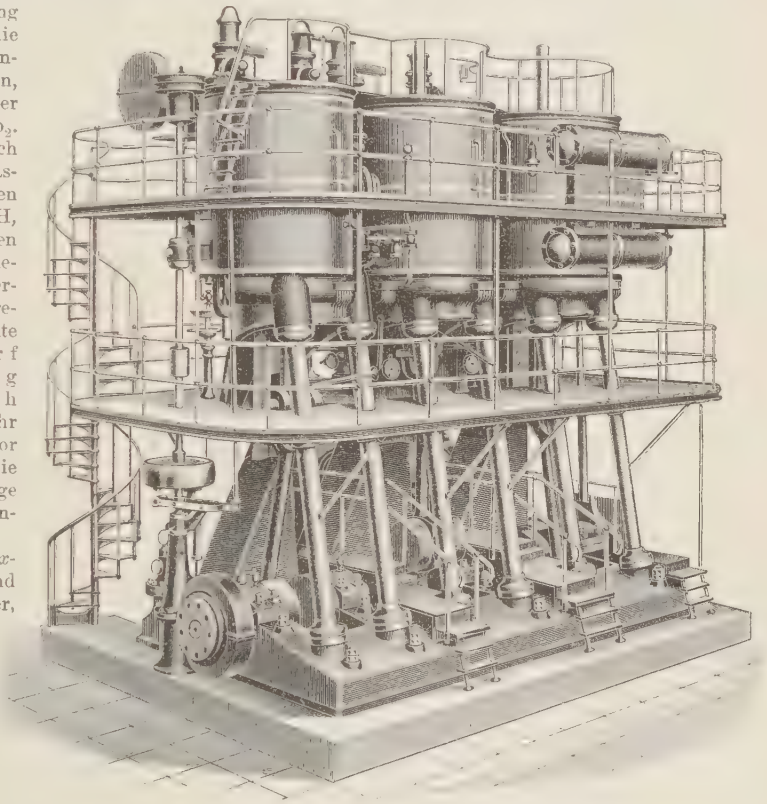
Eine liegende Compound-Receivermaschine zeigt *Fig. 13* im Grundriß. Hochdruckzylinder H und Niederdruckzylinder N, beide mit Schiebersteuerung versehen, wirken auf die beiden auf der gemeinsamen Welle a sitzenden, unter 90° gegeneinander verstellten Kurbeln b_1, b_2. Der Dampf tritt durch das Rohr e und den Wasserabscheider d in den Hochdruckzylinder H, von dem er durch den Receiver e nach dem Niederdruckzylinder N überströmt. Aus diesem gelangt der verbrauchte Dampf durch das Rohr f und das Umstellventil g entweder durch Rohr h ins Freie oder durch Rohr i nach dem Kondensator k, dessen Luftpumpe die verlängerte Kolbenstange des Niederdruckzylinders antreibt.

Bei den *Dreifach-Expansionsmaschinen* sind entweder zwei Zylinder, der kleinste und der mittlere *(Mitteldruckzylinder)*, nach Art der Tandemmaschine hinter- (oder über-) einander angeordnet und wirken mittels gemeinschaftlicher Kolbenstange auf eine Kurbel, während der größte Zylinder für sich auf eine zweite, zur erstern rechtwinkelig stehende Kurbel einwirkt, oder es sind alle drei Zylinder nebeneinander angeordnet und stehen mit je einer von drei um 120° versetzten Kurbeln in Verbindung. In jedem Falle tritt hier der Dampf zunächst in den kleinsten Zylinder, expandiert von diesem in den mittlern und von da in den größten.

Fig. 14 zeigt eine große stehende Dreifach-Expansionsmaschine. Hochdruck-, Mitteldruck- und Niederdruckzylinder sind nebeneinander angeordnet, und deren Bleuelstangen wirken auf drei unter 120° gegeneinander versetzte Kurbeln. Das Schwungrad ist in der Abbildung weggelassen. Der bessern Zugänglichkeit und Bedienung wegen hat die Maschine zwei in verschiedener Höhe liegende Galerien, die durch eine Wendeltreppe bestiegen werden können.

Bei Dreifach-Expansionsmaschinen wird mitunter der Niederdruckzylinder sehr groß. Man ordnet deshalb aus konstruktiven Gründen oft an Stelle *eines* Niederdruckzylinders deren zwei von kleinerm Durchmesser an, so daß eine solche Dreifach-Expansionsmaschine vier Zylinder hat.

Die Mehrfach-Expansionsmaschinen haben einen geringern Dampfverbrauch als Einzylindermaschinen von gleicher Leistung, arbeiten also sparsamer als diese. Sind die Kurbeln der Mehrfach-Expansionsmaschinen um 90°, bez. 120° gegeneinander versetzt, dann ergibt sich gegenüber den Einzylindermaschinen noch der Vorteil größerer Gleichmäßigkeit der auf die Kurbelwelle wirkenden Drehkräfte, ebenso wie bei den Zwillings-, bez. Drillingsmaschinen.

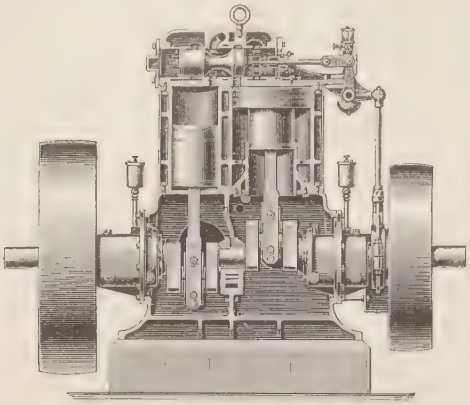


14. Stehende Dreifach-Expansionsmaschine.

Vierfach-Expansionsmaschinen gewähren eine für ihren komplizierten Bau Entschädigung bietende, höhere Ausnutzung der Dampfkraft nur bei sehr hohem Dampfdruck (ungefähr 15 Atmosphären oder noch mehr).

Schnell laufende Dampfmaschinen, Schnelläufer. Die minutliche Umdrehungszahl der gewöhnlichen, mittelgroßen Dampfmaschinen zum Antriebe einer Transmission *(Transmissionsdampfmaschinen)* liegt durchschnittlich zwischen 80 und 150. Kleine Maschinen haben bisweilen eine noch etwas höhere Umdrehungszahl, dagegen beträgt letztere bei den ganz großen Maschinen im allgemeinen nicht mehr als 100. Für manche Zwecke, insbes. zum direkten Antriebe schnell laufender Arbeitsmaschinen (Ventilatoren, Dynamomaschinen etc.), sind Dampfmaschinen mit wesentlich höhern Umdrehungszahlen (300—400 und noch mehr) erforderlich. Durch die hohen Um-

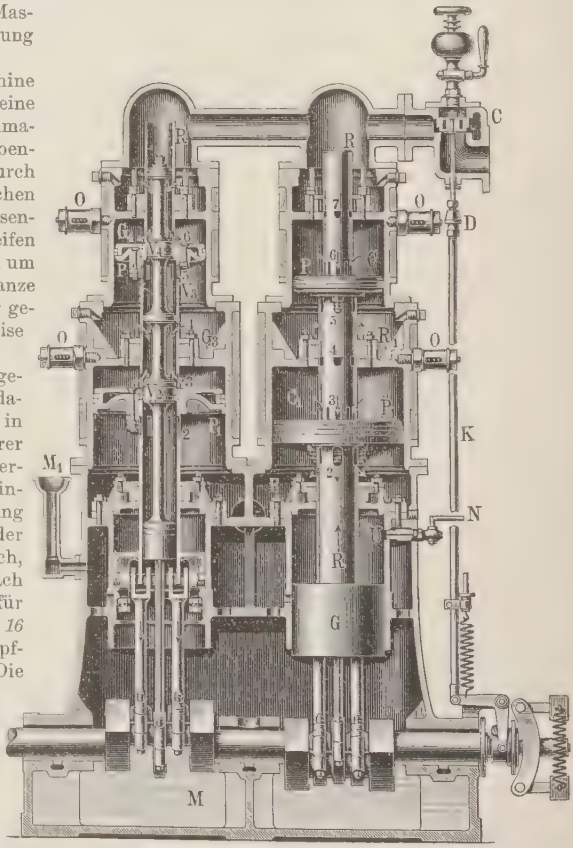
drehungszahlen werden an die Konstruktion einer Dampfmaschine ganz besondere Anforderungen gestellt bezüglich des Unschädlichmachens der Massenwirkung der bewegten Teile, der Steuerung und Regulierung, der Schmierung etc.



15. Westinghouse-Compoundmaschine (Vertikalschnitt).

Eine sehr bekannte, schnell laufende Maschine ist die *Westinghousemaschine*. *Fig. 15* zeigt eine solche, die als einfach wirkende Compoundmaschine konstruiert ist. Die Zylinder sind nebeneinander, stehend angeordnet und werden durch einen einzigen oberhalb der Zylinder befindlichen Kolbenschieber gesteuert, der von einem Achsenregulator beeinflußt ist. Die Bleuelstangen greifen direkt an den Kolben an und wirken auf zwei um 180^0 gegeneinander versetzte Kurbeln. Der ganze Kurbelmechanismus ist in einem vollständig geschlossenen Gehäuse untergebracht, das teilweise mit Öl gefüllt ist.

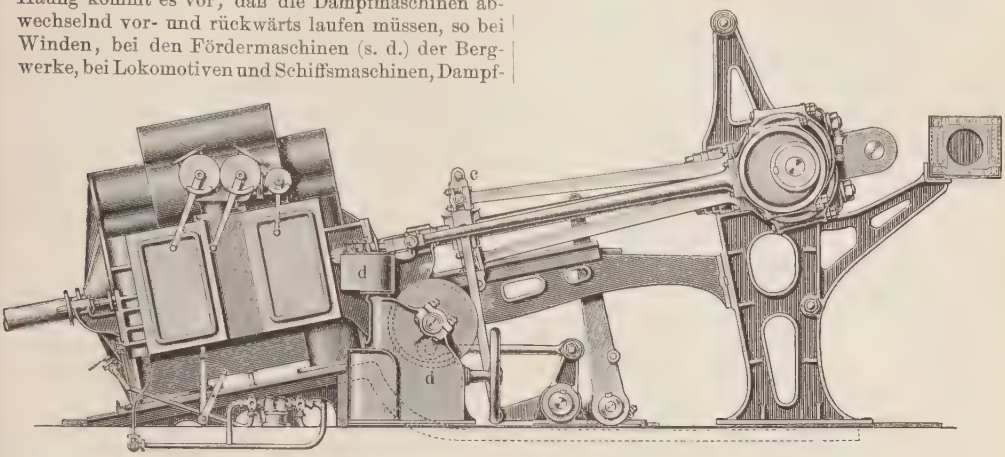
Die besonders in England in Aufnahme gekommene Dampfmaschine von Willans ist dadurch merkwürdig, daß ihre Kolbenschieber in der gemeinschaftlichen Kolbenstange mehrerer Kolben angebracht sind, die in mehreren übereinander stehenden einfach wirkenden Zylindern laufen, wodurch gedrängteste Anordnung der Maschine und möglichste Ausgleichung der Massen erreicht wird. Zugleich wird dadurch, daß die übereinander stehenden Zylinder nach dem Mehrfachexpansionssystem arbeiten, für gute Ausnutzung des Dampfes gesorgt. *Fig. 16* zeigt eine Willans Zwillings-Tandemdampfmaschine mit um 180^0 versetzten Kurbeln. Die Kolben P und P_1 jeder Einzelmaschine sind mit ihren Kurbeln durch zwei Schubstangen verbunden, zwischen deren Köpfen je ein Exzenter zum Bewegen des in den rohrförmigen Kolbenstangen gleitenden Kolbenschiebers V_2 V_3 V_4 angebracht ist. Der Dampf tritt durch das mittels Stange KD vom Regulator beeinflußte Ventil C und ein Verbindungsrohr in die Kolbenstange R ein. Befinden sich bei einer der Einzelmaschinen die Kolben P und P_1 samt Kolbenstange R in der Nähe des obern Totpunktes, so geht der Dampf durch die Öffnungen 7 in die Kolbenstange R über Kolben V_4 und durch die Öffnungen 6 in den Hochdruckzylinder C. Der Kolben P desselben geht nun nach unten, Schieber V_2 V_3 V_4 nach oben, und Kolben V_4 bedeckt allmählich die Öffnungen 6. Beim Eintritt der Öffnungen 7 in die Stopfbüchse G_4 hört die Dampfeinströmung auf und der Dampf expandiert, bis der Kolben P umkehrt. Dann steht Kolben V_4 über den Öffnungen 6, der Dampf dringt in den Raum zwischen V_4 und V_3 und durch die Öffnungen 5 in den Zwischenbehälter R_1, wo er sich bis zum nächsten Abwärtsgange der Dampfkolben aufhält. Bei diesem wiederholen sich am obern Zylinder die geschilderten Vorgänge, während zugleich der Dampf des Zwischenbehälters R_1 in ähnlicher Weise durch die vorübergehend durch die Stopfbüchse G_3 getrennten Öffnungen 4 und 3 zwischen die Kolben V_3 und V_2 in den Zylinder C_1 tritt und expandierend auf den Dampfkolben P_1 wirkt. Beim Niedergang geht der verbrauchte Dampf durch Öffnungen 3 und 2 in die Kammer E und von da ins Freie oder in einen Kondensator. Beim Aufgang wirkt der Dampf im Zwischenbehälter R_1 von unten gegen den Kolben P. Die Schubstangen sind in einem Kolben G angebracht, der beim Aufgang die im Zylinder U eingeschlossene Luft verdichtet, wodurch Stöße vermieden werden sollen. M_1 ist zugleich Lufteinlaß- und Öleingußöffnung. M ist die als Schmierölbehälter dienende Kurbelkammer, N ein Luftventil, OO sind selbsttätige Kondenswasser-Ablaßventile.



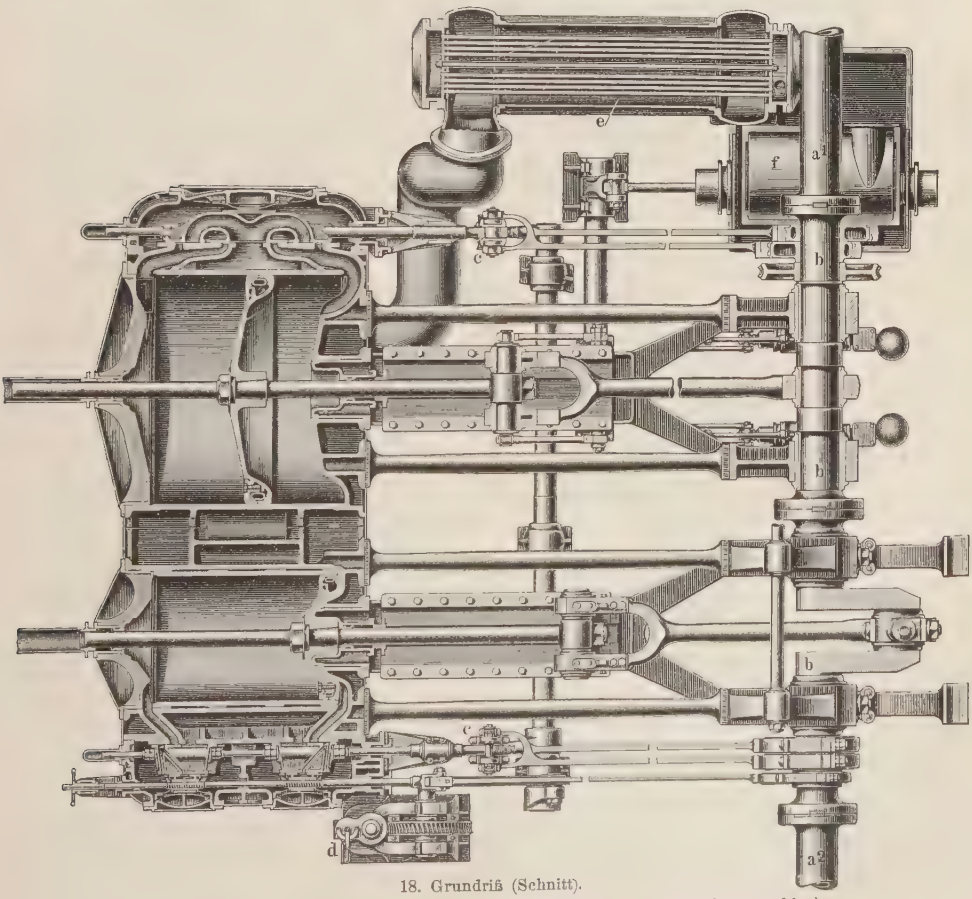
16. Zwillings-Tandemdampfmaschine von Willans (Vertikalschnitt).

Dampfmaschinen III.

Dampfmaschinen mit Umsteuerung, Reversiermaschinen. Dampfmaschinen mit Kataraktsteuerung. Häufig kommt es vor, daß die Dampfmaschinen abwechselnd vor- und rückwärts laufen müssen, so bei Winden, bei den Fördermaschinen (s. d.) der Bergwerke, bei Lokomotiven und Schiffsmaschinen, Dampfmaschine einer sogen. *Umsteuerung*. Es gibt verschiedene Umsteuerungsvorrichtungen; am meisten



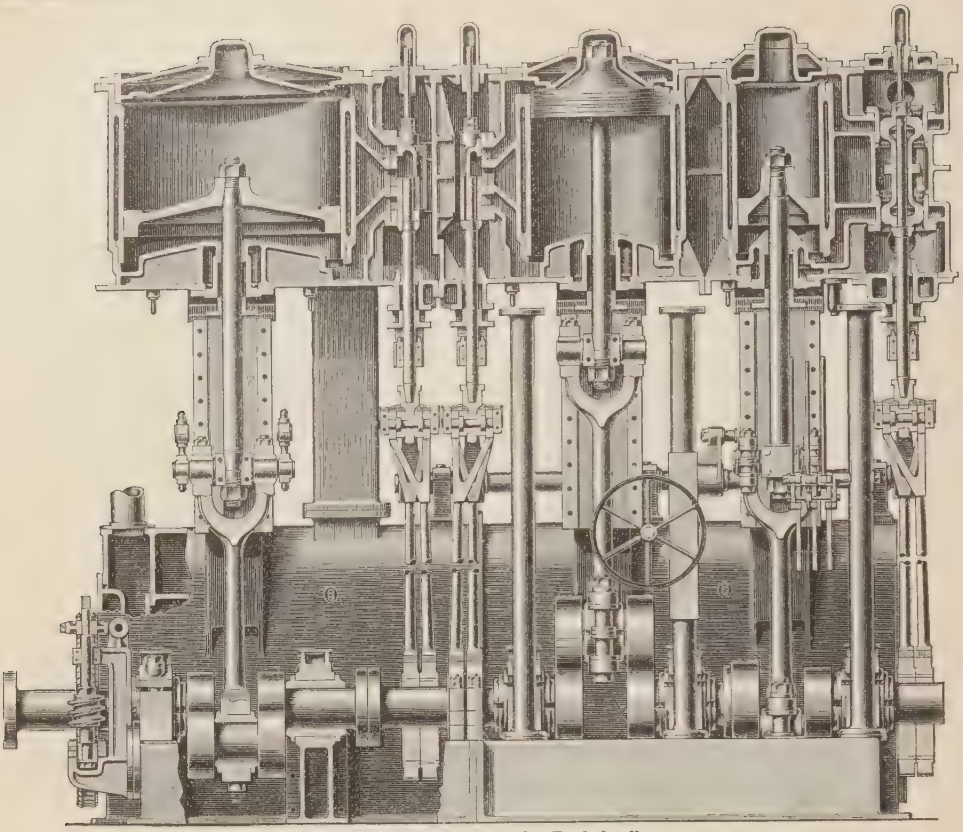
17. Aufriß.



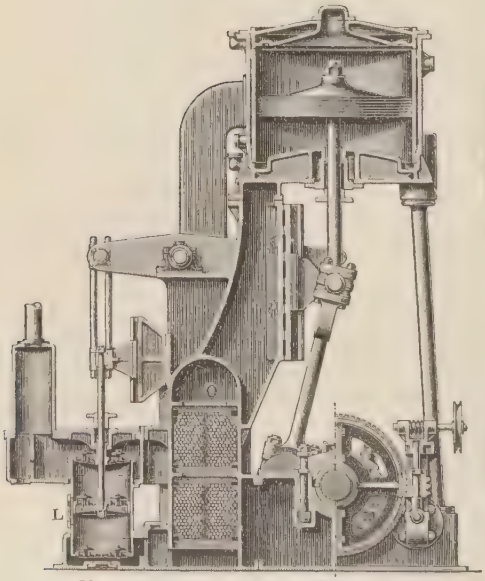
18. Grundriß (Schnitt).

17 u. 18. Schräg liegende Schiffsmaschine (Compound-Receivermaschine).

straßenwalzen, bei gewissen Walzwerken (Reversierwalzwerke) etc. In solchen Fällen bedarf die Dampf- finden zur Bewirkung des Drehungswechsels die *Kulissensteuerungen* (von Stephenson, Gooch, Heusinger,



19. Vertikalschnitt längs der Kurbelwelle.



20. Vertikalschnitt quer zur Kurbelwelle.

19 u. 20. Stehende Schiffsmaschine (Dreifach-Expansionsmaschine).

Klug u. a.) Anwendung. Bei Anwendung nur eines Dampfzylinders würde die Ingangsetzung solcher Maschinen in dem Falle Schwierigkeiten machen, daß die Kurbel in einem *Totpunkte* steht. Deshalb werden dieselben meist mit zwei Zylindern versehen, deren Kurbeln um 90° verstellt sind (Zwillingsmaschinen).

Die Dampfzylinder der Wasserhaltungsmaschinen der Bergwerke werden mitunter mit einer sogen. *Kataraktsteuerung* versehen. Der Katarakt besteht aus einem Zylinder, in dem ein Kolben, der durch die Steuerung gehoben war, unter Überwindung eines Flüssigkeitswiderstandes niedersinkt. Durch diesen Kataraktkolben wird das Öffnen der Dampfeinlaßorgane veranlaßt. Nach Vollendung eines Kolbenhubes bleibt die Maschine stehen, es tritt eine *Hubpause* ein, bis durch den Katarakt von neuem der Anstoß zum Öffnen der Dampfeinlaßorgane gegeben wird. Durch Regulierung des Flüssigkeitswiderstandes im Katarakt können die Hubpausen der Maschine je nach der zu bewältigenden Wassermenge verlängert oder verkürzt werden.

Schiffsmaschinen. Bei Schiffsmaschinen hat man mit dem beengten Raum zu rechnen, in dem sie aufgestellt werden. Eine Form, die sehr wenig Platz braucht, ist die *oszillierende Dampfmaschine*, bei welcher der Zylinder um zwei in Lagern drehbare hohle Zapfen schwingt, so daß der Kopf der Kolbenstange der Kurbelbewegung folgen kann. Die Dampfzuleitung und -Abführung erfolgt durch diese hohlen

Zapfen mittels angeschlossener, durch Stopfbüchsen abgedichteter Rohre. Beliebt waren als Schiffsmaschinen die sogen. *Trunkmaschinen*. Dieselben sind dadurch in der Längsrichtung verkürzt, daß man die Kolbenstange als weites Rohr (trunk) ausführt, in dessen Mitte die Bleuelstange angreift. Beide Arten von Maschinen werden nicht mehr gebaut.

Heutzutage werden bei Raddampfern meist schräg liegende Maschinen benutzt und bei Schraubenschiffen ausschließlich stehende Maschinen, deren Zylinder, an Gerüsten befestigt, über der Schraubenwelle stehen, und die wegen ihrer äußern Ähnlichkeit mit Dampfhämmern auch *Hammermaschinen* genannt werden. Hierbei wird fast ausnahmslos das Compound-Receiversystem verwendet, das überhaupt bei Schiffsmaschinen zuerst erprobt und erst im Laufe der letzten Jahrzehnte auch auf Landdampfmaschinen übertragen wurde. Größere Schiffe bekommen stets Dreifach-Expansionsmaschinen, bisweilen auch Vierfach-Expansionsmaschinen.

In *Fig. 17* und *18* ist eine schräg liegende Schiffsmaschine für einen Flußraddampfer dargestellt. Auf den beiderseitigen, durch die Schiffswand hindurchgehenden Verlängerungen a^1, a^2 der Kurbelwelle b sitzen unmittelbar die beiden Schaufelräder. Die Maschine ist eine Compound-Receivermaschine. Zur Umsteuerung dienen bei beiden Zylindern Stephensonsche Kulissen c, die von einer kleinen Dampfmaschine d mittels Schneckenradgetriebe, Hebel, Stangen etc. verstellt werden. Der Abdampf gelangt, nachdem er den Vorwärmer e durchströmt hat, nach dem Kondensator f.

Fig. 19 und *20* zeigt eine kleinere stehende Dreifach-Expansionsschiffsmaschine. Dieselbe besitzt einen in das Gestell eingebauten sogen. Oberflächenkondensater O. Das Kondensat wird durch die mittels Balancier vom Kreuzkopf des Niederdruckzylinders angetriebene Luftpumpe L abgesaugt. Da es nachteilig ist, die Schiffskessel mit dem salzhaltigen Seewasser zu speisen, wird auf den Seeschiffen das Kondenswasser der Maschinen dazu benutzt. Es können deshalb auf Seeschiffen keine Einspritzkondensatoren verwendet werden, da bei denselben das Kondenswasser mit Salzwasser gemischt würde.

Bei schnell gehenden Schiffsmaschinen werden durch die Beschleunigungsdrucke der in hin und her gehender Bewegung befindlichen Massen unerwünschte Erzitterungen des Schiffskörpers hervorgerufen. Um diesen Übelstand zu beseitigen, hat man versucht, durch geeignete Anordnung der Maschine und zweckentsprechendes Bemessen der Gewichte der hin und her gehenden Teile einen Massenausgleich herbeizuführen. Von *Taylor* in Amerika und *Schlick* sind diesbezügliche Angaben gemacht worden.

Kesseldampfmaschinen, Kleindampfmotoren. Die sogen. Kesseldampfmaschine besteht aus einem Dampfkessel mit daran montierter Dampfmaschine. Sie hat also ganz den Bau einer Lokomobile (s. d.) und wird auch als *Halblokomobile* bezeichnet. Für kleinere Betriebe ist sie oft eine sehr geeignete Kraftmaschine.

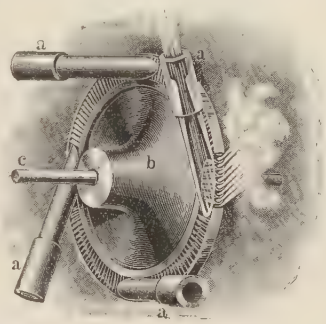
Die Kleindampfmotoren, für das Kleingewerbe bestimmt, sind kleine Dampfmaschinen, die mit ihrem Kessel zu einem Ganzen verbunden sind. Es sind ziemlich viele Konstruktionen von Kleindampfmotoren (der Hoffmeister-Altmann-Motor, der Friedrich-Motor, der Simplex-Motor, der Viktoria-Motor, der Mignon-Motor etc.) vorhanden, doch haben sie alle keine große Verbreitung gefunden. In vielen Fällen, in denen ein Kleindampfmotor Verwendung finden könnte, ist der Betrieb eines Gasmotors, eines Petroleummotors od. dgl. bequemer und oft auch billiger.

Rotierende Dampfmaschinen, Dampfturbinen.

Die rotierenden Dampfmaschinen, bei denen der Dampf ohne Zuhilfenahme eines hin und her gehenden Kolbens unmittelbar eine rotierende Bewegung hervorbringt, zerfallen in:

a) *Rotierende Maschinen nach Art der Kapselwerke* (s. d.). Die hierher gehörigen Konstruktionen (von Kleritj in Belgrad, von The Challenge High Speed Engine Co. in Louisville, von Weston in Boston, von Patschke in Mülheim a. d. Ruhr u. a.) leiden alle mehr oder weniger an dem Nachteil, daß die aufeinander gleitenden Flächen dauernd nicht dicht halten. Sie haben bis jetzt eine größere Verbreitung nicht gefunden.

b) *Dampfturbinen* (auch *Dampfräder* genannt). Sie sind nach Art der durch Wasser betriebenen Turbinen (s. Wasserräder) konstruiert sowohl mit als auch ohne Leitschaufeln. Die bekanntesten Systeme sind die von *de Laval* und von *Parsons*.

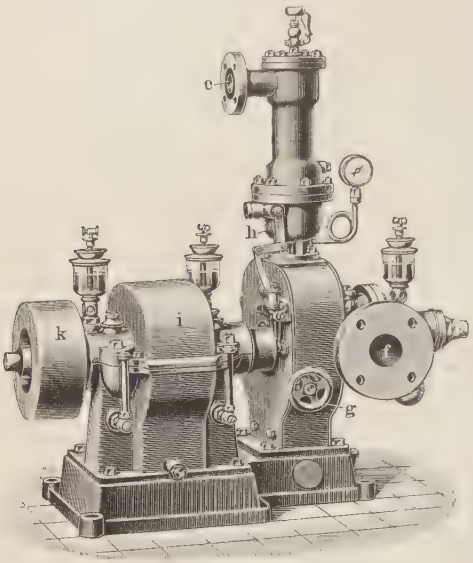


21. Laufrad und Düsen einer de Lavalschen Dampfturbine.

Die Dampfturbine von de Laval ist eine Achsialturbine mit partieller Beaufschlagung. In *Fig. 21* ist die Wirkungsweise einer solchen zu erkennen. Durch eine Anzahl Düsen a, die unter spitzem Winkel gegen die Laufradebene geneigt sind, strömt Dampf gegen die Schaufeln des Laufrades b und versetzt dieses in rasche Rotation.

In *Fig. 22*, die eine kleinere Lavalsche Dampfturbine zeigt, erfolgt der Anschluß der Dampfzuleitung bei e, der Dampfableitung bei f. Soll die Leistung der Maschine verringert werden, so werden einzelne Düsen durch Absperrventile abgeschlossen. Das Handrad eines solchen Absperrventils ist bei g sichtbar. Die Regulierung erfolgt durch ein in die Dampfzuleitung eingeschaltetes Drosselventil h, auf das ein Achsenregulator einwirkt. Die Umdrehungszahl des Laufrades ist eine so ungeheure (bis zu 30,000 in der Minute), daß dessen Welle nicht unmittelbar zum Antriebe von Arbeitsmaschinen benutzt werden kann. Vielmehr wird die Arbeit mittels Doppelschraubenräder mit sehr feinen Zähnen, in dem Gehäuse i untergebracht, auf eine zweite Welle übertragen, die nur den zehnten Teil der Umdrehungen macht und außerhalb des Gehäuses mit einer Kuppelung zum Anschluß an die Welle einer schnell laufenden Arbeitsmaschine oder mit einer Riemen-

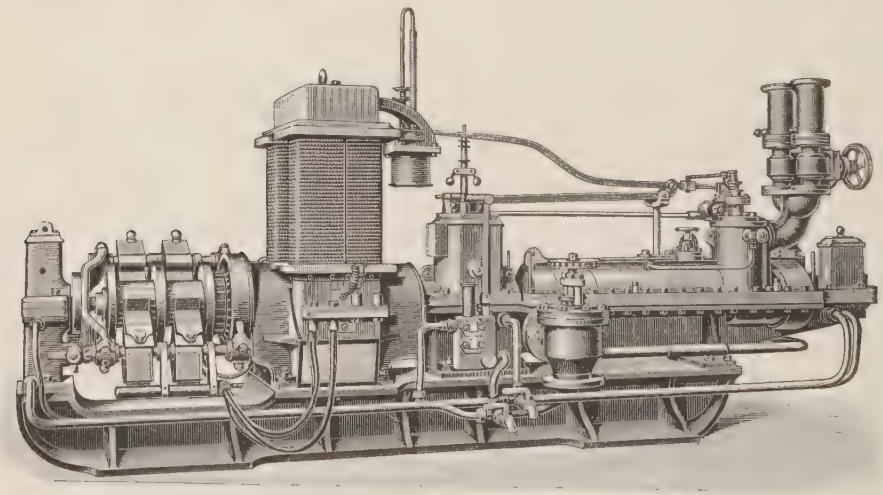
scheibe k versehen ist. Die größern Maschinen haben zwei langsamer laufende Vorgelegewellen mit Antriebscheiben oder Kuppelungen. Um nun die bei der kolossalen Umdrehungsgeschwindigkeit des Laufrades schon infolge geringfügiger Ungleichheiten der Massenverteilung um die Achse auftretenden, starken Drucke der Zentrifugalkraft auf die Lager zu vermeiden, macht de Laval die Laufradwelle c



22. Dampfturbine von de Laval.

An Stelle der einzelnen Düsen der Lavalschen Turbine tritt hier ein vollständiges Leitrad. Es ist eine größere Anzahl von Leit- und Laufrädern hintereinander angeordnet, die der Dampf nacheinander durchströmt. Während erstere in einem gemeinsamen Gehäuse fest eingebaut sind, sitzen letztere konachsial auf der Turbinenwelle. *Fig. 23* zeigt eine Parsonssche Turbine, die mit einer von ihr betriebenen Dynamomaschine zusammengebaut ist. Die Turbinenwelle mit den darauf sitzenden Laufrädern macht hier etwa 4800 Umdrehungen in der Minute. Bei einigen neuern Ausführungen finden sich noch wesentlich niedrigere Umlaufszahlen. Da letztere aber immerhin noch ziemlich hoch sind, so verlangen die Lager der Turbinenwelle eine sehr sorgfältige Ausbildung. Bei einer hierher gehörenden Konstruktion, die sich gut bewährt hat, ist die Welle von mehreren konzentrischen Hohlzylindern umgeben, zwischen deren Wandungen ständig Öl eingepreßt wird. Die Regulierung erfolgt dadurch, daß nach einer Anzahl von Umdrehungen das Dampfeinlaßventil abgestellt und der Zeitpunkt seiner Wiederöffnung vom Regulator abhängig gemacht wird.

Die Vorteile der Dampfturbinen gegenüber den Kolbenmaschinen sind einfache und billige Aufstellung ohne umfangreiche Fundamente, leichte Wartung und geringer Ölverbrauch, somit niedrige Betriebskosten, ferner geringster Raumbedarf, also kleineres Maschinenhaus, Fortfall der Stopfbüchsen, Dichtungen, des ganzen Kurbelmechanismus, der manchmal komplizierten Steuerung und des Schwungrades, ruhiger, stoßfreier Gang. Die Dampfturbinen können sowohl mit Auspuff als auch mit Kondensation arbeiten. Ihr Dampfverbrauch ist nicht wesentlich höher (theoretisch müßte er sogar geringer sein) als derjenige der Kolbendampfmaschinen, so daß die



23. Dampfturbine von Parsons mit Dynamomaschine, gekuppelt.

(Fig. 21) so dünn (8—15 mm), daß sie sich leicht durchbiegt und so dem Rade gestattet, sich wie ein frei drehender Kreisel in die durch den wirklichen Schwerpunkt gehende Achse einzustellen, so daß nur der geringe, zum Durchbiegen der Welle erforderliche Druck auf die Lager kommt.

Die *Dampfturbine von Parsons* ist voll beaufschlagt.

Aussicht auf eine weitgehende Verwendung der Dampfturbinen wohl begründet ist. Bis jetzt werden dieselben hauptsächlich zum Betrieb von Dynamomaschinen benutzt, ferner hat man schon mit Erfolg versucht, Schraubenschiffe mit Dampfturbinen auszurüsten.

Die Turbinen lassen sich auch mit Druckgas oder Druckluft betreiben.

tiefsten Stelle ist für Abführung des Kondenswassers (durch Kondensationswasserableiter) zu sorgen. Um die Kondensation durch Abkühlung möglichst zu verhindern, umgibt man die Rohrleitung mit einer die Wärme schlecht leitenden Masse: Baumwollen-, Seidenabfälle, Schlackenwolle, Filz, Kieselgur, Kork ꝛc. Einen wirksamen Wärmeschutz gewährt auch eine Luftschicht, die durch einen das Rohr in geeignetem Abstand umhüllenden Weißblech- oder Zinkblechmantel gebildet wird. Bei langen Leitungen müssen die infolge von Temperaturunterschieden entstehenden, mitunter recht beträchtlichen Längenänderungen durch Einschaltung sogen. Kompensations- oder Dehnungsrohre (elastische, gebogene oder gewellte Rohrstücke, ferner Stopfbüchsenrohre [bemerkenswerte Konstruktionen von Dehne]) ausgeglichen werden, um Undichtwerden der Rohrverbindungen und Rohrbrüche zu vermeiden.

Dampflenzpumpe, s. Lenzen.

Dampfmantel, s. Dampfmaschine, S. 456.

Dampfmaschine (hierzu Tafel »Dampfmaschinen I—III« mit Text), eine Kraftmaschine, die mit gespanntem Wasserdampf betrieben wird. Versuche, den Dampf von leicht flüchtigen Stoffen (Äther, Ammoniak ꝛc.) zum Betriebe von Maschinen (Ätherdampfmaschine, Ammoniakmaschine) zu benutzen, sind ohne praktische Bedeutung geblieben. Früher diente ausschließlich gesättigter Wasserdampf zum Dampfmaschinenbetrieb, neuerdings wird sehr oft überhitzter Dampf (Heißdampf) benutzt.

Hinsichtlich der Wirkungsweise des Dampfes in der D. lassen sich zwei Hauptgruppen unterscheiden. Bei den rotierenden Dampfmaschinen (Dampfturbinen), denen man erst in neuester Zeit Aufmerksamkeit zuwendet, bewegt der Dampf unmittelbar mit einer Welle verbundene rotierende Teile. Weitaus wichtiger und verbreiteter sind die Kolbendampfmaschinen (Dampfmaschinen im engern Sinn), bei denen in einem Zylinder ein dicht anschließender Kolben durch den Dampf hin und her bewegt und diese hin und her gehende Bewegung entweder direkt benutzt (z. B. bei der Dampfpumpe, dem Dampfhammer) oder mittels des Kurbelgetriebes in die rotierende Bewegung einer Welle, der Kurbelwelle, verwandelt wird. Kommt der Dampf nur auf einer Seite des Kolbens zur Wirkung, so ist die D. einfach wirkend, wirkt er abwechselnd auf beiden Seiten des Kolbens, so ist sie doppelt wirkend. Kann während eines ganzen Kolbenhin- oder -Herganges, eines Kolbenhubes, Dampf aus dem Kessel in den Zylinder eintreten, bleibt also während einer ganzen Hubperiode der Dampfdruck im Zylinder konstant, dann heißt die D. Volldruckmaschine. Nach Beendigung eines Hubes entweicht der Dampf bei der rückläufigen Bewegung des Kolbens mit derselben Spannung, mit der er eingetreten ist (Eintrittsspannung, Admissionsspannung). Es geht also ein großer Teil der im Dampf enthaltenen Arbeit nutzlos verloren, weshalb Volldruckmaschinen nur in einzelnen, seltenen Fällen sich zur Ausführung eignen. Viel vorteilhafter arbeitet die Expansionsmaschine, bei der der Dampfzutritt zum Zylinder schon abgesperrt wird, wenn der Kolben erst einen Teil seines Hubes zurückgelegt hat, worauf der nun im Zylinder abgeschlossene Dampf bis zur Vollendung des Kolbenhubes expandiert. Die Expansion erfolgt mit großer Annäherung nach dem Mariotteschen Gesetz. Mit fortschreitender Expansion sinkt der Dampfdruck im Zylinder also immer mehr, und der Dampf verläßt den Zylinder mit niedrigerer Spannung, als er eingetreten ist. Das Verhältnis

$$\frac{\text{Kolbenweg bis zur Dampfabsperrung}}{\text{ganzer Kolbenweg}}$$

wird Füllung des Zylinders genannt, das umgekehrte Verhältnis Expansionsgrad. Der Dampf, der in der D. Arbeit geleistet hat, entweicht entweder ins Freie (Auspuffmaschine), oder er wird in einem besondern Raume, dem Kondensator, niedergeschlagen, wodurch ein Vakuum entsteht (Kondensationsmaschine; s. Kondensation). Der aus dem Zylinder ausströmende Dampf hat einen Gegendruck zu überwinden, der bei Auspuffmaschinen ungefähr 1,15 Atmosphäre (absolut), bei Kondensationsmaschinen ungefähr 0,2 Atmosphäre beträgt. Weiter als bis zu diesem Gegendruck soll der Dampf im Zylinder nicht expandieren. In der Auspuffmaschine kann die Expansion also nicht so weit getrieben werden wie in der Kondensationsmaschine, weshalb letztere eine bessere Ausnutzung des Dampfes gestattet als erstere.

Man unterscheidet Einzylindermaschinen und Mehrzylindermaschinen, je nachdem nur ein Zylinder vorhanden ist oder mehrere Zylinder eine gemeinschaftliche Kurbelwelle besitzen. Die einzelnen Zylinder einer Mehrzylindermaschine sind entweder vollkommen gleich und werden alle direkt mit Kesseldampf gespeist, der in allen Zylindern in gleicher Weise wirkt (Zwillings-, Drillings- ꝛc. Maschine), oder die einzelnen Zylinder sind verschieden groß, und der Kesseldampf tritt nur in den ersten, kleinen Zylinder ein und gelangt von diesem unter fortschreitender Expansion nacheinander in die folgenden, größern Zylinder (Zweifach-, Dreifach-, Mehrfach-Expansionsmaschine, Compound- oder Verbundmaschine, Compound-Receiver-Maschine). Nach der Stellung der Dampfzylinder, bez. der Anordnung der ganzen Maschine unterscheidet man liegende oder Horizontaldampfmaschinen, schräg liegende Dampfmaschinen, stehende oder Vertikaldampfmaschinen (Abarten: Balancierdampfmaschinen, Turmmaschinen, Hammermaschinen), oszillierende oder schwingende Dampfmaschinen. Endlich unterscheidet man ortfeste oder stationäre Dampfmaschinen von den beweglichen oder lokomobilen Dampfmaschinen (Schiffsmaschinen, Lokomobilen, Lokomotiven). Beschreibung und Abbildung der verschiedenen Formen der D. s. auf beifolgenden Tafeln.

[Leistung der Dampfmaschine.] Der Kolben wird im Dampfzylinder bewegt durch den Überdruck des auf der einen Seite des Kolbens wirksamen Dampfes über den auf der andern Seite herrschenden Gegendruck. Dieser Überdruck nimmt während eines Kolbenhubes verschiedene Werte an. Die Druckverhältnisse im Zylinder werden bildlich dargestellt durch das Dampfdiagramm, in dem die Drucke auf Atmosphären (kg auf 1 qcm Kolbenfläche) bezogen sind. Das Dampfdiagramm kann nach physikalischen Gesetzen aufgezeichnet oder bei ausgeführten Maschinen mittels des Indikators (s. d.) erhalten werden. Aus demselben läßt sich für den erwähnten Überdruck ein Mittelwert bestimmen, der sogen. mittlere Druck, bezeichnet mit p_i. Bedeutet ferner O die Kolbenfläche in qcm, l den Kolbenhub in m und n die Anzahl der Doppelhübe in der Minute, gleichbedeutend mit der minutlichen Umdrehungszahl, so ist die vom Dampf geleistete Arbeit, die sogen. indizierte Leistung, in Pferdekräften:

$Ni = \frac{O.pi.l.n}{60.75}$ für einfach wirkende Maschinen,

$Ni = 2\,\frac{O.pi.l.n}{60.75}$ für doppelt wirkende Maschinen.

Ein Teil der indizierten Leistung wird zur Überwindung der Reibungswiderstände in der D. verbraucht. Die wirkliche, effektive oder Nutzleistung ist also kleiner als die indizierte Leistung. Das Verhältnis $\frac{\text{Nutzleistung}}{\text{Indizierte Leistung}}$ wird der mechanische Wirkungsgrad der D. genannt. Derselbe schwankt erfahrungsgemäß zwischen 0,75 und 0,92, und zwar ist er für große Maschinen günstiger als für kleine Maschinen. Es ergibt sich hiernach: Nutzleistung = indizierte Leistung × mechanischer Wirkungsgrad. An ausgeführten Maschinen wird die Nutzleistung durch Versuch mittels des Bremsdynamometers (s. Dynamometer) ermittelt. Die Leistung der Mehrzylindermaschinen setzt sich zusammen aus der Leistung der einzelnen Zylinder.

[Dampfverbrauch der Dampfmaschine und Wärmeausnutzung in derselben.] Für die Ökonomie einer D. gibt die Größe des Dampfverbrauchs einen Maßstab zu vergleichender Beurteilung. Es ist üblich, denselben in Kilogrammen für 1 Stunde und 1 Pferd der indizierten oder effektiven Leistung anzugeben. Der Dampfverbrauch einer Maschine setzt sich zusammen aus dem nutzbaren Dampfverbrauch und dem Dampfverlust.

Der nutzbare Dampfverbrauch besteht 1) aus den Dampfmengen, die während jeder Füllungsperiode (von Beginn des Kolbenhubes bis zur Dampfabsperrung) in den Zylinder einströmen; 2) aus den Dampfmengen, die nötig sind zur Ausfüllung des schädlichen Raumes, d. i. der Raum, der bei der Endstellung des Kolbens zwischen diesem und der Stirnwand des Zylinders (Zylinderdeckel) und in den Dampfkanälen bis zu den Absperrorganen vorhanden ist. Der erste Teil des nutzbaren Dampfverbrauchs läßt sich nach obigem leicht ermitteln, der zweite Teil ist von der Größe des schädlichen Raumes abhängig, und um ihn klein zu halten, muß der schädliche Raum nach Möglichkeit beschränkt werden. Er wird ferner beeinflußt durch die Kompression des Austrittsdampfes, die eintritt, wenn der Dampfaustritt vor Vollendung des rückläufigen Kolbenhubes abgesperrt wird.

Der Dampfverlust entsteht 1) durch Kondensation eines Teiles des Dampfes im Zylinder (Kondensationsverlust, Abkühlungsverlust), 2) durch Undichtigkeiten des Kolbens und der Steuerungsorgane (Dampfflüssigkeitsverlust). Infolge der nicht ganz zu vermeidenden Wärmeabgabe nach außen, und auch weil bei der Expansion des Dampfes seine Temperatur sinkt, nehmen die Zylinderwandungen eine Temperatur an, die niedriger ist als diejenige des eintretenden Dampfes, wodurch die erwähnte Kondensation verursacht wird. Der Kondensationsverlust wird vermindert durch Einhüllen der Dampfzylinder in schlecht wärmeleitende Stoffe und durch Anwendung eines Dampfmantels (Dampfhemd, Dampfjacke), d. i. ein Hohlraum um den Zylinder, der mit Kesseldampf gefüllt ist, der den Zylinder heizt. Bei Anwendung von überhitztem Dampf läßt sich die Kondensation im Zylinder je nach dem Grade der Überhitzung teilweise oder ganz vermeiden. In der Verminderung des Kondensationsverlustes besteht ein Vorteil der Mehrfachexpansionsmaschinen, bei denen der Temperaturunterschied von Ein- und Austrittsdampf (das Temperaturgefälle) für den einzelnen Zylinder kleiner ausfällt als für die Einzylindermaschine mit gleicher Expansion. Der Dampfflüssigkeitsverlust, früher stark überschätzt, wird durch Sorgfalt in der Ausführung und Wartung der Maschinen auf einen verhältnismäßig sehr kleinen Wert beschränkt.

Der Dampfverbrauch läßt sich annähernd rechnerisch ermitteln, bei ausgeführten Maschinen wird er durch Versuch festgestellt. Er ist sehr verschieden je nach Größe und Gattung der D. und beträgt ungefähr 6—18 kg für 1 Pferdekraft, indiziert, in einer Stunde für gesättigten Dampf, für überhitzten Dampf ist er geringer (im Minimum ungefähr 4,2 kg).

Die bei der Verbrennung des Brennmaterials entwickelte Wärme erzeugt im Dampfkessel Dampf, und dieser verrichtet in der Maschine mechanische Arbeit. Wärme und Arbeit sind äquivalent. Der sogen. Heizwert der verschiedenen Brennmaterialien ist verschieden. 1 kg gute Steinkohle entwickelt bei der Verbrennung ungefähr 7500 Wärme-Einheiten, wobei eine Wärme-Einheit einer Arbeitsleistung von 430 mkg entspricht. Hiernach läßt sich die von dem Brennmaterial entwickelte Wärme in mechanische Arbeit umrechnen. Bei den besten Dampfmaschinen werden nur etwa 10—16 Proz. der im Brennmaterial aufgewendeten Wärme in mechanische Arbeit umgesetzt, während ein großer Teil dieser Wärme mit dem von der Maschine abziehenden Dampf, dem Abdampf, nutzlos verloren geht.

Die im Abdampf enthaltene Wärme besser auszunutzen, haben Behrend und Zimmermann schon vor längerer Zeit versucht durch Konstruktion der Kaltdampfmaschine, die durch den Dampf einer Flüssigkeit, wie schweflige Säure, Ammoniak, Äther (Ammoniak-, Ätherdampfmaschinen ꝛc.), die bei niederer Temperatur siedet, betrieben wird, aber erst in neuerer Zeit ist es Josse gelungen, günstigere Resultate zu erzielen. Er verdampft schweflige Säure durch den Abdampf einer D., betreibt mit den erzeugten Dämpfen die Kaltdampfmaschine und verdichtet die aus dieser austretenden Dämpfe durch Abkühlung, worauf der Kreislauf von neuem beginnt. Verwendung im praktischen Betrieb hat aber die Kaltdampfmaschine noch nicht gefunden.

[Schmierung der Dampfmaschine, Bedienungs- und Sicherheitsvorrichtungen.] Bei den modernen Dampfmaschinen sind die Schmiervorrichtungen sehr sorgfältig ausgebildet. Für die wichtigern Schmierstellen (Zapfen, Führungen ꝛc.) sind besondere Schmiergefäße angeordnet, oder es sind (besonders bei den stehenden Maschinen) ein oder mehrere größere Ölgefäße vorhanden, von denen aus das Öl den einzelnen Schmierstellen durch dünne Röhrchen zugeführt wird. Abtropfendes oder abspritzendes Öl wird durch Ölschalen, Bleche od. dgl. aufgefangen. Zur Schmierung der innern Teile einer D., des Kolbens und der Dampfabschlußorgane preßt man Öl mittels einer kleinen, von einem bewegten Teile der D. aus angetriebenen Pumpe in den eintretenden Dampfstrom. Auf diese Weise wird das Öl zerstäubt und gelangt so, mit dem Dampf vermischt, im Innern der Maschine überallhin. — Zum Drehen der Maschine (wenn die Kurbel in einem Totpunkte steht) sind Drehvorrichtungen nötig, die, am Schwungrad angreifend, bei kleinen und mittlern Maschinen von Hand bedient werden, während bei großen Maschinen zum Andrehen häufig eine besondere kleine D. benutzt wird. — Zur Vermeidung von Unglücksfällen werden alle gefahrbringenden Teile (Schwungrad, Kurbel, Zahnräder ꝛc.) mit einem Schutzgeländer, bez. mit einem Schutzgehäuse

umgeben, oder es werden sonstige geeignete Sicherheitsvorrichtungen angebracht.

Geschichte.

Als erste Versuche, Dampf zur Erzeugung von Bewegung zu benutzen, sind der Heronsball und die auf dem Prinzip des Segnerschen Rades beruhende Aolipile, Fig. 1 (beide von Heron von Alexandria 120 v. Chr. beschrieben), zu erwähnen. Nach Leonardo da Vinci, der wahrscheinlich aus einem verloren gegangenen arabischen Text geschöpft hat, soll auch schon Archimedes vorgeschlagen haben, die Spannkraft des Dampfes zu benutzen, und zwar zum Fortschleudern eines Geschosses aus einem kurzen Rohr. Die Alten haben also Kenntnis von der Dampfkraft gehabt; aber sie kamen nicht über die angedeuteten Ideen hinaus, und ebensowenig zeigt sich

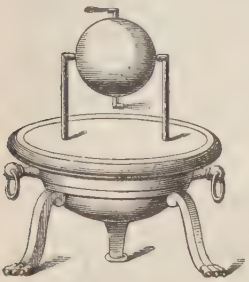


Fig. 1. Aolipile.

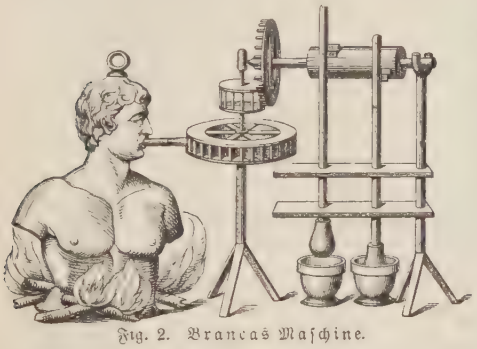


Fig. 2. Brancas Maschine.

irgend welcher nennenswerte Fortschritt bis zum Anfang des 18. Jahrh. Joh. Branca ließ 1629 den aus einem verschlossenen Gefäß durch ein gebogenes Rohr ausströmenden Dampf gegen ein Schaufelrädchen strömen (Fig. 2), das durch Räderübersetzung ein kleines Pochwerk in Bewegung setzen sollte; aber dieser und einige ähnliche Versuche zeigen doch nur, daß vor der Entwickelung der modernen Naturwissenschaft die eigentliche Idee der D. völlig unbekannt war. Erst als Torricellis Beweis von der Schwere der Luft und die Versuche Otto v. Guerickes mit der Luftpumpe das Verlangen erweckt hatten, den Luftdruck industriell zu verwerten, gelang es dem Marburger Professor Dionysius Papin, eine Vorrichtung anzugeben, mittels welcher auf einfache Weise durch Dampf ein leerer Raum gewonnen werden kann. Er erhitzte (Fig. 3) etwas Wasser in einem oben offenen Hohlzylinder A, wobei ein dicht anschließender Kolben B in dem Maß

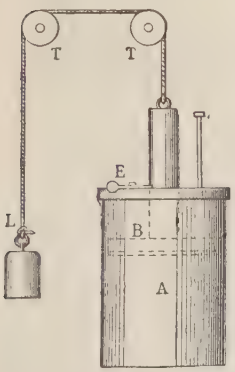


Fig. 3. Papins Maschine.

der Dampfentwickelung durch ein Gegengewicht L an einem über Rollen T geführten Seil in die Höhe gezogen wurde, bis er seinen höchsten Stand erreicht hatte, in dem er durch den Riegel E festgehalten wurde. Nach Entfernung des Feuers trat eine Abkühlung und Kondensation des Dampfes ein, und infolge des sich bildenden Vakuums wurde der Kolben nach Auslösung des Riegels E durch den Druck der Atmosphäre zurückgetrieben, dabei das Gewicht L anhebend. Diese Vorrichtung ward 1690 bekannt gemacht, doch fand der neue Gedanke wenig Anerkennung. 1698 hatte sich der Bergwerksbeamte Savery in England einen Apparat zum Heben von Wasser und zur Bewegung von Arbeitsmaschinen patentieren lassen (Fig. 4). Der Dampf tritt bei Öffnung des Hahnes C aus dem Kessel A (mit Speiserohr c und Sicherheitsventil d) durch das Rohr B nach D, kondensiert sich nach Verschließung von C dadurch, daß man von I auf D kaltes Wasser herabfließen läßt, so daß durch das sich bildende Vakuum Wasser aus G durch E und das Saugventil b angesogen wird, das nach Wiedereröffnung von C durch den Dampfdruck, das Druckventil a passierend, durch F nach H getrieben

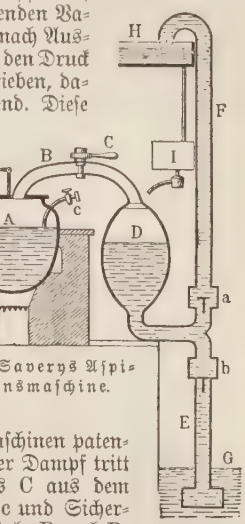


Fig. 4. Saverys Aspirationsmaschine.

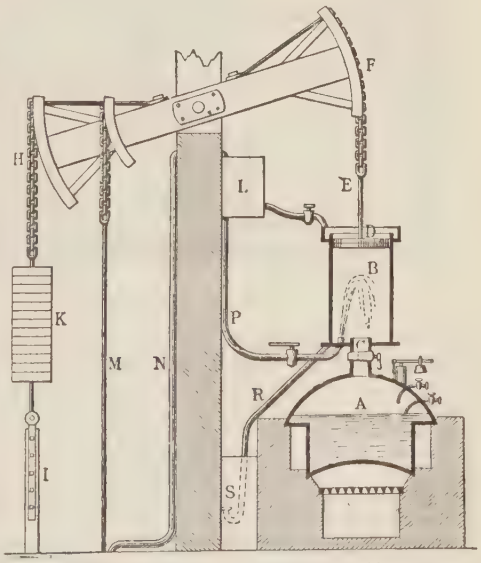


Fig. 5. Newcomens Dampfmaschine.

wird. Der dabei in D eintretende Dampf kondensiert sich wieder, saugt wieder Wasser an ꝛc. Papin verbesserte diese Aspirationsmaschine und scheint mit einer solchen ein Dampfschiff ausgestattet zu haben, mit dem er die Fulda befuhr. Doch wurde ihm das

Schiff bei einem Streit von Matrosen zerschlagen. Viel brauchbarer war schon Newcomens atmosphärische D. (Fig. 5, S. 457), die 1712 zuerst zum Fördern von Wasser aus einer Steinkohlengrube zu Griff in Warwickshire verwendet wurde. Sie besteht aus einem Zylinder B, in den von unten aus einem Dampfkessel A Dampf durch das Rohr C eintritt, wobei nun der Kolben D ebenso wie bei der Vorrichtung Papins durch ein Gegengewicht K, das durch die Kette H, den Balancier F, eine zweite Kette und die Stange E mit dem Kolben in Verbindung steht und Watt 1770 sie durch die glänzendsten Erfindungen auf eine ungleich höhere Stufe der Vollkommenheit brachte. Watt war der Schöpfer der D. von der Form und Einrichtung, wie sie jetzt allgemein benutzt wird. Bei seiner ersten, 1768 erbauten Maschine bewirkte der Dampf zugleich durch Druckwirkung und Erzeugung eines Vakuums durch Kondensation den Niedergang des Kolbens, während er durch Gegengewichte wieder in die Höhe gezogen wurde; die Kondensation fand in einem besondern Kondensator statt. Solche Maschinen wurden namentlich in den Bergwerken

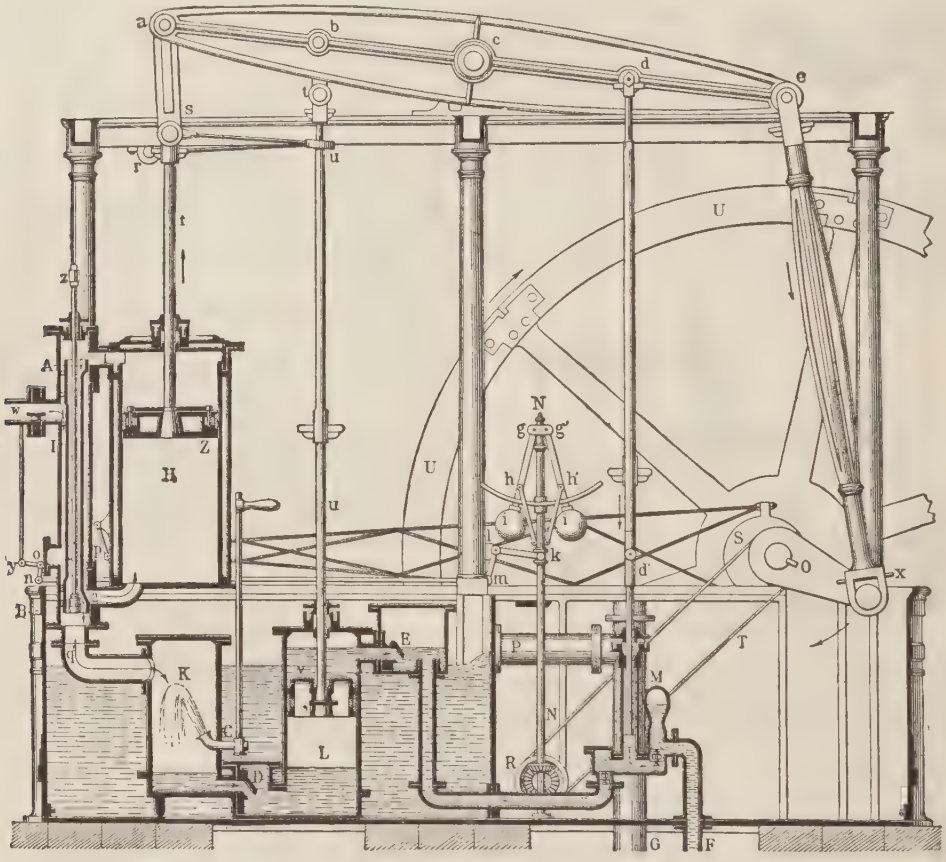


Fig. 6. Wattsche doppelt wirkende Niederdruckmaschine.

zugleich das Pumpengestänge I herabdrückt, in die Höhe gezogen wird. Alsdann wird der im Dampfzutrittsrohr C befindliche Hahn geschlossen und aus dem Gefäß L Wasser durch Rohr P in den Zylinder gespritzt, wobei eine Kondensation des Dampfes eintritt und infolge des im Zylinder entstehenden Vakuums der Kolben durch den Luftdruck herniedergedrückt wird, so daß das Gegengewicht mit dem Pumpengestänge gehoben wird. RS ist ein Ableitungsrohr für das Kondensationswasser, M das Gestänge zu einer kleinen Pumpe, die mittels des Druckrohrs N das Reservoir L gefüllt erhält. An dieser Maschine geschah das Öffnen und Schließen der Hähne durch einen Arbeiter; ein solcher (Potter mit Namen) verband die Hähne durch Schnüre mit bewegten Maschinenteilen und erfand so die selbsttätige Steuerung.

Auf diesem Standpunkt hielt sich die D., bis James von Cornwall zur Wasserhaltung angewendet und sind noch bis vor kurzem unter dem Namen Cornwall-Maschinen im Betrieb gewesen. Schon 1769 trug sich Watt mit der Idee einer Expansionsmaschine, brachte dieselbe jedoch erst 1778 zur Ausführung. 1778 und 1779 kam er auf den Gedanken, Kurbel, Lenkstange und Schwungrad auch bei der D. anzuwenden; da er aber mit der Sicherung durch ein Patent zögerte, so kamen ihm andre zuvor, und er sah sich lange auf die von ihm erfundene Sonnen- und Planetenradanordnung beschränkt. 1774 hatte er dem Unterhaus die Zeichnung einer doppelt wirkenden D. vorgelegt, und 1782 brachte er eine solche zur Ausführung. Zwei Jahre später erfand er das Parallelogramm, und gleichzeitig ließ er sich die Anwendung des Zentrifugalpendels patentieren, dessen man sich schon früher bei englischen Windmühlen be-

dient hatte. Durch alle diese Verbesserungen war die D. über die einseitige Verwendung in den Bergwerken hinausgehoben; es war ihr ein neues, unabsehbares Feld eröffnet, und bald bürgerte sie sich nun auch in Baumwollspinnereien, Bierbrauereien, Mühlen, Walzwerken 2c. ein. Fig. 6 zeigt eine Wattsche doppelt wirkende Niederdruckmaschine mit Balancier (Balanciermaschine). H Dampfzylinder mit Dampfmantel, Z Kolben mit Kolbenstange f, 1 u. 2 Dampfkanäle, I Steuerkasten, A B Röhrenschieber, z Schieberstange, Sp Exzenterstange, S Exzenter, q Ableitungsrohr, K Kondensator, C Spritzrohr, D, E Wasserklappen, L Luftpumpe mit dem Luftpumpenkolben v, der Kolbenstange u und dem Gelenk t, M Speisepumpe, F Speiserohr, G P Kühlwassersaugrohr, a b c d e Balancier, s a — a b — b u — u s Wattsches Parallelogramm, c b — b u — u r Wattscher Lemniskoidenlenker (s. Geradführung), e x Bleuelstange, o x Kurbel, U Schwungrad, N N Regulator, g h g' h' Regulatorgestänge, i i Regulatorkugeln, R Regulatorantriebrad, T Regulatorantriebriemen, k l m n o y Verbindung zwischen Regulator und der im Dampfzuleitungsrohr befindlichen Drosselklappe w. Ungemein schnell verbreiteten sich die Dampfmaschinen in England. 1776 wurde die erste große Maschine von 50 Zoll Kolbendurchmesser für ein Wasserpumpwerk bei Tipton in Staffordshire geliefert, 1778 eine ähnliche von 58 Zoll für Ketley in Shropshire. Die erste D. für die Manchester-Baumwollspinnerei lieferte Watt 1782 an Arkwright. Schon 1810 wurde die Zahl der in Großbritannien arbeitenden Dampfmaschinen auf 5000 geschätzt. In Frankreich baute Périer 1780 die erste D. nach Watts System, aber 1810 zählte man erst 200 Dampfmaschinen. In Preußen wurde die erste D. 1788 in Tarnowitz zum Wasserheben aufgestellt, die zweite folgte 1822 in der Berliner königlichen Porzellanmanufaktur, und erst von 1830 an datiert die allmählich zunehmende Verwendung der Dampfkraft. Hannover erhielt 1832, Württemberg 1841 die erste D. Schon 1799 ersetzte Murdock die Ventile der Steuerung durch einen Schieber, und Murray führte den Muschelschieber und die exzentrische Scheibe ein und lieferte die erste D. ohne Balancier. Die erste wirklich brauchbare Hochdruckmaschine baute der Amerikaner Evans zum Betrieb einer Getreidemahlmühle, und in England wurde eine solche von Trevithick und Vivian 1802, zunächst nur als transportable Maschine, bald aber auch in vielseitigen andern Anordnungen gebaut. Seit dieser Zeit kam die Hochdruckmaschine nicht wieder außer Gebrauch; ihre verhältnismäßig günstigen Ergebnisse veranlaßten die weitere Ausbildung der 1781 von Hornblower versuchten Konstruktion von Maschinen mit zwei Zylindern von verschiedener Weite, in denen der Dampf zunächst gegen den Kolben des kleinern, dann gegen den Kolben des größern Zylinders wirkte und zuletzt kondensiert wurde. Hornblower scheiterte mit seiner Idee an den Patentrechten Watts; dagegen lieferte Woolf 1804 nach dem Erlöschen des Wattschen und des Hornblowerschen Patents Zweizylindermaschinen. Eine oszillierende D. führte Murdock 1785 im Modell aus; praktische Anwendung fand sie aber erst 1820 durch Cavé in Paris und 1822 durch Manby in England. Direkt wirkende Maschinen mit unbeweglichem, liegendem Zylinder wurden zuerst 1801 von Symington gebaut; aber erst nach 1831, wo Stephenson angefangen hatte, bei seinem Dampfwagen ausschließlich Maschinen mit horizontalem Zylinder zu benutzen, fanden diese Maschinen Eingang. Die letzten Jahrzehnte haben namentlich eine sehr weit getriebene und glückliche Ausarbeitung aller Details gebracht; es sind zahlreiche neue Konstruktionen angegeben worden, und vorzüglich hat sich der Erfindungsgeist auf die Steuerungen geworfen. Die Mehrfachexpansionsmaschinen sind in ihrer Entwickelung bis zu einem vorläufigen Abschluß gediehen, und gegenwärtig arbeitet man an der Ausbildung der Heißdampfmaschine. In Deutschland und Frankreich ist die wissenschaftliche Seite der D. besonders gepflegt worden, und Poncelet, Navier, Pambour, Redtenbacher, Zeuner, Hirn, G. Schmidt u. a. haben sich in dieser Hinsicht Verdienste erworben, während Amerika manche originelle Konstruktion geliefert hat.

Verbreitung der Dampfmaschine, Statistisches.

Die D. ist von allen Kraftmaschinen die am meisten verbreitete und hat auf die gesamte Industrie wie auf das Verkehrswesen einen ungeheuern Einfluß ausgeübt. Viele Zweige der Industrie konnten sich erst durch die Erfindung und ausgedehnte Anwendung der D. zu ihrer jetzigen Blüte entfalten, insbes. hat sie die Entwickelung des Maschinenbaues in seinem ganzen Umfange ganz wesentlich gefördert.

Die folgende Tabelle gibt ein Bild der Verteilung der Dampfmaschinen auf die verschiedenen Gewerbe in Preußen im J. 1898. Die Anzahl und Leistungsfähigkeit der feststehenden Dampfmaschinen betrug

in den Gewerbegruppen	Zahl	Leistung in Pferdekräften
1) Land- und Forstwirtschaft	2888	41218
2) Fischerei	64	420
3) Bergbau, Hütten, Salinen	17755	1509655
4) Industrie der Steine und Erden	3678	139620
5) Metallverarbeitung	2606	68004
6) Verfertigung von Maschinen Werkzeugen, Instrumenten 2c.	3046	129903
7) Chemische Industrie	2393	77758
8) Industrie der Heiz- u. Leuchtstoffe	1299	20647
9) Textilindustrie	5071	252477
10) Papier- und Lederindustrie	1937	67196
11) Industrie d. Holz- u. Schnitzstoffe	3995	92974
12) Nahrungs- und Genußmittel	16325	375247
13) Bekleidung und Reinigung	711	14400
14) Baugewerbe	329	12112
15) Polygraphische Gewerbe	371	6580
16) Kunstgewerbliche Betriebe	9	126
17) Handelsgewerbe	221	7481
18) Verkehrsgewerbe	2430	53993
19) Beherbergung und Erquickung	119	3706
20) Häusliche Zwecke	683	14616
21) Gemischte Gewerbegruppen:		
a) Maschinenbauanstalten und Eisengießereien	1191	50001
b) Dünger- und Leimfabriken	49	1327
c) Mühlenverbindungen	508	11585
d) andrer Art	245	5596
Zusammen:	67923	2947642

Während die ersten Dampfmaschinen, die etwa 100 Pferdekräfte leisteten, Aufsehen erregten, bilden heute solche mit einer Leistung von mehreren 1000 Pferdekräften keine Seltenheit. Die rasch emporstrebende Elektrotechnik, die in mehrfacher Hinsicht anregend auf den Dampfmaschinenbau gewirkt hat, hat auch den Bau vieler großer Maschinen veranlaßt, die in den Elektrizitätswerken zur Erzeugung elektrischer Energie dienen. Unter den Anfang 1902 in Preußen für den genannten Zweck arbeitenden Dampfmaschinen befanden sich:

23 zu je 1000 Pferdekräften	4 zu je 1900 Pferdekräften
12 = = 1200 =	2 = = 2000 =
9 = = 1500 =	3 = = 3000 =
7 zu je 4000 Pferdekräften.	

Sehr große Maschinen sind ferner in den Hütten- und Walzwerken zu finden und vor allem auf den modernen Schiffen der Kriegs- und Handelsflotte, deren Maschinen durchweg mehrtausendpferdige Leistungen aufweisen. Eines der größten und schnellsten Schiffe, der Doppelschrauben-Schnelldampfer Kaiser Wilhelm II., besitzt zur Fortbewegung vier Maschinen mit einer indizierten Leistung von zusammen 38—40,000 Pferdekräften.

Über die Entwickelung der Dampfmaschinenindustrie in Preußen gibt folgende Tabelle Aufschluß:

Jahr	Dampfmaschinen[1]	Pferdekräfte	Jahr	Dampfmaschinen[1]	Pferdekräfte
1837	423	7514	1855	4085	161774
1840	634	12279	1861	8685	365631
1843	1090	27241	1878	37320	2891867
1846	1491	41130	1885	48868	1426739
1849	1969	67150	1889	58782	1773454
1852	2833	92476	1901	99096	4328778

[1] 1837—78 einschließlich Schiffsmaschinen und Lokomotiven, von 1879 an ohne die in der Benutzung der Militärverwaltung und der Kriegsmarine befindlichen Dampfmaschinen und ohne Lokomotiven.

In Preußen zählte man 1902:

	Dampfmaschinen mit	Pferdekräften
feststehende	77583	4008597
bewegliche	21612	270543
auf Binnendampfschiffen	1946	196186
auf Seedampfschiffen	533	176066

Unter den Schiffsmaschinen sind nur diejenigen gezählt, die zur Fortbewegung der Schiffe dienen, nicht die Hilfsmaschinen (1898). Nach Mulhall betrug 1888 die Anzahl der Dampfpferdekräfte in den Vereinigten Staaten 14,400,000, in Großbritannien 9,200,000, in Deutschland 6,200,000, in Frankreich 4,520,000, in Rußland 2,240,000, in Österreich 2,150,000. Auf der ganzen Erde mögen gegenwärtig 70—80 Mill. Dampfpferdekräfte zu zählen sein.

[Literatur.] Scholl, Führer des Maschinisten (11. Aufl., Leipz. 1896); Hrabák, Die Dampfmaschinenberechnung mittels praktischer Tabellen (3. Aufl., Prag 1877); Derselbe, Hilfsbuch für Dampfmaschinentechniker (3. Aufl., Berl. 1897, 2 Bde.); Örtling, Über Compoundmaschinen (2. Aufl., Kiel 1878); Ziese, Über neuere Schiffsmaschinen (2. Aufl., das. 1883); v. Reiche, Der Dampfmaschinenkonstrukteur (Aachen 1880—83, 2 Tle.; Teil 1, 3. Aufl. 1893); Uhland: Die Dampfmaschinen mit Schiebersteuerung (das. 1880; Ergänzungsheft, Dresd. 1894); Die Corliß- und Ventildampfmaschinen (das. 1879); Die Woolfschen und Compounddampfmaschinen (das. 1882); Radinger, Dampfmaschinen mit hoher Kolbengeschwindigkeit (3. Aufl., Wien 1892); Schwartze, Katechismus der Dampfkessel, Dampfmaschinen und andrer Wärmemotoren (7. Aufl., Leipz. 1901); Buchetti, Les machines à vapeur actuelles (Par. 1881, Suppl. 1888); Haeder, Die D. unter hauptsächlicher Berücksichtigung kompletter Dampfanlagen (6. Aufl., Düsseld. 1902, 3 Bde.); Blaha, Die Steuerungen der D. (4. Aufl. von Leist, Berl. 1900); Krauß, Graphische Kalorimetrie der D. (das. 1897); Pechan, Berechnung der Leistung und des Dampfverbrauchs der Einzylinder-D. (das. 1896) und der Zweizylinder-D. (Wien 1898); Hartmann, Dynamische Theorie (Berl. 1895); Pohlhausen, Berechnung, Konstruktion und Anlage der Transmissions-D. (Mittweida 1897); Simerka, Dampfkessel und D. und ihre Wartung (5. Aufl., Pilsen 1902); Mayer u. Czap, Die praktische Wartung der Dampfkessel und D. (2. Aufl., Wien 1900); Haage, Verhaltungsregeln mit Erläuterungen für Dampfkesselheizer und Dampfmaschinenwärter (3. Aufl., Chemnitz 1898); Bernoulli, Dampfmaschinenlehre (8. Aufl. von Freytag, Stuttg. 1900); Musil, Grundlagen der Theorie und des Baues der Wärmekraftmaschinen (Leipz 1902); Zeuner, Die Schiebersteuerungen (5. Aufl., das. 1888); Demoulin, Études sur les machines compound à triple expansion (Par. 1885); Colyer, Treatise on modern steam engines and boilers (Lond. 1885); Bauer, Berechnung und Konstruktion der Schiffsmaschinen und -Kessel (Münch. 1902). Geschichtliches: Thurston, Die D. (bearbeitet von Uhland, Leipz. 1880); »Abhandlungen der königl. preuß. technischen Deputation für Gewerbe, 1. Teil: Geschichte der D.« (Berl. 1826); Reuleaux, Kurzgefaßte Geschichte der D. (Braunschw. 1891); Matschoß, Geschichte der D. (Berl. 1901).

Dampfmesser, s. Manometer.

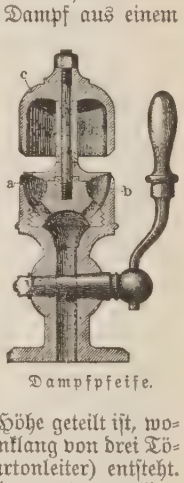
Dampfmühle, s. Mühlen.

Dampfnudeln, in Österreich und Bayern beliebte Mehlspeise, eigroße Klößchen aus Hefenteig, die in einer Form mit wenig Milch, Butter und Zucker gebacken und mit einer Sauce aufgetragen wird.

Dampfofen, von Hock in Wien konstruierter Apparat zur Gewinnung eines Dampf- und Feuergasgemisches, sollte zum Betrieb eines nach Art einer Dampfmaschine eingerichteten Motors benutzt werden.

Dampfomnibus, s. Motorwagen.

Dampfpfeife, eine Pfeife, die durch Dampf zum Ansprechen gebracht wird. Bei der durch die Abbildung dargestellten D. strömt der Dampf aus einem ringförmigen Spalt zwischen dem Teile a und der Scheibe b und trifft den scharfen Rand der Glocke c. Die Orgel- oder Röhrenpfeife (mit dumpfem, nebelhornartigem Ton) ist nach Art der Pfeifen einer Orgel gebaut. Die Stärke des Tones ist von der Menge der schwingenden Luft, also von dem Inhalte der Glocke oder des Rohres, die Höhe desselben von der Länge der schwingenden Luftsäule, also von der Höhe der erwähnten Teile abhängig. Dreiklangpfeifen haben eine Glocke, die durch senkrechte Scheidewände in drei Räume von verschiedener Höhe geteilt ist, wodurch ein harmonischer Zusammenklang von drei Tönen (1., 3. und 5. Ton der Durtonleiter) entsteht. Dampfpfeifen werden als Signalapparate vor allem bei Lokomotiven, Schiffen und in Fabriken benutzt.



Dampfpfeife.

Dampfpferd, soviel wie Pferdekraft.

Dampfpflug, s. Maschinenpflug.

Dampfpinasse, s. Boot, S. 211.

Dampfpumpe, s. Pumpe.

Dampfrad, soviel wie Dampfturbine, s. Tafel »Dampfmaschinen III«.

Dampframme, s. Ramme.

Dampfraum, s. Dampfkessel, S. 449.

Dampfreaktionsrad, s. Reaktion.

Dampfrinne, s. Dämpfigkeit.

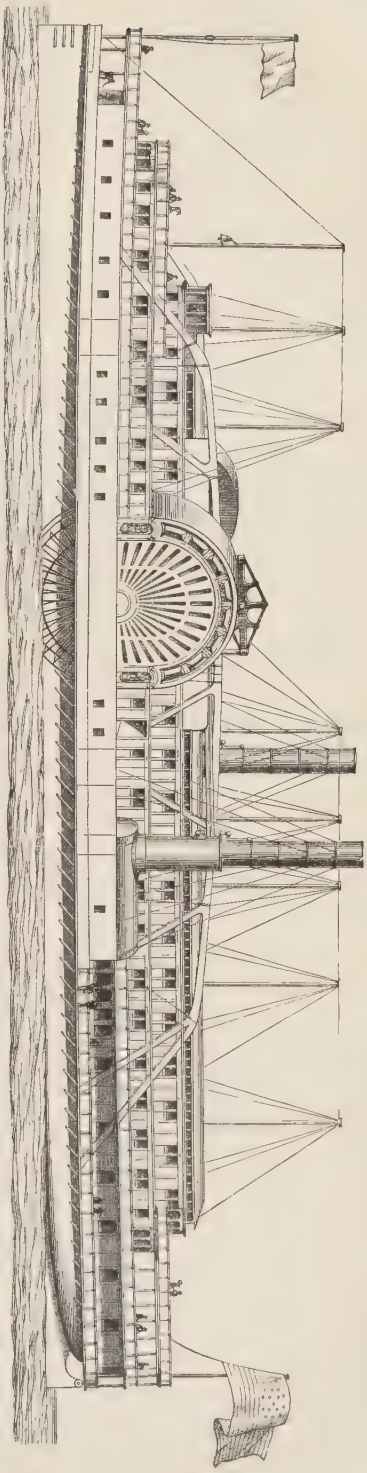
Dampfrohr, jedes Rohr, durch welches Dampf geleitet wird. Vgl. Dampfleitung.

Dampfröste, s. Flachs.

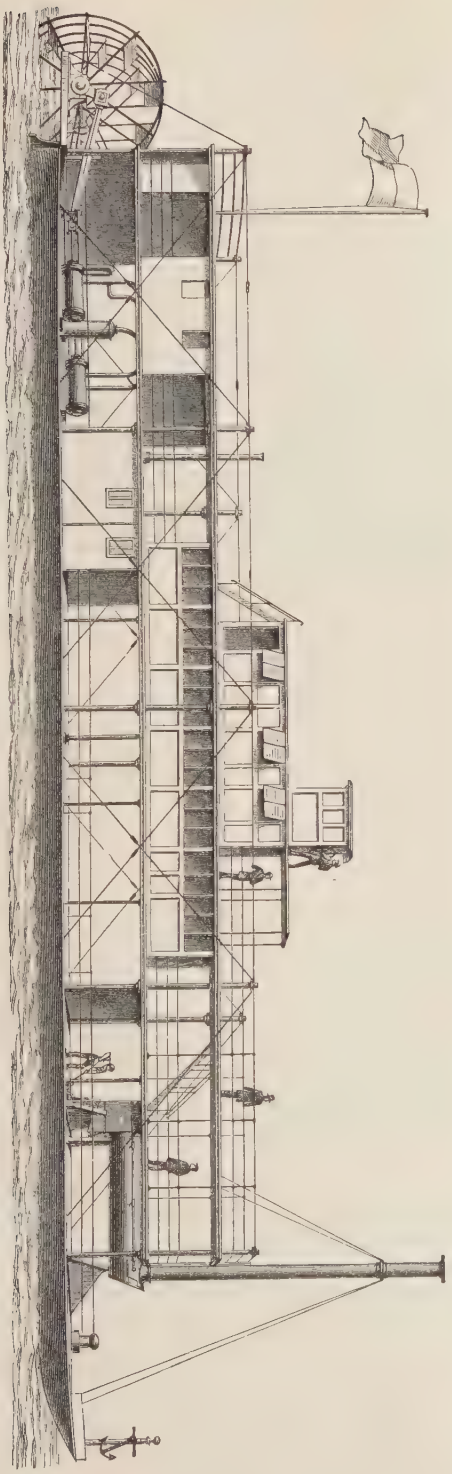
Dampfruder, s. Ruder.

Dampfsammler, s. Dampfkessel, S. 449.

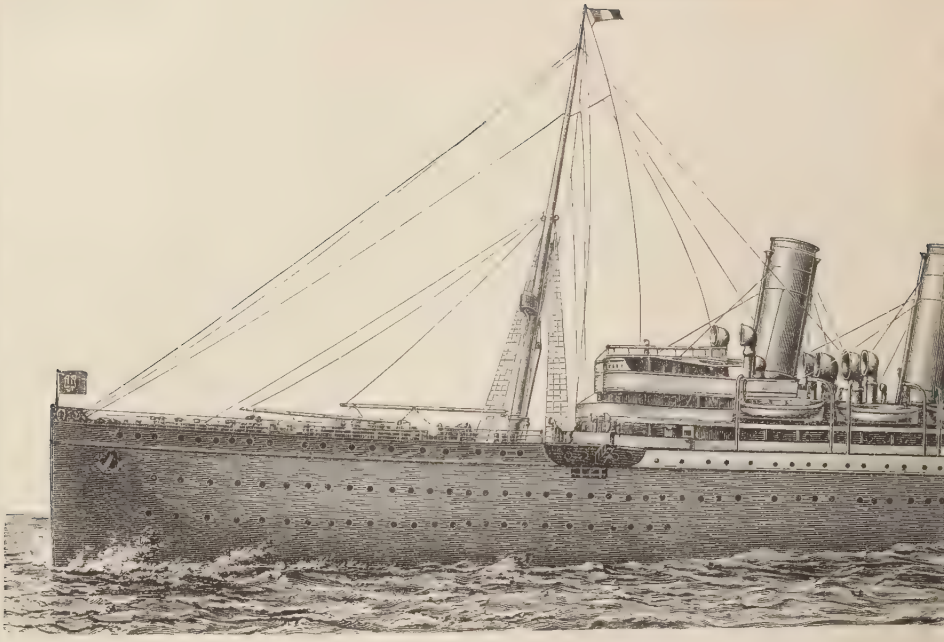
Dampfschälmethode, s. Eichenrinde.



1. Amerikanischer Strom- und Küstendampfer.



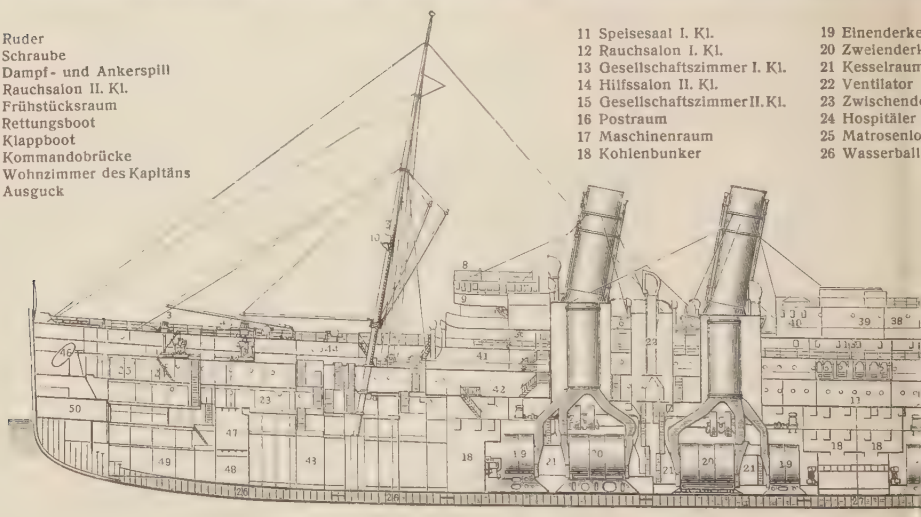
2. Heckraddampfer.

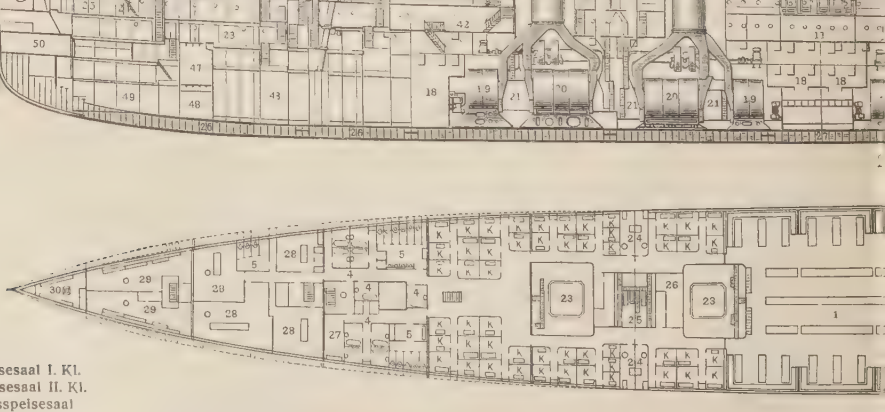


1 Ruder
2 Schraube
3 Dampf- und Ankerspill
4 Rauchsalon II. Kl.
5 Frühstücksraum
6 Rettungsboot
7 Klappboot
8 Kommandobrücke
9 Wohnzimmer des Kapitäns
10 Ausguck

11 Speisesaal I. Kl.
12 Rauchsalon I. Kl.
13 Gesellschaftszimmer I. Kl.
14 Hilfssalon II. Kl.
15 Gesellschaftszimmer II. Kl.
16 Postraum
17 Maschinenraum
18 Kohlenbunker

19 Einenderke
20 Zweienderk
21 Kesselraum
22 Ventilator
23 Zwischende
24 Hospitäler
25 Matrosenlo
26 Wasserball

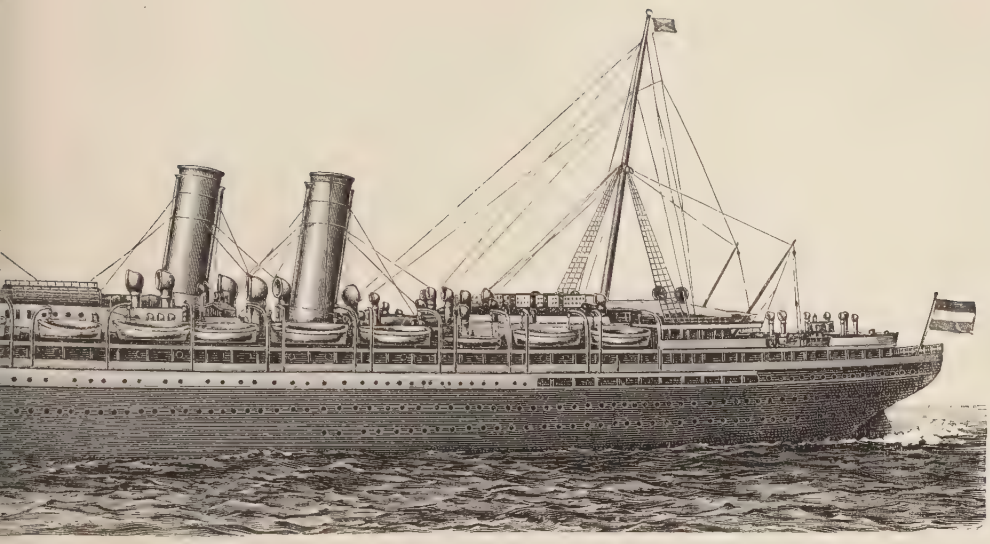




1 Speisesaal I. Kl.
2 Speisesaal II. Kl.
3 Hilfsspeisesaal
4 Bad
5 Wasserklosetts
6 Maschinistenmesse
7 Anrichteraum II. Kl.
8 Heizerspeiseraum
9 Barbier
10 Aufwasch für Anrichteraum II. Kl.
11 Wohnraum für Oberheizer
12 Maschinenwaschraum
13 Maschinenschacht
14 Räume für Maschinisten
15 Elektrische Maschine
16 Schlachterei
17 Küche I. Kl.
18 Heizerküche

10 5 0 20

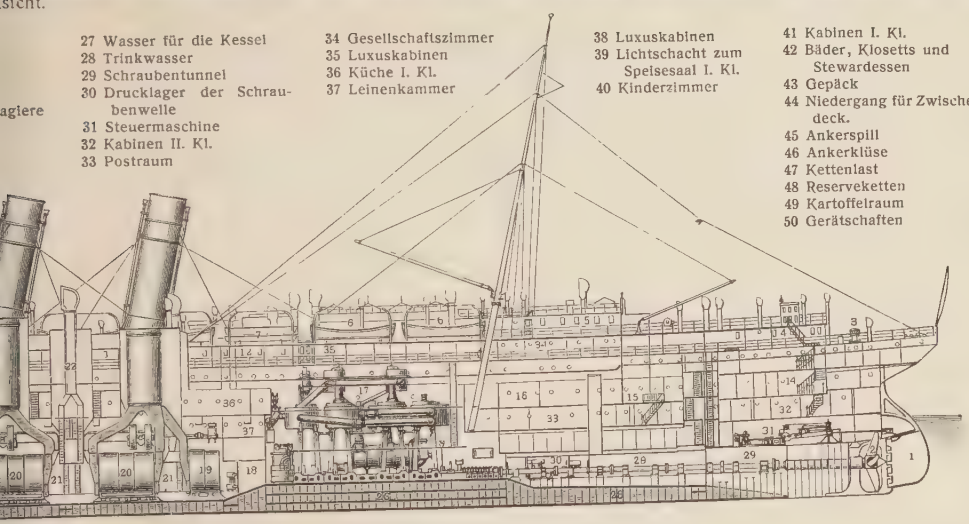
Doppelschrauben-



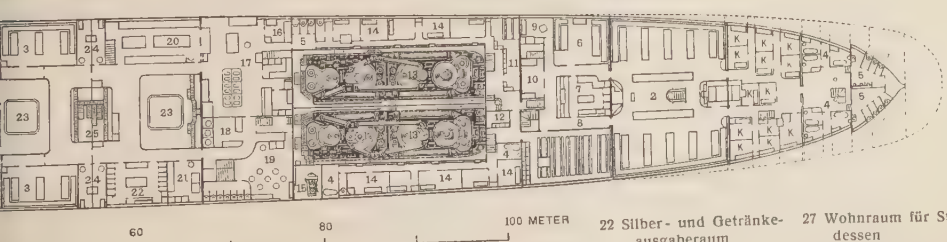
sicht.

27 Wasser für die Kessel
28 Trinkwasser
29 Schraubentunnel
30 Drucklager der Schraubenwelle
31 Steuermaschine
32 Kabinen II. Kl.
33 Postraum
34 Gesellschaftszimmer
35 Luxuskabinen
36 Küche I. Kl.
37 Leinenkammer
38 Luxuskabinen
39 Lichtschacht zum Speisesaal I. Kl.
40 Kinderzimmer
41 Kabinen I. Kl.
42 Bäder, Klosetts und Stewardessen
43 Gepäck
44 Niedergang für Zwischendeck.
45 Ankerspill
46 Ankerklüse
47 Kettenlast
48 Reserveketten
49 Kartoffelraum
50 Gerätschaften

aglere



schnitt.



otdeck.

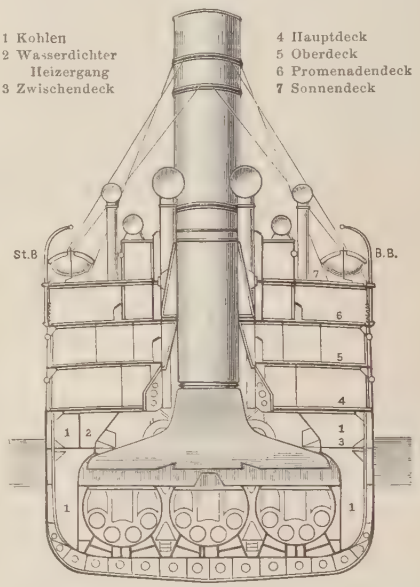
19 Bad und Waschraum für Heizer
20 Anrichteraum I. Kl.
21 Aufwaschraum I. Kl.
22 Silber- und Getränkeausgaberaum
23 Schornsteinschacht
24 Aschschütten
25 Heizraumschächte
26 Trockenkammer
27 Wohnraum für Stewardessen
28 Wohnräume für Stewards
29 Räume für Matrosen
30 Raum für Gerätschaften
K = Kabinen

lldampfer ‚Deutschland'.

Erläuterungen zu Tafel II: Der Schnelldampfer ‚Deutschland'.

Der auf Tafel II dargestellte Dampfer ‚Deutschland' ist der neueste Schnelldampfer der Hamburg-Amerika-Linie; er ist 10. Jan. 1900 auf der Werft des Vulkan in Bredow bei Stettin vom Stapel gelaufen und begann im Juli 1900 seine Fahrten zwischen Hamburg und New York. Sein **Schiffskörper** ist aus bestem Siemens-Martinstahl gebaut und entspricht auch den Anforderungen der Marine als Hilfskreuzer. Vor- und Hintersteven sind senkrecht, das Heck ist elliptisch. Die größte Länge beträgt 208,5 m, die größte Breite 20,42 m, die Raumtiefe zwischen Oberdeck und Kiel 13,41 m, die Tragfähigkeit 5840 Ton. Schwergut bei 8,84 m Tiefgang im Süßwasser, die Wasserverdrängung 23,200 T. und der Brutto-Raumgehalt 16,200 Registertonnen. Die **Geschwindigkeit** sollte vertragsmäßig nicht unter 22 Seemeilen betragen; in Wirklichkeit hat ‚Deutschland' über 23,5 Seemeilen Durchschnittsgeschwindigkeit und auf kurzen Strecken 25 Seemeilen Maximalgeschwindigkeit erreicht. Das Schiff ist durch 15 Querschotte und ein Längsschott im Maschinenraum in 17 **wasserdichte Abteilungen** geteilt, die so bemessen sind, daß es noch schwimmfähig bleibt, wenn zwei Räume nebeneinander volllaufen. Der **Doppelboden** hat 22 Tankzellen, die Kesselspeisewasser und Trinkwasser enthalten und nötigenfalls mit 2550 cbm Wasserballast gefüllt werden. Bei Nacht und Nebel sind alle Schottüren geschlossen. **Rettungsboote** sind 26 auf den obern Decks aufgestellt, 16 Boote sind über 9 m lang; 4 Boote hängen sofort gebrauchsfertig in den Davits. Die **Bunker** fassen 4820 T. Kohlen; der Kohlenbedarf beträgt etwa 565 T. in 24 Stunden. Die Hauptladeräume haben 1453 cbm, die Gepäckräume sowie die Proviant- und Fleischkühlräume 669 cbm.

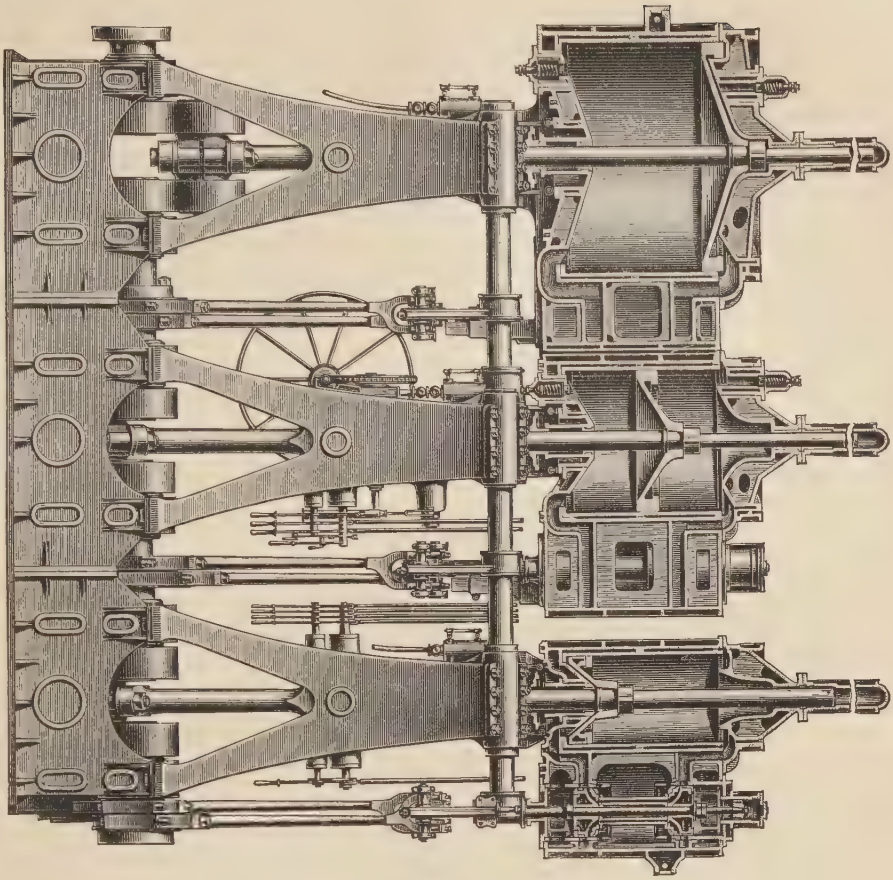
Die **Besatzung** zählt 543 Köpfe, und zwar 15 Schiffsoffiziere, Postbeamte und Lotsen, je einen Arzt, Zahl- und Proviantmeister, 53 Maschinisten, 201 Heizer, 218 Stewards und Köche und 54 Matrosen. Die Schiffsoffiziere haben ihre Räume nahe der Kommandobrücke, die Maschinisten und Heizer nahe der Maschine und den Kesselräumen. Für 693 **Fahrgäste I. Klasse** sind im Promenadendeck, Oberdeck und Hauptdeck 260 Kammern, darunter mehrere Luxuskabinen mit Wohn-, Schlaf- und Badezimmer und 50 Einzelkabinen. Für 302 **Fahrgäste II. Klasse** sind im Ober-, Haupt- und Zwischendeck 99 etwas einfachere Kammern. Der Speisesaal I. Klasse im Hauptdeck hat einen 10 m hohen Kuppelbau aus Glas, der durch Ober- und Promenadendeck hindurchgeht und nach oben glockenartig abgeschlossen ist. Mit zwei angrenzenden Hilfsspeisesälen sind 416 Sitze vorhanden. Auf dem Promenadendeck grenzen an den Lichtschacht des Speisesaals der Gesellschaftssalon mit Musik-, Schreib- und Lesezimmer. Auf dem Brückendeck ist ein Kinderzimmer und ein amerikanischer Frühstücksraum, auf dem Promenadendeck ein prächtiges Rauchzimmer. Der Speisesaal II. Klasse auf dem Hauptdeck nach hinten mit 166 Plätzen und einem Hilfsspeisesaal mit 16 Plätzen ist etwas einfacher, ebenso das Gesellschaftszimmer auf dem hintern Oberdeck und das Rauchzimmer auf dem Promenadendeck. Der vordere Teil des Promenadendecks, für die Fahrgäste I. Klasse bestimmt, ist durch das Sonnendeck gegen Regen und Sonne geschützt. Der hintere Teil des Promenadendecks ist für die Fahrgäste II. Klasse bestimmt. Für 288 **Fahrgäste III. Klasse** sind mehrere Abteilungen Zwischendecksräume vorhanden, auch einzelne Zimmer. Auf dem Oberdeck ist der Raum auf dem Backdeck für die Zwischendecksfahrgäste bestimmt. Bei vollbesetztem Schiff sind 1826 Personen zu verpflegen. Für jede Klasse von Fahrgästen sowie für die Mannschaft sind besondere **Dampfküchen** mit Anrichteräumen vorhanden; außerdem sind an Bord eine Bäckerei und eine Konditorei, jede mit mehreren Backöfen, und eine Schlächterei. Arzt und Apotheke stehen den Fahrgästen frei zur Verfügung, vorn in der Back liegen einige Lazarettkammern. Die **Seepostbureaus** sind auf dem Oberdeck. Eine Schiffsdruckerei stellt Speisekarten und Programme für die Konzerte der Schiffskapelle her. Baderäume für Fahrgäste und Mannschaft sind reichlich vorhanden. Das ganze Schiff hat Dampfheizung. Zur Lüftung der Innenräume dienen teils Ventilatoren und Luftschächte, teils elektrisch betriebene Sauger. **Elektrische Kraft** zur Beleuchtung und zum Betrieb von Ventilatoren und kleinen Aufzügen liefern 3 große und 2 kleinere Dynamos; insgesamt sind 2500 Glühlampen vorgesehen. Zur Kühlung der Provianträume dient eine Kohlensäuremaschine. An **Hilfsmaschinen** sind vorhanden: 2 Ankerspille auf der Back, je 2 Verholspille auf der Back und der Poop. Für Fracht und Gepäck sind 5 Dampfladewinden und eine kleine Proviantwinde vorhanden. Die Steuervorrichtung liegt im hintern Raumdeck, hat eine Hauptmaschine und eine Hilfssteuermaschine; beide Steuermaschinen arbeiten in geschlossenen, mit Öl gefüllten Gehäusen, ihre Schieber können von vier Stellen des Schiffes (vom Ruderhaus, vom Steuerstand hinter dem Kompaß, von der Navigationsbrücke und vom Unterwasser-Steuerstand) aus gesteuert werden.



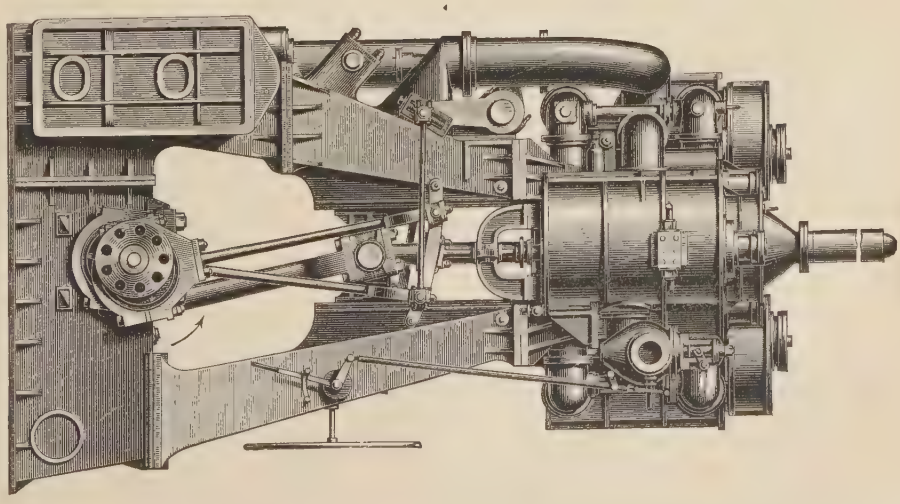
Querschnitt durch den Maschinenraum.
Spant 126 von vorn gesehen.

Die vier **Kesselräume** haben je 3 Doppelender- und einen Einenderkessel, deren Abgase in je einem Schornstein von 4 m Durchmesser und 32 m Höhe über dem Rost münden. Alle 16 Kessel haben zusammen 112 Feuerungen mit 203 qm Rostfläche und 7940 qm Heizfläche. Der Dampfüberdruck beträgt 15 Atmosphären. Jeder Kessel hat 5 m Durchmesser und 6 m Länge. Die beiden **Hauptmaschinen** leisten mit vierfacher Expansion zusammen bis zu 37,000 Pferdekräfte bei 77 Schraubenumdrehungen in der Minute. Der Hub der Zylinder beträgt 1,85 m. Die Wellenleitung ist 66 m lang und aus 11 Stücken zusammengesetzt. Die beiden vierflügeligen Propellerschrauben haben 6,8 m Durchmesser und 11 m Steigung: auf die 4 Flügel jeder Schraube wird ein Druck von 90,000 kg ausgeübt.

Von der **Kommandobrücke** führen Telegraphen und Sprachrohre nach den Maschinen- und Kesselräumen. Ein Dampfruder mit Steuerkompaß steht im Steuerhaus, dahinter im Kartenhaus sind die Seekarten und nautischen Handbücher und Instrumente für die Schiffsoffiziere. Oben auf dem Steuerhaus steht der Peilkompaß.



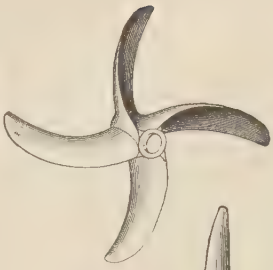
1. Längsschnitt.



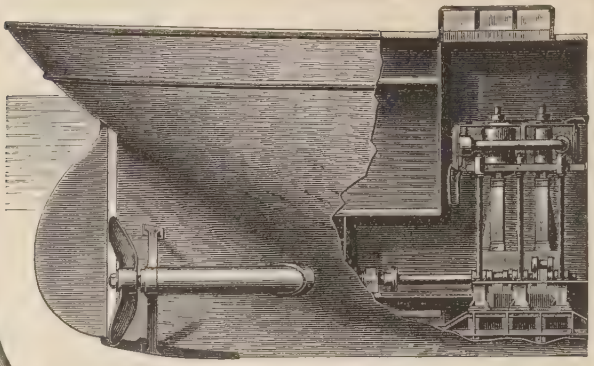
2. Ansicht von vorn.

Dreifach-Expansionsmaschine eines Postdampfers. Erbaut 1889 im ‚Vulkan' bei Stettin. 6500 indiz. Pferdekräfte. Durchmesser des Hochdruckzylinders 1050 mm, des Mitteldruckzylinders 1700 mm, des Niederdruckzylinders 2700 mm; Kolbenhub 1600 mm.

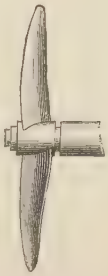
Dampfschiff IV.



9. Thornykroft-schraube.

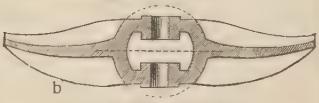


1. Zwillingsschraubenschiff. Zum Teil Durchschnitt.



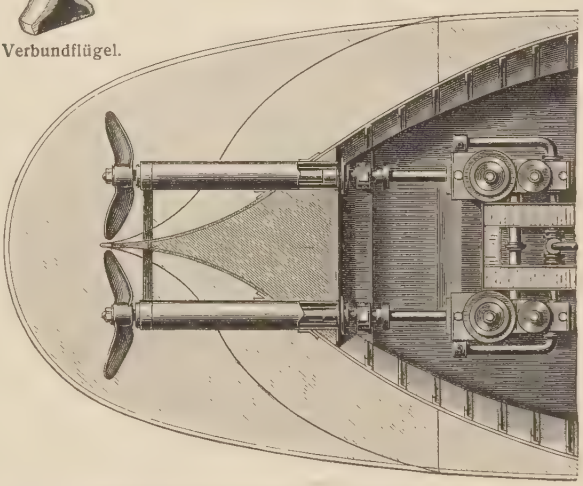
8. Yarrowschraube.

10. Neuere Schraube.

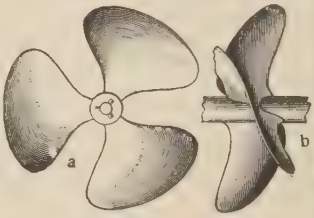


6. Griffithschraube.
a Vorderansicht, b Durchschnitt.

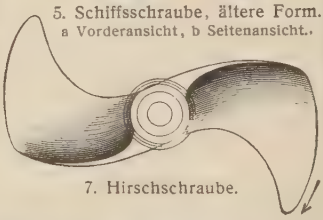
11. Verbundflügel.



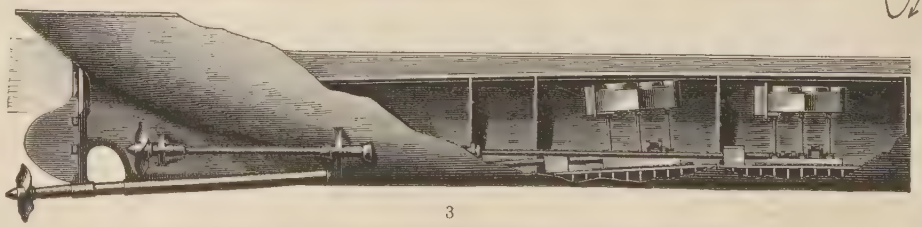
2. Zwillingsschraubenschiff. Ansicht von oben.



5. Schiffsschraube, ältere Form.
a Vorderansicht, b Seitenansicht.

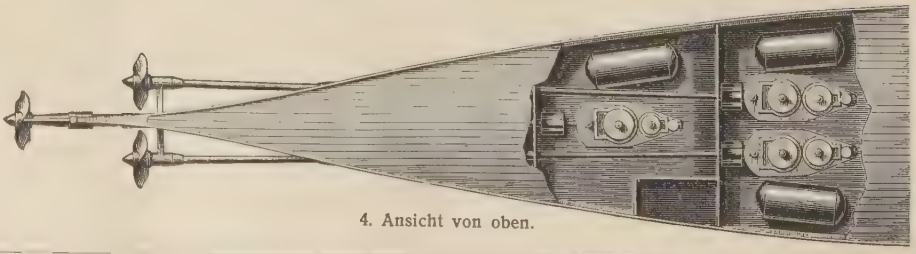


7. Hirschschraube.



3

3 u. 4. Dreischraubendampfer kleinster Art. Zum Teil Durchschnitt.



4. Ansicht von oben.

Dampfschiff (Dampfboot, Dampfer, hierzu Tafel »Dampfschiff I—IV«), jedes Schiff, das durch eine oder mehrere eingebaute Dampfmaschinen bewegt wird. Nach dem Propeller oder Trieb unterscheidet man Rad-, Schrauben- u. Turbinendampfer. Auf Raddampfern, der ältesten Art, bilden meist zwei durch eine Welle verbundene Schaufelräder den Propeller; nur wenn für jedes Rad eine Maschine vorhanden ist, sitzen die Räder auf zwei getrennten Wellen. Fig. 1 der Tafel I zeigt den amerikanischen Flußdampfer mit zwei Seitenrädern. Bisweilen wird auch ein einzelnes Schaufelrad (Ruderrad) als Propeller am Hinterschiff angeordnet. Diese Heckraddampfer (Tafel I, Fig. 2) verdienen den Vorzug in engen Flußläufen. Die Radpropeller ähneln unterschlächtigen Wasserrädern. Ihr Durchmesser wird möglichst groß gewählt; von den Schaufeln tauchen am besten nur drei zugleich. Man hat feste und bewegliche Schaufeln, von denen sich die letztern beim Eintauchen und Heraustreten senkrecht stellen und dadurch größere Leistung erzielen. Die Fortbewegung des Radschiffes erfolgt durch den Wasserdruck gegen die eingetauchten Schaufeln. Die Größe dieses Druckes ist abhängig von der Umdrehungsgeschwindigkeit des Rades und vom Flächeninhalte der tauchenden Schaufeln. In der Marine sind nur noch ältere Dampfjachten, z. B. in der deutschen Marine der Kaiseradler Raddampfer. Hauptsächlich benutzt man Raddampfer in der Binnenschiffahrt, da ihr geringer Tiefgang sie überall möglich macht, wo der Schraubenpropeller schon den Grund aufwühlt oder gar aufstößt. Die großen Binnengewässer Nordamerikas sind die Heimat der größten Raddampfer; sie dienen dort als Fährschiffe und Küstenfahrer. Die Palastdampfer der Fallriver-Stonington- und andrer Linien nehmen 2000 Passagiere auf; auch die schlankern Rheinsalondampfer sind Raddampfer.

Die Schraubendampfer (Tafel II, mit Beschreibung) haben als Propeller die Schiffsschraube; sie besteht aus 2—4 schraubenförmig gestellten Flügeln, die auf der Nabe am äußern Ende der Schraubenwelle befestigt sind. Diese Welle liegt längsschiffs, meist über dem Kiel, und geht wasserdicht durch den Hintersteven des Schiffes. Der Propeller taucht ganz unter Wasser und schraubt sich im Wasser, das als Mutter dient, vor- oder rückwärts, je nach der Drehrichtung. Je schärfer das Heck gebaut ist, oder je freier vom Heck die Wellen der Doppelschraubendampfer liegen, um so günstiger ist die Schraubenwirkung. Bei Dampfschiffen mit nur einer Schraube liegt diese in einem Rahmen zwischen dem Hintersteven und Rudersteven, also vor dem Ruder. Am häufigsten gibt man den Schrauben 3 oder 4 Flügel. Die Ozeanschnelldampfer haben fast nur dreiflügelige Schrauben. Steigung, Durchmesser, Form und Fläche der Flügel beeinflussen die Wirkung der Schrauben. Man kann fünf Hauptformen unterscheiden: Fig. 5 (Tafel IV) zeigt die ältere Schraube mit meist 3, auch 4 und als Reserveschraube 2 Flügeln. Fig. 6 zeigt die Griffith-Schraube mit kugelförmiger Nabe und gekrümmten Flügeln, deren größte Breite etwa in ihrer Längenmitte liegt. Um dem von der Schraube seitlich geworfenen Wasserstrahl mehr Widerstand zu lassen und den Seitenabfluß zu verhindern, benutzt Hirsch (Fig. 7) Schraubenflügel, deren gewundene Fläche sich zwar der Griffithform anschließt, am äußern Rande jedoch die Figur eines Kreisbogens erhält, der mit gekrümmter Fläche das Wasser aufnimmt. Die Hirschschraube hat sich für die schnelle Fortbewegung des Schiffes als die vorteilhafteste bewährt. Die Yarrowschraube (Fig. 8) zeichnet sich durch schmale, lange, spitz auslaufende Flügel (2—3) aus und ist wie die Thornycrofftschraube (Fig. 9) an Bord englisch-amerikanischer Schiffe nicht selten. Sie zeigt stark nach hinten gekrümmte Flügel, um mit langen Hebelarmen große Geschwindigkeit zu bewirken. Fig. 10 zeigt einen neuern Propeller.

Der Schraubenpropeller wird aus Gußeisen, Gußstahl und Bronze angefertigt, in neuester Zeit aus Phosphor- und Manganbronze. Um das Rosten der Stahlschrauben zu vermeiden, hat man eine Beplattung aus Bronze eingeführt und neuerdings Verbundflügel aus einem Stahlkern mit Deltametallüberzug (Fig. 11). Bei gußeisernen Schrauben wird zur Vermeidung des Angriffes des Gußeisens durch den Wasserstrom eine teilweise Bedeckung mit Kupfer, Bronze oder Zink angewendet. Die Schrauben der italienischen Kreuzer Umbria und Etruria haben 7,45 m Durchmesser, wiegen 39 Ton. und kosten je 100,000 Mark. Die Schraubenwelle wird dort, wo sie aus der Schiffswand tritt, durch eine Stopfbüchse geführt, die den Eintritt des Wassers in die Schiffsräume hindert; ihr vorderes Ende, die Kurbelwelle, wird von der Dampfmaschine gedreht, ihr hinteres Ende oder dessen Verlängerung trägt die Schraube. Zwischen beiden sind auf großen Schiffen Transmissionswellen eingeschaltet. Der von der Schraube erzeugte Seitendruck wird von einem besondern Lager, dem Druck- oder Stoßlager, aufgenommen. Zum Kriegsdienst eignen sich nur Schraubendampfer wegen der geschütztern Lage ihres Triebes. Dagegen ist die Lage der Schraube unvorteilhaft für Reparaturen, weil sie ein Auswechseln während der Fahrt unmöglich macht und im Hafen das Docken des Schiffes erfordert.

Etwa seit 1862 baut man Dampfschiffe mit Zwillingsschrauben (Zweischraubenschiffe, auch Doppelschraubendampfer genannt), bei denen zwei Schraubenwellen in der rechten und linken Hälfte des Schiffes angebracht sind, die, aus dem Schiff hinten und seitlich neben dem Steuerruder (Tafel IV, Fig. 1 u. 2) hervorragend, je eine Schraube tragen. Diese Konstruktion ist in den Kriegsmarinen und meist auch für Passagierdampfer gebräuchlich. Der Bruch einer Welle vernichtet noch nicht die Bewegungsfähigkeit des Fahrzeugs, da mit der zweiten Schraube die Fahrt bei verminderter Geschwindigkeit fortgesetzt werden kann. Außerdem werden durch Anwendung zweier Schrauben die Erschütterungen vermindert. Die größere Schnelligkeit dieser Schiffe kann aber nur durch größern Kostenaufwand gegenüber der Anwendung von nur einer Schraube mit gleicher Kraft erreicht werden.

Neuerdings hat man besonders in der italienischen, französischen, deutschen und nordamerikanischen Kriegsmarine Dreischraubenschiffe eingeführt; von den drei Schrauben liegt die mittelste zuhinterst und wird von einer dritten Maschine betrieben, während die andern beiden den Zwillingsschrauben entsprechen (Tafel IV, Fig. 3 u. 4). Bei verminderter Fahrt soll nur die mittlere Schraube benutzt werden; die Anordnung der drei Maschinen erleichtert ihre geschützte Aufstellung unter dem Panzerdeck. Popow hat 1873 russische Kriegsschiffe mit sechs Schrauben erbaut.

Eine dritte Klasse von Dampfschiffen ist nach dem Turbinen- oder hydraulischen Reaktionssystem gebaut. In diesen Prallschiffen wirft eine Turbine zwei Wasserstrahlen mit großer Kraft durch zwei drehbare Ausflußrohre nach hinten aus; werden

die Ausflußrohre nach vorn gedreht, so geht das Schiff rückwärts. Je ein solches Rohr liegt an jeder Schiffsseite. Werden beide Rohre entgegengesetzt gestellt, so dreht sich das Schiff. Die Turbinendampfer haben sich bisher noch nicht genügend bewährt; über Turbinentorpedoboote s. Torpedoboot.

Dampferarten.

Fluß- (oder Binnensee-) Dampfer sind schwächer und flacher gebaut als Seedampfer, haben auch geringern Freibord und dienen nur zum Passagierverkehr oder zum Schleppen von Frachtkähnen. Seedampfer zeigen je nach dem Zweck, dem sie dienen, große Verschiedenheit. Man unterscheidet: Hochseedampfer, Dampfer für kleine Fahrt, Küstendampfer und Hafendampfer. Die Ladefähigkeit ist bei Frachtdampfern am größten, bei ihnen beträgt der Unterschied zwischen dem Bruttoraumgehalt und dem Nettoraumgehalt nur etwa 20—30 Proz. des erstern, bei Passagierdampfern ist der Unterschied größer, steigt bei Schnelldampfern auf etwa 50 Proz., und Schleppdampfer (Bugsierdampfer) sind überhaupt nicht befähigt, Ladung zu tragen, bei ihnen sind die Schiffsmaschinen, Kesselanlagen und Kohlenvorräte so schwer, daß sie allein die Belastung des Schiffes ausmachen. (Schlepper gleichen also den Lokomotiven.) Man baut in neuester Zeit sowohl die Schnelldampfer (zur Passagier- und Postbeförderung) als die Frachtdampfer viel größer als früher, wenn sie für Hochseefahrt dienen sollen, und zwar erstere, um mit großer Geschwindigkeit auch große Wohnlichkeit (ruhige Schiffsbewegungen) und Bequemlichkeit für die Reisenden zu erzielen, letztere, um bei möglichst geringen Betriebskosten große Ladungen verfrachten zu können.

Zu den Schnelldampfern können heute nur noch Dampfschiffe gerechnet werden, deren Geschwindigkeit etwa 20 Seemeilen und mehr in der Stunde beträgt. Vgl. das nachfolgende

Verzeichnis der wichtigsten Schnelldampfer.

Schiffsname	Flagge	Stapellauf Jahr	Erbauer	Größe: Wasserverdrängung	Größe: Bruttoraum Reg.-Ton.	Länge m	Breite m	Tiefgang m	Maschinenstärke Pferdekräfte	Geschwindigkeit Seemeilen
Kaiser Wilhelm II. . . .	deutsch	1902	Vulkan, Stettin	26 000	20 000	215,3	21,2	8,4	40 000	23,5
Kronprinz Wilhelm . . .	=	1901	= =	21 280	14 908	202,2	20,1	8,4	36 000	23,5
Deutschland	=	1900	= =	23 200	16 502	208,5	20,4	8,4	37 000	23,5
Kaiser Wilhelm der Große	=	1897	= =	20 380	14 349	197,7	20,1	8,2	30 000	22,5
Oceanic	englisch	1899	Harland u. Wolff	—	17 274	209	20,7	—	25 000	20
Lucania	=	1893	Fairfield	—	12 952	183	19,8	—	30 000	22
Campania	=	1893	=	—	12 950	183	19,8	—	30 000	22
La Lorraine	französisch	1898	Penhöel	—	11 800				22 000	21

Unter den Passagierdampfern zählen die Reichspostdampfer des Norddeutschen Lloyd: Barbarossa (mit 10,769 Reg.-Ton. Brutto), Bremen, Friedrich der Große und Königin Luise (mit je 10,550 T.), von 7—8000 Pferdekräften und 15—16 Seemeilen Geschwindigkeit zu den größten der Erde. Noch größer sind die gleichzeitig der Passagierbeförderung dienenden Frachtdampfer Pennsylvania und Pretoria der Hamburg-Amerika-Linie. Pennsylvania ist 170,7 m lang, 18,4 m breit, hat 12,5 m Raumtiefe; das Schiff ist 13,400 Reg.-Ton. Bruttogehalt groß und kann einschließlich des Kohlenvorrats 11,600 T. Gewicht laden. Seine beiden Schrauben werden von 2 Vierfach-Expansionsmaschinen von zusammen etwa 5000 Pferdekräften getrieben, die dem Schiffe 13 Seemeilen Geschwindigkeit geben. Um Erschütterungen des Schiffskörpers zu vermeiden, sind die Maschinen nach dem Schlickschen System ausbalanciert. Der Völligkeitsgrad des Schiffskörpers, der bei den schlanken Schnelldampfern etwa 0,55 beträgt, ist bei der Pennsylvania etwa 0,75 groß.

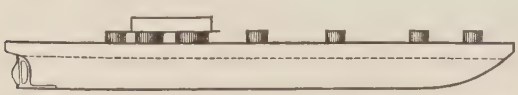
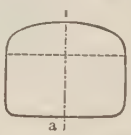



Fig. 1. Walrückendampfer. a Querschnitt.

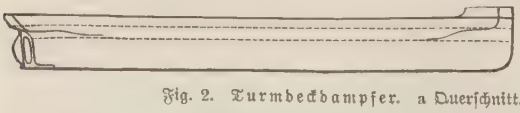
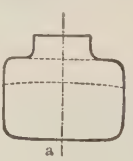



Fig. 2. Turmdeckdampfer. a Querschnitt.

Als Frachtdampfer sind Schiffstypen eigentümlicher Bauart in Aufnahme gekommen. Die Walrückendampfer und Turmdeck- (Turret-) Dampfer sind namentlich für Getreidetransport bestimmt. Diese Typen erstreben große Tragfähigkeit bei geringem nominellen Tonnengehalt. Bei ihnen ist das Nullspant ein Rechteck und der Völligkeitsgrad sehr groß (etwa 0,85—0,90). Das Deck des Walrückendampfers ist stark gekrümmt und hat nur ganz geringen Freibord, so daß es bei voller Ladung teilweise unter Wasser liegt. Auf dem Deck erheben sich eine Anzahl (etwa 7, Fig. 1) runder Aufbauten, die durch Brückengänge verbunden sind und als Aufenthalt für die Mannschaft dienen. Beim Turmdeckdampfer (Fig. 2) trägt das Deck einen von vorn bis hinten durchgehenden Aufbau, der allein über Wasser bleibt, wenn das Schiff vollbeladen ist. Diese Dampfer bieten dem Wind wegen ihres kleinen Oberschiffs nur wenig Widerstand, sparen also Kohlen für die Fortbewegung und bedürfen nur geringer Besatzung. Eine Abart der Turmdecker sind die elliptischen Dampfer des Sunderland-Typs. Große Verschiedenheiten zeigen die modernen Dampfer in der Anordnung und Stärke der Decke sowie der Decksaufbauten. Die stärkste Bauart haben die Volldecker oder Volldeckschiffe; bei ihnen ist das oberste Deck (Oberdeck) zugleich das stärkste Deck; darunter liegen je nach der Größe des Schiffes noch 1 bis 3 Decke, die dann von oben nach unten gerechnet: Zwischendeck, Unterdeck und Orlop- (overloop-) Deck genannt werden. Alle Decke haben vollständige Deckbalkenlagen, die mit Holzplanken oder Stahlplatten belegt sind. Über dem Oberdeck liegen

die ebenfalls »gedeckten« Decksaufbauten, vorn die Back, in der Mitte das Brückendeck, oder auf Schnelldampfern (Fig. 3) das sehr lange Promenadendeck, über dem zuweilen noch ein Boots- und Brückendeck liegt, und hinten die Hütte (Poop, auf Kriegsschiffen Kampanje genannt). Poop und Back haben zuweilen ein gewölbtes Schildkrötendeck (Turtledeck). Nur Passagierdampfer werden als Volldecker gebaut. Leichter als die Volldecker sind die Spardecker gebaut, bei ihnen heißt das nur leicht gebaute Oberdeck Spardeck, das schwerere darunter liegende Deck Hauptdeck, unter dem noch das Zwischendeck und zuweilen auch ein Orlopdeck liegt. Ihrer leichtern Bauart wegen müssen Spardecker stets größern Freibord haben, dürfen also nicht so tief laden wie Volldecker; sie (Fig. 4) werden als Passagier- und Frachtdampfer gebaut und haben leichtere Aufbauten wie die Volldecker. Eine Abart der Volldecker sind die Sturmdecker (Sturm- oder Awningdeckschiffe); über ihrem Hauptdeck (Fig. 5) liegt noch ein ganz leichtes Oberdeck, das nur als Schutzdach für die im Raume zwischen Hauptdeck und Sturmdeck untergebrachten Passagiere und Vieh dient. Während beim beladenen Spardecker das Hauptdeck noch etwas unter der Wasserlinie liegen darf, muß bei dem oben sehr leicht gebauten Sturmdeckschiff das Hauptdeck stets guten Freibord behalten. Ganz ähnlich ist der Typ der Schutzdecker (shade-Deckschiff) oder Schattendeckschiffe; diese besonders zum Viehtransport gebauten Schiffe haben in dem Raume zwischen Hauptdeck und Schutzdeck große Seitenpforten wie breite Türen zum Ein- und Ausladen des lebenden Viehs, das auf dem Hauptdeck untergebracht wird. Auf einigen Frachtdampfern liegt das Oberdeck hinten oder vorn höher als in der Mitte; man spricht dann von Quarterdeckern oder Welldeckern, je nachdem hinten oder vorn ein Teil des Oberdecks ohne Aufbauten freiliegt. Mit Welldeck bezeichnet man dabei den Teil des Oberdecks, der zwischen der Back und dem Brückendeck freiliegt (Fig. 6); bisweilen wird bei diesen Schiffen an Stelle der kurzen Poop des Quarter- und Brückendecks eine lange Poop gebaut. Anderseits kommen Quarterdeckschiffe vor, bei denen (Fig. 7) Brückendeck und Back zu einem langen vordern Sturm- oder Awningdeck vereinigt sind. Einen besondern Dampfertyp bilden die Tankdampfer (Zisternendampfer), die dem Petroleumtransport dienen. Diese Dampfer haben statt der Laderäume große Behälter (Tanks), etwa 8—20, die ungefähr $^2/_3$—$^3/_4$ des Schiffsraums einnehmen. Zur Vermeidung von Explosions- und Feuergefahr liegt die Schiffsmaschine nebst Kesselraum ganz hinten im Schiff und ist durch Schotten abgesondert. Im Petroleumhafen läßt man die Tanks des Dampfers voll Petroleum laufen. Leere Tankdampfer erhalten Wasserballast in den Räumen zwischen und neben den Tanks.

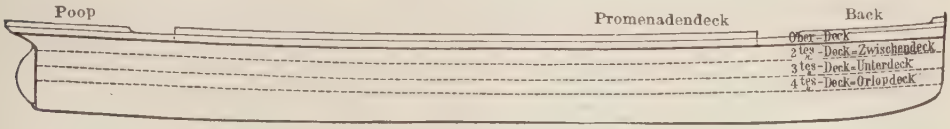


Fig. 3. Schnelldampfer (Volldecker).

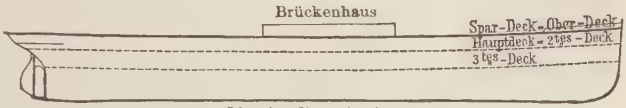


Fig. 4. Spardecker.

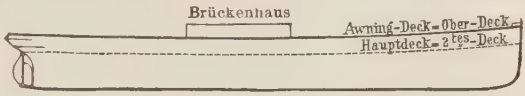


Fig. 5. Sturmdecker.

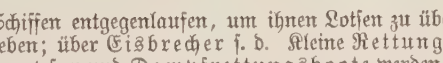


Fig. 6. Welldecker.

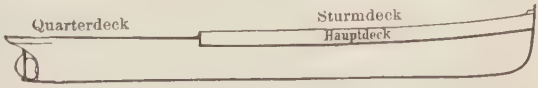


Fig. 7. Quarterdecker.

(Fig. 1—7 sind dem Generalregister des Bureau Veritas entnommen.)

Kabelleger (Telegraphenschiffe) nennt man die Dampfer, die zum Legen von überseeischen Telegraphenkabeln eingerichtet und ausgerüstet sind. Bergungsdampfer sind mit Hebezeugen, Leckstopfmaterial, Tauchergerät, Gerät zum Bergen gesunkener, gestrandeter oder beschädigter Schiffe ausgerüstet. Die Maschine kann zum Betriebe großer, im Schiff eingebauter Zentrifugalpumpen benutzt werden, um gesunkene Schiffe (deren Lecke vorher gestopft werden) auszupumpen und dann zu heben; Pumpendampfer sollen Kriegsschiffen beistehen, die durch Rammstoß, Granaten-, Torpedo- oder Seeminenwirkung ein sehr starkes Leck erhalten haben. Diese Pumpendampfer können auch als Spritzendampfer (Dampffeuerspritzen) und Schleppdampfer verwendet werden. Spritzendampfer befinden sich in allen Häfen zum Löschen von brennenden Schiffen. Besonders seetüchtig und mit starken Maschinen versehen müssen die kleinern Seedampfer sein, wie die Seeschlepper, Schleppdampfer, die Segelschiffen weit in die See entgegenfahren, um sie schnell in die Häfen zu bringen; ferner Lotsendampfer, die vor den Hafeneinfahrten den Schiffen entgegenlaufen, um ihnen Lotsen zu übergeben; über Eisbrecher s. d. Kleine Rettungsdampfer und Dampfrettungsboote werden in neuerer Zeit statt der durch Segel oder Ruder getriebenen Rettungsboote gebaut. Vgl. Rettungswesen zur See. Über Fischdampfer s. d.

Schiffsmaschine.

Für Berechnung der Maschinen beim Bau eines Dampfers kommt der Widerstand in Betracht, den das Schiff bei seiner Bewegung durch das Wasser erleidet. Die günstigste Form für die Überwindung des Widerstandes bestimmt man neuerdings

in Schleppmodell-Versuchsstationen (s. Hydrologische Versuchsanstalten). Die Leistung der Schiffsmaschinen wird nach Pferdekräften angegeben, und zwar nach indizierten, d. h. solchen, die durch unmittelbare Messung des Dampfkolbendrucks durch Indikator-Diagramm ermittelt werden. Von der Gesamtkraft der Maschine gehen etwa 20—25 Proz. für die Reibung in der Maschine selbst verloren, so daß die effektive Pferdekraft nur 75—80 Proz. der indizierten beträgt. Außerdem geht noch Kraft für den Slip des Propellers verloren, d. h. für den Verlust an Arbeitsleistung des Propellers, der dadurch entsteht, daß das Wasser dem Propeller keinen Halt gewährt, sondern ihm während seiner Arbeitsleistung ausweicht; der Slip beträgt bei Rädern 10—18 Proz., bei Schrauben 20—30 Proz. Folglich bleiben zur Vorwärtsbewegung, also zur Überwindung des Schiffswiderstandes, nur etwa 50 Proz. der gesamten Maschinenkraft übrig.

Die älteste Form der Schiffsmaschine ist die noch jetzt auf nordamerikanischen Flußdampfern gebräuchliche Balanciermaschine; man unterscheidet Maschinen mit hochliegendem Balancier (Tafel I, Fig. 1), die leicht, billig und bequem zu bedienen sind, und solche mit tiefliegendem Balancier. Diese kommen nur als Räderschiffsmaschinen vor, ebenso wie die oszillierenden Maschinen. Die Oszillationsmaschine von Trewithick wurde von Penn vervollkommt und ist auf schnellen Raddampfern gebräuchlich; bei ihr greifen die Kolbenstangen direkt (ohne Bleuelstange) an die Kurbelwelle, die Zylinder lagern in zwei Schwungzapfen, deren einer als Dampfeintritt, der andre als Dampfaustritt dient. Auch schräliegende Maschinen (Diagonalmaschinen oder Bockmaschinen) mit festen Zylindern kommen auf Raddampfern vor; sie nehmen zwar viel Raum ein, da die Zylinder in der Längsrichtung stehen, eignen sich aber zu großer Kraftentfaltung auf flachen Schiffen (Flußschleppdampfern).

Die Schraubenschiffsmaschinen unterscheiden sich wesentlich von den Räderschiffsmaschinen wegen der verschiedenen Art und Lage des Propellers. Die tiefe und dem Kiel parallele Lage der Schraubenwelle bedingt die Anordnung der Zylinder, die Kleinheit des Propellers erhöht die Umdrehungszahl (bei Raddampfern etwa 30 Umdrehungen, bei Schraubendampfern 100—400 in der Minute). Nach der Zylinderanordnung unterscheidet man horizontale, vertikale und schrägliegende Schraubenschiffsmaschinen. Alle horizontalen Maschinen haben für Einschraubenschiffe den Nachteil, daß sie mitsamt ihrem Bewegungsmechanismus nur auf der halben Schiffbreite untergebracht werden müssen, weil die Kurbelwelle mittschiffs liegt; außerdem laufen sich auf allen horizontalen Maschinen die Zylinder allmählich oval aus. Die direkt wirkenden horizontalen Maschinen sind die einfachsten mit horizontal liegenden Zylindern; sie sind auch am leichtesten zu bedienen. Die rückwirkenden horizontalen Maschinen (mit rückgreifender Kurbelstange) haben größern Hub, sind aber komplizierter; bei ihnen wirkt die Kolbenstange erst durch Vermittelung eines Balanciers auf die Bleuelstange, die ihrerseits die Kurbel bewegt. Diese Maschinenart ist auf ältern Kriegsschiffen zu finden. Die dritte Art der horizontalen Maschinen sind die Trunkmaschinen, die zur Zeit der Niederdruckmaschinen großen Nutzen gewährten; es sind Maschinen mit hohler Kolbenstange von großem Durchmesser, in deren Mitte innen an dem Trunkzapfen die Bleuelstange angreift, wodurch Raum in der Querschiffsrichtung gespart wird, um genügenden Kolbenhub zu erreichen. Bei den vertikalen oder stehenden Maschinen stehen die Zylinder über den Schraubenwellen, ähnlich wie die Zylinder der Dampfhämmer (daher Hammermaschinen); sie erfordern viel Platz im obern Schiffsraum, sind aber sehr vorteilhaft, weil die Kolben frei schweben, also weniger Reibung haben und sich weniger abnutzen; außerdem ist die ganze Maschinenanlage sehr übersichtlich und leicht zu bedienen, auch leicht auseinanderzunehmen. Auf Handelsschiffen sind die vertikalen Maschinen sehr beliebt, bei Schnelldampfern erreicht ihre Anlage die Höhe eines dreistöckigen Hauses; bei Doppelschraubenschiffen stehen die vertikalen Maschinen nebeneinander, meist durch ein Mittellängsschott getrennt. Bei Dreischraubenschiffen stehen zwei nebeneinander und die dritte hinter beiden durch ein Querschott von ihnen getrennt. Auf Kriegsschiffen können stehende Maschinen nur verwendet werden, wenn unter dem Panzerdeck Platz genug ist, um von den stehenden Maschinen die Zylinderdeckel und Kolben abheben zu können; zuweilen gibt man dem Panzerdeck eine Glocke, wo die Zylinder stehen. Wo der Platz für vertikale oder horizontale Maschinen fehlt, wendet man schräg liegende Schiffsmaschinen an, bei denen die Zylinder stets höher als die Kurbelwelle liegen. Bei Doppelschraubenschiffen mit schräliegenden Maschinen liegen die Zylinder in der Schiffsmitte.

Nach der Dampfspannung unterscheidet man bei Dampfschiffen Niederdruckmaschinen mit weniger als 3 kg auf 1 qcm Überdruck, Mitteldruckmaschinen mit 3—5 kg auf 1 qcm Überdruck und Hochdruckmaschinen mit absoluter Dampfspannung von mehr als 5 kg auf 1 qcm Überdruck. Nach der Art der Dampfausnutzung unterscheidet man Einfach-, Zweifach-, Dreifach- und Vierfach-Expansionsmaschinen. Abbildung einer Dreifach-Expansionsmaschine s. Tafel III. Sehr brauchbar sind für Schiffszwecke die Verbund- oder Compoundmaschinen. Die meisten neuern Schiffsmaschinen sind mit Kondensatoren ausgerüstet, die den verbrauchten Dampf auf der Rückseite des Kolbens niederschlagen und durch Herstellung einer Luftleere den Gegendruck auf den Kolben mindern.

In den Heizräumen (Kesselräumen) sind die Hauptdampfkessel für die Schiffsmaschine und die Hilfskessel aufgestellt. Man unterscheidet zwei Hauptarten von Schiffsdampfkesseln, die Feuerrohrkessel und die Wasserrohrkessel; erstere werden jetzt nur noch in der Form von Zylinderkesseln (nach Art der Lokomotivkessel) verwendet. Eine dritte Art von Schiffskesseln, die Kofferkessel (Niederdruckkessel mit höchstens 4 kg auf 1 qcm Überdruck) sind nur noch auf alten Schiffen in Gebrauch, weil sie sehr unökonomisch sind. Bei allen Schiffskesseln ist der Feuerraum mit Rost, Feuerbrücke und Feuertür in den Kessel hineingebaut, nur bei den Wasserrohrkesseln wird das Feuer ohne Feuerbrücke zwischen den Wasserrohren hindurch nach dem Rauchfang geführt. Die Zylinderkessel sind Hochdruckkessel mit bis zu 14 kg auf 1 qcm Überdruck; man unterscheidet je nach Anordnung der Feuerrohre Zylinderkessel mit durchschlagender oder mit rückkehrender Flamme, letztere können als Einfachkessel (Einender) oder auch als Doppelkessel (Doppelender, d. h. Feuerungen an jedem Ende des Zylinderkessels) gebaut werden. Die Einender haben je nach ihrem Durchmesser 1—4 zylindrische Feuerungen, die Doppelender 4—8. Auf ältern Torpedobooten kommen auch richtige

Lokomotivkessel vor. Während bei den Feuerrohrkesseln eine Anzahl von Feuerrohren durch den großen Wasserraum hindurchgeführt ist, besitzen die Wasserrohrkessel keinen großen Wasserraum, sondern mehrere kleine Speisewassersammler (Unterkessel), von denen Röhrenbündel in Krümmungen zu einem Dampfsammler (Oberkessel) in die Höhe führen; die Unterkessel und Röhren sind mit Wasser gefüllt und werden von den Stichflammen der Kesselfeuerungen und von den überhitzten Heizgasen umspielt. In Wasserrohrkesseln kann man in ½ Stunde Dampf aufmachen und einen Druck von ca. 17 Atmosphären erreichen; sie können auf Kriegsschiffen unter dem Panzerdeck auseinandergenommen und neu montiert werden, während Zylinderkessel fertig in die Schiffe eingesetzt und ebenso erneuert werden müssen. Bei den jetzigen Bauarten sind Wasserrohrkessel noch sehr empfindlich, schwer zu speisen und schwer zu reinigen, sie werden leicht leck, kochen auch leicht über. Auf Handelsdampfern werden sich die Wasserrohrkessel deshalb nur langsam einbürgern, um so mehr als manche ihrer Spielarten auch unökonomischer als die Zylinderkessel sind; aber bei Kriegsschiffen ist ihr taktischer Vorteil des schnellen Dampfmachens so groß, daß man schon einzelnen Schiffen nur Wasserrohrkessel gibt, während andre vorläufig noch Zylinder- neben Wasserrohrkesseln haben. Das Linienschiff Kaiser Friedrich III. hat z. B. 8 Zylinder- und 4 Wasserrohr-(Schulz-)Kessel mit zusammen 40 Feuerungen, verteilt auf 6 Kesselräume; der große Kreuzer Prinz Heinrich hat 14 Wasserrohr-(Dürr-) Kessel in 4 Heizräumen. Die deutschen Dürr- und Richard Schulz-Kessel scheinen sich in der deutschen Marine gut zu bewähren, während die englische Admiralität mit ihren Belleville-Kesseln trübe Erfahrungen macht. Unter vielen andern Wasserrohrkesseln haben sich auch die Niclaussekessel, die Thornycroftkessel und die Babcock- und Wilcox-Kessel auf Kriegs- und Handelsschiffen bewährt. Um große Hitze zu erzeugen, wird den Feuerungen künstlich Luft zugeführt, und zwar entweder durch Oberwind oder durch Unterwind. Bei Oberwind-Luftzufuhr wird in die luftdicht geschlossenen Heizräume mit starken Gebläsen Luft hineingedrückt, deren Druck bei Zylinderkesseln 12 mm, bei Lokomotivkesseln 30 mm Wassersäule nicht überschreiten darf, um die Heizer nicht zu schädigen. Unterwind-Luftzufuhr kommt seltener vor; bei ihr wird die Preßluft durch besondere Kanäle unmittelbar unter die Roste in die luftdicht geschlossenen Aschfälle gedrückt.

Als Heizmaterial für Schiffskessel dienen Steinkohlen, Steinkohlenbriketts, Braunkohlenteeröl und Petroleumrückstände (Masut) und gelegentlich auf kleinen Dampfern Holz oder Fischabfälle, neuerdings auch Spiritus und Benzin. Die Kohlen lagern in den Kohlenbunkern, die möglichst nahe den Kesselräumen liegen und wasserdicht geschlossene Räume bilden; man unterscheidet Längsbunker und Querbunker nach der Lage zur Kielrichtung. Bunkerschotte trennen die Bunker von den Kessel- oder Maschinenräumen. Das Teeröl wird in Ölzellen aufbewahrt. Bunker reichen meist nicht höher als bis zum Zwischendeck oder Panzerdeck; Ölzellen liegen oft im Doppelboden der Schiffe. Um Selbstentzündung in den Kohlenbunkern zu verhüten, müssen sie viel gelüftet werden. Nach dem Kohlenvorrat eines Dampfschiffs richtet sich sein Aktionsradius (s. d.). Masut wird als Heizmaterial auf Kriegsschiffen verwendet, weil es im Verhältnis zu seinem Gewicht mehr Heizkraft als Kohle hat, auch bequem aufzubewahren ist. Meist werden aber dann die Dampfschiffe für gemischte Feuerung eingerichtet, weil Masut nicht überall zu haben ist; es wird durch Düsen zerstäubt in die Kesselfeuerungen gespritzt und entwickelt weniger Rauch als Kohlen, was ein wichtiger seetaktischer Vorzug ist.

Die Anzahl der Schiffskessel richtet sich nach der für die Maschinenanlage nötigen Rostfläche und auf das von der Kesselart abhängige Verhältnis der Rostfläche zur Heizfläche; bei Zylinderkesseln ist die Heizfläche etwa 30mal größer als die Rostfläche; Schnelldampfer verbrennen in Zylinderkesseln auf 1 qm Rostfläche stündlich etwa 90 kg gute Kohlen, womit etwa 700 kg Wasser verdampft werden. Moderne Schiffsmaschinen verbrauchen 0,6—1,2 kg Kohlen für jede Stunde und Pferdekraft. Aus jedem Kesselraum führt ein Hauptdampfrohr zu den Maschinen; jedes Rohr ist durch ein sehr sorgfältig zu arbeitendes Hauptdampfabsperrventil schließbar. Der verbrauchte Dampf wird kondensiert und das gewonnene Wasser durch Speisewasserrohre in die Kessel zurückgeführt. Alle Rohrleitungen sind mit Asbest, Kesselfilz, Korksteinplatten u. a. umkleidet, um Wärmeausstrahlung und damit Energieverlust zu verhüten. Die Maschinen müssen während des Ganges vom Maschinenpersonal ständig überwacht und geschmiert werden; Lager, die sich beim Laufen erhitzen, müssen sofort gekühlt werden. In den Heizräumen müssen die Feuerungen ununterbrochen reichlich mit Kohlen beschickt und der Wasserstand nach den Wasserstandsgläsern in richtiger Höhe gehalten werden. Die Asche wird mit Aschhißmaschinen außenbords befördert. Jeden Tag müssen die Feuer von Schlacke gereinigt werden. Kesselreinigung fordert Außerbetriebsetzung des Kessels und muß bei Zylinderkesseln nach etwa 400 Betriebsstunden geschehen.

Bei den modernen Dampfern treten bei gewissen Umdrehungszahlen der Maschinen starke vertikale Vibrationen ein, die den Aufenthalt an Bord unangenehm machen und die Schiffsverbände stark angreifen. Die Ursache der Erschütterungen ist das beständige Vor- und Zurückwandern des Druckmittelpunktes in der Maschine, in der beim Hinauf- und Herabgehen der Kolben fortwährend auf Kippen (bald nach vorn, bald nach hinten) wirkende Kräftepaare auftreten. Durch Vergrößerung der Schraubensteigung hat man die Vibrationen des Schnelldampfers Campania verkleinert. Middendorf schlägt vor, ein starkes Mittelträgersystem mit diagonalen und vertikalen Trägern zu geben; Ziese (St. Petersburg) will die drei Zylinder der Maschine durch Versteifungen zu einem starren Ganzen verbinden, und Schlick (Hamburg) schlägt vor, der Maschine 4 Kurbeln (durch Einstellung von 2 statt 1 Niederdruckzylinder) zu geben und diese 4 Kurbeln so zueinander zu stellen, daß die drückenden Gestängegewichte nie als kippende Kräftepaare wirken. Schlicks Versuche an einem Modell erläutern seine Theorie. Kleen in Roßlau hat früher den Vorschlag gemacht, die Umdrehungszahl der Schraube so einzurichten, daß sie von der Schwingungsperiode des Schiffskörpers möglichst verschieden ist.

Außer der Hauptmaschine hat jedes D. noch kleinere Dampfmaschinen als sogen. Hilfsmaschinen, auf Panzerschiffen und Schnelldampfern oft 30—40. Dahin gehören Dampfsteuerapparate, Gebläsemaschinen, Dampfpumpen, Dampfstrahlenzapparate, Dampfwinden, Dampfspills, Bootshißmaschinen, Frischwassererzeuger, Aschhißmaschinen, Dampfheizung, Dampfkoch- und Backeinrichtungen, Ventilationsmaschinen, elektrische Maschinen für die Beleuchtung,

Turmdrehmaschinen, Maschinen zum Laden der schweren Geschütze, Maschinen zum Betrieb der Torpedoluftpumpen, zur Munitionsförderung ꝛc.

Die Schnelligkeit der Dampfschiffe ist im Lauf der Zeit stark gewachsen, gleichzeitig aber sind die Maschinen immer ökonomischer und zuverlässiger geworden. Die Fahrt zwischen Queenstown und New York dauerte 1840 etwa 15 Tage und heute nicht ganz 5 Tage. Es gibt heute Hochseedampfer, die über 23 Seemeilen in der Stunde laufen. Der Wunsch, die Transportkosten möglichst zu verringern, führte zu der Konstruktion außergewöhnlich großer Schiffe, da auch beim D. der Großbetrieb am sparsamsten wirtschaftet. Die Größenzunahme der Dampfschiffe in den letzten Jahren geht aus dem Durchschnittstonnengehalte der Schiffe der großen Dampfergesellschaften jetzt und früher deutlich hervor. 1884 hatten die Schiffe der White Star Line 2891 Bruttoregistertonnen, 1900 aber 8699 Bruttoregistertonnen Durchschnittsgröße; bei der Atlantic Transport Line war die mittlere Schiffsgröße 1884: 2889 Bruttoregistertonnen, 1900 aber 7327 Bruttoregistertonnen. Die Steigerung der Schiffsräume hat auch insofern den Großbetrieb begünstigt, als viele einzelne Linien sich mit großen Gesellschaften verschmelzen mußten, um nicht zu Grunde zu gehen. Der erste Riesendampfer war der 1852—57 auf der Themse von Scott Russell und Brunel erbaute Great Eastern, der unterwegs nie Kohlen nehmen sollte, aber seiner Größe wegen selten Fracht fand und meist zur Legung von Telegraphenkabeln verwendet wurde. Der Great Eastern war Rad- und Schraubendampfer, hatte bei 207 m Länge und 25,3 m Breite eine Wasserverdrängung von 27,400 Ton., 7650 Pferdekräfte und erreichte 14,5 Seemeilen Geschwindigkeit. Er konnte 4000 Passagiere aufnehmen. Ende 1891 ist er zum Abwracken verkauft worden. Die größten modernen Riesendampfer Oceanic und Celtic sind bereits beträchtlich größer als der Great Eastern; Celtic hat 213 m Länge und 36,000 Ton. Wasserverdrängung, Oceanic hat 17,274 Bruttoregistertonnen und leistet 25,000 Pferdekräfte.

Der Betrieb eines Dampfers ist abhängig von den Kohlenpreisen und von der Wirtschaftlichkeit des Kessel- und Maschinenbetriebs; deshalb sind die Bestrebungen der Maschinenbautechniker auch fortgesetzt mehr darauf gerichtet, den Dampferbetrieb zu verbilligen, als die Geschwindigkeit zu steigern. Der Kohlenverbrauch wächst ungefähr mit der dritten Potenz der Geschwindigkeit. Sehr schnelle D. zu bauen, ist hauptsächlich eine Geldfrage. Nach theoretischen Berechnungen von Riehn würde zur Beförderung von 50 Ton. Gewicht an Reisenden und Gepäck ein Dampfer von 14,470 T. Deplacement mit Maschinen von 120,000 Pferdekräften und 5160 T. Kohlenverbrauch nötig sein, um mit 39,2 Seemeilen Geschwindigkeit die Reise von Queenstown nach New York in drei Tagen zurückzulegen, allerdings unter Voraussetzung des jetzigen Standes der Maschinen- und Schiffsbautechnik. Die stärksten Schiffsmaschinen der Erde besitzt der Doppelschraubenschnelldampfer Kaiser Wilhelm II., nämlich 40,000 Pferdekräfte. Vgl. Dampfschiffahrt. Über die hygienischen Verhältnisse auf Dampfschiffen s. Schiffshygiene.

Geschichte des Dampfschiffs.

Mechanische Mittel zur Fortbewegung von Schiffen ohne Handruder und Segel sind schon in früher Zeit versucht worden. Appius Claudius soll schon 263 v. Chr. Schaufelräder auf Schiffen benutzt haben, 1472 veröffentlichte Valturius die Abbildung zweier Galeeren mit Schaufelrädern (fünf an jeder Seite des Schiffes), Blasco de Gary (1543) soll Schiffe mit Schaufelrädern, die von Menschen betrieben wurden, gebaut haben. Die Geschichte der Dampfschiffe beginnt mit Papin, der 1681 den Vorschlag machte, die Dampfkraft zur Bewegung der Schiffe zu benutzen. Papin fuhr 27. Sept. 1707 mit einem von ihm angegebenen Ruderradschiff, wobei der Wasserdampf als bewegende Kraft benutzt wurde, auf der Fulda von Kassel nach Münden. Er wollte mit diesem Schiffchen nach England übersetzen und scheint den Durchgang bei Münden, da ihm die obrigkeitliche Erlaubnis versagt worden war, mit Gewalt versucht zu haben. Dabei zerstörten ihm Schiffer sein Fahrzeug, und das entmutigte ihn so sehr, daß er alle weitern Bemühungen aufgab. 1736 erhielt Hull ein Patent auf die Verwendung der Newcomenschen atmosphärischen Dampfmaschine zur Umdrehung von Ruderrädern auf Schiffen. Doch ist von einer Ausführung seiner Ideen nichts bekannt. Interessant ist, daß schon damals der Physiker Daniel Bernoulli vorgeschlagen hat (in seiner 1727 bearbeiteten und 1738 in Straßburg erschienenen »Hydrodynamica«), Schiffe durch die Reaktion von an ihrem Hinterteil unter dem Wasserspiegel ausströmendem Wasser in Bewegung zu setzen. 1753 erinnerte Bernoulli in einer von der Pariser Akademie gekrönten Preisschrift über den besten Schiffsmotor an diesen Vorschlag, gab aber dabei einer nach Art der Windräder konstruierten Schraube den Vorzug. 1764 behandelte Albert Euler die Propellerfrage in den Berliner Memoiren der Akademie und schlug schon Ruderräder, Reaktionsrohre und Schraube (ähnlich dem Windmühlenflügel) vor. Auf den Ruhm, das D. erfunden zu haben, macht auch Frankreich Ansprüche, obwohl erst 1774 Auxiron und 1775 Périer Dampfboote konstruierten. 1776 begann auch der Marquis Joffroy auf dem Doubs seine Versuche. Wegen des geringen Erfolgs lehnte Colonne das Patentgesuch ab, und ein erneuter Versuch, den Joffroy 1816 unternahm, nachdem bereits die Korvette Elisa aus der Themse über den Kanal bis Paris gedampft war, schlug gleichfalls fehl. In England befuhr Patrick Miller 1787 den Firth of Forth mit einem Doppelboot, das von zwei durch Handhaspel gedrehten Ruderrädern bewegt wurde, und im folgenden Jahr benutzte er zum Betrieb der Räder eine zweipferdige, von Symington erbaute Dampfmaschine. 1785 hatte Bramah ein englisches Patent auf Schrauben als »Schiffspropeller« erhalten. In Amerika befuhr 1787 Fitch mit dem ersten Schraubendampfer den Delaware, und in demselben Jahr konstruierte Rumsey in Philadelphia ein Boot, das die Reaktionskraft als Motor benutzte. Dies war das erste Prallschiff. 1802 schleppte Symington durch sein mit einer doppelt wirkenden Wattschen Dampfmaschine und einem Heckrad ausgestattetes Dampfboot Charlotte Dundas (das erste praktisch bewährte D.) auf dem Forth- und Clydekanal zwei Kanalboote mit einer Geschwindigkeit von 3,25 engl. Meilen in der Stunde. 1803 hatte der Amerikaner Robert Fulton mit einem Dampfboot auf der Seine Versuchsfahrten angestellt, hatte aber vollständigen Erfolg erst mit seinem D. Clermont, das am 7. Okt. 1807 den Hudson von New York bis Albany mit einer Maximalgeschwindigkeit von 4 Seemeilen befuhr. Dieses Schiff war 42,67 m lang, 4,57 m breit und mit zwei an den Schiffsseiten angeordneten Ruderrädern von 4,7 m Durchmesser ausgestattet.

Die Maschine entwickelte 20 Pferdekräfte, die Räder machten 20 Umdrehungen in der Minute. Nach der Versuchsfahrt wurde es sofort als Passagierboot benutzt, und damit war die Dampfschiffahrt eröffnet. Fulton benutzte eine Dampfmaschine von Watt, die Ruderräder von Miller, die Verbindung der Räder mit der Maschine wesentlich nach den Ideen Symingtons, und die Gestalt des Schiffes war vorzugsweise auf Beaufoys Versuche gestützt. Seine Erfolge fanden so großen Anklang, daß schon 1812 mehr als 50 in Nordamerika erbaute Dampfer die Flüsse befuhren. 1818 lief in New York das für die Fahrt New York–Liverpool–St. Petersburg bestimmte dreimastige D. Savannah vom Stapel und vollendete seine erste Fahrt von Savannah bis Liverpool in 26 Tagen, wobei 18 Tage unter Dampf.

In Europa wurde das erste dauernd in Fahrt gestellte D. 1812 von Wood im Auftrag von Bell an der Clydemündung erbaut. John Thomson gelang es 1812, ein D. zu bauen, das schneller lief als das von Bell; fast gleichzeitig erbaute Robertson ein D., das in Europa die erste Reise zur See machte. Buchanan erfand 1813 die stets senkrecht stehenden beweglichen Schaufeln an den »Patenträdern«. Die englischen Dampfschiffunternehmungen hatten guten Erfolg: 1815 fuhren in England und Schottland schon 20, 1823 über 160 Dampfschiffe. Auch deutsche Flüsse (Rhein und Elbe) wurden 1818 zuerst von englischen Dampfern befahren, während auf der Donau erst 1830 ein D. erschien. Den Rhein befuhr zuerst bis Köln im Juni 1816 das englische D. Defiance; auf der Elbe machte die ersten (regelmäßigen) Fahrten vom Juni 1816 bis August 1817 zwischen Hamburg und Kuxhaven das schottische D. Lady of the Lake. In Frankreich datiert die Dampfschiffahrt von 1820, und drei Jahre später soll man dort mit dem Bau von Kriegsdampfschiffen begonnen haben. 1825 benutzte ein englisches Schiff die Dampfkraft zur Aushilfe seiner Segelkraft auf der Fahrt nach Kalkutta, und ein andres englisches D. vollendete die erste Fahrt nach Ostindien ausschließlich mit Dampfkraft in 113 Tagen, wovon 10 Tage zum Anlegen und zur Aufnahme frischer Kohlen gebraucht wurden. 1830 besaß England 315 Dampfschiffe und fünf Jahre später 538. 1833 baute Lang das erste englische Kriegsdampfschiff, eine Fregatte von 110 Pferdekräften und 807 Ton., die 360 T. Kohlen an Bord nehmen konnte und zuerst ohne Mithilfe der Segelkraft die Fahrt über den Atlantischen Ozean vollendete. — Einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte des Dampfschiffs bildet die Anwendung der Schraube als Motor, die 1829 zu Triest Joseph Ressel gelang. Die Schraube hatte einen und einen halben Umgang, 1,57 Gewindehöhe und lag völlig unter Wasser zwischen Hintersteven und Steuerruder. Leider veranlaßte ein geringfügiger Unfall bei der Probefahrt die österreichische Polizei, alle weitern Versuche zu untersagen, und so hörte man nichts von der Anwendung der Schraube bis 1836, wo Smith in England großes Aufsehen mit einem Schraubendampfer erregte; nach mehreren Versuchen erhielt er von der englischen Admiralität den Auftrag zum Bau eines größern Schraubendampfers. Dies Schiff, der Archimedes, machte 1839 seine Probefahrten mit so gutem Erfolg, daß von da ab die Schraube überall Eingang fand. Inzwischen hatten sich in England große Dampfschifffahrtsgesellschaften gebildet, und 1843 lief das von Brunel erbaute eiserne Schiff Great Britain, der erste mit einer Schraube versehene Ozeandampfer, vom Stapel. Er hatte 98 m Decklänge, war 15 m breit, besaß eine Lastigkeit von 3500 Ton., 4 Dampfmaschinen von 2000 Pferdekräften und eine vierflügelige Schraube von 4,7 m Durchmesser und 8,5 m Steigung. Ein ausgezeichnetes Schraubenlinienschiff, den Napoleon, mit vierflügeliger Schraube erbaute Dupuy de Lôme 1848—52 und erreichte mit denselben eine Geschwindigkeit von beinahe 14 Knoten. Das größte Aufsehen aber erregten Brunel und Scott Russell mit ihrem Great Eastern (vgl. S. 466), der die wertvollsten Ergebnisse bezüglich des Baues eiserner Schiffe lieferte.

Die neueste Zeit hat für Seeschiffe den Vorzug der Schraube endgültig dargetan. Große Vorteile gewannen die Dampfschiffe durch Einführung der Expansion, die Kohlenersparnis gewährte. Noch bedeutsamer aber war die Erfindung der Compound- oder Verbundmaschine. Die erste Verbundmaschine erhielt 1854 der Dampfer Brandon, aber erst seit 1869 ist dieselbe allgemeiner im Gebrauch. Die erste Dreifachexpansionsmaschine wurde 1882 auf dem Dampfer Aberdeen erprobt, und seitdem hat diese Maschine weite Verbreitung gefunden. Seit 1884 wurden auch einige Dampfer mit Vierfacherpansionsmaschinen gebaut. Noch vor 20 Jahren baute man Maschinen mit höchstens etwa 10,000 indizierten Pferdekräften, jetzt werden vom Schnelldampfer Kaiser Wilhelm II. 40,000 Pferdekräfte geleistet.

Die dritte Art von Dampfschiffmotoren, die Reaktionsröhren (Turbinenschiff, Prallschiff, Spritzschiff), wurde 1727 von Daniel Bernoulli vorgeschlagen; Allen ließ sich dasselbe Triebmittel 1729 patentieren. Das erste Schiff mit Reaktionsröhren wurde 1787 von Rumsey erbaut. Seydel baute 1855 das Prallschiff Albert; 1866 machte das englische eiserne Panzer-Dampfkanonenboot Waterwitch mit Reaktionspropeller auf der Themse fast neun Knoten Fahrt. Bei allen diesen Prallschiffen wirkt der Dampf durch Vermittelung einer Maschine auf das Reaktionswasser, bei Fleischers Hydromotor dagegen direkt. Der Bewegungsmechanismus dieses Systems ist mit dem der Dampfmaschine von Savery (s. Dampfmaschine, S. 457) und dem des Pulsometers verwandt. Als vierter Motor kann die Kette oder das Seil betrachtet werden, das bei der Tauerei (s. d.) Verwendung findet.

Vgl. Fincham, History of naval architecture (Lond. 1851); Seaton, Manual of marine engineering (14. Aufl., das. 1899); Ziese, Über neuere Schiffsmaschinen (2. Aufl., Kiel 1883); Busley: Die Schiffsmaschine (3. Aufl., das. 1891 u. 1898, 2 Abtlgn.), Die Entwickelung der Schiffsmaschine in den letzten Jahrzehnten (3. Aufl., Berl. 1892), Die neuern Schnelldampfer (2. Aufl., Kiel 1892); Haack und Busley, Technische Entwickelung des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Paketfahrt-Aktiengesellschaft (Berl. 1893); Bienaymé, Les machines marines (Par. 1887); Demoulin, Nouvelles machines marines des bâtiments à grande vitesse, etc. (das. 1888); Derselbe, Étude sur les machines compound à triple expansion (das. 1885); Fleischer, Der Hydromotor (Kiel 1882); Preble, A chronological history of the origin and development of steam navigation (Philad. 1883); Raineri, Storia tecnica e aneddotica della navigazione a vapore (Rom 1888); Williams, Steam Navy of England; past, present and future (Lond. 1893); Bertin, Chaudières marines (Par. 1896); Girard, Traité pratique des chaudières marines (das. 1897); Hahn,

Die Schiffsdampfmaschine und das Manövrieren mit Dampfschiffen (3. Aufl., Brem. 1897); Flamm-Rühlmann, Beiträge zur Geschichte, Kultur und Technik der Schiffahrt (2. Aufl., Leipz. 1903); Stange, Der Kohlenverbrauch auf Kriegsschiffen (Pola 1898); Durand, Resistance and propulsion of ships (Lond. 1898); Schubert, Theorie des Schlickschen Massenausgleichs bei mehrkurbeligen Dampfmaschinen (Leipz. 1901); Lorenz, Dynamik der Kurbelgetriebe mit besonderer Berücksichtigung der Schiffsmaschinen (das. 1901); Bauer, Berechnung und Konstruktion der Schiffsmaschinen und Kessel (Münch. 1902); Wilda, Schiffsmaschinenkunde (3. Aufl., Hamb. 1903); Derselbe, Der Schiffsmaschinenbau (Hannov. 1901); W. Müller, Die Schiffsmaschinen (2. Aufl., Braunschweig 1896); Leps, Die Wasserrohrkessel der Kriegs- und Handelsmarine (Rostock 1903).

Dampfschiffahrt (hierzu die »Weltverkehrskarte« mit Textbeilage), die Schiffahrt mit Dampfern. Die D. ist von Wind und Strömungen fast unabhängig, sie kann den kürzesten Seeweg einschlagen und sichert einen regelmäßigen und schnellen Verkehr zwischen den einzelnen Weltteilen. Ihre allgemeine Benutzung hat in volkswirtschaftlicher und handelspolitischer Beziehung eine große Umwälzung hervorgebracht. Der Personenverkehr hat eine früher nicht geahnte Ausdehnung erhalten, und die Ein- und Ausfuhr der Länder hat eine wesentliche Steigerung und zum Teil eine ganz neue Gestaltung erfahren. Die D. begann 1807 mit Fultons Fahrten auf dem Hudson zwischen New York und Albany; vgl. Dampfschiff (Geschichte), S. 466 f. Liverpool wurde der erste Hauptplatz für ozeanische Linien nach Amerika. 1840 eröffnete die Cunardlinie von da ihre Fahrten nach Halifax und New York, 1842 wurde von England aus die erste Dampferfahrt um die Erde unternommen. Seit dem letzten Drittel des 19. Jahrh. entwickelt sich die D. stetig und progressiv, so daß 1903 sogar für sehr große Entfernungen, wie Europa–San Francisco, die D. erfolgreich mit der Segelschiffahrt konkurriert und den Seeverkehr im Atlantischen Ozean und nach Ostasien fast ganz allein beherrscht. Erklärung dafür gibt die technische Entwickelung des Dampfschiffs (s. d.).

Die D. auf Binnengewässern (s. Binnenschiffahrt) ist in allen von Flüssen, Kanälen und Seen durchzogenen Ländern von größter Bedeutung. Die Wasserstraßen sind anfänglich die einzigen Verkehrsadern in unentwickelten Ländern. Im Osten von Europa entwickelte sich die D. auf der Donau, Kama und Wolga, in Nordamerika auf dem Mississippi, Missouri, dem St. Lorenzstrom, dem Erie-, Michigan-, Huronen-, Obern See u. a.; Südamerika verdankt der D. auf dem Orinoko, Amazonenstrom und dem La Plata mit dem Uruguay, Paraná und Paraguay einen großen Teil seiner Entwickelung, und in China erschließt die D. auf dem Jangtsekiang das Innere des Landes dem europäischen Handel; auch die D. auf dem untern Kongo, dem Amur, dem Mekhong und auf den nordsibirischen Flüssen gewinnt Bedeutung. Bei der Küstenschiffahrt der Nord- und Ostsee, des Mittelmeeres und Schwarzen Meeres, in Afrika und Australien ist die D. in lebhaften Wettkampf mit der Segelschiffahrt getreten. Neben den Frachtdampferlinien zur Beförderung minderwertiger Massengüter sind jetzt die Linien zur regelmäßigen und schnellen Beförderung wertvoller Güter, von Passagieren und der Post (Schnelldampfer- oder Postdampferlinien) die wichtigsten Träger des überseeischen Verkehrs geworden.

Die erste Postdampfschiffverbindung wurde 1846 zwischen Amerika und Deutschland durch eine New Yorker Gesellschaft eingerichtet. Der Generalpostmeister der Vereinigten Staaten war 1845 vom Kongreß ermächtigt worden, wegen der Postbeförderung Verträge abzuschließen. Trotz der Bemühungen Englands und Belgiens gelang es dem preußischen Gesandten, Baron v. Gerold, die Wahl auf Bremen zu lenken. An der neugebildeten »Ocean Steam Navigation Company« für die Linie New York–Bremen beteiligten sich auch mehrere deutsche Regierungen durch Übernahme von Aktien (Preußen mit 100,000 Tlr. Gold). Von der Regierung der Vereinigten Staaten erhielt die Unternehmung eine jährliche Beihilfe von 350,000, später sogar von 858,000 Dollar. Bremen hatte Hafenanlagen in Bremerhaven zu schaffen. Die monatlichen Fahrten begannen 1. Juni 1847 mit dem Dampfer Washington. Die Ocean Steam Navigation Company löste sich 1857 auf, als die amerikanische Regierung die Zahlung des Zuschusses einstellte. Geschäftsleute Bremens gründeten 1857 den Norddeutschen Lloyd. Zurzeit sind am Postdampferverkehr alle Kulturnationen, auch asiatische, beteiligt. Viele Postdampfschifflinien sind durch staatliche Unterstützung (Subvention) entstanden, da der Verkehr zwischen den betreffenden Ländern vor Einrichtung der Linien meist noch nicht rege genug war, um die Kosten der Fahrten aus den Erträgnissen des Personenverkehrs und der Frachten zu decken. In neuester Zeit hat der Wettbewerb im Dampfschiffahrtsbetrieb ein gesteigertes, z. T. unnatürliches Bedürfnis nach Staatsbeihilfe erzeugt und zwar derart, daß manche Gesellschaften lediglich von den Staatsgeldern leben. Aus handelspolitischen Gründen steuern zurzeit die meisten Staaten namhafte Summen für die D. bei, um die eigne Flagge nicht vom fremden Wettbewerber verdrängen zu lassen. Nach einem englischen Parlamentsbericht vom Dezember 1902 wurden in folgenden Staaten Schiffahrtsbeihilfen gezahlt und zwar meist jährlich:

Großbritannien: für 14tägliche Verbindung Jamaika–Bristol	800 000	Mk.
für Verbindung von Kanada nach Westindien	540 000	=
als Postvergütung an 7 Dampfergesellschaften	12 430 000	=
= = von der Kapkolonie u. Natal	2 700 000	=
von der Admiralität an 7 Dampfergesellschaften für die Bereithaltung von 18 Schnelldampfern als Hilfskreuzer	2 075 000	=
Deutschland: an den Norddeutschen Lloyd jährl.	5 600 000	=
an die Deutsche Ostafrika-Linie jährlich	1 350 000	=
Frankreich: Prämien für in Frankreich erbaute Schiffe (1900)	3 920 000	=
Schiffahrtsprämien (für Seereisen 1900)	9 040 000	=
Postvergütung (1899)	21 345 420	=
Rußland: die Freiwillige Flotte erhält (einschließlich der vom Staat gezahlten Suezkanalgebühren)	13 377 400	=
an 11 andre Dampfergesellschaften	44 660 000	=
Außerdem erhält eine russische Linie nach dem Persischen Golf Meilengelder (etwa 8 Mk. für die Seemeile).		
Japan: Prämien für in Japan gebaute Schiffe (1899)	554 000	Mk.
Schiffahrtsprämien (für Seereisen 1899)	11 694 000	=
für 14tägliche Verbindung mit Europa jährlich	5 400 000	=
Vereinigte Staaten: an American Line für jede Reise	60 000	=
Andre amerikanische Dampfer erhalten Postprämie.		
Ein großes Unterstützungsgesetz wird beraten, wonach insgesamt bis zum Juli 1907 jährlich 20 Mill. Mk., später jährlich 32 Mill. Mk. an amerikanische Dampferlinien beigesteuert werden sollen. Die Schnelldampfer müssen als Hilfskreuzer verwendbar sein und je einen amerikanischen Seekadetten für je 1000 Bruttotonnen an Bord nehmen (zur Ausbildung!).		

I. Übersicht der wichtigsten Dampfschiffahrts-Reedereien.

D = Dampfer, Dir. = Direktion, L. = Linie, T = Brutto-Registertonnen.

Deutschland. 1) *Hamburg - Amerika - Linie* (HAPAG = Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft früher genannt), Dir. in Hamburg, gegründet 27. Mai 1847; Aktienkapital 100 Mill. Mk., Obligationen 46 Mill. Mk., Reserven 21 Mill. Mk., kaufte auf: 1875 die Adler-L., 1886 die Carr-L., 1891 die Hamburgische Hansa-L., 1898 die Kingsin-L., 1900 die brasilische de Freitas-L. und die deutsch-chinesische Küstenlinie, 1901 die englische Atlas-L.; hat (1903) 127 D. mit 577,542 T. und unterhält folgende Linien: Hamburg-New York, dreimal wöchentlich, darunter ein Schnelldampfer; Genua-New York; Stettin-New York; direkt von Hamburg nach Boston, Baltimore, Philadelphia und Montreal; acht selbständige Linien nach Westindien und dem Golf von Mexiko; vier Linien nach Nord-, Mittel-, Südbrasilien und dem La Plata; Hamburg-Magalhãesstraße-San Francisco; Hamburg-Ostasien, Kalkutta anlaufend; ostasiatische Küstenlinien von Hongkong bis Wladiwostok, den Jangtse hinauf bis Hankau; mehrere Linien New York-Westindien. Größte und ausgedehnteste Dampfergesellschaft der Erde, besteht ohne Staatsbeihilfe, nur für ostasiatischen Dampferverkehr erhält sie etwa 3/4 Mill. Mk. Postvergütung vom Norddeutschen Lloyd. Sechs Schnelldampfer sind als Hilfskreuzer ausgebaut. Vergnügungsreisen nach Nordkap, Spitzbergen, Mittelmeer, Westindien und um die Erde.

2) *Norddeutscher Lloyd*, Dir. Bremen, gegründet 3. Jan. 1857; Aktienkapital 80 Mill. Mk., Obligationen 49 Mill. Mk., Reserven 20 Mill. Mk., kaufte 1900 die Scotish Oriental St. Co. und die East India Ocean Steamship Co.; hat (1903) 119 D. mit 460,238 T. und unterhält folgende Linien: Bremen-New York zwei- bis dreimal wöchentlich, darunter ein Schnelldampfer; je eine L. nach Baltimore, nach Galveston und Cuba, zwei Linien nach Brasilien und dem La Plata; je eine nach Ostasien und Australien; Genua-New York gemeinsam mit Hamburg-Amerika-L.; verschiedene kleine Anschlußlinien im Ostindischen Archipel, nach Deutsch-Neuguinea, den Karolinen- und Marshallinseln bis Sydney; ostasiatische Küstenlinien von Rangun bis Schanghai, den Jangtse hinauf bis Itschang und Tschungking. Der Norddeutsche Lloyd bezieht 5,6 Mill. Mk. Staatsbeihilfe für die Ostasien- und Australienfahrten. Sechs Schnelldampfer sind als Hilfskreuzer ausgebaut.

3) *Deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft Hansa,* Dir. Bremen, gegründet 1881; Aktienkapital 15 Mill. Mk., Obligationen 8 Mill. Mk.; hat (1903) 44 D. mit 151,978 T.; unterhält Linien von Bremen nach Ostindien und nach dem La Plata sowie von New York über Südafrika nach Ostindien.

4) *Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-gesellschaft,* Dir. Hamburg, gegründet 1871; Aktienkapital 11 Mill. Mk., Obligationen 3 Mill. Mk., Reserven 5 Mill. Mk.; hat (1903) 32 D. mit 129,018 T.; vier Linien von Hamburg nach Nordbrasilien (Amazonenstrom hinauf bis Manaos), nach Mittelbrasilien, nach Südbrasilien und nach dem La Plata (bis Rosario); südamerikanische Küstenlinie von Buenos Aires bis zur Magalhãesstraße.

5) *Deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft Kosmos,* Dir. Hamburg, gegründet 1873; Aktienkapital 11 Mill. Mk.; Reserven 3 Mill. Mk.; kaufte 1898 die Hamburg-Pacific-L.; hat (1903) 29 D. mit 110,735 T.; unterhält drei Linien durch die Magalhãesstraße nach der Westküste Amerikas, und zwar eine von Hamburg über Antwerpen bis Callao, eine über Antwerpen u. London bis San Francisco, eine über Genua bis San Francisco.

6) *Deutsch-Australische Dampfschiffsgesellschaft,* Dir. Hamburg, gegründet 18. Sept. 1888; Aktienkapital 12 Mill. Mk., Obligationen 1,8 Mill. Mk., Reserven 1,5 Mill. Mk.; hat (1903) 26 D. mit 103,440 T.; unterhält drei Linien, u. zwar eine von Hamburg über Antwerpen u. Südafrika nach Melbourne u. Sydney u. zurück, die beiden andern mit gleicher Ausreise, aber zurück über Niederländisch-Indien, Marseille und Amsterdam.

7) *Woermann-Linie,* Dir. Hamburg, gegründet 1847 als Privatreederei, wurde 1884 Aktiengesellschaft, dann 1896 Ges. m. b. H. und 1901 Kommanditgesellschaft; hat (1903) 35 D. mit 72,828 T.; unterhält sechs verschiedene Linien nach der afrikanischen Westküste bis zur Lüderitzbucht, läuft Bremerhaven, Rotterdam, Antwerpen und Southampton an.

8) *Deutsche Levante-Linie,* Dir. Hamburg, gegründet 6. Jan. 1889; Aktienkapital 4 Mill. Mk., Obligationen 0,4 Mill. Mk.; hat (1903) 28 D. mit 62,838 T.; unterhält acht verschiedene Linien von Hamburg nach Häfen des östlichen Mittelmeeres und des Schwarzen Meeres, läuft abwechselnd Rotterdam, Antwerpen und Newcastle an, besorgt die bulgarische Post und unternimmt Rundreisen im Mittelmeer.

9) *Deutsche Ostafrika-Linie,* Dir. Hamburg, gegründet infolge Reichsgesetz vom 1. Febr. 1890 (Zusicherung der Postvergütung von damals 900,000 Mk., jetzt 1,350,000 Mk.); Aktienkapital 10 Mill. Mk., Obligationen 5 Mill. Mk., Reserven 1 Mill. Mk. 20 D. mit 59,366 T.; mehrere Linien nach Ostafrika bis Kapstadt.

10) *Rob. Sloman u. Co.*, Reederei, Hamburg, seit 1820; hat 15 D. mit 57,761 T.; unterhält Linien von Hamburg nach den Vereinigten Staaten.

11) *Deutsch-Amerikanische Petroleumgesellschaft,* Dir. Geestemünde; hat 17 D. mit 54,204 T.; verschifft amerikanisches Petroleum nach Deutschland und dem übrigen Europa.

12) *Dampfschiffahrtsgesellschaft Argo,* Dir. Bremen, Aktienkapital 7 Mill. Mk., Obligationen 0,2 Mill. Mk.; hat 27 D. mit 42,388 T.; verkehrt mit nordeuropäischen Häfen.

13) *Rob. M. Sloman jun.,* Reederei, Hamburg; hat 20 D. mit 39,145 T.; unterhält Linien nach dem Mittelmeer, nach Ostindien und Ostasien.

14) *H. Schuldt,* Reederei, Flensburg; hat 22 D. mit 35,351 T.; verkehrt mit nordeuropäischen Häfen.

15) *Dampfschiffahrtsgesellschaft Neptun,* Dir. Bremen, Aktienkapital 4 Mill. Mk., Obligationen 2 Mill. Mk.; hat 52 D. mit 33,811 T.; verkehrt mit deutschen und andern europäischen Häfen.

16) *Dampfschiffsreederei Horn,* A.-G., Dir. Lübeck; hat 19 D. mit 32,005 T.; in europäischer Fahrt.

17) *Ad. Kirsten,* Reederei, Hamburg; hat 24 D. mit 21,842 T.; europäische Fahrt.

18) *Neue Dampferkompagnie A.-G.,* Stettin; hat 25 D. mit 22,067 T.; europäische Fahrt.

19) *M. Jebsen,* Reederei, Apenrade; hat 15 D. mit 19,578 T.; in chinesischer Küstenfahrt.

20) *De Freitas u. Co.,* Reederei, Hamburg; hat 8 D. mit 18,114 T.; in Mittelmeerfahrt.

21) *Oldenburg-Portugiesische Dampfschiffs-Reederei,* Dir. Oldenburg, gegründet 1883; hat 16 D. mit 16,273 T.; fährt nach Portugal und Marokko.

Von kleinern deutschen Reedereien seien nur noch folgende angeführt: in Hamburg: Dampfschiffsreederei von 1889 mit 7 D.; Gehrkens mit 11 D.; Hanseatische Dampferkompagnie (Menzell) mit 13 D.; Jebsen mit 6 D.; Mathies mit 6 D.; Nord-Ostsee-Reederei mit 10 D.; Nordischer Bergungsverein mit 7 D. In Kiel: die Kieler Dampferkompagnie (H. Diederichsen) mit 9 D.; Sartori u. Berger mit 22 D.; in Flensburg: Holm u. Molzen mit 10 D.; Schmidt u. Hansen mit 11 D.; in Swinemünde: Kunstmann mit 10 D.; in Stettin: Gribel mit 19 D.; in Danzig: Rodenacker (Danziger Dampfer-A.-G.) mit 12 D.; Reinhold mit 10 D., und zahlreiche kleinere Reedereien in allen deutschen Seehäfen.

Österreich-Ungarn. 1) *Österreichischer Lloyd*, Dir. in Triest, gegründet als Reederei 1836, erhält Staatsunterstützung (s. S. 469); hat (1903) 69 D. mit 183,397 T.; unterhält Linien nach der Levante, dem Schwarzen Meer, Ostafrika, Ostindien, Brasilien und dem La Plata.

2) *Adria, Regia Ungarica Societa*, Dir. Fiume; hat (1903) 33 D. mit 69,208 T.; unterhält Linien nach der Levante, dem Adriatischen Meer, Marseille und Bordeaux, Algier und Marokko, Brasilien und dem La Plata.

3) *Cosulich, Gebr.*, Reederei, Triest; hat 18 D. mit 52,995 T.

4) *Cossovich u. Co.*, Reederei, Triest; hat 12 D.

5) *Gerolimich u. Co.*, Lussinpiccolo; hat 9 D.

6) *Austro-Americano S. S. Co.*, Triest; hat 6 D.

7) *Marinovich u. Co.*, Ragusa; hat 6 D.

8) *Oriente, Soc. Aus. Ung.*, Fiume; hat 6 D.

Großbritannien. 1) *Elder, Dempster u. Co.*, Reederei, Liverpool; hat 107 D. mit 414,608 T. (darunter die African S. S. Co. mit 28 D., die Beaver Line mit 5 D. und die British and African S. Nav. Co. mit 34 D.); unterhält viele selbständige Linien nicht nur von Liverpool ausgehend, sondern auch von London, Bristol, Hamburg, Rotterdam und Antwerpen nach Westafrika, Kanada, Westindien und nach dem Mittelmeer. Auch die vom belgischen Staat unterstützte Cie. Belge Maritime du Congo mit 4 D. von 16,011 T. unter belgischer Flagge gehört derselben größten Privatreederei der Erde.

2) *British India Steam Navigation Company*, Dir. London, gegründet 1862 durch Vereinigung zweier in Bombay 1845 und in Kalkutta 1855 geschaffenen Linien; Aktienkapital 14 Mill. Mk., Obligationen 5 Mill. Mk., Reserven 6 Mill. Mk.; hat (1903) 124 D. mit 386,620 T.; Hauptlinien nach Ostindien und Ostasien bis Jokohama; Küstenlinien im Persischen Golf, Golf von Bengalen, Zweiglinien nach Sansibar, Delagoabucht, Mauritius, Aden, von Kalkutta nach Niederländisch-Indien und Australien. Staatsbeihilfe von 1,8 Mill. Mk. für L. Aden-Sansibar.

3) *Peninsular and Oriental Steam Nav. Co.* (kurz „P. & O."-Line), Dir. London, gegründet 1837 als Peninsular Co., erweitert 1840; Aktienkapital 46 Mill. Mk., Obligationen 16 Mill. Mk., Reserven 20 Mill. Mk.; hat 58 D. mit 300,874 T.; Hauptlinien nach Ostindien, China, Japan und Australien; Schnelldampferlinie Brindisi-Port Said im Anschluß an Sonderzug Calais-Brindisi für Post und Reisende; wöchentlich ein D. nach Bombay, vierzehntägig je ein D. nach Schanghai und Adelaide, dafür Postbeihilfe von 6,6 Mill. Mk.; außerdem Staatsvergütung von etwa ½ Mill. Mk. für Bereitschaft von vier Hilfskreuzern.

4) *Union Castle Mail Line* (Donald Currie u. Co.), Dir. London, gegründet 1900 aus der Union Steamship Co. von 1853 und der Castle Mail Packets Co. von 1872; Aktienkapital 33 Mill. Mk., Obligationen 16 Mill. Mk., Reserven 3 Mill. Mk.; hat 53 D. mit 259,751 T.; Linien nach Südafrika von Kapstadt bis Beira von London wöchentlich; läuft St. Helena, Ascension und Mauritius an. Schnelldampfer vierzehntägig von Southampton in 17 Tagen nach Kapstadt, dafür 2⅔ Mill. Mk. Staatsbeihilfe.

5) *White Star Line* (Ismay, Imrie & Sons), Dir. Liverpool, wurde 1869 von der Oceanic Steam Nav. Co. gegründet, gehört seit 1902 zum Morgan-Trust (s. S. 469); hat 27 D. mit 246,012 T.; unterhält mehrere Linien nach New York und nach Australien; erhält 60,000 Mk. für Bereithaltung von zwei Hilfskreuzern.

6) *Leyland Line*, Dir. Liverpool, seit 1892 Aktiengesellschaft mit 31 Mill. Mk. Kapital, gehört seit 1902 zum Morgan-Trust; hat 38 D. mit 226,636 T.; unterhält Linien nach New York, Boston und Mittelamerika sowie eine L. zwischen London und New Orleans.

7) *Wilsons Line*, Hull; hat 84 D. mit 177,923 T.; unterhält Linien nach New York, Ostindien, Südamerika und nach europäischen Häfen.

8) *Clan Line* (Cayzer, Irvine u. Co.), Glasgow; hat 46 D. mit 168,282 T.; Linien nach Südafrika, auch von Liverpool und von New York aus; ferner nach dem Persischen Golf und nach Indien.

9) *Holt Line* (Ocean Steamship Co.), Dir. Liverpool; hat 34 D. mit 163,662 T.; Linien nach Australien und Ostindien.

10) *Pacific Steam Nav. Co.*, Dir. Liverpool, gegründet 1840, Aktienkapital 30 Mill. Mk., Reserven 2 Mill. Mk.; hat 44 D. mit 157,264 T.; Linien nach Brasilien, dem La Plata, Panama und San Francisco, den Falklandinseln, La Rochelle, Coruña anlaufend.

11) *Harrison Line*, Liverpool; hat 32 D. mit 151,438 T.; Linien nach Südfrankreich, Ostindien, Südamerika, Südafrika, New Orleans.

12) *Allan and State Lines* (Allan Royal Mail Line), Dir. Glasgow, Liverpool und London; hat 33 D. mit 149,323 T.; unterhält Linien nach Kanada, New York, Boston, Philadelphia und dem La Plata.

13) *Anchor Line* (Henderson), Reederei, Glasgow, gegründet 1856; hat 32 D. mit 137,634 T.; Linien nach New York, von Liverpool nach Ostindien, von New York nach dem Mittelmeer.

14) *Cunard Steamship Co.*, Dir. Liverpool, gegründet 1840, Aktienkapital 32 Mill. Mk., Reserven 2 Mill. Mk., bezieht hohe Staatsbeihilfe (vgl. S. 468); hat (1903) 22 D. mit 131,934 T.; älteste Dampferlinie nach Amerika, wöchentlich ein Schnelldampfer nach New York, ein D. nach Boston.

15) *Shell Transport Trading Co.* (Samuel u. Co.), London; hat 32 D. mit 104,135 T.; in wilder Fahrt.

16) *Royal Mail Steam Packet Co.*, Dir. London, Aktienkapital 18 Mill. Mk., Obligationen 3 Mill. Mk.; 1,6 Mill. Mk. Staatsbeihilfe; hat 32 D. mit 101,554 T.; Frachtdampfer von London, Postdampfer von Southampton vierzehntägig nach Westindien u. Südamerika.

17) *China Navigation Co.*, Dir. London; hat 55 D. mit 100,401 T.; in chinesischer Fahrt.

18) *Lamport and Holt* (Liverpool-Brazil and River Plate Steam Nav. Co.), Reederei in Liverpool, gegründet 1863; haben 30 D. mit 99,177 T.; selbständige Linien von Liverpool, London, Antwerpen und New York nach Ost- und Westküsten Südamerikas; eine L. New York-Manchester.

19) *Union Steamship Co. of New Zealand*, Dir. Dunedin; hat 58 D. mit 94,234 T.; vermittelt den Verkehr zwischen australischen Häfen und nach London.

20) *Maclay and Macintyre*, Glasgow, haben 35 D. mit 91,294 T.; in wilder Fahrt.

21) *Prince Line*, Newcastle o. T., Knotts Reederei; hat 37 D. mit 90,455 T.; Linien nach der Levante, den Vereinigten Staaten, Golf von Mexiko, Westindien, Brasilien und La Plata; von New York nach Genua und Brasilien.

22) *Bucknall Lines*, London, 27 D. mit 85,139 T.; Linien London-Südafrika; New York nach Südafrika und Ostindien; Manchester nach dem Persischen Golf.

23) *Indo China Steam Nav. Co.*, London; hat 38 D. mit 80,581 T.; für den Verkehr mit Indien und China.

24) *Ellermann Lines*, Liverpool, gegründet 1901 aus den Papayanni- und City-Linien; hat 34 D. mit 78,329 T.; Verkehr mit der Levante und Ostindien; eine L. Antwerpen-Kanada.

25) *China Mutual Steam Nav. Co.*, London, gegründet 1882; hat 13 D. mit 76,442 T.; fährt von Glasgow über Liverpool nach Ostasien.

26) *Houston Line*, London; hat 20 D. mit 73,802 T.; fährt von Liverpool, von London und von New York nach dem La Plata und nach Südafrika.

27) *Johnston Line*, Liverpool; hat 18 D. mit 72,335 T.; fährt von London, von Liverpool und von Antwerpen nach Nordamerika u. nach dem Mittelmeer.

28) *Booth Line*, Liverpool; hat 30 D. mit 70,436 T.; fährt mit der Red Cross Line den Amazonenstrom hinauf bis Iquitos; auch von Hamburg und von New York nach Nordbrasilien.

Von andern englischen Reedereien sind noch zu erwähnen: **für London:** die *Bibby Line* mit 7 D., fährt nach Ostindien; die *Glen Line* mit 11 D., fährt nach Ostasien. Die *Orient Steam Nav. Co.* mit 7 D.; die *Shaw Savill & Albion Co.* mit 10 D. und die *Houlder Line* mit 13 D. fahren nach Australien, letztere (mit gefrornem Fleisch im Großen) läuft auch nach Südafrika und nach Südamerika. Die *Atlantic Transport Co.*, zum Morgan-Trust gehörig, mit 10 D., fährt nach New York. Die *General Steam Nav. Co.* mit 49 D. in europäischer Fahrt. Die *Anglo American Oil Co.* mit 18 D. Die *Australasian United Steam Nav. Co.* mit 26 D. Der *British Maritime Trust* mit 11 D. Die *Natal Line* mit 15 D. nach Südafrika. *Cory and Son* mit 35 D. *English and American Shipping Co.* mit 14 D. *Gordons S. S. Co.* mit 22 D. *Hall Line* mit 10 D. **Für Liverpool:** die *Dominion Line* mit 3 D., gehört zum Morgan-Trust; die *Asiatic Steam Nav. Co.* mit 15 D.; die *British & North Atlantic S. Nav. Co.* mit 7 D. Außerdem sind erwähnenswert die *Manchester Liners* mit 11 D.; die *Britain S. S. Co.* mit 34 D.; *Tho. Radcliffe* mit 26 D. und *Morel* mit 26 D. in Cardiff; *Runciman & Co.* mit 23 D. in Newcastle o. T.; die *Bell Line* mit 11 D. und die *Currie Line* mit 40 D. in Glasgow; *Bailey & Leetham* mit 23 D. in Hull. In den Kolonien erwähnenswert: die *Canadian Pacific Railway Co.* in Vancouver mit 22 D.; die *Bombay & Persian Steam Nav. Co.* in Bombay mit 11 D.; die *Irawaddy-Flottilla Co.* in Rangun mit 41 D.; die *Adelaide Steamship Co.* in Port Adelaide mit 26 D. Außerdem in Großbritannien und in den Kolonien sehr viele kleinere Reedereien.

Frankreich. 1) *Messageries Maritimes*, Dir. Paris, Werften in Bordeaux und Marseille, gegründet als *Messageries Imperiales* 17. Juni und 16. Sept. 1857 von Napoleon III. mit 4,7 Mill. Frank Staatsbeihilfe, erhält jetzt etwa 12 Mill. Mk. jährliche Staatsbeihilfe; hat 59 D. mit 214,229 T.; unterhält Linien von Marseille nach dem Mittelmeer, Ostafrika, Madagaskar, Ostindien, Indochina, Ostasien, Australien und Neukaledonien; von Bordeaux nach Brasilien und dem La Plata. Die D. müssen in Frankreich gebaut und als Hilfskreuzer eingerichtet sein und vorgeschriebene Durchschnittsgeschwindigkeiten innehalten.

2) *Compagnie Générale Transatlantique*, Dir. Paris, gegründet 8. Mai 1855, erweitert 1861; Aktienkapital 32 Mill. Mk., Obligationen 80 Mill. Mk., erhält etwa 10 Mill. Mk. jährliche Staatsbeihilfe, Reserven 6 Mill. Mk.; hat 54 D. mit 147,200 T.; unterhält Linien von Havre nach New York (mit Schnelldampfer), von Havre über Bordeaux nach Westindien und Mexiko, von St.-Nazaire nach Westindien, Venezuela, Mittelamerika und Mexiko; Nebenlinien in Westindien und nach Cayenne; von Marseille verschiedene Mittelmeerlinien. Verpflichtungen wie bei 1).

3) *Chargeurs Réunis*, Dir. Paris, gegründet 1872, 1883 mit der Soc. franç. postale de l'Atlantique vereint; Aktienkapital etwa 10 Mill. Mk.; hat 32 D. mit 111,945 T.; unterhält Linien von Havre nach Kanada, Brasilien, dem La Plata, nach Westafrika und nach Indochina.

4) *Société Générale des Transports Maritimes à vap.*, Dir. Marseille; hat 22 D. mit 60,101 T.; unterhält Linien nach dem La Plata und Westafrika.

5) *Cie. Française de nav. à vap.* (Cyprien Fabre), Marseille; hat 14 D. mit 42,260 T.; Linien nach Nordamerika und dem La Plata.

6) *Cie. Havraise Peninsulaire de nav. à vap.*, Dir. Havre; hat 12 D. mit 31,751 T.; Linien nach Madagaskar, Mauritius, Réunion.

7) *Cie. des Bateaux à vap. du Nord*, Dir. Dünkirchen; hat 20 D. mit 30,088 T.; in nordeuropäischer Fahrt.

8) *Cie. Marseillaise de navigation à vapeur* (Fraissinet & Cie.), Dir. Marseille; hat 17 D. mit 28,727 T.; in der Mittelmeerfahrt und nach Westküste von Afrika.

Von andern französischen Reedereien sind die *Cie. Anonyme de Navigation Mixte* in Marseille mit 12 D.; *Worms & Cie.* in Paris mit 12 D.; *d'Orbigny, Faustin & Co.* in La Rochelle mit 12 D.; außerdem die *Messageries Fluviales de Cochinchine* in Saigon mit 25 D.

Spanien. 1) *Compañia Trasatlantica*, Dir. Cadiz und Barcelona; hat 25 D. mit 86,305 T.; Linien nach Brasilien, dem La Plata, nach Westindien, Cuba und Mexiko, Westafrika und Ostasien bis Jokohama.

2) *Aznar-Linie*, Bilbao; hat 21 D. mit 51,229 T.

3) *Sota y Aznar*, Bilbao; haben 25 D. mit 51,525 T.

4) *Ybarra y Cia.*, Sevilla; haben 21 D. mit 28,619 T.

Andre spanische Reedereien: *Linea de Vapores Serra* mit 17 D., *Cia. Vasco Cantabrica de nav.* mit 10 D., *da Abasolo* mit 11 D. in Bilbao; *Cia. Sevillana* mit 11 D. in Sevilla; *Cia. Maritima* mit 12 D. in Barcelona.

Portugal. 1) *Empreza Nacional de Navegação*, Dir. Lissabon; hat 12 D. mit 27,228 T.; Linien nach Westafrika, Nordamerika und Brasilien. 2) *Andresen*, Oporto; hat 5 D.; sonst nur kleine.

Italien. 1) *Navigazione Generale Italiana* (auch Florio-Rubattino genannt), Dir. Rom, gegründet 1882 durch Zusammenschluß der Gesellschaften *Rubattino* (seit 1835 in Genua) und *Florio* (seit 1845 in Palermo); hat 109 D. mit 228,328 T.; unterhält viele Linien im Mittelmeer, außerdem nach Nordamerika, Brasilien und dem La Plata, nach Massaua, Ostindien und bis Hongkong. Wegen Staatsbeihilfe s. S. 469. 2) *La Veloce*, Dir. Genua; hat 14 D. mit 49,178 T.; fährt nach New York, Mittelamerika und Westindien, Brasilien, dem La Plata. 3) *Puglia*, Dir. Bari; hat 16 D. mit 16,161 T.; fährt im Mittelmeer und nach

dem La Plata. Andre italienische Reedereien: *Soc. Commerciale Ital. di nav.* mit 12 D. und *Soc. Ligure-Brasiliana de nav.* mit 4 D. in Genua.

Belgien. 1) *Red Star Line (Soc. anonyme de navigation Belge-Americaine)*, Dir. Antwerpen; hat 9 D. mit 39,455 T.; fährt nach New York und Philadelphia. 2) *Compagnie Belge Maritime du Congo*, Dir. Antwerpen; hat 4 D. mit 16,011 T.; fährt über Teneriffa nach dem Kongo. Andre belgische Reedereien: *Adolf Deppe* mit 11 D., *Soc. anon. de nav. royale Belge-Sudamericaine* mit 9 D. und *John Cockerill* mit 8 D. in Antwerpen.

Niederlande. 1) *Holland-Amerika Lijn (Nederlandsch-Amerikaansche Stoomvaart Maatschappij)*, Dir. Rotterdam; Aktienkapital 14 Mill. Mk., Obligationen 7 Mill. Mk.; hat 10 D. mit 79,346 T.; fährt nach New York.

2) *Stoomvaart Maatschappij Nederland*, Dir. Amsterdam; hat 17 D. mit 60,312 T.; fährt nach Batavia (abwechselnd wöchentlich mit 4).

3) *Koninklijke Packetvaart Maatschappij*, Dir. Batavia; hat 41 D. mit 53,537 T.; hat viele Linien in Niederländisch-Indien.

4) *Rotterdamsche Lloyd*, Dir. Rotterdam; hat 15 D. mit 49,652 T.; fährt abwechselnd mit 2) nach Batavia.

5) *Koninklijke Nederlandsche Stoomboot Maatschappij*, Dir. Amsterdam; hat 30 D. mit 27,651 T.; in europäischer Fahrt.

6) *Oceaan, Nederl. Stoomv. Maatsch.*, Dir. Amsterdam; hat 9 D. mit 24,261 T.; fährt nach Ostindien.

7) *Zuid Amerika Lijn*, Dir. Amsterdam; hat 4 D. von 16,921 T.; nach dem La Plata.

8) *Koninklijke West-Indische Maildienst*, Dir. Amsterdam; hat 9 D. mit 15,256 T.; fährt nach Westindien und New York.

Andre niederländische Reedereien: *American Petroleum Co.* mit 9 D. und *De Poorter* mit 10 D. in Rotterdam; *Hollandsche Stoomb. Maatsch.* mit 10 D., die Gesellschaften *Oostzee* mit 6 D und *Zeeland* mit 8 D. in Amsterdam.

Rußland. 1) *Russische Dampfschiffahrts- und Handelsgesellschaft*, Dir. Odessa; hat 83 D. mit 111,767 T.; fährt im Schwarzen Meer, in der Levante (Konstantinopel-Smyrna, Piräeus, Alexandrien und längs der Küste Kleinasiens und Syriens).

2) *Freiwillige Flotte*, Dir. Kronstadt und Odessa; hat 19 D. mit 89,232 T.; nach Ostasien bis Wladiwostok, Port Arthur und koreanische Häfen anlaufend.

Andre russische Reedereien: *Finska Ångfartygs Aktiebolaget*, Dir. Helsingfors, 25 D. mit 25,820 T., hauptsächlich in nordeuropäischer Fahrt; *Helmsing & Grimm*, Riga, mit 13 D.; *Wasa Nordsjö Ångf. Akt.*, Dir. Nikolaistad, mit 13 D.; *Chinesische Ostbahngesellschaft*, Dir. Novorossisk, mit 15 D.; *Archangel-Murman Dampfergesellschaft*, Dir. Archangel, mit 15 D.

Schweden. *Broström*, Gotenburg, hat 23 D. mit 26,500 T.; *Carlsson (Svithiod* Angb. Akt. Bol.), Gotenburg, mit 13 D.; *Svenska Lloyd* mit 12 D. und *Dalman* mit 10 D. in Gotenburg. *Bergnings & Dykeribolaget Neptun*, Dir. Stockholm, mit 10 D.; sämtlich meist in nordeuropäischer Fahrt.

Norwegen. Größte Reederei: *Wilhelmsen & Co.* in Tönsberg, hat 23 D. mit 57,395 T.; *Det Bergenske Dampskibs Selskab*, Bergen, hat 21 D.; *Det Nordenfieldske D. S.*, Drontheim, mit 19 D.; *Hjalmar Roed*, Tönsberg, mit 17 D., und viele andre Privatreedereien, meist in europäischer oder in wilder Fahrt.

Dänemark. *Det Forenede Dampskibselskab*, Dir. Kopenhagen; hat 128 D. mit 138,022 T.; zumeist in europäischer Fahrt, auch Linien nach Nordamerika, Westindien, Island, dem Mittel- und Schwarzen Meer.

Rumänien. *Rumänische Bahngesellschaft*, Bukarest, hat 6 D.

Türkei. *Idarei Massousieh (Ottomanische Dampfergesellschaft)*, Dir. Konstantinopel, hat 33 D. mit 28,464 T. für Levantefahrt, Schwarzes und Rotes Meer; *Courtji & Co.*, Konstantinopel, mit 11 D.

Griechenland. *Neue Hellenische Dampfergesellschaft*, Dir. Syra, hat 10 D. für die Archipelfahrt; *Kompagnie Panhellinios (Psacharopulos)*, im Piräeus, hat 8 D.; verschiedene kleinere Reedereien meist für Levantefahrt.

Ägypten. *Khedivial Mail S. S. and Gravingdock Co.*, Dir. London; hat 14 englische D. mit 22,549 T.; für den Levanteverkehr und das Rote Meer.

Vereinigte Staaten von Nordamerika. 1) *American Line (International Nav. Co.)*, Dir. Philadelphia, begründet 1871 von der Pennsylvaniabahn, kaufte 1886 die englische *Inman*-L. und gehört seit 1902 zum Morgan-Trust; hat 8 D. mit 75,166 T.; eine L. Philadelphia-Liverpool, eine L. New York-Southampton.

2) *Ward Line* (New York and Cuba Mail S. S. Co.), Dir. New York; hat 22 D. mit 64,147 T.; Linien nach Westindien.

3) *Pacific Mail Steamship Co.*, Dir. San Francisco; hat 16 D. mit 59,944 T.; Linien nach Ostasien und Philippinen.

Andre nordamerikanische Reedereien: *Oceanic Steamship Co.*, Dir. San Francisco, fährt mit 6 D. nach Australien; *American-Hawaian S. S. Co.* in New York mit 8 D.; *Atlantic and Carribean Steam Nav. Co.* in New York mit 7 D.; *Clyde & Co.* in New York und Philadelphia mit 16 D.; *Luckenbach* mit 10 D. und *Mallory & Co.* mit 11 D. in New York; *Merchants and Miners Transportation Co.* mit 14 D. in Baltimore; *Pacific Coast Steamship Co.* in San Francisco mit 14 D.; *Southern Pacific Co.* in New York und San Francisco mit 15 D.

Cuba. *De Herrera, Sobrinos*, in Habana, mit 8 D.

Brasilien. 1) *Lloyd Brazileiro*, Dir. Rio, hat 28 D. mit 32,278 T.; 2) *Amazon Steam Nav. Co.*, Dir. Para, hat 34 D. mit 16,634 T.; *Cia. de nav. a vap. de Bahia*, Dir. Bahia, hat 15 D.; *Cia. Nacional de nav. costeira*, Dir. Rio, hat 16 D.; sämtlich für den Küsten- und Flußverkehr.

Uruguay. *Mensajerius Fluviales del Plata*, Dir. Montevideo; hat 7 D. für die La Plata-Fahrt.

Chile. *Cia. Sud Americana de vapores en el Pacifico*, Dir. Valparaiso; hat 21 D. mit 35,310 T. für die Küstenfahrt.

Japan. 1) *Nippon Yusen Kabushiki Kaisha*, Dir. Tokio; hat 81 D. mit 216,348 T.; mit vielen Linien in Ostasien bis Wladiwostok, nach Europa bis London und Antwerpen, nach Seattle, San Francisco und nach Australien. Hohe Staatsbeihilfe, s. S. 468.

2) *Osaka Shosen Kabushiki Kaisha*, Dir. Osaka; hat 68 D. mit 54,112 T., in ostasiatischer Fahrt.

3) *Toyo Kisen Kabushiki Kaisha* in Jokohama, hat 5 D., Fahrt nach San Francisco. Außerdem viele Gesellschaften für den Inselverkehr.

China. *China Merchants Steam Nav. Co.*, Dir. Schanghai; hat 30 D. mit 50,739 T. für Küsten- und Jangtsefahrt.

Die **Flaggen** der wichtigsten Dampfschiffahrts-Reedereien s. Artikel und Tafel *‚Hausflaggen‘*.

II. Dampferwege im Weltverkehr.

A. Dampferwege von Hamburg nach:

Seehafen*)	Entfernung in Seemeilen	Fahrzeit in Tagen
Stade	17	1/12
Kuxhaven	56	1/6
Bremerhaven	122	1/3
Bremen	152	1/2
Wilhelmshaven	121	1/3
Emden	174	1/2
Helgoland	90	1/4
Wyk	121	1/3
Kiel W	96	1/2
- Sk	600	1 2/3
Flensburg W	153	2/3
Lübeck W	197	3/4
Rostock W	187	3/4
Stralsund W	211	1
Stettin W	328	1 1/3
- Sk	660	1 3/4
Danzig W	432	1 1/2
- Sk	725	2
Königsberg W	472	1 2/3
Pillau W	450	1 1/4
- Sk	770	2 1/4
Memel W	496	1 3/4
- Sk	805	2 1/4
Kopenhagen W	256	1
- Sk	500	1 1/3
Karlskrona W	331	1 1/3
Stockholm W	588	2
Haparanda W	1011	3 1/3
Helsingfors W	730	2 1/3
St. Petersburg W	883	3
- Sk	1180	3 1/4
Riga W	652	2 1/6
Libau W	496	1 3/4
Christiansand	345	1
Christiania	475	1 1/3
Bergen	488	1 1/3
Trondhjem	780	2 1/6
Hammerfest	1316	3 2/3
Nordkap	1455	4
Archangel	1980	5 1/2
Reykjavik	1195	5
Leith (Edinburg)	495	1 1/3
Newcastle o. T.	414	1
Hull	390	1
Grimsby	375	1
London	430	1
Dover	390	1
Portsmouth	484	1 1/3
Southampton	510	1 1/3
Plymouth	620	1 3/4
Lizard	660	1 3/4
Liverpool	950	2 2/3
Glasgow	1060	3
Queenstown	826	2 1/3
Amsterdam	290	1
Rotterdam	320	1
Vlissingen	343	1
Antwerpen	385	1
Calais	386	1 1/3
Boulogne	420	1 1/3
Havre	500	1 1/2
Cherbourg	536	1 1/2
Ouessant	693	2
Brest	720	2
St.-Nazaire	855	2 1/2
La Rochelle	912	2 2/3
Bordeaux	995	2 3/4
Bayonne	1033	3
Santander	997	2 3/4
Coruña	1040	3
Oporto	1190	3 1/3
Lissabon	1340	3 3/4
Cadiz	1559	4 1/3
Gibraltar	1614	4 1/2
Valencia	2002	5 1/2
Barcelona	2128	6
Marseille	2300	6 1/2
Genua	2469	7
Neapel	2589	7 1/2
Palermo	2527	7
Messina	2640	7 1/3
Malta	2594	7 1/2
Brindisi	2926	8
Venedig	3295	9 1/2
Triest	3295	9 1/2
Piräeus (Athen)	3134	9
Saloniki	3357	9 1/2
Konstantinopel	3420	9 1/2
Sulina (Donaumünd.)	3680	10 1/2
Odessa	3770	10 1/2
Batum	4000	11
Smyrna	3290	9 1/2
Port Saïd	3543	10
Alexandria	3420	9 1/2
Tunis	2430	7
Biserta	2390	6 3/4
Algier	2023	6
Tanger	1596	4 1/2
Casablanca	1640	5
Funchal (Madeira)	1800	5
Fayal (Azoren)	1880	5
Santa Cruz (Teneriffa)	2020	5 3/4
Las Palmas (Gr. Canaria)	2035	5 2/3
St. Vincent (Kapvd. Ins.)	2847	8
Dakar	2824	8
Bathurst	2900	8 1/4
Bulbiné	3310	9 1/4
Monrovia	3500	10
Kap Palmas	3720	10 1/3
Bageida (Togo)	4350	12
Groß-Batanga	4790	13 1/2
Kamerun	4850	13 1/2
Banana (Kongo-Münd.)	5063	14
St. Helena	5140	14 1/4
Swakopmund	5835	16
Lüderitzbucht	6000	17
Kapstadt	6432	18
- S	8880	25
Port Elizabeth K	6855	19
Durban (Natal) K	7220	20
- S	8120	22 2/3
Lourenço Marquez K	7500	21
Mosambik S	7140	19 3/4
Dar es Salam S	6750	18 3/4
Sansibar S	6660	18 3/4
Port Louis (Mauritius) S	7264	21 3/4
Bourbon (Ins. Réunion) K	8825	24 1/2
Suez S	3630	10
Aden S	4929	14
Karatschi S	6380	18
Bombay S	6576	18
Colombo S	7030	20
Madras S	7640	21
Kalkutta S	8243	23
Rangun S	8253	23
Penang S	8200	23
Singapur S	8560	24
Batavia S	8834	25
Bangkok S	9354	26
Saigon S	9204	26
Manila S	9883	27
Hongkong S	10000	28
Schanghai S	10800	30
Tsingtau S	11100	31
Tschifu S	11250	31 1/4
Niutschwang S	11400	32
Gensan (Korea) S	11500	32
Wladiwostok S	11570	32 1/2
Hakodate S	12000	34
Jokohama S	11450	32
Nagasaki S	10970	31
Kaiser-Wilhelmhafen S	11750	32 1/2
Jaluit (Marshallinseln) S	13300	37
Honolulu M	14100	39
Apia S	14150	41
- M	12227	31
Tahiti S	15000	42
- K	12000	33 1/3
Auckland S	12930	36 1/2
Sydney S	11832	33
Melbourne S	11374	32
Adelaïde S	11050	31
Albany S	10000	28
Vancouver M	14673	41
San Francisco M	13844	38
Mazatlan M	12684	36
Acapulco M	12214	35
Panama M	11600	32
Guayaquil M	10965	30 1/2
Callao M	10314	29
Osterinsel M	10160	28 1/4
Iquique M	9856	27 1/2
Valparaiso M	9080	25 1/2
Talcahuano M	8864	25
Coronel M	8837	25
Corral (Valdivia) M	8800	24 1/2
Punta Arenas M	7650	21
Kap Horn	7700	21 1/2
Montevideo	6520	18
Buenos Aires	6630	18 1/2
Rio Grande do Sul	6220	17
Rio de Janeiro	5536	15
Bahia	4854	13 1/2
Pernambuco	4454	12 1/2
Pará	4442	13
Cayenne	4263	12
Port of Spain (Trinidad)	4320	12 1/4
Barbados	4152	11 1/2
La Guayra	4500	13
Puerto Cabello	4550	12 1/2
Curaçao	4520	12 1/2
Cartagena	4830	13 1/3
Colon	5057	14 1/4
Greytown	5140	14 3/4
St. Thomas	4056	11
Kingston (Jamaika)	4650	13
Habana	4565	13
Veracruz	5363	15
New Orleans	5090	14
Norfolk	3730	10 1/2
Baltimore	3910	11
Philadelphia	4080	11
New York V	3610	10
Boston	3444	9 1/2
Halifax	3110	8 1/2
Quebec	3286	9
Montreal	3430	9 1/2
Bermudas	3470	10

*) **Erläuterung:** W bedeutet Seeweg durch den *Kaiser Wilhelm-Kanal*, Sk um *Skagen* (Nordspitze Jütlands) herum, S durch den *Suezkanal*, K um das *Kap der Guten Hoffnung* herum und M durch die *Magalhäesstraße*, V international vereinbarter Weg. Fahrzeit rechnet 15 Seemeilen Geschwindigkeit in der Stunde ohne Aufenthalt in Zwischenhäfen.

Anordnung der Häfen: Zunächst die deutschen in Nord- u. Ostsee, dann fremde in Ostsee, Nordsee, Englische Inseln, Festlandküste des Kanals, Mittelmeer, Westafrika und Atlantische Inseln, Ostafrika, Indien, Ostasien, Australien, Westküste von Amerika von N. nach S., Ostküste von S. nach N.

B. Dampferwege zwischen andern Seeplätzen.*)

Seehafen	Entfernung in Seemeilen	Fahrzeit in Tagen
Wilhelmshaven - Helgoland	45	1/3
- -Weserfeuerschiff	29	1/12
- -Kuxhaven	65	1/3
- -Lizard	600	1 2/3
- -Ouessant	633	1 3/4
- -Madeira	1740	4 3/4
- -Malta	2535	7
Emden - Lizard	560	1 1/2
- -Terschelling	101	1/3
- -Galloper	250	2/3
- -New York V	3510	9 3/4
Geestemünde - Helgoland	50	1/7
Bremerhaven - Weserfeuerschiff	35	1/10
- -Bremen	34	1/10
- -Kuxhaven	62	1/3
- -Lizard	605	1 2/3
- -Baltimore	3850	10 3/4
- -New York V	3555	9 7/8
- -Montevideo	6465	18
Lübeck - Christiania	405	1
- -Memel	383	1
- -Lizard	780	2 1/3
- -Holtenau	101	1/3
Holtenau - Kiel	3	1/100
- -Brunsbüttel	53	1/6
- -Stettin	222	2/3
- -Danzig	342	1
- -Memel	400	1 1/3
- -Kopenhagen	158	1/2
Swinemünde - Stettin	35	1/10
- -Danzig	196	1/2
- -Kronstadt	665	2
- -Stockholm	387	1
- -Kopenhagen	125	1/3
- -Skagen	266	3/4
Kopenhagen - Stockholm	395	1
- -Kiel	161	1/2
- -Gotenburg	135	1/3
- -Frederikshavn	140	1/3
- -Reykjavik	1300	3 2/3
- -Christiania	270	3/4
Stockholm-St. Petersbg.	395	1
- -Kronstadt	370	1
- -Helsingfors	233	2/3
- -Kopenhagen	395	1
Reval - Helsingfors	47	1/6
Christiania - Christiansand	160	1/2
- -Frederikshavn	155	1/2
- -Gotenburg	155	1/2
- -Lindesnäs	190	1/2
- -Hammerfest	1190	3 1/3
Bergen - Christiansund	220	2/3
- -Stavanger	110	1/3
Trondhjem - Christiansund	85	1/4
- -Tromsö	500	1 2/3
- -Hammerfest	615	1 3/4
Hammerfest - Bäreninsel	240	2/3
Harwich-Huk v. Holland	108	1/3
Skagen - Dover	555	1 1/2
Christiania - New York	3575	10
Antwerpen - London	191	3/4
Calais - Dover	23	1/12
Havre - Grimsby	295	3/4
- -Ouessant	200	1/2
- -Lizard	160	1/2
- -St. Thomas	3556	10
Havre - Kap Haïti	3800	11 1/4
- -New York	3110	8 3/4
Cherbourg - Plymouth	108	1/3
- -Lizard	142	1/3
- -Southampton	84	1/4
- -New York V	3070	8 1/2
Hull - Archangel	1940	5 1/2
- -Jenissei-Mündung	2510	7
Liverpool - Dublin	121	1/3
- -Halifax	2531	7
- -St. Thomas	3622	10
- -New York	3040	8 1/2
- -Port Nelson (Hudsonbai)	3000	9 2/3
- -Ivigtut (Grönl.)	1640	4 1/2
- -Quebec	2635	7 1/4
Southampton-New York	3190	8 3/3
Lizard - Startpoint	63	1/6
- -Owers-Feuerschiff	180	1/2
Ouessant - Dartmouth	140	1/3
- -Finistère	378	1
- -Brest	30	1/12
Bordeaux - Montevideo	5930	16 1/2
- -New York	3187	8 3/4
- -Rio de Janeiro	4910	13 2/3
- -Cordouan	65	1/6
- -Finistère	475	1 1/3
Finistère-Kap S. Vincent	363	1
Lissabon - Madeira	530	1 1/2
- -St. Thomas	3200	9
- -Pernambuco	3190	9
- -Bahia	3550	10
- -Rio de Janeiro	4225	11 2/3
- -Montevideo	5250	14 1/2
Cadiz - Rio de Janeiro	4275	12
Gibraltar - Tanger	30	1/12
- -Genua	850	2 1/3
- -Madeira	618	1 2/3
- -St. Vincent (Kapverdische Ins.)	1561	4 1/3
- -Montevideo	5220	14 1/2
- -Halifax	2677	7 1/2
- -New York	3190	9
- -Bermudas	2880	8
Barcelona - Montevideo	5730	16
Genua - New York	4040	11
Brindisi - Port Saïd	934	2 2/3
- -Alexandria	840	2 1/3
- -Piräeus (Athen)	500	1 1/2
- -Gibraltar	1310	3 2/3
Alexandria - Saloniki	685	2
- -Triest	1213	3 1/2
- -Genua	1300	3 3/4
Triest - Port Saïd	1305	3 3/4
New York - Habana	1215	3 1/2
- -Boston	300	5/6
- -Quebec	1400	4
- -Halifax	580	1 2/3
- -Philadelphia	230	2/3
- -Baltimore	400	1
- -Savannah	700	2
- -St. Thomas	1430	4
- -Bahia	4100	11 1/2
- -Rio de Janeiro	4780	13 1/4
- -Montevideo	5770	16
- -Bombay S	8120	22 1/2
- - K	11250	31 1/4
- -Kalkutta S	9830	27 1/3
- - K	12180	33 3/4
- -Hongkong S	11610	32 1/4
- - K	13590	37 3/4
- -Schanghai S	12360	34 1/3
- - K	14340	39 3/4
- -Jokohama S	13040	36 1/4
- - K	15020	41 3/4
- -Melbourne K	12670	35 1/4
New York-Melbourne S	12790	35 1/2
- - M	12880	35 3/4
- -Sydney M	12700	35 1/4
- - K	13140	36 1/2
- - S	13320	37
- -Wellington M	11500	32
- - K	13710	38
- - S	14230	39 1/2
- -SanFrancisco M	13090	36 1/3
- -Esquimalt M	13840	38 1/2
- -Honolulu M	13200	36 2/3
- -Valparaiso M	8460	23 1/2
Baltimore-Rio de Janeiro	4850	13 1/2
- -Montevideo	5880	16 1/2
St. Thomas - Colon	1014	3
- -Madeira	2750	7 1/2
Habana - Veracruz	820	2 1/3
St. Vincent (Kapverd. Inseln) - Teneriffa	870	2 1/2
- -Montevideo	3680	10
- -Punta Arenas M	4915	13 2/3
Kamerun - Fernando Po	60	1/3
- -Monrovia	1270	3 1/2
St. Helena-Fernando Po	1490	4
- -Ascension	700	2
- -Kapstadt	1700	4 2/3
- -Rio de Janeiro	2130	6
- -Magalhãesstr.	3700	10 1/3
Kapstadt - Montevideo	3615	10
- -Mauritius	2340	6 1/2
- -Aden	4085	11 1/3
- -Colombo	4465	12 1/2
- -Bombay	4736	12 1/2
- -Kalkutta	6000	16 2/3
- -Singapur	5690	16
- -Melbourne	5592	16
Colombo - Kalkutta	1254	3 2/3
- -Mauritius	2097	5 2/3
- -Adelaïde	4380	12
- -Melbourne	4600	13
- -Sydney	5194	14 1/2
Bombay - Madras	1480	4
- -Sansibar	2500	7
Mauritius - Seschellen	930	2 1/2
- -Durban	2300	6 1/2
Singapur - Friedrich-Wilhelmshafen	2925	8
Batavia - Friedrich-Wilhelmshafen	2560	7
Singapur - Mauritius	3450	9 1/2
- -Albany	2470	6 2/3
Hongkong - Apia	4868	13 1/2
Jaluit - Finschhafen	1565	4 1/2
- -Apia	1635	4 1/2
- -Honolulu	2125	6
Apia - Pago Pago	80	1/3
- -Brisbane	2222	6
- -Sydney	2354	7
Sydney - Jaluit	2630	7 1/2
- -Tahiti	3317	9 1/2
- -Honolulu	4424	12 1/3
- -Hongkong	5800	16
- -Brisbane	500	1 1/2
- -San Francisco	6400	18
- -Valparaiso	6020	17
Hongkong - Jokohama	1560	4 1/2
- -Honolulu	4920	14
- -Manila	650	2
- -San Francisco	6370	18
Jokohama - Vancouver	4340	12
- -San Francisco	4770	13
- -Honolulu	3400	9 1/2
Honolulu-San Francisco	2100	5 1/2
- -Panama	4723	13
SanFrancisco-Schanghai	5800	16
- -Pago Pago	4280	11 1/2

*) Die Tafel B kann mit A (Seite V) zusammen benutzt werden, um durch Addition und Subtraktion noch zwischen andern Plätzen die Dampferwege zu bestimmen.

Baffins B.
Baffins Land
Davis Str.
Hudson-Str.
Hudson Bai
Labrador
Dominion of Canada
NORD-AMERIKA
Alaska (Verein Staaten)
Terr.
Britisch-Columbia
Vereinigte Staaten
Golf von Mexiko
Mexiko
Cuba
Haiti
Caracas
Venezuela
Guayana
Bogota
Colombia
SÜD-AMERIKA
Brasilien
Peru
Bolivia
Patagonien
Feuerland
Falkland-In
K. Hoorn
GROSSER ODER STILLER OZEAN
Äquator
Wendekreis des Krebses
Wendekreis des Steinbocks
Sandwich-In (Hawai)
POLYNESIEN
Marquesas In
Paumotu- oder Niedrige In
Manahiki-In
Gesellsch.-In
Hervey In
Austral-In
Revilla Gigedo In
Colon od. Galapagos-In (zu Ecuador)
ATLA
NORDSEE
Schottland
Edinburg
Irland
Dublin
England
London
Dänemark
Niederld.
Amsterdam
Deutschland
Belgien
Brüssel
Frankreich
Paris
Schweiz

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Der Staat erhält die Befugnis, jedes Schiff zu seinem Wert anzukaufen.

Italien: Prämien für in Italien gebaute Schiffe und Schiffahrtsprämien für solche; beide Prämien dürfen jährlich 8 Mill. Mk. betragen. Bedingung: volle italien. Besatzung.

Österreich-Ungarn: an den Österreichischen Lloyd Meilen- und Postgelder bis zum Betrage von 4,850,000 Mk.; außerdem vergütet der Staat die Suezkanalgebühren. Auch hat der Staat derselben Dampfergesellschaft 1,5 Mill. Gulden zu Schiffsbauten vorgeschossen, die in fünf Jahresraten rückzahlbar sind. Außerdem werden an Dampfer und Segelschiffe vom Staat Zuschüsse als Ladungs- und Meilengelder gezahlt, 1899 insgesamt . . . . . 1165600 Mk.

Norwegen zahlte für Post u. als Beihilfe 1902 574320 »

Schweden zahlte der Gotländischen Postdampfergesellschaft 1899 . . . . . 336380 »

Niederlande zahlen seit 1902 für vierwöchentliche Verbindung mit Ostindien und Ostasien:

jährlich für die nächsten 5 Jahre . . . 300000 Guld.
» » » zweitnächsten 5 Jahre . . 250000 »
» » » drittnächsten 5 » . . 200000 »

Wenn dabei der Nettogewinn der Gesellschaft größer als 5 Proz. ist, erhält vom Überschuß der Staat 2/5, und 3/5 behält die Gesellschaft, aber nur bis zu höchstens 4 Proz. des Nettogewinns; vom Rest, der dann noch bleiben sollte, erhält der Staat 3/4 und die Gesellschaft 1/4.

Alle Staaten setzen gewisse Bedingungen für die Beihilfen fest, meist über die Nationalität der Besatzungen, über die Schnelligkeit der Reisen, über Kriegsbrauchbarkeit der Dampfer 2c.

Die **Hamburg-Amerika-Linie**, die 1879 durch Gewährung einer Beihilfe von der Postverwaltung bewogen wurde, eine direkte monatliche Verbindung mit Mexiko über Havre herzustellen, konnte schon nach wenigen Jahren freiwillig auf die staatliche Unterstützung verzichten, und auch noch 1903 betonte der Leiter dieser größten Dampfergesellschaft der Erde, daß alle Staatsbeihilfe nur ein künstlicher Notbehelf, daß auch heutzutage nur freie selbständige Entwickelung der D. gesund und nötig sei. Wie die Hamburg-Amerika-Linie durch Ankauf fremder Dampfergesellschaften ihren Betrieb im letzten Jahrzehnt um das Vierfache vergrößert und ihre Fahrten nach allen Erdgegenden ausgedehnt hat, so macht sich überhaupt überall in der D. das Bestreben des Zusammenschlusses vieler Gesellschaften zu großen Verbänden geltend, weil der verschärfte Wettbewerb mit dem gesamten Ausland nur noch den Großbetrieb lebensfähig läßt. Der am 4. Febr. 1902 in New York begründete **Morgan-Schiffahrtstrust** (sogen. North Atlantic Combine) ist das größte Beispiel dieser Art; nordamerikanische Milliardäre des Stahltrusts unter Leitung von Morgan kauften zu Spekulationszwecken europäische Schiffahrtsaktien auf und erwarben damit nacheinander eine Anzahl englischer und amerikanischer Dampfergesellschaften, nämlich die Leyland Line in Liverpool, die American Line (International Navigation Company) in Philadelphia, die White Star Line (Ismay, Imrie & Sons) in Liverpool und London, die Mississippi and Dominion Line in Liverpool, die Oceanic Steam Navigation Company (Ismay, Imrie & Sons) in Liverpool und London und die Atlantic Transport Company in London. Die zu dem Trust gehörigen englischen Schiffe behalten auf 20 Jahre die englische Flagge; ihr Eigentumsverhältnis bei einem Kriege zwischen England und den Vereinigten Staaten ist unklar. Als Gegenschlag gegen den Morgantrust und um zu verhüten, daß auch die wichtige Cunard-Gesellschaft von Morgan angekauft würde, gewährte die englische Regierung der Cunard-Linie eine in der Geschichte der D. bisher beispiellos hohe Staatsbeihilfe: ein Darlehen zum Bau von zwei Schnelldampfern größter Geschwindigkeit, verzinsbar zu 2¾ Proz. und rückzahlbar in kleinen Raten, und außerdem, sobald die beiden Dampfer fertig sind, den jährlichen Staatszuschuß von 3 Mill. Mk. (also in Wirklichkeit ein Geschenk zweier Dampfer im Werte von etwa 40 Mill. Mk.) unter der Bedingung, daß die Cunard-Linie englisch bleiben muß. Den beiden großen deutschen Gesellschaften, der Hamburg-Amerika-Linie und dem Norddeutschen Lloyd, gelang es zwar, den drohenden Ankauf durch Morgan abzuwenden, sie mußten indessen ein Abkommen mit dem Morgan-Trust treffen, wonach sie einen Anteil ihres Reingewinns auszahlen müssen, während der Morgan-Trust ihnen auf den gleichen Betrag 6 Proz. Zinsen vergütet. Diese Vereinigung des Morgan-Trusts mit den beiden großen deutschen Gesellschaften soll ein Schutz- und Trutzbündnis gegen fremden Wettbewerb sein und bezweckt auch, die Überfahrtspreise möglichst hochzuhalten.

Bei der modernen D. muß man zwischen den regelmäßigen Dampferlinien und den Dampfern in wilder Fahrt (Tramps) unterscheiden; letztere besuchen nur solche Häfen, wo gerade lohnende Fracht zu finden ist, während die regelmäßigen Linien ihre Fahrzeiten und Fahrpläne oft schon Jahre voraus festlegen, um den Verfrachtern stetige Gelegenheiten für Warenlieferung zu bieten, selbst auf das Risiko, gelegentlich Plätze dabei anlaufen zu müssen, die nicht jedesmal Fracht und Reisende liefern. Deshalb werden von den Dampfern »in wilder Fahrt« mehr die Nebenplätze des Weltverkehrs besucht, von denen in Linienfahrt dagegen die Hauptstapelplätze und nur die bequem am Wege gelegenen Nebenplätze des Welthandels. Je nach den Erntezeiten tropischer und südlicher oder nördlicher subtropischer Gegenden wechselt in den Seehäfen der Erde der Bedarf nach Dampferräumte, d. h. nach Frachtgelegenheit auf Dampfern, nach den Jahreszeiten. Auf Dampfern werden heutzutage schon fast alle die Bulkladungen verfrachtet, die bis vor einem Jahrzehnt nur auf Segelschiffen verschifft wurden. Guano ist der einzige wichtigere Artikel, der auch jetzt noch nur auf Seglern verladen wird; Reis, Erze, Kohlen, Häute, Holz und andre frühere Segelschiffsartikel werden jetzt ebenso häufig und mit Gewinn auf Dampfern verschifft. Die D. dehnt sich jetzt bis zu den fernsten Seehäfen der Erde aus; früher waren die großen Entfernungen für Segelschiffe günstiger, aber seit Verbesserung der Dampfmaschinen ist die Ausdehnung regelmäßiger europäischer Dampferlinien bis nach San Francisco, Wladiwostok und Neuseeland möglich und gewinnbringend geworden. In gewissen Gebieten, z. B. in den ostasiatischen Gewässern, im Persischen Golf, in Insulindien und zwischen den Südseeinseln, werden Nebenlinien mit billigerm Betrieb an die von Europa kommenden Hauptlinien angeschlossen. Vgl. die Beilagen: I. Die wichtigsten Dampfschiffahrts-Reedereien; II. Dampferwege im Weltverkehr.

Zur Sicherung der Schiffahrt werden die Passagierdampferlinien in vielen Seestaaten, z. B. in England vom Board of Trade, in Deutschland von der Seeberufsgenossenschaft (s. d.), in Bezug auf Ausrüstung mit Rettungsmitteln, besonders mit Booten, sowie auf gesundheitsgemäße Größe und Ausrüstung der Passagierwohnräume und auf das Maß der Beladung (s. Tiefladelinie) genau überwacht.

Den **Dampferbestand der Erde** zeigt die folgende Übersicht (nach dem Generalregister der Handelsmarine aller Länder des Bureau Veritas für 1902/3).

Der Dampferbestand der Erde im J. 1903
(Schiffe von mindestens 100 engl. Registertonnen).

Staaten	Schiffe	Tonnengehalt Brutto	Tonnengehalt Netto
England	5 839	13 305 915	8 104 740
Deutschland	1 167	2 622 308	1 631 296
Vereinigte Staaten	774	1 497 253	1 018 589
Frankreich	556	1 096 120	563 695
Norwegen	804	863 146	538 341
Spanien	428	742 258	482 461
Italien	353	721 525	456 574
Rußland	523	571 902	348 874
Niederlande	288	560 473	360 325
Japan	365	530 057	333 446
Österreich-Ungarn	221	520 441	326 032
Schweden	570	442 915	312 933
Dänemark	339	436 616	266 567
Griechenland	158	278 412	183 579
Belgien	78	160 643	111 626
Brasilien	204	133 972	85 680
Türkei	93	95 949	60 179
Argentinien	81	65 773	41 861
Chile	39	62 512	39 844
China	35	57 037	36 600
Portugal	25	45 163	28 758
Cuba	38	37 654	24 481
Uruguay	26	21 854	15 026
Rumänien	12	19 128	12 092
Mexiko	24	12 027	7 182
Peru	5	6 377	4 253
Venezuela	7	5 264	3 268
Ägypten	6	5 023	3 323
Siam	6	2 601	1 561
Sansibar	2	2 478	1 656
Sarawak	3	2 152	1 331
Haiti	5	2 122	893
Bulgarien	2	1 977	1 295
Korea	3	1 545	1 168
Costarica	3	1 120	686
Kolumbien	1	881	457
Persien	1	838	579
Nicaragua	2	783	420
Paraguay	1	282	232
Serbien	1	264	112
Unbekannte Flagge	18	32 878	19 959
Insgesamt:	13 106	24 967 638	15 431 974

Obwohl der gesamte Dampferbestand der Seestaaten der Erde von 1891 auf 1903 der Zahl nach nur um 1401 Dampfer zugenommen hat, ist doch der Zuwachs am Bruttotonnengehalte sehr beträchtlich, er beträgt 11,151,129 Ton.; im letzten Jahrzehnt hat sich, wie auch in jedem frühern Jahrzehnt, die gesamte Handelsdampferflotte im Raumgehalt nahezu verdoppelt, aber die einzelnen Dampfer sind beträchtlich größer als früher, daher der geringe Zuwachs der Zahl nach. Am Ende des 19. Jahrh. wurden schon jährlich zehnmal mehr Dampfertonnen als Segelertonnen gebaut. Das schnelle Anwachsen der Dampferflotte zeigt folgende Übersicht nach Kiaer:

Im Jahre	Gesamter Dampferbestand
1821	11 500 Netto-Tonnengehalt
1831	43 000 " "
1841	140 500 " "
1851	329 500 " "
1861	1 003 500 " "
1871	2 443 000 " "
1881	5 006 100 " "
1891	9 483 100 " "
1901	13 856 500 " "
1903	15 431 974 " "

Eine Zusammenstellung der größten Dampferlinien der Erde in der Reihenfolge des Tonnengehalts ihrer Schiffe ergibt folgende Zahlen (1903):

Die größten Dampferlinien der Erde.

Dampfergesellschaften	Ort der Direktion	Zahl der Dampfer	Brutto-Tonnengehalt
Hamburg-Amerika-Linie	Hamburg	127	577 542
Norddeutscher Lloyd	Bremen	119	460 238
Elder, Dempster & Co.	Liverpool	107	414 608
British India	London	124	386 620
Peninsular and Oriental	"	58	300 874
Union Castle Line (D. Currie)	Lond., Liv., Glasg.	53	259 751
White Star Line	Liverpool, London	27	246 012
Navigaz. Generale Italiana	Genua, Neap., Pal.	109	228 328
Leyland Line	Liverpool	38	226 636
Nippon Yusen Kabush. Kaisha	Tokio	81	216 348
Messageries Maritimes	Marf. u. Bordeaux	59	214 229
Österreichischer Lloyd	Triest	69	183 397
Wilsons Line	Hull	84	177 923
Clan Line	Lond., Glasg., Liv.	46	168 282
Holt Line	Liverp., Fremantle	34	163 662
Pacific Steam Nav. Co.	Liverpool	44	157 264
Hansa-Linie	Bremen	44	151 978
Harrison Line	Liverpool	32	151 438
Allan and State Lines	Glasgow	33	149 323
Cie. Générale Transatlant.	Havre, St.-Nazaire	54	147 200
Det Forenede Dampskibsf.	Kopenhagen	128	138 022
Anchor Line (Henderson)	Lond., Glasg., Liv.	32	137 634
Cunard Steamship Co.	Liverpool	22	131 934
Hamburg-Südamerikanische	Hamburg	32	129 018
Chargeurs Réunis	Havre	32	111 945
Russ. Dampfschiffsgesellschaft	Odessa	83	111 767
Kosmos-Linie	Hamburg	29	110 735
Shell Transp. Trading Co.	London	32	104 135
Deutsch-Australische	Hamburg	26	103 440
Royal Mail Steam Packet Co.	Lond., Southampt.	32	101 554
China Nav. Co.	London	55	100 401
Lamport & Holt	Liverpool	30	99 177
Un. St. S. Co. of New Zealand	Dunedin	58	94 234
Maclay & Macintyre	Glasgow	35	91 294
Prince Line	Newcastle o. T.	37	90 455
Russische Freiwillige Flotte	Kronstadt, Odessa	19	89 232
Compañia Trasatlantica	Cadiz, Barcelona	25	86 305
Bucknall Lines	London	27	85 139
Indo China Steam Nav. Co.	"	38	80 581
Holland Amerika Lijn	Rotterdam	10	79 346
Ellermann Lines	Liverpool	34	78 329
China Mutual St. Nav.	London	13	76 442
American Line	Philadelphia	8	75 166
Houston	London, Liverpool	20	73 802
Woermann-Linie	Hamburg	35	72 828
Johnston	Liverpool	18	72 335
Booth Line	"	30	70 436
Adria, Regia Ungarica Soc.	Fiume	33	69 208
City Line (G. Smith & Sons)	Glasgow	15	66 406
New York & Cuba Mail S. S. C.	New York	22	64 147
Deutsche Levante-Linie	Hamburg	28	62 838
Houlder Line	London	13	61 860
Nederland Stoomv. Maatsch.	Amsterdam	17	60 312
Soc. Gén. des Transp. Marit.	Marseille	22	60 101
Pacific Mail St. Co.	San Francisco	16	59 944
Deutsche Ostafrika-Linie	Hamburg	20	59 366
Rob. Sloman & Co.	"	15	57 761
Wilhelmsen & Co. (norweg.)	Tönsberg	23	57 395
Brit. & North Atlantic S. N.	Liverpool	7	56 874
Asiatic Steam Nav. Co.	London	26	56 751
Deutsch-Amerik. Petroleum	Geestem., Hambg.	17	54 204
Osaka Shosen Kabushiki K.	Osaka	68	54 112
Hain & Son	St. Ives, Cornw.	22	54 021
Koninkl. Paketvaart Maatsch.	Batavia	41	53 537
Gebr. Cosulich & Co.	Triest	18	52 995
General Steam Nav. Co.	London	49	52 985
Atlantic Transport Co.	"	10	51 994
Sota y Aznar	Bilbao	25	51 525
Aznar-Linien	"	21	51 229
Shaw Savill & Albion Co.	London	10	51 035
China Merch. Steam Nav. Co.	Schanghai	30	50 739
Rotterdamsche Lloyd	Rotterdam	15	49 652
La Veloce	Genua	14	49 178

Beim Vergleich der Schiffszahl mit dem Tonnengehalt erkennt man die Unterschiede in den Durchschnittsgrößen der Schiffe der einzelnen Gesellschaften, die durch den Zweck der einzelnen Dampferlinien bedingt sind; die englische White Star Line zeichnet sich durch besonders große Schiffe aus.

Für den Zusammenschluß zu großen Dampfergesellschaften ist es bezeichnend, daß heutzutage reichlich dreimal mehr Gesellschaften mit mehr als 50,000 Bruttotonnengehalt vorhanden sind als vor einem Jahrzehnt. Auch die Reihenfolge der Gesellschaften untereinander hat sich stark geändert; besonders auffällig ist das mächtige Anwachsen deutscher Gesellschaften, namentlich der Hamburg-Amerika-Linie, des Norddeutschen Lloyd, der Hansa-Linie, der Hamburg-Südamerikanischen und der Deutschen Austral-Dampfergesellschaft, ferner auch der Woermann- und der deutschen Levante-Linie.

Der jährliche Verlust an Dampfern infolge von Unglücksfällen beträgt erfahrungsgemäß etwa 2 Proz. Die Einbuße an Dampfern verteilte sich in den Jahren 1890 und 1902 auf die bedeutendern Verkehrsländer wie folgt:

	1890	1902	
Großbritannien und Kolonien . .	155	128	Dampfer
Verein. Staaten von Nordamerika .	12	9	"
Deutschland	17	28	"
Frankreich	11	17	"
Norwegen	6	22	"
Italien	1	8	"
Schweden	3	9	"
Zusammen:	205	221	Dampfer

Vgl. Lindsay, History of merchant shipping (Lond. 1872—74, 4 Bde.); H. Fry, History of North Atlantic steam-navigation (das. 1895); »Lloyd's Universal Register of British and foreign shipping« (jährlich); »Bureau Veritas, Generalregister der Handelsmarine aller Länder« (Par. 1902—1903; 33. Jahrg.); »Nauticus«, Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen (Bd. 8, 1903 u. früher); Fitger, Wirtschaftliche und technische Entwickelung der Seeschiffahrt (Leipz. 1902); Kiaer, Statistique Internationale, Navigation Maritime (Christiania 1876—87); Derselbe, Tabeller of Skibsfarts Bevægelsen (das. 1897); Speck, Welthandel und Seemacht (Leipz. 1900); Greve, Seeschiffahrts-Subventionen der Gegenwart (Hamb. 1903).

Dampfschiffsreederei von 1889 (Hamburg), s. Dampfschiffahrt (Textbeilage, S. II).

Dampfschneidemühle, s. Sägemühle.

Dampfspannung (Spannkraft des Dampfes), s. Dampf, S. 444.

Dampfspeisepumpe, s. Dampfkesselspeiseapparate.

Dampfspill, s. Spill.

Dampfspritze, s. Feuerspritze.

Dampfsteuer, s. Ruder.

Dampfstrahlgebläse u. **Dampfstrahlpumpe**, s. Gebläse, Injektor und Strahlapparate.

Dampfstrahllenzpumpe, s. Lenzen.

Dampfstrahlluftpumpe, s. Strahlapparate.

Dampfstraßenbahnen, s. Straßenbahnen.

Dampfstraßenwalze, s. Straßenwalze.

Dampfstrecke, s. Aktionsradius.

Dampfstunde, Betriebszeit eines Schiffskessels; Zylinderkessel müssen z. B. nach etwa 400 Dampfstunden gereinigt werden.

Dampftopf, s. Kondensationswasserableiter.

Dampftrawler, s. Fischdampfer.

Dampftrockenmaschine, s. Trockenmaschine.

Dampftrockner, s. Wasserabscheider.

Dampfturbine, s. Tafel »Dampfmaschinen III«.

Dampfüberhitzer, s. Überhitzer.

Dämpfung bei der Magnetnadel, s. Dämpfer; beim Regulator, s. d.

Dämpfungsverhältnis, s. Dämpfer.

Dampfvelozipede, **Dampfwagen** } s. Motorwagen.

Dampfwalze, s. Straßenwalze.

Dampfwäsche, s. Waschen.

Dampfwasserheber, s. Dampfdruckwasserheber.

Dampfwinde, s. Winde.

Dampfwinsch, eine Dampfwinde mit Ladebaum zum Löschen und Laden auf Handelsdampfern.

Dampfzylinder, s. Dampfmaschine, S. 455.

Dampier (spr. dämmpir), William, engl. Seefahrer, geb. 1652 zu East Coker in der Grafschaft Somerset, gest. 1715 in London, ging 1668 zur See, wurde 1674 Aufseher über eine Plantage in Jamaika und beteiligte sich 1675—78 bei der Gewinnung von Campecheholz in der Campechebai. Auf einer neuen Reise nach Westindien schloß er sich 1679 einer Schar von Flibustiern an, auf deren abenteuerlichen Fahrten er sich reiche geographische Kenntnisse erwarb, den Stillen Ozean durchkreuzte, die Batatesinseln und die Nordwestküste Australiens besuchte. Erst 1691 kehrte er nach England zurück, wo er nach der Beschreibung seiner Fahrten mit der Ausführung einer Entdeckungsreise nach Australien beauftragt wurde. Mit dem Schiff Roebuck verließ D. 1699 England, berührte Brasilien, segelte um das Kap der Guten Hoffnung nach der Westküste Australiens, entdeckte die Sharksbai und den nach ihm benannten Archipel, ging über Timor nach Neuguinea, entdeckte die nach ihm benannte Dampierstraße (s. d.) und nannte das östlich liegende Land Neubritannien. Auf der Rückreise erlitt er 22. Febr. 1701 bei der Insel Ascension Schiffbruch und mußte mit seiner Mannschaft mehrere Wochen auf dieser Insel verweilen, bis vorbeisegelnde englische Schiffe ihn aufnahmen. Mit unbefriedigendem Erfolg leitete er 1703—1707 eine Expedition von zwei Kaperschiffen nach der Südsee und begleitete darauf 1708—11 als Steuermann Woodes Rogers auf seiner Reise um die Welt. Außer mehreren geographischen Benennungen ist ihm zu Ehren die Gattung Dampiera von Brown für australische Pflanzen aus der Familie der Kampanulazeen aufgestellt worden. Nach seinen sorgfältig geführten Tagebüchern veröffentlichte er die in vielen Auflagen gedruckte »New voyage round the world« (Lond. 1697), ferner als zweiten Band »Two voyages to Campeachy« und »Discourse of winds, breezes, storms, tides and currents« (1699) und als dritten und vierten Band »Voyage to New Holland« (1703—1709). Eine deutsche Übersetzung besorgte Kind (Leipz. 1783, 4 Bde.). Vgl. W. C. Russell, D. (Lond. 1889); Verbeek, William Dampiers Leben und Werke (in »Deutsche Geographische Blätter«, Brem. 1899—1900).

Dampierarchipel (spr. dämmpir), Inselgruppe an der Nordwestküste des Staates Westaustralien, 20 dürre und felsige Inseln, durch die Mermaidstraße in zwei Gruppen geteilt.

Dampierinsel, Insel an der Nordostküste von Kaiser Wilhelms-Land (Neuguinea), gegenüber dem Kap Croisilles, ein dichtbewaldeter, 1500 m hoher, zweispitziger Vulkankegel.

Dampierland, Halbinsel an der Nordwestküste des britisch-austral. Staates Westaustralien, zwischen 16° 30′ und 18° südl. Br., im O. vom Kingsund begrenzt. Die nördlichste Spitze ist Kap Lévêque.

Dampierre (spr. dangpjär'), 1) Dorf im franz. Depart. Aube, Arrond. Arcis, am Puis (zur Aube), mit Schloß (17. Jahrh.) und (1901) 474 Einw. Die Herren von D. erwarben im 13. Jahrh. durch Heirat die Grafschaft Flandern. — 2) Dorf im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Rambouillet, an der Yvette, mit prächtigem Schloß der Herzogin von Luynes, im 17. Jahrh. vom Kardinal von Lothringen erbaut, großem Park und (1901) 449 Einw.

Dampierre (spr. dangpjär'), 1) Heinrich Duval, Graf von, österreich. Feldherr, geb. 1580 im Bistum Metz, gest. 9. Okt. 1620 vor Preßburg, diente zuerst 1604—1605 dem Kaiser Rudolf II. in Ungarn und Siebenbürgen. In den böhmischen Unruhen 1618 nahm er mit einem zusammengerafften Heer Bistritz weg und entsetzte das vom Grafen Thurn besetzte Budweis. In Wien wurde der in der Hofburg von den protestantischen Ständen hart bedrängte Ferdinand II. durch Dampierres Kürassiere befreit. Im selben Jahre, 1619, siegte D. mit Buquoy und Wallenstein bei Tein über Ernst von Mansfeld und befreite dadurch Wien, ward aber dann nach Mähren zurückgedrängt und fiel 9. Okt. 1620 bei einem tollkühnen Angriff auf Preßburg gegen Gabr. Bethlen.

2) Auguste Henri Marie Picot, Marquis de, General der franz. Republik, geb. 11. Aug. 1756 in Paris, gest. 8. Mai 1793, wurde, nachdem er sich in Berlin mit dem preußischen Militärwesen bekannt gemacht hatte, als Anhänger der Revolution, Oberst eines Dragonerregiments, mit dem er den Krieg von 1792 eröffnete. Nach dem Treffen von Valmy avancierte er zum Divisionsgeneral. Sein mutiger Angriff auf die österreichischen Verschanzungen bei Jemappes (6. Nov.) trug das meiste zu dem hier erfochtenen Siege bei. Indes ward er 1793 von der österreichischen Übermacht bei Aldenhoven (1. März) geschlagen und bis nach Lüttich zurückgeworfen. In der unglücklichen Schlacht bei Neerwinden (18. März) befehligte er das Zentrum. Nach Dumouriez' Abfall von der Sache des Konvents erhielt er den Oberbefehl über das bis auf 30,000 Mann zusammengeschmolzene und entmutigte Heer und kämpfte bei Quiévrain 6. Mai 1793 erfolglos gegen die Verbündeten, wobei er tödlich verwundet wurde.

Dampierstraße (spr. dämmpīr-), 1) 89 km breite Meeresstraße zwischen Neupommern und der Insel Rook (s. Karte »Bismarck-Archipel ꝛc.«); darin liegt die Vulkaninsel. — 2) Meeresstraße zwischen der Nordwestspitze Neuguineas und der Insel Waigëu. Beide Straßen wurden 1700 von Dampier entdeckt.

Dampremy (spr. dang-römi), Gemeinde in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Charleroy, 2 km nordwestlich von Charleroy, unweit der Sambre, an der Bahn Charleroy-Luttre, hat Steinkohlengruben, Glashütten und (1900) 10,867 Einw.

Damra, südafrikan. Volk, s. Herero.

Damrosch, Leopold, Musiker, geb. 22. Okt. 1832 in Posen, gest. 15. Febr. 1885 in New York, studierte in Berlin Medizin und promovierte 1854, bildete sich aber gleichzeitig unter Ries (Violine) und Dehn (Komposition) zum Musiker aus und wirkte als Violinspieler in Magdeburg (1855), Berlin (1856) und unter Liszt in Weimar. 1858 wurde er Dirigent des Philharmonischen Vereins in Breslau, wo er 1862 den Orchesterverein begründete und 1866 Kapellmeister am Stadttheater war. 1871 siedelte er nach New York über, zunächst als Dirigent des Männergesangvereins Arion, begründete 1873 die Oratorio Society und 1878 die New York Symphony Society und nahm als Dirigent, Schriftsteller, Violinspieler und Lehrer eine angesehene Stellung ein. 1884 rief er ein deutsches Opernunternehmen in New York ins Leben, das nach seinem Tode sein Sohn Walter weiterführte.

Damster-Diep, Kanal in der niederländ. Provinz Groningen, wurde 1598 mit Benutzung des ehemaligen Flüßchens Fivel zur Verbindung der Hauptstadt Groningen über Appingedam (daher der Name D.) mit Delfzijl und der Ems angelegt, hat aber nach Vollendung des Emskanals (s. d.) viel von seiner Bedeutung verloren.

Damwild (Damhirsch), s. Hirsch.

Dan, Fluß in Nordamerika, s. Roanoke.

Dan, Stadt an der Nordgrenze Palästinas im Stamm Naphtali, Kolonie der Daniten (der Nachkommen Dans, s. folgenden Artikel), früher zu Sidon gehörig und Laïs genannt, war stets ein Sitz des Götzendienstes; jetzt Tell el Kâdi.

Dan (hebr., »Richter«), Sohn Jakobs und der nach ihm benannte israelitische Stamm, vor der Einnahme Kanaans angeblich 62,700 Streiter stark. Sein Besitz in Palästina lag am Mittelländischen Meer, ward östlich von Benjamin und Juda, nördlich von Ephraim, südlich von Simeon begrenzt. Seine Städte sind Jos. 19, 41—46 verzeichnet. In der Richterzeit zog ein Teil dieses Stammes aus seinem Gebiet nach dem äußersten Norden Palästinas, eroberte die phönikische Stadt Laïs oder Leschem und nannte sie D. (Josua 19,47; Richt. 18, 29), jetzt Tell el Kâdi (Richterhügel). Nach dem Exil verschwindet der Stamm aus der Geschichte und den Geschlechtsregistern (1. Chron. 6).

Dana, Fluß in Britisch-Ostafrika, s. Tana.

Dana (spr. dēnĕ), 1) Richard Henry, amerikan. Schriftsteller, geb. 15. Nov. 1787 in Cambridge (Massachusetts), gest. 2. Febr. 1879 in Boston, verließ die Harvard-Universität, wo er studiert hatte, wegen einer Studentenverschwörung, wurde Advokat, widmete sich aber dann der Schriftstellerei. Als Gründer und mehrere Jahre lang Redakteur der Monatsschrift »North American Review«, war er seinerzeit einer der hervorragendsten Publizisten und durch seine Vorträge über Shakespeare auch als Kritiker berühmt. Sein erster Gedichtband »Poems« (New York 1833) enthielt »The Buccaneer«, das durch seine prächtige Schilderung des Meeres ausgezeichnet und in allen lyrischen Anthologien zu finden ist. Seine gesammelten Schriften erschienen in demselben Jahre: »Poems and prose writings« (neue Ausg. 1850).

2) James Dwight, Geolog, geb. 12. Febr. 1813 zu Utica im Staate New York, gest. 15. April 1895 in Newhaven (Connecticut), studierte Mathematik und Naturwissenschaft zu Newhaven in Connecticut, wurde Lehrer der Mathematik bei der Flotte, bereiste 1833—35 das Mittelmeer, war 1835 und 1836 Assistent Sillimans in Newhaven und begleitete 1838 als Geolog und Mineralog die Expedition von Wilkes zur Erforschung des Großen Ozeans. Nach seiner Heimkehr 1842 bearbeitete er in Washington die wissenschaftlich sehr wertvollen Berichte über die Reise: »Report on Zoophytes«, mit Atlas (Washington 1846), »Report on the geology of the Pacific« (das. 1849), »Report on Crustacea« (das. 1852—54). Seit 1855 lebte D. als Professor der Naturgeschichte (seit 1864 der Mineralogie und Geologie) am Yale College in Newhaven. Er schrieb noch: »System of mineralogy« (1837; 6. Aufl. 1892, mit Brush), das vollständigste Lehrbuch, das aber leider in der Krystallbezeichnung keine der in Deutschland herrschenden

Methoden angenommen hat; »Manual of mineralogy« (1848; 4. Aufl., mit Brush, 1886); »Geology of U. S. Exploring Expedition« (1849); »Corals and coral-islands« (1853, 3. Aufl. 1890); »Manual of geology« (1863, 10. Aufl. 1880); »Manual of geology. Illustrated by a chart of the world« (1890); »Text book of geology« (1864, 4. Aufl. 1883); »The geological story briefly told« (1875); »Characteristics of volcanoes. Hawaïian islands, etc.« (1890). Auch gab er das von seinem Schwiegervater Silliman begründete »American Journal of Science« heraus. Vgl. Gilman, The life of James Dwight D. (New York 1899). — Sein Sohn Edward Salisbury D., geb. 16. Nov. 1849, lieferte kristallographische Arbeiten und schrieb zwei Nachträge zu seines Vaters »System of mineralogy« (1875 u. 1883), »Text book of mineralogy« (1877, 10. Aufl. 1883), »Text book of elementary mechanics« (1881). Er ist seit 1875 Mitredakteur des »American Journal of Science«.

3) Richard Henry, der jüngere, Sohn von D. 1) und ebenfalls Schriftsteller, geb. 1. Aug. 1815 in Cambridge (Massachusetts), gest. 7. Jan. 1882 in Rom, schilderte eine der Gesundheit halber unternommene Seereise in dem Buch »Two years before the mast« (1840), das seinen literarischen Ruf begründete. In seinem nächsten Buch: »The seaman's friend« (1841), zeigte er sich als außerordentlicher Kenner des internationalen Seerechts. Er praktizierte in Boston als Advokat, nahm regen Anteil an der Gründung der Bodenreformpartei und schrieb außer den oben genannten Werken ein Reisetagebuch: »To Cuba and back« (1859), »Letters on Italian unity« (1871), biographische Skizzen über Edward Channing, Washington Allston u. a. sowie mehrere völkerrechtliche Abhandlungen. Vgl. C. F. Adams, Life of Richard Henry D. jun. (Boston 1891).

Danaë, im griech. Mythus Tochter des Königs Akrisios (s. d.) von Argos, wurde von ihrem Vater wegen des Orakels, daß ihr Sohn ihn töten werde, in einen ehernen Turm eingeschlossen, hier aber von Zeus in Gestalt eines goldenen Regens besucht und von ihm Mutter des Perseus. Darauf von Akrisios mit ihrem Kind in einem Kasten ins Meer geworfen, wurde sie nach Seriphos getrieben und vom Fischer Diktys ans Land gerettet. Als dessen Bruder, König Polydektes, sie später zur Ehe zwingen wollte, ward sie von ihrem Sohne Perseus (s. d.) befreit und nach Griechenland zurückgeführt. Vgl. P. Schwarz, De fabula Danaeia (Halle 1881).

Danäer, alter Name der Bewohner von Argos, nach Danaos (s. d.), der daselbst eine Herrschaft begründete. Da im Trojanischen Krieg der König von Argos, Agamemnon, den Oberbefehl hatte, so übertrug Homer den Namen D. auf die Hellenen überhaupt. Ein Danaergeschenk ist ein verdächtiges und unheilbringendes, von dem hölzernen Pferd her, das von den Griechen bei ihrem Scheinabzug vor Troja zurückgelassen war und dann die Eroberung der Stadt herbeiführte. Vor seiner Aufnahme läßt Vergil (Aen., II, 49) den Priester Laokoon vergebens warnen und legt ihm dabei die Worte in den Mund: »Ich fürchte die D., zumal wenn sie Geschenke bringen« (»Timeo Danaos et dona ferentes«).

Danaiden (Danaidae), Gruppe der Tagfalter (Diurna), zu der die Gattung Danais *Boisd.* gehört. Sie umfaßt Schmetterlinge mit zu Putzpfoten verkümmerten Vorderbeinen, kurzen, divergierenden Tastern und undeutlichen Afterklauen an den Hintertarsen. Tropische Arten in allen Erdteilen, oft weit verbreitet, von sehr übereinstimmender Form und Färbung. Zur Gattung Hestia *Hübn.*, mit riesigen Arten auf den Sundainseln, gehört H. Jasonia *Hübn.* auf Ceylon. S. Tafel »Schmetterlinge II«, Fig. 7.

Danaiden, s. Danaos.

Danait, Mineral, ein kobalthaltiger Arsenkies.

Danakil (Einzahl: Dankali), der arabische und allgemein gebräuchliche Name für die zahlreichen Nomaden- und Fischerstämme, welche die Küstenstrecken und Inseln am Ostrand Afrikas südlich von der Adulisbai bis zum Tadschurragolf und von da nach SW. bis gegen Schoa bewohnen. Sie nennen sich selbst Afer (Einzahl: Afri), d. h. Freie, und werden in Abessinien Adâl, in Tadschurra Adali, Adaiel genannt. Die D. gehören zu den äthiopischen Hamiten, sind wohlgebaut, hager und mittelgroß, weizengelb oder kaffeebraun. Das krause Haar wird in der Mitte hoch emporgekämmt und hängt an den Seiten herab; die Weiber flechten es in zahlreiche Strähnen. In Brust und Magengrube werden drei- und viereckige Figuren eingeschnitten. Als Bewohner eines wasser- und vegetationsarmen Landes sind die D. Nomaden, halten Kamele, Schafe und Ziegen und beschäftigen sich mit Karawanentransport und Sklavenhandel, auf den Dahlakinseln mit Fischfang; nur im seenreichen Aussatal wird Ackerbau betrieben. Sie sind fanatische Mohammedaner und in etwa 40 Stämme zersplittert, die zwei Hauptstämme bilden: die Adahiannara, zu denen die Damholta, Dahimela und Modeito gehören, und die Asahiannara mit den Debenei-Uléma, Adali und Hadarem. Ihre Sprache gehört zu der äthiopischen Gruppe der hamitischen Sprachen und ist daher mit dem Altägyptischen, entfernt auch mit den semitischen Sprachen verwandt; zuerst wurde sie lexikalisch und grammatisch bearbeitet von Salt (»Voyage to Abyssinia«, Lond. 1814), dann von Isenberg (»Vocabulary on the Dankali language«, das. 1840) und L. Reinisch (»Die Afarsprache«, Wien 1886—87, 3 Tle.). Vgl. Scaramucci und Giglioli, Notizie sui D. (1884); Licata, Assab e i Danàchili (Mail. 1885); Paulitschke, Ethnographie Nordostafrikas (Berl. 1893—96, 2 Bde.).

Danäos, im griech. Mythus Sohn des Belos und der Anchinoë, Zwillingsbruder des Ägyptos, floh vor dessen Nachstellungen aus Libyen mit seinen 50 Töchtern, den Danaiden, über Rhodos nach Argos, der Heimat seiner Ahnmutter Jo (s. d.), und gewann hier die Herrschaft. Er lehrte die Bewohner des wasserarmen Landes Brunnen zu graben; auch seine Töchter machten sich durch Auffindung von Quellen verdient (der Amymone zuliebe ließ Poseidon den unerschöpflichen Quell von Lerna hervorsprudeln) sowie durch Einführung der Thesmophorien (s. d.). Da kommen die 50 Söhne des Ägyptos und zwingen D., ihnen seine Töchter zu vermählen. In der Brautnacht erdolchen diese auf D.' Geheiß ihre Verlobten; Hypermnestra allein verschont den Lynkeus und verhilft ihm zur Flucht. Da sich für die übrigen keine Freier wieder fanden, so stellte D. Wettkämpfe an und teilte den Siegern die Töchter ohne Brautkauf zu. Später gibt D. dem Lynkeus, wenn auch widerwillig, Gattin und Herrschaft, oder dieser erobert sich beide und tötet D. und die Töchter, die in der Unterwelt verdammt wurden, beständig Wasser in ein durchlöchertes Faß zu schöpfen (daher Faß der Danaiden, ein Bild nie endender, vergeblicher Arbeit). Die Sage von D. und den Danaiden behandelt Äschylos' Drama »Die Schutzflehenden«.

Danapur, Stadt in Britisch-Indien, s. Dinapur.

Danastris, antiker Name des Dnjestr (s. d.).

Danbury (spr. dänbörĭ), Stadt in Connecticut, Grafschaft Fairfield, am Still River, mit Hut-, Hemden- und Nähmaschinenfabrikation und (1900) 16,537 Einw. — Es wurde im Befreiungskampf 27. April 1777 von den Engländern verwüstet und der amerikanische General Wooster dabei tödlich verwundet.

Danby (spr. dännbĭ), s. Leeds (Herzöge).

Danckelmann, 1) Eberhard Christoph Balthasar, Freiherr von, brandenburg. Staatsmann, geb. 23. Nov. 1643 in Lingen, gest. 31. März 1722 in Berlin, studierte in Utrecht, unternahm dann größere Reisen, ward 1663 Erzieher des nachmaligen Königs Friedrich I. von Preußen und blieb auch nach beendeter Erziehung als Geheimer Sekretär und vertrauter Ratgeber beim Prinzen. 1688, nach dem Regierungsantritt seines einstigen Pfleglings, ward er Geheimer Staats- und Kriegsrat, 1692 Präsident der Regierung zu Kleve und 1695 Premierminister und Oberpräsident. Kaiser Leopold I. versetzte ihn mit seinen Brüdern in den Reichsfreiherrenstand. Die auswärtige Politik leitete D. im Sinne des Großen Kurfürsten, als Finanzminister suchte er Manufakturen und Fabriken zu heben, schuf, um den Ertrag der Domänen zu erhöhen, eine eigne Hofkammer, aus der später das Domänendirektorium wurde, und leitete Friedrichs Hang zu übermäßigen Ausgaben auf nützliche Gegenstände, wie die Gründung der Universität Halle und der Akademie der Künste und die Prachtbauten in Berlin. Die Einsetzung seiner sechs Brüder in einflußreiche Ämter erweckte Neid und Haß gegen das »Danckelmannsche Siebengestirn«, und als sich D. auch die Feindschaft der Kurfürstin Sophie Charlotte durch seine Opposition gegen die welfische Hauspolitik zuzog, erhielt er 27. Nov. 1697 plötzlich seine Entlassung mit 10,000 Tlr. Pension, ward jedoch kurz darauf in strenge Haft gebracht und in förmliche Untersuchung gezogen. Er verteidigte sich mit Erfolg gegen die meist unbegründeten 290 Beschuldigungen, die überdies zu der Strenge des Verfahrens außer Verhältnis standen; ein Strafurteil erging nicht, aber dennoch verlor er, durch Kabinettsorder Friedrichs I. zu lebenslänglicher enger Haft verurteilt, seine Güter, Pension und die ihm erblich zugesagten Würden. Erst 1702 erhielt er einige Festungsfreiheit, 1707 erlaubte ihm der König, in Kottbus zu wohnen, und bewilligte ihm eine jährliche Rente von 2000 Tlr.; eine Aussöhnung kam nicht zu stande. Friedrich Wilhelm I. berief D. nach seiner Thronbesteigung 1713 auf ehrenvolle Weise an den Hof, aber ohne eine Revision seines Prozesses und eine Rückgabe seiner Güter anzuordnen. — Von seinen sechs Brüdern, die in seinen Sturz nicht verwickelt wurden, war Nikolaus Bartholomäus, geb. 25. Mai 1650, kurfürstlich brandenburgischer Gesandter in Wien und beim Friedensschluß zu Ryswyk und starb 27. Okt. 1739 zu Lodersleben in Thüringen. Er ist Stammvater aller jetzt lebenden Glieder des Geschlechts. Vgl. Breßlau und Isaacsohn, Der Fall zweier preußischer Minister: D. und der Großkanzler Fürst (Berl. 1878); Breysig, Der Prozeß gegen Eberhard D. (in Schmollers »Forschungen«, Bd. 8, Leipz. 1889).

2) Bernhard, Forstmann, geb. 5. April 1831 im Forsthaus Obereimer bei Arnsberg, gest. 19. Jan. 1901 in Eberswalde, studierte 1850—52 in Eberswalde und 1855—56 in Berlin, wurde 1862 Oberförster zu Hambach bei Jülich, 1864 Forstinspektor in Potsdam, 1866 Direktor der Forstakademie in Eberswalde. Die Einrichtung des forstlichen Versuchswesens in Preußen und der dafür geschaffenen wissenschaftlichen Zentralstelle zu Eberswalde (unter der Bezeichnung »Hauptstation des forstlichen Versuchswesens«) ist von D. angeregt und durchgeführt worden. Er war auch hervorragend tätig bei der Schöpfung des Verbandes der forstlichen Versuchsstationen Deutschlands. Seit 1869 gab er die »Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, zugleich Organ für forstliches Versuchswesen« (Berl.) und das »Jahrbuch der preußischen Forst- und Jagdgesetzgebung und Verwaltung« heraus. D. schrieb: »Forstakademien oder allgemeine Hochschulen?« (Berl. 1872); »Die Ablösung und Regelung der Waldgrundgerechtigkeiten« (das. 1880—88, 3 Tle.); »Die Forstakademie Eberswalde von 1830—1880« (das. 1880); »Gemeindewald und Genossenwald« (das. 1882); »Über die Grenzen des Servitutrechts und des Eigentumsrechts bei Waldgrundgerechtigkeiten« (das. 1884).

Dancla, Jean Charles, Violinspieler und Komponist, geb. 19. Dez. 1817 in Bagnères-de-Bigorre, Schüler Baillots, seit 1857 Lehrer des Violinspiels am Pariser Konservatorium, ist geschätzt wegen seiner instruktiven Werke für Violine (»Méthode élémentaire et progressive de violon«, »École de l'expression«, »École de la mélodie« ꝛc.), schrieb aber auch Violinkonzerte und Kammermusikwerke. Er veröffentlichte: »Notes et souvenirs« (2. Aufl., Par. 1898, mit Verzeichnis seiner Werke). — Auch seine jüngern Brüder, Arnaud (gest. 1862) und Léopold D. (gest. 1895), haben sich, ersterer als Cellist, letzterer als Geiger, Ruf erworben.

Dancourt (spr. dangkŭr), eigentlich Florent Carton, franz. Schauspieler und Bühnendichter, geb. 1. Nov. 1661 in Fontainebleau, ward Advokat, dann Schauspieler und zog sich 1718 auf sein Gut nach Courcelles (Indre-et-Loire) zurück, wo er 7. Dez. 1725 starb. Die besten seiner Lustspiele oder Possen, die amüsante Tagesgeschichten behandeln und sich durch lebendigen Dialog und nicht eben feine, aber meist glückliche Einfälle auszeichnen, sind: »Le chevalier à la mode« (1687), »Les vendanges de Suresnes«, »Mari retrouvé«, »Bourgeoises de qualité«, »Les trois cousines«, »Le galant jardinier«. Seine Werke erschienen am vollständigsten Paris 1760, 12 Bde.; in Auswahl 1810, 5 Bde., 1822 und 1884. D. hat mit großer Geschicklichkeit und Naturtreue den Charakter des Dorfes und seiner Bewohner darzustellen gewußt, die er im Patois sprechen läßt; Voltaire räumt ihm nach Molière den ersten Rang in der Posse ein. — Seine Frau Thérèse Lenoir de la Thorillière und ihre beiden Töchter waren namhafte Schauspielerinnen. Vgl. Ch. Barthélemy, La comédie de D. (Par. 1882); Lemaître, La comédie après Molière et le théâtre de D. (das. 1882).

Dandenong, Ort im britisch-austral. Staat Victoria, 30 km südöstlich von Melbourne, Station der Gippsland-Eisenbahn, hat in dem nahen Staatsforst die höchsten Riesenbäume der Erde und in der Schlucht Ferntree-Gully prachtvolle Farnbäume.

Dandin (franz., spr. dangdäng), der Held einer Molièreschen Komödie, ein reicher Bauer, der infolge seiner Heirat mit einer Adligen in allerlei Fatalitäten gerät. Sein Ausruf: »Vous l'avez voulu (nicht: Tu l'as voulu), George Dandin!« ist sprichwörtlich geworden für selbstverschuldete Widerwärtigkeiten. — Das Wort D. bedeutet »alberner Mensch« (von dandiner, sich in den Hüften wiegen), daher das englische Dandy (s. d.).

Dandit, Ort im Distrikt Mit-Ghamr der ägypt. Provinz (Mudirieh) Dakalieh, mit (1897) 6718 Einw.

Dändliker, Karl, schweizer. Historiker, geb. 6. Mai 1849 zu Rorbas im Kanton Zürich, studierte Geschichte in Zürich und München, wurde 1872 Geschichtslehrer am Züricher Lehrerseminar in Küßnacht, habilitierte sich 1875 als Privatdozent der Schweizergeschichte am eidgenössischen Polytechnikum und an der Hochschule Zürich und wurde 1883 zum außerordentlichen Professor daselbst ernannt. Er schrieb: »Die drei letzten Bücher Herodians« (in Büdingers »Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte«, Bd. 3, Leipz. 1880); »Lehrbuch der Geschichte des Schweizervolkes« (Zürich 1875; franz.: »Histoire du Peuple Suisse«, Par. 1879); »Ursachen und Vorspiel der Burgunderkriege« (Zürich 1876); »Hans Waldmanns Jugendzeit und Privatleben« (das. 1878); »Bausteine zur politischen Geschichte Hans Waldmanns« (»Jahrbuch für schweizerische Geschichte«, Bd. 5, das. 1880); »Die Eidgenossen und die Grafen von Toggenburg« (ebenda, Bd. 8, 1883); »Die Berichterstattungen und Anfragen der Zürcher Regierung an die Landschaft« (ebenda, Bd. 21 u. 23, 1896 u. 1898); »Der Ustertag und die politische Bewegung der 1830er Jahre im Kanton Zürich« (das. 1881); »Geschichte der Schweiz mit besonderer Rücksicht auf die Entwickelung des Verfassungs- und Kulturlebens« (das. 1883—91, 3 Bde.; 4. Aufl. 1900 ff.), die beste Darstellung der ganzen Schweizergeschichte; »Kleine Geschichte der Schweiz« (das. 1889); »Hans Waldmann und die Zürcher Revolution von 1489« (das. 1889); »Ortsgeschichte und historische Heimatkunde« (das. 1897). Mit J. J. Müller gab er ein »Lehrbuch der allgemeinen Geschichte« (3. Aufl., Zürich 1891) heraus.

Dandŏlo, eine der zwölf vornehmsten venezianischen Familien, von deren Angehörigen besonders bemerkenswert sind:

1) Enrico, Gründer der Herrschaft Venedigs über das Mittelmeer, geb. um 1108, gest. 1. Juni 1205, ward, als er 1172 als Gesandter nach Konstantinopel ging, auf Befehl Kaiser Manuels schmählich mißhandelt, so daß er beinahe erblindete. Er ward 1193 Doge. Unter seiner Regierung wurde ein Teil der dalmatischen Küste unterworfen, über Padua und andre Städte des venezianischen Festlandes die Schutzherrlichkeit erworben, das mächtige Pisa aber bei Modone 1195 geschlagen. Mit Hilfe der Kreuzfahrer eroberte er 1202 Triest, Zara, die Jonischen Inseln und 18. Juli 1203 Konstantinopel, sodann dieselbe Stadt nach der Ermordung des Kaisers Alexios IV. nochmals 12. April 1204. Bei der Errichtung des lateinischen Kaisertums erwarb er für Venedig drei Achtel des byzantinischen Gebietes: die Südwestspitze des Peloponnes, die wichtigsten Küstenplätze vom Schwarzen Meer bis Epirus, Korfu, Kreta und andre Inseln des Archipels und des Jonischen Meeres sowie ein Quartier der Stadt Konstantinopel, und verfügte Handelsfreiheit durch das ganze Reich. Als 1205 die Griechen im Bunde mit den Bulgaren sich gegen die Lateiner erhoben, eilte D. herbei, vermochte aber die Niederlage der Kreuzfahrer in der Schlacht vom 15. April bei Adrianopel nicht zu verhindern.

2) Francesco, Doge, 1329—39, bezwang das mächtige Haus della Scala (1334—38), wodurch Venedig, Treviso und Bassano freie Schiffahrt auf dem Po erlangten.

3) Andrea, Doge 1343—54, schloß einen Bund mit dem Papste, dem König von Cypern und dem Johanniterorden gegen die Türken, stellte 1347 durch Verträge mit den Tataren die Handelsverbindungen Venedigs am Schwarzen Meer wieder her und unterwarf 1346 das abgefallene Zara und 1348 Capo d'Istria. D. schrieb eine wertvolle, von Muratori (»Scriptores rerum Italic.«, Bd. 12) herausgegebene Geschichte Venedigs. Vgl. Simonsfeld, Andrea D. und seine Geschichtswerke (Münch. 1876).

4) Girolamo, Sohn des Silvestro D., des letzten Admirals der Republik Venedig (geb. 1766, gest. 1847 als österreichischer Vizeadmiral), geb. 26. Juli 1796, nahm 1848 an der Erhebung Venedigs teil, ward Direktor des großen Staatsarchivs bei Frari und starb 26. März 1866 als letzter seines Stammes. Er schrieb: »La caduta della repubblica di Venezia ed i suoi ultimi cinquant' anni« (Veneb. 1855).

Dandŏlo, 1) Vincenzo, Graf, Chemiker und Agronom, geb. 26. Okt. 1758 in Venedig, gest. 12. Dez. 1818, studierte in Padua, errichtete in Venedig ein Lehrinstitut, war später Mitglied des Großen Rates der Zisalpinischen Republik, dann fünf Jahre Gouverneur von Dalmatien und lebte hierauf auf seinen Gütern bei Varese. D. verbesserte die Straßen, Acker- und Weinbau in der Lombardei und namentlich die Seidenraupenzucht. Er schrieb: »Fondamenti della fisico-chimica applicati alla formazione de' corpi e de' fenomeni della natura« (Venedig 1796, in 6. Aufl.); »Les hommes nouveaux, ou moyens d'opérer une régénération morale« (1799, 2. Aufl. 1801); »Enologia« (Mail. 1812, 2 Bde.); »Il buon governo de' bachi da seta« (das. 1816, 2 Bde.); »Storia de' bachi da seta« (das. 1818—19, 3 Bde.). Seine Memoiren gab Compagnoni heraus (Mail. 1820).

2) Tullio, Graf, ital. Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. im September 1801, gest. 6. April 1870, studierte in Zara, Varese und Pavia und suchte dann seine Bildung durch Reisen zu erweitern, deren Eindrücke er in zahlreichen Schriften niederlegte. Hierher gehören: »Viaggio per la Svizzera occidentale« (Mail. 1829—35, 11 Bde.); »Schizzi di costumi« (1836); »Reminiscenze e fantasie« (1841, 2 Bde.) u. a. Später wendete er sich geschichtlichen Studien zu, während sich gleichzeitig in seinen Schriften ein streng kirchlicher Charakter immer entschiedener ausprägte. Wir erwähnen davon: »Studii sul secolo di Pericle« (1835); »Studii sul secolo d'Augusto« (1837); »Roma e l'impero sino a Marco Aurelio« (1844), wovon das 6. Buch u. d. T.: »Cristianesimo nascente« (1854) besonders erschien; »San Francesco d'Assisi e due suoi discepoli« (1847); »I secoli de' due sommi italiani Dante e Colombo« (1852, 2 Bde.); »L'Italia nel secolo passato sino 1789« (1854, 2 Bde.); »Il pensiero pagano ed il pensiero cristiano ai giorni dell' impero« (1855, 3 Bde.); »Monachismo e leggende« (1856); »Storia del pensiero nel medio evo« (1857); »Roma pagana e Roma cristiana« (1860); »Il secolo di Leone X« (1861—68, 3 Bde.); »Storia del pensiero nei tempi moderni« (1864; 2. Aufl. 1870, 3 Bde.).

3) Emilio, ital. Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 1831 in Varese, gest. 20. Febr. 1859, beteiligte sich 1848 an der Revolution zu Mailand, kämpfte dann gegen die Österreicher in der Lombardei und in Tirol, späterhin in Rom gegen die Franzosen und schrieb eine Geschichte dieser zweijährigen Kämpfe. Darauf bereiste er 1850—51 den Orient und legte seine Beobachtungen in »Viaggio in Egitto, nel Su-

dan, in Siria ed in Palestina 1850—1851« (Mail. 1854) nieder. Seine Biographie schrieb G. Carcano (Turin 1872).

Dandy (engl., spr. dändi, Mehrzahl: Dandies, vom franz. Dandin, s. d.), ein feiner Herr der eleganten Welt, der sich auffallend kleidet und benimmt; dann soviel wie tonangebender Modeherr, Geck. Das deutsche »Stutzer« entspricht dem englischen D., als dessen Urtypus den Engländern George Brummel (s. d.) gilt, nur unvollkommen, mehr das wienerische »Gigerl« (s. d.). In neuerer Zeit ist es mehr und mehr durch den Ausdruck Swell und Masher, in Amerika außerdem durch Dude verdrängt worden.

Dandy-fever (spr. -fiwer), soviel wie Denguefieber.

Dandywalze, eine Walze der Papiermaschine zur Hervorbringung von Wasserzeichen, s. Papier.

Danebrog (von Brog, »Fahne«), das dänische Reichsbanner, fiel nach der Sage während der Schlacht bei der Estenburg Lindanissa (Lindanäs oder Lyndanis) in der Landschaft Revele (1219), wo später Reval erbaut ward, vom Himmel herab (s. folgenden Artikel).

Danebrogsorden (Orden des dänischen Reichsbanners), der zweite der dänischen Ritterorden, wurde von Christian V. 12. Okt. 1671 gestiftet, erhielt 1. Dez. 1693 seine Statuten, die aber von Friedrich VI. (28. Juni 1808) bedeutend erweitert wurden, indem er den D. in drei Klassen teilte: Großkommandeure, Großkreuze, Kommandeure, 1864 in zwei Grade geteilt, mit und ohne Brustkreuz, und Ritter, wozu noch Danebrogsmänner kommen, d. h. solche, zu deren bescheidener Lebensstellung ein Ritterkreuz nicht passend gefunden war, und die, wenn in bedrängter Lage, Unterstützung erhalten. Das Ordenszeichen ist ein längliches goldenes Kreuz, weiß emailliert mit roten Rändern und schmaler goldener Einfassung, darüber der Namenszug des regierenden Königs und eine goldene Krone. Auf dem Avers des Kreuzes steht auf den vier Armen: »Gud og Kongen« (»Gott und der König«), in der Mitte die gekrönte Chiffer Cv, auf dem Revers in der Mitte W, oben Frv, gekrönt, und auf den vier Armen 1219, 1671, 1693 und 1808. Das Kreuz der Danebrogsmänner ist dasselbe, nur ganz von Silber. Die Großkommandeure tragen das Kreuz ohne Inschrift, statt dessen mit Diamanten verziert, an silberner Kette um den Hals; die Großkreuze das Kreuz ohne Krone, aber mit Brillanten, am Band von der rechten Schulter nach der linken Hüfte; die Kommandeure das Kreuz um den Hals, die Ritter im Knopfloch. Der Brustkreuz der ersten Klassen ist ein vielstrahliger silberner Stern, auf dem das einfache Kreuz mit dem W, der Krone und der Devise liegt. Das Band ist weiß mit schmalen roten Rändern. Ordenstage sind des Königs Geburtstag, ferner der 28. Januar, 15. April und 28. Juni. S. Tafel »Orden II«, Fig. 2. Vgl. Werlauff, Om Danebrog og Danebrogsordenen (Kopenh. 1872).

Danek, Vinzenz, Edler von Esse, Industrieller, geb. 5. April 1826 zu Choltic in Böhmen, gest. 19. März 1893 in Prag, studierte am Polytechnikum in Wien und Prag, trat dann in die Maschinenfabrik von Breitfeld u. Evans in Prag und gründete 1854 mit J. Götzl in Karolinenthal bei Prag eine Maschinenfabrik, deren Erzeugnisse für die Entwickelung des Bergbaues u. namentlich der Zuckerindustrie in Böhmen bedeutungsvoll wurden. 1872 übergab er seine Fabrik an eine Aktiengesellschaft. Für seine Verdienste um die Maschinenindustrie wurde ihm der österreichische Adel verliehen. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich mit astronomischen Beobachtungen und mit der Konstruktion astronomischer Uhren.

Dänemark (hierzu Karte »Dänemark«), das kleinste der drei skandinavischen Königreiche, umfaßt seit dem Kriege von 1864 nur noch die Inseln zwischen der Ostsee und dem Kattegat und den größern nördlichen Teil der Halbinsel Jütland zwischen dem Kattegat und der Nordsee. Es liegt zwischen Deutschland (im N. von Schleswig), Schweden und Norwegen (gegen O. und N.) und der Nordsee (gegen W.) und erstreckt sich von 54° 33′—57° 45′ nördl. Br. und von 8° 4′—15° 10′ (Bornholm) östl. L.

Areal und Bevölkerung.

Von den dänischen Inseln sind die größten: Seeland (Själland) mit Amak (Amager), Möen, Fünen (Fyen), Laaland, Falster, Langeland, Aeroe, Taasinge und in der Ostsee Bornholm. Unter den Inseln nebst der Halbinsel Jütland versteht die dänische Staatspraxis das Königreich; die übrigen Besitzungen in Europa und Amerika (die Färöer, Island, die Küste von Grönland und die westindischen Inseln) werden als Nebenländer betrachtet. Wie die nachstehende Tabelle zeigt, umfaßt das ganze Königreich D. 38,456 qkm (698,39 QM.) mit (1901) 2,449,540 Einw., nebst den Färöern (mit 1325 qkm [24,06 QM.] und 15,230 Einw.) 39,796 qkm (722,45 QM.) und 2,464,770 Einw. Außerdem haben Island 104,785 qkm (1903 QM.) und 78,489 Einw., die westindischen Inseln Ste.-Croix, St. Thomas und St. John 359 qkm (6,52 QM.) und 30,504 Einw., Grönland 10,516 Einw.

Ämter	Areal 1896 QKilom.	QMeil.	Einwohner 1. Febr. 1901	auf 1 qkm
Kopenhagen (Stadt)	55	0,99	378 235	468
Kopenhagen (Amt)	1171	21,27	195 302	
Frederiksborg	1344	24,40	90 476	67
Holbäk	1706	30,99	98 325	58
Sorö	1463	26,57	94 422	65
Prästö	1670	30,32	103 293	62
Bornholm	582	10,58	40 889	70
Maribo	1740	31,61	105 021	60
Odense	1785	32,41	151 544	85
Svendborg	1649	29,94	128 241	78
Die Inseln:	13165	239,08	1 385 748	105
Hjörring	2812	51,06	119 385	42
Thisted	1751	31,80	71 438	41
Aalborg	2902	52,70	128 656	44
Viborg	3024	54,93	106 608	35
Randers	2426	44,06	118 586	49
Aarhus	2484	45,10	186 440	75
Veile	2329	42,29	125 523	54
Ringkjöbing	4530	82,28	111 474	25
Ribe	3033	55,09	95 682	32
Halbinsel Jütland:	25291	459,31	1 063 792	42
Dänemark:	38456	698,39	2 449 540	64

[Bodenbeschaffenheit.] Die Bodenbildung Dänemarks ist im allgemeinen ziemlich einförmig. Die älteste zutage tretende Gesteinsbildung gehört der obern Kreide, besonders dem Senon, und zwar der Quadraten-, Mucronaten- und Danienkreide an (Möensklint auf Möen, Stevnsklint und Faxe [cretacëisches Korallenriff] auf Seeland, Saltholm u. a.). Tertiär ist in Jütland verschiedentlich entwickelt (Esbjerg bei Ribe, Thisted am Limfjord), auch auf Seeland (Kopenhagen) wurde Eocän erbohrt. Das geologische Hauptgebilde ist aber das Diluvium, dessen tonige und mergelige Glieder (Geschiebemergel) besonders auf den Inseln und im O. Jütlands weit verbreitet auftreten. Dieselben müssen als Haupt-

DÄNEMARK.
Maßstab 1:1 600 000
Kilometer
Tiefenschichten:
unt. 20 m 20-50 50-100 üb. 100 m
Dampferlinien Kabel
Die Hauptstädte der Ämter sind unterstrichen.
ISLAND.
1:8 000 000
DIE FÄRÖER.
1:4 000 000
SKAGER-RAK
KATTEGAT
Jammer B
Aalbäk Bucht
Liim Fjord
Mariager Fjord
Randers Fjord
Laholms Bugt
Skagen
Frederikshavn
Hjörring
Aalborg
Thisted
Viborg
Randers
Ringkjöbing
JYLLAND
Läsö
Anholt
GÖTEBORG
Halmstad
Varberg
Faxa Fjord
Reykjavik
Strömö
Vaagö
Sandö
Süderö
Österö

Bibliographisches Institut in Leipzig.

ursache des großen Bodenreichtums Dänemarks angesehen werden. Bornholm und die kleinen Felseilande Ertholmene (Christiansö) bestehen meist aus Granit und andern massigen Gesteinen. Daneben sind auf Bornholm gut entwickelte Silurbildungen, Trias (Rhät) und Jura mit Kohlenflözen, die abgebaut wurden, Kreide (Arnagerkalk, Arnagergrünsand) und Diluvium. Der höchste Punkt des Landes erhebt sich nur 172 m über die Meeresfläche. Das Gelände ist indessen größtenteils nicht flach, sondern wellenförmig. Flache Ebenen größerer Ausdehnung finden sich nur im westlichen Jütland (die Ahlheiden). Im ganzen sind die Inseln niedriger als Jütland, wo sich über den mittlern Teil der Halbinsel ein höher liegendes Plateau, die sogen. jütländische Hochebene (Jydske Höideryg), erstreckt. Die höchsten Punkte Jütlands finden sich in der Gegend von Skanderborg. Hier liegt der höchste Punkt Dänemarks: Eiersbavnhöj (172 m) und mehrere andre, darunter Himmelbjerget (146 m). Von den größern Inseln sind Falster und Laaland die niedrigsten und flachsten; Laaland erhebt sich nirgends mehr als 25 m über die Meeresfläche. Der höchste Punkt auf Seeland ist Gyldenlöves Höj in Sorö Amt (126 m), auf Fünen Fröbjerg Bavnehöj (131 m), auf Möen Kongsbjerg (142 m), während sich auf Bornholm Rytterknägten zu 156 m Höhe erhebt.

[Meeresteile.] Den Westrand von Jütland bespült die Nordsee, die hier Westsee (Vesterhav) genannt wird, aber zwischen Jütland und Norwegen Skagerrak heißt; derjenige Teil, der sich von Skagen (Nordspitze Jütlands) nach Blaavandshuk erstreckt (die eiserne Küste), ist sehr gefährlich wegen der parallel laufenden Sandbänke; am gefährlichsten ist Hornsrev (Hornsriff), das ca. 37 km weit hinausreicht. Mit der Umsegelung von Skagenshorn tritt der Schiffer in das Kattegat ein. Drei Meeresstraßen verbinden letzteres mit der Ostsee: der Öresund, gewöhnlich Sund genannt, 107 km lang, vom Kullen im N. bis Falsterboriff im S., zwischen 3,75 km bei Helsingör und 30 km zwischen Kopenhagen und Malmö breit und in den ziemlich schmalen Fahrwässern Drogden und Flintenrinne zu beiden Seiten der Insel Saltholm wenigstens 7 m tief; der Große Belt, zwischen Seeland und Fünen, von sehr wechselnder Breite, doch noch an der schmälsten Stelle über 15 km breit, und der Kleine Belt, zwischen Jütland und Fünen, an der schmälsten Stelle, bei Middelfart, nur 0,625 km breit. Der früher in allen drei Meerengen entrichtete Sundzoll ist 1857 abgelöst worden. Die Zahl der Leuchtfeuer an der dänischen Küste beträgt ca. 120, darunter 13 Feuerschiffe; an gefährlichen Stellen sind Rettungsstationen eingerichtet. Jütland, teilweise auch die Inseln, haben tiefe Buchten, Fjorde genannt, die das Land oft mehr als zur Hälfte durchschneiden. Die größte dieser Buchten ist der Limfjord (s. d.) in Jütland; weit unbedeutender ist der Mariagerfjord, der sich, 37 km lang, bis Hobro erstreckt. Hierauf folgt der 22 km lange Randersfjord, ein wenig südlicher bis zur Stadt Randers, wo sich die Guden-Aa in denselben ergießt; sodann die tiefe Aarhusbucht, der Horsensfjord, der Veilefjord und der Koldingfjord. An der Westseite befinden sich zunächst dem Limfjord (mit Thyborönkanal) Thorsminde, die Mündung für den durch einen schmalen Landrücken von der Nordsee getrennten Nissumfjord, 19 km lang und mit einer Schleuse versehen, und Nymindegab, die Mündung für den gleichfalls durch einen schmalen Landrücken von der Nordsee getrennten, 45 km langen Ringkjöbingfjord. In Seeland schneidet im N. der Insel der Isefjord ein, der gegen W. den Lammefjord, gegen S. den Holbäksfjord, gegen O., doch mit südlicher Erweiterung, den Roeskildefjord aussendet. Auf Fünen liegt der nicht tiefe Odensefjord. Die kleinern Buchten werden Bugter oder Vige genannt.

[Gewässer.] Binnenseen finden sich in großer Menge. Nicht alle stehen mit dem Meer in Verbindung. Die bedeutendsten sind: auf Seeland der Arre-, Fure- und der tiefe Esromsee (s. d.), auf Laaland der Maribosee, in Jütland der Mos- und Filsee. Außerdem gibt es eine Menge Sümpfe und Moräste, besonders in Jütland. Dort liegt im N. des Limfjords der Große Vildmose (69 qkm) und im S. des Limfjords der Kleine Vildmose (55 qkm), in denen die Torfbildung noch nicht ganz vollendet ist. Vermöge seiner Lage und physischen Beschaffenheit kann D. keine großen Flüsse haben. Die kleinen Flüsse, die man wie in Norwegen Aa (Plur. Aaer) nennt, münden fast alle in Fjorde und Vige. In Jütland sind die bedeutendsten: an der östlichen Abdachung, in das Kattegat fließend, die Kolding-, Veile- und Guden-Aa (s. d.); in die Nordsee ergießen sich von S. nach N.: die Konge- (Grenze gegen Schleswig), Varde- (in die Hjertingbucht), Skjern- oder Lönborg- (in den Ringkjöbingfjord), Stor- (in den Nissumfjord) und Uggerby-Aa; in den Limfjord die Skals und die Skive-Aa; in Seeland fließt gegen S. die Sus- (Suus-) Aa, 82 km lang, gegen O. die Mölle-Aa, auf Fünen die 60 km lange, für Prahme schiffbare Odense-Aa. An Kanälen finden sich in Jütland der Silkeborgkanal an der erwähnten Guden-Aa und der Frederiks VII.-Skive-Kanal zur Kanalisierung des Limfjords. Auf Seeland ist nur der Frederiksværkkanal von Bedeutung; er wird zur Verhütung der Überschwemmungen des Arresees und für den Betrieb der Fabriken von Frederiksværk benutzt; Fünen hat den Odensekanal, von Odense in den Odensefjord, 3,5—3,7 m tief.

[Klima.] Das Klima, dem Norddeutschlands und zugleich dem Südwestschwedens ähnelnd, gehört dem atlantischen Klimagebiet an (s. Europa). Im Innern des kleinen, fast ebenen Landes können die Wintertemperaturen erheblich unter denjenigen der Küste liegen; so hat Ringsted auf Seeland das kälteste Januarmittel von ganz D. (das nahe Kopenhagen ist 1° wärmer). Der böige, kalte Nordwestwind, Skai, der im Frühjahr im nördlichen Jütland an der Westküste häufig weht, treibt den vom Meer abgesetzten feinen Sand weit in das Land hinein und zerstört den Pflanzenwuchs. Höchst unangenehm und der Gesundheit nachteilig ist dort auch der dicke Nebel, Havguse, der sich gewöhnlich an warmen Sommertagen einige Stunden vor Sonnenuntergang einstellt und in niedrig streichenden Wolken schnell gegen W. der Küste zu zieht. Der Niederschlag ist am größten im Westen (72 cm) und nimmt im allgemeinen nach Osten hin ab (Kopenhagen 55 cm). Die Monate vom Juni bis November sind am regenreichsten (Maximum im September), der April ist am trockensten. Die mittlere Temperatur ist für das ganze Land 6,6 bis 7,6°; am wärmsten sind die Inseln, am kältesten das innere und nördliche Jütland; die Küsten sind im ganzen 0,5—1° wärmer als das Innere. Mittlere Jahresextreme: Vesterwig 26° und —10° (absolut 31° und —14°), Kopenhagen 25° und — 10° (absolut 32° und —25°), Herning 30° und —16° (absolut 36° und —22°). Das Klima ist im ganzen nicht ungesund; nur auf den niedrigen Inseln, wie Laaland, herrscht besonders nach warmen Sommern häufig Fieber.

[Naturprodukte.] An Mineralien ist das Land nicht reich. Es findet sich Raseneisenstein in Jütland, Bernstein an der Westküste Jütlands, Töpferton, Porzellanerde und Walkererde, auch Kalk, Kreide sowie jurassische Kohle, ferner Bergkristall (sogen. Bornholmer Diamanten) auf Bornholm. Der vorherrschenden Vegetation nach gehört D. dem Gebiete der europäischen Laubholzzone (s. d.) und floristisch dem baltischen (subatlantischen) Bezirk an. Am meisten hervorstechend erscheint der Gegensatz zwischen der breiten, baumlosen Heidezone im westlichen und mittlern Jütland einerseits und den großen Buchenwaldbeständen des Ostens sowie der dänischen Inseln anderseits. Die letztern werden durch eine eigentümliche, durchlässige Humusform ihres Bodens (Buchenmull) ausgezeichnet, wie sie sich ähnlich nur in Eichenwäldern findet. Eichenwälder sind in D. gegenwärtig sehr selten. Noch vor 200 Jahren war ein großer Teil Jütlands von hochstämmigen Eichenwäldern bedeckt, wo jetzt Buchenwälder oder baumlose Heidestrecken sich ausbreiten. Letztere haben die ursprünglichen Eichenwälder ebenso verdrängt, wie sie gegenwärtig gegen den Buchenwald ankämpfen. Auch die Weststürme, Waldbrände und Abholzungen haben den ursprünglichen Eichenbestand heruntergebracht. Nur einzelne, zum Teil in verkrüppelter Form erhaltene Eichengestrüppe (dänisch purkrat, deutsch Krattbusch), deren Gesamtareal in Jütland 2800 Hektar umfaßt, sind die einzigen Überbleibsel der alten Eichenwälder. Das Vordringen der Buche hat in D. mehr lokalen Charakter und beruht nicht bloß auf einer größern Lichtbedürftigkeit der Eiche, sondern hängt auch von klimatischen Ursachen und endlich auch von der Lebenstätigkeit der Bäume selbst ab, die den Boden in bestimmter Weise umändern. Eine untergegangene, nur in Torfmoorresten erhaltene Waldvegetation Dänemarks bestand aus Kiefern, die ihrerseits wieder eine glaziale, in Tonschichten unter den Mooren spurenweise angedeutete Pflanzenwelt mit Zwergbirken, nordischen Weiden und Dryas ablösten. Heute ist die Kiefer als wild wachsender Baum Dänemarks ausgestorben und wird nur in wenigen Beständen kultiviert. Die Mitte und die Westseite von Jütland ist fast ganz waldlos, doch sind auf den Heiden, die sich über ein Areal von wenigstens 5700 qkm ausbreiten, ca. 10,000 Hektar große Pflanzungen entstanden. Das Heidekraut wird von Schafen und Ziegen gefressen, liefert das einzige Brennmaterial und wird zum Dachdecken sowie als Streu verwendet.

Von wild lebenden Tieren finden sich Füchse, Hasen, Wiesel, Iltisse, Marder, Robben, Fischottern, Meerschweine (Delphine, in dem Kleinen Belt) und Strandvögel, Schnepfen, Haselhühner, Moorhühner, besonders Eidergänse, auf Bornholm u. Christianssö. Fische werden in großer Menge in den Fjorden und an der ganzen Küste gefangen, hauptsächlich Heringe, Thunfische, Lachse, Kabeljaue, Schollen, Aale, Makrelen, Steinbutten und Rochen. Bei der Fischerei ist der Austern- und der Hummerfang zu erwähnen.

Bevölkerungsverhältnisse.

Die Dichtigkeit der Bevölkerung (vgl. die Tabelle S. 476) ist auf den Inseln (abgesehen von Kopenhagen) bedeutend größer als auf der Halbinsel. Abgesehen vom Amt Kopenhagen hat Fünen die größte Dichtigkeit. Die Bewohnerzahl im eigentlichen D. betrug 1890: 2,172,380, so daß der jährliche Zuwachs (1890—1901) = 1,1 Proz. war. Im eigentlichen D. waren 1901: 1,193,448 männliche, 1,256,092 weibliche Personen. Von 1000 Einwohnern waren 1890:

ledig	593	verwitwet	60
verheiratet	345	geschieden	2

Die Zahl der Trauungen betrug im Jahre 1901: 17,599, die der Geburten 73,211 (darunter 10 Proz. uneheliche), der Todesfälle 38,784. Die Zahl der überseeischen Auswanderer belief sich in den letzten Jahren auf ungefähr 3000 jährlich (1901: 4657 Köpfe). Früher war die Zahl bedeutend größer. Von der Bevölkerung wohnten 1901: 936,565 in den Städten. Mit Ausnahme Kopenhagens, das mit der damit zusammenhängenden Nachbarstadt Frederiksberg ungefähr 450,000 Einw. zählt, sind die übrigen Städte klein. Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Dänen. Von den Bewohnern des eigentlichen D. waren 1890: 0,96 Proz. in Schleswig, 0,47 Proz. im übrigen Deutschland, 1,56 Proz. in Schweden und 0,28 Proz. im übrigen Ausland geboren. Die Gesamtzahl der Ausländer war ca. 71,000. Endlich wohnen noch in den Heiden einige hundert der sogen. Kjeltringer (Tatere, Tataren), wahrscheinlich Nachkommen inländischer Vagabunden, mit Zigeunern gemischt. Dem Religionsbekenntnis nach war die überwiegende Mehrzahl der evangelisch-lutherischen Kirche zugetan, nämlich (1890) 2,149,153; daneben gab es 1252 Reformierte, 2438 Methodisten und Anglikaner (meistens in den Städten), 4556 Baptisten (meistens auf dem Lande), 2609 Irvingianer, 3647 römische Katholiken, 1144 zu andern christlichen Sekten Gehörende, 4080 Israeliten (davon 3264 in Kopenhagen), 941 Mormonen, 412 unbekannt und 2148 ohne positive Religion.

Die allgemeine Volksbildung in D. ist befriedigend, weil seit 1814 Schulzwang herrscht. Gymnasien bestehen in mehreren Städten, auch in Kopenhagen; hier aber benutzt die überwiegende Mehrzahl der Zöglinge die Privatanstalten. Zur Heranbildung der Volksschullehrer bestehen vortreffliche Seminare. D. hat eine einzige Universität, die zu Kopenhagen (1479 gegründet), mit fünf Fakultäten (theologischer, juristischer und staatswissenschaftlicher, medizinischer, philosophischer und mathematisch-naturwissenschaftlicher). In Verbindung mit der Universität steht eine polytechnische Lehranstalt. Außerdem besitzen Sorö und Herlufsholm (s. d.) Akademien oder allgemeine gelehrte Schul- und Erziehungsanstalten. Ferner hat das Königreich eine Veterinär- und Landwirtschaftsschule, eine pharmazeutische Lehranstalt, eine Kunstakademie, verschiedene Schulen zur Ausbildung des Militärs 2c. Die Fortbildungsschulen auf dem Lande (Højskoler) sind von großer Bedeutung für den Bauernstand; in den Städten sind neuerdings viele technische und Handelsschulen errichtet worden. D. hat gelehrte Gesellschaften für dänische Literatur, für dänische Geschichte 2c. sowie auch mehrere Bibliotheken, z. T. von außerordentlicher Bedeutung. Ferner finden sich verschiedene Gesellschaften zur Verbreitung von Bildung in den untern Volksschichten, sowie Volksbibliotheken. Die Gesellschaften haben namentlich ihren Sitz in Kopenhagen, wo auch die drei größten Bibliotheken des Landes sind (s. Kopenhagen). Von Bedeutung sind die naturwissenschaftlichen Sammlungen der Universität, das ethnographische Museum, das Museum für nordische Altertümer 2c. Die Zahl der Zeitungen in D. war 1901: 234, die Zahl der Zeitschriften 524; von Büchern und kleinern Schriften wurden 4558 Bände gedruckt. Von Kunstsammlungen sind besonders hervorzuheben: Thorwaldsens Museum, die Gemäldegalerie des Staates und die Nycarlsberg-Glyptothek (moderne und ältere Skulpturen).

In betreff des Einkommens bestehen zwischen den einzelnen Klassen der Bevölkerung zwar erhebliche Unterschiede, doch nicht von derselben Schärfe wie in vielen andern Ländern. Das gesamte Nationalvermögen Dänemarks wurde für das Jahr 1900 zu ungefähr 7 Milliarden Kr. berechnet. Nach der Volkszählung 1890 lebten (Angehörige und Gesinde mitgerechnet):

	Männlich	Weiblich	Zusammen
als Beamte, Künstler 2c. .	78471	83979	162450
als Rentner, Pensionäre 2c.	29371	63602	92973
von Landwirtschaft . . .	445779	436557	882336
von Industrie	268138	266290	534428
von Handel und Verkehr .	90084	98931	189015
als Seefahrer, Fischer 2c. .	30918	28076	58994
als Tagelöhner 2c. . . .	96000	111595	207595
als Arme, Arrestanten 2c. .	20396	24198	44589
Zusammen:	1059157	1113223	2172380

[Landwirtschaft.] Fast bis zum Ende des 18. Jahrh. stand der Ackerbau in D. auf einer sehr niedrigen Stufe, woran außer den ungünstigen Konjunkturen (niedrige Getreidepreise 2c.) besonders die Abhängigkeit der Bauern, die Steuerverhältnisse und die »Gemeinschaft des Bodens« die Schuld trugen. Im 18. Jahrh. wurde der »Stavnsbaand« eingeführt, wodurch die Bauern gezwungen wurden, bis ins höhere Mannesalter auf dem Gut ihres Herrn zu verbleiben. Früher hatte nur auf den Inseln eine Art Leibeigenschaft (Vornedskabet) bestanden, die kurz vor der Einführung des Stavnsbaand aufgehoben worden war. Erst 1781 wurde die »Gemeinschaft des Bodens« abgeschafft und 20. Jan. 1788 der »Stavnsbaand« aufgehoben. Später begannen die Arbeiten zur Herstellung einer neuen Matrikel (Flurbuch), die aber erst um die Mitte des 19. Jahrh. beendet wurden. Der Normalboden, d. h. der beste Boden des Landes, ist in dieser Matrikel mit der Zahl 24 bezeichnet, und durch sorgfältige Berechnung gelangte man zu der Bestimmung, daß 28,000 qm (= 2,83 Hektar) Land zur Taxe 24 eine Tonne Hartkorn ausmachen sollten und für die Waldungen das Doppelte. Nur für Bornholm wurden 19,350 qm als Einheit angenommen, so daß also hier eine Tonne Hartkorn nur etwa zwei Drittel einer Tonne Hartkorn des übrigen Landes ist. Auf den Inseln enthält eine Tonne Hartkorn durchschnittlich 5,5 Hektar, in Jütland durchschnittlich 14,5 Hektar, im ganzen D. 9,6 Hektar. Das gesamte Areal der Äcker und Wiesen nebst der Hälfte des Hartkorns der Wälder, weil diese nach einer alten Matrikel veranschlagt sind, betrug 1. Jan. 1901: 376,376 Ton. Hartkorn, wozu man noch 8780 T. Bornholmer Hartkorn fügen muß. Die Landgüter (außer Bornholm) verteilten sich 1895 auf folgende Weise:

Größe jedes Landguts	Auf den Inseln: Zahl	Areal in Ton. Hartkorn	In Jütland: Zahl	Areal in Ton. Hartkorn	Zusammen: Zahl	Areal in Ton. Hartkorn
über 12 Tonnen	1162	37120	869	19702	2031	56822
2—12 »	25197	132269	25477	104571	50674	236840
1— 2 »	7131	10199	14053	20263	21184	30462
unter 1 Tonne .	80574	18470	78573	21981	159147	40451
Katen ohne Land	12893	—	20053	—	32946	—

Die Güter mit über 12 T. Hartkorn sind die sogen. Haupthöfe; die größten Haupthöfe gehören größtenteils zu Grafschaften, Baronien und Stammhäusern, die jedoch seit 1849 nicht mehr errichtet werden dürfen. Die Güter mit 1 (oder 2) bis 12 T. Hartkorn sind Bauerngüter oder Höfe. Die Güter mit weniger als 1 T. Hartkorn (Katen) werden »Häuser« genannt. Die »Höfe« und Katen verteilen sich, nach der Art des Besitzes, auf folgende Weise: Während der dänische Bauer vor 100 Jahren beinahe nie in selbständigem Besitz des Hofes war, zählte man 1. Jan. 1895: 70,995 Höfe mit 308,203 T. Hartkorn in selbständigem Besitz und in Erbpacht mit Recht zum Verkauf und zur Verpfändung und 4325 Höfe mit 21,048 T. Hartkorn in Erbpacht und Pacht auf Lebenszeit, ferner 144,331 Katen mit 35,966 T. Hartkorn in selbständigem Besitz und in Erbpacht und 17,209 andre Katen mit 4982 T. Hartkorn, endlich 21,383 Katen ohne Land in selbständigem Besitz und in Erbpacht und 12,675 andre Katen ohne Land.

Die Zahl der Höfe »in selbständigem Besitz« hat sich seit der Mitte des 19. Jahrh. sehr vergrößert. Der frühere Unterschied zwischen dem »privilegierten« und dem »unprivilegierten« Hartkorn wurde hinsichtlich der Steuern durch das Gesetz vom 27. Juni 1850 aufgehoben. Die dadurch Betroffenen wurden vom Staat entschädigt. Es ist im allgemeinen verboten, ein Bauerngut einem »Haupthof« einzuverleiben. Bauernhöfe zu parzellieren, ist zwar gestattet, doch muß ein Areal von mindestens 2 T. Hartkorn als Rest verbleiben. Verschiedene Gesetzesbestimmungen haben den Gutsbesitzern, die den Pächtern die Höfe verkaufen, besondere Vorteile verliehen, während sie zugleich die Pachtbedingungen ungünstiger für die Gutsbesitzer gestaltet haben. Die Durchschnittsgröße der Höfe wird immer kleiner, und der kleine und mittlere Besitz spielt in der dänischen Landwirtschaft eine große Rolle. Auch die Zahl der Katen nimmt zu. Höfe 2c., die nicht von den Besitzern selbst bebaut werden, sollen in Pacht für die Lebenszeit des Pächters und seiner Frau gegeben werden, insofern sie nicht 20 Jahre lang im selbständigen Besitz der Bauern gewesen sind. Auch für die Katen ist eine Reihe Bestimmungen getroffen, um die Rechte der Kätner zu schützen.

Der durchschnittliche Preis für 1 T. Hartkorn auf eignen Gütern war 1845—49 ca. 2200 Kronen, 1885 ca. 6600 Kr., 1899 ca. 5200 Kr. Das ganze Areal beträgt (1896) 3,845,350 Hektar. Davon waren besät mit:

	Hektar		Hektar
Weizen	34399	Flachs, Hanf, Hopfen 2c.	6231
Roggen	290664		
Gerste	279718	Außerdem nahmen ein:	
Hafer	439437	Wiesen u. Brache	1423861
Buchweizen . . .	11771	Gärten	32841
Hülsenfrüchten . .	9220	Wald	269359
Mengkorn 2c. . .	176778	Moore, Heiden 2c.	578189
Kartoffeln . . .	52396	Bauplätze, Wege,	
Rüben 2c. . . .	87226	Gewässer 2c. . .	109596

Der durchschnittliche jährliche Wert (1899—1901) der Getreide- und Heuernte beträgt 325 Mill. Kronen. D. hat jetzt eine stetige Mehreinfuhr von Getreide und Viehfutter. Dagegen ist die Mehrausfuhr von tierischen Produkten, besonders Butter und Speck (namentlich nach England), sehr bedeutend (s. unten). Bei der Entwickelung der Landwirtschaft hat die genossenschaftliche Bewegung eine außerordentlich große Rolle gespielt, besonders die gemeinsamen Milchwirtschaften, durch die erreicht worden ist, daß auch die mittlern und kleinern Höfe feine exportfähige Butter liefern können. Ferner sind gemeinsame Schweineschlächtereien gebildet. Die Entwickelung der Zuckerfabrikation hat den Rübenbau stark vermehrt.

Was die Viehzucht anlangt, so bilden die dänischen Pferde (1898: 449,329 Stück) einen nicht un-

bedeutenden Ausfuhrartikel. Das dänische Pferd ist nicht groß, aber schön gebaut und kräftig. Größere Bedeutung hat indessen die Rindviehzucht (1898: 1,744,797 Stück), zunächst wegen der Milchwirtschaft, deren Bedeutung daraus hervorgeht, daß die Ausfuhr von dänischer Butter in den Jahren 1899 und 1900 ungefähr 60 Mill. kg jährlich betrug. Die Ausfuhr von lebendem Rindvieh hat abgenommen, doch werden jährlich ungefähr 40,000 Stück ausgeführt. Die Schafzucht ist von geringerer Bedeutung, und die Zahl der Schafe (1898: 1,074,413) ging in den letzten Jahrzehnten erheblich zurück. Schweine sind sehr zahlreich (1898: 1,168,493) und spielen eine große Rolle bei der Ausfuhr, doch nicht in lebendem Zustand, sondern als Speck, wovon die Ausfuhr 1899 und 1900 ca. 70 Mill. kg jährlich betrug. Ziegen gibt es nur wenige. Die Geflügelzucht ist im Fortschritt begriffen, und die Ausfuhr von Eiern hat in den letzten Jahren zugenommen. Die Zahl der Bienenkörbe war 1898: 118,194.

Industrie, Handel und Verkehr.

Die dänische Industrie entwickelt sich andauernd, spielt indessen noch keine große Rolle im Verhältnis zur Landwirtschaft. Bei der Berufszählung 1897 bestanden 77,250 industrielle und Handwerksbetriebe mit 176,588 Arbeitern. Die größern Fabriken werden gewöhnlich durch Aktiengesellschaften betrieben, und das in Industrieaktien angelegte Kapital beträgt ungefähr 120 Mill. Kronen. Eine sehr große Zahl von Arbeitern beschäftigt das Baugewerbe. Was die Metallindustrie betrifft, so besitzt D. mehrere große Eisengießereien und Maschinenfabriken. Hervorzuheben ist die Aktiengesellschaft Burmeister u. Wain in Kopenhagen, auf deren Werften auch eine rege Dampfschiffsbautätigkeit stattfindet; dasselbe ist auch der Fall bei den Schiffswerften zu Helsingör. Neuerdings sind mehrere Fabriken mit Elektrizitätsanlagen beschäftigt. Von Ziegeleien fand sich früher eine Menge kleinerer, die in Verbindung mit der Landwirtschaft betrieben wurden; die Entwickelung geht aber jetzt dahin, dieselben durch größere, rationell betriebene Fabriken zu ersetzen. Dasselbe ist bei den Kalkwerken der Fall. Die Porzellan- und Fayenceindustrie Kopenhagens (namentlich die königliche Porzellanfabrik, früher Staatseigentum, jetzt einer Privatgesellschaft gehörig) zeichnet sich durch ihre in künstlerischer Hinsicht hervorragenden Arbeiten aus. Die wichtigsten Papiermühlen sind 1889 in eine große Gesellschaft vereinigt worden. Eine größere Rolle spielen die Manufakturwarenfabriken. Wegen der Natur des Zollschutzes (Gewichtszoll) sind es besonders die schwerern und billigern Waren, die in D. fabriziert werden. Sehr große Bedeutung hat die Fabrikation von Nahrungsmitteln. Besonders hervorzuheben sind: die Rübenzuckerfabriken, die Brennereien und die Brauereien. Die einheimische Produktion von Rohzucker ist von Jahr zu Jahr gestiegen und beträgt jetzt mehr als 50 Mill. kg jährlich. Von Branntwein wurden 1897—1901 durchschnittlich 347,000 hl jährlich produziert. Die Zahl der Brennereien ist in diesen Jahren von 81 auf 45 herabgegangen. Von Brauereien existieren viele große bei Kopenhagen und im übrigen Lande. Die bekannteste ist Carlsberg bei Kopenhagen. Die Produktion von Bier betrug 1897—1901 durchschnittlich 2,415,500 hl jährlich.

Handel. Die Handelspolitik Dänemarks hat sich seit Ende des 18. Jahrh. in gemäßigt-liberalen Bahnen bewegt. Das Gesetz vom 4. Juli 1863, durch das unter anderm alle Ausfuhrzölle aufgehoben wurden, verfolgt gemäßigt-freihändlerische Tendenzen, indem es fast nirgends prohibitiv wirkt, aber vielen Produkten einen mäßigen Schutz gewährt. Die Landwirtschaft wird durch den Tarif nicht geschützt, indem die meisten ihrer Produkte zollfrei sind (eine Ausnahme bildet unter andern der Käse). Dagegen sind die meisten Industrieprodukte besteuert. Von den Rohstoffen und Hilfsmitteln der Industrie sind viele steuerfrei; Ausnahmen hiervon bilden besonders: Eisen, das nicht ganz unbearbeitet ist, gewisse Holzarten und Steinkohlen. Das Gesetz von 1863 in Verbindung mit dem sogen. Kriegssteuergesetz vom 5. Aug. 1864, das den Zoll von Kolonialwaren, Tabak und Getränken erhöhte, gilt noch jetzt, nur ist durch Gesetz vom 1. April 1891 der Zoll von Zucker und Petroleum herabgesetzt. Der Zwischenhandel wird durch verschiedene Einrichtungen gefördert, die den Handeltreibenden erlauben, Waren auf Lager zu halten, von denen der Zoll erst entrichtet wird, wenn dieselben ins Inland verkauft werden (Kredit-Oplag). In Kopenhagen und Helsingör bestehen Freilager, und in Kopenhagen wurde 1894 ein Freihafen eröffnet. Der durch die gute geographische Lage Dänemarks begünstigte Handel beschäftigt sich natürlich zum größten Teil mit der Ausfuhr von einheimischen landwirtschaftlichen Produkten und der Einfuhr von Industriewaren und Getreide. Doch ist auch der Zwischenhandel, besonders die Ausfuhr von ausländischen Waren nach Schweden und Norwegen nicht unbedeutend. Der Wert der Ein- und Ausfuhr einiger der wichtigsten Warengruppen stellte sich im J. 1900 wie folgt:

	Einfuhr	Ausfuhr
	in Millionen Kronen	
Lebende Tiere	2,5	21,9
Fleisch, Speck, Butter 2c.	71,5	254,9
Getreide und Mehl	64,0	12,6
Verschiedene Futtermittel	42,3	4,8
Kolonialwaren und Früchte	44,5	14,1
Getränke, Spiritus 2c.	7,7	3,4
Spinnstoffe, Garn, Draht 2c.	29,9	11,7
Manufakturwaren	44,2	5,1
Holz und Holzwaren	25,6	2,2
Papier und Papierwaren	3,8	1,6
Mineralien	63,1	8,7
Metalle	47,1	12,1
Maschinen	14,5	4,8

Der Gesamtwert der Einfuhr betrug 526,8 Mill. Kr. (davon zum Verbrauch 416,2 Mill. Kr.), der Ausfuhr 393,6 Mill. Kr. (davon inländischer Waren 281,9 Mill. Kr.). Die Einfuhr zum Verbrauch sank 1901 auf 396,9 Mill. und stieg 1902 auf 435,5 Mill. Kr.; die Ausfuhr inländischer Waren steigerte sich 1901 auf 292,1 Mill. und 1902 auf 320,3 Mill. Kr. Die Hauptverkehrsländer waren 1900:

Länder	Einfuhr	Ausfuhr	Proz. des Gesamtverkehrs
	Millionen Kronen		
Großbritannien und Irland	108,1	233,5	37,1
Deutschland	153,6	67,8	24,0
Schweden	52,5	38,1	9,9
Verein. Staaten von Amerika	77,8	6,9	9,2
Rußland	49,1	23,0	7,8
Norwegen	8,0	12,1	2,2
Alle andern Staaten	77,7	12,2	9,8
Zusammen:	526,8	393,6	100,0

Die Handelsflotte des eigentlichen D. bestand Anfang 1901 aus 3017 Segelschiffen mit 146,900 Ton. und 483 Dampfschiffen mit 247,353 T. und 51,507 Pferdekräften, zusammen aus 3500 Schiffen

mit 394,253 T. 1900 gestaltete sich der Schiffsverkehr Dänemarks wie folgt:

Fahrzeuge	Eingelaufen Zahl	Eingelaufen Tonnen	Ausgelaufen Zahl	Ausgelaufen Tonnen
A. Binnenschiffahrt.				
Segelschiffe	17023	223622	17333	208015
Dampfschiffe	66696	1024709	66403	998712
Zusammen:	83719	1248331	83736	1206727
B. Auswärt. Handel.				
Segelschiffe	16693	721581	16858	190748
Dampfschiffe	16696	2192268	17455	653819
Zusammen:	33389	2913849	34313	844567

Die wichtigsten Handelsstädte sind: Kopenhagen, Aarhus, Aalborg, Korsör, Helsingör, Frederikshavn, Esbjerg, Randers, Odense, Nakskov und Svendborg. Durch das Gesetz von 1857 wurden alle Gewerbe (mit wenigen Ausnahmen) frei. Dem Handel dienen mehrere Kanäle (s. oben) und zahlreiche Chausseen, darunter die Hauptwege 9—13 m breit; die Länge der Chausseen beträgt 6780 km oder 0,18 auf 1 qkm.

Die Eisenbahnen Dänemarks hatten 1900 eine Gesamtlänge von 2914 km, wovon 1783 km Staatsbahnen. Die seeländischen Hauptbahnen erstrecken sich von Kopenhagen gegen N. nach Helsingör, gegen W. nach Kallundborg und nach Korsör (Dampffähre über den Großen Belt nach Nyborg), gegen S. nach Masnedsund mit Fortsetzung nach Gjedser auf Falster, wo Schiffahrtsverbindung mit Warnemünde besteht. Eine Bahn verbindet Kopenhagen mit Frederiksund, eine Linie, Nästved-Slagelse, verbindet die Süd- und Westbahn u. a.; Laaland wird in seiner ganzen Länge von der Eisenbahnlinie Nykjöbing-Nakskov durchschnitten. Die jütische Halbinsel wird von der schleswigschen Grenze an von zwei Bahnen durchzogen, von denen die eine an der Ostküste bis Frederikshavn, die andre an der Westküste bis Thisted reicht. Drei das Land von O. nach W. durchschneidende Bahnen verbinden diese Linien miteinander, außerdem gibt es einige Zweigbahnen. Fredericia ist durch Dampffähre mit Strib auf Fünen verbunden, von wo die Bahn die Insel über Odense nach Nyborg durchzieht. Die Telegraphen hatten 1901 eine Länge von 3884 km und die Drähte eine solche von 13,841 km mit 491 Stationen (inkl. 315 Eisenbahntelegraphenstationen). 182 Telephonstationen stehen mit dem Telegraphennetz in direkter Verbindung. Die Zahl der vom Staatstelegraphen beförderten Depeschen war im Finanzjahr 1900/1901: 2,153,552. Die Post beförderte im Finanzjahr 1900/1901: 95,791,494 Briefe, 3,410,301 Pakete, 2,829,748 Postanweisungen (67,314,207 Kronen), 1,138,116 Postvorschüsse (13,354,985 Kr.), 87,321,089 Sendungen von Zeitungen und Zeitschriften. Über die in D. bestehenden Banken s. Banken, S. 349. Die Zahl der Sparkassen war 31. März 1900: 535, die Einlagen betrugen 662,064,334 Kr.

Maße, Gewichte und Münzen. Längeneinheit ist der Fod, = 31,38535 cm, eingeteilt in 12 Tommer zu 12 Linier; 1 Favn = 3 Alen zu 2 Fod, 1 Mil = 24,000 Fod. Als Feldmaß dient die rheinländische Tonne (Tönde) Land = 5516,225 qm; jedoch wird den Abgaben, Verkäufen ꝛc. die Tonne Hartkorn von 8 Skjäpper Ertrag oder deren Wert zu Grunde gelegt (vgl. oben, S. 479). Die Läst Getreide enthält 22 Tönder zu 4½ Kubikfuß, die Korntonne gestrichen = 139,121 Lit., die Salz- oder Kultönde 5½, die Öltönde 4¼ Kubikfuß. Flüssigkeiten mißt man mit dem Pot von 54 Kubikzoll = 0,96612 L.; das Fad Wein hat 4 Oxehoved zu 6 Ankere, die Pibe 3 Ahme zu 80 Kande von 2 Potter, das Anker gewöhnlich 39 Potter. Als Gewicht enthält die Last 40 Zentner zu 100 Pund von 500 g; ein Skippund hat 20 Lispund zu 16 Pund, eine Vog 3 Bismerpund zu 12 Pund. Als Grundlage des Münzwesens dient seit 1875 die Krone von 100 Öre, 2480 aus dem Kilogramm fein Gold, = 1,125 Mk.; Stücke zu 20 und 10 Kronen werden 9/10 fein geprägt. In den Silbermünzen zu 2 und 1 Krone von 8/10 fein, die als Scheidemünze gelten, kommen auf die Krone 6 g fein; geringer sind 25- und 10-Örestücke. Aus Bronze werden 5-, 2- und 1-Örestücke geprägt.

Staatsverfassung und Verwaltung.

D. ist seit 5. Juni 1849 eine erbliche konstitutionelle Monarchie. Der König ist unverantwortlich, seine Person heilig und unantastbar. Er erklärt Krieg, schließt Frieden, Bündnisse und Handelsverträge und hebt sie auf; doch kann er dabei nicht ohne Einwilligung des Reichstags irgend einen Teil des Landes abtreten oder die staatsrechtlichen Verhältnisse verändern; er kann begnadigen und Amnestie erteilen. Die Erbfolge des Königreichs D. ist durch das von Friedrich III. 1665 gegebene sogen. Königsgesetz bestimmt, aber 1853 zu gunsten des Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg abgeändert worden (s. unten, S. 486). Der Staatsrat besteht aus neun Ministern: der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges, der Marine, der Finanzen, der Justiz, der Kirche und Schule, des Innern, der Landwirtschaft und der öffentlichen Arbeiten. Nach der jetzt geltenden Verfassung, dem am 28. Juli 1866 revidierten Grundgesetz von 1849, geschieht die Volksvertretung durch den Reichstag, bestehend aus Folkething und Landsthing. Die Zahl der Mitglieder des letztern ist auf 66 bestimmt; davon ernennt der König 12 auf Lebenszeit, die übrigen werden größtenteils durch indirekte Wahlen mit Zensus für das Wahlrecht und Quotientwahlen, wonach auch die Minoritäten der Wahlmänner repräsentiert werden, gewählt; in Kopenhagen werden 7, in den größern Wahlkreisen, umfassend Städte und ländliche Distrikte, 45, auf Bornholm und auf den Färöern je einer auf acht Jahre gewählt, so daß nach vier Jahren immer die Hälfte ausscheidet. Die Anzahl der Mitglieder des Folkethings soll ungefähr in dem Verhältnis von 1 zu 16,000 Einw. stehen und beträgt jetzt 114. Zu der Wahl derselben, jedesmal auf drei Jahre, sind die Ämter nach ihrer Bewohnerzahl in Wahlkreise geteilt. Die Mitglieder des Folkethings gehen aus direkten allgemeinen Wahlen aller 30jährigen selbständigen, unbescholtenen Männer hervor. Das jährliche Budget soll erst dem Folkething vorgelegt werden. Sämtliche Mitglieder des Folkethings und des Landsthings erhalten Diäten. Jedes Thing ist berechtigt, Gesetze vorzuschlagen und für seinen Teil anzunehmen. Das Folkething kann die Minister vor dem Reichsgericht anklagen. Sämtliche Mitglieder des Höjeste Ret (obersten Gerichtshofs) und eine entsprechende Zahl der Mitglieder des Landsthings, von diesem Thing auf vier Jahre gewählt, bilden zusammen das Reichsgericht. Kein Reichstagsabgeordneter kann während der Versammlung des Reichstags ohne Zustimmung des Things, wozu er gehört, Schulden halber seiner Freiheit beraubt oder gefänglich eingezogen oder zur gerichtlichen Verantwortung gezogen werden, außer bei Ergreifung auf frischer Tat; für seine Äußerungen auf dem Reichstag kann keins der Mitglieder ohne Einwilligung des Things zur Ver-

antwortung außerhalb desselben gezogen werden. Die Versammlungen der Thinge sind in der Regel öffentlich. Den Staatsbürgern ist die freie Religionsübung gewährleistet; es besteht völlige Freiheit der Presse und des Vereinswesens, doch können öffentliche Versammlungen unter freiem Himmel verboten werden, wenn man von ihnen Gefahr für die öffentliche Ruhe befürchten darf. Jeder waffenfähige Mann ist verpflichtet, mit seiner Person zur Verteidigung des Vaterlandes beizutragen. Jedes in der Gesetzgebung an Adel, Titel und Rang geknüpfte Vorrecht ist abgeschafft. Vgl. Grooss u. Hansen, Das Staatsrecht des Königreichs D. (Freib. i. Br. 1889). — Island hat 5. Jan. 1874 eine eigne Verfassung erhalten.

D. wird in administrativer Hinsicht außer der Hauptstadt und den Färöern in die oben angegebenen 18 Ämter eingeteilt, an deren Spitze Amtmänner stehen, die jedoch in den sieben Stiftsstädten oder den Wohnsitzen der Bischöfe den Titel »Stiftsamtmann« führen; die Ämter sind wieder in Herreder oder Birke und in Kirchspiele oder Sogn geteilt, von denen jedes eine eigne Gemeinde bildet; außerdem aber bildet jede Stadt eine Gemeinde mit eigner Jurisdiktion. In kirchlicher Hinsicht bestehen sieben Stifter (ausgenommen Island, das seinen eignen Bischof hat), an deren Spitze ein Bischof steht, und die in 72 Propsteien zerfallen, die wieder in Pastorate und Sogn geteilt sind. Der Bischof von Seeland, der in Kopenhagen wohnt, ist der Primas; die übrigen Stifter sind: Fünen, Laaland-Falster, Aalborg, Viborg, Aarhus und Ribe. Der Bischof und der Stiftsamtmann bilden die Stiftsobrigkeit; diese und die Pröpste bilden das »Landemodet«, ein geistliches Gericht für geistliche Amtsvergehen. Öffentlichkeit und Mündlichkeit sollen für die ganze Rechtspflege durchgeführt werden; in Kriminalsachen und in Sachen, die aus politischen Gesetzesübertretungen entstehen, sollen Geschworne entscheiden. Eine diesbezügliche Gesetzesvorlage ist dem Reichstag vorgelegt worden, aber noch nicht erledigt. Die niedrigsten Gerichte sind in D. die königlichen Thinggerichte in jedem Herred und die Stadtgerichte. Hierauf folgen als zweite Instanz die königlichen Landesobergerichte zu Kopenhagen und Viborg. Die letzte Instanz hat das Oberappellationsgericht (Höjeste Ret) zu Kopenhagen. Daselbst bestehen auch ein Kriminalgericht und ein Hof- und Stadtgericht, die direkt dem Höjeste Ret unterstellt sind. Die Mitglieder des Hof- und Stadtgerichts gehören zugleich dem Landesobergericht zu Kopenhagen an. Das Zuchthaus auf Christianshavn (Kopenhagen) ist für weibliche Verbrecher, das Zuchthaus in Horsens für ältere männliche und für rückfällige Verbrecher bestimmt, das Korrektionshaus Vridslöselille (auf Seeland) für jüngere männliche Verbrecher. Die Polizeiverwaltung ist außerordentlich ausgedehnt. An der Spitze derselben stehen die Amtmänner, in den größern Städten Polizeidirektoren.

Finanzen.

Das Steuersystem des Königreichs ist im 19. Jahrh. im höchsten Grad vereinfacht worden. Direkte Abgaben waren bis jetzt: die alte Steuer (Gammelskat) und die Grundsteuer (Land- og Ligningskat, auf dem Hartkorn), die Gebäudesteuer (nach dem Etagenareal) und die Rangsteuer. Die indirekten Steuern setzen sich zusammen aus Zöllen, Branntwein-, Rübenzucker-, Biersteuer, Stempelabgaben, Erbschaftssteuer und verschiedenen Gebühren. Über die Zölle s. oben, S. 480. Die Rübenzucker-, Branntwein- und Biersteuer werden von dem fertigen Produkt entrichtet, die Biersteuer nur von Bier mit mehr als 2¼ Proz. Alkohol. Die Erbschaftssteuer wird mit 1 Proz. in Aszendenz und Deszendenz und von der hinterlassenen Ehehälfte, 4 Proz. in der ersten Seitenlinie und 7 Proz. in fernern Linien erhoben. Durch die Gesetze vom 15. Mai 1903 sind die alte Steuer, die Grundsteuer und die Gebäudesteuer aufgehoben worden, und an deren Stelle wurden eingeführt: eine Einkommensteuer mit steigender Skala, eine Vermögenssteuer und eine Steuer auf Liegenschaften und Gebäude, nach dem Werte derselben berechnet (Eiendomsskyld). Die Gemeindeabgaben sind: Haussteuer nach Etagenareal ꝛc. (in den Städten), Eiendomsskyld (auf dem Land) und eine Art Einkommen- oder Haushaltungssteuer (in Kopenhagen reine Einkommensteuer). Zum Amtsrepartitionsfonds wird von jeder Gemeinde eine Abgabe erlegt, um solche Ausgaben zu bestreiten, die das Amt als solches angehen. Zur teilweisen Bestreitung kirchlicher Ausgaben ruhen auf dem Hartkorn die Zehnten, die teils an die Kirchenpatrone, teils an die Geistlichen und an den Staat bezahlt werden. Ein Gesetz vom 15. Mai 1903 ordnet die Ablösung der Zehnten mittels eines Zuschusses seitens des Staates an. Die Staatsrechnungsablage ergibt für das Finanzjahr 1900/1901 an Einnahmen 78,959,357 (davon Anleihe: 11,378,308), an Ausgaben 78,883,529 Kr.

Einnahmen:	Kronen	Ausgaben:	Kronen
Indirekte Steuern	51 188 000	Kosten der Staatsschuld	7 038 000
Einfuhrzölle, Spielkartenstempel	31 007 000	Kriegsministerium	11 103 000
Rübenzuckersteuer	1 745 000	Marine	7 448 000
Branntweinsteuer	2 931 000	Öffentliche Arbeiten	14 672 000
Biersteuer	6 214 000	Pensionen	3 359 000
Stempelsteuer	3 764 000	Finanzministerium	5 196 000
Gebühren	3 562 000	Justiz	5 050 000
Erbschaftssteuer	1 581 000	Ministerium des Innern	7 551 000
Direkte Steuern	10 898 000	Kultus und Unterricht	5 907 000
Grundsteuer (inkl. alte Steuer)	6 928 000	Landwirtschaftsministerium	3 494 000
Gebäudesteuer	3 910 000	Zivilliste und Apanagen	1 203 000
Rangsteuer	60 000		
Staatseisenbahnen	257 000		
Domänen u. Forsten	1 022 000		

Die innere Staatsschuld betrug 1901: 68,754,034, die äußere 149,012,250, zusammen 217,766,284 Kr. (Aktiva 81,842,215, wirkliche Schuld 135,924,069, Baukosten der Staatsbahnen 239,996,650 Kr.).

[Heer und Flotte.] Die Organisation des Heerwesens beruht auf den Gesetzen vom 6. Juli 1867, vom 25. Juli 1880 und vom 13. April 1894. Durch letzteres wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Das Land ist in zwei Generalkommandos geteilt: Kopenhagen für Seeland, Lolland und Falster, Aarhus für Jütland und Fünen. Der Heereshaushalt für 1900/1901 betrug 10,5 Mill. Kr. Über die Gliederung auf Kriegsfuß in höhere Kommandos ist nichts bekannt. Die Friedensstärke ist nach der Jahreszeit sehr verschieden. Infanterie: von den 31 Bataillonen zählt jedes im Kriege 21 Offiziere, 1050 Mann. Es bestehen an Cadres (Stämmen) im Frieden 11 Bataillone, und zwar für jedes Infanterieregiment und das Leibbataillon je 1, dazu kommen 2 Kopenhagener Verstärkungsbataillone. Kavallerie: Jede der 16 Eskadrons (einschließlich 1 Schuleskadron) ist im Kriege 6 Offiziere, 150 Mann, 190 Pferde stark. 5 Schuleskadrons als Verstärkungstruppe. Artillerie: 12 Feldbatterien, im Kriege 5 Offiziere, 200 Mann, 200 Pferde und 8 Geschütze. Dazu treten 4 Verstärkungsbatterien; ferner 3 Festungsartilleriebataillone, 8

Verstärkungskompagnien und die Bornholmer Verstärkungstruppen. Ingenieurtruppe: 1 Regiment von 6 Kompagnien, 3 Reservekompagnien; im Kriege zusammen 11 Kompagnien, 1 Depotkompagnie und 1 Signalabteilung. Friedensstärke gegen 13,000 Mann. Kriegsstärke 67,000 Mann und 128 Geschütze, einschließlich Verstärkungstruppen. — Bei der Infanterie dienen 480 Rekruten 6 Monate, 100 derselben und Unteroffiziereleven noch 8 Monate, die Festungsartillerie hat die längste Dienstzeit. Nach der Dienstzeit 1. Aufgebots folgen Einberufungen von 25 Tagen zu den Manövern. Die Bewaffnung besteht in dem 8 mm-Gewehr Krag-Jörgensen, die Feldartillerie führt 8,7 cm-Hinterlader, doch sind jetzt 5,5 Mill. Kr. für Schnellfeuergeschütze bewilligt. Die Seebefestigung Kopenhagens wurde 1893 durch eine Landbefestigung ergänzt, um hier einen Mittelpunkt der ganzen Landesverteidigung zu schaffen; außerdem sind Befestigungen bei Helsingör (Kronborg), Fredericia, Korsör, Frederikshavn und Hals angelegt. Eine Pulverfabrik ist in Frederiksvaerk. Es besteht für alle Offiziere und den Generalstab die Offiziersschule zu Kopenhagen, ferner Schießschule, Gymnastikschule, Kursus für Radfahrer und eine Schuleskadron.

Die erste dänische Kriegsflotte wurde Mitte des 16. Jahrh. gebaut. 100 Jahre später schlug sie mit 39 Schiffen die 46 Schiffe starke schwedische Flotte. In ihrer höchsten Blüte zu Anfang des 18. Jahrh. zählte sie 177 Schiffe mit 4783 Kanonen und besaß Anfang des 19. Jahrh. 16 Linienschiffe, 10 Fregatten, 5 Korvetten und 39 kleinere Schiffe, die England gewaltsam im Frieden wegnahm. Noch 1848—49 und 1864 war sie der deutschen und preußischen Flotte weit überlegen. 1902 zählte sie 5 Küstenpanzerschiffe von 2530—3470 Ton., 3 Panzerbatterien (von 2100—2300 T.), 5 geschützte kleine Kreuzer (von 1280—3020 T. und meist 17 Seem. Geschwindigkeit), 8 Kanonenboote, 13 Torpedoboote erster, 11 zweiter Klasse, 8 Wachtboote, 2 Minendampfer (davon 1 für Streuminen), 7 Minenboote, 1 Torpedotransportschiff, 6 Schulschiffe, 4 Segelschulschiffe, 4 Vermeßschiffe, 16 Truppenfährboote, 3 Kasernenschiffe, 1 königliche Jacht und etwa 10 Werftfahrzeuge. Im Bau befindet sich ein Küstenpanzerschiff von 3500 T. und 16 Seemeilen Geschwindigkeit. Die Marineausgaben betrugen 1901: 7 Mill. Kr. Die Flotte zählt 279 Seeoffiziere und etwa 4000 Mann. Kriegshafen und Marinewerft ist Kopenhagen. Vgl. auch Karte der »Seestreitkräfte ꝛc.« beim Artikel »Marine«.

Die Flagge (Danebrog, s. Tafel »Flaggen I«) ist hochrot mit weißem, sie rechtwinkelig durchschneidendem Kreuz und dem Namenszug des Königs in der Mitte; bei Kriegsschiffen ohne letztern, vorn mit zwei Spitzen. Die Nationalfarbe ist Rot und Weiß. Das Wappen (s. Tafel »Wappen II«, Fig. 10) besteht aus einem Schild, geviertet durch das silberne, rot gefaßte Danebrogskreuz mit einem Herz- und Mittelschild. Herzschild: gespalten; vorn in Gold zwei rote Querbalken (Oldenburg); hinten in Blau ein schwebendes goldenes Steckkreuz (Delmenhorst). Mittelschild: geviertet; 1) in Rot ein silbernes Nesselblatt (eigentlich Schildbeschlag) mit einem von Silber über Rot geteilten Herzschildchen (Holstein); 2) in Rot ein silberner Schwan mit goldener Krone um den Hals (Stormarn); 3) in Rot auf silbernem, blau gedecktem Roß ein golden geharnischter, schwertschwingender Reiter (Dithmarschen); 4) in Rot ein goldener Pferdekopf (Lauenburg). Rückenschild (s. Tafel): geviertet; 1) im goldenen, mit roten Herzen bestreuten Felde drei gekrönte blaue Löwen (Dänemark); 2) in Gold zwei gekrönte blaue Löwen (Schleswig); 3) geteilt und unten gespalten, oben in Blau drei goldene Kronen (Schweden); unten vorn in Rot ein gespaltener silberner Fisch (Stockfisch) mit Krone (Island); hinten das blaue Feld geteilt, oben ein silberner, braun gefleckter Bock (Färöer), unten ein aufrecht sitzender silberner Bär (Grönland); 4) geteilt; oben in Gold ein blauer Löwe, unter ihm neun rote Herzen (Jütland); unten in Rot ein goldener gekrönter Drache (Wenden). Als Schildhalter dienen zwei wilde Männer mit Keulen in den Händen. D. hat zwei Orden: den Danebrogsorden (s. d.) und den Elefantenorden (s. d.). Ein dritter, de l'Union parfaite, wurde zum Andenken der Vermählung Christians VI. von dessen Gemahlin Sophie Magdalene 1732 gestiftet. Außerdem bestehen eine 1845 gestiftete Verdienstmedaille (in Gold und Silber), eine Belohnungsmedaille (seit 1866) und eine Rettungsmedaille (seit 1798).

Geschichte.

Übersicht der Könige.

Gottfried (Götrik), gest. 810	Christoph II. 1319—26. 1330 bis 1331 (gest. 1332)
Harald Klak, um 830	Waldemar III. 1326—30
Gorm der Alte, gest. um 940	Waldemar IV. Atterdag 1340 bis 1375
Harald Blauzahn 940—985 (gest. 986/987)	Olaf V. 1376—87
Sven Gabelbart 985—1014	Margarete 1376—1412
Harald 1014—18	Erich VII. 1412—39 (gest. 1459)
Knut II. d. Gr. 1018—35	Christoph III. 1440—48
Harthaknut 1035—42	Christian I. 1448—81
Magnus der Gute 1042—47	Johann 1481—1513
Svend Estridsen 1047—76	Christian II. 1513—23 (gest. 1559)
Harald Hein 1076—80	Friedrich I. 1523—33
Knut der Heilige 1080—86	Christian III. 1534(6)—59
Olaf Hunger 1086—95	Friedrich II. 1559—88
Erich I. 1095—1103	Christian IV. 1588—1648
Niels 1104—34	Friedrich III. 1648—70
Erich II. 1134—37	Christian V. 1670—99
Erich III. 1137—47	Friedrich IV. 1699—1730
Waldemar I. 1157—82	Christian VI. 1730—46
Knut VI. 1182—1202	Friedrich V. 1746—66
Waldemar II. 1202—41	Christian VII. 1766—1808
Erich IV. 1241—50	Friedrich VI. 1808—39
Abel 1250—52	Christian VIII. 1839—48
Christoph I. 1252—59	Friedrich VII. 1848—63
Erich V. 1259—86	Christian IX. seit 1863.
Erich VI. 1286—1319	

Mit König Harald Hildetand (s. d.) schließt Dänemarks Sagenalter. Erst zur Zeit Karls d. Gr. beginnt die beglaubigte Geschichte. Unter König Gottfried (Götrik), der zum Schutze gegen die Sachsen das Danewerk (s. d.) errichtete, umfaßte D. die dänischen Inseln, Jütland bis zur Eider und Südschweden. Nach seiner Ermordung (810) brachen heftige Thronstreitigkeiten aus. König Harald Klak (s. d.), einer der Kronprätendenten, ließ durch den heil. Ansgar (s. d.) in D. das Christentum verkünden, das aber infolge der dänischen Wikingerfahrten (s. Normannen) und wegen der im 9. Jahrh. fortdauernden innern Wirren nur langsam Fuß faßte. Gorm der Alte (s. d.), der die dänische Staatseinheit wiederherstellte, ward 934 vom deutschen König Heinrich I. zur Abtretung der Mark Schleswig genötigt. Auch sein Sohn Harald Blauzahn (s. d.) vermochte der Übermacht Deutschlands nicht zu widerstehen, sondern mußte sein Reich von Kaiser Otto II., der 975 bis zum Limfjord vordrang, zu Lehen nehmen. Unter seinem Sohn Sven Gabelbart (ca. 985—1014) und dessen Söhnen Harald (s. d.) und Knut dem Großen (s. d.) nahm D. einen mächtigen Aufschwung. Die Eroberung Englands und Norwegens ward vollendet, Schles-

wig zurückgewonnen und das Heidentum in D. völlig überwunden. Knuts Sohn Harthaknut (1035 bis 1042) starb jedoch kinderlos, worauf die drei Reiche wieder auseinanderfielen. Auf Magnus den Guten von Norwegen (1042—47) folgte in D. Knuts Neffe Svend Estridsen (1047—76), der Begründer der Dynastie der Ulfinger. Unter ihm und seinen fünf Söhnen Harald Hein (s. d.), Knut dem Heiligen (s. d.), Olaf Hunger (1086—95), Erich I. (s. d.) und Niels (1104—34) wurden die kirchlichen Verhältnisse des Reiches endgültig geregelt (s. Lund). Die Abhängigkeit von Deutschland blieb jedoch bestehen, und nach der Ermordung von Erichs I. Sohn Knut Lavard, der seit 1115 Herzog von Schleswig war, durch Niels' Sohn Magnus (1131) folgte (s. Erich II. und Erich III.) eine Zeit innerer Zerrüttung und äußerer Schwäche, wo D. fast zu einem deutschen Vasallenstaat herabsank. Erst Knut Lavards Sohn Waldemar I. (s. d.) vermochte den Frieden und die Staatseinheit wiederherzustellen. Dem Kaiser mußte zwar auch er noch huldigen (1162), aber schon sein Sohn Knut VI. (s. d.) konnte ungestraft die Lehnspflicht verweigern. Mit Hilfe des mächtigen Kirchenfürsten, Staatsmannes und Feldherrn Absalon (s. d.) wurden in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. Rügen, Holstein sowie Teile von Pommern und Mecklenburg der dänischen Oberhoheit unterworfen. Knut nannte sich König der Dänen und Slawen. Sein Bruder und Nachfolger Waldemar II. (s. d.) trug sich mit dem Plan eines gewaltigen dänischen Ostseereiches. In der Tat zwang er Kaiser Friedrich II. (1214) zur Abtretung der deutschen Reichslande südlich der Eider und brachte durch einen Kreuzzug 1219 Esthland unter seine Botmäßigkeit. Aber infolge seiner Gefangennahme durch einen kühnen Handstreich Graf Heinrichs von Schwerin (1223) sah er sich schon 1225 zum Verzicht auf seine Besitzungen in Deutschland genötigt, und ein erneuter Versuch zur Wiedergewinnung Holsteins führte zu der entscheidenden Niederlage bei Bornhövede (1227). Seine innere Regierung war mit einer wesentlichen Stärkung des Königtums und mit wichtigen Reformen im Rechts- und Steuerwesen verbunden.

Waldemars Tod (1241) gab das Zeichen zu einem 100jährigen Bürgerkriege. Seine drei Söhne Erich IV. (s. d.), Abel (1250—52) und Christoph I. (s. d.) endeten durch Meuchelmord, ebenso sein Enkel Erich V. (s. d.), dessen Regierung, wie die seines Sohnes Erich VI. (s. d.), mit kirchlichen Streitigkeiten sowie mit unglücklichen Kämpfen gegen Schweden, Norwegen und die Hansa erfüllt war. Noch trostloser gestaltete sich die Lage des Reiches unter Christoph II. (s. d.). Dem königlichen Einfluß wurden enge Schranken gezogen, in Schleswig (s. d.) begründete das Haus Schauenburg eine fast unabhängige Macht, und mehrere Landesteile mußten an Schweden abgetreten werden. Nach seinem Tode herrschte ein mehrjähriges Interregnum, so daß D. der Auflösung nahe war, als sein Sohn Waldemar IV. Atterdag (s. d.) 1340 den Thron bestieg. Unter ihm ward es in D. »wieder Tag«. Nachdem er mit Hilfe deutscher Söldner das königliche Ansehen wiederhergestellt und durch die Kallundborger Handfeste (1360) den Adel für sich gewonnen hatte, nahm er den Schweden Schonen, Blekinge und Halland wieder ab und brandschatzte 1361 die reiche Hansestadt Wisby (s. d.), wodurch er sich freilich zwei gefahrvolle Kriege zuzog. Das ferne Esthland verkaufte er 1346 an den Deutschen Orden.

Nach seinem Tode (1375) übernahm seine einzige Tochter, Margarete (s. d.), die Gemahlin des norwegischen Königs Hakon VI. (s. d.), in D. die Vormundschaft für ihren Sohn Olaf V. (s. d.). Nach dessen Tod 1387 in D. und Norwegen, 1388 auch in Schweden als Herrscherin anerkannt, erwirkte sie die Wahl ihres Großneffen Erich von Pommern zum Thronfolger und gründete 1397 in Kalmar (s. d.) die unter dem Namen Kalmarische Union bekannte Vereinigung der drei skandinavischen Reiche. Der von Erich VII. (s. d.) schon zu ihren Lebzeiten (1410) begonnene Versuch, Schleswig den holsteinischen Grafen wieder zu entreißen, mißlang nach einem 25jährigen erbitterten Krieg und führte überdies zu einem heftigen Zusammenstoß mit den Hansestädten. Auch in seinen eignen Landen hatte der neue Unionskönig mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. In Schweden, wo mehrmals Aufstände ausbrachen, ward 1435 Engelbrekt Engelbrektsson (s. d.) zum Reichsverweser gewählt und schließlich erhob sich auch der dänische Adel, so daß Erich 1439 nach Pommern flüchten mußte. Der von den Ständen der drei Reiche nunmehr zum König gewählte bayrische Prinz Christoph III. (s. d.), Erichs Neffe, starb 1448 kinderlos, worauf in D. der Oldenburger Graf Christian I. (s. d.), nachdem er in einer Wahlkapitulation dem Adel bedeutende Zugeständnisse gemacht hatte, den Thron bestieg. 1450 in Norwegen, 1457 auch in Schweden zum Könige gewählt, stellte er für kurze Zeit die skandinavische Union von neuem her. 1460 wählten ihn die schleswig-holsteinischen Stände zum Herzog, nachdem er deren Wahlrecht anerkannt und die ewige Ungeteiltheit beider Länder bestätigt hatte. Dagegen verlor er Schweden 1471 an die Sture (s. d.). Ihm folgte 1481 in D. und Norwegen sein ältester Sohn, Johann, der 1490 Schleswig-Holstein mit seinem jüngern Bruder teilte und 1497 nach hartem Kampfe mit den Sture die schwedische Krone wiedergewann, aber wegen wiederholter Aufstände daselbst keine tatsächliche Herrschaft auszuüben vermochte.

Unter Johanns Sohn Christian II. (s. d.), der, zunächst in D. und Norwegen anerkannt, 1520 auch Schweden sich unterwarf, brach die skandinavische Union vollständig zusammen. 1523 riß sich Schweden unter Gustav I. Wasa (s. d.) für immer los, und gleichzeitig brach auch in D. ein Aufstand gegen den König aus, der durch sein Bestreben, Bürger- und Bauernstand zu heben und den einheimischen Handel auf Kosten der hanseatischen Privilegien zu fördern, sich die Gunst des Adels und der Geistlichkeit verscherzt hatte. Beide Stände beriefen seinen Oheim Friedrich I. (s. d.) auf den Thron, nachdem er ihnen wichtige Vorrechte eingeräumt hatte. Unter ihm fand in D. die lutherische Reformation Eingang und Duldung. Nach seinem Tode (1533) führte der Versuch Lübecks und seiner Verbündeten, Christian II. wieder auf den dänischen Thron zu bringen und D. von neuem hanseatischen Einflüssen dienstbar zu machen, zu der sogen. Grafenfehde (s. d.), die 1536 damit endete, daß Herzog Christian von Schleswig-Holstein, Friedrichs ältester Sohn, als Christian III. (s. d.) König von D. (und Norwegen) ward. Die Durchführung der Reformation auf dem Kopenhagener Reichstag von 1536, seine wichtigste Regierungshandlung, stärkte die Machtstellung des Adels, der einen Teil des säkularisierten Kirchenguts erhielt, und dadurch mittelbar auch die des Reichsrats, der sich aus den höchsten Beamten und andern vom König zu wählenden Edelleuten zusammensetzte. Die aus Ver-

tretern aller Stände bestehenden Reichstage traten dagegen fortan nur selten zusammen.

Die zunehmende Schwäche des Königtums blieb nicht ohne Rückwirkung auf die äußere Machtstellung Dänemarks. Christians Sohn Friedrich II. (s. d.) brachte zwar (1559) die Dithmarschen (s. d.) unter dänische Botmäßigkeit, sah sich aber in den blutigen und erfolglosen Nordischen siebenjährigen Krieg (s. d.) mit Schweden verwickelt (1563—70). Sein Sohn Christian IV. (s. d.) suchte vergebens durch einen neuen Krieg (1611—13) sowie (1625—1629) durch seine Beteiligung am Dreißigjährigen Kriege (s. d.) dem Emporkommen Schwedens Einhalt zu gebieten. Infolge seiner zweideutigen und feindseligen Haltung gegen das nordische Nachbarreich 1643 von diesem angegriffen, mußte er im Frieden von Brömsebro (1645) die norwegischen Provinzen Jemtland und Herjedalen nebst den Inseln Gotland und Ösel abtreten sowie die Befreiung vom Sundzoll zugestehen. Noch unglücklicher im Kriege gegen Schweden war Christians Sohn Friedrich III. (s. d.), der in den Friedensschlüssen von Roeskilde (1658) und Kopenhagen (1660) die dänischen Besitzungen jenseit des Sundes (Schonen, Halland und Blekinge sowie die norwegische Provinz Bohus) abtreten und auf die Lehnshoheit über Holstein-Gottorp verzichten mußte.

Durch alle diese auswärtigen Mißerfolge ward das Ansehen der Adelsherrschaft in D. allmählich erschüttert und bei der Geistlichkeit wie beim Bürgerstand eine Reaktion zu gunsten eines starken Königtums hervorgerufen, die auf dem Kopenhagener Reichstag von 1660 zur Umwandlung Dänemarks aus einer Wahl- in eine absolute Erbmonarchie führte. Die von Griffenfeld (s. d.) entworfene neue Verfassung, das sogen. Königsgesetz, vom 14. Nov. 1665, bestimmte, daß der König lutherischer Konfession sein müsse, das Reich nicht teilen und das Königsgesetz nicht verletzen dürfe, im übrigen aber nur Gott für seine Handlungen Rechenschaft schuldig sei. Ferner ward der Reichsrat abgeschafft und die weibliche Linie neben der männlichen für erbfolgeberechtigt erklärt. Ihren Abschluß fand die ganze Bewegung durch die Neuschaffung eines Hof- und Beamtenadels (1671). Friedrichs Sohn Christian V. (s. d.) und sein Enkel Friedrich IV. (s. d.) benutzten die Stärkung der Königsgewalt zur Anbahnung, bez. Durchführung segensreicher Reformen im Rechts-, Finanz-, Unterrichts- und Verwaltungswesen, während die Erwerbung von St.-Jean (1684) und Ste.-Croix (1733) in Westindien, wo D. schon seit 1671 die Insel St. Thomas besaß, zur Förderung von Handel und Industrie beitrug. Durch die unter ihren Regierungen mit wechselndem Erfolg geführten drei Kriege gegen Schweden (1675—79, 1700, 1709—20) gewann D., außer dem Sundzoll und 600,000 Tlr., nur den Gottorpschen Anteil von Schleswig, dessen Besitz überdies, als Peter III. (s. d.) den russischen Thron bestieg, zu längern Verwickelungen Anlaß gab und 1773 die Abtretung der von Friedrich III. erworbenen Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst an die Gottorpsche Linie erforderlich machte.

Unter Friedrichs Sohn Christian VI. (s. d.) und seinem Enkel Friedrich V. (s. d.), denen Schulin und J. H. Bernstorff (s. d.) als leitende Staatsmänner zur Seite standen, machten der Ausbau der Gesetzgebung, die Hebung des Unterrichtswesens und die Förderung der Handelsbeziehungen weitere Fortschritte, während gleichzeitig eine streng neutrale Politik D. im Zeitalter Friedrichs d. Gr. einen ununterbrochenen Frieden sicherte. Der seit der Reformation, besonders aber seit Mitte des 17. Jahrh. stets wachsende deutsche Einfluß im dänischen Hof-, Geistes- und Staatsleben erreichte unter dem im Sinne der Aufklärung regierenden deutschen Arzt Struensee (s. d.), dem Günstling des schwachsinnigen Königs Christian VII. (s. d.), den Höhepunkt. Die Folge hiervon war eine Reaktion des orthodox-nationalen Dänentums, die 1772 zum Sturz Struensees und zur Beseitigung der von ihm eingesetzten deutschen Beamten, bez. der von ihm angebahnten Reformen führte. Der neue nationaldänische Minister Guldberg (s. d.) ward jedoch schon 1784, als Kronprinz Friedrich die Regentschaft für seinen regierungsunfähigen Vater übernahm, durch A. P. Bernstorff (s. d.) ersetzt, dessen innere Reformtätigkeit (Aufhebung der Leibeigenschaft 1788) und auswärtige Friedenspolitik (abgesehen von dem kurzen Kriege mit Schweden 1788—1789) einen glänzenden Aufschwung des Reiches und dessen Handels ermöglichten.

Dieser Aufschwung währte jedoch nur bis zum Tode A. P. Bernstorffs (1797). Als D. Ende 1800 der von Rußland zum Schutze gegen britische Übergriffe gestifteten bewaffneten Neutralität beitrat, erklärten die Engländer plötzlich den Krieg und bombardierten 2. April 1801 Kopenhagen, worauf D., von Rußland im Stiche gelassen, einen für seinen Handel sehr unvorteilhaften Frieden schließen mußte, und als der Regent, der 1805 beim Ausbruch des dritten Koalitionskrieges gegen Frankreich neutral geblieben war, 1807 die von England geforderte Allianz, bez. freiwillige Auslieferung der dänischen Flotte ablehnte, wurde diese nach einem neuen Bombardement der dänischen Hauptstadt (2.—5. Sept.) weggenommen. Hierdurch zum engen Anschluß an Napoleon I. und dessen Kontinentalsystem getrieben, begann Friedrich, der 1808 als Friedrich VI. (s. d.) seinem Vater folgte, einen hartnäckigen, aber wenig glücklichen Krieg mit England, bez. Schweden, der im Kieler Frieden (14./15. Jan. 1814) D. zur Abtretung Helgolands an England und Norwegens (ausgenommen Island, Grönland und die Färöer) an Schweden sowie zur Stellung eines Hilfskorps gegen Frankreich nötigte. Als Ersatz für Norwegen erhielt D. Schwedisch-Pommern, das es jedoch 1815 auf dem Wiener Kongreß an Preußen gegen Lauenburg und 1 Mill. Tlr. austauschte.

Der Verlust Norwegens, wodurch D. zu einer Macht dritten Ranges herabsank, und die durch die vorhergehenden Kriege hervorgerufene Finanz- und Handelskrisis wurden für die innere Entwickelung des Landes von hoher Bedeutung. Neben einer nationalen Reaktion gegen alles Ausländische, besonders gegen das Deutschtum, machte sich beim dänischen Volk seit den 20er Jahren eine starke liberale Strömung bemerkbar, die in innern Reformen das einzige Mittel zur Ausgleichung der Einbuße an äußerer Macht erblickte. Das Verlangen nach einer konstitutionellen Verfassung ward jedoch durch die Gesetze vom 28. Mai 1831 und vom 15. Mai 1834 nicht erfüllt, da die für die Inseln, Jütland und Schleswig-Holstein nebst Lauenburg neu eingeführten Provinzialstände lediglich zur Begutachtung der ihnen vorzulegenden Gesetzentwürfe, bez. zur Richtung von Anträgen und Beschwerden an den König ermächtigt wurden. Da auch Friedrichs Vetter und Nachfolger Christian VIII. (s. d.) in einem kurz nach seiner Thronbesteigung (3. Dez. 1839) erlassenen »offenen Brief« von einer Verfassung nichts sagte, sondern bloß Verwaltungsreformen zusicherte, nahm die liberale Agitation einen weitern Auf-

schwung und verschmolz sich schließlich in der Partei der Nationalliberalen oder »Eiderdänen« (s. d.) mit der nationalen, indem man, außer einer Konstitution, auch Schleswigs Einverleibung in D. forderte. Die Schleswig-Holsteiner hingegen begehrten zwar ebenfalls eine Erweiterung der ständischen Rechte, zugleich aber auch eine verfassungsmäßige Sicherung der vertragsmäßigen Zusammengehörigkeit der beiden Herzogtümer und rechneten überdies auf eine völlige Trennung von D., falls die dänische Herrscherfamilie im Mannesstamm ausstürbe. Zwischen diesen entgegengesetzten Bestrebungen, die sich immer heftiger bekämpften, standen das Königtum und das (z. T. aus schleswig-holsteinischen Edelleuten zusammengesetzte) höhere Beamtentum, die vor allem die Erhaltung des dänischen Gesamtstaates wünschten. Anstatt jedoch auf eine Ausgleichung der nationalen Gegensätze hinzuwirken, erließ Christian VIII. (8. Juli 1846) einen neuen »offenen Brief«, der die Festsetzung der weiblichen Erbfolge auch für die Herzogtümer in Aussicht nahm und seitens der erbberechtigten Agnaten, der schleswig-holsteinischen Stände sowie des Deutschen Bundes lebhafte Proteste hervorrief.

Sein liberal gesinnter Sohn Friedrich VII. (s. d.) versprach bereits 28. Jan. 1848, eine Woche nach seiner Thronbesteigung, die Einführung einer Verfassung, derzufolge für D. und für die Herzogtümer besondere Stände eingesetzt werden sollten, die dann gleichstarke Delegationen zur Beratung der gemeinsamen Angelegenheiten zu ernennen hätten. Eine solche Lösung befriedigte indessen weder die nationalen noch die liberalen Wünsche. Eine 11. März im Kopenhagener »Kasino« von den Eiderdänen veranstaltete große Versammlung erklärte Schleswig für eine sofort in D. einzuverleibende »Provinz«, und das am 22. März vom König berufene »Kasinoministerium«, dem die Eiderdänen Monrad (s. d.), Orla Lehmann (s. d.) ꝛc. angehörten, gab das Losungswort »D. bis an die Eider« aus, worauf sich die Herzogtümer von D. lossagten, in dem nunmehr beginnenden Kriege (s. Schleswig-Holstein) aber infolge der Niederlage bei Idstedt (25. Juli 1850) sowie noch mehr wegen mangelnder Unterstützung von preußischer, bez. österreichischer Seite unterlagen. Nachdem die außerdeutschen Großmächte sowie Schweden sich 2. Juni 1850 in London für die Integrität des dänischen Gesamtstaates ausgesprochen hatten und Österreich 2. Aug. dieser Erklärung beigetreten war, ward von D. und Rußland im Warschauer Protokoll (5. Juni 1851) Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg als eventueller Thronfolger in der Gesamtmonarchie bezeichnet und im Londoner Protokoll (8. Mai 1852) von allen Großmächten sowie Schweden anerkannt. Die näher berechtigten Agnaten in D. verzichteten zu seinen gunsten, worauf der dänische Reichstag (31. Juli 1853) die neue Thronfolge genehmigte, ohne die Zustimmung des Deutschen Bundes und der Agnaten in Schleswig-Holstein.

Inzwischen war D. aus einer absoluten Monarchie in eine konstitutionelle umgewandelt worden. Das von der im Oktober 1848 einberufenen »Reichsversammlung« beschlossene Grundgesetz vom 5. Juni 1849 führte einen jährlich zu versammelnden Reichstag mit 2 Kammern, dem direkt gewählten Folkething und dem indirekt (mit einem bestimmten Wählbarkeitszensus) gewählten Landsthing, ein. Der von dem konservativen Kabinett Bluhme (s. d.) eingebrachte Entwurf einer Gesamtstaatsordnung (28. Jan. 1852), wonach der dänische Staat aus drei Hauptteilen (dem Königreich D., dem Herzogtum Schleswig, den Herzogtümern Holstein und Lauenburg) bestehen, jeder dieser Teile seine eigne Volksvertretung und sein eignes verantwortliches Ministerium besitzen, eine gemeinschaftliche Verfassung aber alle drei Teile miteinander verbinden sollte, befriedigte weder die Herzogtümer, die er trennte, noch die Eiderdänen, die eine Einverleibung Schleswigs in D. wünschten, und erlangte erst nach Auflösung des Reichstags 1853 die Mehrheit. Auch die hierauf verkündigte Gesamtstaatsverfassung (26. Juli 1854), die einem mindestens alle zwei Jahre für die ganze Monarchie einzuberufenden »Reichsrat« von 50 Mitgliedern bei neuen Steuern eine beschließende, bei Budgetfragen aber nur eine beratende Stimme zusicherte, stieß auf allgemeinen Widerspruch, so daß das Ministerium Bluhme nach scharfen parlamentarischen Kämpfen 3. Dez. zurücktreten mußte. Erst das streng eiderdänische Kabinett Bang erlangte 1855 die Zustimmung des dänischen Reichstags (die Stände der Herzogtümer wurden gar nicht gefragt) zu einer neuen Gesamtstaatsverfassung, die dem Reichsrat in Finanz- und Gesetzgebungsfragen beschließendes Recht gewährte und die Zahl der vom König zu ernennenden Mitglieder auf 20 (von 80) festsetzte. Die zum Deutschen Bund gehörenden Herzogtümer Holstein und Lauenburg allerdings waren zur Annahme der Gesamtstaatsverfassung nicht zu bewegen, so daß dieselbe hier, als der Bundestag mit Exekution drohte, von der eiderdänischen Regierung, an deren Spitze K. Chr. Hall (s. d.) stand, schließlich (8. Nov. 1858) für aufgehoben erklärt werden mußte. Im übrigen lenkte der König allmählich immer mehr in die Bahnen der eiderdänischen Politik ein. Schleswig ward fortan ganz als dänische Provinz behandelt und durch Verstärkung der Befestigungen am Danewerk (s. d.), bez. bei Düppel militärisch gesichert, Holstein nebst Lauenburg durch Verordnung vom 30. März 1863 von der bisherigen Gemeinsamkeit mit den übrigen Teilen des Königreichs völlig getrennt. Schließlich genehmigte der Reichsrat 13. Nov. 1863 (mit 40 gegen 16 Stimmen) den Entwurf einer für D. und Schleswig gemeinsamen Verfassung (Novemberverfassung), deren Sanktion durch den König mit Sicherheit zu erwarten war. Da starb dieser unerwartet (15. Nov.).

Durch die Drohungen der eiderdänisch gesinnten Kopenhagener Bevölkerung eingeschüchtert, bestätigte sein Nachfolger, der sogen. Protokollprinz Christian IX. (s. d.), 18. Nov. die Novemberverfassung, worauf sich die Stände der Herzogtümer für den Augustenburger Erbprinzen Friedrich als legitimen Erben erklärten und den Schutz des Deutschen Bundes anriefen. Dieser ließ noch im Dezember Holstein und Lauenburg durch sächsische und hannöversche Truppen besetzen. Während das eiderdänische Kabinett Monrad (s. d.), seiner Politik getreu, diese Lande ohne Schwertstreich räumte, lehnte es, im Vertrauen auf den Beistand Englands und andrer Großmächte, die Aufhebung der Novemberverfassung ab, die von Preußen und Österreich (16. Jan. 1864) auf Grund des auch im Londoner Protokoll bestätigten Rechts der Herzogtümer auf Zusammengehörigkeit und Verfassungsgemeinsamkeit gefordert wurde, und beschwor dadurch einen neuen deutsch-dänischen Krieg herauf (Näheres s. Schleswig-Holstein). Nachdem die Dänen unter de Meza (s. d.) bereits 6. Febr. das Danewerk hatten räumen müssen, erstürmten die Preußen (18. April) die Düppeler Schanzen, während die Österreicher in Jütland eindrangen. Trotzdem wollte D.

auf der Londoner Vermittelungskonferenz der Mächte (25. April bis 25. Juni) sich weder zu einer Personalunion der Herzogtümer mit D. noch zu einer Teilung Schleswigs verstehen. Erst als die Verbündeten nach der Eroberung Alsens (29. Juni) und Jütlands sich zum Übergang nach Fünen anschickten, kam 20. Juli ein Waffenstillstand zu stande. Ihm folgte 30. Okt. 1864 der Wiener Friede, worin D. die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an Preußen und Österreich abtreten mußte. Durch Artikel 5 des Prager Friedens (23. Aug. 1866) zwischen Preußen und Österreich eröffnete sich für D. die Aussicht auf Rückgabe der nördlichen Distrikte Schleswigs unter der Voraussetzung, daß deren Bevölkerung sich in freier Abstimmung dahin ausspräche. Die dieserhalb mit Preußen angeknüpften Unterhandlungen scheiterten jedoch, da D. die geforderten Garantien für die abzutretenden deutschen Gemeinden nicht geben wollte. Um so mehr hoffte fortan die öffentliche Meinung in D. auf ein Eingreifen Napoleons III., des Urhebers von Artikel 5, und war 1870 in den ersten Wochen nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges sogar einer Offensivallianz mit dem Kaiser keineswegs abgeneigt. Auch in den 1870er Jahren kam es in D. wiederholt zu deutschfeindlichen Kundgebungen, so daß schließlich (11. Okt. 1878) Deutschland und Österreich die Aufhebung von Artikel 5 vereinbarten.

Der unglückliche Verlauf des deutsch-dänischen Krieges hatte der Herrschaft der Eiderdänen ein Ende bereitet und 11. Juli 1864 zur Bildung eines konservativen Kabinetts Bluhme (s. d.) geführt, das sich jedoch nach harten parlamentarischen Kämpfen mit einer neuentstandenen liberalen Bauernpartei Ende 1865 zum Rücktritt genötigt sah, worauf das liberale Ministerium Frijs-Frijsenborg (s. d.) eine neue Verfassung (vom 28. Juli 1866) durchsetzte, die im allgemeinen der von 1849 entsprach und unter anderm den Reichsrat wieder abschaffte. Unter dem konservativen Ministerium Holstein-Holsteinborg (s. d.) begann (seit 1870) zwischen der Regierung und der »vereinigten Linken«, welche die Bewilligung der Kosten für die Vermehrung von Heer und Flotte, bez. für die in großartigem Maßstab geplante Befestigung Kopenhagens hartnäckig ablehnte, ein heftiger Streit. Da auch das liberale Kabinett Fonnesbech (s. d.) den Widerstand des Folkethings nicht zu überwinden vermochte, berief der König 1875 ein rein bureaukratisches Ministerium unter Estrup (s. d.), welches das Landesverteidigungsgesetz dem Reichstag, trotz wiederholter Ablehnung, immer wieder von neuem vorlegte, zugleich aber mit dem Bau der Befestigungen vorging. Hierüber entstand ein langjähriger Verfassungskonflikt. Um die Regierung zum Rücktritt zu zwingen, lehnte das Folkething, dessen Mehrheit bei jeder Neuwahl wuchs, schließlich auch das Budget ab. Allein Estrup ließ das Budget durch das konservative Landsthing bewilligen, berief sich auf dessen Gleichberechtigung mit dem Folkething und regierte, in Ermangelung eines ordnungsmäßig zu stande gekommenen Budgets, nach einem provisorischen Finanzgesetz. Dieser konsequenten Haltung der Regierung gegenüber verhielt sich die von Chr. Berg (s. d. 4), Holstein-Ledreborg (s. d.), Högsbro (s. d.) ꝛc. geführte Opposition, besonders seit der Spaltung in eine »verhandelnde« und eine »radikale« Linke (1878), schwankend, indem sie wiederholt das Budget, 1880 auch zwei Gesetze über die Stärke des Landheeres und der Flotte annahm. Erst seit 1885 schlug sie, durch die fortdauernde Behauptung der Mehrheit im Folkething ermutigt, die sogen. Verdorrungspolitik ein, indem sie nicht bloß das Budget, sondern die Regierungsvorlagen insgesamt verwarf, ohne freilich den Rücktritt Estrups erzwingen und den Fortgang der Kopenhagener Befestigungsarbeiten hindern zu können.

Das Ergebnis der Folkethingswahlen im April 1892 zeigte, daß die Wähler mit der bisherigen Protestpolitik nicht mehr einverstanden waren, sondern die Annäherung zwischen der »verhandelnden Linken« und der »Rechten« (seit 1891) billigten, zumal inzwischen die Befestigung Kopenhagens fast vollendet und durch Fortfall der beträchtlichen Landesverteidigungsausgaben aus dem Budget die eigentliche Ursache des Verfassungskonflikts beseitigt war. Nach langen Verhandlungen bewilligten 1. April 1894 Folkething und Landsthing zum erstenmal seit 1885 ordnungsmäßig das Budget und genehmigten gleichzeitig die früher von der Regierung, ohne Zustimmung der Volksvertretung, provisorisch erlassenen Gesetze (ausgenommen die Errichtung des Gendarmeriekorps), worauf Estrup 7. Aug. 1894 zurücktrat u. als Ministerpräsident durch den bisherigen Minister des Auswärtigen Lehnsbaron Reedtz-Thott ersetzt ward. Das neue, z. T. aus frühern Kollegen Estrups bestehende Kabinett sah sich indessen bald einer schwierigen Lage gegenüber, da im Folkething nach den Neuwahlen im April 1895 die Rechte und die verhandelnde Linke zusammen nur 53 Stimmen zählten, denen eine gleichgroße Zahl von Mitgliedern der radikalen »Reformpartei der Linken« gegenüberstand, so daß die Entscheidung in der Hand des aus acht Sozialdemokraten bestehenden äußersten linken Flügels lag. Überdies brach der durch den Ausgleich von 1894 anscheinend beseitigte Kampf zwischen Folkething und Landsthing um die parlamentarische Machtstellung von neuem aus, wodurch nicht nur die Gesetzgebung erschwert, sondern schließlich sogar die ordnungsmäßige Annahme des Budgets unmöglich gemacht wurde. Nachdem ein Vermittelungsversuch an dem Widerstande des konservativen Landsthings gescheitert war, nahm daher das Kabinett Reedtz-Thott 10. Mai 1897 seine Entlassung.

Auch das neue gemäßigt-konservative Ministerium, an dessen Spitze der bisherige Minister des Innern, Hörring, trat, hatte von vornherein einen schweren Stand. Weder von rechts noch von links her blieben ihm Angriffe erspart. Namentlich mit dem Folkething, wo die Reformpartei der Linken seit April 1898 über 63 Sitze, also über die absolute Mehrheit verfügte, kam es wegen einer Etatsüberschreitung (zur Anlage von Befestigungen auf Seeland) mehrfach zu einem heftigen Zusammenstoß. Eine teilweise Neubildung des Kabinetts (28. Aug. 1899), die indirekt durch einen monatelangen sozialpolitischen Kampf zwischen dänischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern veranlaßt worden war, besserte die Position der Regierung nur vorübergehend. Ihre versöhnliche Haltung der radikalen Folkethingsmajorität gegenüber hatte lediglich eine Steigerung der schon seit 1894 bei einem Teil der Rechten herrschenden Unzufriedenheit mit der Regierungspolitik sowie Anfang Dezember 1899 die Bildung einer konservativen »Fronde« unter Scavenius (s. d.) zur Folge. Da überdies im Ministerium selbst bezüglich wichtiger Fragen (so z. B. der Steuerreform) Meinungsverschiedenheiten bestanden, war im Frühjahr 1900, als das Folkething bei der Beratung des Budgets und des sogen. Viergespanns wirtschaftlicher Vorlagen (Abänderung des Zolltarifs, Erhöhung der Branntweinsteuer, neue Vermögens- und Einkommensteuer, Überweisung des Ertrags der

sogen. Hartkornsteuern an die Gemeinden) eine ablehnende Stellung einnahm, eine Ministerkrisis unvermeidlich. Allein auch dem am 27. April 1900 neuberufenen, gleichfalls konservativen Kabinett Sehested, dem, außer dem bisherigen Minister des Innern, Bramsen, unter anderm Professor Goos (s. d.) als Justiz- und Professor Scharling (s. d.) als Finanzminister angehörten, war nur ein kurzes Leben beschieden. Vergebens trat der Kronprinz Friedrich 3. Juli zu Odense für einen engen Anschluß aller Konservativen an das Ministerium ein. Trotz des für die Regierung günstigen Wahlmodus wurden im September bei den Ergänzungswahlen zum Landsthing ausschließlich Anhänger der »Fronde« oder der Reformpartei der Linken gewählt, und sogar Estrup mußte, um dem Landsthing auch fernerhin angehören zu können, seinen alten Wahlkreis mit einem der vom König zu vergebenden Mandate vertauschen. Demgemäß verlief die Reichstagssession 1900/1901 für das Kabinett ungünstig. Seine Steuerreformvorschläge stießen nicht nur beim Folkething, das den im Sommer von einem parlamentarischen Ausschuß ausgearbeiteten Steuervorlagen den Vorzug gab, sondern auch im Landsthing, wo 23. Nov. neun Abgeordnete offiziell aus dem Parteiverbande der Rechten austraten und sich zu einer besondern Fraktion vereinigten, auf Widerstand, so daß die ganze Steuerreform scheiterte.

Dieser Niederlage folgte bald eine zweite, indem bei den Folkethingswahlen (3. April 1901) die Zahl der regierungsfreundlichen Konservativen, deren Mehrheit im Landsthing nur noch eine Stimme betrug, auf 8 (gegen 75 Anhänger der Reformpartei der Linken, 14 Sozialdemokraten, 2 »Wilde« und 15 Mitglieder der gemäßigten Linken) zusammenschmolz. Hiermit war das Schicksal der langjährigen konservativen Parteiherrschaft in D. besiegelt. Am 23. Juli berief der König unter dem Vorsitz von Professor Deuntzer ein ausschließlich aus Radikalen zusammengesetztes Kabinett. Am 5. Okt. ward der Reichstag zum erstenmal seit vielen Jahren wieder von Christian IX. persönlich eröffnet. Die Thronrede kündigte zahlreiche Vorlagen zur Reform des Justiz-, Verteidigungs- und Steuerwesens sowie zur Hebung des gewerblichen, kirchlichen und kommunalen Lebens an, von denen jedoch nur ein Teil zur Annahme gelangte, während bei andern, besonders bei der geplanten Abtretung der dänisch-westindischen Inseln an die Vereinigten Staaten von Nordamerika, das konservative Landsthing ein Veto einlegte, so daß 27. Mai 1902 die Ratifikationsfrist des zwischen D. und den Vereinigten Staaten bereits abgeschlossenen Vertrags verlängert werden mußte. Durch die am 19. Sept. stattfindenden Ergänzungswahlen ward im Landsthing zwar die bisherige absolute Mehrheit der Rechten beseitigt, eine sichere Regierungsmajorität aber nicht geschaffen (21 Regierungsanhänger, 3 Mitglieder der gemäßigten Linken, 1 Sozialdemokrat, 1 Agrarier, 10 »unabhängige« Konservative, 30 Konservative), so daß der bei Beginn der Reichstagssession vom Ministerium von neuem eingebrachte Antrag auf Abtretung der westindischen Inseln 22. Okt. abermals vom Landsthing (mit Stimmengleichheit) abgelehnt wurde. Im übrigen erzielte das Ministerium Deuntzer jedoch während der Reichstagssession 1902—1903 mehrere bedeutende Erfolge. So ward (12. Dez.) der Beitritt Dänemarks zur Berner Literarkonvention beschlossen, eine Reform der Kirchengesetzgebung angebahnt, namentlich aber kurz vor Schluß der bis 13. Mai 1903 währenden Tagung durch Einführung einer staatlichen Immobilien-, Einkommen- und Vermögenssteuer, Verbesserung des kommunalen Steuerwesens, Ablösung der auf den Bauernhöfen ruhenden Zehntenabgaben ꝛc. eine langjährige parlamentarische Streitfrage beseitigt. Gleichzeitig fand eine politische Annäherung an das Deutsche Reich statt, die bei einem mehrtägigen Aufenthalt Kaiser Wilhelms II. in der dänischen Hauptstadt (Anfang April 1903) wiederholt zum Ausdruck gelangte. Die am 16. Juni stattfindenden Neuwahlen führten, obwohl sich einerseits Ende 1902 eine im allgemeinen regierungsfreundliche »freikonservative« Partei neugebildet hatte, anderseits aber wegen verschiedener Vorfälle in Kopenhagen (Anfang Mai 1903) zwischen den radikalen Regierungsanhängern und ihren bisherigen sozialdemokratischen Bundesgenossen ein vollständiger Bruch erfolgt war, nur zu einer unwesentlichen Verschiebung in der Stärke der einzelnen Parteien, indem die radikale Reformpartei der Linken 6 Sitze einbüßte. Auf dem Reichstage, der am 25. Juni zu einer kurzen außerordentlichen Tagung zusammentrat, zählte sie 72 Mitglieder, denen 3 Freikonservative, 9 Konservative, 14 Anhänger der gemäßigten Linken und 16 Sozialdemokraten gegenüberstanden. (Vgl. auch Island, Norwegen, Schleswig-Holstein, Schweden.)

[Geographisch-statistische Literatur.] Falbe-Hansen und Scharling, Danmarks Statistik (1878—85) u. Danmark i 1890, statistisk Haandbog (1891); Erslev, Geographische Beschreibung des dänischen Staates (deutsch, Schlesw. 1853); Derselbe, Den Danske Stat, en geographisk Skildring for Folket (Kopenh. 1855—57); Trap, Statistik-topographisk Beskrivelse af Kongeriget Danmark (2. Aufl. 1872—79, 6 Tle., mit Karten über jedes Amt; 3. Aufl. im Erscheinen); Both, Kongeriget Danmark, en historisk-topografisk Beskrivelse (2. Aufl. 1882—85, 2 Tle.); Weitemeyer, Dänemark, Geschichte und Beschreibung, Literatur und Kunst ꝛc. (Kopenh. 1888); Koefoed und Westergaard, Grundrids af Danmarks Statistik (das. 1898); »Danmarks Kultur ved Aar 1900« (das. 1900); R. Schou, L'agriculture en Danemark (Lond. 1900); Reisehandbücher von Grove (3. Aufl., Kopenh. 1879, 3 Tle.; deutsch von Lohse, das. 1874), vom Dänischen Touristenverein (das. 1892) und von Nielsen (»Norwegen, Schweden und D.«, in Meyers Reisebüchern, 7. Aufl., Leipz. 1899); die Arbeiten des königlich dänischen Statistischen Bureaus (besonders »Statistisk Tabelværk«, seit 1835. Die amtlichen Kartenwerke s. Textbeilage zum Artikel »Landesaufnahme«.

[Geschichtsliteratur.] Quellen: »Scriptores rerum Danicarum medii aevi« (1772—1878, 9 Bde.); »Regesta diplomatica historiae Danicae« (1847 ff.); Nördam, Monumenta historiae Danicae (1873—1887, 4 Bde.); »Repertorium diplomaticum regni Danici mediaevalis« (1894 ff.); Reedtz, Répertoire des traités conclus par la couronne de Dannemarc jusqu'à 1800 (Götting. 1826); »Danske Traktater 1751—1879« (1874—85, 4 Bde.); Saxo Grammaticus (s. d.). — Bearbeitungen: »Danmarks Riges Historie« (illustr., 1896 ff.); Dahlmann, Geschichte von D. (bis 1523 reichend, Hamb. 1840—43, 3 Bde.); D. Schäfer, Geschichte von D. (die Jahre 1523—1648 umfassend, Gotha 1893—1902, 2 Bde.); Allen, Haandbog i Fädrelandets Historie (8. Aufl. 1881; deutsch, Kiel 1842 u. Leipz. 1849; franz., Kopenh. 1879, 2 Tle.); A. D. Jörgensen, 40 Förtällinger af Fädrelandets Historie (4. Aufl. 1898); N. M.

Petersen, Danmarks Historie i Hedenold (2. Aufl. 1854—55, 3 Bde.); Schriften von Erslev und Joh. Steenstrup (s. diese Artikel); Allen, De tre nordiske Rigers Historie 1497—1536 (1864—72, 5 Bde.); Barfod, Danmarks Historie 1319—1670 (1885 bis 1893, 6 Bde.); Fridericia, Danmarks ydre politiske Historie 1629—1645 (1876—81, 2 Bde.); Derselbe, Adelsväldens sidste Dage 1648—1660 (1894); E. Holm: Danmark-Norges indre Historie 1660—1720 (1885—86, 2 Bde.), Danmark-Norges Historie 1720—1814 (1891 ff., bisher 4 Bde.), Danmark-Norges udenrigske Historie 1791—1807 (1875, 2 Bde.); Thrige, Danmarks Historie i vort Aarhundrede (1889, 2 Bde.); Thorsöe, Den danske Stats politiske Historie 1800—1864 (illustr., 1873); Derselbe, Den danske Stats Historie 1814—1848 (1877—79); Troels Lund, Danmarks og Norges Historie i Slutningen af det 16de Aarhundrede (kulturgeschichtliche Schilderungen, 1879 ff., bisher 14 Bde.); H. Matzen, Föreläsninger over den danske Retshistorie (1893—97, 6 Tle.); Helveg, Den danske Kirkes Historie til Reformationen (1862—70, 2 Bde.); Derselbe, Den danske Kirkes Historie efter Reformationen (2. Aufl. 1880 bis 1883, 2 Bde.); Koch, Den danske Kirkes Historie 1801—1854 (1879—83, 2 Bde.); Vaupell, Den danske Härs Historie (1872—76, 2 Bde.); Garde, Den dansk-norske Sömagts Historie 1535—1814 (1852—61, 2 Bde.); Bricka, Dansk biografisk Lexikon (1887 ff., bisher 16 Bde.); »Danmarks Adels Aarbog« (1884 ff.). — Zeitschriften: »Det danske Magazin« (1745 ff.); »Dansk Historisk Tidsskrift« (1840 ff.); »Aarböger (Annaler) for nordisk Oldkyndighed og Historie« (1836 ff.); Personalhistorisk Tidsskrift (1880 ff.).

Dänemarkstraße, Meerenge zwischen Grönland und Island, durch deren westlichen Teil der Ostgrönlandstrom südwärts fließt.

Danëo, 1) Giovanni, ital. Dichter, geb. 16. Mai 1824 zu St.-Remy in Piemont, wurde Lehrer zu Genua, später Schulrat und Professor der Pädagogik an der Universität. Er schrieb Dramen (»Suleika«, 1856; »Elisa di Montalpino«), die Romane »Il castello di Bardespina« (1871) und »Le memorie d'un galantuomo« (1880) und Dichtungen: »Versi« (1871), »Gotama« (1876), »Rafaello Sanzio Temosforo« (1880), »Poesie« (2. Aufl. 1885), »Considerazioni sul bello« (1877), »Un Sogno« (1879), »Aleardo Aleardi« (1879) u. a. Vgl. Mozzi, Note sur G. D. (Genua 1881).

2) Felice, ital. Schriftsteller, geb. 1825 in Asti, gest. 14. Juni 1890 in Turin. Von seinen Schriften nennen wir: »Vite scelte di Piemontesi illustri« (Turin 1858, 2 Bde.); »La monarchia italiana sotto lo scettro della casa di Savoia« (1861); »Dello spirito dell'arte« (1863); »Fasti di casa Savoia« (1866); »Monale«, Idyll (1871); »Italia e Spagna«, Gedicht (1872); »Diritti e doveri dei cittadini« (1873); »Vita di Gius. Monticone« (1877).

Danew, Stojan, bulgar. Politiker, geb. 1858 in Schumla, studierte in Böhmen, zu Heidelberg und Paris, war nach dem russisch-türkischen Krieg in Bulgarien Mitglied der Kodifikationskommission, quittierte aber als Zankowist den Staatsdienst und wurde Rechtsanwalt. Nach Zankows Rücktritt zuerst Vizepräsident der Nationalversammlung, wurde er 4. März 1901 zum Minister des Äußern und des Kultus ernannt und nach Karawelows Rücktritt (24. Dez. 1901) 3. Jan. 1902 mit der Bildung eines neuen Kabinetts betraut, worin D. selbst, außer dem Vorsitz, wieder das Äußere übernahm. Da dies Zankowistische Ministerium bei der damaligen Zusammensetzung der Sobranje auf keine Mehrheit rechnen konnte, wurde diese 5. Jan. aufgelöst; doch ergaben die Neuwahlen Anfang März keinen vollen Sieg der Regierung, und schon Ende März vollzog sich teilweise eine Umbildung des Kabinetts. Als gelegentlich der Wiederaufnahme des Prozesses gegen den Mörder Stambulows die Beziehungen einst nach Rußland geflüchteter Zankowisten zu jenem und andern politischen Morden enthüllt wurden, trat 14. Nov. das kompromittierte Ministerium zurück; aber nach drei Tagen übernahm D. wieder die Leitung eines neuen Kabinetts und das Auswärtige, bis er 18. Mai 1903 dem General Ratscho Petrow weichen mußte.

Danewerk (dän. Dannevirke), alter Grenzwall der Dänen gegen die Deutschen in Schleswig, nördlich von der Eider, vom Dorf Hollingstedt bis südlich von der Stadt Schleswig in einer Länge von ca. 17 km mit einer Höhe von 10—13 m sich erstreckend, ward vom Dänenkönig Gottfried (Götrik) zu Beginn des 9. Jahrh. errichtet. Zweimal im Mittelalter, unter Heinrich I. (934) und Otto II. (974), überschritten deutsche Heere das D., das seit der Verbindung Schleswigs mit Holstein allmählich in Verfall geriet und erst 1848 durch die Schlacht bei Schleswig (23. April), wo die Befestigungen dem ersten Angriff der Preußen erlagen, wieder eine historische Bedeutung erlangte. Obwohl seit 1850 mit großem Kostenaufwand und auf Grund eines wohldurchdachten Planes zu einer starken Position ausgebaut, ward das D. schon zu Anfang des deutsch-dänischen Krieges, nachdem die Deutschen die Schlei überschritten hatten, 6. Febr. 1864 von den Dänen unter de Meza ohne Schwertstreich geräumt und darauf von den Siegern geschleift. Die 1900 am D. vorgenommenen wertvollen Ausgrabungen sollen systematisch fortgesetzt werden. Vgl. Lorenzen, Dannevirke og Omegn (2. Aufl., Kopenh. 1864); Kaufmann, Der Rückzug von D. und dessen geheime Geschichte (Berl. 1865); Handelmann, Das D. (Kiel 1885); Philippsen u. Sünksen, Führer durch das D. (Hamb. 1903).

Danforth's oil, sehr flüchtiger Bestandteil des Erdöls (s. d.).

Dangast, Dorf in Oldenburg, Amt Varel, auf einer Geesthöhe am Jadebusen und in der Nähe der Eisenbahnstation Dangastermoor (Linie Oldenburg-Wilhelmshaven), hat ein Seebad und (1900) 262 Einw.

Dange (spr. dannje), Fluß im preuß. Regbez. Königsberg, entspringt in Kurland, tritt bei Krottingen in Preußen ein und mündet nach 52 km langem Lauf (23 km schiffbar) bei Memel in das Tief von Memel.

Danger-Inseln (spr. dēndscher-), zur polynes. Gruppe der Manihiki gehörige Lagunengruppe, auf deren Riff die Inseln Pukapuka, Koko und Ratoe, zusammen 3 qkm groß, liegen. Die 1892 von England in Besitz genommenen D., von 500 Polynesiern bewohnt, sind reich an Kokospalmen, aber ohne Ankerplatz.

Danhauser, Joseph, Maler, geb. 18. Aug. 1805 in Wien, gest. daselbst 4. Mai 1845, bildete sich auf der Akademie daselbst unter Peter Krafft und trat zuerst als Historienmaler auf. Szenen aus Pyrkers »Rudolf von Habsburg« erwarben ihm die Gunst des Verfassers, der ihn für einige Zeit nach Venedig zog. Er trat hier mit Darstellungen aus dem modernen Künstlerleben (dem Scholarenzimmer eines Malers, dem Fleischerhund im Maleratelier ꝛc.) auf. Nach Vollendung einiger historischer Gemälde und

des Hauptaltarblattes für den Dom zu Erlau, die Marter des heil. Johannes darstellend, wandte er sich ausschließlich dem Genre zu, worin er sich mit Humor bewegte. Seine Hauptwerke sind: der Augenarzt, der geheilte Blinde, der Prasser (gestochen von Stöber), die Testamentseröffnung, die Klostersuppe (im Hofmuseum zu Wien), Wein, Weib und Gesang, die aufgehobene Pfändung, der Feierabend. D. hatte einen glücklichen Humor und scharfe Beobachtungsgabe; seine Ausführung ist sehr sorgfältig, seine unter dem Einfluß der Zeit stehende Farbe etwas glasig. Vgl. Ilg, D. und Raimund (Wien 1880).

Dänholm, kleine Insel im Strelasund, der Rügen vom Festland scheidet, Stralsund gegenüber.

Dania, neulat. Name für Dänemark.

Daničić, Gjuro (spr. djuro dánitschitsch), hervorragender serb. Philolog, geb. 6. April 1825 in Neusatz, gest. 17. Nov. 1882 in Agram, studierte seit 1846 in Wien Sprachwissenschaft als Schüler Miklosichs, ward 1856 Bibliothekar der Nationalbibliothek in Belgrad und 1859 Professor der Literaturgeschichte am dortigen Lyzeum (der spätern Hochschule). Da er 1865 als Freidenker von letzterm Lehrstuhl entfernt werden sollte, wurde er nach Agram berufen, wo er von der südslawischen Akademie zum Mitglied und Sekretär ernannt wurde. 1873—77 war er Professor der slawischen Philologie an der Belgrader Hochschule, und lebte seitdem wieder in Agram. Seine erste Arbeit war: »Rat za srpski jezik i pravopis« (»Kampf um die serbische Sprache und Rechtschreibung«, Ofen 1847), worin er sich auf die Seite Karadžićs (s. d.) stellte. Von seinen sonstigen ausgezeichneten sprachhistorischen Schriften sind zu nennen: »Mala srpska gramatika« (»Kleine serbische Grammatik«, Wien 1850), später gänzlich umgearbeitet u. d. T.: »Oblici srpskoga jezika« (»Formenlehre der serbischen Sprache«, Belgrad 1863; 8. Aufl., Agram 1892), »Srpska sintaksa« (»Serbische Syntax«, Bd. 1, Belgrad 1858), »Rječnik iz književnih starina srpskih« (»Altserbisches Wörterbuch«, das. 1863—64, 3 Bde.), »Istorija oblika srpskoga i hrvatskoga jezika do svršetka XVII. vijeka« (»Geschichte der serbischen und kroatischen Sprachformen bis Ende des 17. Jahrhunderts«, das. 1874), »Osnove srpskoga ili hrvatskoga jezika« (»Stammbildung der serbischen und kroatischen Sprache«, das. 1876), »Korijeni u srpskom ili hrvatskom jeziku« (»Die Wurzeln in der serbischen oder kroatischen Sprache«, das. 1877) u. a. Außerdem gab D. mehrere altserbische Texte heraus, lieferte eine vortreffliche Übersetzung des Alten Testaments und half Vuk bei Herausgabe seines Wörterbuchs und seiner Nationallieder.

Daniel (hebr., »der Richter Gottes«, d. h. der im Namen Gottes Recht spricht), ein Hesek. 14, 14. 20 und 28, 3 mit Noah und Hiob zusammen genannter frommer Dulder der Vorzeit. Seine legendenhafte Geschichte erzählt das nach ihm genannte, in unsern lateinischen und deutschen Bibeln in die Zahl der sogen. vier großen Propheten aufgenommene Buch des hebräischen Kanons. Hiernach gehörte D. zu den unter Jojakim in das babylonische Exil weggeführten Juden, wo er schon unter Nebukadnezar eine hohe Stelle am Hof erlangte, die er auch unter Dareios und Kyros trotz aller gegen ihn gesponnenen Hofkabalen behauptete. Das halb chaldäisch, halb hebräisch geschriebene Buch D. ist erst unter Antiochos Epiphanes 165 v. Chr. geschrieben worden. Noch spätern Ursprungs sind einige griechische Zusätze (s. Bel). In der Weise der Apokalyptik (s. d.) wird die Verkündigung der Zeitereignisse bis auf die Gegenwart des Verfassers einem früher lebenden Seher als Weissagung in den Mund gelegt. Die Leser sollen dadurch in den Zeiten der syrischen Religionsnot getröstet und gestärkt werden, sofern alle scheinbaren Widerwärtigkeiten als vorausbedachte Teile des göttlichen Weltplans erscheinen, dessen letztes Ziel in einer demnächst anbrechenden Herrschaft des Volkes Gottes auf Erden besteht. Vgl. die Kommentare von Hitzig (Leipz. 1850), Kamphausen (das. 1893), Behrmann (Götting. 1894), Marti (Tübing. 1901), und A. v. Gall, Die Einheitlichkeit des Buches D. (Gießen 1895).

Daniel, 1) Samuel, engl. Dichter und Historiker, geb. 1562, gest. im Oktober 1619, studierte zu Oxford, widmete sich dann der Poesie und Geschichte und soll von Elisabeth 1599 zum Dichter gekrönt worden sein. Jedenfalls spielte er eine nicht unbedeutende Rolle am Hofe Jakobs I. In Prosa schrieb er eine »History of England« (Lond. 1613—18, 2 Bde., u. ö.; fortgesetzt von J. Trussell bis 1488, das. 1636). Als Dichter ist D. durch seine lyrischen Poesien (Sonette) nicht ohne Bedeutung. Dagegen sind seine größern Gedichte, namentlich die »History of the civil wars between the houses of York and Lancaster« (1595—1609), wenig mehr als gereimte Prosa. Seine »Poetical works« erschienen London 1623 und 1718, 2 Bde.

2) Gabriel, franz. Historiograph, geb. 8. Febr. 1649 in Rouen, gest. 23. Juni 1728 in Paris, ward Jesuit und lehrte in den Kollegien des Ordens Philosophie, Humaniora und Theologie, kam zuletzt als Bibliothekar in das Profeßhaus seines Ordens nach Paris und erhielt von Ludwig XIV. den Charakter eines königlichen Historiographen. Seine »Voyage du monde de Descartes« (Par. 1691) ward auch ins Lateinische, Englische und Italienische übersetzt (neue Aufl., das. 1696; durch die »Nouvelles difficultés touchant la connaissance des bêtes« vermehrt, zum letztenmal 1739, 2 Bde.). Gegen Pascals »Lettres provinciales« verteidigte er die Jesuiten in den »Entretiens de Cléandre et d'Eudoxe sur les lettres provinciales« (Rouen 1694; auch ins Lateinische, Spanische, Italienische u. Englische übersetzt). Sein Hauptwerk: »Histoire de France« (erste Ausg. 1713, 3 Bde. in Folio, beste Ausg. mit Fortsetzung bis 1715 von P. Griffet, Par. 1755—57, 17 Bde., und von Lombard, Amsterd. 1755—58, 24 Bde.; deutsch, Nürnb. 1756—63, 16 Bde.; einen Abrégé in 9 Bdn. gab der Verfasser 1724 heraus), zeigt kritische Gelehrsamkeit und Scharfsinn, ist aber trocken, gesucht elegant und für die neuern Zeiten stark klerikal parteilich. Bekannt ist noch seine »Histoire de la milice française« (Par. 1721, 2 Bde.; im Auszug von Allatz, das. 1780, 2 Bde.).

3) Hermann Albert, Schulmann und geograph. Schriftsteller, geb. 18. Nov. 1812 in Köthen, gest. 13. Sept. 1871 in Leipzig, studierte 1830—34 in Halle Theologie und wirkte bis 1870 als Professor am Pädagogium daselbst. Sein Hauptverdienst ist es, der Geographie, die er im Sinne Ritters behandelte, durch geschmackvolle Darstellungsweise die Schulen und die gebildete Welt gewonnen zu haben. Schon 1844 veröffentlichte er ein »Lehrbuch der Geographie für höhere Unterrichtsanstalten« (80. Aufl. von Wolkenhauer, Halle 1902), dann 1850 einen »Leitfaden« (233. Aufl. 1903) und das »Handbuch der Geographie« (Leipz. 1859—63, 3 Tle.; 6. Aufl., 4 Bde.), von dem ein Auszug von Wolkenhauer 1899 in 6. Auflage (daneben illustr. Ausg. in 2 Bdn., 3. Aufl. 1900) erschien. Band 3 und 4 des Handbuchs erschienen

unter dem Sondertitel: »Deutschland nach seinen physischen und politischen Verhältnissen geschildert« (6. Aufl. von Volz, 1893). Einige dieser Werke wurden in mehrere Sprachen übersetzt. Auf theologischem Gebiet hat sich D. als Hymnolog durch die Werke: »Thesaurus hymnologicus« (Halle 1841—56, 5 Bde.) und »Codex liturgicus« (das. 1847—55, 4 Bde.) verdient gemacht. Vgl. »Hermann Albert D., ein Lebensbild« (Halle 1872).

4) Ernst, Baron, ungar. Großgrundbesitzer und Politiker, geb. 3. Mai 1843 zu Elemér im Torontáler Komitat, studierte in Budapest die Rechte, wurde 1867 Stuhlrichter, 1870 liberales Mitglied des Reichstags und war im Abgeordnetenhaus Referent über Handels- und Finanzfragen. Unter Bánffy wurde er im Januar 1895 Handelsminister, 1896 erbliches Mitglied der Magnatentafel und beim Schluß der Millenniums-Ausstellung Baron. Am 26. Febr. 1899 erhielt er mit Bánffy den Abschied.

5) Troubadour, s. Arnaut Daniel.

Daniell, Einheit der elektromotorischen Kraft, s. Elektrische Maßeinheiten.

Daniellsches Element, s. Galvanisches Element.

Danielson, 1) Anders Peter, schwed. Politiker, geb. 1. Dez. 1839 auf der Insel Öland, gest. 18. Dez. 1897 in Stockholm, ergänzte nach Übernahme des väterlichen Erbgutes (1861) seine mangelhafte Schulbildung durch Privatstudien und erwarb sich in seinem Heimatsbezirk bald eine einflußreiche politische Stellung. Seit 1873 Mitglied, 1891—94 und 1897 auch Vizepräsident der Zweiten Reichstagskammer, gehörte er anfangs zu den Oppositionellen der Landmannpartei, ging aber nach deren Sprengung (1887) als Führer der schutzzöllnerischen Neuen Landmannpartei ins Regierungslager über und war am Zustandekommen des Wehrpflichtgesetzes von 1892 hervorragend beteiligt. Mit der ohne sein Zutun durch die Regierung Anfang 1895 veranlaßten Wiedervereinigung der beiden Flügel der Landmannpartei söhnte er sich erst nach längerer Zeit aus.

2) Johan Richard, finnländ. Historiker und Politiker, geb. 7. Mai 1853 im Kirchspiel Hauho, seit 1878 Dozent, seit 1880 Universitätsprofessor der Geschichte zu Helsingfors, veröffentlichte die auf langjährigen Studien in den Hauptarchiven Europas fußenden Werke: »Zur Geschichte der sächsischen Politik 1706—1709« (Helsingf. 1878); »Bidrag till en framställning af Englands socialpolitik och ekonomiskt-sociala utveckling« (das 12. bis 16. Jahrh. umfassend, das. 1880); »Die nordische Frage 1746—1751« (das. 1888). Nicht minder wertvoll sind seine Beiträge zur neuern Geschichte Finnlands, besonders »Handlingar vörande förvaltningen i Finland år 1808« (Helsingf. 1893—95, 2 Bde.), »Viborgs läns återförening med det öfriga Finland« (das. 1894) und »Finska kriget och Finlands krigare 1808—1809« (das. 1897). Im Ständelandtag (Geistlichkeit), dem er seit 1885 ununterbrochen als Führer der Fennomanen (s. d.) angehörte, bez. in den weitverbreiteten Broschüren »Finnlands Vereinigung mit dem russischen Reiche« (Helsingf. 1891; auch schwed., finn., russ. u. engl.) und »Finlands inre självständighet« (das. 1892) verfocht er energisch die innere Selbständigkeit seines Vaterlands, so daß sein plötzlicher Übergang ins russenfreundliche Lager Ende 1901 allgemein überraschte. Zur Belohnung erhielt er Anfang 1903 den Posten eines Universitäts-Vizekanzlers.

Danien (spr. daniäng), s. Kreideformation.

Danila, russ. Wallfahrtsort, s. Danilow 2).

Danilewskij, 1) Nikolaj Jakowlewitsch, russ. Schriftsteller, geb. 10. Dez. (28. Nov.) 1822 in Moskau, gest. 19. (7.) Nov. 1885 in Tiflis, studierte an der Petersburger Universität Naturwissenschaften, trat dann ins Ministerium der Reichsdomänen, von dem er mehrfach zu wissenschaftlichen Untersuchungen abberufen wurde. Durch sein Hauptwerk: »Rußland und Europa« (Petersb. 1871, 3. Aufl. 1888), trat er in die erste Reihe der jüngern Slawophilen, die dies Werk als die Grundlage ihrer Lehre betrachten (s. Slawophilen). Außerdem machte er sich durch seine kritische Untersuchung über den Darwinismus (Petersb. 1885—87, 2 Bde.) als dessen Gegner bekannt.

2) Grigorij Petrowitsch, russ. Schriftsteller, geb. 26. (14.) April 1829 auf dem Gute Danilowka im Gouv. Charkow, gest. 18. (6.) Dez. 1890 in Petersburg, wurde in der »adligen Pension« zu Moskau erzogen, studierte darauf in Petersburg Jura und erhielt 1850 eine Anstellung im Ministerium der Volksaufklärung, in dessen Auftrag er Reisen in die Krim und nach Finnland unternahm und in den Klosterarchiven der Gouvernements Charkow, Kursk und Poltawa arbeitete. 1856 wurde er vom Marineministerium mit Untersuchung der Küsten des Asowschen Meeres beauftragt und zog sich dann, nachdem er 1857 seinen Abschied genommen, auf seine Besitzung im Gouv. Charkow zurück, wo er zwölf Jahre blieb; seit 1869 lebte er wieder in St. Petersburg und zwar als Redakteur des offiziellen »Regierungsanzeigers«. Die ersten schriftstellerischen Versuche von D. datieren aus dem Jahr 1841; einen Ruf aber erwarb er sich erst später durch seine Erzählungen, die durch ein gewisses ethnographisches Element charakterisiert sind, und seine historischen Romane. Von den Erzählungen der erstern Art nennen wir: »Die Flüchtlinge«, »Die Rückkehr der Flüchtlinge«, »Die Freiheit«, die 1862—63 in der »Epocha« und im »Vremja« unter dem Pseudonym Skawronskij erschienen, und endlich das nach einer langen Pause (1874) geschriebene »Die neunte Welle« (deutsch als »Die Nonnenklöster in Rußland« in Reclams Universal-Bibliothek). Es folgten dann die historischen Romane »Mirowitsch« (1879, deutsch in Reclams Universal-Bibliothek), »Das verbrannte Moskau« (1885—86), »Das schwarze Jahr« (1888) ꝛc. Außerdem schrieb D.: »Das ukrainische Altertum. Materialien zur Geschichte und Kultur der Ukraine« (1866, von der Akademie der Wissenschaften mit dem Uwarowschen Preis gekrönt). Die Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1889 in Petersburg in 6. Auflage in 8 Bänden.

3) Basile, Physiolog, geb. 1852 in Charkow, studierte daselbst und in Würzburg, wurde 1880 Professor an der Veterinärschule in Charkow und 1883 Professor der Physiologie an der dortigen Universität. Er arbeitete auf den verschiedensten Gebieten der Physiologie (Thermomyologie, Nerven, Gehirn, Hypnotismus, Kraftvorräte der Nahrungsmittel, Blut, Lecithin, Malariamikroben ꝛc.) und schrieb: »Über den Ursprung der Muskelkraft« (russ., 1876); »Untersuchungen zur Physiologie des Gehirns« (affektivomotorische Zentra, russ., 1876); »Untersuchungen über den tierischen Hypnotismus« (russ., 1878); »La parasitologie comparée du sang« (Charkow 1889, 2 Bde.); »Versuche, die Gültigkeit des Prinzips der Erhaltung der Energie bei der Muskelarbeit experimentell zu beweisen« (Wiesbad. 1889).

Danilo, Petrović Njegoš, Fürst von Montenegro, geb. 25. Mai 1826 in einem Dorfe bei Cattaro, gest. 13. Aug. 1860, wurde nach dem Tode seines

Oheims, des Vladika (obersten Geistlichen) Peter II. Petrović, 31. Okt. 1851 Fürst. Um die bisher vereinigte geistliche und weltliche Würde zu trennen, ließ er mit russischer Unterstützung die geistliche Metropolitanwürde an einen Verwandten übertragen, sich selbst aber 21. März 1852 vom Volk als Fürst von ganz Montenegro anerkennen. Seine Regierung war, wie die seiner Vorgänger, sehr bewegt. Ein Versuch der Pforte, Montenegro, das 1852 einen Krieg mit den Türken begonnen, durch Omer Pascha zu unterjochen, scheiterte 1853 an dem Einschreiten Österreichs. D. unterdrückte das System der kleinen Tyrannen, die für willkürliche Besoldung einzelne Bezirke verwalteten, richtete Schulen ein und suchte auch die Beziehungen der Kirche zum Staat zu regeln. Als Rußland die zugesagten Hilfsgelder nicht mehr zahlte, gewann D. durch persönliche Anwesenheit 1857 Frankreichs Sympathien; zugleich aber gedachte er auch von der Pforte gegen Anerkennung ihrer Oberhoheit Vergrößerungen und Handelserleichterungen zu erreichen. Dies veranlaßte die Bildung mehrerer Verschwörungen gegen D. Am 12. Aug. 1860 ward D. zu Cattaro von Todoro Kadić aus Lorana, der als der Teilnahme an einer Verschwörung verdächtig aus Montenegro hatte fliehen müssen, durch eine Kugel tödlich getroffen. Da seine Ehe mit Darinka Kvekićova (gest. 1892), der Tochter eines Triester Großhändlers, nur mit einer Tochter (Olga, gest. 1896) gesegnet war, folgte ihm der von ihm adoptierte älteste Sohn seines Bruders Mirko, Nikolaus (Nikita) Petrović Njegoš.

Danilo-Orden, montenegrin. Militär- und Zivilorden, wurde gestiftet von Fürst Danilo zum Gedächtnis der »czernagorischen Unabhängigkeit« 1853 und hat fünf Klassen: Großkreuze, Kommandeure erster und zweiter Klasse, Offiziere und Ritter. Das Großkreuz besteht in einem blauen, rot und weiß eingefaßten Goldkreuz, in dessen Mittelschild die gekrönte Chiffer *ДI* (Danilo I.) von Gold steht. Es umgibt ein blauer, weiß eingefaßter Reif mit der Umschrift: »Fürst der Schwarzen Berge«. Die Großkreuze tragen dazu auf der linken Brust einen silbernen Stern mit acht brillantierten Strahlen, zwischen denen glatte Silberstrahlen hervorgehen. Auf dem Stern liegt obiges Kreuz. Die Kommandeure erster Klasse tragen das gleiche Kreuz und den gleichen Stern, nur kleiner, die Kommandeure zweiter Klasse das Kreuz ohne Stern. Die Offiziere tragen das gleiche Kreuz, nur kleiner. Die Ritter tragen ein silbernes, ausgeschweiftes, schwarz emailliertes Kreuz mit demselben roten Mittelschilde. Das Band ist weiß und rot gestreift.

Danilovgrad, Stadt in Montenegro, an der Zeta, mit Wasserleitung, Post- und Telegraphenamt und (1896) 1122 Einw.; erst 1871 angelegt.

Danilow, 1) Kreisstadt im russ. Gouv. Jaroslaw, am Fluß Pelenda und an der Eisenbahn Jaroslaw-Archangel, hat 2 Kirchen, ein Kreisgericht und zählt (1897) 4288 Einw., die Handel mit Leinwand und Getreide treiben. — 2) (Danila) Ehemals berühmtes Kloster der Altgläubigen im russ. Gouv. Olonez, am Wygosee, ist seit 1855 aufgehoben.

Danim, Rechnungsmünze am Persischen Meerbusen, = 10 Flusch, 100 im Silber-Kran.

Dänisch-deutsche Kriege, s. Schleswig-Holstein.

Dänische Literatur. Dänemarks Literatur beginnt, ohne Verbindung mit der altnordischen (s. Nordische Sprache und Literatur), erst nach Einführung des Christentums und unter dessen Einfluß, in lateinischer Sprache. Aus Legenden und Klosterurkunden entwickelte sich um das Jahr 1100 eine dürftige Chroniken-Literatur. Erst in der Glanzperiode der Waldemare (1150—1250) gewinnt das Land in dem Bischof Själlands Absalon (gest. 1201) einen Förderer der Literatur, der auf kirchlicher Basis die Verbindung mit der europäischen Kultur und der Frührenaissance herstellt. Er veranlaßte einen seiner Gefolgsleute, Svend Aagesön, in lateinischer Sprache eine kurze Geschichte Dänemarks (ca. 1185) und seinen jungen Schreiber Saxo Grammaticus die »Historia Daniae« abzufassen, die, 1250 beendet, das wichtigste Quellenwerk für altnordische Geschichte und Sagen ist (Ausg. von A. Holder, Straßb. 1886; dän. Übersetzung von F. W. Horn, Kopenh. 1896). Ein Erzeugnis der scholastischen Bildung, welche die Geistlichkeit aus der Pariser Universität mit sich brachte, ist das »Hexaëmeron« des Erzbischofs Anders Sunesön (gest. 1228), ein Gedicht über die Schöpfung u. a. — In der Landessprache entstehen im 13. Jahrh. Sammlungen von Provinzialgesetzen, die uns aber nur in Aufzeichnungen des 14. Jahrh. bekannt sind (vgl. K. Maurer, Geschichte der nordgermanischen Rechtsquellen, 1870; K. Rosenwinge, Samlingar af gamle danske Love, 1821—46, 5 Bde.). Dagegen sind die etwas spätern Stadtrechte, Gildestatuten und der »Liber census Daniae«, das topographisch wichtige Verzeichnis der Güter und Einkünfte Waldemars II., zum größten Teil in lateinischer Sprache abgefaßt.

In der zweiten Periode des Mittelalters (1250 bis 1500), einer Zeit politischen und geistigen Niederganges, lieferten die Birgittenklöster Übersetzungen von erbaulicher Literatur, darunter das bekannte Volksbuch »Lucidarius«; ein »Arznei- und Kräuterbuch« wird dem Arzte Henrik Harpestreng (gest. 1244) zugeschrieben; aus dem 15. Jahrh. stammen die Sprüche Peder Laales, ein Schulbuch zur Unterweisung im Lateinischen, eine der ältesten und merkwürdigsten Sprichwörtersammlungen Europas und eine volkstümlich gehaltene Reimchronik nach Saxo, die auch ins Plattdeutsche übersetzt wurde (Falcks »Staatsbürgerliches Magazin«, Bd. 6). Aus der religiösen Dichtung heben sich Reimwerke hervor, die der Priester Michael nach lateinischen Originalen frei und nicht ohne dichterisches Gefühl bearbeitete. Übersetzt wurden die südeuropäischen Ritterromanzen, welche die norwegische Königin Eufemia für ihren Schwiegersohn, den ritterlichen Herzog Erich, ins Schwedische hatte übertragen lassen (»Eufemia-Lieder«). — Dänemarks und des ganzen Nordens größter poetischer Schatz aus dieser Periode sind die Volkslieder, »Kämpeviser«, die zunächst nur mündlich fortgepflanzt und seit dem 15.—16. Jahrh., oft sehr fehlerhaft, aufgezeichnet wurden, echte Volkspoesie episch-lyrischer Art, Romanzen und Balladen voll hoher Schönheit, schlicht im Ausdruck, schlicht in der Form, stimmungsvoll und sangbar. Nach den Stoffen zerfallen die Lieder in mythische und historische. Sie umfassen die Welt der Edden und der Sagen, bewahren den alten Glauben an Riesen und Zwerge und singen mit mehr oder weniger historischer Treue von Kriegen und Heldentaten. Sie sind gesammelt von A. S. Vedel (»Hundrede Viser«, 1591), P. Syv (1695) und besonders von Svend Grundtvig (»Danmarks gamle Folkeviser«, 1853—91; deutsch in Auswahl 1858), dessen Werk nach seinem Tode von A. Olrik abgeschlossen wurde. Vgl. Joh. Steenstrup, Vore Folkeviser fra Middelalderen (1891).

Die Renaissance berührt den fernen Norden nur wenig und indirekt. 1479 wurde die Kopenhagener Universität gestiftet, 1495 verließ das erste gedruckte

dänische Buch die Offizin Gotfred von Ghemens: »Die Reimchronik«. Grundsätzlich bedienten sich aber erst die Reformatoren der Landessprache. Christiern Pedersen, der »Grundleger der dänischen Literatur« (um 1480—1554), übersetzte mit Hilfe andrer Reformatoren Teile der Bibel und Erbauungsschriften und gab humanistisch-weltliche Werke, wie die Geschichte Saxos, die Chroniken von Kaiser Karl und Holger dem Dänen heraus (Gesamtausgabe von Brandt und Fenger, Kopenh. 1850—56). Hans Tausen, der streitbare Reformator (geb. 1494), der in Wittenberg Lutheraner wurde und nach manchen Kämpfen 1561 als Bischof von Ribe starb, steht mit seiner Postille an der Spitze der dänischen Homiletik. Durch Übersetzung geistlicher Lieder wirkten Peder Lavrenssen, Jörgen Sadolin und später die Bischöfe Niels und Peder Palladius (1503—60), der Verfasser des Visitatsbuchs, eines geistlichen Hirtenbuchs, der Ausdruck einer höchst kraftvollen, menschen- und weltkundigen Persönlichkeit. Hans Thomissön sammelte die geistlichen Lieder der Reformation (1569), Hans Christensen Sthen, ein begabter Lyriker, sang in volkstümlichem Ton. Unter den Satiren, die der Religionsstreit zeitigte, ragt der anonyme »Dialog zwischen Peter Schmied und Adzen Bauer« hervor. Volksbücher, die aus dem Deutschen übertragen wurden, sind »Bruder Rus«, »Der Totentanz« und »Reineke Fuchs«, letzteres von Herman Weigere (1555). Aus derselben Zeit stammen die ersten Schauspiele: »Ludus de St. Canuto duce«, sowie ein Mysterium, eine Moralität und ein Fastnachtsspiel Chr. Hansens in Odense (um 1530). Katholischerseits war der einzige bedeutende Polemiker Paul Helgesen, »der dänische Erasmus«, ein humanistisch gebildeter und anfangs auch reformatorisch gesinnter Mönch, dem das Verdienst gebührt, in dem »Chronicon Skibyense« von der annalistischen Chronik zu wirklicher Geschichtschreibung den Übergang gemacht zu haben.

Dem regen volkstümlichen Leben der Reformation folgt nach der Mitte des Jahrhunderts ein Kampf der Schriftgelehrten gegen Katholiken und Calvinisten, bis die Orthodoxie durch die Bischöfe Resen und Brochmand (1617) siegte. Nur die Wissenschaft hatte, trotz Zensur und Glaubenszwang, glänzende Namen aufzuweisen. Als Theologen wirkten im 16. Jahrh. Niels Hemmingsen und Holger Rosenkrands, die Medizin förderten im Geiste des Paracelsus Petrus Severinus sowie Kasper und Thomas Bartholin, der Astronomie erstand ein Bahnbrecher in Tycho Brahe (1546—1601), der als Streiter der Bibel Kopernikus befehdete, der Physik in Ole Römer (1644—1710), dem Entdecker der Gesetze der Lichtgeschwindigkeit; Niels Steno (gest. 1686) wurde der Schöpfer der Geognosie. Dieser kosmopolitisch-gelehrten Tätigkeit stand eine mehr nationale zur Seite. Ole Worm (1588—1654) begründete die dänische Altertumsforschung, A. S. Vedel (1542—1616) gab 100 »Kämpeviser« heraus u. übersetzte Saxos Chronik in gutes Dänisch, die Muttersprache wurde durch den Bischof E. Pontoppidan den ältern (1616—1678), Henrik Gerner und Peder Syv, gleichfalls einem Sammler von »Kämpeviser«, grammatisch behandelt, Brynjulf Sveinsson machte die isländische Sagaliteratur bekannt, Torfi Torfason schrieb seine große »Historia Norwegiae«, und Matthias Moth sammelte 24 unveröffentlichte Foliobände für ein dänisches Wörterbuch.

Die Poesie des 17. Jahrh. entwickelte sich in ziemlicher Abhängigkeit von der deutschen Spätrenaissance und wurde nach Opitz' Vorgang Gegenstand und Produkt theoretischer Studien. Nach diesem Muster verpflanzte der Bischof Anders Arreboe (1587—1637) Versmaße wie den Alexandriner und den Hexameter nach Dänemark; Sören Terkelsens Übersetzungen von Opitz, Rist und dem Holländer Cats geben Proben des arkadischen Schäferstils; Anders Bording (1619—77), der Herausgeber der ersten dänischen Zeitung: »Den danske Mercurius«, bildet in humoristischer Gelegenheitspoesie die Sprache zu bisher ungekannter Leichtigkeit aus (»Poetiske Skrifter«, 1735, 2 Bde.). Unabhängig von deutschen Vorbildern erhob sich nur Thomas Kingo (1634—1703) als Psalmendichter zu hohem, bisweilen überschwenglichem Pathos. Auch die Sprache wurde mit deutschen, später französischen Elementen durchsetzt. Reiner Stil blüht nur noch in der Gesetzsammlung Christians V. (1683) und in der ergreifenden »Jammersminde«, den Memoiren der Tochter Christians IV. Leonora Ulfeld (1621 bis 1698) aus ihrer langen Gefängniszeit. Mehr und mehr erstickt die Frische und Innigkeit des Volkstümlichen in langweiliger, religiös didaktischer Tendenz und Gedankenleere (vgl. Paludan, Renaissancebevægelsen i Danmarks Literatur, 1887).

Im Anfang des 18. Jahrh. beginnen allmählich neue Kultureinflüsse aus England u. Frankreich den im Norden fast karikaturhaften Schatten der Renaissance zu verdrängen. Ludwig v. Holberg (1684—1754) ist der Vermittler der Aufklärung und der rationalistischen Weltanschauung, die trotz ihrer Einseitigkeit auf allen Gebieten ein reges Leben hervorbringen sollte. Seine größte Bedeutung aber liegt darin, daß er mit seinen Komödien (seit 1722) der Begründer einer selbständigen dänischen Bühne wurde, nachdem die alte Schulkomödie längst abgestorben war, das Renaissancedrama nur in der Form von Opern und Ballett am Hof Wurzel gefaßt und deutsche Truppen das Volk mit Haupt- und Staatsaktionen belustigten. Holbergs Komödien verleugnen zwar den Einfluß von Molière nicht, zeigen aber zugleich das heimatliche Gepräge und den speziell dänischen Humor, der ihn zum ersten wirklich nationalen Dichter Dänemarks macht. Auch in der Wissenschaft führte Holberg eine neue Zeit herauf, indem er weltliche Bildung und populäre Darstellung in der Landessprache zur Zeitforderung erhob. Keiner war seinesgleichen, aber viele halfen ihm bei seinem Werke. Fr. Chr. Eilschow, der jugendliche Philosoph (1725—1750), wandelt in seinen Spuren. Mit dem ihm unsympathischen, deutsch schreibenden Andreas Höjer (1690—1739) verbreitete er die Ideen des Natur- und Völkerrechts. Beide wirkten auch für modernere, stilistisch als Kunst ausgebildete Geschichtschreibung. Durch Einführung der historischen Quellenkritik hat sich Hans Gram (1685 bis 1748), der Mitbegründer der königlich dänischen Gesellschaft der Wissenschaften (1742), unvergänglichen Ruhm erworben. Als Stifter der königlichen Gesellschaft für vaterländische Geschichte und Sprache (1745) und als Herausgeber ihres monatlich erscheinenden Organes »Das Dänische Magazin« ist sein Schüler Jakob Langebek (1710—75) zu nennen. Der Isländer Arne Magnussen (gest. 1730) leistete durch die kostbare Handschriftensammlung, die noch heute seinen Namen trägt, der Erforschung des Altisländischen unschätzbare Dienste. Der Polyhistor Erik Pontoppidan der jüngere (1698—1764) war auf allen Gebieten tätig.

Die revolutionären Ideen der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. fanden auch in Dänemark ihren Widerhall

und ihre Vertreter. Eine Periode deutsch reformierenden (etwa bis 1770) wird durch eine Periode französisch revolutionierenden Geistes abgelöst. Im Sinne Holbergs wirkten auf der von ihm dotierten Akademie zu Sorö die sogen. »Soröaner«, der Lehrer modernen Staatsrechts und der populäre Sittenschilderer Jens S. Sneedorf (1724—64), dessen Zeitschrift »Der patriotische Zuschauer« (1761—63) übrigens Voltaires Einfluß erkennen läßt, Andreas Schytte (1720 bis 1777) und Tyge Rothe (1731—95), dessen historisch-philosophische Schriften im Geiste der französischen Enzyklopädisten verfaßt sind. Ihnen gegenüber stehen die Vertreter deutscher Geistesrichtung: der Philosoph Jens Kraft (1720—65), Sneedorfs literarischer Widersacher, und der Staatsminister Bernstorff, der viele seiner deutschen Landsleute nach Dänemark berief, so den Pädagogen Basedow, den Botaniker Oeder, den Physiker Kratzenstein, endlich auch Klopstock (1751), dessen fast 20jähriger Aufenthalt für die d. L. bedeutsam wurde.

In der Poesie überwog die Quantität die Qualität. Die satirische Dichtung war nach Holberg Mode geworden; doch vermochte nur der tüchtige Philolog Chr. Falster (1690—1752) eine gewisse Bedeutung zu erlangen. Aus der Menge der Gelegenheitsdichter treten der feine Lyriker Ambrosius Stub (1705—58) und Jörgen Sorterup hervor, der in dem altmodisch gewordenen Volksliederstil »Neue Heldengesänge« (1716) dichtete. Töger Reenberg (1656—1742) zeigt in seinen Revuen viel Geschmack und französische Zierlichkeit; als Psalmendichter in mild pietistischem Geiste wird der Bischof Joh. Adolf Brorson (1694 bis 1764) immer noch hoch geschätzt. Aber das Lehrgedicht war und verblieb die beliebteste Form. Als Ausnahme muß es gelten, daß der Norweger Krist. Tullin (1728—65) den Engländer J. Thomson nachbildete und für seinen naturschwärmenden »Maitag« den Preis der »Gesellschaft für schöne und nützliche Wissenschaften« (ein Name, der den literarischen Standpunkt der Zeit hinreichend charakterisiert) davontrug (1758, »Samtlige Skrifter« 1770—73, 3 Bde.). Erst der Lyriker Joh. Ewald (1743—81) brachte einen originellen freien Zug in diese Programmpoesie. Er fand in der nordischen Mythologie und Sage, in dem Volksleben und der Volksreligion lebendige Quellen, aus denen seine glühende Phantasie Nahrung schöpfte. Auf der Bühne wurde er durch die von Klopstock beeinflußte Wahl altnordischer Stoffe für Dramen wie »Rolf Krake« und »Balders Tod« und das volkstümliche Singspiel »Die Fischer« ein Vorläufer der dänischen Romantik, während viele seiner Lieder immer noch im Volksmunde leben. Eigentümlicherweise hatte Holberg im Drama keine Schule gebildet. Die gesunde Komödie Molières, die ihm als Muster gedient, wurde bald durch den Einfluß der Tragödien Voltaires, durch Rhetorik und Affektation abgelöst. Die Rührstücke Charlotte Biehls (1731—88), Niels Bredals (1733—78) »Thronfolger in Sidon« (1772) und Nordal Bruns (1745—1816) mit überschwenglichem Lobe begrüßte »Zarine« (1772) riefen endlich die Reaktion hervor. Durch eine köstliche Parodie der französischen Trauer- und Singspiele »Liebe ohne Strümpfe« (1772) begrub der junge Norweger Herman Wessel (1742—85) diese lebensfremde Kunst in Gelächter. Die Folge war eine Wiederherstellung der nationalen Bühne, wo Dramatiker wie Christ. Olufsen (gest. 1790), Enewold de Falsen (1755—1808) und der begabteste unter ihnen, Ole Samsoe (1759—96), ein begeistertes Publikum fanden. Auch die italienische Oper mußte einheimischen Singspielen weichen; hier erwies sich Th. Thaarup (1749—1821) als geschickter volkstümlicher Nachahmer Ewalds. Im allgemeinen aber weist die Zeit ein trocknes, wenig begeisterndes Äußere auf, und es sind die journalistisch-kritischen Talente, wie K. L. Rahbek (1760—1830) und Chr. Pram (1756—1821), die Redakteure der »Minerva« und der unerschrockene Satiriker P. A. Heiberg (1758—1841), die das große Wort führen. Der einzige wirkliche Dichter war der scherzende, lachende, scheltende Jens Baggesen (1764—1826), der mit seiner graziösen Lyrik, seinen komischen Erzählungen und Operntexten zwischen der alten und der neuen Richtung steht, deren Kraft er unterlag.

In diesem Zeitalter des politischen und sozialen Interesses, das die Dichtung vorzugsweise als Mittel zur Belehrung betrachtete, blühte selbstverständlich die populäre, aufklärende Wissenschaft. Um der freien Entfaltung des Gedankens alle Schranken zu öffnen, hatte das Ministerium Struensee (1771) sogar die Preßfreiheit gebracht, die aber nach seinem Sturze 1772 wieder aufgehoben wurde und eigentlich keine andre nachhaltige Wirkung hervorrief, als die Landesverweisung Heibergs und des berühmten Geographen M. K. Bruun (1775—1826). Unter den Verkündern des modernen rationalistischen Christentums ragen die Pfarrer Birckner und Bastholm (1740—1814) hervor im Gegensatze zu dem Vertreter der Orthodoxie Bischof Balle (1744—1816). Die Geschichte fand Förderer in dem Norweger Gerh. Schöning (1722—80), in dem fleißigen Sammler altdänischer Urkunden P. F. Suhm (1728—98), dem tendenziösen, geistvollen Riegels (1755—1802) und Ove Malling (1748—1829). W. H. F. Abrahamson (1744—1812) machte sich als der erste ästhetische Kritiker Dänemarks bemerkt, der Polyhistor Rasmus Nyerup (1759—1829) übte einen großen Einfluß als Literatur- und Sprachhistoriker aus; in der Medizin ragten Tode (1736—1806), in der Geographie, Zoologie und Nationalökonomie O. C. Olufsen (1764—1827), in der Botanik M. Wahl (1749 bis 1804) und in der Zoologie Es. Fleischer hervor. Vor allem aber ist das Wirken der Gebrüder Anders (1778—1860) und Hans Christian Örsted (1777—1851), der eine Jurist, der andre Entdecker des Elektromagnetismus, zu nennen. Von großer Tiefe und Klarheit der Darstellung war der norwegische Philosoph Niels Treschow (1751—1833).

Am Ende des 18. Jahrh. hatte sich inzwischen in Europa ein neuer Geist, eine Reaktion gegen die trockne Verstandesherrschaft, Bahn gebrochen: die von Goethe und Schiller mittelbar vorbereitete, von den Schlegels, Tieck, Novalis vollendete und von Schelling in System gesetzte Romantik wurde in Kopenhagen 1802 von dem jungen norwegischen Naturforscher Henrik Steffens (1773—1845) verkündet. Die jungen Talente der Zeit fühlten sich mächtig hingerissen durch diese tiefere Auffassung der Kunst, in der man die Rettung aus dem geistesarmen Rationalismus und der Herrschaft des »guten Geschmacks« sah. Schneller als in irgend einem andern Lande drangen die Ideen von der Oberherrschaft des Gefühlslebens, der hohen Aufgabe der Poesie, durch die Phantasie das Gemüt über das Alltägliche zu heben, der Souveränität des frei schaffenden Künstlers allen Formen gegenüber durch. Man entdeckte in der Poesie Adolf Schack-Staffeldts (1769—1826) das innige Naturverständnis, die Gefühls- und Ideentiefe, nach denen man sich sehnte. Adam Gottlob Öhlenschläger (1779—

1850) wandte sich von seiner bisher gepflegten rhetorisch-didaktischen Manier ab und fand in der altnordischen Poesie die Quellen und die Inspiration zu seinen epochemachenden Epen und Dramen. Ihm zur Seite trat N. F. S. Grundtvig (1783—1872) mit seiner von Öhlenschlägers Idealisierung unbeirrten Auffassung des derben altnordischen Heldenlebens und des dämonisch Schönen der alten Sagen. Seine volkstümliche Auffassung des Christentums, die Impulse zur Volksbildung und zu Volksschulen gab, hielt die neue Richtung fern von dem phantastischen Katholizismus der Romantik andrer Länder. B. S. Ingemann (1789—1862) wandte sich von seinen hyperromantischen Dramen und lyrischen Dichtungen dem historischen Roman zu und erwarb sich einen großen Namen als Schilderer der dänischen Königsgeschichten. J. C. Hauch (1790—1872) schloß sich in mystischen oder geistlichen Dramen Öhlenschläger an, Christ. Hviid Bredahl (1484—1860), den erst eine spätere Zeit anerkannt hat, ging seine eignen Wege und griff in seinen »Dramatischen Szenen«, die im Mondreich spielen, sowohl die überschwengliche Romantik als die Realistik der folgenden Periode an.

Schon bei ihrem ersten Auftreten war die Romantik durch Baggesen, den Nebenbuhler Öhlenschlägers um die Gunst des Publikums, wegen ihrer Formlosigkeit und willkürlichen Phantastik bekämpft worden. Aber Baggesen unterlag. Ein Jahrzehnt später begann Johann Ludwig Heiberg (1791—1860), ein Kritiker feinster Schulung, in verschiedenen Zeitschriften eine erfolgreichere sachliche Opposition. Die Poesie sollte wohl, wie es die Romantik verlangte, souverän im Leben stehen, der Dichter aber nicht seiner eignen willkürlichen Phantasie unterliegen, sondern sie mit der Vernunft in den Schranken schöner künstlerischer Form halten, gleichgültig, woher seine Stoffe stammten. An seiner Seite stand in dem folgenden literarischen Streit Henrik Hertz (1798—1870), der die Kunsttheorien Heibergs in köstlichen, Baggesen täuschend nachgeahmten »Gjengangerbreve« wiedergab und wie Heiberg Theaterstücke mit aktuellen Kopenhagener Stoffen verfaßte, im Gegensatze zu den Romantikern, die nur »romantisch« fernliegende Zeiten für künstlerisch geeignet hielten.

Inzwischen war der Landpfarrer Steen Blicher (1782—1848) in Gedichten und Bauernnovellen, die das Leben und die Natur seiner jütländischen Heimat zum Teil im Dialekt schilderten, zu einer Art Realistik gekommen, die an Frische und Unmittelbarkeit dem theoretischen Realismus der Schule Heibergs weit überlegen war. In derselben Art, nur heiterer und lebensfreudiger, dichtete Poul Møller (1784—1838). Als angeregt durch Blicher kann man in neuerer Zeit den sehr produktiven Carit Etlar (Karl Brosböll, geb. 1816) und die sogen. Dorfschullehrerliteratur betrachten, die von Verfassern aus dem Bauernstande, wie K. Thyregod (geb. 1822), Anton Nielsen (geb. 1827), Mads Hansen (1834—80), Zakarias Nielsen (geb. 1844) gepflegt wird.

Seine erste direkte Schülerin fand Heiberg in seiner Mutter, der geschiedenen Frau P. A. Heibergs, Komtesse Gyllembourg (1773—1856). Ihre »Alltagsgeschichten«, die anonym in der Zeitschrift ihres Sohnes erschienen, bahnten die intime bürgerliche Novellistik an, die in ihrem Neffen Karl Bernhard (Nic. de Saint-Aubain, 1798—1865) einen Nachahmer fand. Nach Heibergs Beispiel suchten auch Th. Overskou (1798—1873) und P. V. Jacobsen (1799—1848) mit Erfolg die umgebende Wirklichkeit in Schauspielen und Vaudevilles zu verwerten. Unter den Vertretern dieses zwischen Klassizismus und Romantik vermittelnden Realismus ist der genialste Denker und Stilist Frederik Paludan Müller (1809—1876), der mit seinem Roman in Versen »Adam Homo« (1841) ironisch realistisch die Geschichte eines Alltagsmenschen schildert. Als Lyriker ist der innige, naturfreudige Christian Winther (1796—1876) an erster Stelle zu nennen. Weniger produktiv, als Erotiker aber noch intensiver und farbenglühender ist Emil Aarestup (1800—1856), fein und mild Ludwig Bödtcher (1793—1874). Einen immer noch wachsenden Weltruf erwarb sich H. C. Andersen (1805—78) mit seinen Märchen, in denen sich romantische Zartheit mit psychologischer Wahrheit verbinden.

Die politischen Interessen, die in den 1840er Jahren Europa bewegten, gaben dem Realismus, der seine Stoffe in der Welt der Tatsachen suchte, neue Impulse und einer Generation von jungen Dichtern ihr Gepräge. Der bedeutendste unter ihnen, Meïr Aaron Goldschmidt (1819—87), machte mit seinem satirisch-politischen Wochenblatt »Der Korsar« (1840—1846) viel Aufsehen. In seinen Novellen, die das intime Leben in den jüdischen Kreisen Kopenhagens zum Vorwurf haben, zeigt er eine Beobachtungsgabe und eine elegante Vollendung des Stils, die in der dänischen Prosa noch nicht erreicht war. Das Studentenleben und das skandinavische Einheits- und Freiheitsbestreben fanden einen begeisterten Sänger in Karl Parmo Ploug (1813—94) und J. Chr. Hostrup (1812—92), der seinen Komödien durch Humor und Lebenstreue dauernden Wert verlieh. Chr. Richardt (1831—92), H. P. Holst (1811—93) und Chr. K. F. Molbech (geb. 1821) pflegten die patriotische Kriegs- und Gelegenheitsdichtung. H. W. Kaalund (1818—85) wußte durch seine Gedichtsammlungen »Ein Frühjahr« und »Spätfrühling« sich die Achtung zu verschaffen, die ihm sogar seine Gegner in den literarischen Kämpfen der 1870er Jahre zollten. Auf der Bühne erwarb sich der launige Liederdichter und Feuilletonist Erik Bögh (geb. 1822) mit Possen und Singspielen große Popularität. Der Roman fand viele Förderer, unter denen hervorzuheben sind: Hans Egede Schack (1820—59), der in den »Phantasten« zeigte, wie ein romantisch überschwengliches Gefühlsleben die Tatkraft lähmte, Karl Bagger (1807—46), dessen Roman »Das Leben meines Bruders« Originalität und Wirklichkeitssinn beweisen, und der französisch-pikante Poul Chiewitz (1817—58) mit seinen unmaskierten, zuletzt manierierten Entschleierungen des Kopenhagener Privatlebens.

Trotz ihres regen literarischen Lebens vermochte diese Zeit keinen ausgeprägten Stil zu schaffen. Allmählich war auf allen Gebieten eine Verflachung eingetreten, so daß schließlich nur der kräftige, eigenartige Dichter und Denker Sören Kierkegaard (1813—55) der Urbanität und dem ästhetischen Fürliebnehmen gegenüber einen eignen Standpunkt vertrat und zeigte, wie wenig die ästhetische Weltanschauung im stande sei, dem Menschen die Religion zu ersetzen. Wie es zu Anfang des Jahrhunderts Steffens getan, brachte auch jetzt ein junger Gelehrter, Georg Brandes (geb. 1842), der stagnierenden Kultur neue Anregungen aus Europa. In Vorlesungen, die er 1872 begann und später als »Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts« veröffentlichte, wies er nach, daß Dänemark in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. noch nicht die Reaktion gegen die Romantik überwunden habe, daß ein bornierter

Skandinavismus jeder äußern Anregung feindlich gegenüberstehe, und daß man immer noch die neuen Aufschlüsse entbehre, die einer gesunden Reaktion, sofern sie nicht Rückschritt bedeuten soll, folgen müßten. Der englisch-französische Positivismus, der naturalistische Roman Flauberts und Zolas und die gesellschaftskritische Dramatik der Augier und Dumas fils bezeichnete er als die Geistesbewegungen, die, aus dem Leben herauswachsend, auf das Leben zurückwirkten. Von seinem glühenden Enthusiasmus hingerissen, scharten sich bald eifrige Schüler um ihn. J. P. Jacobsen (1847—85) brachte in seinem glänzenden historischen Roman »Frau Marie Grubbe« (1876) und in »Niels Lyhne« (1880), der Geschichte eines jungen Mannes, die hervorragendsten Leistungen der naturalistischen Richtung und schuf in seiner Naturbeschreibung und psychologisch-pathologischen Analyse eine neue dichterische Sprache, an der fast alle folgenden Schriftsteller ihren Stil gebildet haben. Holger Drachmann (geb. 1846) begeisterte die Nation durch seine jugendfrische Lyrik, seine farbenschillernden Seeromane und seine Kriegsschilderungen »Von der Grenze drüben«. Sophus Schandorph (geb. 1837) entwickelte sich aus einem flachen Romantiker zu einem kräftigen, oft humorvoll derben Schilderer des niedern Volkes (»Aus der Provinz«, 1876; »Ohne Mittelpunkt«, 1878). Karl Gjellerup (geb. 1857) sagte sich von der Orthodoxie los und schloß sich mit seinem satirischen Roman »Der Germanenlehrling« den »Männern des Durchbruchs« an, zu denen Brandes in seinem »Det moderne Gjennembruds Maend« (1883), auch Erik Skram (geb. 1847) mit seinem Roman »Gertrude Colbdjörnson« (1879) zählt. Edward Brandes (geb. 1847) und Einar Christiansen (geb. 1861), die Dramatiker der Neuen, zeigten sich in all ihrer Verschiedenheit wesentlich von Björnson und Ibsen beeinflußt.

Selbstverständlich erregte die Rücksichtslosigkeit, mit der die jungen Leute gegen das Bestehende und Althergebrachte ins Feld zogen, die erbittertste Opposition von Männern der ältern Richtung, wie Ploug, Kaalund, dem Dramatiker und Novellisten Rud. Schmidt (geb. 1836) und vielen Vertretern der Wissenschaft. Auch fehlte es nicht an Dichtern, welche die alten Traditionen fortsetzten; Karl Andersen (1826—83), Henrik Scharling (geb. 1836; »Nöddebo Pfarrhaus«), P. Mariager (1827—94), Johanne Schjörring (geb. 1836) pflegten die Novellistik; E. Lembcke (geb. 1815), Thom. Lange (1829—87), L. Budde (geb. 1836), E. v. d. Recke (geb. 1848) waren beliebte Lyriker. Im allgemeinen aber war das Feld mit den 1880er Jahren für die neue Richtung gewonnen. Herman Bang (geb. 1857) nahm den psychologischen Roman Jacobsens auf und versetzte ihn mit französischer Dekadenzmelancholie. Sein erstes Buch: »Schwere Melodien« (1880), widmete er Wilhelm Topsöe (1840 bis 1881), der außerhalb aller Parteieinflüsse zu der fein abschattierten Schilderung modernen Seelenlebens, dem konzisen Stil und dem Wahrheitsdrang der neuen Schule gekommen war. Von den jüngern Talenten sind Gustav Esmann (geb. 1860) und Peter Nansen (geb. 1861) in ihrem eleganten Prosastil auf Jacobsen, als Schilderer des dekadenten Kopenhagener Lebens auf Herman Bang zurückzuführen. Überhaupt gaben die eigentümlichen Kopenhagener Verhältnisse in den philiströs Bürgerlichen oder rücksichtslos Freisinnigen, in der lärmenden Bohème oder frivolen »guten« Gesellschaft den jungen Schriftstellern ihre beliebtesten Stoffe. Für die Bühne schreiben Lustspieldichter wie Oskar Benzon (geb. 1856), Emma Gad (geb. 1852), Gustav Esmann, Palle Rosenkrantz. In der Novellistik tritt eine immer wachsende Schar fleißiger Talente auf, unter denen sich Namen bemerkbar machen wie Frau Erna Juel-Hansen, die freisinnige, witzige Darstellerin des Kopenhagener jungen Mädchens, G. Wied (geb. 1858), der satirische, ausgelassen frivole Misogyne, und Karl Larsen (geb. 1860), dessen Sprachkunst den feinsten Stimmungen des unbewußten Seelenlebens Ausdruck verleiht. Die Bauernnovelle und Armeleutedichtung fanden Vertreter in dem kräftigen, zuverlässigen Henrik Pontoppidan (geb. 1857), dessen Familie drei Jahrhunderte hindurch die d. L. bereichert hat, in dem Pfarrer P. E. Benzon (geb. 1857), Joh. Sjoldborg, Otto Aakjaer, Henning Jensen u. a. Der historische Roman wurde weitergeführt von Woldemar (Wiggo Holm; 1855—99), Ingv. Bondesen (geb. 1844), W. Östergaard (geb. 1852) und H. F. Ewald (geb. 1821), während der auf allen Gebieten tätige Sohn des letztern, Karl Ewald (geb. 1856), die Märchendichtung Andersens in eigenartiger, naturbeschreibender Weise fortsetzte.

Waren die Aufklärung, die Romantik und ihr gemeinsames Erzeugnis, die Realistik, die in der Wirklichkeit die poetische Wahrheit suchte, in Einseitigkeit befangen, immer flacher und unbefriedigender geworden, so hat es auch der Naturalismus nicht vermeiden können, schließlich eine Literatur hervorzubringen, die wenig mehr war als ein immer dünnerer Aufguß der Schlagworte, Probleme unter Debatte zu bringen und die Natur möglichst getreu zu photographieren. Als ein Resultat der freien Entwickelung des Dichters ist es anzusehen, daß Holger Drachmann sich um das Jahr 1885 in Opposition zu der Theorie der Schule stellte. Andre, wie Gjellerup, Alfred Ibsen (geb. 1852), Karl Ewald, Oskar Madsen (geb. 1866), sind seinem Beispiel gefolgt. In den 1890er Jahren wollten Johannes Jörgensen (geb. 1866), Sophus Claußen (geb. 1865), Wiggo Stuckenberg (geb. 1863), Sophus Michaëlis (geb. 1865) u. a. die dänische Dichtung in die Bahnen des Symbolismus und der Sprachmalerei lenken; indessen sind ihre Erzeugnisse noch keineswegs epochemachend, obgleich sie erkennen lassen, daß eine Art Romantik mit empfindlichem Schönheitskultus und Hang zum Mystizismus nach neuen künstlerischen Formen sucht. Als Merkmal der neuesten Dichtung gilt überhaupt, daß sie quantitativ sehr reich ist, und von den Dichtern, daß sie mit Fleiß und sprachlicher Sorgfalt ans Werk gehen. Die meisten stehen in reger Entwickelung und erlauben somit kein geschichtliches Urteil. Als Talente, von denen man viel erwartet, mögen hier Waldemar Rørdam (geb. 1872), Ludwig Holstein (geb. 1864), Johannes W. Jensen, Aage Ibsen und Frau Jenny Blicher-Clausen (geb. 1865) genannt werden.

Wissenschaftliche Literatur.

Die Leistungen auf allen Gebieten der Wissenschaft im 19. Jahrh. sind so zahlreich, daß hier nur hervorragender Erscheinungen gedacht werden kann. Auf dem Felde der Theologie wurde der Rationalismus der Aufklärung von H. N. Clausen (1793—1877) kritisch untersucht und von dem als Dichter genannten Grundtvig sowie von den Bischöfen J. P. Mynster (1775—1854) und H. L. Martensen, wenn auch von verschiedenem Standpunkt aus, bekämpft. Grundtvig wollte das Christentum mit dem Volkstümlichen in Einklang bringen und entfesselte in dem »Grundtvigianismus« eine mächtige Strömung, die

die Hebung des Volkes durch Religion und Schulbildung bezweckte. Mynster und Martensen dagegen faßten das Christentum ästhetisch und dogmatisch auf und versuchten einen Kompromiß zwischen Glauben und Wissen herbeizuführen, der in seiner Unzulänglichkeit von dem Denker und Dichter Sören Kierkegaard und Rasmus Nielsen (1809—84) erkannt wurde. In der Philosophie herrschte lange Zeit der Hegelianismus, vertreten durch F. Chr. Sibbern (1785—1872) und Hans Bröchner (1820—75). Die in der dänischen Kulturgeschichte so bedeutungsvollen 1870er Jahre brachten auch hier Neues: den englisch-französischen Positivismus, Utilitätsmoral und Evolutionstheorie, vertreten durch S. Heegard (1835—1884), Kr. Kromann (geb. 1846) und H. Höffding (geb. 1843), die als Universitätslehrer für die ethische Heranbildung der Jugend von großem Einfluß gewesen sind. Die Reihe berühmter Naturforscher hebt an mit H. Chr. Örsted (1777—1851), der 1820 den Elektromagnetismus entdeckte. Bedeutendes und Berühmtes haben in der Physiologie D. F. Eschricht (1798—1862), in der Geologie und Chemie G. Forchhammer (1794—1865), in der Zoologie Jap. Steenstrup (1813—97) und J. C. Schiödte (1815—84), in der Botanik J. F. Schouw (1789—1852) geleistet. Nordische Philologie und Altertumsforschung wurden infolge der wachsenden Begeisterung für die Vorzeit und alles Nationale mit besonderm Eifer getrieben. C. H. Thomsen (1788 bis 1865) begründete das Altnordische Museum in Kopenhagen und ersann die Einteilung der vorhistorischen Periode in eine Stein-, Bronze- und Eisenzeit. Seine Forschungen führte J. J. Worsaae (1821—1885) weiter und brachte die dänische Archäologie in wissenschaftliches System. Der gelehrte Isländer Finnur Magnusson (1781—1847) übersetzte die »Edda«. Als einer der ersten vergleichenden Sprachforscher erwarb Rasmus Rask (1787—1832) einen Weltruf durch die Zusammenstellung der europäischen Sprachen, zu der er unabhängig von seinem deutschen Zeitgenossen Franz Bopp gekommen war. Ihm zur Seite steht Wilh. Thomsen (geb. 1842) durch seinen Nachweis von dem Zusammenhang des finnischen und germanischen Sprachstammes. Als klassischer Philolog wurde J. N. Madvig (1804—86) geschätzt. Die archäologischen und philologischen Errungenschaften machte sich die Geschichtsforschung zu gute, die in P. E. Müller (1776—1834), dem Herausgeber der »Sagabibliothek« (1817—20), und E. C. Werlauff eifrige Förderer fand. Durch glänzende Darstellung zeichnen sich die leider unvollendet gebliebene »Geschichte der drei nordischen Reiche« von C. F. Allen (1811—71), durch gründliche Quellenkritik die Monographien C. P. Paludan-Müllers (1853—82) aus. Die jüngere Generation von Historikern, A. D. Jörgensen (1840—97), Edw. Holm (geb. 1833), Troels Lund (geb. 1840), J. Steenstrup (geb. 1844), J. Fredericia (geb. 1849), Kr. Erslev (geb. 1852) sind durch die Eröffnung der Staatsarchive zu einer sicherern Übersicht der gesamten historischen Quellen gekommen und haben sowohl die politische als die Kulturgeschichte vielfach in neues Licht zu stellen vermocht. Die Geschichte des Auslandes hat besonders Fredr. Schjern (1846—82) bearbeitet. Die Kunstgeschichte wurde von Georg Zoega (1755—1809) und P. O. Brönsted (1780—1842) auf wissenschaftliche Höhe gebracht und fand in N. L. Hyen (1798—1870) und Jul. Lange (1838—96) hochbegabte Förderer. Langes Hauptwerk »Die Kunstgeschichte der menschlichen Gestalt« (»Menneskefigurens Kunsthistoria«) wurde nach seinem Tode von P. Köbke herausgegeben (1899). Auf psychologischer Grundlage hat der Nervenarzt C. Lange (1834—1900) »Beiträge zur Physiologie der Genüsse als Grundlage einer rationalen Ästhetik« (1899) veröffentlicht.

Als Begründer der wissenschaftlichen dänischen Literaturgeschichte gelten R. Nyerup (1759—1829) und der als Journalist genannte K. L. Rahbek durch ihr Werk »Beiträge zur Geschichte der dänischen Dichtkunst« (1800—1828). Die Dichter Chr. Molbech und J. L. Heiberg setzten ihr Werk fort. Die erste zusammenfassende Literaturgeschichte als Ergebnis tiefgehender Untersuchungen verfaßte aber erst N. M. Petersen (1791—1862). In neuester Zeit hat Georg Brandes neue, kritisch vergleichende Methoden eingeführt und in seinen großen Werken Gesichtspunkte entwickelt, die seine Nachfolger in weitem Maße beeinflußt haben. — Die einzelnen Perioden der literarischen Entwickelung fanden im 19. Jahrh. folgende besonders nennenswerte Bearbeiter: die Frühzeit behandelten Sv. Grundtvig, Heroisk Digtning (1867); A. Olrik, Sakses Oldhistorie (1892—94); N. M. Petersen, Danmarks Historie i Hedenold (2. Aufl. 1854); das Mittelalter: A. D. Jörgensen, Bidrag til Nordens Historie i Middelaldern (1871); Derselbe, Danske Helgeners Levned, übersetzt von H. Olrik (1892); S. Grundtvig, Danmarks gamle Folkeviser (1853—90, 5 Bde.; Fortsetzung von A. Olrik, 1895 ff.); die Neuzeit: Rönning, Rationalismens Tidsalder (1886—90, 2 Bde.); Kr. Arentzen, Baggesen og Öhlenschläger (1870—78, 8 Bde.); L. Dietrichson, Indledning i Studiet af Danmarks Litteratur i vort aarh. (1860); W. Wedel, Guldaldern i dansk Digtning (1890); G. Brandes, Danske Digtere (1877), Essays (1889) und Det moderne Gennembruds Maend (1883); A. Matthison-Hansen, Nutids Lyrik (seit 1872) und Biografier (1889); C. E. Jensen, Vore Dages Digtere (1898).

Allgemeine Literaturgeschichten veröffentlichten N. M. Petersen, Bidrag til den danske Literaturs historie (2. Aufl. 1867—71, 5 Bde.), und P. Hansen, Illustreret Dansk Literaturhistorie (neu ergänzt in 3 Bdn., 1901—1902). — Theatergeschichtliche Werke schrieben Th. Overskou, Den danske Skueplads i dens Historie (1854—66, 5 Bde.), fortgeführt von Edgar Collin (1873—76, Bd. 6 u. 7), der auch mit A. Aumont eine alljährlich durch Jahrbücher ergänzte Geschichte des Hoftheaters, »Det danske Nationaltheater«, zu stande gebracht hat. Der Schauspieler Karl Mantzius gibt mit Staatszuschuß eine »Weltgeschichte der Schauspielkunst« (»Skuespilkunstens historie«, 1898—1899, Bd. 1 u. 2) heraus.

Deutsche Werke über d. L. sind: Strodtmann, Das geistige Leben in Dänemark (Berl. 1873); Wollheim da Fonseca, Nationalliteratur der Skandinavier (das. 1874—77); Schweitzer, Geschichte der skandinavischen Literatur (Leipz. 1886—89, 3 Bde.), und namentlich Winkel-Horn, Geschichte der Literatur des skandinavischen Nordens (das. 1880). — Bibliographische Hilfsmittel gaben J. Worm (1784), Nyerup und Kraft (1820), Erslev (1843—53; 3 Supplementbände 1854—68), Chr. Bruun (»Bibliotheca danica, systematisches Verzeichnis der dänischen Literatur 1482—1830«, 1877 ff.), und Bricka (»Dansk biografisk Lexikon«, 1887—1901, bisher 15 Bde.) heraus.

Dänische Sprache. Die d. S. ist ein Glied der skandinavischen oder nordischen Sprachfamilie, und zwar bildet sie zusammen mit der schwedischen den südöstlichen (»ostnordischen«) Zweig dieses Stammes. Die d. S. der ältesten Denkmäler (Runeninschriften seit dem 4. Jahrh.) unterscheidet sich noch nicht von dem Urnordischen; erst seit dem Beginn des 8. Jahrh. zeigen diese Inschriften charakteristische Eigentümlichkeiten. Literarische Quellen besitzen wir erst aus dem 13. Jahrh. in den Gesetzbüchern der dänischen Provinzen, die bereits dialektische Spaltungen zeigen. Ihre heutige Schrift und Redegestalt erhielt die d. S. in der Mitte des 16. Jahrh. Aus dem seeländischen Dialekt hatte sich im 14. und 15. Jahrh. bereits eine allgemeine Schriftsprache gebildet, die mit der Reformation durch Buchdruck und größere literarische Tätigkeit sich auch im Laienstand befestigte und ausbildete. Als erstes bedeutenderes Denkmal der einheitlichen neudänischen Sprache darf die Übersetzung der Lutherbibel (1550) gelten. Seitdem beeinflußten ihre Entwickelung wesentlich zwei Faktoren: 1) Abschwächung der Lautform und Vereinfachung der Flexion durch Formübertragung, 2) das Eindringen fremder Wörter in den Sprachschatz. Am stärksten war der Einfluß des Deutschen, zuerst (seit dem 15. Jahrh.) der des Niederdeutschen (durch die Hansa und das deutsche Regentenhaus vermittelt), dann der des Hochdeutschen, der seit der Reformation, besonders mächtig aber im 18. Jahrh. unter Struensees Verwaltung sich geltend machte; daher ist trotz aller puristischen Bestrebungen, einer natürlichen Folge der durch die schleswigschen Kriege hervorgerufenen feindlichen Stimmung gegen Deutschland, noch heute mehr als ein Drittel der dänischen Wörter deutschen Ursprungs. — Das Gebiet der dänischen Sprache ist das Königreich Dänemark, der nördlichste Teil von Schleswig und Norwegen, wo sie infolge der jahrhundertelangen Zugehörigkeit dieses Landes zur dänischen Krone Schrift- und höhere Gesellschaftssprache geworden ist. Auch die Volksmundarten der südschwedischen Landschaften Halland, Schonen und Blekinge, die ehemals zu Dänemark gehörten, sind zusammen mit dem Dialekt der Insel Bornholm zum dänischen Sprachgebiet zu rechnen; eine zweite Dialektgruppe bildet das Inseldänische (auf Seeland, Fünen ꝛc.) und eine dritte das Jütische mit dem Nordschleswigschen. In Norwegen herrscht härtere Aussprache, und vieles ist aus der Volkssprache aufgenommen (vgl. Norwegische Volkssprache). Die d. S. ist die weichste und modernste unter den skandinavischen, doch nicht so wohllautend wie die schwedische. Das Alphabet ist wesentlich das deutsche, nur w fehlt (wofür v steht); dazu kommen noch ä (oder æ) und ö (oder ein durchstrichenes o: ø) und seit neuester Zeit, dem Schwedischen entlehnt, å (für aa). Der Gebrauch lateinischer Schrift (Antiqua) statt der deutschen (Fraktur) ist im Dänischen heute viel ausgedehnter als bei uns, sogar in politischen Zeitschriften (z. B. »Dagbladet« und »Politiken«). Die Geltung der Schriftzeichen ist aber vielfach verschieden: aa (å) = o, u (zum Teil) = o, y (zum Teil) = ö ꝛc. Wissenschaftliche Grammatiken der dänischen Sprache lieferten Th. Möbius (»Dänische Formlehre«, Kiel 1871, worin auch die ältere Literatur verzeichnet ist) und Kr. Mikkelsen (»Dansk Sproglære«, Kopenh. 1894); zur ersten Einführung ist empfehlenswert das kleine »Lehrbuch der dänischen Sprache« von J. C. Poestion (2. Aufl., Wien 1898). Das Wörterbuch (»Dansk Ordbog«) der dänischen Akademie (Kopenh. 1793—1881) ist veraltet, ebenso Molbechs »Dansk Ordbog« (das. 1833; 2. Aufl. 1859, 2 Bde.); ein großes Wörterbuch der dänischen Sprache seit Holberg wird von V. Dahlerup vorbereitet. Etymologische Wörterbücher schrieben E. Jessen (Kopenh. 1893) sowie H. Falk und A. Torp (Christ. 1901 ff.); ein Reimwörterbuch A. Sörensen (Kopenh. 1900). Von dänisch-deutschen Wörterbüchern sind besonders zu nennen die von Helms (2. Aufl., Leipz. 1871) und J. Kaper (4. Aufl., Kopenh. 1900); deutsch-dänische schrieben J. Kaper (3. Aufl., das. 1895) und J. Brynildsen (Christ. 1900), einen dänisch-norwegischen Sprachführer (Konversations-Wörterbuch für Deutsche) H. Nissen (Leipz. 1893); ein dänisch-isländisches Wörterbuch Gislason (Kopenh. 1851) und J. Jónasson (Reykjavik 1896); ein dänisch-norwegisch-schwedisches Dalin (Stockh. 1869), ein dänisch-französisches T. Sundby und E. Baruël (Kopenh. 1883—84, 2 Bde.), ein dänisch-englisches S. Rosing (7. Aufl., das. 1899) und A. Larsen (3. Aufl., das. 1897). Ein »Dansk Glossarium« (Kopenh. 1853—1866) für die veralteten Wörter gab Molbech heraus; Kalkärs »Ordbog tildet ældre danske Sprog« (das. 1881 ff.) ist noch nicht vollendet. Die von Molbech (»Dansk Dialektlexicon«, Kopenh. 1841) zuerst begonnene Erforschung der dänischen Mundarten wird gegenwärtig besonders durch »Universitäts-Jubiläets danske Samfund« eifrig gefördert (vgl. Feilberg, Bidrag til en Ordbog over jyske Almuesmål, das. 1886 ff. u. a.). P. E. Müller schrieb eine dänische Synonymik (Kopenh. 1829, 2 Bde.; 3. Aufl. von Dahl, 1872), Thortsen »Forsög til en dansk Metrik« (das. 1833—35, 2 Bde.). Das neueste und beste Werk über dänische Metrik sind E. v. d. Reckes »Principerne for den danske Verskunst« (Kopenh. 1882, 2 Bde.). Die auf dem Stockholmer Orthographenkongreß von 1869 festgesetzten Regeln brachte in Anwendung Sv. Grundtvig in »Dansk Retskrivnings-Ordbog« (Kopenh. 1870). Auf Grund der später (1889) vom Kultusministerium angebahnten Ordnung der Rechtschreibung verfaßt ist V. Saabys »Dansk Retskrivnings-Ordbog« (3. Aufl., Kopenh. 1896); sie hat vielen Widerspruch erfahren und Gegenvorschläge hervorgerufen (»Den literaire Retskrivning«, Kopenh. 1889). Die Arbeiten über die Geschichte des Dänischen von Petersen (»Det danske, norske og svenske Sprogs Historie«, Kopenh. 1829—30, 2 Bde.) und Molbech (»Det danske Sprogs historiske Udvikling«, das. 1846) sind veraltet; vortrefflich ist die kurze Darstellung von V. Dahlerup: »Det danske sprogs historie« (das. 1896). Vgl. dazu A. Noreen, De nordiska språken, S. 39 ff. (Upsala 1887).

Dänische Wage, s. Besemer.

Dänische Wiek, Einbuchtung des Greifswalder Boddens in das pommersche Festland bei Greifswald. An ihr liegen die Seebäder Wiek und Eldena (s. d.).

Dänischmend, kappadokische Dynastie (um 1060 bis 1174), s. Kappadokien.

Dänischweiß, s. Kreide.

Dänisch-Westindien, s. Westindien.

Dänischwohld (Dänischer Wald), Halbinsel in Schleswig-Holstein, zwischen den Busen von Eckernförde und Kiel, mit sehr fruchtbarem Boden.

Danisieren, zu Dänen, dänisch machen, verdänen.

Dankali, Einzahl von Danakil (s. d.).

Dankmar, s. Thankmar.

Dankow (Donkow), Kreisstadt im russ. Gouv. Rjasan, am Don und an der Zweigbahn D.-Smolensk der Rjasan-Uralbahn, hat 2 Kirchen, 2 Stadtschulen, einen Kaufhof und (1897) 9097 Einw.

Dankwarderode, Burg, s. Braunschweig, S. 359 und S. 360.

Dankwart, im Nibelungenliede der Bruder Hagens von Tronege, Marschall des Burgunderkönigs. Er tritt erst in der zweiten Hälfte des Gedichts mehr in den Vordergrund, als gegen ihn Blödel, Etzels Bruder, in der Herberge den Kampf beginnt, in dem D. durch Helferichs Hand fällt.

Dannebrogsorden, s. Danebrogsorden.

Dannecker, Johann Heinrich von, Bildhauer, geb. 15. Okt. 1758 in Waldenbuch bei Stuttgart, gest. 8. Dez. 1841 in Stuttgart, wurde seit 1771 in der Karlsschule gebildet und zwei Jahre später in die Bildhauerabteilung aufgenommen, wo er den Unterricht Le Jeunes genoß. Seit 1780 Hofbildhauer, war er für die Ausschmückung der herzoglichen Schlösser mit Genien, Kindern und Karyatiden tätig. Einen engen Freundschaftsbund schloß er während dieser Zeit mit Schiller, Zumsteeg und dem Bildhauer Scheffauer. 1783 besuchte er mit Scheffauer Paris, wo er in Pajous Atelier arbeitete, und ging 1785 mit ihm nach Rom, wo das Studium der Antike und namentlich der Umgang mit Canova auf ihn einwirkten. Auch Herder und Goethe lernte er hier kennen. In Rom entstanden seine ersten Marmorwerke, die Statuen des Bacchus und der Ceres, jetzt im königlichen Schloß zu Stuttgart. 1790 kehrte er ins Vaterland zurück. Anfangs mußte er sich als Professor der bildenden Künste an der Karlsakademie den Anordnungen des Herzogs fügen und viele Zeit mit Anfertigung von Skizzen und Entwürfen für den Herzog hinbringen. Doch gestalteten sich seine Verhältnisse immer günstiger, je höher sein Künstlerruhm stieg, so daß die hervorragendsten Personen von ihm porträtiert wurden. Zu seinen Schülern gehören F. Distelbarth, F. S. Zwerger, H. Imhoff, Wagner u. v. a. Die letzten Jahre seines Lebens wurden getrübt durch Geistesschwäche, die sich bis zum Verlust des Gedächtnisses steigerte, weshalb er 1839 die Direktion der Kunstschule niederlegte. D. gehört zu den Bildhauern, die durch engen Anschluß an die Antike die plastische Kunst ihrer Zeit neu zu beleben suchten. Nur fand er zu monumentaler Betätigung wenig Gelegenheit. Das erste Werk Danneckers nach seiner Heimkehr von Rom war ein Mädchen, das um einen Vogel weint. Um 1795 entstanden: Psyche, die von dem Flußgott halbtot aus dem Wasser getragen wird, und Hektor, der den Paris der Weichlichkeit beschuldigt. 1797 vollendete er die erste Büste Schillers nach der Natur und in Lebensgröße (in der Bibliothek zu Weimar). Eine zweite kolossale Büste in carrarischem Marmor, ein geniales Werk, das er in seinem Atelier zurückbehielt, befindet sich, leider von dem schwachsinnig gewordenen Künstler selbst in dem herrlichen Lockenschmuck verstümmelt, im Dannecker-Kabinett des Museums zu Stuttgart; eine dritte Büste Schillers fertigte D. für den damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern. 1804 führte er das Grabmal des Grafen Zeppelin in Marmor aus (im Park zu Ludwigsburg). 1806 begann D. die in zahlreichen Kopien später weitverbreitete, nackte Ariadne auf dem Panther (im Bethmannschen Garten zu Frankfurt a. M.), ein Werk, das ihn mehr als andre seiner Schöpfungen volkstümlich gemacht hat. Zu derselben Zeit fertigte D. das Modell zu der Wasser- und Wiesennymphe am Bassin des obern Sees der Stuttgarter Anlagen und eine Statuette des Amor mit gesenktem Pfeil und Bogen. 1814 führte er das Modell zur Psyche für den englischen General Murray aus. Um diese Zeit faßte D. die Idee zu einer Christusstatue, die er acht Jahre lang mit sich herumtrug, bis ihm ein Traumgesicht das Urbild zu seinem Ideal zeigte. Das 1818 vollendete Werk versinnbildlicht Christus als den Mittler zwischen Gott und dem Menschen, indem er spricht: »Durch mich geht der Weg zum Vater«. Der Heiland deutet mit der Rechten auf sich selbst, mit der Linken zum himmlischen Vater. Das Werk wurde (1824 in Marmor vollendet) von der Kaiserin von Rußland für die neue Kirche in Moskau erworben; eine zweite Ausführung in Marmor, vom Künstler 1831 vollendet und von energischerm Ausdruck, befindet sich in der Thurn und Taxisschen Gruftkirche in Regensburg. Außer diesen Werken schuf D. noch das Grabmonument der Erbprinzessin Ida von Oldenburg, die Statue des Evangelisten Johannes, 1826 für die Begräbniskapelle auf dem Rothenberg gearbeitet, ferner eine Reihe Reliefs, bekannt als »Danneckers Traum«. D. steht zwischen Canova und Thorwaldsen; es fehlte ihm die geniale schöpferische Kraft, dafür aber war ihm im vollen Maß eine fein fühlende, harmonisch ausgeglichene Natur verliehen. Seine Hauptvorzüge sind das warme, sinnige Leben, das er aus seinem eignen Reichtum auf seine Gebilde übertrug, das zarte Naturverständnis, das sich bei ihm vom höchsten geistigen Ausdruck im Menschenantlitz bis zu den eigentümlichsten Gebärden des Tieres erstreckt, und der liebevolle technische Fleiß, von dem seine Werke Zeugnis geben. 1888 wurde ein Denkmal für D. von Curfeß auf dem Schloßplatz in Stuttgart enthüllt. Eine Auswahl seiner Werke, mit Biographie, wurde von Grüneisen u. Wagner (Hamb. 1841) herausgegeben. Vgl. Beyer-Boppard, Danneckers Ariadne (Frankf. a. M. 1902).

Dannemarie (spr. dann'marī), 1) Dorf im franz. Depart. Doubs, Arrond. Besançon, 13 km südwestlich von Besançon an der Straße und Eisenbahn nach Dôle gelegen, mit (1901) 180 Einw. Hier fand 23. Jan. 1871 ein Gefecht zwischen der deutschen 14. Division und dem französischen 20. Korps auf dem Rückzug von Belfort (s. d.) statt. — 2) Stadt im Oberelsaß, s. Dammerkirch.

Dannemōra, Kirchspiel im schwed. Län Upsala, nördlich von Upsala, durch Zweigbahn mit der Station Örbyhus an der Linie Upsala–Gefle verbunden, umfaßt 71,3 qkm mit (1898) 1300 Einw. und ist berühmt durch sein Eisenerzlager. Die Minen, gegen 80 an der Zahl, von denen jetzt jedoch nur 10 bearbeitet werden, liegen auf einem 2,1 km langen, 150—210 m breiten, ziemlich ebenen Grund und bilden eine sogen. offene Pinge, einen Abgrund von mehr als 160 m Tiefe. Das Erz gibt eine Ausbeute von 40—50 Proz. Roheisen und ist von so guter Beschaffenheit, daß es großenteils ohne allen Zusatz geschmolzen wird. Die Ausbeute beläuft sich jährlich auf 60—70,000 Ton. Eisenerz, die zum großen Teil in mehreren naheliegenden Eisenwerken, unter denen Österby und Löfsta die größten sind, verschmolzen werden. In Bearbeitung sind die Minen von D. bereits seit 1480; sie sind im Privatbesitz einer Gewerkschaft. Bei D. findet sich auch der Dannemora-Granat, eine Abart des braunen Granats mit Streifungen auf den Kernflächen.

Dannenberg, Kreisstadt im preuß. Regbez. Lüneburg, an der schiffbaren Jeetzel und der Staatsbahnlinie Wittenberge–Lüneburg, ist altertümlich gebaut, hat eine evang. Kirche, Synagoge, Schloß, einen alten Turm (Waldemarturm), ein Denkmal für die im Gefecht bei der Göhrde 16. Sept. 1813 verwundete und hier beerdigte Eleonora Prohaska, den Körner-

stein, auf dem Theodor Körner sein »Gebet vor der Schlacht« dichtete, Amtsgericht, betreibt Branntweinbrennerei, Möbelfabrikation und zählt (1900) 1899 Einw. — In der alten Burg D. wurde König Waldemar II. von Dänemark 1223—25 durch den Grafen Heinrich von Schwerin in strenger Haft gehalten. Burg und Herrschaft D. gehörten seit dem 12. Jahrh. einem Grafengeschlechte, das 1306 die Grafschaft an den Herzog Otto von Braunschweig und Lüneburg verkaufte. Bereits im 13. Jahrh. ist die Stadt D. nachzuweisen. Bei der Länderteilung unter den Söhnen Ernsts des Bekenners kamen Stadt und Amt D. 1559 als Fürstentum an Herzog Heinrich von Braunschweig und fielen 1671 an die Linie Celle.

Dannenberg, Hermann, Numismatiker, geb. 4. Juli 1824 in Berlin, wo er als Landgerichtsrat a. D. lebt, bearbeitete die Münzen des deutschen Mittelalters in zahlreichen Aufsätzen in Fachzeitschriften und schrieb das für die Münzkunde Deutschlands epochemachende Werk »Die deutschen Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit« (Berl. 1876—98, 3 Bde.), ferner: »Grundzüge der Münzkunde« (2. Aufl., Leipz. 1899) und die »Münzgeschichte Pommerns im Mittelalter« (Berl. 1893, Nachtrag 1896).

Danner, Luise Christine, Gräfin von, geb. 21. April 1815 in Kopenhagen als uneheliches Kind, gest. 6. März 1874 in Genua, hieß nach ihrer Mutter ursprünglich Rasmussen. 1830—42 Mitglied des Kopenhagener königlichen Ballettkorps, war sie zuerst die Geliebte des spätern Kammerherrn und königlichen Privatsekretärs Berling, mit dessen Beihilfe sie einen Putzladen eröffnete, dann die des Kronprinzen Friedrich, der als König 7. Aug. 1850 eine morganatische Ehe mit ihr einging und sie zur Lehnsgräfin erhob. Bei den dänischen Parteikämpfen spielte sie bis zum Tode Friedrichs VII. (1863) zeitweise eine Rolle. Ihr großes Vermögen vermachte sie dänischen Wohltätigkeitsanstalten.

Danno (ital.), Schade, Verlust.

Dannreuther, Edward, Klavierspieler, geb. 4. Nov. 1844 in Straßburg, wuchs in Cincinnati auf, wo ihn Fr. L. Ritter in der Musik ausbildete, besuchte 1859—63 das Leipziger Konservatorium (Moscheles, Richter) und ließ sich 1863 in London nieder, wo er als Lehrer und Virtuos bald eine hervorragende Stellung errang. D. machte sich durch sein energisches Eintreten für Wagner schnell bekannt, begründete 1872 den Londoner Wagner-Verein und trat auch als Schriftsteller fortschrittlicher Richtung hervor, übersetzte Wagners Schriften ins Englische ꝛc. Eine vortreffliche Studie ist sein Werk über die musikalischen Verzierungen (»Musical ornamentation«, Lond. 1893—95, 2 Bde.).

Dannsensteine (Danzelsteine), s. Gräber, vorgeschichtliche.

D'Annúnzio, Gabriele, s. Annunzio.

Dan oranja, serb. Feldmaß zu 1000 Wiener □Klafter, = 35,97 Ar.

Danrémont (spr. dang-remóng), Charles Marie Denis, Graf de, franz. General, geb. 8. Febr. 1783 in Chaumont (Obermarne), gest. 12. Okt. 1837, stieg in den Napoleonischen Feldzügen bis zum Obersten auf. Nach der Restauration ward er 1821 Maréchal de Camp und führte 1823 eine Abteilung des 5. Korps der Armee nach Spanien und kommandierte 1830 bei der Expedition nach Algier die 1. Brigade der 2. Infanteriedivision. Nach der Julirevolution erklärte er sich für die neue Dynastie und ward zum Generalleutnant befördert. 1833 ward er Generalinspektor der Infanterie, 1835 Pair und 1837 nach dem unglücklichen Ausgang der ersten Expedition gegen Konstantine zum Generalgouverneur von Algerien ernannt. Dort wußte er die eingeborne Bevölkerung durch Energie und Versöhnlichkeit im Zaum zu halten und unternahm eine zweite Expedition gegen Konstantine, fiel aber bei einer Erkundung.

Dansa, provenzalisches Tanzlied, s. Provenzalische Sprache und Literatur.

Danse macabre (spr. bängß makábr'), s. Totentanz.

Danseuse (franz., spr. bangßöß'), Ballettänzerin, in der Theatersprache speziell Solotänzerin.

Danßker, s. Danzker.

Dansville (spr. dännswill), Ort im NW. des Staates New York, Grafschaft Livingston, im Geneseetal, mit Kaltwasserheilanstalt und (1900) 3633 Einw.

Dantan (spr. dangtäng), 1) Jean Pierre, franz. Bildhauer, geb. 28. Dez. 1800 in Paris, gest. 6. Sept. 1869 in Baden-Baden, Schüler Bosios, bildete sich auf der Akademie in Paris und dann zu Rom, wo er sich dem Porträt zuwendete. Schon in Italien schuf er Karikaturstatuetten, in denen er das physisch Lächerliche in Physiognomie oder Gestalt hervorhob, und durch die er sich, besonders nach seiner Rückkehr nach Frankreich (1830), einen großen Ruf erwarb. Unter ihnen befinden sich die von Talleyrand, Wellington, Brougham, d'Orsay, O'Connell, dem Herzog von Cumberland, König Wilhelm IV., Rossini, Victor Hugo, Soulier und Liszt. Fast von allen Berühmtheiten Frankreichs fertigte er kleine Porträtgipsbüsten und große Büsten.

2) Edouard, franz. Maler, Neffe des vorigen, geb. 26. Aug. 1848 in Paris, gest. durch Sturz aus dem Wagen 7. Juli 1897 in Villerville bei Trouville, trat in das Atelier von Pils ein und stellte 1869 sein erstes Bild, eine Episode aus dem Untergang von Pompeji, im Salon aus. Nach dem Kriege malte er teils Szenen aus der antiken Mythologie und Geschichte, teils, angeregt durch die Überlieferungen seiner Familie, Darstellungen von Bildhauerateliers, die sich durch Zartheit des Tones, durch naturwahre Charakteristik des Stofflichen und durch feine Lichtführung auszeichnen. 1872 erschien im Salon das Porträt seines Vaters (des Bildhauers Ant. Laurent D.), der an einer Marmorbüste arbeitet, 1874 ein Mönch als Holzbildhauer (Museum von Nantes), 1875 das Diskosspiel (Museum von Rouen), 1876 die Nymphe Salmacis, 1880 ein Atelierwinkel, in dem wiederum sein Vater, an einem Relief arbeitend, dargestellt ist (im Luxembourg-Museum zu Paris), 1881 das Frühstück des Modells im Maleratelier, 1884 eine Gipsformerei, 1887 der Abguß über der Natur (an einem weiblichen Modell), eine Töpferwerkstatt (in der Neuen Pinakothek zu München), 1890 der Bau eines Gewächshauses und 1893 eine Frauenprozession.

Dante Alighieri (spr. alighjëri), der größte Dichter Italiens und einer der tiefsinnigsten Dichter aller Zeiten und Völker, wurde 1265, wahrscheinlich 30. Mai, in Florenz geboren und starb 14. Sept. 1321 in Ravenna. Er erhielt den Namen Durante, der in Dante abgekürzt wurde. Seine Familie gehörte zu den ältesten florentinischen Geschlechtern und stand auf seiten der Guelfen. D. selbst nennt als seinen Stammvater Cacciaguida (geb. um 1090, gefallen 1147 im Kreuzzug), der eine Alighieri zur Frau hatte. Einer ihrer Söhne (gest. um 1200) nahm den Namen der Mutter an und ward so Stifter des Geschlechts der Alighieri zu Florenz. Von dem Leben des Dich-

ters ist nur wenig bekannt. Erst durch die gründlichen Forschungen der Neuzeit ist eine ganze Reihe unbegründeter Überlieferungen beseitigt worden. Von den Eltern Alighieris wissen wir nur, daß sein Vater, der zweimal vermählt war, gegen 1280 starb, und daß seine Mutter Bella, die erste Frau Alighieris, noch jung war, als sie den Ihrigen durch den Tod geraubt wurde. Auf Dantes geistige Entwickelung übte bedeutenden Einfluß der gelehrte Staatssekretär der Republik, Brunetto Latino, der ihm ein väterlicher Freund war. Der Studiengang des Dichters läßt sich nicht genauer verfolgen, doch zeigt sein Jugendwerk, das 1292 beendete »Neue Leben«, schon eine Menge Kenntnisse, z. B. eingehende Belesenheit in den provenzalischen Trobadors. D. beschäftigte sich auch mit den heitern Künsten; er war Freund des Sängers Casella, der Maler Giotto und Oderisi und zeichnete selbst. Sein erstes erhaltenes Sonett dichtete er mit 18 Jahren. Es war an alle Dichter gerichtet und wurde von Guido Cavalcanti (gest. 1300) freundlich beantwortet, der dadurch Dantes innigster Freund wurde, dagegen höhnisch von Dante da Majano (s. d.). Dantes erste Lyrik hat ihre Quelle in der idealen Liebe zu der Tochter des angesehenen Florentiner Bürgers Folco Portinari, Beatrice, über die er selbst in seinem Erstlingswerk: »La vita nuova«, berichtet. Von dieser Jugendliebe blieb ihm der tiefste Eindruck, der sich allmählich zur völligen Verklärung Beatrices in seinem großen Gedicht gestaltete; sie war rein ideal, sie erstrebte nicht den Besitz der Geliebten und wurde auch nicht durch Beatrices Verheiratung beeinträchtigt. Da eine solche Neigung vielfach nicht verstanden wurde, suchte man Beatrice als bloße Allegorie oder Abstraktion zu fassen (vgl. dagegen D'Ancona, La Beatrice di D., in der »Vita nuova«, Pisa 1884, und Del Lungo, Beatrice nella vita e nella poesia del sec. XIII, Mail. 1891). In seiner Jugend nahm D. an den Kriegszügen seiner Vaterstadt teil, 1289 beteiligte er sich an der Schlacht bei Campaldino, in der die Florentiner Guelfen die Aretiner Ghibellinen besiegten. Bald darauf war er im Kriege gegen die Pisaner bei der Übergabe der Burg Caprona zugegen. Nach dem Tode Beatrices (19. Juni 1291) suchte D. in der Philosophie Trost und legte die poetischen Reflexe dieser Studien in seiner allegorischen und moralischen Lyrik nieder. Etwa um 1295 vermählte er sich mit Gemma dei Donati, die noch 1333 lebte. Dieser Ehe entstammten drei Kinder: Pietro, Jacopo und Antonia; Beatrice, die Nonne war, wird mit Antonia identisch sein. Fortan nahm der Dichter, der in die Zunft der Ärzte und Apotheker eintrat, eifrig am öffentlichen Leben seiner Vaterstadt teil. So saß er 1300 vom 15. Juni bis 15. Aug. im Kollegium der sechs Prioren, welches Amt für ihn die Quelle alles spätern Unglücks wurde. Florenz war in zwei, seit 1301 die »Weißen« und die »Schwarzen« genannten, Parteien geteilt, von denen die erstern mehr ghibellinisch gesinnt, die letztern dagegen unbedingte Anhänger des Papstes waren. Als die erbetene Vermittelung des Papstes scheiterte und die Haltung der Parteien bedrohlich wurde, wurden ihre angesehensten Mitglieder verbannt (24. Juni), aber bald darauf zurückberufen. Nach der Entdeckung einer Verschwörung der Schwarzen wurden deren Häupter im Juni 1301 aufs neue verbannt. Während dieser stürmischen Zeit (1301) trat D. noch mehrfach öffentlich auf. Von den Schwarzen gedrängt, schickte der Papst einen neuen »paciere« in der Person Karls von Valois, des Bruders Philipps des Schönen von Frankreich, nach Florenz. Dieser zog 1. Nov. in die Stadt ein und begünstigte die Schwarzen so sehr, daß sie in kurzer Zeit zur Herrschaft gelangten und die Gegenpartei schonungslos unterdrückten. Nach dem Scheitern eines abermaligen Versöhnungsversuches wurden 1302 über 600 Weiße meist wegen erdichteter Vergehen zum Tod oder zur Verbannung verurteilt. Unter letztern befand sich D. Am 27. Jan. wurde ihm ein Dekret zugestellt, das seine Verbrechen aufzählte und ihn zur Zahlung von 5000 Fiorini piccioli, zum Schadenersatz für begangene Unterschlagungen ꝛc., zu 2 Jahren Verbannung aus der Toskana und zum Ausschluß von allen Ämtern für immer verurteilte. Wenn er nicht nach 3 Tagen bezahle, verliere er sämtliche Güter. Am 10. März verdammte ihn ein neues Dekret zum Feuertode, wenn er in die Hände der Gemeinde falle. Die Fassung der Urteile setzt voraus, daß D. zurzeit der Katastrophe in Florenz anwesend war. Noch weniger als von Dantes Leben in Florenz wissen wir aus der Zeit seiner Verbannung. Die vertriebenen Weißen vereinigten sich mit den seit langem verbannten Ghibellinen und suchten sich der Stadt Florenz mit Waffengewalt zu bemächtigen. Am 8. Juni 1302 kam eine Anzahl hervorragender Familien im Chor der Kirche San Godenzo im Mugello zusammen, wobei auch D. zugegen war. Als Zwietracht innerhalb der Partei ausbrach, trennte sich D. von ihr, wahrscheinlich 1303, nach der Niederlage der Verbannten bei Castel Pulicciano (März). Zunächst wendete er sich nach Verona, wo ihm Bartolomeo della Scala Schutz gewährte (wohl schon 1303). Nach dessen Tode (8. März 1304) irrte D. in Italien umher, und die bitterste Not zwang ihn oft zum Betteln. Am 6. Okt. 1306 ist er urkundlich in Sarzana in der Lunigiana nachzuweisen, von wo er sich nach dem Casentino begab. Zwischen 1307 und 1310 scheint er sich in Lucca aufgehalten zu haben. Villani, Boccaccio u. a. sprechen auch von einer Reise nach Paris, die manche 1308 ansetzen; doch diese Reise ist zweifelhaft. Unsinnig ist die Annahme eines Aufenthalts in Oxford. Die Kunde von dem Römerzuge König Heinrichs VII. (Oktober 1310) erweckte neue Hoffnungen in D. Er eilte ihm entgegen und schrieb einen lateinischen Brief an die Fürsten und Völker Italiens, sich dem Kaiser zu unterwerfen. Aber gerade Florenz wurde der Herd der Widersacher des Kaisers. Da schleuderte D. 31. März 1311 von den Arnoquellen aus einen furchtbaren Brief gegen seine Vaterstadt und schrieb an Heinrich 18. April einen Brief, der ihn aufforderte, ungesäumt die Axt an die Wurzel alles Übels, Florenz, zu legen. Die Florentiner antworteten auf Dantes Brief damit, daß sie ihn nebst etwas über 1000 Guelfen ausdrücklich von einer Amnestie vom 2. Sept. 1311 ausschlossen. Die Belagerung ihrer Stadt im Sommer 1313 hatte keinen Erfolg, und schon 24. Aug. 1313 ereilte den Kaiser bei Siena der Tod. D. war nicht im Lager von Florenz. Nach ihrer Niederlage durch die Pisaner bei Montecatini 29. Aug. 1315 erneuerten die Florentiner 6. Nov. das Verbannungsdekret gegen D., seine Söhne und die andern Verbannten und schlossen sie 1316 auch von einer Amnestie aus. Die Siege der Ghibellinen in der Toskana waren aber nur vorübergehend. Die letzten Lebensjahre, sicher mehrere Jahre, verbrachte D. in Ravenna bei seinem Freunde Guido Novello da Polenta, dem Neffen der Francesca da Rimini, der seit seines Onkels Lamberto Tode (22. Juni 1316) Herr der Stadt war. Der Verkehr mit Can Grande della Scala, dem Herrn von Verona, um diese Zeit bestand in kürzern

Besuchen. D. dachte sehr hoch von ihm und widmete ihm das »Paradies«, noch ehe es vollendet war (Brief vor 1318). Über den Zeitpunkt der Niederlassung Dantes in Ravenna fehlen genaue Angaben. Seine Söhne zogen mit ihm, und Pietro erhielt dort zwei Pfründen. Im Sommer 1321 ging D. in einer diplomatischen Mission seines Gastfreundes nach Venedig, erkrankte dort und wurde, dem Tode nahe, nach Ravenna zurückgebracht. Dort starb er 14. Sept. 1321 (vgl. Ricci, L'ultimo rifugio di D., Mail. 1891) und ward in der Marienkapelle der Kirche San Pietro Maggiore (jetzt San Francesco) in einem steinernen Sarge feierlich bestattet. Der Fürst selbst hielt ihm eine Leichenrede, und nur seine eigne Vertreibung im folgenden Jahre vereitelte seine Absicht, ihm ein prächtiges Denkmal zu errichten. 1329 wollte der Kardinallegat Bertrand du Poyet Dantes Gebeine als ketzerisch verbrennen lassen. Erst nach 1353 wurden bei einer Ausbesserung zwei Inschriften angebracht, die eine von Menghino Mezzano, die andre von Bernardo Canaccio. 1483 ließ Bernardo Bembo, Vater des Kardinals, die Grabstätte mit dem noch vorhandenen Relief von Pietro Lombardi schmücken. Als Leo X. die Gebeine 1519 nach Florenz überführen lassen wollte, fand man den Sarg schon leer. Durch den Kardinallegaten Domenico Maria Corsi ward 1692 die verfallene Grabstätte umfassend wiederhergestellt; 1780 erfuhr sie durch Luigi V. Gonzaga eine gründliche Umwandlung nach den Plänen Morigias. 1813 stellte Canova Dantes Marmorbüste im Pantheon zu Rom auf. Florenz forderte die Gebeine des Dichters, der in seinem letzten Willen ausdrücklich verlangt hatte, daß sie unter keinen Umständen an seine undankbare Vaterstadt ausgeliefert werden sollten, wiederholt (zuletzt noch 1864) zurück, aber immer vergeblich, und hat erst 1829 in Santa Croce ein Kenotaph von der Hand Riccis aufstellen lassen. 1373 errichtete Florenz einen besondern Lehrstuhl zur Erläuterung der Göttlichen Komödie, auf den Boccaccio berufen ward, und andre Städte, wie Pisa, Bologna, Mailand, folgten dem Beispiel nach. Raffael hat Dantes Bild im Vatikan in der Disputa und im Parnaß angebracht. Ein Freskobildnis des jugendlichen Dichters (wie man annimmt, von Giotto) wurde 1840 an einer Wand der Cappella del Podestà zu Florenz wieder aufgefunden. Vgl. zu den Dantebildern das Werk von F. X. Kraus (s. d.) und J. Krauß, Das Porträt Dantes (Berl. 1901).

Dantes Tochter Antonia ist in einer Urkunde von 1332 erwähnt, Beatrice in einer von 1371. Von seinen Söhnen war der jüngere, Jacopo di D., bei dem Tode des Vaters in Ravenna und lebte noch 1342 in Florenz. Er verfaßte unter anderm einen unbedeutenden Kommentar zum »Inferno« (hrsg. Flor. 1848), eine Inhaltsangabe der »Commedia« in Terzinen und ein Lehrgedicht »Dottrinale« (kritische Ausg., Città di Castello 1895). Pietro lebte zuletzt als Richter in Verona und machte 1364 sein Testament. Er schrieb einen wichtigen lateinischen Kommentar zur »Komödie« (1340 gedruckt, Flor. 1845). Mit seiner Urenkelin Ginevra, die 1549 den Grafen Marcantonio Serego in Verona heiratete, ist Dantes direkte Nachkommenschaft erloschen.

Die kleinern Schriften Dantes.

Wie über Dantes Leben genaue Nachrichten fehlen, so auch über die Abfassungszeit der einzelnen Werke. 1) Die früheste Schrift ist »Das neue Leben« (»La vita nuova«), eine zarte, innige Schilderung der Jugendliebe des Dichters. Eine Anzahl ihr entsprungener Gedichte sind durch einen Kommentar in Prosa verbunden, der teils über Anlaß und Bedeutung jedes einzelnen Gedichtes in schwungvoller, ergreifender Sprache Auskunft gibt, teils in trocken scholastischer Weise die Gedichte zergliedert. Die Verbindung der im Laufe der Jahre entstandenen Gedichte durch Prosatext fällt ins Jahr 1292. Die zum erstenmal Florenz 1576 gedruckte »Vita nuova« erlebte viele Ausgaben. Die besten sind die von d'Ancona (Pisa 1872, 2. Aufl. 1884), von Witte (Leipz. 1876) und von Casini (Flor. 1885, 2. Aufl. 1891). Becks kritische Ausgabe (Münch. 1896) ist völlig unzureichend. Deutsche Übersetzungen sind vorhanden von v. Oeynhausen (Wien 1824), Förster (das. 1841), Jacobson (Halle 1877), Wege (Leipz. 1879), Federn (Halle 1897). 2) »Das Gastmahl« (»Il convivio«) ist zwischen 1306 und 1309 verfaßt. Es wäre eine Enzyklopädie des Gesamtwissens der damaligen Zeit geworden, wäre es vollendet. Es sollte 14 philosophische und didaktische Kanzonen Dantes erklären und 15 Bücher enthalten, aber nur das einleitende Buch und drei weitere Traktate sind geschrieben. Die Darstellungsweise ist die schwerfällige und umständliche der Scholastik. Den Namen »Gastmahl« gab D. dem Buch, dem ersten Beispiel wissenschaftlicher italienischer Prosa, weil er die Erklärung gleichsam als Brot zu den Gerichten der Kanzonen auftischen wollte. Es ward zum erstenmal gedruckt Florenz 1490, am besten von Fraticelli (»Opere minori di D.«, s. unten) und mit reichhaltigem Kommentar von Giuliani (Flor. 1874, 2 Bde.); eine deutsche Übersetzung verfaßte Kannegießer (»Dantes prosaische Schriften«, Leipz. 1845). 3) Die lyrischen Gedichte Dantes (»Il Canzoniere«). Unter diesem Titel sind die Gedichte der »Vita nuova« und des »Convivio« und die dort nicht verwendeten gesammelt. Die Untersuchungen, ob alle D. zugeschriebenen Gedichte ihm angehören, sind noch nicht abgeschlossen. Die erste, ziemlich vollständige Ausgabe dieser lyrischen Gedichte bilden die vier ersten Bücher der »Sonetti e canzoni di diversi autori toscani« (Flor. 1527 u. ö.); neuere Ausgaben besorgten Fraticelli (das. 1861), Giuliani (das. 1863 u. 1868). Als Anhang zu den »Rime« und auch gesondert findet man »Rime spirituali« gedruckt, die jedoch unecht sind. Deutsche Übersetzungen der »Rime« veröffentlichten Kannegießer (»Dantes lyrische Gedichte«, mit einer Abhandlung von Witte, worin Echtes und Unechtes zu unterscheiden versucht wird; 2. Aufl., Leipz. 1842), Krafft (»Dantes lyrische Gedichte und poetischer Briefwechsel«, Regensb. 1859) und Wege (Leipz. 1879).

In lateinischer Sprache verfaßte D.: 4) »De vulgari eloquentia« (»über die Volkssprache«). Dies Werk sollte in mindestens vier Büchern von der Poetik und der Vulgärsprache handeln. Mitten im 14. Kapitel des zweiten Buches bricht die Schrift ab. Das Geschriebene handelt von der italienischen Schriftsprache, von den Stilarten und vom Bau der Kanzone. Das unvollendet gebliebene Werk entstand wohl in den ersten Jahren der Verbannung und erschien zuerst in einer italienischen Übersetzung von Trissino (Vicenza 1529 u. ö.), das Original mit Noten von Corbinelli (Par. 1577). Kritische Ausgabe von Rajna (Flor. 1896; kleine Ausg., das. 1897), deutsche Übersetzung von Kannegießer (Leipz. 1865). 5) Die bis jetzt aufgefundenen Briefe Dantes sammelten Witte (»Dantis epistolae quae exstant cum notis«, Padua 1827), Torri (Livorno 1842), Fraticelli (Flor. 1862), Giuliani (1882). Die vielumstrittene Frage nach der

Echtheit der Briefe ist noch nicht abgeschlossen. Deutsche Übersetzung ist von Kannegießer (Leipz. 1845). 6) Auch zwei lateinische »Eklogen« hinterließ D. Zuerst vollständig, aber fehlerhaft in »Carmina illustrium poetarum italorum« (Flor. 1718); besser nebst den beiden dazu gehörigen Gedichten des Giovanni del Virgilio bei Fraticelli (daf. 1836 u. ö.), Giuliani (daf. 1882), Pasqualigo (Lonigo 1887) und Wicksteed u. Gardner (Lond. 1901); deutsch von Kannegießer (Leipz. 1842) und Krafft (Regensb. 1859). Sie fallen frühestens in das Jahr 1318. 7) »De monarchia« (»Über die Monarchie«), Dantes politisches Glaubensbekenntnis, worin er das Kaisertum der Kirche ebenbürtig gegenüberstellt und eine weltliche Universalmonarchie fordert. Die Abfassung des Werkes fällt wohl sicher in Dantes letzte Lebensjahre (zuerst gedruckt Basel 1559). Die beste Ausgabe ist die Wittes (2. Aufl., Wien 1874); Übersetzungen von Herold (Basel 1559), Kannegießer (Leipz. 1845) und Hubatsch (Berl. 1872). Vgl. Hegel, Dante über Staat und Kirche (Rostock 1842); Böhmer, Über Dantes Monarchie (Halle 1866), und Buscaino Campo, D. e il potere temporale de' papi (Trapani 1893). 8) Die Abhandlung »Quaestio de aqua et terra« (»Über Wasser und Land«) ist wohl eine Fälschung des ersten Herausgebers, Moncetti. Zum jetzigen Stand der Frage vgl. Moore, Studies in Dante II (Oxf. 1899), und Boffito, Intorno alla »Quaestio de aqua et terra« (Turin 1902); zuerst gedruckt Venedig 1508; neu herausgegeben von Fraticelli (Flor. 1861) und von Giuliani (daf. 1882). Eine Gesamtausgabe der »Opere minori« Dantes lieferte Fraticelli (Flor. 1861—62, 3 Bde.), der lateinischen Schriften Giuliani (daf. 1878—82, 2 Bde.). Alle Werke Dantes (auch die zweifelhaften und unechten) in einem dünnen Bande von Moore (Oxf. 1894).

Die »Divina Commedia«.

Das Werk, das Dantes Namen unsterblich gemacht hat, ist die »Divina Commedia«. D. nennt es Komödie, »weil es furchtbar und häßlich beginnt und mit dem Schönen und Wünschenswerten endet« und in niedrigerm, anspruchsloserm Stil (in italienischer Sprache) verfaßt ist. Der Zusatz »divina« entstand erst nach des Dichters Tod und findet sich zuerst in Boccaccios »Vita di D.«; die erste Ausgabe mit der Bezeichnung »Divina Commedia« ist die von Venedig 1555. Vgl. Zenatti, La »divina« Commedia e il »divino« poeta (Bologna 1895). Das Gedicht ist eine Vision, die den Zustand und das Leben der Seelen nach dem Tod in den drei Reichen des Jenseits schildert, Hölle (Inferno), Fegefeuer (Purgatorio) und Paradies (Paradiso). Jede »Cantica« oder »Canzone« besteht aus 33 canti. Das Ganze umfaßt mit dem einleitenden Gesange 100 Gesänge in Terzinen, eine Form, die D. aus dem Serventese (s. d.) schuf. Die »Commedia« hat einen bis ins einzelnste ausgeführten architektonischen Bau. Das »Inferno« enthält (außer dem Vorhof) neun Höllenkreise, desgleichen das »Purgatorio« neun Räume: den Vorhof, sieben Büßerterrassen und das irdische Paradies auf dem Gipfel des Läuterungsberges. Das »Paradiso« endlich besteht aus neun kreisenden Himmeln, über denen das Empyreum als der unbewegliche Sitz der Gottheit ruht. Der Dichter unternimmt auf höheres Geheiß eine Wanderung durch diese drei Reiche des Jenseits. Er findet sich um die Mitte seines Lebens (1300) in einem wilden Wald verirrt; als er bei Tagesanbruch dessen Ende erreicht und einen sonnigen Berg erklimmen will, hindert ihn daran die Erscheinung eines Panthers, eines Löwen und einer Wölfin. Im Begriff, wieder in die Tiefe des Waldes zurückzukehren, erscheint ihm der Schatten Vergils (die menschliche Vernunft und die Philosophie) und verkündet ihm, zu seiner Rettung müsse ein andrer Weg eingeschlagen werden; er selbst werde ihn führen und ihm auf dem Wege die verdammten Seelen in der Hölle und die büßenden im Purgatorium zeigen; wolle er noch höher, zu den Seligen emporsteigen, so müsse ihn dann eine würdigere Seele (Beatrice, Offenbarung und Theologie) geleiten. Die Ausführung dieser Wanderung bildet den Inhalt der Komödie. Während ihres Verlaufes werden Gespräche mit geschichtlich bekannten, zumeist erst kürzlich verstorbenen Menschen geführt, die bald Abscheu und Entsetzen, bald tiefe Wehmut erregen; tiefsinnige Fragen der Theologie und Philosophie werden gelegentlich erörtert, und die bürgerlichen und sittlichen Verhältnisse Italiens, die entarteten Zustände der Kirche wie des Staates werden mit edlem sittlichen Zorn geschildert, so daß sich die Dichtung zu einem umfassenden, erhabenen und ergreifenden, die ganze Subjektivität Dantes widerspiegelnden Zeitgemälde gestaltet. Namentlich sind es die beiden ersten Abteilungen des Gedichts, die durch die Kunst ihrer Anlage, die Mannigfaltigkeit und Anschaulichkeit ihrer Gestalten und das Interesse ihrer historischen Bezüge den denkenden und im Besitz der erforderlichen Vorbildung befindlichen Leser fortwährend fesseln, während sich die letzte Abteilung zwar durch höchste Erhabenheit der Gesinnung und Empfindung auszeichnet, aber doch wegen ihres durch und durch abstrakten Inhalts ermüden kann. — An der Deutung des Gedichts als eines allegorischen Ganzen und seiner Allegorien im einzelnen haben sich die verschiedensten Denker auf die verschiedenartigste Weise versucht. Die moraltheologische Deutung, wie wir sie bei den ältesten Erklärern finden, ist die einzig haltbare. D. ist das Sinnbild der menschlichen Seele. Um den Weg der Sünde zu verlassen, muß sie sich selbst, vermittelst der durch die göttliche Gnade in Tätigkeit gesetzten Vernunft, erkennen. Diese gewährt ihr dann die Mittel, durch Reue und Übung der Tugend zur irdischen Glückseligkeit zu gelangen. Die Offenbarung und die Theologie erschließt ihr den Himmel. Ein Bestandteil dieser moralischen Allegorie ist die politische. Dem anarchischen Zustande der Welt kann nur die römische Universalmonarchie ein Ende machen. Vergil, ihr Symbol, verkündet einen Messias, der die Wölfin, die Begierde, den Ursprung alles Unrechts auf Erden, in die Hölle zurückjagen wird. Mit großer Kunst ist die Darstellung so eingerichtet, daß auch der Leser, der alles bloß als Geschichte, als poetische Darstellung der menschlichen Natur und des menschlichen Lebens betrachtet, gefesselt und von Bewunderung erfüllt wird; nur ist es erforderlich, daß er mit der Wissenschaft und der Denkweise des Mittelalters vertraut sei, wenn er zu wirklichem Verständnis und Genuß gelangen will. Vgl. Flamini, I significati reconditi della »Divina Commedia« e il suo fine supremo (Livorno 1903, Bd. 1).

Wann D. sein großes Werk angefangen und wann er die einzelnen Teile vollendet habe, diese Fragen werden verschieden beantwortet. Selbst die historischen Bezüge im »Inferno« und »Purgatorio« können nicht als vollgültige Beweise für die Abfassungszeit gelten, da sie später hinzugefügt sein können. Vermutlich wurden die beiden ersten Gesänge noch zu Lebzeiten des Dichters veröffentlicht, das »Paradies« aber erst nach seinem Tode. Die »Divina Commedia« wurde

bald in unzähligen Abschriften verbreitet. Die Zahl der erhaltenen Codices beträgt an 600. Vgl. de Batines, Bibliografia Dantesca (s. unten); Monaci, Sulla classificazione dei manoscritti della »Divina Commedia« (Rom 1888); Täuber, I capostipiti dei manoscritti della »Divina Commedia« (Winterthur 1889); Fiammazzo, I codici veneti della »Divina Commedia« (Wien 1889); Aubray, Les manuscrits de D. des bibliothèques de France (Par. 1893); Morpurgo, I codici riccardiani della »Divina Commedia« (Flor. 1893).

[Ausgaben.] Die Zahl sämtlicher Ausgaben des berühmten Gedichts wurde 1882 auf 347 angegeben, wovon 15 auf das 15. Jahrh., 30 auf das 16. Jahrh., 3 auf das 17. Jahrh., 31 auf das 18. und 268 auf das 19. Jahrh. entfallen. Von größter Seltenheit sind die vier ältesten Drucke: Foligno, Jesi und Mantua (1472) und Neapel (wohl 1477). Alle vier sind diplomatisch abgedruckt von Lord Vernon (Lond. 1858). Wichtig sind die von Vendelin (Vened. 1477), die Nidobeatina (Mail. 1478) und die Giuntina (Flor. 1506). Auch die Ausgabe Florenz 1481, mit Landinos Kommentar, ist selten und wegen der in den vollständigen Exemplaren enthaltenen 19 Botticelli zugeschriebenen Kupfer (s. unten) geschätzt. Unverdientes Ansehen erwarb sich die Aldina (Vened. 1502), deren Text nunmehr von sämtlichen Ausgaben des 16. Jahrh. wiederholt und im wesentlichen auch der ersten Ausgabe der Crusca (Flor. 1595) zu Grunde gelegt wurde. Der Crusca-Text blieb zwei Jahrhunderte lang in ausschließlicher Geltung. Der erste, der seine Mängel erkannte, war Lombardi; seine Ausgabe erschien Rom 1791, 3 Bde. Noch mehr tat Dionisi für die Reinigung des Textes in seiner Ausgabe (Parma 1795, 3 Bde.). Die erste kritische Ausgabe ist die Wittes (Berl. 1862), die auf sorgfältigster Vergleichung vier korrekter Codices beruht (auch Textausgabe, 2. Aufl., Berl. 1892). Darauf und teilweise auf Moores »Contributions to the textual criticism of the ‚Divina Commedia'« (Cambridge 1889) beruhen die neuern Ausgaben, darunter die von Scartazzini (Leipz. 1874 bis 1882, 3 Bde., mit Kommentar, Bd. 1, neu 1900), der auch eine Handausgabe besorgte (Mail. 1893 u. ö., zuletzt von Vandelli, 1902), Casini (4. Aufl., Flor. 1895), Poletto (Rom 1894, 3 Bde.), Passerini (Flor. 1897—98), Toynbee (Lond. 1900), Moore (Oxf. 1900).

Zur Illustration von Dantes »Göttlicher Komödie« vgl. Volkmann, Bildliche Darstellungen zu Dantes »Divina Commedia« bis zum Ausgang der Renaissance (Leipz. 1892); F. X. Kraus, D., sein Leben und sein Werk, sein Verhältnis zur Kunst und Politik (Berl. 1897).

[Übersetzungen.] Zu den Übersetzungen der »Komödie« in die verschiedenen Sprachen vgl. Scartazzini, Dante-Handbuch (Leipz. 1892), S. 498 ff., und »Dantologia« (Mail. 1894), S. 251 ff., wo die Legende von altprovenzalischen Übersetzungen (es sind altfranzösische) wiederholt ist. Zu den französischen Übersetzungen vgl. auch Oelsner, D. in Frankreich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (Berl. 1898). Zu den deutschen Übersetzungen vgl. ferner Scartazzini, D. in Germania (Mail. 1881—83, 2 Bde.); Locella, Zur deutschen Dante-Literatur (Leipz. 1889). Wir erwähnen als die besten Übersetzungen die von Philalethes (König Johann von Sachsen) in reimlosen Jamben (Dresd. 1828—49, 3 Bde.; neue Ausg., Leipz. 1865—66, 3 Bde.; 4. Abdruck 1891); von Witte (Berl. 1865, 3. Aufl. 1876) in reimlosen Jamben; von Fr. Notter (Stuttg. 1871—72, 2 Bde.); von K. Bartsch (Leipz. 1887); von K. Bertrand (»Hölle« und »Fegefeuer«, Heidelb. 1887 u. 1891) in reimlosen Versen; wieder in Terzinen von O. Gildemeister (Berl. 1888, 2. Aufl. 1891), von Bassermann (»Hölle«, Heidelb. 1892) und die freie Bearbeitung in Stanzen von Pochhammer (Leipz. 1901).

[Kommentare ꝛc.] Es gibt zahllose Kommentare. Schon viele Manuskripte sind mit Kommentaren und Randglossen versehen, und die meisten Ausgaben sind erläutert. Die ältesten Kommentare sind der lateinische des Graziuolo de' Bambaglioli zum »Inferno« (1324; hrsg. von Fiammazzo, Udine 1892; eine ital. Übersetzung bereits Flor. 1848 von Lord Vernon), des Jacopo di Dante (1323 oder 1324 zum »Inferno«, hrsg. von Lord Vernon, Flor. 1848), des Jacopo della Lana (vor 1328, gedruckt in der Ausgabe der »Divina Commedia« von Vendelin de Spira, 1477; neue Ausg., Mail. 1865, Quart, und Bologna 1866), der unter dem Namen: »L'antico, il buono, l'ottimo« bekannte (spätestens 1338; hrsg. von Torri, Pisa 1827—29, 3 Bde.), der eines Anonimo zur »Hölle« (vor 1349, hrsg. von Selmi, Turin 1865, und Avalle, Città di Castello 1900, beide Male schlecht) und der lateinische des Pietro di Dante (1349, hrsg. von Nannucci, Flor. 1845). Dem 14. Jahrh. gehören ferner an der Kommentar des Boccaccio (hrsg. von Milanesi, Flor. 1863, 2 Bde.), der lateinische von Benvenuto Rambaldi von Imola (ital. Übersetzung, Imola 1855—56, 3 Bde.; lat. Text, Flor. 1887, 5 Bde.), der des Francesco da Buti (Pisa 1858—62, 3 Bde.) und vielleicht der des Florentiner Anonymus (hrsg. von Fanfani, Bologna 1866—74). Aus dem 15. Jahrh. stammt der von Guiniforte delli Bargigi zur »Hölle« (hrsg. von Zacheroni, Marseille 1838), der oben schon erwähnte Kommentar des Landino (zuerst Flor. 1481) und der 1886 von Promis und Negroni veröffentlichte von Stefano Talice da Ricaldone (2. Aufl., Mail. 1888, 3 Bde.); aus dem 16. Jahrh. sind Vellutello (Vened. 1544 u. ö.) und Bern. Daniello da Lucca (das. 1568) als Kommentatoren zu erwähnen. Vgl. Hegel, Über den historischen Wert der ältern Dante-Kommentare (Leipz. 1878); Rocca, Di alcuni commenti della Divina Commedia etc. (Flor. 1891). Von den neuern Erklärern sind als die wichtigsten hervorzuheben: Lombardi (Rom 1791, 3 Bde., u. ö.; am besten Padua 1822, 5 Bde.), Rossetti (Lond. 1826—27, 2 Bde.; nur die »Hölle«, unhaltbare Erklärung der Allegorie); Philalethes in seiner erwähnten Übersetzung, Tommaseo (Vened. 1837 u. ö., am besten Mail. 1865), Bianchi (9. Aufl., Flor. 1886), Fraticelli (3. Aufl., das. 1871; letzte 1886), de Marzo (das. 1864—82, 3 Bde.), Scartazzini (in seiner erwähnten Textausgabe), der das gesamte vorliegende Material kritisch verarbeitet; Lubin (Padua 1881), Casini (Flor. 1889), Berthier (Freiburg i. S. 1891 ff.), Poletto (Rom 1894). Zu erwähnen ist auch die »Lectura Dantis« (Flor. 1900 ff.), Erklärung einzelner Gesänge der »Göttlichen Komödie« von verschiedenen Forschern. Die Vorläufer Dantes behandelt d'Ancona (»I precursori di D.«, Flor. 1874). Von neuern deutschen Werken über D. sind, von den Biographien (s. unten) abgesehen, hervorzuheben: Ruth, Studien über D. (Tübing. 1853); Schlosser, Dante-Studien (Leipz. u. Heidelb. 1855); Pfleiderer, Dantes Göttliche Komödie, übersichtlich dargestellt (Stuttg. 1871); ferner Wittes gesammelte Aufsätze zur Dante-Literatur, »Dante-Forschungen« (Halle 1869 u. Heilbr. 1879, 2 Bde.); Scartazzini, Abhandlungen über D. (Frankf. 1880); vom katholischen Standpunkt:

Hettinger, Die Göttliche Komödie des D. ꝛc. (2. Aufl., Freib. i. Br. 1889) u. a. In Frankreich brachten nicht unwichtige Beiträge zur Kenntnis Dantes und seiner Zeit: Fauriel in »D. et les origines de la littérature italienne« (Par. 1854, 2 Bde.), Ozanam in »D. et la philosophie catholique au XIII. siècle« (5. Aufl., daſ. 1869), K. Hillebrand in »Dino Compagni, étude historique et littéraire sur l'époque de D.« (daſ. 1862). — In Deutſchland gab das Dante-Jubiläum Anlaß zur Gründung der Dante-Geſellſchaft, die ſich 1865 in Dresden unter der Förderung des Königs Johann von Sachſen bildete und vier Bände ihres »Jahrbuchs« (Leipz. 1867—77) herausgegeben hat. In Amerika beſteht ſeit 1881 die Dante-Society (Cambridge, Maſſ.), die einen »Annual Report« herausgibt. 1888 bildete ſich die Società dantesca italiana, die ein ſehr wichtiges Bullettino erſcheinen läßt (ſeit 1890) und ſämtliche Werke Dantes unter Mitwirkung der hervorragendſten Gelehrten kritiſch herausgeben wird.

Als Hilfsmittel zum Studium der »Divina Commedia« und der Werke Dantes dienen Blancs »Vocabolario Dantesco« (Leipz. 1852, ital. Überſetzung von Carbone, Flor. 1859, 2. Ausg. 1877) nebſt dem »Verſuch einer bloß philologiſchen Erklärung mehrerer dunkeln u. ſtreitigen Stellen der ‚Göttlichen Komödie'« (Halle 1860—65, unvollendet; ital. von Occioni und Vaſſallo, Trieſt u. Bologna 1865—77), G. J. Ferraris »Enciclopedia Dantesca« (Mail. 1865—77, 5 Bde.), Boccis »Dizionario storico, geografico, universale della ‚Divina Commedia'« (Turin 1873), Polettos »Dizionario Dantesco« (Siena 1885—87, 7 Bde.); Scartazzinis »Enciclopedia Dantesca« (Mail. 1896—99, 2 Bde.); Toynbees »A dictionary of proper names and notable matters in the works of D.« (Oxford 1898). Bibliographiſche Verzeichniſſe aller Ausgaben, Überſetzungen und Erläuterungsſchriften geben de Batines' »Bibliografia Dantesca« (Prato 1846, 2 Bde.) mit den Ergänzungen von Bacchi della Lega (Bologna 1883), Biagi (Flor. 1888) und Ferrazzis »Manuale Dantesco« (Baſſano 1865 bis 1877, 5 Bde.). Die Dante-Literatur von 1865—1879 enthält die »Bibliographia Dantea« von Petzholdt (2. Ausg., Dresd. 1880); ſpeziell die deutſche: Scartazzinis Werk »D. in Germania« (Mail. 1881—1883, 2 Bde.). Der »Saggio di Bibliografia dantesca« von Perroni-Grande (Meſſina 1901—1903) enthält die Dante-Literatur von 1901—1902. Vgl. auch Lane, The Dante collection in the Harvard College etc. (Cambridge [Maſſ.] 1890); Koch, Catalogue of the Dante collection presented by W. Fiske (daſ. 1898—1900, 2 Bde.). Eine enzyklopädiſche Überſicht der ganzen Dante-Forſchung bieten Scartazzinis »Dantologia« (Mail. 1883, 2. Aufl. 1894) und deſſen »Prolegomeni della Divina Commedia« (Leipz. 1890; deutſche Bearbeitung u. d. T.: »Dante-Handbuch«, daſ. 1892). In Italien widmet ſich der Dante-Forſchung die Zeitſchrift »L'Alighieri« (hrsg. von Paſqualigo, Verona 1889—93, 4 Bde.), die ſeit 1893 mit der »Rivista critica e bibl. della letteratura dantesca« zum »Giornale Dantesco« (hrsg. vom Grafen Paſſerini in Rom) verſchmolzen iſt, das erwähnte Bullettino della Società Dantesca italiana, die Collezione di opuscoli Danteschi (Città di Caſtello 1893 ff., bis jetzt 76 Nummern) und die Biblioteca storico-critica della letteratura dantesca (Bologna 1899 ff., bis jetzt 13 Nummern).

[Biographiſche Literatur.] Die Lebensumſtände des Dichters ſind von keinem ſeiner Zeitgenoſſen ausführlich aufgezeichnet worden. Am zuverläſſigſten ſind die Angaben ſeines langjährigen Bekannten und Nachbarn Giovanni Villani in ſeiner »Chronik der Stadt Florenz« (IX, 136), und Boccaccios »Vita« (zwei Redaktionen, kritiſche Ausgabe von Macrì-Leone, Flor. 1888, und Roſtagno, Bologna 1899) verdient viel mehr Glauben, als ſie fand. Was Spätere, wie Filippo Villani, Bardini, Polentone, über D. veröffentlicht haben, hat geringe Bedeutung. Weit wichtiger iſt die Biographie Dantes von Leonardo Bruni (Perugia 1617, Flor. 1672). Vgl. E. Moore, D. and his earlier biographers (Lond. 1890). Unter den neueſten Werken ſind hervorzuheben: Todeschinis »Scritti su D.« (Vicenza 1872), J. Del Lungos (ſ. d.) verſchiedene Schriften, Bartolis »Storia della letteratura italiana« (Flor. 1881—87, Bd. 4—6), Riccis »L'ultimo rifugio di D.« (Mail. 1891); Scherillos »Alcuni capitoli della biografia di D.« (Turin 1896); D'Ovidios »Studii sulla ‚Divina Commedia'« (Mailand-Palermo 1901) und Zingarellis »Dante« (Mail. 1903). Vgl. auch Biagi und Paſſerini, Codice diplomatico Dantesco (Rom 1895 ff., bisher 7 Hefte Großfolio). Unter den deutſchen biographiſch-literariſchen Werken über D. ſind hervorzuheben: Wegele, Dantes Leben und Werke (3. Aufl., Jena 1879); Scheffer-Boichorſt, Aus Dantes Verbannung (Straßb. 1882); Derſelbe, D. im Exil (daſ. 1885); Gaspary in ſeiner »Geſchichte der italieniſchen Literatur«, Bd. 1 (Berl. 1885; ital. Überſetzung, Turin 1887); Baſſermann, Dantes Spuren in Italien (Heidelb. 1896, mit 67 Tafeln; kleine Ausg. 1898) und F. X. Kraus, Dante, ſein Leben u. ſein Werk ꝛc. (Berl. 1897).

Dante da Majāno, ital. Dichter, aus Majano bei Fieſole, blühte um 1290. Seine Gedichte gehören durch Inhalt und Form der Sizilianiſchen Dichterſchule an. Seine Sprache iſt roh und voll provenzaliſcher Wendungen, ſein Ausdruck gezwungen, ſeine Bilder ſind trivial, und der Inhalt ſeiner Poeſien geht nicht über die gewöhnlichen Liebesbeteurungen und Liebesklagen hinaus. In einem Sonett verhöhnt er den jungen Dante Alighieri (ſ. d., S. 501). Seine Gedichte, darunter auch zwei Sonette in provenzaliſcher Sprache, ſind neu herausgegeben mit vollſtändigen Literaturangaben von Bertacchi, Le rime di D. da M. (Bergamo 1896).

Dante-Geſellſchaft, ſ. Dante (S. 505).

Danti, Vincenzo, ital. Bildhauer, geb. 1530 in Perugia, geſt. 24. Mai 1576 in Florenz, war anfangs Goldſchmied und bildete ſich dann unter dem Einfluſſe A. Sanſovinos und Michelangelos. Seine Hauptwerke ſind die ſitzende Bronzeſtatue des Papſtes Julius III. beim Dom in Perugia, die Redlichkeit, die den Betrug entlarvt (Marmorgruppe im Garten Boboli zu Florenz) und die Bronzegruppe der Enthauptung Johannes des Täufers am Baptiſterium zu Florenz.

Dantier (ſpr. dangtjē), Henri Alphonſe, franz. Hiſtoriker, geb. 1810 in Noyon, widmete ſich dem Lehrfach und wurde von der Regierung wiederholt zu wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen nach Italien, nach Belgien, Deutſchland, England ꝛc. entſendet. Von ſeinen Werken nennen wir: »Histoire du moyen-âge« (1852); »Études sur les Bénédictins« (1864, 2 Bde.); »Les monastères bénédictins d'Italie« (1866, 2 Bde.); »L'Italie, études historiques« (1874, 2 Bde.) und »Les femmes dans la société chrétienne« (1878, 2 Bde.), die drei letztgenannten preisgekrönt.

Dantiscus, Johannes (poln.: Jan Dantyszek), eigentlich Flachsbinder, auch von Höfen

(a Curiis), neulatein. Dichter, geb. 31. Okt. 1485 in Danzig (daher D.), gest. 27. Okt. 1548 in Frauenburg, trat noch vor 1501 in die Dienste des polnischen Hofes, bereiste 1504—1505 die Küsten Griechenlands, Palästina, Italien, studierte dann in Krakau, war seit 1509 Sekretär und Botschafter des polnischen Königs Siegmund I., erhielt 1530 das Bistum Kulm und wurde 1537 Fürstbischof von Ermeland. Seine Gedichte, z. T. gesammelt von Böhm (Bresl. 1764), meist Gelegenheitsgedichte, zeichnen sich durch Klarheit der Gedanken und Reinheit der Sprache aus. Vgl. Czaplicki, De vita et carminibus J. de Curiis Dantisci (Bresl. 1855).

Danton (spr. dangtong), Georges Jacques, einer der hervorragendsten Männer der französischen Revolution, geb. 28. Okt. 1759 in Arcis-sur-Aube, gest. 5. April 1794, beim Beginn der Revolution 1789 Advokat in Paris, vergeudete in grenzenloser Liederlichkeit seine geringen Einnahmen. Mirabeau aber erkannte in ihm eine bedeutende Stütze seiner Pläne. Dantons Gestalt war kolossal, seine Stimme von durchdringender Gewalt, das Gesicht häßlich, von Pockennarben zerrissen, aber doch imponierend, das kleine Auge stechend und kühn, seine Rede phantastisch und ergreifend. Er besaß eine rücksichtslose Energie und einen scharfen, praktischen Blick. Am 14. Juli 1789 begeisterte er die Massen zum Angriff auf die Bastille. Bald darauf klagte er im Sinne der Jakobiner 10. Nov. 1790 die Minister bei der Nationalversammlung an und stiftete mit Camille Desmoulins, Fabre d'Eglantine und Marat den Klub der Cordeliers, der den Klub der Jakobiner bald in politischem Fanatismus überbot. Mit dem Herzog von Orléans trat er in engere Verbindung und ward ein Genosse seiner wüsten Orgien. Die Erstürmung der Tuilerien und den Sturz des Königtums 10. Aug. 1792 bereitete er hauptsächlich vor, und nach dem Sieg des Pariser Pöbels setzte er seine Ernennung zum Justizminister durch. Das Vorrücken der feindlichen Heere in der Champagne und das Wiederauftauchen der royalistischen Partei in Paris gaben ihm den Vorwand zur Organisierung der Septembermorde. D. ließ sich hierbei nicht von Grausamkeit und Blutdurst leiten, denn einzelnen, die ihn um Rettung anflehten, z. B. Dupont, Barnave, Lameth und dem Abbé Barthélemy, ließ er solche angedeihen, vielmehr wollte er durch die Bluttat den Royalisten Angst einjagen. Als der Konvent zusammentrat, legte D. sein Ministerium nieder und begab sich 30. Nov. 1792 mit Lacroix nach Belgien, um das revolutionäre Element auch dort auszubreiten. Da seine Anerbietungen eines engern Bundes zur Bekämpfung der Pöbelherrschaft von den Girondisten mit Abscheu zurückgewiesen wurden, trug er zum Sturze der letztern bei, aber wünschte nicht deren Hinrichtung. Diese Mäßigung machte ihn verdächtig; obgleich er das Gesetz des Maximum (Brottaxe) sowie die Besoldung der Sansculotten noch durchsetzte, sank sein Ansehen täglich. Er begab sich nun nach seiner Heimat Arcis und heiratete. Im November 1793 kam er nach Paris zurück, entschlossen, dem widerlichen Treiben der Hébertisten ein Ende zu machen. Er vertraute auf die Mitwirkung Robespierres, doch dieser benutzte den Kampf zwischen den Dantonisten und den Hébertisten, um erst diese, dann jene zu stürzen. In der Nacht vom 31. März zum 1. April 1794 wurde D. verhaftet. Am 3. April erschien er mit seinen Freunden Desmoulins, Westermann, Lacroix, Phélipeaux ꝛc. vor dem Revolutionstribunal unter willkürlichen Anschuldigungen. D. behandelte die Richter mit Verachtung und rief bei der Verkündigung des Todesurteils: »Man opfert uns einigen feigen Räubern, aber sie werden ihren Sieg nicht lange genießen; ich ziehe Robespierre nach. Der Feige! ich allein besaß die Macht, ihn zu retten.« D. bestieg mit seinen Freunden das Schafott. Als das Volk an der Guillotine Beifall brüllte, rief er: »Schweig still, undankbares Volk!« Sein Geschick gab G. Büchner Stoff zu einem Drama. 1891 wurde ihm in Paris ein Standbild errichtet. Vgl. Bougeart, Danton; documents authentiques (Brüssel 1861); Robinet, D., homme d'État (Par. 1889); Beesley, Life of D. (Lond. 1899).

Dantschenko, s. Nemirowitsch-Dantschenko.

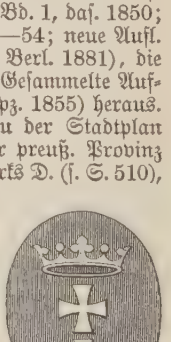
Danubius, Fluß, s. Donau.

Danvers (spr. dännwers), Stadt in Massachusetts, Grafschaft Essex, 4 km von Salem, mit Irrenhaus und Schuhfabriken, zählt (1900) 8542 Einw.

Danville (spr. dännwil), 1) Hauptstadt der Grafschaft Vermillion im nordamerikan. Staat Illinois, am Vermillion River, Bahnknotenpunkt, mit einem Bundesinvalidenhaus, treibt Kohlengruben, Mühlen, Gießereien und hat (1900) 16,354 Einw. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Boyle in Kentucky, mit Taubstummeninstitut, höhern Schulen und (1900) 4285 Einw. — 3) Hauptstadt der Grafschaft Montour in Pennsylvanien, am östlichen Susquehanna und am Pennsylvaniakanal, hat ein Irrenhaus, betreibt Eisenhütten, Walzwerke und hat (1900) 8042 Einw. — 4) Stadt in Virginia, am schiffbaren Dan, dicht bei der Grenze von Nordcarolina, ist einer der hervorragendsten Tabakmärkte und Tabakindustrieplätze der Welt, mit (1900) 16,520 Einw.

Danzel, Theodor Wilhelm, Literarhistoriker, geb. 4. Febr. 1818 in Hamburg, gest. 9. Mai 1850 in Leipzig, besuchte das Johanneum und akademische Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte seit 1837 in Leipzig, Halle und Berlin und habilitierte sich 1845 an der Universität Leipzig. Außer durch die Schriften »Über Goethes Spinozismus« (Hamb. 1843) und »Über die Ästhetik der Hegelschen Philosophie« (das. 1844) erwarb er sich Verdienste durch seine sehr gediegenen, aber schwerfällig geschriebenen Werke: »Gottsched und seine Zeit« (Leipz. 1848) und »G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke« (Bd. 1, das. 1850; Bd. 2, hrsg. von Guhrauer, 1853—54; neue Aufl. von v. Maltzahn und Boxberger, Berl. 1881), die jetzt freilich längst überholt sind. »Gesammelte Aufsätze« von D. gab Otto Jahn (Leipz. 1855) heraus.

Danzig (poln. Gdańsk, hierzu der Stadtplan mit Registerblatt), Hauptstadt der preuß. Provinz Westpreußen u. des Regierungsbezirks D. (s. S. 510), Festung zweiten Ranges, einst eine mächtige Hansestadt u. noch jetzt als Handelsplatz wichtig, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Dirschau-Neufahrwasser und Belgard-D., liegt anmutig am linken Ufer des westlichen Weichselarmes, der Danziger Weichsel, ca. 6 km von der Ostsee (s. das Umgebungskärtchen). Sie wird in mehreren Armen von der Mottlau durchflossen, die durch Baggerung bis zu 4,5 m vertieft ist, so daß große Handelsschiffe bis in die Mitte der Stadt gelangen können. An der Westseite fließt die Radaune. Beide Flüsse münden vereinigt unterhalb D. in die Weichsel.



Wappen von Danzig.

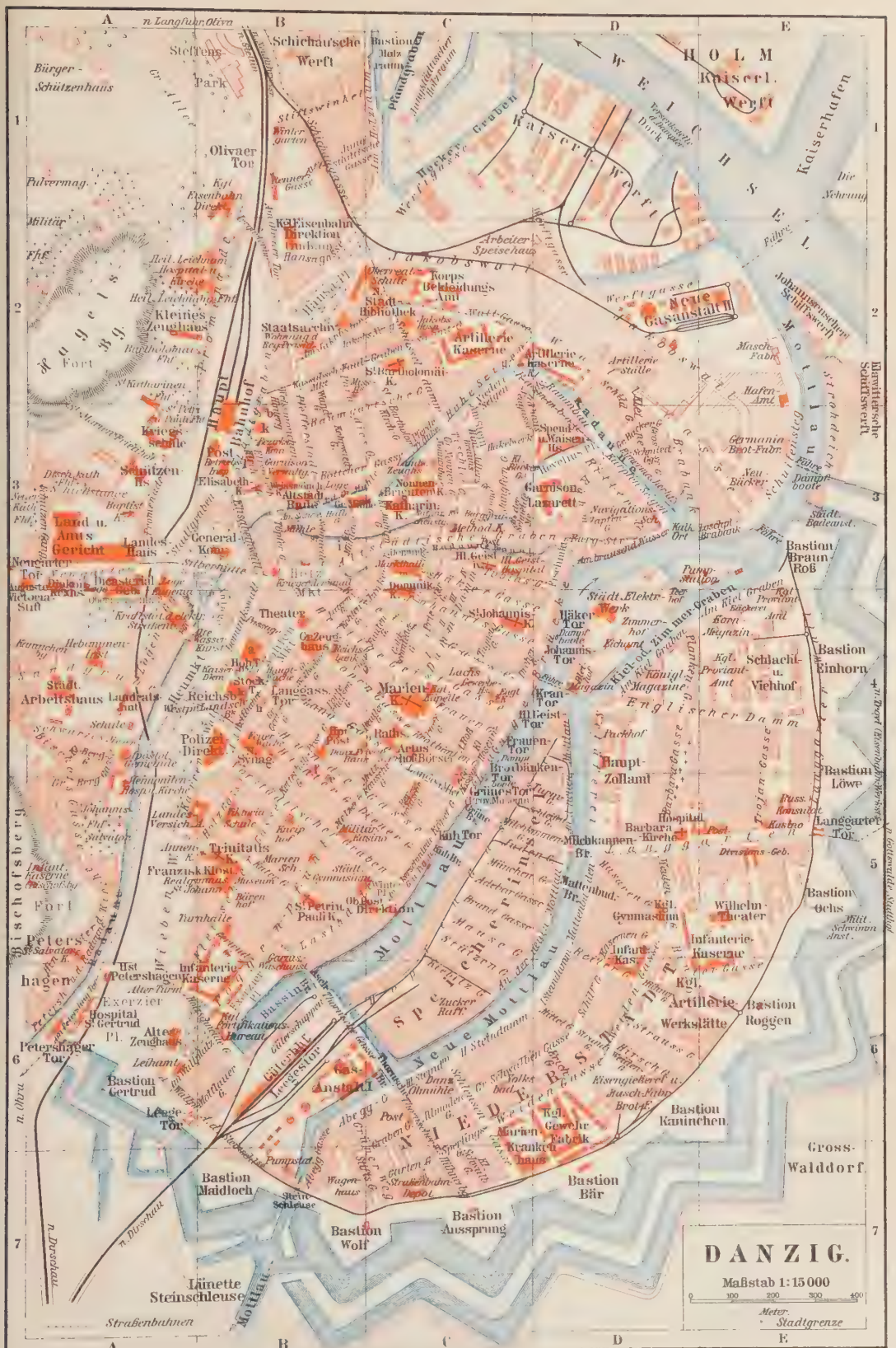
Namen-Register zum Plan von Danzig.

Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien | BC6, 7 | bezeichnen die Quadrate des Planes. Bei dem durch das Format bedingten kleinen Maßstab ist es nicht möglich, auf den Stadtplänen des Konv.-Lexikons *sämtliche* Seitenstraßen etc. zu geben.

Abegg-Gasse	BC6, 7	Danziger Ölmühle	C6	Hagelsberg	A2
Adebargasse	CD5	— Privatbank	B4	Hakelwerk	C3
Allmodengasse	C6	Deutsch-katholisch. Friedhof	A3	Häkergasse	C3, 4
Altes Zeughaus	B4	Diakonissenkrankenhaus	A3	Häkertor	D4
Alte Wasserkunst	AB4	Die Nehrung	E1	Halbengasse	B3
Altstädtischer Graben	B-D3	Dienergasse	BC5	Haltestelle Petershagen	A6
Altstädtisches Rathaus	B3	Dikasterialgebäude (Oberpräsidium)	A3, 4	Hansagasse	B2
Am brausenden Wasser	D3	Dock	D1	Hansaplatz	B2
— hohen Tor	B4	Dominikanerkirche	C3, 4	Hauptwache	B4
— Holzraum	C1	Dominikanerplatz	C3	Hauptzollamt	D4, 5
— Jakobstor	B2	Dominikswall	B3, 4	Hebammeninstitut	A4
— Kielgraben	DE3, 4	Drehergasse	CD4	Heckergraben	C1
— Olivaer Tor	B1, 2	Eichamt	D4	Heilige Geistgasse	BC4
— Petershager Tor	A6	Eimermacherhof	D3	— Geistkirche	C3
— Roß	C4	Eisenbahndirektion, königl.	B1	Heiliger Geist-Hospital	C3
— Sande	B3	Eisengießerei u. Masch.-Fabr.	D6	— Geist-Tor	CD4
— Stein	C3	Elisabethkirche	B3	— Leichnam-Friedhof	AB2
— Wallplatz	AB6	Elisabethwall	B3	— Leichnam-Hospital und -Kirche	AB2
Amtsgericht	A3	Englische Kirche	C4	Heumarkt	AB4
An der großen Mühle	BC3	Englischer Damm	DE4	Heveliusplatz	D3
— — neuen Mottlau	CD5, 6	Erichgasse	D6	Hinter der Kirche	A5, 6
— — Radaune	A5, 6	Exerzierplatz	A6; B6	Hintere Adlerstraße	C3
— — Reitbahn	B4	Fähren	D4; E2,3	Hintergasse	B4, 5
— — Schneidemühle	C3	Faulengasse	C4	— (Niederstadt)	DE5, 6
— — Steinschleuse	B6, 7	Faulgraben	BC2	Hirschgasse	D6
Ankerschmiede	C5	Feuerwache	B4	Hohe Seigen	C2, 3
Anlage	B3, 4	Fischmarkt	D3	Holm	DE1
Annenkirche	A5	Fleischergasse	B5	Holzgasse	B5
Apostolische Gemeinde	A4	Fortifikationsbureau, königl.	B6	Holzmarkt	B3
Arbeitshaus, städt.	A4	Franziskanerkloster	B5	Holzschneidegasse	AB6
Artilleriekaserne	C2; CD2	Frauengasse	C4	Hopfengasse	C5, 6
Artillerieställe	D2	Frauentor	CD4	Hosennäher-Gasse, Große	C4, 5
Artilleriewerkstätte	DE6	Friedhof, Bartholomäi-	A2	— Kleine	C4
Artushof (Börse)	C4	— Deutsch-katholischer	A3	Hospital, Heiliger Geist-	C3
Aschbrücke	B6	— Heiliger Leichnam-	AB2	— — Leichnam-	AB4
Badeanstalt, städt.	E3	— Johannis-	A5	— Jakobs-	C2
Bahnhof, Güter-	D6	— Katharinen-	A2	— Mennoniten-	A5
— Zentral-	B2, 3	— Marien-	A3	— St. Barbara-	D5
Baptistenkirche	A3	— Neuer katholischer	A3	— St. Gertrud	A6
Barbaragasse	D4, 5	— Petri- und Pauli-	A3	Hühnerberg	C7
Barbarakirche	D5	Garnisonlazarett	D3	Hundegasse	BC4, 5
Bärenhof	B5	Garnisonverwaltungsgebäude	B3	Husarengasse	D5
Bartholomäifriedhof	A2	Garnisonwaschanstalt	B5, 6	Infanteriekasernen	A5; AB5, 6; D5, 6; E5, 6
Bastion Aussprung	C7	Gartengasse	C7	Jakobshospital	C2
— Bär	D7	Gasanstalt I	BC6	Jakobs-Neugasse	BC2
— Braunroß	E3	— II	DE2	Jakobswall	C-E2
— Einhorn	E4	Generalkommando	B3	Johannisfriedhof	A5
— Gertrud	A6	Germania Brotfabrik	E3	Johannisgasse	C4
— Holzraum	C1	Gertrudgasse	B5	Johannistor	D4
— Kaninchen	DE6	Gewehrfabrik, königl.	D6	Johannsensche Schiffswerft	E2
— Löwe	E4, 5	Gewerbehaus	C4	Jopengasse	BC4
— Maidloch	B7	Goldschmiedegasse	C4	Judengasse	CD5
— Ochs	E5	Grabengasse	C6	Jungfernkasse	C3
— Roggen	E5	Große Allee	A1	Jungstädtische Gasse	B1
— Wolf	BC7	— Bäckergasse	D3	Jungstädtischer Holzraum	C1
Baumgartsche Gasse	BC2, 3	— Berggasse	A4, 5	Junkergasse	C3, 4
Beerholdsche Gasse	C5	— Gasse	D3	Kaiserdenkmal	B4
Beutlergasse	BC4	— Gerbergasse	B4	Kaiserliche Werft	C-E1
Bibliothek, städt.	BC2	— Mühle	BC3	Kalkort	D3
Bischofsberg	A5	— Mühlengasse	B3	Kaninchenberg	A4
Bischofsgasse	A4, 5	— Nonnengasse	C3	Kapelle, königl.	C4
Bleihof	D4	— Ölmgasse	C3	Karpfenseigen	D3
Böttchergasse	BC3	— Schwalbengasse	CD6	Karrenwall	AB4, 5
Brabank	D3	— Wallwebergasse	B4	Kasernengasse	D5
Brandgasse	CD5	Groß-Walddorf	E7	Kassubscher Markt	B2
Breite Gasse	BC3, 4	Grüne Brücke	C5	Katergasse	B5
Brotbänkengasse	C4	Grüner Weg	BC6, 7	Katharinenkirche	C3
Brotbänkentor	CD4, 5	Grünes Tor (Prov.-Museum)	C5	Katharinenkirchensteig	C3
Brotfabrik	D6	Güterbahnhof	D6	Kehrwieder-Gasse	B3
Bürger-Schützenhaus	A1	Güterschuppen	D6		
Burggrafgasse	C3	Gymnasium, königl.	D5		
Burgstraße	D3	— städt.	B5		
Damm	C3, 4				
Dampfboote, Landeplatz der	D4; E3				

Namen-Register zum Plan von Danzig.

Ketterhaggasse	B4, 5	Marienkrankenhaus	CD6, 7	Schießstange	A3
Kiebitzgasse	C6	Markthalle	C3	Schilfgasse	D6
Kiel oder Zimmergraben	DE4	Maschinenfabrik	E2	Schlacht- und Viehhof	E4
Kirche, Annen-	A5	Mattenbuden	D5	Schleifengasse	CD5
— Baptisten-	A3	Mattenbudenbrücke	D5	Schleusengasse	C6, 7
— Barbara-	D5	Matzkausche Gasse	BC4, 5	Schmiedegang	D3
— Bartholomäi-	C2	Mausegasse	C5	Schmiedegraben	B3
— Brigitten-	C3	Mennonitenhospital u.-Kirche	A5	Schuiten Lake-Kanal	E1
— Dominikaner-	C3, 4	Milchkannenbrücke	D5	Schüsseldamm	C2, 3
— Elisabeth-	B3	Milchkannengasse	CD5	Schützengang	A3
— Englische	C4	Militärfriedhof	A2	Schützenhaus	A3
— Heilige Geist-	C3	Militärkasino	BC5	Schwarzes Meer	A4
— Heiliger Leichnam-	AB2	Militärschwimmanstalt	E5	Silberhütte	B3
— Johannis-	C4	Missionshaus	C2	Speicherinsel	CD5, 6
— Katharinen-	C3	Mittelgasse	D6	Spendhaus-Neugasse	CD2, 3
— Marien-	C4	Mottlauer Gasse	B6	Spend- und Waisenhaus	D3
— Mennoniten-	A5	Münchengasse	CD5	Sperlingsgasse	C6, 7
— Methodisten-	C3	Museum	B5	Staatsarchiv (Wohnuug des Regierungspräsidenten)	B2
— Petri- und Pauli-	B5	Navigationsschule	D3	Stadtbibliothek	BC2
— Salvator-	A5	Nehrung, Die	E1	Stadtgraben	AB2, 3
— Trinitatis-	B5	Neu-Bäcker	E3	Städtische Badeanstalt	E3
— Weißmönch-	B3	Neue Synagoge	B4	Städtisches Arbeitshaus	A4
Klawittersche Schiffswerft	E2, 3	Neuer katholischer Friedhof	A3	— Elektrizitätswerk	D4
Kleine Bäckergasse	C3	Neues Zeughaus	A6	— Gymnasium	B5
— Berggasse	A4	Neugarten	A3	Steffens Park	AB1
— Gasse	D3	Neugarter Tor	A3	I. Steindamm	D5, 6
— Mühlengasse	C3	Niedere Seigen	C2	II. —	C6
— Schwalbgasse	C7	Niederstadt	CD6	III. —	C6
Kleiner Irrgarten	B3, 4	Nonnenhof	C3	Steinschleuse	B7
Kleines Zeughaus	AB2	Nonnenkirche	C3	Stiftsgasse	BC7
Kneiphof	B5	Oberpostdirektion	BC5	Stockturm	B4
Kohlengasse	B4	Oberrealschule	BC2	Strandgasse	D6
Kohlenmarkt	B4	Olivaer Tor	B1	Straßenbahndepot	C7
Königl. Artilleriewerkstätte	DE6	Packhof	D4	Straußgasse	D6
— Eisenbahndirektion	B1 u. B2	Paradiesgasse	BC2, 3	Strohdeich	E2, 3
— Gewehrfabrik	D6	Passage	B4	Stützengasse	C5, 6
— Kapelle	C4	Petershagen	A5, 6	Synagoge, Neue	B4
— Magazine	D4	Petershager Tor	A6	Tagnetergasse	C4
Königl. Fortifikationsbureau	B6	Pfaffgasse	C4	Theater	B4
— Gymnasium	D5	Pfandgraben	DE2	Thornsche Brücke	C6
— Proviantamt	E3, 4	Pfefferstadt	B2, 3	— Gasse	BC6
Kornmagazin	E4	Pferdetränke	C3	Thorunscher Weg	C6, 7
Korpsbekleidungsamt	C2	Plankengasse	D4	Tischlergasse	C3
Kraftstation der elektrischen Straßenbahn	A4	Poggenpfuhl	B5, 6	Tobiasgasse	CD3
Krankenhaus, Diakonissen-	A3	Polizeidirektion	B4	Töpfergasse	B3
— Marien-	CD6, 7	Portechaisengasse	B4	Trinitatiskirche	B5
— s. auch Hospital.		Post	B3, 4; E5	Turmgasse	CD5
Krantor	D4	Postgasse	B4	Turnhalle	B5
Kriegsschule	A3	Priestergasse	C3, 4	Versenkstelle der Dampfer	D1
Kuhbrücke	C5	Promenade	AB1-3	Viehhof	E4
Kuhtor	C5	Proviantamt, königl.	E3, 4	Viktoriaschule	B5
Landeplatz der Dampfboote	D4 u. E3	Pulvermagazin	A1	Volksbad	C6
Landeshaus	A3	Pumpstation	B7; DE3	Vorstädtischer Graben	BC4, 5
Landesversicherungsanstalt	AB5	Radaune	D2, 3	Wagenhaus	B7
Landratsamt	A4	Radaunekanal	C3	Wallgasse	C-E2, 3
Land- und Amtsgericht	A3	Rähm	D3	Wandgasse	B2, 3
Lange Gasse	BC4	Rammbau	CD2, 3	Weidengasse	CD5, 6
Langer Markt	C4, 5	Rathaus	C4	Weißmönchen-Hintergasse	B2, 3
Langgarten	DE5	Reichsbank	B4	Weißmönchkirche	B3
Langgarter Tor	E5	Reitergasse	D5, 6	Werft, Johannsensche	E2
Langgassentor	B4	Rittergasse	D3	— Kaiserliche	C2; D1
Lastadie	BC5	Röpergasse	C5	— Klawittersche	E2, 3
Laternengasse	B4	Russisches Konsulat	E5	— Schichausche	B1
Lawendelgasse	C3, 4	Samtgasse	C2	Werftgasse	C1u.D1,2
Lazarett, Garnison-	D3	Sandgrube	A4	Westpreuß. Landsch.-Bank	B4
— Neues chirurgisches	A4	Sankt Bartholomäikirche	C2	Wiebenwall	A5, 6
— Stadt-	B1, 2	— Bartholomäikirchgasse	C2, 3	Wilhelms-Theater	E5
Leeges Tor	A6	— Elisabethkirchgasse	B3	Winterplatz	C5
Leihamt	A6	— Johanniskirche	C4	Zapfengasse	D3
Loge	B3	— Katharinenfriedhof	A2	Zentralbahnhof	B2, 3
— Eugenia	A3, 4	— Marienfriedhof	A3	Zeughaus, Altes	A6
Logengang	A4	— Petri- und Paulifriedhof	A3	— Großes	B4
Löschplatz Brabank	E3	— — und Paulikirche	B5	— Kleines	AB2
Lünette Steinschleuse	AB7	— Salvatorkirche	A5	Ziegengasse	B4
Magazine, königl.	D4	— Salvatorkirchhof	A5	Zimmerhof	D4
Mälzergasse	B5	Schäferei	D4, 5	Zuckerraffinerie	C6
Marienkirche	C4	Schichausche Werft	B1		


DANZIG.
Maßstab 1:15000
0 100 200 300 400
Meter.
Stadtgrenze
Straßenbuhnen
Bibliogr. Institut in Leipzig

[Stadtteile, Straßen ꝛc.] Die eigentliche Stadt besteht aus fünf Teilen: der Altstadt, der Rechtstadt, der Vorstadt, der Niederstadt und dem Langgarten. Unter den Toren ist das Hohe Tor eins der bedeutendsten monumentalen Bauwerke des 16. Jahrh., nach Art der römischen Triumphbogen, von dem die Langgasse auf den Langen Markt führt; es wurde mit der Prinkammer freigelegt und restauriert. Neun Vorstädte umlagern den westlichen Halbkreis der Stadt, unter denen einige ziemlich entfernt liegen: St. Albrecht (7 km südlich), Altschottland, Schidlitz, Langfuhr, die schönste Vorstadt (4 km im NW.), wohin eine doppelte Lindenallee führt, Neuschottland und Neufahrwasser, der Hafen von D. Wie wenige Städte hat D. in seiner mittelalterlichen Bauart eine scharf ausgeprägte Physiognomie bis heute erhalten. Die oft turmartigen Häuser mit vielen hohen, eng aneinander gestellten Fenstern und zierlichen, arabeskenartig emporstrebenden Dachspitzen kehren alle die schmale Giebelseite der Straße zu, dehnen sich aber nach hinten zu oft unverhältnismäßig weit aus. Eine Eigentümlichkeit derselben, die Beischläge, terrassenartige Vorbauten mit Kellern vor dem Erdgeschoß, ist aus Rücksicht auf den Verkehr fast ganz verschwunden. Die stattlichsten Teile der Stadt bilden die Langgasse und der Lange Markt bis südlich zur Mottlau, die mit den prächtigsten alten Bauten prangen, von denen einige Häusern in Portugal und Italien nachgeahmt sind (s. Tafel »Wohnhaus I«, Fig. 9).

[Gebäude.] Auch die öffentlichen Gebäude Danzigs sind meist großartig. Unter den 19 Kirchen, von denen 7 katholisch sind, ist die 1343—1502 erbaute, 104 m lange, 34,8 m breite und 23,3 m hohe, dreischiffige Oberpfarrkirche zu St. Marien die bedeutendste und zugleich eine der größten evangelischen Kirchen, die es gibt, mit 76 m hohem Turm und 10 kleinern Türmen. Eine Eigentümlichkeit dieser Kirche sind die nach innen hineingezogenen, überwölbten und zu Kapellen benutzten Strebepfeiler, wodurch die Kirche eigentlich fünfschiffig wird. Unter ihren Kunstschätzen sind namentlich ein Jüngstes Gericht aus dem J. 1467, vermutlich von Memling, ein kunstvoll in Holz geschnitzter Hochaltar (von M. Schwartz, 1511—17) und mehrere kostbare Paramente bemerkenswert. Der Dichter M. Opitz ruht in dieser Kirche. Die älteste Kirche ist die Katharinenkirche (1326—30) mit einem schönen Glockenspiel. Außerdem besitzt D. zwei Synagogen und ein mennonitisches Bethaus. Die hervorragendsten weltlichen Gebäude sind das großartige gotische Rathaus in der Rechtstadt, in seinem Hauptkern aus dem 15. Jahrh., mit einem zierlichen, 82 m hohen Turm und einem ehernen Springbrunnen daneben, und das altstädtische Rathaus, ein Renaissancebau (1587 vollendet). Auch das Krantor und das Zeughaus sind altertümliche Gebäude. Auf dem Langen Markt steht der Artus- oder Junkerhof (die großen Kaufleute hießen im Mittelalter hier »Junker«), dessen Inneres eine einzige große, viereckige, von vier Granitsäulen getragene und in der eigentümlichsten Weise mit Gemälden und Schnitzwerk aus der Sagenwelt verzierte Halle bildet, die ehedem zu Gelagen bestimmt war und jetzt als Börse dient (vgl. P. Simson, Der Artushof in D. und seine Brüderschaften, Danz. 1900). Endlich sind noch zu erwähnen die berühmte alte Mühle von 18 Gängen an der Radaune, der sogen. Stockturm und das spätgotische, 1871 restaurierte Franziskanerkloster (das

Karte der Umgebung von Danzig.

einzige noch vorhandene Klostergebäude), dessen oberes und unteres Geschoß die städtische Gemäldegalerie und Altertümersammlung einnimmt, während das mittlere zum Lokal des Realgymnasiums bestimmt ist. Von neuern Gebäuden sind hervorzuheben: das Oberpostdirektionsgebäude, das Landeshaus und das Dikasterialgebäude (Sitz des Oberpräsidiums), beide auf Neugarten, das Generalkommando, der Hauptbahnhof, die neue Synagoge, das (1902 noch im Bau begriffene) Staatsarchiv ꝛc. An Denkmälern besitzt die Stadt ein Gralathdenkmal in der Mitte der Großen Allee und das russische Denkmal auf dem Hagelsberg (s. unten). Ein Denkmal Kaiser Wilhelms I. vor dem Hohen Tor und ein Kriegerdenkmal auf dem Holzmarkt sind (1903) in der Ausführung begriffen.

[Befestigungen.] Die Befestigungen der Stadt bestehen aus einem Hauptwall mit 20 Bastionen. Sämtliche Gräben vor dem Hauptwall sind mit Wasser angefüllt, und die Umfassung ist zu zwei Dritteln durch die Weichsel und durch Überschwemmungen gedeckt, die mittels der Steinschleuse am Legetor bewirkt werden können. Der Hauptwall hat daher nur vor drei Fronten kleine Ravelins und Lünetten als Außenwerke vor sich, aber nach den überschwemmbaren Seiten im N., O. und W. hin einen bedeckten Weg mit Glacis. Außerdem hat man die nahe an die Stadt tretenden Höhen, wie den Hagelsberg und Bischofsberg im W., als zweite Verteidigungslinie mit selbständigen Werken besetzt, welche die Stadt von außen decken. Der Hagelsberg ist durch eine bedeckte Kaponniere mit der Stadt verbunden. Neun Defensivkasernen in den Werken verstärken die Verteidigungsfähigkeit des Platzes. Auch mehrere einzelne Außenwerke sind an wichtigen Punkten vorgeschoben. Namentlich zieht sich von der Nordseite der Stadt eine Reihe von Werken längs der Weichsel bis an ihre Mündung, wo sie mit den Batterien am Kanal Neufahrwasser oder Hafenkanal endigen. An diesem Kanal, der 970 m lang und 26 m breit ist und wegen Versandung der alten Weichselmündung angelegt wurde, liegt bei Neufahrwasser der Hafen von D., mit einer großen Steinmole und zwei Leuchttürmen versehen und durch Dampfschiffahrt (wie durch Eisenbahn) mit der Stadt verbunden. Gegenüber, an der rechten Seite der Weichselmündung, liegt die Festung Weichselmünde, ein bastioniertes Viereck, das mit der Westerschanze und mehreren Forts den Flecken und Kanal Neufahrwasser und die Reede deckt. Durch den Holm, eine befestigte große Insel der Weichsel, und mehrere Forts wird die Verbindung zwischen D. und dem 4 km entfernten Weichselmünde bewerkstelligt. Zwischen dem Meer und Neufahrwasser liegt der in einen schattigen Park verwandelte Küstenstrich Westerplatte. Der frühere Ausfluß der Weichsel ist, seitdem 1. Febr. 1840 der Strom die Sanddüne bei dem Dorf Neufähr durchwühlte und sich eine neue Mündung machte, ganz geschlossen, so daß die Seeschiffe nur durch den Hafenkanal von der Reede in die Weichsel gelangen. Der Weichseldurchbruch ist an der Mündung zu sehr versandet und darum für Schiffe nicht zu benutzen, dennoch aber durch ein Fort geschützt. Eine neue Mündung, bei dem Dorfe Schiewenhorst, ist neuerdings durch den Bau eines 6 km langen Durchstichkanals hergestellt.

[Bevölkerung, Erwerbszweige, Verkehr.] Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1900) mit der Garnison (ein Grenadierregiment Nr. 5, ein Infanterieregiment Nr. 128, 2 Leibhusarenregimenter Nr. 1 und 2, ein Feldartillerieregiment Nr. 36, eine Abteilung Feldartillerie Nr. 72 und ein Trainbataillon Nr. 17) auf 140,563 Seelen, darunter 44,265 Katholiken und 2553 Juden; 2791 Personen sprechen nur polnisch, 1573 daneben auch deutsch. Unter den industriellen Anstalten sind hervorzuheben: die Schiffswerften, darunter die große kaiserliche Werft mit Trockendock, die Schichausche Werft (zum Bau von Kriegsschiffen und Handelsdampfern), die Klawittersche und die Johannsensche Werft und Maschinenfabrik, die königliche Artilleriewerkstatt und die Gewehrfabrik, die Westpreußische Zuckerraffinerie, eine bedeutende Ölmühle, Waggonfabrik, Nietenfabrik, chemische Fabrik und Glashütte; ferner bedeutende Bierbrauerei, Sprit-, Likör-, Bernsteinwaren- und Tabakfabrikation, große Mahlmühlen, Dampfschneidemühlen, Eisengießereien und Maschinenbauanstalten, Schiffs- und Kesselschmieden, Fabriken für Drahtseile und Tauwerk, ätherische Öle, Farben, Lack, Firnis, Dachpappe, Zündwaren, Öfen, Papier u. a. Der Handel Danzigs, gegen früher zwar zurückgegangen, aber immer noch sehr bedeutend, wird unterstützt durch eine Handelskammer, eine Reichsbankhauptstelle (Umsatz 1902: 1248 Mill. Mk.), die Danziger Privataktienbank, die Moskauer internationale Handelsbank, die Ostdeutsche Bank und eine Filiale der Norddeutschen Kreditanstalt in Königsberg. Die Reederei Danzigs, ebenfalls im Rückgang begriffen, zählte 1901: 36 Dampfschiffe zu 23,730 Reg.-Ton. und 10 Segelschiffe zu 2103 Reg.-Ton. Raumgehalt. Mit Ladung kamen 1900 an: 1463 Seeschiffe zu 553,400 Reg.-Ton., in Ballast oder leer 212 Seeschiffe zu 120,282 Reg.-Ton. Raumgehalt. Es gingen ab mit Ladung: 1417 Schiffe zu 500,374 Reg.-Ton., in Ballast oder leer 267 Schiffe zu 176,550 Reg.-Ton. Raumgehalt. Der Verkehr auf der Weichsel bezifferte sich auf 12,267 Schiffe. Zur Ausfuhr kommen besonders Zucker, Holz, Getreide, Mehl, Spiritus; die Einfuhr erstreckt sich auf Heringe, Roheisen, Steinkohlen, Kolonialwaren, Drogen, Reis, Wein, Petroleum. 1900 belief sich die Einfuhr zur See auf 8 Mill. metr. Ztr. im Werte von 107,7 Mill. Mk., die Ausfuhr zur See auf 7,1 Mill. metr. Ztr. im Werte von 114,3 Mill. Mk. Elektrische Bahnlinien vermitteln den Verkehr im Innern und mit der Umgebung. D. hat Wasserleitung, Kanalisation, ein öffentliches Schlachthaus und eine Markthalle. Das Fernsprechnetz umfaßt ca. 1300 Sprechstellen; die Zahl der Gespräche beträgt jährlich 3 Mill. In D. erscheinen ca. 20 Zeitungen und Zeitschriften, darunter ist am bedeutendsten die »Danziger Zeitung«.

[Anstalten, Behörden ꝛc.] Von Bildungs- und Wohltätigkeitsanstalten finden sich eine technische Hochschule (1903 noch in der Einrichtung begriffen), 2 Gymnasien, ein Realgymnasium, eine Oberreal- und eine Realschule (letztere in Langfuhr), ein städtisches Lehrerinnenseminar, eine Kriegsschule, eine Handelsakademie, Navigationsschule, Taubstummenschule; dazu ein Hebammeninstitut, mehrere gelehrte Gesellschaften, 2 Sternwarten, eine Stadtbibliothek mit 100,000 Bänden und einigen Manuskripten, eine Gemälde- und Antiquitätensammlung (s. oben), 2 Theater, Stadtmuseum, Provinzial-Kunstgewerbemuseum, Musikschule, Kunstschule; ferner gute Armenanstalten, 2 Waisen- und 2 Krankenhäuser (Marienkrankenhaus und Diakonissenanstalt) und ca. 130 milde Stiftungen, darunter einige sehr bedeutende, wie das Heilige Leichnamshospital, das Elisabethhospital, das Gertrudenhospital u. a. D. ist auch Zentralsitz der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger (1865 gegründet) und des Deutschen nautischen Vereins sowie mehrerer gewerblicher Bildungs- und Unterstützungs-

vereine. **Behörden:** D. ist der Sitz des Oberpräsidenten, der Regierung, der Provinzialverwaltung, des Konsistoriums, der westpreußischen Landschaftsdirektion, einer Spezialkommission, zweier Landratsämter (für die Kreise Danziger Höhe und Danziger Niederung), eines Landgerichts, Lotsenamtes, Hauptzollamtes, einer Provinzialsteuerdirektion, einer Eisenbahn- und einer Oberpostdirektion, mehrerer Konsuln ꝛc. Von militärischen Behörden befinden sich in D.: das Generalkommando des 17. Armeekorps, das Kommando der 36. Division, der 71. Infanterie-, der Leibhusaren-, der 12. Gendarmerie- und der 36. Feldartilleriebrigade sowie die Festungskommandantur. Der Magistrat zählt 23, die Stadtverordnetenversammlung 63 Mitglieder. Das städtische Budget belief sich 1901 in den Einnahmen auf 12,4 Mill., in den Ausgaben auf 11,2 Mill. Mk. D. ist der **Geburtsort** von Hevel, Fahrenheit, Chodowiecki, Archenholz, Koppe, Johannes Falk, Artur Schopenhauer, H. Döring u. a. In der schönen Umgegend sind außer den schon erwähnten Punkten noch Jäschkenthal, Kahlbude, die Badeorte **Brösen** und **Zoppot** (s. d.) und der Flecken **Oliva** (s. d.), Glettkau und Heubude zu nennen. — Zum **Landgerichtsbezirk** D. gehören die neun Amtsgerichte zu Berent, D., Dirschau, Karthaus, Neustadt, Putzig, Schöneck, Preußisch-Stargard und Zoppot.

[Geschichte.] Die Stadt D., über deren Gründung Dunkel herrscht, stand schon zu Ende des 10. Jahrh. in Blüte und Ansehen und wurde damals die Hauptstadt von Oberpommern (Pomerellen). Adalbert, Bischof von Prag, predigte hier 997 das Christentum. Herzog Subislaw umgab D., damals Gidanie genannt, 1185 mit Mauern. Herzog Mestwin II., der gegen seinen Bruder die Brandenburger zu Hilfe gerufen hatte, mußte D. von ihnen 1271 zurückerobern; als er 1295 ohne männliche Erben starb, fiel D. an Przemyslaw II. von Polen, nach dessen Tode (1296) sein Erbe Wladislaw Lokietek den Deutschen Orden gegen Brandenburg zu Hilfe rief. Der Markgraf von Brandenburg mußte zwar die Belagerung der Burg D. aufgeben, der Deutsche Orden besetzte aber die Stadt und behielt sie, da die versprochene Entschädigung nicht aufzutreiben war, als Eigentum (1309); ja, der Polenkönig Kasimir III. mußte sie im Vertrag von Kalisch 1343 dem Hochmeister Ludolf förmlich abtreten. Trotz aller dieser Kämpfe hatte D. an Wohlstand ungemein zugenommen und trat 1358 dem Bunde der Hansa bei. Aus jener Zeit stammen viele bedeutende Bauten, namentlich die Anlage der Rechtstadt (1330—53), der Jungstadt (1380) und der Vorstadt (1393). Gegen Ende des 14. Jahrh. trat D. selbst als kriegführende Macht auf, indem es für den Schwedenkönig Albrecht Stockholm besetzte und durch seinen Kampf mit den seeräuberischen Vitalienbrüdern auch mit Margarete von Dänemark in einen Krieg verwickelt wurde. 1410 hatte D. noch unter dem Bürgermeister Konrad Letzkau zur Rettung der Marienburg mitgewirkt; als aber der Orden den Landständen alle Rechte verweigerte, sagte sich D. vom Orden los und erwählte den König Kasimir IV von Polen zum Schutzherrn (1454). D. wurde dadurch zu einem kleinen **Freistaat**; es durfte in Gemäßheit des ihm erteilten Privilegium Casimirianum seine Ämter selbst besetzen und erhielt die vollständige Gerichtsbarkeit (nach eignem Gesetzbuch, **Danziger Willkür** genannt), Befreiung von allen Zöllen und Abgaben, das Münzrecht, das Recht, eigne Besatzung zu halten, und völlig freie Entscheidung über Krieg, Bündnisse und Frieden. Die Oberhoheit des Königs von Polen repräsentierte ein Glied des Stadtrates, der Burggraf; die Stadt hielt in Warschau ihren Sekretär und stimmte auf Reichstagen und bei Königswahlen mit. Die vier Stadtteile wurden nun zu einem Ganzen vereinigt und dem rechtstädtischen Rat untergeordnet. Streitigkeiten mit dem König wegen Besetzung des Bistums Ermeland führten zu dem achtjährigen Pfaffenkrieg (1472—80), in dem sich Danzigs Macht bewährte. Schon 1523 fand die Reformation in D. Eingang, gewann aber erst seit 1557 allgemeinere Verbreitung. Als 1575 Stephan Báthori zum König von Polen gewählt wurde, erklärte sich D. für Kaiser Maximilian II. und wollte auch nach dessen Tode (1576) dem König Stephan die Huldigung nur gegen bedeutende Zugeständnisse leisten. D. wurde daher belagert, verteidigte sich aber 1577 so entschlossen, daß sich der König mit einer Abbitte und der Zahlung von 200,000 Gulden begnügte. 1656 belagerten die Schweden die Stadt, wurden aber durch Hilfstruppen des Königs Johann Kasimir und durch eine holländische Flotte vertrieben, worauf die Holländer mit dem Großen Kurfürsten den Elbinger Vertrag 10. Sept. über die Neutralität Danzigs vereinbarten. 1734 wurde D., weil es den König Stanislaus Leszczynski aufgenommen hatte, von den Russen und Sachsen unter Münnich belagert und nach mehrmonatiger Einschließung 7. Juli zur Kapitulation genötigt. Bei der zweiten Teilung Polens 1793 kam die Stadt an Preußen. 1806 wurde vor der Kriegserklärung gegen Frankreich der Hafen von D. von den Schweden blockiert und von England auf die preußischen Schiffe Embargo gelegt. 1807 wurde D. im März von den Franzosen unter Marschall Lefebvre angegriffen und trotz tapferer Verteidigung durch den Gouverneur Kalckreuth 24. Mai aus Mangel an Munition und Lebensmitteln zur Übergabe genötigt. Den Einwohnern ward eine Kriegssteuer von 20 Mill. Frank auferlegt, Lefebvre aber erhielt den Titel eines Herzogs von D. Im Tilsiter Frieden vom 9. Juli 1807 wurde D. als **Freistaat** mit einem Gebiet von 2 deutschen Meilen im Umkreis unter Frankreichs, Preußens und Sachsens Schutz anerkannt; doch blieb fortwährend ein französischer Gouverneur daselbst, und durch die Kontinentalsperre war der Handel mit England zerstört. Beim Rückzug aus Rußland 1812 gelang es den französischen und polnischen Truppen des 10. französischen Armeekorps unter General Rapp, sich in die Stadt zu werfen. Dieselbe wurde 1813 durch ein russisches Korps unter Herzog Alexander von Württemberg und preußische Landwehr unter Graf Dohna eingeschlossen und nach elfmonatiger Belagerung 29. Nov. (bestätigt 29. Dez.) 1813 zur Ergebung gezwungen. Mit dem 3. Febr. 1814 kehrte D. unter Preußens Oberherrschaft zurück. 1816 wurde D. der Sitz der Regierung des Danziger Bezirks und des Oberpräsidiums von Westpreußen (bis 1823). Großen Schaden erlitt die Stadt 1829 durch einen Durchbruch der Weichsel, 1831 durch die asiatische Cholera und durch einen Brand im Juni 1858. Seit 1863 nahm die städtische Verwaltung einen neuen, großartigen Aufschwung, hervorgerufen durch die Amtstätigkeit des Oberbürgermeisters v. Winter. Ihm verdankt die Stadt die Anlage einer Wasserleitung und die Kanalisation, die hier zuerst auf dem Kontinent durchgeführt wurde. Nach der Teilung der ehemaligen Provinz Preußen (1. Juli 1878) ward D. Hauptstadt der Provinz Westpreußen.

Literatur. Vgl. J. C. **Schultz**, D. und seine Bauwerke (54 Kupfertafeln, Berl. 1873); **Brandstäter**,

Land und Leute des Kreises D. (Danz. 1879); »D. in naturwissenschaftlicher und medizinischer Beziehung« (Festschrift zur 53. Naturforscherversammlung, das. 1880); Lindner, Danzig (Bd. 19 der »Berühmten Kunststätten«, Leipz. 1902); Löschin, D. und seine Umgebungen (4. Aufl., das. 1860); Püttner, D. (3. Aufl., Danz. 1899). — Zur Geschichte: Gralath, Geschichte Danzigs (Königsb. 1789—92, 3 Bde.); Löschin, Geschichte Danzigs (Danz. 1822, 2 Bde.); Weinreich, Danziger Chronik (Berl. 1855); Wistulanus, Geschichte der Stadt D. (Danz. 1891); Pawlowski, Geschichte der Provinzialhauptstadt D. (das. 1893); Duisburg, Geschichte der Belagerungen und Blockaden Danzigs seit den frühesten Zeiten (das. 1808); Derselbe, Historisch-topographische Beschreibung Danzigs (das. 1816); Blech, Geschichte der siebenjährigen Leiden der Stadt D. (das. 1815, 2 Bde.); »Défense de Dantzig en 1813; documents militaires du lieutenant-général Campredon«, herausgegeben von Auriel (Par. 1888); Hirsch, Danzigs Handels- und Gewerbsgeschichte unter der Herrschaft des Deutschen Ordens (Leipz. 1858); Köhler, Geschichte der Festungen D. und Weichselmünde (Berl. 1893, 2 Bde.); Damus, Danzigs Eintritt in den preußischen Staat (Danz. 1894); »Der Stadt D. Verfassung und Rechte« (nach der Originalhandschrift von Lengnichs »Jus publ. civ. Gedanensis« hrsg. von O. Günther, das. 1900); Goldmann, Danziger Verfassungskämpfe unter polnischer Herrschaft (Leipz. 1901); Max Schultze, Um D. 1813/14. Archivstudie (Berl. 1903); »Gedanensia. Beiträge zur Geschichte Danzigs« (Danz. 1879—1903, Bd. 1—8).

Der **Regierungsbezirk D.** umfaßt 7954 qkm (144,46 QM.) und zählt (1900) 665,992 Einw. (darunter 329,611 Evangelische, 320,313 Katholiken und 5504 Juden), 84 auf 1 qkm. Die zwölf Kreise umfaßten 1900:

Kreise	QKilom.	QMeil.	Einwohner	Einw. auf 1 qkm
Berent	1238	22,48	49 821	40
Danzig (Stadt)	20	0,36	140 563	—
Danziger Höhe	432	7,85	53 119	123
Danziger Niederung	478	8,68	36 135	75
Dirschau	466	8,46	38 693	83
Elbing (Stadt)	13	0,24	52 518	—
Elbing (Land)	608	11,04	38 800	64
Karthaus	1396	25,35	62 994	45
Marienburg	811	14,73	60 902	75
Neustadt i. W.	851	15,46	49 043	58
Putzig	582	10,57	25 216	43
Preußisch-Stargard	1058	19,22	58 188	55

Über die fünf Reichstagswahlkreise des Regierungsbezirks s. die Karte »Reichstagswahlen«, mit Tabelle. Vgl. Ernst, Topographie des Landgerichtsbezirks zu D. (Danz. 1892).

Danzig, Herzog von, s. Lefebvre.

Danziger Bucht, eine nach der Stadt Danzig benannte Einbuchtung der Ostsee in das Festland von Ost- und Westpreußen, hat bis an ihre Mündung (von Brüsterort bis Rixhöft) gegen 82 km Breite. Innerhalb derselben befindet sich im W. die Putziger Wiek, gebildet durch die Landzunge Hela; im SO. zieht sich, durch die Frische Nehrung getrennt, das Frische Haff hin. Der nördliche Teil der Ostküste ist die sogen. Bernsteinküste. Die D. B. liegt lange im Eis und hat gegen die Küste 5—50, gegen die offene See hin 50—100 m Tiefe. Leuchttürme befinden sich zu Brüsterort, Pillau, bei Neufahrwasser, Oxhöft, zu Hela und Heisternest auf der Halbinsel Hela und zu Rixhöft. S. »Karte der Umgebung von Danzig« (S. 507) und Karte »Ost- und Westpreußen«.

Danziger Goldwasser, feiner, farbloser Likör, in dem Blattgoldflitterchen verteilt sind, wird besonders in Danzig »im Lachs« (Likörfabrik in der Breitgasse) hergestellt.

Danziger Höhe und **Danziger Niederung,** zwei aus dem frühern Landkreis Danzig 1887 neugebildete Kreise des Regierungsbezirks Danzig, von denen ersterer das Gebiet westlich vom Danziger Werder, letzterer den Danziger Werder sowie das links von der Elbinger Weichsel liegende Gebiet und einen Teil der Frischen Nehrung umfaßt. Die Landratsämter befinden sich in Danzig.

Danziger Nehrung, der schmale, niedrige, zum Teil fruchtbare und gut angebaute Landstrich in Westpreußen zwischen der Ostsee und den beiden Weichselarmen, der östlich in die Frische Nehrung ausläuft.

Danziger Niederung, s. Danziger Höhe.

Danziger Phänomen, s. Hof.

Danziger Werder, fruchtbare Marschgegend in Westpreußen, südöstlich von der Stadt Danzig, zwischen der Weichsel, Mottlau und Radaune, mit starker Rindvieh- und Pferdezucht und Getreidebau.

Danziger Willkür, s. Danzig.

Danzker, bei den Burgen des Deutschen Ordens großartige Abtrittsanlage, aus einem vorgeschobenen Turm bestehend, zu dem ein auf Mauerbogen ruhender Gang führt.

Daonella, s. Muscheln.

Daphne *L.* (Seidelbast; bei Homer Name des Lorbeers), Gattung der Thymeläazeen, Sträucher, seltener Bäumchen mit zäher, scharfer Rinde, ganzen und ganzrandigen, meist wechselständigen, lederigen und meist bleibenden oder krautigen, sommergrünen Blättern, weißen, gelben oder roten, stark riechenden Blüten in Köpfchen, seltener in kurzen Trauben, oft in rispigen Blütenständen und weichfleischigen, manchmal fast trocknen Beeren, wächst in etwa 40 Arten im gemäßigten Europa und Asien. D. Cneorum *L.* (Steinröschen), fast überall auf Gebirgen Europas, ist ein schöner Ziersstrauch mit langen, niederliegenden Zweigen, bleibenden, länglich-spatelförmigen Blättern und sechs- bis zehnblütigen, wohlriechenden roten Blüten in Köpfchen; Blätter und Früchte wirken brechenerregend und abführend. D. Gnidium *L.*, in den Mittelmeerländern, hat linien-lanzettförmige, sommergrüne Blätter und weiße oder rötliche wohlriechende Blüten in armblütigen Trauben. Die Rinde (französischer Seidelbast) wird in Südeuropa arzneilich angewendet. Die getrockneten Früchte, Purgierkörner, Keller- oder Brennwurzbeeren, wirken drastisch abführend und brechenerregend. D. Laureola *L.* (Zeiland, Zindelbast, Lorbeerkraut), ein kleiner Strauch auf den Gebirgen Mittel- und Südeuropas, mit bleibenden, elliptisch-spatelförmigen Blättern, hängenden, achselständigen Trauben, grünlichgelben Blüten und schwarzen Beeren, muß bei uns im Winter bedeckt werden. Die Rinde findet dieselbe Anwendung wie die der folgenden Art. D. Mezereum *L.* (gemeiner Seidelbast, Kellerhals, wilder Pfefferstrauch, Zeiland, s. Tafel »Giftpflanzen II«, Fig. 1), wächst in Wäldern von fast ganz Europa und vom Kaukasus bis zum Altai, ist ein bis 1,25 m hoher, vor dem Ausbruch der lanzettförmigen Blätter blühender Strauch, mit zu zwei und drei ansitzenden, roten wohlriechenden Blüten und roten Beeren. Die Rinde (Seidelbast, deutsche Pfefferrinde, Cortex Mezerei) ist außen graubraun, innen

schwach gelblichgrün, riecht frisch unangenehm, getrocknet gar nicht, schmeckt scharf, anhaltend brennend und zieht auf der Haut Blasen; sie enthält ein scharf wirkendes Harz und Daphnin (s. d.). Innerlich wirkt die Rinde giftig. Man benutzte sie früher arzneilich, jetzt nur noch zu Pflastern und Salben. Die sehr scharfen Früchte (Baccae Coccognidii, Piper germanicum, Damersamen, Stech- oder Rachbeeren) wurden ebenfalls arzneilich benutzt; in Sibirien dienen sie zum Schminken. D. odora *Thunb.*, aus Japan, mit glänzenden, zugespitzt-eiförmigen Blättern und weißen oder roten, sehr wohlriechenden Blüten, wird in Gewächshäusern kultiviert. Von D. cannabina *Lour.*, im Himalaja, wird der Bast zur Papierfabrikation verwendet.

Daphne, im Altertum ein durch seine landschaftliche Szenerie berühmter Zypressen- und Lorbeerhain, etwa 6 km südlich vom syrischen Antiochia, hatte einen herrlichen Tempel des Apollon und der Artemis, der 362 n. Chr. abbrannte, sowie eine feste königliche Burg und war Lieblingsaufenthalt der Seleukiden, des Pompejus, des Commodus, der hier olympische Spiele einrichtete, und andrer vornehmer Römer, die jedoch den Ort durch ihre Üppigkeit in übeln Ruf brachten. Jetzt Bêt el Mâ (»Haus des Wassers«), ohne bedeutendere Altertümer.

Daphne (»Lorbeer«), im griech. Mythus eine Nymphe, die, von Apollos Liebe verfolgt, auf ihr Gebet in den Lorbeer, den Apollo geheiligten Baum, verwandelt wurde (s. Taf. »Bildhauerkunst XI«, Fig. 4).

Daphnephorien, ein in Delphi und Böotien, besonders Theben, begangenes Apollofest, bei dem Lorbeer in Prozession getragen wurde.

Daphnetin, s. Daphnin.

Daphni, Kloster an der »Heiligen Straße« zwischen Athen und Eleusis, ist aus den Trümmern eines antiken Tempels gebaut. Südlich davon liegt der Berg D. (468 m). Vgl. Millet, Monuments de l'art byzantin. I: Le monastère de D. (Par. 1900).

Daphnia, Wasserfloh (s. d.).

Daphnin $C_{15}H_{16}O_9$, Glykosid in der Rinde von Daphne Mezereum, bildet farblose Kristalle, schmeckt bitter, löst sich wenig in kaltem Wasser, leichter in Alkohol, nicht in Äther, schmilzt bei 200°, zerfällt beim Behandeln mit verdünnten Säuren in Zucker und Daphnetin, ein Dioxykumarin $C_9H_6O_4$, das auch beim Erhitzen von Pyrogallolaldehyd mit Essigsäureanhydrid und Natriumacetat entsteht. Es bildet gelbliche Nadeln, riecht kumarinartig, ist löslich in kochendem Wasser und in Alkohol, sublimierbar.

Daphnis, ein Heros der sizilischen Hirten, Sohn des Hermes und einer Nymphe, Schüler des Pan in der Musik, galt als Erfinder der bukolischen Dichtung, deren Hauptgegenstand sein eignes Geschick war. Eine Nymphe, der er ewige Treue geschworen, strafte ihn für seinen Treubruch mit Blindheit, in der er von einem Felsen stürzte; oder Aphrodite ließ ihn aus Liebesgram um eine unerreichbare Geliebte sterben, weil er ein ihm von ihr zugedachtes Mädchen verschmäht hatte.

Daphnoïdeen, älterer Name für Thymeläazeen.

Dapifer (lat., »Speiseaufträger«), war am Hofe der spätern römischen Kaiser der mit der Aufsicht über die Speisen betraute Hofbeamte; im Mittelalter ist D. soviel wie Truchseß.

Daponte, Lorenzo, ital. Operndichter, geb. 10. März 1749 zu Ceneda im Venezianischen, gest. 17. Aug. 1838 in New York, erhielt 1771 eine Professur am geistlichen Seminar zu Treviso, wurde indessen bald seiner freien Ansichten wegen seines Amtes enthoben und aus dem Gebiete der Republik Venedig verwiesen. Er begab sich nach Dresden, wo er am Grafen Marcolini einen Gönner fand und auch literarisch tätig war. Infolge eines Liebesverhältnisses mußte er aber Dresden verlassen und ging nun als kaiserlicher Theaterdichter nach Wien. Hier schrieb er für Mozart »Figaro« und »Don Juan« und gleichzeitig für Salieri den »Axur« und den »Baum der Diana«. Von Leopold II. entlassen, ging er nach Triest, dann an die Italienische Oper in London und später nach New York, wo er sich in verschiedenen Berufsarten versuchte und zuletzt eine Italienische Oper gründete. Sein wechselvolles Leben hat er selbst in seinen »Memorie« (New York 1823—27, 4 Bde.; deutsch, 2. Aufl., Gotha 1864) geschildert. Vgl. Marchesan, Della vita e delle opere di L. da Ponte (Treviso 1900).

Dappental (Vallée des Dappes), kleines Tal im Juragebirge, 1242 m ü. M., an der Grenze des franz. Departements Jura und des schweizer. Kantons Waadt, durch das die Straße von Morez nach Gex führt, wird östlich von der Dôle überragt. Nordwestlich liegt das Fort Les Rousses. Der aus dem 16. Jahrh. stammende Streit um den Besitz dieses Passes ist 1862 durch eine neue Grenzregulierung beigelegt worden.

Dapper, Olfert, Arzt und geograph. Schriftsteller, lebte meist in Amsterdam und starb 1690. Er lieferte (nach teilweise sehr selten gewordenen Quellen) Beschreibungen von Syrien und Palästina (Rotterd. 1667; deutsch, Amsterd. 1681), von Ägypten, Libyen, Guinea, Äthiopien und Abessinien (das. 1668, deutsch 1670), von Amerika (Augsb. 1671), vom Reich des Großmoguls (Amsterd. 1672), von Persien (das. 1672; deutsch, Nürnb. 1681—88), von Vorderasien (Rotterdam 1677; deutsch, Nürnb. 1681), von den Inseln des Mittelländischen Meeres (Amsterd. 1688; deutsch, Augsb. 1688) und von Morea (Amsterd. 1688). Einen Auszug seiner Werke gab Mannling in »Dapperus exoticus curiosus« (Frankf. 1717, 2 Tle.).

Dapsang (Mount Godwin Austen, auch als K 2 bezeichnet), mit 8620 m höchster Gipfel der Karakorumkette (Zentralasien), liegt unter 35° 28′ nördl. Br. und 77° 10′ östl. L.

Dâr, in der Nubasprache soviel wie Land, Gebiet, kommt in Namen von Landschaften in Nubien und im östlichen Sudân häufig vor.

Darab (Darabdschird), Stadt in der pers. Provinz Farsistan, 180 km südöstlich von Schiraz, in fruchtbarer, von Bergen umschlossener Ebene mit saubern Straßen, vielen Gärten und 4000 Einw., darunter vielen Juden. Südlich davon steht die Ruine von Alt-D. mit einem Relief aus der Sasanidenzeit. Am nahen Kuh i Mumijeh quillt schwarzes Erdöl hervor, das erhärtet als Belessun (Balsam) oder Mum als kostbare Arznei verhandelt wird.

Daraba, Land in Asien, s. Dardistan.

Darányi (spr. daránji), Ignaz von, ungar. Politiker, geb. 15. Jan. 1849 in Budapest, studierte daselbst die Rechte und wurde 1874 Advokat. Er widmete sich hauptsächlich wirtschaftlicher Tätigkeit und wurde 1878 zum Sekretär der Theißtalgesellschaft gewählt. Seit 1881 Mitglied des Reichstags, wurde er Vizepräsident der liberalen Partei und später auch des Abgeordnetenhauses. Im November 1895 übernahm er im Kabinett Bánffy das Ackerbauministerium und behielt seine Stelle auch im Ministerium Szell. In den letzten Jahren kam er den Agrariern entgegen. Er ist seit 1902 auch Oberkurator der reformierten Kirche.

Darazi (Daraſi), Mohammed ibn Ismaïl, Stifter der Sekte der Druſen (ſ. d.), trat 1017 in Ägypten mit der Lehre hervor, der regierende Kalif Hâkim ſei eine Inkarnation Gottes (ſ. Ismaeliten). Gegen dieſe Übertreibung des ohnehin in Ägypten unbeliebten Ismaelitismus erhob ſich das Volk, und D. mußte fliehen. Von Hâkim unterſtützt, ging er nun nach Syrien, wo er viele Anhänger gewann, die Darazi (Plural Durſz, daher Druſen) genannt wurden. D. ſoll 1020 im Kampf gefallen ſein.

Dar Banda, Landſchaft in Zentralafrika, mitten durchſchnitten vom 7.° nördl. Br. und 23.° öſtl. L., bildet die Waſſerſcheide zwiſchen dem Flußgebiete des Schari und dem des Uelle, wird von Niam-Niam bewohnt.

Darbhangah, Hauptſtadt des gleichnamigen Diſtrikts (8637 qkm mit [1891] 2,801,955 Einw.) der Provinz Bihar der britiſch-ind. Präſidentſchaft Bengalen, mit prächtigem Palaſt des Maharadſcha von D., betreibt ſtarke Ausfuhr von Ölſaat, Ghi (flüſſige Butter) und Bauholz und zählt (1901) 65,990 Einw. (meiſt Hindu).

Darboux (ſpr. -bū), Jean Gaſton, Mathematiker, geb. 14. Aug. 1842 in Nîmes, beſuchte ſeit 1861 die Pariſer Normalſchule, wurde 1873 Maître de conférences an dieſer Anſtalt und Professeur suppléant an der Sorbonne, 1881 Profeſſor der höhern Geometrie ebenda und iſt ſeit 1900 ſtändiger Sekretär der Pariſer Akademie. Sein Hauptwerk ſind die »Leçons sur la théorie générale des surfaces« (Par. 1887—96, 4 Bde.), das den gegenwärtigen Stand der Flächentheorie erſchöpfend darſtellt und auch viele eigne Unterſuchungen von ihm enthält. Eine Fortſetzung dieſes Werkes ſind die »Leçons sur les systèmes orthogonaux« (Par. 1898, Bd. 1). Auch lieferte er eine Ausgabe der Werke von Fourier (1890, 2 Bde.). Von 1870—1902 gab er das »Bulletin des sciences mathématiques« heraus.

Darboy (ſpr. -boā), Georges, Erzbiſchof von Paris, geb. 16. Jan. 1813 in Fayl-Billot (Obermarne), geſt. 24. Mai 1871, wurde 1836 Pfarrgehilfe von St.-Dizier, 1840 Profeſſor an dem Seminar in Langres und, nachdem er ſich durch eine treffliche Überſetzung der Werke des Dionyſius Areopagita (Par. 1845) bekannt gemacht, 1846 Almoſenier des Collège Henri IV und Titularkanonikus der Metropole. 1855 wurde er zum Titularerzbiſchof von Paris, 1859 zum Biſchof von Nancy, 10. Jan. 1863 zum Erzbiſchof von Paris befördert. Auch wurde er 8. Jan. 1864 Großalmoſenier des Kaiſers, 5. Okt. 1864 Senator, im Auguſt 1866 Mitglied des öffentlichen Unterrichtsrats. Er war von gemäßigter Haltung und ein Feind der jeſuitiſchen Richtung, weswegen ſich Pius IX. auch hartnäckig weigerte, dem vom kaiſerlichen Hof ſehr begünſtigten Biſchof die Kardinalswürde zu verleihen. Auf dem vatikaniſchen Konzil beſtritt D. offen das Unfehlbarkeitsdogma, doch nach deſſen Proklamierung fügte er ſich ſtillſchweigend. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris im Juli 1870 blieb er ſowohl während der Belagerung als nach dem Aufſtande der Kommune auf ſeinem Poſten. Am 4. April wurde D., um als Geiſel für gefangene Kommuniſten zu dienen, verhaftet und ſpäter nebſt dem Präſidenten Bonjean, dem Pfarrer Deguerry und drei andern Geiſtlichen in dem Hofe des Gefängniſſes von La Roquette erſchoſſen. Am 5. Juni ward das feierliche Leichenbegängnis Darboys gehalten. Unter ſeinen Schriften ſind noch zu erwähnen: »Les femmes de la Bible« (8. Aufl., Par. 1876); »Les saintes femmes« (4. Aufl. 1877); »La vie de saint Thomas Becket« (1860); »Œuvres pastorales« (1876, 2 Bde.). Seine Biographie ſchrieben Guillermin (Par. 1889) und Foulon (daſ. 1889).

Darbyſten (Darbychriſten oder Plymouthbrüder), eine zwiſchen 1820 und 1830 in England entſtandene Sekte, nach ihrem Stifter John Nelſon Darby, vormaligem anglikaniſchen Geiſtlichen (geb. 18. Nov. 1800 in London, geſt. 29. April 1882 zu Bournemouth in Südengland), benannt, erblickt in dem gegenwärtigen Kirchenweſen nur einen allgemeinen Abfall vom Chriſtentum, eine »Bileamskirche«, erwartet die Wiederkunft Chriſti als demnächſt bevorſtehend und ſucht ſich in freier gottesdienſtlicher Vereinigung ohne alle kirchliche Organiſation und in Zurückgezogenheit vom weltlichen Treiben auf dieſelbe vorzubereiten. Den Namen Plymouthbrüder erhielten die D., die ſich ſelbſt nur »Brüder« nennen, von der Stadt Plymouth, wo ſie ſich zuerſt in größerer Anzahl um Darby ſammelten. Vom anglikaniſchen Klerus verfolgt, wandte ſich Darby 1838 nach Genf und 1840 nach Lauſanne, wo er, durch die damaligen waadtländiſchen Diſſidentenbewegungen unterſtützt, zahlreiche Anhänger fand. In ſpätern Jahren machte er auf zahlreichen Reiſen Propaganda; auch Deutſchland hat er öfter beſucht. Darbys Schriften ſind in bis jetzt 34 Bänden (Lond., ſeit 1866) erſchienen. 1902 wurden in Weſtfalen und im Rheinland je 800, in Naſſau 1100 D. gezählt, in Württemberg, Bayern, Thüringen nur vereinzelte Gemeinden. Verlag darbyſtiſcher Schriften bei Brockhaus in Elberfeld. In den Vereinigten Staaten zählt man 1902: 6661 mit 314 Gemeinden. Dort erſcheint die Zeitſchrift: »Botſchafter des Heils in Chriſto«. Vgl. Loofs in der »Realenzyklopädie für proteſtantiſche Theologie und Kirche« (4. Bd., Leipz. 1898); Neatby, History of the Plymouth Brethren (2. Aufl., Lond. 1902); Sandmann, John Nelſon Darby (Mülheim 1902).

Darc, ſ. Jeanne d'Arc.

D'Arcet (ſpr. darßä), Jean Pierre Joſeph, Chemiker, geb. 31. Aug. 1777 in Paris, geſt. daſelbſt 2. Aug. 1844 als Generalmünzwardein und Mitglied des Generalkonſeils der Fabriken und Manufakturen und des Salubritätskonſeils im Depart. Seine. Er verbeſſerte die Pulverfabrikation und die Darſtellung der Bronze und bronzeartigen Legierungen, entdeckte, daß zinnreiche Bronze durch wiederholtes Ablöſchen hämmerbar und ſehr zäh wird, gab die Zuſammenſetzung eines ſehr leichtflüſſigen Metalls an und erfand 1802 das Verfahren zur Scheidung des Goldes vom Silber mit Hilfe von Schwefelſäure. Auch unterſuchte er die nährenden Beſtandteile der Knochen, lehrte die Darſtellung von Knochenleim, die Benutzung der Knochen als Dünger und die Verarbeitung der Kaſtanien auf Zucker; ferner bemühte er ſich um die Beſeitigung der ſchädlichen Einflüſſe bei verſchiedenen Gewerben und ſchrieb über die geſundheitsgemäße Einrichtung der Hoſpitäler.

D'Arcets Metall, ſ. Wismutlegierungen.

Dardanariat, Getreidewucher, abgeleitet von Dardanarius, einem berüchtigten römiſchen Kornwucherer. S. Wucher.

Dardanellen, die nach der alten Stadt Dardanos (ſ. d.) benannten vier feſten Schlöſſer beiderſeits der Meerenge Hellespont, die als Schlüſſel von Konſtantinopel gelten (ſ. das Sonderkärtchen auf der Karte »Mittelmeerländer«). Den 4 km breiten Eingang aus dem Ägäiſchen Meer bewachen die 1658 von Mohammed IV. angelegten neuen Schlöſſer Sedd-il Bahr auf europäiſcher und Kum Kaleſſi auf

asiatischer Seite. 20 km nordöstlich davon liegen an der engsten Stelle die alten Dardanellenschlösser, die Mohammed II. gleich nach der Eroberung Konstantinopels erbauen ließ: Kilid Bahr (»Meeresriegel«) in Europa und Kale Sultanîe (Tschanak-Kalessi) in Asien. Weiter nördlich wurden seit 1867 Küstenbatterien erbaut: auf asiatischer Seite die Batterie Medschidîe, unweit nördlich von Kale Sultanîe, und Nagara, an der Stelle des alten Abydos, auf europäischer Seite Namasigja südlich und Degirmenburun und Tschanak Burun nördlich von Kilid Bahr. Der seit 1878 erheblich angewachsene Handel der D. konzentriert sich im Hafen von Kale Sultanîe (Dardanellia), wo sich ein deutsches Konsulat befindet. Die Ufer zieren in reichem Wechsel Weingärten, Hecken und Dörfer. Am Ausgang liegt als bedeutendste Uferstadt Gallipoli, nach der die Meerenge auch Straße von Gallipoli genannt wird, gegenüber in Asien Lapsaki (Lampsakos), ein unbedeutendes Dorf mit schöner Moschee. Die Dardanellenstraße wird gebildet durch die kleinasiatische Küste und die schmale, geologisch zu Asien gehörende Halbinsel von Gallipoli und ist nach Alter und Entstehung eine dem Bosporus (s. d.) ähnliche Talfurche von 1,3—7,4 km Breite und 71 km Länge. Sie hat einige Untiefen und eine nach dem Mittelmeer gerichtete Strömung von 2,5—7 km Geschwindigkeit, der eine entgegengesetzt fließende Unterströmung entspricht.

405 v. Chr. wurde hier am Ägospotamoi (»Ziegenfluß«), südlich von Gallipoli, durch Wegnahme der athenischen Flotte seitens der Spartaner unter Lysandros der Peloponnesische Krieg entschieden. Am Eingang der D. wurden die Türken 1499 und 20. Juli 1657 von den Venezianern besiegt; dagegen wurde die venezianische Flotte 1694 dort geschlagen. Trotz der Dardanellenschlösser drang 1770 ein russisches Geschwader unter Admiral John Elphinston in die Meerenge ein, und 20. Febr. 1807 erschien der englische Admiral Sir John Th. Duckworth mit acht Linienschiffen, vier Fregatten nebst mehreren Brandern und Bombardierbooten vor Konstantinopel. Wie schon früher, so willigte auch in dem Friedensvertrag von 1809 England in die Forderung der Pforte, daß kein nichttürkisches Kriegsschiff in die Dardanellenstraße und in den Bosporus einlaufen dürfe. Und 13. Juli 1841 wurde zu London ein Vertrag zwischen den fünf europäischen Großmächten und der Pforte unterzeichnet, kraft dessen in Friedenszeiten kein nichttürkisches Kriegsschiff in die D. einlaufen dürfe; nur durften die Vertragsmächte je ein leichtes Kriegsschiff im Dienste der Gesandten (Kommissionsschiff, mit Konstantinopel als Station) durchfahren lassen. Beim Beginn des orientalischen Krieges (Juni 1853) ankerte die englisch-französische Flotte im S. von Kum Kale in der Besikabai, von wo sie Ende Oktober in die Dardanellenstraße einlief und 3. Nov. in der Beikosbai Anker warf. Im ersten Anhang zu den Pariser Friedensartikeln von 1856 wurde der Vertrag von 1841 der Hauptsache nach bestätigt; doch behielt sich der Sultan vor, je zwei weitern leichten Kriegsschiffen der fremden Mächte die Durchfahrt zu gestatten, damit sie an den Donaumündungen die Schiffahrtsfreiheit auf der untern Donau überwachen könnten; die Befestigungen an den D. wurden darauf von der Pforte bedeutend erweitert und verstärkt. Nachdem das Londoner Protokoll vom 13. März 1871 die seit 1856 (zweiter Anhang) bestehende Beschränkung aufgehoben hatte, wonach Rußland u. die Pforte am Schwarzen Meere weder See-Arsenale errichten noch mehr als je 10 leichte Kriegsschiffe halten durften, legte der Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 (Art. 63) dem Sultan von neuem die Pflicht auf, kein fremdes Kriegsschiff die D. passieren zu lassen. 1891 schloß die Pforte mit Rußland ein Abkommen, das den Schiffen der unter Handelsflagge fahrenden, nicht armierten sogen. Freiwilligen russischen Flotte die Durchfahrt, nach vorheriger Anzeige auch mit Soldaten oder Sträflingen, gestattete. 1895 räumte die Türkei den Signatarmächten von 1878 (nicht aber Nordamerika, Spanien, Holland und Griechenland) das Recht ein, je ein zweites leichtes Kriegsschiff als Kommissionsschiff durch die D. laufen zu lassen, ohne Anker werfen zu dürfen. Vgl. ***, La mer Noire et les détroits de Constantinople (Par. 1900).

Kleine D. heißen die beiden alten venezianischen Festen am Eingang des Meerbusens von Lepanto, der den Peloponnes von Mittelgriechenland scheidet: Kastro Rumelias auf dem Festland und Kastro Moreas im Peloponnes, im Altertum Antirhion und Rhion.

Dardanellengeschirr, glänzend und farbenreich glasierte Fayencegefäße, die an der Dardanellenküste und im Innern Kleinasiens für den Hausgebrauch verfertigt werden. Bemerkenswert sind langhalsige Krüge mit blaugrüner, gelber und brauner Glasur und mit rohen Malereien, Vergoldungen und Reliefs. Hauptfabrikationsort ist Kutahia, wo die alte Fabrik, deren Blüte in das 14. und 15. Jahrh. fällt, wieder in Betrieb gesetzt worden ist.

Dardanellenwind (Hellespontwind), ein aus ONO. wehender Wind, durch den in der trojanischen Ebene die Bäume nach WSW. geneigt sind.

Dardäner, illyr. Volksstamm in Obermösien an der obern Morawa, der schließlich zur Bildung des rumänischen Volkstums mit beigetragen hat; in der Römerzeit wurden die D. stark zum Militärdienst herangezogen, was die Romanisierung dieses als Durchzugsgebiet wichtigen Landes beförderte. Kaiser Claudius II. war wahrscheinlich ein D., auch Konstantin stammte aus Naissus (Nisch) in diesem Gebiete. D. hießen auch die Bewohner der früh zu Grunde gegangenen Stadt Dardania am Fuß des Ida in Kleinasien (s. Dardanos) sowie die mit den Trojanern verbundenen Teukrer.

Dardanîa, Stadt und Landschaft, s. Dardaner.

Dardănos, im Altertum Stadt in Troas, am Hellespont zwischen Ilion und Abydos gelegen, Kolonie der Äolier. Hier fand im Peloponnesischen Krieg 411 v. Chr. eine Seeschlacht zwischen den Athenern und Peloponnesiern, später Friedensschluß zwischen Sulla und Mithradates (84 v. Chr.) statt. Im Frieden mit Antiochos d. Gr. wurde D. für frei erklärt. Nach ihr heißen die Dardanellenschlösser (s. Dardanellen).

Dardănos, nach griech. Mythus Sohn des Zeus und der Pleiade Elektra, der Stammvater des troischen Königshauses, zog aus der Heimat seiner Mutter, Arkadien, nach Samothrake und richtete hier den Dienst der großen Götter ein, deren Heiligtümer nebst dem Palladion seine erste Gattin Chryse von Athene als Mitgift erhalten hatte. Von hier durch eine große Flut vertrieben, fand D. in Phrygien bei König Teukros freundliche Aufnahme, der ihm Land zur Gründung einer Stadt, Dardania am Fuß des Ida, gab und seine Tochter Bateia vermählte. Sein Sohn ist Erichthonios, sein Enkel Tros, Vater des Ilos, Assarakos und Ganymedes; von Ilos, dem Gründer von Ilion oder Troja, stammt Laomedon, Vater des Pria-

mos, von Assarakos Kapys, Vater des Anchises und Großvater des Aneas. Nach späterer Sage stammt D. aus der etruskischen Stadt Kortona, so daß Aneas nach Italien als der Urheimat seines Geschlechts zurückkehrt.

Dardesheim, Stadt im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Halberstadt, an der Kleinbahn Heudeber-Mattierzoll, hat eine evang. Kirche und (1900) 1490 Einwohner.

Dardistan (Land der Dardu, früher Darada, auch Jaghistan, d. h. Rebellenland, und Beloristan, s. Karte »Zentralasien«), Land in Hochasien, an den Südhängen des Hindukusch und Karakorum, im westlichsten Teil zu Afghanistan, im östlichsten zu Kaschmir gehörig, ist im mittlern Hauptteil noch ganz unabhängig und in eine Menge kleiner Gebirgsstaaten (Kafiristan, Tschitral, Swat, Kohistan, Jassin, Gilgit) zersplittert. Die Darden oder Dardu (Darada, von den angrenzenden Völkern Kandschut genannt, mit dem Hauptstamme der Schinaki oder Schinalok) sind arischen Stammes, breitschulterig, wohlgebaut, mit braunem, auch schwarzem Haar und braunen Augen, früher Buddhisten, dann Schiiten. Ihre Sprache ist eine sanskritische mit vielen Dialekten und Beimischung persischer Wörter. Auch bedient man sich persischer Schriftzeichen. Vgl. Leitner, Results of a tour in D. etc. (Lahore 1867—70, 4 Bde.) und spätere Veröffentlichungen desselben Verfassers.

Dardschiling (Darjiling), Distrikt der Division Radschschahi in der britisch-ind. Provinz Bengalen, im östlichen Himalaja, begrenzt im W. von Nepal, im N. von Sikkim, im O. von Bhutan, 3015 qkm mit (1891) 223,314 Einw. (170,156 Hindu, 40,597 Buddhisten, 2496 Christen, darunter 1218 Europäer). Das Land wird im N. erfüllt von den malerischen Vorbergen des Himalaja (Phalalum 4000 m), im S. von dem sumpfigen Terai und wird durchflossen von der zum Brahmaputra ziehenden, wegen Stromschnellen schwer fahrbaren Tista. Die Wälder bergen wertvolle Holzarten; an den untern Berghängen und im mehr und mehr bebauten Terai werden Tee, Cinchona, Reis, Mais, Weizen, Kartoffeln u. a. gewonnen. Im Terai finden sich Tiger, Rhinozerosse, Hirsche, Elefanten; die Bewohner züchten große Herden von Schafen, Büffeln und Rindern. Von nutzbaren Mineralien hat man Kohle, Eisen, Kupfer, Kalk und Schiefer gefunden. Das Klima ist sehr regenreich. — Die Hauptstadt D., 2184 m ü. M., durch Eisenbahn mit Kalkutta verbunden, mit (1891) 13,037 Einw., hat eine mittlere Jahrestemperatur von 12,5°, ist Sommerresidenz des Lieutenant-Gouverneurs von Bengalen, zugleich Gesundheitsstation mit großartiger Heilanstalt, dem Eden-Sanatorium, einem buddhistischen Tempel, Kirche, Moschee, vielen Schulen, darunter einer höhern anglikanischen, einem Pensionat zur Heranbildung von Forschungsreisenden und Dolmetschern. Die indische Regierung erwarb 1835 zur Anlage einer Gesundheitsstation vom Radscha von Sikkim 357,5 qkm gegen eine Jahresrente, die indes seit 1850 wegen Mißverhaltens einbehalten wurde. Zugleich ward das Gebiet um 1657,5 qkm vergrößert, 1869 ein von Bhutan erworbener Landstrich hinzugefügt. Vgl. Hathorn, Handbook of Darjiling (1863).

Dardu, Volksstamm, s. Dardistan.

Dareikos, s. Daricus.

Dareios (lat. Darius, altpers. Dârajawahusch), pers. Königsname: 1) D. I. Hystaspis, Sohn des Hystaspes (Wischtâspa), aus dem alten Königsgeschlechte der Achämeniden, geb. 558 v. Chr., gest. 486, übernahm nach dem Tode des Kambyses 522 als Haupt des Königshauses den Kampf gegen den falschen Smerdis, den er noch 522 in einer Burg in Medien erschlug. Mehrere Jahre hatte er noch mit Empörungen in allen Teilen des Reiches zu kämpfen und neun Gegenkönige zu besiegen. Durch die Unterdrückung dieser Aufstände, die er durch ein großes Reliefbild mit Inschriften auf einer Felswand in Bagistana (s. Bisutûn) verherrlichte, gründete D. das Perserreich aufs neue. Zur bessern Verwaltung teilte er es in 20 Satrapien, führte regelmäßige Abgaben in Naturalien und Geld statt der frühern Geschenke ein und regelte das Münzwesen. Durch Heerstraßen und eine Post wurden die Provinzen miteinander verbunden. Er selbst schlug sein Hoflager in Susa auf. Die Grenzen des Reiches erweiterte er, indem er die Gegenden südlich vom Kaukasus und das nordwestliche Indien eroberte. 513 unternahm D. den berühmten Eroberungszug gegen die Skythen, überschritt mit einem großen Heer eine über den Bosporus geschlagene Schiffsbrücke, unterwarf Thrakien und Makedonien, ging über die von den Joniern überbrückte Donau, sah sich aber, da er nur für 60 Tage Lebensmittel mit sich führte und der Feind keine Schlacht annahm, zum Rückzuge genötigt. Er wäre verloren gewesen, hätten die Jonier, denen die Obhut der Brücke anvertraut war, auf die Aufforderung des Miltiades dieselbe zerstört. D. ließ einen großen Teil seines Heeres unter Megabazos in Thrakien und kehrte selbst nach Susa zurück. Auf die Nachricht, daß die kleinasiatischen Jonier in Verbindung mit den Athenern einen Aufstand versucht und Sardes verbrannt hatten, nahm D. seinen Bogen und schoß einen Pfeil in die Luft, indem er ausrief: »O höchster Gott, gewähre mir Rache an den Athenern.« Sein erster Feldzug gegen die Griechen aber verunglückte 492 durch das Scheitern seiner Flotte am Vorgebirge Athos, der zweite 490 durch die unglückliche Schlacht bei Marathon. Mit der Zurüstung eines dritten beschäftigt, starb D., nachdem er noch den Abfall der Ägypter vernommen hatte. Vgl. Justi, Ein Tag aus dem Leben des Königs D. (Berl. 1873).

2) D. II. Nothos (eigentlich Ochos), natürlicher Sohn des Artaxerxes I. Longimanus, wußte, nachdem Xerxes II. (s. d.) getötet worden war, das Heer und einen Teil der Großen zu gewinnen und besiegte mit ihrer Hilfe 424 v. Chr. den Thron. Er regierte durch Eunuchen und Weiber, besonders durch seine gewissenlose Gattin Parysatis. Seine Regierung ist voll von Aufständen und Hofintrigen. Amyrtäos behauptete sich im Besitz Ägyptens, das er 414 durch Abfall erworben hatte, bis zu seinem Tode 408. Unter D. übte Persien besonders durch Tissaphernes, den Satrapen Vorderasiens, und dessen Nachfolger, den jüngern Kyros (s. d.), Einfluß auf die griechischen Angelegenheiten aus und zwar meist durch Unterstützung der Spartaner gegen die Athener. D. starb 404 in Babylon; ihm folgte sein ältester Sohn, Artaxerxes II.

3) D. III. Kodomannos, der letzte König der Perser, Sohn des Achämeniden Arsanes und Großneffe Artaxerxes' II., hatte sich durch Tapferkeit im Kriege gegen die Kadusier ausgezeichnet und war hierfür von Artaxerxes Ochos zum Statthalter von Armenien ernannt worden. Auf den Thron gelangte er 335 v. Chr. durch den Eunuchen Bagoas, der Artaxerxes durch Gift aus dem Wege geräumt und den dann zum König erhobenen Arses gleichfalls ermordet hatte. Als Bagoas nicht lange danach auch für D.

den Giftbecher mischte, wurde er von diesem gezwungen, ihn selbst zu leeren. Unter des D. Regierung fand das Reich der Achämeniden seinen Untergang. Der durch neue Kampfmittel überlegenen makedonischen Macht und ihrem genialen Feldherrn Alexander war das zerrüttete Perserreich nicht gewachsen. Bei Issos 333 trat D. seinem großen Gegner zum erstenmal gegenüber, wurde aber geschlagen und ließ seine Familie in der Gewalt des Siegers. Nachdem sein Anerbieten, die Herrschaft über Asien mit Alexander zu teilen, abgewiesen worden, ward er 331 bei Gaugamela wiederum besiegt. Als er ins Innere von Asien flüchtete, wurde er von Bessos (s. d.) 330 verräterischerweise ermordet. Ein Makedonier reichte ihm den letzten Labetrunk und erhielt von ihm den Auftrag, Alexander für die seiner Familie erwiesene Großmut zu danken. Alexander ließ seine Leiche in der königlichen Gruft von Persepolis beisetzen.

Dareiosvase, antikes, jetzt in Neapel befindliches Prachtgefäß, das 1851 in einem Grabe zu Canossa (dem alten Canusium) gefunden wurde, hat eine Höhe von 1,30 m, einen größten Umfang von 1,93 m und ist besonders merkwürdig durch das den mittlern Teil schmückende Gemälde, das sich als ein ideales Denkmal der Perserkriege darstellt. Es ist in drei Abteilungen gegliedert (oben: Hellas, dem die Götter schützend zur Seite stehen; in der Mitte: Dareios, mit seinen Großen den Zug gegen Griechenland beschließend; unten: der Schatzmeister des Königs und die beisteuernden Provinzen) und gehört zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der unteritalischen Vasenmalerei.

Dar el Beida, Stadt, s. Casablanca.

Daremberg, Charles Victor, Mediziner, geb. 14. April 1817 in Dijon, gest. 24. Okt. 1872 in Mesnil-le-Roi, studierte in Dijon und Paris, wurde 1846 Bibliothekar daselbst und 1871 Professor der Geschichte der Medizin an der medizinischen Fakultät. Er gab Übersetzungen aus den Werken altgriechischer Ärzte, so des Hippokrates (2. Aufl. 1855), des Oribasios (mit Bussemaker, 1851—76, 6 Bde.), des Galenos (1854—56, 2 Bde.), des Rufus von Ephesos (1860), heraus, lieferte eine kritische Ausgabe des Celsus (Leipz. 1859) und schrieb: »État de la médecine entre Homère et Hippocrate« (1869); »Histoire des sciences médicales« (1870, 2 Bde.); »Cours sur l'histoire de la médecine et de la chirurgie« (1872). Sein »Dictionnaire des antiquités grecques et romaines« (1873 ff.) wurde von Saglio fortgesetzt.

Darent, Nebenfluß der Themse, s. Dartford.

Dares (D. der Phrygier, D. Phrygius), bei Homer Priester des Hephästos, soll angeblich noch vor Homer eine griechische »Ilias« geschrieben haben. Als von Cornelius Nepos verfaßte und Sallust gewidmete lateinische Bearbeitung derselben gibt sich die »Historia de excidio Troiae« aus dem 5. Jahrh. n. Chr. aus. Wie Dictys (s. d.), war diese Schrift für das Mittelalter Hauptquelle der Sagen vom Trojanischen Krieg. Neuere Ausgaben von Dederich (Bonn 1835; mit Dictys, das. 1837) und Meister (Leipz. 1873). Vgl. Dunger, Die Sage vom Trojanischen Krieg in den Bearbeitungen des Mittelalters (Dresd. 1869); Meister, Über D. (Bresl. 1871); Körting, Dictys und D. (Halle 1874).

Dar es Salâm (»Haus des Friedens«), 1) alter Beiname der Stadt Bagdad.

2) Hauptort von Deutsch-Ostafrika, unter 6° 49′ südl. Br. und 39° 10′ östl. L. (s. Karte »Deutsch-Ostafrika«), mit vorzüglichem Hafen, dessen 250—300 m breite Einfahrt den größten Schiffen Zugang gestattet, liegt halbmondförmig an hohem Strand, ist Station der deutschen Ostafrika-Linie, Sitz des kaiserl. Gouverneurs, hat eine befestigte Militärstation der Schutztruppe (s. Tafel »Tropengebäude I«, Fig. 1 u. 2), Zollamt, Krankenhaus, protestantische und kath. Mission, Moschee, Schwimmdock, große Wohn- und Warenräume der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, eine mächtige Ruine des vom Sultan Seyyid Said begonnenen, aber unvollendet gebliebenen Palastes und in der Umgebung große Reisfelder und Pflanzungen mit 50,000 Kokospalmen. Die Stadt zählt 327 Steinhäuser und 1500 Makutihütten mit 20,000 Einw., darunter 400 Europäer. D. ist vornehmlich Stapelplatz für Kautschuk und Kopal aus dem Süden. — Die der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft 1885 vom Sultan von Sansibar überlassene Stadt wurde während des Araberaufstandes von der deutschen Besatzung unter Beihilfe deutscher Kriegsschiffe gehalten und nach der Übernahme der Kolonie durch das Deutsche Reich zum Regierungssitz bestimmt. Karawanenstraßen führen von D. nach Mpapua (Pugustraße) und nach Kisaki ins Innere. — Das gleichnamige Bezirksamt umfaßt die Landschaften Usaramo, Chutu und den südlichen Teil von Ukami mit 120,000 Einw. Wichtigere Orte des Bezirks sind die Küstenplätze Kondutschi mit 250 Einw., Kivumangao mit 300 Einw., Kisidja mit 3600 Hütten, im Innern die evangelischen Missionsstationen Kisserawe (Hoffnungshöhe) und Maneromango und die katholische Tununguo. Vgl. Leue, Dar-es-Salaam. Bilder aus dem Kolonialleben (Berl. 1903).

Dareste de la Chavanne (spr. darést' dŏ la schawann'), Cléophas, franz. Historiker, geb. 28. Okt. 1820 in Paris, gest. 6. Aug. 1882, ward 1847 Professor der Geschichte an der Fakultät in Grenoble, 1849 in Lyon, 1871 Rektor der Akademie in Nancy, dann in Lyon. Einer der eifrigsten Klerikalen, ward D. 6. Dez. 1878 wegen ultramontaner Intoleranz gegen Studenten in Lyon zur Disposition gestellt. Er schrieb: »Éloge de Turgot« (Par. 1846); »Histoire de l'administration en France depuis le règne de Philippe-Auguste« (1848); »Histoire des classes agricoles en France« (1854, 2. Aufl. 1858), welche beiden Werke von der Akademie gekrönt wurden; ferner eine vortreffliche »Histoire de France« (1865—79, 9 Bde.; 2. Aufl. 1877), die zweimal den Preis Gobert erhielt, und »Histoire de la Restauration« (1879, 2 Bde.). — Sein Bruder Rodolphe, geb. 1824, seit 1877 Rat am Kassationshof und seit 1878 Mitglied des Instituts, schrieb verschiedene rechtsgeschichtliche Werke.

Dar Fertit, Landschaft in Zentralafrika, zwischen 6½ und 8½° nördl. Br., südlich von Dar Fur, von wo zahlreiche Flüsse zum Ubangi (Kongo), Bahr el Gazal (Nil) und Schari abfließen. Das Land wird von einer großen Laterit- u. Toneisensteindecke verhüllt, die von Granitkuppen inselartig durchbrochen wird. Die Pflanzenwelt besteht aus einer Mischung ost- und westafrikanischer Typen. Trockne Steppen wechseln ab mit überfeuchten Ufer- und Galeriewäldern. Die sehr gemischte Bevölkerung besteht aus Bongo oder Dor, Sfêre, Golo, Kredsch, Niam-Niam und im N. Baggara-Arabern. D. ist als eine der wichtigsten Domänen des Sklavenhandels stark entvölkert. Von ihren festen Niederlassungen (Seriben) aus durchstreifen die ansässigen Dschellaba (Sklaven- und Elfenbeinhändler) verwüstend das Land. Da der Elfenbeinhandel stark im Abnehmen begriffen ist, so erscheinen die nach Kordofan, Dar Fur ꝛc. ausgeführten Sklaven als das Hauptprodukt des Landes. Zuerst wurde

es 1870—71 von Schweinfurth durchreist und 1878 von Gessi erobert, ging aber durch den Aufstand des Mahdi zeitweilig an diesen verloren. S. Karten »Ägypten« und »Äquatorialafrika«.

Dar Fur (Dar For, »Land der For«), Provinz des ägypt. Sudân (s. Karte »Ägypten ꝛc.«), zwischen 10—14° nördl. Br. und 22—28° östl. L., wird im O. von Kordofan, im S. von Dar Fertit, im W. von Wadai, im N. von der Libyschen Wüste begrenzt und ist 452,000 qkm groß. Durch den nordwestlichen Teil, der am besten bewässert und daher am dichtesten bevölkert ist, zieht von NO. nach SW. eine Reihe vulkanischer Gebirgsmassen mit erloschenen Kratern (Dschebel Medob bis 1100 m, Dschebel Marra bis 1830 m hoch, dazwischen Dschebel Tagabo und Wanda). Von hier kommen alle Gewässer; die im N. und NO. den Gebirgen entströmenden vereinigen sich zum Wadi el Melk, der bei Debbeh in den Nil mündet; im W. führen Wadi Sunot, später Kadja, und Wadi Asum zum Bahr el Salamat, nach SW. ziehen zahlreiche Wadis (Ibra, Gendi) zum Bahr el Arab. In der Regenzeit bildet der Süden einen großen See, in der Trockenzeit ist der fette Boden von Spalten zerrissen. Der Osten (Gize) und Westen sind sandig, im mittlern Teil werden Weizen, Duchn, Durra, Sesam, Baumwolle, Tabak gebaut, im S. gedeiht die Delebpalme und an der Ostgrenze noch der Affenbrotbaum. An Metallen (Gold, Kupfer, Antimon, Blei, Eisen) scheint D. reich zu sein, doch werden nur Kupfer (in den einst berühmten Gruben von Hofrah en Nahas) und Eisen gewonnen. Salz wird meist eingeführt. Überall sieht man ungeheure Herden, im N. ausschließlich von Kamelen, im S. von Rindern und Schafen. Ziegen gibt es überall, die wenigen Pferde sind klein, aber ausdauernd. Die Waldungen am Bahr el Arab beherbergen Elefanten, Nashörner, Giraffen, Büffel, die Steppen des Nordens sind von Antilopen, Gnus und Straußen bevölkert. Die Einwohner, auf höchstens 1½ Mill. geschätzt, bestehen zur Hälfte aus For, den Bewohnern der gebirgigen Mitte, 500,000 Arabern, im übrigen aus Tukruri und Fulbe. Die For (s. Tafel »Afrikanische Völker I«, Fig. 11), ein Negervolk und der herrschende Stamm, sind reinlich und fleißig und fanatische Mohammedaner von weit höherer Bildung als die Nubier. Sie fertigen Baumwollenzeuge, Zierate aus Kupfer- und Eisendraht, Glaswaren, Messer, Beile, Lanzen und sind geschickte Fechter (s. Tafel »Afrikanische Kultur III«, Fig. 17). D. war vor dem Aufstande des Mahdi der Stapelplatz zwischen Zentralafrika und Ägypten. Hier trafen die zahlreichen Karawanen zusammen, die Elfenbein, Rhinozeroshörner, Straußfedern, Gummi, Natron, Alaun und früher namentlich Sklaven aus Innerafrika brachten und, nachdem sie sich im nördlichen Teil des Landes vereinigt hatten, oft 15,000 Kamele stark, ihren Weg nach Ägypten nahmen. Die Hauptstadt El Fascher, 720 m ü. M., ist, wie alle andern Orte, eine weitläufige Ansammlung von Lehmhütten und hat wie das nordwestlich gelegene Kobeh, einst der wichtigste Handelsplatz des Landes, von dem Karawanenstraßen nach Siut und Dongola, nach Wadai und Bornu gingen, durch die Mahdiherrschaft an Bedeutung verloren.

Die Ureinwohner von D., die Dadscho, stark mit Arabern vermischte Neger, wurden durch den jetzt herrschenden Stamm der For, die zunächst unter der Dynastie der Tundscher, seit 1450 etwa unter der der Kêra standen, zurückgedrängt. Der Islam wurde erst unter Solemon Solon (1596—1637) hier eingeführt; unter seinem Nachfolger Musa (1637—82) erkannte Kordofan u. auch Wadai die Oberherrschaft Dar Furs an. Unter dem Vorwande, daß entflohene Mamelucken in Kordofan Zuflucht gefunden, sandte Mehemed Ali von Ägypten 1821 seinen Schwiegersohn Mohammed Bei el-Defterdar gegen D., das sich ihm nach einer mörderischen Schlacht unterwarf. Ein Versuch jenes, Abû 'l Medina (Abu Madian), einen jüngern Bruder des Sultans Mohammed el-Fadl (1799—1839), der von diesem in Haft gehalten worden war, auf den Thron von D. zu setzen (1833), scheiterte durch eine Meuterei der rumelischen Hilfstruppen, und D. sperrte sich nun streng ab. Mit Ägypten blieb D. auch unter dem friedliebenden Mohammed el-Nasîn (1839—73) auf gespanntem Fuß. Nachdem Sultan Ibrahim Koiko (Brahim) 1873 mit dem im Bahr el Gazal stationierten ägyptischen Bei Sobehr (s. d.) in Kampf geraten war, rückte von Kordofan aus ein ägyptisches Korps unter Ismail Pascha in D. ein, schlug Sultan Ibrahim bei Menawatschi (Oktober 1874) und eroberte D. für Ägypten; nur im Marragebirge hielten sich Nachkommen der Kêradynastie bis 1879 gegen die Ägypter. Kurz zuvor war das Land, das Browne und Cuny schon früher besucht hatten, durch Nachtigal gründlich erforscht worden; der ägyptische Generalstab machte 1875 und 1876 genaue Aufnahmen eines großen Teiles Dar Furs, namentlich in Bezug auf seinen Metallreichtum. 1884 unterwarf der »Mahdi« Mohammed Ahmed das Land, nachdem der Österreicher Slatin, Gouverneur von Dara, 23. Dez. 1883 zur Kapitulation gezwungen worden war. Erst durch die Vernichtung des »Kalifen« Abdullahi (24. Nov. 1899) ist dem britisch-ägyptischen Einfluß wieder die Tür von D. geöffnet, nicht ohne daß allerdings der Scheich der Senusi (s. d.) von Westen her drohende Ansprüche erhöbe. Vgl. Pfund, Reisebriefe aus Kordofan und D. (Hamb. 1878); »Petermanns Mitteilungen« 1875, 1880 u. 1884; Schurtz im 3. Band von Helmolts »Weltgeschichte« (Leipz. 1901).

Darg, Lokalname für Torf in Ostfriesland.

Dargainensee, s. Mauersee.

D'Argen., bei Tiernamen Abkürzung für Anton Joseph Dezallier d'Argenville (spr. darschang-wil'), geb. 1680, gest. 1765 in Paris als Maître de Comptes. Weichtiere.

Dargilan (spr. darschilâng), Tropfsteinhöhle in den Causses, im franz. Depart. Lozère, unweit der Jonte beim Weiler D., aus vielen Galerien bestehend, die sich 2,8 km weit erstrecken, mit prachtvollen Tropfsteingebilden; wurde 1880 entdeckt.

Darginscher Bezirk, Teil der russisch-kaukas. Provinz Daghestan, 1652 qkm mit (1897) 82,463 Einw. (sunnitische Lesghier). Hauptort ist das Dorf Lewaschi.

Dargo, 1) Gemeinde im Darginschen Bezirk der russisch-kaukas. Provinz Daghestan, am Kara Koissu. — 2) Dorf im Kreis Grosnyj der russisch-kaukas. Provinz Terek, am Aksai, Nebenfluß des Terek, noch 1839 Residenz Schamyls, wurde 1845 von den Russen genommen.

Dargomyschski, Alexander, russ. Komponist, geb. 2. Febr. 1813 im Gouv. Tula, gest. 29. Jan. 1869 in Petersburg, einer der Begründer der nationalen Richtung in der russischen Musik, wandelte zwar mit seiner ersten Oper »Esmeralda« (Moskau 1847) noch in den Bahnen der Italiener und Franzosen, schloß sich aber mit »Russalka« (»Die Nymphe«, Petersb. 1856) der Richtung Wagners an. Eine dritte Oper: »Der steinerne Gast«, die er unvollendet hinterließ, wurde von Rimski-Korsakow und Cui beendet, 1872 in Petersburg aufgeführt. Außer der Oper

schrieb D. ein Ballett: »Bacchusfest« (1867), einige Orchesterstücke (»Finnische Phantasie«, »Kosatscheck« u. a.) sowie Lieder und Duette. Sein Haus war der Sammelpunkt der jungrussischen Schule. 1867 wurde D. Präsident der kaiserlich russischen Musikgesellschaft.

Dargun, Flecken in Mecklenburg-Schwerin, am Klostersee, unweit der pommerschen Grenze, hat eine evang. Kirche, Synagoge, ein Schloß (vormals eine Cistercienserabtei, 1172 gestiftet, 1552 säkularisiert), Ackerbauschule, Amtsgericht, Oberförsterei, betreibt Bürstenholzfabrikation, Sägewerk und zählt (1900) 2290 Einw. Vgl. Wiese, Die Cistercienser in D. von 1172 bis 1300 (2. Aufl., Güstrow 1900).

Dari, s. Sorghum.

Daribba, ägypt. Getreidemaß, = 2 Ardeb.

Daricus (Dareikos, nämlich Stater), griech. Bezeichnung für die altpersische Königsmünze, namentlich das Goldstück, im Gewicht von 8,335 g und im Werte von etwa 22,68 Mk. Das Gepräge ist der knieende König als Bogenschütze, weshalb diese Münzen von den Griechen auch »Bogenschützen« genannt wurden, die Rückseite zeigt ein vertieftes Viereck. In den kleinasiatischen Teilen des persischen Reiches wurden ähnliche größere Silberstücke geprägt von gutem griechischen Stil, zuweilen auch mit griechischen Namen von Statthaltern, im Gewicht von etwa 14,9 g. S. Tafel »Münzen II«, Fig. 11.

Dariel (Darjal, Darial, Porta Caucasi oder Cumana des Strabon, Porta sarmatica des Ptolemäos, Dariolу der Tataren), Paß im russisch-kaukas. Gouv. Tiflis, am Ostfuß des Kasbek, durch den der oberste Lauf des Terek und die grusinische oder georgische Heerstraße (unter Alexander I. erbaut) von Tiflis über Wladikawkas durch die Kabarda nach Mosdok führt. Das im D. von dem iberischen König Mirwan 140 v. Chr. erbaute Fort wurde beim Bau der Straße gesprengt und dafür ein befestigter Posten an der Terekbrücke errichtet.

Darien, Hauptort der Grafschaft Mc Intosh im nordamerikan. Staat Georgia, an der Mündung der Altamaha in den Atlantischen Ozean, mit gutem Hafen, ist Sitz eines deutschen Konsularagenten und hat (1900) 1739 Einw., die Holzausfuhr treiben.

Darien, Golf von, Busen des Karibischen Meeres, an der Nordküste des kolumbischen Depart. Cáuca, der in seinem südlichsten Teil, dem Golf von Uraba, sich südwärts bis 8° 10′ nördl. Br. erstreckt (s. Karte »Westindien ꝛc.«). In letztern Golf mündet der Atrato. An der Westküste befinden sich sichere Ankerplätze, dagegen bietet die Ostseite nur kleinen Schiffen Schutz. Der Isthmus von D., ein dichtbewaldetes, regenreiches Hügelland, ist am schmalsten zwischen dem Golf von D. und dem Golf von San Miguel des Stillen Ozeans, an dessen innerstem Teil, dem Darienhafen, der verkommene Hauptort Yavisa liegt. Von den interozeanischen Kanalprojekten gingen drei vom Golf von Uraba aus, von denen das zwischen diesem und dem Darienhafen zwar 235 km Länge zeigte, aber treffliche Häfen an beiden Seiten hatte. — Die Spanier gründeten schon 1509 am Westufer des Golfes von Uraba die Stadt Santa Maria la Antigua mit dem ersten amerikanischen Bischofsitz, die aber wegen ihrer Ungesundheit bald aufgegeben wurde; im 17. Jahrh. wurden hier reiche Goldgruben ausgebeutet, infolge der Raubzüge der Flibustier aber aufgegeben.

Dariken, Mehrzahl von Daricus (s. d.).

Darimon (spr. -mông), Alfred, franz. Schriftsteller, geb. 17. Dez. 1819 in Lille, gest. 2. Okt. 1902 in Paris, wurde Journalist in Paris und 1857 von der demokratischen Opposition daselbst in den Gesetzgebenden Körper gewählt, in dem er sich der Opposition der Fünf anschloß. Wie Olivier näherte er sich seit 1864 dem Kaiserreich und wurde daher 1869 nicht wiedergewählt. Er veröffentlichte eine Reihe von Schriften, um das Kaiserreich gegen die republikanischen Geschichtsentstellungen zu verteidigen: »Histoire de douze ans, 1857—1869, notes et souvenirs« (1883); »A travers une révolution« (1884); »Histoire d'un parti: les Cinq sous l'Empire 1857—1860« (1885); »L'opposition libérale sous l'Empire 1861—1863« (1886); »La maladie de l'empereur« (1886); »Le tiers-parti sous l'Empire 1863—1866« (1887); »Notes pour servir à l'histoire de la guerre de 1870« (1887); »Histoire d'un jour, 12 juillet 1870« (1888); »Les irréconciliables sous l'Empire« (1888); »Les Cent-seize et le ministère du 2 janvier 1869—1870« (1889); »L'agonie de l'Empire« (2. Aufl. 1891).

Darius, s. Dareios.

Darja (pers.), See, Strom.

Darjiling, Ort, s. Dardschiling.

Darkau, Badeort, s. Freistadt 2).

Darkehmen, Kreisstadt im preuß. Regbez. Gumbinnen, an der Angerapp und der Staatsbahnlinie Allenstein-Insterburg, hat eine evang. Kirche, Synagoge, Amtsgericht, treibt Messingwaren- und Maschinenfabrikation, Getreidehandel, Vieh- und Pferdemärkte und zählt (1900) mit der Garnison (ein Infanteriebataillon Nr. 45) 3534 meist evang. Einwohner. D. ist erst 1725 gegründet. In der Nähe liegt Schloß Klein-Beynuhnen mit wertvollen Kunstsammlungen und schönem Park. [Runga.

Dar Kuti, Landschaft in Nordafrika, s. Dar

Darlaston (spr. bárlastn), Stadt in Staffordshire (England), bei Wednesbury (s. d.), mit Kohlengruben, Eisenwerken und (1901) 15,391 Einw.

Darlehen (lat. Mutuum), die Hingabe vertretbarer Sachen (Geld, Wertpapiere, Getreide ꝛc.) zum Eigentum mit der Verpflichtung, daß der Darlehnsempfänger das Empfangene in Sachen von gleicher Art, Güte und Menge zurückerstatten muß. Außerdem versteht man unter D. auch den Gegenstand selbst, der hingegeben wird. Ein D. kann außer durch direkte Hingabe einer Sache auch dadurch zu stande kommen, daß eine Sache mit der Bestimmung übergeben wird, dieselbe zu verkaufen und den Erlös als D. zu behalten, oder daß eine andre Schuld, z. B. aus einem Kaufe, vereinbarungsgemäß in Zukunft als Darlehnsschuld gelten soll. Zinsen sind nur zu zahlen, wenn sie vereinbart wurden, in diesem Fall aber spätestens nach Ablauf eines Jahres oder bei Rückzahlung des Darlehns. Sind mehr als 6 Proz. vereinbart, so kann der Darlehnsempfänger nach Ablauf von 6 Monaten halbjährlich kündigen (§ 247). Die Rückgabe des Darlehns hat zur vereinbarten Zeit oder bei D. von unter 300 Mk. nach einmonatlicher, bei solchen von über 300 Mk. nach dreimonatlicher vorhergehender Kündigung zu erfolgen, nur wenn keine Zinsen bedungen wurden, kann der Schuldner auch ohne Kündigung zahlen. Ein Darlehnsversprechen ist klagbar, jedoch kann man von demselben zurücktreten, wenn nach dem gegebenen Versprechen sich die Vermögensverhältnisse des Darlehnsempfängers wesentlich verschlechterten. Waren dieselben schon vorher schlecht, ohne daß der Versprechende dies wußte, so kann der Vertrag angefochten werden (§ 119). Wie ein D. wird die Hinterlegung einer vertretbaren Sache dann behandelt, wenn das Eigentum auf den Verwahrer übergeht und dieser gegen Rückgewährung von Sachen gleicher

Art, Güte und Menge zum Verbrauche dieser Sachen berechtigt sein soll (§ 700). Während bisher der Darlehnsempfänger nur dann Eigentümer der Sache wurde, wenn der Darlehnsgeber Eigentümer derselben war, wird er dies nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch (§ 929, 932, 925, Absatz 2) bereits durch die Übergabe derselben, falls er in »gutem Glauben« (s. d.) ist; war dies nicht der Fall, so kommt auch kein D. zu stande. Zinsbare D. auf nicht länger als drei Monate gegen bewegliche Pfänder (Wertpapiere, Kostbarkeiten, im Inlande lagernde Kaufmannswaren) heißen nach § 13 des Bankdepotgesetzes Lombarddarlehen. Über Seedarlehen vgl. Bodmerei. Im Bürgerlichen Gesetzbuch ist das D. in den § 607 bis mit 610 geregelt.

Darlehnskassen, die in Deutschland mehrfach zu dem Zwecke geschaffenen Kreditanstalten, einem augenblicklichen Notstand durch Gewährung von Darlehen auf kurze Zeit (3—6 Monate) zu mäßigem Zins und gegen Hinterlegung von Sicherheiten abzuhelfen. Sie unterscheiden sich von den Raiffeisenschen D. (s. unten) und ähnlichen Kreditanstalten dadurch, daß sie nur vorübergehend Dienste leisten, keinen geschäftsmäßigen Charakter tragen und darum auch nur vom Staat ins Leben gerufen wurden. Solche D. wurden 1848 in Berlin und in größern Provinzialstädten Preußens zur »Beförderung des Handels und des Gewerbebetriebs« errichtet und der Preußischen Bank in Verwaltung gegeben. Die nötigen Mittel wurden durch Ausgabe eines Papiergeldes, Darlehnskassenscheine genannt, beschafft, das keinen Zwangsumlauf hatte und den Betrag von 10 Mill. Tlr. nicht überschreiten sollte. 1852 wurden diese D. wieder geschlossen. Auch 1866 wurden in Preußen und andern deutschen Ländern, dann 1867 aus Veranlassung des ostpreußischen Notstandes, ferner 1870 bei Ausbruch des französischen Kriegs im Gebiete des Norddeutschen Bundes solche Kreditanstalten hergestellt. 1866 sollten in Preußen bis zu 25 Mill. Tlr., 1870 bis zu 30 Mill. Tlr. an Darlehnskassenscheinen ausgegeben werden dürfen. Eine ähnliche Einrichtung bestand auch zur Zeit der Handelskrisis in Hamburg.

Darlehnskassenvereine, ländliche (Raiffeisensche Darlehnskassen, Raiffeisenvereine oder Darlehnsvereine), auf solidarischer Haftung beruhende Personalkreditgenossenschaften, die in ähnlicher Weise dem Kredit kleiner Landwirte dienen wie die Schulze-Delitzschen Genossenschaften (s. d.) dem von Gewerbtreibenden, sich von diesen aber dadurch unterscheiden, daß sie hauptsächlich für ländliche Verhältnisse bestimmt sind. Die D. tragen ihren Namen nach ihrem Begründer Raiffeisen (s. d.), der 1849 den Flammersfelder Hilfsverein zur Bekämpfung des Viehwuchers, 1854 den Heddesdorfer Wohltätigkeitsverein ins Leben rief, der 1864 in einen Darlehnskassenverein umgewandelt wurde. Die D. sind Spar- und Darlehnskassen, besorgen aber auch in Untergenossenschaften den gemeinschaftlichen Bezug von Wirtschaftsbedürfnissen (Dünger und Futtermittel, Saatgut, landwirtschaftliche Maschinen ꝛc.) und den gemeinschaftlichen Verkauf von Wirtschaftserzeugnissen. Neben der wirtschaftlichen Förderung ihrer Mitglieder bezwecken sie auch deren sittliche Hebung. Sie sollen in erster Linie Wohlfahrts- und nicht Erwerbsgesellschaften sein, und danach ist ihre Organisation eingerichtet. Ihre Betriebsmittel verschaffen sie sich durch Annahme von Spareinlagen von Mitgliedern und Nichtmitgliedern, Aufnahme von Anleihen und zum kleinern Teil durch Bildung von Geschäftsanteilen (Mitgliederanteilen). Sie gewähren ihren Mitgliedern Darlehen gegen Schuldschein unter solidarischer Bürgschaft auf längere, den landwirtschaftlichen Verhältnissen angepaßte Fristen (unter Umständen bis zu 10 Jahren und mehr) und unter entsprechenden Rückzahlungsbedingungen. In Notfällen, oder wenn das Darlehen gefährdet erscheint, behalten sie sich dreimonatliche Kündigung vor. Bezüglich der erst später eingeführten (übrigens kleinen) Geschäftsanteile ist bestimmt, daß kein Mitglied mehr als einen Anteil besitzen und der Zins nicht höher als der für Kapitaleinlagen übliche sein dürfe. Hierdurch sollte die Gewinnsucht der Mitglieder verhindert und verhütet werden, daß die Geschäftsanteile einen hohen Bruchteil vom Betriebskapital ausmachten. Der Reingewinn wird zur Bildung eines unteilbaren Vereinsvermögens (Stiftungsfonds) angesammelt, das in erster Linie zur Deckung von Verlusten, dann für Herabsetzung der Provision und zur Förderung gemeinnütziger Zwecke dienen soll. Der Vereinsbezirk soll möglichst klein sein, in der Regel nur eine Gemeinde (Kirchspiel) und nur Personen umfassen, die innerhalb des Bezirks wohnen. Hierdurch wird nicht allein ermöglicht, daß die Mitglieder einander kennen, sondern auch die Verwaltung vereinfacht. Diese umfaßt den Vorstand als ausführendes, den Verwaltungsrat als kontrollierendes und die Generalversammlung als leitendes Organ. Letztere bestimmt den Höchstbetrag der zu gewährenden Kredite, die Höhe der aufzunehmenden Anleihen ꝛc. Mühewaltungen für die D. werden mit Ausnahme derjenigen des Rechners nicht bezahlt. Zur gegenseitigen finanziellen Unterstützung der einzelnen D. und zur Ausgleichung von Mangel und Überfluß an Mitteln wurden 1872 drei Zentralkassen gegründet, an deren Stelle die 1876 errichtete Landwirtschaftliche Zentraldarlehnskasse mit dem Sitz in Neuwied getreten ist. Zur Verbreitung, Beratung und Förderung der D. besteht der Generalanwaltsverband ländlicher Genossenschaften für Deutschland in Neuwied. Die Zahl der diesem Verein zugehörigen D. betrug Ende 1901 ca. 3850, der Geldumschlag der Zentralkasse mit Filialen 453 Mill. Mk., der Warenumschlag rund 39 Mill. Mk. — Von der preußischen Rheinprovinz aus verbreiteten sich die D. zunächst in Westfalen, Hessen, Nassau, dann auch in Bayern, Baden und Württemberg, noch später in Mitteldeutschland und in den letzten Jahren auch im nordöstlichen Deutschland. Neben dem Neuwieder Verband sind noch einige andre Verbände mit eignen Zentralkassen für den Geldausgleich entstanden (s. Landwirtschaftliche Genossenschaften). Auf die gewaltige Ausbreitung der D. in der letzten Zeit in Preußen ist die Unterstützung der preußischen Zentralgenossenschaftskasse (s. d.) von Einfluß gewesen. Außer in Deutschland haben sich die D. auch verbreitet in der Schweiz, Italien seit 1882, in Siebenbürgen und Österreich, Frankreich, England, Rußland ꝛc. Insbesondere wurde in Niederösterreich den Darlehnskassen große Aufmerksamkeit zugewendet. Am 21. Jan. 1887 wurde durch den niederösterreichischen Landtag eine Förderung der D. beschlossen. Neu entstehende D. werden aus Landesmitteln subventioniert, außerdem kann ihnen ein Darlehen bis zu 2000 Gulden auf 2 Jahre zu 3 Proz. gewährt werden. Vgl. Raiffeisen: Die D. (5. Aufl., Neuwied 1887); Anleitung zur Gründung von Darlehnskassenvereinen (8. Aufl., das. 1893) und Instruktion zur Geschäfts- und Buchführung der D. (4. Aufl., Leipz. 1883); Th. Kraus, Die Raiffeisenschen D. in der Rheinprovinz (Bonn

1875—77); L. Löll, Die bäuerlichen D. nach Raiffeisen ꝛc. (2. Aufl., Würzb. 1890); Märklin, Die ländlichen D. (Karlsr. 1880); H. Schulze-Delitzsch, Die Raiffeisenschen Darlehnskassen ꝛc. (Leipz. 1875); F. Schmid, Die Genossenschaftssysteme von Schulze-Delitzsch und Raiffeisen (Wien 1888); Faßbender, Die ländlichen Spar- und Darlehnskassen nach Raiffeisen (2. Aufl., Münster 1890); Layer, Handbuch für D. (2. Aufl., Stuttg. 1902); Derselbe, Der Aufsichtsrat der D. (das. 1902); Schmid, Anleitung zur Geschäfts- und Buchführung für landwirtschaftliche Kreditgenossenschaften ꝛc. (2. Aufl., Karlsr. 1892); Rieger, Die Organisation der Spar- und Darlehnskassenvereine nach Raiffeisen in Mittel- und Westdeutschland (Berl. 1895); Jahresbericht des Generalverbandes ländlicher Genossenschaften Raiffeisenscher Organisation ꝛc. (Neuwied). Organ der Raiffeisen-Organisation ist das »Landwirtschaftliche Genossenschaftsblatt« (Neuwied).

Darlehnsvereine, s. Darlehnskassenvereine.

Darley (spr. dārlĭ), Felix, nordamerikan. Zeichner und Illustrator, geb. 23. Juni 1822 in Philadelphia, gest. im März 1888, wuchs ohne Unterricht in der Kunst auf und machte sich zuerst durch Holzschnitte für das Saturday-Museum bekannt. 1848 ging er nach New York und wurde hier mit Illustrationen für Washington Irvings Werke beauftragt. Dann zeichnete er Illustrationen zu den Werken von Cooper, Dickens, Hawthorne und andern Schriftstellern, aber auch freie Kompositionen, z. B. Washingtons Einzug in New York, das erste Aufblühen der Freiheit, ein räuberischer Einfall in Virginia u. a. Später bereiste er Europa und brachte zahlreiche Zeichnungen aus dem Volksleben und Architekturbilder heim. Zu seinen letzten Arbeiten gehören: die von Indianern überfallenen Puritaner, der Schulknabe, die Wanderung zum Meer, der Kavallerieangriff bei Fredericksburg in Virginia, ein Zyklus von Zeichnungen zu Lossings »Geschichte der Vereinigten Staaten« (deutsche Ausg., Stuttg. 1878), Illustrationen zu Longfellows »Evangeline« und zu Shakespeares Dramen.

Darling (engl.), Liebling.

Darling, größter Nebenfluß des Murray in Australien und mit 2870 km längster Fluß des Erdteils, entsteht aus den Quellflüssen Culgoa (von seiner nur 96 km von der Ostküste entfernten Quelle in den Darling Downs Condamine genannt) und Barwan, der links den Macintyre, Gwydir, Namoi, Castlereagh, Macquarie und Bogan empfängt, nimmt, südwestlich fließend, (aber nur höchst selten) den Warrego auf, wendet sich dann südlich und mündet bei Wentworth in den Murray. Bei Hochwasser gehen Dampfer bis über Bourke (an der Eisenbahn nach Sydney) hinauf. An seinen Ufern wird nur Viehzucht betrieben; doch sind bereits mehrere ansehnliche Ortschaften (Bourke, Wilcannia, Menindie, Wentworth) entstanden.

Darling Range (spr. rēndsch), Gebirgszug an der Südwestküste des Staates Westaustralien, läuft der Küste parallel und erreicht im Mount William 1097 m.

Darlington, Stadt (municipal borough) im S. der engl. Grafschaft Durham, am Skerne, in fruchtbarer Gegend, mit einer im 12. Jahrh. erbauten, 1865 restaurierten Kirche (St. Cuthbert), einer Lateinschule, einem Lehrerinnenseminar, hat Werkstätten für den Bau von Lokomotiven, Eisenhütten und Walzwerke, hat lebhaften Verkehr und zählt (1900) 44,496 Einw., darunter zahlreiche Quäker. — Zwischen Stockton und D. fuhr 1825 die erste Eisenbahn mit Lokomotiven.

Darlington, William, Botaniker, geb. 28. April 1782 zu Birmingham in Pennsylvanien, gest. 23. April 1863 in Westchester, erforschte die Flora seiner Heimat (»Flora cestrica«, Philad. 1837), dann der Vereinigten Staaten (»Agricultural botany«, das. 1847) und machte 1806 als Schiffsarzt eine Reise nach Ostindien, deren Ergebnisse er in den »Letters from Calcutta« veröffentlichte.

Darlingtonia *Dec.*, Gattung der Sarraceniazeen, mit der einzigen Art D. californica *Torr.* et *Gray*, an sumpfigen Stellen der Sierra Nevada, ist ausdauernd, mit wurzelständigen, etwa 30 cm langen Schlauchblättern, deren Deckel mit einem geschwänzten Anfang versehen ist. Die Innenseite des Schlauches ist mit abwärts gerichteten Haaren besetzt, so daß hineinkriechende Insekten sicher gefangen werden, und besitzt Drüsen, die eine wässerige Flüssigkeit absondern. Die ansehnlichen, purpurrötlichen Blüten stehen einzeln nickend auf 60—120 cm hohen, mit kleinen Blättchen besetzten Stengeln, und die Frucht ist eine längliche, vielsamige Kapsel. S. Tafel »Insektenfressende Pflanzen«, Fig. 10.

Darm (Darmkanal, Darmrohr, Intestinum), der Verdauungskanal der Tiere, der sich meistens in drei Abschnitte sondert: Vorderdarm (mit Speiseröhre und Kaumagen), Mitteldarm (eigentlichen Magen) und Hinterdarm. Nur der Mitteldarm und ein Teil des Hinterdarms dienen alsdann zur Verdauung, während der vordere meist nur die Zuleitung (durch den Mund), die Zerkleinerung und Auflockerung (Vorverdauung) der Speisen besorgt. Die unverdauten Reste gelangen durch den Endabschnitt des Hinterdarms, den End- oder Mastdarm, mittels des Afters nach außen. Im engern Sinne, namentlich bei den Wirbeltieren, versteht man unter D. die auf den Magen folgenden Teile des Darmkanals, die sich gewöhnlich von dem weiten Magen durch größere Enge (Dünndarm) unterscheiden und häufig sehr lang sind. Die Strecke des Dünndarms unmittelbar nach dem Magen wird bei den Säugetieren Zwölffingerdarm, der Rest Dünndarm im engern Sinne genannt, bis auf das letzte Stück, das nach seiner bedeutendern Weite Dickdarm heißt und meist auch einen Blinddarm zum Anhang hat, dessen Funktion dunkel ist. Drüsige Anhänge des Vorderdarms sind die Speicheldrüsen, des Mitteldarms Leber und Bauchspeicheldrüse. Bei manchen Fischen sitzen am Anfang des Mitteldarms dicht am Pförtner des Magens die sogen. Pförtneranhänge (appendices pyloricae), d. h. Blindschläuche von verschiedener Form und Gruppierung; auch hat wohl der ganze Mitteldarm innen eine spiralig verlaufende Schleimhautfalte (Spiralklappe), welche die innere Oberfläche des Darmes vergrößert und zugleich der Nahrung einen längern Weg vorschreibt, also ihre bessere Ausnutzung ermöglicht. Bei den Vögeln ist der Blinddarm paarig, bei den Säugern unpaarig oder fehlt auch ganz (Bären); sein Ende verkümmert oft und bildet so den Wurmfortsatz (Nager, Affen, Mensch). Das kurze Endstück des sehr verschieden langen Hinterdarms, der Mastdarm, mündet bei den meisten Wirbeltieren zusammen mit den Gängen der Harn- und Geschlechtswerkzeuge in einen besondern Raum, die Kloake, bei den Säugetieren (mit Ausnahme der Schnabeltiere) jedoch durch den After direkt nach außen; auch am Ende des Mastdarms befinden sich bei manchen Wirbeltieren drüsige Anhänge.

Beim Menschen (s. die Tafeln »Eingeweide I—III« und Tafel »Blutgefäße«, Fig. 4) liegt der D. in der

Bauch- und Beckenhöhle und ist beim Erwachsenen im Durchschnitt 8 m, also etwa fünfmal so lang wie der Körper. Der vorderste Abschnitt heißt Zwölffingerdarm (intestinum duodenum), weil seine Länge etwa der Breite von zwölf Fingern entspricht. Er hat bei mittlerer Füllung einen Durchmesser von etwa 4 cm und umfaßt mit einer nach rechts gewendeten Schlinge die Bauchspeicheldrüse; in ihn münden der Ausführungsgang dieser Drüse sowie der Gallengang gemeinschaftlich ein. Der eigentliche Dünndarm ist ein 4—8,5, gewöhnlich 5,5—6 m langes, in vielfache Schlingen gelegtes Rohr; seine ersten zwei Fünftel heißen Leerdarm (i. jejunum), der Rest Krummdarm (i. ileum). Dem letztern folgt der Dickdarm (i. crassum) mit einer Länge von 1,1—2,3, meist 1,3—1,6 m und einer Weite von 4—6 cm; an der Grenze von beiden befindet sich innen eine kreisförmige Schleimhautfalte, die sogen. Bauhinsche oder Blinddarmklappe (valvula Bauhini s. coli). Der Dickdarm besitzt als sackförmigen Anhang den Blinddarm (i. coecum), von 6—8 cm Länge; dieser endet mit dem 5—7 mm weiten und etwa 5—8 cm langen Wurmfortsatz (processus vermiformis). Der Dickdarm steigt zunächst bis zur Leber empor (aufsteigender Grimmdarm, colon ascendens); dann geht er als Quergrimmdarm (c. transversum) am Magen links zur Milz hinüber; hier biegt er um und verläuft als absteigender Grimmdarm (c. descendens) links abwärts, bildet dann eine S-förmige Krümmung (flexura sigmoidea oder S romanum) und geht zuletzt in den etwa 16 cm langen Mastdarm (intestinum rectum) über. Dieser senkt sich gerade von oben nach unten und mündet durch den After nach außen. — Die Darmwand besteht aus drei Schichten; die äußerste (sogen. seröse) Haut (s. Tafel »Eingeweide III«, Fig. 1r) gehört dem Bauchfell an und befestigt den D. in der Bauchhöhle. Die mittlere oder Muskelhaut m besteht aus einer äußern Längsfaser- und einer innern Ringfaserschicht; die durch sie hervorgerufenen (peristaltischen) Bewegungen des Darmes gleichen somit denen eines Wurmes und schreiten vom Magen her gegen den After hin fort. (In umgekehrter Richtung verlaufen die antiperistaltischen Bewegungen, die den Inhalt des Darmes nach dem Magen zurückdrängen, so daß selbst Kot erbrochen werden kann.) Die Ringfaserschicht bildet am Ende des Mastdarms den innern Schließmuskel des Afters (sphincter ani internus), der durch den äußern (innerhalb gewisser Grenzen der Willkür gehorchenden) Schließmuskel unterstützt wird und schon im Ruhezustande den After leicht geschlossen hält. Die Längsfaserschicht erstreckt sich kontinuierlich über den ganzen Dünndarm, am Dickdarm beschränkt sie sich auf drei etwa 9 mm breite Bänder (taeniae coli), die sich erst weiter hinten über den ganzen Umfang verbreiten. Die innerste oder Schleimhaut ist weich, etwa 1 mm dick, an Blut- (c) und Lymph- (resp. Chylus-) Gefäßen (l), die in der untersten Lage der Schleimhaut, der Submukosa s, Geflechte bilden, sowie an Drüsen überaus reich und an ihrer freien Fläche mit einer Lage von Epithelzellen e überkleidet. Die Schleimhaut des Dünndarms ist in zahlreiche Querfalten (sogen. Kerckringsche Falten) gelegt und in ihrer ganzen Länge mit kleinen Zotten, den Darmzotten (villi intestinales) z (den stärker vergrößerten Durchschnitt einer Darmzotte s. Tafel »Eingeweide III«, Fig. 2; vgl. Verdauung), besetzt; durch sie wird die innere Fläche des Darmes bedeutend (auf das Fünffache) vergrößert, sie saugen aus dem Speisebrei den Chylus (s. d.) auf und führen ihn der Säftemasse des Körpers zu. Überall zwischen den Darmzotten kommen die sogen. Lieberkühnschen Drüsen d (s. d.) zur Absonderung des Darmsaftes (succus entericus) in ungeheurer Anzahl vor. Auf das Anfangsstück des Zwölffingerdarms sind die traubenförmigen Brunnerschen Drüsen beschränkt, die eine dem Bauchspeichel ähnliche Flüssigkeit absondern. Im ganzen Dünndarm finden sich kleine Lymphdrüsen oder geschlossene (sogen. solitäre) Follikel f, etwa von der Größe eines Hirsekorns (s. Lymphdrüsen), die sich im hintern Abschnitt des Dünndarms zu den sogen. Peyerschen Drüsen ff (s. d.) anordnen. Der Dickdarm enthält viele Falten von geringer Höhe, aber keine Zotten und wenige Drüsen. In Fig. 1 der Tafel III, der ein ideales Bild des Dünndarms darstellt, gibt B den Durchschnitt, A die Ansicht der Oberfläche mit den frei hervorragenden Zotten und den Öffnungen der Lieberkühnschen Drüsen a a, die an den Stellen fehlen, wo die Follikel das Epithel vorwölben. — Die Arterien des Darmes stammen aus den beiden Gekrösarterien; die Venen münden in die Pfortader (s. Tafel »Blutgefäße«, Fig. 4); die Nerven (nervi splanchnici) gehören zum Sympathikus (s. d.). Über die Verrichtungen des Dünndarms s. Verdauung.

Die Krankheiten des Darmes sind größtenteils Erkrankungen der Schleimhaut, die auf die Muskelschicht und den serösen Überzug des Darmes übergreifen können; sie sind sehr selten auf die Muskel- und Nervenschicht des Darmes beschränkt, selten auch ist die seröse Haut einziger Sitz des Leidens, da dasselbe dann gewöhnlich Teilerscheinung einer allgemeinen Bauchfellentzündung zu sein pflegt. Katarrh, Amyloidentartung, Blutungen rc. kommen gleich häufig in allen Teilen des Darmes vor, während vorwiegend die runden Geschwüre im Zwölffingerdarm, die typhösen Veränderungen im untern Teil des Dünndarms, die Ruhr im Dickdarm, die Syphilis im Mastdarm, die Tuberkulose vorwiegend im untern Dünndarm beobachtet wird. Für Geschwulstbildungen sind die Blinddarmklappe und der Mastdarm besonders disponiert. Die Geschwülste sind so überwiegend krebsiger Natur, daß die wenigen Schleimhautpolypen, Myome, Fettgeschwülste, die sonst noch vorkommen, dagegen ganz zurücktreten. Vgl. Nothnagel, Die Erkrankungen des Darms und des Peritoneum (2. Aufl., Wien 1903).

Darmamyloid, Amyloidentartung (s. d.) des Darmes, befällt namentlich den Dünndarm und hat starke Diarrhöen zur Folge. Die Behandlung beschränkt sich neben der Regelung der Diät auf Anwendung von Opiaten.

Darmanhang, s. Darmdivertikel.

Darmatmung, s. Atmung, S. 55.

Darmatrophie, Schwund der Darmwand, vorwiegend der Darmschleimhaut und deren Drüsen, findet sich lokal beschränkt als Folgeerscheinung abgelaufener entzündlicher Erkrankungen oder ausgebreitet als Erscheinung schlechter Ernährung oder schweren Siechtums.

Darmbein, s. Becken.

Darmbewegung, s. Verdauung.

Darmblutung, Erguß von Blut in den Darmkanal, erfolgt bei intensiver Hyperämie des Darmes (bei Darmreizung durch Entzündung erregende Agenzien oder bei Blutstauung im Pfortadersystem), bei Darmgeschwüren und -Geschwülsten, bei Erkrankungen der Blutgefäße des Darmes, bei Leukämie, Skorbut, schwerer Malaria, Milzbrand, Purpura haemorrhagica,

bei Verletzungen, Bruch eines Aneurysma in den Darm ꝛc. Schwache D. gibt sich nur durch schwache Blutspuren in den Entleerungen zu erkennen, starke macht dieselben Symptome wie jeder andre bedeutende Blutverlust, doch wird eine D. bei Hämorrhoiden gewöhnlich als eine Erleichterung empfunden. Je höher im Darm sich der Sitz der Blutung befindet, um so stärker ist das Blut verändert, das Blut aus Hämorrhoiden ist wie das aus dem Dickdarm rot oder blaurot. Die Prognose richtet sich bei D. nach der Veranlassung, die Behandlung erfordert Ruhestellung des Darmes durch Opiate, ruhige Rückenlage, Eisblase auf den Unterleib, flüssige, kühle Nahrung. Bei Hämorrhoidalblutung genügen kalte Umschläge, nur bei profusen Mastdarmblutungen ist Tamponade anzuwenden.

Darmbruch, s. Bruch, S. 472.

Darmdivertikel (lat.), hohle Anhänge des Darmes, von denen das angeborne oder wahre D. am Dünndarm ein Rest des Stieles der Nabelblase im Embryo ist, während die Entstehungsweise der falschen D., die oft in großer Anzahl am Dünn- und Dickdarm vorkommen, unsicher ist.

Darmdrüsenblatt, s. Keimblätter.

Därme der Säugetiere finden mannigfache technische Verwendung. Frische D. benutzt man in der Wurstfabrikation. Die innerste Hautschicht des Blinddarmes der Rinder gibt das Goldschlägerhäutchen für die Darstellung von Blattmetall. Schafdärme werden auf Saiten verarbeitet (daher Saitlinge); man benutzt besonders die D. junger, schlecht genährter Tiere, weil sie sehr zäh und haltbar sind. Sehr geschätzt sind die romanischen Saitlinge aus Italien und der Türkei. Auch auf Catgut werden D. verarbeitet.

Darmeingießung, s. Eingießung.

Darmeinklemmung (Incarceratio intestinalis), s. Bruch und Darmverschluß.

Darmentzündung (Enteritis), Entzündung der Schleimhaut des Darmes und ihrer Drüsen ꝛc. D. tritt hauptsächlich als katarrhalische D. oder Darmkatarrh und als diphtheritische D. auf. Der Darmkatarrh wird gewöhnlich veranlaßt durch Diätfehler, Vergiftungen (z. B. durch Genuß verdorbenen Fleisches, verdorbener Fische ꝛc., wobei Fäulnisalkaloide [Ptomaïne] wirksam sind), ferner durch Alkoholmißbrauch, durch gewisse Leberkrankheiten, Geschwulstbildungen in der Bauchhöhle, durch Kotstauungen, fremde Körper, Eingeweidewürmer, Erkältungen des Unterleibes, ꝛc. Selten wird das ganze Darmrohr vom Katarrh befallen; bald ist nur oder vorzugsweise der Dünndarm, bald vorzugsweise oder ausschließlich der Dickdarm, selten bloß der Zwölffingerdarm ergriffen. Die Darmschleimhaut zeigt beim akuten Katarrh Rötung und Schwellung und ist mit einer dicken Schicht trüben, leicht abstreifbaren Schleimes überzogen. Dieser Schleim enthält massenhafte Zylinderepithelzellen, deren schnelle Bildung und Abstoßung zum Wesen des Katarrhs gehört. Nicht selten findet man, besonders bei kleinen Kindern, eine Schwellung der in der Schleimhaut eingebetteten solitären Lymphfollikel und der Peyerschen Drüsenhaufen. Bei chronischem Katarrh treten Rötung und Schwellung der Schleimhaut mehr zurück, dagegen nimmt letztere häufig eine graue, schieferähnliche Farbe an und sondert spärlichern zähen Schleim ab. Selten entstehen in den geschwollenen Lymphfollikeln Abszeßbildungen (s. Darmgeschwüre). Bei ganz kleinen Kindern findet man nach langwierigen, tödlich verlaufenden Darmkatarrhen oft nur auffallende Blässe, Dünnheit und leichte Zerreißbarkeit des Darmrohrs.

Die Symptome des akuten Darmkatarrhs sind verschieden nach dem Sitz der Affektion. Bei den seltenen Katarrhen des Zwölffingerdarms entsteht außer Appetitlosigkeit und Stuhlverstopfung Gelbsucht, indem durch Schwellung der Darmschleimhaut die in letzterer belegene Mündung des Gallenganges sich verschließt und also der Galle nicht erlaubt, sich in den Darm zu ergießen. Das wichtigste Symptom beim akuten Katarrh des Dünn- und Dickdarms ist Durchfall. Die Stuhlentleerungen sind flüssiger, weil eine starke wässerige Ausscheidung aus den Blutgefäßen der Darmwand in den Darm stattfindet, und sie folgen auch schneller aufeinander, weil die wurmförmigen Bewegungen des Darmes beim akuten Katarrh sehr lebhaft sind. Der Katarrh des Dickdarms ist in der Regel mit kolikartigen kneipenden Schmerzen verbunden, die anfallsweise eintreten und nach erfolgter Stuhlentleerung sich bessern. Die Kräfte und der Ernährungszustand des Patienten bleiben normal, wenn die Ausleerungen nicht zu massenhaft und zu häufig sind. Verlieren aber die Ausleerungen das Aussehen und den Geruch nach Kot, werden sie wässerig, dünnflüssig, farblos, und wiederholen sie sich sehr oft, so bewirken sie, zumal bei kleinen Kindern, einen hohen Grad von Erschöpfung und Abmagerung. Der Leib ist beim akuten Darmkatarrh zuweilen mäßig aufgetrieben, und es entleeren sich mit dem Durchfall große Mengen übelriechender Gase. Schwere Darmkatarrhe gehen mit dem Fieber einher. Setzt sich die Entzündung bis auf den Mastdarm fort, so sind beständiger Stuhldrang und schmerzhafte Gefühle im After (Stuhlzwang) vorhanden. — Der chronische Darmkatarrh ist bei Erwachsenen gewöhnlich nicht von Durchfall begleitet, im Gegenteile leiden die Kranken häufig an Stuhlverstopfung, die abgehenden Kotmassen sind aber in reichlichen zähen Schleim eingehüllt. Es treten leicht abnorme Versetzungen des Darminhalts mit reichlicher Entwickelung stinkender Gase, Auftreibung des Leibes, Beklemmung, Blähungen ꝛc. ein. Die Kranken verlieren dabei die Kräfte, magern ab, haben eine bleiche, schmutzig graugelbe Gesichtsfarbe, sind häufig verstimmt und werden von hypochondrischen Stimmungen heimgesucht. Krankheitszustände dieser Art sind lästig und schwer zu beseitigen, aber meist ohne besondere Gefahr. Der chronische Darmkatarrh der Kinder verläuft bald mit, bald ohne Fieber, fast immer aber in Gestalt eines hartnäckigen und erschöpfenden Durchfalles, infolgedessen die Kinder im höchsten Grad abmagern und häufig dem Leiden erliegen. Besonders sind ganz kleine Kinder, kurz nach dem Entwöhnen, dieser gefährlichen Krankheit (Diarrhoea ablactatorum) ausgesetzt.

Bei der diphtheritischen D. entstehen infolge der Entzündung der obersten Schleimhautschicht zu einer Art Pseudomembran gerinnende Ausschwitzungen, unter diesen stirbt die entzündete Schleimhaut stellenweise ab und wird losgestoßen, wodurch Substanzverluste und nach Ausheilung dieser Prozesse strahlige, den Darm oft beträchtlich verengernde Narben entstehen. Diese Form der D., am häufigsten im Dickdarm, entsteht besonders als epidemische Erkrankung, als Ruhr oder Dysenterie, oder nach Quecksilber- und Arsenikvergiftung.

Die Behandlung des Darmkatarrhs hat sich zunächst mit der Beseitigung seiner Ursachen zu beschäftigen. Liegt dem akuten Darmkatarrh eine Erkältung zu Grunde, so hat der Kranke das Bett zu hüten, er mag einige Tassen warmen Tee (Kamillen- oder Pfefferminzaufguß) genießen und warme Tücher auf den

Leib legen. In einem rauhen Klima wird man sich durch wollene Strümpfe, durch eine Leibbinde aus Flanell (namentlich die Frauen), durch das Tragen von Beinkleidern aus Barchent und andern dichten Stoffen gegen Darmkatarrhe schützen können. Ist der Darmkatarrh die Folge von Diätfehlern oder einer unzweckmäßigen Ernährungsweise, so muß die Diät reguliert werden. Über die Verhaltungsmaßregeln bei dem Darmkatarrh kleiner Kinder, der stets als ernste Krankheit, bei der rasche ärztliche Hilfe nicht zu entbehren ist, angesehen werden muß, vgl. Kinderernährung. Sind harte, zurückgehaltene oder, wie oft im Sommer, gärende Kotmassen die Ursache des Katarrhs, so hat die Kur mit einem Abführmittel zu beginnen, das in gewissen Fällen wiederholt werden muß; auch kann durch Klistiere nachgeholfen werden. Eine Hauptaufgabe bei der Behandlung des Darmkatarrhs ist die Bekämpfung des Durchfalles, wenn dieser Gefahr zu bringen droht. Man versucht es zunächst mit schleimigen Getränken (Hafer- oder Gerstenschleim), mit Suppen von gebranntem Mehl u. dgl. Unter den Arzneien ist Opium das souveräne Mittel, das aber nur vom Arzt verordnet werden darf und bei Kindern, die es schlecht vertragen, im allgemeinen nicht zu reichen ist. Auch Wismut- und Tanninverbindungen sind bewährte Mittel. Bei chronischer Diarrhöe stehen die Bäder von Kissingen, Ems, Karlsbad, Marienbad in gutem Ruf.

Über Blinddarmentzündung s. d.

Darmesteter, 1) Arsène, franz. Philolog, geb. 5. Jan. 1846 in Château-Salins, gest. 16. Nov. 1888 in Paris, lehrte anfangs an der Pariser École des hautes études, dann (seit 1883) an der Sorbonne. Seine durch philosophischen Tiefblick hervorragenden Hauptwerke sind: »Formation des mots composés« (1874); »De la création actuelle des mots nouveaux« (1877); »La vie des mots« (1887, 4. Aufl. 1893); »Le XVI. siècle en France« (mit Hatzfeld, 1878; 6. Aufl. 1895); »Dictionnaire général de la langue française« (mit Hatzfeld begonnen, von A. Thomas fortgeführt, 1889 ff.). Nach seinem Tod erschien der »Cours de grammaire historique de la langue française« (Par. 1891—97, 4 Bde.; auch ins Englische übersetzt). Seine kleinern Schriften sind von seinem Bruder James gesammelt (»Reliques scientifiques de A. D.«, Par. 1890, 2 Bde.).

2) James, franz. Orientalist, Bruder des vorigen, geb. 28. März 1849 in Château-Salins, gest. 19. Okt. 1894 in Maisons-Laffitte bei Paris, seit 1885 Professor am Collège de France; schrieb: »Ormazd et Ahriman« (1877), »Essais orientaux« (1883), »Études iraniennes« (1883, 2 Bde.), »Les origines de la poésie persane« (1888), »Lettres sur l'Inde, et la frontière afghane« (1888), »Chants populaires des Afghans« (1890), »Les prophètes d'Israël« (1892, neue Ausg. 1895); »The Zend-Avesta« (Oxford 1880—87, 3 Tle.; Teil 1 in 2. Aufl. 1895), in den »Sacred books of the East«; »Le Zend-Avesta. Trad. nouv.« (Par. 1892—93, 3 Bde.) u. a. — Seine Witwe A. Mary F. Robinson, geb. 27. Febr. 1857 in Leamington, erzogen in Brüssel und Italien, seit 1888 mit D. und in zweiter Ehe seit 1901 mit Professor Emile Duclaux, dem Direktor des Institut Pasteur in Paris, vermählt, machte sich als Schriftstellerin und Dichterin durch formvollendete und phantasiereiche Schöpfungen einen geachteten Namen. Sie veröffentlichte (unter ihrem Mädchennamen) »präraffaelitische« Gedichte: »A handful of honeysuckles« (1878); eine Übersetzung von Euripides' »Hippolytos« (1881, mit neuen Gedichten); »The new Arcadia« (1884), ein Stoff, dem sie nicht ganz gewachsen war; ferner das Meisterwerk »An Italian garden« (1886), wogegen ihr nächstes Buch, die »Songs, ballads, and a garden play« (1888) abfielen. Sie versuchte sich auch mit wenig Erfolg im Roman »Arden« (1883) und in historischen Studien. Ihnen folgten: »Retrospect and other Poems« (1893), »Life of Renan« (1897), »A mediaeval Garland« (1897), »La reine de Navarre« (1900) und »Grands écrivains d'Outremanche« (1901). Unter dem Namen D. ließ sie 1892 historische Erzählungen: »Marguerites du temps passé«, erscheinen.

Darmfaserblatt (Darmmuskelblatt), s. Keimblätter.

Darmfäule, s. Fäule.

Darmfeuer, soviel wie Milzbrand.

Darmfistel, Eitergang, der das Innere des Darmrohrs mit der äußern Körperoberfläche oder mit einem benachbarten Hohlorgan, z. B. dem Magen, der Harnblase, oder mit einem andern Darmstück in Verbindung setzt. Die D. stellt meistens einen engen Kanal dar, durch den während der Verdauung Darminhalt entleert wird. Je nach der Stelle, an der die D. liegt, unterscheidet man Dünndarm-, Dickdarm- und Mastdarmfistel. Erstere sind sehr selten, Mastdarmfisteln (s. d.) ungleich häufiger. Fisteln zwischen Magen, Dünn- oder Dickdarm und der äußern Körperoberfläche entstehen nach einer Verletzung (Schuß oder Messerstich) oder durch eine langsame, zuweilen auch krebsige Verschwärung, die im Darm beginnt. Fisteln, die man z. B. bei Mastdarmkrebs durch Eröffnung des gesunden Darmes oberhalb des Mastdarms oder bei Bruchoperationen durch Entfernung brandiger Darmschlingen absichtlich anlegt, indem man die gesunden Darmwände mit der Haut vernäht und mit dieser verwachsen läßt, nennt man künstlichen After. Die Behandlung der D. ist meist sehr langwierig, da der hervorquellende Darminhalt die Heilung des Fistelganges stört; bei tuberkulösen oder krebsigen Geschwüren ist selbst eine zeitweilige Heilung wegen der Allgemeinkrankheit kaum möglich.

Darmgase, s. Verdauung.

Darmgegend, s. Bauch.

Darmgeschwülste, s. Darm (Krankheiten).

Darmgeschwüre kommen im ganzen Darmrohr vom Beginn des Zwölffingerdarms bis zur Aftermündung vor. Man unterscheidet: 1) Traumatische D., die, durch spitze scharfe Fremdkörper, im Mastdarm durch ungeschickte Einführung von Klistierspritzen verursacht, bald nur oberflächliche Schrunden (Erosionen) bilden, bald die Darmwand in ihrer ganzen Dicke durchdringen und in diesem Falle gefährlich werden können. Sie sind verhältnismäßig selten, gefährlich, wenn sich Entzündungen der Darmwand anschließen. 2) Runde D., die in ihren Eigenschaften mit den runden Magengeschwüren übereinstimmen, im Darm aber nur im Bereich des Zwölffingerdarms vorkommen. 3) Follikulargeschwüre, im Dünn- und Dickdarm bei chronischer Darmentzündung, gehen aus entzündlicher Anschwellung und Vereiterung der Follikel in der Submukosa hervor. 4) Tuberkulöse D., meist im Dünndarm, seltener im Magen oder in den tiefern Dickdarmabschnitten. Sie entstehen, indem in den Lymphfollikeln der Schleimhaut gebildete Tuberkeln zerfallen und einen Substanzverlust zurücklassen, der sich an Grund und Rändern durch weitere Neubildung und Zerfall von Tuberkeln vergrößert, so daß oft große, ringförmig den Darm umgreifende

Verschwärungen zu stande kommen. Auch Durchbruch in die Bauchhöhle kann eintreten. Diese Geschwüre sind bei Schwindsucht sehr häufig und beruhen meist auf Autoinfektion, indem die Kranken ihren bazillenhaltigen Auswurf verschlucken. Sie heilen sehr selten. 5) Typhöse D., vorwiegend in den Peyerschen Drüsenhaufen des tiefern Dünndarmabschnittes, seltener im Dickdarm, nehmen ihren Ausgang aus einer Anschwellung und Wucherung der genannten Drüsen; die Wucherung zerfällt und bildet einen Schorf, der nach seiner Abstoßung das Geschwür hinterläßt. Gewöhnlich oberflächlich, durchdringt der Substanzverlust zuweilen alle Schichten, so daß nicht so selten, besonders auch bei eintretender Genesung infolge grober Diätfehler, ein Durchbruch (Darmperforation) und damit allgemeine, in der Regel tödliche Bauchfellentzündung zu stande kommt. An und für sich heilen typhöse D. am besten. 6) Diphtheritische D. befallen im Dünndarm am stärksten die Höhe der Schleimhautfalten und besonders im Dickdarm die hervorragenden Leisten der sogen. Tänien und Haustra. Den Anlaß zur Verschwärung bilden hier Bakterienwucherungen, welche die Schleimhaut zum Absterben und Zerfall bringen. Diese D. kommen vor unter epidemischen Einflüssen (Ruhr, Cholera), bei Kotstauungen und als Verstärkung chronischer einfacher Darmentzündung. Beim Heilen hinterlassen sie mitunter höchst beschwerliche und gefahrbringende Verengerungen (Stenosis, Strictura intestinalis). 7) Syphilitische D. sind selten im Dünndarm, häufiger im Mastdarm bei Frauen und durch Umfang, chronischen Verlauf und durch die Neigung zu starken Schrumpfungen ausgezeichnet, diese führen zuweilen zu völligem Verschluß (Atresia) des Darmrohrs und können nur operativ beseitigt werden. 8) Krebsige D. kommen gewöhnlich als flache Gallertkrebse am Dünndarm und vornehmlich am Mastdarm vor, wo sie ebenfalls starke Verengerungen verursachen können.

Darmgicht, s. Kotbrechen.

Darminvagination, s. Darmverschluß.

Darmkanal, s. Darm.

Darmkatarrh, s. Darmentzündung.

Darmkrebs findet sich am häufigsten im untern Ende des Darmes von der Gegend der Bauhinschen Klappe an, besonders an den Biegungsstellen des Dickdarms, vor allem im Mastdarm, dann an der Flexura sigmoidea und im Blinddarm. D. tritt auf als isolierte fungöse Geschwulst, als zottige Wucherung oder als ringförmige Verdickung der Darmwand. Er ist sehr hart, kann aber auch sehr weich sein, sehr häufig ist die der Darmhöhle zugekehrte Seite geschwürig, und durch mechanische Verlegung der Höhle oder durch teilweise narbige Ausheilung geschwüriger Stellen kann Darmverengerung entstehen, die bisweilen durch erhebliche geschwürige Abstoßung wieder aufgehoben wird. Die Erkennung des Darmkrebses ist mit Ausnahme der leicht erreichbaren Mastdarmkrebse überaus schwierig. Die letztern verursachen Stuhlbeschwerden, Abgang von Blut und Eiter, dauernde nach dem Becken und Rücken ausstrahlende Schmerzen, bei tiefem Sitz Lähmung des Afterschließmuskels. Nur frühzeitige Erkennung des Darmkrebses und gründliche Entfernung des erkrankten Darmteils kann zur Heilung führen. Im andern Fall beschränkt sich die Behandlung auf Darreichung kräftigender, narkotischer und mild abführender Mittel. Bisweilen legt man einen künstlichen After an, um durch Ableitung des reizenden Darminhalts möglichst schmerzlosen Verlauf zu erzielen. Der Tod erfolgt durch Kachexie, durch Verschwärung mit nachfolgender Durchbohrung des Darmes oder durch Metastasen in andern Organen, durch die Folgen von Darmverengerung ꝛc.

Darmlähmung, verminderte oder aufgehobene Darmbewegung, meist mit starker Erweiterung des Darmes, äußert sich in hartnäckiger Verstopfung, Aufblähung und eventuellem Erbrechen. D. kommt vor im Laufe von chronischen Darmentzündungen, bei langem Gebrauch von Abführmitteln, bei Bauchfellentzündung, nach Bauchoperationen und infolge von Gewalteinwirkung auf den Darm ꝛc. Aber auch nervöse Einflüsse, z. B. bei gewissen Rückenmarkskrankheiten und bei habitueller Verstopfung hysterischer, neurasthenischer und melancholischer Personen, führen D. herbei. Die Behandlung richtet sich lediglich nach der Ursache.

Darmlarve, s. Entwickelungsgeschichte.

Darmmuskelblatt, s. Keimblätter.

Darmnabel, s. Dottersack und Embryo.

Darmnaht, chirurg. Operation, durch die Schuß-, Hieb-, Stichwunden des Darmes durch Anlegen von Catgut- oder Seidennähten geschlossen werden, oder durch die nach operativer Entfernung erkrankter (Krebs, Tuberkulose ꝛc.), oder durch Einklemmung (bei Brüchen) brandig gewordener, oder endlich in größerer Ausdehnung verletzter ganzer Teile von Darmschlingen die beiden Enden des Darmes wieder vereinigt werden. In den letzten Jahren bedient man sich vielfach zur Vereinfachung oder gar als Ersatz der Naht des Murphyschen Knopfes, eines von Murphy in Chicago konstruierten Apparates aus Metall; er besteht aus zwei Teilen, die, je in die Lichtung eines vollkommen (quer) durchtrennten Darmstückes eingeführt, ineinander geschoben werden (Federmechanismus); dabei werden die umgestülpten äußern Ränder der Darmlichtungen aneinander gedrängt und verwachsen, die innern, direkt gequetscht, sterben nach einiger Zeit ab, wodurch der Knopf frei wird und sich mit dem Kot entleert.

Darmnetzbruch, s. Bruch, S. 472.

Darmperforation, s. Darmgeschwüre.

Darmresektion, Entfernung eines Darmstückes, wird besonders bei bösartigen Neubildungen des Darmes, bei Brand eingeklemmter Darmschlingen, bei Verletzungen ꝛc. vorgenommen. Das durch Unterbindungen abgeschlossene Darmstück wird zuerst vom Gekröse, dann vom Darm getrennt, worauf die zurückbleibenden Darmenden durch Naht (s. Darmnaht) vereinigt werden. Es können Darmstücke von weit über 1 m Länge ohne Schaden entfernt werden.

Darmsaft, ein von der Schleimhaut des Darmkanals, besonders von den Lieberkühnschen und den Brunnerschen Drüsen, geliefertes farbloses, alkalisch reagierendes Sekret, das bei manchen Tieren Fermente, insbes. zuckerbildende, enthalten soll. Eine hervorragende Bedeutung des Darmsaftes für die Verdauung ist nicht nachgewiesen. Seine Menge ist sehr gering. Um ihn zu gewinnen, legt man bei Tieren Darmfisteln an. Das Sekret des Dickdarms besteht größtenteils aus Schleim.

Darmsaiten, s. Saiten.

Darmscheidenfistel, krankhafte Verbindung zwischen Scheide und Darm. Zwischen Dünndarm und Scheide entsteht eine Verbindung bei Durchbruch des Eiters von Beckenabszessen nach ausgebreiteter Peri- und Parametritis. Der Darminhalt nimmt dann teilweise oder vollständig seinen Weg durch die Scheide. Heilung ist nur durch Operation möglich. Viel häufiger ist Mastdarmscheidenfistel (s. d.).

Darmschnitt (Enterotomie), die operative Eröffnung des Darmes zur Anlegung eines künstlichen Afters, zur Entfernung von Fremdkörpern, zur Beseitigung abgestorbener, z. B. in Brüchen eingeklemmt gewesener Darmschlingen, zur Entfernung krebsig erkrankter Darmteile.

Darmschwindsucht (Darmtuberkulose, Phthisis meseraica, Enterophthisis, Phthisis oder Tabes intestinalis), die tuberkulösen Prozesse des Darmes und der zugehörigen Gekrösdrüsen. Es entstehen Schwellung, Verkäsung, Aufbruch und bald rascher, bald langsamer um sich greifende Verschwärung der lymphatischen Apparate der Darmwand, ferner Schwellung und Verkäsung der Gekrösdrüsen. Dazu gesellt sich oft, freilich meist als Teilerscheinung des allgemeinen Prozesses, Amyloidentartung der Schleimhaut. D. kommt selten und meist nur bei Kindern primär vor und ist dann die Folge einer Aufnahme von Tuberkelbazillen mit der Nahrung (z. B. roher Milch tuberkulöser Kühe); sekundär entwickeln sich tuberkulöse Geschwüre im Darm bei Lungenschwindsüchtigen (s. Darmgeschwüre 4). Das wichtigste Symptom bildet die Diarrhöe. Die meist erfolglose Behandlung beschränkt sich auf zweckmäßige Ernährung und Bekämpfung des Durchfalls.

Darmstadt, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Hessen (s. den Plan), liegt zwischen Rhein und Main, am Übergang des Odenwaldes und der Bergstraße in die Ebene, 146 m ü. M. Sie besteht aus der Altstadt, mit engen und winkligen Straßen, und der Neustadt, die durch das großherzogliche Schloß und den Paradeplatz voneinander getrennt werden. Die Neustadt enthält breite, schöne Straßen, die z. T. mit Alleen bepflanzt sind, sowie zahlreiche, mit hübschen Anlagen geschmückte Plätze und mehrere große, parkähnliche Gärten. Hauptverkehrsader der Stadt ist die Rheinstraße, die vom Bahnhof, dem gegenüber das Bankgebäude sich befindet und die Bronzebüste des Chemikers Justus v. Liebig steht, nach dem schönsten Platze der Stadt, dem Luisenplatz, und zum großherzoglichen Schloß führt. An dem Luisenplatz liegen das Postgebäude, das Kollegiengebäude (seit 1780), das Ständehaus und das Alte Palais; auf dem Platz erhebt sich das Ludwigsdenkmal, eine 43 m hohe Sandsteinsäule mit dem 7 m hohen, nach Schwanthalers Entwurf von Stiglmayr aus Erz gegossenen Standbild Ludwigs I., des ersten Großherzogs von Hessen. Von dem Luisenplatz nach S. führt die breite Wilhelminenstraße zur Rotunde der katholischen Kirche. Nach N. zu gelangt man auf den Mathildenplatz mit dem Denkmal des Tonkünstlers Abt Vogler, dem Neuen Kollegiengebäude, dem Justizgebäude und dem Marstall. Von hier nach NW. liegt das sogen. Blumenthalviertel, in dem die evangelische Johanniskirche steht. Vom Luisenplatz nach O. schreitend, gelangt man zum großherzoglichen Schloß, einem aus verschiedenen Jahrhunderten stammenden Komplex von Bauten, der von einem tiefen, jetzt in Gartenanlagen verwandelten Graben umgeben ist. Die ältesten Teile gehören noch dem Mittelalter an. Die andern entstammen der Regierung Georgs I. (1567—96). Der Glockenspielbau wurde von Ludwig VI. (gest. 1678) errichtet, die neuern Schloßteile von 1717 an durch Landgraf Ernst Ludwig. Das Schloß enthält die Hofbibliothek mit über 600,000 Bänden, darunter 1700 Inkunabeln, und vielen Holzschnittwerken und birgt ferner das Original der von Holbein dem Jüngern gemalten Madonna des Bürgermeisters Meyer. Auch das Staatsarchiv befindet sich im Schloß.

Wappen von Darmstadt.

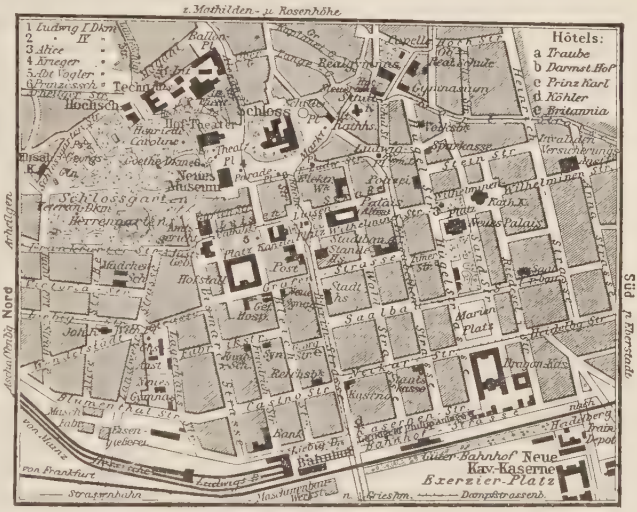
Nördlich vom Schlosse steht das nach dem Brande von 1871 neuerbaute Hoftheater, westlich von demselben erheben sich die Standbilder Philipps des Großmütigen und Georgs I., während sich weiter westlich das Monumentalgebäude des Neuen Museums erhebt. Dasselbe enthält: 1) ägyptische, römische und germanische Altertümer, eine Münzsammlung sowie kunstgewerbliche und ethnographische Gegenstände; 2) eine Kupferstichsammlung; 3) eine Gemäldegalerie, besonders ausgezeichnet durch Werke der altdeutschen und niederländischen Schulen; 4) naturwissenschaftliche Sammlungen, darunter die paläontologische von besonderer Bedeutung; 5) einen Antikensaal. Südlich vom Museum zieht sich an der Westseite des Schlosses entlang der Paradeplatz, auf der einen Seite mit dem 1879 enthüllten Kriegerdenkmal, auf der andern mit dem 1898 enthüllten, von F. Schaper modellierten Reiterstandbilde des Großherzogs Ludwig IV. Nördlich vom Hoftheater und Museum dehnt sich der Schloßgarten oder Herrengarten aus, ein Park in englischem Geschmack. Rechts vom Eingang am Hoftheaterplatz befindet sich das Grab der »großen Landgräfin« Karoline Henriette, Gemahlin des Landgrafen Ludwig IX. (gest. 1774), das die von Friedrich d. Gr. gestiftete Marmorurne mit der Inschrift: »Femina sexu, ingenio vir« trägt. Hier hat auch (seit 1903) das Denkmal des jungen Goethe (nach dem Entwurfe von Habich und Zeller) seinen Platz. Links am Eingang zum Herrengarten wurde dem 1903 verstorbenen Töchterchen des Großherzogs, dem Prinzeßchen Elisabeth, von Darmstadts Kindern ein Denkstein errichtet. Östlich am Herrengarten steht der 1903—05 errichtete Monumentalbau der Technischen Hochschule, nach dem südlichen Teile des Parkes wurde das früher auf dem Marienplatz befindliche Denkmal der in den Napoleonischen und Befreiungskriegen gefallenen hessischen Krieger versetzt. Östlich an die Stadt grenzt die Mathildenhöhe, früher eine große Gartenanlage, jetzt zu einer Villenkolonie umgewandelt. Hier befinden sich das Diakonissenmutterhaus Elisabethenstift mit schöner Kirche, das Alicehospital, die vom Kaiser Nikolaus II. von Rußland 1898—99 erbaute russische Kapelle, die sich der Zar für seine Besuche in Darmstadt errichten ließ, und die vom Großherzog Ernst Ludwig ins Leben gerufene Künstlerkolonie mit Ausstellungsgebäude und Aussichtsturm, dem Hochzeitsgeschenk der Stadt D. für den Großherzog von Hessen.

Auf der Südseite des Schlosses liegt der Marktplatz mit dem Rathaus. Unweit davon erhebt sich die evang. Stadtkirche aus dem 15. Jahrh., im 17. Jahrh. umgebaut, mit dem Renaissancegrabmal von Georg I. (gest. 1596). Von den sieben evang. Kirchen sind noch erwähnenswert: die Bessunger-, Paulus- und Martinskirche. Die schon erwähnte kath. Kirche enthält die Grabmäler der Großherzogin Mathilde und des Prinzen Friedrich. An gottesdienstlichen Gebäuden hat die Stadt noch eine kath. Kirche, die St. Elisabethenkirche im N. der Stadt, und zwei Synagogen. Auf dem mit Anlagen gezierten Platze bei der kath. Kirche, dem Wilhelminenplatz, wurde 1902 der verstorbenen Großherzogin Alice, Gemahlin Ludwigs IV., ein Denkmal errichtet. In der Nähe befindet sich das Neue Palais, die Wohnung des Großherzogs. Auf dem nahen Ludwigsplatz steht das als

Monumentalbrunnen geschaffene Bismarckdenkmal. Eine Zierde der Stadt sind auch die schönen und wohleingerichteten Schulbauten sowie das neue Hallenschwimmbad im O. der Altstadt. Als Vergnügungslokale sind der Saalbau, der Saal der Turngemeinde, der Kaisersaal und das Orpheum zu nennen.

Die Zahl der Einwohner betrug Ende des 18. Jahrh. erst 6700; 1816 zählte D. bereits 15,391 und 1900 mit der Garnison (ein Infanterieregiment Nr. 115, zwei Dragonerregimenter Nr. 23 und 24, ein Feldartillerieregiment Nr. 25, eine Abteilung Feldartillerie Nr. 61 und ein Trainbataillon Nr. 18) 72,381 Einw., davon 12,320 Katholiken und 1689 Juden. 1905 betrug die Einwohnerzahl 83,123, davon 14,437 Katholiken und 1948 Juden. Die Industrie ist nicht unbedeutend. D. hat Fabriken für Chemikalien, Schokolade, Fayenceöfen, eiserne Herde, Kassenschränke, Kessel, Knöpfe, Lederwaren, Maschinen, Möbel, musikalische Instrumente, Seife, Spielkarten, Strohhüte, Tabak, Tapeten, Wagen ꝛc., große Kunstgärtnereien, Klenganstalten für land- und forstwirtschaftliche Sämereien, geographisch-lithographische Anstalten und Buchdruckereien. Der Handel ist besonders lebhaft in Landesprodukten und wird unterstützt durch eine Reichsbankstelle (Umsatz 1902: 574,1 Mill. Mk.), die Bank für Handel und Industrie, die Darmstädter Volksbank, die landwirtschaftliche Genossenschaftsbank, die hessische Hypothekenbank ꝛc. Die Stadt ist Knotenpunkt der preußisch-hessischen Staatsbahnlinien Frankfurt a. M.–Heidelberg, Mainz–Aschaffenburg, D.–Worms und andrer Linien. Ein neuer Hauptbahnhof im W. der Stadt ist im Bau begriffen. Zahlreiche elektrische Bahnlinien vermitteln den Verkehr in der Stadt und mit der Umgegend. An Bildungsanstalten besitzt D. außer der Bibliothek und den Sammlungen (s. oben) eine Technische Hochschule (Sommersemester 1902: 1740 Studierende), zwei Gymnasien, ein Realgymnasium mit Realschule, eine Oberrealschule, Baugewerkschule, Gewerbeschule, kaufmännische Schule, landwirtschaftliche Winterschule ꝛc., einen Botanischen Garten, eine Zentralstelle für Gewerbe und den Gewerbeverein mit technischer Mustersammlung. Von Wohltätigkeitsanstalten sind besonders das städtische Krankenhaus, das Elisabethenstift, das Haus der Barmherzigen Schwestern, die Idiotenanstalt Alicestift und das Alicehospital zu nennen. D. ist Sitz der obersten Staatsbehörden, der Ministerien, des Oberkonsistoriums, der Oberrechnungskammer, der Regierung für die Provinz Starkenburg, eines Kreisamts, Oberpostamts, Hauptsteueramts, einer Zentralstelle für Landesstatistik und Gewerbe, eines Oberlandes- u. Landgerichts sowie des Stabes der 25. Division, der 49. Infanterie-, 25. Kavallerie- und 25. Feldartilleriebrigade. Die städtischen Behörden zählen 6 Magistratsmitglieder und 42 Stadtverordnete. — In D. sind geboren: H. P. Sturz, Joh. Heinr. Merck (Goethes Freund), die Kupferstecher Heß und Jakob Felsing, Justus v. Liebig, General von der Tann u. a. Im benachbarten Oberramstadt ist der Humorist Lichtenberg geboren. — Zum Oberlandesgerichtsbezirk D. gehören die 3 Landgerichte zu D., Gießen und Mainz, zum Landgerichtsbezirk D. die 22 Amtsgerichte zu Beerfelden, Bensheim, D. I und II, Dieburg, Fürth, Gernsheim, Großgerau, Groß-Umstadt, Hirschhorn, Höchst, Lampertheim, Langen, Lorsch, Michelstadt, Offenbach a. M., Reichelsheim, Reinheim, Seligenstadt, Waldmichelbach, Wimpfen und Zwingenberg.

In der waldreichen Umgebung sind besonders bemerkenswert: die Ludwigshöhe (242 m) mit großem Gast- und Pensionshaus und Aussichtsturm, ferner die Ausflugsorte Traisa, Ober- und Niederramstadt (Stationen der Odenwaldbahn), in größerer Nähe der Stadt das Oberwaldhaus, das Heilige Kreuz und die Rosenhöhe, letztere mit dem Mausoleum des großherzoglichen Hauses (Grabmal einer jung verstorbenen Prinzessin, von Rauch; Grabmal der Großherzogin Alice, von der Königin Viktoria von England gestiftet, ausgeführt von Böhm) und einem Schlößchen des Großherzogs. 6 km westlich von D. liegt der Truppenübungsplatz für das 18. Armeekorps.



Plan von Darmstadt.

Geschichte. In Urkunden des 8.—11. Jahrh. erscheint ein Dorf Darmundestat und war bis 1257 im Lehnsbesitz der Reichsministerialen von Dornberg. Dann vom Grafen Diether III. von Katzenelnbogen eingezogen, erhielt es 1330 Stadtrecht, und bis 1375 war die alte Burg vollendet. Nach dem Erlöschen der männlichen Linie der Grafen von Katzenelnbogen 1479 kam D. durch Heirat an Hessen. 1518 hatte D. eine heftige Belagerung durch Franz v. Sickingen zu bestehen, die durch einen Vergleich endete. Im Schmalkaldischen Kriege (1546) ward die Stadt von einem niederländisch-spanischen Korps unter dem Grafen von Büren mit List eingenommen, geplündert und das Schloß in die Luft gesprengt. Die Stadt erholte sich erst unter dem Landgrafen Georg I. von Hessen, der D. zu seiner Residenz wählte (1567) und Stifter der hessen-darmstädtischen Linie wurde. Ihre glänzendste Zeit begann mit der Regierung Ludwigs X. (als Großherzog Ludwig I., 1790—1830). Die alten Mauern wurden größtenteils abgetragen, die Stadt nach allen Richtungen erweitert, ganze Straßen mit schönen Gebäuden und eine Menge trefflicher Bildungsanstalten gegründet. In D. wurde 1820—22 der sogen. Darmstädter Handelskongreß (zur Beratung über gemeinschaftliche Zölle) von den Be-

vollmächtigten mehrerer süddeutscher Staaten gehalten und 6. April 1852 die sogen. Darmstädter Koalition gegen den preußischen Zollverein (s. d.) geschlossen. Vgl. Walther, Darmstädter Antiquarius (Darmst. 1857); Derselbe, D. wie es war und wie es geworden (das. 1865); Mitzenius, D., seine Wälder und Höhen ꝛc. (Führer, das. 1871); Zernin u. Wörner, D. und seine Umgebung (Zürich 1890).

Darmsteine (Kotsteine), harte, steinähnliche Körper von sehr verschiedener Form und Größe, die sich zuweilen im Darmkanal bilden. Sie entstehen oft durch schichtweise Ablagerung von Kot um andersartige Fremdkörper und können durch Imprägnierung mit Kalksalzen eine besondere Härte erlangen. Beim Menschen finden sich solche D. am häufigsten in dem wurmförmigen Anhang des Blinddarms und verursachen nicht selten Blinddarmentzündung (s. d.). — Bei gewissen Tieren, namentlich bei Pferden, sind D. im Blinddarm sehr häufig, meist mehrere zugleich und bis zu einem Gewicht von vielen Pfunden. Diese D. bestehen zu 90 Proz. aus phosphorsaurer Ammoniakmagnesia, außerdem aus phosphorsaurem und kohlensaurem Kalk ꝛc., sind rundlich oder facettiert, außen glatt, innen geschichtet und enthalten als Kern gewöhnlich einen zufällig mit dem Futter verschluckten fremden Körper. Auch kommen Zusammenballungen unverdaulicher Stoffe vor, die sich nur mit einer Schicht von Kalksalzen umhüllt haben (falsche D.). Die D. bedingen oft tödliche Verstopfung. Vgl. Haarballen.

Darmstenōse, s. Darmverengerung und Darmverschluß.

Darmtuberkulose, s. Darmschwindsucht.

Darmverdauung, s. Verdauung.

Darmverengerung (Darmstenose, Strictura, Stenosis intestinalis) kommt selten angeboren vor, meist ist sie bedingt durch chronische Verschwärungsprozesse und besonders durch die Narben abgeheilter Geschwüre (vgl. Darmgeschwüre), ferner auch durch Geschwülste. S. auch Darmverschluß.

Darmverschlingung, s. Darmverschluß.

Darmverschluß, Verhinderung der Weiterbeförderung des Darminhalts an einer Stelle des Darmrohres. Als direkte Folge der Undurchgängigkeit und der durch den gestauten Darminhalt bewirkten, durch reichliche Gasentwickelung verstärkten Dehnung weiter Darmstrecken entsteht eine starke Auftreibung des Leibes, Kolikschmerzen, Aufstoßen, Erbrechen; das Erbrochene nimmt bei Fortdauer allmählich eine kotähnliche Beschaffenheit an (Kotbrechen, Miserere). Durch reflektorischen Nerveneinfluß wird ferner die Herztätigkeit und Zirkulation schwer geschädigt; infolgedessen zeigen die schwer leidenden Kranken spitze, verfallene, mit kaltem Schweiß bedeckte Gesichtszüge, blasse, kalte Extremitäten, kleinen Puls. Wird der D. nicht, sei es natürlich, sei es durch Kunsthilfe, beseitigt, so führt das Leiden meist durch Herzschwäche, oft kompliziert mit Bauchfellentzündung, zum Tode. Man bezeichnet diesen Zustand als Ileus. Derselbe tritt um so heftiger auf und ist um so gefährlicher, je plötzlicher die Unwegsamkeit entsteht; erfolgt der D. langsamer, etwa durch allmähliches Unwegsamwerden einer bereits vorhandenen Darmverengerung, so treten die Ileuserscheinungen milder auf, insbes. fehlen die schweren Herzerscheinungen. — Die Ursache des Darmverschlusses kann eine mechanische sein (völlige Aufhebung des Darmlumens), sie kann in Lähmung (Paralyse) der den Darminhalt weiter befördernden Darmmuskulatur bestehen oder, etwa bei Erlahmung der letztern oberhalb einer Verengerung, eine Kombination von mechanischem Verschluß und Lähmung sein. Man unterscheidet dementsprechend einen mechanischen, paralytischen (oder dynamischen) oder einen mechanisch-dynamischen Ileus. Die verschiedenartigsten anatomischen Vorgänge können hierbei zu Grunde liegen. Es können Geschwüre der Darmschleimhaut zu allmählich schrumpfenden Verengerungen führen, durch die eine Zeitlang durch besondere Anstrengung der Darmmuskulatur der Darminhalt hindurchgepreßt wird, die aber eines Tages durch Erlahmung desselben oder durch Verlegung mit festerm Darminhalt in D. umgewandelt werden. Ferner können (seltener) sich größere feste Körper, wie Gallensteine, festklemmen. Besonders häufig entsteht D. durch Einklemmung einer Darmschlinge in einer Bruchpforte und zwar bei äußern Brüchen wie auch bei innern, d. h. in taschenförmige Einstülpungen des Bauchfelles eintretenden, daher in der Bauchhöhle verbleibenden Brüchen. Bestehen alte Narbenstränge infolge früherer entzündlicher Vorgänge am Bauchfell, so können die beweglichen Darmschlingen über solche straff hinweggezogen werden und dadurch Knickungen entstehen, oder sie treten unter solchen durch oder gleiten durch einen Spalt im Netz, oder bilden unter sich oder mit Netzanhängen, mit dem Wurmfortsatz knotenförmige Verschlingungen, oder eine lange Darmschlinge dreht sich um ihre Längsachse, so daß das Darmrohr abgeklemmt wird (Darmverschlingungen). Die Einklemmungen und Verschlingungen entstehen oft ganz plötzlich, führen daher zu den schwersten Ileuserscheinungen. Bei Kindern und Greisen ist die sogen. Invagination, Einscheidung oder Intussuszeption eine häufige Ursache des Darmverschlusses: ein lebhaft sich bewegendes Darmstück wird in einen tiefer gelegenen, erweiterten Darmabschnitt eingestülpt, von diesem erfaßt, mit dem zugehörigem Gekröse darmabwärts gezerrt. Eine meist rasch erfolgende Blutstauung führt zu starker Anschwellung, oft auch zu Entzündung und Brand der eingestülpten und fest umschnürten Darmstrecke. Die Invagination kann auch entstehen, indem eine von der Darmwand ausgehende und in das Darmlumen hereinragende Geschwulst von der peristaltischen Bewegung des Darmes erfaßt und so die Darmwand herabgezerrt wird. Auch selbständig können in das Darmrohr hereinragende Geschwülste zu D. führen. Endlich kann umschriebene Lähmung der Darmmuskulatur (infolge Gewalteinwirkung, lokaler Bauchfellentzündung, nach Operationen) die Weiterbeförderung des Darminhalts unmöglich machen und eine Ansammlung desselben bis zum D. herbeiführen. Die Behandlung richtet sich vor allem nach der Ursache, die im einzelnen Fall oft schwer erkennbar ist. Meist wird möglichst bald der Bauchschnitt auszuführen und das Hindernis zu beseitigen sein (Zurückbringen von Verschlingungen, Einklemmungen, Lösung einschnürender Stränge). Manchmal wirkt die Entleerung des Magens mit dem Magenschlauch günstig, indem hierdurch der Druck in dem über dem D. gelegenen Darmabschnitt vermindert und die freiwillige Reposition des um seine Achse gedrehten Darmteils begünstigt wird. Die neuerdings empfohlene Behandlung des Darmverschlusses mit Atropin, bez. Belladonna kann den operativen Eingriff nur selten unnötig machen, leicht aber zu unheilvoller Verzögerung desselben führen. Angeborner D., Verschluß des Afters, s. Atresie.

Darmwandbruch (Littréscher Bruch), s. Bruch, S. 472.

Darmwunden entstehen 1) ohne gleichzeitige Eröffnung der Bauchhöhle durch Einwirkung sehr starker stumpfer Gewalt, wie z. B. durch Hufschlag gegen den Leib, durch heftigen Stoß mit einer Wagendeichsel ꝛc., wobei äußerlich an der Stelle der Verletzung in der Regel höchstens eine relativ geringe Blutunterlaufung an der Bauchhaut sichtbar ist, während der dahinter liegende Dünndarm vollkommen zerrissen sein kann. In diesem Falle wird der Darminhalt in die Bauchhöhle austreten, sich schnell verbreiten und, oft schon wenige Stunden nach der Verletzung, allgemeine Bauchfellentzündung hervorrufen. In solchem Falle kann die Verletzung nur durch Bauchschnitt mit Erfolg behandelt werden, indem man die aufgesuchte Darmwunde in geeigneter Weise vernäht und eventuell die Bauchhöhle von Darminhalt oder Eiter reinigt. D. entstehen 2) mit gleichzeitiger Eröffnung der Bauchhöhle durch Stoß, Stich, Hieb, Schuß. Bei allen diesen Fällen kann durch Mitverletzung eines größern Blutgefäßes der Tod durch Verblutung drohen, und zwar ohne daß das Blut durch die Wunde in der Bauchwand nach außen abfließt. Erkennbar ist diese Gefahr durch Blaßwerden, zunehmendes Schwächegefühl, starken Durst, dann Ohnmachtsanwandlung, Schwächerwerden des Pulses. Hier kann nur Eröffnung der Bauchhöhle, Aufsuchen und Unterbinden des blutenden Gefäßes, alsdann Reinigung der Bauchhöhle von dem bereits in dieselbe ergossenem Blut Rettung bringen. Nächst der Blutung droht, besonders bei größerer Wunde der Bauchwand, die Gefahr des Vorfalls, wobei der Dünndarm am meisten in Betracht kommt. Ist der vorgefallene Darmteil nicht eingeklemmt, so kann man ihn, nach Abwaschung mit steriler Kochsalzlösung, sofort reponieren. Ein bereits einige Zeit vorliegendes oder gar eingeklemmtes Darmstück wird man in vielen Fällen, immer dann, wenn blaurote Verfärbung und Brand begonnen hat, durch Darmresektion entfernen und die hierdurch entstandenen Querschnitte des Darmrohres sorgfältig aneinander nähen (s. Darmnaht). Durch dieselbe Operation werden schwerer verletzte, z. B. stark zerrissene Darmstücke entfernt, ebenso solche, deren Wunden brandig geworden sind. Dagegen können kleinere Stich- und Schußwunden des Darmes häufig durch Anlegung einer feinen Naht geschlossen werden. Seltener legen sich sofort nach Entstehung der Wunde deren Ränder aneinander und heilen von selbst, besonders bei kleinen Wunden und in dem straffern Gewebe der Dickdarmwand. Dies ist aber die Ausnahme, und man muß daher alle D. aufsuchen und schließen, wobei stets zu berücksichtigen ist, daß bei den vielfach neben-, über- und untereinander gelagerten Darmschlingen eine Stich- oder eine Schußwunde mehrere Darmverletzungen verursachen kann. War der Darm im Augenblick der Verletzung gefüllt, so wird viel leichter, als wenn er leer war, Darminhalt in die Bauchhöhle austreten und eine Bauchfellentzündung hervorrufen, die in günstigen Fällen lokal beschränkt sein und fernerhin durch Verwachsungen abgekapselt werden kann, in ungünstigen Fällen eine allgemeine und tödliche wird. (Daher vermeidet man vor Pistolenduellen Nahrungsaufnahme.) Wo, wie häufig im Krieg, wohleingerichtete chirurgische Anstalten nicht zur Verfügung stehen, beobachtet man neuerdings (im südafrikanischen Krieg) vielfach ein möglichst konservatives, abwartendes Verhalten (vollkommene Ruhe, Opium, Nahrungsenthaltung).

Darmzotten, s. Darm, S. 520.

Darnaut, Hugo, Maler, geb. 28. Nov. 1850 in Dessau, bildete sich auf der Akademie der bildenden Künste zu Wien zum Landschaftsmaler aus und machte sich durch Gebirgs- und Waldlandschaften bekannt, die durch großartige Auffassung und ernste Stimmung an Albert Zimmermann erinnern. Er wählt die Motive zu seinen Ölbildern und Aquarellen zumeist aus den Karpathen, aus Tirol, Niederösterreich und Mähren, gelegentlich auch aus den Gestaden der Ostsee. Auf dem Gebiete der monumentalen Malerei hat er sich durch mehrere Wandgemälde im naturhistorischen Museum zu Wien (Idealbild aus der Steinzeit, Hausberg, Pfahlbauten von Neuguinea u. a.) betätigt.

Darnétal, Stadt im franz. Depart. Niederseine, Arrond. Rouen, 4 km östlich von Rouen an der Nord- und Westbahn gelegen, hat eine Kirche aus dem 15. Jahrh., Baumwollspinnerei und -Weberei, Färberei, Druckerei und (1901) 6763 Einw.

Darnis, tripolitan. Stadt, s. Derna.

Darnley (spr. -li), Heinrich Stuart, Lord, zweiter Gemahl der Königin Maria Stuart von Schottland, der älteste Sohn des Grafen Lennox und der Lady Margarete Douglas und von beiden Seiten mit dem königlichen Haus in Schottland und England verwandt, geb. 7. Dez. 1541, gest. 10. Febr. 1567, wurde in England erzogen, kehrte 1565 nach Schottland zurück und gewann durch seine Schönheit die Königin so vollständig, daß sie gegen den Wunsch der Königin Elisabeth von England und ihres Halbbruders, des Grafen Moray, sich mit ihm 29. Juli 1565 zu Edinburg vermählte, nachdem sie ihm tags zuvor den Königstitel übertragen hatte. Doch dauerte das gute Einvernehmen zwischen den Gatten nicht lange. Durch sein hochfahrendes, rohes Auftreten, seinen Mangel an feinerer Bildung und seine gesteigerten Ansprüche auf Ehre und Macht entfremdete sich D. seine Gemahlin. Aus Eifersucht auf den steigenden Einfluß des Italieners Riccio, des Geheimschreibers der Königin, drang D. am Abende des 9. März 1566 mit andern schottischen Großen im Schloß zu Edinburg in das Zimmer der Königin, in deren Gegenwart Riccio von den Verschwornen ermordet wurde. Maria, anfangs als Gefangene bewacht, söhnte sich scheinbar mit D. aus, verließ mit ihm die Hauptstadt, bot Moray und andern Großen die Hand zur Versöhnung und zwang mit deren Hilfe die Mörder zur Flucht. Darnleys unwürdiges Benehmen während dieser Vorgänge ließ ihn die Zuneigung seiner Gemahlin vollends verlieren, und ihr Verhältnis wurde auch durch die Geburt des spätern Jakob VI. (I.) 19. Juni 1566 nicht besser. Als D. im Dezember d. J. in Glasgow, wohin er sich zu seinem Vater begeben hatte, an den Pocken erkrankte, stattete ihm Maria hier einen Besuch ab, versöhnte sich dem Anscheine nach mit ihm, bewog ihn, ihr nach Edinburg zu folgen, und ließ ihm vor der Stadt ein kleines Landhaus als Wohnung herrichten, wo sie ihn häufig besuchte, bisweilen sogar übernachtete. In der Nacht vom 9. auf den 10. Febr. 1567, die Maria in Edinburg zubrachte, ward des Königs Haus durch Pulver in die Luft gesprengt, er selbst erdrosselt; seinen Leichnam fand man in einem benachbarten Garten. Als seine Mörder bezeichnete die öffentliche Stimme Bothwell und die Königin; während jenes Schuld allseitig anerkannt wird, sind über die Frage nach Marias Mitwissenschaft und Teilnahme an dem Verbrechen die Meinungen der Geschichtsforscher noch heute geteilt; doch kann nicht wohl bezweifelt werden, daß überwiegende Gründe

für ihre Schuld sprechen. Vgl. die Literaturangaben bei dem Artikel »Maria Stuart«.

Daroca, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Saragossa, liegt malerisch in dem wohlbebauten Tal des Jiloca, an der Eisenbahn Calatayud–Valencia, hat alte Ringmauern mit 144 Türmen und zwei gotischen Toren, ein Felsenschloß und (1900) 3641 Einw. Bemerkenswert ist der im 16. Jahrh. erbaute, 700 m lange Tunnel, der bei Regen das Hochwasser zum Jiloca ableitet. — Hier 1121 Sieg Alfons' I. über die Mauren. Im S. der Stadt liegt der Pic de la Almenara (1438 m) und der salzhaltige See Gallocanta.

Darre, Vorrichtung zum Trocknen oder schwachen Rösten von Obst, Getreide, Flachs, Holz, Malz ꝛc., um sie zum längern Aufbewahren oder zu weiterer technischer Verwendung geeignet zu machen (vgl. die betr. Artikel). Beim Geflügel heißt D. auch soviel wie Darrsucht (s. d.).

Darren, trocknen, rösten, das Glühen blei- und silberhaltigen Kupfers unter Luftzutritt, wobei Blei und Silber ausseigern und die gebildete leichtflüssige Darrschlacke abfließt, während Kupfer (Darrlinge) ungeschmolzen zurückbleibt.

D'Arrest, Astronom, s. Arrest, S. 811.

Darrgras, s. Hierochloë.

Darrmalz, s. Malz.

Darro, kleiner Fluß in der span. Provinz Granada, entspringt in der Sierra Jarana und mündet in der Stadt Granada, die er mit Trinkwasser versorgt, in den Genil.

Darrschlacke, s. Darren.

Darrsucht der Hüttenarbeiter, s. Bergsucht; D. der Kinder, s. Pädatrophie; auch veralteter Name für die Abzehrung, welche die Wirkung und zugleich oft das allein wahrnehmbare Kennzeichen verschiedener schleichender Krankheiten bei Tieren ist. Dazu gehören unter anderm: chronische Funktionsstörungen des Magens (namentlich bei Rindern) und Darmes, Wurmkrankheiten, Erkrankungen der blutbildenden Organe ꝛc. Neben Abmagerung, Blutarmut (Blässe der Schleimhaut, Nase und Augenlider) und Kraftlosigkeit ist namentlich auffällig das glanzlose, struppige Haar und die trockne, unelastische, straff anliegende Haut. — Als Pflanzenkrankheit tritt D. besonders an Bäumen auf und besteht in sich immer wiederholendem Dürrwerden einzelner Zweige. Dieser Erscheinung, die mit dem durch Trockenheit hervorgerufenen Dürrwerden in sehr trocknen Sommern (Sommerdürre oder Verscheinen des Getreides) nicht zu verwechseln ist, können verschiedene Ursachen zu Grunde liegen; meist hängt die D. mit dem allmählichen Erlöschen der Lebenstätigkeit zusammen, wobei gewöhnlich die vom Boden entferntesten Teile zuerst der D. anheimfallen (Gipfeldürre). Auch elektrische Entladungen sind zur Erklärung der D. herangezogen worden.

Dar Runga, Gebiet im östlichen Sudân (Nordafrika) zwischen 9 und 11° nördl. Br., im südöstlichen Teil von Wadai, südlich vom Bahr es Salamat, von dem es durch eine große morastige, zur Regenzeit fast unpassierbare Wildnis getrennt ist. Das Land wird vom Aukadebbe und dessen zahlreichen Nebenflüssen durchzogen, ist wegen seiner bösartigen Mücken und Fliegen gefürchtet, deshalb auch arm an Rindern, Eseln und Pferden. Die Bewohner, Neger von großem und starkem Wuchs, sind kriegerisch und eifrige Jäger der zahlreichen Elefanten und Rhinozerosse, die sie zu Pferde mit Lanzen erlegen. Hauptort ist Donaß. Das dazugehörige Dar Kuti, mit 14 Dörfern, ist ein an Elfenbein sehr ergiebiges Land, in dem sich zahlreiche fremde Händler angesiedelt haben.

Darrygras, s. Hierochloë.

Darß, bewaldete Halbinsel an der pommerschen Küste, zum Kreis Franzburg des Regbez. Stralsund gehörig, hängt im W. mit dem mecklenburg-schwerinschen Fischland zusammen, im O. durch den Prerowstrom, der jetzt aber gegen die Ostseeseite zugeschüttet ist, und ist von der Insel Zingst getrennt. Die Nordspitze Darßerort trägt einen Leuchtturm. Vgl. Segebarth, Die Halbinsel D.-Zingst (Prerow 1900).

Darstellende Künste, soviel wie bildende Künste, besonders aber die Reihe von Künsten, deren Ziel es ist, fremde Kunstschöpfungen wiederzugeben und auf möglichst vollendete Weise zur Anschauung zu bringen, also poetische (rhetorische) und musikalische Deklamation, Mimik, Schauspielkunst und Orchestik.

Darstellung bezeichnet in der ältern Sprache soviel wie Sichtbarmachung, Vorführung, Hinstellung. Man stellt jemand oder etwas dar, heißt: man stellt eine Person oder eine Sache so hin, daß sie von allen gesehen werden kann. Die D. Christi im Tempel bedeutet die Hinstellung, Vorführung vor das Antlitz des Herrn; die D. von Zeugen bedeutet deren Herbeiführung ꝛc. Bald aber wird das Wort D. beschränkt auf die Sichtbarmachung und Hervorbringung einer Sache; zwei Elemente sind dem Begriff in diesem Entwickelungsstadium unerläßlich: 1) daß das Dargestellte sinnlich wahrnehmbar ist, und 2) daß es durch menschliche Fertigkeit entsteht. In diesem Sinne bedient sich die Ästhetik des Ausdrucks D. Da nun das, was durch menschliche Fertigkeit entsteht, vorher in der Seele vorhanden gewesen sein muß, so ist D. die Erschließung eines seelischen Inhalts für die sinnliche Wahrnehmung (Auge und Ohr). Hierdurch, daß das nach außen Kundgegebene aus dem Innern geschöpft ist, unterscheidet sich die D. von der Nachahmung oder Nachbildung, bei der ein durch die Natur oder Kunst Vorgebildetes in äußerlicherer Weise wiederholt wird. Aber nicht nur eines seelischen Inhalts derartige Erschließung an und für sich heißt D., sondern auch die Art solcher Erschließung: der Begriff D. ist ein ästhetischer Wertbegriff. Er berührt sich als solcher mit dem Begriff Stil (s. d.), ohne sich mit ihm zu decken: der »innere Stil« macht sich bereits geltend in der Auswahl und Auffassung des Gegenstandes, der »äußere Stil« bezeichnet die Formgebung auf Grund solcher Auswahl und Auffassung. Insofern bei dem Begriff D. weniger an die Gestaltung eines Stoffes an sich, als an die Art der Gestaltung gedacht wird, lehnt er sich an den Begriff des »äußern Stils« an. Aber das Hauptmerkmal des Begriffs D. liegt doch in der Tatsache der Erschließung des seelischen Inhalts, nicht in der Art. Über die Arten der D. s. daher den Art. »Stil«. — Der Gegensatz von Nachahmung und D. läßt bereits erkennen, daß die D. nicht auf die Erscheinungen der äußern Welt beschränkt ist: der Darstellende bemächtigt sich dieser, insoweit sie in seinem seelischen Leben Bedeutung gewonnen hat, und er darf sie, wenn er will, im Widerspruch zu den realen Gesetzen der Natur und des Lebens gestalten; indessen auch dort, wo er diese Gesetze anerkennt, bleibt er als Künstler kein Nachahmer, sondern Neuschöpfer. Da er aus dem Innern, aus der Welt seiner Vorstellungen, Gefühle und Willensregungen schöpft, so ist er nun aber auch befähigt und berechtigt, vieles zu gestalten, wozu die äußere Welt kein Analogon darbietet: solche D. herrscht in den »freien« Künsten der Musik und der Architektur, während die Neuschöpfungen der Poesie,

Malerei und Plastik, soweit sie nach Maßgabe wirklicher Lebenserscheinungen erfolgen, gern als »gebunden« bezeichnet werden (s. Kunst). — Neben diesen Unterschieden des Gegenstandes der D. sind diejenigen des Materials und der Darstellungsmittel von Bedeutung. Die D. der über sehr mannigfaltiges Material verfügenden bildenden Kunst erfolgt durch Formen und Farben im Raume, die der Musik durch geregelte Tonfolge in der Zeit; das Ausdrucksmittel der Poesie, die Sprache, wendet sich zwar an das Ohr, erweckt aber durch die Bedeutung ihrer artikulierten Laute nicht nur schnell wandelbare Gesichtsvorstellungen, sondern auch mannigfaltigste weitere psychische Inhalte. Das Gebiet ihrer D. ist, abgesehen von gewissen Schranken der Deutlichkeit, fast unbegrenzt, während sich bildende Kunst und Musik auf einem viel engern Gebiete bewegen, auf dem sie allerdings Darstellungen von intensiverer Wirkung erzielen. — In einem besondern Sinne wird das Wort D. in der Schauspielkunst gebraucht, wo es sowohl die Aufführung eines ganzen Stückes als insbes. die Verkörperung der einzelnen Rollen bezeichnet. Doch klingt die Grundbedeutung des Wortes auch hier scharf hervor, wonach D. die auf menschlicher Fertigkeit beruhende Versinnlichung eines seelischen Inhalts ist.

Darstellung Christi, christliches Fest, wird in der katholischen Kirche 2. Februar (Mariä Reinigung, Lichtmeß) gefeiert (nach Luk. 2, 22 ff.).

Darstellung der Jungfrau Maria, s. Marienfeste.

Dartford, Stadt in der engl. Grafschaft Kent, 27 km östlich von London, am Darent, der 4 km unterhalb in die Themse mündet, hat Reste eines Augustinerklosters, Lateinschule, betreibt Fabrikation von Dampfmaschinen, Papier, Pulver und Chemikalien und zählt (1901) 18,643 Einw. In der Nähe das Dorf Stone mit schöner gotischer Kirche (13. Jahrh.).

Darthé, Mitschuldiger von Babeuf (s. d.).

Dartmoor (spr. bártmūr), eine granitische Inselandschaft in der engl. Grafschaft Devon, nordöstlich von Plymouth, 500 qkm groß, war ehemals stark bewaldet, ist jetzt aber von Moor und Heideflächen bedeckt, aus denen Granitblöcke (Tors) hervorragen. Höchste Punkte sind Yes Tor (625 m) und High Withays (621 m).

Dartmouth (spr. -möth), 1) Hafenstadt (municipal borough) in Devonshire (England), an der Mündung des Dart in den Kanal, ist terrassenförmig am Abhang der Hügel gelegen, mit der schönen Heilandskirche und (1901) 6579 Einw. Den landumschlossenen Hafen verteidigt ein am Eingang desselben gelegenes Schloß. Er ist großen Schiffen zugänglich, der Außenhandel aber unbedeutend. Zum Hafen gehörten 1901: 59 Schiffe und 268 Fischerboote. D. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls. — 2) Hafenort im nordamerikan. Staat Massachusetts, Grafschaft Bristol, an der Buzzardbai, mit (1900) 3669 Einw. — 3) Stadt in der Grafschaft Halifax der kanad. Provinz Neuschottland, an der Bai von Halifax, mit Irrenhaus und (1901) 4806 Einw.

Darton (spr. bärt'n), Stadt im Westbezirk von Yorkshire (England), am Dearne, bei Barnsley, hat (1901) 7670 Einw.

Daru (spr. darü), 1) Pierre Antoine Noël Bruno, Graf, franz. Finanzmann, Dichter und Geschichtschreiber, geb. 12. Jan. 1767 in Montpellier, gest. 5. Sept. 1829 auf seinem Landsitz Becheville bei Meulan, trat im 16. Jahr in den Militärdienst und war Kriegskommissar, als er sich 1789 der Revolution anschloß. 1795 ward er Chef der Intendantur bei der Donauarmee. Während dieser Geschäftsführung vollendete er eine Übersetzung des Horaz (»Traduction en vers des poésies d'Horace«, Par. 1800; 6. Aufl. 1823, 2 Bde.), die seinen literarischen Ruf begründete. Napoleon I. benutzte ihn bei der Kriegsverwaltung, erhob ihn in den Grafenstand und ernannte ihn zum Minister und Bevollmächtigten bei den Friedensschlüssen von Preßburg, Tilsit und Wien. 1805, 1807 und 1809 war er Generalintendant in Preußen und Österreich. 1811 ward er Staatssekretär und bekämpfte im Ministerkonseil Napoleons Eroberungspläne. Nach der Restauration ward er 1818 zum Pair ernannt und stimmte nun im Sinne der gemäßigten Partei. Seit 1828 war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Seine »Cléopédie, ou théorie des réputations littéraires« (1800) ist ein Gedicht voll Geist und feiner Wendungen; schön ist sein nachgelassenes didaktisches Gedicht »L'Astronomie« (1836). Sein Hauptwerk ist die »Histoire de la république de Venise« (1819, 7 Bde.; 4. Aufl. 1853, 9 Bde.; deutsch von Ruprecht, Leipz. 1854, 4 Bde.). Minder wertvoll ist die »Histoire des ducs de Bretagne« (4. Aufl. 1828, 4 Bde.; deutsch von Schubert, Leipz. 1831, 2 Bde.).

2) Martial Noël Pierre, Graf, Bruder des vorigen, geb. 2. Juli 1774, gest. 18. Juli 1827, war ebenfalls einer der treuesten Anhänger Napoleons I., unter dem er mehrere militärische und administrative Ämter bekleidete, namentlich als Armeeintendant tätig war. — Sein Sohn Charles Martial, Graf D., geb. 14. April 1816, hat sich als Schriftsteller im Fach der Staatswissenschaften einen Namen gemacht.

3) Napoléon, Graf, Sohn von D. 1), geb. 11. Juni 1807 in Paris, gest. 18. Febr. 1890, war ursprünglich Offizier. Seit 1832 Mitglied der Pairskammer, war er eifriger Anhänger des Julikönigtums und beteiligte sich namentlich an der Erörterung volkswirtschaftlicher Fragen, so mit einer Schrift über die Eisenbahnen (1843). Nach der Februarrevolution war er Mitglied der Nationalversammlung und schloß sich den gemäßigten Republikanern an. Wegen seines Protestes gegen den Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 ward er auf kurze Zeit verhaftet und lebte dann in Zurückgezogenheit, bis er 1869 zum Abgeordneten gewählt ward. Er gehörte zu den Führern der neuen liberalen Mittelpartei. Anfang 1870 trat er in das Ministerium Ollivier als Minister des Äußern, zog sich aber, als der Kaiser sich wieder der Reaktion zuwandte, 13. April zurück. Nach Beendigung des Krieges wurde er 1871 zum Mitgliede der Nationalversammlung gewählt, wo er zur monarchistischen Partei gehörte. Senator war er nur 1876—79. D. war seit August 1860 Mitglied der Akademie für moralische und politische Wissenschaften. Er schrieb: »Le comte Beugnot« (1865).

Dâr ul Harb, s. Harb.

Darnvár (d. h. »Reiherburg«), Großgemeinde und Kurort im kroatisch-slawon. Komitat Požega, an der Bahnlinie Barcs-Pakrácz, mit 3 Kirchen, einem Schloß, Bezirksgericht, Marmorbrüchen und (1901) 1846 meist serb. Einwohnern. Das Bad hat fünf schon zur Römerzeit als Thermae Jasornenses bekannte Quellen (42—46°) und Schlammbäder.

Darvar, britisch-ind. Stadt, s. Dharwar.

Darw., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für C. Darwin (s. d.).

Darwas, Gebirgslandschaft im östlichen Bochara, zwischen Amu Darja im S. und Surchab im N., vom Darwasgebirge erfüllt, wird von Tadschik und

Kara-Kirgisen bewohnt, die mit Baumwolle, Gold und Eisen handeln. D. wurde 1877 dem Chanat Bochara einverleibt.

Darwen (Over-D.), Stadt (municipal borough) in Lancashire (England), 5 km südlich von Blackburn, erst in neuerer Zeit von Bedeutung, mit (1901) 38,211 Einw., hat Baumwollspinnerei, Papier- und Tapetenfabrikation, Maschinenbau und Eisengießerei.

Darwin, 1) Erasmus, Arzt, Naturforscher und didaktischer Dichter, geb. 12. Dez. 1731 zu Elton in Nottingham, gest. 18. April 1802 in Breadwall bei Derby und in der Westminsterabtei bestattet, studierte zu Cambridge und Edinburg Medizin, praktizierte in Litchfield und lebte später in Breadwall. In seinen Hauptwerken, den Gedichten: »The botanic garden« (Lond. 1781 u. ö.), »The temple of nature or the origin of society« (1803) und »Zoonomia, or the laws of organic life« (1794—98; deutsch von Brandis, Hannov. 1795—99, 3 Bde.), gab er ein vollständiges System der Entwickelungstheorie und verfolgte fast die gleiche biologische Richtung wie sein Enkel, der gewissermaßen ein Programm ausgeführt hat, das sein Großvater entwarf. Die Rätsel der Vererbung, der Anpassung, der Schutzmittel von Pflanzen und Tieren, der geschlechtlichen Zuchtwahl, der insektenfressenden Pflanzen, die Analyse der Gemütsbewegungen und soziologischen Triebe ꝛc. finden sich in den Werken des ältern D. besprochen. Er schrieb noch: »Phytonomia, or the philosophy of agriculture and gardening« (1800; deutsch von Hebenstreit, Leipz. 1801, 2 Bde.); »A plan for the conduct of female education etc.« (1797; deutsch bearbeitet von Hufeland: »Anleitung zur Erziehung des weiblichen Geschlechts«, Berl. 1822); »Poetical works« (1806, 3 Bde.). Vgl. seine Biographie von Anna Seward (Lond. 1804); Crôme, Abhandlungen und Bemerkungen über verschiedene naturwissenschaftliche Gegenstände aus Darwins »Botanic garden« (Hamb. 1810); Buttler, Evolution old and new (Lond. 1879); E. Krause, Erasmus D. und seine Stellung in der Geschichte der Deszendenztheorie (mit seiner Biographie von Charles Darwin, Leipz. 1880); Brandl, Erasmus Darwins »Temple of nature« (Wien 1902).

2) Charles Robert, Enkel des vorigen, Naturforscher, geb. 12. Febr. 1809 in Shrewsbury als Sohn des Arztes Rob. Waring D., gest. 19. April 1882 in Down bei Beckenham, studierte seit 1825 in Edinburg Medizin, dann in Cambridge Naturwissenschaft, besonders Geologie und Botanik, und erhielt hier 1831 den ersten akademischen Grad. In demselben Jahre schloß er sich der fünfjährigen Expedition des Beagle unter Kapitän R. Fitzroy an, besuchte Brasilien, die Magalhãesstraße, die Westküste Südamerikas und die Inseln der Südsee und kehrte im Oktober 1836 nach England zurück. Seit 1842 lebte er auf seinem Landsitz Down bei Beckenham in Kent und bekleidete hier die Stelle eines Grafschaftsmagistrats. Nachdem er 1837—38 eine Reihe von geologischen Arbeiten veröffentlicht hatte, deren erste die geologische Tätigkeit der Regenwürmer betraf, ließ er 1839 das Tagebuch seiner Beobachtungen (»Journal of researches in natural history and geology«, neue Ausg. 1860) als dritten Teil der von Fitzroy herausgegebenen Beschreibung der Expedition folgen, und 1845 erschien dasselbe Werk selbständig als »Voyage of a naturalist round the world« (deutsch von Dieffenbach, Lond. 1844; von V. Carus, 1875, 2. Aufl., Stuttg. 1892; von Helrich, Gießen 1893). Die zoologische Ausbeute der Reise wurde von Owen, Waterhouse, Gould, Bell und Jenyns bearbeitet und, von D. mit einer Einleitung versehen, als »Zoology of the voyage of H. M. S. Beagle« (1840—48, 5 Bde.) herausgegeben. Eine neue Ausgabe erschien 1884 u. d. T.: »Natural history and geology. Voyage of H. M. S. Beagle« Hatte schon die 1842 veröffentlichte Schrift über den Bau und die Verbreitung der Korallenriffe (3. Aufl. 1889; deutsch, Stuttg. 1876) neben der zoographischen auch eine geologische Bedeutung als erste plausible Erklärung der Formen und Entstehungsweisen der Korallenriffe gehabt, so waren mehrere andre Arbeiten Darwins ausschließlich der Geologie, vorzüglich Südamerikas, gewidmet. Dahin gehören: »Geological observations on volcanic islands« (1842); »Geological observations on South America« (1846; 2. Aufl., mit dem vorigen, 1876). Als geschickter Zoolog und Paläontograph sowie als glücklicher und gewandter Experimentator zeigte sich D. in seinen Untersuchungen über die Rankenfüßer (»Monograph of pedunculated and sessile Cirripedia«, 1851—53, 2 Bde.); denselben folgten: »On fossil Balaenidae« (1854) und später Untersuchungen über die Bewegungen der Schlingpflanzen, über den Di- und Trimorphismus von Linum, Lythrum und Primula und über die Befruchtung der Orchideen durch Insekten (»On the various contrivances by which British and foreign orchids are fertilized«, 1862; deutsch von Carus, 2. Aufl., Stuttg. 1877; »The movements and habits of climbing plants«, 1865, 2. Aufl. 1875; deutsch von Carus, das. 1876). Diesen Arbeiten folgte das Werk über den Ursprung der Arten (»On the origin of species by means of natural selection«, 1859; deutsch von Bronn, 2. Aufl., Stuttg. 1863; nach der 6. Aufl. deutsch von Carus, 7. Aufl., das. 1883; deutsch von Seliger in »Meyers Volksbüchern«, Leipz. 1902), das, bald darauf in fast alle lebenden Kultursprachen übersetzt, eine völlige Revolution und neue Epoche für die Naturforschung anbahnte. D. hatte die erste Anregung zur Verfolgung der Frage über den Ursprung der jetzt lebenden Arten des Tier- und Pflanzengeschlechts während seiner Reise um die Welt erhalten. Gewisse Tatsachen der geographischen Verbreitung organischer Wesen und namentlich die nahe Verwandtschaft gewisser heute lebender Bewohner Südamerikas mit den daselbst ausgestorbenen Tieren erschienen ihm nur durch die Annahme einer Abstammung der jetzigen, wenn auch vielfach veränderten Lebewesen von den frühern erklärlich, und er erkannte, daß der damals noch von allen Koryphäen der Naturforschung festgehaltene Lehrsatz von der Konstanz oder Unveränderlichkeit der Arten unhaltbar sei. Er begann nunmehr Studien über die Veränderlichkeit von Haustieren (namentlich Tauben) und Kulturpflanzen unter dem Einfluß der Züchtung und sammelte mit großer Umsicht die unendlichen Beobachtungsreihen, die für ihre weitgehende Veränderlichkeit Anhaltspunkte lieferten. Es war ihm dabei klar geworden, daß in der lebenden Natur ein Faktor tätig sein müsse, der, in analoger Weise wie der Einfluß der künstlichen Züchtung wirkend, aus den überall freiwillig entstehenden Varietäten der Tiere und Pflanzen diejenigen mit besondern Charakteren versehenen Formen (Arten) hervorzüchtet, welche die andern überleben. Dieses Prinzip erkannte er in der »natürlichen Auslese« durch den »Kampf ums Dasein« (s. Darwinismus). Er bezeichnete sein Werk als einen Vorläufer und ließ die ausführenden Kapitel mit den Belegen in einer Reihe von Spezialwerken folgen: »Variation of animals and

Inhalt der Tafel ‚Darwinismus'.

I. Abänderung.

1—4. Formen von Bombus confusus, einer Hummel.

Klimatisch-örtliche Abänderung (vikariierende Formen) des Kleinen Fuchses:

5. Vanessa urticae, mitteleuropäische Form,
6. Südeuropäische Form (var. ichnusa),
7. Hochnordische Form (var. polaris).

Saisondimorphismus des Landkärtchenfalters (Vanessa levana):

8. Sommerform Vanessa prorsa,
9. Winterform Vanessa levana.

Geschlechtsdimorphismus bei einem Schmetterling:

10. Ancyluris inca, Weibchen.
11. Ancyluris inca, Männchen.

Bei einem Käfer:

12. Phanaeus festivus, Weibchen.
13—16. Phanaeus festivus, Formen der Männchen, mit ihren sehr veränderlichen geschlechtlichen Abzeichen (Hörnerformen etc.).

Bastardierung.

17. Primula auricula } Eltern von:
18. Primula hirsuta }
19. Primula pubescens (Stammform der Gartenaurikel).

II. Anpassung.

Anpassung an das Wasserleben, durch Ausbildung von Schwimm-, Ruder-, Wasseratmungs- und Verankerungs-Einrichtungen.

20. Bei der Wassernuß (Trapa natans),
21. deren Frucht.
22. Beim Wasserhahnenfuß (Ranunculus aquatilis).
23. Bei der Eintagsfliege (Ephemera vulgata),
24. deren Kiemenlarve.
25. Beim Rückenschwimmer (Notonecta glauca).

Anpassung an das Schmarotzerleben.

26. Lathraea squamaria.
27. Monotropa hypopitys, mit Habitusähnlichkeit durch gleichgerichtete (konvergente) Züchtung.

Die Anlage sich zu verändern (**Variabilität**), ist bei manchen Arten der Pflanzen und Tiere größer als bei andern; während die einen immer dasselbe Aussehen zeigen, haben Botaniker und Zoologen von andern ganze Reihen von Formen zu beschreiben, die dann häufig feststehende Beziehungen zum Standort oder bevorzugten Aufenthalt zeigen und als Berg-, Wiesen-, Wald-, Polar-, Wüstenformen etc. beschrieben werden. Eine besonders große Neigung zur Variation zeigen die Haustiere und Kulturgewächse, die meist durch **Bastardierung** entstanden sind, wie z. B. die Gartenaurikeln, die aus dem schon im Freien vorkommenden Bastard *(Primula pubescens, Fig. 19)* zweier in den Alpen heimischer Primeln *(Primula hirsuta, Fig. 18,* und *Primula auricula, Fig. 17)* gezüchtet wurden. Von den im Freien vorkommenden Bastarden sind namentlich die Disteln, Habichtskräuter, Brombeeren und Weiden durch ihren Formenreichtum bekannt. Aber auch reine Arten entfalten oft **Vielgestaltigkeit** (Polymorphie), z. B. eine einheimische Hummel *(Bombus confusus, Fig. 1—4)*, die in der Färbung und Zeichnung des Hinterleibes ihrer Männchen, Weibchen und Arbeiter so viel Mannigfaltigkeit zeigt, daß man leicht ein Dutzend verschiedener Formen unterscheiden kann. Bei gesellig lebenden Insekten, z. B. Ameisen und Termiten, sind oft durch Arbeitsteilung viele sehr verschieden aussehende Nestgenossen entstanden, nämlich außer den Männchen, Weibchen und verschiedenen Arbeiterformen noch mannigfache Soldaten- und Aufseherformen, so daß manchmal bei Termiten bis zu 20 Formen in einem Neste vorkommen.

Einen direkt abändernden Einfluß äußern Klima- und Temperaturverhältnisse der Umgebung und andre wechselnde Faktoren. Ein solcher zeigt sich z. B. bei dem sogen. **Saisondimorphismus** (s. d.) der Schmetterlinge, bei denen nämlich aus überwinternden Puppen Formen hervorgehen, die durch Färbung und Flügelschnitt von der Sommerbrut sehr verschieden sind, wie z. B. bei unsern Landkärtchenfaltern *(Vanessa levana* und *Vanessa prorsa, Fig. 9 u. 8)*, die früher als verschiedene Arten galten, bis sie als Jahreszeitenformen ein und derselben Art erkannt wurden. Durch Einwirkung höherer oder niederer Temperaturen bei der Larvenentwickelung u. Verpuppung verschiedener Schmetterlinge können solche Formen auch künstlich erzeugt werden, z. B. bei unserm Kleinen Fuchs *(Vanessa urticae, Fig. 5)*, wobei dann die durch höhere Wärme erzielte Form dem südeuropäischen Fuchs *(Vanessa ichnusa, Fig. 6)*, die durch Einlegung der Puppen in ein Eisspind erzielte Form mehr dem Polarfuchs *(Vanessa polaris, Fig. 7)* gleicht. Wir dürfen darin Anfänge **klimatischer Abarten** sehen, die gewöhnlich, weil sie in ihrer Heimat beständig sind, als gute Arten gelten resp. als **vikariierende Arten** bezeichnet werden, weil sie sich in den verschiedenen Himmelsstrichen gegenseitig vertreten.

Die durch Versetzung in eine andre Umgebung oder durch Nahrungsmangel erzwungenen **Anpassungen** an eine verschiedene Lebensweise haben allmählichere Gestaltenwechsel zur Folge. Bei der Anpassung von Pflanzen an das Wasserleben wandeln sich die Blätter teils in Schwimmblätter um, wobei

durch lufterfülltes Schwammgewebe in den Stengeln oder durch größere Hohlkörper (Schwimmblasen) das ganze Gewächs an der Oberfläche erhalten wird, weil die Blütenbestäubung meist in der Luft, also über dem Wasser, erfolgt. Die untergetauchten Blätter dagegen teilen sich meist in schmale Zipfel, wie die Kiemen der Wassertiere, um den im Wasser gelösten Gasen (Kohlensäure und Sauerstoff) mehr Berührungspunkte für Assimilation und Atmung zu bieten. Beispiele geben z. B. die Wassernuß *(Trapa natans, Fig. 20)* und der Wasserhahnenfuß *(Ranunculus aquatilis, Fig. 22)*; die Frucht der erstern Pflanze *(Fig. 21)* hat sich zur Ankerform gebildet, so daß sie im Schlamme festhaftet. Bei Insekten, deren Larven im Wasser ihre Entwickelung durchmachen, wie der Eintagsfliege *(Ephemera vulgata, Fig. 24)*, entwickeln die ersteren *(Fig. 23)* manchmal Kiemenatmung, bei stets im Wasser lebenden Insekten, wie z. B. dem Rückenschwimmer *(Notonecta glauca, Fig. 25)*, einer Wanzenart, verwandeln sich die Beine in Ruderbeine. Durch Anpassung an gleiche Lebensbedingungen können auch einander ganz fernstehende Tiere und Pflanzen einander auffällig ähnlich werden, z. B. Schmarotzerpflanzen, deren Blätter sich zu Schuppen zurückbilden und im gesamten Körper die Bildung des grünen Farbstoffes unterdrücken, wie der Fichtenspargel *(Monotropa hypopitys, Fig. 27)* und die Schuppenwurz *(Lathraea squamaria, Fig. 26)*.

Durch die *geschlechtliche Zuchtwahl* entsteht häufig ein **Geschlechtsdimorphismus**, der sich nicht bloß auf vergängliche Zieraten und schönere Farben des einen Teils (gewöhnlich des Männchens) beschränkt (vgl. ‚Hochzeitskleid'), sondern sich oft in Veränderung der Formen, Farben, Zeichnungen und andrer Kennzeichen ausspricht. So haben die Flügel der beiden Geschlechter von *Ancyluris inca*, einer schönen Erycinide Südamerikas, nicht nur verschiedene Färbung, sondern auch verschiedenen Flügelschnitt (Männchen, *Fig. 11*; Weibchen, *Fig. 10*); bei manchen Schmetterlingen sind nur die Männchen geflügelt, manchmal nehmen aber auch die Weibchen durch sogen. Mimikry (s. d.) verschiedene Gestalten an, so daß dem Männchen ein ganz verschiedenes Weibchen oder manchmal deren mehrere, unter sich unähnliche, zukommen. Die geschlechtlichen Zieraten pflegen übrigens als letzte Erwerbungen meist ungemein veränderlich zu sein, wie wir dies bei den Hörnern und Rückenbildungen vieler Hirsch-, Riesen- und Mistkäfer sehen, z. B. bei dem amerikanischen *Phanaeus festivus*, dessen hornloses Weibchen *(Fig. 12)* wenig in der Form abändert, während die Männchen *(Fig. 13—16)* in der Länge ihres Nasenhorns und in der Vertiefung der Rückenfurche stark wechseln.

Über die innern Ursachen der Variation, die entweder langsam fortschreitet, so daß ihre Wirkungen erst nach Generationen hervortreten, oder sprungweise (s. *Mutation*), sind die Ansichten geteilt. Darwin hatte sich darüber sehr vorsichtig ausgesprochen und hielt sie für eine nach den verschiedensten Richtungen gehende, andre Naturforscher, wie Baer, Nägeli, Eimer u. a., nahmen eine nach bestimmten Zielen gerichtete Variation an, Weismann betrachtet die geschlechtliche Vermischung als Vorbedingung der nach ihm allein erblichen Keimvariation (s. *Neodarwinismus*); die nur durch ungeschlechtliche Vermehrung (Stecklinge, Pfropfreiser etc.) erzielten Abkömmlinge variieren zwar auch in züchtbaren Richtungen, wie z. B. Blumen-, Gemüse- und Obstarten, aber diese Veränderungen erhielten sich nur im geteilten Individuum. Die Abänderungen, die durch Wanderungen, Klima-, Boden- und Ernährungswechsel, durch Gebrauch und Nichtgebrauch einzelner Organe hervorgebracht werden, auf die der ältere Darwin, Lamarck und seine Nachfolger ein Hauptgewicht für die Veränderung und Fortbildung der Organismen legten, hält der Neodarwinismus für im allgemeinen nicht erblich und daher an der bleibenden Veränderung wenig oder gar nicht beteiligt, solange das Keimplasma unverändert bleibt.

Alle Fortbildungen der Variationen und Anpassungen schreibt der Darwinismus (und in noch strengerm Ausschluß aller andern Faktoren der Neodarwinismus) der natürlichen Auslese oder Zuchtwahl zu, die durch die Mitbewerbung ähnlicher Wesen (Kampf ums Dasein) in Tätigkeit erhalten wird, und gegen diese Lehre, die das Überleben der passendsten, d. h. unter den gegebenen Umständen am *zweckmäßigsten* organisierten Formen betont, richten sich daher die Hauptbestrebungen der neuern **Gegner des Darwinismus**, während die andern Faktoren (Variabilität und Anpassungsfähigkeit) nicht mehr bestritten werden, die Deszendenztheorie im allgemeinen kaum mehr ernstlich bekämpft wird. Diese Gegner sind in neuerer Zeit so zahl- und wortreich geworden, daß bei Laien vielfach der Glaube erweckt wird, die Darwinsche Theorie sei überwunden, man stehe am ‚Sterbelager des Darwinismus'. Aber leider enthalten alle diese Schriften nur eine *negative* Kritik, ohne einen *positiven* Ersatz zu bieten, denn alle neu aufgestellten Erklärungsprinzipien, wie z. B. die Zielstrebigkeit Baers, die Orthogenesistheorie Eimers, die Dominanten Reinkens, die ‚Autonomie des Lebens' von Driesch etc., erweisen sich bei genauerer Betrachtung durchweg als Wiederbelebungen uralter philosophischer Aufstellungen, wie der Ideenlehre Platons, der Entelechienlehre des Aristoteles, der vis plastica und der Lehre von der Keimseele und Lebenskraft, von der ‚goldenen Kette' etc., die z. T. seit Jahrhunderten ihre Überzeugungskraft eingebüßt haben. Diese Gegner der Zuchtwahltheorie übersehen, daß sowohl der Kampf ums Dasein als der Fortschritt durch das Überleben des Passendsten als nicht nur im Völkerleben, sondern auch für den Fortschritt der Geisteskultur als allgemein anerkannte Erfahrungstatsachen gelten, auf die ja die gesamte Kulturentwickelung zurückgeführt wird, daß man ferner denselben Vorgang auch durch die Paläontologie bewiesen findet, sofern nicht nur ein Aussterben unzähliger Lebensformen (das die Gegner durch ein sogen. Altern der Arten und Gattungen, ja der Familien erklären wollen) infolge des Daseinskampfes, sondern auch an den Fossilien ein Überleben sogen. *adaptiver* Formen verfolgbar ist, deren Sieg sich durch die Gliedmaßenausbildung und durch meßbaren Gehirnzuwachs noch am Knochengerüst demonstrieren läßt. Historische Vorgänge lassen sich nachträglich nur durch Dokumente beweisen, aber die erkennbaren Veränderungen der in vervollkommneten Formen fortlebenden Geschlechter sind in der Tat derart, daß sie das beanstandete Argument vom ‚Fortleben des Passendsten' direkt zu bestätigen im stande sind.

Fig. 1 – 19. Beispiele der Abänderung (1 – 4: bei Tieren derselben Brut und Heimat, 5 – 7: Klin
Fig. 20 – 27. Beispiele der Anpassung (20 – 2

Abänderung, 8 und 9: Saisondimorphismus, 10—16 Geschlechtsdimorphismus, 17—19: Bastardierung). —
as Wasserleben, 26 und 27: an das Schmarotzerleben).

Institut in Leipzig.

plants under domestication« (1867, 2 Bde.; deutsch von Carus, 2. Aufl., Stuttg. 1873); »The descent of man and on selection in relation to sex« (1871, 2 Bde.; deutsch von Carus, 5. Aufl., das. 1900, und von Seliger, in »Meyers Volksbüchern«, Leipz. 1902); »Expression of the emotions in men and animals« (1872; deutsch von Carus, 4. Aufl., Stuttg. 1884); »Insectivorous plants« (1875; deutsch von Carus, das. 1876); »The effects of cross- and self-fertilisation in the vegetable kingdom« (1876); »The power of movement in plants« (1880, 2. Aufl. 1881; deutsch von Carus, das. 1881); »The formation of vegetable mould through the action of erdworms« (1881; deutsch von Carus, das. 1882).

Darwins Einfluß auf die Naturforschung war ein so großer, daß man ihn den »Kopernikus oder Newton der organischen Welt« genannt hat. Binnen wenigen Jahrzehnten trat ein Umschwung in den Ansichten, Methoden und Zielen der Naturforscher, vor allen der Zoologen und Botaniker, ein, wie er in der Geschichte der organischen Forschung seinesgleichen nicht hat. Indem D. ferner den Menschen als Glied der lebenden Natur reklamierte, hat er zugleich die Menschenwissenschaften in eine lebendige Berührung und Wechselwirkung mit der Naturwissenschaft gebracht, und die genetische Methode, die Verfolgung des Werdenden und der Entwickelung, um das Gewordene besser zu verstehen, ist das Schibboleth der heterogensten Forschungsgebiete geworden. Er hatte die Freude, den vollständigsten Triumph seiner Lehren zu beobachten, und namentlich in Deutschland fand er das früheste Verständnis und begeisterte Anhängerschaft. Der heftige, anfangs von persönlichen Angriffen nicht freie Kampf seiner Gegner war längst verstummt; auch die rücksichtslosesten unter ihnen wurden durch die milde und versöhnliche Form, in der er seine Ansichten verteidigte, entwaffnet. Noch mehr aber gewann er die Geister durch seinen das Fernste verknüpfenden Scharfsinn und seine nie ruhende Vorsicht im Prüfen der eignen Schlüsse, sowie die Herzen durch seine Milde und Gerechtigkeit im Urteil, durch seine Hingebung für die Freunde und durch seine Aufrichtigkeit und Bescheidenheit den eignen Leistungen gegenüber. Eine deutsche Übersetzung von Darwins »Gesammelten Werken«, mit Ausnahme der Monographie über die Cirripeden, besorgte V. Carus (Stuttg. 1875—1888, 16 Bde.; Auswahl in 6 Bdn. 1886). Eine Übersetzung von Darwins »Kleinern Schriften« gab E. Krause (Leipz. 1886) heraus. Vgl. E. Krause, Ch. D. und sein Verhältnis zu Deutschland (Leipz. 1886); »Life and letters of Charles D.« (von Francis Darwin, 1887, 3 Bde.; deutsch von Carus, Stuttg. 1887, 3 Bde.; Auswahl in 1 Bd., 1893); »More letters of Ch. D. (hrsg. von Fr. Darwin und A. L. Seward, Lond. 1903, 2 Bde.); Preyer, D. Sein Leben und Wirken (Berl. 1896). Weitere Briefe erschienen 1903, 2 Bde.; 1897 wurde ein Denkmal (von H. Montford) in Shrewsbury errichtet.

3) George Howard, Naturforscher, Sohn des vorigen, geb. 1845 in Down (Kent), studierte seit 1864 in Cambridge, wurde 1868 Fellow des Trinity College, studierte dann in London die Rechte, ging aber 1873 wieder nach Cambridge und wurde schon 1879 Fellow der Royal Society, 1883 Professor der Astronomie in Cambridge und 1885 Mitglied des Vorstandes des Meteorologischen Amtes. 1870 und 1871 war er an der wissenschaftlichen Expedition zur Beobachtung der Sonnenfinsternis in Sizilien beteiligt. 1875 veröffentlichte er eine Arbeit über die Ehen unter Blutsverwandten (deutsch von v. d. Velde, Leipz. 1876), dann aber widmete er sich besonders geologischen, geophysikalischen und astronomischen Studien. Er arbeitete über den Einfluß geologischer Veränderungen auf die Erdachse (1876), über die frühere Geschichte der Erde (1878), über den Einfluß des Mondes auf Gestalt und Veränderung der Erde in den geologischen Zeiten, über den Druck des losen Sandes, über kleine Veränderungen im Niveau der Erdoberfläche und über schwache Erdbeben (mit seinem Bruder Horace D.). Seit 1882 beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Theorie und Berechnung der Gezeiten. Er schrieb: »Ebbe und Flut« (nach der 2. engl. Ausgabe deutsch von Pockels, Leipz. 1902).

4) Francis, Pflanzenphysiolog, Bruder des vorigen, geb. 16. Aug. 1848 in Down, studierte in Cambridge, arbeitete auch in den Laboratorien von Sachs und de Bary und wurde 1888 Professor der Botanik in Cambridge. Er arbeitete über die Spaltöffnungen, die Ameisen anlockenden Drüsen, das Wachstum von Pflanzenabschnitten, die Stellung der Blätter zum Lichte, das üppigere Wachstum der insektenfressenden Pflanzen bei Fütterung mit Fleisch. Er war 1874—1882 Hilfsarbeiter seines Vaters, namentlich bei dessen Beobachtungen über das Bewegungsvermögen der Pflanzen, revidierte die zweite Auflage der »Insectivorous plants« und gab eine Biographie und Briefe seines Vaters (s. oben) heraus.

Darwinismus (Darwinsche Theorie, hierzu Tafel »Darwinismus« mit Textbeilage), auch Zuchtwahl- (Selektions-) theorie genannt, diejenige Form der Abstammungslehre (Deszendenztheorie, s. d.), die Charles Darwin zur Erklärung des Naturlebens in seinem Zusammenhang aufgestellt hat, und die, obwohl es an Widerspruch nicht fehlt, den meisten Naturforschern mit einigen leichten Veränderungen noch immer als die beste bisher gegebene Erklärung der Rätsel des Lebens gilt. Die erste Veröffentlichung der schon 1839 niedergeschriebenen Gedanken geschah gleichzeitig mit einer Arbeit gleicher Tendenz von Wallace im August 1858. Im nächsten Jahr (1859) erfolgte dann die ausführlichere Begründung.

Die Grundlagen des D. bilden die drei Erfahrungstatsachen der Veränderlichkeit, Vererbungsfähigkeit und Überproduktion der Lebewesen. Gegenüber dem Linné-Cuvierschen Dogma der Artbeständigkeit (s. Art) zeigte Darwin zunächst durch sein auf der Reise um die Welt und durch langjährige Beobachtung auf dem Gebiete der Tier- und Pflanzenzüchtung gewonnenes und außerordentlich reichhaltiges Material, daß die Veränderlichkeit oder das Variationsvermögen der Pflanzen und Tiere viel weiter gehe, als man bisher geglaubt. Schon die Möglichkeit der Bildung neuer Formen durch Bastardierung (Hybridation), die uns viele wichtige oder schöne Haustiere und Gartenpflanzen geliefert hat, spricht gegen das Dogma der Artbeständigkeit, und manche Naturforscher, wie z. B. Kerner, hielten viele Arten für so entstanden. Auch die Beobachtung wild lebender Pflanzen und Tiere bestätigt die Veränderlichkeit: in allen systematischen Übersichten werden klimatische, lokale ꝛc. Spielarten aufgeführt. Die Erfahrungen der Tier- und Pflanzenzüchter erweitern diese Beobachtungen durch den Nachweis, daß kaum ein Organsystem des lebenden Körpers von dieser Variationsfähigkeit frei ist. Die ungeheure Mannigfaltigkeit unsrer Kulturpflanzen und Haustiere (man denke z. B. an die Spielarten der Gartenblumen, Gemüsearten und Obstsorten, an Hunde-, Pferde- und Tauben-

rassen) bietet das ausgiebigste Beweismaterial gegen das Dogma von der Artunveränderlichkeit. Die Varietäten aber sind nach Darwins Auffassung nichts andres als beginnende Arten, die, wenn sie sich weit genug von der Stammform entfernen, als selbständige, neue Arten gelten. Es geschieht dies namentlich dadurch, daß die Abänderung ihre Geschlechtsorgane oder deren Reifezeit, bei den Pflanzen die Blütezeit, derartig beeinflußt, daß eine geschlechtliche Vermischung (Inzucht) der Stammform und der beginnenden Art nicht mehr von Erfolg ist, ein von Romanes als physiologische Auslese bezeichneter Vorgang. Die Ursache der meisten Abänderungen wurde von Darwin nach Art Lamarcks hauptsächlich in äußern Einwirkungen gesucht, in Veränderungen der Nahrung, des Klimas, der Lebensweise ꝛc., auf die jeder Organismus in bestimmter, eigentümlicher Weise reagiert, wie dies schon Etienne Geoffroy de Saint-Hilaire in seinen Darlegungen über den Einfluß der Umgebung (monde ambiant) behauptet hatte (vgl. Textblatt zur Tafel). Die meisten Abänderungen beschränken sich nicht auf ein Organ oder Organsystem, sondern sind mit andern verknüpft, wie die Farbe der Haare und der Augen oder die Geweihbildung mit dem Fehlen der obern Eck- und Schneidezähne. Man nennt dieses noch vielfach dunkle Verhalten das Gesetz von den Wechselbeziehungen oder der Korrelation der Organe. Als einer der wichtigsten Faktoren galt die schon von Erasmus Darwin und Lamarck betonte Wirkung des Gebrauchs und Nichtgebrauchs von Körperteilen (s. Anpassung). Am stärksten werden solche äußere umwandelnde Umstände einwirken, wenn eine Art in eine völlig neue Umgebung mit sehr veränderten Lebensverhältnissen gebracht wird oder in ein fernes Land auswandert. Daher hat auch Moritz Wagner der Darwinschen Theorie eine besondere Migrations- oder Separationstheorie entgegengestellt, welche die Mannigfaltigkeit der Tier- und Pflanzenformen aus der räumlichen Trennung der Varietäten oder aus einer direkten Anpassung an überall verschiedene Lebensbedingungen erklären will, so daß jedes Wesen seinen besondern Schöpfungs- oder besser Entstehungsmittelpunkt habe. Das letztere mag richtig sein, aber jedenfalls genügt diese Theorie nicht, um die zweckmäßige Anpassung der Organisation und Ausrüstung der Lebewesen für die neuen Lebensbedingungen zu erklären. Man kann vernunftgemäß weder annehmen, daß die Kälte der Polarzone weiß gefärbte und dickpelzige Tiere direkt erzeugt habe, noch daß solche Tiere etwa, weil sie aus andern Gründen eine weiße Farbe und einen dicken Pelz erhalten haben, nach der Polarzone ausgewandert wären; die Migration kann nur als förderliches, nicht als bedingendes Moment für die Entstehung neuer Arten gelten.

Als zweites Hauptprinzip galt für Darwin und seine ältern Anhänger die Vererbungsfähigkeit der neuerworbenen Eigentümlichkeiten, welche die Akkumulation derselben, das Fortschreiten der Abänderung in bestimmten Richtungen, die Steigerung der körperlichen und geistigen Kräfte am besten zu erklären schien. Die gesamte Praxis der Tier- und Pflanzenzüchter gründet sich auf die Anwendung gewisser Gesetze der Erblichkeit (s. d.), indem sie gleichgerichtete männliche und weibliche Abarten paaren. Im übrigen wird aber der Umfang der Erblichkeit von einer neuern Richtung des D. stark eingeschränkt, insofern nur die im Keimstoff liegenden Tendenzen erblich sein sollen, nicht aber die rein von äußern Einflüssen erzeugten Abänderungen und Anpassungen. Die Ursache der Variation wird von dieser Schule ausschließlich in innern Veränderungen des Keimstoffes gesucht (s. Neodarwinismus).

Wie dem auch sei, Variabilität und Erblichkeit sind in irgend einem Umfang als Erfahrungstatsachen nicht zu bestreiten, aber aus ihrem Zusammenwirken ist man noch nicht im stande, die Zweckmäßigkeit und gesteigerte Vollkommenheit der Organisation, die uns in der Stufenleiter der Wesen entgegentreten, wenn wir die heute lebenden Wesen mit den ausgestorbenen Verwandten vergleichen, zu erklären. Von den wunderbaren Erfolgen der künstlichen Züchtung überrascht, fragte sich Darwin, ob nicht auch in der freien Natur ein Vorgang in Wirksamkeit wäre, der eine der auswählenden Tätigkeit des Züchters entsprechende Wirkung äußern könnte, indem er die Entstehung bestimmter Varietäten begünstigt. Durch das Studium eines Buches des Nationalökonomen Malthus über die Mißverhältnisse, die in der menschlichen Gesellschaft durch die starke Bevölkerungszunahme im Gegensatze zu der beschränkten Anzahl der Nährstellen entstehen, wurde er zu der Erkenntnis geführt, daß ein ähnlicher Wettbewerb, der keineswegs immer einen wirklichen Kampf einschließende sogen. Kampf ums Dasein (struggle for life), wie im Menschenleben auch unter Tieren und Pflanzen, wegen ihrer z. T. ungeheuern Vermehrungsfähigkeit sogar noch im verstärkten Maßstab entbrennen und die Folge haben müßte, daß nur die den jeweilig obwaltenden Lebensverhältnissen am besten entsprechenden Varietäten erhalten werden. Dies Prinzip der sogen. natürlichen Auslese (natural selection) oder natürlichen Züchtung wurde gleichzeitig mit Darwin von Wallace zur Erklärung der Wesenmannigfaltigkeit und der Zweckmäßigkeit ihres Baues angewendet (Zuchtwahl- oder Selektionstheorie).

Man muß sich erinnern, daß die Mitbewerbung unter den Angehörigen derselben Art am stärksten ist, so daß geringe körperliche Vorzüge nach irgend einer Richtung, z. B. auf einem trocknen Boden und in einer trocknen Jahreszeit das Vermögen, mit etwas weniger Feuchtigkeit auszukommen, oder die Fähigkeit, durch eine bestimmte Färbung den Feinden besser zu entgehen, zum Siege führen können, d. h. das Überleben des Passendsten, wie Herbert Spencer den Vorgang genannt hat. Die Zweckmäßigkeit des Baues und die vollkommene Anpassung bestimmter Organismen für ihre Lebensverhältnisse sind in Darwins Auffassung nichts andres als die Endergebnisse eines allseitigen Variierens im Konkurrenzkampf; nur das unter den gegebenen Verhältnissen Zweckmäßigste kann Fortdauer erringen. Überzeugende Beispiele für diesen Vorgang geben die genauen Anpassungen der Farben und Zeichnungen der Tiere an Färbung und Beschaffenheit des Hintergrundes, vor dem sie sich gewöhnlich bewegen, oder auf dem sie ruhen, die vorwiegend weiße Farbe der Polartiere, die gelbe der Wüstenbewohner, die Glasdurchsichtigkeit vieler Wassertiere (s. Schutzeinrichtungen, Textbeilage), ferner die genaue Nachahmung gewisser gemiedener oder gefürchteter Tiere, die sich durch auffallende Farbe und Zeichnung weithin bemerklich machen, durch andere (s. Mimikry).

Das hier in Bezug auf die äußere Erscheinung der Tiere Angedeutete gilt aber auch für den innern Bau, für die Gesamtorganisation, ja für alle Geistesfähigkeiten der Tiere; überall muß die natürliche Auslese das für die bestimmte Lebensweise Zweckmäßigste aus-

wählen und erhalten. Hierher gehören natürlich auch Waffen und Panzer, Veränderungen des Gebisses für besondere Ernährungsweisen, Umgestaltungen der Füße zu Lauf-, Scharr-, Greif- und Ruderfüßen, bei den Pflanzen Keimungs-, Bestäubungs- und Aussäungsvorrichtungen, welche die möglichste Verbreitung einer Pflanze sichern, ꝛc. Die erlangte Zweckmäßigkeit ist in allen Einzelfällen eine relative, denn eine allen Vorteilen der einen Lebensweise (z. B. dem Wasserleben) angepaßte Tierart wird in den meisten Fällen für andre Verhältnisse (z. B. für das Land- oder Baumleben) sehr unzweckmäßig organisiert erscheinen. Indessen läßt sich unschwer verstehen, wie die Auslese als ein die vollkommnere Einrichtung begünstigendes Moment auch zu Steigerungen der allgemeinen Leistungsfähigkeit führen, d. h. eine Vervollkommnung der Lebewesen von niedern Stufen zu höhern bewirken konnte. Das hierfür von der Auslese in Bewegung erhaltene Prinzip ist hauptsächlich das der Arbeitsteilung (s. d.). Die Höhenstufe eines Lebewesens prägt sich stets am einfachsten dadurch aus, daß sein Körper zur Ausführung der verschiedenen Leistungen besondere, den Anforderungen sich immer enger anschließende Organe ausgebildet hat. An die Stelle des alle Lebenstätigkeiten ausführenden gleichartigen Protoplasmaleibes der niedersten Urwesen treten in aufsteigender Organisation allmählich Organe, die durch ihre Ausbildung besondern Leistungen angepaßt sind. Sie entstehen meist durch Funktionswechsel (s. d.) aus vorhandenen Teilen, z. B. die Lunge der Luftwirbeltiere aus der früher nur nebenbei den Gasaustausch vermittelnden Schwimmblase der Fische. Es liegt aber auf der Hand, daß solche Sonderanpassungen von der Auslese begünstigt werden müssen, da durch sie immer mehr Wesen zum Genuß besonderer Nährstellen im Naturhaushalt befähigt wurden. Wenn aber in der Wesenentwickelung der Fortschritt überwiegt, so treten doch auch zahllose Rückschritte und häufig ein tiefes Herabsinken von bereits erlangten Stufen höherer Organisation unter Tieren und Pflanzen ein, z. B. bei den Schmarotzern und Höhlentieren; aber für sie war ein morphologischer und anderweiter Rückschritt vorteilhafter als der Fortschritt, und so haben auf ozeanischen Inseln Käfer und sonstige Insekten, die Flügel und Flugvermögen ganz eingebüßt haben, über ihre geflügelten Kollegen offenbar das Übergewicht erlangt, weil die flugbegabten immer wieder in Gefahr gerieten, bei heftigem Wind ins Meer geweht zu werden.

Darwin erklärte sich dieses Schwinden nichtgebrauchter Organe mit Lamarck und Roux durch die Begünstigung der stärker in Anspruch genommenen Teile, bei der Ernährung, auf Kosten der schwindenden, während Weismann und seine Schule in ihr die Kehrseite der neue Organe züchtenden Auslese sieht, die das Unnütze durch allgemeine Kreuzung (Panmixie oder Amphimixis) zum Verschwinden bringt (s. Neodarwinismus). Im allgemeinen einfacher, bietet letztere Anschauungsweise indessen dem Verständnis große Schwierigkeiten und Klippen.

Die meisten Veränderungen und namentlich auch die Rückschritte der Lebewesen lassen Spuren des ehemaligen Zustandes sowohl in der Entwickelungsgeschichte als auch oft im vollendeten Wesen zurück. Bei den Fliegen und ihren Verwandten (Dipteren) sieht man, daß sie nicht, wie die meisten Insekten, vier, sondern nur zwei Flügel haben; aber bei genauerm Hinschauen gewahrt man an der Stelle der beiden verschwundenen Hinterflügel zwei kleine Stummel, ihre Überreste (sogen. rudimentäre Organe). Solchen Beweisen eines in irgend einer Richtung stattgehabten Rückschrittes begegnet der aufmerksame Naturbeobachter sowohl bei Pflanzen als bei Tieren häufig. Dahin gehören z. B. die verkümmerten Staubfäden weiblicher Blüten, die unter der Oberhaut liegenden Augäpfel völlig blinder Erd-, Tiefsee- oder Höhlentiere, die Zähne junger Wale, die Schwanzwirbel und Muskeln schwanzloser Wirbeltiere, die Bein- und Beckenstummel fußloser Seerinder, Schlangen und Eidechsen ꝛc. Solche Rudimente sind dem Inhaber meist völlig unnütz, mitunter sogar schädlich durch leichtes Erkranken, wie z. B. der Blinddarmfortsatz des Menschen.

Eine Reihe von organischen Entwickelungen fallen aber nicht, wie die bisher erörterten, unmittelbar unter den Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit, und hier läßt sich alles das zusammenfassen, was die ästhetische Seite der Natur angeht, auf die Schönheit oder Unschönheit der äußern Erscheinung, Farbenpracht, Formenreiz, Duft und Geschmack, Bezug hat. Auch hierfür hat Darwin zuerst die Wege des nähern Verständnisses eröffnet, und zwar durch seine Theorie der geschlechtlichen Zuchtwahl oder Auslese, indem er zeigte, daß auch eine zufällig erlangte äußere Schönheitszunahme einem Tier von Nutzen werden könne, sofern bei der Paarung schönere Tiere augenfällig bevorzugt werden und zuerst, bez. allein unter ihresgleichen dazu gelangen, sich fortzupflanzen. In der Regel ist es das Männchen, das auffallende äußere Zierate, Gesangsfähigkeit ꝛc. erlangt und damit kokettiert, wie z. B. der männliche Pfau, Paradiesvogel, Fasan, viele Schmetterlinge und andre Insekten einerseits und die Singvögel anderseits. Die meist weniger auffällig gefärbt erscheinenden Weibchen üben eine Wahl aus und verhalten sich der Konkurrenz der Männchen gegenüber wie Preisrichter, die sich selbst als Preis hergeben. Darwin schließt daraus, daß das unscheinbare Weibchen der Stammform am meisten gleiche, und daß die Schönheit der Männchen allmählich durch geschlechtliche Zuchtwahl entwickelt worden ist, mit um so größerer Wahrscheinlichkeit, weil die geschlechtlichen Merkmale sich als ungemein variabel darstellen. Das Weibchen nimmt wahrscheinlich darum keinen Anteil an dieser Verschönerung, weil ihm beim Brüten die größte Unscheinbarkeit zum Schutz gegen seine Feinde nützlich ist. Auch die schutzbedürftigen Jungen gleichen zuerst stets der Mutter, und die männlichen erlangen erst im Lauf ihrer fernern Entwickelung ihren Schmuck. Gegen diese Erklärung sind zwar von Wallace u. a. beachtenswerte Einwände erhoben worden, doch waren sie außer stande, eine wahrscheinlichere Theorie an deren Stelle zu setzen.

Durch eine verwandte Betrachtungsweise ließ sich auch Schönheit und Wohlgeruch der Blumen aus einem Züchtungsprozeß herleiten, wobei die dem Blumenstaub und dem Honig nachgehenden Insekten als die Züchter anzusehen sind, welche die durch Größe, Farbenschönheit oder Wohlgeruch ausgezeichneten Spielarten, weil sich dieselben ihnen schon aus einiger Entfernung kennbar machen, bevorzugten und, indem sie zu ihrer Befruchtung und Fortpflanzung beitrugen, die Steigerung ihrer Anziehungskraft bewirken konnten (s. Blütenbestäubung, S. 90). Auch auf diesem von teleologischem Standpunkt schon im 18. Jahrh. durch Kölreuter und Sprengel bearbeiteten Felde wirkten Darwins Arbeiten bahnbrechend, und er zeigte zunächst an den Orchideen, daß

sich hierbei die innigsten Wechselbeziehungen zwischen Blumen und Insekten herausgebildet haben, und später, daß die Kreuzung der Blüten mit fremden Pollen, wie sie die Insekten bewirken, für die Nachkommenschaft von Vorteil ist, weil die Samen kräftiger ausfallen als bei Selbstbefruchtung. Kann man sich nun erklären, wie sich aus den ältern Gewächsen mit unscheinbaren Blüten, die der Wind befruchtete, solche mit farbenreichen und duftenden Blüten entwickelt haben, so haben Darwins Arbeiten auch den Schlüssel für viele andre Umbildungen des Pflanzenreiches gegeben, z. B. für die Entstehung der besondern Wachstumsart der Kletterpflanzen, die Ausbildung von Schutzstoffen und Schutzeinrichtungen (s. d.) sowie der abnormen Ernährungsweise der insektenfressenden Pflanzen.

Erst durch alle diese Erkenntnisse wurde das natürliche System der Pflanzen und Tiere, bei denen man schon längst von Verwandtschaftsbeziehungen und natürlichen Familien sprach, verständlicher und ließ sich durch Einordnung der ausgestorbenen, fossilen Formen als ein genealogisches hinstellen, wobei die heute lebenden Arten sich als die letzten grünenden Verzweigungen von Ästen verstehen lassen, deren Stämme in der grauesten Vorzeit wurzeln. Die Gattungen lassen sich dann ebenso den Zweigen, die Familien und Ordnungen den Nebenästen und die Klassen den Hauptästen am Stamm des Lebens vergleichen, und so wird die immer empfundene Formenverwandtschaft der einzelnen Gruppen verständlicher, als sie jemals war. Bei der Aufsuchung dieser Verwandtschaften ist vor allem die Gleichwertigkeit (Homologie) der Teile blutsverwandter Tiere maßgebend, und man darf sich nicht von bloßen, durch konvergente Züchtung erzeugten Analogien täuschen lassen (s. Ähnlichkeit).

Die Stärke und der Wert des D. beruht in der schon von Kant geforderten mechanischen Erklärung der organischen Natur, durch die gezeigt werden soll, wie alle Organismen und ihr zweckmäßiger Bau im Laufe einer langen Entwickelung allmählich geworden sein können, also in dem Ersatz der vorher geplanten Zweckmäßigkeit durch die gewordene Zweckmäßigkeit, weil sich nur das unter den gegebenen Verhältnissen Zweckmäßigste erhalten kann. Der hierin gegebenen Bekämpfung des teleologischen Prinzips verdankt der D. einerseits seine Bedeutung für die Philosophie, anderseits die vielfachen Angriffe von seiten der Theologen und teleologisch denkenden Naturforscher. Und nicht weniger wichtig war die Erklärung des Unzweckmäßigen und Bösen in der Natur, deren Dasein man sonst nur durch viele Winkelzüge, oder indem man sie einem bösen Prinzip zuschrieb, erklären konnte, durch die Erwägung, daß sich die durch die natürliche Auslese erlangte Zweckmäßigkeit immer nur auf das betreffende Wesen und seine Lebensweise selbst beziehen kann, also unter Umständen dahin drängen wird, dasselbe den übrigen Lebewesen möglichst gefährlich zu machen. Das Raubtiergebiß, der Giftzahn der Schlangen, die Gifte vieler Pflanzen sind solche Errungenschaften. Dadurch, daß er aus demselben Prinzip die relative Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit, also z. B. auch die der rudimentären Organe, erklärte, wurde Darwin jener Newton der organischen Welt, den noch Kant erwartete. Zur Erklärung unzweckmäßiger Bildungen hat sich eine besondere Lehre (Dysteleologie) ausgebildet.

Eine so erfolgreiche Naturdeutung mußte bald eine Menge wissenschaftlicher Gebiete in Mitgenuß ziehen. Ein festeres Gefüge empfing der D. zuerst durch das organisatorische Talent Haeckels, der ihm die Gestalt eines abgerundeten naturphilosophischen Systems gab. Während Darwin zunächst mehrere erschaffene niedere Formen angenommen und den Menschen vorläufig außer Betracht gelassen, behandelte Haeckel in seiner »Generellen Morphologie« (1866) bereits alle Organismen von demselben Gesichtspunkt, indem er den niedersten Urwesen oder Protisten freiwillige Entstehung (generatio aequivoca) zuschrieb und von ihnen, als gemeinsamer Wurzel, einerseits das Pflanzenreich und anderseits das Tierreich ableitete und das Menschengeschlecht als einen besonders weit entwickelten Zweig des letztern hinstellte. Infolge dieser genealogischen Betrachtungsweise der lebenden Natur wurde Haeckel zum Entwerfen von sogen. Stammbäumen sowohl für die Gesamtheit als für die einzelnen Abteilungen veranlaßt, die zunächst nichts als Forschungsprogramme waren, deren Bestätigung oder Berichtigung der Weiterforschung anheimgestellt wird. Ferner stützte er den D. durch den Hinweis auf die Entwickelung des Einzelwesens, weil sich hier oftmals der Parallelismus mit der Entwickelung der Klasse, Gattung und Art aufdrängt. Durch Huxley, Fritz Müller und Haeckel wurde der Nachweis geführt, daß die individuelle Entwickelung einer Art (Ontogenese) ein mehr oder weniger verändertes Nachbild der Geschichte ihres Stammes (Phylogenese) sei, und Haeckel stellte danach als sogen. biogenetisches Grundgesetz den Satz auf, daß jedes Lebewesen in seiner persönlichen Entwickelung die Stufen seiner Stammesentwickelung in abgekürzter und zusammengezogener Form zu durchlaufen hat. Das Studium der Entwickelungsgeschichte wurde so zum Beweismittel der Darwinschen Theorie und konnte in gewissen Fällen sogar als Wegweiser zur Ermittelung der natürlichen Verwandtschaften und der Abstammung dienen.

Eine ähnliche Befruchtung erfuhren vergleichende Anatomie und Paläontologie. Auf dem Gebiete der erstern haben insbes. die Arbeiten von Gegenbaur, Huxley, Kowalewsky u. a. die Erkenntnis der natürlichen Verwandtschaft und der Beziehungen der einzelnen Gruppen zueinander gefördert; die klassischen Untersuchungen des erstern erwiesen die Homologie der Teile aller zu einer und derselben Abteilung gehörigen Tiere, zumal der Knochen des Schädels, Rumpfes und der Extremitäten aller höhern und niedern Wirbeltiere. Huxley wies unter andern die Übereinstimmung des Körperbaues bei Affen und Menschen bis in die kleinsten Details des Gehirn- und Gliederbaues nach und arbeitete so den Werken Darwins und Haeckels über die Abstammung des Menschen vor, deren Erscheinung die Theorie krönte, aber natürlich einen großen Sturm hervorrief. Beiläufig mag hier bemerkt werden, das von keinem unterrichteten Darwinisten jemals die ihnen so oft zugeschriebene Ansicht ausgesprochen wurde, der Mensch stamme vom Gorilla oder sonst einem heute lebenden anthropoiden Affen ab; es wurde vielmehr oft und nachdrücklich von ihnen hervorgehoben, daß Mensch und Affen nur als Spitzen divergierender Zweige eines gemeinschaftlichen Stammes zu betrachten seien. Es handle sich um Vetterschaft, nicht um Ahnenschaft.

Sehr wichtige Unterstützungen erhielt der D. durch die Auffindung sogen. Zwischen- und Übergangsformen, die jetzt getrennt erscheinende Tier- und Pflanzenabteilungen verbinden, wie z. B die Archaeopteryx, die Reptilien und Vögel einander näherte, und den Amphioxus, der die Lücke zwischen

Wirbeltieren und Wirbellosen füllte. Anderseits förderte die paläontologische Forschung von vielen Geschlechtern ganze Reihen ineinander übergehender und der Zeitfolge entsprechend nacheinander auftretender Tiere mit dem wichtigen Nachweise zutage, daß in allen Abteilungen einfacher organisierte Lebensformen den höher stehenden in strenger Stufenfolge vorausgegangen sind. So erschienen unter den Gefäßpflanzen zuerst Farne, Schafthalme und Lykopodiazeen, d. h. Pflanzen ohne Blüten- und Samenbildung, es folgten die Ursamenpflanzen (Nadelhölzer, Zykadeen ꝛc.), und erst dann traten die eigentlichen Blüten- und Samenpflanzen auf; im Tierreich erschienen nacheinander wirbellose Tiere, Fische, Amphibien, Reptilien, Vögel und Säugetiere. Auch in jeder Unterabteilung gingen, soweit es sich irgend übersehen läßt, einfacher gebaute Formen den höher stehenden voraus, so unter den Säugern die den niedern Wirbeltieren ähnlichen Kloakentiere, während der Mensch sich erst in den jüngsten Schichten fossil findet. Bei einzelnen Tieren konnte die Umwandlung durch fast lückenlose Formenreihen verfolgt werden, wie z. B. bei einer Süßwasserschnecke (Planorbis multiformis), von der Hilgendorf 1866 einen vollständigen Stammbaum mit mehreren divergierenden Ästen im Steinheimer Süßwasserkalk nachwies. Ähnliche zusammenhängende Reihen sind von andern Forschern bei Trilobiten, Brachiopoden, Ammoniten und andern Tieren beschrieben worden, bei andern hindern freilich die so leicht erklärlichen Lücken der versteinerten Überreste die Übersicht. Das größte Aufsehen in dieser Richtung haben die Untersuchungen über fossile Säugetiere, namentlich fossile Pferde und andre Huftiere, von Rütimeyer, Kowalewsky, Huxley, Marsh u. a. erregt, wobei sich durch mehr als ein halbes Hundert Arten der Stammbaum des Pferdes bis in die früheste Eocänzeit zurückverfolgen ließ. Schritt für Schritt gab sich die Entstehung des Einhufers aus dem Fünfhufer und die allmähliche Umbildung aller Fuß- und Armknochen, des Schädels und Gehirns, des Gebisses ꝛc. zu erkennen (s. Einhufer), und ähnlich gelang es bei andern Huftieren, so namentlich bei Nashörnern, Schweinen, Hirschen, Kamelen, Raubtieren u. a.

Eine der nächsten Folgen der Erstarkung des D. war, daß er eine Reihe andrer Wissenschaften in seine Kreise zog. In der Geologie hatte Lyell bereits das Prinzip der allmählichen Entwickelung gegenüber der Katastrophentheorie zur vollsten Geltung gebracht. Für die Medizin und namentlich für die Ansteckungs- und Immunitätslehre wurde das Studium der Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit niederster Lebensformen von Bedeutung. Der folgenschwerste und bedeutungsvollste Akt dieser Übertragung der allgemeinen Naturgesetze auf die Entwickelungserscheinungen des Alls bestand aber offenbar darin, daß, wie einst die Erde durch Kopernikus aus ihrer Mittelpunktsstellung geworfen wurde, nunmehr der Mensch selbst, der bisher eine Ausnahmestellung einzunehmen gewillt war, sich als über der Natur stehend namentlich in seinem geistigen Leben betrachtete und die Natur nur um seinetwillen erschaffen ansah (Anthropozentrismus), als ein zugehöriger Teil des Ganzen reklamiert und mitten in die Natur hinein versetzt wurde. Damit zog der D. auch die Geisteswissenschaften in seine Kreise, und es begann nun eine nie vorher dagewesene Wechselwirkung zwischen Natur-, Geist- und Geschichtsforschung; alle Wissenschaften boten in dieser Anschauung Berührungspunkte, und ihre Bearbeitung vom entwickelungsgeschichtlichen Standpunkt hat auf manche derselben ein ganz überraschendes Licht geworfen. Die Menschenhistorie ergab sich mit allen ihren Verzweigungen als ein Glied der allgemeinen Naturhistorie und mußte durch eine »Vorgeschichte des Menschen« (Prähistorie, s. d.) ergänzt werden, wobei immer dieselben treibenden Kräfte und dieselben regelnden Gesetze der Entwickelung zu Grunde gelegt wurden.

Nachdem das höhere Alter des menschlichen Geschlechts durch die prähistorischen Funde bewiesen und namentlich unter ihnen niedere, in mancher Beziehung pithekoide Rassen nachgewiesen waren, nachdem auch in betreff des Ursprungs der Sprache und der Gefühlsäußerungen, der Sitten und Gebräuche, der Gesetze und Religionssysteme, der Gesellschaftsbildungen und Verträge, der Fähigkeiten und Kunstfertigkeiten der Entwickelungsgedanke überraschende Aufschlüsse gegeben, ist der Widerspruch gegen die Einbeziehung des Menschen mehr und mehr verstummt. Was den Ausdruck der menschlichen Gemütsbewegungen durch Mienenspiel und Gesten betrifft, so hatte auch auf diesem Gebiete Darwin 1872 einen guten Grund gelegt, indem er zeigte, daß schon unter den höhern Tieren eine übereinstimmende Physiognomik entwickelt ist, um die Grundempfindungen, wie Freude, Schmerz, Anhänglichkeit, Furcht, Schrecken, Zorn ꝛc., auszudrücken. Auf dieser Grundlage haben dann Preyer, Romanes u. a. weitergebaut und den Grund zu einer Lehre von einer Entstehung der Instinkte (s. d.) und des Geistes (Psychogenesis, s. d.) gelegt. Die Bildung der Begriffe und die Weiterentwickelung der Sprache im mehr oder weniger entschieden darwinistischen Sinne haben besonders Pictet, Geiger, Steinthal, Noiré, Schleicher, Bleek, Whitney u. a. zu ihrer Aufgabe gemacht und dabei gezeigt, daß sich die Wortformen sowohl als die verschiedenen Sprachen vielfach ganz ähnlich entwickelt, verbreitet und verdrängt haben wie die lebendigen Organismen. Für eine entsprechende Behandlung der Psychologie ist eine materielle Unterlage geschaffen worden, seitdem Hitzig, Fritsch, Ferriar, Munck u. a. die Übereinstimmung der menschlichen mit den tierischen Gehirnfunktionen experimentell nachgewiesen haben, und wie es im menschlichen Gehirn ein besonderes Organ für die Sprache gibt, so nehmen die meisten neuern Psychologen an, daß sich das Denkvermögen und die Fähigkeit, abstrakte Vorstellungen und Begriffe zu bilden, Hand in Hand mit der Sprache entwickelt haben müssen. Das Verhältnis zu den Sinneseindrücken ist namentlich durch Helmholtz, die Funktion des Gedächtnisses durch Hering, die vergleichende Psychologie durch Lubbock, Romanes und Spencer bearbeitet worden. Hinsichtlich des Verhaltens von Philosophie und Ethik zum D. hat man auf Spinoza zurückgegriffen, und die hier auftretenden Fragen haben Haeckel, Carneri, Noiré, Caspari u. a. im monistischen Sinne zu lösen gesucht. Die Kulturgeschichte vom darwinistischen Standpunkt ist zuerst von Lubbock und Spencer, die vom ethnologischen Standpunkt ausgingen und die Zustände der wilden Völker zur lehrreichen Vergleichung heranziehen, dann mehr auf psychologischer Grundlage und mit besonderer Rücksicht auf Mythologie und Entwickelung der religiösen Vorstellungen von Tylor, Höffding u. a. behandelt worden. Die Gesellschaftswissenschaften und Politik haben unter andern Bachofen, Bagehot, Spencer, Lilienfeld, Ratzel in gleichem Sinne betrachtet, die Rechtswissenschaften Post, Fick, Ihe-

ring, so daß beinahe kein Gebiet des menschlichen Forschens und Denkens unberührt geblieben ist. Den einenden Mittelpunkt aber, in dem sich alle diese Wissenschaften und Bestrebungen zusammenfinden, bildet der befruchtende Gedanke, daß der Mensch mit allem seinen Denken und Empfinden, mit allem seinen Können und seinen Einrichtungen ein Gewordenes ist, wie die gesamte Natur.

Die Gegnerschaft der Wissenschaft und die Reformbestrebungen richteten sich zuerst unter der Führung von Wallace gegen die Einbeziehung des Menschen, der eine gesonderte Stellung einnehmen sollte, und gegen die geschlechtliche Zuchtwahl, worin ihm der Herzog von Argyll, Beccari u. a. Nachfolge leisteten. Spätere Naturforscher suchten den Lamarckschen Grundsätzen (die eigentlich schon von Erasmus Darwin aufgestellt waren) einen größern Anteil an der Naturerklärung, als ihnen Darwin zugestehen wollte, einzuräumen, diese in Deutschland von Roux, in Amerika besonders von Cope ausgebaute Richtung wird auch als Diplogenesistheorie bezeichnet. Danach kamen andre, welche die Lamarckschen Grundsätze für allein zur Naturerklärung ausreichend erachteten (s. Neolamarckismus), während Weismann diese Theorien als ganz verfehlt und die natürliche Zuchtwahl als das allein wirksame Prinzip hinstellte (s. Neodarwinismus). Eine vermittelnde Stellung nimmt Baldwins Orthoplasie (s. Neodarwinismus) ein. Einige Naturforscher wollen an die Stelle der allmählichen Fortbildung eine sprungweise setzen, wie Kölliker in seiner Heterogenesis- und H. de Vries in seiner Mutationstheorie (s. d.). Endlich hat sich eine absolute Gegnerschaft der mechanischen Weltanschauung ausgebildet, die wieder zu führenden, nicht in den Dingen selbst liegenden Kräften ihre Zuflucht nimmt (s. Neovitalismus und das Textblatt zu beifolgender Tafel).

Vgl. Ch. Darwin, Gesammelte Werke (deutsch von Carus, Stuttg. 1875—88, 16 Bde.); Derselbe, Kleinere Schriften (deutsch, hrsg. von Krause, Leipz. 1886); Wallace, Der D. (deutsch von Brauns, Braunschw. 1891); Derselbe, Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl (1870; deutsch von A. B. Meyer, Erlang. 1870); Haeckel, Systematische Phylogenie (Berl. 1894—96, 3 Bde.); Fritz Müller, Für Darwin (Leipz. 1864); Weismann, Studien zur Deszendenztheorie (das. 1875—76, 2 Tle.); Derselbe, Vorträge über Deszendenztheorie (Jena 1902, 2 Bde.); Koken, Die Vorwelt und ihre Entwickelungsgeschichte (das. 1893). Mehr darstellend sind: Haeckel, Schöpfungsgeschichte (10. Aufl., Berl. 1902, 2 Bde.); G. Jäger, Die Darwinsche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion (Stuttg. 1869); Carneri, Sittlichkeit und D. (Wien 1871); Seidlitz, Die Darwinsche Theorie (2. Aufl., Leipz. 1875); O. Schmidt, Deszendenztheorie und D. (2. Aufl., das. 1874); Romanes, Darwin and after Darwin (Lond. 1892—1897; deutsch, Leipz. 1892—97, 3 Bde.); Cope, The primary factors of evolution (Chicago 1896). Ganz populär gehalten sind: Büchner, Sechs Vorlesungen über die Darwinsche Theorie (5. Aufl., Leipz. 1890); Carus Sterne, Werden und Vergehen (4. Aufl., Berl. 1901); Bölsche, Entwickelungsgeschichte der Natur (Neudamm 1896, 2 Bde.); Haacke, Die Schöpfung der Tierwelt (Leipz. 1893); Zacharias, Katechismus des D. (das. 1892). Über die Stellung des Menschen in naturhistorischer Beziehung handeln insbesondere: Huxley, Zeugnisse für die Stellung des Menschen (deutsch von Carus, Braunschw. 1863); Haeckel, Anthropogenie (4. Aufl., Leipz. 1891, 2 Bde.); Derselbe, Die Welträtsel (Bonn 1899 u. öfter); Vetter, Die moderne Weltanschauung und der Mensch (3. Aufl., Jena 1901); Lyell, Das Alter des Menschengeschlechts (deutsch von Büchner, 2. Aufl., Leipz. 1874). Von den gegnerischen Schriften seien hervorgehoben: Eimer, Die Entstehung der Arten (Bd. 1, Jena 1888; Bd. 2 u. 3, Leipz. 1897—1901); Fleischmann, Die Darwinsche Theorie (das. 1903); Wigand, Der D. (Braunschw. 1873—76, 3 Bde.), und v. Baer, Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften (Petersburg 1876). Die Einwürfe des erstern sind von Jäger (»In Sachen Darwins contra Wigand«, Stuttg. 1874), die des letztern von Seidlitz (»Beiträge zur Deszendenztheorie«, Leipz. 1876) zurückgewiesen worden. Vielfach abweichende Ansichten brachten C. v. Nägeli, Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre (Münch. 1883); M. Wagner, Die Entstehung der Arten durch räumliche Sonderung (Basel 1889); ferner die Schriften von Eimer, Driesch, Haacke, Reinke u. a. (s. Neolamarckismus und Neovitalismus). In den Jahren 1877—86 widmete sich eine besondere Monatsschrift: »Kosmos« (Stuttg.), dem Ausbau des D.

Darwinsches Ohr, eine öfter vorkommende Anomalie der menschlichen Ohrbildung, von der Schwalbe fünf Hauptformen (Macacus-, Cercopithecus-Ohr, Darwinsche Spitze rc.) unterscheidet. Es sind dies die Überreste der Spitze des Tierohres, das am häufigsten noch in Gestalt des Darwinschen Knötchens uns entgegentritt. Männer bieten diese Anomalie häufiger als Frauen, Geisteskranke und Verbrecher häufiger als Normale dar. Vgl. Karutz, Studien über die Form des Ohres (in der »Zeitschrift für Ohrenheilkunde«, 1897, Bd. 31).

Daryl, Philippe, Pseudonym, s. Grousset.

Dasa, Volk in Nordafrika, s. Tibbu.

Dasbach, Georg Friedrich, ultramontaner Politiker, geb. 9. Dez. 1846 in Horhausen, studierte in Trier und Rom katholische Theologie und wurde 1871 Kaplan in Trier. Nachdem ihm 1875 die Erteilung des Religionsunterrichts und jede geistliche Amtshandlung verboten worden war, ward er 1884 Aushilfspriester in Trier, widmete sich aber nach wie vor hauptsächlich der ultramontanen Agitation in der Presse und in Vereinen, gründete die »Trierer Landeszeitung«, ward Präsident des Trierer Bauern- und des Trierer Winzervereins und erreichte dadurch seine Wahl 1890 ins Abgeordnetenhaus, 1898 in den Reichstag, obwohl ihn selbst die höhere Geistlichkeit bekämpfte. Er schrieb zahlreiche Wahlbroschüren und wurde in viele Prozesse verwickelt. Vgl. seine Schriften: »Der Marpinger Prozeß vor dem Zuchtgericht in Saarbrücken« (Trier 1879); »Der Prozeß D. gegen Haubrich« (das. 1900).

Daschitz (tschech. Dašice), Stadt in Böhmen, Bezirksh. Pardubitz, an der Loučna und der Staatsbahnlinie Wien-Prag, hat eine Zuckerfabrik, Bierbrauerei, Leder-, Geldtaschen- und Posamentenfabrik, Mühle und zählt (1900) 2244 tschech. Einwohner.

Daschkow, Katharina Romanowna, Fürstin, Tochter des Generals Grafen Woronzow, geb. 28. März 1743 in Petersburg, gest. daselbst 16. Jan. 1810, ward 1758 mit dem Fürsten D. vermählt, der schon 1761 starb, und ward 1762 Staatsdame der Kaiserin Katharina II. Sie hatte hervorragenden Anteil an der Verschwörung gegen Peter III. und an der Thronbesteigung Katharinas. 1770 fiel sie in Ungnade, verließ Rußland und trat mit Voltaire und

den französischen Enzyklopädisten in Verbindung. Später nach Petersburg zurückgerufen, versah sie 1783—96 den Posten eines Direktors der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und eines Präsidenten der von ihr 1783 gegründeten russischen Akademie (jetzigen zweiten Abteilung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften) und war tätige Mitarbeiterin an dem Wörterbuch der russischen Akademie, das unter ihrem Vorsitz zu Ende gebracht ward. Auch schrieb sie Lustspiele und kleine Dramen und gab 1783—85 eine Zeitschrift heraus: »Der Gesprächsgenosse der Freunde der russischen Literatur«. Die Hauptmitarbeiterin war Katharina. Ihre (französischen) Memoiren wurden zuerst englisch herausgegeben von Mrs. Bradford (Lond. 1840, 2 Bde.), russisch von A. Herzen (1859, Leipz. 1876), deutsch Hamburg 1857, 2 Bde. Vgl. Engelmann, Die Fürstin D. (»Baltische Monatsschrift«, Bd. 35, 1888, Heft 1 u. 2).

Daschkówka, Flecken im russ. Goud. Mohilew, Kreis Bychow, am Dnjepr, mit etwa 1000 Einw. Hier war 10. Juli 1812 siegreiches Treffen der Russen unter Rajewsky gegen die Franzosen unter Davoust.

Dase, Johann Martin Zacharias, Schnellrechner, geb. 23. Juni 1824 in Hamburg, gest. daselbst 11. Sept. 1861, zeigte sich seit 1839 öffentlich als Rechenkünstler in den Hauptstädten Deutschlands, überall durch sein Talent Bewunderung erregend. So multiplizierte er in Wiesbaden eine 60zifferige Zahl mit einer andern 60zifferigen in 2 Stunden 59 Minuten bei lebhafter Unterhaltung der Gesellschaft und zog in München die Quadratwurzel aus einer 100zifferigen Zahl in 52 Minuten aus. Seit 1853 war er einige Jahre im preußischen Finanzministerium beschäftigt. Er schrieb: »Tafeln der natürlichen Logarithmen der Zahlen« (Wien 1850) und »Der Kreisumfang für den Durchmesser 1, auf 200 Dezimalstellen berechnet« (in Crelles »Journal für Mathematik«, 1844).

Dascin, s. Sein.

Dasent (spr. deßent), Sir George, eigentlich Webbe, engl. Gelehrter, geb. 1818 auf der Insel St. Vincent, gest. 12. Juni 1896 in London, ward am King's College zu London und in Oxford gebildet und 1852 Advokat am Middle Temple zu London, dann Hilfsredakteur der »Times«, 1870 Mitglied der obersten Prüfungskommission (Civil Service Commissioner) und erhielt 1876 die Ritterwürde. D. gehört zu den gründlichsten Kennern des Nordischen, insbes. des Isländischen. Mit Vigfússen arbeitete er an der Herausgabe von Cleasbys »Icelandic Dictionary«; von seinen selbständigen Werken sind zu nennen: die Übersetzung der jüngern Edda (1842); »Theophilus in Icelandic, Low German and other tongues« (1845); »The Norsemen in Iceland« (1858) und ganz besonders die beliebt gewordenen »Popular tales from the Norse« (nach Asbjörnsen und Moe, 1859, 3. Aufl. 1888); »The story of Burnt Njal« (1861); »The story of Gisli the outlaw« (1866). Nebenbei schrieb er Romane und gab eine Sammlung seiner witzigen und humoristischen Essays u. d. T.: »Jest and earnest« (1873, 2 Bde.) heraus.

Dash (spr. dasch oder daß), eigentlich Gabrielle Anne Cisterne de Courtiras, Vicomtesse de Saint-Mars, gewöhnlich Gräfin von D. genannt, franz. Romanschriftstellerin, geb. 2. Aug. 1804 in Poitiers als Tochter einer angesehenen und reichen adligen Familie, gest. 11. Sept. 1872 in Paris, verheiratete sich sehr früh und widmete sich, nach dem Verlust ihres Vermögens, der schriftstellerischen Tätigkeit. Sie lieferte mehrmals im Laufe eines Jahres 5—6 Romane. Ihre Stoffe sind beinahe ausschließlich der vornehmen oder doch der vornehm tuenden Welt entnommen und besonders deren Verirrungen in der Liebe mit einer nichts weniger als weiblichen, aber doch nicht ungraziösen Offenheit bloßgelegt. Man braucht nur die Titel einzelner dieser (auch ins Deutsche übersetzten) Romane, wie: »Les amours de Bussy-Rabutin« (1850), »La pomme d'Ève« (1853), »Les galanteries de la cour de Louis XV« (1861), »Les dernières amours de Mad. Dubarry« (1864), »Comment tombent les femmes« (1867), »Les aventures d'une jeune mariée« (1870) ꝛc., zu nennen, um erraten zu lassen, wes Geistes Kinder hier vorliegen.

Dasjespiß (Dassenpiß), s. Klippschliefer.

Dassel, Stadt im preuß. Regbez. Hildesheim, Kreis Einbeck, am Solling, unweit der Ilme und an der Staatsbahnlinie Salzderhelden-D., 161 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Oberförsterei, betreibt Eisengießerei, Steinbrüche (Platten ꝛc.), Steinschleiferei, Kalksteinbrüche, Kalkbrennerei, Dampfsägewerke und hat (1900) 1462 Einw. — D. erhielt 1310 Stadtrecht und fiel damals an das Bistum Hildesheim; es war seit 1060 Sitz der Grafen von D. (s. den folgenden Artikel). In nächster Nähe liegt das Remontedepot Hunnesrück.

Dassel, Grafen von (auch Edle von Nienover und Edle von Schonenberg genannt, nicht »Raugrafen«, wie in alten Chroniken), niedersächsisch-westfäl. Dynastengeschlecht mit Besitzungen in Westfalen (bei Soest), in Hannover (zwischen Einbeck und Höxter, Grafschaft D.) und Hessen (bei Hofgeismar), mit Burgsitzen in Dassel (s. d.), auf dem Hunnesrück (2 km nördlich von Dassel, jetzt nur noch schwache Spuren) und Schöneberg bei Hofgeismar, sowie Jagdschlössern in Nienover im Sollinger Wald (jetzt Oberförsterei) und Lauenberg (6 km südöstlich von Dassel, jetzt Ruine). Die ältesten bekannten Vorfahren des Geschlechts, das sich seit 1153 nach dem Burgsitz D. benannte, sind die Brüder Thiederich und Heinrich I. von Soest, 1043 Lehnsträger des Erzbischofs von Köln. Berühmt waren die Grafen Rainald (s. d.) und Graf Adolf, der Kühne zubenannt, der als Statthalter des Grafen Adolf von Schauenburg-Holstein 1189 mit Erfolg gegen Heinrich den Löwen kämpfte. Schon im 13. Jahrh. verlor das Geschlecht Ansehen und Reichtum, und der Letzte des Geschlechts, Graf Simon (gest. 1325 in Göttingen), verkaufte 1310 die Grafschaft D. an die Kirche Hildesheim. Die jetzt blühende Familie v. D. mit den Gütern Hoppensen und Wellersen bei Dassel in der Grafschaft D. ist vermutlich eine nachgeborne und daher unebenbürtige Seitenlinie der Grafen. Dafür spricht das gemeinschaftliche Auftreten beider Geschlechter in denselben Urkunden seit 1183 und in der gleichen Gegend (bei Dassel); allerdings sind die Wappen verschieden. Vgl. Letzner, Dasselische Chronik (1596); Büttner, Lüneburgsche Genealogien; »Archiv für Niedersachsen«, 1840; »Zeitschrift für westfälische Geschichte«, Bd. 8 u. 45; »Taschenbuch des Uradels«, 1. Bd. (1891).

Dasselbeulen
Dasselfliegen } s. Bremen, S. 376.

Dassen, kleine Felseninsel an der Westküste der britisch-südafrikan. Kapkolonie, zwischen der Saldanha- und Tafelbai, westlich vom Dassenberge, sind beide nach den hier häufigen Klippdachsen (Dassen) benannt.

Dassenpiß (Dassipis), s. Klippschliefer.

Dassow, Flecken in Mecklenburg-Schwerin, am Einfluß der schiffbaren Stepenitz in den Dassower Binnensee (rechts zur Trave), mit einer evang. Kirche, hat Dampfmolkerei, Fischerei und zählt (1900) 1759 Einw. Die Oberhoheit über den Dassower See ist 1890 dem Staate Lübeck vom Reichsgericht zugesprochen. S. Karte »Lübeck« (Staatsgebiet).

Dasychira, s. Buchenspinner.

Dasymeter (Barоskop, Luftwage, Wagemanometer), ein von Guerike 1650 erfundenes Instrument, das die Veränderungen der Dichtigkeit der Luft erkennen läßt. Es besteht aus einem Wagebalken, der an einem Ende einen mit Luft gefüllten und zugeschmolzenen Glasballon, am andern ein kleines verstellbares Gold- oder Platingewicht trägt. Hält das Gewicht dem Ballon bei einer bestimmten Dichtigkeit der Luft das Gleichgewicht, so senkt sich der Ballon nach dem Archimedischen Gesetz bei abnehmender und steigt bei zunehmender Dichtigkeit der Luft. Auch ist D. ein Apparat zur Bestimmung des Kohlensäuregehalts der Rauchgase und zur Prüfung des Leuchtgases (Gaswage).

Dasypodidae (Gürteltiere), Familie der Zahnlücker (s. d.).

Dasypodius (Rauhbein, Hase), Konrad, Mathematiker, geb. 1530 (1529) in Frauenfeld, gest. 26. April 1600 in Straßburg als Professor der Mathematik an der Akademie und Kanonikus an der Thomaskirche daselbst. D. war Lehrer und Ephorus an dem Gymnasium Argentinense (jetzigem protest. Gymnasium) und verfaßte wohl das erste für den Unterricht an einem Gymnasium bestimmte Lehrbuch: »Institutionum mathematicarum erotemata« (1593). Er ist auch der Schöpfer der berühmten Uhr des Straßburger Münsters, die unter seiner Leitung 1572—74 von Isaak und Josias Habrecht aus Schaffhausen angefertigt wurde. Vgl. Blumhof, Vom alten Mathematiker K. D. (Götting. 1798); »Festschrift zur Feier des 350jährigen Bestehens des protestantischen Gymnasiums« (Straßb. 1888).

Dasyprocta, der Aguti.

Dasypus, das Gürteltier.

Dasyurus, der Beutelmarder; Dasyuridae (Beutelmarder), Familie der Beuteltiere (s. d.).

Data, s. Daten.

Data et accepta (lat.), Ausgabe und Einnahme.

Dataria (D. apostolica, Datarie), eine päpstliche Verwaltungsbehörde, die kirchliche Gnadensachen, Dispensationen ꝛc. expediert, auch kleinere Pfründen besetzt. An ihrer Spitze steht ein Kardinal, Prodatarius, unter ihm ein Datarius und mehrere Subdatarien. Der Name D. ist von der Unterschrift der Erlasse: »Datum Romae, apud S. Petrum« (»Gegeben zu Rom, beim heil. Peter [im Vatikan]«), entlehnt.

Datchet (spr. dätschĕt), Dorf in Buckinghamshire (England), Windsor gegenüber, war Schauplatz von Falstaffs Abenteuern mit den »Lustigen Weibern von Windsor«.

Dat, donat, dedicat (lat., abgekürzt d. d. d.), »gibt, weiht, widmet«, bei den Römern übliche Inschrift auf Göttern geweihten Gegenständen, noch jetzt in lateinischen Schriften Formel der Dedikation.

Daten (Data, lat., Mehrzahl von Datum, s. d.), Tatsachen, Tatsächliches; bei Euklid und andern Geometern Sätze, die aussagen, daß, wenn gewisse Dinge gegeben, andre mitgegeben sind.

Datenteilung, s. Grundteilung.

Dati, Carlo Roberto, ital. Gelehrter, geb. 2. Okt. 1619 in Florenz, gest. daselbst 11. Jan. 1676, ward 1640 unter dem Namen Smarrito (der »Verwirrte«) Mitglied der Accademia della Crusca und reger Mitarbeiter an der dritten Ausgabe von deren Wörterbuch und 1648 Professor der alten Sprachen zu Florenz. Sein Hauptwerk sind die »Vite de' pittori antichi« (Flor. 1667; neue Ausg., Mail. 1831). Weiter sind zu erwähnen der »Discorso dell' obbligo di ben parlar la propria lingua« (Flor. 1657, neue Ausg. 1870) und die »Prose fiorentine raccolte dallo Smarrito«, ein Band (das. 1661), fortgesetzt von Bottari u. a. (das. 1716—45, 17 Bde.). Die »Lettere« gab Moroni (Flor. 1825) heraus. Vgl. Fontani, Elogio di C. R. D. (Flor. 1794).

Datieren, s. Datum.

Datio (lat.), die Handlung des Gebens. D. in solutum, Überlassung von Sachen an Zahlungs Statt (s. Annahme an Zahlungs Statt).

Datisca *L.* (Streichkraut, Strichkraut), Gattung der Datiskazeen, Stauden vom Habitus des Hanfs, mit wechselständigen, tief eingeschnittenen, dreizähligen oder meist unpaarig gefiederten Blättern, kleinen Blüten in rispigen Trauben und vielsamigen Kapseln, kommt in zwei Arten vor. D. cannabina *L.* (gelber Hanf), im westlichen Asien bis Ostindien, 1,5—2 m hoch, wird in Ostindien zum Gelbfärben der Seide benutzt, bei uns als Zierpflanze kultiviert. Der Stengel liefert spinnbare Bastfaser. Blätter und Wurzel enthalten Datiscin $C_{21}H_{22}O_{12}$, ein in farblosen Nadeln kristallisierendes, in Wasser schwer, in Alkohol leicht lösliches Glykosid, das neutral reagiert, mit Alkalien tiefgelbe Lösungen gibt und durch verdünnte Säuren in Zucker und Datiscetin $C_{15}H_{10}O_6$ gespalten wird. Letzteres gibt beim Schmelzen mit Ätzkali Salizylsäure.

Dativ, s. Kasus.

Dato (ital.), Datum (jetzt im Italienischen nur: la data); a d., de d., von d., auf d., nach d., in der Kaufmannssprache: von heute ab, besonders für den Verfalltag von Wechseln gebräuchlich; daher Datowechsel, ein Wechsel, der binnen einer bestimmten Frist nach dem Tage der Ausstellung fällig ist, z. B.: »drei Monate d. (a d.) zahlen Sie«. Datoklausel, die Bezugnahme auf den Ausstellungstag.

Datolith, Mineral, ein Kalkborosilikat (vgl. Silikate) $H_2Ca_2B_2Si_2O_{10}$, mit 21,8 Borsäure und 5,6 Wasser, findet sich in kurz säulenförmigen oder dick tafelartigen, monoklinen Kristallen, seltener in grobkörnigen Aggregaten, ist wasserhell, grünlich- und graulichweiß, glasglänzend, durchsichtig bis durchscheinend, Härte 5—5,5, spez. Gew. 2,9—3. Er kommt meist in Drusen und auf Klüften von Diabas-, Gabbro- und Serpentingesteinen vor, so bei Andreasberg, Niederkirchen in Rheinbayern, an der Seiser Alpe, zu Theiß in Tirol, zu Toggiana in Modena, im Apennin bei Bologna, bei Bergenhill in New Jersey ꝛc., sodann auf Magneteisenlagern auf Utö und bei Arendal, am letztern Ort auch in traubigen und faserigen Überzügen auf Kalkspat als sogen. Botryolith.

Dátscha (russ.), Landhaus, Sommerwohnung.

Datschitz (tschech. Dačice), Stadt in Mähren, an der Thaya und der Lokalbahn Teltsch-Zlabings, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein altes und ein neues Schloß mit Park, treibt Spiritusbrennerei, Bierbrauerei, Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen, Brettsäge, Käserei und zählt (1900) 2802 meist tschech. Einwohner.

Datt, Johann Philipp, Rechtsgelehrter, geb. 29. Okt. 1654 in Eßlingen, gest. 28. Febr. 1722 in Stuttgart, stand seit 1684 im politischen Dienst seiner

Vaterstadt und wurde 1695 württembergischer Regierungs- und Konsistorialrat in Stuttgart. Seinen Ruhm begründete das noch heute für das mittelalterliche Staatsrecht wichtige Werk über den ewigen Landfrieden von 1495: »Volumen rerum Germanicarum novum sive de pace imperii publica libri V« (Ulm [1698].

Dattel, s. Phoenix.

Dattelmuschel, s. Bohrmuscheln.

Datteln, Dorf im preuß. Regbez. Münster, Kreis Recklinghausen, am Dortmund-Emskanal, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Dampfsäge- und Dampfmahlmühle, treibt Steinkohlenbergbau und hat (1900) 3911 Einw.

Datteln, schwarze, s. Diospyros.

Dattelpalme, s. Phoenix.

Dattelpflaumenbaum, s. Diospyros.

Dattenfeld, Dorf im preuß. Regbez. Köln, Kreis Waldbröl, an der Sieg und der Staatsbahnlinie Troisdorf-Gießen, hat eine kath. Kirche, treibt Zigarren-, Feilen-, Sägen- und Pulverfabrikation, ein Feinblechwalzwerk, Ziegelbrennerei, Grauwackenbrüche und zählt (1900) 2560 Einw. In der Nähe liegt die Burgruine Windeck.

Datum (lat., »gegeben«), in den lateinisch abgefaßten Urkunden des Mittelalters die Formel, die der Angabe der Zeit (meist auch des Ortes) der Ausstellung derselben vorangestellt wurde, oft in Verbindung mit Actum, was den Zeitpunkt angibt, in dem über den Inhalt des betreffenden Schriftstückes verhandelt wurde. Gegenwärtig bedeutet D. (als Substantiv) soviel wie Orts- und Zeitangabe selbst. Die Art und Weise der Angabe des Jahres und Tages, das Datieren, war in verschiedenen Ländern und Zeiten verschieden. Die Alten pflegten nach den Regierungsjahren ihrer Könige und obersten Magistratspersonen zu datieren. Die abendländischen Völker datierten im Mittelalter ebenso, gaben aber seit 840 zugleich oder auch allein das Jahr nach der Geburt Christi in ihren Urkunden an und fügten oft auch noch die Indiktion oder Römerzinszahl hinzu. Als Tag setzte man den Monatstag entweder nach der Zahlordnung oder nach dem Namen eines Heiligen oder Festes. Erst seit der Reformation datiert man allgemein durch Angabe des Monatstages. Datieren heißt auch die Zeitrechnung für etwas Bestehendes von einem Ereignis an beginnen. — In der Statistik ist D. jede einzelne Beobachtung über den Zustand einer Erscheinung in einem gegebenen Raum und zu einer bestimmten Zeit. Man beschränkt diesen Ausdruck auf die Teilbeobachtung einer bestimmten Massenbeobachtung. War diese Beobachtung eine systematische, dann sind auch die Daten systematische. Beliebig aus verschiedenen Zeiten und Räumen zusammengestellte Beobachtungen sind nicht Teile einer fortlaufenden Beobachtungsreihe, wie solche die Statistik verlangt. Vgl. Daten und Dato.

Datumeier, Hühnereier, auf denen das Datum des Tages, an dem sie gelegt sind, angegeben ist.

Datumgrenze. Alle Orte auf der Erde, die unter demselben Meridian liegen, haben in demselben Moment Mittag und stets gleiche Tageszeiten. Die von einem Ort östlich liegenden Meridiane haben, da für sie die Sonne früher aufgegangen ist, größere Tageszeiten als der Beobachtungsort, und die westlich liegenden Meridiane kleinere, da dort die Sonne später aufgeht, und zwar entspricht dem Längenunterschied zweier Orte von 1° ein Mittagsunterschied von 4 Zeitminuten. Geht man also von einem Punkte Europas genau 180° nach O., so ergibt sich eine Zeitdifferenz von 12 Stunden. Ist es in Europa 1. Jan. 8 Uhr morgens, so ist es im O. 1. Jan. 8 Uhr abends. Geht man aber genau 180° nach W., so gelangt man zwar wieder zu demselben Punkt wie vorher, hat aber hier jetzt 31. Dez. 8 Uhr abends. Die Frage, welches Datum dem betreffenden Meridian zukommt, ist nach wissenschaftlichen Grundsätzen nicht streng zu beantworten und wesentlich von dem Anfangspunkt der Zeitzählung abhängig. Bei der überwiegenden Bedeutung des Meridians von Greenwich, der von der Schiffahrt allgemein als erster Meridian anerkannt ist, hat man diesem den Vorzug vor andern gegeben und sich dahin entschieden, den auf der jenseitigen Erdhemisphäre gelegenen Halbmeridian von Greenwich als nautische D. gelten zu lassen. Wenn ein

Scheidelinie für Wochentag und Datum.

Schiff diese Linie von W. nach O. überschreitet, so wird der betreffende Tag doppelt gezählt, fährt es in umgekehrter Richtung, so läßt man einen Tag ausfallen und zählt beispielsweise nach dem 1. April gleich den 3. April. Auf Grund des historischen Ganges der Entdeckung und Besiedelung der Länder in der Gegend des 180. Längengrades bildete sich hier eine eigentümlich gebogene historische D. Die Holländer kamen von W., die Spanier von O., und jeder folgte selbstverständlich seinen Schiffsjournalen; infolgedessen wurde dann auf jeder Insel und Inselgruppe des Großen Ozeans das Datum weitergezählt, das die ersten Besiedler mitbrachten. Die historische D. macht dementsprechend, anstatt dem Meridian zu folgen, eine weite Ausbiegung nach W., weil die Philippinen von O. entdeckt und besiedelt wurden. Solange nun diese Inseln in ihrem auswärtigen Verkehr fast ausschließlich auf das spanische Amerika angewiesen waren, hatten sie keine Veranlassung, von ihrem ursprünglichen östlichen Datum abzuweichen. Als aber im Anfang des 19. Jahrh. die spanische Herrschaft in Amerika zusammenbrach und sich die Beziehungen der Philippinen zur nahen asiatischen

Küste immer lebhafter gestalteten, ergaben sich aus der Datumdifferenz zwischen den Inseln und dem Festland unliebsame Störungen. Dies führte 1844 zu einer Änderung der Datumszählung, wobei man den 31. Dez. 1844 gänzlich fallen ließ und nach dem 30. Dez. sofort den 1. Jan. 1845 zählte. Diese Änderung des Datums fand gleichzeitig auf den Marianen und bald auch auf einer Reihe andrer Inselgruppen Anwendung; ferner wurde 1892 auf den Samoainseln das amerikanische Datum angenommen und Montag der 4. Juli zweimal gezählt. So ergibt sich die jetzt geltende tatsächliche oder wirtschaftliche D.; das Ostende Sibiriens hat das asiatische Datum, und auf den Fidschiinseln und einigen andern Inseln der Südsee gilt das australische Datum und nicht das amerikanische, obwohl diese Inseln auf der östlichen Seite des jenseitigen Halbmeridians von Greenwich liegen, und umgekehrt gilt auf den Inseln der Aleuten das amerikanische Datum, obwohl ebenfalls für einige derselben das asiatische nach der nautischen D. gelten müßte.

Datum ut supra (lat.), das Datum wie oben (angegeben); Datum ut retro, das Datum wie umstehend (bei Protokollen ꝛc.).

Datumwechsel, s. Datumgrenze.

Datūra *L.* (aus dem Sanskrit; Stechapfel), Gattung der Solanazeen, kahle oder schwach behaarte Kräuter, Sträucher oder Bäume mit zerstreut stehenden, gestielten, großen, ganzrandigen oder buchtigen Blättern, meist großen, einzeln achsel- und endständigen, langröhrigen, trichter- oder trompetenförmigen, oft weißen Blüten und eiförmiger oder runder, stacheliger oder unbewehrter, mit vier Klappen an der Spitze aufspringender Fruchtkapsel mit zahlreichen nierenförmigen Samen, wächst in etwa 15 Arten in den wärmern Teilen der ganzen Erde, meist in Mittelamerika. D. Stramonium *L.* (Stechapfel, Dornapfel, Rauhapfel, Krötenmelde, Igelskolben, Stachelnuß, Tollkraut, s. Tafel »Giftpflanzen II«, Fig. 7), einjährig, bis 1 m hoch, mit eiförmigen, buchtig gezahnten, spitzen Blättern, großen weißen, auch bläulichen Blüten und eiförmiger, derb stacheliger Kapsel, stammt wahrscheinlich aus den Ländern um das Kaspische oder Schwarze Meer, findet sich aber in ganz Europa, Asien, Afrika und Nordamerika, an Wegen, auf Schutthaufen, in der Nähe der Dörfer und Städte. Die Blätter riechen besonders beim Welken widerlich, betäubend, schmecken ekelhaft bittersalzig und gehören, wie die länglich nierenförmigen, flach gedrückten, sehr feingrubig punktierten, mattschwärzlichen oder braunen, ölig und scharf bitterlich schmeckenden Samen, zu den narkotisch scharfen Giften. Als wirksamen Stoff enthalten sie Atropin (die Samen 0,1 Proz., die Blätter 0,2—0,3 auf Tausend), außerdem kristallisierbares und sublimierbares, nicht basisches Stramonin. Man benutzte früher die Blätter und daraus bereitete Präparate bei Geisteskrankheiten und Asthma (hier oft in der Form von Zigarren (Stramoniumzigarren); jetzt geben nur noch Landleute bisweilen den Schweinen einen Fingerhut voll Stechapfelsamen, um sie recht fett zu machen; Pferdehändler suchen mit Hilfe desselben abgemagerten Pferden ein gutes Ansehen zu verschaffen; in verbrecherischer Absicht ist der Same zur Bereitung einschläfernder Getränke benutzt worden. Da Kinder mit den klappernden Kapseln gern spielen, so kommen nicht selten Vergiftungen vor, die ganz ähnlich wie Belladonnavergiftung verlaufen und zu behandeln sind (s. Atropa). Der Stechapfel wird schon von Theophrast beschrieben, auch Dioskorides kennt ihn; doch scheint er sich erst im Mittelalter, ursprünglich z. T. durch Kultur, in Europa verbreitet zu haben; medizinisch benutzte ihn zuerst Störck in Wien 1762. Sehr ähnlich, auch in den Eigenschaften, aber größer ist D. Tatula *L.*, ein Sommergewächs mit ähnlicher Verbreitung wie die vorige, mit bläulichem bis violettem Stengel und blauen Blüten. D. Metel *L.*, mit herzförmigen, ganzrandigen und flaumigen Blättern und weißen, zarten Blüten, die fast wie Lilien riechen, sich aber nur bei Nacht öffnen, wächst im Mittelmeergebiet, in Südasien, Afrika, Mittelamerika, soll noch narkotischer als der gemeine Stechapfel sein und wird in Ostindien, Arabien und andern Ländern zur Bereitung von Berauschungsmitteln mit Hanf, Opium, Gewürzen ꝛc. verwendet. D. fastuosa *L.*, in Ostindien, im Malaiischen Archipel und im tropischen Afrika, mit großen weißen, bisweilen auswendig violetten, auch mit gefüllten Blüten, wird in Indien und China wie der Stechapfel bei uns benutzt und als Zierpflanze kultiviert. D. arborea *L.* (Brugmansia candida *Pers.*, s. Tafel »Zierpflanzen I«, Fig. 19), in Chile und Peru, 3—4 m hoch, mit großen, länglich zugespitzten, ganzrandigen Blättern, sehr großen, hängenden, weißen, besonders gegen Abend wohlriechenden Blüten und glatten, hängenden Früchten, wird häufig bei uns in Gärten gezogen. In Peru werden die Blätter arzneilich benutzt. D. suaveolens *H. Bonpl.*, in Chile und Peru, hat ebenso große, aber noch köstlicher riechende Blüten. D. sanguinea *Ruiz* et *Pavon* (Brugmansia bicolor *Pers.*), in Peru, strauch- oder baumartig, hat große, hängende Blüten, die von der Basis bis zur Mitte gelb, an der obern Hälfte rot und mit blutroten Streifen durchzogen sind. Aus den Früchten bereiten die Peruaner einen berauschenden Trank (Tonga), den einst die Priester des Sonnentempels in Sogamossa, dem peruanischen Orakelsitz, tranken, um sich mit den Geistern der Verstorbenen (daher Yerba de Huaca, Gräberpflanze) in Verbindung zu setzen; vielleicht wurden die Samen von D. Stramonium einst zu Delphi in gleicher Weise benutzt.

Daturin, soviel wie Atropin.

Daub, Karl, spekulativer Theolog, geb. 20. März 1765 in Kassel, gest. 22. Nov. 1836 in Heidelberg, ward 1791 in Marburg akademischer Dozent, folgte 1794 einem Ruf als Lehrer der Philosophie nach Hanau, 1795 als ordentlicher Professor der Theologie nach Heidelberg. Der Kantsche Kritizismus beeinflußte ihn in seinem »Lehrbuch der Katechetik« (Heidelberg 1801), Schellings Identitätsphilosophie in den »Theologumena« (das. 1806) und der »Einleitung in das Studium der Dogmatik« (das. 1810), mystische Gedanken in »Judas Ischariot, oder Betrachtungen über das Böse im Verhältnis zum Guten« (das. 1861 bis 1818, 2 Tle.), Hegel in »Die dogmatische Theologie jetziger Zeit« (das. 1833). Seine »Theologischen und philosophischen Vorlesungen« gaben Marheineke und Dittenberger (Berl. 1838—44, 7 Bde.) heraus. Vgl. Rosenkranz, Erinnerungen an K. D. (Berl. 1837); D. F. Strauß, Charakteristiken und Kritiken (2. Aufl., Leipz. 1844).

Daub., bei Tiernamen Abkürzung für L. J. M. Daubenton (s. d.).

Dauba, Stadt im nördlichen Böhmen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit einem Denkmal Josephs II., treibt Hopfenbau und Hopfenhandel und hat (1900) 1896 deutsche Einwohner. Dabei liegt das gräflich Waldsteinsche Schloß Neuperstein mit Park.

Dauben, ſ. Faß.

Daubenſee, ſ. Dubenſee.

Daubenton (ſpr. dobangtóng), Louis Jean Marie, Naturforſcher, geb. 29. Mai 1716 zu Montbar in Burgund, geſt. 31. Dez. 1799 in Paris, ſtudierte in Paris Medizin, praktizierte in ſeiner Vaterſtadt, ward 1745 Aufſeher und Erklärer am naturhiſtoriſchen Kabinett in Paris, 1783 Lehrer an der Veterinärſchule zu Alfort, 1795 Profeſſor der Naturgeſchichte an der Normalſchule in Paris und Direktor des naturhiſtoriſchen Kabinetts daſelbſt. Er lieferte zu den fünf erſten Bänden der Buffonſchen Naturgeſchichte anatomiſche Beiträge, die in wiſſenſchaftlicher Hinſicht den bedeutendſten Teil des ganzen Werkes bilden. Im Akklimatiſationsgarten zu Paris wurde ihm eine Marmorſtatue (von Godin) errichtet.

Daubentonſcher Okzipitalwinkel, ſ. Schädel.

Daubigny (ſpr. dobinji), Charles François, franz. Maler, geb. 15. Febr. 1817 in Paris, geſt. daſelbſt 19. Febr. 1878, Schüler ſeines Vaters, eines Miniaturmalers, und P. Delaroches, beteiligte ſich bereits ſeit 1838 mit Landſchaften klaſſiſcher Richtung an den Ausſtellungen, kam aber erſt zu Anfang der 50er Jahre zu voller Entwickelung und allgemeiner Anerkennung. Sein Streben war darauf gerichtet, ein ungeſchminktes und unmittelbares Abbild der Natur ohne jede poetiſche Zutat zu liefern. Zu dieſem Zweck wählte er die reizloſeſten und unſcheinbarſten Motive, nur allein nach der abſoluten Wahrheit ſtrebend. Gleichwohl gab aber ſtets ein gewiſſes Stimmungselement den Ton für ſeine delikate Färbung an. Zuletzt verlor er ſich in eine Skizzenhaftigkeit, die ſich mit der Wiedergabe des allgemeinen Eindrucks begnügte. Seine Hauptwerke ſind: die Schleuſe im Tal zu Optéroz (1853), der Frühling (1857) und die Weinleſe in Burgund (1863, beide im Louvre), die Ufer der Oiſe (1859), der Mondaufgang und die Mühlen in Dordrecht (1872). Seine Malweiſe hat viele Nachahmer gefunden. Er veröffentlichte: »Voyage en bâteau«, Album von 15 Radierungen, mit Vorrede von Fr. Henriet (Par. 1862). Vgl. K. Daubigny, Charles D. et son œuvre (Par. 1875); Henriet, Charles D. et son œuvre (2. Aufl., daſ. 1878). — Sein Sohn Karl Pierre D., geb. 9. Juni 1846, geſt. im Mai 1886, iſt ebenfalls als Landſchaftsmaler in der Art ſeines Vaters tätig geweſen.

Daublebſky von Sterneck zu Ehrenſtein, Maximilian, Freiherr, öſterreich. Admiral, geb. 14. Febr. 1829 in Klagenfurt, geſt. 5. Dez. 1897 in Wien, war der Sohn des Geheimrats Joſeph, Freiherrn D. (geſt. 1848), aus einem alten böhmiſchen Adelsgeſchlecht. In der Schlacht bei Liſſa (20. Juli 1866) befehligte er als Linienſchiffskapitän die Panzerfregatte Erzherzog Ferdinand Max, das Admiralſchiff Tegetthoffs, mit der er das italieniſche Admiralſchiff Re d'Italia in den Grund bohrte. 1872 zum Konteradmiral ernannt, unternahm er mit dem Grafen Hans Wilczek eine Fahrt auf der Jacht Isbjören nach Novaja Semlja zur Unterſtützung der öſterreichiſch-ungariſchen Nordpol-Expedition unter Payer und Weyprecht. Von 1873—75 Befehlshaber des Geſchwaders im Mittelländiſchen Meer, ward er hierauf Seearſenals-Kommandant in Pola, 1883 Vizeadmiral, 1884 Marinekommandant und Chef der Marineſektion des Reichskriegsminiſteriums, 1888 Admiral. Seine Witwe gab heraus: »Max Freiherr von Sterneck, Erinnerungen aus den Jahren 1847—1897« (mit biographiſcher Skizze von J. v. Benko, Wien 1900). — Demſelben Geſchlecht gehört an Moritz, Ritter von D., öſterreich. General, geb. 24. Mai 1836 in Prag als Sohn eines Rechtsgelehrten, machte als Generalſtabsoffizier die Feldzüge von 1859, 1864 und 1866 mit. 1869 war er Generalſtabschef Auerſpergs in Süddalmatien, 1880 wurde er Generalmajor, 1885 Feldmarſchalleutnant, im Oktober 1891 Stadtkommandant von Wien und trat 1893 als Feldzeugmeiſter in den Ruheſtand.

Daubrée (ſpr. dobrē'), Gabriel Auguſte, Geolog, geb. 25. Juni 1814 in Metz, geſt. 29. Mai 1896 in Paris, beſuchte ſeit 1834 die polytechniſche Schule in Paris, wurde 1838 Bergbauingenieur im Departement Niederrhein, 1839 Profeſſor der Mineralogie und Geologie zu Straßburg, 1855 Chefingenieur der Bergwerke, 1861 Profeſſor der Geologie am Musée d'histoire naturelle in Paris und 1862 auch Profeſſor der Mineralogie an der École des mines, 1867 Generalinſpektor der Bergwerke und 1872 Direktor der École nationale des mines. Er arbeitete über das Auftreten von Gold im Bett und Tal des Rheins, über Entſtehung der eiſenhaltigen Mineralien in den Seen und Mooren (1843) und über die Erzlagerſtätten Skandinaviens. Sein Hauptverdienſt beſteht in der Anwendung des Experiments auf geologiſche Fragen. Durch Einwirkung von Waſſerdampf auf glühende Metallchloride erhielt er Zinnſtein, Eiſenglanz und Quarz; mit Hilfe von überhitztem Waſſer verwandelte er Ton in Glimmer, vulkaniſches Glas in Trachyt, Holz in Anthrazit und ſtellte eine Reihe von Silikaten dar. Andre Arbeiten betrafen die Meteoriten, die kapillare Infiltration von Waſſer bei Gegendruck, die Entſtehung von Sand und Schotter, die transverſale Schieferung, die Spaltenbildung, die Umwandlung von Serpentin in Olivin, die Bildung von Schwefelmetallen und Zeolithen ꝛc. Er ſchrieb: »Description géologique et minéralogique du département du Bas-Rhin« (Straßb. 1852); »Observations sur le métamorphisme« (Par. 1858; deutſch von Söchting, Berl. 1861); »Recherches expérimentales sur le striage des roches dû au phénomène erratique« (1858); »Recherches expérimentales sur des phénomènes qui ont pu produire le métamorphisme« (1857—60); »La chaleur intérieure du globe« (1866); »Expériences synthétiques relatives aux météorites« (1868); »Substances minérales« (1868); »Études synthétiques de géologie expérimentale« (1879; deutſch von Gurlt, Braunſchw. 1880); »Les météorites et la constitution du globe terrestre« (1887); »Les eaux souterraines« (1887, 3 Bde.); »Les régions invisibles du globe et des espaces célestes« (1889).

Daubréelith, eine ſeltene Eiſenchromſchwefelverbindung $FeS.Cr_2S_3$, die ſich in ſchwarzen, zuweilen bronzefarbig angelaufenen metalliſchen Körnchen und Blättchen in einigen Meteoreiſen gefunden hat.

Daucus, ſ. Mohrrübe.

Daud., bei Tiernamen Abkürzung für François Marie Daudin (ſ. d.).

Daude de Pradas (ſpr. dáude de pradas), altprovenzaliſcher Dichter, ſ. Provenzaliſche Sprache u. Literatur.

Daudet (ſpr. dodä), 1) Erneſt, franz. Schriftſteller, geb. 31. Mai 1837 in Nimes, kam 1857 mit ſeinem jüngern Bruder, Alphonſe, nach Paris, wurde Sekretär des Kammerpräſidenten Herzog von Morny und ſchrieb für zahlreiche Blätter und Zeitſchriften mit royaliſtiſcher Tendenz. Die ſiegreiche Reaktion übertrug ihm 1873 die Leitung des »Journal officiel«, die er nach drei Jahren gegen die des »Petit Moniteur« vertauſchen mußte. Neben ſeinem Bruder ſteht

der Verfasser der »Vénus de Gordes« (1866) und zahlreicher andrer Romane unbedeutend da; dagegen verdienen seine fleißigen geschichtlichen Sammelwerke Erwähnung: »Le cardinal Consalvi 1800—1824« (1866); »La Terreur blanche« (1878); »Le procès des ministres« (1877); »Histoire de l'Émigration« (1886—89, 3 Bde.); »Les coulisses de la société parisienne« (1893); »Le Duc d'Aumale« (1897) u. a. Ferner schilderte er sein und seines Bruders Jugendleben u. d. T.: »Mon frère et moi« (1882).

2) Alphonse, franz. Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 13. Mai 1840 in Nîmes, gest. 16. Dez. 1897 in Paris, machte während der ersten Jahre seines Pariser Aufenthalts eine herbe Lehrzeit durch, bis der Herzog von Morny ihm als Privatsekretär ein sicheres Brot und die Mittel zu Studienreisen gab. Nach poetischen und dramatischen Versuchen erzielte der junge Schriftsteller seinen ersten durchschlagenden Erfolg mit dem selbstbiographischen Roman »Le petit Chose, histoire d'un enfant« (1868; deutsch u. d. T.: »Der kleine Dingsda«, Berl. 1877). Dann machten die »Lettres de mon moulin« (1869) und namentlich der meisterhafte komisch-satirische Roman »Les aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon« (1872) den Namen A. Daudets immer bekannter, bis er mit dem Roman »Fromont jeune et Risler aîné« (1874; deutsch, Berl. 1876), der über 60 Auflagen erlebte, in die Reihe der gelesensten Schriftsteller Europas vorrückte. Bald lösten nun die Erfolge einander ab mit »Jack« (1876), »Le Nabab« (1877), »Les rois en exil« (1879), »Numa Roumestan« (1882), »L'Évangéliste« (1883), »Sapho« (1884), »Tartarin sur les Alpes« (1886), »L'Immortel«, eine Satire auf die französische Akademie (1888), »Port Tarascon, dernières aventures de l'illustre Tartarin« (1890), »Rose et Ninette« (1892), »La petite paroisse« (1895) und »Soutien de famille« (1898). Die meisten dieser Werke sind fast gleichzeitig mit dem Original in deutschen Übersetzungen erschienen. D. huldigt der realistischen Richtung, weiß aber dabei seinem Gegenstand immer eine intime, gemütvolle Seite abzugewinnen. Er wird daher oft der Nachahmung Dickens' geziehen; allein er hat vor diesem die künstlerische Gestaltung wie eine bestrickende Virtuosität der Sprache voraus. Seine Erinnerungen hat er niedergelegt in »Trente ans de Paris (A travers ma vie et mes livres)«, »Souvenirs d'un hommes de lettres« (1888) und »Notes sur la vie« (1899). Von den Theaterstücken Daudets sind zu nennen: »L'Arlésienne« (1872, mit musikalischen Einlagen von Bizet), dann die Bearbeitungen seiner Romane: »Fromont«, »Jack«, »Les rois en exil«, »Sapho«, »Numa Roumestan«, sowie die selbständigen Arbeiten: »La lutte pour la vie« (1889), »L'Obstacle« (1890), »La Menteuse« (1892, nach einer Erzählung der »Femmes d'artistes«). Eine auf 18 Bände berechnete illustrierte Ausgabe seiner »Œuvres complètes« begann 1899 in Paris zu erscheinen. Vgl. Gerstmann, A. D., sein Leben und seine Werke (Berl. 1883, 2 Bde.); Léon A. Daudet, Alphonse D. (Par. 1898); B. Diederich, Alphonse D., sein Leben und seine Werke (Berl. 1900). — Seine Gattin Julia, geborne Allard, geb. 1847 in Paris, früher Mitarbeiterin verschiedener Zeitschriften, veröffentlichte »Impressions de nature et d'art« (gesammelte Aufsätze, 1879), »L'enfance d'une Parisienne« (1883), »Fragments d'un livre inédit« (1885), »Enfants et mères« (1889) und »Journées de Femme« (1898), von feiner Beobachtung zeugende Skizzen, deren Stil etwas geziert ist.

3) Léon, Sohn des vorigen, franz. Romandichter, geb. 1868 in Paris, machte zuerst medizinische Studien, die er bald mit der Literatur vertauschte, entwickelte in seinem ersten Werk »Germe et poussière« (1891) eine etwas unklare Philosophie und erregte in literarischen Kreisen mit »L'Astre Noir« (1893), einer Satire gegen V. Hugos Egoismus, besonders auch deshalb Aufsehen, weil D. 1891 dessen Enkelin geheiratet hatte. Die Ehe wurde 1895 geschieden. Allgemein bekannt wurde er durch die heftige Satire gegen die Ärzte: »Les Morticoles« (1894), den fein psychologischen Roman »Les deux étreintes« (1900) und die scharfe republikfeindliche Satire »Les Parlementeurs« (1901). D. ist politischer Mitarbeiter der antisemitischen »Libre Parole« und Theaterkritiker des royalistischen »Soleil«.

Daudin (spr. dodäng), François Marie, Naturforscher, geb. um 1776 in Paris, gest. 1804, schrieb: »Traité élémentaire et complet d'ornithologie« (Par. 1799—1800, 2 Bde.); »Histoire naturelle des reptiles« (das. 1802—1804, 8 Bde.; Ergänzung zu Buffons Naturgeschichte); »Histoire naturelle des rainettes, des grenouilles et des crapauds« (das. 1802); »Histoire naturelle des quadrupèdes ovipares« (das. 1802).

Dauerbrandlampe, s. Elektrisches Licht.

Dauereier (Wintereier), Eier, die bis zur endgültigen Entwickelung ein Dauer- oder Ruhestadium durchmachen, besonders bei Blattfüßern u. Rädertieren.

Dauergewebe, bei Pflanzen das nicht mehr teilungsfähige Zellgewebe eines völlig ausgebildeten Organs im Gegensatze zum Bildungsgewebe.

Dauerlauf, s. Leibesübungen.

Dauerlaute (lat. Continuae), s. Lautlehre.

Dauerritt, s. Distanzritt.

Dauerschlaf, s. Schlafsucht.

Dauersporen, Sporen, die erst nach längerer oder kürzerer Ruhezeit zu einer neuen Pflanze auskeimen, wie die Teleutosporen der Rostpilze, die Sporen mancher Algen und Bakterien. Sie besitzen große Widerstandskraft und bleiben lange keimfähig.

Dauertypen (persistente Lebensformen), Pflanzen und Tiere, die einen sehr langen Zeitraum durchlebt haben, ohne auszusterben oder wesentlich ihre Organisation zu ändern. Sie kommen namentlich in den niedern Klassen der beiden Reiche vor, z. B. bei den Protozoen, Korallen, Mollusken ꝛc., von denen viele lebende Gattungen bis zur Silurzeit zurückreichen, viel seltener unter den Wirbeltieren, von denen nur einige Fische, wie Polypterus, Lepidosteus u. a., sehr nahe Verwandte in alten Formationen besitzen. Unter den höhern Wirbeltieren kennt man keine D.; selbst die niedersten Säuger, wie Schnabel- und Beuteltiere, erscheinen ihren Vorfahren gegenüber stark verändert. Je weniger spezialisiert, d. h. an besondere Lebensbedingungen angepaßt ein Organismus ist, um so länger kann er sich veränderten Verhältnissen anpassen; stark spezialisierte Formen, wie z. B. die Dinosaurier, Flugeidechsen, sind leichter dem Aussterben ausgesetzt. Vgl. Huxley, Über persistente Lebenstypen (in den »Reden und Aufsätzen«; deutsch, Berl. 1877).

Dauerverband, s. Wunde.

Daulatabad, Städtchen im britisch-ind. Vasallenstaat Haidarabad, 16 km nordwestlich von Aurangabad, mit etwa 1200 Einw., berühmt wegen seines Forts, von alters her Hauptbollwerk der Herrscher des Dekhan, eines 166 m hohen Granitfelsens, der bis zu 63 m völlig senkrecht aufsteigt und oben eine nur wenige Quadratmeter große Plattform hat, auf der

ein Vierundzwanzigpfünder neben einem Flaggenstock steht. Das Fort ist umgeben von drei Befestigungslinien und einem 10 m breiten Graben. Im Felsen selbst geht ein enger Gang zu einer eingehauenen Halle, von der man auf einer Wendeltreppe zur Plattform aufsteigt. Nahe dem Graben steht eine 1294 von den Mohammedanern nach der ersten Eroberung des Platzes errichtete Moschee. Die Stadt, ursprünglich Dewagiri genannt, war zuerst die starke Feste eines Hindureichs, wurde 1294 von Ala ed-din (Mohammed Shah I.) genommen; doch empörte sie sich wiederholt, bis sie 1339 Mohammed II. ibn Toghluq an Stelle Dehlis, das völlig geräumt wurde, zu seiner Residenz machte und D. (»glückliche Stadt«) nannte. Nun blühte die Stadt schnell auf. Später kam sie in den Besitz des Nizams von Haidarabad und verfiel wieder.

Daulésches Verfahren, s. Stereotypie.

Dauletschâh, Ben Alâ ud Daula Bachtîschâh, pers. Literarhistoriker, geboren in Samarkand in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. aus vornehmem Geschlecht, gest. 1494 oder 1495, schrieb 1487 »Teskiret uschschu'arâ« (»Biographien der Dichter«, hrsg. von Browne, Leiden 1901, in türk. Bearbeitung 1843 in Konstantinopel gedruckt). Das Werk enthält in sieben Büchern und einem Anhang eine (leider wenig kritische) biographisch-anthologische Darstellung von ungefähr 140 persischen Dichtern, wozu noch in der Einleitung zehn berühmte arabische Dichter kommen. Über Auszüge daraus vgl. Pertsch, Persische Handschriften, S. 598 (Berl. 1888).

Daulis, im Altertum Stadt in Phokis, an der Straße von Orchomenos nach Delphi auf einem steilen Felsen gelegen, Sitz des Königs Tereus und Schauplatz der Mythe von der Philomele und Prokne, wurde erst von den Persern, dann von Philipp von Makedonien am Ende des Phokischen Krieges zerstört, war aber noch in der Römerzeit eine starke Festung. Jetzt steht dort das Dorf Davlia mit Trümmern der alten Stadt.

Daumas (spr. domá), Eugène, franz. General, geb. 4. Sept. 1803, gest. Anfang Mai 1871, trat 1822 in die Armee, beteiligte sich seit 1835 an den Feldzügen gegen Abd el Kader, leitete dann das arabische Departement in Algerien und wurde 1850 als Direktor der algerischen Angelegenheiten in das Kriegsministerium berufen. 1858—59 war er Präsident der Pariser Geographischen Gesellschaft. D. veröffentlichte: »Exposé de l'état actuel de l'Algérie, etc.« (Algier 1844); »Le Sahara algérien« (Par. 1845); »Le grand désert, ou itinéraire d'une caravane du Sahara au pays des nègres« (3. Aufl. 1861); »La grande Kabylie« (1847, mit Fabar); »Mœurs et coutumes de l'Algérie« (1853, 4. Aufl. 1864); »Les chevaux du Sahara« (1851, 7. Aufl. 1874; deutsch, 2. Aufl., Berl. 1858), sein für die Pferdezucht wichtiges Hauptwerk mit einem interessanten Kommentar Abd el-Kaders; »La Kabylie« (1857); »La vie arabe et la société musulmane« (1869) u. a.

Däumeln, s. Bibliomantie.

Daumen, s. Hand.

Daumen (Däumlinge, Frösche, Kämme, Wellfüße), die auf dem Umfang einer Welle (Daumenwelle) sitzenden Vorsprünge, durch die bei Drehung der Welle in senkrechten Führungen gehende Stangen (z. B. die Pochstempel der Pochwerke) gehoben oder Hebel (z. B. die Stiele von Helmhämmern) um eine Achse gedreht werden, bis sie über den äußersten Punkt der D. hinweggegangen sind und nun unter der Einwirkung der Schwere oder der Kraft einer Feder in ihre ursprüngliche Lage zurückfallen, um alsdann das Spiel zu wiederholen. Daumenscheiben oder unrunde Scheiben finden bei Dampfmaschinen, Gasmotoren ꝛc. Anwendung zur Betätigung der Steuerungsventile (Daumensteuerung).

Daumer, Georg Friedrich, Dichter und philosoph. Schriftsteller, geb. 5. März 1800 in Nürnberg, gest. 13. Dez. 1875 in Würzburg, eine begabte, aber exzentrische und schwankende Natur, warf sich anfangs als Student der Theologie zu Erlangen dem Pietismus in die Arme, verfiel aber bald dem Zweifel und widmete sich, von Schelling angeregt, der Philosophie. Nach Erledigung seiner Studien in Leipzig wurde er 1822 Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt, geriet aber wegen seiner freisinnigen Anschauungen mit dem Direktor der Anstalt in Konflikt und legte 1830 seine Stellung nieder. Den philosophischen Schriften: »Die Urgeschichte des Menschengeistes« (Berl. 1827) und »Andeutungen eines Systems spekulativer Philosophie« (Nürnb. 1831) ließ er jetzt, außer kleinern unter dem Namen Amadeus Ottokar veröffentlichten Arbeiten, eine Reihe antichristlicher Werke folgen: »Philosophie, Religion und Altertum« (das. 1833), »Züge zu einer neuen Philosophie der Religion und Religionsgeschichte« (das. 1835), »Der Feuer- und Molochdienst der Hebräer« (Braunschw. 1842) und »Die Geheimnisse des christlichen Altertums« (Hamb. 1847, 2 Bde.), in denen er zu beweisen suchte, daß die Hebräer in der ältesten Zeit und auch die Christen in den ersten Jahrhunderten Menschen geopfert hätten. Er näherte sich den Anschauungen des Mohammedanismus, für den er durch seine ansprechenden Gedichtsammlungen »Mahomet« (Hamb. 1848) und die »Liederblüten des Hafis« (das. 1846—51, 2 Sammlungen) Stimmung zu machen versuchte; es sind dies seine erfreulichsten Leistungen. An die Stelle des Christentums wollte er jetzt eine »Religion der Liebe und des Friedens« setzen, die er in dem Werk »Religion des neuen Weltalters« (Hamb. 1850, 3 Bde.) zu konstruieren suchte. Endlich aber vollzog sich in den 1850er Jahren eine abermalige Wandelung seines Innern: er trat, seit einigen Jahren in Frankfurt wohnend, 1858 in Mainz zur katholischen Kirche über und wurde ein Vorkämpfer der ultramontanen Ideen. Aus dieser Periode stammen: »Meine Konversion« (Mainz 1859); »Aus der Mansarde« (das. 1860—62, 6 Hefte); »Das Christentum und sein Urheber« (das. 1864); »Christina Mirabilis und Joseph von Copertino als Vorläufer einer neuen künftigen Menschengattung« (Paderb. 1864); »Aphorismen über Tod und Unsterblichkeit« (Leipz. 1865); »Das Geisterreich in Glauben, Vorstellung, Sage und Wirklichkeit« (das. 1867, 2 Bde.); »Das Wunder, seine Bedeutung, Wahrheit und Notwendigkeit« (gegen Frohschammer, Strauß u. a., Regensb. 1874). Als Dichter hat sich D. fernerhin bekannt gemacht durch »Bettina« (Nürnb. 1837), eine metrische Umschreibung einzelner Stellen aus dem »Briefwechsel Goethes mit einem Kind«, durch die unter dem Pseudonym Eusebius Emmeran veröffentlichte »Glorie der heiligen Jungfrau Maria« (das. 1841), das weltpoetische Liederbuch »Polydora« (Frankf. 1855, 2 Bde.), die »Marianischen Legenden und Gedichte« (Münst. 1859) und das Legenden- und Novellensträußchen »Schöne Seelen« (Mainz 1862). Auch verfaßte er eine Reihe von Mitteilungen über Kaspar Hauser, der in seinem Hause lebte (Nürnb. 1832, Frankf. 1859 u. Regensb. 1873).

Daumier (spr. domjé), Honoré, franz. Zeichner und Karikaturist, geb. 26. Febr. 1808 in Marseille, gest. 10. Febr. 1879 in Valmondois, machte sich durch die von ihm im »Charivari« erschienene Reihenfolge des »Robert Macaire« zuerst einen Namen. Seine Darstellungen haben die komischen Szenen und Vorfälle des Tages, Albernheiten an merkwürdigen Leuten, die Kehrseiten von großen Dingen, Modetorheiten zum Gegenstande. Die komische Seite des gemeinen Spießbürgerlebens und das Lächerliche der individuellen Natur wußte D. scharf und kräftig, oft auch brutal auszudrücken. Bemerkenswert sind in dieser Beziehung: »Bons bourgeois«, »Pastorales«, »Locataires et propriétaires«, »Les papas«, »Les beaux jours de la vie«, »Représentants représentés«, eine Sammlung Karikaturporträte von etwa 100 Repräsentanten der Konstituante und Legislative, und seine »Idylles parlementaires«, Meisterstücke des politisch-satirischen Witzes. Die beiden letztern sind Früchte der 1848er Revolution. Vgl. A. Alexandre, Honoré D., l'homme et l'œuvre (Par. 1888).

Däumlinge, s. Daumen.

Daumont (spr. domóng, franz. Attelage à la D.), Vier- oder Sechsgespann mit Stangenreiter.

Daun, Flecken und Kreisort im preuß. Regbez. Trier, an der Lieser, in der Eifel und an der Staatsbahnlinie Mayen-Gerolstein, 397 m ü. M., hat eine evangelische und eine alte kath. Kirche, Amtsgericht, 2 Oberförstereien und (1900) 1105 Einw. In der Nähe sind die Dauner Maare, drei Kraterseen von 60—100 m Tiefe, und zahlreiche Säuerlinge, darunter der Dauner Becher, ein eisenhaltiger Natronsäuerling, und die Heilquelle »Vulkan«. Auf hohem Basaltfelsen liegt die Reichsfeste D., Stammsitz des gräflichen Geschlechts D. Vgl. Hoersch, Beschreibung des Pfarrbezirks D., Geschichte der Grafen von D. (Daun 1877).

Daun (Dhaun), 1) Wierich Philipp Lorenz, Graf D. von Tiano, Marchese von Rivoli, geb. 19. Okt. 1669, gest. 30. Juli 1741 in Wien, Sprößling eines alten gräflichen Geschlechts, dessen Stammschloß in der Nähe des Städtchens D. in der Eifel lag, und das im 17. Jahrh. nach Österreich übersiedelte, Sohn des Feldmarschalls Wilhelm D., zeichnete sich als österreichischer Feldmarschalleutnant 1706 durch die Verteidigung Turins aus. Hierauf zum Feldzeugmeister ernannt, verteidigte er Pavia und schützte Neapel, das er dann auf kurze Zeit als Vizekönig verwaltete, trieb Villars aus Italien zurück und nötigte Papst Clemens XI. 1709 zum Frieden. Im Feldzug von 1710 focht er weniger glücklich. Dennoch schenkte ihm Karl III. von Neapel das Fürstentum Tiano und ernannte ihn 1713 nochmals zum Vizekönig von Neapel. 1719 ward er Kommandant von Wien, dann Gouverneur der Niederlande und später (1728) von Mailand, das er jedoch vor den Franzosen räumen mußte, als der polnische Thronfolgekrieg ausbrach (1733). Er fiel deshalb in Ungnade, erlangte aber schließlich seine völlige Rehabilitation.

2) Leopold Joseph, Graf, k. k. österreich. Feldmarschall, Sohn des vorigen, geb. 24. Sept. 1705 in Wien, gest. daselbst 5. Febr. 1766, schlug, obwohl für den geistlichen Stand bestimmt, die militärische Laufbahn ein, machte den Krieg 1718 auf Sizilien gegen Spanien mit, dann (1734 und 1735) den in Italien und am Rhein und als Generalmajor den Türkenkrieg von 1737—39. Zum Feldmarschalleutnant befördert, focht er im Österreichischen Erbfolgekrieg anfangs gegen die Preußen in Schlesien, dann unter dem Prinzen Karl von Lothringen gegen die Franzosen. Im zweiten Schlesischen Kriege führte er in den Schlachten bei Hohenfriedeberg und bei Soor den linken Flügel und ward noch 1745 Feldzeugmeister. In dieser Eigenschaft kommandierte er nach Abschluß des Dresdener Friedens in den Niederlanden in den ohne sein Verschulden für die Alliierten unglücklichen Feldzügen von 1746 und 1747. Um dieselbe Zeit heiratete er die Gräfin Fux, verwitwete Gräfin Nostitz, und befestigte sich dadurch in der Gunst seiner Monarchin. Nach dem Aachener Frieden (1748) mit der Ausarbeitung einer neuen Heeresorganisation betraut, entwarf er das sogen. Daunsche Reglement von 1749. Auch ward durch ihn 1751 die Militärakademie zu Wiener-Neustadt errichtet. 1754 zum Feldmarschall ernannt, stand er beim Anfang des Siebenjährigen Krieges in Mähren, wandte sich sodann gegen Friedrich II. und lieferte ihm die siegreiche Schlacht von Kolin (18. Juni 1757), worauf Friedrich Böhmen räumen mußte. Nach dem Siege der Preußen bei Leuthen und dem Rücktritte des Prinzen Karl von Lothringen mit dem Oberbefehl über die Armee betraut, siegte D. bei Hochkirch (14. Okt. 1758), nutzte den Sieg aber wegen der ihm eignen Vorsicht und Bedächtigkeit nicht gehörig aus, gedachte vielmehr den Feldzug durch eine rasche Wegnahme Dresdens zu enden; doch scheiterte sein Projekt an der Wachsamkeit des dortigen Befehlshabers, Generals v. Schmettau. Den Feldzug von 1759 beschloß D. siegreich mit dem Gefecht von Maxen (das 11,000 Mann starke preußische Korps des Generals Finck gefangen). 1760 beobachtete er aus seinem festen Lager unweit Pirna den König, als dieser Dresden belagerte, und folgte ihm nach Schlesien, wo er jedoch durch sein Zögern die Niederlage Laudons bei Liegnitz veranlaßte. Auch bei Torgau (3. Nov. 1760) ward ihm der Sieg durch Zietens kühn erneuerten Angriff und seine eigne Verwundung entrissen. 1762 übernahm er wieder den Oberbefehl in Schlesien. So günstig auch die Lage des Königs von Preußen durch den russischen Thronwechsel geworden war, so konnte er doch D. nicht aus seiner festen Stellung am Zobtenberg vertreiben, dieser aber ebensowenig den Verlust von Schweidnitz hindern. Noch während des Krieges hatte D. das Präsidium des Hofkriegsrates angetreten, eifrig bemüht, alle Erfahrungen aus sieben Feldzügen auf seine schon früher in Angriff genommenen Reformen anzuwenden. An Popularität war dem österreichischen Fabius Cunctator, wie man D. nannte, sein Waffengenosse Laudon überlegen, dem D. nicht ohne Eifersucht Lach vorzog. D. war ein tüchtiger General, besaß jedoch den Fehler allzu großer Bedächtigkeit. Vgl. »Der deutsche Fabius Cunctator, oder Leben und Taten Sr. Exz. des Herrn Leopold Grafen von D.« (Frankf. u. Leipz. 1759—60, 2 Tle.). Ihm zu Ehren erhielt 1888 das österreichische Infanterieregiment Nr. 56 seinen Namen.

Daunen (Dunen), s. Federn.

Daunenköper (Inlet), Baumwollengewebe mit 36 Ketten- und 32 Schußfäden auf 1 cm. Garne Kette Nr. 16—20 engl., Schuß Nr. 20—24 engl. Bindung dreischäftiger Köper (s. Abbild.).

Daunia, im Altertum ein Teil der ital. Landschaft Apulien, zwischen dem Aufidus (Ofanto) und Frento (Fortore), dem Adriatischen Meer und dem Apennin (den größten Teil der heutigen Provinz Foggia umfassend). Den Namen D. leitete man ab von König Daunus, der aus seiner Heimat Illyrien ausgewandert war und hier ein Reich gegründet hatte. S. Karte bei »Italia«.

Daunou (spr. donu), Pierre Claude François, ausgezeichneter franz. Gelehrter, Publizist und Staatsmann, geb. 18. Aug. 1761 in Boulogne-sur-Mer, gest. 20. Juni 1840, trat 1777 in die Kongregation des Oratoriums, lehrte Theologie, Philosophie und Literatur an mehreren Kollegien, schloß sich der Revolution an und wurde 1791 Großvikar des konstitutionellen Bischofs von Pas-de-Calais. 1792 als Abgeordneter in den Nationalkonvent berufen, stimmte er gegen die Hinrichtung Ludwigs XVI. und gegen die Verfolgung der Girondisten. Hierauf wurde er in die Verfassungskommission gewählt und beteiligte sich lebhaft an der Entwerfung der Konstitution vom Jahre III. Im Rate der Fünfhundert gehörte er zur reaktionären Mehrheit. Wesentliche Dienste leistete er nach dem 18. Brumaire bei Entwerfung der Konsularverfassung (Dezember 1799). Später trat er in das Tribunat, ward 1801 Bibliothekar des Panthéon, 1804 Direktor des Archivs des Gesetzgebenden Körpers und 1807 des Reichsarchivs. Die Restauration nahm ihm diese Stelle, die Julirevolution gab sie ihm aber zurück. Seit 1818 Mitglied der Deputiertenkammer, gehörte er in derselben zur liberalen Opposition und wirkte namentlich für den öffentlichen Unterricht. 1834 zog er sich zurück. D. war Mitglied und beständiger Sekretär der Akademie der Inschriften und schönen Künste sowie Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir: »Essai sur l'instruction publique« (Par. 1793); »Essai sur la constitution, etc.« (das. 1793), worin die Grundzüge des Gesellschaftsstaates entwickelt werden; »Analyse des opinions diverses sur l'origine de l'imprimerie« (das. 1802) und »Essai historique sur la puissance temporelle des papes« (das. 1810), das Resultat gründlicher Forschung, 1813 auf höhern Befehl vernichtet, erst 1818, freilich mit Abänderungen, und zuletzt 1828 (das., 4 Bde.) wieder abgedruckt. D. besorgte auch eine vollständige Ausgabe von Rulhières »Histoire de l'anarchie de Pologne« (Par. 1807, 4 Bde.) und die beste Ausgabe der Werke Boileaus wie der Schriften Chéniers und Laharpes. Sein Hauptwerk ist der »Cours d'études historiques« (Par. 1842—49, 20 Bde.). Seit der Restauration war er Hauptredakteur des »Journal des Savants«, und in der letzten Zeit beschäftigte er sich mit der Herausgabe französischer Geschichtschreiber in der Sammlung von Bouquet. Vgl. Taillandier, Documents biographiques sur D. (2. Aufl., Par. 1847).

Daunus, s. Daunia.

Dauphin (franz., spr. dofäng, lat. Delphinus), war ursprünglich und zwar seit dem Grafen Guigo IV. von Viennois (1140), der einen Delphin als Schildzeichen geführt haben soll, Herrschertitel der Grafen von Vienne, der souveränen Herren des Dauphiné in Frankreich und später Titel des präsumtiven Thronerben von Frankreich. Humbert II. vermachte nämlich 1349 das Dauphiné an Karl von Valois, den Enkel Philipps VI. von Frankreich, unter der Bedingung, daß der älteste Sohn des Königs stets diesen Titel führen sollte (s. Dauphiné). Noch unter Ludwig XI. hatte der D. bedeutende, fast souveräne Rechte; später sank die Würde zum bloßen Titel herab, bis nach der Julirevolution auch dieser abgeschafft wurde. Der letzte, der ihn führte, war der Herzog von Angoulême, ältester Sohn Karls X. Die Gemahlin des Dauphins hieß Dauphine. Auch die Grafen von Auvergne führten früher den Titel D., wenigstens vom Grafen Wilhelm VIII. im 12. Jahrh. an. Zum Gebrauch für den Unterricht des Dauphins (in usum Delphini) ließ Ludwig XIV. von dessen Lehrern, Bossuet und Huet, unter der Aufsicht des Gouverneurs des D., des Herzogs von Montausier, eine Ausgabe der römischen und griechischen Klassiker besorgen, die mit Ausnahme des Ovid, der zu Lyon gedruckt wurde, in 64 Quartbänden zu Paris 1674—1730 erschien, und in der alle sogen. anstößigen Stellen beseitigt waren. Vgl. Druon, Histoire de l'éducation des princes dans la maison des Bourbons de France (Par. 1897, 2 Bde.).

Dauphiné (spr. dofi-, Delphinatus), ehemalige Provinz Frankreichs im Gebiete der Westalpen, umfaßt die heutigen Departements Isère und Oberalpen, den größten Teil von Drôme und einen kleinen Teil von Vaucluse und wird im O. von den Alpen, im S. von der Provence, im N. und W. von der Rhone begrenzt. Sie zerfällt in das gebirgige Oberdauphiné im O. und das Niederdauphiné im W. (vgl. sonst die einzelnen Departements). Hauptstadt war Grenoble. Das Land ist sehr reich an Naturmerkwürdigkeiten. Insbesondere sprach man früher von sieben Wundern des D. Es sind dies: der Mont inaccessible (der unersteigliche Berg) oder Mont Aiguille (Nadelberg) westlich von Mens, die Grotte von La Balme an der Rhone, die Tour sans venin (Turm ohne Gift) und die Höhlen von Sassenage bei Grenoble, die Fontaine ardente (der brennende Brunnen), südwestlich von Vif, die Fontaine vineuse, deren Wasser wie Wein schmeckt, und die zitternde Wiese von Gap. Abgesehen von den beiden erstgenannten, haben die übrigen »Wunder« nichts Absonderliches. — Das D., einst das Gebiet der Allobroger, bildete sich als Lehnsfürstentum des arelatischen Königreichs durch die Vereinigung mehrerer Lehen mit der Grafschaft Vienne oder Albon, deren Besitzer den Titel Dauphin führten. Die Dynastie der Grafen von Albon herrschte von 1063 an. Mit Guigo VI., der ein eifriger Anhänger Kaiser Friedrichs I. war, starb gegen Ende des 12. Jahrh. diese Dynastie aus. Seine Erbtochter Beatrix heiratete in zweiter Ehe den Herzog Hugo von Burgund. Ihr Sohn Guigo VII. Andreas (gest. 1237) eröffnete die zweite Dynastie, die das Seneschallamt des arelatischen Reiches bekleidete. Mit Guigos VIII. Sohn Johann, dem dritten Dauphin aus dem burgundischen Hause, starb diese Dynastie 1281 wieder aus. Ihm folgte seine Schwester Anna, Gemahlin des Grafen Humbert I. von Latour-du-Pin, dessen Sohn Johann II. Stifter der dritten Dynastie wurde. Sein Bruder Humbert II. trat, nachdem er 1335 seinen einzigen ehelichen Sohn verloren, sein Land 1349 gegen eine Jahresrente von 120,000 Goldgulden an Karl von Valois, nachmaligen König Karl V., ab unter der Bedingung, daß der jedesmalige französische Thronerbe den Titel »Dauphin« nebst dem dazugehörigen Wappen führen und daß das Land seine Integrität und seine zu dem Ende von dem abtretenden Herrscher noch besonders bestätigten Freiheiten behalten solle. Schon 1355 wurden indes Faucigny und im Utrechter Frieden 1713 auch die übrigen, im Osten der Alpen gelegenen Gebietsteile an Savoyen abgetreten (s. Geschichtskarte bei »Frankreich«). Vgl. Chaput is-Montlaville, Histoire du D. (Par. 1827, 2 Bde.); Guy-Allard, Dictionnaire historique, géographique, etc., du D. (Grenoble 1864—65, 2 Bde.); Lory, Description géologique du D. (das. 1864, 2 Bde.); Chorier, Histoire générale du D. (Valence 1883, 2 Bde.); Reisehandbücher von Joanne, Coolidge u. a.

Dauren, tunguſiſches Volk beiderſeits des Nonni, eines Nebenfluſſes des Sungari. S. Tunguſen.

Daurien (ſpr. da-ürien), Alpenland in Sibirien, zwiſchen dem Oſtufer des Baikalſees und dem Argunfluß (an der chineſiſchen Grenze), gehört zur Provinz Transbaikalien (ſ. d.).

Dauſch, Konſtantin, Bildhauer, geb. 30. Nov. 1841 zu Waldſee in Oberſchwaben, wo er erſt als Steinmetz arbeitete, kam dann nach München, war dort eine Zeitlang bei der plaſtiſchen Ausſchmückung des neuen Rathauſes beſchäftigt, beſuchte dann die Kunſtſchule und wanderte 1869 nach Rom. Hier gründete er 1873 ein Atelier, in dem er zuerſt das Gipsmodell einer koloſſalen Gruppe: Simſon und Delila, ſchuf. Unter ſeinen ſpätern Werken, deren Formbildung ſich eng an den Klaſſizismus der Antike anſchließt, ſind hervorzuheben: die Reliefs der vier Jahreszeiten, Erato, Kalliope und Erato, eine Bacchantin, eine Flora, die Reliefs: Tag und Nacht, Euterpe, die koloſſalen Gruppen: Alter und Jugend und Siegfried mit dem Drachen, eine Ägyptерin, der Iſis huldigend, und eine ägyptiſche Königstochter.

Dauſeh, ſ. Döſſeh.

Dautzenberg, Johan Michael, fläm. Schriftſteller, geb. 6. Dez. 1808 zu Heerle im Limburgiſchen, geſt. 4. Febr. 1869 in Elſene, verſah erſt eine Schreiberſtelle, war dann Hilfsſchullehrer an verſchiedenen Orten und erhielt endlich 1839 einen Poſten bei der Société générale in Brüſſel. D. gehörte zu den tüchtigſten Kämpfern für die flämiſche Sprache und war zugleich einer derjenigen, die alles Heil für dieſelbe nur in dem innigſten Anſchluß an Deutſchland erblickten. Sein bekannteſtes Werk iſt das »Volksleesboek« (Brüſſel 1854), das er ebenſo wie die »Verhalen uit de geschiedenis van België« (Gent 1856, 3. Aufl. 1867) gemeinſam mit van Duyſe verfaßte, und das vier Preiſe davontrug. Auch als Überſetzer aus dem Franzöſiſchen und Deutſchen ins Flämiſche war er tätig, wie er umgekehrt Nolet de Brauweres Gedicht »Das große deutſche Vaterland« (1857) aus dem Flämiſchen ins Deutſche übertrug. Seine Gedichte gab teils er ſelbſt (Brüſſel 1850), teils nach ſeinem Tode ſein Schwiegerſohn Frans de Cort (»Verspreide en nagelatene gedichten«, daſ. 1869; 2. Aufl. 1875) heraus. 1857 begründete er die pädagogiſche Zeitſchrift »De Toekomst«.

Dauw, ſ. Zebra.

Dav., bei Tiernamen Abkürzung für Thomas Davidſon (ſ. d.).

Davel (ſpr. -well), Johann Daniel Abraham, politiſcher Märtyrer, geb. 1667 in Cully am Genfer See als Sohn eines Pfarrers, diente als Offizier in Piemont, Holland und Frankreich und zeichnete ſich, heimgekehrt, im zweiten Villmerger Krieg von 1712 aus, wofür ihn der Rat von Bern zu einem der vier Landmajore der Waadt ernannte. Religiöſe Verfolgungen ſeitens der Berner gegen die mit der Conſensusformel nicht einverſtandene Waadtländer Geiſtlichkeit reiften in D. den Plan, die Waadt von der Herrſchaft Berns zu befreien. Am 31. März 1723 rückte er plötzlich mit 600 Mann in Lauſanne ein, legte dem Stadtrat ein Manifeſt vor, worin der Regierung von Bern eine Menge von Fehlern vorgeworfen wurde, und forderte ihn auf, ſich an die Spitze des Befreiungswerkes zu ſtellen. Der Rat berichtete jedoch den Vorgang ſofort nach Bern, und D. ward verhaftet, gefoltert und 24. April enthauptet. 1842 ward ihm bei Cully ein Denkmal geſetzt. Vgl. »Mémoires pour servir à l'histoire des troubles arrivés en Suisse à l'occasion du Consensus« (Amſterd. 1728); Olivier, Le major D. (Lauſanne 1842); Levinſon, Le major D. (daſ. 1895).

Davenant (ſpr. dăwwinĕnt), William, engl. Dramatiker und Theaterunternehmer, geb. im Februar 1606 in Oxford, geſt. 7. April 1668, kam als Page der Herzogin von Richmond an den Hof und in die Familie von Fulke Greville, dem Freunde Sidneys. Nach dem Tode ſeines Gönners wandte ſich D., der ſchon mit 12 Jahren eine »Ode in remembrance of master Shakespeare« geſchrieben hatte, dem Theater zu, ſchrieb 1629 ein Trauerſpiel: »Albovine, king of the Lombards«, dem er bald zwei Schauſpiele: »The cruel brother« und »The just Italian«, folgen ließ, und 1634 die Maske: »The temple of love«, die von der Königin und ihren Hofdamen in Whitehall aufgeführt werden ſollte. Auch die Heldentaten des Prinzen Rupert zur See beſang er in einem Gedicht (»Madagascar«, 1635). Nach Ben Jonſons Tod erhielt er deſſen Stelle als Hofdichter (1638) und wurde 1639 Direktor der königlichen Schauſpiele. Im Bürgerkriege zeichnete er ſich im Dienſte des Königs aus, wurde zum Ritter geſchlagen, zog ſich aber, als Karl I. unterlag, nach Frankreich zurück, wo er zum Katholizismus übertrat. Auf einer Expedition nach Virginien geriet er in die Gefangenſchaft der Parlamentspartei. Im Gefängnis zu Cowes Caſtle ſetzte er ſein ſchon in Frankreich begonnenes Heldengedicht »Gondibert« fort; er gab es heraus, während er im Tower ſaß (1651); von Hobbes ward es der »Aneide« und »Ilias« gleichgeſtellt. Aus der Haft entlaſſen, eröffnete D. im Mai 1656 ein Schauſpielhaus, Rutland Houſe, indem er das von den Puritanern erlaſſene Verbot dramatiſcher Darſtellungen dadurch umging, daß er »Opern« aufführte, wie ſie in Italien und Frankreich eben Mode wurden; ſo brachte er den erſten Teil ſeiner »Siege of Rhodes«, mit Inſtrumental- und Vokalmuſik, häufigem Szenenwechſel reich ausgeſtattet, auf die Bühne (gedruckt 1663, 2 Tle.). Zum erſtenmal wirkten hier Schauſpielerinnen mit. Zwei ähnliche Stücke folgten: »Cruelty of the Spaniards in Peru« (1658) und »History of Sir Francis Drake« (1659). Nach der Reſtauration erhielt D. ein Patent zu einer Theatergeſellſchaft und führte jetzt den klaſſiziſtiſchen Geſchmack, den Reim und die reiche Szenerie der Pariſer Theater in London ein, wodurch er, obwohl ſelbſt noch Bearbeiter Shakeſpeareſcher Stücke (»Tempest«, »Macbeth«, »J. Caesar« u. a.), das engliſche Drama für immer aus ſeiner nationalen Bahn drängte. D. ward in der Weſtminſterabtei beigeſetzt. Seine Werke erſchienen geſammelt London 1672, dann mit einer Lebensbeſchreibung von Laing und Maidment in Edinburg (1872—74, 5 Bde.).

Davenport (ſpr. dăwwenpōrt), Hauptſtadt der Grafſchaft Scott im nordamerikan. Staat Jowa, am Miſſiſſippi, der hier Stromſchnellen bildet, durch eine Brücke mit der gegenüberliegenden Stadt Rock Island (ſ. d.) in Illinois verbunden, hat eine naturwiſſenſchaftliche Akademie, höhere Schulen, bedeutende Induſtrie (1900: 418 Betriebe, 4348 Arbeiter und 11,573,670 Doll. Produktionswert) in Maſchinen, Ackergeräten, Biskuits ꝛc., umfangreichen Getreidehandel und zählt (1900) 35,254 Einw. Das ſteuerpflichtige Eigentum betrug 1900: 15,6 Mill., die ſtädtiſche Schuld 275,000 Doll.

Daventry (ſpr. dăwwĕntrĭ, lokal: dăntrĭ), Stadt (municipal borough) in Northamptonſhire (England), nahe den Quellen von Avon und Nen, mit einer ſchönen Heiligkreuzkirche, treibt Schuhwarenfabrikation und zählt (1901) 3780 Einw.

David, kleines Torpedoboot, s. Torpedoboot.

David, Stadt des Depart. Chiriqui im kolumb. Staate Panamá, 11 km oberhalb der Mündung des Flusses D. in den Stillen Ozean, hat 9000 Einw., worunter viele Franzosen, Italiener, Nordamerikaner, die über den Hafen Boca Chica Reis, Kaffee, Sassaparille, Felle ausführen.

David (hebr., »Geliebter«), der zweite König von Israel, eine Idealgestalt der jüdischen Geschichte, war Sohn Isais aus Bethlehem im Stamme Juda. Seine Regierung währte 40 Jahre u. beginnt frühestens 1055, spätestens 1033. Heldenmütig und gewandt, griff er schon als Jüngling, der im ländlichen Berufe Kühnheit und Kraft erprobt hatte, in das Geschick seines Volkes ein. Er erschlug den philistäischen Riesen Goliath (s. d.), erwarb dadurch die Freundschaft Jonathans und eine Befehlshaberstelle im Heere Sauls, der ihn nach weitern Siegen über die Philister mit seiner Tochter Michal vermählte und ihn später zu seinem Waffenträger ernannte. Nachdem die Schwermut Sauls, die das Saitenspiel Davids vergeblich zu lindern gesucht hatte, Argwohn gegen D. zeitigte, mied dieser den Hof, suchte in einem mehrjährigen Wanderleben den Verfolgungen des Königs zu entgehen und in erfolgreichen Streifzügen, die ihn zu Samuel nach Rama, ja selbst zu den feindlichen Philistern führten, sein Dasein zu fristen. Unbedingtes Gottvertrauen, Umsicht und Energie brachten ihm Rettung und trieben ihn zu kühnen Unternehmungen. Als Lehnsherr des Philisterkönigs Achis erhielt er die Stadt Ziklag, entging der Gefahr, in einem Kriege gegen sein Vaterland den Philistern Heeresfolge zu leisten, und rächte einen Raubzug der Amalekiter gegen Ziklag. Nach Sauls und seiner Söhne Tod in der Schlacht bei Gilboa, den D. in einer Elegie beklagte, verließ er das Exil, ward König über den Stamm Juda, residierte 7½ Jahre in Hebron und vereinigte nach der Ermordung Isbosets alle Stämme Israels unter seinem Zepter, wobei er Jerusalem, das frühere Jebus, mit der Burg Zion, zu seiner Residenz erhob. Er führte während der ersten 13 Jahre seiner Regierung glückliche Kriege gegen die Philistäer, Moabiter, Edomiter, Syrer, Ammoniter u. a., so daß sein Gebiet von der Nordspitze des Roten Meeres und den Grenzen Ägyptens bis nach Damaskus reichte. Nun organisierte er sein Reich durch zweckmäßige, dauernde Einrichtungen. Er erbaute mit Hilfe tyrischer Künstler einen Palast auf dem Hügel Zion (Davidstadt), befestigte die Stadt und vergrößerte sie durch Ansiedelungen aus den Nachbarstämmen. Dann brachte er die Bundeslade nach Jerusalem und erhob es zum Mittelpunkte des nationalen Kultus, dessen Pflege er einem neuorganisierten Priesterstand übertrug. Aus den Tributen der unterworfenen Völkerschaften und den Einkünften der königlichen Güter bildete er einen ansehnlichen Schatz und errichtete eine meist aus Fremden bestehende Leibwache (s. Krethi und Plethi) für seinen persönlichen Schutz. Die waffenfähige Mannschaft des Volkes ließ er mustern und das Aufgebot in zwölf Abteilungen von je 24,000 Mann teilen. Fürsten und Richter der Stämme wurden von ihm ernannt. Den Glanz seiner Regierung verdunkelten schwere, oft selbstverschuldete Geschicke, wie Hungersnot, Pest, Empörung seiner Söhne Adonia und Absalom (s. d.), die Buße für seinen Ehebruch mit Bathseba, der Frau des Hethiters Uria, den er im Kriege hatte töten lassen, u. a. Während der Empörung Adonias proklamierte er Salomo, den befähigten Sohn der Bathseba, zum Nachfolger. Seine Ruhestätte ist in den von ihm angelegten Königsgräbern auf Zion (s. Plan »Jerusalem«). D. ist trotz seiner Schwächen und Fehler von Mit- und Nachwelt als der »Mann nach dem Herzen Gottes« gefeiert worden. Er ist tapfer, selbstlos und würdevoll im Krieg, er übt, wenn auch in einzelnen Fällen befangen in den grausamen Sitten seiner Zeit, Recht und Gerechtigkeit auf dem Thron, er ist der treueste Freund, zeigt Großmut und Versöhnlichkeit und ist demutsvoll und gottergeben. Wahre Frömmigkeit verewigt er in hervorragenden Dichtungen (s. Psalmen) und wird so der Begründer des höhern Festgesanges wie der poetischen Darstellung religiösen Empfindens. Sein Lebensbild ward für Juden und Christen das Prototyp des Messias.

David, Könige von Schottland: 1) D. I., jüngster Sohn Malcolms III., regierte 1107—24 in den südlichen Teilen Schottlands und beherrschte 1124 bis 1153 das ganze Königreich, in dem unter seiner Regierung das Feudalsystem vollständig durchgeführt wurde. In den Kämpfen seiner Nichte Mathilde mit König Stephan von England unterstützte er jene, wurde aber 22. Aug. 1138 in der »Standartenschlacht« bei Cutton Moor besiegt.

2) D. II. Bruce, Sohn Roberts I., folgte diesem 1329 im Alter von 4 Jahren, floh nach dem Siege Eduard Baliols bei Halidon Hill (19. Juli 1333) nach Frankreich, kehrte aber nach Baliols Flucht 1341 zurück, fiel in England ein und wurde in der Schlacht bei Nevils Croß 17. Okt. 1346 gefangen genommen. 1357 wurde er von seinen Ständen aus der Gefangenschaft gelöst; er starb 22. Febr. 1371.

David, der Armenier, Gelehrter des 5. Jahrh. n. Chr., von den Armeniern vorzugsweise der Philosoph (Imasdaser) genannt, geb. im Dorf Nerken in der armenischen Provinz Duruperan, war Schüler Mesrobs und Sahaks und bildete sich namentlich in Athen unter Syrianos. In seinem Vaterland wirkte er während der letzten Dezennien des 5. Jahrh. und starb um 500. Er hat mehrere Werke des Aristoteles ins Armenische übersetzt und mehrere Kommentare, z. B. zu des Aristoteles »Kategorien«, sowie andre Schriften philosophischen und theologischen Inhalts verfaßt, die meist noch ungedruckt sind. Stücke daraus bringt Brandis in seiner Scholiensammlung zu Aristoteles. Vgl. Neumann, Mémoires sur la vie et les ouvrages de D. (Par. 1829).

David, 1) (Davidis) Franz, Prediger zu Klausenburg in Siebenbürgen und erster Superintendent (Bischof) der dortigen Unitarier (s. d.), geb. um 1510 zu Klausenburg als Katholik, ward 1552 lutherischer Prediger zu Petersdorf, 1556 zu Klausenburg. Bald für den Calvinismus gewonnen, trat er 1566 zum Unitarismus über. Als Irrlehrer zu ewigem Gefängnis verurteilt, starb er bald nach Antritt seiner Haft 15. Nov. 1579. Aus seinen Anhängern, den Davidisten, entstanden die jüdisch gesinnten Unitarier (Judaizanten), die alle Verehrung Christi, als eines natürlichen Menschen, verwarfen; aus diesen wieder die Sabbatarier, die das Neue Testament verwerfen und den Messias noch erwarten.

2) Christian, Missionar der Brüdergemeinde und geistlicher Liederdichter, geb. 1690 zu Senftleben in Mähren, gest. 3. Febr. 1751 in Herrnhut, Zimmermann, gründete mit andern mährischen Auswanderern 17. Juli 1722 die Kolonie der Mährischen Brüder am Hutberg in der Lausitz, später Herrnhut genannt. Später machte er Missionsreisen nach Holland, Livland, Pennsylvanien und mehrmals nach Grönland.

3) Christian Georg Nathan, dän. Politiker und Nationalökonom, geb. 16. Jan. 1793 in Kopenhagen, gest. daselbst 18. Juni 1874, ward 1830 nach seinem Übertritt vom Juden- zum Christentum außerordentlicher Professor der Staatswirtschaft an der dortigen Universität, aber wegen der oppositionellen Haltung der 1834 von ihm gegründeten Wochenschrift »Fädrelandet« angeklagt und 1836, obwohl freigesprochen, von seinem Lehrstuhl entfernt. 1840 Vertreter seiner Vaterstadt auf der Ständeversammlung zu Roskilde, ging er später ins Regierungslager über, gehörte zu den bedeutendsten parlamentarischen Kräften der konservativen Gesamtstaatspartei und bekämpfte geschickt die »Eiderdänen« (s. d.). Seit 1848 Oberinspektor des Gefängniswesens, ward er 1854 Chef des Statistischen Bureaus, 1858 Direktor der Dänischen Nationalbank und bekleidete 1864—65 im Kabinett Bluhme (s. d.) den Finanzministerposten.

4) Johannes Baptista, einer der gelehrtesten und um die niederdeutsche Sprachkunde verdientesten Flämen, geb. 25. Jan. 1801 in Lier, gest. 24. März 1866, war 1822—25 und 1830—31 Professor am Kleinen Seminar zu Mecheln, dann Direktor des Kollegiums daselbst und seit 1834 Professor der belgischen Geschichte und flämischen Literatur an der katholischen Hochschule zu Löwen. Außer seinen sprachlichen Lehrbüchern (»Eenige regels over de vlaemsche taal«, Mecheln 1823; »Nederduitsche spraekkunst«, 3. Aufl., das. 1839, 2 Bde.; »Eerste beginselen der nederduitsche spraekkunst«, 10. Aufl. 1858, u. a.) und pädagogisch-literarischen Zeitschriften (»De Middelaer«, 1840—43; »De School-en Letterbode«, 1844—45) gab er eine Übersetzung der »Nachfolge Christi«, Bilderdijks »De geestenwareld en het waerachtig Goed« (Löwen 1843) und »De ziekte der geleerden« (2. Aufl., das. 1854) sowie die »Rymbybel van Jakob van Maerlant« (Brüssel 1858) heraus. D. verfaßte auch mehrere bedeutende historische Werke, von denen besonders die »Vaterlandsche historie« (Löwen 1842—64, 10 Bde.; 4. Aufl. 1885 ff.) und »Geschiedenis van de stad en heerlykheid van Mechelen« (das. 1854) zu nennen sind.

5) Jérôme Frédéric Paul, Baron, franz. Politiker, geb. 30. Juni 1823 in Rom, gest. 28. Jan. 1882, Enkel von D. 10), diente 1844—57 als Offizier in Algerien und der Krim. 1859 als offizieller Kandidat in den Gesetzgebenden Körper gewählt, gehörte er als klerikaler Konservativer zu den eifrigsten Anhängern des Kaiserreichs. Er begründete den bonapartistisch-ultramontanen Klub der Arkadier und bekämpfte das liberale Ministerium Ollivier. Seit 1867 war er Vizepräsident der Kammer. Eine Rolle spielte er im Juli 1870, wo er viel dazu beitrug, daß der Kaiser und Ollivier sich den Krieg aufdrängen ließen. In dem am 10. Aug. vom Grafen Palikao gebildeten Kabinett erhielt er das Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Nach dem Sturze des zweiten Kaiserreichs war er 1876—77 Deputierter. Er schrieb: »Actualités et souvenirs politiques« (Par. 1874).

6) Armand, Abbé, franz. Reisender und Naturforscher, geb. 7. Sept. 1826 in Espeletta (Niederpyrenäen), trat 1848 in den Orden der Lazaristen, kam 1862 zu Missionszwecken nach China und drang 1868 bis 1870 auf einer naturwissenschaftlichen Forschungsreise bis Tibet und zum Kuku-Nor vor. Auf einer zweiten Reise 1872—74 forschte er besonders in den Provinzen Tschekiang, Schensi, Kiangsi und Fukian. Nach Beendigung einer dritten Reise (1875) lebt er in Algier und veröffentlichte unter anderm: »Journal de mon troisième voyage d'exploration dans l'empire chinois« (Par. 1875, 2 Bde.) und »Les oiseaux de la Chine« (mit Oustalet, das. 1877).

7) Emil, Edler von Rhonfeld, österreich. General, geb. 1. Juli 1837 in Prag, nahm an den Feldzügen in Italien 1859 und 1866 teil. 1876 Kommandant des 29. Infanterieregiments, rückte er 1878 mit in Bosnien ein, ward 1880 Generalmajor und Kommandant der 17. Infanteriebrigade. 1884 wurde er dem 14. Korpskommando in Innsbruck und, seit 1886 Feldmarschalleutnant, dem 15. Korpskommando in Sarajevo zugeteilt, wo er 1890 den kommandierenden General vertrat. Im Oktober 1890 wurde er zum Statthalter in Dalmatien und Militär- und Landwehrkommandanten in Zara ernannt.

8) Jakob Julius, Schriftsteller, geb. 6. Febr. 1859 zu Weißkirchen (Mähren), studierte in Wien deutsche Literatur und Sprache und lebt hier als Kritiker und freier Schriftsteller. Er veröffentlichte außer einem Band »Gedichte« (Dresd. 1892) eine Reihe von Erzählungen: »Das Höferecht« (das. 1890), »Die Wiedergebornen« (das. 1890), »Probleme« (das. 1892), »Frühschein« (Leipz. 1896), »Vier Geschichten« (das. 1899), »Die Troika« (Berl. 1901), sowie die Romane »Das Blut« (Dresd. 1891) und »Am Wege sterben« (Berl. 1900). Als Dramatiker versuchte er sich mit den Schauspielen: »Hagars Sohn« (Wien 1891), »Ein Regentag« (Leipz. 1896) und »Neigung« (das. 1898). D. stand lange unter dem Einfluß Konr. Ferd. Meyers, rang sich aber in seinen spätern Werken zu kraftvoller Eigenart durch.

[Maler.] 9) Gerard, niederländ. Maler, geb. um 1460 in Ouwater, gest. 13. Aug. 1523 in Brügge, bildete sich unter dem Einfluß von Memling, trat 1483 in die Malergilde zu Brügge und 1515 in die von Antwerpen. Von seinen Altarbildern haben sich die Taufe Christi, in der Akademie, und die Kreuzabnahme, in der Kirche St.-Basile zu Brügge, eine Madonna mit weiblichen Heiligen und Engeln (im Museum zu Rouen) und eine Kreuzigung Christi (im Berliner Museum) erhalten.

10) Jacques Louis, franz. Maler, Begründer der neuern französischen Malerschule, geb. 30. Aug. 1748 in Paris, gest. 29. Dez. 1825 in Brüssel, war zuerst Viens Schüler, erhielt 1771 für sein Bild: Mars im Kampfe mit Minerva (jetzt im Louvre) einen zweiten, für sein Gemälde: die Liebe des Antiochos und der Stratonike den ersten Preis und bekam dadurch die Mittel, sich 1774 mit seinem Lehrer nach Rom begeben zu können, wohin dieser als Direktor der französischen Akademie übersiedelte. In Rom widmete sich D. dem Studium der Antike, Michelangelos und Raffaels. Daneben wirkten Reni und Domenichino auf ihn ein. Diese verschiedenartigen Einflüsse zeigen sich in seinem ersten größern Werke, dem 1779 vollendeten heil. Rochus mit den Pestkranken vor der Madonna (Marseille). 1781 kehrte er nach Paris zurück und brachte hier 1783 einen Belisar (Museum zu Lille) und 1784 eine trauernde Andromache zur Ausstellung, die ihm die Aufnahme in die Akademie verschaffte. Im Auftrag des Königs malte er darauf den Schwur der Horatier (1784, im Louvre), der im Salon von 1785 einen wahren Sturm der Begeisterung hervorrief, weil die im Verborgenen glühende revolutionäre Flamme daran Nahrung fand. Man übersah darüber das Theatralische der Situation, das unwahre Pathos und die trockne Färbung. In derselben Richtung bewegten sich die Gemälde: Sokrates, den Giftbecher trinkend (1787), und Brutus, dem die Leichen

seiner Söhne ins Haus gebracht werden (1789, im Louvre, wo sich auch das 1788 gemalte: Paris und Helena befindet). An die Revolution schloß sich D. mit großer Begeisterung, nicht nur tätig in die Politik eingreifend, sondern auch mit der ihm eignen Energie das ganze Gebiet der Kunst unter seine tyrannische Herrschaft zwingend. Im Auftrag der Gesetzgebenden Versammlung begann er die Darstellung des Schwurs im Ballhaus, eine riesenhafte Komposition, die jedoch unvollendet geblieben ist (im Louvre). 1792 ward er Mitglied des Corps électoral von Paris und Konventsdeputierter und stimmte als solcher für den Tod des Königs. Den Einfluß, den ihm, neben seinem Künstlerruf, seine politische Stellung gab, benutzte D., um in jenen Zeiten des Umsturzes so vieler Institute der Kunst manches zu erhalten. Auf der andern Seite betrieb er jedoch die Aufhebung der Akademie. Als eifriger, an allen Grausamkeiten teilnehmender Jakobiner und Freund Robespierres übte er auch im Wohlfahrtsausschuß bedeutenden Einfluß aus; doch hatte dies die Folge, daß er in den Sturz Robespierres mit verwickelt, eingekerkert und nur durch die Amnestie vom 26. Okt. 1795 und die eifrigen Bemühungen seiner Schüler und Verehrer gerettet ward. Während dieser wechselvollen Erlebnisse vollendete er zwei realistisch aufgefaßte Gemälde, den Tod Lepelletiers de Saint-Fargeau und den Tod Marats (im Museum zu Brüssel). Im Gefängnis entstand der Entwurf zu seinem Sabinerinnenraub, den er 1799 ausführte (Louvre). Während der Herrschaft Napoleons I. trug der ehemalige Jakobiner kein Bedenken, die Taten und Feste des Kaisertums durch seinen Pinsel zu verherrlichen. Davids Hauptwerke aus jener Zeit sind: Napoleon zu Pferde, den St. Bernhard hinansprengend (Museum zu Versailles; Berliner Schloß, Trophäe Blüchers); die Krönung Napoleons (im Louvre, »le sacre« genannt); Napoleon im Kaiserornat; die Verteilung der Adler 1810 (Museum in Versailles); das Fest auf dem Stadthaus ꝛc. Außerdem schuf er noch 1814 Leonidas in den Thermopylen (im Louvre), das Porträt Pius' VII. und das meisterhafte Bildnis der auf einem Ruhebett hingestreckten Madame Récamier (Louvre). Mit Napoleons ging auch Davids Glücksstern in Frankreich unter. Als Königsmörder wurde er 1816 aus der Liste der Mitglieder des Instituts gestrichen und aus Frankreich verbannt. Er zog sich nach Brüssel zurück, wo er noch zahlreiche Bilder malte, die jedoch seine alternde Hand und abnehmende Energie deutlich verraten (z. B. der Zorn des Achilles, Mars von Venus und den Grazien entwaffnet, Amor und Psyche und der Abschied der Nymphe Eucharis von Telemach). D. hat über 400 Schüler herangebildet, unter denen Gros, Gérard, Drouais, Girodet, Ingres, Abel de Pujol und Drolling die bedeutendsten sind, und einen bis auf die Gegenwart reichenden Einfluß auf die moderne französische Malerei geübt. Auch hat er den Grund zu der gediegenen technischen Bildung gelegt, die einen Hauptvorzug der französischen Schule ausmacht. Ein eigentlich schöpferisches Talent war er jedoch nicht. Nur in einigen auf naturalistische Auffassung gegründeten Bildnissen hat er Dauerndes geschaffen (Hauptwerke: Herr und Frau Pécoul, Herr und Frau Mongey, die drei Damen von Gent, sämtlich im Louvre.) Vgl. **Delécluze**, Louis D., son école et son temps (Par. 1855); J. L. Jules **David** (Davids Enkel), Le peintre Louis D. Souvenirs et documents inédits (das. 1880, mit Kupferwerk).

[Musiker.] 11) **Félicien César**, Komponist, geb. 13. April 1810 zu Cadenet im Depart. Vaucluse, gest. 29. Aug. 1876 in St.-Germain-en-Laye bei Paris, erhielt seinen ersten musikalischen Unterricht als Chorknabe der Kirche St.-Sauveur zu Aix (Provence) und wurde im Alter von 19 Jahren Kapellmeister an der genannten Kirche, ging aber ein Jahr später (1830) nach Paris, wo er im Konservatorium unter Fétis' Leitung Komposition studierte. Der um diese Zeit aufblühende Saint-Simonismus mit seinen religiös-mystischen und sozialistisch-reformatorischen Ideen zog ihn 1831 in seine Kreise und veranlaßte, als 1833 die Sekte aufgehoben wurde, seine an Abenteuern reiche Orientreise, von der er 1835 reich an Eindrücken nach Paris zurückkehrte. Nachdem er zuerst eine Sammlung orientalischer Melodien (für Klavier) veröffentlicht und in stiller Zurückgezogenheit zwei Symphonien und mehrere Kammermusikwerke geschrieben (»Les quatre saisons«, 24 Stücke für Streichquintett, zwei Nonette für Blasinstrumente), die nur wenig Beachtung fanden, zog er 1844 mit der Symphonie-Ode »Le Désert« (»Die Wüste«) die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Die geschickte Verwertung orientalischer Motive machte dieses Werk zum Repräsentanten einer neuen Richtung in der musikalischen Charakteristik, nämlich derjenigen des Exotismus, und stellte es mit selbständiger Bedeutung neben die Schöpfungen Berlioz'. Durch den Pariser Erfolg und das Beispiel Berlioz' aufgemuntert, trat D. 1845 eine Rundreise ins Ausland an und brachte besonders in Deutschland seine Werke in verschiedenen Städten zur Aufführung. Erneute Versuche auf dem Gebiete der Komposition für Chor und Orchester (Oratorium »Moses« 1846, Chorsymphonie »Kolumbus« 1847, Mysterium »Eden« 1848) vermochten den Erfolg der »Wüste« nicht zu erreichen. Auch seine Opern »La perle du Brésil« (1851), »Herculanum« (1859), »Lalla Roukh« (1862), »Le Saphir« (1865) wurden zwar beifällig aufgenommen, vermochten sich aber nicht zu behaupten. D. erhielt 1869 von der französischen Akademie den großen Staatspreis von 20,000 Frank und wurde nach Berlioz' Tode (1869) Bibliothekar am Konservatorium und bald darauf auch Mitglied des Instituts. Sein Leben beschrieb **Azevedo** (Par. 1863).

12) **Ferdinand**, Violinspieler und Komponist, geb. 19. Juni 1810 in Hamburg, gest. 19. Juli 1873 auf einer Ferienreise zu Klosters in Graubünden, ließ in seiner Vaterstadt sich schon als zehn- und elfjähriger Knabe öffentlich hören und kam in seinem 13. Jahr zu Spohr, dessen Unterricht er drei Jahre lang genoß. Nach dieser Zeit reiste er mit seiner Schwester Luise, der Pianistin Frau Dulken, und trat 1827 als Violinist in das Orchester des Königstädtischen Theaters in Berlin ein. 1829 wurde er von dem livländischen Baron v. Liphardt (dessen Tochter später seine Gattin wurde) als Führer eines Privatquartetts in Dorpat angestellt, von wo aus er sich in Petersburg, Moskau, Riga und andern Städten Rußlands als Geiger bekannt machte, und wurde 1836 auf Veranlassung Mendelssohns als Konzertmeister an das Leipziger Gewandhaus berufen. Die tonangebende Stellung, die in der Folge die Gewandhauskonzerte erlangten, ist nicht zum kleinsten Teil auf Rechnung der schneidigen Führung Davids zu setzen. Als Virtuos zeichnete sich D. durch großen Ton, Elan und markante Rhythmik aus, eine besonders seinen Schülern zu statten kommende Verbindung der französischen und der deutschen (Spohrschen)

Schule, vertieft durch gründliche Studien auf dem Gebiete der ältern Violinliteratur, deren Ergebnisse in zahlreichen Neuausgaben und Sammlungen niedergelegt sind (»Hohe Schule des Violinspiels« und »Vorschule« zu derselben). Dauernde Schätzung erfreut sich auch seine »Violinschule«. Von seinen eignen Kompositionen sind die Stücke für Violine und Klavier »Bunte Reihe« (Op. 30 und 41) und seine als Unterrichtsmaterial wertvollen fünf Konzerte, auch seine Etüden und Kaprizen hervorzuheben. Seine zwei Symphonien, Quartette, desgleichen seine Konzerte für andre Orchesterinstrumente (Klarinette, Viola, Violoncello, Posaune) haben der Zeit nicht zu trotzen vermocht. Vgl. J. Eckardt, Ferdinand D. und die Familie Mendelssohn-Bartholdy (Leipz. 1888).

David d'Angers (spr. dangjé), Pierre Jean, franz. Bildhauer, geb. 12. März 1788 in Angers, gest. 5. Jan. 1856 in Paris, erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen von seinem Vater, einem Holzschnitzer, und kam dann nach Paris, wo er in das Atelier des Bildhauers Roland trat. 1810 nahm ihn auch der Maler David in sein Lehratelier auf. 1811 gewann er mit einem den Tod des Epameinondas darstellenden Relief den römischen Preis. In Rom nahm er sich vornehmlich die Antike zum Muster und arbeitete auch einige Zeit in Canovas Atelier. 1816 kehrte er nach Paris zurück, wo er bald eine lebhafte Tätigkeit entwickelte. Mit seinem ersten Werk, der Statue von Ludwig Condé (Schloßhof zu Versailles), einer Arbeit voll sprühenden Lebens und von einer damals ungewöhnlichen Kühnheit der Bewegung, stellte er sich sofort in schroffen Gegensatz zu der herrschenden klassizistischen Richtung und hielt am Realismus mit einer starken, stetig wachsenden Betonung des physiognomischen Ausdrucks bis zu seinem Tode fest. Die Fruchtbarkeit seiner Phantasie und die Leichtigkeit im technischen Schaffen begünstigten eine äußerst umfangreiche Tätigkeit, die sich freilich oft in dekorative Flüchtigkeit verlor. 1828 besuchte er Weimar, 1834 München, Stuttgart, Berlin und Dresden. Das Ergebnis dieser Reisen waren die Büsten Goethes, Schellings, Danneckers, Tiecks und Rauchs, sämtlich in kolossaler Größe modelliert; die Goethebüste, die der Künstler 1831 dem Dichter als Geschenk zusandte, befindet sich in der Bibliothek zu Weimar. 1835—37 war D. mit der Ausschmückung des Giebelfeldes am Pantheon beschäftigt, in dem er die berühmtesten Männer Frankreichs seit der Revolutionszeit um das dankbare Vaterland gruppierte. Andre Werke Davids sind: Bonchamp, in der Kirche St.-Florent-le-Vieil, 1824; ein griechisches Mädchen, das einen Lorbeerkranz auf Botzaris' Grab niederlegt; Talma, im Théâtre-Français; Grabmal des Generals Foy, auf Père Lachaise, 1831; Philopömen, im Louvre; Cuvier, in Mömpelgard und im Jardin des Plantes zu Paris; Corneille, zu Rouen, 1834; Racine, zu La Ferté-Milon; Jean Bart, in Dünkirchen, 1845; die Reihe der komischen und tragischen Dichter im Schauspielsaal des Odéon. Mit den Jahren wuchs seine Lust an der menschlichen Physiognomie dergestalt, daß er auf alle berühmten Männer Jagd machte und ihre Züge wenigstens in Medaillons festhielt, deren vollständigste Sammlung, 550 an der Zahl, sich im Louvre befindet. In der Politik radikaler Oppositionsmann, gab er mit Carnot Barères Memoiren heraus und war auch Mitglied der Konstituante von 1848. Nach dem Staatsstreich aus Frankreich verbannt, erhielt er später die Erlaubnis zur Rückkehr. In seiner Vaterstadt ist ein Museum begründet worden, das seinen Namen trägt und seine sämtlichen Werke in Abguß oder Skizzen enthält. Auch wurde ihm daselbst ein Standbild (von L. Noël) errichtet. Vgl. H. Jouin, D., sa vie, son œuvre, ses écrits, etc. (Par. 1878); Derselbe, D. et ses relations littéraires (das. 1890).

David Joriszoon, d. h. Georgssohn, Wiedertäufer und Sektenstifter, geb. 1501 oder 1502 in Gent oder Brügge, ließ sich nach längern Reisen zu Delft als Glasmaler nieder. Wegen Verspottung der Monstranz 1528 verbannt, hielt er sich zunächst zu den Wiedertäufern, sammelte aber seit 1536 einen eignen Kreis von Anhängern, indem er lehrte, daß er als der von den Propheten verheißene Emanuel gesandt sei, würdige Kinder für das Reich Gottes zu sammeln und vom Zwang des Gesetzes, insbes. vom Joch der Ehe und dem Vorurteil der Scham, zu befreien. Die Davidisten trieben ihr Wesen zwar im stillen, wurden aber seit 1538 von der holländischen Regierung grausam verfolgt. D. schrieb 1542 sein berüchtigtes »Wonderboek«, das ein ungeheures Aufsehen machte, ihn aber auch zwang, sich nach Basel zu begeben, wo er sich unter dem Namen Johann von Brügge aufhielt und äußerlich zur reformierten Kirche bekannte. Er starb unerkannt als angesehener Mann 25. Aug. 1556, aber nach drei Jahren ward sein Körper mit seinen Schriften verbrannt. Die Davidisten oder Joristen erhielten sich in Holland bis in das 17. Jahrh. Vgl. Nippold in der »Zeitschrift für historische Theologie«, 1863—64.

David von Augsburg, mystischer Schriftsteller und einer der frühesten Lehrer des Franziskanerordens in Deutschland, lebte zu Regensburg, seit 1243 in Augsburg, war Lehrer und Freund Bertolds von Regensburg (s. d.) und starb 1271 in Augsburg. Außer zahlreichen lateinischen Schriften verfaßte er asketische Schriften in deutscher Sprache. Vgl. Pfeiffer, Deutsche Mystiker des 13. Jahrhunderts (Leipz. 1845); Preger, Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter, Bd. 1 (das. 1874).

David von Dinant, scholastischer Lehrer um 1200, über dessen Lebensumstände sehr wenig bekannt ist, soll ein Buch: »De divisionibus«, geschrieben haben und wird, weil seine Lehre im gleichen Jahr (1210) mit derjenigen des Amalrich von Bena (s. d.) verdammt wurde, gewöhnlich als Mitbegründer des mittelalterlichen Pantheismus genannt. Vgl. Jundt, Histoire du panthéisme populaire au moyen-âge (Par. 1875); Hauréau, Histoire de la philosophie scolastique, 2. Abt., Bd. 2 (das. 1880).

Davidis, Henriette, Schriftstellerin, geb. 1. März 1801 in Wengern a. d. Ruhr, gest. 3. April 1876 in Dortmund, war acht Jahre als Erzieherin tätig, errichtete 1841 eine Handarbeitsschule in Sprockhövel bei Blankenstein, die sie bis 1848 leitete, und lebte darauf als Schriftstellerin an verschiedenen Orten. Am bekanntesten wurde ihr Name durch ihr seit 1844 bis jetzt in vielen Auflagen erschienenes »Kochbuch«, dem sich andre, ebenfalls weitverbreitete hauswirtschaftliche Bücher (»Küchen- und Blumengarten«, »Der Beruf der Jungfrau«, »Die Hausfrau« u. a.) anschlossen. Auch veröffentlichte sie einen Band »Gedichte« (Elberf. 1848).

Davidisten, s. David Joriszoon (oben) und David 1) (S. 547).

Davidow, Karl, Violoncellspieler, geb. 15. März 1838 zu Goldingen in Kurland, gest. 14. (26.) Febr. 1889 in Moskau, erhielt seine Ausbildung in Moskau (1854—58) und Leipzig und wurde 1859 nach erfolg-

reichem Auftreten als Solist im Gewandhauskonzert als erster Cellist im Gewandhausorchester und Lehrer am Konservatorium angestellt. 1862 folgte er einem Ruf nach Petersburg als kaiserlicher Kammervirtuos und Lehrer am Konservatorium, dessen Direktor er 1876—87 war. Vollendete technische Durchbildung und geschmackvoller Vortrag stellten D. in die erste Reihe der Violoncellisten. Als Komponist ist er nur mit Konzerten und kleinern Stücken für sein Instrument, einem Klavierquintett sowie Klaviersachen und Liedern hervorgetreten. Vgl. W. Hutor, Karl D. (Moskau 1899).

Davidowich, Paul, Baron, österreich. General, geb. 1737 zu Ofen in der dortigen Serbengemeinde, gest. 18. Febr. 1814 in Komorn, kämpfte im Siebenjährigen Krieg, im Bayrischen Erbfolgekrieg, 1788—1790 gegen die aufständischen Belgier und dann gegen die Franzosen, ward 1796 Feldmarschalleutnant, focht dann noch bei Novi, Caldiero und auf dem ganzen Rückzug des Erzherzogs Karl nach Ungarn 1805. Später erhielt er das Kommando der Festung Komorn.

Davids, Rhys, namhafter Indianist, geb. 12. Mai 1843 in Colchester, besuchte das Gymnasium in Brighton, studierte 1863—65 Sanskrit in Breslau bei Stenzler und ging 1866 nach Ceylon in den englischen Zivildienst. Nach England zurückgekehrt, wurde er 1876 Barrister, 1883 Professor des Pâli und der buddhistischen Literatur am University College in London, 1887 Sekretär der Royal Asiatic Society daselbst. Auch hat er 1882 die Pâli Text Society gegründet, für die er unter anderm die buddhistischen Werke »Sumangala« und »Dîgha Nikâya« herausgab. Er schrieb: »Ancient coins and measures of Ceylon« (Lond. 1877); »Buddhist birth stories« (das. 1880); »Lectures on the origin and growth of religion as illustrated by Indian buddhism« (das. 1881); »Buddhism« (das. 1878, 2. Ausg. 1887); »Vinaya texts« (mit Oldenberg, Oxf. 1881—85, 3 Bde.); »Buddhist Suttas« (das. 1881); »The questions of King Milinda« (das. 1890).

Davidskorn, s. Gerste.

Davidson, 1) Samuel, gelehrter Theolog, geb. 1808 zu Ballyhmena in Irland, gest. 16. Okt. 1885, presbyterianischer Geistlicher, 1835 Professor der biblischen Kritik zu Belfast, 1842 Professor der biblischen Literatur und der Kirchengeschichte an dem Independenten-Kollegium zu Manchester. Sein Lehramt bei den Independenten mußte er infolge des durchaus freien Charakters seiner Forschungen 1857 aufgeben und wurde 1862 zum Examinator an der Universität London gewählt. Außer Übersetzungen von Werken deutscher Gelehrten (z. B. Gieselers Kirchengeschichte) schrieb er: »Sacred hermeneutics« (Lond. 1843); »Ecclesiastical polity of the New Testament« (1848); »Treatise of biblical criticism« (2. Aufl. 1855, 2 Bde.); »The canon of the Bible« (3. Aufl. 1880); »Introduction to the Old Testament« (1862, 3 Bde.) und »to the New Testament« (1848—51, 3 Bde.); »An introduction to the study of the New Testament« (1868, 2. Aufl. 1882, 2 Bde.) und »The doctrine of last things« (1882).

2) Thomas, Geolog und Paläontolog, geb. 17. Mai 1817 in Edinburg, gest. 16. Okt. 1885, verlebte seine Jugend in Frankreich und Italien, ward 1858 Ehrensekretär der Geological Society, später Vizepräsident der Paläontographischen Gesellschaft zu London. Er schrieb: »On British fossil Brachiopoda« (3 Bde. mit 171 Tafeln; deutsch von Süß, Wien 1856); »Illustrations and history of Silurian life« (1868).

3) John, schott. Lyriker und Dramatiker, geb. 1857 als Sohn eines Geistlichen zu Barrhead in Renfrewshire, war zuerst Schullehrer und lebt seit 1890 in London als Literat, wo er sein wildes, shakespearisierendes historisches Drama »Bruce« (1886) sowie das bürgerliche Trauerspiel »Smith« (1888) und die philosophische Satire »Perfervid« (1890) veröffentlichte. Seine »Plays« (1894) sind hauptsächlich eine gesammelte Ausgabe jener Dramen. 1898 erschien ein historisches Kunstdrama in Blankversen: »Godfreda«, auch ohne Bühnenwirkung. Erst seine »Fleet Street Eclogues« (1893, neue Folge 1895), geistvolle Gespräche zwischen Londoner Journalisten, die sich nach Einfachheit und Natur sehnen, machten D. mit einem Schlage berühmt. Sie zeigen, wie die »Ballads and Songs« (1894), »New Ballads« (1896, das beste darin die Ballade vom Tannhäuser), ferner »The last Ballads and other poems« (1898), offenen Naturſinn, gesunde Philosophie und eine fröhliche, feurige Originalität bei freilich oftmals bedenklich stolpernden Versen. Weniger glücklich ist D. in der Prosa. Der in Gemeinschaft mit J. C. Wills verfaßte Roman »Laura Ruthven's widowhood« ergeht sich in übermütiger Behandlung des Lesepublikums; »Baptist Lake« (1896) verdankte seinen Leserkreis hauptsächlich der in dem Titelhelden ausgeführten Karikatur eines bekannten Literaten. Von seinen letzten Werken verdienen Erwähnung: »The testament of a vivisector« (1901) und »The testament of an empire-builder« (1902).

Davies (spr. dēwis), 1) Sir John, engl. Jurist, Staatsmann und Dichter, geb. 1569 zu Tisbury in Wiltshire, gest. 8. Dez. 1626, besuchte das Queen's College zu Oxford, studierte die Rechte und trat nach einer bewegten Jugend 1601 als Mitglied für Corfe Castle in das Parlament. Jakob I. wurde ihm sehr gewogen und ernannte ihn zum Attorney General in Irland; 1673 ward D. zum Sprecher des ersten irischen Parlaments erwählt. Nach England zurückgekehrt, sollte er das Amt eines Oberrichters (Lord chief justice) bekleiden, starb jedoch noch vor seinem Amtsantritt. Als Poet machte sich D. in seiner Jugend durch ein Gedicht über die Tanzkunst: »Orchestra« (gedruckt 1596), und ein andres über die Unsterblichkeit der Seele bekannt, das er »Nosce te ipsum« überschrieb und 1599 der Königin Elisabeth widmete. Eine Sammlung von Lobgedichten auf letztere erschien unter dem Titel: »Hymns to Astraea«. Seine Epigramme ließ die geistliche Zensur verbrennen. Eine Sammlung seiner Dichtungen, die sich durch elegante Diktion und Korrektheit auszeichnen, veranstaltete er selbst 1622 (1 Bd.); seine »Historical tracts« gab Chalmers 1786 heraus; vollständig hat seine Werke zusammengetragen Grosart in der »Fuller worthies library« (1869—76, 3 Bde.).

2) John (Joannes Davisius), Philolog, geb. 1679 in London, gest. 22. März 1732 in Cambridge, studierte in Cambridge und wurde 1711 Geistlicher zu Fan Ditton, später Kanonikus zu Ely und Professor zu Cambridge. Wir verdanken ihm besonders Ausgaben des Maximus Tyrius (Cambridge 1703), Cäsar (das. 1706 u. 1727), Minucius Felix (das. 1707 u. Glasgow 1805) und der »Opera philosophica« Ciceros (das. 1736, 6 Bde.).

Davila, Arrigo Caterino, ital. Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. 30. Okt. 1576, kam als Page an den französischen Hof und stand seit 1594 in

französischen Kriegsdiensten. 1599 kehrte er nach Italien zurück, setzte seine Studien zu Padua fort, lebte eine Zeitlang in Parma, wo er Mitglied der Akademie der Innominati ward, und trat hierauf in venezianische Dienste. Die Republik übertrug ihm wichtige militärische Ämter auf Kreta, in Dalmatien und Friaul. Auf einer Berufsreise ward er 1631 zu San Michele bei Verona meuchelmörderisch erschossen. Sein Hauptwerk ist die »Storia delle guerre civili di Francia« (1559—98, Vened. 1630 u. ö.; zuletzt Mail. 1807, 6 Bde.), mehrfach übersetzt, ins Französische von Mallet und Grosley (Par. 1757, 3 Bde.), ins Englische von Cotterel (Lond. 1666), ins Deutsche von Reith (Leipz. 1792—95, 5 Bde.).

Davillier (spr. -wilje), Jean Charles, Baron de, franz. Kunsthistoriker, geb. 27. Mai 1823 in Rouen, gest. 3. März 1883 in Paris, widmete sich, in unabhängigen Verhältnissen lebend, dem Studium der bildenden und vornehmlich der gewerblichen Künste. Seine Hauptwerke sind: »Histoire des faïences hispano-moresques à reflets métalliques« (1861); »Histoire des faïences et porcelaines de Moustiers, Marseille, etc.« (1863); »Les porcelaines de Sèvres de Madame du Barry« (1870); »L'Espagne« (1874, mit 309 Zeichnungen von G. Doré, mehrfach übersetzt); »Fortuny, sa vie, son œuvre, sa correspondance« (1875); »Les arts décoratifs de l'Espagne« (1879); »Recherches sur l'orfèvrerie en Espagne, etc.« (1880) und »Les origines de la porcelaine en Europe« (1883).

Davioud (spr. dawjū), Gabriel Jean Antoine, franz. Architekt, geb. 30. Okt. 1823 in Paris, gest. daselbst 6. April 1881, studierte in der École des beaux-arts und arbeitete dann für die Präfektur von Paris an dem neuen Plan von Paris. 1855 wurde er Straßen- und Gartendirektor. 1859 errichtete er die Fontäne St.-Michel und vollendete das Panorama der Champs-Elysées. Später erbaute er auf dem Place du Châtelet zwei Theater, die durch ihre zweckmäßige Einrichtung für den modernen Theaterbau typisch geworden sind. Sein Hauptwerk ist der für die Weltausstellung von 1878 erbaute Trocadéropalast, den er mit Bourdais ausführte.

Davis (spr. dēwis), 1) John, engl. Seefahrer, auch Davys geschrieben, geb. um 1550 in Sandridge (Devonshire), gest. 29. oder 30. Dez. 1605, machte drei Seefahrten zur Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt. Auf der ersten, 1585, traf er auf die Ostküste von Grönland, das er Desolationland nannte, und fuhr in die nach ihm benannte Straße bis 66° 40′ nördl. Br. Ebendahin segelte er 1586. Auf der dritten Reise (1587) drang er bis 72° 12′ nördl. Br. vor, wo ihn das Eis der Baffinbai zur Umkehr nötigte. 1591 begleitete er Cavendish auf seiner zweiten Expedition nach der Südsee, wurde aber von diesem getrennt und entdeckte 14. Aug. 1592 die Falklandinseln. Darauf machte er drei Seereisen nach Ostindien; auf der letzten wurde er von japanischen Seeräubern an der Küste von Malakka erschlagen. Außer einer Beschreibung seiner zweiten Polarfahrt und seiner ersten indischen Reise veröffentlichte er die nautischen Werke: »The seaman's secrets« (1594) und »The world's hydrographical description« (1595). Vgl. A. H. Markham, The voyages and works of John D. (Lond. 1880, Hakluyt Society) und Clements R. Markham, Life of John D., the navigator (das. 1889).

2) Sir John Francis, engl. Diplomat und Sinolog, geb. 16. Juli 1795 in Portland Place, war von 1816—48 in verschiedenen wichtigen Stellungen, zuletzt (seit 1843) als Gouverneur der Kolonie Hongkong, in China tätig, wurde 1845 zum Baronet ernannt, kehrte 1848 nach England zurück und starb 13. Nov. 1890 in Hollywood Town bei Bristol. D. hat eine Reihe interessanter Werke über China sowie Übersetzungen aus dem Chinesischen veröffentlicht, von denen wir anführen: »Chinese novels« (Lond. 1822); »Chinese moral maxims« (1823); »The fortunate union, a romance« (1829, 2 Bde.); »The Chinese, a description of the empire of China and its inhabitants« (1836, neue Ausg. 1857; deutsch, 2. Aufl., Magdeb. 1843); »Sketches of China« (2. Aufl. 1845, 4 Bde.); »China during the war and since the peace« (1852, 2 Bde.); »The poetry of the Chinese« (neue Ausg. 1870); »Chinese miscellanies« (1865).

3) Jefferson, Präsident der konföderierten Südstaaten von Nordamerika, geb. 3. Juni 1808 in Kentucky, gest. 6. Dez. 1889 in New Orleans, folgte seinem Vater, einem Pflanzer, nach Mississippi und besuchte 1824—28 die Militärakademie zu West Point. 1835 ging er nach Mississippi zurück, wo er sich eifrig staatsökonomischen und politischen Studien widmete. 1845 zum Mitgliede des Kongresses erwählt, schloß er sich der demokratischen Partei an. Nach Ausbruch des Krieges mit Mexiko gab D. im Juli 1846 seine Demission als Mitglied des Kongresses, um sich an die Spitze der freiwilligen Karabiniers von Mississippi zu stellen. Bei der Belagerung von Monterey (September 1846) war er einer der Unterhändler, welche die Bedingungen der Kapitulation der Mexikaner feststellten, und bei Buena Vista (22. und 23. Febr. 1847) trug er wesentlich zum Siege bei. 1848 für Mississippi in den Bundessenat gewählt, widmete er hier seine Tätigkeit (bis 1851) hauptsächlich den militärischen Angelegenheiten, trat als Verteidiger des Sklavenwesens auf und war stets bemüht, die Bundesmacht den Einzelstaaten gegenüber zu beschränken. 1852 half er die Wahl des Demokraten Pierce zum Präsidenten durchsetzen und ward von diesem 1853 zum Kriegssekretär ernannt. Nach der Wahl Buchanans zum Präsidenten (1857) schied D. aus dem Ministerium und vertrat wieder den Staat Mississippi im Senat. Als im Januar 1861 auch dieser Staat seinen Abfall von der Union erklärte, verließ D. mit den übrigen Sezessionisten den Senat und kehrte nach Hause zurück. Kurze Zeit darauf ward er vom Kongreß der abgefallenen Staaten zu Montgomery in Alabama zum Präsidenten der Konföderation des Südens auf sechs Jahre ernannt und 16. Febr. in sein Amt eingeführt. In dieser Stellung entwickelte er große Umsicht und Tatkraft. Nicht nur als Staatsmann, sondern auch in militärischen Dingen bekundete er ungewöhnliche Erfahrung und Überblick, so daß er in jeder Hinsicht als Seele und Haupt der südstaatlichen Bewegung gelten konnte. Als nach der dreitägigen Schlacht bei Richmond die Stadt nicht länger zu behaupten war, flüchtete D., wurde aber im Mai 1865, nachdem wegen angeblicher Mitwissenschaft an Lincolns Ermordung ein Preis auf seinen Kopf gesetzt worden, bei Irwinville in Georgia gefangen genommen. Er wurde anfangs sehr streng, später milder behandelt und zuletzt ganz auf freien Fuß gesetzt. 1868 amnestiert, ließ er sich als Direktor einer Versicherungsgesellschaft in Memphis nieder. Eine Rechtfertigung seiner Sache versuchte er in dem Werk »The rise and fall of confederate government« (New York 1881, 2 Bde.). Es erschien noch von ihm: »Short history of the Confederate States of America« (Chicago 1890). Vgl. Alfriend (Anhänger D.'), The

life of Jefferson D. (Cincinnati 1868); Pollard (Gegner D.'), The life of Jefferson D. (Philad. 1868), und das von seiner Witwe herausgegebene »Memoir of Jefferson D.« (New York 1891, 2 Bde.).

4) Edwin Hamilton, nordamerikan. Archäolog, geb. 22. Jan. 1811 in der Grafschaft Roß (Ohio), war Arzt in Chillicothe und wurde 1850 Professor am Medical College in New York. Er unternahm schon als Student 1829—33 Ausgrabungen, setzte sie 15 Jahre lang fort und veröffentlichte die Ergebnisse in dem Werk »Ancient monuments of the Mississippi valley« (1848), auch schrieb er: »Report on the statistics of calculous disease in Ohio« (1850).

5) Nathan, engl. Reisender und Archäolog, geb. 1812, gest. 6. Jan. 1882 in Florenz, widmete sich dem Studium arabischer und hebräischer Altertümer, gab zeitweilig das »Hebrew Christian Magazine« heraus und wurde dann Prediger einer Dissentergemeinde. Nach wiederholten Besuchen Nordafrikas leitete er 1856—58 für das Britische Museum Ausgrabungen auf der Ruinenstätte Karthagos. Er veröffentlichte: »Tunis, or selections from a journal kept during a residence in that regency« (1841); »A voice from North Africa« (über Religion und Sitte der Bewohner Nordafrikas, 1844); »Evenings in my tent, or wanderings in Balad Ejjareed« (über die soziale und politische Lage der Araberstämme in der Sahara, 1854, 2 Bde.); »Arabic reading lessons with the elements of Arabic grammar« (1855); »Carthage and her remains« (1861) und »Ruined cities within Numidian and Carthaginian territories« (1862).

6) Andrew Jackson, Spiritist, geb. 11. Aug. 1826 in Blooming Grove (New York), zeigte zuerst 1843 als Schuhmacherlehrling in Poughkeepsie spiritistische Fähigkeiten, trat als Arzt auf und behandelte im Zustande der Verzückung seine Patienten. Er nahm einen Geistlichen, Fishbough, als Amanuensis an, siedelte nach New York über und diktierte 1845 sein erstes und bedeutendstes Werk: »The principles of nature, her divine revelations and a voice to mankind« (New York 1847, 2 Bde; 30. Aufl. 1869; deutsch von Wittig, 2. Ausg., Leipz. 1889), das trotz des bunten und wirren Mischmasches von ontologischen, kosmischen, theologischen, spirituellen und naturalistischen Ideen Spuren großer geistiger Befähigung zeigt. Außerdem schrieb er: »The great harmonia« (1850 bis 1860, 6 Bde.; deutsch von Wittig, Leipz. 1867); »The approaching crisis« (1852, 2. Aufl. 1869); »The Penetralia« (1856, 5. Aufl. 1866); »A stellar key« (1867, 5. Aufl. 1868) u. a. Seine Autobiographie erschien unter den Titeln »Magic staff« (1857, 8. Aufl. 1867; deutsch von Wittig, Leipz. 1868) und »Beyond the valley« (1885). In den Jahren 1860 bis 1864 redigierte er die in New York erscheinende Wochenschrift »Herald of Progress«; 1863 gründete er daselbst ein »Lyzeum des Fortschritts für Kinder« und legte seine Ansichten über die Einrichtung von Sonntagsschulen in einem »Handbook« nieder (6. Aufl. 1868).

Davis-Quadrant (engl. Back-staff), das älteste Spiegelinstrument zur Beobachtung von Sonnenhöhen auf See, erfunden von Davis (berühmter Seefahrer, 1550—1605, nach dem die Davis-Straße benannt ist), besteht aus zwei sich zu 90° ergänzenden Sektoren; auf dem Kreisbogen jedes Sektors ist ein Diopter verschiebbar, und im Scheitel ist eine Auffangplatte (später Spiegel) mit Spalte angebracht. Der Beobachter dreht der Sonne den Rücken zu, visiert mit dem einen Diopter durch die Spalte der Auffangplatte den Meereshorizont und dreht gleichzeitig das andre Diopter so weit, bis es ein Sonnenbildchen auf die Auffangplatte entwirft. Die Ablesung der Stellung der beiden Diopter ergibt sodann die Sonnenhöhe.

Davisstraße (spr. dēwis-), von Davis (s. d. 1) 1585 entdeckte und nach ihm benannte Straße zwischen Grönland im O. und der Cumberlandhalbinsel von Baffinland im W., die aus dem Atlantischen Ozean in die Baffinbai führt. Durch sie geht auf der Westseite eine kalte Strömung südwärts, auf der Ostseite eine warme nordwärts.

Davits (engl., spr. dēwits), eiserne oder hölzerne, oben an der Schiffswand stehende feste, drehbare oder senkbare Kräne, die über die Schiffsseite hinausragen, so daß Boote an ihnen hinaufgezogen und herabgelassen werden können. Zum Hissen der schweren Boote an den D. dienen kleine Hilfsdampfmaschinen (Bootshißmaschinen), die auf dem Oberdeck stehen. Die gehißten Boote können durch Drehen der D. nach innenbords geschwungen und dadurch besser gesichert werden. Geschoßdavits dienen zum Heben der Geschosse. Vgl. Barkunen.

Davitt (spr. dēwit), Michael, irischer Agitator, geb. 25. März 1846 zu Straide in der Grafschaft Mayo, wurde 1852 mit seinen Eltern aus deren Pachtgut vertrieben und kam 1856 in eine Fabrik in Lancashire, wo er 1857 durch eine Maschine den rechten Arm verlor. Die Beteiligung an einer Verschwörung in Irland (1865) zog ihm 1870 die Verurteilung zu 15jähriger Zuchthausstrafe zu, doch wurde er nach sieben Jahren begnadigt. Darauf lebte D. eine Zeitlang in Amerika und gründete, nach Irland zurückgekehrt, 1879 die sogen. Landliga, die eine radikale Änderung der irischen Agrargesetzgebung erstrebte. Wegen dieser Agitation 1881 abermals angeklagt und 15 Monate im Gefängnis gehalten, trat D. bald danach die Leitung der Landliga an Parnell ab. Bei der Spaltung der irischen Partei im Dezember 1890 schloß er sich den Gegnern Parnells an und bekämpfte diesen auf das heftigste. Von 1892—99 war er Mitglied des Unterhauses; seit Oktober 1890 gibt er die Zeitschrift »Labour World« heraus; mit Dillon und W. O'Brien ist er Führer der United Irish League. Er schrieb unter andern: »Defence of the Land League« (1891); »Life and Progress in Australia« (1898).

Davlia, Dorf in Griechenland, s. Daulis.

Davos (roman. Tavau, Tavate, von davo, hinten), ein freundliches Hochalpental im Bezirk Oberlandquart des schweizer. Kantons Graubünden (1559 m ü. M.), der Sage nach erst im 13. Jahrh. entdeckt, mit den beiden Nachbarorten: D. am Platz, dem Hauptorte des Tales, und D. Dörfli, jenes über Wiesengründe zerstreut, dieses an dem tiefgrünen Davoser See gelegen. Gegenwärtig ist D., zu dem von Landquart (im Rheintal) eine Adhäsionsbahn, die Straße durch das Prätigau und von Chur aus die Landwasserstraße über Alvaneu führen, der bedeutendste alpine Luftkurort für Brustkranke in Europa, mit über 20 Hotels, 3 Milchhallen und 4 Bädern, und wird jährlich von ca. 10,000 Kurgästen besucht. Das Klima ist das eines Hochalpentales mit mäßig warmem Sommer (Mai bis September) und kaltem, aber durch Sonnenstrahlung gemildertem Winter (Oktober bis April). Die durchschnittliche Jahrestemperatur beträgt +2,53°, die mittlere Temperatur der Wintersaison —1,11°, die der Sommersaison +10,6°. Die Luft ist dünn, frisch, staubfrei und trocken, die Bewölkung gering. Die Lage von D. ist zudem wind-

geschützt und nebelfrei. Das Heilgebiet von D. ist relativ beschränkt, bei umsichtiger Auswahl der Fälle bietet die Kur aber große Sicherheit. Begründer derselben ist Spengler (1869); die Görbersdorfer Methode der Duschen wurde durch Unger nach D. verpflanzt. Die Umgebung ist reich an lohnenden Ausflugspunkten. Nach der Engadiner Seite schneiden drei Seitentäler in das Hochgebirge ein: das romantische Sertig, an dessen Eingang das Bad Clavadel mit schwefelhaltiger alkalischer Quelle liegt, und das Flüela- und Dischmatal, den beiden Kurorten gegenüber, jenes zum fahrbaren Flüela-, dieses zum höhern und wildern Scalettapaß ansteigend, beide einsamer und enger als das D. und zum Engadin führend (s. Alpenstraßen). Von Frauenkirch kommt man, angesichts des auf der linken Talseite liegenden Spinabades (Schwefelwasser), nach Glaris und damit an den Eingang der wilden Züge, durch die das (Davoser) Landwasser in tiefen Schluchten rauscht, um sich bei Filisur-Alvaneu mit der Albula zu vereinigen. Die Talbevölkerung, (1900) 8333 Köpfe stark, ist durchaus deutscher Zunge und meist protestantisch. D. ist Sitz eines deutschen Konsuls. Über D. als klimatischen Kurort vgl. die Schriften von Spengler (Basel 1869), Ramann (2. Aufl., das. 1876), Riemer (Leipz. 1879), H. Müller (Davos 1882), Peters und Hauri (das. 1892), Hißbach (Zürich 1895).

Davout (spr. dāwu, nicht Davoust), 1) Louis Nicolas D., Herzog von Auerstädt, Fürst von Eggmühl, franz. Marschall, geb. 10. Mai 1770 in Annoux (Yonne) aus einer angesehenen adligen Familie, gest. 1. Juni 1823, war in Brienne Mitschüler Bonapartes und ward 1788 Leutnant in einem Kavallerieregiment. Der Revolution schloß er sich mit Begeisterung an. In den Schlachten von Jemappes und Neerwinden focht er mit Auszeichnung unter Dumouriez, den er bei dessen Abfall gefangen zu nehmen oder zu töten versuchte, wenn auch ohne Erfolg. Im Juli 1793 zum Brigadegeneral ernannt, focht er 1795 und 1796 unter Pichegru und Moreau in der Rheinarmee, dann in Italien unter Bonaparte, den er auch nach Ägypten begleitete. Dort gewann er als Kavallerieführer dessen Vertrauen und ward nach seiner Rückkehr 1800 zum Divisionsgeneral und zum Oberbefehlshaber der Kavallerie der italienischen Armee, nach Napoleons I. Thronbesteigung aber zum Marschall von Frankreich ernannt. Im Oktober 1805 führte er in der Schlacht von Austerlitz den rechten Flügel der Armee in Österreich. 1806 operierte er mit dem rechten Flügel selbständig und schlug das preußische Hauptheer 14. Okt. bei Auerstädt. Deshalb zum Herzog von Auerstädt erhoben, nahm er noch an den Schlachten bei Eylau, Heilsberg und Friedland teil und ward zum Generalgouverneur des Großherzogtums Warschau ernannt. In dem neuen Kriege mit Österreich 1809 siegte er 22. April bei Eggmühl und trug bei Wagram durch seine Umgehung des Feindes zur Entscheidung wesentlich bei. Nach dem Frieden erhob ihn Napoleon zum Fürsten von Eggmühl. Im russischen Feldzug befehligte er das 1. Korps mit großer Auszeichnung. Nach dem unglücklichen Rückzug organisierte er seine Truppen in Sachsen und wandte sich dann nach der untern Elbe. Am 31. Mai 1813 rückte er in die bis dahin vom General Tettenborn besetzte Stadt Hamburg ein und legte ihr auf Napoleons Befehl zur Züchtigung für ihren Abfall von Frankreich sogleich eine Geldbuße von 48 Mill. Frank auf. Am 5. Nov. ließ er die Bank mit einem Kassenbestand von 7,489,343 Mk. Bko. in Beschlag nehmen, gegen Ende des Jahres 1200 Menschen aus der Stadt treiben und die Wohnungen von mehr als 8000 niederbrennen. So rücksichtslos dies Verfahren war, so militärisch trefflich war seine Verteidigung gegen die Alliierten, die ihn von allen Seiten einschlossen. Erst 31. Mai 1814 übergab er auf Befehl Ludwigs XVIII. die Stadt. Nach der Rückkehr Napoleons 1815 ward er Kriegsminister. Als nach dem Siege bei Waterloo die Verbündeten gegen Paris vorrückten, schloß er, von den Kammern zum Oberbefehlshaber ernannt, 3. Juli eine Militärkonvention mit Blücher und Wellington ab, wonach er die französische Armee hinter die Loire führte, wo er sich 14. Juli Ludwig XVIII. unterwarf. 1819 wurde er zum Pair von Frankreich erhoben. D. war ein vortrefflicher Soldat und Feldherr, ehrlich, treu, gewissenhaft, uneigennützig, streng gegen sich und andre, ein vortrefflicher Gatte und Familienvater. Seine Handlungsweise bei der Verteidigung Hamburgs rechtfertigte er in einem »Mémoire des Marschalls D. an Ludwig XVIII.« (Hamb. 1814; neuer Abdr., Nancy 1890). Vgl. die von Davouts Tochter, der Marquise Blocqueville (gest. 7. Okt. 1892 in Paris) herausgegebenen Werke: »Le maréchal D., prince d'Eckmühl, raconté par les siens et par lui-même« (Par. 1879—80, 3 Bde.) und »Correspondance inédite de D. 1790—1815« (das. 1887); Chénier, Histoire de la vie du maréchal D. (das. 1866); E. Montégut, Le maréchal D. (das. 1882); »Correspondance du maréchal D. 1801—1815« (hrsg. von Mazade, das. 1885, 4 Bde.); »Maréchal D. duc d'Auerstaedt 1806—1807, Opérations du 3ème corps« (das. 1896); »D. in Hamburg« (anonym, von P. Holzhausen, Mülh. a. d. Ruhr 1892); Graf V. (Vigier), D. (Par. 1898, 2 Bde.).

2) Léopold Claude Etienne Jules Charles D., Herzog von Auerstädt, franz. General, geb. 9. Aug. 1829, Großneffe des vorigen, dessen Herzogstitel nach Erlöschen von dessen direkten Nachkommen (1853) von Napoleon III. 1864 auf ihn übertragen wurde, diente in der Infanterie. 1870 zum Obersten ernannt, geriet er in deutsche Kriegsgefangenschaft. Aus derselben zurückgekehrt, nahm er an den Kämpfen gegen die Pariser Kommune teil und erwarb sich die besondere Gunst von Thiers. Als Divisionsgeneral ward er 1879 zum Chef des Großen Generalstabs berufen. Seit 1880 übernahm er das Kommando verschiedener Armeekorps, ward im Januar 1889 zum Armeeinspektor, dann zum Großkanzler der Ehrenlegion ernannt. 1901 wurde er, als Gegner des republikanischen Ministeriums, plötzlich und unverdient dieses Postens entkleidet, wogegen alle militärischen Mitglieder des Ordensrates durch ihre Entlassung protestierten. Er veröffentlichte 1870 ein »Projet de réorganisation militaire«.

Davy (spr. dēwi), Sir Humphry, Chemiker, geb. 17. Dez. 1778 zu Penzance in Cornwall, gest. 29. Mai 1829 in Genf, war seit 1795 Lehrling bei einem Wundarzt und Apotheker, kam dann als Gehilfe zu Beddoes in Bristol, der ihn 1798 in seiner medizinischen Anstalt (Pneumatic Institution) beschäftigte, und arbeitete über das Stickstoffoxydul, das Beddoes als Heilmittel benutzte. 1801 ward er Hilfslehrer und 1802 Professor der Chemie an der Royal Institution in London, auch hielt er Vorlesungen am Board of Agriculture. 1812 wurde er geadelt, und 1820—27 war er Präsident der Royal Society. Mit vorzüglicher Begabung, neue Hilfsmittel für die experimentale Ermittelung der Zusammensetzung der Körper in An-

wendung zu bringen, vereinigte er eine seltene Unabhängigkeit von den herrschenden Theorien und brachte zuerst in dem von Lavoisier aufgestellten System der Chemie eine wesentliche Abänderung zur Geltung. Seit 1806 untersuchte er die Einwirkung des elektrischen Stromes auf chemische Verbindungen und entdeckte das Kalium und Natrium, die Erdalkalimetalle und das Bor. Anderseits lehrte er seit 1810 das Chlor als einfachen Körper betrachten (»On the elementary nature of chlorine«, Neudruck, Lond. 1894), erkannte die Salzsäure als Wasserstoffverbindung des Chlors und gab damit den Anstoß zu den wichtigsten Reformen in der Theorie der Salze. Seine Arbeiten ließen die Beziehungen zwischen den chemischen und elektrischen Kräften klarer und bestimmter hervortreten, auch suchte er die Wärmeerscheinungen auf Bewegungen der kleinsten Teilchen der Körper zurückzuführen. 1815 konstruierte er die nach ihm benannte Sicherheitslampe. Er schrieb: »Chemical and philosophical researches, chiefly concerning nitrous oxide and its respiration« (Lond. 1800; deutsch von Nasse, Leipz. 1812—14, 2 Bde.); »Elements of chemical philosophy« (1812; deutsch von Wolff, Berl. 1814); »Elements of agricultural chemistry« 1813, zuletzt 1855; deutsch von Wolff, Berl. 1814; von Hermbstädt, das. 1817); »On the safety-lamp and on flame« (1828); außerdem zwei anonym erschienene geistreiche Dialoge: »Salmonia, or the days of flyfishing« (1828, 5. Aufl. 1870; deutsch von Neubert, Leipz. 1840); »Consolations in travel, or the last days of a philosopher« (1830, zuletzt 1889; deutsch von Martius, Nürnb. 1833). Die gesammelten Werke, herausgegeben von John D., erschienen in 9 Bänden, London 1839. Vgl. Paris, The life of Sir Humphry D. (Lond. 1831, 2 Bde.), und die von seinem Bruder John D. herausgegebenen »Memoirs of the life of Sir H. D.« (das. 1836, 2 Bde.; deutsch von Neubert, Leipz. 1840); »Fragmentary remains, literary and scientific of Sir H. D.« (Lond. 1858); Thorpe, H. D., poet and philosopher (neue Ausg., das. 1901).

Davyl (spr. dawīd), Louis, Pseudonym, s. Poupard.

Davys Lichtbogen, s. Elektrische Entladung und Elektrisches Licht.

Dawdon (spr. dâdŏn), s. Seaham Harbour.

Dawes (spr. dâs), Richard, Philolog, geb. 1708, gest. 1766 in Henworth, studierte in Cambridge, wurde 1738 Vorsteher der Grammar school in Newcastle und lebte zuletzt in Henworth. Er schrieb die berühmten »Miscellanea critica« (Cambridge 1745, zuletzt Lond. 1827).

Dawison, Bogumil, Schauspieler, geb. 15. Mai 1818 als Sohn israelitischer Eltern in Warschau, gest. 1. Febr. 1872 in Dresden, wurde Abschreiber, dann Schildermaler, zuletzt Schreiber in der Redaktion der Warschauer »Gazeta«. Hier erlernte er die deutsche und französische Sprache, avancierte vom Schreiber zum Übersetzer und trat auch als Theaterrezensent auf. Von dem Schauspieler Kudlicz für die Bühne gebildet, debütierte D. 1837 mit Beifall, begab sich 1839 nach Wilna, gastierte in Warschau und fand dann an der Lemberger Bühne ein dauerndes Engagement. Die Gastspiele Löwes und der Rettich brachten in ihm den Entschluß, deutscher Schauspieler zu werden, zur Reife. Er machte eine Reise nach Frankreich und Deutschland, suchte sich, zurückgekehrt, eine gute deutsche Aussprache anzueignen und trat 9. Aug. 1841 im deutschen Theater zu Lemberg auf. Anfangs wegen der Aussprache getadelt, studierte er trotzdem deutsche Rollen und reiste 1846 nach Deutschland. Von L. Schneider empfohlen, spielte er in Hamburg 13. Febr. 1847 zum erstenmal, erregte Aufsehen durch seine Eigenart und gewann bald Anerkennung durch die Gewalt der Leidenschaft und die Naturwahrheit seines Spiels. 1849 folgte er einer Einladung zum Gastspiel am Wiener Burgtheater, dessen Folge ein Engagement war, ging dann 1854 an die Dresdener Hofbühne über, wo er 1864 auf Lebenszeit engagiert wurde, löste aber auch hier sein Engagement wieder, um in den größern Städten Deutschlands, 1866 auch in Amerika zu gastieren. Durch Überanstrengung körperlich und geistig gebrochen, kehrte er, der Kunst verloren, nach Dresden zurück. Mephistopheles, Franz Moor, Mark Anton, Hamlet, Alba, Karl V., Riccaut de la Marlinière, Molière, Marinelli, Richard III., Narziß und Lear waren bewunderte Leistungen Dawisons.

Dawk, s. Dak.

Dawkins (spr. dâkins), William Boyd, Geolog und Anthropolog, geb. 26. Dez. 1838 zu Buttington in Montgomeryshire, studierte in Oxford, ward 1862 der königlichen Kommission zur geologischen Untersuchung Großbritanniens beigeordnet, 1869 in Manchester zum Kurator des Museums ernannt, las 1870 am Owens College über Geologie und ward 1874 Professor, gleichzeitig Präsident der Geographischen Gesellschaft. Er schrieb: »Cave hunting. Researches on the evidences of caves respecting the early inhabitants of Europe« (Lond. 1874; deutsch von Spengel, Leipz. 1876) und »Early man in Britain and his place in the tertiary period« (1880).

Dawley (spr. dâli, D. Magna), Stadt in Shropshire (England), am Shrewsbury-Kanal, mit Kohlen- und Eisenbergwerken und (1901) 7522 Einw.

Dawlish (spr. dâlisch), vornehmes Seebad in Devonshire (England), im W. der Mündung des Exe, am Fuße steiler Klippen, mit (1901) 4003 Einw.

Dawson (D. City, spr. dâßn ßitti), Stadt im kanad. Yukonterritorium, an der Mündung des Klondike-Flusses in den Yukon, erst nach der Entdeckung der Klondike-Goldfelder (1896) gegründet, als Mittelpunkt der Goldgräberversorgung und des Goldversandes aber rasch emporgeblüht, unterhält Dampferverkehr nach der Yukonmündung und nach dem Lewis River, ist Sitz eines deutschen Konsuls, hat Post- und Gerichtshaus, elektrische Straßenbeleuchtung, 3 Zeitungen und (1901) 9142 Einw.

Dawson (spr. dâßn), George Mercer, Geolog, geb. 1. Aug. 1849 in Pictou (Neuschottland), gest. 2. März 1901 in Ottawa (Kanada), studierte in Montreal und London, wurde Mitglied der Landesaufnahme von Britisch-Columbia und der Kommission für die Landesgrenzregulierung. Seit 1875 gehörte D. dem Geological Survey of Canada an, 1883 wurde er Mitdirektor und 1895 Direktor desselben, 1893 auch Präsident der Royal Society von Kanada. Die geologische Durchforschung der kanadischen Nordwestprovinzen und Britisch-Kolumbiens ist vornehmlich sein Werk. Er schrieb: »On the superficial geology of British Columbia« (1878); »Descriptive sketch of the physical geography and geology of the Dominion of Canada« (1884, mit Alfred R. C. Selwyn); »The mineral wealth of British-Columbia« (1888); »Observations of the Bering Sea« und einen vortrefflichen Abriß der physikalischen Geographie von Kanada (1897).

Dawydow, Denis Waßiljewitsch, russ. Kriegsschriftsteller und Dichter, geb. 7. Aug. (27. Juli) 1784 in Moskau, gest. 20. (8.) Mai 1839 auf seinem Gut bei Moskau, machte die russischen Feldzüge in

Deutschland, an der Donau und in Schweden mit, führte 1812 ein Korps von Parteigängern, 1814 ein Husarenregiment unter Blücher und wurde 1815 Generalmajor. 1825—27 war er in Persien tätig, und 1831 kämpfte er in Polen vor Warschau und in der Schlacht bei Lisbik so rühmlich, daß er zum Generalleutnant ernannt wurde. D. dichtete, meistens im Biwak, Satiren, Elegien, Dithyramben und Episteln, besonders aber Soldatenlieder, die weite Verbreitung fanden. Für die besten seiner militärischen Schriften hält man die »Erinnerungen an die Schlacht bei Preußisch-Eylau« und den »Versuch einer Theorie des Parteigängerkriegs« (Mosk. 1821). Seine gesammelten Werke mit Biographie gab Smirdin (Petersb. 1848) heraus; seine »Memoiren« erschienen in der Zeitschrift »Russkaja Starina« (1872).

Dax (spr. dacs, das alte Aquae Tarbellicae, im Mittelalter Acqs), Arrondissementshauptstadt und Badeort im franz. Depart. Landes, links am Adour, über den eine Brücke nach der Vorstadt Le Sablar führt, Knotenpunkt an der Südbahn, hat Reste betürmter Mauern aus gallorömischer Zeit, eine im 17. Jahrh. umgebaute Kathedrale mit Portal aus dem 13. Jahrh., ein Handelsgericht, ein Collège, eine Lehrerbildungsanstalt, ein Mineralienkabinett und (1901) 8799 (mit den Vorstädten 10,329) Einw., die Salzbergbau und Salzsiederei, Fabrikation von Korkpfropfen, Kerzen, feinen Likören und Fayence sowie bedeutenden Handel mit Landesprodukten treiben. Die schon den Römern bekannten Quellen von D. haben eine Temperatur von 47—60° und sind schwefel- und kalkhaltig. Sie speisen neun Badeanstalten, darunter das 1891 errichtete große Etablissement Salin-Thermal mit schönen Anlagen. D. ist auch Winterkurort und Geburtsort des Mathematikers Borda, dem hier ein Denkmal errichtet wurde, u. des Staatsmannes Ducos. Westlich von der Stadt erhebt sich die Tour Borda (Bordas ehemaliges Observatorium). Vgl. Léon, Guide manuel aux eaux thermales de D. (1867).

Daxlanden, Dorf im bad. Kreis und Amtsbezirk Karlsruhe, an einem toten Rheinarm, hat eine kath. Kirche, Kunstmühle, Ziegelbrennerei und (1900) 3487 Einwohner.

Daxweiler, Dorf im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Kreuznach, hat eine kath. Kirche, Eisenerzbergbau, Eisenhütten (Stromberger Neuhütte und Rheinböllerhütte) und (1900) 635 Einw.

Dayak, Volk, s. Dajak.

Daylesford (spr. dēlsförd), Stadt im britisch-austral. Staat Victoria, westlich von Melbourne, mit dem es durch Eisenbahn verbunden ist, hat eine Bergschule, Hospital und zählt (1901) 3372 Einw. In der Nähe sind Mineralquellen und Goldgruben.

Days of humiliation (engl., spr. dēs öw jumiliēsch'n, »Tage der Demütigung«), die beiden Bußtage in England: der 30. Januar, der Tag der Hinrichtung des Königs Karl I. 1649, und der 2. September, der Tag des großen Brandes von London 1666.

Dayton (spr. dē'n), 1) Hauptstadt der Grafschaft Montgomery im nordamerikan. Staat Ohio, am Zusammenfluß des Mad River mit dem schiffbaren Great Miami und am Miamikanal, ist eine der schönsten Städte des Staates. Es hat ein dem Parthenon nachgeahmtes Gerichtshaus, höhere Schulen, die Cooper Academy für Mädchen, Bibliothek von 37,000 Bänden, zwei deutsche Zeitungen, Waisenhaus, Armenhaus und treibt ansehnliche Industrie (1900: 1096 Betriebe, 16,869 Arbeiter und für 35,697,695 Doll. Erzeugnisse) besonders in Maschinen und Eisenbahnmaterialien, Ackergeräten, Tabak ꝛc. Die Einwohnerzahl beträgt (1900) 85,333, darunter viele Deutsche. Bei der Stadt liegt ein großartiges Invalidenhaus inmitten eines ausgedehnten Parkes. — 2) Stadt in Kentucky, am Ohio, Cincinnati gegenüber, Grafschaft Campbell, mit Fabriken und (1900) 6104 Einw.

Daza (spr. dasa), Hilarion, Präsident der Republik Bolivia, geb. 1840 in Sucre, 1. März 1894 zu Urjuni ermordet, trat, von niederer Abstammung und teilweise indianischem Blute, 1858 während einer Revolution als Freiwilliger in die Armee der Liberalen und wurde, als diese siegte, rasch befördert. Melgarejo ernannte D. während seiner Präsidentschaft 1867 zum Oberstleutnant. Doch verbündete er sich 1871 mit Oberst Juan Granier zu dessen Sturz und brachte an der Spitze seines Kürassierregiments die Bevölkerung von La Paz zur Unterwerfung unter Morales, der ihn zum General und Kriegsminister beförderte. Als bei seiner Bewerbung um die Präsidentschaft die Wahlen unentschieden ausfielen, bemächtigte er sich 1876 mit Gewalt der Herrschaft, die er mehrere Jahre durch rücksichtslose Tyrannei behauptete. 1879 erklärte er Chile den Krieg, bemächtigte sich der chilenischen Bergwerke in Atacama und ernannte sich selbst zum Oberbefehlshaber des bolivianischen Heeres. Als die Chilenen in Atacama einfielen, zog er mit den bolivianischen Truppen nach dem südlichen Peru und vereinigte sich mit den Peruanern unter Prado. Da er aber im November 1879 dem verbündeten Heer nicht zu Hilfe kam, sondern auf dem Marsch von Tacna nach San Francisco umkehrte, so daß General Buendia von den Chilenen geschlagen wurde, empörte sich das Heer in Tacna gegen ihn, und D. mußte Ende 1879 ins Ausland flüchten.

D'Azeglio, s. Azeglio.

Däzel, Georg, Forstmann, geb. 5. Febr. 1752 zu Furth in der Oberpfalz, gest. 5. April 1847 in Regensburg, war Lehrer an der kurfürstlichen Pagerie in München, 1790 Lehrer an der Forstschule daselbst, 1803 Direktor der Forstschule in Weihenstephan, 1807 Professor in Landshut und später wieder in München. Er schrieb: »Praktische Anleitung zur Taxierung der Wälder« (Münch. 1786; später als »Lehrbuch der praktischen Forstwissenschaft«, das. 1802, 2 Bde., erschienen); »Über Forsttaxierung und Ausmittelung des jährlichen nachhaltigen Ertrags« (das. 1793); »Über die zweckmäßigste Methode, große Waldungen zu messen« (das. 1799; 2. Aufl. von Neubauer, 1819).

Dazio grande (»großer Zoll«), Weiler und Felsschlucht im schweizer. Kanton Tessin, 948 m ü. M., bis 1848 große Zollstätte der Urner; oberhalb ist der Kehrtunnel von Faido (s. d.) der Gotthardbahn, die Grenze des obern und untern Livinentales.

D-Boot, s. Torpedodivisionsboot.

dc., Abkürzung für Dezimalmaß, namentlich beim Feldmessen vor Einführung des metrischen Systems.

Dc. (richtiger *D.C.* oder *DC.*), bei Pflanzennamen Abkürzung für De Candolle (s. d.).

Dcsne., Dne., Dce., bei Pflanzennamen Abkürzung für J. Decaisne (s. d.).

Dd., Abkürzung für Doctorandus (s. d.).

ddc., Abkürzung für Längen-, Flächen- und Körpermaß nach dem Duodezimalsystem.

ddt. (dt.), Abkürzung für dedit, er hat gegeben.

D dur (ital. Re maggiore, franz. Ré majeur, engl. D major), soviel wie D mit großer (harter) Terz. Der D dur-Akkord = d fis a. Über die D dur-Tonart, 2 ♯ vorgezeichnet, s. Tonart.

Dé (franz., »Fingerhut, Würfel«), 1816—36 in Belgien die Bezeichnung für 1 Zentiliter Flüssigkeit.

Dé, le Maître au (spr. mätr' o dé, »der Meister mit dem Würfel«), französische, unter den Kupferstichsammlern übliche Bezeichnung für einen italienischen Kupferstecher, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. tätig war und sich an Mark Anton anschloß. Er stach nach Raffael, Giulio Romano u. a. Seine bisweilen auf einem Würfel befindlichen Initialen BV werden (ohne Begründung) auf Benedetto Verino gedeutet.

Dea (lat.), Göttin. [S. 76.

Deaconsches Verfahren (spr. dikens-), s. Chlor.

Dead heat (engl., spr. dedd hît), s. Totes Rennen.

Dea Dia, röm. Erd- und Ackergöttin, deren Kult die Arvalbrüder (s. d.) versahen.

Dead letter (engl., spr. dedd, »toter Brief«), ein wegen ungenügender Adresse oder aus andern Gründen unbestellbarer Brief, »Rückbrief«.

Deadwood (spr. déddwudd), Bergbau- u. Hauptstadt der Grafschaft Lawrence im nordamerikan. Staat Süddakota, in den Black Hills (s. d.), mit (1900) 3498 Einw.

De Ahna, Heinrich, Violinspieler, geb. 22. Juni 1835 in Wien, gest. 1. Nov. 1892 in Berlin, machte seine Studien in Wien unter Mayseder und später in Prag unter Mildner, trat schon mit 12 Jahren in Wien, London ꝛc. als Violinspieler auf, wurde 1849 vom Herzog von Koburg-Gotha zum Kammervirtuosen ernannt, trat aber im Herbst 1851 in die österreichische Armee ein, in der er 1853 zum Leutnant befördert wurde und den italienischen Feldzug mitmachte. Nach dem Friedensschluß wendete er sich wieder der Musik zu und ließ sich nach neuen Kunstreisen 1862 in Berlin nieder, wo er seit 1868 als Konzertmeister am Opernhaus und Lehrer an der Hochschule für Musik tätig war und besonders als Mitglied des Joachim-Quartetts sich allgemeiner Hochschätzung erfreute.

Deák (spr. dä-äk), Franz von, ungar. Staatsmann, geb. 17. Okt. 1803 zu Söjtör im Zalaer Komitat, gest. 29. Jan. 1876 in Budapest, entstammte einer alten ungarischen Adelsfamilie, widmete sich auf der Akademie zu Raab rechts- und staatswissenschaftlichen Studien und tat sich bei den Komitatsverhandlungen durch überzeugende Beredsamkeit bald hervor. Er wurde in seiner Heimat Notar und Gerichtsbeisitzer. Für die Jahre 1832—36 und 1839—43 in den Landtag gewählt, schwang er sich durch sein parlamentarisches Talent und charaktervolle, patriotische Haltung zum Führer der liberalen Opposition empor. Sein Verdienst war es besonders, daß der unter schlimmen Aussichten eröffnete Landtag 1839 mit einer Aussöhnung zwischen Regierung und Reformpartei endete. Die Wahl für den Landtag von 1843 schlug D. aus, weil er in der Frage über die Besteuerung des Adels seine selbständige Ansicht gegenüber der konservativen Partei festhielt und die Reformpartei seine Wahl mit Gewalt durchsetzen wollte. 1845 trat er gegen Apponyis »Administratorensystem« in die Schranken, mahnte aber auch die Liberalen zum mäßigen und redlichen Wollen. Von dem Landtag von 1847—48 hielt ihn Kränklichkeit fern, nichtsdestoweniger ward das Programm der liberalen Opposition unter seinen Auspizien festgestellt; erst nach den Märzereignissen von 1848 widmete er sich wieder ausschließlich den öffentlichen Angelegenheiten. Unter dem ersten konstitutionellen Ministerium des Grafen Ludwig Batthyányi mit dem Justizministerium betraut, betrieb er eifrig gesetzgeberische Arbeiten und faßte den Plan, das ungarische Justizwesen einer durchgreifenden Reform zu unterwerfen. An legalen Formen festhaltend, legte er, als Kossuth 17. Sept. 1848 an die Spitze der Geschäfte trat, sein Ministerium nieder und beteiligte sich nur noch als Deputierter am Reichstag. Beim Herannahen von Windischgrätz (Ende 1848) stimmte D. für Unterhandlung und war Mitglied jener Deputation, die an den Fürsten abgeschickt wurde, um noch einen Vermittelungsversuch zu machen. Als dieser Schritt fruchtlos blieb, zog sich D. auf das Stammgut Kehida seiner Familie zurück. Zwar versuchte das Ministerium Schwarzenberg seine Unterstützung bei der Reorganisation Ungarns zu gewinnen; aber er konnte nicht bei Umgestaltungsversuchen mitwirken, welche die Selbständigkeit und die alte Verfassung Ungarns in den zentralisierten Kaiserstaat aufgehen lassen wollten. Seit 1854 weilte er ständig in Pest und gewann in den Jahren des passiven Widerstandes allmählich das größte Ansehen und das Vertrauen der Nation. Erst als das kaiserliche Diplom vom 20. Okt. 1860 die Wiederherstellung der frühern Verfassungsverhältnisse Ungarns in Aussicht stellte, ließ D. sich von dem Hofkanzler Vay, einem Konservativen, mehrfach zu Rate ziehen und trat in der Presse vermittelnd auf, indem er sich insoweit für die Aufrechterhaltung der Gesetzgebung von 1848 erklärte, als sie keinerlei Beeinträchtigung der Rechte einzelner nach sich ziehe. Am 11. März 1861 in Pest zum Abgeordneten erwählt, bildete D. nach Eröffnung des Reichstags 2. April 1861 mit Andrássy eine ausgleichsfreundliche gemäßigt-liberale Partei, die sogen. Adreßpartei, im Gegensatze zu der radikalen Beschlußpartei. Sein Adreßentwurf vom 13. Mai erlangte, freilich nur nach heftigen Verhandlungen, die sich bis in den Juli hineinzogen, die Zustimmung der beiden Häuser des Reichstages. Der Kaiser aber lehnte die Adresse mit Rücksicht auf die Reichsverfassung vom Februar 1861 ab, worauf D. eine zweite umfangreiche Denkschrift entwarf, die das Oktoberdiplom wie das Februarpatent als auf die Vernichtung der Rechte Ungarns hinzielend, als unannehmbar bezeichnete. Während der ganzen Schmerlingschen Periode hielt D. an diesen Grundsätzen fest, erklärte jedoch in seinem berühmten Osterartikel im »Pesti Napló« (16. April 1865) die Bereitwilligkeit Ungarns, seine historischen Rechte mit den Bedingungen der Sicherheit und Großmachtstellung des Gesamtreichs in Einklang zu bringen. Schmerling fiel. Als aber im Sommer 1865 der Föderalismus in Österreich zu neuer Geltung und auch Ungarn zu gute kam, war es nicht Deáks Partei, sondern die der Altkonservativen, mit der die Regierung in Verbindung trat. Ohne Erfolg; denn als der 1861 aufgelöste Reichstag 14. Dez. 1865 wieder eröffnet wurde, gebot D. über eine ansehnliche Majorität, welcher der Präsident und Vizepräsident des Abgeordnetenhauses, Szentiványi und Graf Julius Andrássy, angehörten. Die Reichstagsadresse war wieder Deáks Werk und zeigte unverändert den Standpunkt der frühern. Nach der entschiedenen Rückäußerung der Krone geschah es dann gleichfalls auf seinen Antrag, daß man nicht sofort zum Bruch schritt, sondern eine (Siebenundsechziger-) Kommission niedersetzte behufs Feststellung der gemeinsamen Reichsangelegenheiten. Den Ausgleichsentwurf dieses Ausschusses, in dem die Bürgschaften für die Zusammengehörigkeit beider Teile der Monarchie jene Form fanden, die heute staatsgrundgesetzliche Geltung hat, nahm die Regierung sodann nach dem Kriege im Sommer 1866 zum Ausgangspunkt weiterer Verhandlungen mit Ungarn. Daß diese unter Beust zum Ziel führten, verdankte man zum großen Teil der Mäßigung Deáks. Er selbst lehnte zwar die Präsidentschaft eines

neuen ungarischen Ministeriums ab, erklärte sich aber bereit, ein solches unter Führung Andrássys zu unterstützen: es wurde im Februar 1867 aus lauter Mitgliedern seiner Partei zusammengesetzt. Im wesentlichen war D. seit dem Ausgleich mit der österreichischen Regierung ausgesöhnt. Er übte durch seine Persönlichkeit wie durch seine Partei einen bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten aus und vertrat einen gemäßigten Liberalismus. Bei seinem Tod erinnerten sich alle Parteien, welche Verdienste sich der Verstorbene um das Vaterland erworben. Er wurde daher mit königlichen Ehren 3. Febr. 1876 in Budapest beigesetzt, und die Errichtung eines großartigen Denkmals wurde von den Staatsbehörden beschlossen. Dasselbe, ein Werk Huszárs, ist im September 1887 im Beisein Franz Josephs feierlich enthüllt worden. Die Reden Franz Deáks wurden von Kónyi herausgegeben (Pest 1881—98, 6 Bde.), seine Korrespondenz ist nur zum Teil veröffentlicht. Sein bedeutendstes Werk: »Beiträge zum ungarischen Staatsrecht« (gegen Professor Wenzel Lustkandl in Wien gerichtet) erschien 1865. Vgl. Pulszky, Franz D. (deutsch, Leipz. 1876); Csengery, Franz D. (deutsch, das. 1877); »Francis D., Hungarian statesman« (hrsg. von Grant Duff, Lond. 1880); Steinbach, Franz D. (Wien 1888).

Deakin (spr. dīkin), Alfred, austral. Staatsmann, geb. 3. Aug. 1856 in Melbourne, studierte die Rechte, wurde 1879 ins Unterhaus gewählt, war 1883—86 Minister der öffentlichen Arbeiten der Kolonie Victoria, ward 1885 Generalstaatsanwalt und bekleidete verschiedene Ehrenämter (Wasserversorgungsausschuß 1884, kaiserlich britische Konferenz zu London 1887 ꝛc.). Seit 1889 als einer der Ersten bei der föderalistischen Bewegung tätig, wurde er von seiner Heimat Victoria zusammen mit Barton (s. d. 3), der Neusüdwales vertrat, 1900 nach London gesandt, um die Commonwealth-Bill zu befürworten, und 1. Jan. 1901 als erster Justizminister des neuen australischen Staatenbundes ernannt. D. ist Verfasser verschiedener Schriften über künstliche Bewässerung.

Deal (spr. dīl), Seestadt (municipal borough) in der engl. Grafschaft Kent, an der Straße von Dover, als Seebad viel besucht und durch ihre Lotsen berühmt, aber ohne bedeutendern Handel (s. Downs), hat (1900) 10,575 Einw., das südlich davon gelegene Städtchen Walmer 5248 Einw. Von den drei Schlössern, die Heinrich VIII. 1539 zum Schutz von D. baute, mußte Sandown Castle infolge des Vordringens des Meeres 1862 abgerissen werden, Deal Castle ist in Privatbesitz übergegangen, aber Walmer Castle, wo Wellington 1852 starb, ist noch immer Residenz des Lord-Wardens der Cinque Ports (s. d.). Bei letzterm steht eine Marinekaserne (früher Marinehospital). Als Hafen dient die durch die Goodwin Sands (s. d.) geschützte Reede the Downs.

De Amicis (spr. -tschis), Edmondo, ital. Belletrist, geb. 21. Okt. 1846 in Oneglia, trat in die Militärschule zu Modena, verließ sie 1865 als Leutnant und nahm 1866 an der Schlacht von Custoza teil. Im nächsten Jahr übernahm er die Redaktion der Zeitschrift »Italia militare« zu Florenz, in der er seine »Bozzetti della vita militare« (1868, 8. umgearbeitete Auflage 1885; deutsch, Stuttg. 1886) veröffentlichte, die neben seinen »Novellen« (1872, 5. Aufl. 1884) bald eine Lieblingslektüre des italienischen Publikums wurden. Ende 1870 trat D. aus der Armee aus, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Er unternahm zahlreiche und weite Reisen nach Spanien, England, Holland, Nordafrika, der Türkei, Frankreich, Südamerika ꝛc., die ihm Stoff zu ebenso vielen anziehenden Reiseschilderungen gaben. »La Spagna« (1873; deutsch, Stuttg. 1880); »Ricordi di Londra« (1874); »Olanda« (1874); »Marocco« (1876; deutsch, Wien 1883); »Costantinopoli« (1877; deutsch, Rostock 1882); »Ricordi di Parigi« (1879); »Sull' Oceano« (1889). Einen historisch-politischen Hintergrund haben die »Ricordi 1870—1871« (1872) und das Werk »Roma libera« (1872). Ferner sind zu nennen die interessanten Plauderzeilen über italienische Sprache ꝛc. in den »Pagine sparse« (1875), die »Poesie« (1880), die »Ritratti letterarii« (1881), das humor- und gemütvolle Buch über die Freundschaft: »Gli amici« (1882, 2 Bde.; deutsch, Jena 1889), die herrliche Jugendschrift »Il Cuore« (deutsch, 4. Aufl., Basel 1893) und die historischen Novellen »Alle porte d'Italia« (1886). Mit dem Roman: »Il romanzo d'un maestro« betrat D. das soziale Gebiet und erklärte sich bald offen als Sozialdemokrat. Unter seinen letzten Schriften sind zu nennen: »La carrozza di tutti« (Mail. 1898), »Speranze e glorie« (Catania 1900), »Memorie« (Mail. 1900), »Ricordi d'infanzia e di scuola« (das. 1901), »Capo d'anno« (das. 1902) und »Giardino della follia« (Livorno 1902). Vgl. Torraca, Saggi e rassegne (Livorno 1885); D'Ovidio, Saggi critici (Neapel 1879).

Dean (engl., spr. dīn), soviel wie Dekan.

Dean Forest (spr. dīn fórrest), hügeliger Wald- und Heidebezirk im W. von Gloucestershire (England), zwischen den Flüssen Severn und Wye, umfaßt 10,520 Hektar und zählt etwa 18,000 Einw., die Bergbau auf Kohlen und Eisen treiben oder Steine brechen. Das Gebiet ist Eigentum der Krone und zerfällt in sechs Distrikte (Walks), die von einem Lord-Warden verwaltet werden.

Dearborn (engl., spr. dīrborn), in Nordamerika ein leichter vierräderiger Wagen, nach Art der Kalesche.

Dea Syria (Syrische Göttin), s. Derketo.

Death Valley (spr. dethwalli, »Todestal«), wüstes Tal im SO. von Kalifornien, 67 m u. M. (Depression), zwischen den Paramint und Funeral Mountains, in dem sich der Fluß Amargosa verliert.

Deauville (spr. dōwil'), Seebad im franz. Depart. Calvados, Arrond. Pont-l'Evêque, an der Mündung der Touques in den Kanal, gegenüber Trouville gelegen, wurde erst 1862 angelegt und ist in den letzten Jahren sehr in Aufschwung gekommen, hat eine moderne Kirche, ein schönes Kasino, elegante Villen, Rennplatz, einen kleinen Hafen und zählt (1901) 2773 Einw.

Deballieren (franz.), Waren aus den Ballen auspacken; Deballage, Auspackung.

Débandade (franz., spr. debangdād'), die zerstreute im Gegensatze zur geschlossenen Fechtart; en d., in Unordnung, Auflösung.

Debankieren (debanquieren, franz.), beim Hasardspiel die Bank sprengen.

Débardeur (franz., spr. -dōr), s. Chiquard.

Debarkieren (debarquieren, franz.), ausschiffen, landen.

De Bary, Heinrich Anton, Botaniker, geb. 26. Jan. 1831 in Frankfurt a. M., gest. 19. Jan. 1888 in Straßburg, studierte seit 1849 in Heidelberg, Marburg und Berlin Medizin, ließ sich 1853 in Frankfurt a. M. als Arzt nieder, habilitierte sich 1854 als Dozent der Botanik in Tübingen, ging 1855 als Professor nach Freiburg, erhielt dort 1859 die ordentliche Professur und ging 1867 nach Halle und 1872 nach Straßburg, wo er der erste vom Lehrkörper erwählte Rektor der neuerrichteten Universität war Er arbei-

tete besonders über den Entwickelungsgang der Pilze, über die Mehrfachheit ihrer Fruchtorgane, über den Generationswechsel (z. B. bei den Rostpilzen) und über sexuelle Vorgänge bei den Pilzen. Er schrieb: »Beitrag zur Kenntnis der Achlya prolifera« (Berl. 1852); »Untersuchungen über die Brandpilze« (das. 1853); »Untersuchungen über die Familie der Konjugaten« (Leipz. 1858); »Die Mycetozoen« (das. 1859, 2. Aufl. 1864); »Recherches sur le développement de quelques champignons parasites« (Par. 1863); »Die gegenwärtig herrschende Kartoffelkrankheit« (Leipz. 1861); »Über die Fruchtentwickelung der Askomyceten« (das. 1863); »Beiträge zur Morphologie und Physiologie der Pilze« (Frankf. 1864—82, 5 Tle., zuletzt mit Woronin); »Morphologie und Physiologie der Pilze, Flechten und Myxomyceten« (Leipz. 1866); »Über Schimmel und Hefe« (2. Aufl., Berl. 1874); »Vergleichende Anatomie der Vegetationsorgane bei den Phanerogamen und Farnen« (Leipz. 1877); »Vergleichende Morphologie und Biologie der Pilze, Mycetozoen und Bakterien« (das. 1882); »Vorlesungen über Bakterien« (das. 1885, 2. Aufl. 1887). Auch gab er »Mikrophotographien nach botanischen Präparaten« (Straßb. 1878) heraus und redigierte seit 1866 die »Botanische Zeitung«.

Débats, Journal des (spr. schurnall dä debā), Pariser Zeitung, lange Zeit eins der tonangebenden Organe der europäischen Presse, begründet im August 1789 als »Journal des Débats et des Décrets«, wurde 1800 von Louis François Bertin (s. Bertin 3) übernommen, erschien unter Napoleon I., der selbst Leitartikel dafür schrieb, als »Journal de l'Empire«, war 1830—48 Leiborgan der Orléans, verhielt sich unter Napoleon III. neutral und vertritt seit 1870 den gemäßigten Republikanismus. Durch sein vortreffliches Feuilleton übte das J. d. D. längere Zeit (namentlich unter Jules Janins Redaktion, 1829—73) auch in literarischer Hinsicht bedeutenden Einfluß aus. Bis 1871 wurde es von Armand und Eduard Bertin (s. Bertin 5) geleitet.

Debatte (franz., Diskussion), mündliche Beratung in geordneter Rede und Gegenrede; daher debattieren, einen Gegenstand in geordnetem Verfahren mündlich erörtern. Der Ausdruck D. wird besonders von den Verhandlungen in parlamentarischen Körperschaften, Gemeindevertretungen, öffentlichen Versammlungen und Sitzungen von Kollegien gebraucht. Die D. wird nach Maßgabe der Geschäftsordnung (s. d.) vom Vorsitzenden eröffnet, geleitet und geschlossen. Folgende Regeln können für die D. in parlamentarischen und politischen Versammlungen als feststehend bezeichnet werden: Ist über einen Gegenstand vom Vorsitzenden die D. eröffnet, so darf nur derjenige das Wort nehmen, dem es nach vorgängiger Meldung vom Vorsitzenden erteilt worden ist. Es ist nicht statthaft, den Redner aus der Versammlung heraus zu unterbrechen und Zwiegespräche mit ihm anzuknüpfen; doch sind Zwischenrufe, soweit sie nicht in Störungen ausarten, nicht unbedingt untersagt, ebensowenig Ausdrücke des Beifalls oder des Mißfallens. Die Redefreiheit findet in der Ordnungsgewalt des Vorsitzenden und, was Versammlungen und Vereinssitzungen anbetrifft, in den gesetzlichen Vorschriften über das Vereins- und Versammlungsrecht ihre Grenze. Mitglieder parlamentarischer Versammlungen können außerhalb der letztern wegen Äußerungen, die sie in der D. getan haben, nicht zur Verantwortung gezogen werden. Der Vorsitzende kann bei vorkommenden Ungehörigkeiten den Redner unterbrechen, auch zur Ordnung oder zur Sache rufen, letzteres, wenn der Redner vom Gegenstande der Beratung abschweift. Bei wiederholter Ordnungswidrigkeit kann dem Redner durch Beschluß der Versammlung das Wort entzogen werden (in England auf die Dauer mehrerer Sitzungen), ebenso wenn er sich fortgesetzt vom Gegenstande der D. entfernt. Hat sich niemand mehr zum Wort gemeldet, so schließt der Vorsitzende die D., und es kommt zur Abstimmung (s. d.). Der Schluß der D. kann jedoch auch dadurch herbeigeführt werden, daß ein Schlußantrag gestellt wird. Nimmt die Versammlung den Antrag auf Schluß der D. an, so werden dadurch die noch gemeldeten Redner vom Wort ausgeschlossen. Im deutschen Reichstag müssen die Bevollmächtigten zum Bundesrat jederzeit gehört werden. Nimmt nach Schluß der D. ein Mitglied des Bundesrats das Wort, so gilt die D. wieder als eröffnet. Für die parlamentarischen Verhandlungen ist der Unterschied zwischen Generaldebatte (Generaldiskussion) und Spezialdebatte (Spezialdiskussion) wichtig. Erstere beschäftigt sich mit den Grundsätzen der Vorlage nach allgemeinen Gesichtspunkten; letztere erörtert die einzelnen Bestimmungen der Vorlage. Nach der Geschäftsordnung des deutschen Reichstags beschränkt sich die erste Beratung (Lesung) der Regierungsvorlagen und der parlamentarischen Initiativanträge auf die allgemeine Erörterung. Das Haus beschließt sodann, ob die Vorlage zunächst einer Kommission zur Vorberatung überwiesen werden oder ob die zweite Lesung im Hause selbst stattfinden soll. Die zweite Beratung ist für die Spezialdebatte bestimmt. Die einzelnen Artikel und Paragraphen werden erörtert und zur Abstimmung gebracht. Die dritte Beratung verbindet eine nochmalige Generaldebatte mit einer nachfolgenden abermaligen Spezialdebatte, worauf die Schlußabstimmung über das Ganze folgt. In den Beratungen der Ausschüsse (Kommissionen) der parlamentarischen Körperschaften sind im wesentlichen dieselben Grundsätze wie für die D. in den Plenarverhandlungen maßgebend, doch sind jene nicht, wie die letztern der Regel nach, öffentlich.

Debattenschrift, diejenige hochgekürzte Form der stenographischen Systeme, die zum Nachschreiben von Debatten, z. B. in den Parlamenten, benutzt wird. Vgl. Diktatstenographie, Kammerstenographie, Korrespondenzschrift und Schulschrift.

Debauche (franz., spr. debōsch'), Ausschweifung; debauchieren, ausschweifen, ein wüstes Leben führen; verführen, besonders im militärischen Sinne früher soviel wie zur Desertion verleiten; débauchant, ausschweifend, verführerisch; Débaucheur, Schwelger, Wüstling.

Debellation (lat.), Überwältigung, völlige Unterwerfung und folgeweise Einverleibung eines Staates in das Gebiet der siegreichen Macht (s. Eroberung). Debellieren, völlig besiegen, überwältigen.

Debént (lat.), der Schuldner. S. auch Debet.

Debentūr (lat.), zurückzuzahlender Zollvorschuß; Empfangschein, Quittung.

Debes, Ernst, Kartograph, geb. 22. Juni 1840 in Neukirchen bei Eisenach, trat 1858 als Schüler und Mitarbeiter Petermanns in die geographische Anstalt von J. Perthes zu Gotha ein, setzte seine Studien in Paris fort und errichtete 1872 in Leipzig mit H. Wagner aus Darmstadt eine geographische Anstalt, unter deren Lehrmitteln die Debesschen Schulatlanten mit den zugehörigen Wandkarten durchschlagenden Erfolg hatten und weite Verbreitung fanden. 1893

bis 1895 (2. Aufl. 1900) erschien sein großer »Neuer Handatlas«, der, wissenschaftlich und technisch gleich hervorragend, vielfach (namentlich in den Kartenprojektionen) neue Bahnen einschlug.

Debet (lat., »er schuldet«, »er soll«; in der Mehrzahl: Debent), in der Buchhaltung gebräuchliche Überschrift derjenigen Blattseite eines Kontos, auf der die dasselbe belastenden Beträge verzeichnet sind (im Gegensatz zu Credit, »er hat gut«), in neuerer Zeit mehr und mehr durch das deutsche »Soll« (wie Credit durch »Haben«) verdrängt. Debitieren, in der Buchhaltung soviel wie belasten. Vgl. Buchhaltung u. Debit.

Dębica (spr. dembīza), Stadt in Galizien, Bezirksh. Ropczyce, an der Wisłoka und den Staatsbahnlinien Krakau-Lemberg und D.-Przeworsk, hat ein Bezirksgericht, ein Schloß, Dampfmühle, Dampfsäge, Getreidehandel und (1900) 3991 meist poln. Einwohner.

Debidour (spr. -dūr), Antonin, franz. Geschichtsforscher, geb. 31. Jan. 1847 in Nontron (Dordogne), wurde Geschichtslehrer am Lyzeum seiner Vaterstadt. Nachdem er an mehreren Lyzeen als Lehrer der Geschichte gewirkt hatte, erwarb er 1877 mit einer Arbeit über die Kaiserin Theodora den Doktorgrad und wurde 1878 als Professor der Geschichte an die Fakultät in Nancy berufen, wo er die Société de géographie de l'Est und die »Annales de l'Est« gründete. Auch für die Ligue de l'enseignement war er durch Vorträge tätig und widmete sich der republikanischen Demokratie, wofür er Generalinspektor des öffentlichen Unterrichts wurde. Unter seinen Schriften sind zu nennen: »La Fronde angevine« (1877), von der Akademie gekrönt; »Précis de l'histoire de l'Anjou« (1878); »Le général Bigarré, aide de camp de Joseph Bonaparte, d'après ses mémoires inédits« (1880); »Histoire de Du Guesclin« (1880, 3. Aufl. 1890); »L'impératrice Théodora« (1885); »Études critiques sur la Révolution, l'Empire et la période contemporaine« (1886); »Histoire diplomatique de l'Europe, 1814—1878« (1891, 2 Bde.); »Les chroniqueurs« (eine Sammlung altfranzösischer Chroniken, 1892—1893, 2 Bde.); »Histoire des rapports entre l'Église et l'État en France de 1789 à 1870« (1898).

Debilität (lat.), Schwäche, Kraftlosigkeit.

Debir (hebr., auch Kodesch Kodaschim), das Allerheiligste des Salomonischen Tempels mit der Bundeslade (s. Tempel). Auch ist D. Name einer altkanaanitischen Königsstadt.

Debit (franz., spr. -bī), Vertrieb, Verkauf, Verschleiß einer Ware; auch Konzession zum Verkauf monopolisierter Handelsartikel. Debitant ist besonders derjenige, der eine Ware im kleinen an die Konsumenten verkauft (debitiert, in Österreich: verschleißt). In der französischen Kaufmannssprache ist Débit auch soviel wie Debet (s. d.), daher debitieren (franz. débiter) auch soviel wie belasten, eine Summe jemand zur Last schreiben. Postdebit ist jede Beförderung, im engern Sinne die Beförderung von Zeitungen durch die Post; s. Postdebit.

Debitkommissionen (lat.), von den vormaligen deutschen Reichsgerichten in Schuldsachen der Reichsstände ernannte Kommissionen, die mit Untersuchung des Vermögensbestandes, gütlicher Verhandlung und Verwaltung des Konkurses beauftragt waren.

Debitmasse, soviel wie Konkursmasse.

Debitor (lat.), der Schuldner.

Debitum (lat.), Schuld, Schuldigkeit, Verpflichtung; d. conjugale, eheliche Pflicht; d. feudale, Lehnspflicht; d. proprium, eigne, im Gegensatze zur fremden Schuld (d. alienum).

Debitverfahren, soviel wie Konkursprozeß.

Debitwesen, soviel wie Schuldenwesen.

Déblai (franz., spr. deblä), Wegschaffung von Erde, Ausschachtung, Abtrag, Einschnitt, im Gegensatze zur Anschüttung von Erde, Auftrag, Damm; vgl. Remblai.

Deblockieren (debloquieren, franz.), die Blokkade eines Platzes aufheben, ihn entsetzen; in der Buchdruckerei einen in Ermangelung des rechten einstweilen verkehrt eingesetzten (blockierten) Buchstaben mit dem richtigen vertauschen.

Debo, See in der Landschaft Massina in Nordwestafrika, 240 km südöstlich von Timbuktu, empfängt von S. her zwei Arme des Niger, welche die Insel Burgu einschließen, und von denen der westliche Diaka heißt. Sie treten im N. aus dem See als Majo Dhameo (Weißer Fluß) und Majo Balteo (Schwarzer Fluß), zwischen beiden liegt die Insel Dschimbala.

De Boni, Filippo, ital. Schriftsteller, geb. 7. Aug. 1816 bei Feltre, gest. 7. Nov. 1870 in Florenz, wurde Geistlicher, verließ aber bald den Priesterstand wieder, wurde Hauslehrer in Venedig und begab sich dann nach Florenz. 1846 floh er nach Lausanne, wo er die republikanischen Flugblätter »Così la penso« herausgab. 1848 leitete er die »Italia del Popolo« in Mailand, ging nach der Rückkehr der Österreicher nach Rom und wurde Gesandter der Republik in der Schweiz. Dann lebte er in Zürich kärglich als Berichterstatter der »Tribuna« in Buenos Aires. 1859 ins Vaterland zurückgekehrt, trat er 1860 ins Parlament und kämpfte auf der Linken gegen das Papsttum. Seine Hauptschriften sind: »Gli Ezzelini e gli Estensi« (Veneb. 1841, 3 Bde.); »Voci dell'anima« (Lausanne 1846); »Sull' arte e sugl' artisti italiani« (Flor. 1844); »Domenico Veneziano e Andrea del Castagno«, Drama (Turin 1851); »La chiesa romana e l'Italia« (Mail. 1863); »L'inquisizione e i Calabro-Valdesi« (das. 1864); »Ragione e dogma« (Siena 1866); »Dell' incredulità degl' Italiani nel medio evo« (Mail. 1868). Vgl. Macchi, Nuovo almanacco istorico d'Italia (Mail. 1871).

Debŏrah (hebr., »Biene«), israelit. Prophetin auf dem Gebirge Ephraim, Richterin und Heldin, Frau des Lappidoth, warf im Verein mit Barak, dem Sohn Abinoams, das bereits 20 Jahre schwer auf Israel lastende Joch des kanaanitischen Königs Jabin von Hazor ab. Deborahs Siegeslied, das sie mit Barak anstimmte, ein wertvolles Überbleibsel der althebräischen Volkspoesie, findet sich im Buch der Richter 5. Nach neuern Kritikern aber soll das ganze erzählende Kap. 4 im Richterbuch eine aus der falschen Auffassung des mißverstandenen Liedes zurechtgemachte Legende und die Prophetin D. lediglich aus der Nennung der Stadt Dabrat in Isaschar entstanden sein, die im Lied eine Rolle spielt. D. ist auch der Titel eines Schauspiels von S. H. Mosenthal (1849).

Debordieren (franz.), austreten, von Flüssen die Ufer überschwemmen; im Kriegswesen den Gegner überflügeln; Debordement, Überschwemmung; Ausschweifung, Zügellosigkeit.

Debouché (franz., spr. -buschē), der Ausgang aus einer Schlucht, einem Defilé (s. d.) ꝛc.; daher debouchieren, aus einem Defilé hervortreten.

Deboursieren (franz., spr. -burßī-), auslegen, vorschießen; Debours, Debourſement, Auslage.

Debra Tabor, Stadt im mittlern Abessinien, östlich vom Tanasee, 2496 m ü. M., unter Negus Theodoros Hauptstadt des Reiches, seitdem verfallen.

Debraux (spr. böbrō), Emile, einer der populärsten franz. Liederdichter, geb. 30. Aug. 1796 in

Ancerville (Meuse), gest. 12. Febr. 1831 in Paris, war einige Jahre Bibliothekar, wurde 1823 wegen seiner Angriffe auf die Regierung zu mehrmonatiger Haft verurteilt. Immer heiter und lustig trotz der ärmlichsten Verhältnisse, besang er Vaterland, Wein und Liebe in leichten, frischen Liedern, die zwar Eleganz und Feinheit oft vermissen lassen, dafür aber um so lieber in Kneipe und Werkstatt gesungen wurden. Man hat ihn den »Béranger de la canaille« genannt. Am bekanntesten sind die Lieder: »La Colonne«, »Le Mont Saint-Jean«, »Bélisaire«, »T'en souviens-tu?«, »Les barricades«, »Prince Eugène«, »Fanfan la Tulipe«, »La veuve du soldat«, »Marengo«. Eine vollständige Sammlung seiner »Chansons« gab Béranger heraus (Par. 1835—37, 3 Bde.).

Debreczin (spr. débrezin, ungar. Debreczen), königliche Freistadt (mit Munizipalrecht), Sitz des ungar. Komitats Hajdu und Knotenpunkt der Staatsbahnlinien D.-Püspök-Ladány-Budapest, D.-Szatmár, D.-Nyireghháza, D.-Büd-Szt. Mihály, D.-Léta und D.-Füzes-Abony, liegt in einer weiten Ebene (Debrecziner Heide, s. d.). Einst ein großes Dorf von echt magyarischem Typus und seit jeher der Hauptsitz des Calvinismus, ist D. heute eine Stadt mit modernen Straßenzügen und Promenaden. D. hat fünf Kirchen (darunter die imposante reformierte Hauptkirche und zwei kleinere reformierte Kirchen) sowie ein Franziskaner- und Piaristenkloster. Ansehnliche Gebäude sind das Rathaus, das reformierte Kollegium, das neue Handelsakademie- und das Justizpalais, das prachtvolle Margaretenbad, die Infanteriekaserne ꝛc. Die (1901) 75,006 magyarischen, meist reform. Einwohner treiben Ackerbau und Viehzucht sowie Handel und Gewerbe. Die Landwirtschaft fördert das sehr fruchtbare städtische Gebiet, das 957 qkm umfaßt (vgl. Debrecziner Heide) und einen Wert von 42 Mill. Kronen (netto) repräsentiert. D. betreibt eine große (die Stephans-) Dampfmühle, eine große Zigarrenfabrik (mit 1200 Arbeitern) und Fabriken für Bürsten, Ziegel, Maschinen, Wagen, Zucker, Salami, ein Dampfsägewerk ꝛc., hat eine Handels- und Gewerbekammer, eine Filiale der Österreichisch-Ungarischen Bank, mehrere Geldinstitute, ein Gestüt und berühmte Viehmärkte (jährlicher Auftrieb 500,000—600,000 Stück Vieh); in industrieller Beziehung sind die Debrecziner Seife, Würste (Salami), Speck, Paprika, Schnürstiefel, Pfeifenköpfe ꝛc. weitverbreitete Handelsartikel. Das reformierte Kollegium in D., die größte reformierte Lehranstalt in Ungarn, besteht aus einer theologischen und Rechtsakademie, einer Lehrerpräparandie und einem Gymnasium und hat eine Bibliothek von 65,000 Bänden sowie ein Museum. Im Park des Kollegiums steht die Erzstatue des ungarischen Dichters Mich. Csokonai (von Izsó) und ein Honvéddenkmal; ferner ist die Denksäule mit den Namen der auf die Galeeren verurteilten Reformierten zu nennen. Außerdem hat D. eine höhere landwirtschaftliche Lehranstalt, eine Oberrealschule, ein kath. Gymnasium (1901 eröffneter Prachtbau) und eine Handelsakademie, ferner ein städtisches Musterspital, Straßenbahnen, ein schönes Theater im maurischen Stil, einen botanischen Garten mit Palmenhaus, Parkanlagen (das große Stadtwäldchen mit Bad, vielen Villen und Vergnügungslokalen) und ist Sitz eines reformierten Bischofs, einer königlichen Gerichtstafel, eines Gerichtshofs, einer Finanzdirektion und eines Tabakeinlösungsamtes. — Der Ursprung der Stadt ist unbekannt. Sie wurde 1241 von den Tataren zerstört, doch wieder aufgebaut und hatte in der Türkenzeit wie später des Glaubens wegen viel zu leiden. 1567 wurde auf der hier gehaltenen Synode das reformierte Glaubensbekenntnis angenommen. Von 1660—92 war die Stadt in Türkenhänden, wurde aber inzwischen von Antonio Caraffa ausgeraubt. Durch den Reichstagsbeschluß von Preßburg 1715 wurde die Stadt, was schon unter Ludwig I. (1360) und Leopold I. (1693) geschehen war, als königliche Freistadt anerkannt. 1849 war D. eine Zeitlang (9. Jan. bis 30. Mai) Sitz des ungarischen Reichstags und der revolutionären Regierung; am 14. März d. J. sprach hier Kossuth in der Großen reformierten Kirche die Unabhängigkeit Ungarns von Österreich aus. Am 2. Aug. 1849 wurde bei D. das Honvédkorps unter Nagy von den Russen besiegt.

Debrecziner Heide (Hortobágyer Puszta), die sich westlich von Debreczin (s. d.) erstreckende, 2900 qkm große Ebene, auf der im Sommer über 80,000 Schafe, Rinder, Pferde und Schweine unter der Aufsicht von nahezu 300 Hirten (Gulyás: Rinder-, Csikós: Roß-, Kondás: Schweine- und Juhás: Schafhirt) weiden. Auf der Heide befinden sich zahlreiche Tanya (Puszтagebäude) zur Unterkunft der Herden. Jenseit des Flusses Hortobágy, über den eine monumentale Steinbrücke führt, befindet sich die Hortobágyer Csárda (jetzt Haltestelle der Lokalbahn D.-Csege), die Puszta für die großen Viehmärkte und die fruchtbaren Puszten Máta, Zám (ehemals Abtei), Óhát und Kócs. Merkwürdig sind die vielen Natronseen, die im Sommer austrocknen und eine 0,6—1,3 cm dicke Sodakruste am Boden zurücklassen, die gesammelt wird und sich alle 3—4 Tage erneuert. Die Ufer der Seen sind mit Salicornia, Salsola und andern salzhaltigen Pflanzen bedeckt.

Debret (spr. döbrä), Jean Baptiste, franz. Maler, geb. 18. April 1768 in Paris, gest. daselbst 28. Juni 1848, wurde Schüler Davids, mit dem er nach Rom ging, und malte nach seiner Rückkehr im klassischen Stil die Befreiung des Aristomenes (1799, im Museum zu Montpellier) und die Krankheit des jungen Antiochos. Später wandte er sich Schilderungen aus dem Leben Napoleons I. zu, von denen sich die Begrüßung verwundeter Österreicher durch Napoleon, Napoleon die Bayern vor der Schlacht bei Abensberg anfeuernd und die erste Verteilung der Orden der Ehrenlegion durch Napoleon in der Invalidenkirche im Museum zu Versailles befinden. 1815 zur Gründung und Leitung einer Kunstakademie nach Rio de Janeiro berufen, war D. dort bis 1831 tätig. Außer Bildnissen malte er dort die Krönung Dom Pedros zum Kaiser von Brasilien. Er schrieb: »Voyage pittoresque et historique au Brésil 1816—1831« (Par. 1834—39, 3 Bde.).

Debrosses (spr. döbroß'), Charles, franz. Geschichtsforscher, geb. 17. Febr. 1709 in Dijon, gest. 17. Mai 1777 in Paris, veröffentlichte »Lettres sur l'état de la ville d'Herculanum« (Dijon 1750), welche die ersten Nachrichten über die dortigen Ausgrabungen brachten, die Frucht einer 1739 unternommenen italienischen Reise. 1756 schrieb er auf Buffons Anregung die »Histoire des navigations aux terres australes« (Dijon 1756, 2 Bde.; deutsch von Adelung, Halle 1767, 2 Bde.), worin er die neuentdeckten Inseln als Australien und Polynesien bezeichnete. Daran schlossen sich: »Traité de la formation mécanique des langues« (Par. 1765, 2 Bde.; neue Ausg. 1801; deutsch von Hißmann, Leipz. 1777), worin er den Ursprung der Sprachen aus der natürlichen Fähigkeit des Menschen, die Artikulation der Organe zu ver-

ändern, erklärte, und »Sur le culte des dieus fétiches« (Dijon 1760; deutsch von Pistorius, Straßb. 1785). Sein Hauptwerk ist: »Histoire de la république romaine dans le cours du VII. siècle par Salluste« (Dijon 1777, 3 Bde.; deutsch von Schlüter, 1799), eine Frucht jahrelanger Beschäftigung mit Sallust, worin er die gründlichste Kenntnis des römischen Lebens an den Tag legte. D. war schließlich Präsident des Parlaments von Bourgogne. Seine »Lettres familières écrites d'Italie en 1739 et 1740« (Par. 1799) wurden zuletzt von Colomb herausgegeben (1885). Vgl. Mamet, Le président de Brosses (Par. 1875).

Debschwitz, Dorf im Fürstentum Reuß j. L., Landratsamt Gera, an der Weißen Elster, besteht aus Alt- und Neu-D., hat Strickgarn, Maschinen-, Werkzeug-, Webutensilien- u. Filzschuhfabrikation, Weberei, Eisengießerei, Ziegelbrennerei und zählt (1900) 6032 Einw.

Debucourt (spr. döbükür), Louis Philibert, franz. Maler und Kupferstecher, geb. 13. Febr. 1755 in Paris, gest. daselbst 22. Sept. 1832, wurde mit 20 Jahren Schüler von Vien und machte sich zuerst durch Genrebilder (die Dorfschule, der wohltätige Edelmann, der Dorfrichter, die gefürchtete Beratung) bekannt, an denen die geistreiche Pinselführung und die Lebendigkeit der Charakteristik gerühmt wurden. Seine Bedeutung liegt aber im Farbenkupferstich, dem er sich seit etwa 1785 widmete, und den er mit großer technischer Meisterschaft, mit hoch entwickeltem koloristischen Gefühl behandelte. Seinen Erstlingsarbeiten auf diesem Gebiete (die verfolgten Liebenden, die schlecht versteckte Susanne oder die entdeckten Liebenden und das entführte Mädchen) folgten 1787 und 1792 seine beiden Hauptwerke: die Promenade de la Galerie du Palais-Royal und die Promenade publique, köstliche, lebendig, geistreich und kraftvoll gezeichnete Abbilder des Treibens der vornehmen Gesellschaft in der Modetracht ihrer Zeit. Von seinen spätern Blättern reicht nur noch das Café Frascati, ein ähnliches Sittenbild aus der Kaiserzeit, an jene beiden Meisterwerke heran, die von den Kupferstichsammlern mit hohen Preisen bezahlt werden. D. hat zuletzt auch nach H. Vernet (die Fuchsjagd, der Husar) gestochen. Vgl. E. und J. de Goncourt, L'art de D. (Par. 1883); Fenaille, D., sa vie et son œuvre gravé (das. 1899).

Debure (spr. dübür'), Guillaume François, franz. Bibliograph, geb. 1731, gest. 15. Juli 1782 in Paris, besaß daselbst eine Buchhandlung und begründete durch seine bibliographischen Arbeiten, namentlich durch die »Bibliographie instructive« (Par. 1763 bis 1768, 7 Bde.; »Supplément«, 1769, 2 Bde.; Ergänzungsband von Née de la Rochelle, 1782), die Bibliographie in Frankreich. — Auch sein Vetter, der Buchhändler Guillaume D., geb. 10. Mai 1734, gest. 4. Febr. 1820, erwarb sich durch seine ausgezeichneten Kataloge, deren die »France littéraire« 43 aufzählt, um die Bibliographie Verdienst.

Deburie, Dorf in Palästina, s. Dabrath.

Debuskop (griech.), s. Kaleidoskop.

Debüt (franz. début, spr. -bü), der erste Anfang einer Sache, das erste öffentliche Auftreten mit einem Erzeugnis, namentlich die erste Rolle, in der ein Schauspieler oder Sänger auftritt (Antritt, Antrittsrolle); daher debütieren, zum erstenmal auftreten; Debütant, Debütantin ist die Person, die eine Antrittsrolle gibt.

De By., bei Pflanzennamen Abkürzung für H. De Bary (s. d.).

Décadence (franz., spr. -dängß'), Verfall, Abnahme.

Décadents (spr. -dang), s. Symbolisten.

Décadi, im französischen republikan. Kalender der zehnte Tag einer Dekade, der als Ruhetag galt.

Decaen (spr. dökäng), 1) Charles Matthieu Isidore, Graf, franz. General, geb. 1769 in Creuilly bei Caen, gest. 9. Sept. 1832, diente vor Mainz in Klébers Generalstab, dann aber namentlich gegen die Vendéer. 1796 zum Brigadegeneral befördert, erzwang er bei Straßburg den Übergang über den Rhein. Als Führer der Avantgarde entschied er den Tag von Ettlingen (10. Juli 1796). 1800 zum Divisionsgeneral ernannt, entschied er den Sieg von Hohenlinden und ward 1802 Generalkapitän der französischen Inseln Ile-de-France und Bourbon im Indischen Ozean, die er bis 1810 gegen die Engländer behauptete. Nach Frankreich zurückgekehrt, erhielt er den Befehl über die Armee in Katalonien, wo er die Engländer zwang, die Belagerung von Tarragona aufzuheben. Hierfür ward er zum Grafen erhoben. Nachdem er 12. und 13. Sept. 1813 die Engländer am Paß von Ordal und bei Villafranca geschlagen hatte, zog er sich nach Frankreich zurück. Als Befehlshaber der Truppen in Holland erlag er der feindlichen Übermacht. Nach der Abdankung des Kaisers schloß er sich Ludwig XVIII. an. Als Napoleon I. 1815 von Elba zurückkehrte, nahm D. von ihm das Kommando der 10. Militärdivision an. Nach der zweiten Restauration lebte er zurückgezogen.

2) Claude Théodore, franz. General, Sohn des vorigen, geb. 1811 in Utrecht, gest. 17. Aug. 1870 in Metz, diente längere Zeit in Algier und wurde in der Krim wegen seines bei der Erstürmung des Malakow bewiesenen Mutes zum Brigadegeneral ernannt. 1859 machte er den italienischen Feldzug mit, wurde am Tage nach der Schlacht bei Magenta zum Divisionsgeneral befördert und zeichnete sich in der Schlacht bei Solferino aus. 1870 erhielt D. das Kommando des 3. Korps, wurde aber 14. Aug. bei Colombey-Nouilly tödlich verwundet.

Decagynus (griech., dekagynisch), zehnweibig, eine Blüte mit zehn Griffeln. Davon Decagynia, Ordnung in den ersten 13 Klassen des Linnéschen Systems, Pflanzen mit zehnweibigen Blüten umfassend.

Decaisne (spr. dökän'), Joseph, Botaniker, geb. 18. März 1807 in Brüssel, gest. 8. Febr. 1882 in Paris, widmete sich anfangs der Malerei, studierte seit 1823 Medizin in Paris, ward 1848 Professor der Botanik am naturhistorischen Museum, 1851 am Jardin des plantes und schrieb: »Herbarii timoriensis descriptio« (Par. 1835); »Plantes de l'Arabie heureuse, recueillies par Botta« (das. 1841); »Histoire de la maladie des pommes de terre« (das. 1845); »Recherches anatomiques et physiologiques sur la garance« (Brüssel 1847); »Flore élémentaire des jardins et des champs« (mit Lemaout, Par. 1855, 2 Bde.; 2. Aufl. 1865); »Traité général de botanique descriptive et analytique« (mit Lemaout, das. 1867); »Le jardin fruitier du Muséum« (das. 1858 bis 1878, 9 Bde.); »Manuel de l'amateur des jardins« (mit Naudin, das. 1862—72, 4 Bde.).

Decălo, soviel wie Calo (s. d.).

Decameröne, Titel der berühmten Novellensammlung des Boccaccio (s. d.).

Décampement (franz., spr. -kangp'mäng), der Aufbruch aus dem Lager.

Decamps (spr. dökäng, Descamps), Alexandre Gabriel, franz. Maler, geb. 3. März 1803 in Paris, gest. 22. Aug. 1860, war Schüler des Akademikers Abel de Pujol, verließ aber bald dessen Weg, um in

engerm Anschluß an die Natur und unter Einwirkung von Delacroix eine eigentümliche Richtung einzuschlagen. Durch einen einjährigen Aufenthalt in Konstantinopel und Kleinasien 1827—28 fand er in Farbe und Sonnenschein sein Kunstelement. Nachdem er mit der türkischen Patrouille, den gelehrten Hunden und dem Hundehospital (1831) seine ersten Erfolge errungen, ließ er noch eine Reihe von orientalischen Genrebildern folgen, bei denen er es vornehmlich auf die Wirkung der Farbe und des blendenden Sonnenlichts anlegte; so: die türkische Wache (1834), die mit einer Schildkröte spielenden Kinder (1836), die Zuschauer bei einer Hinrichtung (1839), die ausgelassene türkische Schuljugend (1842), der türkische Metzger (1843), das türkische Kaffeehaus ꝛc. Nebenher widmete er sich besonders der Schilderung des Tierlebens, vornehmlich mit ironischer Charakterisierung und in parodistischer Auffassung. Seine Affen als Musiker, als Köche, als Bäcker, als Metzger, als Kunstkritiker zeigen eine drastische Persiflage menschlicher Physiognomie. D. hat auch Geschichtsbilder gemalt, z. B. die Belagerung von Clermont (1842), die Niederlage der Cimbern (1843), den Sieg Josuas über die Ammoniter, die jedoch beweisen, daß für historische Stoffe seine Begabung nicht ausreichte. In den letzten Jahren seines Lebens hat er auch landschaftliche Studien nach Motiven aus dem Walde von Fontainebleau mit Figuren gemalt. Sein Tod erfolgte durch einen Unglücksfall bei einer kaiserlichen Parforcejagd im Walde von Fontainebleau. Vgl. Moreau, D. et son œuvre (Par. 1869); Clément, Decamps (das. 1886).

De Candolle (spr. dökangdoll'), 1) Augustin Pyrame, Botaniker, geb. 4. Febr. 1778 in Genf, gest. daselbst 9. Sept. 1841, Sprößling einer Familie aus der Provence, die aus konfessionellen Rücksichten 1558 nach Genf übergesiedelt war, studierte seit 1796 in Paris, arbeitete unter Anwendung von Physik und Chemie auf die Botanik über die Ernährung der Flechten und schrieb: »Essais sur les propriétés médicales des plantes comparées avec leurs formes extérieures et leur classification naturelle« (Par. 1804, 2. Aufl. 1816; deutsch von Perleb, Aarau 1818). Er lieferte den Text zu Redoutés »Plantes grasses« (Par. 1799 bis 1829, Bd. 31) und zu desselben »Liliacées peintes« (das. 1802—1808, 4 Bde.) und eine »Astragalogia« (das. 1802), während er zu gleicher Zeit mit Delessert durch Gründung der Société philanthropique und der Société d'encouragement pour l'industrie nationale gemeinnützige Tendenzen verfolgte. 1804 hielt er seinen ersten botanischen Kursus am Collège de France. Seit 1801 schuf er ein Herbarium, das er auf 70—80,000 Arten brachte. Die »Flore française« (Par. 1805, 4 Bde.; dieselbe Ausgabe vermehrt um 2 Bde., 1815), obwohl als dritte Auflage von Lamarcks gleichnamigem Buch angekündigt, ist als De Candolles eignes Werk anzusehen. 1806—12 bereiste D. Frankreich und Italien behufs botanischer und agronomischer Forschungen und gab als Resultat dieser Reisen das Supplement zur »Flore« und die »Rapports« (Par. 1813) heraus. 1807 wurde er Professor an der Akademie zu Montpellier, ging jedoch 1816 nach Genf und wurde in der Folge Mitglied des Rates und Präsident der Société des arts. D. betätigte sich besonders als praktischer Systematiker und beschreibender Botaniker; er entwickelte die Theorie der Systematik, die Gesetze der natürlichen Klassifikation mit großer Klarheit und Tiefe und stützte sich dabei auf morphologische Untersuchungen, die für die ganze Systematik äußerst fruchtbar wurden. Er begründete die Lehre vom Abortus und von der Verwachsung der Organe, auch für die Physiologie und Pflanzengeographie leistete er Bedeutendes. Sein »Regni vegetabilis systema naturale« (Par. 1818 bis 1821, Bd. 1 u. 2) hatte er auf zu breiter Grundlage begonnen, als daß er es hätte vollenden können; daher zog er es im »Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis« (das. 1824—73, 17 Bde., von denen Bd. 8 ff. von seinem Sohn u. a. bearbeitet sind) in eine kürzere Form zusammen. Ferner schrieb er: »Théorie élémentaire de la botanique« (Par. 1813; 2. Aufl. von seinem Sohn, 1844; deutsch von Sprengel, Leipz. 1820, 2 Bde.); »Organographie végétale« (Par. 1827, 2 Bde.; deutsch von Meisner, Stuttg. 1828, 2 Bde.); »Physiologie végétale« (Par. 1832, 3 Bde.; deutsch und mit Anmerkungen von Röper, Stuttg. 1833—35); »Collection des mémoires pour servir à l'histoire du règne végétale« (Par. 1828—1838, 3 Bde.); »Essai élémentaire de géographie botanique«, im 18. Teil des »Dictionnaire des sciences naturelles«. Bibliothek und sein Herbarium vermachte D. seinem Sohn. Vgl. De la Rive, A. P. D., sa vie et ses travaux (Par. u. Genf 1851); »Mémoires et souvenirs de A. P. D., écrits par lui-même« (hrsg. von seinem Sohn, das. 1862).

2) Alphonse Louis Pierre Pyrame, Sohn des vorigen, Botaniker, geb. 28. Okt. 1806 in Paris, gest. 4. April 1893 in Genf, studierte in Genf Rechtswissenschaft und schrieb: »Le droit de grâce« (Genf 1829) und »Les caisses d'épargne de la Suisse« (das. 1838). Er war Mitglied des Großen Rates und gab als Präsident der Société des arts während 25 Jahren die Jahresberichte derselben heraus. 1842 wurde er zum Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens zu Genf ernannt. Er schrieb: »Introduction à l'étude de la botanique« (Par. 1835, 2 Bde.; deutsch von Bunge, 2. Aufl., Leipz. 1844); »Géographie botanique raisonnée« (Par. 1855, 2 Bde.); »Lois de la nomenclature botanique« (das. 1867; deutsch, Basel 1868); »Histoire des sciences et des savants depuis deux siècles« (Genf 1873, 2. Aufl. 1884); »Origine des plantes cultivées« (Par. 1883; deutsch, Leipz. 1884). Im Verein mit andern Gelehrten setzte er den »Prodromus« seines Vaters fort (s. oben) und gab dessen »Mémoires et souvenirs« (Genf 1862) heraus. Mit seinem Sohn Casimir Pyrame D. (geb. 1836), der auch verschiedene Monographien im »Prodromus« bearbeitet hat, gab er heraus: »Monographiae phanerogamarum prodromi nunc continuatio nunc revisio« (Par. 1878—89, Bd. 1—6).

Decandrus (griech.), zehnmännig, eine Blüte mit zehn Staubgefäßen. Davon Decandria, die zehnte Klasse im Linnéschen Pflanzensystem, welche die Pflanzen mit zehn freien Staubgefäßen enthält.

Decapŏda (Dekapoden, Crustacea decapoda), Zehnfüßer, s. Schildkrebse; Cephalopoda decapoda, s. Tintenschnecken.

De Castro, Giovanni, ital. Schriftsteller, geb. 1837 in Padua, wandte sich nach philologischen und juristischen Studien der journalistischen Tätigkeit zu, war von 1861 an Mitarbeiter am Mailänder »Politecnico«, half 1863 den »Circolo della libreria italiana« gründen und erhielt schließlich eine Professur in Mailand. Von seinen zahlreichen Schriften seien erwähnt: »Ugo Foscolo« (1861), »I processi di Mantova« (1864), »L'Europa contemporanea« (1865), »Storia di un cannone« (1866); die Erzählungen: »Anime sorelle« (unter dem Pseudonym Aldo, 1866)

und (ebenso) »Tempeste del cuore« (1869); »Ire giovanili« (1871), »Giorni senza tramonto« (1888) u. a. Eine erziehende Tendenz haben: »Il libro del soldato« (1861), »I benefattori dell' umanità« (1871) und »La morale dell' operaio« (1873). Die spätern Werke sind meist geschichtlichen Inhalts: »Storia di casa nostra« (1873); »Arnaldo da Brescia e la rivoluzione romana del XII. secolo« (1875); »Fulvio Testi e le corti italiane nella prima metà del XVII. secolo« (1875); »I popoli dell' antico Oriente« (1878, 2 Bde.); »La storia nella poesia popolare milanese« (1879); »Milano e la Repubblica cisalpina giusta le poesie, le caricature ed altre testimonianze dei tempi« (1879); »Fratellanze secrete« (1880); »Cento anni fa« (1881); »Storia d'Italia dal 1799 al 1814« (1881) u. a.

Decatur (spr. dikēter), 1) Hauptstadt der Grafschaft Macon im nordamerikan. Staat Illinois, am Sangamon River, östlich von Springfield, in fruchtbarer Gegend, Bahnknotenpunkt, mit Mehl- und Ackergerätfabrikation, Produktenhandel und (1900) 20,754 Einw. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Adams in Indiana, am St. Marysfluß, Bahnknotenpunkt, mit Fabriken und (1900) 4142 Einw. — 3) Stadt in der Grafschaft Morgan in Alabama, am Tennessee, Bahnknotenpunkt, mit Säge- und Hobelwerken und andern Fabriken und (1900) 3114 Einw.

Decazes (spr. dekāf), 1) Elie, Herzog D. und von Glücksbjerg, franz. Staatsmann, geb. 28. Sept. 1780 in St.-Martin-de-Laye (Gironde), gest. 24. Okt. 1860, praktizierte in Libourne als Advokat, ward 1805 Richter am Tribunal der Seine und 1806 vom König Ludwig von Holland nach dem Haag berufen. 1811 ward er Rat der Kaiserin-Mutter und beim obersten Gerichtshof des Reiches. Nach Napoleons I. Sturz schloß er sich den zurückgekehrten Bourbonen an. D., der wunderbar zum Hofmann begabt war und sich die Gunst des Königs im Fluge gewann, wurde zum Polizeipräfekten von Paris und im September 1815 zum Staatsrat und Minister-Staatssekretär der Polizei ernannt und zum Grafen erhoben, sowie er infolge seiner Vermählung mit der reichen Erbin de Sainte-Aulaire von dem König von Dänemark zum Herzog von Glücksbjerg ernannt wurde. Er überzeugte Ludwig XVIII., daß die legitimistische und absolutistische Reaktion binnen kurzem den Sturz des Königtums herbeiführen müsse, und führte ihn der liberalen Auffassung zu. Am 27. Dez. 1818 wurde er die Seele eines neuen, gemäßigt-liberalen Ministeriums, dessen nominellen Vorsitz General Desfoles führte, übernahm selbst das Innere und milderte die Preßgesetze. Als aber die Royalisten ihn heftig angriffen und die Liberalen nur immer größere Forderungen stellten, entschloß er sich zu einer Schaukelpolitik und ersetzte 19. Nov. die liberalen Mitglieder des Kabinetts durch konservative. Indes die unversöhnlichen Ultraroyalisten benutzten die Ermordung des Herzogs von Berry (13. Febr. 1820) zu einer Anklage gegen D., dessen revolutionäre Politik die Tat veranlaßt haben sollte, und erzwangen 17. Febr. seine Entlassung. Der König ernannte ihn zum Zeichen seiner fortdauernden Freundschaft zum Herzog. D. ging nun auf seine Güter in Südfrankreich und begründete hier große Kohlen- und Eisenwerke bei dem von ihm erbauten Flecken Decazeville (Aveyron). Als Mitglied der Pairskammer schloß er sich der gemäßigt-liberalen Partei, nach der Julirevolution 1830 dem König Ludwig Philipp an und ward 1834 zum Großreferendar der Pairskammer ernannt. Seit 1848 widmete er sich ausschließlich der Verwaltung seiner Güter. Vgl. Ernest Daudet, Louis XVIII et le duc D. 1815—1820 (Par. 1899).

2) Louis Charles Elie Armanieu, Herzog D. und von Glücksbjerg, geb. 29. Mai 1819 in Paris, gest. 17. Sept. 1886, ältester Sohn des vorigen, betrat die diplomatische Laufbahn, schied aber 1848 wie sein Vater aus dem öffentlichen Leben aus. Erst 1871 trat er wieder in die öffentliche Tätigkeit als Mitglied der Nationalversammlung, in der er sich dem rechten Zentrum anschloß, wurde im Juni 1873 Nachfolger des Herzogs von Broglie auf dem Botschafterposten in London und 26. Nov. 1873 Minister des Auswärtigen. Äußerlich hielt D. die guten Beziehungen zu allen Mächten, auch zu Deutschland, aufrecht, im geheimen aber suchte er eine Koalition gegen dieses, namentlich mit Rußland, zu stande zu bringen. Nach dem Sturze der Monarchisten verlor er sein Abgeordnetenmandat und sein Portefeuille.

Decazeville (spr. dekāsʼwil'), Stadt im franz. Depart. Aveyron, Arrond. Villefranche, 225 m ü. M., an der Orléansbahn, mit hübscher Kirche, Eisen- und Kohlenbergbau, großartigen Eisenhüttenwerken, die 4500 Arbeiter beschäftigen, und (1901) 9247 (als Gemeinde 11,536) Einw. Die Eisenwerke wurden 1827 vom Herzog Decazes (s. d. 1) gegründet, nach dem der Ort den Namen führt, und dem hier ein Denkmal errichtet wurde.

Deccan, Land, s. Dekhan.

Decebālus (nach einigen kein Eigenname, sondern dakisches Wort für »Fürst«), König der Daker zur Zeit der Kaiser Domitian und Trajan, gelangte durch die freiwillige Abdankung des Königs Duras zur Herrschaft. Er faßte den Plan, einen dakischen Großstaat zu errichten, überschritt 86 n. Chr. die Donau und schlug zwei römische Heere. Domitian, zugleich von den Markomannen bedrängt, schloß, trotz eines Sieges seines Feldherrn Julian bei Tapä, mit D. Frieden und bewilligte den Dakern sogar einen Tribut (88). Trajan begann den Krieg 101 von neuem, erzwang 102 die Unterwerfung des D., und als dieser 104 sich wieder regte, schlug der Kaiser beim jetzigen Orsova eine auf steinernen Pfeilern ruhende Brücke über die Donau und drang mit sieben Legionen in das Land ein; die Hauptstadt Sarmizegetusa wurde erobert, ein Teil der Bewohner schloß sich den Römern an, und D. gab sich selbst den Tod. Dacien wurde in eine römische Provinz verwandelt (107). Für die Geschichte des Krieges sind die Darstellungen auf der Trajanssäule von Bedeutung. Vgl. Cichorius, Die Reliefs der Trajanssäule (Berl. 1896 ff.).

Decelēa, Demos, s. Dekeleia.

Decem (lat., Dezem), zehn; der Zehnte als Abgabe an Geistliche; seinen D. bekommen, das, was einem gebührt (oft etwas Unangenehmes), bekommen.

December ꝛc., s. Dezember ꝛc.

Decempēda (lat.), bei den Römern die zehnfüßige Meßrute; daher Decempedātor, Feldmesser.

Decem primi (lat., »die zehn Ersten«) bildeten zu Rom in der ältern Zeit einen zehngliederigen Ausschuß des Senats, ebenso in den Munizipien des römischen Reiches.

Decemviri (lat.), s. Dezemvirn.

Decendium appellationis (lat.), im frühern Prozeß die Notfrist (s. d.) von zehn Tagen, innerhalb deren die Berufung (Appellation) eingelegt werden mußte. Im neuern Recht ist die Berufungsfrist anders geregelt; sie beträgt nach der Zivilprozeßordnung (§ 516) einen Monat, nach der Strafprozeß-

ordnung (§ 355) eine Woche. (S. Berufung.) D. fatale wurde die früher geltende zehntägige Notfrist genannt.

Decennalia (lat.), ein Fest, das seit Augustus die römischen Kaiser nach je zehn Regierungsjahren mit Opfern, Spielen und Spenden feierten.

Decennium, s. Dezennium.

Decentius, Vetter oder Bruder des Magnentius, von diesem 351 n. Chr. zum Cäsar ernannt, ward bei der Verteidigung Galliens von dem Alemannenkönig Chnodomar besiegt und tötete sich nach des Magnentius Tod 353 selbst.

Deceptionbai (spr. dißépsch'n=), Bai an der Südküste von Britisch-Neuguinea in der Tiefe des Papuagolfs.

Deceptioninsel (spr. dißépsch'n=), 1) ringförmige, 19 km lange und gegen 500 m hohe Insel im südlichen Polarmeer, unter 62° 56′ südl. Br. und 60° 40′ westl. L., gehört zu den Südshetlands, deren Inneres von einer geräumigen, nur durch eine enge Einfahrt zugänglichen Bucht (Fosterhafen) eingenommen wird. D. zeigte bei der Entdeckung (1828 durch Foster) lebhafte Fumarolen- und Solfatarentätigkeit; 1842 beobachtete hier Smiley vulkanische Ausbrüche. — 2) Insel der Neuen Hebriden (s. d.).

De Cesare (spr. tschēsare), Carlo, ital. Nationalökonom und Politiker, geb. 1824 zu Spinazzola in Apulien, studierte die Rechte zu Neapel, trat zuerst als Dichter hervor mit den lyrischen Sammlungen: »Le ore di solitudine« und »Le armonie« (1884) sowie mit dem Roman »Il conte di Minervino« (1845). Ihnen folgten die Werke: »Dell' amministrazione della giustizia nel regno delle due Sicilie« (1849), »Delle opere penali di P. Ulloa« (1850, 2. Ausg. 1852) und »Intorno alla ricchezza pugliese« (1853). Wegen seiner Beteiligung an den revolutionären Bestrebungen von 1849—53 wurde er eine Zeitlang eingekerkert. Nach der Befreiung Italiens wurde ihm 1860 das Generalsekretariat der Finanzen zu Neapel, 1868 das des Ackerbaues, der Industrie und des Handels übertragen; auch wurde er zu wiederholten Malen ins Parlament gewählt. Gegenwärtig ist er Senator des Königreichs und Rat am obersten Rechnungshof. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften haben ein allgemeines Interesse: »Il mondo civile ed industriale nel XIX. secolo« (1857); »Della scienza statistica« (1857); »Dell' educazione alle arti e mestieri« (1859); »Del potere temporale del Papa« (2. Aufl. 1861); »Manuale popolare di economia pubblica« (Tur. 1862, 2 Bde.); »Il sindacato governativo, le società commerciali e gli istituti di credito nel regno d'Italia« (Flor. 1867—69, 2 Bde.); »Il passato, il presente e l'avvenire della pubblica amministrazione nel regno d'Italia« (1865); »La Germania moderna« (2. Aufl. 1874); »Le due scuole economiche« (2. Aufl. 1875); »Le nuove storie« (1876); eine Biographie Scialojas (1879); »Una famiglia di patriotti« (1889) ꝛc.

Dechamps (spr. dĕschāng), 1) Adolphe, belg. Staatsmann, geb. 17. Juni 1807 zu Melle bei Gent, gest. 19. Juli 1875, ging frühzeitig vom republikanischen ins klerikale Lager über, ward 1842 Gouverneur der Provinz Luxemburg, wirkte 1843—45 als Minister der öffentlichen Arbeiten erfolgreich für den Ausbau des belgischen Eisenbahnnetzes und war 1845—47 Minister des Auswärtigen. In der Kammer, der er 1834—57 und 1859—64 angehörte, sowie in der mit Pierre de Decker (s. d. 4) 1837 gegründeten »Revue de Bruxelles« bekämpfte er eifrig die liberale Partei. Seine wichtigsten Schriften sind: »Lettres sur l'instruction publique« (Brüss. 1856); »Le second Empire. Dialogues politiques« (das. 1859); »L'Empire et l'Angleterre« (das. 1860); »La convention de Gastein. La France et l'Allemagne. Situation de la Belgique« (das. 1865).

2) Victor, Führer der belg. Ultramontanen, Bruder des vorigen, geb. 6. Dez. 1810, gest. 28. Sept. 1883, seit 1867 Erzbischof von Mecheln, seit 1875 Kardinal, war vor und auf dem vatikanischen Konzil einer der eifrigsten Verfechter der päpstlichen Unfehlbarkeit. Vgl. seine »Œuvres complètes« (2. Aufl., Mecheln 1879, 14 Bde.).

Dechant, s. Dekan.

Déchant (franz., spr. =schang), s. Discantus.

Décharge (franz., spr. =schārsch'), »Entlastung« eines Rechnungsführers nach Ablegung der Rechnung durch Zustimmung zu derselben; daher dechargieren, entlasten, anerkennen. Besonders wichtig ist die D. für das Rechnungswesen öffentlicher Körperschaften, namentlich der Gemeinden und Gemeindeverbände, für welche die Stelle, die den rechnungsführenden Beamten entlasten, und die Art und Weise, wie dies zu geschehen hat, genau bestimmt sind. Im konstitutionellen Staatsleben hat die Volksvertretung der Regierung mit Rücksicht auf den zwischen beiden vereinbarten Etat nach Abschluß und Vorlegung der Staatshaushaltsrechnungen die D. zu erteilen. Hierdurch wird die Staatsregierung von einer weitern Haftverbindlichkeit für die etatmäßige Verwendung der Staatsmittel entbunden. Bei Aktiengesellschaften, Gesellschaften mit beschränkter Haftung und Genossenschaften erteilt die Generalversammlung, zumeist auf Vorschlag einer Revisionskommission, die D. nach Prüfung und Feststellung der von der Direktion und vom Aufsichtsrat vorzulegenden Bilanz und Jahresrechnung. — In der ältern Kriegskunstsprache bezeichnet D. das gleichzeitige Abfeuern der Gewehre durch die Truppenkörper (Salve).

Déchargenkontreskarpe, s. Festung.

Déchargenmauer (Déchargenrevètement, Entlastungsmauer), bei alten Festungen die mit Strebepfeilern verstärkte Bekleidungsmauer der innern Grabenböschung. Jetzt tritt bei den dem Geschützfeuer ausgesetzten Linien an ihre Stelle eine Erdböschung mit etwas flacherer als ganzer Anlage, am Fuß ein Eisengitter, Hecke ꝛc.

Dechen, Heinrich von, Geognost, geb. 25. März 1800 in Berlin, gest. 15. Febr. 1889 in Bonn, studierte 1818—19 in Berlin, arbeitete dann bis 1822 bei den Bergämtern in Bochum und Essen, seit 1824 als Bergamtsassessor im Ministerium des Innern, ging 1828 als Oberbergamtsassessor nach Bonn, wurde 1831 vortragender Rat im Ministerium, 1834 Professor für Bergbaukunde in Berlin und 1841 Direktor des Oberbergamts zu Bonn. 1859 übernahm er die interimistische Direktion der Abteilung für Bergwesen im Handelsministerium, kehrte aber 1860 als Oberberghauptmann nach Bonn zurück und trat 1864 in den Ruhestand. Er veröffentlichte: »Geognostische Umrisse der Rheinlande« (mit v. Oeynhausen und Laroche, Berl. 1825, 2 Bde.) und »Geognostische Karte der Rheinlande« (mit denselben, das. 1825); »Geognostische Übersichtskarte von Deutschland, England, Frankreich und den Nachbarländern« (das. 1839, 2. Bearbeitung 1869); »Sammlung der Höhenmessungen in der Rheinprovinz« (Bonn 1852); »Geognostische Führer« in das Siebengebirge (das. 1852, 2. Bearbeitung 1861), zur Vulkanreihe der Vordereifel (das. 1861, 2. Aufl. 1885), zum Laacher See (das. 1864);

»Geologische Karte von Deutschland« (Berl. 1869, 2 Blätter, mit Text, 2. Aufl. 1880); »Die nutzbaren Mineralien und Gebirgsarten im Deutschen Reich« (das. 1873). D. leitete auch die geognostische Untersuchung der Rheinprovinz und Westfalens, als deren Resultat die »Geologische Karte« von 1855—65 in 34 Sektionen (2. Aufl. 1883) erschien, dazu Erläuterungen (Bonn 1870—84, 2 Bde.). Mit Karsten gab er das »Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde« (1838—55) heraus. Vgl. Laspeyres, H. von D. Ein Lebensbild (Bonn 1890).

Dechend, Hermann Friedrich Alexander von, Reichsbankpräsident, geb. 2. April 1814 in Marienwerder, gest. 30. April 1890 in Berlin, studierte die Rechte, trat 1836 in den Justizdienst, ging dann zur Verwaltung über, kam 1848 in die Hauptverwaltung der neubegründeten Darlehnskassen und wurde 1849 vortragender Rat im Handelsministerium. Seit 1851 Mitglied und 1863 Vizepräsident des Hauptbankdirektoriums, wurde er 5. Dez. 1864 Präsident der Preußischen Bank, die er trefflich leitete und 1875 in die Reichsbank verwandelte. Auch führte er die Goldwährung und den Giroverkehr ein. 1865 geadelt, war D. 1867—70 Mitglied des Abgeordnetenhauses und wurde 1872 Mitglied des Herrenhauses und 1884 des Staatsrats.

Dechenhöhle, berühmte Höhle im Lennetal bei Iserlohn, 1868 entdeckt und nach dem Oberberghauptmann v. Dechen benannt, ist 267 m lang, besteht aus 15 Abteilungen mit Tropfsteinbildungen. Die Höhle ist elektrisch beleuchtet. Am Eingang ist eine Haltestelle der Staatsbahnlinie Letmathe-Fröndenberg.

Dechenit, seltenes Mineral, vanadinsaures Blei PbV_2O_6, findet sich in kleinen rhombischen Pyramiden oder in warzenförmigen Aggregaten von roter bis brauner Farbe, kantendurchscheinend, Härte 3,5, spez. Gew. 5,8, im Buntsandstein bei Niederschlettenbach in Rheinbayern, auch bei Kappel in Kärnten.

Decher (Dächer, Dechent, spätlat. dicra, engl. dicker) = 10 Stück, besonders im Leder- und Pelzhandel; 4 D. = 1 Zimmer.

Dechiffrierkunst, s. Geheimschrift.

Déchy, Moritz von, ungar. Kaukasusforscher, geb. 4. Nov. 1851 in Budapest, studierte Rechtswissenschaften in Budapest und Wien und trieb eifrig geologische und alpinistische Studien. Nachdem er zahlreiche Alpengipfel erstiegen hatte, bereiste er 1878 mit einem Schweizerführer Sikkim, konnte aber seine Absicht, von dort nach Tibet einzudringen, wegen Erkrankung nicht ausführen. Seine erste Reise in den Kaukasus erfolgte 1884. Begleitet von Schweizer- und Tirolerführern, Geologen und Botanikern, bewerkstelligte er auf noch fünf weitern Reisen eine eingehende biologisch-geographische Erforschung des ganzen Gebirges und erstieg eine Reihe der höchsten Gipfel. Über die Ergebnisse seiner Reisen veröffentlichte er zahlreiche Mitteilungen in Fachzeitschriften.

Deci ... (lat.), s. Dezi ...

Decidua (lat., abfallende Haut), die verdickte Schleimhaut der Gebärmutter, löst sich bei der Menstruation in ihren oberflächlichen Schichten ab und wird mit dem unbefruchteten Ei ausgestoßen (D. menstrualis). Ist jedoch ein befruchtetes Ei in die Gebärmutter gelangt, so gelangt sie zu weiterer Ausbildung und umhüllt das Ei (D. der Schwangerschaft); s. Mutterkuchen.

Deciduāta, s. Säugetiere (Einteilung).

Decima (lat., nämlich pars), der zehnte Teil, Zehnte; decimae anni, die 40tägigen Fasten.

Decima, im span. Handel früher als $^1/_{10}$ Real = 10 Centimos verstanden; 1864—68 als D. de Real (Centimo) Bronzemünze von 2,5 g. Ferner Maße im frühern Königreich Neapel zu 10 Centesimi: $^1/_{10}$ Palmo = 26,455 mm und $^1/_{10}$ Moggio = 69,987 qm.

Décime (spr. -ßim'), in der franz. Währung 10 Centimes = 8,1 Pfennig der Talerwährung; als Münzstück seit 1796 aus Kupfer, 1807—48 Silberscheidemünze von 2 g zu $^1/_5$ fein, seit 1852 aus Bronze, 10 g schwer. In Belgien 1832—69 aus Kupfer 20 g, seit 1860 mit $^1/_4$ Nickelgehalt; in der Schweiz (10 Rappen) seit 1852 eine Billonmünze von 2,5 g Gewicht aus Kupfer und Zink mit Nickel und $^1/_{10}$ Silber, das Doppelstück (2 neue Batzen) 3,25 g zu $^3/_{20}$ fein, das Halbstück $1^2/_3$ g und $^1/_{20}$ fein; in Italien (10 Centesimi) seit 1863 aus Kupfer 10 g, in Rumänien (10 Bani) seit 1867 aus Bronze 10 g, in Serbien (10 Para) seit 1868 und in Bulgarien (10 Stotinki) seit 1880 aus Kupfer.

Decimo, frühere Längenmaße in Italien: so $^1/_{10}$ Oncia der römischen Bau-Canna = 1,86 mm.

Decina (spr. -tschina, »Zehner«), früheres Handelsgewicht in Rom zu 10 Libbre = 3,391 kg; auch Getreide- und Kalkmaß = $^1/_4$ Staro oder 4,601 Lit.

Decisio, Decisum (lat.), s. Dezision und Entscheidung.

Decius, Name eines römischen plebejischen Geschlechts, von dem besonders berühmt sind:

1) Publius D. Mus, Konsul 340 mit T. Manlius Torquatus im Kriege mit den Latinern. Als ihre Heere am Vesuv gegenüber lagerten, verkündete ein Traum dem Volke den Sieg, dessen Feldherr die Feinde und sich selbst dem Tode weihe. Als daher des D. Flügel in der Schlacht wich, ließ er durch den Oberpriester die Feinde und sich selbst feierlich der Unterwelt weihen, sprengte unter die Feinde, fand den Tod und errang damit den Römern den Sieg.

2) Publius D. Mus, Sohn des vorigen, war 312 und 308 v. Chr. Konsul und in vielen Kriegen siegreich, schuf auch als Zensor 304 mit seinem Amtsgenossen Q. Fabius Maximus die vier städtischen Tribus. Vier Jahre später trug sein Ansehen wesentlich zur Annahme des Ogulnischen Gesetzes über Teilnahme der Plebejer am Augurat und Pontifikat bei; er selbst ward einer der neuerwählten Pontifices. Mit Q. Fabius 297 und dann wieder 295 zum Konsul ernannt, schlug er im ersten Jahre die mit den Samniten verbündeten Apulier bei Maleventum und zog 295 mit seinem Kollegen gegen die vereinigten Etrusker, Samniten, Umbrer und Gallier, die er, wie erzählt wird, in der Entscheidungsschlacht bei Sentinum dadurch besiegte, daß er sich nach dem Beispiel seines Vaters, als die römischen Ritter vor den gallischen Streitwagen zurückgingen, dem Tode weihte.

Decius, C. Messius Trajanus D., der erste in der Reihe der durch militärische Vorzüge ausgezeichneten römischen Kaiser aus den Donauländern, regierte 249—251 n. Chr. Zu Budalia in Niederpannonien geboren, wurde er von dem Kaiser Philippus Arabs 245 mit der Kriegführung gegen die Goten in Dakien und Mösien beauftragt, aber von seinem Heer gezwungen, selbst den Purpur anzunehmen. Er besiegte seinen Vorgänger bei Verona, gewann auch über die Goten einige Vorteile, wurde dann aber von ihnen 251 bei Abrittus in Niedermösien entscheidend geschlagen und fand nebst seinem gleichnamigen Sohn, den er zum Cäsar ernannt hatte, den Tod. Er war bemüht gewesen, die Zustände des Reiches zu verbessern und in Rom die gute alte Sitte wiederherzustellen,

weshalb er auch die Zensur in der alten Weise erneuern wollte; im Zusammenhang damit verfolgte er das Christentum als eine Neuerung und ließ 250 viele Christen hinrichten, was für ihn selbst die Folge hatte, daß er von den christlichen Schriftstellern im Widerspruch mit den heidnischen als grausamer Tyrann geschildert wird.

Decius, Nikolaus (mit seinem deutschen Namen wahrscheinlich Hövisch oder Hovesch), geistlicher Liederdichter, war anfangs Mönch, erklärte sich dann für die Reformation, ward 1522 Lehrer in Braunschweig und 1524 Prediger in Stettin, wo er 1541 durch Gift gestorben sein soll. Von ihm rühren die bekannten Kirchenlieder: »Allein Gott in der Höh' sei Ehr'« (1525), »Heilig ist Gott der Vater« (1531) und »O Lamm Gottes unschuldig« (1531) her, die ursprünglich in niederdeutscher Sprache abgefaßt waren.

Decize (spr. dössíß), Stadt im franz. Depart. Nièvre, Arrond. Nevers, auf einer Insel der Loire, an der Mündung des Aron und am Ausgang des Nivernaiskanals sowie an der Lyoner Bahn, hat eine Kirche (St.-Aré), mit Krypte und Chor aus dem 11. und 12. Jahrh., Schloßruine, Bergbau auf Kohlen und Eisen, Gips- und Kalkbrennerei, Glasfabrikation (jährlich 2 Mill. Flaschen), ansehnlichen Handel und (1901) 4064 Einw. — D. ist das Decetia der Alten und gehörte zu Gallia Lugdunensis; hier hielt Cäsar eine Versammlung mit dem Rate der Aduer ab. Es ist Geburtsort des Juristen Guy Coquille, dem hier ein Denkmal errichtet ward, und des Conventsmitgliedes Saint-Just.

Deck, jeder Fußboden im Schiffskörper, der zur Raumeinteilung und zur Stärkung des Querverbandes des Schiffes dient. Jedes D. besteht aus Deckbalken, die mit den Spanten zusammen das Schiffsgerippe bilden und je nach der Bauart des Schiffes aus Holz, Eisen oder Stahl bestehen; über die Deckbalken werden hölzerne Deckplanken oder eiserne Deckplatten gelegt, die den Fußboden bilden, und unter denen zuweilen zur Verstärkung des Schiffsgerippes noch schräge Schienen, sogen. Deckstringer oder Diagonalverbände, liegen. Bei sehr breiten Schiffen wird die Mitte der Deckbalken durch senkrechte, von D. zu D. bis zum Kiel reichende Deckstützen gestützt. Deckhöhe ist der Abstand eines Decks vom nächsten. Die Krümmung des Decks nach den Seiten wird Bucht, die nach vorn und hinten Sprung des Decks genannt; diese Krümmung erhöht die Seetüchtigkeit. Alte hölzerne Linienschiffe hatten, wenn sie Dreidecker waren, fünf Decke übereinander; Zwischendeck, unteres, mittleres, oberes Batteriedeck und Oberdeck. Auf modernen Kriegsschiffen heißen die Decke von unten nach oben: Plattformdeck, zweites Zwischendeck (je nach der Panzerung ein Splitterdeck, Schutzdeck oder Panzerdeck), erstes Zwischendeck (Batteriedeck, wenn es Geschütze trägt), Oberdeck, erstes Aufbaudeck, zweites Aufbaudeck. Plattformdecke gehen nicht durch die ganze Schiffslänge; bei großen Schiffen liegen zuweilen mehrere übereinander im Vor- und Hinterschiff, um kleine wasserdichte Räume zu schaffen. Auch die gewölbten Unterwasserpanzerdecke im Bug und Heck rechnen zu den Plattformdecken. Die Zwischendecke sind durchgehende Decke; das Panzerdeck ist entweder schwach gekrümmt, wenn es ganz unter der Wasserlinie liegt, oder halbkreisförmig gebogen, oder mit abgeschrägten Seiten derart, daß der äußere tiefste Rand etwa 1,4 m unter die Wasserlinie reicht. Zuweilen liegt über dem Panzerdeck ein flaches Zwischendeck, und der Zwischenraum wird mit Kohlenbriketts gepanzert. Ein dünnes Panzerdeck heißt Schutzdeck; Splitterdeck heißt ein stark beplattetes Zwischendeck unterhalb eines besondern, auf der Oberkante eines Panzergürtels liegenden Panzerdecks. Unterwasserpanzerdecke vorn und hinten im Schiff sind stark gewölbt und ersetzen oft die letzten Enden des Panzergürtels. Oberdeck heißt das oberste aller durchgehenden, d. h. das ganze Schiff abschließenden Decke. Die Höhe des Oberdecks über der Wasserlinie heißt Freibord. Die Öffnungen in den Decken heißen Luken. Das Aufbaudeck deckt die Deckaufbauten, also die Back, die Kampanje, den Mittelaufbau. Die Stahlplatten des Decks auf Kriegsschiffen werden mit Linoleum, Xylolith, Papyrolith, Torgament (Torgauer Zementmasse) oder mit Korksteinen belegt (Decksbelag), zuweilen auch mit geteertem Segeltuch bespannt. Die Decksräume werden meist nach dem D. benannt, das den Fußboden des Raumes bildet; daher heißt der Raum über dem zweiten Zwischendeck auch zweites Zwischendeck, der Raum über dem Panzerdeck auch Panzerdeck. Umgekehrt werden nur die Räume über dem Oberdeck nach dem D. benannt, das die Decke des Raumes bildet: also erstes Aufbaudeck bezeichnet auch den Raum unter dem ersten Aufbaudeck. In der Handelsmarine haben die Segelschiffe meist nur ein D., das Oberdeck, das zwischen Bugspriet und Fockmast Backdeck (Back, Vordeck) heißt, zwischen Fockmast und Großmast Kuhldeck (Kuhl), hinter dem Großmast Achterdeck (Quarterdeck). Moderne Dampfer haben unterhalb ihres Oberdecks, das meist Hauptdeck genannt wird (weil es wegen der vielen Aufbauten nicht mehr das oberste durchgehende D. ist), noch ein bis drei volle Decke und ein bis vier Decke oberhalb des Hauptdecks. Diese Decke heißen von unten an: Orlopdeck (vom holländ. overloop, »Überlauf«), Unterdeck, Zwischendeck, Hauptdeck, Brückendeck, Promenadendeck, oberes Promenadendeck oder Sonnendeck, Bootsdeck (Standort der Decksboote). Näheres über die Bezeichnung der Aufbaudecke s. Dampfschiff, S. 463. Mit alledem sind die Benennungen für verschiedene Decke noch nicht erschöpft, da jede Schiffsform Eigentümlichkeiten hat, die zu bestimmten Benennungen Anlaß geben; z. B. heißt Ankerdeck der Teil des freien Backdecks oder Oberdecks, wo Anker gelagert werden; Außendeck sind Teile des Oberdecks auf Panzerschiffen außerhalb der Decksaufbauten; Schildkrötendeck heißt das gewölbte hintere Ende des Oberdecks auf manchen Schiffen; Walfischdeck heißt das schräge gewölbte Vordeck auf Torpedobooten und ähnlich gebauten Fahrzeugen. Freideck heißt jedes D. ohne feste Reling, also nur mit Geländerschutz. Fliegendes D. werden zuweilen die Laufbrücken zwischen den Decksaufbauten genannt. Hüttendeck oder Poopdeck ist das D. der Hütte. Raumdeck oder Ladungsdeck liegt bei sehr großen Handelsdampfern noch unter dem Orlopdeck, meist nur mit Laufplanken belegt. Salondeck heißt das Aufbaudeck eines Salondampfers. Wetterdeck heißen die Teile eines niedrigen Oberdecks auf Kriegsschiffen vor dem vordern und hinter dem hintern Geschützturm. Manöverdeck bedeutet soviel wie Sturmdeck (s. Dampfschiff). Halbdeck, seltener Banjerdeck, heißt das für Kajüte und Volkslogis gemeinsame Aufbaudeck auf ältern Segelschiffen. Glattdeck heißt ein Oberdeck ohne Aufbauten (Glattdeckskorvetten). Spardeck, Sturmdeck, Welldeck (Brunnendeck),

Turmdeck, Brückendeck, Awningdeck, Shadedeck, Schattendeck, Schutzdeck, vgl. Dampfschiff. Vermessungsdeck, s. Schiffsvermessung.

Deck, Joseph Théodore, Tonwarenfabrikant, geb. 2. Jan. 1823 zu Gebweiler im Elsaß, gest. 15. Mai 1891 in Sèvres, studierte Physik und Chemie in La Chapelle bei Belfort, beschäftigte sich dann zuerst mit Seidenfärberei, wandte sich aber bald der Fabrikation von Ofenkacheln zu und übernahm 1856 die Leitung einer Fayenceofenfabrik in Paris. Seit 1859 widmete er sich der Keramik und erreichte hier in kurzer Zeit große Erfolge. Er bildete 1861 die Fayencen von Oiron (Henri II.) nach, lieferte auch den wertvollsten chinesischen Porzellanen gleichstehende Fabrikate und entdeckte die Herstellung des persischen durchscheinenden Türkisblau (Bleu de Deck). Sein Streben, die Fayencerie zu einer neuen Blüte zu bringen, trug die reichsten Früchte; es sammelte sich um ihn ein großer Kreis von Künstlern, und er schuf zahlreiche künstlerisch und technisch gleich hoch stehende Werke. 1887 wurde er zum Direktor der Porzellanmanufaktur in Sèvres ernannt. Er schrieb: »Fayence« (Par. 1877).

Deckadressen im Telegrammverkehr über die transatlantischen Kabel verdanken ihre Entstehung dem Bestreben der Kabelgesellschaften, durch Gewährung von Tarifermäßigungen ihren Kabeln möglichst viel Telegramme zuzuführen. Wird z. B. der Compagnie française des câbles télégraphiques unter einer mit dieser Gesellschaft verabredeten Deckadresse ein Telegramm aus Deutschland in Brest zugeführt, so erstattet die Gesellschaft dem Aufgeber die Gebühren für die Strecke bis Brest und gibt den Namen und Wohnort des amerikanischen Adressaten statt mit zwei Wörtern nur als ein einziges verabredetes Wort nach Amerika weiter, auch lassen die Kabelgesellschaften vielfach solche Wörter, die im Bereiche des internationalen Telegraphenvertrags als chiffrierte Sprache taxiert werden, noch als verabredete Sprache durch.

Deckaufbauten, s. Deck.

Deckblatt (Bractea), jedes zu einem Blütenstand (s. d.) gehörige Blatt, in dessen Achsel eine Blüte oder ein Zweig des Blütenstandes entspringt (vgl. Blütenstand); auch das die Zigarre umschließende Tabakblatt (s. Zigarren).

Decke, in der Baukunst der obere Abschluß eines Gebäuderaumes (Zimmers ꝛc.). Sie ist entweder mit dem Dach eins und besteht dann gewöhnlich unmittelbar in dem irgendwie nach unten raumabschließend behandelten Dachstuhl (s. d.), oder sie ist Geschoßdecke und bildet dann zugleich den Fußboden des darüber liegenden Raumes. Den Baustoffen nach sind die Decken Steindecken, Holzdecken, Eisendecken oder Decken gemischter Konstruktion. Die Steindecken können Gewölbe (s. d.) oder Steinbalkendecken sein. Letztere kommen heute selten vor, wurden aber von den Alten namentlich beim Tempelbau vielfach angewendet. Man stellte sie durch rechtwinkelig oder mit diagonaler Vorkragung übereinandergelegte, in den untern Lagen stärkere, oben schwächere Blöcke her, die dann mit gefeldert-ausgehöhlten Platten (Kassetten) abgeschlossen wurden (Kassettendecken). Sie sind schwerfällig und nur über kleinen Räumen möglich, aber sehr monumental. Die hölzernen Geschoßdecken bestehen gewöhnlich aus dem konstruktiven Gerippe: der Balkenlage (s. Gebälk), aus dem Fußboden, der Zwischendecke und der D. im engern Sinn, d. h. der untern Verkleidung, die entweder als sichtbare Holzdecke behandelt (s. unten), oder geschalt und mit Deckenputz, Stuck ꝛc. versehen wird. Manchmal fehlt die Zwischendecke, und zwar bei ganz leichten Decken oder bei den nur in sehr holzreichen Gegenden vorkommenden Block- oder Dübel- (Döbbel-) Decken, die durch dicht an dicht liegende Balken, bez. durch ziemlich eng gelegte Balken gebildet sind, deren Zwischenräume durch dicht aneinandergelegte, verdübelte, oben mit Sand beschüttete Querhölzer gefüllt werden. Die Hauptarten der Zwischendecken sind bei Holzbalkendecken erstens die Windelböden. Sie bestehen aus Stakhölzern, die, mit Lehmstroh umwickelt, in die Balkenfächer eingeschoben und mit Lehm betragen werden. Je nachdem die Stakhölzer am untern Rand oder in der Mitte des Balkens eingeschoben oder oben aufgelegt werden, entsteht der ganze (Fig. 1), der halbe (Fig. 2) oder der gestreckte (Fig. 3) Windelboden. Der

Fig. 1. Ganzer Windelboden.

Fig. 2. Halber Windelboden.

Fig. 3. Gestreckter Windelboden.

Fig. 4. Einschubdecke.

letztere erhält als Fußboden nur Estrich, keine Holzdielung od. dgl. Obgleich der Windelboden, namentlich der ganze, infolge seiner Wärme- und Schalldurchlässigkeit eine ausgezeichnete Konstruktion ist, wird heutzutage meist die Einschubdecke (Fig. 4) angewendet, bei der Bretter (meist Schwarten), sogen. Staken, in halber Balkenhöhe in Falze geschoben oder auf Leisten gelegt, mit Strohlehm verstrichen und dann mit trocknem, reinem Quarzsand, Koksasche u. dgl. betragen werden. Bauschutt, humoser Boden, Lehm ꝛc. empfehlen sich dazu nicht, da durch sie ein günstiger Boden für Mikroben geschaffen wird, oder durch Eindringen von Wasser beim Zimmerreinigen gesundheitsschädliche Fäulnisvorgänge eintreten. Unter den Staken bleibt das Gefach hohl. Durch verdoppelten Einschub erhält man die doppelte Einschubdecke. Decken, die nach Art des gestreckten Windelbodens, aber mit Schwartenstaken oder gestülpten Brettern statt der Windelstaken gebildet werden, heißen Stak-, bez. Stülpdecken. Wird die D. als sichtbare Holzdecke behandelt, so ist sie entweder sichtbare Balkendecke oder Bretterdecke (getäfelte D.). Bei ersterer werden die sichtbaren Balkenteile gehobelt, meist profiliert und auf Mauerlatten oder Kragsteine oder beides verlegt. Zur größern Tragfähigkeit und Bereicherung der D. treten Unterzüge, Sattelhölzer, Klebpfosten mit Kopfbändern oder Knaggen ꝛc. hinzu. Der Einschub wird dabei nach unten sauber und nach Art von Täfelwerk behandelt, und gern wird die D. dann durch Bemalung belebt. Bei Bretterdecken erstreckt sich das Getäfel auf die ganze Deckenfläche, der oft durch Unterbauen

kastenartiger Profilierungen reiches Relief und mannigfaltige, meist kassettenartige Gliederung gegeben wird. Solche Decken gehören vor allem der Renaissancezeit an, während dem Mittelalter mehr die sichtbaren Balkendecken eigentümlich sind. **Geputzte Holzdecken** werden entweder bemalt oder mit allerhand Stuck verziert und nach der Wand hin durch einfache geputzte oder aus Stuck hergestellte **Voutengesimse** vermittelt.

Eiserne Geschoßdecken werden oft den Holzdecken vorgezogen, um erhöhte Feuersicherheit zu erzielen, Fäulnis- (Schwamm-) Bildungen zu verhindern und vor allem, um an Konstruktionshöhe zu sparen und größere Räume zu überspannen. Es gibt eine Unzahl verschiedener Ausführungsweisen, die hier nur kurz angedeutet werden können. Reine Eisendecken sind selten, meist ist die Konstruktion, was übrigens ja auch, genau genommen, von den meisten Holzdecken

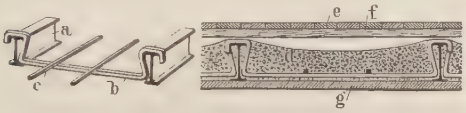


Fig. 5. **Pariser Ausgußdecke.**

gilt, eine gemischte. Die häufigsten und besten Arten sind: a) **Decken aus Eisenbalken** (Trägern, s. d.) **mit Holzfußboden und Holzunterschalung**, event. auch mit Zwischendecke nach einer der angeführten Herstellungsweisen. b) **Pariser Ausgußdecken.**

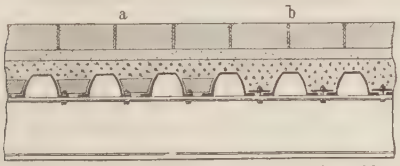


Fig. 6. **Eiseneinschubdecke mit Belageisen.**
a mit Backsteinen, b mit Eisenstäben gegen Flachdrücken und Verschieben gesichert.

Die beste der verschiedenen Konstruktionen dieser Art ist wohl die in Fig. 5 dargestellte. Zwischen schmalflanschige I-Träger a werden Steiframmen b geklemmt, auf diese parallel zu den Trägern Füllstäbe c gelegt und das so hergestellte Netzwerk auf einer

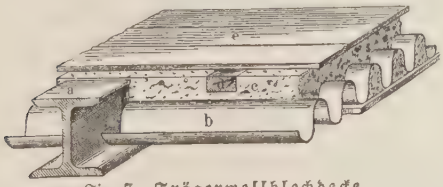


Fig. 7. **Trägerwellblechdecke.**
a Träger, b Wellblech, c Füllmaterial, d Fußbodenlager, e Dielung.

untergebrachten Schalung, die später durch eine Deckenputzschicht g ersetzt wird, mit Mauergipsmörtel d ausgegossen. Auf die Träger kommt ein Dielenboden e auf Lagern k. Auch Decken mit **Zementkonkret-Ausstampfung** werden ähnlich hergestellt. c) **Eiseneinschubdecken** mit Steinmaterialverfüllung. Zum Einschub zwischen den Trägern werden einzelne aneinandergereihte **Belageisen** tragfähiger Form (Zores-Eisen, Fig. 6), **Eisenwellblechtafeln** (Fig. 7) oder **Buckelplatten** (Tragbleche, Fig. 8) verwendet. d) **Decken mit bombiertem Wellblech** gleichen den Wellblecheinschubdecken, nur daß hier das Blech gewölbartig gekrümmt (bombiert) und dadurch wesentlich tragfähiger ist. Bei hoher Welle können

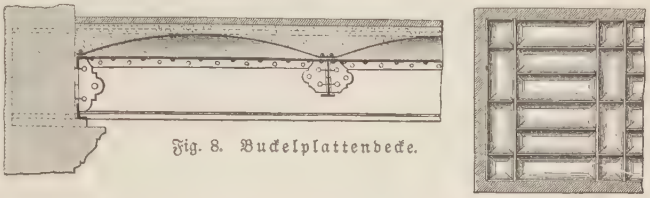


Fig. 8. **Buckelplattendecke.**

die Träger unter Umständen ganz entbehrt werden (vgl. Dach). Decken mit ausgesprochen **gemischter Konstruktion** sind ferner: e) **Wölbkappen aus Voll- oder Hohlsteinen, auch Töpfen zwischen Eisenträgern.** Erwünscht ist bei diesen, um sie ganz feuersicher zu machen, Umhüllung der untern Träger-

Fig. 9. **Wölbkappendecke mit massiv ummantelten Eisenträgern.**

flansche mit dem Steinmaterial (Fig. 9); f) **Holzbalken auf oder zwischen Eisenträgern**; g) **Eisenträger mit Holzbohlenausfachung**; h) **Wölbkappen zwischen Holzbalken** (selten und veraltet); i) **Monierdecken** (s. Monierbau); k) **Rabitzdecken** (s. Gipsdrahtbau); l) **Gipsdielendecken**

Fig. 10. **Wingensche Decke.**

(s. Gipsdielen); m) **Glasdecken** (s. Oberlicht) u. dgl. Besonders die neueste Zeit hat eine große Zahl massiver gemischter Deckenkonstruktionen, meist Zement-Eisendecken, hervorgebracht. Zum Teil sind dieselben ihrem konstruktiven Wesen nach nichts andres als scheitrechte Gewölbe, üben also einen Seitenschub aus.

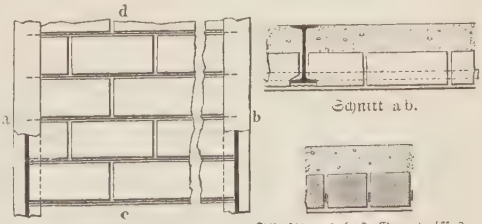
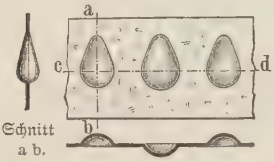


Fig. 11. **Kleinesche Decke.**

So die **Wingensche D.** (Fig. 10), die aus Formsteinen besteht, deren mittlere Teile die eigentlich tragende Konstruktion, den flachen Wölbbogen, bilden, während oben und unten stark durchbrochene, resp. ausgehöhlte Ansatzteile eine ebene Ober- und Unterfläche herstellen. Die Hohlräume dienen vornehmlich zur Verringerung der Deckenlast, können aber auch zu Lüftungszwecken benutzt werden. Ferner die **För-**

sterſche D., die aus Hohlſteinen beſtimmten Formates beſteht, die einen ſcheitrechten Bogen bilden. Zum größten Teil aber ſind es Decken, die einen Seitenſchub nicht ausüben. Die bemerkenswerteſten von dieſen ſind: 1) die Kleineſche D. (Fig. 11, S. 569). Ihre Deckenplatte beſteht zwiſchen Eiſenträgern aus rechteckigen Schwemmſteinen oder porigen Lochſteinen in Zementmörtel, in deren von Träger zu Träger reichende Reihenfugen hochkantig geſtellte Bandeiſen eingelegt werden. 2) Die Schürmannſche D. (Gewölbeträgerdecke, Fig. 12) iſt im Prinzip der Kleineſchen verwandt, hat aber Eiſeneinlagen von der Form Fig. 12a und nur in jeder dritten oder fünften Reihenfuge, zwiſchen denen die Ziegelreihen flach-gewölbeartig eingeſetzt ſind (vgl. Fig. 12b, Längenſchnitt). 3) Die Donathſche D. An ein



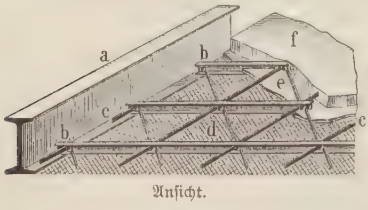
Längenſchnitt (Fig. 12b).

Fig. 12a. Schürmannſche Decke. Detail.

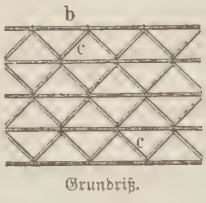
Querſchnitt.

Fig. 12b. Schürmannſche Decke.

Stabnetz aus I-Eiſen b und Flacheiſen c (Fig. 13) zwiſchen Eiſenträgern a wird ein Drahtgewebe d



Anſicht.



Grundriß.

Fig. 13. Donathſche Decke.

befeſtigt, das die erſte Mörtelſchicht e aufnimmt. Auf dieſe wird dann Beton f aufgebracht, der mit den I-Eiſen b nach Art der Monierbauweiſe wirkt. Zu den Monierkonſtruktionen im weitern Sinne gehören auch 4) die Koenenſche Rippendecke (Fig. 14), die auf dem Gedanken beruht, daß die als I-Eiſen gebildeten Rippen nicht als ſelbſtändige Träger, ſondern mit dem ſie umgebenden Betonkörper zuſammen als einheitliches, ſehr widerſtandsfähiges Ganzes wirken, und 5) die Koenenſche Voutendecke (Fig. 15), welche die Monierkonſtruktion beſonders für weite Spannweiten zwiſchen den Eiſenträgern ausbildet. Die Adamsſche Schleifendecke, eine der vorigen verwandte, aber konſtruktiv noch rationellere, aus Beton mit ſchleifenartigen Eiſeneinlagen beſtehende Deckenform. 7) Die Deumlingſche D., mit der man Räume gewöhnlicher Abmeſſungen ohne Zuhilfenahme eiſerner Walzträger

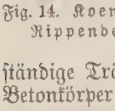


Fig. 14. Koenenſche Rippendecke.

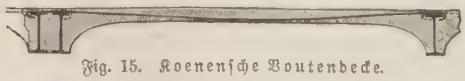


Fig. 15. Koenenſche Voutendecke.

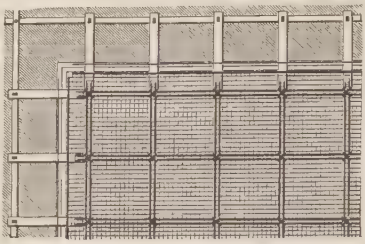


Fig. 16. Deumlingſche Decke.

a Bandeiſen, b Ankerſplint, c Ankerſtangen, d Bandeiſen, e Ankerſchlüſſel, f Rundeiſen, g Drähte, h Steifen.

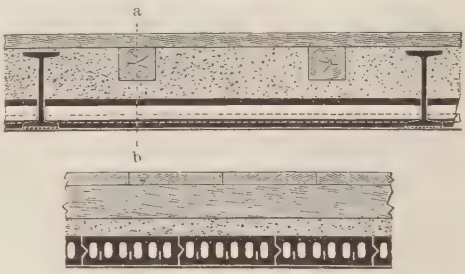


Fig. 17. Stolteſche Decke.

überſpannen kann, wird durch ein Syſtem einzelner in verſchiedenen Ebenen geſpannter und in eigenartiger Weiſe zu einem Netz ausgeſteifter Hängeträger vereinigter Drähte gebildet, das auf der Ober- und Unterfläche mit Drahtgeweben überſpannt und dann auf vorläufiger Bretterunterlage mit erhärtender Steinmaſſe ausgefüllt wird (Fig. 16). 8) Die Stolteſche D. beſteht aus einzelnen 25 cm breiten Quarzſandzementdielen mit Hohlräumen u. Bandeiſeneinlagen (Fig. 17), die zwiſchen Eiſenträgern einfach in Zementfuge aneinander geſchoben werden. Darüber kommt leichter Füllboden, wenn nicht die ganze Deckenſtärke durch die Dielen (dann Bimsſtein-Zementdielen) ausgefüllt wird.

Decke, in der Geologie ein nach zwei Dimenſionen ſtark ausgedehnter Geſteinskörper (ſ. Geſteine und Lager). In der Jägerſprache iſt D. das Fell des Elch-, Rot-, Dam- und Rehwildes.

Deckelkapſel, in der Botanik, ſ. Pyxidium.

Deckelſpinnen, ſ. Spinnentiere.

Decken, in der Jägerſprache das Feſthalten eines Schweines durch Hatzhunde, indem dieſe ſich an die Gehöre, die Keulen oder an das Kurzwildbret (die Hoden) hängen; in der Technik eine Methode des Auswaſchens (ſ. d.); in der Pferde- und Hundezucht ſoviel wie beſchälen, begatten.

Decken, 1) Auguſte von der, Romanſchriftſtellerin, geb. 30. Nov. 1828 in Bleckede an der Elbe als Tochter eines hannöverſchen Juſtizamtmanns, trat erſt in ſpätern Lebensjahren als Witwe des Majors

v. d. D., mit dem sie nach 1866 in der Nähe von Göttingen, dann in Meiningen lebte, unter dem Pseudonym A. von der Elbe hervor, errang aber mit ihren phantasievollen und keineswegs alltäglichen Romanen rasch die Teilnahme größerer Leserkreise. Sie schrieb: »Chronika eines fahrenden Schülers« (Fortsetzung und Vollendung der Erzählung K. Brentanos, 8. Aufl., Heidelb. 1899); »Die Ricklinger« (Berl. 1880, 2. Aufl. 1895); »Die Brüder Meienburg« (Heidelb. 1881); »Lüneburger Geschichten« (Stuttg. 1883); »Der Heliandssänger« (das. 1884); »Aref der Hindu« (Freiburg 1884); »Der Bürgermeisterturm« (Berl. 1884); »Brausejahre« (Leipz. 1885, 2. Aufl. 1899); »Dornröschen« (das. 1886); »Souverain« (3. Aufl., Dresd. 1889); »Um ein Grafenschloß« (Berl. 1887); »Die Junker von Luzern« (Dresd. 1888); »Ein Sohn« (Freiburg 1889); »Eine alte Schuld« (Berl. 1890); »In seinen Fußstapfen« (das. 1891); »Wahre Liebe« (Stuttg. 1891); »Die Welt des Scheins« (das. 1892); »Eigenart« (das. 1893); »Lustige Geschichten« (Leipz. 1896); »Aussaat und Ernte« (Dresd. 1897, 2 Bde.); »Die Töchter des Obersten« (Jena 1897, 2 Bde.); »Der letzte Düsterhop« (das. 1899, 2 Bde.); »Onkel Wilhelms Gäste« (Dresd. 1899, 2 Bde.); »Kaiser und Arzt« (Berl. 1901, 2 Bde.); »Ehrgeiz« (das. 1903). Seit 1883 lebt die Dichterin in Hannover.

2) Karl Klaus von der, namhafter Afrikareisender, geb. 8. Aug. 1833 zu Kotzen (Mark Brandenburg), gest. 2. Okt. 1865, besuchte das Gymnasium zu Lüneburg, darauf die Kadettenschule in Hannover und trat 1851 in den hannöverschen Militärdienst, den er 1860 verließ, um sich der Erforschung Afrikas zu widmen. Im Oktober d. J. begann er die Reise von Kilwa nach dem Nyassasee, ward aber durch die Treulosigkeit seines arabischen Führers zur Umkehr genötigt. 1861 unternahm er mit Thornton von Mombas aus eine Expedition zum Kilimandscharo, nahm den See Jipe auf und zeigte, daß der ihn durchströmende Taweta ein Quellfluß des Pangani sei. Auf einer dritten Reise mit O. Kersten erstieg er 1862 den Kilimandscharo bis 4200 m, besuchte 1863 die Komoren, Seschellen und Maskarenen und kehrte dann nach Europa zurück, wo er sogleich eine neue große Expedition ausrüstete. Von Sansibar aus begab er sich im Juni 1865 mit zwei aus Europa herübergebrachten und in Sansibar zusammengesetzten Dampfern zur Dschubamündung. Nach Verlust des kleinern Dampfers erreichte er in dem größern 19. Sept. Berdera, wurde aber auf der Weiterfahrt durch ein Leck zum Verlassen des Dampfers gezwungen und in Berdera, wo er Hilfe suchte, ermordet. Dasselbe Schicksal erlitten drei seiner europäischen Begleiter, während die übrigen fünf und acht Neger sich nach Sansibar retten konnten. Die Ergebnisse von Deckens Reisen veröffentlichte O. Kersten in dem Werk »Baron K. K. von der Deckens Reisen in Ostafrika« (Leipz. 1869—79, 6 Bde.).

Deckenfressen (Deckenreißen), eine Untugend der Pferde, die ihnen aufgelegten Decken durch die Zähne zu zerreißen. Das beste Mittel dagegen besteht in einer runden Holzstange, die zwischen Halfter und Deckgurt angebracht wird; s. auch Kettenmaulkorb.

Deckenlager, s. Lager (Maschinenw.).

Deckenmalerei (Plafondmalerei), die Verzierung der Decke (des Plafonds) eines Raumes mit Gemälden. Die gewöhnlichste und einfachste Art der D. besteht darin, daß von den Enden und dem Gesims der Seitenwände bis zur Decke hinan eine Hohlkehle gemacht und, wo diese aufhört, die Decke mit einigen Gliedern eingefaßt wird. Soll der innere Raum der Decke ebenfalls verziert werden, so wird er entweder in Felder abgeteilt oder mit Laubwerk, Blumengewinden und Arabesken ausgeschmückt. Viel weiter ging man, indem man den Plafond mit wirklichen Gemälden (Deckenstücken oder Deckengemälden im eigentlichen Sinn) verzierte. Die ältern Maler, auch noch Raffael und Michelangelo, behandelten diese Deckengemälde gleich an der Decke befestigten Teppichen, so daß die Figuren darauf wie in einem gewöhnlichen Gemälde erschienen und die Gemälde im eigentlichen Sinne nur Ausschmückungen der Deckenfelder waren. Schon Melozzo da Forli und Mantegna aber komponierten die Deckengemälde als Vorgänge an der Decke, wobei die Figuren in Verkürzung, als von unten (ital. di sotto in su) gesehen, erscheinen mußten, um die Illusion eines natürlichen Vorganges zu erreichen. Noch weiter gingen Correggio, der in seinen Kuppelgemälden die Kuppel geöffnet zeigte und das Auge im freien Himmel schwebende, aufwärts gerichtete Gestalten erblicken ließ, Giulio Romano im Palazzo del Te zu Mantua, dann die Venezianer (Paul Veronese, Tintoretto u. a.), die Riesendecken mit einem Gewirr von perspektivisch geordneten Figuren belebten. Im 17. und 18. Jahrh. erreichte die Kunstfertigkeit, Plafonds in Kirchen und Palästen, namentlich in Vorhallen, Treppenhäusern, Kuppeln ꝛc., mit scheinbaren architektonischen Durchsichten zu bemalen, ihren Gipfelpunkt. Der Venezianer Tiepolo war der Meister dieser Gattung. In neuester Zeit kehrte man anfangs nach dem Vorgang des Cornelius in der Münchener Glyptothek und Ludwigskirche zu der Weise Raffaels und der ältern Künstler zurück. Später wurde aber auch wieder die D. im perspektivischen Sinn der Barockzeit geübt. Gegenwärtig ist die D. ein Zweig der dekorativen Malerei, die sich der konstruktiven Gestaltung und der plastischen Ornamentierung des Raumes anschließt. Vgl. Ewald, Farbige Dekorationen (Berl. 1888—96, 2 Bde.); Mayr, Plafondsentwürfe (Münch. 1894 ff.); Wichmann, Moderne Plafondsskizzen (Berl. 1894); Heßling, Dekorative und monumentale Malereien zeitgenössischer Meister (das. 1902).

Deckenputz, der untere, mehr oder minder verzierte Überzug (s. Putz) der Decken in Hochbauten. Gewöhnlicher D. besteht in einer an die Deckenschalung mittels angenagelter Querdrähte befestigten Verrohrung, durch die der Putzbewurf festgehalten wird. Auch verwendet man Latten, an die mittels Querdrähte und Nägel doppelte Rohrgewebe angehängt werden (Patent Stauß und Ruff). Auch bloße schwalbenschwanzförmig oder in sonst geeigneter Weise profilierte Latten werden zum Festhalten des Deckenputzes benutzt. Die so vorbereiteten Decken werden mit grobem Kalkmörtel ausgeworfen, hierauf wird ein Überzug von feinerm Kalkmörtel gebracht, dem man bei elegantern Decken oder des schnellern Trocknens wegen mehr oder minder viel Gips hinzufügt; zuletzt wird die Decke getüncht, gemalt ꝛc.

Deckensystem, eine besondere Art der Straßenunterhaltung.

Deckenzeug, soviel wie Kotzen.

Decker, Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie. Georg D., geb. 23. April 1596 zu Eisfeld in Thüringen, gest. 1661, ging nach Basel und errichtete dort die Universitätsbuchdruckerei. Nach ihm wurde das Geschäft in ununterbrochener Reihenfolge teils in Basel (als Rats- und Universitätsbuchdruckerei), teils in Kolmar (als französische Parlaments- und Hofbuch-

druckerei) in der Familie fortgeführt bis 1802, wo es J. J. Thurneißen daselbst käuflich erwarb. — Ein Sprößling der Familie, Georg Jakob D., geb. 12. Febr. 1732 in Basel, gest. 17. Nov. 1799, wandte sich nach Berlin, wo er die sehr herabgekommene Buchdruckerei seines Schwiegervaters Jean Grynäus übernahm und schnell zu Bedeutung und Ansehen hob. Er erhielt 1763 den Titel, 1765 auch die Rechte eines königlichen Hofbuchdruckers und entwickelte nun neben seiner typographischen zugleich eine umfangreiche und bedeutende buchhändlerische Tätigkeit als Verleger. Auf die äußere Ausstattung seiner Werke verwendete er große Mühe; unter andern hat Chodowiecki für ihn gearbeitet. 1787 erhielt er das mit wertvollen Rechten verbundene erbliche Prädikat als Geheimer Oberhofbuchdrucker. 1792 trat er seine Geschäfte seinem gleichnamigen Sohn ab. Georg Jakob D. der jüngere (geb. 1765, gest. 1819), schon seit 1788 Teilhaber, erweiterte das Geschäft noch mehr, z. B. durch Errichtung der »Südpreußischen Hofbuchdruckerei« in Posen 1794, durch Ankauf der Sommerschen Hofbuchdruckerei in Potsdam, durch Einführung der Stereotypie und der Stanhopepresse, des neu erfundenen Steindrucks ꝛc. Im Verein mit seinem Schwager Spener (Firma Haude u. Spener) stellte er die erste Schnellpresse in Berlin auf. Nach seinem Tode gingen die Geschäfte auf seine beiden Söhne, Karl Gustav (geb. 23. Jan. 1801, gest. 20. April 1829) und Rudolf Ludwig (geb. 8. Jan. 1804, gest. 12. Jan. 1877), über, welch letzterer bei Gelegenheit des 100jährigen Jubiläums 1863 in den erblichen Adelstand erhoben wurde und gleich seinen Vorgängern erfolgreich für weitere Hebung der verschiedenen Zweige seines Geschäfts tätig war. Mit seinem Tod erlosch die Firma »Königliche Geheime Oberhofbuchdruckerei (R. v. Decker)«. Die Druckerei ging durch Kauf in Besitz und Verwaltung des Deutschen Reiches über und wird seit 1879, mit der preußischen Staatsdruckerei vereinigt, als »Reichsdruckerei« (s. d.) weitergeführt; die Verlagshandlung (»R. v. Deckers Verlag«) kam in den Besitz von Otto Marquardt (trat 1884 aus, gest. 1891) und Gustav Schenck (geb. 1830 in Berlin, auch als Novellist unter dem Pseudonym R. L. Stab bekannt und Herausgeber von »Friedrich Bodenstedt. Ein Dichterleben in seinen Briefen«, 1893). Von den Deckerschen Verlagswerken sind besonders hervorzuheben: die Werke Friedrichs d. Gr. in verschiedenen Ausgaben und das Neue Testament, deutsch durch Luther, nach der Ausgabe von 1545, ein mit Holzschnitten nach Cornelius und Kaulbach geschmücktes, nur in 80 Exemplaren in Olifantfolio bei Gelegenheit der Weltindustrieausstellung 1851 hergestelltes Prachtwerk, Bodenstedts Werke, Wittes Dante-Ausgabe ꝛc. Vgl. Potthast, Die Abstammung der Familie D. (Berl. 1863); »Berliner Fremdenblatt« (1877).

Decker, 1) (Dekker, Dekkar) Thomas, engl. Dramatiker, geb. um 1570 in London, gest. nach 1637, begann in den letzten Jahren der Königin Elisabeth für das Theater zu schreiben. Er wird zuerst im Tagebuch des Theateragenten Henslowe erwähnt, der ihm 20 Schilling lieh (1598) und dann eine Reihe Dramen abkaufte, darunter die Komödien »Shoemaker's holiday« und »Old Fortunatus, or the wishing-cap« (gedruckt 1600; Neudruck von Scherer, Erlang. 1901). Mit Chettle und Haughton schrieb er die »Patient Grissel« (gedruckt 1603), mit Middleton »The honest whore« (1604 u. ö.). Ben Jonson verspottete ihn auf der Bühne in seinem »Poëtaster« (als Crispinus), was ihm D. in dem Stück »Satiromastix«, wenn auch schonend, heimzahlte (1602). Aber schon ein Jahr später verfaßte Ben Jonson mit D. gemeinsam eine Maske für die City zur Feier der Thronbesteigung Jakobs. D. hat auch manches ältere Stück umgeändert und erweitert, namentlich Marlowes »Faustus«. Als Prosaist machte er sich durch scharfe Sittenschilderungen bekannt, namentlich durch »The gull's hornbook, or fashions to please all sorts of gulls« (1609; neue Ausg., Bristol 1812), eine Bearbeitung von Dedekinds »Grobianus«. Unter der Regierung der Stuarts schrieb D. fleißig weiter, Tragödien und Tragikomödien, Moralitäten und Aufzüge, Visionen und Huldigungsgedichte. Seine dramatischen Werke sind von Shepherd gesammelt (Lond. 1873, 4 Bde.), die »Miscellaneous works« von Grosart (Huth library, 5 Bde., mit Einleitung). Eine Auswahl bot Rhys in »Best plays of old dramatists« (Lond. 1888).

2) Jeremias de, niederländ. Dichter, geb. 1609 in Dordrecht, starb 1666 in Amsterdam, wo er als Kaufmann unverheiratet lebte. Seine Dichtungen zeichnen sich durch reine Sprache und kernigen Ausdruck aus, weniger durch Schwung und poetische Gedanken. Er übersetzte Buchanans »Baptistes« und in Reimversen »De klaagliederen van Jeremias«. Von seinen ursprünglichen Gedichten ist seine gefühlvolle häusliche Poesie und seine Sammlung kerniger Epigramme (»Puntdichten«) besonders zu rühmen. Die vollständigste Sammlung seiner Gedichte, die er selbst bescheiden »Rijm-oeffeningen« nannte, besorgte Brouerius van Nidek (Amsterd. 1726, 2 Bde.). Seine Biographie schrieb Jer. de Vries (1807).

3) Karl von, militärischer Schriftsteller, geb. 1780 in der Mark, gest. 26. Juni 1844, wurde 1800 Leutnant in der Artillerie, zeichnete sich 1807 bei Eylau aus, und nachdem er im Korps des Herzogs von Braunschweig-Öls, dann in englischem Dienst gestanden, nahm er als preußischer Hauptmann im Generalstab an den Feldzügen 1813/15, an den Schlachten von Dresden, Kulm, Leipzig ehrenvollen Anteil. Er wurde 1816 Dirigent im topographischen Bureau, 1817 Major und Lehrer an den höhern Militärbildungsanstalten und 1819 geadelt. Nachdem er 1829 eine Artilleriebrigade erhalten, nahm D. 1841 als Oberst den Abschied und wurde darauf Generalmajor. Er schrieb: »Die Artillerie für alle Waffen« (Berl. 1816, 3 Bde.) nebst »Ergänzungstaktik der Feldartillerie« (das. 1837); »Die Gefechtslehre der Kavallerie und reitenden Artillerie« (das. 1819); »Versuch einer Geschichte des Geschützwesens« (das. 1819, 2. Aufl. 1822); »Der kleine Krieg« (das. 1822, 4. Aufl. 1844); »Bonapartes Feldzug in Italien 1796 und 1797« (das. 1825); »Taktik der drei Waffen: Infanterie, Kavallerie und Artillerie« (das. 1833—34, 2 Tle.; 3. Aufl. 1851—1854); »Generalstabswissenschaft« (das. 1830; neu bearbeitet von seinem Sohn, 1862); »Die Schlachten und Hauptgefechte des Siebenjährigen Krieges« (das. 1837); »Algerien und die dortige Kriegführung« (das. 1842). Mit Rühle v. Lilienstern begründete D. 1816 das »Militärwochenblatt«, und seit 1821 war er Mitherausgeber der »Militär-Literaturzeitung«. Unter dem Pseudonym Adalbert vom Thale schrieb D. auch mehrere Lustspiele.

4) Pierre de, belg. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 25. Jan. 1812 in Zele bei Dendermonde, gest. 5. Jan. 1891 in Brüssel, widmete sich, bei den Jesuiten erzogen, der Advokatenlaufbahn und erwarb sich als Mitherausgeber des »Journal des Flandres«, bez. Mitgründer der katholischen »Revue de Bru-

xelles« (1837) sowie durch die Gedichtsammlung »Religion et amour« (1835—36, 2 Bde.) bald einen literarischen Ruf. In der Kammer, der er 1839—66 angehörte, sowie in den weitverbreiteten Broschüren »Du pétitionnement en faveur de la langue flamande« (1840), »De l'influence du clergé en Belgique« (1843), »Quinze ans 1830—1845« (7. Aufl. 1846), »L'esprit de parti et l'esprit national« (5. Aufl. 1852) ꝛc. vertrat er gemäßigt-klerikale und flämenfreundliche Anschauungen mit großem Eifer. 1846 auf Grund seiner »Études historiques et critiques sur les monts-de-piété en Belgique« (1844) in die belgische Akademie gewählt und 1855 zum Minister des Innern im gemäßigt-klerikalen Kabinett Vilain XIIII. (s. d.) ernannt, mußte er schon im Herbst 1857 infolge der Straßentumulte anläßlich des von ihm eingebrachten Gesetzes über die Organisation des Wohltätigkeits- und Stiftungswesens zurücktreten. Später an den berüchtigten Finanzoperationen von Langrand-Dumonceau (s. d.) beteiligt und Direktor der »Christlichen Bank«, ward er, nachdem seine Ernennung zum Gouverneur der Provinz Limburg (November 1871) einen Straßenkrawall in Brüssel und den Rücktritt des ultramontanen Ministeriums d'Anethan (s. d.) herbeigeführt hatte, in den Langrandschen Kriminalprozeß verwickelt, 1877 aber außer Verfolgung gesetzt. Später schrieb er noch: »Étude politique sur le vicomte Ch. Vilain XIIII« (Brüss. 1879); »Les missions catholiques« (das. 1879); »Henri Conscience« (das. 1885); »L'Église et l'ordre social chrétien« (Löwen 1887).

Deckfarben (Gouachefarben, Körperfarben), undurchsichtige Farben, welche die Farbe der Fläche, auf die sie aufgetragen werden, mehr oder weniger vollständig verdecken (s. Gouachemalerei).

Deckfarbstifte, s. Bleistifte, S. 50.

Deckflügler, s. Käfer.

Deckfrucht, s. Saat.

Deckgarn (Decknetz), ein Garn, das zum Fang an der Erde sitzender Vögel über diese gezogen wird (s. Nachtgarn und Tyraß).

Deckglas, s. Mikroskopische Präparate.

Deckgrün, s. Chromgrün.

Deckhäuser, soviel wie Deckaufbauten, s. Deck.

Deckhengst, soviel wie Beschäler (s. d.).

Decklärsel, eine konzentrierte reine Zuckerlösung, die zum Auswaschen (Decken) von Zucker dient.

Deckladung (Decklast), die auf dem Oberdeck eines Schiffes untergebrachte Ladung. Nach den Unfallverhütungsvorschriften der deutschen Seeberufsgenossenschaft darf kein Schiff mehr D. nehmen, als mit seiner Tragfähigkeit und Stabilität vereinbar ist, wobei im Winter auf das durch etwaige Vereisung erhöhte Gewicht Rücksicht genommen werden muß. Die D. muß durch starke Befestigung vor dem Lostreiben bewahrt werden, auch müssen auf der Oberfläche unebener D. Laufplanken für die Mannschaft befestigt werden. Ohne Zustimmung des Abladers ist Verladung seiner Güter auf das Oberdeck verboten (Handelsgesetzbuch, § 566). Bei der großen Haverei (s. d.) wird für D. kein Ersatz gewährt (§ 708), wohl aber ist dieselbe nach § 723, soweit sie gerettet wurde, verpflichtet, zum Ersatz der großen Haverei beizutragen. Für die Binnenschiffahrt gilt das Gleiche, nur kann bei großer Haverei nach § 85 des Binnenschiffahrtsgesetzes auch für sie Vergütung gefordert werden.

Deckmeister, in der österreichisch-ungar. Marine ein Unteroffizier des Deckdienstes, im Range dem Bootsmann folgend.

Deckname, s. Pseudonym.

Decknetz, s. Deckgarn.

Deckoffizier, in der Marine Unteroffiziere mit Portepee: Steuermann, Bootsmann, Feuerwerker, Signalmeister, Musikdirigent, Maschinist, Meister (Zimmermeister), Materialienverwalter, Feuermeister, Torpedosteuermann, Torpedomaschinist, Torpedofeuermeister, Torpeder und Torpedomechaniker. Es gibt zwei Klassen, von denen die erste durch das vorgesetzte Wort »Ober-« gekennzeichnet wird. Vgl. Ferber, Organisation und Dienstbetrieb der kaiserlich deutschen Marine (Berl. 1901).

Deckoffizierschule, eine zur Inspektion des Bildungswesens der deutschen Marine gehörige, von Seeoffizieren geleitete Anstalt in Wilhelmshaven zur fachwissenschaftlichen Ausbildung von Deckoffizieren, technischen Offizieren und Ingenieuren. Die Feuerwerker werden auf der Oberfeuerwerkerschule in Berlin ausgebildet.

Deckpflanzung, Anpflanzung von Sträuchern (Decksträuchern, Vorsträuchern) zum Verdecken eines häßlichen Gegenstandes im Garten ꝛc. oder zum Schutz empfindlicher Gewächse gegen Winde, muß dicht und genügend hoch sein und besteht am vorteilhaftesten aus Koniferen oder andern immergrünen Gehölzen. Laubhölzer decken nur in den Sommermonaten und werden ohne scharfen Rückschnitt leicht unten kahl. Im Schatten von Gebäuden oder unter hohen Bäumen können zur D. verwendet werden: Thuja occidentalis, Abies pectinata, Taxus baccata, Ilex, Mahonia, Rhododendron, Hedera, Ligustrum; von Laubabwerfenden: Evonymus, Prunus Padus, Viburnum, Rhamnus, Corylus, Sambucus nigra, Crataegus, Cornus, Lonicera, Ribes, Symphoricarpus.

Deckrasen, s. Flachrasen.

Decksand, diluvialer Sand im norddeutschen Diluvium (s. Eiszeit).

Decksbatterie, die Oberdecksgeschütze auf Kriegsschiffen.

Decksbauten (Aufbauten), s. Deck.

Decksboote, die Boote auf dem Bootsdeck (s. Deck).

Decksklüsen, s. Klüsen.

Deckspelzen, Deckblätter im Blütenstand der Gräser (s. d.).

Deckspläne, s. Schiffbau.

Deckstopper, s. Stopper.

Decksträucher, s. Deckpflanzung.

Deckswinker, tragbare Semaphore mit zwei drehbaren Armen, mit denen vom Oberdeck oder Brückendeck eines Schiffes Winksignale (s. d.) gemacht werden.

Deckung (franz. Couverture, Provision), im Handel alles, was jemandem, der zum Vorteil eines andern eine Vermögensleistung gemacht hat oder machen soll, Sicherheit für den Ersatz des von ihm Aufgeopferten (D. als Sicherheit) oder diesen Ersatz selbst (D. als Ersatz) bietet, sei es durch Hinterlegung von Wertpapieren, durch Bestellung von Pfand oder Bürgen. Ein auf Schaffung dieser Sicherheit oder dieses Ersatzes gerichtetes Rechtsgeschäft heißt Deckungsgeschäft, Revalierungsgeschäft, Revalisationsgeschäft. In einem weitern Sinne bedeutet D. die Maßregeln, die jemand allgemein ergreifen kann, um sich vor Verlusten im Rechtsverkehr zu schützen oder solche sich selbst zu ersetzen; in diesem Sinne spricht man von sich decken im Börsenverkehr, bei Realisationsgeschäften, deren Zweck es ist, Spekulationsgeschäfte zu decken, von D. in Kost-, Report- und Prolongationsgeschäften, bei Anschaffung von in Blanko (s. d.) verkauften Papieren (Deckungskauf), ferner vom Deckungskauf und Deckungsverkauf, als dem anderweiten Ankauf oder Verkauf für den Fall, daß Käufer

oder Verkäufer mit der vertragsmäßigen Abnahme oder Lieferung im Verzug ist (Bürgerliches Gesetzbuch, § 326, 286, Absatz 1, § 440, 454; Handelsgesetzbuch, § 376). Bei einem solchen Verzug wird die Vornahme einer D. gesetzlich fingiert, wenn der Käufer von Waren, die einen Markt- oder Börsenpreis haben, vom säumigen Verkäufer statt der nachträglichen Erfüllung Schadenersatz verlangt. Es kann hier (vorbehaltlich des Nachweises eines höhern Schadens) die Differenz zwischen dem vereinbarten Preis und dem Markt- oder Börsenpreis am Ort und zur Zeit der geschuldeten Leistung gefordert werden. Diese abstrakte Schadensberechnung wird von der Praxis auf alle Waren ausgedehnt, die Gegenstände des Handelsverkehrs bilden. Auch spricht man von der D. eines Defizits, eines Anlehens durch bestimmte Einkünfte ꝛc. Wer einen auf ihn gezogenen Wechsel oder Scheck annimmt und zahlt, der kann von dem Aussteller des Papiers D. (Revalierung), d. h. Ersatz für den von ihm zur Zahlung aufgewendeten Betrag, verlangen, auf Ersatz klagen (Deckungs-, Revalierungsklage). In diesem Fall ist die Zahlung auf Kredit (à découvert, in blanco, auf Borg) geschehen. Im Wechsel wird die Art der D. gewöhnlich durch die wechselrechtlich bedeutungslose Deckungs- oder Revalierungsklausel angedeutet, welche lautet: »Wert erhalten«, »und stellen den Wert in Rechnung« od. dgl. In den Wechseln auf fremde Rechnung verwahrt sich der Aussteller gegen die Verpflichtung zur D. ausdrücklich und zwar regelmäßig durch die Worte »und stellen den Wert auf Rechnung des Herrn N. N.«, so z. B. in der Kommissionstratte, die der Aussteller für Rechnung eines Kommittenten trassiert, und durch deren Zahlung letzterer dem Zahlenden deckungspflichtig wird. Über D. bei Banken, bankmäßige D., s. Banken, S. 338.

Deckung, im Kriegswesen alles, was gegen Gewehr- und Geschützfeuer (wirkliche D.), gegen Sicht (Maske) und feindliche Angriffe durch unzugängliches Gelände (tote D.) schützt. Gegen feindliches Feuer sichern auf dem Gefechtsfeld natürliche Deckungen, wie Bodenwellen, Dämme, Erdhaufen ꝛc., künstliche Deckungen bestehen in Schützen-, Deckungs-, Laufgräben und Geschützeinschnitten oder in Verstärkung der natürlichen D. durch Hindernismittel (s. d.), Erdanschüttungen an Mauern ꝛc. D. gegen Wurffeuer bilden Eindeckungen (s. Feldbefestigung). Im Festungskriege geschieht die D. gegen Flachfeuer durch Panzerungen oder starke Erdbrustwehren, gegen Wurffeuer ebenfalls durch Panzerschutz oder Eindeckung mit Eisenschienen, Balken ꝛc. und Erdbeschüttung. Im Sicherheitsdienst bezeichnet man die durch Vorposten, Avantgarde ꝛc. in der Ruhe oder beim Marsch von Truppen getroffenen Maßregeln gegen Überraschung als D. — In der Fechtkunst heißt D. (früher Parade) die Wahl der Stellung und Auslage, durch die der Fechter sich wenig Blößen gibt, sich deckt (pariert).

Deckungsfähig nennt man im Staatshaushaltsetat solche die Budgetsätze überschreitende Mehrausgaben, die durch Ersparungen, die unter andern Titeln gemacht und ausdrücklich als übertragbar erklärt worden sind, bestritten werden können.

Deckungsgräben, s. Feldbefestigung.

Deckungskapital, im Versicherungswesen die auf die Gegenwart bezogene (diskontierte) Gesamtsumme aller zu erwartenden Zahlungen, die der Versicherer an den Versicherten zu leisten hat, bez. der Einnahmen, die aus Prämienzahlungen noch in Aussicht stehen. Die Zukunftsbeträge sind mit den Sätzen der Wahrscheinlichkeit, mit der sie zu erwarten sind, zu multiplizieren. Der Überschuß des Deckungskapitals der Einnahmen über das D. der Ausgaben bildet die Prämienreserve (kurzweg D. genannt).

Deckungskauf (Deckungsverkauf), s. Deckung und Kauf.

Deckungsklausel (Revalierungsklausel), s. Deckung.

Deckungsprinzip, der Grundsatz, bei der Zwangsversteigerung von Grundstücken nur ein solches Gebot zuzulassen, durch das die dem Anspruch des betreibenden Gläubigers vorgehenden Rechte (Hypotheken) sowie die Kosten des Verfahrens gedeckt werden. Das D. hat in das Reichsgesetz über die Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung vom 24. März 1897 (§ 44) Aufnahme gefunden. Vgl. Geringstes Gebot.

Deckungstruppen, zum Schutz auszuführender Arbeiten, besonders des Baues der ersten Infanteriestellung des Belagerers, feindwärts vorgeschobene Truppen.

Deckungswechsel, s. Depotwechsel.

Deckverband, s. Wunde.

Deckwerke, in der neupreußischen Befestigung Erdwerke in Form von Ravelinen ꝛc., welche die großen Kaponnieren schützen sollten; ebenso entzog man durch D. Schleusen, Brücken ꝛc. der Sicht und womöglich dem Feuer.

Deckzange, Zange mit flachem, sehr breitem Maul zum Umlegen und Zusammendrücken von Falzen, besonders beim Dachdecken.

Deckzäune, s. Bodenmelioration, S. 126, und Flugsand.

Deckzellen (Stegmata), Begleitzellen der Gefäßbündel, zumeist in der Peripherie des Bastes, mit relativ großen, den Zellraum nahezu ausfüllenden, amorphen Kieselkörpern, die keine Zellulose enthalten und im Polarisationsapparat einfach lichtbrechend erscheinen. Nur bei Pandanazeen enthalten die D. Inhaltskörper von oxalsaurem Kalk. Die D. sind für die Charakteristik einiger Spinnfasern von großer Bedeutung, sie finden sich nur bei Farnen und Monokotylen (Musazeen, Pandanazeen, Palmen). Manilahanf, Kokosfaser, alle Piassaven führen mehr oder minder reichlich D. mit Kieseleinschlüssen, während die Membranen der kieselführenden D. gewöhnlich nicht verkieselt sind.

Deckzeug, s. Kriegsmaschinen.

Declaratio contumaciae (lat.) hieß früher die richterliche Feststellung des Ungehorsams im Zivilprozeß (s. Ungehorsam und Kontumaz), mit welcher der Ausspruch der Ungehorsamsfolgen (poenae contumaciae) verbunden war. S. auch Versäumnis.

Declaratio libelli (lat.), im frühern Prozeß die Erläuterung der Klage oder eines sonstigen Parteivorbringens durch die betreffende Partei. Derartige Erläuterungen sind nach der deutschen Zivilprozeßordnung gleichfalls gestattet. Sie fallen (nach § 268) nicht unter das Verbot der Klageänderung (s. d.), sondern sollen, soweit nötig, durch Ausübung des Fragerechts (s. d.) veranlaßt werden.

Declaration of independence (engl., spr. diklarēsch'n öw indipénndens), die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die am 4. Juli 1776 in Philadelphia von den Vertretern der 13 Kolonien unterzeichnet wurde.

Declaration of rights (engl., spr. diklarēsch'n öw raits), die Erklärung, wodurch die am 1. Febr. 1689 in Westminster zusammengetretene Konvention vor der Berufung Wilhelms von Oranien auf den Thron die

Grundprinzipien der englischen Verfassung aussprach, im wesentlichen eine Wiederholung und Erweiterung der frühern Petition of rights (s. d.).

Declaratio sententiae (lat.), im frühern Prozeßrecht die Erläuterung eines im Ausdruck dunkeln oder mehrdeutigen Urteils durch den erkennenden Richter. Die deutsche Zivilprozeßordnung kennt eine derartige Erläuterung nicht, sondern nur eine Berichtigung des Tatbestandes (s. d.) sowie eine Ergänzung der Urteilsformel (s. Ergänzungsurteil).

Decoctum (lat., Dekokt), Abkochung (s. Abkochen); D. lignorum, s. Holztrank.

Decolletiert ꝛc., s. Dekolletiert ꝛc.

Decomposīta (lat.), in der Grammatik, s. Zusammensetzung.

Décompte (franz., spr. -kónt'), Abzug, Ab-, Gegenrechnung; Abgang an einer Ware. Décomptieren, s. Dekomptieren.

Déconcertement (franz., spr. -kónt'nängß'), Bestürzung, Verwirrung, Fassungslosigkeit; decontenancieren, aus der Fassung bringen.

Decor (franz.), Verzierung, besonders Malereien, Vergoldungen und Reliefs auf Ton- und Glaswaren.

Decorated style (engl., spr. dékorēted stail, »verzierter Stil«), Bezeichnung für eine Epoche der gotischen Architektur in England, die das 14. Jahrh. einnimmt, und in der die Zierformen sich über das ganze architektonische Gerüst erstreckten. Das bezeichnendste Beispiel ist die Fassade der Kathedrale von York (s. Tafel »Architektur IX«, Fig. 6).

Decōrum (lat.), Schicklichkeit, Anstand.

De Coster, Charles, belg. Schriftsteller, geb. 20. Aug. 1827 in München, Sohn eines Hausbeamten des päpstlichen Nunzius, des Grafen Charles Mercy d'Argenteau, gest. 7. Mai 1879, studierte, nachdem er kurze Zeit Beamter gewesen war, die Rechte in Brüssel, bestand 1855 das Advokatenexamen und war zuletzt Lehrer der französischen Literatur an der Kriegsschule in Ixelles. Er schöpfte die Anregung zu dichterischem Schaffen mit Vorliebe aus dem Geistesleben des 16. Jahrh. Als Dichter trat er zuerst in der »Revue trimestrielle« als Erzähler des »Uylenspiegel« auf. Es folgten: »Légendes flamandes« (1856—57, 2. Aufl. 1861); »Contes brabançons« (1861), eine farbenreiche Schilderung des Volkslebens; »La légende de Tiel Uylenspiegel et de Lamme Goodzak« (1867, 2. Aufl. 1869), sein aus Komik und Tragik gemischtes, farbenprächtiges Meisterwerk, das zum Nationalroman Belgiens wurde; »Le voyage de noce« (1872) und das kleine Lustspiel »Jeanne« (1865). Nach seinem Tod erschienen: »Un voyage en Zélande« und »Le mariage de Toulet«. Eine Anzahl andrer Werke sind Manuskript geblieben. Ein Denkmal wurde ihm in Brüssel errichtet.

Decoupieren (franz., spr. -kupieren), zerlegen, zerschneiden.

Decoupiersäge, s. Sägemaschine.

Decouragieren (franz., spr. -kuraschieren), entmutigen; Découragement (spr. -kuraschemáng), Entmutigung.

Decourcelle (spr. dökurßäl'), Pierre, franz. Theaterdichter, geb. 25. Jan. 1856 in Paris, lag dem Handel und dem Börsengeschäft ob, bis er nach dem Krach von 1882 die Bahn betrat, die sein Vater und sein Oheim, Adrien D. und Adolphe Dennery, ihm vorgezeichnet hatten. Er wurde Journalist, schrieb Erzählungen für den »Gaulois« und lieferte auf Bestellung von Sarah Bernhardt das fünfaktige Drama »L'as de trèfle«, das im Ambigu-Theater 1883 einen durchschlagenden Erfolg errang. Von seinen folgenden Stücken waren besonders erfolgreich: »L'Abbé Constantin« (nach L. Halévys Roman, 1887), »Gigolette« (1894) und vor allem das echte Pariser Volksstück »Les deux Gosses« (1896), als »Die beiden Jungen« auch in Deutschland verbreitet. Mit seinem »Werther« (1903), einer Dramatisierung von Goethes Roman, hatte er dagegen einen Mißerfolg, obwohl Sarah Bernhardt die Titelrolle spielte. D. lieferte auch zahlreiche Feuilletonromane.

Décourt (franz., spr. -kúr), **Decourtieren,** s. Dekort.

Découvert (franz., spr. -kuwär), Stückmangel, an der Börse Mangel des zur Deckung nötigen Papiers, wenn die Engagements à la baisse diejenigen à la hausse übersteigen. à. d. verkaufen, ungedeckt (ohne zu besitzen) verkaufen.

Découvrieren (franz., spr. -kuw-), entdecken, offenbaren, zu erkennen geben.

Decrais (spr. dökrä), Pierre Louis Albert, franz. Diplomat, geb. 18. Sept. 1838, wurde Advokat in Paris, im September 1870 der Gesandtschaft in Brüssel beigegeben und war 1871—80 Präfekt. Darauf zum Gesandten in Brüssel ernannt, ward er 1882 Direktor der politischen Abteilung im Ministerium des Auswärtigen und darauf Botschafter beim Quirinal in Rom, 1886 Botschafter in Wien. Im Kabinett Waldeck-Rousseau (1899—1902) hatte er das Ministerium der Kolonien inne.

Decrès (spr. dökrä), Denis, Herzog von, franz. Admiral, geb. 22. Juni 1761 zu Châteauvillain (Haute-Marne), gest. 7. Dez. 1820, trat früh in die Kriegsmarine ein. Als Konteradmiral befehligte er die Nachhut in der Seeschlacht bei Abukir (s. d.), entkam nach Malta, mußte sich aber dort der englischen Übermacht ergeben (Juli 1798). Ausgewechselt, wurde er von Napoleon Bonaparte, dessen Vertrauen er völlig gewann, zum Vizeadmiral und 1801 zum Kriegsminister ernannt, eine Stellung, die er bis zum Sturze des Kaisers, 1814, beibehielt. Er beriet Napoleon I. in dessen energischer Kolonialpolitik und stellte, einsichtig und tatkräftig, die durch zahlreiche Unglücksfälle fast vernichtete Kriegsflotte wieder her.

Decrescendo (ital., spr. -kreschéndo), »abnehmend« an Tonstärke, schwächer werdend (anschaulich ausgedrückt durch >—<). Vgl. Crescendo.

Decretāles epistolae (lat.), s. Dekretalen.

Decrēto-legge (spr. -ledschdsche, »Dekretgesetz«), im italienischen Staatsrecht eine königliche Verordnung (Dekret) mit einstweiliger Gesetzeskraft. Unmittelbar aus der Verfassung ergibt sich eine Berechtigung des Königs, solche Dekretgesetze zu erlassen, nicht. Aber die Praxis, das Gewohnheitsrecht, nimmt eine Befugnis hierzu in Fällen höchster Not für den Staat an. Das Dekretgesetz entspricht also der preußischen Notverordnung (s. d.) und der in Österreich auf Grund des § 14 (s. Österreich) des Staatsgrundgesetzes erlassenen kaiserlichen Verordnung, nur mit dem Unterschiede, daß das D. auch erlassen werden kann, wenn das Parlament versammelt ist, und daß für die nachträgliche Einholung der Zustimmung des Parlaments eine bestimmte Frist nicht besteht.

Decretorius (lat.), die Entscheidung gebend, daher: annus d., im Westfälischen Frieden (s. d.) das Normaljahr 1624; dies d., der 1. Januar 1624.

Decrētum (lat.), s. Dekret. D. absolutum, s. Absolutisten.

Decrētum Divi Marci (lat., »das Dekret des göttlichen Marcus«), eine Verordnung des römischen Kaisers Mark Aurel, das die eigenmächtige Inbesitznahme von Sachen des Schuldners seitens eines Gläu-

bigers zum Zweck seiner Befriedigung bei Strafe des Verlustes des Forderungsrechts des Gläubigers verbietet. Vgl. Selbsthilfe.

Decretum Gratiani, s. Corpus juris (canonici).

Decticus, s. Heuschrecken.

Decubĭtus (lat.), s. Aufliegen.

Decumāna (sc. porta, lat.), s. Lager.

Decumātes agri (lat.), s. Agri decumates.

Decurĭa, Decurĭo, s. Dekurie ꝛc.

Decussātim (lat.), in Form einer römischen Zehn (X), kreuzweise.

Decussis (lat.), röm. Münze, = 10 As, ein kolossales gegossenes Kupferstück mit Romakopf u. Schiff und dem Zahlzeichen X (= 10), ist äußerst selten.

De dato (lat.), vom Tage der Ausfertigung.

Dede-aghatsch, lebhafter Hauptort eines Liwa im europäisch-türk. Wilajet Adrianopel, am Ägäischen Meer, Knotenpunkt der Eisenbahnen Saloniki-D. und D.-Kuleli Burgas, Eingangsort für Thrakien, mit 3000 Einw. (viele Griechen), und Sitz mehrerer Konsulate (darunter ein deutsches Vizekonsulat).

Dedecker (de Decker), s. Decker 4).

Dedekind, 1) Friedrich, Dichter des 16. Jahrh., geb. um 1525 in Neustadt an der Leine, gest. 27. Febr. 1598, studierte in Wittenberg Theologie, ward 1551 Prediger in seiner Vaterstadt, 1575 Pastor zu Lüneburg. Sein Hauptwerk ist der »Grobianus« in lateinischen Distichen (zuerst Frankf. 1549; neu hrsg. von Bömer in den »Lateinischen Literaturdenkmälern des 15. und 16. Jahrh.«, Berl. 1902), eine Satire gegen Trunksucht und unflätiges Benehmen, die sich großer Verbreitung erfreute und ins Hochdeutsche (von Kaspar Scheidt, s. d., 1551), ins Niederdeutsche (1583) und ins Englische (1605) übersetzt wurde. Seine Dramen: »Der christliche Ritter« (Ülzen 1576) und »Papista Conversus« (Lüneb. 1596) haben eine religiöse, insbes. lutherische Tendenz.

2) Richard, Mathematiker, geb. 6. Okt. 1831 in Braunschweig, habilitierte sich 1854 als Privatdozent in Göttingen, wurde 1858 Professor am Polytechnikum in Zürich, 1862 an dem in Braunschweig und trat 1894 in den Ruhestand. Er hat die »Vorlesungen über Zahlentheorie« seines Lehrers Dirichlet (s. d.) herausgegeben und durch eigne Untersuchungen immer mehr erweitert, auch war er Mitherausgeber der Werke und des wissenschaftlichen Nachlasses von Riemann und schrieb unter anderm: »Stetigkeit und irrationale Zahlen« (2. Aufl., Braunschw. 1892); »Was sind und was sollen die Zahlen« (2. Aufl., das. 1893).

Dedekorieren (lat.), entehren, schänden; Dedekoration, Entehrung, Schändung.

Dedeleben, Dorf und Rittergut im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Oschersleben, bestehend aus den beiden Kirchengemeinden Groß-D. und Klein-D., an der Staatsbahnlinie Nienhagen-Jerxheim, hat 2 evang. Kirchen, betreibt eine Zuckerfabrik, Dampfmolkerei und zählt (1900) 1984 Einw.

Dedemsvaart, Kanal in der niederländ. Provinz Overyssel, verbindet Hasselt an dem Zwarte Water mit Gramsbergen an der Vecht, rief seit 1809 in einer fast öden Gegend blühende Kolonien (D., Slagharen, Lutten) ins Leben und wird jährlich von etwa 12,000 Schiffen (1899 mit einer Ladung von 519,000 cbm) befahren. Das Dorf D., an der Staatsbahnlinie Zütphen-Leeuwarden, hat Schiffswerften, Schiffahrt und etwa 3000 Einw.

Dedham, Hauptort der Grafschaft Norfolk in Massachusetts, am Charles River, mit höherer Schule, Bibliothek, Fabriken und (1900) 7457 Einw.

Dedignieren (lat.), verachten, etwas seiner nicht würdig erachten; Dedignation, stolze Verachtung, Geringschätzung.

Dedikation (lat.), bei den Römern die Einweihung eines öffentlichen Heiligtums durch einen der Konsuln oder durch zwei vom Volke gewählte Kommissare (duumviri aedi dedicandae) im Beisein der Pontifices in der Weise, daß der Pontifex maximus und der betreffende Beamte mit der Hand die Türpfoste faßten und letzterer die von jenem vorgesprochene Weiheformel nachsprach. Der Tag der D. galt als Stiftungstag des Tempels und wurde in den Kalender aufgenommen. Jetzt heißt D. die Zueignung oder Widmung von Schriften, Kunstsachen ꝛc. an eine Person, eine schon bei den Alten vorkommende Sitte. Vgl. Gräfenhain, De more libros dedicandi apud scriptores graecos et romanos obvio (Marb. 1892).

Dedinowo (auch Dédnowo), Marktflecken im russ. Gouv. Rjasan, Kreis Saraisk, an der Oka, mit 3 Kirchen, 2 Schulen und etwa 7000 Einw. Hier wurden im 17. Jahrh. die ersten größern Schiffe gebaut und zimmerte Peter d. Gr. eigenhändig das in Petersburg aufbewahrte, »Großväterchen der russischen Flotte« genannte große Boot.

Dedit (lat., abgekürzt ddt. oder dt.), er hat gegeben, bezahlt.

Deditĭi (lat.), s. Dedition.

Deditieren (dedieren), zu etwas das Dedit (s. d.) hinzusetzen, eine Schuld als bezahlt notieren.

Dedition (lat.), Übergabe, besonders bei den Römern die feierliche Ergebung einer Stadt oder eines Volkes auf Gnade und Ungnade. Völker, die sich so ergeben hatten, die Deditĭi, waren der Willkür des Siegers völlig preisgegeben; es kam aber auch vor, daß sie, wenn ihre Ergebung mehr freiwillig war, unter Bewahrung der Selbstverwaltung als Schutzverbündete angenommen wurden. Den gleichen Namen Deditĭi führte seit der lex Aelia Sentia (4 n. Chr.) die unterste Klasse der Freigelassenen, nämlich wer als Sklave eine entehrende Strafe erlitten hatte und weder Civis noch Latinus werden durfte.

Dedizieren (lat.), zueignen, widmen; vgl. Dedikation.

Dedjúchin, Bergstadt im russ. Gouv. Perm, Kreis Solikamsk, durch eine Flügelbahn mit der Linie Perm-Jekaterinburg verbunden, mit (1897) 3327 Einw. und großen, der Krone gehörigen Salzwerken.

Dedo (»Finger«), früheres span. Längenmaß zu 12 Lineas, 9 im Palmo mayor, = 1,741 cm; auch 16 im Pié von Aragonien und (Deda) in Valencia.

Dedoublement (franz., spr. dedubl'mäng), s. Chorise.

Dedoublieren (franz., spr. dedu-), beim Marsch in Halbzüge abbrechen.

Deductis deducendis (lat.), nach Abzug des Abzuziehenden, auch nach Beweis des zu Beweisenden; deductis impensis, nach Abzug der Kosten.

Deducto aere alieno (lat.), nach Abzug der Schulden.

Deduktion (lat.), im weitern Sinn im Gegensatze zur Demonstration (s. d.) ein nicht auf unmittelbare Anschauung, sondern auf Schlußfolgerungen gegründeter Beweis (Räsonnement); im engern Sinn im Gegensatze zur Induktion (s. d.), die vom einzelnen Falle zur allgemeinen Regel aufsteigt, die Ableitung eines Besondern aus einem Allgemeinern. Je nachdem das eine oder das andre Verfahren vorwiegend zur Anwendung kommt, unterscheidet man deduktive und induktive Wissenschaften. Rein deduktiv sind eigentlich nur die Mathematik und die Logik, weil hier

die allgemeinsten Grundsätze an und für sich einleuchtend sind (Axiome), und aus den allgemeinen Eigenschaften des Raumes und der Zahl, bez. des Denkens sich alle speziellen Eigenschaften der Figuren ꝛc. herleiten lassen; teilweise deduktiv sind die ethischen Disziplinen (Ethik, Rechtslehre, Pädagogik ꝛc.), insoweit nämlich die allgemeinen Grundsätze der Sittlichkeit, des Rechts ꝛc. zur Beurteilung des Besondern dienen können; alle andern Wissenschaften gewinnen nur durch Induktion (aus der Erfahrung) die Kenntnis allgemeiner Gesetze, sind aber bemüht, wenigstens nachträglich die Mannigfaltigkeit der einzelnen Tatsachen möglichst wenigen obersten Gesetzen unterzuordnen, um so eine das Einheitsbedürfnis des Denkens befriedigende Verknüpfung derselben herzustellen. Dadurch, daß es gelingt, eine ganze Klasse von Tatsachen oder Erscheinungen (z. B. die Bewegungen der Planeten) aus einigen durch Erfahrung bewiesenen oder auch nur hypothetisch vermuteten allgemeinen Gesetzen abzuleiten, entsteht eine Theorie (s. d.) derselben. Am vollkommensten ist es der Mechanik, Astronomie und Physik gelungen, ihren Wissensinhalt in eine theoretische Form (in deduktiven Zusammenhang) zu bringen, wobei freilich die letztere sehr viele Hypothesen (s. d.) als Grundlage ihrer Deduktionen benutzt und benutzen muß; es kommt dies daher, daß die D. sich nur dann auf äußere Zustände und Vorgänge anwenden läßt, wenn die qualitativen Unterschiede derselben (die Unterschiede der Farben, der Temperatur ꝛc.) auf quantitative (der Massen und Bewegungen) zurückgeführt werden, was nur durch Hypothesen geschehen kann. — Die sogen. transzendentale D. bei Kant ist der Form nach ein hypothetischer Schluß, bei dem auf die objektive Gültigkeit der reinen Verstandesbegriffe dadurch geschlossen wird, daß ohne dieselbe das tatsächliche Erkennen nicht denkbar wäre. — Im Prozeß nennt man D. die rechtlichen Ausführungen der Parteien, die sich auf die Klage oder auf die Beweisführung beziehen. Die der D. des Klägers oder Beweisführers entgegengehaltenen Deduktionen des Gegners werden Gegendeduktionen genannt.

Deduzieren (lat.), herleitend beweisen, dartun; den Rechtsbeweis aus andern schon erwiesenen Sätzen oder Rechten führen.

Dee (spr. dī), Name mehrerer Flüsse in Großbritannien. Die bedeutendsten sind: 1) D. in Nordwales, entspringt in Merionethshire, fließt durch den Balasee und an Llangollen und Chester vorbei und ergießt sich nach 129 km langem Lauf in weiter Mündung in das Irische Meer; er ist nicht schiffbar, aber an der Mündung kanalisiert. — 2) D. in Schottland, entspringt auf den Cairngormbergen, durchfließt in östlicher Richtung den Südwesten der Grafschaft Aberdeen, scheidet diese dann von der Grafschaft Kincardine und mündet nach 140 km langem Lauf, nur auf eine kurze Strecke schiffbar, bei Aberdeen in die Nordsee; er bildet mehrere Fälle. — 3) D. in der schott. Landschaft Galloway, mündet nach 62 km langem Lauf unterhalb Kirkcudbright in den Solwayfirth.

Deecke, Wilhelm, Philolog, geb. 1. April 1831 in Lübeck, gest. 2. Jan. 1897 in Straßburg, studierte 1848—52 in Leipzig und Berlin und ward 1855 Direktor der höhern Töchterschule in Lübeck, 1870 Oberlehrer an der Realschule in Elberfeld, 1871 Konrektor am Lyzeum in Straßburg, 1879 daselbst Direktor, 1884 (strafversetzt durch Manteuffel) in Buchsweiler, 1890 in Mülhausen. Er war ein hervorragender Forscher auf dem Gebiete der altitalischen und vorhistorischen Sprachen. Seine Hauptwerke sind: »Die deutschen Verwandtschaftsnamen« (Weimar 1870); »Corssen und die Sprache der Etrusker« (Stuttg. 1875); »Etruskische Forschungen« (das. 1875, fortgesetzt mit Pauli als »Etruskische Forschungen und Studien«, 1876—84, 6 Hefte); »Der Ursprung der kyprischen Silbenschrift« (Straßb. 1877); »Die Falisker« (das. 1888); »Lateinische Schulgrammatik nebst Erläuterungen« (Berl. 1893). D. besorgte auch eine neue Ausgabe der »Etrusker« von K. O. Müller (Stuttg. 1877, 2 Bde.) und bearbeitete in Collitz' »Sammlung der griechischen Dialektinschriften« (Bd. 1, Götting. 1883) die griechisch-kyprischen Inschriften.

Deele (Dähle), s. Diele.

Deep, Dorf im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Greifenberg, an der Mündung der Rega, hat eine Rettungsstation für Schiffbrüchige, Fischerei, ein Seebad und (1900) 375 Einw.

Deer Isle (spr. dīr ail), Ort im nordamerikan. Staat Maine, Grafschaft Hancock, auf Inseln der Penobscotbai, Hummerfischerei, hat (1900) 2047 Einw.

Deer Lodge (spr. dīr lodsch), Hauptstadt der Grafschaft D. des nordamerikan. Staates Montana, am Hellgate River, mit (1900) 1324 Einw.

Deerlyck (spr. dērlaik, fläm. Deerlyk), Fabrikort in der belg. Provinz Westflandern, Arrond. Courtrai, an der Staatsbahnlinie Denderleeuw-Courtrai, mit Baumwoll- und Seidenweberei und (1900) 5429 Einw.

Deés (spr. dāēsch), Stadt, Sitz des ungar. Komitats Szolnok-Doboka (Siebenbürgen) und Knotenpunkt der Bahnen Klausenburg-Zilah und D.-Bistritz, am Zusammenfluß der drei Szamos, mit Schloßruine, Rat- und Komitatshaus, 3 Kirchen (die reformierte, in gotischem Stil, wurde 1450 erbaut), Franziskanerkloster, Theater, Solbad und Gerichtshof, hat (1901) 9888 ungarische und rumän. Einwohner, die Leinweberei, Handel und Weinbau treiben. In der Nähe liegt die mit D. durch eine Flügelbahn verbundene Großgemeinde Deésakna (1901: 2305 Einw.), mit bedeutenden Steinsalzgruben.

Deésakna (spr. dāēsch-), Salzbergwerk, s. Deés.

De facto (lat.), der Tat nach, faktisch, abgesehen davon, ob etwas auch rechtlich begründet (de jure) ist oder geschieht; daher de facto et absque jure, eigenmächtig und widerrechtlich.

De facto-Untertanen, Staatsfremde, denen der Staat auf Grund eines auf ihre Person lautenden Schutzbriefes (s. d.) seinen Schutz in seinen konsularischen Jurisdiktionsbezirken angedeihen läßt, wodurch sie in gewissem Umfang auch die Rechte der Staatsangehörigen des betreffenden Schutzstaates genießen.

Defäkation (lat., von faeces, Kot), Läuterung, Reinigung, Kotentleerung.

Defäkationskalk, soviel wie Gaskalk, der Kalk, mit dem Leuchtgas gereinigt worden ist.

Defamation (lat.), soviel wie Diffamation.

Defatigieren (lat.), ermüden, ermatten; Defatigation, Ermüdung, Ermattung.

Défaut (franz., spr. -fō), Mangel, Fehler; Nichterscheinen vor Gericht; auch soviel wie jugement par défaut, etwa unser deutsches Versäumnisurteil (s. Versäumnis).

Defavorabel (franz.), ungünstig, abgeneigt.

Defekt (lat.), mangelhaft, unvollzählig; als Substantiv soviel wie Mangel, Fehler; daher Defektbogen, fehlender oder beschädigter Bogen; Kassendefekt liegt vor, wenn der tatsächliche Bestand einer Kasse, eines Magazins ꝛc. infolge von Untreue, Irrtum oder Dienstvernachlässigung sowie von Zufall, Diebstahl, Brand oder sonstigen nicht vorherzusehen-

den Ereignissen geringer ist als der rechnungsmäßige Sollbestand. Für Kassendefekte sind Beamte nach § 141 des Reichsbeamtengesetzes nur ersatzpflichtig, wenn dieselben auf Vorsatz oder grobes Verschulden des Beamten beruhen. Hier ist sofortige Beschlagnahme des Vermögens und gerichtliche Beitreibung des festgestellten Fehlbetrags zulässig. Rechnungsdefekt liegt dagegen vor, wenn zwar kein Defizit in der Kasse vorhanden ist, aber die Ausgaben infolge unrichtiger Berechnungsweise oder gegen gesetzliche oder sonstige Vorschriften bewirkt sind, z. B. Zahlung durch die unrichtige Kasse, an unrichtige oder nicht gehörig legitimierte Empfänger. Hierfür kann jedoch der Fiskus nur im ordentlichen Rechtsweg Ersatz fordern. Vgl. Reichsbeamtengesetz, § 134 mit 148; Kanngießer, Das Recht der deutschen Reichsbeamten, S. 230 ff. (1874); Brand, Reichsbeamtengesetz, S. 207 f. (Berl. 1902). Hat der Beamte Gelder, die er in amtlicher Verwahrung hatte, sich rechtswidrig zugeeignet, so wird er wegen Unterschlagung (s. d.) bestraft. Defektieren, eine Rechnung in Beziehung auf etwaige Rechnungsfehler durchsehen.

Defektatorienprozeß, s. Rechnungsprozeß.

Defektiv (lat.), mangelhaft, unvollzählig; Defektivkirchen, bei den Katholiken alle von der römischen Kirche als der allein wahren abgefallenen Kirchen.

Defektivum (lat.), ein beugungsfähiges Wort, von dem aber nicht alle Formen im Gebrauch sind, z. B. »bin«, lat. sum, ergänzt im Präteritum durch die von andern Wurzeln herkommenden »war« und fui.

Defenders (engl., spr. diféndz, »Verteidiger«), eine politische Verbindung in Irland, deren Zweck die Erlangung politischer und religiöser Freiheit war, und deren Ursprung auf die Zeit Wilhelms III. zurückgeführt wird. Mit den Häuptern der presbyterianischen Partei verbanden sich nach Wilhelms Sieg über die Irländer am Boynefluß (30. Juni 1690) die Katholiken, um Schutz gegen politische Verfolgung zu suchen. Doch scheint die Verbindung den Namen D. und den bestimmten Zweck, Irland vom englischen Joch zu befreien, erst gegen Ende des 18. Jahrh. angenommen zu haben. Sie hatte den wesentlichsten Anteil an den Aufständen von 1797—98. Nach deren unglücklichem Ausgang löste sie sich auf; aber ihr Geist und ihre Tendenz lebten in den geheimen und öffentlichen politischen Verbindungen der Iren im 19. Jahrh. fort.

Defendieren (lat.), verteidigen; Defendénd, der zu verteidigende Angeklagte; Defendént, der Verteidiger.

Defension (lat.), Verteidigung (s. d.) im juristischen wie im militärischen Sinne; insbes. nach Verfall des Rittertums und Heerbannes bis ins 18. Jahrh. hinein in den deutschen Staaten Bezeichnung der Landmiliz (Defensioner) und der darauf bezüglichen, mit den Ständen abgeschlossenen Verträge (Defensionsrezesse), ferner der dazu zu stellenden Landesverteidigung, zunächst nur Fußvolk, bald auch Ritterpferde und »Artholerey«.

Defensionsgeschütze, die Festungsgeschütze.

Defensionskasematten und **Defensionskasernen,** zur Gewehr- oder Geschützverteidigung eingerichtete Kasematten alter Befestigungen im Gegensatz zu Wohnkasematten.

Defensive (lat.), die Form kriegerischer Tätigkeit, bei der es, im Gegensatz zur Offensive (s. d.), auf Verteidigung, nicht auf Angriff abgesehen ist. Die D. hat durch die Verbesserung der Waffen außerordentlich an Kraft gewonnen, dennoch wird man aus ihr stets zur Offensive übergehen, sobald sich geeignete Gelegenheit bietet. Hiernach muß auch die Stellung für die D. gewählt werden. Die strategische D. bezweckt Abwarten der Operationen des Gegners, die taktische D. betrifft das Verhalten im Gefecht. Defensivstellungen sollen das Vordringen des Feindes in einer bestimmten Richtung hindern, bez. erschweren; sie erfordern Sicherung der Flanken, gute Übersicht über das Vorgelände, unter Feuer gehaltene Annäherungshindernisse vor der Front, möglichste Deckung gegen feindliches Feuer, gesicherte Aufstellung der Reserven ꝛc., leichtes Hervorbrechen zum Angriff. Da die natürlichen Deckungsmittel der jetzigen Waffenwirkung gegenüber nicht ausreichen, müssen sie durch die Mittel der Feldbefestigung (s. d.) ergänzt werden. Durch die Nähe eines festen Platzes wird die Stärke der Stellung wesentlich erhöht. Defensivlinien sind ausgedehntere Abschnitte, die durch Werke der beständigen Befestigung verstärkt sind (s. Festung).

Defénslinie (Streichlinie), im bastionierten System die Verlängerung der Face bis zum Kurtinenpunkt, d. h. die Streichrichtung der Grabenverteidigung für Kartätsch- und Gewehrschuß. Defenswinkel, der durch D. und Kurtine gebildete Winkel.

Defensor (lat.), Verteidiger, gerichtlicher Anwalt, Sachwalter, bevollmächtigter Geschäftsführer, Vertreter einer Stadt, Gemeinde, Korporation ꝛc., namentlich der Verteidiger im Strafverfahren (s. Verteidigung). D. civitatis hieß vor Konstantin d. Gr. der mit Besorgung eines Geschäfts seitens einer Stadt Beauftragte; später ein Beamter, der die Bürger vor Bedrückung durch die Statthalter und andern Unbilden zu schützen, auch Anteil an der Rechtsprechung hatte.

Defensor fidēi (lat., engl. Defender of the Faith, »Beschützer des Glaubens«), Ehrentitel, den Heinrich VIII. von England vom Papst Leo X. 1521 für seine Schrift gegen Luther erhielt, und den zufolge eines nach Heinrichs Abfall von der römischen Kirche gefaßten Parlamentsbeschlusses seine Nachfolger auf dem englischen Thron weiter geführt haben und noch führen.

Defereggental, westliches Seitental des Iseltales in Tirol, Bezirksh. Lienz, ist 40 km lang und wird vom Schwarzachbach durchflossen. Es ist einförmig, doch bildet die Rieserfernergruppe im W. einen großartigen Talabschluß. Nördlich wird es von der Röthgruppe, südlich vom Villgratter oder Defereggengebirge, Vorlagen der Hohen Tauern (s. Alpen, S. 364), begrenzt. Von Huben im Iseltal bis zum Hauptort St. Jakob führt eine Fahrstraße. Die Bewohner (1900: 2453) suchen z. T. auswärts im Handel mit Uhren und in der Fabrikation von Strohhüten Erwerb.

Deférens (lat.), deferierender Kreis, s. Epizykel.

Deférent (lat.), der Deferierende (s. Deferieren); auf Münzen Zeichen des Prägortes oder des Münzmeisters.

Deférenz (lat.), Unterwürfigkeit, Ehrerbietung, Willfährigkeit; Berichterstattung.

Deferieren (lat.), einem etwas hinterbringen, berichten, anzeigen; in der Rechtssprache genehmigen, bewilligen, z. B. einem Gesuch d.; auch vielfach früher die Zuschiebung des Eides; daher hieß die zuschiebende Partei Deferent, der Gegner Delat (s. Eid).

Deferierender Kreis, s. Epicykel.

Defervescieren (lat.), erkalten, sich allmählich abkühlen; im Eifer nachlassen. Defervescenz, das allmähliche Erkalten; Nachlassen im Eifer.

Défi (franz., spr. defi), Herausforderung zum Kampf; Cartel de d. (Lettre de défiance, lat. Diffidatio), das früher für die förmliche und feierliche Kriegserklärung übliche Schreiben von Souverän zu Souverän.

Défiance (franz., spr. -ängß'), Mißtrauen, Argwohn; défiant, mißtrauisch.

Defiance (spr. difiäens), Hauptstadt der Grafschaft D. des nordamerikan. Staates Ohio, am schiffbaren Maumee und Miami-Eriekanal, Bahnknotenpunkt, mit Maschinen- und Wagenfabriken und (1900) 7579 Einwohnern.

Defibrinieren, das Blut vom Fibrin befreien; s. Blut, S. 81.

Deficiendo (ital., spr. -fitschendo), musikal. Vortragsbezeichnung: »nachlassend« an Tonstärke und Bewegung, wie mancando und calando.

Deficiente pecunia (lat.), bei Geldmangel; deficiente pecu deficit omne nia, Scherzvers mit Auseinanderreißung des Wortes pecunia (Geld), etwa: Wo es gebricht an G E, mangelt auch alles L D.

Defigurieren (lat.), verunstalten, entstellen.

Defilé (franz., »Engweg«), jeder Weg, der durch Hindernisse im Gelände so beengt ist, daß er nur in verhältnismäßig schmaler Front zu marschieren gestattet. Defilés können zur Verbindung zweier Abschnitte dienen, wie z. B. Brücken und Dammwege, oder es sind Straßen, die oft meilenweit durch unzugängliches Gelände, Ortschaften, Wälder 2c. fortlaufen. Führen sie in geringer Breite durch Gebirge, Täler 2c., so bildet das D. einen Engpaß; die Ausgänge heißen Debouchés (s. d.). Defilés spielen eine Rolle, wenn sie im Rücken eines geworfenen Korps liegen, oder wenn der Feind ein Korps am Heraustreten aus einem D. zu hindern sucht, oder wenn er ein D. erobern will. Die hierbei entstehenden »Gefechte um Engwege« (Defilés) sind meist sehr blutig, man sucht deshalb ein D. so schnell wie möglich zu durchschreiten.

Defilement (franz., spr. -fil'mäng), in der Befestigungskunst eine solche Anordnung des Profils und der Richtung der einzelnen Linien eines Werkes im Grundriß, daß das Innere von erhöhten Punkten im Schußbereich aus nicht eingesehen, auch die Linien nicht von seitwärts der Länge nach bestrichen (enfiliert) werden können. Der erste Zweck wurde durch angemessen hohen Aufzug des Walles erreicht (vertikales D.), der zweite dadurch, daß man die Verlängerung der Linien in unzugängliches, für Geschützaufstellung ungeeignetes Gelände führte (horizontales D.) und, wo nötig, Geschütz und Mannschaft auf den Wällen durch Bonnets und Traversen schützte. Jetzt hat das D. mehrfach an Bedeutung verloren, weil die großen Schußweiten es dem Angreifer meist ermöglichen werden, Geschützaufstellungen in Verlängerung der Linien, erhöhte Punkte zur Beobachtung 2c. zu finden, und der Verteidiger Geschütze und Mannschaften auf offenem Wall wegen der gesteigerten Geschützwirkung nicht halten kann. Das D. eines Werkes wird entweder durch praktische Ermittelungen oder durch Konstruktion auf einer Zeichnung (graphisches D.) bestimmt. Vgl. Blesson, Die Lehre vom graphischen D. (Berl. 1828).

Defilieren, veralteter Ausdruck für den parademäßigen Vorbeimarsch der Truppen.

Definieren (lat.), den Inhalt eines Begriffs angeben, s. Definition.

Definition (lat.), in der Logik die Angabe des Inhalts eines Begriffs, d. h. sowohl der Merkmale, aus denen derselbe zusammengesetzt ist (was die Materie), als der Art, in der dieselben untereinander verbunden sind (was die Form desselben genannt wird). In der D. des Begriffs »Mensch = sinnlich-vernünftiger Erdenbewohner« geben die Merkmale: sinnlich-vernünftig, Erde, Bewohner, die Materie, dagegen deren Anordnung, durch die der Hauptbestandteil »Bewohner«, durch die Angabe des Wohnortes »Erde«, auf diese eingeschränkt und durch die nähere Bestimmung der Sinnlichvernünftigkeit von andern Erdenwesen unterschieden wird, die Form der D. aus. Dieselbe ist eine bloße Namenerklärung (Nominaldefinition), wenn sie nur angibt, welchen Sinn der Definierende oder der Sprachgebrauch mit einem gewissen Wort (Namen, nomen) verbindet; dagegen ist sie eine Sacherklärung (Realdefinition), wenn sie denjenigen Sinn angibt, der mit einem Wort oder Begriff verbunden werden muß, sofern derselbe Ausdruck eines objektiven Sachverhaltes sein soll. Nominaldefinitionen lassen sich daher willkürlich aufstellen, Realdefinitionen sind gebunden an das Wesen der Sache, das sie zum deutlichen Begriff erheben wollen. Nur die formalen Wissenschaften, die sich ihre Objekte selbst schaffen (wie die Mathematik), sind in der Lage, mit erschöpfenden (Real-) Definitionen derselben zu beginnen; in den Realwissenschaften, die es mit vorgefundenen Objekten zu tun haben, kann sich die richtige D. erst als Resultat der Forschung ergeben, die daher hier mit lauter provisorischen Definitionen anfängt, die später teils verbessert, teils auch völlig verworfen werden. So definiert die Physiologie das Leben zunächst nur als den Inbegriff der Vorgänge, durch welche die Organismen sich selbst erhalten, fortpflanzen 2c., ohne bis jetzt noch die Realdefinition, das Wesen des Lebens, gefunden zu haben. Jede D., sie sei von der einen oder der andern Art, muß gewissen Anforderungen entsprechen, um überhaupt logisch zulässig zu sein. Dazu gehört: daß sie widerspruchsfrei sei, d. h. daß die von ihr zu einem Ganzen vereinigten Merkmale sich nicht untereinander ausschließen (daß sie keine contradictio in adjecto [s. d.] enthalte); ferner, daß sie vollständig sei, d. h. alle diejenigen Merkmale umfasse, die im Inhalt eines gewissen Begriffs wirklich gedacht werden; weder zu weit, indem sie statt des Inhalts, der dem zu definierenden Begriff allein, einen solchen angibt, der ihm mit andern gemeinsam eigen ist, z. B. ein ebenes Dreieck ist ein System dreier Punkte (wobei der Umstand vergessen ist, daß diese nicht in derselben Geraden liegen dürfen); noch zu eng, indem sie statt des Inhalts des zu Definierenden denjenigen angibt, der nur einer Art desselben eigen ist, z. B. Catos D., ein Redner sei ein Mann, der trefflich und im Reden erfahren sei (da es doch auch Redner geben kann, die nicht eben treffliche Männer sind). Endlich gehört zu den Vorbedingungen einer guten D., daß sie dasselbe Merkmal nicht (versteckt oder offen) zweimal und ebenso, daß sie den zu definierenden Begriff nicht selbst (heimlich oder augenscheinlich) in sich aufnehme, d. h. daß sie weder überfüllt noch eine Zirkelerklärung sei. Weitere Fehler der D. sind: die Tautologie, wo statt des Inhalts des Begriffs nur ein gleichbedeutendes Wort (z. B. Lebenskraft = Kraft des Lebens), das Hysteron-Proteron, wo statt der Inhaltsangabe ein Begriff gesetzt wird, dessen Gültigkeit von jener des zu Definierenden abhängt (z. B. Größe ist das der Vermehrung und Verminderung Fähige, beides setzt die Erklärung der Größe schon voraus); die Substituierung eines bloßen (wenn auch noch so treffenden) Bildes (z. B. Platons Erklärung, daß das Gute

die Sonne im Reiche der Ideen sei); die Angabe des Umfanges des Begriffs statt seines Inhalts (z. B. Kegelschnitt ist diejenige Kurve, die entweder Kreis, Parabel, Ellipse oder Hyperbel ist). Bei der Unzulänglichkeit bloßer Nominal- und der Seltenheit wirklicher Realdefinitionen (deren Ersetzung durch jene namentlich in der Philosophie oft zu den nachteiligsten Folgen geführt hat, wovon Spinozas D. des Substanz- und Fichtes D. des Ichbegriffs Beispiele liefern) kann die Stelle der D. durch die Angabe des nächsten Gattungsbegriffs und des spezifischen Artmerkmals (z. B. Phanerogamen sind Pflanzen mit sichtbaren Befruchtungswerkzeugen) vertreten werden, durch welche die Stellung des Begriffs sowohl nach oben zu dem zunächst übergeordneten als nach der Seite zu den ihm nebengeordneten bestimmt, seine Stelle im System also genau angegeben ist; daher pflegen sich die klassifizierenden (besonders die beschreibenden Natur-) Wissenschaften dieser Form zu bedienen. Auch genügt oft zu besondern Zwecken eine bloße Verständigung durch Hervorhebung eines besonders charakteristischen Merkmals oder statt der Verdeutlichung des Begriffs (durch die D.) eine Veranschaulichung desselben durch die Beschreibung seines Gegenstandes entweder im fertigen Zustand oder im Werden (sogen. genetische D.), z. B. Salze sind die Produkte der Vereinigung von Säuren und Basen. Nicht alle Begriffe sind übrigens einer D. fähig. Unmöglich ist sie bei allen denjenigen, deren Inhalt ein absolut einfacher, nicht aus einer Mehrheit von Bestimmungen zusammengesetzter ist, bestehe er nun in einer einfachen sinnlichen Qualität (wie bei den Begriffen Rot, Warm 2c.) oder in elementaren Beziehungen des Denkens (wie bei den Begriffen Größe, Wirkung 2c.).

Definitionskraft der optischen Instrumente, soviel wie Auflösungsvermögen (s. d.).

Definitiv (lat.), entscheidend, bestimmt, endgültig.

Definitivum (lat.), in der Sprache der Diplomatie eine endgültige Erklärung oder Vertragsbestimmung; ferner die endgültige Regelung eines Rechtsverhältnisses, im Gegensatze zu einem Provisorium, einer nur vorläufigen Ordnung der Dinge. Auch bei Anstellung von Beamten unterscheidet man eine provisorische und eine definitive.

Definitoren (lat.), s. Definitorium.

Definitorium (lat.), bei den Mönchsorden eine Anzahl in den Provinzialkapiteln gewählter Mönche, die dem General oder Provinzial in allen wichtigen Ordensangelegenheiten beizustehen und mit ihm oder statt seiner die Visitation der Klöster zu besorgen hatten; in der protestantischen Kirche ist D. meist soviel wie Konsistorium. Die in dem D. Angestellten heißen Definitoren.

Defiziént (lat.), ein Fehlender, Abtrünniger, Schuldner, Invalide; daher Defizientenpriester, im katholischen Kirchenwesen ein zur Tätigkeit als Seelsorger untauglich gewordener Priester.

Defizit (lat., »es fehlt«; Fehlbetrag), im Finanzwesen der Betrag, um den in einer bestimmten Rechnungsperiode die Ausgabe die Einnahme überschreitet. Zu unterscheiden sind budgetmäßiges und wirkliches D. Ersteres ist dasjenige, das schon im Voranschlag des Staatshaushalts erscheint. Letzteres ergibt sich erst bei der Durchführung des Haushalts, wenn sich die Ausgaben tatsächlich größer oder die Einnahmen geringer erweisen als angenommen war. Im weitern Sinne spricht man von einem D., wenn die laufenden Gesamtausgaben durch die laufenden Gesamteinnahmen nicht gedeckt werden. Ein eigentliches D. ist dann vorhanden, wenn die ordentlichen Einnahmen nicht zureichen, um die ordentlichen Ausgaben zu decken, oder wenn die außerordentlichen Ausgaben nicht innerhalb derjenigen Zeit gedeckt werden, in der sie wirken. Das D. bedeutet demnach, daß diejenigen, denen die Ausgaben zu gute kamen, dieselben nicht voll zu tragen haben. Auch bei geordneter Finanzverwaltung sind Defizits nicht immer zu vermeiden, da sowohl die Einnahmen hinter den Erwartungen zurückbleiben, als auch infolge unvorhergesehener Umstände die Ausgaben die Ansätze des Voranschlags übersteigen können. Chronische Defizits, d. h. solche, die sich durch mehrere Finanzperioden hindurchziehen, sind die Folgen schlechter Finanzverwaltung, die der Zukunft sorglos Lasten auf Lasten zuschiebt. Die Mittel zur Deckung eines Defizits und zur Vermeidung desselben sind: Minderung der Ausgaben, Erhöhung der Einnahmen oder beides zugleich. In den zivilisierten Ländern kommt, da die Ausgaben mit steigender Kultur sich erhöhen, im wesentlichen nur das zweite Mittel in Betracht. Da die Benutzung der gewöhnlichen außerordentlichen Deckungsmittel (Verkauf von Staatsgütern, Aufnahme von Schulden) für die Zukunft entweder die Einnahmen schmälert oder die Ausgaben erhöht, so können drohende chronische Defizits im allgemeinen zuletzt nur durch Erhöhung der Einnahmen aus Steuern beglichen werden. D. (Kassendefizit, richtiger Kassendefekt) heißt auch die Summe, die an dem Bestand einer Kasse zufolge des durch die Bücher gegebenen Ausweises fehlt (s. Defekt), sowie der durch die kaufmännische Bilanz sich herausstellende Verlust (Unterbilanz).

Deflagrátor (Hares Spirale, Kalorimotor, lat.), eine sehr große Kupferplatte, die mit einer gleich großen Zinkplatte in der Weise spiralförmig zusammengerollt ist, daß sich die beiden durch Tuchstreifen voneinander getrennten Metalle nicht berühren. Das Plattenpaar, in verdünnte Schwefelsäure gesenkt, bildet ein galvanisches Element, das wegen seines geringen innern Widerstandes in einem kurzen und deswegen wenig Widerstand darbietenden Schließungsdraht einen starken Strom und dementsprechend starke Erwärmung hervorbringt.

Deflation, s. Abrasion, Denudation und Wüste.

Deflektieren (lat.), ablenken; Deflektor, abgestutzter Kegel von Blech auf Schornsteinen zur Verhütung des Rauchens.

Defloration (lat.), Schwächung (s. d.) einer Jungfrau oder unbescholtenen Witwe. Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch, § 847, steht der Frauensperson, gegen die ein Sittlichkeitsverbrechen oder -Vergehen begangen, oder die durch Hinterlist, Drohung oder unter Mißbrauch eines Abhängigkeitsverhältnisses zum außerehelichen Beischlaf bestimmt wurde, ein Schadenersatzanspruch (Deflorationsanspruch) zu. Den gleichen Anspruch hat nach § 1300 die unbescholtene Braut, die sich ihrem Bräutigam hingegeben hat, falls dieser Schuld an der Lösung der Verlobung hat. Die Klage, mit der diese Entschädigung verlangt wird, heißt Defloration sklage. Vgl. auch Schwängerungsklage.

Deflorieren (lat.), der Blüte berauben; daher eine Jungfrau entehren, schwächen oder eine unbescholtene Witwe verführen (s. Defloration).

Defluieren (lat.), abfließen, ablaufen.

Defoe (spr. difō oder déffo), Daniel, engl. Politiker und Schriftsteller, geb. 1660 oder 1661 in London, gest. daselbst 26. April 1731, war der Sohn eines

Fleischers Foe und wie dieser ein eifriger Dissenter. Die geistliche Laufbahn, für die er bestimmt war, gab er auf und widmete sich in London dem Handelsstande, reiste in Geschäften nach Frankreich und Spanien, machte aber infolge politischer und literarischer Zerstreuungen Bankrott (um 1692). Seine Erfahrungen verwertete er zu einem »Essay on projects« (gedruckt erst 1698; deutsch von H. Fischer: »Soziale Fragen«, Leipz. 1890), worin er für ein nationales Bank- und Versicherungswesen, für Sparkassen, Irrenhäuser u. dgl. eintrat, in weitschauender Weise. Dann schrieb er für König Wilhelm, dem er sich gleich bei dessen Landung als Freiwilliger angeschlossen hatte, das satirische Gedicht »The trueborn Englishman« (1741) und wehrte die Angriffe gegen ihn als einen Fremden glänzend ab, indem er nachwies, daß die Engländer selbst ein Mischvolk seien und dieser Eigenschaft manchen Vorzug verdankten. Als nach Wilhelms Tode die Verfolgung der Dissenters sich erneute, stimmte er ironisch ein durch »The shortest way with the Dissenters« (1702): man solle sie austilgen, wie der König von Frankreich die Protestanten ausgetilgt habe. Er wurde zu Pranger und Gefängnis verurteilt, der öffentliche Schimpf gestaltete sich indessen zu einer Triumphszene. Im Gefängnis begann D. eine »Review« zu schreiben, die angeblich aus Beiträgen eines »Skandalklubs« bestand; ihr Erfolg veranlaßte alsbald die Gründung der moralischen Wochenschriften. Da er durch die Einsperrung das Geschäft verloren hatte, das ihn und seine zahlreiche Familie ernährte, war er fortan gezwungen, in seinen politischen Schriften zwischen seinem Gewissen und der Unterstützung des Ministeriums zu lavieren. Namentlich bei den Verhandlungen über die Union Englands und Schottlands diente er als Unterhändler mit Glück und Geschick. Unsterblich machte ihn »The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe of York« (1719; übersetzt von Altmüller, Hildburgh. 1869; auch Stuttg. 1892). Das Werk, von Rousseau als erziehende Jugendschrift ersten Ranges gerühmt, verlegt seinen Schwerpunkt in die Entwickelung eines Charakters, der alles eigner Kraft verdankt. Obwohl es sich an die Geschichte von A. Selkirk auf der Insel Juan Fernandez anlehnt, hat es einen autobiographischen Kern: D., als geheimer Agent einer von ihm einst bekämpften Regierung, sah sich selber tief vereinsamt und in steter Gefahr. In alle europäischen und viele außereuropäische Sprachen wurde es übersetzt und häufig bis ins 19. Jahrh. nachgeahmt (s. Robinson Crusoe). Andre abenteuerliche oder unheimliche Geschichten von D., die teils vorher, teils nach dem ungeheuern Erfolg des »Robinson« entstanden, z. B. »Captain Singleton«, sind daneben fast vergessen. Eine Sammelausgabe seiner Schriften hatte er selber begonnen (1705). Doch druckte man nach seinem Tode lange nur einzelne Hauptwerke ab, so die »History of the union of Great Britain« (1709, mit Biographie von Chalmers 1786) und die »Novels« (mit Biographie von Walter Scott, Edinb. 1810, 12 Bde.). Vollständigkeit erstrebte erst W. Hazlitt (»Works«, mit Biographie, Lond. 1840—41, 3 Bde.); dann Bohn (»Standard library«, 1882, 7 Bde.). Den ersten Druck des handschriftlich überlieferten »Complete English gentleman« besorgte Buelbring (1890), in der Schrift »Of royal education« (1895). Biographien Defoes besitzen wir außerdem von W. Wilson (Lond. 1830, 3 Bde.), W. Chadwick (das. 1859), W. Lee (mit »Newly discovered writings of D.«, das. 1869, 3 Bde.), Minto (das. 1879) und J. Wright (das. 1894). Vgl. ferner H. Morley, Defoe's earlier life and earlier works (Lond. 1889).

Defoliation (lat.), Entblätterung, Laubfall.

De Forest, John William, amerikan. Schriftsteller, geb. 31. März 1826 in Seymour (Connecticut), studierte neuere Sprachen, bereiste Europa und Kleinasien und wurde im Bürgerkriege Major eines Freiwilligenregiments. Seine Hauptwerke sind: »History of the Indians of Connecticut« (1850), »Oriental acquaintances or travels in Asia Minor« (1853), »European acquaintances« (1856); außerdem schrieb er mehrere Romane.

Deform (lat.), von abweichender Form, mißgestaltet; deformieren, in der Form verändern, verunstalten; über Deformationen in der Physik s. Elastizität und Plastizität; über mineralogische und geologische Deformationen s. Metamorphismus. In der Botanik versteht man unter Deformationen (Verunstaltungen) Mißbildungen von Pflanzen, die nicht auf Veränderungen der morphologischen Gesetze beruhen, wie der Abortus, die Pelorien ꝛc., sondern durch ganz unregelmäßiges Wachstum gewisser Teile ohne Einfluß von Parasiten zu stande kommen, wie die Verbänderungen und Drehungen der Stengel, die Kräuselung der Blätter, die Krüppelzapfen der Fichte, an denen die Schuppen der obern Hälfte rückwärts gewendet sind, u. a. Deformitäten, Mißgestaltungen der Tiere, sind angeboren (Mißbildungen, s. d.) oder entstehen infolge von Krankheiten (Rachitis) oder durch Verletzungen u. die diesen folgenden Heilungsprozesse.

Deformationsarbeit, s. Elastizität und Plastizität.

Deformationsmodul, s. Elastizität.

Deformationsströme, elektrische Ströme, die in zirkularmagnetisierten Nickeldrähten durch Deformation derselben entstehen.

Defr., bei Tiernamen Abkürzung für Marin Defrance (geb. 22. Okt. 1758 in Caen, gest. 12. Nov. 1850 in Sceaux); schrieb: »Tableau des corps organisés fossiles« (Par. 1824).

Defraudation (Defraude, lat., »Hinterziehung«), das durch die Nichtentrichtung öffentlicher Abgaben dem Staat oder einer Gemeinde gegenüber begangene Vergehen, insbes. die Hinterziehung von Zöllen und indirekten Steuern. Defraudieren, eine derartige Abgabe hinterziehen; Defraudant, der sich einer solchen Hinterziehung schuldig Machende (s. Zollstrafrecht). Im weitern Sinne ist D. gleichbedeutend mit Unterschlagung (s. d.).

Defrayieren (franz., spr. defräj-), jemand zehrungs- und kostenfrei halten, z. B. auf Reisen.

Defregger, Franz, Maler, geb. 30. April 1835 in Stronach im Pustertal als Sohn eines Bauern, begann schon in früher Jugend beim Viehhüten zu zeichnen und in Holz zu schneiden und ging 1860 mit seinem aus dem Verkauf des väterlichen Gutes gewonnenen Vermögensanteil nach Innsbruck, um unter Leitung des Professors Stolz Bildhauer zu werden. Da er jedoch mehr Geschick zum Maler zeigte, ging er nach München und besuchte die Kunstakademie, aber ohne entschiedenen Erfolg. Nach einem Aufenthalt in Paris (1863—65) und in seiner Heimat trat er 1867 in das Atelier Pilotys, und jetzt fand er das Gebiet, auf dem sich seine Begabung schnell entwickeln sollte, indem er Motive aus dem Tiroler Volksleben zu behandeln begann. Seine ersten Bilder: der verwundete Jäger (1867, in der Staatsgalerie zu Stuttgart), Speckbacher und sein Sohn (1868, im Ferdinandeum zu Innsbruck), der Ringkampf in Tirol (1869,

in Museum zu Köln) und die beiden Brüder (1871), hatten ihm bereits durch gemütvolle Auffassung und tiefe Empfindung einen geachteten Namen erworben, als ihn eine Rückenlähmung auf das Krankenlager warf. Doch fand er in Bozen Heilung, und aus Dankbarkeit malte er für die Kirche zu Dölsach eine Madonna mit Joseph, die sich an venezianische Vorbilder anschloß (1873). Nachdem er allmählich seine Kraft wiedergewonnen, entstanden: der Tanz auf der Alm (1872), das Preispferd und die italienischen Bettelsänger (1873) und die Bilder, die seinen Ruhm begründet haben: das letzte Aufgebot, eine ergreifende und auch durch die Energie der Charakteristik bedeutende Szene aus dem Tiroler Aufstand von 1809 (1874, im Hofmuseum zu Wien), und das Seitenstück dazu, die Heimkehr der Sieger (1876, Berliner Nationalgalerie). In die Zwischenzeit fallen: der Besuch in der Sennhütte, die gebissene Gans (im Museum zu Königsberg), das Tischgebet (städtisches Museum in Leipzig) der Abschied von der Sennerin (1877, in der Dresdener Galerie) und ähnliche Bilder aus dem Leben der Alpler, die eine große Popularität erlangten. D. strebte jedoch über die Genremalerei zur Historienmalerei hinaus und machte auf diesem Gebiete den ersten Versuch in lebensgroßen Figuren mit dem Todesgang Andreas Hofers (1878, Museum in Königsberg). Trotz der tiefgehenden und reichen Charakteristik fehlt es dem Bild an lebensvoller, einheitlicher Komposition und an gleichmäßiger, sich auf alle Teile erstreckender koloristischer Durchbildung. Auf Bildern kleinern Umfanges tritt Defreggers hartes und buntes Kolorit hinter der Lebendigkeit und Anmut der Figuren und der glücklichen Erfindung und gemütvollen Erfassung des Moments zurück. Für Bilder mit lebensgroßen Figuren, unter denen noch die Briefleserinnen (1879), die Erstürmung des Rotenturmtors in München (Pinakothek daselbst) und Vor dem Sturm (Tiroler Aufstand 1883, in der Dresdener Galerie) zu nennen sind, reichen jedoch seine koloristischen Fähigkeiten nicht aus. Auch fehlt es ihm an dramatischer Kraft, um Leidenschaften in höchster Erregung zu schildern. Einen vollen Erfolg fanden auch in den letzten Jahren wiederum seine Gemälde kleinern Umfanges, wie: Andreas Hofer in der Hofburg zu Innsbruck, Ankunft zum Tanz, der Salontiroler (in der Berliner Nationalgalerie), der Urlauber, Zur Gesundheit!, Speckbacher im Kreise der Tiroler Bauern, Vorabend der Schlacht am Berge Isel, Porträt des Prinz-Regenten von Bayern in Jägertracht, die Brautwerbung, der Feierabend auf der Alm, ein Kriegsrat im Jahre 1809 (1897), die Wallfahrer (1901) und der kranke Dackl (1903). D. ist einer der vorzüglichsten Genremaler Deutschlands, der das Volksleben mit richtigem Blick und mit voller Wahrheitsliebe am glücklichsten von seiner heitern Seite erfaßt hat. Er ist Professor an der Münchener Akademie und besitzt die großen Medaillen der Ausstellungen von Berlin und München; 1883 wurde ihm der persönliche Adel verliehen. Vgl. Rosenberg, Defregger (2. Aufl., Bielef. 1900); Meißner, Franz von D. (Berl. 1900).

Defter (türk., v. griech. diphthéra, Pergament), Register, Archiv. D.-Hane, das Archivhaus, insbes. das Obergrundbuchamt zu Konstantinopel.

Defterdâr, der Finanzdirektor in den türk. Wilajets. Vor Einführung der Reformen war D. der Titel des Finanzministers (heute Mâlije Nâziri genannt).

Defufah, s. Afrikanische Altertümer, S. 156.

Defuisseaux (De Fuisseaux, spr. dö-füißō), 1) Léon, belg. Politiker, geb. 17. Dez. 1841 in Mons, 1861—63 Sekretär J. Favres (s. d.) in Paris, später Advokat in Brüssel, 1870—81 und 1894—96 radikales Mitglied der Kammer, leitete 1881—89 wegen Krankheit von Nizza aus die Wochenschrift »République belge« und schrieb: »Les hontes du suffrage censitaire« (Brüss. 1886).

2) Alfred, belg. Politiker, Bruder des vorigen, geb. 9. Dez. 1845 in Mons, wo er als Advokat eine eifrige sozialistische Propaganda betrieb, ward wegen der Broschüren »Le catéchisme du peuple« und »Le grand catéchisme du peuple« 1886 in contumaciam zu 15jährigem Gefängnis verurteilt, lebte seit 1885 in Frankreich. Er wurde, als er infolge seiner Wahl in die Kammer 1894 heimkehrte, verhaftet, 1895 aber freigesprochen.

Defunctus (lat.), ein Verstorbener; defuncta, eine Verstorbene; Defunktion, Ableben, Tod.

Deg., bei Tiernamen Abkürzung für K. Degeer (s. d.).

Dega, Landschaft, s. Abessinien, S. 31.

Degagement (franz., spr. -gāsch'mäng), Ungezwungenheit, Befreiung von einer Verbindlichkeit ꝛc.; in der Baukunst ein Nebenraum, auch ein Nebenausgang, insbes. mit Geheimtreppe verbunden.

Degagieren (franz., spr. -schī-), losmachen; eine im Gefecht bedrängte Truppe durch Eingreifen einer andern außer Gefahr bringen. — In der Fechtkunst ist D. das Umgehen der Klinge des Gegners, indem man mit der Spitze der Klinge einen Halbkreis beschreibt und gewöhnlich mit einem Nachstoß verbindet. Degagiert, frei, ungezwungen (besonders vom Benehmen gebraucht).

Degas, Edgar, franz. Maler, geb. 19. Juli 1834 in Paris, war Schüler von Lamothe und seit 1855 der École des Beaux-Arts und malte zuerst historische Genrebilder, wandte sich aber bald der Schilderung des modernen Lebens zu, wobei er sich fast ausschließlich der Zeichnung mit Pastellstiften bediente. Anfangs malte er außer Bildnissen vorzugsweise Szenen aus dem Sportleben, von Wettrennen ꝛc., wobei er sich mehr und mehr den Grundsätzen des Impressionismus anschloß. Seit dem Ende der 1870er Jahre hat er sich die Schilderung des Lebens und Treibens der Ballettänzerinnen und -Schülerinnen der Pariser Theater zur Hauptaufgabe gestellt. Er schildert sie meist bei ihren Proben, Übungen, in der Garderobe beim An- und Auskleiden, wobei er sich oft einem Kultus der geradezu abschreckenden Häßlichkeit ergibt. Trotzdem werden seine Pastelle von Pariser und amerikanischen Kunstfreunden wegen der Feinheit ihres Tones hoch geschätzt und bezahlt. Vgl. M. Liebermann, Degas, eine kritische Studie (2. Aufl., Berl. 1899).

Degeer, Karl, Baron, Entomolog, geb. 10. Febr. 1720 zu Farsprang in Schweden, Schüler Linnés, seit 1761 schwedischer Hofmarschall, starb 8. März 1778 in Stockholm. Er schrieb: »Mémoires pour servir à l'histoire des insectes« (Stockh. 1752—78, 7 Bde.; deutsch von Göze, Nürnb. 1776—83, 7 Bde.). Einen Auszug bilden die »Genera et species insectorum« von Retz (Leipz. 1783).

De Geer, altes Adelsgeschlecht aus Brabant, jetzt in Schweden, Finnland und den Niederlanden ansässig. Genannt seien: 1) Louis (Lodewijk), Gründer der schwedischen Großindustrie, geb. 17. Nov. 1587 in Lüttich, gest. 19. Juni 1652 in Amsterdam, wo er als Großkaufmann 1617 zuerst in finanzielle Beziehungen zu der schwedischen Regierung trat, machte zur Zeit Gustav Adolfs Finspång (unweit Norrköping) zum Mittelpunkt einer noch heute blühenden Eisen-

industrie, veranlaßte die Auswanderung zahlreicher wallonischer Gruben- und Eisenarbeiter nach Schweden und erwarb sich um dieses Land, in das er 1627 kam, auch durch Gründung andrer Fabriken, Förderung des überseeischen Handels und Ausrüstung von Hilfsexpeditionen gegen Dänemark (1643—44) bleibende Verdienste. 1641 ward er in den schwedischen Adelstand erhoben. Vgl. De Geer van Jutfaas, Lodewijk de G. (3. Aufl., Utrecht 1852); P. de Witt, Louis de G. (Par. 1885; holländ., Amersfoort 1885); Wiberg, Louis de G. et la colonisation wallone en Suède (Lütt. 1876).

schwedischen Akademie, veröffentlichte er mehrere Novellen, darunter: »Hjertklappningen på Dalvik« (Stockh. 1841) und »Karl XII.'s page« (das. 1845), mehrere, in den »Valda skrifter« (das. 1892, 2 Bde.) gesammelte Beiträge ästhetischen, bez. biographischen Inhalts sowie glänzend geschriebene Lebenserinnerungen: »Minnen« (das. 1892, 2 Bde.).

Degeeria, s. Springschwänze.

Degen (v. franz. dague), ursprünglich eine Hiebwaffe der Ritter mit breiter, zugespitzter Klinge und Griff, aus der Spatha (s. d.) hervorgegangen, bald gleichbedeutend mit Schwert. Beide gestalteten sich

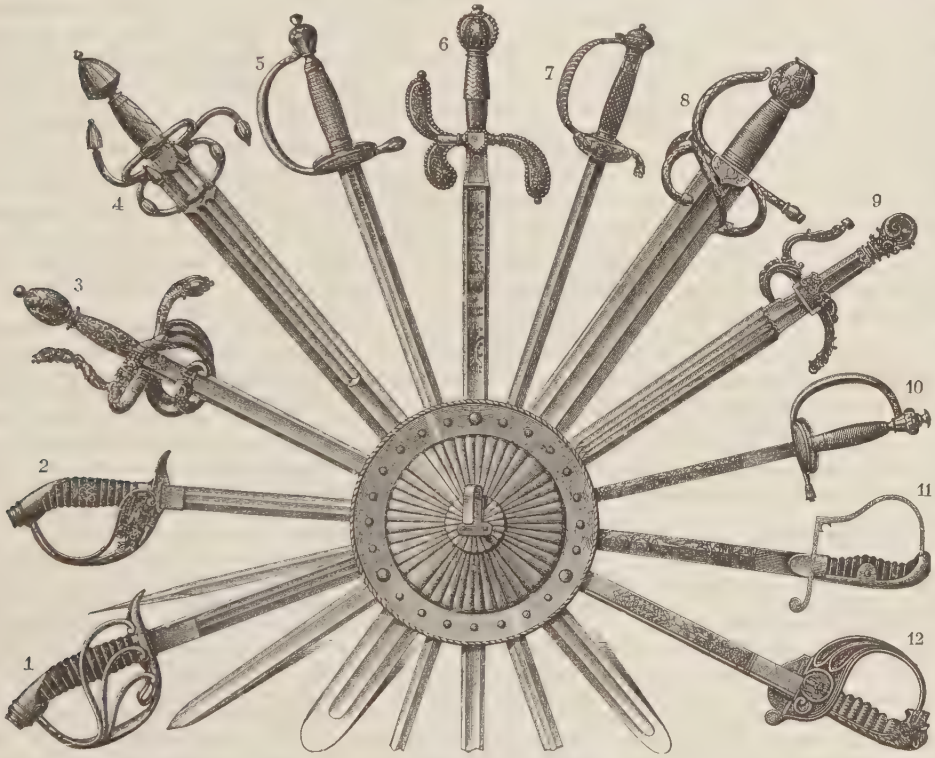


Fig. 1, 2, 12. Neue preußische Degen. — 3 u. 4. Degen Philipps II. von Spanien. — 5. Degen Friedrichs d. Gr. — 6. Deutscher Degen des Herzogs Friedrich Heinrich von Nassau. — 7. Degen Napoleons I. — 8. Klinge der Colada des Cid mit Gefäß aus dem 16. Jahrh. — 9. Toledodegen. — 10 u. 11. Alte preußische Degen. — In der Mitte Schild mit Degenbrecher.

2) Louis, Freiherr, schwed. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 18. Juli 1818 auf Finspång, gest. 24. Sept. 1896 auf Hanaskog (Schonen), widmete sich der Beamtenlaufbahn. Seit 1855 Präsident des Götahofgerichts, ward er 1858 Justizminister und Ministerpräsident und setzte als solcher 1865 (vgl. seine Broschüre »Några ord till försvar för det hvilande representationsförslaget«) die noch jetzt bestehende, 1866 zum Grundgesetz erhobene »Reichstagsordnung« (mit zwei vom Volk gewählten Kammern) durch. Nach seinem Rücktritt (1870) zum Präsidenten des Svea-hofgerichts ernannt, ward er 1875 von neuem Justizminister und erhielt den Vorsitz im Kabinett, nahm aber 1880 wegen Differenzen mit der Reichstagsmehrheit in der Heeres- und Steuerreformfrage seine Entlassung. 1881—88 war er Universitätskanzler. Als Mitglied des Ritterhauses und der Ersten Reichstagskammer (1851—88) vertrat er liberale und freihändlerische Anschauungen. Seit 1862 Mitglied der

vielfach zur Waffe »auf Stoß und Hieb« (Fig. 3, 4, 6 u. 8), dagegen kam in Spanien (Toledo) ein D. mit nur zum Stoß dienender langer, dünner, auch wohl drei- und vierkantiger Klinge auf. Diesen gab man kunstvoll gearbeiteten Griff und Stichblatt, Parierstange und Bügel (Fig. 9). Seit dem 16. Jahrh. wurde der D. von der ganzen Reiterei und dem Fußvolke getragen, eine Waffe, die mit langer, schmaler Klinge sich durch gerade Form von der gekrümmten des Säbels unterschied. Letzterer kam nach Einführung der Feuerwaffen bei der Reiterei in längerer, beim Fußvolk in kürzerer Form für den D. in Gebrauch. Auch die Jäger zu Pferde haben den Stichdegen erhalten. Der Pallasch (Klinge 1 m) der Kürassiere ist ein D. Modell 1854, dem der Kavalleriedegen 89 für die übrigen Reiter nachgebildet ist, ebenso der Infanterie-Offizierdegen n/M. (Fig. 2), der seit 1889 bei allen Fußtruppen ausschließlich Fußartillerie getragen wird. Artillerieoffiziere tragen den Artillerie-Offizier-

säbel, berittene Feldartilleristen, Trainsoldaten ꝛc. den Artilleriesäbel. Die frühere Bewaffnung der Infanterieoffiziere bestand in dem Infanteriedegen (Fig. 10, 5 u. 7, S. 583), bei den Füsilieren im Füsilierdegen (Fig. 11); ersterer war mit einem Korbgefäß versehen, das aus einem vom Stichblatt aus Bronze zum Knopfe führenden Bügel bestand. Weil das Stichblatt beim Füsilierdegen fehlte, auch die Spitze der Klinge nicht in deren Mittellinie lag, nannte man ihn auch Füsiliersäbel. Beide D. wurden in Lederscheiden mit Beschlägen getragen, während jetzt nur Stahlscheiden im Heere üblich sind. Nur Kürassieroffiziere tragen zum Überrock D. Der Marinedegen (Fig. 12) ist dem Infanterie-Offizierdegen ähnlich, hat jedoch ein andres Korbgefäß mit Griff von Elfenbein und wird in Lederscheide mit Metallbeschlag getragen. Die zum Umschnallen der D. und Säbel dienenden Koppeln bestehen aus Leib-, Trage- und Schleppriemen von weißem oder schwarzem Leder, bei Offizieren ist das Leder mit goldener oder silberner Tresse belegt oder lackiert. Neuerdings ist durch eine Tragevorrichtung ermöglicht, den D. nebst Trage-, bez. Schwebe- oder Schleppriemen am Unterkoppel anzubringen, die eine Befestigung der Waffe am Leibriemen ohne das Abnehmen des letztern gestattet. Früher gehörte der (Galanterie-)Degen zum Anzug jedes Gebildeten, er wurde an über die Schulter gehängtem Koppel getragen oder mittels Haken am Hosenbund befestigt; jetzt wird zur Zivilumform ein D. in Lederscheide angelegt.

Degen, altertümliches Wort für Krieger, Held (die ursprüngliche Bedeutung ist »Knabe«). Mit dem gleichlautenden, die Waffe bezeichnenden Worte, das aus dem Französischen la dague stammt, hat es nichts gemein. In allgemeinerer Bedeutung hat es sich noch erhalten in dem Buchdruckerausdruck »Schweizerdegen« (s. d.).

Degen, schwarzer, soviel wie Birkenteer.

Degenbrecher, s. Faustschild.

Degĕner (lat.), entartet, der Entartete oder »Unartige«, Beiname Albrechts II., Markgrafen von Meißen (gest. 1314; s. Albrecht 14).

Degeneration (lat.), Rückbildung oder Reduktion, d. h. die Vorgänge bei dem normalen Zerfall von Körperteilen, z. B. des Schwanzes der Froschlarven (Kaulquappen); der Gegensatz ist nach der einen Richtung die krankhafte oder abnorme D., nach der andern die Neubildung oder Regeneration. Auch ist D. soviel wie Ausartung, Entartung einzelner Tiere oder Tiergruppen.

Degenfeld, Christoph Martin, Freiherr von, aus einem alten schwäbischen Geschlecht, geb. 1599 in Eybach, gest. 13. Okt. 1653, diente zuerst unter Wallenstein und Tilly, dann unter Spinola, trat 1632 in schwedische Dienste und focht unter Gustav Adolf als Reiteroberst bei Nürnberg und Lützen. Von Bernhard von Weimar nach Villingen gesandt, schlug er 1633 hier die Kaiserlichen. 1635 wurde D. vom König Ludwig XIII. von Frankreich zum Generaloberſten der ausländischen Reiterei ernannt, ging 1645 in den Dienst der Republik Venedig über u. focht als Generalgouverneur von Dalmatien glücklich gegen die Türken. 1648 zog er sich auf seine Güter in Schwaben zurück. Von seinen Söhnen starben die meisten den Soldatentod; der jüngste, Hannibal v. D., kämpfte als bayrischer Feldmarschall gegen die Türken und starb 1691 als venezianischer Generalkapitän von Morea in Nauplia. Vgl. Thürheim, Christoph Martin, Freiherr v. D., und dessen Söhne (Wien 1881). — Christoph Martins v. D. Tochter Maria Susanna Loysa, geb. 1636, gest. 18. März 1677, war anfangs Hoffräulein bei der Gemahlin des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, der sich nach Trennung von seiner Gemahlin 1657 morganatisch mit ihr vermählte und ihr vom Kaiser den Titel einer Raugräfin erwirkte. Sie starb in ihrem 14. Kindbett. Vgl. Lipowski, Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, und Maria Susanna Loysa, Raugräfin von D. (Sulzb. 1824).

Degenfeld-Schonburg (Schomberg), 1) August, Graf von, österreich. General, geb. 10. Dez. 1798 zu Groß-Kanizsa in Ungarn, gest. 5. Dez. 1876 in Altmünster bei Gmunden, aus dem schwäbischen Geschlechte Degenfeld (s. vor. Artikel), machte den Feldzug von 1815 sowie den von 1821 nach Piemont mit und wurde 1848 Generalmajor. Nach dem italienischen Feldzug von 1849 wurde er zum Feldmarschallleutnant und zum Vizegouverneur der Bundesfestung Mainz ernannt und bekleidete von 1851—58 mehrere der höchsten Kriegsämter. 1859 befehligte er das in Bologna stationierte 8. Armeekorps, erhielt nach der Schlacht bei Magenta den Oberbefehl im venezianischen Küstenland und wurde nach dem Frieden von Villafranca Oberkommandant des 2. österreichischen Armeekorps. Zum Feldzeugmeister befördert, übernahm er 20. Okt. 1860 das Kriegsministerium, trat aber 1864 wieder zurück. 1866 vereinbarte er den Waffenstillstand zu Nikolsburg.

2) Christoph, Graf von, österreich. General, Sohn des vorigen, geb. 3. Mai 1831 in Mainz, nahm 1848 an der Beschießung und Einnahme von Wien, 1866 an dem Kriege gegen Preußen Anteil. 1882 mit dem Militärkommando und 1883 mit dem Kommando des 7. Korps in Temesvár betraut, wurde er 1887 zum General der Kavallerie ernannt und trat 1889 in den Ruhestand. Seit Ende 1882 ist D. Inhaber des Infanterieregiments Nr. 83.

Degenkräuter, s. Xyridazeen.

Degenschlucker (Säbelschlucker), Artisten, die eine gerade, an der Spitze stumpfe oder heimlich mit einem Kautschukhäubchen versehene Klinge 50—60 cm tief durch Mund und Speiseröhre bis in den Magen versenken. Die Schwierigkeit der Ausführung besteht eigentlich nur in der Gewöhnung der hintern Mundteile an die Berührung mit festen Körpern; viel gefährlicher ist das Handwerk der Löffel-, Messer- und Gabelschlucker, weil diese Gegenstände öfter infolge einer Ansaugung der Speiseröhre den Händen entgleiten und dann operativ aus dem Magen gezogen werden müssen. Ein Säbelschlucker gab dem schottischen Arzte Stevens 1777 durch Verschlucken metallischer durchlöcherter Röhren, die mit Magensaft gefüllt emporgezogen wurden, Gelegenheit, Versuche über diesen anzustellen.

Deger, Ernst, Maler, geb. 15. April 1809 in Bockenem (Hannover), gest. 27. Jan. 1885 in Düsseldorf, bildete sich auf der Akademie in Berlin und dann zu Düsseldorf unter Schadow. Nach vierjährigem Aufenthalt in Italien (1837—41) führte er mit Karl und Andreas Müller und Fr. Ittenbach im Auftrag des Grafen von Fürstenberg die Freskogemälde aus der Geschichte Christi in der Apollinariskirche bei Remagen am Rhein aus und nach Vollendung dieser Arbeit (1851), die als das bedeutendste monumentale Werk der Düsseldorfer Schule betrachtet wird, im Auftrag des Königs von Preußen die religiös-dogmatischen Wandmalereien in der Kapelle der Burg Stolzenfels am Rhein. D. war seit 1869 Lehrer der religiösen Historienmalerei an der Düsseldorfer Akademie. Seine durch Vervielfältigungen weitverbreiteten Werke, von

denen noch die Grablegung Christi (in der Andreaskirche zu Düsseldorf) und die Auferstehung Christi (in der Kirche zu Arnsberg, wiederholt für das Maximilianeum in München) zu nennen sind, zeichnen sich durch edle Einfachheit, geistvolle Komposition und tiefe Innigkeit und Frömmigkeit aus.

Degérando (spr. -schérängdo), Joseph Marie, Baron von, franz. philosophischer Schriftsteller, geb. 29. Febr. 1772 in Lyon, gest. 12. Nov. 1842 in Paris, ging nach vollendeten Studien 1797 mit seinem Freunde Camille Jordan nach Paris und nach dem 18. Fructidor, wo dieser geächtet wurde, nach Deutschland, wo er als gemeiner Soldat in Masséñas Armee trat. Unter Napoleon I. Generalsekretär im Ministerium des Innern, wurde er nach der Restauration Pair, zuletzt Vizepräsident des Staatsrates. Seine erste, von der Akademie gekrönte Abhandlung erweiterte er später in der Schrift »Des signes et de l'art de penser, considérés dans leurs rapports mutuels« (Par. 1800, 4 Bde.), worauf seine von der Berliner Akademie gekrönte Abhandlung »De la génération des connaissances humaines« (Berl. 1802), ein Vorläufer seiner »Histoire comparée des systèmes de philosophie relativement aux principes des connaissances humaines« (Par. 1804, 3 Bde.; 2. Aufl. der 1. Abt., das. 1822—23, 4 Bde.; 2. Abt. 1847; deutsch von Tennemann, Marb. 1806—1807, 2 Bde.), eins der besten französischen Werke über Geschichte der Philosophie, folgte. Verdienstlich sind seine philanthropischen Schriften, besonders die umfassende Darstellung des Armenwesens: »De la bienfaisance publique« (Par. 1839, 4 Bde.).

Degerloch, Dorf im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Stuttgart, an der Filderbahn, Vergnügungsort der Stuttgarter, hat eine evang. Kirche, eine Naturheilanstalt, treibt Weinbau und zählt (1900) 3158 Einw.

Deggendorf, unmittelbare Stadt im bayr. Regbez. Niederbayern, links an der Donau, über die hier eine 345 m lange eiserne Brücke und eine Eisenbahnbrücke führen, an der Mündung des Bogenbaches, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Rosenheim-Eisenstein und der Lokalbahn D.-Metten, 312 m ü. M., hat 4 katholische und eine evang. Kirche, unter erstern die Wallfahrtskirche zum heiligen Grab, Realschule, Präparandenschule, landwirtschaftliche Winterschule, Institut der Englischen Fräulein, Waisenhaus, Irrenanstalt, Pflegeanstalt für weibliche Kretinen und Unheilbare, Landgericht, Bezirksamt, Forstamt und zählt (1900) 6853 meist kath. Einwohner, die Fabrikation von Zündhölzern und Steinzeugröhren, Gerberei, Wachsbleicherei, Wollspinnerei, Bierbrauerei und Schiffahrt betreiben. In der Nähe das Bergschloß Natternberg, das Schloß Egg und das Benediktinerstift Metten (s. d.). Zum Landgerichtsbezirk D. gehören die sieben Amtsgerichte zu Arnstorf, D., Grafenau, Hengersberg, Osterhofen, Regen u. Viechtach.— 1337 wurden hier sämtliche Juden ermordet. 1743 ward D. von den Österreichern unter Khevenhüller in Brand geschossen; 1822 brannten 204 Gebäude ab.

Deggingen, Dorf im württemberg. Donaukreis, Oberamt Geislingen, an der Fils, hat eine kath. Kirche und (1900) 1750 Einw. Dabei liegt die Wallfahrtskirche Ave Maria.

Dego, Flecken in der ital. Provinz Genua, Kreis Savona, an der Bormida und der Eisenbahn Alessandria-Acqui-Cairo, mit Steinbrüchen und (1901) ca. 1500 (als Gemeinde 2288) Einw. — Hier siegte 14. April 1796 Bonaparte über die Österreicher unter Argenteau.

Degorgieren (franz., spr. -schi-), ausschlämmen, ausräumen, lüften, reinigen; bei Bereitung mousierender Weine die auf dem Kork abgelagerte Hefe [entfernen.

Degot, s. Birkenteer.

Degout (franz., spr. -gū), Ekel, Widerwille; degoutant (spr. -täng), Ekel erregend, widerlich; degoutieren, Ekel erregen, mit Widerwillen erfüllen; etwas abgeschmackt oder widerwärtig finden.

Degradation (lat.), im allgemeinen die Herabsetzung auf eine niedrigere Stufe, Amts- oder Standesherabsetzung, Ehrenstrafe, besonders Versetzung eines Beamten aus einem höhern Amt in ein niederes, als Disziplinarstrafe. Hinreichender Grund zur D. eines Geistlichen ist nach katholischem Kirchenrecht Meuchelmord, Notzucht, Blutschande, offenbare Ketzerei, Verfälschung päpstlicher Briefe und alle Verbrechen, worauf Todesstrafe steht. Die D. ist hier die Entkleidung von den geistlichen Standesrechten. Sie wird bezüglich der Pfarrer von dem Bischof, in Ansehung der Bischöfe von dem Papst vollzogen. Das moderne Staats- und Strafrecht nimmt auf die D. der katholischen Kirche keinerlei Rücksicht mehr, wie sie denn auch für die evangelische Kirche längst unpraktisch geworden ist. — Im Kriegswesen wurde früher von der D. ein sehr ausgedehnter Gebrauch gemacht; man unterschied einfache und schimpfliche D., bei welch letzterer dem Betroffenen Epauletten, Borten ꝛc. durch Henkershand von der Uniform abgerissen wurden. Ebenso hatte man bei der einfachen D. die zum Gemeinen und die weniger schimpfliche zu einer niedern, doch nicht niedrigsten Charge. Gegenwärtig findet in den europäischen Heeren, ausschließlich Rußlands und der Türkei, die D. nur noch bei Personen des Unteroffizierstandes zum Gemeinen statt; sie hat Verlust aller durch den Dienst erworbenen Versorgungsansprüche zur Folge (§ 30 u. 40 mit 42 des Militärstrafgesetzbuches). Bei Offizieren ist an Stelle der D. die Entfernung aus dem Heer, in außerdeutschen Heeren Kassation getreten. In Rußland besteht die D. auch für Offiziere, schließt jedoch das Wiederaufrücken nicht in allen Fällen aus. Bei Zivilbeamten ist die Strafe der D. überall außer Gebrauch gekommen. Vgl. Strafversetzung und Dienstentlassung. — D. der Energie, Zerstreuung der Energie, s. Energieentwertung.

Degradieren (lat.), herabsetzen, erniedrigen.

Dégras (franz., spr. -grā, Moëllon, Abfett), das beim Entfetten von sämischgarem Leder gewonnene Fett, besteht aus Tran, der durch Einwirkung der Luft mehr oder weniger verändert ist, und bildet je nach dem Tran, von dem es stammt, ein dick- oder dünnflüssiges, braunes, graues oder gelbes, trübes Öl von mildem Geschmack und nicht unangenehmem Geruch. Es bildet eine gute Lederschmiere, dringt leicht in lohgares Leder ein, schlägt an der Sonne nicht aus, und das damit getränkte Leder erhitzt sich nicht, wenn es auf Haufen liegt. Da die Nachfrage nach D. zum Zurichten des lohgaren Leders sehr bedeutend ist, so wird es dargestellt, indem man mit schlechten Fellen die Manipulationen des Sämischgerbens immer von neuem wiederholt, bis sie in Fetzen zerfallen. Das aus den Fellen zuerst ausgepreßte Fett bildet die beste Sorte. Bei Behandlung der Felle mit Soda- oder Pottaschelösung erhält man eine Fettemulsion (Weißbrühe, Urläuter), die bei der Zersetzung mit Schwefelsäure eine geringere Sorte D. (Weißgerberdegras, Gerberfett) abscheidet. Auch kommen Mischungen von Tran oder Olein der Stearinfabriken mit etwas Gerbsäure, Kalkseife und Wasser unter dem Namen D. in den Handel.

Degravieren (lat.), belästigen, beschweren; Degravation, Belästigung.

Degré (franz.), Stufe, Staffel, Grad.

Degressive Steuer, s. Steuern.

De Grey (spr. -grē), Fluß an der Nordküste von Westaustralien, nimmt rechts den Oakover, links den Strelley auf, erreicht aber nur selten das Meer. Sein Bett ist meist trocken, nur vereinzelte Wasserbecken finden sich in größern Entfernungen.

Degrossieren (franz.), aus dem Groben oder Rohen herausarbeiten für die nachfolgende feinere Ausarbeitung.

De Gubernātis, Angelo, ital. Polyhistor, geb. 7. April 1840 in Turin, betrieb philologische Studien, schrieb vom 17. Jahr an Dramen und arbeitete für Zeitschriften. 1862 ging er mit einem Staatsstipendium nach Berlin und studierte mit solchem Eifer Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft, daß man ihn schon 1863 als Professor ans Istituto degli studii superiori in Florenz berief. Durch Bakunin in die Umtriebe der republikanisch-sozialistischen Partei hineingezogen, verzichtete er jedoch noch in demselben Jahr auf seinen Lehrstuhl und vermählte sich mit einer Cousine Bakunins. Nachdem er sich aber von dessen Partei losgesagt hatte, erhielt er 1867 die Lehrstelle wieder. 1891 ging er an die Universität in Rom. Von wissenschaftlichen Werken veröffentlichte er in diesen Jahren zunächst: »I primi venti inni del Rigveda« (1865); »La vita ed i miracoli del Dio Indra« (1866); »Studii sull' epopea indiana« (1868); »Le fonti vediche dell' epopea« (1867); »Piccola enciclopedia indiana« (1868); »Storia comparata degli usi nuziali« (1869); »Novelline di Santo Stefano« (1869). Daneben gründete oder leitete er viele Zeitschriften und war Mitarbeiter zahlreicher andrer. Als dramatischer Dichter brachte er noch: »Sampiero« (1858), »Werner« (1859), »La morte di Catone« (1863), die Trilogie »Il re Nala« (1869), »La morte del re Dasarata« (1871), »Mayà« (1872), »Romolo« (1873), »Romolo Augustolo, elegia drammatica« (1875), »Savitrî« (1877) u. a. Auch veröffentlichte er 1864 einen Band Gedichte: »Prime note« und 1866 einen Roman: »Gabriele«. Europäischen Ruf als Gelehrter erwarb er mit den Werken: »Zoological mythology« (Lond. 1872), eine vergleichende Darstellung der Tiersage; »Storia popolare degli usi funebri« (1873); »Matériaux pour servir à l'histoire des études orientales en Italie« (1873); »Storia comparata degli usi natalizii« (1878); »Mitologia vedica« (1874); »Storia dei viaggiatori italiani nelle Indie orientali« (1875); »Mythologie des plantes« (Par. 1878—80, 2 Bde.); »Gli scritti di Marco della Tomba« (1878); »Lettere sopra l'archeologia indiana« (1881); »Manuale di mitologia comparata« (1880, 2. Aufl. 1887) und »Manuale di storia della letteratura indiana« (1887). Ferner veröffentlichte er: die »Ricordi biografici« (1873); das »Dizionario biografico degli scrittori contemporanei« (1879—80), überarbeitet als »Dictionnaire international des écrivains du jour« (Flor. 1888—1891, 2 Bde.); das »Dizionario degli artisti italiani viventi« (1889 ff.); die Monographien: »Santorre Santa Rosa« (1860), »Giovanni Prati« (1861), »Dall' Ongaro« (1874), »Alessandro Manzoni« (1878), »Il Manzoni ed il Fauriel« (1880), »Eustachio Degola« (1882) und die »Storia universale della letteratura« (Mail. 1882—85, 18 Bde.); den »Carteggio dantesco del Duca di Sermoneta« (1883); das »Annuario della letteratura italiana« (1884); eine Ausgabe der »Divina Commedia« für die Jugend (1887 bis 1891); »La France, lectures, impressions et reflexions« (1891); »La donna italiana, etc.« (1891); »Dante e l'India« (1891); »Su le orme di Dante« (Rom 1901). Eine Frucht seiner Reisen sind endlich die Werke: »La Hongrie politique et sociale« (1885) und »Peregrinazioni indiane« (Flor. 1887, 3 Bde.).

Degummieren, s. Seide.

Degustation (lat.), Probe, z. B. Weinprobe, dann Kauf auf Probe, Kauf nach Belieben, Kauf à l'essai, auf Besicht, d. h. ein Kaufvertrag, bei dem sich der Käufer eine Ausprobung der Ware vorbehält. Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch steht bei einem Kauf auf Probe oder auf Besicht die Billigung des gekauften Gegenstandes im Belieben des Käufers. Der Kauf ist im Zweifel noch nicht fest, sondern unter der aufschiebenden Bedingung der Billigung geschlossen (§ 495). Zu unterscheiden hiervon ist der Kauf nach Probe oder Muster, bei dem die Eigenschaften der Probe oder des Musters als zugesichert anzusehen sind (§ 494), und der Kauf zur Probe, womit meist ein Kauf auf Probe gemeint ist; ist das aber nicht der Fall, so hat die Bezeichnung keine rechtliche Bedeutung. Vgl. auch Kauf.

De gustibus non est disputandum (lat.), Sprichwort: »Über den Geschmack darf man nicht streiten«.

Degustieren (lat.), kostend prüfen.

Degut, s. Birkenteer.

Dehio, Georg, Kunsthistoriker, geb. 22. Nov. 1850 in Reval, studierte in Dorpat, Göttingen und Bonn Geschichte, habilitierte sich 1877 an der Universität München für Geschichte, wurde 1883 als ordentlicher Professor der Kunstgeschichte nach Königsberg i. Pr. und 1892 in gleicher Eigenschaft nach Straßburg berufen. Er schrieb: »Hartwich von Stade« (Götting. 1872); »Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen bis zum Ausgang der Mission« (Berl. 1877, 2 Bde.); »Die Genesis der christlichen Basilika« (Münch. 1883); »Ein Proportionsgesetz der antiken Baukunst« (Straßb. 1895); mit G. v. Bezold gibt er heraus: »Die kirchliche Baukunst des Abendlandes« (Stuttg. 1884 ff.).

Dehiscentia (lat.), das Aufspringen der Kapselfrüchte (vgl. Frucht).

Dehli (Delhi), Division der britisch-ind. Provinz Pandschab, mit den drei Distrikten Gurgaon, D. und Karnal, 40,221 qkm mit (1901) 4,587,062 Einw. Unter Kultur waren 361,085 Hektar, davon 150,044 Hektar mit Weizen; bewässert wurden 191,914 Hektar. Viehstand 1890: 17,278 Pferde, 42,502 Esel und Maulesel, 3874 Kamele, 902,612 Rinder, 308,678 Büffel, 312,287 Schafe und Ziegen.

Dehli (Delhi), 1) Hauptstadt der britisch-ind. Division D. (s. oben) und des Distrikts D. (3305 qkm mit [1891] 638,689 Einw.), am rechten Ufer der Dschamna, 252 m ü. M., hat (1901) 208,385 Einw. (über die Hälfte Hindu, etwa 80,000 Mohammedaner). Die auf dem hohen, aufgemauerten Ufer der Dschamna gelegene Stadt ist auf den übrigen drei Seiten von einer hohen, starken, 9 km langen Mauer nebst Graben und Glacis umgeben. Die enge, schmutzige Südwesthälfte der Stadt wird von den Eingebornen bewohnt, die andre Hälfte dagegen enthält einige der schönsten Bauwerke Indiens, darunter den kaiserlichen Palast, ein mächtiges mauerumsäumtes Gebäude am Flußufer, von 1000 m Länge und 500 m Breite. Zwei prächtige Tore aus rotem Sandstein führen in ein mächtiges Gewölbe, dann in den

Diwan-i-Khas, einen Pavillon aus weißem Marmor mit vier vergoldeten Marmorkuppeln und Mosaiken aus edlen Steinen. Gegenüber die kleine Perlmoschee (Moti Masdschid) aus weißem Marmor, mit drei vergoldeten Kuppeln. Jetzt ist der Palast in Kasernen, Arsenal und Festung verwandelt. Außerhalb liegt das imposanteste Gebäude Dehlis, die Dschama Masdschid, die größte Moschee der Welt. Sie erhebt sich auf einem 9,5 m hohen, 140 m breiten und langen Viereck von roten Sandsteinquadern und ist aus weißem Marmor erbaut, der mosaikartig mit rotem Sandstein abwechselt. Den Haupteingang bildet eine prächtige Freitreppe, die Decke drei weiße Marmorkuppeln mit schwarzen Streifen, an jedem Ende der Front ein 45,6 m hohes Minaret. Südlich vom Fort liegen eine Kaserne, vier Kirchen, der Palast des Gouverneurs, das Institut mit Museum und Bibliothek. Eine in der Blütezeit Dehlis errichtete, nachmals verwahrloste Wasserleitung wurde von der englischen Regierung wiederhergestellt. D. besitzt viele Schulen, 13 Druckereien und ebenso viele Zeitungen. Die Industrie ist nicht bedeutend; berühmt sind aber die Gold- und Silberarbeiten, Musselin- und Schalweberei und Schnitzerei. Die Bedeutung von D. beruht gegenwärtig auf der Größe des Handels (Indigo, Baumwolle, Seide, Korn, Ölsaaten, Metalle, Salz, Hörner, Häute, Tabak, Zucker, Öle, Gold- und Silberwaren), den die schiffbare Dschamna und drei Eisenbahnlinien (nach N., SO., SW.) fördern. Die Umgebung ist meilenweit bedeckt mit den Ruinen des alten D. oder Indraprastha, inmitten derer bereits wieder eine Reihe von Dörfern entstanden ist. Unter den vielen zerstörten Palästen, Moscheen und Grabmälern ist am berühmtesten der 14 km östlich der Stadt gelegene Kutab Minar, das kolossale, 76 m hohe Minaret einer unvollendeten Moschee. — D. nimmt geschichtlich den ersten Rang unter den Städten Indiens ein; als Indraprastha (griech. Indabara) kommt es schon im »Mahâbhârata« (s. d.) vor. Der Name stammt von einem Fürsten Dilu, der im 1. Jahrh. v. Chr. 10 km stromabwärts der heutigen Stadt einen Burgbau aufführte. Nach wechselnden Schicksalen unter einheimischen Fürsten, wobei D. so gründlich verwüstet wurde, daß es 1052 durch Anang Pal II. neu bevölkert werden mußte, wurde es 1011 n. Chr. von dem Ghasnawidensultan Mahmud erobert, geplündert und das Land zu einer Provinz des Ghasnawidenreichs unter eignen Radschas gemacht. 1193 eroberte Kutub ed-din Eibek, Feldherr des Ghoriden Moizz ed-din, die Stadt. Kutub, zum Statthalter eingesetzt, machte sich 1206 als Beherrscher Hindostans unabhängig und begründete damit die »Sklaven«-Dynastie (1206—90), die in ihrer Hauptstadt D. großen Glanz entfaltete. 1290 folgten die tatarischen Dynastien Khildschi und Toghluq, bis 18. Dez. 1398 der Mongole Timur D. eroberte, ausplünderte und niederbrannte. Als die Stadt sich allmählich wieder erholt hatte, kam sie 1451 unter die afghanische Dynastie des Bahlul Lodhi; diese stürzte 21. April 1526 ein Nachkomme Timurs, Baber, der sich zum Großmogul erklärte. 1739 eroberte Nadir Schah von Persien die Stadt und ließ an einem Tage 30,000 (nach andern Nachrichten sogar 225,000) Hindu töten; nach zwei Monaten zog er heim mit einer Beute von mehr als 400 Mill. (nach andern fast 3 Milliarden) Mk. Am 30. Dez. 1803 wurde D. an die Engländer abgetreten. Im Mai 1857 versuchten die fanatisierten Muslims (Sepoys) die Herrschaft der Briten abzuwerfen, vertrieben und ermordeten die Europäer. Am 20. Sept. 1857 wurde die Stadt von den englischen Truppen gestürmt und der letzte Scheingroßmogul Mohammed Bahadur Schah II. nach Rangun verbannt. Über die zahlreichen Baudenkmäler in D. vgl. »Archaeological Survey of India«, Bd. 1 u. 4 (Kalkutta 1871—74); E. Schlagintweit, Indien in Wort und Bild (2. Aufl., Leipz. 1889); Panshawe, D., past and present (Lond. 1902); »D. 1857, the siege, assault, and capture as given in diary and correspondence of late Col. Keith Young« (das. 1902).

2) Portug. Besitzung auf Timor, s. Deli 2).

Dehlibeule, s. Aleppobeule.

Dehmel, Richard, Lyriker, geb. 18. Nov. 1863 zu Wendisch-Hermsdorf in Brandenburg, besuchte das Sophiengymnasium in Berlin, bestand sein Abiturium 1882 in Danzig, studierte erst Philosophie und Naturwissenschaften, dann Nationalökonomie, meist in Berlin, promovierte 1887 in Leipzig mit einer Schrift über Versicherungswesen, war hierauf acht Jahre Sekretär des Verbandes deutscher Privat-Feuerversicherungsgesellschaften und lebt jetzt als freier Schriftsteller in Blankenese bei Hamburg. Er veröffentlichte die durch eine starke Neigung zum Symbolismus charakterisierten Gedichtsammlungen: »Erlösungen« (Stuttg. 1891; 2. Aufl., Berl. 1898); »Aber die Liebe. Ein Ehemanns- und Menschenbuch« (das. 1893); »Lebensblätter« (das. 1895); »Weib und Welt« (das. 1897, 2. Aufl. 1901); ferner das Drama »Der Mitmensch« (das. 1895), das Tanzspiel »Luzifer« (das. 1899); »Ausgewählte Gedichte« (das. 1901) und mit seiner Gattin Paula: »Fitzebutze. Allerhand Schnickschnack für Kinder« (das. 1900). Vgl. Furcht, Richard D. (Münd. 1899); Moeller-Bruck, Richard D. (Berl. 1900); Bab, Richard D. (das. 1903).

Dehn, Siegfried Wilhelm, Musiktheoretiker, geb. 25. Febr. 1799 in Altona, gest. 12. April 1858 in Berlin, studierte anfänglich Forstwissenschaft, später die Rechte und war bereits bei der schwedischen Gesandtschaft in Berlin angestellt, als er sich entschloß, die Musik zum Lebensberuf zu machen. Durch Bernhard Klein zu einem tüchtigen Theoretiker herangebildet, entfaltete er bald eine erfolgreiche Tätigkeit als Lehrer. Zu seinen Schülern in der Komposition gehören unter andern Glinka, Kullak, Kiel, Rubinstein, Heinrich Hofmann und Albert Becker. 1842 ward er als Kustos der musikalischen Abteilung der königlichen Bibliothek angestellt und erhielt 1849 den Professortitel. Außer Neuausgaben von Vokalwerken des 16. bis 17. Jahrh. veröffentlichte er eine »Theoretisch-praktische Harmonielehre« (Berl. 1840, 2. Aufl. 1860) und die »Lehre vom Kontrapunkt, dem Kanon und der Fuge« (hrsg. von seinem Schüler Bernhard Scholz, das. 1859; 2. neubearbeitete Aufl. 1883). Auch redigierte er 1842—48 die von Gottfried Weber begründete musikalische Zeitschrift »Cäcilia«.

Dehna (Dahna, »die Rote«, auch Roba el Khali, »leerer Raum«), Sandwüste in Südarabien, begrenzt von Jemen, Hadramaut und Omân, unter 20° nördl. Br. nahe ans Meer herantretend, 126,700 qkm groß. Selten deutet Vegetation auf unterirdisches Wasser, meist ist der wandernde Sand zu langen, bis 120 m hohen Rücken aufgetürmt. Unter dem Wendekreis herrscht eine furchtbare Hitze (bei Tage 43°, nachts 38°), so daß selbst die Beduinen die Wüste dort kaum betreten. Nach N. zu schließt sich an die D. die Wüste der Kleinen Nefud und an diese nach NW. die Große Nefud (auch D. genannt) an.

Dehnbarkeit, s. Elastizität und Plastizität.

Dehn-Rothfelser, 1) Hans, Architekt, geb. 1500, erbaute unter Kurfürst Moritz von Sachsen die Schlösser zu Radeberg, Moritzburg, Senftenberg und leitete dann auch den Neubau des Residenzschlosses in Dresden (um 1550) im Stil der deutschen Frührenaissance. Er starb 1561 als Oberbaumeister der Festung und des Schlosses in Dresden.

2) Heinrich, Architekt, Nachkomme des vorigen, geb. 6. Aug. 1825 in Hanau, gest. 29. Juni 1885 in Berlin, trat 1847 als Baukondukteur in den Dienst des Kurfürsten von Hessen und wurde 1865 Oberhofbaumeister und Lehrer an der Kunstakademie in Kassel. Nach 1866 wurde ihm der Neubau der Gemäldegalerie in Kassel übertragen (1872—77). Im J. 1878 wurde er als Regierungs- und Baurat an die Regierung in Potsdam berufen und 1882 zum Konservator der Kunstdenkmäler im preußischen Staat ernannt. Er gab heraus: »Mittelalterliche Baudenkmäler in Kurhessen« (Kassel 1862—66); »Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Kassel« (das. 1870, mit W. Lotz) und »Das Gemäldegaleriegebäude in Kassel« (Berl. 1879).

Dehnung, Dehnungskoeffizient, s. Festigkeit.

Dehnungsgrenze | **Dehnungsmodul** } s. Elastizität und Plastizität.

Dehnungsrohre, s. Dampfleitung.

Dehodencq (spr. dē-odängk), Alfred, franz. Maler, geb. 23. April 1822 in Paris, gest. daselbst 3. Jan. 1882, war Schüler Cogniets, bildete sich aber mehr noch durch einen langen Aufenthalt in Nordafrika und in Spanien aus, von wo er auch die Mehrzahl seiner Motive hernahm. 1873 erwarb der Staat sein Gemälde: Jude, zu einer Dorfhochzeit gehend (Museum zu Orléans). Unter seinen übrigen Arbeiten sind zu nennen: der Stierkampf (im Luxembourg-Museum), der Erzähler in Marokko, das jüdische Konzert, das jüdische Fest, Boabdil, die Strafe der Diebe in Marokko, die Söhne des Paschas, Verhaftung eines Juden in Tanger, marokkanische Gefangene, das Frühstück auf der Farm, Bourbonnais und die Judenbraut. Seine Charlotte Corday, Christoph Kolumbus, die Erweckung von Jairus' Töchterlein, Bacchus, der Ausmarsch der Mobilgardisten 1870 repräsentieren neben zahlreichen Porträten eine andre Seite seines Schaffens.

De hodierno diĕ (lat.), vom heutigen Tag an.

Dehors (franz., spr. dō-ōr, meist in der Mehrzahl gebraucht), die Außenseite, auch der äußere Anstand.

Dehortatorium (lat.), Abratung, Abmahnung; im Völkerrechte das Verbot, das nach Eröffnung des Kriegszustandes ein Staat an seine im Feindesland befindlichen Untertanen erläßt, sich mit dem Feind in Verbindungen einzulassen. Vgl. auch Avocatorium und Inhibitorium.

Dehortieren (lat.), abmahnen, abraten; Dehortation, Abmahnung.

Dehra-Dun, Distrikt der Division Mirat der britisch-ind. Nordwestprovinzen, 3090 qkm mit (1891) 168,135 Einw. (143,718 Hindu, 19,896 Mohammedaner). Das im äußern Himalaja (2000—2500 m) gelegene Land wird von Ganges, Dschamna und den Siwalikbergen begrenzt, hat ein mildes, gleichmäßiges Klima, weshalb hier die Gesundheitsstation Masuri-Landaur errichtet wurde. Der größte Teil ist unfruchtbar; man baut Weizen und Reis; zwei Brauereien zu Masuri sind die einzigen nennenswerten Gewerbe. — Die Hauptstadt Dehra, 692 m ü. M., hat eine anglikanische, presbyterianische und katholische Kirche, amerikanische Mission und (1891) 25,684 Einw. Von D. ging 1820 die große trigonometrische Vermessung Indiens aus.

Dei (Dey, Daji, türk.), eigentlich Oheim mütterlicherseits; so pflegten die Janitscharen den kommandierenden Offizier anzureden, und so hieß von 1600 bis 1830 das Oberhaupt der den Raubstaat Algerien (s. d.) beherrschenden Janitscharenmiliz. Neben diesem besorgte anfangs noch ein von der Pforte ernannter Pascha die eigentliche Regierung des Landes; seit 1710 ward jedoch kein besonderer Pascha mehr ernannt, sondern diese Würde dem jedesmaligen D., der von der Pforte bestätigt werden mußte, erteilt. Der D. selbst nannte sich Wali (Statthalter), Beglerbeg (Fürst der Fürsten) und Seraskier (Oberbefehlshaber). Die Deis wurden von der Janitscharenmiliz zu Algier ernannt, wobei es sehr tumultuarisch herging. Es kam oft zum Blutvergießen, und nicht selten wurde der Gewählte bald wieder von der Gegenpartei ermordet. Der Neugewählte mußte, wenn ihm sein Leben lieb war, die Würde annehmen. Auf den Thron gesetzt und mit dem Ehrenkaftan bekleidet, mußte er den Eid leisten und vorzüglich beschwören, für die regelmäßige Bezahlung der Janitscharen zu sorgen. Die Regierungen der Deis waren selten von langer Dauer, und die meisten starben nicht natürlichen Todes. War auch der D. durch kein Gesetz am grausamsten Despotismus gehindert, so war er doch der Sklave seiner Janitscharen, die in ruhigen Zeiten durch einen ihm zur Seite stehenden Diwan, außerdem aber durch Aufruhr und Mord seine Macht beschränkten.

Deianeira (Deianira), im griechischen Mythus Tochter des Oneus von Kalydon und der Althäa, Schwester des Meleagros, im Kampfe mit Acheloos (s. d.) von Herakles zur Gemahlin gewonnen, verschuldete dessen Tod durch Eifersucht (s. Herakles). Durch ihren Sohn Hyllos ist sie die Stammutter der dorischen Herakliden.

Deich, Hochwasserdamm, Erddamm zum Schutz niedrig gelegener Ländereien gegen Überflutung. Deiche werden am Meer, an Seen, Strömen und Flüssen angelegt (See- oder Flußdeiche). Die Flußdeiche zerfallen zunächst in Sommerdeiche und Winterdeiche. Sommerdeiche sollen das Land und seine Früchte vor den im Sommer vorkommenden Hochwassern schützen, während sie bei den höchsten Wasserständen überflutet werden; Winterdeiche (Hauptdeiche, Schaudeiche, Banndeiche) sollen den höchsten Fluten auch in den übrigen Jahreszeiten Widerstand leisten. Geschlossene Deiche lehnen sich an hochwasserfreie Höhen an, wodurch die Niederung von allen Seiten geschützt wird; offene Deiche enthalten Lücken, schützen also nicht vor Überschwemmung, halten aber nachteilige, bei Hochwasser eintretende Ablagerungen und Auskolkungen von den Ländereien ab. Rückdeiche oder Rückstaudeiche erstrecken sich längs eines Nebenflusses. Grodendeich ist ein Hauptdeich, der auf bereits fest gewordenes Land (Groden, Deichgroden) zu liegen kommt und nur von hohen Fluten erreicht wird. Ländereien und Grundstücke, die durch Deiche geschützt werden, nennt man Binnendeichsland, Binnenland, Polder oder Marsch; diejenigen aber, die zwischen D. und Wasser liegen und zum Schutz des Deiches wesentlich beitragen, Außendeichsland (Butenland, Vorland). Der Grund, auf dem der D. steht, heißt Maifeld. Die zum Deichbau dienende Erde wird dem Vorland entnommen, da das Ausgraben des Bodens hinter dem D. leicht zum Durchquellen des Wassers Veranlassung gibt. Die vor dem D. ausgehobenen Gruben dürfen nicht zu nahe am D. liegen und müssen so angelegt werden, daß nicht etwa der Fluß

in dieselben einbricht und die Grubenreihe in einen Flußarm verwandelt, sondern daß die Gruben durch die Hochwasser allmählich wieder mit Schlick ausgefüllt werden. Deiche, die kein Vorland mehr haben, und an deren Fuß der Strom dicht hinfließt, oder die auf bösem Wind liegen, nennt man Schaar- oder Gefahrdeiche. Wird dagegen vor dem D. so viel Land gewonnen, daß darauf ein zweiter Hauptdeich errichtet werden kann, wobei aber der ältere zur Fürsorge beibehalten wird, so heißt der alte D. Schlaf- oder Sturmdeich. Flügel- oder Schenkeldeiche gehen vom Hauptdeich schräg über das Vorland. Frontdeiche verbinden quer zum Fluß den D. mit hochwasserfreien Ebenen. Schlickdeiche dienen zum Auffangen des Schlicks. Ein Blockdeich ist ein auf morastigem Boden errichteter D. Das Vorland dient dazu, das Durchflußprofil des Hochwassers zu vergrößern und bei gewöhnlichem Wasserstande den D. vor dem Unterwaschen zu bewahren. Die Breite des Vorlandes läßt sich nicht allgemein bestimmen, an großen Strömen muß sie oft 100 m und mehr betragen. Alles kommt darauf an, den Wert des zu schützenden Landes gegen den des Vorlandes und gegen die Baukosten richtig abzuwägen. Bei Feststellung der Deichlinie sind scharfe Ecken möglichst zu vermeiden und durch Bögen abzurunden, die Krone des Deiches muß über dem höchsten in Aussicht genommenen Wasserstand liegen und darf auch von Wellen, wo solche sich zu bilden vermöchten, nicht erreicht werden. Beim D. unterscheidet man die Krone oder Kappe a b (Fig. 1), die äußere oder Außenböschung a c und die innere oder Innenböschung b d. Wichtigere Deiche erhalten noch eine Außenberme e c und eine Innenberme d f, die nötigenfalls durch besondere Gräben g h und i k (Außenbermen-, Innenbermengraben) von dem Vorland und Binnenland abgegrenzt werden. Die Dicke bemißt sich nach dem zu leistenden Widerstand und der Standfähigkeit des Erdreichs, woraus der D. besteht. Die Kappe sollte nie schmäler als 2 m werden; soll der Damm fahrbar sein, so ist die Kronenbreite zu vermehren, ebenso bei sehr hohen Deichen. Die Böschungen müssen desto flacher sein, je weniger Zusammenhang das Erdreich hat, woraus der D. gebaut wird. Sanddämme müssen daher am flachsten abgeböscht werden. Die äußere Böschung ist flacher als die innere zu halten, weil sie den Andrang des Wassers unmittelbar auszuhalten hat, und weil hier das Erdreich durchnäßt wird und leichter abrutscht. Die Böschungslinie ist gewöhnlich gerade; die Kappe wird in der Mitte ein wenig überhöht (gesattelt), damit das Regenwasser leichter abfließt. Die Erddeiche werden gebaut, indem man die Erde in Schichten von 0,25—0,5 m aufbringt und jede einzelne für sich feststampft oder walzt. Die Böschungen des Deiches müssen eine Bekleidung mit Rasen (Sohden, daher Besohdung) oder Luzerne erhalten, um das Austrocknen und Ablösen der Erde zu verhindern. Läßt sich eine dichte Rasen- oder Kleedecke nicht anbringen, so muß der D. durch Strohbesteckung, die mit Strohkrammen befestigt wird, durch Rutengeflechte, besser durch Bohlenbekleidung oder Steinabrollung (Bekleidung) verwahrt werden. Gesträuch und Baumwuchs darf auf Deichen oder deren Vorland nicht geduldet werden, da das Wurzelwerk das Erdreich lockern und undichte Stellen schaffen kann. Beschädigungen des Deiches müssen womöglich im ersten Entstehen ausgebessert werden, weil bei schwellendem Wasser der Schaden meist reißend um sich greift. Kleine Öffnungen in der innern Böschung, aus denen Wasser quillt, sucht man irgendwie zu verstopfen, Öffnungen in der äußern Böschung durch Pechleinwand, Wachstuch, Erdsäcke oder ähnliche wasserdichte Stoffe zu verschließen. Erreicht das Wasser die Kappe des Deiches, so müssen die zu niedrigen Stellen rasch erhöht werden, denn die kleinste Verletzung der Kappe durch überfließendes Wasser (Kappenstürzung) hat fast immer einen Deichbruch (s. d.) zur Folge. Zur Sicherung des Binnenlandes vor Überflutungen ist häufig die Anlage von Deichsielen oder Deichschleusen (s. Siel) notwendig, die das Wasser, das sich hinter dem Deiche sammelt, abführen.

Die Wichtigkeit der Deiche für die Abwendung der nachteiligen Folgen, die durch Überschwemmungen entstehen, hat zur Bildung von Deichverbänden und zur gesetzlichen Regelung des Deichwesens, zur Aufstellung von Deichordnungen, Veranlassung gegeben. Die Deichverbände bestehen aus allen Inhabern der durch die Deiche geschützten Grundstücke. Der Deichgenossenschaft ist ein Ausschuß vorgesetzt, die sogen. Deichgeschwornen, an deren Spitze ein Deichgraf (Deichhauptmann, Deichinspektor) steht. Die den Deichverbänden obliegenden Pflichten, die Deichlast, zerfällt in ordentliche und außerordentliche. Die ordentliche Deichlast begreift die regelmäßige, nicht durch besondere Ereignisse veranlaßte Unterhaltung der Deiche. Näheres s. unten: Deichrecht. Zur außerordentlichen Deichlast gehören die Fälle der Beihilfe und der Nothilfe. Beide werden beansprucht, wenn die Erhaltung des Deiches die Kräfte der einzelnen Verpflichteten übersteigt. Nothilfe tritt ein, wenn bei hoher Sturmflut oder bei Eisgang die Deiche in Gefahr oder wenn Kappenstürzungen geschehen sind, oder wenn ein Teil des Deiches bereits weggerissen u. ein Durchbruch des Wassers erfolgt ist.

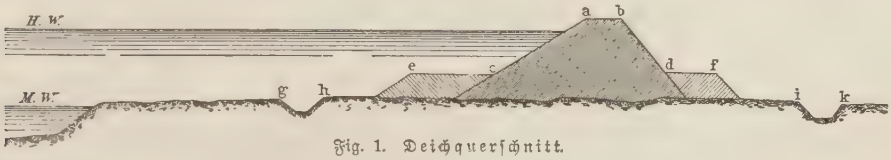


Fig. 1. Deichquerschnitt.

Bestimmungen über Deichrecht finden sich schon im Sachsen- und Schwabenspiegel. Von den neuern Deichordnungen sind zu nennen das preußische Gesetz über das Deichwesen vom 28. Jan. 1848 und die Deichordnung für das Herzogtum Oldenburg von 1855. Nach älterm Recht lag die Unterhaltung des Deiches zunächst den einzelnen Grundbesitzern ob, denen bestimmte Teile (»Pfänder«) je nach dem Umfang ihrer Besitzungen (»so viel Land, so viel D.«) angewiesen waren: System der Pfanddeichung; in neuern Deichordnungen ist die sogen. Kommunionsdeichung eingeführt, wobei die Unterhaltung des Deiches durch die Deichgenossenschaft erfolgt und die einzelnen Grundbesitzer nur verhältnismäßig zu den Kosten beitragen müssen. Die Deichlast ruht auf sämtlichen durch den D. geschützten Grundstücken; eine

Befreiung von ihr findet nicht statt (»kein D. ohne Land, kein Land ohne D.«). Zur Feststellung des Anteils der einzelnen Grundstücke dienen die Deichregister oder Deichrollen. Nach älterm Recht konnte der Deichpflichtige, der seiner Verpflichtung nicht nachkommen konnte oder wollte, sein Land aufgeben oder desselben entsetzt werden (»wer nicht will deichen, der muß weichen«); hierbei wurde ein Spaten in den D. gesteckt, wer denselben herauszog, wurde unter Übernahme der Deichlast Eigentümer des Grundstückes (Spatenrecht). Heutzutage findet wegen rückständiger Deichlasten die exekutivische Beitreibung im Administrativverfahren statt. Nach Art. 66 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch ist das Deichrecht unberührt geblieben. Eine Reihe von Bundesstaaten, wie Hessen, Oldenburg, Braunschweig, Hamburg, haben dasselbe 1899 teilweise oder ganz neu geregelt. Das Reichsstrafgesetzbuch (§ 321, 326) bedroht die vorsätzliche Zerstörung oder Beschädigung von Deichen mit Gefahr für das Leben oder die Gesundheit andrer mit Gefängnis von 3 Monaten bis zu 5 Jahren. Ist durch die Handlung eine schwere Körperverletzung verursacht worden, so tritt Zuchthausstrafe bis zu 5 Jahren und, wenn der Tod eines Menschen die Folge war, Zuchthausstrafe von 5 bis zu 15 Jahren ein. Bei fahrlässiger Beschädigung wird Gefängnisstrafe ausgesprochen.

Fig. 2. Seedeiche und Polder an der Leybucht (Ostfriesland).

Geschichtliches. Die Seedeiche der niederländischen und deutschen Nordseeküsten reichen bis in die Römerzeit zurück. Wahrscheinlich sind schon vor dem Eindringen der Römer von den Batavern an der Rheinmündung Eindeichungen vorgenommen worden; jedenfalls zog Drusus nach Eroberung von Holland (10 v. Chr.) kunstgerechte Kanäle und Deiche. Plinius der ältere macht schon Mitteilung über die von Menschenhand aufgeworfenen, als Wohnhügel dienenden Worthen (Warp, Wurp). Erst als die Worthen sich vermehrten, vereinigten sich die Bewohner zur Anlage von Deichen. Urkundlich wurden im 10. und 11. Jahrh. vom Erzbischof in Bremen eingeborne Holländer zum Deichbau nach den bremischen Marschen berufen. Anfänglich waren die Deiche nur schwach, so daß die Worthen immer noch als Wohnsitze, namentlich aber für Kirchen und Begräbnisplätze beibehalten wurden. Jede hohe Sturmflut war von zahlreichen Deichbrüchen begleitet, und es wurden besonders in den Sturmfluten des 13. Jahrh. große Teile der Marschen, darunter der jetzige Jadebusen 1218 und der Dollart 1277 mit vielen Ortschaften, vom Meere verschlungen. Seit 1634 sind beträchtliche Zerstörungen an der deutschen Nordseeküste nicht mehr eingetreten, im Gegenteil hat man durch eingedeichte Polder das früher verschlungene Land dem Meere z. T. wieder abgerungen (vgl. Fig. 2). Ebenso wie an den niedrigen Seeküsten wurden auch die Niederungen der Flüsse anfänglich als Wiese und Weideland benutzt, und die spärlich verstreuten Bewohner hatten ihre Wohnungen auf hochwasserfreien Worthen. Die zahlreichen, über das ehemalige Sumpfland der südungarischen Tiefebene verstreuten sogen. Kopfhügel sind wahrscheinlich auch Worthen aus vorgeschichtlicher Zeit. Erst später, als das Bedürfnis nach einem sichern Ertrag der Grünlandsländereien eintrat, schritt man zur Herstellung von schwachen Deichen. Im Laufe der Jahrhunderte sind dann die Eindeichungen vervollkommt und die Deiche verstärkt und erhöht worden. Da die Eindeichungen ohne Rücksicht auf das Hochwasserprofil der Flüsse, lediglich zu gunsten einzelner Gemeinschaften vorgenommen wurden, so sind sie für die Wasserabführung oft verhängnisvoll geworden und haben in den letzten Jahrzehnten vielfach Veranlassung zu Klagen und Umänderungsvorschlägen gegeben. Eine Regulierung der Deichlinien stößt wegen der widerstreitenden Interessen der beteiligten Grundbesitzer meistens auf große Schwierigkeiten und ist oft wegen der Ortschaften gar nicht ausführbar. Ein völliges Niederlegen der alten hochwasserfreien Deiche in den bewohnten Niederungen wird niemals eintreten können, es würde gleichbedeutend sein mit einem Zurückgehen in schlechtere Kulturverhältnisse. Solange die wirtschaftlichen Vorteile der Eindeichung größer sind als die Lasten und Gefahren, wird sich keine Generation entschließen, zu gunsten der nachkommenden den ererbten Zustand aufzugeben. Am

größten ist die Wichtigkeit der Deiche für die Niederlande. Hier sind ganze Provinzen, namentlich Nord- und Südholland, durch Deiche eingefaßt und weitere gewaltige Landgewinnungen im Werke. Einen Überblick über die Größe eingedeichter Flächen gibt die nachstehende Zusammenstellung:

1) In der Provinz Hannover stehen unter staatlicher Aufsicht 994 km Deichlänge, die 312,000 Hektar Marschland schützen.
2) Eingedeichtes Oderbruch am linken Oderufer: 68,003 Hektar.
3) Eindeichung des Weichsel-Nogat-Delta: 49,725 Hektar.
4) Die altmärkische Wischeniederung: 40,019 Hektar.
5) Das Memeldelta beträgt 34,425 Hektar.
6) Das Warthebruch erstreckt sich über 31,268 Hektar.
7) Am Niederrhein zwischen Wesel und Holland sind 46,000 Hektar durch Deiche geschützt.
8) Die Loiredeiche umschließen bei 484 km Länge 95,617 Hektar.
9) Die Podeiche mit 514 km Länge 324,500 Hektar.
10) Die eingedeichten Niederungen in England haben eine Fläche von 700,000 Hektar.

Vgl. außer den Handbüchern der Wasserbaukunst und der Ingenieurwissenschaften Wehrmann, Eindeichung des Oderbruches (Berl. 1861); Dannemann, Melioration des Warthebruches (das. 1867); Nieberding, Wasserrecht und Wasserpolizei im preußischen Staat (2. Aufl., das. 1889); Rust, Das Deichwesen an der untern Elbe (das. 1870); Perels, Handbuch des landwirtschaftlichen Wasserbaues (2. Aufl., das. 1884); Peyrer, Österreichisches Wasserrecht (Wien 1880); Kletke, Das Deichwesen des preußischen Staates (Berl. 1868); Parey, Das Deichbuch (gesetzliche Bestimmungen, Danzig 1871); Deutsch, Die Überschwemmung und ihre Ursachen (Wien 1877); Hahn, Die preußische Gesetzgebung über Vorflut, die Ent- und Bewässerungen und das Deichwesen (2. Aufl., Bresl. 1886); Gerson, Wie es hinter unsern Deichen aussehen müßte (Berl. 1888); Hieronymi, Die Theißregulierung (Budap. 1888); Krapf, Die Geschichte des Rheins zwischen dem Bodensee und Ragaz (Sonderabdruck aus den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees, Heft 30, 1901); Gierke, Geschichte des deutschen Deichrechts (Berl. 1901, 1. Teil).

Deichbaum, s. Durchkriechen.

Deichbruch kann entstehen durch Quellöcher, die sich im Deiche bilden, durch Wellenschlag, durch Überlauf des Wassers, durch Abrutschen der Böschungen, durch Risse infolge von weichem, moorigem Untergrund und endlich wenn der weiche Untergrund durch starken Wasserdruck herausgepreßt wird. Strombruch nennt man den D., wenn das Wasser in das Binnenland strömt, das Vorland samt dem Deich also vollständig abgebrochen ist. Beim Grundbruch, der am häufigsten eintritt, ist die Deichsohle oder der Untergrund ausgerissen, das Vorland zwischen Deich und normalem Wasser ist aber erhalten. Ist die Deichsohle nicht beschädigt, sondern nur der Deich selbst weggerissen, so spricht man von einem gewöhnlichen D., wogegen Beschädigungen der Krone des Deiches, der Deichkappe, ohne Verletzung des eigentlichen Deichkörpers, mit Kappstürzungen bezeichnet werden. Durch die heftige Strömung, die im D. entsteht, werden nach dem Binnenland sich erstreckende, oft sehr tiefe Kolke gebildet. Die Wiederherstellung der Deiche geschieht nach drei Verfahrungsarten: Bei der Auslage bleibt der Kolk im Binnenland, und man führt den neu zu errichtenden Deich außen um den Kolk herum. Dies Verfahren ist ungünstig, weil der neue Deich vorspringt und deshalb Beschädigungen durch Wellenschlag, Eisgang und Strömung leicht ausgesetzt ist, und weil hinter ihm der tiefe Kolk verbleibt, der für alle Zeit der Nutzung entzogen ist und Veranlassung zu Quellen und Abrutschungen gibt. Die Auslage ist wegen der geringen Länge des neuen Deiches die billigste Herstellungsweise, sie wurde früher ganz allgemein angewendet, wird aber heutzutage kaum noch gestattet. Bei der Einlage bleibt der Kolk außendeichs, damit er im Laufe der Jahre versanden oder verschlammen und demnächst wieder nutzbar gemacht werden kann. Die neu herzustellende Deichlinie ist in diesem Falle bedeutend länger und kostspieliger, es ist aber das sicherste Verfahren und wird nur dann nicht ausgeführt, wenn der Kolk sich übermäßig weit nach dem Binnenland erstreckt. Die Durchdeichung behält die frühere Deichlinie bei und empfiehlt sich wegen der geringen Länge stets, wenn der entstandene Kolk nicht zu tief ist. Man füllt alsdann den Kolk am besten ganz aus und nimmt hierzu den etwa in der Nähe abgelagerten, aus dem Kolke fortgespülten Sand. Die Wiederherstellung des Deiches beginnt, sobald das Vorland wasserfrei und zur Entnahme von Deicherde geeignet ist, doch kann ein Abbau oder Zuschluß des Deichbruches, zumal beim Strombruch, schon früher notwendig werden, um das Eindringen des Wassers in das Binnenland zu unterbrechen. Sind die vorhandenen Siele nicht im stande, das eingedrungene Wasser allein abzuleiten, so muß man den Deich am untern Ende der Eindeichung durchstechen, um einen sogen. Rückbruch, also einen Bruch von innen nach außen, zu verhindern.

Deichgraf (Deichhauptmann, Deichinspektor), s. Deich, S. 589.

Deichgroden, s. Deich, S. 588.

Deichschleuse, s. Siel.

Deichsel, die Stange zur Anschirrung der Zugtiere an Fahrzeugen, dient zum Lenken und Zurückhalten (Bremsen) der Fahrzeuge. — In der Heraldik ist D. Benennung einer der Heroldsfiguren (s. d., Fig. 15).

Deichselrecht, eine bei aneinander stoßenden Bauerngehöften vorkommende, gewöhnlich mit dem Traufrecht verbundene deutschrechtliche Servitut, die Wagendeichsel aus dem Schuppen durch das sogen. Deichselloch auf des Nachbars Grundstück reichen zu lassen.

Deichselsteine, in einigen Gegenden, wie in Thüringen, Steine zur Bezeichnung der Mitte des Fahrweges.

Deichverstühlung, die seitens der Behörde anberaumte Verhandlung, durch die ein mehrere Jahre bewährter Polderdeich zum Hauptdeich (Schaudeich), der bisherige Hauptdeich zum Schlafdeich erklärt wird. Bevor die Verstühlung stattfinden kann, muß eine Vereinbarung zwischen der Mehrheit der Polderbesitzer und derjenigen Deichacht, auf deren Deich sich die Verstühlung bezieht, erfolgen. Die Vereinbarung wird genehmigt, wenn sich der Polderdeich und das zugehörige Siel in einem nach Lage und Beschaffenheit für die Sicherheit des Binnenlandes genügenden Zustand befindet.

Deidameia, Tochter des Lykomedes, Königs von Skyros, wurde von Achilleus Mutter des Neoptolemos.

Deidesheim, Stadt im bayr. Regbez. Pfalz, Bezirksamt Neustadt, am Fuße der Hardt und an der Linie Monsheim–Neustadt a. H. der Pfälzischen Eisenbahn, hat eine katholische (15. Jahrh.) und eine evang. Kirche, Synagoge, ist berühmt durch Weinbau, betreibt Fruchtkonservenfabrikation, Weinhandel und zählt (1900) 2808 meist kath. Einwohner. D. kam um 1100 an das Bistum Speyer und ist seit 1395 Stadt.

Deidesheimer, s. Pfälzer Weine.

Dei gratia (lat., »von Gottes Gnaden«), Formel, welche die regierenden Herren ihren Titeln vorsetzen. Sie war anfangs bloß ein demütiges Bekenntnis der Abhängigkeit von Gott. So fügten sie zuerst die Bischöfe auf dem Konzil zu Ephesos bei der Verurteilung des Nestorius 431, später auch Äbte und Äbtissinnen, ja sogar Mönche und Kapläne ihren Titeln in Briefen und Urkunden bei. Bei den Päpsten kommt sie in Zusammenstellung mit dem Prädikat servus servorum, auch mit dem Zusatz Dei et ecclesiae gratia vor. Seit Mitte des 13. Jahrh. schrieb sich die hohe Geistlichkeit »Von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden« (»Dei et apostolicae sedis gratia«). So oder ähnlich schreiben sich die Bischöfe noch jetzt. Von der Geistlichkeit nahm Pippin der Kleine die Formel D. g. an. Von ihm ging sie auf die fränkischen Könige, deutschen Kaiser und alle christlichen Herrscher über. Man legt der Formel wohl die Bedeutung bei, daß sie den unmittelbar göttlichen Ursprung der königlichen Gewalt (Königtum von Gottes Gnaden), im Gegensatze zum Ursprung aus dem Willen des Volkes, ausdrücken soll, eine Auslegung, die bei der Verbindung »von Gottes Gnaden und durch den Willen der Nation« (Napoleon III., Italien) ausgeschlossen ist. Vgl. Daniel, Die Kurialienformel Von Gottes Gnaden (Berl. 1903).

Deiker, 1) Johannes, Maler, geb. 27. Mai 1822 in Wetzlar, wo sein Vater Zeichenlehrer am Gymnasium und Maler war, gest. 22. Mai 1895 in Düsseldorf, begann seine Studien in Frankfurt a. M. bei J. Becker und widmete sich hauptsächlich der Porträtmalerei. Nach Wetzlar zurückgekehrt, gewann er die Gunst des Fürsten zu Solms-Braunfels, auf dessen Schloß an der Lahn er viele Jahre zubrachte. Hier wurde er durch die großen Wälder und Wildgehege veranlaßt, sich ausschließlich der Darstellung von Tieren und Jagdszenen zuzuwenden. 1868 ließ er sich in Düsseldorf nieder. Er behandelte das Leben der Hirsche, Rehe, Wildschweine und der andern jagdbaren Tiere des deutschen Waldes in anschaulicher Weise, oft in lebhaft bewegten Szenen.

2) Karl Friedrich, Bruder des vorigen, Maler, geb. 3. April 1836 in Wetzlar, gest. 19. März 1892 in Düsseldorf, wurde Schüler der Zeichenakademie in Hanau und begann unter Direktor Pélissier seine künstlerischen Studien, die er dann bei J. W. Schirmer in Karlsruhe fortsetzte. Seit 1864 lebte er in Düsseldorf. Er malte mit Vorliebe Hochwild und Wildschweine und schilderte gern Hirschkämpfe, fliehendes Hochwild, vom Jäger verfolgt, Sauhatzen u. dgl. Eine Sauhatz (1870) befindet sich im Museum zu Köln.

Deiktisch (griech.), zeigend, vorzeigend; s. Lehrform.

Deime, Fluß im preuß. Regbez. Königsberg, ursprünglich Kanal, jetzt schiffbarer Arm des Pregels, der sich bei Tapiau nach N. abzweigt und bei Labiau in das Kurische Haff mündet. Er wurde 1405 vom Deutschen Orden schiffbar gemacht und hat 41 km Länge und 1,5 m Tiefe. Durch den Großen Friedrichsgraben ist er mit dem Memonien verbunden.

Deimos und **Phobos** (lat. Pallor und Pavor, »Schrecken und Furcht«), im griech. Mythus die Söhne und Begleiter des Ares.

Deinarchos (lat. Dinarchus), der letzte der zehn attischen Redner, geb. um 361 v. Chr. in Korinth, gest. nach 291 in Athen, blühte daselbst unter der Verwaltung des Demetrios Phalereus als Redenschreiber für andre. In Demetrios' Sturz verwickelt, floh er 307 nach Chalkis auf Euböa und kehrte erst 292, halb erblindet und von einem Freund um sein Vermögen gebracht, nach Athen zurück. Von seinen zahlreichen Reden haben sich nur drei auf den Harpalischen Prozeß bezügliche erhalten, die von seiner Kunst keine günstige Anschauung geben (außer in den Sammlungen griechischer Redner hrsg. von Blaß, 2. Ausg., Leipz. 1888, und Thalheim, Berl. 1887; Wortindex von Forman, Oxford 1897). Nach dem Urteil der Alten ahmte er besonders Demosthenes nach, ohne ihn jedoch zu erreichen. Vgl. Blaß, Die attische Beredsamkeit, Bd. 3 (2. Aufl., Leipz. 1893).

Deines, Gustav Adolf von, preuß. General, geb. 30. Mai 1845 als Sohn des (1847 geadelten) Gutsbesitzers D. in Hanau, studierte in Göttingen, Halle und Bonn, machte als Reserveoffizier den Feldzug gegen Frankreich mit, wurde im November 1870 Ordonnanzoffizier beim Oberkommando der I. Armee und wurde im Juli 1871 in das Königshusarenregiment eingereiht. 1872—74 Regimentsadjutant, dann zur Dienstleistung beim Großen Generalstab kommandiert, kam er im Februar 1878 als Hauptmann in den Generalstab der Armee, ward bald dem Stab des 8. Korps zugeteilt und überwachte 1881 im Auftrag des Reichskanzlers die türkisch-griechische Grenzregulierung mit. Seit 1882 Rittmeister bei den Zieten-Husaren in Rathenow, kam er im Januar 1885 zur Gesandtschaft nach Madrid, im März 1887 zur Botschaft nach Wien und blieb dort auch nach der Ernennung zum kaiserlichen Flügeladjutanten (1888), Oberstleutnant (1890) und Oberst (1892). Im Oktober 1894 zum Obergouverneur der kaiserlichen Söhne berufen, siedelte D. nach Plön über und überwachte die militärische und wissenschaftliche Ausbildung des Kronprinzen und des Prinzen Eitel Fritz, wurde 1896 Generalmajor, 1899 unter Versetzung zu den Offizieren von der Armee Generalleutnant und nach der Übersiedelung des Kronprinzen nach Bonn kaiserlicher Generaladjutant. Im Juni 1900 auch seiner Stellung bei den jüngern Prinzen enthoben, übernahm er das Kommando der 21. Division in Frankfurt a. M. und folgte im Oktober 1902 dem Erbgroßherzog Friedrich von Baden als Kommandeur des 8. Armeekorps in Koblenz. D. verfaßte die »Geschichte des Husarenregiments König Wilhelm I. Nr. 7« (Berl. 1876).

Deinhardstein, Johann Ludwig, Bühnendichter, geb. 21. Juni 1794 in Wien, gest. daselbst 12. Juli 1859, widmete sich hier anfangs juridischen, dann philologischen und ästhetischen Studien und erhielt 1827 eine Professur der klassischen Literatur und Ästhetik in seiner Vaterstadt. 1832—41 war D. Vizedirektor des Hofburgtheaters und besorgte die Zensur der eingereichten Stücke. 1830 erhielt er die Redaktion der »Jahrbücher der Literatur«, die er bis zu deren Eingehen 1851 führte. D. ist Verfasser zahlreicher Theaterstücke, die, ohne höhere künstlerische Bedeutung, durch Bühnenkenntnis, gebildete Sprache und herzlichen Ton Beifall fanden. Sie sind gesammelt in seinen »Dramatischen Dichtungen« (Wien 1816), seinem »Theater« (das. 1827 u. 1833) und seinen »Künstlerdramen« (Leipz. 1845, 2 Bde.). Einzeln erschienen das Lustspiel »Ehestandsqualen« (Wien 1820) und das nach dem »Teuerdank« bearbeitete Gedicht »Erzherzog Maximilians Brautzug« (das. 1832). Am besten gefielen »Hans Sachs« (Wien 1829), ein Bühnengemälde voll gelungener Charakteristik, das in mehrere Sprachen übersetzt worden ist, und das Lustspiel »Garrick in Bristol« (das. 1834). Deinhardsteins »Gesammelte dramatische Werke« erschienen

Leipzig 1848—57, 7 Bde.; auch gab er heraus »Klassisches Theater des Auslandes« (Wien 1855—56, 2 Bde.). Anmutig sind seine lyrischen »Gedichte« (Berl. 1844) und die »Erzählungen und Novellen« (Pest 1846).

Deinhardt, Karl August, deutscher Admiral, geb. 2. Febr. 1842 in London, gest. 4. Okt. 1892 in Wilhelmshaven. In Koblenz aufgewachsen, trat er 1856 in die preußische Marine u. war 1878 Kommandant der in der Südsee kreuzenden Korvette Bismarck während ihres Eingriffs auf den Samoainseln. Seit 1880 Kapitän zur See, wurde er 1887 Konteradmiral, führte 1888 das vor der Küste von Ostafrika zur Blockade stationierte Kreuzergeschwader, unterdrückte den Sklavenhandel und nahm, eine kernige, rauhe Seemannsnatur, auch an der Niederwerfung des Araberaufstandes in Deutsch-Ostafrika, besonders durch die Erstürmung von Bagamoyo erfolgreichen Anteil. 1890 zum Vizeadmiral ernannt, leitete er 1890 und 1891 die großen Flottenmanöver und wurde 1892 Chef der Marinestation der Nordsee.

Deinit, Sprengstoff aus Pikrinsäure und Trinitrotoluol.

Deinokrátes (lat. Dinocrates), Architekt aus Makedonien, baute den von Herostratos niedergebrannten Dianentempel zu Ephesos auf und trug Alexander d. Gr. den Plan vor, den Berg Athos zu einer menschlichen Gestalt umzubilden, in der linken Hand mit einer Stadt, in der rechten mit einer großen Schale, worin sich das Wasser aller Flüsse des Berges sammeln und dann dem Meer zuströmen sollte. Der Plan kam nicht zur Ausführung. D. hat auch die Stadtanlage von Alexandria entworfen und den Scheiterhaufen des Hephästion errichtet.

Deinsen, rückwärts gehen (vom Schiff).

De integro (lat.), von neuem.

Deiopea caloctenota, s. Meeresfauna.

Deíphobe, bei Vergil die Sibylle von Cumä (s. Sibyllen), Tochter des Glaukos, Priesterin des Apollon, führte den Äneas in die Unterwelt.

Deiphóbos, Sohn des Priamos und der Hekabe, war einer der tapfersten Helden und nach Hektors Tod Anführer der Trojaner. Bei der Eroberung Trojas wurde er, von Helena, mit der er sich nach Paris' Tod vermählt hatte, verraten, von Menelaos und Odysseus nach schwerem Kampf getötet.

Deiphontes, im griech. Mythus Sohn des Herakliden Antimachos, Gemahl der Hyrnetho, Tochter des Temenos, wurde von diesem statt dessen eigne Söhne, die ihm nach dem Leben gestellt hatten, zum Nachfolger in Argos ernannt. Nach andrer Sage gelangte Keisos, Temenos' ältester Sohn, zur Herrschaft, während D. mit Hyrnetho zu Epidauros mit seinen Schwägern in Feindschaft lebte. Als zwei derselben ihre Schwester mit Gewalt entführten und D. ihnen nachsetzte, wurde Hyrnetho von ihrem Bruder Phalkes im Handgemenge getötet. Ihr Schicksal war Gegenstand einer Tragödie (»Temenos«) des Euripides.

Deipnon, bei den alten Griechen die Hauptmahlzeit, gegen Sonnenuntergang gehalten.

Deipnosophisten (griech.), Leute, die beim Mahl gelehrte Gespräche führen; auch Titel einer Schrift von Athenäos (s. d. 2).

Deir (ed-Deir, Dêr, »das Kloster«), 1) aufblühende Hauptstadt des selbständigen asiatisch-türk. Liwa Zôr am Euphrat, mit 20,000 Einw., Sitz eines Paschas und Muteßarifs, ist Stützpunkt gegen die Beduinen, für die es auch das Handelszentrum bildet. — 2) Stadt in Ägypten, s. Derr.

Deir el Kamar (»Mondkloster«), früher Hauptort der Drusen in Syrien, jetzt Hauptort des Muteßarifliks Dschebel el Libnan, 865 m ü. M., am Abhang des Libanon, ist mit Beirut durch Fahrstraße verbunden. Die 8000 Bewohner (meist Maroniten) treiben Weinbau und Seidenraupenzucht und verfertigen mit Gold und Silber durchwebte seidene Kopftücher. 1860 war D. Schauplatz einer Christenniedermetzelung. Auf der gegenüberliegenden Talwand liegt das große Schloß Bteddin, Sommerresidenz des christlichen Paschas des Libanon.

Deisidämonie (griech.), Gottesfurcht, im guten wie im tadelnden Sinne (Aberglaube).

Deismus (lat.), das System, das einen von der Welt nicht bloß geschiedenen (im Gegensatze zum Pantheismus), sondern auch verschiedenen, ihr äußerlich gegenüberstehenden Gott als letzte Ursache aller Dinge lehrt, aber (im Gegensatze zum Theismus) annimmt, daß dieser ohne lebendige fortdauernde Beziehung zur Welt sei und sich auch nicht in außerordentlicher Weise offenbare. Während schon im 16. Jahrh. »Deist« im Gegensatze zum Atheisten für jemand gebraucht wurde, der überhaupt an eine Gottheit glaubte, war Charles Blount (gest. 1693), der besonders als witziger und ironischer Gegner der biblischen Geschichte auftrat, einer der ersten, der sich in dem später üblichen Sinn Deist nannte; ihm folgten vornehmlich Tindal und Morgan. Die Denk- und Sinnesweise dieser Männer ging aus den kirchlich-politischen Wirren Englands im 17. Jahrh. und aus dem Widerspruch der zurückgebliebenen Theologie gegen die fortgeschrittene Wissenschaft hervor. Als faktischer Urheber dieses D. ist Edward Herbert (s. d.), Lord von Cherbury, anzusehen, der zuerst den Begriff und die Zulänglichkeit der natürlichen Religion entwickelte. Ihm nahe steht Thomas Browne (s. d. 3), der Verfasser der »Religio medici« und andrer deistischer Schriften. Bestimmter, umfassender und feindseliger wurden diese Angriffe, seitdem 1694 die Preßfreiheit eingeführt worden war und John Locke die »Vernünftigkeit des Christentums« (»The reasonableness of Christianity«, 1695) als Losung ausgegeben hatte. Seitdem wurde das Christentum oft geradezu als Priesterbetrug bekämpft, immer seiner historischen Bedeutung und Grundlage beraubt. Graf Anthony Shaftesbury (s. d.) strebte eine reine diesseitige Religion der Schönheit und Tugend an und führte eine schalkhafte Polemik gegen das Christentum als gegen eine durch den Gedanken ewiger Vergeltung getrübte Sittlichkeit. Gleichzeitig suchte John Toland (gest. 1722), auf den zuerst die Bezeichnung Freidenker angewendet wurde, in einem Hauptwerk der ganzen Richtung (»Christianity not mysterious«, 1696) den Wunderbegriff aus der christlichen Religion zu entfernen und beanspruchte Anton Collins (gest. 1729) das Recht des freien Denkens als allgemeines Menschenrecht. Thom. Woolston, der einzige Märtyrer unter seinen Genossen (gest. 1733 im Gefängnis), gebrauchte die alte Methode, die Wundergeschichten zu allegorisieren, als Hülle für seine Angriffe auf die evangelische Geschichte. Matth. Tindal (gest. 1733) leugnete die Idee und Möglichkeit der Offenbarung und nannte die Heilige Schrift eine Urkunde der natürlichen Religion, das Christentum so alt wie die Schöpfung (»Christianity so old as the creation«, 1730, das Hauptmanifest des D.), die Kirche in Hobbes' Sinn eine Institution des Staates. Lediglich als Mittel für Staatszwecke erscheint die Religion bei Lord H. Bolingbroke (s. d.), der die Freiheit des Denkens nur für die höhern Klassen gelten

lassen wollte. Eine Satire auf die Ideale der Kirche stellt die »Fabel von den Bienen« von Bernhard Mandeville (s. d.) dar. Bei David Hume (s. d.) schlug der D. in Skeptizismus um. In der Geschichte der Kirche machte der englische (eigentliche) D. große Epoche. Derselbe entwickelte in sich viel Scharfsinn und geistige Bildung, gab sich aber gewöhnlich nur als Gleichgültigkeit gegen die Kirche kund. In Frankreich ergriff und steigerte der Enzyklopädismus (Diderot) die negative Richtung des englischen D. In Deutschland entwickelte sich der D. teils als Evangelienkritik (Reimarus), teils als Aufklärungsphilosophie und theologischer Rationalismus. In der katholischen Kirche tragen einen deistischen Charakter die Theophilanthropen (s. d.) und die französische katholische Kirche des Abbé Chatel seit 1831, mit stark politischer Färbung. Dem Judentum gab vornehmlich Mendelssohn einen Anstoß zu einer innerlichen Entwickelung, die, fast natürlich zum D. fortschreitend, als jüdische Reform besonders in Deutschland und Frankreich Vertreter fand. Vgl. Lechler, Geschichte des englischen D. (Stuttg. 1841); Pünjer, Geschichte der christlichen Religionsphilosophie seit der Reformation (Braunschw. 1880).

Deisselberg, basaltischer Kegelberg auf dem Plateau von Paderborn, westlich bei Trendelburg, 386 m

Deisten, s. Deismus. [hoch.

Deister, Bergkette in der preuß. Provinz Hannover, zwischen der Weser und Leine, zieht sich von Springe in nordwestlicher Richtung 22 km weit bis Rodenberg, parallel dem die Weser begleitenden Süntelgebirge, hin, von dem sie durch ein von der Kaspaue durchflossenes Tal getrennt wird. Der höchste Punkt des Deisters ist der 402 m hohe Höfeler. Das Gebirge hat einige Steinkohlengruben und Sandsteinbrüche. Im NW. schließt sich jenseit der Kaspaue der Bückeberg (s. d.) an.

Deistersandstein, obere Abteilung der Wealdenformation (s. d.).

Deität (lat.), Gottwesenheit, Gottheit.

Deiters, 1) Hermann, Philolog und Musikschriftsteller, geb. 27. Juni 1833 in Bonn, studierte daselbst zuerst Rechtswissenschaft, dann klassische Philologie (unter O. Jahn), war hier 1858—69 Gymnasiallehrer, 1869 Oberlehrer zu Düren, wirkte in der Folge als Gymnasialdirektor zu Konitz (1874), Posen (1878), Bonn (1883) und ward 1885 zum Provinzialschulrat zu Koblenz ernannt. D. schrieb mehrere philologische Studien (»Über die Verehrung der Musen bei den Griechen«, Bonn 1868; »De Aristidis Quintiliani doctrinae harmonicae fontibus«, das. 1870; »Über das Verhältnis des Martianus Capella zu Aristides Quintilianus«, Posen 1881) und kurze biographische Skizzen (über J. Brahms, 2 Teile, und L. v. Beethoven, beide in Walbersees »Sammlung musikalischer Vorträge«) u. a. in Zeitschriften, wurde aber besonders bekannt durch seine deutsche Bearbeitung von A. W. Thayers Biographie Beethovens (bis jetzt 3 Bände, Berl. 1866—79; Bd. 1 in 2. Aufl. 1900), die englisch noch nicht erschienen ist. Auch besorgte er die Herausgabe der 3. Auflage von O. Jahns Mozart-Biographie (Leipz. 1889—91, 2 Bde.).

2) Heinrich, Maler, geb. 5. Sept. 1840 in Münster, bildete sich seit 1857 auf der Akademie zu Düsseldorf zum Landschaftsmaler aus, wo er sich besonders an Alex. Michelis anschloß, später aber auch von A. Achenbach beeinflußt wurde, und machte dann Studienreisen nach Holland, Belgien, Frankreich und Süddeutschland. Aus allen diesen Gegenden hat er die Motive zu seinen zahlreichen Landschaften gewonnen, in denen sich eine intime, poetische Stimmung mit einer lebhaften Färbung verbindet. Am liebsten bringt er aber in die Reize der westfälischen Wälder ein. Seine hervorragendsten Schöpfungen sind: ein westfälisches Dorf (1864), Nach dem Regen, Dordrecht (1866), holländische Kanallandschaft, Amsterdam, westfälische Wassermühle (1876), Abend im Spätherbst (1877, Museum zu Köln), Am Waldbach (1884, in der Dresdener Galerie), Winterabend (1892) und Waldkapelle (1893).

Dej., bei Tiernamen Abkürzung für Graf P. F. Dejean (s. d.).

Déjazet (spr. -schasä), Pauline Virginie, franz. Schauspielerin, geb. 30. Aug. 1798 in Paris, gest. daselbst 1. Dez. 1875, betrat schon als fünfjähriges Kind das Théâtre des jeunes artistes am Kapuzinerkloster, spielte dann mit glänzendem Erfolg auf Kindertheatern, trat in den Variétés in Knabenrollen auf, ebenso in Bordeaux und Lyon und übernahm 1821 im Gymnase die jungen Burschen, Schüler ꝛc. Von hier ging sie 1834 an das Théâtre du Palais-Royal über, dem sie seinen schönsten Glanz verlieh. Von 1844 bis 1849 war sie Mitglied der Variétés, trat dann an verschiedenen Theatern von Paris, auch wiederholt in der Provinz und in London auf und übernahm 1859 die Direktion der Folies-Dramatiques, die sie in Théâtre D. umtaufte. 1868 trat sie von der Bühne ab, kehrte aber von neuem zu ihr zurück, nachdem sie 1874 in einer Vorstellung zu ihren gunsten (Einnahme 60,000 Frank) aufgetreten war. Außerordentliche Lebendigkeit, Witz, das Talent, Zweideutigkeiten so sagen zu können, daß sie ihr verziehen wurden, und eine unbeschreibliche Schalkhaftigkeit in ihrem ganzen Wesen machten sie zu einem der glänzendsten Sterne der Pariser Bühne. Eine Sammlung ihrer geistreichen Einfälle enthält das Buch »Le perroquet de D.« Vgl. Duval, Virginie D. (Par. 1876); Henry-Lecomte, Virginie D. L'artiste, la femme (das. 1902).

Dejean (spr. döschäng), Pierre François Aimé Auguste, Graf, Entomolog, geb. 10. Aug. 1780 in Amiens, gest. 18. März 1845, studierte Medizin, trat in den Militärdienst, begleitete seinen Vater nach Holland, zeichnete sich später als Regimentskommandeur in Spanien aus, focht als Brigadegeneral im russischen Feldzug, ward 1814 zur Disposition gestellt, war aber 1815 bei Waterloo Napoleons I. Adjutant; nach der zweiten Restauration ward er verbannt, kehrte 1818 nach Frankreich zurück, trat 1824 in die Pairskammer, 1830 wieder in den aktiven Dienst und machte den Feldzug in Belgien mit. Von Jugend auf eifrig mit Entomologie beschäftigt, brachte er während seiner Feldzüge und seines Exils in Kärnten, Krain, Steiermark und Dalmatien sowie durch seine Verbindung mit fast allen Entomologen Europas eine Sammlung zu stande, die als die größte und reichste des Kontinents angesehen werden kann. Er lieferte 1821 einen systematischen Katalog der Käfer (2. Aufl. 1833—37) und schrieb: »Iconographie des coléoptères d'Europe« (mit Boisduval und Aubé, Par. 1829—36, 5 Bde.) und »Species générales des coléoptères« (das. 1825—37, 5 Bde.; den 6. Band fügte Aubé hinzu), ein zwar unvollendetes, aber klassisches Werk; »Histoire naturelle et iconographie des coléoptères d'Europe« (mit Boisduval, das. 1828—38, 50 Lfgn.).

Dejektion (lat.), Ab- und Ausstoßung, gewaltsame Verdrängung aus dem Besitz einer Sache; De-

jecta, die Exkremente, der Auswurf, und was sonst vom Körper eines Kranken stammt.

Dejerieren und **Dejeration,** s. Dejurieren.

Déjeuner (franz., spr. -schöné), die erste nach dem Wortlaut auf nüchternen Magen genommene Mahlzeit des Tages, das Frühstück, besteht in Deutschland in der Regel aus Kaffee, Kakao oder Tee mit Weißbrot oder Kuchen, in Frankreich aus schwarzem Kaffee oder Schokolade, in England aus Tee mit Eiern und Fleisch. In Frankreich nennt man jedoch gewöhnlich D. (d. à la fourchette, Gabelfrühstück) die gegen 12 oder 1 Uhr genossene Hauptmahlzeit, die aus einer oder mehreren warmen und kalten Speisen besteht und sich vom Mittagsessen, dem Diner, durch Zahl, Auswahl und Auftragen der Gerichte, z. B. Fehlen der Suppe, des Tischtuchs ꝛc., unterscheidet. Geschäftsleute dejeunieren in der Regel im Restaurant, da die Arbeits- und Geschäftszeit durch eine eigentliche Frühstückspause nicht unterbrochen wird. D. dînatoire (richtiger D.-dîner), ein größeres, feines Frühstück an Stelle eines Mittagsmahls, das die Franzosen später einnehmen. D. dansant, ein Frühstück, an das sich Tanz anschließt. Dejeunieren, frühstücken. — Le Déjeuner war auch Name eines Schriftstellervereins unter dem ersten Kaiserreich.

Dejizieren (lat.), herabwerfen; ausstoßen, aus dem Besitz vertreiben.

Dejókes (Dajaukku) war nach Herodot der erste König der Meder, 710—655 v. Chr., der, wegen seiner Klugheit und Gerechtigkeit zum Richter gewählt, allmählich königliche Gewalt zu gewinnen wußte, als feste Residenz Ekbatana bauen ließ und glücklich regierte. In Wirklichkeit war er aber vielleicht nur ein den Assyrern untertäniger medischer Stammesfürst. Sein Sohn und Nachfolger war Phraortes (s. d.).

Dejotárus, Tetrarch (Vierfürst) von Galatien, erhielt wegen der wichtigen Dienste, die er den römischen Feldherren Sulla, Servilius Isauricus, Murena, Lucullus und Pompejus in den Kriegen in Asien geleistet hatte, vom römischen Senate den Königstitel und die Herrschaft über Kleinarmenien und stand mit M. Cato, Pompejus, Cäsar, Crassus, den Brüdern M. und Quintus Cicero, M. Brutus u. a. in Verbindung. Im Bürgerkrieg zwischen Pompejus und Cäsar zog er jenem mit 600 Reitern zu Hilfe, trennte sich aber nach der Schlacht bei Pharsalus von Pompejus und begab sich nach Galatien zurück, wo er durch den Angriff des Pharnakes in Bedrängnis geriet. Als Cäsar 47 v. Chr. gegen ihn zu Felde zog, wurde er von D. unterstützt, weshalb er diesen in seiner Königswürde bestätigte und ihm den größten Teil seines Reiches zurückgab. Cäsar hielt sich damals eine Zeitlang am Hofe des D. in Lucejum auf. Da man bei diesem einen Groll gegen Cäsar wegen Verkürzung seines Besitzes voraussetzte, so klagte auf Anstiften der Schwiegersöhne des D., Brogitarus und Kastor, des letztern Sohn Kastor zu Rom 45 den D. an, daß er Cäsar während seines Aufenthalts in Lucejum habe ermorden wollen. Cicero brachte es als Verteidiger des Angeklagten dahin, daß Cäsar die Sache fallen ließ; D. aber tötete aus Rache die Eltern Kastors. Nach Cäsars Tod ließ D. der Fulvia, der Gemahlin des Antonius, eine ungeheure Summe auszahlen: sofort erschien eine Verordnung, angeblich aus Cäsars Papieren, durch die D. in seine frühern Besitzungen wieder eingesetzt wurde, deren sich dieser übrigens ohne weiteres bereits wieder bemächtigt hatte. Als Cassius nach Kleinasien kam, suchte D. Neutralität zu beobachten; erst als Brutus selbst zu ihm kam, erklärte er sich für die Verschwornen und sandte ihnen seinen Feldherrn Amyntas nach Griechenland zu Hilfe. Dieser trat nach der Niederlage der Republikaner zu Octavianus und Antonius über, ward freundlich aufgenommen, und D. blieb im Besitz seiner Länder. Er starb 40 v. Chr. in hohem Alter.

De jure (lat.), von Rechts wegen; Gegensatz: De facto (s. d.).

Dejurieren (dejerieren, lat.), eidlich bekräftigen; Dejuration (Dejeration), eidliche Beteurung.

Deka (griech.), zehn, oft in Zusammensetzungen, besonders im metrischen Maß, vorkommend, so Dekagramm, 10 g; Dekaliter, 10 Lit.; Dekameter (in Frankreich die Meßkette), 10 m; Dekastēr (franz. décastère) = 10 m³. In Spanien Decá.

Deka (Dega), Landschaft, s. Abessinien, S. 31.

Dekabristen (Dezembermänner, v. russ. dekabrj, Dezember), die Teilnehmer des Aufstandes gegen den Zaren Nikolaus I. am 26. Dez. 1825, eine Anzahl von Gardeoffizieren, die sich in Frankreich 1814 und 1815 mit revolutionären Ideen erfüllt hatten und die unsichern Verhältnisse nach dem Tod Alexanders I. (1. Dez. 1825) benutzen wollten, um eine freie Verfassung durchzusetzen. Geheimbünde, hauptsächlich der »des Nordens« unter Fürst Trubetzkoi in Petersburg und der »des Südens« unter dem Obersten v. Pestel, wirkten in der Armee. Der Umstand, daß man von der Thronentsagung des ältesten kaiserlichen Bruders, des Großfürsten Konstantin, damals Vizekönigs in Polen, unter dem Volke nichts wußte, schien für ihre Absicht günstig; sie stellten ihn als den rechtmäßigen Thronfolger, den zweiten Bruder Alexanders, Nikolaus, aber als Usurpator hin. Unter dem Vorwande, die Rechte des erstern zu verteidigen, führten die D. die Gardetruppen gegen das Winterpalais. Der Aufstand, dem es an sicherer Leitung fehlte (Fürst Trubezkoi war nirgends zu sehen), wurde von Nikolaus mit Kartätschen niedergeschlagen, der Bund im Süden gleichfalls unterdrückt. Oberst Pestel, Oberst Murawjew-Apostol, Rylejew u. a. wurden gehenkt, die übrigen Verhafteten, gegen 120, meist nach Sibirien geschickt. Vgl. die anonyme, Korffs offizielle Darstellung berichtigende Schrift des Barons Andreas v. Rosen (s. d.): »Aus den Memoiren eines russischen Dekabristen« (2. Aufl., Leipz. 1874), und Schiemann, Die Ermordung Pauls I. und die Thronbesteigung Nikolaus' I. (Berl. 1902).

Dekade (griech.), eine »Zehnzahl«, insbes. eine Zeit von 10 Monaten, Wochen, Tagen; in Frankreich (décade) die zehntägige Woche im republikanischen Kalender, der danach Décadrier hieß. Jeder der 12 Monate, die 30 Tage zählten, zerfiel nämlich in drei Dekaden. Vgl. Kalender. In der deutschen Armee wird den Soldaten die Löhnung dekadenweise ausgezahlt.

Dekadenz, Dekadent, s. Décadence etc.

Dekadisches Zahlensystem (Dekadik), s. Dezimalsystem und Zahlensystem.

Dekadrachmon, altgriech. Münzbenennung, s. Drachme.

Dekaeder, ein Polyeder mit zehn Flächen.

Dekagōn (griech.), (regelmäßiges) Zehneck.

Dekagonalzahl, eine Zahl von der Form: $n(4n-3)$; für $n = 1, 2, 3 \ldots$ erhält man 1, 10, 27... Vgl. Polygonalzahl.

Dekagynisch, s. Decagynus.

Dekalieren, soviel wie Kalieren (s. d.).

Dekalkierpapier, Dekalkierverfahren, s. Metachromatypie.

Dekalog (griech.), die Zehn Gebote (s. d.).

Dekamĕron (griech.), s. Decamerone.

Dekān (griech., lat. Decanus; engl. Dean, franz. Doyen), in der katholischen Kirche der dem Kapitel eines Stifts vorstehende Kanonikus (Dechant, an Kathedralkirchen Domdechant); in der protestantischen Kirche soviel wie Superintendent, geistlicher Inspektor; im Universitätswesen der jeweilig an der Spitze einer Fakultät stehende Professor (s. Universitäten).

Dekanāt, Amt, Würde eines Dechanten; Dekanei, Amtswohnung und Sprengel eines Dechanten.

Dekándrisch, soviel wie Decandrus.

Dekantieren (Abgießen), Trennung einer Flüssigkeit von einem Bodensatz, ersetzt das Filtrieren, wenn sich der Bodensatz schnell und vollständig absetzt. Bei leichten, voluminösen Niederschlägen verwendet man zum D. verschiedene Hilfsmittel: einen Heber, dessen in die Flüssigkeit eintauchender Schenkel am Ende in die Höhe gebogen ist, damit der in den Heber hineingesogene Strom nicht Teilchen des Niederschlags mit fortreißen kann, oder Gefäße, die ebenso hoch wie weit und dicht über dem Boden mit einer Öffnung versehen sind. In letzterer steckt ein Rohr, das in dem Gefäß aufrecht steht und allmählich niedergelegt werden kann, sobald sich der Bodensatz gut abgesetzt hat. Vorteilhaft versieht man das freie Ende des Rohres mit einer gelochten Trommel, die mit Leinwand überzogen ist, um schwimmende Teile des Bodensatzes zurückzuhalten. Das D. findet häufig Anwendung beim Auswaschen (s. d.) von Niederschlägen.

Dekapieren (franz.), die mit einem galvanischen Metallüberzug zu versehenden Metallgegenstände durch Ausglühen, Behandeln mit Sodalösung, verdünnten Säuren und Kratzbürsten reinigen.

Dekapitation (franz.), Trennung des Kopfes vom Rumpf bei Hinrichtungen und bei der Embryotomie

Dekapoden, s. Decapoda. [(s. d.).

Dekapólis (»Landschaft der zehn Städte«), der nördliche Teil Peräas in Palästina, wurde benannt nach zehn daselbst befindlichen Städten, die nach der makedonischen Eroberung von Griechen besetzt worden waren. Ihre Namen werden verschieden angegeben; die meiste Wahrscheinlichkeit hat folgender Katalog: Skythopolis (s. d.) auf dem rechten Jordanufer (heute Besan), Philadelphia (Amman; s. d.), Pella (Tabakat Fahil), Gadara (s. d.; Mkes), Abila (Abil), Dion, Kapitolias (Bet Râs), Hippos (Susie), Gerasa (s. d.; Dscherasch) und Kanatha am Hauran. Die Dekapolisstädte bildeten kein zusammenhängendes Ganze, sondern seit 62 v. Chr., als Pompejus die Verhältnisse Palästinas ordnete, mehr eine politische Verbindung in republikanischen Formen, im Gegensatze zu den zwischen ihnen zerstreuten Herrschaftsgebieten der Tetrarchen mit jüdisch-syrisch-arabischer Bevölkerung.

Dekarbonisation, Befreiung von Kohlenstoff.

Dekartieren, s. Entkarten.

Dekastichon (griech.), Strophe von zehn Versen.

Dekastylos (griech.), Bezeichnung für einen an der Fronte mit zehn Säulen geschmückten griechischen Tempel.

Dekatieren (franz. décatir, »den Preßglanz [cati] benehmen«), s. Tuch.

Dekatiertuch, dicker Baumwollenstoff, auf beiden Seiten gerauht, wird zum Dekatieren der Wollengewebe benutzt. Kette 18—20 Fäden auf 1 cm Nr. 20 Water, Schuß 22—24 Fäden auf 1 cm Nr. 4—6 Mule. Bindung s. Abbildung.

Dekatylsäure, s. Kaprinsäure.

Dekeleia (lat. Decelea), attischer Demos, nördlich von Athen, zwischen Parnes und Pentelikon, ward von den Spartanern 413 v. Chr. auf des Alkibiades Rat besetzt, um auf der Paßhöhe eine Festung anzulegen und den Verkehr Athens mit dem getreidereichen Euböa abzuschneiden. Danach heißt der letzte Teil des Peloponnesischen Krieges der Dekeleische Krieg (413—404).

Deken, Agatha, niederländ. Schriftstellerin, geb. 10. Dez. 1741 bei Amstelveen unweit Amsterdam, gest. 14. Nov. 1804 im Haag, ward als dreijährige Waise in das Waisenhaus der Rhynsburger Kollegianten zu Amsterdam aufgenommen und dort erzogen. Einige ihrer poetischen Versuche bewogen die Amsterdamer literarische Gesellschaft Diligentiae omnia für ihre weitere Ausbildung zu sorgen. Sie kam als Gesellschafterin zu Maria Bosch (geb. 1741, gest. 19. Nov. 1773), die, ebenfalls Dichterin, ihre Freundin wurde. Ihre gemeinschaftliche Arbeit sind die »Stichtelijke gezangen« (Amsterd. 1775). Nach dem Tode des Predigers Wolff (1777) wurde sie von dessen Witwe, der Schriftstellerin Elisabeth Bekker (s. d.), als Gesellschafterin aufgenommen und trat zu dieser bald in ein herzliches Freundschaftsverhältnis, das bis zu dem fast gleichzeitig erfolgten Tode beider Frauen andauerte. Sie schrieben gemeinschaftlich eine Reihe von Romanen (weiteres s. Bekker 2) und die »Economische liedjes« (1781). Die D. schrieb noch allein: »Liederen voor den boerenstand« (Leiden 1804) und »Iets voor ouders en kinderen« (das. 1805). Vgl. Frijlink, Elisabeth Wolff, geb. Bekker, en Agatha D. (Amsterd. 1862—63, 2 Bde.).

Dekhan (Deccan, v. sanskr. Dakschinā, die »rechte, d. h. südliche Weltgegend«), südlicher Teil Vorderindiens, das Dreieck, das im N. von der südlich des Tapti streichenden Kette und ihrer Fortsetzung, dem Hügelland am rechten Ufer des Godaweri, im O. von den Ostghats, im W. von den Westghats begrenzt wird, im S. in der Senkung Phalgat endet, welche die Eisenbahn von Madras nach Kalikut durchzieht. Es ist ein nach O. abgedachtes Tafelland, rauh und stark gewellt im W., mit ausgedehnten Ebenen im O.; im W. 1000—1300 m, im Innern 500—600 m hoch. Alle Flüsse entspringen in den Westghats und münden in den Bengalischen Meerbusen. Der Boden besteht vorwiegend aus schwarzer Erde (Zersetzungsprodukt der für D. charakteristischen weiten Basaltdecken) oder aus rotem Laterit. Beide sind fruchtbar, bedürfen aber künstlicher Bewässerung. Die Jahrestemperatur liegt zwischen 27,3 und 27,8°. Politisch gehört D. zu den Zentralprovinzen, den Präsidentschaften Bombay und Madras, zu Haidarabad und Maissur. — Um 500 n. Chr. soll sich Dschayasimha I., aus Nordindien kommend, auf Kosten der drawidischen Pallawa im D. festgesetzt und das Hindureich der Tschâlukya gegründet haben, das schon um 600 den größten Teil des D. (zwischen Konkan und Orissa) umfaßte. 630 fand eine Zweiteilung statt: das östliche Tschâlukyareich bestand bis 1060, wo es den Tschola erlag; das westliche erlitt 747 durch die Râschtrakûta von Gudscharat eine schwere Schlappe, erholte sich aber seit 973 unter Tailapa, dem Stifter der spätern Tschâlukyadynastie, gab einer Anzahl von Nebenlinien und Kleinstaaten das Leben und erlosch gegen 1200. Inzwischen überschwemmten seit 1001 mohammedanische Scharen Nordindien und drangen allmählich immer weiter auch nach dem D. vor. 1347 erklärte sich der schiitische Afghane Hasan Gango, Vizekönig Mohammeds ibn Toghluq in Dauladabad, unabhängig und begründete die Bahmanidynastie von Kulbarga; sein Nachfolger Mahmud Shah II. herrschte

1482 über das ganze D. nördlich von Maissur. Während sich jedoch der Norden kurz danach in fünf mohammedanische Kleinstaaten (Berar 1484—1568, Bidschapur 1489—1686, Ahmednagar 1490—1595, Bidar 1492—1609 und Golkonda oder Haidarabad 1512—1687) auflöste, gedieh im Süden das 1326 begründete Reich von Widschayanagar rasch zu hoher Blüte: um 1400 war es bereits unbestritten die hinduische Vormacht von Kattak im Nordosten bis nach Trawankor im Südwesten. Erst als sich die mohammedanischen Staaten des Nordens vereint gegen den hinduischen Süden wendeten, brach Widschayanagar zusammen (in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh.), und unter dem tatkräftigen Großmogul Aurangzeb verschwanden 1686/87 die letzten Reste auch der selbständigen islamischen Reiche im D. Von größerer Bedeutung wurde dagegen der von Siwadschi (einem kleinen Landbesitzer, der sich zum glücklichen Kämpfer gegen Aurangzeb emporschwang) 1674 gestiftete Staat der Marathen (s. d.). Diese traten 1774 als Gegner der Engländer auf, doch kam es 1782 zum vorläufigen Frieden, und 1818 wurde das Marathenreich im D. dem englischen Gebiet einverleibt. Vgl. Gribble, A history of the Deccan (Lond. 1895); Schmidt im 2. Bande von Helmolts »Weltgeschichte« (Leipz. 1902).

Dekhanische Sprachen, s. Drawida.

Dekker, 1) Eduard Douwes, hervorragender niederländ. Schriftsteller, geb. 2. März 1820 in Amsterdam, gest. 19. Febr. 1887 in Niederingelheim am Rhein, trat frühzeitig in den holländischen Kolonialdienst, stieg in Indien rasch von Stufe zu Stufe und bekleidete bereits 1851 das verantwortungsvolle und angesehene Amt eines Assistentresidenten zu Amboina, von wo er 1856 in gleicher Eigenschaft nach Lebak versetzt wurde. Hier kam es zu offenen Differenzen zwischen D. und der holländischen Kolonialregierung in Batavia. D., der das erbarmungslose Ausbeutungssystem der Regierung der einheimischen Bevölkerung gegenüber aus eigner 17jähriger Erfahrung kennen gelernt hatte, versuchte in Lebak mit diesem System zu brechen und den Javanern ein menschenwürdigeres Dasein zu verschaffen. Seine Beschwerden fanden aber in Batavia kein Gehör, er wurde im Gegenteil »ernstlich zurechtgewiesen«, worauf er es vorzog, seine Entlassung aus dem Staatsdienst zu nehmen. Er ging nach Holland zurück, um hier seine Gerechtigkeit für sich und seine Javaner zu suchen, aber seine Bemühungen, der Regierung die Augen zu öffnen über die Mängel des bestehenden Systems, blieben erfolglos. Da griff er zur Feder und schrieb einen Roman »Max Havelaar oder die Kaffee-Auktionen der Niederländischen Handelsgesellschaft« (Amsterdam 1860), den er unter dem seither beibehaltenen Schriftstellernamen Multatuli (v. lat. multa tuli, »ich habe viel erduldet«) veröffentlichte. Die javanischen Zustände sind darin mit glänzender Farbe und glühendem Gefühl geschildert; Natur und Menschen des Morgenlandes, die Tyrannei der indischen Regenten, die Habgier der europäischen Kaufleute treten in das hellste Licht. Der Roman, in einem blendenden, geistreichen Stil geschrieben, erregte in Holland ungeheures Aufsehen. D. entfaltete in den nächsten Jahren, zumeist getrieben durch bittere Not, eine erstaunliche Produktivität. Es erschienen »Minnebrieven« (1861), »Ideen« (1862—77, 7 Bde.), »Duizend en eenige Hoofdtukken over Specialiteiten« (1871) und »Millionen-studien« (1872). Die sieben Bände »Ideen« bilden das große Lebenswerk Dekkers und enthalten unter anderm das Drama »Vorstenschool« (1875, deutsch in Reclams Universal-Bibliothek) und die »Geschichte vom kleinen Walther«, Bilder aus dem Seelenleben eines Knaben, unstreitig der Höhepunkt in Dekkers Schaffen. Eine deutsche Ausgabe seiner Werke in 10 Bänden veranstaltete W. Spohr (Minden 1899 ff.). Seine Briefe wurden veröffentlicht von seiner zweiten Lebensgenossin (Amsterd. 1890—92, 6 Tle.), die auch seine gesammelten Werke herausgab (das. 1892, 10 Bde.). Biographien gaben C. D. Busken Huet (in ten Brinks »Hedendaagsche Letterkundigen«, 1885) und Meerkerk (Groning. 1900); vgl. auch C. Bosmaer, Een zaaier (Amsterd. 1874), und Th. Swart Abrahamsz, Eduard Douwes D. Eene ziektegeschiedenis (das. 1888).

2) Thomas, engl. Dichter, s. Decker 1).

Deklamation (lat.), der kunstgerechte Vortrag eines poetischen oder rhetorischen Gebildes, durch den nicht nur dessen Sinn treu und verständlich wiedergegeben, sondern auch die Gemütsstimmung, in der es verfaßt ist, auf den Hörer übertragen wird. Die erste Bedingung einer guten D. besteht in der kunstgemäßen Pflege und Ausbildung des Sprachorgans; wie der Sänger muß auch der Redner die richtige Behandlung der Stimme erlernen. Dahin gehört der Stimmansatz, die Übung der Zunge, die Verteilung des Atems u. dgl. Das zweite Erfordernis ist die fehlerfreie Aussprache aller einzelnen Laute und die Vermeidung dialektischer Abweichungen von der Normalsprache; als solche gilt in Deutschland die Bühnenaussprache (s. d.). Das dritte und wichtigste Erfordernis der guten D. besteht in sinngemäßer Betonung und stilvoller Anpassung an den besondern Charakter der Rede: beides geht Hand in Hand. Hiernach müssen diejenigen Wörter am stärksten betont werden, durch die neue und wichtige Vorstellungen in den Zusammenhang der Rede eingeordnet werden, während diejenigen Wörter, die bereits vorher geweckte Vorstellungen wieder hervorrufen oder nur unwichtige Elemente zu der Gesamtvorstellung hinzufügen, keine starke Hervorhebung vertragen. Wesentlich für die D. ist die richtige Verteilung langer, halblanger und kurzer Pausen sowie das stilvoll variierte Tempo der Rede. Das letzte Geheimnis des guten Vortrags liegt aber in der kunstvollen Abstufung der Satzmelodie: die gesprochene Rede verläuft in mannigfaltigen, aber sehr feinen und kleinen Intervallen und wechselt je nach dem Charakter des Inhalts der Worte öfter die Artikulationsbasis, von der aus das Spiel dieser feinen Intervalle einsetzt. Diese zarten Schattierungen der Satzmelodie bilden den hörbaren Ausdruck für den Gefühlscharakter, der sich mit dem Vorstellungsgehalte der Rede verbindet; diesen ganz zu erschließen und durch die richtigen Mittel im Hörer wiederzuerwecken, ist das letzte Ziel der stilvollen D.

Aus Quintilians »Rhetorik« geht hervor, daß die Alten rücksichtlich jeder Art der Rede Forschungen sowohl über die Stimme als über die Mittel, sie zu heben und zu stärken, angestellt haben. Die Erteilung eines eignen Unterrichts darüber war sogar einer besondern Berufsklasse vorbehalten. Es ist dies die der Phonasken, Stimmeister (der Laubesche Vortragsmeister?) oder nach Varro Stimmhähne, die sich den Tonkünstlern und Ärzten anreihten, die Stimmorgane in der gehörigen Stärke des Tones übten und dafür diätetischen Rat und Hilfsmittel gaben. Überall, hauptsächlich beim Vortrag schwerer und Nachdruck erfordernder Stellen war der Phonaskos zur Seite, um nötigenfalls sogleich Ton und Takt anzugeben. Dies war indes nur bei der öffentlichen Rede der Fall,

wogegen die Schauspieler auf der Bühne eine andre musikalische Begleitung ihrer D. durch eine Art Flöte (tibia), außerdem ihren Musikmeister oder Taktangeber und selbst ihren Souffleur (hypoboleus, monitor) hatten. Im Mittelalter wurde die D. sehr vernachlässigt, bei dem Wiederaufleben der Wissenschaften aber wieder hervorgesucht. Seitdem hat sie sich da wieder gehoben, wo die schönen Künste geschätzt werden, insbes. hat die Beredsamkeit den Weg zu den höchsten Ehrenstellen, zumal in den konstitutionellen Staaten, gewonnen. Schocher (»Soll die Rede auf immer ein dunkler Gesang bleiben?«, Leipz. 1792) stellte ein eignes System von Regeln für die D. auf und wurde dadurch der Begründer der Deklamatorik oder der Theorie der D. Vgl. außerdem: Klopstock, Über Sprache und Dichtkunst (Hamb. 1779); Bielefeld, Über die D. als Wissenschaft (das. 1807); Wötzel, Geschichte der D., nach Schochers Ideen (Leipz. 1815); O. Guttmann, Gymnastik der Stimme (3. Aufl., das. 1876); Agnes Schebest, Rede und Geberde (das. 1861); R. Benedix, Der mündliche Vortrag (1. Teil, 9. Aufl., das. 1902; 2. u. 3. Teil, 4. Aufl., das. 1888); R. Genée, Poetische Abende (neue Ausg., Erfurt 1880); Palleske, Die Kunst des Vortrags (3. Aufl., Stuttg. 1892); Skraup, Die Kunst der Rede und des Vortrags (Leipz. 1894).

In der Musik, speziell in der Vokalkomposition, ist D. die Umwandlung des poetischen Rhythmus (Metrums) in einen musikalischen. Die poetische und musikalische Akzentuation müssen einander im allgemeinen decken. Das schlichte, populäre Lied folgt meist streng dem Gang des Metrums, das Kunstlied dagegen gestaltet dasselbe freier, verlängert und verkürzt die Perioden durch Silbendehnungen, durch Folgen einer Anzahl kurzer Töne ꝛc. Zu den wichtigsten Gesetzen der musikalischen D. gehört auch die Respektierung der Reime, die im musikalischen Metrum die Lage auf schwere Zeitwerte fordern.

Deklamator (lat.), Vortragsmeister, Redekünstler; deklamieren, ausdrucksvoll vortragen (vgl. Deklamation).

Deklaranten (Kreuzzeitungs-D.) wurden die Mitglieder der streng konservativen Partei in Preußen genannt, die in einer im Februar 1876 in der »Kreuzzeitung« veröffentlichten Erklärung gegen die von Bismarck 9. Febr. im Reichstage getane Äußerung protestierten, daß jeder, der die »Kreuzzeitung« halte, sich indirekt an der Lüge und Verleumdung beteilige, deren sich die Zeitung 1875 gegen die höchsten Beamten des Reiches (Bismarck, Camphausen und Delbrück wurden der Beteiligung an Gründerspekulationen bezichtigt; vgl. Diest-Daber) schuldig gemacht habe. S. auch Deklaration, böhmische.

Deklaration (lat.), Erklärung, z. B. die von gesetzlichen Bestimmungen durch nachfolgende Erlasse; in der Logik soviel wie Definition; im Rechtswesen die Angabe über einen Zustand oder eine Tatsache, insbes. die eine Haftverbindlichkeit bedingende Erklärung (so deklariert der Schuldner seine Insolvenz vor Gericht ꝛc.). Besonders ist D. üblich im Steuerwesen (hier auch Fassion genannt) als Angabe über Tatsachen, die zur Bemessung der Steuerschuldigkeit dienen (Größe und Art des Einkommens, des Ertrags, des Vermögens). Deklarationszwang ist die Verpflichtung zur richtigen Abgabe der geforderten Aufschlüsse, bei deren Nichterfüllung Strafen ꝛc. eintreten. Indirekter Deklarationszwang liegt vor, wenn der Steuerpflichtige, der die D. unterläßt, zwar nicht gestraft wird, aber gewisser Vorteile (z. B. des Reklamationsrechts) verlustig geht. Im Handel ist D. die für Zwecke der Frachtberechnung, statistischer Erhebungen und insbes. der Verzollung abzugebende Erklärung über die Gegenstände, die über die Grenze verbracht werden sollen. In Deutschland wird generelle und spezielle D. unterschieden. Die generelle D., die bei der Einfuhr auf Eisenbahnen (Ladungsverzeichnis) oder von der See her (Manifest) vom Warenführer abzugeben ist, muß nach dem Zollgesetz von 1869 enthalten: die Zahl der Wagen oder bei Schiffen Namen oder Nummer; Namen und Wohnort der Warenempfänger; Zahl der Kolli, Verpackungsart, Zeichen und Nummern derselben, Gattung der Waren im allgemeinen; außerdem beim Eingang auf der Eisenbahn das Bruttogewicht der Waren. Die Richtigkeit dieser Angaben muß der Deklarant versichern und durch seine Unterschrift verbürgen. In der vom Warenführer oder Empfänger abzugebenden speziellen D., deren es in der Regel für weitere Abfertigung der eingeführten Waren, dann bei Waren, die nicht auf der Eisenbahn oder zu Schiff eingehen, bedarf, sind Menge und Gattung der Waren nach den Benennungen und Maßstäben des Zolltarifs anzugeben, sowie welche Abfertigungsform begehrt wird. Die D. hat in der Regel schriftlich zu erfolgen. Die mündliche D. ist zugelassen bei Ladungen, für die weniger als 9 Mk. Zoll zu zahlen ist, dann bei von Reisenden mitgeführten und nicht für den Handel bestimmten Gegenständen. Unrichtige oder unterlassene D. verbotener Gegenstände, falsche spezielle Deklarationen u. dgl. konstituieren den Begriff der strafbaren Konterbande oder Defraudation. Der Regel nach wird diese schon als verübt angenommen, wenn die betreffenden Tatsachen erwiesen sind; des Nachweises der rechtswidrigen Absicht bedarf es nicht. Eine D. (Deklarationsschein) ist auch abzugeben für Waren (Deklarationsscheingüter), die nur durch das Zollausland hindurchgeführt und mit dem Anspruch auf Zollfreiheit wieder eingeführt werden sollen. Waren, die mit der Post eingehen, muß eine im Ausland ausgestellte D. (Inhaltserklärung) beigegeben sein. Ebenso sind Sendungen, die mit der Post nach dem Ausland gehen, mit 2—4 teils in deutscher, teils in englischer oder französischer Sprache ausgestellten Deklarationen (Postdeklarationen) zu versehen. Für dieselben sind gedruckte Formulare zu benutzen.

Deklaration, böhmische, die Kundgebung, die der Tschechenführer Rieger verfaßte und dem Oberstlandmarschall als Vorsitzenden des böhmischen Landtags 22. Aug. 1868 überreichte. In dieser Deklaration veröffentlichten 81 tschechische Abgeordnete ihr politisches Programm, in dem sie ein eignes böhmisches Staatsrecht forderten und gegen die bestehende Verfassung protestierten. Eine ähnliche Erklärung überreichten 25. Aug. 1868 auch die Mitglieder der tschechischen Minorität im mährischen Landtag. Die Unterzeichner der Deklaration nannten sich Deklaranten. Beide Landtage, in denen die Deutschen die Mehrheit besaßen, gingen über die Deklaration zur Tagesordnung über.

Deklarationsprotest, ein Protest, bei dem Protestant und Protestat ein und dieselbe Person sind. Vgl. Wechsel.

Deklarieren (lat.), erklären, aufklären, erläutern, eine amtliche Erklärung, namentlich bezüglich der Verzollung, abgeben; s. Deklaration.

Deklination (lat.), in der Grammatik die Abwandlung (Flexion) eines nominalen Wortes durch Anfügung der Kasusendungen (s. Kasus). Entsprechend

sind die Ausdrücke deklinieren, ein Nomen nach den Regeln der D. flektieren, abwandeln; deklinabel, was dekliniert werden kann. D. in der Astronomie, s. Abweichung. D. des Magnets (magnetische D., Abweichung, Variation, Mißweisung) ist derjenige Winkel, um den die Richtung einer horizontal frei schwebenden Magnetnadel von dem geographischen Meridian abweicht. (S. auch Erdmagnetismus.)

Deklinationsbussole, ein Instrument, mit dem die magnetische Deklination bestimmt wird (s. Erdmagnetismus).

Deklinationskarten, Erdkarten, auf denen die Linien gleicher magnetischer Deklination verzeichnet sind (s. auch Erdmagnetismus).

Deklinationskreis, s. Abweichung u. Äquatorial.

Deklinationsnadel, eine über einem Teilkreise horizontal frei schwebende Magnetnadel, mit der die magnetische Deklination bestimmt werden kann (s. Erdmagnetismus).

Deklinatorium (lat., Deklinationsbussole), ein Instrument, mit dem die magnetische Deklination bestimmt wird (s. Erdmagnetismus).

Deklinograph (Deklinometer), eine von Fueß in Berlin konstruierte Vorrichtung zur graphischen Aufzeichnung von Deklinationsdifferenzen, besitzt zwei Stahlspitzen, von denen die eine mit dem zur Deklinationseinstellung dienenden beweglichen Faden des Mikrometers, die andre mit den festen Teilen des Okularstücks verbunden ist. Gegen diese Spitzen wird im Augenblick der Einstellung ein Papierstreifen gedrückt, und der Abstand der beiden von den Spitzen gemachten Marken, der später ausgemessen werden kann, gibt die Deklinationsdifferenz.

Dekókt (lat., »Absud«), s. Abkochen.

Dekolletiert (franz.), mit bloßem Hals, bis zur Brust entblößt, von der Damentracht mit tief ausgeschnittenen Kleidern angewendet. Vgl. Grand-Carteret, Le décolleté et le retroussé (1902).

Dekolorieren (lat.), entfärben, sich entfärben; erblassen, verschießen; Dekoloration, Entfärbung.

Dekolorimeter, Instrument zur Bestimmung des Entfärbungsvermögens der Knochenkohle ꝛc. Derartige Instrumente haben Payen, Ventzke, Stammer u. a. konstruiert; doch ist jedes Kolorimeter zu demselben Zweck brauchbar.

Dekomponieren (lat.), Zusammengesetztes auseinandernehmen, zerlegen.

Dekomposition (lat.), Zersetzung.

Dekompositum, s. Zusammensetzung.

Dekomptieren (franz., spr. -tongt-), abrechnen, abziehen; in Gegenrechnung bringen.

Dekoration (lat.), im allgemeinen jede Ausschmückung oder Verzierung irgend eines Gegenstandes, die ihm ein gefälligeres Aussehen zu geben bezweckt. Die D. von Gebäuden muß mit dem Charakter des Gebäudes im Einklang stehen und den Eindruck des Ganzen heben. Soll ein Gebäude nur wenig Verzierungen erhalten, so sind sie auf einen Hauptteil, z. B. das Portal u. dgl., zu konzentrieren, statt sie über die ganze Fläche des Gebäudes zu verteilen, wo sie ihre Wirkung verfehlen würden. Ebenso darf man bei reicher Verzierung die dekorativen Elemente nicht zu gleichmäßig über die ganze Außenseite des Gebäudes verteilen, sondern muß dem Auge des Beschauers hier und da eine unverzierte Fläche als Ruhepunkt darbieten und nur die für die Bestimmung des Gebäudes besonders wichtigen Stellen auf diese Weise auszeichnen. Die Mittel zur D. der Gebäude sind teils körperliche, teils chromatische. Die körperlichen sind: rein architektonische, wie Simse, Konsolen, Verdachungen, Lisenen, Strebepfeiler ꝛc., die sich als Darstellungen notwendiger Teile aus der Konstruktion des Gebäudes ergeben; ornamentale, wie Laub- und Blumenwerk, Ranken, Akroterien ꝛc., und rein plastische, d. h. Tier- und Menschengestalten, Karyatiden, Reliefs mit Figuren ꝛc. Die chromatische oder farbige D. eines Gebäudes wird durch farbige oder Sgraffitomalereien, durch Glasmosaik, durch farbige Marmoreinlagen, durch Bronzen u. dgl. bewerkstelligt. Vgl. dazu die Tafeln »Ornamente I—IV«, die zahlreiche Beispiele farbiger D. aus allen Stilperioden enthalten. Die D. muß dem Baustil des Gebäudes entsprechen und sich der Örtlichkeit anpassen, für die sie bestimmt ist, im Äußern kräftiger, im Innern des Gebäudes feiner und hier wieder an den Decken leichter als an den Wänden gehalten werden; endlich muß sie sich dem Charakter des Bauwerks anbequemen und ihn symbolisch zum Ausdruck bringen. Die D. der innern Räume der Gebäude ist nach gleichen Grundsätzen durchzuführen, indem Malerei, Plastik und die gewerblichen Künste zusammen arbeiten. Im weitesten Sinn erstreckt sich die D. von Innenräumen auf die Ausstattung mit Vertäfelungen, Teppichen, Portieren, Stoffen, Gemälden, Möbeln, Geräten, Pflanzen, Nippsachen u. dgl. Vgl. Ewald, Farbige Dekorationen (Berl. 1889—96, 2 Bde.); Eyth und Sales Meyer, Das Malerbuch (3. Aufl., Leipz. 1899, 2 Bde.); Eyth, Das farbige Malerbuch (das. 1899); E. Wasmuth, Neue Malereien (Berl. 1889—97; neue Folgen, das. 1898 ff.); G. Weber, Katechismus des Dekorationsmalers (Brem. 1890); Eber, Die Dekorationsformen des 19. Jahrhunderts (Leipz. 1900). S. auch Zimmerausstattung, Festdekoration und Trauerdekoration. — Im engern Sinn ist D. die Theatermalerei oder vielmehr die Gesamtheit der materiellen, auf die Vergegenwärtigung des Örtlichen abzielenden Hilfsmittel der Bühne, soweit sie der Malerei unterliegen. Hierzu gehören die Kulissen, der Hintergrund, d. h. die D., durch die am Ende der Bühne die Aussicht geschlossen wird, die Vor- und Ansätze, die Soffiten, die die Decke bilden, und, bei geschlossenen Zimmern, die in der modernen Theaterdekoration zur Regel geworden sind, die Seitenwände und die Decke. Der Dekorationsmaler muß, um die örtliche Täuschung hervorzubringen, vorzüglich die Linear- und Luftperspektive verstehen und die Wirkung des Lichtes, namentlich des Lampenlichtes, sowie die Größe der darzustellenden Gegenstände, Häuser, Bäume ꝛc., richtig berechnen können. Ein glänzendes Kolorit, zweckmäßige Anwendung des Halbdunkels, der Schatten- und Lichtmassen sind bei dieser Malerei um so notwendiger, als ihre eigentliche Aufgabe darin besteht, frappante Täuschung und momentanes Wohlgefallen hervorzubringen. Die Mittel des Dekorationsmalers, der übrigens mehr andeuten als ausführen soll, sind Wasserfarben, weil sie schnellere Arbeit gestatten und nicht blenden. Schon die Alten kannten die D. der Bühne. Als der älteste Dekorationsmaler wird Aristarchos genannt, der auf Veranlassung des Äschylos zuerst die Regeln der Perspektive auf die Schaubühne in Athen angewendet haben soll. Die tragische Bühne zeigte bei den Alten Säulen, Statuen, Paläste und andre der Würde hoher Personen angemessene Verzierungen; die komische Privathäuser, Dächer, Fenster und andre dem gewöhnlichen Leben angehörige Gegenstände; die des Satyrspiels Bäume, Höhlen, Grot-

ten, Berge. Die Veränderung der D., wie sie jetzt gebräuchlich ist, war den Alten unbekannt; sie blieb durch die ganze Dauer des Stückes dieselbe. Die neuere Art von Dekorationen entstand um 1530 in Italien, wo Serlio die ersten einführte. Auf der englischen Bühne wurde noch zu Shakespeares Zeit das meiste nur angedeutet. Prachtvolle Dekorationen eignen sich mehr für die Oper als für das rezitierende Schau- und Lustspiel. In neuester Zeit ist jedoch auch bei Inszenierung klassischer Schauspiele ein großer Wert auf die Pracht, die Naturwahrheit und die historische Richtigkeit der Dekorationen gelegt worden. Das Höchste an Dekorationen wurde eine Zeitlang in der Feerie oder dem Ausstattungsstück geleistet (Wandeldekorationen). Ausgezeichnete Dekorationsmaler der neuern Zeit sind de Pian, Schinkel, Gropius, Neefe, Quaglio, J. Hoffmann, Brückner, Brioschi, Lechner, Lütkemeyer u. a. — D. heißt auch Auszeichnung durch Orden, Medaillen ꝛc.

Dekorationsköper, farbiges Baumwollengewebe für Dekorationszwecke mit 20 Ketten- und 16 Schußfäden auf 1 cm, Kette Nr. 20 englisch, Schuß Nr. 4½ englisch, Bindung Köper ²/₂; auch 23/23 Fäden auf 1 cm, Kette Nr. 14, Schuß Nr. 8 englisch, Bindung Köper ²/₆.

Dekorativ, verzierend, ausschmückend, der Dekoration (s. d.) dienend; daher in der Baukunst Gegensatz zu konstruktiv; in der Malerei: was nur auf äußere Farbenwirkung hinarbeitet, ohne tieferes Eingehen in Form und Bedeutung.

Dekorierter Stil, s. Decorated style.

Dekört (franz. Décourt, Déduction, Remise, engl. Deduction, Abatement, ital. Diffalco, Sconto), im Handel im allgemeinen jeder willkürliche, vereinbarte oder usancemäßige Abzug wegen schlechter Beschaffenheit der Ware oder wegen Mangels an Maß und Gewicht; im besondern der ortsübliche Abzug bei Zahlungsverbindlichkeiten. In Hamburg ist D. der übliche Nachlaß (Rabatt, in der Regel 1 Proz.) für sofortige, d. h. einen Tag nach Empfang der Ware erfolgende Zahlung. Davon dekortieren (decourtieren), in Abzug bringen.

Dekreditieren (franz.), den Kredit, den guten Ruf einer Person oder Sache schmälern; vgl. Diskreditieren.

Dekrément (lat.), Abnahme, Verfall; s. Inkrement. Logarithmisches D., s. Dämpfer.

Dekrepit (lat.), abgelebt, hinfällig.

Dekrepitieren (lat., Verknistern, Abknistern), das Zerspringen von Kristallen beim Erhitzen durch Dampfbildung aus mechanisch eingeschlossenem Wasser (Dekrepitationswasser). Besonders lebhaft dekrepitieren Kochsalz, schwefelsaures Kali, Salpeter.

Dekreszénz (lat.), nach Hauy die Abnahme der beim Wachstum der Kristalle sich neu auflagernden Schichten in Breite und Länge. Dadurch, daß bei diesen an den Kanten und an den Ecken eine oder mehrere Reihen von kleinsten Partikeln regelmäßig fehlen, entstehen andre Kristallformen als die den kleinsten Partikeln eigentümliche sogen. Grundform.

Dekrét (lat. Decretum), im allgemeinen jede Verfügung oder Entscheidung, jeder Erlaß einer Behörde; die von der Staatsregierung an eine bestimmte Person erlassene Verfügung (Anstellungs-, Besoldungs-, Bestallungs-, Aufnahme-, Entlastungsdekret u. dgl.); im engern Sinn eine richterliche oder überhaupt obrigkeitliche Verfügung, die auf einseitiges Ansuchen der Parteien ergeht, im Gegensatze zur Entscheidung nach rechtlichem Gehör beider Teile, dem sogen. Bescheid (Erkenntnis, Sentenz, Urteil, Entscheidung). Die Einteilungen der Dekrete im frühern Prozeßrecht in Prozeßleitungs-, Dezisiv-, Ladungsdekrete ꝛc. wie der Ausdruck D. sind im Prozeßrecht nicht mehr gebräuchlich.

Dekretalen (lat., Literae decretales, Decretales epistolae), Antwortschreiben und Entscheidungen, welche die Päpste auf Anfragen andrer oder aus eignem Antrieb an die Bischöfe verschiedener Länder über streitige oder zweifelhafte Fälle der Kirchendisziplin und Kirchenzucht zu erlassen pflegten. Dergleichen Dekrete galten anfangs nur als gute Ratschläge. Allein schon seit dem 5. Jahrh. beanspruchten sie obligatorische Kraft auf Grund des Wesens des päpstlichen Primats. Die Verbreitung jener D. geschah durch Mitwirkung derjenigen Bischöfe, an die sie zunächst gerichtet waren. Seit dem 5. Jahrh. aber fanden sie auch in die Sammlungen der Kanones Aufnahme und wurden bald den Konzilienbeschlüssen gleichgestellt. Am bekanntesten ist die Sammlung der sogen. falschen D. des Pseudo-Isidor (s. d.). Über die in das Corpus juris canonici aufgenommenen Sammlungen vgl. Corpus juris.

Dekretieren (lat.), verfügen, eine amtliche Verordnung erlassen, eine Dekretur (s. d.) erteilen.

Dekretisten (lat.), im Mittelalter Rechtsgelehrte, die, im Gegensatze zu den Legisten oder Anhängern des römischen Rechts, das kanonische Recht als die begründete Quelle aller Staatsverhältnisse betrachteten, daher stets für die Oberhoheit des Papstes stimmten und sich auf die Decreta Paparum (s. Dekretalen) beriefen. D. (auch Dekretalisten) hießen insbes. die Lehrer, die auf den mittelalterlichen Universitäten Vorlesungen über das Decretum Gratiani und die päpstlichen Dekretalen hielten.

Dekretúr (lat.), kurze Verfügung, Anweisung einer Behörde; insbes. die auf eine Eingabe gesetzte kurze amtliche Verfügung, durch die das Kanzleipersonal zur Ausfertigung des nötigen Bescheides angewiesen wird.

Dekurie (lat.), eigentlich eine Abteilung von zehn Personen, die im alten Rom bei der Einteilung der Senatoren und Ritter zu Grunde gelegt wurde (s. Dekurio), dann aber auch größere Körperschaften, ohne Rücksicht auf die Zehnzahl.

Dekurio (lat.), der Vorsteher einer Dekurie (s. d.), z. B. Decurio equitum, Anführer von zehn Reitern, sodann überhaupt einer Reiterabteilung. Namentlich hießen so die Mitglieder der Senate in den Munizipien und Kolonien des römischen Reiches, wahrscheinlich, weil sie als Vertreter von Abteilungen der Einwohner angesehen wurden. Zur Zeit der Republik und unter den ersten Kaisern war ihr Amt angesehen und mit Vorteilen verknüpft. Unter den spätern Kaisern aber, namentlich seit Konstantin, wurde das Dekurionat eine Last, weil seine Befugnisse durch die Herrscher eingeschränkt wurden, und besonders, weil seine Mitglieder zu immer drückendern Leistungen und schwereren Opfern herangezogen wurden. Trotz dieser Herabsetzung überlebte der Dekurionenstand die römische Herrschaft im Abendland und wurde für die Erhaltung der römischen Verfassung in verschiedenen Städten während des Mittelalters von Einfluß.

Dekurs (lat.), Verlauf.

Dekursion (lat.), das Herab-, Abwärtslaufen (eines Flusses); dekursiv, abwärts laufend.

Dekussiert (lat.), gekreuzt, Anordnung gegenständiger Blätter, bei der die aufeinander folgenden Blattpaare rechtwinkelig sich kreuzen (vgl. Blattstellung).

del., auf Korrekturbogen Abkürzung für das lat. deleatur (es werde getilgt), mit ℌ bezeichnet; unter Kupferstichen für delineavit, er hat (es) gezeichnet.

Del., Abkürzung für Delaware (Staat).

Del., bei Pflanzennamen Abkürzung für Alire Raffeneau Delile, geb. 23. Jan. 1778 in Versailles, gest. 5. Juli 1850 als Professor der Botanik in Montpellier. Er bearbeitete den botanischen Teil der »Description de l'Égypte« und schrieb: »Mémoires botaniques extraits de la description de l'Égypte« (Par. 1813); »Flore d'Égypte« (das. 1824).

De la Bèche (spr. bäsch'), Sir Henry Thomas, Geolog, geb. 1796 in London, gest. 13. April 1855, machte, nachdem er eine Zeitlang im Militärdienst gestanden, 1819 eine geologische Reise durch die Schweiz und Italien, unternahm dann mit Conybeare in England geologische Untersuchungen und entdeckte den Plesiosaurus. In Jamaika begütert, benutzte er 1825 einen Aufenthalt daselbst zur Untersuchung der geognostischen Struktur der Insel. Er lieferte eine genaue geologische Durchforschung und Beschreibung Englands, wurde Direktor der Geological Survey und erhielt 1848 die Ritterwürde. Er schrieb: »Geological notes« (Lond. 1830); »Sections and views of geological phenomena« (1830); »Geological manual«(1831; deutsch von H. v. Dechen, Berl. 1832); »Researches in theoretical geology«(1834; deutsch, Quedlinb. 1836); »Report on the geology of Cornwall, Devon, and West Somerset« (1839); »Geological observer« (1853; deutsch bearbeitet von Dieffenbach, Braunschw. 1853) u. a. Auch lieferte er treffliche geognostische Karten und gründete das Museum für praktische Geologie in London.

Delabechia *Lindl.* (Brachychiton *Endl.*), Gattung der Sterkuliazeen mit der einzigen Art D. rupestris *Lindl.* (Flaschenbaum), mittelgroßer Baum im nordöstlichen Australien, dessen Stamm in halber Höhe faßartig verdickt ist. Das Holz ist von sehr lockerer Textur, weich und leicht zerbrechlich, die gestielten Blätter sind lanzettförmig, ganz, aber auch gefingert. In den Blattachseln stehen unscheinbare Blüten in kurzen Trauben. Der Stamm ist überreich an tragantartigem Gummi, das von den Eingebornen gegessen wird.

Delaborde (spr. -bórd'), 1) Jean Joseph, franz. Finanzmann, geb. 1724 zu Jacca in Spanien, gest. 18. April 1794 in Paris, gewann zu Bayonne im Handel mit Westindien und Spanien ein außerordentliches Vermögen, ward hierauf von Ludwig XV. zum Hofbankier ernannt und erwarb sich besonders des Ministers Choiseul Vertrauen. Beim Ausbruch des amerikanischen Freiheitskrieges schaffte er durch persönlichen Kredit in kurzer Zeit 12 Mill. Livres in Gold und ermöglichte dadurch das Auslaufen der Expedition unter Rochambeau. Später führte er eine Menge großer, prachtvoller Bauten aus und entwickelte eine großartige Wohltätigkeit. Während der Schreckenszeit wurde D. seines Reichtums wegen vor das Revolutionsgericht gebracht und hingerichtet. — Von seinen vier Söhnen hatten zwei, die in der Marine dienten und den unglücklichen Lapérouse begleiteten, ihren Tod an der Küste von Kalifornien gefunden. Der älteste, François Louis Joseph, Graf D., diente ebenfalls in der Marine, wurde später königlicher Schatzmeister und Mitglied der Nationalversammlung und wanderte nach deren Schluß nach England aus, wo er 1801 in London starb.

2) Alexandre Louis Joseph, Marquis, jüngster Sohn des vorigen, franz. Staatsmann und Kunstschriftsteller, geb. 15. Sept. 1774 in Paris, gest. 19. Okt. 1842, ging beim Ausbruch der Revolution nach Wien und machte in österreichischen Kriegsdiensten die ersten Feldzüge gegen die französische Republik mit. Nach dem Friedensschluß von Campo Formio 1797 kehrte er in sein Vaterland zurück, bereiste aber sodann England, Holland, Italien und Spanien; die Früchte dieser Reise waren: »Itinéraire descriptif de l'Espagne« (Par. 1808, 5 Bde.; 3. Aufl., mit Zusätzen von Humboldt und Bory de Saint-Vincent, 1827—1828, 6 Bde.) und »Voyage pittoresque et historique en Espagne« (1807—15, 4 Bde.; 2. Aufl. 1823). Seit 1822 mehrmals zum Deputierten der Stadt Paris erwählt, zeichnete er sich in der Kammer durch freimütige und geistreiche Reden aus. An der Julirevolution nahm er lebhaften Anteil. Er war darauf eine Zeitlang Seinepräfekt, dann Adjutant bei Ludwig Philipp, seit 1834 wieder Deputierter, legte aber 1841 sein Mandat nieder. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen die »Description des nouveaux jardins de la France et de ses anciens châteaux« (1808, 2 Bde.), der sich ein andres Prachtwerk: »Les monuments de la France, classés chronologiquement« (1815—36, 2 Bde.), anschloß, und »Versailles ancien et moderne« (1840).

3) Léon, Marquis, franz. Archäolog und Reisender, Sohn des vorigen, geb. 12. Juni 1807 in Paris, gest. daselbst 25. März 1869, machte 1825 mit seinem Vater eine Reise nach dem Orient, über die er in der »Voyage dans l'Arabie Pétrée« (Par. 1830—33) berichtete, kam 1828 als Sekretär zur französischen Gesandtschaft nach Rom, war 1831 Talleyrands Sekretär in London, später in gleicher Eigenschaft bei den Gesandtschaften im Haag und in Kassel und wurde 1842 in die Akademie gewählt. Später ward er Konservator der modernen Skulptur im Louvre und 1856 Direktor der Reichsarchive und Senator. Von seinen Werken sind noch zu erwähnen: »Histoire de la gravure en manière noire« (1839); »Voyage en Orient: Asie-Mineure et Syrie« (1837—62, 2 Bde., mit 180 Tafeln); »Le palais Mazarin« (selten, 1847); »Les ducs de Bourgogne« (1849—51, 2 Bde.; unvollendet); »Le Parthénon« (1854, 30 Tafeln; unvollendet); »Athènes aux XV., XVI. et XVII. siècles« (1855, 2 Bde.); »De l'union des arts et de l'industrie« (1856, 2 Bde.).

4) Henri, Graf, franz. Maler und Kunsthistoriker, Sohn des Generals Henri D., geb. 2. Mai 1811 in Rennes, gest. 18. Mai 1899 in Paris, bildete sich unter P. Delaroche und stellte in der Folge eine Reihe von Landschaften und Historienbildern aus. 1855 wurde er Konservator des kaiserlichen Kupferstichkabinetts, 1868 Mitglied und 1874 Sekretär der Akademie. Bekannter als durch seine Gemälde wurde D. durch seine kunstgeschichtlichen Arbeiten: »Études sur les beaux-arts en France et en Italie« (1864, 2 Bde.); »Ingres, sa vie, ses travaux« (1870); »Le cabinet des estampes de la Bibliothèque nationale« (1875); »La gravure« (1882); »La gravure en Italie avant Marc-Antoine« (1883); »Gérard Édelinck« (1886); »Marc-Ant. Raimondi« (1887); »Les maitres florentins du XV. siècle« (Prachtwerk, 1889); »L'Académie des beaux-arts depuis la fondation de l'Institut de France« (1891).

Delacroix (spr. -lakruá), Eugène, franz. Maler, Hauptrepräsentant der sogen. romantischen Schule, geb. 26. April 1799 in Charenton-St.-Maurice bei Paris, gest. 13. Aug. 1863 in Paris, war Schüler Guérins, dessen Richtung er aber, mit genialer Kühn-

heit die von der ältern klassischen Schule gezogenen Schranken durchbrechend, bald verließ, um eine neue Bahn einzuschlagen. Sein Streben nach imponierender Wirkung, nach scharfen Kontrasten, nach grellem, besonders in der Beleuchtung beruhendem Effekt gab sich schon in seinem ersten, für die französische Malerei epochemachenden, im Salon von 1822 ausgestellten Werk: Dante und Vergil, über den See der Höllenstadt fahrend (im Louvre), kund. Einen noch größern, die Anhänger der Davidschen Schule niederschmetternden Eindruck machte 1824 das aus dem Enthusiasmus für den griechischen Freiheitskampf erwachsene Gemetzel von Chios (Louvre), das gewissermaßen als das Manifest der romantischen Schule zu betrachten ist. Nachdem D. 1825 eine Reise nach England gemacht und dort mit der englischen Literatur, besonders mit Shakespeare und Byron, näher bekannt geworden, entfaltete er eine große, an Rubens erinnernde Fruchtbarkeit und behandelte Stoffe aus der Mythologie, der christlichen Religion, der Politik, dem Volksleben, der Poesie und der Allegorie. Daneben schuf er Schlachtengemälde, Porträte, Marine- und Tierstücke in Öl und Aquarell, umfangreiche Fresken und selbst Radierungen. Der schematischen Gruppierung der klassischen Schule setzte er ein buntes Gestaltengewimmel entgegen. Während er an Farbenreichtum, lebendigem Ausdruck, wirkungsvoller Komposition und Darstellung alle Zeitgenossen übertraf, läßt er Eleganz und Erhabenheit des Stils oft vermissen, nicht minder die volle Durchführung seiner meist nur mit anscheinend skizzenhafter Leichtigkeit hingeworfenen Werke. Seine im Nachlaß gefundenen Studien haben jedoch ergeben, daß er ein vortrefflicher Zeichner war, der mit Absicht den Umriß der koloristischen Wirkung opferte. Während der Künstler auf der einen Seite leidenschaftlich gepriesen ward, traf ihn auf der andern ungebührliche Herabsetzung. D. war vornehmlich der Abgott der neuerungslustigen Jugend unter den Künstlern und fand unter dieser zahlreiche Schüler und Nachahmer, wiewohl er keine eigentliche Schule gebildet hat. Von seinen größern Werken sind zu nennen: Hellas, trauernd auf den Ruinen Missolunghis (1826); die Enthauptung des Dogen Marino Falieri (nach Byron); Milton mit seinen Töchtern; Christus am Ölberg (in der Kirche St.-Paul zu Paris); Sardanapal auf dem Scheiterhaufen; die Göttin der Freiheit, das Volk führend (im Louvre), und der Tod des Bischofs von Lüttich, nach Scotts »Quentin Durward«. 1832 wurde der Künstler einer außerordentlichen Gesandtschaft beigegeben, die Ludwig Philipp an den Sultan von Marokko abgehen ließ. Im Orient erhielt der Kolorismus von D. durch den Einfluß des Sonnenlichts erst seine volle Reife, wofür die Genrebilder: algierische Frauen im Harem (1834, Louvre), die jüdische Hochzeit in Marokko (1841, Louvre) und die Konvulsionäre von Tanger Zeugnis ablegen. Die koloristische Weiterentwickelung ist aber auch an seinen Historiengemälden zu erkennen, wie in Ludwig dem Heiligen in der Schlacht gegen die Engländer auf der Brücke von Taillebourg an der Charente (in Versailles), Medea (1838, in Lille), Kleopatra (1839), dem Urteil Trajans (1840), der Einnahme von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer (im Louvre), dem Tod Mark Aurels (1845, in Toulouse), Christus am Kreuz (1847), Kreuzabnahme (in der Kirche St.-Louis zu Paris) ꝛc. Im Bibliothekſal des Luxembourg malte er an der Decke historische Bilder, worunter das Hauptbild Dante und Vergil unter den berühmtesten Dichtern, Philosophen, Staatsmännern und Helden des Altertums darstellt. Im jetzigen Palais du Corps législatif schmückte er den sogen. Salon du Roi mit den allegorischen Gestalten der Gerechtigkeit, der Industrie, der Landwirtschaft und des Krieges sowie mit den Genien der Wissenschaft, der Kunst, des Landlebens und der Stärke. Zu den letzten Werken D.' gehören das große mythologische Mittelbild am Plafond der Apollogalerie des Louvre, den Kampf Apollons mit dem Python schildernd, und die Darstellungen des Kampfes Michaels gegen Luzifer, der Vertreibung Heliodors und des Ringkampfes zwischen Jakob und dem Engel (in der Engelkapelle der Kirche St.-Sulpice zu Paris). Außerdem entwarf er 17 Lithographien zur Übersetzung des Goetheschen »Faust« von A. Stapfer (1828) und Illustrationen zu Shakespeares »Hamlet« (1843). Die Zahl seiner Gemälde beläuft sich auf etwa 850, die seiner Zeichnungen auf etwa 6500. Erst längere Zeit nach seinem Tode wurde seine Wertschätzung als größter Meister der französischen Schule nach David allgemein. 1890 wurde ihm im Luxembourggarten zu Paris ein Denkmal von Dalou errichtet. Briefe von D. wurden von Burty (2. Aufl., Par. 1880, 2 Bde.), seine Tagebücher von P. Flat und R. Piot herausgegeben (»Journal d'E. D«, 1893—95, 3 Bde.; deutsche Bearbeitung von Erich Hancke, Berl. 1903). Vgl. Moreau, E. D. et son œuvre (1873); Robaut und Chesneau, L'œuvre complet d'E. D. (1885); Meyer, Geschichte der modernen französischen Malerei (Leipz. 1867); Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst, Bd. 1 (2. Ausg., das. 1893), und in Dohmes »Kunst und Künstler«; Dargenty, Eugène D. par lui-même (1885); Bachon, Eugène D. à l'école des beaux-arts (1885); Tourneux, D. devant ses contemporains (1886); Véron, E. D. (1887).

De Laet, Joh. Jak., fläm. Schriftsteller, s. Laet.

De la Gardie, schwed. Adelsgeschlecht, s. Gardie.

Delagoabai, große Meeresbucht an der Ostküste Südafrikas (s. Karte von Südafrika bei »Kapkolonie«), im südlichsten Teil der portug. Kolonie Mosambik, zwischen 25 und 26° 20′ südl. Br., von N. nach S. 35 km, von O. nach W. 25 km lang, gebildet durch die von S. nach N. vorspringende Halbinsel und Insel Inyack mit der kleinern Elefanteninsel. Gerade westlich davon dringt ein Espirito Santo oder English River genannter Einschnitt tiefer ins Land ein, in den der Umbeloſi mit dem Tembé mündet, und an dessen Nordseite die Stadt Lourenço Marquez (s. d.) liegt. Um den Besitz der D., des Haupteingangstors zu Transvaal, haben Engländer und Portugiesen schon seit 1823 gestritten, indem die erstern den ganzen südlichen Teil mit Einschluß der genannten Inseln beanspruchten und später Lourenço Marquez gegenüber die Niederlassung Bombay gründeten, die sie zur Endstation einer nach Transvaal zu bauenden Eisenbahn bestimmt hatten. Zwar wurde ihnen durch den 1872 zum Schiedsrichter angerufenen Präsidenten der französischen Republik, Mac Mahon, der Besitz 1875 abgesprochen; sie wußten aber, um der Südafrikanischen Republik den freien Zugang zum Meer zu versperren, Portugal 1880 durch den Lourenço Marquez-Vertrag zur Abtretung der D. zu bewegen. Dieser Vertrag fand indessen beim portugiesischen Volk solchen Widerspruch, daß man ihn fallen ließ. Den schon von T. T. Burgers eingeleiteten Bau einer Eisenbahn nach der D., die, kein englisches Gebiet berührend, Transvaal eine freiere Stellung gab, betrieb Präsident Krüger (Eröffnung der Strecke Pretoria–Komati Poort 1. Jan. 1895). Und als Anfang 1900 der

Schiedsspruch der Schweizer Bundesregierung Portugal zum Zahlen einer hohen Entschädigung an die englisch-amerikanische Eisenbahnbaugesellschaft verurteilte, wurde Englands Versuch, die D. nun doch noch an sich zu bringen, durch die sofortige Bereitstellung der erforderlichen 15 Mill. Frank vereitelt. Vgl. Monteiro, Delagoa Bay, its natives and natural history (Lond. 1891); Jesset, Key to South Africa. Delagoa Bay (das. 1900).

Delaine, in England gebräuchliche Abkürzung für Mussselin de laine.

Delambre (spr. dölängbr'), Jean Baptiste Joseph, Astronom, geb. 29. Sept. 1749 in Amiens, gest. 19. Aug. 1822 in Paris, studierte daselbst Philosophie, Mathematik und Physik und seit 1771 Astronomie. Er gab 1781 die ersten Tafeln des Uranus heraus, ferner neue Tafeln der Sonne, des Jupiter, der Jupitersatelliten und des Saturn. 1795 ward er Mitglied des Längenbureaus, 1807 Professor der Astronomie am Collège de France. Sein Hauptwerk ist die mit Méchain 1792—99 ausgeführte große Gradmessung von Dünkirchen bis Barcelona, die zur Feststellung des Normalmeters dienen sollte. Den Bericht über diese Gradmessung enthält sein Werk »Base du système métrique décimal« (Par. 1806—10, 3 Bde.). 1815 trat er in den Ruhestand. Er schrieb »Astronomie théorétique et pratique« (Par. 1814, 3 Bde.); »Histoire de l'astronomie ancienne, celle du moyen-âge et moderne« (das. 1817 f., 5 Bde.); »Histoire de l'astronomie du XVIII. siècle« (hrsg. von Mathieu, 1827).

Delamettrie, s. Lamettrie.

Delanne (spr. dölänn'), Alfred, franz. General, geb. 15. Juni 1844 in Romenay (Saône-et-Loire), besuchte die polytechnische Schule in Paris, trat 1864 als Offizier in das Geniekorps ein, machte den deutsch-französischen Krieg 1870/71 als Hauptmann mit und wurde dann zur Geniedirektion in Paris kommandiert. Nachdem er zehn Jahre lang an der Erbauung der neuen Forts mitgearbeitet hatte, wurde er zum Lehrer an der Kriegsschule zu Fontainebleau ernannt und erwarb sich hier den Ruf eines hervorragenden Theoretikers und Lehrers. Zum Leiter des ersten Bureaus des Generalstabs ernannt, wurde er 1897 zum Brigadegeneral, 1898 zum Unterchef des Generalstabs befördert und 1899, nach dem Tode Braults, mit Wahrnehmung der Geschäfte des Generalstabschefs beauftragt. Aber das Auftreten des Kriegsministers André (s. d.) veranlaßte ihn 1900, seine Entlassung zu nehmen.

Delaplanche (spr. -plängsch'), Eugène, franz. Bildhauer, geb. 28. Febr. 1836 in Paris, gest. daselbst 11. Jan. 1891, trat in das Atelier von Duret, ging 1864 nach Rom und erregte 1868 durch seine ersten Arbeiten: ein Kind, auf einer Schildkröte reitend, und ein Schafhirt (beide im Museum zu Marseille), Aufmerksamkeit, die sich noch steigerte, als er 1870 eine derb, aber gesund naturalistisch aufgefaßte Eva nach dem Sündenfall ausstellte, die ins Museum des Luxembourg kam. Unter seinen folgenden Arbeiten fanden besonders die heil. Agnes, die Marmorstatue der Liebesbotschaft, die Marmorgruppe der mütterlichen Erziehung (1873), die heilige Jungfrau mit der Lilie und die Statue der Musik in versilberter Bronze (Salon von 1877) wegen der vollendeten Naturwahrheit in der Formenbehandlung großen Beifall. Für die Marmorausführung der Musik erhielt er 1878 die Ehrenmedaille des Salons. Auch für den plastischen Schmuck öffentlicher Bauten war er tätig, z. B. für die Neue Oper (Statue der Musik und die sitzende Figur Aubers), für den Palast des Trocadéro und für das Stadthaus (Statue der öffentlichen Sicherheit). Sein letztes Werk war das Grabmal des Kardinals Donnet für die Kathedrale in Bordeaux mit den Statuen des Glaubens und der Barmherzigkeit.

Delaporte (spr. bölapórt'), Michel, franz. Bühnendichter, geb. im September 1806 in Paris, gest. 30. Sept. 1872, widmete sich 1824 unter Regnault der Malerei und Zeichenkunst, bis ihn ein Augenleiden nötigte, dieser Tätigkeit zu entsagen. Er schrieb (seit 1835) eine große Zahl gut aufgenommener Vaudevilles. Unter den von ihm allein geschriebenen Stücken fanden »Cabrion« (1845), »La femme de ménage« (1851) und »Toinette et son carabinier« (1856) den meisten Beifall. Zu seinen Mitarbeitern gehören Cogniard (z. B. »Le nouveau pied de mouton«, 1850), Bayard (»La nouvelle Hermione«, 1858), Anicet-Bourgeois (»Les amours de Mr. et Mme. Denis«, 1845), namentlich aber Varin, mit dem er »Un hercule et une jolie femme« (1861), »Ah, que l'amour est agréable!« (1862), »La dame aux giroflées«, »Madame Pot-au-feu« (1869) u. a. verfaßte.

De La Rey, Jakobus Herklaas (Herkules), genannt »Oom Koos«, Burengeneral, geb. 22. Okt. 1847 im (spätern) Oranje-Freistaat, seit 1893 für Lichtenburg Mitglied des ersten Volksrats der Südafrikanischen Republik, war, ohne sich einer Partei anzuschließen, Freund Jouberts (s. d.), trat für Versöhnung zwischen burischen und Ausländerinteressen und für möglichstes Zurücktreten Transvaals in internationaler Politik ein, bis ihm Krügers Nachgiebigkeit doch zu weitgehend erschien. Bei der Kriegserklärung zum General ernannt, fiel er in den Nordosten der Kapkolonie ein, lieferte 12./13. Okt. 1899 das erste Gefecht (bei Kraaipan) und kämpfte dann unter Cronje (s. d.) im Westen, wo er 28. Nov. in dem unentschiedenen Gefecht am Modderflusse seinen ältesten Sohn verlor. Cronjes Gefangennahme vermochte er mit seiner kleinen Truppe ebensowenig zu hindern, wie den weitern Vormarsch der Engländer dauernd aufzuhalten. Am 11. Juli 1900 fing er bei Nitralsnek 5 Kompagnien mit 2 Geschützen und 1 Schwadron Baden-Powells (s. d.) weg. Bei der Reorganisation des Widerstands durch L. Botha (s. d.) zum Generalkommandantsassistenten und Mitglied der Regierung ernannt (August), erhielt D. unter dem Beirate des Staatsprokureurs J. Smuts den Westen Transvaals anvertraut, wo er bald 7000 Mann unter Waffen brachte. Am 13. Dez. schlug er General Clements bei Nooitgedacht, zwang 31. Jan. 1901 die Posten von Modderfontein bei Krügersdorp zur Übergabe, siegte 20. Febr. bei Hartebeestfontein, verlor zwischen diesem Ort und Vetpan an Babington 24. März 9 Geschütze und 170 Mann, besiegte aber 29. Mai Dixon bei Vlakfontein. Nachdem er im September unmittelbar bei Pretoria eine Batterie erbeutet hatte, schlug er 24. Okt. Oberst Donop bei Kleinfontein. Seine glänzendsten Taten aber waren die Siege von Ijzerspruit über Oberst Anderson (25. Febr. 1902) und von Klerksdorp über Lord Methuen (7. März), der verwundet in seine Hände fiel, aber wieder freigegeben ward. Nach dem Friedensschlusse (31. Mai) besuchte er im Herbst 1902 mit L. Botha und De Wet Europa.

De la Rive (spr. rīw'), Auguste Arthur, Physiker, geb. 9. Okt. 1801 in Genf, gest. 27. Nov. 1873, war seit 1823 Professor der Physik an der dortigen Akademie. Er arbeitete über Elektrizität und Magnetismus, über die spezifische Wärme der Gase (mit Marcet), über die Temperatur der Erdrinde und über

das Nordlicht. Er versuchte seit 1828, Silber und Kupfer in alkalischen Bädern zu vergolden, und legte damit den Grund zu der spätern bedeutenden Ausbildung der Galvanoplastik. Von 1836—41 redigierte er die »Bibliothèque universelle de Genève«, als Supplemente zu derselben »Archives de l'électricité« (Par. u. Genf 1841—45) und mit Marignac u. a. »Archives des sciences physiques et naturelles« (1846—60); auch schrieb er: »Traité de l'électricité théorique et appliquée« (1854—58, 3 Bde.) und eine Biographie des ältern De Candolle (Genf 1851).

Delaroche (spr. -rósch'), Paul (eigentlich Hippolyte), franz. Maler, geb. 17. Juli 1797 in Paris, gest. daselbst 4. Nov. 1856, war kurze Zeit Schüler des Landschaftsmalers Watelet und arbeitete dann vier Jahre lang im Atelier von Gros, an dessen realistische Historienbilder er anknüpfte. Sein erstes, im Salon von 1822 ausgestelltes Bild: Joas, als Kind von Josabeth dem Tod entrissen, war noch nicht frei von dem Klassizismus und dem gespreizten Pathos seiner Schulzeit. In der Jeanne d'Arc, im Gefängnis vom Kardinal von Winchester verhört (1824), gab sich jedoch bereits das Bestreben kund, historische Realität mit romantischer Empfindung zu verbinden. Hierauf folgten 1827 eine Szene aus der Bartholomäusnacht (Museum in Königsberg), der Tod der Königin Elisabeth von England (im Louvre) und die Ermordung des Präsidenten Duranti durch den Pöbel. Der Salon von 1831 brachte vier Hauptwerke, die D. besonders populär gemacht haben: Richelieu, die beiden Verschwörer de Thou und Cinq-Mars auf einem dem seinigen angehängten Schiff die Rhone hinauf zum Tode führend, und der kranke Mazarin beim Kartenspiel, die großen historischen Bilder: Cromwell am Sarge Karls I. (im Museum zu Nîmes) und die Kinder Eduards IV. von England im Tower im Moment vor ihrem Tode (Louvre). Im Salon 1834 trug das Gemälde: Jane Grays Hinrichtung im Tower den Preis davon, 1835 die Ermordung des Herzogs von Guise (im Schloß zu Chantilly), womit er den Höhepunkt in seinen historischen Darstellungen, die meist tragische Katastrophen schilderten, erreichte. Die Früchte einer 1834 unternommenen Reise nach Italien bekundeten sich besonders in seinem größten, 1841 vollendeten Werk, dem sogen. Hémicycle, einem Wandgemälde im halbrunden Saal der École des beaux-arts, die Apotheose der bildenden Künste darstellend, einer Komposition mit 74 Figuren, den Hauptmeistern aller Länder und Zeiten, auf einem Flächenraum von 16 m Länge und 5 m Höhe. Infolge des Todes seiner Gattin wandte sich D. der religiösen Malerei zu, der die Mehrzahl der Werke seines letzten Jahrzehnts angehören, wie die Pietà, Maria am Kreuzigungstag in ihrer Kammer, Maria am Fuß des Kreuzes, Marias Heimweg von Golgatha, Maria in Betrachtung der Dornenkrone, die im Tiber treibende Leiche einer Märtyrerin. Historie und historisches Genre pflegte er nur noch, wenn der Gegenstand seiner trüben Stimmung entsprach, wie in der Abführung Marie Antoinettes nach dem Urteilsspruch (1852) und in den Girondisten im Gefängnis (1836—46). An zwei Bestellungen: Napoleon, auf dem Maultier gedankenvoll über den St. Bernhard reitend, und Napoleon zu Fontainebleau am 31. März 1814 (Museum zu Leipzig), reihte sich auch eine bedeutsame Tätigkeit als Porträtist: unter andern sind der Papst Gregor XVI., Abel Rémusat, Guizot, Thiers, der General Changarnier, de Salvandy, Pourtalès ꝛc. von ihm gemalt worden. Delaroches Gemälde sind fast alle von den besten Kupferstechern Frankreichs, Mercuri, Henriquel-Dupont, Prudhomme, Prévost, Martinet, Gérard u. a., gestochen und daher in weiten Kreisen bekannt geworden. Er war seit 1832 Mitglied des Instituts und mehrerer Akademien und Inhaber des preußischen Ordens pour le mérite. Den von David und seinen Nachfolgern eingeschlagenen Weg verlassend, brach D. der Geschichtsmalerei eine neue Bahn, indem er zwischen der romantischen und klassizistischen Richtung geschickt vermittelte. Ein Genie war er jedoch nicht, sondern eine kühle, nüchterne Natur ohne Phantasie. Korrektheit der Zeichnung, Wärme und Durchsichtigkeit des Kolorits, wirkungsvolle Kontraste von Licht und Schatten, breite Pinselführung und namentlich große Gewandtheit in der Stoffmalerei zeichnen seine Werke aus. Vgl. Jul. Meyer, Geschichte der französischen Malerei (Leipz. 1867); Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst, Bd. 1 (2. Ausg., das. 1893).

De la Rue (spr. rü'), Warren, Naturforscher, geb. 18. Jan. 1815 auf Guernsey, gest. 19. April 1889 in London, trat in seines Vaters Geschäft als Kartenfabrikant und Papierhändler, konstruierte hier Maschinen für Buntpapier-, Pappen- und Kuvertfabrikation ꝛc. und bemühte sich auch um die Verbesserung des photographischen Papiers. Seit 1852 stellte er auf seinem Wohnhaus zu Canonbury (London) Doppelsternbeobachtungen an, 1857 erbaute er ein Observatorium zu Cranford in Middlesex und erzielte glänzende Erfolge bei der Anwendung der Photographie auf astronomische Erscheinungen. 1860 gewann er ausgezeichnete Photographien von der totalen Sonnenfinsternis des 18. Juli. 1874 errichtete er ein physikalisches Laboratorium mit einer elektrischen Batterie von 11,000 Zellen, die er mit Hugo Müller zu wichtigen Experimenten benutzte. Später beobachtete er mit Balfour Stewart und Loewy auf dem Kewer Observatorium und veröffentlichte die Resultate als »Researches on solar physics« (Lond. 1869—70, 2 Tle.). Auch schrieb er: »On the phenomena of the electric discharge« (1881).

De la Rue books (engl., spr. ru buks), Notizbücher in festem, aber biegsamem Ledereinband.

Delāt (lat.), jemand, dem etwas zuerkannt, besonders ein Eid zugeschoben (»deferiert«) wird (s. Deferieren); auch derjenige, gegen den eine Anzeige erstattet ist.

Delation (lat.), im römischen Strafprozeß soviel wie Anzeige; im gemeinen Erbrecht gleich Eintritt der Tatsachen, an die der Erbschaftserwerb (Akquisition) geknüpft war, Erbschaftsanfall (delatio hereditatis). Das Bürgerliche Gesetzbuch spricht von »Berufung zur Erbschaft« und »Anfall der Erbschaft« (vgl. Erbrecht). Im frühern Vormundschaftsrecht bedeutete D. den Eintritt der Tatsachen, auf Grund deren jemand zur Übernahme der Vormundschaft verpflichtet war (vgl. Vormundschaft). Im Prozeßrecht nannte man ehedem Eidesdelation die Zuschiebung eines Haupteides (s. Eid).

Delatoren (lat.), eigentlich »Überbringer, Anzeiger«, vorzugsweise in der römischen Kaiserzeit die Angeber, die, um sich die Gunst der Kaiser und persönliche Vorteile zu verschaffen, ein Gewerbe daraus machten, den Kaisern verdächtige oder auch nur mißliebige Persönlichkeiten, insbes. wegen angeblicher Majestätsverbrechen anzuklagen. Sie kamen zuerst unter Tiberius empor und übten nachher unter schlechten Kaisern, wie Caligula und Domitian, eine Haß und Mißtrauen verbreitende Wirksamkeit. Der Gewinn eines

Delators bestand gewöhnlich in dem vierten Teil der dem Angeklagten auferlegten Strafsumme oder seines verfallenen Vermögens; daher auch der Name Quadruplator.

Delatorisch, in der Weise der Delatoren, angeberisch, verleumderisch.

Delatyn, Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Nadworna, in einem Gebirgskessel am Pruth, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Stanislau-Körösmezö, hat ein Bezirksgericht, ein ärarisches Salzbergwerk mit Salzsiederei, Solbäder und Molkenkuranstalt und zählt (1900) 6097 meist ruthen. Einwohner.

Delaunay (spr. dölonä), 1) Gabriele, sardin. General und Minister, geb. 1786 in Savoyen, gest. 27. Febr. 1850, war Kommandant in Genua und Vizekönig der Insel Sardinien, als ihn Viktor Emanuel II. wenige Tage nach seiner Thronbesteigung (24. März 1849) an die Spitze des Ministeriums berief. D. vertrat in den Friedensverhandlungen Österreich gegenüber die Rechte Piemonts mit Festigkeit, ward aber, reaktionärer Bestrebungen beschuldigt, von der Deputiertenkammer heftig angegriffen und trat daher schon 7. Mai d. J. zurück.

2) Charles Eugène, Mathematiker, geb. 9. April 1816 in Lusigny bei Troyes, gest. 5. Aug. 1872 in Cherbourg, besuchte seit 1834 die polytechnische Schule in Paris, vertrat 1841—48 Biot an der Sorbonne, wurde Professor der höhern Mechanik an der polytechnischen Schule, 1862 Mitglied des Bureau des longitudes und 1872 Direktor der Pariser Sternwarte. Er schrieb: »Cours élémentaire de mécanique« (1850; 10. Aufl., Par. 1884; deutsch von Krebs, Wiesbad. 1868); »Cours élémentaire d'astronomie« (1853; 7. Aufl., Par. 1884); »Traité de mécanique rationelle« (1856; 7. Aufl., das. 1883); »Théorie de la lune« (das. 1860—67, 2 Bde.; unvollendet). Vgl. Thévenot, Biographie de C. E. D. (Par. 1878).

3) Louis Arsène, franz. Schauspieler, geb. 21. März 1826 in Paris, besuchte das Konservatorium 1843—45 und debütierte 1846 im Odéon, wo er zwei Jahre lang jugendliche Liebhaber spielte. 1848 trat er als Dorante im »Menteur« am Théâtre-Français auf und wurde schon nach zwei Jahren ständiges Mitglied. 1887 trat er von der Bühne zurück. Unter seinen zahlreichen Schöpfungen auf der ersten Bühne Frankreichs ragen besonders die in Emile Augiers Stücken, z. B. in »Le fils de Giboyer« und »Paul Forestier«, in vielen Proverbes von Alfr. de Musset, im »Lion amoureux« von Ponsard und in »Hernani« von Victor Hugo hervor. Vgl. »Souvenirs de M. D.« (hrsg. von Fleury, Par. 1901).

4) Elie, franz. Maler, geb. 12. Juni 1828 in Nantes, gest. 4. Sept. 1891 in Paris, Schüler von Flandrin und Lamothe, erlangte 1856 den großen Preis für Rom und trat 1865 mit einem Bilde, der Kommunion der Apostel, auf, das, zwar auf die Nachahmung Raffaels gegründet, doch eignen poetischen Schwung und Wärme des Gefühls verriet. Es kam in das Museum des Luxembourg, ebenso wie die drei folgenden Kompositionen: die Pest in Rom (1869), der Tod des Nessus (1870) und Diana (1872). Von seinen spätern Schöpfungen sind zu nennen: der Triumph Davids (1874) und der Sturz Ixions in den Hades (1876). Er hat auch zahlreiche Porträte gemalt und dekorative Malereien in der Kirche Ste.-Trinité, in der Neuen Oper (Triumph des Gesanges) und im Pantheon ausgeführt. Nach dem Tode Cabanels wurde er Professor und Ateliervorstand an der Kunstschule.

De Laval's Separator, s. die Tafel »Butterfabrikation«.

Delavigne (spr. dölawinj'), Casimir, franz. Dichter, geb. 4. April 1793 in Le Havre, gest. 11. Dez. 1843 in Lyon, erregte schon früh Aufsehen durch sein Talent, gewann 1815 durch »La découverte de la vaccine« einen Nebenpreis der Akademie und eroberte im Sturm die Herzen der Nation durch seine »Messéniennes« (1818), worin er seinem glühenden Patriotismus beredte Worte lieh. Er erhielt darauf den Posten als Bibliothekar an der Staatskanzlei, verlor ihn aber 1822, als er in neuen »Messéniennes« den Befreiungskampf der Griechen besang; dafür machte ihn der Herzog von Orléans zum Bibliothekar des Palais Royal, und dieses Amt bekleidete er bis an seinen Tod. Die Bühne betrat D. mit dem Trauerspiel »Les vêpres Siciliennes« (1819), das trotz der Zurückweisung durch das Théâtre-Français einen großartigen Erfolg davontrug. Diesem Stück folgten das Lustspiel »Les Comédiens« (1820), das Trauerspiel »Le Paria« (1821, mit Chören) und die Lustspiele: »L'école des vieillards« (1823) und »La princesse Aurélie« (1828). Ersteres, sein bestes Lustspiel, trug ihm einen Sitz in der Akademie (1825) ein; eine Pension, die Karl X. ihm anbot, schlug er aus. Von einer Reise, die er infolge seiner geschwächten Gesundheit nach Italien machte, brachte er außer sieben neuen »Messéniennes« eine Veränderung seiner dichterischen Anschauungen zurück, die in der Tragödie »Marino Faliero« (1829) zuerst hervortrat. Denn wenn D. sich früher den Regeln des klassischen Dramas angeschlossen hatte, so näherte er sich jetzt dem Lager der Romantiker in der Absicht, die beiden Schulen zu versöhnen. Die Julirevolution begeisterte ihn zu den volkstümlich gewordenen Gesängen: »La Parisienne« (komponiert von Auber), »La Varsovienne« ꝛc., zu der »Messénienne«: »Une semaine à Paris« und der Ballade »Le chien du Louvre«. 1832 wurde sein »Louis XI« aufgeführt, wie »Marino Faliero« eine Mischung von Tragischem und Komischem, aber entschiedener dem Zeitgeschmack huldigend. Das Trauerspiel »Les enfants d'Édouard« (1833) und besonders das Lustspiel »Don Juan d'Autriche« (1835) gehören wegen der Lebendigkeit der Handlung und des poetischen Schwunges zu den besten Stücken des Dichters. D. ist neben Béranger der Hauptvertreter der liberalen Richtung in der zeitgenössischen Poesie. Er ist hauptsächlich Lyriker; einzelne seiner Gedichte, besonders auch die Chöre des »Paria«, überraschen durch Wärme und Innigkeit des Gefühls, Eleganz und Reinheit des Ausdrucks. Seine Bühnenwerke stehen weit tiefer; sie sind technisch geschickt, aber man merkt ihnen das Mühsame, Gemachte an. Sein Stil schließt sich einerseits eng an Racine an und erlaubt sich anderseits, besonders seit seinem »Louis XI«, gewisse Freiheiten, die dem streng klassischen Geschmack wenig zusagten: ein Bild seines unentschiedenen, vorsichtig lavierenden Charakters. Von seiner Vaterstadt wurde ihm ein Denkmal errichtet. Seine Werke erschienen bei Didier (1845, 6 Bde.; 1856, 4 Bde.), bei Charpentier (1851, 4 Bde.), zuletzt bei Didot (1885). Vgl. Buacheux, Casimir D., étude biographique et littéraire (Le Havre u. Par. 1894); Favrot, Études sur Casimir D. (Bern 1894). — Sein Bruder Germain, geb. 1790, gest. 1868, hat als Verfasser von Vaudeville- und Operntexten einen Namen gewonnen. Mit Scribe lieferte er die Texte zur »Stummen von Portici«, zum »Schnee«, zu Meyerbeers »Robert der Teufel«, »Hugenotten« u. a.

Delaware (spr. dèlle-uär), Fluß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, entsteht am Westhang der Catskillberge aus zwei Quellarmen (Westdelaware oder Mohawk, Ostdelaware oder Popacton), fließt bis Deposit gegen SW., dann bis Port Jervis gegen SO., hierauf den Kittatinny Mountains entlang wieder gegen SW., bis er diese Kette in dem prächtigen, von über 400 m hohen Felsen eingeengten D. Water Gap durchbricht. Von hier wieder gegen SO. gerichtet, durchquert er noch mehrere Bergketten unter Bildung von Schnellenreihen von denen die letzte (25 Schnellen) bei Trenton liegt. In der atlantischen Niederung wendet er sich bis Wilmington abermals gegen SW., um sich endlich zum 90 km langen und bis 50 km breiten Mündungstrichter der Delawarebai zu erweitern, der sich zwischen Kap May und Kap Henlopen in den Atlantischen Ozean öffnet. Der D. ist bis zum Kopfpunkte der Bai (Reedy Island) 580 km lang und von Trenton ab für Flußdampfer von 1,5 m, von Philadelphia für Seedampfer von 8 m Tiefgang schiffbar. Von rechts empfängt er bei Easton den Lehigh, bei Philadelphia den Schuylkill. Ein 99 km langer Kanal begleitet ihn aufwärts bis Easton, andre Kanäle verbinden ihn mit dem Raritan und Hudson. Den Namen hat er vom Lord De la Warr, Gouverneur von Virginia, der 1610 in ihn eindrang. Vgl. Hoff, Two hundred miles on the D. River (Trenton 1893).

Delaware (abgekürzt Del.), einer der Staaten der nordamerikan. Union (s. Karte »Vereinigte Staaten«), mit 5310 qkm Fläche, der kleinste nach Rhode Island, den nordöstlichen Teil der Halbinsel zwischen Chesapeake- und Delawarebai umfassend und von Maryland, Pennsylvanien und New Jersey sowie von dem Atlantischen Ozean umgrenzt. Das Land ist teils eben, teils flachhügelig und erhebt sich nur im äußersten Norden bis 85 m ü. M. Die hafenlose, offene Küste ist von niedrigen Dünen besetzt, von Lagunen und Salzmarschen und Sümpfen begleitet. Im N. herrscht fruchtbarer Ton- und Weizenboden vor, der Süden ist sandig. Hier erstreckt sich auch 20 km lang der Cypreß Swamp, mit vielen giftigen Schlangen. Das Klima ist im allgemeinen mild (11,5° Mitteltemperatur), gelegentlich treten aber harte Fröste ein (1899: —25,5°), während im Juli bisweilen 40° erreicht werden. Malariafieber sind in den Sumpfgegenden verbreitet. Die Bevölkerung betrug 1900: 184,735 Seelen (94,158 männlich, 90,577 weiblich), darunter 30,697 Farbige und 13,810 im Ausland Geborne. Die Elementarschulen hatten 1899: 840 Lehrkräfte mit 29,390 Schülern. Das Delaware College zu Newark hat 19 Lehrer und 110 Studierende. Es erscheinen 41 Zeitungen. Ein protestantischer und ein katholischer Bischof residieren in Wilmington. Von der Oberfläche sind 60 Proz. unter Kultur, 22 Proz. Wald. Mit Mais waren 1899 bestellt 76,810, mit Weizen 47,496 Hektar, mit Kartoffeln, Bataten, Zwiebeln, Tomaten auch beträchtliche Flächen. Berühmt ist der Erdbeer- und Pfirsichbau, doch wurde der letztere (2,4 Mill. Bäume) durch den harten Winter von 1899 sowie durch Baumkrankheiten schwer geschädigt. Der Viehstand betrug 1900: 36,424 Pferde, 5061 Maultiere und Esel, 55,420 Rinder, 11,776 Schafe und 50,862 Schweine. Die Butterbereitung ist bedeutend. Nicht unbeträchtlich ist auch die Fluß- und Küstenfischerei. Die Industrie (1899 mit 1417 Betrieben, 22,203 Arbeitern und für 45,4 Mill. Doll. Erzeugnissen) ist am schwungreichsten in der Lederbereitung (20 Betriebe), der Maschinen- und Eisenbahnmaterialfabrikation (31 Betriebe) und des Schiffbaues (11 Werften). Eisenbahnen gibt es 562 km, elektrische Bahnen 69 km. Ein 26 km langer Schiffahrtskanal verbindet die Delaware- und Chesapeakebai. Die Handelsflotte des Staates zählt 152 Fahrzeuge (37 Dampfer) mit 20,119 Ton. Nach der Verfassung von 1831 werden Gouverneur und Senat (17 Mitglieder) auf vier Jahre, die 35 Repräsentanten dagegen auf zwei Jahre direkt vom Volke gewählt. Zum Senat der Union entsendet D. zwei, zum Repräsentantenhaus einen Abgeordneten; bei der Präsidentenwahl hat es eine Stimme. Die Schulden des Staates betrugen 1890: 887,573, der drei Grafschaften 618,400, der Städte 1,413,111 Doll. Hauptstadt ist Dover, größte Stadt aber Wilmington. — D. wurde zuerst von Schweden und Finnen unter dem Namen Neuschweden kolonisiert. Das Land kam indessen schon 1655 unter niederländische Hoheit, und 1664 wurde es in das von den Engländern den Niederländern abgenommene und von Karl II. dem Herzog von York verliehene Territorium eingeschlossen, welcher es 1682 an William Penn übertrug. Seitdem blieb D. bis 1775 nominell mit Pennsylvanien vereinigt, obgleich es unter dem Namen der »Untern Länder des Delaware« seit 1703 eine besondere Regierung hatte. Als solche wurde D. auf dem ersten Kongreß zu New York 1765 vertreten und als Staat in die Union aufgenommen. D. ist einer der wenigen Staaten, welche die Konstitution der Vereinigten Staaten (3. Dez. 1787) einstimmig annahmen. Während des Sezessionskriegs blieb D. der Union treu. Vgl. F. Vincent, A history of the state of D. (Philad. 1870).

Delaware, Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikan. Staat Ohio, ist Bahnknotenpunkt mit wesleyanischer Universität, Mineralquelle, Fabriken und (1900) 7940 Einw.

Delawaren (Lenni Lenape), Indianerstamm der Algonkin in Nordamerika, jetzt kaum 1000 Köpfe stark, bewohnte ehedem das Tal des Delaware und den Küstenstrich südlich bis Kap Hatteras und bildete mit seinen Unterabteilungen und den Mohikanern den mächtigen Fünfvölkerbund. Mit der steigenden Macht der Irokesen verloren die D. ihre Unabhängigkeit und gingen immer weiter nach Westen zurück, bis sie sich schließlich im Indianergebiet niederließen. Sie treiben etwas Ackerbau und Viehzucht, ihre Hauptbeschäftigung aber ist Jagen und Fischen. Ihrer Sprache verdankt die Länderkunde Namen wie Massachusetts, Alleghany, Connecticut, Mississippi. Eine Grammatik derselben lieferte Zeisberger (Philad. 1827), ein Wörterbuch Brinton (das. 1888). Vgl. Heckewelder, Narrative of the mission of the United Brethren among the Delaware and Mohegan Indians (Philad. 1820); Brinton, The Lenâpé and their legends (das. 1885).

Delboeuf (spr. dellböff), Joseph, Philosoph, geb. 30. Sept. 1831 in Lüttich, gest. 13. Aug. 1896 in Bonn, studierte in Lüttich und in Bonn, wurde 1860 Lehrer in Lüttich, 1863 Professor in Gent und war seit 1866 Professor der klassischen Philologie an der Universität und der École normale des humanités in Lüttich. Er ist hauptsächlich bekannt durch seine Schriften auf naturphilosophischem und psychologischem Gebiet; von denselben sind zu nennen: »La psychologie comme science naturelle« (Brüssel 1876); »Questions de philosophie et de science« (Par. 1883 u. 1885); »Examen critique de la loi psychophysique« (das. 1883); »La matière brute et la matière vivante« (das. 1887).

Delbrück, Stadt im preuß. Regbez. Minden, Kreis Paderborn, am Haustenbach und an der Staatsbahnlinie Wiedenbrück-Senneleger, hat eine als Wallfahrtsort besuchte kath. Kirche, Waisenhaus, Amtsgericht und (1900) 1294 kath. Einwohner. Hier siegten 18. Dez. 1410 Bischof Wilhelm von Paderborn und die Bewohner von D. über Erzbischof Friedrich von Köln und Graf Adolf von Kleve.

Delbrück, 1) Martin Friedrich Rudolf von, preuß. Staatsmann, geb. 16. April 1817 in Berlin, gest. daselbst 1. Febr. 1903, Sohn des 1830 als Superintendent in Zeitz verstorbenen Geheimrats Joh. Friedr. Gottl. D., der 1800—1809 die Erziehung der beiden ältern Söhne Friedrich Wilhelms III. (des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Kaisers Wilhelm) leitete, studierte die Rechte, trat 1837 in den Staatsdienst und ward 1842 Hilfsarbeiter im Finanzministerium. 1844 in das neugebildete Handelsministerium versetzt und 1848 zum Ministerialdirektor und Chef der Handelsabteilung ernannt, leitete er mit Erfolg die Verhandlungen über die Erneuerung des Zollvereins, gewann 1851 Hannover und Oldenburg dafür und bestimmte 1853 die deutschen Staaten, die von Österreich schon für dessen Zollverein gewonnen waren, zur Erneuerung des bisherigen Zollvereins auf zwölf Jahre, während sich Österreich mit einem Zoll- und Handelsvertrag mit dem Zollverein begnügen mußte. Auch die freihändlerischen Handelsverträge mit Frankreich, Belgien, Italien und andern Staaten sind sein Werk, ebenso die unitarische Umwandlung des Zollvereins nach 1866. Seit August 1867 Präsident des Bundeskanzleramts und 1868 preußischer Staatsminister ohne Portefeuille, vertrat D. fortan Bismarck sowohl im Bundesrat als im Reichstag und galt als des Kanzlers »rechte Hand«. Bei den Unterhandlungen mit den süddeutschen Staaten im Herbst 1870, zuerst in München, dann in Versailles, hervorragend beteiligt und zur Verteidigung der Versailler Verträge im norddeutschen Reichstag im Dezember berufen, wurde er wegen seiner Verdienste um die Reichsgründung 1871 mit 200,000 Tlr. dotiert; 18. Jan. 1896 erhielt er mit dem Schwarzen Adlerorden den Adel. Auch im neuen Reich behielt er das Präsidium des Reichskanzleramts, folgte aber Bismarck nicht auf dem Wege, durchgreifende wirtschaftliche Reformen durch den Staat zu bewerkstelligen. Dann erbat und erhielt er 1. Juni 1876 seine Entlassung und bekämpfte als Reichstagsmitglied 1878—81, seinen Grundsätzen getreu, freilich vergeblich, die Annahme des neuen Zolltarifs, namentlich der Getreide- und der Industrieschutzzölle.

2) Berthold, Sprachforscher, geb. 26. Juli 1842 in Putbus, Neffe des vorigen, studierte 1859—62 in Halle und Berlin, war 1864—66 Gymnasiallehrer in Marienwerder, habilitierte sich 1867 an der Universität Halle und bekleidet seit 1870 die ordentliche Professur der vergleichenden Sprachwissenschaft und des Sanskrits an der Universität zu Jena. D. ist der Begründer der vergleichenden Forschung auf dem Gebiete der Syntax. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Syntaktische Forschungen« (Halle 1871 bis 1888, 5 Bde.); »Das altindische Verbum aus den Hymnen des Rigweda seinem Bau nach dargestellt« (das. 1874); »Einleitung in das Sprachstudium« (Leipz. 1880, 3. Aufl. 1893; engl., das. 1882); »Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen« (das. 1889); »Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen« (Straßb. 1893—1900, 3.—5. Bd. des »Grundrisses der vergleichenden Grammatik« von Brugmann und D.); »Grundfragen der Sprachforschung, mit Rücksicht auf W. Wundts Sprachpsychologie erörtert« (das. 1901).

3) Hans, Historiker, geb. 11. Nov. 1848 in Bergen (Insel Rügen), studierte Geschichte in Heidelberg, Greifswald und Bonn und wurde, nachdem er den Feldzug von 1870 mitgemacht hatte, 1874 Erzieher des Prinzen Waldemar von Preußen, dritten Sohns des damaligen Kronprinzen, in welcher Stellung er bis zum Tode des Prinzen (27. März 1879) verblieb. 1881 habilitierte er sich in Berlin, wurde 1885 außerordentlicher und 1896 ordentlicher Professor. 1882—1885 gehörte er dem Abgeordnetenhaus, 1884—90 dem Reichstag an, wo er sich der Reichspartei anschloß. Seine bekanntesten Schriften sind: »Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau« (Berl. 1880, Bd. 4 u. 5 des von G. H. Pertz unvollendet hinterlassenen Werkes); eine kürzere selbständige Biographie unter gleichem Titel (das. 1882, 2 Bde.; 2. Aufl. 1894); »Die Perserkriege und die Burgunderkriege« (das. 1886); »Historische und politische Aufsätze« (das. 1887) und als deren Fortsetzung »Erinnerungen, Aufsätze und Reden« (das. 1903); »Die Strategie des Perikles, erläutert durch die Strategie Friedrichs des Großen« (das. 1890); »Friedrich, Napoleon, Moltke, ältere und neuere Strategie« (das. 1892); »Die Polenfrage« (das. 1894); »Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte« (das. 1900—1902, 2 Bde.). 1882—83 gab D. mit G. zu Putlitz die »Politische Wochenschrift« heraus, trat aber 1883 in die Redaktion der »Preußischen Jahrbücher« ein, die er seit 1889 allein führt. 1885—1893 gab D. auch den von Schultheß 1860 begründeten »Europäischen Geschichtskalender« (s. d.) heraus. Mit Adolf Harnack veröffentlichte er die Broschüre »Evangelisch-sozial« (Berl. 1896).

4) Max Emil Julius, Agrikulturchemiker, Bruder des vorigen, geb. 16. Juni 1850 in Bergen auf Rügen, studierte seit 1868 in Berlin und Greifswald, wurde 1872 Assistent an der Gewerbeakademie in Berlin, 1873 an der Versuchsstation zu Halle und übernahm 1874 die Gründung und Leitung der Berliner Versuchsstation des Vereins der Spiritusfabrikanten in Deutschland. 1875 habilitierte sich D. an der Gewerbeakademie zu Berlin, 1877 Mitglied des Patentamts, gründete 1879 die Versuchsbrennerei Biesdorf und ward 1881 Lehrer an der landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin. An dieser begründete und entwickelte er die technische Abteilung, besonders das Institut für Gärungsgewerbe (Spiritus-, Hefe-, Essig-, Stärke- und Braugewerbe umfassend), die größte von Interessentenkreisen erhaltene wissenschaftliche Anstalt. Delbrücks Arbeiten umfassen das gesamte hier angedeutete Gebiet, einige, wie die natürliche Pilzreinzucht, haben allgemeine physiologische Bedeutung. D. war wesentlich beteiligt an der Entwickelung der Gewerbegesetzgebung, besonders des Branntweinsteuergesetzes und der aus diesem sich ergebenden Syndizierung des Brennereigewerbes und der Schaffung der Industrie der Spiritusapparate für Licht-, Wärme- und Krafterzeugung.

5) Klemens, Oberpräsident von Westpreußen, geb. 19. Jan. 1856 in Halle a. S., studierte die Rechte, betrat 1879 die Verwaltungslaufbahn, war 1882—1885 Regierungsassessor in Marienwerder, 1885—92 Landrat in Tuchel, wurde 1892 Regierungsrat beim Oberpräsidium in Danzig und erhielt das landwirtschaftliche Dezernat, gehörte auch dem Zentralverein

westpreußischer Landwirte an. Seit 1896 Oberbürgermeister von Danzig, wurde er 15. Okt. 1902 Oberpräsident von Westpreußen.

Delcassé, Théophile, franz. Politiker, geb. 1. März 1852 in Pamiers (Ariège), studierte Philosophie und Literatur, erwarb sich den akademischen Grad eines Licencié-ès-lettres und trat in die Redaktion der Zeitung »La République française« ein, in der er die auswärtigen Angelegenheiten bearbeitete. 1889 wurde er als opportunistischer Kandidat in die Deputiertenkammer gewählt, in der er wiederholt als Berichterstatter für die Ausbreitung der französischen Kolonien eintrat. Im Kabinett Brisson (Juni 1898) übernahm er das Portefeuille des Auswärtigen und behielt es auch in den Kabinetten Dupuy, Waldeck-Rousseau und Combes.

Deleātur (lat.), s. del.

Delebpalme, s. Borassus.

Delécluze (spr. dölekllüs'), Étienne Jean, franz. Maler und Schriftsteller, geb. 1781 in Paris, gest. 1863 in Versailles, besuchte zuerst das Atelier von Gros und erhielt auf der Ausstellung von 1808 die große goldene Medaille für sein Gemälde: Andromache, gab jedoch 1816 die Malerei auf und übernahm die Kunstkritik im »Lycée français«, später im »Moniteur«, sodann im »Journal des Débats« als eifriger Parteigänger Davids. Er schrieb: »Précis d'un traité de peinture« (1827); »Léopold Robert« (1838); »Grégoire VII, Saint-François d'Assise et Saint-Thomas d'Acquino« (1844, 2 Bde.); »Louis David, son école et son temps« (1855); »Souvenirs de soixante années« (1862), Romane und Novellen (»Justine de Liron«, 1832) u. a.

Delegāt (lat., von delegare, abordnen, überweisen, übertragen), derjenige, der infolge der Anweisung eines andern (Delegant) etwas leistet oder zu leisten verspricht. Im katholischen Kirchenrecht bezeichnet man damit eine Person, welcher die Ausübung der kirchlichen Regierungsgewalt und insbes. die der streitigen Gerichtsbarkeit übertragen ist. So gibt es judices in partibus, d. h. Richter, welche die eigentlich nach Rom zur Entscheidung gelangenden Sachen an Ort und Stelle als päpstliche Delegaten zu entscheiden haben; ferner erscheinen die Bischöfe in einer Reihe von Fällen zuständig als ein für allemal ernannte päpstliche Delegaten (tamquam sedis apostolicae delegati).

Delegation (lat.), im Rechtswesen soviel wie Überweisung. Von D. sprach man früher, wenn der bisherige Schuldner einen Dritten zur Schuldübernahme (s. d.) veranlaßte; wenn ein weltliches Gericht in einem einzelnen Fall oder für eine ganze Klasse von Geschäften seine Gerichtsbarkeit auf ein andres übertrug, was heutzutage nicht mehr gestattet ist. Wohl aber kommt D. noch im Kirchenrecht vor, wo eine Reihe von Befugnissen von dem Papst auf die Bischöfe und von diesen wieder auf deren Untergebene delegiert wird.

Delegation (ital. Delegazione), im ehemaligen Kirchenstaate die Regierungsbehörde einer Provinz und letztere selbst. War der an der Spitze der Verwaltung stehende Delegat (s. d.) ein Kardinal, so hieß er Legat und seine Provinz Legation.

Delegationen, legislative Körperschaften zur Ausübung des Gesetzgebungsrechts über die gemeinsamen Angelegenheiten der Österreichisch-Ungarischen Monarchie (s. d.).

Delegieren (lat.), jemand abordnen, (mit Auftrag und Vollmacht) absenden; etwas übertragen, überweisen (s. Delegation). Delegierter, Abgeordneter, Beauftragter.

Delektieren (lat.), ergötzen, laben; delektabel, ergötzlich, angenehm; Delektation, Ergötzung, Labung.

Delektion (lat.), Wahl, Auswahl; Aushebung (von Soldaten).

Delémont (spr. dölemóng, deutsch Delsberg), Bezirkshauptstadt im schweizer. Kanton Bern, im Delsberger Tal (s. Birs), Knotenpunkt der Bahnlinien Basel-Belfort u. Basel-Biel-Lausanne, 434 m ü. M., mit zwei katholischen und einer reformierten Kirche, Schloß (ehemals Sommerresidenz der Bischöfe von Basel), Progymnasium, katholischem Lehrerseminar und (1900) 5151 Einw., ist am bekanntesten als Zentrum der Eisenindustrie des Berner Jura. Die in neuerer Zeit weniger ergiebigen Bohnerzlager befinden sich im Tal von D., sind 40—50 m tief, haben eine Mächtigkeit von ca. 1 m und liefern das Rohmaterial für die Hochöfen und Eisenwerke von Choindez und Undervelier.

Delen, Dirk van, holländ. Maler, geb. um 1605 in Heusden, gest. 16. Mai 1671 in Arnemuyden, bildete sich unter dem Einfluß des Frans Hals und war seit 1626 zu Arnemuyden in Zeeland ansässig, wo er später auch Bürgermeister wurde. Er liebte es, prunkvolle Gemächer, von Säulenhallen umgebene Höfe mit angrenzenden Parkanlagen, das Innere reich ausgestatteter Kirchen im Barockstil darzustellen, die von Palamedes, Dirk Hals, Codde u. a. mit Staffage versehen wurden. Hauptwerke befinden sich im Hofmuseum zu Wien (ein Gartenpalais mit vornehmer Gesellschaft, 1640), im Louvre zu Paris (Palasthof mit Ballspielern, 1628), im Museum zu Lille (die Königin von Saba im Palast Salomos, 1638), im Antwerpener Museum, in Braunschweig, in der Eremitage zu St. Petersburg (Inneres des Tempels von Jerusalem, 1627).

Delescluze (spr. dölässlüs'), Louis Charles, franz. Kommunist, geb. 20. Okt. 1809 in Dreux, gest. 28. Mai 1871 in Paris, tat sich frühzeitig als radikaler Journalist hervor. Nach der Februarrevolution gründete er in Paris das Journal »La Révolution démocratique et la Liberté républicaine«, ward aber sehr bald wegen seiner aufrührerischen sozialistischen Artikel zu 1½ Jahr Gefängnis und 10,000 Frank Geldstrafe und 1849 sogar zur Deportation verurteilt, entkam jedoch nach England. 1853 kehrte er nach Paris zurück, ward aber schon zwei Monate nach seiner Rückkehr als Mitglied verbotener Gesellschaften zu vierjährigem Gefängnis verurteilt und, nachdem er mehrere Jahre in verschiedenen Gefängnissen zugebracht, nach Cayenne transportiert, wo er bis 1859 blieb. Über seine Gefangenschaftsleiden veröffentlichte er: »De Paris à Cayenne, journal d'un déporté« (1867). Nach seiner Rückkehr hielt er sich lange ruhig, bis ihm das 1868 von ihm gegründete Journal »Réveil«, in dem er die Ideen der Internationale vertrat, neue Verurteilungen zuzog. Nach dem Sturz des Kaiserreichs 1870 glaubte er seine kommunistischen Ansichten verwirklichen zu können und bewirkte die Aufstände gegen die Regierung der nationalen Verteidigung 31. Okt. 1870 und 22. Jan. 1871. Nach dem Aufstand vom 18. März wurde er zum Mitgliede der Kommune (26. März) erwählt, deren Leitung er mit wilder Energie übernahm und durchführte. Als er den Untergang der Kommune voraussah, stellte er 20. Mai den Antrag, vor dem Eindringen der Truppen alle öffentlichen Gebäude vermittelst Petroleums in Brand zu stecken und die Geiseln zu erschießen. Bei dem Einrücken der Versailler Truppen suchte und fand er auf

der letzten Barrikade der Aufständischen den Tod. Vgl. Prolès, Les hommes de la révolution de 1871. Charles D. (Par. 1898).

Delessert (spr. dölessär), Benjamin, Baron, Bankier und Fabrikant in Paris, geb. 14. Febr. 1773 in Lyon, gest. 1. März 1847 in Paris, Sohn des Bankiers Etienne D. (geb. 1735 aus einer calvinistischen Familie, gest. 1816), der 1777 von Lyon nach Paris übersiedelte und sich um Handel und Industrie in Frankreich sehr verdient machte. D. übernahm 1795 das Bankgeschäft seines Vaters. 1801 legte er in Passy großartige Runkelrübenzuckerfabriken an und wurde wegen seiner Verdienste um die inländische Industrie von Napoleon I. zum Mitgliede der Ehrenlegion und 1813 zum Kommandanten einer Legion der Pariser Nationalgarde ernannt. 1817 in die Kammer gewählt, gehörte er derselben bis 1838 ununterbrochen an. Er hatte seinen Sitz im linken Zentrum und gehörte zu den entschiedensten und tätigsten Mitgliedern der freisinnigen Partei. Freund der Künste und Wissenschaften, ließ er das Prachtwerk »Icones selectae plantarum« (Par. 1820—39, 5 Bde., jeder Band mit 100 Kupfern) auf seine Kosten drucken, machte sich auch als Vorstand der Armenhäuser von Paris, als Mitbegründer der Sparkassen in Frankreich und der »Société philanthropique« sowie durch freigebige Fürsorge für die Arbeiter sehr verdient. Außerdem gab er heraus: »Recueil de coquilles décrites par Lamarck« (1841 ff.) und schrieb: »Des avantages de la caisse d'épargne et de prévoyance« (1835); »Les bons exemples, nouvelle morale en action« (mit Degérando, 3. Ausg. 1867, 2 Bde.); »Guide du bonheur« (1839, 4. Aufl. 1855) u. a. — Sein ältester Bruder, François Marie, geb. 1780, gest. 1867, war Chef eines Bankhauses, Mitglied des Verwaltungsrates der Bank von Frankreich sowie des Instituts. Der zweite Bruder, Gabriel, geb. 17. März 1786 in Paris, gest. 29. Jan. 1858, war Fabrikant in Passy unter dem Kaiserreich, Brigadegeneral der Pariser Nationalgarde nach der Julirevolution und vom 6. Sept. 1836 bis 24. Febr. 1848 Polizeipräfekt zu Paris. Dessen Sohn Alexandre Henri Edouard, geb. 15. Dez. 1828, begleitete Saulcy auf seiner Reise nach Palästina (1850) und berichtete darüber in »Voyage aux villes maudites« (1853, 4. Ausg. 1855); er war Mitbegründer des »Athénaeum français«, auch als Belletrist bekannt.

Delessit, Mineral, ↑ Chlorit.

Deletär (lat.), schädlich, von einer bis zur gänzlichen Vernichtung zerstörenden Wirksamkeit.

Delfshaven, ehemals niederländ. Stadt, seit 1886 mit Rotterdam (s. d.) vereinigt.

Delft, Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, Bezirk Haag, südöstlich vom Haag, am Schie und an der Eisenbahn Rotterdam–Amsterdam, ist von vielen Kanälen durchschnitten und durch einen derselben mit Haag verbunden, ziemlich regelmäßig und freundlich gebaut, aber wenig belebt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: der Prinzenhof, worin 10. Juli 1584 Wilhelm I. von Oranien durch Balthasar Gerardsz erschossen wurde (jetzt teilweise Museum für Wilhelm I.); das große, 1618 erbaute Rathaus mit gotischem Belfried und wertvollen Gemälden; das Zeughaus (für die im Haag gegossenen Geschütze); die gotische Alte Kirche (an Stelle eines ältern Baues im 15. Jahrh. errichtet) mit etwas geneigtem Turm und den Denkmälern der Admirale Tromp und Piet Hein, des Eroberers der spanischen Silberflotte 1628, und des Naturforschers Leeuwenhoek; die Neue Kirche (1412—76 erbaut) mit einem berühmten Glockenspiel, einem 95 m hohen Turm und der Gruft des Hauses Oranien-Nassau sowie dem Grabmal des in D. geborenen Hugo Grotius, dessen Bronzestatue (von Strackée) seit 1886 vor der Kirche steht, und dem prachtvollen Marmormausoleum des Prinzen Wilhelm (von H. de Keyzer, 1616). Die Zahl der Einwohner betrug 1900: 31,582. Im 17. und 18. Jahrh. hatte die Stadt berühmte Fabriken für Fayence und Steingut, deren Erzeugnisse (s. Delfter Fayencen) weit und breit bekannt waren; gegenwärtig ist nur noch eine dieser Fabriken im Betrieb. Außerdem befinden sich hier eine Artilleriewerkstätte, zwei Gewehrfabriken, ferner Fabriken für Decken, Tapeten, Zigarren, Seife, Öl, Glas, Essig, Bier, Leder, Genever und mathematische Instrumente. Der Handel ist nicht unbedeutend. An öffentlichen Anstalten hat D. eine polytechnische Schule (1899 bis 1900 mit 714 Studierenden), ein Gymnasium und eine höhere Bürgerschule, eine Irrenanstalt und ein städtisches Krankenhaus und ist Sitz eines Kantonsgerichts und einer Handelskammer. Hier wurde im 11. Jahrh. (um 1070) von dem lothringischen Herzog Gottfried dem Buckligen ein Schloß erbaut; später war D. die Residenz Wilhelms I. von Oranien und Grabstätte der Oranier. 1654 wurden durch die Explosion eines Pulverturms 1200 Menschen getötet.

Delfter Fayencen, stark glasiertes, weißes Gebrauchsgeschirr mit blauer Bemalung, die sich an japanische und chinesische Vorbilder anschließt. Es wurde seit dem Ende des 16. Jahrh. bis zum Ende des 18. Jahrh. in Delft angefertigt, und seit 1640 begann die Blütezeit der Fabrikation. A. de Keyzer ahmte das chinesische blaue Porzellan, andre das japanische, z. T. in höchster Vollendung, nach. Dann kamen auch bunte Farben neben der blauen auf. Man fertigte neben Gegenständen für den Gebrauch Platten für den Wandschmuck, Menschen- und Tierfiguren, Geigen und ähnliche Spielereien. — Eine von Sammlern besonders gesuchte Abart ist das sogen. schwarze Delft. Die hervorragendsten Delfter Fayencefabrikanten und Maler waren F. van Frytom, A. Pynacker, L. Fictoor, L. und S. Cenhoorn, J. van Brower, A. de Kooghe und Th. Witzenburgh. Durch die massenhafte Ausfuhr der D. F. verbreitete sich ihre Dekoration auch anderswo, besonders in Frankreich, England und Deutschland. In neuester Zeit ist die Blaumalerei nach Delfter Art in Holland und Deutschland wieder stark in Aufnahme gekommen, namentlich in der Fabrikation von Platten zur Wanddekoration, die mit Landschaften und Figurenbildern geschmückt und wie Bilder auch in hölzerne Rahmen gefaßt sind. S. Tafel »Keramik«, Fig. 10. Vgl. Havard, Histoire de la faïence de Delft (Par. 1878); Blümlein, Delft und seine Fayencen (Hamb. 1899).

Delftware, soviel wie Delfter Fayencen.

Delfzijl (spr. -fail), Hafenstadt in der niederländ. Provinz Groningen, am Dollart und an der Staatsbahnlinie Groningen–D., mit (1900) 7313 Einw. D. hat einen guten Hafen, eine Schiffahrtsschule, viele Öl- u. Sägemühlen u. betreibt Kalkbrennereien, Ziegeleien, Fischerei und Schiffahrt (1899 liefen 269 Seeschiffe von 263,000 cbm Gehalt ein und aus). Hier beginnen der Emskanal (s. d.) und der sogen. Lange Kanal, der aus dem Dollart, zunächst in das Damster-Diep (s. d.), nach Groningen und von da über Leeuwarden und Franeker nach Harlingen führt als eine 104 km lange Schiffahrtslinie für Trekschuiten. D. ist Sitz eines deutschen Konsularagenten.

Delga, Ort im Distrikt Deirut der ägypt. Provinz (Mudirieh) Siut, mit (1897) 10,842 Einw.

Delgādo, Vorgebirge an der Ostküste der portug. Kolonie Mosambik (Ostafrika), unter 10° 24′ südl. Br., am nördlichen Eingang der Tungibucht, südlich von der Mündung des Rovuma. Der Distrikt Cabo D. (6590 Einw.) hat als Hauptort Ibo, auf einer der kleinen Quirimeainseln, mit 2500 Einw.

Delhi, 1) Bezirk und Stadt in Indien, s. Dehli. — 2) Ort auf Timor, s. Deli 2).

Delhy, stark gewalkter halbwollener Mantelstoff, mit 20 Ketten- und 16 Schußfäden auf 1 cm,

Kette Nr. 32 engl. Baumwollenzwirn, Schuß Streichgarn 6000 m auf 1 kg. Bindung vierbindiger Kreuzköper (s. Abbildung).

Deli (türk., »Narr, Tollkühner, Wagehals«), in den frühern türkischen Heeren Name einzelner Wagehälse der türkischen Kavallerie, die im Kampf blind auf den Feind losgingen, wobei sie meist von Opium berauscht zu sein pflegten. Ihr Befehlshaber hieß Delibaschi. Die Großwesire hatten früher 400—500, ja die beiden Köprüli 2000 solcher Delis als Leibwache, die im Feld beritten war, in Konstantinopel aber zu Fuß vor dem Großwesir hermarschierte, wenn er sich nach dem Diwan begab.

Deli, 1) (Labuan-D.) Hauptort eines kleinen Malaienstaats an der Ostküste von Sumatra, am Fluß D. oder Soengo. Das Reich D. hat nur 30 km Küste und erstreckt sich 75 km ins Gebirge hinein; es steht unter einem von der niederländischen Regierung abhängigen Sultan, der über Grund und Boden nicht verfügen darf. Große Landbewilligungen sind erteilt an die Deli-Maatschappij, die in den drei Bezirken des Landes (D., Langkat und Serdang) mit 5000 Arbeitern Tabak und Gewürze baut, an die schweizerische Société Helvetia, an Franzosen, Deutsche und Engländer. Vgl. Haarsma, Der Tabakbau in D. (Amsterd. 1890); E. Gelcich in der »Deutschen Rundschau für Geographie«, Bd. 17. — 2) (Delhi, Dilhi, Dilli, Dehli) Hauptort der portug. Besitzungen auf Timor, an der Nordküste, an einer während des Südostmonsuns leicht zugänglichen Bai, aber ungesund, führt Büffel, Schweine, Reis und Gemüse aus.

Delia, Beiname der Artemis, von ihrer Geburt auf Delos; auch Name der daselbst im Sommeranfang (Ende Mai) gefeierten Apollofeste, der jährlichen kleinen Delien und der um 425 v. Chr. von den Athenern eingerichteten fünfjährigen großen Delien.

Délibáb, ungar. Name für Fata Morgana (s. d.).

Delibāl (türk.), betäubender Honig, der in Kleinasien von den Bienen aus dem Honigsafte des pontischen Seidelbastes (Daphne pontica) bereitet wird.

Delibationsurteil (v. ital. delibazione), Vollstreckungsurteil (s. d.).

Deliberation (lat.), Beratschlagung, Erwägung.

Deliberationsfrist, soviel wie Überlegungsfrist, Bedenkzeit (s. d.).

Deliberieren (lat.), beratschlagen, erwägen, überlegen.

Delibes (spr. délīb'), Léo, franz. Komponist, geb. 21. Febr. 1836 in St.-Germain-du-Val (Sarthe), gest. 16. Jan. 1891 in Paris, wurde 1848 Schüler des Pariser Konservatoriums, 1853 Akkompagnateur am Théâtre lyrique und später Organist an der Kirche St.-Jean-et-St.-François. Seine dramatisch musikalische Laufbahn begann er seit 1856 als Komponist von Operetten für die Folies-Nouvelles und Bouffes-Parisiens. Das Théâtre lyrique brachte zwei einaktige komische Opern: »Maître Griffard« (1857) und »Le jardinier et son maître« (1863). Mehr und mehr zeigte sich D.' Talent für eine feine, graziöse, heitere Musik; doch kam er erst in sein eigentliches Element, als er 1865 als zweiter Chordirektor der Großen Oper angestellt wurde und daselbst 1866 das Ballett »La Source« (in Wien als »Naila, die Quellenfee«, gegeben) zur Aufführung brachte, zu dem D. in Gemeinschaft mit einem Polen (Minkus) die Musik geschrieben hatte; der Erfolg der von D. komponierten Nummern war entscheidend. 1870 folgte das Ballett »Coppélia«, das seinen Ruf als Komponist endgültig feststellte, 1876 das Ballett »Sylvie, ou la nymphe de Diane«. Inzwischen war auch die komische Oper »Le roi l'a dit« 1873 mit großem Erfolg zur Aufführung gelangt und ist seitdem auch über deutsche Bühnen gegangen. Zwei weitere komische Opern: »Jean de Nivelles« (1880) und »Lakmé« (1883), und die nachgelassene »Kassya« (von Massenet beendet und instrumentiert, 1893 aufgeführt) errangen nur Achtungserfolge. D. gab späterhin seine Chordirektorstelle auf und war seit 1881 Professor der Komposition am Pariser Konservatorium; 1884 wurde er in die Akademie gewählt.

Delibláter Sandwüste, s. Alibunár.

Delicāto (ital., delicatamente, con delicatezza), musikalische Vortragsbezeichnung: »geschmackvoll«, fein, d. h. durchsichtig und zart.

Delice (franz., spr. -liß'), Wonne, Behagen.

Delicēto (spr. -tschēto), Flecken in der ital. Provinz Foggia, Kreis Bovino, hat Schloßruinen, eine hübsche Kirche, Wein- und Ölbau und (1901) 5261 Einw.

Deliciae (lat., »Ergötzlichkeiten«), in älterer Zeit beliebter Titel für dichterische Sammelwerke, z. B. D. poetarum Italorum, D. poet. Gallorum, D. poet. Germanorum ꝛc. (sämtlich in 14 Bdn., Frankf. a. M. 1608—19), bei den Römern auch von Personen soviel wie »Liebling«. D. generis humani (»Zierde des Menschengeschlechts«), Ehrenname des römischen Kaisers Titus.

Delicta juris gentium (lat.), Verbrechen, die bei allen zivilisierten Völkern mit schweren Strafen bedroht sind, und wegen deren darum auch regelmäßig Auslieferung (s. d.) gewährt wird. Sie sind zu unterscheiden vom völkerrechtlichen Delikt, d. h. die von einem Staat ausgehende Verletzung eines völkerrechtlich geschützten Interesses eines andern Staates.

Delictum (lat.), Verbrechen. Im kanonischen Recht nannte man D. ecclesiasticum (z. B. Apostasie, Häresie, Simonie) eine Straftat, für die nur das geistliche, D. saeculare, für die nur das weltliche, D. mixtum (z. B. Blasphemie, Ehebruch, Konkubinat, Magie, Meineid, Sakrilegium), für die diese beiden Gerichte zuständig waren.

Delieren (lat.), auslöschen, wegwischen, tilgen.

Deligeorgis, Epameinondas, griech. Minister, geb. 10. Febr. 1829 zu Tripolis im Peloponnes, gest. 27. Mai 1879, trat zuerst bei der Revolution von 1862 in den Vordergrund. In der Kammer, wo er sich durch glänzende Rednergabe auszeichnete, war er bald der Führer einer Partei, die nach außen eine friedliche Politik, namentlich Freundschaft mit der Türkei, nach innen freiheitliche Gesetzgebung und Verwaltung erstrebte. Nachdem er 1865 und 1870 nach dem Rücktritt von Zaimis kurze Zeit Ministerpräsident gewesen war, übernahm er 1872 wieder die Bildung eines Kabinetts und brachte mit der italienisch-französischen Gesellschaft, welche die Laurionbergwerke besaß, eine Vereinbarung zu stande, infolge deren die Bergwerke auf Griechenland übergingen. 1874 zwar gestürzt, übernahm er doch im März 1877 von neuem das Ministerium und befolgte während

der russisch-türkischen Verwickelungen eine friedliche Politik, durch die er mehr zu erreichen hoffte als durch Krieg. Im Koalitionsministerium vom Juni 1877 erhielt er die Finanzen, trat aber zurück, als die Regierung sich im Januar 1878 zur Teilnahme am Krieg entschloß. Seine politischen Reden erschienen 1880 in Athen (2 Bde.). — Sein Bruder Leonidas, geb. 1840 in Missolunghi, ward 1880 in die Kammer gewählt und verwaltete unter Delyannis 1890—92 das Ministerium des Äußern.

Deligiannis, s. Delyannis.

Delikāt (franz.), lecker, wohlschmeckend; fein, sinnreich; zartfühlend, empfindlich, heikel. Delikatesse, Feinheit, Zartsinnigkeit, Zartgefühl; Leckerbissen.

Delikt (lat., delictum), s. Verbrechen.

Delila (hebr., »die Zarte, Schwache« oder »die Schwächende«, d. h. Verräterin), dritte philistäische Geliebte Simsons, im Tal Sorek, verriet ihn an ihre Landsleute, nachdem sie von ihm das Geheimnis seiner Stärke erforscht hatte (Richt. 16, 4ff.).

Delile (spr. dölīl), Alire Raffeneau, s. *Del.*

Delille (spr. dölīl), Jacques, franz. Dichter, geb. 22. Juni 1738 zu Aigueperse in der Auvergne als der natürliche Sohn des Advokaten Montanier, gest. 1. Mai 1813 in Paris, wurde Lehrer an den Gymnasien von Beauvais und Amiens, dann am Collège de France in Paris. Berühmt wurde er 1769 durch seine freie, aber leichte und elegante Übersetzung von Vergils »Georgica«. Die ganze literarische Welt, besonders Voltaire, verherrlichte den Dichter. 1772 wurde er in die Akademie gewählt, seine Aufnahme verzögerte sich aber wegen seiner Jugend bis 1774. 1782 erschien das schwächere Lehrgedicht »Les jardins, ou l'art d'embellir les paysages«, mit dem er einen großen Erfolg errang, besonders da er zugleich ein vorzüglicher Vorleser war. Nach seiner Rückkehr von einer Reise nach Konstantinopel, wohin er den französischen Gesandten Grafen von Choiseul-Gouffier begleitete, fand er seine Lage durch die Revolution vollständig verändert; er behielt zwar seine Freiheit, verlor aber seine Einkünfte von 30,000 Frank aus der Abtei von St.-Séverin, die ihm der Graf von Artois verliehen hatte. Unter dem Direktorium machte er eine Reise durch Deutschland und England, kehrte 1802 nach Frankreich zurück und übernahm wieder seine Professur sowie seine einflußreiche Stellung in der Gesellschaft. In seinen letzten Lebensjahren war er vollständig erblindet. Seine Werke erschienen gesammelt von Michaud, 1824, 16 Bde.; von Didot, 1847.

Delimitieren (lat.), abgrenzen; Delimitation, Grenzberichtigung.

Delinëieren (lat.), zeichnen, entwerfen; Delineation, Zeichnung, Entwurf, Grund-, Abriß; delineavit, s. »del.«

Delinquënt (lat.), Verbrecher.

Delinquium (lat.), das Zerfließen von Körpern, namentlich von Salzen, wenn sie so viel Wasser aus der Atmosphäre anziehen, daß sich zuletzt eine konzentrierte Lösung bildet; auch das Schmelzen durch Wärme. Daher deliquesz ieren, zerfließen; deliquesz ent, zerfließend, zerschmelzend.

Delirieren (lat.), irre reden, s. Delirium.

Delirium (lat.), Irresein, Phantasieren, Irrereden, ein krankhafter Zustand, bei dem die Kranken infolge einer Störung der Gehirntätigkeit der Wirklichkeit nicht entsprechende Wahrnehmungen in sich aufnehmen und geistig verarbeiten. Die Folgen der gestörten Empfindungs- und Denktätigkeit zeigen sich im Handeln des Kranken (planloses Umherlaufen, ängstliche Erregung, Gewaltakte, Selbstmorde ꝛc.). So kommt D. bei Geistesstörungen sehr häufig vor. Handelt es sich um Sinnestäuschungen, Halluzinationen, so hat man es mit Sinnesdelirien zu tun, denen die Verstandsdelirien gegenüberstehen, Wahnvorstellungen, die als Ausdruck der krankhaft gestörten Denktätigkeit aufzufassen sind.

Fieberdelirien sind bedingt durch hohe Temperatursteigerungen, Kreislaufstörungen im Gehirn (Wallungen, später Stauungen), durch Aufnahme giftiger Zerfallsstoffe des Körpers und durch spezifische Krankheitsgifte bestimmter Infektionskrankheiten. So tritt D. auf bei Typhus, Blattern, Scharlach, Masern, Tollwut, Hirnhautentzündung, Lungenentzündung. Auch bei heftigem Wundfieber kommt das Wundfieberdelirium (D. traumaticum) vor. Irrereden ist ferner häufig bei akuten Vergiftungen mit narkotischen Giften (Morphium, Belladonna, Chloroform) und bei Zurückhaltung der Harn- und Gallenbestandteile im Blut. Auch vorübergehende Geistesstörungen bei der Hysterie und Epilepsie bezeichnet man als D.; Fieber besteht dabei nicht. Bisweilen entstehen Delirien durch hochgradige Erschöpfung infolge von großen Blutverlusten, Überanstrengung bei schlechter Ernährung ꝛc. (Kollapsdelirien). Die Erscheinungsweise der Delirien ist sehr verschieden: Sinnestäuschungen, Ideenflucht, Bewegungsdrang, abwechselnd mit tiefer Benommenheit, bei schwererer Bewußtseinstrübung. Zuweilen ist das D. ein stilles, sanftes Irrereden, die Kranken murmeln nur so vor sich hin, zupfen an der Bettdecke (D. blandum, tranquillum, mussitans, mite), besonders wenn bereits größere Schwäche eingetreten ist; in andern Fällen herrschen wilde Delirien (D. furibundum, furiosum) vor, wobei die Kranken heftig reden, schreien, fort wollen, aus dem Bett springen oder wenigstens große Unruhe zeigen, fortwährend mit den Armen gestikulieren ꝛc. Diese schwersten Formen des Deliriums, die unter den genannten Symptomen rasch zum Tode verlaufen, hat man als D. acutum bezeichnet. — Da das D. nur ein Symptom und zwar sehr verschiedener Krankheiten ist, so ist je nach der Art der letztern auf dasselbe einzuwirken. Ärztliche Behandlung und gewissenhafte Beaufsichtigung und Pflege ist bei allen Delirien notwendig.

Das D. tremens (lat., Säuferwahnsinn) ist eine akute Geistesstörung bei chronischen Säufern. Es beginnt meist mit Schlaflosigkeit, allgemeiner Unruhe und Verstimmtheit und äußert sich in Sinnestäuschungen, in stillen oder wilden Delirien, wobei gewöhnlich ein starkes Zittern der Glieder und der Zunge vorhanden ist. Die Kranken glauben allerlei Spukgestalten, auch Tiere (Mäuse) zu sehen, die namentlich in der Dunkelheit auf sie einstürmen; sie suchen diese zu erhaschen oder sie zu vertreiben und wischen deshalb beständig auf ihrer Haut oder der Bettdecke. Zuweilen schreien und toben die Kranken infolge schreckhafter Sinnestäuschungen, wollen entfliehen oder sich aus dem Fenster stürzen. Andre Kranke sind stets heiter, lachen und schwatzen. Die Delirien machen Pausen und kehren dann um so heftiger wieder. Dabei besteht vollkommene Schlaflosigkeit. Die Haut schwitzt sehr, die Augenlider sind gerötet, Lippen und Zähne trocken, borkig belegt; der Stuhl ist verstopft, der Urin spärlich, der Puls gewöhnlich beschleunigt. Allmählich tritt Erschöpfung und zeitweise Schlaf ein, zuweilen aber auch erliegt der Kranke nach heftigem Toben unter raschem Kräfteverfall und hoher Temperatursteigerung. Nicht selten bleiben Geistes-

störungen zurück. Der Ausbruch der Krankheit wird durch starke Exzesse im Branntweintrinken oder durch plötzliche Entziehung desselben bei Gewohnheitstrinkern hervorgerufen; oft wird er bei solchen durch Lungenentzündung, schwere Verwundung ꝛc. begünstigt. Am häufigsten kommt das D. im Alter vom 30.—50. Jahre vor, meist ist es auf einige Tage beschränkt, selten zieht es sich wochenlang hinaus; jedoch treten später leicht neue Anfälle des D. ein. In etwa 15 Proz. der Fälle endigt es mit dem Tod. Als anatomische Grundlage der Störung ergibt sich meist eine chronische Entzündung der Hirnhäute, Blutüberfüllung und Ödem des Gehirns. — Die Behandlung hat für die möglichste Erhaltung der Kräfte durch ausreichende Ernährung Sorge zu tragen. Die Unruhe und Schlaflosigkeit bekämpft man mit Schlafmitteln. Eine sorgfältige Überwachung erfordert die Herztätigkeit, bei Herzschwäche ist ein anregendes Verfahren (Äther, Kampfer, kühle Übergießungen ꝛc.) am Platz. Ob man nach ausgebrochenem D. durch weitere Verabreichung von Alkohol nützt, ist fraglich. Anstaltsbehandlung mit geschulter Überwachung ist in den meisten Fällen nötig. Nur völlige Unterlassung des Mißbrauchs geistiger Getränke, namentlich des fuselhaltigen Branntweins, schützt vor Wiederholung der Anfälle; leider fallen die Kranken aber meist früher oder später in ihre alte Gewohnheit des Trinkens zurück. Vgl. Rose, D. tremens und D. traumaticum (Stuttg. 1884); Bonhöffer, Der Geisteszustand des Alkoholdeliranten (Bresl. 1898); Derselbe, Die akuten Geisteskrankheiten der Gewohnheitstrinker (Jena 1901).

Delisches Problem (Duplicatio cubi, Verdoppelung des Würfels), eine im Altertum sehr berühmte geometrische Aufgabe. Das Orakel zu Delos empfahl nämlich, wie die Sage erzählt, den Athenern als Mittel zur Beseitigung einer Pest, sie sollten den Altar des Apollo, der die Form eines Würfels hatte, auf das Doppelte vergrößern. Ist a die Seite des gegebenen Würfels, x die des gesuchten, doppelt so großen, so muß $x = a\sqrt[3]{2}$ sein. Die Alten haben verschiedene Methoden zur Konstruktion von x angegeben, z. B. ist eine krumme Linie, die Cissoide (s. d.), ausdrücklich zu diesem Zweck ersonnen worden, aber es gelang ihnen nicht, die Aufgabe mit dem Zirkel und Lineal allein zu lösen. Erst die Mathematik des 19. Jahrh. hat bewiesen, daß die Lösung der Aufgabe auf diesem Weg überhaupt unmöglich ist. Vgl. Reimer, Historia problematis de cubi duplicatione (Götting. 1798); M. Cantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik, Bd. 1 (2. Aufl., Leipz. 1894); F. Klein, Vorträge über Fragen der Elementargeometrie (das. 1895).

Delisle (spr. dölĭl), 1) Guillaume, hervorragender franz. Geograph, geb. 28. Febr. 1675 in Paris, gest. daselbst 5. Jan. 1726, ein Schüler Cassinis, gab zahlreiche Kartenwerke heraus, die sich durch Benutzung der neuern astronomischen Ortsbestimmungen und geschmackvollen, scharfen Stich vor den frühern rühmlich auszeichneten. Seine Karte von Europa (1725) schuf zuerst ein naturwahres Bild dieses Erdteils, indem sie die Ausdehnung des Mittelmeers über 62 Längengrade statt über 42 beseitigte. 1702 wurde er Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften, erhielt den Titel eines königlichen Geographen und den Auftrag, den Dauphin (nachherigen König Ludwig XV.) in der Erdkunde zu unterrichten.

2) Joseph Nicolas, Astronom, Bruder des vorigen, geb. 4. April 1688 in Paris, gest. 11. Sept. 1768, wurde 1714 Professor am Collège de France und 1725 von Peter d. Gr. nach Petersburg berufen, von wo aus er größere Reisen durch Rußland unternahm. Von ihm soll der Vorschlag herrühren, Pulversignale zu Längenbestimmungen zu benutzen, auch verbesserte er die von Halley vorgeschlagene Methode der Bestimmung der Sonnenparallaxe aus Venusdurchgängen. 1747 kehrte er wieder nach Paris zurück. Er schrieb: »Mémoires sur les nouvelles découvertes au nord de la mer du Sud« (Par. 1752); »Mémoires pour servir à l'histoire de l'astronomie, de la géographie et de la physique« (Petersb. 1738, 4 Bde.). Sein »Avertissement aux astronomes sur l'éclipse annuaire du soleil que l'on attend le 25 juin 1784« (Par. 1748) enthält eine vollständige Übersicht aller Beobachtungen ringförmiger Sonnenfinsternisse, sein »Avertissement aux astronomes sur le passage de Mercure au-devant du soleil qui doit arriver le 6 mai 1753« (das. 1753), eine Zusammenstellung sämtlicher Beobachtungen von Merkurdurchgängen.

3) Léopold Victor, franz. Paläograph und Historiker, geb. 24. Okt. 1826 in Valognes (Manche), besuchte seit 1847 die École des chartes und veröffentlichte in der »Bibliothèque« derselben mehrere wichtige Abhandlungen, wie »Recherches sur les revenus publics en Normandie au XII. siècle« und »Les monuments paléographiques concernant l'usage de prier pour les morts«. Ebenso wurde ihm für seine Lösung der Aufgabe »Rechercher la condition de la classe agricole en Normandie au moyen-âge« (1851) von seiten der Akademie der Preis Gobert zuteil. D. erhielt 1852 eine Anstellung an der kaiserlichen Bibliothek, wurde 1857 zum Mitgliede der Akademie der Inschriften und 1874 zum obersten Vorstand der Bibliothek ernannt. Von seinen Werken führen wir an: »Cartulaire normand de Philippe-Auguste« (1852); »Catalogue des actes de Philippe-Auguste« (mit einer reichhaltigen Einleitung, 1856); »Recueil de jugements de l'échiquier de Normandie au XIII. siècle« (1860); »Inventaire des manuscrits du fonds latin« (1863—71, 5 Bde.); »Documents sur les fabriques de faïence de Rouen« (1865); »Observations sur l'origine de plusieurs manuscrits de la collection de M. Barrois« (1866); »Histoire du château et des sires de Saint-Sauveur-le-Vicomte« (1867); »Le cabinet des manuscrits de la Bibliothèque nationale« (1869—81, 3 Bde.); »Chronique de Robert de Torigni« (1872—74, 2 Bde.); »Inventaire générale et méthodique des manuscrits français« (1876—78, 2 Bde.); »Mélanges de paléographie et de bibliographie« (1880). Auch leitet er die Herausgabe des »Recueil des historiens des Gaules et de la France«. Vgl. Lacombe, Bibliographie des travaux de M. Léopold D. (Par. 1903).

Délit (franz., spr. -lī), Vergehen im Sinne der französisch-deutschen Dreiteilung der strafbaren Handlungen in crimes (Verbrechen), délits (Vergehen) und contraventions (Übertretungen). D. manqué (»fehlgeschlagenes Verbrechen«), im Gegensatze zum D. tenté (»angefangenes Verbrechen«), s. Versuch. D. complexe und D. connexe, s. Konkurrenz der Verbrechen.

Delitzsch, Otto, Geograph, geb. 5. März 1821 in Bernsdorf (Sachsen), gest. 15. Sept. 1882 in Leipzig, studierte zu Leipzig Theologie und wurde 1850 Lehrer an der Realschule daselbst. 1866 habilitierte er sich daneben an der Universität für Geographie und wurde 1874 außerordentlicher Professor. Er bearbeitete Steins »Geographie für Schule und Haus« in 26. und 27. Auflage, Nachträge zu Stein-Wappäus' »Handbuch der Geographie und Statistik«, und gab 1869—

1878 die von ihm begründete geographische Zeitschrift: »Aus allen Weltteilen« heraus. Weiter veröffentlichte er: »Beiträge zur Methodik des geographischen Unterrichts« (2. Aufl., Leipz. 1878) und »Deutschlands Oberflächenform« (Bresl. 1880).

Delitverfahren, eine früher in manchen Ländern gebräuchliche Bezeichnung für Konkurs (s. d.).

Delitzsch (ehedem Delcz, Dehliz), Kreisstadt im preuß. Regbez. Merseburg, am Lober, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Bitterfeld–Leipzig und Halle-Kottbus, hat 3 alte evangelische und eine kath. Kirche, ein Schloß und (1900) 10,479 meist evang. Einwohner. Die Industrie erstreckt sich auf Zigarren-, Zucker- und Schuhwarenfabrikation, Bierbrauerei, Mühlenbetrieb, Gärtnerei und Obstbaumzucht. D. hat ein Realprogymnasium, ein evang. Schullehrerseminar, ein Altertumsmuseum, Strafanstalt für weibliche Personen, Amtsgericht und ist Geburtsort des Physikers Ehrenberg (1796) und des Nationalökonomen Schulze (Schulze-D., 1808), dem hier ein Denkmal errichtet ist. — D. gehörte zuerst zur Mark Meißen, fiel 1291 an Brandenburg, dann an Braunschweig und wurde 1347 von Meißen zurückgekauft; nach der Teilung Sachsens kam es an die albertinische Linie und 1656 an das Haus Sachsen-Merseburg. Das Schloß wurde im Dreißigjährigen Kriege zerstört, 1691 aber wieder aufgebaut und zum Witwensitz jenes Fürstenhauses bestimmt. Nach dem Aussterben des letztern (1738) fiel D. an Kursachsen und wurde 1815 preußisch. Vgl. Lehmann, Chronik der Stadt D. (Delitzsch 1852).

Delitzsch, 1) Franz, lutherischer Theolog, besonders als Exeget und Hebraist ausgezeichnet, geb. 23. Febr. 1813 in Leipzig, gest. daselbst 4. März 1890, habilitierte sich 1842 in seiner Vaterstadt, wurde 1846 ordentlicher Professor der Theologie in Rostock, 1850 in Erlangen, 1867 in Leipzig. Seine ersten Arbeiten galten der jüdisch-rabbinischen Literatur: »Zur Geschichte der jüdischen Poesie vom Abschluß der heiligen Schriften des Alten Testaments bis auf die neueste Zeit« (Leipz. 1836); »Wissenschaft, Kunst und Judentum« (Grimma 1838); »Anekdota zur Geschichte der mittelalterlichen Scholastik unter Juden und Moslemen« (Leipz. 1841). In spätern Jahren diente ihm diese Kenntnis des Judentums besonders zu erfolgreicher Förderung der Judenmission, wovon nicht nur Schriften, wie »Jesus und Hillel, mit Rücksicht auf Renan und Geiger verglichen« (3. Aufl., Erlang. 1879) und »Ernste Fragen an die Gebildeten jüdischer Religion« (2. Aufl., das. 1890), sondern auch seine Übersetzung des Neuen Testaments ins Hebräische (1877, 11. Aufl. 1891, besorgt von Dalman; seitdem nur unveränderte Neudrucke), vor allem aber die Gründung des Institutum Judaicum zu Leipzig (1886, nach Delitzsch' Tode Delitzschianum benannt) Zeugnis ablegen. Die Ergebnisse seiner exegetischen Arbeiten legte er, sie fortwährend vertiefend, vor in den Kommentaren zu Habakuk (Leipz. 1843), zur Genesis (5. Aufl. 1887), zum Psalter (5. Aufl. 1894), zu Hiob (2. Aufl., das. 1876), Jesaias (4. Aufl., das. 1889; engl., Lond. 1891—92, 2 Bde.), zu den Sprüchen Salomonis (Leipz. 1873), zum Hohenlied und Prediger (das. 1875) und zum Hebräerbrief (1857). Von seinen übrigen teils wissenschaftlichen, teils apologetischen Arbeiten mögen erwähnt sein: »Die biblisch-prophetische Theologie« (Leipz. 1845); »Vier Bücher von der Kirche« (Dresd. 1847); »Neue Untersuchungen über Entstehung und Anlage der kanonischen Evangelien« (Leipz. 1853, Teil 1); »System der biblischen Psychologie« (2. Aufl., das. 1861); »Physiologie und Musik in ihrer Bedeutung für die Grammatik, besonders die hebräische« (das. 1868); »System der christlichen Apologetik« (das. 1869); »Jüdisch-arabische Poesien aus vormuhammedanischer Zeit« (das. 1874); Messianische Weissagungen in geschichtlicher Folge« (2. Aufl., Berl. 1899; engl., New York 1891). Mit der modernen kritischen Theologie setzte er sich in der Schrift: »Der tiefe Graben zwischen alter und moderner Theologie« (Leipz. 1888) auseinander. Große Verbreitung fanden seine erbaulichen und populären Schriften, besonders »Das Sakrament des wahren Leibes und Blutes Christi« (7. Aufl., Leipz. 1886); »Philemon oder von der christlichen Freundschaft« (2. Aufl., Stuttg. 1858); »Handwerkerleben zur Zeit Jesu« (3. Aufl., Erlang. 1878); »Ein Tag in Kapernaum« (3. Aufl., Leipz. 1886); »Durch Krankheit zur Genesung« (das. 1873) u. a.

2) Friedrich, Assyriolog, Sohn des vorigen, geb. 3. Sept. 1850, wurde 1877 Professor der semitischen Sprachen und der Assyriologie an der Universität Leipzig und ist seit 1893 in Breslau, seit 1899 in Berlin Professor und zugleich Direktor der Vorderasiatischen Abteilung der Königlichen Museen. Er veröffentlichte: »Studien über indogermanisch-semitische Wurzelverwandtschaft« (Leipz. 1873, 2. Ausg. 1884); »Assyrische Studien« (das. 1874); »Assyrische Lesestücke« (4. Aufl., das. 1901); »Wo lag das Paradies?« (das. 1881); »The Hebrew language viewed in the light of Assyrian research« (Lond. 1883); »Die Sprache der Kossäer« (das. 1884); »Prolegomena eines neuen hebräisch-aramäischen Wörterbuchs zum Alten Testament« (das. 1886); »Assyrisches Wörterbuch zur gesamten bisher veröffentlichen Keilschriftliteratur« (das. 1887 ff., 3 Lfgn.); »Assyrische Grammatik« (2. Aufl., Berl. 1903); »Assyrisches Handwörterbuch« (Leipz. 1896); »Die Entstehung des ältesten Schriftsystems oder der Ursprung der Keilschriftzeichen« (das. 1896); »Das Buch Hiob neu übersetzt und erklärt« (das. 1902). Im Verein mit Paul Haupt ist er Herausgeber der bis jetzt 17 Quartbände umfassenden »Assyriologischen Bibliothek« (Leipz. 1881 ff.) und der »Beiträge zur Assyriologie und semitischen Sprachwissenschaft«, bisher vier Bände erschienen (das. 1889 ff.). In weitern Kreisen wurde D. durch seine beiden, 1902 und 1903 gehaltenen Vorträge über »Babel und Bibel« bekannt, die in zahlreichen Auflagen erschienen und eine Reihe von Gegenschriften hervorriefen. — Sein Bruder Johannes D., geb. 1846 in Rostock, seit 1872 Dozent, später Professor an der theologischen Fakultät in Leipzig, gest. 3. Febr. 1876, schrieb: »Das Lehrsystem der römischen Kirche« (Gotha 1875, Bd. 1).

Delius, Nikolaus, Gelehrter, besonders Shakespeare-Forscher, geb. 19. Sept. 1813 in Bremen, gest. 18. Nov. 1888 in Bonn, studierte Sprachwissenschaft auf den Universitäten zu Bonn und Berlin, besuchte England und Frankreich, ließ sich 1841 als Dozent in Berlin nieder und siedelte 1846 nach Bonn über, wo er 1855 außerordentlicher, 1863 ordentlicher Professor wurde. Er war bemüht, ein streng wissenschaftliches Studium Shakespeares zu begründen, im Gegensatze zu der Schwärmerei der Romantiker; so schrieb er: »Die Tiecksche Shakespeare-Kritik« (Bonn 1846); »Der Mythus von W. Shakespeare« (das. 1851); das »Shakespeare-Lexikon« (das. 1852); »Über das englische Theaterwesen zu Shakespeares Zeit« (das. 1853); »J. Payne Colliers alte handschriftliche Emendation zu Shakespeare ꝛc.« (das. 1853); ferner gab er »Pseudo-Shakespearesche Dramen« (Elberfeld 1854), namentlich aber die sämtlichen Werke Shakespeares

mit Kommentar (Elberf. 1854—61, 7 Bde.; mit Nachträgen 1865; 5. Ausg. 1882, 2 Bde.) heraus. Seine Abhandlungen aus dem »Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft« erschienen gesammelt Elberfeld 1878, neue Folge 1887. Linguistisch sind seine Erstlingsschrift: »Radices pracriticae« (Bonn 1839) und »Der sardinische Dialekt des 13. Jahrhunderts« (das. 1868). Auch veröffentlichte er »Gedichte« (Bremen 1853) und lieferte wertvolle Beiträge zur Kenntnis der romanischen Literatur in der Ausgabe von Waces altfranzösischer Dichtung »Saint-Nicolas« (Bonn 1850) und in den »Provenzalischen Liedern« (das. 1853). Vgl. Schippers Nekrolog in den »Englischen Studien«, Bd. 14.

Delivrieren (franz.), befreien; ausliefern.

Deliziös (frz. délicieux), köstlich, wohlschmeckend.

Deljanow, Iwan Dawidowitsch, Graf, russ. Staatsmann, geb. 1818 in Moskau, gest. 10. Jan. 1898 in St. Petersburg, war 1882—98 Minister der Volksaufklärung u. beeinflußte in streng reaktionärem Sinne die Gesetzgebung für Universitäten und Schulen.

Delkredère (ital., franz. Ducroire, engl. Guaranty oder Guarantee), eine im Kommissionsgeschäft übliche Art der Kreditversicherung. Durch den Delkredere vertrag übernimmt der Kommissionär gegen Zahlung einer besondern Provision seinem Auftraggeber gegenüber die Haftung für die Erfüllung des Vertrages. Jedoch steht der Kommissionär nur dann D., wenn dies von ihm übernommen oder am Orte seiner Niederlassung Handelsgebrauch ist (§ 394 des Handelsgesetzbuchs). Die Delkredereprovision ist je nach der Dauer und Größe des Risikos verschieden (meist 1—2, seltener 3 und mehr Prozent). Nach kaufmännischem Sprachgebrauch versteht man unter Delkrederekonto das Konto für unsichere Forderungen. Aktiengesellschaften, Vorschußvereine 2c. bilden zuweilen einen Delkrederefonds, indem sie die zweifelhaften Forderungen mit ihrem Nennbetrag in die Aktiva der Bilanz einsetzen und die wahrscheinlichen Verluste an denselben durch einen Passivposten ausdrücken (Spezialreserve, Reservefonds für zweifelhafte Forderungen).

DellaCasa, Giovanni, ital. Schriftsteller, s. Casa.

Dellal (arab.), Marktschreier; Ausrufer bei Versteigerungen; Makler.

Della Robbia, s. Robbia.

Delle, kleine rundliche Einbiegung, wie sie durch einen Stoß mit stumpfem Körper gegen einen nachgiebigen Körper entsteht.

Delle (spr. dähr, deutsch Dettenried), Flecken im franz. Territorium Belfort, im schönen Tal der Allaine, 375 m ü. M., dicht an der Schweizer Grenze, an der Lyoner Bahn und der schweizerischen Bahnlinie D.-Delémont, mit Schloßruine, betreibt Fabrikation von Wirkwaren, Hüten, Kirschbranntwein, Käsehandel und zählt (1901) 2475 Einw. D. ist Geburtsort des französischen Generals Schérer.

Dellcäni, Lorenzo, ital. Maler, geb. 17. Jan. 1840 in Pollone (Biellese), bildete sich seit 1855 auf der Akademie in Turin zum Geschichts- und Genremaler aus und malte bis zum Ende der 70er Jahre eine Reihe von historischen Genrebildern, von denen Ezzelino da Romano, der Zerstörung von Vicenza beiwohnend (1863), Tasso, der das Hospital von St. Anna verläßt, Christoph Kolumbus bei seiner Rückkehr von der Entdeckung Amerikas, Konradin von Schwaben im Hause der Frangipani, Spaziergang am Arno 1600, Venedig im 16. Jahrhundert, die Regatta in Venedig und die Krönung der Dogaresse Caterina Grimani hervorzuheben sind. Um 1880 wandte sich D., durch Reisen nach dem Auslande veranlaßt, der Landschaftsmalerei zu, indem er zugleich seinen Stil realistischer gestaltete. Von seinen meist ernst und melancholisch gestimmten Landschaften sind die hervorragendsten: Quies (die Ruhe), Prozession in Fontanamora, bei beginnendem Mondschein, in den heiligen Bergen, hundertjährige Schatten (in der Nationalgalerie zu Rom), Fest in der Einsiedelei und Septemberschnee.

Delle Ch., bei Tiernamen Abkürzung für Stefano della Chiaje (spr. kiaje), geb. 1794, gest. 1860 als Professor der Zoologie in Neapel, schrieb: »Descrizione degli animali invertebrati della Sicilia citeriore« (2. Aufl., Neapel 1841—44, 8 Bde.).

Delle Grazie, Marie Eugenie, Dichterin, s. Grazie.

Delligsen, Flecken im braunschweig. Kreis Gandersheim, an der Wispe und der Kleinbahn Voldagsen-D., hat eine gotische evang. Kirche, betreibt ein Eisenwerk, eine Papier- und Pappenfabrik, Spanschneiderei und zählt (1900) 1847 Einw.

Delling (richtiger vielleicht Dogling, d. h. »der dem Morgentau entsprossene«), in der nord. Mythologie der dritte Gemahl der Nott (Nacht). Der glänzende Sohn dieses Paares war Dag (Tag).

Dellingshausen, Nikolai, Baron von, Naturforscher, geb. 5. (17.) Okt. 1827 zu Kattenack in Esthland, gest. im Oktober 1896 in Riga, wurde im Pagenkorps zu Petersburg erzogen, studierte 1846—1854 in Dorpat, Leipzig, Heidelberg, übernahm 1854 die Verwaltung seiner Erbgüter, wurde 1868 esthländischer Ritterschaftshauptmann und lebte auf seinen Gütern wissenschaftlichen Studien. Er schrieb: »Versuch einer spekulativen Physik« (Leipz. 1851); »Grundzüge der Vibrationstheorie der Natur« (Reval 1872); »Beiträge zur mechanischen Wärmetheorie« (Heidelb. 1874); »Die rationellen Formeln der Chemie auf Grundlage der mechanischen Wärmetheorie« (das. 1874—77, 2 Tle.); »Das Rätsel der Gravitation« (das. 1880); »Die Schwere« (Stuttg. 1884); »Grundzüge der kinetischen Naturlehre« (Heidelb. 1898).

Del Lungo, Isidoro, ital. Literarhistoriker und Kritiker, geb. 20. Dez. 1841 in Montevarchi, studierte die Rechte und wurde 1862 Professor zu Faenza, dann in Casale, Siena und 1868 in Florenz. Er ist Mitglied der Accademia della Crusca und Mitredakteur von deren Wörterbuch. In seinem Hauptwerk: »Dino Compagni e la sua cronaca« (Flor. 1879—87, 3 Bde.) verteidigt er die Echtheit der Chronik. Neben vielen Aufsätzen in Zeitschriften erschienen in Buchform unter anderm: »Versi« (Flor. 1858); »Prose volgari inedite e poesie greche e latine edite et inedite di A. Poliziano« (das. 1867); »Scritti storici di Enrico Cangini« (das. 1876); »La critica italiana dinanzi agli stranieri e all' Italia« (das. 1877); »Dell' esilio di Dante« (das. 1881); »Dante ne' tempi di Dante« (Bologna 1888); »Beatrice nella vita e nella poesia del secolo XIII« (Rom 1890; 2. Aufl., Mail. 1891); »Pagine letterarie e ricordi« (Flor. 1893); »Florentia. Uomini e cose del quattrocento« (das. 1897); »Dal secolo e dal poema di Dante« (Bologna 1898); »Da Bonifazio VIII ad Arrigo VII« (Mail. 1899); »Conferenze fiorentine« (das. 1901).

Dellwig, früher Bauerschaft, jetzt in Borbeck (s. d.) einverleibt.

Dellys, Hafenstadt und wichtiger militärischer Posten in der alger. Provinz Algier, 107 km östlich von der Stadt Algier, mit dem es durch Eisenbahn

verbunden ist, besteht aus der maurischen Altstadt und dem neuen, von den Franzosen erbauten Teil mit Gewerbeschule, treibt Handel mit Getreide, Öl, Wein, Salz 2c. und hat (1901) 14,070 Einw. (1078 Franzosen, 12,756 Eingeborne). — An der Stelle von D. stand in Altertum Cissi, von dem nur noch wenige Überbleibsel vorhanden sind.

Delme, Nebenfluß der Ochtum, entspringt im hannöverschen Kreis Hoya, durchfließt die Grafschaft und Stadt Delmenhorst und mündet nach 59 km langem Lauf bei Haßbergen.

Delme, Dorf im deutschen Bezirk Lothringen, Kreis Château-Salins, hat eine kath. Kirche, Synagoge, Amtsgericht und (1900) 643 Einw.

Delmenhorst, Stadt im Großherzogtum Oldenburg, an der Delme, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Bremen-Neuschanz und D.-Vechta, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Realschule, Amt und Amtsgericht, betreibt Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei (2200 Arbeiter), Jutespinnerei und Weberei (800 Arbeiter), 3 große Linoleumfabriken (ca. 1000 Arbeiter), Korkfabrikation und zählt (1900) 16,579 Einw., darunter 3944 Katholiken. — D. ward 1230 gegründet und 1247 mit einer festen Burg ausgestattet. Bald darauf kam es als bremisches Lehen an die Grafen von Oldenburg, war 1272—1447 Hauptort einer oldenburgischen Linie und fiel dann an Oldenburg zurück. Doch besetzte es 1482 der Bischof Heinrich von Münster, und erst 1547 wurde es zurückerobert. Nach dem Aussterben der oldenburgischen Grafen (1667) ging D. an Holstein über und wurde mit Dänemark vereinigt. 1679 wurde das Schloß D. von den Franzosen genommen und später abgebrochen. 1773 kam die Grafschaft D. durch Tausch an die holstein-gottorpsche Linie und dadurch wieder an Oldenburg.

Delminium, antike Stadt in Dalmatien, wahrscheinlich beim heutigen Županjac gelegen.

Deloche (spr. dölósch'), Maximin, franz. Historiker, geb. 27. Okt. 1817 in Tulle, gest. 1900 in Paris, war mehrere Jahre bei der Administration der Provinz Konstantine in Algerien tätig und bekleidete seit 1853 verschiedene Posten im französischen Ministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten. Unter seinen Werken verdienen Hervorhebung: »Étienne Baluze, sa vie et ses œuvres« (Par. 1858), »Cartulaires de l'abbaye de Beaulieu« (1859) und »Études sur la géographie de la Gaule, etc.« (1864; die beiden letzten preisgekrönt). Ferner schrieb er: »Du principe des nationalités« (1860); »La Trustis et l'antrustion royal sous les deux premières races« (1873); »Études historiques et archéologiques sur les anneaux sigillaires etc. des premiers siècles du moyen-âge« (1899) u. a.

Delogement (franz., spr. -losch'mäng), das Vertreiben des Feindes aus einer Stellung, auch Abmarsch.

Delolme (spr. dölólm'), Jean Louis, schweizer. Rechtsgelehrter, geb. 1740 in Genf, gest. 16. Juli 1806, war als Advokat in seiner Vaterstadt tätig. Infolge des Anstoßes, den seine Schrift »Examen des trois points des droits« erregte, mußte er aus Genf flüchten. Er begab sich nach England und schrieb hier publizistische und staatsrechtliche Werke, kehrte aber 1775 in sein Vaterland zurück. Sein berühmtestes Werk ist: »Constitution de l'Angleterre« (Amsterd. 1771; zuletzt Par. 1822, 2 Bde.), das er selbst ins Englische (Lond. 1772; oft aufgelegt, zuletzt hrsg. von Macgregor, 1853) und ins Deutsche (Leipz. 1776, auch Altona 1819) übersetzte.

Deloney (spr. dilóni), Thomas, engl. Balladendichter und Romanschriftsteller, geboren wahrscheinlich in London um 1543, gest. um 1600, war ein Seidenweber, schrieb aber mit Vorliebe Bänkelsängerballaden und ergötzte die Zeitgenossen Shakespeares mit zahlreichen Liedern humoristischen, moralischen und historischen Inhalts, über Mordtaten und die Armada. Sie erschienen in Flugblättern, nach seinem Tod auch in den Sammlungen: »Strange histories« (1607) und »Garland of good will« (1608); für Neudrucke haben die Philobiblion Society, Percy Society und Ballad Society gesorgt. Deloneys Geschichten aus dem Handwerkerleben: »Jack of Newbury« (1594), »The gentle craft« (gedruckt 1597) und »Thomas of Reading« (gedruckt 1612), sind als die ältesten realistischen Romane der englischen Literatur anzusehen.

De Long, George Washington, Nordpolfahrer, geb. 22. Aug. 1844 in New York, gest. 30. Okt. 1881, machte 1873 eine Fahrt ins Nördliche Eismeer zur Aufsuchung der Polaris mit und führte 1879 die Bennettsche Polarexpedition, die mit dem Schiff Jeanette durch die Beringstraße dem Nordpol zustreben sollte. Das Schiff fror schon 5. Sept. 1879 in der Nähe der Heraldinsel ein und trieb nach Nordwesten, wobei die Jeanette- und Henrietta-Inseln entdeckt wurden. Nachdem es 13. Juni 1881 vom Eise zerdrückt war, suchte die Mannschaft in drei Booten die Nordküste Sibiriens zu erreichen. Dabei wurde 28. Juli die Bennettinsel entdeckt; am 17. Sept. erreichte D. die Lenamündung, auf dem Weitermarsch aber fand er und seine ganze Abteilung bis auf zwei vorausgeschickte Leute den Hungertod. Das zweite Boot war noch vor Erreichung der Küste mit allen Insassen untergegangen, nur der Mannschaft des dritten gelang es, sich zu retten. Erst 23. März 1882 fand Melville die Überreste De Longs und seine Tagebücher. Letztere wurden von seiner Witwe veröffentlicht in »The voyage of the Jeanette« (Boston 1883, 2 Bde.). Über die zu seiner Aufsuchung ausgesandten Expeditionen vgl. Gilder, Ice-pack and Tundra (Lond 1883; deutsch, Leipz. 1883), und Melville, In the Lena Delta (Boston 1884).

Delonginseln, s. Neusibirische Inseln.

Delord (spr. dölór), Taxile, franz. Schriftsteller, geb. 25. Nov. 1815 in Avignon von protestantischen Eltern, gest. 16. Mai 1877, ließ sich 1837 in Paris nieder, wo er 1842 die Chefredaktion des »Charivari« übernahm, die er mit kurzer Unterbrechung bis 1858 führte. Später war er vorzugsweise bei der Redaktion des »Siècle« beteiligt. Am 2. Juli 1871 wurde er in die Nationalversammlung gewählt, wo er auf der äußersten Linken seinen Sitz nahm. Er schrieb: »Physiologie de la Parisienne« (1841), auch zahlreiche Beiträge für die verschiedensten Journale, die z. T. unter dem Titel: »Les matinées littéraires« (1860) gesammelt erschienen, und als sein Hauptwerk eine »Histoire du second empire« (1868—75, 6 Bde.), die bei der Opposition lebhaften Beifall fand.

Delorme (spr. dölórm'), 1) (De L'Orme) Philibert, franz. Architekt, geb. um 1510 in Lyon, gest. 8. Jan. 1570 in Paris, kam mit 14 Jahren nach Rom, wo er die antiken Baudenkmäler studierte. Als er 1536 nach Frankreich zurückkehrte, wurde er vom Kardinal du Bellay nach Paris berufen und später zum königlichen Architekten und Rat ernannt. Er erbaute das Rundell zu Fontainebleau, die Schlösser zu Anet und Meudon, den korinthischen Portikus an der Kapelle von Villers-Cotterets, das Grabmal der Valois an der Kirche von St.-Denis. Ferner entwarf er 1564 im

Auftrag der Königin Katharina von Medici die Pläne zu den Tuilerien, die indessen nur z. T. von ihm ausgebaut wurden. L. war einer der ersten französischen Architekten, welche die Gotik in ihrem Vaterlande durch die Frührenaissance ersetzten. Er gab heraus: »Nouvelles inventions pour bien bastir, etc.« (Par. 1561); »Le premier tome de l'Architecture de Philibert D.« (das. 1567). Vgl. Berty, Les grands architectes français de la renaissance (Par. 1860); Lübke, Geschichte der französischen Renaissance (2. Aufl., Stuttg. 1885); Bachon, Philibert de L'Orme (Par. 1887); Geymüller, Die Baukunst der Renaissance in Frankreich (Stuttg. 1898).

2) Marion, berühmte franz. Kurtisane, geb. 3. Okt. 1613 in Blois aus einer bürgerlichen Familie, gest. 2. Juli 1650, kam früh nach Paris, wo sie eine bedeutende Erbschaft antrat, war zuerst die Geliebte des Dichters Desbarreaux und fesselte durch ihre Anmut Cinq-Mars, den Günstling des Königs; doch huldigten ihr auch andre vornehme Personen (unter andern die Prinzen Condé und Conti). Zur Zeit der Fronde hielten die Anhänger der unzufriedenen Prinzen ihre Zusammenkünfte bei ihr. Nach der Verhaftung der Prinzen Condé und Conti sollte auch sie in den Kerker geworfen werden, starb aber plötzlich. Dieser geschichtlichen Tatsache gegenüber meldet die Sage, D. habe das Gerücht ihres Todes selbst verbreitet, um glücklich nach England zu entkommen, sei später zurückgekehrt und habe, nachdem sie drei Männer, darunter einen Räuberhauptmann, geheiratet, bis 1706 (nach andern gar bis 1741) gelebt. Alfred de Vigny hat ihre Schicksale in dem Roman »Cinq-Mars« (1826), Victor Hugo in dem Drama »Marion de Lorme« (1829) bearbeitet.

3) Pierre Claude François, franz. Maler, geb. 28. Juli 1783 in Paris, war Schüler Girodets, bildete sich in Rom nach Raffael und Michelangelo und starb 8. Nov. 1859 in Paris. Seine bedeutendsten Schöpfungen sind: der Tod Abels, der Tod Leanders, Hero und Leander, die Erweckung der Tochter Jaïri; ferner Wandmalereien in den Kirchen St.-Gervais, St.-Eustache und Notre-Dame de Lorette in Paris. D. war ein Vertreter der akademischen Richtung der Davidschen Schule.

Délos (jetzt Mikra Dili, »Klein-D.«), eine der Kykladen im Ägäischen Meer, ein schmaler, flacher, 5 qkm großer Granitrücken mit dem Berg Kynthos (106 m), jetzt verödet, war im Altertum blühend als Sklavenmarkt und durch sein Nationalheiligtum der Griechen berühmt. Einst, wie der Mythus erzählt, schwamm die Insel auf dem Meer, bis sie Poseidon für die umherirrende, von der Hera verfolgte Leto (Latona) an vier diamantenen Säulen befestigte. Leto gebar hier den Apollon und die Artemis (daher deren Beinamen Delios und Delia); die Insel war deshalb heilig und wurde ein Hauptsitz der Verehrung beider Gottheiten. Zahlreiche Tempel und Kunstwerke schmückten sie; namentlich galt der prachtvolle Apollotempel nebst der Kolossalstatue des Gottes, einem Weihgeschenk der Naxier, allen Griechen als größtes Heiligtum. Es war ein dorischer Peripteros aus dem Beginn des 4. Jahrh. v. Chr. von 29,49 m Länge und 13,55 m Breite, wie die 1873—89 durch das französische archäologische Institut ausgeführten Nachgrabungen gezeigt haben. Nördlich von ihm stand ein merkwürdiger Altar, der ganz aus Widderhörnern, den Symbolen des Lichtes, zusammengesetzt war und zur Entstehung des sogen. Delischen Problems (s. d.) Veranlassung gab. Sämtliche ionische Staaten schickten hierher feierliche Gesandtschaften (Theorien) mit reichen Opfergaben. Auch befand sich in D. ein Orakel, das zur Zeit seiner Blüte als eins der zuverlässigsten galt, und alle fünf Jahre wurde daselbst das berühmte Delische Fest mit Wettgesängen, Wettkämpfen und Spielen aller Art gefeiert. Die frühesten Bewohner der Insel waren Karier; etwa 1000 Jahre vor Christo wurde sie von den Joniern besetzt. Nach den Perserkriegen war sie besonders als Mittelpunkt für die große athenische Bundesgenossenschaft wichtig. Infolge der Heiligkeit des Apollotempels ward seit 476 die Bundeskasse hier bewahrt. 454 kam die Insel in Abhängigkeit von Athen, erfreute sich aber nach dessen Sturz durch die Makedonier von neuem der Freiheit, um sie 166 v. Chr. wieder an Athen zu verlieren. Als Handelsplatz blühte die Stadt D., deren Ruinen nördlich von denen des Tempels liegen, erst nach Korinths Zerstörung auf; namentlich ward sie ein vielbesuchter Sklavenmarkt und wegen ihrer Zollfreiheit Mittelpunkt des Verkehrs zwischen dem Schwarzen Meer und Alexandria. Ein schwerer Schlag, von dem sie sich nie wieder erholte, traf die Insel, die selbst die Perser geschont hatten, im Mithradatischen Krieg. Menophanes, der Feldherr des Mithradates, landete 87 mit einer Truppenabteilung, ermordete oder verkaufte die wehrlosen Einwohner und plünderte und zerstörte die Stadt und das Heiligtum mit seinen zahlreichen Kunstschätzen. Lange Zeit war die ganze Insel eine mit Schutt und Trümmern bedeckte Einöde, die sich erst wieder etwas belebt hat, seitdem die Franzosen, zuerst 1873 durch Lebègue, seit 1876 unter der Leitung von Homolle, Reinach u. a., umfassende Ausgrabungen unternommen haben, durch die innerhalb des heiligen Bezirks die Grundrisse von acht Tempeln (des Apollon, zwei der Artemis, des Dionysos), zahlreichen Säulenhallen, Schatzhäusern, Altären ꝛc. aufgedeckt, ferner viele Statuen von den ältesten Zeiten griechischer Kunst an bis zu den spätesten, über 2000 Inschriften, darunter namentlich das Inventar des Tempelschatzes, ꝛc. aufgefunden worden sind. Auf dem Kynthos, wo das älteste Apolloheiligtum (s. Tafel »Architektur III«, Fig. 5) und in römischer Zeit ägyptische Kultstätten lagen, finden sich auch Reste einer aus antiken Trümmern erbauten fränkischen Burg. Neben D. liegt jenseit einer 0,6 km breiten Meerenge die Insel Rheneia (jetzt Megali Dilos, »Groß-D.«), die den Begräbnisplatz von D. bildete, da auf dem heiligen D. niemand geboren werden, auch niemand sterben und ein Grab finden durfte (D. selbst wurde 426 v. Chr. durch die Athener von den früher dort bestatteten Leichen gereinigt). Sie besteht aus zwei mehrfach ausgezackten Bergmassen, die bis 150 m ansteigen und durch einen schmalen Isthmus miteinander verbunden sind, ist 17 qkm groß, noch öder und kahler als D. und wird nur zeitweise von Hirten und Schiffern besucht. Vgl. Lebègue, Recherches à D. (Par. 1876); V. v. Schöffer, De Deli insulae rebus (in den »Berliner Studien für klassische Philologie ꝛc.«, Berl. 1889); Homolle, Les archives de l'intendance sacrée à Délos (Par. 1887); Arbaillon und Convert, Carte archéologique de l'île de D. levée en 1893—1894 (das. 1901). Die Berichte über die französischen Ausgrabungen sind im »Bulletin de correspondance hellénique« (1879 ff.) und in der »Revue archéologique« (neue Serie, Bd. 40) veröffentlicht.

Deloyal (franz., spr. -loajáll), treulos, unredlich; Deloyalität, Untreue, Unredlichkeit.

Delphi (im Altertum Dirphys), höchstes Gebirge der Insel Euböa, 1745 m ü. M., in der Mitte gelegen.

Delphi (griech. Delphoi), kleine, aber wegen ihres berühmten Orakels wichtige Stadt Griechenlands, in Phokis am Parnaß, lag in einer Höhe von 570 m auf einer halbkreisförmigen Berglehne unterhalb zweier steil abstürzender Felswände (Phädriaden und Hyampeia), ringsum von einer großartigen, feierlich-ernsten Natur umgeben und oft von Erdbeben heimgesucht. Am Fuße der Hyampeia entspringt die Kastalische Quelle (s. d.). Der westlich davon liegende oberste Teil der amphitheatralisch aufsteigenden Stadt enthielt innerhalb einer Umfassungsmauer den großen Apollotempel, den eigentlichen Sitz des Orakels, nebst mehreren kleinern Tempeln, Thesauren (Schatzhäusern zur Aufbewahrung der Weihgeschenke. Gefunden wurden neuerdings namentlich Metopen von den Thesauren der Knidier, Siphnier und Athener), zahlreichen Bildsäulen, Denkmälern ꝛc. Auch das Theater, die Lesche der Knidier, eine Art Wandelhalle, geschmückt mit berühmten Wandgemälden des Polygnot (Darstellung aus der Zerstörung Trojas und aus der Unterwelt), ferner die Stoa der Athener, das Buleuterion (Rathaus) u. a. befanden sich hier. Der älteste Name von D., der schon bei Homer vorkommt, war Pytho, weil Apollon dort den Drachen Python erlegt und dadurch den Anbau möglich gemacht hatte. Vor Apollon wurden andre Götter (Gäa, Themis, Poseidon) hier verehrt. Der Apollotempel selbst war, nachdem ein älterer Bau 548 v. Chr. abgebrannt war, durch Spintharos aus Korinth besonders auf Kosten des reichen athenischen Geschlechts der Alkmäoniden prachtvoller als zuvor aufgebaut und 478 vollendet worden. Auch diesen zerstörte ein Erdbeben, worauf in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. ein abermaliger Neubau stattfand. Die Cella des Tempels umschloß außer einer Apollostatue den Omphalos (Erdnabel), einen kegelförmigen Marmorblock, der als der Mittelpunkt der Erde galt; dahinter, im Opisthodom, befand sich die eigentliche Orakelstätte, ein Erdschlund, aus dem ein kalter, angeblich begeisternder Luftzug emporstieg. Über ihm stand ein ehrner Dreifuß mit einem Sitz für die Priesterin (Pythia). Die Pythia mußte über 50 Jahre alt, von ehrlicher Herkunft und in ihrem Lebenswandel unbescholten sein; auch trug sie jungfräuliche Kleidung. Übrigens durften nur Männer das Orakel befragen, und jeder mußte vorher beten und opfern. Durch Fasten, einen Trunk aus der Quelle Kassotis (neben dem Theater) und Kauen von Lorbeerblättern vorbereitet, begab sich sodann die Pythia ins Adyton und bestieg nach mancherlei geistaufregenden Vorbereitungen den lorbeergeschmückten Dreifuß. Allmählich brachte sie der aufsteigende Luftzug in Ekstase, und unter krampfhaften Zuckungen stieß sie einzelne Worte aus, die der neben ihr stehende Priester (der Prophetes) auffing und, zu einem Spruch ausgeführt, dem Fragenden verkündete. Die Orakelsprüche waren, wie das in der Natur der Sache lag, meist rätselhaft und verschiedener Auslegung fähig. In älterer Zeit wurden sie in poetischer Form gegeben, später mußte Prosa genügen. Übrigens war die ganze Umgebung der Stadt voll von geweihten Stätten und Erinnerungen und dem Volk ein Heiligtum sowie der Schauplatz hoher Feste (die pythischen Agonen). In zahlloser Menge prangten hier unter dem Schutz des Gottes die Meisterwerke der Kunst, die Kostbarkeiten und frommen Weihgeschenke der Völker, der Städte und der Könige.

Das an Schätzen reiche Heiligtum des Phoibos Apollon in dem felsigen Pytho wird schon in der »Ilias« genannt; sein Einfluß als Orakelstätte läßt sich bis in das 7. und 8. Jahrh. v. Chr. zurückverfolgen. Er wuchs namentlich, als D. der Mittelpunkt einer großen hellenischen Amphiktyonie (s. d.), die besonders nord- und mittelgriechische Staaten umfaßte, wurde, und dehnte sich allmählich so weit aus, daß man in dem delphischen Heiligtum »den gemeinsamen Herd« von Hellas verehrte. Lange Zeit hindurch wirkte es fast bei jedem wichtigen Ereignis, bei jedem Unternehmen von höherer Bedeutung mit; die Wirren des öffentlichen und privaten Lebens, die Anordnungen der Gesetzgeber und die gottesdienstlichen Einrichtungen unterlagen seiner Entscheidung. Religiöse Bräuche und völkerrechtliche Grundsätze wurden durch seinen Spruch eingeführt, Kolonien nicht ohne seine Befragung gegründet. Die Pythia war eine religiös-politische und selbst sittlich-wirksame Macht, von der die größten Dichter, namentlich Pindar, Äschylos und Sophokles, mit hoher Ehrfurcht sprechen, und an die von allen Seiten feierliche Gesandtschaften abgingen, um Rat, Aufklärung und Verhaltungsmaßregeln zu begehren. Sie hat ganz besonders dazu beigetragen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Hellenen zu erhalten, zu verbreiten und zu festigen, auch außerhalb der Grenzen Griechenlands. Sogar fremde Völker und Herrscher (Gyges, Krösos, Tarquinius Superbus) traten mit dem Orakel in Verbindung. Die Oberherrschaft über D. hatte ursprünglich die am Meere gelegene Stadt Krissa gehabt, bis es sich 590, von der Amphiktyonie unterstützt, selbständig machte. In dieser Zeit stand das Orakel auf der Höhe seiner Macht; auch noch in der der Perserkriege übte es den wohltätigsten Einfluß auf das Zusammenhalten der Griechen gegen den Nationalfeind. Mit dem Peloponnesischen Krieg, mit der wachsenden Aufklärung und dem religiösen Indifferentismus begann sein Verfall. Hinneigung zu Sparta und seinen Königen war in D. eine alte Tradition, die in der Geschichte der Wanderungen ihren Grund hatte; auch hatte die aristokratische Priesterschaft immer Gesinnungsgenossen bevorzugt: jetzt begann sie offen in politischen Wirren der die meisten Vorteile versprechenden Partei zu dienen und die Zerwürfnisse zu fördern, statt zu versöhnen und zu vereinigen. Die Eingriffe der Phoker in die Rechte der Stadt und des Heiligtums, die darauf folgenden Heiligen Kriege mit der Plünderung des Tempels durch die phokischen Feldherren Philomelos, Onomarchos und Phalâkos (355—346) beschleunigten das Sinken Delphis und boten zugleich dem König Philipp von Makedonien eine willkommene Veranlassung, sich in die Amphiktyonie einzudrängen und das Patronat des Orakels an sich zu reißen. Ein neuer Glücksstern schien für D. aufzugehen, nachdem 279 wie durch ein Wunder die Macht der Gallier unter Brennus in der unmittelbaren Nähe des Heiligtums (wie 480 die der Perser) zurückgescheucht worden war. Sulla und Nero durften jedoch später ungestraft die damals noch vorhandenen Kunstschätze wegschleppen. Seit Hadrian begann mit der neubelebten Achtung vor Griechenlands Kunst, Religion und Literatur wieder eine bessere Zeit für D., eine zweite und letzte Blüte, deren beredter Zeuge Plutarch ist. Mit dem Untergang des hellenischen Heidentums schließt dann auch die Geschichte Delphis. Von den Kirchenvätern angegriffen, von den Neuplatonikern verteidigt, von Konstantin d. Gr. für sein Konstantinopel geplündert, wurde das Orakel,

zuletzt noch von Julianus vor seinem Zug nach Persien befragt, gegen Ende des 4. Jahrh. von Theodosius d. Gr. für erloschen erklärt und geschlossen. An der Stelle des alten D. trat in neuerer Zeit ein ärmliches, von Albanesen bewohntes Dorf, Kastri, das infolge der 1892 von der französischen Regierung begonnenen umfassenden Ausgrabungen beseitigt worden ist. Durch die französischen Ausgrabungen wurde der ganze heilige Bezirk in der Umfassungsmauer mit dem Apollotempel, den oben genannten Schatzhäusern, zahlreichen Weihgeschenken und Bildwerken aus der Zeit vor den Perserkriegen bis zur römischen Zeit und außerhalb der Mauer das Theater, die Halle der Knidier u. a. bloßgelegt. Unter den Kunstdenkmälern sind die lebensgroße Bronzefigur eines jugendlichen Wagenlenkers, ein Werk der peloponnesischen Schule aus der Zeit von 500—450 v. Chr., und zwei in Marmor eingegrabene Hymnen an Apollo, mit Text und Notenschrift, besonders bemerkenswert. Zur Aufnahme der Funde wurde ein Museum erbaut (1903 eröffnet), das in sechs Räumen außerdem die überreste des bildnerischen Schmuckes der beiden Giebelfelder des Apollotempels, des Schatzhauses der Athener (sämtliche Metopen mit den Kämpfen des Herkules und Theseus) und Metopen mit Amazonenkämpfen von einem runden dorischen Tempel enthält. Vgl. Götte, Das delphische Orakel in seinem politisch-religiösen und sittlichen Einfluß auf die Alte Welt (Leipz. 1839); A. Mommsen, Delphika (das. 1878); P. Foucart, Mémoire sur les ruines et l'histoire de Delphes (in den »Missions scientifiques«, Par. 1865); Pomtow, Beiträge zur Topographie von D. (Berl. 1889); die Berichte über die französischen Ausgrabungen im »Bulletin de correspondance hellénique« (seit 1893) und das von der École française d'Athènes herausgegebene Werk: »Fouilles de Delphes, 1892—1901« (unter Leitung von Homolle, Par. 1902).

Delphica (sc. mensa, lat.), bei den Römern ein Prunktisch von der Form eines griechischen Dreifußes, auf dem eine runde Platte lag.

Delphin, Sternbild am nördlichen Himmel, zwischen Adler und Pegasus, in der Nähe der Milchstraße, vgl. Beilage zu »Fixsterne«. Es stellt den D. vor, der den Arion wohlbehalten durchs Meer trug.

Delphin, Bezeichnung für die früher in Delphinform gestalteten Henkel bronzener Geschützrohre; dann ein Kriegswerkzeug der Alten: ein eiserner Kolben mit Widerhaken, den man auf feindliche Schiffe herabfallen ließ, um diese zu zerschmettern oder festzuhalten.

Delphinät (Delphinatus), s. Dauphiné.

Delphine (Delphinidae *Duv.*), Familie der Zahnwale, mittelgroße oder kleine Wale mit schlankem Leib, kleinem, nicht vom Rumpf abgesetztem Kopf, bisweilen schnabelartig verlängerten Kiefern, zahlreichen konischen Zähnen, einem quer stehenden, halbmondförmigen Spritzloch, kleiner Schwanz- und Brustflosse und bisweilen ohne Rückenflosse. Sie bewohnen alle Meere vom hohen Norden bis zum Äquator, auch Flüsse und Seen, wandern oft in starken Scharen, schwimmen sehr gewandt, sind wenig scheu, raubgierig, fressen Weich-, Krusten- und Strahltiere; einige sollen aber auch von Vegetabilien leben. Sie zeigen unter sich große Anhänglichkeit; sobald aber einer von ihnen getötet ist, fressen sie den Leichnam mit großer Gier. Die Weibchen werfen nach einer Tragzeit von etwa 10—12 Monaten ein oder zwei Junge, säugen diese lange und beschützen sie in Gefahr. Die D. sollen ein sehr hohes Alter erreichen; die meisten gehen zu Grunde, indem sie bei blinder Verfolgung ihrer Beute auf den Strand geraten; im Todeskampf stöhnen und ächzen sie und vergießen dabei reichliche Tränen. Zu den Butzköpfen (Phocaenina *Gray*), deren Angehörige einen vorn abgerundeten Kopf ohne eigentlichen Schnabel und ganz seitlich, ziemlich hoch stehende Brustflossen haben, gehört der Weißwal (Weißfisch, Beluga, Beluga leucas *Gray*), 4—6 m lang, ohne Rückenflosse, in der Jugend bräunlich oder bläulichgrau, dann gescheckt, im Alter fast milchweiß, bewohnt die Meere nördlich vom 56.°, in der Nähe der Küste, nährt sich von kleinen Fischen, Krebsen und Kopffüßern und steigt bei seiner Jagd in die Flüsse. Er wird von Grönländern und Eskimo in Netzen gefangen; Fleisch und Speck sind wohlschmeckend und werden für den Winter aufbewahrt, und insofern ist der Weißfisch der wichtigste aller Wale. Die getrocknete und gegerbte Haut findet vielfache Verwendung. Die Walfischfänger betrachten die Beluga als Vorläufer des Walfisches und segeln oft tagelang in ihrer Gesellschaft, ohne sie zu belästigen. Die Samojeden stecken Belugaschädel auf Pfähle als Opfer für ihre Götter. Der Schwertwal (Schwertfisch, Butzkopf, Orca gladiator *Gray*) ist bis 9 m, meist nur 5—6 m lang, mit 1,5 m hoher, unten breiter, oben verschmälerter, nach dem Schwanze zurückgebogener Rückenflosse, 60 cm langen Brustflossen und 1,5 m breiter Schwanzflosse, oben schwarz, unten scharf abgesetzt weiß, über und hinter dem Auge mit länglichem weißen Fleck (daher Widderdelphin) und halbmondförmigem bläulichen oder purpurfarbenen Streifen hinter der Rückenflosse; er bewohnt die nördlichen Meere, geht bis Frankreich und Japan hinab und fand sich im Altertum zahlreich im Mittelmeer. Er ist wohl der schönste aller Wale, sehr mutig, raubsüchtig und gefräßig. Den Hai noch übertreffend, ist er das furchtbarste Raubtier des Meeres. Er macht auf alle Wale und Robben Jagd, frißt aber auch Fische und kommt oft an Flußmündungen. Die Jagd auf ihn ist sehr schwierig und gefahrvoll, der Nutzen gering. Der Braunfisch (Meerschwein, Tümmler, Phocaena communis *Less.*), 2—3 m lang, bis 500 kg schwer, mit spindelförmigem Leib und dreieckiger, mäßig grober, breitwurzeliger, niedriger Rückenflosse, oben dunkel schwarzbraun oder schwarz, unten weiß, lebt gesellig im Nordatlantischen Ozean, von Grönland bis Nordafrika, auch in der Ostsee, ist häufig in der Nordsee, geht bis zum Mittelmeer, steigt weit in die Flüsse hinauf (bis Paris, Magdeburg) und verfolgt namentlich die Heringe und Lachse, wobei er die Netze zerreißt, weshalb man ihm eifrig nachstellt. Sein Fleisch ist wohlschmeckend, frisch und gesalzen für die Strandbewohner und Schiffer wertvoll, die Römer bereiteten Würste daraus; den Tran genießen die Grönländer, die Haut gibt gutes Leder. Dieser Delphin folgt gern den Schiffen und ergötzt durch seine Fertigkeit im Schwimmen. Zu den Grindwalen (Globiocephalina *Gray*), bei denen Kopf und Schädel geschwollen sind, die sichelförmigen Brustflossen weit unten und die kurze Rückenflosse vor der Mitte des Körpers stehen, gehört der sehr häufige Grindwal (Schwarzwal, Globiocephalus globiceps *Cuv.*, s. Tafel »Wale I«), mit stark gewölbter, geradlinig abfallender Stirn, sehr niedriger Rückenflosse und wenigen starken, ziemlich langen, aber sehr hinfälligen Zähnen. Er wird 5—7 m lang, ist oberseits glänzend schwarz, mit weißem, herzförmigem Fleck auf der Brustflosse, der sich streifenförmig bis gegen den After hin verlängert, unterseits grauschwarz, bewohnt die nördlichen Meere, geht

bis Gibraltar, frißt Fische und Mollusken und strandet oft in ganzen Herden, da sie blindlings ihrem Führer folgen. Dies benutzt man auch bei der Jagd und treibt die Herden auf das Land. Der Grindwal ist eins der wichtigsten Tiere für die Nordländer: Fleisch und Speck werden frisch, gesalzen und getrocknet gegessen, der Tran ist sehr wertvoll, die Haut dient zu Riemen, die Knochen zu Zäunen. Die eigentlichen D. (Delphinina *Gray*) haben einen kleinen Kopf mit schnabelförmiger, scharf von der Stirn geschiedener Schnauze und sehr zahlreiche, bleibende Zähne; die Brustflossen stehen ganz seitlich, die Rückenflosse fast auf der Mitte der Oberseite, die Schwanzflosse ist verhältnismäßig sehr groß und halbmondförmig. Hierher gehört der gemeine Tümmler (Delphinis Tursio *Fabr.*), ein stark und kräftig gebautes, 3—4,5 m langes, oben schwarzes oder schwärzlichbraunes, unten weißes Tier, das sich in Trupps von 6—8 Stück vom Mittelmeer bis zum Eismeer überall findet und sehr schnell schwimmt. Der eigentliche Delphin (Schnabelfisch, Springer, Delphinus delphis *L.*, s. Tafel »Wale I«), 2—2,5 m lang, ist oben dunkel schwarzgrau, grünlich schimmernd, unterseits scharf abgeschnitten weiß, seitlich spärlich gefleckt, hat lange, am Oberrand ausgeschnittene, gegen die Spitze hin sichelförmig verschmälerte Brustflossen, langgeschlitzte Augen und überaus kleine Ohren; das Spritzloch liegt zwischen den Augen. Er bewohnt die Meere der nördlichen Halbkugel, geht auch in die Flüsse, hält sich meist in Trupps von 6—10 Stück (Schulen), bisweilen aber auch in großen Scharen und zeigt die allen Delphinen eigne Spiellust besonders ausgeprägt; er umschwärmt die Schiffe, fortwährend tauchend, und sendet jedesmal schnaubend einen Wasserstrahl in die Höhe, sobald er die Oberfläche des Wassers erreicht. Er jagt Fische, Krebse und Weichtiere; das Weibchen wirft 1—2 Junge, die erst nach 10 Jahren erwachsen sein sollen. Der Delphin war im Altertum allgemein beliebt; noch heute wird er wenig verfolgt (indem man ihn auf den Strand jagt), obwohl sein Fleisch ziemlich wohlschmeckend ist. Früher benutzte man Leber, Tran und Asche als Heilmittel. Die Inia (Inia amazonica *d'Orb.*), 2—3 m lang, ist schlank gebaut, mit schmalem, rundlichem, steif behaartem Schnabel, am obern Ende ausgeschnittenen Brustflossen und einer sehr niedrigen Rückenflosse, oben blaßbläulich und unten rosenrötlich; sie bewohnt die Flüsse Südamerikas zwischen 10 und 17° südl. Br., schwimmt langsam und ruhig, meist in kleinen Gesellschaften, und lebt von Fischen und ins Wasser gefallenen Baumfrüchten. Das Fleisch ist hart und wird nur in der Not gegessen; Speck und Haut sind geringwertig. Das Tier wird daher, namentlich aber, weil sich an dasselbe die wunderlichsten Fabeleien knüpfen, nicht verfolgt. Im Ganges lebt der 2 m lange Schnabeldelphin (Platanista gangetica *Cuv.*), mit langem, dünnem Schnabel, der von Fischen und Früchten lebt und wegen seines angeblich heilkräftigen Speckes verfolgt wird. — Der Delphin war im Altertum Symbol und Attribut des Neptun, Wahrzeichen vieler Seestädte (Tarent, Gades, Messina u. a.) und Küstenländer. Die Dichter lieferten begeisterte Schilderungen von dem Leben und Treiben des Tieres (Arion), das eine uneigennützige Liebe zum Menschen hege, und die Künstler stellten den Delphin gern dar. Neptun, dem er die Amphitrite gewinnen half, hat ihn bald in der Hand, bald unter den Füßen. Auf Städtemünzen erscheint er häufig mit dem Dreizack, auf delphischen auch mit einer Ziege. Auch die neuere Kunst hat den Delphin vielfach benutzt, z. B. zu Wasserspeiern, Geschützhenkeln, bei venezianischen Gläsern ꝛc. (s. Tafel »Tierornamente I«, Fig. 12—14). Die Erzählungen der Alten haben durch mehrfache Beobachtungen der neuesten Zeit, wonach ein kameradschaftliches Zusammenwirken der Fischer und D. bei Fang von Seefischen besteht, eine gewisse Bestätigung erhalten.

Delphinien, ein Frühlingsfest des Apollon (s. d.).

Delphinin, s. Delphinium.

Delphinion, im Altertum Stadt auf der Ostküste der Insel Chios, an der heutigen Bucht Kolokythia; auch ein Tempel des delphischen Apollon zu Athen, mit einem von Ägeus errichteten Gerichtshof, wo diejenigen gerichtet wurden, die behaupteten, eine Tötung mit rechtlicher Befugnis begangen zu haben.

Delphinium *L.* (Ritterſporn), Gattung der Ranunkulazeen, Kräuter und Stauden mit handförmig geteilten Blättern, in gipfelständigen Trauben oder Rispen stehenden, meist blauen oder violetten, gespornten Blüten und mehrsamigen Balgkapseln, hat etwa 120 der nördlichen gemäßigten Erdhälfte angehörende Arten. D. Ajacis *L.* (Gartenritterſporn), einjährig, mit fast einfachem Stengel, in linienförmige Läppchen geteilten Blättern und in langen, dichten Trauben vereinigten Blüten mit langem Sporn, in Südeuropa, wird in vielen Varietäten als Gartenzierpflanze kultiviert (Hyazinthenritterſporn mit großen, gewöhnlich stark gefüllten Blumen, Ranunkelritterſporn mit spitzen Blütentrauben und Zwergritterſporn). D. Consolida *L.* (Feldritterſporn, Hornkümmel), einjährig, mit 30—50 cm hohem, ästigem Stengel und in lockern, rispenartigen Trauben stehenden blauen Blüten, in ganz Europa, eingeschleppt in Nordamerika, wächst auf Getreidefeldern. Kraut, Blüten und Samen wurden früher arzneilich benutzt. Studierende pflegten ein Bündel blühender Pflanzen als augenstärkend im Arbeitszimmer aufzuhängen. Man kultiviert mehrere Varietäten (Levkojenritterſporn, Kandelaberritterſporn, Bismarckritterſporn, Kaiserritterſporn). D. Staphisagria *L.* (ſcharfer Ritterſporn, Stephans-, Läuſe- oder Wolfskraut, Rattenpfeffer), einjährig, mit steifem, zottigem Stengel, handförmig fünfspaltigen Blättern und kurzgespornten, blaßvioletten Blüten an langen Blütenstielen, im Mittelmeergebiete. Die Samen (Stephans-, Läuſekörner) sind scharf narkotisch, graubraun, flach, drei- oder viereckig, runzelig, riechen zerstoßen unangenehm und schmecken bitter und äußerst scharf. Sie enthalten farbloses, kristallisierendes, anhaltend scharf schmeckendes, in Wasser schwer lösliches, basisches Delphinin $C_{31}H_{49}NO_7$, das stark giftig ist, besonders auf Atmung, Herz- und Gefäßnerven, auch auf das Rückenmark wirkt und, auf die Haut eingerieben, dauernder und kräftiger wirkt als Veratrin, ferner isomeres Delphisin und Delphinoidin $C_{42}H_{68}N_2O_7$. Stephanskörner wurden früher als drastisches Abführ- und Brechmittel, später in Salben- oder Pulverform gegen Ungeziefer und Krätze angewendet. Von D. camptocarpum *C. Koch*, in Nordpersien, dienen die blühenden Stengel (in Persien Gul-i-zalil, im indischen Handel Sparak oder Isparik) zum Gelbfärben. Von den ausdauernden Arten, wie D. elatum *L.* und D. grandiflorum *L.*, beide mit blauen Blüten, aus Sibirien, D. nudicaule *Torr.* et *Gr.* und D. cardinale *Hook.*, beide mit scharlach-orangeroten Blüten, aus Kalifornien, werden viele Varietäten und Hybriden (D. formosum *hort.*, D. hybridum *hort.*) als Zierpflanzen kultiviert.

Delphīnsäure, soviel wie Valeriansäure.

Delphīnus (lat.), der Delphin; als Titel soviel wie Dauphin (s. d.).

Delphische Amphiktyonie, delphisches Orakel ꝛc., s. Amphiktyonen und Delphi.

Delphīnin, s. Delphinium.

Delphos, Stadt in Ohio, Grafschaft Allen, am Miamikanal, Bahnknotenpunkt, mit Franziskanerkloster, Fabriken und (1900) 4517 Einw.

Delpīno, Federico, Botaniker, geb. 27. Dez. 1833 zu Chiavari in Ligurien, studierte in Genua Mathematik, machte 1851 eine botanische Reise nach Konstantinopel und Odessa und trat dann in das Verwaltungsfach. Seit 1864 studierte er die Bestäubung der Blüten durch Tiere und widmete sich, als er von Parlatore in Florenz zum Assistenten ernannt wurde, vollständig der Botanik. 1871 wurde er Professor an der Forstakademie zu Vallombrosa, unternahm 1873 eine Erdumsegelung auf der Fregatte Garibaldi, kehrte aber schon 1874 von Brasilien nach Italien zurück. 1875 wurde er Professor der Botanik in Genua, 1894 in Neapel. Obwohl durch seine teleologische Auffassung der heute herrschenden Weltanschauung schroff gegenüberstehend, hat D. durch eine Fülle scharfsinniger Beobachtungen die biologische Kenntnis der Pflanzen und besonders der Blumen in hervorragendster Weise gefördert. Er schrieb: »Sugli apparecchi della fecondazione nelle diante antocarpee« (Flor. 1867); »Ulteriori osservazioni sulla dicogamia nel regno vegetale« (Mail. 1868—73, 2 Bde.); »Sulla darwiniana teoria della pangenesi« (Tur. 1869); »Teoria generale della fillotassi« (Genua 1883); »Funzione mirmecofila nel regno vegetale« (Bologna 1886—88, 2 Tle.).

Delpit (spr. -pī), Albert, franz. Roman- und Bühnendichter, geb. 30. Jan. 1849 in New Orleans, gest. 5. Jan. 1893 in Paris, kam in früher Jugend nach Frankreich, wo er seine Studien vollendete, und betrat dann die schriftstellerische Laufbahn, zunächst als Mitarbeiter an den von A. Dumas (Vater) gegründeten Blättern: »Le Mousquetaire« und »Le d'Artagnan«. Nachdem er den Krieg als Freiwilliger mitgemacht, erhielt er für einen Band Gedichte: »L'Invasion« (1871), sowie für die Dichtung »Le Repentir, ou récit d'un curé de campagne« (1873) akademische Preise, vermochte aber im übrigen mit seinen dramatischen Versuchen nicht recht durchzudringen, bis er sich endlich mit »Le fils de Coralie« (1879) bei der Lesewelt wie (in dramatischer Bearbeitung) auf der Bühne vollste Anerkennung verschaffte, die seinen spätern Romanen und Bühnenstücken versagt blieb. Zu erwähnen ist noch das Schauspiel »Les Mancroix« (1883) und der unter der Kommune von 1871 spielende Roman »Mademoiselle de Bressier« (1886).

Delsberg, Stadt, s. Delémont.

Delstern, ehemaliges Dorf, wurde 1901 der Stadt Hagen einverleibt.

Delta, griech. Name des Buchstaben D (s. d., S. 402).

Delta (griech.), wenig über den Meeresspiegel sich erhebende Landstrecken und Inseln an Mündungen der Ströme, deren Arme sich zwischen ihnen hinziehen, um sich ins Meer (Meeresdelta) oder in einen See (Binnendelta) zu ergießen. Sie entstehen durch den von dem Fluß mitgeführten, hier abgelagerten Schlamm und Sand und haben mitunter eine dreieckige, also der Form des griechischen Buchstaben Delta (△) ähnliche Gestalt; die Basis des Dreiecks ist dem Meer zugekehrt, die Spitze dem Land. Im weitern, rein genetischen Sinne werden alle Neubildungen von Festland an den Mündungen der Flüsse in das Meer oder in einen Binnensee ohne Rücksicht auf ihre Form als Deltas bezeichnet; auch die Schuttmassen (Schuttkegel), die da, wo Seitentäler oder Wasserrisse mit starkem Gefälle in ein schwach geneigtes, breiteres Tal einmünden, oft ziemlich weit in das Haupttal vorgeschoben sind, hat man Deltas genannt. Die Deltabildungen bestehen aus abwechselnden Sand-, Kies- und Lehmlagen mit eingeschwemmten Resten von Organismen und sind teils regelmäßig geschichtet (bei periodisch anschwellenden Strömen), teils verworren gelagert (bei den ab und zu Hochwasser führenden Flüssen). Die Sonderung des Gesteinsmaterials nach der Korngröße ist keine gleichmäßige, da sie abhängig ist von der bei niederm und hohem Wasserstande verschiedenen Stromgeschwindigkeit; bei Hochwasser werden leicht größere Geschiebe und grober Sand so weit in das Meer getrieben, als sonst nur der feinste Schlamm. Die Ursachen der Deltabildung sucht man ziemlich allgemein in dem Mangel an Ebbe und Flut in den betreffenden Meeresteilen, wobei man Reichtum der Flußläufe an mitgeführtem Material, langsamen Abfall des Meeresgrundes, Vorhandensein von Barren und Uferwällen im Meer vor der Einmündung der Flüsse, Trägheit der Bewegung im Unterlauf des Flusses, aber auch Hebung des Meeresbodens oder Senkung des Festlandes als die Deltabildung unterstützende Faktoren betrachtete. Viele Flüsse bilden kein D.; sie münden entweder ohne Erweiterung ihres Rinnsals (z. B. Duero, Guadiana) oder mit trichterförmiger Erweiterung (Ästuarium, s. d.; Elbe, Weser, Themse). Rud. Credner (»Die Deltas«, Ergänzungsheft zu »Petermanns Mitteilungen«, Gotha 1878) zählt 143 größere deltabildende Flüsse, die sich auf die Erdteile wie folgt verteilen:

	Meeresdeltas	Binnendeltas	Summe
Europa	38	16	54
Asien	42	14	56
Amerika	15	2	17
Afrika	11	1	12
Australien u. Polynesien	4	—	4

Über die Flächenausdehnung der Deltas gibt folgende Tabelle Aufschluß:

Name des Deltaflusses	Flächeninhalt Hektar	Länge Kilom.	Breite Kilom.
Ganges und Brahmaputra	8 259 435	354	321,8
Mississippi	3 185 933	320	300
Nil	2 219 400	170,6	—
Donau	258 795	74,2	74,2
Niger	—	148,4	326,5
Memel	—	51,9	46,3
Wolga	—	448	—

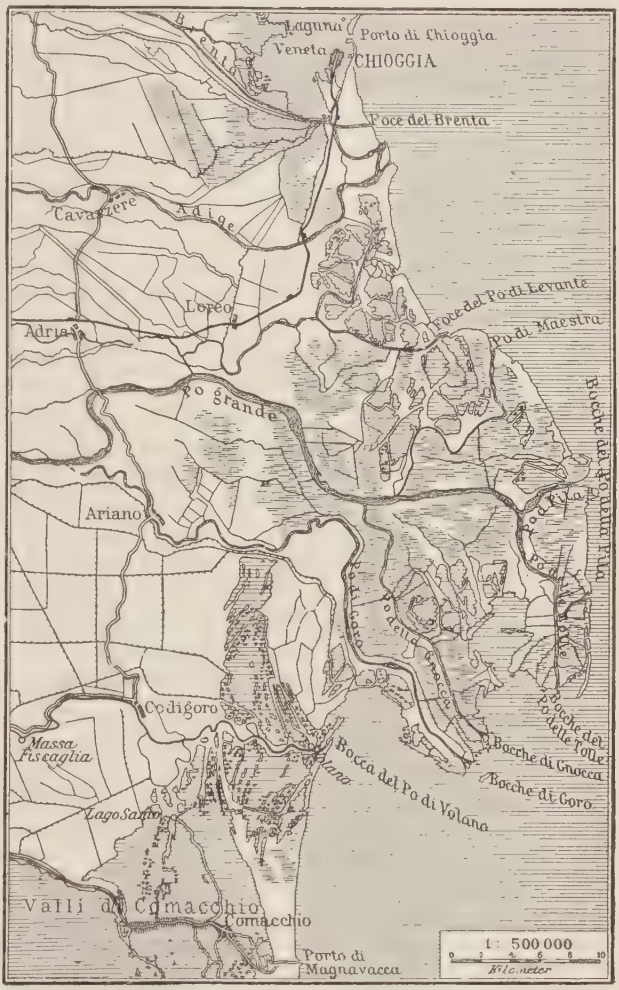
Als zuverlässige Zahlen für die Mächtigkeit der Ablagerungen lassen sich angeben: Für das Nildelta im Mittel 10 m Mächtigkeit, mitunter 14—15 m, für den Rhein bis über 60 m, Rhone bis über 100 m, Po etwa 120 m, an einzelnen Stellen bis zu 172,5 m. Für die Mächtigkeit der Deltabildung des Mississippi lassen sich 9—16 m in der Gegend von New Orleans annehmen; seewärts vermehrt sich die Mächtigkeit schnell und bedeutend. Am Ganges wurden im Durchschnitt 18 m gemessen.

Am unzuverlässigsten sind die Angaben über den jährlichen Zuwachs der Deltabildungen. So schwanken die Angaben für das Mississippidelta beispielsweise zwischen 80 und 495 m jährlichen Zuwachses. Ziemlich zuverlässige Zahlen über das jährliche Wachstum enthält die folgende Tabelle:

Delta	Meter
des Terek	495
= Po	70
der Rhone (Mittelmeer)	58
des Euphrat und Tigris	54
= Huangho	30
der Donau	12
des Arno	6

Delta	Meter
der Donau (Sulina)	4
des Nils	4
der Rhone (Genfer See)	3
des Tiber (Ostia-Arm)	3
= Saigon	2
der Traun (Hallstätter See)	1
des Tiber (Fiumicino)	1

Häufig veranlassen die Deltabildungen eine Abschnürung einzelner Meeresteile vom offenen Meer; so würde das immer mehr sich vorschiebende D. des Gedis Tschai den Golf von Smyrna in einen Binnensee verwandelt haben, wenn man ihn nicht 1886 weiter nach N. hin abgeleitet hätte. An andern Stellen werden Inseln durch Vorrücken der Deltas landfest, so im D. des Aspropotamos, Seen werden durch Deltas zerteilt, z. B. der Comersee durch das D. der Adda, andre Seen werden nach und nach durch die Deltabildungen ausgefüllt. Die Textfigur gibt das kartographische Bild einer Deltabildung, und zwar die Pomündung. Ehedem mündete der Po bei Ravenna, das, wie Venedig in Lagunen gelegen, bis zum Mittelalter ein Seehafen war und jetzt über 7 km vom Meer entfernt liegt; erst im 12. Jahrh. hat der Po sich nördlicher gewendet. Schon damals aber war das alte Adria, im Altertum ebenfalls am Meer gelegen, etwa 12 km von diesem entfernt. Die Teilung des Flusses beginnt bereits 126 km vom Meer, indem zuerst die Forsetta links zum Tartaro abgeht, um, mit andern Gewässern vereint, als Canale Bianco dem Meer zuzuströmen. Bei der zweiten Teilung geht rechts der Po di Volano (einst Hauptfluß) ab, der an Ferrara vorbeifließt (wo er den Po di Primaro nach S. entsendet) und nordöstlich von Comacchio das Meer erreicht. Bei der dritten Teilung geht der vielbefahrene Po di Goro rechts ab, und der Hauptarm, Po della Maestra, verzweigt sich weiterhin noch in verschiedene Abteilungen, die in 15 Mündungen ins Meer einfließen. Die Enden der von den zwei Hauptarmen des Po gebildeten Landzunge erstreckten sich vor der Ausgrabung des Taglio di Porto Viro (1600) im Mittel auf etwa 18,5 km jenseit Adria. Gegenwärtig liegt der äußerste Punkt der Küste 33,3 km von Adria entfernt. Eine lange zurückgelassene Dünenreihe bezeichnet die ehemalige Küste, über welche die neuern Ablagerungen, mit Seen untermischt, nach Osten vorspringen.



Delta der Pomündung.

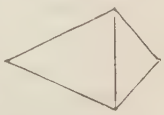
Delta, offenes, hohles, negatives, s. Ästuarium.

Delta del Orinoco, Territorium von Venezuela, das Delta des Orinoko, 65,647 qkm groß mit (1901) 7222 Einw., meist Guarauno-Indianer.

Delta-Metall, Legierung aus 56 Kupfer, 40 Zink, 1 Eisen und 1 Blei (auch 1 Mangan und Spuren von Nickel und Phosphor), ist goldgelb, läßt sich heiß und kalt walzen, zu Draht ziehen, bei Dunkelrotglut leicht schmieden, ausstanzen sowie pressen und ist auch für kleine Güsse verwendbar. Es rostet nicht und besitzt große Widerstandsfähigkeit gegen saure Grubenwässer und Seewasser. Man benutzt es zu Schiffsbeschlägen, Schiffsschrauben, Maschinenteilen, Werkzeugen ꝛc.

Deltamuskel (Musculus deltoïdeus), der Heber des Armes, ein dreieckiger Muskel, der am obern Achselrand entspringt und sich an der Mitte des Oberarmknochens ansetzt (s. Tafel »Muskeln«).

Deltoïd, ebenes Viereck, gebildet von zwei gleichschenkeligen Dreiecken, die mit der Grundlinie aneinander gelegt sind. S. Figur.



Deltoiddodekaëder, von Deltoiden (s. Deltoid) eingeschlossene zwölfflächige Kristallgestalt, Hemieder des tesseralen Pyramidenoktaëders; s. Kristall.

Delūbrum (lat.), ursprünglich Sühn- und Reinigungsort; dann soviel wie Tempel, Heiligtum.

Deluc (spr. dölük), Jean André, Geolog und Meteorolog, geb. 8. Febr. 1727 in Genf, gest. 7. Nov.

1817 in Windsor, studierte Naturwissenschaften und arbeitete über die Veränderungen der Atmosphäre. Er gehörte zu den eifrigsten Mitgliedern der Genfer Volkspartei, ward 1770 Mitglied des Großen Rats, begab sich aber bald darauf nach London, wo er 1773 Vorleser der Königin von England wurde. 1798 erhielt er die Professur der Philosophie und Geologie in Göttingen, lebte aber abwechselnd in Berlin, Hannover, Braunschweig und London. Er schrieb: »Recherches sur les modifications de l'atmosphère, ou théorie des baromètres et des thermomètres« (Genf 1772, 2 Bde.; 1784, 4 Bde.; deutsch von Gehler, Leipz. 1776); »Lettres physiques et morales sur les montagnes, et sur l'histoire de la terre et de l'homme« (Haag 1778—80, 6 Bde.); »Nouvelles idées sur la météorologie« (Par. 1787, 2 Bde.; deutsch von Wittekopp, Berl. 1788); »Lettres à Blumenbach sur l'histoire physique de la terre« (Par. 1798); »Introduction à la physique terrestre par les fluides expansibles« (das. 1803, 2 Bde.); »Elementary treatise on geology« (Lond. 1809); »Voyage géologique dans le Nord de l'Europe« (das. 1810, 3 Bde.); »Voyage géologique en Angleterre« (das. 1811, 2 Bde.); »Voyages géologiques en France, en Suisse et en Allemagne« (das. 1813, 2 Bde.).

Deludieren (lat.), verspotten, täuschen, äffen.

Déluge (franz., spr. »lüsch'«), Überschwemmung, Sünd- oder Sintflut. Vgl. Après nous le déluge.

Delusion (lat.), Verspottung, Täuschung; delusorisch, täuschend, trügerisch.

Delvaux (spr. »wō«), Lorenz, niederländ. Bildhauer, geb. 1695 in Gent, gest. 24. Febr. 1778 in Nivelles, wo er hauptsächlich gelebt hat, war Schüler Gery Heydelbergs und Plumiers, arbeitete seit 1717 in London, von 1727—33 in Italien, wurde 1734 Hofbildhauer Kaiser Karls VI., später des Herzogs Karl von Lothringen und der Maria Theresia. Seine Hauptwerke sind: die Kanzel der Kathedrale St. Bavo zu Gent, eine kolossale Statue des Herkules im Alten Hof zu Brüssel, das Mausoleum Leonhards van der Noot in der Karmeliterkirche daselbst, die Statue des heil. Livin im Genter Museum.

Delvenau (vielfach auch als Stecknitz bezeichnet), rechter Nebenfluß der Elbe im preuß. Kreis Herzogtum Lauenburg, entspringt im südöstlichen Holstein und bildete früher mit der zur Trave gehenden Stecknitz eine kanalisierte, schiffbare Verbindung zwischen Lübeck und der Elbe, welcher der 1900 eröffnete Elbe-Trave-Kanal (s. d.) größtenteils folgt.

Delvigne (spr. delwinj'), Henri Gustave, franz. Militär, geb. 1799 in Hamburg, gest. 18. Okt. 1876 in Toulon, wies als einer der ersten auf die Notwendigkeit der Einführung gezogener Gewehre (»Recherches sur le feu de l'infanterie« (1826) hin und suchte durch Stauchung des Geschosses auf den Kammerrand seinen Eintritt in die Züge zu erreichen. Nachdem er als Kommandeur von 100 Schützen in Algier das System erprobt hatte, wurde das Gewehr 1838 bei den Chasseurs eingeführt. Es wurde indes bald durch Thouvenins Dornbüchse übertroffen. D. schrieb: »Exposé d'un nouveau système d'armement pour l'infanterie« (Par. 1836); »Sur l'emploi des balles cylindro-coniques évidées« (das. 1849) u. a.

Delvino (türk. Delonia), Stadt im türk. Wilajet Janina, 17 km von ihrem Hafen Hágii Saránta (s. d.) entfernt, 240 m hoch, von Oliven-, Zitronen- und Granatapfelpflanzungen umgeben, besteht aus einer einzigen Straße, hat ein festes Schloß, mehrere Moscheen und zählt 6—7000 Einw. (ein Drittel Mohammedaner). In der bergigen Umgebung zahlreiche Steinburgen der mohammedanischen Albanesen.

Delwig, Anton Antonowitsch, Baron, russ. Lyriker, geb. 17. (6.) Aug. 1798 in Moskau, gest. 26. (14.) Jan. 1831 in Petersburg, erhielt seine Erziehung im Lyzeum von Zarskoje Selo, gleichzeitig mit Puschkin, dessen vertrauter Freund er wurde. Nachdem er 1817 das Lyzeum verlassen, erhielt er eine Stelle im Bergdepartement, wurde 1819 Beamter im Finanzministerium, 1821 an der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek und 1825 im Ministerium des Innern. Sein Haus bildete den Sammelpunkt der literarischen Welt Petersburgs, namentlich der jüngern (Puschkin, Glinka, Baratynskij, Wjasemskij ꝛc.). Im Verein mit den letztern gab er 1825—32 den Almanach »Sévernye cvéty« (»Nordische Blumen«) heraus. Von Delwigs Gedichten sind die im Ton des Volksliedes gehaltenen hervorzuheben, wie denn auch einige von ihnen ganz ins Volk übergegangen sind. Die letzte Gesamtausgabe seiner Dichtungen ist die von Suworin (3. Aufl. 1892).

Delyannis (Deligiannis), Theodor P., griech. Staatsmann, geb. 1826 zu Kalavryta im Peloponnes, studierte in Athen die Rechte und rückte im praktischen Staatsdienst schnell auf. Dem König Otto befreundet, mißbilligte er als Unterstaatssekretär die Angriffe, in deren Folge der König abdankte. 1867, während des Aufstandes in Kreta, war er Gesandter in Paris und seitdem wiederholt Minister des Äußern, Kultus und der Finanzen. In dem »ökumenischen« Ministerium von 1877 stimmte er für den Krieg. Als Minister des Äußern neben Komunduros ward er erster Bevollmächtigter bei dem Berliner Kongreß. Im April 1885 trat er an die Spitze eines neuen Ministeriums, das die auf der Balkanhalbinsel ausgebrochenen Unruhen zu Eroberungen benutzen wollte und daher kostspielige Rüstungen veranstaltete; doch zwangen die Mächte durch eine Flotteninterventionen Griechenland zur Ruhe, worauf D. 9. Mai 1886 seine Entlassung nahm. Nach dem Sturz von Trikupis im Oktober 1890 wieder Ministerpräsident, wurde er 29. Febr. 1892 vom König entlassen, weil er die notwendigen Finanzreformen nicht durchführen wollte. Nach dem Rücktritt von Trikupis übernahm D. 11. Juni 1895 wieder die Leitung des Ministeriums und die Finanzen, stürzte Griechenland sofort wieder in auswärtige Verwickelungen und unterstützte 1897 den Aufstand in Kreta. Zum offenen Krieg mit der Türkei allerdings nur wider Willen vom König bestimmt, wurde er nach der Niederlage des griechischen Heeres in Thessalien 29. April 1897 zum Rücktritt gezwungen. Er stürzte im Herbst 1897 seinen Nachfolger Rallis, wurde jedoch vom König mit der Bildung eines neuen Ministeriums erst nach dem Sturze von Zaimis Anfang Dezember 1902 beauftragt; außer dem Präsidium übernahm D. von neuem auch die Finanzen und Anfang April 1903 in Vertretung für den zurücktretenden Limpritis das Kriegsministerium, mußte aber schon Ende Juni 1903 einem Kabinett Theotokis Platz machen. — Sein Neffe Nikolaus D., Sohn seines Bruders Peter D., der Minister des Auswärtigen unter König Otto war, geb. 1844, war 1870—80 Geschäftsträger Griechenlands in Paris, darauf Gesandter in Belgrad u. 1886—92 Gesandter in Paris.

Dema (Djoma genannt), Fluß im russ. Gouv. Orenburg, entspringt im Gebirge Obschtschij Syrt, mündet nach einem Laufe von 380 km durch steppenähnliche Gegenden unterhalb Ufa links in die Bjelaja.

Demades, Redner und Staatsmann zu Athen, talentvoll, witzig, schlagfertig und, obwohl ohne höhere

Bildung, von hinreißender Beredsamkeit, aber gesinnungslos und käuflich; von niederer Herkunft, diente er in frühern Jahren als Ruderknecht, schwang sich aber bald zum Nebenbuhler des Demosthenes empor. Bei Chäroneia 338 v. Chr. geriet er in makedonische Gefangenschaft, erwarb sich aber die Gunst Philipps und vermittelte zu beiderseitiger Zufriedenheit die Herstellung eines günstigen Verhältnisses zwischen ihm und Athen. Seitdem leitete er die Politik in seiner Vaterstadt, obwohl er kein Hehl daraus machte, daß makedonisches Geld ihm die Mittel zu seiner üppigen Lebensweise liefere. Endlich aber fand er durch einen Makedonier seinen Tod; denn als ihn die Athener 319 oder 318 zu Antipatros geschickt hatten, um die Zurückziehung der makedonischen Besatzung aus Munychia zu erlangen, ließ dieser, durch aufgefangene Briefe von verräterischen Umtrieben des D. auch gegen seine Person unterrichtet, ihn und seinen Sohn Demeas hinrichten. D. hat stets extemporiert und keine aufgezeichneten Reden hinterlassen. Vgl. H. Lhardy, De Demade oratore atheniensi (Berl. 1834).

Demagōg (griech., »Führer des Demos, Volksführer«, im alten Griechenland derjenige, der durch persönliches Ansehen und Kraft der Rede das Volk beherrschte und daher dessen Berater und Leiter war. Jetzt hat das Wort D. meist eine üble Bedeutung, die ursprünglich nicht darin lag. Nach der Verschiedenheit der Verfassungen der Staaten und im Verlauf der Zeit hat das Wort D. sehr verschiedene Bedeutungen erhalten, die alle Abstufungen vom Volksführer bis zum Volksverführer umfassen. Beispiele sehr verschiedenartiger Demagogie bietet besonders die Geschichte Athens. So war Perikles mit seinen demokratischen Bestrebungen ein D., so hoch er auch sonst über einem Kleon, Hyperbolos u. a. stehen mochte, die ihren Einfluß auf das Volk zu selbstsüchtigen Zwecken mißbrauchten. Das alte Rom gibt ein vollständiges Bild vom Entstehen bis zum Untergang der Demagogie und damit der Freiheit des Bürgertums. Solange nämlich die Verfassung unangefochten aristokratisch war, konnte eine eigentliche Demagogie nicht zur Geltung kommen. Erst als die Plebejer ihre politische Ohnmacht zu empfinden begannen, griff mit dem Kampf der Demokratie gegen die Aristokratie auch die Demagogie in das öffentliche Leben ein. Von der höchsten Wichtigkeit wurde die Einrichtung der Volkstribunen, die fortan als die bevorrechteten Demagogen des römischen Volkes dastehen. Im Tribunat vereinigten sich Macht und Gunst des Volkes, und nach denselben begann daher, je rascher die Demokratie Sieg auf Sieg gewann, ein wahrer Wettlauf der Ehrgeizigen und Herrschsüchtigen, obgleich diese Würde mit jedem solchen Sieg immer mehr an ihrer Bedeutung verlieren mußte. Die Notwendigkeit dieses Instituts im Kampf war die Seele desselben; nach dem vollständigen Sieg des demokratischen Gedankens konnte es die Herrschaft um so weniger behaupten, als die Entsittlichung bereits zu tief um sich gegriffen hatte. Darum scheiterten die hochherzigen Bestrebungen mehrerer römischer Demagogen, wie die der Gracchen, und so kam es, daß durch Talent und Glück siegreiche Feldherren die Gewalt an sich rissen und Senat und Volk unter die Herrschaft der Imperatoren fielen. Auch im neuern Staatsleben sind nicht selten neben die Staatsmänner, in deren Händen gesetzlich die Leitung des Staates lag, Demagogen aus der Mitte des Volkes getreten, die vermöge einer frei übertragenen Autorität an der Spitze der Bewegung standen. Wenn sie sich mit Glück und Geschick dauernd behaupteten, legten sie meist ihren Charakter als Demagogen ab; in der Regel aber geht der D., nachdem er die Volksgunst verloren hat, im Kampf mit der gesetzlichen Staatsgewalt unter. Der heutige Sprachgebrauch versteht unter einem Demagogen einen Menschen, der auf die Leidenschaften und die niedrigen Neigungen des Volkes spekuliert, in aufwieglerischer Weise um die Gunst der großen Menge buhlt und staatsgefährliche Agitationen betreibt. Diese Absicht legte man auch den geheimen politischen Verbindungen bei, die sich nach der Gründung des Deutschen Bundes infolge der Unzufriedenheit mit der neuen politischen Gestaltung Deutschlands bildeten. Man bezeichnete deren Wirken mit dem Namen demagogische Umtriebe, zu deren Unterdrückung und Bestrafung die Mainzer Zentraluntersuchungskommission niedergesetzt wurde. Die Überschwenglichkeiten des Burschentums jener Zeiten und einzelne beklagenswerte Ausschreitungen, wie namentlich die blutige Tat Sands, riefen jene häßliche »Demagogenriecherei« hervor, und Männer wie Jahn, Arndt u. a. hatten darunter zu leiden, nachdem der deutsche Bundestag selbst infolge der Karlsbader Beschlüsse gegen die demagogischen Umtriebe vorgegangen war. Ähnliches ist auch 1830 nach der französischen Julirevolution und nach den Erschütterungen, welche diese in Deutschland nach sich zog, geschehen, indem 1833 durch Bundesbeschluß eine anderweitige Zentraluntersuchungskommission in Frankfurt a. M. niedergesetzt wurde.

Demanchieren (franz., spr. demangschi-), in der technischen Terminologie der Streichinstrumente soviel wie aus einer Lage (Position) in die andre übergehen, mit der linken Hand am Hals (manche) des Instruments hinauf- oder heruntergleiten.

Demanda, Sierra de la, Gebirgszug des iberischen Systems in den spanischen Provinzen Burgos und Logroño, aus stark gefalteten Silurschichten bestehend, erreicht im Cerro de San Lorenzo 2305 m Höhe, ist auf den höchsten Gipfeln den größten Teil des Jahres mit Schnee bedeckt.

Demande d'agréation (franz.), die vor der Ernennung eines Gesandten seitens des Absendestaates an den Empfangsstaat gerichtete Anfrage, ob die Persönlichkeit des in Aussicht genommenen Gesandten dem betreffenden Staat angenehm ist. Die d. d. ist internationales Gewohnheitsrecht und wird schon deshalb allgemein geübt, weil der Empfangsstaat die Ernennung eines ihm nicht genehmen Gesandten ohne Angabe von Gründen zurückweisen kann.

Demande en nullité du mariage (franz.), die Ehenichtigkeitsklage des französischen Rechts (Code civile, Artikel 180—102). Von ihr ist zu unterscheiden die demande en rescission, die Eheanfechtungsklage.

Demandieren (lat.), einem etwas über-, auftragen; Demandation, Auftrag.

Demant, soviel wie Diamant. [(s. d.).

Demantoïd, Mineral, eine Varietät des Granats

Demantspat, Mineral, soviel wie spätiger Korund.

Demarātos (Damaratos), 1) ein Korinther aus dem vornehmen Geschlechte der Bakchiaden, der sich, als die Bakchiaden durch den Tyrannen Kypselos aus Korinth vertrieben wurden, in Tarquinii in Etrurien niederließ, Vater des römischen Königs Tarquinius Priscus (s. d.).

2) König von Sparta, Sohn des Ariston, war ein entschiedener Gegner der ehrgeizigen, auf die Hegemonie von ganz Hellas gerichteten Pläne seines Mitkönigs Kleomenes; daher widersetzte er sich 507 v. Chr. dem Angriff auf Athen, ward jedoch auf Betrieb des

erbitterten Kleomenes vom delphischen Orakel für untergeschoben erklärt und der königlichen Würde beraubt. Er begab sich 491 nach Persien, gewann bei König Dareios Einfluß und begleitete 480 Xerxes auf seinem Zug nach Griechenland als ein freimütiger, aber darum nicht beachteter Ratgeber. Seine Nachkommen herrschten noch nach 100 Jahren als Dynasten in Phrygien.

Demarch (Demarchos, griech.), Vorsteher, Leiter, Verwalter eines (attischen) Demos (s. d.); Demarchie, Würde eines Demarchen.

Démarche (franz., spr. -marsch'), Gang, Maßregel.

Demarkation (franz.), Abgrenzung.

Demarkationslinie, Begrenzungslinie, neutrale Zone, eine durch Übereinkunft zwischen zwei Mächten oder kriegführenden Heeren bestimmte Linie, die von beiden Teilen nicht überschritten werden darf, kommt zumeist bei Waffenstillständen oder Friedensunterhandlungen in Anwendung, um für die Dauer der erstern oder bis zum wirklichen Friedensschluß jedem Zusammenstoß der beiderseitigen Heere vorzubeugen. Um diesen Zweck sicher zu erreichen, wird gewöhnlich für beide Teile je eine besondere Linie bezeichnet und das dazwischenliegende Gebiet für neutral erklärt; in der Regel folgt die D. soweit wie möglich natürlichen Terraingegenständen, Flüssen, Bächen, Wegen ꝛc. In einem solchen Fall heißt im weitern Sinn auch dieser ganze trennende Raum die D. D. heißt auch soviel wie Grenzlinie, besonders wenn sie vorher streitige Grenzen bestimmt. Eine solche D. zwischen den portugiesischen und spanischen Entdeckungen bestimmte der 1494 zu Tordesillas zwischen Johann II. von Portugal und dem König Ferdinand von Kastilien geschlossene Vertrag, der eine nähere Bestimmung der vom Papst Alexander VI. am 6. Mai 1493 festgesetzten Linie enthielt, und wonach alles, was 370 Seemeilen östlich von den Inseln des Grünen Vorgebirges entdeckt werden würde, den Portugiesen, alles, was westlich hiervon, den Spaniern gehören sollte. Auch bei Abgrenzungen von Ländern nach Maßgabe der Nationalität pflegen Demarkationslinien gezogen zu werden, ebenso bei Gebietsabtretungen, die durch einen Krieg herbeigeführt wurden. So ist z. B. in den Friedenspräliminarien von Versailles vom 26. Febr. 1871, Art. 1, die D. genau bestimmt, indem Frankreich all seinen Rechten und Ansprüchen auf diejenigen Gebiete entsagte, die östlich von dieser Linie gelegen sind. Endlich grenzen Demarkationslinien auch die sogen. Interessensphären der Schutzgebiete ab, d. h. das von der Kolonialmacht noch nicht okkupierte, aber zur Besitzergreifung vorbehaltene Hinterland der Kolonien (vgl. Interessensphäre).

Demarteau (spr. bömarto), Gilles, franz. Kupferstecher, geb 19. Jan. 1722 in Lüttich, wurde 1764 Mitglied der Akademie von Paris und starb daselbst 31. Juli 1776. D. rühmte sich, der Erfinder der Crayonmanier zu sein, während dieser Ruhm Charles François gebührt. Doch hat D. dies Verfahren verbessert und mit großem Geschick ausgeübt. Die Zahl seiner Stiche, unter denen die Bildnisse besonders ausgezeichnet sind, beläuft sich auf 729. Vgl. »Gilles D., graveur du roi, sa vie et son œuvre« (Brüssel 1882); de Leymarie, L'œuvre de G. D. (Par. 1896).

Demaskieren (franz.), die Maske abnehmen, die vor Geschützen befindlichen Masken, bez. Deckungen entfernen, wenn sie dem Beginn des Feuers hinderlich sind.

Demat (Demath), früheres Feldmaß in Schleswig-Holstein, von verschiedener Größe, z. B. in der Landschaft Eiderstedt für Marschboden 216, für Geestboden 324 QRuten zu 21,024 qm. S. auch Diemat.

Dematophŏra necātrix *R. Hart.*, ein Pilz aus der Familie der Pyrenomyceten, bildet faserige Häute, Polster und den Rhizomorphen ähnliche Stränge auf den Wurzeln des Weinstockes, der Obstbäume und krautartiger Gewächse und zerstört die Pflanzen oft auf ziemlich bedeutenden Strecken. Er tritt namentlich in Frankreich, der Schweiz und in Südwestdeutschland auf und ist nur durch vollständige Entfernung aller befallenen Pflanzen auszurotten.

Demawend (im Altertum Jasonius Mons), höchster Gipfel des Elburz im nördlichen Persien, nordöstlich von Teheran, 5670 m hoch, häufig von Europäern bestiegen, zuerst von Sir Taylor Thomson 1837, ein Vulkan im Solfatarenzustand, wie Schwefelablagerungen, heiße Dämpfe, bis 65° heiße Quellen beweisen. Er bildet einen sehr regelmäßigen Aufschüttungskegel von 28—30° Neigung auf dem aus Lias und Jura bestehenden, hier 2700 m hohen Elburz.

Dembea, nördlicher Teil der Landschaft Amhara in Abessinien, nördlich vom Tana- oder Dembeasee, ein gut bewässertes, fruchtbares, z. T. angebautes, z. T. an Herden (besonders Schafen) reiches Hochland mit der Hauptstadt Gondar (s. d.).

Dembeasee, s. Tanasee.

Dembe Wielke, russisch-poln. Dorf bei Praga, am rechten Weichselufer. Hier 31. März 1831 Gefecht zwischen den siegreichen Polen unter Skrzynecki und den Russen unter Diebitsch-Sabalkanski.

Dembia, Fluß in der franz. Provinz Rivières du Sud in Westafrika, entsteht aus dem Kakrima und Kokoulo in Futa Dschallon und mündet in die Sangareahbai. Sein Unterlauf scheidet die Landschaften Koba und Kapitay.

Dembinski, Heinrich, poln. General, geb. 16. Jan. 1791 im Krakauischen, gest. 13. Juni 1864 in Paris, trat 1809 in ein polnisches Jägerregiment. 1812 ward er auf dem Schlachtfeld von Smolensk von Napoleon I. zum Kapitän ernannt und focht 1813 bei Leipzig mit. Seit 1815 lebte er in Zurückgezogenheit in Polen. Beim Ausbruch der Revolution von 1830 erhielt er nach kurzem Dienst den Oberbefehl über die mobile Nationalgarde des Gebiets von Krakau und focht mit diesem Korps bei Grochow (25. Febr.). Bald darauf stellte ihn Skrzynecki an die Spitze einer Kavalleriebrigade, mit der er Diebitsch das Gefecht bei Kuflew lieferte. Glänzend war die Erstürmung der für uneinnehmbar gehaltenen Brücke bei Ostrolenka. Hierauf marschierte D. mit einer kleinen Schar mitten durch das von Feinden überschwemmte Land (17. Juni kritische Lage bei Kalwaria) nach Warschau (4. Aug.), wo er 10. Aug. nach Skrzyneckis Rücktritt zum Oberfeldherrn ernannt, aber schon nach zehn Tagen durch Krukowiecki ersetzt wurde. Er trat dann in Rybinskis Korps ein, mit dem er 5. Okt. 1831 die preußische Grenze überschritt. Er begab sich darauf nach Frankreich und reorganisierte 1843 die ägyptische Armee. Nachdem er 1848 den Slawenkongressen in Breslau und Prag beigewohnt, ging er nach Ungarn und ward 5. Febr. 1849 zum Oberkommandanten der revolutionären Hauptarmee ernannt, aber nach der unglücklichen Schlacht bei Kápolna (26.—27. Febr. 1849) entlassen. D. erhielt im Juni 1849 beim Herannahen der Russen das Kommando der ungarischen Nordarmee; doch legte er dieses bald nieder, weil seine Pläne nicht gebilligt wurden. Als infolge der zwischen Kossuth und Görgei entstandenen Differenzen das Oberkommando von letzterm an Mészáros überging

(2. Juli), wurde diesem D. als Generalquartiermeister an die Seite gegeben, der den Rückzug der Theißarmee bis Szegedin und die Schlacht bei Szorády (5. Aug.) leitete. Bei Temesvár wurde er aufs Haupt geschlagen und seine Armee auseinander gesprengt. D. rettete sich auf türkisches Gebiet. Seit 1850 lebte er in Paris. Er schrieb: »Mein Feldzug nach und in Litauen und mein Rückzug von Kurszany nach Warschau« (hrsg. von Spazier, Leipz. 1832); »Mémoires« (Par. 1833); »Denkwürdigkeiten über den ungarischen Krieg 1848 und 1849« (das. 1849) und »Memoiren über den Aufstand von 1830—1831« (poln., Krakau 1878, 2 Bde.). Vgl. Danzer, D. in Ungarn (Wien 1873); Wacquant, Die ungarische Donauarmee 1848/49 (Bresl. 1902).

Demegorie (griech.), öffentliche Rede in einer Volksversammlung.

Démêlé (franz.), Handgemenge, Streit; demelieren, Verwirrtes entwirren, lösen.

Demen (griech.), Plural von Demos (s. d.).

Demenagieren (franz., spr. -schi-), aus einer Wohnung ausziehen, umziehen; Demenagement, Umzug.

Deménfalu (Dmanovea), Dorf im ungar. Komitat Liptau, mit berühmter Eis- und Tropfsteinhöhle.

Dementi (franz., spr. -mangti), Lügennachweis, Ableugnung, Widerruf; Behauptungen ein D. entgegensetzen, sie für erlogen erklären; jemand ein D. geben, ihn der Unwahrheit zeihen, Lügen strafen; sich ein D. geben, sich in Widerspruch verwickeln. Dementieren, der Unwahrheit zeihen, Lügen strafen; auch ableugnen, in Abrede stellen, widerrufen (besonders eine Zeitungsnachricht).

Dementia (lat.), Blödsinn (s. d.); D. paralytica, s. Paralyse, progressive.

Demer, Fluß in den belg. Provinzen Limburg und Brabant, entspringt in der Gegend von Tongern, ist von Diest ab 33 km weit schiffbar und mündet nach 93 km langem Lauf unterhalb Aerschot in die Dyle, nachdem er die Nebenflüsse Herck, Geete, Velpe u. a. aufgenommen.

Demerära, 1) Fluß in Britisch-Guayana, entspringt im Maccarigebirge, hat einige bedeutende Kataraкte und mündet bei Georgetown in den Atlantischen Ozean. Er ist 300 km lang und 120 km weit für kleine Seeschiffe, für Boote bis über die Kataraкte schiffbar. — 2) Eine der drei Grafschaften von Britisch-Guayana (s. Guayana), östlich vom Essequibo bis jenseit des Demerara reichend, mit (1901, berechnet) 171,000 Einw. Hauptstadt ist Georgetown (s. d.).

Demerieren (lat.), sich um etwas verdient machen; Demerént, einer, der sich verdient gemacht hat.

Démérite (franz., spr. -rit'), Verschuldung; demeritieren, sich etwas zu schulden kommen lassen.

Demeritenhäuser, in der kathol. Kirche Korrektionsanstalten für Geistliche, die wegen Übertretung der kirchlichen Satzungen zur Haft und Bußübung verurteilt worden sind. In den meisten deutschen Bundesstaaten bestehen staatliche Vorschriften über die zulässige Höchstdauer der Verweisung in D.: in Preußen 3 Monate, in Bayern nur auf eine vorher bestimmte Zeit, in Württemberg 6 Wochen, in Hessen 3 Monate. Die D. stehen in Preußen und Hessen unter staatlicher Aufsicht. Vgl. F. A. K. Krauß, Im Kerker vor und nach Christus (Freiburg 1895).

Demersion (lat.), Untertauchung, Versenkung.

Demeter, die griech. Göttin des Ackerbaues, Tochter des Kronos und Schwester des Zeus, von diesem Mutter der Persephone (s. d.), und von Jasion (s. d.) des Plutos. Ihr Verhältnis zu der Tochter bildet den Mittelpunkt ihres Mythus und Kultus. Sie sind so eng verbunden, daß sie schlechthin die »beiden Göttinnen« oder die »Herrinnen« (Despoinai) heißen. Nach Persephones Entführung durch Hades irrte D. neun Tage nach der Verschwundenen umher. Als ihr am zehnten Helios den Raub und das Einverständnis des Zeus damit entdeckte, mied sie zürnend den Olymp und wanderte in Gestalt einer alten Frau unter dem Namen Deo unter den Sterblichen umher, bis sie zu Eleusis in Attika bei König Keleos freundliche Aufnahme und in der Wartung seines jüngsten Sohnes Demophon Trost fand. Als sie bei dem Versuch, den Knaben nachts im Feuer unsterblich zu machen, von dessen Mutter Metaneira überrascht wird, gibt sie sich als Göttin zu erkennen und läßt ein Heiligtum bauen, in dem sie ihrem Gram und Groll nachhängt. Sie macht die Erde unfruchtbar, und Hungersnot droht der Menschheit Vernichtung, bis Zeus bewilligt, daß Persephone zwei Drittel des Jahres bei der Mutter zubringe. Ehe sie versöhnt in den Olymp zurückkehrt, läßt sie den eleusinischen Gastfreunden die Getreidefrucht, die Kunst des Feldbaues und ihre heiligen Weihen; ihren Liebling Triptolemos (s. d.) sendet sie in der Welt umher zur Verbreitung des Ackerbaues und der damit verbundenen Segnungen, Gründung fester Wohnsitze, bürgerlicher Ordnung und Ehe. Als Ackerbaugöttin und Thesmophoros (s. Thesmophorien), d. h. Stifterin der gesetzlichen Ordnung, namentlich der Ehe, wurde sie in der Griechenwelt mannigfach verehrt, meist mit ihrer Tochter zusammen, besonders in Athen, Eleusis und auf Sizilien, das wegen seiner Fruchtbarkeit für eine ihrer Lieblingsstätten galt. Als Göttin der Fruchtbarkeit wurde sie in manchen Gegenden, namentlich Arkadien, mit Poseidon als Gott der befruchtenden Feuchtigkeit in Verbindung gebracht, sowie mit dem Weingott Dionysos (s. Jakchos). Als in der Erdtiefe waltende Göttin, der außer den Saaten auch die Verstorbenen anvertraut werden, und als Mutter der Persephone stand sie unter dem Namen Chthonia (die Unterirdische) zur Unterwelt in Beziehung. Über ihren weitverbreiteten, besonders in Eleusis gepflegten Geheimdienst (Mysterien) s. Eleusis. Geopfert wurden ihr außer Früchten und Honigwaben die Kuh und die Sau wegen ihrer Fruchtbarkeit; ihre Attribute sind Ähren und Mohn, ein Ferkel, mit Bezug auf ihre mystische Bedeutung, die Fackel und eine verschlossene Schachtel, die sogen. mystische Cista. Die Römer identifizierten

Fig. 1. Demeterstatue von Knidos (London, Britisches Museum).

D. mit ihrer Ceres (s. d.). Vgl. Preller, D. und Persephone (Hamb. 1837); Förster, Der Raub und die Rückkehr der Persephone (Stuttg. 1874).

In der Kunst gewinnt D. erst ziemlich spät größere Bedeutung. Vorzugsweise wird sie dargestellt in ihrem Verhältnis zu Persephone. So prägt sich in D. das Ideal der Mütterlichkeit aus in den matronalen Formen, der vollen Bekleidung und der Verschleierung des Hinterhauptes, am edelsten verklärt in der sitzenden Statue von Knidos (im Britischen Museum zu London, Fig. 1, S. 625). Als segnende Göttin des Ackerbaues zeigt die D.-Ceres ein pompejanisches Wandgemälde (Fig. 2). Wie sie mit fliegendem Gewand auf einem Drachenwagen dem Räuber ihrer Tochter nacheilt, wird auf Sarkophagreliefs häufig

Fig. 2. Demeter (Wandgemälde zu Pompeji).

dargestellt; noch beliebter ist, namentlich auf Vasenbildern, die Aussendung des Triptolemos, die auch ein großes Relief des edelsten attischen Stils aus Eleusis, jetzt im Nationalmuseum zu Athen, wiedergibt. In Reliefdarstellungen der Mysterienweihe hat die sitzende D. den Modius auf dem Kopf, die verhüllte Ciste in der Linken, ein Opferschweinchen in der Rechten. Vgl. Bloch in Roschers »Lexikon der Mythologie«, Bd. 2, S. 1283 ff.

Demeter, Dimitrija, kroat. Dichter, geb. 21. Juli 1811 in Agram, von griechischer Abkunft, gest. daselbst 24. Juni 1872, studierte in Wien und Padua Medizin, trat aber in den Staatsdienst, gab dann einige Jahre die Zeitschrift »Danica« heraus und wurde 1856 Redakteur des Amtsblattes »Narodne Novine«. Seinen Hauptruf erlangte D. durch seine Dramen: »Liebe und Pflicht«, »Die Blutrache«, und das Trauerspiel »Teuta«. Außerdem veröffentlichte er das lyrisch-epische Gedicht »Grobničko polje« (»Das Schlachtfeld von Grobnik«) und mehrere Novellen; desgleichen machte er sich als Übersetzer, namentlich zahlreicher dramatischer Werke, verdient. Seine Bühnenstücke erschienen gesammelt in 2 Bänden (1838 bis 1844).

Demetrias, im Altertum Hafenstadt in der thessal. Landschaft Magnesia, am Pagasäischen Meerbusen, von Demetrios Poliorketes 290 v. Chr. gegründet, durch die Nähe des Passes Tempe und der Thermopylen wie durch die angrenzende Ebene einer der drei Hauptschlüssel (neben Chalkis und Korinth) von Griechenland. Deshalb bemächtigten sich ihrer 196 die Römer, darauf 192 die Ätolier; 191—169 war sie in makedonischem Besitz und wird noch im 6. Jahrh. n. Chr. erwähnt. Geringe Überreste davon auf dem Hügel Goritza bei Volo.

Demetrios, im Kalender der Bithynier der zwölfte Monat, vom 23. Aug. bis 22. Sept.

Demetrios, Name mehrerer Könige von Makedonien und Syrien.

[Könige von Makedonien.] 1) D. I., Poliorketes (»Städteeroberer«), geb. 337 v. Chr., stand seinem Vater Antigonos Monophthalmos in den nach dem Tode Alexanders d. Gr. ausgebrochenen Kämpfen tapfer zur Seite und führte seit 312 auch selbständige Kommandos, unerschrocken und kühn, aber unbesonnen, daher mit wechselndem Erfolg. 307 zog er als Befreier von dem Joch des Kassandros in Athen ein und wurde von den Athenern, denen er die alte Verfassung wiederherstellte und reiche Geschenke machte, mit Ehren überhäuft. Er eroberte Kypros, wo er namentlich bei der Eroberung der Stadt Salamis durch den Bau von Belagerungsmaschinen sich den Beinamen Poliorketes erwarb (306), und nahm darauf, wie sein Vater Antigonos, die Königswürde an. 303 vertrieb er Kassandros abermals aus Griechenland, wurde zum Feldherrn der Griechen ernannt und von den Athenern wie ein Gott verehrt, verlor aber, von seinem Vater nach Asien berufen, mit dem letztern die Entscheidungsschlacht bei Ipsos (301). Nach längerm Umherschweifen benutzte er die Wirren in Makedonien, um 294 den Thron an sich zu reißen. Sein hochfahrendes Wesen und seine Verschwendung machte ihn indes bald verhaßt, er wurde im Kriege gegen Ptolemäos, Lysimachos, Seleukos und Pyrrhos von seinen Soldaten verlassen und mußte 287 aus Makedonien fliehen. Sein Ziel war jetzt die Eroberung des Ostens, doch mußte er sich 286 Seleukos ergeben, als dessen Gefangener D. 283 starb.

2) D. II., des Antigonos Gonatas Sohn, Enkel des vorigen, folgte 239 v. Chr. ungestört seinem Vater im Besitz des makedonischen Thrones und regierte bis 229, wo er im Kampf gegen die Dardaner fiel. Ihm folgte in der Regierung sein siebenjähriger Sohn Philipp III., der von Antigonos Doson bald entthront wurde.

3) D. III., König Philipps III. von Makedonien Sohn, wurde durch die Ränke seines ältern Bruders, Perseus, des Einverständnisses mit den Römern und verräterischer Absichten auf den Thron angeklagt und 181 auf Befehl seines Vaters vergiftet.

[Könige von Syrien.] 4) D. I., Soter, lebte zur Zeit der Ermordung seines Vaters Seleukos IV. Philopator (175 v. Chr.) als Geisel in Rom, entwich aber nach dem Tode des Antiochos IV. Epiphanes, der nach dem Tode des Seleukos die Herrschaft an sich gerissen, 163 aus Rom, um den syrischen Thron in Besitz zu nehmen, fand eine Partei in Syrien und stürzte 162 die Herrschaft des Antiochos V. Eupator, den er ermorden ließ. Sogleich befreite er die Babylonier von der Tyrannei des medischen Satrapen Timarchos; daher der Name Soter (d. h. Retter). Gegen die Juden, die sich unter den Makkabäern erhoben, sandte er nach und nach vier Kriegsheere unter Bakchides

und Nikanor ab, ohne jedoch in den festen Besitz Palästinas zu kommen, wandte sich sodann gegen Kappadokien, vertrieb daselbst den König Ariarathes V. und setzte den Orophernes auf dessen Thron, der jedoch kurz darauf wieder von jenem verdrängt wurde. Der Trunkenheit ergeben und grausam, machte sich D. bei seinen Nachbarn und bei Rom so verhaßt, daß der von Ptolemäos, Attalos und Ariarathes unterstützte Alexander Balas als angeblicher Sohn des Antiochos Epiphanes gegen ihn auftreten konnte; gegen ihn fiel D. (150 v. Chr.).

5) D. Nikator (Nikanor) II., Sohn des vorigen, flüchtete nach dessen Tod nach Kreta, kehrte aber 147 v. Chr. nach Syrien zurück und bemächtigte sich des Landes mit Hilfe des Ptolemäos VI. Philometor von Ägypten, nachdem Alexander Balas 146 ermordet worden war. D. wurde eine Zeitlang durch einen Aufstand der Antiochener unter Diodotos Tryphon verdrängt, wogegen er sich mit Jonathan Makkabäus verband, mit dem er sich jedoch auch bald entzweite. Aber er gelangte wieder in den Besitz des Thrones, zog 140 gegen Mithradates I. von Parthien, wurde aber nach mehreren Siegen 138 von diesem durch List gefangen und nach Hyrkanien gesandt; doch gab ihm der Partherkönig seine Tochter zur Ehe und versprach ihm Wiedereinsetzung in Syrien. Als nun der D. Bruder Antiochos VII. Sidetes, der sich inzwischen Syriens bemächtigt hatte, dem Partherkönig bedrohlich erschien, entließ dieser 130 den D., der nach dem Tode des Antiochos (129) aufs neue den Thron bestieg; allein ein Krieg gegen Ägypten und seine Härte machten ihn bei den Untertanen so verhaßt, daß Ptolemäos VIII. Physkon einen angeblichen Adoptivsohn Antiochos' VII., Alexander Zabinas, als Gegenkönig aufstellen konnte. D. wurde bei Damaskus von diesem geschlagen und kam in Tyros ums Leben (125). Sein Nachfolger war sein Sohn Antiochos VIII. Grypos (gest. 96 v. Chr.).

Demetrios Phalereus (d. h. aus Phaleron, Hafenstadt Athens), griech. Philosoph, geb. in niederm Stand um 345 v. Chr., gest. nach 283 in Oberägypten, war ein Schüler Theophrasts, gewann in Athen als Redner so großen Einfluß, daß ihn König Kassandros 318 an die Spitze der Verwaltung der Stadt erhob. Seine zehnjährige Leitung war die glücklichste Periode in der spätern athenischen Geschichte, was die Athener dadurch anerkannt haben sollen, daß sie ihm 360 Statuen errichteten. Als 307 Demetrios Poliorketes gegen Athen rückte, ging D., von den wankelmütigen Athenern zum Tode verurteilt, nach Alexandria, wo er, von Ptolemäos Lagi ehrenvoll aufgenommen wurde. Dessen Nachfolger Ptolemäos Philadelphos schickte ihn jedoch nach Oberägypten ins Exil, wo er starb. D. gehörte zur peripatetischen Schule und hinterließ zahlreiche Schriften, von denen aber keine auf uns gekommen ist. Bruchstücke von ihm finden sich bei Müller, »Fragmenta historicorum graecorum«, Bd. 2 (Par. 1848). Mit Unrecht wird ihm ein (unsicher, wann verfaßtes) rhetorisches Werk: »Über den Ausdruck«, beigelegt (hrsg. von Radermacher, Leipz. 1901). Vgl. Ostermann, De Demetrii Phalerei vita etc. (2 Tle., Hersfeld 1847 u. Fulda 1857).

Demetrius (Dmitri), Fürsten, Großfürsten und Zare von Rußland: 1) D. I. Alexandrowitsch, Sohn des Großfürsten Alexander I. Newskij (1276—1294) war Großfürst und Fürst von Susdal und stritt mit seinem Bruder Andreas mit wechselndem Erfolg um Nowgorod.

2) D. II. folgte 1319 seinem von Georg Danilowitsch ermordeten Vater Michael von Twer als Fürst von Nowgorod, 1325 erschlug er in der Horde des Tatarenchans Georg, wofür ihn der Chan 15. Sept. 1326 hinrichtete.

3) D. III. Konstantinowitsch, Fürst von Susdal, 1359 vom Tatarenchan als Großfürst von Moskau eingesetzt, mußte schon 1362 dem D. IV. weichen und starb 1383.

4) D. IV. Iwanowitsch, Donskoi, geb. 1350, folgte 1362, vom Tatarenchan als Großfürst eingesetzt, dem vorigen, erbaute seit 1367 den Kreml zu Moskau und verlegte seine Residenz von Wladimir dahin. Er überwand seine Rivalen Demetrius (III.) von Susdal, Michael von Twer und Oleg von Rjasan, die wiederholt von dem Tatarenchan unterstützt wurden. Am 11. Aug. 1378 schlug er das Heer des Chans Mamai und 8. Sept. 1380 diesen selbst, der mit Jagello von Litauen verbunden war, auf der Ebene von Kulikowo am Don (daher Donskoi, der Donische, genannt). Wenn auch Toktamisch, der Einiger der Weißen und der Blauen Horde, Moskau verwüstete (1382), so gab D. durch die erstmalige Besiegung der Tataren den Anstoß zur Befreiung und Einigung Rußlands. Er starb schon 19. Mai 1389, seinen 17jährigen Sohn Wasilij als Nachfolger hinterlassend.

5) Jüngster Sohn Iwans IV., des Schrecklichen, geb. 19. Okt. 1583, wenige Monate vor dem Tode seines Vaters, ward unter Zar Feodor Iwanowitsch mit seiner Mutter Maria nach Uglitsch verwiesen und daselbst, wahrscheinlich auf Befehl des Boris Godunow (s. d.), ermordet. Nach andern Angaben rettete ihn seine Mutter, indem sie ein ähnliches Kind unterschob. Aus der Ungewißheit seines Todes entstanden die falschen D. (Pseudo-Demetrius), deren erster 1603 auftrat und nach der offiziellen Angabe Boris Godunows ein Mönch aus dem Kloster Tschudow, Grischka Otrepjew, gewesen sein soll. Er war Großrusse und entdeckte sich zuerst dem Fürsten Wisniewezki in Litauen, bei dem er in Diensten stand, und dann dem Woiwoden von Sandomir, Mnischech, der ihn dem polnischen König Siegmund III. vorstellte und ihm seine Tochter Marina vermählte. Die Polen unterstützten ihn in seinem Kampf gegen Boris, der, wiederholt geschlagen, plötzlich starb, wie einige meinen, an Gift. Boris' Sohn und Nachfolger Feodor ward, kurz bevor D. 1605 in Moskau einzog und den Thron bestieg, nebst seiner Mutter erdrosselt. D. regierte mit Kraft und Umsicht; doch brachte er durch Neuerungen in Tracht und Sitte, insbes. durch seine Bevorzugung der abendländischen Kultur, die Großen des Reiches gegen sich auf; als seine Braut, die katholische Marina Mnischech, mit 2000 Polen in Moskau erschien, erregte die Haltung der letztern allgemeinen Unwillen. Während der Hochzeitsfeier entstand ein Aufstand in Moskau; der Pöbel und ein Soldatenhaufe, vom Fürsten Wasilij Schuiskij, dem D. schon früher einen Verrat großmütig verziehen, geführt, brach in den Kreml ein, wobei D. und viele Polen ermordet wurden. Marina ward in den Kerker geworfen. Vgl. über D. die Schrift von Kostomarow (1864); Pierling, Rome et D. (Par. 1878); Caro, Zur Demetriusfrage (»Historische Zeitschrift«, Bd. 88, Heft 2). Schiller benutzte seine Geschichte zu seinem (unvollendeten) Drama »D.«

Ein zweiter falscher D. trat 1607, nachdem Wasilij Schuiskij den Thron bestiegen, auf, gab sich für den ersten aus und behauptete, sich aus Moskau gerettet zu haben. Er schlug wiederholt die Truppen des Zaren und fand besonders Anhang, als die herrschsüchtige Marina ihn als ihren Gemahl anerkannte.

Er residierte längere Zeit im Dorf Tuschino bei Moskau und besetzte eine große Menge von Städten, insbes. im Norden Rußlands, so daß Wasilij Schuiskij genötigt wurde, die Hilfe Schwedens gegen den Prätendenten und die ihn unterstützenden Polen zu erbitten. Das stark befestigte Kloster Troizk wurde von den »Tuschinzy«, den Anhängern des zweiten D., lange belagert. Als aber der polnische Hetman Zolkjewski nach Wasilijs Sturz Moskau für Siegmunds III. Sohn Wladislaw in Besitz nahm, floh der Pseudo-Demetrius nach Kaluga und ward dort 1610 ermordet. Ein dritter falscher D. trat 1611 eine kurze Zeit in Nowgorod auf.

Demetsana, griech. Stadt, s. Dimitsana.

Demetz (spr. bömäß), Frédéric Auguste, franz. Philanthrop, geb. 12. Mai 1796, gest. 15. Nov. 1873 bei Tours, bekleidete bis 1840 verschiedene Richterämter. 1835 von seiner Regierung zum Studium der Strafanstalten nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika gesandt, überzeugte er sich von den Nachteilen des pennsylvanischen Isolierungssystems für jugendliche Verbrecher, besuchte dann noch in Belgien und den Niederlanden die Ackerbaukolonien für Vagabunden und gründete mit seinem Freunde de Bretignière de Courteilles (gest. 1854) die Ackerbau- und Strafkolonie zu Mettray (s. d.) bei Tours nach dem Grundsatz moralischer Besserung. Hier gründete D. 1839 eine »Gesellenschule«, nahm die Unterstützung des Richterstandes und der Verwaltung in Anspruch und rief so eine Strafkolonie ins Leben, die, sich selbst erhaltend, eine Durchschnittsbevölkerung von 700 Seelen zählt. D.' System (s. Gefängniswesen) gewann nach und nach immer mehr Eingang, sowohl in Frankreich als in andern Ländern Europas; das von Sir Walter Crofton gegründete irische Straffystem für Erwachsene ist dem von D. in manchen Stücken nachgebildet worden. Außer seinen jährlichen Berichten veröffentlichte D. über seine Strafkolonie: »Projet d'établissement d'une maison de refuge pour les prévenus acquittés, à leur sortie de prison« (Par. 1836); »Lettre sur le système pénitentiaire« (das. 1838) und das verdienstliche Werk »Rapports à M. le comte de Montalivet sur les pénitenciers des États-Unis« (das. 1839).

Demeublieren (franz., spr. -möbl-), die Möbel aus einem Zimmer fortschaffen; Demeublement (spr. -möblmäng), Ausräumung.

Demi (franz., spr. bömi), halb, häufig in Zusammensetzungen; à d., zur Hälfte.

Demidow, reiches russ. Geschlecht, dessen Stammvater Nikita D., geb. um 1665, ursprünglich Hammerschmied zu Tula, während des schwedischen Krieges Peter d. Gr. Kanonen und Gewehre lieferte. Unter seiner Leitung legte 1699 die russische Regierung zu Newjansk im Distrikt Jekaterinenburg die erste Eisengießerei in Sibirien an, die D. mit so viel Geschick verwaltete, daß der Kaiser ihm 1702 die Eisengießerei schenkte. Durch einen Zufall entdeckte D. 1725 in Sibirien die Minen von Kolyba, deren Ausbeute den unermeßlichen Reichtum seiner Familie begründete. Außer Nikita D. sind besonders hervorzuheben: 1) Paul Grigorjewitsch, geb. 1738, gest. 1821, gelehrter und freigebiger Förderer der Naturwissenschaften, Gründer des botanischen Gartens zu Moskau.

2) Nikolai Nikititsch, Graf, geb. 1773 in Petersburg, gest. 1828, verwaltete seine großen Bergwerke in ausgezeichneter Weise und berief zahlreiche deutsche Beamte und Bergleute dahin. 1812 errichtete er auf eigne Kosten ein Regiment und führte dasselbe. Nach dem Frieden lebte er in Paris und Florenz und verwendete sein Vermögen zu wohltätigen Zwecken und zur Förderung der Kunst.

3) Paul, Sohn des vorigen, geb. 17. Aug. 1798 in Petersburg, gest. 5. April 1840 in Mainz, machte die Feldzüge 1812—14 mit, war 1831—34 Gouverneur von Kursk. Er stiftete mit einem Teil seines Reichtums wohltätige Anstalten. Der Petersburger Akademie der Wissenschaften wies er bedeutende Fonds zu, woraus diese seit 1831 jährlich die Demidowschen Preise für die besten russischen Werke verteilt.

4) Anatolij, Fürst, Bruder des vorigen, geb. 1813 in Moskau, gest. 29. April 1870 in Paris, rief in Petersburg und andern Städten Rußlands die großartigsten Wohltätigkeitsanstalten ins Dasein und gründete bei dem ersten Auftreten der Cholera in Petersburg ein Hospital, wo er selbst die Kranken pflegte. Kunst und Wissenschaft suchte er nach allen Seiten hin zu fördern, weshalb er auch Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften wurde. 1837—40 veranstaltete er eine wissenschaftliche Expedition namhafter Naturforscher und Ingenieure nach Südrußland, die dort unter anderm Steinkohlenlager entdeckten. Die Ergebnisse dieser Expedition stellte er zusammen in dem Prachtwerk »Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée, par la Hongrie, la Valachie et la Moldavie, exécuté en 1837« (Par. 1839—49, 4 Bde.; 2. Ausg. 1854; deutsch von Neigebaur, Bresl. 1854, 2 Bde.), dem ein »Album de voyage« (Par. 1849, 100 Blätter) folgte; ein Auszug aus jenem Reisewerk ist »La Crimée« (1855; deutsch, Bresl. 1855). Auch ein »Album pittoresque et archéologique de la Toscane« (1871) hat man von D. Außerdem erschienen von ihm: »Lettres sur l'empire de Russie« (Par. 1840); »Observations météorologiques etc. à Nyjne-Tagielsk« (das. 1839 ff.) 2c. D. vermählte sich 1. Nov. 1840 in Florenz mit der Prinzessin Mathilde Bonaparte (s. Bonaparte 4c), einer Tochter des Königs Jérôme, von der er sich 1845 wieder trennte. Er war hierauf russischer Geschäftsträger zu Florenz, wo er zu gunsten des regierenden Hauses wie des päpstlichen Stuhles 1849 umsichtig tätig war. Beim Ausbruch des Krimkriegs schenkte er dem russischen Staatsschatz 1 Mill. Silberrubel und ward dafür zum Wirklichen Staatsrat ernannt. Vom Großherzog von Toskana war er schon früher zum Fürsten von San Donato ernannt worden. Seine hervorragende Gemäldegalerie wurde durch Versteigerung überallhin zerstreut.

Demiglace (franz., spr. bömi-gläß'), Gefrornes aus Schlagsahne mit Vanille, Erdbeeren 2c.

Demijohn (engl., spr. démmidschón, franz. Damejeanne, v. arab. damagan), Korbflasche, besonders bei Seeleuten in Gebrauch, früher auch als Maß benutzt, so auf Cuba und in Uruguay, = etwa 18 Lit., hier zu Spirituosen halb so groß.

Demi-lune (franz., spr. bömi-lün'), Halbmond; im ältern Festungswesen soviel wie Ravelin.

Demimonde (franz., spr. bömi-mónd'), »Halbwelt«, eine durch das gleichnamige Drama des jüngern Dumas (1855) in Aufnahme gekommene Bezeichnung für die in Großstädten (namentlich Paris) stark vertretene Klasse von Abenteurern höherer Gattung, die im Äußern Sitten und Lebensweise der vornehmen Gesellschaft (grand monde) nachzuahmen sucht; insbes. für anrüchige und zweifelhafte, aber äußerlich in aller Eleganz auftretende Frauenzimmer.

Demir Hissar (»Eisenburg«), Stadt im türk. Wilajet Saloniki, Liwa Seres, an einem östlichen Zufluß

der Struma, an der Eisenbahn Dede-aghatsch–Saloniki, mit 5 Moscheen, Schloß, alten Felsgräbern und 8000 (nach andern 13,000) überwiegend türk. Einwohnern.

Demirkapu (türk.), soviel wie Eisernes Tor (s. d.).

Demission (franz.), soviel wie Dimission.

Demistoffe, mittelschwere Buckskinstoffe im Gewicht von 550—650 g auf 1 m.

Demiurg (griech., »Werkmeister, Bildner«) heißt bei Platon Gott als Bildner des Weltalls; bei den Neuplatonikern bezeichnet D. die Weltseele, von der die sichtbare Welt, gleichsam als ihr Leib, gebildet wurde, bei den Kirchenvätern zuweilen den Logos, sofern er als das Organ Gottes bei der Weltschöpfung gedacht wurde. In der Kosmologie der christlichen Gnostiker war der D. der vom höchsten Gott unterschiedene, von ihm erst in unendlicher Entfernung abstammende Bildner der Sinnenwelt, der Judengott, der weder Vollkommenes will, noch die ewige Materie zu bändigen vermag (s. Gnosis). — In politischer Beziehung waren Demiurgen die Industriellen, die (auch Künstler und Ärzte gehörten dazu) zu Athen in alten Zeiten neben dem Adel und den Bauern den dritten Stand bildeten. In dorischen Städten und im Achäischen Bund hießen Demiurgen die höchsten obrigkeitlichen Personen.

Demi-vierge (franz., spr. dömi-wjärsch'), »Halbjungfrau«, ein von dem Romanschriftsteller Marcel Prévost (s. d.) erfundenes Wort, bezeichnet ein Mädchen, das zwar physisch unberührt ist, aber in unkeuschen Vorstellungen aufgeht.

Demjansk, Kreisstadt im russ. Gouv. Nowgorod, mit (1897) 1647 Einw. In der Nähe sind die großen Gradierwerke von Staraja Russa.

Demme, Rudolf, Mediziner, geb. 12. Juni 1836 in Bern, gest. 16. Juni 1892, studierte in Bern, Wien, Paris und London, habilitierte sich 1862 als Privatdozent für Kinderheilkunde in Bern, wurde in demselben Jahr Direktor des Jennerschen Kinderspitals und erhielt 1877 eine Professur. Er schrieb: »Anästhetika« und »Erkrankungen der Schilddrüse« (in Gerhardts »Handbuch der Kinderkrankheiten«); »Medizinischer Bericht über die Tätigkeit des Jennerschen Kinderspitals« (Bern 1862—91); »Einfluß des Alkohols auf den Organismus des Kindes« (Stuttg. 1891).

Demmin, Kreisstadt im preuß. Regbez. Stettin, an der schiffbaren Peene, die in der Nähe die Tollense und Trebel aufnimmt, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Berlin–Stralsund und der Demminer Kleinbahn, hat 3 Vorstädte, eine evang. Kirche (St. Bartholomäi) mit schönem Turm, eine kath. Kirche, Synagoge und (1900) mit der Garnison (ein Ulanenregiment Nr. 9) 12,079 Einw., darunter 294 Katholiken. Die Industrie erstreckt sich auf Metallgießerei, Zucker- und Margarinefabrikation, Tuchweberei, Kalk- und Spiritusbrennerei und Bierbrauerei, auch hat D. 2 Dampfmolkereien, 2 Dampfschneidemühlen und lebhaften Produktenhandel. D. ist Sitz eines Amtsgerichts und hat ein Gymnasium. — D., im Mittelalter Timin, Demmyn, auch Dammyn genannt, wird zuerst um 1070 genannt. Im 12. Jahrh. hatte es schon Mauern und ward 1147 von Erich V. von Dänemark vergeblich belagert, jedoch 1164 von Heinrich dem Löwen erstürmt und zerstört. 1191 wieder aufgebaut, ward die Stadt 1211 von dem König Waldemar II. von Dänemark erobert und bis 1227 besetzt gehalten. D. erhielt zwischen 1236 und 1245 das lübische Recht und trat vor 1283 der Hansa bei. Im Westfälischen Frieden kam D. mit Vorpommern an Schweden. 1659, 1676 und 1715 wurde die Stadt von den Brandenburgern erobert und kam 1720 an Preußen. 1759 wurden die Festungswerke geschleift. Vgl. Götze, Geschichte der Stadt D. (Demmin 1903).

Demmin, August, Kunstschriftsteller, geb. 1. April 1823 in Berlin, gest. 16. Juni 1898 in Wiesbaden, begab sich in seinem 17. Jahre nach Paris, wo er seine Universitätsstudien machte und bis 1872 ansässig blieb. Während dieser Zeit verwendete er einen großen Teil jedes Jahres zu ausgedehnten Reisen in ganz Europa behufs Kunststudien, hauptsächlich auf dem Gebiete der Keramik und der Waffenkunde. Seine Hauptwerke sind: »Guide de l'amateur de faïences et porcelaines, etc.« (4. Aufl., Par. 1873, 3 Bde.) und »Guide des amateurs d'armes et armures anciennes« (das. 1869; deutsche Bearbeitung u. d. T.: »Die Kriegswaffen in ihrer historischen Entwickelung«, Leipz. 1869; 4. Aufl. 1893; 2 Ergänzungsbände, Wiesb. 1893 u. 1896); »Encyclopédie historique, archéologique, biographique, etc., des beaux-arts plastiques« (Par. 1872—80, 5 Bde., mit 6000 Abbildungen); »Keramikstudien« (Leipz. 1882—83). Seine reichen Sammlungen, die er (Leipz. 1882) beschrieb, vermachte er der Stadt Wiesbaden, wo er seit 1873 lebte. Auch schrieb er einige Schau- und Lustspiele, die Romantrilogie: »Das Tragikomische der Gegenwart« (Leipz. 1883—86), den Roman »Spanisches Blut« (Dresd. 1889) u. a.

Demmler, Georg Adolf, Architekt, geb. 22. Dez. 1804 in Güstrow, gest. 2. Jan. 1886 in Schwerin, bezog 1819 die Bauakademie in Berlin, ward 1823 Feldmesser in Potsdam, trat 1824 in den mecklenburgischen Staatsdienst, ward 1837 Hofbaumeister in Schwerin und 1841 Hofbaurat. Von ihm rühren bis 1851 die Pläne zu den hauptsächlichsten Hochbauten in Schwerin, besonders die zum Schloß, zum Arsenal und zum Marstall, her. Wegen Anteils an der politischen Bewegung von 1848—50 wurde er 1851 ohne Pension entlassen. Seine genialen Entwürfe zum Schloßbau kamen nun nicht durch ihn, sondern unter mannigfachen Abweichungen durch Stüler zur Ausführung. Er kehrte erst nach längern Reisen durch Europa 1857 nach Schwerin zurück, wo er Mitglied des Bürgerausschusses wurde. Er war Mitstifter des Nationalvereins 1859, der Friedens- und Freiheitsliga in Genf und der deutschen Volkspartei in Stuttgart 1868. Im J. 1877 wurde er von den Sozialdemokraten im Leipziger Landkreis in den Reichstag gewählt, verzichtete aber 1878 auf eine Wiederwahl. Durch seine politischen Neigungen setzte er seiner künstlerischen Tätigkeit, die, in der Schule Schinkels gereift, in dem Ausdruck monumentaler Bedeutung ihren Höhepunkt erreichte, ein vorzeitiges Ziel.

Demobilmachung (Demobilisation), s. Abrüstung.

Democritus, Christianus, s. Dippel.

Demodex, s. Milben; Demodicidae (Haarbalgmilben), Familie aus der Ordnung der Milben.

Demodokos, in der Odyssee (8. Gesang) der blinde Sänger der Phäaken, der im Hause des Königs Alkinoos zum Mahl und auf dem Markt zum Tanz singt und spielt.

Demogeronten (griech.), »Volksälteste« oder Gemeindevorsteher, die im Altertum und Mittelalter in den griechischen Gemeinwesen eine Lokalobrigkeit bildeten. Ursprünglich von den Bürgern gewählt, gewannen sie infolge der Vererbung ihres Amtes in einzelnen Familien nach und nach die Stellung eines Lokal- oder Provinzialadels, namentlich in der Pelo-

ponnes. Sie hießen auch Archonten, Ephoren, Proestoi (türkisch Kodscha-Baschi).

Demographie u. **Demologie** (v. griech. dēmos, »Volk«, und zwar das Volk in Beziehung zum Staat, im Gegensatze zu ethnos, d. h. dem Volk, betrachtet in Bezug auf die Abstammung und ohne Rücksicht auf Staatsangehörigkeit), Wissenschaften vom Volk. Unter Demographie wird die einfache Beschreibung des Volkes verstanden; Rümelin faßt sie als Volks- und Staatenkunde auf, also als gleichbedeutend mit der beschreibenden Richtung der Statistik im Gegensatze zu der mathematischen. Engel bezeichnet sie als Schilderung der sozialen und politischen Eigenschaften und Fähigkeiten des Volkes, namentlich der staatlichen und andern menschlichen Gemeinschaften. Dagegen bedeutet nach ihm Demologie die Lehre von der Entstehung, dem innern einheitlichen Wesen und der Veränderung dieser Gemeinschaften. Vgl. Rümelin, Zur Theorie der Statistik (in »Reden und Aufsätze«, neue Folge, Freiburg 1881); E. Engels Darstellung seines demologischen Systems in der »Zeitschrift des Preußischen Statistischen Bureaus« (11. Jahrg., 1871); Guillard, Éléments de statistique humaine, ou Démographie comparée (Par. 1855). Vgl. Statistik.

Demoiselle (franz., spr. d'müasäl'), s. Damoiselle.

Demokēdes, berühmter Arzt aus Kroton in Unteritalien, hielt sich eine Zeitlang in Ägina und Athen auf und ward (ca. 530 v. Chr.) Leibarzt des Tyrannen Polykrates von Samos. Nach dem Sturz des Polykrates (522) als Gefangener nach Sardes gebracht, gelangte er durch einige glückliche Kuren am Hofe des Königs Dareios zu hohen Ehren und Reichtümern, kehrte aber in seine Heimat zurück und wurde hier 504 bei einem Aufstand gegen die Pythagoreische Aristokratie, der er angehörte, erschlagen. Von Schriften des D. ist nichts überliefert.

Demokrāt (griech.), s. Demokratie.

Demokratie (griech., »Volksherrschaft«) bezeichnet sowohl eine Staatsform als eine politische Partei und Parteirichtung, wie denn auch die Ausdrücke Demokrat (Angehöriger der D.) und demokratisch (auf die D. bezüglich) in dieser zweifachen Bedeutung gebraucht werden. Das Wesen der demokratischen Staatsform besteht darin, daß die Staatsgewalt verfassungsmäßig der Gesamtheit der Staatsbürger zusteht. Die D. als Staatsform findet sich zuerst in Griechenland, wo sie die Herrschaft des Demos, d. h. der freien Vollbürger, bedeutete. Hat man dagegen das demokratische Streben (Demokratismus) im Auge, so versteht man unter D. diejenige Parteirichtung oder die Angehörigen derjenigen Partei, die dem Volkswillen in der Gesetzgebung und in der Verwaltung des Staates entscheidende Bedeutung eingeräumt wissen will. Parteibestrebungen können sich auch im Rahmen der Monarchie geltend machen. Die Dreiteilung der Staatsformen in Monarchie, D. und Aristokratie ist auf Aristoteles zurückzuführen. Andre unterscheiden nur zwei Staatsformen, je nachdem sich die Staatsgewalt in der Hand eines Einzelnen (Fürstensouveränität) oder einer Mehrheit von Personen (Volkssouveränität) befindet. In der Monarchie ist ein Einzelner der Regierende, während alle übrigen Staatsangehörigen Regierte sind. In der Republik, unter welcher Bezeichnung D. und Aristokratie zusammengefaßt werden, ist das Volk oder doch eine bevorzugte Klasse des Volkes der Regierende, die Einzelnen als solche sind die Regierten. In der demokratischen Republik besteht vollständige Gleichheit und Gleichberechtigung aller Staatsbürger, deren Gesamtheit die regierende Macht im Staate darstellt. In der Aristokratie dagegen wird diese Herrschaft durch einen bevorzugten Stand oder eine bevorzugte Klasse der Staatsangehörigen ausgeübt. Im Zusammenhang mit der Aristotelischen Dreiteilung der Staatsformen stehen die Bezeichnungen für die Ausartungen, und zwar für die Ausartung der Alleinherrschaft Tyrannis oder Despotie (Willkürherrschaft), für die Ausartung der Aristokratie Oligarchie, d. h. die Herrschaft einiger besonders reicher oder vornehmer Personen, für die Ausartung der D. Ochlokratie, die Herrschaft der Masse, des Pöbels.

Die D. insbes. ist entweder eine unmittelbare oder eine mittelbare, repräsentative. In ersterer regiert das Volk nicht bloß durch die Männer seiner Wahl, sondern es übt die wichtigsten Rechte der Staatsgewalt unmittelbar selbst aus, während es in letzterer nur mittelbar durch gewählte Vertreter herrscht. Die alte Welt kannte nur die unmittelbare D., weshalb diese auch die antike, die repräsentative dagegen die moderne D. genannt wird. Wie der spartanische Staat und die altrömische Republik das Muster einer Aristokratie, so war Athen das Muster der unmittelbaren oder antiken D. In der repräsentativen D., wie sie gegenwärtig in den meisten Schweizer Kantonen und nun auch in Frankreich, vor allem aber in den Vereinigten Staaten von Amerika besteht, ist das Volk die alleinige Quelle aller Gewalt, die Ausübung derselben erfolgt aber durch die von ihm gewählten Vertreter. Im europäischen Staatsleben ist der monarchische Gedanke zu fest gewurzelt, als daß die D. hier auf die Dauer Boden gewinnen könnte. Zudem haben wir in der konstitutionellen Monarchie diejenige Regierungsform der monarchischen Staatsform gefunden, die unbeschadet der Stellung des Herrschers auch dem Volke seinen Anteil an der Staatsverwaltung und an der Gesetzgebung sichert. Den aristokratischen Grundsätzen dagegen ist die Richtung unsrer Zeit nicht günstig, während demokratische Grundsätze in unserm Staatsleben mehr und mehr zur Geltung gelangen. Dahin gehören insbes. die Rechtsprechung in Strafsachen durch Volksgenossen (Schöffengericht und Geschworne), die Selbstverwaltung der Gemeinden, die Mitwirkung des Volkes durch seine Vertreter bei der Gesetzgebung und das allgemeine Stimmrecht. Die konstitutionelle Monarchie stellt sich als eine Verbindung der Monarchie mit demokratischen Gedanken dar, indem sie der Volksvertretung das Budgetrecht und das Recht der Kontrolle der Staatsfinanzverwaltung und damit mittelbar wenigstens der Verwaltung überhaupt, vor allem aber das Recht der Mitwirkung bei der Gesetzgebung einräumt. Der Volkswille kommt hier durch die Volksvertreter zur Geltung. Die Souveränität aber bleibt dem Monarchen. Sie findet in dessen Unverantwortlichkeit ihren Ausdruck; aber seine Anordnungen bedürfen der Gegenzeichnung der Minister, welche die Verantwortlichkeit gegenüber der Volksvertretung zu übernehmen haben. Man hat daher die konstitutionelle Monarchie auch wohl eine demokratische Monarchie genannt und von demokratisch-konstitutionellen Monarchien gesprochen.

Über das Wesen der D. als politischer Parteirichtung herrscht meist eine falsche Vorstellung. Man denkt sich die demokratische Partei schlechthin mit dem Endziel einer Republik, einer D. als Staatsform, während sich in den letzten Jahrzehnten nicht wenige Politiker als Demokraten bezeichneten, die an dem monarchischen Gedanken festhielten. Auch jetzt nennen

sich z. B. die Angehörigen der süddeutschen Volkspartei Demokraten, ohne damit die Beseitigung der Monarchie als ihr Ziel bezeichnen zu wollen. Auch in Preußen haben Liberale die Parteibezeichnung der D. wieder aufgenommen (Philipps, Lenzmann u. a.), ohne etwa die Monarchie abschaffen zu wollen, wie denn auch 1848 der Führer der preußischen Demokraten, Benedikt Waldeck, die konstitutionelle Monarchie als sein Ziel bezeichnete. Waldeck formulierte die damaligen Forderungen der D. folgendermaßen: »Wir Demokraten wollen das Urwählerrecht, Selfgovernment, Gleichheit der Besteuerung und gleiche Rechte vor dem Gesetz«. Jener Umstand, daß man unter D. als politische Partei diejenige versteht, die den Schwerpunkt in die Verwirklichung des Volkswillens auf dem Gebiete der Gesetzgebung und der Verwaltung des Staates gelegt wissen will, macht es auch erklärlich, daß man selbst in einer demokratischen Republik, also in einem Staat, wo die D. als Staatsform besteht, von einer besondern Partei der D. sprechen kann. So stehen sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die beiden großen Parteien der Demokraten und der Republikaner (s. d.) gegenüber. Anders liegt die Sache bei der Sozialdemokratie, welche die Errichtung eines freien Volksstaates, also einer Republik, mit sozialer Gleichstellung aller Volksgenossen anstrebt (s. Sozialdemokratie). Vgl. außer den Lehrbüchern des Staatsrechts und der Politik: A. de Tocqueville, De la démocratie en Amérique (15. Aufl., Par. 1868); Schvarcz, Die D. (unvollendet, Bd. 1: »Die D. von Athen«, 2. Aufl., Leipz. 1884; Bd. 2: »Römische Klassenherrschaft«, das. 1891 bis 1898).

Demokritos, griech. Philosoph aus Abdera, einer ionischen Kolonie in Thrakien, geb. zwischen 460 und 470, gest. im Alter von 100 oder über 100 Jahren, verwendete als Sohn reicher Eltern sein Vermögen auf ausgedehnte Reisen und erwarb sich Kenntnisse über den ganzen Umfang des damaligen Wissens, so daß ihn darin unter den Spätern nur Aristoteles übertroffen zu haben scheint. Von seinen zahlreichen Schriften, von deren Titeln wir ein Verzeichnis besitzen, sind nur Fragmente erhalten. Daß er über alles gelacht habe, weshalb er als der lachende Philosoph dem Heraklit, als dem weinenden, gegenübergestellt wurde, ist eine spätere Erfindung. Seine Lehre ist ein konsequenter und zwar atomistischer mechanischer Materialismus, dessen wesentliche Grundzüge sich bei den materialistisch gesinnten Naturforschern unsrer Tage beinahe unverändert wiederfinden. D. verwirft die Annahme eines vom körperlichen Stoff verschiedenen geistigen Prinzips (wie es der Nus seines Vorgängers Anaxagoras war), welches die Dinge seinem Endzweck gemäß gestalte, und führt das Werden der Dinge auf die den unteilbaren Elementen der Materie, den gleichfalls körperlichen Atomen, von Anbeginn innewohnende Bewegung im Leeren, das auch wirkliche Existenz hat, zurück. Jene sind voneinander nicht der Beschaffenheit (wie bei Anaxagoras), sondern bloß der Gestalt und der Größe nach verschieden; sie sind unteilbar, weil sie kein Leeres in sich haben, und wegen ihrer Kleinheit, obwohl Körper, unsichtbar. Da ihre Qualität dieselbe ist, so können auch die aus ihnen zusammengesetzten Körper nicht qualitativ, sondern nur quantitativ, d. h. der Gestalt, der Ordnung und Lage ihre Elemente nach, unterschieden sein. Aus den genannten Verschiedenheiten lassen sich alle Mannigfaltigkeiten der Erscheinungswelt erklären, wie »ja aus den nämlichen Buchstaben die Tragödie und Komödie wird«. Weder bei den Atomen noch bei deren Eigenschaften, ebensowenig wie bei deren Bewegung darf man nach einer Ursache fragen; sie sind sämtlich ewig. Es häuften sich nach ihm Atome, von verschiedenen Seiten in ursprünglicher Bewegung kommend, zusammen, wodurch ein sich allmählich immer weiter ausbreitender Wirbel entstand, der die Weltbildung herbeiführte. Wie sich beim Würfeln des Getreides von selbst Spreu zur Spreu und Korn zum Korn findet, so mußte durch die wirbelnde Bewegung mit Naturnotwendigkeit das Leichtere zum Leichten, das Schwerere zum Schweren gelangen und durch dauernde Verflechtung der Atome der Grund zur Bildung größerer Atomenaggregate (Körper) und ganzer Körperwelten gelegt werden. Einer der auf diesem Wege gewordenen Körper ist die Erde. Auch die Seele ist ein Atomenaggregat, d. h. körperlich, aber sie besteht aus den feinsten, kugelförmigen, leichtest beweglichen Atomen, die feuriger Natur und durch den ganzen Leib verbreitet sind. Teile derselben werden, solange das Leben währt, durch Ausatmen an die Luft abgegeben, durch das Einatmen aus derselben als Ersatz aufgenommen. Durch feine Ausflüsse aus den Dingen, die durch die Öffnungen unsers Leibes (die Sinnesorgane) an die Seele gelangen, werden Eindrücke auf unsre Seele, die Sinneswahrnehmungen, erzeugt. Letztere bilden die einzige, aber nichts weniger als unbedingt zuverlässige Quelle unsrer Erkenntnis, die durch das Denken zu stande kommt, aber sich nicht über die Stufe der Wahrscheinlichkeit erhebt. Von den Eigenschaften der zusammengesetzten Körper kommen die einen den Dingen selbst zu, die andern entstehen erst durch unsre Wahrnehmung, eine Vorausnahme der Lehre Lockes von den primären und sekundären Eigenschaften der Dinge. Das ethische Ziel ist dem D. die Glückseligkeit, d. h. die zu wirklichen Lustgefühlen sich erhebende gleichmäßige Gemütsstimmung, zu der die Vorbedingung die Unerschütterlichkeit (Ataraxie) ist. Aus dem richtigen Gleichgewicht kommt die Seele durch das Zuviel von Begierden und Genüssen, zu deren richtiger Befolgung und Auswahl die Einsicht erfordert wird. Aus sich selbst muß man seine Freuden schöpfen; wer die Güter der Seele liebt, liebt das Göttliche und Dauernde, wer die des Leibes, liebt das Menschliche. Die Grundlage der Atomistik hat D. höchstwahrscheinlich von seinem gewöhnlich mit ihm zugleich genannten, aber sehr wenig gekannten Landsmann Leukippos (s. d.) entlehnt. Die Fragmente seiner Schriften wurden am vollständigsten von Mullach herausgegeben (Berl. 1843). Vgl. Liard, De Democrito philosopho (Par. 1873); Brieger, Urbewegung der Atome (Halle 1884); Liepmann, Die Leukipp-Demokritschen Atome (Berl. 1885); Natorp, Die Ethika des D., Text und Untersuchungen (Marb. 1893); auch Wielands im ganzen treue Darstellung des D. in den »Abderiten«. — Nach D. hat K. Jul. Weber sein Buch »D., oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen« (das sonst mit D. nichts gemein hat) betitelt.

Demolder, Eugène, belg. Schriftsteller, geb. 16. Dez. 1862 zu Molenbeek-St.-Jean bei Brüssel, machte juristische Studien, wirkte als Advokat und Friedensrichter, wurde vom Justizminister Le Jeune in die Kommission zur Reform des Kriminalrechts berufen, verzichtete jedoch 1895 auf die juristische Laufbahn und ließ sich in Paris nieder, um sich ganz der Literatur zu widmen. Schon zwei Jahre vorher hatte er u. d. T.: »Sous la robe, souvenirs de la vie judiciaire« scharf gezeichnete Stimmungsbilder aus dem

Gerichtsleben veröffentlicht, die großes Aufsehen erregten (neue Ausg., Par. 1897). Für die Kinderwelt bestimmte er »Le royaume authentique du grand Saint-Nicolas« (1896). Echten, etwas derben flämischen Humor entwickelte er in »La légende d'Yperdamme« (1897). Sein Hauptwerk ist der in der Umgebung Rembrandts spielende historische Roman »La route d'Emeraude« (1899). Mittelalterlich phantastisch ist der Roman »Les patins de la reine de Hollande« (1900). Nur einmal versuchte sich D. auf der Bühne mit dem kleinen symbolistischen Stücke »La mort aux berceaux« (Brüssel 1900). Gemütvolle Kindergeschichten enthält »Le cœur des pauvres« (1901).

Demolieren (franz.), zerstören, z. B. Kaponnièren, Bekleidungsmauern, Gebäude, Brücken ꝛc. Demolitionsbatterien sollten die der Grabenverteidigung dienenden Werke zerstören oder eine Mauer für die Sturmkolonnen öffnen. In letzterm Fall verteilte man im Gegensatze zum Breschieren die Geschosse am Ziel durch ihre natürliche Streuung. Demolitionsminen sollen ein Bauwerk erforderlichenfalls in die Luft sprengen.

Demolins (spr. dĕmolängß), Edmond, franz. Historiker und Soziolog, geb. 1852 in Marseille, Schüler von Le Play, schrieb eine konservativ gehaltene »Histoire de France« (Par. 1877—80, 4 Bde.), gründete 1886 die liberale Zeitschrift »La Science Sociale« und erregte großes Aufsehen mit der Streitschrift »A quoi tient la supériorité des Anglo-Saxons« (1897) und mit »Les Français d'aujourd'hui« (1898). Er empfahl in »L'éducation nouvelle« (1898) die englische Erziehung, die er selbst als Institutsleiter im Schlosse Les Roches betätigte. Er veröffentlichte ferner »Les grandes routes des peuples« (1901, Bd. 1).

Demologie, s. Demographie.

Demónax, griech. Philosoph der kynischen Schule, aus Kypros gebürtig, lebte zu Athen im 2. Jahrh. n. Chr., starb, über 100 Jahre alt, heitern Mutes, wie er gelebt hatte, eines freiwilligen Todes, um den Schwächen des Alters zu entgehen. Er vertrat die kynischen Sätze nicht mit der sonst bei den Kynikern herrschenden Härte. Lukian hat sein Leben beschrieben und es als Muster einer Lebensphilosophie hingestellt. Vgl. Recknagel, Commentatio de Demonacte (Nürnb. 1857); Fritzsche, De fragmentis Demonactis (Rostock 1866); Bernays, Lucian und die Kyniker (Berl. 1879).

Demónesoi, antiker Name der Prinzeninseln (s. d.).

Demonetisieren (franz.), Münzen außer Kurs setzen; Demonetisierung eines Metalls (Entwährung) heißt, das seitherige Währungsmetall nicht mehr als solches verwenden, die unbeschränkte Zahlkraft von Münzen aufheben. So hat Deutschland 1871, bez. 1873 durch Übergang von der Silber- zur Goldwährung, so haben die Staaten des lateinischen Münzbundes durch Einstellung der weitern Ausprägung von Silberkurantmünzen, so in jüngster Zeit Österreich durch Übergang zur Goldwährung das Silber demonetisiert (vgl. Währung).

Demonstrabel (lat.), beweisbar, erweislich; Demonstrabilität, Erweislichkeit.

Demonstrandum (lat.), zu beweisen; quod erat d., was zu beweisen war, Schlußformel namentlich von mathematischen Beweisen.

Demonstrant, Kundgeber; s. Demonstration.

Demonstration, anschauliche Darstellung eines Gegenstandes (z. B. Vorzeigung zergliederter und präparierter Körperteile beim anatomischen Unterricht) oder eines Vorganges (physikalisches und chemisches Experiment). — In der Logik ist D. im Gegensatze zur Deduktion ein Beweis, der nicht aus Gründen, sondern aus der unmittelbaren Anschauung des zu Beweisenden geführt wird. Die Anwendbarkeit der D. im Leben und in der Wissenschaft reicht daher nur so weit, als es sich um die sinnlich anschaulichen Beziehungen von Objekten handelt (die Zweckmäßigkeit eines Gesetzes, die Richtigkeit der Atomtheorie ꝛc. lassen sich nicht demonstrieren); anderseits ist aber die D. auch das einzige Mittel, um von der Wirklichkeit einer Tatsache zu überzeugen (daß Jupiter vier Monde hat, läßt sich nicht deduzieren, sondern nur demonstrieren), weshalb die D. von keiner auf Tatsächliches sich beziehenden Wissenschaft entbehrt werden kann. Beweise durch D., die auch vorzugsweise »schlagende« heißen, besitzen einen solchen Grad von Überzeugungskraft, daß das Bewußtsein der Möglichkeit des Gegenteils gänzlich erstickt zu werden pflegt. Daher werden umgekehrt Beweise, welche die gleiche Wirkung ausüben, auch wenn sie nicht aus der Anschauung geführt werden, um jenes Umstandes willen auch Demonstrationen genannt. — Im Rechtswesen versteht man unter D. die bei einem Rechtsgeschäft hinzugefügte nähere Bezeichnung der Sache oder der Handlung, die den Gegenstand dieses Rechtsgeschäfts bildet, oder die genauere Beschreibung einer Person, die dabei auf die eine oder andre Weise in Frage kommt. Die Regel: »Falsa demonstratio non nocet« bedeutet, daß eine rechtliche Verfügung dadurch allein nicht ungültig wird, daß die nähere Bezeichnung ihres Objekts oder der Person, auf die sie sich bezieht, unrichtig ist, z. B. wenn der Testator den »A. aus X.« zum Erben einsetzt, während der ihm vorschwebende A. aus Y. stammt. Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch schadet eine falsche Bezeichnung des Erben nichts, falls nur kein Zweifel besteht, wen der Erblasser gemeint hat. Paßt die Beschreibung, bez. Bezeichnung des Erblassers auf mehrere Personen, so gelten dieselben als zu gleichen Teilen bedacht (§ 2073). — Im politischen Leben versteht man unter einer D. die Handlung einer Person, einer Mehrheit von Parteigenossen, einer Staatsregierung oder Staatsbehörde, die mit der Absicht vorgenommen wird und darauf berechnet ist, den Standpunkt, den die Demonstrierenden (Demonstranten) in Ansehung einer politischen Frage einnehmen, in geeigneter Weise kundzugeben; so z. B. dadurch, daß sich eine Partei in einer landständischen Versammlung der Abstimmung enthält, oder einem hervorragenden Parteimitglied eine Ovation darbringt u. dgl.

Im Kriegswesen heißt D. eine Bewegung oder Maßregel, die den Gegner über die wahren Absichten täuschen soll. Man macht von der D. mitunter schon beim strategischen Aufmarsch, meist aber später gegen ausgedehnte Stellungen, bei Flußübergängen ꝛc. Gebrauch. Die Maßregeln bestehen unter anderm im Herstellen oder Abbrechen von Brücken außerhalb des beabsichtigten Gefechtsfeldes, hauptsächlich aber in Scheinangriffen auf schwach besetzte Punkte, damit der Gegner Truppen dorthin sendet. Die D. wird mit in übergroßer Frontbreite entwickelten geringen Kräften ausgeführt; anderseits muß eine ernste Durchführung und der Übergang zum Angriff möglich sein, weil sonst das Unternehmen gefährlich werden kann. Die Demonstrative, das demonstrative Verhalten, fällt meist den Vortruppen zu, doch ist besonders zu weitausgreifenden Unternehmungen die selbständige Kavallerie durch ihre jetzige Organisation befähigt.

Demonstrativ (lat.), beweisend, darlegend, veranschaulichend.

Demonstrative (militär.), s. Demonstration.

Demonstrativum (lat.), s. Pronomen.

Demonstrator (lat.), Darsteller, Erklärer.

Demonstrieren (lat.), anschaulich machen, beweisen; ad oculos d., die Sache klar vor Augen legen; s. auch »Ad hominem demonstrieren«.

Demonte, Flecken in der ital. Provinz und dem Kreis Cuneo, an der Stura, hat Reste ehemaliger Befestigungen, Steinbrüche und (1901) ca. 1680 (als Gemeinde 5155) Einw.

Demontieren (franz., spr. -mongt-), vom Pferde absetzen, unberitten machen; dann überhaupt unbrauchbar machen, im Kriegswesen das Zerstören von Geschützen, Scharten, Deckungen. Demontierbatterien hießen früher die den Festungslinien frontal gegenüberliegenden Batterien, die durch Flachfeuer die Geschütze, bez. deren Scharten und Deckungen zerstören sollten. Die kleine, vom Geschützkopf gebildete Treffffläche erforderte große Schußgenauigkeit; die Aufstellung zum D. mußte deshalb auf so geringer Entfernung erfolgen, wie es jetzt nicht mehr möglich ist, auch sind die Geschütze dem Demontierschuß jetzt meist durch gute Deckung entzogen.

Demoph(o)on, 1) Sohn des Königs Keleos von Eleusis und der Metaneira und Pflegling der Demeter (s. d.).

2) Sohn des Theseus und der Phädra, Bruder des Akamas. Spätere Sage läßt beide unter Elephenor, König von Euböa, dessen Obhut sie Theseus auf der Flucht vor Menestheus anvertraute, vor Troja mitkämpfen und ihre Großmutter Äthra, Helenas Dienerin, befreien. Auf der Rückreise verlobte sich D. mit Phyllis, der Tochter des Thrakerkönigs Sithon; als er nicht zurückkehrte, erhängte sie sich und ward in einen Baum verwandelt. Durch Menestheus' Tod König von Athen geworden, erbeutet D. von Diomedes das Palladion. Dieser plünderte, auf der Rückkehr von Troja nach Attika verschlagen, das Land, ohne es zu kennen. D. war der erste, der wegen unabsichtlichen Mordes vor den attischen Gerichtshof »beim Palladion« gestellt ward. Später schützte er die Herakliden vor dem sie verfolgenden Eurystheus und erlegte diesen im Kampf. Sein Bruder Akamas führte eine Kolonie nach Kypros.

Demoralisieren (franz.), entsittlichen, sittlich verderben; daher Demoralisation, sittliche Verwilderung; Sittenverderbnis; demoralisiert, moralisch heruntergekommen, entsittlicht, entmutigt.

De mortuis nil nisi bene (lat.), »Von Gestorbenen (rede) nichts als Gutes«, angeblich Übersetzung eines Wortes des griech. Weisen Cheilon.

Dēmos (griech.), Volk, insbes. ein solches, in dessen Händen die Staatssouveränität ruht; dann Land, Gebiet, Bezirk, Gau; in Attika Gemeindeverband mit eignen staatlichen Funktionen, Einnahmen und Ausgaben, Unterabteilung einer Phyle, deren es ursprünglich 100, später 190 waren (s. Athen, S. 28 f., und Attika); die Mitglieder eines D. hießen Demoten, die Vorsteher Demarchen. In den dorischen Staaten bildeten die Demen den Gegensatz zur Polis, wie bei uns Land (Dorf, Flecken) zu Stadt.

Demosthēnes, 1) Sohn des Alkisthenes, athen. Feldherr, ein unternehmender, weitblickender Mann, vortrefflicher Taktiker und bei den Truppen beliebt, drang im Peloponnesischen Krieg auf Erweiterung der athenischen Macht im Jonischen Meer, tat sich 425 v. Chr. besonders durch die für Athen so erfolgreiche Besetzung der Insel Pylos in Messenien hervor, fiel in Sizilien nach der Niederlage der Athener am Asinaros tapfer kämpfend in die Hände der Syrakusier und wurde von ihnen hingerichtet (413 v. Chr.).

2) Der größte Redner des Altertums, geb. 383 v. Chr. im attischen Demos Päania, gest. 12. Okt. 322 auf der Insel Kalauria bei Trözene, ward schon in seinem achten Jahre des Vaters, eines wohlhabenden Waffenfabrikanten, beraubt, entschied sich frühzeitig für den Beruf eines Redners. Nachdem er unter Leitung des Isäos seine rhetorischen Studien gemacht, trat er 364 als Ankläger gegen seine betrügerischen Vormünder auf. Zwar verurteilt, wußten sich diese doch der Wiedererstattung des Unterschlagenen zu entziehen, so daß D., um seine Existenz zu fristen, sich der Tätigkeit des Redenschreibens für andre zuwenden mußte. Sein erster Versuch, vor dem Volk aufzutreten, mißlang vollständig, vornehmlich wegen der Mangelhaftigkeit seines Vortrags. Doch wußte D. mit übermenschlicher Energie die Hindernisse, die ihm eine schwache Brust und schwere Zunge bereiteten, zu überwinden. 356 trat er wieder öffentlich auf, diesmal mit dem besten Erfolg. Bald wandte er sich der staatsmännischen Tätigkeit zu; sein Ziel war die Wiederherstellung der Hegemonie Athens und die Erhaltung der griechischen Freiheit, deren Bedrohung durch Philipp von Makedonien er früh erkannte. Der Kampf gegen den Landesfeind, die Indolenz seiner Mitbürger und die im makedonischen Sold stehende Partei, deren Haupt Äschines war, boten ihm reiche Gelegenheit, die ganze sittliche Energie seiner Persönlichkeit und die Macht seiner Rede zu zeigen. Zum erstenmal erhob er seine Stimme gegen den Makedonier 351 in der ersten seiner Philippischen Reden, mit dem Erfolg, daß die Athener sich aufrafften und Philipp an der Besetzung des Thermopylenpasses, des Schlüssels zum eigentlichen Griechenland, verhinderten. Dagegen ließen sie es trotz seiner drei Olynthischen Reden geschehen, daß Philipp 348 die höchst wichtige Stadt Olynth eroberte. D. mußte selbst zum Frieden raten, der aber durch die Intrigen der makedonischen Partei zu ungunsten Athens ausfiel. Bald veranlaßten ihn Philipps unaufhörliche Übergriffe, aufs neue gegen diesen in gewaltigen Reden (der zweiten und dritten Philippischen, 344 und 341) aufzutreten, indem er gleichzeitig das Äußerste aufbot, die einer kräftigen Politik und Kriegführung im Wege stehenden Mißbräuche abzustellen und Athens Streitmacht zu verstärken. Sein Verdienst war es, daß 340 Philipp der Krieg erklärt und das bedrohte Byzanz gerettet wurde. Allein der 339 ausbrechende zweite Heilige Krieg gab Philipp die gewünschte Gelegenheit, sich in Griechenlands Angelegenheiten zu mischen. Er drang in Böotien ein, und als die Bemühungen des D. ein Bündnis Athens mit Theben zu stande brachten, wurde 338 in der Schlacht bei Chäroneia Griechenlands Freiheit vernichtet. Vergeblich suchten Äschines und sein Anhang D. die Schuld an dem Unglück zuzuschieben; die Achtung der Athener übertrug ihm die öffentliche Leichenrede für die Gefallenen. Nach Philipps (336) Tode suchte D. Athen zum Aufstand gegen Alexander zu bestimmen; allein dessen energisches Auftreten gegen Theben verhinderte jeden Versuch. Nur mit Mühe entging D. der verlangten Auslieferung. Schon 337 hatte Ktesiphon für D. die Auszeichnung eines goldenen Kranzes für seine Verdienste beantragt, war aber von Äschines wegen Gesetzwidrigkeit des Antrags angeklagt worden. Als Äschines 330 seine Klage erneuerte, errang D. mit seiner berühmten Rede vom

Kranz einen solchen Sieg über ihn, daß er in die Verbannung gehen mußte. Dagegen gelang es 324 des D. Gegnern, seine Verurteilung wegen angeblicher Bestechung durch Harpalos (s. d.) herbeizuführen. Außer stande, die Strafsumme von 50 Talenten zu bezahlen und ins Gefängnis geworfen, entfloh er nach Ägina, wurde jedoch schon 323 ehrenvoll zurückgerufen. Nach dem unglücklichen Ausgang des Lamischen Krieges von der makedonischen Partei zum Tode verurteilt, suchte er Zuflucht in dem Poseidontempel auf Kalauria und gab sich hier, als die Schergen des Antipatros ihn ergreifen wollten, durch Gift den Tod. Von bildlichen Darstellungen des D. sind hervorzuheben eine Herme aus pentelischem Marmor in München und eine lebensgroße Marmorstatue im Vatikan zu Rom. — Die Reden des D. sind der reinste, treueste Spiegel seines Charakters. Glühende Vaterlandsliebe, Größe und Reinheit der Gesinnung, tiefe Wehmut über den Verfall der Zeit, ein die Pläne des schlauen Makedoniers durchdringender Scharfblick, tiefe Menschenkenntnis und große Staatsklugheit leuchten aus jeder Staatsrede hervor. D. wollte überzeugen, nicht gefallen, stets war es die Sache selbst, die Wahrheit der Überzeugung, die ihn auf die Rednerbühne führte, wo er durch umsichtige Anordnung des Stoffes, Gewandtheit und Schärfe der Gedankenentwickelung, Innigkeit der Empfindung und Festigkeit der Gesinnung so gewaltig wirkte. Seine Sprache ist großartig und doch schlicht, reich und doch nicht überladen, ernst und doch gefällig, gedrängt und doch fließend, lieblich und doch eindringlich. Das Altertum kannte 65 echte Reden des D.; uns sind unter seinem Namen 60, teils Staats-, teils Gerichtsreden, erhalten, von denen jedoch 27 mehr oder weniger verdächtig sind. Zweifelhaft ist auch die Echtheit von 56 Prooemien zu Staatsreden und 6 Briefen. Von den Gesamtausgaben der Reden sind hervorzuheben: die von Vömel (Par. 1843—45, 2 Bde.; neue Ausg. 1868), Dindorf (Oxford 1846—51, 9 Bde.; Textausgabe, 4. Aufl. von Blaß, Leipz. 1885 ff., 3 Bde.) und Bekker (das. 1854 bis 1855, 3 Bde.), von kritischen Ausgaben einzelner Reden die der Volksreden und der Reden gegen Äschines von Vömel (das. 1857 u. 1862) und Weil (2. Aufl., Par. 1881 u. 1883), der gegen Leptines von Vömel (Leipz. 1866); von Ausgaben ausgewählter Reden (mit erklärenden Anmerkungen) die von Westermann-Rosenberg (3 Bde., in der Weidmannschen Sammlung) und von Rehdantz-Blaß (in der Teubnerschen Sammlung). Übersetzungen sämtlicher Reden von Papst (Stuttg. 1836—42, 19 Bdchn.), ausgewählter von Westermann (das. 1860—68, 4 Tle.), Rauchenstein und Döderlein (das. 1860). Vgl. Schäfer, D. und seine Zeit (2. Ausg., Leipz. 1885—87, 3 Bde.); Höck, D., ein Lebensbild (Gütersloh 1895); Croiset, Les idées morales dans l'éloquence politique de Démosthène (Par. 1874); Blaß, Die attische Beredsamkeit, 3. Abt. (2. Aufl., Leipz. 1893); Brédif, L'éloquence politique en Grèce: Demosthène (Par. 1879).

Demotika (Dimotika), Stadt im türk. Wilajet Adrianopel, am Kizil Delisu, einem rechten Zufluss der Mariza, und an der Eisenbahn von Adrianopel nach Dede-aghatsch gelegen, ist Sitz eines griechischen Bischofs und zählt 8—10,000 meist mohammedan. Einwohner, die Weberei, Seidenraupenzucht und Töpferei treiben. Sie ist geschichtlich merkwürdig als Geburtsstadt Bajesids I. (1347) und als Aufenthaltsort Karls XII. von Schweden (Februar 1713 bis Oktober 1714). Über D. liegen die Ruinen eines alten Schlosses.

Demōtisch (griech.), gemein, volkstümlich; demotische Schrift, s. Hieroglyphen.

Demours (spr. dömür), 1) Pierre, Augenarzt, geb. 1702 in Marseille, gest. 26. Juni 1795, studierte in Avignon und Paris, wurde Demonstrator und Aufseher des naturhistorischen Kabinetts bei dem königlichen Garten und widmete sich seit 1732 dem Studium der Augenkrankheiten. Nach ihm wird die hintere Membran der Hornhaut (Membrana Demoursii) benannt. Er schrieb: »Sur le crapaud mâle accoucheur de la femelle« (1741); »Sur la structure cellulaire du corps vitré« (1741); »Observations sur la cornée« (1741).

2) Antoine Pierre, Sohn des vorigen, geb. 16. Dez. 1762, gest. 4. Okt. 1836, studierte unter des Vaters Leitung Augenheilkunde und führte die künstliche Pupillenbildung in die Augenheilkunde ein. Er schrieb: »Observations sur une pupille artificielle« (1801); »Traité des maladies des yeux« (1818, 3 Bde.); »Précis historique et pratique sur les maladies des yeux« (1821).

Dem(p)tis demendis (lat.), nach Abzug des Abzuziehenden.

Demulcentia (lat.), einhüllende, lindernde, besänftigende Arzneimittel.

Demut, s. Achtung.

Dena, etruriſche und dann toskan. Silbermünze, bis 1861 zu 10 Lire oder 15 Paoli, gesetzlich 39,4462 g bei $^{23}/_{24}$ Feinheit, die halbe 19,6986 g schwer.

Denain (spr. dönäng), Stadt im franz. Depart. Nord, Arrond. Valenciennes, an der Schelde, Knotenpunkt an der Nordbahn, mit Steinkohlengruben, bedeutenden Eisenwerken, Maschinen-, Wagen- und Schiffbau, Glas- und Zuckerfabrikation, Bierbrauerei und zählt (1901) 22,088 (1851 erst 1714) Einw. — Hier siegten die Franzosen unter Marschall Villars über die Holländer unter dem Grafen Albemarle, 12. Juli 1712. Ein Obelisk erinnert an die Schlacht.

Denār (Denarius), Zehner, älteste röm. Silbermünze, wurde zuerst 269 v. Chr. geprägt und war normal 4,584 g schwer; 217 v. Chr. reduziert, blieb sie bis auf Nero unverändert 3,898 g schwer. Danach schwankte der Wert eines Denars von 0,82 Mk. bis auf 0,70 Mk. Teile des Denars waren der Victoriatus ($^3/_4$), der Quinarius ($^1/_2$) und der Sestertius ($^1/_4$). Wertzeichen des Denars ist X oder Ж. Das Gepräge in früherer Zeit war auf der einen Seite meist ein behelmter und geflügelter weiblicher Kopf (wahrscheinlich der Roma), auf der andern die beiden Dioskuren zu Pferde, später auch die Viktoria (oder Diana) auf dem Zweigespann (denarii bigati) und Jupiter oder eine andre Gottheit auf dem Viergespann (denarii quadrigati); ebenso bei Quinarien und Sestertien, die nur in den Wertzeichen (V oder Q und HS oder IIS) sich vom D. und unter sich unterscheiden. Nach Einführung der Goldwährung (seit Nero) wurde der Silberdenar Scheidemünze und hatte einen Münzwert von $^1/_{25}$ Aureus (0,87 Mk.). Diese erst in den letzten Zeiten der Republik geprägte Goldmünze (mißbräuchlich Denarius aureus genannt) wog ursprünglich 8,18 g, wurde aber bald reduziert und sank unter Caracalla auf 6,55 g. Später, unter Gallienus, trat die größte Verwirrung ein bis auf Konstantin, der die Goldmünze auf 4,55 g festsetzte und ihr den Namen Solidus gab. Der Silberdenar hatte durch die Münzverschlechterung des 3. Jahrh. seine Geltung als $^1/_{25}$ Aureus verloren und war zu einer kleinen Rechnungsmünze herabgesunken; Diokletian stellte den D. aus reinem Silber wieder her. Von den Rö-

mern ging der D., wenigstens dem Namen nach, auf andre Völker über und war unter den Karolingern = 1/12 Solidus. Die Silbermünze hat fast durch das ganze Mittelalter die offizielle, oft auf den Münzen selbst vorkommende Bezeichnung Denarius. Von den Byzantinern ging der Golddenar als Dinar (s. d.) auf die Araber über und kam durch diese in den Orient. In neuerer Zeit erschien der D. als Denier (s. d.) in Frankreich und Denaro (s. d.) in Italien. Das bisher gebräuchliche Zeichen ₰ für Pfennig und d für Penny findet im D. seinen Ursprung. S. Tafel »Münzen« II, Fig. 1—5, 9, 12 u. 14; III, Fig. 2 bis 4, 8 u. 9.

Denāro, eine in Norditalien früher sehr gebräuchliche kleinste Maß- und Geldstufe: a) als Länge in Toskana 1/4 Quattrino = 2,432 mm; b) bei Rechnungen und bisweilen als Kupfermünze 1/12 Soldo, auch in Tessin; c) als Gewicht seit 1803 in den Ländern unter französischer und dann österreichischer Herrschaft der Name des Gramm, im römischen Silber- und Handelsgewicht 1/12 Oncia = 1,178 g, auch im Königreich Sardinien ein Handelsgewicht zu 24 Grana = 1280,71 mg; d) beim Seidenhandel der Grano = 53,363 mg, nach dessen Anzahl im Gewichte des alten Echeveau von 400 Pariser Aunes zu 118,8446 cm die Feinheit des Garnes bestimmt wurde. Gemäß dem Reglement der Turiner Handelskammer von 1853 ist aber das Gebinde 450 m lang und das Gewichtsmaß (D.) = 50 mg, wogegen in Mailand noch neuerdings der Echeveau und als D. der Grano des dortigen alten Silbergewichts = 50,998 mg beim Probino (der Benummerung) dienen; in Krefeld rechnet man 70 Mailänder D. = 67 Turiner D.

Denationalisieren (lat.), entnationalisieren, einen der Nationalität berauben.

Denaturalisieren (lat.), aus dem bisherigen Untertanenverband entlassen. Vgl. Staatsangehörigkeit.

Denaturieren (franz.), einen Körper für steuerliche Zwecke mit gewissen Substanzen verunreinigen, um ihn zu bestimmter Verwendung untauglich zu machen. Die denaturierenden Beimischungen müssen so gewählt werden, daß sie z. B. das Salz und den Spiritus zur Benutzung als Genußmittel untauglich machen, aber die Verwendung zu bestimmten andern Zwecken nicht beeinträchtigen. Zum D. von Salz, das als Viehsalz dienen soll, eignen sich daher nur Substanzen, die dem Vieh weder schädlich noch unangenehm sind. In Deutschland dient zur Denaturierung von Vieh- und Dungsalz 0,25 Proz. Eisenoxyd oder Rötel, außerdem 1 Proz. Wermutkrautpulver. Fabrikſalz wird je nach der beabsichtigten Verwendung mit sehr verschiedenen Substanzen (Petroleum, Braunkohlen-, Holzkohlenmehl, Seifenpulver, Schwefelsäure, verschiedenen Salzen) denaturiert. Spiritus wird durch ein Gemisch von Methylalkohol (Holzgeist) und Pyridinbasen denaturiert, für technische Zwecke auch durch Essig, Terpentinöl, Tieröl ꝛc.

Denbigh (spr. dénbi), altertümliche Hauptstadt (municipal borough) von Denbighshire (Wales), im Tale des Clwyd, am Abhang eines steilen Hügels, auf dessen Gipfel eine Burgruine (mit schöner Aussicht) thront, hat Reste einer vom Grafen Leicester begonnenen Kirche und ein von ihm erbautes Rathaus, eine Lateinschule, treibt Gerberei, Schuhmacherei, Steinbrüche und zählt (1901) 6439 Einw.

Denbighshire (spr. dénbischir), Grafschaft im engl. Fürstentum Wales, grenzt nördlich an das Irische Meer und ist von Flintshire, Cheshire, Shropshire, Montgomery-, Merioneth- und Carnarvonshire umgeben. Sie umfaßt 1714 qkm (31,1 QM.) mit (1901) 129,935 Einw. (75 auf 1 qkm). Denbigh ist die Hauptstadt der Grafschaft.

Dender (franz. Dendre), 1) Fluß in der belg. Provinz Ostflandern, entspringt aus zwei Quellflüssen (Ostdender oder Cambron und Westdender oder Irchanvelz), die sich bei Ath im Hennegau vereinigen, ist von dort ab 65 km weit schiffbar und mündet bei Dendermonde in die Schelde. Gesamtlänge 117 km. — 2) Fluß in Afrika, s. Dinder.

Dendera, s. Dendra.

Dendermonde (franz. Termonde), befestigte Hauptstadt eines Arrondissements in der belg. Provinz Ostflandern, liegt an der Mündung der Dender in die Schelde, über die hier eine Brücke führt. Die Stadt ist wichtiger Eisenbahnknotenpunkt (steht mit Brüssel, Alost, Gent, Lokeren, St.-Nicolas, Mecheln u. a. in Verbindung), hat eine Liebfrauenkirche (angeblich aus dem 12. Jahrh.) mit Gemälden von van Dyck, ein Rathaus aus dem 14. Jahrh. und zählt (1900) 9719 Einw., die Leinenbleichen, Baumwollweberei und Gerberei betreiben. D. hat Staats-Knaben- und Mädchenmittelschulen, ein bischöfliches Collège, eine Akademie der Zeichenkunst und ist Sitz eines Tribunals. — Im spätern Mittelalter als Industrieort, dann als Festung von Bedeutung, ward D. im 16., 17. und 18. Jahrh. wiederholt belagert und erobert. Die 1784 geschleiften, seit 1822 wiederhergestellten Festungswerke sind jetzt größtenteils beseitigt.

Dendra (Dendera), Dorf im Distrikt Keneh der ägypt. Provinz (Mudirieh) Keneh, eine Tagereise nördlich von Theben, am linken Nilufer, Keneh gegenüber, zählt (1897) 8895 Einw., wozu noch 1383 nicht seßhafte Beduinen kommen. Der Name stammt von der alten ägyptischen Stadt Tentore (griech. Tentyris), deren großartige Tempelruinen in geringer Entfernung auf einer Bergebene am Rande der Wüste liegen. Berühmt ist unter denselben besonders ein der Hathor, der ägyptischen Liebesgöttin, gewidmeter Tempel, der, zur Zeit der 6. Dynastie entstanden, später umgebaut, seine gegenwärtige Gestalt, eine Kopie des uralten Heiligtums, unter den letzten Ptolemäern und ersten römischen Kaisern erhielt. Das Gebäude, an dessen Vollendung 200 Jahre gearbeitet wurde, ist vortrefflich erhalten und ausgezeichnet durch Großartigkeit und Reinheit der Architektur wie durch Reichtum und saubere Ausführung der Bildwerke und Hieroglyphen. Wände und Säulen (s. Tafel »Architektur I«, Fig. 17) sind mit Reliefs und Inschriften bedeckt. Die Wandskulpturen im Innern stellen die im Opfern begriffenen Kaiser Augustus, Tiberius, Claudius und Nero in durchaus altägyptischer Weise vor; durch das Portal gelangt man in eine unter Augustus begonnene, unter Nero vollendete imposante Halle, die von 24 Säulen in vier Reihen getragen wird und im Innern 27,5 m hoch und 42,4 m lang ist. Darauf folgen drei Säle von verschiedener Größe und ein Adyton, in dem die heiligen Barken verwahrt wurden, und das von elf Seitengemächern nebst einem Hauptgemach umgeben ist. Der ganze Tempel hat 81,5 m Länge und 34 m Breite. Neben der westlichen Ecke des großen Baues liegt ein kleines, unter Nero vollendetes Heiligtum der Isis, zu dessen Pylonen ein Dromos von 170 Schritt Länge führte, und 90 Schritt nördlicher, heute halb verschüttet, das Mamisi (Geburtshaus), dem jungen Horus gewidmet. An der Decke einer kleinen Kapelle, die auf dem Dache des Haupttempels sich befindet, fand man den berühmten Tierkreis, der sich seit 1822 im ägyptischen Museum zu

Paris befindet. Daß schon in uralter Zeit hier ein Tempel der Hathor stand, geht aus verschiedenen Inschriften hervor, aber der Bau des jetzigen ist erst unter den letzten Ptolemäern begonnen (so die Krypten), namentlich unter Kleopatra weitergeführt und unter den römischen Kaisern bis Nero vollendet worden. Vgl. Mariette, D., description du grand temple (Par. 1873—75, 4 Bde.); Dümichen, Baugeschichte des Denderatempels (Straßb. 1877); Riel, Der Tierkreis und das feste Jahr von D. (Leipz. 1878).

Dendre (spr. dängdr), Fluß, s. Dender.

Dendriten (griech.), baumförmig verästelte und moosförmige, häufig aus schwarzem Psilomelan oder Brauneisenstein bestehende Gebilde, die sich vielfach auf engen Spalten und Klüften von Mergel, Sand- und Kalkstein ꝛc. finden und aus eingedrungenen mineralischen Lösungen zum Absatz gelangt sind. Auch die in ähnlicher Weise entstandenen baum-, strauch-, moos-, draht- und haarförmigen Gebilde von Gold, Silber, Kupfer, Wismut und einigen Metallverbindungen werden als D. oder gestrickte Bildungen bezeichnet. Vgl. Metallbäume und Mineralien (morphologische Eigenschaften) und Tafel »Mineralien«, Fig. 6 u. 8.

Dendrobium *Swartz* (Baumwucherer), Gattung der Orchideen, ausdauernde, in ihrem Habitus sehr abweichende Gewächse, meist im tropischen Asien, auch in Japan, Ostaustralien, auf den Südseeinseln und auf Neuseeland vertreten, wachsen in ihrer Heimat an den Zweigen der Bäume, von denen sie mit ihren wurzelnden Stengeln herabhängen. Von den etwa 300 bekannten Arten werden über 80 in Gewächshäusern gezogen. D. Brymerianum *Rchb.*, s. Tafel »Orchideen II«, Fig. 5.

Dendrochelidon, s. Baumsegler.

Dendrocitta, s. Baumelster.

Dendrocölen, s. Plattwürmer.

Dendrocopus, s. Spechte.

Dendrocygna, s. Enten.

Dendrolithen (griech.), versteinerte Reste vorweltlicher Baumstämme, namentlich Nadelhölzer und Farne, zeigen oft so gut erhaltene Struktur, daß sie nach Familien, Gattungen und Arten unterschieden werden können.

Dendrologie (griech.), ein Teil der Botanik, der sich mit den holzartigen Gewächsen beschäftigt, die in einem bestimmten Land im Freien sicher oder wenigstens nur leicht gedeckt aushalten. Die ziemlich sicher abgeschlossene Zahl von heimischen Arten der gut durchforschten Flora eines Landes erhält fortwährend neuen Zuwachs an Arten, Varietäten und Formen durch die Züchtungsbemühungen der Handelsgärtner, die eine größere Mannigfaltigkeit in den Ziergehölzen anstreben, und durch die Sammlungen botanischer Reisender aus unerforschten Ländern. Das Studium ist so alt wie der Gartenbau selbst. Eine wissenschaftliche Behandlung beginnt aber erst mit der Linnéschen Zeit, und zwar zunächst, der Zeitrichtung entsprechend, mit hauptsächlich nomenklatorischen Zielen. Man pflanzte zur Gewinnung lebenden Beobachtungsmaterials Baumgärten (Arboreten), aus denen auch die Handelsgärtnerei Neuheiten, die sich dort in irgend einer Art bewährten, bezog. Die Arboreten entstanden hauptsächlich im Anschluß an fürstliche Besitzungen oder Staatsinstitute. Ende des 18. Jahrh. in Harbke bei Helmstedt und bei Schloß Weißenstein, dem heutigen Wilhelmshöhe bei Kassel, zu Anfang des 19. Jahrh. und später in Alt-Geltow bei Potsdam, in Muskau in der Niederlausitz, im Humboldthain in Berlin, in Zöschen bei Merseburg, im Auslande besonders in Frankreich, Holland und England (Kew) entstanden Arboreten, die z. T. bis heute noch bestehen und einst das Studienmaterial für die ersten klassischen dendrologischen Werke lieferten. Die Einwanderung in die Gartenkultur Europas ging Hand in Hand mit der wissenschaftlichen Erschließung der Länder ähnlicher klimatischer Verhältnisse. Bis zur Mitte des 17. Jahrh. stammten die fremden Gehölze in Deutschland zur Hauptsache aus Südeuropa, dem Orient und Sibirien. Dann begann die reiche Einwanderung nordamerikanischer Gehölze, der erst in der Neuzeit eine gleichbedeutende Vertretung der Flora von Japan und China gegenübertrat. Handelsgärtnerische Verwertung finden jetzt etwa 700—800 Bäume und Sträucher (Nadel- und Laubhölzer); außerdem befinden sich mehrere hundert Seltenheiten in botanischen und Privatgärten in Kultur. Nach den Heimatländern geordnet, ergeben sich folgende Zahlen:

Koniferen (80 Arten in 20 Gattungen):

	Mitteleuropa	Südeuropa und Orient	Ostasien	Nordamerika
	10	12	22	36
Laubgehölze (650 Arten in 150 Gattungen):				
	100	115	185	250
Gesamtzahl:	110	127	207	286

Die erwähnten Seltenheiten bestehen hauptsächlich aus empfindlichern Gehölzen, die nur unter besonders günstigen klimatischen Verhältnissen in einzelnen Teilen Deutschlands aushalten und zur vollständigen Entwickelung gelangen. Ausschlaggebend für das Gedeihen der empfindlichern Gehölze in jeder Gegend Deutschlands sind: 1) die Länge und Heftigkeit der Frostperiode; 2) die Wärmesumme in der Vegetationsperiode und die Dauer derselben; 3) die Regenwahrscheinlichkeit und Verteilung der Niederschläge auf das Jahr; 4) der Schneereichtum im Winter, die zwischen dem günstig bedachten Südwesten und dem Osten des Gebiets außerordentlich variieren. Die vier erwähnten Hauptmomente beeinflussen zur Hauptsache die Vollendung und richtige Ausreifung des Jahrestriebes, und davon hängt die gedeihliche Entwickelung der Gehölze bei uns ab. In den letzten Jahrzehnten ist man sogar zur Erprobung der ausländischen Gehölze in der Forstkultur vorgeschritten, also zur Massenkultur gewisser Arten zur Gewinnung wertvoller Nutzhölzer. Die vorgezeichneten Ziele der D. finden in Deutschland und den klimatologisch dazu gehörigen Nachbarländern ihren Sammelpunkt in der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft, deren jährlich erscheinende »Mitteilungen« die Fortschritte in der Forschung darstellen. Vgl. Koch, Dendrologie (Erlangen 1869—73, 2 Bde.); Dippel, Handbuch der Laubholzkunde (Berl. 1889—93, 3 Tle.); Beißner, Handbuch der Nadelholzkunde (das. 1891); Booth, Die Naturalisation ausländischer Waldbäume in Deutschland (das. 1882); Mayr, Die Waldungen von Nordamerika (Münch. 1890); Köhne, Deutsche D. (Stuttg. 1893); C. K. Schneider, Dendrologische Winterstudien (Jena 1903).

Dendrometer (griech., Baummesser), jedes Instrument, mittels dessen die meßbaren Verhältnisse stehender Bäume ermittelt werden. Zur Messung der Baumhöhen bedient man sich der Höhenmesser (Hypsometer), deren Konstruktion sich auf Ähnlichkeit und Proportionalität der Dreiecke oder auf trigonometrische Berechnung stützt. Zur Messung des Durchmessers dienen Meßband, Kluppe (s. d.), selten der Baumzirkel, zur Ermittelung der Holzmasse durch

Untertauchen von Holzstücken unter Wasser das Xylometer (s. d.), doch berechnet man gewöhnlich den kubischen Inhalt des Baumes aus Höhe und Grundstärke mit Hilfe einer Formzahl (s. d.).

Dendrophidae (Baumschlangen), s. Schlangen.

Dendrophyllia, s. Korallen.

Dendrosicyos *Balf.*, Gattung der Kukurbitazeen, enthält nur zwei Arten auf Sokotora, kleine Bäume mit aufrechtem Stamm und wenigen, an der Spitze büschelig stehenden Ästen, fünflappigen oder fünfteiligen, stacheligen, rauhen Blättern, monözischen Blüten, von denen die männlichen rispig, die weiblichen axillar stehen, und einfächerigen, samenreichen Fruchtknoten. D. socotrana *Balf.* (Gamhem, s. Abbildung) hat einen plumpen Stamm, der bis zur Höhe von 4 m eine Säule von 1—2 m Durchmesser bildet,

Dendrosicyos socotrana (Gamhem).

eine glatte, kreideweiße Rinde besitzt, von Saft strotzt und so mürbe ist, daß er sich mit Leichtigkeit zerschneiden läßt, trotzdem aber ein Alter von 200 Jahren erreicht.

Deneb (arab., »Schwanz«), der hellste Stern α (zweiter Größe) im Sternbilde des Schwans. Denebola (D. el Asad), zweithellster Stern β (zweiter Größe) im Sternbilde des Löwen, am Schwanz desselben. D. Kaitos, Stern zweiter Größe im Sternbilde des Walfisches, am Schwanz desselben.

Denegation (lat.), Verweigerung. Denegatio actionis, Verweigerung der Klage durch den Prätor im römischen Recht, D. audientiae, Verweigerung des rechtlichen Gehörs. Eine Partei, der ein Richter widerrechtlich die nachgesuchte rechtliche Hilfe verweigert, kann durch Einlegung der ordentlichen Rechtsmittel auf rechtliches Gehör dringen, auch bei dem Justizministerium Beschwerde führen. Diese Beschwerde nannte man früher Querela denegatae justitiae. Nach Art. 77 der Reichsverfassung hat auch der Bundesrat Beschwerden über verweigerte oder gehemmte Rechtspflege in einem Bundesstaat anzunehmen und deren Erledigung zu veranlassen. Vgl. Rechtsverweigerung. D. debiti conjugalis, Verweigerung der ehelichen Pflicht.

Denemarcha, mittelalterl. Name der Theriakwurz (Valeriana officinalis), s. Taf. »Arzneipflanzen II«, 7.

Deneschka, russ. Münze, s. Denga.

Denfert-Rochereau (spr. dangfär-roschʼrō), Pierre Marie Philippe Aristide, franz. Offizier, geb. 11. Jan. 1823 in St.-Maixent, gest. 11. Mai 1878 in Versailles, trat 1845 als Leutnant in das Geniekorps, machte den Krimkrieg mit und wurde beim Beginn des Krieges von 1870 zum Kommandanten von Belfort und zum Oberst ernannt. Mit Geschick und Tatkraft verteidigte er die Festung, die er rasch verproviantierte und durch Befestigung der Perches verstärkte, gegen die deutsche Armee vom Oktober 1870 bis zum Februar 1871. Er kapitulierte erst, als die Pariser Regierung ihn ausdrücklich dazu ermächtigte, und zog 18. Febr. 1871 mit seinen 12,000 Mann aus der Festung mit allen kriegerischen Ehren ab. Bei den Wahlen 1871 wurde er von drei Departements in die Nationalversammlung gewählt, schloß sich der republikanischen Partei an und gab freiheitliche Ansichten kund. Auch als Mitglied der reformierten Generalsynode vertrat er gegen Guizots starre Orthodoxie freisinnige Grundsätze. Wegen dieser Gesinnung ward er im aktiven Dienst nicht wieder angestellt. Seit 1876 war er Mitglied der Deputiertenkammer. Er ward auf Staatskosten begraben und 1880 ihm in Belfort eine Statue errichtet. Vgl. Marais, Le colonel D. (neue Ausg., Par. 1885).

Denga (Deneschka), russ. Münze, = ½ Kopeke oder 2 Polushki, früher aus Kupfer, seit 1867 aus Bronze, 1,6 g schwer. Die Mehrzahl Dengi (vom tatar. tenga, Silbergeld) bedeutet auch Geld oder Vermögen überhaupt, wie Skot (Vieh) im 11. Jahrh.; die Mongolen prägten aus dem Rublj oder ¼ Pfund Silber 100 D., die nach und nach schlechter wurden und unter den Großfürsten noch lange arabische Aufschriften behielten.

Dengelgeist, in Schwaben Personifikation des Todes (Sensenmann), der in Gestalt eines alten bärtigen Mannes auf den Kirchhöfen sitzt und seine Sense schärft (»dengelt«). Nach dem Zweck des Dengelns befragt, gibt er den Bescheid, er mähe Futter für des Christkindleins Esel, des heil. Fridolins Kühe ꝛc.

Dengeln, das Schärfen der aus Schweißstahl gefertigten Sensen durch Hämmern auf einem kleinen Amboß, wodurch die Schneide dünn ausgetrieben wird. Das Nachschleifen erfolgt mittels eines Wetzsteins. Der Dengelhammer der Dengelmaschinen sitzt an einem Stiel und führt eine pendelnde Bewegung aus oder er wird senkrecht durch Leisten geführt und meist durch ein Daumenrad angehoben, um durch sein eignes Gewicht und eine einstellbare Feder mit regelbarer Stärke auf die auf dem Amboß entlang bewegte Sense zu schlagen. Dabei ist auch für entsprechende Führung der Sense durch stellbare Rollen zur Herstellung eines gleichmäßig breiten Dengels gesorgt. Bei kleinern Geräten wird auf den senkrecht geführten Hammer mit einem Handhammer geschlagen.

Dengis (türk., »Meer«), Name mehrerer Seen der Kirgisensteppe in der Provinz Akmolinsk (Russisch-Zentralasien), darunter der nördliche D. oder Gorkoje ozero (Bittersee, 1502 qkm), der D. Gorkoje (1269 qkm) mit bitterm Wasser und der D. Kul (547 qkm).

Dengizich (Dintzic, Dinzio), einer der zahlreichen Söhne Attilas, wurde nach seines Vaters Tod 454 von dem Gepiden Ardarich am Netad in Pannonien geschlagen, wobei sein ältester Bruder, Ellak, fiel, und stiftete nun mit den noch lebenden Brüdern

ein Reich am Schwarzen Meer, von wo aus er gegen Ostgoten und Römer häufig Krieg führte. Er wurde 469 in Thrakien von dem römischen Magister militum Anagastus erschlagen.

Denguefieber (Deng-, Dengel-, Dandyfieber, Daggeisches Fieber, Polka-, Insolationsfieber), akute Infektionskrankheit, die in Vorder- und Hinterindien, Persien, Syrien, Palästina, in der Türkei, Griechenland, Ägypten und andern Teilen Afrikas, in Nord- und Südamerika, Westindien teils sporadisch, teils epidemisch und dann oft über weite Länderstrecken verbreitet vorkommt. Die Krankheit beginnt plötzlich mit Frost, Hitze, Kopf- und Gliederschmerzen und heftigem Krankheitsgefühl. Nach 2—3tägigem hohen Fieber fällt dieses unter Schweiß und Ausbruch eines masern- oder scharlachähnlichen Ausschlages ab, daneben entstehen Schwellungen der Lymph- und Speicheldrüsen. Nach 6—7tägigem Verlauf verschwinden alle Erscheinungen, lassen aber eine Neigung zu Rückfällen, Schwäche und oft starke nervöse Erschöpfung zurück. Das D. verbreitet sich sehr schnell, befällt stets einen sehr großen Teil der Bevölkerung, besonders Kinder und Greise, endet aber nur selten mit dem Tod. Eine sehr bösartige Form (black fever) verläuft unter außerordentlich hoher Temperatursteigerung mit Schlafsucht, Cyanose und führt unter Herzlähmung oder Lungenödem in 24—48 Stunden zum Tode. Die Behandlung beschränkt sich auf eine Kalomeldosis bei Ausbruch der Krankheit, kalte Bäder und gegen Schlaflosigkeit Darreichung von Morphium; auch Belladonna wird sehr gerühmt. Zur vollständigen Wiederherstellung ist eine Luftveränderung oft das wirksamste Mittel. Über die Ursachen der Krankheit ist nichts Sicheres bekannt.

Denham (spr. dénnĕm), 1) Sir John, engl. Dichter, geb. 1615 in Dublin als einziger Sohn des Sir John D., Baron of the Exchequer, gest. 1669, studierte in Oxford und London die Rechte und lebte dann auf der Besitzung seines Vaters in Egham (Surrey). Seine erste Dichtung war eine Übersetzung der »Aneide«, Buch 2 (gedruckt 1656), dann folgte eine türkische Tragödie in klassischem Stil: »The Sophy«, gespielt 1642. Bald darauf ward er High Sheriff der Grafschaft Surrey und Gouverneur von Farnham Castle. Dem König Karl I. leistete er während der bürgerlichen Unruhen wesentliche Dienste. Er folgte auch Karl II. ins Exil, kehrte aber 1652 nach England zurück, wo er ein Asyl fand. Nach der Restauration ward er Oberaufseher der königlichen Gebäude. Eine unglückliche Heirat raubte ihm eine Zeitlang den Verstand. D. kultivierte die landschaftbeschreibende Poesie und ward namentlich durch sein Gedicht »Cooper's Hill« (Lond. 1642, endgültige Version 1655) der Schöpfer einer neuen Art von poetischen Naturgemälden. Seine gesammelten »Poems« erschienen in Oxford 1668 u. ö. Einen Abdruck, zusammen mit den Gedichten des E. Waller, veranstaltete Gilfillan 1857. Vgl. über ihn Armster (Halle 1884).

2) Dixon, engl. Afrikareisender, geb. 1. Jan. 1786 in London, gest. 8. Mai 1828 in Freetown (Sierra Leone), kämpfte in Spanien und den Niederlanden gegen Napoleon I. und schloß sich 1821 mit Clapperton der Expedition Oudneys nach Innerafrika an. Am 17. Febr. 1823 gelangte er nach Kuka, der Residenz des Sultans von Bornu, wo er einem Kriegszug gegen die Fulbe beiwohnte. Verwundet und gefangen, entkam er durch seine Geistesgegenwart und erreichte mit den Trümmern des Heeres Bornu. Kaum genesen, reiste er den Scharifluß aufwärts, wurde aber von den Eingebornen an weiterm Vordringen verhindert. Wieder mit Clapperton vereinigt, besuchte er Sokoto und kehrte mit ihm 1825 über Tripolis nach England zurück. 1827 wurde er zum Gouverneur von Sierra Leone ernannt, erlag aber bald nach seiner Ankunft dort dem Fieber. Er veröffentlichte mit Clapperton »Narrative of travels and discoveries in Northern and Central Africa« (Lond. 1826).

Denhardt, Klemens und Gustav, Afrikareisende, gebürtig aus Zeitz, fuhren 1878—79 mit Adolf Fischer (s. d.) den Tana aufwärts bis Massa und veranlaßten darauf die Bildung eines Tana-Komitees. 1884 erwarb Klemens D. von dem Sultan von Witu, der sich unter deutschen Schutz stellte, ein Gebiet von 60 km Küstenlänge mit allen Hoheitsrechten. Klemens D. verkaufte 1400 qkm seines Besitzes an die von Mitgliedern des Deutschen Kolonialvereins gebildete Deutsche Witu-Gesellschaft, während Gustav D. in dem übrigen Territorium Plantagenbau betrieb. Durch das Abkommen vom 1. Juli 1890 hat Deutschland das Protektorat über das Gebiet an England überlassen.

Denholme (spr. dénnŏm), Stadt im Westbezirk von Yorkshire (England), westlich von Bradford, mit (1901) 2913 Einw.

Denia, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Alicante, am Meer und an der Eisenbahn Carcagente-D., hat Reste eines Kastells und andrer Befestigungswerke, römische Altertümer, ein Theater, einen Hafen und zählt (1900) 12,431 Einw. Südlich von D. erhebt sich der Mongó (712 m), der von Arago und Biot zu ihren Meridianmessungen benutzt wurde. Den Außenhandel besorgten 1900: 149 Schiffe von 106,558 Ton. Der Wert der Ausfuhr (meist Rosinen, daneben Trauben und Mandeln) betrug 1900: 15 Mill. Pesetas. — D. wurde von den Massiliensern angelegt und nach dem dortigen Tempel der Diana von den Römern Dianium genannt. Dem Sertorius (80 v. Chr.) diente die Stadt als Zufluchtsort. 1245 wurde sie den Mauren durch Jakob I. von Aragonien entrissen.

Denier (spr. dönjē): 1) nach dem römischen Denar benannte franz. Silbermünze, anfänglich ganz fein, seit Philipp I. mit Kupfer versetzt und seit Heinrich III. nur von Kupfer, = 1/12 Sou; der Liard oder D. d'or als Rechnungsmünze = 3 D. tournois. An einigen Orten Belgiens ebensolche = 1/12 Brabanter Stüber; der D. de gros = 1/2 Stüber oder 3,645 deutsche Pfennig. Den D. tournois führten die lateinischen Fürsten auch nach dem Orient. — 2) Als Gewicht 1/3 des Gros oder der Drachme = 1274,75 mg, als Silberprobiergewicht 1/12 Mark = 24 Grains. — 3) Bei Seide Feinheitsmaß: die Zahl von Grains, die ein Echeveau wiegt, 22 neue D. = 23 Turiner Denari; bis um 1850 bestimmte man in Lyon den Titre, d. h. die Feinheitsnummer, nach dem Gewichte der Strähne von 475 m in Grains von Montpellier zu 44,9924 mg.

Denifle, Friedrich Heinrich Seuse, kathol. Theolog, geb. 16. Jan. 1844 zu Imst im Oberinntal, trat 1861 zu Graz in den Dominikanerorden, erhielt 1866 die priesterliche Weihe, war seit 1870 in Graz im dortigen Dominikanerkloster tätig und wurde 1880 als Generaldefinitor seines Ordens für Deutschland nach Rom berufen, wo er seit 1883 als Unterarchivar im Vatikan für die neue Ausgabe der Schriften des Thomas von Aquino tätig ist. Denifles Hauptschriften sind: »Die katholische Kirche und das Ziel der Menschheit« (Graz 1872); »Der Gottesfreund im Oberland und Nikolaus von Basel« (Münch. 1875); »Zu Susos ursprünglichem Briefbuch« (Graz 1875); »Das

Buch von geistlicher Armut« (Münch. 1877); »Susos Schriften, herausgegeben« (Augsb. 1878 ff.); »Taulers Bekehrung kritisch untersucht« (Straßb. 1879); »Geschichte der Universitäten im Mittelalter« (Berl. 1885, Bd. 1); »Die päpstlichen Registerbände des 13. Jahrhunderts« (das. 1886); »Chartularium universitatis Parisiensis« (mit Chatelain, Par. 1890 bis 1897, 4 Bde.); »Das geistliche Leben. Eine Blumenlese aus den deutschen Mystikern des 14. Jahrhunderts« (4. Aufl., Graz 1895); »La désolation des églises, monastères, hôpitaux en France pendant la guerre de cent ans« (Macon u. Par. 1897—99, 2 Bde.). Seit 1885 gibt er mit Ehrle das »Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters« (Berl.) heraus.

Deniliquin, Hauptort des sogen. Riverinadistrikts im britisch-austral. Staat Neusüdwales, am Edwardfluß, durch Eisenbahn mit Melbourne und Sydney verbunden, hat ein Hospital, Kloster, treibt bedeutenden Handel mit den reichen Weidedistrikten seiner Umgebung und zählt (1901) 2645 Einw.

Denims, ungebleichtes Baumwollengewebe in Cuba und den Philippinen.

Denina, Giacomo Carlo, ital. Geschichtschreiber, geb. 28. Febr. 1731, gest. 5. Dez. 1813, studierte zu Turin, wurde 1758 Professor der Rhetorik und 1770 Professor der griechischen Sprache und der italienischen Literatur daselbst, aber wegen einer der Geistlichkeit feindlichen Schrift: »Dell' impiego delle persone«, seiner Stelle entsetzt und aus der Hauptstadt verwiesen. Erst 1781 kehrte er als Studiendirektor für Geschichte und schöne Literatur nach Turin zurück und folgte 1782 einem Rufe Friedrichs d. Gr. nach Berlin, wo er in die Akademie aufgenommen wurde und 1789 den Titel eines Legationsrats erhielt. Nach der Schlacht von Marengo ernannte ihn der Verwaltungsrat von Piemont zum Bibliothekar der Universität zu Turin; bevor er aber noch das Amt angetreten, übertrug ihm Napoleon die Stelle eines Bibliothekars in Paris. Seine zahlreichen historischen Arbeiten über das alte Griechenland, über Preußen und Friedrich d. Gr., über Deutschland ꝛc., z. T. französisch geschrieben, sind jetzt von keiner Bedeutung mehr; Erwähnung verdienen die Werke »Delle revoluzioni d'Italia libri ventiquattro« (Turin 1769—70, 3 Bde.; deutsch von Volkmann, Leipz. 1771—73, 3 Bde.; in spätern Ausgaben fortgesetzt, z. B. Vened. 1800, 5 Bde.) und »Storia dell' Italia occidentale« (Tur. 1809—10, 6 Bde.). Sein Epos »La Russiade« (Berl. 1799—1800) enthält eine Verherrlichung Peters d. Gr.

Denis, männlicher Taufname, s. Deniz.

Denis, 1) Johann Nepomuk Cosmas Michael, Dichter und Bibliograph, geb. 27. Sept. 1729 in Schärding am Inn, gest. 29. Sept. 1800 in Wien, ward von Jesuiten erzogen und trat 1747 zu Wien in den Orden der Jesuiten ein. 1759 wurde er Professor der schönen Wissenschaften an dem von den Jesuiten geleiteten Theresianum zu Wien, erhielt nach der Aufhebung des Ordens die Aufsicht über die mit dem Theresianum verbundene Garellische Bibliothek und wurde 1784 zweiter, 1791 erster Kustos der kaiserlichen Hofbibliothek. D. machte das literarisch zurückgebliebene Österreich mit den neuern Bestrebungen durch seine »Sammlung kürzerer Gedichte aus den neuern Dichtern Deutschlands« (Wien 1762—76, 3 Bde.) und durch sein poetisches »Schreiben an einen Freund über Herrn Klopstocks Messiade« (Hamb. 1766) bekannt. In letzterm feierte er voller Begeisterung Klopstock, mit dem er auch in Briefwechsel stand. Um dessen Vorbild Milton kennen zu lernen, studierte er die englische Sprache; 1768—69 erschien seine Übersetzung Ossians in Hexametern. In seinen eignen Dichtungen ahmte er Klopstocks Bardenpoesie ohne Geist nach und nannte sich Sined (Anagramm von D.) den Barden. Sie erschienen u. d. T.: »Die Lieder Sineds des Barden, mit Vorbericht und Anmerkungen von Michael D.« (Wien 1772), später mit Ossian zusammen als »Ossians und Sineds Lieder« (das. 1784, 5 Bde.; neue Aufl. 1791, 6 Bde.). Seine verdienstvollen bibliographischen Arbeiten sind: »Grundriß der Bibliographie und Bücherkunde« (Wien 1774); »Grundriß der Literaturgeschichte« (das. 1776); »Einleitung in die Bücherkunde« (das. 1777, neue Aufl 1795—96); »Wiens Buchdruckergeschichte bis 1560« (das. 1782, Nachtrag 1793). Sein »Literarischer Nachlaß« ward herausgegeben von J. F. v. Retzer (Wien 1802). Vgl. v. Hofmann-Wellenhof, Michael D. (Innsbr. 1881).

2) Paul, Architekt und Ingenieur, geb. 26. Juni 1795 in Mainz, gest. 2. Sept. 1872 in Dürkheim, studierte an der polytechnischen Schule in Paris und trat 1817 in den bayrischen Staatsdienst. 1834 wurde er der bayrischen Ministerialkommission für den Bau des Main-Donaukanals als Techniker beigegeben und führte 1835 die erste Eisenbahn in Deutschland, die Nürnberg-Fürther, aus. Unter seiner Leitung entstand auch die München-Augsburger und die Taunusbahn. Seit 1842 Kreisbaurat in Speyer, leitete D. den Bau der pfälzischen Bahnlinien; 1856 wurde er Direktor der Bayrischen Ostbahn und baute bis 1866 deren Netz aus.

Denison (spr. dénnis'n), Stadt in Texas, Grafschaft Grayson, unweit des Red River, Bahnknotenpunkt, mit Baumwoll- und Getreidehandel und (1900) 11,807 Einwohnern.

Denitrierung, s. Schwefelsäure.

Denitrifikation, s. Dünger und Düngung.

Deniz (türk.), Meer.

Deniz (Denis, Diniz), portug. Form des Namens Dionysius (s. d.). Auch die französische Form lautet Denis.

Denization (engl., spr. dennisesch'n, v. lat. donatio), Verleihung der englischen Staatsangehörigkeit an einen Ausländer durch königliche Verfügung (»ex donatione regis«), ohne jedoch dadurch fähig zum Mitgliede des Geheimen Rates oder des Parlaments oder zur Aufnahme in den Zivilstaats- oder den Militärdienst u. dgl. zu werden.

Denizlü, Hauptort eines Liwa im türk. Wilajet Aidin in Kleinasien, an einer Zweiglinie der Eisenbahn Smyrna-Diner, 400 m ü. M., in fruchtbarer Gegend, mit 16,917 Einw.

Denk, Johannes, Wiedertäufer, geb. um 1495 zu Habach im Bayrischen, wurde 1523 Rektor der Sebalduskschule zu Nürnberg, 1525 als Anhänger Münzers aus der Stadt verwiesen, hielt sich in Augsburg und 1526 in Straßburg bei seinem Gesinnungsgenossen Hetzer (s. d.) auf. Auch von hier vertrieben, fand er endlich nach mannigfachen Irrfahrten in Süddeutschland und der Schweiz durch Ökolampadius Aufnahme in Basel, woselbst er im November 1527 an der Pest starb. In Streitschriften griff er die Reformatoren heftig an; mit Hetzer übersetzte er die »Propheten« ins Deutsche (Worms 1527). Vgl. Keller, Ein Apostel der Wiedertäufer (Leipz. 1882).

Denka, Negervolk, s. Dinka.

Denkart, s. Weltanschauung.

Denkbrote, s. Schaubrote.

Denken, die geistige Tätigkeit, durch welche Vorstellungsobjekte in Beziehung zueinander gesetzt werden. Von den auf unwillkürlichen psychischen Prozessen (z. B. Ideenassoziation) beruhenden Vorstellungsverbindungen unterscheidet sich die durch D. bewirkte dadurch, daß in jenem Falle die einzelnen Bestandteile auf Grund äußerer Umstände in Beziehung zueinander treten (zwei Dinge, die häufig zusammen wahrgenommen wurden, werden auch später, in der Erinnerung, meist in Verbindung miteinander vorgestellt), während für das D. die Beschaffenheit des Vorgestellten maßgebend ist, so daß die Beziehung, in welche Vorstellungsobjekte durch das D. gesetzt werden, jederzeit als in der eignen Natur der letztern begründet erscheint. Nur im uneigentlichen Sinne nennt man wohl bisweilen auch das freie Spiel der Vorstellungen, dem wir uns passiv überlassen, ein D. Das D. im eigentlichen Sinne setzt voraus, daß unter der Menge der sich jederzeit aufdrängenden Vorstellungen eine Auswahl getroffen wird und nur diejenigen festgehalten werden, die ihrem Inhalt nach mit einer gegebenen Vorstellung (dem Gegenstand unsers Nachdenkens) zusammenhängen. Unter den sämtlichen Erscheinungen des Seelenlebens ist daher das Wollen am nächsten mit dem D. verwandt, ja man kann das letztere geradezu als eine Art von Willenstätigkeit (die in diesem Falle Vorstellungen zum Gegenstande hat) betrachten. Dem entspricht auch die Tatsache, daß, wie das Wollen sich in der doppelten Form des Begehrens und Widerstrebens äußert, so auch das D. sich zwischen den Gegensätzen der Bejahung (Affirmation) und der Verneinung (Negation, s. d.) bewegt. Insofern nun die Verknüpfungen des Denkens den Inhalt des Vorgestellten betreffen, tritt alles D. von vornherein mit dem Anspruch auf objektive Gültigkeit auf. Mit jedem Denkakt oder Urteil (s. d.) ist das Bewußtsein verbunden, daß derselbe unabhängig von der augenblicklichen Verfassung des Subjekts und allen sonstigen äußern Umständen lediglich durch die Beschaffenheit der Objekte selbst bestimmt sei und also zu jeder andern Zeit und von jedem andern Subjekt ebenso vollzogen werden müßte. Freilich ist das D. nicht unfehlbar, aber die Berichtigung eines Denkaktes erfolgt immer wieder durch einen andern Denkakt; das D. kann nicht aus sich selbst heraustreten, und wenn man deshalb verlangt, daß dasselbe sich nach dem außer ihm liegenden Sein richten müsse, um gültig zu sein, so stellt man eine unerfüllbare Bedingung. Richtig ist, daß das D. sich nach dem Inhalte des Vorgestellten richten muß, der durch Anschauung (z. B. sinnliche Wahrnehmung) gegeben ist. Die Entwickelung der Denktätigkeit kann daher immer (z. B. beim Kinde) erst beginnen, nachdem die sinnliche Anschauung dem Geiste ein gewisses Material zur Verfügung gestellt hat, und fortwährend bleibt das D. an die Anschauung gebunden. Ein sogen. reines D., das, ohne daß ihm ein Stoff gegeben wäre, Erkenntnisse erzeugte, ist ein Unding. Während man hierüber allgemein einig ist, gehen jedoch die Ansichten darüber auseinander, wie weit das D. von der Anschauung abhängig ist; während der Empirismus (s. d.) annimmt, daß die sinnliche Anschauung schon alles das enthält, was in der denkenden Auffassung zum Ausdruck kommt (z. B. den Zusammenhang einer Ursache und ihrer Wirkung), behauptet der Apriorismus (s. a priori), daß die Begriffsformen im D. selbst entspringen und von ihm hinzugebracht werden (die Auffassung zweier Erscheinungen als Ursachen und Wirkung beruht, nach Kant, auf der Unterordnung derselben unter den nicht aus der sinnlichen Anschauung geschöpften Begriff der Kausalität). Dem reinen Empirismus gegenüber ist zunächst zu bemerken, daß das D. eine ihm eigentümliche, nicht von außen ihm aufgezwungene Gesetzmäßigkeit besitzt (vgl. Denkgesetze), der gemäß es Urteile, Begriffe und Schlüsse (s. diese Artikel) als eigenartige Erzeugnisse hervorbringt. Ferner geht das wissenschaftliche D. sicher insofern über die Erfahrung hinaus, als es einen durchgängigen Zusammenhang der Erfahrungstatsachen voraussetzt, von dem die sinnliche Auffassung nichts weiß. Noch weiter aber zeigt sich die selbständige Bedeutung des Denkens darin, daß es überhaupt nicht bei dem in der Erfahrung Gegebenen stehen bleibt, sondern an Stelle des sinnlichen Scheines eine nur begrifflich aufzufassende Realität setzt. Während der sinnlichen Wahrnehmung Farben, Töne, Wärme, Kälte ꝛc. als Zustände der Dinge erscheinen, sieht das (wissenschaftliche) D. in ihnen nur subjektive Wirkungen und betrachtet als objektiv-real die unwahrnehmbaren Moleküle, Atome und ihre Bewegungen, weil sich nur so ein widerspruchsfreier Zusammenhang der Tatsachen gewinnen läßt. Die wissenschaftliche Weltansicht ist also jedenfalls außer durch die Tatsachen der Erfahrung auch durch die Forderungen des Denkens bestimmt. Spekulativ (vgl. Spekulation) nennt man das letztere dann, wenn es, wie in der Metaphysik (s. d.), sich ausschließlich durch das Bedürfnis nach Einheit und Zusammenhang leiten läßt und Begriffe (Ideen) erzeugt, die (wie die »Monaden« des Leibniz, die »absolute Substanz« des Spinoza ꝛc.) sich aus der Erfahrung weder erweisen noch widerlegen lassen.

Denkendorf, Flecken im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Eßlingen, an der Kersch, hat eine Klosterkirche, treibt Fabrikation von Senf, Schokolade und Spirituosen, Obst- und Krautbau und zählt (1900) 1863 Einw. In dem ehemaligen Kloster der Chorherren vom Heiligen Grab (gegründet 1120) befand sich bis 1810 eine Klosterschule.

Denkfäden, s. Zizit.

Denkgesetze heißen in der Logik die allgemeinsten Regeln, auf die sich alle einzelnen Akte des Denkens zurückführen lassen. Da diese Akte nicht immer Wahrheiten, sondern oft auch Irrtümer zum Ergebnis haben, so hat man vielfach zwischen Naturgesetzen und Normalgesetzen des Denkens unterschieden, indem man unter den erstern die Gesetze versteht, nach denen das Denken als psychologischer Vorgang tatsächlich verläuft, unter den letztern die Vorschriften, denen gemäß das richtige Denken erfolgen muß. Doch ist ein sogen. falsches Denken überhaupt kein Denken, sondern beruht darauf, daß eine durch Ideenassoziation zu stande gekommene Vorstellungsverknüpfung (fälschlich) für eine logische gehalten wird, und daher ist jener Unterschied hinfällig. Herkömmlicherweise führt die Logik vier D. auf, das der Identität (s. d.), des Widerspruchs (s. d.), des ausgeschlossenen Dritten und des (zureichenden) Grundes (s. d.). Das erste und das zweite beziehen sich auf die Grundtätigkeiten des Denkens (Vergleichung und Unterscheidung) und besagen (in die Form von Vorschriften gebracht), daß nur übereinstimmendes als gleich, Nichtübereinstimmendes aber immer als verschieden gesetzt werden soll. Das dritte bezieht sich auf die Funktion der Bejahung und Verneinung und besagt, daß zwischen beiden eine Zwischenstufe im Denken nicht existiert (zwischen den Urteilen: A ist B, und A ist nicht B, gibt es kein Mittleres oder Drittes). Das vierte endlich bezieht sich auf die verknüpfende

Tätigkeit des Denkens, z. B. beim Schließen, und besagt, daß jeder Denkinhalt mit einem andern dergestalt in Verbindung zu bringen ist, daß er als die Folge desselben erscheint. Wenn von seiten des Empirismus (s. d.) der Einwand erhoben wird, daß der Inhalt der D. ein selbstverständlicher, tautologischer sei und ihnen somit kein Erkenntniswert zukomme, so ist dem zu entgegnen, daß sie eben als D. nicht anders als selbstverständlich sein können, und nicht sowohl unser positives Wissen bereichern als vielmehr die Formen unsers Denkens zum Bewußtsein bringen sollen.

Denklehre, soviel wie Logik.

Denklingen, Gemeinde im preuß. Regbez. Köln, Kreis Waldbröl, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Ackerbauschule und zählt (1900) 4052 Einw.

Denkmal (lat. Monumentum), ein Mal (Zeichen), welches das Andenken an gewisse Personen oder bestimmte Begebenheiten in dauernder Weise erhalten soll; also ganz allgemein jedes Erinnerungszeichen vom einfachen Erdhaufen oder Stein bis zum vollendeten Kunstwerk. Man unterscheidet Grabdenkmäler, Ehrendenkmäler und Denkmäler für Kriege, Schlachten, Friedensschlüsse oder andre denkwürdige Ereignisse. — Die bekanntesten und am weitesten verbreiteten Denkmäler sind die Grabdenkmäler, die schon in den ältesten Zeiten vorkommen (weiteres s. im Art. »Grabmal«, mit Tafel). Ehrendenkmäler für einzelne Personen, anfangs Idealstatuen, später Porträtstatuen, waren bei den alten Griechen und Römern sehr häufig. Eine besondere Gattung bildeten die Siegerstatuen, die in Olympia aufgestellt wurden. Zuletzt wurde ein arger Mißbrauch damit getrieben, und man pflegte die Porträtstatuen auf Vorrat zu arbeiten, so daß auf den typisch aufgefaßten Rumpf erst nach der Bestellung der betreffende Kopf gesetzt wurde. Im Mittelalter war diese Art von Denkmälern selten. Die Reiterstatuen Kaiser Ottos I. auf dem Marktplatze zu Magdeburg und König Konrads III. im Dom zu Bamberg sind vereinzelte Beispiele. Im Zeitalter der Renaissance kamen sie wieder in Gebrauch, zunächst aber nur für Herrscher oder Feldherren, was gleichwohl zu allgemeinem Tadel Veranlassung gab (Reiterstatue des Gattamelata zu Padua und des Colleoni zu Venedig); die Kosten wurden von den Geehrten selbst bestritten. In unsern Tagen sind die Denkmäler sehr allgemein geworden und bestehen in Inschrifttafeln, Porträtmedaillons, Büsten, sitzenden oder stehenden Porträtfiguren, Reiterstatuen oder Statuengruppen. Monumente für Ereignisse bestehen in Inschriften, Reliefs, allegorischen Gestalten, Obelisken, Säulen, Triumphbogen, Votivtempeln, Votivkirchen, oft auch in monumental behandelten Gemälden. Die Bavaria in München, die Walhalla bei Regensburg, die Befreiungshalle bei Kelheim, das Albert-Memorial in London, das Lutherdenkmal in Worms, das Hermannsdenkmal auf dem Teutoburger Walde, die Siegessäule in Berlin, die Germania auf dem Niederwalde, die Statue der Freiheit im Hafen zu New York und das Washingtondenkmal in Philadelphia sind die umfangreichsten Denkmäler der neuern Zeit. Nach dem Krieg von 1870/71 sind besonders in Deutschland und Frankreich zahlreiche Denkmäler zur Erinnerung an die Gefallenen (Krieger- oder Siegesdenkmäler) errichtet worden. Dazu gesellen sich seit 1888 die Denkmäler zu Ehren Kaiser Wilhelms I., unter denen die in Berlin, auf dem Kyffhäuser, an der Westfälischen Pforte, am Deutschen Eck zu Koblenz und auf der Hohensyburg die umfangreichsten Anlagen sind. Endlich bezeichnet man mit dem Ausdruck D. oder Monument auch jedes Werk, das ein charakteristisches Überbleibsel aus einer frühern Kulturperiode ist, spricht daher von Baudenkmälern (Monumenten der Architektur), Denkmälern der Bildnerei und Malerei und nennt auch die kleinen Überreste uralter Kultur, Waffen, Schmuckgegenstände, Hausgeräte ꝛc., die man in alten Gräbern findet, Denkmäler der vorhistorischen Zeit. Vgl. »Monumente und Standbilder Europas« (Bilderwerk in Lichtdrucken, hrsg. von Wasmuth, Berl. 1891—1901, Lief. 1—9); Maertens, Die deutschen Bildsäulendenkmale des 19. Jahrhunderts (Stuttg. 1892).

Die Bestrebungen der **Denkmalpflege,** der auf die Erhaltung und den Schutz von wissenschaftlichen und Kunstdenkmälern gerichteten Tätigkeit der Kulturvölker, beginnen um die Wende des 18. Jahrh. mit dem Wirksamwerden der Kunstwissenschaft, aber auch mit dem Erstarken des Nationalgefühls bei einzelnen Nationen. Sie hat sich neuerdings mehr und mehr zu einem eignen Berufszweig ausgebildet. Der ersten Denkmalpflege-Gesetzgebung darf sich Griechenland rühmen (1834). Besonders früh und mustergültig hat auch Frankreich seine Denkmalpflege organisiert (Einsetzung der Commission des monuments historiques, des wichtigsten Organs der dortigen Denkmalpflege 1837; Denkmalschutzgesetz 1887). In Deutschland ist die Denkmalpflege noch nicht einheitlich von Reichs wegen geregelt; die einzelnen Bundesstaaten haben ihre besondern Einrichtungen. In Preußen begann nach Voraufgang verschiedener Einzelmaßregeln die eigentliche Organisation der Denkmalpflege 1844 mit der Einsetzung eines Konservators der Kunstdenkmäler (v. Quast). Besondere Förderung hat sie dann seit 1885 durch Persius erfahren (Einsetzung von Provinzialkonservatoren, Förderung der Denkmalverzeichnung [Inventarisation], Schaffung eines Organs, die »Denkmalpflege« [seit 1899], im Anschluß an das preußische »Zentralblatt der Bauverwaltung« ꝛc.). In Österreich werden die Geschäfte der Denkmalpflege durch die k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmäler und ihre Helfer besorgt. Allenthalben in den verschiedenen Ländern stehen Geschichts-, Altertums- und ähnliche Vereine in ihrem Dienst. Über die Grundsätze der Denkmalpflege gehen die Ansichten z. T. noch auseinander. Vorherrschend ist die Anschauung, daß die Denkmalpflege sich nicht in puristischer Weise nur auf die Hinterlassenschaft bestimmter Zeiten, z. B. des Mittelalters, erstrecken soll, sondern daß in ihr Gebiet die Denkmäler aller abgegrenzten, ja überhaupt aller Kulturepochen fallen. Vgl. die Zeitschrift »Die Denkmalpflege« (hrsg. von Sarrazin u. Hoßfeld, Berl., seit 1899); Wussow, Die Erhaltung der Denkmäler in den Kulturstaaten der Gegenwart (das. 1884, 2 Bde.); Reimers, Handbuch für die Denkmalpflege (Hannov. 1899); Clemen, Die Denkmalpflege in Frankreich (Berl. 1898); v. Helfert, Denkmalpflege (Wien 1897).

Denkmälerkunde, s. Kunstwissenschaft.

Denkmalpflege, s. Denkmal.

Denkmünze, s. Medaille.

Denknotwendigkeit, s. Notwendigkeit.

Denkschrift, ein amtlicher oder in amtlicher Form gehaltener ausführlicher Bericht über eine öffentliche oder sonst wichtige Angelegenheit; auch größere Abhandlung einer gelehrten Körperschaft (Akademie ꝛc.).

Denkspruch (griech. Apophthegma, lat. Sententia), ein kurzer Satz, der eine wichtige Wahrheit

oder Lebensregel enthält und wegen seiner Kürze leicht im Gedächtnis behalten werden kann. Ein D. wird zum Wahlspruch (symbolum), wenn irgend jemand ihn als obersten Grundsatz seines Handelns hinstellt. Über die heraldischen Denksprüche (Wappensprüche) vgl. Devisen.

Denkübungen, planmäßig geordnete Unterredungen, die bezwecken, Kinder zur Bildung richtiger Begriffe und Urteile anzuleiten, waren seit v. Rochows (1734—1805) Vorgang im 18., für »Aufklärung« schwärmenden Jahrhundert sehr beliebt. Gegenüber der geistlosen, lediglich gedächtnismäßigen Art der Belehrung, wie sie früher vorherrschte, lag in ihnen ein wesentlicher Fortschritt. Auf der andern Seite legten sie die Gefahr einseitiger Verstandespflege (Altklugheit!) nahe. An Stelle der D. setzen neuere Lehrpläne »Anschauungs- und Sprechübungen, die den Schreib- und Leseunterricht vorbereiten und begleiten« (so die Falkschen Allgemeinen Bestimmungen von 1872). S. auch Anschauungsunterricht. Vgl. Zerrenner, Methodenbuch (5. Aufl., Magdeb. 1839, S. 229); Niemeyer, Grundsätze der Erziehung (neue Ausg. von Rein, Langensalza 1878, Bd. 2, S. 37 ff.); Schmidt, Anschauungsunterricht (in Kehrs »Geschichte der Methodik«, 2. Aufl., Gotha 1887—93).

Denkverse (lat. Versus memoriales), Verse, die zum leichtern Einprägen von Regeln, geschichtlichen Daten u. dgl. dienen. Sie verdanken ihren Ursprung der Beobachtung, daß Rhythmus und Reim starke Hilfen (Brücken) für das Gedächtnis sind. In der spätlateinischen, mittelalterlichen und humanistischen Pädagogik sehr beliebt, verloren sie in der neuern Zeit in dem Maß an Geltung, in welchem das Verfahren des Unterrichts sich auf tiefere psychologische Erkenntnis gründete. Bekannt sind die hier und da noch in der Grammatik gebräuchlichen Kasus- und Genusregeln, namentlich der lateinischen Sprache; ferner die logische Regel: Asserit A, negat E, sed universaliter ambo; asserit I, negat O, sed particulariter ambo; die rhetorischen: Quis, quid, ubi, per quos, quoties, cur, quomodo, quando, und: Quis, quid, cur, contra, simile et paradigmata, testes (sogen. Chrie); die Übersicht der sieben freien Künste: Gram. loquitur, Dia. vera docet, Rhe. verba colorat, Mus. canit, numerat Ar., Geo. ponderat, As. colit astra, und der Zeichen des Tierkreises: Sunt aries, taurus, gemini, cancer, leo, virgo, Libraque, scorpius, arcitenens, caper, amphora, pisces. Vgl. Cisio-Janus.

Denkwürdigkeiten, s. Memoiren.

Denkzettel, s. Dachtel.

Denmark (engl., spr. dénn-), Dänemark.

Denmark Hill, südliche Vorstadt Londons, zum Bezirk Camberwell gehörig, viel von deutschen Kaufleuten bewohnt.

Denne-Baron (spr. dän'-baróng), Pierre Jacques René, franz. Schriftsteller, geb. 6. Sept. 1780 in Paris, gest. daselbst 5. Juni 1854, widmete sich philologischen Studien, übersetzte in Versen den Properz ꝛc. und hinterließ auch eine Reihe eigner Gedichte, wie: »Héro et Léandre«, nach Musäos (1806), »La nymphe Pyrène« (1823), die Idyllensammlung »Fleurs poétiques« (1825) u. a. D. war ein eleganter und graziöser Dichter, doch fehlte es ihm an Charakterfestigkeit und Konsequenz, besonders aber an Fleiß und Ausdauer; darum sind seine eignen Schöpfungen nur weiche lyrische Ergüsse eines Träumers, seine Übersetzungen oft flüchtig und ungenau. Er war ein Hauptmitarbeiter am »Dictionnaire de la conversation«.

Denner, 1) Johann Christoph, Erfinder der Klarinette, geb. 13. Aug. 1655 in Leipzig, gest. 20. April 1707 in Nürnberg, war Sohn eines Horndrechslers, der bald nach Nürnberg übersiedelte, und erwarb sich eine große Geschicklichkeit in der Anfertigung von Holzblasinstrumenten. Versuche, die Konstruktion des alten französischen Chalumeau zu verbessern, führten ihn gegen 1690 zur Erfindung der Klarinette (s. d.), die sich bald zur Rolle eines Hauptinstruments aller Orchester aufschwang. Die von ihm begründete Instrumentenfabrik wurde von seinen Söhnen weitergeführt und gelangte zu großer Blüte.

2) Balthasar, Maler, geb. 15. Nov. 1685 in Altona, gest. 14. April 1749 in Rostock, machte sich auf eigne Hand mit der Ölmalerei so schnell vertraut, daß er schon im Alter von 14 Jahren Porträte lieferte. Doch mußte er auf Verlangen seiner Eltern von 1701—1707 die Kaufmannschaft erlernen. Im letztern Jahr kam er nach Berlin, wo er sich auf der Akademie von neuem der Malerei widmete. Bald gewann er als Porträtmaler solchen Ruf, daß er an mehrere Höfe eingeladen wurde. Für den Kopf einer alten Frau, den er 1721 in London malte, erhielt er von Kaiser Karl IV., dem er dieses Bild übersandte, 4700 Kaisergulden. Für denselben Kaiser malte D. 1725 als Gegenstück den Kopf eines Greises, beide jetzt im Hofmuseum zu Wien. D. wanderte von einem Hof zum andern; in Mecklenburg, München, Köln, Hamburg, Kopenhagen, Wolfenbüttel, Schleswig ꝛc. fertigte er zahlreiche Bildnisse vornehmer Herren. Auf einer solchen Reise starb er auch. Denners Ruhm gründet sich hauptsächlich auf seine Bildnisse alter Leute, die er mit unsäglicher Genauigkeit und mit den feinsten Pinselstrichen durchführte, so daß jedes Härchen und Schweißpörchen, jede Vertiefung und Falte im Gesicht erscheinen. Die Mehrzahl seiner Werke, von denen sich viele in den Galerien zu Hamburg, Schwerin und Dresden befinden, macht jedoch durch den Mangel an geistigem Ausdruck, die glatte Malweise und die peinliche Detaillierung einen leblosen, wachsfigurenartigen Eindruck.

Dennery, franz. Schriftsteller, s. Ennery.

Dennewitz, Dorf im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Jüterbog-Luckenwalde, mit 320 Einw., bekannt durch die Schlacht am 6. Sept. 1813. Um über Baruth einen neuen Angriff auf Berlin zu versuchen, brach Ney auf Napoleons Befehl 4. Sept. von Wittenberg in der Richtung nach D. und Jüterbog auf. Er hatte die Korps Bertrand, Reynier und Oudinot, 58,000 Mann, unter sich. Schon bei Zahna stieß 5. Sept. das Korps Oudinot auf die Vorhut des Generals Tauentzien, warf sie zurück, aber Tauentzien wich nur unter fortwährenden Gefechten gegen Jüterbog aus und erhielt dort die Zusage der Unterstützung von Bülow. Dieser bereitete für den Morgen des 6. Sept. den Angriff vor und setzte den Oberbefehlshaber der Nordarmee, den schwedischen Kronprinzen Bernadotte, davon in Kenntnis. Dieser griff aber erst nach einer Aufstellung bei Eckmannsdorf in den Kampf ein, als Bülows Sieg entschieden war. Tauentzien, im Begriff zum Abmarsch, um sich mit Bülow zu vereinigen, stieß auf das Korps Bertrand, begann 9 Uhr die Schlacht gegen einen fast doppelt so starken Feind, und erst als er nach vierstündigem Kampfe mit der Reiterei den Feind auf Rohrbeck zurückwarf, griff Bülow am Nachmittag ein. Eben war die Nachricht vom Sieg an der Katzbach eingetroffen; der Angriff auf das Dorf D. begann 1 Uhr, um 4 Uhr war es genommen, die Franzosen waren über den sumpfigen

Bach Aa zurückgedrängt. Um das Dorf Gölsdorf und den Windmühlenberg kämpften stundenlang zwei Brigaden gegen die Sachsen unter Reynier, nahmen endlich Dorf und Anhöhe, schienen aber nach verzweifeltem Kampf der Übermacht erliegen zu müssen. Noch zur rechten Stunde, gegen 4 Uhr, erschien auf Bülows dringendes Gesuch Borstells Brigade und verdrängte den Feind wieder, der immer noch in der Überzahl war. Ney hatte den Überblick über das Ganze verloren, er schickte Oudinot dem von Tauentzien bei Rohrbeck bedrängten Bertrand zu Hilfe, dieser fand aber bei der Ankunft die Franzosen schon in wilder Flucht und wurde selbst mit hineingerissen. Die Preußen nahmen endgültig Gölsdorf, der Sieg war entschieden. An der Verfolgung beteiligten sich auch russische und schwedische Truppen, die Bernadotte entsandt hatte, aber die Erschöpfung der Truppen zwang Bülow, 7 Uhr jenseit Ochna Halt zu machen. Die Verluste der Preußen betrugen an Toten und Verwundeten 9000 Mann; die der Franzosen 24,000 Mann, 4 Fahnen, 53 Geschütze und 400 Munitionswagen. General Bülow wurde im Frühjahr 1814 in den Grafenstand erhoben und erhielt den Ehrennamen Bülow von D. Auf der Walstatt steht ein eisernes Denkmal.

Dennewitz, Graf Bülow von, s. Bülow 1).

Denning, William Frederick, Astronom, geb. 25. Nov. 1848 in Braysdown (Somerset), wohnt in Bristol und hat wichtige Untersuchungen und Beobachtungen über Sternschnuppen geliefert und mehrere Kometen entdeckt, darunter zwei kurzperiodische 1881V (8,9 Jahre) und 1894 I (7,4 Jahre Umlaufszeit). Er veröffentlichte: »Telescope work for starlight evenings« (Lond. 1891); »General Catalogue of the radiant points of shooting stars« (das. 1899).

Dennis, John, engl. Dramatiker und Kritiker, geb. 1657 in London, gest. 6. Jan. 1734, studierte in Harrow und Cambridge, machte Reisen und widmete sich der Literatur, besonders der dramatischen, wenn auch ohne besondern Erfolg. Besser sind seine Theaterkritiken, darunter »Three letters on the genius and writings of Shakespeare« (1711). Eine Kontroverse mit Addison war die Veranlassung, daß ihn Addison, Pope und Swift angriffen. Seinen herabgekommenen Vermögensverhältnissen half der Herzog von Marlborough durch eine Stelle auf; in seinen alten Tagen erhielt D. auch von der Direktion des Haymarket-Theaters ein Benefiz, für das sein früherer Gegner Pope den Prolog schrieb, nicht ohne ihn nochmals anzugreifen. Seine »Miscellanies in prose and verse« sammelte er 1693, seine »Works« 1702, »Select works« 1718.

Denobilitieren (neulat.), entadeln, des Adels entkleiden; Denobilitation, Entziehung des Adels. Verlust des Adels wegen Verurteilung zu entehrenden Strafen kennt das deutsche Strafgesetzbuch nicht, in Österreich ist jedoch durch § 27 lit. a des Gesetzes vom 15. Nov. 1867 mit der Verurteilung zu schwerem Kerker der Verlust des Adels verbunden.

Denominandi jus (lat.), soviel wie Präsentationsrecht bei Besetzung von Ämtern.

Denomination (lat.), Benennung, Ernennung, Namhaftmachung; auch die uneigentliche Benennung einer Person oder Sache (Art Metonymie), wenn dieselbe, statt mit ihrem eignen Namen, nach einem andern Gegenstand, der mit ihr in Beziehung steht, benannt wird, z. B. »Bacchus« statt Wein, der »Korse« statt Napoleon ꝛc. — In der nordamerikanischen Union soviel wie Konfession, Sekte.

Denominativum (lat.), ein von einem Nomen (s. d.) abgeleitetes Wort (vgl. Derivatum).

Denominator (lat.), der Nenner eines Bruches (s. Bruch, S. 471).

Denominieren (lat.), ernennen.

Denon (spr. dönóng), Dominique Vivant, franz. Maler und Kunstgelehrter, geb. 4. Jan. 1747 in Givry bei Châlon-sur-Saône, gest. 27. April 1825 in Paris, sollte die Rechte studieren, bildete sich aber zum gewandten Weltmann aus und war in kurzer Zeit der Liebling der vornehmen Gesellschaft in Paris. Dies bahnte ihm den Weg zu Ludwig XV., der ihm die Aufsicht über eine Sammlung antiker Steine übergab. Nach Ludwigs Tode wurde er Gesandter bei der schweizerischen Eidgenossenschaft und benutzte seine Muße zu häufigen Besuchen in Ferney; aus dieser Zeit stammen mehrere von ihm gemalte Bildnisse Voltaires und das Bild: le déjeûner de Ferney. Dann begleitete er den Grafen von Clermont d'Amboise, französischen Gesandten, nach Neapel, wo er 7 Jahre blieb. Hier beschloß er, sich dem Studium der Kunst ganz zu widmen, insbes. der Kupferstecherkunst. Bis zur französischen Revolution hielt er sich in Italien und in der Schweiz auf. Später kehrte er nach Paris zurück und widmete sich während der Revolution ausschließlich künstlerischer Tätigkeit, bis er sich mit Genehmigung Bonapartes der Expedition nach Ägypten anschließen durfte, wo er die Gegenden, Baudenkmäler, Kriegsszenen und Schlachtenpläne zeichnete. Nach Frankreich zurückgekehrt, schrieb er die »Voyage dans la Basse et la Haute Égypte« (Par. 1802, 2 Bde., mit Atlas). Später ernannte ihn Napoleon I. zum Generaldirektor der Museen. Als solcher hatte D. alle Kunstunternehmungen zu leiten, durch die Napoleons Wirken verherrlicht werden sollte; so wurde namentlich die Vendômesäule unter ihm errichtet. Noch wichtiger war der Anteil, den D. an Napoleons Kunstraubereien in Europa hatte. D. besorgte in den okkupierten Sammlungen die Auswahl dessen, was nach Paris wandern sollte. Daher ward er nach dem Einzug der Verbündeten in Paris einige Zeit in Haft gehalten. Die Bourbonen ließen ihn anfangs in seinen Ämtern, entsetzten ihn aber nach den Hundert Tagen, weil er dem zurückkehrenden Kaiser zugeeilt war. Er zog sich dann vom öffentlichen Leben zurück. Vgl. La Fizelière, L'œuvre originale de Vivant D. (Par. 1872—73, 317 Blätter).

Dénouement (franz., spr. -numāng), Entwickelung, Lösung eines Knotens, namentlich im Drama.

De novo (lat.), von neuem.

Dens (lat.), der Zahn; auch zahnartiger Fortsatz an Knochen.

Densimeter (lat.), s. Aräometer.

Densität (lat.), Dichtigkeit.

Denstone (spr. dénnstōn), s. Rocester.

Densusianu, Nikolaus, rumän. Historiker, geb. 18. April 1846 zu Densus in Siebenbürgen, studierte die Rechte in Hermannstadt und ließ sich als Rechtsanwalt in Kronstadt nieder. 1877 nach Bukarest übergesiedelt, widmete er sich vornehmlich historischen Studien. Als die orientalische Frage von neuem auf die Tagesordnung kam, schrieb er (in französischer Sprache): »L'élement latin en Orient. Les Roumains du Sud. Macédonie, Thessalie, Épire, Thrace, Albanie« (Bukar. 1877), worin er die Rechte der »Makedo-Rumänen« auf Provinzial-Selbstverwaltung, auf Errichtung eines rumänischen Episkopats und Einführung der nationalen Sprache im Gottesdienst (diese mit Erfolg) aus historischen Gründen

verteidigte. 1878 von der rumänischen akademischen Gesellschaft mit einer Erforschung der ungarischen und siebenbürgischen Staatsarchive betraut (vgl. darüber seinen Bericht »Cercetări istorice in archivele şi bibliotecele Ungariei şi Transilvaniei«, Bukar. 1880), entdeckte D. unter anderm auch das rumänische Manifest, das die Bedingungen enthält, unter denen das griechisch-katholische Erzbistum in Siebenbürgen 7. Okt. 1698 mit Rom die kirchliche Union einging. Für eine von ihm geplante Geschichte des gesamten Rumänentums in Osteuropa (der die Urgeschichte behandelnde 1. Band erschien erst 1903) unternahm er 1884 eine Forschungsreise durch Kroatien, Dalmatien, Istrien, Italien und Sizilien. Im Auftrage der rumänischen Akademie gab er die »Documente privitôre la istoria Românilor« aus der Zeit zwischen 1199 und 1575 (Bukar. 1887—97, 6 Bde.), eine Zusammenstellung der ältesten ausländischen Urkunden und Aktenstücke zur rumänischen Geschichte, heraus. 1901 begründete er in Bukarest die Rumänische historische Gesellschaft, deren Vizepräsident er gegenwärtig ist; zugleich leitet er die Bibliothek des Großen Generalstabs und bearbeitete die Abteilung »Rumänien« in den Jastrow-Bernerschen »Jahresberichten der Geschichtswissenschaft« (Berl. 1881, 1889 bis 1896). D. ist einer der fruchtbarsten Vertreter der siebenbürgisch-rumänischen Gelehrtenschule. Von seinen Werken sind noch hervorzuheben: »Revoluţiunea lui Horia in Transilvania şi Ungaria, 1784—1785, seriră pe basa documentelor oficiale« (Bukar. 1884), prämiiert von der rumänischen Akademie; »Monumente pentru istoria Ţerei Făgăraşului« (das. 1885); »Note critice ascepra scrierii d-lui A. D. Xenopol ‚Teoria lui Roesler'« (das. 1885); »Independenţia bisericéscă a Mitropoliei române de Alba Julia« (Braşiovŭ 1892); »Cestionariu despre tradiţiunile istorice si anticitaţile ţerilor locuite de Români« (Bukar. 1893 u. 1895, 2 Tle.); »Originea şi importanţa istorică a cavaleriei române. Calaraşi si Roşiori« (das. 1901).

Dent (franz., spr. dāng, »Zahn«), Bezeichnung für die schroffen, zackenförmigen Gipfel der Felsgebirge. Synonym mit D. sind die Bezeichnungen Pik, Aiguille, Horn, Kogel u. a. Beispiele sind die D. Blanche (4364 m) und D. d'Hérens (4180 m) in den Penninischen Alpen, D. du Midi (3285 m, s. Midi) in den Savoyischen und D. de Morcles (2974 m) in den Berner Alpen, D. d'Oche (2431 m) in dem Gebirge von Chablais u. a.

Dentāle (lat.), Zahnlaute, s. Lautlehre.

Dentalienbänke, an Dentalien (Zahnschnecken) reiche Schichten im Muschelkalk, s. Triasformation.

Dentalientone, Dentalien führende Schichten des braunen Jura, s. Juraformation.

Dentalina, s. Rhizopoden.

Dentālium (Elefantenzahn), s. Zahnschnecke.

Dentātus, s. Curius Dentatus.

Dente, Marco, da Ravenna, ital. Kupferstecher, geb. um 1490, war ein Schüler oder Nachahmer Marcantonios und stach nach diesem, nach Giulio Romano u. a. etwa 70 Blätter, die durch eine sorgfältige Technik hervorragend sind, aber in der Reinheit der Zeichnung hinter seinem Vorbild zurückbleiben. Er soll 1527 bei der Einnahme Roms ums Leben gekommen sein.

Dentelierte Arbeit (Dentelure, franz.), ausgezackte Arbeit, Spitzen, Kanten ꝛc.

Dentelles (franz., spr. dangtäl', »Zähnchen«), soviel wie Spitzen.

Dentes (lat.), die Zähne.

Denticēte (Zahnwale), eine Gruppe der Wale (s. d.).

Dentīn (Zahnbein), s. Zähne.

Dentirostres, soviel wie Zahnschnäbler.

Dentist (lat.), Zahntechniker, s. Zahnarzneikunde.

Dentition (lat.), Zahndurchbruch, das Zahnen der Kinder. Vgl. Zähne und Zahnen der Kinder.

Denton (spr. dennt'n), Fabrikstadt in Lancashire (England), 7 km nordöstlich von Stockport, hat Hutfabrikation, Kohlengruben u. zählt (1901) 14,934 Einw.

D'Entrecasteaux-Inseln (spr. dangtr'kastō), brit. Inselgruppe an der Südostspitze von Neuguinea, von diesem durch die 15 km breite Goschenstraße geschieden, besteht aus den gebirgigen (über 2000 m) Inseln Goodenough (880 qkm), Fergusson (1320 qkm), Welle (55 qkm) und Normanby (880 qkm) nebst einigen kleinern (Goulvain, Harris, Sunday) 3140 qkm groß und ist von Papua, die fleißig Ackerbau treiben, aber auch Kannibalen sind, dicht bevölkert. Man hat Zinn und im Sande der Bäche von Normanby Gold gefunden; Fergusson und Goulvain haben erloschene Vulkane und heiße Quellen. Die Gruppe, bereits 1792 von D'Entrecasteaux entdeckt, wurde erst 1873 von Moresby aufgenommen und von Finsch (1884) und Thomson erforscht. S. Karte bei »Bismarck-Archipel«.

Denture (franz., spr. dangtür'), Zahnwerk, Gebiß.

Denudation (lat., Entblößung), die Freilegung ehemals überdeckter Gesteinsmassen, oder allgemein die auf ausgedehnten Flächen erfolgte Abtragung von Gesteinsmaterial. An der D. beteiligen sich die verschiedenartigsten gesteinzerstörenden und -wegführenden Kräfte; ihr verdanken die Gebirge ihre jetzige Oberflächengestaltung. Je nachdem außer der Schwerkraft vorwiegend das Wasser, das Eis oder der Wind die D. in gewissen Landstrichen herbeiführte, unterscheidet man Regionen der fluviatilen, glazialen und äolischen D. Die fluviatile und glaziale D. äußert sich besonders in den gebirgigen, die äolische D. (Deflation) in den ebenen Landstrichen (vgl. Erosion, Abrasion, Wüste, Flugsand). — Die Entblößung der Erdoberfläche durch Fortschaffung (Ablation) der von den Atmosphärilien gelieferten Verwitterungsprodukte geht nicht überall in gleichem Maße vor sich, da es, wenn die Gesteinslockerung, die Verwitterung, rasch vorschreitet, doch zuweilen an den Kräften fehlt, die das gelockerte Material beseitigen, und umgekehrt. Nach der Intensität der D. nehmen die Hochgebirge, soweit sie über die Grenze des Baumwuchses emporragen, den ersten Platz ein. In den Mittelgebirgen ist der Betrag schon geringer und am geringsten in den Ebenen. Allenthalben aber strebt die D. unablässig dem Endziel zu, alles Land so weit zu erniedrigen und einzuebnen, bis es nur noch wenig über das Meer oder den Spiegel der Ströme emporragt und die Transportkräfte auf ihr geringstes Maß reduziert sind. Dies ist erreicht, sobald die Gebirge in Flachländer verwandelt sind. Die so entstandene Oberfläche, das untere Denudationsniveau, wird somit durch die tiefsten Punkte, die das fließende Wasser einnimmt, bezeichnet, dagegen das obere Denudationsniveau durch die höchsten Erhebungen. Vgl. A. Penck, Über D. der Erdoberfläche (in den »Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse«, Wien [1887].

Denudieren (lat.), entblößen.

Denunziation (Denunciatio), Meldung, Angabe, Anzeige; im Strafprozeß die aus eignem Antrieb des Anzeigeerstatters (Denunzianten) von diesem bewirkte Benachrichtigung der Behörde von dem Vor-

haben oder von der Verübung einer Straftat. Die D. ist eine öffentliche oder eine private, je nachdem sie von einem dazu verpflichteten Beamten oder von einer Privatperson ausgeht, und zwar ist jedermann berechtigt, dem Gericht Anzeige von einem beabsichtigten oder begangenen Verbrechen zu machen, verpflichtet nur dann, wenn dies im Gesetz ausdrücklich bestimmt ist (s. Anzeige). Eine allgemeine Denunziationspflicht besteht nicht. Erscheint die D. begründet, so wird daraufhin das Strafverfahren eingeleitet (vgl. Reichsstrafprozeßordnung, § 158). Anonyme Denunziationen verpflichten zunächst nur zu solchen den Grund oder Ungrund der Anzeige aufklärenden Nachforschungen, die für die Ehre der beschuldigten Person ohne Nachteil sind. Wissentlich falsche Anzeigen werden nach § 164 des Reichsstrafgesetzbuches mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft. Gleiche Bestimmungen gelten für Österreich. Im gewöhnlichen Leben verbindet man übrigens mit dem Worte D. nicht selten den Begriff des Gehässigen und Heimtückischen.

Denunzieren (lat.), ankündigen; jetzt nur noch in üblem Sinn: anzeigen, angeben.

Denver (spr. dénnwĕr), Hauptstadt des nordamerikan. Staates Colorado und der Grafschaft Arapahoe, an der Mündung des Cherry Creek in den South Platte River, 20 km vom Fuß des Felsengebirges, 1605 m ü. M., Bahnknotenpunkt von neun Linien, hat breite, schattige, elektrisch beleuchtete Straßen mit Trambahnen nach allen Richtungen, ein stattliches Kapitol, Gerichtshaus, Rathaus, Zoll- und Postamt, 70 Kirchen, Universität mit 114 Professoren und 878 Studierenden, 3 Colleges und andre höhere Schulen, Museum, Opernhaus, 4 Theater und zählt (1900) 133,859 Einw., worunter 25,464 im Ausland (5373 in Deutschland) Geborne. Die Industrie (1900 mit 1474 Betrieben, 10,926 Arbeitern und für 41,4 Mill. Doll. Erzeugnissen) hat einen hohen Aufschwung genommen, vor allem in Maschinen und Gießerei (45 Betriebe), Eisenbahnwagenbau, Müllerei, Brauerei, Buchdruck. Der Wert des in den großen Schmelzhütten im Norden der Stadt gewonnenen Metalls betrug 1891: 24,5 Mill. Doll. D. ist Sitz zahlreicher Land-, Bewässerungs-, Vieh-, Bergbau- und Hüttengesellschaften für einen großen Teil des Westens. Die Stadt, erst 1858 gegründet, hatte 1880 bereits 35,360 Einw. und wurde mit dem stolzen Titel »Queen City of the Plains« belegt; 1900 betrug ihr steuerpflichtiges Einkommen 144 Mill., die städtische Schuld 1,748,000 Doll.

Denzel, Bernhard Gottlieb, Pädagog, geb. 29. Dez. 1773 in Stuttgart, gest. 13. Aug. 1838 in Eßlingen, studierte in Tübingen Theologie, war seit 1802 Pfarrer in Schaffhausen und kehrte 1806 als Pfarrer zu Pleidelsheim nach Württemberg zurück. Seit 1811 gewann er als Inspektor des neuerrichteten Schullehrerseminars und Diakonus in Eßlingen hohen pädagogischen Ruf, so daß ihm die nassauische Regierung 1817 den Auftrag erteilte, das dortige Schulwesen neu zu organisieren. Bald darauf kehrte er als Seminardirektor nach Eßlingen zurück und wurde 1832 zum Prälaten erhoben. D. hat wesentlich zur Ausbreitung der Pestalozzischen Ideen in Süddeutschland beigetragen. Er schrieb unter anderm: »Einleitung in die Erziehungs- und Unterrichtslehre für Volksschullehrer« (2. u. 3. Aufl., Stuttg. 1825—39, 4 Bde.); vgl. »Denzels Entwurf des Anschauungsunterrichts, praktisch ausgeführt von Wrage« (Altona 1837—40, 2 Tle.; oft aufgelegt).

Denzinger, Franz Joseph, Architekt, geb. 24. Febr. 1821 in Lüttich, gest. 14. Febr. 1894 in Nürnberg, verließ mit seinem Vater, der Professor an der Lütticher Universität war, 1830 Belgien und studierte später auf der polytechnischen Schule und der Akademie zu München. Er erhielt 1854 eine Anstellung als Zivilbauingenieur bei der Regierung zu Regensburg und wurde 1859 Dombaumeister daselbst, wo er den Ausbau des Domes in glänzender Weise zum Abschluß brachte. Die beiden Türme wurden 1869 vollendet, das Querschiff 1872. Er wurde auch mit der Wiederherstellung und dem Ausbau des 1867 durch Brand zerstörten Domes und des Pfarrturms zu Frankfurt a. M. beauftragt und löste auch diese Aufgabe in befriedigendster Weise. Andre von ihm ausgeführte Bauwerke sind: das Badegebäude der Saline zu Kissingen, das chemische Laboratorium der Universität Erlangen, das städtische Archivgebäude zu Frankfurt a. M. und die Dreikönigskirche daselbst.

Denzlingen (Langendenzlingen), Dorf im bad. Kreis Freiburg, Amt Emmendingen, an der Glotter, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Mannheim–Konstanz und D.–Waldkirch, hat eine evang. Kirche, treibt Weinbau, Zigarrenfabrikation und zählt (1900) 1638 Einw.

Deo, ein Name der Demeter (s. d.).

Deo annuénte (D. favente, D. juvante, lat.), mit Gottes Segen oder Hilfe.

Deoband, Stadt im Distrikt Saharanpur der britisch-ind. Nordwestprovinzen, an der Bahn Dehli-Lahore, mit 42 Moscheen, mehreren Hindutempeln und (1901) 19,250 Einw. (8049 Hindu, 10,871 Mohammedaner), die Getreide, Zucker und Öl ausführen. In der Nähe vielbesuchte Heiligtümer der Hindu.

Deodánd (v. lat. Deo dandum, »Gott zu geben«), im Mittelalter ein Gut, das wegen eines verursachten Schadens, z. B. Tötung oder Verletzung eines Menschen, verwirkt war und dem Beschädigten oder dessen Erben oder dem Staat anheimfiel oder zu einem wohltätigen Zweck verwendet werden mußte (daher der Name). Das D. ist aus dem mosaischen besonders in das englische Recht übergegangen, wo es sich in frühern Zeiten auch auf die Hinterlassenschaft der Selbstmörder bezog, die dem Staat verfiel.

Deodarazeder (Himalajazeder), s. Cedrus.

Deo favénte (lat.), s. Deo annuente.

Deo gratias (lat.), Gott sei Dank.

Déols (spr. deōl), Flecken im franz. Depart. Indre, Arrond. Châteauroux, 1 km nördlich von dieser Stadt, an der Indre, mit einer Kirche aus dem 14. Jahrh., altem Stadttor, Resten einer berühmten Abtei (insbes. schönem Turm) und (1901) 2400 Einw. — D. war schon zur Römerzeit eine Stadt namens Dolum. 468 siegten hier die Westgoten über die Gallier. Später war D. Sitz eines Fürstenhauses, das im 10. Jahrh. hier die Abtei gründete und die Residenz dann nach Châteauroux verlegte. Im Mittelalter hieß D. auch Bourg Dieu.

Deonerieren (lat.), entlasten; Deoneration, [Entlastung.

Deontologie (griech.), Pflichtenlehre; bei J. Bentham (s. d.) Bezeichnung der Ethik od. Moralphilosophie.

Deoprajag, Dorf im Distrikt Garhwal der britisch-ind. Nordwestprovinzen, am Zusammenfluß der Alakananda und Bhagirathi zum Ganges, ist bewohnt von Brahmanen, einer der fünf heiligsten Wallfahrtsorte der Hindu, mit zwei großen, in den Fels gehauenen Wasserbecken für die Waschungen der Pilger versehen und berühmt wegen des angeblich 10,000 Jahre alten Tempels des Rama Tschandra, der aus mäch-

tigen, ohne Mörtel zusammengefügten Steinen auf einer 1,8 m hohen, 9 m langen und 6 m breiten Terrasse, eine unregelmäßige, von einer weißen Kuppel mit goldener Kugel und Spitze gekrönte Pyramide bildet. In der Tempelhalle ein 2 m hohes Steinbild des Rama Tschandra, davor die knieende Figur der Garuda aus Erz.

Deosai (»Götterebene«), vegetationslose, von zahllosen Murmeltieren bewohnte, 3660—4000 m hohe Ebene an der Südgrenze von Baltistan in Kaschmir, rings umgeben von Hochgebirgen, deren Gletscherabflüsse sich zum Schigar vereinigen, der an der Südostseite zum Dras abfließt. In das wellige, mit runden Granitblöcken besäte Tal (wahrscheinlich ein altes Seebecken) führen hohe Pässe (4200 m, 4757 m) zur großen Handelsstraße Skardo-Srinagar.

Deothyma, Pseudonym, s. Luszczewska.

Depa (Dipoh), in Benkulen auf Sumatra der englische Fathom, = 2 Hehlo zu 2 Esto; in Pulo Pinang das Quadrat-Yard.

Depaktion (lat.), Vergleich.

Departement (franz., spr. -t'mäng), Verteilung, Geschäftskreis, Verwaltungszweig, z. B. das D. der auswärtigen Angelegenheiten, das Finanzdepartement ꝛc.; auch Bezeichnung eines Landesteiles. In Frankreich wurde 1789 die historische Landeseinteilung in Provinzen abgeschafft und nach dem Antrag von Sieyès eine neue, zu 83 Departements, mit ihren Unterabteilungen, Arrondissements, eingeführt. Die Departements wurden ziemlich gleichmäßig nach dem Flächeninhalte, der Bevölkerung und der Steuerleistung gebildet und nach Flüssen, Gebirgen, Küsten benannt. Durch die allmählichen Vergrößerungen des Reiches vermehrten sie sich auf 140, wurden aber nach der Restauration wieder auf 86 herabgesetzt. Gegenwärtig sind es mit dem Territorium von Belfort, das als D. Oberrhein bezeichnet wird, 87. In den Reichslanden Elsaß-Lothringen erhielten 1871 die Departements die Bezeichnung Bezirke, die Arrondissements wurden Kreise genannt. — Auch mehrere Staaten Südamerikas, wie Kolumbien, Peru, Bolivia und Uruguay, werden in Departements eingeteilt.

Departemental-Kommission (Commission départementale), in Frankreich ein Ausschuß von 4—7 Mitgliedern, den der Generalrat (s. d.) jährlich am Ende der Augusttagung wählt. Es soll möglichst jedes Arrondissement (Kreis) in der D. vertreten sein. Vorsitzender ist das älteste Mitglied. Die D. hat vor allem den Generalrat, während er nicht versammelt ist, zu vertreten. [Verteilung.

Departieren (lat.), verteilen; Departition,

Depaszieren (lat.), abweiden, abfressen.

Depauperieren (lat.), verarmen, arm machen; Depauperation, Verarmung.

Depazea *Fr.*, Pilzgattung der Pyrenomyzeten, zahlreiche, meist nach den Nährpflanzen unterschiedene und benannte Arten, leben parasitisch auf Blättern höherer Pflanzen und rufen verschieden gestaltete und gefärbte Flecke hervor. Vgl. Blattflecke. [des.

Depekoration (neulat.), Abnahme des Viehstan-

Depekulation (lat.), Kassendiebstahl; depekulieren, eine öffentliche Kasse bestehlen. S. Pekulat.

Dependénz (lat.), Abhängigkeit, Zubehör; Dependenzen (Dependenzien), soviel wie Pertinenzien; dependieren, von einem abhängen, einem unterworfen sein; dependént, abhängig.

Depennieren (ital.), in der Kaufmannssprache etwas ins Buch Eingetragene, z. B. eine Rechnung, durch Ausstreichen als nicht mehr geltend bezeichnen.

Depense (franz., spr. -pängß'), Ausgabe, Aufwand; depensieren, Aufwand machen.

Deperditen (lat.), Einbuße.

Deperdition, s. Polarisation, galvanische.

Depere, Stadt in Wisconsin, Grafschaft Brown, am Foxfluß, mit großer Brücke, Eisenbahn- und Dampferverbindung nach Chicago und Buffalo, Mahl- und Sägemühlen, Gießereien und (1900) 4038 Einw.

Depeschen (franz. dépêches, v. ital. dispaccio), ursprünglich: amtliche Schreiben, die zwischen dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und den ihm unterstellten diplomatischen Agenten gewechselt werden; sie sind eigentlich von der einen Seite die fortlaufenden Ergänzungen der Instruktionen und von der andern Berichte. Den Namen haben die D. von der Notwendigkeit ihrer schleunigen Besorgung. Im weitern Sinn versteht man unter D. überhaupt Zufertigungen von Wichtigkeit, die durch Kuriere oder sonst auf schleunigem Weg befördert werden. Geheime Mitteilungen werden vielfach in Geheimschrift (s. d.) depeschiert (chiffrierte D.). Mit Rücksicht auf die schnelle Beförderung hat man den Namen der D. schlechtweg auf die Telegramme (Drahtnachrichten) übertragen (telegraphische D.); daher depeschieren, eilig befördern, absenden (besonders Telegramme). Telegraphische D. werden bis zur Eröffnung durch den Empfänger sowohl durch die Telegraphenordnungen als auch durch das Strafgesetzbuch geschützt. Verletzung des Depeschengeheimnisses, s. Amtsverbrechen, S. 465, und Briefgeheimnis.

Depeschenschlüssel (Telegraphenschlüssel), s. Geheimschrift.

Dephlegmieren (lat.-griech.), bei den alten Chemikern die Abscheidung des Wassers aus einer sauren oder spirituösen Flüssigkeit, also soviel wie konzentrieren; Dephlegmation, s. Destillation, S. 680.

Dephlogistisch (grch.), unentzündlich, unbrennbar.

Dephlogistisieren (griech.), nach der Stahlschen Theorie einen Körper seines Phlogistons (s. d.) berauben, d. h. ihn oxydieren, verbrennen. Dephlogistisierte Salzsäure, soviel wie Chlor.

Depilieren (lat.), enthaaren, einen rupfen, ihm das Seinige nehmen; Depilation, Enthaarung; Depilatorium, Enthaarungsmittel, s. Haare.

Deplacement (franz., spr. -plaß'mäng, Wasserverdrängung), die von einem freischwimmenden Schiffe verdrängte Wassermenge, also sein Gesamtgewicht, dient bei Kriegsschiffen zur Bestimmung der Schiffsgröße und setzt sich zusammen aus dem sogen. toten Gewicht des Schiffskörpers und der nützlichen Zuladung oder Nutzladung, die auf Kriegsschiffen aus den Geschützen, der Panzerung u. der Besatzung besteht. Das D. ist nur ein Maß für den Schiffbauer, nicht aber für den Nutzwert des Schiffs (vgl. Schiffsvermessung). Nach Kretschmer ist bei verschiedenen Schiffsgattungen die Gewichtszusammensetzung des Deplacements in Tonnen:

Gewichte für:	Linienschiff	Panzerkreuzer	Küstenpanzerschiff	Großer Kreuzer	Kleiner Kreuzer	Kanonenboot
Schiffskörper	4137	3955	1404	2367	1133	485
Panzerung	4054	2695	1110	721	295	—
Maschinen und Kessel .	1324	1600	1420	1613	516	117
Geschützbewaffnung . .	898	748	228	312	126	47
Kohlenvorrat	662	1000	150	825	300	120
Ausrüstung u. Besatzung	662	554	148	441	188	122
Torpedobewaffnung . .	83	77	40	51	21	—
Also Deplacement:	11820	10629	3500	6331	2579	891

Allgemein gültige Beziehungen zwischen dem D. und dem Brutto- oder Nettoraumgehalt eines Schiffes lassen sich nicht aufstellen, da Schiffe gleichen Deplacements ganz verschiedenen Raumgehalt haben können. Das D. wird in Tonnen 1 Ton. = 1 cbm angegeben, wobei aber 1 cbm zu 1020 kg gerechnet wird, weil 1 Ton. Seewasser annähernd dies Gewicht besitzt. Das D.-Volumen wird für den eingetauchten Schiffskörper annäherungsweise nach der Simpsonschen Formel (s. d.) berechnet. Als Reservedeplacement gelten auf Kriegsschiffen nur die vom Panzergürtel, von der Panzerkasematte und vom Panzerdeck geschützten geschlossenen Räume oberhalb der Wasserlinie. Deplacementsschwerpunkt ist der Schwerpunkt der vom Schiffe verdrängten Wassermasse; über seine Lage zum Systemschwerpunkt des Schiffs vgl. Metazentrum. Über die Beziehungen zwischen dem D., der Konstruktionswasserlinie und dem Nullspant vgl. Völligkeitsgrad. Für Veränderungen des Deplacements bei verschiedenem Tiefgang des Schiffs wird ein sogen. Lastenmaßstab berechnet, der das D. für jeden zulässigen Tiefgang anzeigt und den Schiffszeichnungen beigefügt wird.

Deplacieren (franz., spr. -ßī-), etwas von seinem Platz fortrücken; jemand seines Amtes entsetzen; deplaciert, am unrechten Ort, übel angebracht.

Deplacierungsmethode (Verdrängungsmethode), s. Auslaugen.

Deplanieren (lat.), ebnen.

De plano (lat.), obenhin, kurzweg, ohne Umstände.

Deplorābel (lat.), bejammernswert.

Deployieren (franz., spr. »plŏajī-, »ausbreiten«), veralteter reglementarischer Ausdruck für den Übergang aus einer schmalen in eine breitere Front.

Depolarisieren (lat.), der Polarisation berauben; Depolarisation, Entziehung der Polarisation.

Depōnens (lat.; Mehrzahl: Deponentia), nach der Auffassung der römischen Grammatik ein Verbum, das passive Form hat, aber die passive Bedeutung »ablegt«, z. B. sequitur »er folgt«.

Deponieren (lat.), etwas ab-, niederlegen, aussagen; in Verwahrung geben. Deponent, beim Verwahrungsvertrag derjenige, der eine Sache zur Verwahrung bei einem andern, dem Depositar, hinterlegt. Das Bürgerliche Gesetzbuch nennt den erstern Hinterleger, den zweiten Verwahrer (s. Verwahrung); auch der Sachverständige oder Zeuge, der vor einer Behörde aussagt.

Depopularisieren (lat.), der Volksgunst berauben.

Depopulation (lat.), Entvölkerung.

Deport (franz.), Kursabschlag, beim Prolongationsgeschäft als Gegensatz zum Report oder Kursaufschlag der Unterschied zwischen dem Tageskurs und dem niedrigern Lieferungskurs. Näheres s. Prolongationsgeschäfte.

Deportation (lat., »Wegführung, Verschickung«), die durch staatlichen Zwang, auf Grund rechtlichen Urteils oder administrativer Verfügung bewirkte Verschickung einer Person nach einem entfernten Orte zum Aufenthalte daselbst. Zweck der D. kann sein: Sicherung vor staatsfeindlichen Personen (politische D.), Besiedelung menschenarmer, unkultivierter Ländereien (Zwangskolonisation) oder Bestrafung für Verbrechen (Deportationsstrafe). Die D. findet sich in alter wie in neuer Zeit. Bei den Römern nimmt sie ihren Ausgang bis herauf zu den Russen, Engländern und Franzosen. Die Römer kannten anfangs nur das freiwillige Exil, aus diesem entwickelte sich die aquae et ignis interdictio, d. h. das Verbot in Rom sich des Feuers und des Wassers zu bedienen, was einem Aufenthaltsverbote für diese Stadt gleichkam. Von da bis zur D., der zwangsweisen Wegführung auf eine Meeresinsel oder eine Wüstenoase mit Zwangsdomizil, Verlust des Bürgerrechts und des Vermögens, war nur mehr ein Schritt, der unter Tiberius getan wurde. Von den Kulturvölkern der Jetztzeit haben die Russen, Franzosen und Engländer die D. wegen ungenügend entwickeltem Gefängniswesen als Strafmittel angenommen und systematisch ausgebaut, von diesen hat aber England bereits 1858 die D. wieder aufgehoben. In Rußland kennt man die D. nach Sibirien seit dem 17. Jahrh. Gegenwärtig unterscheidet man 1) Die Versendung nach Sibirien mit harter Zwangsarbeit (Katorga), insbes. zur Kultivation des Landes und zur Bearbeitung der Kohlengruben auf der Insel Sachalin. Sie zerfällt in 7 Stufen, von 4 Jahren bis auf Lebenszeit. Nach Ablauf der Arbeitszeit erfolgt zwangsweise Ansiedelung in Sibirien. 2) Die Zwangsansiedelung in Sibirien ohne vorherige Zwangsarbeit. Dieselbe zerfällt in zwei Stufen, je nach der größern oder geringern Entfernung des angewiesenen Aufenthalts. Die Deportierten werden den einzelnen Gemeinden zugeschrieben, diese haben sie mit Grundeigentum zu versehen und eine Art vormundschaftlicher Aufsicht über sie auszuüben. Nach 10 Jahren wird der Deportierte zum vollberechtigten Mitgliede der Gemeinde. Tatsächlich erreicht jedoch nur etwa ½ Proz. sämtlicher Deportierter dieses Ziel; die übrigen gehen zu Grunde. Die Strafarten zu 1) und 2) bringen den Verlust aller bürgerlichen Rechte mit sich. 3) Die einfache D., d. h. Verbannung an einen bestimmten Ort, sei es in Sibirien, sei es in einer entfernten Provinz des europäischen Rußland; aber nur für die privilegierten Klassen der Bevölkerung. 4) Daneben spielt die »administrative« Verschickung nach Sibirien (ohne gerichtliche Verurteilung) eine bedeutende Rolle.

In Frankreich führte der Code pénal von 1810 1) die D. als schwere und infamierende Strafe an dritter Stelle nächst der Todesstrafe und der Verurteilung zu lebenslänglicher Zwangsarbeit auf, dieselbe kam jedoch nicht zur Ausführung und wurde bei der Revision des code pénal 1832 wieder aufgehoben. 1850 wurde sie dann wieder eingeführt, und zwar unterschied man nunmehr zwischen D. ersten und zweiten Grades. Die erstere wird an einem sicher umschlossenen überseeischen Orte (dans une enceinte fortifiée) verbüßt. Die D. zweiten Grades, Déportation simple, findet bei mildernden Umständen und geringern Verbrechen Anwendung; die Sträflinge sollen nicht der strengen Aufsicht unterliegen wie bei der D. ersten Grades (Gesetz von 1872). Die erste Art der D. wird gegenwärtig auf der Insel Ducos, die zweite auf der Insel Des Pins (beide zu Neukaledonien gehörig) vollstreckt. Der neue Entwurf eines Code pénal kennt diese Strafe nicht mehr. 2) Von der D. ist die Transportation zu unterscheiden. Ist jene für politische, so ist diese für gemeine Verbrecher bestimmt. Die Strafe der Zwangsarbeit (travaux forcés) soll nämlich gegen Männer unter 60 Jahren, seit 1854 in Guayana, seit 1863 in Neukaledonien vollstreckt werden. Bei guter Führung konnte der Verurteilte eine Reihe von Erleichterungen erwerben, insbes. die Anweisung von Land zum Bebauen für eigne Rechnung. Es ist begreiflich, daß unter diesen Umständen Neukaledonien den Verbrechern als ein erstrebenswertes Eldorado erscheinen mußte. Zwei Verordnungen von

1891 haben den schreiendsten Übelständen ein Ende gemacht, ohne freilich den Grundfehler des Systems (die Transportation ist viel teurer und weit weniger abschreckend oder bessernd als ein gut organisiertes Gefängnis im Inland) beseitigen zu können. 3) Zu diesen beiden Formen der Verbannung tritt nun seit dem Gesetz vom 27. Mai 1885 die Relegation als Strafe gegen rückfällige Verbrecher. Diese ist über jedes Individuum zu verhängen, das innerhalb des Zeitraums von 10 Jahren, in welcher Zeit die Strafjahre nicht mit inbegriffen sind, zwei Verurteilungen zu Zwangsarbeit oder Zuchthaus erlitten hat, oder welches neben einer solchen Strafe wegen schwerer Verbrechen zu Gefängnis oder zu mehr als 3 Monaten Einschließung wegen Diebstahls, Betrugs, Unterschlagung, Vergehens gegen die Sittlichkeit, wegen Vagabondierens, Bettelns oder Arbeitsscheu zweimal verurteilt worden ist; endlich auch gegen jeden, der vier Verurteilungen zu Gefängnis wegen qualifizierter Verbrechen oder zu einer längern Einschließung wegen der vorgenannten strafbaren Handlungen erlitten hat. Unter Umständen kann auch nach sieben Verurteilungen die Relegation erfolgen, wenn nur zwei davon wegen solcher Verbrechen und Vergehen und auf mehr als 3 Monate erfolgt sind. In der praktischen Handhabung unterscheidet sich die Relegation nicht von der Transportation. Daß der Gesetzgebung von 1885 die Bekämpfung des Rückfalls geglückt sei, wird von keiner Seite behauptet.

In England wurde die D. nach den britisch-nordamerikanischen Kolonien unter Jakob I. 1619 eingeführt. Später wurde Neusüdwales in Australien, dann Tasmania und zuletzt Westaustralien als Deportationsorte (Strafkolonien) benutzt. Seit 1858 ist die D. als Strafmittel völlig beseitigt. Gegenwärtig deportieren nur noch Rußland, Frankreich und Britisch-Ostindien.

Über die interessanten Bestrebungen Friedrich Wilhelms III., die D. in das preußische Strafensystem einzuführen, berichtet Stölzel, Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung, Bd. 2, S. 346, 351, 499 (Berl. 1858). Im Juni 1802 wurden 58 Verbrecher in Narwa von Rußland übernommen, um in die sibirischen Bergwerke gebracht zu werden. Als die russische Freundschaft erkaltete und 39 der »Deportierten« in Graudenz eine Diebesbande bildeten, nahmen die Versuche ein stilles Ende. Gegenüber einer abermaligen Anregung entschied sich das Staatsministerium 1828 gegen jede derartige Maßregel. Und mit Recht. Über den geringen Wert der D. ist man sich gegenwärtig mit verschwindenden Ausnahmen, trotz der scheinbaren Erfolge in Australien, völlig klar. Auch der deutsche Juristentag hat sich 1898 gegen die D. in Kolonien als Strafmittel entschieden. An ihrer Stelle schlägt insonderheit Korn und zweifelsohne mit guten Gründen, innere Deportation vor. In Deutschland seien, führt er aus, noch mindestens 400 QM. Moorland nutzbar zu machen. Die wegen der zu vermeidenden Konkurrenz mit den freien Arbeitern fast brachliegende Arbeitskraft der Gefangenen könnte die größtenteils dem Staate selbst gehörigen Moore in fruchtbares Land verwandeln. So besitzt allein Bayern gegen 100,000 Hektar unkultivierte Moore, die vollständig kultiviert mindestens 20,000 Familien reichliches Auskommen gewähren würden. Dabei bietet die innere D. alle Vorteile der überseeischen, ohne deren Nachteile, wie große Kostspieligkeit, schlechte Disziplin, Korruptionsgefahr für Sträflinge und Beamte und unzureichende Kontrolle aufzuweisen. Vgl. Holtzendorff, Die D. als Strafmittel (Leipz. 1859); Korn, Ist die D. als modernes Strafmittel praktisch verwendbar (preisgekrönt, Berl. 1899); Gutachten für den 24. deutschen Juristentag von Bornhack und Freund (Berl. 1899). Für die D. ist Bruck, Die gesetzliche Einführung der D. im Deutschen Reich (Bresl. 1897) und, im wesentlichen sich ihm anschließend, Priester, Die D., ein modernes Strafmittel (Berl. 1899). Über D. bei den Römern vgl. Mommsen, Römisches Strafrecht, S. 974 ff. (Leipz. 1899).

Depositär (lat.), beim Verwahrungsvertrag derjenige, der eine Sache zur Aufbewahrung entgegennimmt, Verwahrer vom Bürgerlichen Gesetzbuch genannt (s. Verwahrung).

Depositen (Deposita, lat.), hinterlegte Sachen, namentlich Gelder (Depositengelder) und sonstige Wertobjekte, die bei einer amtlichen Stelle, einer Depositenkasse, einem Bankier oder bei einer Depositenbank als D. zur Aufbewahrung oder zur Verwaltung oder zur Benutzung (vgl. Banken, S. 335 f.) hinterlegt sind. Das von einem Bankgeschäft über die hinterlegten Gelder eröffnete Konto wird Depositen-(Depositо-) Konto genannt. Die Bescheinigung über eine stattgehabte Hinterlegung heißt Depositen-(Deposital-, Depot-) Schein (s. Verwahrung).

Depositenbank, s. Banken, S. 335 f.

Deposition (lat.), Hinterlegung, insbes. die Hinterlegung von Wertobjekten bei einer Bank (Depositenbank), bei einem Kaufmann oder bei einer Behörde, nach Maßgabe der hierüber vorhandenen gesetzlichen Vorschriften (Deposital-, Hinterlegungsordnungen); s. Verwahrung. Auch die Erklärung einer Person vor einer Behörde, insbes. die Aussage eines Zeugen oder Sachverständigen, wird D. genannt. Im Kirchenrecht versteht man unter D. die Absetzung eines Geistlichen, wobei dieser des Amtes und der Anstellungsfähigkeit für alle Zeiten verlustig geht. — In der mittelalterlichen Studentensprache verstand man unter D. die Gebräuche, die mit der Aufnahme in die Studentenschaft verbunden waren. Vgl. auch Pennalismus und Degradation.

Depositor (lat.), Deponent, auch Beamter, der Depositen entgegennimmt (s. Verwahrung).

Depositorium (lat.), Ort zum Aufbewahren; das Lokal zur Aufbewahrung von Depositen (s. d.); Archiv, in denen wichtige Dokumente aufbewahrt sind; Kasse, bei der Geld und Geldeswert hinterlegt wird.

Depositowechsel, soviel wie Depotwechsel.

Depositum (lat.), eine hinterlegte (deponierte) Sache; dann der Verwahrungsvertrag (s. Verwahrung). D. irregulare, die Hinterlegung vertretbarer Sachen mit der Vereinbarung, daß der Verwahrer nur verpflichtet sein soll, Stücke von gleicher Art, Güte und Menge zurückzuerstatten. Nach § 700 des Bürgerlichen Gesetzbuches ist ein Geschäft dieses Inhalts ein aus Verwahrung und Darlehen zusammengesetzter Vertrag. D. miserabile hieß nach früherm Rechte die Hinterlegung einer Sache während eines Notstandes (Brand, Krieg ꝛc.), dem neuen Recht ist dasselbe unbekannt.

Depossedieren (franz.), aus dem Besitz setzen; entthronen; daher Depossedierte, Bezeichnung für die Monarchen, die 1859 und 1861 in Italien, 1866 in Deutschland der Regierung entsetzt wurden. Die depossedierten Fürsten und ihre Familien behalten ihre Ehrenrechte, Titel und Prädikate sowie die Ebenbürtigkeit mit den regierenden Häusern. Durch Artikel 57 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen

Gesetzbuch sind den Landesherren und den Mitgliedern ihrer Familien sowie der fürstlichen Familie Hohenzollern ihre bisherigen Rechte gewahrt.

Depostieren (franz.), einen von einem Posten, einer Position, verdrängen.

Depot (franz. dépôt, spr. -pō), beim Militär eine Niederlage von Heeresbedürfnissen aller Art außer Lebens- und Futtermitteln, in Festungen (Artilleriedepot), bei Belagerungen (Munitions- oder Batteriedepots u. solche des Pionierbelagerungstrains); ferner hat man Train-, Waffen-, Montierungsdepots, auch Rekruten-, Remonten-, Pferdedepots. Zur Ausbildung des Ersatzes im Kriegsfall bestehen vielfach schon im Frieden Depotbataillone ꝛc., in Deutschland werden dafür erst bei der Mobilmachung Ersatztruppen aufgestellt. — Im Handel ist D. die Niederlage von Waren, Wertpapieren bei andern z. B. zur Aufbewahrung, zur Verwaltung oder als Pfand. In D. geben heißt: bei jemand in Verwahrung geben, ein D. errichten, ein beständiges Kommissionslager halten. Sind im Depotgeschäft der Banken Wertpapiere in D. gegeben, so gelten sie als Pfand, sobald der Deponent Schuldner des Depositars wird. Im Kontokorrentverkehr werden oft Banken Kontokorrentdepots in Papieren gegeben, wenn diese ihren Kunden gegenüber im Vorschuß sind. Offene und verschlossene Depots, soviel wie offene und verschlossene Depositen (vgl. Banken, S. 335 f.). Gesperrte Depots sind solche, über die im Interesse einer dritten Person die freie Verfügung beschränkt ist, so wenn aus ihnen einem Dritten lebenslänglich Einkünfte gezahlt werden, oder wenn sie zur Sicherung der Heiratskaution eines Offiziers dienen. Sie werden nur mit Zustimmung des Berechtigten zurückgegeben oder ohne diese nur bei Vorlegung einer Bescheinigung über den Tod, bez. einer dienstlichen Zustimmung der Militärbehörde. Bezüglich der offenen Depots enthält das Reichsgesetz betreffend die Pflichten der Kaufleute bei Aufbewahrung fremder Wertpapiere (sogen. Depotgesetz) vom 5. Juli 1896 eingehende Vorschriften, die besonders den Zweck verfolgen, die Deponenten gegen Verfügungen der Verwahrer und deren Gläubiger zu sichern (Ausgaben des Gesetzes von Lusensky, Berl. 1896; Rießer, das. 1897; Pechmann, Erlang. 1897, u. a.).

Dépôt de la guerre (franz., spr. depō d'lă gär'), ein von Louvois 1688 als Sammelstelle für alle auf Kriegsgeschichte und Kriegswissenschaften im französischen Kriegsministerium begründetes Institut, wurde 1761 durch Zuteilung des Dépôt des cartes et plans vergrößert, nach Versailles verlegt, 1791 aber nach Paris zurückgebracht. Nachdem das D. unter Leitung des Generals de Vault die Geschichte der von 1677—1763 geführten Kriege Frankreichs herausgegeben hatte, sammelte es die Akten und Denkschriften aus den Kriegen der Republik und des ersten Kaiserreichs; auch eine reiche Sammlung seltener Karten aus ältester Zeit war vorhanden. Zunächst lag dem D. die Vollendung der Karte von Frankreich von Cassini ob, in den Jahren 1817—75 wurde aber nach neuen Vermessungen eine vorzügliche Karte (1 : 80,000) hergestellt. Später wurde das D. fünftes Bureau im Kriegsministerium, dessen erste Sektion die Aufnahme, Herstellung ꝛc. der Karten veranlaßt, während die zweite Kriegsgeschichte ꝛc. bearbeitet. — Belgien hat ein D. zu demselben Zweck. Vgl. Ney, Histoire de la carte de l'état-major (Par. 1877); Rouby, La cartographie au D. (das. 1878).

Depotenzieren (neulat.), entkräften, schwächen.

Depotfunde (Schatzfunde), vorgeschichtliche Funde, die nicht aus Gräbern oder Wohnstätten stammen, sondern an bestimmten Orten hinterlegt oder vergraben wurden. Sie gehören fast ausschließlich der Metallzeit an und enthalten häufig einen großen Reichtum an Prunkstücken der Bronzezeit, Hallstatt- oder La Tène-Kultur. D. haben wohl den Warenvorrat eines vorgeschichtlichen Händlers gebildet, oder sind in Kriegszeiten vergraben worden.

Depotgesetz, s. Depot.

Depotplätze, entweder Festungen, die wesentlich zur Herstellung und Lagerung von Kriegsmaterial benutzt werden, oder bei Belagerungsarmeen deren Artillerie- und Pionierparke. Im engern Sinne die Plätze für Niederlagen verschiedener Depots (s. Depot).

Depotwechsel (Deckungs-, Kautionswechsel), der einem Gläubiger zur Sicherung einer bereits bestehenden oder einer künftigen Forderung übergebene, »in Depot« gegebene Wechsel (oft Blankowechsel, s. d.), von dem der Empfänger Gebrauch machen soll, wenn der Aussteller oder Akzeptant seiner Hauptverbindlichkeit nicht nachkommt.

Depouillieren (franz., spr. depuji-), plündern, berauben.

Depping, Georg Bernhard, deutsch-franz. Geschichtschreiber, geb. 11. Mai 1784 in Münster, gest. 6. Sept. 1853 in Paris, begleitete 1803 einen französischen Emigranten nach Frankreich, wo er in Paris anfangs als Lehrer an einigen Erziehungsanstalten Anstellung fand, dann die neuern Sprachen studierte und für französische und deutsche Zeitschriften Beiträge lieferte. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Merveilles et beautés de la nature en France« (Par. 1811; 9. Aufl., das. 1845); »Les soirées d'hiver« (3. Aufl. 1833; deutsch, Krefeld 1831); »Voyages d'un étudiant dans les cinq parties du monde« (1822, 2 Tle.); »La Suisse« (2. Aufl. 1824, 4 Bde.); »Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France au X. siècle« (1826, 2 Bde.; 2. Aufl. 1844; deutsch, Hamb. 1829); »Histoire du commerce entre l'Europe et le Levant depuis les croisades jusqu'à la fondation des colonies d'Amérique« (1832, 2 Bde.); »Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen zu Paris« (Leipz. 1832); »Les juifs dans le moyen-âge« (1834, neue Ausg. 1844; deutsch, Stuttg. 1834); »Geschichte des Krieges der Münsterer und Kölner gegen Holland 1672—1674« (Münster 1840). Er setzte auch Liquets »Histoire de la Normandie« (Rouen 1835, 2 Bde.) fort und bearbeitete für die Sammlung historischer Dokumente die ältesten Statuten der Handwerke der Stadt Paris (1837) und eine Zusammenstellung der wichtigsten auf die Staatsverwaltung Ludwigs XIV. bezüglichen Aktenstücke (1850—55, 4 Bde.). Seine zuerst 1817 erschienene »Sammlung spanischer Romanzen« erschien in zweiter Auflage u. d. T.: »Romancero castellano« (Leipz. 1844, 2 Bde.; Bd. 3 von F. Wolf, 1846).

Depravieren (lat.), verschlechtern, verderben; auch schlechter werden; Depravation, Verschlechterung.

Deprehension (lat.), Ergreifung, Festnehmung eines Verbrechers. Forum deprehensionis ist im Strafprozeß der Gerichtsstand des Ortes der Ergreifung oder der Betretung des Verbrechers. Die deutsche Strafprozeßordnung (§ 9) erklärt das Gericht, in dessen Bezirk der Beschuldigte ergriffen wurde, nur subsidiär, nämlich dann für zuständig, wenn die strafbare Handlung im Ausland begangen worden und ein sonstiger Gerichtsstand nicht begründet ist, sowie ferner wenn die strafbare Handlung zwar im Inland

begangen, jedoch weder der Gerichtsstand der begangenen Tat noch jener des Wohnsitzes ermittelt ist. Nach der österreichischen Strafprozeßordnung kann statt des Gerichtsstandes des Bezirks der Tat auch jener der Ergreifung des Beschuldigten Platz greifen, wenn die Anzeige wegen einer strafbaren Handlung bei dem Gericht gemacht wird, in dessen Sprengel der Beschuldigte zurzeit der erstatteten Anzeige betreten wird, und nicht bereits das Gericht des Tatortes zuvorgekommen ist. Auch muß die Sache an dieses Gericht abgegeben werden, wenn es der Staatsanwalt des einen oder des andern Sprengels, der Privatkläger oder der Beschuldigte begehrt, oder wenn das Delikt im Auslande begangen wurde und der Delinquent sich im Inland ohne einen festen Wohnsitz befindet.

Deprekation (lat. Deprecatio injuriae), »Abbitte«, f. d. In der Dogmatik versteht man darunter Fürbitte Christi für die Gläubigen bei Gott.

Deprekatūr (mittellat.), das bei einer Schenkung an Klöster und Kirchen von dem Schenkenden reservierte Anrecht auf die Einkünfte zeit seines Lebens; auch eine bis ins dritte Glied dauernde Erbpacht.

Deprés (Des Prés), f. Josquin Deprés.

Depressaria, f. Motten.

Depression (lat.), in der Astronomie soviel wie negative Höhe, d. h. die unter den Horizont fortgesetzte Verlängerung eines Höhenkreises. Von einem Stern, der 10° unter dem Horizont steht, sagt man, seine D. betrage 10°. D. des Horizonts, f. Kimmtiefe. In der Physik heißt D. die Senkung des Flüssigkeitsspiegels in Haarröhrchen, die z. B. beim Eintauchen von Glasröhren in Quecksilber beobachtet wird. Diese D. macht sich auch bei Barometern und Manometern geltend und muß mittels eigner Tabellen in Rechnung gezogen werden. Bei Thermometern erreicht das Quecksilber im Instrument nach der Bestimmung des Siedepunktes in schmelzendem Eis einen tiefern Stand als vor jener Bestimmung. Diese von einer nachdauernden Ausdehnung des Gefäßes herrührende D. des Nullpunktes muß bei genauen Beobachtungen nach der Methode von Pernet berichtigt werden (vgl. Pernet, Beiträge zur Thermometrie, Münch. 1875). Die D. des Nullpunktes ist von der chemischen Zusammensetzung des Glases abhängig, und bei Anwendung von Jenaer Normalglas fast unmerklich. Die Thermometer aus Jenaer Normalglas sind durch einen eingeschmolzenen roten Längsstrich kenntlich.

In der Geographie heißt D. eine Landstrecke, die tiefer als das Niveau der Ozeane liegt. Die größte D., von dem Flächeninhalte der Skandinavischen Halbinsel, bildet das Kaspische Meer mit seinen benachbarten Gebieten. Der Spiegel des Kaspischen Meeres liegt 25,6 m tiefer als der des Schwarzen Meeres, während der Spiegel des Toten Meeres sogar 394 m unter dem des Mittelmeeres liegt. Andre Depressionen liegen in der Sahara, allerdings nicht von so großer Ausdehnung, als man früher annahm. Die eine befindet sich südlich von Biskra und umfaßt das Schottgebiet von Algerien und Tunis, die zweite liegt im nördlichen Teil der Libyschen Wüste und erstreckt sich von der Großen Syrte bis in die Nähe des Nildeltas. In diesem Gebiet liegt Sokna 284,27 m u. d. M. Auch nennt man D. eine Einsenkung zwischen Hochlandschaften, in der die Höhe erheblich unter die der Umgebung herabsinkt, wenn auch nicht bis unter die Meereshöhe. — In der Meteorologie ist D. soviel wie barometrisches Minimum, ein Gebiet niedrigen Luftdruckes (f. Wetter). — In der Medizin versteht man unter D. eine gedrückte Gemütsstimmung, bedingt durch traurige (depressive) Affekte, die den Vorstellungsablauf begleiten (f. Melancholie). Primäre D. ist ein Hauptsymptom der Melancholie, sekundär ist sie nicht selten durch traurige Wahnvorstellungen, schreckhafte Sinnestäuschungen und unangenehme Empfindungen bedingt. Depressionszustände bezeichneter Art, in denen auch die Handlungen der Kranken gehemmt und langsam sind, Willenslosigkeit und Entschlußunfähigkeit vorherrschen, können monatelang jeder Behandlung trotzen, öfter, auch periodisch wiederkehren. Abgesehen davon, daß sie als selbständige Erkrankungsform auftreten, findet man D. bei Neurasthenie, Hypochondrie, Melancholie, bei beginnender progressiver Paralyse und den Geistesstörungen des Greisenalters.

Depressionsschuß (Senk- oder Plongierschuß), jeder unter die Horizontallinie gerichtete Schuß. Der Winkel, den die Schußrichtung mit letzterer bildet, heißt Depressionswinkel. In hoch gelegenen Befestigungen, hatte man für diesen Schuß konstruierte Depressionslafetten.

Depressionszustände, f. Depression.

Depressorische Nerven, Vasodilatatoren, f. Blutbewegung, S. 85.

Depretiation (lat.), Entwertung, Wertherabsetzung, wird jeder Rückgang im Kurs von Wertpapieren oder auch im Preis eines der beiden Edelmetalle (Gold und Silber) genannt; depretiieren, im Wert herabsetzen; herabwürdigen.

Depretio (v. lat. depretiare, geringschätzen), in der alten Kanzleisprache zwischen Vor- und Zunamen gesetzt, bedeutet, daß der Namenträger sich im Besitz eines Adelsprädikats befindet, hiervon aber keinen Gebrauch macht.

Depretis, Agostino, ital. Staatsmann, geb. 31. Jan. 1813 in Mezzana bei Stradella, gest. 29. Juli 1887, studierte die Rechte, ließ sich als Advokat in Stradella nieder und beteiligte sich eifrig an den nationalen Bestrebungen der Italiener. Dem sardinischen Parlament gehörte er seit Einführung der Verfassung als Mitglied der Linken an. 1859 schickte ihn Cavour als Gouverneur nach Brescia; 1860 war er Prodiktator Garibaldis in Sizilien und betrieb mit Eifer den Anschluß der Insel an das Königreich Italien; darüber zerfiel er mit Garibaldi und legte 17. Sept. sein Amt nieder. Vom März bis zum Dezember 1862 leitete er im Kabinett Rattazzi das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, ward 20. Juni 1866 Marineminister. Vom Februar bis zum April 1867 war er Finanzminister, trat aber dann an die Spitze der fortschrittlichen Opposition in der Zweiten Kammer gegen die Consorteria und ward nach deren Sturz (18. März 1876) Ministerpräsident und Finanzminister. Doch konnte das Ministerium die eigne Partei, trotzdem sie bei den Neuwahlen Oktober 1876 bedeutend verstärkt wurde, nicht zusammenhalten; schließlich brach wegen der Verwaltung der angekauften oberitalienischen Bahnen im Ministerium Zwist aus, und im März 1878 mußte D. zurücktreten. Nach Cairolis Sturz bildete D. im Dezember 1878 ein neues, aus den Führern der Gruppen der Linken zusammengesetztes Ministerium, das sich indes, nachdem die von D. vorgeschlagene Abschaffung der Mahlsteuer abgelehnt worden war, im Juli 1879 wieder auflöste. Im November übernahm D. in Cairolis Ministerium das Innere, legte das Wahlreformgesetz in der Kammer vor und trat 1881 wieder an die Spitze des Kabinetts. Er führte die Wahlreform, die Abschaffung des Zwangs-

kurses sowie den Ausbau des Eisenbahnnetzes durch und befestigte durch diese Erfolge seine politische Stellung, zumal er sich mehr und mehr gemäßigt und monarchisch gesinnt zeigte. 1885 und 1887 fanden Rekonstruktionen des Ministeriums statt; 1887 gab D. das Portefeuille des Innern an Crispi ab und übernahm das Auswärtige, starb aber bald in Stradella, wo ihm 1893 ein Denkmal errichtet wurde. Vgl. Santi, A. D. e il suo ministero (Mail. 1886); Breganze, A. D. ed i suoi tempi (Verona 1894).

De Pretis-Cagnodo, Sisinio, Freiherr, österr. Minister, s. Pretis-Cagnodo.

Deprezieren (lat.), abbitten; ablehnen.

Deprimieren (lat.), niederdrücken, herabspannen.

Deprivation (lat.), Beraubung, insbes. Entsetzung eines Geistlichen von seiner Pfründe.

De profundis (lat., »Aus der Tiefe«), Anfangsworte des 130. Psalms, eines der 7 Bußpsalmen (s. d.). D. steht in Frankreich häufig am Schluß von Todesanzeigen und bedeutet dann etwa soviel wie »beten wir für ihn (oder sie)!«

Deptford (spr. dettförd), ein Verwaltungsbezirk Londons, am rechten Themseufer, oberhalb Greenwich gelegen, mit großen Schlachthäusern, in denen alles in London vom Ausland ankommende Vieh geschlachtet werden muß (auf der ehemaligen königlichen Schiffswerft), einem Proviantmagazin für die Marine, Kesselschmieden, Bau von Schiffsdampfmaschinen, Eisengießerei, Zinkhütten, Zentralstation der Electric Supply Company und (1901) 110,398 Einw.

Depurantia (lat.), s. Blutreinigende Mittel.

Depuration (lat.), Reinigung.

Deputāt (Deputatum, lat.), im allgemeinen das, was jemand als ihm beschiedenes Teil zugedacht ist (daher die Redensart: »Der hat sein D.«, insbes., wenn ihm etwas Unangenehmes widerfahren ist); dann Abgaben, namentlich solche in Naturalien, wie das Wilddeputat des Jagdberechtigten an den Grundeigentümer, insbes. das, was einem Beamten, Geistlichen, Lehrer oder einer sonstigen Person (Deputatist) außer dem Geldgehalt an Lebensmitteln, Holz ꝛc. ausgesetzt und entweder unentgeltlich oder gegen einen bestimmten (regelmäßig niedrigen) Preis zu entrichten ist, z. B. Deputatgetreide, Deputatholz ꝛc. — Solche Deputate sind vielfach abgelöst worden. — Bei sequestrierten Stammgütern ist D. das, was dem Besitzer daraus zum Unterhalt ausgesetzt ist. Manchmal bedeutet D. soviel wie Besoldung, Bestallung, auch die Apanage, die der Besitzer eines Stammgutes den nächsten Verwandten zu zahlen hat. — Insbesondere heißt D. die Naturalentlohnung des landwirtschaftlichen Gesindes (Deputatgesinde, Deputatisten), das nicht wie das Hausgesinde neben freiem Barlohn Unterkunft, Heizung und Verpflegung erhält. Das D. besteht entweder ausschließlich aus Getreide, oder es kommen noch hinzu: Kartoffeln, Holz, Milch, Getränke, Salz, Gewürze, Essig ꝛc., Acker- oder Gemüseland (Leuteland, Feldung), Kuh-, Schweine- oder Geflügelhaltung; außerdem werden da und dort Kleidungsstücke in natura, Beschuhung, Strümpfe, Leinwand ꝛc. verabfolgt.

Deputation (lat.), Abordnung, Entsendung einiger Mitglieder aus einem Kollegium, einer größern Versammlung, Körperschaft oder Genossenschaft zur Betreibung einzelner Angelegenheiten; dann die abgesendeten Personen selbst; ferner eine Abordnung (Ausschuß) einer Gemeindevertretung zur Verwaltung einzelner Zweige des Gemeindewesens (Armen-, Schul-, Gewerbe-, Steuer-, Einquartierungswesen ꝛc.). In den deutschen Freien Städten ist D. die offizielle Bezeichnung gewisser Verwaltungskollegien. Auch sind in vielen deutschen Staaten Deputationen zu Entscheidungen von Streitigkeiten zwischen Armenverbänden eingerichtet (s. Unterstützungswohnsitz). Ebenso wird der Ausdruck D. zur Bezeichnung parlamentarischer Ausschüsse gebraucht, denen einzelne Vorlagen zur Vorberatung und Berichterstattung überwiesen werden; ferner zur Bezeichnung einer Abordnung, die eine Körperschaft an den Monarchen, namentlich zur Überreichung einer Adresse, entsendet. In Österreich-Ungarn kann die Vereinbarung über solche Gegenstände, die von Österreich und Ungarn nach gemeinsamen Grundsätzen geregelt werden sollen (z. B. die Zollgesetzgebung) in der Art erfolgen, daß die beiden Vertretungskörper jeder aus seiner Mitte eine gleich große D. wählen, die einen Vorschlag ausarbeitet, der dann in jedem Vertretungskörper verfassungsgemäß behandelt und schließlich dem Kaiser zur Sanktion unterbreitet wird. Im ehemaligen Deutschen Reiche gab es allgemeine oder Reichsdeputationstage und besondere Deputationstage, die in den einzelnen Ländern von den Abgeordneten der Stände gehalten wurden. Die von den Deputierten und kaiserlichen Kommissaren zu stande gebrachten und in einer Urkunde gesammelten Beschlüsse hießen Deputationsrezesse (Deputationsabschiede); vgl. Reichsdeputation. — Deputationen hießen auch früher die von einem Kollegialgericht abgeordneten Einzelrichter.

Deputatist, s. Deputat.

Deputātus (lat.), der Abgeordnete, Deputierte, der Angehörige einer Deputation (s. d.).

Deputieren (neulat.), abordnen, absenden.

Deputierte (lat.), »Abgeordnete«, die von einer Versammlung, einem Kollegium oder aus der Mitte sonstiger Genossen Abgesandten, die für jene auftreten und sie vertreten sollen. So werden in größern Gemeinden einzelne Mitglieder zur Verwaltung besonderer Zweige des Gemeindewesens (Armen-, Schul-, Gewerbewesen ꝛc.) »deputiert« (s. Deputation). Nach der preußischen Kreisverfassung sind die »Kreisdeputierten« die Vertreter des Landrats. Namentlich wird die Bezeichnung D. auch für Volksvertreter gebraucht (s. Volksvertretung). In Frankreich ist die Deputiertenkammer (Chambre des députés) die aus allgemeinen Wahlen hervorgehende Zweite Kammer.

De Quincey (spr. kwinnßi), Thomas, engl. Schriftsteller, geb. 15. Aug. 1785 zu Greenhay bei Manchester, gest. 8. Dez. 1859 in Edinburg, war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, der frühzeitig starb, wurde zu Bath u. in der Manchester Grammar School erzogen, entlief mit 16 Jahren nach Wales, geriet in die bitterste Not, erhielt aber von seinen Angehörigen die Mittel, um in Oxford zu studieren. Schon damals betrieb er das Deutsche, glänzte durch Konversation und liebte die Gedichte der Lakisten. Als Coleridge 1807 von Malta zurückgekehrt war, suchte ihn daher D. auf, erwies ihm und seiner Familie kräftige Hilfe, ging mit nach Grasmere zu Wordsworth, lebte hier mehrere Jahre und fand dort auch eine Frau. Ein großer Vermögensverlust zwang ihn um 1819, dieses Idyll, während dessen er sich dem Studium des Spinoza und der deutschen Philosophie gewidmet hatte, aufzugeben, journalistisch zu arbeiten und 1821 nach London zu gehen. Hier hatten schon seine ersten Beiträge zum »London Magazine«, dem er fortan ein treuer Mitarbeiter blieb, glänzenden Erfolg. Für das »Blackwood Magazine« übersetzte er Lessings »Laokoon«

(November 1826). Dies Blatt veranlaßte 1828 seine Übersiedelung nach Edinburg, wo er sein übriges Leben, zuletzt in Dürftigkeit, verbrachte. Von seinen Schriften, die sich über die verschiedensten Gegenstände verbreiten, sind als die bedeutendsten die »Confessions of an English opium-eater« zu nennen, die 1821 im »London Magazine«, 1822 als Buch erschienen (zahlreiche Auflagen mit Einleitung und Anmerkungen von M. Hunter, Lond. 1896; deutsch, Berl. 1902). Dieses seltsame Werk ist eine Autobiographie, da der Verfasser selber der Gewohnheit des Opiumessens schon von Oxford her eine Reihe von Jahren hindurch im stärksten Grade fröhnte (er genoß eine Zeitlang täglich 340 Gran) und sich trotz alles Ankämpfens nie ganz davon befreien konnte. Ein Pendant dazu bilden die pathetisch beredten »Suspiria de profundis« und die »Autobiographical sketches« (1853). Seine sonstigen Schriften bestehen in Essays philosophischen, theologischen und kritischen Inhalts (auch über deutsche Literatur), in biographischen Skizzen (namentlich von Shakespeare und Pope, von Coleridge, Wordsworth und andern literarischen Freunden), Erzählungen (darunter ein Roman: »Klosterheim«, 1832), Skizzen ꝛc. und einigen nationalökonomischen Werken, z. B. »The logic of political economy« (1844), worin die Irrtümer Malthus' u. a. nachgewiesen werden. Gesamtausgaben seiner Werke erschienen 1853—60 in 14 Bänden, zuletzt Edinburg 1891, 16 Bände. Seine »Memorials, letters and other records« gab Japp heraus (Lond. 1891, 2 Bde.). Vgl. Page, De Q., his life and writings (2. Aufl., Lond. 1879, 2 Bde.); Masson, De Q. (das. 1881); Findlay, Personal recollections of De Q. (1885); F. Christoph, Einfluß Jean Pauls auf De Q. (Hof 1899); W. Dunn, De Quincey's relation to German literature (Straßb. 1900).

Dêr (arab.), soviel wie Kloster (in Ortsnamen vorkommend); vgl. Deir.

Deradschat, Division der britisch-ind. Provinz Pandschab, 52,917 qkm mit (1891) 1,643,603 Einw. (1,434,772 Mohammedaner, 200,321 Hindu, 8041 Sikhs, 406 Christen). Die Bevölkerung ist in viele Stämme zerspalten, deren bedeutendster die Dschat sind. Unter Kultur waren 1890: 970,952 Hektar (davon bewässert 273,373 Hektar), vornehmlich mit Weizen bestanden; der Viehstand betrug 26,988 Pferde, 69,530 Esel und Maulesel, 846,443 Rinder, 120,324 Büffel, 924,381 Schafe und Ziegen und 44,445 Kamele. Einteilung in vier Distrikte: Bannu, Dera Ismail Chan, Dera Ghazi Chan und Muzaffargar. Hauptstadt: Dera Ismail Chan (s. unten).

Dera Ghazi Chan, Hauptstadt des Distrikts D., 11,395 qkm mit (1891) 404,031 Einw., in der britisch-ind. Provinz Pandschab, 3 km westlich vom Indus, der einst an der Stadt vorüberfloß, am Kasturikanal und an der Bahn Sind-Sagar, hat mehrere Moscheen, Dschainatempel und zählt (1891) 23,899 Einw.

Derai, ein atlasartiger, schwerer Seidenstoff zentralasiatischer Fabrikation.

Deraïe, Stadt der arab. Landschaft Nedschd mit nur 1500 Einw., an der Karawanenstraße vom Roten nach dem Persischen Meer, war Hauptstadt der Wahhabiten, wurde aber 1818 von Ibrahim Pascha zerstört, worauf der Beherrscher der Wahhabiten seinen Sitz nach dem nahen Er Riâd verlegte.

Dera Ismail Chan, Hauptstadt des Regierungsbezirks Deradschat (s. d.) und des Distrikts D. (24,076 qkm mit [1891] 486,201 Einw.) in der britisch-ind. Provinz Pandschab, 7 km westlich vom Indus, besteht aus der von einer Lehmmauer umgebenen Eingebornenstadt, der englischen Stadt und der militärischen Station, wichtiger Durchgangspunkt für den Handel mit Afghanistan, mit (1891) 21,573 Einw. In der Nähe Fort Akalgarh mit europäischer Besatzung.

Déraisonnement (franz., spr. -räsonn'mäng), unvernünftiges Geschwätz und Urteil.

Derangieren (franz., spr. -rangschi-), in Unordnung bringen, verwirren, stören. Derangement (spr. -rangsch'mäng), Unordnung, Verwirrung.

Der'at, größter Ort des Hauran (im weitern Sinne) mit 1000 Einw., zwischen dem Gebirge Hauran und dem Jordan in fruchtbarer Hochebene, an der Hedschas-Eisenbahn, Sitz eines türkischen Kaimakam. Es ist das alte Edrei (s. d.) und merkwürdig durch die unter den heutigen Häusern befindliche alte unterirdische Stadt, ein Gewirr sich kreuzender Gassen mit Wohnungen und nach oben führenden Licht- und Luftschachten.

De rato (lat.), in betreff der Genehmigung; cautio d. r. (oder rati), Sicherung dafür, daß der, in dessen Namen man ein Rechtsgeschäft abschließt, diesen Abschluß gutheißen werde.

Derb nennt man in der Natur in mindestens haselnußgroßen, unregelmäßig geformten Teilen vorkommende Mineralien oder Mineralaggregate.

Derbe, Stadt in Lykaonien, südsüdöstlich von Ikonion, bekannt als Sitz des Räuberfürsten Antipater; nach christlicher Tradition Geburtsort des Timotheus.

Derbénd (türk.), Gebirgspaß, Straße; Derbendschi, Paß-, auch Straßenwächter.

Derbent (Derbend, arab. Bab el abwab, »Haupttor«, oder Bab el kadid, »eisernes Tor«), Hauptstadt der gleichnamigen Stadthauptmannschaft (283 qkm mit 18,000 Einw.) im russisch-kaukas. Gebiet Daghestan an der Westküste des Kaspischen Meeres, mit (1897) 14,821 Einw. Die Stadt dehnt sich längs eines mit Wein- und Obstgärten, Mais- und Krappfeldern bedeckten hohen Berges aus, an dessen Wänden die Häuser oft wie Schwalbennester kleben. Die mit einer hohen, starken Mauer umgebene Stadt besteht aus der Festung, die mit dem stattlichen Chanschloß, wo jetzt der Gouverneur von Daghestan wohnt, den obern Teil bildet, aus dem mittlern Stadtteil, mit etwa 1000 Wohnhäusern, und aus dem untern Stadtteil mit zahlreichen Fischerhütten, Gasthäusern für die Schiffer, Zollhaus, Schiffswerft und ausgedehnten Viehweiden. D. hat eine orthodoxe und eine armenisch-gregorianische Kirche, eine sunnitische und 16 schiitische Moscheen, 3 Synagogen, 21 Schulen, berühmte öffentliche Bäder, 3 Basare mit prächtigen Schals, Teppichen, Seiden- und Baumwollenstoffen sowie Spezereien, einen bedeckten Kanal, der vom Gebirge her der Stadt gutes Trinkwasser zuführt, und einen Leuchtturm auf der ungeschützten Reede. Die Einwohner treiben vorzüglich Landwirtschaft, Töpferei, Verfertigung von Waffen, Seiden- und Baumwollenstoffen, Handel auf vier sehr lebhaft besuchten Jahrmärkten sowie Schiffahrt. Merkwürdig ist der Begräbnisplatz an der Nordseite der Stadt, mit vielen alten Denksteinen mit kufischen Inschriften, sowie einem Mausoleum, worin die Kirk-Bar oder 40 Helden bestattet liegen, die bei der Eroberung Daghestans durch die Araber vor den Toren von D. fielen. In der Nähe von D. beginnt bei dem Eisernes Tor genannten Küstenpaß die berühmte Kaukasische Mauer (s. d.). — D., im Mittelalter Bab el-abwab oder Porta portarum, war Jahrhunderte hindurch der glänzende Sitz eines eignen Chans, dem meist auch die Chanate von Kuba und Baku sowie die von Kürja

und Kasikumuch zinsbar waren, und der gewöhnlich selbst wieder in Abhängigkeit von Persien stand. Wie die Stadt im Altertum hieß, ist unbekannt. Der Name D. kommt erst seit Chusrau Anuschirwan (531—578) vor, der das Chanat D. stiftete und die Stadt zur Residenz des Chans machte. Um 1220 wurde D. von den Mongolen erstürmt. Später bemächtigten sich die Türken unter Mustafa I. des untersten Stadtteils; doch wurden sie von Emir Hamse wieder vertrieben. 1722 entrissen die Russen D. den Persern; Peter d. Gr. ließ sich bei einem Triumphzug in Moskau die silbernen Schlüssel der eisernen Tore von D. vortragen. Im Frieden von 1723 behielten die Russen D., gaben es dann 1736 an Persien zurück, eroberten es aber 1796 unter Subow von neuem, worauf es 1813 durch den Vertrag von Gulistan endgültig mit Russisch-Kaukasien vereinigt wurde.

Derbholz (Derbgehalt), s. Holz und Holzsortimente.

Derborence (Lac D., spr. -rängß'), Bergsee im schweizer. Kanton Wallis, 1436 m ü. M., 500 m lang, 350 m breit, in den wilden Höhen des Chevillepasses gelegen, entstand 1749 durch gewaltige Felsstürze der Diablerets (s. d.).

Derby (spr. dārbi), 1) Stadt (municipal borough) und Grafschaft im Innern Englands, in offener Ebene am Derwent, hat in den ältern Stadtteilen enge und krumme Straßen mit roten Backsteinhäusern. Unter den Kirchen verdienen Beachtung die Allerheiligenkirche (aus der Zeit Heinrichs VII., mit Denkmal des Chemikers H. Cavendish u. a.) und die von St. Alkmund, beide mit hohen Türmen, dann die von Pugin erbaute katholische Marienkirche. Von andern Gebäuden und Anstalten erwähnen wir die Kornbörse, das Museum mit Freibibliothek, das Theater, die Kunsthalle, eine Kunstschule, ein Seminar der Presbyterianer (Magee College) und ein Seminar für Lehrerinnen. Im S. der Stadt liegt ein Arboretum (öffentlicher Park). D. hat ein Areal von 14 qkm und (1901) 105,785 Einw. Die Seidenweberei, die hier 1717 zuerst in England eingeführt wurde, ist noch immer die bedeutendste Industrie der Stadt. Außerdem findet man hier die Maschinenbauwerkstätten der Midlandeisenbahn (10,000 Arbeiter), Fabriken für Baumwollenwaren, Papier, Wagen, Bleiweiß, Farben, Spitzen, Porzellan und Schmucksachen aus Flußspat und Marmor. Seit 1766 wurde in D. von Duesbury und Heath eine Porzellanfabrik betrieben, die 1770 auch die Fabrik von Chelsea (s. d.) erwarb und bis 1815 im Besitz der Familie Duesbury blieb. Ihre Glanzzeit fällt in die Zeit von 1775—1800. Sie verfertigte Geschirre jeglicher Art, meist in antikisierenden Formen und mit Landschaften, Blumen, Insekten ꝛc. dekoriert, Gruppen und Einzelfiguren, die durch gleich treffliche Modellierung und Bemalung ausgezeichnet sind, später auch gerippte Geschirre mit sparsamem Dekor. Die Fabrikmarken sind Derby oder D, denen später ein Anker, die Fabrikmarke von Chelsea, und eine Krone (Crown-Derby) beigefügt wurden. D. ist Hauptstadt von Derbyshire, von dem es 1888 als Verwaltungsbezirk abgetrennt ist. In der Nähe Kedleston Hall, Landsitz des Lord Scarsdale, mit Gemäldegalerie und schönem Park. — 2) Vorstadt von Liverpool, s. West-Derby. — 3) Stadt im nordamerikan. Staat Connecticut, Grafschaft Newhaven, am Zusammenfluß des Naugatuck und Housatonic, mit höhern Schulen, Nadelfabrik, Walzwerken für Kupfer, Eisen, Stahl und, einschließlich Birmingham, (1900) 7930 Einw.

Derby (spr. dārbi), 1) Edward Geoffrey Smith Stanley, Graf, früher Lord Stanley, engl. Staatsmann, geb. 29. März 1799 zu Knowsley in Lancashire, gest. daselbst 23. Okt. 1869, studierte zu Oxford, trat 1820 in das Unterhaus ein und machte sich hier 1824 durch eine Rede zu gunsten der Hochkirche bemerkbar. Nachdem er unter Canning und Goderich das Unterstaatssekretariat der Kolonien bekleidet hatte, übernahm er 1830 im Ministerium Greys die Stelle eines Obersekretärs für Irland. Er führte den parlamentarischen Kampf gegen die irischen Mitglieder des Unterhauses, insbes. gegen O'Connell, mit Erfolg und erwarb sich durch das Feuer seiner Rede den Beinamen des »Ruprecht der Debatte«, während man ihn in Irland »Skorpion Stanley« nannte. Für die Wahlreform von 1832 trat D. eifrig ein, und 1833 brachte er eine Zwangsbill, die der Regierung die Herstellung der Ordnung in Irland ermöglichte, durch das Unterhaus. Bald danach übernahm er das Ministerium der Kolonien, setzte 1833 die Emanzipation der westindischen Sklaven durch, nahm aber im Mai 1834, als das Ministerium durch weitere Einschränkung der protestantischen Staatskirche Irlands der dortigen Opposition ein neues Zugeständnis machen wollte, seine Entlassung. Seine Trennung von der ehemaligen Reformpartei wurde eine definitive, als Stanley nach dem Rücktritt Peels sechs Jahre lang mit der konservativen Opposition stimmte und 1841 als Kolonialminister in das neue, von Peel gebildete konservative Ministerium eintrat. Diesem gehörte er vier Jahre an und wurde während dieser Zeit im November 1844 als Lord Stanley ins Oberhaus versetzt. Als aber Peel gegen Ende 1845 sich für Aufhebung der Kornzölle erklärte, schied er aus dem Kabinett und trat an die Spitze der protektionistischen Opposition. Als 1852 das Whigkabinett fiel, übernahm Stanley, der inzwischen (30. Juni 1851) als Graf D. seinem Vater gefolgt war, als das Haupt der Konservativen die Bildung des Ministeriums, das jedoch, da es in der Frage des Kornzolles in der Minorität blieb, bald zurücktrat. D. wurde dafür Kanzler der Universität Oxford. Sein Versuch, 1855 nach Aberdeens Rücktritt ein konservatives Kabinett zu bilden, schlug fehl. Dagegen trat er 20. Febr. 1858 wieder an die Spitze der Regierung, beendigte den Krieg mit China durch einen günstigen Vertrag und bekämpfte energisch den indischen Aufstand, wurde aber 17. Juni 1859 um der Frage der Parlamentsreform willen gestürzt. Während der nächsten sieben Jahre ohne amtliche Stellung, widmete er seine Muße wissenschaftlicher Beschäftigung, und seine Übersetzung der »Ilias« in reimlosen Jamben (Lond. 1864, 10. Aufl. 1876), die sich durch Treue und poetischen Geist auszeichnet, fand großen Beifall. Im Juni 1866 ward D. nach Russells Sturz noch einmal beauftragt, ein Kabinett zu bilden. Dieses Ministerium D. wand sich durch eine bewegte Reformdebatte glücklich hindurch, ließ freilich auch eine Reformakte zu stande kommen, radikaler, als sie jemals von einem whiggistischen Ministerium zur Vorlage gebracht worden war. In den letzten Jahren von der Gicht geplagt, nahm D. im Februar 1868 seine Entlassung. Im Oberhaus bekämpfte er 1868 und 1869 hartnäckig die von Gladstone vorgeschlagene Abschaffung der Staatskirche in Irland und hielt noch 17. Juni 1869 eine große Rede gegen die zweite Lesung der irischen Kirchenbill. Wenige Monate darauf starb er. Seine Biographie schrieben Kebbel (Lond. 1890) und Saintsbury (das. 1892).

2) Edward Henry Smith Stanley, Graf, Sohn des vorigen, geb. 21. Juli 1826, gest. 22. April 1893, saß bis zum Tode seines Vaters als Lord Stanley im Unterhaus und ward im März 1852 Unterstaatssekretär im ersten Ministerium seines Vaters. In dessen zweitem Ministerium (1858—59) erhielt er einen Sitz im Kabinett, und unter seiner Aufsicht wurde die Herrschaft über das ostindische Reich von der Handelsgesellschaft auf die Krone übertragen. Im dritten Kabinett seines Vaters (1867—68) Minister des Auswärtigen, nahm er an den Verhandlungen über Luxemburg hervorragenden Anteil und trat nach dem Tode seines Vaters ins Oberhaus. Im Kabinett Disraeli, das am 20. Febr. 1874 gebildet wurde, übernahm er wieder das Ministerium des Auswärtigen, geriet aber wegen der orientalischen Frage mit Beaconsfield in Konflikt. Im Januar 1878 veranlaßte er Beaconsfield durch die Forderung seiner Entlassung zur Zurücknahme des der Flotte erteilten Befehles, in die Dardanellen einzulaufen. Als aber nach dem Frieden von Santo Stefano Beaconsfield ein entschiedenes Einschreiten zur Wahrung der Stellung Englands im Orient für unbedingt geboten hielt und deshalb militärische Vorbereitungen traf, schied D., der diese Maßregeln nicht billigte, 30. März aus der Regierung. Während er nun im Oberhaus der Orientpolitik Beaconsfields entschiedene Opposition machte, näherte er sich mehr und mehr den Liberalen und sagte sich im April 1879 öffentlich von der konservativen Partei los. 1882—85 war er Staatssekretär der Kolonien im Ministerium Gladstone, trennte sich aber von diesem 1886, weil er seine irische Politik mißbilligte, und schloß sich der Partei der liberalen Unionisten an. Er schrieb: »Claims and resources of the West-Indian colonies« (Lond. 1849). Seine Reden (»Speeches and addresses«) wurden 1895 in 2 Bänden herausgegeben.

3) Frederick Arthur Stanley, Graf, Bruder des vorigen, engl. Staatsmann, geb. 15. Jan. 1841, widmete sich der militärischen Laufbahn und avancierte zum Kapitän bei den Gardegrenadieren, trat aber 1865 zur Reserve über und wurde für Preston ins Unterhaus gewählt. Vom August bis zum Dezember 1868 war er jüngerer Lord der Admiralität, 1874—77 Finanzsekretär im Kriegsministerium, 1877 bis 1878 Sekretär im Schatzamt. 1878—80 war S. Kriegsminister und leitete die Vollendung der Rüstungen gegen Rußland und die Okkupation Cyperns. Unter Salisbury war er 1885—86 Staatssekretär für die Kolonien und seit Juli 1886 Handelsminister. Unter dem Titel Lord S. of Preston 1886 in den Peersstand erhoben, war er von 1888—93 Generalgouverneur von Kanada und erbte 1893 nach dem Tode seines Bruders Titel und Güter der Grafen von D.

Derby-Porzellan, s. Derby 1) (Stadt).

Derby-Rennen, bedeutendstes Zuchtrennen des Pferderennsports, 1780 in England durch den Earl of Derby begründet, wird alljährlich in Epsom abgehalten. Das D. ist ein Flachrennen (s. Wettrennen) für dreijährige Pferde, die für dasselbe schon als Jährlinge genannt sein müssen. Die Distanz beträgt 1,5 engl. Meile und der Preis ca. 6—7000 Pfd. Sterl. Dem Beispiel Englands sind im Laufe des 19. Jahrh. fast alle Staaten, die Vollblutzucht betreiben, gefolgt. So wurde in Frankreich 1836 der Prix du Jockey-Club begründet, während das Österreichische Derby seit 1868 besteht und seitdem alljährlich in Wien gelaufen wird. Das Deutsche Derby wurde 1869 in Hamburg ins Leben gerufen und gelangt alljährlich auf der Horner Bahn in Hamburg in der zweiten Hälfte des Juni zur Entscheidung. Der Preis dieses größten Zuchtrennens Deutschlands betrug anfangs 11,400 Taler, jetzt 100,000 Mark.

Derbyshire (spr. dārbischir), Grafschaft im nördlichen England, grenzt nördlich an die Grafschaft York, östlich an Nottingham und Leicester, südlich an letzteres, westlich an Stafford, Cheshire und Lancashire und umfaßt 2666 qkm (48,4 QM.) mit (1901) 620,196 (als Verwaltungsbezirk 504,577) Einw. (232 auf 1 qkm). Hauptstadt ist Derby.

Dercumsche Krankheit (Adiposis dolorosa), eine seltene, noch wenig erforschte Erkrankung, die durch Ablagerung schmerzhafter Fettgewebsmassen unter der Haut gekennzeichnet ist.

Dere (türk.), Tal; auch soviel wie Derbend (s. d.).

Derebeg (türk., »Talfürst«) hießen ehedem in der Türkei die Vasallenfürsten, die unter der Oberhoheit des Sultans in gewissen Gebieten fast unabhängig herrschten, in Kriegszeiten dem Sultan Heeresfolge leisteten, oft aber auch sich gegen ihn auflehnten. Ihre Macht wurde durch Mahmud II. gebrochen.

Derecske (spr. déretschke), Großgemeinde im ungar. Komitat Bihar, an der Zweigbahn Debreczin-Sárand-D., mit reformiertem Gymnasium, Bezirksgericht und (1901) 8767 magyar. Einwohnern. In der Nähe sieben Sodaseen.

Der el Bahri (arab., »das nördliche Kloster«), berühmte Ruine eines von der Königin Hatschepsowet (s. d.) erbauten Tempels in Theben am westlichen Nilufer; in der Nähe das Massengrab, aus dem die berühmten Königsmumien gezogen wurden.

Derelikten (lat. res derelictae), verlassene, aufgegebene Sachen; s. Herrenlose Sachen.

Dereliktion (lat.), Aufgeben einer Sache; s. Eigentum.

Derelinquieren (lat.), verlassen, den Besitz einer Sache aufgeben.

Derenbourg (ursprünglich Dernburg), 1) Joseph, Orientalist, geb. 21. Aug. 1811 in Mainz, gest. 29. Juli 1895 in Ems, jüdischer Abkunft, studierte in Gießen und Bonn Orientalia und wandte sich 1839 nach Paris, wo er eine höhere Lehranstalt für Knaben jüdischer Konfession gründete. Später sich ausschließlich seinen wissenschaftlichen Forschungen widmend, erhielt er 1876 den für ihn geschaffenen Lehrstuhl der talmudischen und nachbiblischen Wissenschaften an der École des hautes études. Sein Hauptwerk ist der »Essai sur l'histoire et la géographie de la Palestine« (1. Teil, Par. 1867). Außerdem veröffentlichte er die zweite Ausgabe von S. de Sacys »Séances de Hariri« (s. Hariri), »Opuscules et traités d'Abou'l-Walîd« (mit Übersetzung, 1880, mit seinem Sohne Hartwig), »Deux versions hébraïques du livre de Kalîlâh et Dimnâh« (1881), »Joannis de Capua directorium vitae humanae« (lat. Übersetzung von Kalîla und Dimna, 1889), »Commentaire de Maimonide sur la Mischnah Seder Tohorot« (Lief. 1—6, Berl. 1886—91), »Œuvres complètes de R. Saadia« (teilweise mit Übersetzung; mit seinem Sohne Hartwig und Mayer Lambert, 1893 ff.) u. a.

2) Hartwig, Orientalist, Sohn des vorigen, geb. 17. Juni 1844 in Paris, studierte in Göttingen und Leipzig, lehrt seit 1875 Arabisch an der École des langues orientales, wurde 1879 zum Professor, 1886 zugleich zum Professor der Islamwissenschaft an der École des hautes études ernannt. Er gab unter anderm »Le dîwân de Nâbiga Dhobyânî« (s.

Nabigha), »Le livre de Sîbawaihi« (Par. 1881—89, 2 Bde.), »Chrestomathie élémentaire de l'arabe littéral« (mit Spiro, 1885; 2. Aufl. 1892), »Ousâma ibn Mounkidh, un émir syrien« (1889; 1886, 2 Bde.), »Ousâma ibn M., préface du livre du bâton« (mit Übersetzung, 1887), »Al-Fâkhrî, nouvelle édition« (1895), »Oumâra du Yémen« (1897, Bd. 1), einen Katalog der arabischen Handschriften des Escorial (1884, Teil 1), einen solchen der Sammlung Schefer (1901) u. a. heraus.

Derenburg, Stadt im preuß. Regbez. Magdeburg, Landkreis Halberstadt, an der Holzemme und der Eisenbahn Langenstein-Minsleben, hat eine evang. Kirche, Synagoge, Zuckerfabrik und zählt (1900) 3131 Einw. — D., zuerst 998 erwähnt, war ehemals Hauptort einer Grafschaft, die zeitweise zu dem Stift Gandersheim und dem Bistum Halberstadt gehörte und im 17. Jahrh. an Brandenburg kam.

Derendingen, Pfarrdorf im schweizer. Kanton Solothurn, Bezirk Kriegstetten, 5 km östlich von der Stadt Solothurn, an der Eisenbahn Herzogenbuchsee-Biel, mit Woll-, Baumwoll- und Uhrglasindustrie und (1900) 3110 Einw.

Deréwnja (russ.), Dorf (ohne Kirche; vgl. Selo).

Derfflinger, Georg, Reichsfreiherr von, brandenburg. Generalfeldmarschall, geb. 10. März 1606 zu Neuhofen in Oberösterreich, gest. 4. Febr. 1695 in Gusow, verließ nach dem Bauernaufstand 1625 die Heimat, trat in ein Reiterregiment des Herzogs Johann Ernst von Weimar, dann als Offizier in schwedische Dienste, ward 1635 Oberstleutnant und zeichnete sich unter Banér und Torstensson als Reiterführer aus, ward auch zu diplomatischen Missionen nach Stockholm und an Rákóczy verwendet. Seit 1646 mit einer reichen Erbtochter, v. Schaplow, verheiratet, lebte er nach dem Westfälischen Frieden auf deren Gut Gusow in der Mark Brandenburg, trat 1654 als Generalmajor der Kavallerie in brandenburgische Dienste, nahm in der Schlacht von Warschau 1656 das feste Kloster Priment im Sturm und ward dafür Generalleutnant, 20. Juni 1657 Wirklicher Geheimer Kriegsrat und Generalfeldzeugmeister. Auch während des Krieges gegen Schweden 1658—59 begleitete er den Kurfürsten, erhielt 1670 die Würde eines Generalfeldmarschalls und die Oberleitung der Reiterei und Artillerie. An dem Feldzug 1672—73 nahm er wegen eines Streites mit dem Fürsten von Anhalt nicht teil. 1674 in den Reichsfreiherrenstand erhoben, ging D. als Gesandter nach Holland. Während des Krieges gegen die in Brandenburg eingebrochenen Schweden bemächtigte er sich 25. Juni 1675 der von den Schweden besetzten Stadt Rathenow und bahnte dadurch dem Kurfürsten den Weg zu dem Siege bei Fehrbellin 28. Juni 1675, bei dem er selbst mitkämpfte. 1677 leitete er die Belagerung von Stettin, ward nach der Eroberung Statthalter von Hinterpommern und Obergouverneur aller pommerschen Festungen, begleitete auch trotz seines vorgerückten Alters den Kurfürsten in den neuen Feldzug, führte bei dem Angriff auf Rügen das Mittelttreffen und war unter den ersten, die am 23. Sept. 1678 die Insel betraten. Nachdem er durch die Eroberung Stralsunds die Schweden vom deutschen Boden vertrieben, setzte er mit 9000 Mann und 30 Kanonen auf Schlitten über das Frische und Kurische Haff und schlug die Schweden bei Tilsit 1679. Nach ihm wurde 1889 das neumärkische Dragonerregiment Nr. 3 benannt. Mit seinem ältesten Sohne, Friedrich, Freiherrn von D., der, 11. April 1663 in Gusow geboren, 29. Jan. 1724 als Generalleutnant starb, erlosch sein Geschlecht; der jüngere war schon 1686 vor Ofen geblieben. Vgl. König, Authentische Nachrichten von dem Leben Derfflingers (Stendal 1786); Graf zur Lippe, Derfflinger (Berl. 1880), Fischer, Beiträge zur Geschichte des Feldmarschalls D. (das. 1884); v. Unger, Feldmarschall D. (das. 1896).

Derg (Lough D.), See auf der Grenze der irischen Grafschaften Tipperary und Galway, 38 km lang und 4 km breit, wird vom Shannon durchflossen. Im S. und W. umgeben ihn hohe Berge. An seinem untern Ende liegt Killaloe. Auf einer Insel (Holy Island) finden sich Ruinen der St. Caimin's Kirche aus dem 7. Jahrh.

Derhem (Derime), Gewicht, s. Dirhem.

Deridieren (lat.), verlachen, verspotten; Derision, Verspottung; derisorisch, spöttisch.

De rigueur (franz., spr. -gör), unerläßlich.

Derivantia (lat.), ableitende Mittel, s. Ableitung.

Derivāte (lat., Abkömmlinge), chemische Verbindungen, die aus einfachern dadurch entstehen, daß in diesen einzelne Atome oder Atomgruppen durch andre ersetzt werden. Trimethylamin $N(CH_3)_3$ ist ein Derivat des Ammoniaks NH_3, in dem die 3 Atome Wasserstoff durch 3 Methylgruppen CH_3 ersetzt, substituiert, worden sind. Äthyläther $C_2H_5.O.C_2H_5$ ist ein Derivat des Alkohols $C_2H_5.OH$ und entsteht, indem an die Stelle des Wasserstoffatoms der Hydroxylgruppe OH eine Äthylgruppe C_2H_5 tritt.

Derivation (lat.), s. Deviation.

Derivationsrechnung (Derivationskalkül, Ableitungsrechnung), s. Differentialrechnung.

Derivationswinkel (Driftwinkel, Einbuchtungswinkel), in der Dampfschiffahrtkunst der Winkel, den die Kiellinie des drehenden Dampfers mit der Tangente an dem Drehkreis derart bildet, daß der Bug des Schiffes sich dem Kreismittelpunkt zuwendet. Der Scheitel des Winkels liegt im Systemschwerpunkt (s. Metazentrum) des Schiffes. Die Kenntnis des Derivationswinkels ist für die Praxis wichtig, wenn es sich um schnelles Ausweichen von Schiffen auf kurzem Abstand mit hart übergelegtem Ruder handelt. Vgl. Schilling und Wiegand, Der Einfluß des Derivationswinkels bei Schiffskollisionen (Bremen 1888).

Derivativer Erwerb, soviel wie abgeleiteter Erwerb; s. Erwerben.

Derivatórisch (lat.), als ableitendes Mittel (Derivans) dienend, s. Ableitung.

Derivātum (lat.), ein »abgeleitetes« Wort, das dadurch entsteht, daß man aus einem bestehenden Wort (in diesem Verhältnis Stammwort oder Primitivum genannt) durch Anhängung einer sogen. Ableitungssilbe oder Veränderung des Wurzelvokals ein neues bildet. Man unterscheidet dann wieder Denominativa, d. h. vom Nomen, und Verbalia, d. h. vom Zeitwort abgeleitete Wörter, z. B. Blümchen von Blume; tränken, Trunkenheit von trinken ꝛc.

Derivieren (lat.), her-, ableiten.

Derivierte Funktion (abgeleitete Funktion), s. Differentialrechnung.

Derketo, die nämliche Gottheit wie Atargatis (d. h. Attâr oder Astarte des Hate, s. Astarte [am Schluß]), welche die »syrische Göttin« (Dea Syria) schlechthin genannt wird, und deren Kultus in Nordsyrien, hauptsächlich in Bambyke (Mabbug) oder Hierapolis blühte. Ebendieselbe Göttin hatte unter diesem ihrem aramäischen (etwas korrumpierten) Namen D. eine zweite Hauptkultusstätte in Askalon. Herodot

(1, 105) nennt ihren im 7. Jahrh. v. Chr. von den Skythen geplünderten Tempel einen Tempel der Aphrodite Urania und bemerkt dazu, der Tempel in Askalon sei der älteste unter allen Tempeln, so viele deren diese Göttin besitze; sowohl der Tempel in Cypern als der auf Kythera sei von hier aus gegründet worden. Wie in Bambyke, waren auch in Askalon der Göttin D. die Fische heilig, ja sie wird selbst mit einem Fischleib dargestellt (vgl. Dagon). Einen Tempel der D. in Aschtaroth-Karnaim zerstörte Judas Makkabäus. Nach griechischen Sagen galt D. für die Mutter der Semiramis, die sie mit einem syrischen Jüngling zeugte.

Derkyllidas (richtiger Derkellidas), Feldherr der Spartaner, seit 411 v. Chr. besonders am Hellespont mit Erfolg tätig, auch durch kluge Verhandlungen mit den persischen Satrapen Pharnabazos und Tissaphernes. Als Agesilaos infolge der Rüstungen der Perser 396 mit einem neuen Heere nach Asien kam, blieb D. noch einige Zeit bei ihm und rettete, als infolge von Konons Sieg bei Knidos (394) Sparta fast seine ganze überseeische Macht einbüßte, wenigstens Abydos und Sestos. Trotzdem mußte er 390 die Stelle eines Harmosten in Abydos an Anaxibios abtreten.

Derma (griech.), Haut; dermatisch, die Haut betreffend, häutig.

Dermanyssus, s. Milben.

Dermatalgie (griech.), Hautschmerz.

Dermatitis (griech.), Hautentzündung.

Dermatochelys, Lederschildkröte, s. Schildkröten.

Dermatodectes, s. Milben.

Dermatodynie (griech.), Hautschmerz.

Dermatogen (griech.), s. Vegetationspunkt.

Dermatographie, s. Dermographie.

Dermatol, basisch gallussaures Wismut, gelbes, geruchloses Pulver, nicht löslich in Wasser, löslich in Natronlauge, dient als antiseptisches Mittel bei Behandlung von frischen und nicht eiternden ältern Wunden, bei Verbrennungen, innerlich gegen Durchfall.

Dermatologie (Dermologie, griech.), Lehre von der Haut, gewöhnlich gleichbedeutend gebraucht mit Dermatopathologie, Lehre von den Hautkrankheiten.

Dermatolysis (griech.), abnorme Schlaffheit und Dehnbarkeit der Haut.

Dermatomykosen (griech.), durch Pilze hervorgerufene, also parasitäre, Hautkrankheiten.

Dermatomyositis (griech.), eine schwere, verschiedene Muskeln hintereinander befallende Entzündung, bei der zu gleicher Zeit entzündliche Erscheinungen verschiedener Art (Rose oder Nesselausschlägen ähnlich) auf der Haut auftreten. Die Krankheit ist wahrscheinlich durch eine Infektion bedingt und verläuft in der Hälfte der Fälle tödlich. Sie ist erst seit 1887 näher bekannt.

Dermatonōse (Dermatose, Dermatopathie, griech.), Hautkrankheit.

Dermatopathologie (griech.), s. Dermatologie.

Dermatophāgus, s. Milben.

Dermatophili (Haarbalgmilben), Familie aus der Ordnung der Milben (s. d.).

Dermatoplāstik (Dermoplastik, griech.), Teil der plastischen Chirurgie, der sich mit der Heilung der durch Hautdefekte entstandenen Entstellungen und Funktionsstörungen befaßt (s. Plastische Operationen). Auch Zweig der Taxidermie, s. Naturalien.

Dermatorhyctes, s. Milben.

Dermatose (griech.), Hautkrankheit.

Dermatosomen, s. Pflanzenzelle.

Dermatozōen (griech.), Schmarotzertiere in der Haut; Dermatozoonosen, Hautkrankheiten durch D.

Dermbach, Flecken und Hauptort eines Verwaltungsbezirks im Großherzogtum Sachsen-Weimar, an der Felda und der Eisenbahn Salzungen-Kaltennordheim, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Bezirksdirektion, Betriebsverwaltung der Feldabahn, Oberförsterei, treibt Korkschneiderei, Holzschnitzerei, Möbelfabrik und zählt (1900) 1135 Einw. — D. bildete 4. Juli 1866 den Schauplatz des ersten Kampfes zwischen der preußischen Mainarmee und den Bayern. Die einzelnen Gefechte fanden bei Zella und bei Wiesenthal-Roßdorf statt. Von preußischer Seite erhielt die 13. Division unter General v. Goeben den Auftrag, die Bayern durch einen Angriff an der beabsichtigten Vereinigung mit dem 8. Bundeskorps zu hindern. Die Brigade Kummer nahm die Dörfer Neidhartshausen und Zella, drängte den Feind bis Diedorf zurück, stieß hier auf das Gros der Division Zoller und trat nach heftigem Kampfe dem Befehl Vogel v. Falckensteins gemäß den Rückzug an. Zu gleicher Zeit nahm auf dem linken preußischen Flügel die Brigade Wrangel das Dorf Wiesenthal, erstürmte den Nebelberg (Tod des bayrischen Generals v. Faust) und drängte die Division Hartmann nach Roßdorf zurück. Ein Angriff auf Roßdorf unterblieb, weil Goeben den Abbruch des Gefechts befahl und die Brigade nach D. zurückberief. Die Preußen hatten zwar keinen entscheidenden Sieg erfochten; doch erreichte Falckenstein seinen Zweck, indem sich die Bayern über die Rhön nach Kissingen zurückzogen und die Vereinigung mit dem 8. Korps aufgaben. Die Preußen verloren 4. Juli 344 Mann an Toten und Verwundeten, die Bayern 403 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten. Vgl. v. Goeben, Das Gefecht bei D. (Darmst. 1870); v. Lettow-Vorbeck, Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland, Band 3 (Berl. 1902).

Dermestes, Speckkäfer; Dermestidae, Familie aus der Ordnung der Käfer; s. Speckkäfer.

Dermograph, Farbstift, mit dem der Arzt bei der Untersuchung wichtige Punkte und Linien (Organgrenzen) auf der Haut aufzeichnet.

Dermographie (Dermatographie, grch.), eine auf abnormer Erregbarkeit der kleinen Hautgefäße beruhende Erscheinung. Beim Streichen der Haut mit einem stumpfen Instrument erweitern sich die Gefäße und im Verlauf des Striches bleibt längere Zeit eine starke Rötung der Haut sichtbar. Oft erfolgt daneben eine vorausgehende Ausschwitzung von Blutserum in das Hautgewebe, so daß quaddelartige Erhebungen entstehen. Die D. ist oft ein bedeutungsloses Symptom der Neurasthenie, tritt aber auch ohne diese auf.

Dermoid (Dermoidcyste), s. Balggeschwulst und Eierstock.

Dermolampe, eine elektrische Bogenlampe, deren Kohlenelektroden durch solche aus Eisen ersetzt sind, liefert kleinwellige Strahlen und wird zu Heilzwecken benutzt.

Dermologie (griech.), s. Dermatologie.

Dermophrys (Nonnenvogel), s. Amadinen.

Dermoplāstik (griech.), s. Dermatoplastik.

Derna (Darnis), Hafenstadt an der Küste von Tripolis, im Wilajet Barka, besteht aus fünf von einer Mauer umschlossenen Ortschaften und zwei festen Schlössern, ist Sitz des Kaimakam von Barka, hat eine türkische Garnison von 50 Mann und 2000 Einw., die Vieh, Felle, Butter und Wachs ausführen.

Dernburg, 1) Heinrich, Rechtslehrer, geb. 3. März 1829 in Mainz, studierte in Gießen und Berlin und habilitierte sich 1851 als Privatdozent in Heidelberg,

wo er mit Brinckmann u. a. die »Kritische Zeitschrift für die gesamte Rechtswissenschaft« begründete. Er ward 1854 außerordentlicher, kurze Zeit danach ordentlicher Professor der Rechte in Zürich, 1862 an die Universität Halle berufen und seit 1866 deren Vertreter im preußischen Herrenhaus. Im April 1873 wurde er an Rudorffs Stelle als Pandektist an die Universität Berlin versetzt. In das Herrenhaus, aus dem er infolgedessen ausschied, trat er bald darauf durch königliche Ernennung wieder ein. Seine hauptsächlichsten Werke sind: »Geschichte und Theorie der Kompensation« (Heidelb. 1854, 2. Aufl. 1868); »Das Pfandrecht« (Leipz. 1860—64, 2 Bde.); »Die Institutionen des Gajus, ein Kollegienheft aus dem Jahre 161 nach Christi Geburt« (Halle 1869); »Lehrbuch des preußischen Privatrechts« (das. 1871—80, 3 Bde.; Bd. 1 und 2 in 5. Aufl. 1894, 1897); »Das Vormundschaftsrecht der preußischen Monarchie« (Berl. 1875; 3. Aufl. bearb. von Schultzenstein, 1886); »Das preußische Hypothekenrecht« (mit Hinrichs, Leipz. 1877—91, 2 Abtlgn.); »Pandekten« (Berl. 1884—87, 3 Bde.; 6. Aufl. unter Mitwirkung von Joh. Biermann, 1900 bis 1901; 7. Aufl. 1902—1903); »Die Phantasie im Rechte« (das. 1894); »Persönliche Rechtsstellung im Bürgerlichen Gesetzbuch« (das. 1896); »Das bürgerliche Recht des Deutschen Reichs und Preußens« (Bd. 1—3, Halle 1898—1902); »Die königliche Friedrich Wilhelms-Universität Berlin in ihrem Personalbestande seit ihrer Errichtung bis 1885« (das. 1885).

2) Friedrich, Publizist, Bruder des vorigen, geb. 3. Okt. 1833 in Mainz, studierte die Rechte, wurde Hofgerichtsadvokat in Darmstadt, nahm nach dem Kriege von 1866 eine entschieden preußenfreundliche Stellung ein, bekämpfte als Landtagsabgeordneter und Führer der hessischen Fortschrittspartei die Dalwigksche Politik, gehörte 1871—81 dem Reichstag an, war 1875—90 Chefredakteur der »Nationalzeitung« und ist seitdem am »Berliner Tageblatt« tätig. 1883 nahm er an der Reise des deutschen Kronprinzen nach Spanien als Berichterstatter teil und veröffentlichte darüber: »Des deutschen Kronprinzen Reise nach Spanien und Rom« (Berl. 1884). Außerdem schrieb er: »Russische Leute. Eine Sommerfahrt« (Berl. 1885); »Berliner Geschichten« (das. 1886); »Auf deutscher Bahn in Kleinasien« (das. 1892); den Roman: »Der Oberstolze« (das. 1889, 2 Bde.) und »Aus der Weißen Stadt. Spaziergänge in der Chicagoer Weltausstellung« (das. 1893).

Derogation (lat.), die Aufhebung eines Gesetzes durch ein später erlassenes Gesetz; dann insbes. die Abänderung eines Gesetzes durch Aufhebung einzelner Bestimmungen im Gegensatze zur Abrogation, der vollen Aufhebung des ganzen Gesetzes; derogieren, beschränken, außer Kraft setzen. Lex posterior derogat priori, d. h. das der Zeit nach spätere Gesetz hebt, falls es nicht ein Spezialgesetz ist, das frühere auf.

Derogatorische Klausel (Clausula derogatoria), die in einer Willenserklärung enthaltene Bestimmung des Erklärenden, daß eine künftige Änderung seines Willens unwirksam sein solle. Eine solche Klausel ist bei letztwilligen Erklärungen ungültig. Ins Bürgerliche Gesetzbuch ist dieselbe nicht aufgenommen. Nach dem österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuch, § 716, gilt eine spätere Bestimmung des Erblassers bei Vorhandensein einer derogatorischen Klausel nur dann, wenn dieselbe ausdrücklich widerrufen wird.

Derosne (spr. dörónn'), Charles, Apotheker und Industrieller, geb. 1780 in Paris, gest. daselbst im September 1846, erlernte die Pharmazie, etablierte sich in Paris und begründete mit Cail (s. d.) großartige Maschinenfabriken. Er entdeckte das Narkotin im Opium und lieferte mehrere chemische Untersuchungen, z. B. über das Aceton; die größten Verdienste erwarb er sich aber in Gemeinschaft mit Cail um die Zuckerfabrikation und Branntweinbrennerei.

Derosnesches Salz, soviel wie Narkotin.

De Rossi, 1) Giovanni Battista, genannt il Rosso, ital. Maler, Architekt und Bildhauer, geb. 8. März 1494 in Florenz, gest. 1541 durch Selbstmord, bildete sich nach Michelangelo, war anfangs in Florenz tätig, wo er in der Servitenkirche die Himmelfahrt Mariä malte, von 1524—27 in Rom und wurde 1530 von Franz I. nach Frankreich berufen, um das Schloß von Fontainebleau mit Fresken und Stuckarbeiten zu schmücken. Von seinen Fresken haben sich dort zwölf Darstellungen aus dem Leben Franz' I. und der antiken Mythologie erhalten, in denen er sich wie in einer Beweinung Christi im Louvre zu Paris als manierierten Nachahmer Michelangelos zeigt.

2) Pellegrino Luigi Odoardo, Graf, ital. Staatsmann, geb. 13. Juli 1787 in Carrara, gest. 15. Nov. 1848, studierte Rechtswissenschaft in Bologna, wurde 1812 Professor des Strafrechts daselbst, floh aber, da er 1815 von Murat das Amt eines Zivilkommissars in den Legationen angenommen, nach dessen Sturz nach Frankreich und ließ sich 1816 in Genf nieder, wo er 1819 den Lehrstuhl des römischen Rechts und des Kriminalrechts an der Akademie erhielt und 1820 in den Großen Rat der Republik gewählt wurde. 1832 von Genf als Gesandter zur Tagsatzung geschickt, arbeitete er den 1832 angenommenen, unter dem Namen Pacte Rossi bekannten Entwurf einer neuen Verfassung aus. Von der Tagsatzung zur Regelung des polnischen Emigrantenwesens nach Paris gesandt, trat er in den französischen Staatsdienst und erhielt den Lehrstuhl der Nationalökonomie am Collège de France und 22. Aug. 1834 die Professur des Staatsrechts an der Pariser Rechtsschule. 1838 erfolgte seine Aufnahme in die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften. 1839 zum Pair erhoben, legte er seine Lehrämter nieder und trat 1840 in den Staatsrat. 1845 ging er als außerordentlicher Gesandter nach Rom und wurde im Mai 1846 zum Botschafter beim Vatikan und zum französischen Grafen ernannt. An den Reformbestrebungen Pius' IX., dessen Wahl er befördert hatte, nahm er bedeutenden Anteil. Nach der Februarrevolution 1848 legte er seine Stellung als französischer Botschafter nieder, wurde in Bologna zum Deputierten gewählt, bildete nach der Entlassung Fabbris 16. Sept. d. J. ein neues päpstliches Ministerium und übernahm das Innere sowie provisorisch Polizei und Finanzen, ward aber schon 2 Monate später bei der Eröffnung der Deputiertenkammer ermordet. Von Rossis Werken sind hervorzuheben: »Traité du droit pénal« (Par. 1829; 4. Aufl. 1872, 2 Bde.); »Traité de droit constitutionnel français« (das. 1836; 2. Aufl. 1877, 2 Bde.) und »Cours d'économie politique« (das. 1839—41, 2 Bde.; 4. Aufl. 1865). Vgl. Ideville, Le comte P. Rossi, sa vie, son œuvre, sa mort (Par. 1887); Tolra de Bordas, Le comte P. de R. (Amiens 1888).

3) Gian (Giovanni) Battista, ital. Archäolog, geb. 23. Febr. 1822 in Rom, gest. daselbst 20. Sept. 1894, erhielt seine Bildung auf dem Collegium Romanum und veröffentlichte seine ersten Arbeiten in gelehrten Zeitschriften, vornehmlich über die christlichen

Inſchriften des 1. Jahrh. Sein Hauptaugenmerk richtete er dann aber auf die gründliche Erforſchung der römiſchen Katakomben. Die epochemachenden Ergebniſſe ſeiner Forſchungen, durch die er der Begründer der chriſtlichen Archäologie wurde, liegen vor in den Werken: »Inscriptiones christianae urbis Romae septimo seculo antiquiores« (Rom 1857—88, Bd. 1 u. 2); »Roma sotterranea cristiana« (daſ. 1864—1877, 3 Bde., mit Kupfern; Supplement von Jozzi, 1898; auch ins Franzöſiſche und Engliſche überſetzt); »Musaici cristiani« (aus den Baſiliken Roms, daſ. 1872—1900, 27 Hefte). Andres von ihm enthält das »Bolletino di Archeologia cristiana«, das er ſelbſt herausgab (ſeit 1863). R. war Profeſſor an der Univerſität zu Rom und Mitglied der Pontificia Accademia d'archeologia und gelehrter Geſellſchaften des Auslandes. Auch leitete er die Herausgabe der »Codici latini della Vaticana«. Ein Verzeichnis ſeiner ſämtlichen Schriften enthält das bei Gelegenheit ſeines Jubiläums erſchienene »Albo dei sottoscrittori per la medaglia d'oro in onore del commendatore G. B. d. R.« (Rom 1882). Vgl. Baumgarten, Giovanni Battiſta de R. (Köln 1892).

Derotremen, ſ. Amphibien, S. 453.

Déroulède (ſpr. deruläd'), Paul, franz. Dichter und Politiker, geb. 2. Sept. 1846 in Paris, Sohn eines begüterten Notars und Neffe Emile Augiers, trat beim Ausbruch des Krieges 1870 als Freiwilliger in ein Zuavenregiment, fiel bei Sedan in deutſche Gefangenſchaft, entkam aber aus Breslau und kämpfte in Frankreich wieder unter Chanzy und Bourbaki, mit dem er nach der Schweiz übertrat. Populär wurde D. durch ſeine Soldaten- und Kriegslieder (»Chants d'un soldat«, 1872; »Nouveaux chants d'un soldat«, 1875, und »Refrains militaires«, 1888), die alle in unzähligen Auflagen erſchienen. Auch auf der Bühne verſuchte er ſich mit dem patriotiſchen Trauerſpiel »L'Hetman« (1877) und dem verbotenen Stücke »La Moabite« (1880). Als Gründer und Leiter der Patriotenliga, die im März 1889 wegen ihrer offenkundig boulangiſtiſchen Umtriebe von der franzöſiſchen Regierung aufgehoben wurde, erging ſich D. unabläſſig in Revanchedrohungen und erregte namentlich im Auguſt 1882 durch ſein Gebaren gegen den deutſchen Turnverein in Paris großes Aufſehen. Im Auguſt 1887 vertrat er die Patriotenliga bei dem Begräbnis Katkows in Moskau und war auf ſeiner Reiſe für das Zuſtandekommen eines franzöſiſch-ruſſiſchen Bündniſſes in marktſchreieriſcher Weiſe tätig. Boulanger ſchloß er ſich 1888 mit leidenſchaftlicher Hingebung an, und 1889 ließ er ſich in Angoulême als Reviſioniſt in die Kammer wählen, wo er bis 1893 einen ſchroff chauviniſtiſchen Standpunkt einnahm, bis er ſeine Demiſſion gab, weil er ſich durch die gegen Rochefort und Clemenceau gerichtete plumpe Fälſchung Nortons hatte täuſchen laſſen. Er widmete ſich wieder der Literatur, aber weder ſeine rhetoriſchen Dramen »Messire Duguesclin« (1895) und »La mort de Hoche« (1897), noch ſeine »Chants du paysan« (1894) fanden großen Anklang. D. ließ ſich 1898 als heftiger Dreyfusgegner und Nationaliſt wieder in die Kammer wählen, erneuerte die Patriotenliga und bekämpfte auf das entſchiedenſte die parlamentariſche Republik, indem er die plebiszitäre Republik, d. h. die Wahl des Präſidenten durch Plebiszit (durch direkte Wahl des Volkes), forderte. Als er 23. Febr. 1899 nach der Wahl des Präſidenten Loubet den General Roget beim Begräbnis des Präſidenten Faure zu einem Staatsſtreich aufforderte, durch den Loubet geſtürzt und die Kammern geſprengt werden ſollten, wurde er wegen Hochverrats verhaftet, aber von den Geſchwornen im Mai freigeſprochen. Wegen Vorbereitung eines zweiten Komplotts im Auguſt von neuem verhaftet und vor den Senat als Staatsgerichtshof geſtellt, wurde er des ihm zur Laſt gelegten Vergehens für ſchuldig erklärt und 3. Jan. 1900 mit zehn Jahren Verbannung beſtraft. Er nahm ſeinen Wohnſitz in San Sebaſtian in Spanien an der franzöſiſchen Grenze.

Deroute (franz., ſpr. -rût'), militäriſch wirre Flucht einer Truppe; deroutieren, in D. bringen.

Deroy (ſpr. dörŏá), Bernhard Erasmus, Graf, bayr. General, geb. 11. Dez. 1743 in Mannheim als Sohn eines kurpfälziſchen Generals franzöſiſchen Urſprungs, geſt. 23. Aug. 1812, trat früh in pfälziſche Kriegsdienſte, diente mit Auszeichnung im Siebenjährigen Krieg, ward 1792 Generalmajor, kämpfte 1795 und 1800 im bayriſchen Heere gegen Frankreich, ward aber zweimal kriegsgefangen. Als Generalleutnant machte er ſich 1804 um die Reorganiſation des bayriſchen Heeres verdient, erhielt den Oberbefehl in Tirol und zeichnete ſich ſpäter beſonders bei Abensberg (20. April), bei Eggmühl (22. April) und bei der Einnahme von Innsbruck aus. 1811 zum General der Infanterie, Generalinſpektor und Kommandanten von Niederbayern und der Oberpfalz ernannt, führte er 1812 eine Diviſion des bayriſchen Hilfskorps unter Saint-Cyr nach Rußland. In der Schlacht von Polock tödlich verwundet, ſtarb er 23. Aug. In München erhielt er 1856 ein von Halbig modelliertes Standbild in der Maximiliansſtraße. Vgl. Heilmann, Leben des Grafen B. E. von D. (Augsb. 1855).

Derr (Deïr), Stadt im Diſtrikt Esneh der ägypt. Provinz (Mudirieh) Keneh, am rechten Nilufer, 200 km oberhalb Aſſuân, mit (1897) 7037 Einw., die Kenſi oder Berberi ſprechen. Bei D. liegen die Reſte eines von Ramſes II. gegründeten Felſentempels.

Derriey (ſpr. derriá), Charles, Stempelſchneider und Schriftgießer, geb. 17. Aug. 1808 in Moiſſey (Jura), geſt. 11. Febr. 1877 in Paris, erlernte die Schriftgießerei und ſeit 1835 den Holzſchnitt, bildete ſich zum Graveur und Stempelſchneider aus, erſann und erbaute in ſeiner 1839 errichteten Werkſtatt eigenartige Gießmaſchinen und erfand auch eine Numeriermaſchine für Banknoten und ein neues Muſiknotentypenſyſtem. D. hat die Buchdruckerei mit einer außerordentlichen Anzahl künſtleriſch vollendeter Einfaſſungen und Verzierungen ſowie mit zahlreichen Sortimenten von Zierſchriften bereichert; ſein »Album«, das ſeine Schöpfungen in ihren Elementen und in prachtvollen Anwendungen zeigt, iſt ein Meiſterwerk der Typographie in Satz und Druck. Vgl. »Notices sur les produits typographiques de D.« (Par. 1855).

Derry, Stadt, ſoviel wie Londonderry.

Derſchatta, Julius, Edler von Standhalt, öſterreich. Politiker, geb. 12. Sept. 1852 in Zara als Sohn eines k. u. k. Feldmarſchalleutnants, ſeit 1881 Rechtsanwalt in Graz; 1885 und 1901 in den Reichsrat gewählt, gehört er der Leitung der Deutſchen Volkspartei an.

Derſhâwin (ſpr. -ſchâ-), Gawriil Romanowitſch, der bedeutendſte ruſſ. Dichter des 18. Jahrh., geb. 14. (3.) Juli 1743 in Kaſan, geſt. 21. (9.) Juli 1816 auf ſeinem Gut Swanko (Gouv. Nowgorod), Sohn eines armen Edelmanns, beſuchte bis 1762 das 1759 eröffnete Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, trat dann als Soldat in das Preobraſhenſkij-Regiment in Petersburg ein und wurde 1769 Offizier. 1773 wurde

er in der Suite des Generals Bibikow gegen Pugatschew nach Südrußland geschickt, wo er sich mehrfach auszeichnete, den Rang eines Kapitänleutnants und ein Gut erhielt. 1774—75 hielt er sich infolge besonderer Aufträge in und bei Saratow auf, wo er seine »Citalagaj-Oden« (größtenteils Übersetzungen der Gedichte Friedrichs d. Gr.) schrieb. 1777 bekam er eine Anstellung im Senat unter dem Generalprokureur Fürsten Wjasemskij. 1782 erschien im »Petersburger Boten«, an dem D. seit 1778 Mitarbeiter war, seine zur Verherrlichung der Kaiserin Katharina II. gedichtete Ode »Feliza«, die der Kaiserin ausnehmend gefiel und dem Dichter ein ansehnliches Geschenk einbrachte. Nun stieg D. ziemlich rasch die Stufenleiter zu den höchsten Ehren hinan. 1784 wurde er zum Gouverneur von Olonez und 1785 von Tambow ernannt, 1788 aber von diesem Posten infolge der Ränke seiner Feinde wieder enthoben und sogar vor Gericht gestellt. D. gelang es indessen, die Kaiserin von seinem Recht zu überzeugen, und sie ernannte ihn 1791 zu ihrem Staatssekretär. 1793 wurde er Senator, 1796 unter Kaiser Paul Direktor der Reichsratskanzlei und 1802 unter Alexander I. Justizminister, eine Stellung, von der er jedoch bereits im folgenden Jahre zurücktrat. Von 1803 bis zu seinem Tode lebte er als Privatmann auf seinem Gut Swanko. In seiner Vaterstadt Kasan wurde ihm 1843 ein Denkmal errichtet. Dershawins Poesien zeichnen sich durch Kraft des Ausdrucks, Pracht der Bilder, Originalität der Gedanken und feine, schöpferische Behandlung der Sprache aus. Es kann sich bis Puschkin kein einziger russischer Dichter mit D. messen. Er war ein glühender Verehrer der Kaiserin Katharina II., und diese Verehrung begeisterte ihn zu manchem schönen, von hohem dichterischen Pathos getragenen Gedicht; er war aber auch ein Freund der Wahrheit und eine ehrliche, kernige, leicht aufbrausende Natur, eine seltene Erscheinung in der Zeit und in der Umgebung, in der er lebte. Sein bestes Gedicht ist seine Ode »Bog« (»Gott«), die in alle europäischen Sprachen und selbst ins Japanische (ins Deutsche von Altmann, Rotter, Bodenstedt u. a.) übersetzt wurde. Gesamtausgaben der Werke Dershawins sind seit 1798 mehrfach erschienen; die letzte ist die klassische, vom Akademiker J. Grot herausgegebene und mit zahlreichen interessanten Anmerkungen versehene in 9 Bänden (Petersb. 1864—1883). Die beste Biographie des Dichters lieferte Grot im 8. Bande der erwähnten Ausgabe (Supplemente dazu im 9. Bd.).

Dertona, s. Tortona.

Deruta, Städtchen mit (1901) 5906 Einw. in der italienischen Provinz und dem Kreise Perugia (Umbrien), wo in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. Majoliken verfertigt wurden, die durch ihre metallische goldige Farbe auf maurischen Einfluß weisen. Die meist in Blau auf weißer Zinnglasur ausgeführten Malereien der Schüsseln und Vasen (weibliche Brustbilder u. dgl.) sind mit durchsichtigem Goldlüster überzogen.

Derut esch Scherif, Distriktshauptort der ägypt. Provinz (Mudirieh) Siut, am Josephskanal (Bahr Yusuf), der sich 8 km oberhalb vom Nil abzweigt, und an der Eisenbahn nach Siut gelegen, hat ein großes Schleusenwerk mit Brücke und zählt (1897) 7257 Einw.

Dervent, Bezirkshauptstadt in Bosnien, Kreis Banjaluka, am Fluß Ukraina und an der Bosnabahn, malerisch auf zwei Hügeln gelegen, mit 3 Moscheen, 2 Kirchen, Bezirksgericht und (1895) 5424 meist mohammedan. Einwohnern. In der Nähe eine Burgruine und das alte Franziskanerkloster Plean.

Derwent (»Klarwasser«), 1) Name einiger Flüsse in England: a) entspringt am Peak (s. d.) von Derbyshire, wird bei Derby schiffbar und mündet nach 96 km langem Lauf bei Sawley in den Trent; b) durchfließt die Seen Derwent Water (s. d.) und Bassenthwaite in Cumberland und mündet nach 60 km langem Lauf bei Workington in das Irische Meer; c) entspringt bei Harwooddale in Yorkshire, wird bei Malton schiffbar und mündet nach 91 km langem Lauf bei Barmby in die Ouse; d) bildet die Grenze zwischen Durham und Northumberland, mündet nach 48 km langem Lauf rechts in den Tyne. — 2) Fluß in Tasmania, Abfluß des Sees St. Clair, mündet unterhalb Habart in die Sturmbai.

Derwent Conway (spr. dörwent könnwē), Pseudonym, s. Inglis.

Derwent Water, der »Edelstein« unter den Seen Cumberlands (England), obgleich nur 5 km lang, mit vier hübschen Inseln (darunter St. Herbert's mit einer alten Einsiedelei). In ihn ergießen sich die von Southey besungenen Falls of Lodore. Am D. liegt Keswick (s. d.). Der Derwent (s. d.) ist sein Abfluß.

Derwisch (pers., »Armer«; gelegentlich auch, so namentlich in Indien, mit dem arab. Wort Fakir bezeichnet), Name der Mitglieder mohammedanisch-religiöser Orden. In den arabischen Ländern wirkten das christliche, in den persisch-indischen das buddhistische Beispiel mit den asketischen Neigungen frommer Kreise und allerlei heidnischen Überbleibseln dahin zusammen, daß aus dem mystisch-pantheistischen Treiben der Sufi (s. d.) sich schon früh im Islam ein eigenartiges Ordenswesen entwickelte, das später immer größere Ausdehnung gewann. Die gegenwärtigen Orden pflegen ihre Regeln und Zeremonien auf die berühmtesten Männer aus der Umgebung des Propheten selbst, wie Abu Bekr und Ali, zurückzuführen; indes sind das Erdichtungen. In Wirklichkeit sind sie meist in den schweren Zeiten der Türken- und Mongolennot (seit dem 12. Jahrh.) entstanden. So verschieden die Derwische an Kleidung und Gebräuchen sind, so identisch sind die ihnen gemeinsamen Grundsätze, die in der Hauptsache auf die gewaltsame Steigerung mystischer Andachtsübungen und auf die Unterordnung der jüngern unter ein Oberhaupt (arab. Scheich, pers. Pîr, »Alter«) hinauskommen. Unter übertriebener Frömmigkeit, die besonders auf indischem Boden zu extravaganten Bußübungen führt, verbirgt sich vielfach bei ihnen Heuchelei, und manche Orden leben vorzugsweise von betrügerischen Gaukelkünsten. Die Zahl der vorhandenen Orden wird konventionell auf 72 angegeben, einige 30 sind wirklich nachgewiesen. Von diesen sind die bekanntesten die Kadiri (gestiftet von Abd el Kadir el Gilani, gest. 1166), die Rifa'i (nach Ahmed Rifa'a, gest. 1182), die Ahmedi (nach Ahmed el Bedawi, gest. 1276), die Senusi (s. d.), die Aisaui (nach Mohammed ibn Aisa, gest. 1509 oder 1534) und die Mewlewi (s. d.). Der Stifter der letztern, Dschelal ud Din Rumi (s. d.), ist aus dem Orden der Nurbachschi, der »Lichtspendenden«, einer Gründung des Schihab ud Din Sohrawerdi (gest. 1234), hervorgegangen; ebenso Hadschi Beiram (gest. 1471), der Stifter der Beirami. Unter allen vor der Gründung des osmanischen Reiches entstandenen Orden ist der der Mewlewi der angesehenste. Sein Einfluß wuchs, als Konia, der Sitz seiner Scheichs, dem osmanischen Reich einverleibt wurde, hier das Studium persischer Literatur und Dichtkunst aufblühte und damit auch die Lehre der Sufis, deren vorzüglichstes Organ Dschelal ud Din Rumi war, auf

weite Kreise Einfluß gewann. Von politischer Wichtigkeit für das osmanische Reich sind die Bektaschi (gestiftet von Hadschi Bektasch, gest. 1357) wegen des nahen Verhältnisses geworden, in dem sie zu den Janitscharen standen; mit deren Ausrottung sind sie in den Hintergrund getreten. Die Chalweti, von Omar Chalweti (gest. 1397) gestiftet, ziehen sich gelegentlich in eine einsame Zelle (chalwa) zurück und leben daselbst in frommer, durch Fasten verschärfter Pönitenz. Die Saadi, von Saad ed Din Dschibawi (gest. 1335) gestiftet, eine Unterabteilung der Rifa'i, sind Gaukler und Schlangenbeschwörer. Andre Orden sind die der Ruscheni (1533), der Schemsi (1601), der Dschemali (1750) und der Nakschibendi (1319), die heute in Zentralasien weit verbreitet sind.

Zum Teil wohnen die Derwische vereinigt in Klöstern (Tekieh oder Chankâh); wenn sie verheiratet sind, dürfen sie außer dem Kloster wohnen, müssen aber wöchentlich einige Nächte im Kloster schlafen; großenteils aber gehen sie gemeinhin als Handwerker, Krämer oder Ackerbauer ihren Geschäften nach und betätigen nur bei besondern Anlässen ihre Zugehörigkeit zu einem Derwischorden. Ihre Ordensregeln und Glaubenssätze halten sie streng geheim. Ihre religiösen Exerzitien bestehen hauptsächlich in asketischen Selbstkasteiungen und in gewissen Tänzen, deren Hauptschwierigkeit in einem oft stundenlang währenden, meist aber 5—7 Minuten anhaltenden Drehen genau auf einer Stelle besteht. Erst werden beim Tanz die Arme auf der Brust gekreuzt, dann über den Kopf gehoben; hierbei bildet ihr weiter, gelöster Rock einen Kreis um sie; oft fallen sie dabei besinnungslos nieder (tanzende Derwische, zu denen unter andern die Mewlewi gehören). Noch toller treiben es die heulenden Derwische, wozu die schon genannten Rifa'i gehören, und namentlich die fanatischen Aisaui. Arges Bettelvolk sind die in einigen Orden zulässigen wandernden Derwische (z. T. Kalender genannt). Die Kleidung der Derwische ist nach den Orden sehr verschieden; die Hauptstücke sind z. T. der Mantel und namentlich die sehr vielgestaltige Kopfbedeckung, in Form von niedrigern oder hohen (zuckerhutförmigen) Filzmützen, Turbanen u. a. Viele, besonders die Kalender, tragen eine Schale zum Einsammeln von Almosen. Viele mohammedanische Fürsten, darunter auch türkische Sultane, achteten die Derwische sehr hoch und beschenkten ihre Klöster reichlich, und noch jetzt sind sie nicht ohne politischen Einfluß. Sie sind durch alle mohammedanischen Gebiete verbreitet, und die respektablern Orden, so die Ahmedi in Ägypten, stehen beim Volk in hohem Ansehen. Vgl. d'Ohsson, Tableau général de l'Empire ottoman, Bd. 2 (Par. 1790); Neveu, Les Khouan, ordres religieux chez les musulmans de l'Algérie (das. 1866); v. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams (Leipz. 1868); J. Brown, The dervishes, or oriental spiritualism (Lond. 1867); Vambéry, Sittenbilder aus dem Morgenland (Berl. 1876); Rinn, Marabouts et Khouan (Algier 1884); Le Chatelier, Les confréries musulmanes du Hedjaz (Par. 1887); Depont u. Coppolani, Les confréries religieuses musulmanes (Algier 1897); Smirnow, Der Derwischismus in Turkistan, in der »Turkistanischen Zeitung« 1898 (vgl. »Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen«, Bd. 2, Berl. 1899); Montet, Les confréries religieuses de l'Islam marocain (Par. 1902).

Derwisch Pascha, Ibrahim, türk. General, geb. 1817 in Konstantinopel, gest. 21. Juni 1896 ebendort, besuchte die Genieschule daselbst und 1839 bis 1842 die Bergbauschule in Paris, ward Direktor verschiedener Bergwerke in Kleinasien, dann Professor der Chemie und Physik an der Militärschule in Konstantinopel, 1849 Divisionsgeneral, 1854 türkischer Kommissar in den Donaufürstentümern, 1855 oberster Leiter sämtlicher Kriegsschulen des Reiches, 1861 Generaldirektor der Bergwerke und Forsten, 1862 Befehlshaber eines Armeekorps gegen Montenegro, dann eine Zeitlang Botschafter in Petersburg, 1875 Generalgouverneur in Bosnien und der Herzegowina, wo er durch seine Schroffheit die Ausbreitung des Aufstandes beförderte, 1876 kurze Zeit Kriegsminister und nach Ausbruch des russisch-türkischen Krieges 1877 Befehlshaber in Batum, das er geschickt verteidigte. Nach dem Frieden mußte er Batum den Russen übergeben, ward Kommandeur des 4. Armeekorps in Erzerum sowie 1879 der Garde in Konstantinopel und 1880 Generalgouverneur von Albanien. Hier unterwarf er die aufständischen Albanesen, zwang sie zur Räumung Dulcignos und bekam 1882 den Auftrag, die Ordnung in Ägypten herzustellen; doch richtete er nichts aus und kehrte nach Ankunft der Engländer nach Konstantinopel zurück.

Des (ital. Re bemolle, franz. Ré bémol, engl. D flat), in der Musik das durch ♭ erniedrigte D. Des dur-Akkord = des f as; der Des moll-Akkord = des fes as. Des dur-Tonart mit 5 ♭ in der Vorzeichnung.

Desaggregation (lat.), Aufhebung der Aggregation der Moleküle, z. B. durch mechanische und chemische Einwirkung eines elektrischen Funkens. In der Geologie die Auflockerung, der Zerfall der Gesteine unter Einfluß von Frost und Hitze; s. Verwitterung.

Desaguadëro, »Abfluß«, insbes. zwei Flüsse in Südamerika. Der eine in Bolivia, 300 km lang, entwässert den Titicacasee zum Lago Pampa Aullagas, der andre bildet in Argentinien die Grenze zwischen den Provinzen San Luis und Mendoza.

Desaignes (spr. dösänj'), Flecken im franz. Depart. Ardèche, Arrond. Tournon, am Doux, mit einer prot. Kirche (auf den Ruinen eines römischen Tempels erbaut), Resten eines alten Schlosses und alten Stadttoren, einer alkalischen kalten Heilquelle und (1901) 576 (als Gemeinde 3641) Einw.

Desaix de Voygoux (spr. dößä dö wüagü), Louis Charles Antoine, franz. General, geb. 17. Aug. 1768 zu St.-Hilaire d'Ayat in der Auvergne, gest. 14. Juni 1800, trat, 15 Jahre alt, als Unterleutnant in ein Infanterieregiment und ward 1791 zum Adjutanten des Generals Victor v. Broglie ernannt. 1793 wegen mutvoller Verteidigung der Weißenburger Linien gegen die Österreicher zum Brigadegeneral befördert, erstürmte er 26. Dez. das feste Lauterburg. 1794 befehligte er als Divisionsgeneral den rechten Flügel der Rheinarmee mit Auszeichnung. Auch 1796 und 1797 bewährte er sich als einer der kühnsten und geschicktesten Generale der Rheinarmee. Bonaparte vertraute ihm bei der Expedition nach Ägypten die Führung der Vorhut an. In den Gefechten mit Murad Bei und den Mamelucken bedeckte sich der kühne und besonnene General mit neuem Ruhm. Er allein vollbrachte die Eroberung des südlichen Ägypten gegen einen an Streitkräften ihm weit überlegenen Feind und gewann die Einwohner durch Milde und Gerechtigkeit. Nach der Landung der Engländer und Türken bei Abukir ward er von Kléber, dem Nachfolger Bonapartes im Oberbefehl, beauf-

tragt, die Konvention von El Arisch (24. Jan. 1800) zu vollziehen. Nach seiner Heimsendung eilte er nach Italien, wo Bonaparte ihm das Kommando der Reserve übergab. Am 14. Juni 1800, als er am Nachmittag an der Spitze einer Division in die wankende Schlachtlinie Bonapartes bei Marengo einrückte und sich kühn den schon siegreichen Österreichern entgegenwarf, durchbohrte ihm eine der ersten Kugeln die Brust. Der Leichnam wurde im Hospiz auf dem St. Bernhard beigesetzt. Denkmäler wurden ihm auf seiner Begräbnisstätte, in Paris sowie auf der linken Rheinseite, gegenüber Kehl, gesetzt. Vgl. Martha-Becker, Études historiques sur le général D. (Clermont 1852); Hüffer, Die Schlacht von Marengo ꝛc. (»Quellen zur Geschichte des Zeitalters der französischen Revolution«, 2. Bd., 1. Heft; Leipz. 1900).

De Sanctis, 1) Luigi, der bedeutendste Theolog, den das katholische Italien an den Protestantismus verloren hat, geb. 1808, gest. 1869. Als hoher Würdenträger des Papstes vom Studium der Bibel ergriffen, floh er 1847 nach Malta, trat zur evangelischen Kirche über, wirkte seit 1852 an der Turiner Gemeinde der Waldenser, dann in der »chiesa libera« (s. Freikirchen) und seit 1864 bis zu seinem Tode wieder bei den Waldensern, in deren Dienst er eine Professur an der seit 1861 bestehenden theologischen Fakultät in Florenz verwaltete. Vgl. Rönneke, Luigi D. (Halle 1890).

2) Francesco, ital. Literarhistoriker und Kritiker, geb. 1818 zu Morra im Neapolitanischen, gest. 28. Dez. 1883 in Neapel, bildete sich in der berühmten Privatlehranstalt Basilio Puotis zum vollendeten Stilisten und Rhetoriker und gründete 1838 selbst eine höhere Privatlehranstalt für Grammatik, Rhetorik, Ästhetik und Philosophie. Außer hohem Ansehen als Lehrer erwarb sich D. auch den Ruf eines bedeutenden Kritikers. 1848 von der revolutionären Regierung zum Generalsekretär im Departement des öffentlichen Unterrichts ernannt, flüchtete er beim Eintritt der Reaktion nach Cosenza, wurde 1850 verhaftet und drei Jahre im Kerker gehalten. Hier übersetzte er Gedichte von Schiller und Goethe, die »Geschichte der Poesie« von Rosenkranz und Hegels »Logik«. Entlassen mit der Weisung, sich nach Amerika zu begeben, flüchtete er über Malta nach Turin, wo er Vorträge über die »Divina Commedia« hielt, die durch geistreiche und originelle Auffassung ausgezeichnet waren. 1856 wurde er als Professor der Ästhetik und der italienischen Literatur an das Polytechnikum in Zürich berufen, und 1860 ward ihm das Verwaltungsfach des öffentlichen Unterrichts im neapolitanischen, 1862 im Ministerium des Königreichs Italien übertragen. Im März 1862 kehrte er nach Neapel zurück, nahm seine Lehrtätigkeit wieder auf und gründete das Journal »L'Italia«. Seit 1871 war er Professor an der Universität Neapel. Vom März bis Dezember 1878 war er von neuem Minister des öffentlichen Unterrichts und ein drittes Mal vom November 1879 bis Ende 1880. Von seinen Schriften sind die wichtigsten die »Storia della letteratura italiana« (9. Ausg., Neap. 1898, 2 Bde.); »Saggi critici« (das. 1868, 4. Aufl. 1881), Meisterwerke der Kritik; »Saggio critico sul Petrarca« (das. 1869) und die »Nuovi saggi critici« (das. 1872, 2. Aufl. 1879). Nach seinem Tod erschienen »Studio su G. Leopardi (Neap. 1885), »Scritti politici« (Neap. 1889), »La giovinezza di F. de S.«, Bruchstücke einer Autobiographie (das. 1889, neue Ausg. 1894), »La letteratura italiana nel secolo XIX« (das. 1897, 4. Aufl. 1902), »Scritti varii inediti o rari« (das. 1898, 2 Bde.). Vgl. Gaspary im »Archiv für das Studium der neuern Sprachen«, Bd. 53 und 54 (1875); Ferrieri, Francesco de S. e la critica letteraria (Mail. 1887); Villari, Scritti vari (Bologna 1894); Pennetti, Commemorando Fr. de S. ecc. (Neap. 1894); Croce, De S. e i suoi critici recenti (das. 1898); Cocchia, Il pensiero critico di F. de S. etc. (das. 1899).

Desappointieren (franz., spr. desapoängtir), jemand des Vorteils berauben, der auf etwas Zugesichertem beruhte; eine sichere Erwartung täuschen; Desappointement, fehlgeschlagene, vereitelte Hoffnung.

Desapprobieren (franz.-lat.; besser desapprouvieren, franz.), s. Disapprobieren.

Desargues (spr. däsárgh'), Gérard, Geometer, geb. 1593 in Lyon, gest. daselbst 1662, machte als Ingenieur die Belagerung von La Rochelle mit und lebte dann als Privatmann in Paris, später auf seinem Landgut bei Condrieux. Von ihm stammt die Vorstellung, daß zwei parallele Gerade einander in einem unendlich fernen Punkt schneiden, überhaupt gehen die fruchtbaren Methoden der projektiven Geometrie z. T. auf ihn zurück. Seine Schriften hat Poudra gesammelt, soweit sie erhalten sind (Par. 1864, 2 Bde.).

Desarmieren (lat.), entwaffnen; aus Batterien, Kriegsschiffen oder Festungswerken die Geschütze ꝛc. entfernen; beim Fechten: dem Gegner die Waffe aus der Hand schlagen.

Desátine und **Desjatine,** s. Deßjätina.

Désaugiers (spr. däsoschjé), Marc Antoine Madeleine, franz. Liederdichter und Dramatiker, geb. 17. Nov. 1772 in Fréjus, gest. 9. Aug. 1827 in Paris, Sohn eines seiner Zeit geschätzten Komponisten, widmete sich nach einem Leben voll der buntesten Abenteuer, die ihn in die Gefangenschaft der Schwarzen auf San Domingo und in die größte Lebensgefahr brachten, 1797 zu Paris der Bühne; aber erst 1805 gelang es ihm, bekannt zu werden. 1806 trat er in die lustige Gesellschaft »Le Caveau«, deren Präsident er bald wurde, und übernahm 1815 die Direktion des Vaudevilletheaters, das jedoch wegen scharfer Konkurrenz nicht zu rechter Blüte kommen konnte. Eine große Zahl seiner Stücke schrieb D. in Gemeinschaft mit andern; von seinen eignen, meist einaktigen, nennen wir nur: »Les petites Danaïdes«, eine Parodie der gleichnamigen Oper, an der Porte St.-Martin 300mal hintereinander aufgeführt. Im allgemeinen sind seine Vaudevilles sehr leichte Ware, wie auch seine »Chansons«, die heute nicht mehr gelesen, kaum noch gesungen werden. Nur wenige, die einen ernstern Ton anschlagen und nicht für die Lust des Augenblicks bestimmt sind, wie: »La treille de la sincérité«, »Consolations de la vieillesse«, »Le Pour et le Contre«, werden aus der Literatur nicht so bald verschwinden. Seine »Chansons et poésies diverses« sind öfters aufgelegt worden (Par. 1808—16, 3 Bde.; 1827, 4 Bde.; 1858, 1 Bd.).

Desault (spr. dösó), Pierre Joseph, Mediziner, geb. 6. Febr. 1744 zu Magny-Vernais in der Franche-Comté, gest. 1. Jan. 1795, erlernte die Chirurgie bei einem Bader, praktizierte dann in dem Kriegshospital zu Béfort, ging 1764 nach Paris und erhielt 1766 den Lehrstuhl der Anatomie daselbst. Später wurde er Professor an der École pratique, 1782 erster Chirurg an der Charité, 1788 am Hôtel-Dieu und 1792 Mitglied des Comité de santé des armées. D. war der Stifter einer neuen Schule, die dem In- und Ausland viele der vorzüglichsten Wundärzte gegeben. Er brachte Genauigkeit und Methode in das Studium

der Chirurgie, vervollkommnete die Behandlung der Knochenbrüche durch Einführung besserer Verbandarten und führte zuerst die klinische Behandlungsweise der Wundarzneikunst in Frankreich ein. Seine Lehre findet sich in den von seinen Schülern im Hôtel-Dieu gemachten und im »Journal de Chirurgie« (Par. 1791—95, 4 Bde.; deutsch, Frankf. 1801—1806, 12 Bde.) mitgeteilten Beobachtungen sowie in den von Bichat unter Desaults Namen herausgegebenen »Œuvres chirurgicales« (Par. 1798, 3 Bde.; neueste Ausg. von Roux, das. 1813; deutsch von Wardenburg, Götting. 1799—1800, 4 Bde.). Vgl. Labrune, Étude sur la vie et les travaux de D. (Besançon 1868).

De Sauss., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Henri F. de Saussure (s. d.).

Desavantage (franz., spr. desawangtâsch'), Nachteil, Verlust; desavantagieren, benachteiligen.

Desavouieren (franz., spr. desawu-), in Abrede stellen, nicht anerkennen, widerrufen, mißbilligen; Desaveu (spr. desawö), Nichtanerkennung, Widerspruch.

Desbordes-Valmore (spr. bäbord'-walmōr'), Marceline, franz. Schriftstellerin, geb. 20. Juni 1785 in Douai, gest. 23. Juli 1859 in Paris, verlor früh ihre Mutter, debütierte mit 16 Jahren an der Komischen Oper, verließ aber die Bühne, als sie sich mit dem Schauspieler Valmore vermählte. Nun wandte sie sich ganz der Literatur zu und veröffentlichte bald eine Reihe zarter, seelenvoller Gedichte, die durch ihre tiefe Melancholie wie durch ihre große Anmut und Harmonie sich alle Herzen eroberten. Sie erschienen unter den Titeln: »Élégies et romances« (1818), »Élégies et poésies nouvelles« (1824), »Les Pleurs« (1833), »Pauvres fleurs!« (1839), »Bouquets et prières« (1843). Außerdem schrieb sie mehrere gefühlvolle Novellen und Erziehungsschriften, z. B. »Violette« (deutsch, Leipz. 1840), »L'Écolier« u. a. Nach ihrem Tod erschien noch ein Band »Poésies inédites« (1860). Eine Ausgabe ihrer »Contes et scènes de la vie de famille« erschien 1874 (2 Bde.) und der »Poésies de l'enfance« zuletzt 1881, ihre »Œuvres poétiques« 1886—87 in 3 Bänden, ihre »Correspondance intime« 1896 (2 Bde.). Vgl. Sainte-Beuve, Mad. D., sa vie et sa correspondance (1870); Pougin, La jeunesse de Mad. D. (Par. 1898).

Descabezado (span., »Geköpfter«), erloschener Vulkan (3888 m) im chilen. Depart. Talca, bildet mit dem 1847 plötzlich entstandenen Cerro Azul (3760 m) unter 35° 35′ südl. Br. ein Bergmassiv mit den Quellen des Rio Máule. Nordöstlich von ihm an der argentinischen Grenze der D. Chico (»kleiner D.«, 2530 m).

Descamizados (span., »Ohnehemden«, analog den französischen Sansculottes), exaltierte, radikale Klubpartei, die 1820 in Spanien entstand.

Descamps (spr. däkäng), 1) Jean Baptiste, franz. Maler, geb. 1706 in Dünkirchen, gest. 1791 in Rouen, war in Paris Largillières Schüler und ließ sich dann in Rouen nieder. Er malte mit Vorliebe häusliche und ländliche Szenen, ist aber weniger durch seine Bilder als durch sein (kritikloses) Werk »La vie des peintres flamands, allemands et hollandais« (Par. 1753—63, 4 Bde.) bekannt.

2) Alexandre Gabriel, Maler, s. Decamps.

Descartes (spr. dākart'), René (Renatus Cartesius), der Begründer der neuern dogmatisch-rationalistischen Philosophie und der scharfsinnigste Denker der Franzosen, geb. 31. März 1596 zu La Haye in Touraine als Sohn eines Parlamentsrats, gest. 11. Febr. 1650 in Stockholm, zeigte früh eine ungemeine Lebhaftigkeit des Geistes, kam im achten Jahr ins Jesuitenkollegium zu La Flèche, wo er bis 1612 blieb, und lebte während der nächsten Jahre, besonders mit mathematischen Studien beschäftigt, zumeist in Paris. Um Erfahrungen in der Welt zu sammeln, nahm er, 21 Jahre alt, Kriegsdienste und machte unter Moritz von Oranien und Tilly Kriegszüge in Holland und Deutschland mit, focht in der Schlacht am Weißen Berg (8. Nov. 1620) unter Buquoy gegen die Böhmen und unter demselben Heerführer in Ungarn gegen die Türken, beschäftigte sich aber im stillen eifrigst mit wissenschaftlichen Arbeiten und trug sich bereits damals mit dem Vorsatz, der Forschung neue, unanfechtbare Grundlagen zu schaffen. Nachdem er 1621 seinen Abschied genommen, brachte er die nächsten Jahre teils auf Reisen, zumeist in Deutschland und Italien, teils in Paris zu und ging, um völlige Muße zur Ausarbeitung seines Systems zu finden, 1629 nach Holland, wo er 20 Jahre in Verborgenheit an 13 verschiedenen Orten verweilte und nur in regem wissenschaftlichen Verkehr mit der Prinzessin Elisabeth von der Pfalz, Tochter des Königs Friedrich von Böhmen und der Elisabeth von England, stand. Während dieser Zeit verfaßte er die meisten und bedeutendsten seiner Werke, von denen er jedoch solche, durch die er mit der Geistlichkeit in Konflikt kommen konnte, wie die Schrift »De mundo«, lange zurückhielt. Er fand bald Anhänger und erbitterte Gegner und wurde von der gelehrten Königin Christine (1649) nach Schweden eingeladen, um ihr Lehrer in der Philosophie zu sein. Diesen Ruf nahm er an, erlag aber dem ungewohnten nordischen Klima. Seine Leiche wurde 1661 nach Paris gebracht und in der Kirche Ste.-Geneviève du Mont beigesetzt.

Obwohl D. durch seine mathematischen und physikalischen Entdeckungen einer der Väter der neuern Physik geworden ist, galt ihm doch nicht, wie seinem Zeitgenossen Bacon, die äußere, sondern die innere Erfahrung als der Ausgangspunkt unsers Wissens. Die Ergebnisse der sinnlichen Erfahrung sind dem Zweifel unterworfen; man kann überhaupt an allem zweifeln, nur nicht daran, daß wir zweifeln, d. h., da Zweifeln ein Denken ist, daran, daß wir denken. Mit meinem Denken ist aber meine Existenz gegeben: Ich denke, also bin ich (cogito, ergo sum), ich bin also denkendes Wesen; ob auch noch als körperliches ꝛc., bleibt vorläufig dahingestellt. Unter meinen Vorstellungen findet sich nun eine, die ich ihrer ganzen Beschaffenheit nach nicht selbst gebildet haben kann, die mir vielmehr gegeben sein muß, da sie eine vollere Realität in sich trägt, als ich in mir selbst habe, wonach die Existenz des Gebers so notwendig gewiß ist wie meine eigne. Das ist die Idee Gottes, eines vollkommensten Wesens, eines unbeschränkten Seins, die dem Gefühl der Beschränktheit meines eignen Seins gerade entgegengesetzt ist, daher von Gott selbst in mir verursacht sein muß. Sie ist mir ebenso eingeboren wie die Vorstellung, die ich von mir selbst habe. Den ursprünglich von Anselmus von Canterbury vorgebrachten ontologischen Beweis bildet D. so um, daß er sagt: Gott ist das schlechthin vollkommenste Wesen; zu den Vollkommenheiten gehört auch die Existenz, also hat Gott Existenz. Ein andrer Beweis für das Dasein Gottes bei D. ist der: mein eignes Dasein ist nur zu erklären durch die Annahme der Existenz Gottes; denn wäre ich durch mich selbst, so würde ich mir alle Vollkommenheiten gegeben haben, bin ich aber durch andre, Eltern, Voreltern ꝛc., so muß es doch, da ein regressus in infinitum nicht anzunehmen ist,

eine erste Ursache, d. h. Gott, geben. Unter Gottes Eigenschaften, d. h. Vollkommenheiten, findet sich nun die Wahrhaftigkeit, aus der sich mit Bestimmtheit ergibt, daß alles, was ich klar und deutlich erkenne, wahr sei. Wäre das nicht der Fall, so müßte mich Gott selbst täuschen wollen, was seinem Begriff widerspricht. Die Vorstellung der äußern Welt und der Natur ist nun nicht nur in meinem Geiste vorhanden und zwar so, daß, wenn ich auch wollte, ich mich ihrer nicht entschlagen könnte, sondern sie ist auch eine klare und deutliche, so daß die ausgedehnte Welt wirklich existiert. Dieses Ausgedehnte heißt Körper oder Materie. Bei sorgfältiger Reflexion über den Begriff des Körpers finden wir, daß die Natur der Materie nicht in sinnenfälligen Eigenschaften besteht, da jede solche Eigenschaft von dem Körper hinweggedacht werden kann, sondern lediglich in der Ausdehnung. Der Körper hat Ausdehnung, die Seele aber keine, daher besteht zwischen beiden ein diametraler Unterschied, der zur Folge hat, daß, während der Körper zerstört werden kann, die Seele unverwüstlich, d. h. unsterblich ist. Im eigentlichen Sinne darf nur Gott Substanz heißen, d. h. das, was so existiert, daß es keines andern Dinges zum Existieren bedarf; im abgeleiteten Sinne kann man auch von körperlicher und denkender Substanz reden, die beide keines andern Dinges als Gottes zur Existenz bedürfen. Der Materie kommen nur Ausdehnung und Modi der Ausdehnung zu, keine Kräfte; Druck und Stoß genügen, um die Erscheinungen in der Natur zu erklären. Die letzten Bestandteile der Materie sind kleinste Körperchen, verschieden an Gestalt und Größe (corpuscula), deren Teilung, da sie ausgedehnt sind, durch Gott immer noch denkbar ist. Materie und Bewegung bleiben in ihrer Quantität unverändert; das Quantum der Bewegung im Körper kann die Seele nicht vermehren oder vermindern, nur die Richtung der Bewegung kann sie verändern. Den Tieren kommt keine denkende Seele zu, alles in ihnen geschieht ausschließlich nach mechanischen Gesetzen, so daß sie D. als belebte Maschinen ohne jedes Gefühl, also auch ohne jeden Schmerz ansah. Im Menschen kommen die ausgedehnte Substanz, Körper, und die denkende Seele, deren Sitz in der Zirbeldrüse, als dem einzigen unpaarigen Organ im Gehirn, sein soll, zusammen; sie würden aber, als vollständig voneinander verschieden, gar nicht in Beziehung zueinander stehen können, wenn nicht Gott die angemessene Übereinstimmung zwischen ihnen herstellte, immer schaffend und vermittelnd (concursus oder assistentia Dei), eine Behauptung, die D.' Schüler Geulincx (s. d.) auf die Hypothese des Okkasionalismus (s. d.) leitete. Ethische Ansichten hat D. nur beiläufig in seinen Schriften, namentlich in dem Buch »De passionibus« und in seinen Briefen, besonders in dem »De summo bono« an die Königin Christine, geäußert. Er schließt sich in der Ethik meist an die Stoiker und Aristoteles an: Glückseligkeit ist das Ziel; sie geht hervor aus dem konsequenten guten Willen oder der Tugend. — D. vollzog eine entscheidende Tat, indem er als erste Bedingung von Philosophie aussprach, daß sie alle gegebene Erkenntnis, jede Voraussetzung von sich zu weisen habe (Kartesianischer Zweifel), um aus dem schlechthin Gewissen durch Denken die Welt der Wahrheit völlig neu sich aufzubauen. Von dem festen Punkte, den ihm das Selbstbewußtsein gewährt, ausgehend, hat er auf die weitere Entwickelung der Philosophie großen Einfluß ausgeübt. Obwohl er der Metaphysik volles Recht einräumte, hat er doch auf dem Gebiete der Natur den Mechanismus viel strenger durchgeführt als der etwas früher lebende Francis Bacon, so daß sich spätere Materialisten auf ihn berufen konnten. Sein System erregte lebhaften Widerspruch bei Philosophen, insbes. aber bei Theologen. Hobbes, Gassendi, Huet, Daniel Voetius u. a. traten als D.' Gegner auf, verfolgten ihn z. T. fanatisch, klagten ihn des Skeptizismus und Atheismus an und erwirkten sogar in manchen Ländern, wie in Italien 1643, in Holland durch die Dordrechter Synode 1656, Verbote gegen seine Philosophie als eine gefährliche. Dagegen fand D. Anhänger in Holland und Frankreich, besonders unter den Jansenisten von Port-Royal und den Mitgliedern der Congrégation de l'Oratoire. Vornehmlich suchten De la Forge, Arnauld, Pascal, Malebranche, Geulincx u. a. sein System weiter zu entwickeln. Die Logik von Port-Royal: »L'art de penser«, von Arnauld und Nicole unter Benutzung einer Abhandlung von Pascal 1662 herausgegeben, ist im ganzen cartesianisch.

Um die physiologische und psychologische Anthropologie hat sich D. trotz mehrerer Irrtümer manche Verdienste erworben; doch größerer und dauernderer Ruhm gebührt ihm als Mathematiker. Er erfand die Methode der unbestimmten Koeffizienten, gab eine Regel, um die Anzahl der positiven und der negativen Wurzeln einer algebraischen Gleichung aus dem Vorzeichen der Koeffizienten der Gleichung zu erkennen und entwickelte eine auf eine ausgedehnte Klasse von Kurven anwendbare Methode zum Ziehen von Tangenten; sein Hauptverdienst ist aber die Begründung der analytischen Geometrie, die es ermöglicht, die Eigenschaften jeder ebenen Kurve durch eine Gleichung zwischen zwei veränderlichen Größen, den Koordinaten, auszudrücken. Zwar besaß Fermat diese Koordinatenmethode auch schon, aber D. hat sie zuerst durch eine zusammenhängende Darstellung in seiner »Géometrie« (1637, mit Kommentar von Schooten, Leid. 1649; deutsch von Schlesinger, Berl. 1894) der Allgemeinheit zugänglich gemacht. Auch seine »Dioptrique« (1639), die zuerst das von Snellius entdeckte Gesetz der Brechung der Lichtstrahlen beim Übergang aus einem Mittel in ein andres darlegte und die großen Entdeckungen von Newton und Leibniz vorbereitete, ist ein bleibendes Denkmal seines großen Verdienstes um die exakten Wissenschaften. Die nach ihm benannten Kartesianischen Teufel (s. d.) sind eine Spielerei. In seinen kosmogonischen Versuchen wollte er, ähnlich wie Demokrit und dessen atomistische Nachfolger, die Bewegung der Himmelskörper, d. h. also die Schwerkraft, durch Wirbel erklären, die in Strömungen des das Weltall erfüllenden Äthers bestehen sollten, eine Theorie, die von Leibniz aufgenommen und verbessert wurde.

D.' Hauptschriften sind: »Discours de la méthode pour bien conduire la raison et chercher la vérité dans les sciences« (zugleich mit seinen Abhandlungen über die Dioptrik, die Meteore und die Geometrie, Leid. 1637; lat. 1644); »Meditationes de prima philosophia etc.« (Amsterd. 1641; hrsg. von Barach, Wien 1862); »Principia philosophiae« (Amsterd. 1644); »Traité des passions« (das. 1650; lat., das. 1656); »Traité de l'homme et de la formation du foetus« (das. 1668, lat. 1677). Wertvoll ist auch die Sammlung seiner Briefe (Frankf. a. M. 1692). Eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke in lateinischer Sprache erschien zuerst Amsterdam 1670—1683 u. daselbst 1692—1701; in französischer Sprache herausgegeben von V. Cousin (Par. 1824—26, 11

Bde.) und von Aimé-Martin in 1 Band (Par. 1881). Eine neue Gesamtausgabe besorgten Adam und Tannery (bisher 6 Bde., Par. 1897—1903). Von Foucher de Careil sind »Œuvres inédites de D.« (Par. 1859 bis 1860) und »D., la princesse Élisabeth et la reine Christine, d'après des lettres inédites« (1879) veröffentlicht worden. Deutsche Übersetzungen von philosophischen Hauptschriften des D. haben K. Fischer (Mannh. 1863) und v. Kirchmann (Berl. 1870 u. ö.) veranstaltet. Sein Leben beschrieben Tepelius (Nürnb. 1674), Bayle (Amsterd. 1681) und Baillet (Par. 1691). Vgl. Millet, D., sa vie, ses travaux, ses découvertes avant 1637 (Münch. 1867); Derselbe, D. etc. depuis 1637 (das. 1871); Bouillier, Histoire et critique du Cartésianisme (das. 1842); Derselbe, Histoire de la philosophie cartésienne (3. Aufl., das. 1868); Hock, Cartesius und seine Gegner (Wien 1835); Heinze, Die Sittenlehre des D. (Leipz. 1872); Koch, Die Psychologie D.' (Münch. 1881); Liard, Descartes (Par. 1882); Meincke, D.' Beweise vom Dasein Gottes (Heidelb. 1883); v. Stein, Über den Zusammenhang Boileaus mit D. (in der »Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik«, 1885); Natorp, D.' Erkenntnistheorie (Marb. 1882); v. Hertling, D.' Beziehungen zur Scholastik (Münch. 1899).

Descaves (spr. dekáw'), Lucien, franz. Roman- und Bühnendichter, geb. 1861 in Paris, Sohn eines Graveurs, begann als extremer Naturalist seine Laufbahn mit »Le calvaire d'Héloise Pajadou« (1882), erregte große Entrüstung mit dem antimilitaristischen Roman »Les Sous-Offs« (1889), wurde aber vor Gericht freigesprochen. Genaue Studien über die Welt der Blinden verrät der Roman »Les Emmurés« (1894). Großen Erfolg fand das Schauspiel »La Clairière« (1899, mit Donnay), eine Satire auf den Kommunismus. Der Roman »La Colonne« (1901) entwirft ein unparteiisches Bild der Kommune von 1871.

Descensus (lat.), Senkung, das Herabsteigen; D. testiculi, der bei der Entwickelung des menschlichen Fötus normale Vorgang des Herabsteigens der Hoden aus der Bauchhöhle in den Hodensack. D. uteri, Gebärmuttersenkung.

Descensus ad inferos (lat.), soviel wie Höllenfahrt Christi (s. d.); Titel des zweites Teils des sogen. Evangeliums des Nikodemus (s. d.).

Descente (franz., spr. deßángt', Grabendescente, Grabenniedergang), im alten Angriffsschema ein für den Sturm ausgeführter, gegen feindliches Feuer gedeckter Gang aus dem Couronnement des Glacis in den Festungsgraben zum Grabenübergang und zur Bresche. Die D. wurde unterirdisch oder mit bedeckter oder mit offener Sappe ausgeführt.

Deschamps (spr. dä-schánng), 1) Eustache, genannt Morel, der hervorragendste franz. Dichter des 14. Jahrh., geb. um 1330 in Vertus (Marne), gest. nach 1415, studierte in Orléans die Rechte, fand bei Karl V. Verwendung im diplomatischen Dienste, der ihn nach Ungarn und der Lombardei führte, und wurde dann Bailli (Amtmann) zu Senlis. Außer dem »Miroir de mariage« und dem »Art de dictier«, d. h. Kunst des Dichtens (von 1392, dem ältesten Werk dieser Art), verfaßte er meist kleinere Gedichte, sogen. Balladen, unter denen die politischen und moralischen die bedeutendsten sind. Eine Ausgabe besorgt Queux de Saint-Hilaire und seit dessen Tod Raynaud (Par. 1878 ff., bis jetzt 10 Bde., der elfte und letzte soll das Leben D.' behandeln). Vgl. Sarradin, Eustache D., sa vie et ses œuvres (Versaill. 1878).

2) Leodegar Maria, franz. Philosoph, geb. 1716 in Poitiers, gest. 1774, gehörte dem Orden der Benediktiner an, neigte aber dem Spinozismus zu, dessen dualistische Elemente er durch eine Art Hylozoismus aufzuheben suchte. Sein Werk: »La Vérité, ou le vrai système« fand Beaussire in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf. Vgl. Beaussire, Antécédents de l'hegelianisme dans la philosophie française (Par. 1865).

3) Émile, franz. Dichter, geb. 20. Febr. 1791 in Bourges, gest. 23. April 1871 in Versailles, schloß sich in dem Streite der Klassiker und Romantiker mit Begeisterung den letztern an, gründete mit Victor Hugo 1824 das Journal »La Muse française« und erwies sich bald als einer der kühnsten und geschicktesten Vertreter der neuen Richtung. Seit 1848 lebte er zurückgezogen und zuletzt erblindet in Versailles. Von seinen Werken sind weiter hervorzuheben: »Études françaises et étrangères« (1828—33), mit Übertragungen Goethescher und Schillerscher Gedichte; »Poésies« (1842); Bearbeitungen von Shakespeares »Romeo und Julie« mit Kommentar (1839) und »Macbeth« (1844); »Poésies des crêches« (1854); ferner eine Reihe von Dramen ernster wie heiterer Natur, die von namhaften Komponisten (Bellini, Halévy, Rossini, Auber) in Musik gesetzt wurden, und »Contes philosophiques« (1854). Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1872—74 (6 Bde.).

4) Antony, franz. Dichter, Bruder des vorigen, geb. 12. März 1800 in Paris, gest. 29. Okt. 1869 in Passy, begann seine poetische Laufbahn mit einer Übersetzung von Gesängen aus Dantes »Divina Commedia« (1829); zwei Jahre später erschienen seine »Satires politiques«, die sich durch feste, männliche Sprache auszeichnen und doch auch dem poetischen Element sein Recht gönnen. In diesen Jahren kam bei ihm eine Geisteskrankheit zum Ausbruch, deren Keime er von frühester Jugend her in sich trug; in der Verzweiflung über sein unheilbares Leiden fand er in den »Dernières paroles« (1835) oft Töne von erschütternder Wahrheit. D. gehörte ebenfalls zum engsten Kreis der Romantiker und hat diese Richtung in zahlreichen Journalartikeln eifrig vertreten, besonders auch in seinen Reisestudien über Italien.

5) Gaston, franz. Kritiker und Romanschriftsteller, geb. 5. Jan. 1861 in Melle (Deux-Sèvres), Schüler der Pariser Normalschule, machte 1885—88 archäologische Untersuchungen in Griechenland und Kleinasien, wurde Gymnasiallehrer in Sens, dann Studienlehrer an der Normalschule und schrieb Reiseberichte für das »Journal des Débats«. 1893 übernahm er die literarische Kritik im »Temps«, in der er ausgedehnte Kenntnisse und hinreichendes Urteil zeigt. Er veröffentlichte: »La Grèce d'aujourd'hui« (1892, von der Akademie gekrönt), »Sur les routes d'Asie« (1894), »La vie et les livres« (4 Serien, 1894—97), den gut geschriebenen, aber handlungslosen Roman »Le chemin fleuri« (1896), »Marivaux« (1897) und »Le Malaise de la démocratie« (1899).

Deschanel (spr. däschanell), 1) Émile, franz. Schriftsteller, geb. 14. Nov. 1819 in Paris, Zögling der Normalschule, wurde infolge seiner Schrift »Catholicisme et socialisme« (1850) seines Lehramtes in Paris enthoben, hielt dann in Brüssel sehr besuchte literarische Vorlesungen, deren Ruf ihm voranging, als er 1859 nach Paris zurückkehrte, so daß auch dort seine Vorlesungen bald zu den beliebtesten gehörten. Seit 1876 Abgeordneter, ward er 1881 zum Professor der neuern Literatur am Collège de France und zum

Senator auf Lebenszeit ernannt. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: »Histoire de la conversation« (1857); »Les courtisanes grecques« (1859); »Le mal et le bien qu'on a dit des femmes« (7. Aufl. 1867); »Causeries de quinzaine« (literarische, durch Originalität der Charakteristik anziehende Kritiken, 1861); »Physiologie des écrivains et des artistes« (1864); »Études sur Aristophane« (1867, 3. Aufl. 1892); »Le peuple et la bourgeoisie« (1881); ferner u. d. T.: »Le romantisme des classiques« eine Sammlung seiner Vorlesungen in 5 Bänden: »Corneille, Molière« (1882), »Racine« (1884), »La Rochefoucauld, Bossuet, Pascal« (1885), »Le théâtre de Voltaire« (1886), »Boileau, Ch. Perrault« (1888), »Lamartine« (1893, 2 Bde.) und »Les Réformateurs de la langue française« (1898).

2) Paul, franz. Schriftsteller und Politiker, Sohn des vorigen, geb. 13. Febr. 1856 in Brüssel, studierte die Rechte, wurde Unterpräfekt in mehreren Arrondissements und 1885 in die Abgeordnetenkammer gewählt. Hier schloß er sich den gemäßigten Republikanern an, ging aber mehr und mehr zu den Klerikal-Nationalisten über. Seine elegante Beredsamkeit und sein repräsentatives Wesen veranlaßten 1897—1901 seine wiederholte Wahl zum Kammerpräsidenten. Aber im Juni 1902 fiel er gegen den radikalen Bourgeois durch. Seit 1899 ist er Mitglied der Akademie. Er schrieb: »La question du Tonkin« (1883), »Les intérêts français dans le Pacifique« (1885), »Orateurs et hommes d'État« (1888), »Figures de femmes« (1889), »Figures littéraires« (1889), »La question sociale« (1898) und gab seine Reden u. d. T. »Questions actuelles« (1891) heraus.

Des Chapelles (spr. dä schapäl'), Le Breton, berühmter Schachspieler und, obwohl einarmig, gleichzeitig Koryphäe des Billards, franz. General, geb. 7. März 1780, gest. 27. Okt. 1847.

Deschna (tschech. Deštná), Stadt in Böhmen, Bezirksh. Pilgram, am Dirnabach, hat eine gotische Pfarrkirche, Mineralquelle mit Badeanstalt und zählt (1900) 1309 tschech. Einwohner.

Deschnayer Koppe, s. Böhmische Kämme.

Descht (pers.), Ebene, Wüste; D.-i-Goran (»Wüste der wilden Esel«), Küstenlandschaft von Mekran im südlichen Belutschistan, zum Chanat Kelat gehörig, bewässert vom 275 km langen D. oder Rihing; D.-i-Bedaulet (»Feld der Armut«), Wüste im nördlichen Belutschistan; D.-i-Kevir, die große persische Salzwüste.

Deschtistan, pers. Landschaft, s. Fars.

Des Cloizeaux (spr. dä klŭasō), Alfred, Mineralog, geb. 17. Okt. 1817 in Beauvais (Oise), gest. 8. Mai 1897 in Paris, wurde nach Beendigung seiner Studien Repetent an der Kunst- und Gewerbeschule, dann an der Normalschule in Paris und später Professor an der Sorbonne. Er ermittelte mit großer Sorgfalt die kristallographischen und optischen Verhältnisse zahlreicher Mineralien und zeigte, wie die letztern zur Feststellung der Kristallsysteme benutzt werden können. Auch machte er grundlegende Beobachtungen über die Dispersion der optischen Achsen in ihren verschiedenen Modalitäten und entdeckte die Zirkularpolarisation des Zinnobers und den Mikroklin. Er schrieb: »Manuel de minéralogie« (Par. 1862—1893, 2 Bde.) und »Nouvelles recherches sur les propriétés optiques des cristaux« (das. 1867).

Descloizit, ein basisches Blei-Zinkvanadat, findet sich in kleinen rhombischen, olivengrünen bis schwarzen Kristallen von der Härte 3,5, aufgewachsen auf Quarz ꝛc. in Argentinien, Arizona, New Mexico, auch am Berg Obir in Kärnten.

Descort (»Zwiespalt«), provenzal. Gedicht in ungleichen Strophen und durchkomponiert, hauptsächlich dem Ausdruck unglücklicher Liebe dienend.

Descoudres (spr. dätŭdr'), Ludwig, Maler, geb. 1820 in Kassel, gest. 23. Dez. 1878 in Karlsruhe, ging mit 19 Jahren nach München, wo er Schüler von Schnorr wurde. 1844 und 1845 bereiste er Italien und trat 1845 bei Sohn in Düsseldorf als Schüler ein, um von ihm und Schadow die Porträtmalerei zu erlernen. Seinen Ruf begründete er 1850 durch das nach Dante gemalte Bild: Francesca von Rimini, dem die büßende Magdalena, die Grablegung Christi (Kunsthalle in Karlsruhe), Anbetung der Hirten, Ruhe auf der Flucht u. a. folgten. Als Schirmer 1854 die Kunstschule in Karlsruhe gründete, wurde er von diesem dorthin berufen und machte sich um die Blüte der Anstalt sehr verdient.

Deseado (Puerto D., »ersehnter Hafen«), Fjord an der Küste des argentin. Gouv. Santa Cruz, in 47° 42′ südl. Br., in den der 500 km lange Rio D. mündet. Die hier 1586 und 1669 von Engländern gemachten Kolonisationsversuche mißglückten.

Desemer (Desmer), s. Besemer.

Desenchantieren (franz., spr. desangschangtē), entzaubern, von einer Leidenschaft heilen, nüchtern machen.

Desennuyieren (franz., spr. desanüjī-), einem oder sich die Langeweile vertreiben, zerstreuen.

Desenzano sul Lago, Stadt in der ital. Provinz und dem Kreis Brescia, am südwestlichen Ufer des Gardasees und an der Eisenbahn Verona–Brescia, hat ein Lyzeum, Gymnasium, eine technische Schule, mehrere Kirchen, Theater und zählt (1901) 5190 Einw., die Weinbau (vino santo), Fischerei, Gerberei, Fabrikation von Glas-, Ton- und Teigwaren und Getreidehandel treiben. Der Hafen von D. ist der wichtigste italienische Hafen am Gardasee.

Deserierte Güter, verlassene Güter, s. Herrenlose Sachen.

Desértas (Deserters), Gruppe von drei kleinen Felseninseln an der Westküste Afrikas, südöstlich von Madeira, zuzeiten von Hirten und Fischern besucht.

Deserteur (franz., spr. -tör-), s. Desertion.

Desertion (lat., »Verlassung«), die eigenmächtige Entfernung eines Soldaten von seiner Truppe oder von seinem dienstmäßigen Aufenthaltsort. Schon bei den Griechen und Römern wurde der Deserteur sehr streng, meist am Leben gestraft. Im Mittelalter waren die Strafen für D. sehr verschieden. In Frankreich wurde 1550 unter Heinrich II. die Todesstrafe auf D. gesetzt; Karl V. erklärte die Ausreißer für vogelfrei. Das Werbesystem Deutschlands im 18. Jahrh. hatte unter vielen andern Nachteilen auch den der häufigen D. zur Folge. In unsrer Zeit kommt bei den europäischen Armeen die D. nur noch selten vor, was von der kürzern Dienstzeit, vorzüglich aber von der volkstümlichern Bildung der Heere herrührt. Am häufigsten ist sie und in hohem Grade bedenklich im englischen Heer, wie der Burenkrieg deutlich gezeigt hat. Das deutsche Militärstrafgesetzbuch (§ 64 ff.) unterscheidet zwischen der unerlaubten Entfernung und der Fahnenflucht. Erstere, das Wegbleiben vom Dienst, Verlassen der Truppe ohne Urlaub oder Überschreitung des Urlaubs, wird mit Freiheitsstrafe bis zu 6 Monaten bestraft, in leichten Fällen nur disziplinarisch mit Arrest, z. B., wie es öfters vorkommt, bei Rekruten, die aus Heimweh nach Hause gehen und nach einigen Tagen wiederkommen oder

vom Vater zurückgebracht werden. Nur bei verschuldeter Abwesenheit über 7 Tage, im Feld über 3 Tage, tritt Gefängnis oder Festungshaft bis zu 2 Jahren ein. Dauert die Abwesenheit im Feld länger als 7 Tage, so ist Freiheitsstrafe von 6 Monaten bis zu 5 Jahren verwirkt. Die Fahnenflucht schließt die Absicht dauernder Entziehung vom Dienst ein, wie z. B. das Beseitigen der Uniform, Reise ins Ausland ꝛc. sie dartun, und wird außer mit Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes mit Gefängnis von 6 Monaten bis zu 2 Jahren, im Wiederholungsfall mit Gefängnis von 1—5 Jahren, im zweiten Rückfall mit Zuchthaus von 5—10 Jahren bestraft; im Feld ist die mildeste zulässige Strafe für Fahnenflucht 5 Jahre Gefängnis, in schweren Fällen tritt selbst Todesstrafe ein. Gemeinschaftliche Fahnenflucht wirkt straferhöhend. Schon der Versuch zur Fahnenflucht ist strafbar. Gegen abwesende Deserteure wird in contumaciam eine Geldstrafe von 150—3000 Mk. verhängt; kehren sie später zurück, oder werden sie ergriffen, so wird ein neues Verfahren eingeleitet. Die Verleitung und der Versuch einer Verleitung eines Soldaten zur D. und die Beförderung einer solchen werden nicht nur an Soldaten, sondern auch an Personen bestraft, die dem Soldatenstand nicht angehören. Das deutsche Strafgesetzbuch (§ 141) setzt für letztere Gefängnisstrafe von 3 Monaten bis zu 3 Jahren, das österreichische aber Kerkerstrafe bis zu 5 Jahren und außerdem eine Geldstrafe von 100 Gulden fest. Die gleichen Bestimmungen gelten auch auf die Angehörigen der Kriegsmarine. — Für die Schiffsleute auf Handelsschiffen gilt die Bestimmung des Strafgesetzbuches (§ 298), wonach ein Schiffsmann, der mit der Heuer entläuft oder sich verborgen hält, um sich dem übernommenen Dienst zu entziehen, mit Gefängnis bis zu einem Jahr bestraft wird, gleichviel ob das Vergehen im Inland oder im Ausland begangen worden ist. Aber auch in solchen Fällen, in denen ein strafbarer Eigennutz des Schiffsmannes nicht vorliegt, wird das Entlaufen eines solchen, auch wenn er nicht mit der Heuer entweicht oder sich verborgen hält, nach der deutschen Seemannsordnung (§ 93 ff.) auf Antrag mit Strafe belegt. Zwischen den verschiedenen Seestaaten bestehen wegen Auslieferung desertierender Schiffsleute besondere Kartellverträge. — Kirchenrechtlich versteht man unter D. die böswillige Verlassung des einen Ehegatten von dem andern ohne hinreichenden Grund, indem er von ihm eigenmächtig in der Absicht, die Ehe nicht fortzusetzen, wegzieht (s. Ehe).

Desertoria sententia (lat.), im frühern gemeinen Prozeßrecht Bezeichnung für das Urteil, durch das ein Rechtsmittel oder eine Beweisantretung (s. Beweis) wegen Versäumung der vorgesehenen Notfrist (s. d.) verworfen wurde.

Deservieren (lat.), einem dienen, Dienst leisten; deserviert, für geleistete Dienste bezahlt.

Deserviten (lat.), Gebühren für geleistete Dienste, besonders das Honorar eines Rechtsanwalts oder Arztes für seine Bemühungen.

Deservitenjahr (Annus deservitus), nach gemeinem Kirchenrecht beim Tod eines Geistlichen die verdienten, wenngleich noch nicht perzipierten Früchte des letzten Jahres, die den Erben des in diesem Verstorbenen zukommen; zu unterscheiden von dem Sterbequartal, d. h. der Vergünstigung, nach der die Erben oder Gläubiger eines verstorbenen Geistlichen die ganzen Einkünfte (auch Akzidenzien) des laufenden Vierteljahrs (in dem der Geistliche gestorben ist) genießen.

Desèze (De Sèze, spr. bößäß'), Raimond, Graf, franz. Staatsmann, geb. 1748 in Bordeaux, gest. 2. Mai 1828 in Paris, widmete sich der Advokatur und ward durch die Verteidigung der Marquise d'Anglure dem Minister Vergennes bekannt und durch diesen nach Paris gezogen, wo er die Töchter Helvetius' verteidigte, der Königin Marie Antoinette im Halsbandprozeß zur Seite stand und 1789 die Freisprechung des Generals der Schweizergarde, Besenval, bewirkte, der wegen Hochverrats angeklagt war. Mit Tronchet und Malesherbes zum Verteidiger Ludwigs XVI. bestellt, lieferte er in seiner (gedruckten) »Défense de Louis«, die er in vier Nächten vollendete und 26. Dez. 1792 hielt, ein auf die Rührung der Richter abzielendes Meisterstück der Rechtsgelehrsamkeit. Ludwig XVIII. ernannte ihn 1814 zum ersten Präsidenten des Kassationshofs, zum Großschatzmeister der königlichen Orden und nach der zweiten Restauration zum Grafen, Pair von Frankreich und Mitgliede der Akademie.

Desf., Desfont., bei Pflanzennamen Abkürzung für R. L. Desfontaines (s. d.).

Desfontaines (spr. bäfongtän'), 1) Pierre François Guyot, Abbé, franz. Literator, geb. 29. Juni 1685 in Rouen, gest. 16. Dez. 1745 in Paris, wurde in einem Jesuitenkollegium erzogen, in seinem 15. Jahr in diesen Orden aufgenommen und später zum Professor der Rhetorik zu Bourges befördert. In seinem 30. Jahr verließ er den Orden wieder, widmete sich den schönen Wissenschaften, gab mit Fréron, Destrée, Granet u. a. periodische kritische Schriften heraus: »Le Nouvelliste du Parnasse« (1731—32, 2 Bde.), »Observations sur les écrits modernes« (1735 ff.), die oberflächlich und plump, aber sehr giftig geschrieben waren. Besonders durch letztere Schrift geriet er in Streit mit Voltaire, dem er zur Dankbarkeit verpflichtet war. Auf Voltaires »Critique des Observations, etc.« (1738) antwortete er mit dem verleumderischen Libell »Voltairomanie« (1738). Nur durch diesen Streit hat D. eine gewisse Berühmtheit erlangt.

2) René Louiche, Botaniker, geb. 14. Febr. 1750 in Tremblay (Ille-et-Vilaine), gest. 16. Nov. 1833 in Paris, studierte daselbst Medizin, dann aber Botanik und ward Direktor des botanischen Gartens. 1783—85 bereiste er Tunis und Algerien und benutzte die Ausbeute dieser Reise als Grundlage zu seiner »Flora atlantica« (Par. 1798—1800, 2 Bde., mit 261 Tafeln). Nach seiner Rückkehr ward er Professor am Jardin des Plantes. Er schrieb noch »Mémoires sur l'organisation des Monocotyledonées« (»Mémoires de l'Institut national«); »Tableau de l'école botanique du Museum d'histoire naturelle de Paris« (1804; 3. Aufl. u. d. T.: »Catalogus plantarum horti regii parisiensis«, 1829; Nachtrag 1832); »Histoire des arbres et des arbrisseaux qui peuvent être cultivés en pleine terre sur le sol de la France« (1809, 2 Bde.); »Voyage dans les régences de Tunis et d'Alger« (1833).

Desgodins (spr. bägsdäng), Charles, Abbé, geb. 1814 in Manheulle (Maas), von 1855—90 franz. Missionar in der Station Bonga am Lohit, einem linken Nebenflusse des Brahmaputra, hat sich durch Forschungen im östlichen Tibet verdient gemacht. Seine Berichte (in den Verhandlungen der Pariser Geographischen Gesellschaft) wurden von seinem Neffen C. H. D. in dem Werke »La mission du Tibet« (Par. 1872; 2. Auflage als: »Le Tibet, d'après la correspondance des missionnaires«, 1885) zusammengefaßt.

Desh., bei Tiernamen Abkürzung für G. P. Deshayes (s. d.).

Deshabillé (franz., spr. desabijé), bequemes Hauskleid für Frauen; deshabillieren, entkleiden.

Deshayes (spr. dä-äj'), Gérard Paul, Naturforscher, geb. 13. Mai 1795 in Nancy, gest. 9. Juni 1875 in Boran (Oise), studierte in Straßburg, kam 1819 nach Paris und widmete sich vorzüglich der Erforschung der fossilen Mollusken. Er nahm an mehreren wissenschaftlichen Expeditionen teil und wurde Professor am Museum in Paris. Seine wichtigsten Arbeiten beziehen sich auf die Tertiärformation, für die er mit Lyell die Einteilung in Eocän, Miocän und Pliocän gab. D. schrieb: »Description des coquillages fossiles des environs de Paris« (Par. 1824—1837, 3 Bde.); »Description des coquilles caractéristiques des terrains« (1831); »Traité élémentaire de conchyliologie« (1834—58, 3 Bde.); »Description des animaux sans vertèbres, découverts dans le basin de Paris« (1857—65, 5 Bde.). Auch gab er mit Milne Edwards die »Histoire naturelle des animaux sans vertèbres« von Lamarck (1836—46, 11 Bde.) neu heraus.

Deshima (Desima, Decima, »Vorinsel«), künstliches Inselchen an der Südseite der japan. Stadt Nagasaki, zunächst zur Aufnahme portugiesischer Kaufleute bestimmt, 1641 als Handelsfaktorei den Holländern überwiesen, die hier bis 1854 unter großen Beschränkungen und Demütigungen den Handel mit Japan vermittelten.

Deshnew, Kap, seit 1898 auf Befehl des Kaisers von Rußland Name des bisher Ostkap genannten äußersten Punktes im Osten Asiens (Sibirien), als Anerkennung der Verdienste seines Entdeckers.

Deshonnett (franz. déshonnête, spr. desönät'), unanständig, unschicklich.

Deshonneur (franz., spr. desönör), Unehre, Schimpf; deshonorieren, entehren, beschimpfen.

Deshoulières (spr. däsuljär'), Antoinette, geborne Du Ligier de la Garde, franz. Dichterin, geb. 1. Jan. 1638 in Paris, gest. daselbst 17. Febr. 1694, erhielt eine gelehrte (besonders sprachliche) Erziehung, beschäftigte sich später auch mit Philosophie und ward Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. In den Unruhen der Fronde folgte sie ihrem Gatten, der sich dem Prinzen von Condé angeschlossen hatte, nach Holland, wurde dort wegen ihrer Schönheit und ihres Geistes viel gefeiert, dann aber für die Kühnheit, mit der sie den rückständigen Sold ihres Gatten forderte, 1657 im Schloß Vilvorde bei Brüssel gefangen gesetzt, woraus sie ihr Gemahl mit Gewalt befreite. Nach ihrer Rückkehr nach Frankreich schrieb sie unter dem Namen Amaryllis, unter dem Boileau sie in der zehnten Satire gegeißelt hat. Madame D. war im Geiste der Preziösen des Hôtel de Rambouillet erzogen. Ihre Dichtungen sind inhaltlich ungenießbar und nur in der Form gut; zu ihrer Zeit aber wurde sie bis in den Himmel erhoben; man nannte sie »die zehnte Muse«. Am besten gelungen sind ihre »Idylles«. Ihre »Œuvres« (1687, 1695) erlebten viele Auflagen, besonders Paris 1747, 2 Bde., und 1799, 2 Bde. Eine Auswahl erschien 1882. In der Ausgabe von 1695 finden sich auch die Episteln, Madrigale ꝛc. ihrer Tochter Antoinette Thérèse, geb. 1656, gest. 1718. Vgl. Péricaud, Les deux D. (Lyon 1853); Deltour, Les ennemis de Racine (6. Aufl., Par. 1898).

Desiderābel (lat.), wünschenswert.

Desiderāt (Mehrzahl Desiderata, lat.), etwas als fehlend Vermißtes, Wünschenswertes.

Desiderāta (nach andern Berterad), Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, ward 770 von Karl d. Gr. auf Betreiben seiner Mutter Berta und gegen den Rat des den Langobarden feindlich gesinnten Papstes Stephan III. zur Gattin genommen, aber schon 771 verstoßen, entweder aus persönlichen Gründen oder auf Veranlassung Stephans.

Desiderativ (lat.), Verlangen ausdrückend; daher Desiderativum, in der Grammatik ein Zeitwort, das den Wunsch nach einer Handlung oder einem Zustand ausdrückt (s. Verbum).

Desiderieren (lat.), etwas vermissen, danach verlangen.

Desiderio da Settignano (spr. ßettinjäno), ital. Bildhauer, geb. 1428, gest. 16. Jan. 1464 in Florenz, bildete sich daselbst nach Donatello oder unter dessen Leitung zu einem der edelsten Meister der italienischen Frührenaissance aus, der großes dekoratives Geschick mit feinstem Naturgefühl verband. Sein Hauptwerk ist das Grabmal des Staatssekretärs Marzuppini (gest. 1455) in Santa Croce zu Florenz, das durch die reizvolle Ornamentik wie durch die feine Charakteristik des auf dem Sarkophag ruhenden Verstorbenen gleich ausgezeichnet ist. Ein Wandtabernakel in San Lorenzo ebendaselbst ist in der maßvollen Ornamentik und der feinen Durchführung der Figuren ebenso bedeutend. Die von Vasari gerühmte Marmorbüste der Marietta Strozzi befindet sich in verstümmeltem Zustand im Palazzo Strozzi zu Florenz, eine zweite Büste derselben Florentinerin im Berliner Museum, das auch die in meisterhafter Lebendigkeit durchgeführte Kalksteinbüste eines jungen Mädchens (einer urbinatischen Prinzessin) besitzt.

Desiderium (lat.), Wunsch, Verlangen; pium D., frommer Wunsch, der wahrscheinlich nicht in Erfüllung geht; die Mehrzahl: »Pia desideria« zuerst von dem Jesuiten Herm. Hugo (1627), dann (1675) von Spener, dem Begründer des Pietismus, als Buchtitel gewählt.

Desiderius, 1) letzter König der Langobarden, von König Luitprand zum Marschall und Herzog von Tuscien ernannt, wurde nach Aistulfs Tode 756 auf den Thron erhoben. Wie seine Vorgänger, suchte auch D. Italien zu einigen und den Kirchenstaat von sich abhängig zu machen. Die Päpste dagegen wandten sich um Beistand an Karl d. Gr., der die von ihm heimgeführte Tochter des D., Desiderata (s. d.), nach kurzer Ehe verstieß. Aus Rache hierfür nahm D. die von den Franken vom Thron ausgeschlossenen Söhne von Karlmann, Karls d. Gr. Bruder, in Pavia auf, verlangte vom Papste deren Salbung zu Königen des Frankenreiches und überzog den sich Weigernden mit Krieg (773). Da D. drei Anträge Karls zurückwies, so zog dieser über die Alpen, umging die Klausen bei Susa, welche die Alpenpässe sperren sollten, und schloß D. in Pavia ein, das sich Anfang Juni 774 ergeben mußte. D. ward als Gefangener nach Frankreich gebracht, wo er starb. Sein Sohn und Mitregent Adelgis, der aus Verona nach Konstantinopel geflüchtet war, versuchte später mehrere erfolglose Aufstände und endete in der Verbannung. Die Sage hat die Geschichte des D. mannigfach ausgeschmückt. Vgl. Abel, Untergang des Langobardenreichs in Italien (Göttingen 1859); Hartmann, Geschichte Italiens im Mittelalter, 2. Bd., 2. Hälfte (Gotha 1903).

2) Abt von Montecassino und Papst, s. Viktor III.

Design (engl., spr. disain), s. Dessin.

Desiguation (lat.), Bezeichnung, Anordnung, Ernennung. Aktendesignation ist das Verzeich-

nis einer Anzahl zu verschickender Aktenbände, Besoldungsdesignation das Verzeichnis der mit der Stelle eines Geistlichen oder eines Lehrers verbundenen Einkünfte, Kostendesignation die spezielle Aufzeichnung der Sporteln und Vorlagen, die jemand an eine Behörde zu zahlen hat. Auch versteht man unter D. die spezielle Angabe der Waren, die ein Zollamt zu passieren haben. Designationsurteil ist die nach früherm Rechte durch gerichtliches Urteil erfolgte Feststellung der Reihenfolge, in der die Konkursgläubiger rangierten. Endlich bezeichnet D. auch die Bestimmung zu einem Amte, die bloß vorläufige Berufung, wobei die definitive Übertragung noch von bestimmten Bedingungen, z. B. der Bestätigung des Landesherrn, abhängig gemacht ist.

Designieren (lat.), bezeichnen, bestimmen; jemand für ein demnächst anzutretendes Amt bestimmen, im voraus ernennen.

Designolles Pulver (spr. desinjoll), soviel wie Pikratpulver, s. Schießpulver.

Desikkation (lat.), Austrocknung.

Desinfektion (franz.), das Verfahren, durch das man die als Übertrager von Krankheiten, als Ansteckungsstoffe, erkannten mikroskopischen Organismen, die pathogenen Bakterien, zur Verhütung weiterer Verbreitung ohne Schädigung der zu desinfizierenden Objekte zu zerstören sucht. Häufig wird noch D. verwechselt mit Desodorisation, indem man die Schädlichkeiten von den durch übeln Geruch sich bemerkbar machenden Stoffen ableitet und den gewünschten Erfolg erreicht zu haben glaubt, sobald dieser Geruch beseitigt ist. Sicher sind übelriechende Gase, die aus faulenden Substanzen, Exkrementen ꝛc. sich entwickeln und der Luft der Wohnräume sich beimischen, nachteilig, und der Wert des Eisenvitriols, der Manganlaugen ꝛc. besteht darin, daß sie gewisse Fäulnisprodukte, wie Schwefelwasserstoff und Ammoniakgas, binden und die Verbreitung solcher Gase aus Abtrittsgruben, Klosetten ꝛc. verhindern. Eine Maskierung des Geruchs jener Gase durch stark riechende Räuchermittel ist selbstverständlich zwecklos, die einfachste Ventilation ist sehr viel wirksamer, da sie die schädlichen Gase beseitigt. Freilich richtet auch gute Ventilation auf die Dauer wenig aus, wenn nicht die Quelle jener Gase verstopft wird. Und dies gilt für alle Desinfektionsmaßregeln, denen man nicht den Kampf gegen Schädlichkeiten aufbürden soll, die auf andre Weise leicht und sicher beseitigt werden können. Wenn aus unreinen, feuchten Kellern, aus Kanälen, Abtritten ꝛc. beständig schädliche Gase in Zimmer eindringen, wenn auf feuchten Wänden Tapeten verrotten, unter den Dielen unreiner Schutt lagert, der gelegentlich durch einsickerndes Scheuerwasser angefeuchtet wird, so sind diese Übelstände zu beseitigen, und dann wird eine besondere D. nicht mehr erforderlich sein. Reinlichkeit, Trockenheit, reichliche Ventilation sind von der Gesundheitspflege als so wichtige Faktoren für das Wohlbefinden in den Wohnräumen anerkannt worden, daß auf sie in erster Linie zu achten ist. Nachdem dies aber geschehen, bleibt noch für die D. ein weites Gebiet, auf dem große Anstrengungen gemacht werden müssen, wenn der Erfolg gesichert werden soll. Es handelt sich bei der D. sehr wenig um Beseitigung übler Gerüche, vielmehr ganz besonders um die Zerstörung pathogener Bakterien. Im allgemeinen sind die Bakterien sehr viel widerstandsfähiger, als man glauben möchte, Räucherungen mit Chlor in belegten Krankenzimmern, also in einem Grade, daß Menschen dabei noch ohne Beschwerde atmen können, Besprengungen mit Karbolsäure, welche die Luft mit intensivem Karbolgeruch füllen, haben kaum eine andre Bedeutung als Räucherkerzen und schaden oft mehr als sie nützen, weil sie eine Sicherheit vortäuschen, die durchaus nicht vorhanden ist. Die verschiedenen Bakterien zeigen auch ein durchaus eigenartiges Verhalten gegen die einzelnen Desinfektionsmittel, und besonders widerstandsfähig sind die Dauersporen, die aber bei den Infektionskrankheiten des Menschen nur eine sehr geringe Rolle spielen.

Zur Zerstörung der Bakterien können physikalische und chemische Mittel angewendet werden. Zu den physikalischen Mitteln gehört vor allem die Wärme. Aufkochen mit Wasser tötet Tuberkel-, Cholera-, Typhus- und Diphtheriebazillen, halbstündiges Kochen vernichtet auch die widerstandsfähigsten Sporen. Dies tut auch ungespannter Dampf von 100° in 15—30 Min., gespannter Dampf von 110—125° in 5—10 Min. Dampf ist um so wirksamer, je gesättigter und heißer er ist. Bei überhitztem Dampf sinkt von etwa 120° ab die Wirksamkeit trotz weiterer Steigerung der Temperatur. Sehr wichtig ist bei Anwendung von Dampf, daß er überall Wege findet, auf denen er in die zu desinfizierenden Körper eindringen kann. Wo dies nicht möglich ist, werden die Körper innen nur durch geleitete Wärme erhitzt. Dies erfolgt sehr langsam, und es ist eine viel höhere Temperatur zur Tötung der Bakterien erforderlich als bei Berührung mit gesättigtem Dampf. Trockne Hitze ist nur bei Oberflächendesinfektion anwendbar, wenn eine Temperatur von 150—160° gegeben werden kann. Strömender Dampf hat keinen andern Vorzug, als daß er unter Umständen die Luft aus den Desinfektionsapparaten verdrängt, also die Zeit abkürzt, die zur Füllung der Apparate mit reinem Dampf nötig ist. Mischungen von Dampf mit Luft (20 Proz.) sind bedeutend unwirksamer als reiner Dampf. Kälte ist kein allgemeines Desinfektionsmittel, sondern hemmt nur die Entwickelung der Bakterien. Sonnenlicht ist sehr wirksam, wird aber bis jetzt kaum in der Praxis verwertet.

Unter den chemischen Desinfektionsmitteln ist Sublimat (Quecksilberchlorid) eins der wirksamsten. Man wendet es gewöhnlich in einer wässerigen Lösung von 1:1000 an, die auch die widerstandsfähigsten Sporen tötet. In eiweiß-, pepton-, mucinhaltigen Flüssigkeiten ist es nicht anwendbar, weil in solchen das Quecksilber gefällt wird. Silber-, Eisen-, Kupfersalze stehen dem Sublimat weit nach. Chlorkalk (1—2 auf 1000) tötet Bakterien, auch manche Sporen in wenigen Minuten; bei Gegenwart von viel organischer Substanz ist mehr Chlorkalk (1 Proz.) erforderlich. Karbolsäure von 3—5 Proz. ist sehr wirksam, nur auf Milzbrandsporen ist sie nicht anwendbar. Noch energischer wirkt Phenolsulfosäure, die auch Milzbrandsporen in einem Tage tötet. Sehr wirksam sind die Kresole (Lysol, Solveol, Solutol, Saprol), 20proz. Kalkmilch, 1proz. Mineralsäuren, 0,5proz. Lösung von übermangansaurem Kali, 0,1proz. Lösung von Salizylsäure. 5proz. Seifenlösungen (bes. Schmierseife) töten weniger widerstandsfähige Keime (Cholera) in wenigen Minuten. Bei Tetanus, Milzbrand, Rauschbrand, malignem Ödem gelingt die D. sehr schwierig. Gasförmige Desinfektionsmittel zerstören die Bakterien meist nur, wenn die zu desinfizierenden Gegenstände mit Wasser benetzt sind. Höchst energisch wirkt Chlor, doch ist es wegen seiner schädlichen Wirkung auf Menschen und auf Gebrauchsgegenstände schwer anwendbar. Soll mit Chlor geräuchert werden, so nimmt man auf 1 cbm Rauminhalt 0,25 kg Chlor-

kalk und 0,35 kg Salzsäure. Man bringt nicht mehr als 0,5 kg Chlorkalk in je eine Schale und stülpt darauf möglichst gleichzeitig in jede Schale eine Flasche mit Salzsäure, worauf man sich so schnell wie möglich aus dem fest zu schließenden Raum entfernt und denselben 24 Stunden geschlossen läßt. Dabei muß man für möglichste Feuchtigkeit der Luft in dem Raum sorgen. Brom ist fast noch schwerer anwendbar als Chlor. Dagegen läßt sich schweflige Säure (durch Verbrennen

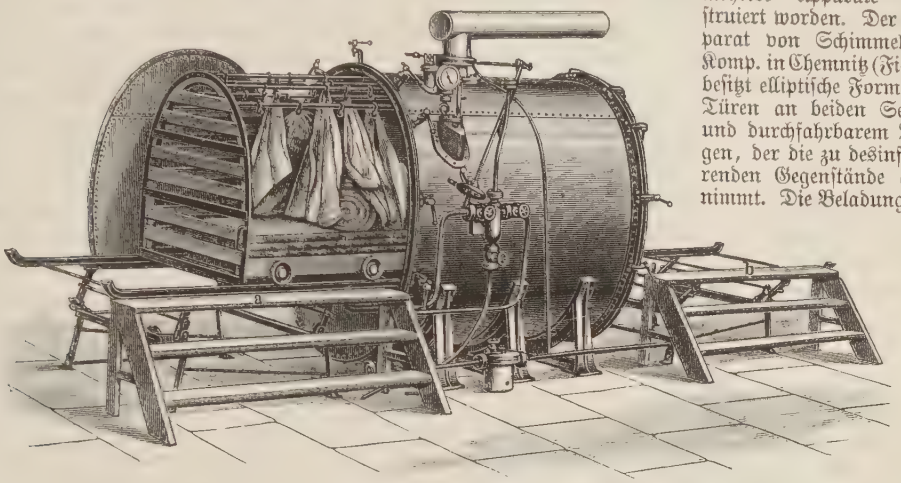


Fig. 1. Desinfektionsapparat von Schimmel u. Komp.

von Schwefel erzeugt) leicht verwenden, sie steht aber dem Chlor weit nach, und bei sporenhaltigem Material ist der Erfolg durchaus nicht sicher; auf tiefes Eindringen in Gegenstände ist nicht zu rechnen. Formalin (40proz. Formaldehydlösung) ist ein gutes Desinfektionsmittel, und Formaldehyd als gasförmiges Mittel wird jetzt am häufigsten angewendet. Hauptbedingung ist Feuchtigkeit der Luft. Die Temperatur soll mindestens 10° betragen. Auf 1 cbm rechnet man 2—3 g Formaldehyd. Im wesentlichen wirkt Formaldehyd nur auf die Oberfläche der Körper, dringt wenig tief in sie ein. Nach 4—5stündiger Einwirkung der Dämpfe muß man diese, da sie die Schleimhaut der Nase und der Augen sehr heftig angreifen, durch Ammoniak binden. Absonderungen der Kranken, soweit sie Infektionsstoffe enthalten, werden mit dem gleichen Volumen 5proz. Karbolsäure oder Sublimatlösung (1:1000) übergossen und nach 6—24 Stunden beseitigt. Auswurf wird am besten in Sägespänen aufgefangen und verbrannt. Typhus- und Choleraexkremente können mit Kalkmilch versetzt werden. Leib- und Bettwäsche wird in einem nassen Tuch zur Waschküche gebracht und 1 Stunde lang gekocht. Enthält die Wäsche Kot, Blut, Schleim, so bringt man sie zunächst in 30proz. Karbolsäure oder bei 50° in 3proz. Schmierseifenlösung. Kleider, Betten, Decken ꝛc. werden durch Wasserdampf sterilisiert, wenn sie weder Blut noch Eiter enthalten. Polstermöbel sind sehr schwer zu desinfizieren. Am besten eignet sich Formaldehyd, im übrigen müssen Lüftung und Sonnenschein ausreichen. Wände und Fußboden werden mit Formaldehyd desinfiziert, wo sie aber beschmutzt sind, mit Sublimatlösung, dann mit 5proz. Karbolsäurelösung gewaschen. Für die D. mit Wasserdampf sind mehrere Apparate konstruiert worden. Der Apparat von Schimmel u. Komp. in Chemnitz (Fig. 1) besitzt elliptische Form mit Türen an beiden Seiten und durchfahrbarem Wagen, der die zu desinfizierenden Gegenstände aufnimmt. Die Beladung des Apparats bei a und die Entladung bei b sind durch eine Mauer voneinander getrennt, befinden sich in verschiedenen Räumen. Für Vorwärmung und Nachtrocknung der Gegenstände sind in dem Apparat Rippenheizröhren angebracht. Wenn der Wagen beladen ist, wird er eingefahren, die Tür geschlossen und das Innere auf 60° angewärmt. Dann läßt man 30 Minuten Wasserdampf von 100° einströmen, öffnet hierauf die Luftklappen, ventiliert 10—15 Minuten und trocknet schließlich durch Heizung mittels der Heizröhren. Zur D. mittels Formaldehyd sind ebenfalls mehrere Apparate angegeben worden. Bei Scherings kombiniertem Askulapapparat (Fig. 2) wird fester (polymerisierter) Formaldehyd über der Spiritusflamme erhitzt, wobei er in gasförmiges Formaldehyd übergeht, und gleichzeitig wird Wasser verdampft. Bei dem Breslauer Apparat (Fig. 3) werden die Formaldehyddämpfe durch Verdampfen einer Formalinlösung entwickelt. Noch einfacher sind die Karboformal-Glühblocks von Krell-Elb, Briketts, in deren Innerm ein Kern von festem Formaldehyd sich befindet. Man zündet sie mit einem Streichholz an und läßt sie verglühen. Dabei muß durch Einlegen glühend gemachter Ziegelsteine in einen Eimer mit

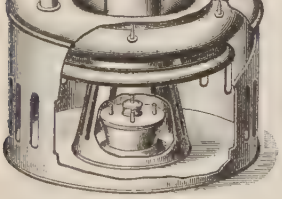


Fig. 2. Scherings kombinierter Askulapapparat.

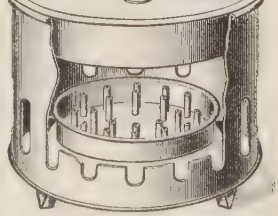
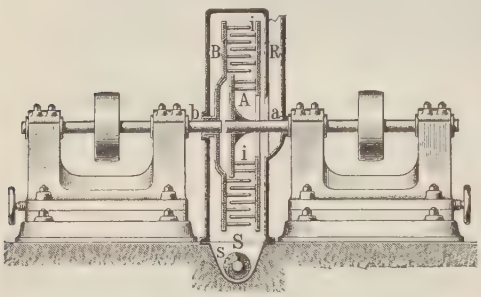


Fig. 3. Breslauer Desinfektionsapparat von Flügge.

Wasser der nötige Wasserdampf entwickelt werden. Nach der D. mit Formaldehyd ist in das verschlossene Zimmer durch ein Schlüsselloch Ammoniak zu leiten. Alles dies kann nur durch erfahrene Desinfektoren ausgeführt werden. Vgl. »Mitteilungen des kaiserlichen Gesundheitsamtes« (Berl. 1883); Reichardt, D. und desinfizierende Mittel (2. Aufl., Stuttg. 1881); Wernich, Desinfektionslehre (2. Aufl., Wien 1882); Desinfektionsanweisung. Ausführungsbestimmungen des Gesetzes zur Bekämpfung gemeingefährlicher Krankheiten vom 15. Okt. 1900; Göldner, Anleitung zur Wohnungsdesinfektion (Berl. 1891); Kirstein, Leitfaden für Desinfektoren (das. 1901); Weyl, Öffentliche Maßnahmen gegen ansteckende Krankheiten mit besonderer Rücksicht auf D. (»Weyls Handbuch der Hygiene«, Bd. 9, Jena 1900).

Desinfizieren (lat.), entgiften, entseuchen, durchdämpfen; s. Desinfektion.

Desintegrator (Schleudermühle, Stiftenmühle, Schlagstiftenmaschine), von Carr erfundene, seit 1862 bekannte Maschine zur Zerkleinerung aller Arten nicht faserigen Materials, besteht aus zwei gegenübersitzenden Scheiben AB (s. Abbild.), die sich



Desintegrator.

mit großer Geschwindigkeit in entgegengesetzter Richtung mit horizontalen Achsen a, b drehen und mit in konzentrischen Kreisen stehenden Stäben i, i versehen sind, die fast von einer Scheibe bis zur andern reichen, aber nur an dem einen Ende befestigt sind. Das zu zerkleinernde Material wird der Maschine im Mittelpunkte der Scheiben durch einen Rumpf R zugeführt und alsbald durch die Zentrifugalkraft nach außen getrieben. Dabei langt es nach immer wiederholtem, heftigem Zusammenprallen mit den Stäben zerkleinert an der Peripherie der Scheiben an. Der D. wirkt also lediglich durch Stoß, denn da die Stäbe sich nicht gegenseitig berühren, so kann von einem Mahlen durch Reibung zwischen zwei Flächen nicht die Rede sein. In einem D. von 1,25 m Durchmesser ist bei 400 Umdrehungen in der Minute die Geschwindigkeit jedes Schlagstabes im innersten Ring 16 m, im zweiten 19, im dritten 22 und im vierten 25 m in einer Sekunde. Trifft nun ein Teilchen von einem Schlagstab auf einen andern des nächsten Ringes, der in entgegengesetzter Richtung sich bewegt, so wird es mit der Differenz der Geschwindigkeiten weiter und endlich an die Peripherie S geschleudert und von der Umhüllung aufgefangen werden, aus der unten eine Transportschnecke s das Material fortnimmt. Durch die wiederholte teilweise Aufhebung der Geschwindigkeiten wird die Kohäsion des in die Maschine gebrachten Materials überwunden. Die Leistung ist eine so außerordentliche, daß man den D. in vielen Fällen verwenden kann, wo gewöhnliche Mühlen versagen. Am häufigsten findet er Benutzung zum Zerkleinern von Quarz, Ton, Knochen, Erzen, Kohlen (zur Fabrikation von Briketts), Zucker, Zement, Schamotte, Porzellanerde, in der Düngerfabrikation, aber auch als Mahlmühle für Getreide (Dismembrator) und zum Schroten. Indem man den Trommeldurchmesser vergrößerte, ward es möglich, die Umdrehungszahlen für die stark beanspruchten Wellen zu vermindern. Desintegratoren der gewöhnlichen Größe von 1 m Durchmesser verarbeiten mit einer Betriebskraft von 7 Pferdekräften durchschnittlich 7000 kg Rohmaterial zu Pulver von ganz bedeutender Feinheit. Der D. dient ferner als Mischapparat für verschiedene Tonsorten, als Vorbereitung für Maschinen, die trocknen Ton zu verarbeiten, oder für Ziegelmaschinen, die grubenfeuchtes Material zu formen haben. Vgl. Th. Carr, History and description of the desintegrating flour mill (Birmingham 1872); Kick, Die Mehlfabrikation (3. Aufl., Leipz. 1894).

Desio, Flecken in der ital. Provinz Mailand, Kreis Monza, an der Eisenbahn Mailand-Como, mit der Villa Traversi (mit schönem Garten) und (1901) 9904 Einwohnern.

Desipere in loco, s. Dulce est desipere etc.

Désirade, La, französisch-westind. Insel, 14 km östlich von der Insel Guadeloupe, ist 27,2 qkm groß, bis 278 m hoch, mit sandigem Kalksteinboden, trocknem Klima und (1900) 1500 Einw., die Viehzucht und Fischerei treiben. Im SW. enthält es die gute Reede von Grande Anse, im NO. ein Lepraasyl. Am 3. Nov. 1493 von Kolumbus entdeckt und Deseada (»Ersehnte«) genannt, wurde es 1728 von den Franzosen besetzt.

Désirée (Desideria), Königin von Schweden, geb. 8. Nov. 1777 in Marseille als Tochter des Seidenfabrikanten Clary, gest. 17. Dez. 1860 in Stockholm, war 1794—95 mit Napoleon Bonaparte verlobt, dessen Bruder Joseph, der nachmalige König von Spanien, ihre Schwester Julie geheiratet hatte. Seit 1798 mit dem französischen Divisionsgeneral (spätern schwedischen König) Bernadotte (s. Karl XIV. Johann) vermählt, lebte D. bis 1823 meistens in Paris, wo sie als Vermittlerin zwischen ihrem Gatten und der französischen Regierung tätig war. Vgl. Hochschild, D., reine de Suède et de Norvège (Par. 1888, auch schwedisch und englisch); d'Armaillé-Ségur, Une fiancée de Napoléon, D. Clary, reine de Suède (das. 1897).

Desistieren (lat.), von etwas abstehen, es aufgeben.

Desjardins (spr. dä-schardäng), 1) Abel, franz. Geschichtschreiber, geb. 1814 in Paris, gest. 2. Juli 1886 in Douai, war erst Professor am Kollegium zu Angers, 1856 an dem zu Caen und seit 1857 an dem zu Douai, bereiste zu wissenschaftlichen Zwecken Italien, schrieb außer mehreren Schriften über das Tridentiner Konzil: »Vie de Jeanne d'Arc« (Par. 1854, 3. Aufl. 1885); »Études sur saint Bernard« (1849); »L'esclavage dans l'antiquité« (1857); »Charles IX, deux années de règne 1570—1572« (1874) und »Une congrégation générale des cardinaux en 1595« (1875). Auch gab er in den »Documents inédits pour servir à l'histoire de France« (1859) die Akten über die Beziehungen zwischen Frankreich und Toskana und das kunsthistorische Prachtwerk »La vie et l'œuvre de Jean de Boulogne« (1883) heraus.

2) Ernest, Archäolog und Historiker, Bruder des vorigen, geb. 30. Sept. 1823 in Noisy-sur-Oise, gest. 23. Okt. 1886 in Paris, Professor zu Angers, Dijon, Mâcon, Alençon, seit 1856 am Lycée Napoléon und

seit 1861 Professor der Geographie an der Normalschule, bereiste zu wissenschaftlichen Zwecken dreimal (1852—58) Italien, im Auftrag der Regierung auch Ägypten und nahm Anteil an der Herausgabe der Werke Borghesis. Seit 1875 war er Mitglied der Akademie. Seine Hauptwerke sind: »Voyage d'Horace à Brindes« (Par. 1853); »Antiquités de Parme« (1856); »Le Pérou avant la conquête espagnole« (1858); »Le Grand Corneille historien« (1861); »Du patriotisme dans les arts« (1862); die von der Akademie der Inschriften gekrönte Schrift »Aperçu historique sur les embouchures du Rhône« (1867); »Les juifs de Moldavie« (1867); »Géographie de la Gaule« (1870); »Technologie archéologique« (1873); »Géographie historique et administrative de la Gaule« (1876—93, 4 Bde.); »Acta musei nationalis hungarici« (1873); »Desiderata du Corpus inscriptionum latinarum de l'académie de Berlin« (1874—76, 5 Hefte) u. a. Auch lieferte er zahlreiche Aufsätze für verschiedene gelehrte Zeitschriften, besonders für den »Recueil des comptes rendus« der Sitzungen der Akademie der Inschriften, deren Chefredakteur er war, und gab einen »Atlas de géographie ancienne d'Italie« (1852) sowie »La table de Peutinger« (1873) heraus.

Deskription (lat.), Beschreibung; deskriptiv, beschreibend.

Desl., bei Tiernamen Abkürzung für Deslongchamps (spr. bälongschäng), Zoolog und Geognost in Lüttich (Zoophyten).

Desm., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung 1) für A. G. Desmarest (s. d.) sowie für dessen Sohn gleichen Namens; 2) für C. Desmoulins, s. *Desmoul.*; 3) für J. B. H. J. Desmazières (spr. bämaßiär'), geb. 1796, gest. 1862 bei Lille (Gramineen Nordfrankreichs).

Des M., bei Tiernamen Abkürzung für O. des Murs (spr. dä mür), Ornithолog.

Desmalgie (griech.), Schmerz in den Gelenkbändern.

Desman, s. Rüsselmaus.

Desmarest (spr. dämarä), Anselm Gaëtan, Zoolog, geb. 16. März 1784 in Paris, starb als Professor 4. Juni 1838 in Alfort. Er schrieb: »Histoire naturelle des tangaras, de manakins et des todiers« (1805, 2 Bde.); »Histoire naturelle des crustacés fossiles« (mit Brongniart, 1822); »Ichthyologie« (1823); »Considérations sur la classe des crustacés« (1825). Auch bearbeitete er die Säugetiere für die »Faune française« (1820—30) und für die »Encyclopédie méthodique« (1820—22, 2 Bde.). Sein gleichnamiger Sohn schrieb ebenfalls über Vögel und Krustazeen.

Desmarets de Saint-Sorlin (spr. dämarä d'ßängßorlängh), Jean, franz. Schriftsteller, geb. 1595 in Paris, gest. daselbst 28. Okt. 1676, ein Günstling des Kardinals Richelieu, warf sich nach einer ausschweifend verbrachten Jugend einer schwärmerischen Frömmigkeit in die Arme. D. war eins der frühesten Mitglieder der französischen Akademie und ihr erster Kanzler. Er verfaßte, von Richelieu angeregt, eine Anzahl dramatischer Stücke, darunter die Charakterkomödie »Les Visionnaires« (1637), die großen Beifall fand, und die sogar Molière in einigen komischen Figuren zum Vorbild nahm; ferner epische Dichtungen, wie »Clovis« (1657), »Marie-Madeleine« (1669) ꝛc., zahlreiche religiöse Gedichte, polemische Abhandlungen gegen die Jansenisten u. a. Vgl. Kerviller, D., l'un des quarante fondateurs des l'Académie française« (Par. 1880).

Desmazières, s. *Desm.*

Desmer, s. Besemer.

De Smet de Naeyer, Paul, Graf, belg. Staatsmann, geb. 13. Mai 1843 in Gent, widmete sich ursprünglich der Industrie und ward Fabrikbesitzer. In der Kammer (seit 1886) erwarb er sich als eifriges und redegewandtes Mitglied der klerikalen Partei bald eine einflußreiche Stellung. 1894 zum Finanzminister, 1896 zum Ministerpräsidenten ernannt, nahm er im Januar 1899, da er die vom Könige gewünschte Wahlreform mißbilligte, seine Entlassung, erhielt aber schon Anfang August von neuem den Vorsitz im klerikalen Kabinett und ward 1900 in den Grafenstand erhoben. Im April 1902 leistete er der mit Straßenunruhen verbundenen antiklerikalen Bewegung zu gunsten des allgemeinen gleichen Stimmrechts energisch und erfolgreich Widerstand (s. Belgien, S. 604).

Desmidiazeen, Familie der Algen aus der Ordnung der Jochalgen; s. Algen, S. 316.

Desmin (Stilbit, Strahlzeolith), Mineral der Zeolithgruppe, wasserhaltiges Kalktonerdesilikat mit etwas Natron (Ca,Na_2)$Al_2Si_6O_{16}$ + 6aq, kommt in kleinen, monoklinen, tafelförmigen Kristallen oder in garbenförmigen Kristallbündeln, seltener in radialstrahligen Kugeln vor, farblos, weiß, auch rot, gelb, grau, glasglänzend, Härte 3,5—4, spez. Gew. 2,1, auf Erzlagerstätten bei Andreasberg, Arendal, Kongsberg, in körnigem Kalke bei Rezbanya, besonders aber in Blasenräumen vulkanischer Gesteine im Fassatal, auf den Färöern, auf Island, bei Poonah in Ostindien, auch im Granit von Striegau, Elba, Baveno sowie in kristallinischen Schiefern in Graubünden, Wallis ꝛc.

Desmodium *Desv.* (Pleurolobus *St. Hil.*, Büschelkraut, Fesselhülse), Gattung der Leguminosen, Kräuter, Halbsträucher und Sträucher, bisweilen baumartig oder etwas kletternd, mit meist dreizähligen Blättern, und kleinen Blüten in meist verzweigten, bisweilen etwas doldigen Trauben und zusammengedrückten Gliederhülsen, wächst in etwa 150 Arten hauptsächlich in den Tropen beider Erdhälften, einige im nördlichen Amerika, im außertropischen Südamerika, in Australien und am Kap. D. gyrans *DC.* (Wandelklee), im tropischen Asien, hat aufrechte, 1 m hohe, dünne, ästige Stengel und dreizählige Blätter mit einem langgestielten, bis 8 cm langen Endblättchen. Die Seitenblättchen sind viel kleiner und kurzgestielt, die Blüten klein, anfangs violett, später mennigrot und am Flügelrande blau. Bei Einwirkung des Lichts, besonders bei Sonnenschein und kräftiger Vegetation, zeigen die Blättchen eine direkt wahrnehmbare Bewegung: während das Endblättchen sich auf- und abwärts bewegt, machen die Seitenblättchen mit ihrer Spitze eine rotierende Bewegung (bei 35° in etwa 1,5 Minute einen vollständigen Umlauf). Am Abend legen sich alle Blättchen zurück und kommen zur Ruhe. D canadense *DC.*, eine nordamerikanische Staude mit roten Blüten in Endtrauben, hält bei uns im Freien aus.

Desmoid, s. Fibroid.

Des Moines (spr. dĕ meun), Fluß in Nordamerika, entspringt auf dem Coteau des Prairies von Minnesota aus mehreren kleinen Seen, fließt in südöstlicher Richtung durch Jowa und mündet auf der Grenze gegen Missouri bei Keokuk in den Mississippi. Er ist 720 km lang und wurde vor dem Eisenbahnzeitalter bis zur Stadt D. von Dampfern befahren.

Des Moines, Hauptstadt des nordamerikan. Staates Jowa, am Zusammenfluß des von hier ab schiffbaren Des Moines (s. oben) mit dem Raccoon,

Knotenpunkt von 7 Eisenbahnen, hat ein Staatskapitol, Staatsarsenal, Postamt, Stadthaus, Opernhaus, Drake-Universität, 3 Colleges und eine Staatsbibliothek (20,000 Bände). Die Industrie (1900: 494 Betriebe mit 4557 Arbeitern und 10,5 Mill. Doll. Produktionswert) arbeitet besonders in Ackerbaumaschinen, Medikamenten, Buchdruck, Müllerei ꝛc., der Handel in Getreide und Kohlen. D. hat (1900) 62,139 Einw., darunter 7946 im Ausland Geborne und 1679 Farbige. Das steuerpflichtige Einkommen beträgt (1901) 15,207,540, die städtische Schuld 441,193 Doll. Die Stadt wurde 1846 gegründet.

Desmologie (griech.), Lehre von den Gelenkbändern (also soviel wie Syndesmologie), bisweilen auch die Lehre von den Bändern.

Desmoncus *Mart.*, Gattung der Palmen, kletternde Gewächse, mit stacheligem, rohrartigem Stamm und stacheligen, gefiederten Blättern. Diese verlaufen in einem langen, gleichfalls mit krummen Stacheln bewaffneten, peitschenförmigen Fortsatz, mit dem sie sich anklammern. Die monözischen gelben Blüten stehen in den Achseln der Blattstiele; die Früchte sind eiförmig oder fast rund, einsamig, rot, die Samen schwarz. Diese Palmen, von denen man 22 Arten kennt, vertreten in den Wäldern Amerikas von Mexiko bis Bolivien (17 im äquatorischen Brasilien) die asiatischen Calamus-Arten und bilden oft reizende Girlanden und undurchdringliche Dickichte. Von der peruanischen D. pruniter *Pöpp.* werden die Früchte gegessen, und von D. macranthus *Mart.*, in Brasilien, benutzt man die Stämme und Blattstiele zu Küchengerätschaften. Einige Arten werden in Palmhäusern kultiviert.

Desmopathie (griech.), Krankheit der Gelenkbänder.

Desmopathologie (griech.), die Lehre von den Krankheiten der Gelenkbänder.

Desmophlogōsis (griech.), Entzündung der Gelenkbänder.

Desmosīt, ein im Kontakt mit Diabas veränderter, der Adinole vergleichbarer Tonschiefer, der zahlreiche dunkle Flecke (chloritische Neubildungen) enthält, die aber nicht wie bei dem ähnlichen Spilosit isoliert liegen, sondern zusammenhängende dunkle Bänder bilden.

Desmotropīe (griech.), s. Tautomerie.

Desmoul., bei Tiernamen Abkürzung für Charles Desmoulins, Anatom in Bordeaux, schrieb: »Mémoire sur les Échinides« (1835—37, 3 Bde.).

Desmoulins (spr. dämulāng), Benoît Camille, einer der hervorragendsten Charaktere der französischen Revolution, geb. 2. März 1760 zu Guise in der Picardie, gest. 5. April 1794, ward Advokat in Paris und warf sich mit glühender Begeisterung für Freiheit und Gleichheit der Revolution in die Arme. Im Palais Royal wußte er durch feurige Reden die Menge zu entflammen. In seinem Journal »Révolutions de France et du Brabant« nannte er sich den »Procureur général de la lanterne« und erklärte offen, daß die Volkssouveränität die einzige Verfassungsart sei, die der französischen Nation gezieme. Zu dieser Zeit heiratete D. Lucile Duplessis, ein schönes, geistreiches, von ihm leidenschaftlich geliebtes Weib. Mit Danton stiftete er den Klub der Cordeliers und leitete mit ihm den Tuilerienſturm 10. Aug. 1792 sowie die Septembergreuel. Von der Pariser Gemeinde wurde er in den Konvent gewählt. Obgleich der Bergpartei angehörig, suchte er mit Danton auf eine Versöhnung der Parteien hinzuwirken und die Girondisten zu retten. In demselben Sinne gab er im Januar 1794 seinen »Vieux Cordelier« heraus, ein Blatt voll Geist, Witz und beißender Satire, in dem er die Tyrannei der Schreckensmänner schilderte und zur wahren Freiheit, zur Mäßigung und vernünftigen Handhabung der Gesetze aufforderte. Deshalb ließ Robespierre 31. März 1794 D. mit Danton verhaften und hinrichten. Seine Gattin, die alles aufgeboten, um ihn zu retten, bestieg, erst 23 Jahre alt, 14 Tage nach ihm das Blutgerüst. 1890 wurde in Guise sein Standbild enthüllt. Außer einer Menge Pamphlete und Flugblätter schrieb D.: »Discours de la lanterne aux Parisiens« (2. Aufl., Par. 1792); »Satires ou choix des meilleures pièces de vers qui ont précédé et suivi la Révolution« (das. 1792); »Histoire des Brissotins, ou fragments de l'histoire secrète de la Révolution et des six premiers mois de la République« (das. 1793, 2. Aufl. 1794). Seine »Opuscules« erschienen 1790. Eine neue Ausgabe seiner Schriften besorgte Claretie (Par. 1874, 2 Bde.), der auch seine Biographie (das. 1875) schrieb; eine andre verfaßte Godart (das. 1889).

Desmurgie (griech.), Teil der chirurgischen Therapie, der mit Verbänden, Apparaten ꝛc. ausgeführt wird.

Desn., bei Pflanzennamen Abkürzung für Joseph Decaisne (s. d.).

Desná (Deßna), Fluß im südwestlichen Rußland, entspringt in der Nähe von Jelnja im Gouv. Smolensk, durchfließt die Gouvernements Orel und Tschernigow und ergießt sich nach einem Laufe von etwas über 1000 km Kiew gegenüber in den Dnjepr. Von Brjansk an ist er auf 840 km schiffbar, und zwischen Tschernigow und Kiew verkehren Dampfschiffe. Unter den Nebenflüssen ist links der fast 600 km lange, dem Dnjepr viel Wasser zuführende Seim hervorzuheben. Die D. hat niedrige Ufer, die im Frühjahr großen Überschwemmungen ausgesetzt sind, ist fischreich und wird von vielen Schiffen und Flößen befahren. Der Handel geht meist nach Jekaterinoslaw, Cherson, Nikolajew, Otschakow und Odessa und von hier aus zur See ins Ausland.

Desnoiresterres (spr. dänŭartär'), Gustave, franz. Kultur- und Literarhistoriker, geb. 20. Juni 1817 in Bayeux, gest. 11. Jan. 1892 in Paris, verfaßte das von der Akademie preisgekrönte Werk »Voltaire et la société française au XVIII. siècle« (Par. 1867—75, 8 Bde.) und machte sich außerdem bekannt durch »La musique française au XVIII. siècle. Gluck et Piccini« (2. Aufl. 1875).

Desnoyers (spr. dänŭajé), 1) Auguste Boucher, Baron, franz. Kupferstecher, geb. 19. Dez. 1779 in Paris, gest. daselbst 16. Febr. 1857, bildete sich seit 1791 bei Lethière, dann in der Akademie und arbeitete seit 1799 im Atelier Tardieus. Seinen Ruf begründete er 1804 mit dem Stich von Raffaels schöner Gärtnerin im Louvre und widmete seitdem seinen Grabstichel vornehmlich Raffaelschen Werken, deren Reihe er 1846 mit der Sixtinischen Madonna beschloß, die aber ganz mißverstanden und in moderne französische Eleganz und Koketterie übersetzt ist. Zu seiner Zeit hochgerühmt war das von ihm nach Gérard gestochene Bildnis Napoleons I. im Krönungskostüm (1808), das zur Verteilung an fremde Fürsten bestimmt war. 1825 wurde er zum ersten Kupferstecher des Königs ernannt, 1828 zum Baron erhoben. Andre hervorragende Stiche von ihm sind: La vierge au linge, die Madonna da Foligno, die Madonna mit dem Fisch, die Madonna della Sedia, die Madonna aus dem Haus Alba, die Madonna Tempi,

Katharina von Alexandria, die Heimsuchung der Elisabeth, alle nach Raffael. Sein Hauptwerk ist die Transfiguration nach Raffael, mit großer Freiheit und Sicherheit des Grabstichels bearbeitet.

2) **Jules**, franz. Geschichtschreiber und Geolog, geb. 8. Okt. 1800 in Nogent-le-Rotrou, gest. 1. Sept. 1887, wurde 1825 Sekretär der Naturwissenschaftlichen und 1830 der Geologischen Gesellschaft in Paris und 1834 Bibliothekar des naturhistorischen Museums. Auch war er Sekretär der Gesellschaft für die Geschichte Frankreichs seit ihrer Gründung und Mitglied des Komitees für die Herausgabe der »Documents inédits relatifs à l'histoire de France«. 1862 wurde er zum Mitgliede der Akademie erwählt. Er schrieb: »Histoire du décroissement et de la destruction totale du paganisme dans les provinces de l'empire d'Occident« (1832); die preisgekrönte Schrift »Histoire des différentes incursions des Arabes d'Asie et d'Afrique en Italie« (1838); »Bibliographie historique et archéologique de la France« (1854); »Topographie ecclésiastique de la France jusqu'en 1790« (1854). Von seinen geologischen Schriften erwähnen wir: »Mémoire sur la craie et les terrains tertiaires de Cotentin« (1825); »Sur quelques systèmes de la formation oolithique du Nord-Ouest de la France« (1825); »Sur les cavernes et brèches à ossements des environs de Paris« (1842); »Observations sur les terrains tertiaires du Nord-Ouest et de l'Ouest de la France« (1852—53).

Desobligeant (franz., spr. desobliſchāng), ungefällig, unfreundlich; **Desobligeante**, ein schmaler Wagen für zwei Personen.

Desodorisation und **Desodorisierende Mittel**, s. Desinfektion.

Desoккupiert (franz.), unbeschäftigt, müßig.

Desolāt (lat.), verwüstet, öde; traurig, trostlos.

Desolation-Land (spr. deßolēſch'n-), chilen. Insel am Westeingang der Magalhãesstraße, während der Kanal Santa Barbara sie von der Insel Clarence im SO. scheidet. An der Magalhãesstraße hat sie mehrere Häfen, wie Puerto de Misericordia (Mercy Harbour), die südwestliche Küste weist zahllose Baien mit kleinen Inseln und Straßen auf.

Desor, Eduard, Geolog, geb. 1811 in Friedrichsdorf bei Homburg v. d. Höhe, gest. 23. Febr. 1882 in Nizza, studierte in Gießen und Heidelberg die Rechte, ging, 1832 wegen seiner Teilnahme am Hambacher Fest in Untersuchung gezogen, nach Paris, widmete sich der Geologie und beteiligte sich an den Forschungen Agassiz'. Zum Studium der erratischen Erscheinungen besuchte er Skandinavien; 1847 ging er nach Amerika, erhielt eine Anstellung in der Coast Survey und nahm an der geologischen Aufnahme der Mineraldistrikte am Obern See und des Staates Pennsylvanien teil. 1852 wurde er Professor der Geologie in Neuchâtel, in der Folge Präsident des Großen Rates und beantragte die Wiederherstellung der Akademie, an deren Spitze er ununterbrochen wirkte. Er wurde auch Mitglied des eidgenössischen Schulrats, Abgeordneter an der Bundesversammlung und 1873 Präsident des Nationalrats. Im Winter 1863/64 unternahm er mit Escher von der Linth und Martius eine wissenschaftliche Reise nach Algerien und der Sahara. Er schrieb: »Synopsis des Échinides« (Par. 1858); »Geologische Alpenreisen« (deutsch von Vogt, 2. Aufl., Frankf. 1847); »Geologische Beschreibung des Neuchâteler Jura« (mit Greßly); »Über den Gebirgsbau der Alpen« (Wiesbad. 1865); »Échinologie helvétique« (mit Loriol, das. 1869—72); »Aus Sahara und Atlas, vier Briefe an J. v. Liebig« (das. 1865); »Monographie über die Pfahlbauten des Neuenburger Sees« (deutsch von Mayer, Frankf. 1866) und »Le bel âge du bronze lacustre en Suisse« (mit Favre, Par. 1874).

Desordre (franz.), Unordnung, Verwirrung.

Desorganisation (franz.), die völlige Zerstörung des organischen Gefüges, Verwirrung, Zerrüttung; **desorganisieren**, in Unordnung bringen, zerrütten.

Desoria, s. Springschwänze.

Desorientieren (franz.), verwirrt machen.

Desoto, Stadt im nordamerikan. Staat Missouri, Grafschaft Jefferson, am Joachim Creek, Station der Iron-Mountainbahn, hat Fabriken, Handel und zählt (1900) 5611 Einw.

Desoxydation (franz.), chem. Prozeß, durch den einer Sauerstoffverbindung der Sauerstoff zum Teil entzogen wird. Vgl. Reduktion.

Desp., bei Pflanzennamen Abkürzung für: 1) Johann Baptist René Pouppe **Desportes** (spr. däpórt'), geb. 1704 in Vitré, gest. 1746 auf Domingo, gab in der »Histoire des maladies de St.-Domingo« (1770, 3 Bde.) eine Besprechung der Pflanzen Domingos; — 2) Narcisse Henri François **Desportes**, geb. 1776 in Champroud, gest. 1856 in Mans; schrieb: »Rosetum gallicum« (1828 u. 1829); »Flore de la Sarthe et de la Mayenne« (1838).

Despektieren (lat.), herabsehen, verachten; **despektierlich**, verächtlich, geringschätzig.

Despeñaperros (**Puerto de D.**, spr. despenja-), Paß in der Sierra Morena (Spanien), über den die Straße vom Hochplateau der Mancha in die andalusische Tiefebene und jetzt auch die Eisenbahn von Madrid nach Sevilla führt.

Desperādos (span., »Verzweifelte«), die sich außerhalb der Gesetze stellenden Mitglieder einer politischen (extrem radikalen) Partei.

Desperāt (lat.), verzweifelt, hoffnungslos; **Desperation**, Verzweiflung; **desperieren**, verzweifeln, alle Hoffnung aufgeben.

Despériers (spr. däpēriē), **Bonaventure**, franz. Schriftsteller, geb. zwischen 1500 und 1510 in Arnay-le-Duc, gest. 1544, wurde Protestant und Sekretär der Margarete von Navarra, ließ 1537 das »Cymbalum mundi en français« (neue Ausgabe von F. Frank, Par. 1874) erscheinen. Infolge spöttischer Ausfälle gegen das Christentum wurde das Buch auf Befehl des Parlaments 1538 verbrannt (nur ein Exemplar, jetzt in Versailles, ist auf uns gekommen), während der Verfasser nur durch Selbstmord seinen Verfolgern entgehen konnte. Harmloser sind seine 90 Novellen, die 1558 als »Nouvelles recréations et joyeux deviz« gedruckt wurden. Lafontaine hat aus ihnen manches entlehnt. Eine neue Ausgabe lieferte Lacroix in den »Vieux conteurs français« (Par. 1841). Vgl. Chenevière, Bonaventure D. (Par. 1886).

Desplaces (spr. däplāß'), **Louis**, franz. Kupferstecher, geb. 1682 in Paris, gest. daselbst 1739, zierte viele der beliebtesten Kupferstichwerke damaliger Zeit mit Bildnissen und Historien. Von Wert sind: der Triumph des Titus und Vespasian, nach Giulio Romano; die Anbetung der Könige, nach denselben; die Weisheit in Begleitung des Herkules, nach Paul Veronese.

Despoblādo (span., »Einöde«), große Plateaulandschaft in Chile und Bolivia, zwischen 23. und 24.° südl. Br., der Salar de Atacama und den Quellen des Calchaquis, 3250—3900 m hoch, ist nur dürftig mit Gras und Buschwerk bedeckt, im Winter sehr kalt.

Die durch bedeutende Mengen von Goldsand ausgezeichnete Gegend ist von wenigen Menschen, die Salz aus der Saline von Casabindo zur Küste bringen, und von lamaartigen Tieren, Chinchillas, bevölkert.

Despoina (griech., »Herrin«), Beiname mehrerer griechischer Göttinnen, besonders der Demeter und Persephone.

Despoltieren (lat.), berauben, plündern.

Desponsātus (lat.), Verlobter; Desponsata, Verlobte; Desponsatio, Verlobung, daher Desponsatio B. M. V. (Beatae Mariae Virginis), Fest der Verlobung Mariä, s. Marienfeste.

Desportes (spr. däpórt'), 1) Philippe, franz. Dichter, geb. 1546 in Chartres, gest. 5. Okt. 1606 in Bonport, erwarb sich nicht bloß durch seine Reisen (nach Rom im Gefolge eines Bischofs, nach Polen mit dem Herzog von Anjou) Kenntnis von Menschen und Dingen, sondern auch in hohem Grade das Zutrauen des Herzogs, der ihn als König Heinrich III. mit Pfründen und Wohltaten überhäufte. Er verwandte seine Einkünfte dazu, sich eine auch an alten Handschriften reiche Bibliothek anzulegen. Als Dichter hat er sich besondere Verdienste um die Reinheit der Sprache und Strenge der metrischen Formen erworben und darf als Vorläufer Malherbes angesehen werden, obwohl dieser eine strenge Kritik über ihn ergehen ließ. Außer seinen graziösen und harmonischen Gedichten (darunter 24 Elegien und 457 Sonette) hat D. eine Übersetzung der Psalmen geliefert (1603) und eine Sammlung von »Prières et méditations chrétiennes« in guter Prosa. Eine neue Ausgabe seiner »Œuvres« besorgte Michiels (Par. 1858).

2) François, franz. Maler, geb. 24. Febr. 1661 in Champigneul, lebte eine Zeitlang in Polen am Hof Sobieskis und dann in Paris, wo er bei Ludwig XV. in großer Gunst stand. Er starb 15. April 1743. Seine besten Werke sind Jagd- und Tierstücke, von denen sich 27 im Louvre befinden.

3) Naturforscher, s. *Desp.*

Despōt (griech.), »Herr«, insbes. von Sklaven; Hausherr; unter den griechischen Kaisern Ehrentitel für Prinzen oder Schwiegersöhne; auch Mitregenten, Statthalter von Provinzen und bevorrechtete Vasallen, Patriarchen ꝛc.; jetzt ein willkürlich schaltender Machthaber, s. Despotismus.

Despotismus (Despotie, griech.), diejenige Regierungsform, bei der lediglich der Wille und die Willkür des Herrschers entscheiden. Man bezeichnet damit den höchsten Grad und die Ausartung eines autokratischen oder absolutistischen Regierungssystems (Tyrannis, Willkürherrschaft). In der Regel spricht man von D. in der Bedeutung von Fürstendespotismus, und man nennt denjenigen D., der im 17. und 18. Jahrh. in den meisten deutschen Territorien zu finden war, einen patriarchalischen D., weil damals das Verhältnis zwischen Landesherrn und Landeskindern in der Tat vielfach einen gewissen patriarchalischen Charakter hatte. Der D. besteht noch in Rußland (»despotisme tempéré par l'assassinat«, D. durch Meuchelmord gemäßigt), wenn er auch einigermaßen mildere Formen angenommen hat.

Despoto-Planina, Gebirge, s. Rhodope.

Despréaux (spr. däpréó), s. Boileau-Despréaux.

Despretz (spr. däpräh, César Mansuète, Physiker, geb. 10. Mai 1792 zu Lessines in Belgien, gest. 15. März 1863, war Professor der Physik in Paris, arbeitete über die Ursachen der tierischen Wärme, das Mariottesche Gesetz, die Grenzen der Hörbarkeit, Wärmeleitung, Änderung des Aggregatzustandes, das elektrische Licht, den Chemismus der galvanischen Batterien ꝛc. und schrieb: »Recherches expérimentales sur les causes de la chaleur animale« (Par. 1824); »Éléments de chimie théorique et pratique« (1828 bis 1830, 2 Bde.); »Traité élémentaire de physique« (4. Aufl. 1836).

De Spuches (spr. spukes), Giuseppe, Fürst von Galati, ital. Dichter und Gelehrter, geb. 1819 in Palermo, gest. 13. Nov. 1884, erhielt in Lucca eine ausgezeichnete klassische Bildung, widmete sich dann in der Heimat philosophischen und juristischen Studien. Er wurde in der Folge Präsident der königlichen Kommission für Kunst und Altertum in Sizilien, Bürgermeister von Palermo und Mitglied des Parlaments. Seinen Ruf als Dichter hatte er bereits 1838 mit einer Übersetzung des »König Ödipus« von Sophokles begründet; ihr folgten andre poetische Übertragungen und formgewandte Originaldichtungen: »Carmina latina et graeca« (1877) und »Poesie« (Neapel 1868; neue Aufl., Palermo 1880). Seine sonstigen Schriften bewegen sich auf archäologischem Gebiet. Seine »Opere« erschienen in 5 Bänden (Flor. 1891).

Despumieren (lat.), abschäumen; Despumation, Abschäumung.

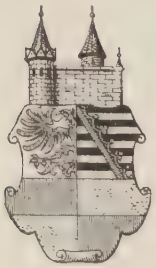
Desquamation (lat., »Abschuppung«), Abblättern von Schalen von Gesteinsblöcken, ein Verwitterungsvorgang, der sich, zumal unter dem Einfluß tropischen Wüstenklimas, an manchen Gesteinen (Granit, Basalt ꝛc.) vollzieht. In der Medizin soviel wie Abschuppung (s. d.).

Dessaisierungssystem, s. Prozeßbetrieb.

Dessalines (spr. -lin'), Johann Jakob, unter dem Namen Jakob I. Kaiser von Haïti, geb. 1758 in Les Cormiers auf Haïti als Negersklave, ermordet 17. Okt. 1806, machte sich bei der Erhebung der Insel als Adjutant Toussaint L'Ouvertures durch Tapferkeit und Grausamkeit einen Namen. Als nach dem Frieden von Amiens der Erste Konsul den General Leclerc zur Wiedereroberung der Insel sandte, übernahm D. den Oberbefehl im Westen, mußte aber 1. Mai 1802 sich zum Frieden bequemen. Als General Rochambeau, der Nachfolger Leclercs, gegen die Neger mit Strenge auftrat, vereinigte sich D. mit Christophe, belagerte die Stadt Cap Haïtien und brachte es im Verein mit einer englischen Flottille dahin, daß Rochambeau 19. Nov. 1803 die Stadt übergeben und die Insel verlassen mußte. D. proklamierte nun die Unabhängigkeit der Insel, die ihren alten Namen Haïti wiedererhielt. Im Januar 1804 ernannte ihn eine von allen Offizieren unterschriebene Erklärung auf Lebenszeit zum Generalgouverneur der Republik mit dem Rechte, seinen Nachfolger zu bestimmen. D. forderte nun durch einen wütenden Aufruf Volk und Heer zur Vertilgung aller noch auf der Insel lebenden Franzosen auf und brach im April 1804 nach dem spanischen Teil der Insel auf, um auch diesen zu unterwerfen. Aber der von ihm gehoffte Sklavenaufstand erfolgte nicht, und als französische Schiffe sich näherten, sah er sich genötigt, die Belagerung aufzuheben. Dagegen beseitigte er in Haïti die Republik und ließ sich 8. Dez. 1804 unter dem Namen Jakob I. feierlich zum Kaiser des haïtischen Reiches krönen. Indessen übte er gegen alle Einwohner einen so zügellosen Despotismus, daß Christophe und Pétion 1805 einen Aufstand gegen ihn anstifteten, dem er unterlag.

Dessau, Haupt- und Residenzstadt des Herzogtums Anhalt, liegt am linken Ufer der Mulde, die 3 km unterhalb der Stadt in die Elbe mündet, in einer gartenähnlichen Ebene. Außer dem ältesten

Stadtteil an der Mulde enthält es breite und regelmäßig angelegte Straßen und schöne Plätze, darunter den Großen Markt mit dem Standbilde des »alten Dessauers«, den Neumarkt mit dem des Herzogs Leopold Friedrich Franz (modelliert von Kitz), den Kleinen Markt mit dem Brunnendenkmal der Wiedervereinigung Anhalts, den Funkplatz mit dem Funkbrunnen, den Friedrichsgarten mit dem von Professor Lessing entworfenen, zum 25jährigen Regierungsjubiläum des Herzogs Friedrich 1896 errichteten Obelisken, den Kaiser- und den Albrechtsplatz mit schönen Anlagen. Außerdem besitzt die Stadt noch ein Denkmal Kaiser Wilhelms I., des Komponisten Friedrich Schneider, des Dichters Wilhelm Müller sowie des Philosophen Moses Mendelssohn und ein Kriegerdenkmal. Das herzogliche Schloß, 1748 erbaut und 1875 mit einem Vorbau im mittlern Renaissancestil geschmückt, enthält das herzogliche Archiv, eine Gemäldegalerie und Sammlungen von Kostbarkeiten, Kupferstichen, Münzen ꝛc. Hervorzuheben sind ferner: das 1856 nach Entwürfen von Langhans neu ausgebaute Schauspielhaus, das Rathaus (1901 eingeweiht), die Kunsthalle (1902 im Bau), das herzogliche Mausoleum im Mausoleumspark und unter den sechs Kirchen die Schloß- u. Stadtkirche zu St. Marien, mit der fürstlichen Gruft sowie einigen guten Bildern von Cranach (namentlich sein bekanntes Abendmahl mit den Bildnissen der bedeutendsten Förderer der Reformation), die Petruskirche (1902 im Bau) und die katholische Kirche. Die Juden haben eine 1861 im orientalischen Stil restaurierte Synagoge, in der bereits 1808 (vielleicht zuerst in Deutschland) deutsche Vorträge gehalten wurden. Die Einwohnerzahl beträgt (1900) mit der Garnison (2 Infanteriebataillone Nr. 93) 50,849 Einw., davon 1677 Katholiken und 454 Juden. D. betreibt große Zuckerraffinerie, Wollwarenfabrikation, Maschinenbau und Eisengießerei, Tapetenfabrikation, Kunstgärtnerei und Bierbrauerei. Der Handel, durch eine Reichsbanknebenstelle und die Anhalt-Dessauer Landesbank unterstützt, ist besonders in Getreide sehr lebhaft. Die Stadt ist Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Zerbst-Bitterfeld, D.–Köthen und andrer Linien. Einen Elbhafen, Wallwitzhafen (s. d.), besitzt die Stadt seit 1860. An Bildungsanstalten bestehen: ein Gymnasium, ein Realgymnasium nebst Realschule, ein Lehrerinnenseminar, eine Kunstgewerbeschule, Landesfrauenarbeitsschule ꝛc., außerdem ein herzogliches Hoftheater und eine herzogliche Bibliothek von über 30,000 Bänden. Zahlreich sind die milden Stiftungen, darunter das Versorgungshaus Leopoldsdank, das 1766—70 errichtete Armen- und Arbeitshaus, das trefflich eingerichtete Krankenhaus, das neuerbaute Armenstift und die Armenversorgungsanstalt Amalienstift; in den Gebäuden der letztern hatte 1774—1793 das Basedowsche Philanthropin seinen Sitz, und gegenwärtig befindet sich darin eine bedeutende Gemäldesammlung. D. ist Sitz des Staatsministeriums, der Regierung, eines Landgerichts, des Konsistoriums und eines Hauptsteueramts. Die städtischen Behörden zählen 4 Magistratsmitglieder und 36 Stadtverordnete. In der freundlichen Umgebung der Stadt liegen die herzoglichen Gärten und Schlösser: Georgium, Luisium, Kühnau und Haideburg. Etwa 18 km entfernt liegt Wörlitz (s. d.) mit berühmtem Park. In D. wurde der Philosoph Mendelssohn geboren; der Griechenliederdichter Wilhelm Müller, die Komponisten Fr. Schneider und Klughardt lebten und wirkten daselbst. — Zum Landgerichtsbezirk D. gehören die 11 Amtsgerichte zu Ballenstedt, Bernburg, D., Harzgerode, Jeßnitz, Koswig, Köthen, Oranienbaum, Roßlau, Sandersleben und Zerbst.



Wappen von Dessau.

D. (anfangs Dissouwe, dann Dessо, Dessow) wurde wahrscheinlich unter Albrecht dem Bären in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. durch eingewanderte Flamänder erbaut; als Stadt wird es urkundlich zuerst 1213 erwähnt. Nach der Überlieferung soll 19. Aug. 1467 die ganze Stadt, mit Ausnahme der Marienkirche, ein Raub der Flammen geworden sein. 1525 wurde hier zwischen dem Kurfürsten von Mainz und den Herzögen Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig ein Bund zur Aufrechthaltung der römisch-katholischen Kirche geschlossen, die Reformation aber trotzdem schon 1534 eingeführt. Seit der letzten Teilung Anhalts (1603) ist D. die Residenz des Fürsten von Anhalt-D. Im Dreißigjährigen Krieg traf 1626 mancherlei Kriegsnot die Stadt (s. Dessauer Brücke). Von neuem hob sich die Stadt unter dem Fürsten Leopold I., der die Wasserstadt, die Fürsten-, die Kavalier- und die Leipziger Straße anlegte. Fürst Leopold Maximilian erbaute das Schloß, sein Sohn Leopold Friedrich Franz legte als Fortsetzung der Kavalierstraße die Franzstraße an. Vgl. Würdig, Chronik der Stadt D. (Dessau 1876); »Geschichte der Stadt D., eine Festgabe ꝛc.« (das. 1901); Fuchs, Wegweiser durch D. und Umgebung (5. Aufl., das. 1902).

Dessauer Brücke, Brücke über die Elbe bei Roßlau in der Nähe von Dessau, bei der Wallenstein 25. April 1626 den Grafen Ernst von Mansfeld schlug.

Dessauer Marsch (»So leben wir ꝛc.«), volkstümliche Marschmelodie, benannt nach dem »alten Dessauer« (Fürst Leopold von Dessau), der nach der Schlacht bei Cassano im Lager von Treviglio 1705 an einer Prozessionsmelodie solchen Gefallen fand, daß er seiner Musikbande befahl, dieselbe für einen Marsch zu benutzen.

Dessert (franz., spr. -ßär), Nachtisch, besteht hauptsächlich aus Früchten, Konfitüren, Torten, Zuckerwerk und die Verdauung anregenden Speisen, z. B. Käse. Dessertweine, süße oder besonders feurige Weine, die zum Nachtisch serviert werden. In England trinkt man feine Bordeaux (Claret), Sherry und Portwein, in Frankreich ganz feine alte Bordeaux und Burgunder, in Deutschland süße Weine.

Desservant (franz., spr. -wäng), in Frankreich (auch in Belgien, Holland und dem linksrheinischen Preußen) ohne Mitwirkung der Staatsbehörde lediglich vom Bischof ernannter und nach Willkür des Bischofs entlaßbarer Pfarrverweser, der unter der Aufsicht des Curé (s. d.) sein Amt verwaltet. Ihre Zahl beträgt in Frankreich über 31,000.

Desservieren (franz.), ein Amt, insbes. ein geistliches, ablehnen; die aufgetragenen Speisen abtragen.

Dessewffy (spr. deschöffi), Emil, Graf, ungar. Politiker und Publizist, geb. 24. Febr. 1814 in Eperies, gest. 10. Jan. 1866 in Preßburg, beschäftigte sich frühzeitig mit Staatswissenschaften und lernte dann auf mehrjährigen Reisen die öffentlichen Zustände Belgiens, Deutschlands, Englands und Frankreichs aus eigner Anschauung kennen. Nach 1830 trat er als politischer Schriftsteller von durchaus konservativer Gesinnung auf, zunächst in Gemeinschaft mit seinem Bruder Aurel (geb. 1808, gest. 9. Febr. 1842), der

bedeutendsten Kraft unter den Konservativen, dessen »Sämtliche Werke« Jos. Ferenczy 1887 in 5 Bänden herausgegeben hat. Emil schrieb gegen Stephan v. Széchenyis (s. d.) Schrift »Hitel«, die »Briefe aus dem Alföld« (1842) ꝛc. und beteiligte sich namentlich 1844 an der Redaktion des konservativen »Budapesti Hirlap«. Während der Revolutionsjahre, wo ein anderer D., Aristid (geb. 1802), im Oktober 1849 zu Arad als Honvédgeneral auf Befehl Haynaus erschossen ward, lebte Emil auf seinen Gütern, mit finanzwissenschaftlichen Studien und der Theiß-Regulierung beschäftigt, und veröffentlichte eine Schrift: »Über die schwebenden österreichischen Finanzfragen« (Pest 1856). Seit 1855 Präsident der Ungarischen Akademie, wurde er 1862 auch zum Vorsitzenden der ungarischen Bodenkreditanstalt erwählt und erwarb sich in beiden Stellungen große Verdienste (»Aufgaben der Ungarischen Akademie«, 1865). An der Ausübung eines 1865 erlangten Reichstagsmandats hinderte D., der sich schließlich der Deákschen Richtung genähert hatte, Krankheit. — Sein Sohn, Graf Aurel (geb. 1846), Präsident der Bodenkreditanstalt u. des Landwirtschaftlichen Vereins, spielt seit Jahrzehnten eine hervorragende Rolle auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet und ist einer der Führer der Agrarier.

Dessin (franz., spr. dessäng; engl. Design), Zeichnung, Musterzeichnung; Dessinateur (spr. -tör), Musterzeichner; s. Muster.

Dessinstahl, s. Drehstahl.

Deßjätina (Desätine, Desjatine), russ. Flächenmaß zu 2400 Quadratfaden, = 109,25 Ar. Die »große D.« der russischen Landgüter enthält herkömmlich ein Drittel mehr Fläche.

Deßna, Fluß, s. Desna.

Dessoff, Felix Otto, Komponist und Dirigent, geb. 14. Jan. 1835 in Leipzig, gest. 28. Okt. 1892 in Frankfurt a. M., erhielt seine Ausbildung am Konservatorium zu Leipzig, war darauf als Musikdirektor in Chemnitz, Altenburg, Düsseldorf, Aachen und Magdeburg tätig. 1860 wurde D. als Hofopernkapellmeister nach Wien berufen, wo er ein Jahr später auch als Kompositionslehrer am Konservatorium Anstellung erhielt und als Dirigent der philharmonischen Konzerte erfolgreich wirkte. 1875 folgte er einem Ruf als Hofkapellmeister nach Karlsruhe, vertauschte jedoch diese Stellung 1880 mit der des ersten Kapellmeisters am neueröffneten Operntheater zu Frankfurt a. M. D. war auch als Lehrer angesehen und hat einige gute Kammermusikwerke sowie Lieder veröffentlicht.

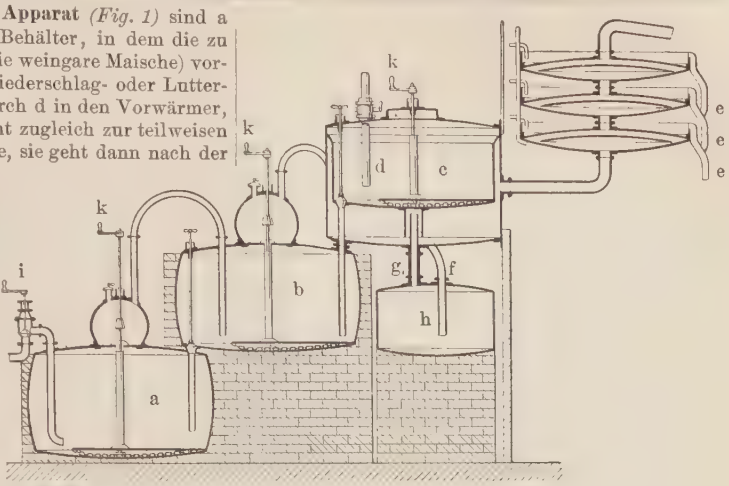
Dessoir (spr. -ssuär), 1) Ludwig, Schauspieler, geb. 15. Dez. 1810 in Posen, gest. 30. Dez. 1874 in Berlin, Sohn eines jüdischen Kaufmanns, betrat in Posen schon mit 14 Jahren die Bühne, bei der er, nebenbei als Sekretär und Rollenabschreiber, 1½ Jahr verblieb. Dann führte er bei Wandertruppen und Sommertheatern ein Wanderleben, bis er in Mainz und Wiesbaden, 1834 in Leipzig ein festes Engagement fand, wo Laube zuerst auf ihn aufmerksam machte. Von 1836—37 spielte er in Breslau und unternahm darauf seine erste große Gastspielreise nach Prag, Brünn, Wien (Burgtheater) und Pest. Hier verweilte er 2 Jahre, bis er einem Ruf nach Karlsruhe als Nachfolger K. Devrients folgte. Er wirkte dort 10 Jahre und gastierte in dieser Zeit in Mannheim, Stuttgart, Wien, Berlin, Leipzig und Hamburg. Daselbst erhielt er den Antrag, Hoppés Stellung in Berlin einzunehmen, in der er bis zu seiner Pensionierung (Oktober 1872) verblieb. Eine schwere Krankheit hatte ihm seit 1867 nicht mehr die Darstellung großer Rollen gestattet. Von seinen alljährlichen Gastspielen war besonders das im Verein mit Emil Devrient und Lina Fuhr unternommene in London epochemachend. Lewes stellte D. als Othello über Edmund Kean, das »Athenäum« über Macready und Brooks. Bis zu seinem Engagement in Berlin spielte D. erste Liebhaberrollen, von da ab lenkte er ins Charakterfach ein; zuletzt spielte er fast ausschließlich die ersten Charakterrollen in klassischen Dramen. Selten hat ein Schauspieler in gleicher Weise wie D. durch die Tiefe und Folgerichtigkeit seiner Auffassung die Gebildeten befriedigt und die Menge durch das überwältigende, durchaus Innerliche seiner Darstellung hingerissen. Am besten gelangen ihm die Charaktere, in denen sich eine dämonische Naturkraft mit philosophischer Reflexion paart. — Seine Gattin Therese, geborne Reimann, geb. 12. Juni 1810 in Hannover, gest. 7. April 1866 in Mannheim, war bis 1832 Mitglied der Hofbühne in Hannover und kam dann als erste Liebhaberin an das Stadttheater zu Leipzig, wo sie sich mit D. vermählte. Sie folgte letzterm 1835 nach Breslau, kehrte dann, nach der Trennung von ihm, an das Leipziger Theater zurück und folgte 1845 einem Ruf nach Mannheim.

2) Ferdinand, Sohn des vorigen, ebenfalls Schauspieler, geb. 29. Jan. 1836 in Breslau, gest. 15. April 1892 in Dresden, bildete sich in Mannheim für die Bühne aus. Nachdem er sich mehrere Jahre auf kleinern Bühnen versucht hatte, war er von 1856—57 in Stettin in ersten komischen, auch in Charakterrollen und Buffos beschäftigt. Er gastierte dann in Leipzig, wo er ein längeres Engagement annahm. 1861 ging er nach Riga und Bremen, von wo er 1863—64 als Regisseur und Darsteller für erste komische und ernste Charakterrollen in Weimar engagiert wurde, und kehrte auch nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Berlin 1867 dahin als Oberregisseur und Darsteller zurück. 1868—69 war er Mitglied des Lobetheaters zu Breslau, trat 1870 in den Verband der Hofbühne zu Dresden, 1877 in den des Thaliatheaters zu Hamburg und leitete von 1878—79 das Dresdener Residenztheater, worauf er 1880 ein Engagement in Prag und 1882 ein solches an das deutsche Volkstheater in Wien annahm. Der plötzliche Ausbruch eines Nervenleidens setzte hier seiner Tätigkeit 1889 ein Ziel. Seine hervorragendsten Rollen waren: Vansen, Mephistopheles, Jago, Shylock, Narziß, Argan, Falstaff.

Dessoles (spr. -ssoll), Jean Joseph Paul Augustin, Marquis, franz. General, geb. 3. Okt. 1767 in Auch, gest. 3. Nov. 1828, diente 1792 als Kapitän in der Westpyrenäenarmee, wurde als Adjutant des Generals Reynier dem Generalstab attachiert und wohnte 1796 dem italienischen Feldzug unter Bonaparte mit Auszeichnung bei. 1797 zum Brigadegeneral befördert, befehligte er 1798 ein Reservekorps in Italien. Im März 1799 überstieg er zur Unterstützung Lecourbes, der nach dem Gefecht von Finstermünz im Inntal von den Feinden bedrängt war, an der Spitze von 4500 Mann das Stilfser Joch, vertrieb die Österreicher aus ihren Verschanzungen bei Glurns und Taufers und entschied das Treffen von Santa Maria (13. April 1798). Für diesen Sieg wurde er vom Direktorium zum Divisionsgeneral ernannt. Als Chef des Generalstabs der italienischen Armee sowie der Rheinarmee zeichnete sich D. in glänzender Weise aus. Da er aber seinem Gönner Moreau auch nach dessen Verbannung treu blieb, haßte ihn Napoleon. Trotz neuer Erfolge in Spanien, 1808—10, mußte er 1810 den Dienst verlassen. Nach der Rückkehr der Bourbonen ward er von Ludwig XVIII. zum Staats-

Destillationsapparate für Großbetrieb.

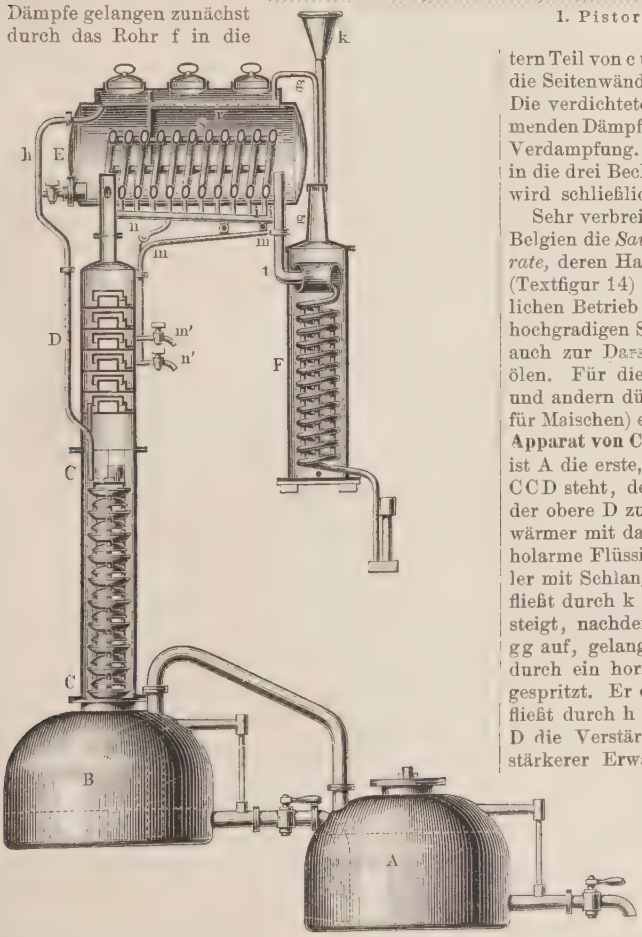
Bei dem **Pistoriusschen Apparat** *(Fig. 1)* sind a und b zwei Blasen, c ein Behälter, in dem die zu destillierende Flüssigkeit (die weingare Maische) vorgewärmt wird; h ist eine Niederschlag- oder Lutterblase. Die Maische fließt durch d in den Vorwärmer, wird hier erwärmt und dient zugleich zur teilweisen Dephlegmierung der Dämpfe, sie geht dann nach der erstenBlase b und,nachdem sie hier durch den Dampf, welcher der kochenden Maische in a entströmt, ihren Alkoholgehalt größtenteils verloren hat, nach der Blase a, wo sie noch durch den durch i eintretenden Dampf erhitzt wird. Die Blasen und der Vorwärmer sind mit Rührern versehen, die durch die Kurbeln k bewegt werden. Die aus der Blase b entweichenden Dämpfe gelangen zunächst durch das Rohr f in die



1. Pistoriusscher Apparat.

tern Teil von c und erfahren hier durch den Boden und die Seitenwände des Maischbehälters eine Abkühlung. Die verdichtete Flüssigkeit wird durch die nachströmenden Dämpfe erhitzt, und es erfolgt eine abermalige Verdampfung. Die hier gebildeten Dämpfe gelangen in die drei Becken e, e, e, und durch Dephlegmierung wird schließlich ein Alkohol von 80 Proz. erzeugt.

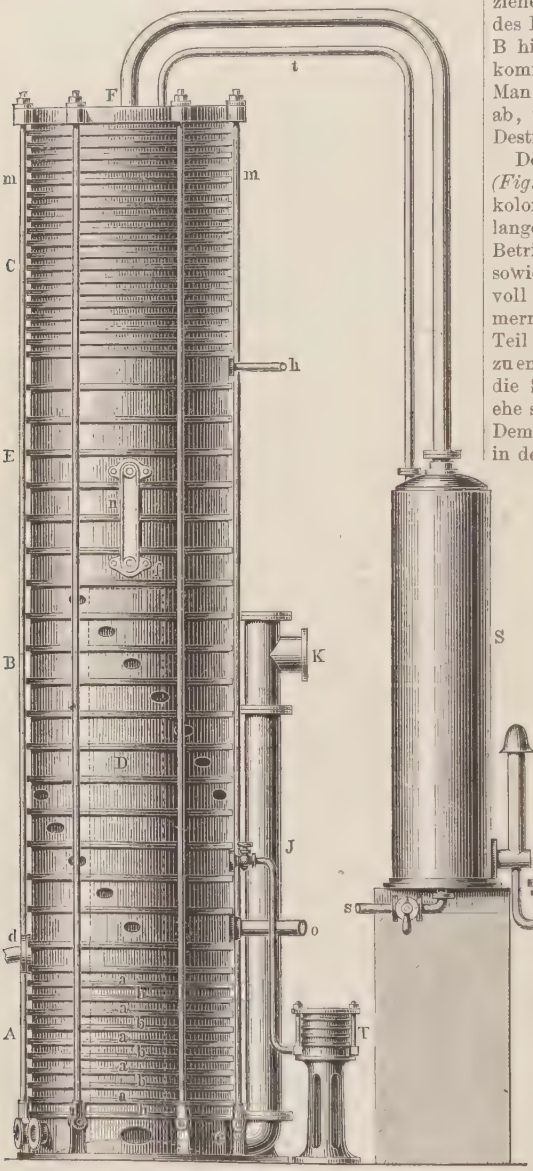
Sehr verbreitet sind namentlich in Frankreich und Belgien die *Savalleschen Säulen- und Kolonnenapparate,* deren Hauptteil die beschriebenen Verdampfer (Textfigur 14) bilden. Sie sind meist für kontinuierlichen Betrieb eingerichtet, liefern aber nicht direkt hochgradigen Spiritus. Solche Apparate benutzt man auch zur Darstellung von reinem Benzol aus Teerölen. Für die Abscheidung des Alkohols aus Wein und andern dünnen oder klaren Flüssigkeiten (nicht für Maischen) eignet sich der von Derosne verbesserte **Apparat von Cellier-Blumenthal.** Bei diesem *(Fig. 2)* ist A die erste, B die zweite Blase, auf der die Säule CCD steht, deren unterer Teil CC zur Destillation, der obere D zur Verstärkung dient. E ist der Vorwärmer mit darin liegender Schlange s, in der alkoholarme Flüssigkeit verdichtet wird. F ist der Kühler mit Schlangenrohr. Der zu destillierende Wein fließt durch k nach F, dient hier als Kühlflüssigkeit, steigt, nachdem er sich erwärmt hat, in dem Rohr gg auf, gelangt in den Vorwärmer E und wird hier durch ein horizontales Siebrohr r auf die Schlange gespritzt. Er erhitzt sich durch dieselbe weiter und fließt durch h in die Säule, wo er in der Abteilung D die Verstärkung bewirkt und dann unter immer stärkerer Erwärmung nach C, in die Blase B und endlich nach A gelangt. Auf diesem Wege verliert nun der Wein seinen Alkoholgehalt mehr und mehr und wird in der Blase B weiter, in der Blase A vollständig alkoholfrei. A hat direkte Feuerung, B wird durch die abgehenden Feuerungsgase erhitzt. Die Dämpfe gehen von A nach B, dann nach C und D, mithin dem herabfließenden, sich erwärmenden Wein entgegen, und gelangen in die Schlange des Vorwärmers. Von jeder Windung dieser Schlange geht



2. Apparat von Cellier-Blumenthal.

Blase h und bringen die hier angesammelte Flüssigkeit zum Kochen. Die Dämpfe, die sich aus dieser Flüssigkeit entwickeln, gelangen durch g in den un-

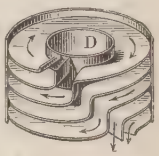
unten ein kurzes Röhrchen i ab und durch den Boden des Vorwärmers hindurch. Alle diese Rohre münden in ein Sammelrohr, das geringen Fall nach dem Rohr t hat, und letzteres leitet die Flüssigkeit in die Kühlschlange. Von dem Sammelrohr gehen wieder drei Vertikalrohre ab, deren zwei in das Rohr m münden,



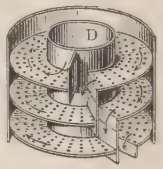
3. Apparat von Gebrüder Siemens u. Komp.

während das dritte in das Rohr n geht. Diese Rohre haben Fall nach der Kolonne hin und sind mit Hähnen versehen. Schließt man alle Hähne, so fließt die, in der Schlange verdichtete Flüssigkeit in den Kühler, und man erhält ein schwaches Destillat. Stehen die Hähne aber sämtlich oder z. T. offen, so gelangt die verdichtete Flüssigkeit in die Säule zurück, und nur die alkoholreichsten Dämpfe, die in der Schlange des Vorwärmers nicht verdichtet wurden, gelangen nach F und werden hier verdichtet, so daß man einen sehr starken Spiritus erhält. Die Hähne m' und n' sind Probehähne und dienen zum Regulieren des Prozesses. Bei Beginn der Arbeit werden die beiden Blasen A und B mit Wein gefüllt. Ist dann die Flüssigkeit in A alkoholfrei (wovon man sich durch Abziehen einer Probe überzeugt), so läßt man einen Teil des Inhalts ab und nimmt gleichviel Flüssigkeit aus B hinzu, wo sich inzwischen schon aus der Säule kommende alkoholarme Flüssigkeit angesammelt hat. Man zieht nun in Unterbrechungen Schlempe aus A ab, während Wein kontinuierlich zufließt und das Destillat kontinuierlich abfließt.

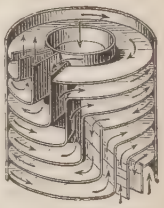
Der **Apparat von Gebrüder Siemens u. Komp.** *(Fig. 3)* besteht aus dem Vorwärmer A, der Maischkolonne B und dem Rektifikator C, die durch die langen Bolzen m m zusammengehalten werden. Beim Betrieb stehen die Kammern b b des Vorwärmers A sowie ein Teil des Untersatzes c voll heißer Schlempe, die Kammern a a dagegen und der übrige Teil von c voll kalter, demnächst zu entgeistender Maische, die durch die Schlempe vorgewärmt wird, ehe sie in die Kolonne B gelangt. Demgemäß tritt die Maische bei d in den Vorwärmer, passiert nacheinander in Form eines das Kernrohr D ringförmig umschlängelnden Bandes die Passagen a a, fällt in c hinab, passiert einen Teil des Untersatzes und tritt durch eine weite Öffnung nach der Mitte zu in das Kernrohr D, steigt in demselben aufwärts und ergießt sich bei f in die Maischkolonne B. Letztere besteht aus einer Anzahl übereinander gestellter Gefäßstücke (Einsätze) mit beiderseitig offenem Kernrohr und ringförmigem, gelöchertem Horizontalboden. Der Raum unter diesem Boden dient zum Abfangen und zur Aufnahme der aus der darunterliegenden Flüssigkeit aufsteigenden Dämpfe, während der Raum über dem Boden zur Aufnahme der zu entgeistenden Flüssigkeit selbst dient. In jedem dieser Einsätze kann die Maische beim Durchgang durch den Apparat nur ringförmig um den Kern herum zirkulieren und zwar nach Einer Richtung und auch nicht ganz herum, weil eine vertikale Rippe den ringförmigen Zusammenhang dieser Flüssigkeit verhindert, wohingegen eine untere Öffnung die Verbindung derselben mit der in dem tiefer liegenden Einsatz befindlichen Flüssigkeit vermittelt. Vermöge dieser Konstruktion der Maischkolonne unterliegt die in Form eines sehr langen Bandes darin befindliche Maische derart der Entgeistung durch die bei o zugeführten und nach oben wirkenden Dämpfe, daß die Wärme, die ein Stück des Bandes entgeistet, immer wieder benutzt wird, um ein darüberliegendes Stück des Bandes zu entgeisten, ohne daß eine Vermischung benachbarter Bandstücke



3 A. Vorwärmer.



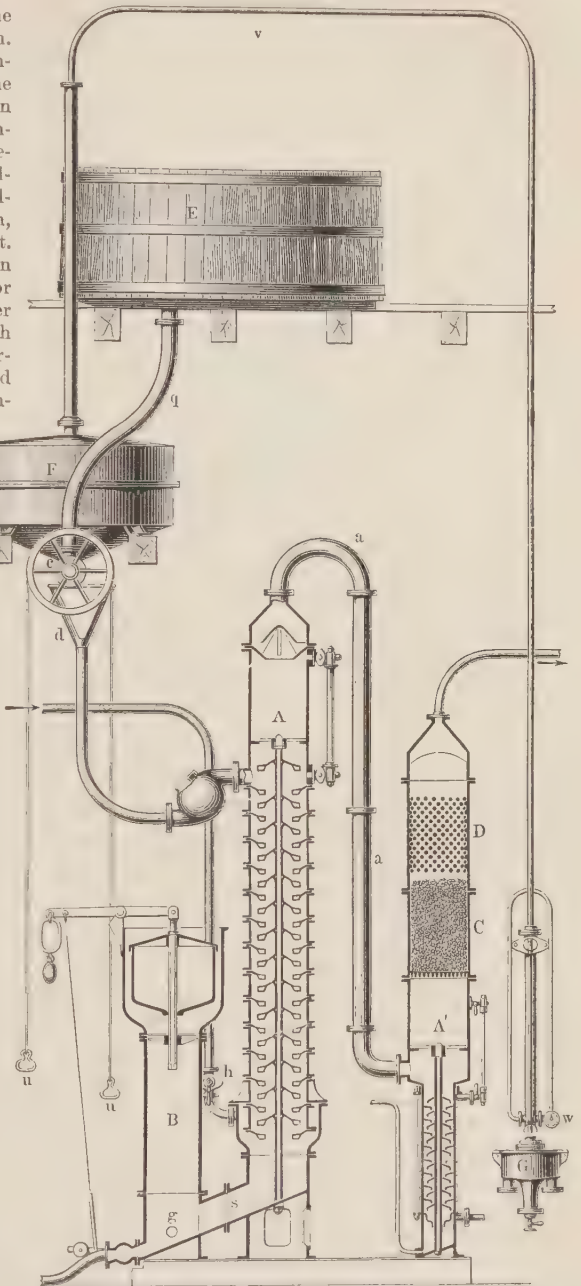
3 B. Maischkolonne.



3 C. Rektifikator. (Durchschnitte zu 3.)

eintritt. Aus dem untersten Teil von B tritt die vollkommen entgeistete Maische als Schlempe in den Vorwärmer und fließt durch J bei K ab; der über den Einsätzen von B durch einfache Ringe gebildete Raum E dient als Steigraum. Der Apparat steht beim Betrieb bis zum Maischstandglas n voll Maische. Die aus der Maische entwickelten alkoholhaltigen Dämpfe steigen in den Rektifikator C, der aus einer Anzahl Gußeisenstücke derartig zusammengesetzt ist, daß eine Reihe von Kammern gebildet wird, die als Passagen teils für die alkoholhaltigen Dämpfe, teils für Kühlwasser dienen, welch letzteres die Rektifikation vermittelt. Die alkoholreichen Dämpfe gehen bei F in den Kühler S, während das im Rektifikator gebildete Phlegma sich auf den Böden der Kammer sammelt und, soweit es nicht durch den Prozeß der Rektifikation wieder verdampft wird, auf den Böden zurückfließend durch ein innen liegendes Rohr in die Maischkolonne zurücktritt. Das Kühlwasser tritt bei s in den Kühler S und gelangt durch t in den Rektifikator, passiert denselben und fließt bei h heiß ab. Der empfindliche Prober T dient zur Kontrolle der Arbeit. Die Figuren 3A, 3B, 3C geben Schnitte durch Vorwärmer, Maischkolonne und Rektifikator.

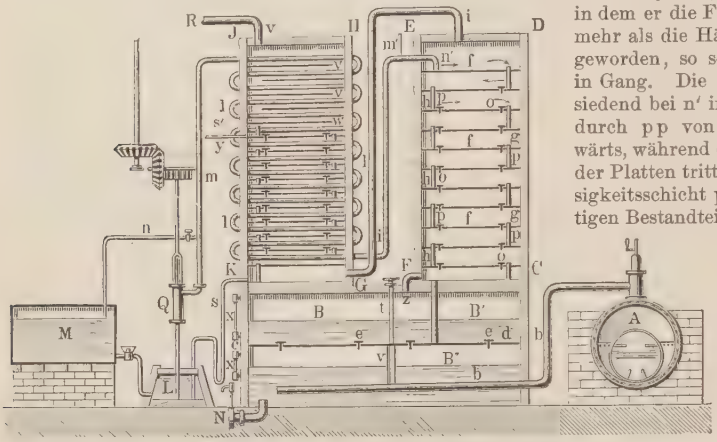
Einen **kontinuierlichen Brennapparat**, der beim ersten Abtrieb hochgradigen Spiritus von mindestens 94 Proz. liefert, hat *Ilges* konstruiert *(Fig. 4)*. Aus dem Maischreservoir E wird die Maische durch das Rohr q und einen Zweiweghahn c in den Maischregulator F gelassen. Die Größe des letztern entspricht dem stündlich abzutreibenden Quantum Maische, so daß man nur jede Stunde einmal zu füllen braucht. Nach der Füllung des Maischregulators wird c so gedreht, daß seine Ausflußöffnung nach dem Einlauftrichter d vollständig geöffnet ist. Die Drehung des Hahnes erfolgt mittels einer Schnurscheibe und zweier Schnüre u, u. Bei völliger Öffnung von c würde F sich sehr schnell entleeren, und um dies zu vermeiden, ist F geschlossen und steht durch das Rohr v mit dem Wassermanometer G in Verbindung. Die Maische kann deshalb nur in dem Maß abfließen, in dem man den Luftzutritt durch das Ventil w gestattet. Ein Glasrohr am Wassermanometer läßt stets erkennen, wie weit F gefüllt ist. Durch den Einlauftrichter d und das anschließende Rohr mit Sicherheitskugel gelangt die Maische in die Maischsäule A, die aus einzelnen Teilen zusammengeschraubt ist und im Innern an jeder Verschraubung einen trichterförmigen Ring besitzt, über dem eine konische Haube so angebracht ist, daß die Maische beständig auf geneigten Flächen abwärts fließt. Ein Glasrohr am obern Teil der Maischsäule zeigt den Stand der Maische an. Der Dampfeintritt erfolgt durch den Hahn h. Durch den weiten Verbindungskanal s tritt die im untern Teil der Maischsäule völlig entgeistete Schlempe in den Schlempenregulator B, in dessen oberm Teil ein Schwimmer mittels Hebels und Kette den Schlempenauslaßhahn g so reguliert, daß B und A stets normal gefüllt sind. Der obere Teil der Maischsäule besitzt einen Prellboden zum Auffangen mitgerissener Flüssigkeitsteilchen. Das Rohr a führt die Alkoholdämpfe in die Luttersäule A', auf welcher der mit Porzellankugeln



4. Kontinuierlicher Brennapparat von Ilges.

gefüllte Rektifikator C und der mit einem System verzinnter Kupferrohre versehene Dephlegmator D stehen. Aus letzterm gelangen die Alkoholdämpfe in den Kühler. Um den Betrieb zu kontrollieren, verdichtet man die Dämpfe des Abflußrohrs und untersucht den gewonnenen Niederschlag durch einen äußerst empfindlichen Schlempeprober.

Coffeys Blase, die in England für fraktionierte Destillationen aller Art benutzt wird, zeigt die Anwendung des Dephlegmationsprinzips in eigentümlicher Ausbildung. Sie besteht *(Fig. 5)* aus einem Gefäß B und zwei Kolonnen, dem Analysator C D E F und dem Rektifikator G H J K. Das Gefäß B ist durch



5. Coffeys Blase.

c d in zwei Kammern B' und B'' geteilt. Die Scheidewand enthält zahlreiche Löcher zum Durchlassen des Dampfes und nach oben sich öffnende Ventile e e. Das unten hydraulisch abgeschlossene Rohr v reicht von der Scheidewand bis beinahe auf den Boden von B'' und kann durch die Stange t verschlossen werden. x x sind Wasserstandsgläser. Der Analysator ist durch Scheidewände g h mit zahlreichen Löchern und nach oben sich öffnenden Ventilen o o in 12 Kammern f f geteilt. Jede Scheidewand enthält ein Überlaufrohr p, das 2,5 cm über die Platte hervorragt, so daß eine Flüssigkeitsschicht von entsprechender Höhe auf der Platte stehen bleibt; unten auf der nächsten Platte tauchen die Rohre in seichte hydraulische Verschlüsse, so daß kein Dampf durch sie entweichen kann. Der Rektifikator ist in 15 Kammern geteilt. Die untern 10 haben Scheidewände mit Löchern, Ventilen und Überlaufrohren. Über der obersten liegt eine massive Platte mit dem großen Loch w zum Durchlassen der Dämpfe und dem Überlaufrohr s'. Ein aufrechter Rand um w verhindert das Zurücklaufen der höchst rektifizierten Flüssigkeit. Unter s' befindet sich ein tieferer Wasserverschluß, aus dem die Flüssigkeit durch y in eine Kühlschlange fließt. Die obersten 5 Kammern haben massive Scheidewände mit je einem großen Loch an abwechselnden Seiten, durch das die Dämpfe aufwärts und die Flüssigkeiten abwärts gehen. Erstere werden dabei durch das Schlangenrohr m gut gekühlt. Dies Rohr läuft in allen 15 Kammern in mehreren Windungen hin und her, und die Bogenstücke l l verbinden die Rohrstücke je zweier Kammern, so daß von der Pumpe Q an eine kontinuierliche Rohrführung durch alle Kammern des Rektifikators geht und oben bei n' in den Analysator mündet. Aus M wird L für die Pumpe Q gespeist. Diese liefert etwas mehr Flüssigkeit, als der Apparat braucht; der Überschuß fließt durch n nach M zurück. Das vom Dampfkessel A ausgehende Rohr b b teilt sich in B'' in verschiedene durchlöcherte Zweigrohre. Bei Beginn der Arbeit wird das Rohr m mit der zu destillierenden Flüssigkeit gefüllt, dann die Pumpe außer Tätigkeit gesetzt und Dampf durch b zugeleitet. Dieser geht durch B' B'', durch z in den Analysator, durch i in den Rektifikator, in dem er die Flüssigkeit erhitzt. Ist etwas mehr als die Hälfte des Rektifikators warm geworden, so setzt man die Pumpe wieder in Gang. Die Flüssigkeit strömt nun fast siedend bei n' in den Analysator und geht durch p p von Kammer zu Kammer abwärts, während der Dampf durch die Löcher der Platten tritt, auf jeder eine dünne Flüssigkeitsschicht passiert und dabei die flüchtigen Bestandteile vollständig austreibt. Ist B' beinahe voll, so läßt man den Inhalt durch v nach B'', welche Abteilung durch N entleert wird. Der Wasserdampf, mit dem Dampf der flüchtigen Bestandteile der Flüssigkeit beladen, geht durch i in den Rektifikator, umspült das Rohr m und gibt an dasselbe Wärme ab, so daß viel Wasserdampf kondensiert wird, während die flüchtigen Dämpfe durch w entweichen, in v v noch mehr entwässert werden und durch R zum Kühlapparat gelangen. Die im Rektifikator verdichtete Flüssigkeit fließt durch s nach L zurück. Das Thermometer m' dient zur Regulierung der Operation, indem man nach dessen Angabe den Hahn im Rohr n stellt.

Bei Anwendung *senkrechter Rohrkondensatoren* in Destillationsapparaten läßt man nach Heckmann die Dämpfe vorteilhaft unten, das Kühlwasser oben eintreten. Die in den Röhren verdichtete Flüssigkeit bewegt sich dann den Dämpfen entgegen, aber in gleicher Richtung mit dem Kühlwasser. Die in den Kondensator eintretenden heißen Dämpfe treffen zunächst auf verhältnismäßig heiße kondensierte Flüssigkeit und verdampfen einen Teil derselben, wirken also dephlegmierend. Beim Verlassen des Kondensators werden sie an Rohrwandungen gekühlt, die von Flüssigkeit völlig frei sind. Heckmann leitet die heißen Dämpfe zunächst in eine Kammer, in welche die untern Enden der Kühlröhren hineinragen. Die Dämpfe erhitzen also die in den Röhren zurücklaufende kondensierte Flüssigkeit auf ihre eigne Temperatur, treten dann in die Röhren ein, mischen sich mit den gebildeten Alkoholdämpfen und verlassen den Kondensator, nachdem sie eine mit einer Siebplatte versehene Kammer passiert haben, deren oberer Boden von dem eintretenden Kühlwasser stark gekühlt wird.

minister und Pair von Frankreich ernannt und ihm zugleich das Kommando über sämtliche Nationalgarden übertragen. Weil er sich aber als entschiedener Anhänger konstitutioneller Ideen zeigte, legte er das Kommando nieder. Am 29. Dez. 1818 übernahm er die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten sowie den nominellen Vorsitz in dem von Decazes gebildeten liberal-konstitutionellen Ministerium und ward vom König zum Marquis erhoben, trat jedoch schon 1819 aus dem Ministerium, da er Decazes' Nachgiebigkeit gegen die Reaktion nicht billigte, aus.

Dessuk, das alte Naukratis, Distriktshauptstadt der ägypt. Provinz (Mudirieh) Gharbieh, 19 km nordöstlich von Damanhur, Bahn- und Dampferstation, rechts am Rosettearm des Nils, mit (1897) 11,878 Einw. D. umschließt das Grab des Scheich Ibrahim und hat drei wichtige Jahrmärkte.

Dessus (franz., spr. d'ssü), Oberstimme, Diskant. D. de Viole, soviel wie Diskantviola (Violine).

Desterro, s. Florianopolis.

Destillation (hierzu Tafel »Destillationsapparate für Großbetrieb« mit Text), Trennung flüchtiger Flüssigkeiten von nicht oder schwerer flüchtigen Substanzen durch Wärme. Der Destillationsapparat besteht aus einem Gefäß, in dem das der D. zu unterwerfende Gemisch so stark erhitzt wird, daß sich die flüchtigen Bestandteile in Dampf verwandeln. Dieser nimmt einen sehr viel größern Raum ein als die Flüssigkeit, aus der er entstanden ist, entweicht durch ein Rohr aus dem Gefäß und gelangt in einen andern Teil des Apparats, wo er durch Abkühlung wieder verflüssigt wird. Die so gewonnene destillierte Flüssigkeit (die im Strahl abfließt oder in einzelnen Tropfen herabfällt, destillat, daher der Name) heißt Destillat, der im Kochgefäß bleibende, nicht oder weniger flüchtige Bestandteil des Gemisches Destillationsrückstand. In der Regel wird die D. des Destillats halber ausgeführt, und der Destillationsrückstand ist wertlos oder wird als Nebenprodukt verwertet. Häufig aber handelt es sich umgekehrt um Gewinnung des Rückstandes, wenn man ein wertvolles Lösungsmittel, wie Alkohol und Äther, wiedergewinnen will.

Destillationsapparate.

Der einfachste Destillationsapparat besteht aus Retorte a und Kolben b (Fig. 1). Die gewöhnliche Glasretorte ist ein nahezu kugel- oder eiförmiges Gefäß mit abwärts gebogenem, etwas konischem Halse;

Fig. 1. Retorte und Kolben.

Fig. 2. Füllen der Retorte.

Fig. 3. Tubulierte Retorte.

sie ist im Bauch sehr dünnwandig und kann deshalb, ohne zu springen, über freiem Feuer erhitzt werden. Beim Füllen der Retorten darf der Hals derselben nicht verunreinigt werden, weil sonst kleine Mengen der rohen Flüssigkeit in das Destillat gelangen würden. Man bedient sich deshalb zweier Rohre, steckt das weitere, wie in Fig. 2 angegeben, in den aufrecht stehenden Hals der Retorte, führt dann das längere, enge Trichterrohr ein und zieht dieses nach dem Füllen der Retorte zuerst wieder heraus. Bequemer sind die tubulierten Retorten (Fig. 3), die in der obern Wandung eine Öffnung haben, die mit einem Pfropfen oder einem Glasstöpsel verschlossen werden kann.

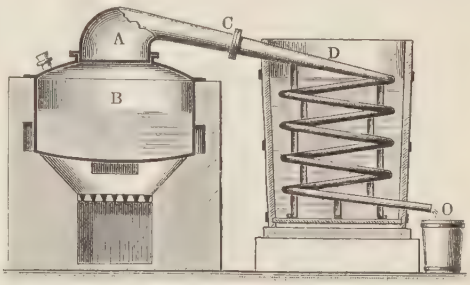


Fig. 4. Destillierblase.

Die Öffnung, der Tubulus, nimmt einen durchbohrten Kork mit Glasrohr auf, durch die während der D. Flüssigkeit nachfließen oder ein Gasstrom in die Retorte geführt werden kann, um leicht zersetzbare Dämpfe schnell fortzuführen oder aus der Flüssigkeit einen neuen flüchtigen Körper zu erzeugen, der alsbald überdestilliert. Häufig destilliert man auch aus Kolben oder Kochflaschen mit weitem Dampfableitungsrohr in einem durchbohrten Kork. Greift die zu destillierende Flüssigkeit Glas an, so benutzt man Retorten aus Blei, Platin ꝛc. In der Technik ersetzt man die zerbrechlichen Glasretorten am häufigsten durch kupferne, oft innen verzinnte, kesselförmige Gefäße (Blasen) B (Fig. 4), auf deren kurzem, mit einer Flansche versehenem Hals ein zinnerner Helm A gesetzt wird, der in ein seitwärts und abwärts gebogenes konisches Rohr C ausläuft. Man befestigt den Helm, der ebenfalls eine Flansche besitzt, auf der Blase mit Schrauben, die beide Flanschen und einen zwischen ihnen liegenden Kautschukring fest zusammenpressen. Für manche Zwecke gibt man Destillationsgefäßen die Form von Dampfkesseln und mauert sie wie diese ein. Zur D. des Quecksilbers werden eiserne Flaschen benutzt, und das Zink destilliert man aus einem Apparat, wie ihn Fig. 5 zeigt. In den Hauptkörper, die Muffel, bringt man das Zinkerz mit Kohle; letztere zersetzt das Erz, das abgeschiedene Zink verflüchtigt sich bei hoher Temperatur, und sein Dampf entweicht durch das Rohr, das weiter unten in eine Vorlage mündet, in der sich das Zink sammelt. Man benutzt für ähnliche Zwecke auch einen unten durchbohrten Tiegel, in dem ein eisernes vertikales Rohr befestigt ist. Der Tiegel wird mit Erz und Kohle beschickt, der Deckel gut aufgekittet und unter das Rohr ein passendes Gefäß gestellt. Feuert man nun, so entweichen die Metalldämpfe durch das Rohr (abwärts gehende D., Fig. 6).

Fig. 5. Muffel zur Destillation von Zink.

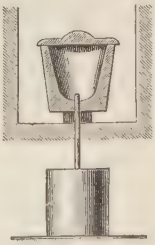


Fig. 6. Abwärts gehende Destillation.

Sind die zu destillierenden Flüssigkeiten nicht sehr flüchtig, so daß ihre Dämpfe sich leicht verdichten lassen, so genügt oft, den Retortenhals, wie in Fig. 7, in den Kolben (Vorlage) zu stecken oder das aus der Kochflasche die Dämpfe ableitende Rohr in eine Flasche zu führen. Man legt oder stellt die Vorlage in ein Gefäß

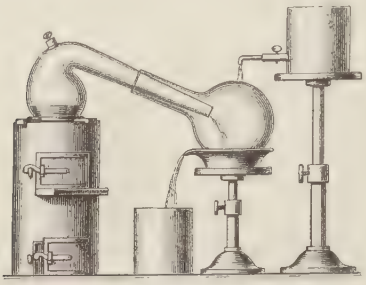


Fig. 7. Destillationsapparat mit einfacher Kühlung.

mit kaltem Wasser und kühlt durch beständigen Zufluß von kaltem Wasser. Bei der D. flüchtigerer Flüssigkeiten sind energischer wirkende Kühlvorrichtungen erforderlich. Der Liebigsche Gegenstromapparat besteht aus einem weiten Glas- oder Blechrohr, das an beiden Enden mit zwei doppelt durchbohrten Pfropfen versehen ist. Durch dies Rohr geht (Fig. 8) ein weites Glasrohr; ferner steckt in dem einen durchbohrten Kork ein aufwärts gehendes, oben zu einem Trichter erweitertes Rohr,

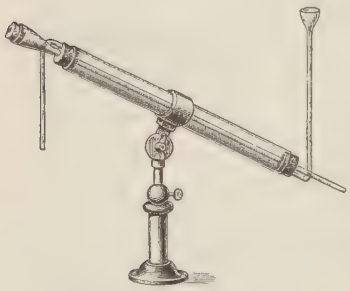


Fig. 8. Liebigs Kühlapparat.

durch das kaltes Wasser zugeleitet wird, und in dem andern ein knieförmig gebogenes Abflußrohr für das erwärmte Wasser. Der ganze Apparat wird in geneigter Lage festgestellt und zwar so, daß das Trichterrohr an dem tiefsten Punkt einmündet, während das Abflußrohr die höchste Stellung einnimmt. Hier treten die heißen Dämpfe aus der Retorte ein und werden, da sie immer kälterm Wasser entgegenströmen, sehr vollständig abgekühlt und verdichtet. Für sehr flüchtige Flüssigkeiten benutzt man als Vorlage, unter Einschaltung des Liebigschen Kühlapparats, ein U-förmig gebogenes Rohr, das in einem

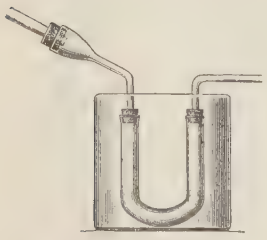


Fig. 9. Vorlage für sehr flüchtige Destillate.

Gefäß mit einer Kältemischung umgeben werden kann (Fig. 9). Bei den großen Destillierblasen dient als Kühlapparat ein Faß, in dem ein spiralförmig gewundenes Zinnrohr, die Kühlschlange D (Fig. 4), steckt, deren unteres Ende O außerhalb des Fasses mündet. Kaltes Wasser wird am Boden des Fasses zugeleitet, während das erwärmte durch ein Rohr nahe dem obern Rande des Fasses abfließt. Oft stellt man noch in die Schlange ein dünnwandiges Metallgefäß, welches das Schlangenrohr berührt und durch besondere Wasserzuleitung gekühlt wird. Man benutzt auch zwei ineinander geschachtelte dünnwandige Metallgefäße und läßt die zu kühlenden Dämpfe in den Raum zwischen beiden Gefäßen treten, während in das innere Gefäß und in das Faß, in dem der ganze Apparat steht, beständig kaltes Wasser fließt. Bei manchen Operationen dienen als Kühlapparate Röhrensysteme, die lediglich durch Luft oder durch auffließendes Wasser gekühlt werden, oder man verbindet eine Reihe dreihalsiger Steinzeugflaschen (Bombonnes) miteinander, die von den Dämpfen durchströmt werden.

Glasretorten erhitzt man über freiem Feuer (Spiritus, Gas, Holzkohlen), sicherer im Wasser- oder Sandbad. Letzteres besteht aus einer Blechschale, auf deren Boden man 1 cm hoch trocknen gesiebten Sand streut. Auf diesen setzt man dann die Retorte und füllt die Schale wenigstens so hoch mit Sand, wie die Flüssigkeit in der Retorte steht. Manchmal muß die Retorte bis an den Hals in Sand vergraben werden. Fig. 10 zeigt ein solches Sandbad, eine Kapelle, für größere Retorten und zum Einsetzen in einen Windofen bestimmt. Fig. 11 zeigt eine eingemauerte Kapelle. Die Beschläge, Massen aus Ton und Kalk mit geeigneten Bindemitteln, mit denen man den Bauch der Retorte überzieht, schützen die Retorten wie das Sandbad vor dem Zerspringen, gestatten aber bessere Regulierung der Temperatur und erfordern weniger Brennmaterial. Blasen werden mit direktem Feuer geheizt, oder man versieht sie mit doppeltem Boden oder legt ein Schlangenrohr hinein, um sie mit Dampf zu heizen. In manchen Fällen kann

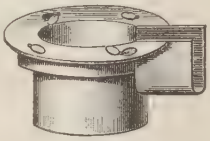


Fig. 10. Sandbad.

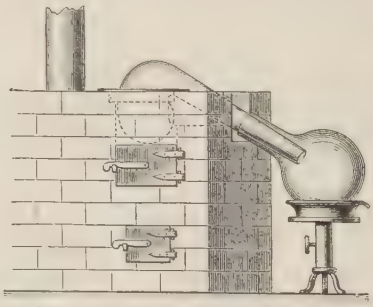


Fig. 11. Eingemauerte Kapelle.

letzterer direkt in die Blase geleitet werden. Man füllt z. B. einen Korb aus siebartig gelochtem Blech oder aus Drahtgewebe, der denselben Durchmesser wie die Öffnung der Blase besitzt, mit aromatischen Kräutern, stellt den Korb in die Blase, verschließt diese mit dem Helm und leitet durch den Tubulus der Blase direkt Dampf ein. Dieser durchdringt das Kraut und verflüchtigt das in demselben enthaltene ätherische Öl, dessen Dämpfe in der Kühlschlange zugleich mit dem Wasserdampf verdichtet werden. Manche sehr schwer flüchtige Körper sind überhaupt nur in der Weise zu destillieren, daß man in das Destillationsgefäß hochgespannten oder überhitzten Dampf leitet, der die Dämpfe der Substanz mit sich fortführt. Auch sau-

gende Apparate (Exhaustoren) werden angewendet, um die in der Retorte gebildeten Dämpfe möglichst schnell herauszuschaffen.

In Flüssigkeiten, die unter fortwährendem Stoßen sieden, bringt man einen vielfach gebogenen Platindraht, Glasscherben oder Kohle, von deren Oberfläche aus die Dampfbildung dann gleichmäßig erfolgt. Scheidet sich während der D. ein fester Körper aus, z. B. Gips, schwefelsaures Blei, so stößt die Flüssigkeit oft so heftig, daß die Retorte zu zerspringen droht. In diesem Fall stellt man die Retorte auf ein konisch zusammengelegtes Blech, das in der Mitte so weit ausgeschnitten ist, daß der untere Teil der Retorte, in dem sich der ausgeschiedene feste Körper sammelt, darin versenkt werden kann, und erhitzt durch Kohlen, die auf das Blech gelegt werden. Sehr gut wirkt auch ein Luftstrom, den man durch den Tubulus der Retorte mit Hilfe eines Glasrohres bis auf den Boden derselben leitet; oder man setzt in den Tubulus der Retorte mittels eines durchbohrten Pfropfens ein Glasrohr ein, das bis fast auf den Boden der Retorte reicht, außerhalb seitwärts rechtwinkelig umgebogen und am äußersten Ende zu einem offenen feinen Haarröhrchen ausgezogen ist. Flüssigkeiten, die wegen ihrer leichten Zersetzbarkeit nicht bis zum Siedepunkt erhitzt werden dürfen, destilliert man *im luftverdünnten Raum*; man verbindet die Retorte luftdicht mit einem tubulierten Kolben, der durch ein Glasrohr mit einer Luftpumpe in Verbindung steht. Sobald die Luftverdünnung einen hinreichend hohen Grad erreicht hat, schmelzt man das Glasrohr zu und destilliert unter gelinder Erwärmung der Retorte und sehr starker Abkühlung der Vorlage. Bisweilen führt man die D. nicht mit einer Retorten- oder Blasenfüllung zu Ende, sondern läßt von der zu destillierenden Flüssigkeit beständig nachfließen, bis sich im Destillationsgefäß so viel nicht oder schwer flüchtige Substanzen angesammelt haben, daß man die D. unterbrechen muß. Soll das Destillat aus der Einwirkung zweier Substanzen aufeinander hervorgehen, so muß man wohl das zuerst erhaltene Destillat in die Retorte zurückgießen und abermals destillieren (*kohobieren*). Vorteilhafter verbindet man die Retorte mit dem aufwärts gerichteten Kühlapparat, so daß die in letzterm verdichtete Flüssigkeit beständig in die Retorte zurückfließt. Ist endlich der Zweck erreicht, so bringt man den Kühlapparat in normale Lage und destilliert wie gewöhnlich.

Rektifikation.

Wird der Zweck, den man mit der D. verfolgt, nicht in einer einzigen Operation erreicht, so muß das Destillat zum zweitenmal destilliert werden. Erhitzt man ein Gemisch leichter und schwerer flüchtiger Flüssigkeiten, so verflüchtigt sich zunächst diejenige mit dem niedrigsten Siedepunkt. Ein in das Gemisch tauchendes Thermometer zeigt beständig annähernd dieselbe Temperatur, bis der größte Teil der flüchtigsten Flüssigkeit übergegangen ist. Alsdann steigt das Thermometer, es entwickeln sich reichlich Dämpfe der Flüssigkeit, deren Siedepunkt nunmehr der niedrigste ist, und wiederum bleibt das Thermometer stationär, bis der größte Teil auch dieser Flüssigkeit destilliert ist. Dies Verhalten ermöglicht die Trennung mehrerer Bestandteile eines Gemisches, wenn deren Siedepunkte hinreichend verschieden sind. Man unterbricht dann die D. zu geeigneten, durch das Thermometer angegebenen Zeitpunkten und sammelt die Destillate gesondert (*fraktionierte* D.). Da aber eine vollständige Trennung nicht sofort erreicht wird, so *rektifiziert* man die Destillate und fängt gesondert auf, was bei einer Temperatur von einigen Graden unter und über dem Siedepunkte der rein darzustellenden Flüssigkeit übergeht. Durch wiederholte Rektifikation und Einschränkung der Temperaturgrenzen erhält man endlich Produkte, bei deren D. die Temperatur vom Anfang bis zum Ende stationär bleibt. Zur Erleichterung der fraktionierten D. setzt man auf den an Stelle der Retorte benutzten Destillierkolben ein Rohr mit zwei oder mehr Kugeln (Fig. 12), in denen die Dämpfe der weniger flüchtigen Substanzen verdichtet werden, so daß diese in den Kolben zurückfließen, während die Dämpfe der flüchtigsten Substanzen in den Kühlapparat gelangen. Ein Thermometer im obern Teile des Kugelrohrs zeigt die Temperatur der entweichenden Dämpfe an. Man hat auch in dem Glasrohr unter den Kugeln eine Anzahl von Näpfchen aus Platindrahtgewebe angebracht, in denen sich die Dämpfe der schwerer flüchtigen Flüssigkeiten verdichten (Linnemann). Um letztere schneller in den Kolben zurückzuführen, haben Le Bel und Henninger unter den Kugeln gebogene Ableitungsröhrchen angebracht. Glinsky benutzt in seinem vorzüglich arbeitenden Apparat statt der Platinnetze Glaskugeln (Fig. 13), und Hart bildet aus kleinen Trichtern mit U-förmig gebogenem Abflußröhrchen in einem weiten Glasrohr eine Säule, die von der verdichteten Flüssigkeit durchströmt wird.

Fig. 12. Fraktionierte Destillation.

In der Spiritusfabrikation, bei der Darstellung von Benzol ꝛc. kommt es darauf an, aus einem Flüssigkeitsgemisch (Alkohol und Wasser, Benzol und Toluol) den einen Bestandteil möglichst schnell und vollständig und mit möglichst geringem Aufwand an Brennmaterial abzuscheiden. Man erreichte dies früher durch wiederholte Destillationen (Rektifikationen), benutzt jetzt aber Apparate, die das Ziel schneller und vollständiger in einer einzigen Operation und in kontinuierlichem Betrieb gestatten, so daß beständig zu destillierende Flüssigkeit in den Apparat eintritt, während Destillat und Destillationsrückstand ebenso beständig den Apparat verlassen. Diese komplizierten Apparate beruhen auf zwei verschiedenen Prinzipien. Erhitzt man eine Mischung von Alkohol und Wasser, so entwickelt sich Dampf, der bei seiner Verdichtung eine Flüssigkeit liefert, die verhältnismäßig mehr Alkohol und weniger Wasser enthält und bei niedrigerer Temperatur siedet als die ursprüngliche Flüssigkeit. Diese gibt bei hinreichend langem Sieden allen Alkohol ab, so daß reines Wasser zurückbleibt. Wird das erste Destillat abermals erhitzt, so wiederholt sich derselbe Vorgang, und man erhält abermals ein alkoholreicheres Produkt. Dies ist das *Prinzip der Rektifikation*. Werden aber die beim Erhitzen des Gemisches von Alkohol und Wasser sich entwickelnden Dämpfe auf eine bestimmte Temperatur, die noch über dem Siedepunkt des Alkohols liegt, abgekühlt, so ver-

Fig. 13. Apparat von Glinsky.

dichtet sich aus denselben eine Flüssigkeit, ein Gemisch von Alkohol und Wasser, dessen Siedepunkt unmittelbar unter jener Temperatur liegt, während alkoholreichere Dämpfe (wie sie sich beim Sieden dieser Flüssigkeit entwickeln würden) unverdichtet bleiben. Die erhaltene Flüssigkeit ist also alkoholärmer, der verbleibende Dampf alkoholreicher als der ursprüngliche Dampf vor der Abkühlung. Dies ist das Prinzip der Dephlegmation, und die erwähnten Apparate enthalten Teile, in denen Rektifikation und Dephlegmation wiederholt zur Anwendung kommen. Das Produkt ist fast reiner Alkohol. Fig. 14 zeigt eine Form der Rektifikationsvorrichtungen. Es sind flache kupferne Becken, oft in großer Zahl übereinander stehend, zu Säulen angeordnet. Die durch die Rohre a eintretenden Dämpfe werden durch darüber befindliche Glocken oder gebogene Rohre genötigt, durch die Flüssigkeit zu gehen, die sich anfangs in den Becken ansammelt, erhitzen

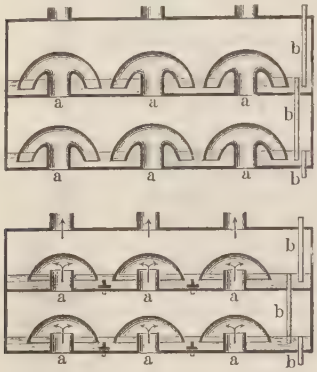


Fig. 14. Rektifikatoren.

dieselben zum Sieden und bringen sie mithin zum Verdampfen. Durch die Tropfrohre b wird der Stand der Flüssigkeit in den Becken geregelt und die Flüssigkeit von einem Becken zum andern und in die Blase zurückgeführt. Selbstverständlich ist die Temperatur in den untern Becken höher als in den obern, weil sich in letztern alkoholreichere Flüssigkeit findet als in den erstern. Aus der destillierenden Flüssigkeit wird von Becken zu Becken mehr Wasser abgeschieden, das schließlich in die Blase zurückgelangt. Einen Dephlegmator, das Pistoriussche Becken, zeigt Fig. 15. Es besteht aus einem runden kupfernen Becken mit einem Aufsatzrand d und einem lose eingelegten Zwischenboden b. Dieser letztere nötigt die durch a eintretenden Dämpfe, in der Richtung der Pfeile die untere und obere Fläche

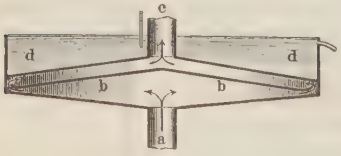


Fig. 15. Pistoriussches Becken.

des Beckens zu bestreichen. Erstere wird durch die Luft, letztere durch auffließendes Wasser gekühlt. Die hierdurch niedergeschlagene alkoholärmere Flüssigkeit fließt durch a nach der Blase zurück, während der alkoholreichere Dampf durch c in der Richtung nach dem Kühler weiter geht. Über die neuern Destillationsapparate für den Großbetrieb vgl. beifolgende Tafel.

Destillate kannte man schon in früher Zeit. Aristoteles spricht von der Herstellung süßen Wassers aus Meerwasser, und wahrscheinlich erhielt man es durch Verdichtung der Wasserdämpfe an einem über das Gefäß, in dem das Meerwasser kochte, gelegten Deckel. Einen solchen Apparat beschrieb Alexander von Aphrodisias im 3. Jahrh. Dioskorides und Plinius erzählen von der Gewinnung eines Öles aus Terpentin, das sich in der Wolle sammelte, die man über einen Topf ausbreitete, in dem das Harz erhitzt wurde. Die Alexandriner benutzten schon zwei Gefäße, eins zum Verdampfen der Flüssigkeit und eins zur Verdichtung des Dampfes. Ersteres bestand aus der Blase und dem Helm (alembic), von dem eine oder mehrere Röhren in die Vorlage führten. Die Retorte (retorta, ampulla, umgebogener Kolben) ist jedenfalls eine Erfindung der Abendländer. Die Alchimisten rektifizierten den Weingeist unter Anwendung gelinder Wärme und langer, wunderlich gekrümmter Kühlröhren.

Trockne Destillation.

Die trockne D. ist der Zersetzungsprozeß, den organische Körper durch Einwirkung der Wärme bei Abschluß der Luft erleiden. Die Bezeichnung ist von der Art und Weise hergenommen, wie der Prozeß gewöhnlich eingeleitet wird. Die Substanzen werden in Glas- und Metallretorten ohne Zusatz von Wasser (also »trocken«) der Einwirkung der Wärme ausgesetzt und die Produkte, je nachdem sie bei gewöhnlicher Temperatur fest, flüssig oder gasförmig sind, in geeigneter Weise kondensiert und in passenden Gefäßen aufgefangen. Alle organischen Körper zersetzen sich bei hinreichend hoher Temperatur in einfachere Verbindungen. Manche geben dabei nur flüchtige Produkte, andre hinterlassen einen Rückstand, der sich schließlich auch bei höchster Temperatur nicht weiter verändert und wesentlich aus Kohlenstoff besteht. Die Zersetzungsprodukte der organischen Substanzen sind ungemein verschieden, und zwar liefert derselbe Körper je nach der Temperatur, der er ausgesetzt wird, verschiedene Produkte. Die gewöhnlichsten Produkte sind: Wasser, Kohlensäure, Kohlenoxyd, gasförmige, flüssige und starre Kohlenwasserstoffe, Essigsäure, Ammoniak, Phenole, Basen ꝛc. Organische Körper von sehr komplizierter Zusammensetzung oder Gemenge, wie Holz, Torf, Steinkohlen ꝛc., liefern sehr zahlreiche Zersetzungsprodukte: Gase, eine wässerige Flüssigkeit, die bei stickstofffreien Körpern sauer, bei stickstoffhaltigen alkalisch reagiert, und Teer von ungemein komplizierter Zusammensetzung. Steinkohlen, Braunkohlen, Holz werden der trocknen D. unterworfen, teils um Leuchtgas zu gewinnen, wobei Teer, Ammoniak, Essigsäure, Methylalkohol als Nebenprodukte gewonnen werden, teils behufs Darstellung von Holzessig, Teer, Paraffin, Photogen, teils auch des Destillationsrückstandes halber, in welchem Fall die Operation Verkohlung (bei Holz, Torf) oder Verkokung (bei Steinkohle) genannt wird. Als Destillationsgefäße (Retorten) benutzt man häufig an einem Ende geschlossene Schamotterohre von ovalem oder ∩-förmigem Querschnitt, die in der Regel liegend eingemauert und am vordern offenen Ende mit einem eisernen Mundstück versehen werden, um einen eisernen, luftdicht schließenden Deckel aufschrauben und ein Dampf- oder Gasableitungsrohr anbringen zu können. Andre Apparate werden in der Paraffinindustrie, bei der Koksbereitung, bei der Verkohlung von Holz ꝛc. benutzt. Vgl. Hausbrand, Die Wirkungsweise der Rektifizier- und Destillierapparate (Berl. 1893); derselbe, Verdampfen, Kondensieren und Kühlen (das. 1899); Singer, Die Destillierkunst der Neuzeit (4. Aufl., das. 1900); Klar, Technologie der Holzverkohlung ꝛc. (das. 1903).

Im Volksmund heißt D. auch soviel wie Schnapsladen (Destille), Likörfabrik, Destillateur Likörfabrikant und Destillieren (Verwechselung mit Macerieren oder Digerieren) fälschlich auch das Extrahieren von Vegetabilien mit Spiritus.

Destillierkondensator, Apparat auf Kriegsschiffen und Passagierdampfern zur Herstellung von Trinkwasser (Frischwasser) und Waschwasser aus Seewasser; s. Wasser.

Destillierte Holzkohle, s. Kohle.

Destilliertes Wasser (Aqua destillata), s. Wasser. Destillierte Wässer (abgezogene, ätherische, aromatische Wässer, Aquae destillatae), Lösungen von ätherischem Öl in destilliertem Wasser, werden z. T. bei Darstellung ätherischer Öle als Nebenprodukt gewonnen, sonst aber durch Behandlung aromatischer Pflanzenteile mit Wasserdampf im Destillierapparat dargestellt. Je mehr ätherisches Öl diese Wässer enthalten, um so haltbarer sind sie, und man bereitet deshalb meist sehr konzentrierte Wässer, die für die Benutzung verdünnt werden müssen. Manche werden auch unter Zusatz von Spiritus hergestellt und sind dann um so mehr im stande, viel ätherisches Öl aufzunehmen. Man verwendet destillierte Wässer als Arzneimittel, in der Küche, in der Parfümerie, Likörfabrikation ꝛc. Arzneilich werden besonders benutzt: Bittermandelwasser (Aqua amygdalarum amararum), Zimtwasser (A. cinnamomi), Fenchelwasser (A. foeniculi), Pfefferminzwasser (A. menthae piperitae), Rosenwasser (A. rosae).

Destinatär (franz., auch Konsignatär), der Empfänger (Adressat) von Frachtgütern; im Steuerwesen derjenige, der nach Absicht des Gesetzgebers die Steuer aus seinem Vermögen entrichten soll, z. B. bei den Verbrauchssteuern der Konsument.

Destination (lat., franz.), Bestimmung, Endzweck; destinieren, bestimmen, ausersehen.

Destituieren (lat.), ab-, entsetzen (des Amtes); Destitution, Amtsentsetzung; destituabel, absetzbar.

Destouches (spr. dätusch'), 1) Philippe Néricault, franz. Lustspieldichter, geb. 22. Aug. 1680 in Tours, gest. 4. Juli 1754 in Melun, war in Paris erzogen, eine Zeitlang Schauspieler, nach andern Soldat und ging als Gesandtschaftsattaché mit dem Marquis de Puysieux nach der Schweiz. Hier fand er Muße, sein dichterisches Talent dem Theater zuzuwenden. Durch den Beifall, den seine Stücke fanden, erwarb er sich die Gunst des Regenten, des Herzogs von Orléans, der ihn 1717 als Geschäftsträger nach England sandte. Nach seiner Rückkehr (1723) wurde er zum Mitgliede der Akademie gewählt, zog sich aber nach dem Tode des Regenten vom Theater zurück. Seine Komödien haben bei glatter Sprache anständigen Inhalt, doch oft matte Wirkung. Am meisten Erfolg hatten: »Le philosophe marié« (1727), »Le glorieux« (1732), »Le dissipateur« (1736), »La fausse Agnès« (1759), die auch in Deutschland durch Übersetzungen bekannt und beliebt waren. Seine »Œuvres« sind herausgegeben Amsterdam 1755—59, 5 Bde.; Paris 1822, 6 Bde.; seine »Œuvres choisies« veröffentlichte Auger (das. 1810, 2 Bde.), sein »Théâtre choisi« Thierry (das. 1884). Vgl. Lüdemann, Über D.' Leben und Werke (Greifsw. 1895).

2) Joseph Anton von, deutscher Schriftsteller, geb. 13. März 1767 in München, gest. daselbst 13. Mai 1832 als Regierungsrat (ein Sproß derselben Familie wie D. 1), verfaßte Schauspiele aus der bayrischen Geschichte und historisch-statistische Arbeiten. Sein Sohn Ulrich von D., geb. in Amberg 1802, gest. 1863 in München, war Verfasser beliebter Volksstücke. Joseph Antons Bruder Franz Seraph von D., geb. 1772 in München, Schüler Haydns, 1797 Musikdirektor in Erlangen, 1800—1808 in Weimar, dann in Landshut, Homburg und München, gest. 1844 in München, komponierte eine Anzahl Opern und Musiken zu Schauspielen (am bekanntesten das »Reiterlied« in Schillers »Wallenstein«). Zur Geschichte der Familie vgl. die Schrift »Aus der Jugendzeit« (Münch. 1866) von Ulrichs Sohn, Ernst von D., geb. 1843 in München, bayrischer Archivrat, Archivar und Chronist der Stadt München, bekannt durch Arbeiten über die Münchener Lokalgeschichte.

3) Paul Emile (eigentlich Detouche), franz. Maler, geb. 16. Dez. 1794 in Dampierre, gest. 11. Juli 1874 in Paris, bildete sich unter David, Guérin und Gros und besuchte später Italien. Anfänglich huldigte er der historischen Richtung, seinen Ruf erlangte er jedoch erst, als er das bürgerliche Sittenbild kultivierte. Seine Rückkehr der gefallenen Tochter ins elterliche Haus (1827), die unterbrochene Unterzeichnung des Ehevertrags und die Liebe als Arzt (1831) fanden in Aquatinta-Stichen große Verbreitung.

Destra (d. mano, ital., abgekürzt d. m. oder nur d.), rechte (Hand), in der Klaviermusik gebräuchliche Anweisung, eine Figur mit der rechten Hand zu spielen.

Destruktion (lat.) Zerstörung; destruktiv, zerstörend; destruieren, zerstören.

Destûr (pers., »Norm, Regel, Erlaubnis«), in der Türkei soviel wie Gesetzsammlung; bei den Parsen (s. d.) Name der Oberpriester.

Destutt de Tracy (spr. -tütt dö trassi), 1) Antoine Louis Claude, Graf, philosoph. Schriftsteller, geb. 20. Juli 1754 in Paris, gest. 10. März 1836, war beim Ausbruch der französischen Revolution Oberst und Deputierter bei den Generalstaaten, stimmte für die Abschaffung der Adelsprivilegien, verließ dann im August 1792 Frankreich, kehrte aber nach einiger Zeit heimlich nach Paris zurück, wurde 2. Nov. 1793 in Haft genommen und erhielt erst nach Robespierres Sturz seine Freiheit wieder. Während Napoleons Herrschaft war er Senator, und nach der Rückkehr der Bourbonen wurde er zum Pair ernannt. Zuletzt war er Mitglied des Nationalinstituts. Als Philosoph huldigte er dem Sensualismus, insbes. der Richtung Condillacs, dessen Lehre er zu dem sogen. Ideologismus weiterbildete. Sein Hauptwerk sind die »Éléments d'idéologie« (Par. 1801—15, 5 Bde.; neue Aufl., das. 1824—25). Außerdem ist der »Commentaire sur l'esprit des lois de Montesquieu« (zuerst engl., Philad. 1811; franz., Par. 1819; deutsch von Morstadt, Heidelb. 1820—21, 2 Bde.) zu erwähnen.

2) Antoine César Victor, Graf, Sohn des vorigen, geb. 1781, gest. 13. März 1864, machte als Offizier unter dem Kaiserreich die Feldzüge in Spanien und 1813 in Deutschland mit, nahm 1818 seinen Abschied und widmete sich der Bewirtschaftung seiner Güter. Seit 1827 ununterbrochen Kammermitglied bis zur Februarrevolution 1848, hielt er sich stets zur Opposition. 1848—49 war er Marineminister. Seitdem lebte er auf seinen Gütern zu Paray. Literarisch machte er sich durch agronomische und nationalökonomische Arbeiten bekannt. — Seine hochgebildete Gattin Marie de Tracy, geb. 1789 in Stockport, gest. 27. Okt. 1850, zuerst mit dem General Lefort verheiratet, stammte aus der Familie Newtons; von ihr erschienen »Essais divers, lettres et pensées« (Par. 1855, 3 Bde.).

Desuetūdo (lat.), s. Gewohnheitsrecht.

Desultor, bei den Römern ein Kunstreiter mit zwei Pferden, der während des Rennens von dem einen auf das andre sprang; daher desultorisch, »abspringend«, unstet, der Beharrlichkeit und Ausdauer ermangelnd.

Desumieren (lat.), entnehmen, entlehnen, herleiten; Desumtion, die Hernahme, Entlehnung.

Desunierte (disunierte, nichtunierte) **Griechen**, diejenigen Griechen, welche die Oberherrschaft des Papstes nicht anerkennen; vgl. Griechische Kirche.

Desv., bei Pflanzennamen Abkürzung für Augustin Nicaise Desvaux (spr. dāwō), geb. 28. Aug. 1784 in Poitiers, gest. 12. Juli 1856 als Professor der Botanik in Bellevue bei Angers; Florist.

Desvergers (spr. dāwärschē), Adolphe Noël, franz. Orientalist und Archäolog, geb. 2. Juni 1805, gest. 8. Jan. 1867 in Nizza, studierte zu Paris und debütierte als Gelehrter mit einer Ausgabe von Abu'l Fedas »Vie de Mohammed« (mit Übersetzung, Par. 1837). In der Folge veröffentlichte er: »Histoire de l'Afrique sous la dynastie des Aghlabites« von Ibn Chaldûn (ebenfalls mit Übersetzung, 1841), »Histoire de l'Arabie« (1847), »Essai sur Marc Aurèle, d'après les monuments épigraphiques« (1860) und »L'Étrurie et les Étrusques, ou dix ans de fouilles, etc.« (1864, 2 Bde., mit Atlas), sein Hauptwerk, u. a.

Desvres (spr. dāwr'), Stadt im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrond. Boulogne, an der Nordbahn, mit gotischer Wallfahrtskirche aus dem 17. Jahrh. und (1901) 4771 Einw., die Leder, Zement und Fayence fabrizieren. Dabei eine Mineralquelle.

Deswert, Jules, s. Swert.

Deszendenten (lat.), Abkömmlinge, Verwandte in absteigender Linie; Deszendenz, Nachkommenschaft, Verwandtschaft in absteigender Linie (s. Verwandtschaft).

Deszendenztheorie (Abstammungslehre, Umwandlungs- [Transformations- oder Transmutations-] Theorie), die Lehre, daß die Lebewesen nicht seit jeher in der Gestalt, die sie heute zeigen, existiert haben, sondern von anders gestalteten und in der Regel einfacher gebildeten Wesen abstammen, so daß die höhere Organisation einzelner Gruppen als erst im Lauf der Zeiten errungen betrachtet wird. Ähnlich klingende Ansichten wurden schon im Altertum von Empedokles, Anaximandros und andern Philosophen ausgesprochen. In den letzten Jahrhunderten haben mancherlei Naturforscher und ebenso Theologen zur Entlastung der Arche Noahs vermutet, daß wenigstens die einzelnen Gattungsverwandten, alle Mitglieder eines Geschlechts, z. B. der Katzen, Papageien, Weiden ꝛc., als klimatische und sonstige Spielarten von einer gemeinsamen Urform abstammen möchten. Im 18. Jahrh. neigten Buffon und Goethe (der letztere im Anschluß an seine Metamorphosenlehre) solchen Ansichten zu, aber erst Erasmus Darwin (gest. 1802, s. d.) brachte die Lehre in ein System, indem er meinte, einige wenige Urformen könnten durch Selbstzeugung entstanden sein und hätten sich dann im Laufe vieler Generationen allmählich zu höhern Formen entwickelt. Als die Umwandlung befördernde Faktoren sah er bereits die Fortbildung der Gliedmaßen durch Gebrauchswirkung sowie die geschlechtliche Zuchtwahl an und erklärte auch bereits die rudimentären Gliedmaßen als Überreste bei der Umwandlung außer Gebrauch gesetzter Gliedmaßen. Jean Lamarck, der gewöhnlich als der Begründer der D. angesehen wird, hat nur, wenn auch mit großem Scharfsinn, diese Grundgedanken weiter ausgeführt, indem er namentlich die Anpassung der Lebewesen an neue Lebensbedingungen (Akkommodationstheorie) und die Wirkung des Gebrauchs und Nichtgebrauchs der Gliedmaßen zur Grundlage seines zuerst 1809 in der »Philosophie zoologique« ausführlicher dargelegten Systems machte und dasselbe bis zu seiner letzten Konsequenz, der Abstammung des Menschen, ebenso wie Goethe und E. Darwin, verfolgte. Verwandte Ansichten wurden auch von den Begründern der sogen. naturphilosophischen Schule in Deutschland, namentlich von Oken, Treviranus, Schelling u. a., vertreten, obwohl diese mehr an eine planmäßige Entwickelung durch einen in den Lebewesen liegenden Drang nach höherer Vollendung dachten und sich dabei an die Ergebnisse des Studiums der Entwickelungsgeschichte anlehnten, wobei sie z. B. die niedern Tiere wie Embryonalformen oder Hemmungsbildungen der höhern Tiere und namentlich des Menschen als des vorausgesetzten Endziels der Entwickelung ansahen. Diese Form der D. wird auch gelegentlich als Evolutionstheorie (s. d.) in neuerm Sinne bezeichnet. Eine noch andre Form wurde der D. durch Etienne Geoffroy de Saint-Hilaire gegeben, der meinte, die wechselnde Umgebung (le monde ambiant) und die Veränderung der äußern Umstände hätten den Hauptanteil an der Fortbildung der Wesen zu höhern Formen gehabt. Alle diese Theorien hatten keinen durchgreifenden Erfolg, diejenigen von Erasmus Darwin und Lamarck wurden von den exakten Naturforschern kaum beachtet oder energisch zurückgewiesen, ebenso die Ansichten Geoffroys de Saint-Hilaire durch Cuvier als Vertreter des Konstanzdogmas, während die Ansichten der naturphilosophischen Schule in Deutschland namentlich durch E. v. Baer widerlegt wurden. Obwohl die Wahrheit der D. durch Rob. Chambers' »Vestiges of creation« (1844) und durch Louis Büchner von neuem verteidigt wurde, blieben doch alle diese Versuche erfolglos, bis Charles Darwin und Wallace in der natürlichen Zuchtwahl ein mechanisches Prinzip nachwiesen, durch welches das Fortschreiten der Wesen verständlich wird. Die Darwinsche Theorie (s. Darwinismus) ist daher die einzige Form der D., die sich lebensfähig erwiesen hat, und einige derselben in neuerer Zeit entgegengestellte Theorien, wie z. B. die der Heterogenesis oder sprungweisen Entwickelung Köllikers und die Mutationstheorie, konnten sie nicht ersetzen. Die ältere Geschichte der D. findet man bei Krause, Erasmus Darwin (Leipz. 1880), die neuere in Haeckels »Natürlicher Schöpfungsgeschichte« (10. Aufl., Berl. 1902). Vgl. Fleischmann, Die D., gemeinverständliche Vorlesungen (Leipz. 1900).

Deszendieren (lat.), herabsteigen, sich herablassen, abstammen.

Deszension (lat.), Nachkommenschaft, Verwandtschaft; in der Astronomie soviel wie Absteigung.

Deszensionstheorie, s. Gang.

Détaché (franz., spr. dētaschē), in der Musik soviel wie Staccato (s. d.).

Detachement (franz., spr. -tasch'mäng), eine zur Erfüllung eines selbständigen Auftrags (Flankensicherung, Erkundung, Beobachtung) von der Hauptabteilung abgesonderte Truppenabteilung (meist aus Abteilungen verschiedener Waffengattungen zusammengesetzt), deren Stärke und Zusammensetzung sich nach dem Gefechtszweck richtet. Diesem entsprechend erteilt der Führer den Detachementsbefehl.

Detachementsübungen, s. Manöver.

Detacheur (franz., spr. -schör), Fleckenreiniger.

Detachierapparat, Vorrichtung zur schnellen Lösung eines zu Wasser gelassenen Schiffsbootes aus seiner Aufhängung in den Bootstaljen, um ein Zerschlagen oder Kentern des Bootes an der Schiffswand zu verhüten. Namentlich für Rettungsboote sind De-

tachierapparate gebräuchlich und bestehen meist aus Patenthaken, welche die Bootstaljenblöcke selbsttätig loslassen, sobald das Boot zum Schwimmen kommt. Hebelwerke haben sich weniger bewährt.

Detachieren (franz., spr. -schie-), entsenden. Ein Truppenteil ist detachiert, wenn er, vom nächst höhern Befehlshaber örtlich getrennt, dessen Befehle nicht fortlaufend empfangen kann (s. Detachement). Detachierte (vorgeschobene) Forts, s. Festung.

Detachierte Strafkammer oder Kammer für Handelssachen, s. Landgericht.

Detail (franz., spr. -tâj), die einzelnen Teile eines größern Ganzen, Einzelheiten, das Einzelne; Detailhandel, Handel en détail, Kleinhandel (im Gegensatze zum Handel en gros), daher Detailliſt (Detailleur), Klein- oder Ausschnitthändler. Über Detailreisende s. d. Detaillieren, etwas en détail behandeln, es ins einzelne eingehend, umständlich erörtern oder ausführen. — In der Kunstsprache bezeichnet man mit D. einzelne Teile eines Ganzen, im Gegensatze zum Ganzen, der Gesamtwirkung. Die stärkere oder geringere Betonung, die mehr oder minder eingehende Behandlung des D. ist eng mit dem Überwiegen der idealistischen oder realistischen Kunstrichtung verwachsen. Während die idealistische das D. meist als nebensächlich betrachtet, legt die realistische einen großen Wert darauf. Schon in der Kunst des ägyptischen und griechischen Altertums gehen beide Strömungen in einzelnen Perioden nebeneinander her. In der griechischen Plastik bevorzugte besonders die rhodisch-pergamenische Schule die Ausbildung des D., in der spätern Kunst des Altertums die pompejanische Wandmalerei (Stilleben) und die römische Porträt- und Geschichtsbildnerei. Mit dem Wiedererwachen des Naturgefühls in der niederländischen Schule, besonders seit dem Wirken der van Eycks, trat dann die sorgfältige Behandlung des D. wieder in den Vordergrund, und daraus entwickelte sich allmählich die Stilleben-, Blumen- und Früchtemalerei. In der modernen Malerei hat die Ausbildung des D wieder eine große Bedeutung gewonnen. Von einer Gruppe von Künstlern (Malern und Bildhauern) wird sie bis zur miniaturartigen Feinheit und photographischen Treue getrieben, während die naturalistische Schule wieder mehr auf die Gesamtwirkung und die Stimmung unter Vernachlässigung des D. ausgeht. Detailzeichnung, geometrische Zeichnung im großen Maßstab von solchen einzelnen Baugegenständen, die in dem kleinen Maßstab des Bauriſſes nicht deutlich genug angegeben werden konnten; auch soviel wie Situationszeichnung.

Detailbesteuerung, s. Aufwandsteuern, S. 101.

Detaille (spr. -tâj'), Edouard, franz. Maler, geb. 5. Okt. 1848 in Paris, trat mit 17 Jahren in das Atelier Meissoniers und stellte schon 1867 sein erstes Bild, das Atelier seines Meisters, im Salon aus. Bei seiner Vorliebe für Soldaten und Pferde widmete er sich aber besonders dem militärischen Genre und hatte bereits auf diesem Gebiet (Kürassiere ihre Pferde beschlagend, die Rast der Trommler) ebenso mit eleganten Kostümbildern aus der Revolutionszeit schöne Erfolge erzielt, als der Krieg von 1870 ihn zum Eintritt in die Mobilgarde veranlaßte. Seine Kunst war fortan der Verherrlichung der Tapferkeit und des Edelmutes seiner Landsleute gewidmet, und da er glückliche Wahl der Motive mit großer Lebendigkeit der Darstellung und höchster Virtuosität der Zeichnung zu verbinden wußte, errangen seine Kriegsbilder eine große Popularität. Seine Hauptwerke sind: die Sieger (1872), plündernde Preußen vor Paris, die Kürassiere von Maursbronn (1874), das Regiment auf dem Boulevard (1875), die Rekognoszierung (1876), Gruß den Verwundeten (1877), die Verteilung der Fahnen an die Armee (1881) und die Panoramen der Schlachten von Champigny (1882, im Verein mit A. de Neuville) und Rézonville. 1888 erhielt er für das Bild: Der Traum (eine Vision französischer Soldaten, die während des Manövers im Freien schlafen; im Luxembourg-Museum) die Ehrenmedaille des Salons. Von seinen spätern Werken sind Der Abzug der Garnison von Hüningen 20. Aug. 1815 (1892, im Luxembourg-Museum), die Opfer der Pflicht (1894, eine Verherrlichung der Pariser Feuerwehr), Nach der Truppenschau zu Châlons (1898, das russische Kaiserpaar mit Felix Faure), das Leichenbegängnis Pasteurs und Der Sieg ist unser! zu nennen. D. veröffentlichte das Prachtwerk »L'armée française« (mit Text von Richard, 1885). Vgl. Bachon, Detaille (Prachtwerk, Par. 1897).

Detailreisende, Geschäftsreisende, die den unmittelbaren Absatz ihrer Waren beim Konsumenten betreiben. Das Detailreisen, durch die Gewerbeordnung von 1869 schlechthin gestattet, ist durch § 44 der Gewerbeordnung seit 1. Jan. 1897 nur noch erlaubt 1) für Druckschriften, Schriften und Bildwerke, 2) für die vom Bundesrat zugelassenen Ausnahmen (Gold- und Silberwaren-, Taschenuhren-, Bijouteriewaren- und Juwelenhändler, gemalte Holzrouleaux), 3) zufolge vorgängiger, ausdrücklicher, mündlicher oder schriftlicher, freiwilliger oder vom Gewerbtreibenden veranlaßter, für einen bestimmten Zeitpunkt oder auf unbestimmte Zeitdauer geltender Aufforderung des Konsumenten. Soweit diese drei Ausnahmen nicht vorliegen, muß der D. sein Gewerbe als Gewerbebetrieb im Umherziehen (Hausiergewerbe) betreiben und sich hierzu einen Wandergewerbeschein (s. d.) gemäß § 55 der Gewerbeordnung lösen.

De te fabŭla narrātur (lat., genauer: Mutato nomine d. t. f. n.), »die Erzählung handelt von dir, berührt auch dich aufs nächste«, sprichwörtlich geworden nach Horaz, Satiren I, 1, V. 69—70.

Detektivcamera, Apparat, mit dem man unauffällig Momentbilder photographieren kann.

Detektive (engl. detective, spr. ditékttiw), in England und Amerika ein Mitglied der Entdeckungs- oder geheimen Polizei; daher auch in Deutschland: Geheimpolizist, Kriminalschutzmann. Privatdetektives sind Personen, die von Privatleuten gegen Entgelt den Auftrag übernehmen, das Tun und Treiben oder die Vergangenheit andrer auszukundschaften.

De tempŏre (lat.), zur rechten Zeit, rechtzeitig.

Détente (franz., spr. -ángt'), Nachlassen, Ruhe, in der politischen und diplomatischen Ausdrucksweise Aufhören gespannter Beziehungen zwischen Staaten.

Detention (lat., Detinierung), das Innehaben, Besitzen einer körperlichen Sache; dann Gefangenhaltung, vorläufige Festnahme, Haft (s. d.). Detentor, einer, der eine körperliche Sache innehat.

Deterioration (lat.), soviel wie Verschlechterung einer Sache (s. Landwirtschaftliche Betriebserfordernisse); deteriorieren, verschlechtern, verderben.

Determinánten (lat.), ein Hilfsmittel der Algebra, das dazu dient, die Auflösungen eines Systems von n Gleichungen ersten Grades mit n Unbekannten in übersichtlicher Form so hinzuschreiben, daß man mit diesen Auflösungen auch weiter rechnen kann. Für die analytische Geometrie und besonders für die

Invariantentheorie sind die D. geradezu unentbehrlich. Zur Einführung in die D. ist zu empfehlen: Mansion, Elemente der Theorie der D. (deutsch, 3. Aufl., Leipz. 1899). Weiter gehen Pascal, Die D. (deutsch von Leitzmann, Leipz. 1900), und Baltzer, Theorie und Anwendung der D. (5. Aufl., das. 1881). Über D. vgl. auch Neodarwinismus.

Determination (lat.), Bestimmung, bezeichnet in der Logik im Gegensatze zur Abstraktion (s. d.) die Hinzufügung bestimmender Merkmale zu einem Allgemeinbegriff, durch die man zu einem dem Inhalt nach reichern, dem Umfange nach engern Begriff gelangt, der jenem untergeordnet ist. So geht aus dem (allgemeinen) Begriff des Parallelogramms durch Hinzufügung des Merkmals der Rechtwinkeligkeit derjenige des Rechtecks hervor. Die durch das natürliche Denken zuerst gebildeten und durch die Worte der Sprache fixierten Begriffe sind durchschnittlich von mittlerer Allgemeinheit. Der Ausbau des Begriffssystems, den das wissenschaftliche Denken anstrebt, erfordert daher sowohl die Abstraktion als auch die D.; wenn jene den Übereinstimmungen der durch verschiedene Begriffe bezeichneten Dinge nachgeht, um letztere unter höhern Begriffen zusammenzufassen, trägt diese den Verschiedenheiten der unter einen Allgemeinbegriff fallenden Dinge Rechnung. Von wesentlicher Bedeutung ist es bei der D., ob es sich um empirische (aus der Erfahrung entsprungene) oder um durch das Denken selbst geschaffene Begriffe (wie die mathematischen) handelt. Im letztern Fall ergeben sich die möglichen Determinationen aus dem Inhalte des Begriffs selbst (innere D.), im erstern Falle kann nur die Erfahrung Merkmale kennen lehren, die zu den ursprünglichen hinzutreten können (äußere D.). Wird ein Allgemeinbegriff durch mehrere einander ausschließende Merkmale determiniert (z. B. der Begriff des Dreiecks durch die der Spitzwinkelig-, Rechtwinkelig-, Stumpfwinkeligkeit), so entstehen disjunktive Begriffe (spitzwinkeliges, rechtwinkeliges, stumpfwinkeliges Dreieck).

Determinieren (lat.), bestimmen, entscheiden; in der Naturwissenschaft das Feststellen der Art, zu der ein Naturkörper (Pflanze, Tier, Mineral) gehört, und somit seines wissenschaftlichen Namens. Determiniert, bestimmt, entschlossen, entschieden; determinativ, bestimmend.

Determinismus (lat.), im allgemeinsten Sinne die metaphysische Lehre, nach der jeder einzelne Teil der Wirklichkeit von einem oder mehreren andern so abhängt, daß durch die letztern sein Dasein sowohl als seine Beschaffenheit vollständig bestimmt sind, so daß jener Teil weder an einem andern Punkte des Raumes, noch zu einer andern Zeit, noch mit andern Beschaffenheiten hätte existieren können, als an dem Punkte, zu der Zeit und mit den Beschaffenheiten, die er tatsächlich hat. Der D. leugnet also, daß irgend etwas in der Welt zufällig sein oder geschehen könne, und behauptet vielmehr, daß alles notwendig sei. Der tiefere Grund, weshalb jede wissenschaftliche Weltauffassung (insbes. die naturwissenschaftliche) zum D. hinneigt, liegt in der Natur unsers Denkens selbst, das nur dann eine vollständige Befriedigung findet, wenn es alle Tatsachen in einen Zusammenhang nach Grund und Folge, Ursache und Wirkung gebracht hat. Doch kann der D. verschiedene Formen annehmen und sich auf ein engeres oder weiteres Gebiet erstrecken. Der Naturforscher beschränkt sich auf die Voraussetzung, daß alle Vorgänge der körperlichen Natur durch materielle Ursachen notwendig bestimmt seien, ohne sich ein Urteil anzumaßen, warum die letzten Ursachen und die Gesetze ihres Wirkens so seien, wie sie sind, und nicht anders. Nach Spinoza, dem Hauptbegründer des metaphysischen D., ist alles Seiende, sei es geistiger oder materieller Art, durch das Wesen des einheitlichen Weltgrundes (der absoluten Substanz) mit Notwendigkeit gesetzt. Leibniz schwächte diese Lehre dahin ab, daß bei der einmal gegebenen Verfassung der Welt alles Einzelne in derselben zwar (relativ) notwendig sei, daß aber der Schöpfer der Welt auch eine andre Verfassung hätte geben können, wodurch natürlich auch der ganze Lauf derselben ein andrer geworden wäre. In der kirchlichen Philosophie ist der D. in der Form der Prädestinationslehre (s. Prädestination) aufgetreten. Den Haupteinwand gegen den D. hat man zu allen Zeiten darauf begründet, daß derselbe in folgerechter Anwendung die Freiheit des menschlichen Willens leugnen müsse, denn wenn alles in der Welt notwendig bedingt sei, so müßten es auch unsre Willensentschlüsse sein; dies aber widerspreche unserm tatsächlichen Freiheitsbewußtsein, überdem werde durch den D. die Verantwortlichkeit des Menschen, also die Grundlage der Sittlichkeit, aufgehoben. Ob indes die entgegengesetzte Lehre des Indeterminismus (s. d.) den Forderungen der Ethik besser entspricht, ist sehr fraglich. Vgl. Freiheit.

Deterrieren (lat.), abschrecken; Deterrition, Abschreckung durch Strafandrohung; s. Strafrechtstheorien.

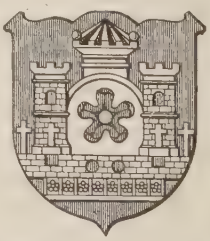
Detestieren (lat.), verwünschen, verfluchen, verabscheuen; Detestation, Anrufung jemandes, besonders Gottes, zum Zeugen (vgl. Exekration); detestabel, fluchwürdig, verabscheuungswert.

Dethronisieren (neulat.), entthronen, vom Thron stoßen; Dethronisation, Entthronung.

Detinieren (lat.), eine körperliche Sache innehaben, im Gewahrsam haben; einen gefangen halten; s. Detention.

Detlef, Karl, Pseudonym, s. Bauer 8).

Detmold, Haupt- und Residenzstadt des Fürstentums Lippe, liegt am Ostfuß des Teutoburger Waldes, zwischen Werre und Berlebecke sowie an der Staatsbahnlinie Herford-Altenbeken, 134 m ü. M., hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, Kapellen der Methodisten u. Irvingianer, Synagoge, ein Residenzschloß (um 1500 erbaut), ein neues Palais (Sitz des Grafen Leopold zur Lippe-Biesterfeld) mit Park bei dem Büchenberg, Monumentalbrunnen auf dem Marktplatz, ein Hof- und Sommertheater, desgleichen ein Zuchthaus und zählt (1900) mit der Garnison (ein Infanteriebataillon Nr. 55) 11,968 Einw. (darunter 943 Katholiken und 229 Juden), die Fabrikation von bunten Etiketten, Tabak und Zigarren, Cakes, Möbeln, Stuck, Seife ꝛc., desgleichen Bildhauerei und Bierbrauerei betreiben. Die Stadt ist Sitz der Landesbehörden, eines Generalsuperintendenten, eines Landgerichts, eines Oberverwaltungsgerichts und hat ein Gymnasium mit Realschule, Schullehrerseminar, Taubstummenanstalt, Baugewerkschule, Gewerbeschule, Waisenhaus, öffentliche Bibliothek (80,000 Bände) und naturhistorisches Museum. D. ist Geburtsstadt der Dichter Freiligrath und Grabbe.



Wappen von Detmold.

In der Nähe auf dem Teutoburger Walde die Grotenburg (s. d.) mit dem Hermannsdenkmal und das fürstliche Jagdschloß Lopshorn mit Gestüt. Zum Landgerichtsbezirk D. gehören die neun Amtsgerichte zu Alverdissen, Blomberg, D., Hohenhausen, Horn, Lage, Lemgo, Örlinghausen und Salzuflen. Vgl. die Führer durch D. von Thorbecke (»Der Teutoburger Wald, D. ꝛc.«, 13. Aufl., Detm. 1901) und Sieweke (1902). — Zwischen D. und Horn, auf dem sogen. Winnfeld, fand nach gewöhnlicher Annahme die Varusschlacht statt. Aus Karls d. Gr. Zeit ist Theotmalli, Thiatmelle (»Volksgericht«) als Schauplatz eines Sieges über die Sachsen (im Mai 783) bekannt. 1011 schenkte König Heinrich II. den Gau von D. an das Bistum Paderborn, das später die edlen Herren von Lippe damit belehnte. Zwischen 1283 und 1305 erhielt D. Stadtrechte. Während der Soester Fehde wurde es 1447 von den hussitisch-böhmischen Kriegshorden erobert, 1547 mit der Burg durch einen Brand zerstört. 1501 wurde es Residenz der Herren von Lippe. Simon V. (gest. 1536) erbaute das jetzige Schloß.

Detmold, Johann Hermann, Mitglied der deutschen Nationalversammlung, geb. 24. Juli 1807 in Hannover, gest. daselbst 17. März 1856, studierte die Rechte und wirkte seit 1830 als Advokat in Hannover, beschäftigte sich aber nebenbei mit Kunststudien und schrieb eine »Anleitung zur Kunstkennerschaft« (Hannov. 1833, 2. Aufl. 1845), einen Lokalscherz voll frischen Humors und scharf einschneidender Satire (neuer Abdruck mit den »Randzeichnungen« in Reclams Universal-Bibliothek). Nach Aufhebung des hannöverschen Staatsgrundgesetzes 1838 beteiligte er sich an dem passiven Widerstand gegen die neue Verfassung nicht nur in der Kammer, sondern auch in Zeitungskorrespondenzen und Privatbriefen. Deshalb ward er 1843 zu einer Gefängnis- und Geldstrafe verurteilt, veröffentlichte aber die satirischen »Randzeichnungen« (Braunschw. 1843). Den revolutionären Bewegungen von 1848 entschieden abgeneigt, schloß er sich, im Mai 1848 im Osnabrückschen in die deutsche Nationalversammlung gewählt, der äußersten Rechten an, widersprach als Mitglied des Verfassungsausschusses entschieden den Grundrechten und dem Verfassungsentwurf und erbitterte die Gegner durch die von Adolf Schrödter köstlich illustrierte Satire »Taten und Meinungen des Herrn Piepmeyer« (Frankf. 1849). Gegner des preußischen Kaisertums, trat er nach Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. in das vom Reichsverweser gebildete neue Ministerium ein und blieb im Amte, bis 21. Dez. 1849 der Reichsverweser selbst die Gewalt der Bundeszentralkommission übergab. D. ging nach Hannover zurück und wurde bald zum hannöverschen Bevollmächtigten bei der provisorischen Bundeszentralkommission, dann zum Gesandten beim Bundestag ernannt, aber schon im Juli 1851 abberufen.

Detonation (lat.), in der Chemie s. Explosion; die Tonabweichung (s. Detonieren).

Detonator (Zündpatrone), in der Sprengtechnik das zur Herbeiführung der Explosion von Nitropräparaten dienende Zwischenmittel (s. Explosivstoffe).

Detonieren (distonieren, lat.), beim Gesang von der richtigen Tonhöhe abweichen, besonders den Ton herunterziehen, unrein singen.

Detonsion (lat.), die Abscherung des Kopfes bei Mönchen; s. Tonsur.

Detorquieren (lat.), beugen; von sich abwenden, verdrehen (den Sinn von etwas); Detorsion, Wortverdrehung; Zuschiebung der Schuld.

Detouche, Paul Emile, Maler, s. Destouches 3)

Detour (franz., spr. -tur), Um-, Abweg; Umschweif, Winkelzug, Ausflucht; detournieren, ablenken, abschweifen.

Detractis detrahendis (lat.), nach Abzug des Abzuziehenden. [Kosten.

Detractis expensis (lat.), nach Abzug der

Detractus (lat.), s. Abschoß.

Detrahieren (lat.), abziehen; verkleinern, verleumden. Detraktion, Wegnehmung, Entziehung; Verkleinerung, Verleumdung.

Detrekő (Blasenstein), Burgruine bei D.-Várallja im ungar. Komitat Preßburg, ehemals im Besitz der Fugger, heute Eigentum der Pálffy; unter dem Schloßberg eine Tropfsteinhöhle, in der Nähe eine Knochenhöhle.

De tri (Regula de tri), s. Proportion.

Detrimént (lat.), Nachteil, Schade, Verlust.

De tripöde dictum (lat.), vom Dreifuß, auf dem die Apollopriesterin Pythia Orakelsprüche erteilte, herab gesprochen, d. h. ein orakelmäßiger Ausspruch.

Detritus (lat.), Abschwemmassen (Geschiebe, Sand, Lehm); in der Pathologie in feinste Teilchen zerfallene Gewebstrümmer.

Détroit (franz., spr. -trŭá), enger Paß, Meerenge.

Detroit (spr. ditreut), Hauptstadt der Grafschaft Wayne und bedeutendste Stadt im nordamerikan. Staat Michigan, am Nordufer des Detroit River (s. d.). Am Fluß liegen Mühlen, Werften, Fabriken, Korn- und Warenspeicher und der großartige Güterbahnhof der Michiganbahn, hinter dem die schöne Stadt sich über eine Ebene ausbreitet. Ein Park (Grand Circus) bildet den Mittelpunkt derselben, und von ihm laufen breite, von Bäumen beschattete Straßen strahlenförmig aus. Hauptverkehrsadern sind: Woodward- und Jefferson-Avenue und Griswold- und Fort-Street. In der erstern erheben sich am Campus Martius mit Kriegerdenkmal die City Hall, die öffentliche Bibliothek (139,000 Bände), das Postamt, weiter die unitarische und presbyterianische Kirche, die kath. Kathedrale, das kath. Seminar und Jesuitenkolleg, das Museum, 2 Hospitäler, 2 Opernhäuser und 2 Theater. Die Strominsel Belle Isle im SO. bildet den 280 Hektar großen Hauptpark der Stadt und ist mit ihr durch eine 945 m lange Brücke verbunden. Im W. liegt der kleinere Clark Park. Die Stadt zählte 1830 erst 2222, 1840: 9192, 1870: 79,577, 1900: 285,704 Einw., darunter 96,503 im Ausland Geborne (viele Deutsche). Die Industrie lieferte 1900 aus 2847 Betrieben mit 45,707 Arbeitern für 100,892,838 Doll. Erzeugnisse und leistet Hervorragendes in Maschinenbau und Metallguß (74 Betriebe, 5933 Arbeiter, für 8,943,311 Doll. Produkte), Medikamentenfabrikation (9 Betriebe, 1583 Arbeiter, für 4,915,913 Doll. Produkte), Tabakbearbeitung (3542 Arbeiter), Versandschlächterei, Brauerei, Müllerei, Möbel- und Farbenfabrikation. D. hat den besten Hafen an den Großen Seen mit großartigen Docks. Der Schiffsverkehr ist außerordentlich rege; während der 7 Monate, in denen die Schiffahrt offen ist, beträgt die Ladung der D. passierenden Schiffe 40 Mill. Ton. Die Handelsflotte von D. zählte 1900: 246 Fahrzeuge von 157,533 T. Es bestehen 8 National-, 2 Staats- und 11 Sparbanken. Der vornehmlich nach Kanada gehende Handel führt Getreide, Holz, Wolle, Fleisch und Kupfer (von den benachbarten Kupferschmelzen) aus. Das steuerpflichtige

Eigentum betrug 1900: 247,248,500, die städtische Schuld 4,016,905 Doll. Strategische Bedeutung hat D. durch das den Strom beherrschende Fort Wayne im SW. der Stadt. — Schon 1610 ließen sich französische Händler an der Stelle der heutigen Stadt nieder; doch erst 1701 erhielt diese Niederlassung, durch das Fort Pontchartrain geschützt, Bedeutung. Der Ort blieb seitdem ein wichtiger Militärposten und im Besitz der Franzosen bis 1759. Nach Beendigung des französisch-indianischen Krieges kam er in die Hände der Engländer und wurde 1783 an die Vereinigten Staaten abgetreten. 1805 brannte die Stadt vollständig nieder. 1812 fiel D. im englisch-amerikanischen Krieg in die Hand der Engländer, wurde aber schon 1813 von den Amerikanern zurückerobert.

Detroit River, Teilstrecke des St. Lorenzstroms (s. d.) zwischen St. Clair- und Eriesee, 35 km lang und durch Ausbaggerung 5,5 m tief, mit einem jährlichen Durchgangsverkehr von gegen 40 Mill. Ton.

De Troy (spr. trŏá), Jean François, franz. Maler, geb. 27. Jan. 1679 in Paris, gest. 24. Jan. 1752 in Rom, Schüler seines Vaters, des Porträtmalers François D. (1645—1730), ging nach Italien, wo er bis zu seinem 27. Jahr blieb, und wurde nach seiner Rückkehr auf Grund einer Darstellung der Niobe und ihrer getöteten Kinder Mitglied und 1719 Professor der Akademie. 1738 wurde er Direktor der französischen Akademie in Rom. Er hat eine große Zahl von mythologischen, biblischen und historischen Gemälden für Kirchen und Schlösser geistvoll, aber flüchtig und ohne Wahrheit ausgeführt. Hauptbilder: das Kapitel der Ritter des Heiligen Geistes, im Louvre zu Paris; die Pest, in Marseille. Ungleich wertvoller und kulturgeschichtlich wichtiger sind seine anmutigen Genrebilder aus der Gesellschaft seiner Zeit, die zu den liebenswürdigsten Schöpfungen der Rokokozeit gehören: das Austernfrühstück, im Schloß zu Chantilly; das Frühstück, im Museum zu Berlin; die Liebeserklärung, im königlichen Schloß daselbst.

Dett (Dettin, Tötin), Klara, aus Augsburg, seit 1472 Gemahlin des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz (s. d.).

Dette (franz., spr. dett'), Schuld, Staatsschuld (d. publique); d. flottante, die schwebende Schuld im Gegensatz zur fundierten (d. fondée). Vgl. Staatsschulden.

Dettelbach, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Kitzingen, am Main und an der Staatsbahnlinie Passau–Würzburg, hat 3 kath. Kirchen, Franziskanerkloster, weibliche klösterliche Anstalt, gotisches Rathaus, Amtsgericht, treibt Weinbau (Dettelbacher), Bierbrauerei, Steinbrüche, Mühlen und hat (1900) 2065 meist kath. Einwohner. In der Nähe liegt ein 1505 erbautes Kloster, zu dessen Kirche wegen eines wundertätigen Marienbildes (»Vesperbild«) gewallfahrtet wird. — Schon zu Anfang des 9. Jahrh. stand an der Stelle von D. der königliche Meierhof Tetelbach, der damals der Abtei zu Kitzingen gehörte. Im 14. Jahrh. kam D. an das Hochstift Würzburg, 1484 erhielt es Stadtrecht.

Dettenried, s. Delle.

Dette publique ottomane, s. Finanzkontrolle, internationale.

Dettingen, 1) Dorf im bayr. Regbez. Unterfranken, Bezirksamt Alzenau, am Main und an der preußisch-hessischen Staatsbahnlinie Frankfurt a. M.–Aschaffenburg, hat eine kath. Kirche und zählt (1900) 892 Einw., die Fabrikation von Blechemballagen betreiben. — Hier siegten im Österreichischen Erbfolgekrieg 27. Juni 1743 die verbündeten Engländer, Hannoveraner und Österreicher (die »pragmatische Armee«), 42,000 Mann stark, unter Georg II. von England über die Franzosen unter Noailles. Händel verherrlichte diesen Sieg durch sein sogen. Dettinger Tedeum. Vgl. Steiner, Beschreibung der Schlacht von D. (2. Aufl., Darmst. 1834). — 2) (D. unter Urach) Flecken im württemb. Schwarzwaldkreis, Oberamt Urach, an der Erms und der Linie Metzingen–Urach der Ermstalbahn, 394 m ü. M., mit einer alten evang. Kirche, Schloß, Papierfabrik, Baumwollspinnerei und -Weberei sowie Hopfen-, Obst- und Weinbau und (1900) 3403 Einw.

Dettmann, Ludwig, Maler, geb. 25. Juli 1865 in Adelbye bei Flensburg, bildete sich auf der Gewerbeschule in Hamburg und von 1884—91 auf der Kunstakademie in Berlin, wo er besonders den Unterricht von E. Bracht, W. Friedrich und Skarbina genoß, von denen der letztere einen bestimmenden Einfluß auf ihn übte. Nachdem er eine Zeitlang als Illustrator tätig gewesen, wandte er sich der Landschaftsschilderung mit figürlicher Staffage im Sinne der naturalistischen Freilichtmalerei zu und hat seitdem eine große Zahl von Landschaften meist nach norddeutschen, aber auch nach südtirolischen und oberitalienischen Motiven in Öl und Aquarell gemalt, die sich durch große Frische der Auffassung und durch Reichtum und Mannigfaltigkeit der Lichtwirkungen auszeichnen. Von seinen größern figürlichen Darstellungen sind die hervorragendsten: der verlorne Sohn, die Triptycha (die heilige Nacht, die Arbeit und das Volkslied), die Überführung der Leiche Kaiser Wilhelms I. vom Palais zum Dom in der Nacht des 12. März 1888, Heimfahrt vom Kirchdorf, Begräbnis eines Kindes in einem Fischerdorf an der Ostsee, Lebensfrühling (Engel auf einer Dorfwiese spielend), der Säemann und der Regenbogen, das Abendmahl in einer holsteinischen Kirche und eine Krypta in Tirol (1899). Auf Grund einer Konkurrenz wurde ihm 1898 die Ausführung von vier monumentalen Gemälden aus der Geschichte der Stadt Altona für den Rathausſaal dieser Stadt übertragen, die er 1900 vollendete. In demselben Jahre wurde er als Direktor der Kunstakademie nach Königsberg berufen.

Dettmer, Friedrich, Schauspieler, Sohn des Opernsängers Wilhelm D. (geb. 1808 in Breinum bei Hildesheim, längere Zeit Mitglied des Hoftheaters in Dresden, dann in Frankfurt a. M. tätig, gest. daselbst 28. Mai 1876), geb. 25. Sept. 1835 in Kassel, gest. 24. Okt. 1880 in Dresden, betrat 1852 in Basel zum erstenmal die Bühne und erhielt 1853 ein Engagement in Danzig. Nach kurzem Aufenthalt in Weimar und Hamburg wurde er 1856 Mitglied der Hofbühne zu Dresden und kehrte nach einem abermaligen Engagement in Hamburg (1859—60) 1860 an das Dresdener Hoftheater zurück, wo er bis zu seinem Tod eine sehr erfolgreiche Tätigkeit entfaltete. D. erinnerte an Emil Devrient, dessen ganzes Rollenfach er sich angeeignet hatte, ohne ihn zu kopieren. Er besaß ein klangvolles, modulationsfähiges Organ, eine edle und charakteristische Haltung und ein natürliches, fein abgerundetes Spiel. Hauptrollen von ihm waren: Hamlet, Egmont, Uriel, Tell, Posa, Bolz, Fiesco, Richard II. ꝛc.

Detto (ital.), s. Dito.

Dettva, s. Gyetva.

Dettweiler, Dorf im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis Zabern, an der Zorn, dem Rhein-Marnekanal und der Eisenbahn Straßburg–Deutsch-Avricourt, hat eine Simultan- und eine reformierte Kirche sowie

eine Synagoge, Schuhwarenfabrikation, Kalkbrennerei, eine Handelsmühle, Weinbau und zählt (1900) 2087 Einw.

Dettweiler, Peter, Mediziner, geb. 4. Aug. 1837 zu Wintersheim in Rheinhessen, studierte seit 1856 in Gießen, Würzburg und Berlin und machte als freiwilliger Arzt den deutsch-dänischen Krieg mit. Darauf praktizierte er drei Jahre in Pfeddersheim bei Worms, war freiwilliger hessischer Arzt im Kriege von 1866 und dann Militärarzt in Darmstadt. 1870 wurde er zweiter Arzt an der Brehmerschen Heilanstalt für Lungenkranke in Görbersdorf, machte den deutsch-französischen Krieg mit und übernahm 1876 die Leitung der neuerrichteten Heilanstalt Falkenstein im Taunus. Hier baute er die von Brehmer angegebene hygienisch-diätetische Methode der Behandlung Lungenschwindsüchtiger in geschlossenen Heilanstalten auf klinischer Grundlage aus und errichtete 1891 die erste deutsche Heilstätte für unbemittelte Lungenkranke mit dem Frankfurter Rekonvaleszentenverein in Falkenstein, aus der die große Heilstätte Ruppertshain im Taunus hervorging. Seit 1895 ist D. konsultierender Arzt der Heilanstalt Falkenstein mit dem Wohnsitz in Kronberg. Er schrieb: »Die Behandlung der Lungenschwindsucht in geschlossenen Heilanstalten« (Berl. 1880, 2. Aufl. 1884; 3. Aufl., neu bearbeitet von Besold u. d. T.: »Die Anstaltsbehandlung der Tuberkulose der Atmungswege«, das. 1902); »Bericht über 72 seit 3—9 Jahren geheilte Fälle von Lungenschwindsucht« (Frankf. a. M. 1886); »Therapie der Phthisis« (Wiesb. 1887); »Das Kochsche Verfahren im Verhältnis zur klimatischen und Anstaltsbehandlung« (das. 1891); »Ernährungstherapie der Phthise« (in Leydens »Handbuch der Ernährungstherapie«, Leipz. 1897, 2. Aufl. 1903); »Die hygienisch-diätetische Anstaltsbehandlung der Lungentuberkulose« (Berl. 1899).

Detumeszénz (lat.), das Abschwellen, die Abnahme einer Geschwulst.

Detunata, merkwürdige, 1181 m hohe Basaltberge (D. goale und D. flocosa) bei Verespatak im Siebenbürger Erzgebirge, deren kahle Felskuppen aus 100 m hohen, 4-, 6- und 8seitigen Säulen bestehen. Am Fuße des D. befindet sich das Csató-Schutzhaus.

Détur! (lat.), es werde gegeben! auf Rezepten, meist abgekürzt (D.).

Detzel, Teil des Dorfes Satuelle im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Neuhaldensleben, mit der Idiotenanstalt Kreuzhilfe.

Deube, veralteter Ausdruck für Diebstahl (noch bei Logau); daher Wilddeube, kleine Wilddieberei.

Deuben, Dorf in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Dresden-Altstadt, an der Weißeritz, im Plauenschen Grund und an der Staatsbahnlinie Dresden–Chemnitz, hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, eine Haushaltungsschule, betreibt Fabrikation von Gußstahl, Glas, Kleidern, Leder, Emaille, Schmirgel, Metallwaren, Glasformen ꝛc., Ziegelbrennerei und zählt (1900) 10,075 meist evang. Einwohner. 1897 große Überschwemmung. Seit 1900 ist mit D. die Nachbargemeinde Schweinsdorf verschmolzen.

Deubler, Konrad, Bauernphilosoph, geb. 25. Nov. 1814 in Goisern bei Ischl, gest. 31. März 1884 in der Nähe von Goisern, verschaffte sich durch Lesen wissenschaftliche, namentlich philosophische Kenntnisse, wurde als Wirt in Goisern vielfach von Gelehrten und Schriftstellern aufgesucht und trat mit wissenschaftlichen Größen in Briefwechsel, namentlich mit Feuerbach und Strauß. Vgl. »Konrad D. Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen« (hrsg. von Dodel-Port, Leipz. 1886, 2 Tle.); K. Faust, Ein Bauernphilosoph (Münch. 1893).

Deucher, Adolf, schweizer. Bundespräsident, geb. 15. Febr. 1831 zu Steckborn im Kanton Thurgau, studierte Medizin und ließ sich als Arzt in seiner Heimat nieder, von wo er 1862 nach Frauenfeld übersiedelte. Seit 1855 Mitglied des thurgauischen Kantonsrates, nahm er 1868 als Mitglied des Verfassungsrats Anteil an der Schöpfung der neuen demokratischen Verfassung des Thurgaues und wurde 1879 in dessen Regierung gewählt. Nachdem er schon 1869—73 Mitglied des schweizerischen Nationalrates gewesen, dann eine Wiederwahl abgelehnt hatte, wurde er 1879 nach seinem Eintritt in die Regierung von neuem in den Nationalrat gewählt, der ihn 1882 zu seinem Präsidenten erhob. 1883 wählte ihn die Bundesversammlung in den Bundesrat, in dem er der Abteilung für Handel, Industrie und Landwirtschaft vorstand. 1886, 1897 und 1903 bekleidete er die Würde eines schweizerischen Bundespräsidenten.

Deukálion, nach griech. Mythus Sohn des Prometheus und der Klymene, Herrscher im thessalischen Phthia. Er baute, als Zeus das Menschengeschlecht durch eine Flut zu vertilgen beschlossen, auf den Rat seines Vaters einen hölzernen Kasten und rettete sich in diesem allein mit seiner Gattin Pyrrha aus dem allgemeinen Untergang. Nach neun Tagen auf dem Parnaß gelandet, opferte er dem Zeus, der ihm einen Wunsch zu gewähren verhieß. Als er um Erneuerung des Menschengeschlechts bat, wurde ihm und Pyrrha geboten, verhüllten Hauptes die »Gebeine der großen Mutter« hinter sich zu werfen. Sie verstanden darunter das Gestein der Erde, und die Steine des D. wurden zu Männern, die der Pyrrha zu Frauen.

Deul, soviel wie Luppe.

Deûle (spr. döl'), Fluß in den franz. Departements Pas-de-Calais und Nord, entspringt nördlich von Arras, nimmt die Marcq auf und mündet nach einem Laufe von 68 km bei Deûlémont (Flecken mit 497, als Gemeinde 1902 Einw.) in die Lys. Die D. ist großenteils kanalisiert und durch den Canal de la Haute D. mit der Scarpe verbunden.

Deule, soviel wie Düse, s. Gebläse.

Deulino, Dorf im russ. Gouv. Moskau, Kreis Dmitrow, ist bekannt durch den Vertrag von 1618, in dem der polnische Prinz Wladislaw der russischen Krone entsagte und der Zar Michael Feodorowitsch als rechtmäßiger Herrscher Rußlands von den Polen anerkannt wurde.

Deurne (spr. dörn'), Dorf in der belg. Provinz Antwerpen, 4 km östlich von Antwerpen, an den Nebenbahnen Antwerpen–Hoogstraeten und Antwerpen–Broechem, mit Brauerei und (1900) 8517 Einw.

Dëus (lat.), Gott.

Deus (spr. dē-uschs), João de D. Nogueira Ramos, der gefeiertste portug. Lyriker der Neuzeit, geb. 8. März 1830 zu São Bartolomeu de Messines in Algarve, gest. 11. Jan. 1897 in Lissabon, studierte lange zu Coimbra Rechtswissenschaft, lebte seit 1868 in der Hauptstadt den Musen, übte nebenbei aber als Apostel der Volksbildung eine großartige erzieherische Tätigkeit aus. Seine Fibel (»Cartilha maternal«, 1877) machte ihn zum populärsten Mann in Portugal. D. gilt bei seinen Landsleuten für den Begründer einer neuen Ära portugiesischer Poesie. Seine Gedichte, die sich durch Volkstümlichkeit, Ursprünglichkeit, Gefühlsinnigkeit u. Wohllaut auszeichnen, erschienen von Freunden gesammelt zuerst unter den Titeln:

»Flores do campo« (Lissab. 1870), »Ramo de flores« (Porto 1870) und »Folhas soltas« (das. 1876), dann gesammelt von Th. Braga als »Campo de flores« (1896) u. »Prosas« (1897). Vgl. Th. Braga, Modernas ideias na litteratura portugueza (Porto 1892).

Deusdedit (»den Gott gegeben hat«, lat. Übersetzung des hebräischen Jonathan und Jehojanan [Johannes]), 1) Papst und Heiliger, der 615—618 regierte. Sein Gedächtnistag ist der 8. November. — 2) Mönch aus Todi, röm. Kardinalpriester, widmete Viktor III. eine auf Veranlassung Gregors VII. entstandene Kanones-Sammlung in 4 Büchern (hrsg. von Martinucci 1869) und schrieb unter Urban II. 1097 eine Streitschrift gegen die Anhänger des Gegenpapstes Clemens (III.) u. d. T.: »Contra invasores et simoniacos et reliquos scismaticos« (abgedruckt in »Monum. Germ. historica. Libelli de lite«, Bd. 2).

Deus ex machina (lat., »der Gott aus der Maschine«), sprichwörtlich gewordener Ausdruck für die durch plötzliches Dazwischentreten einer Person oder eines Zufalls bewirkte und unerwartet günstige Lösung eines tragisch geschürzten Knotens im Drama oder auch im Roman. Ursprünglich stammt der Ausdruck aus der antiken Tragödie, in der häufig die Katastrophe durch einen vermittelst der Maschinen herabgelassenen helfenden Gott zur Befriedigung der Zuschauer plötzlich gelöst wurde.

Deus omen avertat! (lat.), Gott wende die schlimme Vorbedeutung ab! Das wolle Gott verhüten!

Deussen, Paul, Philosoph und Indianist, geb. 7. Jan. 1845 in Oberdreis, Kreis Neuwied, studierte Theologie, Philosophie, Philologie und Sanskrit in Bonn, Tübingen und Berlin. 1869—72 war D. Lehrer an den Gymnasien zu Minden und Marburg, von 1872—80 Erzieher in russischen Familien in Genf, Aachen und im Gouv. Charkow, habilitierte sich 1881 in Berlin, wurde 1887 daselbst außerordentlicher Professor und ist seit 1889 ordentlicher Professor der Philosophie in Kiel. In seinen philosophischen Anschauungen schließt er sich vielfach an Kant, namentlich aber an Schopenhauer an, ist auch durch indische Philosophie beeinflußt. Die materielle Welt in Raum und Zeit und Werden ist nur Erscheinung, die wahre Realität ist im zeitlosen, raumlosen, kausalitätlosen Gebiet. Von ihm sind unter anderm erschienen: »Die Elemente der Metaphysik« (3. Aufl., Leipz. 1902); »Das System des Vedânta« (das. 1883); »Die Sûtras des Vedânta«, aus dem Sanskrit übersetzt (das. 1884); »Allgemeine Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religionen«, Bd. 1, 1. u. 2. Abteil. (das. 1894—99); »Sechzig Upanishads des Veda«, aus dem Sanskrit übersetzt (das. 1897); »Erinnerungen an Friedrich Nietzsche« (das. 1901).

Deus spiniensis, Dornengott, s. Ackerkulte.

Deut (Duit), frühere niederrhein. Kupfermünze zu ½ Ort oder ⅛ Stüber; seit dem 17. Jahrh. bis 1816 = 2 Penningen geprägt, 160 aus dem Troypond, auch für Ostindien und Kapland. Sprichwörtlich für Dinge von sehr geringem Wert gebraucht.

Deuteragonist (auch Deuterolog), im Drama der alten Griechen der zweite Schauspieler, wie Protagonist der erste und Tritagonist der dritte.

Deuterogēn (griech.), Gesteine, deren vorwaltendes Material, so wie es gegenwärtig erscheint, von andern präexistierenden Gesteinen geliefert worden ist.

Deuterokanonische Bücher, s. Bibel (S. 814) und Kanonische Bücher.

Deuteronomium (griech., »zweites Gesetz«), Name des 5. Buches Mosis, von der unrichtigen Voraussetzung aus, daß die Gesetzgebung der vier ersten Bücher durchweg die ältere sei; s. Pentateuch.

Deuteropathisch (griech.) nennt man Krankheiten, die nur abhängig von andern Krankheiten auftreten.

Deuteroplasma (auch Deutoplasma, griech.), zum Unterschied vom eigentlichen Bildungsplasma (Protoplasma) des Eies, der Nahrungsdotter, das Sameneiweiß ꝛc.

Deuteroprismen und **Deuteropyramiden** (griech.), Formen des quadratischen und hexagonalen Kristallsystems; vgl. Kristall.

Deuteroskopie (griech.), soviel wie Zweites Gesicht.

Deutinger, Martin, Philosoph, geb. 1815 bei Langenpreising in Oberbayern, gest. 1864 in Bad Pfäffers, studierte in München Theologie und Philosophie unter Görres, Schelling und Baader, ward 1837 zum Priester geweiht, 1841 Dozent der Philosophie am Lyzeum zu Freising, 1846 außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität München. 1847 wurde er mit Döllinger, Lasaulx u. a. seiner Stelle enthoben und nach Dillingen versetzt, lebte seit 1852, in den Ruhestand getreten, wieder in München. D. hat in seinem Hauptwerk: »Grundlinien einer positiven Philosophie« (Regensb. 1843—49, 7 Bde.), in gewisser Anlehnung an die Theosophie Baaders den Versuch einer Versöhnung zwischen Wissen und Glauben gemacht, der sich auf Grund einer empirisch keineswegs unanfechtbaren und merklich theologisch gefärbten dualistischen Ansicht vom Wesen des Menschen aufbaut. Aus der Wechselwirkung des Gegensatzes eines freien und unfreien Lebensgrundes, die uns zum Bewußtsein kommen, gehen alle spezifisch menschlichen Tätigkeiten und deren Gesetze hervor. Von seinen zahlreichen andern Schriften sind zu erwähnen: »Geschichte der griechischen Philosophie« (Regensb. 1852—53, 2 Bde.) und »Über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Philosophie« (das. 1866, aus dem Nachlaß). Vgl. Kastner, Deutingers Leben und Schriften (Münch. 1875, Bd. 1); Neudecker, Studien zur Geschichte der deutschen Ästhetik (Würzb. 1879).

Deutlich heißt ein Begriff oder eine Vorstellung, wenn man aller einzelnen Merkmale derselben sich bewußt ist. Die Deutlichkeit ist von der Klarheit insofern verschieden, als man bei jener einen Begriff von andern Begriffen, bei dieser dagegen die einzelnen Merkmale, die im Begriff selbst liegen, unterscheidet.

Deutomerīt, s. Sporozoa.

Deutoplasma, s. Deuteroplasma.

Deutsch (got. thiudisks, althochd. diutisc, mittellatein. theodiscus, mittelhochd. tiutsch, altsächs. thiudisc, niederd. düdesk, dütsch, niederländ. duitsch, schwed. tysk, dän. tydsk) stammt von einem germanischen Substantiv für »Volk« ab (got. thiuda, althochd. diota, diot, mittelhochd. diet, neuhochd. in Eigennamen wie Dietmar, Dietrich) und bedeutet daher ursprünglich soviel wie volksmäßig, dem Volk angehörig. Zunächst wurde so die Sprache bezeichnet, im Gegensatze zur lateinischen Kirchen- und Urkundensprache; dann das Volk, das diese Sprache redete. Die Schreibung teutsch ist in der ältern Sprache speziell oberdeutsch; sie wurde im 16. und 17. Jahrh. noch vielfältig angewendet und im 18. Jahrh. wieder künstlich belebt, ohne daß derselben für die Gegenwart irgend welche Berechtigung zukäme.

Deutsch, Nikolaus, Maler und Dichter, s. Manuel 1).

Deutsch-Altenburg, Dorf in Niederösterreich, Bezirksh. Bruck an der Leitha, am rechten Ufer der

Donau und an der Staatsbahnlinie Bruck-Hainburg, hat eine schon den Römern bekannte jodhaltige erdigsalinische Schwefelquelle (26°), die bei Gichtleiden und Hautkrankheiten benutzt wird, ein Kurhaus, eine alte gotische Kirche, ein Schloß mit Altertumsmuseum (Funde von Carnuntum, s. d.) und Parkanlagen und zählt (1900) 1161 Einw.

Deutsch-Asiatische Gesellschaft, eine im Oktober 1901 gegründete Vereinigung mit dem Sitz in Berlin, die den Zweck verfolgt, die deutschen Interessen in Asien zu stärken und zu fördern, indem sie das große Publikum über die Bedeutung unsrer asiatischen Interessensphären und unsrer weltpolitischen Beziehungen zu Asien überhaupt aufzuklären sucht und zur Erreichung dieses Zweckes Vortragsabende und wissenschaftliche Disputationen veranstaltet und besondere Schriften herausgibt. Mitglied der Gesellschaft kann jeder Deutsche im In- und Ausland werden. Jährlicher Mindestbeitrag 5 Mk. Die Gesellschaft gliedert sich in eine Reihe von Sektionen, die sich die wissenschaftliche und volkswirtschaftliche Bearbeitung bestimmter Gebiete zur Aufgabe gestellt haben (Vorderasien, Britisch-Asien, Innerasien 2c.). Organ der Gesellschaft ist die seit 1. Okt. 1902 monatlich erscheinende Zeitschrift »Asien« (zugleich Organ der Münchener orientalischen Gesellschaft). Präsident der Gesellschaft ist seit ihrer Begründung General Freiherr Colmar von der Goltz-Pascha, Schriftführer und Herausgeber der Zeitschrift »Asien« Vosberg-Rekow. Mitgliederzahl 1903: rund 600.

Deutsch-Australische Dampfschiffsgesellschaft (Hamburg), s. Dampfschiffahrt (Textbeilage I: Deutschland 6).

Deutsch-Avricourt, s. Avricourt.

Deutschbrod (tschech. Německý Brod), Stadt im südöstlichen Böhmen, 425 m ü. M., an der Sazawa, Knotenpunkt der Österreichischen Nordwestbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine gotische Dechanteikirche, ein Rathaus mit altem Uhrwerk, ein Obergymnasium, betreibt Tuch- und Stärkefabrikation, Dampfmühle, Bierbrauerei, Dampfbrettsäge und zählt (1900) 6526 tschech. Einwohner. — D. gehörte im 12. Jahrh. den Herren v. Lichtenburg und ward 1321 zur Bergstadt erhoben. Hier siegte 8. Jan. 1422 der Hussitenführer Ziska über Kaiser Siegmund, zerstörte die Stadt und vertrieb die deutschen Bewohner; nach sieben Jahren wieder bevölkert, kam sie an die Herren Trčka von Lipa. 1637 wurde D. zur königlichen freien Stadt erklärt, 13. Nov. 1639 und später (1644) wurde sie von den Schweden heimgesucht.

Deutsch-dänische Kriege 1848—50 und **1864,** s. Schleswig-Holstein.

Deutsche Buchdruckerberufsgenossenschaft für das Gebiet des Deutschen Reiches mit dem Sitz in Leipzig und neun Sektionen, deren Sitze in Hannover, Köln, Frankfurt a. M., Stuttgart, München, Halle, Leipzig, Berlin, Breslau sich befinden. 1900 bestanden 5617 versicherungspflichtige Betriebe mit 116,630 beschäftigten Personen, deren anzurechnende Löhne 104,236,900 Mk. betrugen. Die Jahresausgaben stellten sich auf 340,400 Mk., der Reservefonds auf 567,200 Mk. Entschädigt wurden 1900: 290 Unfälle = 2,7 auf 1000 Vollarbeiter, darunter 7 Unfälle mit tödlichem Ausgang, 1 mit völliger Erwerbsunfähigkeit. Die Summe der gezahlten Entschädigungsbeträge einschließlich der Rente aus Unfällen der frühern Jahre betrug 1900: 260,800 Mk. S. Berufsgenossenschaften.

Deutsche Dampferlinien, s. Dampfschiffahrt (Textbeilage I).

Deutsche Einheitsbewegung, s. Deutschland (Geschichte, besonders S. 819 f.).

Deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, Gesellschaft für, wurde nach Beschluß der 39. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Zürich (1887) 14. Dez. 1890 in Berlin gegründet zur Herausgabe des von Kehrbach (s. d.) 1886 aus Privatmitteln unternommenen Sammelwerkes »Monumenta Germaniae paedagogica« (Schulordnungen, Schulbücher, theoretische Werke und Aufsätze, Urkunden, Autobiographien, Schulkomödien, Schulreden 2c.). Erschienen sind bisher 25 Bände: »Braunschweigische Schulordnungen« (hrsg. von Koldewey, 2 Bde.); »Ratio studiorum et institutiones scholasticae societatis Jesu« (Pachtler, 4 Bde.); »Siebenbürgisch-sächsische Schulordnungen« (Teutsch, 2 Bde.); »Geschichte des Militärerziehungs- und Bildungswesens« (Poten, 5 Bde.); »Geschichte des mathematischen Unterrichts im Mittelalter« (S. Günther); »Katechismen der Böhmischen Brüder« (J. Müller); »Philipp Melanchthon als praeceptor Germaniae« (Hartfelder); »Erziehung der bayrischen Wittelsbacher« (Schmidt, 2 Bde.); »Doktrinale des Alexander de Villadei« (Reichling); »Die evangelischen Katechismusversuche vor Luthers Enchiridion« (Cohrs, 4 Bde.); »Die Badischen Schulordnungen« (Brunner, Bd. 1); »Pestalozzi-Bibliographie« (Israel, Bd. 1). Die Gesellschaft gibt außerdem seit 1891 »Mitteilungen« (4 Hefte im Jahre unter Redaktion von Kehrbach) heraus. Sie bezieht seit 1899 einen jährlichen Reichszuschuß von 300,00 Mk. In ihrem Auftrag bearbeitet Kehrbach das bibliographische Verzeichnis: »Das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge« (Berl., seit 1898). In verschiedenen Ländern und Provinzen Deutschlands, auch in Österreich und der Schweiz, bestehen 14 Zweigvereine und eine Anzahl von Ortsgruppen der Gesellschaft.

Deutsche evangelische (auch Eisenacher) **Kirchenkonferenz,** eine periodische Konferenz von Abgeordneten deutsch-evangelischer oberster Kirchenbehörden mit dem Zweck, »auf Grundlage des Bekenntnisses wichtigere Fragen des kirchlichen Lebens in freiem Austausch zu besprechen und unbeschadet der Selbständigkeit jeder einzelnen Landeskirche ein Band ihres Zusammengehörens darzustellen und die einheitliche Entwickelung ihrer Zustände zu fördern«. Berlin und Stuttgart gaben durch die Theologen Snethlage und Grüneisen 1845 die erste Anregung, und schon 1846 trat die erste, jedoch erfolglose Konferenz von 30 Abgeordneten der meisten obersten Kirchenbehörden des evangelischen Deutschland in Berlin zusammen. Auf Grundlage eines zu Frankfurt a. M. im Juni 1851 entworfenen Programms verfaßten während des Elberfelder Kirchentags 1851 zwölf Mitglieder deutsch-evangelischer Kirchenbehörden bezüglich der Realisierung des Projekts geeignete Vorlagen, die von fast sämtlichen Kirchenregimentern gebilligt wurden. Demgemäß trat im Juni 1852 in Eisenach die deutsche evangelisch-kirchliche Konferenz zusammen und ward das »Allgemeine Kirchenblatt für das evangelische Deutschland« unter der Redaktion des Prälaten v. Moser gegründet, der die Verhandlungen der Konferenz veröffentlicht. Die evangelische Kirche Österreichs beteiligte sich auch noch nach 1866. Die Verhandlungen der seit 1854 alle zwei Jahre tagenden Konferenz haben sich auf alle Fragen der Kirchenleitung erstreckt. Daher ist die Konferenz über ihre

ursprünglich lediglich beratende Stellung immer mehr hinausgewachsen. In jüngster Zeit (seit 1900) hat sie besonders die Frage eines engern Zusammenschlusses der evangelischen Landeskirchen energisch aufgenommen. Einen ständigen Ausschuß besitzt sie seit 1900. Dieser wurde 1903 auf 15 Mitglieder (Altpreußen 3, Neupreußen 2, Bayern 1, Sachsen 1, Württemberg 1, die übrigen Kirchenregierungen 7) erweitert und heißt Deutscher evangelischer Kirchenausschuß. Er soll die Konferenz in Förderung einer einheitlichen Entwickelung der Landeskirchen unterstützen und gemeinsame evangelisch-kirchliche Interessen (besonders gegen andre Konfessionen und im Auslande) wahrnehmen. Sitz des Ausschusses ist der Wohnort seines (gewählten) Vorsitzenden. Die Geschäfte der Konferenz leitet zurzeit Oberkonsistorialrat D. Braun in Berlin. Vgl. Braun, Zur Frage der engern Vereinigung der deutschen evangelischen Landeskirchen (Berl. 1902).

Deutsche Farben. Die alte deutsche Reichssturmfahne bestand aus einem goldenen Banner mit einem schwarzen Adler im Felde, der des Kaisers Hauswappen auf der Brust trug; sie wurde an roter Stange mit silberner Spitze getragen und bestand bis zum Ausgang des Mittelalters. Als Reichsfarben galten nach ihr Schwarz und Gelb (Gold). Erst die aus der patriotischen Begeisterung der Befreiungskriege hervorgegangene deutsche Burschenschaft wählte 1815 die Trikolore »Schwarz-Rot-Gold« als Symbol des deutschen Vaterlandes zu ihrem Abzeichen. Ob bei dieser Wahl nur der zufällige Geschmack eines patriotisch begeisterten Mädchens (Amalie Nitschke), die der Studentenschaft Jenas die erste schwarz-rot-goldene Fahne verehrte, oder das alte Reichsbanner, dessen goldenes Feld häufig auch von einem roten Streifen durchzogen war, den Ausschlag gegeben, ist streitig. Die bald eintretende Verfolgung der Burschenschaften erstreckte sich auch auf ihr Abzeichen, und ein Bundesbeschluß vom 5. Juli 1832 verbot das Tragen von Bändern, Kokarden ꝛc. in diesen Farben. Gerade die Bedeutung, die sie hierdurch erlangten, bewirkte, daß die liberalen deutschen Patrioten Schwarz-Rot-Gold als die Nationalfarben anerkannten, und verhalf ihnen in der Bewegung von 1848 zum Sieg. Am 9. März d. J. wurde durch Bundesbeschluß der zweiköpfige Reichsadler mit der Aufschrift »Deutscher Bund« als Bundeswappen angenommen und gleichzeitig damit die Farben Schwarz-Rot-Gold zu Farben des Deutschen Bundes erhoben. Jedoch mit Reaktivierung des Deutschen Bundes fand diese Glanzperiode der deutschen Farben bereits ihr Ende, und in verschiedenen Staaten verfiel ihr Tragen von neuem der polizeilichen Verfolgung. Erst bei Wiederbeginn der nationalen Bewegung wurde die »deutsche Trikolore« von neuem zum Nationalsymbol erhoben, und während des Frankfurter Fürstentages 1863 wehte sie über dem Sitz der Bundesversammlung. 1866 wurden sie dann offiziell von den Bundesregierungen, die sich gegen Preußen erklärt hatten, als gemeinsames Zeichen anerkannt, und das 8. deutsche Armeekorps, die »deutsche Reichsarmee«, trug im Kriege gegen Preußen als Feldzeichen eine schwarz-rot-goldene Armbinde. Als die preußenfeindliche Partei in Deutschland unterlag, ward bei der Gründung des Norddeutschen Bundes die Trikolore »Schwarz-Weiß-Rot«, die beiden ersten Farben mit Rücksicht auf die Landesfarben Preußens, die letzte nach der Erklärung Bismarcks mit Rücksicht auf die Farben Kurbrandenburgs (rot und weiß) zum offiziellen Banner des Bundes bestimmt und ging von ihm 1871 auf das neue Deutsche Reich über. — Schwarz-Rot-Gold (Gelb) ist Landesfarbe der reußischen Fürstentümer, Schwarz-Gold-Rot die des Königreichs Belgien. Vgl. Fürst Hohenlohe, Die deutschen Farben Schwarz-Gold-Rot (Stuttg. 1866); Hildebrandt, Wappen und Banner des Deutschen Reiches (Berl. 1870); Pallmann, Zur Geschichte der deutschen Fahne und ihrer Farben (das. 1871); »Die Kaiserfarben« (Wiesbad. 1871).

Deutsche Flagge, s. Deutschland, S. 799 (mit Tafel).

Deutsche Flagge, Pflanze, s. Donia.

Deutsche Fortschrittspartei, s. Deutsche freisinnige Partei und Fortschrittspartei.

Deutsche freisinnige Partei, die am 5. März 1884 durch die Verschmelzung (Fusion) der deutschen Fortschrittspartei (s. d.) und der Liberalen Vereinigung (Sezessionisten) des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses begründete Partei in Deutschland. Das 1884er Programm forderte zur Befestigung der nationalen Einigung Deutschlands in Treue gegen den Kaiser und auf dem verfassungsmäßigen Boden des Bundesstaates namentlich: ein verantwortliches Reichsministerium, einjährige Finanzperioden, geheimes und allgemeines direktes Wahlrecht, Wahl- und Redefreiheit, Religionsfreiheit, Hebung der arbeitenden Klassen, ebenso Bekämpfung des Staatssozialismus, der Fesselung des Erwerbs- und Verkehrslebens, der Monopole sowie der Zoll- und Wirtschaftspolitik im Dienst von Sonderinteressen. Weiter wurden verlangt volle Durchführung der allgemeinen Dienstpflicht bei möglichster Abkürzung der Dienstzeit und Feststellung der Friedenspräsenzstärke innerhalb jeder Legislaturperiode. Die neue Partei (67 Mitglieder) bildete ein Zentralkomitee unter dem Vorsitz des Abgeordneten v. Stauffenberg; an die Spitze des geschäftsführenden Ausschusses trat Eugen Richter. Die Partei zählte seit 1890 im Reichstag 66, im preußischen Landtag 29 Mitglieder. Als sich bei der Beratung der neuen Militärvorlage im Reichstag 1893 (s. Huene) 19 ehemalige Sezessionisten einer Verständigung mit der Regierung geneigt zeigten, wurden sie 6. Mai von den übrigen 48 Mitgliedern ausgeschlossen, die sich unter Richters Führung »Freisinnige Volkspartei« (s. d.) nannten, während die Gemäßigten die »Freisinnige Vereinigung« bildeten. Beide Fraktionen erlitten bei den Neuwahlen 1893 und 1898 für den Reichstag und den Landtag große Verluste. In den Wahlen vom 16. Juni 1903 vermochten beide keinen einzigen Sitz sofort zu erobern; erst die Stichwahlen vom 25. Juni verschafften ihnen 21 + 9 Plätze. Vgl. Karte »Reichstagswahlen«.

Deutsche Gasglühlicht-Aktiengesellschaft in Berlin, errichtet 1892 mit einem Kapital von 1,300,000 Mk., das nach und nach auf 1,737,000 Mk. erhöht worden ist; Gegenstand des Unternehmens ist die Verwertung der Auer v. Welsbachschen Gasglühlichtpatente sowie die Erwerbung und Verwertung ähnlicher Patente und Lizenzen, ferner die Fabrikation und Veräußerung von Beleuchtungsgegenständen, die Erwerbung, Pachtung von entsprechenden Anlagen ꝛc. Die Gesellschaft übernahm bei ihrer Gründung die Glühlichtgesellschaft Selten u. Komp., Berlin, gegen 334,473 Mk.; ferner wurde eine Anzahl von Rechten übernommen, die mit der Ausbeutung der Auerschen Erfindung zusammenhingen und wofür eine Million Aktien der Gesellschaft gewährt wurden. Die Auersche Erfindung (Glühstrumpf) war vom 23. Sept. 1885 ab auf 15 Jahre in Deutschland patentiert worden. Die zur Verteilung gebrachten

Dividenden betrugen 1892/93—1897/98: 65, 130, 130, 100, 80, 60 Proz., im Durchschnitt mithin 94⅙ Proz. Dividende für das Jahr. Die Aktien wurden an der Berliner Börse 1893 eingeführt zu 310 Proz. 1895 stand der Kurs 1000 Proz., 1898 notierte er wieder 440 Proz. Die finanziellen Erfolge der Gesellschaft riefen die Konkurrenz auf den Plan, die Folge war ein Heer von Patentprozessen, die jedoch in zweiter und letzter Instanz zu ungunsten der Gesellschaft entschieden wurden, und zwar weil, wie das Reichsgericht feststellte, diese auf dem Beleuchtungsgebiet vielleicht bedeutendste Erfindung der Neuzeit infolge eines Irrtums des Patentamts ungeschützt blieb. Die Aktiven der Gesellschaft setzten sich Ende Juni 1898 zusammen aus 2,1 Mill. Mk. Bankierguthaben und 1,5 Mill. Mk. Debitoren, Rohmaterial, Effekten. Außer dem Aktienkapital und 10 Proz. Reserven waren ¼ Million Kreditoren vorhanden. Die Patente sind vollständig abgeschrieben und stehen mit 1 Mk. zu Buche. In den folgenden Jahren betrugen die Dividenden 28, 33, 28 und 7 Proz. 1901 erwarb die Gesellschaft die Auer v. Welsbachschen Patente auf eine Osmiumglühlampe.

Deutsche Gesellschaften, patriotische Vereine im Rheinland, die sich 1814 auf Anregung E. M. Arndts bildeten, aber durch die Demagogenverfolgung (s. Demagog) unterdrückt wurden. Vgl. Meinecke, Die deutschen Gesellschaften und der Hoffmannsche Bund (Stuttg. 1891). S. auch Sprachgesellschaften.

Deutsche Gesellschaft für die wissenschaftliche Erforschung Anatoliens, eine am 9. Aug. 1902 in Berlin gegründete Vereinigung, die sich die Aufgabe gestellt hat, Ausgrabungen an geeigneten Stellen vorzunehmen, ohne dabei jedoch in die Tätigkeitsgebiete andrer Gesellschaften, insbes. der Deutschen Orientgesellschaft (s. d.), einzugreifen. Auch will die Gesellschaft mit der Direktion der Anatolischen Bahn durch einen von der Gesellschaft entsandten Archäologen in Verbindung treten, damit bei dem Bahnbau von Konia bis Eregli etwa aufgedeckte archäologische Denkmäler sofort untersucht und gesichert werden können. Vorsitzender ist Waldemar Belck in Frankfurt a. M.

Deutsche Gesellschaft zur Beförderung rationeller Malverfahren, ein 1886 in München von Malern und Chemikern gegründeter Verein, der sich die Prüfung alter und neuer Malverfahren und der in den Handel gebrachten Malmittel auf ihre Zusammensetzung und Haltbarkeit zur Aufgabe gestellt hat, um auf diesem Wege der Maltechnik eine sichere Grundlage zu schaffen, welche die danach ausgeführten Bilder vor Entstellungen durch Zersetzungen ungeeigneter Bestandteile und vor vorzeitigem Untergang schützt. Vorsitzender der Gesellschaft ist der Maler Lenbach, Sekretär der Chemiker Keim in Grünwald bei München. Die Ergebnisse der Arbeiten der Gesellschaft werden in den »Technischen Mitteilungen für Malerei« (Leipz., seit 1884) veröffentlicht.

Deutsche Handwerker- und Gewerbepartei, s. Handwerkertage.

Deutsche Karten, s. Spielkarten.

Deutsche Kolonialgesellschaft, s. Kolonialvereine.

Deutsche Kolonien, s. Deutschland, S. 799.

Deutsche Konsulate, s. Konsulate (Textbeilage).

Deutsche Kunst, s. die Artikel »Architektur«, »Bildhauerkunst« und »Malerei«.

Deutsche Legion, s. Fremdenlegion.

Deutsche Levante-Linie, s. Dampfschiffahrt (Textbeilage, S. I, 8).

Deutsche Literatur, im weitesten Sinn der Inbegriff der gesamten Schriftwerke des deutschen Volkes, insofern sie Geistesprodukte von bleibender und nachwirkender Bedeutung und dadurch Gegenstand fortgesetzten Anteils sind oder doch einen bestimmten geschichtlichen Wert für gewisse Perioden und Kulturentwickelungen gehabt haben. In der Regel unterscheidet man die deutsche Nationalliteratur von der wissenschaftlichen (gelehrten) Literatur der verschiedensten Gebiete.

A. Nationalliteratur.

Der Begriff der Nationalliteratur kann mit einer gewissen Willkür bald verengert, bald erweitert werden; immer aber bleibt es unzweifelhaft, daß die poetischen Schöpfungen im Mittelpunkte der Nationalliteratur stehen und deren wichtigsten Teil bilden. Die Werke der deutschen Literatur sind in verhängnisvollen Zeiten das einzige nationale Besitztum gewesen, und jeder Rückblick auf das Werden und Wachsen, Blühen und Welken, Streben und Irren in den Werken der Dichtung erschließt ein mächtiges Stück deutscher Geschichte und deutscher Eigenart.

Spuren deutscher Dichtung und Sage in vorliterarischer Zeit.

Lange vor den ältesten schriftlichen Denkmälern haben die Germanen eine mündlich überlieferte Poesie besessen. Rückschlüsse aus den Dichtungen späterer Perioden, vergleichende Literaturbetrachtung, die Angaben antiker Schriftsteller und altkirchlicher Quellen lassen Inhalt und Form dieser vorgeschichtlichen germanischen Poesie noch ungefähr erkennen. Sie stand mit dem heidnischen Kultus in engem Zusammenhang. Zaubersprüche, die nahe Beziehungen zu den überlieferungen verwandter Völker zeigen, verbanden altüberlieferte Segensformeln mit knappen mythologischen Eingängen (s. Merseburger Zaubersprüche). Während sie und verwandte Gattungen den Einzelvortrag voraussetzen, wurden Hymnen zu Ehren eines Gottes oder eines Helden beim Umzug um den Opferaltar, um die Leiche oder das Grab des Helden, auch beim Auszug zum Kampfe vom Chor gesungen und mit taktmäßigen Bewegungen begleitet; laikas (altu. mittelhochdeutsch leich) war die gemeingermanische Benennung für diese chorische Poesie. Uralte Lieder, in denen die Germanen vom Ursprung des Menschengeschlechts und ihrer Nation sangen, erwähnt Tacitus, und er vergleicht sie nationalgeschichtlicher Überlieferung; daß aber auch das Andenken historischer Helden in der Dichtung bei den Deutschen fortlebte, bezeugt seine Nachricht von Liedern auf Arminius, die noch lange nach dessen Tod erklangen. So pflanzte sich auch bei den Goten die Erinnerung an ihre ältesten Wanderungen im Liede fort. Vor allem aber gaben seit dem Einbruch der Hunnen jene gewaltigen Kämpfe der großen Völkerwanderung, in denen die Germanen das römische Weltreich zertrümmerten, der epischen Dichtung einen reichen Stoff, der, vermischt mit alten mythischen Traditionen, das ganze Mittelalter hindurch den Hauptbestand deutscher Nationalepik gebildet hat. Der Untergang des Ostgotenkönigs Ermanrich, der zuerst dem Ansturm der Hunnen erlag, die mit rheinischen Traditionen vom mythischen Helden Siegfried in Verbindung gebrachten Schicksale des mittelrheinischen Burgunderreiches und seines Königs Gunther, Attilas mörderische Kämpfe und sein Tod wurden in Liedern besungen, deren Inhalt auch im skandinavischen Norden Eingang fand und dort in den Gedichten der »Edda« eigenartig gestaltet wurde.

In Deutschland traten ihnen vor allem die poetischen Überlieferungen vom Ostgotenkönig Theoderich zur Seite, ja die epische Tradition der Ostgoten wurde in Süddeutschland maßgebend; Dietrich (d. h. Theodorich) von Bern (d. h. Verona) wurde hier als Lieblingsheld in den Mittelpunkt der nationalen Epik gerückt, alle jene andern epischen Stoffe wurden mit ihm in Verbindung gesetzt, und gotische Auffassung spiegelt sich noch in ihrer mittelhochdeutschen Gestaltung wider.

Neben den altnordischen und mittelhochdeutschen Dichtungen geben auch mancherlei Erzählungen der ältern Historiker, wie vor allem des Langobarden Paulus Diaconus, Zeugnis von der Fortpflanzung episch ausgestalteter Erinnerungen aus der Völkerwanderung bei den verschiedenen deutschen Stämmen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in der vorliterarischen Periode das deutsche Heldenlied eine sehr reiche und mannigfaltige Ausbildung erhalten hat.

Die dichterische Form aller dieser altgermanischen Dichtungen, der Sprüche wie der Leiche und der epischen Lieder, ist die alliterierende Verszeile gewesen (vgl. Deutsche Verskunst). Sie ist zugleich mit bestimmten poetischen Stilmitteln und einem bedeutenden Formelschatz der Folgezeit überliefert worden.

I. Zeitraum

von 750 bis um 1180. Die deutsche Literatur unter Führung der Geistlichkeit. 1) Die Karolingerzeit.

Während unter den Goten bereits im 4. Jahrh. mit der Einführung des Christentums auch zugleich eine christliche Literatur in der Nationalsprache durch Ulfilas (s. d.) begründet wurde, begann die allmähliche Christianisierung Deutschlands erst um die Mitte des 8. Jahrh. für die deutsche Nationalliteratur Früchte zu tragen. Waren es unter Ulfilas' Balkangoten naturgemäß griechische Kulturelemente, die mit der christlichen Mission arianischen Bekenntnisses Eingang fanden und die Anfänge gotischen Schrifttums beeinflußten, so war in Deutschland die unzertrennliche Begleiterin des Christentums die lateinische Bildung, seit die fränkischen Könige Vorfechter des römisch-christlichen Glaubens geworden, seit die angelsächsische Mission durch Bonifatius mit der Eingliederung der deutschen Kirche in die römische Hierarchie ihren Abschluß gefunden und seit Karl d. Gr. die römische Kirche und die christlich-lateinische Schule in seinem Reich organisiert, das römische Imperium mit dem fränkischen Königtum vereint hatte. Lateinisch wurde in Deutschland wie in ganz Westeuropa die Sprache der Kirche, der Wissenschaft, der Geschichtschreibung, lateinisch die Sprache der amtlichen Schriftstücke aller weltlichen Behörden, lateinisch alle Schulbildung, und eine reich ausgebildete lateinische Poesie geistlichen und weltlichen Inhalts hat seit der Neubelebung der Studien unter Karl d. Gr. das ganze Mittelalter hindurch auch in Deutschland bestanden. Naturgemäß war es in Deutschland auch die lateinische Schrift, die von den Geistlichen statt der heidnischen, nur für das Einritzen in Metall und Holz benutzten Runenschrift angewendet wurde, um deutsche Rede auf dem Pergament festzuhalten. Erst durch die Möglichkeit, in lateinischer Schrift deutsche Rede zu fixieren, wurde eine d. L. im eigentlichen Sinne begründet. Der Vermittelung lateinischer Sprache und Literatur aber dienten wiederum die ersten derartigen Aufzeichnungen. In lateinischen Texten wurden einzelnen oder auch allen Wörtern die deutschen in der genau entsprechenden grammatischen Form übergeschrieben, so entstanden deutsche Interlinearglossen und Interlinearversionen; auch lateinischen Wörtersammlungen, die man in alphabetischer Anordnung aus geistlichen und weltlichen Schriften zusammengestellt hatte, wurden die deutschen Bedeutungen beigefügt, oder sachlich geordnete Wörterverzeichnisse wurden in entsprechender Weise mit deutschen Erklärungen versehen, so daß man alphabetische oder systematische lateinisch-deutsche Glossare erhielt; hierher gehören das sogen. »Hrabanische« und »Keronische Glossar«, der »Vocabularius Sancti Galli« und andre Denkmäler des 8. und 9. Jahrh. Dienten diese Bemühungen wesentlich den gelehrten Studien, so riefen die Bedürfnisse der Laien die ersten zusammenhängenden Übersetzungen hervor, und zwar waren es die ernsthaften Bestrebungen Karls d. Gr., die Laien mit dem Inhalte des christlichen Bekenntnisses vertraut zu machen, die zunächst zur Übertragung katechetischer Stücke, wie der Taufformel, des Vaterunsers, des apostolischen und athanasianischen Glaubensbekenntnisses, führten. Umfänglichere Übersetzungen, wie die des »Evangelium Matthäi«, der apologetischen Schrift des Isidorus von Sevilla »De fide catholica« u. a., folgten, zu einer Sammlung vereint, gleichfalls schon zur Zeit Karls und wohl nicht ohne seine Anregung; namentlich die Isidorübersetzung zeigt die deutsche Prosa schon auf einer hohen Stufe der Ausbildung. Nicht nur die christlichen, auch nationale Interessen leiteten Karl d. Gr. bei seinen Bemühungen um eine d. L. Er beschäftigte sich mit der Grammatik seiner Muttersprache und ließ auch die alten, bis dahin nur mündlich überlieferten deutschen Heldenlieder nach dem Zeugnis seines Biographen Einhard schriftlich aufzeichnen. Von seiner Sammlung hat sich nichts erhalten, aber das bedeutende Bruchstück des »Hildebrandsliedes«, das gleichfalls damals niedergeschrieben wurde, kann uns einen Begriff von dem Charakter der epischen Überlieferungen jenes Zeitalters geben. Freilich ist es nur ein geringes und dürftiges Überbleibsel gegenüber der Fülle alter Heldenpoesie, die damals noch in Umlauf war. Die alleinigen Pfleger des Schrifttums, die Geistlichen, hatten an ihrer Aufzeichnung kein Interesse. Von Wert wurde für sie die deutsche Dichtung nur, insoweit auch sie als Mittel zur Ausbreitung und Festigung des christlichen Glaubens verwendet werden konnte. So entstand eine Reihe geistlicher Gedichte in deutscher Sprache und in den altvertrauten Vers- und Stilformen der Alliterationspoesie; noch zu Karls Zeiten das kurze »Wessobrunner Gebet«, unter Ludwig dem Frommen und auf seine Veranlassung der »Heliand« und die altsächsische »Genesis«, unter Ludwig dem Deutschen das »Muspilli«, das von dem Schicksal der Seele nach dem Tod und den letzten Dingen handelt. Bald aber verließen die geistlichen Poeten die alten Traditionen der alliterierenden Dichtung, um sich der neuen, aus der lateinisch-romanischen Poesie stammenden Form des mit gleichmäßigerm Versbau und strophischer Gliederung verbundenen Endreims zuzuwenden. Dem aus der Fülle altepischer Überlieferung schöpfenden volkstümlichen »Heliand« stellt Otfried von Weißenburg (um 860) sein von Gelehrsamkeit triefendes »Evangelienbuch« in regelmäßigen Reimversen und Strophen gegenüber. Einige kleinere geistliche Reimgedichte schließen sich an, unter denen das »Ludwigslied«, das Lobgedicht eines Geistlichen auf den Sieg Ludwigs von Westfranken über die Normannen vom Jahr 881, durch seine lebhafte Auffassung und seine frische energische Darstellung poetisch den ersten Rang einnimmt.

2) Vom Anfang des 10. bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts.

In diesem Zeitraum tritt die deutsche Dichtung aus der literarischen Überlieferung wieder vollständig zurück. Zwar wissen wir, daß auch jetzt das nationale Heldenlied nicht ausstarb, wir wissen auch, daß von den fahrenden Leuten, die an den Höfen durch allerlei Unterhaltungskünste ihren Erwerb suchten, den Spielleuten, manche witzigen Improvisationen, Scherzsprüche, Spott- und Lobgesänge, Lieder auf historische Ereignisse, ähnlich dem Ludwigslied, ausgingen und von Mund zu Mund verbreitet wurden. Aber der Aufzeichnung hielt man solche Dinge nicht für wert, und die geistliche Dichtung in deutscher Sprache scheint in diesem Zeitraum ganz außer Übung gekommen zu sein. Dagegen wurde die lateinische Poesie in den Klöstern und auch an den Höfen um so eifriger gepflegt und nach Form und Inhalt beträchtlich bereichert. Besonders zeichnete sich das Kloster St. Gallen aus, wo zugleich mit der Vervollkommnung des kirchlichen Kunstgesanges eine neue metrische Form, die in Verse und Strophen wechselnden Umfanges gegliederte Sequenz, für Deutschland gewonnen wurde. Hier entwickelte sich mit der Ausbildung der liturgischen Festresponsorien, wie in ihrer Verbindung mit symbolischen Handlungen, der erste Keim des geistlichen Dramas. Hier wurde auch (um 930) in dem »Waltharius manufortis« des Eckehart zum erstenmal eine deutsche Heldensage in lateinischen Hexametern besungen, während ein lothringischer Mönch in der »Ecbasis captivi« (um 940) das erste Tierepos schuf und in der ersten Hälfte des 11. Jahrh. im Kloster Tegernsee das Gedicht von »Ruodlieb« als erster Ritterroman verfaßt wurde. Alle diese Dichtungsgattungen treten uns in einer spätern Periode auch in deutscher Sprache entgegen, ebenso wie die Schwänke, Novellen und Gelegenheitsgedichte, die jetzt in der Form lateinischer Sequenzen oder Lieder auch an den Höfen der Könige und der Vornehmen vorgetragen wurden. Dagegen blieb es ein ganz vereinzelter, außerhalb des Stromes literarhistorischer Entwickelung liegender Versuch, wenn die Gandersheimer Nonne Hrotsvith durch die Verarbeitung christlicher Legenden zu lateinischen Prosadramen einen christlichen Terenz schaffen wollte.

In deutscher Sprache ist uns aus diesem ganzen Zeitraum fast ausschließlich prosaische Literatur überliefert, und auch sie erst seit dem Ausgang des 10. Jahrh., wo, wiederum in St. Gallen, Notker Labeo oder Teutonicus (gest. 1022) für die Zwecke seiner Klosterschule eine bedeutende Anzahl umfänglicher Übersetzungen und Erklärungen biblischer und philosophischer Schriften schuf. Seinen Bahnen folgte um 1060 der Abt Williram von Ebersberg mit einer deutschen »Paraphrase des Hohenliedes«.

3) Von der Mitte des 11. Jahrhunderts bis um 1180.

Erst seit den 60er Jahren des 11. Jahrh. erblühte auch wieder eine geistliche Dichtung in deutscher Sprache. Völlig außer Beziehung mit den christlichen Gedichten der Karolingerzeit, ist sie die Neuschöpfung eines Zeitalters, in dem durch die Einführung der von Clugny ausgegangenen Klosterreform asketische Anschauungen in die weitesten Kreise getragen und durch die siegreich aufstrebende Hierarchie die Unterwerfung alles weltlichen Lebens unter das geistliche gefordert wurde. Auch die Laien sollten ganz in diese Vorstellungswelt hineingezogen, alle ihre geistigen Bedürfnisse sollten durch die Kirche befriedigt, auch die deutsche Dichtung ausschließlich mit geistlichem Inhalt erfüllt werden. In Alemannien und in Österreich, am Niederrhein und in Ostfranken treten ziemlich gleichzeitig diese Bestrebungen hervor, welche die d. L. der nächsten hundert Jahre beherrschen. Die Bücher Mosis, die Geschichte der Judith, das Leben Jesu werden in Reime gebracht, der christliche Heilsplan wird von der Weltschöpfung und dem Sündenfall durch die Erlösungsgeschichte hindurch bis zum Ende der Dinge geführt, die Schrecken der Hölle, die Freuden des Himmels werden mit grellen Farben geschildert und Teile der kirchlichen Liturgie werden zur Unterlage umfänglicher Lehrgedichte. Selbst die Künsteleien symbolischer Bibelauslegung und scholastischer Spekulationen müssen für die deutsche Dichtung herhalten. Eine reichhaltige Sammlung solcher Gedichte vereinigten im 12. Jahrh. vor allem eine Handschrift des Stiftes Vorau in Steiermark (hrsg. von Diemer in den »Deutschen Gedichten des 11. und 12. Jahrhunderts«, Wien 1849) und eine des Klosters Milstatt in Kärnten (hrsg. von Karajan in den »Deutschen Sprachdenkmalen des 12. Jahrhunderts«, 1846; von Diemer in: »Milstätter Genesis und Exodus«, Wien 1862). Auch die christliche Legende bietet jetzt der Dichtung reichen Stoff, und von dem rheinischen »Annolied« (Ende des 11. Jahrh.) bis zu der mehr legendarischen als historischen »Kaiserchronik« (um 1152) und bis zum »Marienleben« des Priesters Wernher (1172) ist sie in mancherlei Beispielen vertreten. Durch diese ganze geistliche Poesie klingt als das Leitmotiv immer wieder das memento mori hindurch, das schon ein alemannischer Dichter um 1060 zum besondern Gegenstand einer eindringlichen Mahnung machte, und das hundert Jahre später Heinrich von Melk in einer grimmigen Satire allen Ständen mit erschütternder Beredsamkeit predigte. Aber das Leben verlangte sein Recht. Mit so feindlichen Ausfällen diese geistlichen Poeten auch die weltliche Dichtung ihrer Zeit, die Heldenepik, verfolgten, für die poetische Form und Darstellung haben sie doch deren Traditionen benutzt, und mancher suchte auch in der unterhaltenden Ausführung seines frommen Gegenstandes mit ihr zu konkurrieren. Ja, im 12. Jahrh. waren es Geistliche, die zuerst fremdländische Unterhaltungsstoffe in die deutsche Dichtung einführten. Um 1130 bearbeitete der Pfaffe Lamprecht ein französisches Gedicht von den sagenhaft ausgestalteten Taten »Alexanders d. Gr.«, und ziemlich gleichzeitig dichtete der Priester Konrad das französische »Rolandslied« ins Deutsche um. Dem Interesse an den Wundern des Orients und an den Glaubenskämpfen gegen die Heiden, das besonders durch den ersten Kreuzzug im ganzen Abendland angeregt war, kamen beide Gedichte entgegen und ließen es an frommer Verbrämung ihres Stoffes nicht fehlen. Ihre literarhistorische Bedeutung aber liegt vor allem darin, daß sie der französischen Unterhaltungsliteratur den Weg nach Deutschland öffneten und der deutschen Literatur die ersten umfänglichen Lesespen zuführten. Es war gewiß dieser Anregung zu danken, wenn jetzt der Inhalt alter einheimischer Lieder vom »König Rother« und vom »Herzog Ernst« durch Anfügung von Heidenkämpfen und orientalischen Wunderdingen zu Lesespen erweitert und so zur Niederschrift gebracht wurden: der »Rother« (um 1150) war seit dem alten Hildebrandslied wieder das erste Beispiel eines schriftlich überlieferten Gedichtes aus dem Kreis der deutschen Heldensagen. Besonders der zweite Kreuzzug, an dem die deutsche Ritterschaft sich zuerst unter Führung des Kaisers beteiligte, hat derartige Stoffe auch dem Tagesinteresse nahe ge-

bracht. Er hat aber auch den ritterlichen Taten und dem ritterlichen Leben eine höhere Weihe verliehen und wesentlich dazu beigetragen, ein ritterliches Standesideal zu entwickeln, das auch in der Dichtung Ausdruck suchte. Mächtig wuchsen unter Friedrich Barbarossas tatenreicher Regierung Ansehen und Ansprüche des Rittertums; ritterliche Interessen und Anschauungen drängten sich mehr und mehr in der Literatur hervor, und während die geistlichen Dichter Weltflucht und Entsagung predigten, verherrlichten ritterliche Mären tätiges Heldentum und ritterliche Lieder die Frauenminne. In derselben Zeit und in derselben Gegend, wo Heinrich von Melk in seiner Satire auch gegen den ritterlichen Minnegesang eiferte, dichtete der erste Minnesinger, dessen Namen wir kennen, der von Kürenberg, seine Lieder, und einige andre Strophen, wie die des Burggrafen von Regensburg und manche des Dietmar von Eist, teilen in der schlichten Naturwahrheit wie in der Einfachheit der Form mit den Kürenbergschen Strophen die charakteristischen Merkmale dieser ältesten, aus der volkstümlichen Gelegenheitspoesie herauswachsenden ritterlichen Liebeslyrik. Versmaß und Stil dieser Liedchen stehen der epischen Dichtung ganz nahe, die Reimkunst ist, wie in der poetischen Literatur dieser ganzen Periode, noch unvollkommen. In den Gedichten aller Gattungen ist Reinheit des Reimes noch keineswegs Gesetz. Beim Wiederaufleben der geistlichen Dichtung in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. war der Versbau weit weniger geregelt als in den Reimgedichten der Karolingerzeit, und die unvollkommensten Assonanzen genügten zur Bindung der ohne strophische Gliederung in wechselnden Abschnitten aneinander gereihten Verspaare. Allmählich wurden diese Freiheiten im Laufe des 12. Jahrh. eingeschränkt, ohne daß doch zunächst eine strenge metrische Regel erreicht worden wäre.

II. Zeitraum

von 1180 bis um 1300. Blüte der mittelhochdeutschen Dichtung unter Führung des Ritterstandes.

Mit der Glanzzeit des Rittertums fällt auch die volle künstlerische Ausbildung der mittelalterlichen Dichtung in deutscher Sprache zusammen. Die reiche und prächtige Ausgestaltung höfischen ritterlichen Lebens und Treibens, die Verfeinerung der Lebensformen, das Hervortreten der Frau in der höfischen Geselligkeit und das gesteigerte Bedürfnis nach anmutiger Unterhaltung förderte mächtig die Ausbreitung wie die Bereicherung und kunstmäßige Vervollkommnung der Dichtung des Ritterstandes. Erzählungsstoffe, in denen der äußere Glanz und die Ideale des Rittertums weit über die Wirklichkeit hinaus gesteigert erschienen, fanden Eingang. In zierlicher Darstellung, mit eindringlicher Beobachtung und Erörterung der seelischen Vorgänge wurden sie behandelt. Reicher stilistischer Schmuck wurde darüber hingebreitet, und Vers- und Reimkunst wurden zu voller Reinheit und zu gefälligem Wohllaut durchgebildet. Die lyrische Dichtung umspinnt das Empfindungsleben mit kunstvollem Gedankenspiel und entwickelt die metrischen Formen zu unübersehbarem Reichtum; die Lehrdichtung stellt weltliche Tugendideale neben die geistlichen und greift in die politischen Bewegungen und die sozialen Verhältnisse der Zeit ein. In der Ausbildung ritterlichen Lebens und Dichtens waren die Franzosen den Deutschen vorangegangen, und sie gaben ihnen für beides das maßgebende Vorbild. Von Frankreich entlehnte die höfische Epik ihre Vorlagen, an die sie sich oft auf das engste anschloß; von Frankreich nahm auch der höfische Stil der erzählenden wie der lyrischen Dichtung seinen Ausgang. Als Vater höfischer Erzählungskunst galt den spätern Dichtern Heinrich von Veldeke mit seiner um 1180 nach französischer Quelle gedichteten »Eneide«. Ihm folgte auf dem antiken Stoffgebiet Herbort von Fritzlar mit der Bearbeitung einer französischen Darstellung des »Trojanerkrieges«, Albrecht von Halberstadt mit einer Umdichtung von Ovids »Metamorphosen«, während die vollste Durchbildung der höfischen Kunstform und zugleich die Einführung der am meisten vom Geiste ritterlicher Romantik belebten Stoffe seit den 90er Jahren des 12. Jahrh. durch Hartmann von Aue erfolgte. Durch seinen »Erec« und seinen »Iwein«, beides Bearbeitungen von Dichtungen des Chrétien von Troyes, verpflanzte Hartmann den Arturroman nach Deutschland; im »Gregor« und »Armen Heinrich« schuf er die ritterliche Legende; Stil und Vers der höfischen Erzählung aber bildete er zu unerreichter Anmut und Gefälligkeit aus. In weit weniger flüssiger, mit originellen Bildern schwer beladener Darstellung gestaltete der tiefsinnigere Wolfram von Eschenbach um 1205 einen französischen »Parzival«, in dem sich die Artursage mit der Gralsage verband, zu einem gedankenvollen biographischen Roman aus, in dem er sich den Helden durch ein tatenreiches Leben voll Torheit und Irrung zur Vereinigung ritterlicher und geistlicher Vollkommenheit emporringen läßt. Ebenso verkörpert er auch in seinem »Willehalm« sein Ideal des christlichen Ritters. Der allbezwingenden Gewalt der Minne ist dagegen das Werk seines literarischen Gegners Gottfried von Straßburg gewidmet, die Erzählung von »Tristan und Isolde« (um 1210), deren Stoff, schon um 1180 von Eilhart von Oberge als Abenteuerroman behandelt, bei Gottfried von einem begeisterten Minnekultus durchwärmt, mit feinfühligen psychologischen Erörterungen durchwebt und mit allen rhetorischen und metrischen Reizen höfischer Kunst geschmückt wird. Doch führt Gottfrieds glattfließende Form auch schon zur Breite und zu virtuoser Spielerei. Hartmann, Wolfram und Gottfried bleiben für die Folgezeit die unerreichten Vorbilder höfischer Erzählungskunst. An die beiden ersten schließen sich vor allem die Dichter der Arturromane an. So zeigt sich der Einfluß von Hartmanns »Erec« schon in dem wenig später verfaßten »Lanzelet« des Schweizers Ulrich von Zatzikhoven und der Einfluß Hartmanns und Wolframs in dem gut erzählten »Wigalois« des Wirnt von Gravenberg. Spätere Dichter, die für ihre Erzählungen aus dem Arturkreise schon nicht mehr französische Vorlagen benutzen, sondern überlieferte Motive mit eigner Erfindung frei kombinieren, wie Heinrich von Türlin, der Stricker und der Pleier, pflegen nicht nur im Ausdruck, sondern auch im Inhalt ihrer Gedichte Anleihen bei Hartmann und Wolfram zu machen. Diejenigen aber, die Wolframs Erzählungen unmittelbar fortsetzen, gehen auch in der einseitigen Nachahmung Wolframscher Manier am weitesten, so Albrecht, der Wolframs Fragmente eines »Titurel« zur Unterlage eines großen Gralromanes machte, so die Verfasser des »Lohengrin« und Ulrich von Türlin, der Fortsetzer des von Wolfram nicht vollendeten »Willehalm«. Hartmanns Einwirkung erstreckt sich auf allen Gebieten der höfischen Erzählung am weitesten; ihm folgt auch um 1220 Konrad Fleck in der Erzählung der anmutigen Liebesgeschichte von »Flore und Blanchefleur«. Doch tritt ihm in Alemannien Gottfried von Straßburg als maßgebendes Vorbild zur Seite.

Diesem folgen vor allem Rudolf von Ems (gest. 1250/54) und Konrad von Würzburg (gest. 1287), der kunstvollste und formgewandteste unter den Epigonen. Beide pflegen neben dem außerhalb des Arturkreises liegenden ritterlichen Abenteuerroman einerseits die großen historischen Stoffe, anderseits die legendarische und novellistische Gattung und wirken mit ihrer sorgfältigen Technik wiederum auf spätere Dichter ein. Die kleinere Erzählung in Reimpaaren ist, seit schon der Stricker (um 1230) sie mit Glück gepflegt hatte, zahlreich vertreten, und neben die schwankartigen und novellistischen Stoffe wird ein Motiv aus dem wirklichen Leben im »Meier Helmbrecht« von Wernher dem Gartenäre gestellt. Eine poetische Selbstbiographie liefert Ulrich von Lichtenstein in seinem »Frauendienst«, der gegenüber der Darstellung eines verkommenen Raubrittertums im »Meier Helmbrecht« die ganze Phantastik abenteuernder Arturhelden in die Wirklichkeit versetzt.

Die reinen gefälligen Formen der höfischen Epik werden vorbildlich auch für Erzählungen, die nicht ausschließlich der Unterhaltung dienen, sondern wie die Reimchroniken zugleich belehren, oder wie die Legenden erbaulichen Zwecken dienen wollen. So zeigen z. B. noch im Anfang des 14. Jahrh. die große steierisch-österreichische Reimchronik Ottokars Anlehnung an Hartmanns »Iwein«, die großen zyklischen Legendenwerke, »Das Passional« und das »Leben der Altväter«, Einfluß des Rudolf von Ems. In Niederdeutschland werden freilich in solchen Werken die alten kunstlosen Formen noch festgehalten, sofern sie ganz in der heimischen Mundart gedichtet sind, wogegen die Nachahmer der höfischen Kunstpoesie, vor allem Romandichter wie Eilhart von Oberge und Bertold von Holle, mit den hochdeutschen Kunstformen auch mehr oder weniger hochdeutsche Sprachformen aufnehmen.

Während von Westen aus die höfische Epik mit ihren aus Frankreich entlehnten Stoffen und ihren von ebendorther beeinflußten Formen eindrang, bildete sich im äußersten Südosten, in den österreichischen Ländern, das mittelhochdeutsche Nationalepos aus, und die alten von der Völkerwanderung her von Mund zu Mund in Lied und Sage überlieferten einheimischen Stoffe hielten erst jetzt ihren Einzug in die d. L. In denselben Gegenden und in derselben Zeit, wo der Kürenberger seine Lieder sang, sind in derselben Strophenform auch Lieder von den Nibelungen erklungen. Sie wurden um 1200 zur modernern Form des ritterlichen Lesepos vereinigt, umgedichtet und erweitert, und so entstand das Nibelungenlied. Die Großartigkeit der alten sagenhaften Hauptmotive und Charaktere, die tragische Verkettung der Handlung und die treue poetische Wiedergabe altnationaler Anschauungen erhebt es zum bedeutendsten aller mittelalterlichen Epen. Versbau und Reim sind auch hier durchaus nach den strengen Anforderungen der Blütezeit geregelt, aber der weit schmucklosere und objektivere Stil unterscheidet sich sehr wesentlich von der Weise des höfischen Epos. Das »Nibelungenlied« wurde vorbildlich für die literarische Ausbildung der nationalepischen Traditionen überhaupt. Am Rhein, wo die höfischen Kreise ganz durch die romanisierende Richtung beherrscht wurden, dauerten noch die alten Überlieferungen nationalepischen Stiles in den Erzeugnissen niederer Spielmannspoesie, wie »Orendel« und »Salman und Morolf«, unberührt durch die moderne Kunst und vielfach ins Burleske gezogen, fort. Zunächst beherrschte in Österreich und Bayern der edlere Stil des Nibelungenliedes das nationale Epos, das auch meist gleich ihm die strophische Form den Reimpaaren vorzog. Doch dringt mit der Zeit auch in diese Dichtungen aus der nationalen Heldensage die kunstlosere, formelreichere und weniger ernsthafte Behandlungsweise der Spielmannsdichtung ein. Am nächsten steht dem Nibelungenlied an poetischem Gehalt wie im Stil die in einer Erweiterung der Nibelungenstrophe gedichtete »Gudrun«. Die Bruchstücke einer mittelhochdeutschen Bearbeitung derselben Sage, die Eckehart im »Waltharius manufortis« behandelt hatte, sind ihm in der Darstellungsweise wie in der Strophenform verwandt. Ganz hat sich dem Einfluß des Nibelungenliedes kaum eins der mittelhochdeutschen Epen aus der nationalen Heldensage entzogen. Ihren beliebtesten Gegenstand bildete die Sage von Dietrich von Bern. Die Kämpfe, die Dietrich im Verein mit Etzels Helden gegen Siegfried und König Gunthers Recken ausfocht, werden im »Biterolf« und im »Rosengarten«, seine Kriege in Oberitalien in »Alpharts Tod«, der »Rabenschlacht« und »Dietrichs Flucht«, seine Kämpfe mit Zwergen, Riesen und Drachen im »Laurin« und den Liedern von »Ecke«, »Goldemar«, »Sigenot« und »Virginal« besungen. Aus einer alten fränkischen Königssage, die jedoch durch die Sage von dem Berner wesentlich beeinflußt wurde, erwuchsen die Dichtungen vom Helden »Wolfdietrich«, die z. T. mit einer Dichtung von der Brautfahrt und dem Tode des lombardischen Königs »Ortnit« vereinigt wurden und in ihren verschiedenen Fassungen die fortschreitende Umbildung des Nibelungenstils in die Spielmannsmanier erkennen lassen.

Während so eine volkstümliche Epik neben der französierenden höfischen durch diese ganze Periode hindurchgeht, wird die alte ritterlich volkstümliche Lyrik, wie sie zuerst in Kürenbergs Liedern hervortrat, bald durch den französischen Geschmack und die Nachahmung französischer, insbes. südfranzösischer, provenzalischer Dichtung verdrängt. Die ersten Vertreter der neuern Richtung sind der Limburger Heinrich von Veldeke, der Pfälzer Friedrich von Hausen, der Schweizer Rudolf von Fenis, der Thüringer Heinrich von Morungen, der zugleich der bedeutendste mittelhochdeutsche Lyriker vor Walther von der Vogelweide ist. In Süddeutschland ist Reinmar der Alte (R. von Hagenau) der Typus der neuen Auffassung, bei der die Minnelyrik der Ausdruck des konventionellen, nach Art des Lehnsdienstes aufgefaßten Minnedienstes ist, die unmittelbare Empfindung eine unbedeutende Rolle spielt und die Reflexion stark überwiegt. Den Höhepunkt der mittelhochdeutschen Lyrik stellt Walther von der Vogelweide (etwa 1170—1228) dar. Von direkter Nachahmung romanischer Muster ist bei ihm keine Rede mehr. Er verschmilzt die von der neuen Richtung ausgehenden Anregungen mit volkstümlichen Elementen; er vertritt in seiner Dichtung die verschiedensten Gattungen der mittelhochdeutschen Lyrik: das weltliche Lied in seinen verschiedenen Formen, ebenso das Tagelied, das geistliche Lied (in seinen Kreuzliedern, einem Lied auf Maria) wie die lehrhafte Spruchdichtung, die bei ihm zuerst auch politischen Charakter gewinnt, und in der er lebhaft für den Kaiser gegen das Papsttum Partei ergreift. Zahlreich sind die Nachfolger dieser Vorbilder gewesen. In Mitteldeutschland war hauptsächlich Heinrich von Morungen maßgebend, in Süddeutschland Reinmar und Walther. Besonders zahlreich sind schweizerische Dichter vertreten. Einer der besten unter den Epigonen ist der schon erwähnte Steiermärker Ulrich von

Lichtenstein (um 1250). Eine entschiedene Richtung auf das Realistische nahm die mittelhochdeutsche Lyrik durch Neithart von Reuenthal (um 1230), den Begründer der »höfischen Dorfpoesie«, der seine Stoffe aus dem bäuerlichen Leben, aus der Tanz- und Liebesfreude der Dörfler schöpft. Zu den bemerkenswertesten Vertretern einer mehr realistischen Richtung gehören noch Gottfried von Neifen, der Tannhäuser und Steinmar.

Den lehrhaften Sprüchen ritterlicher und bürgerlicher Lyriker, den Sentenzen und reflektierenden Ausführungen höfischer Epen traten im 13. Jahrh. auch umfänglichere Lehrgedichte zur Seite, die zunächst den sittlichen Idealen und den Lebensanschauungen der ritterlichen Kreise Ausdruck gaben. So verfaßte 1215—16 Thomasin von Zirclaere den »Welschen Gast«; etwa aus derselben Zeit stammt der »Winsbeke«; dem Ende der 20er Jahre gehört Freidanks »Bescheidenheit« an, die in der Form lose aneinander gereihter Sentenzen, unter reichlicher Benutzung alter Spruchweisheit, ihre praktische Lebensweisheit spendet. Den Jahren 1283—99 entstammt der österreichische »Kleine Lucidarius«. Der im J. 1300 geschriebene umfangreiche »Renner« des Magisters Hugo von Trimberg ist bereits den höfischen Lebensidealen völlig abgekehrt.

III. Zeitraum.

Das 14. und 15. Jahrhundert. Die deutsche Literatur unter Führung des Bürgerstandes.

Dem literarischen Charakter dieses Zeitraums ist der des 16. Jahrh. eng verwandt, so daß dieses in die Behandlung des 14. und 15. Jahrh. vielfach mit einbezogen werden muß, während es anderseits wegen der Beherrschung seiner Literatur durch die reformatorische Bewegung eine besondere Stellung einnimmt. Mit dem Rückgang des Ritterstandes im kriegerischen und wirtschaftlichen Leben ging auch die ritterliche Dichtung einem schnellen Verfall entgegen. Das Aufblühen des Bürgertums, die Ausbildung eines gelehrten Laienstandes, der Aufschwung der Wissenschaften und die große religiöse Bewegung geben der deutschen Literatur des 14. bis 16. Jahrh. einen von der ritterlichen Romantik der mittelhochdeutschen Blütezeit grundverschiedenen Charakter. Die feine ästhetische Kultur, der Sinn für die reinen und gefälligen Formen geht diesem derb realistischen Zeitalter verloren. In der Zeit von 1310—15 treten uns die letzten höfischen Epen entgegen, die noch mit einigem Geschick die alten formalen Kunsttraditionen festhalten: in Österreich der »Apollonius« des Heinrich von Neustadt, in Mitteldeutschland die Fortsetzung des Gottfriedschen »Tristan« durch Heinrich von Freiberg, desgleichen in Schwaben der »Wilhelm von Österreich« des Johann von Würzburg. Was nach dieser Zeit noch an Ritter- und Abenteuerromanen in Reimversen erscheint, zeigt den völligen Niedergang der höfischen Erzählungskunst, zugleich auch die Verwahrlosung der metrischen Form, oder, wie der letzte Versuch auf dem Gebiete der Artur- und Graldichtung, das großenteils aus ältern Gedichten kompilierte »Buch der Abenteuer« des Ulrich Fueterer (um 1490), die alles Gefühls für Stil und Rhythmus bare Anwendung eines überlieferten metrischen Schemas. Neue Motive werden der poetischen Erzählung ritterlichen Stils im 14. und 15. Jahrh. durch die Allegorie zugeführt, die noch gegen 1340 von Hadamar von Laber in seiner »Jagd« nicht ohne Geschick verwendet wird. Andre Dichter, wie Hermann von Sachsenheim (1453), bringen eine wunderliche Mischung von angelerntem Schwulst mit natürlicher Nüchternheit, und der hölzerne »Teuerdank« (1517) ist der letzte Versuch in der Gattung der ritterlichen Epik. Auch in der geistlichen und lehrhaften Dichtung ist der Hang zur Allegorie im 14. und 15. Jahrh. charakteristisch; mit Vorliebe wird sie in gereimten Erörterungen von der Minne in typischen Formen angewendet.

Wie hier, so wird auch in der Lyrik noch bis ins 15. Jahrh. hinein von ritterlicher Minne gedichtet. Die Letzten, die uns umfängliche Liedersammlungen dieser Gattung hinterlassen haben, sind Graf Hugo von Montfort (gest. 1423) und Oswald von Wolkenstein (gest. 1445). Weit länger haben sich die Formen der mittelalterlichen Kunstlyrik in ihrer schulmäßigen Ausbildung durch bürgerliche Sänger erhalten, die schon seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. den Namen Meistersinger für sich in Anspruch nahmen und eine lehrhafte und gelehrte Richtung verfolgten. Bis in die Mitte des 15. Jahrh. waren es berufsmäßige Sänger, wie Marner, Frauenlob, Heinrich von Mügeln, Muskatblut, Michael Beheim, die an den Höfen und in den Städten ihre Kunst übten und andre in ihr unterrichteten. Seit der Mitte des 15. Jahrh. sind die Singschulen nachzuweisen, die nun zunftmäßig organisiert wurden und sich aus seßhaften Bürgern zusammensetzten, die den kunstmäßigen Gesang neben ihrem Gewerbe betrieben. Im 16. Jahrh. nahm die Nürnberger Meistersingschule unter Hans Sachs ihren größten Aufschwung. Doch ist der Meistergesang in den zu äußerlichstem Formalismus verknöcherten Kunsttraditionen der mittelhochdeutschen Lyrik stecken geblieben. Ihre künstlichen Vers- und Strophenschemen auch rhythmisch und stilistisch zu bewältigen, war er außer stande.

Dem Geiste des Zeitalters waren nur die einfachsten metrischen Formen gemäß. Und nur in ihnen hat er dauernde poetische Werte geschaffen. Vor allem erreicht das Volkslied in seiner schlichten Natürlichkeit die größte poetische Wirkung. In den mannigfachsten Gattungen spiegelt es das Leben und Empfinden der verschiedenen Stände treulich wider, und es entwickelt im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. seinen klassischen poetischen und musikalischen Stil. Während die großen Volksepen des 13. Jahrh. in den »Heldenbüchern« auf triviale Formen heruntergedrückt werden, ohne daß neue Dichtungen dieser Gattung entstanden, blüht die Volksballade kräftig auf, und neben sagenhaften, novellistischen und schwankhaften Stoffen werden auch zahllose kriegerische und politische Zeitereignisse in episch-lyrischer Form behandelt. Das bequemste poetische Gewand aber für kleinere Erzählungen verschiedensten Inhalts, für komische, satirische, politische und lehrhafte Erörterungen mit oder ohne erzählende Beigabe bilden die unstrophischen Reimpaare. In dieser auch von gewerbsmäßigen Reimsprechern gepflegten Gattung kleinerer Gedichte fehlt es nicht an vortrefflichen Leistungen, in denen der kräftige Humor, die gesunde Moral, die satirische Schärfe des Zeitalters den angemessensten Ausdruck gewinnt. Auch das berühmte und weit über Deutschland hinaus verbreitete »Narrenschiff« des Sebastian Brant (1494) ist im Grunde nur ein Zyklus von illustrierten satirischen Reimreden, die der Verfasser gegen die einzelnen Stände und die einzelnen Gebrechen seines Zeitalters richtete. Das große satirische Epos aber, in dem die Tiersage für Deutschland ihre maßgebende Form gewann, der »Reynke de Vos« (1498), kann nicht als selbständige

Leistung, sondern nur als Übersetzung aus dem Niederländischen gelten.

Wesentlich eine Schöpfung des 14. und 15. Jahrh. ist das deutsche Volksschauspiel, das, abgesehen von Gesangseinlagen, gleichfalls durchweg die Form der Reimpaare anwendet. Das aus den kirchlichen Festresponsorien entwickelte geistliche Drama hatte, von vereinzelten Erscheinungen abgesehen, bis weit ins 13. Jahrh. hinein die lateinische Sprache festgehalten. Seit dem 14. Jahrh. wird sie zu gunsten der deutschen aufgegeben. Die Dichter und Bearbeiter der Weihnachts-, Passions- und Oster-, der Himmelfahrts- und Fronleichnamsspiele (denen sich verhältnismäßig wenige Legendenspiele hinzugesellten) folgen der geistlichen Tradition. Aber vielfach macht sich auch der Einfluß spielmännischer Technik geltend. Die poetische Individualität hatte hier wenig Raum; ein Spiel, entlehnt aus dem andern, geht in das andre über; gleichwohl trat eine wachsende Mannigfaltigkeit der freier erfundenen und detaillierten Szenen, besonders auch ein Zuwachs an komischen Motiven ein, die den Spielen einen stets volkstümlichern Charakter gab. Unter den Weihnachtsspielen tritt diese Richtung besonders charakteristisch in einem hessischen Stück, unter den Osterspielen in einem niederdeutschen Stück aus Redentin und in einer mitteldeutschen Gruppe hervor, deren ältester und wichtigster Vertreter in einer Innsbrucker Handschrift erhalten ist. Viel umfassender sind die Passionsspiele, deren Aufführung sich oft auf mehrere Tage erstreckte. Hierher gehören z. B. die Frankfurter, das Alsfelder, Heidelberger, Donaueschinger und mehrere Tiroler Spiele. Unter den Himmelfahrtsspielen bietet das Tiroler besonderes Interesse. Andern Stoffkreisen der Bibel und den Apokryphen gehören an die Spiele von »Mariä Himmelfahrt« und das höchst eigentümliche, 1322 zu Eisenach aufgeführte »Spiel von den klugen und törichten Jungfrauen«, dessen Dichter man auch das Erfurter Spiel »Von der heil. Katharina« zuschreibt. Unter den Legendenspielen, die das Leben der Heiligen dramatisieren, finden wir das »Spiel vom heil. Georg«, das Kremsmünsterer »Spiel von der heil. Dorothea«, Spiele von »Susanna«, »Vom heil. Meinhard«, »Vom heiligen Kreuz« (die Legende der Helena, der Mutter Konstantins, behandelnd), fast alle dem 15. Jahrh. angehörig. Den bedeutendsten dramatischen Anlauf nahm im »Spiel von Frau Jutten« der Mühlhäuser »Meßpfaffe« Dietrich Schernberg (1480).

Seit dem 14. Jahrh. treten selbständig neben den geistlichen Spielen, in denen es an derben und possenhaften Szenen nicht mangelt, dramatische Schwänke, vor allem die aus den alten Fastnachtsumzügen entstandenen Fastnachtsspiele hervor, die in den Städten von Gesellschaften junger Leute in Herbergen und Privathäusern gespielt wurden und besondere Bedeutung in Nürnberg gewannen, hier aber auch der rohesten Komik und dem ärgsten Schmutz verfielen. Zwei Nürnberger Dichter, die alle Gattungen der kleinern Reimpaardichtung pflegten, Hans Rosenplüt und der zugleich als Meistersinger tätige Hans Folz, treten zugleich als Verfasser von Fastnachtsspielen hervor.

Bei dem Absterben der im 13. Jahrh. so hoch entwickelten Empfänglichkeit für die Reize der poetischen Form war es natürlich, daß die Prosa in der Literatur dieser Periode erheblich an Ausdehnung gewann. Die Reimchronik tritt mehr und mehr hinter der Prosachronik zurück, und der Prosaroman verdrängt das ritterliche Epos. Besonders sind es fürstliche Frauen, die sich seit dem Anfang des 15. Jahrh. an dieser neuen Gattung der Romanliteratur beteiligten. Zunächst wurden französische Vorlagen übersetzt, dann auch deutsche Dichtungen in Prosa aufgelöst, und so entstand bis weit ins 16. Jahrh. hinein eine lange Reihe ritterlicher Liebes- und Abenteuergeschichten, die, der höfischen Kunstform entkleidet, auch dem Geschmack der bürgerlichen Kreise zusagten und teilweise bis auf die Gegenwart als Volksbücher (s. d.) wieder und wieder gedruckt worden sind. Die bis in die Mitte des 14. Jahrh. an den Prager Hof Kaiser Karls IV. zurückreichenden humanistischen Bestrebungen in Deutschland führten dazu, daß seit der Mitte des 15. Jahrh. auch Übersetzungen italienischer Renaissanceliteratur und einiger klassischer Schriftsteller in den Kreis der populären und Unterhaltungsprosa hineingezogen werden. Heinrich Steinhöwel, Niklas von Wyle, Albrecht von Eyb haben sich auf diesem Gebiete vor allem verdient gemacht. Die geistliche Prosa, im 13. Jahrh. am bedeutendsten durch die feurigen Predigten des Franziskaners Bertold von Regensburg vertreten, gewinnt im 14. Jahrh. an Tiefe und Reichtum des Inhalts wie an Mannigfaltigkeit, Schmiegsamkeit und Fülle des Ausdrucks in den Predigten, Traktaten, Briefen und geistlichen Memoiren der Mystiker, unter denen Meister Eckhart vor allem als Theosoph, Heinrich Seuse als poesievollster Darsteller religiösen Empfindungslebens, Johannes Tauler als Ethiker hervorragen. Die zarte, tiefgründige Innigkeit dieser mystischen Prosa weicht im 15. Jahrh. einer derber zugreifenden und volkstümlichern Art, wie wir sie vor allem in den an Beziehungen auf das tägliche Leben reichen Predigten Geilers von Kaisersberg, des Freundes und Zeitgenossen von Sebastian Brant, sehen. Mit den Mystikern dringt er auf eine Verinnerlichung des religiösen Lebens, mit den Besten seiner Zeit eifert er energisch gegen die Mißbräuche der Kirche.

IV. Zeitraum.

Das Reformationszeitalter.

Um die Mitte des 15. Jahrh., während der langen, ruhmlosen Regierung Kaiser Friedrichs III., waren die Zustände des Deutschen Reiches immer unerfreulicher geworden; auch die kirchlichen Streitfragen wurden durch die Reformkonzile von Konstanz und Basel nicht gelöst. Dabei trat eine weitreichende Veränderung aller frühern realen Lebensverhältnisse ein, deren Druck ganze Volksklassen und Stände traf, so daß schon durch diese Vorbedingungen eine Epoche der Gärung und des Kampfes gegeben gewesen wäre. Zugleich aber regten sich Tausende von gesunden Kräften und Bestrebungen, die dazu beitrugen, einen Zustand chaotischer, aber frischer und im ganzen hoffnungsfreudiger Bewegung hervorzurufen. So trafen die großen Bewegungen des Humanismus und der Reformation auf eine außerordentliche Empfänglichkeit der Einzelnen wie der Massen. Eine kaum abzuschätzende Verbreitung des Studiums der Sprachen und Schriftwerke des klassischen Altertums gewann vom Ende des 15. Jahrh. an Bedeutung und Einwirkung auch auf das deutsche Leben, vor allem durch die Reform des Schul- und Universitätsunterrichts und die Schaffung einer von der Kirche emanzipierten Wissenschaft sowie durch den Bruch mit der scholastischen Bildung, die in den »Epistolae obscurorum virorum« (1515—17) mit schneidiger Satire dem Gespötte preisgegeben wurde. Das wichtigste Ideal der Zeit blieb jedoch die kirchliche Reform, und die mächtige Bewegung, die mit dem Auftreten Luthers 1517 ihren Anfang nahm, überwältigte in

Deutschland bald alle andern Bestrebungen. Durch sie wurde der Volksgeist bis in seine letzten Tiefen erregt. Diese Zeit gewaltiger Erschütterungen und Kämpfe zeitigte natürlich auch starke und eigenartige Charaktere. Eine Fülle von Kraft und Leben, von geistiger Gewalt und fortreißender Überzeugung rang in der Literatur nach Ausdruck, während die künstlerische Durchbildung und Formgebung in keiner Weise über die Zustände des 15. Jahrh. hinaus gelangte. Eine Renaissance der deutschen Dichtung erfolgt erst im 17. Jahrh.; die künstlerischen Bestrebungen der Humanisten des 16. Jahrh. erschöpfen sich in ihrer lateinischen Literatur. Die deutsche bewegt sich in den Kunstgattungen und in dem Stil des 15. Jahrh. fort. Aber in alle ihre Zweige steigt der Saft der reformatorischen Bewegung. Im Mittelpunkte der deutschen Literatur wie des deutschen Lebens des 16. Jahrh. stand die alles überragende Gestalt Martin Luthers (1483—1546). Der große Kirchenreformator ward auch der größte deutsche Schriftsteller der Zeit; mit seiner deutschen Übertragung der Bibel förderte er wie keiner vor ihm und nach ihm die Bildung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Die große Zahl der übrigen Schriften Luthers ward für die gesamte Kampfliteratur des 16. Jahrh. geistiger Quell und zugleich ein Wortschatz, dessen Reichtum Tausende nutzten. Als Dichter brach Luther dem evangelischen Kirchengesang mit seinen Liedern die Bahn, in denen die Kraft, die Glut, selbst der Trotz seines Wesens vom freudigsten Glaubensgefühl und herzinniger Liebe durchdrungen erscheinen. Eine ganze Reihe evangelischer Liederdichter schloß sich an Luther an, unter ihnen Justus Jonas, Paul Eber, Johannes Matthesius, der Nürnberger Lazarus Spengler, der Straßburger Wolfgang Dachstein, der Deutschböhme Nikolaus Hermann, der Niederdeutsche Nikolaus Decius, dann, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, Nikolaus Selneker, Philipp Nicolai und unzählige andre. Unter den poetischen Polemikern der Reformation ragt Ulrich von Hutten (1488—1523) hervor, der zunächst mit der schneidigen Waffe seiner lateinischen Streitschriften die alte Kirche bekämpfte, dann aber, um auch die Massen zu erobern, in deutscher Poesie und Prosa einen kräftigen Volkston anschlug. Auf katholischer Seite ist vor allen Thomas Murner (1475—1537) zu nennen, der in seinem »Lutherischen Narren« (1522) die schwachen Seiten der Reformationsbewegung scharf und beredt hervorhob. Die überwiegende Mehrzahl der begabten Schriftsteller und Dichter stellte sich jedoch in den Dienst der neuen Bewegung und durchsetzte die herkömmlichen Gattungen der volkstümlichen Literatur mit tendenziös-polemischem Inhalt, so vor allem der Schweizer Dichter, Maler und Staatsmann Nikolaus Manuel in seinen lebensprühenden Fastnachtsspielen (1522—29), Erasmus Alberus (1534) und Burkhard Waldis (1544) in ihren Fabeln. Auch der fruchtbarste und populärste weltliche deutsche Dichter des 16. Jahrh., der Nürnberger Schuhmacher Hans Sachs (1494—1576), trat mit seinem Gedicht von der »Wittenbergischen Nachtigall« und seinen vortrefflichen Prosadialogen unter die Kämpfer für Luthers Sache; aber sein milder Charakter und seine poetische Natur zogen ihn doch von dem Gebiete der Tendenzdichtung zu rein poetischem Schaffen. Seine Dichtung bewegt sich in allen den Gattungen, die schon das 15. Jahrh. gepflegt hatte, aber sein reiner Sinn, seine helle, naive Beobachtung, seine anschauliche natürliche Darstellung und sein köstlicher Mutterwitz hebt sie alle, den Meistergesang, die Reimrede, den Schwank und das Fastnachtsspiel, weit über die Kunst der Rosenplüt und Folz, und den Stoff dieser Dichtungsgattungen bereichert er beträchtlich, vor allem auch durch fleißige Benutzung von Übersetzungen aus der antiken und Renaissanceliteratur. Auf dem Gebiete des ernsten Dramas setzt er neben die geistlichen Spiele auch weltliche Komödien und Tragödien, im Grunde freilich nur dialogisierte Erzählungen naivster Art. Einen weitgehenden Einfluß übt auf die deutsche dramatische Dichtung dieses Zeitraums das lateinische Drama, die Schulkomödie nach dem Muster des Terenz, die auf den humanistischen Anstalten gepflegt wird, und das humanistisch-reformatorische Drama, wie es mit bissigster und leidenschaftlichster Tendenz von Thomas Naogeorgus gegen die alte Kirche gerichtet wird. Nikodemus Frischlin ließ seinen lateinischen humanistischen und biblischen Dramen auch deutsche biblische und weltliche Stücke folgen, und unter den zahlreichen Protestanten, die Bibelstoffe für die evangelische Lehre dramatisch verwerteten, zeichnete sich Paul Rebhun (gest. 1546) durch ernsthafte und erfolgreiche Bemühung um reinere und mannigfaltigere Formen des deutschen Verses aus. Die prosaische Unterhaltungsliteratur wird beherrscht durch Schwanksammlungen und Romane, beide großenteils nach fremden Mustern. Doch erschien gegen Anfang dieses Zeitraums das einheimische Schwankbuch von Till Eulenspiegel (um 1500), späterhin entstanden auf deutschem Boden die Bücher vom Doktor Faust (1587) und von den Schildbürgern (1597). Bemerkenswert sind auch Georg Wickrams (gest. 1562) frei erfundene Erzählungen, die ersten Prosaromane in deutscher Sprache. Als Geschichtschreiber sind hervorzuheben der vielseitige Sebastian Frank (1499—1542) und der gründliche Forscher Aventinus (1477 bis 1534), Verfasser einer bayrischen Chronik, ferner der Schweizer Agidius Tschudi (1505—72). Den Geschichtswerken schließen sich die charakteristischen Autobiographien des Götz von Berlichingen, Thomas Platter und des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen an.

Die deutsche Dichtung der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. steht zwar im allgemeinen noch unter der Herrschaft derselben Einwirkungen und Antriebe wie die der ersten Hälfte, zeigt aber zugleich bemerkenswerte Veränderungen. Die erste frische Begeisterung der großen Erhebung war verbraust, die Hoffnung auf eine einheitliche evangelische Nationalkirche und eine gleichzeitige Erneuerung der alten Herrlichkeit des Deutschen Reiches gescheitert; die reformatorische Stimmung war im Streite der alten und neuen Kirche, des Luthertums und des Calvinismus untergegangen, das Reich trotz Religionsfriedens innerlich zerrütteter als je zuvor. Der theologische Parteikampf und Wortstreit, in den ganz Deutschland wieder und wieder hineingezogen ward, erstickte und zertrümmerte alle nicht theologische Kultur, und mächtig bedrohte die Gegenreformation die neue Kirche.

Als scharfer und schlagfertiger Gegner ihrer Vorkämpfer, der Jesuiten, trat der hervorragendste deutsche Dichter und Schriftsteller der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., Johann Fischart (ca. 1550—90), auf den Plan, eine federgewandte Journalistennatur, trotz umfassender Gelehrsamkeit auch mit dem Volksleben und der Volkssprache intim vertraut. Auch fremde Vorlagen durchdringt Fischart mit seinem bizarren Humor, der in der spielenden Behandlung der Sprache sich gar nicht genugtun kann. Neben ihm traten als

poetische Erzähler Georg Rollenhagen (1542—1609) und Bartholomäus Ringwaldt (1530 bis ca. 1600) auf. Die dramatische Poesie ward am Ausgange des Jahrhunderts namentlich durch die äußerlich effektreichen Stücke der herumziehenden englischen Komödianten stark beeinflußt, die seit 1586 in Deutschland nachweisbar sind. Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig (1564—1613) sind ganz in ihrem Stile gedichtet, während der Nürnberger Jakob Ayrer (gest. 1605) die englische Manier mit den Traditionen der Hans Sachsischen Dramen in seinen Tragödien, Komödien und Fastnachtsspielen vereinigt und die Gattung des Singspiels für Deutschland begründet.

Gegenüber der ersichtlichen Verwilderung des poetischen Gefühls und der Trivialität der Massenproduktion war es eine unvermeidliche Wendung, daß eine kleine Gruppe von Dichtern sich von der volkstümlichen Literatur schied und, edlere Formen, größere Würde der Poesie erstrebend, eine akademische Richtung anbahnte. Während man bis dahin in Deutschland nur in der lateinischen, nicht aber in der einheimischen Poesie eine künstlerische Abrundung des sprachlichen Ausdrucks und des Versbaues angestrebt hatte, wollten diese Dichter, ähnlich wie dies früher schon in andern Ländern, namentlich in Frankreich, geschehen war, eine Kunstdichtung in der Volkssprache schaffen, ein Bestreben, das sich besonders in dem calvinistischen Deutschland zeigte, das mit Frankreich in lebhaftem geistigen Verkehr stand. Vertreter dieser Richtung sind Ambrosius Lobwasser, der Übersetzer der Psalmen Marots, Paulus Melissus Schede und Peter Denaisius, die in Heidelberg wirkten, sodann der Schwabe Georg Rudolf Weckherlin (1584—1653).

V. Zeitraum.

Der Dreißigjährige Krieg und die gelehrte Dichtung.

Die eigentliche Begründung einer neuen Kunst- oder vielmehr einer spezifischen Gelehrtendichtung erfolgte unter dem Einfluß der ganz Westeuropa beherrschenden Renaissance-Bestrebungen und fiel zeitlich zusammen mit den fürchterlichen Ereignissen des Dreißigjährigen Krieges, ohne jedoch durch diese wesentlich beeinflußt zu werden. Allerdings drängte sich der Zeitgeist mit seiner blutigen Roheit in die Werke der gelehrten wie in die der ausklingenden volkstümlichen Dichtung hinein, aber der neue Stil der Dichtkunst war im Grund unabhängig von ihm. Durch diesen Stil kam allerdings viel Künstelei und Unnatur in die d. L., die volkstümliche Naivität des 16. Jahrh. lebte nur in einzelnen Dichtern, z. B. Johann Lauremberg, wieder auf. Aber mit dem neumodischen Schwulst verband sich ein Reichtum der Ausdrucksmittel, eine Vielseitigkeit der Instrumentation, von der die frühere Zeit keinen Begriff gehabt hatte, und mit dem Prunk des Sprachstils verband sich eine erstaunliche Erweiterung der metrischen Formen. Anderseits übten die Religionsspaltung, die rauhe Gewalt der Gegenreformation und das furchtbare Kriegselend wie in jeder andern Beziehung, so auch auf die literarische Entwickelung einen schwer schädigenden Einfluß aus. Die rohe Zuchtlosigkeit eines krieg- und blutgewöhnten Geschlechts, die schroffe Standessonderung, die Ausländerei der höhern Stände und namentlich ihre gegen den Ausgang des Jahrhunderts wachsende Abhängigkeit von Frankreich, der verhängnisvolle Einfluß des Hofes Ludwigs XIV., die Servilität des einst so kräftigen und mächtigen, jetzt verarmten und herabgekommenen Bürgertums drückten schwer auf das literarische Leben Deutschlands. Aber es ist doch nicht zu verkennen, daß diese rauhe Zeit ein Geschlecht von bewunderswerter männlicher Kraft großzog, das, schicksaltrotzend und zäh, zu der weichen Empfindsamkeit des ausgehenden 18. Jahrh. den größten Gegensatz bildet. Und noch gegen Ende des 17. Jahrh. treten im deutschen Geistesleben Erscheinungen hervor, die auf Generationen hinaus von entscheidender Bedeutung sein sollten. Auch durch die Reformation war die Vernunft ihrer theologischen Fesseln noch nicht entledigt worden, und die lutherische Orthodoxie der Wittenberger Schule stellte sich jetzt selbst der fortschrittlichen Bewegung, die das 16. Jahrh. so groß erscheinen ließ, hemmend entgegen. Nunmehr aber hebt die Philosophie den Menschengeist aus verjährter Sklaverei empor: Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716), obwohl mit der Kirche Frieden haltend und eine klug vermittelnde Natur, stellte in seiner bahnbrechenden philosophischen Lehre die Selbständigkeit der Vernunft wieder her, zerbrach das Joch der Theologie und wurde hierdurch der Begründer des Rationalismus, der dann im 18. Jahrh. durch den zwar gedankenarmen, aber äußerst betriebsamen Christian Wolf (1679—1754) wesentliche Förderung erfuhr. Noch zu Leibniz' Lebzeiten wirkte Chr. Thomasius (1655—1728), eine durchdringende Willensnatur, aber ohne bemerkenswerte Originalität der Ideen, in ähnlicher Richtung, mittelalterliche Geistesfron, Hexenwahn und verzopfte Gelehrsamkeit mit Gewandtheit bekämpfend und der Muttersprache auch im akademischen Betrieb Anerkennung erringend. In entgegengesetzter Richtung, aber mit gleicher Wirkung gegen die Herrschaft einer kirchlichen Orthodoxie, die in starrsinniger Beschränkung und trostloser Äußerlichkeit das ganze lebenspendende Erbe der Kirchenreformation verloren hatte, half die pietistische Bewegung mit ihrer Verinnerlichung und ihrem wahrhaft religiösen Leben die Gemüter befreien und der Literatur einen neuen Boden bereiten. In kleinen Kreisen hatte bereits die mystische Theosophie des dunkeln Jakob Böhme, des Schuhmachers von Görlitz (1575—1624), vorgearbeitet. Von epochemachender Bedeutung wurden aber erst die Lehren und Schriften des eigentlichen Begründers des Pietismus, Philipp Jakob Spener (1635—1705), und daneben das segensreiche Wirken seines Schülers Aug. Herm. Francke (1663—1727). An den Pietismus schloß sich im 18. Jahrh. die Empfindsamkeit an, durch die nur die Gefühlsinnerlichkeit auf das weltlich bürgerliche Leben übertragen wurde. So sind die beiden Hauptbestrebungen der vorklassischen Zeit, Aufklärung und Empfindsamkeit, bereits durch die rationalistischen und pietistischen Ideen des ausgehenden 17. Jahrh. vorgebildet.

Der akademische Charakter der literarischen Weiterentwickelung Deutschlands sprach sich am Eingang des 17. Jahrh. in den gepriesenen Sprachgesellschaften (s. d.) aus, die mit der 1617 begründeten »Fruchtbringenden Gesellschaft« (Palmenorden) begannen. Der Palmenorden war bestrebt, durch Übersetzungsarbeiten aus den neuern Literaturen die Einführung einer eigentlichen Kunstpoesie in Deutschland zu befördern. Den größten Teil des Ruhmes dieser neuen Bewegung erntete jedoch Martin Opitz (1597 bis 1639), der unter Anlehnung an die verloren gegangene Schrift von Ernst Schwabe von der Heide die Renaissancepoetik eines Ronsard, Heinsius u. a. nach Deutschland übertrug und durch sein »Buch von der deutschen Poeterei« namentlich die Forderung einer metrischen Reform der deutschen Dichtung mit Er-

folg geltend machte. Er wurde als Haupt der sogen. ersten Schlesischen Schule auch von solchen Dichtern anerkannt, die ihn an Bedeutung weit überragten, wie der kraftvolle Lyriker Paul Fleming (gest. 1640) und der sinnig ansprechende, aber gedrückte Simon Dach (gest. 1659). Schlesier waren, gleich Opitz, Fr. v. Logau (gest. 1655), der die Gattung des Epigramms mit einem neuen und tiefen Inhalt zu erfüllen wußte, und der ernste, gedankenvolle Andreas Gryphius (gest. 1664), der sich als tiefsinniger Lyriker, als Verfasser tragischer Dramen, heiterer Volkskomödien und satirischer Possen in gleichem Maß auszeichnete und in den krausen Formen des Zeitgeschmacks eigenartigen Inhalt verkörperte. Bald wurden Opitz' Anschauungen durch andre erweitert. Die Poeten der Nürnberger Dichterschule gefielen sich in dem spielenden Ton der Schäferpoesie und in überkünstlichen Formen, Harsdörfer (gest. 1658) versorgte die Lesewelt daneben auch mit Unterhaltungsliteratur, z. T. nach fremden Vorbildern. Die neuen Formen der Poesie fanden wie in der weltlichen, so in der geistlichen Dichtung Eingang. Die evangelische Liederdichtung dieser Zeit ermangelt zwar der todverachtenden Zuversicht, die den Sängern der Reformationszeit eigen war, aber Martin Rinckhart (gest. 1649; »Nun danket alle Gott«), der in Sündenangst zerknirschte J. Heermann (gest. 1647), Opitz, Dach, Fleming (»In allen meinen Taten«), Georg Neumark (gest. 1681; »Wer nur den lieben Gott läßt walten«), der Reformierte Joachim Neander (gest. 1680) und vor allem der ergreifendfromme, tiefsinnig-edle Paulus Gerhardt (gest. 1676; »Befiehl du deine Wege«, »O Haupt voll Blut und Wunden«) lassen einen neuen Blütenfrühling des geistlichen Liedes erkennen. Und daneben treten bedeutende katholische Dichter hervor: der charaktervolle Jesuit Friedrich v. Spee (gest. 1639), der in seiner mystischen »Trutz-Nachtigall« die geistliche Ekloge spielerisch anbaut, und der Konvertit Angelus Silesius (Scheffler, gest. 1677), der in seinem »Cherubinischen Wandersmann« noch dem mystischen Pantheismus, in der »Heiligen Seelenlust« der Sehnsucht nach dem Heiland tiefsinnigen Ausdruck gibt. — Neben der Lyrik findet die satirische Zustandsschilderung bedeutende Pflege. Daß es zumeist unerfreuliches und unschönes Leben war, was hier wiedergegeben wurde, lag in der Zeit. Zu dieser Gruppe gehören J. M. Moscherosch mit dem großartigen Kulturbild seiner »Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte Philanders von Sittewalt« (1642), Johann Balthasar Schupp (gest. 1661) mit zahlreichen satirischen Schriften halb erzählender, halb didaktischer Natur, im weitern Sinn der kerngesunde plattdeutsche Humorist Johann Lauremberg (gest. 1659) und am Ausgang des Zeitraums der burleske Kanzelredner und volkstümliche Moralist Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle, gest. 1709).

Einige Jahrzehnte nach dem Frieden drang in der sogen. zweiten Schlesischen Dichterschule eine höfisch und vornehm sein wollende Galanterie zugleich mit plumper Unsittlichkeit und wollüstiger Freude an Greueln und Grausamkeit in den Vordergrund der literarischen Darstellung. Dabei suchte sich ein unausrottbarer philiströser und nüchterner Sinn mit der Versicherung zu beruhigen, daß diese Dichtung weder äußeres noch inneres Leben spiegele, daß ein andres gemeint, ein andres gedichtet werde. Die gefeierten Talente dieser Zeit waren der lüsterne Lyriker Chr. Hofmann von Hofmannswaldau (gest. 1679), der anstatt Marinis weiche Sinnlichkeit und schmeichelnden Wohllaut der Sprache nach Deutschland zu verpflanzen, nur dessen Schwulst in Ansehen setzte, und Dan. Kaspar v. Lohenstein (gest. 1683) mit seinen von Schmutz und Schwulst starrenden rhetorischen Tragödien und seinem trotz aller Fehler beachtenswerten Roman »Großmütiger Feldherr Arminius«. Auf ähnlichen Bahnen bewegen sich die Romandichter Philipp v. Zesen (gest. 1689), Andreas Heinrich Buchholtz (gest. 1671), Herzog Anton Ulrich von Braunschweig (gest. 1714) mit »Aramena« und »Octavia«, ebenso Hans Anselm v. Ziegler und Klipphausen (gest. 1697) mit dem gelesensten Buch der Zeit, der »Asiatischen Banise«. Daneben geht eine andre Richtung her. Spanische Schelmenromane, in denen die Abenteuerzüge eines Landstreichers dem Verfasser Anlaß zu satirischen Schilderungen aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen geben, waren schon in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrh. in deutschen Bearbeitungen erschienen. 1669 erschien das Meisterwerk der Gattung, der »Simplicissimus« von Hans Jak. Christoffel v. Grimmelshausen (1625—76), dessen reich bewegte Handlung sich von dem packend geschilderten Hintergrunde des Dreißigjährigen Krieges abhebt. In der folgenden Zeit erschienen die satirischen Zeitromane von Chr. Weise (gest. 1708) und der übermütige »Schelmuffsky« des genialliederlichen Christian Reuter (1696). — Die dramatische Poesie verlor gegen Ende dieses Zeitraumes immer mehr die Fühlung mit der Bühne; die Schauspieler waren auf sich selbst angewiesen und stoppelten sich aus Romanen und aus ausländischen Dramen mit reichlicher Einmischung komischer Bestandteile ihre Repertoirestücke zusammen. Gegen Ende des Jahrhunderts blühte in mehreren Städten, vor allem in Hamburg, die Oper, die, seit 1678 eröffnet, ein paar Jahrzehnte lang in Chr. Richter, Postel, Feind, Hunold u. a. fleißige Verfasser musikalischer Dramen besaß.

Als ein Fortschritt mußte es gelten, daß unter dem Einfluß der französischen Literatur, besonders Boileaus, eine gegen den Schwulst der Lohensteinianer gerichtete, korrekte und verstandesmäßige Dichtung aufkam, die rasch genug in überschwemmende, wässerige Versemacherei ausartete. Diese Richtung finden wir bei Canitz (gest. 1699) und Besser (gest. 1729) sowie bei dem schlagfertigen Epigrammatisten Chr. Wernigke (gest. 1725), der die Hamburger Opernpoeten verhöhnte; Hauptrepräsentant war der bereits genannte Zittauer Schulrektor Christian Weise, der in den »Überflüssigen Gedanken der grünenden Jugend« (1668) und in zahlreichen Schulkomödien seine trivial-gesunde Lebensanschauung an den Tag legte.

Eine wirkliche Besserung erfolgte zuerst zu Anfang des 18. Jahrh., als eine Reihe individueller Talente, begünstigt durch Naturell und Lebenseindrücke und feinfühliger als ihre Vorgänger in der Nachahmung ausländischer Muster, der deutschen Dichtung zuerst wieder einen Inhalt, eine gewisse Wahrheit der Schilderungen gaben. Hierher gehören der hochbegabte Christian Günther (1695—1723), der durch die Unmittelbarkeit und frische Sinnlichkeit seines Gefühls zur wirklichen Lyrik durchdrang und selbst das Gelegenheitsgedicht in lebendige Poesie umwandelte; ferner ein Antipode Günthers, der pedantisch-würdevolle Barthold Hinrich Brockes (1680—1747), der durch die breiten Schilderungen seines neunbändigen »Irdischen Vergnügens in Gott« dem religiösen Naturgefühl neue Impulse lieh; hierher Albrecht v. Haller aus Bern (1708—77), der in seinen Anfängen noch von den schlesischen Marinisten beeinflußt war, aber

durch seine aus lebendiger Anschauung und Freude an der Wirklichkeit stammenden Schilderungen (namentlich in dem beschreibenden Gedichte »Die Alpen«) und durch ernste Gedankenschwere einen eignen Stil schuf; hierher der phantasievolle, wenn auch künstlerisch nicht durchgebildete Romandichter Joh. Gottfr. Schnabel, dessen weitverbreitete Robinsonade »Die Insel Felsenburg« (1731—43, 4 Bde.) ein eigenartiges Stück Leben und die tiefe Sehnsucht zahlreicher Gemüter nach einem weltfernen, stillumfriedeten Dasein verkörperte; hierher der Liederdichter und poetische Erzähler Friedrich v. Hagedorn (1708—54), der sich an die heitern Dichtungen der Franzosen und jüngern Engländer anlehnte und zugleich das eigne Lebensbehagen im leichten Flusse seiner kleinen Gedichte ausdrückte. Bemerkenswert ist auch, daß seit etwa 1720 in Deutschland Übersetzungen und Nachahmungen der englischen Moralischen Wochenschriften (s. d.) immer häufiger werden und den erstarkenden Einfluß der englischen Literatur vorbereiten. Doch auf vielen Gebieten überwog doch noch die äußerlichste Verehrung der klassischen Vorbilder Frankreichs. Das eigentliche Haupt dieser die Franzosen nachahmenden Schule ward Johann Christoph Gottsched (1700—1766), als Leipziger Professor der Poesie und Beredsamkeit in den 30er und 40er Jahren des 18. Jahrh. der deutsche Geschmacksdiktator, der mit seiner »Kritischen Dichtkunst«, seinen verschiedenen Zeitschriften und z. T. sehr verdienstlichen Sammlungen, mit seinen Briefen, seiner Deutschen Gesellschaft, mit zahlreichen Übersetzungen, eignen rhetorischen Gedichten und seiner unbedeutenden, nach fremden Vorbildern zurechtgeschnittenen Tragödie »Der sterbende Cato« der deutschen Literatur den Weg zur echten Klassizität zu bahnen vermeinte. Ehrlich für den Gedanken einer glänzenden und würdevollen Stellung der Literatur begeistert, nicht ohne Verdienste um manche literarische Einsichten, um die Wiederanknüpfung einer Verbindung zwischen dem Theater und der Literatur, war er doch zu trocken und dürr, um auch nur den Pope, geschweige den Boileau und Racine Deutschlands vorstellen zu können, und erweckte sich überdies durch seinen Hochmut und seine beschränkte Rechthaberei zahlreiche Gegner. Eine treue Mitarbeiterin fand er an seiner Gattin Luise Adelgunde Viktorie, gebornen Culmus (gest. 1762), eifrige Schüler an J. Joachim Schwabe und einer ganzen Reihe von dichtenden Magistern, sowie an Otto Freiherrn v. Schönaich, dessen steifes und wertloses Heldengedicht »Hermann« (1751) Gottsched zum deutschen Nationalepos emporzuloben hoffte. Gottsched lebt fort als der letzte Hauptvertreter der unlebendigen Gelehrtenpoesie.

VI. Zeitraum.

Zeit der Übergänge und des beginnenden Aufschwungs im 18. Jahrhundert.

Ein Gegengewicht gegen Gottsched bildeten die Züricher Gelehrten Joh. Jakob Bodmer (1698—1783) und J. J. Breitinger (1701—76), die gegenüber dem poetischen Rationalismus des Leipziger Literators den schöpferischen Wert der Phantasie erkannten, dem malerischen und anschaulichen Elemente der Dichtung das Wort redeten und namentlich die Bedeutung des Wunderbaren in das rechte Licht stellten. Durch Breitingers »Kritische Dichtkunst« (1740) und einige andre ästhetische Schriften gerieten sie in eine wüste Fehde mit Gottsched. Von dessen ursprünglichen Schülern sonderte sich bald eine Gruppe junger Schriftsteller, meist Sachsen, ab, die, beeinflußt von dem neuen Geiste der Empfindsamkeit, von den moralischen Wochenschriften und der zumeist in England gepflegten »bürgerlichen« Dichtung, gefühlvollen Inhalt des Zeitlebens in gemeinverständlichen Formen zu verkörpern bestrebt waren. Mehrere unter ihnen begannen ihre literarische Wirksamkeit in den »Belustigungen des Verstandes und Witzes«, die der Gottschedianer Schwabe seit 1741 herausgab; dort erschienen unter andern die Erstlingswerke Gellerts, die ersten Satiren Rabeners, das komische Heldengedicht »Der Renommist« von F. W. Zachariä, ferner Briefe und Dichtungen J. Elias Schlegels, der schon frühzeitig in seinen Abhandlungen zur Ästhetik und Theorie des Dramas einen selbständigen Geist betätigte, während er in den meisten seiner Dramen an dem hergebrachten Stil des französischen Klassizismus festhielt. Da die Mitglieder dieses Kreises den Wunsch hegten, ein eignes Organ zu ihrer Verfügung zu haben, gründeten sie die »Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes« (nach dem Verlagsort gewöhnlich »Bremer Beiträge« genannt), die seit 1744 unter K. Chr. Gärtners Redaktion erschienen. Zu dieser Gruppe gehörten außer den genannten J. Arnold Ebert, N. D. Giseke, J. A. Cramer, Adolf Schlegel u. a. Bleibende Bedeutung erlangte in diesem Kreise Chr. Fürchtegott Gellert (1715—69), der bei weitem einflußreichste Schriftsteller des zweiten Drittels des 18. Jahrh. Seine außerordentliche Popularität beruht hauptsächlich auf seinen »Fabeln und Erzählungen«, in denen er im Anschluß an Lafontaines Stil mit bisher nicht erreichter Leichtigkeit und Lebendigkeit des Vortrags sittliche und soziale Zustände der eignen Zeit wie allgemeine menschliche Torheiten spiegelte. In seinen »Geistlichen Liedern« schlug er ergreifende Töne an; auch seine prosaischen Schriften, wie die »Briefe« nebst der »Abhandlung von dem Geschmack in Briefen« und seine »Moralischen Vorlesungen«, übten damals eine bemerkenswerte Wirkung aus. Gleichzeitig mit den Männern der »Bremer Beiträge« löste sich eine Gruppe jüngerer Poeten, die persönliche Freundschaft während ihrer Studienzeit an der Universität Halle verbunden hatte, von der Gottschedschen Schule los. Zu dieser Hallischen Poetengruppe zählten Sam. Gotthold Lange, Immanuel Pyra, der Verfasser der Schrift »Erweis, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe« (1743), Nikolaus Götz, der mit Uz die Oden Anakreons übertrug (1746) und in eignen Gedichten die griechischen Lyriker nachzubilden suchte. Joh. Peter Uz ging von leichten, tändelnden Gedichten im (vermeinten) Stil Anakreons späterhin zur ernsten, wohlklingenden Ode und zum Lehrgedicht über; endlich Joh. Wilh. Ludwig Gleim (1719—1803), der, auf vielen Gebieten (z. B. als Anakreontiker und Romanzendichter) anregend und äußerst produktiv, sich doch nur in den vom Siebenjährigen Krieg hervorgerufenen »Liedern eines preußischen Grenadiers« zur Selbständigkeit erhob. Die Richtung auf das Idyll und das beschreibende Gedicht zeigte sich außer bei den Hallensern auch bei dem wackern Chr. Ewald v. Kleist, dessen durch Lieblichkeit und Anschaulichkeit ausgezeichneter »Frühling« (1749) als ein Lenz auch für die Dichtung gepriesen wurde. Mit geringerer Lebensfülle, aber in vollendeter Zierlichkeit waren die Prosa-Idylle Salomon Geßners (1730—88) ausgeführt, die der Verfasser durch seine eignen entzückenden Radierungen schmückte.

In der dramatischen Dichtung hielt sich die Herrschaft der Gottschedschen Ansichten am längsten, doch wurde der Kreis der Kunst erweitert, indem man

die französische Gattung des rührenden Lustspiels nachbildete (z. B. Gellert in seinem »Los in der Lotterie«). Sodann begründete Lessing durch sein Jugendwerk »Miß Sara Sampson« (1755) unter Anlehnung an englische Muster das bürgerliche Trauerspiel, das in der deutschen Literatur kräftig fortlebt bis auf unsre Tage. Brawes (gest. 1758) »Brutus« war bemerkenswert durch den von Lessing (»Kleonnis«) angeregten Versuch, die Sprache der Tragödie von der Herrschaft des Alexandriners zu befreien und den fünffüßigen Jambus einzuführen. Im allgemeinen kam jedoch die dramatische Dichtung dieser Zeit über unsicheres Tasten und Suchen nicht hinaus. Ein echter Repräsentant des Eklektizismus, der von der Nachahmung der Franzosen ausging, dann Lessings Neuerungen äußerlich und halb befolgte und schließlich in dem Prosadrama »Romeo und Julie« auf die Tendenzen des Sturmes und Dranges mit vorbereitete, war Chr. Felix Weiße (1726—1804), der als fruchtbarer Poet auf allen Gebieten, als Übersetzer, Jugendschriftsteller und Dramatiker Beifall erntete und die Bescheidenheit und Genügsamkeit der Ansprüche des damaligen Publikums erwies.

In demselben Jahrzehnt, in dem die frühesten Regungen eines neuen Geistes sich in den Arbeiten der »Bremer Beiträger« kundgaben, erfolgte das Auftreten eines wahrhaft genialen Dichters. Friedrich Gottlieb Klopstock (1724—1803) ward schon epochemachend durch die Anfänge seines bereits in der Studentenzeit begonnenen, erst nach Jahrzehnten (1773) vollendeten Gedichts »Der Messias«, dessen erste Gesänge die »Bremer Beiträge« nicht ohne manche Bedenken ihrer Herausgeber 1748 veröffentlichten. Mit dem sichern Instinkte des Genies hatte Klopstock gefühlt, daß der religiöse Stoff zurzeit der einzige sei, der auf große Kreise, namentlich des deutschen Bürgertums, zu wirken vermochte. Ihn selbst erfüllten die erhabensten Vorstellungen von jener »heiligen Dichtkunst«, für die er nur ein erhabenes Vorbild, Milton, kannte. So tief aber der Dichter den religiösen Stoff erfaßt hat, so überwiegt doch in seinem Werke das lyrische Element allzusehr gegenüber dem erzählenden, er schwelgt ohn' Unterlaß in rührseligen Stimmungen und läßt es an anschaulicher Darstellung und greifbarer Charakteristik allzusehr fehlen. Neben dem großen epischen Gedicht verdankte Klopstock seinen Hauptruhm seinen »Oden«, deren ernster, feierlicher Ton, deren edle Rhythmik und sprachliche Schönheit die Generation, der alles dies neu war, geradezu berauschten. In Klopstocks spätern Dichtungen tritt das patriotische Element immer mehr hervor, er versucht es, mit Einmengung altskandinavischer und altkeltischer Überlieferungen die deutsche Urzeit zu schildern und die Poesie der (übrigens gar nicht germanischen, sondern keltischen) Barden wieder aufleben zu lassen. Bei der Autorität, die Klopstock rasch erworben hatte, folgten jedem von ihm eingeschlagenen Pfad zahlreiche ältere und jüngere Talente. Das biblische Epos fand Nachahmer; selbst der alternde Bodmer, der zu Klopstocks frühesten und glühendsten Bewunderern gehört hatte, dichtete ein Epos: »Noah« (»Die Noachide«). Auch Klopstocks bardische Poesie fand Nachahmer, unter andern den Jesuiten Denis (»Lieder Sineds des Barden«, 1773), der sich das Verdienst erwarb, im katholischen Österreich das Interesse für die literarische Bewegung des protestantischen Norddeutschland zu erwecken. Von der Oden-dichtung Klopstocks wurde die gesamte deutsche Poesie berührt. Mit bewußter Nachahmung der Antike und einseitiger Pflege der Form dichtete Karl Wilhelm Ramler (1725—96), dessen Oden und lyrische Gedichte samt seiner Horaz-übersetzung durch ihre formelle Glätte und pomphafte Äußerlichkeit Eindruck machten.

Den schärfsten Gegensatz zu Klopstocks Richtung bildete Chr. Martin Wieland (1733—1813), der sich anfangs auch im seraphischen Augenaufschlag gefiel, bald aber unter dem Einfluß der französischen Aufklärungsliteratur, Lucians u. a. zu einer gewissen doktrinären Lüsternheit und hierauf zu einem weltmännisch-graziösen Epikureismus bekehrte. Von seinen frühesten erzählenden Gedichten: »Musarion«, »Idris und Zenide« und »Der neue Amadis«, und den Romanen: »Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva«, »Agathon«, »Der goldene Spiegel« bis zu den Meisterwerken der 1770er und 1780er Jahre: der »Geschichte der Abderiten« und dem »Oberon«, entfaltete Wieland eine beständig wachsende Sicherheit und lebensfrohe Behaglichkeit des Erzählens und Darstellens, die sich, obschon er französischen Mustern viel verdankte, sehr wesentlich von der frühern unselbständigen Nachahmung unsrer westlichen Nachbarn unterschieden. Daneben erwarb er als Herausgeber des »Deutschen Merkur«, der ersten bedeutsamen literarisch-belletristischen Zeitschrift in Deutschland, durch seine wichtige Übersetzertätigkeit (erste deutsche Übertragung der Werke Shakespeares 1762—66) einen außerordentlichen Einfluß. Er zog sich freilich auch den ganzen Haß der strengern Naturen zu, die nur Klopstocks Art und Weise gelten lassen wollten. Die mittelbare und unmittelbare Nachwirkung Wielands brachte der deutschen Dichtung eine Fülle von heiterer Anmut, guter Lebensbeobachtung, seither nicht gekannter Beweglichkeit und literarischer Vielseitigkeit. Sie rief aber zugleich bedenkliche Frivolität und Flachheit, geschmacklose und hohle Vielschreiberei hervor. Unter den bessern von Wieland angeregten Schriftstellern gediehen der frivol-graziöse M. A. v. Thümmel (1738—1817), der Verfasser des prosaischen Gedichts »Wilhelmine« und der »Reise in die mittägigen Provinzen von Frankreich«, und Karl August Musäus (1735—87) mit dem »Deutschen Grandison« und den unterhaltend erzählten »Volksmärchen der Deutschen« zu achtbaren Leistungen.

Gewaltiger, tiefer und vielseitiger in die ganze geistige Bewegung der Zeit eingreifend, in eigenartiger Durchdringung von schaffender und kritischer Tätigkeit selbstgesteckte Ziel kühn verfolgend, trat gleichzeitig mit Klopstock und Wieland Gotthold Ephraim Lessing (1729—81) hervor, der mit Recht ein Erwecker und Befreier der Literatur genannt werden durfte, insofern er auf den verschiedensten Gebieten das erlösende Wort sprach und mustergültige Originalwerke schuf. In seinen Jugenddramen und in seiner frühesten kritischen Tätigkeit von dem herrschenden Geschmack noch mannigfach abhängig, durchbrach er durch seine kühne und hochstrebende, nach klaren Anschauungen wie ganzen Leistungen ringende Natur rasch die Schranken. Durch eindringendes Studium des klassischen Altertums gelangte er zu der Erkenntnis, wie wenig die Auffassung der Franzosen und Gottscheds dem wahren Geiste der Antike gerecht werde; durch das Studium der englischen Literatur wurde er auf das bürgerliche Trauerspiel und vor allem auf Shakespeare hingewiesen. Seine großen kritischen Werke: die von ihm herrührenden Teile der »Literaturbriefe«, »Laokoon, oder über die Grenzen der Poesie und Malerei« und die »Hamburgische Dramaturgie«, brachten die unerläßlichen Voraussetzungen und

Grundbedingungen einer mehr auf eignen Füßen stehenden, Großes erstrebenden Dichtung endlich zum Bewußtsein, und er schöpfte in seinen dramatischen Meisterwerken: dem Soldatenlustspiel »Minna von Barnhelm«, der bürgerlichen Tragödie »Emilia Galotti« und dem Drama »Nathan der Weise«, mit fester Sicherheit aus der Fülle des umgebenden Lebens und aus der Tiefe der die Zeit erfüllenden großen Kämpfe, an denen er so unerschrocken wie würdevoll Anteil nahm. Wo die Erkenntnis durchdrang, daß die Dichtung in erster Linie Menschendarstellung sei, empfand man auch die Macht von Lessings poetischem Talent trotz des Mangels an lyrischem Stimmungshauch und Farbenfülle. Gesellten sich hierzu die beinahe unberechenbare Wirkung seiner mannhaften, edlen und ernsten, gegen alles Scheinwesen, alle Halbheit und anmaßende Mittelmäßigkeit gerichteten Polemik, seines furchtlosen Wahrheitsdranges, der eigenartige Reiz seines klar durchgebildeten Stils, den selbst die kleinsten Arbeiten aufwiesen: so ergibt sich, wie allseitig und tiefgehend die Wirkung von Lessings Leben und Tun für die Literatur werden mußte. Seine Stellung ist bei alledem immer eine isolierte gewesen; eigentliche Schüler und Nachfolger konnte er um so weniger haben, je seltener sich die kritisch-dialektische Schärfe und der produktive poetische Trieb vereinigt finden. In den Kreisen der Berliner Aufklärer, in denen Lessing viel gelebt hatte, erhob man den unberechtigten Anspruch, seine Richtung allein zu vertreten und weiterzubilden, und setzte sich so unter irrtümlicher Berufung auf Lessing gegen den Ausgang des 18. Jahrhunderts jeder bedeutsamen Weiterentwickelung der Literatur entgegen. Der Mitherausgeber der »Literaturbriefe«, der Buchhändler Friedr. Nicolai (1733—1811), vertrat in zahlreichen Schriften den Standpunkt der »Aufklärung des Verstandes«, die ihm meist mit der plattesten Nüchternheit und Utilitätsrichtung zusammenfiel. Doch in seinem antiorthodoxen Roman »Sebaldus Nothanker« (1773—76) gab er ein interessantes Bild von den kirchlichen Mißständen der Zeit. Der Einfluß Lessings auf das Drama gab sich hauptsächlich durch die eifrige Pflege der bürgerlichen Tragödie und des bürgerlichen Schauspiels nach englischem Muster kund; die Schau- und Lustspiele von Fr. Ludw. Schröder (»Das Porträt der Mutter«), Otto Heinr. v. Gemmingen (»Der deutsche Hausvater«), G. W. Großmann (»Nicht mehr als sechs Schüsseln«, »Henriette«) ragten freilich schon z. T. in die Sturm- und Drangperiode hinüber. — Ward Lessing selbst der Hauptbegründer einer klassischen deutschen Prosa, so daß ein großer Teil der besten Prosaisten des nächsten Zeitraums sich wesentlich nach ihm bildete, so waren doch neben ihm eine Reihe andrer Schriftsteller auf verschiedenen Gebieten aufgetreten, die durch die Form ihrer Werke die Entwickelung der Nationalliteratur fördern halfen. Der größte Zeitgenosse Lessings, Johann Joachim Winckelmann (1717—68), übte durch seine epochemachende »Geschichte der Kunst des Altertums« (1764) eine tiefgehende, befreiende Wirkung auf die gesamte deutsche Literatur und das Erwachen einer lebendigen, sichern, aus Anschauung und Genuß erwachsenden Empfindung für das Schöne. Er lehrte das Griechentum als den höchsten Ausdruck der antiken Kultur würdigen, während seit der Renaissance die meisten Kritiker die Erzeugnisse des griechischen und des römischen Geistes als gleichwertig betrachtet hatten, wenn sie nicht gar die Römer über die Griechen erhoben. Und durch diese Anschauungsweise bereitete Winckelmann auch in der Poesie eine neue, von der französisch-gottschedischen grundverschiedene klassische Richtung vor. Als Popularphilosophen, die einzelne Untersuchungen und Betrachtungen in gefälliger Form weitern Kreisen der Bildung vermittelten und sich mit Lessings Bestrebungen vielfach berührten, ohne ihm irgend gleichzukommen, traten hervor Moses Mendelssohn (1729—86), der erste Israelit, der eine einflußreiche Stellung in der deutschen Literatur gewann; ebenso der Schweizer Isaak Iselin mit der Abhandlung »Über die Geschichte der Menschheit« (1764) und der Österreicher Joseph v. Sonnenfels (1733—1817), der direkt Lessing nachahmte, aber mit seiner mannigfach aufklärenden Vielgeschäftigkeit sich nicht zu dauernd wertvollen Leistungen erhob, obschon seine »Briefe über die wienerische Schaubühne« und die Abhandlung »Über die Abschaffung der Tortur« zu ihrer Zeit hoch gepriesen wurden; Thomas Abbt (1738—65) mit den Abhandlungen: »Vom Verdienst« und »Vom Tod für das Vaterland«; Joh. Georg Zimmermann (1728—95) mit dem vielgelesenen Werke »Über die Einsamkeit«; Christ. Garve (1742—98), der in seinen »Versuchen« und »Vermischten Aufsätzen« mannigfache Themata des Lebens, der Moral und Literatur mit bemerkenswerter Klarheit und Schönheit der Darstellung vom Standpunkte der Aufklärung aus besprach, und endlich der in den gleichen Anschauungen wurzelnde feine Satiriker Lichtenberg (1742—99), der den neuen Geist des Sturmes und Dranges mit scharfem Spott verfolgte.

VII. Zeitraum.

Die Sturm- und Drangperiode und die Periode der klassischen Dichtung.

Die beiden Hauptströmungen der vorigen Periode, die Empfindsamkeit einerseits und die Aufklärung anderseits, waren, so weit sie auch auseinander lagen, insofern doch vergleichbar, als sich in beiden als treibende Kraft das Streben nach freierm Menschentum geltend machte. Klopstock, der große Interpret der Empfindsamkeit, befreite das Gefühl, namentlich das religiöse, das Nationalgefühl und die verschiedenen Formen der Sympathiegefühle (Freundschaft, Liebe) aus ihrer konventionellen Verbildung, während Lessing, der größte Heros der Aufklärungstendenzen, den hemmenden Wust einer vernunftwidrigen Überlieferung auf vielen Gebieten des geistigen Lebens beseitigte. Bewußter und allseitiger, aber nicht ohne Übertreibung verfocht die Geniezeit oder, wie wir sie jetzt meist (nach Klingers Drama) zu benennen pflegen, die Sturm- und Drangperiode dieses Streben nach innerer Befreiung der durch Konvention und Knechtschaft entarteten Menschennatur. Unter dem bestimmenden Einfluß von Rousseau, ohne den die Sturm- und Drangperiode kaum denkbar wäre, bemühte man sich, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche die Entwickelung der in den Menschen gelegten Kräfte und Triebe hätte aufhalten können. Die »Natur« sollte unverfälscht in die Erscheinung treten; »Natur« war das Schlagwort der Zeit. Da nun zuvor durch die hemmende Kultur vor allem die sogen. niedern Seelenkräfte (Phantasie, Gefühl, Leidenschaft) unterdrückt worden waren, so galt es, diese zu entfesseln. Hierdurch entstand eine geistige Bewegung und Umwälzung von unermeßbarer Bedeutung, und wenn sie auch zu einigen Entartungen führte (ähnlich denjenigen der unter den gleichen Bedingungen entstandenen französischen Revolution), so wußte sich doch das gesunde deutsche Dichtergeschlecht bald zu maßvollerer Haltung zurückzufinden und den Gewinn des

neuen Lebens in die nächste Periode, das klassische oder das Humanitätszeitalter, hinüber zu retten. Die Führer der Sturm- und Drangperiode, Goethe und Schiller, werden bald darauf die Erneuerer des klassischen Ideals. — Waren in der voraufgegangenen Periode der Empfindsamkeit vor allem die Sympathiegefühle, Freundschaft und Liebe, zu weichster Innigkeit gediehen, so gesellte sich jetzt zu ihnen ein oft tumultuarisch kräftiges Selbstgefühl, inniges Naturgefühl, pathetisches Nationalgefühl und bei manchen mystische Religiosität, denen andre heidnischen Trotz entgegenstellten; kurz, die vielseitigste Gefühlsentfesselung bildet das Kennzeichen der Zeit.

In den Anfängen der Sturm- und Drangliteratur tritt auch der englische Einfluß deutlich zutage. Youngs »Gedanken über Originalwerke« (1759), in denen der Unterschied zwischen gelehrter und genialer Dichtung dargelegt war, Percys Sammlung altenglischer Volkslieder (1765), die zur Verbreitung der Überzeugung beitrugen, daß die Poesie nicht das Besitztum einer privilegierten Kaste, sondern eine »Welt und Völkergabe« sei, die Veröffentlichung der Dichtungen Ossians (1760—63), die als Muster volkstümlicher Darstellung bewundert wurden, wirkten bald nach Deutschland hinüber. Der eigentliche Eröffner der Bewegung in Deutschland ist J. G. Hamann aus Königsberg, der »Magus des Nordens«, der seit 1759 in einer Reihe von kleinen Schriften die Aufklärungsbildung bekämpfte und den Gedanken verfocht, daß die Vernunft nicht das höchste Prinzip sei, und neben ihr auch Phantasie und Gemüt zu ihrem Recht kommen müßten. Hamanns Landsmann und Schüler war Johann Gottfried Herder (1744—1803), in dessen zahlreichen und vielseitigen Schriften sich alle geistigen Elemente der Bewegung begegneten. Die Genialität, der Gedankenreichtum und die ethische Hoheit Herders wirkten mächtig auf die ganze Literatur der Zeit ein; speziell für die Dichtung wurde seine Anschauung über das Wesen der Ur- und Volkspoesie entscheidend. Was Herder in den Hauptwerken seiner zweiten klassischen Periode, dem Buch »Vom Geiste der ebräischen Poesie«, den »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit« (1785—94), den Dichtungen und Abhandlungen der »Zerstreuten Blätter« gab, war nur Läuterung und weitere Ausführung der in seinen Jugendarbeiten gegebenen Anregungen. Als selbständiger Dichter blieb Herder vorwiegend didaktisch und reflektierend; seinen eignen Forderungen an die Poesie kam er am nächsten in den von ihm übertragenen und gesammelten »Volksliedern« und dem Romanzenkranz »Der Cid«. Die Richtung auf positive Gläubigkeit zeigt sich mit dem Kraftgenialen gemischt bei Lavater, dem Begründer der Physiognomik (1775—78), ferner in den Dichtungen und Volksschriften des »Wandsbecker Boten« Matthias Claudius (1740—1815), der zu den ersten gehörte, die den Ton des echten, herzgebornen Volksliedes wiederum trafen, und in den Schriften von Heinrich Jung, genannt Stilling (1740—1817), dessen Selbstbiographie: »Heinrich Stillings Leben«, die eigentümlichen Lebensanschauungen der »Stillen im Lande« spiegelten. Zu den Schwärmern und Mystikern hinüber neigte auch Fr. Heinrich Jacobi (1743—1819) mit seinen religionsphilosophischen Schriften und Romanen (»Eduard Allwills Papiere« und »Woldemar«).

Von besonders günstiger Wirkung war der Geist der Geniezeit für das Gedeihen der Lyrik, die fortan jahrzehntelang einen Flor entwickelte, der zu keiner Zeit und in keinem Lande seinesgleichen fand. Schon die Klopstockianer des Göttinger Hains stimmten hier und da einschmeichelnde Töne an, ebenso außer dem Herausgeber ihres Organs, des »Musenalmanachs«, H. Chr. Boie (1744—1806), die beiden Brüder Christian (1748—1821) und Friedrich Leopold (1750—1819), Grafen zu Stolberg, Johann Martin Miller aus Ulm (1750—1814), der Verfasser des »Siegwart«, ferner der liebenswürdige und naiv-fröhliche Ludwig Heinrich Christoph Hölty (1748—76) und Johann Heinrich Voß (1751—1826), der sich aber bald den klassischen Tendenzen zuwandte. Seine Natur drängte ihn in der Lyrik zur Reflexion und zum breiten Moralisieren; zur Vollendung gelangte er als Idyllendichter in einer Reihe kleiner Meisterstücke und in einigen Teilen seines Gedichts »Luise«. Die größte Wirkung und Nachwirkung aber gewann er durch seine meisterhafte Übertragung der Homerischen »Odyssee« (1781). Der einzige Dramatiker dieses Kreises war Anton Leisewitz, dessen Tragödie »Julius von Tarent« (1776) große, doch leider unerfüllt bleibende Hoffnungen erregte. Den Göttingern nahe stand, obschon er dem studentischen Dichterbund nicht angehörte, der hochbegabte Gottfried August Bürger (1748—94), der die neuen Forderungen an den Dichter mit seinen besten Liedern und kraftvollen Balladen zuerst ganz erfüllte, zuerst echt volkstümliche, herzergreifende Töne, die unmittelbarste Lebendigkeit der Erzählung und Schilderung, sinnliche Frische und hinreißende Macht des Ausdrucks besaß. — Während die Lyriker solchergestalt zur vollen Selbständigkeit erwuchsen, vertauschten die dramatischen Talente der Sturm- und Drangperiode die seither geltenden Muster mit dem Anschluß an Shakespeare. Die meisten glaubten durch Nachahmung der vermeinten Formlosigkeit Shakespeares seine gewaltige Wirkung zu erreichen. Spuren dieser Auffassung Shakespeares zeigen sich bereits bei Gerstenberg, sowohl in seinem Aufsatz »Etwas über Shakespeare« (1766) als auch in seinem Drama »Ugolino« (1768). Außer Goethe und Schiller, den Führern der Bewegung, gehörten zu den Geniedramatikern F. M. Klinger (1752 bis 1831), dessen wildleidenschaftliche Dramen und spätere Romane uns Geist und innere Widersprüche der Zeit ebenso vergegenwärtigen, wie dies das Leben des Dichters selbst tut; M. Reinhold Lenz (1750 bis 1792), der in den Dramen: »Der Hofmeister«, »Die Soldaten« und »Der neue Menoza« Fratze und lebensvolle Genialität verband; Friedrich Müller (»Maler Müller«, 1750—1825), dessen »Faust« Ansätze zu echter Charakteristik und Lebensdarstellung enthielt, während die vortreffliche »Genoveva« erst Jahrzehnte nach ihrer Abfassung erschien, als sich der Geschmack des Publikums bereits verändert hatte; ferner Fr. v. Gué (gest. 1789), Heinrich Leopold Wagner (1747—83) u. a. An Goethes »Götz von Berlichingen« schlossen sich die Verfasser von Ritterdramen an, Jakob Maier (»Fust von Stromberg«, 1782), J. A. v. Törring (»Agnes Bernauerin«, 1780), Joseph Marius v. Babo (»Otto von Wittelsbach«, 1781).

Im Roman zeigt sich vielfach der Einfluß der großen englischen Humoristen jener Zeit: Smollet, Fielding, Sterne, Goldsmith. Der bedeutendste unter diesen humoristischen Romanschriftstellern ist Th. v. Hippel (»Lebensläufe nach aufsteigender Linie«, 1778—81); Joh. Gottwerth Müller schuf mit seinem »Siegfried von Lindenberg« (1779) ein Werk, das sich lange Zeit großer Beliebtheit erfreute. Unter den Romanen, in denen sich der deutsche Sturm u. Drang widerspiegelt,

steht Goethes »Werther« obenan; nach ihm sind zu nennen: Wielands Schüler Wilhelm Heinse (1749 bis 1803), der in seinen Romanen: »Ardinghello oder die glückseligen Inseln« u. »Hildegard von Hohenthal« feurige Kunstbegeisterung und schwelgerisch-üppige Sinnlichkeit verband; J. K. Wezel (1747—1819), Karl Ph. Moritz (1757—93), dessen »Anton Reiser«, ein autobiographischer Roman von eigentümlichster Bedeutung, einen vollen Einblick in die Gegensätze und die Gärung der Zeit verstattet. — An die Romandichter reihen sich jene Prosaiker der Periode an, die in schildernden und historisch darstellenden Schriften die ganze bunte Mannigfaltigkeit, das Durcheinanderwogen der Bestrebungen und Meinungen repräsentieren, und unter denen es an einer Reihe von Originalgestalten, die Träger der entschiedensten geistigen Gegensätze waren, gleichfalls nicht fehlte. Hier sei erinnert an Justus Möser (1720—94), in seinen »Osnabrückischen Geschichten« ein geistvoller Historiker, in seinen »Patriotischen Phantasien« der beredte Lobredner des deutschen Individualismus und einer natürlich-gesunden Grundlage aller gesellschaftlichen Zustände; an den geistvollen und vielseitigen Helfrich Peter Sturz (1737—79); an den Weltumsegler Georg Forster (1754—94), dessen »Schilderungen aus der Südsee« und »Ansichten vom Niederrhein« von Rousseauschem Geist erfüllt waren; an den volkstümlichen Journalisten und Poeten Chr. Daniel Schubart (1743—91), den Herausgeber der »Deutschen Chronik«.

In und aus der wilden Gärung der Sturm- und Drangperiode rangen sich die größten Naturen und vorzüglichsten Geister der deutschen Literatur zu reiner und bleibender Wirkung empor. Galt dies schon von Herder, Voß u. a., so kam es in erhöhtem Maß zur Erscheinung bei den beiden größten Dichtern der Nation, die mit ihren Anfängen und einem guten Teil ihrer Entwickelung in der Genieperiode wurzelten und die bleibenden Lebenselemente und Forderungen, die dieser entstammten, in ihren Dichtungen zum unverlierbaren Besitz der Nation, zur Voraussetzung der gesamten deutschen Bildung wandelten. Johann Wolfgang Goethe (1749—1832), der mit seinen Erstlingswerken, dem Drama »Götz von Berlichingen« (1773) und dem Roman »Die Leiden des jungen Werthers« (1774), welche die Forderung warm natürlicher unmittelbarer Lebensdarstellung über die hochfliegendsten Hoffnungen hinaus erfüllten, sofort der gefeiertste Dichter der Sturm- und Drangzeit war, erhob sich im Verlauf seiner mächtigen und einzigen Entwickelung zum größten Dichter der Nation und der letzten Jahrhunderte überhaupt. Lyriker von unvergleichlicher Tiefe und höchstem Empfindungsreichtum, als Epiker und Dramatiker Schöpfer einer ganzen Reihe von Werken des tiefsten Gehalts und der edelsten Form, die sämtlich die Macht seiner Phantasie, den Adel seiner Natur, die größte Weltkenntnis und Weltbeherrschung neben der unbeirrbaren Simplizität und beinahe unversieglichen Frische einer großen Künstlernatur erwiesen, wirkte Goethe tief auf die deutsche Entwickelung und weit über die Nation hinaus auf andre Literaturen. Die eigentümlichste Durchdringung von objektiv angeschautem und dargestelltem Leben mit der Leidenschaft und dem subjektiven Gehalt seines Busens wurde ebenso wie die Versöhnung der ausgebreitetsten und vielseitigsten Bildung mit der ursprünglichsten Leidenschaft und Stärke, und die ethische wie die künstlerische Läuterung seines Genius, für die seine Werke Zeugnisse sind, erst ganz begriffen, als die Reihe seiner größern und kleinern Werke sich überblicken ließ. »Iphigenie« (1787), »Egmont« (1788), »Torquato Tasso« (1790), die epische Dichtung »Hermann und Dorothea« (1797), die Romane: »Wilhelm Meisters Lehrjahre« (1795—96) und »Die Wahlverwandtschaften« (1809), die klassischen Spätlingswerke: »Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit« (1811—32) und »Westöstlicher Diwan« (1819), endlich die über Goethes ganzes Leben sich erstreckende Dichtung »Faust« (das weltumfassendste und tiefste poetische Werk der deutschen Literatur überhaupt), die Fülle seiner Lieder und übrigen lyrischen Gedichte zeigten die ganze Summe seiner schaffenden, forschenden und bildenden Tätigkeit, mit der er gestrebt hatte, sich ein Ganzes zu erbauen.

Einer raschern Wirkung erfreute sich Friedrich Schiller (1759—1805), der dem Freiheits- und Humanitätsdrang des 18. Jahrh. den mächtigsten und poetisch schwungvollsten Ausdruck in seinen Dichtungen gab. Mit den Dramen: »Die Räuber«, »Fiesco«, »Kabale und Liebe« und »Don Carlos« (1781—87) beginnend, deren jedes eine Sehnsucht und Forderung der Zeit gewaltig fortreißend aussprach und lebendig verkörperte, durch seine historischen Schriften (»Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande«, »Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs«) bahnbrechend für eine gedankenreiche, farbenvolle und fesselnde Prosadarstellung, leitete Schiller mit seinen philosophisch-kritischen Abhandlungen die Versöhnung zwischen den Anschauungen der Gärungsepoche und der strengen Ethik der Kantschen Philosophie ein und dokumentierte jenen einzigen subjektiven Idealismus, jene wunderbare Selbstläuterung, jene Durchbildung zur künstlerischen Vollendung in seinem Sinne, die ihn mit Goethe in geistigen Einklang setzte und alle Gedichte seiner letzten Periode sowie eine Reihe seiner Meisterdramen (»Wallenstein«, »Maria Stuart«, »Die Jungfrau von Orleans«, »Die Braut von Messina«, »Wilhelm Tell«, den Torso des »Demetrius«, 1799—1805) durchdringt und verklärt.

Neben den großen Gestalten Goethes und Schillers erscheinen die Zeitgenossen leicht kleiner, als sie waren. Das Publikum freilich ließ sich das Recht nicht nehmen, auf seine eigne Weise neben den Heroen Größen zu schaffen und anzuerkennen. Bald bewunderte es die geistvolle und phantasiereiche, aber fragmentarische und schon frühzeitig manieristische Weise von Jean Paul Friedrich Richter (Jean Paul, 1763—1825), dessen beste Romane, wie »Hesperus«, »Titan«, »Siebenkäs«, »Die Flegeljahre«, es einigermaßen rechtfertigten, wenn man ihn als den klassischen Humoristen bezeichnete; bald hielt es sich an Poeten, die auf einem kleinen, beschränkten Gebiet Vorzügliches leisteten. Hierher gehören Lyriker wie der weiche und elegante Fr. v. Matthisson (gest. 1831), sein kräftigerer Freund J. G. v. Salis (gest. 1834), A. Mahlmann (gest. 1826), Chr. Aug. Tiedge (gest. 1840, »Urania«), Schmidt von Lübeck (gest. 1849), Ludw. Theobul Kosegarten (gest. 1818) u. a.; hierher Dramatiker einer dürren Regelmäßigkeit, die sich neben der eigentlich klassischen lebensvollen Kunst geltend zu machen suchten, wie Heinrich Jos. v. Collin (»Regulus«, 1802), oder Persönlichkeiten vom Schlage des derben, knorrigen J. G. Seume (1763—1810), dessen autobiographische Schriften (»Spaziergang nach Syrakus«, »Mein Sommer«, u. a.) größeres Verdienst hatten als seine Dichtungen. Daneben standen jene Autoren in hohem Ansehen, welche die Gefühls- und Gedankenelemente der letzten Jahrzehnte mit den Über-

lieferungen der Aufklärungsperiode äußerlich und zum Zweck der Unterhaltung verbanden, so A. v. Kotzebue (1761—1819), der fruchtbare und erfindungsreiche, aber charakterlose Theaterschriftsteller, dessen Lustspiele und Dramen die Bühnen förmlich überschwemmten und fast in Alleinbesitz nahmen; so Iffland, der neben Kotzebue, wenn auch nicht mit so frivolen Mitteln, den Bedarf des Repertoires an Familien- und Rührstücken deckte; so August Lafontaine (1758 bis 1831), dessen rührselige Romane und »Gemälde des menschlichen Herzens« Tausende von weichlichen Naturen entzückten; so Heinrich Zschokke (1771—1848), der, mit Schauerdramen und sentimentalen Romanen beginnend, sich zu einem gewandten Erzähler leichter Art wandelte. — Unter dem unmittelbaren Einfluß der weimarischen Freunde standen nur einige Talente zweiten Ranges, z. B. die Dichterinnen Sophie Mereau (gest. 1806) und Amalie v. Helvig, geborne v. Imhoff (»Die Schwestern von Lesbos«, 1799), und Schillers Schwägerin, Karoline v. Wolzogen (»Agnes von Lilien«, 1796). Höheres erstrebte Schillers begabtester Schüler, Friedrich Hölderlin (1770 bis 1843), dessen schwungvolle lyrische Dichtungen, der Roman »Hyperion« und das Fragment »Empedokles«, einer leidenschaftlichen Sehnsucht nach einer höchsten, unerreichbaren Freiheit und Schönheit des Lebens Ausdruck geben. Zu klassischer Vollendung bildete J. P. Hebel (1768—1826) in den »Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes« die volkstümliche Erzählung aus und bewährte in seinen »Gedichten in alemannischer Mundart« eine tief gemütvolle, schalkhaft-liebenswürdige Natur. Selbst Jean Paul fand Nachfolger und Nachahmer, z. B. im Grafen Bentzel-Sternau (1767—1849), dessen Romane (»Das goldene Kalb« und »Pygmäenbriefe«) die Mängel des Vorbildes lebhafter empfinden lassen als dessen Vorzüge. Auch die wissenschaftliche Prosaliteratur dieses Zeitraums nahm in fortwährender Wechselwirkung mit der Dichtung einen glänzenden Aufschwung. Der stärkste und segensreichste geistige Einfluß, der außer dem Goethe-Schillerschen auf die damalige und manche folgende Generation stattfand, ging von dem größten deutschen Philosophen, Immanuel Kant (1724—1804), aus. Neben seinem Hauptwerke: »Kritik der reinen Vernunft« (1781), wirkte er vor allem auf das sittliche und geistige Leben der Nation durch die strengen und ernsten ethischen Grundsätze seiner »Kritik der praktischen Vernunft« (1788) und durch die ästhetischen Theorien seiner »Kritik der Urteilskraft« (1790). Während er selber darauf verzichtete, die Resultate seines Denkens in ansprechender und allgemein verständlicher Form darzulegen, halfen andre Schriftsteller, vor allen K. L. Reinhold (»Briefe über die Kantische Philosophie«, 1786—87), die Kantschen Ideen in weite Kreise verbreiten. Unter den selbständigen und eigentümlichen Denkern, die zur kritischen Philosophie und zur klassischen Dichtung in Beziehung traten, ist vor allen Wilhelm v. Humboldt (1767—1835) hervorzuheben.

VIII. Zeitraum.

Die Romantik und die Übergänge zur Literatur des 19. Jahrhunderts.

Noch während der letzten Periode der schöpferischen Tätigkeit Goethes und Schillers, ehe die Ideale der klassischen Literatur auch nur entfernt die Massen ergriffen und durchdrungen hatten, schien sich eine neue Entwickelung des deutschen Geisteslebens, besonders der Dichtung, vorzubereiten. Anknüpfend an die besten Bestrebungen des »Sturmes und Dranges« bekämpfte die neu auftretende Romantik vor allem die Plattheit und Nüchternheit der in Norddeutschland noch immer herrschenden Aufklärung, und strebte, erfüllt von der Sehnsucht nach lebendiger Poesie und poetischem Leben, durch Aneignung der großen Dichter des Auslandes (Shakespeare, Dante, Cervantes, Calderon ꝛc.) den eignen poetischen Horizont zu erweitern. Bald freilich gesellten sich neue Momente der Entwickelung hinzu. Die philosophischen Anschauungen J. G. Fichtes (1762—1814) und Friedrich Wilhelm Joseph v. Schellings (1775—1855) wurden von entscheidender Bedeutung und trieben den schon in der Geniezeit und im klassischen Zeitalter eifrig gepflegten Subjektivismus auf den Gipfel. Ersterer betrachtete in seiner »Wissenschaftslehre« alles, was außerhalb des geistigen Ichs liegt, als Produkt des Ichs; letzterer sah in der Kunst eine Offenbarung des Göttlichen im menschlichen Geist, sein »System der Naturphilosophie«, sein »System des transzendentalen Idealismus« gab die philosophische Begründung der romantischen Doktrinen ab, während sein Buch über »Philosophie und Religion« die Verbindung der romantischen Literatur mit der alten Kirche gewissermaßen anbahnte. Durften verwandte Bestrebungen, wie die ästhetischen Solgers, die »Symbolik« Creuzers, die Naturphilosophie Steffens', G. H. v. Schuberts u. a., vielleicht erst als Folgen der romantischen Poesie angesehen werden, so fanden zwischen den bezeichneten Philosophen und den spezifisch literarischen Begründern der Schule, denen im Beginn auch eine so eigentümlich geniale und universell gebildete Kraft wie der Theolog Fr. E. D. Schleiermacher (1768—1834) zur Seite trat, eine in der Kürze schwer definierbare tausendfältige Wechselwirkung statt. Die doktrinären Häupter der Schule und insbes. der sogen. ältern Romantik wurden durch ihre kritischen Erstlingsschriften die Brüder Friedrich v. Schlegel (1772—1829) und August Wilhelm v. Schlegel (1767—1845), deren »Athenäum« um die Wende des Jahrhunderts das erste spezifisch romantische Organ war. Sie verkündeten, daß es »der Anfang aller Poesie sei, den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft wieder aufzuheben und uns wieder in die schöne Verirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen«, und stellten es als obersten Grundsatz der neuen romantischen, durch keine Theorie zu erschöpfenden, allein unendlichen wie allein freien Dichtart auf, »daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide«. Welche Willkür, welche leidige Vermischung von Poesie, Religion und mystischer Philosophie, welche phantastisch schönfärbende Begünstigung entlegener Lebenserscheinungen (Ritter-, Heiligen- und Legendenpoesie), welche Exzentrizitäten und Monstrositäten durch diese Anschauungen veranlaßt wurden, wird oft mehr hervorgehoben als das wirklich bedeutsame Verdienst der Romantik um die Erkenntnis und Geschichte der eignen Vergangenheit, des deutschen Volkslebens wie um Erschließung großer geistiger Gebiete. Die Brüder Schlegel waren mehr kritische als produktive Naturen; ihre dichterischen Versuche, Fr. Schlegels lüstern-prätentiöser Roman »Lucinde« und sein Drama »Alarkos«, A. W. Schlegels Drama »Jon«, hatten wesentlich nur formelle Verdienste; eine wahrhafte Bereicherung und Befruchtung der deutschen Literatur gab A. W. Schlegel jedoch mit seiner vorzüglichen Übertragung der Shakespeareschen Dramen. Tieferes poetisches Talent zeigten einige andre Genossen der romantischen Schule, so vor allen der früh verstorbene Friedrich v. Har-

denberg (Novalis genannt, 1772—1801), der in seinen gemütstiefen Liedern und in dem bedeutenden Romanfragment »Heinrich von Ofterdingen« gleichsam die Inkarnation der romantischen Sehnsucht nach poetischer Verklärung des gesamten Lebens darstellte. Zu längster Wirksamkeit gelangte Ludwig Tieck (1773 bis 1853), der mit überlebendiger Phantasie und einem kühn improvisatorischen Talent mannigfache Eigentümlichkeiten einer nüchtern-verständigen, ja zersetzenden Verstandesanlage zeigte. Seine romantische Dramen, Märchen, Erzählungen wie seine spätern künstlerisch reinen und abgewogenen Novellen weisen daher nicht nur die denkbarste Mannigfaltigkeit poetischer Gestalten und Situationen, sondern auch die größten Ungleichheiten, ja Zwiespältigkeiten des Wertes und Eindrucks auf. Einheitlicher und mächtiger stellte sich das große Talent des Dramatikers und Erzählers Heinrich v. Kleist (1777—1811) dar, der freilich nur äußerlich zur romantischen Schule gerechnet werden kann, wesentlich andern Kunstprinzipien huldigt und durch seine überragende Gestaltungskraft alle Zeitgenossen außer Goethe in den Schatten stellt. Seine besten Erzählungen (»Michael Kohlhaas«, »Die Marquise von O.«, »Die Verlobung in St. Domingo« 2c.) und seine besten Dramen (»Der zerbrochene Krug«, »Penthesilea«, »Käthchen von Heilbronn«, »Die Hermannsschlacht«, »Der Prinz von Homburg«) gehören zu den Musterwerken ihrer Gattung. Launenhafter und willkürlicher war Achim v. Arnim (1781—1831), dessen beste Novellen und der historische Roman »Die Kronenwächter« die Wirrnis und Unerquicklichkeit andrer seiner Produkte wett machen. Arnim ist zugleich mit seinem Schwager K. Brentano das Haupt der sogen. jüngern Romantik, die, von Heidelberg ausgehend, die Pflege der volkstümlichen und altdeutschen Studien besonders nachdrücklich betrieb und auch für die Entstehung der germanistischen Wissenschaft von Bedeutung war. Mit diesen Verhältnissen hängt es zusammen, daß seit dem Beginn des 19. Jahrh. bei vielen Romantikern die Neigung zu der mittelalterlichen Kultur auch auf ihre Stellung zu den religiösen und politischen Fragen der Gegenwart von Einfluß ward. Friedrich Schlegel trat zur katholischen Kirche über. Auch der Dramatiker Zacharias Werner (1768 bis 1823), der zwischen Schiller und der neuen Schule stehen wollte, seine dramatische Kraft in halben Zerrbildern ausgab (»Kreuz an der Ostsee«, »Die Weihe der Kraft«, »Attila«, »Wanda«, »Der 24. Februar«) und der Begründer der sogen. Schicksalstragik ward, suchte im Schoß der alten Kirche Frieden und Zuflucht vor der eignen Phantastik. Der genialste Vertreter dieser Richtung ist jedoch Arnims Schwager, Klemens Brentano (1778—1842), der in seinen lyrischen und epischen Gedichten, in seinen phantastisch-humoristischen Erzählungen und formlosen Dramen die äußersten Konsequenzen des romantischen Dichtens und Denkens repräsentiert. Daneben hat jedoch die romantische Bewegung im Laufe der Zeit immer mehr dazu beigetragen, den Sinn für Deutschlands Vergangenheit und damit auch die Vaterlandsliebe zu kräftigen. Unter den Dichtern der Befreiungskriege (1813—15) gehört Max v. Schenkendorf der Romantik an, während E. M. Arndt noch aus einer ältern Generation stammt und Theodor Körner, dessen »Leier und Schwert« der poetische Ausdruck des Idealismus der Erhebung wurde, als ein Schüler Schillers zu betrachten ist. Am schönsten aber ist in den Werken Ludwig Uhlands (1787—1862) die Romantik mit dem Patriotismus und mit dem liebevollen Eindringen in die Vorzeit verbunden. Seine lyrischen Dichtungen und Balladen drangen tief in alle Schichten des Volkes. Durch persönliche Freundschaft und gemeinsames Streben verbunden waren die Romantiker Friedr. de la Motte-Fouqué (1777—1843), der in Epen, Romanen und Novellen die mittelalterliche Ritterwelt zu einem Scheinleben erweckte (»Der Zauberring«, »Undine« 2c.), E. T. A. Hoffmann (1776 bis 1822) und Adalbert v. Chamisso (1781—1838). Hoffmann befriedigte die romantische Neigung für die unheimlichsten Regionen der Phantasie und für Gespensterspuk in einer Reihe zum Teil vorzüglich erzählter Novellen, während Chamissos Märchen »Peter Schlemihl« zu den besten kleinen Schöpfungen der romantischen Periode zählt. Seine ausgezeichneten lyrischen Gedichte und poetischen Erzählungen ragen schon z. T. über die Besonderheiten der romantischen Schule hinaus. Die »Nachromantiker«, Dichter, die zumeist erst nach den Befreiungskriegen vor die Nation traten, zeichneten sich im allgemeinen dadurch aus, daß sie sich von den Extremen und Einseitigkeiten der ersten Romantikergeneration frei hielten. Die kirchlich-katholische Tendenz vertrat unter ihnen nur Joseph v. Eichendorff (1788—1857), dessen lyrisches und novellistisches Talent daneben die erfreulichsten Blütentrieb (»Gedichte«, das prächtige Phantasiestück »Aus dem Leben eines Taugenichts«). Schwächlicher war der Epiker Ernst Schulze (1789—1817), dessen romantische Dichtungen (»Cäcilie« und »Die bezauberte Rose«) eine wahre Flut von Gedichten in Oktaven im Gefolge hatten. Eine Gruppe von dramatischen Dichtern folgte in ihren auf krassen Effekt berechneten »Schicksalstragödien« den Spuren Zacharias Werners, so A. Müllner (»Die Schuld«, 1816) und Ernst v. Houwald (»Das Bild«, 1821). Uhlands Dichtungen wurden die Muster für die lyrische und lyrisch-epische Poesie der Schwäbischen Dichterschule. Zu der Gruppe mehr oder minder verdienstlicher württembergischer Poeten gehörten der mystisch-originelle Justinus Kerner (gest. 1862), ferner Gustav Schwab (gest. 1850), Karl Mayer (gest. 1870), der hochbegabte Eduard Mörike (gest. 1875, »Gedichte«, der Roman »Maler Nolten«) sowie der frische und liebenswürdige Erzähler Wilhelm Hauff (gest. 1827, »Lichtenstein«, »Märchen«, »Phantasien im Bremer Ratskeller«). Im Zusammenhang mit den Romantikern sind noch zwei Schriftsteller zu erwähnen, die in erster Linie als Publizisten tätig waren: Joseph Görres (1776—1848), zur Zeit der Befreiungskriege feuriger Patriot, dann eifriger Vorkämpfer des Ultramontanismus, und Friedrich Gentz (1764—1832), der klassische Stilist der Reaktion.

Übrigens gelang es den Romantikern nicht, die d. L. dauernd oder ausschließlich zu beherrschen. In der Dichtung der Restaurationsepoche, so sehr dieselbe gewisse Richtungen und Tendenzen der Romantik begünstigte, machten sich die Nachwirkungen der klassischen Epoche und ihrer Humanitätsideale wieder entschiedener und stärker geltend. Zahlreiche Talente nahmen zwar die lebensvollen und vollberechtigten Elemente, welche die Romantik der deutschen Literatur gebracht, mit in sich auf; aber ihr eigentlicher Lebensgehalt und ihre Kunstrichtung wurden nicht von der romantischen Doktrin bestimmt. Franz Grillparzer (1791—1872), der mit dem Trauerspiel »Die Ahnfrau« (1817) als Schicksalstragöde begann, erhob sich in seinen spätern dramatischen Dichtungen (»Sappho«, »Das goldene Vlies«, »König Ottokar«, »Des Meeres und der Liebe Wellen«, »Der Traum

ein Leben« u. a.) in reinere und freiere Regionen. Friedrich Rückert (1789—1866) bewährte sich in überzahlreichen lyrischen (»Geharnischte Sonette«, »Liebesfrühling«, »Ghaselen« ꝛc.) und didaktischen Dichtungen (»Weisheit des Brahmanen«) und Nachdichtungen orientalischer Muster als ein Sprachvirtuos ersten Ranges. Als Lyriker und Balladendichter zeichneten sich Wilhelm Müller (1794—1827, »Griechenlieder«), J. Chr. v. Zedlitz (1790—1862, »Totenkränze«, »Waldfräulein«, auch Dramen), Egon Ebert (1801—83), als didaktischer Poet und Novellist Leopold Schefer (1784—1862, »Laienbrevier«) aus. Den Bedürfnissen des großen Publikums näher standen die Dramatiker einer gewissen eklektisch-rhetorischen Richtung, der überfruchtbare Ernst Raupach (gest. 1852, Hohenstaufendramen), E. v. Schenk (gest. 1841) mit den deklamatorischen Tragödien »Belisar«, »Albrecht Dürer«, Michael Beer (gest. 1833, »Paria«, »Struensee«) und Ludwig Deinhardstein (gest. 1859, Künstlerdramen). Novellistik und Romanliteratur begannen in der leseseligen, stillen Friedenszeit zwischen 1815 und 1830 schon gewaltig ins Kraut zu schießen. Die federfertige Belletristik trug bereits so viele Siege über die anspruchsvollere und innerlich gehaltvollere Dichtung davon, daß ein achtbares Dichtertalent, wie August Graf von Platen (1796—1835), am Ausgang dieser Zeit in der strengen Betonung einer gewissen Kunstwürde und in der Forderung formeller, sprachlicher Vollendung berechtigtes Pathos entwickeln konnte. Neben seinen formvollendeten Gedichten sind hier die dramatischen Satiren »Die verhängnisvolle Gabel« (1826) und »Der romantische Ödipus« (1829) zu nennen. Von der Romantik zur modernen Poesie rang sich das kraftvolle, aber spröde und schwerflüssige Talent Karl Immermanns (1796—1840) hindurch, dessen beste Dichtungen (»Tulifäntchen«, »Alexis«, »Merlin«, die Romane: »Die Epigonen« und »Münchhausen«) für die positive Entwickelung der deutschen Poesie wichtig wurden. Als der begabteste Dichter der spätromantischen Zeit und als derjenige, der auf die weitere Entwickelung der deutschen Literatur den größten Einfluß übte, ist Heinrich Heine (1797—1856) zu nennen, dessen träumerische, weich-lyrische Anlage seltsam mit einem ätzend satirischen und spöttisch-frivolen Grundzug kontrastierte. Er vereinigte den Geist der Romantik mit einer durchaus modernen Gesinnung, welcher Zwiespalt und Widerspruch die meisten seiner z. T. hervorragenden Dichtungen (»Buch der Lieder«, 1827; »Atta Troll«, 1847; »Romanzero«, 1851) durchzieht.

IX. Zeitraum.

Von der Julirevolution 1830—1848.

Die Zersetzung der Romantik, die Umbildung der Lebensverhältnisse, die Unzufriedenheit mit dem herrschenden absolutistischen System in Preußen und Österreich, das mit Zensur- und Polizeigewalt jede freie Äußerung niederhielt, die Enttäuschung aller Hoffnungen, die sich die deutschen Patrioten nach den Befreiungskriegen auf eine liberale Regierungsart gemacht hatten, riefen nach dem Ausbruch der Julirevolution von 1830 eine neue Gärungsperiode in der deutschen Literatur hervor, die man gewöhnlich mit dem Namen das Junge Deutschland bezeichnet. Das Bestreben der Jungdeutschen ging darauf hinaus, die Literatur in den Dienst der realen Lebensinteressen, insbes. der liberalen Politik, zu stellen. So entwickelte sich in den 1830er Jahren eine weitverbreitete polemische Schilderungs- und Erzählungsliteratur, in den 40er Jahren die politische Lyrik, die beide von der Bewegung des Tages abhängig waren und erst nach den Revolutionsstürmen einer selbständigen, nur ästhetisch beeinflußten Dichtung wichen. Die Philosophie übte auch in diesem Zeitraum einen weitgehenden Einfluß auf die poetische Literatur aus. G. F. W. Hegel (1770—1831) erlangte mit seinem absoluten Idealismus und seiner konstruierenden Geschichtsbetrachtung die mächtigste Herrschaft über die Geister, wogegen die etwas mehr realistischen Philosophen Herbart und Schopenhauer zuerst nicht aufkommen konnten und erst nach 1850 zur Geltung gelangten. Hegels Nachfolger in der Herrschaft war Ludwig Feuerbach, der, anfänglich von ihm ausgehend, mit dem Materialismus endete. Sein »Wesen des Christentums«, das alle Religion als Anthropomorphismus erklärte, gewann großen Einfluß. Ferner wirkten die theologisch-kritischen Schriften des Verfassers des »Lebens Jesu«, D. F. Strauß (gest. 1874), entscheidend auf die Literatur ein, indes die Arbeit der Germanisten, der Brüder Grimm u. a., nur eine stille Wirkung üben konnte. Zu den Hauptvertretern des Jungen Deutschland (der Name stammt von Gutzkow und wurde durch Wienbargs »Ästhetische Feldzüge« verbreitet) gehörten der von der Romantik ausgegangene Heinrich Heine, der in Vers und Prosa gegen die Metternichsche Herrschaft, noch mehr aber gegen Preußen eiferte; der scharf zersetzende Autor der »Briefe aus Paris«, Ludwig Börne (1786—1837), der alles geistige Leben, auch die Kritik von Theater und Literatur und die ethische Schätzung menschlicher Dinge in den Dienst der demokratischen Tendenzen stellte; die Belletristen Ludolf Wienbarg (1802—72) und Gustav Kühne (1806 bis 1888); der damals frisch burschikose Erzähler Heinrich Laube (1806—84), der später als Dramaturg sich große Verdienste erwarb; Theodor Mundt (1807—61), der Literarhistoriker, und Karl Gutzkow (1811—78), der jüngste Schriftsteller von ihnen, ein Mann freilich ohne geniale poetische Begabung, aber der eigentliche Repräsentant des Jungen Deutschland. Wesentlich ein publizistisches Talent, war er mit großer Produktivität in allen Sätteln gewandt und schrieb Kritiken, Erzählungen, Dramen. Überall um aktuellen Gehalt bestrebt, eroberte er der Zeittendenz das Theater mit seinen bürgerlichen Dramen und historischen Lustspielen. Nach 1848 pflegte er vorzugsweise den Zeitroman in umfangreichen Werken. — In innerer Verbindung mit dieser Prosaliteratur der Schule stand die politische Lyrik, die bis 1848 sehr viele und schöne Blüten trieb. Politische Lyriker waren schon Platen in seinen »Polenliedern« und der nichts weniger als »jungdeutsche« Ludwig Uhland, dem seine schwäbischen Stammes- und Sangesgenossen G. Schwab, G. Pfizer u. a. Folge leisteten. Aus Österreich kamen die politischen Gedichte des freisinnigen Grafen Anton Auersperg (Anastasius Grün), der mit seinen »Wiener Spaziergängen«, »Schutt« u. a. in blumenreicher Rhetorik Schule machte. Um das Jahr 1840 herum traten dann die tönenden politischen Lyriker auf: Georg Herwegh (1817—75), einer der schwungreichsten dichterischen Rhetoriker; H. Hoffmann v. Fallersleben (1798—1874), der seine Muse am Volksliede nährte und bildete; Karl Beck (1817—79), der zuerst sozialistische Töne in die Lyrik brachte; Franz Dingelstedt (1814—81), der als kecker »kosmopolitischer Nachtwächter« und geistsprühender Erzähler begann und als höfischer Theaterdirektor aufhörte;

Ferdinand Freiligrath (1810—76), der neue Stoffe aus entlegenen Regionen mit Farbenglut darstellte, dann zum revolutionären Lyriker sich entwickelte, 1870 aber doch das beste Kriegslied auf die Schlacht von Gravelotte schrieb und sich mit den großen Tatsachen der Einigung des Reiches versöhnte; Moritz Hartmann (1821—72), der mit seinem »Kelch und Schwert« die Romantik der böhmischen Vergangenheit in die Literatur brachte; Alfred Meißner (1822—1885), sein Landsmann und Studienfreund, der in gleicher Richtung dichtete, mit mehr eigentlich poetischer Begabung; Friedrich v. Sallet (1812—43, »Laienevangelium«), M. Graf Strachwitz (1822—1847) u. a. Außer diesen vornehmlich politischen Sängern, zu denen noch der hochbegabte Tiroler Hermann v. Gilm (1812—64), dessen Gedichte im Vormärz sich nur handschriftlich verbreiten konnten und erst nach seinem Tode (1864) erschienen, und der tragisch-herbe Johannes Senn, der Dichter des »Tiroler Adlers«, zu rechnen wären, traten in diesem Zeitraum aber auch noch andre Poeten von Bedeutung auf, die nicht bloß ein politisch Lied sangen. So zunächst Nikolaus Lenau (1802—50), ausgezeichnet durch die innige Tiefe eines weichen, aber zu düsterer Schwermut neigenden Gefühlslebens; sodann Julius Mosen (1803—67), ein volkstümlicher Lyriker, in »Ritter Wahn«, »Ahasver« auf dem Boden der philosophischen Poesie stehend; Emanuel Geibel (1815 bis 1884), dessen formschöne und von edler Gesinnung erfüllte Lyrik in weiten Kreisen Beifall fand; Karl Simrock (1802—76), der fleißige Übersetzer mittelalterlicher deutscher Dichtung; ferner A. Kopisch, Franz v. Gaudy, W. Smets, J. N. Vogl, J. G. Seidl, L. A. Frankl, K. Dräxler-Manfred, L. Bechstein u. a. Friedrich Rückert fand in Julius Hammer, Friedrich Daumer, Bodenstedt u. a. Nachfolger. Außer diesen seien genannt W. Wackernagel, F. v. Kobell, Ernst v. Feuchtersleben, Ludwig Pfau, die Elsässer Adolf und August Stöber, Alex. Kaufmann, Feodor Löwe, Gottfr. Kinkel, der auch die lyrisch-epische Gattung pflegte, Titus Ullrich u. a. Unter den Dichterinnen ragte durch männliche Kraft Annette v. Droste-Hülshoff (1798—1848) weit über alle hervor und schuf Dichtungen von bleibender Bedeutung; doch errangen auch Betty Paoli (geb. 1814) und Luise v. Ploennies vorübergehend Erfolge. — Eine Blüte des Dramas gab es in dieser Zeit nur in Wien, wo das Burgtheater von Schreyvogel fest begründet war und im produktiven Lustspieldichter Eduard Bauernfeld (1802—90) sich seinen Hausdichter erzog. Gleichzeitig blühte die Wiener Volksbühne, zuerst unter Ferdinand Raimund (1789—1836), dem Dichter humor- und poesievoller Zauberspiele (»Der Verschwender«, 1834), dann unter Johann Nestroy (1801—62), dem sich viele kleinere Talente mit behender Feder hilfreich anschlossen. Achtung gebietend trat in dieser Zeit die tüchtige Kraft Friedrich Halms (1806—71) hervor, der mit seiner »Griseldis«, »Sohn der Wildnis« u. a. Ernst Raupachs historische Jambentragödien glücklich aus dem Felde schlug. Es bestand damals noch ein Gegensatz zwischen den Dichtern und dem Theater; große Talente, wie der genial barocke Chr. D. Grabbe (1801—36, »Die Hundert Tage«, »Don Juan und Faust« ꝛc.), lernten nie, sich den Forderungen der Bühnen unterzuordnen. So entwickelte sich die Gattung der unaufführbaren, nur zu lesenden Buchdramen, während die Bühnen von Routiniers, von dichtenden Schauspielern beherrscht wurden. Solche Buchdramatiker waren K. Griepenkerl (gest. 1868, »Robespierre«), F. v. Üchtritz (1800—1875), J. L. Klein (gest. 1877), A. Dulk (gest. 1884) und der vielversprechende kraftgenialische Georg Büchner (1813—37, »Dantons Tod«), der zu früh starb. Als dichtender Schauspieler verstand sich K. v. Holtei (1797—1880, »Lorbeerbaum und Bettelstab«) vortrefflich auf das sentimentale Effektdrama, ebenso Charlotte Birch-Pfeiffer (gest. 1868), die gleichfalls lange Zeit der Bühne angehörte. — Der Roman und die Novelle zeigten einzelne große Begabungen ausschließlich in ihrem Dienst, so Wilibald Alexis (Wilh. Häring, 1797—1871), dessen preußisch-märkische Romane sich teilweise, namentlich in »Cabanis«, »Der falsche Waldemar«, »Die Hosen des Herrn von Bredow«, »Isegrimm«, zur vollen poetischen Höhe erhoben; so Charles Sealsfield (Postl, 1793—1864), der in den Romanen: »Der Virey« und »Der Legitime und der Republikaner« Kraft der Gestaltung und glänzende Schilderungsgabe entfaltete; Heinrich König (1790—1869) im modernen und historischen Roman, Ida Gräfin Hahn-Hahn (gest. 1880), A. v. Sternberg (gest. 1868), L. Starklof, Henriette Paalzow, Karl Spindler (gest. 1855, flüchtig, aber fruchtbar) u. a. Daneben aber wuchs die Dorfgeschichte nach Immermanns »Oberhof« und Ulrich Hegners Erzählungen zu bedeutender Höhe empor. Jerem. Gotthelf (Bitzius, 1797—1854) schrieb seine derben und ungeschminkten, aber an urwüchsiger Poesie und tiefer Menschenkenntnis reichen Schweizer Dorfgeschichten; ihn übertraf im äußern Erfolg Bertold Auerbach (1812—82) mit seinen »Schwarzwälder Dorfgeschichten«, die dem Geschmack und Verständnis des gebildeten Leserkreises entgegenkamen und das Genre fest begründeten, das seitdem in allen deutschen Gauen gepflegt wird; Joseph Rank schrieb: »Aus dem Böhmerwald«, Melchior Meyr (gest. 1871) »Erzählungen aus dem Ries« ꝛc. Eine ganz eigne Individualität trat in dem gemütvollen Adalbert Stifter (1800—1868) auf, der in seinen »Studien« und »Bunten Steinen« sich als Meister der Naturschilderung zeigte. — Auch das Feuilleton, von den Jungdeutschen geschaffen, fand vielfach glänzende Vertreter, von denen hier genannt werden dürfen: der vielgereiste Fürst Pückler-Muskau (1785—1871), der geistreiche Satiriker Adolf Glasbrenner (gest. 1876), der viel minderwertige M. G. Saphir (gest. 1858), J. H. Detmold (gest. 1856), Theodor v. Kobbe (gest. 1845).

X. Zeitraum.

Von 1848—1870.

Das Revolutionsjahr 1848 endete mit vielen Enttäuschungen, aber sein Gewinn für das deutsche Geistesleben war gleichwohl sehr bedeutend. So dreist die Reaktion auch ihr Haupt wieder erhob, die Regierungen mußten mit der hohen Intelligenz des freisinnigen und nationalen Bürgertums als mit dem wichtigsten Kulturfaktor rechnen, mit dem eine schließliche Versöhnung unerläßlich war. Zunächst freilich folgte eine Zeit des abwartenden Mißtrauens beider Teile, in der die Politiker die großen Kämpfe um die Hegemonie in Deutschland vorbereiteten, während die Ritter des Geistes, des nutzlosen journalistischen Geplänkels müde, in Wissenschaft und Technik, Literatur und Kunst Werke von unvergänglicher Dauer schufen. Insbesondere war auch der Ausbau des europäischen Telegraphen- und Eisenbahnnetzes für den ganzen Weltteil epochemachend; die Naturwissenschaften gewannen durch neue Erfindungen und technische Verwertung der neuen Einsichten in Chemie und Physik

einen maßgebenden, alles beherrschenden Einfluß auf die Zeit, und demgemäß entwickelten sich die Literatur und Kunst im Geiste des Realismus. Niemals war die Philosophie mehr in Verruf als in diesen Jahren unmittelbar nach Hegels Alleinherrschaft. Keine Zeit war religiös gleichgültiger als diese, welche die Verkündigung des neuen Dogmas der päpstlichen Unfehlbarkeit erlebte, und der Empirismus wurde in allen Wissenschaften herrschend. Die außerordentliche Erweiterung aller Industrien vermehrte den Nationalreichtum.

Zunächst wirkten in den 1850er und 1860er Jahren die schon vorher anerkannten Dichter weiter: Gutzkow schrieb seine großen Zeitromane, Bertold Auerbach versuchte mit Erfolg den Übergang von der Dorfgeschichte zum sozialen Roman, Alfred Meißner schrieb seine politisch gefärbten Romane, Emanuel Geibel sang seine immer gehaltreichern Lieder. Aber es machten sich auch sehr nachdrücklich neue Richtungen und bedeutende Talente Platz. Zunächst hatte in der reaktionären Luft eine kleine Nachblüte der Romantik: die »Amaranth«, ein episches Gedicht von Oskar v. Redwitz (1823—91), Glück; dieser machte später eine völlige Wandlung durch, Redwitz begann als Klerikaler und hörte als liberaler, national gesinnter Dichter auf. Mit seinen spätern Romanen und Dramen (»Philippine Welser«) hatte er stets Erfolg. Viel bedeutender aber ward der Kampf, den Julian Schmidt als Kritiker und Gustav Freytag (1816—95) als schaffender Dichter um Durchsetzung der realistischen Kunstprinzipien gegen die jungdeutsche Ästhetik führten. In seinem ersten Lustspiel, »Die Brautfahrt«, dessen frischer Humor erfreut, technisch noch ungewandt, erstrebte und gewann Freytag in den noch jungdeutsch gestimmten vormärzlichen Dramen »Die Valentine« und »Graf Waldemar« eine scharf pointierende, bühnengerechte Form; aber erst in dem ausgezeichneten Lustspiel »Die Journalisten« (1852) fand er sich selbst und gestaltete bedeutsames Leben der Zeit mit ebenso eindringendem Humor wie kraftvoll nationaler Haltung. Mit sehr großem Erfolge schrieb er seine bürgerlichen Romane: »Soll und Haben« sowie »Die verlorne Handschrift« und erwarb sich mit seinen auf gründlichsten Studien beruhenden »Bildern aus der deutschen Vergangenheit« das Verdienst, die deutsche Kulturgeschichte weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Zur selben Zeit schuf der mächtige Friedrich Hebbel (1813—63) seine Tragödien: »Judith«, »Maria Magdalena«, »Gyges und sein Ring«, »Die Nibelungen« u. a., ohne es bei all seinem Genie zu volkstümlicher Wirkung bringen zu können. Mehr als 20 Jahre nach seinem Tod erschienen seine »Tagebücher« und wurden ein wertvolles Denkmal seiner kritisch-philosophischen Begabung. Ähnlich beanlagt, wenn auch weniger tief und gewaltig, war ein andrer Begründer der realistischen Ästhetik, zumal der Dramaturgie: Otto Ludwig (1813—65), der in seinen »Shakespeare-Studien« gegen die Schule Schillerscher Rhetorik mit Rücksichtslosigkeit vorging. Mit seinen Tragödien »Der Erbförster« und »Die Makkabäer« faßte dieser festen Fuß auf der Bühne, ebenso in der erzählenden Literatur mit den Novellen »Zwischen Himmel und Erde« und »Heiterethei«. Indes Jeremias Gotthelfs Dichterkraft im Alter abnahm, erstand aus der Schweiz ein andres großes Talent, Gottfried Keller (1819—89), der 1856 mit seinem ersten großen Werke, »Der grüne Heinrich«, hervortrat, worin der poetische Realismus seine feinste Blüte zeitigte, die jedoch erst spät, in den 1870er Jahren, zur vollen Anerkennung gelangte. Als Realist trat zu dieser Zeit Theodor Fontane (1819—98) mit dem Roman »Vor dem Sturm«, mit den markigen »Balladen« sowie den »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« auf, doch auch er sollte erst im späten Lebensalter zur Anerkennung gelangen. Und ähnlich erging es dem Verfasser des besten historischen Romans der neuern Zeit, Joseph Viktor Scheffel (1826—86), dessen »Ekkehard« schon 1855 erschien, aber erst nach 1870, nach dem volkstümlichen Erfolge seines »Gaudeamus« und »Trompeter von Säckingen«, zur größten Verbreitung gelangte. Glücklicher waren die anspruchslosern Erzähler F. W. Hackländer (1816—77), der, ein deutscher Dumas, mit seinen »Bildern aus dem Soldatenleben«, »Eugen Stillfried«, »Europäisches Sklavenleben« u. a. heitere und stets willkommene Unterhaltungslektüre schuf; dann Edmund Höfer (1819—1882) mit den »Erzählungen aus dem Volk«, »Schwanwieck«, »Unter der Fremdherrschaft« u. a. Kaum hatte der Schweizer Volksdichter Gotthelf die Augen geschlossen, erstand im deutschen Norden ein plattdeutscher Volksdichter, der durch humorvolle Tiefe der Weltanschauung und packende Darstellung ergreifend wirkte: Fritz Reuter (1810—74), der mit seinen humoristischen Romanen und Gedichten: »Ut mine Stromtid«, »Ut de Franzosentid«, »Dörchläuchting«, »Olle Kamellen« ꝛc. die ganze Nation fesselte und der Dialektpoesie neues Bürgerrecht in der Literatur erwarb. Sein Ruhm überstrahlte die Verdienste seines Stammesgenossen Klaus Groth (1819—99), der unabhängig von ihm mit Gedichten in plattdeutscher Mundart aufgetreten war. — Die Berufung einer größern Anzahl von poetischen und literarischen Talenten durch den kunstsinnigen König Maximilian II. von Bayern gab Anlaß, von einer »Münchener Dichterschule« zu sprechen, die jedoch nur die besondere Pflege der schönen Form als gemeinsames Merkmal erkennen ließ. Nächst Emanuel Geibel erwies sich Paul Heyse (geb. 1830) in lyrisch-epischen Dichtungen (»Novellen in Versen«, »Thekla«, »Skizzenbuch aus Italien« u. a.), in Dramen (»Elisabeth Charlotte«, »Ludwig der Bayer«, »Hans Lange«, »Kolberg«, »Der Bucklige von Schiras« ꝛc.), im Roman (»Die Kinder der Welt«, »Im Paradiese«, »Merlin«), namentlich aber in zahlreichen Novellen von großer Anmut als das glücklichste und vielseitigste Talent dieses Kreises. Ihm gehörten ferner an: Fr. Bodenstedt (1819—91), ausgezeichnet als Übersetzer, in den »Liedern des Mirza-Schaffy« formgewandt und voll naiv-heiterer, an Hafis anklingender Lebensweisheit; der farbenreiche Hermann Lingg (geb. 1820, »Die Völkerwanderung«, »Gedichte«), der Kulturhistoriker W. H. Riehl (geb. 1824), der Dichter und Kulturhistoriker F. v. Löher, F. A. v. Schack (»Durch alle Wetter«, erzählende Dichtungen; Meisterübertragung des Firdusi); Wilh. Hertz (»Gedichte«, »Lancelot und Ginevra«, »Bruder Rausch«, »Spielmannsbuch«), Julius Grosse (»Das Mädchen von Capri«) u. a. Neben diesen Vertretern des Prinzips der schönen Form, zu denen noch der unglückliche Lyriker Heinrich Leuthold zu rechnen ist, traten andre Dichter mit besonderer Betonung der Naivität im Gegensatze zur Tendenzdichtung auf: Julius Rodenberg, der später sich als Meister des Wanderfeuilletons und als gemütvoller Erzähler bekundete, und Otto Roquette, der sich mit seinem kleinen Epos »Waldmeisters Brautfahrt« überall heimisch machte. Auf dramatischem Gebiete traten außer den oben genannten in den 1850er Jahren noch S. H. Mosenthal (1821—77, »De-

borah«, »Sonnwendhof«), A. E. Brachvogel (1824 bis 1878, »Narziß« u. a.), Ed. Tempeltey (»Klytämnestra«), Rud. Gottschall (»Pitt und Fox«, »Mazeppa«, »Katharina Howard«), Alfred Meißner (»Das Weib des Urias«, »Reginald Armstrong«) mit mehr oder weniger glänzenden Bühnenerfolgen hervor. — Die Roman- und Novellenliteratur gewann eine immer sich erweiternde Ausdehnung in diesen Jahren; sie wurde die herrschende Form für alle Poesie, in der sich auch die oben genannten bedeutendsten Talente der Zeit aussprachen. Damals hatte man noch den Ehrgeiz, im Roman ein Spiegelbild des gesamten Lebens der Nation zu geben, und er sollte nicht bloß schildern, sondern auch urteilen. Nach Gutzkows Zeitromanen schrieb Friedrich Spielhagen (geb. 1829) mit großem Talent seine ersten, mit Beifall aufgenommenen Romane: »Problematische Naturen«, »Hammer und Amboß«, »Durch Nacht zum Licht«, in denen er sich in geistvoller Weise mit den Zeitfragen auseinandersetzte. Kurz vorher erregte Max Waldau (G. Spiller v. Hauerschild, gest. 1855) Aufsehen durch seine jeanpaulisierenden Erstlingswerke: »Nach der Natur«, »Aus der Junkerwelt«. Dann traten noch auf die mehr oder weniger fruchtbaren Erzähler: Levin Schücking, Otto Müller, Aug. Becker, Max Ring, Gustav vom See (v. Struensee), Georg Hesekiel, Robert Byr, Hans Hopfen (»Verdorben zu Paris«), Luise v. François (1817 bis 1893, »Die letzte Reckenburgerin«, »Der Katzenjunker«), der außerordentlich fruchtbare Wilh. Jensen, Karl Detlef (Klara Bauer), Ottilie Wildermuth, Fanny Lewald, E. Marlitt ꝛc. Als Humoristen erschienen außer dem genialen Fritz Reuter noch in seinen spätern Jahren Karl v. Holtei mit den »Vagabunden«, »Christian Lammfell«, Bogumil Goltz (gest. 1870, »Buch der Kindheit«), Ludwig Steub, Hermann Presber und der poetisch hochbegabte Wilh. Raabe (Jak. Corvinus), ein Jean Paul und Sterne verwandtes Talent (»Horacker«, »Der Hungerpastor«). Trotz dieser allgemeinen Vorliebe für die Romanform und Erzählung in Prosa gelang es einzelnen Dichtern, mit gehaltreichen epischen Dichtungen zu großen Erfolgen zu kommen. Vor allen Rob. Hamerling (1836—87), dessen glühende und malerisch reiche Phantasie im »Ahasver in Rom« zündend wirkte; er blieb Epiker bis an sein Ende (»Der König von Sion«, »Homunculus«, »Amor und Psyche«). Wilh. Jordan trat mit seiner Theodicee: »Demiurgos«, seiner Neudichtung der »Nibelungen«, Aug. Becker mit seinem »Jungfriedel der Spielmann«, F. Gregorovius mit seinem »Euphorion«, Ed. Grisebach mit dem »Neuen Tannhäuser« hervor, denen sich in der folgenden Epoche Ad. Stern mit dem »Johannes Guttenberg«, H. Kruse mit den »Seegeschichten« u. a. anschlossen.

XI. Zeitraum.

Von 1870 bis zur Gegenwart.

Die Einigung des deutschen Volkes und Aufrichtung des Deutschen Reiches, so lange herbeigesehnt, brachte doch zunächst keine eigentliche Blüte der schönen Literatur hervor; die Sehnsucht war poetisch produktiver als die Erfüllung. Durch die allzu stark vorwaltenden politischen und sozialen Interessen wurde bis gegen die Mitte der 1880er Jahre eine gedeihliche Förderung des literarischen Lebens gehemmt. Von epochemachender Bedeutung waren nur die neuen Bühnenwerke Richard Wagners (1813—83), die, Wesen und Begriff der bisherigen Oper überwindend, in der Vereinigung von Poesie, Musik, Plastik und Mimik ästhetische Gebilde von solcher Eigenart boten, daß sie zunächst nur auf einer besondern Festspielbühne, die in Bayreuth erstand, verkörpert werden konnten. Hier wurde 1876 »Der Ring des Nibelungen« und 1882 »Parsifal« unter der Teilnahme der ganzen gebildeten Welt aufgeführt. — Die neue Zeit war reich an solchen Erzeugnissen der Gelehrten und Staatsmänner, die zugleich literarische Bedeutung beanspruchen durften: die Reden und Briefe des Fürsten Bismarck und des Grafen Moltke, die Weltgeschichte Rankes, die deutsche Geschichte des 19. Jahrh. von Treitschke, die Revolutionsgeschichte von Heinrich v. Sybel u. a. müssen wegen ihrer formalen Bedeutung auch in der Literaturgeschichte als mustergültige Leistungen angeführt werden. Und in der Zeit, in der zunächst die dichterische Produktion von geringerer Bedeutung war, bereitete sich eine vielseitigere Pflege der Literaturgeschichte vor. Namentlich Wilhelm Scherer ist als Begründer der philologisch-wissenschaftlichen Literaturbetrachtung zu nennen, neben ihm Michael Bernays, der als Lehrer große Wirkung übte. Als Goetheforscher machten sich besonders verdient Düntzer, W. v. Biedermann, Loeper und der Kunsthistoriker Hermann Grimm. Unter den Schülern Scherers nehmen Erich Schmidt und Jakob Minor den ersten Platz ein; daneben sind zu nennen: Schönbach, Brahm, Schlenther, Sauer, R. M. Werner, R. M. Meyer, Seuffert; Schüler von Bernays sind: Muncker, Koch, Witkowski; daneben stehen selbständiger da: Stern, Gottschall, Suphan, Bellermann, Creizenach, W. Herz, O. Harnack, Köster, Elster, Walzel, Bartels, C. Busse u. a. Besonders seit der Eröffnung des Goethe- und Schillerarchivs und der Begründung der Goethe-Gesellschaft (1885) stand das Studium Goethes obenan. Der Schwäbische Schillerverein förderte die Begründung eines Schillermuseums in Marbach; in Berlin entstand eine Literaturarchiv-Gesellschaft; eine zusammenfassende Darstellung der weitverzweigten Forschung bieten die seit 1892 erscheinenden »Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte«; in dem »Literarischen Echo« J. Ettlingers spiegeln sich alle Erscheinungen des Tages wieder. Über ästhetische Probleme schrieben Lipps, R. M. Werner, J. Volkelt, W. Bölsche, Ernst Grosse, Karl Groos u. a., »Prinzipien der Literaturwissenschaft« schrieb Elster, über Dramaturgie handelten Bulthaupt (»Dramaturgie des Schauspiels«, »Dramaturgie der Oper«), Alfred v. Berger, Avonianus, Hans Sittenberger, Karl Weitbrecht u. a.; über Lyrik handelte R. M. Werner; eine vortreffliche »Neuhochdeutsche Metrik« schrieb Minor; als Kritiker ragten hervor: Paul Lindau, Karl Frenzel, J. Rodenberg, E. Zabel, L. Speidel, D. Spitzer, Paul Schlenther, Maximilian Harden, Fritz Mauthner, Julius und Heinrich Hart, Joseph Viktor Widmann, M. Necker, Ferdinand Avenarius, A. Bartels, Hermann Bahr, Wolfgang Kirchbach u. a.

Einen starken Einfluß auf das literarische Leben übte auch jetzt die Philosophie aus. So erfreute sich in den 70er Jahren der Pessimismus von A. Schopenhauer und die »Philosophie des Unbewußten« von Ed. v. Hartmann besonderer Beliebtheit. Dem gegenüber erfolgte zu Anfang der 90er Jahre ein entschiedener Umschlag durch das eingreifende Wirken von Friedrich Nietzsche. Der geniale Denker und Dichter, einer der größten deutschen Stilisten, war von Schopenhauers Pessimismus ausgegangen. Er hatte lange Zeit zu Richard Wagner, dem er persönlich nahe

stand, gehalten, um ihn schließlich auf das entschiedenste zu befehden. Seine Kritik der herrschenden Religions- und Moralbegriffe war von einschneidender Bedeutung, seine Scheidung einer Herrenmoral und Sklavenmoral geistreich, aber gefährlich, sein Einfluß, namentlich gegen Ende der 90er Jahre, kaum zu ermessen.

Die Hauptwandlung, die sich seit Mitte der 80er Jahre in unsrer Literatur vollzog, bestand in einer entschiedenen Loslösung von der konventionellen Hohlheit und Verbildung sowie dem mangelhaften Wirklichkeitssinn in der literarischen Produktion der letzten Jahrzehnte. Nur durch einen etwas ungestüm auftretenden Naturalismus konnte die herrschende Unwahrheit, an die man sich in weitesten Kreisen gewöhnt hatte, ausgerottet werden. An Übertreibungen fehlte es dabei ebensowenig wie bei jeder andern literarischen Revolution. Schließlich wurde auch der Naturalismus neuerdings überwunden und von einer symbolistisch-neuromantischen Richtung abgelöst, die freilich bis jetzt noch keine bahnbrechenden Vertreter gefunden hat. Das neue Leben kam auf allen Gebieten zur Geltung: Roman, Novelle, Lyrik und Drama lassen bemerkenswerte Fortschritte erkennen. Zunächst freilich kamen die führenden Alten wie Keller, Fontane, Heyse, Spielhagen, Scheffel erst jetzt zur vollen Blüte. Zu ihnen gesellten sich zwei zuvor nur wenig bekannte Talente, die sich als Erzähler zur höchsten Anerkennung durchrangen: Theodor Storm (1818 bis 1888) und Konrad Ferdinand Meyer (1825—1898). Storm, von der Lyrik ausgehend, brachte die stimmungsvolle Novelle zur feinsten Ausbildung (»Aquis submersus«, »Immensee«, »Psyche«, »Der Schimmelreiter« u. a.); Meyer knüpfte gern an die Geschichte an und zeigt sich als Meister in der historischen Novelle und in der Ballade (»Georg Jenatsch«, »Die Versuchung des Pescara«, »Ulrich Hutten«, »Angela Borgia«). Das Vorbild dieser großen Novellendichter reizte bald zur Nachahmung an. Dabei wurden alle Zeiten und Stände, auch zuvor noch nie geschilderte Volksstämme in den poetischen Gesichtskreis gezogen. Nach dem Vorgang von Leopold Kompert (»Geschichten einer Gasse«) schrieb K. E. Franzos (geb. 1847) seine novellistischen Kulturbilder: »Aus Halbasien« (»Die Juden von Barnow«, »Der Präsident«, »Der Kampf ums Recht«); Robert Waldmüller-Duboc (geb. 1822) schrieb ethnographische Novellen aus allen Teilen Mitteleuropas. In Steiermark entstand ein hervorragendes Talent in Peter Rosegger (geb. 1843), der nach allen Richtungen hin Volk und Land beschrieb und durch seine edle und kraftvolle Persönlichkeit anregend wirkte. Mächtiger als er war Ludwig Anzengruber (1839—89), der vor allem als Dramatiker bahnbrechend war, doch auch in Novelle und Roman (»Der Sternsteinhof«) Hervorragendes leistete. Aus Bayern kamen die trefflichen Hochlandsgeschichten von Maximilian Schmidt; etwas später die bayrischen Gebirgsnovellen von Ludwig Ganghofer. Adolf Pichler (1819—1900) schrieb Tiroler Geschichten neben seinen kraftvollen kleinen epischen Gedichten (»Markſteine«) und Hymnen. Land und Leute des alemannischen Schwarzwaldes spiegelt der kernige katholische Geistliche Heinrich Hansjacob (»Abendläuten«, »In der Kartause«). Als Sittenmalerin der österreichischen Aristokratie führte sich die größte dichtende Frau dieses Zeitraums, Marie v. Ebner-Eschenbach (geb. 1830), ein; doch wuchs sie bald mit ihren gemüt- und humorreichen Novellen und Romanen (»Die Freiherren von Gemperlein«, »Das Gemeindekind«), mit den »Parabeln und Märchen«, den »Aphorismen« und insbes. mit der Erzählung »Glaubenslos?« über die bloße Sittenmalerei weit hinaus. Ihren Spuren folgten andre Dichterinnen: Ossip Schubin (»Boris Lenski«), Berta v. Suttner (»Die Waffen nieder«). Realistische Wahrheit liebend und eindringend erscheint die herbe Wiener Sittenmalerin Emil Marriot (»Die Unzufriedenen«, »Seine Gottheit«). Ilse Frapan schrieb »Hamburger Novellen«, Hermine Villinger »Schwäbische Geschichten«, Emmy v. Dincklage »Westfälische Erzählungen«, die durch realistische Frische ausgezeichnete Klara Viebig »Kinder der Eifel«. Ihr zur Seite stehen die eindrucksvoll schildernden Schriftstellerinnen Helene Böhlau mit ihren »Ratsmädelgeschichten«, Margarete v. Bülow, Marie Janitschek und Anselm (Selma) Heine mit Novellen, die hochbegabte Ricarda Huch (»Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem jüngern«), Gabriele Reuter (»Aus guter Familie«), Bernhardine Schulze-Smidt u. a. Unter den Schriftstellern ragen zunächst eine Reihe von Vertretern des historischen Romans hervor. Gustav Freytag hatte mit seinem Zyklus »Die Ahnen« das Fach wieder zu Ehren gebracht und ihm folgten andre Gelehrte: Georg Ebers (1837—98) mit ägyptischen, Felix Dahn (geb. 1834) mit einer langen Reihe altgermanischer Erzählungen, George Taylor und Ernst Eckstein mit altrömischen Romanen ꝛc. Das Leben der Gegenwart suchten Adolf Stern, Rudolf Lindau (»Reisegefährten«, »Der lange Hochländer«) und G. v. Ompteda in Novellen und Romanen in eigenartiger Beleuchtung vorzuführen. Insbesondere aber waren es unter den ältern Romandichtern eine Reihe von Humoristen, die anregend wirkten, wenn auch keiner von ihnen an Fritz Reuters Bedeutung heranreicht. Der große Ästhetiker Friedrich Vischer (1806 bis 1886) trat in seinen alten Tagen mit der Erzählung »Auch einer« hervor, in der er ein fesselndes Problem entwickelte. Humoristische Novellen schrieb der pommersche Schriftsteller Hans Hoffmann (geb. 1848) mit seinen »Geschichten aus Hinterpommern«, »Der eiserne Rittmeister« u. a. Julius Stinde (geb. 1848) erwarb sich Beifall mit seinen launigen Schilderungen des Berlinertums (»Familie Buchholz«, »Wilhelmine Buchholz' Memoiren«, »Hotel Buchholz« u. a.), obwohl sie nur leichtem Unterhaltungsbedürfnis dienen; weit tiefer drang Heinrich Seidel (geb. 1842), der in der humoristischen Figur des Leberecht Hühnchen einen lebensvollen poetischen Typus schuf. Auch Ernst v. Wolzogen (geb. 1855) entwickelte in seinem »Kraft-Mayr« und namentlich in dem »Dritten Geschlecht« ansprechenden Humor, während Fritz Mauthner (geb. 1849) in seinen glücklichen Parodien »Nach berühmten Mustern« mehr Witz als Humor an den Tag legte. Bescheidenere Verdienste erwarb sich in Wien der gemütreiche Vinzenz Chiavacci (geb. 1847). Dazu kamen die sächsischen Humoristen Gustav Schumann, der die Figur des Partikularisten Bliemchen schuf, und Edwin Bormann.

Unter den Romanschriftstellern, die insbes. dem naturalistischen Stil zum Durchbruch verhalfen, ragt Max Kretzer (geb. 1854) hervor, der sich selbst aus der Tiefe emporarbeitete und in seinen »Betrogenen«, »Verkommenen«, »Meister Timpe«, vor allem aber in seinem »Millionenbauer« viel Kraft und aufsteigende Entwickelung zeigte. Sehr große Erfolge hatte Hermann Sudermann (geb. 1857) mit den dramatisch packenden Romanen »Der Katzensteg« und »Frau Sorge«. Hermann Heiberg (geb. 1840) be-

währte sich in »Apotheker Heinrich« u. a. als Kleinmaler. M. G. Conrad (geb. 1846), ein eifriger Apostel der Freiheit, wurde der Sittenmaler von München (»Majestät«). Karl Bleibtreu (geb. 1859), der sich in allzu reicher Produktion überstürzte und in allen Formen versuchte, entwickelte eine Spezialität als poetischer Schlachtenmaler. Konrad Alberti (geb. 1862), der besonders leidenschaftlich auftrat, ferner der sensitive Heinz Tovote (geb. 1864), der immer nur die erotische Erzählung pflegte, Hermann Bahr (geb. 1863), der viele Wandlungen durchmachte, und Wolfgang Kirchbach, der sich als glücklicher Kritiker bewährte, Wilhelm Bölsche (»Die Mittagsgöttin«), Felix Holländer (»Jesus und Judas«) u. a. förderten diese Bestrebungen der neuen Zeit. Der früh verstorbene Ludwig Jacobowski (»Werther, der Jude«, »Loki«), der namentlich als Lyriker bedeutend ist, erhob sich zur Gestaltung ernster Probleme. Und in neuester Zeit trat eine Reihe von Talenten hervor, die Aufsehen erregten. Hierher gehört Walter Siegfried mit seinem Künstlerroman »Tino Moralt«, Jakob Wassermann mit seiner »Geschichte der jungen Renate Fuchs«, J. C. Heer mit den Romanen »An heiligen Wassern«, »Der König der Bernina« u. a., Wilhelm v. Polenz mit dem »Büttnerbauer«, dem »Grabenhäger«, »Thekla Lüdekind« u. a., vor allem aber Gustav Frenssen, dessen »Sandgräfin« und »Die drei Getreuen« noch wenig Beachtung fanden, während der durch packende Charakter- und Milieuschilderung und tiefsinnige Lebensauffassung hervorragende Roman »Jörn Uhl« eine Verbreitung fand, wie seit Jahren kein andres Werk.

Auch die Erzählung in Versen und das Epos fanden in neuerer Zeit glückliche Pfleger. So erwarb sich Julius Wolff (geb. 1834) durch seinen »Wilden Jäger«, »Rattenfänger von Hameln«, »Tannhäuser« u. a., Rudolf Baumbach (geb. 1841), der talentvolle Erneuerer der mittelalterlichen Vagantenlyrik, durch »Zlatorog«, »Frau Holde«, »Kaiser Max und seine Jäger« lebhaften Beifall. Zu ihnen gesellten sich Hans Herrig (»Die Schweine«), Ernst Eckstein u. a. Vor allem aber erneuerte Friedrich Wilhelm Weber (1813 bis 1894) durch »Dreizehnlinden« die epische Dichtung, wenn auch der beispiellose Erfolg des ansprechenden Werkes z. T. auf die Bemühungen der ultramontanen Propaganda zurückgeführt werden muß.

Die dramatische Dichtung stand in den 70er Jahren recht tief; wenigstens wurden die Bühnen zumeist von Schriftstellern beherrscht, die weder eindrucksvolle, noch der Wirklichkeit abgelauschte Leistungen boten. Die hausbackenen Lustspiele von Benedix wurden durch solche von Julius Mosen, Gustav v. Moser, Adolf L'Arronge, Oskar Blumenthal, Hugo Lubliner, Paul Lindau (»Ein Erfolg«, »Maria und Magdalena«, »Gräfin Lea«) u. a. verdrängt. Das höhere Drama wurde von einzelnen achtbaren Talenten gepflegt, die jedoch größtenteils ihr Epigonentum nicht verleugnen konnten: Albert Lindner (»Brutus und Collatinus«, »Die Bluthochzeit«), Heinrich Kruse (»Wullenweber«), Franz Nissel (»Die Zauberin am Stein«, »Heinrich der Löwe«, »Agnes von Meran«), Artur Fitger (»Die Hexe«), Ferdinand v. Saar (»Kaiser Heinrich IV.«, »Die beiden de Witt«), Ludwig Schneegans (»Maria von Schottland«), Martin Greif (»Heinrich der Löwe«, »Marino Falieri«, »Nero«), Hans Hopfen (»In der Mark«, »Helga«) u. a. Obwohl in alten Bahnen fortschreitend, erwarb sich großen Einfluß auf den Bühnen Adolf Wilbrandt (geb. 1837), der mit seinen Lustspielen »Die Maler«, »Die Vermählten«, den Tragödien »Gracchus, der Volkstribun«, »Kriemhild«, namentlich aber mit dem »Meister von Palmyra«, auch mit dem effektvollen Schauspiel »Die Tochter des Herrn Fabricius« Beifall fand und auch als Erzähler (»Hermann Iffinger«) erfolgreich tätig war. Auch das starke Talent von Ernst v. Wildenbruch (geb. 1845) war von modernen Bestrebungen nur oberflächlich berührt; mit seinem »Harold«, den »Karolingern«, den »Quitzows«, dem »Generalfeldoberst«, »Heinrich und Heinrichs Geschlecht«, der »Tochter des Erasmus«, »König Laurin« u. a. erwarb er bei seinem echten und innerlichen Pathos berechtigten Beifall. Eine tiefere Wandlung trat aber erst durch eine Reihe eigenartiger Talente ein, die seit Mitte der 80er Jahre der realistisch-naturalistischen Reaktion siegreich zum Durchbruch verhalfen. Die theoretischen Führer waren hier zwei Literarhistoriker, Paul Schlenther und Otto Brahm, von denen der erste, nachdem er lange Zeit Redakteur der »Vossischen Zeitung« gewesen war, Direktor des Burgtheaters in Wien wurde, während der letztere als zielbewußter Leiter des Deutschen Theaters in Berlin große Erfolge errang. Die Bestrebungen der »Freien Bühne«, denen beide in den 80er Jahren nachdrücklich dienten, erwiesen sich als heilsam, wenn sie auch nur vorübergehende Bedeutung beanspruchen durften. Brahms Verdienst war, daß er das Talent Gerhart Hauptmanns (geb. 1862) sogleich erkannte. Dieser erzielte unter den Jüngern durch seine zwar nicht vielseitigen, aber durch unübertreffliche Lebenswahrheit ausgezeichneten Bühnenwerke die größten Wirkungen. Wir nennen: »Vor Sonnenaufgang«, »Einsame Menschen«, »Die Weber«, »Kollege Crampton«, »Das Hannele«, »Die versunkene Glocke«, »Der Biberpelz« und »Der arme Heinrich«. Arno Holz und Johannes Schlaf, die gleichzeitig auftraten (»Familie Selicke« und »Papa Hamlet«), wurden durch ihn bald verdunkelt, während sich dagegen das schwächere Talent von Ludwig Fulda (geb. 1862) bei reicher Produktion in Anerkennung zu erhalten wußte (»Der Talisman«, »Unter vier Augen«, »Herostrat«, »Die Zwillingsschwester«); Fulda erwarb sich ein hervorragendes Verdienst als Übersetzer (Molière, Rostand, Cavallotti). Anfangs wurde Hermann Sudermann (geb. 1857) oft mit Hauptmann in eine Linie gerückt: er wußte durch Aufstellung interessanter Probleme (»Die Ehre«), vorzügliche Milieuschilderung und durch die Vorliebe für erotische Probleme das Publikum um so mehr zu fesseln, als er über eine höchst geschickte Technik verfügt: sein Einakter »Fritzchen« in den »Morituri« ist ein Meisterstück. Aber ihm fehlt die überraschende psychologische Wahrheit, durch die Hauptmann sich auszeichnet. Ein bedeutendes Talent ist Artur Schnitzler, der durch »Freiwild«, den »Schleier der Beatrice« und geistvolle Einakter Aufsehen erregte. Weit größer waren jedoch die Wirkungen, die Max Halbe mit seiner dreist-erotischen »Jugend« erzielte, während Frank Wedekind mit seinem allzu kühnen »Erdgeist« nur engern Kreisen genügte. Georg Hirschfeld (»Die Mütter«, »Pauline«), Rudolf Lothar (»König Harlekin«), Philipp Langmann (»Bartel Turaser«), Kurt Geucke (»Sebastian«) sind weniger bekannt geworden. Durch Aufgreifung eines die Zeit interessierenden Stoffes erregte Max Dreyer in seinem »Probekandidaten« die Aufmerksamkeit weiterer Kreise; den Stand der Volksschullehrer geißelte auch Otto Ernst in »Flachsmann als Erzieher«, während er in »Jugend von heute« die Nietzscheaner, in »Gerechtigkeit« Auswüchse der Presse

durchzuhecheln suchte. Durch hohe lyrische Schönheiten und kunstvollen Stil ausgezeichnet, aber des dramatischen Nervs entbehrend sind die Stücke von Hugo v. Hofmannsthal (»Der Tor und der Tod«, »Die Frau am Fenster«, »Die Hochzeit der Sobeide«). Im Kampf gegen die moderne Richtung zeigten sich Fritz Lienhard (»König Artur«), Adolf Bartels (»Der junge Luther«), Karl Weitbrecht u. a.

Wie auf den andern Gebieten der poetischen Kunst, so auch auf dem der Lyrik drang neues Leben überall siegreich vor, wenn es auch nicht an lächerlichen Entartungen fehlte. Die modernen Lyriker gaben sich ein Stelldichein in der Kunstzeitschrift »Pan«, in der »Jugend« und im »Simplizissimus«. Die teils mit dem Gesang verknüpfte, teils selbständig auftretende Liederdichtung eroberte sich durch das Überbrettl sogar die Bühne; das Streben nach Sangbarkeit kam dabei der Dichtung sehr zu statten. Den Gewohnheiten der alten Kunstübung folgten mehrere starke Talente: Martin Greif (einer der ersten Lyriker der neuen Zeit), Eduard Paulus, Joh. Georg Fischer u. a. Auch unter den Neuern hielten sich der auch als Romanschriftsteller, Kritiker und Literarhistoriker hervorgetretene Karl Busse, Ferdinand Avenarius und der am Volkslied herangereifte, zu früh verstorbene Ludwig Jacobowski (»Aus Tag und Traum«, »Leuchtende Tage«) von einseitig-modernen Bestrebungen frei. Treffliches leisteten Gustav Falke, Friedrich Adler und insbes. Detlev v. Liliencron, der durch ungewöhnliche Frische und Originalität (»Adjutantenritte«, »Neue Gedichte«) hervorragt. Ein starkes lyrisches Gefühl kommt auch bei Max Dauthendey und Alfred Mombert zum Ausdruck, aber es fehlt bei ihnen nicht an krankhafter Überspannung und Verwirrung; an Heine anschließend verschmäht Richard Schaukal jede Art von Reflexion in seinen Gedichten. Symbolistische Feinheiten erstreben Richard Dehmel, der talentvolle, aber dunkle Stephan George und der feinsinnige Hugo v. Hofmannsthal; nach neuen Formen ringt Arno Holz; sozialistischen Ideen gibt John H. Mackay Ausdruck. Wir nennen weiter Karl Henckell, Maurice v. Stern, ferner die Hauptförderer des Brettls Otto Julius Bierbaum, Ernst v. Wolzogen u. a. Unter den dichtenden Frauen erregte Johanna Ambrosius als sogen. Naturdichterin vorübergehend starkes Aufsehen; eigne Erlebnisse erschloß in ergreifenden Versen Anna Ritter; durch kühne Originalität suchte die Malerin Hermione v. Preuschen in ihren Gedichten Eindruck zu machen, während Marie Madeleine (»Auf Kypros«) heißblütige Erotik verkörperte.

B. Wissenschaftliche Literatur.

Von den verschiedenen Zweigen der wissenschaftlichen oder gelehrten Literatur können im engern Anschluß an die Nationalliteratur und vermöge ihrer bestimmenden Einwirkung auf dieselbe nur die Philosophie und Theologie nebst der Geschichte nach ihrer geschichtlichen Entwickelung hier in Betracht kommen. Rücksichtlich der andern Gebiete muß auf die den einzelnen Disziplinen gewidmeten Artikel verwiesen werden.

Philosophie.

Wie unter den Völkern des Altertums den Griechen, so gebührt unter den neuern den Deutschen der Ehrenname eines »Volkes von Denkern«. Nachdem sie schon im Mittelalter durch Albert von Bollstädt (Albertus Magnus, gest. 1280), in der Übergangszeit durch Paracelsus (gest. 1541), Nikolaus Taurellus (gest. 1606) und Jakob Böhme (gest. 1624) an der Entwickelung der Philosophie rüstigen Anteil genommen, beginnt die ihnen eigentümliche Methode zuerst mit Leibniz (1646—1716), dessen Universalismus bemüht war, die Selbständigkeit der Individuen mit der Harmonie des einheitlichen Ganzen und dem Mechanismus der wirkenden mit der Freiheit der Zweckursachen zu vereinigen. Während manche nach Leibniz auf einzelnen philosophischen Gebieten wirkten, unternahm es Christian Wolff (gest. 1754) als der erste Deutsche, ein vollständiges, in sich mit wissenschaftlicher Strenge zusammenhängendes System der Philosophie, durch das alles klar und verständlich werden sollte, in rein rationalistischer Weise so darzustellen, daß er der Gründer der ersten deutschen Philosophenschule, der nach ihm und seinem Meister sogen. Leibniz-Wolffschen Schule, ward. Ihr Einfluß, der sich auf alle Wissenschaften über die Grenzen Deutschlands hinaus erstreckte, nahm allmählich ab, als nach der Mitte des 18. Jahrh. die seit Locke bei den Engländern und Franzosen übliche empiristische Weise zu philosophieren in Deutschland mehr Eingang fand. Während die eigentlichen Schüler Wolffs, namentlich Baumgarten (gest. 1762), der Begründer der Ästhetik, an dessen mathematischer Methode und einseitig rationalistischer Erkenntnisquelle festhielten, suchten andre, wie der Mathematiker Lambert (gest. 1777), der schon viel Ähnliches mit Kant hatte, und die Philosophen der Berliner Akademie Friedrichs d. Gr., Locke mit Leibniz, Empirismus mit Rationalismus zu verbinden. Parallel mit dieser wissenschaftlichen ging eine populäre, der Aufklärung und dem Gemeinwohl dienende Richtung der Philosophie, die sich z. T., wie Reimarus (gest. 1765), Eberhard (gest. 1809), Platner (gest. 1818), an Wolff, z. T., wie Tetens (gest. 1805), mehr an Locke hielt, z. T., wie die sogen. »Philosophie des gesunden Menschenverstandes« und die moralisierende Schriftstellerei der Abbt (gest. 1766), Sulzer (gest. 1779), Basedow (gest. 1790), Mendelssohn (gest. 1786), Gellert (gest. 1769), Garve (gest. 1798) und Feder (gest. 1821), eklektisch verfuhr. Die Summe aller dieser Bestrebungen zog Immanuel Kant (1724—1804). Er war ursprünglich rationalistischer, dann infolge seiner eifrigen Beschäftigung mit Newton empirischer Dogmatiker, wurde durch den Skeptizismus Humes aus dem dogmatischen Schlummer aber geweckt und sprach nun als Kritiker der »reinen Vernunft« (des Denkens ohne Erdichtung) dieser die Fähigkeit ab, übersinnliche Gegenstände zu erkennen. Zugleich aber wies er auch als Kritiker der »Sinnlichkeit« nach, daß diese, um zur »Erfahrung« zu werden, der Ergänzung durch apriorische, d. h. durch reine Vernunft- oder genauer Verstandesbegriffe bedürfe. Rationalismus und Empirismus sollten auf diesem Weg ausgesöhnt, von der Vernunft die Form, von der Sinnlichkeit der Stoff aller auf die Welt der Objekte bezüglichen Erkenntnis geliefert werden, diese selbst aber auf die Objekte der sinnlichen oder Erfahrungswelt eingeschränkt bleiben, jenseit der als »dunkler Rest« der übersinnlichen Welt das sogen. Ding an sich als metaphysisches Substrat allein übrigbleibe. Die so verursachte Einbuße von Erkenntnissen sollte durch das Bewußtsein einer dem Menschen innewohnenden praktischen Vernunft oder eines freien moralischen Pflichtgefühls (kategorischer Imperativ) aufgewogen werden. Der Inhalt der natürlichen Religion (Gott, Unsterblichkeit, Willensfreiheit), dessen Erkenntnis auf theoretischem Wege durch die »Kritik« aufgehoben war, sollte auf moralischem Wege wiederher-

gestellt werden. Kants Philosophie übte einen durchgreifenden Einfluß nicht nur auf seine Zeitgenossen, sondern bis auf die Gegenwart aus, indem er als »Alleszermalmer« auf die intellektuelle, wie durch Hervorhebung des reinen Pflichtgefühls auf die moralische Kultur der Besten seiner Nation umgestaltend wie kein andrer vor und nach ihm gewirkt hat. Während der Skeptizismus und der ältere Dogmatismus, auch Kants ehemaliger Zuhörer Herder (gest. 1803) den Kritizismus angriffen, suchten K. L. Reinhold (gest. 1823), Schiller, Fries (gest. 1843) u. a. ihn weiterzubilden. Kants bedeutendster Nachfolger, J. G. Fichte (1762—1814), verwandelte den halben Idealismus Kants in einen ganzen, indem er das Ich nicht nur für den Träger und die Quelle der Erkenntnis, sondern auch für das einzige Reale erklärte, dessen Vorstellung und Tat die Welt, der einzige Grund der Erschaffung dieser letztern aber das Sittengesetz, die »sittliche Freiheit«, sei, weil diese, um sich als solche zu bewähren, einer »sinnlichen Welt« als »Material der Pflichterfüllung« bedürfe. Durch diesen Idealismus hat Fichte auf die deutsche Philosophie, durch seine patriotische Gesinnung und seine feurigen politischen Reden auf die »deutsche Nation« vor den Befreiungskriegen eingewirkt. Schelling (1775—1854) wendete die innere Entwickelungsgeschichte des Ichs, dessen Tat die Welt ist, auf die Natur als das unbewußte Ich an und brachte durch diese sogen. Naturphilosophie einen anregenden, aber auf die Dauer nicht gedeihlichen Umschwung in der Behandlung der Naturwissenschaften hervor. Während er selbst in raschem Wechsel sein System mehrfach änderte, namentlich erst zu einer Identitätsphilosophie, dann zu einer »Offenbarungsphilosophie« umgestaltete, steigerte Georg Wilh. Friedrich Hegel (1770—1831) Fichtes ursprünglich subjektiven zum »absoluten« Idealismus, indem er an die Stelle des allein realen und tätigen Ichs die unpersönliche Vernunft (»die logische Idee«) und an die Stelle der schöpferischen Tat den dialektischen Prozeß (»Selbstbewegung des Denkens«) setzte. Die Vernunft, erhoben zum allein wahren Wesen alles Wirklichen (Panlogismus), aber damit auch das Wirkliche zum Vernünftigen (Optimismus), dem Rationalismus auf diese Weise Vorschub leistend. Wie Kants unerbittliche Schärfe in die Tiefe, so hat Hegels Methode in die Breite der Forschung gewirkt und ist in fast allen Wissenschaften angewendet worden. Den Gegensatz zu dieser von Fichte bis Hegel in gerader Richtung fortschreitenden idealistischen Richtung bildet die gleichfalls an Kant anknüpfende realistische Richtung Herbarts (1776 bis 1841). Die Empirie bildet nach diesem die Grundlage, durch deren Bearbeitung, Berichtigung und Ergänzung eine in sich zusammenhängende, auch logisch befriedigende Wissenschaft entstehen soll. Durch ihren Ausgangspunkt und durch ihre exakte, auch auf die Psychologie angewandte Methode hat Herbarts Philosophie allgemeiner gewirkt, auch mehrfach Naturforscher angezogen. Außer den Vorgenannten haben unter den Nachfolgern Kants nur der sogen. Glaubensphilosoph Fr. H. Jacobi (1743—1819) und namentlich A. Schopenhauer (1788—1860) Einfluß in weiten Kreisen der Leserwelt gehabt. Letzterer erklärte den Willen für das »Ding an sich« und hat durch seinen offen bekannten Unglauben sowie namentlich durch seinen ausgeführten Pessimismus und durch seine leichtverständliche, z. T. glänzende Darstellung zahlreiche Anhänger und Verehrer gefunden. Von den Schülern der Genannten haben einige z. T. mehr oder weniger abweichende Richtungen eingeschlagen und selbst einen Kreis von Jüngern um sich versammelt. Strenge Kantianer waren Schultz (gest. 1805), Jakob (gest. 1827), Erh. Schmid (gest. 1812) u. a., während W. T. Krug (1770—1842) als äußerst fruchtbarer Schriftsteller sich um die Popularisierung der Kantschen Philosophie Verdienste erwarb und J. Fr. Fries (1773—1843) durch Verschmelzung der Jacobischen Glaubensphilosophie eine eigne Schule stiftete. U. a. verfolgten Fichtes Richtung: Forberg, Niethammer, Schad, Mehmel; auch Fr. Schlegel (gest. 1829) und der Theolog Schleiermacher (gest. 1834), der später eine eigne Schule gründete, wurden durch ihn angeregt. Schellings Natur- und Identitätsphilosophie fand in H. Steffens, L. Oken, J. Görres, Fr. v. Baader, J. P. Troxler, G. H. Schubert, K. W. F. Solger u. a. eifrige Bekenner, die dieselbe namentlich auf die Naturwissenschaften mit mehr oder weniger Glück anwandten. Schellings später mystischer oder sogen. positiver und Offenbarungsphilosophie neigten sich zu: Beckers, Schaden u. a. Sein anfänglicher Schüler Krause (gest. 1832) setzte dem Pantheismus der Naturphilosophie einen von ihm so genannten Panentheismus entgegen, der in Ahrens, Lindemann, Leonhardi u. a. begeisterte Anhänger fand. Als Verbreiter Herbartschen Lehre sind besonders aufgetreten: Hartenstein, Drobisch, Exner, Strümpell, Th. Waitz, Lott, Allihn, Thilo, Cornelius, Nahlowsky, Volkmann, R. Zimmermann, auch Lazarus und der Sprachphilosoph Steinthal. Die umfangreichste Literatur hat die Hegelsche Schule aufzuweisen, wobei die Gegensätze der rechten (theistischen) und linken (pantheistischen), ja äußersten linken (atheistischen) Seite derselben scharf auseinander traten. Erstere führte bald zur Gründung einer besondern Theistenschule, der J. H. Fichte, Weiße, Ulrici, Wirth, Carriere u. a. angehörten; die letztgenannte, der sogen. Junghegelianismus, schlug zuletzt in völligen Materialismus um. Innerhalb des durch Hegel mehr oder weniger beherrschten Gedankenbereichs wurde die Logik durch Gabler, Hinrichs, Schaller, Werder, Erdmann, Biedermann, die Naturphilosophie durch Schaller, Bayrhoffer, Ernst Kapp, die Psychologie durch Rosenkranz, Michelet, Daub, Erdmann, die Rechtsphilosophie durch Gans, Göschel, Hinrichs, Köstlin, die Philosophie der Geschichte durch Chr. Kapp, Rosenkranz, Wuttke, die Ästhetik durch Hotho, Rötscher, Carriere, Weiße, Vischer, Köstlin, Zeising, die Theologie durch Daub, Marheineke, Vatke, Rosenkranz, D. Strauß, Br. Bauer, F. Chr. Baur, E. Zeller, die Moral und Ethik durch Daub, Henning, Michelet, Wirth, Vatke u. a. bearbeitet. Das besondere Verdienst, die Prinzipien der Hegelschen Schule kritisch auf die evangelische Geschichte und die christliche Dogmatik angewendet zu haben, erwarb sich David Strauß (1808 bis 1874), dessen philosophische Grundideen bis zur äußersten Konsequenz Ludwig Feuerbach (1804—1872) verfolgte. An die Stelle der Hegelschen, lange Zeit dominierenden Lehren traten seit 1848 teils ältere, bisher durch die Hegelsche Schule zurückgedrängte Philosophien, wie die Herbarts, Schopenhauers in weiterm Umkreis, Krauses, des Theosophen Baader (gest. 1841), des von der römischen Kirche als Häretiker erklärten katholischen Denkers Bolzano (gest. 1848), sowie die des Hermes (gest. 1837) und Günther (gest. 1862) in engerm Umkreis. Dazu kamen teils die positiven Wissenschaften, von denen namentlich die Naturwissenschaften, anfangs aller

Philosophie feindlich, allmählich Ausgangspunkt neuer, teils materialistischer, teils idealistischer Philosopheme geworden sind. Schopenhauers System vertrat Frauenstädt, während Ed. v. Hartmann (geb. 1842, »Philosophie des Unbewußten«) eine Verbindung desselben mit Hegelschen Prinzipien durch Anlehnung an Schellings positive Philosophie versuchte. Baaders Philosophie fand in Hoffmann, die Günthers in Knoodt, Loewe, Frohschammer u. a. Verteidiger, während Ritter, Rothe u. a. Schleiermachers theologische Philosophie umbildeten. Den Naturwissenschaften gaben J. Moleschott, K. Vogt und der populär schreibende L. Büchner durch die Reduktion aller Lebenserscheinungen auf Kraft und Stoff eine materialistische, dagegen Lotze (gest. 1881) und Fechner (gest. 1887), dessen Weltanschauung an Leibniz und Spinoza erinnern, eine idealistische Grundlage. Durch die Ergebnisse der Physiologie der Sinnesorgane sind auch Naturforscher, wie Helmholtz, Rokitansky, Czermak, Zöllner u. a., zu einer derjenigen Kants und Schopenhauers verwandten idealistischen Erkenntnistheorie, andre, namentlich Haeckel, durch den Darwinismus zu einer materialistisch-evolutionistischen Naturphilosophie weitergeführt worden. Zur alten Philosophie, namentlich zu Aristoteles, hielt sich Trendelenburg (gest. 1872). Während der Einfluß der deutschen Philosophie im Ausland (Kants in England, Hegels in Frankreich, England, Amerika und Italien, Herbarts in Italien und Holland, Krauses in Belgien, Spanien und Südamerika) fühlbarer wurde, machte sich die Wirkung englischer Denker (Mill, Spencer u. a.) und der positiven Philosophie Comtes neuerdings in Deutschland geltend, nachdem schon zur Zeit der Herrschaft Hegels ohne Erfolg durch Beneke (gest. 1854) auf englische Philosophen hingewiesen worden war. In der Gegenwart steht die deutsche Philosophie wieder unter dem Einfluß Kants, wie sie vor hundert Jahren darunter gestanden hat, nachdem zuerst Zeller (1862) und Liebmann die Rückkehr zu Kant verlangt hatten. Dieser Einfluß zeigt sich einerseits in der sogen. Kant-Philologie, d. h. in der philologisch geschulten Behandlung und Kommentierung des Kantschen Textes (Cohen, Vaihinger, Laas u. v. a.), teils in der Schule des sogen. Neokantianismus, dessen Begründer Albert Lange (gest. 1875) und dessen charakteristisches Merkmal die gänzliche Verwerfung der Metaphysik als Wissenschaft und deren Verwandlung in »spekulative Dichtung« ist. Eine gewisse Verwandtschaft damit zeigt auch die positivistische Richtung, wie sie durch Laas (gest. 1885), Riehl, Dilthey u. a. in verschiedenen Färbungen vertreten ist. Überall macht sich die Notwendigkeit, sich wenigstens mit Kant auseinanderzusetzen, bemerkbar. Zeigte sich auch eine Zeitlang Abneigung gegen Herrschaft von Systemen und Metaphysik, so treten diese in neuerer Zeit doch wieder in den Vordergrund, meist, so bei Wundt, auf der breiten Grundlage der Erfahrungswissenschaften, z. T. mit Hinneigung zu dem nachkantischen Idealismus, so bei Bergmann, Eucken u. a., z. T. unter Benutzung spinozistischer Gedanken (nach Fechner bei Paulsen), weshalb man auch von einem Neospinozismus redet. Friedr. Nietzsche, der mit seinem starken Individualismus den Willen zur Macht hervorhebt, fühlt sich von keinem der Früheren wesentlich abhängig. Auf den Gebieten der einzelnen philosophischen Wissenschaften, der Logik und Erkenntnislehre, Psychologie, Ethik, Ästhetik, vor allen aber der Geschichte der Philosophie, waltet rege Tätigkeit, in welch letzterer insbes. von Ältern Brucker, Tennemann, von Neuern Ritter, Zeller, Erdmann, Kuno Fischer, Schwegler, Haym, Überweg, Lange, Windelband, Heinze, Willmann u. a. und als Geschichtschreiber einzelner philosophischer Disziplinen Carus, Stäudlin, Prantl, R. Zimmermann, Lotze, Schasler u. a. gearbeitet haben.

Theologie.

Die Theologie war im Mittelalter die »Königin der Wissenschaften« gewesen, zu der die übrigen in dienendem Verhältnis standen. Der Zweifel, ob eine vom Aberglauben der Menge und päpstlicher Autorität beschränkte Kenntnis und scholastische Begründung der Dogmen Wissenschaft genannt werden könne, tauchte erst gegen Ende des Mittelalters in einzelnen philosophisch und humanistisch gebildeten Köpfen auf. Aber nochmals sammelte die Reformation das Interesse aller bei dem großen Kampf der Geister beteiligten Gelehrten und Schriftsteller Deutschlands um theologische Probleme. Fast sämtliche Vorkämpfer der Reformation, Luther voran, nahmen auch auf dem literarischen Gebiet ihrer Zeit den ersten Platz ein. Leidenschaftliche und verfolgungssüchtige Polemik, dialektischer Unfug und grober Dogmatismus führten zwar wieder zu erheblichen Rückschritten und machten, daß die Literatur dieser Zeit wenig Erfreuliches darbot; doch sind wenigstens die rein gelehrten Bestrebungen seither nie wieder zu völligem Stillstand gebracht worden. Bekannt sind die Verdienste, die sich die Benediktiner und andre Orden um geschichtliche und patristische Theologie erwarben, während die Protestanten sich besonders um biblische Philologie und Exegese verdient machten. Mit dem Wiederaufblühen deutscher Kunst und Wissenschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. trat eine Krisis auch in dem theologischen Studium ein; die gleichzeitige Entwickelung der Philosophie übte einen entscheidenden Einfluß aus und regte zur gründlichen Prüfung des bisher nur auf Treu und Glauben Angenommenen an. So bildete sich neben der alten Schule der Rechtgläubigen zunächst unter dem Einfluß der Aufklärung eine freiere Auffassung des Christentums heran. Aber erst Schleiermacher (1768—1834) hat auf Grund eines eigentümlichen Religionsbegriffs der ganzen Theologie einen neuen Inhalt und eine neue Form gegeben. Neben ihm haben nicht bloß De Wette (gest. 1849) die Friessche, Daub (gest. 1836) die Schelling-Hegelsche, Marheineke (gest. 1846) die Hegelsche Philosophie auf die Glaubenslehre angewandt, sondern es war auch der auf das Kantsche System gegründete Rationalismus hauptsächlich durch Röhr (gest. 1848), Paulus (gest. 1851) und Wegscheider (gest. 1849), minder scharf durch Bretschneider (gest. 1848) und Ammon (gest. 1850) vertreten. Die breite Mitte im theologischen Fahrwasser der 30er und 40er Jahre bildete die von Schleiermacher nach rechts sich abzweigende, eine Zeitlang fast alle Fakultäten beherrschende »gläubige Theologie«, auch »Vermittelungs-« oder »Schwebetheologie« genannt, als deren hervorragende Vertreter von mehr reformierter Färbung Hundeshagen, Hagenbach, Heppe, auf lutherischer Seite Nitzsch, Twesten, Ullmann, Umbreit, Dorner, Jul. Müller gelten können. Dagegen vertraten das spezifische Luthertum Klaus Harms, Scheibel, Sartorius, Rudelbach, Guerike, Harleß, Höfling, Philippi, Hofmann, Martensen, Luthardt, Kahnis, Kliefoth, Delitzsch, Vilmar, Zöckler. Ihnen schloß sich mit der Zeit auch Hengstenberg (gest. 1869) an, dessen streng rückläufige Richtung besonders in den 50er

und 60er Jahren obenauf kam und alles zur Unterdrückung der sogen. Schleiermacherschen Linken tat, die von Krause, Pischon, Jonas, Sydow, Eltester vertreten war. Auf dem Gebiete der einzelnen theologischen Disziplinen herrschte fortwährend große Betriebsamkeit. In der biblischen Exegese zeichneten sich aus: De Wette, Winer, Fritzsche, Credner, Hitzig, Ewald, Tholuck, Bleek, Lücke, Olshausen, Bunsen, Meyer, Lange, Stier ꝛc. Aber eigentliches Leben brachte erst die neutestamentliche Kritik in die moderne Theologie, und zwar David Friedr. Strauß (gest. 1874), dann durch die »Tübinger Schule« unter F. Chr. Baur (gest. 1860), als dessen namhafteste Schüler Zeller, Schwegler, Hilgenfeld zu nennen sind. Späterhin arbeiteten mehr oder weniger in derselben Richtung auch Holsten und Volkmar, Lipsius und Pfleiderer, Holtzmann und Hausrath, Schmiedel und vor allen Baurs Nachfolger, K. Weizsäcker. 1863 gab Renans »Vie de Jésus« einen Anstoß zu neuer Untersuchung und Darstellung der geschichtlichen Grundlagen des Christentums. So erschienen 1864 die neue Bearbeitung des »Lebens Jesu« von D. F. Strauß, die »Untersuchungen über evangelische Geschichte« von Weizsäcker, das »Charakterbild Jesu« von Schenkel, bald darauf die »Geschichte Jesu« von Keim, späterhin die Versuche von Weiß und Beyschlag. Den großartigsten Gedankenbau hat nach Schleiermacher Richard Rothe (gest. 1867) in seiner »Ethik« aufgeführt, und den dogmatischen Interessen einer ganzen Generation gab Albrecht Ritschl (gest. 1889) eine neue Richtung. Für kirchengeschichtliche Arbeiten erwiesen sich besonders anregend Neander (gest. 1850) und Hase (gest. 1890), während die Dogmengeschichte von F. Chr. Baur, Dorner, Ritschl, Loofs und namentlich A. Harnack gepflegt wurde. Seit einigen Jahren macht sich auf diesen Gebieten der Einfluß der Fortschritte der Altertumswissenschaft, insbes. der allgemeinen Religionsgeschichte, in verstärktem Maße geltend, ohne daß von abschließenden Ergebnissen bereits zu berichten wäre. Sonst bietet die neuere theologische Literatur meist kleinere, dem Angriff, der Verteidigung und der Vermittelung gewidmete Schriften, wie sie das Bedürfnis des Augenblicks, der Kampf auf dem kirchlichen Gebiet hervorriefen. Daneben äußerte sich aber auch, besonders seit 1848, das Bestreben, das Volk wieder lebhafter für religiöse Erbauung zu erwärmen, den kirchlichen Sinn zu heben und die christliche Liebe wachzurufen. Neuerdings hat man sich mit verstärktem Eifer der lohnenden Aufgabe zugewendet, die Gebildeten für ein gereinigtes Verständnis des Christentums zu gewinnen. Harnacks »Wesen des Christentums« (Leipz. 1900) hat nicht nur in zahlreichen Auflagen eine bei theologischen Schriftwerken bisher unerhörte Verbreitung gefunden, sondern auch eine fruchtbare, von allen Parteien aufgegriffene Kontroverse hervorgerufen. Von den durch den Druck veröffentlichten gesammelten Kanzelreden haben die von Schleiermacher, Dräseke, Hofacker, Nitzsch, Theremin, Krummacher, Harleß, Ahlfeld, Gerok, Kapff, Beyschlag, Schenkel, Palmer, Beck, Kögel, Müllensieffen, Steinmeyer, Karl Schwarz und Heinrich Lang eine weite Verbreitung erlangt. Auf dem Gebiete der katholischen Kirchengeschichtschreibung und Dogmatik sind den bewährten Namen eines Hermes, Möhler, Döllinger, Hergenröther, Janssen, Kraus und Denifle in neuester Zeit Männer wie Ehrhard, Paulus, Schell an die Seite getreten. Vgl. den Artikel »Theologie« nebst den dort genannten Sonderartikeln.

Geschichtschreibung.

Geschichtliche Vorgänge sind schon früh in Deutschland zusammenhängend aufgezeichnet worden, aber bis ins 14. Jahrh. vorzugsweise von Geistlichen und in lateinischer Sprache. Als Erzeugnisse der deutschen Literatur müssen auch diese Werke in Anspruch genommen werden, denn nur die äußere Form ist lateinisch, Inhalt und Denken der Verfasser deutsch. Trotzdem ist für die Volkstümlichkeit die deutsche Sprache eine so wichtige Vorbedingung, daß recht oft bis zur Gegenwart tatsächlich nur deutsch abgefaßte Geschichtsdarstellungen zur deutschen Literatur gezählt worden sind. Keinen Anspruch, als Literaturerzeugnisse zu gelten, haben annalistische Quellenkompilationen, deren Nachrichten namentlich für das frühere Mittelalter wertvoll sind. Ebensowenig können von den neuern, d. h. von den seit Ausbildung einer kritischen Geschichtswissenschaft entstandenen, Geschichtswerken die quellenkritischen, das Urmaterial bearbeitende Einzeluntersuchungen und große Kompilationen (wie Webers Weltgeschichte) zur Literatur zählen, denn beide Gattungen sind Erzeugnisse rein wissenschaftlich-gelehrten Betriebes. Als literarische Werke kommen vielmehr nur diejenigen Geschichtsdarstellungen in Betracht, die Anspruch auf künstlerische Würdigung erheben können und selbst da, wo sie aus den ersten Quellen gearbeitet sind, dies nicht äußerlich erkennen lassen. Umfang eines Werkes, zeitliche Ausdehnung des behandelten Stoffes und selbst der wissenschaftliche Wert einer Darstellung können hingegen nicht als Kriterien dafür gelten, ob ein bestimmtes Buch als literarische Leistung in Anspruch zu nehmen ist.

Unter den auf uns gekommenen lateinisch abgefaßten frühmittelalterlichen Geschichtswerken verdienen Biographien Karls d. Gr. von Einhard (s. d.), Konrads II. von Wipo (s. d.) und Friedrichs I. von Otto von Freising (s. d.) Erwähnung, nicht minder die Geschichte der Ottonen von Widukind (s. d.) und die der Sachsenkriege des 11. Jahrh. von Lambert von Hersfeld (s. d.). — Die lateinische Geschichtserzählung ist namentlich in den Klöstern und am Königshofe gepflegt worden. Mit dem Aufblühen der Städte und dem Erstarken des niedern Adels ist die deutsche Sprache in die Rechtsaufzeichnungen seit etwa 1230 eingedrungen (bahnbrechend war auch sprachlich der »Sachsenspiegel«), es sind dann die Rechtsinstrumente, die Urkunden, gefolgt, und Deutsch behauptet in diesen in Süddeutschland um 1300, in Mitteldeutschland um 1330 und in Norddeutschland um 1350 das Feld. Die deutsche Geschichtserzählung ist älter und beginnt mit der gereimten Chronik, die in kurzen Reimpaaren von drei oder vier Hebungen schlicht erzählt. Das älteste Werk dieser Art ist die von einem Regensburger Geistlichen im 12. Jahrh. verfaßte Kaiserchronik; Eberhards Reimchronik von Gandersheim entstand 1216, die Braunschweiger zwischen 1279 und 1292, gleichzeitig die bekannteste von allen die österreichische des Ottokar von Steier (s. d.). Die Entstehung der Holsteinischen Reimchronik wird um 1400 anzusetzen sein, und nur als verspätete Nachahmungen alter Muster darf man wohl die Breisacher Chronik, die, um 1480 verfaßt, die Burgunderkriege seit 1432 beschreibt, und die nach 1500 entstandene gereimte Geschichte des Schwabenkrieges von Johann Lenz namhaft machen. — Die früheste größere geschichtliche Prosadarstellung in deutscher Sprache ist die Sächsische Weltchronik, verfaßt von einem geistlichen Gliede der Familie von Repgow in den 30er Jahren des 13. Jahrh., die später in Sachsen, Thüringen und

Bayern Fortsetzer gefunden hat. Doch dies ist eine auf besondere Umstände zurückzuführende Ausnahme: die literarisch bedeutendsten Erzeugnisse der geschichtlichen Prosa sind in den aufblühenden Städten entstanden, ihre Verfasser sind zu einem guten Teile Laien, die in treuherzig-naiver Erzählung neben anekdotenhaften, das Leben der Zeit veranschaulichenden Zügen die wichtigsten Ereignisse der Stadtgeschichte berichten. Denn wie die deutsche Entwickelung seit dem Interregnum der Einheit entbehrt und Städte und Territorien ihre Sondergeschicke haben (schon die landschaftlich getrennten Fortsetzungen der Sächsischen Weltchronik sind bezeichnend), so konnte auch der Chronist nur in der Geschichte seiner Stadt oder seines Fürsten einen der Darstellung würdigen Gegenstand sehen: auch Eberhard Windeckes (s. d.) Geschichte des Kaisers Siegmund ist keine Reichsgeschichte. Die wichtigsten Stadtchroniken des spätern Mittelalters sind in den von Hegel im Auftrage der Münchener Historischen Kommission seit 1862 in 27 Bänden herausgegebenen »Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert« (Leipz.) veröffentlicht, und zwar sind bis jetzt folgende Städte vertreten: Augsburg, Braunschweig, Dortmund, Köln, Landshut, Lübeck, Magdeburg, Mainz, Mühldorf, München, Neuß, Nürnberg, Regensburg, Soest und Straßburg. Auch viele andre Städte besitzen ihre Chroniken, die zum größten Teil und an verschiedenen Stellen veröffentlicht sind: bedeutend als Quelle und Literaturwerk ist die Geschichte Breslaus 1440—79 des aus Nürnberg stammenden Breslauer Stadtschreibers Peter Eschenloer, die zuerst lateinisch (hrsg. von Markgraf im 7. Bde. der »Scriptores rerum Silesiacarum«, Bresl. 1872) und dann deutsch (hrsg. von Kunisch, das. 1827—28, 2 Bde.) erschien. Würdig zur Seite steht ihr die Chronik des Erfurter Bürgermeisters Hartung Cammermeister, die Zeit 1375 bis 1486 umfassend (hrsg. von R. Reiche als 35. Bd. der »Geschichtsquellen der Provinz Sachsen«, Halle 1896), und die bis 1502 reichende Thüringisch-Erfurtische Chronik des Konrad Stolle (hrsg. als 39. Bd. der genannten Reihe von Thiele, das. 1900). Nicht Stadtchronik im gewöhnlichen Sinn, aber ein Meisterwerk der Erzählung ist die gleichzeitige Schilderung des Konstanzer Konzils 1414—18 durch den Konstanzer Bürgersohn Ulrich von Richental (s. d.), die im 158. Bande der »Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart« (Tübing. 1882) veröffentlicht wurde. — Eine besondere Art bürgerlicher Chronistik ist diejenige, welche, die moderne Memoirenliteratur vorbereitend, die persönlichen Verhältnisse des Verfassers in den Mittelpunkt stellt und das wichtig Erscheinende subjektiv erzählt. Schon des Nürnbergers Ulman Stromer (s. d.) »Püchel von meim geslechet und von abentewr« (1349—1407) gehört hierher. Noch im 15. Jahrh. entstanden als solches Werk in Halle die »Denkwürdigkeiten« des dortigen Ratsmeisters Markus Spittendorf (hrsg. als 11. Bd. der »Geschichtsquellen der Provinz Sachsen« von J. Opel, Halle 1880), welche, die Zeit 1474—78 umfassend, ausführlich einen Parteimann über eine bedeutende städtische Revolution berichten lassen. Im 16. Jahrh. schrieb in Ulm ein viel belesener Schuster, Sebastian Fischer, eine durch naiven Humor erquickende Chronik (hrsg. von Veesenmeyer in den »Mitteilungen des Ulmer Altertumsvereins«, Heft 5 bis 8, 1896). Des Kölner Bürgers Hermann von Weinsberg »Gedenkbuch«, meist kurz »Das Buch Weinsberg« genannt, die Zeit 1518—97 umfassend, übertrifft wohl alle verwandten Werke an Reichhaltigkeit und Treuherzigkeit der Erzählung (hrsg. in den »Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde«, Bd. 1 u. 2 von Höhlbaum, Leipz. 1886—87, Bd. 3 u. 4 von Lau, Bonn 1897—98). Seinem Geiste nach gehört auch das französisch geschriebene Gedenkbuch des auch sonst schriftstellerisch tätigen Philipp von Vigneulles, Bürgers der Reichsstadt Metz (hrsg. von Michelant im 24. Bd. der Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, Stuttg. 1852), hierher: es setzt 1471, wo Philipps Vater geboren wurde, ein und führt bis 1522. — Alle diese Erzeugnisse der Chronistik tragen das Gepräge einer Stadtgeschichte, aber in einigen Fällen ist es den Verfassern gelungen, die Zustände einer ganzen Landschaft in der gleichen Weise zu erschließen, und ihre Werke überragen damit die andern an Bedeutung: es ist dies die bis 1398 reichende Limburger Chronik (s. d.) und die für das 16. Jahrh. reichhaltige, von K. A. Barack herausgegebene Zimmerische Chronik (s. d.).

Ein Teil der genannten Geschichtswerke ist bereits im Zeitalter der Renaissance entstanden; aber wenn sich auch im einzelnen Einflüsse der neuen humanistischen Bildung erkennen lassen, so tragen sie doch noch im ganzen den Charakter nichtgelehrter Bücher. Den Geist der Renaissance spüren wir bereits in dem von Kaiser Max I. entworfenen, aber von seinem Geheimschreiber Marx Treitzsauerwein verfaßten »Weiß-Kunig« (s. d.), der allerdings nur bedingt als Geschichtswerk gelten kann. Der Einzug der klassischen Bildung in Deutschland lenkte auch die Geschichtschreibung in neue Bahnen: nicht mehr die Ereignisse der örtlichen und zeitlichen Nähe stehen im Vordergrund wie bei den mittelalterlichen Chroniken, sondern die Erweiterung des Blickes, die Bekanntschaft mit dem Altertum verlangt eine summarische Übersicht über die ganze Geschichte der Vergangenheit, die Darstellung der Weltgeschichte wird in den Mittelpunkt des Interesses gerückt, und innerhalb dieser kann natürlich die engere Umgebung und die jüngste Vergangenheit nicht mehr die Stellung einnehmen, die sie vorher behauptet hatte. Anderseits war die Fülle des ungeordneten Stoffes zu groß und die Arbeitsmethode, um sie zu bewältigen, noch zu wenig ausgebildet, als daß harmonische Werke, wie es in ihrer Beschränkung die mittelalterlichen Stadtchroniken zum großen Teil sind, hätten entstehen können. Die Darstellungen der Weltgeschichte im Zeitalter der Renaissance sind, verglichen mit dem zusammenhängenden Wissen der Gegenwart, stümperhafte Versuche, aber eben darin liegt ihre literargeschichtliche Bedeutung, denn die Arbeitsweise ihrer Verfasser ist völlig verschieden von der ihrer mittelalterlichen Vorgänger: jetzt wurden die Geschichtschreiber vergangener Zeiten systematisch hervorgesucht, die bei ihnen überlieferten Nachrichten in gedrängter Form zusammengestellt, und bei den auftretenden Widersprüchen wird historische Quellenkritik geübt. Das war ein neues Zeitalter der Geschichtschreibung. Der Nürnberger Hartmann Schedel (s. d.), in Italien humanistisch gebildet, gab 1493 seine mit Holzschnitten gezierte lateinische »Weltchronik« heraus, die Georg Alt 1494 ins Deutsche übersetzte. Gleichzeitig arbeitete der um zehn Jahre ältere Lehrer des kanonischen Rechts an der Tübinger Universität, Johannes Nauclerus (s. d.), auf Veranlassung des Kaisers Max ebenfalls eine Weltgeschichte aus, die aber erst nach seinem Tode, von andern vervollständigt, 1516 im Druck erschien. Der

Humanist R. Agricola verfaßte auch ein solches Geschichtswerk, das die Zeitgenossen rühmend nennen, das aber nicht erhalten ist, dagegen stellte des Sleidanus (s. d.) »De quattuor monarchiis« (1556) ein Kompendium der Weltgeschichte dar, das bis ins 18. Jahrh. als unübertroffenes Lehrbuch dagestanden hat und immer wieder neu bearbeitet worden ist. Gleichwertig ist das Buch, das mit Melanchthons Namen verknüpft ist: der Astrolog Johann Carion (geb. 1499) sandte 1531 Melanchthon einen Abriß der Weltgeschichte mit der Bitte, ihn zu verbessern und zu veröffentlichen. Dieser hat die Bitte erfüllt, und Carions Büchlein ist 1532 deutsch erschienen; auch in seinen geschichtlichen Vorlesungen hat es Melanchthon zu Grunde gelegt, 1539 hat es Hermann Bonnus ins Lateinische übersetzt. Aber Melanchthon bearbeitete seinerseits den Stoff immer tiefer und gab den 1. Teil des »Chronicon Carionis« selbst 1558 heraus, der zweite erschien nach seinem Tode, der dritte, bearbeitet von seinem Schwiegersohn Kasp. Peucer (s. d.), 1562 und der vierte, bis 1519 reichend, 1565. Das unglückliche Lebensschicksal des Fortsetzers verhinderte ihn, auch den fünften abzufassen, der für die Nachlebenden eine wichtige Quelle dargestellt hätte. Die Weltgeschichte, die so zum erstenmal populärisiert wurde, übte auch ihren Einfluß auf die Chronistik. Aber gerade dieser Zweig der Literatur ist bisher wenig gewürdigt worden; denn sachlich bieten die Chroniken des 16.—18. Jahrh. dem Geschichtschreiber nur verhältnismäßig recht geringe Ausbeute, weil aus dieser Zeit zum größten Teil die Akten als bessere Quellen zur Verfügung stehen; doch für die Entwickelung der Geschichtschreibung sind diese vielfach handschriftlich verbreiteten und vielfach gedruckten Werke, welche die Ausgangspunkte für die neuere landes- und ortsgeschichtliche Geschichtschreibung darstellen, von hohem Interesse. Die Chronik ist jetzt nicht mehr eine naive Erzählung der zeitlich naheliegenden oder miterlebten Ereignisse, sondern das Erzeugnis gelehrtwissenschaftlicher Studien. Sobald die Ämter in der Stadt- und Staatsverwaltung in höherm Maße von frühern Zöglingen der Lateinschulen und Magistern der Philosophie besetzt wurden und diese vielfach schon von Amts wegen der geschichtlichen Entwickelung nachgehen mußten, lag es nahe, die Beschäftigung mit der Heimatsgeschichte zur Liebhaberei zu machen. Auch die kleinen Städte erhalten so fast alle früher oder später ihre Chronik, die für die ältere Zeit, so gut es eben gehen will, aus den Quellen (alten Chroniken und Urkunden) das Wichtigste beibringt, gern an das Altertum anknüpft, damit eine oft bis heute noch nicht wieder gut gemachte Verwirrung anstiftet und dann bei den zeitlich näher liegenden Ereignissen in eine ungebührliche Breite verfällt. Diese Art der Ortsgeschichtschreibung bedeutet einen nur in den allerbescheidensten Grenzen gelungenen Versuch, die Ortsgeschichte äußerlich der Allgemeingeschichte einzugliedern. Bedeutender ist der Erfolg grundsätzlich gleichartiger Arbeiten, die eine ganze Landschaft zum Gegenstande der Darstellung wählen: als solche kommen die vorwiegend bayrische Chronik des 1534 gestorbenen Johann Turmair (s. Aventinus), die Pommersche des Th. Kantzow (gest. 1542), die Schweizerische des 1572 gestorbenen Ägidius Tschudi (s. d.), die Preußische des Lukas David (gest. 1583) u. a. in Betracht. Eine deutsche Chronik, welche die ganze deutsche Nationalgeschichte umfassen will, ist das »Zeitbuch« des Sebastian Franck (s. d.).

In allen diesen Büchern waltet das rein antiquarische Interesse vor: es werden Kuriositäten für die Unterhaltung ausgekramt. Wir vermissen eine Geschichtsphilosophie, leitende Gedanken, welche die erzählten Ereignisse in gewisse Verbindung setzen, und vor allem praktische Benutzung des geschichtlichen Stoffes für das Leben, wenn sich auch die Parteinahme der Verfasser namentlich in kirchlichen Dingen leicht erkennen läßt. Im 17. Jahrh., wo die Politik das Leben beherrscht, wo die großen Sammelwerke, das »Theatrum Europaeum« (s. d.) und das »Diarium Europaeum« (s. d.), zuerst dem großen Publikum als Vorläufer der Zeitungen die Ereignisse mundgerecht mitteilen, begann auch die politische Betrachtung der Geschichte und zwar in doppeltem Sinn: es wird sowohl die politische Absicht der handelnden Personen in den Vordergrund gestellt, als auch die Erzählung der Ereignisse von den Verfassern benutzt, um bestimmte politische Zwecke zu erreichen. Geschichtschreiber sind dementsprechend vorwiegend Juristen und Staatsmänner, nicht mehr Philologen. Zuerst in größerm Stil ist die politische Auffassung zu finden in der Geschichte des schwedischen Krieges von Philipp Chemnitz (s. d. 2), ausgestaltet und verbreitet hat sie besonders Pufendorf (s. d.), der in seinem Lehrbuch der europäischen Staatengeschichte (»Einleitung zur Historie der vornehmsten Reiche und Staaten«, 1682) auch zuerst die Statistik für die Geschichte nutzbar macht. Während Rechtsgelehrte, wie J. P. v. Ludewig (gest. 1743) und U. H. Gundling (gest. 1731), in weiterer Verfolgung des einmal gebahnten Weges die Geschichte als Publizisten bewußt in den Dienst bestimmter Interessen stellten, begründete Leibniz (s. d., 1646—1716) die kritische Behandlung der deutschen Geschichte und damit die Geschichtswissenschaft als selbständiges Fach. Ein früher Versuch geschichtlicher Darstellung auf kritischer Grundlage ist des Grafen H. v. Bünau »Leben und Taten Friedrichs I., Probe einer Teutschen Kayser- und Reichs-Historie« (Leipz. 1722), während Mascov (s. d.) 1726 und 1737 in zwei Teilen die älteste deutsche Geschichte bis zum Ausgang der Merowinger behandelte. Daneben aber blüht im 18. Jahrh. eine Literatur, welche die Geschichte wesentlich moralisch verwertet, indem sie mit Anwendung einiger Gewalt, die den Tatsachen angetan wird, zeigt, wie das Gute belohnt und das Böse bestraft wird.

In neue Bahnen lenkten die Geschichtschreibung die von der Philosophie ausgehenden Anregungen: namentlich Lessings »Erziehung des Menschengeschlechts« (1780) und Herders »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit« (1784) sind bis in die neueste Zeit wirksam geblieben. Gatterer (s. d.), Schlözer (s. d.), Spittler (s. d.) und Heeren (s. d.) haben ihre Darstellungen unverkennbar durch die Einführung geschichtsphilosophischer Leitmotive vertieft. Die nationale Begeisterung, die, während der Napoleonischen Fremdherrschaft erwacht, auf literarischem Gebiet in der Romantik zur dichterischen Belebung des Mittelalters führte, wirkte auf die Geschichtsdarstellung in gleicher Weise, indem sie von der Beschäftigung mit der wenig erfreulichen Gegenwart abziehend zum liebevollen Eingehen auf die mittelalterliche Kultur an der Hand der Quellen anregte. Wenn diese Bestrebungen auch vielfach auf eine überschwengliche Verherrlichung dieses Zeitalters hinausliefen, so bedeutet doch das tiefere Eindringen in eine fremdartige Kultur mit der Absicht, sie geschichtlich zu verstehen, einen großen Fortschritt für die Geschichtschreibung, der, einmal errungen, nicht wieder ver-

loren gehen konnte, sondern immer weiter ausgestaltet werden mußte: Fr. v. Raumers »Geschichte der Hohenstaufen« (1823—25) ist wohl das charakteristischste Werk, das zugleich den Zuständen gerecht zu werden sucht. Die romantische Weltanschauung führte anderseits vielfach kirchlich und politisch zu Bestrebungen, die andern Geistern unzeitgemäß und für die nationale Zukunft gefährlich erschienen. Mit der Waffe des Geistes mußte deshalb dieser Richtung begegnet werden, und es trat eine liberale Geschichtschreibung im Geiste der Aufklärung in Erscheinung, als deren hervorragendster Vertreter Rotteck dasteht: 1830—34 erschien seine »Allgemeine Weltgeschichte«. Die seit Leibniz geübte Quellenkritik wurde immer allgemeiner als erste Voraussetzung der Geschichtsforschung anerkannt und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. weiter ausgebildet: bahnbrechend wirkte neben Niebuhrs (s. d.) Arbeiten zur römischen Geschichte die Gründung der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, deren Werk die Herausgabe der großen Quellensammlung »Monumenta Germaniae historica« (s. d.) ist. Mit dem Namen Georg Heinrich Pertz unzertrennlich verknüpft, hat dieses nationale Werk die Geschichtsforschung ganz unerwartet gefördert. Das Neue in den zunächst bearbeiteten frühmittelalterlichen Annalen bestand gegenüber den ältern Ausgaben darin, daß die Abhängigkeit dieser untereinander festgestellt und durch Vergleichung die älteste und zuverlässigste Form der einzelnen Nachricht ermittelt wurde. Die auf Grund solcher Quellenkritik aufgebauten Darstellungen suchen objektive Wahrheit zu vermitteln: das ist vor allem das Bestreben von Leopold Ranke (s. d.) und seiner Schule. Freilich auch hier kann eine vorurteilsfreie Prüfung nicht verkennen, daß in der Tat der Versuch nicht gelungen ist, daß vielmehr auch hier die Weltanschauung der Verfasser für die Art der Auffassung maßgebend bleibt. Weniger bei Ranke selbst als z. B. bei seinem Schüler Wilh. Giesebrecht (s. d.) kommt dies zum Ausdruck: sein großes Werk über die deutsche Kaiserzeit (1855 ff.), von patriotischem Geist durchweht, ist nur denkbar als Ausdruck der Sehnsucht nach einem neuen Reich. Nicht weniger ist Heinrich Leos (s. d.) Darstellung von seiner Weltanschauung und politischen Parteistellung beeinflußt: er vertritt den christlich-konservativen Standpunkt gegenüber der Aufklärung, während Hurter, Gfrörer (s. d.) und Janssen (s. d.) in ausgesprochen katholischem, ja ultramontanem Sinn Geschichte schrieben.

Alle diese Geschichtschreiber und zahlreiche ihnen verwandte Geister (Sybel, Treitschke, Dümmler, J. G. Droysen) haben grundsätzlich hinsichtlich ihrer Darstellungsmittel und ihrer Gesamtauffassung geschichtlicher Vorgänge nichts wesentlich Verschiedenes, wenn, äußerlich genommen, der Charakter ihrer Bücher auch die größten Gegensätze aufweist. Einen großen Schritt über Ranke hinaus hat in neuester Zeit Karl Lamprecht (s. d.) getan, indem er grundsätzlich alle Erscheinungen des Lebens, geistige wie materielle Zustände, als Gegenstand der Geschichte betrachtet und aus der bestimmten sozialpsychischen Disposition einer Zeit deren eigentümliche Erscheinungen zu erklären sucht. Seine »Deutsche Geschichte« stellt sich die Aufgabe, jedes Kulturzeitalter als Einheit darzustellen, sie kennt nicht mehr das Nebeneinander von »kulturgeschichtlichen« Abschnitten und politischen Kapiteln, sondern eine Kultureinheit, aus der in gewissen Grenzen mit Naturnotwendigkeit die einen wie die andern Erscheinungen folgen. Eine wesentliche, nebenbei gewonnene Errungenschaft ist die an der Hand der geschichtlichen Ereignisse in ihre Schranken gewiesene geschichtliche Notwendigkeit: nicht mehr das einzelne Ereignis erscheint ihm geschichtlich notwendig, sondern nur der Gesamtzustand der Zeit, aus dem heraus naturgemäß Personen und bestimmte Verwickelungen der Verhältnisse viele Möglichkeiten in den konkreten Erscheinungen zulassen. Am wichtigsten für eine universalgeschichtliche Betrachtung erweist es sich, daß die Aufeinanderfolge der Kulturperioden, die als durch symbolisches, typisches, konventionelles, individualistisches und subjektivistisches Geistesleben charakterisiert hingestellt werden, in allen beobachteten Fällen nationaler Entwickelung wesentlich dieselben sind. In ähnlicher Weise ist in neuester Zeit auch der Begriff der Weltgeschichte umgestaltet worden, die im wesentlichen seit den Versuchen der humanistischen Weltchronikschreiber dieselbe geblieben und auf die sogen. Kulturvölker beschränkt worden war. Hans Helmolt (s. d.) hat, von der Erwägung ausgehend, daß alle Kulturen, auch die primitivsten, Gegenstand der Weltgeschichte sein müssen, wenn anders diese ihren Namen mit Recht führen soll, die Geschichte auf geographischer Grundlage aufgebaut: seine seit 1899 erscheinende »Weltgeschichte«, an der 30 für die verschiedenen Abteilungen sachkundige Mitarbeiter nach einheitlichem Plan tätig sind, hat trotz lebhaften Widerspruchs auch viel Anhänger gefunden. Lamprecht und Helmolt verfolgen gewisse verwandte Ziele: beide wollen den historischen Stoff erweitert und nicht nur eine Reihe willkürlich ausgewählter, wenn auch durch das Herkommen geheiligter Gebiete als »geschichtlich« bezeichnet wissen. An ihre Werke haben sich Erörterungen angeknüpft, die sich mit den Fragen der geschichtlichen Methode wie allen geschichtsphilosophischen Problemen eingehend beschäftigen. Unverkennbar ist dadurch in weitesten Kreisen unbewußt die geschichtliche Einsicht gefördert worden; anderseits hat diese Vertiefung der Auffassung auch bei den Gegnern auf die Gestaltung der Darstellung und namentlich die Art der Fragestellung eingewirkt. Auch für die Geschichte der Geschichtschreibung sind bei diesen Erörterungen, namentlich seitens Lamprechts und seiner Schüler, viele neue Ergebnisse gewonnen worden. Vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts (6. Aufl., Berl. 1893—94, 2 Bde.); Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter seit der Mitte des 13. Jahrhunderts (3. Aufl., das. 1887, 2 Bde.); »Monumenta Germaniae historica«, Abteilung »Deutsche Chroniken« (bisher 5 Bde.); v. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus (Münch. u. Leipz. 1885); Joachimsohn, Die humanistische Geschichtschreibung in Deutschland, 1. Heft: Die Anfänge, Sigismund Meisterlin (Bonn 1895); Ziegler, Chronicon Carionis (Halle 1898); Wesendonck, Die Begründung der neuern deutschen Geschichtschreibung durch Gatterer und Schlözer (Leipz. 1876); Lamprecht, Die Entwickelung der deutschen Geschichtswissenschaft, vornehmlich seit Herder (Münch. 1898); Barge, Entwickelung der geschichtswissenschaftlichen Anschauungen in Deutschland (Leipz. 1898); Goldfriedrich, Die historische Ideenlehre in Deutschland (Berl. 1902).

Übrige Wissenschaften.

Die Entwickelung der übrigen Wissenschaften historisch zu verfolgen, ist, wie schon erwähnt, hier nicht der Ort; es kann allenfalls nur eine Anzahl Autoren,

besonders der neuesten Zeit, als Repräsentanten namhaft gemacht werden, deren Werke sich nicht nur durch Gediegenheit des Inhalts, sondern auch durch schöne Darstellung auszeichnen und daher teilweise Anspruch haben dürften, zum Bestande der Nationalliteratur hinzugezogen zu werden. In dieser Hinsicht sei zunächst an die staatsrechtlichen und politischen Schriften eines Bluntschli (»Geschichte des allgemeinen Staatsrechts«, »Deutsche Staatslehre für Gebildete«), Robert v. Mohl, Lor. v. Stein, J. Waitz, Fr. v. Holtzendorff, Rud. Gneist u. a., an die nationalökonomischen u. kulturgeschichtlichen von Fr. List, W. Roscher, Schäffle, W. H. Riehl ꝛc. erinnert. Auf dem Gebiete der Altertumskunde dürfen Böckhs klassisches Werk »Der Staatshaushalt der Athener«, Friedländers »Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms« und die ähnlichen Schilderungen aus der altgriechischen und altrömischen Welt: »Charikles« und »Gallus« von A. W. Becker, endlich Prellers »Griechische Mythologie«, O. Jahns Werk »Aus der Altertumswissenschaft«, Lehrs »Populäre Aufsätze aus dem Altertum«, Rohdes »Psyche« u. a. angeführt werden; in andrer Richtung verlangen die Schriften von Grimm (»Deutsche Rechtsaltertümer« u. a.), Weinhold (»Altnordisches Leben«, »Deutsche Frauen im Mittelalter«), Schultz (»Höfisches Leben«) ꝛc. Erwähnung. Die Erdkunde hat (von der Unzahl von Reisebeschreibungen und Handbüchern abgesehen) in den Werken A. v. Humboldts und K. Ritters, der Begründer der wissenschaftlichen Geographie, O. Peschels, F. v. Richthofens und F. Ratzels meisterhafte Erzeugnisse aufzuweisen. Ein besonders starkes Kontingent hierher gehöriger Bücher haben die Naturwissenschaften gestellt, seitdem man begonnen, die großen Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschungen unsrer Zeit in ansprechender und gemeinverständlicher Darstellung zu verarbeiten und so in die allgemeine Bildung mit aufzunehmen. Obenan steht in dieser Richtung Al. v. Humboldt, der in seinen klassischen, schon oben genannten Schriften: »Ansichten der Natur« und »Kosmos« zur Popularisierung der Naturwissenschaft (im edelsten Sinn des Wortes) den Anstoß gab. Für diese wirkten seitdem in gediegener Weise: Lor. Oken, der Physiolog K. Fr. Burdach, der Chemiker Liebig (»Chemische Briefe«), H. Masius (»Naturstudien«), Bernh. v. Cotta (»Geologische Bilder«, »Geologie der Gegenwart«), Quenstedt (»Epochen der Natur«, »Sonst und jetzt«), Fr. v. Kobell (»Mineralogie«), M. J. Schleiden (»Die Pflanze und ihr Leben«, »Studien«, »Das Meer«), E. A. Roßmäßler (»Das Wasser«, »Der Wald«, »Die Jahreszeiten«), Otto Ule und Karl Müller, die mit Roßmäßler die Zeitschrift »Natur« begründeten, Reitlinger (»Freie Blicke«), Herm. Burmeister »Geschichte der Schöpfung«, »Geologische Bilder zur Geschichte der Erde«), O. Heer (»Urwelt der Schweiz«), O. Fraas (»Vor der Sündflut«), Zittel (»Aus der Urzeit«), K. G. Carus (»Symbolik der Menschengestalt«, »Vergleichende Psychologie«, »Psyche«), Karl Vogt (»Zoologische Briefe«, »Physiologische Briefe«, »Vorlesungen über den Menschen«), K. Büchner (»Kraft und Stoff«, »Goldenes Zeitalter«, »Aus dem Geistesleben der Tiere«, »Liebe und Liebesleben in der Tierwelt«), K. E. v. Baer (»Reden«), Mädler (»Astronomische Briefe«, »Der Himmel«), Bessel (»Populäre Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände«), H. Klein (»Astronomische Abende«), Helmholtz (»Populäre wissenschaftliche Vorträge«), Du Bois-Reymond (»Reden«), M. Willkomm, F. Unger (»Botanische Briefe«, »Geschichte der Pflanzenwelt«, »Die Urwelt«), H. F. Link (»Urwelt und Altertum«), Grisebach (»Die Vegetation der Erde«), A. E. Brehm (»Illustriertes Tierleben«), Fr. v. Tschudi (»Tierleben in der Alpenwelt«), O. Schmidt (»Alter des Menschen und Paradies«, »Deszendenzlehre und Darwinismus«), Moleschott (»Kreislauf des Lebens«), Fr. Ratzel (»Völkerkunde«, »Die Erde und das Leben«), E. Haeckel (»Natürliche Schöpfungsgeschichte«, »Kunstformen der Natur«, »Welträtsel«), Kerner (»Pflanzenleben«), Neumayr (»Erdgeschichte«), Ranke (»Der Mensch«), F. Cohn (»Die Pflanze«), W. Preyer (»Seele des Kindes«, »Aus Natur und Menschenleben«, »Tatsachen und Probleme«), W. Wundt (»Menschen- und Tierseele«), W. v. Brücke (»Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt«, »Physiologie der Farben«), G. Th. Fechner (»Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht«) u. v. a. In neuerer Zeit haben sich durch gewinnende Darstellungen bekannt gemacht: K. Laßwitz (»Auf zwei Planeten«), W. Meyer (»Das Weltgebäude«, »Die Naturkräfte«), Ernst Krause (»Werden und Vergehen«, »Allgemeine Weltanschauung«), W. Bölsche (»Liebesleben in der Natur«), W. Marshall (»Spaziergänge eines Naturforschers«, »Plaudereien und Vorträge«, »Leben der Tiefsee«), F. v. Hellwald durch ethnographische, K. Lampert durch zoologische und ethnographische Darstellungen u. v. a. Auch Bernsteins »Naturwissenschaftliche Volksbücher« sind mit Auszeichnung hier anzureihen. Endlich haben auch die Publizistik sowie die literarische Forschung und Kritik in der neuesten Zeit einen ungemeinen Aufschwung genommen, dem die Teilnahme des Publikums fördernd entgegenkommt. Zahlreiche Zeitschriften sorgen für Unterhaltung und Belehrung, wie anderseits eine Reihe großer, in immer neuen Auflagen erscheinender Enzyklopädien und Sammelwerke andrer Art, z. B. die von Virchow und v. Holtzendorff herausgegebenen Sammelwerke: »Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge« und »Deutsche Zeit- und Streitfragen«, denen eine Reihe ähnlicher Sammlungen folgte, für Verbreitung der mannigfaltigsten Kenntnisse in den weitern Schichten des Volkes erfolgreich wirken.

Literatur.

Den ersten in Betracht kommenden Versuch einer Darstellung der deutschen Literaturgeschichte hat Erduin Julius Koch unternommen (»Grundriß einer Geschichte der Literatur der Deutschen bis auf Lessing«, 1790—98, 2 Bde.), doch hat sein Werk einen vorwiegend bibliographischen Charakter. Das nämliche gilt für das von Jördens herausgegebene »Lexikon deutscher Dichter« (1806—11, 6 Bde.). Zusammenhängende Schilderungen unternahmen Wachler (»Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur«, 1818 u. 1819, 2 Bde.; 2. Aufl. 1834) und F. Horn (»Geschichte und Kritik der Poesie und Beredsamkeit der Deutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart«, 1822—29, 4 Bde.). Koberstein's »Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur« (Leipz. 1827; 5. Aufl. von K. Bartsch, 1872—74, 5 Bde.; 6. Aufl., Bd. 1, 1884) enthält eine historische Darstellung mit reichhaltigen Literaturnachweisen; Gervinus' »Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen« (das. 1835—42, 5 Bde.; 5. Aufl. von Bartsch, 1871—74) ist ausgezeichnet durch umfassende Beherrschung des Stoffes und durch selbständiges, wenn auch öfter subjektiv gefärbtes Urteil; Vilmar (»Geschichte der deutschen Nationalliteratur«, Marb. 1847; 24. Aufl. 1898, mit Fortsetzung von A. Stern) ist lebensvoll, gemeinverständlich, aber einseitig orthodox; Wackernagel (»Geschichte der

deutschen Literatur«, Basel 1851—55, 2. verb. Aufl. von E. Martin, 1877—94, 2 Bde.) verbindet mit der literarhistorischen Erzählung wertvolle kulturgeschichtliche Mitteilungen; Goedeke (»Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung«, Dresd. 1859—81, 3 Bde.; 2. Aufl. 1884 ff.) bietet das vollständigste bibliographische Repertorium; die Bücher von Wolfgang Menzel (»Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit«, Stuttg. 1858—59), Roquette (»Geschichte der deutschen Dichtung«, Stuttg. 1862, 2 Bde.; 3. Aufl. 1878—79) und Edm. Höfer (»Deutsche Literaturgeschichte für Frauen«, das. 1876) sind veraltet. Auch Heinr. Kurz (»Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken«, Leipz. 1851—59, 3 Bde.; 7. Aufl. 1876—82, 4 Bde.) kommt nur noch wegen der ausgewählten Stücke in Betracht. Ein sehr wertvolles Buch ist: W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur (Berl. 1883, 9. Aufl. 1902), eine auf selbständiger Forschung beruhende, in großen Zügen entworfene Darstellung mit Benutzung der neuesten Ergebnisse der Wissenschaft; Vogt u. Koch, Geschichte der deutschen Literatur (Leipz. 1897), verbindet gründliche Sachkenntnis mit geschmackvoller Darstellung; wie dieses Werk sind R. König, Deutsche Literaturgeschichte (29. Aufl., Bielef. 1903), und O. v. Leixner, Geschichte der deutschen Literatur (6. Aufl., Leipz. 1903), durch Illustrationen geschmückt; das neueste Werk ist A. Bartels, Geschichte der deutschen Literatur (das. 1901—1902, 2 Bde., mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Zeit). Lindemann (»Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart«, 7. Aufl. von Salzer, Freiburg i. Br. 1897—98, 3 Bde.) steht auf dem Standpunkte der katholischen Kirche. Könnecke's »Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur« (2. Aufl., Marb. 1895) erläutert den Gang der Literaturgeschichte durch gut gewählte Bilder. Unter den zahlreichen Chrestomathien seien erwähnt: Wackernagel, Deutsches Lesebuch (Basel 1835—43, 4 Bde.); O. L. B. Wolff, Enzyklopädie der deutschen Nationalliteratur (Leipz. 1834—46, 8 Bde.).

Einzelne Epochen der deutschen Literaturgeschichte behandeln: Kelle, Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts (Berl. 1892); R. Kögel, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters (Straßb. 1894—97, Bd. 1, 2 Tle.); Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit, bis 1814 (Berl. 1886—96, 5 Bde.); Lemcke, Von Opitz bis Klopstock (neue Ausg., Leipz. 1882); Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert (4. Aufl., Braunschw. 1893, 3 Bde.); Schäfer, Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts (2. Aufl., Leipz. 1881); Meusel, Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen Schriftsteller (1802—16, 15 Bde.); Löbell, Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tod (Braunschw. 1856—65, 3 Bde.); Gottschall, Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts (7. Aufl., Bresl. 1902, 4 Bde.); R. M. Meyer, Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert (Berl. 1899, 2. Aufl. 1900); Hettner, Die romantische Schule (Braunschw. 1850); Haym, Die romantische Schule (Berl. 1870); Brandes, Die romantische Schule in Deutschland (deutsch von Strodtmann, 4. Aufl., Leipz. 1893; deutsche Ausg. des Verfassers, das. 1887); Derselbe, Das junge Deutschland (das. 1890); J. Prölß, Das junge Deutschland (Stuttg. 1892); die neueste Zeit behandeln Eug. Wolff, Geschichte der deutschen Literatur in der Gegenwart (Leipz. 1896), und A. v. Hanstein, Das jüngste Deutschland (das. 1900). Unter den Werken, die einzelne Teile der Literaturgeschichte im Zusammenhang mit der allgemeinen Kulturgeschichte darstellen, sind hervorzuheben: Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters (Freiburg i. Br. 1877—86, 6 Bde.; in zahlreichen Auflagen, gründlich, aber vom ultramontanen Standpunkt); Bezold, Geschichte der deutschen Reformation (Berl. 1890); Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert (Leipz. 1854—80, 4 Tle.). Die Literaturgeschichte einzelner Landschaften und Städte wurde dargestellt von Bächtold (»Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz«, Frauenfeld 1892, ein hervorragendes Werk); Kahlert (»Schlesiens Anteil an deutscher Poesie«, Bresl. 1835); R. Krauß (»Schwäbische Literaturgeschichte«, Freiburg i. Br. 1897—99, 2 Bde.); H. Fischer (»Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens«, Tübing. 1891; 2. Reihe 1899); Nagl u. Zeidler (»Deutsch-österreichische Literaturgeschichte«, Wien 1899); W. Schoof (»Die deutsche Dichtung in Hessen«, Marb. 1901); Koepper (»Literaturgeschichte des rheinisch-westfälischen Landes«, Elberf. 1898). Für einzelne Dichtgattungen vgl. Bobertag, Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland (Freiburg, dann Berl. 1876—84, 2 Bde., bis zum Anfang des 18. Jahrh.); H. Mielke, Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts (3. Aufl., Berl. 1898); Litzmann, Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart (4. Aufl., Hamb. 1897); Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst (Leipz. 1848—1874, 5 Bde.). Vgl. außerdem Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen (Leipz. 1854—56, 2 Bde.). Literarhistorische Zeitschriften sind: das »Archiv für Literaturgeschichte« (hrsg. zuerst von Gosche, dann von Schnorr v. Carolsfeld, 1870—87, 15 Bde.), die »Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte« (hrsg. von Seuffert, Weim. 1888 bis 1893, 6 Bde.); daran anschließend: der »Euphorion« (hrsg. von Sauer, Bamb., jetzt Leipz. u. Wien 1894—1903, Bd. 1—10); die »Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte« (Berl. 1887, 1 Bd., hrsg. von M. Koch; neue Folge 1887—1903, Bd. 1—15; Bd. 1—4 hrsg. von Koch u. Geiger, Bd. 5—14 von Koch allein, Bd. 15 von Wetz u. Collin); die »Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte«, hrsg. von Koch (Berl. 1901—1903, Bd. 1—3). Die neuesten Ergebnisse der literarischen Forschungen kann man übersehen in dem »Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie« (seit 1879) und in den »Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte« (seit 1890).

Deutsche Metrik, s. Deutsche Verskunst.

Deutsche Morgenländische Gesellschaft, s. Asiatische Gesellschaften.

Deutsche Mundarten, s. Deutsche Sprache, S. 741 f.

Deutsche Mythologie, die Lehre von dem Glauben und dem Kultus unsrer heidnischen Vorfahren im eigentlichen Deutschland. Sie hat sich aus religiösen Anschauungen und Gebräuchen entwickelt, die vorher bei allen Germanen und z. T. schon in dem indogermanischen Urvolk vorhanden waren. Dieses stand jedoch vor seiner Spaltung noch auf einer so niedrigen Kulturstufe, daß es ein so ausgebildetes Mythensystem, wie es die vergleichenden Mythologen ihm andichten wollten, sicherlich nicht entwickeln konnte.

Die Quellen für unsre Erkenntnis der deutschen Mythologie fließen spärlich; als solche sind zu nennen: 1) die Berichte der römischen und griechischen Autoren (Cäsar, Tacitus, Plutarch, Strabon, Sueton, Ammianus Marcellinus, Agathias, Prokop) über die Zustände im heidnischen Germanien; 2) die Schriftsteller der frühesten christlichen Zeit (Jordanis, Gregor von Tours, Fredegar, Paulus Diaconus, Widukind u. a.); besonders wichtig sind die Lebensbeschreibungen der in Deutschland wirksam gewesenen Missionare, wie die Vita S. Columbani, S. Galli ꝛc.; 3) die Erlasse der Fürsten und der Geistlichkeit gegen heidnischen Glauben und Brauch; die Abschwörungsformeln, der Indiculus superstitionum u. a.; 4) die überaus dürftigen literarischen Denkmäler, die von heidnischen Deutschen herrühren, wie die beiden 1841 entdeckten Merseburger Sprüche und die Votivinschriften auf Denkmälern, die von deutschen Angehörigen des römischen Heeres den heimischen Göttern geweiht wurden, ein paar Runeninschriften u. dgl.; hierzu kommt dann 5) die Volksüberlieferung aus Mittelalter und Neuzeit, besonders wichtig für die sogen. niedere Mythologie (den Dämonen- und Seelenglauben). Die weit umfänglichern Zeugnisse über das skandinavische Heidentum sind nur mit Vorsicht zum Vergleich heranzuziehen, da im Norden das Christentum erst mehrere Jahrhunderte später als in Deutschland eingeführt wurde und somit dort eine ganze Schicht jüngerer Mythen sich selbständig entwickeln konnte.

Cäsars Angabe, daß die Germanen nur einen einfachen Naturdienst kannten, kann nicht richtig sein, da Tacitus anderthalb Jahrhunderte später bereits einen reich entwickelten Mythus, der einzelne Götter schon mit ethischen Zügen ausgestaltet hatte, sowie einen ausgebildeten Kultus bei ihnen vorfand. Tacitus berichtet nämlich, daß man die Götter in heiligen Hainen, vereinzelt auch schon in wirklichen Tempeln anbetete, sie durch Tier- und Menschenopfer günstig zu stimmen und ihren Willen durch das Losorakel zu erforschen suchte. Nach ihm verehrten sie den der Erde entsprossenen Gott Tuisto (d. h. »den Zweigeschlechtigen«), eine Figur, die dem nordischen Ymir entspricht, der also wahrscheinlich nach germanischer Auffassung nicht ein Gott, sondern ein Riese war, ebenso dessen Sohn Mannus (d. h. »Mensch«), in dem wir das erste anthropomorphe Wesen, den Stammvater der Götter und Menschen, zu erblicken haben. Die Söhne dieses Mannus waren die Ahnherren der drei großen westgermanischen Völkerbünde oder Amphyktionien, der Erminonen, Istwäonen und Ingwäonen; sie hießen demzufolge Ermnas, Istwas und Ingwas und sind vermutlich (nach Müllenhoff) den drei Göttern Tiu (althochd. Ziu, altnord. Tyr), Wodan (althochd. Wuotan, altnord. Odin) und Fro (altnord. Freyr) gleichzusetzen, wenn auch die Verehrung des letztern für Deutschland durch direkte Zeugnisse sich nicht erweisen läßt. Tiu, der alte indogermanische Himmelsgott (altind. Djâus, griech. Zeus), war einst der oberste Gott aller Germanen und hat diese Stelle bei den Erminonen in Süd- und Mitteldeutschland (Alemannen, Schwaben, Chatten, Thüringern und Langobarden) lange behauptet, bis seine Machtbefugnis auf das Gebiet des Krieges beschränkt ward. Daher glaubten auch römische Autoren ihren Mars, dessen Stelle er auch als Gott des dritten Wochentages (Ziestag = dies Martis) vertritt, in ihm wiederzufinden. Bei den Bayern führte er auch den Namen Er, bei den Sachsen auch den Namen Saxnôt (angelsächs. Saxneát). Die Herrschaft des germanischen Götterstaates erhielt statt seiner Wodan. Ursprünglich ein Sturmgott, die Personifikation der bewegten Atmosphäre, ward er von den istwäischen Franken am Rhein zum Himmelsgott erhoben und dann auch unter der Einwirkung der von Süden und Westen eindringenden Kultur zum Gotte der Erfindung und geistigen Gewandtheit sowie aller höhern Bildung überhaupt, mithin auch zum Gotte der verfeinerten Kriegskunst, der Weissagung und der Poesie. Von Niederdeutschland gelangte seine Verehrung auch zu den Angelsachsen und Skandinaviern. Er ist derselbe Gott, den Tacitus an andrer Stelle Merkurius nennt (der dies Mercurii, hieß bei den Angelsachsen Wôdensdæg, im Norden Odinsdagr). — Ferner erwähnt Tacitus die Verehrung des Herkules (d. h. des Donar, altnord. Thor), der sonst als Gewittergott dem römischen Jupiter verglichen ward (daher Donnerstag für dies Jovis), sowie drei weibliche Gottheiten: die Fruchtbarkeit und Erntesegen spendende Nerthus (vermutlich die Schwester und Gemahlin des nordischen Njord), die auf einer meerumspülten Insel (vielleicht Alsen), wo sieben benachbarte Völkerschaften alljährlich zur Feier eines großen Festes sich zusammenfanden, ihr Heiligtum hatte; die sonst nirgends bezeugte Tanfana, die von den Marsen angebetet ward, und ein von den Sueben verehrtes, der ägyptischen Isis verglichenes Wesen, dessen deutschen Namen der römische Historiker nicht nennt, das aber wahrscheinlich niemand anders ist als die Gemahlin des Wodan, Frija (altnord. Frigg), die durch den zweiten Merseburger Spruch sowie durch den Namen des sechsten Wochentags (Freitag = dies Veneris) auch als deutsche Göttin erwiesen wird; andre, durch die Volksüberlieferung gewährleistete Namen, in der Frija meist als Totengöttin auftritt, sind Herke und Holda. Endlich war dem Tacitus bei den vandilischen Naharvalen der Kultus eines Brüderpaares, Alci genannt, bekannt geworden, die er mit den Dioskuren verglich. Durch Inschriften aus der Römerzeit lernen wir ferner als deutsche Gottheiten kennen den Requalivaho (d. h. »den Dunkelfarbigen«, vielleicht einen Unterwelts- und Todesgott), die Göttinnen Hludana (identisch mit der nordischen Hlodyn), Nehalennia (»die hilfreich Nahende«), Sandraudiga (»die in Wahrheit Reiche«), Vagdavercustis (»die belebend Wirkende«), die letzten drei wohl nur Hypostasen der Nerthus; ferner die beiden »Alaisiagae«, Beda und Fimmila (vermutlich Figuren, die den nordischen Walküren gleichzusetzen sind, wie solche auch im ersten Merseburger Spruch als idisi, d. h. »göttliche Jungfrauen«, auftreten), u. a. Daß auch der nordische Balder, eine Licht- und Sommergottheit, in Deutschland verehrt ward, beweist der zweite Merseburger Spruch, der dieselbe Person auch mit dem (sonst nur durch Ortsnamen bestätigten) Namen Phol bezeichnet. Dasselbe Denkmal erwähnt ferner noch die Göttinnen Sunna (d. h. »Sonne«) nebst ihrer Schwester Sinthgunt (d. h. »die den Weg sich Erkämpfende«), die nur eine Hypostase der ersten zu sein scheint, sowie als Schwester der Frija die Fulla, dieselbe Figur, die auch im Norden als Friggs Dienerin erscheint; auch sie verdankt ihre Sonderexistenz wohl nur einem Beinamen der Reichtum und Fülle spendenden Himmelsgöttin.

Neben der Verehrung dieser Götter bestand in Deutschland noch ein reichentwickelter Dämonen- und Seelenkult, der älter und ursprünglicher ist und zäher im Volke haftet als jene. Von diesen Gestalten der niedern Mythologie sind die Dämonen, die man sich entweder in menschlicher oder in Tier-

gestalt dachte, als Personifikationen der Naturmächte anzusehen; man unterscheidet demnach Winddämonen (zu diesen gehören z. B. die Elben und Korngeister, wie der Roggenwolf, die Kornmuhme u. a.), Wasserdämonen (der Grendel im angelsächsischen Beowulfmythus, die Nixen u. a.) und Erd- und Gebirgsdämonen (die Zwerge, der schlesische Rübezahl ꝛc.). Auch die Verfinsterung der Himmelskörper schrieb man den Dämonen zu, die in Wolfs- oder Drachengestalt Sonne und Mond zu verschlingen drohten, daher erhob man bei eintretenden Finsternissen Lärm und Geschrei, um die Ungetüme zu verscheuchen. Sehr häufig stellte sich die Phantasie des Volkes die Dämonen als Wesen von ungeheurer Größe (als Riesen) vor. Die seelischen Wesen sind die Geister der Verstorbenen (Gespenster), die in der Tiefe der Gewässer oder in den Höhlen der Berge fortleben, oft aber auch im Luftraum sich bewegen, wo dann das Brausen des Windes ihren Umzug verrät. Zu gewissen Zeiten (besonders in den sogen. Zwölften) war, wie man glaubte, die ganze Schar dieser Geister in Bewegung, oft unter Führung eines Gottes (namentlich Wodans). Sehr häufig erscheinen sie auch in Tiergestalt. Den Menschen sind diese Wesen, je nachdem sie im Leben gut oder bös waren, wohlgesinnt oder feindlich: sie warnen vor Gefahren und geben gute Lehren, verursachen aber weit öfter Schaden und Unglück. Zu den bösartigen und daher gefürchteten Wesen dieser Art gehören z. B. die Druckgeister (Alp, Mahre), der das Korn verwüstende Bilwis u. a. Jedoch auch schon während des Lebens (und zwar wenn der Mensch in Schlaf versunken lag) konnte nach der Meinung unsrer Vorfahren die Seele den Körper verlassen und eine andre Gestalt annehmen. Hier hat z. B. der Glaube an Hexen u. Werwölfe seine Wurzel.

Literatur. Die erste wissenschaftliche Darstellung der deutschen Mythologie ist Jakob Grimms »D. M.« (Götting. 1835; 4. Aufl., besorgt von E. H. Meyer, Berl. 1875—78, 3 Bde.). Vgl. ferner W. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion (Götting. 1844); K. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie (6. Aufl., Bonn 1887); Joh. Wilh. Wolf, Die deutsche Götterlehre (2. Abdruck, Götting. 1874); Derselbe, Beiträge zur deutschen Mythologie (das. 1852—57); A. Holtzmann, D. M. (Leipz. 1874); W. Schwartz: Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum (2. Aufl., Berl. 1862), Der Ursprung der Mythologie (das. 1860), Die poetischen Naturanschauungen (das. 1864—79, 2 Bde.); Mannhardt: Germanische Mythen (das. 1858), Die Götter der deutschen und nordischen Völker (das. 1860), Wald- und Feldkulte (das. 1875—77, 2 Bde.), Mythologische Forschungen (Straßb. 1884); Rochholz, Naturmythen (Leipz. 1862); Bratuscheck, Germanische Göttersage (2. Aufl., das. 1878); Pfannenschmid, Germanische Erntefeste im heidnischen und christlichen Kultus (Hannov. 1878); E. H. Meyer, Indogermanische Mythen (Berl. 1883—87, 2 Bde.); Derselbe, Germanische Mythologie (das. 1891); L. Laistner, Nebelsagen (Stuttg. 1879); Derselbe, Das Rätsel der Sphinx (Berl. 1889); A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart (2. Aufl., das. 1869); U. Jahn, Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht (das. 1884); Herrmanowski, Die deutsche Götterlehre und ihre Verwertung in Kunst und Dichtung (das. 1891, 2 Bde.); Mogk, Germanische Mythologie (2. Aufl., Straßb. 1898; Sonderabdruck aus Pauls »Grundriß«); W. Golther, Handbuch der germanischen Mythologie (Leipz. 1895); E. H. Meyer, Mythologie der Germanen (Straßb. 1903). Eine besondere Zeitschrift für »D. M. und Sittenkunde« (begründet von J. W. Wolf, fortgesetzt von W. Mannhardt) brachte es nur auf 4 Bände (Götting. 1853—59).

Deutsche Nationalpartei, Fraktion des österreichischen Abgeordnetenhauses, trennte sich 23. Mai 1887 unter Führung Steinwenders und zunächst unter dem Namen »Deutsch-nationale Vereinigung« von dem Deutschen Klub (s. Deutscher Klub), um die Interessen des Deutschtums in Österreich kräftiger zu wahren. Seit 1896 führt sie den Namen »Deutsche Volkspartei« und erzielte bei den Reichsratswahlen von 1901: 41 Stimmen.

Deutschendorf, Stadt in Ungarn, s. Poprád.

Deutschenspiegel (Spiegel deutscher Leute), eins der Rechtsbücher des Mittelalters, eine von einem unbekannten süddeutschen Verfasser herrührende Bearbeitung des Sachsenspiegels (s. d.) aus der Mitte des 13. Jahrh. (vgl. Deutsches Recht). Der D. wurde 1857 in der Innsbrucker Universitätsbibliothek aufgefunden und von Ficker (Innsbr. 1859) herausgegeben.

Deutsche Orientgesellschaft, ein am 24. Jan. 1898 gegründeter Verein mit dem Sitz in Berlin, der sich nach den am 7. Mai 1902 errichteten Satzungen die Aufgabe gestellt hat, »das Studium des orientalischen Altertums im allgemeinen, im besondern die Erforschung der alten Kulturstätten in Assyrien, Babylonien, Mesopotamien und andern westasiatischen Ländern sowie in Ägypten zu fördern; die auf die Erwerbung orientalischer Altertümer, Denkmäler der Kunst und allgemeiner Kultur gerichteten Bestrebungen der königlichen Museen zu Berlin sowie andrer öffentlicher Sammlungen im Deutschen Reiche zu unterstützen; die Kenntnis von den Ergebnissen der Forschungen über das orientalische Altertum in geeigneter Weise zu verbreiten und das Interesse an diesen Teilen ältester menschlicher Kultur zu beleben«. Dieser Zweck soll »durch Veranstaltung oder Subvention wissenschaftlicher Untersuchungen in bisher ungenügend bekannten Gebieten, durch Veranstaltung oder Subvention von Vorarbeiten auf solchen Plätzen, die für Ausgrabungen Erfolg zu versprechen scheinen, durch Entsendung oder Subvention deutscher Expeditionen und Ausgrabungen und durch Veranstaltung oder Subvention von Publikationen« erreicht werden. Die Mittel dazu werden durch die Jahresbeiträge der Mitglieder (mindestens 20 Mk.), durch Schenkungen des Kaisers, der am 20. März 1901 das Protektorat des Vereins übernahm (bisher jährlich 15,000 Mk. u. 20,000 Mk.), und durch Subvention der Staatsregierung zusammengebracht. Bis jetzt (1903) hat der Verein Ausgrabungen in Babylon und den angrenzenden Ruinenstätten (im Verein mit der Generalverwaltung der königlichen Museen unter Leitung von R. Koldewey seit 1899) und in Abusir bei Kairo (seit Januar 1902 unter Leitung von L. Borchardt) veranstaltet, über die in den in zwanglosen Heften erscheinenden »Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft« berichtet wird. Ein Teil der Ergebnisse der Ausgrabungen ist den königlichen Museen in Berlin zugeführt worden. 1903 sollen Ausgrabungen auf der Stätte des alten Assur und in Palästina unternommen werden. Andre Publikationen des Vereins sind die »Wissenschaftlichen Veröffentlichungen« und die »Sendschriften der Deutschen Orient-Gesellschaft«. Der Vorstand besteht aus mindestens zehn und höchstens 50 Personen. Er konstituiert aus seiner Mitte einen aus sieben Personen bestehen-

den Arbeitsausschuß. Erster Vorsitzender des Arbeitsausschusses ist zurzeit Prinz Heinrich zu Schönaich-Carolath, zweiter Admiral Hollmann, Schriftführer L. Güterbock. Mitgliederzahl 1903: 800.

Deutsche Ostafrika-Linie, s. Dampfschiffahrt (Textbeilage, I, 9).

Deutsche Philologie (Germanistik), das methodische Studium der Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, als selbständige Wissenschaft erst seit dem Anfang des 19. Jahrh. vorhanden. Vgl. R. v. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie, vorzugsweise in Deutschland (Münch. 1870); v. Bahder, Die d. P. im Grundriß (Paderb. 1882).

[Die Behandlung der ältern Sprache und ihrer Denkmäler.] Einzelne Männer allerdings beschäftigten sich schon im 17. und 18. Jahrh. mit der Herausgabe und Erklärung altdeutscher Schriftwerke; wir nennen vor allen Goldast und Franz Junius, den ersten Herausgeber des Ulfilas, aus dem 17. Jahrh.; aus dem 18. Eckhart (gest. 1730, Hauptwerk: »Commentarii de rebus Franciae orientalis«), Diederich von Stade, Palthen, Schilter (»Thesaurus antiquitatum teutonicarum«) und Scherz. Während die Tätigkeit dieser letztern besonders auf das Althochdeutsche gerichtet war, wurden nun in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. auch die Hauptwerke der mittelhochdeutschen Literatur herausgegeben von Bodmer und Breitinger und, im Anschluß an diese, von Chr. H. Myller (»Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert«, Berl. 1783—84, 3 Bde.). Einen neuen Aufschwung nahmen diese Studien im Anfang des 19. Jahrh., als nach Herders Vorgang durch die romantische Schule eine tiefere Auffassung der Kultur des Mittelalters angebahnt und durch die Befreiungskriege der deutsche Geist wieder erweckt wurde. F. H. v. d. Hagen begann seine fruchtbare Tätigkeit als Herausgeber, und G. F. Benecke erschloß zuerst ein tieferes Verständnis der mittelhochdeutschen Klassiker. Auch die Gebrüder Grimm hatten schon seit 1807 für die deutsche Altertumswissenschaft schriftstellerisch gewirkt, als durch das Erscheinen des ersten Bandes von Jak. Grimms »Deutscher Grammatik« (1819) die Forschung eine sichere Grundlage erhielt. Dieses epochemachende Werk, das alle bekannten ältern und neuern germanischen Sprachen historisch behandelt, erschien in 4 Bänden, von denen der letzte die Syntax des einfachen Satzes enthält; eine Weiterführung der Syntax hat Grimm nicht gegeben. Bald darauf wurde denn auch durch K. Lachmann die in der Schule der klassischen Philologie gewonnene Methode der Textkritik bei der Herausgabe mittelhochdeutscher Dichtungen (Hartmanns »Iwein«, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Nibelungenlied) angewandt und die Metrik derselben in scharfsinniger Weise begründet. Auch seine Mitforscher und Nachfolger lieferten eine Reihe trefflicher Ausgaben. Von denjenigen, die mit und nach jenen Männern die deutsche Philologie bis zur Gegenwart weiter ausgebaut haben, sind als die hervorragendsten zu nennen: Wilhelm Grimm, Hoffmann von Fallersleben, Uhland, Schmeller, Graff, Maßmann, W. Wackernagel, M. Haupt, R. v. Raumer, Fr. Pfeiffer, Müllenhoff, Holtzmann, Zarncke, Bartsch, Weinhold, M. Heyne, W. Wilmanns, R. Heinzel, W. Scherer, Paul, Sievers. Eine nicht geringe Förderung erhielt die deutsche Grammatik von der ebenfalls erst aus diesem Jahrhundert datierenden, von F. Bopp begründeten Wissenschaft der vergleichenden Sprachforschung, die Jak. Grimm vor allem in seiner »Geschichte der deutschen Sprache« (4. Aufl., Berl. 1880) für die deutsche Sprachwissenschaft verwertete. Kurze Überblicke über die Gesamtentwickelung unsrer Sprache gaben Behaghel, »Die deutsche Sprache« (2. Aufl., Leipz. 1902) und O. Weise, »Unsere Muttersprache« (3. Aufl., das. 1897). Zur Orientierung über das ganze Gebiet der deutschen Sprache dient der »Grundriß der germanischen Philologie« (hrsg. von H. Paul, 2. Aufl., Straßb. 1901ff.); eine grammatische Darstellung der deutschen Sprache in ihrer Entwickelung vom Gotischen und Althochdeutschen bis zur Gegenwart gibt Wilmanns »Deutsche Grammatik« (2. Aufl., Straßb. 1897 ff.). Hilfsmittel zum Studieren des Alt- und Mittelhochdeutschen bieten: W. Wackernagels »Deutsches Lesebuch« (5. Aufl., Basel 1873) nebst dessen »Altdeutschem Wörterbuch« (5. Aufl., das. 1878); Schades »Altdeutsches Lesebuch« (Halle 1862) nebst dazugehörigem »Altdeutschem Wörterbuch« (2. Aufl., das. 1873—81); Braunes »Althochdeutsches Lesebuch« (5. Aufl., das. 1902) und »Althochdeutsche Grammatik« (2. Aufl., das. 1891). Im Gebiete der Lexikographie ist E. G. Graffs »Althochdeutscher Sprachschatz« (Berl. 1834—42, 6 Bde.; alphabetischer Index von Maßmann, 1846), worin die hochdeutschen Wörter aus den Quellen der frühesten Zeiten bis gegen das 12. Jahrh. gesammelt und etymologisch behandelt sind, als wichtige Erscheinung hervorzuheben. Für das Mittelhochdeutsche ist das umfassendste Werk dieser Art das »Mittelhochdeutsche Wörterbuch« (nach Beneckes Vorarbeiten ausgeführt von Müller und Zarncke Leipz. 1851—67, 4 Bde.). Ein »Mittelhochdeutsches Handwörterbuch«, das zu jenem großen Werke reichhaltige Ergänzungen liefert, gab Lexer heraus (Leipz. 1869—78); ein kurzer Auszug daraus ist Lexers »Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch« (5. Aufl., das. 1897). Als grammatisches Hilfsmittel für das Mittelhochdeutsche ist die »Mittelhochdeutsche Grammatik« von Weinhold (2. Ausg., Paderb. 1883) sowie die kürzere von Paul (5. Ausg., Halle 1900) zu nennen. Die mittelniederdeutsche Sprache wurde grammatikalisch von Lübben bearbeitet (»Mittelniederdeutsche Grammatik«, nebst Chrestomathie und Glossar, Leipz. 1882); ein Wörterbuch derselben gaben Schiller und Lübben (Brem. 1872—81, 6 Bde.) heraus.

[Neuhochdeutsche Grammatik.] Die ältesten grammatischen Behandlungen der neuhochdeutschen Schriftsprache verfolgten den Zweck Anleitungen zum Lesen und Schreiben zu geben, so die durch vortreffliche phonetische Beobachtungen ausgezeichnete »Teutsche Grammatica« des Valentin Ickelsamer (um 1534) u. die »Orthographia« des Schlesiers Fabian Frangk (1531). Für Ausländer schrieb Albert Oelinger seine »Grammatica« (1574), die sich vielfach mit der des Laurentius Albertus deckt, während die zuerst 1578 erschienene »Grammatica« des Joh. Clajus, ganz auf Luthers Sprache gegründet, als eine lange und weitverbreitete Schulgrammatik der Einbürgerung des »Lutherschen Deutsch« auch im katholischen Süddeutschland Vorschub leistete. Im 17. Jahrh. ragt Schottels »Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubtsprache« (1663) durch Gründlichkeit und Gelehrsamkeit weit über alle Vorgänger hinaus, während Bödikers »Grundsätze der deutschen Sprache« (1690 u. ö.) größere praktische Bedeutung erlangten, bis seit 1748 Gottscheds »Deutsche Sprachkunst« zunächst die maßgebende Grammatik wurde. Eine gleiche Bedeutung erlangte die 1781 für die preußischen Schulen verfaßte »Deutsche Sprachlehre« von Adelung (6. Aufl. 1816), der 1782 ein

»Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache« folgte. Doch wurden sie besonders durch J. Chr. A. Heyses Lehrbücher verdrängt; seine »Theoretisch-praktische deutsche Grammatik« (Hannov. 1814) verwertete in der Neubearbeitung von K. W. L. Heyse (»Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache«, 1838—49, 2 Bde.), die inzwischen durch Grimms Grammatik erschlossenen Resultate der historischen Sprachforschung, und seine Schulgrammatik (zuerst 1816) bewährt sich in der wissenschaftlichen Neubearbeitung von Lyon (26. Aufl. 1900) auch heute noch. Gegenüber den Versuchen A. F. Beckers, die Grammatik nach logischen Gesichtspunkten zu konstruieren (»Schulgrammatik«, 1831; neue Ausg., Prag 1876; »Ausführliche deutsche Grammatik«, 1836—39, 2. Aufl. 1870), hat auch in der neuhochdeutschen Grammatik die historische Richtung gesiegt. Von den zahlreichen neuern Darstellungen seien erwähnt: Engelien, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache (5. Aufl., Berl. 1902); Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart (Leipz. 1900). Darstellungen der Syntax gaben unter andern Erdmann-Mensing (Stuttg. 1886—98), und Wunderlich: »Der deutsche Satzbau« (2. Aufl., Stuttg. 1901). Das Verhältnis zwischen Schriftsprache und Dialekt behandelte Socin (Heilbr. 1887); die »Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache« schrieb H. Rückert (Leipz. 1875, 2 Bde.).

[Wörterbücher.] Den ersten Ansatz zu einem neuhochdeutschen Wörterbuch bildeten die deutsch-lateinischen alphabetischen Wörterverzeichnisse, die den lateinisch-deutschen Vokabularien beigefügt waren, und deren ältestes Gherardus de Schuerens »Vocabularius teuthonista« (Köln 1475) enthält. Später ließ man den deutsch-lateinischen Vokabular für sich erscheinen, was zuerst in dem durch K. Zeninger gedruckten »Vocabularius theutonicus« (Nürnb. 1482) geschah, auf den bald der »Vocabularius incipiens teutonicum ante latinum« (gegen 1500), ferner ein »Vocabularius primo ponens dictiones theutonicas« (Straßb. 1515) und u. d. T.: »Die Teutsch spraach« (Zürich 1561) ein die Schweizer Mundart darlegendes deutsch-lateinisches Wörterbuch von Maaler folgten. Dagegen war das »Dictionarium germanico-latinum« von P. Dasypodius wieder dessen »Dictionarium latino-germanicum« (Straßb. 1535 u. ö.) angehängt. Das erste eigentlich deutsche Lexikon war das Reimwörterbuch von Erasmus Alberus, das u. d. T.: »Novum dictionarii genus« (Frankf. 1540) erschien. Den vollständigen deutschen Sprachschatz aufzustellen, unternahm zuerst G. Henisch in seinem weitschichtig angelegten Werk »Teutsche Sprach und Weißheit«, von dem aber nur der erste, mit G abschließende Band (Augsb. 1616) im Druck erschien. Später legte J. G. Schottelius ein Verzeichnis der »Stammwörter der Teutschen Sprache« in seiner »Ausführlichen Arbeit von der Deutschen Hauptsprache« (Braunschw. 1663) nieder, und gegen den Schluß des Jahrhunderts folgte Kaspar Stielers alphabetisch nach Wurzeln und Stämmen (oft ziemlich wunderlich) geordneter, sehr reichhaltiger »Teutscher Sprachschatz« (Nürnb. 1691). Im 18. Jahrh. gab zuerst Steinbach sein ebenfalls nach Wurzeln und Stämmen geordnetes »Vollständiges deutsches Wörterbuch« (Bresl. 1734, 2 Bde.) heraus, das aber durch das dem Forscher noch heute nützliche »Teutsch-Lateinische Wörterbuch« von Frisch (Berl. 1741, 2 Bde.) verdunkelt wurde. Schon letzterer suchte dadurch, daß er die zusammengesetzten Wörter unter das erste Wort der Zusammensetzung in ihrer Reihenfolge ordnete, sich der rein alphabetischen Ordnung zu nähern. Streng und entschieden durchgeführt wurde dieselbe aber zuerst von J. Chr. Adelung in seinem großen »Grammatisch-kritischen Wörterbuch der hochdeutschen Mundart« (Leipz. 1774—86, 5 Bde.; 2. Aufl. 1793—1802, 4 Bde.), dem er ein »Kleines Wörterbuch für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung« (das. 1788, 2. Ausg. 1790) und einen Auszug aus dem Hauptwerk (das. 1793—1802, 4 Bde.) nachfolgen ließ. So einseitig und unhistorisch auch Adelung bei seinem Bestreben, den neuhochdeutschen Wortgebrauch zu regulieren, verfuhr, so standen doch die Wörterbücher der nächsten Zeit (Campe, Heinsius, Heyse u. a.) an Bedeutung hinter seinem großen Werke zurück, bis Jak. und Wilh. Grimm durch ihr »Deutsches Wörterbuch« auch die neuhochdeutsche Lexikographie auf historisch-wissenschaftliche Grundlage stellten. In seinen Anfängen durch freiwillige Mitarbeit bewährter Kreise unterstützt, jetzt durch das Deutsche Reich materiell gefördert, erscheint dies große nationale Werk seit 1852, nach dem Tode der Begründer in deren Geist von R. Hildebrand, K. Weigand, M. Heyne, M. Lexer, Ernst Wülcker u. a. fortgeführt. Es umfaßt den gesamten neuhochdeutschen Sprachschatz von etwa 1470 an bis auf die Gegenwart. Daneben sind noch zu nennen: das »Wörterbuch der deutschen Sprache« von D. Sanders (Leipz. 1860—1865, 3 Quartbände), dessen »Handwörterbuch der deutschen Sprache« (5. Aufl., das. 1893) und »Ergänzungswörterbuch« (Stuttg. 1879—84); Dieffenbach-Wülckers »Hoch- und niederdeutsches Wörterbuch der ältern und mittlern Zeit zur Ergänzung der vorhandenen Wörterbücher« (Frankf. u. Basel 1874 bis 1885); das »Deutsche Wörterbuch« von K. Weigand (4. Aufl., Gießen 1882), von M. Heyne (Leipz. 1890—95, 3 Bde.), von H. Paul (Halle 1897). Ein vortreffliches »Etymologisches Wörterbuch« verfaßte F. Kluge (6. Aufl., Straßb. 1899). Synonymiken gaben Eberhard (»Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik«, Halle 1795—1802, 6 Bde.; 4. Aufl. von Meyer, Leipz. 1853; und »Synonymisches Handwörterbuch«, das. 1802; 15. Aufl. von Lyon, das. 1896), Weigand (»Wörterbuch der deutschen Synonymen«, 2. Aufl., Mainz 1852, 2 Bde.), Meyer (»Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Wörter«, 5. Aufl., Leipz. 1863) und Sanders (»Wörterbuch deutscher Synonymen«, 2. Aufl., Hamb. 1882).

[Die deutsche Schrift.] Zu schriftlichen Aufzeichnungen in deutscher Sprache dienten in ältester Zeit die allen germanischen Stämmen gemeinsamen Runen (s. d.), die seit dem 3. Jahrh. n. Chr. nachzuweisen sind und wesentlich aus dem lateinischen Alphabet umgeformt waren. Sie dienten ausschließlich zum Einritzen und zu Einmeißeln auf Holz, Metall und Stein. Deutschland sind nur einige wenige Runeninschriften auf Geräten erhalten, während namentlich in Skandinavien die Steininschriften außerordentlich häufig sind. Mit der Einführung des Christentums wurde in Deutschland ebenso wie in den übrigen Ländern der römisch-kath. Kirche die lateinische Schrift auch zu allen Aufzeichnungen in der Nationalsprache benutzt, während die von der griechischen Kirche ausgehende Mission unter den Balkan-Goten naturgemäß zur Folge hatte, daß Ulfilas die Schrift, die er für die gotische Sprache wählte, an das griechische Alphabet anlehnte. Ein Unterschied in den Schriftzeichen für die lateinische und die deutsche Sprache hat das ganze Mittelalter hindurch nicht bestanden. Doch hat diese gemeinsame westeuropäische Schrift allmählich ihren Charakter ge-

Feldherren des Deutschen Befreiungskrieges I.

Friedrich Wilhelm Freih. von Bülow, Graf von Dennewitz, preuß. General, geb. 16. Febr. 1755 auf Falkenberg (Altmark), gest. 25. Febr. 1816 in Königsberg. (Nach dem Ölbildnis von Julius Hübner, auf Grünhoff bei Königsberg i. Pr.)

Gebhard Leberecht von Blücher, Fürst von Wahlstatt, preuß. Feldmarschall geb. 16. Dez. 1742 in Rostock, gest. 12. Sept. 1819 zu Krieblowitz (Schlesien). (Nach einem Ölgemälde von Christoph Suhr.)

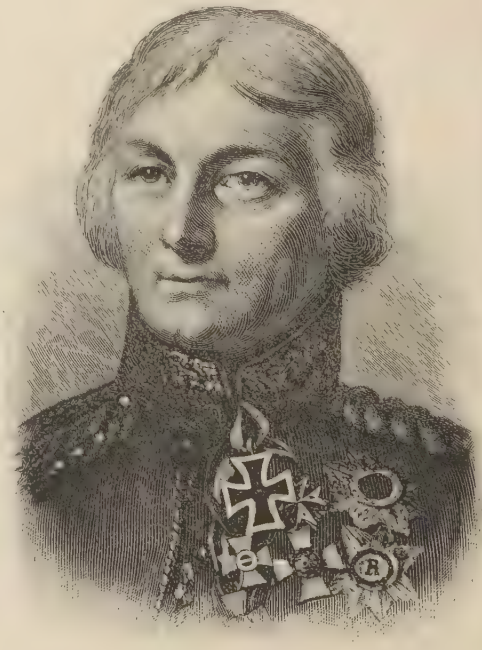
August Wilhelm Anton Graf Neidhardt von Gneisenau, preuß. Feldmarschall, geb. 27. Okt. 1760 zu Schildau (Provinz Sachsen), gest. 23. Aug. 1831 in Posen. (Nach dem Ölbildnis von Franz Krüger, auf Sommerschenburg.)

Friedr. Heinr. Ferdinand Emil Graf Kleist von Nollendorf, preuß. General, geb. 9. April 1762 in Berlin, gest. daselbst 27. Febr. 1823. (Nach einer Lithographie von 1814.)

Karl Phil. Fürst von Schwarzenberg, Herzog von Krumau, österreich. Feldmarschall, geb. 15. April 1771 in Wien, gest. 15. Okt. 1820 in Leipzig. (Nach dem Gemälde von C. Grunert.)

Gerhard Johann David von Scharnhorst, preuß. General, geb. 12. Nov. 1755 zu Bordenau in Hannover, gest. 28. Juni 1813 in Prag. (Nach dem Gemälde von Friedrich Buri.)

Bogislaw Friedr. Eman. Graf Tauentzien von Wittenberg, preuß. General, geb. 15. Sept. 1760 in Potsdam, gest. 20. Febr. 1824 in Berlin. (Nach einer Lithographie von 1814.)



Hans David Ludwig Graf Yorck von Wartenburg, preuß. Feldmarschall, geb. 26. Sept. 1759 in Potsdam, gest. 4. Okt. 1830 in Klein-Öls bei Breslau. (Nach der Miniatur in Klein-Öls.)

ändert. Während sie im frühern Mittelalter wesentlich die Züge der jetzt üblichen lateinischen Druckschrift, der sogen. Antiqua, hat, begann man seit dem Ausgang des 12. Jahrh. mehr und mehr die Rundungen in gebrochene Linien umzusetzen und die Enden der kräftig aufgesetzten Hauptlinien durch Spaltung oder Hinzufügen von Haarstrichen auszuzieren. Diese eckige und verschnörkelte Schrift, die im 13. und 14. Jahrh. ihre volle Entwickelung erreichte, wird Mönchsschrift oder, der Verwandtschaft ihres Kunststils mit der gleichzeitigen Baukunst gemäß, gotische Schrift genannt. Da sie auch die allgemeingültige Buchschrift des 15. Jahrh. war, so wurden nach ihr auch die Typen für den Buchdruck geschnitten, die zunächst ebensowohl für den Druck lateinischer wie deutscher Texte angewendet wurden. Dagegen führte in Italien die Renaissancebewegung zur Rückkehr zu der frühmittelalterlichen Antiquaschrift, und während diese bald bei allen romanischen Völkern, dann auch bei den Engländern ebensowohl für die Landessprache wie für das Lateinische angenommen wurde, entschloß man sich in Deutschland allmählich, sie für lateinische Texte zu verwenden, während man für die Nationalsprache doch die spätmittelalterliche Schrift beibehielt. Bei den übrigen germanischen und bei den westslawischen Nationen, die zunächst dieselbe Spaltung eintreten ließen, siegte doch größtenteils schließlich die Antiqua auch in der Anwendung auf die Landessprache. In Deutschland hat es zu keiner Zeit an entsprechenden Reformversuchen gefehlt, und bisher haben sie wesentlich nur den Erfolg gehabt, daß ein sehr großer Teil der wissenschaftlichen Literatur, vor allem die naturwissenschaftliche, medizinische und philologische, dagegen nur ein ganz geringer Bruchteil der populären Literatur in Antiqua gedruckt wird. Die Eigentümlichkeit der deutschen Schreibweise, nicht nur die Satzanfänge und Eigennamen, sondern auch alle Hauptwörter durch große Anfangsbuchstaben auszuzeichnen, hat sich nach vielen Schwankungen im 17. Jahrh. festgesetzt. Gegen sie wie gegen den Gebrauch der gotischen Schrift ist Jakob Grimm mit großer Entschiedenheit aufgetreten (vgl. sein »Deutsches Wörterbuch«, Bd. 1, S. LII f., und Sönnecken, Das deutsche Schriftwesen und die Notwendigkeit seiner Reform [Bonn 1881], sowie S. IV unsrer Schrifttafel beim Artikel »Schrift«).

Deutscher Befreiungskrieg (Freiheitskriege; hierzu die Porträttafeln »Feldherren des Deutschen Befreiungskrieges I und II«), der Krieg Deutschlands und seiner Verbündeten gegen Kaiser Napoleon I. 1813—15, der die Befreiung Deutschlands und Europas vom französischen Joch bezweckte. Er schloß die Periode unaufhörlicher Kriege ab, die seit der französischen Revolution ganz Europa erschüttert und zugleich politisch umgestaltet hatten. Die Niederlande, das linke Rheinufer, die Schweiz und Italien waren ganz französisch geworden, das alte römische Reich deutscher Nation war zu Grunde gegangen und durch den Rheinbund ein großer Teil deutscher Fürsten unter dem Protektorate des korsischen Eroberers der politischen Selbständigkeit beraubt; mitten in Deutschland, im Königreich Westfalen, herrschte ein Napoleonide. Österreich war nach dem Scheitern des Versuchs von 1809 nicht zu weitern Taten geneigt. Preußen hatte zwar nach der Katastrophe von 1806 sein Heerwesen völlig umgestaltet und durch die Stein-Hardenbergischen Reformen den Grund zu einem modernen Staatswesen gelegt, aber dennoch schien eine selbständige Erhebung Preußens aussichtslos, zumal der König Friedrich Wilhelm III. das Selbstvertrauen verloren und sich für den Feldzug gegen Rußland 24. Febr. 1812 zur Stellung eines Hilfskorps von 20,000 Mann sowie zu großen Naturallieferungen für die durchziehende französische Armee verpflichtet hatte. Es gärte aber unter dem Volke schon lange, und alle Schichten der Bevölkerung waren von einem vorher nie geahnten Patriotismus durchdrungen.

Der Untergang des Napoleonischen Heeres in Rußland brachte endlich die Rettung. General Yorck, der Befehlshaber des preußischen Hilfskorps, das trotz mancher Kämpfe in den baltischen Provinzen noch ziemlich unversehrt war und daher wohl im stande gewesen wäre, den Franzosen den Rücken zu decken und Zeit zu neuen Rüstungen zu geben, schloß auf eigne Verantwortung 30. Dez. 1812 mit dem russischen General v. Diebitsch die Konvention von Tauroggen: die Franzosen mußten bis an die Elbe zurückweichen. In Ostpreußen organisierte Yorck im Verein mit den Präsidenten Auerswald und Schön die Volkserhebung; der Landtag, der am 5. Febr. 1813 in Königsberg zusammentrat, unterstützte Yorck aufs beste: die arme, ausgesogene Provinz verpflegte und ergänzte nicht nur bis zum Frühjahr das Yorcksche Korps, sondern stellte auch nach wenigen Wochen 33,000 Mann Landwehrtruppen. Inzwischen trat auch beim Hof endlich der Umschwung ein. Der König reiste 22. Jan. nach Breslau und erließ von hier 3. Febr. den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps. Da nicht bloß Jünglinge, auch ältere Männer in angesehener Stellung in die Reihen traten und alle Stände in Gaben für die Ausrüstung der Freiwilligen wetteiferten, ermutigte dieser ungeahnte Erfolg den König, den Kampf für die Wiederherstellung der Macht und Freiheit Preußens und Deutschlands, bei dem er allerdings den Staat und seine Dynastie aufs Spiel setzte, zu wagen. Am 28. Febr. schloß Hardenberg mit Rußland den Vertrag von Kalisch ab, der freilich Preußen zur zweiten Rolle im Krieg verurteilte und für den Frieden nur Unbestimmtes festsetzte. Es folgten 10. März die Stiftung des Eisernen Kreuzes, 17. März der Aufruf »An Mein Volk« und an das Heer, die Verordnung über die Bildung der Landwehr und des Landsturmes, endlich 27. März die förmliche Kriegserklärung an Frankreich. Ein Aufruf an die Deutschen, den der Oberbefehlshaber Kutusow im Namen Alexanders und Friedrich Wilhelms 25. März von Kalisch erließ, sowie ein am 29. März zu Breslau zwischen beiden Herrschern abgeschlossener Vertrag erklärten die Befreiung Deutschlands vom französischen Joch für den Zweck des Kampfes, verkündete die Wiedergeburt des Deutschen Reiches, forderte alle Deutschen auf, sich der Erhebung anzuschließen, und bedrohte die Fürsten, die dieser Aufforderung nicht Folge leisteten, mit Verlust ihrer Staaten. Die freiwilligen Jägerkorps, namentlich die vom Major v. Lützow errichtete schwarze »Schar der Rache«, sollten den Kern für die erwartete deutsche Volkserhebung bilden. Diese Hoffnungen erfüllten sich indes nicht: die Fürsten hielten sich mit wenigen Ausnahmen aus Furcht und Eigennutz neutral oder blieben Napoleon treu. Die Stimmung im außerpreußischen Deutschland, vor allem in den Rheinbundstaaten, war keineswegs schwungvoll und patriotisch. Nur einzelne begeisterte Jünglinge aus diesem Teil Deutschlands traten in die Lützowsche Schar ein, wie der Sänger der Freiheitskriege, Theodor Körner.

So standen Rußland und Preußen vorläufig allein. Ersteres hatte nur einen Teil seiner Streitmacht zur

Verfügung; Preußen stellte aus seinen Reserven ein reguläres Heer von 128,000 Mann auf, dazu 150,000 Mann Landwehr. Da aber die Ausrüstung z. T. ungenügend war und die Einschließung der von den Franzosen besetzten Festungen an der Weichsel, Oder und Elbe bedeutende Streitkräfte in Anspruch nahm, so waren im März nur 36,000 Mann unter Blücher in Schlesien und 54,000 Mann unter York, Bülow und Borstell in der Mark für den Angriffskrieg verfügbar. Der mit dem Oberbefehl über die russisch-preußische Armee betraute russische Feldmarschall Kutusow zog, statt nach Scharnhorsts Plan sofort in Deutschland einzudringen und den Rheinbund zu sprengen, im März langsam durch Sachsen, dessen König nach Prag floh, nach Thüringen. Napoleon, der schon Ende 1812 nach Paris zurückgekehrt war, hatte unterdessen neu gerüstet: 350,000 Mann wurden im Kaiserreich ausgehoben und den Rheinbundstaaten die Stellung neuer Kontingente befohlen. Schon Anfang April konnte die neu erstarkende französische Macht an der untern und mittlern Elbe das weitere Vordringen der leichten Truppen der Verbündeten verhindern. Am 2. April kam es in Lüneburg und 5. April bei Möckern zu den ersten blutigen Zusammenstößen. Die Verbündeten, 90,000 Mann stark, kamen Ende April im östlichen Thüringen in die Nähe der französischen Hauptarmee von 120,000 Mann, und Wittgenstein, des verstorbenen Kutusows Nachfolger, griff 2. Mai die im Marsch befindlichen Franzosen bei Großgörschen an. Für die Verbündeten war es kein Sieg, aber auch keine Niederlage; trotzdem wurde auf Verlangen der russischen Generale der Rückzug angetreten, um hinter der Spree bei Bautzen eine neue Stellung einzunehmen. Sachsen wurde preisgegeben, und der König Friedrich August schloß sich sofort Napoleon an. Dieser griff die Verbündeten, die ihm den Übergang über die Spree verwehren wollten, 20. Mai bei Bautzen an und zwang sie 21. Mai unter eignen schweren Verlusten zum Rückzug, der in aller Ordnung vor sich ging. Die Lage der Verbündeten war nichts weniger als günstig, aber auch Napoleons Heer war schwer mitgenommen, und dieser bewilligte daher im Besitze von Breslau 4. Juni den Waffenstillstand von Poischwitz, um Verstärkungen heranzuziehen und seine Verbindung nach Westen sicherzustellen.

Das preußische Volk, durchaus nicht entmutigt, empfand die Kunde vom Waffenstillstand schmerzlich; das Unglück von Hamburg, das den Franzosen wieder in die Hände fiel und von Davout aufs grausamste behandelt wurde, sowie der Überfall der Lützowschen Freischar bei Kitzen (17. Juni) vermehrten den schmerzlichen Eindruck der bisherigen Unglücksfälle. Ohne den Mut zu verlieren, wurden die Rüstungen mit Eifer und Opfermut vollendet; Ende Juni waren 140,000 Mann Landwehr kriegsbereit, und Rückerts, Schenkendorfs und Körners Lieder fachten die Begeisterung bis zur höchsten Glut an. Der Waffenstillstand brachte den Beitritt Österreichs zur Koalition gegen Napoleon, weil er Metternichs Vorschlag, Warschau, Illyrien und Hannover abzutreten, ablehnte. Österreich hatte sich durch den Vertrag von Reichenbach (27. Juni) verpflichtet, in diesem Falle sich den Verbündeten anzuschließen, und so erfolgte 11. Aug. die österreichische Kriegserklärung. Mit großem Geschick riß Metternich die Leitung der Politik der verbündeten Mächte an sich und verwertete seinen Einfluß zum Vorteil Österreichs und seiner Dynastie, während die in Kalisch verkündete Wiederherstellung des Deutschen Reiches nicht mehr erörtert wurde. Da Österreich zunächst keineswegs Napoleons Sturz wünschte, so durchkreuzte es die kriegerische Aktion wiederholt in entscheidenden Augenblicken durch Friedensverhandlungen. Trotz alledem gewährte Österreichs Beitritt eine bedeutende Machtverstärkung, und als sich auch Schweden und England anschlossen, konnte man, von englischen Subsidien unterstützt, 480,000 Mann gegen Napoleons 440,000 ins Feld stellen. Nach dem am 12. Juli in Trachenberg verabredeten Kriegsplan stellten die Verbündeten drei Armeen auf: die böhmische oder Hauptarmee, 230,000 Mann (120,000 Österreicher, 60,000 Russen, 50,000 Preußen), unter Schwarzenberg; die schlesische, 100,000 Mann (60,000 Russen, 40,000 Preußen), unter Blücher; die Nordarmee, 128,000 Mann (80,000 Preußen, 30,000 Russen, 18,000 Schweden), unter dem Kronprinzen von Schweden, Bernadotte. Die oberste Leitung erhielt Schwarzenberg; in seinem Hauptquartier weilten auch die drei verbündeten Monarchen Alexander, Friedrich Wilhelm III. und Franz.

Die drei Armeen sollten so gegen Napoleon, der in Dresden stand, operieren, daß beim gleichzeitigen Vorgehen gegen Sachsen von Böhmen, Schlesien und der Mark aus diejenige, gegen die Napoleon mit seiner Hauptmacht sich wenden würde, zurückweichen, diesen nach sich ziehen und so den andern Zeit und Raum verschaffen sollte, in Sachsen einzubrechen und sich womöglich im Rücken Napoleons zu vereinigen. Diesem Plan gemäß ging Blücher 15. Aug. bis an den Bober vor. Napoleon zog ihm entgegen, während er Marschall Oudinot mit 70,000 Mann gegen Berlin schickte: bei Großbeeren wurde dieses Heer (23. Aug.) von Bülow geschlagen. Die böhmische Armee rückte bis Dresden vor, wurde aber hier von dem eiligst aus der Lausitz zurückgekehrten Napoleon in der Schlacht von Dresden (26. und 27. Aug.) zurückgeworfen. Auf dem Rückzug nach Böhmen sollte Vandamme den Verbündeten den Weg verlegen und Napoleon die Vernichtung der böhmischen Armee ermöglichen. Indes wurde Vandamme bei Kulm und Nollendorf 30. Aug. nach tapferer Gegenwehr durch Kleist gefangen genommen. Noch härter traf Napoleon die Niederlage Macdonalds, der mit 100,000 Mann Blücher in Schlesien weiter hatte verfolgen sollen, an der Katzbach (26. Aug.). Der Kaiser zog nun selbst nach der Lausitz, während Ney mit dem verstärkten Oudinotschen Korps den Angriff auf Berlin erneuern sollte. Gegen den Willen Bernadottes traten die Preußen der Nordarmee (Bülow) bei Jüterbog den Franzosen entgegen und brachten ihnen 6. Sept. die Niederlage von Dennewitz bei, welche die Siegeszuversicht der Franzosen und den Kampfeseifer der Rheinbundstruppen ernstlich erschütterte: die Lage Napoleons wurde immer mißlicher. Der böhmischen Armee wegen mußte er sich im September nach Dresden und, als Blücher nach der Mittelelbe marschierte und York 3. Okt. bei Wartenburg den Elbübergang erzwang, nach Leipzig zurückziehen. Hier fand die Entscheidungsschlacht statt (s. Leipzig, Völkerschlacht). Am ersten Schlachttag, 16. Okt., hatte nur das Yorcksche Korps, das bei Möckern Marmonts Korps zertrümmerte, Erfolg. Napoleon, der sich nicht entschließen konnte, den Rückzug anzutreten, bot 17. Okt. den Verbündeten, freilich unter ganz ungenügenden Bedingungen, Frieden an. Dieselben ließen das Anerbieten unberücksichtigt und griffen 18. Okt. von neuem an. Napoleon selbst schlug bei Probstheida die böhmische Armee zurück; dagegen errangen die schlesische und die Nordarmee im Norden von Leipzig einen

entschiedenen Sieg und drangen bis zu den Toren der Stadt vor. In der Nacht vom 18. auf den 19. Okt. traten die Franzosen den Rückzug an, und als Bülow am Mittag des 19. Okt. Leipzig erstürmte, trafen die Verbündeten außer den Verwundeten und Kranken nur noch 20,000 Franzosen an. Die Preußen drängten nun zu einer energischen Verfolgung; doch die Österreicher verhinderten sie, und Napoleon gelangte noch mit 80,000 Mann an den Main, zersprengte 30. und 31. Okt. bei Hanau das österreichisch-bayrische Heer unter Wrede, das ihm den Weg verlegen wollte, und überschritt 1. Nov. den Rhein. Indes brach in seinem Heere der Typhus aus, das westfälische Königreich fiel zusammen, und die Rheinbundfürsten schlossen Frieden mit den Verbündeten, wobei ihnen Metternich Souveränität und Integrität ihres Gebiets zugestand. Für die Verwaltung der herrenlosen Gebiete wurde eine Zentralkommission unter Steins Vorsitz eingesetzt, welche die waffenfähige Mannschaft für die Verstärkung der verbündeten Heere organisierte. Doch deren Vormarsch über den Rhein erlitt eine Verzögerung durch einen Friedenskongreß, den Metternich im November zu Frankfurt veranstaltete. Hier wollte man Frankreich die Rheingrenze lassen; doch damit wollte Napoleon sich nicht begnügen und rettete so Europa durch seine Verblendung vor einem faulen Frieden. Der Einmarsch in Frankreich wurde Ende 1813 beschlossen.

In drei Heeressäulen rückten die Verbündeten um die Jahreswende über den Rhein. Die Hauptarmee, durch die Truppen der Rheinbundstaaten verstärkt, überschritt den Rhein bei Basel und besetzte das Plateau von Langres. Blücher ging in der Silvesternacht bei Kaub über den Mittelrhein und drang in die Champagne ein. Die Nordarmee unter Bülow (Bernadotte führte den Krieg gegen Dänemark) sollte nach Befreiung der Niederlande durch Belgien nach Nordfrankreich vorrücken. Blücher war schon Ende Januar an der Aube. Hier griff ihn Napoleon 29. Jan. 1814 bei Brienne an, wurde aber 1. Febr. von Blüchers verstärktem Heere bei La Rothière gänzlich besiegt. Da Schwarzenberg sich weigerte, sofort auf Paris zu marschieren, so unternahm es Blücher allein, erlitt aber in mehreren Treffen empfindliche Verluste und mußte sich auf das rechte Marneufer zurückziehen. Aber 9. März bei Laon und 20. und 21. März bei Arcis-sur-Aube wurden die Angriffe Napoleons von den Verbündeten zurückgeschlagen. Der Kaiser zog jetzt in der Absicht, den Krieg wieder nach dem Rhein zu spielen, nach Osten; doch die Verbündeten folgten ihm nicht, sondern marschierten direkt nach Paris, das Marmont und Mortier verteidigten. Die Preußen und Russen erstürmten die Höhen im Norden und Osten 30. März, und am Abend kapitulierte Paris; 31. März fand der feierliche Einzug des Kaisers Alexander und des Königs Friedrich Wilhelm statt. Auf die Kunde von dem Marsch der Alliierten war Napoleon umgekehrt, und in Fontainebleau erfuhr er die Einnahme von Paris. Er wollte noch den Kampf an der Loire fortsetzen, indes die Marschälle verweigerten den Gehorsam. Der Senat setzte die Bonapartesche Dynastie ab, und der gestürzte Eroberer mußte sich nach der Insel Elba zurückziehen. In Frankreich ward Ludwig XVIII. als König eingesetzt, mit dem die Mächte 30. Mai 1814 den ersten Pariser Frieden schlossen; dieser ließ Frankreich die Grenzen von 1792, es brauchte keine Kriegskosten zu bezahlen und behielt sogar die geraubten Kunstschätze.

Während die Monarchen und Staatsmänner Europas auf dem Wiener Kongreß (s. d.) die Verhältnisse Europas zu ordnen suchten und namentlich über die Neugestaltung Deutschlands verhandelten, wurde durch unkluge reaktionäre Maßnahmen das wiederhergestellte Königtum bald so unpopulär, daß Napoleon den Versuch, den Thron wiederzugewinnen, wagte. Er landete 1. März 1815 bei Cannes in Südfrankreich, und nachdem die gegen ihn geschickten Truppen unter Ney zu ihm übergegangen waren, hielt er 20. März seinen Einzug in Paris, von wo Ludwig XVIII. mit seinem Hof eiligst geflüchtet war. Er gab nun Frankreich eine freiere Verfassung und erklärte vor Europa seine Friedensliebe. Aber der Haß gegen ihn und die Furcht vor ihm waren bei den Völkern und Fürsten Europas noch zu stark. Der Wiener Kongreß erklärte Napoleon als Feind und Störer der Ruhe der Welt in die Acht. Die Mächte erneuerten ihr Bündnis und beschlossen sofort den Angriffskrieg gegen Frankreich. Preußen und England waren zuerst mit ihren Kriegsrüstungen bereit, und 115,000 Preußen unter Blücher und 100,000 Engländer, Deutsche und Niederländer unter Wellington rückten im Juni 1815 in Belgien ein. Gegen sie zog Mitte Juni Napoleon mit 130,000 Mann und fiel zuerst über Blücher her, während Ney Wellington abwehren sollte. Nach heftigem Kampfe wurde Blücher 16. Juni bei Ligny besiegt und Wellington bei Quatrebras abgehalten, ihm zu Hilfe zu kommen. Nun wandte sich Napoleon gegen Wellington, der, nachdem ihm Blücher sichern Beistand versprochen, 18. Juni bei Waterloo die Schlacht annahm. Es gelang Napoleon trotz aller Anstrengung nicht, vor dem Eintreffen der Preußen den Feind zu werfen; das Bülowsche Korps kam ihm in die Flanke, die Franzosen wurden zersprengt und auf der Flucht durch Gneisenaus nachdrückliche Verfolgung gänzlich vernichtet. Am 29. Juni standen die Verbündeten zum zweitenmal vor Paris, und 7. Juli zogen sie als Sieger ein. Im zweiten Pariser Frieden wurde Frankreich nicht so glimpflich behandelt: es mußte die Kunstschätze herausgeben, 700 Mill. Kriegskosten bezahlen, ebenso erhebliche Summen für Kriegsschäden. Für eine Neugestaltung der Lage in Deutschland war nun die Bahn frei, aber England und Rußland verhinderten die Rückgewinnung des Elsaß und eines Teiles von Lothringen, und so blieben die deutschen Grenzen ungesichert, ebenso verhinderten die widerstrebenden Interessen der deutschen Staaten eine Neugestaltung Deutschlands als politischer Einheit. Nur ein völkerrechtlicher Verein, »Deutscher Bund« (s. d.) genannt, kam zu stande. Die Stiftung der Heiligen Allianz (s. d.) deutete an, daß Europa fortan in dynastischem Interesse regiert werden solle. Das Ergebnis der blutigen Kämpfe war nicht die Einheit der deutschen Nation, sondern nur ihre Befreiung vom französischen Joch.

Vgl. außer den Biographien Steins von Pertz, Gneisenaus von Delbrück, Yorcks von Droysen, Scharnhorsts von Lehmann, den Denkwürdigkeiten von Müffling, Marwitz, Toll, Raumer, Ligne, Gagern, Metternich u. a. E. M. Arndt, Geist der Zeit (6. Aufl., Altona 1877); Derselbe, Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn von Stein (3. Aufl., Berl. 1870); Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zur Gründung des Deutschen Bundes, Bd. 3 u. 4 (4. Aufl., das. 1869); v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Bd. 1 (6. Aufl., Leipz. 1897); F. Förster, Geschichte der Befreiungskriege. 1813—1815 (9. Aufl., Berl. 1888, 3 Bde.); Beitzke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege (4. Aufl., Brem. 1882, 2 Bde.); Derselbe, Geschichte des Jahres 1815

(Berl. 1865, 2 Bde.); Königer, Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris (Leipz. 1865); Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskrieg (Berl. 1876—79, 2 Bde.); Hans Dechend, Die Befreiungskriege von 1813 und 1814 (in »Napoleon I.«, hrsg. von v. Pflugk-Harttung, das. 1902); »Geschichte der Befreiungskriege 1813—1815«, in vier Einzelwerken, bisher erschienen: Friederich, Geschichte des Herbstfeldzuges 1813 (Bd. 1, das. 1902) und v. Janson, Geschichte des Feldzuges 1814 in Frankreich (Bd. 1, das. 1903).

Deutscher Buchdruckerverband, s. Verband deutscher Buchdrucker.

Deutscher Buchdruckerverein, Vereinigung deutscher Buchdruckereibesitzer, gegründet 1869 zum Schutz gegen die Buchdruckergehilfen, speziell den 1866 gegründeten Buchdruckerverband (seit 1892 Verband deutscher Buchdrucker). Nach wiederholten Kämpfen gelangte man 1896 zu einem Lohntarif und zu einer aus neun Kreisen bestehenden Tarifgemeinschaft. Je ein Prinzipal- u. ein Gehilfenvertreter der neun Kreise bilden einen Tarifausschuß und drei Prinzipale und drei Gehilfen das Tarifamt. Der Verein hat seinen Sitz in Leipzig, er besitzt eine Unterstützungskasse für arbeitslose Gehilfen, Invaliden- und Krankenkasse und einen Arbeitsnachweis, er errichtete Fachschulen und begründete einen internationalen Austausch von Mustern aller graphischen Künste und einen buchgewerblichen Schutzverein, der auch die Schweiz umfaßt und besonders die Kreditverhältnisse überwacht. Freunde des Vereins gründeten 1894 eine Jubiläumsstiftung zur Förderung der Invalidenkasse. 1900 betrug die Zahl der Mitglieder 1000. Organ des Vereins ist seit 1889 die »Zeitschrift für Deutschlands Buchdrucker«. Vgl. Zahn, Die Organisation der Prinzipale und Gehilfen im deutschen Buchdruckgewerbe (Leipz. 1890); Gerstenberg, Die neuere Entwickelung des deutschen Buchdruckgewerbes (Halle 1892).

Deutscher Buchgewerbeverein, s. Buchgewerbeverein.

Deutscher Bund (hierzu die Karte »Deutschland während des Deutschen Bundes«), der auf der deutschen Bundesakte vom 8./10. Juni 1815 beruhende deutsche Staatenbund, bestand bis 1866. Sein Gebiet lag zwischen 5°44′ und 19°51′ östl. L. und zwischen 45°5′ und 54°52′ nördl. Br. und grenzte im N. an die Nordsee, Dänemark (Schleswig) und die Ostsee, im O. an die außerdeutschen Provinzen Preußens (Preußen und Posen), an Russisch-Polen, die außerdeutschen Kronländer Österreichs (Galizien, Ungarn, Kroatien), im S. an das Adriatische Meer, das österreichische (nicht deutsche) Istrien, Venetien, die Lombardei und die Schweiz, im W. an Frankreich, Belgien und die Niederlande. Mitglieder des Bundes waren bei der Gründung 35 (zuletzt 31) monarchische Staaten und 4 Freie Städte; von den Ländern des jetzigen Deutschen Reiches gehörten nicht dazu die Provinzen Ost- und Westpreußen und Posen, ferner Schleswig-Holstein und Elsaß-Lothringen, dagegen gehörten zum Bunde die deutschen Kronlande Österreichs, Liechtenstein und Luxemburg-Limburg. Während des Bestehens des Bundes traten folgende Gebietsveränderungen ein: Sachsen-Koburg erhielt einen Teil von Sachsen-Gotha mit der Stadt, aus einem andern Teil wurde Sachsen-Altenburg gebildet, während Sachsen-Hildburghausen in Sachsen-Meiningen aufging; die drei anhaltischen Ländchen wurden zu einem Herzogtum Anhalt vereinigt, die beiden Hohenzollern in Preußen einverleibt; an Stelle des mit Belgien vereinigten französischen Teils von Luxemburg wurde die niederländische Provinz Limburg in den Bund aufgenommen. Vgl. die Übersicht auf S. 731.

Die Bevölkerungsziffer der einzelnen Bundesstaaten, die der Bundesmatrikel zu Grunde gelegt war, beruhte auf einer Zählung von 1818, und obwohl die Matrikel später mehrfach revidiert wurde, so wurden die Einwohnerzahlen doch nur bei Gebietsveränderungen abgeändert, wodurch ein von Jahr zu Jahr wachsendes Mißverhältnis zwischen Bevölkerung und Beitragspflicht zu den Bundesleistungen entstand: Preußen hatte für seine zum Bundesgebiet gehörigen Provinzen z. B. nur 5/6 der auf Österreich ruhenden Quote zu zahlen und hatte dieses an Einwohnern schon bald überflügelt. Obwohl die nichtdeutschen Provinzen Österreichs und Preußens dem Bund nicht angehörten, so war auch in diesem die Zahl der nichtdeutschen Einwohner doch sehr erheblich. 1864 schätzte man die Zahl der Deutschen auf 37 Mill., und zwar 20 Mill. Ober- und 17 Mill. Niederdeutsche; außerdem gab es 7,900,000 Slawen, 550,000 Romanen, 6000 Griechen und Armenier. Von den Romanen waren 420,000 Italiener, 60,000 Wallonen und Franzosen, 10,000 Ladiner (in Tirol), 50,000 Furlaner (in Görz), 3000 Rumänen. Konfessionell hielten sich beide christliche Bekenntnisse ungefähr das Gleichgewicht, indem 1855 neben 22,3 Mill. Katholiken 10,2 Mill. Lutheraner, 9,3 Mill. Evangelisch-Unierte und 900,000 Reformierte geschätzt wurden. Daneben gab es noch 50,000 christliche Sektierer, 5000 nichtunierte Griechen und Armenier und 1/2 Mill. Juden.

Die Angelegenheiten des Bundes besorgte die Bundesversammlung, der sogen. Bundestag, der aus den bevollmächtigten Gesandten aller Bundesstaaten bestand und seinen Sitz in Frankfurt a. M. hatte. Das Präsidium führte Österreich. Die Bundesversammlung bestand 1) als allgemeine Versammlung oder Plenum, in der Österreich und die 5 Königreiche je 4 (24), Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Holstein-Lauenburg und Luxemburg-Limburg je 3 (15), Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin und Nassau je 2 (6), die übrigen Staaten je 1 Stimme hatten, so daß mit diesen 25 Stimmen das Plenum 70 Stimmen zählte; 2) als engerer Rat (Bundesregierung), in dem Österreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt (mit Hessen-Homburg), Holstein (mit Lauenburg), Luxemburg (mit Limburg) je 1 (11) Stimme, die übrigen Staaten Gesamt- oder Kuriatstimmen führten, nämlich die 12. die sächsischen Herzogtümer, die 13. Braunschweig und Nassau, die 14. die beiden Mecklenburg, die 15. Oldenburg, die anhaltischen und schwarzburgischen Häuser, die 16. die Fürstentümer Hohenzollern, Reuß, Liechtenstein, beide Lippe und Waldeck, die 17. die vier Freien Städte. Durch die oben erwähnten Gebietsveränderungen sank bis 1865 die Zahl der Virilstimmen im Plenum von 70 auf 65 herab. Das Plenum trat zusammen, wenn es sich um Abfassung oder Abänderung von Grundsätzen des Bundes, um organische Bundeseinrichtungen und sonstige gemeinnützige Anordnungen, um eine Kriegserklärung oder Friedensbestätigung oder um Aufnahme eines neuen Mitgliedes in den Bund handelte, und zwar fand hier keine Beratung, sondern nur Abstimmung statt, wobei Zweidrittelmehrheit entschied. Im engern Rat entschied absolute Mehrheit. Die Sitzungen der Bundesversammlung waren teils vertrauliche zu vorläufiger Besprechung ohne Protokollaufnahme, teils förmliche. Die Proto-

DEUTSCHLAND
während des Deutschen Bundes
1815-1866.
Maßstab 1:5 153 000.
Deutsche Meilen
Östl. L. v. Greenwich
NORD-SEE
OSTSEE
KGR. SCHWEDEN
KGR. DÄNEMARK
KOPENHAGEN
Seeland
Fünen
Jütland
Bornholm
Königsberg
Danzig
Stettin
BERLIN
Potsdam
Hannover
Bremen
Lübeck
Leipzig
Dresden
Breslau
Posen
Köln
Münster
Kassel
HANNOVER
GR. MECKLENBURG SCHWERIN
GRHZ OLDENBURG
KÖNIGREICH PREUSSEN
KGR. POLEN
NIEDERLANDE
KURF. HESSEN
KGR. SACHSEN

Deutsches Bundesgebiet.
Abkürzungen:
B.R. Herzogtum Braunschweig
H.D. Großherzogtum Hessen-Darmstadt
H. Kurfürstentum Hessen
K.H. Kurfürstentum Hessen
O. Großherzogtum Oldenburg
P. Königreich Preußen
S.K.G. Herzogtum Sachsen-Koburg Gotha
S.M. Herzogtum Sachsen-Meiningen
S.W. Großherzogtum Sachsen-Weimar
S.R. Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt
S.S. Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen
W. Fürstentum Waldeck
Die Landeshauptstädte sind schwarz, die Bundesfestungen rot unterstrichen. In Bayern sind die Kreisnamen bis 1837 angegeben. Die römischen Zahlen (III.) bezeichnen die Bundesarmeekorps (III.) die Reservedivision.
ÖSTERREICHISCHE
UNGARN
KROATIEN
SLAVONIEN
GALIZIEN
SCHWEIZ
FRANKREICH
SARDINIEN
ITALIEN
Lombardei
Venedig
ADRIAT. MEER
Mailand
Turin
Genf
Lausanne
Zürich
Bern
Luzern
Basel
Straßburg
Metz
Trier
Mainz
Frankfurt
Wiesbaden
Darmstadt
Heidelberg
Karlsruhe
Stuttgart
Ulm
Augsburg
München
Salzburg
Innsbruck
Tirol
Kärnthen 1849
Kärnthen
Krains 1849
Kraina
Triest
Istrien 1849
Istrien
Fiume
Agram
Laibach
Graz
Wien
Prag
Pardubitz
Olmütz
Brünn
Iglau
Budweis
Linz
Steyr
Gmunden
Ischl
Hallein
Reichenhall
Passau
Landshut
Regensburg
Nürnberg
Bamberg
Würzburg
Aschaffenburg
Hanau
Fulda
Kassel
Göttingen
Hannover
Braunschweig
Magdeburg
Leipzig
Dresden
Teplitz
Aussig
Leitmeritz
Reichenberg
Zittau
Görlitz
Liegnitz
Breslau
Posen
Krakau
Lemberg
Tarnopol
Czernowitz
Jassy
Hermannstadt
Kronstadt
Klausenburg
Debreczin
Szegedin
Pest
Ofen
Raab
Komorn
Preßburg
Neusohl
Kaschau
Tokay
Miskolcz
Eperies
Arad
Temesvar
Karlstadt
Agram
Essek
Peterwardein
Semlin
Belgrad
Fünfkirchen
Kaposvar
Warasdin
Cilli
Marburg
Klagenfurt
Villach
Lienz
Brixen
Meran
Bozen
Trient
Verona
Mantua
Peschiera
Brescia
Bergamo
Como
Novara
Vercelli
Alessandria
Piacenza
Parma
Modena
Reggio
Ferrara
Rovigo
Padua
Vicenza
Udine
Görz
Pola
Lissa
Ragusa
Cattaro
Spalato
Zara
Sebenico
Fiume
Buccari
Segna
Gospic
Agram
Essek
Peterwardein
Semlin
Belgrad
Fünfkirchen
Kaposvar
Warasdin
Cilli
Marburg
Klagenfurt
Villach
Lienz
Brixen
Meran
Bozen
Trient
Verona
Mantua
Peschiera
Brescia
Bergamo
Como
Novara
Vercelli
Alessandria
Piacenza
Parma
Modena
Reggio
Ferrara
Rovigo
Padua
Vicenza
Udine
Görz
Pola
Lissa
Ragusa
Cattaro
Spalato
Zara
Sebenico
Fiume
Buccari
Segna
Gospic

von Mecklenburg-Schwerin, Holstein und den drei Hansestädten, zu einer zollpolitischen Einheit zusammenfaßten. Durch einen Handels- und Zollvertrag trat dieser Deutsche Zollverein mit dem Österreichischen Zollverein 1853 in Verbindung. Auch wurden 1848 eine Wechselordnung und 1861 ein Handelsgesetzbuch für den Deutschen Bund eingeführt. Auf andern Wirtschaftsgebieten fehlte die Einheit völlig: es gab innerhalb des Bundesgebiets 18 verschiedene Postverwaltungen, von denen die österreichische Liechtenstein, die preußische die anhaltischen Lande, Waldeck, die schwarzburgischen Unterherrschaften und Birkenfeld mitumfaßte, während zum Thurn und Taxisschen Postverein Sachsen-Weimar, Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Meiningen, Nassau, die schwarzburgischen Oberherrschaften, Hohenzollern, die reußischen und lippischen Lande und Frankfurt a. M. gehörten. Im Münzwesen herrschte bis zur Münzkonvention von 1857 eine den Handel schwer schädigende Verschiedenheit: Preußen prägte aus einer kölnischen Mark fein (zu 16 Lot Silber) 14 Tlr., Süddeutschland 24½ Gulden oder 16⅔ Tlr., Österreich 20 Gulden oder 13⅓ Tlr. Während die Staaten des Zollvereins sich schon 1838 über das Wertverhältnis der süddeutschen Münzen zu den preußischen einigten, verzögerte sich die Einigung mit Österreich (inkl. Liechtenstein) bis zur genannten Konvention. Darin wurde statt der kölnischen Mark das Zollpfund, zu 500 g, als Einheit festgestellt; aus einem Pfund fein Silber sollten in Norddeutschland 30 Tlr., in Süddeutschland 52½ Gulden (süddeutsche Währung) und in Österreich 45 Gulden geprägt werden. Doch blieb der 14-Talerfuß in beiden Mecklenburg bestehen und wurde auch von Hamburg und Lübeck angenommen, wo man bisher nach Mark Banko gerechnet hatte. Bremen rechnete nach Louisdoren (zu 5 Tlr.), Holstein-Lauenburg nach dänischen Reichstalern, Luxemburg wie der Zollverein und Limburg nach holländischen Gulden.

Die Bewegung von 1848 forderte eine Reform der Bundesverfassung im nationalen Sinne, und die deutsche Nationalversammlung erklärte 28. Juni 1848 den Bundestag für aufgelöst. Erst als die Bemühungen, Deutschland unter Preußens Führung zu einigen, scheiterten, führte Österreich im Mai 1850 den Zusammentritt des alten Bundestags herbei, und Preußen fügte sich nach der Demütigung von Olmütz (s. Deutschland, S. 824). Auch die in den Dresdener Konferenzen (s. d.) versuchte Reform des Bundes blieb erfolglos, der Zwist der beiden Großmächte über das Schicksal der Elbherzogtümer vielmehr führte 1866 zu seiner Auflösung. Schon 9. April hatte Preußen dem Bundestag den Entwurf einer Bundesreform vorgelegt; als aber Österreich die Entscheidung über Schleswig-Holstein vor den Bundestag brachte, erklärte Preußen dies für einen Bruch der Gasteiner Konvention und besetzte Holstein. Auf Österreichs Veranlassung wurde 14. Juni die Mobilmachung der nichtpreußischen Bundeskorps beschlossen, worauf Preußen sofort den Deutschen Bund für aufgelöst erklärte. Die zu Österreich haltende Majorität des Bundestags beschloß infolge der Kriegsereignisse 11. Juli, den Sitz desselben provisorisch nach Augsburg zu verlegen, siedelte 14. Juli dahin über und hielt 24. Aug. hier ihre letzte Sitzung ab. Vgl. Mayer, Corpus juris Confoederationis Germanicae, oder Staatsakten für Geschichte und öffentliches Recht des Deutschen Bundes (3. Aufl. von Zöpfl, Frankf. 1847 bis 1869, 3 Bde.); Bülau, Geschichte der Deutschen 1806–1830 (Hamb. 1842); v. Kaltenborn, Geschichte der deutschen Bundesverhältnisse und Einheitsbestrebungen von 1806—1856 (Berl. 1857, 2 Bde.); Ilse, Geschichte der deutschen Bundesversammlung (Marb. 1860—62, 3 Bde.); K. Fischer, Die Nation und der Bundestag (Leipz. 1880); v. Poschinger, Preußen im Bundestag (das. 1882—85, 4 Tle.); Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866 (5. Aufl., Stuttg. 1901, 2 Bde.).

Deutsche Rechtspartei, eine aus der Deutsch-hannöverschen Rechtspartei (s. d.) hervorgegangene Partei ohne einheitliches Programm, die außer den Anhängern der Welfen auch Verteidiger der frühern Zustände in Kurhessen, Nassau, Braunschweig und Mecklenburg umfaßt und anstatt der »zentralistischen Verpreußung« des Deutschen Reiches seine föderative Gestaltung erstrebt. Die Partei konstituierte sich 1892 in Berlin; ihr Organ ist die »Deutsche Volkszeitung«. Die einzelnen Landesparteien blieben selbständig organisiert und unterstehen als solche dem Komitee der deutschen Rechtspartei nicht.

Deutsche Reformburschenschaft, s. Burschenschaft.

Deutsche Reformpartei, die Antisemiten (s. d.) der schärfern (demokratischen) Tonart, die in dem 1893 gewählten Reichstag eine eigne, 10 Mitglieder starke Fraktion unter Böckels Führung bildeten; im Juni 1903 wurden überhaupt nur 9 Antisemiten gewählt. Vgl. auch Deutsch-soziale Partei und die Karte »Reichstagswahlen«.

Deutsche Reichsbank, s. Banken, S. 341.

Deutsche Reichsfechtschule, s. Reichsfechtschule.

Deutsche Reichskleinodien (Reichsinsignien, hierzu die gleichnamige Tafel), im alten deutschen Reiche die Schmuckstücke, die der Kaiser oder König bei Krönungen und andern festlichen Gelegenheiten als äußere Zeichen der Herrschergewalt anzulegen pflegte. Bei den mannigfachen Schicksalen, denen die Reichsinsignien ausgesetzt waren, ist manches verloren gegangen, doch der größte Teil und die wichtigsten Stücke sind noch vorhanden; es sind dies: 1) die deutsche Königskrone, Silber vergoldet (Fig. 1), wahrscheinlich von König Richard von Cornwallis stammend; 2) die goldene Kaiserkrone (Fig. 2), das älteste und kostbarste Stück, aus dem 10. Jahrh., der Bügel stammt von Konrad III., das Gewicht beträgt 3,5 kg; 3) das Kaiserzepter, Silber vergoldet (Fig. 6); 4) der goldene Reichsapfel (Fig. 3); 5) das Schwert des heil. Mauritius (Fig. 8); 6) das kaiserliche Zeremonienschwert (Fig. 7); 7) der Krönungsmantel (Fig. 4, s. unten); 8) die Alba (Oberkleid); 9) die purpurne Tunicella (Untergewand); 10) die Dalmatica mit den Adlern; 11) die Stola; 12) zwei Gürtel; 13) die Krönungshandschuhe (Fig. 9 u. 10); 14) die Krönungsschuhe (Fig. 11 u. 12); 15) die purpurseidenen, goldgestickten Strümpfe; 16) der sogen. Säbel Karls d. Gr., eine altorientalische Arbeit; 17) das Evangelienbuch Karls d. Gr.; 18) ein Reliquienkasten. Sämtliche Gegenstände, ausgenommen die deutsche Königskrone, befinden sich seit den ersten Jahren des 19. Jahrh. in der k. k. Schatzkammer zu Wien (bis dahin seit 1424 in Nürnberg), die deutsche Königskrone aber von alters her im Domschatze zu Aachen und außerdem noch: 19) das Königszepter und 20) eine Kaiserdalmatica, die sogen. Dalmatica Leos III. Der Krönungsmantel wurde, wie eine altarabische Inschrift am Rande besagt, im Jahre der Hedschra 528 (1133 n. Chr.) in der »glücklichen Stadt Palermo« für den Norman-

Deutsche Reichskleinodien.

7. Kaiserliches Zeremonienschwert.

5. Königszepter.

1. Deutsche Königskrone

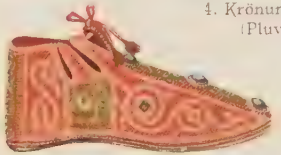
3. Reichsapfel.

2. Kaiserkrone.

4. Krönungsmantel (Pluviale).

6. Kaiserzepter.

9. Krönungshandschuh



11 u. 12. Krönungsschuhe.

10. Krönungshandschuh

8. Schwert des heil. Moritz (Vortragesschwert).

Die Kleinodien des heil. römischen Reichs deutscher Nation.

nenkönig Roger II. gefertigt und wahrscheinlich von Friedrich II., nachdem bei der Erstürmung von Vittoria ein Teil der Reichskleinodien verloren gegangen, aus der Normannenbeute Heinrichs VI. genommen und dem Kronschatz einverleibt. Die Strümpfe und Sandalen sind gleichen Ursprungs. Die übrigen Gegenstände entstammen dem 12.—14. Jahrh. Im Mittelalter pflegten die deutschen Herrscher dreimal gekrönt zu werden und zwar gleich nach der Wahl in der Krönungskirche zu Aachen als deutsche Könige mit der deutschen Königskrone, dann in Mailand oder Monza als Könige der Langobarden mit der Eisernen Krone (s. d., corona ferrea) und endlich in Rom über dem Grabe St. Petri als römische Kaiser mit der Kaiserkrone. Dem deutschen Volke gegenüber war und blieb der in Rom gekrönte Herrscher nur ein König; gegenüber der Welt aber wurde er während des Mittelalters, durch die päpstliche Krönung, römischer, nicht aber deutscher Kaiser. Vgl. Bock, Die Kleinodien des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation (Wien 1864, mit 48 Tafeln) und dessen ausführliche Beschreibung der deutschen Kaiserkrone in den »Mitteilungen der k. k. Zentralkommission«, 1869, S. 41—50; Frensdorff, Zur Geschichte der deutschen Reichsinsignien (in den »Nachrichten der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften«, 1897, S. 43 ff.). — Über die Insignien des neuen Deutschen Reiches vgl. Deutschland, S. 799.

Deutsche Reichspartei, s. Reichspartei und Freikonservative.

Deutsche Reiter, eine während des Schmalkaldischen Kriegs entstandene Truppe, auch Ringerpferde genannt, weil sie leichtere Pferde ritten als Lanciers und Kyrisser. Sie trugen offene Eisenhüte, Brustharnisch (corselet) oder nur Lederkoller mit Halsberge. Das Eisenzeug lackierten sie (daher schwarze Reiter). Ihre Waffen waren Schwert und Faustrohr (Pistol). Ihre Kampfart hieß Naterweistumlen (Tummeln nach Natternart), Karakolieren oder Harcelieren, d. h. sie trabten nahe an den Feind, das vorderste Glied feuerte seine Rohre ab und zog sich dann schnell hinter den Haufen zurück; erst wenn das Feuer gewirkt hatte, griffen sie mit dem Schwert an. Den Hauptschauplatz ihrer Tätigkeit fand diese Reiterart in Frankreich und den Niederlanden.

Deutscher Flottenverein, s. Flottenvereine.

Deutscher Handelstag, s. Handelstag, Deutscher.

Deutscher Handelsverein, soviel wie Deutscher Zollverein, s. Zollverein.

Deutscher Herrenorden (Deutsche Ritter), s. Deutscher Orden.

Deutscher Hilfsverein in Paris (Société allemande de bienfaisance), ein 1844 gegründeter Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger Deutscher in Paris, unter dem Protektorat des deutschen Kaisers und dem Ehrenpräsidium des deutschen Botschafters in Paris. Präsident ist gegenwärtig Baron v. Guttenberg; Mitgliederzahl (1903) 336. Alljährlich im März findet eine Mitgliederversammlung statt, die den geschäftsführenden Ausschuß von 36 Mitgliedern erwählt. Der Präsident oder einer der vier Vizepräsidenten nebst zwei Mitgliedern des allgemeinen Ausschusses bilden den engern Ausschuß, der an seiner Geschäftsstelle (Rue de Bondy 86) Montags und Donnerstags Sitzungen abhält, um über die Gesuche Hilfsbedürftiger zu entscheiden.

Deutscher Innungstag, s. Handwerkertage.

Deutscher Kaffee, soviel wie Zichorienkaffee, s. Cichorium.

Deutscher Kaiser, nach Artikel 11 der Reichsverfassung Titel des Oberhauptes des neuen Deutschen Reiches, das seit 18. Jan. 1871 besteht; der erste deutsche Kaiser war Wilhelm I., König von Preußen. Über die rechtliche Stellung des Kaisers s. Deutschland, S. 788. Die Bezeichnung der Beherrscher des alten, bis 1806 bestehenden Reiches als deutsche Kaiser ist zwar unrichtig, da jene römische Kaiser und deutsche Könige waren (s. Deutscher König und Heiliges Römisches Reich); dennoch ist der Name »deutscher Kaiser« für die deutschen Herrscher von Heinrich I. (919—936) an selbst für solche üblich geworden, die die römische Kaiserwürde nie erlangt hatten. Vgl. Kaiser.

Deutscher Klub, Fraktion des österreichischen Abgeordnetenhauses, trennte sich 1885 von der Vereinigten Linken, um im Interesse des Deutschtums die »schärfere Tonart« gegen die Regierung und gegen das von ihr begünstigte Slawentum zu vertreten, vereinigte sich aber, als sich 1887 fünfzehn Mitglieder von ihr als »Deutsche Nationalpartei« (s. d.) losgelöst hatten, im November 1888 wieder mit dem Deutschösterreichischen Klub (s. d.) zur Vereinigten deutschen Linken (s. d.).

Deutscher Kolonialverein, s. Kolonialvereine.

Deutscher König (Rex Germaniae oder Rex Germanorum) wird seit dem 11. Jahrh. bisweilen als Titel der deutschen Herrscher gebraucht. Noch nach dem Erlöschen der Karolinger und der Begründung des Deutschen Reiches durch Heinrich I. (919—936), den ersten wirklichen deutschen König, nannten sich die Könige von Deutschland »Könige der Franken« oder schlechtweg »Könige«. Seitdem sich Otto I. 962, wie einst Karl d. Gr., in Rom zum römischen Kaiser (s. Kaiser) hatte krönen lassen, besaßen seine Nachfolger auf dem deutschen Thron ein gewisses Anrecht auf den römischen Kaisertitel: nach der Krönung wurde immer der Titel »Römischer Kaiser« gebraucht; vorher war der Titel »Römischer König« (Rex Romanorum) üblich. Diesen führten auch die Söhne von Kaisern, wenn sie bei deren Lebzeiten zu Nachfolgern gewählt und gekrönt worden waren. Der letzte in Rom zum Kaiser gekrönte deutsche Herrscher war Karl V.; seit Ferdinand I. führte der deutsche König als solcher den Titel »Erwählter römischer Kaiser«. Die deutschen Könige wurden gewählt, seit dem 13. Jahrh. von einer beschränkten Zahl Fürsten (s. Kurfürsten) und zwar in Frankfurt a. M. Die Krönung erfolgte in Aachen zuerst durch den Erzbischof von Mainz, seit dem 11. Jahrh. durch den von Köln. Eine feste Residenz hatten die deutschen Könige nicht.

Deutscher Krieg von 1866, s. Preußisch-deutscher Krieg.

Deutscher Offiziersverein, s. Warenhaus für Armee und Marine.

Deutscher Orden (Orden der Ritter des Hospitals St. Marien des Deutschen Hauses oder der Deutschen zu Jerusalem, später auch wohl Deutschherren oder Marianer genannt), der jüngste der drei großen, zur Zeit der Kreuzzüge im Heiligen Land entstandenen geistlichen Ritterorden. Bei der Belagerung von Accon (Akka) im dritten Kreuzzug errichteten deutsche Kaufleute aus Lübeck und Bremen unter Leitung eines gewissen Siegebrand zur Pflege kranker Landsleute Zelte, aus denen allmählich ein Hospital erwuchs. Die Pfleger gaben sich eine geistliche Organisation und nahmen die Regeln der Johanniter an. Bei ihrer Heimkehr übertrugen die Kaufleute den Schutz über ihre Stiftung zwei Begleitern des Herzogs Friedrich von Schwaben, dem

Kaplan Konrad und dem Kämmerer Burkhard. Auch Herzog Friedrich selbst nahm sich der frommen Stiftung gern an und empfahl sie seinem Bruder, Kaiser Heinrich VI. Auf sein Bemühen erfolgte, einige Wochen nach seinem Tode, 6. Febr. 1191 die Bestätigung durch Clemens III., die 21. Dez. 1196 Cölestin III. wiederholte. Als die deutschen Fürsten, die 1197 nach dem Heiligen Lande gekommen waren, auf die Nachricht vom Tode des Kaisers sich zur Heimkehr entschlossen, verwandelten sie 5. März 1198 in Accon mit Beirat der beiden ältern Ritterorden und andrer geistlicher und weltlicher Großen des Orients den Krankenpflegerorden in einen geistlichen Ritterorden. Papst Innocenz III. bestätigte ihn durch die Bulle vom 19. Febr. 1199; außer den drei Mönchsgelübden übernahm der neue Orden gleich den Templern auch die Verpflichtung zum Heidenkampf und erhielt als Kleidung den weißen Mantel mit schwarzem Kreuz.

Nun wuchs der Orden schnell an Besitz und Macht. In Unteritalien verliehen ihm Kaiser Heinrich VI. und Friedrich II. Grundbesitz; auch in Griechenland, Spanien, Frankreich, am meisten aber in Deutschland erwarb er solchen. Die oberste Leitung des Ordens hatte der Hochmeister; an der Spitze größerer Bezirke standen Landmeister oder Landkomture; in jeder Burg waltete ein Komtur (Kommentur, Kommendator), dem der Konvent der zur Burg gehörigen Ordensritter beratend zur Seite stand. Der Landmeister hielt mit der Jahresversammlung seines Landkapitels Rat, der Hochmeister mit dem jährlich einmal zusammentretenden großen oder Generalkapitel. Einen ständigen engern Rat bildeten die fünf Großwürdenträger oder Gebietiger des Ordens: der Großkomtur, der die Aufsicht über den Ordensschatz und alle Vorräte zu führen und den Hochmeister bei längerer Krankheit oder Abwesenheit zu vertreten hatte; der oberste Marschall, dem das Kriegswesen, der oberste Spittler, dem die Krankenpflege und das ganze Spitalwesen, der oberste Trappier, dem die Beschaffung und Verteilung aller Kleidung, endlich der Treßler, dem die Verwaltung des gesamten Finanzwesens oblag. Die Großwürdenträger und die Landmeister bildeten das Generalkapitel und die unter einem Landmeister stehenden Burgkomture sein Landkapitel. Das Generalkapitel hatte alle Gesetze zu genehmigen und die Rechenschaft der Gebietiger über ihre Amtsführung, namentlich über die Finanzverwaltung, entgegenzunehmen; auch wurde es bei Ernennung und Absetzung der Gebietiger gehört. Entsprechend waren die Rechte der Landkapitel bemessen. Die Beamten, die als Ordensmitglieder zu unbedingtem Gehorsam gegen ihre Obern verpflichtet waren, blieben so lange in ihren Stellen, bis sie entweder unbrauchbar oder einer Beförderung würdig erschienen. Der Hochmeister wurde auf Lebenszeit gewählt und zwar meist auf einem außerordentlichen Generalkapitel, und konnte nur in ganz besondern Fällen abgesetzt werden. Die Mitglieder des Ordens, die rittermäßigen Standes sein mußten, zerfielen in Ritterbrüder und Priesterbrüder, neben ihnen gab es auch dienende Brüder niedern Standes (Graumäntler); zu gewissen Dienstleistungen (in den Hospitälern und auf den Höfen) konnten auch weibliche Personen als Halbschwestern aufgenommen werden. Damit ferner der Orden mehr Leuten nutze sein möge, wie es in den Statuten heißt, in Wirklichkeit aber wohl mehr, um die Verpflichtung, für das Wohl des Ordens mitzuwirken, auf weitere Kreise auszudehnen und um Erbschaften zu erlangen, war es auch weltlichen Leuten, verheirateten und unverheirateten, gestattet, »die Heimlichkeit des Ordens zu empfangen«, ohne daß sie aus ihrem Stand austraten; zum Zeichen trugen sie das halbe Kreuz. Genauere Einsicht in das Wesen und die Verwaltung des Ordens gewähren die Statuten oder Ordensbücher, von denen das älteste vorhandene Exemplar (in deutscher Sprache) der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. angehört. Die Bulle des Papstes Honorius III. vom 15. Dez. 1220 faßte die sämtlichen päpstlichen Privilegien des Ordens zusammen: Von den Besitzungen, die er bereits vor dem großen Laterankonzil von 1215 innehatte, durfte niemand von ihm den Zehnten fordern, sondern nur von den später erworbenen; nahm der Orden Geistliche an, die nicht zu ihm selbst gehörten, so hatte über sie nicht der Diözesanbischof, sondern Meister und Kapitel die Jurisdiktion; andre bischöfliche Funktionen aber (Weihe von Altären und Kirchen, Einsetzung von Geistlichen und andre kirchliche Sakramente) standen nicht dem Meister zu, sondern blieben, allerdings zu unentgeltlicher Leistung, dem Bischofe vorbehalten; in Gebieten endlich, die der Orden den Ungläubigen abnahm, durfte er Kirchen und Kapellen anlegen, die nur dem päpstlichen Stuhl unterworfen sein sollten. Vom König von Jerusalem erhielt der Orden, wie später auch in andern Ländern, Zollfreiheit und auf seinem schwarzen Kreuz das goldene Kreuz Jerusalems (nach der Tradition 1219); Kaiser Friedrich II. verlieh ihm das Recht, Reichslehen und Allodien durch Schenkung oder Kauf an sich zu bringen, und gewährte dem Hochmeister sowie dem Landmeister in deutschen Landen eine bestimmt geregelte, gastfreie Aufnahme am Hof.

Als erste Vorsteher des Ordens werden in Urkunden erwähnt Siegebrand, Gerard (auch Curaudus), Heinrich, Hermann Walpoto, dem in der Versammlung vom März 1198 die Meisterwürde übertragen wurde, Otto und Heinrich; der letztere, auch Hermann genannt, kommt nur in Chroniken vor. Hermann von Salza wird 15. Febr. 1211 zum erstenmal urkundlich erwähnt. Ein treuer Freund und Ratgeber des Kaisers Friedrich II., auch von der Kurie geachtet und begünstigt, wußte er seinem Orden nicht bloß Privilegien zu gewinnen, sondern legte auch durch ausgedehnten Landerwerb den Grund zu seiner Macht, wie sie keiner der andern während der Kreuzzüge entstandenen Ritterorden erreichte und der Deutsche Orden neben den ältern Johannitern und Templern im Morgenland nie hätte erreichen können. Der erste Erwerb war freilich nur vorübergehend. 1211 schenkte der König Andreas von Ungarn dem Deutschen Orden das Land Burza in Siebenbürgen, um die Angriffe der wilden Kumanen abzuwehren und das Land selbst zu kultivieren. Kaum aber hatte der Orden durch Anlegung von Burgen das Gebiet einigermaßen gesichert und Anbau und Kolonisation gefördert, als der König es ihm wieder entriß. Daß es nach einigen Jahren dem Papst gelang, den König zur Rückgabe des Landes und zur Erweiterung der Freiheiten und Gerechtsame des Ordens zu bewegen, half nicht viel; denn 1225 wurden die Ritter abermals durch den König aus dem Burzenland vertrieben und diesmal für immer. Um dieselbe Zeit wurde aber dem Orden ein neues Arbeitsfeld eröffnet, indem der Herzog Konrad von Masovien den Orden zur Bekämpfung der heidnischen Preußen, deren er sich nicht mehr erwehren konnte, herbeirief und ihm als Preis für die Hilfe nicht bloß das bereits zum polnischen Reich gehörige, nur augenblicklich von den Preußen besetzte

Kulmer Land als Eigentum verhieß, sondern ihm auch zur Eroberung aller preußischen Gaue seine Einwilligung zusicherte. Doch durch das eben erfahrene Mißgeschick vorsichtig gemacht, ging der Hochmeister nicht eher auf das Anerbieten ein, als bis auch der Kaiser ihm den Besitz jener Lande, wenn er sie den Heiden abnähme, urkundlich zugesichert hatte. Im März 1226 verlieh Kaiser Friedrich II. dem Hochmeister Hermann von Salza und seinen Nachfolgern das Kulmer Land und Preußen und übertrug sie ihnen für den Fall der Eroberung als Reichslehen. Hierdurch erhielten die Hochmeister des Deutschen Ordens die Reichsfürstenwürde, und wahrscheinlich fügten sie bei dieser Gelegenheit zu ihren ältern Schildeszeichen noch den schwarzen Adler hinzu. Die etwas beschränkte Zustimmung des Papstes erfolgte ein paar Jahre später.

Nach mehrjährigen Verhandlungen, durch die genauere politische und kirchliche Abmachungen mit polnischen Fürsten und Bischöfen getroffen wurden, entsandte endlich der Hochmeister zu Anfang des Jahres 1230 den Ordensritter Hermann Balk mit Rittern und Knechten zur Eroberung der übertragenen Lande und ernannte ihn zugleich zu ihrem Landmeister. Da die Kirche in Deutschland das Kreuz gegen die Preußen predigen ließ und denen, die gegen sie kämpften, dieselben kirchlichen Vorteile zusicherte wie den Kreuzfahrern nach Palästina, so strömten bald jedes Frühjahr den Ordensrittern in Preußen Kreuzfahrerheere aus Deutschland und den Nachbarländern zu, mit deren Hilfe sie das Land zwischen Weichsel und Pregel bald erobern konnten (s. Ostpreußen, Geschichte). Nach 30jährigen Kämpfen wurden alle Erfolge wieder in Frage gestellt durch einen furchtbaren Aufstand der preußischen Stämme, der nach einem erbitterten Vernichtungskrieg 1283 niedergeschlagen wurde. Mit der Eroberung des Landes hielt die Kolonisation gleichen Schritt: von den unter großen Begünstigungen hereingerufenen deutschen Einwanderern wurden Städte gegründet, verwüstete Dörfer hergestellt und neue angelegt, zuziehenden Rittern Grundeigentum gewährt und auch solchen Eingebornen, die sich gutwillig unterwarfen, Landbesitz gelassen. Eine bedeutende Vermehrung des Machtbereichs des Ordens trat ein, als der 1202 zur Bekämpfung der Liven, Kuren und Esthen gestiftete Orden der Schwertbrüder (s. d.), der keine große Macht besaß und in die äußerste Gefahr geraten war, mit päpstlicher Bewilligung 1237 sich mit dem Deutschen Orden verschmolz und ihm seine Besitzungen und Anrechte zubrachte; der letztere gewann hierdurch Kurland, Semgallen und Livland, während Esthland noch über ein Jahrhundert lang im Besitze der Dänen blieb. Doch war dieser Zuwachs an Landbesitz und Streitkräften auf der andern Seite mit Nachteilen verknüpft, indem der Orden in ärgerliche Händel mit den dortigen Bischöfen verwickelt wurde. Diese nahmen eine wesentlich andre Stellung als die vier preußischen ein, vor allem der Erzbischof von Riga, der Metropolitan für Livland und Preußen. Auch die Zahl der äußern Feinde wuchs an. Die Russen freilich kamen nur für den äußersten Osten in Betracht; aber die Litauer konnten ihre Angriffe nun nach beiden Seiten hin machen, nach Livland wie nach Preußen. Um sie sobald wie möglich zu bezwingen, und um ihrer ursprünglichen Verpflichtung, der Bekämpfung der Heiden, auch weiterhin obzuliegen und sich so die fernere Unterstützung der Christenheit zu sichern, begannen die Ritter den Krieg gegen die heidnischen Litauer, die sich mit Zähigkeit verteidigten. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. dehnten sich die Besitzungen des Ordens am weitesten aus: wir hören von Landkonturen von Livland, Preußen, Deutschland, Österreich, Apulien, Sizilien, Spanien, Romanien (griechisches Kaiserreich) und Armenien; Palästina verwaltete der Hochmeister selbst. Mit der Zeit gingen aber die Besitzungen in diesen Ländern bis auf die ersten vier verloren. Aus Palästina mußten die Ritter 1291 weichen, als Accon, der einzige Punkt, den die Christen noch behauptet hatten, verloren ging. Nun wurde der Hauptsitz des Ordens, das Ordenshaupthaus, nach Venedig verlegt.

Auf Hermann von Salza, der am 19. März 1239 zu Barletta in Apulien starb, folgte als Hochmeister Landgraf Konrad von Thüringen, der aber schon 24. Juli 1240 in Rom starb, dann Gerhard von Malberg, der Ende 1241 gewählt wurde, aber Ende 1244, wohl unfreiwillig, resignierte und 29. Nov. 1245 starb, Heinrich von Hohenlohe, der am 15. Juli 1249 starb, Günther, von dem nur Name und Todestag (3. Mai 1253) bekannt sind, Poppo von Osterna, der im Sommer 1257 abdankte; Anno von Sangerhausen, der 1256 gewählt wurde, starb 8. Juli 1274, Hartmann von Heldrungen 19. Aug. 1282 in Accon; Burkhard von Schwanden trat 1290 zurück, Konrad von Feuchtwangen starb 1296, Gottfried von Hohenlohe, gewählt 3. Mai 1297, entsagte im Oktober 1303, Siegfried von Feuchtwangen, gewählt 18. Okt. 1303, starb 5. März 1311. Letzterer verlegte, da an eine Rückkehr nach Palästina nicht mehr zu denken war und dauerndes Verbleiben in Venedig wegen der schwierigen Beziehungen zu der Republik nicht rätlich schien, 1309 die hochmeisterliche Residenz nach Preußen und zwar nach Marienburg, wo die bereits bestehende Burg im 14. Jahrh. zu einem in gotischem Stil erbauten prachtvollen Ordensschloß erweitert wurde. Um sich nicht durch die Polen von der Verbindung mit Deutschland abschneiden zu lassen, kaufte der preußische Landmeister 1308 das Herzogtum Pomerellen mit den Hauptorten Danzig, Dirschau und Schwetz, um das seit dem Aussterben der eingebornen Herzogsfamilie ein Erbfolgestreit zwischen Brandenburg und Polen geführt wurde, von den zumeist berechtigten Markgrafen von Brandenburg. Das erstarkende Polenreich zeigte seitdem immer offener seine Eifersucht auf die wachsende Macht des Ordensstaates und bereitete ihm, wenn auch weniger mit den Waffen als auf diplomatischem Wege, manche Schwierigkeit. Die Kurie, hieran anknüpfend, wollte den Orden gefügiger und seine Lande ergiebiger machen, und der Erzbischof von Riga strebte danach, in Livland die Obergewalt zu erlangen, die Stadt Riga aber nach Selbständigkeit. Doch alle diese Gefahren wußte der Orden zu überwinden und seine Macht im 14. Jahrh. zum höchsten Glanze zu erheben. Die Hochmeister dieser Zeit waren: Karl von Trier, 1311 bis 12. Febr. 1324; Werner von Orselen, gewählt 6. Juli 1324, ermordet 18. Nov. 1330; Herzog Luther von Braunschweig, 17. Febr. 1331 bis 18. April 1335; Burggraf Dietrich von Altenburg, 3. Mai 1335 bis 6. Okt. 1341; Ludolf König, gewählt 6. Jan. 1342, dankte 14. Sept. 1345 ab; Heinrich Dusemer, gewählt 13. Dez. 1345, trat 1351 zurück; Winrich von Kniprode, vom 16. Sept. 1351 bis 24. Juni 1382; Konrad Zöllner von Rothenstein, 2. Okt. 1382 bis 20. Aug. 1390; Konrad von Wallenrod, 12. März 1391 bis 25. Juli 1393; Konrad von Jungingen, 30. Nov. 1391 bis 30. März 1407. Die ununterbrochenen Kriegszüge gegen die

Litauer erweiterten zwar die Grenzen des Staates nicht erheblich, erhielten aber dem Orden den Ruhm des Kampfes für die Christenheit. Eine ganz hervorragende Stellung, einige Zeit fast die leitende Rolle gewann der Hochmeister in den nordischen Verhältnissen: im Bunde mit der Hansa erlangte der Orden im Kampfe mit den nordischen Kronen 1370 den Frieden von Stralsund, in dem sich Dänemark unterwarf, und half das Unwesen der räuberischen Vitalienbrüder in der Ostsee bewältigen. Die vortreffliche Regierung des Staates und die landesväterliche Fürsorge für die Untertanen bewirkten, daß diese trotz vieler schwerer Opfer, trotz manchen kleinen Zwiespalts in treuer Ergebenheit zu den Rittern, den »Herren«, standen. Durch den Ankauf der Neumark von Brandenburg 1402 erlangte der Ordensstaat die größte Ausdehnung seines Gebiets.

Im höchsten Grade schädlich war für den Orden die Vereinigung Litauens mit Polen durch die Vermählung des litauischen Großfürsten Jagello mit der polnischen Thronerbin Hedwig (1386). Obwohl die Litauer infolgedessen, wenn auch nur äußerlich und nicht allgemein, das Christentum annahmen, stellte der Orden die Heidenfahrten nach Litauen zunächst noch nicht ein und gab dem König Wladislaw Jagello, der sofort die Vernichtung des Ordensstaates ins Auge gefaßt hatte, genügenden Anlaß zu Klage und Drohung. Als sich dann der Hochmeister Ulrich von Jungingen (gewählt 26. Juni 1407, um mit einem Schlage die Entscheidung herbeizuführen, übereilt in den Kampf stürzte, verlor er in der Schlacht bei Tannenberg 15. Juli 1410 Sieg und Leben. Nur die Umsicht und der Mut Heinrichs von Plauen, der die Marienburg erfolgreich verteidigte, verhinderten, daß der Orden im Frieden von Thorn (1411) größere Verluste erlitt. Durch Wiederherstellung der strengen Ordenszucht und durch Heranziehung des landsässigen Adels und der Städte zur Regierung des Staates versuchte der am 9. Nov. 1410 zum Hochmeister erwählte Heinrich von Plauen dem Orden neues Leben einzuhauchen und die Bevölkerung zu größern Opfern für die Erhaltung des Staates zu bewegen. Denn seitdem die Zuzüge der Kreuzfahrer zu den Kämpfen gegen die Litauer aufgehört hatten, mußte der Orden mit schweren Kosten Söldner erwerben, um seine Grenzen zu schützen. Aber die selbstsüchtigen und entarteten Ordensritter setzten Heinrich von Plauen 14. Okt. 1413 ab und verweigerten dem Adel und den Städten jeden Anteil an der Verwaltung des Landes, legten dagegen den Untertanen so drückende Lasten auf, daß Ackerbau, Handel und Gewerbe verfielen. Hierdurch entstand eine solche Erbitterung, daß der Adel und die Städte in Westpreußen sich den Polen zuwendeten. Da der Polenkönig bereitwillig Erhaltung der Privilegien und Besserung der Zustände versprach, ergriff man vereint mit ihm die Waffen gegen die verhaßte Ordensherrschaft. Nach 12jährigem Kriege (1455—66) verlor der Orden im zweiten Frieden von Thorn Westpreußen mit Ermeland an Polen und mußte für Ostpreußen die Lehnshoheit des Polenkönigs anerkennen. Die Residenz des Hochmeisters wurde nach Königsberg verlegt. Seit der Absetzung Heinrichs von Plauen verwalteten das Hochmeisteramt: Michael Küchenmeister, 9. Jan. 1414 bis März 1422, Paul von Rußdorf, 10. März 1422 bis 2. Jan. 1441 (beide dankten ab); Konrad von Erlichshausen, 12. April 1441 bis 7. Nov. 1449; Ludwig von Erlichshausen, 21. März 1450 bis 4. April 1467; Heinrich Reuß von Plauen, 17. Okt. 1469 bis 2. Jan. 1470; Heinrich von Richtenberg, 29. Sept. 1470 bis 20. Febr. 1477; Martin Truchseß von Wetzhausen, 4. Aug. 1477 bis 2. Jan. 1489; Hans von Tiefen, 1. Sept. 1489 bis 25. Aug. 1497. Um bei den deutschen Fürsten Beistand zu gewinnen, wählten die Ritter 29. Sept. 1498 den Herzog Friedrich von Sachsen zum Hochmeister, der auch nach Deutschland ging, aber, ohne seinen Zweck zu erreichen, 13. Dez. 1510 daselbst starb. Auch sein Nachfolger (seit 13. Febr. 1511), Markgraf Albrecht von Brandenburg, konnte die Hoffnungen der Ritter nicht erfüllen, er wurde auf einer Reise in Deutschland für die Reformation gewonnen und entschloß sich auf den Rat Luthers, den Ordensstaat in einen weltlichen Staat zu verwandeln. Es gelang ihm, seinen Oheim, den Polenkönig, für den Plan zu gewinnen, und 10. April 1525 wurde er in Krakau mit Ostpreußen als einem weltlichen, von Polen lehnbaren Herzogtum erblich belehnt. Diesem Beispiel folgte 1561 der livländische Heermeister Gotthard von Kettler, indem er Livland an die Krone Polen abtrat und Kurland und Semgallen als erbliches Herzogtum und polnisches Lehen erhielt.

Während die Ordensritter in Preußen und den baltischen Provinzen bereitwilligst die Säkularisation annahmen, erhoben die Ritter im Reich und mit ihnen der Papst und der Kaiser gegen die Beraubung der Kirche den entschiedensten Widerspruch. Der Landmeister in Deutschland oder Deutschmeister wurde auf dem Augsburger Reichstag 1530 vom Kaiser Karl V. mit der hochmeisterlichen Würde und mit Preußen belehnt (seitdem führte das Oberhaupt des auf Deutschland beschränkten Deutschen Ordens den Titel Hoch- und Deutschmeister). Obwohl Herzog Albrecht in die Reichsacht erklärt und zur Herausgabe des Landes aufgefordert ward, blieb dies gänzlich wirkungslos, da niemand im stande war, die Herausgabe Preußens zu erzwingen. Der Orden konnte wegen seines geringen Besitzes (2200 qkm) zu keiner politischen Bedeutung mehr gelangen. Die fast im ganzen Reiche zerstreuten Güter des Ordens, dessen Hauptsitz Mergentheim wurde, waren in 12 Balleien, deren jede unter einem Landkomtur stand, verteilt: Thüringen, Österreich, Hessen, Franken, Koblenz, Elsaß, Bozen oder an der Etsch, Utrecht, Altenbiesen, Lothringen, Sachsen und Westfalen. Diese Besitzungen wurden bedeutend geschmälert, als im Frieden von Lüneville (9. Febr. 1801) drei Ordensballeien links vom Rhein an Frankreich abgetreten wurden. Im Preßburger Frieden erhielt Kaiser Franz II. das Recht, die Hoch- und Deutschmeisterwürde einem Mitglied seines Hauses erblich zu verleihen, und ernannte dazu seinen Bruder, den Erzherzog Anton; doch hatten die Fürsten von Bayern, Württemberg und Baden schon 1805 die in ihren Landen gelegenen Ordensgüter zugewiesen erhalten, und 24. April 1809 erklärte Napoleon den Orden in allen Staaten des Rheinbundes für aufgehoben, so daß der Orden nur noch in Österreich und in den Niederlanden (Ballei Utrecht) bestehen blieb.

Kaiser Ferdinand gab in Österreich 28. Juni 1840 neue Statuten, die den Orden als geistlich-ritterliches Institut unter einem Großmeister (seit 1894 wieder: Hoch- und Deutschmeister) und der Oberlehnshoheit des Kaisers herstellten. Die Ordensritter und Priester werden nach ihren Ordensgelübden als Religiosen angesehen und teilen sich in Großkapitulare, Profeßritter und Ehrenritter. Außerdem

hat der Orden Priester und Schwestern, welch letztere sich mit Kindererziehung und Krankenpflege befassen. Die Ehrenritter müssen acht Ahnen aufweisen, katholisch sein, desgleichen 1500 Gulden Eintritt und jährlich 100 Gulden zahlen. Wie die Johanniter, machte sich auch der Deutsche Orden die freiwillige Sanitätspflege im Kriege zur Aufgabe und stellt seit 1875: 41 ausgerüstete Feldsanitätskolonnen und 4 Spitäler. Das Ordenszeichen (vgl. die Abbildungen 1—3) besteht für die drei Klassen in einem schwarz emaillierten, silbergeränderten Kreuz von Gold. Dieses ist von dem blauen Helm mit goldenen Spangen, roter

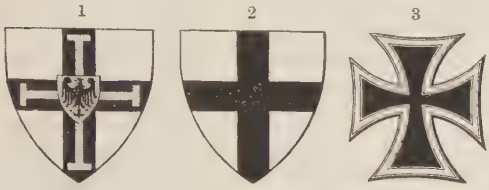


Fig. 1. Altes Wappen des Hochmeisters, spätern Hoch- und Deutschmeisters. — 2. Wappen des Deutschen Ritterordens. — 3. Ritterbrustkreuz (Österreich).

Füllung und fünf Federn gedeckt, zwei schwarzen zwischen drei weißen, an denen der Ring sich befindet. In diesen schlingt sich das breite schwarzseidene Band, an dem das Kreuz um den Hals getragen wird. Dazu tragen die Ritter noch ein schwarzsilbernes emailliertes Kreuz auf der Brust. Der Hoch- und Deutschmeister (Inhaber des Infanterieregiments Nr. 4) trägt eine besondere Dekoration auf der Brust und am Hals. Seit dem Tode des Erzherzogs Anton (1835) waren Hoch- und Deutschmeister: Erzherzog Maximilian (gest. 1863) und Erzherzog Wilhelm (gest. 1894); seitdem ist Erzherzog Eugen (58.) Hoch- und Deutschmeister. Als solcher führt er seit 1896 den vorliegenden Wappenschild (s. Fig. 4). Der Schild ist geviert u. zeigt oben heraldisch rechts Ungarn, links Böhmen, rechts unten Galizien u. Lodomerien, links Altösterreich. Auf der Herzstelle liegt das genealogische Wappen des Hauses: Österreich, Habsburg, Lothringen (neues Wappen der österreichischen Erzherzöge, verliehen 11. Febr. 1896). Zwischen dem kleinen und großen Schild ist das hoch- und deutschmeisterische Kreuz mit dem alten Reichsadler belegt und wegen der bessern Trennung von den Farbenfeldern mit Weiß eingefaßt eingeschoben. Die goldenen Arme des Krückenkreuzes von Jerusalem sind seit 1896 wieder nach altem Muster mit goldenen Lilien besetzt worden. Vormals erschien nur ein Lilienstabkreuz.

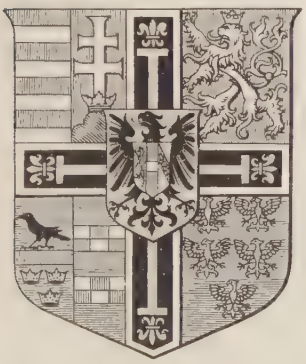


Fig. 4. Wappen des Hoch- und Deutschmeisters.

In den Niederlanden besteht die Ballei Utrecht noch fort, die eine der größern Balleien war und 15 Komtureien besaß, von denen noch 10 bestehen. Erster Landkomtur war der Ritter Anton von Ledersake (gest. 1266). Zur Zeit der Reformation riß sich die Ballei vom Hochmeistertum in Mergentheim los und wurde von den Staaten der Provinz Utrecht in ein protestantisches Institut verwandelt. Napoleon hob 1811 auch die Utrechter Ballei auf, König Wilhelm stellte sie aber 1815 wieder her. Der Orden hat jetzt einen Landkomtur, welcher der königlichen Bestätigung bedarf, Komture und Ritter. Zur Aufnahme gehören vier Ahnen von 200jährigem Adel. Die Mitglieder beziehen die Einkünfte der Ballei. Die Exspektanten dürfen ein kleines Kreuz tragen, zahlen aber dafür 760 Gulden zur Ordenskasse.

Vgl. Joh. Voigt, Geschichte Preußens (Königsb. 1827—39, 9 Bde.); Derselbe, Geschichte des Deutschen Ritterordens (Berl. 1857—59, 2 Bde.); Rethwisch, Die Berufung des Deutschen Ordens gegen die Preußen (das. 1868); Strehlke, Tabulae ordinis Theutonici (das. 1869); Röhricht, Die Besitzungen des Deutschen Ordens im Heiligen Lande (in der »Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins«, X, 267); Perlbach, Preußische Regesten (Königsb. 1875—76); Ewald, Die Eroberung Preußens durch die Deutschen (Halle 1872—86, 4 Bde.); Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreußen (Gotha 1880); »Die Statuten des Deutschen Ordens« (hrsg. von Perlbach, Halle 1890); »Archieven der ridderlijke Duitsche Orde, Balie van Utrecht« (hrsg. von J. J. de Geer, Utrecht 1871, 2 Bde.); »Urkunden des Deutschordens-Zentralarchivs zu Wien« (hrsg. vom Grafen von Pettenegg, Prag u. Leipz. 1887); Salles, Annales de l'Ordre teutonique (Wien 1887); Nedopil, Deutsche Adelsproben aus dem Deutschen Ordens-Zentralarchiv (das. 1868, 3 Bde.); Steinbrecht, Die Baukunst des Deutschen Ritterordens in Preußen (Berl. 1885—88, 2 Bde.); Deeleman, Der Deutsche Ritterorden einst und jetzt (Wien 1903).

Deutscher Ostmarkenverein, gegründet 3. Nov. 1894 zu Posen als »Verein zur Förderung des Deutschtums in den Ostmarken«, hat seinen jetzigen Namen seit 8. Mai 1899. Die Veranlassung zu seiner Gründung gab Bismarck, der, im September 1894 durch Deutsche aus den Provinzen Posen und Westpreußen in Varzin begrüßt, die Deutschen mahnte, ebenso einig zu sein wie die Polen und »den fortschrittlichen Speer ebenso wie den reaktionären zu erheben zur Abwehr der polnischen Gefahr«. Die drei Begründer waren Ferdinand v. Hansemann (s. d.), Landesökonomierat Kennemann (s. d.) und Rittergutsbesitzer v. Tiedemann-Seeheim (s. d.). Die Polen nennen den Verein nach den Anfangsbuchstaben dieser drei Männer »HKT-Verein«, seine Tätigkeit »hakatistisch«, seine Mitglieder und Anhänger »Hakatisten«, Wörter, die vollständig in den polnischen Sprachschatz übergegangen sind. Der Deutsche Ostmarkenverein hat sich die Aufgabe gestellt, das Deutschtum in den mit polnischer Bevölkerung durchsetzten Ostmarken des Reiches durch Hebung und Befestigung deutschnationalen Empfindens sowie durch Vermehrung und wirtschaftliche Stärkung der deutschen Bevölkerung zu kräftigen und zu sammeln. Die Tätigkeit des Vereins besteht: in der Beobachtung aller Fragen und Vorgänge auf nationalem Gebiet und Vertretung der deutsch-nationalen Interessen in der Öffentlichkeit durch geeignete Mittel, hauptsächlich auch gegenüber den Bestrebungen der polnischen Presse; in der Heranziehung Deutscher für den Erwerb ländlicher und städtischer Liegenschaften sowie deutscher Handwerker, Gewerbtreibender, Gastwirte, Kaufleute, Ärzte, Rechtsanwalte, Betriebsbeam-

ten und Arbeiter, wo solche fehlen; in der Kräftigung des deutschen Mittelstandes in Stadt und Land durch geeignete Mittel, insbes. auch durch Sicherstellung der Kundschaft und Kreditgewährung in Notfällen; in der Veranstaltung von Wanderversammlungen (deutsche Tage) zur Besprechung nationaler Angelegenheiten; in der Förderung des deutschen Schulunterrichts und deutschen Gottesdienstes; in der Unterstützung der katholischen Deutschen bei Wahrung ihrer deutschen Rechte; in der Begünstigung deutscher Vereine, in der Begründung ländlicher Darlehnskassen, deutscher Hilfskassen und deutscher Spar- u. Darlehnsgenossenschaften. Den praktischen Zwecken des Deutschen Ostmarkenvereins, der als unpolitischer Verein in seinen Reihen Anhänger aller politischen und wirtschaftlichen Parteien und Angehörige aller religiösen Bekenntnisse hat, dienen insbes. der »Stipendienfonds«, die »Dr. Ferdinand v. Hansemann-Stiftung« und die »Bismarck-Stiftung«. Aus den beiden ersten werden strebsamen jungen Leuten, bäuerlichen Wirten, Handwerkern, Gewerbtreibenden und Kaufleuten Stipendien zum Besuche gewerblicher Fachschulen gegeben; auch können aus ihnen ausnahmsweise Stipendien an Studenten bewilligt werden. Aus der »Bismarck-Stiftung« werden hilfsbedürftige Deutsche, insbes. Handwerker, durch Darlehen und Geldspenden unterstützt. Der Deutsche Ostmarkenverein hatte bis 1. Juli 1903 in Posen 60, in Westpreußen 44, in Ostpreußen 8, in Schlesien 49, im übrigen Deutschen Reich 141, insgesamt also 302 Ortsgruppen, bez. Sammelstellen mit rund 30,000 Mitgliedern. Sein Organ ist die seit 1896 erscheinende Monatsschrift »Die Ostmark«, die (seit 1899) der Geschäftsführer des Vereins, Albert Bovenschen (s. d.), herausgibt.

Deutscher Patriotenbund für Errichtung eines Völkerschlachtdenkmals bei Leipzig, ein durch die Bemühungen des Architekten Klemens Thieme in Leipzig 1895 gegründeter Verein mit dem Recht einer juristischen Person, der den Zweck verfolgt, die Mittel zur Errichtung eines Denkmals zur Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig zusammenzubringen. Mitglied des deutschen Patriotenbundes kann jeder werden, der einen Jahresbeitrag von mindestens 50 Pf. leistet. Durch Spenden des deutschen Kaisers, der deutschen Fürsten und vieler deutschen Städte und durch die bisherigen Sammlungen sind (bis 1903) über 500,000 Mk. zusammengekommen, so daß die ersten Schritte zur Ausführung unternommen werden konnten. Auf Grund eines allgemeinen Wettbewerbs, an dem sich die deutschen Architekten und Bildhauer sehr zahlreich beteiligten, wurde der Architekt B. Schmitz mit der Ausarbeitung eines Entwurfs betraut, nach dem die Ausführung, deren Kosten auf 3 Mill. Mk. veranschlagt worden sind, erfolgen soll. Die Stadt Leipzig hat dazu einen Platz bei Thonberg geschenkt, auf dem Napoleon am Abend des 18. Okt. 1813 den Rückzug befahl. Am 18. Okt. 1900 wurde der Grundstein gelegt. Der deutsche Patriotenbund zählt etwa 90,000 Mitglieder. Vgl. Spitzner, Das Völkerschlacht-Nationaldenkmal, Denkschrift (Leipz. 1898).

Deutscher Privat-Beamtenverein, s. Privat-Beamtenverein, deutscher.

Deutscher Reformverein, s. Großdeutsch.

Deutscher Reichsanzeiger und Königlich Preußischer Staatsanzeiger, in Berlin täglich des Abends mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage erscheinende Zeitung, das amtliche Organ der deutschen Reichs- und preußischen Staatsregierung, das aus einem amtlichen Teil, der Bekanntmachungen (darunter das »Zentralhandelsregister für das Deutsche Reich«), Ernennungen, Verordnungen, Gesetze rc. enthält, und einem nichtamtlichen Teil besteht. Er ressortiert vom preußischen Staatsministerium und steht unter der besondern Aufsicht eines von dieser Behörde bestellten Kurators. Der Redakteur ist Staatsbeamter. Der »Deutsche Reichsanzeiger rc.« erschien zuerst 2. Jan. 1819 unter dem Namen »Allgemeine Preußische Staatszeitung«, vom 1. Juli 1843 bis 1. Mai 1848 als »Allgemeine Preußische Zeitung«, von da bis 1. Juli 1851 als »Preußischer Staatsanzeiger« und von da bis 4. Mai 1871 als »Königlich Preußischer Staatsanzeiger«.

Deutscher Reichstag, s. Reichstag.

Deutscher Schulverein in Österreich, gegründet 2. Juli 1880 zu Wien, hat den Zweck, in den Ländern Österreichs, besonders dort, wo die Errichtung deutscher Schulen auf öffentliche Kosten nicht erreicht werden kann, solche gründen und erhalten zu helfen. Ende 1902 bestand der Verein aus 810 Ortsgruppen (darunter 89 von Frauen) mit rund 80,000 Mitgliedern. Die Einnahme 1902 betrug 427,519,47 Kronen, die Ausgabe für Schulzwecke 324,635 Kr. Der Verein unterhielt 15 Schulen mit 28 Klassen und 33 Kindergärten. Außerdem wurden 51 Schulen und 64 Kindergärten sowie Schulbauten, Fortbildungs- und deutscher Sprachunterricht, Büchereien rc. vielerorten unterstützt. Das festgelegte reine Vermögen beträgt 1903: 1,096,499,70 Kr. Vgl. »Mitteilungen des Deutschen Schulvereins« (Quartalschrift, Wien, seit 1883); »Der getreue Eckart«, Monatsschrift des Deutschen Schulvereins (das., seit 1903; hrsg. von V. v. Kraus). — Der Vorgang in Österreich veranlaßte 15. Aug. 1881 die Gründung des Allgemeinen deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande zu Berlin. Zweck wie Mittel und Wege sind dieselben wie dort; nur ist das Ausland Feld des Wirkens. Der Verein zählte Ende 1902 in 282 Ortsgruppen 33,594 Mitglieder und verwendete 1902 durch den Gesamtvorstand 126,498 Mk., wovon 95,530 Mk. an baren Beihilfen. Vgl. Wattenbach, Der Allgemeine Deutsche Schulverein (Berl. 1884), sowie die »Schriften des Allgemeinen deutschen Schulvereins« (das.) und dessen Monatsblatt: »Das Deutschtum im Auslande« (Leipz., seit 1882). S. auch Deutsche Schulen im Auslande.

Deutscher Sportverein, Verein zur Förderung aller Sportzweige, insbes. des Reit- und Fahrsports. Seine Haupttätigkeit besteht in der Veranstaltung von »Concours hippiques«, Korso- und Sportfesten jeder Art sowie von Ausstellungen der einschlägigen Industrien. Dem Verein, der 1897 begründet wurde und seit der Zeit eine sehr große Ausdehnung genommen hat, gehören die vornehmsten Gesellschaftskreise aller Teile Deutschlands an. Der Verein hat seinen Sitz in Berlin, woselbst sich auch das »Kanzleramt des Deutschen Sportvereins« befindet.

Deutscher Sprachverein, Allgemeiner. Das gesteigerte Selbstbewußtsein des deutschen Volkes im neuen Reich hat seit der Gründung des letztern vielfach den Wunsch angeregt, daß die hergestellte Einheit auch der Pflege der gemeinsamen Sprache zu gute kommen möge. Nachdem einzelne leitende Männer im öffentlichen Dienst, zumeist der Staatssekretär des deutschen Reichspostamtes v. Stephan, innerhalb ihres Kreises in diesem Sinn vorzugehen begonnen hatten, gelang es dem Museumsdirektor H. Riegel zu Braunschweig, mit zwei kleinen Schriften: »Ein Hauptstück

von unsrer Muttersprache« (Leipz. 1885) und »Der Allgemeine Deutsche Sprachverein« (Heilbr. 1885), die Bewegung in festere Bahnen zu leiten. Der vorgeschlagene Verein trat im August 1885 ins Leben und konnte unter lebhafter Beteiligung schon 1887 in Dresden und 1888 in Kassel seine Jahresversammlungen halten. Der Verein verfolgt den Zweck, die Reinigung der deutschen Sprache von unnötigen fremden Bestandteilen zu fördern und die Erhaltung und Wiederherstellung des echten Geistes und eigentümlichen Wesens der deutschen Sprache zu pflegen. Durch Begründung von Zweigvereinen, öffentliche Versammlungen, Entsendung von Wanderrednern, Preisaufgaben, namentlich aber durch die Herausgabe der »Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins« (seit 1886), der »Wissenschaftlichen Beihefte« (seit 1891) und der »Verdeutschungswörterbücher« wußte der Verein ein reges Leben zu erhalten. 1902 zählte er 231 Zweigvereine und 20,150 Mitglieder. An Widerspruch und Bedenken hat es freilich nicht gefehlt. Gustav Rümelin vertrat besonders vom kulturhistorischen Standpunkte »Die Berechtigung der Fremdwörter« in einer Schrift dieses Titels (2. Aufl., Freiburg 1887); eine Kundgebung von 41 namhaften Gelehrten und Schriftstellern in den »Preußischen Jahrbüchern« vom 28. Febr. 1889 richtete sich gegen unberufene und einseitige Meisterung der Sprache, die sie von der Tätigkeit des Vereins, besonders auch von dem Gedanken an die Einsetzung einer Art Sprachbehörde fürchteten. Man kann diesen Bedenken ihr volles Recht lassen, ohne doch das Gute der Vereinsarbeit zu verkennen. In diesem Sinn haben sich die öffentliche Meinung und Presse auch wirklich zumeist entschieden. Die Behörden und Schulen haben sich die Beseitigung und Vermeidung überflüssiger Fremdwörter angelegen sein lassen, und die Fremdwörtermode veraltet mehr und mehr. Vgl. außer den bereits angeführten Schriften noch Pietsch, Der Kampf gegen die Fremdwörter (Berl. 1887); Dunger, Die Sprachreinigung und ihre Gegner (Dresd. 1887); Grün, Der Deutsche Sprachverein und seine Gegner (Straßb. 1888); Sarrazin, Beiträge zur Fremdwörterfrage (Berl. 1887); Derselbe, Verdeutschungswörterbuch (2. Aufl., das. 1889).

Deutscher und Österreichischer Alpenverein, s. Alpenvereine.

Deutsche Rundschau, seit 1874 in Berlin im Verlag von Gebrüder Pätel erscheinende, von Julius Rodenberg (s. d.) herausgegebene Monatsschrift belletristischen und populärwissenschaftlichen Inhalts. Sie wird auch in Halbmonatsheften ausgegeben.

Deutscher Verein vom Heiligen Lande, ein 1895 gegründeter Verein zur Pflege der katholischen Kirche in Palästina und zum Bau eines Gotteshauses auf dem vom Kaiser 1898 geschenkten Bauplatz der Dormitio Mariae in Jerusalem.

Deutscher Zollverein, s. Zollverein.

Deutsches Vand, s. Fries.

Deutsche Schrift, s. Deutsche Philologie, S. 726.

Deutsche Schulen im Auslande sind nicht nur, wo sie bestehen, ein wichtiger Faktor für das Gedeihen der örtlichen Kolonien, denen sie unmittelbar dienen, sondern auch für das allgemeine nationale Interesse doppelt bedeutsam, indem sie die Bewahrung deutscher Art und Sprache und anderseits das Ansehen deutscher Nationalität wesentlich unterstützen. Mit Recht wendet sich ihnen daher neuerdings erhöhtes Interesse im Heimatlande zu (vgl. Deutscher Schulverein). Um Geschichte und Statistik dieser Anstalten hat sich besonders verdient gemacht der Direktor der Allgemeinen deutschen Schule zu Antwerpen J. P. Müller, der schon früher herausgab: »Die deutschen Schulen im Auslande« (Bresl. 1885) und diese Übersicht jüngst wesentlich vervollständigt erneuerte u. d. T.: »Deutsche Schulen und deutscher Unterricht im Auslande« (Leipz. 1901). Nach dem Verzeichnis am Schlusse dieses Werkes gibt es, von Österreich-Ungarn und Rußland abgesehen, in denen es sich um mehr oder weniger deutsche Schulen altansässiger Gemeinden handelt, in Europa gegen 80 solcher Schulen, in Asien 20, in Afrika 24, in Amerika weit über 1000 (Brasilien 700, Kanada über 50, Argentinien 35, Chile 25) und selbst in Australien etwa 50 derartiger Anstalten. Umfang und Lehrplan der deutschen Schulen im Auslande variieren, wie begreiflich, stark. Viele sind nur Sonntags-, Abend- oder sonstige Not- und Hilfsschulen. Andre (Antwerpen, Konstantinopel, Bukarest, Neapel, Kopenhagen ꝛc.) sind reich gegliedert und verfolgen teilweise höhere Lehrziele. In Nordamerika gibt es sogar (5) deutsche Lehrerseminare. Außerdem rechnet man, daß dort in etwa 5000 Schulen mehr als 600,000 Zöglinge deutschen Unterricht erhalten. Vielfach schließen die deutschen Auslandsschulen sich naturgemäß den kirchlichen Gemeinden an oder werden von besondern Schulvereinen unterhalten. Im Haushalte des Deutschen Reiches sind für d. S. i. A. jährlich 300,000 Mk. zu Beihilfen ausgeworfen. Vgl. außer dem angeführten Werke: Kapff, Die deutschen Schulen im Auslande (Berl. 1902) und die Zeitschrift: »Die deutsche Schule im Auslande« (Beiblatt zu: »Das Deutschtum im Auslande«. Monatsblatt des Allgemeinen deutschen Schulvereins ꝛc. Leipzig, seit 1882). Dieser Verein bereitet ein »Adreßbuch der deutschen Auslandschulen« vor (außer Österreich-Ungarn und Schweiz, aber mit ganz Amerika).

Deutsches Meer, soviel wie Nordsee.

Deutsche Sprache. Die Bezeichnung d. S. ist in verschiedenen Bedeutungen gebraucht worden. Manche, wie Jakob Grimm in seiner »Deutschen Grammatik«, bezeichnen damit die ganze Familie, die wir besser germanische Sprachen nennen. Andre sprechen wieder von deutschen Sprachen im Gegensatze zu den skandinavischen und meinen damit den auch Westgermanisch genannten Zweig der Germanischen Sprachen (s. d.), begreifen also darunter außer Hoch- und Niederdeutsch auch das Holländische, Friesische und Angelsächsische (Englische). Am gewöhnlichsten bezeichnet man als d. S. die im eigentlichen Deutschland oder vielmehr in dem Gebiet, in dem man sich des Hochdeutschen als Literatursprache bedient, herrschenden Sprachen und Mundarten (natürlich die Schriftsprache inbegriffen). Es ist sonach die d. S. nur ein Teil des Westgermanischen. Das Westgermanische in seiner ältesten uns erreichbaren Gestalt zerfällt in die Mundarten der Friesen, Angelsachsen, Sachsen, Franken und der oberdeutschen Stämme (Bayern und Alemannen). Durch die Auswanderung der Angelsachsen nach Britannien (5. Jahrh.) trat ihre Sprache aus der engen Verbindung mit den übrigen Sachsen heraus und entwickelte sich selbständig weiter. Sehr nahe verwandt und in der Zeit nach der Völkerwanderung wohl nur durch geringe dialektische Abweichungen verschieden waren die Mundarten der Oberdeutschen, Franken und Sachsen. Da trat in Süd- und Mitteldeutschland eine Lautbewegung ein, die sogen. zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung, wodurch (seit dem 7. Jahrh.) Hochdeutsch und Niederdeutsch geschieden wurden; der Zustand der deutschen Sprache, der durch diese Lautwandlung herbeigeführt wurde, wird Alt-

hochdeutsch genannt (über die vorangegangene erste Lautverschiebung s. Germanische Sprachen). Am meisten betroffen waren die germanischen Tenues (t, p, k), die hinter Vokalen zu Spiranten wurden: t zu z (dasjenige z, dem heute ß oder ss entspricht), p zu f und k zu ch. Es ward also z. B. got. wato (angelsächs. väter, engl. water) zu althochd. wazzar, neuhochd. wasser; got. slêpan (niedersächs. slapen, engl. sleep) zu althochd. slâfan, neuhochd. schlafen; altsächs. makôn (engl. make) zu althochd. machôn, neuhochd. machen. Standen dagegen die germanischen Tenues im Anlaut (d. h. im Anfang der Wörter) oder hinter Konsonanten, oder waren sie verdoppelt, so wurde t zu z (= ts), p zu pf (ph), k zu kch, ch, doch dieses letztere nur im südlichen Teil des Alemannischen, während sonst das ursprüngliche k bestehen blieb. So wurde got. tiuhan zu althochd. ziohan, neuhochd. ziehen; got. swarts (altsächs. swart) zu althochd. swarz, neuhochd. schwarz; altsächs. plegan zu althochd. pflegan, neuhochd. pflegen; altsächs. skeppian zu althochd. scephan, neuhochd. schöpfen; got. kaurn (sächs. korn) zu südalemann. (hochalemann.) chorn, aber gemeinhochd. korn; got. wakjan zu alemann. wekchan (wecchan), gemeinhochd. wecken. Außer diesen Wandlungen der germanischen Tenues im Althochdeutschen wurde besonders noch die germanische Media d verändert, die in t überging; so wurde z. B. got. dags zu althochd. tag (Tag); altsächs. dragan zu althochd. tragan, neuhochd. tragen; got. fadar zu hochd. vater. Die germanischen Mediä b und g dagegen blieben als solche bestehen. Eine weitere Erscheinung, daß nämlich das germanische th in d übergeht, ist nicht dem Hochdeutschen allein eigen, sondern erstreckt sich später auch auf das Sächsische und Fränkische. Nur das Angelsächsische (Englische) und einige friesische Dialekte haben das alte th noch ungeschwächt erhalten. Es heißt also got. thu, altsächsisch und engl. thou, im ältesten Althochdeutschen thu, aber bald du, ebenso im Mittel- und Neuniederdeutschen; got. threis, altsächsisch und frühalthochdeutsch thrî, engl. three, im spätern Althochdeutsch und Niederdeutsch drî, neuhochd. drei. Durch diese Lautverschiebung wurde dann das Hochdeutsche den übrigen Mundarten des westgermanischen Zweiges äußerlich so unähnlich, daß man die letztern, namentlich das Sächsische und Niederfränkische, im Gegensatze zum Hochdeutschen unter dem Namen niederdeutsche Sprachen zusammenfaßt.

Der große fränkische Stamm zog sich von der Pfalz und den Mainländern den Rhein entlang bis in die Niederlande; daher betraf die hochdeutsche Lautverschiebung nur seine südliche Hälfte, die nördliche blieb davon gänzlich unberührt. Die südliche Hälfte, das jetzt allein so genannte Franken nebst der Pfalz und dem Rheingau, rechnet man danach ohne weiteres zum Hochdeutschen. Nördlich an diese oberfränkische Mundart schließt sich (von Trier, Koblenz bis gegen Aachen und Düsseldorf) eine Mundart an, die (niederrheinische oder) mittelfränkische, die ebenfalls hochdeutsch ist, aber doch in einem Punkte den ursprünglichen niederdeutschen Lautstand bewahrt hat: in »dat«, »wat« (»das«, »was«) und einigen andern Wörtchen ist das t nicht zu z verschoben. Diejenigen Franken aber, die nördlich von Düsseldorf und westlich von Aachen saßen, blieben von der Einwirkung der hochdeutschen Lautverschiebung verschont; ihre Sprache nennt man Niederfränkisch. Das Altniederfränkische kennen wir nur aus dem Fragment einer Psalmenübersetzung des 9. Jahrh.; im 13. Jahrh. entwickelte sich daraus das Mittelniederländische, das eine reiche Literatur aufweist, und heute ist die holländische (und flämische) Schriftsprache daraus entstanden. Östlich an das Nieder- und Mittelfränkische grenzt nun das Sächsische. In seiner ältesten Form (Altsächsisch) kennen wir es hauptsächlich aus dem im 9. Jahrh. entstandenen »Heliand«. Vom 13. Jahrh. an wird dann die sächsische Sprache häufig in Schriftwerken gebraucht; man nennt sie in dieser Form gewöhnlich Mittelniederdeutsch. Eine so reiche poetische Literatur allerdings wie das Hochdeutsche derselben Zeit hat das Mittelniederdeutsche nicht entwickelt; das bedeutendste hierher gehörige Gedicht ist der »Reineke Vos« (ca. 1490), der aber auch nur Übersetzung aus dem Niederländischen ist. Noch im 16. Jahrh. wurden in niederdeutscher Sprache Bücher gedruckt, im 17. verdrängte dann die neuhochdeutsche Schriftsprache dieselbe endgültig aus der Literatur. Die letzte niederdeutsche Bibel erschien 1621.

Die Geschichte der hochdeutschen Sprache beginnt mit dem Althochdeutschen. Man rechnet diese Periode von der Zeit der ältesten Denkmäler (8. Jahrh.) bis ungefähr in den Anfang des 12. Jahrh. Charakteristisch für das Althochdeutsche, im Vergleich zur folgenden mittelhochdeutschen Periode, sind die noch unversehrten vollen Vokale in den Flexionsendungen. So lautet z. B. das Präsens des Verbs geban (geben) althochd. gibu, gibis, gibit, Plur. gebamês, gebet, gebant, dagegen mittelhochd. gibe, gibest, gibet, geben, gebet, gebent; das Substantiv hano (Hahn) flektiert: Gen. hanin, Dat. hanin, Akk. hanun, Plur. hanun, hanôno, hanôm, hanun, mittelhochd. hane, hanen, hanen, hanen, Plur. hanen, hanen, hanen, hanen. Man unterscheidet im Althochdeutschen drei Mundarten: die bayrische, alemannische und (ober-) fränkische. In der Karolingerzeit ist das Oberfränkische durch die umfänglichsten Denkmäler vertreten, unter denen Otfrieds von Weißenburg poetisches Evangelienbuch sprachlich von besonderer Bedeutung ist. Die althochdeutsche Prosa, unter der die alemannischen Schriften Notker Labeos von St. Gallen aus spätalthochdeutscher Zeit (ums Jahr 1000) sprachlich die wichigsten sind, besteht wesentlich aus Übersetzungen, deren Ausdruck meist durch die lateinischen Vorlagen stark beeinflußt ist.

Der Übergang der althochdeutschen Sprache in die mittelhochdeutsche vollzieht sich durch die Abschwächung der auf die Stammsilbe folgenden Vokale in ein unterschiedloses e. Die Vokale der Stammsilbe bleiben hierbei im wesentlichen dieselben wie im Althochdeutschen, und dasselbe gilt von den Konsonanten. Die mittelhochdeutsche Periode der hochdeutschen Sprache rechnen wir bis zu der Zeit, wo, von dem Kanzleischreibgebrauch ausgehend, sich eine allgemeine deutsche Schriftsprache zu bilden begann. Wir können dafür ungefähr die zweite Hälfte des 15. Jahrh. ansetzen. Auch in der mittelhochdeutschen Zeit müssen wir mehrere Mundarten unterscheiden, nämlich (ganz wie in der frühern Periode) die oberdeutschen (Alemannisch mit Inbegriff des Schwäbischen und Bayrisch) und die mitteldeutschen. Das Gebiet der letztern ist weit umfangreicher als in der althochdeutschen Zeit, weil jetzt große Stücke zuvor slawischen Landes für die d. S. gewonnen sind. Die mitteldeutschen Mundarten jener Zeit zerfallen nun in die westmitteldeutschen oder fränkischen und die ostmitteldeutschen (Thüringisch, Obersächsisch, Schlesisch und die Sprache des Deutschordenslandes). Die in den mitteldeutschen Dialekten vom 12.—15. Jahrh. geschriebenen Literaturwerke sind sehr zahlreich. Bei weitem zahlreicher aber

und zugleich dem Inhalt nach wichtiger sind die in den oberdeutschen Mundarten verfaßten Dichtungen. Die hervorragendsten Meisterwerke der höfischen Poesie, die Dichtungen eines Hartmann v. Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, und die in den »Nibelungen« so herrlich erblühte epische Volkspoesie gehören alle verschiedenen Dialektgebieten Oberdeutschlands an. Und doch bedienen sich alle im wesentlichen der gleichen Sprache, denn es hat sich im Gebrauch der Dichter eine Kunstsprache entwickelt, wenn sie auch vieles von den mundartlichen Besonderheiten abgestreift hat; doch überlebte sie die Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung nicht. Auf ganz anderm Weg ist die neuhochdeutsche Schriftsprache entstanden, die allmählich auch ein viel festeres Gepräge erhalten hat und im engern Sinn den Namen des Neuhochdeutschen führt.

Die wesentlichsten Unterschiede des neuhochdeutschen Lautsystems vom mittelhochdeutschen sind folgende. Die betonten kurzen Vokale des Mittelhochdeutschen sind im Silbenauslaut lang geworden, z. B. mittelhochd. gĕ-ben, să-gen, frĭ-de, we-sen, se-hen, ŏ-ven, tū-gent neuhochd. gēben, sāgen, Friede, Wēsen, sēhen, Ofen, Tūgend; die mittelhochdeutschen betonten langen i, u, ü (geschrieben iu) sind neuhochd. zu ei, au, eu geworden, z. B. zīt, hûs, hiute zu Zeit, Haus, heute; die mittelhochdeutschen Diphthonge uo, üe sind in die einfachen Längen u, ü übergegangen, z. B. buoch, güete zu Būch, Güte; der mittelhochdeutsche Diphthong ie wird im Neuhochdeutschen zwar noch in der Schrift festgehalten, aber als einfaches langes i gesprochen, z. B. lieb, ich schied. Diese Eigentümlichkeiten haben teilweise in mitteldeutschen, teilweise in oberdeutschen Mundarten ihren Ursprung, und so zeigt auch das neuhochdeutsche Konsonantensystem in einigen Beziehungen mitteldeutschen, in andern oberdeutschen Charakter. Tatsächlich beruht die neuhochdeutsche Schriftsprache auf einem Ausgleich zwischen diesen beiden Dialektgruppen, genauer zwischen ostmitteldeutschem und bayrisch-österreichischem Sprachgebrauch. Hierbei überwiegen, insbes. hinsichtlich der Flexion, der Wortbildung und des Wortgebrauchs, die mitteldeutschen Bestandteile stark.

Ein solcher Ausgleich hat sich, nachdem die mittelhochdeutsche Dichtersprache schon im 14. Jahrh. wieder den Dialekten gewichen war, zunächst und vor allem im Schreibgebrauch der Kanzleien ausgebildet. Schon in der Sprache der Prager Kanzlei Kaiser Karls IV. zeigte sich, der Mittelstellung der deutsch-böhmischen Mundart entsprechend, eine vermittelnde Schreibweise. In ununterbrochener Entwickelung aber läßt sich die Sprache der kaiserlichen Kanzlei erst seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. verfolgen, und namentlich unter Maximilian I. gewann sie einen festern Charakter. Nächst ihr hatte die Sprache der kursächsischen Kanzlei das weiteste Einflußgebiet, und es fehlte nicht an wechselseitiger Beeinflussung der beiden, obwohl eine völlige übereinstimmung keineswegs erzielt wurde. Der Sprache der kursächsischen Kanzlei folgte nach eignem Zeugnis Luther. Die beispiellose Verbreitung seiner deutschen Schriften, vor allem seiner Bibelübersetzung, trug nicht allein am meisten dazu bei, die kursächsische Schreibweise weit über den Bereich der Kanzleien hinaus zu verbreiten. Luther hat die deutsche Schriftsprache auch namentlich im Wortgebrauch und im Stil ganz unabhängig vom Kanzleideutsch beeinflußt wie kein andrer Schriftsteller. Die Sprache seiner Bibel, seines Katechismus, seiner Kirchenlieder wurde auch die Sprache des lutherischen Gottesdienstes. Sie verdrängte im Lauf eines Jahrhunderts vor allem das Niedersächsische aus Kirche und Schule und beseitigte endgültig die Gefahr einer Spaltung der deutschen Schrift- und Gebildetensprache in Hoch- und Niederdeutsch. Am längsten wehrte sich der katholische Süden gegen das »Lutherische Deutsch«; man verfocht dort noch lange die Mustergültigkeit der Wiener Kanzleisprache, und die Schweiz hielt zunächst am schriftlichen Gebrauch der Mundart fest, deren sich auch Zwingli bedient hatte. Aber auf die Dauer konnte man sich dem Übergewichte des Nordens nicht entziehen. In der Literatur wie in der Sprachregelung der Grammatiker machte es sich mehr und mehr geltend. Auch nachdem Luthers Deutsch in mancher Beziehung veraltet war, wurde der kursächsische oder »meißnische« Sprachgebrauch vielfach für maßgebend erklärt und gehalten; vor allem von Gottsched, der auch in Süddeutschland in weitesten Kreisen als sprachliche Autorität galt und wirkte. Seine und Adelungs Regeln haben auch den grammatisch-orthographischen Gebrauch unsrer Klassiker beeinflußt, die anderseits im Gegensatze zu Gottscheds engen stilistischen Grundsätzen die Ausdrucksfähigkeit der deutschen Sprache unermeßlich bereicherten und sie weit über den beschränkten Horizont Gottschedscher Sprachkunst hinausführten. Mit der zwingenden Gewalt des großen Vorbildes hat unsre klassische Literatur den letzten Widerstand gegen die in gerader Linie von Luther aufsteigende neuhochdeutsche Schriftsprache besiegt. In der Rechtschreibung blieben freilich noch mancherlei Verschiedenheiten zurück. Sie sind erst 1903 durch die Annahme einer gemeinsamen verbesserten Orthographie für alle deutschen Behörden und Schulen beseitigt worden. Auch der mündliche Gebrauch der neuhochdeutschen Schriftsprache hat durch Schule und öffentliches Leben immer weitere Ausdehnung gewonnen und den Gebrauch der eigentlichen Mundart aus den gebildeten Ständen in den meisten Gegenden verdrängt. Doch tragen Aussprache und Wortgebrauch auch der gebildeten Umgangssprache je nach der Landesmundart eine mehr oder weniger charakteristische Färbung; eine völlig einheitliche Regulierung der Aussprache kann nur für den öffentlichen Vortrag und für grammatische Zwecke angestrebt werden (s. den Art. »Bühnenaussprache«). Die echten mundartlichen Formen, die aus den alten Dialekten in ununterbrochener Überlieferung weitergebildet sind und vielfach noch altes Sprachgut im Gegensatze zur Schriftsprache festgehalten haben, sind hauptsächlich noch bei der ländlichen Bevölkerung zu finden. Wie einst die Schriftsprache aus den Mundarten entstanden ist, so kann sie aus ihnen und aus der Umgangssprache überhaupt auch immer wieder frisches Leben schöpfen. Für die wissenschaftliche Erforschung unsrer Sprache und ihrer Entwickelung bildet das Studium der den natürlichen Gesetzen sprachlicher Veränderung, nicht künstlicher Regelung folgenden, an alten Worten und Formen wie an eigenartigen Neubildungen und an sinnlicher Frische des Ausdrucks reichen Mundarten ein unentbehrliches Hilfsmittel.

Über die Deutsche Philologie s. den besondern Artikel, S. 725 f.

Die deutschen Mundarten.

(Hierzu die »Karte der deutschen Mundarten«.)

Die sämtlichen eigentlich deutschen Volksmundarten lassen sich in zwei Hauptgruppen teilen: niederdeutsche (plattdeutsche) und hochdeutsche; die hochdeutschen aber zerfallen wiederum in die oberdeutschen und mitteldeutschen Mundarten. Jeder

dieser drei Hauptdialekte begreift nun unzählige mehr oder weniger charakteristisch verschiedene Provinzial- und Lokaldialekte in sich. Die heutige Grenze zwischen Oberdeutsch und Mitteldeutsch verläuft etwa folgendermaßen: im Rheintal wird sie durch den Hagenauer Forst und vom Unterlauf der Murg gebildet, geht dann am Oosbach hinauf, zieht von da an die Schwarzbach, jenseit derselben gegen die Teinach und deren Vereinigungspunkt mit der Nagold; den Neckar erreicht sie unterhalb der Remsmündung, geht nach Ellwangen, Feuchtwangen, Wassertrüdingen, Solnhofen, nach der Schwäbischen Rezat, an der Rednitz hinauf bis zum Einfluß der Pegnitz, der sie bis zu ihren Quellen folgt, am Nordrande des Fichtelgebirges hin nach den Quellen der Schwesnitz, an den Abhängen des Erzgebirges bis Klösterle, an der Eger hinab bis Laun, wo sie auf slawisches Sprachgebiet stößt. Das wichtigste Charakteristikum des Oberdeutschen besteht darin, daß die alten Doppelvokale ie, uo, üe noch als solche bewahrt sind, während dies auf mittel- und niederdeutschem Boden nicht der Fall ist. Als Schibboleth für die Grenzbestimmung zwischen dem Mitteldeutschen und Niederdeutschen dienen die Erscheinungen der hochdeutschen Lautverschiebung, wonach das Hochdeutsche die im Innern des Wortes stehenden Tenues des Niederdeutschen in Spiranten verwandelt (s. oben).

Im allgemeinen bildet der Habichtswald, die natürliche Grenze zwischen Franken und Sachsen, noch heute die Sprachgrenze zwischen dem Mittel- und Niederdeutschen. Während aber die Stadt Münden und die nördlichen hannöverschen Dörfer zwischen Fulda und Werra sowie weiter östlich Hedemünden an der Werra, Friedland, Duderstadt und Lauterberg noch dem niederdeutschen Sprachgebiet angehören, fallen Gerlenbach, Witzenhausen, Ahrendshausen, Heiligenstadt, Stadt Worbis und Sachsa dem mitteldeutschen Sprachgebiet zu. Östlich von Sachsa sind die nördlichsten mitteldeutschen Ortschaften: Ellrich, Sulzhain, Stiege, Gernrode, Mägdesprung, Harkerode, Sandersleben, Güsten und Kalbe. Vom Einfluß der Saale an aufwärts bildet die Elbe bis gegen Wittenberg hin, namentlich bei Dessau, eine scharfe Sprachgrenze; weiter östlich erscheinen Zahna, Schlieben, Luckau, Teupitz, Beeskow, Reppen, Königswalde, Driesen jenseit der Oder als die südlichsten niederdeutschen Ortschaften. Eine oberdeutsche Sprachinsel im niederdeutschen Gebiet findet sich auf dem Harz, die Ortschaften Klausthal, Zellerfeld, Wildemann und Lauterthal auf der nördlichen und Andreasberg auf der südlichen Abdachung umfassend, wahrscheinlich Niederlassungen von oberdeutschen Bergleuten. Westlich vom Habichtswald folgt die Sprachgrenze der Wasserscheide zwischen dem Diemel- und dem Fuldagebiet bis nach Sachsenhausen, wo sie ins Edergebiet tritt und diesen Fluß noch oberhalb der Mündung des Itterbaches berührt; selbst auf dem rechten Ufer der Eder sind noch Harbshausen und Kirchlotheim niederdeutsch. Dann zieht sich die Grenze von der Mündung der Orke über Sachsenberg und Hallenberg nach der Höhe des Rothaargebirges, das in seiner Fortsetzung bis nach Drolshagen zwischen der Ruhr und der Sieg die Gewässer und die Mundarten scheidet. Von Drolshagen windet sich die Grenze des Niederdeutschen nordwestlich, so daß Wipperfürth, Dorp und Hilden die äußersten niederdeutschen Städte sind. Bei Benrath überschreitet sie den Rhein und wendet sich südwestlich, nunmehr nicht das Niedersächsische, sondern das Niederfränkische (Niederländische) vom Niederdeutschen scheidend. Sie zieht sich über Odenkirchen, östlich bei Erkelenz vorbei, über Linnich nach Aachen, doch so, daß Aachen noch ganz ins mitteldeutsche Gebiet fällt; von dort geht sie südlich bei Eupen vorbei (dasselbe ist schon niederfränkisch) und trifft dann (bei Montjoie) auf die französische Sprachgrenze. So läuft ungefähr heutigestags die Grenze zwischen dem Mittel- und Niederdeutschen. Ob sie freilich zur mittelhochdeutschen Periode schon in allen Punkten dieselbe und wie beschaffen sie damals gewesen sei, ist eine noch nicht befriedigend beantwortete Frage. So wahrscheinlich es ist, daß an vielen Punkten die niederdeutsche Grenze schon damals mit der heutigen übereinstimmte (z. B. in den Rheingegenden), so sicher ist es auch, daß wieder an andern Orten, besonders in der (großenteils früher slawischen) Provinz Sachsen, das Mitteldeutsche auf Kosten des Niederdeutschen an Gebiet gewonnen hat. Merseburg, Halle, Mansfeld und alles, was nördlicher liegt, war im 13. Jahrh. ganz gewiß noch niederdeutsch, wie zahlreiche Urkunden beweisen. Auch in der Provinz Brandenburg hat das Mitteldeutsche in den letzten Jahrhunderten an Gebiet gewonnen. Das gesamte Gebiet der

oberdeutschen Mundarten

teilt man zunächst ein in die alemannischen Mundarten einerseits, die bayrisch-österreichischen anderseits. Die Grenze zwischen beiden bildet der Lech; doch greift das Alemannische im Oberlaufe des Lech auch auf dessen rechtes Ufer über. Die Hauptunterschiede beider liegen teils auf dem Gebiete der Laute: das Bayrische spricht Last, Kosten, Haspel wie die Schriftsprache, während es alemannisch Lascht, Koschte, Haschpel heißt, teils auf dem Gebiete der Flexion: das Bayrische besitzt für ihr, euch die uralten, ursprünglich für die Zweizahl (ihr beide, euch beide) geltenden Formen es, enk, die alemannisch längst ausgestorben sind, teils auf dem Gebiete der Wortbildung: das Bayrische bildet die Verkleinerungswörter mit -el, -erl, das Alemannische mit -li, -le. Das Alemannische zerfällt weiterhin in die Mundarten des Rheingebiets einerseits (das Alemannische im engern Sinn), welche die alten langen Vokale noch bewahrt haben, also zît, hûs, hût (Zeit, Haus, heute) sprechen, und in die des Neckar- und Donaugebiets anderseits, d. h. das Schwäbische, das Zeit, Haus, heut spricht. Zur Mundart des Rheingebiets gehören: 1) die hochalemannische, d. h. im wesentlichen die Schweizer Mundarten, zu denen aber auch die südlichen Striche von Baden, Württemberg, Bayern zu rechnen sind. Charakteristisch für das hochalemannische Gebiet ist, daß das k nicht nur im Innern, sondern auch im Anfang des Wortes zu ch verschoben ist, z. B. chalt (kalt), chind (Kind), chorn (Korn). In diesen Mundarten schrieben und dichteten unter anderm: Hebel, dessen Sprache die des badischen Wiesentals ist; Häfliger (Lieder) im Luzerner Dialekt; Kuhn im Berner Dialekt; Usteri, Th. Meyer-Merian (»Wintermaieli«), R. Wyß (Kuhreihen u. Volkslieder), J. Felner, Tobler (Volkslieder), A. Schreiber, Hoffmann von Fallersleben, Corrodi (epische Dichtungen), Stutz im Züricher Dialekt; Jos. Schied (»Juraklänge«) in Solothurner, J. Merz in Appenzeller, Lenggenhager in Thurgauer Mundart u. a. Zahlreiche Gedichte im Schweizer Dialekt enthält auch die Zeitschrift »Alpenrosen« (1812—30). Vgl. Sutermeister, Schwyzer-Dütsch. Sammlung schweizerischer Mundart-Literatur (Zürich 1882 ff.). Ein noch jetzt wertvolles Wörterbuch der schweizerischen Sprache lieferte Stalder (»Versuch eines schweizerischen Idiotikons«, Aarau 1806—12, 2 Bde.), ein neueres,

KARTE
DER
DEUTSCHEN MUNDARTEN.
von Dr. Emil Maurmann.
Grenzen d. mittel- u. oberdeutschen Mundarten mit nicht diphthongiertem alten ī, ū, iu.
Ostgrenze der fränkischen, wat-Mundarten.
Nordgrenze d. niederfränkischen ich-Mundarten.
Grenzen des Ober-, Mittel- u. Niederdeutschen.
Grenzen von Untermundarten.
Politische Grenzen.
Die deutschen Sprachinseln in Rußland u. Ungarn sind willkürlich zu den nächstliegenden Mundarten gerechnet worden.
NORD
SEE
Friesisch
Helgoland
Fünen
Holsteinisch
Ost-Friesisch
Unt. Elbe-Mundart
Mecklenbu
Friesisch
Oldenburgisch
Unterems-Mund-A.
Braunschweig
Lüneburgisch
Lippisch
Niederfränkisch
Westfälisch
Thüringisch-O
Hessisch
Ripuarisch
FRANZÖSISCH
Moselfränkisch
Odenwald
Pfälzisch
ALEMANNISCH SCHWÄB.
BAIR
Oberdeutsch
Französisch
ITALIENISCH
Französ.
Bibliograph

stitut in Leipzig

außerordentlich reichhaltiges bearbeiteten Staub und Tobler (Frauenfeld 1881 ff.). Vgl. die vorzügliche Spezialgrammatik: Winteler, Die Kerenzer Mundart in ihren Grundzügen dargestellt (Leipz. 1876); ferner Mörikofer, Die schweizerische Mundart (2. Aufl., Bern 1864); Seiler, Die Baseler Mundart (Basel 1879); Tobler, Appenzellischer Sprachschatz (Zür. 1837); Hunziker, Aargauer Wörterbuch (Aarau 1877). 2) Niederalemannische Mundarten, wozu die Stadt Basel, das Elsaß, der größte Teil des südlichen Baden (Ortenau, Breisgau bis auf den südlichsten Teil) gehören. Hier fehlt jene Verschiebung des anlautenden k. Baseler Mundart vertreten z. B. Gedichte von Mähly (»Rhignmurmel«). In elsässischer Mundart dichteten G. D. Arnold (»Der Pfingstmontag«), E. Stöber (»Daniel oder der Straßburger«, Lustspiel), K. Fr. Hartmann u. a. Eine Sammlung von Gedichten ꝛc. in Straßburger Mundart enthält A. Stöbers »Elsässer Schatzkästel« (Straßb. 1877). Vgl. auch Stöbers »Elsässer Volksbüchlein« (Straßb. 1842), Bergmanns »Straßburger Volksgespräche« (das. 1873) und E. Martin und H. Lienhart, Wörterbuch der elsässischen Mundarten (das. 1897 ff.). Für den badischen Teil des Niederalemannischen vgl. Trenkle, Die badische Dialektliteratur (Tauberbischofsheim 1881).

Schwäbische Volkslieder finden sich in Nicolais »Almanach«, einige Gedichte in R. Weckherlins Liedersammlung (1648; neue Ausg., Leipz. 1873). Andre poetische Bearbeiter des schwäbischen Dialekts sind Seb. Sailer (»Schriften im schwäbischen Dialekt«, neue Ausg., Ulm 1893), K. Weitzmann (»Gedichte«, 10. Aufl., Straßb. 1895) und G. F. Wagner (Gedichte und Lustspiele); ferner A. Hoser, J. Eppele, J. G. Scheifele, Fr. Richter, A. Grimminger, F. Th. Vischer u. a. Eine Sammlung schwäbischer Dialektdichtungen lieferten R. Weitbrecht und Seuffer (Ulm 1886), eine Sprichwörtersammlung A. Birlinger (»So sprechen die Schwaben«, Berl. 1868), der auch ein »Schwäbisch-Augsburgisches Wörterbuch« (Münch. 1864) herausgab. Ein großes »Schwäbisches Wörterbuch« bearbeitet Herm. Fischer (Tübing. 1900 ff.). Die ganze schwäbisch-alemannische Mundart hat Weinhold behandelt in seiner »Alemannischen Grammatik« (Berl. 1863), worin die Entwickelung derselben von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart verfolgt wird. Vgl. Kauffmann, Geschichte der schwäbischen Mundart im Mittelalter und in der Neuzeit (Straßb. 1890); H. Fischer, Geographie der schwäbischen Mundart (Tübing. 1895).

Den bei weitem größten Raum unter den drei Hauptmundarten des oberdeutschen Sprachgebietes nehmen die bayrischen Mundarten ein, außer Altbayern und der Oberpfalz nämlich noch Tirol, Salzburg, Österreich, Steiermark bis Krain sowie den südlichen und westlichen Teil von Böhmen. Das nördliche Böhmen gehört zu der obersächsisch-erzgebirgischen, das nordöstliche, ebenso wie das Hauptgebiet von Deutsch-Mähren, zu der schlesischen Mundart. Eigenheiten der bayrischen Mundart im engern Sinn sind noch folgende: Das reine hochdeutsche a gebraucht sie fast nie, sondern verwandelt dasselbe in den Mittellaut zwischen o und a (das schwedische å); statt des hochdeutschen ä läßt sie in bestimmten Fällen, wie in Käse, im Konjunktiv des Imperfekts (z. B. in wäre, käme, nähme), ein à (Mittellaut zwischen a und ä) hören; das ai lautet wie oa, das ei aber wie ai; die Endsilbe er verändert sich in à, doch wird das r wieder hörbar, wenn das folgende Wort mit einem Selbstlauter anfängt, zu dem es hinübergeschleift wird. Dichterisch wurde diese Mundart besonders von dem ehemaligen Augustiner Marcelin Sturm (Lieder), M. Heigel, Franz v. Kobell und K. Stieler ausgebildet; außerdem findet man Lieder in Hazzis »Statistischen Aufschlüssen von Bayern« (1. Teil) und in Firmenichs »Germaniens Völkerstimmen«. Beachtenswert ist auch eine »Sammlung bayrischer Sprichwörter«. Vgl. besonders Schmellers vorzügliches »Bayrisches Wörterbuch« (2. Aufl. von Fromman, Münch. 1868—78, 2 Bde.) und in grammatischer Hinsicht das ebenso ausgezeichnete Werk Schmellers: »Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt« (das. 1821), worin auch reichhaltige Mundartenproben zu finden sind. Die Mundarten des südlichen Tirol weichen von denen des mittlern und nördlichen nicht wenig ab, weil sich in der Aussprache mehrere Laute dem Italienischen nähern. Im Tirolischen wird das k vorzüglich stark gesprochen und das a in manchen Gegenden fast so hell wie in Schwaben. Der Salzburger Dialekt weicht im ganzen wenig von der Tiroler Mundart ab. Lieder und Schnaderhüpfel finden sich in Hübners »Beschreibung von Salzburg« (Salzb. 1796); ein Bruchstück aus einem Singspiel in diesem Dialekt ist in der Vorrede zu Gottscheds Buch von gleichbedeutenden Wörtern enthalten. Sammlungen von Schnaderhüpfeln veröffentlichten Franz v. Kobell, v. Hörmann u. a. Der österreichische Dialekt unterscheidet sich im allgemeinen von dem bayrischen durch Weichheit, Feinheit und Geschwindigkeit der Aussprache; doch ist er im Land ob der Enns auch gedehnt und singend. In den Gebirgsgegenden zwischen Ungarn und Österreich, durch Kärnten und Krain, ähneln Aussprache, Wortformen und Gesänge der salzburgischen und tirolischen, im mittlern Lande der bayrischen Mundart. Die letztere, im eigentlichen Österreich herrschende verwandelt z. B. wie jene die meisten a in o, stumpft die Endsilbe er zu à ab, nur daß sie das r, sobald ein Selbstlauter folgt, wieder etwas hörbar macht. Doch unterscheidet sie sich von der bayrischen z. B. dadurch, daß sie die alten ai oder ay, die in Bayern oa lauten, in à verwandelt. Die Aussprache hat etwas Stumpfes und Klangloses. Besondere Sammlungen österreichischer Volkslieder sind: Fr. Ziska und Schottky, Österreichische Volkslieder mit ihren Singweisen (Pest 1819; 2. Ausg., das. 1844); Pogatschnigg und Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten (2. Aufl., Graz 1879). In österreichischer Mundart dichteten Castelli und Seidl (niederösterreichisch), M. Lindemayr, Kohlheim, Kaltenbrunner, Klesheim (wienerisch), Stelzhamer (obderennsisch), Fellöcker, Rosegger (steirisch). Ein »Etymologisches Wörterbuch« gab Höfer (Linz 1815, 3 Tle.); neuere lexikalische Sammlungen für den österreichischen Dialekt sind die von Loritza (Wien 1847), Castelli (das. 1847), des Wiener Dialekts von Hügel (das. 1873). Ein Wörterbuch der tirolischen Volkssprache gaben Schöpf und Hofer (Innsbr. 1862 bis 1866) heraus. Über die Mundart der deutschen Bewohner des Böhmerwaldes schrieb Jos. Rank (»Aus dem Böhmerwald«, Linz 1853), der auch eine Auswahl ihrer Schnaderhüpfeln mitteilte. Ein sehr reichhaltiges »Kärntisches Wörterbuch« veröffentlichte M. Lexer (Leipz. 1862). Die Grammatik der ganzen bayrisch-österreichischen Mundart hat Weinhold in historischer Weise in seiner »Bayrischen Grammatik« (Berl. 1867) behandelt. Eine Zeitschrift: »Bayerns Mundarten«, gab O. Brenner 1891—94 heraus.

Die mitteldeutschen Mundarten

sind noch weit weniger erforscht als die oberdeutschen, doch lassen sich diese so verschiedenen Dialekte mit einiger

Sicherheit in gewisse Hauptgruppen teilen. Zunächst die fränkischen Mundarten am Ober- und Mittelmain, an der Oberwerra und der Rhön. Man hört sie vom Odenwald und Spessart bis an das Fichtelgebirge und vom Rennsteig des Thüringer Waldes bis beinahe an den Ausfluß der Wernitz in die Donau. Die Grenze zwischen der Mundart des Mittelmains, der westfränkischen, und der des Obermains, der ostfränkischen, zieht sich nach Schmeller von der obern Wernitz längs der Wasserscheide zwischen Tauber und Regnitz zum Main, überschreitet diesen Fluß östlich von Würzburg, da, wo derselbe nicht mehr, wie von seiner Quelle an, Mâ, sondern Mè genannt wird, und wendet sich westlich von Schweinfurt gegen die Quellen der Saale, wo schon die Mundart der obern Werra, die hennebergische, beginnt. Die vorzugsweise fränkische oder ostfränkische Mundart weist an Stelle der alten, noch in Bayern und der Schweiz hörbar als Doppellaute gesprochenen ie ein ei, öfters auch ein öi auf, an Stelle der alten uo, bei denen das Gleiche der Fall, ein ou, während die langen o größtenteils in aù, wo u den Ton hat, das alte ai in à gewandelt werden. Doch findet auch hier große Verschiedenheit statt. Dichterisch ausgebildet wurde diese Mundart von den Nürnbergern Grübel, Zuckermandel, W. Marx und W. Weickert und dem Koburger Fr. Hofmann. Ein Idiotikon für den Nürnberger Dialekt von Häslin findet sich im »Deutschen Museum« (November 1781). Der hennebergische Dialekt herrscht östlich der obern Fulda bis fast zur obern Saale und umfaßt vorzugsweise die gesamte Werragegend oberhalb Salzungen bis Themar, über welches hinaus er schon fränkische Elemente aufnimmt. Er charakterisiert sich durch die Bewahrung des altdeutschen û, das so wie das altdeutsche î hier auch in einem großen Teil Thüringens und Hessens nicht in das neuhochdeutsche au, resp. ei übergegangen ist; also z. B. Zit, Hus (statt Zeit, Haus), ferner durch die Verwandlung der Endsilbe ung in ing und des w am Anfang der Wörter wer, was, wie, wo in b. Dichterisch wurde dieser Dialekt in neuerer Zeit vielfach ausgebeutet. Einzelne Gedichte brachte schon das »Koburg-Meiningische Taschenbuch« (1804 ff.). Gedichtsammlungen veröffentlichten: Neumann (im Wasunger Dialekt), Mylius (in Themarer Mundart); einzelne Gedichte: Klett (»Gaul böck dich«, im Suhler Dialekt), Reinhard und Deckert (in Schleusinger Mundart), Wucke (im Salzunger Dialekt), Schneider (im Meininger Dialekt) u. a. Ein hennebergisches Idiotikon gab Reinwald, von einem andern veröffentlichte Brückner Proben. Vgl. Spieß, Beiträge zu einem hennebergischen Idiotikon (Wien 1881); Derselbe, Die fränkisch-hennebergische Mundart (das. 1873). Die Mundarten der Rhön, die durch das Ulstertal mit der Werragegend, durch das Saale- und Sinntal mit dem Main, durch das Kinzigtal mit der Wetterau und durch die Fulda mit Niederhessen in Verkehr stehen, haben durch die Einwirkung der mehr als tausendjährigen Herrschaft des Stiftes Fulda einen gewissen allgemeinen Charakter angenommen, ohne jedoch ihre ursprünglichen Bestandteile ganz zu verleugnen. Ein charakteristisches Kennzeichen des Rhöndialekts ist der Gebrauch der Diminutivendung »lich« (statt »lein« oder »chen«) und zwar für den Plural, während der Singular »le« hat (z. B. das Häusle, die Häuslich).

Das Westfränkische unterscheidet sich vom Ostfränkischen besonders dadurch, daß in ihm die Doppellaute ie und ei, statt in i und a, in ăi und ĕ übergehen. Nicht ohne Einfluß blieb das Niederdeutsche auf dasselbe. Die sogen. rheinische Mundart, zwischen dem Untermain und der Lahn, gehört, ebenso wie die eben besprochene west- und ostfränkische, zu dem Komplex der oberfränkischen Mundarten. Hierher gehören: die Frankfurter Lokalpossen von Malß (»Volkstheater in Frankfurter Mundart«, 2. Aufl., Frankf. 1850), W. Pfeiffer und W. Sauerwein; die Gedichte von Fr. Stoltze (»Frankfurter Krebbzeitung« und »Gedichte«); die Mainzer Posse »Herr Hampser als Stadtrat«; die Darmstädter Posse »Datterich« von Niebergall; Lennings komische Dichtungen in Pfälzer Mundart (»Etwas zum Lachen«, »Die Weinproben« 2c.); die pfälzischen Gedichte von Fr. v. Kobell, Nadler, Woll 2c. — Das Gebiet des Rheins von Luxemburg, Trier, Koblenz, nördlich bis nach Düsseldorf und Aachen, bildet dann wieder eine zusammengehörige Mundartengruppe, die niederrheinische oder mittelfränkische. Die hierher gehörigen Mundarten sind mitteldeutsche mit den hauptsächlichsten Erscheinungen der hochdeutschen Lautverschiebung; doch sind sie in einigen Punkten auf niederdeutscher Stufe stehen geblieben und haben besonders das gemeinsam, daß sie sämtlich dat, et, wat haben statt des in allen übrigen mitteldeutschen Gegenden herrschenden verschobenen das, es, was. Außerdem stimmen sie darin mit dem Niederdeutschen überein, daß sie wie dieses, hochdeutschem b entsprechend, in- und auslautend v, resp. f haben, z. B. kölnisch Wif (Weib), Plural: Wiver. Man kann sie wiederum in drei Nebendialekte teilen: den luxemburgisch-lüttichschen, den trierschen und den kölnischen. Die luxemburg-lüttichsche Mundart wird gesprochen von Diedenhofen bis an den Ausfluß der Sure in die Mosel, von da längs der Sure und Oure bis Vianden, von wo sie sich fast in gerader Richtung nach Westen bis an das Wallonische zieht. Die trierische Mundart zieht sich von Saarlouis über den Gau zwischen Mosel und Saar längs der Grenze des Luxemburgischen bis St. Vith, von da längs der kölnischen Grenze bis an den Rhein. Die kölnische Mundart beginnt mit den Hofgerichtshöfen Bütgenbach, Amel und Büllingen. Einen ganz andern Dialekt spricht man vier Stunden über Prüm von Hillesheim bis zur Aar und dem Rhein. Dichterisch behandelten den Luxemburger Dialekt H. Meyer (»E Schreck ob de Letzeburger Parnassus«, Letzeburg 1829), den Aachener F. Jansen (»Gedichte«, Aachen 1820) und Jos. Müller (»Gedichte und Prosa«, 2. Aufl., das. 1853), den Trierer Loyen (»Gedichte«, Trier 1850), den Kölner Dialekt Wallraf (»Die Postation«, Fastnachtsposse, Köln 1818) u. a. Vgl. J. Müller und Weitz, Aachener Idiotikon (Aachen 1836); Hönig, Wörterbuch der Kölner Mundart (Köln 1877). Die westerwäldischen Mundarten hat Schmidt in seinem »Westerwäldischen Idiotikon« behandelt, ohne jedoch die Grenzen anzugeben. Die niederhessische Mundart grenzt in der Werragegend an die thüringische, im Westen an die westerwäldische und im Norden an die niederdeutsche. Den Gießener Dialekt hat Brentano in seinem »Gackeleia« ausgebeutet; Crönlein schrieb eine Posse in Gießener und Stahl eine Satire (»Die Weilberger Kerb«) in Weilberger Dialekt. Eine sehr gute lexikalische Sammlung für das hessische Idiom gab Vilmar in seinem »Idiotikon von Kurhessen« (neue Ausg., Marb. 1883; Nachträge von H. v. Pfister, 1886 u. 1894). Ein oberhessisches Wörterbuch hat W. Crecelius im Auftrage des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen bearbeitet (Darmst. 1897—99). Vgl. auch H. v. Pfister, Chattische Stammeskunde (Kassel 1880).

Die natürliche südliche Grenze der thüringischen Mundarten bildet der Rennstieg des Thüringer Waldes. Nördlich grenzen sie an den Vorbergen des Harzes an das Niederdeutsche, und im Osten scheidet sie die Thüringische Saale von dem Obersächsischen und Sorbischen, von dem dort schon Formen und Wendungen angenommen werden. Am meisten Zusammenhang haben die thüringischen Mundarten im Thüringer Flachland, in der Goldenen Aue bis Weimar und anderseits bis Mühlhausen und Nordhausen nebst der sondershäusischen Unterherrschaft, wo sie ein großes, in sich abgeschlossenes Gebiet innehaben. Derselbe Dialekt kehrt im Gothaischen wieder und reicht bis zum Wald nach Ilmenau und Arnstadt hinauf. Von Weimar im Ilm- und Geragebiet waldaufwärts nähert sich der Dialekt schon sehr dem obersächsischen, ist aber fast noch breiter und reizloser als dieser. Nach dem Osterland zu und über Naumburg hinaus geht die thüringische Mundart allmählich in die meißnische oder obersächsische über. Sagen im thüringischen Dialekt gab Bechstein (»Sagenschatz des Thüringer Landes«, »Deutsches Museum« und »Thüringen in der Gegenwart«). Im Dialekt von Ruhla dichteten L. Storch, in Altenburger Mundart Fr. Ullrich (»Volksklänge«, 3. Aufl., Stett. 1874), in der Rudolstädter Sommer (»Bilder und Klänge aus Rudolstadt«). Den mansfeldischen Dialekt wandte (in Poesie und Prosa) Giebelhausen in mehreren Schriftchen an, z. B.: »Nischt wie lauter Hack un Mack, alles dorchenanner dorch« (Hettstedt 1865, 2 Hefte). Als grammatische und lexikalische Leistungen sind zu erwähnen: K. Regel, Die Ruhlaer Mundart (Weim. 1868); Pasch, Das Altenburger Bauerndeutsch (Altenburg 1878).

Der eigentlich obersächsische (meißnische) Dialekt, die alte Markgrafschaft Meißen und das Osterland beherrschend, bildet seinem Charakter nach ein Mittelglied zwischen dem Ober- und Niederdeutschen. Der Unterschied der weichen und harten Konsonanten ist dem Obersachsen ganz verloren gegangen; er kann b und p, d und t, g und k in der Aussprache nicht unterscheiden und spricht für beide einen Mittellaut zwischen hart und weich. Im Vokalismus stimmt das Obersächsische zum Niederdeutschen, indem es das alte ei und au in ê, resp. ô kontrahiert, z. B. Klêd, Flêsch, Bôm. Proben des Dialekts findet man in Firmenichs »Germaniens Völkerstimmen«. Eine Grammatik nebst Lexikon der Leipziger Mundart veröffentlichte K. Albrecht (Leipz. 1880), Gedichte in derselben F. A. Döring (»Launige Gedichte«, 2. Aufl., das. 1835, u. a.) und E. Bormann (»Mei Leibzig low' ich mir« u. a.). Manche Abweichungen, die teilweise mehr zum Oberdeutschen hinneigen, zeigt die obersächsische Mundart im Erzgebirge und im nördlichen Böhmen. Vgl. Göpfert, Die Mundart des sächsischen Erzgebirges (Leipz. 1878). Das Gebiet der schlesischen Mundarten erstreckt sich über Preußisch- und Österreichisch-Schlesien, das nordöstliche Böhmen und den Hauptteil Deutsch-Mährens. Im allgemeinen stehen sie den obersächsischen am nächsten, vermischen jedoch nicht wie diese die harten und weichen Konsonanten und stellen sich im Gebrauch des Verkleinerungssuffixes -el zum Oberdeutschen. Innerhalb des eigentlichen Schlesien scheidet man zwischen der breiten, an neugebildeten Diphthongen reichen Mundart des Flachlandes und dem Gebirgsdialekt, für den die Auflösung der Endung -en in a besonders charakteristisch ist (z. B. Kucha, schneida, hotta, statt Kuchen, schneiden, hatten). Manche besondere Eigenheiten zeigte die jetzt ausgestorbene Mundart der Breslauer »Kräuter« (Gemüsegärtner). Mehrere Lieder dieser »Kräuter« finden sich in Füllborns »Breslauischen Erzählungen«. In der Mundart um Glogau ist die »Kraune zu Brassel« (in Vaters »Volksmundarten«) gedichtet. Auch Holtei (»Schlesische Gedichte«), Schönig (»Glätzische Gedichte«), Rößler, Max Heinzel u. a. schrieben Gedichte in schlesischer Mundart. »Volkslieder in der Mundart des (mährischen) Kuhländchens« gab Meinert (Hamb. 1817) heraus. Ein bemerkenswertes älteres Denkmal des schlesischen Dialekts ist das Scherzspiel »Die geliebte Dornrose« von Andreas Gryphius (zuerst um 1660 erschienen; neu hrsg. von Tittmann, Leipz. 1870). Aus neuerer Zeit sind die mundartlichen Originalausgaben von Gerhard Hauptmanns Schauspielen »De Waber« (Die Weber) und »Fuhrmann Henschel« zu nennen. Grammatisch ist die Mundart behandelt von Weinhold (»Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart«, Wien 1853). Derselbe lieferte auch »Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuch« (Wien 1855). Vgl. noch Knothe, Wörterbuch der schlesischen Mundart in Nordböhmen (Hohenelbe 1888); Waniek, Zum Vokalismus der schlesischen Mundart (Bielitz 1880); Rückert, Zur Charakteristik der deutschen Mundarten in Schlesien (»Zeitschrift für deutsche Philologie«, Bd. 1, 4 u. 5); Drechsler, Wencel Scherffer und die Sprache der Schlesier (Bresl. 1895); »Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde«, 1894 ff., und besonders deren »Beihefte«. — Eine mitteldeutsche Enklave befindet sich auch in Ostpreußen; vgl. Stuhrmann, Das Mitteldeutsche in Ostpreußen (Deutsch-Krone 1895—98).

Die niederdeutschen Mundarten.

Nördlich von der oben gezogenen Grenzlinie herrschen nun die vom Altsächsischen herstammenden sogen. niederdeutschen Mundarten. Am Rhein grenzen dieselben an das fränkisch-niederdeutsche oder niederfränkische Sprachgebiet, zu dem außer den eigentlichen Niederlanden auch noch die deutschen Provinzen Kleve und Geldern gehören. Man unterscheidet gewöhnlich zwei niederdeutsche Mundarten: die westfälische, westlich der Weser, und die eigentlich niedersächsische, zwischen Weser und Elbe und in den ehemals slawischen Gegenden im Osten derselben. Von den Mundarten im Osten der alten Slawengrenze sind vorzugsweise die pommerschen Gegenstand gründlicher Untersuchung gewesen, als deren Resultat Böhmer (»Baltische Studien«) angibt, daß in Pommern zwei gründlich verschiedene niederdeutsche Mundarten nebeneinander bestehen, in denen zugleich alle Unter- und Spielarten der Provinz begriffen sind. Die eine ist rund, leicht, rollend, ohne alle Doppellaute, und großer Behendigkeit und Gewandtheit fähig; die andre breit an Lauten, gedehnt, voll, schwer, nachdrücklich bis zu großer Trägheit und ziemlicher Härte, insbes. erfüllt mit gewissen Diphthongen (au, ei, ai) oder nachklingenden Vokalen (a, ä, e ꝛc.) und Liebhaberin träg absinkender Endlaute. Sagt z. B. jene runde Mundart Foot (Fuß), Göder (Güter), so lauten diese Worte in der breiten Sprache: Faut, Gaudre oder Gaure. Charakteristisch für die westliche Hälfte des niederdeutschen Gesamtgebietes ist das reine, spitzige s-t und s-p auch in der Aussprache des Hochdeutschen (z. B. s-tehen, s-prechen statt des hochdeutschen schtehen, schprechen). In Westfalen wird das s auch in der Verbindung mit ch durch getrennte Aussprache der beiden Laute gewahrt, z. B. in S-chinken, s-chön. — Seitdem die hochdeutsche Schriftsprache die Herrschaft über das gesamte Deutschland errungen, wurde wenig

mehr in niederdeutscher Mundart (die man ziemlich allgemein, aber nicht ganz treffend auch als Platt, Plattdeutsch bezeichnet) gedichtet, obwohl es an einzelnen Versuchen, dieselbe wieder zur Schriftsprache zu erheben, nicht fehlte. Glücklicher als J. H. Voß waren in dieser Beziehung Bornemann (»Gedichte in plattdeutscher Mundart«), Bärmann (»Rymels und Dichtels« im Hamburger Dialekt), L. Giesebrecht und Klaus Groth (in seinem bekannten »Quickborn«), namentlich aber F. Reuter, der durch seine Schriften in allen Gauen Deutschlands seiner mecklenburgischen Muttersprache Freunde zu gewinnen wußte. Stets dagegen sprudelte ein reicher Quell mundartlicher Poesie des Volkes in Märchen, Sagen und Liedern. Einen ganzen Schatz solcher Lieder und Sagen findet man in Firmenichs »Germaniens Völkerstimmen«. Als reichhaltige Sammlungen sind zu nennen: »Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark« von Woeste (Iserl. 1849), Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen (Wismar 1897 ff.), P. Bahlmann, Münsterische Lieder u. Sprichwörter (Münster 1896); als Wörterbuch der plattdeutschen Sprache: Berghaus, Sprachschatz der Sassen (Brandenb. 1877 ff.). Von ältern Idiotiken für einzelne niederdeutsche Untermundarten liegen vor: ein Wörterbuch für den bremischen Dialekt von der Deutschen Gesellschaft zu Bremen (Brem. 1767—72, 5 Bde.; neue Ausg. 1881); für den hamburgischen von Richey (Hamb. 1755); für den osnabrückischen und westfälischen von Strodtmann (Altona 1756); für den holsteinischen von Schütze (Hamb. 1800—1807, 4 Bde.); für den pommerschen von Dähnert, Plattdeutsches Wörterbuch (Stralf. 1781). Von neuern sind bemerkenswert: das »Wörterbuch der ostfriesischen Sprache« von J. ten Doornkaat-Koolmann (Norden 1879—84), das »Göttingisch-Grubenhagensche Idiotikon« von Schambach (Hannov. 1858), das »Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart« von Danneil (Salzwedel 1859), das »der mecklenburgisch-vorpommerschen Mundart« von Mi (Leipz. 1876), das westfälische von Woeste (Norden 1882), das preußische von Frischbier (Berl. 1883—85). Nennenswerte Spezialgrammatiken sind die »Grammatik des mecklenburgischen Dialekts« von Nerger (Leipz. 1869), die »Westfälische Grammatik« von Jellinghaus (2. Aufl., Brem. 1885); Holthausen, Die Soester Mundart (Norden 1886); E. L. Fischer, Grammatik und Wortschatz der preußischen Mundart im preußischen Samlande (Halle 1896). Vgl. Lübben, Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen (Oldenb. 1846); K. Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch (Kiel 1858), und Jellinghaus, Einteilung der niederdeutschen Mundarten (das. 1884). Von der friesischen Sprache haben sich in Deutschland hauptsächlich Reste des Nordfriesischen erhalten, nämlich auf einigen schleswigschen Inseln: Sylt, Föhr, Amrum und Helgoland, und einem kleinen Streifen der schleswigschen Westküste. Ostfriesland ist schon seit dem 15. Jahrh. allmählich niederdeutsch geworden; nur in dem oldenburgischen Saterländchen und von einigen ältern Einwohnern der Insel Wangeroog wird noch Ostfriesisch gesprochen. Wohl zu unterscheiden ist davon das in Ostfriesland gesprochene Plattdeutsch, das vielfach (so auch auf unsrer Karte) als »Ostfriesisch« bezeichnet wird. Gedichte und Sagen in Sylter Mundart veröffentlichte C. P. Hansen. »Sylter Lustspiele« gab Siebs mit Sprachlehre und Wörterbuch heraus (Greifswald 1898), Lieder von Föhr und Amrum Bremer in »Ferreng an ömreng stacken« (Halle 1888). Eine ausführliche grammatische Darstellung der alt- und neufriesischen Mundarten gab Siebs in »Pauls Grundriß der germanischen Philologie«, Bd. 1 (2. Aufl., S. 1152—1464).

Die Mundarten der von slawischer Bevölkerung eingeschlossenen deutschen Ansiedler (Sprachinseln) gehören sämtlich dem ober- oder mitteldeutschen Sprachgebiet an. Die sehr zahlreichen Deutschen in Ungarn gehören verschiedenen Stämmen an. Die Mundarten des ungarischen Berglandes hat Schröer ausführlich behandelt (Wörterbuch, Wien 1858—59; Grammatik und Sprachproben, das. 1864) und nachgewiesen, daß sie mitteldeutscher Abkunft sind. Die Mundart der Deutschen in Siebenbürgen beweist ganz entschieden, daß dieselben vom Niederrhein dahin eingewandert sind. Ihre Sprache stimmt überraschend zu den niederrheinischen oder mittelfränkischen Mundarten. Man unterscheidet mehrere Dialekte, den Hermannstädter, den Kronstädter oder burzenländischen, den Bistritzer oder Nösner sowie den Agnetler und Schäßburger. Für die Erforschung ihrer Mundart sind die Siebenbürger in neuer Zeit sehr tätig gewesen. Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart veröffentlichte Viktor Käßner (Hermannst. 1862), Volkslieder, Sprichwörter ꝛc. Fr. W. Schuster (das. 1865) und Haltrich. Letzterer lieferte auch Vorarbeiten zu einem Idiotikon. Die deutschen Dialekte in Liv- und Estland gehören zu den obersächsischen. Vgl. A. Hupel, Idiotikon der deutschen Sprache in Liv- und Estland (Riga 1795); W. v. Gutzeit, Wörterschatz der deutschen Sprache Livlands (das. 1859 ff.); Sallmann, Versuch über die deutsche Mundart in Estland (Kassel 1873); Derselbe, Beiträge zur deutschen Mundart in Estland (Leipz. 1877 u. Reval 1880).

Unter den Sammlungen von mundartlichen Sprachproben hat weitaus das beste und vollständigste Werk Firmenich geliefert: »Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern ꝛc.« (Berl. 1841—66, 3 Bde. nebst Anhang), woselbst man auch dem Inhalt nach sehr anziehende Proben der Mundarten aus mehreren Hunderten von Orten und Gegenden Deutschlands findet. Für die niederdeutschen Dialekte ist wichtig die Sammlung von A. und J. Leopold, »Van de Schelde tot de Weichsel« (Groningen 1876—81, 2 Bde.). Eine Zeitschrift für die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Mundarten gab zuerst Frommann heraus: »Die deutschen Mundarten«, Bd. 1—6 (1851—59); Bd. 7 (1876); es folgten »Deutsche Mundarten, Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials«, herausgegeben von Nagl (Wien 1896 ff.) und die »Zeitschrift für hochdeutsche Mundart«, herausgegeben von Heilig und Lenz (Heidelb. 1900 ff.). Eine erschöpfende und gleichmäßige Behandlung der deutschen Mundarten ist bis jetzt nicht möglich gewesen, da nur die bayrische Mundart so glücklich war, einen Schmeller zu finden, doch sind kleinere Dialektgebiete und Ortsmundarten in einer großen Anzahl von Einzeldarstellungen behandelt. Eine »Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten« gibt seit 1893 Bremer heraus, deren erster Band eine »Bibliographie der deutschen Mundartenforschung« von Mentz enthält. F. Kauffmann bietet in Pauls »Grundriß der germanischen Philologie«, Bd. 1, gleichfalls eine Übersicht über die mundartliche Literatur. Zur Methode der Dialektforschung vgl. Ph. Wegener ebenda und Kauffmann in Kirchhoffs »Anleitung zur deutschen Landes- und Volkskunde«.

Graphische Darstellungen des Gebiets der deutschen Sprache in ihren Mundarten bieten: die Sprachkarten von Bernhardi (2. Aufl., Kass. 1849); Böckh, Sprachkarte vom preußischen Staat (Berl. 1864); Andree und Peschel, Physikalisch-statistischer Atlas des Deutschen Reichs, Karte 10. An einem umfassenden Kartenwerk arbeiten Wenker und Wrede in Marburg; davon ist eine Lieferung erschienen (Straßb. 1891), weitere Publikation ist vorläufig nicht in Aussicht genommen, dagegen werden die fertigen Karten auf der Berliner Bibliothek niedergelegt und im »Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur« fortlaufende Berichte darüber veröffentlicht.

Deutsches Recht. Das innerhalb Deutschlands geltende Recht ist teils einheimischen, teils fremden Ursprungs. Unter deutschem Recht im wissenschaftlichen Sinne versteht man das aus deutschen, d. h. westgermanischen Rechtsquellen hervorgegangene Recht. Als Tochterrechte des deutschen Rechts in diesem Sinn erscheinen das angelsächsische, das langobardisch-italienische, das französische und das niederländische Recht. Da die Westgermanen in eine große Zahl selbständiger Völkerschaften gespalten waren, bildete sich auch das Recht bei den einzelnen Stämmen selbständig aus. In ältester (germanischer) Zeit wird das Recht als ungeschriebenes Gewohnheitsrecht durch unmittelbare Anwendung der Rechtssätze entwickelt und fortgebildet. Seine Ausbildung und Anwendung geschieht durch die Gerichtsversammlung, die von den freien und wehrhaften Männern des Volkes gebildet wird. Die Zeit von der Mitte des 5. bis zur Mitte des 9. Jahrh. (die fränkische Zeit) ist die Periode der ältesten Rechtsaufzeichnungen der germanischen Stämme. So entstanden die Volks- und Stammesrechte (Leges; auch Leges barbarorum im Gegensatze zu den für die römische Bevölkerung geltenden Leges Romanae) der Salfranken (Lex Salica), der Ripuarier (L. Ripuariorum), der Alemannen und Bayern, der Westgoten, Burgunder, dann der Friesen, Sachsen, Chamavischen Franken, Thüringer und Langobarden. Als ältestes Denkmal germanischer Gesetzgebung sind die in den Pariser Fragmenten erhaltenen Gesetze des westgotischen Königs Eurich (466—484) anzusehen. Von den Leges der unter fränkischer Herrschaft vereinigten Stämme ist die Lex Salica die älteste. Die hervorragendste Gesetzgebungsschöpfung aus der Zeit der Volksrechte ist das Edikt des langobardischen Königs Rothari (643 entstanden). Diese Leges sind teils amtliche Aufzeichnungen bestehenden Gewohnheitsrechts, teils königliche Satzungen. Neben den Volksrechten kommen für die unter fränkischer Herrschaft vereinigten Stämme die seit karolingischer Zeit Kapitularien genannten Verordnungen der fränkischen Könige als Rechtsquelle in Betracht. Diese enthalten teils Zusätze zu einzelnen oder allen Volksrechten, die unter Zustimmung des Volks vom König erlassen wurden, teils Anordnungen in Gegenständen der Verwaltung (Heer-, Münz-, Verkehrs-, Zollwesen), die der König allein innerhalb seiner verfassungsmäßigen Gewalt traf, teils endlich Instruktionen an die königlichen Kommissare (missi), die zur Beaufsichtigung der Verwaltung die Provinzen bereisten.

Im Mittelalter bildeten sich mit der Entwickelung des Städtewesens und der Entstehung eigenartiger Gewalts- und Abhängigkeitsverhältnisse neue, teils territorial, teils sozial abgegrenzte Rechtskreise. So entwickelte sich das Recht durch das ganze Mittelalter in autonomer Weise sowohl innerhalb der Städte (als Weichbild, z. B. in Magdeburg, Lübeck, Köln, Nürnberg, München ꝛc.) als innerhalb der einzelnen Stände als Hofrecht (Recht des hörigen Bauernstandes), Dienstrecht (Recht des Beamtenstandes) und Lehnrecht (Recht des ritterbürtigen Adels). Die Reichsgesetzgebung, die vom Kaiser unter Mitwirkung des Reichstags ausging, beschränkte sich auf Regelung öffentlich-rechtlicher Verhältnisse, Bestimmungen über Lehns-, Kriegs-, Gerichtswesen, einzelne strafrechtliche Vorschriften (Ketzergesetze) und Gesetze über kirchliche Verhältnisse. Als besonderes Recht des Klerus galt das kanonische Recht, gemäß dem Satze Roma communis patria clericorum. — Im 13. Jahrh. sind Privatarbeiten entstanden, die eine Darstellung des damals geltenden Rechts beabsichtigten, die Rechtsbücher des Mittelalters; sie fanden rasch allgemeine Anwendung. Hier sind besonders der »Sachsenspiegel« (s. d.) und der »Schwabenspiegel« (s. d.) zu nennen. Gegen Ende des 15. Jahrh. vollzog sich in Deutschland die Rezeption des römischen Rechts, d. h. die Aufnahme des im Corpus juris civilis (s. d.) Justinians vorliegenden Rechtsstoffes als gemeines deutsches Recht. Dieselbe erfolgte nicht im Wege der Gesetzgebung, sondern auf dem Wege der Rechtsübung, durch einen Akt des Juristenrechts. Die Gültigkeit des römischen Rechts ist gesetzlich anerkannt in der Reichskammergerichtsordnung von 1495, § 3.

Trotz der Rezeption des römischen Rechts hat das deutsche Recht in zahlreichen Rechtseinrichtungen Geltung bewahrt, so z. B. auf dem Gebiete des ehelichen Güterrechts, des Familienrechts des hohen Adels, der Reallasten, und auch die Rechtserzeugung in Deutschland hat nach der Rezeption nicht aufgehört. Die Reichsgesetzgebung war fast nur auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts, namentlich des Staatsrechts und des Prozesses, tätig, so z. B. durch den Erlaß verschiedener Reichskammergerichts- und Reichshofratsordnungen und durch die Bestimmungen im jüngsten Reichsabschied von 1654 sowie auf dem Gebiete des Strafrechts, in welch letzterer Beziehung namentlich die peinliche Halsgerichtsordnung (s. d.) Kaiser Karls V. hervorzuheben ist.

Das deutsche Privatrecht lebt in den Privatrechtskodifikationen fort, die seit dem Ende des 18. Jahrh. der größere Teil Deutschlands auf dem Gebiete des gemeinen Rechts ausgeschieden hat. Diese Kodifikationen sind: das preußische Landrecht von 1794, das österreichische allgemeine bürgerliche Gesetzbuch von 1811, das französische Zivilgesetzbuch von 1804 (s. Code) und das bürgerliche Gesetzbuch für das Königreich Sachsen von 1863.

Seit der Auflösung des alten Deutschen Reichs (1806) fehlte den deutschen Staaten eine gemeinschaftliche Gesetzgebungsgewalt und damit die Fähigkeit, gemeines deutsches Recht zu erzeugen. Eine Einigung war nur im Weg übereinstimmender Landesgesetzgebung zu erzielen. Zunächst wurde in dieser Weise dem Bedürfnis nach einheitlicher Gestaltung des Wechselrechts durch die »Allgemeine deutsche Wechselordnung« Rechnung getragen, die in den Jahren 1848—62 in den einzelnen deutschen Staaten eingeführt wurde; 1861 kam ein Entwurf eines allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs zu stande, der in den Jahren 1861—1868 in fast allen zum Deutschen Bunde gehörigen Staaten als Landesgesetz publiziert wurde.

Durch die Verfassung des Norddeutschen Bundes war für die zu ihm gehörigen Staaten die Quelle eines neuen gemeinen Rechts geschaffen, indem dem Bunde das Recht der Gesetzgebung für das ganze Bundesgebiet übertragen war. Auf Grund dieser

Verfassung wurden zahlreiche Gesetze erlassen, die mit wenigen Ausnahmen nachmals zu deutschen Reichsgesetzen erhoben wurden. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes ist durch Vereinbarung mit Baden und Hessen zu einer Verfassung des Deutschen Bundes geworden, der Bayern und Württemberg durch Verträge vom 23. und 25. Nov. 1870 beitraten. An Stelle dieser Verfassung trat laut Gesetz vom 16. April 1871 die Reichsverfassung. Nach Art. 2 der Reichsverfassung übt das Reich innerhalb der durch die Verfassung selbst gezogenen Grenzen (Art. 4) das Recht der Gesetzgebung für das Reichsgebiet aus mit der Wirkung, daß die Reichsgesetze den Landesgesetzen vorgehen. Die Reichsgesetzgebung wird durch den Bundesrat und Reichstag ausgeübt (Art. 5). Die Verkündigung der Reichsgesetze steht dem Kaiser zu (Art. 17). Die Zuständigkeit des Reiches zur Erlassung von Gesetzen wurde durch Gesetz vom 20. Dez. 1873 auf das Gebiet des gesamten bürgerlichen Rechts, des Strafrechts und des gerichtlichen Verfahrens (Art. 4, Ziff. 13) ausgedehnt.

Von den Gesetzgebungswerken des neuen Deutschen Reiches sind zunächst hervorzuheben die sogen. Justizgesetze (Gerichtsverfassungsgesetz, Zivilprozeßordnung, Strafprozeßordnung und Konkursordnung, sämtlich von 1877). Auf dem Gebiete des Strafrechts wurde die Rechtseinheit hergestellt durch das Strafgesetzbuch von 1871 und das Militärstrafgesetzbuch von 1872. Von hervorragender Bedeutung sind ferner die zahlreichen Verwaltungsgesetze des Reiches auf den Gebieten des Post- und Telegraphenwesens, des Maß- und Gewichtswesens, Münz- und Bankwesens; dann das Preßgesetz von 1874. Das Gewerbewesen ist durch die Reichsgewerbeordnung und das Gesetz, betreffend die Gewerbegerichte, geregelt. Seit dem Jahre 1883 ist in umfassender Weise die gesetzliche Regelung der Arbeiterversicherung unternommen worden (Krankenversicherungsgesetz, Unfallversicherungsgesetz, Invalidenversicherungsgesetz). Hierher gehören ferner die auf die Seeschiffahrt bezüglichen Gesetze, z. B. die Strandungsordnung, das Gesetz über die Untersuchung von Seeunfällen u. a., die Bestimmungen über das Konsulatswesen, dann die zahlreichen Gesetze über Steuern, Stempelabgaben und Zölle (Tarifgesetze). Zahlreiche Gesetze beziehen sich auf das Militärwesen des Reiches, auf die Heeresorganisation, das Pensionswesen und auf die Leistungen für die bewaffnete Macht. Der Grundsatz der Freizügigkeit innerhalb des Reiches ist durch das zum Reichsgesetz erhobene norddeutsche Bundesgesetz vom 1. Nov. 1867 anerkannt; außerdem sind der Erwerb und Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit und die Unterstützungswohnsitzfrage reichsgesetzlich geordnet. Das sogen. Personenstandsgesetz vom 6. Febr. 1875 regelt die Beurkundung des Personenstandes. Durch Erhebung der Wechselordnung und des Handelsgesetzbuchs zu Reichsgesetzen haben diese gemeinrechtliche Geltung erhalten. Sodann sind hervorzuheben die Seemannsordnung, das Gesetz über Markenschutz, das Gesetz über die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, das Gesetz, betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung und die Gesetze über Urheber- und Patentrecht. Die größte Steigerung der gesetzgeberischen Tätigkeit haben aber in Deutschland die letzten Jahre gebracht. Wie die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches (s. d.) mit seinen Nebengesetzen und die Änderung oder Neufassung der wichtigsten damit in Zusammenhang stehenden Reichsgesetze (s. d.) eine in dem Maße bei uns noch nie dagewesene Umwandlung auf dem Gebiete des Zivilrechts gezeitigt hat, so hat sich gleichzeitig die Gesetzgebung auch auf strafrechtlichem Gebiet, insbes. durch die Einführung der Reichsmilitärstrafgerichtsordnung, in umfassender Weise betätigt. Vgl. Stobbe-Lehmann, Deutsches Privatrecht (3. Aufl., Berl. 1893—99, 3 Bde.); Mandry, Der zivilrechtliche Inhalt der Reichsgesetze (4. Aufl., Freiburg 1898); Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte (4. Aufl., Leipz. 1902); Brunner, Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte (2. Aufl., das. 1903).

Deutsches Reich, s. Deutschland. [waffen.

Deutsches Schloß, s. Schloß und Handfeuer-

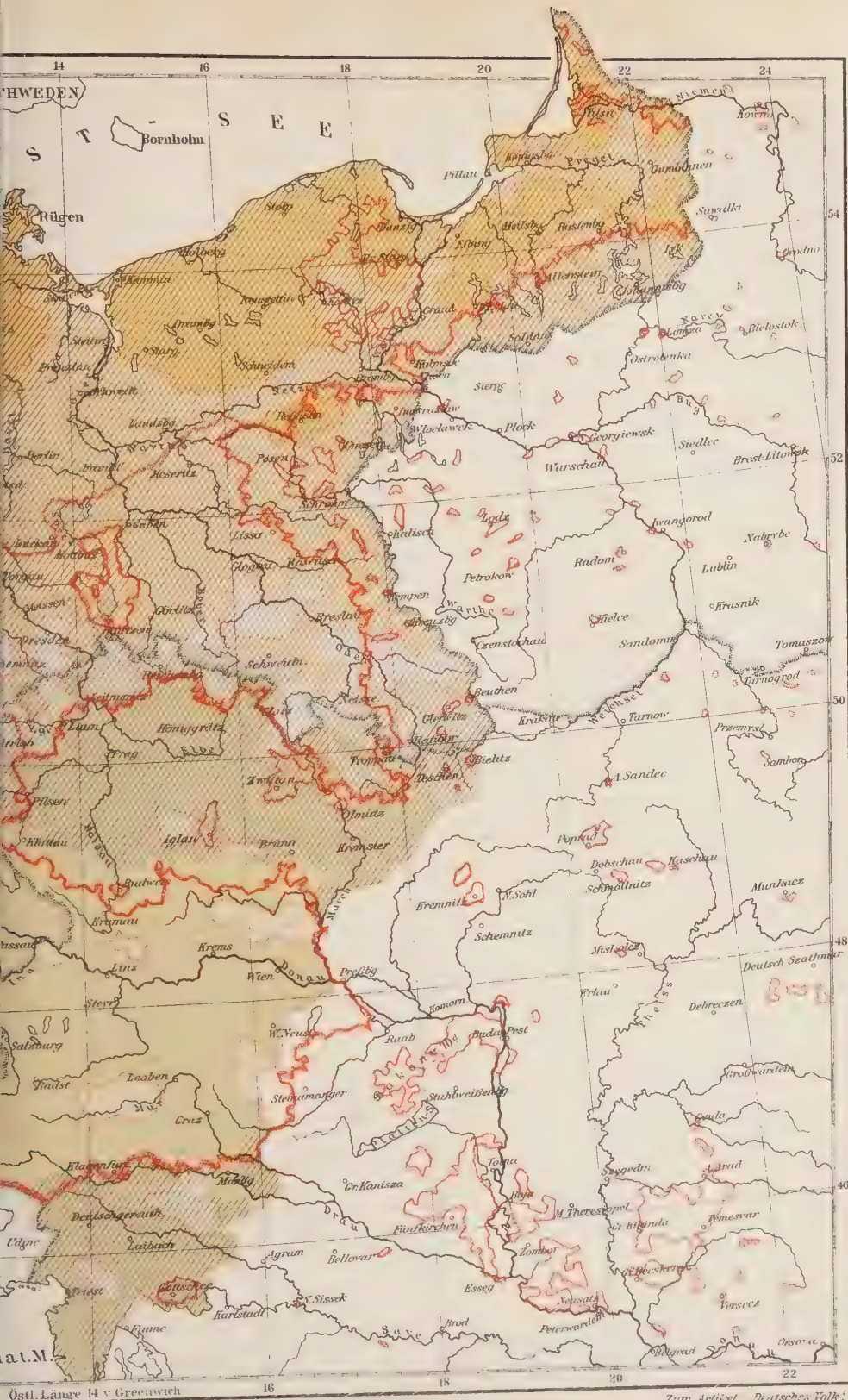
Deutsche Steuer- und Wirtschaftsreformer, s. Agrarier.

Deutsches Theater, s. Schauspielkunst.

Deutsches Volk (hierzu die Karte »Verbreitung der Deutschen in Mitteleuropa«), 1) in politischer Beziehung die Bevölkerung des Deutschen Reiches, die auch nichtdeutsche Bestandteile umfaßt (s. Deutschland, S. 768 ff.); 2) in ethnographischer Hinsicht die Gesamtheit der Bewohner Europas und der andern Erdteile, deren Muttersprache die deutsche Sprache ist. Bedeutend lebhafter und inniger als noch vor ein bis zwei Jahrzehnten beschäftigt man sich heutzutage mit der gründlichen Beantwortung der wichtigen Frage, was denn eigentlich das Wesen und die Seele des deutschen Volkes in seiner Eigenart, das alltägliche Leben, das gewöhnliche Fühlen und Denken der breiten Masse, namentlich der mittlern und untern Schichten, ausmache. Abgesehen von dem Versuch, in Wiederaufnahme der Jahnschen Bestrebungen von 1810 das deutsche Volkstum eingehend zu analysieren (vgl. Hans Meyer, Das deutsche Volkstum, Leipz. 1898; 2. Aufl. 1903), mehren sich von Jahr zu Jahr die Vereine, die sich der Volkskunde (s. d.) in landschaftlich begrenzten Abschnitten widmen und die Ergebnisse ihrer Einzelforschungen durch selbständige Zeitschriften in weitere Kreise tragen. Zu nennen sind: 1) Verein für Volkskunde in Berlin (gegründet 1889; »Zeitschrift des Vereins für Volkskunde«, begründet von Weinhold); 2) Verein für niederdeutsche Volkskunde, Göttingen (1901, »Mitteilungen«); 3) Verein für sächsische Volkskunde, Dresden (1897, »Mitteilungen«); 4) Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, Breslau (1894, »Mitteilungen«); 5) Hessische Vereinigung für Volkskunde, Gießen (1901, »Hessische Blätter für Volkskunde«); 6) Verein für bayrische Volkskunde und Mundartforschung, Würzburg (1884, »Mitteilungen und Umfragen«); 7) »Verein für Volkskunst u. Volkskunde«, München (1902, »Volkskunst und Volkskunde«); 8) Württembergische Vereinigung für Volkskunde, Tübingen (1899, Mitteilungen in den »Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde«); 9) Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Zürich (1896, »Schweizerisches Archiv für Volkskunde«); 10) Verein für Egerländer Volkskunde, Eger (1897, »Unser Egerland«); 11) Verein für österreichische Volkskunde, Wien (1894, »Zeitschrift für österreichische Volkskunde«); 12) Kommission für deutsch-böhmische Volkskunde, Prag (1891, »Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde«). Vgl. auch Kaindl, Die Volkskunde; mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu den historischen Wissenschaften (Wien 1903).

Daß die politischen und ethnographischen Grenzen sich nicht decken, erklärt sich aus der Vergangenheit des deutschen Volkes. Nordostdeutschland ist die Wiegenstätte des deutschen Volkes. Als Pytheas aus Maß-

VERBREITUNG DER DEUTSCHEN IN MITTELEUROPA.
Maßstab 1: 6 000 000 Kilometer.
40-54% Rein Blonde (Schulkinder)
20-29% Rein Brünette (Schulkinder)
30-40% Rein Blonde
16-20% Rein Brünette
Misch-Gebiete, in denen weder die Blonden 30%, noch die Brünetten 16% erreichen, sind weiß gelassen.
Stark gemischter Typus, teils mit kurzköpfigen, brünetten, präarischen Elementen, sogen. Turaniern (besonders im Südwesten), teils mit Slawen (im Osten), Romano-Kelten u. Romanen (im Südwesten u. Süden).
Grenze der deutschen Sprache incl. ihrer Mundarten.
Grenze des Ober- u. Mitteldeutschen.
Grenze des Mittel- u. Niederdeutschen.
NORD SEE



Zum Artikel „Deutsches Volk".

titut in Leipzig.

silia um 320 v. Chr. zu allererst die Nordseeküsten des heutigen Deutschland erschloß, wohnten deutsche Völkerschaften nur im jetzigen Schleswig-Holstein bis ans Nordseegestade heran; sonst breiteten sie sich längs der Ostseeküste bis etwa ins unterste Weichselland aus und über das Binnenland des Odergebiets durch das heutige Schlesien, Sachsen, die Mark und Mecklenburg bis an die Elbe, wohl auch bereits über Thüringen. Das übrige Mitteleuropa gehörte den Kelten, nur die Tiroler und Schweizer Alpen den mit den Etruskern verwandten Rätern.

Näher als die Kelten standen den Deutschen deren Nachbarn im Osten und Norden, mit denen zusammen sie den Völkerkreis der Germanen bildeten, die Ostgermanen, hauptsächlich die Goten (damals im heute polnischen Weichselgebiet wohnhaft) und die Nordgermanen, die Stammväter der Dänen, Schweden und Norweger. Durch körperliches Aussehen, Sprache und Charakter den noch fortlebenden Nordgermanen sowie den nachmals in der Völkerwanderung oder später vernichteten, bezüglich in andern Völkern aufgegangenen Ostgermanen (z. B. auch den Vandalen, Gepiden, Burgundern) nächstverwandt, verdienen folglich die Deutschen gemäß jenen ihren ältesten Wohnsitzen den Namen der Westgermanen.

Schon in den nächsten Jahrhunderten nach Pytheas räumten die Kelten das Land zwischen Elbe und Rhein, in das nun die Deutschen einzogen. Der Rhein ward allmählich ein deutscher Strom. Die Menapier waren das letzte Keltenvolk, das (in den heutigen Niederlanden) aufs rechte Rheinufer hinüberreichte; sie räumten es kurz vor Cäsars Erscheinen in Gallien den Deutschen. Diese waren seit dem Cimbernzug stürmischer vorgedrungen, hatten den keltischen Bojern Böhmen entrissen und waren, den aus dem Maingebiet südwärts gegen die Schweiz hin verziehenden keltischen Helvetiern auf dem Fuß folgend, am süddeutschen Rhein erschienen. Sweben (Sueben) nannten sich die germanischen Heerscharen, die unter Ariovist 72 v. Chr. den Rhein sieghaft überschritten und in Gallien eindrangen. Cäsars Sieg über Ariovist lenkte die Völkergeschicke um. Ohne ihn wäre vielleicht Frankreich deutsch, Mitteleuropa slawisch geworden. Zwar blieben auch nach Ariovists Niederlage drei deutsche Volksstämme auf dem linken Ufer des süddeutschen Rheins, etwa von Straßburg ab nordwärts, in der oberrheinischen Niederung nebst dem anstoßenden Gebirge sitzen: die Triboker, Nemeten und Vangionen. Sie wurden aber Rom gleich sämtlichen Keltenstämmen Galliens untertan, und der germanischen Eroberungslust ward auf Jahrhunderte längs der Rheinlinie durch die Römer Halt geboten. Der Wallzug des Limes, der vom norddeutschen Rhein bis an die Donau oberhalb Regensburg verlief, schirmte sogar das Gelände auf der rechten Stromseite vor germanischem Ansturm, und seit unter Augustus die mitteleuropäischen Alpen samt deren nördlichem Vorland von Rom bewältigt und die Provinzen Vindelicien und Noricum organisiert waren, hielten die Römer einige Jahrhunderte auch an der Donaulinie das Übergreifen der Germanenflut zurück.

Die Völkerwanderung erst zerbrach die künstlichen Schutzgrenzen von Schanzen und Römerkastellen und machte fast ganz Mitteleuropa deutsch. Freilich entleerte sich bei diesem Jahrhunderte währenden Abströmen deutschen Volkes nach Südwesten der Osten, namentlich der Nordosten. Dafür rückten Slawenstämme westwärts ein: in Norddeutschland bis nach Ostholstein, bis an und über die Elbe und die thüringische Saale; Böhmen und Mähren ging an die Tschechen verloren, zwischen Fichtelgebirge und Böhmerwald zogen die Radanzwinden bis nach Mittelfranken hinein. Aber schon im Zeitalter Karls d. Gr. setzte die deutsche Rückflut nach diesen slawisch gewordenen Ostlanden ein: teils wurden den Slawen oder »Winden« (»Wenden«) auf kriegerischem Wege mit der deutschen Herrschaft deutsche Sprache und Gesittung sowie Aufnahme deutscher Neusiedler aufgezwungen, teils riefen slawische Fürsten freiwillig, wie in Schlesien, Böhmen und Mähren, deutsche Ansiedler in ihre Lande, um Wälder zu roden, Bergwerke zu eröffnen, Städte zu gründen. Der Deutschritter-Orden führte seit dem 13. Jahrh. Angehörige aller deutschen Stämme in das von ihm gleichzeitig dem Christentum und dem Deutschtum gewonnene Küstenland jenseit der Weichsel, wo neben polnischer litauisch-lettische Zunge erklang. Endlich verursachte die Anteilnahme Preußens an den polnischen Teilungen den letzten bedeutungsvollen Abstrom deutschen Volkes ins östlichste Oder- und ins Weichselland bis zur russischen Grenze.

Verbreitung der Deutschen.

1) Verbreitung in Mitteleuropa. Die beigefügte Karte zeigt, wie noch gegenwärtig die Verbreitung des deutschen Volkes im Herzland Europas die Rückwirkungen der eben erwähnten geschichtlichen Vorgänge widerspiegelt. Man behalte bei Benutzung der Karte indessen wohl im Auge, daß die bräunlichen Flächenfarben lediglich Staatsgebiete bedeuten, die (stärkern) roten Linien dagegen die Gebiete deutscher Sprache gegen die fremder Sprache abgrenzen, während die zarten roten Linien, die Flächen von hellerem oder dunklerem Braun umziehen, nichts mit Absondern von Deutschen und Nichtdeutschen zu tun haben.

Wir bemerken zunächst in Nordschleswig das Hereinragen dänischer Sprache ins geschlossene Gebiet der Deutschen, und zwar im Binnenland bis etwas über die Flensburger Breite gegen Süden. Nicht im mindesten tritt längs der Grenze des Deutschen Reiches gegen das Königreich der Niederlande eine Sprachenscheide auf. Hüben wie drüben dieselbe Natur, derselbe Volksschlag, dieselbe Zunge! Der Kernstamm niederländischer Nation wird zu beiden Seiten des untersten Rheins von den nämlichen Niederfranken gebildet, die auch den preußischen Niederrhein bewohnen. Niedersachsen reichen unterschiedslos von Hannover in die Ostprovinzen Hollands hinüber, die holländischen Westfriesen sind die Brüder unsrer Ostfriesen. Die Flämen (Fläminger) der Nordhälfte Belgiens sind wiederum echt deutsche Niederfranken, die um Dünkirchen und Hazebrouck sogar ein wenig auf französischen Boden hinübergreifen. Hinter einer merkwürdig zäh eingehaltenen und doch durch gar keine Naturgrenze gestützten Linie, die nahe südlich von Brüssel Belgien in westöstlicher Richtung durchzieht, wohnen dagegen rein französische Wallonen. Das Großherzogtum Luxemburg teilt wieder mit dem benachbarten Mosellande der preußischen Rheinprovinz fränkische Bevölkerung, wiewohl diese in Luxemburg vielfach französisch spricht. Danach jedoch sehen wir einen breitern Streifen mit französischer Sprache nach Deutsch-Lothringen hereinreichen, schmälere nach dem Elsaß. Auch als ganz Lothringen nebst dem Elsaß staatlich zu Frankreich gehörte, hat sich die Sprachgrenze nur wenig zu ungunsten des Deutschtums verschoben; Metz z. B. war allerdings eine bis 1552 zum Deutschen Reiche gehörige Bischofsstadt, indessen erst seit 1871 wurde es eine Stadt mit überwiegend deutscher Sprache.

Das Schweizer Volk ist der Hauptsache nach schwäbisch, nur der Südwesten der Schweiz redet französisch, der Kanton Tessin italienisch, der Kanton Graubünden noch zum großen Teil rätoromanisch, jedoch besitzt dieser Kanton, von Norden her schon längst über Chur und Davos hinaus germanisiert, überhaupt kein einheitliches rätoromanisches Sprachgebiet mehr, letzteres wird vielmehr von Talschaften mit der mehr und mehr um sich greifenden deutschen Verkehrssprache bunter durchsetzt, als es unsre Karte darzutun vermag. Desgleichen kann sie das unbedeutende, aber geschichtlich anziehende Hinausschreiten einzelner Häuflein Deutschredender über die Schweizer Grenze nach Italien nicht zur Genüge verdeutlichen. Doch erblicken wir immerhin im äußersten Südzipfel des zusammenhängenden mitteleuropäischen Raumes deutscher Sprache die mit dem Ortsnamen Gressoney bezeichnete Gruppe von eigentlich drei Gemeinden des Lystals am Südhang des Monte Rosa; in ihnen hat sich noch heute das Deutsche als Umgangssprache erhalten, während Italienisch die Schulsprache, Französisch die Kirchensprache ist. Gleichfalls von deutschen Wallisern besiedelt ist das vom Monte Rosa nach Osten hinabziehende und zur Toce abwässernde oberste Anzascatal, wo einige Dörfer noch ihr Schweizerdeutsch, freilich z. T. in starker Verwelschung, reden, so die fünf Weiler, aus denen die Gemeinde Macugnaga sich zusammensetzt. Einer dritten Gruppe deutscher Dorfschaften Piemonts mit echten Walliser begegnen wir im obern Tocetal; ja zwei deutsche Gebirgsdörfchen, Ager und Saley, liegen noch, versteckt im Gebirge, unfern von Domo d'Ossola.

Östlich von der Etsch hat der Bezirk der Dreizehn Gemeinden (Tredici comuni), nördlich von Verona und weiter nordöstlich der der Sieben Gemeinden (Sette comuni), beide hart an der Tiroler Grenze, den Namen von den deutschen Gemeinden, die dort im Mittelalter begründet wurden. Im erstgenannten Bezirk hat indessen nur noch eine einzige Gemeinde einen verschwindenden deutschen Bruchteil, im andern zählen deren zwei einen Rest deutsch redender Bewohner (Näheres s. im Artikel »Comuni«). Besser hat sich das Deutsch unsrer drei Friauler Sprachinseln, von denen unsre Karte die von Bladen angibt, an und vor dem Fuß der Karnischen Alpen in abgeschiedener Verkehrslage erhalten. Sie gehören dem in Österreich heimisch gewordenen Teil des bayrischen Stammes an, der von dem (noch schwäbischen) Vorarlberg ab ostwärts die Alpenländer bewohnt. Durch das von Süden heraufführende große Quertal der Etsch hat sich allerdings die italienische Sprache bis gegen Bozen hin ausgedehnt, und auch beiderseits des Etschtals ist Südtirol bis ungefähr in diese Breite welsch. Ferner zogen im frühen Mittelalter durch die ostwärts sich öffnenden Täler der Save, Drau und Donau südslawische Slowenen ein; deren Nachkommen bevölkern noch heute Krain, Untersteiermark, das östliche Kärnten, im übrigen jedoch sind die Slowenen von den Alpenbayern aufgesogen worden, mit denen sie einst im Pustertal um das Land kämpften. Das längste aller ostalpinen Längstäler, das der Drau, hatte die Slowenen naturgemäß am weitesten in den Westen geführt; noch in Osttirol weisen Ortsnamen, wie Windisch-Matrei, südwestlich vom Großglockner alte Slowenensiedelungen auf.

An der untern Mur erreicht das zusammenschließende deutsche Sprachgebiet seinen äußersten Südostpunkt. Fortan zieht die Grenze unsrer Zunge im allgemeinen nordwärts bis zur Thayamündung in die March, bis an die Preßburger Donau schließt sie auch noch einen ungarischen Grenzstreifen mit ein. Dann aber beobachten wir ihr tiefstes Zurückweichen nach Westen, bewirkt durch den weitesten Westvorsprung des Slawentums im gegenwärtigen Europa, den tschechischen in Mähren und Böhmen. Bis auf vereinzelte Sprachinseln, deren größte die von Iglau und Zwittau-Trübau, nimmt das Deutschtum nur die Randflächen Böhmen-Mährens ein, gleichsam die Gestade des slawischen Westgolfes, der längs des Karpathenkammes gegen Ungarn mit dem offenen Slawenmeer zusammenhängt; denn dort drüben hausen keine Deutschen mehr, sondern in die tschechische Verwandtschaftsgruppe gehörige Slowaken.

In Norddeutschland gestaltet sich die Abgrenzung gegen das Slawentum viel verwickelter. Hier gewahren wir nicht allein den inselähnlich zusammengeschwundenen Rest der mit den Tschechen weitläufig verwandten Lausitzer Wenden an der Spree von der Bautzener bis in die Kottbuser Gegend, sondern vor allem in wirrem Zackenverlauf die ziemlich moderne Abgrenzung des Deutschtums gegen das Polentum in Oberschlesien, Posen und Westpreußen, ebenso die ältere, schon aus der Deutschritterzeit überkommene im südöstlichen Ostpreußen, wo die zum Protestantismus übergetretenen Masuren wohnen. Von der den Slawen zur Seite stehenden lettisch-litauischen Völkergruppe ist das ehemalige Hauptvolk Ostpreußens, die alten Preußen, seit der Zeit um 1700 sprachlich völlig umgedeutscht; die Litauer reichen dagegen über die russische Grenze auf ostpreußischen Boden herüber bis an die Memel und bis ins Memeldelta. Auch die Letten (früher Kuren genannt) haben auf der Kurischen Nehrung nebst dem nordwärts von Memel folgenden, ebenso schmalen Küstenstreifen bis über die deutsch-russische Grenze bei Nimmersatt hinaus ihre lettische Sprache noch nicht ganz verloren.

Die beigefügte Karte veranschaulicht nun auch in einer rot gestrichelten Linie den Gürtel zwischen dem lettischen Sprachgebiet und der Meeresküste, innerhalb dessen noch das altertümlichere Nieder- oder Plattdeutsch gesprochen wird, ferner durch eine rot punktierte Linie den mittlern Gürtel der mitteldeutschen sowie den südlichen der oberdeutschen Mundarten. Dem Niederdeutschen gehört also an: Niederfränkisch (mithin auch Flämisch und Holländisch) und auf dem rechten Rheinufer bis zur Elbe und nach Schleswig-Holstein Niedersächsisch, das durch die vorwiegend von Niedersachsen bewirkte Regermanisierung der ostelbischen Slawenlande auch in diesen geredet wird. Mitteldeutsche Mundarten herrschen im norddeutschen mittelgebirgigen Rheingebiet, in der Pfalz, am Main, in Hessen, Thüringen sowie den hauptsächlich von Thüringen her nach der Slawenzeit kolonisierten östlichern Landen Sachsen und Schlesien; oberdeutsch reden die Schwaben sowie (östlich vom Lech) die Bayern.

Unsre Karte erinnert uns endlich noch durch Unterscheidung der Wohnräume Dunkelhaariger (und Dunkeläugiger) von solchen Hellhaariger (und Helläugiger) an unverwischte Spuren recht verschiedenartiger Abkunft des deutschen Volkes. Wir erkennen sofort, daß ganz besonders vom Niederrhein bis nach Schleswig-Holstein die Blonden wohnen, die dem von Tacitus geschilderten Germanentypus von allen Deutschen am meisten entsprechen; sie ähneln auch auffällig den sicherlich recht reinblütig verbliebenen Nordgermanen. Vorwiegend blond erscheinen außer den Niedersachsen auch ein Teil der Mittelfranken, die Hessen, die nordöstlichen Thüringer. Je mehr wir uns aber dem Rhein

wie dem römischen Grenzwall nähern, desto brünetter wird das Volk, vollends jenseit dieser Scheide im Südwesten. Man neigt dazu, das auf Blutmischung mit Kelten, und zwar zumeist mit romanisierten Kelten, kleinernteils auch mit Römern selbst zurückzuführen, indessen könnten auch vorkeltische Bewohner mit in diese deutsche Blutmischung eingetreten sein, von deren ethnischer Zubehör wir nichts wissen. Besonders die Niedersachsen haben ersichtlich ihre Germanenblondheit als Neusiedler auch auf die baltischen Küstenländer und nach der Mark übertragen; indessen die schwarze Schraffierung, die sich auf unsrer Karte über den ganzen Nordosten lagert, deutet slawische Beimischung an. Gewiß traten die Westdeutschen, als sie während der zweiten Hälfte des Mittelalters kolonisatorisch die Elbe und Saale ostwärts überschritten, mit den dort vorgefundenen Slawen allmählich in Ehebündnis; das ergab deutsch-slawische Blendlinge. Aber überall braucht dieser Vorgang nicht angenommen zu werden. Es konnte manchen Orts das ostdeutsche Slawentum auch rein kulturell umgedeutscht werden. Gar viele reinstes Deutsch redende Bewohner unsers Ostens können mithin noch heute reinblütige Slawen darstellen, worauf mitunter vielleicht die z. B. an Tschechentypus erinnernden Breitschädel im alten thüringisch-sächsischen Sorbenland hinweisen.

2) Verbreitung in den übrigen Ländern Europas. Allein in Osteuropa finden wir das Deutschtum zahlreicher verbreitet in selbständigen Siedelungen ältern wie neuern Ursprungs und z. T. in rüstigem Weitergedeihen. Letzteres dürfen wir vor allem rühmen von unsern bis in 12. Jahrh. zurückreichenden Kolonien in Siebenbürgen, die uns zugleich von allen am treuesten geblieben sind trotz aller Schicksalswendungen. Leider hat die von Haus aus sporadische Ansiedelung der Siebenbürger Deutschen, die »Sachsen« heißen, obwohl sie aus dem mittelfränkischen Rheingebiet stammen, in ihrer zumeist von Walachen, also Rumänen, bevölkerten neuen Heimat nie zu räumlichem Zusammenschluß geführt. Die 233,000 Deutschen in Siebenbürgen sind hauptsächlich auf vier Flächen verteilt: im Süden auf das Burzenland mit Kronstadt, den Königsboden mit Hermannstadt, Mediasch und Schäßburg, den Unterwald mit Mühlbach, im Norden auf das Nösnerland mit Bistritz. Wenn man aber mehr denn 2 Mill. Deutsche im gesamten Königreich Ungarn zählt, so wird ersichtlich, daß an Zahl der Deutschen Siebenbürgen über die andern Länder der Stephanskrone keineswegs hervorragt. Die meisten Deutschen wohnen vielmehr im eigentlichen Ungarn, am zahlreichsten im oben erwähnten Grenzstreifen östlich von Steiermark und Niederösterreich bis Preßburg. Zerstreut liegen ferner größere Einzelflächen mit überwiegend deutscher Bewohnerschaft im Banat zwischen Maros und Temes (mit Temesvar), am linken Donauufer abwärts der Draumündung, im Nordosten von Fünfkirchen, im Nordwesten von Budapest bis Waitzen, kleinere im nordungarischen Erzgebirge, so an der Hohen Tatra um Kesmark und bei Kremnitz, wo sich deutsche Bergleute im Mittelalter um den Erschluß reicher Erzgruben verdient machten. Weit verzettelt liegen auch in den angrenzenden österreichischen Karpathenländern, Österreichisch-Schlesien, Galizien und der Bukowina, über 200 deutsche Ansiedelungen, meist gegründet von Kaiser Joseph II. In Rußland sind die ältesten deutschen Niederlassungen die vom Schwert- und Deutschritterorden in Kurland, Livland und Estland in Gemeinschaft mit der Hansa errichteten zwischen lettischen und estnischen Bauern; hier leben noch gegenwärtig 200,000 Deutsche. Die übrigen deutschen Niederlassungen wurden erst nach Peter d. Gr. gegründet. Die nördlichste ist Cholm an der Lowat; unter den vielen Sprachinseln im ehemaligen Königreich Polen ist die von Lodz die bedeutendste. Im Gebiete des Schwarzen Meeres liegen vier Kolonien westlich von Kiew im S. der Rokitnosümpfe und Urwälder Wolhyniens bei Wladin, Schitomir und Luzk. In Bessarabien finden wir außer um Odessa auch Deutsche zu Neu-Teplitz, Neu-Leipzig, Neu-Worms und Neu-Landau unweit der Bugmündung. Am Dnjepr sind Jekaterinoslaw und Neuenburg deutsche Orte und jenseit dieses Flusses, nicht weit vom Asowschen Meer, Marienfeld, Halbstadt und Neu-Darmstadt. Wir finden hier meist Bauern aus Schwaben, die sehr wohlhabend geworden sind und jetzt über 50,000 Köpfe zählen. Schon vor ihnen hatten sich 1804 und 1805 Württemberger, Elsässer und Schweizer auf der Krim angesiedelt und dort 16 Ortschaften mit deutschen Namen gegründet, darunter Zürichthal, Neu-Heilbronn, München, Stuttgart. Weit umfangreicher aber sind die deutschen Kolonien, die an der mittlern Wolga von Sarepta stromaufwärts über Saratow hinaus einen Flächenraum beanspruchen, der größer ist als das Königreich Sachsen. Sie wurden 1763 bis 1770 von Württembergern, Hessen und Sachsen anfänglich an 104 Plätzen angelegt und zeichnen sich durch ihre massenhafte Getreideproduktion aus. Von Bessarabien ziehen sich noch einige kleine dörfliche Siedelungen deutscher Bauern nach der Dobrudscha. Hiermit jedoch schließen die Länderflächen Osteuropas, in denen der deutsche Anteil an der Bevölkerung wenigstens 1—5 Proz. beträgt. Dieses Verhältnis kehrt auch in ganz Süd-, West- und Nordeuropa nirgends wieder, mit einziger Ausnahme des nordöstlichen Frankreich. Hier dehnt sich eine Fläche mehrprozentiger deutscher Beimischung von der deutschen und luxemburgischen Grenze bis über die mittlere Seine um Paris aus, das ja selbst eine ansehnliche deutsche Bewohnerzahl aufzuweisen hat. Nirgends indessen gewahren wir auch nur die kleinste deutsche Ortschaft daselbst, wie sie sich so massenhaft jenseit der Ostgrenze unsers Sprachgebiets vorfinden. Die Deutschen beteiligen sich eben nur gleich allen andern Nachbarvölkern Frankreichs an dem tropfenweisen Einsickern in diesen mäßig dicht bevölkerten Staatsraum.

Zwar könnte man noch von manchen eingegangenen deutschen Kolonien in andern als den genannten Ländern Europas reden, so von den Pfälzerkolonien auf der Ahlheide Jütlands und bei Limerick in Irland, den Schwabendörfchen auf der spanischen Sierra Morena, der bayrischen Gründung Heraklions bei Athen aus der Zeit König Ottos von Griechenland; indessen sind das bloße geschichtliche Raritäten.

3) Verbreitung außerhalb Europas. Über See hatten sich die Deutschen gleich mit Beginn der bahnbrechenden Unternehmungen der Portugiesen und Spanier im 15. Jahrh. nach fremden Erdteilen auszubreiten begonnen. Zu Massenansiedelungen haben sie es aber fast ausschließlich in den gemäßigten Zonen beider Erdhalbkugeln gebracht, hauptsächlich in Amerika.

Asien birgt weniger Deutsche als jeder andre Erdteil, wohl kaum 50,000. Rund zwei Drittel davon, etwa 35,000, entfallen auf Kaukasien und zwar besonders auf die Gegend von Tiflis. Württemberger Schwaben, die aus religiösem Separatismus ihre Heimat 1817 verlassen hatten, gründeten die älteste der transkaukasischen Bauernkolonien deutscher Art, Marien-

feld, östlich von Tiflis. Seitdem sich die Kolonisten dem kaukasischen Klima angepaßt haben, gedeihen sie sehr wohl. Allmählich haben sich die kaukasischen Schwabendörfer bis auf elf vermehrt; das jüngste, Paulinenhof (Petrowka), wurde 1892 bei Kars gegründet. An den mit deutschem Kapital gebauten kleinasiatischen Eisenbahnlinien sind noch keine deutschen Siedelungen entstanden, jedoch bilden deutsche Bahnbeamte in nicht unbeträchtlicher Zahl kleine Kolonien in Haidar Pascha, auch in Eskischehr und Kaisarie. Die schwäbischen Templer Palästinas machen sich neuerdings in Jafa, Sarona, Haïfa und der Umgebung Jerusalems um den Wein- und Apfelsinenbau des Landes verdient, zählen aber nur 1400 Köpfe. Durch das übrige Asien gibt es, abgesehen von der jüngst entstandenen deutsch-chinesischen Hafenstadt Tsingtau, keine einzige deutsche Ansiedelung. Und so belangreich Deutschlands Anteil am Handel sowie an der Reederei der indischen und chinesisch-japanischen Welt ist, belaufen sich doch die Zahlen deutscher Geschäftsleute und Beamten selbst in so hervorragenden Plätzen wie Bombay, Kalkutta, Bangkok, Hongkong, Jokohama immer nur auf wenige Hunderte.

Ähnlich liegen die Dinge in Afrika. Sogar in dessen subtropischem Norden ist das deutsche Volk, von ein paar Dörfchen in Algerien abgesehen, trotz des gesunden Klimas nur ganz vereinzelt, aber gleichwie in seinem Tropengürtel nicht durch wirkliche deutsche Siedelungen vertreten. So leben z. B. in ganz Marokko zurzeit nicht mehr als 190 Deutsche, von denen 47 keine Reichsdeutschen sind. Anders aber ist es unter dem Subtropenhimmel Südafrikas. Hier hat sich unser holländischer Bruderstamm am Kap seit 1652 wohnlich eingerichtet inmitten von Kaffern und Hottentotten und in den Buren eine eigenartige Variation des Holländertums geschaffen. Reichsdeutsche sind jedoch in dem nun britischen Südafrika bloß vereinzelt wohnhaft, meistens in den Handelsplätzen der Küste. Echt deutsche Siedelungen hingegen legen wir jetzt in unserm Schutzgebiete Deutsch-Südwestafrika an, wo bei gesundem Klima die Zahl der Deutschen bereits sich auf mehr als 4000 erhoben hat.

Australien und Neuseeland, besonders das erstere, sind im 19. Jahrh. nächst Amerika Hauptziele deutscher Auswanderung gewesen. Einige Bergleute, Winzer und Bauern eröffneten 1836 und 1837 den Hinzug der Deutschen nach dem fernen Weltteil. Von den des Weinbaues völlig unkundigen englischen Ansiedlern gerufen, haben Winzer aus Hattenheim im Rheingau die ersten Reben in Neusüdwales gepflanzt; von hier aus gelangte der Weinbau erst in die übrigen Teilstaaten Australiens, wo er sich besonders in Südaustralien reich gelohnt hat. Nach Südaustralien lenkte sich auch 1838 die erste Massenauswanderung brandenburgischer Bauern, die, als Altlutheraner um einen Agendenstreit mit ihrem König zerfallen, in Australien landeten und unter Führung ihres greisen Seelsorgers nahe nördlich von Adelaide ihr verlassenes Heimatsdorf Klemzig neu erstehen ließen. Nachmals brachte der Mißerfolg der Revolution von 1848 gleichfalls hierher wie nach Nordamerika Unzufriedene auch aus höhern Ständen; aus allen Berufskreisen sammelten sich so mit der Zeit deutsche Ansiedler in Südaustralien, nach dem Aufschluß reicher Gold- und Kupfergruben namentlich auch Berg- und Hüttenleute aus dem Harz. Jetzt drängen sich in dem Bezirk nördlich von Adelaide um das ganz deutsche Städtchen Tanunda am Fuß des schönen Kaiserstuhls die Dörfer der Deutschen mit deutschen oder biblischen Namen wie zu einem frischen Blütenkranz zusammen. Die Deutschen machen bereits 8 Proz. der Gesamtbevölkerung dieses Kolonialstaates aus. Ähnlich stark (zu 7 Proz.) sind sie nur noch an der Bevölkerung von Queensland beteiligt. Man erkannte hier die Kolonistentüchtigkeit der Deutschen praktisch dadurch an, daß man ihnen jahrelang freie Überfahrt aus Deutschland und unentgeltliche Landüberweisung zubilligte. Im ganzen sind rund 63,000 Deutsche nach Australien nebst Neuseeland ausgewandert; 1883 erzielte diese Bewegung den Höchststand mit 2104 Köpfen, flaute darauf jedoch stark ab und ging jüngst bis auf 150 zurück.

Schwer fällt es, die Zahl der Deutschen in diesen Koloniallanden genauer festzustellen, weil sie gerade in Australien ebenso rasch in der englischen Bevölkerung aufgehen wie in den Vereinigten Staaten Amerikas. Heiratet der deutsche Ansiedler eine Engländerin oder eine Schottin, so reden die Kinder regelmäßig die Sprache ihrer Mutter; und auch andernfalls ist schon das Deutsche in der zweiten Generation recht fragwürdiger Natur, in den fernern schwindet es ganz (außer in den wenigen Ortschaften ausschließlich deutscher Bewohnung), und es mangelt dann die üblichste Handhabe für die Nationalitätenstatistik zur Ermittelung der Kopfzahl der Deutschen. Nach Emil Jung darf man gegenwärtig annehmen als

	in Deutschland Geborne	Deutsche überhaupt
für Queensland	15 000	38 000
= Südaustralien . . .	9 000	30 000
= Victoria	9 000	15 000
= Neusüdwales	8 000	10 000
= Tasmania	800	1 000
= Westaustralien . . .	?	500
= Neuseeland	5 000	12 000
Zusammen:	46 800	106 500

Auf den Australinseln von Neuguinea bis Neukaledonien, die alle erst neuerdings von europäischen Nationen zum Ziel ihrer Kolonialpolitik gemacht wurden, und auf den Inseln der Südsee hausen (von einigen Handels- und Missionsstationen abgesehen) ausschließlich Eingeborne. Doch sammeln sich schon Deutsche verschiedenster Berufsarten in Apia, der aufblühenden Hauptstadt Deutsch-Samoas. An dem bunt aus allen Erdteilen zusammengewürfelten Volk der Hawaigruppe hat das deutsche gleichfalls einen mäßigen Anteil; gelegentlich haben Hunderte deutscher Arbeiter auf den dortigen Zuckerrohrfeldern bewiesen, daß der Deutsche selbst bei härterer Körperanstrengung im Freien dem Tropenklima keineswegs erliegt; in Honolulu treffen wir Deutsche im Groß- und Kleinhandel wie als Gewerbtreibende.

Weitaus die meisten unsrer Auswanderer über See hat Amerika empfangen, Nordamerika dabei viel mehr als Südamerika, schon darum, weil es uns näher liegt und in ganzer Breite den gemäßigten Erdgürtel durchmißt. In den amerikanischen Tropen gibt es geschlossene deutsche Kolonistendörfer nur ganz ausnahmsweise, so das 1857 mitten in Peru etwas planlos gegründete Dorf Pozuzo, wo in einem malerischen Hochgebirgstal, jedoch leider abgeschieden von allem Verkehr, 600 Katholiken wohnen, die aus Rheinpreußen, Bayern und Deutsch-Tirol herstammen. Deutsche Ackerbaukolonien von Bedeutung hat erst das außertropische Südamerika aufzuweisen, vor allem die drei Südstaaten Brasiliens. Hier schätzt man die Zahl deutscher Ansiedler (Stadt- und Landbewohner zusammengefaßt) in Parana auf 50,000,

in Santa Catharina auf 100,000, in Rio Grande do Sul wenigstens auf 150,000. Da diese südbrasilischen Kolonien in ihren Anfängen bis ins Jahr 1824 zurückgehen, sind sie insofern hochbedeutsam, als sie noch heute in Sprache und Wesen deutsch geblieben sind. Diese Auswanderer nach Südbrasilien (großenteils blutarme Bauern oder Tagelöhner aus Pommern und dem Hunsrück) sind nicht bloß zu erfreulichstem Wohlstand in den Urwäldern jenes Südens gelangt, sondern auch der Handel Südbrasiliens ist in einem Maße wie sonst nirgends in Südamerika in deutscher Hand. Nur noch in Chile ist Ähnliches geschehen. Seit 1850 siedelten sich daselbst Deutsche an, teils in der noch spärlich bewohnten Gegend von Valdivia und dem Landstrich bis Osorno, teils um den Llanquihuesee am Fuß der schneebedeckten Vulkane Osorno und Calbuco, wo Nord- und Süddeutsche bunt durcheinander die Wildnis in Kulturland umwandelten. Nur in den Provinzen Valdivia, Llanquihue und Valparaiso zählt man je 3000 Deutsche, etwa 4 Proz. der Gesamtbevölkerung. Überall sonst sind die Deutschen in Chile weit undichter noch gesät, selbst im Bezirk der Landeshauptstadt Santiago, so ansehnlich auch in dieser selbst das deutsche Element in den Kreisen der Wissenschaft, des Heerwesens, Großhandels sich geltend macht. Karl Martin berechnet die Summe der Deutschen Chiles auf rund 20,000. In Argentinien haben sich die deutschen Auswanderer zumeist mit andern Nationalitäten vermischt.

Bei weitem die meisten über See gegangenen Deutschen hat Nordamerika aufgenommen. Sie wandten sich auch den so gesunden wie fruchtbaren Gegenden des südöstlichen britischen Nordamerika zu, wo sie schon die Anzahl von 310,000 erreicht haben und in den Provinzen an den kanadischen Seen wie in Manitoba mehr als 5 Proz. der Bewohnerschaft ausmachen. Der Löwenanteil jedoch entfällt auf die Vereinigten Staaten. Im 17. Jahrh. langsam beginnend, ward die deutsche Auswanderung dorthin bereits 1709 durch den Abstrom aus der Pfalz zur Massenauswanderung, erklomm nach den trüben Jahren der Hungersnot und der Revolution ihren Höhepunkt von 252,000 Auswanderern 1854, um erst in der jüngsten Vergangenheit in mäßige Grenzen zurückzugehen. Allein seit 1821 zogen über 5 Millionen Deutsche in dies Gelobte Land, das ja in der Tat bei seiner im Verhältnis zur Raumfülle noch so geringfügigen Bevölkerung und der vollsten Freigabe des wirtschaftlichen Wettbewerbes, teilweise hoher Fruchtbarkeit und erstaunlichem Reichtum an Fossilschätzen den arbeitslustigen Europäer besonders anlocken mußte. Gegenwärtig allerdings wird die deutsche Zuwanderung in die Vereinigten Staaten stark überboten durch die italienische und slawische; stellte sie sich doch im Zensusjahr 1901/1902 nur auf 28,304, dagegen die aus Italien auf 178,375, die aus Österreich-Ungarn auf 171,989, die aus Rußland auf 107,347. Trotzdem fließt im Blute der seit 1776 entfalteten größten Nation der Neuen Welt nächst dem britischen am meisten deutsches Blut. Hauptsächlich verbreitet finden wir die Deutschen in den Nordoststaaten New York, New Jersey und Pennsylvanien sowie in den westlich folgenden Nordstaaten der Mitte, südwärts von den großen Seen bis Missouri, in denen durchweg über 100,000 in Deutschand Geborne gezählt werden, im erstgenannten Staat sogar beinahe ½ Mill. Der relativ deutscheste Teilstaat der Union ist Wisconsin am Westufer des Michigansees mit 11,7 Proz. in Deutschland geborner Bewohner. Wenn unsre Auswanderer auch schon in den ersten Generationen, wie in Australien, so auch hier ihr Deutschtum einbüßen, wo sie nicht ganz ausnahmsweise in rein deutscher Gemeinschaft fast außer Verkehr mit Englischredenden ein entlegenes Örtchen bewohnen, so dürfen wir doch zum mindesten diejenigen noch als Deutsche bezeichnen, die, wenn auch nicht selbst in Deutschland geboren (deren Zahl beträgt 2,666,990), doch von dort gebornen Eltern, bezüglich einem in Deutschland gebornen Vater oder einer in Deutschland gebornen Mutter stammen. Bei solcher Erweiterung des Begriffes »Deutsche« gibt es deren in den Vereinigten Staaten nach einer von E. Hasse ausgeführten Berechnung 7,825,497. Dann steigt z. B. die Anzahl der Deutschen im Staat New York auf 1,2 Mill., d. h. 16,75 Proz., im Staat Wisconsin auf mehr als 700,000, d. h. 34,3 Proz. Zählt man mit Hasse auch noch diejenigen Bewohner als Deutsche, die als Deutschredende zwar nicht aus Deutschland, aber aus angrenzenden Ländern, wie Österreich, der Schweiz und Rußland, eingewandert sind, so erhält man die obige Ziffer der 2,7 auf etwa 3,1 Mill. aus deutschem Sprachgebiet Stammender erhöht. Demnach dürfen wir sicherlich wenigstens 10 Mill. deutscher Abkunft unter den 76 Mill. vermuten, die 1900 in den Vereinigten Staaten gezählt wurden. Selbst aber bei jener engsten Begriffsbestimmung, nach der Deutsche bloß »Deutschländer« bedeuten, wohnen z. B. in Milwaukee, der großen halbdeutschen Kapitale Wisconsins, mehr Deutsche als in Halle und in New York mehr als in Frankfurt a. M.

Über die Gesamtzahl der auf der ganzen Erde lebenden Deutschen machte Paul Langhans 1902 folgende Aufstellung:

Deutsche in Europa	76 536 000
= = Amerika	10 920 000
= = Asien	88 000
= = Afrika	623 000
= = Australien	109 500
Deutsche der ganzen Erde:	88 276 500.

Hierbei sind jedoch die Niederländer mit eingerechnet (daher die hohe Zahl für Afrika sowie für Asien, die unsre oben [S. 751] für Asien angegebene beträchtlich überbietet). Schließt man aber die politisch und sprachlich von den Deutschen getrennten Niederländer aus, so erreicht die Gesamtzahl der Deutschen nicht ganz 80 Mill. Selbst in diesem eingeschränktern Sinn übertrifft demnach das Volk der Deutschen das der Engländer an Zahl, steht nahezu dem russischen hierin gleich und wird auf Erden an Massenhaftigkeit weit überholt allein von den beiden Riesenvölkern Asiens, den Indern und den Chinesen.

Vgl. R. Böckh, Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet (Leipz. 1870); Langhans: Deutsche Erde, Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums allerorten und allerzeiten (Gotha, Zeitschrift seit 1902), Deutscher Kolonial-Atlas (das. 1897) und Alldeutscher Atlas (das. 1902); Nabert, Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa (Glogau 1891); Derselbe, Das deutsche Sprachgebiet in Europa (Stuttg. 1893); Bremer, Ethnographie der germanischen Stämme (Straßb. 1899); Meitzen, Die Ausbreitung der Deutschen in Deutschland und ihre Besiedelung der Slawengebiete (Jena 1879); Derselbe, Wanderungen, Anbau und Agrarrecht der Völker Europas nördlich der Alpen (Berl. 1895, 3 Bde.); Kaemmel, Die Anfänge deutschen Lebens in Österreich bis zum Ausgang der Karolingerzeit (Leipz. 1879); Krones, Die deutsche Besiedelung der öst-

lichen Alpenländer (Stuttg. 1889); Beheim-Schwarzbach, Die Besiedelung von Ostdeutschland durch die zweite germanische Völkerwanderung (Berl. 1882); Wendt, Die Germanisierung der Länder östlich der Elbe (Liegn. 1884—89, 2 Tle.); Ed. O. Schulze, Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe (Leipz. 1896, preisgekrönt); Tetzner, Die Slawen in Deutschland (Braunschw. 1902); von der Ropp, Deutsche Kolonien im 12. und 13. Jahrhundert (Gießen 1886); Boll, Mecklenburgs deutsche Kolonisation im 12. und 13. Jahrhundert (im »Jahrbuch des Vereins für mecklenburgische Geschichtskunde«, 13. Jahrg.); Riedel, Die Mark Brandenburg im J. 1250 (Berl. 1831, 2 Bde.); Weinhold, Die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien (Stuttg. 1887); Loewe, Die Reste der Germanen am Schwarzen Meer (Halle 1896); v. Wersebe, Über die niederländischen Kolonien, welche im nördlichen Deutschland im 12. Jahrhundert gestiftet worden (Hannov. 1815—16, 2 Bde.); de Borchgrave, Histoire des colonies belges qui s'établirent en Allemagne pendant le XII. et le XIII. siècle (Brüss. 1865); R. Schröder, Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters (Berl. 1880); Rudolph, Die niederländischen Kolonien der Altmark im 12. Jahrhundert (das. 1889); Wachsmuth, Geschichte deutscher Nationalität (Braunschw. 1860, 2 Bde.); Tietz, Die geschichtliche Entwickelung des deutschen Nationalbewußtseins (Hannov. 1880); Schultheiß, Geschichte des deutschen Nationalgefühls (Münch. 1893 ff.); Brämer, Nationalität und Sprache im Königreich Belgien (Stuttg. 1887); Sartorius v. Waltershausen, Die Germanisierung der Rätoromanen in der Schweiz (das. 1900); »Der Kampf um das Deutschtum« (Sammelwerk mit monographischen Beiträgen über die Verbreitung der Deutschen inner- und außerhalb Europas, Münch. 1897 ff.).

Deutsche Theologia (Theologia deutsch), Titel eines von einem ungenannten Priester und Kustos des Deutschherrenhauses zu Sachsenhausen bei Frankfurt a. M. Ende des 14. Jahrh. verfaßten Traktats in 54 Kapiteln, worin hauptsächlich die Lehre der Mystiker ausgeführt wird, wie man zur innern Vereinigung mit dem göttlichen Willen, zur »Vergottung« gelange. Das kleine Buch wurde zuerst von Luther (Wittenb. 1518) im Druck veröffentlicht und hat seitdem zahlreiche Wiederholungen und Bearbeitungen erlebt. Die beste Ausgabe (nach der einzigen noch erhaltenen Handschrift in Frankfurt a. M.) besorgte Fr. Pfeiffer (4. Aufl., Gütersl. 1900, mit neuhochdeutscher Übersetzung). Vgl. Lisco, Die Heilslehre der Theologia deutsch (Stuttg. 1857); Reifenrath, Die d. T. des Frankfurter Gottesfreundes (Halle 1863), und Jundt, Das Büchlein des Frankfurter Deutschherrn und Gottesfreundes Eyn deutsche Theologie neu untersucht (Straßb. 1881).

Deutsche Union (Union der Zweiundzwanziger), ein von K. F. Bahrdt (s. d.) nach Friedrichs II. Tode durch anonyme Briefe gestifteter Geheimbund, der dem wiedererwachenden religiösen Fanatismus und Obskurantismus entgegenwirken sollte. Die Verbindung löste sich aber auf, nachdem der damals schon tief gesunkene Bahrdt als Urheber bekannt geworden war. Letzterer kam darüber in Untersuchung und in Festungshaft. Vgl. »Mehr Noten als Text, oder die d. U. der Zweiundzwanziger« (Leipz. 1789).

Deutsche Verskunst. Das wichtigste Moment für den Versbau ist das darin befolgte rhythmische Prinzip. Das Wesen des metrischen Rhythmus besteht darin, daß Silben von größerm Gewicht mit solchen von geringerm Gewicht nach gewissen Regeln abwechseln. Bei der Auswahl dieser verschiedenartigen Silben kann nun die Metrik entweder die Unterschiede zwischen langer und kurzer Silbe zu Grunde legen, wie das in der griechischen und lateinischen Metrik geschieht, dann entsteht die quantitierende Versmessung. Es können aber auch die Unterschiede zwischen stärker und schwächer betonter Silbe maßgebend sein: daraus ergibt sich die akzentuierende Metrik. Dies ist die Art und Weise des deutschen, überhaupt des germanischen Versbaues. Doch kommt für den altdeutschen Vers daneben auch die Quantität in Betracht. Eine betonte lange Silbe kann einen ganzen Versfuß ohne Senkung füllen, so daß dann zwei Hebungen unmittelbar aufeinander folgen (z. B. Sifrit geheizen), während sonst im allgemeinen Hebungen und Senkungen (betonte und unbetonte Silben) miteinander abwechseln. Anderseits kann eine betonte Kürze mit folgender Nebensilbe zusammen metrisch die gleiche Geltung wie eine betonte Länge haben, so daß z. B. mittelhochd. sägen, klägen als stumpfer (männlicher) Reim gilt. Ein gleichmäßiger Wechsel von einsilbiger Hebung und Senkung wird im Verlaufe des 13. Jahrh. mehr und mehr angestrebt. Das führte schließlich dahin, daß besonders im 15. und 16. Jahrh. in großen Gebieten der Kunstpoesie (vor allem im Meistergesang) die Verse nur nach der Zahl der Silben (Silbenzählung), ohne Rücksicht auf die sprachliche Betonung, gemessen werden. Es ist das Verdienst von Martin Opitz, wieder den regelmäßigen Wechsel von sprachlich betonter und unbetonter Silbe durchgeführt zu haben.

Weiter ist wichtig der Umfang der Verse und die Art ihrer Verbindung. Der altgermanische Vers war eine Langzeile, die durch einen Einschnitt (Cäsur) in zwei Hälften zerfiel (Halbzeilen). Diese Halbzeilen werden verbunden durch die sogen. Alliteration oder den Stabreim, d. h. das wichtigste oder die beiden wichtigsten Wörter der ersten Halbzeile haben in ihrer Hauptsilbe den gleichen Anfangsbuchstaben (Anlaut) wie das erste der beiden wichtigsten Wörter der zweiten Halbzeile (z. B. »Roland der Rieſe | am Rathaus zu Bremen«). Die Silbenzahl kann im altdeutschen Alliterationsvers sehr verschieden sein; doch muß jede Halbzeile mindestens zwei stark betonte Silben (Hebungen) und zwei schwächer betonte Silben enthalten. Eine Zusammenfassung dieser alliterierenden Langzeilen zu Strophen ist in den wenigen uns erhaltenen Resten deutscher Alliterationsdichtung nicht nachzuweisen. In der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. findet unter dem Einfluß der lateinischen Hymnendichtung, auch wohl romanischer Volkspoesie, der Endreim an Stelle des Stabreims Eingang, um von da an bis zur Mitte des 18. Jahrh. die deutsche Dichtung ausschließlich zu beherrschen. Das erste größere Werk mit Endreim ist die Evangelienharmonie Otfrieds. Die Langzeile ist zunächst noch festgehalten; ihre beiden Hälften, deren jede jetzt regelmäßig vier Hebungen umfaßt, werden durch den Endreim miteinander verbunden. Zwei oder mehrere Langzeilen treten als Strophen zusammen. Nach dem 10. Jahrh. verschwindet jedoch die Langzeile; sie tritt erst in mittelhochdeutschen lyrischen und epischen Strophen, wie der Strophe des Nibelungenliedes, der »Gudrun«, wieder auf. Hier sind die Halbzeilen nicht mehr unter sich, sondern die Enden der ganzen Zeilen durch den Reim gebunden. Anderseits löst sich die Langzeile

bei unveränderter Reimstellung in das aus zwei Kurzversen von je vier Füßen bestehende Reimpaar auf, ein Versmaß, das die Epik, Didaktik und Dramatik des 11.—16. Jahrh. beherrscht und später als »Knüttelvers« verspottet wird, bis es Goethe besonders in seinem »Faust« wieder zu Ehren gebracht hat. In der mittelhochdeutschen Lyrik kommen statt der zunächst herrschenden nationalen Versformen durch französischen Einfluß auch andre Versarten auf. Vom Auftreten Opitz' bis zur Mitte des 18. Jahrh. ist der dem Französischen entlehnte Alexandriner die in der ganzen deutschen Dichtung herrschende Versform, die jedoch im Deutschen eine Starrheit und Einförmigkeit erlangt, die ihr in ihrer Heimat fremd war. Nach der Mitte des 18. Jahrh. kommt im Drama der aus England stammende reimlose fünffüßige Jambus (s. Blank verse) auf; zu allgemeiner Anerkennung hat ihn Lessings »Nathan« gebracht. In der Lyrik werden die Strophenformen des Volksliedes, romanische und antike Strophenformen nachgebildet. In der Epik wird durch Klopstock und Voß der Hexameter eingebürgert und in Herders »Cid« der vierfüßige reimlose Trochäus der Spanier nachgebildet. Im 19. Jahrh. finden alle möglichen orientalischen Formen Nachahmung (besonders durch Rückert und Bodenstedt); auch der altdeutsche Stabreim lebt wieder auf, so in den Werken von W. Jordan und R. Wagner. Vgl. die »Metrik« (von Sievers und Paul) in Pauls »Grundriß der germanischen Philologie«, Bd. 2, Teil 1, S. 801 ff. (Straßb. 1893); Sievers, Altgermanische Metrik (Halle 1893); F. Kauffmann, Deutsche Metrik (Marb. 1897); Minor, Neuhochdeutsche Metrik (2. Aufl., Straßb. 1902).

Deutsche Volkskunde, s. Deutsches Volk.

Deutsche Volkspartei, s. Volkspartei.

Deutsch-Eylau, Stadt im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis Rosenberg, am Ausfluß der Eilenz aus dem Geserichsee, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Schönsee–Osterode, Broddydamm–D. und Marienburg-Mlawa. Die Stadt hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Progymnasium, Amtsgericht, Reichsbanknebenstelle, treibt Eisengießerei, Maschinen-, Dachpappen-, Zement-, Essig- und Kohlensäurefabrikation, Spiritusraffinerie, eine Dampfmahl- und drei Dampfsägemühlen, Bierbrauerei, Getreidehandel, Schiffahrt und zählt (1900) mit der Garnison (Stab der 72. Infanteriebrigade, 2 Infanteriebataillone Nr. 59, ein Infanteriebataillon Nr. 152, 3 Eskadrons Kürassiere Nr. 5 und 2 Abteilungen Feldartillerie Nr. 35) 8074 meist evang. Einwohner.

Deutsch-französischer Krieg von 1870/71. In Frankreich empfand man die Entscheidung des preußisch-deutschen Krieges von 1866 zu gunsten Preußens als eine Niederlage, das Volk verlangte »Revanche für Sadowa« und beschuldigte den Kaiser, der nicht einmal Luxemburg als Kompensation zu gewinnen wußte, des Verrats an Frankreichs Macht und Ehre. Die französische Regierung sah sich unter diesen Umständen zur Behauptung ihrer Popularität zu einem Kriege mit Preußen gedrängt, und nachdem Niel die Armee organisiert hatte, suchte sie nach einem Anlaß und fand ihn in der spanischen Thronfolgefrage. Auf die Nachricht, daß die spanische Krone dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern angeboten und von ihm angenommen worden sei, erklärte der Minister des Äußern, Gramont, auf eine Interpellation im Gesetzgebenden Körper 6. Juli 1870, Frankreich werde nicht dulden, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze, das europäische Gleichgewicht zu ihren gunsten störe. Volksvertretung und Presse begrüßten diese Erklärung, die ohne weiteres als Kriegsdrohung gegen Preußen aufgefaßt wurde, mit stürmischem Beifall, und die französische Regierung verlangte 9. Juli durch ihren Botschafter Benedetti von König Wilhelm in Ems, er möge den Erbprinzen von Hohenzollern zum Verzicht auf die spanische Krone zwingen. Das Begehren wurde abgelehnt, und da der Prinz 12. Juli aus freien Stücken der angebotenen Krone entsagte, schien der Fall erledigt. Doch nun verlangte Gramont von dem preußischen Botschafter in Paris, v. Werther, er solle den König zur Absendung eines an Napoleon gerichteten Entschuldigungsschreibens bewegen, und Benedetti erhielt den Auftrag, dem König die Versicherung abzupressen, daß er in Zukunft niemals eine neue Thronkandidatur des Erbprinzen zulassen werde. Diese Zumutung wies der König entschieden zurück und verweigerte dem Botschafter eine weitere Audienz über diesen Gegenstand. Darin und besonders in der Mitteilung, die Bismarck darüber den Gesandtschaften des Norddeutschen Bundes machte, sah die französische Regierung eine Beleidigung ihres Botschafters und begründete damit 15. Juli das Verlangen an den Gesetzgebenden Körper, die für den Krieg erforderlichen Beschlüsse (Kredit von 66 Mill. Frank, Einberufung der Mobilgarde und Anwerbung von Freiwilligen) sofort zu fassen. Dies geschah auch trotz der Warnungen weniger Deputierten, und 19. Juli wurde in Berlin der Krieg erklärt. Im Vertrauen auf die neuen Waffen (Chassepotgewehr und Mitrailleuse) sowie auf die Unterstützung Dänemarks, Italiens und Österreichs, die Erhebung der von Preußen 1866 annektierten Provinzen, die Neutralität oder gar Allianz Süddeutschlands, hoffte Frankreich bestimmt auf den Sieg.

In Deutschland herrschte gegenüber dieser prahlerisch ausgesprochenen Siegeszuversicht Ruhe und Entschlossenheit. König Wilhelm kehrte 15. Juli nach Berlin zurück und erließ die Mobilmachungsorder; das Gleiche taten die süddeutschen Fürsten, die den Casus foederis anerkannten, auch die anfangs abgeneigten Kammern von Bayern und Württemberg bewilligten die erforderlichen Gelder. Der Reichstag des Norddeutschen Bundes beantwortete 19. Juli die Thronrede des Königs mit einer begeisterten Adresse und genehmigte die Kriegsanleihe einstimmig. Bismarck veröffentlichte in diesem entscheidenden Augenblick 25. Juli in den »Times« den Entwurf eines Bündnisses, das Frankreich Preußen seit 1867 wiederholt angetragen, dieses aber abgelehnt hatte: danach sollte Frankreich Luxemburg und Belgien, Preußen die Herrschaft über Deutschland erhalten. Die öffentliche Meinung Europas war damit gegen Napoleon gewonnen, denn seine Eroberungslust war jetzt öffentlich enthüllt, er war auch moralisch der Angreifer auf den Frieden Europas. In Italien und Österreich waren allerdings maßgebende Persönlichkeiten zur Unterstützung Frankreichs geneigt, aber beiden Staaten fehlte die Kriegsbereitschaft, und Österreich mußte noch auf Rußland Rücksicht nehmen. Frankreich und Deutschland standen sich allein gegenüber.

Auf deutscher Seite war die Mobilmachung in nicht viel mehr als einer Woche vollendet. Drei Armeen unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen, dem Moltke als Chef des Generalstabes zur Seite trat, sollten am Mittelrhein auf der Operationsbasis Koblenz–Mainz–Mannheim aufgestellt werden. Die erste Armee, das 7. und 8. Armeekorps, einschließlich der 1. und 3. Kavalleriedivision (60,000 Mann

mit 180 Geschützen), unter dem Befehl des Generals v. Steinmetz, bildete den rechten Flügel bei Koblenz. Die zweite Armee, die Garde, das 3., 4., 9., 10. und 12. Armeekorps und die 5. und 6. Kavalleriedivision (194,000 Mann mit 534 Geschützen), unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, stand als Zentrum bei Mainz. Der linke Flügel bei Mannheim war die dritte Armee, das 5. und 11. norddeutsche Korps, die Bayern, Württemberger und Badener (130,000 Mann mit 480 Geschützen) unter dem Kronprinzen von Preußen. Im ganzen standen also in erster Linie 384,000 Mann mit 1194 Geschützen. Drei preußische Armeekorps (1., 2. und 6.) blieben als Reserve im Osten; den Küstenschutz übernahmen die 17. Division und 3 Landwehrdivisionen unter Vogel v. Falckenstein. Die Franzosen zogen eine sogen. Rheinarmee zusammen, doch durchaus nicht so schnell, wie man erwartet hatte, weil die Einziehung der Reserven höchst umständlich und zeitraubend und alles Material, Proviant, Munition, Wagen, Kleidung ꝛc., in Paris konzentriert war und von dort bezogen werden mußte. Die Zahl der verfügbaren Mannschaften entsprach nicht den Angaben auf dem Papier: die Rheinarmee zählte Anfang August nur 250,000 Mann, die nicht einmal alle völlig ausgerüstet waren. Die Armee, deren Oberbefehl Kaiser Napoleon III. selbst übernahm mit dem bisherigen Kriegsminister Leboeuf als Generalstabschef, war überdies an der deutschen Grenze verzettelt. Das 7. Korps (Douay) stand bei Belfort, das 1. (Mac Mahon) bei Straßburg, das 5. (Failly) bei Bitsch, das 2. (Frossard) bei Saarbrücken, das 3. (Bazaine) bei Metz, das 4. (Ladmirault) bei Diedenhofen, das 6. (Canrobert) bei Châlons und die Garde (Bourbaki) bei Nancy. Während die deutsche Armee 30. Juli gegen die französische Grenze vorrückte, mußte die französische vorläufig stehen bleiben. Nur das 2. französische Korps führte 2. Aug. in Gegenwart des Kaisers und des kaiserlichen Prinzen einen Angriff auf Saarbrücken aus, das, von nur 1000 Preußen verteidigt, auf kurze Zeit von den Franzosen besetzt wurde. Die Offensive fiel daher den Deutschen zu, die sich inzwischen durch Heranziehung des 1., 2. und 6. Korps um 100,000 Mann verstärkt hatten; die erste Armee marschierte die Saar aufwärts, die zweite durch die Rheinpfalz, die dritte nach der Lauter.

Der Kronprinz mit der dritten Armee stieß zuerst bei Weißenburg auf Widerstand, wohin Mac Mahon eine Division unter A. Douay vorgeschoben hatte; Weißenburg und der dahinter liegende Geisberg wurden von den Deutschen nach heftigem erbitterten Kampf 4. Aug. erstürmt. Bei Wörth besiegte schon 6. Aug. der Kronprinz Mac Mahon selbst. An demselben Tage wurde von Truppen der ersten und zweiten Armee nach heldenmütiger Erstürmung der Spicherer Höhen das Korps Frossard geschlagen, worauf sich die Rheinarmee bei Metz zusammenzog. Der deutsche Feldzugsplan, den Feind durch Umfassung seiner rechten Flanke auf dem rechten Moselufer zur Entscheidungsschlacht zu zwingen, wurde so vereitelt; auch verlor die dritte Armee die Fühlung mit dem besiegten Feind, und Mac Mahon, Failly und Douay konnten sich mit Hilfe der Eisenbahn unbehelligt ins Lager von Châlons zurückziehen. Dennoch waren diese ersten Siege der Deutschen von der größten Bedeutung: sie erfüllten das deutsche Volk mit freudiger Siegeszuversicht, schreckten Italien und Österreich von jeder Einmischung ab und riefen in Frankreich die größte Bestürzung hervor. Das Ministerium Ollivier-Gramont wurde gestürzt; die Regentin, Kaiserin Eugenie, rief den General Palikao an die Spitze der Regierung; der Kaiser übergab 12. Aug. den Oberbefehl der Rheinarmee an Bazaine; der Plan einer Landung in Norddeutschland wurde aufgegeben, die Aushebung aller waffenfähigen Mannschaft beschlossen und in blinder Wut alle Deutschen aus Frankreich ausgewiesen. Bazaine hatte die Absicht, die Rheinarmee von Metz nach Châlons zu führen, wurde aber 14. Aug. durch den Angriff der ersten deutschen Armee auf seine noch rechts der Mosel stehenden Korps daran verhindert (Schlacht bei Colombey-Nouilly). Als er 16. Aug. den Abmarsch antreten wollte, stellten sich ihm auf der Straße nach Verdun, westlich von Metz, das 3. und 10. preußische Korps, die oberhalb Metz die Mosel überschritten hatten, entgegen und zwangen ihn durch die blutige Schlacht von Vionville-Mars-la-Tour zum Rückzug auf Metz. In der Stellung, die er auf den Höhen westlich von Metz mit 140,000 Mann einnahm, ward er 18. Aug. von der ersten und zweiten deutschen Armee unter dem Befehl des Königs angegriffen (Schlacht bei Gravelotte). Bei St.-Privat warfen die Deutschen den rechten Flügel der Franzosen, Bazaine zog sich in der Nacht hinter die Forts zurück. Das Ergebnis der allerdings mit dem ungeheuern Verlust von 1832 Offizieren und 39,000 Mann erkauften Schlachttage vor Metz (14., 16. und 18. Aug.) war, daß der Abmarsch der Rheinarmee nach Châlons verhindert und dieselbe in Metz eingeschlossen wurde.

Zur Zernierung von Metz blieben unter Prinz Friedrich Karl die erste und zweite Armee zurück und wurden durch die Landwehrdivision Kummer und die 17. Division verstärkt, während die Garde, das 4. und 12. Armeekorps von der zweiten Armee abgetrennt und mit der 5. und 6. Kavalleriedivision als vierte (Maas-) Armee dem Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen unterstellt wurden. Diese Armee sollte mit der dritten, die mittlerweile über Nancy die Mosellinie erreicht hatte, unter dem Befehl des Königs ins Innere Frankreichs vorrücken; in Châlons oder vor Paris hoffte man den Feind zu treffen. Indes fand bereits die den Vormarsch deckende Reiterei, die dem Gros um mehrere Tage voraus war, das Lager von Châlons vom Feinde geräumt; dieser war nach Norden abgezogen. Im Lager waren das 1., 5., 7. und 12. französische Korps, 130,000 Mann, zusammengezogen und reorganisiert worden; auch der Kaiser war von Metz dorthin gekommen, hatte aber den Oberbefehl Mac Mahon überlassen. Dieser erhielt nun von Palikao den Befehl, auf Diedenhofen zu marschieren und sich dort mit dem gleichzeitig aus Metz herausbrechenden Bazaine zu vereinigen, um die Deutschen zum Rückzug zu zwingen oder ihnen in den Rücken zu kommen. Das Unternehmen war gewagt, ja verzweifelt, schien aber der Regentin und dem Ministerium zur Erhaltung der Dynastie auf dem Thron notwendig. Mac Mahon gehorchte dem Befehl, obwohl er ihn nicht billigte; auch der Kaiser erhob keinen Einspruch. Am 21. Aug. brach die französische Armee aus dem Lager auf; doch wurde der kühne Marsch über Reims, Rethel und Montmédy nach Diedenhofen nicht mit der erforderlichen Schnelligkeit ausgeführt. Inzwischen hatte die dritte deutsche Armee eine große Rechtsschwenkung ausgeführt und ihren Marsch nach Norden gerichtet; bereits 27. Aug. erreichte ihre Kavallerie die Franzosen bei Buzancy. König Wilhelm befahl nun, daß die Maasarmee und zwei von Metz herangezogene Korps dem Feinde den Weg nach Metz verlegen, die dritte Armee aber ihn im Westen um-

fassen und nach der belgischen Grenze drängen solle. Dies geschah pünktlich und sicher: am 30. Aug. wurde das 5. französische Korps bei Beaumont eingeholt und zersprengt, Mac Mahon bei Sedan 1. Sept. zur Schlacht gezwungen. Die Franzosen wurden hier völlig umzingelt und mußten 2. Sept. kapitulieren; außer den 21,000 in der Schlacht gefangenen gerieten 83,000 Franzosen, darunter 2866 Offiziere, in deutsche Kriegsgefangenschaft. Nur das Mac Mahon von Paris nachgeschickte 13. Korps entkam und kehrte nach Paris zurück. Bazaines Versuch (31. Aug.), die deutsche Zernierungslinie vor Metz auf dem rechten Moselufer zu durchbrechen, wurde in der zweitägigen Schlacht von Noisseville zurückgewiesen. Das kaiserliche Heer, teils in Metz eingeschlossen, teils kriegsgefangen, war keiner Operation mehr fähig; mit seiner Vernichtung brach auch das Kaiserreich selbst zusammen. Auf die Kunde von der »Schmach von Sedan« trieb das Pariser Volk den Gesetzgebenden Körper 4. Sept. auseinander und betraute die Deputierten von Paris mit der »provisorischen Regierung der Nationalverteidigung«; der Gouverneur von Paris, General Trochu, führte den Vorsitz. Die Kaiserin Eugenie flüchtete nach England, wohin ihr der kaiserliche Prinz folgte; Napoleon III., schon seit 1. Sept. König Wilhelms Kriegsgefangener, erhielt Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel als Aufenthaltsort angewiesen.

In Deutschland und auch im Ausland sah man im Ende des Kaiserreichs auch das des Krieges. Und die Franzosen meinten, da der Urheber des Krieges beseitigt sei, würden die Deutschen befriedigt in ihre Heimat zurückkehren; allenfalls wären sie geneigt gewesen, die Kriegskosten zu vergüten. Sie rechneten hierbei auf die Unterstützung der Mächte, die Thiers auf einer Rundreise an den Höfen, freilich vergebens, anrief, und erkannten die Lage so wenig, daß der neue Minister des Auswärtigen, J. Favre, 6. Sept. der Aufforderung zum Frieden die prahlerische Phrase hinzufügen konnte, Frankreich würde keinen Zoll seines Gebietes, keinen Stein seiner Festungen abtreten. Bismarck erklärte 16. Sept., daß Deutschland die Abtretung von Elsaß und Lothringen mit Straßburg und Metz als Bürgschaft gegen neue Angriffsgelüste verlange, und lehnte auch die Bewilligung eines Waffenstillstandes, den Favre in einer persönlichen Zusammenkunft zu Ferrières erbat, ohne genügende Garantien ab. Die neue französische Regierung proklamierte nun die allgemeine Volksbewaffnung, und der Krieg nahm seinen Fortgang. Deutscherseits erkannte man, daß nur die Einnahme von Paris und die Besetzung eines möglichst großen Teiles von Frankreich den Frieden herbeiführen könnten. Die dritte und Maasarmee rückten von Sedan sofort auf Paris, wo allerdings gegen 400,000 Mann versammelt waren, aber noch ein solches Chaos herrschte, daß die Deutschen 19. Sept. ohne alle Schwierigkeiten die Einschließung von Paris vollenden konnten. Auf diese beschränkten sie sich, da zu einer Beschießung kein schweres Geschütz zur Stelle, zu einem gewaltsamen Angriff die Zernierungsarmee (130,000 Mann) zu schwach war; freilich führte die Einschließung über Erwarten spät zur Aushungerung der Stadt, da es den Franzosen gelungen war, sich noch rechtzeitig in wirklich großartiger Weise zu verproviantieren. Daneben sicherte energische Belagerung der Festungen im östlichen Frankreich die Verbindung mit Deutschland. Durch den Fall von Toul (23. Sept.) ward eine Bahnverbindung mit dem Rhein gewonnen; nach der Kapitulation von Straßburg (27. Sept.) wurde das Elsaß besetzt, und das neugebildete 14. Korps unter General Werder bemächtigte sich des Saônegebiets.

Inzwischen hatte die Delegation der provisorischen Regierung in Tours, deren Leitung im Oktober Gambetta übernahm, die allgemeine Volksbewaffnung (levée en masse) begonnen. Aus den unter die Fahnen gerufenen und auf Kosten der Gemeinden und Departements ausgerüsteten waffenfähigen Mannschaften wurden zahlreiche neue Truppenkörper gebildet. Aus Algerien wurden alle verfügbaren Truppen herangezogen, die Kriegsflotten aus der Nord- und Ostsee, wo sie nichts hatten ausrichten können, abberufen und die beträchtlichen Hilfsmittel der Marine an Offizieren, Mannschaften und Geschütz für den Landkrieg verwendet. Wie 1793 glaubte Gambetta durch den kleinen Krieg der Franctireurs die Feinde ermüden und durch die Masse des Volksheeres erdrücken zu können. Die ersten Provinzialheere bildeten sich in Lille, Lyon und Orléans. Das letztere, die Loirearmee unter General La Motterouge, wurde 10. Okt. von General v. d. Tann, dessen Abteilung aus dem 1. bayrischen Korps und der 22. preußischen Division bestand, bei Artenay geschlagen und darauf Orléans, Châteaudun und Chartres von den Deutschen besetzt. Indes die reorganisierte Loire-Armee unter Aurelle de Paladines wuchs Ende Oktober auf 200,000 Mann an. Tann mußte 8. Nov. Orléans räumen und nach dem Gefecht bei Coulmiers (9. Nov.) bis Toury zurückweichen, wo er durch die 17. Division verstärkt wurde. Von Le Mans drangen beträchtliche Scharen gegen Chartres und Dreux vor, im Norden machte sich die von Bourbaki gebildete Armee bemerklich, und die Franctireurbanden wurden immer dreister. Die Zernierungstruppen vor Paris, von wo wiederholt Ausfälle (so besonders 30. Okt. bei Le Bourget) versucht wurden, wären ernstlich gefährdet worden, wenn nicht 27. Okt. die Kapitulation von Metz 173,000 Mann mit 6000 Offizieren in deutsche Gefangenschaft gebracht hätte. Die erste und zweite deutsche Armee wurden so für den Krieg in der Provinz verfügbar, der nun mit andrer Tatkraft als bisher geführt werden konnte. General v. Manteuffel mit dem 1. und 8. Korps warf die Franzosen 27. Nov. bei Amiens in die nördlichen Festungen zurück und besetzte 5. Dez. Rouen und 9. Dez. Dieppe. General v. Werder ging nach dem Fall von Schlettstadt und Neu-Breisach zum Schutz der Belagerung von Belfort bis Dijon vor und schlug alle Angriffe Garibaldis siegreich zurück. Prinz Friedrich Karl führte das 3., 9. und 10. Korps in Eilmärschen an die Loire und erreichte die Gegend von Orléans, als gerade auf Anordnung Gambettas der rechte Flügel der Loirearmee der Pariser Armee, die im Südosten nach Fontainebleau durchbrechen wollte, die Hand zu reichen versuchte. Als dieser Versuch an dem Widerstand des 10. Korps bei Beaune-la-Rolande (28. Nov.) gescheitert war, wurde auch der Angriff des linken Flügels auf Loigny unter Chanzy vom Großherzog von Mecklenburg abgewiesen, und Prinz Friedrich Karl schritt 3. Dez. seinerseits zum Angriff auf die schon desorganisierte Loirearmee, zersprengte sie in zwei Teile und besetzte 4. Dez. Orléans wieder. Der Ausfall der Pariser Truppen unter Ducrot mißlang trotz mutigen und anfangs erfolgreichen Vordringens gegen die deutsche Stellung auf den Höhen von Villiers (30. Nov. und 2. Dez.). Zwei neue Vorstöße der französischen Nordarmee unter Faidherbe wurden 23. Dez. an der Hallue

und 3. Jan 1871 bei Bapaume von Manteuffel zurückgewiesen. Gambetta war dennoch nicht entmutigt, bildete aus der zersprengten Loirearmee zwei neue, unter Chanzy in Le Mans und unter Bourbaki in Bourges, und versuchte im Januar 1871 einen allgemeinen Angriff auf die Deutschen. Die Pariser Armee sollte einen großen Ausfall machen, Chanzy von Westen und Faidherbe von Norden ihr entgegenkommen; der entscheidende Schlag sollte im Osten ausgeführt werden: Bourbaki sollte durch einen kühnen Zug auf Belfort dieses entsetzen, Werders Korps zersprengen und durch rasches Vordringen in das Moselgebiet die Deutschen vor Paris und in Orléans von ihrer Verbindung mit dem Rhein und damit von ihrer Verpflegungsbasis abschneiden. Obwohl Trochu einen neuen Ausfall aus Paris für aussichtslos hielt, versuchten doch mit seiner Einwilligung 19. Jan. 100,000 Mann vom Fuß des Mont Valérien aus nach Westen durchzubrechen, wurden aber vom 5. preußischen Korps unter empfindlichen Verlusten zurückgewiesen. An demselben Tage mußte Faidherbe, durch Goeben bei St.-Quentin geschlagen, in die nördlichen Festungen flüchten. Friedrich Karl kam Chanzy mit dem Angriff zuvor: in den siebentägigen Gefechten von Le Mans (6.—12. Jan.) wurde dieser bis Laval zurückgeschlagen und für längere Zeit kampfunfähig gemacht. Der Vormarsch Bourbakis gegen Belfort zwang allerdings Werder zur Räumung von Dijon und zur Einnahme einer festen Stellung westlich von Belfort an der Lisaine. Der Versuch der Franzosen, diese zu erstürmen, mißlang (15.—17. Jan.), während Manteuffel mit der neugebildeten Südarmee (2. und 7. Korps) unbelästigt von Garibaldi die Côte d'Or überschritt und sich dem Bourbakischen Heer in den Rücken warf. Als dieses durch die Täler des Jura seinen Rückzug nach Lyon nehmen wollte, ward es von Manteuffel 1. Febr. bei Pontarlier gezwungen, 80,000 Mann stark auf schweizerisches Gebiet überzutreten. Belfort ward 16. Febr. übergeben.

Da die Lebensmittel in Paris gänzlich auszugehen drohten, wurden Verhandlungen angeknüpft und 28. Jan. 1871 durch eine Konvention zwischen Bismarck und J. Favre sämtliche Forts um Paris den Deutschen übergeben und ein Waffenstillstand auf 21 Tage abgeschlossen, währenddessen eine französische Nationalversammlung zur Entscheidung über die Friedensfrage berufen werden sollte. Als Gambetta den Waffenstillstand zur Verstärkung der Armee und zur Beherrschung der Wahlen im Sinn eines Krieges bis zum äußersten benutzen wollte, mußte er seine Entlassung nehmen. In der Tat war jeder weitere Widerstand aussichtslos, da die deutschen Truppen in einer Stärke von 900,000 Mann einen großen Teil Frankreichs besetzt hielten, die meisten Festungen im Osten und Norden erobert hatten und im Besitz hinreichender Verkehrslinien waren. Die Wahlen zur Nationalversammlung (8. Febr.) ergaben, da man allgemein von der Nutzlosigkeit weitern Widerstands überzeugt war, eine zum Frieden entschlossene Mehrheit. Die Nationalversammlung wurde 12. Febr. in Bordeaux eröffnet, ernannte Thiers 17. Febr. zum Chef der Exekutivgewalt und beauftragte ihn mit den Friedensverhandlungen: 21.—26. Febr. wurden sie in Versailles geführt. Die deutsche Regierung verlangte die Abtretung von Elsaß-Lothringen mit Straßburg, Metz und Belfort und eine Kriegskontribution von 6 Milliarden Frank. Die deutsche Regierung bestand gegenüber den Einmischungsgelüsten auswärtiger Mächte, namentlich Englands, darauf, daß Deutschland, das den Krieg allein ausgefochten, auch allein den Frieden schließe. Nachgegeben wurde nur darin, daß die Geldforderung auf 5 Milliarden (s. unten) herabgesetzt wurde, bis zu deren Abzahlung französisches Territorium besetzt bleiben sollte, und Belfort bei Frankreich blieb. So wurde 26. Febr. der Präliminarfriede von Versailles unterzeichnet und, da die Deutschen durch Besetzung eines Teiles von Paris einen Druck ausübten, von der Nationalversammlung schon 1. März in Bordeaux mit 546 gegen 107 Stimmen genehmigt. Über den definitiven Abschluß des Friedens wurde zuerst in Brüssel verhandelt, doch suchten die französischen Diplomaten die Verhandlungen zu verschleppen, bis sich Bismarck selbst ins Mittel legte und 10. Mai zu Frankfurt a. M. im Gasthof zum Schwan mit Favre den Frankfurter Frieden unterzeichnete, der, abgesehen von einigen Bestimmungen über die Zahlungen und die Okkupation, den Versailler Vertrag bestätigte.

So endigte nach einer Dauer von 190 Tagen dieser Krieg, in dem 15 größere Schlachten und weit über 100 Gefechte, fast alle für die Deutschen siegreich, geschlagen, 370,000 Franzosen nebst 12,000 Offizieren gefangen nach Deutschland abgeführt, gegen 7400 Geschütze und 107 Fahnen von den Deutschen erbeutet wurden. Im ganzen hatten (mit der Bourbakischen Armee und der Pariser Besatzung) 26,000 Offiziere und 702,000 Mann des französischen Heeres die Waffen strecken müssen. Die französischen Verluste beliefen sich auf 80,000 Tote und 14 Milliarden an Kriegskosten. Der deutsche Gesamtverlust betrug 6247 Offiziere und Ärzte und 123,453 Mann, darunter etwa 40,080 Tote. Insgesamt wurden von deutscher Seite 44,420 Offiziere und 1,451,944 Mann unter Waffen gestellt, davon 33,101 Offiziere und 1,113,254 Mann zum Kriege verwendet. Mit Ehren verloren wurden die Fahne des 2. Bataillons des 61. Regiments 23. Jan. 1871 bei Dijon und bei Mars la Tour die vom 2. Bataillon des 16. Regiments. Das Ergebnis des Krieges war nicht bloß der Wiedergewinn Elsaß-Lothringens und der Festungen Straßburg und Metz, sondern auch die Gründung des neuen Deutschen Reiches, die schon während des Krieges 18. Jan. 1871 in Versailles vollzogen wurde.

Die Verwendung der fünf Milliarden.

Die Kriegskostenentschädigung Frankreichs an das Deutsche Reich betrug 5 Milliarden Frank, die 1870—73 in Teilbeträgen gezahlt wurden, nebst 301,400,000 Frank Zinsen für die Stundung. Hierzu kamen noch etwa 260 Mill. Frank örtliche Kriegsschatzungen, worunter 200 Mill. von Paris. Die Zahlungen erfolgten überwiegend in Noten und Wechseln. Der Gesamtbetrag macht rund 4459 Mill. Mk., wovon 325 Mill. Fr. = 260 Mill. Mk. für die abgetretenen Eisenbahnen in Elsaß-Lothringen in Abzug kamen. Über mehr als 2 Milliarden wurde im Wege der Reichsgesetzgebung verfügt, der größere Teil zwischen dem Nordbund und den Südstaaten verteilt, wobei auf erstern 1940 Mill. Mk. fielen; davon blieben nach Deckung der Kriegs- und Retablissementskosten von 1856 Mill. und Tilgung der Anleihe 400 Mill. zur Verteilung an die einzelnen Staaten. Die Hauptverwendungen aus der Summe, über die reichsgesetzlich verfügt wurde, sind: 207 Mill. Kriegskosten seit Mitte 1870; Reichskriegsschatz 120 Mill., Umbau der Festungen 216 Mill., Wiederherstellungskosten der bewaffneten Macht 126 Mill.; Marine 95 Mill., Kriegsdenkmünze 900,000 Mk.; Invalidenfonds 561 Mill. und Invalidenpensionen bis Ende 1872: 30¼

Mill.; Dotationen an Heerführer und Staatsmänner 12 Mill.; Unterstützung von Landwehrleuten 12 Mill.; Beihilfe an aus Frankreich vertriebene Deutsche 6 Mill.; Kriegsschädenersatz an Reeder 17 Mill.; Ersatz von Kriegsschäden und Kriegsleistungen 116 Mill.; Vergrößerung des Betriebsfonds der Reichskasse 84 Mill.; Reichstagsgebäudefonds 24 Mill.; Ausbau und Ausrüstung der Reichseisenbahnen (einschl. Luxemburger Wilhelmsbahn) 172 Mill. Über die wirtschaftliche Krisis, die sich aus dem Zufluß der Milliarden entwickelte, s. Handelskrisis. Vgl. die Schriften von L. Bamberger (Berl. 1873), F. Stözel (Frankf. a. M. 1873), A. Soetbeer (Berl. 1874), sämtlich u. d. T.: »Die fünf Milliarden«.

[Literatur.] Deutsche Werke: das offizielle Werk »Der deutsch-französische Krieg 1870/71, redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabs« (Berl. 1872—82, 5 Bde.); v. Moltke, Geschichte des deutsch-französischen Kriegs (das. 1891). Werke von Generalstabsoffizieren sind: Blume, Die Operationen der deutschen Heere von der Schlacht bei Sedan bis zum Ende des Kriegs (3. Aufl., Berl. 1872); Derselbe, Die Beschießung von Paris 1870/71 und die Ursachen ihrer Verzögerung (das. 1899); v. Wartensleben, Die Operationen der Nordarmee unter General v. Manteuffel (das. 1872); Derselbe, Die Operationen der Südarmee (2. Aufl., das. 1872); v. Schell, Die erste Armee unter General v. Steinmetz (das. 1872); Derselbe, Die Operationen der Nordarmee unter General v. Goeben (das. 1873); v. d. Goltz, Die Operationen der zweiten Armee bis zur Kapitulation von Metz (das. 1873); Derselbe, Die Operationen der zweiten Armee an der Loire (das. 1875); Löhlein, Die Operationen des Korps des Generals v. Werder (das. 1874); Engelhard, Rückblicke auf die Verpflegungsverhältnisse im Kriege 1870/71 (11. Beiheft zum »Militär-Wochenblatt«, 1901). Sonst sind zu nennen: Junck, Geschichte des deutsch-französischen Kriegs (Berl. 1876, 2 Bde.), und Scherr, 1870 bis 1871. Vier Bücher deutscher Geschichte (2. Aufl., Leipz. 1880, 2 Bde.). Populäre illustrierte Darstellungen lieferten H. Fechner (3. Aufl., Berl. 1871), G. Hiltl (3. Aufl., Bielef. 1876), Th. Fontane (Berl. 1873—76, 2 Bde.), Pflugk-Harttung, Krieg und Sieg 1870—71 (das. 1895). — Französische Werke: Duc de Gramont, La France et la Prusse avant la guerre (Par. 1872); Publikation des Generalstabs der Armee: »La guerre de 1870—1871« (das. 1901 ff.); Lehautcour, Histoire de la guerre de 1870—1871, 1. Abt.: »La guerre contre les armées impériales« (1901 ff.), 2. Abt.: »La défense nationale« (1893—98, 8 Bde.); A. Chuquet, La guerre 1870—71 (1895; deutsch, Zittau 1895); Rousset, Histoire générale de la guerre franco-allemande (neue Ausg. 1900, 6 Bde.). Einzelwerke: Bazaine, L'armée du Rhin (deutsch, Kassel 1872); Aurelle de Paladines, La première armée de la Loire (deutsch, Braunschw. 1874); Chanzy, La deuxième armée de la Loire (deutsch, Hannov. 1873); Faidherbe, Campagne de l'armée du Nord (deutsch, Kassel 1872); Vinoy, Siège de Paris (Par. 1872); Ducrot, Siège de Paris (das. 1875—78, 4 Bde.); J. Favre, Le gouvernement de la défense nationale (das. 1871—75, 3 Tle.); Freycinet, La guerre en province (deutsch, 3. Aufl., Gera 1877). Vgl. auch das statistische Werk von E. Engel, Die Verluste der deutschen Armeen (Berl. 1872); Palat, Bibliographie générale de la guerre de 1870—1871 (Par. 1896); Moser, Kurzer strategischer Überblick über den Krieg 1870/71 (3. Aufl., Berl. 1900, Bibliographie), und Koschwitz, Die französische Novellistik und Romanliteratur über den Krieg von 1870/71 (das. 1893). Wichtig sind auch die »Tagebücher des Generalfeldmarschalls Grafen v. Blumenthal aus den Jahren 1866 u. 1870/71« (Stuttg. u. Berl. 1902).

Deutschfreisinnige Partei, s. Deutsche freisinnige Partei.

Deutschgesinnte Genossenschaft, eine der deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrh., 1643 zu Hamburg von Ph. v. Zesen und Dietr. Petersen gestiftet. Ihr Sinnbild war ein von Sonnenstrahlen beschienener Rosenstock mit dem Spruch: »Unter den Rosen ist liebliches Losen« (losen = lauschen). Die Seele des Vereins, dessen Zweck in Reinigung der deutschen Sprache und Poesie bestand, war Zesen (genannt der »Färtige«), der ihm auch seine phantastische Eigentümlichkeit aufdrückte. Er wollte namentlich alle Fremdwörter, selbst die längst eingebürgerten, ausmerzen und schlug dafür neugebildete Wörter vor, die oft ebenso sinnlos wie abgeschmackt waren. Zu seinen Gegnern gehörte besonders Schuppius. Der Verein erweiterte sich nach und nach in vier Zünfte (Rosen-, Lilien-, Nägelein- und Rautenzunft) und hielt sich bis in die ersten Jahre des 18. Jahrh. Vgl. Dissel, Philipp v. Zesen und die D. G. (Hamb. 1890).

Deutsch-hannöversche Rechtspartei nannten sich 1869 die Anhänger der welfischen Dynastie in Hannover, ohne sich aber im Reichstag, wo sie 1898—1903 4 Mitglieder zählten, als Fraktion zu konstituieren; sie stehen im Hospitantenverhältnis zum Zentrum. Bei den Wahlen vom Juni 1903 errang die D. R. 6 Sitze. Vgl. Deutsche Rechtspartei und Karte »Reichstagswahlen«.

Deutsch-israelitischer Gemeindebund, s. Gemeindebund.

Deutschkatholiken, die Mitglieder der Religionsgesellschaft, die sich 1844 aus Anlaß der Ausstellung des heil. Rockes in Trier von der römisch-katholischen Kirche trennte. Schon ehe Ronge (s. d.) an den Bischof Arnoldi von Trier sein Rundschreiben erließ, war der Kaplan Czerski (s. d.) in Schneidemühl aus der römischen Kirche ausgetreten und begründete 19. Okt. eine christlich-apostolisch-katholische Gemeinde. Diese verwarf die spezifisch römischen Lehren als unbiblisch, erklärte die Heilige Schrift für »die einzig sichere Quelle des christlichen Glaubens«, behielt aber das nicäische Glaubensbekenntnis und die sieben Sakramente bei. Czerski, mehr noch Ronge, waren bald die Helden des Tages. Unter Ronges Einfluß und der regen Teilnahme des Professors des kanonischen Rechts Regenbrecht kam es im Februar 1845 zur Gründung einer »Deutschkatholischen« Gemeinde in Breslau, deren Seelsorger Ronge wurde, und die bald 1200 Mitglieder zählte. Ihr Glaubensbekenntnis forderte als wesentlich nur den Glauben »an Gott den Vater, der durch sein allmächtiges Wort die Welt geschaffen und sie in Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiert, an Jesum Christum, unsern Heiland, der uns durch seine Lehre, sein Leben und seinen Tod von der Knechtschaft der Sünde erlöst, und an das Walten des Heiligen Geistes auf Erden, eine heilige, allgemeine christliche Kirche, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben.« Nur Taufe und Abendmahl galten als Sakramente, das letztere als Erinnerungsmahl in beiden Gestalten zu empfangen. Anrufung der Heiligen, Verehrung der Bilder und Reliquien, Ablaß und Wallfahrt wurden verworfen. In zahlreichen andern bedeutenden Städ-

ten fand die Bewegung rasch wachsenden Anhang, wobei nur wenige Gemeinden, wie die Berliner, sich auf die Seite des konservativen Schneidemühler Bekenntnisses stellten, während die meisten dem Breslauer zustimmten. Ronges Lehrmeinung gewann auch auf dem ersten, vom 23.—26. März 1845 in Leipzig abgehaltenen Konzil überwiegende Zustimmung. Nach den hier beschlossenen »allgemeinen Grundsätzen und Bestimmungen der deutsch-katholischen Kirche« soll der Gottesdienst wesentlich aus Belehrung und Erbauung bestehen, seine äußere Form sich nach Zeit und Ort richten. Der Gebrauch der lateinischen Sprache wurde abgeschafft, die Gemeindeverfassung auf demokratischer Grundlage errichtet. Nach diesen Leipziger Beschlüssen bildeten sich jetzt in allen preußischen Provinzen deutschkatholische Gemeinden, trotz der ablehnenden Haltung der Regierung, die (Reskript vom 17. Mai 1845) den D. den Mitgebrauch evangelischer Kirchen weigerte, ihre Prediger nicht für Geistliche achtete und ihren Amtshandlungen keine bürgerliche Gültigkeit zuerkannte. In Schlesien berechnete man die Zahl der D. schon im Juni 1845 auf 40—50,000. Besondere Verbreitung fand die Bewegung auch im Königreich Sachsen. Aber auch in den meisten andern deutschen Bundesstaaten entstanden Gemeinden. In Bayern unterdrückte die Regierung den in Neustadt a. d. Hardt gemachten Versuch. Hier wie in Österreich blieb der Name D. auch später amtlich verboten und mit dem von Dissidenten vertauscht. Ende August 1845 bestanden im ganzen 173 Gemeinden; davon kamen auf Preußen 118, auf Sachsen 22, beide Hessen 15, Mecklenburg 7, Baden und freie Städte je 3, Nassau und Württemberg je 2, Braunschweig 1.

Weit mehr Eintrag als hemmende Regierungsmaßregeln und Angriffe der römischen Partei taten der Bewegung die im eignen Schoß immer mehr hervortretenden Differenzen. Schon auf dem zweiten Konzil, das 70 Abgeordnete von 142 Gemeinden im Mai 1847 zu Berlin abhielten, kam es zur Absonderung der strenger Gläubigen von der neuen Kirche. Die politische Bewegung von 1848 schien für den Deutschkatholizismus eine neue Blütezeit herbeizuführen. Aber die neu erstarkende Reaktion wendete sich auch gegen ihn, und die demokratischen Wühlereien Ronges entfremdeten ihm viele der religiös gestimmten Anhänger. An manchen Orten lösten sich die Gemeinden auf, in andern erfolgten Rücktritte zur katholischen oder, wie in Dresden, Übertritte zur protestantischen Kirche. Die meisten der fortbestehenden Gemeinden gaben ihre Sympathien mit den seit 1848 zahlreicher gewordenen, aus der protestantischen Kirche hervorgegangenen »Freien Gemeinden« (s. d.) immer deutlicher kund. Am 16. und 17. Juni 1859 wurde zu Gotha die förmliche Vereinigung mit diesen als »Bund freireligiöser (seit 1862: freier religiöser) Gemeinden« beschlossen. Einen Deutschkatholizismus als besondere Organisation gibt es zurzeit nur noch im Königreich Sachsen in drei größern (Dresden, Leipzig, Chemnitz) und einigen kleinern Gemeinden mit etwa 2200 Mitgliedern. Die nichtsächsischen D. gehören dem »Bund« an, und ihre numerische Abgrenzung ist dadurch erschwert, daß sie größtenteils die Bezeichnung »freireligiös« nebenher führen (s. das Nähere unter Freie Gemeinden). 1899 fanden sich unter den 50 zum »Bunde« gehörigen Gemeinden 14, die in irgend einer Form dem Gedanken der Katholizität in ihrer Selbstbezeichnung Ausdruck gaben. Der Bezeichnung deutschkatholisch bedienen sich vorzugsweise die Gemeinden im westlichen und südlichen Deutschland (Hauptgemeinden in Offenbach, Frankfurt, Mainz, diese drei als staatlich anerkannte mit Korporationsrechten, Wiesbaden, Rüdesheim rc.). Vgl. E. Bauer, Geschichte der Gründung und Fortbildung der deutschkatholischen Kirche (Meißen 1845); Gervinus, Die Mission der D. (Heidelb. 1846); Campe, Das Wesen des Deutschkatholizismus (Tübingen 1850); Derselbe, Geschichte der religiösen Bewegung der neuern Zeit (Leipz. 1860, 4 Bde.); Findel, Der Deutschkatholizismus in Sachsen (Leipz. 1895). Über die Preßorgane der D. s. Freie Gemeinden.

Deutschkonservative Partei, seit 1876 Bezeichnung der damals neu konstituierten, streng konservativen (früher neukonservativen) Partei im deutschen Reichstag. Sie zählte im Reichstag 72, im preußischen Abgeordnetenhaus 149 Mitglieder; die Agrarier (s. d.) sind besonders zahlreich in ihr vertreten. Ihr Hauptorgan ist die »Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung«. Das neue, sogen. Tivoliprogramm von 1892 betonte die Notwendigkeit, in Anlehnung an die bewährten Grundsätze von 1876 zu den wesentlichen Aufgaben der Gegenwart Stellung zu nehmen. Demgemäß wird auf christliche Lebensanschauung in Volk und Staat Wert gelegt und jüdischer Einfluß bekämpft. Es wurde erwartet, daß das Bürgerliche Gesetzbuch von deutsch-nationalem Rechtsbewußtsein getragen werde. Die maßvolle Fortführung einer zielbewußten Kolonialpolitik unter dem Schutze des Reiches soll unterstützt, ebenso wie die Grundsätze des praktischen Christentums in der Gesetzgebung auf dem Boden der Allerhöchsten Botschaft vom 17. Nov. 1881 anerkannt werden sollen. Landwirtschaft und Industrie sollen Zollschutz haben; für das Handwerk soll der Befähigungsnachweis eingeführt und die Anhängerschaft der Sozialdemokratie und die gewissenlose Presse bekämpft werden. 1898 auf 64 Mitglieder vermindert, sank die Fraktion bei den Reichstagsneuwahlen 1898 auf 56 Mitglieder und errang bei den Wahlen von 1903 nur 52 Sitze. Vgl. Karte »Reichstagswahlen«.

Deutsch-Kralupp, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Komotau, an der Buschtěhrader Bahn, mit Braunkohlenbergbau und (1900) 1227 deutschen Einwohnern.

Deutsch-Krawarn, Dorf und Rittergut im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Ratibor, an der Oppa und der Staatsbahnlinie Ratibor–Troppau, hat eine kath. Kirche, ein Schloß, eine Handelsmühle, Bierbrauerei, Brennerei und zählt (1900) 3376 Einw.

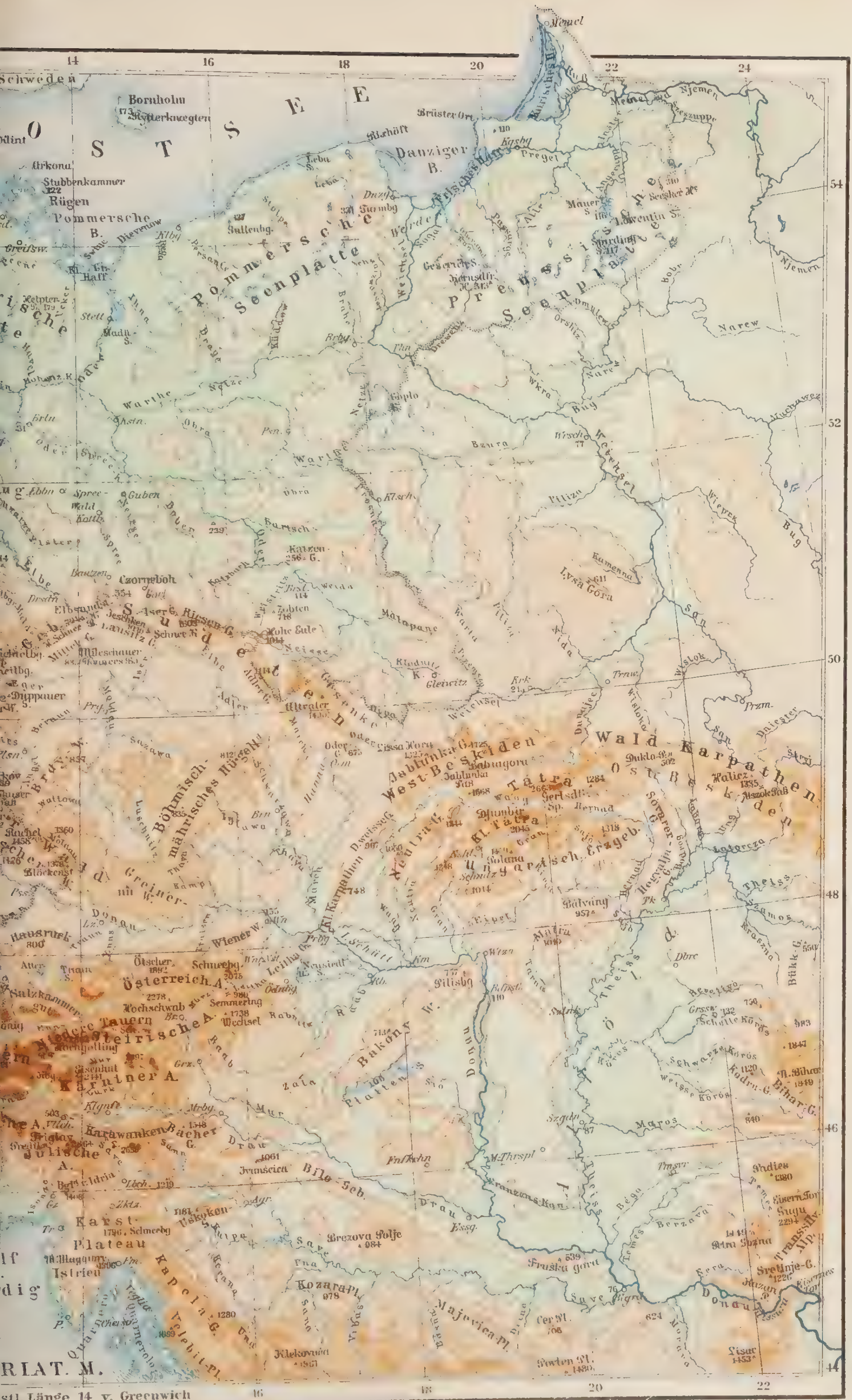
Deutsch-Kreutz (ungar. Német-Keresztur), Großgemeinde im ungar. Komitat Ödenburg, mit Burgruine, einem kohlensäurereichen Säuerling (Rudolfsquelle) und (1901) 3417 meist deutschen Einw.

Deutsch-Krone, Kreisstadt im preuß. Regbez. Marienwerder, zwischen zwei Seen, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Schneidemühl–Kallies und der Kleinbahn D.–Virchow gelegen, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Denkmal der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III., Gymnasium, kath. Schullehrerseminar, Präparandenanstalt, Baugewerkschule, Amtsgericht, Hauptsteueramt, Reichsbanknebenstelle, treibt Eisengießerei u. Maschinenfabrikation, Dampfschneidemühlen, Spiritusbrennerei, Molkerei, Bierbrauerei, Holzhandel und zählt (1900) 7278 Einw. (zur Hälfte katholisch). — D. wurde 1303 von dem Markgrafen Otto IV. von Brandenburg angelegt; es hieß ursprünglich Arnskrone, dann unter polnischer Herrschaft Valcz und führt erst seit 1772 den jetzigen Namen. Vgl. Fr. Schultz, Geschichte des Kreises D. (Deutsch-Krone 1902).

Kopenhagen
DÄNEMARK
Seeland
Fünen
NORD-
SEE
Flensburg
Kiel
Lübeck
Rostock
Hamburg
Altona
Harburg
Bremen
Lüneburger Heide
Hannover
Braunschweig
Hildesheim
Magdeburg
Altmark
Amsterdam
Osnabrück
Minden
Münster
Westfalen
Dortmund
Bochum
Essen
Duisburg
Krefeld
Düsseldorf
Köln
Aachen
Lüttich
Bonn
Koblenz
Mülheim
Rhein
Sauerland
Paderborn
Detmold
Bielefeld
Gelsenkirchen
Solingen
Barmen
Elberfeld
Hessen
Kassel
Marburg
Oberhessen
Nassau
Frankfurt
Wiesbaden
Mainz
Darmstadt
Offenbach
Hanau
Aschaffenburg
Würzburg
Fulda
Erfurt
Weimar
Jena
Gera
Halle
Leipzig
Dessau
Zwickau
Plauen
Chemnitz
Sachsen
Thüringen
Franken
Unter-Franken
Ober-Franken
Mittel-Franken
Ober-Pfalz
Nürnberg
Fürth
Bamberg
Bayreuth
Coburg
Meiningen
Hildburghausen
Schmalkalden
Eisenach
Gotha
Erfurt
Weimar
Jena
Sondershausen
Nordhausen
Göttingen
Northeim
Holzminden
Höxter
Lippstadt
Soest
Arnsberg
Siegburg
Limburg
Wetzlar
Siegen
Hersfeld
Fulda
Schlüchtern
Gelnhausen
Hanau
Kissingen
Schweinfurt
Kulmbach
Hof
Eger
Grafenwöhr
Amberg
Regensburg
Straubing
Landshut
Ingolstadt
Augsburg
Ulm
Memmingen
Kempten
Lindau
Bodensee
Konstanz
Friedrichshafen
Ravensburg
Biberach
Reutlingen
Tübingen
Rottweil
Schwenningen
Villingen
Donaueschingen
Freiburg
Colmar
Mülhausen
Basel
Winterthur
St. Gallen
Appenzell
Stuttgart
Esslingen
Aalen
Heidenheim
Ellwangen
Crailsheim
Hall
Backnang
Heilbronn
Karlsruhe
Pforzheim
Ludwigsburg
Mannheim
Heidelberg
Speyer
Ludwigshafen
Kaiserslautern
Pfalz
Saarbrücken
Saargemünd
Zweibrücken
Landau
Germersheim
Metz
Nancy
Straßburg
Lothringen
Elsaß
Belfort
Vesoul
Montbéliard
Luxemburg
Trier
Prüm
Malmedy
Verviers
Spa
Herbesthal
Eupen
Aachen
Jülich
Düren
Euskirchen
Ahrweiler
Neuwied
Wetzlar
Limburg
Weilburg
Dillenburg
Siegen
Olpe
Meschede
Arnsberg
Brilon
Warburg
Höxter
Corbach
Frankenberg
Marburg
Biedenkopf
Gießen
Alsfeld
Lauterbach
Schlüchtern
Gelnhausen
Hanau
Aschaffenburg
Miltenberg
Wertheim
Tauberbischofsheim
Mergentheim
Bad Mergentheim
Künzelsau
Schwäbisch Hall
Gaildorf
Aalen
Heidenheim
Dillingen
Donauwörth
Nördlingen
Rothenburg
Ansbach
Gunzenhausen
Weißenburg
Eichstätt
Neumarkt
Kelheim
Deggendorf
Passau
Landshut
Dingolfing
Mühldorf
Rosenheim
Traunstein
Berchtesgaden
Bad Reichenhall
Salzburg
Wasserburg
München
Oberbayern
Niederbayern
Schwaben
Tirol
Kufstein
Innsbruck
Garmisch
Füssen
Immenstadt
Bregenz
Feldkirch
Appenzell
St. Gallen
Winterthur
Schaffhausen
Basel
SCHWEIZ
Mecklenburg
Pommern
Brandenburg
Potsdam
Berlin
Frankfurt
Cottbus
Lausitz
Sachsen
Dresden
Meißen
Riesa
Torgau
Wittenberg
Dessau
Halle
Leipzig
Zeitz
Altenburg
Greiz
Gera
Zwickau
Plauen
Chemnitz
Aue
Annaberg
Freiberg
Dippoldiswalde
Pirna
Bautzen
Görlitz
Zittau
Hirschberg
Liegnitz
Breslau
Oppeln
Ratibor
Kattowitz
Beuthen
Gleiwitz
Hindenburg
Tarnowitz
Posen
Bromberg
Thorn
Danzig
Stettin
Swinemünde
Rügen
Stralsund
Greifswald
Wismar
Schwerin
Lübeck
Rostock
Warnemünde
Kiel
Flensburg
Husum
Sylt
Helgoland
Blaavands Huk
Horns Riff
Esbjerg
Ribe
Tondern
Apenrade
Sonderburg
Aabenraa
Hadersleben
Veile
Fredericia
Odense
Nyborg
Korsör
Kalundborg
Roskilde
Faxe
Vordingborg
Nakskov
Lolland
Falster
Gedser
Møen
Stege
Faaborg
Svendborg
Aarhus
Randers
Aalborg
Hjörring
Skagen
Frederikshavn
Thisted
Viborg
Silkeborg
Horsens
Kolding
Esbjerg
Ringkjöbing
Herning
Skive
Holstebro
Struer
Lemvig
Nordsee
Ostsee
Kattegat
Skagerrak
Limfjord
Großer Belt
Kleiner Belt
Sund
Öresund
Helsingör
Helsingborg
Malmö
Lund
Ystad
Trelleborg
Kristianstad
Karlskrona
Ronneby
Kalmar
Oskarshamn
Visby
Gotland
Öland
Borkum
Norderney
Juist
Baltrum
Langeoog
Spiekeroog
Wangerooge
Harlingen
Leeuwarden
Sneek
Groningen
Assen
Emden
Leer
Papenburg
Meppel
Zwolle
Kampen
Enkhuizen
Zuider See
Amersfoort
Utrecht
Arnhem
Nijmegen
Deventer
Hengelo
Enschede
Zutfen
Doetinchem
Apeldoorn
Wageningen
Ede
Barneveld
Amersfoort
Hilversum
Gooi
Haarlem
Leiden
Den Haag
Rotterdam
Dordrecht
Gouda
Utrecht
Vlissingen
Middelburg
Goes
Terneuzen
Gent
Brügge
Ostende
Dünkirchen
Calais
Boulogne
Lille
Roubaix
Tourcoing
Valenciennes
Mons
Charleroi
Namur
Dinant
Givet
Sedan
Mézières
Rethel
Reims
Epernay
Châlons
Vitry
Bar-le-Duc
Verdun
Toul
Nancy
Lunéville
Saarburg
Saarunion
Forbach
Saargemünd
Saarbrücken
Saarlouis
Merzig
Trier
Wittlich
Bitburg
Prüm
Malmedy
Stavelot
Verviers
Eupen
Aachen
Jülich
Düren
Euskirchen
Bonn
Siegburg
Remagen
Andernach
Neuwied
Koblenz
Boppard
Bingen
Kreuznach
Simmern
Zell
Cochem
Bernkastel
Wittlich
Daun
Gerolstein
Prüm
Bitburg
Diekirch
Ettelbrück
Clerf
Wiltz
Arlon
Virton
Longwy
Thionville
Metz
Pont-à-Mousson
Toul
Commercy
Bar-le-Duc
Ligny
Saint-Dizier
Vitry
Châlons
Epernay
Reims
Rethel
Sedan
Mézières
Givet
Dinant
Namur
Charleroi
Mons
Tournai
Lille
Roubaix
Tourcoing
Valenciennes
Dünkirchen
Calais
Boulogne
Ostende
Brügge
Gent
Terneuzen
Vlissingen
Middelburg
Goes
Dordrecht
Rotterdam
Den Haag
Leiden
Haarlem
Amsterdam
Hilversum
Gooi
Amersfoort
Utrecht
Arnhem
Nijmegen
Wageningen
Ede
Barneveld
Apeldoorn
Deventer
Hengelo
Enschede
Zutfen
Doetinchem
Meppel
Zwolle
Kampen
Enkhuizen
Zuider See
Leeuwarden
Sneek
Groningen
Assen
Emden
Leer
Papenburg
Oldenburg
Bremen
Verden
Lüneburger Heide
Celle
Uelzen
Salzwedel
Stendal
Wittenberge
Ludwigslust
Schwerin
Wismar
Lübeck
Rostock
Warnemünde
Kiel
Flensburg
Husum
Sylt
Helgoland
Blaavands Huk
Horns Riff
Esbjerg
Ribe
Tondern
Apenrade
Sonderburg
Aabenraa
Hadersleben
Veile
Fredericia
Odense
Nyborg
Korsör
Kalundborg
Roskilde
Faxe
Vordingborg
Nakskov
Lolland
Falster
Gedser
Møen
Stege
Faaborg
Svendborg
Aarhus
Randers
Aalborg
Hjörring
Skagen
Frederikshavn
Thisted
Viborg
Silkeborg
Horsens
Kolding
Esbjerg
Ringkjöbing
Herning
Skive
Holstebro
Struer
Lemvig
Nordsee
Ostsee
Kattegat
Skagerrak
Limfjord
Großer Belt
Kleiner Belt
Sund
Öresund
Helsingör
Helsingborg
Malmö
Lund
Ystad
Trelleborg
Kristianstad
Karlskrona
Ronneby
Kalmar
Oskarshamn
Visby
Gotland
Öland
6
8
10
12
54
52
48

es Institut in Leipzig.

FLUSS- und GEBIRGSKARTE
VON
MITTEL-EUROPA.
Maßstab 1:6000000
0 50 100 150 200 250 Kilometer
Höhenschichten in Metern:
unt. dem Meeresspp. 0-100 100-200 200-500 500-1000 1-2000 2-3000 üb.3000 Mtr.
Alpenpässe: A. Arlberg, F. Furka, Gr.B. Gr. St Bernhard, Kl.B. Kl. St Bernhd, Kbg. Katschberg, L. Loibl, Lm. Lukmanier, M. Maloja, R.S. Radstatt. Tauern, R.S. Reschen-Scheideck, Sp. Splugen, S.G. St Gotthard, St.J. Stilfser Joch
8
10
12
NORD-SEE
Helgoländer B.
Helgoland
Fünen
Seeland
Kieler B.
Fehmarn
Lübecker B.
Mecklenb
Elbe
Ems
Zuider S.
Rhein-Maas Mündungen
Ost-Schelde
West-Schelde
Pas de Calais
Teutoburger W.
Haarstrang
Solling W.
Brocken
Harz
Thüringer W.
Vogelsbg.
Taunus
Eifel
Ardennen
Hunsrück
Odenwald
Rhein-Marne-Kan
Schwäbischer Jura
Fränkischer Jura
Plateau de Langres
Champagne
Schwarzwald
Donau
Bodensee
Bayrisch Ober
Schweizer Jura
Berner A.
Penninische A.
M. Blanc
M. Rosa
Grajische A.
Cottische A.
See-Alpen
Ligurischer Apennin
Dolomit
Ortler
Ötztal
Cevennen
Auvergne
Po
48
46
44
50
4
6
8
10
12



stitut in Leipzig.

Deutschland (Deutsches Reich, franz. Allemagne, engl. Germany), das im Herzen Europas, zwischen den vorherrschend slawischen Ländern des Ostens und den romanischen des Westens und Südens liegende, im SO. an Deutsch-Österreich und im N. an das stammverwandte skandinavische Dänemark grenzende Land.

Übersicht des Inhalts:

	Seite
I. Lage, Grenzen, Areal	761
II. Bodengestaltung:	
Gebirgssysteme	761
Geologische Beschaffenheit (Textblatt zur Karte)	764
Lagerstätten nutzbarer Mineralien (desgl.)	764
III. Gewässer:	
Meere, Küsten, Inseln	764
Flüsse	765
Landseen	765
Kanäle	766
Mineralquellen	766
Seebäder	766
IV. Klima (Textblatt zur Karte)	766
Pflanzenwelt	766
Tierwelt	767
V. Bevölkerung:	
Dichtigkeit (Textblatt zur Karte)	768
Geschlecht	768
Familienstand, Alter	768
Haushaltungen	769
Bewegung	769
Gebürtigkeit, innere Wanderungen	769
Auswanderung	770
Bilanz der Bevölkerung	770
Wohnplätze. Städte	770
Beruf	771
Sprache u. Volksstämme	772
Konfessionen (mit Textblatt zur Karte)	774
Kirchenwesen	774
Bildungsanstalten	775
VI. Landwirtschaft:	
Ackerbau	776
Gartenbau, Weinbau	777
Viehzucht	778
Fischerei. Waldkultur	779
VII. Industrie:	
Bergbau u. Verwandtes	779
I. in Stein, Erde, Glas	781
Chemische Industrie	783
I. in Papier, Leder	783
Textilindustrie u. a.	783
VIII. Handel u. Verkehr:	
Zollgebiet	784
Ein- und Ausfuhr	785
Schiffahrt	785
Eisenbahnen	786
Post und Telegraphie	786
Maße, Gewichte, Münzen	786
Geld- und Kreditwesen	787
IX. Staatswesen:	
Reichsverfassung und Verwaltung	788
Rechtspflege	789
Reichsfinanzen	790
Heerwesen } mit Marine } Textblatt	792 / 795
Kolonien	799
Wappen, Flaggen (mit Textblatt)	799
Geogr.-statist. Literatur	799
Geschichte	800

I. Lage, Grenzen, Flächeninhalt.

(Hierzu die politische Übersichtskarte »Deutsches Reich«.)

Das Deutsche Reich ist durch Verträge zwischen dem ehemaligen Norddeutschen Bund und den süddeutschen Staaten (Nov. und Dez. 1870) und durch Erwerbung der Länder Elsaß und Deutsch-Lothringen im Frieden zu Frankfurt (10. Mai 1871) gebildet und umfaßt alle Länder des ehemaligen Deutschen Bundes, mit Ausnahme von Österreich, Luxemburg, Limburg und Liechtenstein, jedoch mit Einschluß der preußischen Provinzen Ost- und Westpreußen, Posen und Schleswig und des Reichslandes Elsaß-Lothringen (s. Tabelle). Es reicht vom westlichsten Punkte der preußischen Rheinprovinz beim Dorf Isenbruch im Regbez. Aachen, unter 5° 52′, bis zum östlichsten Ende der Provinz Ostpreußen beim Dorf Schilleningken, unweit Schirwindt an der Scheschuppe, unter 22° 53′ östl. L. Der südlichste Punkt liegt am Ursprung der Stillach, eines Quellflusses der Iller, in den Algäuer Alpen, unter 47° 16′, der nördlichste beim Dorf Nimmersatt nördlich von Memel, unter 55° 54′ nördl. Br. Die Entfernung von Tilsit bis Metz beträgt 1305, von Hadersleben bis Kempten 860, von Swinemünde bis Bautzen 315 und von Trier bis Wunsiedel 400 km. Im N. grenzt D. an die Nordsee, Dänemark und die Ostsee; im O. an Rußland und Österreich (Galizien); im S. an Österreich von der Weichsel bis an den Bodensee und an die Schweiz; im W. an Frankreich, Luxemburg, Belgien und die Niederlande.

Areal und Bevölkerung des Deutschen Reiches.

Staaten	D.Kil.	D.Meil.	Einw. 1900	Einw. auf 1 qkm 1900	1840
Königreich Preußen	348 658	6331,99	34 472 509	98,9	54,1
Bayern	75 870	1377,88	6 176 057	81,4	57,1
Sachsen	14 993	272,29	4 202 216	280,3	114,0
Württemberg	19 514	354,39	2 169 480	111,2	84,4
Großherzogt. Baden	15 081	273,90	1 867 944	123,9	86,0
Hessen	7 681	139,49	1 119 893	145,8	100,5
Mecklb.-Schwerin	13 127	238,40	607 770	46,3	37,6
Sachsen-Weimar	3 617	65,69	362 873	100,3	68,8
Mecklb.-Strelitz	2 930	53,20	102 602	35,0	30,7
Oldenburg	6 427	116,73	399 180	62,1	44,0
Herzgt. Braunschweig	3 672	66,69	464 333	126,4	72,1
Sachs.-Meiningen	2 468	44,82	250 731	101,6	61,8
Sachs.-Altenburg	1 324	24,04	194 914	147,3	92,7
S.-Koburg-Gotha	1 977	35,91	229 550	116,1	72,2
Anhalt	2 299	41,76	316 085	137,5	65,0
Fürstent. Schwarzb.-Sondershausen	862	15,66	80 898	93,8	66,4
Schw.-Rudolstadt	940	17,08	93 059	98,9	71,1
Waldeck	1 121	20,36	57 918	51,7	52,1
Reuß ä. L.	317	5,75	68 396	216,0	104,6
Reuß j. L.	827	15,01	139 210	168,4	89,3
Schaumb.-Lippe	340	6,18	43 132	126,8	81,2
Lippe	1 215	22,06	138 952	114,3	84,4
Freie Stadt Lübeck	298	5,41	96 775	325,1	138,3
Bremen	256	4,65	224 882	877,0	278,6
Hamburg	415	7,54	768 349	1850,1	480,9
Elsaß-Lothringen	14 513	263,57	1 719 470	118,5	103,6
Deutsches Reich:	540 742	9820,45	56 367 178	104,2	60,7

In den Größenzahlen der obigen Tabelle sind die Wasserflächen der Haffe und Küstengewässer, die an der Ostsee 4054, an der Nordsee 2654, zusammen 6708 qkm betragen, sowie der Anteil Deutschlands am Bodensee (309 qkm) nicht gerechnet. Vor 1866 umfaßten die Staaten des Deutschen Bundes 630,098 qkm (11,444 QM.). Gegenwärtig nimmt das Deutsche Reich unter den Staaten Europas nach seinem Flächeninhalt die vierte, nach der Zahl seiner Bevölkerung die zweite Stelle ein, da es an Einwohnerzahl nur Rußland, an Umfang außer diesem nur Schweden-Norwegen und Österreich-Ungarn nachsteht.

II. Bodengestaltung.

(Hierzu die »Fluß- und Gebirgskarte«; ferner die »Geologische Karte« und »Karte der nutzbaren Mineralien«, mit Textblatt, bei S. 764.)

Die Oberfläche des Deutschen Reiches zerfällt (nach Pencks auf geologischen Untersuchungen beruhender Darstellung) in folgende sechs Hauptgruppen:

I. Die Deutschen Kalkalpen, welche die Osthälfte des Südrandes umrahmen, sind hier durch die Längstäler der Salzach, des Inn und der Ill von den Zentralalpen, im W. durch das Rheintal von den Schweizeralpen geschieden. Sie teilen sich in die Algäuer Alpen (mit der 2643 m hohen Mädele Gabel) zwischen Bodensee und Lech, einige Gruppen der Nordtiroler Kalkalpen zwischen Lech und Inn, wie das Wettersteingebirge (mit der 2964 m hohen Zugspitze, dem höchsten Gipfel Deutschlands), die Altbayrischen Voralpen und die Berchtesgadener Alpen, einen Teil der Salzburger Gruppe (mit dem 2714 m hohen Watzmann), im O. des Inn.

II. Das Alpenvorland, auch Oberdeutsche oder Schwäbisch-Bayrische Hochebene genannt, reicht nordwärts bis zum Deutschen Jura und Böhmerwald und geht im W. in das schweizerische, im O. in das österreichische Alpenvorland über. Bei einer Länge von 250 und einer Breite von 140 km bedeckt es eine Fläche von etwa 26,000 qkm und hat die Gestalt eines

langgedehnten Fünfecks. Der südliche Teil zeigt eine Reihe von Seen und Hochmooren, die durch einen Wall von 80—100 m Höhe, den Überrest alter Gletschermoränen, im N. begrenzt werden. Daran schließt sich eine nach N. allmählich abfallende Hochebene. Die nördlichste Landstufe nimmt das Donautal ein, das im obern Laufe zahlreiche Moore, im O. die fruchtbare Ebene von Straubing aufweist. Zwischen Regen und Ilz erhebt sich der Bayrische Wald (Einödriegel 1126 m), von ihm durch einen 16 km breiten Landstreifen getrennt der Böhmerwald (Arber 1457 m), und jenseit der zu 500 m herabsinkenden Pforte von Furth i. W. beginnt der sich bis in die Gegend von Eger hinziehende Oberpfälzer Wald.

III. Das südwestdeutsche Becken wird im N. vom Rheinischen Schiefergebirge, dem hessischen Berglande und dem Thüringer Wald umschlossen, im S. reicht es bis zum Schweizer Jura, im O. zum Deutschen Jura, im W. dringen seine Ausläufer weit nach Frankreich hinein. Das Mittelglied bildet die Oberrheinische Tiefebene, an die sich zu beiden Seiten Stufenlandschaften anschließen. Die Tiefebene, die der Rhein nach Durchbrechung des Schweizer Jura bis Mainz durchfließt, wird von zwei langgedehnten Gebirgszügen eingerahmt. Im W. erheben sich die Vogesen (Sulzer Belchen 1423 m) und jenseit der sogen. Zaberner Steige die Hardt (Kalmit 681 m); die Verbindung mit dem Rheinischen Schiefergebirge stellt dann das Pfälzer Bergland (Donnersberg 687 m) her. Auf dem rechten Rheinufer zieht sich den Vogesen gegenüber der Schwarzwald (Feldberg 1494 m) hin, an den sich jenseit der Kraichgauer Lücke der Odenwald (Katzenbuckel 628 m) anschließt; dieser setzt sich durch den Spessart (Geiersberg 609 m) unmittelbar in das hessische Bergland fort. In der Rheinebene liegt ganz isoliert bei Freiburg der Kaiserstuhl (558 m). Durch die Kraichgauer Lücke steht mit der Oberrheinischen Tiefebene die fränkisch-schwäbische Stufenlandschaft in Verbindung, die ostwärts bis zum Deutschen Jura, im N. bis zur Wasserscheide von Main und Werra, also fast bis zum Thüringer Walde reicht. Auf einen Streifen ebenen Landes, der sich von Unterfranken (Grabfeld) bis zur Nagold im westlichen Württemberg hinzieht und in der Mitte etwa 200—300 m hoch ist, folgt eine Reihe von Erhebungen, die am Main als Haßberge, Steigerwald, Frankenhöhe stattlich emporragen, aber auch in Württemberg sich als Ellwanger Forst, Limburger Berge, Schurwald ꝛc. verfolgen lassen. Gegen das Donautal wird diese Landstufe durch den Schwäbisch-Fränkischen Jura (Lemberg 1015 m) abgeschlossen. Er heißt in seinem Hauptteil Rauhe Alb und an der Grenze von Württemberg und Bayern Härtfeld. Der Jura steigt mauerartig an und wird nur von kurzen, steilen Tälern durchschnitten; seine Abdachung ist nach dem Alpenvorland hin eine allmähliche, dagegen der Abfall nach dem Vorlande des Böhmerwaldes um so steiler. Auf der Juraplatte sind die Täler meist trocken und zeigen grubenartige Vertiefungen (Dolinen), dagegen sind die Täler wasserreich, die in die Platte eingeschnitten sind. Jenseit des Nördlinger Rieses in Bayern streicht der Fränkische Jura in nordöstlicher Richtung bis in die Gegend von Regensburg, darauf in nördlicher Richtung bis zur Breite von Nürnberg und endlich in fast nordwestlicher über den Main hinaus bis zur Main-Werrascheide (Großer Gleichberg 678 m). Eine ähnliche Stufenlandschaft von geringerer Erhebung baut sich im W. der Oberrheinischen Tiefebene auf, es ist die lothringische. Sie beginnt jenseit der Zaberner Steige mit der Lothringer Seenplatte, einer Ebene von 200—300 m Höhe. Im W. erheben sich noch mehrere Landstufen, von denen die westlichste, die Lothringer Juraplatte, von der Maas durchströmt wird.

IV. Die mitteldeutsche Gebirgsschwelle erstreckt sich von der Maas bis zur Elbe und beginnt im W. mit dem Rheinischen Schiefergebirge. Dieses hat die Form eines Trapezes und eine Breite von 150 km. Es wird durch den Rhein und dessen Nebenflüsse Lahn und Mosel in vier Teile geschieden; in den beiden südlichen Bergzügen Taunus im O. und Hunsrück im W., deren höchste Gipfel der Feldberg (880 m), bez. der Erbeskopf (816 m) sind, tritt der plateauartige Charakter des Schiefergebirges am wenigsten hervor, um so mehr in den beiden Nordhälften jenseit der Lahn und Mosel. Da erheben sich auf dem linken Rheinufer die Eifel (Hohe Acht 760 m), die sich durch eine Reihe kleiner Vulkankegel und kreisrunder Wasserbecken, der sogen. Maare, auszeichnet, und nordöstlich davon die Schneifel. Auf dem rechten Rheinufer liegt südlich der Sieg das Siebengebirge (464 m), zwischen der Lahn und der obern Sieg der Westerwald (657 m), sowie weiter im NO. das Rothaargebirge (696 m) und das Plateau von Winterberg (Kahler Astenberg 827 m). Die beiden letztern sind das Quellgebiet zahlreicher Flüsse, die teils zum Rhein (Lahn, Sieg, Ruhr mit Lenne), teils zur Fulda (Eder) strömen. Nördlich von der Sieg im westfälischen Sauerland liegt die Ebbe, auf der die Wupper entspringt. An das Schiefergebirge schließt sich ostwärts das hessische Berg- und Hügelland an, das sich bis nach Thüringen hin über eine Fläche von 100 km Breite erstreckt. Es wird vom Taunus durch die sogen. Hessische Senke getrennt, die nur in der Wetterau eine fruchtbare Ebene bildet, weiter nach N. aber in ein welliges Hügelland übergeht. Die einzelnen Bergrücken, die sich östlich von dieser Senke zwischen der Kinzig im S. und der mittlern Weser hinziehen, faßt man unter dem Namen des Hessischen Waldgebirges zusammen; dazu gehört der Vogelsberg (Taufstein 772 m) im S., das Knüllgebirge (632 m), der Habichtswald (595 m) bei Kassel, der Hohe Meißner (749 m), der Solling (513 m) an der Weser sowie im äußersten Nordwesten die Egge. Eine eigentümliche Erscheinung innerhalb des ganzen deutschen Mittelgebirges bietet im O. des Vogelsberges die Rhön dar, die im O. aus langgedehnten plateauartigen Rücken (hier Wasserkuppe 950 m), im NW. aus einzelnen kegelförmigen Bergkuppen besteht. Eine dritte Gruppe innerhalb der mitteldeutschen Gebirgsschwelle bildet Thüringen. Im SO. wird die Verbindung mit dem böhmischen Massiv durch das Fichtelgebirge hergestellt. Dieses wird allerdings nicht mehr als Mittelpunkt des deutschen Gebirgssystems betrachtet, nimmt aber in hydrographischer Beziehung als Quellgebiet von Nab, Main, Saale und Eger eine zentrale Stellung ein. Es besteht aus fünf gewölbartigen Bergrücken (Schneeberg 1053 m), fällt steil nach SW., aber sanft nach N. ab und findet in nordwestlicher Richtung eine Fortsetzung im Frankenwald (Kieferle 868 m), dessen Abdachung nach NO. (zur Leipziger Bucht) gleichfalls eine allmähliche ist. Erst wo sich im O. ein Steilabfall des Gebirges zeigt, beginnt das Hauptgebirge Thüringens, der Thüringer Wald. Dieser besteht aus einem nordwestlich streichenden schmalen Hauptkamm von 800—900 m Höhe mit mehreren niedrigen Gipfeln (Beerberg 983 m, Inselsberg 914 m), eingesenkten Pässen und einigen

6
8
10
52
50
48
46
Östlich von Greenwich
Teutoburgerwald
Osnabrück
Hannover
Braunschweig
Hildesheim
Arnheim
Bielefeld
Münster
Halberstadt
Paderborn
Dortmund
Harzstrang
Göttingen
Nordhsn.
Düsseldorf
Elberfeld
Kassel
Mühlhausen
Naumburg
Köln
Eisenach
Erfurt
Weimar
Aachen
Bonn
Siegen
Gießen
Vogelsb.
Fulda
Meiningen
Saalfeld
Laacher See
Koblenz
Hildburghsn.
Coburg
Eifel
Hunsrück
Taunus
Spessart
Kreuznach
Mainz
Darmst.
Würzbg.
Bamberg
Bayreuth
Luxemburg
Worms
Mannhm.
Heidelbg.
Diedenhfn.
Kaiserstn.
Saarbrücken
Pirmasens
Metz
Ansbach
Heilbronn
Karlsruhe
Stuttgart
Nancy
Epinal
Colmar
Kaiserstuhl
Freiburg
Mülhsn.
Belfort
Besançon
Basel
Schwarzwald
Schwäbischer Jura
Ulm
Augsbg.
Freising
Schussenried
Tuttlingen
Konstanz
Kempten
St. Gallen
Zürich
Bern
Luzern
Lausanne
Genf
Genfersee
Mt. Blanc
Mt. Rosa
Lugano
Como
Bergamo
Mailand
Innsbruck
Arlberg
Brenner
Tirol
Trient
Adamello
Ortler
Bormio
Bernina
Adda
Finsteraarh.
St. Gotthard
Tessin
Po
Rhein
Donau
Main
Neckar
Jagst
Tauber
Lahn
Mosel
Saar
Aare
Reuß
Limmat
Inn
Etsch
Lech
Isar
Iller
Rhône
Maas
Sambre
Oise
Marne
Seine
Yonne
Loire
Allier
Cher
Indre
Vienne
Creuse
Dordogne
Garonne
Lot
Tarn
Aude
Ariège
Rhônegl.
Durance
Isère
Arve
Dranse
Ticino
Oglio
Etsch
Mincio
Brenta
Piave
Tagliamento
Isonzo
Fränkische Alb
Rauhe Alb
Schwäbische Alb
Jura
Vogesen
Cevennen
Alpen
Ostalpen
Südalpen
Schweizer Alpen
Wallis
Graubünden
Tessin
Tirol
Bayern
Lothringen
Elsaß
Burgund
Provence
Languedoc
Auvergne
Limousin
Périgord
Guyenne
Gascogne
Béarn
Navarra
Aragonien
Katalonien
Valencia
Murcia
Andalusien
Granada
Sierra Nevada
Mallorca
Menorca
Ibiza
Sardinien
Korsika
Elba
Capraia
Gorgona
Pianosa
Montecristo
Giglio
Giannutri
Monaco
Nizza
Cannes
Toulon
Marseille
Arles
Avignon
Montpellier
Nîmes
Perpignan
Narbonne
Carcassonne
Toulouse
Albi
Cahors
Agen
Bordeaux
Arcachon
Biarritz
Bayonne
Pau
Lourdes
Tarbes
Foix
Andorra
Puigcerdá
Barcelona
Tarragona
Tortosa
Valencia
Alicante
Cartagena
Murcia
Almería
Granada
Málaga
Gibraltar
Algeciras
Tarifa
Cádiz
Sevilla
Huelva
Ayamonte
Faro
Lissabon
Setúbal
Sines
Cabo de São Vicente
Sagres
Portimão
Lagos
Albufeira
Faro
Tavira
Vila Real de Santo António
Beja
Évora
Portalegre
Castelo Branco
Covilhã
Guarda
Viseu
Aveiro
Coimbra
Figueira da Foz
Leiria
Nazaré
Caldas da Rainha
Peniche
Cabo Carvoeiro
Cabo da Roca
Cascais
Estoril
Sintra
Mafra
Torres Vedras
Alenquer
Vila Franca de Xira
Santarém
Abrantes
Tomar
Ourém
Fátima
Alcobaça
Batalha
Leiria
Pombal
Figueira da Foz
Coimbra
Mealhada
Bussaco
Luso
Buçaco
Oporto
Vila Nova de Gaia
Matosinhos
Póvoa de Varzim
Vila do Conde
Barcelos
Braga
Guimarães
Fafe
Vila Real
Chaves
Bragança
Miranda do Douro
Mirandela
Macedo de Cavaleiros
Vila Flor
Alijó
Peso da Régua
Lamego
Tarouca
Castro Daire
Viseu
Mangualde
Gouveia
Seia
Manteigas
Covilhã
Fundão
Castelo Branco
Idanha-a-Nova
Penamacor
Almeida
Sabugal
Belmonte
Guarda
Celorico da Beira
Trancoso
Pinhel
Figueira de Castelo Rodrigo
Vila Nova de Foz Côa
Meda
Pinhel
Sabugal
Penamacor
Idanha-a-Nova
Castelo Branco
Vila Velha de Ródão
Nisa
Gavião
Crato
Portalegre
Marvão
Castelo de Vide
Ponte de Sor
Abrantes
Tomar
Ourém
Fátima
Alcobaça
Batalha
Leiria
Pombal
Figueira da Foz
Coimbra
Mealhada
Bussaco
Luso
Buçaco
Oporto
Vila Nova de Gaia
Matosinhos
Póvoa de Varzim
Vila do Conde
Barcelos
Braga
Guimarães
Fafe
Vila Real
Chaves
Bragança
Miranda do Douro
Mirandela
Macedo de Cavaleiros
Vila Flor
Alijó
Peso da Régua
Lamego
Tarouca
Castro Daire
Viseu
Mangualde
Gouveia
Seia
Manteigas
Covilhã
Fundão
Castelo Branco
Idanha-a-Nova
Penamacor
Almeida
Sabugal
Belmonte
Guarda
Celorico da Beira
Trancoso
Pinhel
Figueira de Castelo Rodrigo
Vila Nova de Foz Côa
Meda

GEOLOGISCHE KARTE VON DEUTSCHLAND.

Maßstab 1:3750000.

20 0 50 100 Kilometer.

Grenze der nordischen Geschiebe

Grenze der Moränenwälle in der Donauhochebene

- Quartär (Alluv. u. Diluv.)
- Tertiär
- Kreide (inkl. Wealden)
- Jura
- Trias
- Perm (Zechst. u. Rothliegendes)
- Produktive Steinkohlengeb.
- Karbon
- Devon
- Silur (inkl. Kambrium)
- Graue u. grüne Schiefer der Alpen
- Kristallinische Schiefer (Gneis, Glimmerschiefer etc.)

Eruptivgesteine:

- Ält. Orthoklasgesteine (Granit, Syenit, Quarzporphyr)
- Ält. Plagioklasgesteine (Diabas, Diorit, Gabbro, Melaphyr)
- Jung vulkanische Gest. (Trachyt, Basalt etc.)

s Institut in Leipzig.

Zur ‚Geologischen Karte von Deutschland'.

In Deutschland sind fast sämtliche Gebirgsformationen vertreten. Die Gesteine der **archäischen Formation** (Gneis, Glimmerschiefer etc.) kommen in Schlesien (Isergebirge, Riesengebirge, Glatzer Gebirge), im sächsischen Erzgebirge, im Thüringer Wald, im Fichtelgebirge und ostbayrischen Grenzgebirge, im Spessart, Odenwald, Schwarzwald und in den Vogesen vor. Von paläozoischen Formationen treten die **kambrische** und **silurische** im Thüringer Wald, Fichtelgebirge, Vogtland, Erzgebirge und in der Lausitz auf. Die **devonische** Schichtenreihe ist in großer Mächtigkeit und Ausdehnung am Rhein, in Westfalen und Nassau, am Harz, ferner in Thüringen und den angrenzenden Gebieten, in den Sudeten und den Vogesen erschlossen. Die untere Abteilung der **Steinkohlenformation**, der Kohlenkalk und der Kulm, tritt bei Aachen, in Westfalen, in Thüringen und am Harz, das produktive Steinkohlengebirge in der Saargegend, um Aachen, in Westfalen, in Sachsen (bei Zwickau) und in Schlesien (bei Waldenburg und Gleiwitz) auf; in Thüringen sowie im Schwarzwald und in den Vogesen besitzt es eine nur geringe Ausdehnung. Von der **Dyas** kommt die untere Abteilung, das *Rotliegende*, in den Vogesen, im Schwarzwald und an der Nahe vor; ferner zusammen mit der obern Abteilung, dem *Zechstein*, der vielfach Gips und Steinsalz führt, im Odenwald und Spessart, am Harz, um Osnabrück, im südöstlichen Westfalen, im Ringgau, in Thüringen, in Sachsen, in dem an Kalisalzen reichen Staßfurter Becken und in den sich anschließenden Teilen von Braunschweig und Hannover (hier allerdings von mächtigen jüngern Ablagerungen überlagert) sowie in Schlesien. Von den mesozoischen Gebilden bedeckt die **Trias** (Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper) große Räume in den westlichen und zentralen Teilen Deutschlands sowie in den Alpen und in Oberschlesien. Speziell der *Buntsandstein* ist auf den Höhen des mittlern und nördlichen Schwarzwaldes verbreitet, ebenso in den Vogesen und in der Hardt, dann im östlichen Odenwald, im Spessart, zwischen den vulkanischen Gebilden der Rhön sowie durch ganz Hessen bis zum Sollinger Wald und weit nach Thüringen hinein. Der *Muschelkalk* und der *Keuper* nehmen dagegen in Schwaben, ferner zwischen Heidelberg und Meiningen, zumal im oberfränkischen Grabfeld und in der Rhön, in Hessen, in Thüringen (Hörselberge bei Eisenach etc.) und zwischen Thüringer Wald und Harz ausgedehnte Flächen ein. Der **Jura** (Lias, Dogger und Malm) ist sehr verbreitet in Lothringen, durch Schwaben und Franken, im norddeutschen Hügelland, in den Alpen und auch in Oberschlesien. In dem Schwäbischen und Fränkischen Jura bildet der Malm eine scharf gegen die Umgebung sich absetzende Hochfläche, die sich von Schaffhausen bis Regensburg und in die Nähe von Koburg verfolgen läßt; in den nördlich und westlich anstoßenden Vorbergen streicht der Dogger aus und vor diesem dann der Lias, der ein flachhügeliges fruchtbares Land einnimmt, aus dem sich die obern Juraabteilungen bergartig erheben. Ähnlicher Art sind die Lagerungsverhältnisse in Lothringen; doch fehlt hier der Malm. Der *Wealden* (die Wälderformation) mit vortrefflichen Steinkohlen findet sich nur in Nordwestdeutschland und zwar in den kleinen Gebirgen Hannovers und der angrenzenden Länder (Osterwald, Deister, Teutoburger Wald). Eine größere Ausdehnung besitzt die **Kreide**; sie erscheint nördlich und nordöstlich vom Harz (Quadersandstein der Teufelsmauer und des Regensteins), in Westfalen, bei Aachen, bei Dresden im Elbsandsteingebirge und Lausitzer Gebirge, in Schlesien und, abweichend entwickelt, in den Alpen. Die **tertiären** Bildungen (sowohl Oligocän, die Hauptlagerstätte der Braunkohle, als auch Miocän und Pliocän) sind über ganz Norddeutschland, namentlich über die Gegend von Magdeburg (Egeln, Lattdorf, Kalbe), am Niederrhein, im Mainzer Becken, am Habichtswald und Meißner, im Vogelsberg und hier und da in Süddeutschland bis zum Fuß der Alpen verbreitet. Das Eocän (Nummulitenkalk und Flysch) ist beschränkt auf den Nordrand der Alpen und unbedeutende Süßwasserablagerungen bei Buchsweiler im Elsaß. Das **quartäre** und rezente Schwemmland (Diluvium und Alluvium) ist fast überall, am ausgedehntesten im norddeutschen Tiefland vorhanden. Von **Eruptivgesteinen** der archäischen und paläozoischen Zeit finden sich Granit, Diorit, Gabbro, Serpentin etc. in den Vogesen, im Schwarzwald, Odenwald, Thüringer Wald, in den Böhmen umfassenden Gebirgen, im Harz, Diabas besonders in Nassau, Ostthüringen und am Harz; die meist der Zeit des Rotliegenden angehörenden Porphyre und Porphyrite haben ihre Verbreitungsbezirke in Schlesien, Thüringen, am Harz, an der Nahe, bei Halle, Meißen etc., die Melaphyre am Harz, in Niederschlesien, Sachsen, an der Nahe. Auch die der Tertiärzeit zugehörigen Basalte (samt Dolerit), Trachyte, Phonolithe sind über ganz Mitteldeutschland verbreitet und besonders gehäuft in der Eifel und am Rhein (Siebengebirge), im Westerwald, Vogelsberg, in der Rhön, im Kaiserstuhl, im Hegau und im Ries.

Der ***geologische Aufbau*** von Deutschland ist sehr kompliziert. Zwischen der norddeutschen Tiefebene, in der mächtige diluviale und alluviale Bildungen die ältern Sedimente der direkten Beobachtung entziehen, und zwischen den Alpen und den Karpathen, die durch gewaltige, von Süden her wirkende Druckkräfte gefaltete Kettengebirge tertiären Alters darstellen, liegt ein in seinen verschiedenen Teilen sehr verschieden gebautes Land. Was zunächst den deutschen Anteil der *Alpen* (s. d.) anlangt, so gehört derselbe zum Gebiete der nördlichen Kalkalpen. Die älteste Gruppe ist hier die Trias: Buntsandstein (dem die Salzablagerungen von Berchtesgaden und Reichenhall beizuzählen sind), Muschelkalk in nur geringer Entwickelung, in desto größerer Keuper, das Hauptgestein der Kalkalpen. Letzterer zerfällt in untern Keuperkalk und Hauptdolomit, von denen jener in langem Zug sich etwa auf der Tiroler Grenze hinzieht (die Zugspitze, der höchste Punkt des Deutschen Reiches, gehört ihm an), während dieser, leicht der Zerstörung ausgesetzt und daher stark zerklüftet, die Grundlage der plateauartigen Berge des Beckens von Berchtesgaden (mit aufgelagertem Dachsteinkalk als oberstes Glied der Keuperformation) und die Hauptkette der Algäuer Alpen (Mädelegabel) zusammensetzt. Unter den Abteilungen des Jura tritt besonders der Lias hervor, dem auch die leicht verwitternden Algäuschiefer angehören. Die andern Abteilungen

des Jura sowie die der Kreide sind in dem hierher gehörigen Teil wenig entwickelt; sie bilden eine schmale, oft unterbrochene Zone nahe dem Nordrande, der vorherrschend aus eocänem Flysch und oligocäner Molasse besteht. Nördlich von den gefalteten Tertiärbildungen, die noch den Alpen angehören, breitet sich die *Donauhochebene* aus; sie besteht aus horizontal gelagertem jungen Tertiär (Miocän) und aus mächtigen diluvialen und alluvialen Schuttmassen, welche die ältern Sedimente so vollständig bedecken, daß deren Bau bis jetzt noch unbekannt geblieben ist. Nördlich von der Donau folgen dann aus ältern Gesteinen und mesozoischen Sedimenten aufgebaute Landstriche, die, wie im Artikel ‚Europa' ausgeführt ist, zu dem *‚westeuropäischen Schollenlande'* gehören und Bruchstücke von zwei größern, schon vor dem Ende der Karbonzeit fertig gebildeten Hochgebirgen enthalten: einmal die sogen. *böhmische Masse,* mit dem Böhmer- und Bayrischen Wald, deren Gesteine schon vor dem Beginn der Karbonformation aufgerichtet waren, und dann die von einem nordöstlichen Streichen beherrschten kristallinischen Schiefer und alten Sedimente, die in den Vogesen, im Schwarzwald, Odenwald, Spessart, rheinischen Schiefergebirge, im Harz, Thüringer Wald, Fichtelgebirge, Erzgebirge und in den Sudeten auftreten und als Überreste des schon in der karbonischen Zeit sehr weitgehend abgetragenen *‚variscischen Hochgebirges'* anzusehen sind. Bezeichnend ist für dieses in seinen Überresten von spätern Sedimenten vielfach bedeckte Hochgebirge das Auftreten archäischer Gesteine in einer südlichen Zone von den Vogesen bis zu den Sudeten und das Vorkommen sedimentärer Bildungen mehr in der Außenzone nördlich von einer vom Hunsrück bis zum Vogtland gezogenen Linie. Besonders im Harz, in Ostthüringen und in dem rheinischen Schiefergebirge, das lange Zeit hindurch als Insel aus den Ozeanen hervorragte, die das übrige Deutschland bedeckten, liegen diese Sedimente, vorwiegend devonische Grauwacken, Schiefer und Kalke, in großer Mächtigkeit zutage. Auf den von den alten Meeren größtenteils bedeckten Resten des variscischen Hochgebirges lagerten sich dann die Sedimente der folgenden Formationen ab, und zwar verhältnismäßig vollständig in *Süddeutschland,* in Schwaben und Franken, wo wir den Ablagerungen von der produktiven Kohlenformation bis hinauf zum obern Jura und zur Kreide begegnen; weniger regelmäßig dagegen, da die nördlichen Teile des variscischen Gebirges zwischen rheinischem Schiefergebirge und Harz erst später unter das Meer tauchten, als große Teile von Süddeutschland bereits demselben wieder entstiegen, erfolgte die Ablagerung der spätern Sedimente im *nördlichen Deutschland.* So treten in Westfalen jüngere Kreidebildungen direkt an das paläozoische Gebirge heran; erst weiter nach Osten hin erscheinen unter der Kreide wieder ältere mesozoische Sedimente. Störungen in kleinerm Maße, die sich besonders in den nordwestlich gerichteten Faltungen des *‚subhercynischen' Hügellandes,* d. h. der Berge westlich und südlich vom Harz, zu erkennen geben und z. T. noch die jüngsten Kreideschichten in ihrer Lagerung beeinflußt haben, und Verwerfungen von größerer Bedeutung, die der Haupterstreckung des Thüringer Waldes, des Harzes und des Teutoburger Waldes entlang verlaufen und das Heraustreten dieser Gebirge der ‚hercynischen' Richtung oder des ‚Sudetensystems' bedingen, ferner der Einbruch des tiefen Landstrichs zwischen Schwarzwald und Vogesen, der das heutige Rheintal schuf, und Verwerfungen, die diesem Graben parallel Elsaß und Baden durchziehen, endlich noch Abtragungen durch die sich zurückziehenden Meere und Erosionen durch die fließenden Gewässer in großartigem Maßstab, alle diese Faktoren haben zusammen gewirkt, um das heutige so komplizierte Relief Deutschlands zu erzeugen. Es hat den Anschein, als ob seit dem Ende der Tertiärzeit, wenn wir von den bis in die Quartärperiode hineinragenden vulkanischen Eruptionen der Eifel absehen, tiefgreifende Veränderungen in den Oberflächenformen des gebirgigen Teiles von Deutschland nicht mehr stattgefunden haben. Wohl aber hat das Norddeutsche Tiefland (s. d.) in der ältern Quartärzeit eine großartige Umgestaltung durch die Ablagerung eines lokal bis 200 m mächtigen Glazialschuttes erfahren. — Näheres über die Entwickelung der einzelnen Formationen s. bei diesen, über ihre Verbreitung in einzelnen Gebirgen Deutschlands s. unter den Artikeln: ‚Erzgebirge, Riesengebirge, Böhmerwald, Harz, Thüringer Wald' etc. und unter ‚Europa'. Vgl. auch Profil 2 auf Tafel ‚Geologische Formationen I'.

Zur ‚Karte der nutzbaren Mineralien in Deutschland'.

Steinkohlen und Anthrazit. Wenn auch hier und da in dem Devon wenig mächtige Flöze und Nester von Steinkohle und Anthrazit gefunden werden, so sind dieselben doch ohne alle technische Bedeutung gegenüber dem Reichtum an Kohlen, den die Steinkohlenformation in ihrer obern, der sogen. produktiven Abteilung enthält. Gerade Deutschland beherbergt hier die größte Menge an Steinkohlen unter allen Staaten des europäischen Kontinents. Für die Gewinnung von Steinkohle kommen vornehmlich folgende Becken in Betracht: a) das *niederrheinisch-westfälische Becken;* im südlichen Teil zutage tretend, im Norden unter zunehmender Kreidebedeckung verhüllt, besitzt es vier Mulden von mäßiger Tiefe (Witten, Bochum, Essen, Duisburg); b) das *Aachener Becken* mit der westlichen Worm- (Kohlscheider) Mulde und der östlichen, flachern Inde- (Eschweiler) Mulde; c) das *Saarbecken* wird im Gegensatze zu den vorher erwähnten, von Privaten gebauten Becken von dem preußischen Staat ausgebeutet; kleinere Teile des nach Südosten durch Verwerfung abgeschnittenen und von Buntsandstein überlagerten flözführenden Schichtensattels reichen nach Deutsch-Lothringen und Rheinbayern hinein und werden hier vom bayrischen Fiskus und von Privaten gebaut; d) das *Becken von Zwickau und Lugau* in Sachsen; e) das *Niederschlesische oder Waldenburger Becken;* f) das *Oberschlesische Becken,* das größte der deutschen Steinkohlenbecken, hat seine Hauptentwickelung in den Kreisen Kattowitz, Beuthen und Zabrze und greift gegen Osten nach Rußland, gegen Süden und Südwesten nach Österreich hinüber. — Von den kleinern

Steinkohlenablagerungen schließen sich die bei Ibbenbüren und Osnabrück gelegenen an das niederrheinisch-westfälische Becken, die bereits abgebauten Vorkommnisse in den Vogesen und die steile, zwischen Gneis und Granit eingeklemmte Mulde von Berghaupten im Schwarzwald an das Saarbecken an. Die kleine, früher dem Rotliegenden, neuerdings dem Oberkarbon zugerechnete Kohlenmulde von Löbejün-Wettin bei Halle a. S. ist, soweit sie bekannt war, abgebaut. Das Becken von Hainichen-Ebersdorf in Sachsen (jetzt nicht mehr in Gewinnung) wird zu der untern Abteilung des Steinkohlengebirges gerechnet. Von jüngerm als karbonischem Alter, nämlich dem Unterrotliegenden zugehörig, sind die im ganzen unbedeutenden Steinkohlenvorkommnisse im Plauenschen Grunde bei Dresden, bei Meisdorf und Ilfeld (nördlich und südlich vom Harz), im Thüringer Wald (Manebach, Goldlauter, Crock, Ruhla etc.), in Oberfranken (Stockheim) und in der Oberpfalz (Erbendorf). Die der Lettenkohle in Thüringen, Franken und Schwaben eingeschalteten schwachen Steinkohlenflöze sowie die Steinkohlen im Lias bei Kammin an der Odermündung werden nicht abgebaut, wohl aber die dem Wealden eingelagerte Steinkohle am Deister, Osterwald, in Bückeburg und Schaumburg sowie bei Minden a. d. Weser. Näheres s. Text zur Karte *Verbreitung der Steinkohle auf der Erde* (bei Art. ‚Steinkohle').

Braunkohlen. Die technisch wichtigen Braunkohlenlager gehören sämtlich der Tertiärformation an. Aus der untern Abteilung derselben, dem *Eocän*, erwähnenswert sind die an Schwefelkies reichen und wesentlich zur Alaunfabrikation verwendeten Braunkohlen von Buchsweiler im Elsaß. Von *unteroligocänem* Alter sind die mächtigen und weitverbreiteten, daher sehr wertvollen Braunkohlenlager der Provinz Sachsen und deren Umgebung. Auflagernd auf Trias und Zechstein, beginnen die Ablagerungen südlich vom Kyffhäuser (Frankenhausen-Artern), gewinnen dann über Riestedt und Bornstädt Anschluß an die bedeutende Oberröblinger Mulde und das reiche, teils auf Trias, teils auf Rotliegendem lagernde Braunkohlengebiet von Halle a. S., an das sich gegen Südosten die Becken von Weißenfels, Zeitz und Meuselwitz bei Altenburg anschließen. Hier ist neben der Mächtigkeit der Kohle (14—20 m) die vortreffliche Beschaffenheit (Pechkohle, Schwelkohle, Pyropissit) Veranlassung zu einer großartigen Paraffin- und Mineralölindustrie geworden. Von Halle reichen die Braunkohlenablagerungen gegen Nordosten, in einzelne kleine Becken getrennt, über Bitterfeld bis zum Fläming, während gegen Nordwesten die kleine, aber an mächtigen Flözen reiche Mulde von Aschersleben und die langgestreckte Staßfurt-Egeln-Helmstedter Mulde zu erwähnen sind. Jüngern, und zwar *miocänen* Alters sind die bis zu 30 m mächtigen Braunkohlen der märkischen Braunkohlenformation, deren Hauptverbreitungsgebiet um Frankfurt a. O. zwischen Eberswalde, Landsberg a. W., Schwiebus und Grünberg liegt, die sich aber noch bis nach Schlesien, Pommern und Lübtheen in Mecklenburg hin erstrecken. Auch den Braunkohlen der niederrheinischen Tertiärbucht (bei Herzogenrath, zwischen Aachen, Jülich und Düren, bei Rott, Bergisch-Gladbach, Deutz und Grevenbroich) dürfte das gleiche Alter zukommen, ebenso den Braunkohlen des Sollings, des Westerwaldes, der Wetterau, des Vogelsberges, der Rhön und des niederhessischen Beckens. Das letztere beherbergt am Meißner, Hirschberg und Habichtswald bei Kassel mehrere mächtige, stellenweise durch Basaltdurchbrüche veredelte Braunkohlenflöze. Eine kleine, aber reiche Braunkohlenmulde ist innerhalb des kristallinischen Gebirges bei Zittau eingesenkt; sie entspricht dem reichen böhmischen Becken von Teplitz und Eger (s. *Böhmen*). Eine der Steinkohle ähnliche Pechkohle tritt im Oberoligocän der Bayrischen Alpen zwischen der Salzach und der Grenze von Vorarlberg, z. B. bei Miesbach, Au, Penzberg und Hohenpeißenberg, auf.

Torf von alluvialem und in seinen tiefern Lagen auch diluvialem Alter wird besonders in Norddeutschland gewonnen. Seine Mächtigkeit schwankt zwischen 1 und 12 m. Die Gewinnung von **Graphit** beschränkt sich auf einen etwa 11 km langen Streifen im Gneisgebiet des Bayrischen Waldes (bei Passau).

Erdöl *(Petroleum)* findet sich in Deutschland in einiger Menge in den unteroligocänen sogen. Petrolsanden des Unterelsaß, wo es, zugleich mit **Asphalt**, bei Lobsann, Pechelbronn etc. teils durch unterirdischen Grubenbau, teils durch Anzapfung mittels Bohrlöcher gewonnen wird. Sodann ist es in verschiedenen Kreide- und Juraablagerungen im Holsteinischen, Hannöverschen und Braunschweigischen erbohrt worden, so in der Umgegend von Peine (bei Ödesse und Ölheim), ferner bei Sehnde, Hänigsen, Steinförde, Verden sowie bei Braunschweig und Schöppenstedt. Aus den oberjurassischen Kalksteinen in der Nähe von Hannover (bei Limmer) wird Asphalt in bedeutender Menge gewonnen, ebenso aus der Kreide von Bentheim, wo er in mehreren abbauwürdigen Gängen auftritt. Anzeichen von Petroleum finden sich auch in den Bayrischen Alpen (St. Quirinus-Ölquelle bei Tegernsee).

Salz. Den größten Reichtum an *Steinsalz* birgt in Deutschland die Zechsteinformation. Viele der wichtigsten natürlichen und künstlichen Solquellen werden aus dem Steinsalz dieser Formation gespeist. Durch Bohrungen ist außerdem an so vielen Orten das Steinsalz im Zechstein ermittelt worden, daß es gar nicht möglich ist, dasselbe allenthalben in Abbau zu nehmen. Von Staßfurt aus, wo 1843 ein Salzlager von über 200 m Mächtigkeit erbohrt wurde, gelang es, die Verbreitung dieses vielfach bis 1500 m mächtigen Lagers zunächst durch einen großen Teil der Provinz Sachsen und des Herzogtums Anhalt, später sogar durch Braunschweig und Hannover bis Segeberg in Holstein und anderseits bis Inowrazlaw in Posen zu verfolgen. Norddeutschland ist wohl das am reichsten mit Steinsalz versehene Land der Erde. Auch die Solen von Salzungen, Kissingen, Orb, Allendorf a. W. etc. entstammen dem Zechstein. Dagegen gehört das Salz der Salinen und Bergwerke von Erfurt, Buffleben, Stotternheim in Thüringen, von Dürrheim in Baden, Rottweil, Friedrichshall, Sulz und Heilbronn am Neckar sowie von Stetten in Hohenzollern und von Basel dem Muschelkalk an. Der Buntsandstein umschließt, abgesehen von einzelnen Vorkommnissen bei Schöningen, Salzgitter und Hannover, besonders im südlichen Bayern (Salzkammergut) Salzmassen, die eine eigentümliche Verwachsung mit dem Nebengestein (Haselgebirge) zeigen, so daß das Salz in unterirdischen Weitungen erst aufgelöst und abgeklärt werden muß; der Keuper enthält in Lothringen (Dieuze etc.) verhältnismäßig reines Steinsalz. Die Sole von Rodenburg am Deister entströmt dem obern Jura, die Salzquellen von Unna, Lippstadt, Salzkotten etc. der Kreideformation. Jüngere Ablagerungen von Steinsalz sind in Deutschland nicht bekannt. — Von besonderer volkswirtschaft-

licher Wichtigkeit ist das Vorkommen von *Kali- und Magnesiasalzen* im Hangenden der Steinsalzlager von Staßfurt, Leopoldshall, Bernburg, Aschersleben, Westeregeln, Anderbeck, Beienrode, Fallersleben, Wolfenbüttel, Thiede, Sehnde, Salzdetfurt, Vienenburg, Sondershausen, Bleicherode, Kaiseroda bei Salzungen etc. Ein Teil dieser, ebenfalls der Zechsteinformation zugehörigen, sogen. Abraumsalze, namentlich Kainit und Carnallit, dienen der Landwirtschaft als Düngmittel; andre werden in zahlreichen Fabriken für chemische Zwecke verarbeitet.

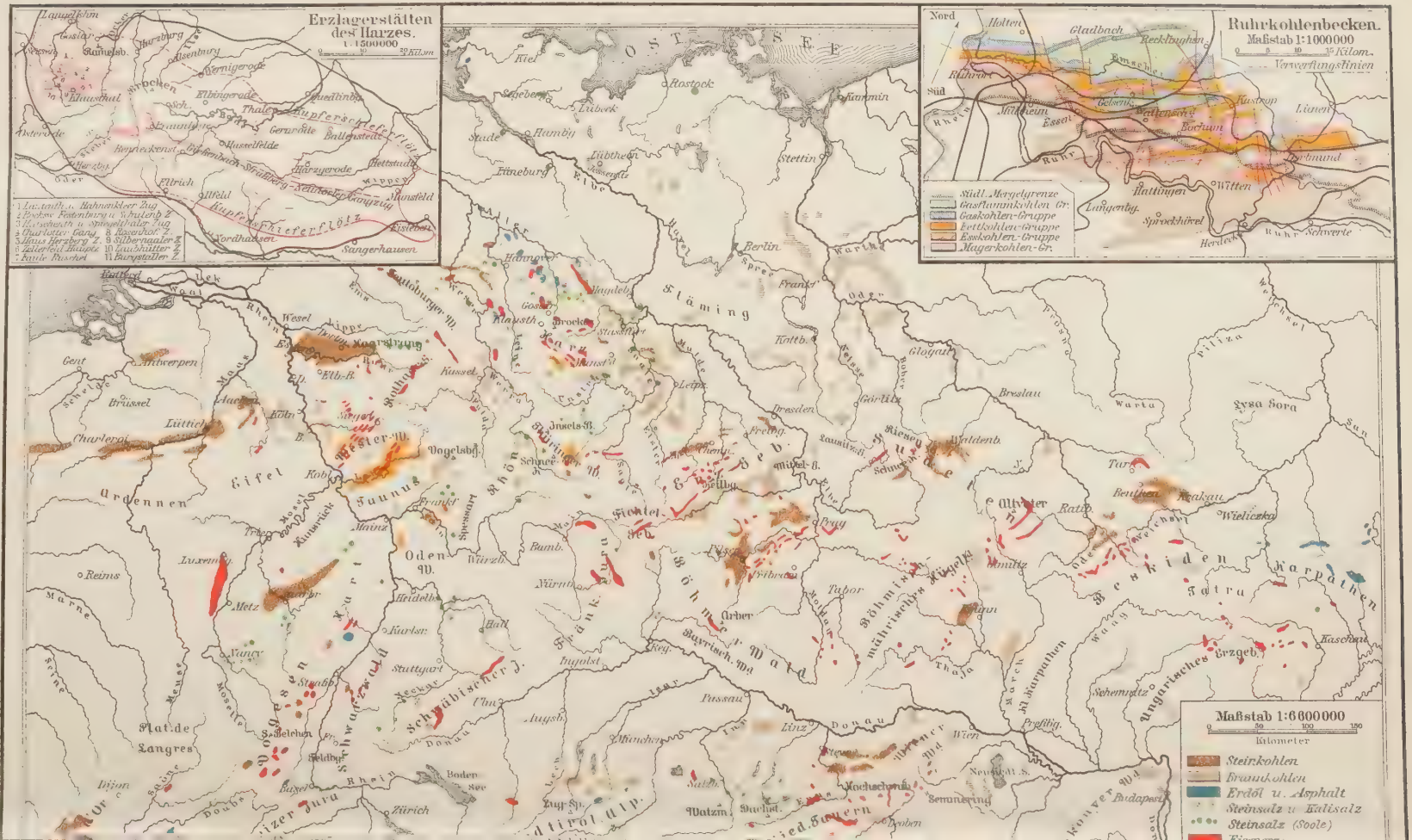
Erze. Der Erzbergbau Deutschlands tritt gegenwärtig gegen die Gewinnung von Kohlen und Salz erheblich zurück. Am wichtigsten erscheinen die **Eisenerze**, die durch ganz Deutschland verbreitet auftreten und eine großartige, weit mehr als den Bedarf des Inlandes erzeugende Industrie begründet haben. Die wichtigsten deutschen Eisenerzlagerstätten sind die folgenden: die Roteisenerzlager in den devonischen Kalken und Schalsteinen von Brilon in Westfalen, von Wetzlar, Weilburg und Dillenburg, von Zorge, Elbingerode, Rübeland etc. im Harz; die Kohleneisensteinlager des Ruhrgebietes (13 bekannte Flöze); die Brauneisensteinstöcke im Zechstein Thüringens (Stahlberg und Mommel bei Schmalkalden, Kamsdorf etc.) und des Spessarts (Bieber), die Brauneisenerzlager im Muschelkalk von Tarnowitz in Oberschlesien; die oolithischen Eisenerze und Sphärosiderite im Lias vom Kahlenberg bei Echte, von Helmstedt, Harzburg, im Teutoburger Wald, im Dogger Oberschlesiens, Württembergs (Wasseralfingen, Aalen) und Lothringens sowie in der untern Kreide von Peine in Hannover und von Salzgitter (hier an 30 m mächtig); endlich die tertiären Bohnerzablagerungen im südlichen Schwarzwald (Kandern), im Schwäbischen und Fränkischen Jura, aus der Gegend von Kassel, und die gleichfalls tertiären Eisenoolithe vom Kressenberg etc. in Oberbayern. Am großartigsten ist unter diesen das Vorkommen der oolithischen Brauneisensteine (Minetten) im Dogger Lothringens zwischen der Mosel und der französischen Grenze. Auch die gangförmigen Eisenerzlagerstätten des rheinischen Schiefergebirges und des Siegerlandes liefern wegen ihrer Reinheit und ihres hohen Mangangehaltes ein zur Stahlbereitung sehr geeignetes Eisen. Nur zeitweilig in Gewinnung sind die dem kristallinischen Grundgebirge zugehörigen Magneteisenerzlager von Schmiedefeld in Thüringen, Schmiedeberg in Schlesien und Berggießhübel in Sachsen, ferner die in Thüringen und im Frankenwald im Silur auftretenden Roteisenerze (mit Thuringit und Chamosit), die Sphärosiderite in dem Rotliegenden des Saar-Nahe-Gebietes (Lebach), die Basalteisensteine des Vogelsberges und die vielfach verbreiteten, noch in der Bildung begriffenen Raseneisensteine (z. B. in der Bulau bei Hanau).

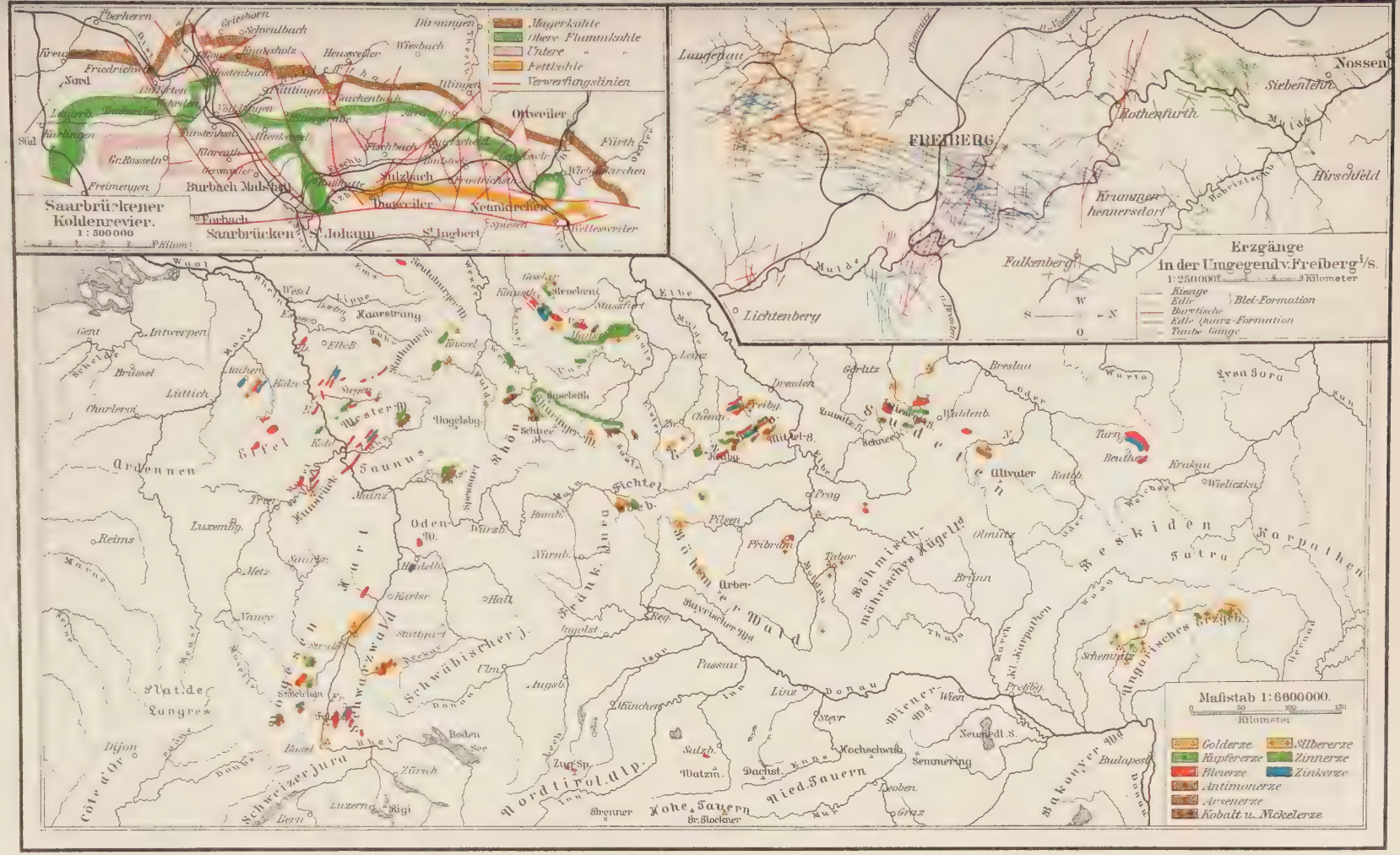
Manganerze, für Zwecke des Eisenhüttenwesens brauchbar, kommen lagerartig auf mitteldevonischem Kalk der Lahngegend (bei Weilburg, Gießen etc.) vor und, z. T. in Verbindung mit Eisenerzen, im Zechstein des Odenwaldes, des Spessarts und Thüringens. Reinere, für die chemische Industrie verwertbare Manganerze liefern die Braunsteingänge, die in den Porphyren Thüringens und von Ilfeld am Harz aufsetzen.

Gold kommt in Deutschland nur in sehr geringen Mengen in der kambrischen Formation des Fichtelgebirges bei Goldkronach, im Devon bei Tilkerode am Harz und in den Kiesen von Reichenstein in Schlesien, des Erzgebirges und des Rammelsberges bei Goslar in feiner Verteilung oder fein eingesprengt vor; aus den letztern wird es abgeschieden. Eine Gewinnung von Waschgold aus den goldführenden Sanden des Rheins, der Mosel, der Donau, der Isar, der Edder, der Schwarza etc. findet nicht mehr statt. Dagegen sind die Mengen von **Silber-, Blei-, Kupfer-** und **Zinkerzen**, welche die Gänge des Erzgebirges und von Kupferberg in Schlesien, die Gänge im Devon und Kulm des Harzes (bei Andreasberg, Klausthal, Zellerfeld etc.) und vor allem der Kupferschiefer der Zechsteinformation liefern, noch recht beträchtlich. Indessen, während früher am gesamten Harzrand, längs des Kyffhäuser, am Thüringer Wald, im Riechelsdorfer und Werragebirge in Hessen, im Spessart etc. Kupferschiefer gegraben wurde, beschränkt sich die Gewinnung jetzt auf die von Wasserzuflüssen hart bedrängte Mansfelder Mulde; infolge der sorgsamen und geschickten Verarbeitung ergibt der Kupferschiefer trotz seiner Armut (nur 2—3 Proz. Kupfer in einer 5—18 cm starken Schicht) gegenwärtig noch 15,000 Tonnen Kupfer und Kupferstein im Jahr. Auch die unmittelbare Unterlage des Kupferschiefers enthält häufig, so im Mansfeldischen, bei Schweina in Thüringen, bei Stadtberge in Westfalen (im Kieselschiefer), im Spessart (im Gneis) etc. Kupfererze. Der dem Mitteldevon eingeschaltete Erzstock des Rammelsbergs bei Goslar liefert besonders viel Kupfer, Blei und Zink; weniger ergiebig an Kupfer und Silber, aber doch beachtenswert sind die im Kulm und Devon aufsetzenden Kupfer- und Bleierzgänge des Siegerlandes und des Lahntales (Gegend von Ems, Holzappel etc.). Zink- und Bleierze ausschließlich führen die schon stark erschöpften Lager und Gänge, die am Altenberg bei Aachen in karbonischen und devonischen Schichten auftreten, sowie die reichen Galmeilager im Liegenden des Brauneisensteins von Tarnowitz und Beuthen in Oberschlesien. Nur wenig ansehnlich sind ähnliche Lagerstätten in dem Muschelkalk von Wiesloch in Baden und im Devon von Brilon und Iserlohn. Von großer Bedeutung ist dagegen das Auftreten von silberhaltigem Bleiglanz in zwar feiner Verteilung, aber weit verbreitet, in dem Buntsandstein bei Kommern und Mechernich in der Eifel.

Zinnerze, und als Begleiter derselben **Wolfram**, beide im Granit (Greisen) eingesprengt, liefert nur noch das sächsische Erzgebirge in verhältnismäßig geringer Menge. Reichlicher ist **Arsen** vorhanden, das als ein beständiger Begleiter der edlen Silbererze im Harz und sächsischen Erzgebirge sowie bei Markirch in den Vogesen, aber auch ohne Silbererze im Serpentin von Reichenstein in Schlesien etc. angetroffen wird. Im ganzen spärlich ist die Ausbeute an **Wismut, Kobalt** und **Nickel**, die teils vereint, teils allein für sich auf Gängen in der archäischen Formation des sächsischen Erzgebirges, zumal bei Schneeberg, aber auch im Devon des Siegenschen und bei Dillenburg und in der Kupferschieferformation in Hessen und Thüringen vorkommen; auch die Gewinnung von **Antimon**, das selbständige Lager im Kulm bei Arnsberg in Westfalen und Gänge bei Weiler im Elsaß bildet sowie die Silbererze im Harz und Erzgebirge begleitet, ist nur unbedeutend. **Quecksilbererze** (bei Obermoschel im Rotliegenden des Saar-Nahe-Gebietes etc.) werden zurzeit gar nicht mehr abgebaut.

NUTZBARE MINERALIEN IN DEUTSCHLAND.




Saarbrückener Kollenrevier.
1 : 500000
Magerkohle
Obere Flammkohle
Untere " "
Fettkohle
Verwerfungslinien
Saarbrücken
St. Johann
Burbach Malstatt
Dudweiler
Neunkirchen
Ottweiler
Völklingen
Friedrichsthal
Sulzbach
Fürth
Wiebelskirchen
Freimengen
Gr. Rosseln
Forbach
St. Ingbert
Wellesweiler
Hirschfeld
Siebenlehn
Nossen
Rothenfurth
FREIBERG
Krummenhennersdorf
Falkenberg
Lichtenberg
Erzgänge in der Umgegend v. Freiberg i/S.
1:250000
Kilometer
Kiesige
Edle
Blei-Formation
Barytische
Edle Quarz-Formation
Taube Gänge
Mafsstab 1:6000000.
Kilometer
Golderze
Silbererze
Kupfererze
Zinnerze
Bleierze
Zinkerze
Antimonerze
Arsenerze
Kobalt u. Nickelerze
Ardennen
Eifel
Taunus
Hunsrück
Westerwald
Sauerland
Siegerland
Vogelsberg
Rhön
Fichtelgeb.
Böhmerwald
Böhmisch-mährisches Hügelland
Erzgeb.
Sudeten
Beskiden
Karpathen
Tatra
Schwäbisch-fränk. Wald
Schwarzwald
Odenwald
Spessart
Hardt
Vogesen
Schwarzer Jura
Fränk. Jura
Oberpfälzer Wald
Bayrischer Wald
Thüringer Wald
Harz
Schwäbischer Jura
Nordtirol. Alp.
Hohe Tauern
Rieder Tauern
Wiener Wald
Leithagebirge
Ungarisches Erzgeb.
Bakonyer Wald
Schweizerjura
Côte d'Or
Plateau de Langres
Rhein
Donau
Elbe
Oder
Weichsel
Moldau
Inn
Mur
Mosel
Main
Weser
Ems
Lippe
Aller
Leine
Saale
Havel
Spree
Neckar
Aare
Rhone
Po
Seine
Marne
Loire
Saône
Maas
Schelde
Themse
Brüssel
Antwerpen
Gent
Lüttich
Aachen
Köln
Bonn
Koblenz
Trier
Luxemburg
Reims
Metz
Nancy
Mainz
Frankfurt
Kassel
Münster
Osnabrück
Bremen
Hannover
Braunschweig
Magdeburg
Berlin
Potsdam
Leipzig
Dresden
Chemnitz
Zwickau
Plauen
Gera
Jena
Weimar
Erfurt
Eisenach
Fulda
Würzburg
Nürnberg
Bamberg
Regensburg
Passau
Ingolstadt
Augsburg
München
Ulm
Stuttgart
Karlsruhe
Heidelberg
Mannheim
Darmstadt
Wiesbaden
Koblenz
Aachen
Düsseldorf
Duisburg
Essen
Dortmund
Bielefeld
Hamm
Münster
Emden
Oldenburg
Wilhelmshaven
Hamburg
Lübeck
Rostock
Stettin
Danzig
Königsberg
Posen
Breslau
Görlitz
Liegnitz
Waldenburg
Schweidnitz
Glogau
Kalisch
Lodz
Warschau
Thorn
Bromberg
Graudenz
Marienwerder
Elbing
Memel
Tilsit
Insterburg
Gumbinnen
Allenstein
Neidenburg
Lyck
Ostrolenka
Brest-Litowsk
Pinsk
Kowno
Wilna
Grodno
Bialystok
Suwalki
Mariampol
Kalisch
Petrikau
Radom
Kielce
Sandomir
Lublin
Zamosc
Tarnopol
Brody
Lemberg
Przemysl
Jaroslau
Tarnow
Krakau
Wieliczka
Neusandec
Bochnia
Sambor
Stryj
Drohobycz
Boryslaw
Stanislau
Kolomea
Czernowitz
Suczawa
Kimpolung
Jassy
Botoschani
Dorohoi
Hermannstadt
Kronstadt
Schäßburg
Mediasch
Klausenburg
Deva
Arad
Temesvar
Lugos
Karansebes
Orsova
Turnu Severin
Craiova
Slatina
Pitesti
Bukarest
Ploesti
Buzeu
Galatz
Braila
Focsani
Rimnicu Sarat
Roman
Bacau
Piatra
Okna
Tecuci
Barlad
Vaslui
Fokschani
Ismail
Reni
Kilia
Akkerman
Odessa
Cherson
Nikolajew
Jelisawetgrad
Kremenczug
Poltawa
Charkow
Kursk
Orel
Tula
Moskau
Smolensk
Mogilew
Gomel
Tschernigow
Kiew
Shitomir
Berditschew
Proskurow
Kamenez-Podolsk
Tarnopol
Brody
Lemberg
Przemysl
Jaroslau
Tarnow
Krakau
Wieliczka
Neusandec
Bochnia
Sambor
Stryj
Drohobycz
Boryslaw
Stanislau
Kolomea
Czernowitz
Suczawa
Kimpolung
Jassy
Botoschani
Dorohoi
Hermannstadt
Kronstadt
Schäßburg
Mediasch
Klausenburg
Deva
Arad
Temesvar
Lugos
Karansebes
Orsova
Turnu Severin
Craiova
Slatina
Pitesti
Bukarest
Ploesti
Buzeu
Galatz
Braila
Focsani
Rimnicu Sarat
Roman
Bacau
Piatra
Okna
Tecuci
Barlad
Vaslui
Fokschani
Ismail
Reni
Kilia
Akkerman
Odessa
Cherson
Nikolajew
Jelisawetgrad
Kremenczug
Poltawa
Charkow
Kursk
Orel
Tula
Moskau
Smolensk
Mogilew
Gomel
Tschernigow
Kiew
Shitomir
Berditschew
Proskurow
Kamenez-Podolsk

Seitenkämmen. Der Hauptkamm bricht an der Werra plötzlich mit 500 m Höhe ab. Nördlich davon dehnt sich zwischen Werra und Saale die 100—300 m hohe Thüringer Platte aus, deren Steilabsturz verschiedene Namen führt, wie oberes Eichsfeld, Dün, Hainleite, Schmücke, Hainich ꝛc. Isoliert liegt im N. der 466 m hohe Kyffhäuser. Diese Platte bildet den Übergang zum Harz, der bei einer Länge von 100 km und einer Breite von 30 km einen völlig plateauartigen Charakter zeigt; er erscheint als eine im W. 600 m (Oberharz), im O. 400 m (Unterharz) hohe Platte, aus welcher der Brocken zu 1142 m Höhe emporsteigt. Die nördlich vom Harz und dem hessischen Berglande liegenden Bodenerhebungen faßt man unter dem Namen des subhercynischen Hügellandes zusammen. Dieses besteht aus dem nördlichen Harzvorland, das sich nach N. abdacht und im Regenstein bei Blankenburg eine bemerkenswerte Höhe besitzt, aus dem ostfälischen Hügelland, auf dem sich Hils, Ith und Deister zwischen Leine und Weser erheben, und dem Weserberglande, das vom Rheinischen Schiefergebirge durch die breite Bucht von Münster getrennt ist. Das Weserbergland enthält vornehmlich zwei parallele Bergzüge, im N. das Weser- und das Wiehengebirge, welche die Weser in der Westfälischen Pforte durchschneidet und voneinander trennt, und im W. den in nordwestlicher Richtung verlaufenden Teutoburger Wald (Völmerstod 464 m).

V. Die nördliche Umwallung Böhmens. Das böhmische Landbecken hat die Gestalt eines schräg gestellten Vierecks, das drei seiner Seiten dem Deutschen Reiche zukehrt. Während an der Südwestseite der Böhmerwald eine Abgrenzung gegen das deutsche Alpenvorland bildet, dehnt sich an der Nordwestflanke das sächsische Erzgebirge, an der Nordostflanke, von letzterm durch das niedrigere Lausitzer Bergland getrennt, der lange Zug der Sudeten aus. Das Erzgebirge (Keilberg in Böhmen 1238 m, Fichtelberg in Sachsen 1204 m) erscheint als eine dachförmige Erhebung, die nach S. gegen das Egertal steil abfällt, sich aber nach N. sanft verflacht und hier den Eindruck einer Hochebene macht, die nur von einzelnen niedrigen Kuppen überragt wird. Vorgelagert ist im W. das Vogtländer oder Elsterbergland, im N. das sächsische Mittelgebirge, das sich bis zur Elbe hinzieht. Zwischen das Erzgebirge und die Lausitzer Platte schiebt sich zu beiden Seiten der Elbe eine schräge, nach NW. sich allmählich senkende Platte ein, durch die sich der Fluß ein tiefes Bett ausgewaschen hat, es ist das Elbsandsteingebirge (oder die Sächsische Schweiz), dessen höchster Gipfel, der Große Schneeberg (723 m), schon in Böhmen liegt. Das Gebirge macht wegen seiner engen, steilrändigen Täler und kühnen Felsbildungen einen äußerst malerischen Eindruck. Denselben Charakter trägt auch das meist schon auf böhmischem Gebiet liegende Lausitzer Gebirge (Lausche 791 m). Nördlich von diesem dehnt sich zwischen Elbe und Neiße das Lausitzer Bergland aus, das in einzelnen Gipfeln bis zu 600 m ansteigt und sich nach N. allmählich verflacht. Im O. der Lausitzer Platte bildet in der Umwallung Böhmens die sogen. Lausitzer Bucht, die von der Neiße durchflossen wird, einen Einschnitt. Östlich davon beginnen die Sudeten, ein aus einzelnen parallelen Kämmen zusammengesetztes Rückengebirge mit beckenartigen Einsenkungen. Ihr westlicher Teil umfaßt das Isergebirge (schon in Böhmen), den Hohen Iserkamm (Hinterberg 1126 m, Tafelfichte 1122 m) nördlich davon und das aus zwei parallelen Kämmen bestehende Riesengebirge. In dem nördlichen preußischen Kamm erheben sich die höchsten Gipfel, im W. das Hohe Rad (1509 m), im O. die Schneekoppe (1603 m). In dem Längstal zwischen jenem und dem südlichen, böhmischen Kamm entspringt die Elbe. Während sich das Riesengebirge nach Böhmen hin allmählich abdacht, fällt es nordwärts steil zum Kessel von Hirschberg ab. Der mittlere Teil der Sudeten, der von der militärisch wichtigen Pforte von Landeshut bis zum Paß von Mittelwalde reicht, besteht aus dem Eulengebirge (Hohe Eule 1014 m) und dem damit parallel streichenden Adlergebirge (Böhmische Kämme). Zwischen den beiden erhebt sich das Plateau der Heuscheuer (919 m), das sich jenseit des Passes von Reinerz als Habelschwerdter Gebirge fortsetzt. Dem Westrande der Heuscheuer ist da, wo sich auf böhmischem Boden die sonderbaren Felsformationen von Adersbach und Wekelsdorf zeigen, in Schlesien das kohlenreiche Waldenburger Gebirge (Heidelberg 936 m) vorgelagert. Der östliche Teil der Sudeten trägt nicht mehr den Charakter des Rückengebirges, sondern zeigt breite Erhebungen. Östlich vom Neißetal erhebt sich das Glatzer Schneegebirge (Glatzer Schneeberg 1425 m), nordöstlich davon der Reichensteiner Kamm; beide finden ihre Fortsetzung auf österreichischem Gebiet im Zuge des Altvaters (1490 m), an den sich weiter östlich ein 500—700 m hohes Plateau, das Gesenke, anschließt, das gleichfalls außerhalb der deutschen Grenzen liegt.

VI. Das norddeutsche Flachland dehnt sich zwischen dem deutschen Mittelgebirge und den Küsten der Nord- und Ostsee in nach O. beträchtlich zunehmender Breite aus und bietet als eine nur selten durch Hügel unterbrochene Ebene geringe Abwechselung dar, zumal da nur selten verschiedene Formen der Bodenbekleidung einander nahe gerückt sind. Denn im östlichen Flachlande tritt das Ackerland in fast unermeßlicher Ausdehnung auf, während die sandigen Erhebungen meist mit Wald bestanden sind; im W. bedecken anderseits Moore oder Heideland weite Flächen. Im einzelnen lassen sich im östlichen Flachland mehrere in nordsüdlicher Richtung aufeinander folgende Zonen unterscheiden: Die Küsten der Ostsee steigen allmählich zu einer über 100 m hohen Schwelle an, die sich von der Jütischen Halbinsel bis nach Ostpreußen erstreckt und wegen ihres Reichtums an Seen die Baltische Seenplatte genannt wird. In Holstein, wo sie als schmale Hochfläche auftritt, liegen ihre größten Höhen (Bungsberg 168 m) nach der Ostsee hin, die in mehreren Buchten (Föhrden) tief ins Land eindringt. Jenseit der Eider, in Holstein, macht die Platte eine Schwenkung nach O. und ist mit Seen bedeckt. Eine tiefe Einsenkung, die im N. in die Lübecker Bucht übergeht, trennt sie von der Mecklenburgischen Platte, die zahlreiche große und ziemlich tiefe Seen aufweist (s. unten); ihr höchster Gipfel ist der Ruhner Berg (178 m). Auch auf ihr ist die Abdachung und Entwässerung nach außen, also nach der Elbe zu gerichtet, während der Ostsee nur wenige Wasseradern zuströmen. Im O. wird die Platte vom Odertal durchbrochen, nimmt aber in Pommern und Westpreußen an Breite und Höhe (Turmberg 331 m) zu und verfolgt eine nordöstliche Richtung. Durch das breite Weichseldelta ist von ihr die Preußische Seenplatte getrennt, die sich allmählich von der Ostsee entfernt und sich bis zum Niemen in Rußland fortsetzt. Auf ihr zeigen sich noch beträchtliche Erhebungen (im W. die Kernsdorfer Höhe 313 m, im O. die Seesker Höhen 309 m) sowie in Ostpreußen eine Unzahl von Seen (s. unten). Von der Ostsee wird diese Platte

durch eine Vorstufe getrennt, die bei Elbing und im Samland anmutige Hügel trägt.

Im S. der Seenplatte ziehen sich mehrere Talzüge hin, die in westlicher Richtung konvergieren; sie haben teils den ostdeutschen Flüssen auf einer Strecke ihres Laufes als Bett gedient, teils sind sie zu Kanalverbindungen unter diesen benutzt worden. Der nördliche Talzug beginnt an der Weichsel bei Thorn und folgt dem Laufe der Netze und untern Warthe bis zum Odertal, das er bis Oderberg begleitet, um sich dann zur Elbe zu wenden, die er bei Wittenberge erreicht. Der mittlere schließt sich in Polen an das Tal des Narew an, folgt dem Laufe der Weichsel und Bzura, begleitet den mittlern, westwärts gerichteten Lauf der Warthe, wendet sich zur Oder und untern Spree und trifft mit dem nördlichen Zug im Elbtal zusammen. Der dritte, südliche Zug beginnt in Rußland bei den Rokitnosümpfen, folgt der Pilica, zieht sich in Schlesien längs der oberschlesisch-polnischen Platte hin, überschreitet die Oder bei Glogau und geht in westlicher Richtung zur Elbe. Diese drei großen Längstäler werden vielfach durch die Flüsse, welche die zwischen jenen liegenden höhern Flächen durchfurchen, miteinander verbunden, wodurch in einzelnen Landschaften, wie in der Mark Brandenburg, ein reichgegliedertes Talnetz entsteht. Am Südrande dieser Zone zieht sich von der Oberschlesischen Platte nach NW. eine Reihe von Grenzrücken hin, die rechts der Oder in Oberschlesien als Trebnitzer Berge (Weinberg 311 m) und zwischen Oder und Bober bei Glogau als Katzenberge (200 m) auftreten. Daran schließen sich im W. die Niederlausitzer Hügel (Rückenberg bei Sorau 229 m) an und jenseit der Senke des Spreewaldes der Fläming, der bei Belzig zu 201 m ansteigt. Zwischen Elbe und Aller dehnt sich dann in einer Breite von 70 km bei 270 km Länge die Lüneburger Heide aus, deren höchste Erhebung 171 m Höhe erreicht.

Weiter im W. kommt zwischen der Nordsee und den Ausläufern des subhercynischen Hügellandes der Charakter der Ebene am vollständigsten zur Geltung. Weite Strecken sind mit Mooren bedeckt, unter denen die größten das Hochmoor von Ostfriesland (700 qkm), das Arembergische Moor (1600 qkm) und das Bourtanger Moor (1300 qkm) sind. Zwischen den Sümpfen ziehen die Flüsse regellos dahin, nur die Weser und Ems durchschneiden diese durchfeuchtete Ebene zwischen trocknen Ufern, die sich aus langen Dünenreihen aufbauen. Die trocknen sandigen Flächen in der Moorlandschaft sind mit Heidekraut bedeckt, während Wald nur selten auftritt.

Über die geologische Beschaffenheit Deutschlands und die Lagerstätten nutzbarer Mineralien vgl. die Textbeilage zu den beifolgenden Karten; Literatur S. 799.

III. Gewässer.

(Vgl. die »Fluß- und Gebirgskarte«, S. 761.)

D. grenzt an zwei Meere, die Nordsee und die Ostsee. An der Nordsee, die D. in einer Länge von 300 km (davon kommen 160 auf Schleswig-Holstein, 4 auf Hamburg, 44 auf Oldenburg und 90 auf Hannover) bespült, ist zwischen der Festlandsküste und einem äußern Küstensaum zu unterscheiden; der letztere besteht aus einer Reihe von Inseln, die das 8—16 km breite Wattenmeer seewärts abgrenzen. Von diesen Inseln gehören Borkum, Juist, Norderney, Baltrum, Langeoog und Spiekeroog zur Provinz Hannover, Wangeroog zu Oldenburg, Neuwerk zu Hamburg, Amrum, Sylt und Röm sowie zahlreiche Inseln im Wattenmeer (Föhr, Pellworm, Nordstrand und die Halligen) zu Schleswig-Holstein. Unter den Busen der Nordsee sind der Dollart, der Jadebusen und die busenartig erweiterten Mündungen der Weser, Elbe und Eider zu merken. Die wichtigsten Leuchttürme an der Nordsee sind auf Sylt, auf Amrum, an der Mündung der Eider, auf Neuwerk, vor Bremerhaven (2), Wangeroog, Norderney und Borkum. Die Tiefe am äußern Eingang zur Elbe und Weser beträgt etwa 20, zur Jade 10—15, zur Osterems 23 und zur Westerems 34 m. Die deutsche Küste an der Ostsee ist 1365 km lang; davon kommen 442 auf die Provinzen Ost- und Westpreußen, 427 auf Pommern, 105 auf Mecklenburg, 15 auf Lübeck und Oldenburg und 375 km auf Schleswig-Holstein. Von ganz besonderm Reiz ist die schleswig-holsteinische Ostseeküste. Steilküsten und tiefe, schmal und weit in das Land eindringende Busen (Föhrden) verleihen der oft bewaldeten Uferlandschaft eine hohe Anmut, und die Dünen fehlen hier fast gänzlich. Die wichtigsten Busen an diesem Teil der Küste sind die von Hadersleben, Apenrade, Flensburg, die Schlei, sowie die von Eckernförde und Kiel. Letztere sowie der Flensburger Busen geben die ausgezeichnetsten Häfen ab. Zwei größere Inseln liegen an dieser Küste: Alsen, durch den an seiner schmälsten Stelle nur 250 m breiten Alsensund, und Fehmarn, durch den nur 3 m tiefen Fehmarnschen Sund vom Festland getrennt. Zwischen den Inseln Fehmarn und Rügen dringt die Lübecker Bucht tief in das Land hinein und teilt sich im Hintergrunde durch die Halbinsel Klützerort in das Lübsche Fahrwasser und in den Busen von Wismar, in dem die Insel Pöl liegt; an der holsteinischen Seite ist hier noch die Neustädter Bucht zu erwähnen. An der pommerschen Küste bildet die Pommersche Bucht an der Mündung der Swine einen nicht unbedeutenden Einschnitt in das Land. Im W. derselben liegt die Insel Rügen, deren Küste ebenso wie die des nahen Festlandes von den Meeresfluten außerordentlich zerrissen ist. Da sind die Tromper Wiek an der Nordseite, die Prorer Wiek an der Ostseite von Rügen; sodann zwischen Rügen und dem Festland eine Reihe von Gewässern (der Greifswalder Bodden mit dem Rügenschen Bodden und der Dänischen Wiek, dem Strelasund, auch schlechthin Bodden genannt, und die Prohner Wiek mit dem Kubitzer Bodden), in die von O. das Landtief, von NW. zwischen Hiddensee und dem Festlande das Tief von Barhöft hineinführen. Andre Gewässer befinden sich im Innern von Rügen, darunter der Große Jasmunder Bodden; noch andre trennen die Insel Zingst und die Halbinsel Darß vom Festlande (der Grabow, der Barther, Bodstedter und Saaler Bodden). Von der Mündung der Swine bis zur Landspitze Rixhöft ist die Küste der Ostsee sehr einförmig; darauf schneidet sie zwischen dieser Landspitze und der von Brüsterort als Danziger Bucht tief in das Land ein. Durch die Halbinsel Hela wird ein Teil derselben als Putziger Wiek abgetrennt. Aber auch hier ist die Küste, wie weiter nördlich bis zur russischen Grenze, meist einförmig. Die Dünenbildung ist von der Swine an vorherrschend; sie entwickelt sich aber am großartigsten auf den Nehrungen, besonders auf der Kurischen. Die Tiefe am Eingang zum Busen von Flensburg beträgt 23—28, zu dem von Kiel 12, zur Trave 5, zur Swine 8, zur Persante 4,6, Stolpe 4, zur Weichsel bei Neufahrwasser 5,4, zum Pillauer Tief 4,4 und zum Memeler Tief 6 m. Eigentümlich ist der deutschen Ostseeküste die Haffbildung. Die Haffe sind große Süßwasserseen von nicht erheblicher Tiefe und

Zur ‚Klimakarte von Deutschland'.

Das Klima Deutschlands wird vornehmlich durch seine Lage zu den Hauptzugstraßen der barometrischen Minima und in zweiter Linie zu den Alpen bedingt. Während aber letztere das ganze Jahr hindurch eine klimatische Scheidewand gegen die Witterungsverhältnisse des Mittelmeergebiets bilden, zeigen erstere gewisse Verschiedenheiten im Laufe des Jahres und geben dadurch den Jahreszeiten ihr charakteristisches Gepräge. Die Mehrzahl aller Minima zieht im Norden Deutschlands ostwärts oder nordostwärts vorüber, so daß das Land in die südliche Hälfte der Depressionen zu liegen kommt. Daher sind über Deutschland südliche bis westliche, besonders südwestliche Winde vorherrschend, sofern sie nicht in gebirgigen Gegenden Ablenkungen erfahren. Diese Winde wehen um so stärker, je größer die Luftdruckunterschiede in dem Gebiete sind. Südwest- und Westwinde sind Seewinde; sie führen vom Atlantischen Ozean wasserdampfreiche Luft, die leicht zur Kondensation (Nebel, Wolken, Regen etc.) geneigt ist, herbei und veranlassen damit trübes, regnerisches Wetter. Da außerdem der Ozean im Sommer kühler, im Winter wärmer als das Land ist, so bringen südwestliche Winde im Sommer Kühlung und im Winter Erwärmung. Umgekehrt verursachen östliche, kontinentale Winde im Sommer Erhitzung und im Winter starke Erkaltung sowie in der Regel trocknes Wetter.

Vor allem hängt also die Witterung von der **Luftdruckverteilung** (s. *Karte*) ab. Im *Winter* liegt über Asien und in der Gegend der Azoren hoher Luftdruck, während sich in der Gegend von Island ein Gebiet niedrigen Luftdrucks ausbreitet. Je weiter letzteres sich nach NO. hin vorstreckt, um so mehr werden wärmere ozeanische Winde über Nordwesteuropa vorherrschen und hier einen milden Winter verursachen, der sich auch in Mitteleuropa zeigen wird, je weiter ost- und südwärts der höchste Luftdruck liegt. Fehlt diese Ausbildung des isländischen barometrischen Minimums nach NO. hin, so wird sich das asiatische Maximum um so mehr geltend machen und durch südöstliche Winde, also kühle Landwinde, die Temperatur in dieser Jahreszeit herabdrücken. Ein andrer Wintertypus wird dadurch hervorgebracht, daß das asiatische Maximum eine Zunge hohen Luftdrucks nach Nordrußland und Finnland vorstreckt, wobei nach S. und SW. hin die Barometerstände abnehmen. Dann wehen in Deutschland eisige, rauhe, östliche Winde, die ein äußerst unangenehmes Kältegefühl und viele Erkrankungen der Atmungsorgane hervorrufen. Am strengsten pflegt unser Winter zu sein, wenn (wie 1879/80) über Deutschland selbst das azorische Maximum zu liegen kommt, während ringsherum niedriger Luftdruck herrscht. In diesem Falle haben wir trocknes, windstilles, klares Wetter, bei dem die Ausstrahlung der Wärme nachts die Sonnenstrahlung am kurzen hellen Tag weit übersteigt, so daß eine stetige Steigerung der Kälte eintritt, zumal wenn eine Schneedecke vorhanden ist, welche die Wärmezufuhr aus der Erde wie auch deren Erwärmung durch die Sonne hindert.

Im *Sommer* reicht das azorische Maximum häufig bis an die britischen Inseln, das isländische Minimum ist fast ganz verflacht, während über Asien jetzt niedriger Luftdruck herrscht. Da hierdurch westliche bis nordwestliche Winde bedingt sind, haben wir andauernd kühles, trübes, regnerisches Wetter. Breitet sich das azorische Maximum nicht so weit nach N. aus, bleibt es also im SW., so ist die Bahn frei für zahlreiche atlantische Minima, die bei uns veränderliches Wetter veranlassen. Liegt über Deutschland ein Gebiet hohen Luftdrucks, so bewirkt es wie im Winter gleichfalls extreme Witterung: große Hitze, da bei Windstille die Einstrahlung wegen der langen Tageshelle sich gegenüber der kurzen nächtlichen Ausstrahlung in hohem Maße geltend machen kann.

Im *Januar* liegt hoher Luftdruck über den Ostalpen, niedriger im NW., so daß vorwiegend Südwestwinde wehen, die unsern Winter mild und feucht erscheinen lassen, wogegen er in Süddeutschland bei der Nähe des Maximums trocken und streng auftritt. Im *Februar* ist die Wetterlage noch wenig verändert, doch gestattet sie noch mehr als im Januar den Depressionen im N. den Vorbeimarsch; für Norddeutschland folgt daraus eine lebhafte Luftbewegung, die öfter zu Sturmesstärke anwächst, sowie Regen- und Schneeböen. Im *März* ist der hohe Luftdruck über den Alpen geringer geworden und hat sich nach Süddeutschland verlagert, wodurch Westwinde jetzt vorherrschen. Im *April* und *Mai* zeigt der Luftdruck (am höchsten in der Maingegend) über Deutschland keine bedeutende Unterschiede, doch werden nun Nordwestwinde und auch lokale Depressionen häufiger, wodurch Regen-, Schnee- und Graupelschauer mit blauem Himmel wechseln und die Witterung den sprichwörtlichen launenhaften Charakter (‚Aprilwetter') erhält. Im *Juni* und *Juli* sehen wir den Vorstoß des azorischen Maximums von SW. her, die Isobaren verlaufen von NW. nach SO. und deuten auf westliche Winde; es beginnt gegen Ende Juni die Sommerregenzeit, die bis Anfang Juli reicht und gegen Ende dieses Monats ein zweites Anwachsen erfährt. Im *August* beginnen zunächst im W., wo der Luftdruck langsam abnimmt, Südwestwinde zu wehen, die etwas Kühlung bringen. Im *September* liegt ein vom azorischen Maximum zurückgebliebenes, mäßiges Hochdruckgebiet über Süddeutschland, doch ist im allgemeinen die Luftdruckverteilung eine so gleichmäßige, daß sich gerade dieser Monat in der Regel durch schwache Winde bei heiterm, trocknem Wetter auszeichnet. Im *Oktober, November* und *Dezember* geht die Luftdruckverteilung allmählich wieder in den winterlichen Charakter über; die Südwestwinde werden lebhafter und bringen Feuchtigkeit und Niederschläge.

Im allgemeinen stellt das Klima Deutschlands einen Übergang vom Seeklima zum Landklima dar; hat die Nordseeküste und ihre nächste Nachbarschaft binnenwärts noch ausgesprochenes maritimes Klima, so zeigt der Osten und Süden die Merkmale des kontinentalen Klimas: hier starke Gegensätze, dort sehr gemilderte Extreme. Das zeigen am meisten die

Temperaturverhältnisse. Die *Jahresschwankung* der Temperatur nimmt von W. nach O. und von N. nach S. hin zu, wie die Karten für Januar und Juli erkennen lassen. So beträgt der Unterschied des heißesten und kältesten Monats im Durchschnitt

von W. nach O.		von N. nach S.	
Helgoland	15,1°	Helgoland	15,1°
Kiel	16,1°	Emden	16,1°
Putbus	17,7°	Kassel	17,2°
Swinemünde	18,4°	Frankfurt a. M.	19,1°
Danzig	19,1°	Karlsruhe	20,0°
Tilsit	21,4°	Basel	20,6°

Entsprechend gestaltet sich der Unterschied der höchsten und tiefsten überhaupt beobachteten Temperaturen landeinwärts: Helgoland 43°, Hamburg 52°, Berlin 62°, Breslau 68°.

Die mittlern *Jahrestemperaturen* schwanken zwischen 6,5° im äußersten Nordosten und 11,5° im S., wobei die wirklich aus den Beobachtungen abgeleiteten Mittel auf das Meeresniveau reduziert zu denken sind, denn andernfalls müßte man die kühlsten Gegenden naturgemäß auf den Bergen, die wärmsten in sonnigen Tälern suchen.

Im *Januar* verläuft die 0°-Isotherme über Kiel, Lübeck, Magdeburg, Dresden, Augsburg und München; der östlich gelegene Teil Deutschlands sowie Thüringen hat ein Monatsmittel unter dem Gefrierpunkt (bis zu fast —5° im NO.), der westliche über 0° (bis zu +2°). Entsprechend der größern Wärme des Ozeans und der geringern des östlichen Binnenlandes ziehen die Isothermen von N. nach S. Im *April* ist das Land bereits wieder stärker erwärmt als das Meer, und deshalb verlaufen die Isothermen den Küsten parallel: 5—6° im N., 11—12° im S.; besonders hohe Temperaturen weist das Rheintal von Basel bis Mainz auf. Der *Juli* zeigt denselben Verlauf, nur daß jetzt an der Küste die 17°-Isotherme und an der Südgrenze die 21°-Isotherme liegt. Im *Oktober* beginnt das Land wieder zu erkalten, und deshalb dringen von O. her die niedrigern Isothermen vor. Der jährliche Gang der Temperatur gestaltet sich im Binnenlande so, daß das Maximum im Juli, das Minimum im Januar eintritt, wogegen an der Küste die Extreme unter dem Einfluß der Meerestemperatur auf den August und Februar fallen.

Für Norddeutschland ist auch die mittlere Zahl der Tage jedes Jahres abgeleitet worden, an denen das Thermometer 25° erreichte (Sommertage), unter 0° sank (Frosttage) oder tagsüber stets unter 0° blieb (Eistage):

	Eistage	Frosttage	Sommertage
Königsberg i. Pr.	46	112	28
Bromberg	39	110	30
Breslau	37	101	34
Schneekoppe	142	218	1
Berlin (Stadt)	27	84	36
Sylt	22	76	4
Emden	20	76	15
Kassel	32	85	36
Geisenheim	21	63	52

Bewölkung und Sonnenschein. Daß die mittlere *Bewölkung* nach W. hin zunimmt, ist bei der wachsenden Nähe zum Feuchtigkeit spendenden Meere hin sofort einleuchtend; außer den besonders wolkenreichen Küstengebieten zeichnen sich aber noch mehr alle gebirgigen Gegenden aus, da hier die zum Aufsteigen gezwungene Luft Kondensation und Wolken hervorruft. Bei der Hauptwindrichtung Deutschlands (SW.—W.) werden die östlich den Gebirgen angelagerten tiefern Gegenden sich einer sehr geringen Bewölkung erfreuen, so hat Göttingen 160, Klausthal 200 und Bernburg nur 110 trübe Tage; letzterer Ort hat auch doppelt soviel heitere Tage als jene andern beiden.

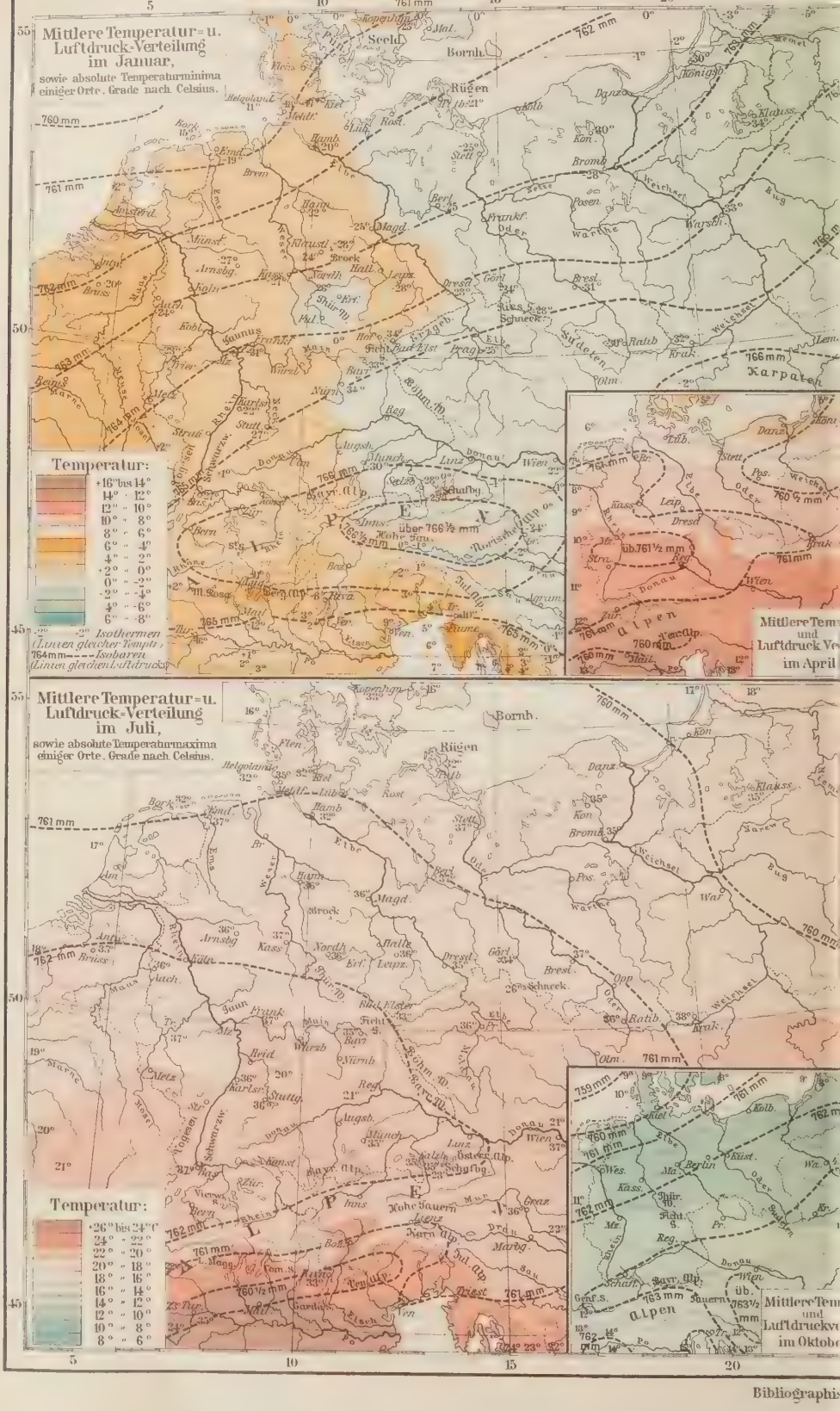
Hinsichtlich der *Sonnenscheindauer* liegen für Süddeutschland gar keine, für Norddeutschland zahlreiche, aber kurze Beobachtungsreihen vor, die immerhin zeigen, daß die Sonne täglich im Durchschnitt $4^1/_2$—5 Stunden scheint, und zwar im Sommerhalbjahr 6—$7^1/_2$, im Winter nur 2—3 Stunden ($^1/_2$ Stunde pro Tag ist gleich 180 Stunden pro Jahr), im Mittel in Magdeburg im Januar 1,7, März 3,5, Mai 7,4, Juli 6,6, September 5,3, November 1,8 Stunden. Nachmittags scheint die Sonne länger als vormittags, in Rostock um 60, in Magdeburg um 30 Stunden pro Jahr mehr.

Niederschläge. Wie die Karte, die gegenüber allen bisherigen Darstellungen der Niederschlagsverteilung ein völlig neues Bild gibt, erkennen läßt, erhält ein großer Teil Deutschlands weniger als 700 mm im Jahr, Norddeutschland meist weniger als 600 mm. An der untern Weichsel und Oder, mittlern Elbe und im Rheingau fallen durchschnittlich noch nicht 500 mm, ja an der untern Saale kaum 400 mm. Nach der Küste und mit der Höhe nimmt die Niederschlagsmenge zu, daher gehören die Gebirge in die regenreichen Gebiete mit über 800 und 1000 mm. Besonders bemerkenswert ist dabei das Sauerland am Niederrhein, dessen großer Regenreichtum (Maximum 1400 mm) früher nicht bekannt war. Über 1500 mm im Durchschnitt werden nur in den Alpen, Vogesen und im Harz erreicht, obwohl einzelne besonders nasse Jahre auch in andern Gebirgen so große Mengen liefern können. Die größte Niederschlagssumme in Norddeutschland hat der Brocken mit 1800 mm im Mittel, während nur 70 km östlich das trockenste Gebiet Deutschlands mit kaum 400 mm liegt. Da nämlich in Deutschland die Südwest- bis Nordwestwinde (vom Meere her) die Regenbringer sind, so sind die westlichen Seiten der Gebirge regenreich, die östlichen regenarm; schon geringe Höhenzüge (z. B. Lüneburger Heide 171 m, pommersche Höhenrücken 200—300 m) können einen solchen ‚Regenschatten' werfen.

Monatsmengen über 200 mm und Tagesmengen über 100 mm sind auch im Tiefland nicht so selten, als man meint; im Gebirge kamen Tagesmengen von 200 mm und selbst 300 mm wiederholt vor (Ursache: Gewitter- oder Landregen).

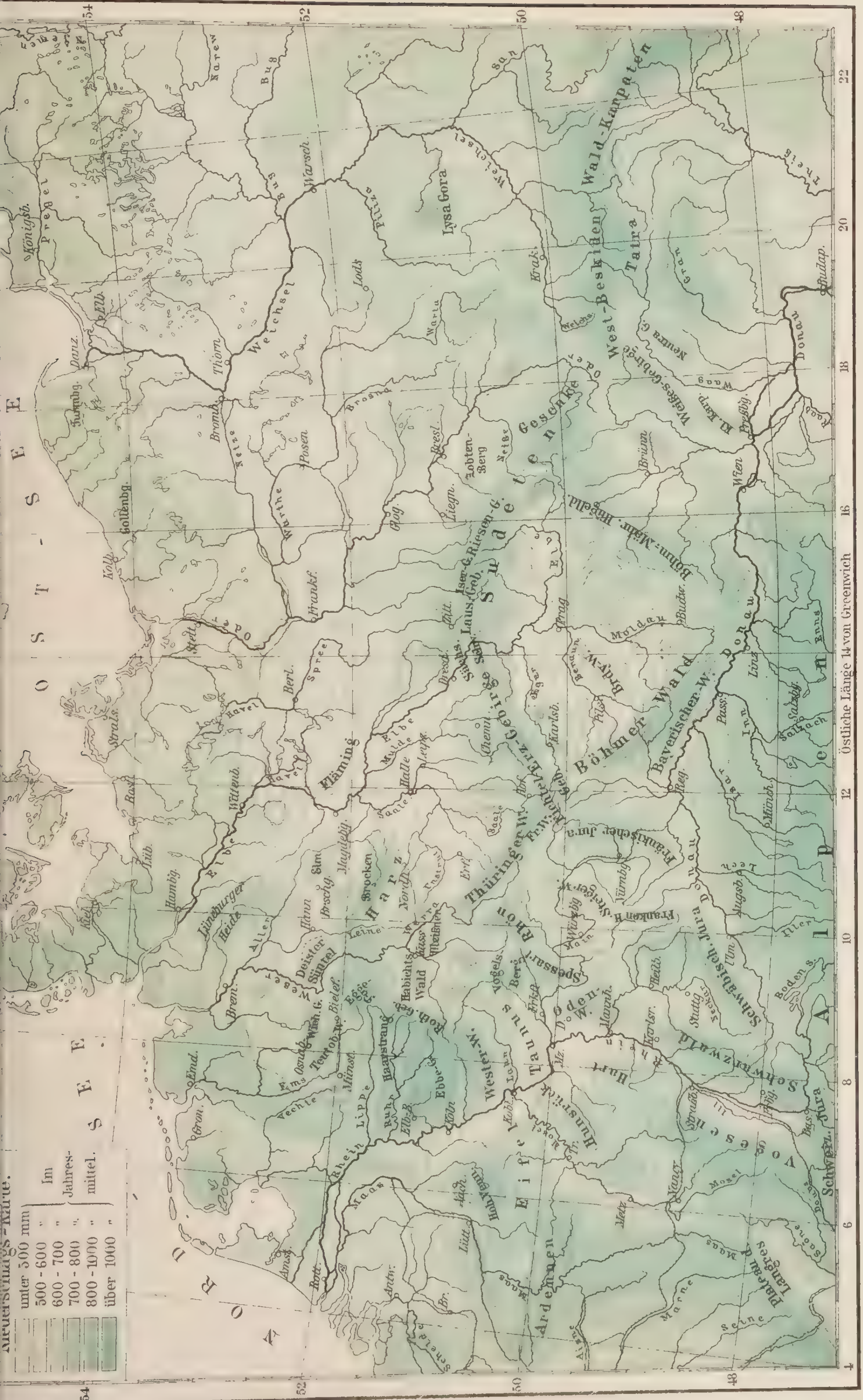
Die jährliche Verteilung des Niederschlages zeigt drei Typen, indem das Maximum eintritt: 1) im Herbst (Nordseeküste), 2) im Winter (auf den Gebirgen, auch schon im Sauerland), 3) im Sommer (überall sonst). Die Hauptmenge des Niederschlages fällt als Regen; Hagel ist in Süddeutschland häufiger und stärker als im Norden (Maximum im April-Mai). *Schnee* ist auf der Schneekoppe und den Alpen schon in jedem Monat beobachtet worden; je tiefer man herabsteigt, um so länger wird die schneefreie Zeit. Mittlere Zahl der Schneetage: Königsberg i. Pr. 53, Bromberg 47, Ratibor 41, Schneekoppe 95, Berlin 33, Helgoland 24, Frankfurt a. M. 29, München 41. Der Anteil des Schnees am Gesamtniederschlage beträgt im Flachlande höchstens 10 Proz., in Gebirgen etwa 30 Proz. Die Höhe der Schneedecke übersteigt im Tieflande selten 38 cm, erreicht aber im Weichselgebiet 60 cm; in den Gebirgen beträgt sie öfter bis zu 1 m (Schneedünen bis ca. 3 m).

Die *Gewitter* treten am häufigsten im Juli (4—6 Tage), in Schlesien, Posen und im obern Wesergebiet im Juni, auf Helgoland im August auf. Die Zahl der Tage mit Gewittern schwankt regellos zwischen 15 und 25 und geht in Ostpreußen bis auf 10 herab


Mittlere Temperatur- u. Luftdruck-Verteilung im Januar,
sowie absolute Temperaturminima einiger Orte. Grade nach Celsius.
Temperatur:
+16° bis 14°
14° " 12°
12° " 10°
10° " 8°
8° " 6°
6° " 4°
4° " 2°
+2° " 0°
0° " -2°
-2° " -4°
-4° " -6°
-6° " -8°
Isothermen (Linien gleicher Temperatur)
Isobaren (Linien gleichen Luftdrucks)
Mittlere Temperatur- u. Luftdruck-Verteilung im Juli,
sowie absolute Temperaturmaxima einiger Orte. Grade nach Celsius.
Temperatur:
+26° bis 24°C
24° " 22°
22° " 20°
20° " 18°
18° " 16°
16° " 14°
14° " 12°
12° " 10°
10° " 8°
8° " 6°
Mittlere Tem und Luftdruck Ve im April
Mittlere Tem und Luftdruckve im Oktob
Alpen
Karpaten
über 766½ mm
über 761½ mm

DEUTSCHLAND.

rof. Dr. C. Kassner.



stitut in Leipzig.

Mündungsseen von Strömen und werden von der See nur durch schmale Landstriche getrennt: das Kurische Haff durch die Kurische Nehrung, das Frische Haff durch die Frische Nehrung und das Pommersche Haff durch die Inseln Usedom und Wollin. Unter den mit Leuchttürmen versehenen Landspitzen an der Ostsee treten besonders hervor: Kekenishöi auf Alsen, Bülkerhuk am Kieler Busen, Puttgarden auf Fehmarn, Arkona auf Rügen, Rixhöft und Hela in Westpreußen und Brüsterort in Ostpreußen.

[Flüsse.] Unter den 150 Flüssen des Reiches sind 7 Ströme, von denen die Memel, Weichsel und Oder zur Ostsee, die Elbe, Weser und der Rhein zur Nordsee, die Donau zum Schwarzen Meer fließen. Die Weser allein gehört ganz zu D.; Memel, Weichsel, Oder und Elbe haben ihren Ursprung außerhalb; der Rhein entspringt im Ausland und mündet im Ausland; die Donau nimmt in D. ihren Ursprung und mündet außerhalb. Wichtige Küstenflüsse sind im Gebiete der Ostsee: der Pregel, die Warnow und Trave; im Gebiete der Nordsee: die Eider und Ems. Die Memel (poln. Niemen, 788 km lang, davon nur 112 in D.) entspringt in Rußland, tritt als ein schiffbarer Fluß bei Schmalleningken ins preußische Gebiet, nimmt rechts die Jura und links die Scheschuppe auf und teilt sich in der Tilsiter Niederung in zwei Hauptarme, Ruß und Gilge, die, wiederum mehrfach verzweigt, in das Kurische Haff münden. In letzteres fließen ferner noch die Minge und Dange nördlich und der Nemonien südlich von den Memelarmen. Der schiffbare Pregel (126 km lang) entsteht durch die Vereinigung der Inster, Pissa und Angerapp, verstärkt sich links durch die schiffbare Alle, entsendet rechts die Deime zum Kurischen Haff und ergießt sich in das Frische Haff, in das ferner bis zur Nogatmündung noch die Passarge und der Elbing fließen. Die Weichsel (1050 km lang, 45 auf der Grenze von Oberschlesien, 239 in Preußen) wird bereits an der Grenze von Oberschlesien, wo sie die Przemsza aufnimmt, schiffbar und tritt als bedeutender Strom bei Ottlotschin in das Reich ein, wo sie links die Brahe (in Posen), das Schwarzwasser, die Ferse und Mottlau nebst der Radaune, rechts die Drewenz, Ossa und Liebe aufnimmt. An der Montauer Spitze teilt sie sich in die Weichsel und Nogat und am Danziger Haupt in die Danziger und Elbinger Weichsel. Die Nogat und die im Sommer wasserleere Elbinger Weichsel münden ins Frische Haff, während sich die Danziger Weichsel in zwei Armen bei Neufähr und Neufahrwasser in die Ostsee ergießt. Zwischen Weichsel und Oder sind zahlreiche Küstenflüsse (Rheda, Leba, Stolpe, Wipper, Persante, Rega) vorhanden, die alle auf der Pommerschen Platte entspringen. Die Oder (905 km lang, 769 km schiffbar, davon 741 in D.) ist überwiegend ein deutscher Fluß; sie durchfließt die Provinzen Schlesien, Brandenburg und Pommern, wird bei Ratibor schiffbar, bildet in Pommern das Pommersche Haff und fließt aus diesem in drei Armen (Peene, Swine und Dievenow) zur Ostsee. Ihre wichtigsten Zuflüsse sind rechts: die Klodnitz, Malapane, Weida, Bartsch, Warthe (712 km lang, 368 km in D. schiffbar) nebst Netze und die Ihna; links: die Oppa, Glatzer Neiße, Weistritz, Katzbach, der Bober nebst Queis, die Lausitzer Neiße, die Uker und Peene. Unter den Küstenflüssen zwischen Oder und Elbe sind die Recknitz, Warnow (128 km lang, 37 km schiffbar), Trave, Schwentine und Eider (188 km lang, 140 km schiffbar), von denen die letztere bereits zur Nordsee geht, die bedeutendsten. Die Elbe (1165 km lang, 866 km schiffbar, davon 742 in D.) tritt im Elbsandsteingebirge oberhalb Schandau aus Böhmen nach D. über, durchfließt das Königreich Sachsen, die Provinz Sachsen nebst Anhalt, berührt Brandenburg, Hannover, Mecklenburg, Hamburg und Schleswig-Holstein und mündet in der Breite von 15 km bei Kuxhaven in die Nordsee. In D. empfängt sie rechts: die Schwarze Elster, die Havel mit Rhin, Dosse und Spree, die Elde und Stör, links: die Mulde, Saale (mit Weißer Elster, Ilm, Unstrut und Bode), Ohre, Jeeze, Ilmenau, Este, Schwinge, Oste und Medem. Die Weser (451 km lang und schiffbar) entsteht bei Münden aus der Werra (mit Hörsel) und Fulda (mit Eder); sie fließt meist durch preußische Landesteile, berührt aber auch braunschweigisches, bremisches und oldenburgisches Gebiet, nimmt rechts die Aller (mit Oker und Leine), Lesum und Geeste, links die Diemel, Werre und Hunte auf und mündet unterhalb Bremerhaven, 12 km breit, in die Nordsee. Die Ems (330 km lang, 224 km schiffbar), in Westfalen und Hannover, empfängt rechts die Haase und die Leda, bildet den Dollart und mündet in zwei Armen (Oster- und Westerems) zu beiden Seiten der Insel Borkum in die Nordsee. Der Rhein (1225 km lang, 886 km schiffbar, davon 721 in D.) wird erst unterhalb des Bodensees ein deutscher oder vielmehr bis Basel ein halbdeutscher Fluß, insofern er hier die Grenze zwischen D. und der Schweiz bildet. Von Basel bis Mainz durchströmt er die Oberrheinische Tiefebene. Bei Bingen tritt er in das Gebiet des Schiefergebirges ein, das er am Fuße des Siebengebirges oberhalb Bonn verläßt, um von nun an seinen Unterlauf zu beginnen. Unterhalb Emmerich verläßt er D. Unter den Nebenflüssen des Rheins auf der rechten Seite sind die bemerkenswertesten: die Kinzig, Murg, der Neckar (397 km lang, 188 km schiffbar) mit Enz, Kocher und Jagst, der Main (495 km lang, 390 km schiffbar) mit Regnitz, Tauber, Fränkischer Saale, Kinzig und Nidda, die Lahn, Sieg, Wupper, Ruhr, Emscher und Lippe; auf der linken: die Ill, Nahe, Mosel (505 km lang, 344 km schiffbar, mit Sauer und Saar), Ahr und Erft. Zur Maas in den Niederlanden fließen die Roer und Niers, ebendaselbst zur Neuen Yssel die Berkel und zum Zuidersee die Vechte. Die Donau durchströmt in östlicher Hauptrichtung die süddeutsche Hochebene und liegt bei Passau noch 287 m ü. M. Sie ist 2860 km lang, 2574 km schiffbar, davon 356 in D. Die wichtigsten Nebenflüsse der Donau während ihres Laufes durch D. sind auf der rechten Stromseite: die Iller, der Lech, die Isar, der Inn (510 km lang, 226 km in D.), die sämtlich in den Alpen entspringen und auf der Schwäbisch-Bayrischen Hochebene in die Donau fließen. Die wichtigsten Nebenflüsse der Donau auf der linken Seite in D. sind: die Wörnitz, Altmühl, Nab und der Regen.

[Landseen.] Nach den nordischen Reichen Schweden und Norwegen und Rußland ist kein Land Europas reicher an Landseen als D. Es hat zwei Zonen, die durch eine Reihe von Seen ausgezeichnet sind, im S. und im N. Die südliche Seezone zieht sich längs des Nordfußes der Alpen hin (s. oben). Man zählt im südlichen Bayern gegen 70 Seen. Der größte aller deutschen Seen ist der Bodensee, der schönste der Königssee bei Berchtesgaden. Zu den größern der Bayrischen Hochebene und der dahinterliegenden Bayrischen Alpen gehören noch der Walchen-, Kochel-, Ammer-, Staffel-, Würm- (Starnberger), Tegern-, Schlier- und Chiemsee. Die nördliche Seezone umgibt die Ostsee auf ihrer ganzen Ausdehnung von

Schleswig bis zur äußersten Ostgrenze gegen Polen und enthält eine außerordentliche Zahl von Seen (die beiden Mecklenburg allein zählen 223). Die wichtigsten Seen westlich von der Oder sind: der Plöner und Selenter See in Schleswig-Holstein, die Müritz und der Schweriner See in Mecklenburg, die Ukerseen in Brandenburg; zwischen Oder und Weichsel: der Drazigsee auf dem Landrücken, die Madüe am Fuße desselben und unter den Strandseen der Lebasee, alle drei in Pommern, der Wdzydzesee in Westpreußen und der Goplosee an der obern Netze in Posen; endlich im O. von der Weichsel: der Geserichsee auf der Grenze von West- und Ostpreußen, der Mauer-, Löwentin- und Spirdingsee im ostpreußischen Masurenland. Außerdem sind noch zu bemerken: der Süße See bei Eisleben in der Provinz Sachsen, das Steinhuder Meer östlich und der Dümmersee westlich von der Weser im Flachlande der Provinz Hannover und der Laacher See in der Rheinprovinz.

[Kanäle.] Unter den Kanälen haben eine allgemeine Wichtigkeit: die Verbindung zwischen Memel und Pregel (Gilge, Seckenburger Kanal, Großer Friedrichsgraben und Deime); der Elbing-Oberländische Kanal zwischen den Seen auf der Grenze von Ost- und Westpreußen wegen seiner geneigten Ebenen; der Bromberger Kanal (27 km) zwischen Brahe und Netze, Verbindungsglied zwischen Weichsel- und Odergebiet; der Müllroser oder Friedrich-Wilhelmskanal (27 km) und der Oder-Spreekanal (100,6 km) zwischen Oder und Spree und der Finowkanal (69,5 km) zwischen Oder und Havel, alle drei eine Verbindung zwischen dem Oder- und Elbgebiet vermittelnd; der Elbe-Travekanal (67,6 km) von Lauenburg nach Lübeck; der Alte und der Neue Plauesche Kanal (bez. 34,6 u. 30 km) zwischen Havel und Elbe; der Eiderkanal (32 km) zwischen Ostsee und Eider (Nordsee) und der Kaiser Wilhelm-Kanal (98,6 km) von der Kieler Bucht zur Elbmündung; der Dortmund-Emskanal (272 km) von Dortmund über Münster zur Ems; der Ludwigskanal (172 km) zwischen Regnitz und Altmühl (Main und Donau) verbindet Rhein- und Donaugebiet; der Rhein-Rhone- (323 km, davon 132 in D.) und der Rhein-Marne-Kanal (315 km, davon 108 in D.) in Elsaß-Lothringen mit Fortsetzungen weit nach Frankreich hinein. Eine Kanalverbindung zwischen Rhein, Weser und Elbe (Mittellandkanal) ist geplant. Vgl. die Karte »Deutschlands Schiffahrtsstraßen« beim Art. »Kanal«.

Sümpfe, Moore und Brücher gibt es besonders auf der Schwäbisch-Bayrischen Hochebene: Erdinger und Dachauer Moos östlich und westlich von der Isar, Donauried und Donaumoos an der Donau zwischen Ulm und Donauwörth und bei Ingolstadt; sodann in den nördlichen Küstenländern, hier vorzüglich als Hochmoore auf der Grenze der Marsch und Geest in Hannover, Oldenburg und Schleswig-Holstein, aber auch weit landeinwärts zu beiden Seiten der Ems, Hunte und Weser (das Bourtanger Moor auf der Grenze gegen die Niederlande); ferner in der Nähe der Ostsee die Moore in Hinterpommern, namentlich am Haff und am Lebasee, und in Ostpreußen am Kurischen Haff zwischen Deime und Ruß. Weiter im Innern gibt es große Moorstrecken noch in Posen (Netze- und Obrabruch), Brandenburg (Havelländisches und Rhinluch, Warthebruch, Spreewald), in der Provinz Sachsen (Drömling an der Aller und Ohre), Westfalen ꝛc. Einige von diesen Mooren erscheinen als unkultivierbar, wie das große Moorbruch in Ostpreußen, andre aber gehen durch Anlage von Kanälen einer Kultur entgegen, besonders in Hannover, wo bereits seit längerer Zeit blühende Moor- (bei Bremen) und Fehnkolonien (in Ostfriesland) bestehen.

[Mineralquellen.] Von den zahlreichen Mineralquellen Deutschlands gehören viele zu den heilkräftigsten Europas. Die an Mineralquellen reichsten Gegenden Deutschlands sind: der Schwarzwald, das Niederrheinische Schiefergebirge, das Wesergebirge, die Sudeten, das Riesengebirge. Ungemein groß ist die Zahl der kohlensäurereichen Quellen des Niederrheinischen Gebirges, von denen die berühmtesten Selters und Geilnau diesseits, Tönnisstein in der Nähe des Laacher Sees jenseits liegen; aber es erstreckt sich dieser Kohlensäurereichtum noch weit nordostwärts bis ins Gebiet der untern Weser; dort sind die Stahlquellen von Driburg, Pyrmont, Rehburg und die mit 697 m Tiefe erbohrte warme Solquelle von Rehme (Oeynhausen) zu bemerken, zu denen am Südostfuß des Rheinischen Schiefergebirges der warme Sprudel von Nauheim hinzukommt. Wie die Kohlensäureexhalation, so steht wohl auch der Reichtum an Thermen im Gebiete des Niederrheinischen Gebirges in Verbindung mit der frühern vulkanischen Tätigkeit in den Rheingegenden. Wiesbaden, Schlangenbad, Ems, Bertrich, die Quellen im Ahrtal, die Schwefelquellen von Aachen und Burtscheid gehören zu den besuchtesten des Reiches. Auch der Schwarzwald besitzt in Baden-Baden, Wildbad und dem lange verschollenen Römerbad Badenweiler berühmte Thermen; ebenso haben Sudeten und Riesengebirge (Warmbrunn) ihre Thermen. Über ganz D. sind Solquellen (Kreuznach u. v. a.), Eisensäuerlinge (Langenschwalbach, Pyrmont, Wildungen), Schwefelquellen u. a. zerstreut, aber keine davon ist so besucht und verschickt so viel Wässer wie Kissingen. — Unter den Seebädern sind die wichtigsten an der Nordsee: Helgoland, Borkum, Norderney, Wangeroog, Wyck auf Föhr und Westerland auf Sylt; an der Ostsee: Borby bei Eckernförde, Kiel, Travemünde, Warnemünde, Saßnitz, Binz, Göhren, Putbus, Zinnowitz, Heringsdorf, Ahlbeck, Swinemünde, Misdroy, Kolberg, Zoppot, Kahlberg, Pillau, Kranz, Neukuhren und Schwarzort. Vgl. »Deutschlands Heilquellen und Bäder« (hrsg. vom kaiserlichen Gesundheitsamt, Berl. 1900), weitere Werke s. Balneologie.

IV. Klima, Pflanzen- und Tierwelt.

(Hierzu die »Klimakarte von Deutschland«, mit Textblatt.)

Über das Klima Deutschlands vgl. die besondere Textbeilage zur beifolgenden Karte.

[Pflanzenwelt.] D. bildet einen Abschnitt der mitteleuropäischen Waldzone, seine Pflanzendecke setzt sich aus der baltischen und der alpinen Flora zusammen. Erstere beherrscht das norddeutsche Tiefland südwärts bis zu einer durch Schlesien und Sachsen verlaufenden, dann um den Harz sich erhebenden und am Nordrande des Rheinischen Schiefergebirges endenden Linie, die ungefähr mit der nördlichen Verbreitungsgrenze der Edeltanne zusammenfällt. Die Alpenflora greift von der Schweiz, Tirol und Salzburg aus auf die deutschen Kalkalpen im Algäu und in Südbayern über und sendet von hier Ausstrahlungen längs der Alpenflüsse auch in die Donauhochebene aus. Eine zweite alpine Vegetationsinsel, die Sudeten, zeichnet sich durch den Besitz einiger arktischer, in den Alpen fehlender Pflanzenarten aus. Auch auf einige Hochgipfel des übrigen deutschen Mittelgebirges sind Alpenpflanzen übergegangen. Das zwischen der Edeltannengrenze und dem alpinen Gebiet Südbayerns eingeschlossene Gebiet trägt vorwiegend

eine Hügel- und Bergwaldflora (Hercynische Flora), deren Charakter in den tiefern Lagen mehr baltisch, in den höhern Bezirken subalpin oder alpin ist. Im mittlern Deutschland herrscht die Niederungsflora bis etwa 150 m, darüber folgt zwischen 150 bis 500 m die der Hügelzone und zwischen 500—1100 m die der Bergwaldregion; über letzterer breitet sich bis 1300 m ein Gesträuchgürtel und über diesem bis 1600 m die alpine Region aus; in den deutschen Alpen beginnt letztere dagegen erst bei 1700 m. Die Zahl der aus der Schweiz und Österreich auf die Bayrischen Alpen übertretenden Hochgebirgsarten beträgt etwa ein Drittel der in dem Hauptalpenzug einheimischen. Die Strauchregion besitzt meist ausgedehnte Bestände von Legföhren, Alpenrosen, Grünerlen und Zwergweiden, seltener sind Zwergwacholder und Savestrauch. In den Bergwäldern um Garmisch und Berchtesgaden wachsen auch Zirbelkiefern. Die Fichte bildet den Hauptbestandteil der obersten Bergwälder und erhebt sich bis 1820 m, während die Lärche bis 1900 m aufsteigt. Zahlreiche alpine und baltische Holz- und Krautpflanzen begleiten den Bergwald, mit dem Bergmatten und polster- oder teppichbildende Felspflanzenbestände abwechseln. Im Bergwalde der deutschen Mittelgebirge bilden den obersten Gürtel bis zur Baumgrenze Fichtenwälder, deren Boden in der Regel von niedrigem Vaccinium-Gebüsch bedeckt wird; an den Waldbächen und Quellrinnsalen, oberhalb 800 m, wachsen höhere Stauden, wie Eisenhut, Ranunculus aconitifolius, Mulgedium, Senecio Fuchsii u. a. Kurzhalmige, süße Gräser setzen das Grundgewebe der Bergwiesen zusammen, die nicht selten durch Reichtum von Orchideen sich auszeichnen. Die aus Riedgräsern oder Torfmoosen entstehenden Hochmoore werden häufig von sumpfliebenden Sträuchern, wie Ledum, Zwergkiefern, Sumpfbirken u. a., überwuchert. Felsspalten und Geröllhalden, auch die Bergheiden mit Calluna, Empetrum u. a. beherbergen einzelne Alpenflüchtlinge. Weiter am Gebirge abwärts mischen sich Edeltannen und einzelne Laubholzarten dem Fichtenwald bei; die Sträucher (wie Rosa alpina, Ribes alpinum u. a.) sind z. T. noch alpinen Ursprungs. Unter 800 m herrscht bereits häufiger die Buche in geschlossenen Waldbeständen, deren Unterschicht an frühblühenden Stauden, wie Hepatica, Mercurialis, Orobus vernus u. a., reich zu sein pflegt. In den Mischwäldern aus Fichte, Buche und Edeltanne steigen die bergansässigen Gewächsarten am tiefsten abwärts. Die Wälder des Tieflandes und der Hügelregion bestehen teils aus geschlossenen Buchenwaldungen mit unbegrastem Boden, teils aus Mischwäldern mit Eichen, Eschen, Zitterpappeln, Ulmen u. a., teils auch aus lichten Hainen mit zusammenhängender Grasnarbe. Das Überschwemmungsgebiet der Flüsse und feuchte Niederungen werden von Auenwäldern mit Eichen, Zitterpappeln, Birken, Hainbuchen u. a. besiedelt, deren Untergrund oft eine Decke von Sumpfgräsern trägt. Nasse Brücher werden durch Bestände von Erlen, Sumpfbirken und Weiden, dürrer, trockner Boden durch Kiefernwald mit Heidegesträuch und Vaccinium gekennzeichnet. Hagedorngebüsche begleiten die Hügelgehänge, langhalmige, bittere Gräser den von Grundwasser feucht erhaltenen Boden der Talwiesen; stagnierendes Wasser ruft Binsen, Wollgräser und Torfmoose hervor. Die auf trocknem Boden gern erscheinenden und doch feuchtigkeitsbedürftigen Heidekrautbestände sind in ihrer reinsten Form besonders für Nordwestdeutschland charakteristisch und beherbergen daselbst auch eine Anzahl atlantischer Pflanzen, wie Genista anglica, Myrica Gale u. a. Trockne Sandhügel und Kiesflächen des Tieflandes tragen zerstreute Gruppen von Ginster, Thymian, Zypressen-Wolfsmilch, Mauerpfeffer und Schafschwingel. An lehmigen, warmen Talgehängen der norddeutschen Strombetten haben sich auch einzelne Ausstrahlungen der pontischen Steppenflora, wie Federgräser (Stipa) u. a., in schwachen Resten erhalten; die Torfmoore, als relativ kälteste Teile des Landes, enthalten dagegen Überbleibsel der arktischen Flora, wie Ledum, Andromeda, Scheuchzeria u. a., die während der Eiszeit ihr Areal weiter ausgedehnt hatte. Einen später erst eingewanderten Teil der norddeutschen Flora stellen die Pflanzen der Flußufer und Niederungen dar, von denen eine Anzahl von S. oder SO. der Stromrichtung folgend eingedrungen ist und dann in D. eine deutliche Nord- oder Nordwestgrenze erreicht. Die vorherrschende Ufervegetation wird von Erlen, Weiden und schilfähnlichen Gräsern, von Pestwurz (Petasites), Nasturtium-Arten u. a. hergestellt; an Seen und Teichen breiten sich reichliche Schilf- und Binsenbestände mit eingemengten Rohrkolben, Igelskopf, Wasserliesch, Froschlöffel und Kalmus aus. Stehende Wasserflächen werden von Seerosen, Schwimmknöterich und grünen Decken aus Wasserlinsen überzogen. Eine durch fleischige Blätter oder Stengel auffallende Vegetation zeichnet salzhaltige Stellen des Binnenlandes und die Seeküsten aus (s. Salzpflanzen); letztere besitzen außerdem in den Dünengräsern und den Stranddisteln eigenartige Vegetationsformen (s. Strandpflanzen).

Dem Ursprung nach besteht die Flora Deutschlands fast ganz aus Einwanderern andrer Florengebiete, da das Land während der Glazialzeit sowohl im nördlichen Tiefland als von den Alpen her mit einem ausgedehnten Gletschermantel überzogen war und nur im mittlern Teil eine dauernde Vegetation sich erhalten konnte. Dieselbe scheint z. T. arktischen Charakter besessen zu haben. Dem Abschmelzen des Eises folgte eine trockne und warme Periode, während welcher Steppenpflanzen aus SO. in D. einwanderten. Die alpine Bergwaldflora scheint sich von S. her, die baltische Niederungsflora von W. und NW. her über D. verbreitet zu haben. Jüngern Datums ist auch die längs der Stromtäler einwandernde Uferflora. Den jüngsten Bestandteil der Pflanzenwelt endlich bilden Ankömmlinge, deren Standorte erst durch die Hand des Menschen geschaffen sind, und die als Unkräuter oder als Ruderalpflanzen an Mauern, Wegen und Schuttablagerungen durch Verwilderung oder Einschleppung ansässig wurden.

[Tierwelt.] Die Tierwelt läßt ein ober- und ein niederdeutsches Gebiet, aber auch einen östlichen und einen westlichen Gau unterscheiden, indem viele von O. oder W. eingewanderte Tiere innerhalb Deutschlands ihre westliche, bez. östliche Verbreitungsgrenze finden. Als Überbleibsel aus vorgeschichtlicher Zeit erscheinen einige hochnordische Tiere, die zur Eiszeit D. bewohnten, mit deren Ende aber auf die höchsten Gebirge sich zurückzogen, z. B. der Schneehase (s. Alpen, S. 367). Die größern Säugetiere, in erster Linie die Raubsäugetiere, gehen immer mehr der Ausrottung entgegen. Völlig verschwunden sind der Bär, der sich am längsten in Süddeutschland gehalten, und der Auerochs, dessen letztes Exemplar in Ostpreußen erlegt wurde; ganz vereinzelt finden sich noch der Nörz im Nordosten, der Biber an der Elbe und der Luchs in den Alpen; die Wildkatze hält sich noch in einigen

größern Waldungen; der Wolf ist nicht selten im Nordosten Deutschlands und in Lothringen. Die ehemals gemeine Hausratte ist jetzt fast völlig durch die aus dem Oriente durch den Schiffsverkehr eingeführte Wanderratte verdrängt. Gehegt und dadurch vor Ausrottung geschützt werden Edelhirsch, Reh, Wildschwein, das Elch (Ibenhorst bei Tilsit), auch der Hase. Dagegen sind durch den Menschen eingeführt und z. T. verwildert Damwild und Kaninchen. Von den Säugetieren der paläarktischen Region leben in D. etwa 16 Proz., unter denen der Zahl nach die Nagetiere und nächst diesen die Insektenfresser am stärksten vertreten sind. Recht vogelreich ist der Nordosten wegen der durch geringere Kultivierung und größern Wasserreichtum gebotenen bessern Lebensbedingungen. Als charakteristisch für D. darf man die Singvögel bezeichnen. Der Ausrottung gehen entgegen der Uhu, der Kolkrabe, der Reiher, der schwarze Storch, durch den Menschen bleiben erhalten der weiße Storch, Kranich, Auerwild, Birkwild; viele Vögel, besonders Höhlenbrüter und Sumpfvögel, gehen ständig zurück. Für das Vordringen von Osten her sprechen verschiedene Tatsachen, so auch gelegentliche Masseneinwanderungen, wie diejenige des Steppenhuhns. Anderseits finden sich im Südwesten einige südliche Einwanderer. Von N. her erscheinen als Wintergäste zahlreiche Vögel. Ganz besonders wichtig ist die Insel Helgoland als »Vogelwarte«, da hier eine große Zahl Zugvögel auf der Wanderung einen Ruhepunkt findet; es werden hier im ganzen 396 Vogelarten beobachtet. Auf Helgoland brütet die Lumme (Uria). Relativ schwach vertreten sind die Reptilien, die besonders dem Südwesten angehören, wo sich alle zwölf deutschen Eidechsen- und Schlangenarten, einige davon ausschließlich nur hier, finden. Letzteres gilt von der Smaragdeidechse, der Mauereidechse, der Würfelnatter, Äskulapnatter und Aspisviper, südlichen Formen, die durch die Flußtäler (besonders das Rheintal) eingewandert, mehr oder weniger weit nördlich vorgedrungen sind, meist aber nur an einzelnen Punkten heimisch wurden. Die einzige deutsche (Sumpf-) Schildkröte ist die Emys lutaria (Schlesien, Sachsen, Brandenburg, Mecklenburg, Posen, westliche Verbreitungsgrenze die Elbe). Amphibien kommen von ungeschwänzten 12, von geschwänzten 6 Arten vor, die z. T. ebenfalls eine nur beschränkte Verbreitung haben; längs des Rheintales ist aus dem Süden eingewandert die Geburtshelferkröte; die rotbauchige Unke bewohnt den ebenen Norden, die gelbbauchige das hügelige Mittel- und Süddeutschland; der schwarze Salamander ist ausgesprochen alpin, der Schweizermolch dringt von W. her in D. ein. An Süßwasserfischen besitzt D. etwa 60, davon spezifische Arten in den süddeutschen Alpenseen (z. B. Saibling, Renke, Kilch) wie in den nordöstlichen deutschen Seen, z. B. die Maräne; außerdem unterscheidet sich wesentlich die Fischfauna des Donau- und des Rheingebietes; ersterm fehlen z. B. Stint, Lachs, Aal, letzterm Huchen, Sterlett. Gewissen Veränderungen unterliegt die Fauna durch das von den Fischzüchtern geübte Einsetzen von Fischen an Orten, wo sie nicht einheimisch sind. Wichtigster Nutzfisch an den Küsten von D. ist der Hering. Von Mollusken sind zu erwähnen als Landschnecken besonders die Gattungen Helix und Verwandte, von Nacktschnecken sind ebenfalls sehr häufig Limax und Arion, von Süßwasserschnecken Planorbis und Limnaeus. Von Süßwassermuscheln sind die Unioniden und Cyclas sehr verbreitet, in Bayern und Sachsen kommt die Perlmuschel vor; die mit marinen Formen nahe verwandte Dreyssensia polymorpha ist im 19. Jahrh. vom südlichen europäischen Rußland aus teils mittels Verschleppung durch Schiffe, teils durch aktive Wanderung in alle deutschen Hauptströme gelangt und verbreitet sich von hier aus allmählich immer weiter in die Nebenflüsse. Unter den Insekten läßt sich vielfach eine Einwanderung von O. konstatieren, die häufig mit der Einbürgerung bestimmter Pflanzen Hand in Hand geht. Durch den Weltverkehr sind eine Reihe schädlicher Insekten eingeschleppt worden, so besonders die Reblaus, der Kornwurm, der Reiskäfer u. a. In Süddeutschland finden sich einige ausgesprochen südliche Formen, so ganz vereinzelt ein Geradflügler, die Gottesanbeterin (Mantis religiosa). Die niedern Süßwassertiere sind zum größten Teil kosmopolitisch und finden sich ebenso in höchstgelegenen Alpenseen wie in Wasserbecken der Ebene; manche dieser Süßwasserbewohner sind Eiszeitrelikte. Sehr bemerkenswert ist das Einwandern eines Polypen (Cordylophora lacustris) aus dem Meer in das Süßwasser; derselbe dringt seit der Mitte der 1860er Jahre von der Küste aus allmählich in das Innere Deutschlands vor.

V. Bevölkerung.

(Hierzu die Karte »Bevölkerungsdichtigkeit im Deutschen Reich«, mit Textblatt.)

Die Einwohnerzahl des Deutschen Reiches belief sich nach der Zählung vom 1. Dez. 1900 auf 56,367,178 Seelen. Ihre Verteilung auf die einzelnen Staaten ist aus der Tabelle, S. 761, ersichtlich. Die Einwohnerzahl betrug dagegen 1895: 52,279,901, 1890: 49,428,470, 1885: 46,855,704, 1880: 45,234,061, 1875: 42,727,360, 1871: 41,058,792, 1867: 40,088,621 und nach einer Berechnung 1852: 35,929,691, 1834: 30,608,698 und 1816: 24,831,396 Seelen. Mitte 1903 wurde die Seelenzahl des Reiches auf 58,549,000 geschätzt. Weiteres über die Dichtigkeit und das Wachstum der Bevölkerung s. in der Textbeilage zur Karte.

[Geschlecht.] Auf 27,737,247 männliche Personen kamen 1900: 28,629,931 weibliche, d. h. ein Verhältnis von 1000 : 1032. Im ganzen genommen überwiegt demnach das weibliche Geschlecht ziemlich erheblich. Auf 1000 männliche Personen kommen mehr als 1070 weibliche: in Schlesien (1098), Berlin, Posen und Hohenzollern (je 1092), Reuß j. L. (1081), Ostpreußen (1077), Waldeck (1074); ein Überwiegen des männlichen Geschlechts dagegen findet statt in: Westfalen, wo auf 1000 männliche nur 937 weibliche Personen kommen, Elsaß-Lothringen (953), Schleswig-Holstein (978), Rheinland (986) und Hannover (997). In den größten deutschen Städten, außer Magdeburg und Straßburg, überwiegt das weibliche Geschlecht.

[Familienstand, Alter.] Die Volkszählung vom 1. Dez. 1900 ergab, daß 59,47 Proz. der Bevölkerung ledig, 34,76 Proz. verheiratet und 5,77 Proz. verwitwet oder geschieden waren. Von den männlichen Einwohnern waren 61,6 Proz. ledig, von den weiblichen nur 57,3, verheiratet waren 35,3 der Männer, 34,2 Proz. der Frauen, verwitwet und geschieden 3,3 der Männer, 8,4 Proz. der Frauen.

Die innern Wanderungen (s. S. 769) erzeugen nicht nur eine Vermehrung oder Verminderung der Volkszahl, sondern auch einen andern Altersaufbau. Wo starker Zuzug stattfindet, schwellen die Jahresklassen der Erwerbstätigen an, während sie in den Fortzugsgebieten beeinträchtigt werden. Im übrigen hängt die Altersgliederung von der Geburtenhäufigkeit und Sterblichkeit ab. Es standen von je 1000 Bewohnern im Alter von

[Zum Artikel *Deutschland.*]

Zur Karte ‚Bevölkerungsdichtigkeit im Deutschen Reich'.

In Bezug auf die Dichtigkeit der Bevölkerung nimmt Deutschland den fünften Platz unter den Staaten Europas ein, in dem es darin nur hinter Belgien, den Niederlanden, Großbritannien und Italien zurücksteht. Sehr ungleich ist die Dichtigkeit der Bevölkerung in den verschiedenen Teilen Deutschlands. Auf 1 qkm lebten 1900 in Deutschland 104,2 Menschen, fast dreimal soviel wie durchschnittlich in ganz Europa (40 auf 1 qkm). Im preußischen Staate kamen 1900 auf 1 qkm 98,9 Einwohner, in der Rheinprovinz 213,4, in Westfalen 157,7, Brandenburg (mit Berlin) 125,2, Hessen-Nassau 120,9, Schlesien 115,8, Sachsen 112,2, Schleswig-Holstein 73, Hannover 67,3, Posen 65,1, Westpreußen 61,2, Pommern 54,3, Ostpreußen 54 Einw. Unter den Regierungsbezirken sind Düsseldorf und Köln am meisten (475 und 257) und Lüneburg und Köslin am wenigsten (41 u. 42 auf 1 qkm) bevölkert. In Bayern wohnen 81,4 Einw. auf 1 qkm, im rechtsrheinischen Teile 76,4, dagegen in der Pfalz 140,3 Einw. Das Königreich Sachsen hat die dichteste Bevölkerung in Deutschland, nämlich 280,3 Einw. auf 1 qkm, übertrifft also Belgien um ein Bedeutendes. Die Staaten im südwestlichen Deutschland stehen in der relativen Bevölkerung einander ziemlich nahe: Hessen 145,8 Einw., Baden 123,9, Elsaß-Lothringen 118,5, Württemberg 111,2 Einw. auf 1 qkm. Doch sind auch hier die Unterschiede innerhalb der Staaten beträchtlich: in Württemberg haben der Neckar- und der Jagstkreis 224 und 78 Einw., in Baden die Bezirke Karlsruhe und Konstanz 202 und 71, in Elsaß-Lothringen die Bezirke Oberelsaß und Lothringen 141 und 91, in Hessen die Provinzen Rheinhessen und Oberhessen 253 und 86 Einw. auf 1 qkm. In Thüringen (115,1) verteilt sich die Bevölkerung ziemlich gleichmäßig, nur daß Reuß ä. L. (216) und der Ostkreis von Sachsen-Altenburg besonders hervortreten. Von den übrigen Staaten zählen Anhalt 137,5, Schaumburg-Lippe 126,8, Braunschweig 126,4, Lippe 114,3, Oldenburg 62,1, Waldeck 51,7, Mecklenburg-Schwerin 46,3, Mecklenburg-Strelitz 35 Einw. auf 1 qkm. Die geringste Bevölkerung trifft man in der Alpengegend des Südens (in den oberbayrischen Bezirksämtern Garmisch u. Tölz), in den ausgedehnten Heide- und Moorlandschaften des Nordens und in den Landesteilen, in denen der Großgrundbesitz, bez. ‚extensiver' Landwirtschaftsbetrieb vorherrscht; beträchtlicher ist die Bevölkerung schon in den Gebieten des kleinen Grundbesitzes, am bedeutendsten aber in der Regel da, wo neben diesem die Industrie zur Entwickelung gelangt ist.

Das **Wachstum der Bevölkerung**, im wesentlichen durch den Geburtenüberschuß bewirkt, war bis gegen 1840 in allen Teilen des Reiches ziemlich gleichmäßig; dasselbe gilt für Stadt und Land. Dann aber trat durch die Eisenbahnen und die sich ausdehnende Industrie eine Änderung ein, zunächst eine allmähliche. Die Stürme des Jahres 1848 mit ihren Folgen sowie ungünstige Wirtschaftsverhältnisse im Inland gegenüber dem Auftauchen neuer verlockender Erwerbsquellen im Ausland bewirkten eine steigende Auswanderung, die im Anfang der 1850er Jahre in den südwestlichen Staaten und auch in einigen Teilen der preußischen Monarchie eine Bevölkerungsabnahme herbeiführte. Diese hörte zwar sogleich wieder auf, aber die Erweiterung des Eisenbahnnetzes, die individuelle und örtliche Konzentration der Industrien hatten bei einer im ganzen ziemlich gleichbleibenden Zunahme für bestimmte Gegenden und Städte eine auffallende Vermehrung, dagegen für ausgedehnte Landstriche eine gleichmäßige, andauernd schwache Zunahme, z. T. sogar eine Abnahme im Gefolge. Wenn schon die Zählungen vor 1867 diese neuere Entwickelung deutlich kennzeichneten, so trat dieselbe bei den nachfolgenden Zählungen von 1871—90 in auffallend gesteigertem Grade hervor.

In größern Zeiträumen betrachtet, kommen Gebiete (Regierungsbezirke und ähnliche Flächengrößen) mit Volksabnahme in der Periode 1816—34 nicht vor; eine nur schwache Zunahme zeigen das Königreich Hannover und der württembergische Jagstkreis, eine starke dagegen die Gebiete nördlich der Warthe und rechts der Oder, wo die Bezirke Gumbinnen, Bromberg, Köslin sogar um mehr als 2 Proz. jährlich wuchsen; auch der Regierungsbezirk Oppeln, das Königreich Sachsen, das obere Moselgebiet der Rheinprovinz und die hessische Provinz Starkenburg nahmen stark zu.

In der nächsten Periode 1834—52 trifft man im allgemeinen ein geringeres Wachstum der Bevölkerung an. So liegt eine breite Fläche schwacher Zunahme von der Wesermündung bis zum Bodensee: Herzogtum Oldenburg, Regierungsbezirke Hannover und Hildesheim, Herzogtum Braunschweig, Kurhessen, Waldeck und das ganze rechtsrheinische Bayern (ausschließlich Oberbayern) sowie auch wiederum der Jagstkreis, ferner der Donaukreis und Hohenzollern, Lothringen u. Unterelsaß. Im Nordwesten schließt sich mit gleich schwacher Vermehrung der Regierungsbezirk Münster an. Der Regierungsbezirk Osnabrück zeigt sogar eine Abnahme (um 0,05 Proz. jährlich). Die starke Zunahme im Nordosten beschränkt sich in dieser Periode auf die Bezirke Stettin, Köslin, Marienwerder; ferner bleibt Oppeln stark zunehmend, und als neues Gebiet starken Wachstums tritt der gleichfalls montanindustrielle Bezirk Düsseldorf hinzu.

In dem Zeitraum 1852—67 bleiben die Gebiete schwachen Zuwachses mit Ausnahme der Regierungsbezirke Hannover und Mittelfranken zunächst dieselben; zu ihnen tritt aber nicht nur eine Anzahl benachbarter Gebiete (Aurich, Minden, Lippe, ganz Württemberg, mehrere badische Kreise), sondern es finden sich unter jenen Gebieten und neben ihnen noch eine Anzahl Landstriche mit geradezu abnehmender Bevölkerung (Waldeck, Kurhessen, Oberhessen, Lothringen, Hohenzollern, badischer Kreis Waldshut sowie Mecklenburg-Strelitz). Mecklenburg-Schwerin zeigt nur noch einen schwachen Zuwachs. Ferner befindet sich kein Teil des Nordostens mehr in starker Zunahme, selbst der Bezirk Oppeln ist auf $1^1/_2$ Proz. zurückgegangen, während dem westlichen Bezirk Düsseldorf sich jetzt auch Arnsberg mit rascher Volksvermehrung anschließt. Von Sachsen kommt die Amtshauptmannschaft Leipzig hinzu, außerdem die Hansestädte Hamburg und Bremen.

Von 1867—75 bewegt sich die Bevölkerungszunahme in der eingeschlagenen Richtung weiter. Unter den abnehmenden Teilen treten nun beide Mecklenburg und ganz Elsaß-Lothringen auf, und zu dem bereits in voriger Periode abnehmenden badischen Kreis Waldshut tritt Mosbach hinzu. Der ganze Nordosten des Reiches nimmt schwächer zu, aber im Königreich Sachsen treten die Kreishauptmannschaften Dresden und Zwickau zu den Gebieten starken Wachstums. Ferner machte sich die Anziehungskraft der Vergnü-

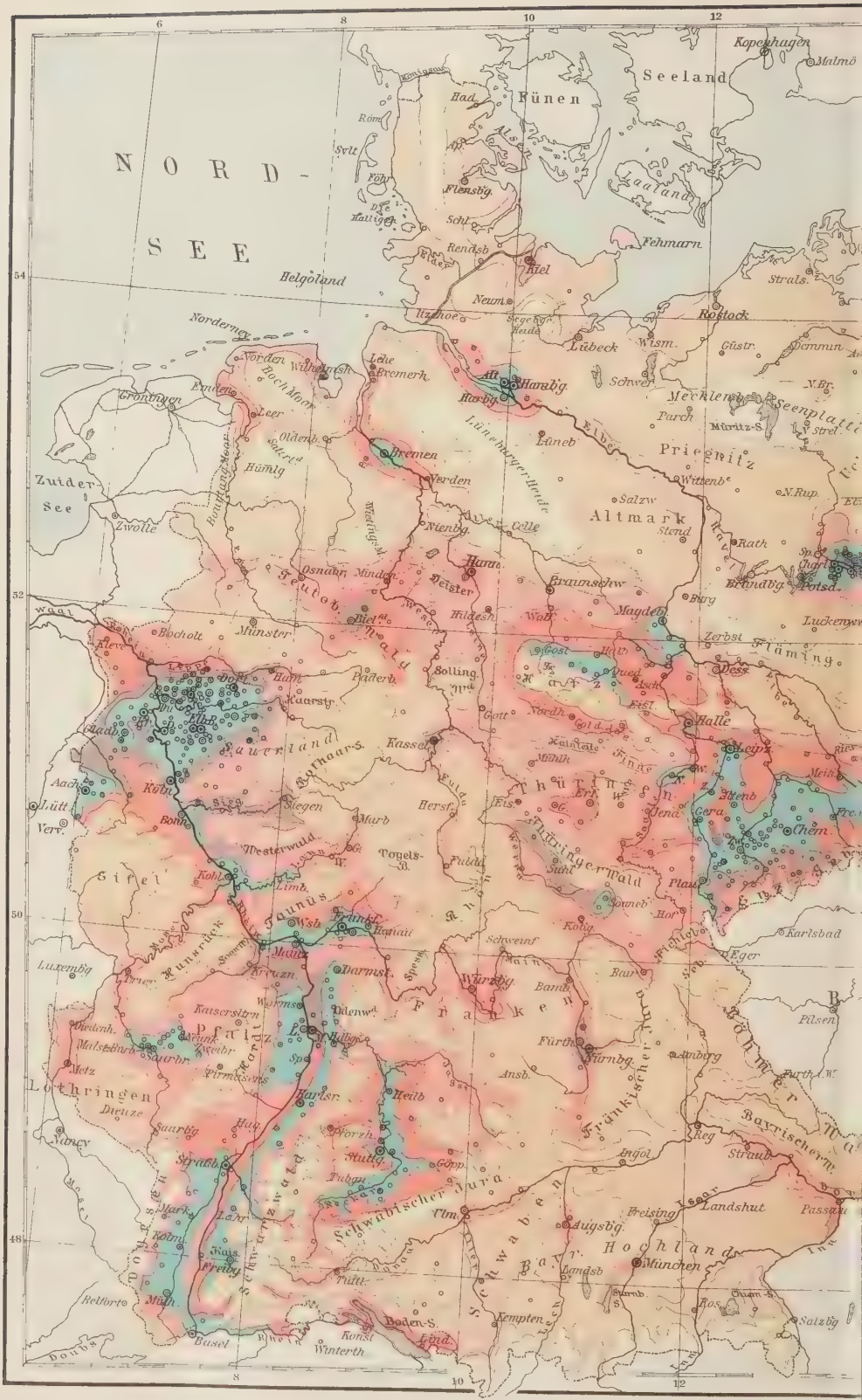
gungen, des ungebundenern Lebens sowie des höhern Lohnes in größern Städten derart geltend, daß man von einem Strömen der Bevölkerung aus dem platten Land in die Städte sprechen konnte.

In dem neuesten Zeitraum von 1875—1900 bilden die fünfjährigen Zählperioden zugleich charakteristische Abschnitte, von denen zunächst 1875—80 eine gesteigerte Zunahme brachte. Diese aber gestaltete sich gegenüber den Vorjahren wesentlich verschieden, es nahmen nämlich die Bezirke mit vorher starkem Zuwachs schwächer zu, während die übrigen, z. T. sogar abnehmenden um so mehr gewannen. So war die Bevölkerungszunahme in Berlin, in den Provinzen Brandenburg, Westfalen, Hessen-Nassau und Rheinland, im Königreich Sachsen, ferner in Bremen und Hamburg, wo sie 1871—75 überall mehr als 1—3,92 Proz. durchschnittlich jährlich betragen hatte, geringer geworden. Stärker war das Wachstum in den Provinzen Preußen, Pommern, Posen, Sachsen, Schleswig-Holstein und Hannover, in den Südstaaten, in Thüringen, den übrigen mitteldeutschen Kleinstaaten sowie in beiden Mecklenburg. Darauf brachte das Jahrfünft 1880/85 einen Rückschlag, so daß mit einiger Abschwächung im allgemeinen die Zunahmeverhältnisse von 1871/75 wiederkehrten. Beide Mecklenburg, Elsaß-Lothringen, Pommern und Hohenzollern verminderten ihre Volkszahl. Hier trat das Ergebnis der starken Auswanderung dieser Jahre in Verbindung mit einem vergleichsweise geringen Geburtenüberschuß zutage. Mit dem Rückgange der Auswanderung und der Hebung der natürlichen Vermehrung erhöhte sich die Zunahmequote im Reich und in fast allen Gebietsteilen während der Periode 1885/90. Mit 1885 beginnt für die industriellen Provinzen Preußens (außer Schlesien), aber auch für Schleswig-Holstein, das Königreich Sachsen, Braunschweig und die Hansestädte eine Periode fast ununterbrochen verstärkten Wachstums der Bevölkerung. Wenn in dem Jahrfünft 1885/90 noch in drei Gebieten (Ostpreußen, Mecklenburg-Strelitz und Hohenzollern) die Bevölkerung abnahm, so trat wenigstens für die beiden erstgenannten in der folgenden Periode 1890/95 eine erhebliche Zunahme der Seelenzahl ein. In diesem Zeitraum ist besonders bemerkenswert das Nachlassen des Wachstums von Berlin, dessen Vororte sich infolge der verbesserten Verkehrsverhältnisse bevölkerten und zur enormen Steigerung der Bevölkerung der Provinz Brandenburg (2,09 Proz. jährlich) mitwirkten. Der stetige Aufschwung des Bergbaues und der Industrie Westfalens führte ferner ein gesteigertes Wachstum der dortigen Bevölkerung herbei, während sich in der Provinz Sachsen die Zunahme abschwächte, so daß sie von Westfalen an Einwohnerzahl überflügelt wurde. Die stetige Abnahme der Auswanderung und der zunehmende Geburtenüberschuß hatten zur Folge, daß in dem Jahrfünft 1895/1900 die Zunahme der Bevölkerung im Reiche stärker war als je zuvor. Das erneute Aufblühen der Industrie und des Handels förderten einerseits den Zuzug nach Westfalen, der Rheinprovinz, dem Königreich Sachsen, anderseits den Hansestädten; auch Berlins Bevölkerung nahm wieder erheblich zu, allerdings relativ weniger als in den Perioden vor 1890. Nur in Ostpreußen verminderte sich die Bevölkerung, und in Reuß ä. L. war die Zunahme auffallend gering.

Während der einzelnen Zählungsperioden betrug in den bemerkenswertesten Gebieten seit der Neugründung des Reiches die durchschnittliche jährliche Bevölkerungszunahme (+) oder Abnahme (—) vom Tausend der mittlern Bevölkerung in:

	1871/75	1875/80	1880/85	1885/90	1890/95	1895/1900
Königreich Preußen	+ 10,4	+ 11,6	+ 7,5	+ 11,2	+ 12,3	+ 15,7
Provinz Ostpreußen	+ 4,6	+ 8,2	+ 2,6	— 0,1	+ 4,8	— 1,2
- Westpreußen	+ 5,3	+ 9,1	+ 0,3	+ 3,6	+ 8,3	+ 9,0
Stadt Berlin	+ 39,2	+ 29,3	+ 31,7	+ 36,4	+ 12,1	+ 23,2
Provinz Brandenburg	+ 14,6	+ 9,9	+ 6,6	+ 16,3	+ 20,9	+ 19,3
- Pommern	+ 5,3	+ 10,4	— 4,5	+ 2,0	+ 6,9	+ 7,5
- Posen	+ 3,6	+ 11,7	+ 1,4	+ 4,2	+ 8,6	+ 6,4
- Schlesien	+ 9,0	+ 8,3	+ 5,1	+ 5,4	+ 8,8	+ 11,1
- Sachsen	+ 7,7	+ 12,7	+ 9,8	+ 12,1	+ 9,0	+ 9,7
- Schleswig-Holstein	+ 6,7	+ 9,6	+ 4,1	+ 11,3	+ 10,7	+ 15,1
- Hannover	+ 6,8	+ 9,9	+ 4,9	+ 9,5	+ 12,2	+ 13,4
- Westfalen	+ 17,7	+ 13,9	+ 15,2	+ 19,3	+ 21,3	+ 33,1
- Hessen-Nassau	+ 11,8	+ 11,4	+ 4,8	+ 8,8	+ 10,8	+ 15,4
- Rheinland	+ 15,3	+ 13,7	+ 12,9	+ 16,2	+ 16,3	+ 24,0
Hohenzollern	+ 3,4	+ 3,5	— 2,7	— 1,9	— 1,0	+ 3,1
Bayern, rechtsrheinisch	+ 6,7	+ 10,1	+ 5,0	+ 6,0	+ 7,5	+ 11,2
— Pfalz	+ 8,3	+ 10,9	+ 5,6	+ 9,0	+ 10,1	+ 16,4
Württemberg	+ 8,5	+ 9,3	+ 2,4	+ 4,1	+ 4,3	+ 8,0
Baden	+ 7,7	+ 8,2	+ 3,9	+ 6,9	+ 8,0	+ 15,7
Hessen	+ 9,0	+ 11,4	+ 4,3	+ 7,4	+ 9,1	+ 15,1
Elsaß-Lothringen	— 2,9	+ 4,5	— 0,3	+ 4,9	+ 4,6	+ 9,1
Königreich Sachsen	+ 19,2	+ 14,8	+ 13,6	+ 19,2	+ 15,6	+ 20,8
Thüringen	+ 7,4	+ 12,4	+ 7,3	+ 9,4	+ 10,2	+ 12,7
Braunschweig und Anhalt	+ 12,1	+ 14,6	+ 12,9	+ 17,0	+ 15,1	+ 14,5
Waldeck	— 6,7	+ 6,4	+ 0,2	+ 2,5	+ 1,7	+ 0,5
Reide Lippe	+ 4,1	+ 13,3	+ 6,1	+ 8,8	+ 10,0	+ 7,1
Mecklenburg-Schwerin	— 1,8	+ 8,2	— 0,7	+ 1,1	+ 6,5	+ 3,5
— -Strelitz	— 3,4	+ 9,4	— 3,8	— 0,8	+ 7,1	+ 2,1
Oldenburg	+ 3,7	+ 11,0	+ 2,4	+ 7,7	+ 10,3	+ 12,8
Lübeck	+ 21,8	+ 22,1	+ 12,5	+ 24,5	+ 17,1	+ 20,9
Bremen	+ 37,4	+ 19,4	+ 11,1	+ 17,1	+ 16,9	+ 26,9
Hamburg	+ 34,1	+ 30,9	+ 26,6	+ 36,4	+ 18,1	+ 23,9
Deutsches Reich	**+ 10,0**	**+ 11,4**	**+ 7,0**	**+ 10,7**	**+ 11,2**	**+ 15,0**

Im Wachstum der Bevölkerung steht Deutschland im 19. Jahrh. mit einer durchschnittlichen jährlichen Zunahme von 9,8 pro Tausend in Europa nur hinter Serbien (19,9), England und Wales (13,1), Finnland (11,5) und Schottland (10,3) zurück; im letzten Jahrzehnt hat es mit 13,2 pro Tausend auch diese Staaten überflügelt und ist nur von den Niederlanden (14) und Norwegen (13,9) überholt worden.


NORD-
SEE
Seeland
Fünen
Laaland
Fehmarn
Helgoland
Kopenhagen
Malmö
Kiel
Lübeck
Rostock
Hamburg
Bremen
Verden
Hannover
Braunschweig
Magdeburg
Halle
Leipzig
Dessau
Berlin
Potsdam
Münster
Osnabrück
Bielefeld
Paderborn
Kassel
Göttingen
Hildesheim
Celle
Lüneburger Heide
Altmark
Priegnitz
Mecklenburg
Seenplatte
Zuider See
Groningen
Emden
Leer
Oldenburg
Wilhelmshaven
Cuxhaven
Bremerhaven
Harburg
Lüneburg
Elbe
Weser
Ems
Rhein
Aachen
Köln
Bonn
Koblenz
Trier
Metz
Luxemburg
Nancy
Saarbrücken
Mainz
Frankfurt
Darmstadt
Wiesbaden
Karlsruhe
Straßburg
Freiburg
Basel
Konstanz
Bodensee
Stuttgart
Ulm
Augsburg
München
Landshut
Passau
Salzburg
Nürnberg
Fürth
Würzburg
Bamberg
Coburg
Erfurt
Jena
Weimar
Gera
Chemnitz
Dresden
Leipzig
Karlsbad
Pilsen
Eger
Amberg
Regensburg
Ingolstadt
Ansbach
Hof
Fulda
Hanau
Wetzlar
Siegen
Hagen
Dortmund
Bochum
Essen
Duisburg
Düsseldorf
Krefeld
Aachen
Lüttich
Verviers
Eifel
Taunus
Westerwald
Sauerland
Teutoburger Wald
Thüringer Wald
Fränkische Alb
Schwäbische Alb
Schwarzwald
Vogesen
Pfalz
Lothringen
Hessen
Franken
Schwaben
Bayerisches Hochland
Böhmerwald
Bayerischer Wald
Erzgebirge
Harz
Teutoburger Wald
Wesergebirge
Deister
Solling
Hils
Ems
Weser
Elbe
Saale
Havel
Spree
Oder
Neiße
Donau
Rhein
Main
Neckar
Mosel
Lahn
Lippe
Ruhr
Inn
Isar
Lech
Iller
Bodensee
Zürich
Innsbruck
Salzburg
Linz
Wien
Prag
Pilsen
Karlsbad
Eger
Chemnitz
Dresden
Leipzig
Halle
Magdeburg
Braunschweig
Hannover
Bremen
Hamburg
Lübeck
Rostock
Stettin
Berlin
Potsdam
Frankfurt a. O.
Cottbus
Posen
Breslau
Glogau
Liegnitz
Görlitz
Zittau
Brünn
Olmütz
Troppau
Ratibor
Oppeln
Kattowitz
Beuthen
Gleiwitz
Hindenburg
Tarnowitz
Krakau
Lemberg
Przemysl
Tarnopol
Stanislau
Czernowitz
Kolomea
Sereth
Pruth
Dniester
Kamenez-Podolsk
Proskurow
Shitomir
Kiew
Tschernigow
Poltawa
Charkow
Kursk
Orel
Tula
Moskau
Smolensk
Mogilew
Gomel
Brjansk
Rjasan
Wladimir
Nischni-Nowgorod
Kasan
Saratow
Samara
Orenburg
Ufa
Perm
Jekaterinburg
Tjumen
Omsk
Barnaul
Tomsk
Krasnojarsk
Irkutsk
Jakutsk
Wilui
Lena
Jenisej
Ob
Irtysch
Tobol
Ural
Kaspisches Meer
Aralsee
Balchaschsee
Issykkul
Tschu
Syr-Darja
Amu-Darja
Kara-Kum
Kyzyl-Kum
Taschkent
Samarkand
Buchara
Chiwa
Aschabad
Merw
Kabul
Herat
Kandahar
Ghazni
Peschawar
Lahore
Multan
Delhi
Agra
Allahabad
Benares
Patna
Kalkutta
Gangesdelta
Brahmaputra
Assam
Birma
Irawadi
Mandalay
Rangun
Andamanen
Nikobaren
Malakka
Singapur
Sumatra
Java
Borneo
Celebes
Molukken
Neuguinea
Bismarck-Archipel
Salomonen
Neuhebriden
Neukaledonien
Neuseeland
Nordinsel
Südinsel
Tasmanien
Australien
Great Victoria Desert
Gibsonwüste
Sandwüste
Simpsonwüste
Great Sandy Desert
Tanami-Wüste
Arnhemland
Carpentariagolf
Torresstraße
Coralsee
Tasmansee
Südsee
Stiller Ozean
Indischer Ozean
Arabisches Meer
Bengalischer Golf
Andamanensee
Malakkastraße
Sundastraße
Javasee
Timorsee
Arafurasee
Banda-See
Celebessee
Molukkensee
Philippinensee
Südchinesisches Meer
Ostchinesisches Meer
Gelbes Meer
Japanisches Meer
Japan
Honschu
Hokkaido
Kiuschu
Schikoku
Tokio
Yokohama
Nagoya
Osaka
Kobe
Kioto
Hiroshima
Nagasaki
Sapporo
Hakodate
Aomori
Sendai
Niigata
Kanazawa
Fukui
Shizuoka
Kofu
Nagano
Gifu
Tsu
Wakayama
Tottori
Matsue
Okayama
Kochi
Matsuyama
Tokushima
Fukuoka
Saga
Kumamoto
Oita
Miyazaki
Kagoshima
Naha
Okinawa
Formosa
Taihoku
Taihoku
Taichu
Tainan
Takao
Hongkong
Kanton
Macao
Amoy
Foochow
Wenchow
Ningpo
Schanghai
Nanking
Tschinkiang
Yangtsekiang
Hwangho
Tientsin
Peking
Paotingfu
Schantung
Schantung-Halbinsel
Kiautschou
Tsingtau
Weihaiwei
Port Arthur
Dalny
Mukden
Kirin
Changchun
Harbin
Girin
Wladiwostok
Nikolajewsk
Sachalin
Kamtschatka
Petropawlowsk
Beringsmeer
Beringstraße
Alaska
Aleuten
Unimak
Kodiak
Sitka
Juneau
Skagway
Dawson
Yukon
Mackenzie
Great Bear Lake
Great Slave Lake
Athabasca
Peace River
Fort Simpson
Fort Norman
Fort Good Hope
Fort Resolution
Fort Smith
Fort Chipewyan
Fort Vermilion
Fort Liard
Fort Providence
Fort Rae
Fort Simpson
Fort Wrigley
Fort Nelson
Fort St. John
Dawson Creek
Prince George
Prince Rupert
Vancouver
Victoria
Nanaimo
Kamloops
Revelstoke
Nelson
Cranbrook
Fernie
Crowsnest Pass
Lethbridge
Medicine Hat
Calgary
Banff
Edmonton
Jasper
Saskatoon
Prince Albert
Regina
Moose Jaw
Swift Current
Battleford
Yorkton
Brandon
Portage la Prairie
Winnipeg
Selkirk
Lake Winnipeg
Lake Manitoba
Lake Winnipegosis
Lake of the Woods
Kenora
Fort Frances
Port Arthur
Fort William
Thunder Bay
Sault Ste. Marie
Michipicoten
Nipigon
Lake Nipigon
Lake Superior
Lake Michigan
Lake Huron
Lake Erie
Lake Ontario
Georgian Bay
Manitoulin Island
Sudbury
North Bay
Timmins
Cochrane
Kapuskasing
Hearst
Moosonee
Moose Factory
James Bay
Hudson Bay
Hudson Strait
Ungava Bay
Labrador
Newfoundland
St. John's
Gander
Grand Falls
Corner Brook
Port aux Basques
Cape Breton Island
Sydney
Glace Bay
Louisbourg
Halifax
Dartmouth
Truro
Amherst
Moncton
Saint John
Fredericton
Woodstock
Edmundston
Campbellton
Bathurst
Chatham
Newcastle
Miramichi
Gaspé
Gaspé Peninsula
Percé
Rimouski
Matane
Mont-Joli
Rivière du Loup
Trois-Pistoles
Baie-Comeau
Sept-Îles
Anticosti
Magdalen Islands
Prince Edward Island
Charlottetown
Summerside
Quebec
Lévis
Sainte-Anne-de-Beaupré
Montmorency Falls
Trois-Rivières
Shawinigan
Grand-Mère
La Tuque
Roberval
Lac Saint-Jean
Chicoutimi
Jonquière
Alma
Dolbeau
Mistassini
Lake Mistassini
Abitibi
Lake Abitibi
Rouyn
Noranda
Val-d'Or
Amos
La Sarre
Témiscamingue
Lake Témiscamingue
Ottawa
Hull
Gatineau
Pembroke
Arnprior
Renfrew
Carleton Place
Perth
Smiths Falls
Brockville
Prescott
Cornwall
Alexandria
Lachute
Saint-Jérôme
Sainte-Agathe-des-Monts
Mont-Laurier
Montreal
Saint-Lambert
Longueuil
Saint-Hyacinthe
Sorel
Drummondville
Victoriaville
Thetford Mines
Asbestos
Sherbrooke
Magog
Granby
Saint-Jean
Huntingdon
Valleyfield
Beauharnois
Salaberry-de-Valleyfield
Châteauguay
Lachine
Saint-Laurent
Saint-Eustache
Saint-Jérôme
Joliette
Berthierville
Lanoraie
Repentigny
Saint-Sulpice
Lavaltrie
Contrecoeur
Varennes
Verchères
Boucherville
Saint-Bruno
Chambly
Saint-Jean
Iberville
Saint-Rémi
Napierville
Huntingdon
Valleyfield
Beauharnois
Salaberry-de-Valleyfield
Châteauguay
Lachine
Saint-Laurent
Saint-Eustache
Saint-Jérôme
Joliette
Berthierville
Lanoraie
Repentigny
Saint-Sulpice
Lavaltrie
Contrecoeur
Varennes
Verchères
Boucherville
Saint-Bruno
Chambly
Saint-Jean
Iberville
Saint-Rémi
Napierville

BEVÖLKERUNGS-DICHTIGKEIT IM DEUTSCHEN REICH.

Nach der Volkszählung von 1900.

Maßstab 1 : 4600000

0 50 100 150 Kilometer

Einwohner auf 1 □ Kilometer :

(ausschließlich d. Orte von über 20000 Einw.)

unter 25	75 - 100
25 - 50	100 - 125
50 - 75	125 - 150
über 150	

Die Karte enthält sämtliche Orte d. Deutschen Reichs von über 5000 Einwohnern in 5 Klassen : ◉ *über 100000 Einw.* ◉ *50000-100000,* ● *25000-50000,* ◉ *10000-25000,* ○ *5000-10000 Einw.*

Volkszählung	unter 10	10—20	20—40	40—70	über 70
1900	244	198	301	229	28
1890	242	207	289	234	28
1880	253	196	289	237	25
1871	242	195	297	241	25

[Wohnhäuser, Haushaltungen.] Die Zahl der bewohnten Wohnhäuser und andrer bewohnter Räumlichkeiten wurde 1900 auf 6,321,292 ermittelt, davon waren 6,232,114 bewohnte Wohnhäuser, 71,726 andre zum Wohnen dienende Gebäude, 2657 feststehende Zelte, Hütten, Buden und 14,795 (bewegliche) Wagen, Schiffe, Flöße ꝛc.; unbewohnt waren außerdem 139,536 Wohngebäude. Haushaltungen waren 12,260,012 vorhanden, und zwar 11,308,081 gewöhnliche Haushaltungen von 2 und mehr Personen, 870,601 einzeln lebende selbständige Personen und 81,330 Anstalten. Es kommen:

in den Jahren	auf ein bewohntes Gebäude: Personen	auf ein bewohntes Gebäude: Haushalte	auf einen Haushalt Personen	Einzellebende unter 100: Haushalten	Einzellebende unter 100: Einwohnern
1871	7,70	1,64	4,69	6,13	1,30
1880	8,00	1,71	4,69	6,26	1,34
1890	8,45	1,82	4,66	7,04	1,51
1900	8,92	1,94	4,59	7,10	1,54

[Bewegung der Bevölkerung.] In D. wurden 1901: 468,329 Ehen geschlossen, auf 1000 der mittlern Bevölkerung 8,3; 1872 war die Ziffer 10,3 und 1881 nur 7,5, erst mit dem nächsten Jahr erhob sich die Eheschließungsziffer wieder und stieg seitdem mit zwei Unterbrechungen in den Jahren 1887 und 1888 sowie 1892 u. 1893 (s. nebenstehende Tabelle). Nimmt man das heiratsfähige Alter gleichmäßig vom vollendeten 15. Lebensjahr an (ohne Rücksicht auf die reichsgesetzliche Ehemündigkeit: vollendetes 21., bez. 16. Lebensjahr), so ergibt sich eine Heiratsfrequenz von etwa 54, d. h. von 1000 heiratsfähigen, über 15jährigen unverheirateten Personen heiraten in einem Jahre 54; beim männlichen Geschlecht für sich sind es jedoch 59 gegen 52 beim weiblichen, weil letzteres in diesen Altersklassen entsprechend stärker vertreten ist. In Ungarn ist die Heiratsfrequenz bedeutend höher (81,4), in Irland dagegen beträchtlich niedriger (25,8).

Die Zahl der Geborenen war im Jahresdurchschnitte der Periode 1892/1901: 1,983,576, d. h. 37,2 auf 1000 der mittlern Bevölkerung, gegen 40,9 pro Tausend im Jahrzehnt 1872/81; 1901 wurden 2,097,838 (36,9 pro Tausend) Kinder geboren, abgesehen von 1900 (mit 36,8 pro Tausend) relativ am wenigsten seit 1871 gegenüber der Höchstziffer von 42,6 pro Tausend im J. 1878. Unehelich geboren sind im Durchschnitte des Jahrzehnts 1892—1901 jährlich 179,803 oder 9,06 Proz. der Geborenen überhaupt, in Bayern r. d. Rh. 14,9 Proz. (vor vier Jahrzehnten noch 20 Proz.), fast ebenso hoch in Berlin (14,7 Proz.), noch über 12 Proz. in Sachsen, Mecklenburg, Sachsen-Meiningen und Reuß j. L., dagegen in der Rheinprovinz und Westfalen nur 3,9 und 2,6 Proz., in Oldenburg, Bremen, Posen, Hessen-Nassau und Hannover unter 7 Proz. Totgeboren waren in demselben Zeitraum durchschnittlich 64,066 oder 3,23 Proz. Obwohl mehr Knaben als Mädchen, im Deutschen Reich auf 100 Mädchen 106 Knaben, geboren werden, überwiegt in der Gesamtbevölkerung das weibliche Geschlecht, und zwar hauptsächlich infolge der höhern Säuglingssterblichkeit der Knaben.

Die Zahl der Gestorbenen (einschließlich der Totgebornen) betrug im Jahresdurchschnitte der Periode 1892/1901: 1,235,103, 1901: 1,240,014, d. h. 23,16, bez. 21,81 auf 1000 der mittlern Bevölkerung. Im Nordwesten Deutschlands ist die Sterblichkeitsziffer beträchtlich niedriger als im Osten und Süden des Reiches. Besonders hoch ist sie in den jüngsten Altersklassen, so daß im allgemeinen die Ziffer der Gesamtsterblichkeit da erhöht wird, wo die unterste Altersklasse stark vertreten, d. h. wo die Ziffer der Geborenen hoch ist. Im übrigen vgl. Art. »Sterblichkeit« und die dort abgedruckte (deutsche) Sterbetafel.

Als natürliche Bevölkerungsvermehrung (Überschuß der Zahl der Geborenen über die der Gestorbenen) ergibt sich im letzten Jahrzehnt eine Jahresziffer von 748,472 oder 14,04 auf 1000 der mittlern Bevölkerung, während die wirkliche Zunahme, wie sie aus den Volkszählungen hervorgeht, in der Regel eine wesentlich geringere ist und nur in größern Städten sowie zeitweise in einigen Industriebezirken den natürlichen Zuwachs übertrifft. 1896 und 1898 hatte der Geburtenüberschuß mit 815,783 und 846,871 (15,47, bez. 15,59 pro Tausend) infolge hoher Geburten- und niedriger Sterblichkeitsziffer eine Höhe, wie sie vorher in keinem Jahr erreicht wurde. Die Bewegung der Bevölkerung im verflossenen Jahrzehnt veranschaulicht folgende Tabelle:

Jahre	Auf 1000 der mittlern Bevölkerung jedes Jahres kamen: Eheschließungen	Geborne einschließlich Totgeborne	Gestorbene	mehr Geborne als Gestorbene	Unter 100 Gebornen waren: Uneheliche	Totgeborne
1892	7,93	36,94	25,31	11,63	9,14	3,29
1893	7,91	37,99	25,82	12,17	9,15	3,24
1894	7,95	37,09	23,52	13,57	9,36	3,31
1895	7,97	37,34	23,38	13,96	9,08	3,32
1896	8,19	37,54	22,07	15,47	9,36	3,28
1897	8,37	37,21	22,55	14,66	9,24	3,24
1898	8,45	37,37	21,78	15,59	9,12	3,21
1899	8,55	37,11	22,68	14,43	8,97	3,18
1900	8,51	36,79	23,23	13,56	8,72	3,13
1901	8,24	36,89	21,81	15,08	8,57	3,12
1892—1901	**8,21**	**37,20**	**23,16**	**14,04**	**9,06**	**3,25**

[Gebürtigkeit, innere Wanderungen.] Die Zahl der nicht an ihrem jeweiligen Wohnorte gebornen Einwohner ist sehr beträchtlich; im ganzen Reiche sind es etwa 40 Proz. der Bevölkerung, so daß 60 Proz. als ortsgebürtig verbleiben. In überwiegendem Maße stammen jene Elemente aus benachbarten Gemeinden und Landesteilen. Das Verhältnis ist aber in einigen Gebieten in charakteristischer Weise verschieden, und eine besondere Stellung nehmen die großen Städte ein, wo der Anteil der Eingebornen am niedrigsten ist, in Berlin beispielsweise 42, in München 38, Dresden 40, Hamburg 51, Charlottenburg nur 19,5 Proz. Von der gesamten Bevölkerung wurden innerhalb der Reichsgrenzen geboren: 55,529,229, im Auslande 829,599 oder 14,7 pro Tausend der Bevölkerung, gegen 10,5 in 1890 und 9,4 pro Tausend 1871.

Durch die Feststellung des Geburtsortes wird zugleich ein Einblick in die innere Wanderung der Bevölkerung ermöglicht. Die nachstehende Gliederung des Reiches in neun Bezirke bringt die innere Wanderung, den Zugang, Abgang und den hieraus sich ergebenden Gewinn oder Verlust zur Darstellung. Nach der Zählung von 1900 betrug:

bei der Gebietsgruppe:	der Zugang aus andern Reichsteilen	der Abgang nach andern Reichsteilen	der Gewinn (+) oder Verlust (—)
1) Ost- u. Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien	912 634	2 531 882	—1 619 248
2) Brandenburg mit Berlin	1 875 898	898 428	+ 977 470
3) Braunschweig, Anhalt, Provinz Sachsen	603 095	837 579	— 234 484
4) Hamburg, Schlesw.-Holst., Lübeck, Mecklenburg	700 060	492 269	+ 207 791
5) Bremen, Oldenburg, Lippe, Waldeck, Hannover und Hessen-Nassau	818 635	822 162	— 3 527
6) Westfalen, Rheinland	1 211 122	659 201	+ 551 921
7) Kgr. Sachsen, Thüringen	796 256	634 035	+ 162 221
8) Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, Hohenzollern	625 612	812 891	— 187 279
9) Elsaß-Lothringen	202 004	56 869	+ 145 135
Zusammen:	7 745 316	7 745 316	—

Fünf Gebiete sind es demnach, die wesentlich mehr Zuzug aus andern Teilen des Reiches erhalten, als sie Personen durch Fortzug abgeben, nämlich (Gruppe 2) Brandenburg mit der Hauptstadt Berlin, (4) Hamburg 2c., (6) Rheinland, (7) Königreich Sachsen und (9) Elsaß-Lothringen, wogegen vor allen die östlichen Provinzen, dann noch die Provinz Sachsen und Süddeutschland (Gruppe 8) in erheblichem Maße durch innere Wanderung verlieren.

[Auswanderung.] Im 19. Jahrh. sind drei Zeiträume für die Auswanderung von hervorragender Wichtigkeit. Der erste umfaßt die Jahre 1852—54, wo die Anziehungskraft der fremden Goldfelder 2c. wirkte; der zweite begann mit dem Jahr 1866 und dauerte bis 1873, das sind die Jahre nach den Kriegen von 1866 und 1870/71; der dritte Zeitraum endlich wurde 1880 eröffnet, erreichte 1881 (mit 220,902 nachgewiesenen deutschen Auswanderern) seinen Höhepunkt und endete 1892. Für die erste und zweite Periode wurden durchschnittlich jährlich etwa 100,000 deutsche Auswanderer nach überseeischen Ländern nachgewiesen, in der dritten Periode (1880—92) jedoch sogar über 130,000 durchschnittlich jährlich. Seit 1893 ist die überseeische Auswanderung von 87,677 Personen sehr schnell zurückgegangen und betrug 1902 nur 32,098. Von letztern wurden 13,960 Personen über Bremen, 9570 über Hamburg, der Rest über fremde Häfen (5792 über Antwerpen, 2278 über Holland) befördert. Ziel der Auswanderung waren für 29,211 Personen die Vereinigten Staaten von Amerika, für 807 Brasilien, für 235 Australien. Weiteres s. Auswanderung, S. 179. Die Beförderung nichtdeutscher Auswanderer, besonders Russen, Ungarn und Österreicher, über deutsche Häfen belief sich 1902 auf 221,432 (1901 nur 166,626) Personen; davon nahmen 129,369 den Weg über Bremen, 92,063 den über Hamburg.

[Bilanz der Bevölkerung.] In der jüngsten Zählperiode 1895–1900 betrug die Volkszunahme 4,087,277 Seelen, eine Ziffer, die zum erstenmal seit 1871 höher ist als die natürliche Vermehrung (Überschuß der Zahl der Geborner über die der Gestorbenen). In dem Zeitraum zwischen den beiden letzten Volkszählungen war nämlich die Zahl der

Gebornen (einschl. der Totgebornen)	10 094 099
Gestorbenen	6 100 947
somit Geburtenüberschuß	3 993 152

Hält man daneben die tatsächliche Zunahme von 4,087,277, so ergibt sich mit 94,125 Personen der Gewinn der Reiches durch Wanderungen; hiervon kommen 81,481 auf das männliche und 12,644 auf das weibliche Geschlecht, also mehr männliche Personen.

Durchschnittlich jährlich betrug pro Tausend der mittlern Bevölkerung:

in der Periode	die Bevölkerungszunahme	der Geburtenüberschuß	Verlust (—) oder Gewinn (+) durch Wanderungen
1871— 75	10,0	11,9	— 1,9
1875— 80	11,4	13,1	— 1,7
1880— 85	7,0	11,3	— 4,3
1885— 90	10,7	12,1	— 1,4
1890— 95	11,2	13,0	— 1,8
1895—1900	15,0	14,7	+ 0,3

In der Periode 1880—85 war der Geburtenüberschuß am niedrigsten und dazu der Wanderungsverlust am bedeutendsten.

[Wohnplätze, Städte.] D. hat etwa 79,000 Ortschaften oder Gemeinden, darunter (1900) 3397 Städte (Orte mit 2000 und mehr Einwohnern), von denen nur eine über 1 Mill. Einw. zählt. Über 100,000 Einw. hatten 1900: 32 Städte (vgl. nebenstehende Übersicht), 40 gab es mit 50,000—100,000. Ferner gab es 194 mit 20—50,000 (darunter 20 Landgemeinden: Altendorf, Altenessen, Beeck, Bismarck i. W., Borbeck, Bottrop, Buer, Deutsch-Wilmersdorf, Groß-Lichterfelde, Hamborn, Lichtenberg, Löbtau, Neunkirchen (Regbez. Trier), Neu-Weißensee, Pankow, Schalke, Steglitz, Ückendorf, Wanne, Zaborze), 864 mit 5—20,000, endlich 2269 mit 2—5000. Unter diesen Städten befinden sich eine Reihe ländlicher Orte, während historische (politische) Städte häufig sogar zurückgegangen sind und z. T. auch ihren städtischen Charakter verloren haben. Doch gibt es noch eine größere Zahl von Städten mit weniger als 1000 Einw.; ja 14 haben weniger als 500 Einw., darunter die 3 kleinsten: Hauenstein (badischer Kreis Waldshut) 191, Zavelstein (württembergischer Schwarzwaldkreis) 293, Fürstenberg (badischer Kreis Villingen) 304.

Folgende Städte hatten 1900 mehr als 100,000 Einw., daneben die Bevölkerungszahl von 1890; die durch Eingemeindung benachbarter Orte 1895—1900 gewachsenen Städte sind durch ein * bezeichnet.

	1900	1890		1900	1890
Berlin	1 888 848	1 578 794	Stuttgart	176 699	139 817
Hamburg	705 738	569 260	Bremen	163 297	130 867
*München	499 932	350 594	Altona	161 501	143 241
Leipzig	456 124	357 122	Elberfeld	156 966	125 899
Breslau	422 709	335 186	*Halle a. S.	156 609	101 401
*Dresden[1]	396 146	276 522	Straßburg	151 041	123 500
Köln	372 529	281 681	*Dortmund	142 733	89 663
*Frankfurt	288 989	179 985	Barmen	141 944	116 144
*Nürnberg	261 081	142 590	*Mannheim	141 131	79 058
Hannover	235 649	174 455	Danzig	140 563	120 338
Magdeburg	229 667	202 234	*Aachen	135 245	103 470
Düsseldorf	213 711	144 642	Braunschweig	128 226	101 047
*Stettin	210 702	116 228	*Kiel[2]	121 824	69 172
Chemnitz	206 913	138 954	Essen	118 862	78 706
Königsberg	189 483	161 666	*Posen	117 033	69 627
Charlottenburg	189 305	76 859	Krefeld	106 893	105 376
			Kassel	106 034	72 477

[1] Mit Einrechnung späterer Einverleibungen 476,261 Einw.
[2] 1902 nach Einverleibung mehrerer Vororte.

Die örtliche Anhäufung vollzieht sich in deutlicher Weise etwa seit 1861 und seit 1867 in gesteigertem Maß, wie die Übersicht auf S. 771 ergibt. 1867 wohnten 34,3 Proz. der Bevölkerung in Orten mit 2000 und mehr Einwohnern, 1880 bereits 41,4 Proz. und 1900: 54,3 Proz. Davon entfielen im J. 1900 auf Großstädte 16,19 Proz. der Gesamtbevölkerung (1867 nur 4,13 Proz.), auf Mittelstädte 12,81 Proz. (1867: 6,83), auf Kleinstädte 13,45 Proz. (1867: 10,81), auf Landstädte 12,09 Proz. (1867: 12,51 Proz.).

Volkszählung	Großstädte (100,000 u. mehr Einw.) Anzahl	Einwohner	Mittelstädte (20—100,000 Einw.) Anzahl	Einwohner	Kleinstädte (5—20,000 Einw.) Anzahl	Einwohner	Landstädte (2—5000 Einw.) Anzahl	Einwohner	Städte überhaupt (2000 u. mehr Einw.) Anzahl	Einwohner	Landorte (unter 2000 Einw.) Einwohner
1867	7	1657517	64	2740832	497	4336125	1712	5017092	2280	13751566	26341588
1871	8	1968537	75	3147272	529	4588364	1757	5190801	2369	14894974	26163818
1880	14	3273144	102	4027085	641	5671325	1950	5748976	2707	18720530	26513531
1890	26	6314268	130	4674786	721	6321752	1992	5931186	2869	23241992	26186478
1900	33	9120280	194	7111447	864	7585495	2269	6815853	3360	30633075	25734103

In dem Zeitraum 1867—75 verringerte sich die Bevölkerungszahl der Gemeinden unter 2000 Einw. um 271,400 Köpfe, stieg dann bis 1880 um 443,343 Köpfe und hat seitdem wieder beträchtlich abgenommen, nämlich um 779,428 Köpfe.

[Beruf.] Die Berufszählung vom 14. Juni 1895 ergab eine Bevölkerung von 51,770,284 Seelen. Ein Vergleich mit der Aufnahme von 1882 (der ersten umfassenden Berufszählung im Deutschen Reich) zeigt folgendes summarische Bild:

Hauptgruppen	1895 absolut	1895 Proz. der Bevölk.	1882 absolut	1882 Proz. der Bevölk.
1) Erwerbstätige	20780875	40,12	17632008	38,99
2) Dienende	1339316	2,59	1324924	2,93
3) Angehörige	27517285	53,13	24910695	55,08
4) Berufslose Selbstd.	2142808	4,14	1354486	3,00

Die Bevölkerung gliedert sich nach Berufsabteilungen in folgende Hauptgruppen:

Berufsabteilungen	Erwerbstätige im Hauptberuf absolut	Proz.	Dienende absolut	Proz.	Angehörige absolut	Proz.	Zusammen absolut	Proz.
A. Land- und Forstwirtschaft, Tierzucht, Fischerei	8292692	36,19	374697	27,98	9833918	35,74	18501307	35,74
B. Bergbau u. Hüttenwesen, Industrie u. Bauwesen	8281220	36,14	320134	23,90	11651887	42,34	20253241	39,12
C. Handel und Verkehr	2338511	10,21	283977	21,20	3344358	12,15	5966846	11,52
D. Häusliche Dienste	432491	1,89	1270	0,10	453046	1,65	886807	1,71
E. Armee, Hof-, Staats-, Gemeinde-, Kirchendienst, freie Berufe	1425961	6,22	191122	14,27	1217931	4,43	2835014	5,48
F. Ohne Beruf und Berufsangabe	2142808	9,35	168116	12,56	1016145	3,69	3327069	6,43
Zusammen:	22913683	100	1339316	100	27517285	100	51770284	100

Das Verhältnis der Selbständigen, Angestellten und Hilfspersonen zueinander ist in den drei ersten Berufsabteilungen sehr verschieden, wie die Tabelle zeigt:

Berufsstellung		Erwerbstätige im Hauptberuf	Deren Dienstboten	Deren Angehörige
A. Landwirtschaft	Selbständige	2568725	349693	6550403
	Angestellte	96173	12751	142300
	Hilfspersonen	5627794	12253	3141215
B. Industrie	Selbständige	2061764	268255	4222945
	Angestellte	263745	27267	460130
	Hilfspersonen	5955711	24612	6968812
C. Handel	Selbständige	843557	244992	1729244
	Angestellte	261907	29504	326205
	Hilfspersonen	1233047	9481	1288909

Es gehören demnach in Landwirtschaft, Industrie und Handel nahezu ein Drittel der Erwerbstätigen den Selbständigen, etwas über zwei Drittel den Abhängigen an. Seit 1882 hat in der Landwirtschaft die Zahl der Selbständigen zu-, in den andern Berufsabteilungen abgenommen. Insgesamt zählte man 5,5 Mill. Personen (10,5 Proz.), die ihren Beruf selbständig ausübten. Die meisten Selbständigen waren im Alter von 30—50 Jahren (48,9 Proz.), sodann im Alter von 50—70 Jahren (32,9 Proz.). Die größte Zahl von Angestellten und Arbeitern wiesen die Altersklassen 30—50 Jahre (27,9 Proz.), 20—30 Jahre (32,4 Proz.) und 16—20 Jahre (18,7 Proz.) auf. Bei den häuslichen Dienstboten fiel der stärkste Anteil auf die Altersklassen 20—30 Jahre (36,3 Proz.) und 16—20 Jahre (27,8 Proz.) Bei den Erwerbstätigen überhaupt waren die Altersklassen 30—50 Jahre mit 32,5 Proz. und 20—30 Jahre mit 27,3 Proz. vertreten. Unter den Selbständigen weiblichen Geschlechts standen 54,4 Proz. im Alter von 20—50 Jahren, unter den Arbeiterinnen 53,5 Proz., unter den häuslichen Dienstboten 50,2 Proz. Von den Selbständigen überhaupt waren 84,2 Proz. verheiratet oder waren es gewesen, die entsprechenden Zahlen für Angestellte und Arbeiter sind 39,4 Proz. und für häusliche Dienstboten 10,5 Proz. Unter den Erwerbstätigen waren 70,2 Proz. männlichen und 29,8 Proz. weiblichen Geschlechts. Unter den Berufsarten im Bereich von Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr waren folgende die wichtigsten:

Berufsart	Ernährte Bevölkerung	Proz.	Erwerbstätige	Proz.
Landwirtschaft	17815187	34,4	8045441	42,5
Warenhandel	2364511	4,6	997270	5,3
Maurer	1321188	2,6	485379	2,6
Kohlenförderung	1078094	2,1	326047	1,7
Bauunternehmung	1076441	2,1	387607	2,5
Schuhmacher	1063721	2,1	402186	2,1
Eisenbahnbetrieb	969060	1,9	262718	1,4
Beherbergung, Schankwirtschaft	954857	1,8	492663	2,6
Tischler	933565	1,8	357108	1,9
Schneider	917708	1,8	458629	2,4
Weber	894016	1,7	435400	2,3
Schlosser	672322	1,3	295700	1,6
Zimmerer	583117	1,1	200154	1,1
Schmiede	529743	1,0	195167	1,1
Bäcker	495402	1,0	218502	1,2
Hüttenbetrieb	476953	0,9	149363	0,8
Ziegelei	458057	0,9	183911	1,0
Fleischer	424245	0,8	176671	0,9
Maschinenindustrie	411337	0,8	146660	0,8

Bezeichnend für die deutsche Landwirtschaft ist, daß der Kleinbetrieb (2—20 Hektar) und der bäuerliche Betrieb (20—100 Hektar) vorherrschend sind, da sie 70 Proz. der landwirtschaftlichen Fläche einnehmen. In betreff der Form der Bewirtschaftung ergibt sich, daß vornehmlich die bäuerlichen Betriebe (20—100 Hektar) von ihren Eigentümern bewirtschaftet werden. Das Pachtland betrug beim Großbetrieb 19,2 Proz., beim bäuerlichen 7,3, beim Kleinbetrieb 10,1 und beim Parzellenbetrieb (unter 2 Hektar) 24,8 Proz. der Gesamtfläche. Die Verteilung der landwirtschaftlichen Betriebe im Deutschen Reiche nach den hauptsächlichsten Größenklassen zeigt die folgende Übersicht.

Landwirtschaft	Unter 2 Hektar	2—20 Hektar	20—100 Hektar	100 und mehr Hektar
Zahl der Betriebe	3236367	2015122	281767	25061
Gesamtfläche in Hektar	2415914	16679731	13157201	11031896
Landwirtschaftliche Fläche in Hektar	1808444	13007859	9869837	7831801
Diese in Prozenten der Gesamtfläche	74,9	78,0	75,0	71,0
Gesamtfläche in Prozenten	5,6	38,5	30,4	25,5
Landwirtschaftliche Fläche in Prozenten	5,6	40,0	30,3	24,1
Auf einen Betrieb kommt Gesamtfläche in Hektar	0,75	8	47	440

In der Industrie und dem Bergbau wurden zusammen 2,146,972 Hauptbetriebe mit 8,000,503 Erwerbstätigen gezählt. Die höchste Zahl der Betriebe, aber jeder mit nur 1—3 Erwerbstätigen, zeigt sich bei den Handwerken, wie Schneiderei, Schuhmacherei, Tischlerei, Bäckerei ꝛc. Die wenigsten Betriebe, aber die meisten Erwerbstätigen im einzelnen Betrieb finden sich im Bergbau (in 312 Betrieben 258,380 Erwerbstätige), der Eisen- und Stahlfabrikation (in 432 Betrieben 118,226 Erwerbstätige) und der Maschinenindustrie (in 4774 Betrieben 170,253 Erwerbstätige). Wenn man als Kleinbetriebe solche mit 1—5 Personen, als Mittelbetriebe solche mit 6—50 Personen und als Großbetriebe die mit mehr Personen bezeichnet, so gab es 1,989,572 Kleinbetriebe (92,6 Proz.), 139,459 Mittelbetriebe (6,5 Proz.) und 17,941 Großbetriebe (0,9 Proz.). Ganz verschieden war jedoch das Verhältnis aller drei Gattungen, wenn man die Zahl der dabei beteiligten Erwerbstätigen ins Auge faßt; da waren in den Kleinbetrieben nur 3,191,125 Personen (39,9 Proz.), in Mittel- und Großbetrieben bez. 1,902,049 (23,8 Proz.) und 2,907,329 (36,3 Proz., in diesen beiden zusammen also 60,1 Proz.) beschäftigt.

Im Handel wurden 635,209 Hauptbetriebe mit 1,332,993 darin tätigen Personen gezählt. Davon waren in Kleinbetrieben (mit 1 Person) 29,9 Proz., in mittlern (mit 2—5 Personen) 40,9 Proz. und in großen (mit 6 und mehr Personen) 29,2 Proz. der Erwerbstätigen beschäftigt. Vgl. die betreffenden Bände (Bd. 102—111) der »Statistik des Deutschen Reiches«; eine kritische Bearbeitung der Ergebnisse bietet Rauchberg, Die Berufs- und Gewerbezählung im Deutschen Reich vom 14. Juni 1895 (Berl. 1901).

Sprache und Volksstämme.

(Vgl. die »Karte der deutschen Mundarten« bei S. 742.)

Von der Bevölkerung des Deutschen Reiches sind, wie die bei der Volkszählung vom 1. Dez. 1900 angestellte Erhebung über die Muttersprache zeigt, nach reiner oder gemischter Abstammung 51,883,131 Deutsche (49,2 Proz. männlichen, 50,8 Proz. weiblichen Geschlechts), der Rest gehört vorwiegend nichtdeutschen Volksstämmen an. Durchaus deutsch sind die kleinern Bundesstaaten. Im Königreich Sachsen gibt es eine Anzahl Wenden. Unter den preußischen Provinzen haben Hessen-Nassau, Hannover und Sachsen (von vereinzelten Zuwanderungen abgesehen) eine rein deutsche Bevölkerung. Gering ist auch die Zahl der Nichtdeutschen in Pommern, Brandenburg, Westfalen und in der Rheinprovinz, ansehnlicher in Schleswig-Holstein (Dänen), Ost- und Westpreußen, Schlesien und Posen; in der letztern Provinz überwiegen die Nichtdeutschen (s. unten).

Das deutsche Volk scheidet sich durch Dialekt und Sitte, die sich selbst im Bau von Dorf, Gehöft und Haus ausspricht (s. Bauernhaus), in mehrere Stämme, die man in die nieder- und hochdeutschen Stämme einteilen kann. Erstere mit plattdeutscher Sprache sind die Bewohner des nördlichen Tieflandes und selbst eines Teiles des nordwestlichen Berglandes, letztere im übrigen D. verteilt. Zu den Niederdeutschen gehören die Friesen, Niederrheinländer, Westfalen und Niedersachsen, Nachkommen der alten Sachsenstämme, die ihre plattdeutsche Mundart auch über die ganze ursprünglich wendische Bevölkerung östlich der Elbe verbreitet haben. In der Mark Brandenburg, in Mecklenburg, Pommern und dem größern Teil von Ost- und Westpreußen ist gegenwärtig das Plattdeutsche herrschende Volkssprache. Die Friesen bewohnen von Ostfriesland bis Schleswig das Küstenland der Nordsee (auch Helgoland). 1900 sprachen noch 20,677 Personen friesisch, 550 daneben auch deutsch. Der Niederrheinländer, der vom Südende der Kölner Bucht und von den Erftquellen nördlich bis Wesel das westliche Grenzland bewohnt, hat überwiegend die deutsche Sprache angenommen, denn von den 80,361 Personen mit holländischer Sprache (davon 52,564 in der Rheinprovinz) müssen die meisten als Ausländer gelten. Der Westfale lebt in den Sauerländischen Gebirgen und in dem ebenen Münsterland, in Osnabrück und bis in die untern Weserberge nach Lippe hinein. Der Niedersachse, der Hannover, Schleswig-Holstein, Braunschweig bewohnt, hat vieles mit dem ihm verwandten Westfalen gemein.

Von Niedersachsen aus wurden einst die Mark, Mecklenburg und Pommern der slawischen Herrschaft entrissen und das ursprünglich wendische Land germanisiert. Auch die Provinzen Ost- und Westpreußen sind größtenteils durch die Niedersachsen dem Deutschtum zurückgewonnen, nur daß daselbst durch zahlreiche Einwanderungen aus Süddeutschland noch oberdeutsche Dialekte in eigentümlicher Mischung mit dem Niederdeutschen zu finden sind.

Im größern Teil Deutschlands herrscht hochdeutsche Sprache (vgl. Deutsche Sprache, S. 741 f.). Unter den hochdeutschen Stämmen sind der obersächsische, fränkische, alemannisch-schwäbische und bayrisch-österreichische die wichtigsten. Zum obersächsischen Stamme gehören die Thüringer und Harzbewohner, die bis zur Werra und Leine reichen, die Meißener im Königreich Sachsen (mit den deutschen Bewohnern des nordwestlichen Böhmen) und die Schlesier mit den Bewohnern der Sudeten und einzelner Teile der Provinz Posen. Anfänglich durch Eroberung, später auf friedlichem Weg ist die obersächsische Sprache im Laufe der Zeiten Herr über das bis zur Elbe und darüber bis zur Thüringischen Saale einst seßhafte wendisch-sorbische Volk geworden. Hier und da hat sich aber auch in Tracht und Sitte, wie in Altenburg, allenthalben aber noch in Fluß-, Orts- u. Flurbenennungen Wendisches erhalten. Westlich von Thüringen wohnen, mit den Sachsen verwandt, die Hessen.

Ausgedehnt ist das Gebiet des fränkischen Stammes, aber zerstückelt unter vielerlei Herrschaft. Sein Gebiet reicht vom Fichtelgebirge und Böhmerwald bis über den Rhein, von der Grenze Hessens und vom Rennstieg des Thüringer Waldes bis hinab gegen die Donau, bis zum Ries, ins Hohenlohische an der Jagst und am Kocher, am Rhein von Bonn bis hinauf zur nördlichen Grenze des Schwarzwaldes.

Auch der Franke hat sich im O. slawisches Blut assimiliert, und weit westwärts reichen noch slawische Namen. Zum fränkischen Stamme gehören die Oberpfälzer, deren Gebiet über den Böhmerwald bis nach Böhmen hineinreicht, die Ostfranken oder Franken schlechthin im Maingebiet und im obersten Gebiete der Werra und die Rheinfranken, zu denen auch die Rheinpfälzer bei Heidelberg und in der jenseitigen Rheinpfalz gehören. Im äußersten Westen schließt sich dem Rheinfranken der Niederlothringer an der Mosel bei Trier und in der Eifel an.

Einen dritten hochdeutschen Hauptstamm bilden die Alemannen und Schwaben. Die erstern wohnen im obern Schwarzwald, durch die Schweiz hin bis nach Vorarlberg und jenseit des Rheins im Elsaß bis auf die Höhe der Vogesen. Östlich und nordöstlich folgt der schwäbische Stamm; er reicht, wie der alte schwäbische Reichskreis, vom Kamm des Schwarzwaldes und vom Bodensee ostwärts bis zum Lech und Ries, vom Quellgebiete der Iller im S. bis zum Eintritte des Neckar in die malerischen Engen des Odenwaldes, bis an die Grenzen des Hohenloheschen.

Der vierte der großen hochdeutschen Stämme ist der bayrische, dem der ganze übrige deutsche Süden und Südosten (auch die Deutschen, die in dem Innern Böhmens und Mährens zwischen den Slawen leben) angehört. Wie der Schwabe, hängt auch der Bayer an seinem Dialekt, der, wenn auch abgeschliffen, im Mund aller Gesellschaftsschichten des Volkes ist. Über die deutsch redende Bevölkerung des Auslandes vgl. den Art. »Deutsches Volk« (mit Karte), S. 748.

Zu den Nichtdeutschen gehören, mit Einschluß der 779,000 Ausländer, von denen allerdings viele Deutsch als ihre Muttersprache angegeben haben, etwa 4,463,000 Personen, unter denen (von den als Deutsche geltenden Friesen abgesehen) 4,210,000 eine fremde (nichtdeutsche) Sprache reden und 252,000 daneben noch deutsch sprechen. 1900 hatte die fremdsprachige Bevölkerung folgende Ausdehnung; es sprachen:

	Personen		Personen
polnisch	3 086 489	deutsch und polnisch	169 634
masurisch	142 049	deutsch und masurisch	10 898
litauisch	106 305	deutsch und litauisch	9 214
kassubisch	100 213	deutsch und kassubisch	1 652
wendisch	93 032	deutsch und wendisch	23 779
mährisch	64 382	deutsch und mährisch	1 861
französisch	211 679	deutsch und französisch	9 356
dänisch	141 061	deutsch und dänisch	4 212
holländisch	80 361	deutsch und holländisch	4 512
italienisch	65 930	deutsch und italienisch	1 236

Von der fremdsprachlichen Bevölkerung entfällt nur ein kleiner Teil auf die außerpreußischen Bundesstaaten, nämlich mit Einschluß derer, die neben der fremden Sprache deutsch sprechen: 205,427 Franzosen in Elsaß-Lothringen, 47,009 Wenden und 17,931 Tschechen im Königreich Sachsen, 7139 Italiener und 5043 Tschechen in Bayern. Somit entfällt die überwiegende Mehrzahl der nichtdeutschen Bevölkerung auf das preußische Staatsgebiet. Die Polen wohnen in den Provinzen Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien, in geringer Zahl auch in Pommern (Köslin) und unterscheiden sich in Großpolen, Masuren, Kassuben und Lechen oder Wasserpolen. Die Großpolen findet man in der Provinz Posen, in Westpreußen östlich von der Weichsel und in einigen Kreisen des Regbez. Breslau; die Masuren im südlichen Ostpreußen; die Kassuben in Westpreußen westlich von der Weichsel und in unbedeutenden Resten in den pommerschen Kreisen Bütow, Lauenburg und Stolp; die Lechen oder Wasserpolen in Oberschlesien. In der Provinz Westpreußen finden wir zunächst die Kassuben, deren Sprache, ein Dialekt des Polnischen, dem Großpolen nicht recht verständlich ist. Sie bilden die Ureinwohner des Gebiets im W. von der Weichsel (Pomerellen). Als geschlossene Masse treten sie vorzüglich in der Mitte zwischen Brahe, Schwarzwasser und Ferse, ferner auf dem Plateau von Karthaus und nördlich bis an das Rhedatal sowie auf den Plateauinseln an der Putziger Wiek und auf der Halbinsel Hela (ohne den gleichnamigen Flecken) auf. Im O. von der Weichsel dehnt sich das polnische Sprachgebiet in West- und Ostpreußen längs der Südgrenze aus und reicht im N. bis an die Linie, die von Kulm über Lessen, Deutsch-Eylau, Osterode, Bischofsburg, Lötzen und Kowahlen zur Ostgrenze führt. Nördlich von dieser Linie sind mit Ausnahme der polnischen Sprachinsel des Kreises Stuhm die Polen nur vereinzelt. Die Polen nehmen demnach von Westpreußen das ehemalige Kulmer Land, in Ostpreußen dagegen den Kern der Seenplatte mit ihrer südlichen Abdachung ein; dort sind sie Großpolen und vorwiegend katholisch, hier Masuren und meist evangelisch bis auf die in den zum Ermeland gehörigen Kreisen Allenstein und Rössel angesessenen. Der Masure hat blonde Haare und blaue Augen. Seine Sprache unterscheidet sich vom Hochpolnischen wesentlich, wenn auch nicht so erheblich wie der Dialekt des Kassuben. Die Landbevölkerung ist in dem Umfang des ganzen eben bezeichneten Gebiets zu 80—90 Proz. eine polnische, die Stadtbevölkerung überwiegend eine deutsche. Die alten Preußen, die Ureinwohner der Provinz im O. der Weichsel, sind ausgestorben, und ihre Sprache ist erloschen; die in geringer Zahl auf der Kurischen Nehrung und bei Memel erhaltenen Kuren gehören zu den Letten. Dagegen haben sich die Litauer, wenngleich seit 1864 merklich abnehmend, in ziemlich großer Menge (116,000) erhalten; sie bilden die Mehrzahl der Landbewohner auf der nördlichen Seite der Memel, sind zahlreich auf der südlichen Seite des Stromes bis zur Linie Labiau-Pillkallen und finden sich in einigen Resten noch bis Goldap. Sie sind, wie die Masuren, evangelisch. In der Provinz Posen sind die Polen in der Mehrzahl; 1900 wurde bei 38,1 Proz. der Bevölkerung deutsch, bei 61,9 Proz. polnisch (darunter bei 10,556 Personen neben dem Deutschen) als Muttersprache angegeben. Sie bewohnen vorherrschend den östlichen Teil, während sie nach W. zu abnehmen und in den Grenzkreisen entschieden gegen die Deutschen zurücktreten. Im N. haben die Deutschen sich längs der Netze und von dieser bis zur Brahe und Warthe verbreitet; demnach bilden die Deutschen in allen südwestlichen, westlichen und nördlichen Grenzkreisen oder in den Grenzdistrikten von Fraustadt über Schwerin a. W. bis Bromberg die Mehrzahl. Eine Grenzlinie zwischen beiden Nationalitäten ist schwer zu ziehen. Gegen W. dringen die Polen dreimal zwischen den Deutschen in schmalen Streifen vor: im S. über das Obrabruch bis Bomst, in der Mitte auf der Südseite der Warthe bis Birnbaum und auf der Südseite der Netze an Filehne vorbei bis zur brandenburgischen Grenze. In den Städten der Provinz ist zuweilen fast die Hälfte der Bevölkerung polnisch. In Schlesien gibt es gleichfalls Slawen in nicht unbedeutender Menge: Polen (1900: 1,100,831 Köpfe, außerdem 81,084 mit zugleich deutscher Sprache) meist in Oberschlesien, Mährer (61,779) und Tschechen (16,420) in Ober- und Mittelschlesien und Wenden (26,743) im Regbez. Liegnitz in Verbindung mit dem wendischen Bezirk im Königreich Sachsen. Die Polen

überwiegen im Regbez. Oppeln, woselbst sie im O. von der Oder etwa 75 Proz. der Bevölkerung ausmachen; im W. von der Oder nehmen sie nach und nach ab und hören mit der Linie Ober-Glogau–Leobschütz fast ganz auf. Auf der rechten Seite der Oder zieht sich das Gebiet der Polen in den Regbez. Breslau hinein, woselbst sie noch in den Kreisen Namslau und Wartenberg die Mehrzahl bilden und im Kreis Brieg zum letztenmal die Oder berühren. Der höhere Arbeitslohn und die Nachfrage nach Arbeitskräften hat aber in neuerer Zeit viele Polen nach Westfalen, Rheinland, Sachsen und Brandenburg gezogen. Die Mährer wohnen im S. der Zinna in den Kreisen Ratibor und Leobschütz im Regbez. Oppeln und sind katholisch, ebenso wie die Tschechen in der Grafschaft Glatz (westlich von Reinerz); evangelisch sind nur ca. 7000, deren Vorfahren zur Zeit Friedrichs d. Gr. der Religion wegen die Heimat verließen und in den Kreisen Wartenberg, Strehlen, Oppeln und Tost-Gleiwitz Kolonien gründeten.

Die Wenden bilden an der Spree mitten unter den Deutschen eine Sprachinsel, die aus dem Königreich Sachsen sich nach Schlesien und Brandenburg erstreckt. Innerhalb dieses Wendenlandes liegen wiederum als deutsche Sprachinseln im S. die Städte Bautzen und Weißenberg, im N. Kottbus und Peitz, mehr in der Mitte Spremberg und ziemlich nahe der Westseite Drebkau, Hoyerswerda und Wittichenau. Seit 1550 hat das wendische Sprachgebiet außerordentlich an Umfang verloren, jedoch mehr im N. als im S.; denn es reichte damals bis Finsterwalde, Luckau, Storkow, Beeskow, Fürstenberg und Guben. Die Wenden in Hannover sind fast verschwunden, dagegen sind neuerdings einige tausend Wenden durch Wanderung nach Westfalen und Rheinland gekommen. Die Wenden sind im Preußischen, mit Ausnahme derer in Wittichenau, fast ausschließlich evangelisch, in Sachsen aber auch in einer kleinen Anzahl katholisch. Ihre Gesamtzahl beläuft sich auf 117,000, von denen gegen 37,000 auf den Regbez. Frankfurt, gegen 27,000 auf Liegnitz und ca. 48,000 auf den Osten des Königreichs Sachsen kommen. Vgl. Tetzner, Die Slawen in D. (Braunschw. 1902).

Dänen gibt es etwa 135,000 in dem ehemaligen Herzogtum Schleswig. Letzteres ist hinsichtlich der Sprachen in drei Teile zu zerlegen, von denen der südliche oder rein deutsche von der Eider bis zur Linie Schleswig-Husum, der mittlere oder sprachlich gemischte alsdann bis zur Linie Flensburg-Tondern reicht, während der dänische Teil den Norden des Landes einnimmt. In dem sprachlich gemischten Teil ist aber die dänische Sprache nur noch zwischen Flensburg und Tondern stark vertreten. — Außerhalb Elsaß-Lothringens wird die französische Sprache nur von Ausländern und den Nachkommen der französischen Emigranten, die fast überall die deutsche Sprache angenommen haben, gesprochen. Einen romanischen Dialekt sprechen auch die Wallonen (zusammen 12,732 Köpfe), die meist in der Rheinprovinz (in und bei der Stadt Malmedy im Regbez. Aachen) wohnen. Das französische Sprachgebiet greift in vielen Tälern der Vogesen (Urbeis, Markirch) nach D. (Elsaß) hinüber. In Lothringen läuft die Sprachgrenze von Rixingen nordwestlich über Dieuze bis zur Grenze des Kreises Diedenhofen. Ganz innerhalb des französischen Sprachgebiets liegen Stadt- und Landkreis Metz und der größere Teil des Kreises Château-Salins. Hier aber ist der Anteil der zugezogenen Altdeutschen immer beträchtlicher geworden.

Unter den eben behandelten Nichtdeutschen bilden die im Deutschen Reich sich aufhaltenden Ausländer einen wesentlichen Bestandteil. Die Volkszählung vom 1. Dez. 1900 ergab 778,698 (1890: 433,271) Ausländer. Darunter befanden sich in größerer Anzahl Österreicher (371,022), Niederländer (88,053), Italiener (69,760), Schweizer (55,456), Russen (46,971), Dänen (26,547), Franzosen (20,482), Ungarn (19,892), Nordamerikaner aus den Vereinigten Staaten (17,848), Briten (16,173) ꝛc. In der Gesamtzahl und bei den einzelnen Nationalitäten überwiegen die Männer, nur unter den Briten befanden sich mehr weibliche Personen.

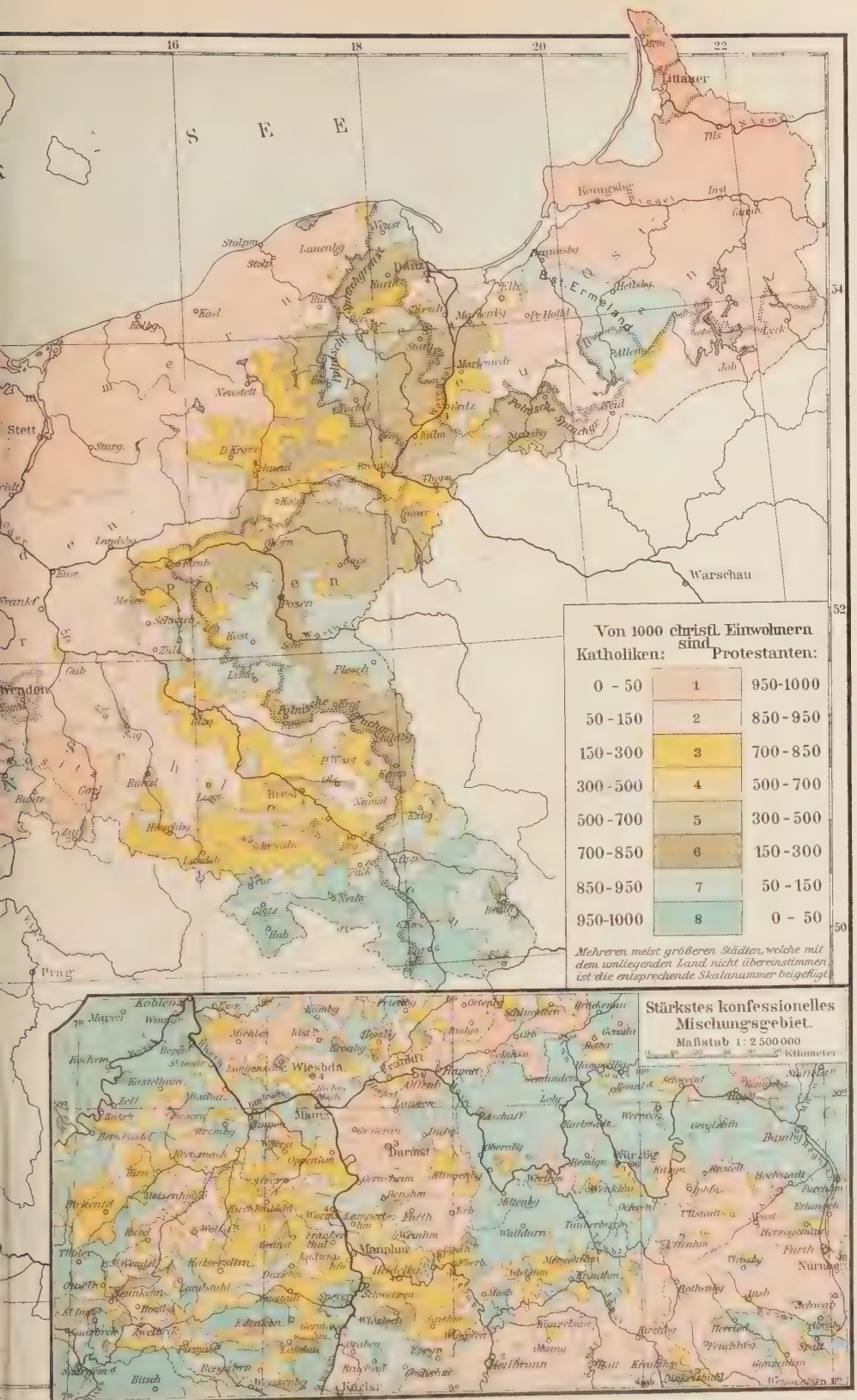
Konfessionen.

(Hierzu die »Konfessionskarte« und die Karte »Verbreitung der Juden im Deutschen Reich«, mit Textblatt.)

Nach dem Religionsbekenntnis gab es 1900 im Deutschen Reich 35,231,104 Evangelische, 20,321,441 Römisch-Katholische, 6472 Griechisch-Orthodoxe und Griechisch-Orientalische, 203,678 sonstige Christen, 586,948 Juden, 11,597 Angehörige andrer Bekenntnisse und 5938 ohne Angabe. Unter den 1890 zu den »sonstigen Christen« gerechneten 145,540 Personen (für 1900 sind die Ziffern noch nicht veröffentlicht) waren 6716 Evangelische Brüder (Herrnhuter), 22,365 Mennoniten, 29,074 Baptisten, 5249 Angehörige der englischen und schottischen Hochkirche (Presbyterianer), 10,144 Methodisten und Quäker, 5714 Deutsch-Katholiken, 14,347 Freireligiöse, 23,698 Dissidenten und 6482 andre Christen. Die Juden verteilen sich über das ganze Reich, freilich ungleich: Berlin, Rheinland, Hessen, Schlesien und Posen stehen voran, ebenso Teile von Elsaß-Lothringen, Baden und der Pfalz. Im mittlern und nördlichen D. kommen Juden fast nur in Städten vor. Genaueres über die Verteilung der Konfessionen auf die einzelnen Staaten und die geschichtliche Entwickelung der Religionsbekenntnisse in D. s. in der Textbeilage zu beifolgender »Konfessionskarte«.

[Kirchenwesen.] Die Verfassung der evangelischen Kirche ist in den Staaten des Reiches verschieden. Sie unterscheidet in ihrem System die Presbyterial- (Synodal-) und die Episkopalverfassung. Bei ersterer stehen dem aus den Predigern und gewählten Laienvertretern der Ortsgemeinde zusammengesetzten Kirchenvorstand (Kirchenrat, Presbyterium) gewisse kirchliche Befugnisse zu, und für die höhern Kirchenverbände sind gewöhnlich Kreis-, Bezirks-, Provinzial-, Landessynoden gebildet. Bei der Episkopalverfassung ruht die Kirchengewalt in der Hand des Landesherrn als obersten Bischofs. Wird aber die Ausübung auf kollegiale Behörden übertragen, so pflegt die Episkopalverfassung als Konsistorialverfassung bezeichnet zu werden. Namentlich bei den Anhängern des reformierten Bekenntnisses und in der Pfalz sowie am Niederrhein besteht die Presbyterialverfassung. In Preußen fungiert für die neun alten Provinzen als oberste Kirchenbehörde der Oberkirchenrat. Er ist aus Juristen und Geistlichen kollegialisch organisiert und unmittelbar dem König untergeordnet. Unter dem Oberkirchenrat stehen für die einzelnen Provinzen Konsistorien. In den neuen Provinzen sind die Konsistorien dem Kultusminister unterstellt. Anderseits bestehen neben den Kirchenbehörden in den alten Provinzen Synoden (Kreis-, Provinzial- und eine Generalsynode) für die der Kirche zugefallene Selbstverwaltung (nicht für die Glaubenslehren). Die neuen Provinzen haben hierin eine mehr oder minder abweichende Verfassung. In vollkommenem Maß ist

VERTEILUNG
DER
KONFESSIONEN
IM
DEUTSCHEN REICH
Maßstab 1:4600000
0 50 100 150
Kilometer.
Die Namen der früheren geistlichen u. weltlichen Herrschaften, welche bestimmend auf die heutigen konfessionellen Mischungsgebiete eingewirkt haben sind in Grotesk (Bst Münster) eingetragen
6
8
10
12 Östl. Länge v. Greenw.
54
52
50
48
Kopenhagen
Dänische Sprachgrenze
Schleswig
Holstein
Kiel
Fehmarn
Hambg
Lbk
Wism
Rost
Mecklenburg
Grft. Ostfriesland
Bst. Münster
Grft. Benthm.
Bst. Osnabrück
Bst. Minden
Brem
Hannover
Braunschw.
Bst. Hildesheim
Bst. Halberstadt
Magdebg
Lippe
Westfalen
Bst. Paderborn
Grft. Mark
Hzgt. Berg
Erzb. Köln
Hzgt. Jülich
Rheinland
Waldeck
Hessen-Nassau
Bst. Fulda
Eichsfeld z. Mainz
Prov. Sachsen
Halle
Leipz
Chemn
Thüringen
Bst. Würzburg
Bamberg
Fst. Bayreuth
Franken zu Bayreuth
Fst. Ansbach
Oberpfalz
Erzb. Mainz
Erzb. Trier
Pfalz
Lothringen
Straßbg
WÜRTTEMBERG
Baden
Hohenzollern
Schwaben
Niederbayern
Oberbayern
Grft. Ortenbg
Augsbg
Münch
Landsh
Boden-S
8
10
12


16
18
20
22
54
52
50
S E E
Memel
Tilsit
Insterburg
Königsberg
Pillau
Elbing
Braunsberg
Heilsberg
Ermland
Allenstein
Lyck
Johannisburg
Pr. Holland
Marienburg
Mohrungen
Deutsch Eylau
Rosenberg
Graudenz
Marienwerder
Strasburg
Neumark
Thorn
Briesen
Gollub
Kulm
Neustadt
Putziger Wiek
Danziger Bucht
Danzig
Pr. Stargard
Dirschau
Neustettin
Stolp
Lauenburg
Bütow
Rummelsburg
Schlochau
Flatow
Kosel
Rolberg
Stettin
Stargard
Dramburg
Arnswalde
Landsberg
Meseritz
Schwiebus
Bentschen
Posen
Wreschen
Gnesen
Inowrazlaw
Kolmar
Exin
Bromberg
Warschau
Wendenscher Höhenzug
Gubin
Lissa
Pleschen
Kempen
Rawitsch
Bunzlau
Sagan
Sprottau
Glogau
Lüben
Liegnitz
Neumarkt
Breslau
Brieg
Ohlau
Oppeln
Neisse
Glatz
Habelschwerdt
Prag
Von 1000 christl. Einwohnern sind
Katholiken:
Protestanten:
0 - 50 | 1 | 950-1000
50 - 150 | 2 | 850 - 950
150 - 300 | 3 | 700 - 850
300 - 500 | 4 | 500 - 700
500 - 700 | 5 | 300 - 500
700 - 850 | 6 | 150 - 300
850 - 950 | 7 | 50 - 150
950 - 1000 | 8 | 0 - 50
Mehreren meist größeren Städten, welche mit dem umliegenden Land nicht übereinstimmen, ist die entsprechende Skalanummer beigefügt.
Stärkstes konfessionelles Mischungsgebiet.
Maßstab 1 : 2 500 000
Kilometer
Koblenz
Wiesbaden
Mainz
Darmstadt
Frankfurt
Hanau
Aschaffenburg
Würzburg
Bamberg
Nürnberg
Fürth
Erlangen
Hochstadt
Rothenburg
Ansbach
Schwabach
Heilbronn
Mannheim
Heidelberg
Karlsruhe
Speyer
Worms
Kaiserslautern
Zum Artikel ‚Deutschland'.
stitut in Leipzig.

Zur Karte ‚Verteilung der Konfessionen im Deutschen Reich'.

Übersicht der Religionsbekenntnisse im Deutschen Reich am 1. Dezember 1900.

Staaten	Evangelische	Katholiken	Sonst. Christ.	Juden	Übrige
Preußen	21 817 577	12 113 670	139 127	392 322	9 813
Bayern	1 749 206	4 363 178	7 607	54 928	1 138
Sachsen	3 972 063	198 265	19 103	12 416	369
Württemberg	1 497 299	650 392	9 426	11 916	447
Baden	704 058	1 131 639	5 563	26 132	552
Hessen	746 201	341 570	7 368	24 486	268
Meckl.-Schwerin	597 268	8 182	487	1 763	70
S.-Weimar	347 144	14 158	361	1 188	22
Meckl.-Strelitz	100 568	1 612	62	331	29
Oldenburg	309 510	86 920	1 334	1 359	57
Braunschweig	436 976	24 175	1 271	1 824	87
S.-Meiningen	244 810	4 170	395	1 351	5
S.-Altenburg	189 885	4 723	206	99	1
S.-Koburg-Gotha	225 074	3 330	515	608	23
Anhalt	301 953	11 699	794	1 605	34
Schw.-Sondersh.	79 593	1 110	27	166	2
Schw.-Rudolst.	92 298	676	37	48	—
Waldeck	55 285	1 831	164	637	1
Reuß ä. Linie	66 860	1 043	444	48	1
Reuß j. Linie	135 958	2 579	466	178	29
Schaumb.-Lippe	41 908	785	177	257	5
Lippe	132 708	5 157	205	879	3
Lübeck	93 671	2 190	213	670	31
Bremen	208 815	13 506	876	1 409	276
Hamburg	712 338	30 903	3 149	17 949	4 010
Elsaß-Lothringen	372 078	1 310 450	4 301	32 379	262
Deutsch. Reich	**35 231 104**	**20 327 913**	**203 678**	**586 948**	**17 535**
Dagegen 1890	31 026 810	17 674 921	145 540	567 884	13 305
1880	28 331 152	16 232 651	78 031	561 612	30 615
1871	25 581 685	14 869 292	82 158	512 153	17 156
Zunahme absol.	9 649 419	5 458 621	121 520	74 795	379
1871–1900 Proz.	37,7	36,7	147,9	14,6	2,2

Unter 1000 Einwohnern waren (1900):

In den Provinzen, Staaten	Evang.	Kathol.	Juden	In den Provinzen, Staaten	Evang.	Kathol.	Juden
Ostpreußen	850,7	134,8	7,0	S.-Weimar	956,7	39,0	3,3
Westpreuß.	467,3	511,9	11,7	Meckl.-Strel.	980,2	15,7	3,2
Berlin	841,8	99,8	48,8	Oldenburg	775,4	217,7	3,4
Brandenbg.	935,4	51,6	8,3	Braunschwg.	941,1	52,1	3,9
Pommern	965,9	23,3	6,7	S.-Meiningen	976,4	16,6	5,4
Posen	301,8	678,4	18,7	S.-Altenburg	974,2	24,2	0,5
Schlesien	437,5	550,4	10,2	Kobg.-Gotha	980,5	14,5	2,7
Sachsen	921,5	72,8	2,8	Anhalt	955,3	37,0	5,1
Schl.-Holst.	972,1	22,0	2,5	Schw.-Sond.	983,9	13,7	2,1
Hannover	859,9	130,8	6,0	Schw.-Rud.	991,8	7,3	0,5
Westfalen	482,4	507,1	6,5	Waldeck	954,6	31,6	11,0
Hess.-Nass.	689,2	279,5	25,3	Reuß ä. L.	977,6	15,2	0,7
Rheinland	288,8	698,2	9,1	Reuß j. L.	976,6	18,5	1,3
Hohenzoll.	42,6	948,8	8,0	Sch.-Lippe	971,6	18,2	6,0
Kgr. Preuß.	632,9	351,4	11,4	Lippe	955,1	37,1	6,3
Bayern r.-rh.	242,8	747,9	8,4	Lübeck	967,9	22,6	7,0
— Pfalz	543,2	439,9	12,2	Bremen	928,6	60,0	6,3
Kgr. Bayern	283,2	706,5	8,9	Hamburg	927,1	40,2	23,4
Sachsen	945,2	47,2	3,0	Elsaß-Lothr.	216,4	762,1	18,8
Württembg.	690,2	299,8	5,6	Dtsch. Reich	625,1	360,6	10,4
Baden	376,9	605,8	14,0	Dageg. 1890	627,7	357,6	11,5
Hessen	666,3	305,0	21,9	1880	626,3	358,9	12,4
Mckl.-Schw.	982,7	13,5	2,9	1871	623,0	362,1	12,5

Nach den konfessionellen Umwälzungen der Reformation und der darauf folgenden Gegenreformation setzte der Westfälische Friede den Besitzstand der in Deutschland herrschenden Konfessionen fest, und im wesentlichen hat sich derselbe wenig verändert, wenn auch infolge der größern Toleranz, die allmählich Eingang gefunden hat, zahlreiche z. T. große katholische Gemeinden in ursprünglich protestantischen Landen und umgekehrt evangelische in katholischen bereits entstanden und fortgesetzt im Entstehen sind. Während der letzten Jahrzehnte macht sich unter dem Einfluß der Eisenbahnen und der Freizügigkeit eine allmähliche Ausgleichung geltend, indem durch die starke innere Wanderung (vgl. S. 769) die Gebiete mit einheitlichem Bekenntnis auch Zuzug Andersgläubiger erhalten. Am fühlbarsten tritt diese Tatsache wieder in den Großstädten und sonstigen Arbeitszentren auf. Selbst auf dem Lande, namentlich auf den Gütern, ist sie als Folge der ‚Sachsengängerei', d. h. der Beschäftigung und Ansiedelung von ländlichen Arbeitern aus dem Osten in den mittlern und westlichen Landesteilen, in neuerer Zeit deutlich wahrnehmbar.

Unsre die Verbreitung der herrschenden Konfessionen im Deutschen Reich darstellende *Karte*, die als einzige ihrer Art *gemeindeweise* bearbeitet und, soweit der Maßstab dies irgend zuließ, auch so gezeichnet worden ist, gibt einen genauen Einblick in das Vorwiegen der einen oder der andern Konfession in allen Teilen des Reiches sowie in die soeben angedeutete Entwickelung. Sie erinnert in ihrer verschiedenen Abstufung aber noch ganz an die bunte Karte des ‚Römischen Reiches deutscher Nation' und ist auch nur durch die Kenntnis von dessen Territorialverhältnissen verständlich; denn damals war der Grundsatz ‚Cujus regio, ejus religio' bestimmend dafür, was katholisch, was protestantisch blieb: daher finden wir in den Gebieten der zerfallenen alten Herzogtümer Schwaben, Franken und Sachsen den raschesten Wechsel beider Kirchengebiete nebeneinander. Die durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 und durch den Wiener Frieden von 1815 herbeigeführten Gebietsveränderungen der einzelnen Staaten brachten aber wieder evangelische und katholische Bezirke unter eine Herrschaft. Im S. herrscht sonst die katholische, im N. die evangelische Kirche. In wenigen Bezirken standen beide Konfessionen gleichberechtigt nebeneinander. *Katholisch* blieben die drei großen Erzbistümer am Niederrhein: Mainz, Trier, Köln, die westfälischen Bistümer Münster (mit der Münsterschen Geest im jetzigen Herzogtum Oldenburg) und Paderborn, die fränkischen Bistümer am Main: Würzburg und Bamberg, und das Stift Fulda, an der Altmühl das Bistum Eichstätt, am Rhein noch die Bistümer Worms und Speyer, dazu alles österreichische Land am Oberrhein und in Südschwaben das sogen. Vorderösterreich, die schwäbischen und bayrischen Bistümer und Prälaturen und das Herzogtum Bayern mit der Oberpfalz; nur in Schlesien wollte trotz Gewalt und List die Gegenreformation nicht völlig gelingen und wurde unmöglich, seit Karl XII. von Schweden den Protestanten wieder freiere Bewegung geschafft hatte. Dagegen waren *protestantisch* der ganze Norden von Ostfriesland bis Pommern, der größere Teil des Wesergebiets, das gesamte Elbgebiet abwärts von der Grenze Böhmens, das Odergebiet von Schlesien abwärts; sie bildeten ein großes, zusammenhängendes evangelisches Gebiet, an dessen nordwestlicher Grenze im Bistum Osnabrück und Minden, am östlichen Harzfuß in Halberstadt und in der Lausitz die katholische Kirche gleichberechtigt sich mit ihren alten geistlichen Stiftungen erhielt. Innerhalb dieses Gebiets lagen nur einzelne *katholische Inseln*, so die mainzischen Besitzungen in Niederhessen und Thüringen mit dem Eichsfeld und Erfurt und das Bistum Hildesheim, wo nur in den Städten Hildesheim und

Erfurt auch die evangelische Kirche gleichberechtigt blieb. In mehreren Halbinseln griff das *protestantische* Gebiet zwischen die katholischen Lande ein; eine langgestreckte zog von der Werra durch Hessen und die Wetterau bis zum Odenwald. Kurpfalz mit seiner gemischten katholisch-protestantischen Bevölkerung verband sie mit dem vorwiegend lutherischen Zweibrücken jenseit des Rheins. Insular lagern sich, vom katholischen Westfalen und Unterrheinland umgeben, das reformierte preußische Kleve und die Grafschaft Mark; das Herzogtum Berg mit Düsseldorf hatte und hat katholisch-protestantische Bevölkerung. Andere protestantische Inseln im katholischen Gebiet bildeten die Grafschaften Bentheim (holländische Grenze), Sayn (bei Koblenz), Löwenstein (bei Heilbronn, Württemberg), Kastell (Unterfranken) u. a., die zahlreichen Reichsstädte, von denen wenige katholisch blieben, viele zerstreute Dörfer von Reichsrittern mitten im katholischen Fulda, Würzburg, Bamberg und Eichstätt und die eingeschlossenen sächsischen Ämter. Eine zweite protestantische Halbinsel in das katholische Land hinein, die vom Fichtelgebirge bis zum Rhein reicht, bildeten durch Franken und Schwaben die Brandenburg-Bayreuther und Ansbacher, die Öttingen-Öttingschen, die meisten Hohenloheschen, die württembergischen und Baden-Durlachschen Lande, umgeben von zahlreichen kleinen Parzellen, von der Grafschaft Pappenheim und von den zahlreichen Reichsstädten, unter denen manche, wie Augsburg, paritätisch waren. Merkwürdig ist der auch hierin sich aussprechende Gegensatz, denn während mitten im katholischen Schwaben, von Augsburg bis Lindau, die Reichsstädte protestantisch waren, blieben die von Württemberg umschlossenen, wie Stadt Weil und Schwäbisch-Gmünd, katholisch. Im Laufe der Zeit hat der Zuzug aus der Umgebung mit anderm Bekenntnis allmählich derartige Veränderungen erzeugt, daß in ehemals überwiegend protestantischen Städten hier im *Süden* jetzt die katholische Kirche vorherrscht. Im **bayrischen Kreis** (Oberpfalz, Niederbayern) bildeten die paritätische Reichsstadt Regensburg und die lutherische Grafschaft Ortenburg bei Passau die äußersten und einzigen Vorposten des Protestantismus gegen SO. In der nördlichen Oberpfalz erhielt sich nur in den sulzbachschen Landen der Protestantismus neben der katholischen Kirche.

Im Reichsland **Elsaß-Lothringen** hatte sich das Verhältnis der Konfessionen zueinander während der französischen Herrschaft wesentlich zu gunsten der Katholiken geändert; so wurden aus den ehemals evangelischen Städten Straßburg und Mülhausen vorwiegend katholische. In Straßburg ist jetzt allerdings wieder ein Gleichgewicht hergestellt. Die starken Garnisonen mit altdeutschen Truppenteilen haben auch in andern elsässischen und lothringischen Städten den Anteil der Protestanten gesteigert. In den ehemaligen Besitzungen der Grafen von Hanau-Lichtenberg, der Grafschaft Saarwerden, den Gebieten der alten Reichsstadt Straßburg und einigen kleinern Landesteilen und reichsritterschaftlichen Orten im Unterelsaß sowie im Gebiete der ehemaligen Reichsstadt Münster, im reichsländischen Kreise Kolmar und in der württembergischen Grafschaft Horburg hat sich die evangelische Kirche vorherrschend erhalten; in allen andern Teilen des Reichslandes sind aber die Katholiken überwiegend, meist sogar fast allein herrschend.

In der Provinz **Ostpreußen**, im äußersten Nordosten des Reiches, ist das Gebiet des ehemaligen Ordenslandes und Herzogtums Preußen fast ganz evangelisch; fast ganz katholisch ist nur die Landbevölkerung des Bistums Ermeland, das also eine Insel zwischen den evangelischen Landesteilen Ostpreußens bildet; **Westpreußen**, soweit es ehedem zu Polen gehörte, ist sehr gemischt. In der Provinz **Posen** bekennen sich die zahlreich in den letzten Jahrhunderten eingewanderten Deutschen überwiegend zur evangelischen (ihre geschlossenen Ansiedelungen, die sogen. Haulande, fast ausnahmslos), die Polen fast ausschließlich zur katholischen Kirche.

Zur Karte ‚Verbreitung der Juden im Deutschen Reich'.

Unsre Karte zeigt zwei große Gebiete, in denen die jüdische Bevölkerung am dichtesten vertreten ist, nämlich im O. die Provinzen Westpreußen, Posen und das auf dem rechten Oderufer gelegene Schlesien, ferner im W. einen breiten Streifen Landes, der sich vom östlichen Westfalen über Hessen-Nassau, das Großherzogtum Hessen und die Pfalz durch Baden und Elsaß-Lothringen hinzieht. Außerhalb dieser Gebiete zeigen noch die Großstädte, vor allem Berlin und Hamburg, einen stärkern Bestand an jüdischer Bevölkerung. Im allgemeinen ist die Zahl der Juden im Königreich Preußen verhältnismäßig größer als sonst im Deutschen Reich, denn während 1900 nur 61,1 Proz. der deutschen Bevölkerung auf **Preußen** entfielen, betrug die Zahl der dort gezählten Juden 66,8 Proz. Seit 1871 zeigt die jüdische Bevölkerung Deutschlands eine weit geringere Zunahme als die christlichen Konfessionen (vgl. die erste der umstehenden Tabellen). Selbst in Landschaften mit dichterer jüdischer Bevölkerung ist diese relativ zurückgegangen, z. B. in Hessen von 29,7 vom Tausend auf 21,9, in der bayrischen Pfalz von 20,2 auf 12,2, in Westpreußen von 20,2 auf 11,7, in der Rheinprovinz von 10,7 auf 9,1. Am stärksten ist der Rückgang der Juden in der Provinz Posen; 1871 wurden 61,982 (39,1 vom Tausend), 1880: 56,609 (33,2 vom Tausend), 1890: 44,346 (25,3 vom Tausend) und 1900: 35,327 (18,7 vom Tausend) gezählt. Überhaupt läßt sich in den östlichen Provinzen Preußens (Ost- und Westpreußen, Pommern und Posen) eine starke Abnahme der jüdischen Bevölkerung (seit 1871 um 37,765 Köpfe) beobachten. Diese Erscheinung findet ihre Erklärung in dem außerordentlichen Anwachsen der jüdischen Bevölkerung in Berlin und der Provinz Brandenburg. In **Berlin** wurden 1871: 36,015 jüdische Einwohner (43,6 vom Tausend), 1880: 53,949 (48,1 vom Tausend), 1890: 79,286 (50,2 vom Tausend) und 1900: 92,206 (48,8 vom Tausend) gezählt; desgleichen ist die Zahl der Juden in der Provinz **Brandenburg** (ohne Berlin) seit 1871 von 11,469 (5,5 vom Tausend) auf 25,766 (8,3 vom Tausend) im J. 1900 gestiegen, was durch das beispiellose Anwachsen der Berliner Vororte, die wirtschaftlich zur Hauptstadt gehören, zu erklären ist. Dagegen ist die jüdische Bevölkerung des **hamburgischen Staates** seit 1871 nur von 13,796 auf 17,949 Köpfe gestiegen und ist relativ von 40,7 auf 23,4 vom Tausend zurückgegangen. Zu erwähnen ist noch, daß sich im Königreich **Sachsen** die Zahl der Juden, die 1871 allerdings nur 3358 Köpfe (1,3 vom Tausend) betrug, mehr als verdreifacht hat (1900: 12,416 = 3 vom Tausend).

Meyers Konv.-Lexikon, 6. Aufl.

Bibliographisch

...nstitut in Leipzig.

das Synodalsystem bereits in den meisten deutschen Staaten ausgebildet. Allgemein stehen die Prediger und Ortspfarrer unter den Superintendenten, diese wieder unter dem Generalsuperintendenten.

An der Spitze der römisch-katholischen Kirche steht der Papst in Rom, den Mittelpunkt der geistlichen Tätigkeit dagegen bilden die Bischöfe. Für die Katholiken bestehen im Deutschen Reich 5 Erzbistümer: Köln (niederrheinische Kirchenprovinz) und Gnesen-Posen in Preußen, München-Freising und Bamberg in Bayern, Freiburg in Baden für die oberrheinische Kirchenprovinz, d. h. für die Katholiken in Baden, Württemberg, Hohenzollern, Hessen und Hessen-Nassau; 20 Bistümer: Ermeland (exemt, d. h. unmittelbar unter dem Papste stehend), Kulm (Erzbistum Posen-Gnesen), Breslau (Fürstbistum, exemt), Hildesheim, Osnabrück (beide exemt), Münster, Paderborn (Erzbistum Köln), Fulda, Limburg (Erzbistum Freiburg) und Trier (Erzbistum Köln) in Preußen, Augsburg, Passau, Regensburg, ferner Eichstätt, Würzburg und Speyer in Bayern, Rottenburg (Erzbistum Freiburg) in Württemberg, Mainz (Erzbistum Freiburg) in Hessen, Straßburg und Metz (beide exemt) in Elsaß-Lothringen; die fürstbischöfliche Delegatur Berlin; 3 apostolische Vikariate (das Dresdener für Sachsen, das für Anhalt und das der nordischen Missionen); apostolische Präfekturen für Schleswig-Holstein und für die Oberlausitz. Unter diesen stehen die Erzpriester und Dekane, die wiederum den Ortspfarrern vorgesetzt sind. Die Altkatholiken haben einen staatlich (in Bayern jedoch nicht) anerkannten Bischof in Bonn.

Geistige Kultur. Bildungsanstalten.

D. steht in der Volksbildung auf der ersten Stufe unter den größern Völkern der Erde. D. und Preußen verdanken diese Blüte den Bestrebungen der Anhänger Pestalozzis, die im ersten Viertel des 19. Jahrh. das Schulwesen reformierten. Diese Entwickelung wurde in Preußen 1854 durch die Stiehlschen Schulregulative gehemmt, die jedoch 1872 beseitigt wurden. Auch in den östlichen Provinzen hat sich die allgemeine Bildung gehoben, denn auch hier ist die Zahl der Rekruten, die weder lesen noch schreiben können, sehr zurückgegangen. 1901 waren unter allen deutschen Rekruten 131 (0,05 Proz.) ohne Schulbildung, davon 114 aus dem Königreich Preußen (und zwar 27 aus Westpreußen, 21 aus Ostpreußen, 20 aus Posen, 15 aus Schlesien ꝛc.). 1891 waren unter den deutschen Rekruten noch 824 Analphabeten (0,45 Proz.) und 1881 gar 2332 (1,55 Proz.).

Das Volksschulwesen ist meist konfessionell geschieden. In fast allen Teilen des Reiches besteht für die Volksschule noch eine Lokalschulaufsicht, die oft noch in den Händen der Geistlichen liegt. Die Grundlage der Volksbildung bildet der Schulzwang, wonach alle Einwohner ihre nicht anderweit gehörig unterrichteten Kinder vom zurückgelegten 5., bez. 6. bis im allgemeinen zum vollendeten 14. Lebensjahr zur öffentlichen Schule schicken müssen. Anfangs- und Endpunkt der Schulpflicht sind in den verschiedenen Staaten, sogar in den Provinzen verschieden; die allgemeine Schulpflicht selbst aber besteht in ganz D. 1900 betrug die Zahl der Volksschulen in D. etwa 59,300, die von 8,660,000 Kindern besucht wurden, die Zahl der Lehrkräfte 137,500. Für die Ausbildung von Schullehrern bestehen Präparandenanstalten (113), Schullehrerseminare (275) und Lehrerinnenseminare (40). Die Kosten des öffentlichen Volksschulwesens belaufen sich jährlich auf 341,7 Mill. Mk., wovon 98,4 Mill. Mk. Staatszuschüsse sind. Einen Übergang von den Volksschulen zu den höhern Schulanstalten bildet die Mittelschule unter den verschiedensten Bezeichnungen und Einrichtungen, und als Ergänzung der Volksschule erscheint die Fortbildungsschule, welche die Volksschulbildung befestigen und in ihrer Anwendung auf das praktische Leben erweitern soll. Bei letzterer findet sich eine Schulpflicht nur unter gewissen Voraussetzungen anerkannt. Hinsichtlich der fachlichen (gewerblichen) Fortbildungsschulen hat die neuere Gewerbegesetzgebung ausgedehntere Bestimmungen getroffen. In den höhern Lehranstalten soll die wissenschaftliche Vorbildung erworben werden, die als Unterlage für die spätere Berufs- oder Fachbildung dient. Sie gliedern sich in neunklassige höhere Lehranstalten (Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen), die wenigstens in Preußen für gleichwertig gelten, und an denen hier die Reifeprüfung zum Studium auf der Hochschule berechtigt, ferner in Progymnasien, Realprogymnasien und lateinlose Realschulen (in Preußen, Bayern und den meisten deutschen Staaten sechsklassig, in wenigen siebenklassig). Abweichende Organisation haben die neuerdings eingerichteten Reformschulen nach Altonaer und Frankfurter System, beide mit gemeinsamem lateinlosen Unterbau, aus dem sich in Altona mit dem vierten Schuljahr nach obenhin Realgymnasium und Oberrealschule, in Frankfurt außerdem Gymnasium entwickeln (vgl. Höhere Lehranstalten).

Im J. 1902 gab es in D. 1250 Lehranstalten, die zur Ausstellung von Zeugnissen über die Befähigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst berechtigt waren. Darunter waren 460 Gymnasien, 97 Progymnasien, 122 Realgymnasien, 62 Oberrealschulen, 294 Realschulen, 47 Realprogymnasien, 183 Lehrerseminare, 33 andre öffentliche, 54 private und 2 Lehranstalten im Ausland (vgl. die Übersicht bei »Höhere Lehranstalten in Deutschland«). Reformschulen nach Altonaer System waren 11, nach Frankfurter 45.

Die Universitäten (s. d.) oder Hochschulen bestehen in der Regel aus 4 Fakultäten: der theologischen, juristischen, medizinischen und philosophischen. Die theologische Fakultät ist vorherrschend evangelisch, katholisch nur bei den Universitäten zu München, Würzburg, Freiburg, Münster und dem katholisch-theologischen Lyzeum zu Braunsberg; eine evangelisch- und eine katholisch-theologische Fakultät haben die Universitäten zu Bonn, Breslau (daher 5 Fakultäten) und Tübingen, das 7 Fakultäten besitzt, weil zu den 5 noch eine staatswissenschaftliche und eine naturwissenschaftliche hinzutreten; auch ist in Straßburg eine katholisch-theologische Fakultät errichtet. Dieses hat außerdem eine naturwissenschaftliche. Die Universitäten zu München und Würzburg besitzen 5 Fakultäten: dort ist eine staatswirtschaftliche, hier eine staatswissenschaftliche hinzugefügt worden, ferner ist die philosophische in zwei Sektionen, eine philologisch-philosophische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche, zerlegt. Die Universität zu Münster (bis 1902 Akademie) hatte früher nur 2 Fakultäten (eine katholisch-theologische und eine philosophische), hat neuerdings aber eine juristische dazu erhalten. Die älteste Universität im Deutschen Reich ist die zu Heidelberg (1386), die jüngste die zu Straßburg (1872). Im ganzen gibt es, abgesehen von der katholisch-theologischen Fakultät zu Braunsberg (Lyzeum, 1818 gestiftet), 21 Hochschulen, davon 10 im preußischen Staat: Berlin (1810 gestiftet), Bonn (1818), Breslau (1702, 1811 vereinigt aus der zu Frankfurt a. O. und der Leopoldina zu

Breslau), Göttingen (1737), Greifswald (1456), Halle (1694, 1817 vereinigt aus denen zu Halle und Wittenberg), Kiel (1665), Königsberg i. Pr. (1544), Marburg (1527) und Münster (als Akademie 1786); 3 in Bayern: Erlangen (1743), München (1472 in Ingolstadt gestiftet, 1802 nach Landshut, 1826 nach München verlegt) und Würzburg (1402); 1 im Königreich Sachsen: Leipzig (1409); 1 in Württemberg: Tübingen (1477); 2 in Baden: Freiburg (1457) und Heidelberg (1386); 1 in Elsaß-Lothringen: Straßburg (1872); 1 in Hessen: Gießen (1607); 1 in Thüringen: Jena (1557); 1 in Mecklenburg: Rostock (1419). Auf den 21 deutschen Universitäten waren im Wintersemester 1902/1903: 36,605 immatrikulierte Studierende und außerdem 7862 männliche und 1271 weibliche Personen zum Hören der Vorlesungen berechtigt. Weiteres s. Universitäten.

Zur Förderung der physikalisch-technischen Wissenschaft und ihrer praktischen Nutzanwendung hat das Reich eine besondere physikalisch-technische Reichsanstalt (Charlottenburg) errichtet. Der Ausbildung in den Bauwissenschaften dienen 9 technische Hochschulen: Berlin (Charlottenburg), Hannover, Aachen, Darmstadt, Dresden, Karlsruhe, München, Stuttgart und Braunschweig (Collegium Carolinum), im Wintersemester 1902/1903 zusammen mit 13,269 Studierenden und 2174 männlichen und 1590 weiblichen Hörern. Die Errichtung einer technischen Hochschule in Danzig ist beschlossen und wird auch für Breslau geplant. Groß ist die Zahl der Fachschulen. So gibt es für die Baukunst mehrere Baugewerk-, Kunst- und Bauhandwerk-, Bauschulen ꝛc.; für das Bergwesen Bergakademien in Berlin, Freiberg und Klausthal und 14 Bergschulen (davon 10 in Preußen); für das Forstwesen die höhern Forstlehranstalten (Forstakademien) in Eberswalde, Münden, München, Tharandt bei Dresden, Hohenheim bei Stuttgart, Eisenach, ferner eine Zentralforstschule zu Aschaffenburg; für die Handelswissenschaften mehrere höhere Handelsschulen (Handelshochschulen in Leipzig, Aachen, Hannover, Frankfurt a. M., Köln; auch in Berlin geplant), 45 niedere Handelsschulen, 281 kaufmännische Fortbildungsschulen, eine Buchhändlerlehranstalt in Leipzig ꝛc.; für die Kriegswissenschaften Kriegsakademien in Berlin und München, eine Marineakademie in Kiel, ferner Kadettenhäuser, Kriegs- und Unteroffizierschulen, eine Marineschule in Kiel; für die Landwirtschaft verschiedene landwirtschaftliche Hochschulen, mit Universitäten verbundene Institute und Lehranstalten zu Jena, Hohenheim, Poppelsdorf (Bonn), Berlin, Halle, Göttingen, Weihenstephan in Bayern u. a.; sodann eine Gärtnerlehranstalt zu Sanssouci, Ackerbau- und zahlreiche landwirtschaftliche Winter- und Fortbildungsschulen; für die Musik Konservatorien (Leipzig, Stuttgart, Dresden, Köln, Berlin, München u. a.), Musikschulen ꝛc.; zahlreiche Navigations-, Seemanns- und Schiffahrtsschulen ꝛc. Endlich sind noch vorhanden 5 tierärztliche Hochschulen (Berlin, Hannover, München, Dresden, Stuttgart), pharmazeutische Lehranstalten, Hebammenschulen, Turnlehrerbildungsanstalten, Industrie- und Gewerbeschulen, einige Web- und höhere Webschulen (Chemnitz, Elberfeld, Mülheim a. Rh., Krefeld), Taubstummen-, Blindenanstalten ꝛc. Als Bildungsmittel sind auch anzusehen die zahlreichen gelehrten Gesellschaften (»Akademien der Wissenschaften« zu Berlin, Göttingen, München, Leipzig) und Vereine, die Bibliotheken, Museen, die botanischen und zoologischen Gärten, die Presse ꝛc.

VI. Landwirtschaft. Waldkultur.

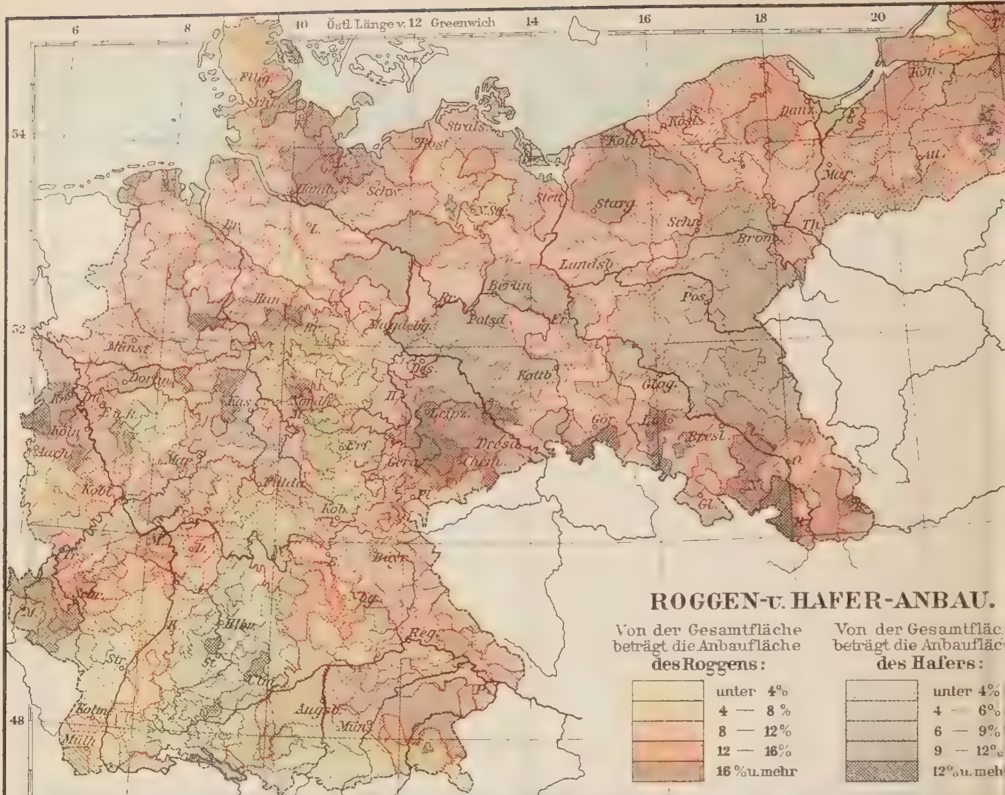
Ackerbau.

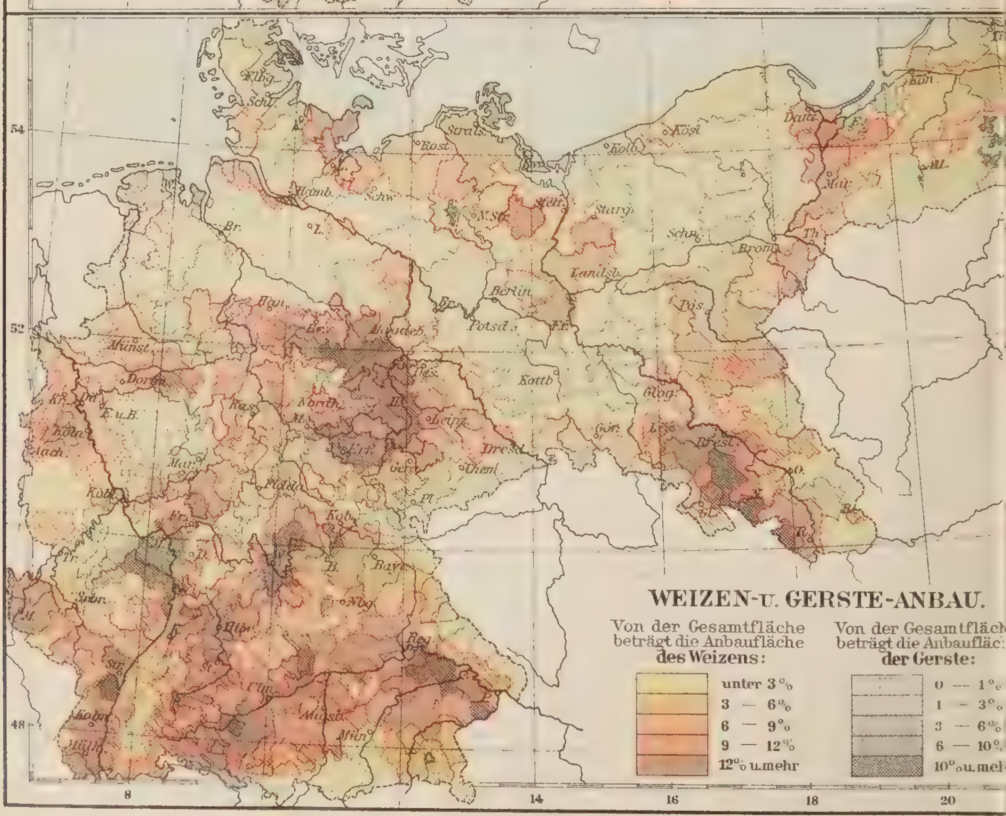
(Hierzu Karte »Landwirtschaft in Deutschland«.)

Trotz des Aufschwunges von Industrie und Handel spielen Ackerbau und Viehzucht in D. noch eine hervorragende Rolle. Fast zwei Drittel von Deutschlands Boden nehmen bebautes Land, Wiesen und Weiden ein, nämlich (1900) 35,055,397 Hektar (64,84 Proz. des Areals). Nur das Hochgebirgsland Süddeutschlands und die Bergländer erzeugen nicht ihren eignen Bedarf. Selbst in den Bergländern des mittlern D. sind es nur die höchsten Rücken des Schwarzwaldes, des Bayrischen Waldes und der Sudeten sowie die höchsten Gipfelhöhen der übrigen Gebirge, wo weder die Kartoffel noch Sommergetreide, Hafer und Sommerroggen, gedeihen. Von der Gesamtfläche entfielen (1900) auf Ackerland 25,774,526 Hektar (47,67 Proz.), Gartenland 482,787 Hektar (0,89 Proz.), Wiesen 5,956,164 Hektar (11,02 Proz.), Weiden 2,706,710 Hektar (5,01 Proz.), Weinberge 135,210 Hektar (0,25 Proz.). Die größten Ackerländereien findet man in den preußischen Provinzen Posen (62,4 Proz. der Gesamtfläche) und Sachsen (59,8 Proz.), ferner in Anhalt (58,9 Proz.), Mecklenburg-Schwerin und Sachsen-Altenburg (56,5 Proz.), Lübeck (56,1 Proz.), Schwarzburg-Sondershausen (56 Proz.), Schleswig-Holstein (55,9 Proz.). Am ausgedehntesten ist der Anbau von Roggen und Hafer, demnächst folgen Weizen und Gerste (über die Anbaufläche s. die Karte), Spelz (Dinkel) wird vornehmlich am Rhein und im Süden gewonnen, Buchweizen dagegen mehr im Norden; großen Umfang hat die Kultur von Hülsenfrüchten erlangt, dieselbe ist am bedeutendsten in den Provinzen Posen und Brandenburg und den Marschländern des Nordwestens. Im Durchschnitte der 10 Jahre 1893—1902 belief sich in D. die gesamte Erntemenge von Weizen (Winter- und Sommerfrucht) auf 3,429,187 Ton. (zu 1000 kg), Roggen (Winter- und Sommerfrucht) auf 8,562,983 T., Gerste auf 2,853,086 T., Hafer auf 6,393,928 T., Winterspelz auf 479,749 T. Dessenungeachtet gehört D. zu den Ländern, die noch eines bedeutenden Zuschusses an Getreide bedürfen. So stellten sich für das deutsche Zollgebiet im Durchschnitte der drei Jahre 1899—1901 Ein- und Ausfuhr von Getreide (im Spezialhandel) wie folgt:

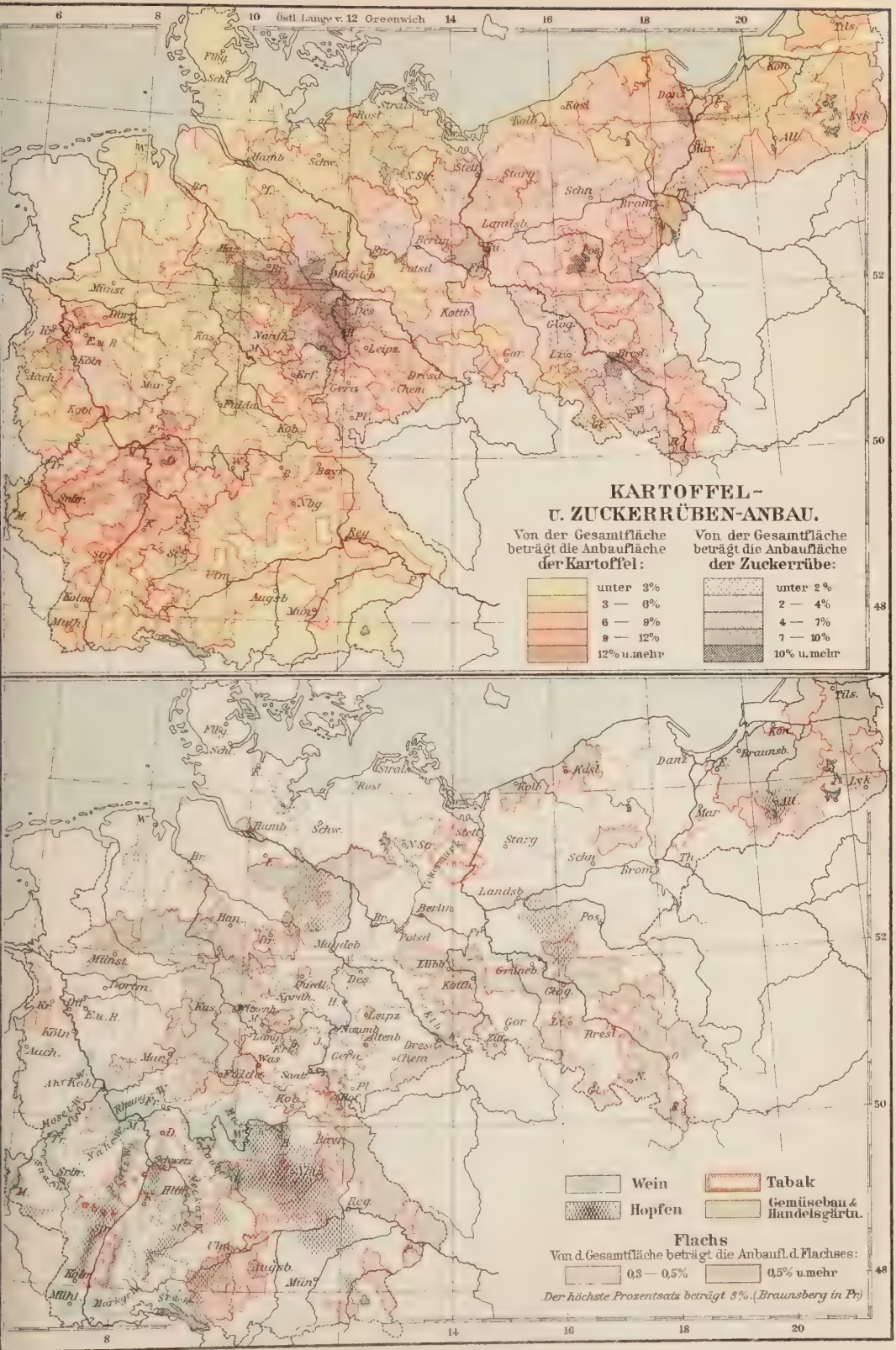
	Einfuhr	Ausfuhr
Weizen	1599638 Ton.	195305 Ton.
Roggen	772763 "	97204 "
Gerste	928386 "	27296 "
Hafer	378011 "	106851 "
Mais	1401357 "	46 "

Zahlreiche große Kunstmühlen setzen ihr Produkt z. T. auch ins Ausland (England und die Niederlande) ab. Die deutsche Einfuhr von Mehl belief sich 1901 auf 40,469 Ton., die Ausfuhr auf 85,351 T. Die süddeutschen Gebirge besitzen nicht allein die größten Strecken vollkommen unproduktiven Landes (Oberbayern nur 31,6 Proz. Ackerland), sondern die üppigkeit des Graswuchses schließt auch im Gebirge teils den Ackerbau aus, teils nötigt sie zu jener merkwürdigen Wechselwirtschaft von Wiese und Feld, die man Eggartenwirtschaft nennt. Sonst ist gegenwärtig die Lehre von der Fruchtfolge die Grundlage des Ackerbaues, auf der die Fruchtwechselwirtschaft basiert. Dieser kommt die sogen. Dreifelderwirtschaft nahe, während in nicht dicht bevölkerten Gegenden, z. B. in Schleswig-Holstein und Mecklenburg, noch die Koppel- oder Graswirtschaft weit verbreitet ist. Im übrigen ist neuerdings die Landwirt-


ROGGEN-U. HAFER-ANBAU.
Von der Gesamtfläche beträgt die Anbaufläche des Roggens:
unter 4%
4 — 8 %
8 — 12%
12 — 16%
16 % u. mehr
Von der Gesamtfläc beträgt die Anbauflä des Hafers:
unter 4%
4 — 6%
6 — 9%
9 — 12%
12% u. meh
Östl. Länge v. Greenwich
Berlin
Hamb.
Danz.
Bresl.
Leipz.
Dresd.
Magdebg.
Münst.
Köln
Kottb.
Stett.
Pos.
Augsb.
Münch.


WEIZEN-U. GERSTE-ANBAU.
Von der Gesamtfläche beträgt die Anbaufläche des Weizens:
unter 3%
3 — 6%
6 — 9%
9 — 12%
12% u. mehr
Von der Gesamtfläch beträgt die Anbaufläc der Gerste:
0 — 1%
1 — 3%
3 — 6%
6 — 10%
10% u. mel
Berlin
Hamb.
Danz.
Bresl.
Leipz.
Dresd.
Münst.
Köln
Kottb.
Stett.
Pos.
Augsb.
Münch.

IN DEUTSCHLAND.



Institut in Leipzig.

schaft in D. eine intensivere geworden. Dem industriereichen Siegener Land sind die Hauberge eigen, Eichenschälwaldungen, die nach dem Abtreiben des Niederwaldes als Feld benutzt werden, bis der Stockausschlag wieder Herr wird. Der arme Moorbauer des nordwestlichen D. verschafft durch Brennen des Moorbodens seiner Frucht die nötige Düngung, verpestet aber freilich zur Zeit dieses Moorbrennens die Atmosphäre Deutschlands durch den Moordampf oder Herauch. Hier im N. auf dem gebrannten Moor wie auf der sandigen Geest gedeiht vornehmlich noch der Buchweizen. In dem Rhein- und Neckarland reift auch der Mais. An den Bau der Kartoffel (s. die Karte), deren jährlicher Ertrag in D. sich im Durchschnitt der 10 Jahre 1893—1902 auf 38,6 Mill. Ton. belief, schließt sich die für Preußen insbes. so wichtige Brennerei und Spiritusgewinnung, vorzugsweise als Nebenbetrieb der Landwirtschaft, an. Die Zahl sämtlicher Brennereien in dem deutschen Zollgebiet ohne Luxemburg belief sich 1901/1902 auf 89,795, ihre Produktion auf 4,238,908 hl und der Reinertrag der Branntweinsteuer auf 153,9 Mill. Mk.

Bemerkenswert ist in vielen fruchtbaren Gegenden Deutschlands der Anbau von Handelsgewächsen. Obenan stand früher der Flachs (s. die Karte), den nicht allein die Gebirgsgegenden des Südens und das Bergland Mitteldeutschlands, sondern auch die norddeutsche Niederung liefern, während der Hanfbau nur in Baden und Rheinbayern größere Flächen einnahm. Der Anbau des Flachses sowohl als des Hanfes in D. hat neuerdings jedoch erheblich nachgelassen, indem die Anbaufläche des erstern von 108,287 Hektar in 1883 auf 33,662 Hektar in 1900 und die Anbaufläche des Hanfes in derselben Zeit von 15,255 Hektar auf 3537 Hektar zurückgegangen ist. Um des Öles willen werden vor allem Raps u. Rübsen, untergeordnet Leindotter, nur an sehr wenigen Orten, wie um Erfurt, auch Mohn gebaut. Mit Raps und Rübsen (Awehl, Biewitz) waren in D. 1883: 133,470,8 Hektar, 1900 nur 72,736 Hektar angebaut. Nächst Schlesien liefern namentlich Pommern, Westpreußen, Brandenburg, Schleswig-Holstein sowie Mecklenburg bedeutende Quantitäten Ölfrüchte. Nicht unbeträchtlich ist auch die Gewinnung von Kleesamen. Der Bau der Farbepflanzen beschränkt sich auf verhältnismäßig wenig Distrikte, so der des Krapps auf die Rheinebene, Schlesien und Württemberg; noch beschränkter ist der des einheimischen Waids (in Thüringen, bei Ingolstadt) und des Safflors (Thüringen und Franken). Gering ist auch der Anbau der Kardendisteln in Schlesien, Sachsen, Mittelfranken und am Unterrhein. Von großer Wichtigkeit für viele Gegenden Deutschlands mit fruchtbarem Sandboden ist der Tabak (vgl. die Karte). Den besten und meisten baut man in der Rheinpfalz, im Elsaß, im Neckartal, bessere Sorten auch noch in Mittelfranken, insbes. um Nürnberg und Erlangen. Geringere Sorten liefern der Werragrund und der Norden, wo in Pommern und der Ukermark noch ausgedehnter Tabakbau stattfindet. Jedoch nimmt derselbe im allgemeinen ab. Im Erntejahr 1901 waren dem Tabakbau in D. 16,963 Hektar gewidmet; davon kamen 5072 (1843 noch 10,000) auf Preußen, 7178 auf Baden, 1257 auf Elsaß-Lothringen, 2381 auf Bayern (meist auf die Pfalz, nächstdem auf Mittelfranken), 406 auf Hessen ꝛc. Die Industrie in Tabak und Zigarren, die außerdem viel ausländischen Tabak verwendet, beschäftigt in ca. 10,500 Anstalten mindestens 100,000 Arbeiter. Der Hauptsitz derselben ist Bremen nebst den angrenzenden hannöverschen Ortschaften; aber auch über das übrige D. sind zahlreiche Fabriken verbreitet, so in Brandenburg (Berlin, Schwedt), Westfalen (Blotho, Minden), Hessen-Nassau, im Großherzogtum Hessen, in der Rheinpfalz, in Baden, Elsaß-Lothringen ꝛc. Höher noch als der Tabakbau hat der Zuckerrübenbau für die Runkelrübenzuckerfabriken den Ertrag des Bodens gesteigert. Derselbe hat seinen Mittelpunkt in der fruchtbaren Landschaft zwischen Magdeburg, Braunschweig und Merseburg, also in der Provinz Sachsen (woselbst Magdeburg der Hauptzuckermarkt für D. ist), in Anhalt und Braunschweig, nächstdem in Schlesien zwischen Breslau und Schweidnitz und in Brandenburg im Oderbruch. Die Zahl der Zuckerfabriken (s. die Karte) in D. belief sich 1836 auf 122, 1874 auf 336, 1892 auf 403 und 1902 auf 395, nämlich 302 im preußischen Staat (davon 112 in der Provinz Sachsen, 56 in Schlesien, 43 in der Provinz Hannover, 20 in Posen, 19 in Westpreußen, 14 in Brandenburg ꝛc.), 32 in Braunschweig, 24 in Anhalt, 4 in Württemberg, 12 in Mecklenburg ꝛc. Der jährliche Gewinn an Rohzucker stieg von 1836—1901 von 14,081 auf 20,176,738 dz. In der Kampagne 1901/1902 wurden seitens der Zuckerfabriken 16 Mill. Ton. Rüben verarbeitet; 46 Raffinerien stellten aus 10,536,982 dz Rohzucker und 56,971 dz raffiniertem Zucker 9,545,277 dz raffinierten und Konsumzucker (einschließlich Zuckerwaren) her, und 6 Melasse-Entzuckerungsanstalten gewannen noch 1,071,368 dz raffinierten und Konsumzucker. Der in den freien Verkehr gesetzte inländische Zucker brachte eine Zuckersteuer von 133,907,764 Mk. Runkelrübensamen wird in großem Umfang bei Aschersleben gebaut. Als Kaffeesurrogat baut man in manchen Gegenden die Zichorie an, so in der Provinz Sachsen, in Braunschweig, im Neckartal, im Breisgau. Bei Halle wird auch der Kümmel auf dem Felde gewonnen.

Garten-, Wein- und Hopfenbau.

Ulm, Nürnberg, Bamberg, Schweinfurt, Erfurt, Quedlinburg, Darmstadt, Straßburg im Elsaß, Guben in der Lausitz, Bardowiek bei Lüneburg sind durch Gemüsebau, mehrere derselben besonders durch Spargelzucht und Zucht von Sämereien berühmte Orte. In Nürnberg und Bamberg werden dabei viele Arzneipflanzen, in den Krautländereien des letztern auch Süßholz gebaut. Keine Gegend übertrifft aber das innere Thüringen, mit Erfurt im Mittelpunkt, in der Erzeugung und dem Handel mit Gemüse, Blumensämereien und lebendigen Gewächsen. Berlin zeichnet sich gleichfalls in der Blumenzucht aus und macht mit seinen Hyazinthen selbst Holland Konkurrenz. Obstbau ist durch einen großen Teil Deutschlands verbreitet: die Bergränder der Oberrheinischen Tiefebene, die Bergstraße, der Südfuß des Taunus, die Wetterau, Württemberg, insbes. der Fuß der Alb, Franken, Thüringen, das Werratal bei Witzenhausen, das Elbtal von Meißen bis Böhmen hinein, die warmen Sandhügel der Lausitz, die Küstenländer, selbst Pommern (Stettin) und Werder in der Mark Brandenburg liefern treffliches Obst; in Württemberg und um Frankfurt a. M. ist der Obstwein (Cider) ein weitverbreitetes Getränk. Insgesamt wurden 1. Dez. 1900: 168,388,853 Obstbäume gezählt; davon waren 31 Proz. Apfel-, 15 Birn-, 41 Pflaumen- und 13 Proz. Kirschbäume; sie sind am zahlreichsten im Neckarkreis (1560 auf 1 qkm), am seltensten im Regbez. Königsberg (119 auf 1 qkm). Trotzdem betrug 1901 die deutsche Einfuhr von frischem Obst noch 1,668,674 dz und von getrocknetem Obst 493,682 dz, während sich die Aus-

fuhr von erstern auf 94,832 und von letztern nur auf 1152 dz belief.

Für viele Gegenden Deutschlands ist der Weinbau ein wichtiger Erwerbszweig. Das Hauptgebiet des Weinbaues liegt im Südwesten (s. die Karte). Hier ist die Oberrheinische Tiefebene in ihrer ganzen Ausdehnung von Basel bis Mainz in günstigen Lagen, d. h. in der Hügelregion längs des Fußes der Gebirge, ein Rebenland, und aus ihr zieht der Weinstock in die Seitentäler hinein bis zur Höhe von 400 m, von Basel rheinaufwärts bis zum Bodensee. Aus dem nördlichen Teil der Tiefebene geht der Weinstock die Täler des Neckar und Main hinauf. Am Neckar trifft man die obere Grenze des Weinbaues oberhalb Rottenburg; am Main wird derselbe in großer Ausdehnung bis oberhalb Schweinfurt, in geringer noch bis Lichtenfels betrieben. Alle Täler an den Zuflüssen dieser beiden Nebenflüsse des Rheins haben bis zur Höhe von 400 m ebenfalls Weinlagen; an der Enz, Tauber ꝛc. sind dieselben ausgedehnt und vorzüglich. Im nördlichen Teile der Tiefebene, im sogen. Rheingau, findet man die besten Weinlagen Deutschlands am Südabhang des Taunus- und Rheingaugebirges (Rüdesheim, Johannisberg, Geisenheim, Rauenthal ꝛc.). Von hier zieht sich eine reiche Weingegend längs der Nahe über Kreuznach bis ins Birkenfeldische, eine andre längs des Rheins im Schiefergebirge bis Roisdorf und Siegburg hinunter, welche wieder den Ausgang für den Weinbau in den Seitentälern des Rheintals bildet: im Ahrtal bis Hönningen, im Moseltal bis über die Reichsgrenze hinaus ꝛc. Ein andres Gebiet des Weinbaues in D., wohl so groß wie jenes, aber wegen der geringern Jahreswärme mit dem erstern nicht vergleichbar, liegt in Mitteldeutschland vom Thüringer Wald bis über die Oder hinweg; es wird von der Saale, Elbe und Oder durchströmt. An der Saale wird Weinbau von Jena bis in die Gegend von Halle (am meisten an der Mündung der Unstrut bei Naumburg) betrieben; an der Elbe dehnt das Weingebiet sich von Dresden bis Wittenberg aus; in der Odergegend zeichnet sich Grünberg aus. Noch weiter nördlich gibt es Weinberge an der Havel (Werder), die aber nur Tafeltrauben liefern. Vereinzelt findet man noch Weinbau im Werratal (Witzenhausen) und an der Donau (Regensburg). Die Fläche, auf der Weinbau betrieben wird, belief sich im ganzen Reich 1902 auf 119,922 Hektar und die Produktion an Wein im Durchschnitt auf 20,6 hl vom Hektar, im ganzen auf 2,475,699 hl im Werte von 80,2 Mill. Mk.; davon entfielen auf den preußischen Staat 18,336 Hektar mit 426,012 hl, auf Bayern 22,189 Hektar mit 443,543 hl, Württemberg 16,826 Hektar mit 187,568 hl, Baden 17,684 Hektar mit 415,228 hl, Elsaß-Lothringen 31,138 Hektar mit 706,585 hl und Hessen 13,209 Hektar mit 285,647 hl. In verschiedenen Gegenden hat sich die Fabrikation moussierender Weine eingebürgert, namentlich bei Koblenz, Mainz und Würzburg. In das deutsche Zollgebiet wurden 1901: 628,042 dz Wein und Most in Fässern, 124,373 dz roter Wein ꝛc. zum Verschneiden, 22,784 dz Wein zur Kognakbereitung, 15,785 dz Schaumwein in Flaschen und 7313 dz andrer Wein eingeführt, dagegen 128,915 dz Wein und Most in Fässern, 19,590 dz Schaumwein und 80,474 dz andrer Wein ausgeführt.

Hopfen wird in vielen Gegenden Deutschlands gebaut (s. die Karte), nirgends aber besser und mehr als in Bayern; 1902 nahm er 36,731 Hektar (davon 23,441 in Bayern) ein; der Ertrag wurde auf 227,636 dz geschätzt. Das Produkt der Gegend von Spalt und Hersbruck in Mittelfranken wird nicht allein über D., sondern auch ins ferne Ausland versendet. In der Provinz Posen hat die Hopfenkultur ihren Mittelpunkt bei Neutomischel, in Elsaß-Lothringen bei Hagenau und Bischweiler. Ein stetig zunehmender Erwerbszweig ist die Bierproduktion, die verhältnismäßig am meisten in Bayern blüht. Im ganzen Brausteuergebiet (dem deutschen Zollgebiet ohne Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen) gab es 1901/1902: 7217 Brauereien, die über 45 Mill. hl Bier erzeugten und eine Steuer von 32,7 Mill. Mk. entrichteten (s. Bier u. Biersteuer); in Bayern nebst Enklaven erzeugten 1901: 5832 Brauereien 17,808,634 hl, in Württemberg 1901/1902: 5244 Brauereien 4,012,910 hl, in Baden 700 Brauereien 2,964,151 hl und in Elsaß-Lothringen 95 Brauereien (davon 73 im Betrieb) 1,117,340 hl Bier. Die gesamte Einfuhr von Bier ins deutsche Zollgebiet betrug 1901: 706,284 dz, die Ausfuhr dagegen 1,109,022 dz.

Viehzucht.

Im innigsten Verband mit dem Landbau steht die Viehzucht. Der Wiesenreichtum der Berg- und Tallandschaften Deutschlands, der Weidenreichtum seiner Hochgebirge, die fetten Wiesengründe der Marschen im N., fleißiger Anbau von Klee, Luzerne und andern Futterkräutern machen D. zu einem Land ausgedehntester Zucht des Rindviehs. Für Ostfriesland, die Marschländer an der Nordsee, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern, das Frankenland, insbes. Unter- und Mittelfranken, für das Glantal, für die Alpenreviere, vor allem den Allgäu, aber auch für Württemberg, die Berglandschaften Thüringens und Hessens ist Rindviehzucht ein Haupterwerb. Von hier aus wird nicht allein das Binnenland, sondern werden auch Großbritannien und Frankreich mit Schlachtvieh versehen. Aus den Nordseeländern, Schleswig-Holstein und Mecklenburg geht Butter nach England und den überseeischen Ländern, namentlich Südamerika, aus dem Allgäu Schweizerkäse ins Binnen- und Ausland. Die Ziege ist überall, vor allem in Berggegenden, das Milchvieh des Armen; 1900 gab es in D. 3,266,997 Stück. Auch die Schweinezucht ist überall zu Hause, in Westfalen und Pommern berühmt. Die Pferdezucht ist ebenfalls ein wichtiger Gegenstand der deutschen Landwirtschaft: Ostpreußen, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Oldenburg, Hannover, Braunschweig, Lippe im N., Elsaß-Lothringen, Württemberg und Bayern im S. züchten nicht bloß ihren Bedarf, die östlichen und nördlichen Gestüte liefern sogar den Heeren fremder Länder Remontepferde; auch die Ausfuhr von Wagen- und Luxuspferden ist nicht gering. Unter den Gestüten erfreuen sich diejenigen zu Trakehnen in Ostpreußen und zu Graditz in der Provinz Sachsen eines europäischen Rufes. In D. kommen auf 1 qkm 7,7 Pferde, 35,02 Stück Rindvieh, 31,1 Schweine und 6,04 Ziegen.

Die Schafzucht ist noch in den Gebieten des großen Grundbesitzes bedeutend, aber sehr im Rückgang begriffen. Von Sachsen aus hat sich zuerst außerhalb Spaniens die Zucht der edlen Merino- (Eskorial-) Rassen in D. Eingang verschafft; später verbreiteten sich die ebenfalls spanischen Negretti vornehmlich von Böhmen aus nach D. Aber erst durch die Kreuzung dieser Rassen, die nach 1820 in Schlesien zu Kuchelna bei Ratibor zu stande kam und die Eskorial-Negrettirasse hervorbrachte, ward die Einführung der edlen Schafe allgemein. Im Anfang der 1860er Jahre waren in D. noch ca. 28 Mill. Schafe vorhanden,

1883 war ihre Zahl auf 19 Mill. und 1900 auf 9,7 Mill. gesunken. Zu Anfang der 1860er Jahre kamen in D. auf 1 qkm noch 52, 1900 dagegen nur noch 17,9 Schafe. Die Einfuhr von Schafwolle ist von 687,555 dz (1880) auf 1,618,548 dz (1901) gestiegen, während gleichzeitig die Ausfuhr von 143,250 nur auf 162,713 dz stieg. Die wichtigsten Verkaufsplätze der ausländischen Wolle sind: Hamburg, Bremen und Berlin; im übrigen konzentriert sich der Verkauf der deutschen Wolle auf den alljährlichen Wollmärkten, von denen diejenigen zu Breslau und Berlin die wichtigsten sind; auf beiden werden jährlich gegen 50,000 dz Wolle umgesetzt. Die Zahl der Maultiere, Maulesel und Esel in D. belief sich 1900 auf 7848, davon 5025 in Preußen. Die Hauptergebnisse der Viehzählung in D. am 1. Dez. 1900 zeigt die folgende Tabelle.

Hauptergebnisse der Viehzählung 1. Dez. 1900.

Staaten	Pferde	Rindvieh	Schafe	Schweine
Preußen	2 923 627	10 876 972	7 001 518	10 966 921
Bayern	301 683	3 469 163	760 428	1 757 156
Sachsen	166 730	688 953	74 628	576 953
Württemberg	112 103	1 021 452	316 346	514 121
Baden	75 605	651 754	68 531	497 923
Hessen	59 342	330 666	81 596	313 382
Beide Mecklenburg	120 535	380 608	657 791	526 131
Oldenburg	41 849	264 885	112 064	210 808
Braunschweig	33 379	123 633	137 504	181 450
Sächs. Herzogtümer	51 625	346 067	176 971	400 875
Anhalt	19 533	67 697	86 221	103 786
Übrige kl. Staaten	34 340	177 864	129 334	268 709
Freie Städte	27 264	38 045	12 608	47 938
Elsaß-Lothringen	142 787	501 933	82 961	441 061
Deutsches Reich:	4 195 361	18 939 692	9 692 501	16 807 014

Die Einfuhr von Vieh in den freien Verkehr des deutschen Zollgebietes betrug 1901: 2,102,377 dz im Werte von 188 Mill. Mk., die Ausfuhr 200,406 dz im Werte von 19,1 Mill. Mk.

Die 1900 zum erstenmal vorgenommene Zählung des Federviehes ergab 6,239,126 Gänse, 2,467,043 Enten, 55,395,837 Hühner, 351,165 Truthühner und 120,071 Perlhühner, zus. 64,573,242 Stück Federvieh.

Die Seidenraupenzucht in D. ist unbedeutend; die wichtigen Seidenwebereien der preußischen Rheinlande müssen daher ihren Bedarf an Rohseide aus dem Ausland einführen. Die Einfuhr von Rohseide (ungefärbt) in das deutsche Zollgebiet betrug 1880: 19,480 dz und ist 1901 auf 31,962 dz gestiegen. Die Bienenzucht ist neuerdings in Zunahme begriffen. Im ganzen hatten die Bienenstöcke in D. 1900 einen Bestand von 2,605,350, darunter 1,151,771 mit beweglichen Waben. Die Bienenzucht wird am stärksten in Norddeutschland gepflegt; in Preußen ist die Zahl der Bienenstöcke von 1,238,040 im J. 1883 auf 1,548,256 im J. 1900 gestiegen; an der Spitze steht die Provinz Hannover (218,726 Bienenstöcke); es folgen Schlesien (162,747), Ostpreußen (156,958) und Rheinland (147,435).

[Fischerei.] Die Fischerei hat neuerdings dank den Bemühungen des Deutschen Fischereivereins und der Unterstützung durch die Regierung an Ausdehnung zugenommen. Die deutsche Nordseefischerflotte zählte 1900: 130 Dampfer und 428 Segelfahrzeuge; der Raumgehalt der erstern betrug 55,073, derjenige der letztern 47,780 cbm. Umfangreich ist der Fischfang (besonders auf Dorsche) an der Ostseeküste, wo Eckernförde, Travemünde, Kolberg, Danzig 2c. wichtige Fischereiplätze sind. Die Ostseefischerei lieferte 1897 einen Ertrag von 6,9 Mill. Mk., die Auktionen auf den Hauptfischmärkten im Nordseegebiet brachten 8,2 Mill. Mk. Austernfang wird bei den Inseln Sylt, Föhr und Amrum betrieben und bringt eine jährliche Ausbeute von 3—5000 Ton. München, dessen Fischmarkt im ganzen Binnenlande der reichste und interessanteste ist, hat auch eine bedeutende Anstalt für künstliche Fischzucht; eine andre befindet sich bei Hüningen im Oberelsaß. Vor allem erscheint die Zucht der Forellen sehr lohnend. Die Einfuhr von frischen Seefischen betrug 1901: 547,207, die Ausfuhr 35,095 dz.

Waldkultur.

Die Waldungen beanspruchten 1900 in Schleswig-Holstein nur 6,7, in Hannover 17,2, Ostpreußen 17,4, Posen 19,8, Pommern 20,6, dagegen in Brandenburg 33,4, Hessen-Nassau 39,7, im preußischen Staat überhaupt 23,4, Proz., ferner in Bayern 32,5, Sachsen 27,7, Württemberg 30,8, Baden 37,7, Hessen 31,2, Oldenburg 10,6, in ganz D. 25,9 Proz. von der Gesamtfläche, d. h. für das ganze Reich 13,995,868 Hektar. Davon entfallen auf die Kronforsten 257,302 Hektar (meist in Preußen und Hessen), die Staatsforsten 4,430,090 (57,7 Proz. in Preußen), Staatsanteilforsten 29,793, Gemeindeforsten 2,258,090, Stiftungsforsten 211,015, Genossenschaftsforsten 306,214 und Privatforsten 6,503,365 Hektar (46,5 Proz. der Waldfläche). 4,667,210 Hektar (33,5 Proz.) waren 1893 mit Laubwald, 9,283,120 Hektar (66,5 Proz.) mit Nadelholz bestanden. Die Kiefer hat ihre Hauptheimat in dem Tiefland östlich von der Elbe, wo aber auch die Buche auf fruchtbarem Boden sich erhalten hat; auf dem Sandboden des bayrischen Franken, in der süddeutschen Hochebene herrscht gleichfalls die Kiefer vor. Die Buche dagegen ist vielfach der herrschende Waldbaum der Höhen des deutschen Berglandes, auch des Unterharzes und der Küstenländer der Ostsee, während die Eiche ihre Hauptheimat auf dem kieselgen Boden der niederrheinischen Gebirge, in Westfalen, am Solling, Spessart, Odenwald und in Oberschlesien hat. Während der Spessart die herrlichsten »Holländer« für den Schiffbau liefert, ist der Wald auf den rheinländischen Gebirgen vielfach Niederwald und als solcher wichtig für die Lohgerbereien durch die Eichenlohe, die er als Schälwald liefert. Der deutsche Eichenschälwald nimmt eine Fläche von 445,156 Hektar ein. Von größter Wichtigkeit für D. sind aber seine herrlichen Bestände von Fichten und Tannen in den Alpen, im Bayrischen Wald, auf dem Schwarzwald, den Vogesen, dem Thüringer sowie Frankenwald, auf dem Oberharz und Riesengebirge. In den Alpen gesellt sich dazu die Lärche; die den höchsten Alpen angehörige Zirbelkiefer findet sich nur in einzelnen Beständen. Der gesamte Holzertrag in D. belief sich 1901/1902 auf 20 Mill. Festmeter Nutzholz, 17,8 Mill. Festmeter Brennholz, 10,5 Mill. Festmeter Stock- und Reisholz, 134,626 Festmeter Eichenlohe. 1895 fanden in der deutschen Forstwirtschaft im ganzen 352,566 Personen ihren Lebensunterhalt. Ansehnliche Dampfschneidemühlen gibt es besonders am Finowkanal und an der Alten Oder in Brandenburg, wo stets von Oderberg bis Liepe für Berlin, Hamburg 2c. bestimmte, aus den Ostprovinzen, aus Polen und Galizien kommende Bauhölzer im Werte von 20 Mill. Mk. lagern; andre große Holzplätze, die das Holz zur Ausfuhr zubereiten, sind Memel und Danzig.

VII. Industrie.

(Hierzu die »Industriekarte von Deutschland«.)

[Bergbau und verwandte Industrien.] Bergbau und Hüttenwesen blühen gegenwärtig vor allem in Schlesien, am Niederrhein, in Sachsen, am Harz

(über die Lagerstätten nutzbarer Mineralien vgl. die Textbeilage zur »Karte der nutzbaren Mineralien in D.« bei S. 764). Die Ausbeute von Gold in D. betrug 1901: 2775 kg im Werte von 7,69 Mill. Mk. Wichtiger ist die Silbergewinnung; 1901 belief sie sich auf 403,796 kg im Werte von 32,5 Mill. Mk., davon entfielen auf Preußen 239,836, Sachsen 76,473 kg, der Rest auf die übrigen deutschen Staaten. An die Gewinnung der edlen Metalle schließen sich die besonders in Nürnberg und Fürth betriebenen Gold- und Silberschlägereien an; die Fabrikation des echten und unechten Gold- und Silberdrahtes und der Tressen, die Silberarbeiten Augsburgs, Berlins, die Gold- und Silberwarenfabriken von Pforzheim, Hanau und Schwäbisch-Gmünd, die Bijouteriewarenfabriken von Offenbach. Der Kupferertrag ist am bedeutendsten im Mansfeldischen und im Regbez. Arnsberg. Die Produktion der Bergwerke belief sich 1901 auf 777,339 Ton. Kupfererze, die der Hütten auf 31,317 T. Blockkupfer, wovon ungefähr zwei Drittel auf Mansfeld entfallen; in das deutsche Zollgebiet wurden 1901: 58,620 T. rohes Kupfer ein- und 5097 T. ausgeführt. Bleierze werden vorzüglich in den Regierungsbezirken Oppeln, Aachen (am Bleiberg), Köln, Arnsberg, Wiesbaden, auf dem Oberharz (Regbez. Hildesheim) und im Königreich Sachsen bei Freiberg gewonnen; ihre Produktionsmenge betrug 1901: 153,341 T. Die Hüttenproduktion ergab 1901: 123,098 T. Blockblei und 4101 T. Bleiglätte. Die Einfuhr von rohem Blei in das deutsche Zollgebiet betrug 52,886, die Ausfuhr 20,820 T. Wismut kommt aus Sachsen, Antimon aus Thüringen und Westfalen, Kobalt, den nur noch wenige Blaufarbwerke verarbeiten, aus Sachsen und Hessen, Nickel aus Sachsen und der Rheinprovinz, Zinn (1463 T.) und Wolfram aus dem sächsischen Erzgebirge (Altenberg). Nürnberg vor allem erzeugt Spielwaren aus Zinn und Komposition, Zinnwaren außerdem Lüdenscheid in Westfalen. Der Gewinn von Manganerzen (Braunstein) ist von Bedeutung in der Rheinprovinz und in Hessen-Nassau, dann in Sachsen-Koburg-Gotha (zusammen 56,691 T.). Quecksilber wird nur in geringer Menge in Westfalen gewonnen, dagegen ist die Ausbeute an Zink von der größten Wichtigkeit (1901: 166,283 T. Blockzink), und zwar in Oberschlesien um Beuthen und Kattowitz und in den Regierungsbezirken Aachen, Wiesbaden und Hildesheim. Preußen liefert wohl über die Hälfte von allem für die Messingbereitung nötigen Zink, das in den Handel kommt, und dies bildet daher einen wichtigen Ausfuhrartikel. 1901 wurden 53,313 T. Rohzink ausgeführt, außerdem 16,527 T. gewalztes Zink, während 20,180 T. Rohzink und 306 T. gewalztes Zink eingeführt wurden. Im Zinkguß steht Berlin obenan. Ebenso werden hier die Galvanoplastik und Neusilberverarbeitung im großen betrieben; letztere sowie die Messingverarbeitung beschäftigen aber auch im Arnsbergischen und in Nürnberg viele Hände.

Von höchster Wichtigkeit für die gewerbliche Entwickelung Deutschlands ist sein Reichtum an Steinkohlen (s. die oben erwähnte Textbeilage). Deutschlands Steinkohlenförderung betrug 1901: 108,539,444 Ton. im Werte von 1015 Mill. Mk. Da sich bei einer Ausfuhr von 15,266,267 T. die Einfuhr nur auf 6,297,389 T. belief, berechnet sich der Verbrauch an Steinkohlen auf 99,570,566 T., d. h. 1766 kg auf den Kopf der Bevölkerung. Eingeführt werden Steinkohlen vornehmlich aus England, und zwar nach den deutschen Küstenländern, ausgeführt nach Österreich-Ungarn, den Niederlanden, Belgien, Frankreich, der Schweiz und Rußland. Im J. 1901 betrug die Förderung von Braunkohlen in D. 44,479,970 T., davon kamen 37,491,412 T. auf Preußen und hiervon allein 12,9 Mill. T. auf den Regbez. Halle, 11,7 Mill. T. auf den Regbez. Frankfurt. Eingeführt wurden in das deutsche Zollgebiet (fast lediglich aus Böhmen) 8,108,943 T., ausgeführt aus demselben 21,717 T. Braunkohlen. Das Vorkommen von Erdöl in D. hat nur für den nordwestlichen Teil des Landes Interesse (s. die oben erwähnte Textbeilage). Von Petroleum wurden in das Zollgebiet 1901: 9,117,946 dz eingeführt und 7018 dz aus demselben ausgeführt, außerdem gingen 1,189,991 dz mineralische Schmieröle ein und 22,989 dz aus.

Ohne den Reichtum an mineralischen Brennstoffen würde die Eisenindustrie Deutschlands der Konkurrenz Englands und Belgiens erlegen sein; so hat sie aber mit einer Produktion von 7,880,087 T. Roheisen 1901 England fast erreicht und steht nur erheblich hinter den Vereinigten Staaten zurück. Die Schwerpunkte der deutschen Roheisenerzeugung liegen am Niederrhein und in Westfalen, ferner in Lothringen (Luxemburg) und an der Saar, endlich in Oberschlesien; außerdem ist die Verarbeitung der am Harz vorkommenden Eisenerze, namentlich in Ilsede bei Peine, für Norddeutschland und die Verhüttung der Erze bei Amberg in Bayern für Süddeutschland von Bedeutung (über die Eisenerzlager s. die oben erwähnte Textbeilage). Die Produktion an Eisenerzen ist gegenwärtig in D. auf über 16,6 Mill. T. (einschließlich Luxemburg) jährlich gestiegen; in Rheinland-Westfalen wurden 1901 über 2,1 Mill., in Hessen-Nassau über 540,000, in Schlesien fast 500,000, in Elsaß-Lothringen über 7,5 Mill., in Luxemburg fast 4,5 Mill. T. gewonnen. Von der gesamten deutschen Roheisenproduktion von fast 8 Mill. T. kamen 4,2 Mill. auf Rheinland-Westfalen, 1,4 Mill. auf Elsaß-Lothringen, 916,000 auf Luxemburg, 642,000 T. auf Schlesien ꝛc. In D. (nebst Luxemburg) fanden 1899: 287,000 Arbeiter ihre Nahrung durch den Eisenerzbau, den Eisenhüttenbetrieb und die Gießereien. Großartige Werke für die Roheisenproduktion befinden sich in Oberschlesien im Landkreis Beuthen, im Regbez. Arnsberg in den Kreisen Hörde und Hamm, dem Landkreise Bochum, dem Kreise Siegen und dem Stadtkreise Dortmund, im Regbez. Düsseldorf in den Stadtkreisen Essen, Düsseldorf und Duisburg, den Kreisen Ruhrort und Mülheim a. Ruhr, im Regbez. Trier im Kreise Saarbrücken, im Regbez. Hildesheim am Oberharz und in Elsaß-Lothringen in den Kreisen Diedenhofen und Metz (Land). In diesen Gegenden, außerdem auch noch in Sachsen und Württemberg wird die Bereitung von Stab- und gewalztem Eisen gepflegt. In der Stahlfabrikation hat D. gegenwärtig alle Länder überflügelt; große Gußstahlfabriken befinden sich in Essen (s. Krupp), Bochum und Witten, die Gußstahlgeschütze liefern. Eisenbahnschienen werden für den heimischen Bedarf und zur Ausfuhr gefertigt. Gußwaren der verschiedensten Art bis zu den feinsten Schmuckgegenständen liefern besonders Berlin, der Harz, München und Nürnberg. Für die Verfertigung von Eisen- und Stahlwaren sind die Regierungsbezirke Düsseldorf und Arnsberg die Mittelpunkte. Solingen ist für Hieb- und Stichwaffen der erste Platz. Daselbst und in dem nahen Remscheid ist die Messer- und Schneidewarenfabrikation außerordentlich blühend. Dieselbe Industrie (für Kleineisenwaren) ist von Wichtigkeit in den

DÄNEMARK
Seeland
Fünen
Kopenhagen
NORD-
SEE
Amsterdam
Hamburg
Altona
Bremen
Hannover
Magdeburg
Berlin
Leipzig
Dresden
Köln
Aachen
Lüttich
Essen
Dortmund
Bochum
Düsseldorf
Elberfeld
Barmen
Kassel
Frankfurt
Wiesbaden
Mainz
Darmstadt
Mannheim
Ludwigsh.
Karlsruhe
Stuttgart
Nürnberg
München
Augsburg
Straßburg
Metz
Nancy
Freiburg
Basel
SCHWEIZ
Mülhausen
Kiel
Lübeck
Rostock
Schwerin
Braunschweig
Halberstadt
Halle
Erfurt
Gotha
Weimar
Jena
Chemnitz
Plauen
Zwickau
Hof
Bayreuth
Regensburg
Ingolstadt
Landshut
Passau
Amberg
Würzburg
Aschaffenburg
Hanau
Offenbach
Koblenz
Trier
Saarbrücken
Kaiserslautern
Landau
Speyer
Worms
Heidelberg
Pforzheim
Ulm
Konstanz
Freiburg
Lille
Brüssel
Antwerpen
Rotterdam
Utrecht
Arnhem
Groningen
Leeuwarden
Zwolle
Enschede
Osnabrück
Hannover
Braunschweig
Magdeburg
Dessau
Leipzig
Chemnitz
Dresden
Görlitz
Cottbus
Frankfurt
Posen
Stettin
Rostock
Lübeck
Kiel
Flensburg
Husum
Esbjerg
Aarhus
Odense
Helgoland
Nordfriesische Inseln
Ostfriesische Inseln
Westfriesische Inseln
Zuider See
Ijsselmeer
Ems
Weser
Elbe
Rhein
Main
Mosel
Donau
Neckar
Oder
Saale
Havel
Spree
Moldau
Inn
Lech
Isar
Rhône
Po
Adria
Ostsee
Großer Belt
Kleiner Belt
Langeland
Laaland
Falster
Rügen
Usedom
Wollin
Bornholm
Schonen
Malmö
Helsingborg
Göteborg
Kopenhagen
Roskilde
Kalundborg
Korsör
Nyborg
Svendborg
Aabenraa
Sønderborg
Tondern
Apenrade
Hadersleben
Ribe
Esbjerg
Fredericia
Kolding
Odense
Assens
Middelfart
Nyborg
Korsör
Slagelse
Ringsted
Roskilde
Helsingör
Kopenhagen
Malmö
Lund
Trelleborg
Ystad
Kristianstad
Karlskrona
Kalmar
Visby
Gotland
Öland
Borgholm
Oskarshamn
Västervik
Norrköping
Linköping
Jönköping
Nässjö
Eksjö
Vetlanda
Växjö
Ljungby
Halmstad
Varberg
Kungsbacka
Göteborg
Trollhättan
Uddevalla
Strömstad
Fredrikstad
Sarpsborg
Moss
Oslo
Drammen
Kongsberg
Skien
Porsgrund
Arendal
Kristiansand
Mandal
Egersund
Stavanger
Haugesund
Bergen
Florø
Ålesund
Molde
Kristiansund
Trondheim
Steinkjer
Namsos
Mosjøen
Mo i Rana
Bodø
Narvik
Harstad
Tromsø
Hammerfest
Alta
Kautokeino
Karasjok
Kirkenes
Vardø
Vadsø
Nordkap
Honningsvåg
Lofoten
Vesterålen
Andøya
Senja
Kvaløya
Finnmarken
Lappland
Norrbotten
Västerbotten
Jämtland
Härjedalen
Dalarna
Värmland
Örebro
Västmanland
Uppsala
Stockholm
Södermanland
Östergötland
Gotland
Kalmar
Blekinge
Kronoberg
Halland
Skåne
Bohuslän
Dalsland
Västergötland
Göteborg och Bohus
Älvsborg
Skaraborg
Värmland
Örebro
Kopparberg
Gävleborg
Västernorrland
Jämtland
Västerbotten
Norrbotten
Lappland
Finnmarken
Nordkap
Honningsvåg
Hammerfest
Alta
Kautokeino
Karasjok
Kirkenes
Vardø
Vadsø
Tromsø
Harstad
Narvik
Bodø
Mo i Rana
Mosjøen
Steinkjer
Namsos
Trondheim
Kristiansund
Molde
Ålesund
Florø
Bergen
Haugesund
Stavanger
Egersund
Mandal
Kristiansand
Arendal
Porsgrund
Skien
Kongsberg
Drammen
Oslo
Moss
Sarpsborg
Fredrikstad
Strömstad
Uddevalla
Trollhättan
Kungsbacka
Varberg
Halmstad
Ljungby
Växjö
Vetlanda
Eksjö
Nässjö
Jönköping
Linköping
Norrköping
Västervik
Oskarshamn
Kalmar
Visby
Gotland
Öland
Borgholm
Karlskrona
Kristianstad
Ystad
Trelleborg
Lund
Malmö
Helsingborg
Göteborg
Kopenhagen
Roskilde
Kalundborg
Korsör
Nyborg
Svendborg
Aabenraa
Sønderborg
Tondern
Apenrade
Hadersleben
Ribe
Esbjerg
Aarhus
Odense
Assens
Middelfart
Slagelse
Ringsted
Helsingör
Kopenhagen
Malmö
Lund
Trelleborg
Ystad
Kristianstad
Karlskrona
Kalmar
Visby
Gotland
Öland
Borgholm
Oskarshamn
Västervik
Norrköping
Linköping
Jönköping
Nässjö
Eksjö
Vetlanda
Växjö
Ljungby
Halmstad
Varberg
Kungsbacka
Göteborg
Trollhättan
Uddevalla
Strömstad
Fredrikstad
Sarpsborg
Moss
Oslo
Drammen
Kongsberg
Skien
Porsgrund
Arendal
Kristiansand
Mandal
Egersund
Stavanger
Haugesund
Bergen
Florø
Ålesund
Molde
Kristiansund
Trondheim
Steinkjer
Namsos
Mosjøen
Mo i Rana
Bodø
Narvik
Harstad
Tromsø
Hammerfest
Alta
Kautokeino
Karasjok
Kirkenes
Vardø
Vadsø
Nordkap
Honningsvåg
Lofoten
Vesterålen
Andøya
Senja
Kvaløya
Finnmarken
Lappland
Norrbotten
Västerbotten
Jämtland
Härjedalen
Dalarna
Värmland
Örebro
Västmanland
Uppsala
Stockholm
Södermanland
Östergötland
Gotland
Kalmar
Blekinge
Kronoberg
Halland
Skåne
Bohuslän
Dalsland
Västergötland
Göteborg och Bohus
Älvsborg
Skaraborg
Värmland
Örebro
Kopparberg
Gävleborg
Västernorrland
Jämtland
Västerbotten
Norrbotten
Lappland
Finnmarken

Institut in Leipzig.

Städten Ronsdorf, Hagen, Altena, Iserlohn und in deren Umgegend. In und an der Enneper Straße verfertigt man Sensen, die weithin verschickt werden, und Sackhäuer zum Fällen des Zuckerrohrs. In Altena ist außerdem der Hauptsitz der Drahtfabrikation. Vortreffliche Eisen- und Stahlwaren liefern ferner der Kreis Schmalkalden in Thüringen und einige Gegenden des Erzgebirges. In Süddeutschland sind von Wichtigkeit die Messerwaren von Heilbronn und Stuttgart, von Nürnberg, Erlangen und Regensburg, von Achern in Baden, Molsheim in Elsaß-Lothringen ꝛc.; Sensen werden im Schwarzwald angefertigt, Blechwaren zu Eßlingen, Geislingen, Ludwigsburg und Göppingen in Württemberg. Die Nähnadelfabrikation ist von höchster Bedeutung in den rheinischen Schwesterstädten Aachen und Burtscheid, nächstdem in Düren, ferner zu Iserlohn in Westfalen, Schwabach in Bayern, Berlin ꝛc. Mit derselben ist die Herstellung von Stecknadeln sowie Häkelhaken, von Haar- und Stricknadeln, von Nadeln für Nähmaschinen ꝛc. verbunden. Große Gewehrfabriken gibt es in Spandau (staatlich), Berlin (L. Löwe), Sömmerda in der Provinz Sachsen, Amberg in Bayern, Oberndorf in Württemberg, die vorzugsweise für die Armee arbeiten, ferner in Suhl im Thüringer Wald ꝛc. Für Grobschmiede- und Schlosserwaren sind die Hauptwerkstätten ebenfalls die Rheinprovinz und Westfalen. D. produzierte (mit Einschluß von Luxemburg) 1901: 1,432,017 Ton. Gießereiprodukte zweiter Schmelzung im Werte von 98,089,000 Mk., ferner aus Schweißeisen und Schweißstahl: 35,997 T. Rohluppen und Rohschienen und 786,874 T. fertige Schweißeisenfabrikate, zusammen im Werte von 123 Mill. Mk.; aus Flußeisen und Flußstahl: 368,273 T. Blöcke, 1,280,013 T. Halbfabrikate und 4,562,281 T. fertige Fabrikate, zusammen im Werte von 794 Mill. Mk. Die Hüttenwerke, die Schweiß- und Flußeisen herstellen, liegen in der Regel an den Erzeugungsorten des Roheisens oder nahe den Förderpunkten der Steinkohle; die Eisengießereien sind dagegen über das ganze Land verteilt. Es gibt in D. (einschließlich Luxemburg) 200 Flußeisenwerke mit 121,860 Arbeitern, 164 Schweißeisenwerke mit 31,500 Arbeitern und 1249 Eisengießereien, die über 85,700 Arbeiter beschäftigen, davon allein 24 in Berlin mit 2795 Arbeitern.

Die Fabrikation von Maschinen befindet sich in steigender Entwickelung. 1895 gehörten dieser Industrie 87,879 Betriebe mit 582,676 Arbeitern an, davon sind 1628 Großbetriebe mit 343,690 Arbeitern. Mannheim, Eßlingen, Kannstatt, München, Augsburg, Frankfurt a. M., Hamburg, Bremen, Düsseldorf, Duisburg, Köln, Magdeburg-Buckau, Zwickau, Dresden, Bredow bei Stettin, Elbing, vor allen aber Berlin, Chemnitz und Mülhausen i. E. sind einige der zahlreichen Orte Deutschlands, wo gegenwärtig Maschinen gebaut werden. 1895 zählte man 138 Hauptbetriebe (mit 29,804 Arbeitern), in denen Dampfmaschinen hergestellt wurden. Der Wert der im J. 1900 hergestellten Lokomotiven betrug 47,9 Mill., jener der Lokomobilen 10,9 Mill. Mk. Waggonfabriken befinden sich in Aachen, Deutz, Ehrenfeld, Duisburg, Düsseldorf, Mainz, Hagen, Niederbronn, Kassel, Görlitz, Breslau, Königsberg. Im Schiffbau nehmen Danzig und Elbing, Stettin, Rostock, Kiel, Hamburg, Bremen, Bremerhaven, Wilhelmshaven eine hervorragende Stelle ein. 1902 wurden auf deutschen Werften 227 Dampfschiffe und 280 Segelschiffe von bez. 212,283 und 58,715 Reg.-Ton. brutto vollendet, darunter waren 11 Kriegsschiffe mit 26,657 Ton. Die Fabrikation von Nähmaschinen (Dresden) wie diejenige landwirtschaftlicher Maschinen und Fahrräder (Brandenburg a. H., Berlin, Frankfurt a. M., Bielefeld u. a.) hat in D. neuerdings einen großen Aufschwung genommen. In der Herstellung von Musikinstrumenten übertrifft D. alle übrigen Länder. In höchster Vollendung befindet sich die Fabrikation von Pianofortes, Konzertflügeln und Pianinos (70,000 jährlich), die in Berlin, Leipzig, Dresden, Zeitz, Breslau, Hamburg, Braunschweig, Köln, Elberfeld, Wesel, Düsseldorf, München, Stuttgart ꝛc. ihren Sitz hat. Orgeln und Harmoniums werden in Dresden, Frankfurt a. O., Weißenfels, Paulinzella in Thüringen und in zahlreichen Orten Süddeutschlands gebaut. Für Harmoniken sind Gera, Klingenthal, Altenburg, Berlin, Magdeburg ꝛc. wichtige Orte. Streichinstrumente der verschiedensten Art liefern Mittenwald in Oberbayern, Kassel und besonders das sächsische Vogtland (Adorf, Markneukirchen), das mit Geigen einen ausgedehnten Handel treibt. Mechanische Musikwerke (Spieldosen ꝛc.) werden im Schwarzwald verfertigt. Für wissenschaftliche Instrumente haben sich Berlin, München, Nürnberg, Leipzig, Jena, Hamburg, Frankfurt a. M., Stuttgart u. a. einen Weltruf erworben.

[Salz.] Die salzreichste Landschaft ist die Provinz Sachsen mit dem von ihr eingeschlossenen Anhalt; daselbst sind die großartigsten Steinsalzwerke zu Staßfurt und Leopoldshall, die außerdem durch eine außerordentlich große Ablagerung von Kalisalzen berühmt sind, ferner Privatunternehmungen bei Aschersleben, Westeregeln, Vienenburg, Sondershausen; Schönebeck an der Elbe hat die größte Saline des Reiches. In Thüringen werden sieben Salinen ausgebeutet, deren Solen in der Tiefe durch Steinsalzlager gespeist werden. Auch Hannover besitzt mehrere Salinen, bei denen das Steinsalzlager nachgewiesen ist, das dagegen bei den Salinen Westfalens fehlt. Die Salinen in den Südweststaaten erhalten die Sole gleichfalls aus Steinsalzlagern. Die Gesamtproduktion der bergbaulich gewonnenen Salze in D. ergab im J. 1901: 4,522,358 Ton., darunter 985,050 T. Steinsalz. Außerdem wurden aus wässeriger Lösung noch 1,121,173 T. Salze gewonnen, darunter 578,751 T. Kochsalz, 262,065 T. Chlorkalium, 76,065 T. Glaubersalz, 37,394 T. schwefelsaures Kali u. a. Deutschlands Ausfuhr von Siede- und Steinsalz richtet sich vornehmlich nach Britisch-Indien, ferner nach den Niederlanden, Belgien, Österreich-Ungarn ꝛc. und betrug 1901: 297,219 T., während sich die Einfuhr auf 20,473 T. und außerdem auf 3428 T. denaturiertes Salz belief. Die Förderung der Kalisalze ist von 116,840 T. im J. 1864 auf 3,534,894 T. im J. 1901 gestiegen; davon entfallen auf Kainit, der zu Düngezwecken eine große Bedeutung erlangt hat, 1901: 1,498,569 T., auf andre Kalisalze 2,036,325 T.

Industrie in Stein, Erde, Glas, Holz.

An Tonen, von der reinsten Porzellanerde bis zum Lehm für Ziegel- und Backsteine, ist D. reich, und dieser Reichtum hat eine ausgedehnte Gewerbtätigkeit hervorgerufen. In der Ziegelfabrikation steht die Provinz Brandenburg obenan, wo zahlreiche Ziegeleien vorzugsweise an der Havel von Werder bis Rathenow (Rathenower Mauersteine) und am Finowkanal liegen. Im ganzen Reiche gab es 1895: 15,663 Ziegeleibetriebe mit 219,860 Arbeitern. Die Tone der Braunkohlenformation bilden die Grundlage der Fabrikation von Steingut und andern irdenen Wa-

ren, vorzüglich in Berlin, in den Regierungsbezirken Trier, Magdeburg, Potsdam, Kassel, Wiesbaden und Liegnitz, weiter in Hannover, im Königreich Sachsen, in Württemberg, Baden ꝛc. Berühmt sind die Tonpfeifen von Uslar in Hannover, die Tonpfeifen und Krüge von Ransbach ꝛc. im Westerwald aus dem sogen. Kannenbäckerland, die Fliesen von Mettlach an der Saar, die weißen Ofenkacheln von Velten in Brandenburg, das Töpfergeschirr von Großalmerode im Regbez. Kassel und von Bunzlau i. Schl., die aus dem Graphit des Bayrischen Waldes verfertigten Passauer Schmelztiegel, die Tonwaren von Zell am Harmersbach, Hornberg, Schramberg ꝛc. im Schwarzwald u. a. Porzellanfabriken gibt es in D. ungefähr 190. Die älteste in Europa ist die zu Meißen (1710 gegründet), die in das Triebischtal verlegt worden ist. Am zahlreichsten sind sie im Thüringer Wald; große Anstalten finden sich weiter in Berlin, Waldenburg i. Schl., Bonn und Düsseldorf, Saargemünd, Tirschenreuth, Hof und Passau in Bayern; die Porzellanknöpfe und Porzellanperlen von Freiburg i. Br. finden Absatz nach allen Teilen der Erde. In einigen Orten (Berlin, Meißen, Bamberg) erfreut sich auch die Porzellanmalerei eines hohen Rufes. 1897 wurden 78,877 Ton. Porzellan im Werte von 52,4 Mill. Mk. erzeugt. Von Porzellanwaren gingen 1901: 1963 dz weiße und 5405 dz mehrfarbige ein, dagegen wurden 47,734 dz weiße und 228,757 dz mehrfarbige Porzellanwaren ausgeführt.

Von hoher Wichtigkeit ist die Glasindustrie, für die in D. (1895) 371 Glashütten bestehen, die ca. 41,000 Arbeiter beschäftigen; dazu kommen zahlreiche Betriebe, die fertiges Glas verarbeiten. Ihre Hauptsitze sind in Schlesien, Brandenburg, Sachsen, Thüringen, Rheinpreußen, in der bayrischen Oberpfalz und Mittelfranken, in Baden und Lothringen. Großartig sind die Anstalten im Thüringer Wald, wo sich die feine Glasbläserei in den Distrikten der Porzellanfabrikation findet und Thermometer, Barometer, Glasperlen, Spielsachen ꝛc. liefert; im Oberpfälzer Wald ist der von Nürnberg u. Fürth ausgegangene Hauptsitz der Glasschleiferei. Letztere beiden Orte, dann auch Stolberg in der Rheinprovinz und Mannheim liefern Spiegelgläser und Spiegel; Rathenow, Berlin, Jena und Dresden optische Gläser; Berlin, München und Nürnberg sind endlich Hauptorte für die Glasmalerei, für die in Berlin (Charlottenburg) wie München besondere Kunstanstalten bestehen. 1897 wurde die gesamte Glasproduktion auf 525,000 Ton. im Werte von 115 Mill. Mk. geschätzt. Deutschlands Einfuhr von Glas und Glaswaren aller Art belief sich 1901 auf 104,038 dz, darunter 7677 dz rohes Spiegelglas; die Ausfuhr dagegen betrug 1,297,198 dz, darunter 754,697 dz gemeines Hohlglas, 257,701 dz weißes Hohlglas.

Kalkbrennereien gibt es 2100, größere im Bereich der umfangreichen Kalksteinlager, zu Rüdersdorf bei Berlin, Lüneburg, Gogolin in Oberschlesien ꝛc. Hieran schließen sich die Gipsmühlen und Zementfabriken. Portlandzement, eine Zusammensetzung aus reinem Kalkstein und Ton, wird in Hannover, Schlesien, Pommern, Schleswig-Holstein, Rheinland, Württemberg bereitet. Auch der Traß im rheinischen Schiefergebirge und in der Eifel, in zahlreichen Traßmühlen gemahlen, gibt in Verbindung mit Kalk einen Zement (Rheinhessen). Flußspat, als Zuschlag in Schmelzöfen gebraucht, wird am Harz, im Erzgebirge, Thüringer Wald ꝛc., Schwerspat in den Regierungsbezirken Wiesbaden und Kassel gewonnen. Bau- und Werksteine gibt es fast überall, in der nördlichen Ebene werden die erratischen Blöcke dazu verwendet. Die Sandsteine der mitteldeutschen Gebirge (besonders der Sächsischen Schweiz) und von Oberbayern werden als vortreffliches Baumaterial weithin befördert, ebenso der Tuffstein der Eifel und der Trachyt des Siebengebirges. Die Granite des Riesen- und Fichtelgebirges und des Odenwaldes liefern Platten und Pflastersteine, auch der Basalt in Mitteldeutschland (Linz a. Rh.) eignet sich gut für letztere. Münchens Prachtbauten haben zur Aufschließung vieler schöner Marmorlager am Alpenrand geführt, selbst zur Bearbeitung des deutschen Statuenmarmors, der auch in den mitteldeutschen Gebirgen nicht fehlt. Zu größern Kunstsachen verwendet man den Serpentin aus Sachsen und Schlesien, den Alabaster in Thüringen; ebenda werden auch Milliarden von Steinmärbeln verfertigt und mit den Sonneberger Spielwaren ausgeführt. Die lithographischen Steine von Solnhofen an der Altmühl im Fränkischen Jura sind weltberühmt. Wetzsteine werden im Thüringer Wald, in den Alpen ꝛc. gebrochen. Die ausgezeichnetsten Lager von Dachschiefer in Europa trifft man im Thüringer Wald bei Lehesten und Gräfenthal an; daselbst gibt es auch Lager von Tafel- und Griffelschiefern (Sonneberg). Sonst findet sich Dachschiefer noch im Erzgebirge, Oberharz und im niederrheinischen Schiefergebirge. Mühlsteine werden besonders aus der Lava zu Niedermendig auf der Eifel gebrochen.

Von Edelsteinen finden sich in D. nur untergeordnete Arten, der Topas im Königreich Sachsen, der Chrysopras in Schlesien, der Achat an der Nahe bei Oberstein und Idar, der hier nebst fremdem eingeführten im oldenburgischen Fürstentum Birkenfeld eine eigne Industrie (Achatschleiferei) hervorgerufen hat; der Bergkristall in Schlesien, Sachsen, im Harz ꝛc. erscheint in vielen Formen, als Amethyst, Rauchtopas, Chalcedon, Onyx, Karneol, Jaspis ꝛc. Der besonders an der Küste der Ostsee und in ihrer nächsten Nähe vorkommende Bernstein wird in Ostpreußen in großer Menge durch Baggerung im Kurischen Haff bei Memel, durch Graben im Samland und durch Tauchen und Schöpfen in der See an der sogen. Bernsteinküste von Brüsterort bis Pillau gewonnen. Kunstsachen daraus werden namentlich in Danzig, Memel und Stolp gefertigt.

Viele Hände finden Beschäftigung in der Verarbeitung des Holzes zu den mannigfachsten Gegenständen, wie zu Weißbüttnerwaren, Kisten und Schachteln, Küchengeräten, zu Holzschuhen, Sieben und Peitschenstielen (Rhön), allerlei Tischlerarbeiten, Spielwaren bis zu den kunstreichsten Schnitzereien, wie sie vornehmlich aus Zirbelholz im bayrischen Ammergau, gegenwärtig aber auch in Sachsen im Erzgebirge verfertigt werden. Hervorzuheben sind die Möbelfabriken von Berlin und Mainz; die Tischlerwaren von Berlin, München, Stuttgart, Hanau, Nürnberg, Koburg ꝛc.; die Drechslerwaren von Berlin, Hamburg, Danzig (aus Bernstein), Ruhla (Pfeifenköpfe aus Meerschaum), Waltershausen, Frankenhausen (aus Perlmutter), Nürnberg, Fürth, Stuttgart, Geislingen, Freiburg i. Br. ꝛc.; die Spielwaren von Sonneberg, die einen großen Absatz nach Amerika finden. Im Schwarzwald ist die Fabrikation der ursprünglich hölzernen Schwarzwälder Uhren fortgeschritten zur Fabrikation von Taschen-, Stand- und Spieluhren. Außer dem Schwarzwald sind Glashütte in Sachsen, Freiburg in Schlesien und Ruhla in Thüringen Hauptsitze der Uhrenindustrie. Wie Sonne-

berger Spielwaren, so erzeugt das sächsische Erzgebirge auch Schwarzwälder Uhren.

Chemische Industrie.

Es bestanden 1895 in D. (die Apotheken und Abdeckereien abgerechnet) 4058 chemische Betriebe mit 98,190 Arbeitern (vgl. den Artikel »Chemische Industrie« in Bd. 3). Chemische Fabriken von Wichtigkeit gibt es außer zu Staßfurt und Leopoldshall in Berlin, Pommerensdorf bei Stettin, Schönebeck an der Elbe, Neusalzwerk in Westfalen, Duisburg, Aachen, Köln, Hamburg, Nürnberg, Ludwigshafen, Heilbronn, Stuttgart ꝛc. Schreibkreide kommt aus Rügen; Farberde wird in Thüringen und Franken gefunden. Farbenfabriken gibt es in Thüringen, Bayern (Nürnberg, Schweinfurt, Amberg). Wichtig sind die Ultramarinfabriken zu Nürnberg und in der Rheinprovinz sowie die Anilin- und Alizarinfabriken zu Höchst a. M., Elberfeld, Berlin, Offenbach, Krefeld, Mannheim ꝛc. Parfümerien erzeugen vorzüglich Berlin und Frankfurt a. M., wohlriechendes Wasser Köln. Zündwaren werden in Hessen, Württemberg, Rheinbayern, den Provinzen Sachsen, Schlesien und Hannover auch für die Ausfuhr hervorgebracht, Pulver und Sprengstoffe besonders in der Rheinprovinz und Schleswig-Holstein erzeugt. Die Seifen- u. Kerzenerzeugung führt uns nach Berlin, Barmen, Köln. Nürnberg hat durch seine Bleistifte einen Weltruf erhalten. Gasbereitungsanstalten findet man jetzt schon in kleinern Orten und sogar in einzelnen Fabriken. Leimfabriken gibt es besonders in den Rheinlanden.

Industrie in Papier, Leder, Stroh ꝛc.

Für die Fabrikation von Papier und Pappe bestanden 1895 in D. 1020 Betriebe mit 48,299 Arbeitern; ferner 242 Bunt- und Luxuspapier- und 87 Tapetenfabriken, 562 Holzschleifereien. 1901 betrug die deutsche Ausfuhr von Papier, Pappe und Waren daraus 87,7 Mill. Mk., die Einfuhr nur 11,1 Mill. Mk. Die Papierfabrikation ist am bedeutendsten in den Regierungsbezirken Aachen (in den Roerkreisen Düren und Jülich), Arnsberg (zu beiden Seiten der untern Lenne), Liegnitz und im Königreich Sachsen. Papiertapeten werden vorzugsweise in Rheinpreußen, Unterfranken, Hessen, Berlin und Hamburg erzeugt, Buntpapiere in Aschaffenburg, Mainz ꝛc. In Berlin, Leipzig, Nürnberg u. a. gibt es große Luxuspapierfabriken. Dachpappen und Preßspäne werden in den Regierungsbezirken Potsdam und Liegnitz, Papiermachéwaren in Berlin, Sonneberg in Thüringen, Koblenz ꝛc., geschmackvolle Buchbinderwaren in Berlin, Leipzig, Frankfurt a. M., Offenbach, Nürnberg, Koblenz ꝛc. verfertigt. Strohwaren werden vorzüglich im Schwarzwald und in den Vogesen, bei Dippoldiswalde (Sachsen), in den Regierungsbezirken Erfurt, Trier und Breslau, in Berlin ꝛc. hergestellt. Die Korbflechterei arbeitet für die Ausfuhr vornehmlich im bayrischen Regbez. Oberfranken bei Lichtenfels. Die Hutfabrikation befindet sich in steigender Entwickelung. Für Gummi- und Guttaperchawaren gibt es große Fabriken in Harburg, Berlin, Hannover, Köln ꝛc.

Die Lederproduktion in D. wurde auf 336 Mill. Mk. geschätzt (davon 219 Mill. für Leder zu Schuhwaren; Näheres s. Leder). Ausgezeichnete Ledersorten liefern Mainz und Worms in Rheinhessen. Im preußischen Staat ist die Lederbereitung am bedeutendsten in der Rheinprovinz zu Malmedy, in Westfalen im Siegenschen, in Hessen-Nassau zu Eschwege. Feine Lederwaren werden in allen größern Städten angefertigt, jedoch vorzugsweise in Süddeutschland und in der Rheinprovinz. Die Schuhmacherei in Pirmasens und Mainz liefert die feinsten Waren; wichtig ist sie ferner im Königreich und in der Provinz Sachsen, in Thüringen, Berlin, München, Frankfurt a. M., Offenbach, im württembergischen Amte Tuttlingen ꝛc. Handschuhe produziert namentlich Württemberg zur Ausfuhr. Ledergalanteriewaren von ausgezeichneter Güte liefern Berlin, Altenburg, Eßlingen, Erlangen, München, Magdeburg, Fürth, Durlach ꝛc. Für die Anfertigung von Sattler-, Riemer- und Täschnerwaren sind Berlin, Breslau, Aachen, Düsseldorf, München, Nürnberg, Stuttgart, Karlsruhe ꝛc. Hauptplätze. Auf einer hohen Stufe steht endlich die deutsche Militäreffektenfabrikation.

Textilindustrie ꝛc.

D. ist zwar ein Wolle, Flachs und Hanf erzeugendes Land, aber in einer für die bezüglichen Industriezweige unzulänglichen Weise, es müssen deshalb aus dem Ausland noch große Mengen dieser Rohmaterialien eingeführt werden. Insgesamt waren 1895 in der Textilindustrie 993,257 Personen (fast die Hälfte Frauen) in 205,292 Betrieben beschäftigt. In den Streich- und Kammwollspinnereien sowie in den Tuch- und Wollwarenfabriken arbeiten wenigstens 200,000 Menschen. Die Zahl der Feinspindeln in Kammgarn wird auf 2 Mill., in Streichgarn auf 2,5 Mill. geschätzt. 1897 wurde die Produktion von Kammgarn auf 56 Mill. kg im Wert von 275 Mill. Mk., die von Streichgarn auf 106 Mill. kg im Wert von 159 Mill. geschätzt; die von Tuch, Buckskin und Flanell hatte einen Wert von 364 Mill. Mk., die sonstiger Wollenwaren von 266 Mill. Mk. Hauptsitze der Fabrikation von Tuchen, Buckskins und Konfektionsstoffen sind die niederrheinischen Bezirke Aachen, Düren, Eupen, Lennep, ferner Brandenburg, Sachsen, Schlesien und die Niederlausitz, wo namentlich Berlin, Kottbus, Spremberg, Forst, Sagan, Sprottau, Sommerfeld hervorragen. Die Herstellung von ganz- und halbwollenen Kleiderstoffen hat ihre Hauptsitze in Sachsen, Schlesien, der Rheinprovinz und im Elsaß sowie in Glauchau und Meerane in Sachsen. Möbelstoffe werden besonders in Chemnitz u. Elberfeld angefertigt, Möbelplüsche in der Rheinprovinz u. Westfalen. Die Schalindustrie findet sich vornehmlich in Berlin und dem bayrischen Vogtland und die Herstellung von Fantasietüchern außer in Berlin in Liegnitz, Apolda u. a. Die Teppichweberei wird vornehmlich in Berlin, Hanau, Schmiedeberg in Schlesien, Barmen u. a. betrieben; von besonderer Bedeutung ist die Herstellung orientalischer Knüpfteppiche in Schmiedeberg in Schlesien, Kottbus, Wurzen, Hannover. Die Strumpfwarenfabrikation hat ihre Hauptsitze in Sachsen (Chemnitz, Zwickau) und in Thüringen (Apolda, Zeulenroda). Die Ausfuhr Deutschlands an Wollenwaren belief sich 1901 auf 30,125 Ton. im Werte von 212 Mill. Mk.

Die Leinweberei hat sich als Nebenbeschäftigung bei der Landbevölkerung vorzüglich in Ost- und Westpreußen, Pommern und Posen erhalten, während der fabrikmäßige Betrieb seine Hauptsitze in Schlesien, Westfalen, Sachsen, Bayern und Württemberg hat, wo besonders Hirschberg i. Schl., Bielefeld und Zittau mit ihrer Umgebung ausgezeichnete Fabrikate liefern. In der Textilindustrie für Flachs und Hanf zählte man 1895: 276,000 Feinspindeln, 22,300 Handstühle und 17,600 Kraftstühle. Die Fabrikation fertiger Wäsche erfreut sich namentlich in Berlin und in

Bielefeld großer Blüte; es wurden davon 1901: 1977 Ton. im Werte von 16,2 Mill Mk. ausgeführt. Zu einer großen Entwickelung ist neuerdings die Juteindustrie in D. gelangt; dieselbe beschäftigt gegenwärtig ungefähr 148,000 Feinspindeln und 7100 mechanische Webstühle. Ihre Hauptsitze befinden sich in Braunschweig, Vechelde, Meißen, Bonn, Hamburg, Kassel, Berlin ꝛc.

Die Baumwollindustrie bildet den wichtigsten Zweig der gewerblichen Tätigkeit in Elsaß-Lothringen, im Königreich Sachsen, in Württemberg und Baden; im erstern Land in den Städten Mülhausen, Gebweiler, Thann, Kolmar, Münster und Markirch und im Wesserlinger Tal; in Sachsen in der Kreish. Zwickau und der Gegend zwischen Chemnitz und Annaberg; in Württemberg in den Oberämtern Reutlingen, Nürtingen, Kannstatt und Geislingen am Nordfuß der Alb; in Baden im Tal der Wiese und dem übrigen Süden. Außerdem ist die Baumwollindustrie von hoher Wichtigkeit in den bayrischen Regierungsbezirken Schwaben und Oberfranken, in der Rheinprovinz, in Schlesien, in der Provinz Sachsen ꝛc. 1901 waren in den deutschen Baumwollspinnereien 8,434,601 Feinspindeln in Bewegung. Die Gesamtausfuhr von Baumwollenwaren betrug 1901: 37,720 Ton. im Werte von 220 Mill. Mk. Die Entwickelung der Baumwollindustrie läßt sich ganz besonders aus dem Verbrauch an roher Baumwolle erkennen; 1836—40 bezifferte sich derselbe im jährlichen Durchschnitt auf 92,986, 1866—1870 auf 701,257, 1891 mit Einschluß von Elsaß-Lothringen auf 2,370,000 und 1901 auf 3,328,790 dz. Die Zahl der Webstühle für Baumwollenwaren in D. beträgt (1901) 211,818, die der Anstalten für fabrikmäßige Weberei (mit mehr als fünf Gehilfen), in denen die mechanischen Stühle durchaus überwiegen, (1895) 926 mit 108,073 Arbeitern. Wie die Bleicherei, Färberei u. Appretur baumwollener Gewebe auf hoher Stufe stehen (Elsaß, Schlesien, Bayern), so bildet vor allem die Druckerei einen der wichtigsten Zweige der deutschen Baumwollindustrie; die Leistungen des Elsaß auf dem Gebiete der Möbelstoff- und Kleiderstoffdruckerei sind altberühmt, ihnen schließen sich diejenigen von Elberfeld, Düsseldorf u. a. würdig an.

Von hoher Bedeutung ist die Spitzenindustrie und Weißstickerei in den sächsischen Kreishauptmannschaften Zwickau und Chemnitz, namentlich in den Städten Annaberg, Schneeberg, Plauen und Eibenstock und deren Umgegend. Die Weißstickerei ist alsdann noch im südlichen Württemberg viel verbreitet, die Spitzenklöppelei im Oberamt Nürtingen. Die Buntstickerei ist vorzüglich in Berlin und Frankfurt a. M. vertreten. Für die Anfertigung von Posamentierwaren ist Barmen der wichtigste Ort; nächstdem sind zu nennen: Berlin, Brieg in Schlesien, Stuttgart und Isny in Württemberg, Annaberg, Buchholz u. a. Die Herstellung von Bekleidungsgegenständen, besonders die Konfektion von Damenmänteln und Kostümen, hat ihren Hauptsitz in Berlin, das damit alle Länder der Erde versorgt. Die Ausfuhr bewertete sich 1901 auf 133 Mill. Mk.

Die Seidenindustrie hat ihren Mittelpunkt in der Rheinprovinz und vorzugsweise in den Städten Krefeld, Elberfeld, Barmen, Viersen, M.-Gladbach, Mülheim am Rhein; außerdem ist dieselbe in Bielefeld, Freiburg i. Br. und im Oberelsaß heimisch. Sowohl schwarze als farbige Seidenstoffe, Besatzartikel in Seide und Halbseide, Satins, Krawatten- und Regenschirmstoffe, Plüsche, schwarze und farbige Samte und Samtbänder werden in vorzüglicher Qualität hergestellt. Deutschlands Ausfuhr von Seiden- und Halbseidenfabrikaten bewertete sich 1901 auf 164,7 Mill. Mk.; in Krefeld waren 1900 für Samt und Samtband 2352 mechanische und 1067 Handstühle, für Seidenstoffe und Stoffband 7302 mechanische und 6096 Handstühle beschäftigt. Für die Seidenfärberei ist Krefeld der wichtigste Ort; die Türkischrotfärberei blüht in Elberfeld und Barmen. Weiter findet sich Färberei noch in Berlin, den sächsischen Kreishauptmannschaften Chemnitz und Zwickau, in Bayern (Augsburg), Württemberg (Heidenheim), Elsaß-Lothringen ꝛc.

VIII. Handel und Verkehr.

Einen folgenreichen Einfluß auf die wirtschaftliche Entwickelung Deutschlands hat der Zollverein (s. d.) ausgeübt, der, von Preußen ausgehend, durch den Anschluß des Bayrisch-Württembergischen Handelsvereins, Sachsens, der thüringischen Staaten und beider Hessen 1. Jan. 1834 in Wirksamkeit getreten ist und sich allmählich über ganz D. mit Luxemburg ausgedehnt hat. Nach der Volkszählung von 1900 betrug die Bevölkerung des deutschen Zollgebiets mit Einschluß von Luxemburg und der österreichischen Gemeinde Jungholz (bei Immenstadt in Bayern) 56,589,925 Seelen, während die Zollausschlüsse, nämlich Helgoland, Freihafengebiet bei Hamburg, Hafenanlagen bei Kuxhaven, Bremerhaven und Geestemünde, kleine Teile der badischen Kreise Konstanz und Waldshut eine Volkszahl von 15,188 Seelen besitzen. Das Zolltarifgesetz vom 15. Juli 1879 hat eine wesentliche Einschränkung der frühern Zollfreiheit und eine bedeutende Erhöhung der Zollsätze herbeigeführt. Unverändert beibehalten wurde die Zollfreiheit nur für Abfälle, die hauptsächlichsten Rohprodukte, ferner für wissenschaftliche Instrumente, Seeschiffe und hölzerne Flußschiffe, literarische und Kunstgegenstände; unverändert blieben die seitherigen Zollsätze für 44 Tarifpositionen, worunter sich Bier, Essig, Südfrüchte, Zucker, Heringe, Kakao, Salz (seewärts), Fischtran, Äther, Alaun, Chlorkalk und kristallisierte Soda befanden. Dagegen wurde eine große Zahl bisher zollfreier Artikel, wie Roheisen, grobe Eisenfabrikate, Maschinen und Eisenbahnfahrzeuge, Getreide und Mühlenfabrikate, Bau- u. Nutzholz, Schmalz, Pferde, Rind- u. Schafvieh mit Eingangszöllen belegt, desgleichen die schon vorher zollpflichtig gewesenen Gegenstände z. T. beträchtlich im Zoll erhöht. Weitere Zollerhöhungen traten für eine größere Zahl von Gegenständen 1885 und 1888 ein. Der Zoll für Likör und Branntwein fand vom 1. Juli 1891 ab und derjenige für Zucker 1892 und 1896 eine anderweitige Regelung. Endlich wurden die Eingangszölle im Verkehr zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn, Italien, der Schweiz und Belgien vom 1. Febr. 1892 ab wesentlich modifiziert. Ein neues Zolltarifgesetz wurde 25. Dez. 1902 veröffentlicht. Die Ausfuhrzölle sind in D. bereits 1. Juli 1865 aufgehoben worden. Die Durchgangsabgaben wurden 1. März 1861 gänzlich beseitigt. Der Ertrag der Eingangszölle im deutschen Zollgebiet belief sich im Etatsjahr 1900/1901 auf brutto 492,910,000 Mk. oder 8,74 Mk. auf den Kopf der Bevölkerung.

Handelsverträge mit der Meistbegünstigungsklausel und wechselseitigen Tariferleichterungen bestehen mit fast allen europäischen Staaten, außerdem mit einer großen Zahl außereuropäischer Länder. Der Abschluß neuer Handelsverträge (1903) steht bevor. Vgl.

v. Auffeß, Die Zölle und Steuern sowie die vertragsmäßigen Handelsbeziehungen des Deutschen Reiches (5. Aufl. von Wiesinger, Münch. 1900).

Über den Wert der Ein- und Ausfuhr des deutschen Zollgebietes hat das kaiserliche Statistische Amt zum erstenmal für 1872 neben der Warenmenge auch die Wertziffern berechnet. Diese betrugen im besondern Warenverkehr für die Einfuhr 3,464,622,000, für die Ausfuhr 2,492,195,000 Mk.; 1902 stellte sich im Spezialhandel die Einfuhr auf 5,805,776,000, die Ausfuhr auf 4,812,833,000 Mk. einschließlich der Edelmetalle, deren Wert bei der Einfuhr 174,776,000, bei der Ausfuhr 135,048,000 Mk. betrug. Auf die Hauptwarengruppen verteilten sich im letztern Jahr die Werte der Einfuhr und Ausfuhr wie folgt:

Ein- und Ausfuhr im Spezialhandel 1902
(in Tausenden Mark).

Warengattung	Einfuhr	Ausfuhr
1) Abfälle	87 358	19 212
2) Baumwolle und Baumwollenwaren	427 514	339 282
3) Blei und Bleiwaren	9 085	14 216
4) Bürstenbinder- und Siebmacherwaren	2 296	11 973
5) Drogerie-, Apotheker- und Farbwaren	263 392	380 629
6) Eisen und Eisenwaren	51 828	603 375
7) Erden, Erze, edle Metalle, Asbest und Asbestwaren	355 661	206 266
8) Flachs und andre vegetabilische Spinnstoffe außer Baumwolle	113 743	24 548
9) Getreide u. a. Erzeugnisse des Landbaues	1 013 412	109 010
10) Glas und Glaswaren	8 699	48 005
11) Haare von Pferden, Menschen 2c.; Federn, Borsten	57 633	38 921
12) Häute und Felle	258 995	137 402
13) Holz und andre Schnitzwaren	262 267	124 968
14) Hopfen	6 374	25 461
15) Instrumente, Maschinen, Fahrzeuge	57 589	266 702
16) Kalender	478	1 299
17) Kautschuk, Guttapercha u. Waren daraus	73 263	50 000
18) Kleider, Leibwäsche, Putzwaren	12 324	160 218
19) Kupfer und Kupferwaren	109 011	120 236
20) Kurze Waren, Quincaillerien 2c.	40 157	192 915
21) Leder und Lederwaren	64 378	153 365
22) Leinengarn, Leinwand, Leinenwaren	25 635	35 172
23) Lichte	194	809
24) Literarische und Kunstgegenstände	45 932	197 274
25) Material-, Spezerei-, Konditorwaren	728 703	316 037
26) Öl, anderweit nicht genannt, Fette	261 102	47 189
27) Papier und Pappwaren	15 207	109 322
28) Pelzwerk (Kürschnerarbeiten)	4 549	10 799
29) Petroleum	93 109	1 459
30) Seide und Seidenwaren	192 656	180 989
31) Seife und Parfümerien	2 706	17 054
32) Spielkarten	9	267
33) Steine und Steinwaren	45 154	38 054
34) Steinkohlen, Braunkohlen, Koks, Torf	163 231	267 576
35) Stroh- und Bastwaren	8 061	4 376
36) Teer, Pech, Harze, Asphalt	31 834	10 264
37) Tiere und tierische Produkte	208 191	16 868
38) Tonwaren	7 098	77 868
39) Vieh	201 560	16 916
40) Wachstuch, Wachsmusselin, Wachstaft	863	2 655
41) Wolle und Wollenwaren	450 603	368 823
42) Zink und Zinkwaren	9 870	39 650
43) Zinn und Zinnwaren	34 052	13 732
44) Unvollständig deklarierte Waren	—	11 674

Nach den Hauptabteilungen gesondert, ergab der Spezialhandel 1901 bei einer Einfuhr von 5,710,338,000 Mk. und einer Ausfuhr von 4,512,646,000 Mk. folgenden Wert (in Mill. Mk.):

	Einfuhr	Ausfuhr
Rohstoffe für Industriezwecke	2458,8	1086,8
Fabrikate	1064,0	2892,5
Nahrungs- und Genußmittel, Vieh	1898,2	452,1
Edelmetalle	289,1	81,2

Die Beteiligung der wichtigsten Länder am Ein- und Ausfuhrhandel Deutschlands 1901 zeigt folgende Tabelle.

Einfuhr			Ausfuhr		
Länder der Herkunft	Mill. Mark	Proz. der Einfuhr	Länder der Bestimmung	Mill. Mark	Proz. der Ausfuhr
Verein. Staaten	1042,1	18,2	Großbritannien	916,4	20,3
Rußland mit Finnland	729,5	12,8	Österr.-Ungarn	491,5	10,9
Österreich-Ungarn	693,3	12,1	Verein. Staaten	385,8	8,5
Großbritannien	657,8	11,5	Niederlande	379,0	8,4
Frankreich, Algerien, Tunis	289,2	5,0	Rußland mit Finnland	345,9	7,7
Britisch-Ostindien	204,8	3,8	Schweiz	264,3	5,9
Niederlande	203,8	3,6	Frankreich, Algerien, Tunis	250,8	5,6
Argentinien	200,8	3,5	Belgien	236,0	5,2
Belgien	186,5	3,3	Italien	127,2	2,8
Italien	182,6	3,2	Dänemark	118,0	2,6
Schweiz	154,2	2,7	Schweden	111,4	2,5
Brasilien	113,9	2,0	Brit.-Ostindien	79,5	1,8
Brit.-Australien	107,9	1,9	Freihäfen Hamburg, Kuxhaven	73,3	1,6
Chile	100,7	1,8	Norwegen	65,0	1,4
Niederländisch-Indien	96,7	1,7	Argentinien	54,2	1,2
Schweden	84,3	1,5	Brit.-Australien	52,2	1,2
Spanien	78,3	1,4	Spanien	50,0	1,1
Dänemark	68,3	1,2	China, Kiautschou, Hongkong	47,8	1,0
Rumänien	47,8	0,8	Japan	45,5	1,0
China, Kiautschou, Hongkong	44,7	0,8	Türkisches Reich	37,5	0,8
Zentralamerika	35,4	0,6	Brasilien	35,6	0,8
Ägypten	32,1	0,6	Chile	34,0	0,8
Brit.-Westafrika	30,9	0,5	Rumänien	34,0	0,8
Türkisches Reich	30,1	0,5	Britisch-Nordamerika	26,5	0,6
Britisch-Südafrika	22,0	0,4	Mexiko	26,0	0,6
Norwegen	21,0	0,4	Niederl.-Indien	26,0	0,6
Freihäfen Hamburg, Kuxhaven	20,3	0,4	Brit.-Südafrika	20,0	0,4
Japan	19,8	0,3	Portugal	19,9	0,4
Portugal	18,1	0,3	Ägypten	16,5	0,4
Uruguay	14,5	0,3	Deutsch-West- u. Südwestafrika	11,4	0,2

Schiffahrt.

Die deutsche Handelsflotte nimmt auf der Erde der Zahl ihrer Schiffe nach die vierte Stelle ein, indem sie auf Großbritannien, Nordamerika und Norwegen folgt; in Bezug auf die Tragfähigkeit ihrer Schiffe steht sie aber an dritter Stelle und nur hinter Großbritannien und Nordamerika zurück. Sie bestand 1. Jan. 1901 außer den kleinen Küstenfahrern (die bis 50 cbm Raumgehalt besitzen) aus 3883 Schiffen mit einem Raumgehalt von 1,941,645 Reg.-Ton. netto und 50,556 Mann Besatzung, und zwar aus 2270 Segelschiffen mit 525,140 Reg.-Ton. und 12,922 Mann, 223 Schleppschiffen von 68,630 Reg.-Ton. und 773 Mann und aus 1390 Dampfschiffen mit 1,347,875 Reg.-Ton. und 36,861 Mann Besatzung. Davon kommen auf das Ostseegebiet 843 Schiffe (darunter 452 Dampfer), auf das Nordseegebiet 3040 Schiffe (darunter 938 Dampfer). Vom Nettoraumgehalt entfallen 983,078 Ton. auf Hamburg, 579,655 auf Bremen, 274,323 auf das Königreich Preußen. Die Zahl der Segelschiffe hat sich seit 1871, wo sie 4372 von 900,361 Reg.-Ton. netto betrug, um 2102 Schiffe und 375,221 Ton. vermindert, dagegen ist die Zahl der Dampfschiffe in demselben Zeitraum von 147 auf 1390 (also um das Neunfache), der Nettoraumgehalt von 81,904 auf 1,347,875 Reg.-Ton. (um das Sechzehnfache) gestiegen. Als Heimatshäfen für die deutsche Handelsflotte werden 264 Plätze nach-

gewiesen, von denen 52 dem Ostsee- und 212 dem Nordseegebiet angehören; die wichtigsten derselben sind: Hamburg mit 775, Bremen mit 482, Stettin mit 130, Kiel mit 81, Flensburg mit 79, Bremerhaven mit 63, Danzig mit 46, Geestemünde mit 45 Schiffen ꝛc. Auf die einzelnen Provinzen, bez. Küstenländer verteilten sich die 3883 deutschen Seehandelsschiffe wie folgt:

Provinzen, bez. Küstenländer	Segelschiffe	Schleppschiffe	Dampfschiffe	Zusammen
Ostseegebiet:				
Provinz Ostpreußen . . .	1	—	33	34
= Westpreußen . .	11	—	43	54
= Pommern . . .	215	—	131	346
Großh. Mecklenb.-Schwerin	26	—	34	60
Freie Stadt Lübeck . . .	—	—	26	26
Provinz Schleswig-Holstein	133	5	185	323
Nordseegebiet:				
Provinz Schleswig-Holstein	413	11	38	462
Freie Stadt Hamburg . .	351	82	485	918
= = Bremen . .	137	121	308	566
Großherzogtum Oldenburg	213	—	18	231
Provinz Hannover . . .	767	1	81	849
= Westfalen . . .	—	3	—	3
= Rheinland . . .	3	—	8	11

Der Schiffsverkehr in den Seehäfen des Deutschen Reiches 1900 bezifferte sich auf 175,077 zu Handelszwecken ein- und ausgegangene Schiffe mit einem Raumgehalt von 37,254,818 Reg.-Ton. netto; außerdem haben 7500 Schiffe mit einem Gesamtnettoraumgehalt von 762,145 Reg.-Ton. zu andern als Handelszwecken die deutschen Häfen besucht. Seit 1875 hat sich der Seeverkehr nach der Schiffszahl verdoppelt, nach dem Raumgehalt verdreifacht. Von der Gesamtheit der 1900 im Deutschen Reich angekommenen und abgegangenen Schiffe gehörten 133,905 (76,5 Proz. der Gesamtzahl) mit 21,679,668 Reg.-Ton. (58,2 Proz. vom Gesamtraumgehalt) der deutschen Flagge an. Von den 87,379 angekommenen Schiffen von 18,585,757 Reg.-Ton. netto waren 77,286 von 17,136,495 Ton. beladen, von den 87,698 abgegangenen Schiffen von 18,669,061 T. waren 63,994 von 12,723,410 T. beladen. Die wichtigsten deutschen Dampfschiffsgesellschaften sind: Norddeutscher Lloyd u. Hansa zu Bremen, Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg-Südamerikanische Gesellschaft, Kosmos-Linie, Deutsch-Australische Gesellschaft, Woermann-Linie, Deutsche Levante- und Deutsche Ostafrika-Linie, Rob. Sloman u. Komp. zu Bremen. (Vgl. die Übersicht der wichtigsten Reedereien auf der Textbeilage zum Art. »Dampfschiffahrt«). Die Gesamtzahl der von deutschen Schiffen 1900 gemachten Seereisen beträgt 96,956, der entsprechende Raumgehalt 54,502,193 Reg.-Ton.

Der deutschen Binnenschiffahrt dienen Wasserstraßen in einer Länge von 14,181 km; davon entfallen auf freie Flußläufe 9292 km, kanalisierte Flußläufe 2346, Kanäle 2444 und den Kaiser Wilhelms-Kanal 98,6 km. Davon können befahren werden von Schiffen mit

1,75 m	Tiefgang	2331	km
1,50 =	=	3009	=
1,00 =	=	7059	=
0,75 =	=	599	=
unter 0,75 =	=	1183	=

Für die Binnenschiffahrt gab es zu Ende 1897: 22,564 Fluß-, Kanal-, Haff- und Küstenschiffe, davon waren 1953 Dampfschiffe; die Tragfähigkeit war bei 21,945 Schiffen ermittelt und betrug 3,370,447 Ton., darunter 1585 Dampfschiffe mit 104,360 T. Vgl. Symphor, Karte des Verkehrs auf deutschen Wasserstraßen (Berl. 1902); Langhans, Deutsche Flotten-Wandkarte zur Veranschaulichung deutscher See-Geltung und See-Geschichte (Gotha 1901, 8 Blatt).

Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen.

Die Eisenbahnen bilden in D. einen Hauptteil des Nationalvermögens. Das auf sie verwendete Anlagekapital betrug 1900: 12,7 Milliarden Mk., ihre Länge rund 49,900 km, die Zahl der Lokomotiven 19,000, der Personenwagen 38,400, der Gepäck- und Güterwagen 413,000. Mit Ausnahme einiger Lokal- und Industriebahnen haben sämtliche Bahnen Deutschlands und mit ihnen die Österreich-Ungarns, der Niederlande und Luxemburgs, Rumäniens sowie einige belgische, russisch-polnische und bosnische Bahnen einen gemeinsamen Mittelpunkt in dem 1846 gegründeten Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen unter der Leitung der königlichen Eisenbahndirektion in Berlin. Über die Entwickelung des deutschen Eisenbahnnetzes und seinen gegenwärtigen Zustand, die Verwaltungsbehörden ꝛc. s. Eisenbahn, Eisenbahnbehörden ꝛc.

Das Post- und Telegraphenwesen ist im deutschen Reichspostgebiet einheitlich organisiert. Dies Gebiet umfaßt das Deutsche Reich mit Ausnahme von Bayern und Württemberg, die auf Grund des Artikels 52 der Reichsverfassung getrennte Verwaltungen des Post- und Telegraphenwesens besitzen. Mit der österreichisch-ungarischen Monarchie ist das Deutsche Reich durch den Postvertrag vom 7. Mai 1872 und den Telegraphenvertrag vom 5. Okt. 1871 geeinigt. Am Schluß des Jahres 1900 betrug die Zahl der Postanstalten im Reichspostgebiet 32,039, in Bayern 4067, in Württemberg 1040, zusammen 37,146; die Porto-einnahmen beliefen sich 1900/1901 im Reichspostgebiet auf 300,2 Mill. Mk., in Bayern auf 27,6 Mill. Mk., in Württemberg auf 12,5 Mill. Mk., zusammen auf 340,3 Mill. Mk. Die eingegangenen Briefsendungen betrugen in demselben Jahr im Reichspostgebiet 2893,6 Mill., in Bayern 262,9 Mill., in Württemberg 123,6 Mill.; die eingegangenen Pakete ohne Wert im Reichspostgebiet 154 Mill., in Bayern 14,5 Mill., in Württemberg 8 Mill.; die Briefe und Pakete mit Wertangabe resp. 10,5 Mill., 1,3 Mill., 739,000; der Wert der eingegangenen Postanweisungen betrug resp. 7868,9 Mill., 789,9 Mill., 372,6 Mill. Mk. Am Schluß des J. 1901 belief sich die Zahl der Telegraphenanstalten im Reichspostgebiet auf 20,768, in Bayern auf 2771, in Württemberg auf 917; die Länge der Telegraphenlinien resp. auf 108,486 km, 16,881 km, 5472 km und die Länge der Drähte resp. auf 424,475, 46,477, 12,652 km. Die Anzahl der 1901 aufgegebenen Telegramme betrug im Reichspostgebiet fast 34,3 Mill., in Bayern 3,1 Mill., in Württemberg 871,563; die Gebühren für Telegraphen und Fernsprechanstalten resp. 66,5 Mill., 5,3 Mill., 2,4 Mill., zusammen 74,2 Mill. Mk. Fernsprecheinrichtungen besaßen 1900 im Deutschen Reiche 15,533 Orte, davon 549 in Bayern und 680 in Württemberg. Die Länge der bezüglichen Linien betrug 79,384 km, die Länge der Leitungen dagegen 833,091 km; die Zahl der vermittelten Gespräche 690 Mill. Zwischen den Stadt-Fernsprecheinrichtungen verschiedener Orte bestanden 2797 Verbindungsanlagen.

Maße, Gewichte und Münzen.

Aus den Befreiungskriegen war der Deutsche Bund mit sehr mannigfaltigen Maßsystemen seiner Glieder hervorgegangen. Die Bedürfnisse des erstarkenden Verkehrs nötigten zur Anerkennung der in den Nachbarstaaten gültigen Maße durch Wertvergleichungs-Tabellen ꝛc. So legte die Elbschiffahrtsakte von 1821

hamburgische Maße, die Weserschiffahrtsakte von 1823 das Bremer Schiffspfund und das Konventionsgeld, die Übereinkunft unter den Uferstaaten des Rheins von 1831 den Zentner von 50 kg und französische Münzen zu Grunde. Mächtiger wirkte der Zollverein. An Stelle der im preußischen Zollgesetz von 1818 herrschenden Einheiten trat mit dem Vereins-Zolltarif von 1839 hinsichtlich der Verwiegung das Zollgewicht (1 Zollzentner = 106 Pfund 28,9158 Lot preußisch); das Zollpfund wurde auch 1850 von dem Deutsch-Österreichischen Postverein, wie schon 1847 vom Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen und allmählich von vielen Landesregierungen angenommen. Die Münchener Konvention der süddeutschen Staaten von 1837 setzte die Münzmark in Übereinstimmung mit der preußischen auf 233,855 g fest, und nach der Dresdener Konvention von 1838 zwischen den meisten deutschen Staaten sollten eine Vereinsmünze zu 1/7 Mark fein Silber geprägt und die Scheidemünzen des 14-Talerfußes zu höchstens 16 Taler auf die Mark ausgebracht werden. Ersetzt wurden diese Einigungen durch den Wiener Münzvertrag von 1857 (s. Münzverträge), der erst nach Einführung der deutschen Reichswährung hinfällig wurde.

Eine einheitliche Maß- und Gewichtsordnung erhielt der Norddeutsche Bund durch das Gesetz vom 17. Aug. 1868, dem die süddeutschen Staaten im November 1870 beitraten, so daß allenthalben die neuen, nach dem metrischen System eingerichteten Maßgrößen zu Anfang 1872 die bisherigen (außer den Stück- und Garnmaßen) verdrängt haben. Die Einheiten, Vielfachen und Teile derselben sind jetzt als Längenmaße: das Meter (m), das Kilometer (km) = 1000 m, das Zentimeter (cm) = 0,01 m und das Millimeter (mm) = 0,001 m; als Flächenmaße: das Quadratmeter (qm, m^2), das Ar (a) = 100 qm (m^2), das Hektar (ha) = 100 a, zugelassen das Quadratzentimeter (qcm, cm^2) und das Quadratmillimeter (qmm, mm^2); als Körpermaße: das Kubikmeter (cbm, m^3), das Hektoliter (hl) = 0,1 cbm (m^3), das Liter (l) = 0,001 cbm (m^3), zugelassen das Kubikzentimeter (ccm, cm^3) und das Kubikmillimeter (cmm, mm^3); als Gewichte: das Kilogramm (kg), die Tonne (t) = 1000 kg, das Gramm (g) = 0,001 kg und das Milligramm (mg) = 0,001 g. Bis 1884 waren auch andre dekadische Maße in Gültigkeit, ferner (bei der Stempelung jedoch nur an zweiter Stelle) folgende deutsche Bezeichnungen erlaubt: die Kette für 10 m, der Stab für 1 m, der Neuzoll für 1 cm, der Strich für 1 mm, der Quadratstab für 1 qm, der Kubikstab für 1 cbm, das Faß für 1 hl, der Scheffel für 50 l, die Kanne für 1 l, der Schoppen für 1/2 l, der Zentner für 50 kg, das Pfund für 1/2 kg und das Neulot für 10 g; ferner gilt der Doppelzentner (dz) = 100 kg.

Das deutsche Münzwesen erfuhr eine vollständige Neugestaltung auf Grund des Gesetzes vom 4. Dez. 1871, betreffend die Ausprägung von Reichsgoldmünzen, und des Münzgesetzes vom 9. Juni 1873. Bis Ende 1875 wurden sämtliche Landesmünzen außer Kurs gesetzt und eingeschmolzen, ausgenommen ein großer Teil der einfachen Taler des 14- und 30-Talerfußes, deren Rest Zwangskurs als Kurantgeld behielt (daher beschränkte Alternativwährung im Verhältnis des Goldes zum Silber = 15 1/2 : 1); auch hat das Reich später einen namhaften Zuschuß an die österreichisch-ungarische Monarchie zur Einziehung ihrer Vereinsmünzen bewilligt. Mit jener Ausnahme sind das gesetzliche Zahlungsmittel Goldmünzen; niemand außer den Reichs- und Landeskassen ist verpflichtet, von Silbergeld mehr als 20, von Nickel- und Kupfergeld mehr als 1 Mk. in Zahlung zu nehmen; Beträge von mindestens 200 Mk. Silber-, 50 Mk. Nickel- und Kupfergeld wechseln die Reichsbankkassen in Königsberg, Berlin, Frankfurt und München gegen Goldmünzen um. Die Prägung fand auf Kosten und unter Aufsicht des Reiches in Berlin (Münzbuchstabe A), Hannover (B), Frankfurt a. M. (C), München (D), Dresden und Freiberg (E), Stuttgart (F), Karlsruhe (G), Darmstadt (H) und seit 24. Jan. 1875 Hamburg (J) statt. Gegenwärtig werden Reichsmünzen nur noch in Berlin, München, Muldener Hütte, Stuttgart, Karlsruhe u. Hamburg geprägt. Geschlossen wurde die Münzstätte in Hannover 1878, Frankfurt 1879, Darmstadt 1882. Auch Privatpersonen dürfen Barren von mindestens 2,5 kg Rauhgewicht und mindestens 9/10 Gold, wenn sie vor der Einschmelzung nicht als spröde oder iridiumhaltig erkannt sind, in Stücke von 20 Mk. prägen lassen und zahlen dafür die Gebühr für zwei Proben von jedem Barren mit je 1,5 Mk. sowie auf das Pfund fein 3 Mk.; das Rauhgewicht wird auf 1/1000 Pfund und der Feingehalt auf 1/5000 (d. h. Zehntelgramme im Pfund) bestimmt. Unter 1 Mk. (Abkürzung *M* laut Bundesratsbeschluß vom 7. Nov. 1874) Reichswährung zu 100 Pfennig wird 100/279 g feines Gold verstanden, 1 Pfund mithin = 1395 Mk. Geprägt wurden Stücke von 20, 10 und (aus dem Verkehr gezogen) 5 Mk. in Feinheit von 900 Tausendstel; bei den Reichsbehörden heißen sie laut kaiserlichen Erlasses vom 17. Febr. 1875 Doppelkrone, Krone und halbe Krone. An silbernen Scheidemünzen sollen höchstens 10 Mk. auf den Kopf der Bevölkerung ausgegeben werden, ungerechnet Umschmelzungen aus Talerstücken. Aus dem Pfund feinen Silbers sind 100 Mk. zu schlagen, mithin Kursverhältnis zu den Goldmünzen = 1 : 13,95; die Feinheit ist 9/10, folglich wiegt das 1-Markstück 5 5/9 g, die übrigen entsprechend. Im Umlauf befinden sich Stücke zu 5, 2, 1 und 1/2 Mk., seitdem gemäß Gesetz vom 1. Juni 1900 die kleinen 20-Pfennigstücke (bis Ende 1902) von den öffentlichen Kassen nicht mehr angenommen werden. An Nickel- und Kupfermünzen gestattet das Gesetz, 2,5 Mk. auf den Kopf der Bevölkerung auszugeben. Aus einer Legierung von 75 Teilen Kupfer und 25 Teilen Nickel soll das Pfund zu 125 Stück 10- oder 200 Stück 5-Pfennigstücken von 4, bez. 2,5 g ausgebracht werden; Stücke zu 20 Pfennig erwiesen sich zu schwerfällig. Die Legierung für Kupfermünzen besteht aus 95 Teilen Kupfer, 4 Zinn und 1 Zink, welch letzteres man neuerdings jedoch des leichtern Prägens halber bis 2,5 auf Kosten des Kupfers duldet. Aus dem Pfund sind 150 Stück 2- oder 250 Stück 1-Pfennigstücke auszubringen. Alle Scheidemünzen, die infolge längern Umlaufs an Gewicht oder Erkennbarkeit erheblich eingebüßt haben, werden in allen Reichs- und Landeskassen zum Nennwert angenommen und dann auf Reichsrechnung eingezogen, dagegen verfälschte, durchlochte oder anders als durch gewöhnlichen Umlauf verringerte abgewiesen.

Geld- und Kreditwesen.

In sämtlichen deutschen Münzstätten (s. oben) wurden bis Ende 1902 für 3,886,677,510 Mk. Goldmünzen, für 639,319,086 Mk. Silbermünzen, für 74,385,920 Mk. Nickelmünzen und für 15,887,478 Mk. Kupfermünzen ausgeprägt, dagegen für 31,247,320 Mk. Goldmünzen, 31,134,227 Mk. Silbermünzen, 4,332,563 Mk. Nickelmünzen und 2208 Mk. Kupfermünzen eingezogen, mithin blieben 3,855,430,190 Mk. Goldmünzen, 608,184,859 Mk. Silbermünzen,

70,053,357 Mk. Nickelmünzen und 15,885,270 Mk. Kupfermünzen und zwar nach folgenden Sorten:

Goldmünzen:	Mark
Doppelkronen	3 238 509 680
Kronen	613 200 440
Halbe Kronen	3 720 070
Silbermünzen:	
Fünfmarkstücke	146 975 965
Zweimarkstücke	171 035 848
Einmarkstücke	213 209 042
Fünfzigpfennigstücke	71 443 166
Zwanzigpfennigstücke	5 520 838
Nickelmünzen:	
Zwanzigpfennigstücke	822 503
Zehnpfennigstücke	46 522 814
Fünfpfennigstücke	22 708 040
Kupfermünzen:	
Zweipfennigstücke	6 211 947
Einpfennigstücke	9 673 323

Außer den Reichsmünzen gelten noch als gesetzliche Zahlungsmittel die Eintalerstücke deutschen Gepräges. Der Umlauf der Eintalerstücke wird auf 310—400 Mill. Mk. geschätzt.

Der Gesamtnotenumlauf der sieben Notenbanken, die in Gemäßheit des § 8 des Reichsbankgesetzes vom 14. März 1875 zur Ausgabe von Noten berechtigt sind, betrug 1901: 1345 Mill. Mk.; sie hatten bei einem Grundkapital von zusammen 231,7 Mill. Mk. und einem Reservefonds von zusammen 54,9 Mill. Mk. an Aktiven 2360,9 Mill. Mk. und an Passiven 2360,5 Mill. Mk. 1885 betrug der Gesamtumsatz der Reichsbank 73,200 Mill. Mk., 1901 dagegen 193,148 Mill. Mk. Banknoten waren im letztern Jahre durchschnittlich 1190 Mill. Mk. im Umlauf, davon 243 Mill. ungedeckt. Weiteres s. Banken, S. 341 ff.

Zur Vertretung der Interessen von Handel und Gewerbe dienen die jetzt in fast allen deutschen Staaten bestehenden Handelskammern, die in Bayern und Sachsen-Meiningen noch Handels- und Gewerbekammern heißen. In einigen Staaten, wie Lippe und Schaumburg-Lippe, wird eine solche Vertretung durch Privatvereine wahrgenommen, in Waldeck fehlt sie. Die Zahl der Handelskammern in den einzelnen deutschen Staaten verhält sich im übrigen folgendermaßen: Anhalt 1, Baden 9, Bayern 8 (Handels- und Gewerbekammern), Braunschweig 1, Bremen 1, Elsaß-Lothringen 4, Hamburg 1, Hessen 7, Lübeck 1, beide Mecklenburg zusammen 1, Oldenburg 1, Preußen 89 Handelskammern, unter denen die kaufmännischen Korporationen zu Stettin, Königsberg, Danzig, Memel und Elbing die Funktionen von Handelskammern übernehmen, während in Berlin das Ältestenkollegium der Kaufmannschaft neben der Handelskammer besteht; Reuß ä. L. und Reuß j. L. je 1 Handelskammer, Sachsen 5, Sachsen-Altenburg 1, Sachsen-Koburg-Gotha 2 Handelskammern, Sachsen-Meinigen 4 Handels- und Gewerbekammern, Sachsen-Weimar 1, beide Schwarzburg je 1, Württemberg 8 Handelskammern.

Die wichtigsten Seeplätze sind schon oben (S. 786) angeführt. Für den Binnenhandel sind ganz besonders von Bedeutung Berlin, Leipzig u. Frankfurt a. M.; nächstdem in Norddeutschland Breslau, Königsberg, Danzig, Stettin, Magdeburg, Frankfurt a. O., Braunschweig, Köln, denen sich für die Ausfuhr der Erzeugnisse der eignen Fabriken namentlich noch Aachen, Krefeld, Elberfeld, Barmen, Solingen, Remscheid, Chemnitz, Sonneberg u. a. anschließen; in Süddeutschland Nürnberg, Regensburg, Augsburg, Stuttgart, Mainz, Mannheim, Straßburg und Mülhausen. Der Mittelpunkt des Buchhandels (s. d.) ist Leipzig.

IX. Verfassung und Verwaltung.

Die Verfassung des Deutschen Reiches.

Das Deutsche Reich ist nach der Reichsverfassung vom 16. April 1871 ein »ewiger Bund«, den die deutschen Fürsten und freien Städte (s. das Staatenverzeichnis S. 761) »zum Schutze des Bundesgebiets und des innerhalb desselben gültigen Rechts sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes« geschlossen haben. Inhaber der Reichsgewalt sind die Verbündeten. Deren Organ ist der Bundesrat (s. unten). Das Präsidium des Bundes steht der Krone Preußen zu. Die Präsidialrechte sind Vorrechte Preußens im Bunde und sind im einzelnen in der Reichsverfassung festgestellt. Mit dem Bundespräsidium (s. d.) ist für den König von Preußen der Titel Deutscher Kaiser verbunden (nicht »Kaiser von Deutschland«, denn der Kaiser ist nicht Monarch des Reiches). Er übt die ihm übertragenen Befugnisse »im Namen des Reiches« oder »im Namen der verbündeten Regierungen« aus. Der Kaiser hat daher auch nicht das Recht der Sanktion, sondern nur der Ausfertigung und Verkündigung der Reichsgesetze. Als König von Preußen hat er bei gewissen Gegenständen ein Veto im Bundesrat und vermag mit seinen 17 Stimmen jede Verfassungsänderung zu hindern. Die vom Bundesrat beschlossenen Vorlagen werden auf Befehl des Kaisers im Namen der verbündeten Regierungen vor den Reichstag (s. unten) gebracht. Über das Aufsichts- und Verordnungsrecht s. Bundesrat. Der Kaiser beruft, eröffnet, vertagt und schließt den Bundesrat und den Reichstag. Die Auflösung des letztern erfolgt durch Beschluß des Bundesrats mit Zustimmung des Kaisers (Reichsverfassung, Art. 12, 24). Der Kaiser ist der oberste Chef der gesamten eignen Verwaltung des Reiches. Er ernennt die Reichsbeamten, läßt sie vereidigen und verfügt erforderlichenfalls ihre Entlassung (Art. 18). Der Kaiser hat das Reich völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Reiches Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und andre Verträge mit fremden Staaten einzugehen, Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen. Zur Kriegserklärung bedarf er der Zustimmung des Bundesrats, es sei denn, daß ein Angriff auf das Bundesgebiet oder dessen Küsten erfolgt. Verträge mit fremden Staaten, die sich auf Gegenstände beziehen, die in den Bereich der Reichsgesetzgebung gehören, bedürfen zu ihrem Abschluß der Zustimmung des Bundesrats und zu ihrer Gültigkeit der Genehmigung des Reichstags (Art. 11).

Der Kaiser ist ferner Bundesfeldherr. Nach der Reichsverfassung (Art. 63) bildet die gesamte Landmacht des Reiches ein einheitliches Heer, das in Krieg und Frieden unter dem Befehl des Kaisers steht, vorbehaltlich des bayrischen Sonderrechts, wonach das bayrische Heer einen in sich geschlossenen Bestandteil des deutschen Bundesheeres mit selbständiger Verwaltung unter der Militärhoheit des Königs von Bayern bildet und nur im Krieg unter dem Befehl des Kaisers steht. Die Kriegsmarine des Reiches ist eine einheitliche unter dem Oberbefehl des Kaisers (daher »kaiserliche Marine«). Vgl. im einzelnen die Abschnitte »Heerwesen« und »Marine«. Der Kaiser übt namens des Reiches die Staatsgewalt im Reichslande Elsaß-Lothringen (s. d.) und in den deutschen Schutzgebieten (s. d. und »Kolonien«) aus, welch letztere zwar zum Inland, aber nicht zum Bundesgebiet im Sinne der Reichsverfassung gehören. Das Reich übt innerhalb des Bundesgebiets das Recht der Gesetzgebung nach Maßgabe der Verfassung und mit der Wirkung aus, daß die Reichsgesetze den Landesgesetzen vorgehen. Die Reichsgesetze werden durch das Reichsgesetzblatt verkündet. In die Zuständigkeit der Reichsgesetzgebung fallen (Art. 4): die Bestimmungen über Freizügigkeit, Heimats- und Niederlassungsverhältnisse (mit Ausnahme von Bayern), Staatsbürgerrecht, Paßwesen,

Fremdenpolizei, Gewerbebetrieb und Versicherungswesen (mit Ausschluß der Immobiliarversicherung für Bayern), Kolonisation und Auswanderung nach außerdeutschen Ländern; die Zoll- und Handelsgesetzgebung und die Steuern für Reichszwecke; das Maß-, Münz- und Gewichtssystem und die Ausgabe von Papiergeld; das Bankwesen; die Erfindungspatente; der Schutz des geistigen Eigentums; der Schutz des deutschen Handels und der deutschen Schiffahrt sowie die gemeinsame Konsularvertretung im Auslande; das Eisenbahnwesen (mit Vorbehalt bezüglich Bayerns) und die Herstellung von Land- und Wasserstraßen im Interesse der Landesverteidigung und des allgemeinen Verkehrs; die Flößerei und Schiffahrt auf den mehreren Staaten gemeinsamen Wasserstraßen sowie der Zustand der letztern und die Wasserzölle, dann die Seeschiffahrtszeichen; das Post- und Telegraphenwesen (vorbehaltlich der Sonderrechte von Bayern und Württemberg); die wechselseitige Vollstreckung von Erkenntnissen in Zivilsachen und die Erledigung von Requisitionen; die Beglaubigung öffentlicher Urkunden; die Gesetzgebung über das gesamte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren; das Militärwesen und die Kriegsmarine; die Medizinal- und Veterinärpolizei; die Bestimmungen über die Presse und das Vereinswesen. Die Anlegung von Eisenbahnen im Interesse der Verteidigung Deutschlands oder im Interesse des gemeinsamen Verkehrs kann sogar gegen den Widerspruch derjenigen Bundesglieder, deren Gebiet diese Eisenbahnen durchschneiden, durch Reichsgesetz angeordnet werden (Art. 41). Die Überweisung eines Gegenstandes an die Reichsgesetzgebung hat in der Regel nicht die Bedeutung, daß er der Landesgesetzgebung selbst dann entzogen wäre, wenn und soweit das Reich von seiner Zuständigkeit noch nicht Gebrauch gemacht hat. Was der Reichsgesetzgebung nicht ausdrücklich überwiesen ist, fällt der Landesgesetzgebung ausschließlich anheim.

Die gesetzgebenden Faktoren des Reiches sind Bundesrat und Reichstag. Der Bundesrat (s. d.) ist die Gesamtheit der Vertreter der Bundesmitglieder und entspricht dem vormaligen deutschen Bundestag. Im Reichstag dagegen ist eine Vertretung des gesamten Volkes, entsprechend den Landtagen der Bundesstaaten, gegeben; weiteres s. den Art. »Reichstag«.

Der Reichskanzler, der vom Kaiser ernannt wird, nimmt eine Doppelstellung ein: er ist einerseits Vorsitzender des Bundesrats (Art. 15), anderseits Minister des Kaisers (Art. 17), dessen Anordnungen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers bedürfen. Auf diese Weise ist die Verwaltung des Reiches streng zentralistisch durchgeführt. Das Reich hat nur einen einzigen verantwortlichen Minister, der die Spitze der gesamten Reichsverwaltung bildet. S. auch Reichskanzler. Der Behördenorganismus des Reiches ist mit der Zeit sehr umfassend geworden (s. Reichsbehörden).

Die Angehörigen der deutschen Staaten sind als solche Reichsangehörige (s. Reichsangehörigkeit, deutsche, und Staatsangehörigkeit).

Die Einzelstaaten können zur Erfüllung ihrer Pflichten durch Bundesexekution (s. d.) angehalten werden. Wegen der Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Einzelstaaten und von Verfassungsstreitigkeiten sowie wegen Justizverweigerung s. Bundesrat, Ziff. II.

Rechtspflege.

Eine der wichtigsten Errungenschaften des neuen Reiches ist die einheitliche Einrichtung der Rechtspflege, die durch die Justizgesetze von 1877 und 1878 erfolgte (s. Gerichtsverfassung). Die Privat- oder Patrimonialgerichtsbarkeit ist vollständig beseitigt, der geistlichen Gerichtsbarkeit die bürgerliche Wirksamkeit entzogen und die Trennung der bürgerlichen und Strafrechtspflege von der Verwaltung durchgeführt. Die Voraussetzungen der Fähigkeit zum Richteramt sind für ganz D. einheitlich bestimmt. Für die Unabhängigkeit des Richterstandes sind die nötigen Gewährschaften gegeben. Das Laienelement ist in ausgedehntem Umfang zur Rechtsprechung herangezogen, so insbes. in den Schöffengerichten, die zu den Schwurgerichten hinzukamen, sowie in den Einrichtungen der Handelsrichter und der Schiedsmänner. Eine weitere Heranziehung des Laienelements bei den Sondergerichten wird allseitig und anscheinend mit Erfolg angestrebt, obwohl darunter zweifelsohne die Einheit der Rechtsprechung schwer leiden wird. Das Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten wird, ebenso wie das Hauptverfahren im Strafprozeß, durch die Grundsätze der Öffentlichkeit und Mündlichkeit, der Unmittelbarkeit der Verhandlung und der freien Würdigung der Beweisergebnisse durch den Richter beherrscht. Ausnahmegerichte sind, abgesehen von Kriegs- und Standgerichten, unstatthaft. Die oberste Gerichtsbarkeit wird durch das Reichsgericht (s. d.) in Leipzig ausgeübt. Diese Reichsbehörde sichert die Wahrung der Rechtseinheit und die gleichmäßige Auslegung der deutschen Reichsgesetze. Alle untern Instanzen sind Landesbehörden. Im übrigen vgl. Art. »Gericht«, mit Textbeilage: »Gerichtsorganisation im Deutschen Reich«.

Die Staatsanwaltschaft wird bei dem Reichsgerichte durch einen Oberreichsanwalt und durch Reichsanwalte, bei Oberlandesgerichten, Landgerichten und Schwurgerichten durch Staatsanwalte und bei den Amts- und Schöffengerichten durch Amtsanwalte geführt. (Näheres über die Justizorganisation s. unter »Gericht« und in den Artikeln über die einzelnen Bundesstaaten.)

Wegen der Tätigkeit des Reiches auf dem Gebiete der Gesetzgebung s. den Art. »Deutsches Recht«. Die frühere Buntscheckigkeit des in den deutschen Landen geltenden bürgerlichen Rechts hat, abgesehen von den im Einführungsgesetze zum Bürgerlichen Gesetzbuch (Art. 55—152) aufgestellten Vorbehalten, mit dem 1. Jan. 1900 durch die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches (s. d.) ein Ende genommen. Bis dahin bestanden die drei großen Rechtsgebiete des preußischen Landrechts, des französischen und des gemeinen deutschen Rechts. Das preußische Landrecht galt im größten Teil des preußischen Staates, nämlich in den Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Berlin, Brandenburg, Pommern mit Ausschluß der neuvorpommerschen Kreise Greifswald, Grimmen, Franzburg, Stralsund und Rügen, in Posen, Schlesien und Sachsen, im Regbez. Aurich mit Ausschluß des Stadtbezirks Wilhelmshaven, in der Stadt Duderstadt und dem Amt Gieboldehausen (Regbez. Hildesheim), in Westfalen sowie den rechtsrheinischen Kreisen des Regbez. Düsseldorf: Rees, Duisburg, Mülheim a. d. Ruhr, Essen-Land und Stadt Essen; außerdem in den ehemals preußischen, jetzt bayrischen Fürstentümern Ansbach und Bayreuth. Die Geltung des französischen Rechts erstreckte sich auf die preußischen Rheinlande mit Ausschluß der im Gebiete des preußischen Landrechts belegenen Kreise des Regbez. Düsseldorf, des Kreises Meisenheim und des rechts vom Rhein und links von der Sieg belegenen Teiles des Regbez. Koblenz, zu dem auch die Rheininseln gehören. Ferner galt französisches Recht in Elsaß-Lothringen, in der

bayrischen Pfalz, in Rheinhessen und (in besonderer Kodifikation) in Baden. Das gemeine deutsche Recht, geändert durch zahlreiche einzelne Partikulargesetze, galt in den preußischen Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover mit Ausnahme von Ostfriesland und des zum Eichsfeld gehörigen Teiles des hildesheimischen Kreises Osterode am Harz, in Hessen-Nassau, im Kreis Meisenheim und im rechtsrheinischen, links der Sieg gelegenen Teil des Regbez. Koblenz sowie in Hohenzollern und den schon erwähnten neuvorpommerschen Kreisen. Ferner galt gemeines deutsches Recht im Königreich Bayern (teilweise in besonderer Kodifikation) mit Ausschluß der Rheinpfalz und der Fürstentümer Ansbach und Bayreuth, im Königreich Württemberg, in Hessen, mit Ausnahme von Rheinhessen, in Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, im Königreich Sachsen (in besonderer Kodifikation), in Anhalt, in Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen, in Reuß älterer und jüngerer Linie, in Waldeck, in Schaumburg-Lippe und Lippe, in Braunschweig, in Oldenburg, in Mecklenburg-Schwerin, in Mecklenburg-Strelitz und in Hamburg, Lübeck und Bremen.

Finanzwesen des Deutschen Reiches.

Die vermögensrechtliche Persönlichkeit des Deutschen Reiches wird als Reichsfiskus bezeichnet. Zu dem Reichsvermögen gehören unter anderm die Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen, der Reichskriegsschatz von 120 Mill. Mk., der im Juliusturm zu Spandau bar hinterlegt ist, der Reichsinvalidenfonds (1901: 367,4 Mill. Mk.) und der Reichsfestungsbaufonds. Dazu kommen die zahlreichen Liegenschaften (Kasernen, Postgebäude ꝛc.), die dem Reich eigentümlich zugehören, und das bewegliche Vermögen, das sich in der Benutzung der einzelnen Reichsverwaltungen befindet. Die Einnahmen und Ausgaben des Reiches werden (Art. 69 der Reichsverfassung) durch ein Etatsgesetz festgestellt. Die Feststellung erfolgt auf ein Jahr. Wie das Budget vom Bundesrat mit dem Reichstag vereinbart wird, so haben auch beide Körperschaften das Recht der Kontrolle der Reichsfinanzverwaltung. Die Vorprüfung der jährlich zu legenden Rechnungen erfolgt durch den »Rechnungshof des Deutschen Reiches«, als welcher die preußische Oberrechnungskammer in Potsdam fungiert. Für die Verwaltung des Reichskriegsschatzes und der Reichsschuld besteht die besondere Kontrolle der Reichsschuldenkommission, die auch die Verwaltung des Reichsinvalidenfonds überwacht. Sowohl der Bundesrat als auch der Reichstag hat zu der Entlastung des Reichskanzlers die jährlich zu legenden Rechnungen der Reichsverwaltungen zu genehmigen. Das Etatsjahr läuft seit 1877 vom 1. April bis zum 31. März.

[Die Ausgaben des Reiches] umfassen die Verwaltung und Verzinsung der Reichsschuld, die Erhebungs- und Verwaltungskosten der Reichseinnahmen, den Aufwand für die einzelnen Zweige der Reichsverwaltung und für die Organe des Reiches. Der Kaiser als solcher bezieht keine Einkünfte aus der Reichskasse. Doch ist für ihn ein Dispositionsfonds zu Gnadenbewilligungen aller Art im Betrag von 3 Mill. Mk. jährlich ausgeworfen. An den Ausgaben sind die Bundesstaaten nicht alle gleichmäßig beteiligt, da verschiedene Reichsanstalten nicht allen Staaten gemeinsam sind. So haben Bayern und Elsaß-Lothringen an den Kosten des Bundesamtes für das Heimatwesen, Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen an den Kosten für die Kontrolle der Brausteuer, Bayern an den Kosten des Reichseisenbahnamtes, Bayern und Württemberg an den Kosten der Reichspost- und Telegraphenverwaltung keinen Anteil. Den Staaten, die Gesandtschaften im Ausland unterhalten (Bayern, Württemberg, Sachsen), sind Nachlasse an den Ausgaben für die Reichsgesandtschaften verwilligt, und auch zu den Ausgaben für den Rechnungshof tragen Bayern und Württemberg in geringerm Umfang bei als die übrigen Bundesstaaten. Die Ausgaben sind fortdauernde und einmalige (des ordentlichen und außerordentlichen Etats). Einen Hauptbestandteil der Ausgaben bilden die Ausgaben für das Heer. Seit 1875 werden die Ausgaben für das Heer gleich den übrigen Ausgaben jährlich veranschlagt. Allerdings wird die Friedenspräsenzstärke des Heeres jeweilig auf 7 Jahre (Septennat) festgestellt (s. unten). Spezialisierte Etats werden für das preußische, sächsische und württembergische Kontingent aufgestellt. Bayern ist verpflichtet, für sein Heerwesen einen gleichen Geldbetrag zu verwenden, wie er nach Verhältnis der Kopfstärke durch den Militäretat des Reiches für die übrigen Teile des Reichsheeres ausgesetzt ist. Dieser Betrag wird im Reichshaushaltsetat für das bayrische Kontingent in Einer Summe ausgeworfen, die Aufstellung der Spezialetats ist Bayern überlassen. Nächst dem Heer verursacht die Kriegsmarine den größten Aufwand. Der Reichshaushaltsetat für 1903/1904 schließt in Einnahmen und Ausgaben mit 2,417,028,912 Mk. ab. Die fortlaufenden Ausgaben, die seit 1874 um 1652,9 Mill. Mk., seit 1890 um 1039,8 Mill. Mk. gestiegen sind, belaufen sich auf 1,997,229,523 Mk. und verteilen sich folgendermaßen:

Fortdauernde Ausgaben	Tausend Mark	Fortdauernde Ausgaben	Tausend Mark
Bundesrat . . .	—[1]	Reichsschatzamt . .	548 718,6
Reichstag . . .	757,2	Reichseisenbahnamt	401,1
Reichskanzler und Reichskanzlei . .	241,8	Reichsschuld . . .	99 084,2
Auswärtiges Amt	2 552,6	Rechnungshof . .	956,1
Reichsamt d. Inn.	63 308,8	Allg. Pensionsfonds	77 540,0
Verwaltung des Reichsheeres . .	575 253,2	Reichsinvalidenfonds	49 003,7
Reichsmilitärgericht	544,9	Post- und Telegraphenverwaltung .	398 782,8
Verwaltung der kaiserl. Marine .	93 269,3	Reichsdruckerei . .	5 586,7
Reichsjustizverwltg.	2 145,4	Eisenbahnverwaltg.	66 818,3
		Zusammen:	1 997 229,5

[1] In den Ausgaben des Reichsamtes des Innern mit enthalten.

Hierzu kommen die einmaligen Ausgaben für das Rechnungsjahr 1903—1904 im Betrage von 419,799,389 Mk. Im einzelnen gliedern sie sich wie folgt (in Tausenden Mark):

Einmalige Ausgaben	Ordentlicher Etat	Außerordentlicher Etat
Auswärtiges Amt	18 726,6	—
Reichsamt des Innern	11 122,0	4 000,0
Post- und Telegraphenverwaltung	13 424,9	22 095,0
Reichsdruckerei	313,2	—
Verwaltung des Reichsheeres . .	43 388,1	29 733,6
Verwaltung der kaiserl. Marine	81 460,0	47 175,0
Reichsschatzamt	1,3	—
Rechnungshof	100,0	—
Reichseisenbahnverwaltung . . .	3 105,0	12 410,0
Expedition nach Ostasien . . .	—	12 332,8
Fehlbetrag	48 309,6	—
Zuschuß zu den Ausgaben des ordentlichen Etats	—	72 102,4

Erläuternd ist hierzu noch zu bemerken, daß der Ausgabeansatz des Reichsschatzamtes bei den fortlaufenden Ausgaben deswegen so hoch ist, weil hier die

allgemeinen Fonds mit ausgeworfen sind, insbes. die sogen. Überweisungen, d. h. diejenigen Beträge, die nach der Franckensteinschen Klausel (s. Franckenstein) aus der Einnahme an Zöllen und Tabaksteuer, soweit diese 130 Mill. Mk. übersteigen, sowie die Erträgnisse der Branntwein- und Börsensteuer, die an die Einzelstaaten zu verteilen sind. Diese Überweisungen stellten sich wie folgt (in Tausenden Mark):

Staaten	1880/81	1890/91	1903
Preußen	23 040,7	229 012,0	351 529,1
Bayern	4 495,3	43 833,3	59 397,8
Sachsen	2 470,8	25 732,9	40 414,5
Württemberg	1 684,0	16 135,1	20 864,8
Baden	1 349,0	12 940,8	17 957,4
Hessen	791,4	7 736,1	10 770,5
Mecklenburg-Schwerin	495,6	4 651,3	5 845,2
Sachsen-Weimar	262,2	2 538,9	3 489,9
Mecklenburg-Strelitz	85,6	795,6	986,8
Oldenburg	285,8	2 761,9	3 839,1
Braunschweig	293,1	3 012,0	4 465,7
Sachsen-Meiningen	174,1	1 737,8	2 411,4
Sachsen-Altenburg	130,5	1 305,7	1 874,6
Sachsen-Koburg-Gotha	163,4	1 607,9	2 207,7
Anhalt	191,1	2 006,9	3 039,9
Schwarzburg-Sondershausen	60,4	595,2	778,0
Schwarzburg-Rudolstadt	68,6	678,0	895,0
Waldeck	49,0	457,5	557,0
Reuß ältere Linie	42,0	452,1	657,8
Reuß jüngere Linie	82,7	894,4	1 338,8
Schaumburg-Lippe	29,6	300,9	414,8
Lippe	100,6	996,4	1 336,3
Lübeck	50,9	547,1	930,7
Bremen	127,3	1 339,5	2 162,8
Hamburg	347,8	4 194,2	7 389,5
Elsaß-Lothringen	1 371,0	12 651,0	16 536,9
Zusammen:	38 243,1	378 914,5	542 092,0

[Die Einnahmen des Reiches] setzen sich nach dem Voranschlag für 1903 zusammen aus 2217,2 Mill. Mk. ordentlichen Einnahmen und 199,8 Mill. Mk. außerordentlichen Deckungsmitteln, darunter 194,7 Mill. Mk. Anleihen.

Was die ordentlichen Einnahmen anlangt, so kommen 1) die Zölle und Verbrauchssteuern mit zusammen 810,3 Mill. Mk. in Betracht. Im einzelnen stellen sich ihre Erträgnisse nach dem Voranschlag für 1903 wie folgt: Zölle 472,6, Tabaksteuer 12,3, Zuckersteuer 113,6, Salzsteuer 49,1, Branntweinsteuer 127,2, Brausteuer und Übergangsabgabe für Bier 30,8, Schaumweinsteuer (seit Juli 1902) 4,5 Mill. Mk. Dazu ist folgendes zu bemerken. Die Erhebung der Zölle und gemeinsamen Verbrauchsabgaben ist Sache der Bundesstaaten; die Reinerträge sind an die Reichskasse abzuführen. Für die außerhalb des Zollgebietes liegenden Landesteile haben die Staaten mit solchen Exklaven zu den Reichsausgaben durch die Zahlung von Aversen, deren Betrag 1903 auf 72,9 Mill. Mk. veranschlagt ist, beizutragen. Die Brausteuergemeinschaft erstreckt sich nicht auf Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen; die Erträgnisse der Biersteuern dieser Länder verbleiben denselben; sie nehmen dafür an den betreffenden Steuereinnahmen des Reiches nicht teil, bez. haben erhöhte Matrikularumlagen zu bezahlen. Bezüglich der jährlichen Erträgnisse aus den Zöllen und der Tabaksteuer besteht die oben erwähnte Bestimmung, daß 130 Mill. Mk. davon in der Reichskasse verbleiben, während der Überschuß nach dem Verhältnis der Kopfzahl der Bevölkerung an die Bundesstaaten verteilt wird. In dem neuen Zolltarifgesetz des Deutschen Reiches (25. Dez. 1902) ist ferner bestimmt, daß der auf den Kopf der Bevölkerung entfallende Nettozollertrag von gewissen Waren (insbes. Getreide), der den nach dem Durchschnitt 1898—1903 auf den Kopf entfallenden Nettozollertrag dieser Waren übersteigt, zur Erleichterung der Durchführung einer Witwen- und Waisenversorgung zu verwenden ist. Die Erträgnisse der Verbrauchsabgabe von Branntwein und des Zuschlages hierzu werden ganz den Überweisungen zugeschlagen. 2) Die Reichsstempelabgaben, veranschlagt auf 93,03 Mill. Mk., und zwar Spielkartenstempel 1,57, Wechselstempelsteuer 11,94, Stempelabgabe für Wertpapiere, Kaufgeschäfte ꝛc., Lotterielose und (seit Gesetz vom 14. Juni 1900) Schiffsfrachturkunden 78,50, statistische Gebühr 1,05 Mill. Mk. 3) Die Post- und Telegraphenverwaltung (ohne Bayern und Württemberg) 456,22 Mill. Mk. Die Einnahmen der selbständigen Postverwaltungen Bayerns u. Württembergs fließen in die Kassen dieser Staaten, wofür diese aber auch an den Einnahmen der Reichspost- und Telegraphenverwaltung keinen Anteil haben. 4) Die Reichsdruckerei 7,91 Mill. Mk. 5) Die Eisenbahnverwaltung 87,88 Mill. Mk. 6) Das Bankwesen (Anteil des Reiches am Reingewinn der Reichsbank und 5proz. Steuer von den durch entsprechenden Barvorrat nicht gedeckten Noten der deutschen Banken) 15,87 Mill. Mk. 7) Verschiedene Verwaltungseinnahmen 41,66 Mill. Mk. 8) Reichsinvalidenfonds 49,00 Mill. Mk. 9) Ausgleichungsbeträge für die nicht allen Bundesstaaten gemeinsamen Einnahmen 17,41 Mill. Mk. 10) Zuschuß des außerordentlichen Etats 72,10 Mill. Mk. 11) Matrikularbeiträge 565,86 Mill. Mk. Bezüglich dieser bestimmt die Verfassung (Art. 70), daß, soweit die gemeinsamen Reichsausgaben durch die eignen Reichseinnahmen nicht gedeckt sind, für die fehlenden Summen Matrikularbeiträge erhoben werden, d. h. Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung, die durch den Reichskanzler ausgeschrieben werden. Die Matrikularbeiträge sind für 1903 wie folgt veranschlagt:

	1000 Mark		1000 Mark
Preußen	346 825,9	Sachs.-Kob.-Gotha	2 308,6
Bayern	60 961,4	Anhalt	3 179,8
Sachsen	42 286,3	Schwarzb.-Sondersh.	816,0
Württemberg	21 707,6	Schwarzb.-Rudolst.	940,3
Baden	18 802,6	Waldeck	582,6
Hessen	11 258,3	Reuß ä. L.	689,1
Mecklenb.-Schwerin	6 112,3	Reuß j. L.	1 402,5
Sachsen-Weimar	3 659,0	Schaumburg-Lippe	433,8
Mecklenb.-Strelitz	1 031,7	Lippe	1 394,5
Oldenburg	4 022,3	Lübeck	973,4
Braunschweig	4 671,2	Bremen	2 263,9
Sachsen-Meiningen	2 522,4	Hamburg	7 728,2
Sachsen-Altenburg	1 967,3	Elsaß-Lothringen	17 315,3

Die Beseitigung der Matrikularbeiträge wurde schon vom Fürsten Bismarck wiederholt als wünschenswert bezeichnet. Sie wirken als Kopfsteuer und treffen daher die kleinen Staaten mit durchschnittlich minder wohlhabender Bevölkerung verhältnismäßig härter als die größern. Indessen wird diese Unbilligkeit zurzeit durch die erwähnten Überweisungen (s. oben) ausgeglichen. Seit der Reform der Branntweinsteuer sind Matrikularbeiträge bis 1901 tatsächlich nicht mehr erhoben, vielmehr häufig erhebliche Überschüsse an die Einzelstaaten hinausbezahlt worden. Im J. 1901 aber haben die Matrikularbeiträge die Überweisungen wieder um 15 Mill. Mk., 1902 um 36,4 Mill. Mk. überstiegen.

[Die Schulden des Reiches.] Das Schuldenwesen des Reiches zeigt seit 1868 folgende Entwickelung (in Tausenden Mark):

Jahr	Schuldverschreibungen (verzinsliche) der Bundesanleihe	Schuldverschreibungen (verzinsliche) der Reichsanleihe	Schatzanweisungen verzinsliche	Schatzanweisungen unverzinsliche	Darlehnskassenscheine (unverzinsliche)	Reichskassenscheine (unverzinsliche)	Generalsumme	Dazu Zinsrückstände
1868	—	—	10 800,0	—	—	—	10 800,0	160,7
1870	267 069,9	—	129 578,4	—	88 953,0	—	485 601,3	1574,2
1875	45,0	—	15,3	—	63,2	120 199,5	120 323,0	6,2
1877	34,8	16 300,0	3,3	13 300,0	54,2	168 741,2	198 433,5	—
1887	18,0	486 201,0	—	54 150,0	—	120 000,0	674 237,5	300,0
1893	18,0	1 740 842,5	—	—	—	120 000,0	1 860 860,5	2838,0
1894	18,0	1 915 714,5	—	—	—	120 000,0	2 035 732,5	2904,7
1895	18,0	2 081 219,8	—	—	—	120 000,0	2 201 237,8	3214,8
1896	18,0	2 125 255,1	—	—	—	120 000,0	2 245 273,1	2914,3
1897	17,7	2 141 242,3	—	—	—	120 000,0	2 261 260,0	2856,2
1898	17,7	2 182 246,8	—	—	—	120 000,0	2 302 264,5	2605,7
1899	17,7	2 222 950,7	—	—	—	120 000,0	2 342 968,4	2689,2
1900	17,7	2 298 500,0	—	—	—	120 000,0	2 418 517,7	2584,7
1901	17,7	2 315 650,0	80 000,0	—	—	120 000,0	2 515 667,7	2548,8

Hierzu ist folgendes zu bemerken. Die Aufnahme von Reichsschulden erfolgt auf Grund reichsgesetzlicher Ermächtigung. Die Reichsschuld ist, wie ersichtlich, teils eine verzinsliche, teils eine unverzinsliche, welch letztere zurzeit nur durch Reichskassenscheine dargestellt wird. Laut Gesetz vom 30. April 1874 wurden Reichskassenscheine bis zum Betrag von 120 Mill. Mk. an die Staaten nach ihrer Bevölkerung verteilt und zur Umgestaltung des Münzwesens die Ausgabe von weitern 54,889,940 Mk. gestattet. Die verzinsliche Reichsschuld ist seit 31. März 1877 bis 31. März 1901 von 16,3 auf 2515,7 Mill. Mk. angewachsen. Ein Teil der für die Reichsmilitärverwaltung aufgenommenen Anleihen belastet Bayern nicht; Bayern und Württemberg werden auch nicht durch Anleihen für die Post- und Telegraphenverwaltung belastet. Die Haftung für die Reichsschulden verteilt sich demnach verschieden auf drei Finanzgemeinschaften, je nach den Zwecken, zu denen die Anleihen erfolgt sind.

Hiernach entfallen von dem Schuldkapital von 1901 in Tausenden Mark

	zu 3,5 Proz.	zu 3 Proz.
A. auf die Finanzgemeinschaft sämtlicher Bundesstaaten .	1 064 980,1	1 047 807,8
B. auf die Finanzgemeinschaft der Bundesstaaten mit Ausschluß von Bayern . . .	107 048,1	16 146,4
C. auf die Finanzgemeinschaft der Bundesstaaten mit Ausschluß von Bayern und Württemberg	67 971,8	11 695,8

Die Zinsen der 4proz. Schatzanweisungen von 1901 zu 80 Mill. Mk. fallen der Finanzgemeinschaft A zur Last. Was den Zinsfuß der Reichsanleihen anbetrifft, so wurden in den Jahren 1877—84: 4proz. (umgewandelt 1. Okt. 1897 in 3,5proz.), 1885—95: 3,5proz., später 3proz. Anleihen aufgenommen, und zwar beträgt der Nennwert der früher 4proz., später 3,5proz. Papiere 450 Mill., der der 3,5proz. 790 Mill., der der 3proz. 1,075 Mill. Mk. Vgl. Sattler, Das Schuldenwesen des preußischen Staates und des Deutschen Reiches (Stuttg. 1893); S. Cohn, Die Finanzen des Deutschen Reiches seit seiner Begründung (Berl. 1899); v. Mayr, Die Reichsfinanzreform (Münch. 1902); Köppe, Die Reichsfinanzreform (Leipz. 1902); Kayser, Die Schulden des Deutschen Reiches in rechtlicher Beziehung (im »Finanzarchiv«, Bd. 19, Stuttg. 1902).

Heerwesen des Deutschen Reiches.

(Hierzu die »Garnisonkarte von Mitteleuropa«, mit Textblatt.)

Durch die Verfassung des Norddeutschen Bundes vom 1. Juli 1867 wurde das Militärwesen und die Kriegsmarine der Bundesgesetzgebung unterstellt; dem König von Preußen wurde als Bundesoberfeldherrn das Recht zuerkannt, im Namen des Norddeutschen Bundes Krieg zu erklären, Frieden und Bündnisse zu schließen. Beim Beginn des deutsch-französischen Krieges 1870 betrug die Kriegsstärke, einschließlich des ganzen hessischen Kontingents: 22,433 Offiziere, 924,676 Mann, 194,120 Pferde, 1680 Geschütze an Feld-, Ersatz- und Besatzungstruppen.

Durch die Bündnisverträge, die Preußen mit Bayern, Württemberg, Baden und Hessen abgeschlossen hatte, und durch welche diese Staaten sich verpflichteten, Preußen und dem Norddeutschen Bund für den Fall eines Krieges zum Zweck allseitiger Wahrung der Integrität ihrer Gebiete ihre gesamten Streitkräfte unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen zur Verfügung zu stellen, flossen dem Heer für den Kriegsfall noch bedeutende Verstärkungen zu. Durch die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches wurde die Zugehörigkeit der süddeutschen Heeresteile eine dauernde. Der § 2 der Verfassung des deutschen Reiches vom 16. April 1871 erklärt das Wehrgesetz (Gesetz, betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst) des Norddeutschen Bundes vom 9. Nov. 1867 zum Reichsgesetz. Der § 1 desselben, der Grundgedanke des preußischen Heerwesens, lautet: »Jeder Deutsche ist wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen.« Ausgenommen von der Wehrpflicht sind heute nur die Mitglieder derjenigen Häuser, denen die Befreiung durch Verträge zugesichert ist oder auf Grund besonderer Rechtstitel zusteht. Ausgeschlossen sind alle mit Zuchthaus Bestraften. Die Bestimmungen über die Wehrpflicht enthält die Heer- und Wehrordnung. Der Landsturm hat die Pflicht, an der Verteidigung des Vaterlandes teilzunehmen, sein erstes Aufgebot wird deshalb bei außerordentlichem Bedarf durch die kommandierenden Generale, sein zweites durch den Kaiser aufgerufen.

Nach der Verfassung bildet die gesamte Landmacht ein einheitliches Heer im Krieg und (mit Ausnahme von Bayern) im Frieden unter dem Befehl des Kaisers, der über den Präsenzstand, Gliederung und Einteilung der Kontingente, die Garnisonen sowie über die Mobilmachung Bestimmungen erläßt. Der Kaiser hat die Pflicht und das Recht, für die Vollzähligkeit und Kriegstüchtigkeit aller Kontingente zu sorgen, und das Recht der Inspizierung, dementsprechend sind auch alle deutschen Truppen verpflichtet, den Befehlen des Kaisers Folge zu leisten, welche Verpflichtung in den dem Landesherrn zu leistenden Fahneneid aufzunehmen ist. Der Kaiser ernennt die kommandierenden Ge-

Gliederung des deutschen Reichsheeres (1. Okt. 1906).

Armeekorps und Generalkommandos	Divisionen-Nr.	Infanterie: Brigaden-Nr.	Infanterie: Regimenter-Nr., brigadenweise durch | getrennt	Kavallerie: Brig.-Nr.	Kavallerie: Regimenter-Nr.	Feldartillerie: Brg.-Nr.	Feldartillerie: Regt.-Nr.	Fußartillerie: Reg.-Nr.	Jäger: Bataillon-Nr.	Pioniere: Bataillon-Nr.	Train: Bataillon-Nr.
Garde Berlin	1. G. 2. G. G.-K.	1. u. 2. G. 3.—5. G. —	5 Regimenter[1]) 6 Regimenter[1]) —	— — 1.–4. G.	— — 8 Regimenter[2])	1. G. 2. G. —	1. 3. G 2. 4. G. —	G.	G.-J.[3]) G.-S.[3])	G.	G.
I. Königsberg	1. 2. 37.	1. 2 3. 4 73. 75	1. 41 | 3. 43 4. 44[3]) | 33. 45 146.[3]) 147[3]) | 150. 151	1. 2. 37.	3. K., 1. D. 8. U., 12. U. 10. D., 11. D.	1. 2. —	16. 52 1. 37 73	1	1[3])	1. 18	1
II. Stettin	3. 4.	5. 6 7. 8. 74	2. 42 | 9. 54 14. 34 | 49. 140 | 148. 149	3. 4.	2. K., 9. U. 3. D. (Gren.-Rg.z.Pf.), 12. D.	3. 4.	2. 38 17. 53	2	—	2	2
III.[4]) Berlin	5. 6.	9. 10 11. 12	8. 48 | 12. 52 20. 35 | 24. 64	5. 6.	2. D., 3. U. 6. K., 3. H.	5. 6.	18. 54 3. 39	—	3[3])	3	3
IV. Magdeburg	7. 8.	13. 14 15. 16	26. 66 | 27. 165 36. 93 | 72. 153	7. 8.	10. H., 16. U. 7. K., 12. H.	7. 8.	4. 40 74. 75	4	—	4	4
V. Posen	9. 10.	17. 18 19. 20. 77	19. 58 | 7. 154 6. 46 | 47. 50 | 37. 155	9. 10.	4. D., 10. U. K. J.[5]), 1. U.	9. 10.	5. 41 20. 56	5	5	5	5
VI. Breslau	11. 12.	21. 22. 78 23. 24	10. 38 | 11. 51. | 156. 157 22. 62 | 23. 63	11. 12.	1. K., 8. D., 4. H. 6. H., 2. U.	11. 12.	6. 42 21. 57	6	6[3])	6	6
VII. Münster	13. 14.	25. 26. 79 27. 28	13. 56 | 15. 55 | 158. 159 16. 53 | 39. 57	13. 14.	4. K., 8. H. 11. H., 5. U.	13. 14.	22. 58 7. 43	7	7	7	7
VIII.[4]) Koblenz	15. 16.	29. 30 31. 32. 80	40. 65 | 28. 68 29. 69 | 30. 70 | 160. 161	15. 16.	8. K., 7. H. 7. D., 7. U.	15. 16.	23. 59 8. 44	9	—	8	8
IX. Altona	17. 18.	33. 34. 81 35. 36	75. 76 | 89. 90 | 162. 163 84. 86 | 31. 85	17. 18.	17. D., 18. D. 15. H., 16. H.	17. 18.	24. 60 9. 45	—	9	9	9
X. Hannover	19. 20.	37. 38 39. 40	78. 91 | 73. 74 79. 164 | 77. 92	19. 20.	19. D., 13. U. 16. D., 17. H.	19. 20.	26. 62 10. 46	—	—	10	10
XI. Kassel	22. 38.	43. 44 76. 83	82. 83 | 32. 167 71. 95 | 94. 96	22. —	5. D., 14. H. J.-R. 2[5])	22. 38.	11. 47 19. 55	—	11	11	11
XII. (I. Kgl. Sächs.) Dresden[11])	23. 32.	45. 46 63. 64	100. 101 | 102. 177 103. 178 | 108[3])[6])	23. 32.	G.-Reit., 17. U. 18. H., 19. H.	23. 32.	12. 48 28. 64	—	12. 13[6])	12	12
XIII. (Kgl. Württ.) Stuttgart	26. 27.	51. 52 53. 54	119. 125 | 121. 122 123. 124 | 120. 127. 180. 126[7])	26. 27.	25. D., 26. D. 19. U., 20. U.	26. 27.	29. 65 13. 49	13[7])	—	13	13
XIV. Karlsruhe	28. 29. 39.	55. 56 57. 58 82. 84	109. 110 | 25. 111 113. 114 | 112. 142 171. 172 | 169. 170	28. 29. —	20. D., 21. D. 14. D., 22. D. J.-R. 3[5])	28. 29. —	14. 50 30. 76 66	14	8[3])14[3])	14	14
XV. Straßburg	30. 31.	59. 60. 85 61. 62	97. 138 | 99. 143[3]) | 136. 105.[7]) 126.[7]) 132 | 60. 137	30. 31.	11. U., 15. U. 15. D., 9. H.	30. 31.	15. 51 31. 67	10 13[7])	4[3])10	15. 19	15
XVI. Metz	33. 34.	65. 66 67. 68. 86	17. 131 | 98. 130. 67.[3]) 144 | 135. 145 | 173. 174	33. 34.	13. H., 13. D. 9. D., 14. U.	33. 34.	33. 70 34. 69	8. 12[7]) (2. Bay.[7])	—	16. 20	16
XVII. Danzig	35. 36.	69. 70. 87 71. 72	129. 141 | 21. 61 | 175. 176 5. 128 | 18. 59. 152	35. 41 Leib-Hus.-Brig	5. H., J.-R. 4 5. K., 4. U. 1. H., 2. H.	35. 36.	35. 71 36. 72	11. 15	2[3])	17	17
XVIII.[10]) Frankf. a. M.	21. 25.[8])	41. 42 49. 50	87. 88 | 80. 81. 166 115. 116. 168 | 117. 118	21. 25.	6. D., 6. U. 23. D., 24. D.	21. 25.	27. 63 25. 61	8	—	21	18
XIX. (2. Kgl. Sächs.) Leipzig	24. 40.	47. 48 88. 89	139. 179 | 106. 107[3]) 104. 181 | 105.[7]) 133. 134	24. —	Karab., 18. U. 21. U.	24. 40.	77. 78 32. 68	12[7])	—	22	19
I. Kgl. Bayr. München[9])	1. 2.	1. 2[9]) 3. 4	Inf.-Leib-R. 1 | 2. 16 3.[9]) 20 | 12. 15	1. 2.	1. u. 2. Reiter 2. u. 4. Chev.	1. 2.	1. 7 4. 9	1	1[6])	3	1
II. Kgl. Bayr. Würzburg	3. 4.	5.[9]) 6 7. 8	22. 23 | 17. 18 5. 9 | 4. 8	3. 4.	3. u. 5. Chev. 1. u. 2. U.	3. 4.	5. 12 2. 11	2[7])	2[6])	2	2
III. Kgl. Bayr. Nürnberg	5. 6.	9. 10 11. 12	14. 21 | 7. 19 10. 13 | 6. 11	5. —	1., 6. u. 7. Chev. —	5. 6.	6. 10 3. 8	—	—	1	3

Bemerkungen: [1]) 1. *Garde-Division:* 1. 3. G.-R. z. F. | 2. 4. G.-R. z. F., G.-Füs.-R.; 2. *Garde-Division*: 1. 3. G.-Gren.-R. | 2. 4. G.-Gren.-R. | 5. G.-R. z. F., 5. G.-Gren.-R. — Zum Garde-Korps gehören noch Feldart.-Schießschule, Eisenbahnbrig., Luftschifferbat., das Telegraphenbat. Nr. 1, Leibgendarmerie, Schloßgarde-Komp. und Invalidenhaus. — [2]) *Garde-Kav.-Div.:* Gardedukorps, G.-K. | 1. 3. G.-U. | 1. 2. G.-D. | L.-G.-H., 2. G.-U. — [3]) Dem Regiment, bez. Jägerbataillon (Schützenbataillon) ist eine Maschinengewehr-Abteilung angegliedert. — [4]) Zum III. Korps gehört noch Telegraphenbat. Nr. 2, zum VIII. Korps Telegraphenbat. Nr. 3. — [5]) Reg. Königs-Jäger z. Pf. Nr. 1; Jäg.-Reg. z. Pf. Nr. 2, etc. — [6]) Zur 64. Inf.-Brig. gehören noch die Jägerbat. 12 und 13, zur 2. bayr. Inf.-Brig. das 1., zur 5. bayr. Inf.-Brig. das 2. bayr. Jägerbat. — [7]) Vom XIII. Korps sind Inf.-Reg. 126, Fußart.-Reg. 13, sowie vom XIX. Korps Inf.-Reg. 105 zum XV. Korps, vom XIX. Korps Fußart.-Reg. 12, sowie vom 2. Bayr. Korps Fußart.-Reg. 2 zum XVI. Korps abkommandiert. — [8]) Die Division ist aus den großherz. hess. Truppen gebildet. — [9]) Zum Korps gehört ein Eisenbahnbataillon, Luftschifferabteilung, Telegraphendetach. und Kav.-Telegraphenschule. — [10]) Zum Korps gehört noch die Großherz. Hess. Garde-Unteroffiz.-Komp. — [11]) Zum Korps gehören: 7. und 8. Eisenb.-Komp. (Berlin), 1 Detach. für die Betriebsabteilung der Eisenb.-Brig. (Berlin), 3. Komp. I. Telegr.-Bat. (Berlin), Kommando der Pioniere (Dresden).

Einteilung der deutschen Marine.

Den Oberbefehl führt der Kaiser, ausführendes Organ ist das Marinekabinett (s. d.). Dem Kaiser unmittelbar verantwortlich und unterstellt sind: der Chef des Marinekabinetts, der Generalinspekteur der Marine (s. d.), der Staatssekretär des Reichsmarineamts, der Chef des Admiralstabs, die Chefs der aktiven Flotte, der Marinestationen der Ostsee und der Nordsee und des Kreuzergeschwaders, der Inspekteur des Bildungswesens der Marine sowie die selbständigen Schiffskommandanten im Ausland.

Oberste Marinebehörden sind: 1) Das *Reichsmarineamt* (s. d.). Ihm sind unterstellt: Marinewerften Wilhelmshaven, Kiel, Danzig; Marinedepotinspektion Wilhelmshaven mit Artillerie- und Minendepots Wilhelmshaven, Geestemünde, Kuxhaven, Friedrichsort; Marinestationsintendanturen; Bekleidungsämter; Marinelazarette Wilhelmshaven, Kiel, Friedrichsort, Lehe, Tsingtau, Yokohama; die Küstenbezirksämter (s. d.); Deutsche Seewarte (s. d.) Hamburg, Observatorien Wilhelmshaven, Tsingtau, Chronometerobservatorium Kiel; Gouvernement Kiautschou; Artillerie- und Torpedoversuchskommando; Torpedowerkstatt. — 2) *Marinestationskommando der Ostsee:* I. Marineinspektion (s. d.) mit I. Matrosendivision und I. Werftdivision; Inspektion des Torpedowesens; Inspektion der Schiffsartillerie; Inspektion der Marineinfanterie; Marinekommandanturen Kiel, Friedrichsort, die Marinegarnison in Danzig. — 3) *Marinestationskommando der Nordsee:* II. Marineinspektion mit II. Matrosendivision und II. Werftdivision; Inspektion der Küstenartillerie und des Minenwesens; die Marinekommandanturen Wilhelmshaven, Geestemünde, Kuxhaven, Helgoland.

Zur *aktiven Schlachtflotte* (s. *Seetaktik*) gehörten 1907: I. und II. Geschwader mit je 8 Linienschiffen sowie 3 Aufklärungsgruppen mit je 1 großen und 2 kleinen Kreuzern, außerdem 4 Torpedobootsflottillen zu je 2 Divisionen zu je 5 Booten. — Im *Ausland* befanden sich: im Mittelmeer: 1 Stationsschiff; Westafrika: 1 kleiner Kreuzer; Ostafrika: 3 kleine Kreuzer; Amerika: 2 kleine Kreuzer, 1 Kanonenboot; Ostasien: *Kreuzergeschwader* (s. d.); Australien: 2 kleine Kreuzer, 1 Vermessungsschiff. In heimischen und außerheimischen Gewässern sind etwa *12 Schulschiffe* (s. d.) im Dienst.

Für Reichsmarineamt, Admiralstab, Marinewerften, Marineintendanturen, Gerichtsdienst, Seelsorge, Garnisonbau, Lazarette, Lotsenwesen, Bildungswesen, Seewarte und Observatorien sind insgesamt an 200 höhere, 1000 mittlere und 600 Unterbeamte angestellt. Zur Inspektion des *Bildungswesens der Marine* gehören Marineakademie und Marineschule Kiel, Deckoffizierschule Wilhelmshaven, Schiffsjungendivision, Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe.

Zum Dienst in der Marine verpflichtet sind Seeleute, See-, Küsten- und Haffischer, Schiffszimmerleute, Maschinisten und Heizer von See- und Flußdampfern. Die Marineinfanterie und die Matrosenartillerie erhalten Ersatz aus dem Binnenlande; junge Leute der Landbevölkerung werden als Schiffsjungen und Vierjährig-Freiwillige eingestellt. Der Fahneneid wird auf die Kriegsflagge geleistet.

Personenbestand (ausser Kiautschou) für 1906.

Marineteil	Offiziere	Deck-offiziere	Unter-offiziere	Gemeine	Schiffs-jungen	Zusammen
Seeoffizierkorps[1]	1511	—	—	—	—	1511
Seeoffizieraspiranten	—	—	378	175	—	553
Matrosendivisionen	—	294	2795	13380	—	16469
Schiffsjungendivision	—	—	—	—	1100[2]	1100
Werftdivisionen:						
Maschinenpersonal	—	833	2737	6848	—	10418
Handwerker etc.	—	105	28	1322	—	2255
Torpedoabteilungen:						
Seemännisches Personal	—	52	409	1737	—	2198
Maschinenpersonal	—	225	756	1757	—	2738
Marine-Ingenieure	269	—	—	—	—	269
Matrosenartillerie	—	36	336	2563	—	2935
Marineinfanterie	50	—	191	1038	—	1279
Bekleidungsämter	—	—	25	200	—	225
Sanitätspersonal	221	—	184	254	—	659
Artillerieverwaltung	74	99	56	—	—	229
Torpedowesen	46	107	46	—	—	199
Minenwesen	19	29	44	—	—	92
Zahlmeister	180[3]	75	200	42	—	317
Vermessungswesen und Küstenbezirksämter	—	28	—	—	—	28
Zusammen:	2190	1883	8985	29316	1100	43474

[1] Darunter 1 Großadmiral, 5 Admirale, 4 Vizeadmirale, 15 Konteradmirale. — [2] Daruhter 48 Schiffsjungen-Unteroffiziere. — [3] Marinebeamte.

Nach dem Stand vom 1. April 1914. (mit Veränderungen bis Herbst 1914)

Bibliographisch

titut, Leipzig.

nerale eines Kontingents sowie die Festungskommandanten. Dagegen ernennen die Könige von Bayern, Württemberg und Sachsen die Offiziere ihrer Kontingente. Besondere Konventionen räumen z. T. den Bundesfürsten mehr Rechte, ihren Kontingenten besondere Stellungen im Armeeverband ein oder übertragen die Verwaltung ganz an Preußen und reservieren dem Souverän nur gewisse Ehrenrechte. So sind die Kontingente von Baden und Hessen ganz in den Verband der preußischen Armee übergegangen, wo sie im 14., bez. mit der 25. Division im 18. Armeekorps geschlossene Heeresteile bilden. Bayern, Sachsen und Württemberg haben selbständige Heeresverwaltung. Das Reichsmilitärgesetz findet auf Bayern so weit Anwendung, als es den ihm zugesicherten Reservatrechten nicht zuwiderläuft. Sein Heer bildet einen geschlossenen Bestandteil des Bundesheeres unter der Militärhoheit des Königs, tritt aber mit der Mobilmachung, die auf Anregung des Kaisers durch den König erfolgt, unter den Befehl des Kaisers als Bundesfeldherrn. Dagegen ist Bayern verpflichtet, die für das Reichsheer geltenden Bestimmungen über Organisation, Formation, Ausbildung, Bewaffnung, Ausrüstung und Gradabzeichen gleichfalls zur Geltung zu bringen. In Elsaß-Lothringen werden die Militärangelegenheiten nach Anordnung des preußischen Kriegsministeriums von den Landesbehörden verwaltet.

[Organisation.] Dem Kaiser sind als Chef der Armee und der Marine ein militärisches Gefolge, ein Militär- und ein Marinekabinett zugeordnet; auch die Könige von Bayern, Sachsen und Württemberg haben ein militärisches Gefolge als Chefs ihrer Truppen. Für die Verwaltung des Heeres im Frieden sowie für die Bereitstellung der Kriegsmittel ist das Kriegsministerium die höchste Behörde; außer in Berlin gibt es Kriegsministerien auch in München, Dresden, Stuttgart. Für die Vorbereitung der kriegerischen Tätigkeit bei Mobilmachung, den Aufmarsch, die Bearbeitung verschiedener Kriegsschauplätze ꝛc. bildet der Generalstab die höchste Behörde; ein solcher besteht außer in Berlin in München und Dresden. Das deutsche Heer ist in fünf Armeeinspektionen mit dem Sitz in Berlin, Dresden, Hannover, München, Karlsruhe eingeteilt. Jede derselben umfaßt mehrere Armeekorps. Das Oberkommando in den Marken, das Reichsmilitärgericht und die Generalinspektion der Kavallerie sind in Berlin. Letzterer sind vier Kavallerieinspektionen zu Königsberg i. Pr., Stettin, Münster i. W. und Potsdam, das Militärreitinstitut zu Hannover und die Inspektion des Militärveterinärwesens zu Berlin unterstellt; außerdem befindet sich eine Kavallerieinspektion zu München. Der Inspektion der Feldartillerie zu Berlin liegt die Besichtigung der Truppen der Feldartillerie sowie die Leitung der Feldartillerieschießschule zu Jüterbog ob. An der Spitze der Fußartillerie steht eine Generalinspektion, Berlin, der zwei Inspektionen, Berlin und Köln, mit je zwei Brigaden, Berlin und Thorn, Metz und Straßburg i. E., unterstellt sind. Außerdem ressortieren von ihr: das Präsidium der Artillerieprüfungskommission und die Zeughausverwaltung, beide Berlin. Von der ersten Fußartillerieinspektion ressortieren: die Fußartillerieschießschule zu Jüterbog und die Oberfeuerwerkerschule zu Berlin. Von jeder der beiden Inspektionen ressortieren außerdem je zwei Artilleriedepotdirektionen, die im übrigen der Feldzeugmeisterei unterstellt sind. Bayern hat eine Fußartilleriebrigade zu München, der außer den beiden Fußartillerieregimentern die Oberfeuerwerkerschule zugeteilt ist. Die Generalinspektion des Ingenieur- und Pionierkorps und der Festungen umfaßt 4 Ingenieur- (s. unten »Festungswesen«) und 3 Pionierinspektionen in Berlin, Mainz, Magdeburg, dazu das Ingenieurkomitee, Berlin, die Festungsbauschule und die Vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule, beide in Charlottenburg. Die Feldzeugmeisterei hat eine Zentralabteilung und ein Militärversuchsamt (Berlin); ihr sind die Inspektionen der technischen Institute der Infanterie und der Artillerie unterstellt, alle drei Behörden in Berlin. Für Infanterie bestehen in Preußen: die Gewehrfabriken in Spandau, Danzig, Erfurt und die Munitionsfabrik in Spandau; für Artillerie: Artilleriekonstruktionsbureau (Spandau), Artilleriewerkstätten in Spandau, Deutz, Straßburg i. E., Geschützgießerei in Spandau, Geschoßfabrik in Siegburg, Feuerwerkslaboratorium in Spandau und Siegburg, Pulverfabriken in Spandau und bei Hanau. über den vier Artilleriedepotdirektionen (Posen, Stettin, Köln, Straßburg i. E.) steht die Artilleriedepotinspektion, wie die Traindepotinspektion über den vier Traindepotdirektionen (Danzig, Berlin, Kassel, Straßburg i. E.), beide in Berlin. In Bayern ist die oberste Behörde für die technischen Institute die Inspektion der Fußartillerie, außerdem sind vorhanden: 5 Artilleriedepots (Augsburg, Germersheim, Ingolstadt, München, Würzburg), 2 Traindepots (München, Würzburg), Sachsen hat die Zeugmeisterei, Artilleriewerkstatt, Munitionsfabrik, alle drei zu Dresden, Pulverfabrik zu Gnaschwitz, Artilleriedepot Dresden, zwei Traindepots in Dresden und Leipzig. Württemberg hat ein Artillerie- und ein Traindepot, beide in Ludwigsburg. Die Inspektion der Verkehrstruppen, Berlin, umfaßt die Eisenbahnbrigade nebst Betriebsabteilung, das Luftschifferbataillon und die Versuchsabteilung der Verkehrstruppen. Der Inspektion der Telegraphentruppen, Berlin, sind die drei Telegraphenbataillone unterstellt. Von der Generalinspektion des Militärerziehungs- und Bildungswesens, Berlin, ressortieren die Inspektion der Kriegsschulen daselbst mit den preußischen Kriegsschulen, das Kadettenkorps und die Kadettenhäuser (s. d.), auch das in Sachsen (Dresden), die Obermilitärstudien- und Obermilitärexaminationskommission, beide in Berlin, endlich das Große Militärwaisenhaus in Potsdam. Bayern hat eine Inspektion der Militärbildungsanstalten in München, der die Kriegsakademie, Artillerie- und Ingenieurschule, Kriegsschule, Kadettenkorps, sämtlich in München, unterstellt sind; außerdem: Oberstudien- und Examinations-Kommission. Der Inspektion der Infanterieschulen, Berlin, unterstehen: die Infanterieschießschule in Spandau, die Militärturnanstalt, Berlin, und die Unteroffizierschulen und Vorschulen. Bayern hat eine Militärschießschule, Augsburg, und eine Unteroffizierschule und Vorschule in Fürstenfeldbruck; Sachsen eine Unteroffizierschule und Vorschule in Marienberg.

[Staatsrechtliches.] Die Friedenspräsenzstärke, d. h. die Zahl der dauernd bei den Fahnen befindlichen Mannschaften, Unteroffiziere, Offiziere und Beamten, ist nach Art. 60 deutscher Reichsverfassung durch Gesetz festzustellen. Kommt das Gesetz nicht zu stande, so sind nach Art. 62 dem Kaiser jährlich auf den Kopf der bisherigen Friedenspräsenzstärke 675 Mk. zur Verfügung zu stellen.

Dienstzeit. Das Gesetz vom 3. Aug. 1893, das 25. März 1899 auf weitere fünf Jahre bestätigt wurde, also bis 31. März 1904 in Kraft bleibt, setzt bei

den Fußtruppen, der fahrenden Artillerie und dem Train die aktive Dienstzeit auf zwei Jahre fest. Für die jetzige Periode trat aber die Bestimmung hinzu, daß die Mannschaften mit zweijähriger Dienstzeit, die sich freiwillig für ein drittes Jahr verpflichten, nur drei Jahre (statt fünf) in der Landwehr 1. Aufgebots verbleiben. Die Entlassung der Reservisten findet in den letzten Tagen des Septembers, die Einstellung der Rekruten im Laufe des Oktobers, bei berittenen Truppen möglichst bald nach dem 1. Okt. statt. Es wurden für das Jahr 1901 ausgehoben: 228,406 Mann,

für das Heer: 220,180 Mann, einschließlich 4701 für den Dienst ohne Waffe,

für die Marine: 8226 Mann, darunter 4968 aus der Landbevölkerung, 3258 aus der seemännischen und halbseemännischen Bevölkerung.

Vor Beginn des militärpflichtigen Alters freiwillig eingetreten

in das Heer 21,492 Mann
in die Marine 1773 = } 23,265 Mann.

Ausgehobene zusammen 236,632 Mann.

Die Zahl, die sich bei der gesetzmäßigen Heranziehung von 1 Proz. der Bevölkerung ständig erhöhen mußte, wurde nur immer für ein Jahr festgesetzt, jedoch erfolgte bez. der Mannschaften, bez. der Unteroffiziere auf mehrere Jahre eine Vereinbarung zwischen Bundesrat und Reichstag. Durch Reichsgesetz vom 9. Dez. 1871 geschah die Einigung bis 1874 (Triennat), dann durch Gesetz vom 2. Mai 1874 bis 1881 und ebenso durch Gesetz vom 1. April 1881 bis 1888 (Septennat); ferner durch Gesetz vom 15. Juli 1890 bis 31. März 1894. Alsdann trat entsprechend den fünfjährigen Legislaturperioden durch Gesetz vom 3. Aug. 1893 ein Quinquennat bis 31. März 1899 ein, in dem die bisher auf 486,893 Mann gestiegene Friedenspräsenzstärke jetzt aber ohne Einrechnung der Unteroffiziere auf 479,229 Mann festgesetzt wurde, also auch eine Erhöhung erfuhr. Nach dem Gesetz vom 19. März 1899 blieb diese Stärke noch bis 30. Sept. 1899 bestehen, dann aber, und zwar mit Dauer bis 31. März 1904, wird sie allmählich erhöht und erreicht im Rechnungsjahr 1903 die Zahl 495,500 Mann. Das deutsche Heer gliedert sich 1903 in 23 Armeekorps mit 48 Infanteriedivisionen. An Infanteriebrigaden bestehen 5 Garde-, 89 Linien-, 12 bayrische = 106 Brigaden; an Kavalleriebrigaden: 4 Garde-, 37 Linien-, 5 bayrische = 46 Brigaden; an Artilleriebrigaden 2 Garde-, 38 Linien-, 6 bayrische = 46 Brigaden. Außerdem sind die 18 Fußartillerie-Regimenter in vier Brigaden, die 3 Eisenbahnregimenter in eine Brigade zusammengefaßt. Nach Waffengattungen und Truppeneinheiten stellt sich die Friedenspräsenzstärke folgendermaßen:

	Offiziere	Mann
Infanterie: 216 Reg. mit 625 Bataillonen, einschließl. 18 Jägerbataillonen . . . . =	12461	378660
Maschinengewehrabteilungen: 12 preußische, 1 bayrische Abteilung . . . . . =	51	171
Kavallerie: 93 Reg. mit 481 Eskadr., einschließlich 16 Eskadr. Jäger zu Pferd* . =	2429	66849
Feldartillerie: 94 Reg. mit 574 Batterien, darunter 42 reitende . . . . . =	3060	65260
Fußartillerie: 18 Reg. mit 38 Bataillonen =	895	22977
Pioniere: 26 Bataillone . . . . . =	595	15419
Verkehrstruppen: 3 Reg. mit 7 Eisenbahn-, 3 Telegraphen-, 1 Luftschifferbataillon . =	251	6417
Train: 23 Bataillone . . . . . =	331	8238
Landwehrstämme: 293 Bezirkskommandos =	917	5782

* 1903 bestehen in Preußen 13, Sachsen 2, Bayern 2 Eskadrons Jäger zu Pferd; in Preußen sind 5 Eskadrons zu einem Regiment (Posen) zusammengestellt.

	Offiziere	Mann
Besondere Formationen: Schloßgarden, Feldjäger, Bekleidungsämter, Militärerziehungs- und Bildungsanstalt . . . . =	556	4889
Nicht regimentierte Offiziere: bei höhern Behörden, Dienststellen und Anstalten . . =	2622	*167

Zusammen:

Offiziere	**24274	Roßärzte	678
Unteroffiziere . . .	80900	Büchsenmacher, Waffenmeister, Sattler 2c.	1197
Mannschaften (Spielleute, Handwerker 2c.)	495500	Dienstpferde	105143
Sanitätsoffiziere . .	2198	Bespannte Geschütze .	3134
Zahlmeister	1054	= Munitionswagen	97

* Unteroffiziere. — ** Einschl. 6 beim Reichsmilitärgericht.

Dazu kommen noch Bespannungsabteilungen: der Fußartillerie (1 Offizier, 34 Unteroffiziere, 57 Pferde), der Telegraphenabteilungen (1 O., 30 U., 48 Pf.), der Kavallerietelegraphenschule (10 U., 25 Pf.) und des Luftschifferbataillons (1 O., 38 U., 58 Pf.).

Stärke der taktischen Einheiten im Frieden.*

	Offiziere	Mannschaften	Dienstpferde	Geschütze**
Infant.-Batail. mit niedrigem Etat	18	570	—	—
= = hohem Etat	22	640	—	—
Jäger (Schützen) mit niedrigem Etat	22	610—640	—	—
Maschinengewehrabteilung .	4	77	54	6
Eskadron, mit niedrigem Etat	4—5	135	135	—
= = hohem Etat .	4—5	139	139	—
Jäger zu Pferde	5	135	132	—
Fahrende Batterie mit niedrigem Etat	4	102	44	4
= = mittlerm =	4	115	61	6
= = hohem =	4	127	76	6
Reitende Batterie = niedrigem =	4	92	76	4
= = hohem =	5	121	120	6
Fußartilleriebataillon . . .	20	570	—	—
Pionierbataillon	23—24	611	—	—
Eisenbahnbataillon	22	569	—	—
Telegraphenbataillon . . .	15	452	—	—
Luftschifferbataillon und Abteilung***	17	302	—	—
Trainbataillon†	14	349	190	—

* Im Kriege: nicht veröffentlicht. ** Die Batterien mit hohem Etat außerdem 2 Munitionswagen, ebenso die Maschinengewehr-Abteilung. *** 1 bayrische mit 2 sächsischen Kompagnien. † Außerdem die Bespannungsabteilungen, von denen die für Fußartillerie und Luftschifferbataillon bestimmten an diese abgegeben wurden.

Die Gliederung der 23 Armeekorps des deutschen Reichsheeres in Divisionen und Brigaden s. Tabelle.

Die Kriegsstärke sowie die Bestimmungen über Mobilmachung, aufzustellende Neuformationen 2c. werden streng geheimgehalten, doch schätzte man die Stärke vor kurzer Zeit auf 4½ Mill., wenn man mit 25 Jahrgängen und 25 Proz. auf Abgänge rechnet.

Ostasiatische Besatzungsbrigade zu Tientsin: 2 ostasiatische Infanterieregimenter, 1 Eskadron Jäger zu Pferd, 1 fahrende, 1 Gebirgsbatterie, 1 Pionierkompagnie, 2 Feldlazarette, Intendantur- und Justizbeamte; außerdem: Depotdirektor, Artilleriedepot, Bekleidungsdepot, Traindepot und Reparaturwerkstatt, Sanitätsamt, Etappenkommandantur.

Im Kriege zerfällt das deutsche Reichsheer in Feld-, Feldreserve-, Ersatz- und Besatzungstruppen. Die Feldtruppen werden in der Hauptsache unter Beibehaltung ihrer Gliederung durch Einberufung von Reservisten, Beigabe der nötigen Kolonnen, die zur Nachführung von Munition, Brückenmaterial, Verpflegungs- und Sanitätseinrichtungen dienen, auf den Kriegsfuß gebracht; mehrere Armeekorps werden zu einer Armee vereinigt. Die Feldreservetruppen werden aus Abgaben des Friedensstandes und Reservisten in Feldreservedivisionen formiert. Die Besatzungstruppen sind meist Landwehrformationen, doch erhalten wichtige Waffenplätze auch starke

Besatzung an Linientruppen. Die Ersatztruppen bilden den Nachschub für die Feldarmee aus u. werden bei jedem selbständigen Truppenverband aufgestellt.

Bewaffnet ist die Infanterie mit dem Gewehr 98, das mit dem Gewehr 88 gleiches Kaliber (7,89 mm) hat (vgl. Handfeuerwaffen), die Kavallerie mit Karabiner 98, außerdem Stahlrohrlanzen (ausschließlich Jäger zu Pferd); die sächsische und Reservekavallerie führen Lanzen n/A, Kürassierdegen 54 (Pallasch) für alle Kürassierregimenter und Offiziere der Jäger zu Pferd, Kavalleriedegen 89 für die übrige Kavallerie. Die Feldartillerie ist mit 7,5 cm-Schnellfeuerkanonen und 10 cm-Feldhaubitzen, die Fußartillerie mit dem Material für die schweren Batterien des Feldheeres (vgl. Artillerie) ausgerüstet.

Über Militärbildungsanstalten vgl. Militärerziehungs- und Bildungswesen; über Militärstrafgerichtsordnung s. Militärstrafgerichtsbarkeit. Über Technische Institute der Artillerie, Gewehr- und Munitionsfabriken s. diese Artikel, über Sanitätsoffiziere und -Unteroffiziere s. Sanitätskorps und Sanitätspersonal.

[Festungswesen.] Die kleinen Plätze hat man auch in D. eingehen lassen, sofern sie nicht als Straßensperren 2c. Bedeutung behielten; dagegen wurden große Waffenplätze ausgebaut, bez. neu angelegt, insbes. wenn es sich um Sicherung der Grenzlande handelt. In weiten Ebenen im östlichen D. dienen hierzu große Festungen mit Gürtellinien, im gebirgigen Gelände sind dagegen Sperrforts, an Flußläufen Linien mit Panzertürmen angebracht. Den Küstenbefestigungen wurde in neuerer Zeit besondere Aufmerksamkeit geschenkt, dagegen legte man vielfach alte Stadtumwallungen nieder. Die Festungen sind, abgesehen von Sachsen und Bayern, auf vier Ingenieurinspektionen und acht Festungsinspektionen verteilt, nämlich: I. Ingenieurinspektion (Berlin): 1. Festungsinspektion (Königsberg) mit Königsberg, Pillau, Feste Boyen, Danzig. 2. Festungsinspektion (Kiel) mit Swinemünde, Friedrichsort, Kuxhaven mit Helgoland, Geestemünde, Wilhelmshaven. II. Ingenieurinspektion (Berlin): 3. Festungsinspektion (Posen) mit Posen, Glogau, Neiße, Glatz. 4. Festungsinspektion (Thorn) mit Thorn, Graudenz, Küstrin, Spandau, Magdeburg. Inzwischen wurde eine 9. Festungsinspektion mit Graudenz, Kulm, Marienburg errichtet. III. Ingenieurinspektion (Straßburg): 5. Festungsinspektion (Straßburg) mit Straßburg, Feste Kaiser Wilhelm II., Neu-Breisach, Bitsch, Ulm. 8. Festungsinspektion (Freiburg) mit Freiburg und den Befestigungen am Oberrhein. IV. Ingenieurinspektion (Metz): 6. Festungsinspektion (Metz) mit Metz, Diedenhofen. 7. Festungsinspektion (Köln) mit Köln, Koblenz, Wesel, Mainz. Dazu die sächsische Feste Königstein und die bayrischen Festungen Germersheim und Ingolstadt (Inspektion des Ingenieurkorps und der Festungen, München). Vgl. v. Löbells »Jahresberichte« (Berl. 1902); Stecherts »Armee-Einteilung und Quartierliste des deutschen Reichsheeres und der Kaiserlichen Marine« (das. 1903); »Neueste Armee-Einteilung des deutschen Reichsheeres, der Kaiserlichen Marine und der ostasiatischen Besatzungsbrigade« (das. 1903).

Marine des Deutschen Reiches.

(Hierzu das Textblatt »Schiffsliste der deutschen Kriegsflotte«, bei der Garnisonkarte, S. 793.)

Artikel 53 der Verfassung des Deutschen Reiches bestimmt: »Die Kriegsmarine des Reiches ist eine einheitliche unter dem Oberbefehl des Kaisers. Die Organisation und Zusammensetzung derselben liegt dem Kaiser ob.« Der Kaiser führt den Oberbefehl über die Marine seit 14. März 1899 selbst; ausführendes Organ seiner Befehle ist das von einem Admiral à la suite des Kaisers geleitete Marinekabinett. Dem Kaiser unmittelbar verantwortlich und unterstellt sind: der Generalinspekteur der Marine, der Staatssekretär des Reichsmarineamts, der Chef des Admiralstabes der Marine, die Chefs der Marinestationen der Ostsee und der Nordsee, die Chefs des ersten Geschwaders und des Kreuzergeschwaders, außerdem die selbständigen Schiffskommandanten im Auslande.

Nach dem Flottengesetz vom 14. Juni 1900 bilden das 1. und 2. Geschwader die aktive Schlachtflotte, das 3. und 4. die Reserveschlachtflotte. Vorläufig (bis 1903) ist nur das 1. Geschwader dauernd in Dienst. Das 1. Geschwader bildet den Kern der Schlachtflotte, besteht meist aus 8 Linienschiffen und 5 oder mehr Kreuzern; ein Chef des Stabes und ein Admiralstabsoffizier sowie der 2. Admiral des Geschwaders und ein 3. Admiral als Befehlshaber der Aufklärungsschiffe sind dem Geschwaderchef beigegeben. Für die Dauer der Flottenmanöver im Herbst wird aus allen in den heimischen Gewässern verfügbaren, in Dienst befindlichen Linienschiffen, Kreuzern und Torpedobootsdivisionen eine Übungsflotte unter dem Befehl eines Flottenchefs gebildet. Hierzu werden auch die Schiffs-Reservedivisionen voll in Dienst gestellt, von denen sonst bei jeder Marinestation nur 2 Stammschiffe mit voller Besatzung im Dienst sind. Im Ausland ist der einzige größere Schiffsverband das Kreuzergeschwader, dessen Chef ein 2. Admiral des Kreuzergeschwaders, ein Chef des Stabes und 2 Admiralstabsoffiziere beigegeben sind. Das Kreuzergeschwader setzte sich 1903 aus 3 großen und 4 kleinen Kreuzern zusammen. Jedes Auslandsschiff der Marine, das besondere Befehle vom Chef des Admiralstabs hat, gilt als »alleinfahrend« und ist in militärpolitischen Angelegenheiten unmittelbar dem Kaiser, sonst dem Stationskommando seines Heimathafens unterstellt. Die 5 Auslandsstationen waren Mitte 1903 mit folgenden Schiffen besetzt: die ostasiatische Station mit dem Kreuzergeschwader und 6 Kanonenbooten, die australische mit 2 kleinen Kreuzern und dem Vermessungsschiff, die ostafrikanische mit 1 kleinen Kreuzer, die westafrikanische mit 1 Kanonenboot, die amerikanische mit 1 großen, 2 kleinen Kreuzern und 1 Kanonenboot, die Mittelmeerstation mit einem Stationsfahrzeug. Wenn innerhalb einer Auslandsstation mehrere Schiffe sind, regelt der »älteste Offizier der Station« die Verwendung der Schiffe nach Bedarf.

Die höchsten Kommandobehörden der Marine am Lande sind die Marinestationskommandos der Ostsee (Kiel) und der Nordsee (Wilhelmshaven); Stationschef ist ein Admiral. Der Marinestation der Ostsee sind unterstellt: die 1. Marineinspektion, die Torpedoinspektion und die Inspektion der Marineinfanterie; der Marinestation der Nordsee sind unterstellt: die 2. Marineinspektion und die Inspektion der Marineartillerie. Außerdem unterstehen jedem Marinestationskommando die keinem selbständigen Befehlsverband angehörigen Schiffe, z. B. die Probefahrtskommandos. Der Stationschef übt auch die militärische Hafenpolizei innerhalb des Reichskriegshafengebietes aus und ist Kommandant der Befestigungen des Hafens. Die Marineinspektionen entsprechen den Brigadekommandos der Armee, werden von Konter-

admiralen befehligt und regeln den Dienstbetrieb der Matrosen- und Werftdivisionen sowie der Schiffs-Reservedivisionen; unter der 1. Marineinspektion stehen die 1. Matrosen- und 1. Werftdivision (Kiel), unter der 2. Marineinspektion stehen die 2. Matrosen- und 2. Werftdivision (Wilhelmshaven [s. Matrosendivision und Werftdivision]). Auch das Wachtschiff und das Heizerschulschiff jeder Station ist der betreffenden Marineinspektion zugeteilt. Die Inspektion des Torpedowesens (Kiel) sorgt für Kriegstüchtigkeit und Vervollkommnung der Torpedowaffe u. der Torpedoboote und ist in technischen Angelegenheiten dem Staatssekretär des Reichsmarineamts, sonst dem Chef der Marinestation der Ostsee unterstellt; dem Inspekteur (Konteradmiral) unterstehen die Torpedoabteilungen: 1) Kiel, 2) Wilhelmshaven, das Torpedoschulschiff, das Torpedoversuchsschiff, das Torpedoversuchskommando, die Torpedobootsflottillen und -Divisionen sowie einzelnen Torpedoboote, solange sie nicht der Flotte zugeteilt sind, die Torpedowerkstatt sowie die Torpedo-Ingenieure und -Mechaniker und das Torpedopersonal des Torpedowesens. Die Inspektion der Marineartillerie (Wilhelmshaven) sorgt für Entwickelung des Schiffs- und Küstengeschützwesens sowie des Minen- und Sperrwesens und leitet folgende Marineteile: die Matrosenartillerieabteilungen (1. Friedrichsort, 2. Wilhelmshaven, 3. Lehe, 4. Kuxhaven) für Bedienung der Küstenbefestigungen und Minensperren, die Artillerie- und Minenschulschiffe, das Artillerieversuchsschiff nebst Artillerieversuchskommando, die Minenversuchskommission und die Marinetelegraphenschule (Lehe). Die Inspektion der Marineinfanterie (Kiel) mit dem 1. Seebataillon (Kiel) und 2. Seebataillon (Wilhelmshaven); Inspekteur ist ein Generalmajor. Das 3. Seebataillon steht unter dem Gouverneur von Kiautschou. Die Inspektion des Bildungswesens der Marine (Kiel) wird von einem Vizeadmiral geleitet, der dem Kaiser unmittelbar unterstellt ist; zu ihr gehören die Marineakademie, Marineschule, Seekadetten-Annahmekommission, die Deckoffizierschule, die Schiffsjungendivision, die Seekadetten- und Schiffsjungen-Schulschiffe. Folgende Marineverwaltungsbehörden sind dem Reichsmarineamt unterstellt: die Marinewerften in Kiel, Wilhelmshaven und Danzig; die Marinedepotinspektionen mit den Artillerie- und Minendepots in Wilhelmshaven, Friedrichsort, Geestemünde und Kuxhaven; die Stationsintendanturen (mit den Garnisonverwaltungen, Verpflegungsämtern, Rechnungsämtern, Magazinverwaltungen der Bekleidungsämter, Stationskassen und Garnisonbauverwaltungen, ferner mit den Verwaltungen der Marine-Akademie und -Schule, der Deckoffizierschule und der Marinelazarette); die Bekleidungsämter; die Marinelazarette in Kiel, Wilhelmshaven, Friedrichsort, Lehe, Jokohama und Tsingtau; die Küstenbezirksämter, 1. in Neufahrwasser, 2. Stettin, 3. Kiel, 4. Husum, 5. Bremerhaven, 6. Wilhelmshaven; die Deutsche Seewarte in Hamburg, das Observatorium in Wilhelmshaven, das Chronometerobservatorium in Kiel; das Gouvernement Kiautschou; das Artillerie- und Torpedoversuchskommando; die Torpedowerkstatt. — Der Marine sind nur die Küstenbefestigungen des Kieler Hafens, an der Elbe, auf Helgoland, an der Weser und am Jadebusen zugeteilt, die von der Matrosenartillerie (aus der frühern Seeartillerie hervorgegangen) besetzt werden, die auch die Seeminensperren anzulegen und die Torpedobatterien zu bedienen hat, wohingegen die Befestigungen an der Küste von Preußen (Memel, Pillau, Neufahrwasser), Pommern (Swinemünde, Stralsund, Rügen) ꝛc. nicht der Marine, sondern der Fußartillerie des Heeres unterstellt sind. Da die Marine »kaiserlich« ist, so ist die Kokarde derselben schwarz-weiß-rot, auch die silberne Schärpe der Offiziere ist mit schwarzen und roten Fäden durchzogen. Der Fahneneid wird auf den deutschen Kaiser und die Kriegsflagge geleistet. Zum Dienst in der Marine ist die gesamte seemännische Bevölkerung des Deutschen Reiches verpflichtet; zu dieser werden gerechnet: Seeleute von Beruf, See-, Küsten- und Haffischer, Schiffszimmerleute, Maschinisten und Heizer von See- und Flußdampfern. Dagegen können in die Schiffsjungenabteilung auch junge Leute der Landbevölkerung des ganzen Reiches eintreten.

Nach dem Marineetat für das Rechnungsjahr 1903 besteht das Seeoffizierkorps aus 1169 Offizieren, und zwar aus 3 Admiralen, 5 Vizeadmiralen, 11 Konteradmiralen, 62 Kapitänen zur See, 130 Fregatten- oder Korvettenkapitänen (von erstern gewöhnlich ein Viertel), 245 Kapitänleutnants, 380 Oberleutnants zur See, 249 Leutnants zur See und 39 pensionierten Offizieren in aktiven Dienststellen; außerdem 433 Fähnriche zur See und 150 Seekadetten. Das Korps der Marineingenieure zählt 207 Köpfe, und zwar 5 Marinechefingenieure od. Marineoberstabsingenieure, 33 Marinestabsingenieure, 68 Marineoberingenieure und 101 Marineingenieure. Zur Marineinfanterie gehören 1 Inspekteur mit dem Rang eines Regimentskommandeurs, 2 Kommandeure der Seebataillone, 13 Hauptleute, 10 Oberleutnants und 20 Leutnants. Zu den Marinesanitätsoffizieren zählen 1 Generalstabsarzt der Marine, 3 Marinegeneralärzte, 34 Marinegeneraloberärzte oder Marineoberstabsärzte, 68 Marinestabsärzte, 40 Marineoberassistenzärzte und 40 Marineassistenzärzte. Zur Artillerieverwaltung gehören 25 Feuerwerks- oder Zeugkapitänleutnants, 39 Feuerwerkleutnants; zum Torpedo- und Minenwesen gehören 10 Torpederkapitänleutnants, 21 Torpederleutnants, 1 Torpedo-Oberstabsingenieur, 4 Torpederstabsingenieure, 5 Torpedo-Oberingenieure, 9 Torpedoingenieure. Außerdem 397 höhere, 1168 mittlere und 608 untere Marinebeamte. Die Zahl der Deckoffiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, einschließlich Schiffsjungen, für 1903 ist aus der auf S. 797 befindlichen Übersicht zu ersehen. Somit soll die Stärke der Marine für das Rechnungsjahr 1903, einschließlich 1536 Offizieren und 186 Marineärzten, 35,685 Köpfe (gegen 24,713 im J. 1898) betragen.

Geschichtliches. Kaiser Heinrich VI. entfaltete kurz vor seinem Tode 1197 große Seemacht auf dem Mittelmeer. Friedrich II. bestätigte 1226 Lübeck als freie Reichsstadt und begründete damit die Seegeltung dieses spätern Hauptes der deutschen Hansa. Kaiser Karl IV. suchte 1375 den Hansabund dem Reiche näher anzugliedern, auch Kaiser Siegmund wünschte die Reichsseemacht mit der Hansa zu begründen, aber die Hansa zerfiel, weil sie sich im Parteihader zerfraß. Kaiser Maximilian richtete 1487 in den Niederlanden eine Reichsadmiralität ein und begünstigte die Seeunternehmungen der Fugger 1506 nach Kalikut. Karl V. verpfändete 1528 den Welsern die Küste von Venezuela. Eingehend beschäftigten sich die Reichstage von 1570 und 1576 mit Schaffung einer Reichsflotte, aber Kaiser Maximilian II. starb, ehe das Werk begründet wurde. Kaiser Ferdinand II. wollte mit Hilfe der Hansa gegen Dänemark und Schweden eine Reichsflotte rüsten, fand aber keine Unterstützung. Die

Deckoffiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der deutschen Marine.

Marineteil	Deck-offiziere	Unter-offiziere	Gemeine	Schiffs-jungen	Zusammen
Matrosendivisionen und Schiffsjungendivision	223	2161	11292	1100	14776
Werftdivisionen: a) Maschinenpersonal	667	2280	4971	—	7918
b) Handwerker 2c.	94	696	1172	—	1962
Torpedoabteilungen: a) Seemännisches Personal	47	347	1422	—	1816
b) Maschinenpersonal	185	590	1374	—	2149
Matrosenartillerie	29	249	2109	—	2387
Marineinfanterie	—	191	1038	—	1229
Personal der Artillerieverwaltung	86	49	—	—	135
= (technisches und Verwaltungs-) des Torpedowesens	86	41	—	—	127
= = = = = Minenwesens	25	39	—	—	64
= des Vermessungswesens und der Küstenbezirksämter	26	—	—	—	26
Sanitätspersonal	—	142	138	—	280
Zahlmeisteraspiranten und Applikanten	67	180	40	—	287
Mannschaften der Bekleidungsämter	—	24	200	—	224
Zusammen:	1535	7422	23906	1100	33936

kleine Reichsflotte Wallensteins war den Schweden nicht gewachsen. Kurfürst Friedrich Wilhelm mietete 1675 von dem holländischen Schiffsherrn Benjamin Raule 3 Fregatten und 2 kleine Fahrzeuge, um mit ihnen unter brandenburgischer Flagge (roter Adler in weißem Felde) die pommersche Küste den Schweden zu entreißen. Der Erfolg führte zur Erweiterung der kleinen Flotte, die bis 1684 auf 35 Schiffe und 40 kleinere Fahrzeuge mit zusammen 290 Kanonen heranwuchs. 1680 kreuzte ein brandenburgisches Geschwader unter Admiral van Beveren gegen die spanische Silberflotte und nahm 2 spanische Schiffe. Am 30. Sept. 1681 lieferte Kapitän Alders mit 6 Fregatten 12 spanischen Linienschiffen ein rühmliches Gefecht. Der Große Kurfürst strebte auch nach kolonialem Besitz; 1682 wurde der Kammerjunker v. d. Gröben mit den beiden Fregatten Churprinz und Mohrian nach der Goldküste von Guinea entsendet, wo er das Fort Groß-Friedrichsburg (s. d.) gründete. Stationen für die brandenburgische Flotte waren Schloß Grethsyl bei Emden und Königsberg i. Pr. Nach dem Tode des Großen Kurfürsten begann die Auflösung der Flotte, die mit Raules Tode 1707 ihren letzten Halt verlor. Friedrich d. Gr. ließ 1758 ein Geschwader von 4 Gallioten, 4 großen und 4 kleinern Fischerfahrzeugen ausrüsten, die mit einer Bemannung von 636 Köpfen die Odermündungen gegen die Schweden verteidigen sollten. Das Geschwader kämpfte 10. Sept. 1759 im Haff tapfer, mußte der schwedischen Übermacht weichen, deckte aber noch Stettin. 1848 hielt die Nationalversammlung die Gründung einer deutschen Flotte für notwendig und bewilligte 6 Mill. Taler zum Ankauf von Schiffen, die meist in Amerika und England erworben wurden. Im Marineausschuß war der General von Radowitz, der Reichshandelsminister und spätere Marineminister Duckwitz und der Marinerat Jordan tätig. Vorsitzender der technischen Marinekommission wurde Prinz Adalbert von Preußen, der mit seiner »Denkschrift über die Bildung einer deutschen Flotte« seine Sachkunde bewies. Am 4. Juni 1849 lieferte Bromme, anfangs Seezeugmeister der Reichsflotte, mit 3 Dampfern bei Helgoland einer dänischen Korvette ein Gefecht. Die Flotte unter Leitung des Admirals Bromme erreichte einen Höchstbestand von 8 Dampfern, 1 Segelfregatte und 27 Kanonenbooten, die bei ihrem im März 1852 abgeschlossenen Verkauf durch Hannibal Fischer bis auf die Barbarossa und Gefion (letztere ehemals dänische Segelfregatte, 5. April 1849 bei Eckernförde genommen), die von Preußen angekauft wurden, in Privatbesitz übergingen. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. hatte in Preußen eine Bewegung für Beschaffung einer Kriegsflotte begonnen, die durch die am 27. Mai 1847 angeordnete Errichtung eines Marineoffizierkorps und die Übernahme der der Navigationsschule zu Stettin als Schulschiff dienenden Segelkorvette Amazone vom Finanzministerium den ersten festen Kern gewann, aus dem die preußische Kriegsflotte hervorwuchs. Am 10. Aug. 1848 wurde das erste preußische Kanonenboot in Stralsund vom Stapel gelassen, das erste von 18, die im Mai d. J. in Bau gegeben waren. Am 5. Sept. 1848 wurde eine Marinekommission beim Kriegsministerium und 1. März 1849 das Oberkommando der Marine errichtet. Zu dieser Zeit bestand die Flotte aus 1 Segelkorvette, 2 Raddampfern, 21 Schaluppen und 6 Jollen mit 67 Geschützen und einer Besatzung von 37 Offizieren und 1521 Mann. Danzig, Swinemünde und Stralsund (Insel Dänholm) waren Stationen. Am 27. Juni 1849 Seegefecht bei Brüsterort zwischen dem Raddampfer Preußischer Adler und der dänischen Brigg St. Croix. Am 14. Nov. 1853 Schaffung der Admiralität als oberste Marinebehörde. Am 1. Dez. 1853 wurde der Jadebusen für 500,000 Taler zur Anlage eines Kriegshafens von Oldenburg erworben. Auf der in Danzig eingerichteten königlichen Werft wurden Schiffe gebaut, andre Schiffe von Privatwerften und in England angekauft. Am 7. Aug. 1856 lieferte Prinz-Admiral Adalbert mit dem Landungskorps der Dampfkorvette Danzig den Riffpiraten bei Tres Forcas ein blutiges Gefecht. 1859—62 segelte das erste preußische Geschwader unter Kapitän zur See Sundewall nach Ostasien zum Abschluß von Schiffahrtsverträgen. Die Admiralität wurde 14. März 1859 in Oberkommando und Marineverwaltung getrennt und letztere 16. April 1861 als Marineministerium dem Kriegsminister übertragen. Beim Ausbruch des Krieges gegen Dänemark 1864 bestand die Flotte aus 1 Panzerschiff, 8 Korvetten, 23 Dampfkanonenbooten, 38 Ruderkanonenbooten und Jollen und 6 Segelschiffen. Da von diesen Schiffen aber verschiedene sich noch im Bau oder im Ausland befanden, so standen nur 3 Korvetten, 20 Dampfkanonenboote mit 117 Geschützen und 22 Ruderboote mit 40 Kanonen zur Verfügung. Die Mehrzahl dieser Geschütze waren bereits gezogene 12- und 24-Pfünder-Hinterlader. Am 17. März 1864 Seegefecht von 3 preußischen Schiffen unter Jachmann mit 43 Kanonen gegen dänisches Geschwader von 5 Schiffen mit 179 Kanonen bei Jasmund. Am 14. und 20. April 1864 Seegefecht des Prinzen Adalbert auf Grille gegen dänische Schiffe. Am 9. Mai siegreiches Seegefecht bei Helgo-

land unter Tegetthoff, 2 österreichische Fregatten und 3 preußische Kanonenboote gegen 1 dänische Fregatte und 2 Korvetten (98 Kanonen gegen 104 dänische). Bei Ausbruch des Krieges 1866 bestand die Flotte aus 84 Kriegsfahrzeugen mit 490 Kanonen und einem Personal von 2 Admiralen, 4 Kapitänen zur See, 12 Korvettenkapitänen, 32 Kapitänleutnants, 63 Leutnants, 1393 Unteroffizieren und Mannschaften und 300 Schiffsjungen. Unter den Schiffen befanden sich 2 Panzerschiffe, 5 gedeckte und 4 Glattdeckskorvetten, im ganzen 40 Dampfer. Dies war auch die Flotte, die, als 1. Juli 1867 die Verfassung des Norddeutschen Bundes in Kraft trat, auf diesen überging. Der Flotte fielen nach Beschluß des Reichstages des Norddeutschen Bundes schon damals folgende Aufgaben zu: 1) Schutz und Vertretung des Seehandels Norddeutschlands auf allen Meeren und Erweiterung seiner Rechte und Beziehungen; 2) Verteidigung der vaterländischen Küsten und Häfen; 3) Entwickelung des eignen Offensivvermögens, nicht bloß zur Störung feindlichen Seehandels, sondern auch zum Angreifen feindlicher Flotten, Küsten und Häfen. Die vermehrten Geldmittel gestatteten nun ein schnelleres Wachsen der Flotte, die 1870 bereits 3 Panzerfregatten (König Wilhelm, Friedrich Karl und Kronprinz), 2 Panzerfahrzeuge, 1 Linienschiff, 3 gedeckte, 5 Glattdeckskorvetten, 1 Jacht, 22 Kanonenboote, 3 Dampfer und 7 Segelschiffe, zusammen 47 Kriegsfahrzeuge mit 480 Kanonen zählte. Die Ruderfahrzeuge wurden 1870 ausrangiert. Das Personal bestand vor dem Krieg 1870 aus 4 Admiralen, 5 Kapitänen zur See, 19 Korvettenkapitänen, 33 Kapitänleutnants, 101 Leutnants, 3655 Mannschaften, das Seebataillon aus 22 Offizieren, 680 Mann, die Seeartillerie aus 14 Offizieren, 453 Mann.

Während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 lag das deutsche Panzergeschwader auf der Außenjade zur Verteidigung der Elbe- und Wesermündungen, die vom überlegenen französischen Panzergeschwader blockiert waren. In der Ostsee waren nur hölzerne Schiffe gegen das starke französische Ostseegeschwader, das aber aus politischen Gründen keinen Angriff auf die Küste machte. Im Ausland führte das Kanonenboot Meteor 9. Nov. 1870 ein ruhmvolles Gefecht gegen den französischen Aviso Bouvet vor Havana. Die Korvette Augusta nahm vor der Gironde mehrere französische Handelsschiffe. Nach 1870 wurde die Marine des Norddeutschen Bundes als Kaiserliche Marine auf das Deutsche Reich übernommen; das Oberkommando der Marine wurde 15. Juni 1871 mit dem Marineministerium vereinigt. Ein vom Reichstag 1873 genehmigter neuer Flottengründungsplan schränkte wegen Unterschätzung der Bedeutung der Seemacht die Aufgaben der Flotte stark gegen den alten Plan von 1867 ein, namentlich mit Rücksicht auf Punkt 3 (Entwickelung des eignen Offensivvermögens). Etwa 1882 waren alle Schiffsbauten des Flottengründungsplanes durchgeführt; überraschender Aufschwung der Torpedowaffe bedingte nach 1884 den Bau von 150 Torpedobooten. Der Beginn der Kolonialpolitik stellte steigende Anforderungen an die Kreuzerflotte; deshalb wurden bis 1887: 2 größere und 9 kleine Kreuzer gebaut. Zum Schutze des Nordostseekanals, dessen Bau 1887 begann, wurden im Laufe von 6 Jahren die 8 Küstenpanzerschiffe der Siegfriedklasse gebaut. Einen neuen Aufschwung nahm die Flotte unter Wilhelm II. Als der Kaiser seinen ersten Erlaß an die Marine richtete, waren die vorhandenen Panzerschiffe und großen Kreuzer fast sämtlich veraltet; die wichtigsten Schiffsarten für den Seekrieg mußten also neu geschaffen werden. Seeoffizieren wurde die Leitung der Marine anvertraut; 1889 wurde die Admiralität geteilt in Oberkommando und Reichsmarineamt, das Oberkommando als Behörde ging 1899 in den jetzigen Admiralstab über, und der Kaiser übernahm 1899 selbst den Oberbefehl über die Marine. 1898 nahm der Reichstag das erste Flottengesetz und 1900 das zweite, die Flotte verdoppelnde Gesetz an. Wichtige Dienste leistete die Flotte in Ostasien, 14. Nov. 1897 durch Besetzung der Kiautschoubucht und im Sommer 1900 zur Niederwerfung der Boxerbewegung (s. China, S. 54f.).

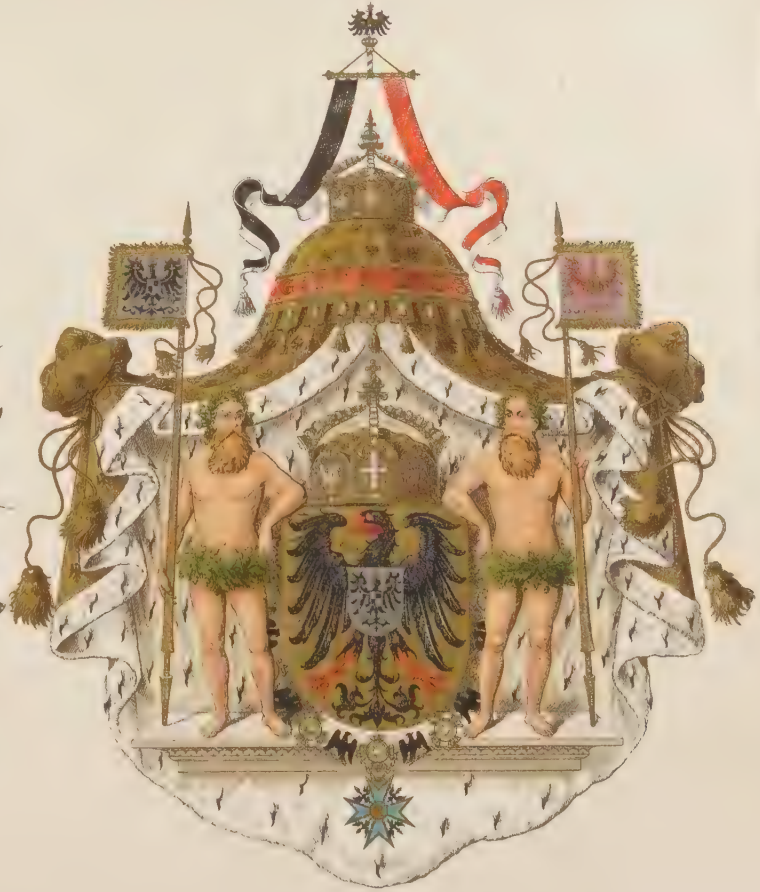
Für die vergrößerte Flotte bieten der 1869 eingerichtete Nordseekriegshafen Wilhelmshaven und der seit Ende der 1860er Jahre ausgebaute Hafen von Kiel in der Ostsee hinreichend Raum und in ihren Werften Einrichtungen zum Neubau und zur Ausbesserung und Ausrüstung auch der größten Schiffe. — Die Flotte hatte, wie jede andre, im Laufe der Zeit verschiedene Verluste an Schiffen zu beklagen: 2. Sept. 1860 ging bei einem Taifun in Ostasien der Schoner Frauenlob verloren; das Kadettenschulschiff Amazone ging im November 1861 bei einem Orkan an der holländischen Küste unter; die Panzerfregatte Großer Kurfürst sank 31. Mai 1878 bei Folkestone durch einen Rammstoß; am 27. Okt. 1884 strandete im Sturm an der Westküste Jütlands bei Agger die Brigg Undine, Schiffsjungenschulschiff, die Besatzung wurde gerettet; die Kreuzerkorvette Augusta ging Anfang Juni 1885 bei einem Taifun im Golf von Aden verloren; am 16. März 1889 strandeten bei einem Orkan im Hafen von Apia der Kreuzer Adler und das Kanonenboot Eber, am 23. Juli 1896 der Iltis im Taifun bei Schanghai.

Die alte kurbrandenburgische Flagge war weiß mit rotem Adler; schon im 18. Jahrh. zeigt die preußische Flagge den schwarzen Adler im weißen Feld, später wurde in die obere innere Ecke das Eiserne Kreuz hinzugefügt. Die Flagge des Deutschen Bundes war schwarz-rot-gelb mit zweiköpfigem Adler auf gelbem Grund in der obern innern Ecke. Die heutige deutsche Kriegsflagge (s. S. 799) besteht seit 1. Okt. 1867.

Vgl. Jordan, Geschichte der brandenburgisch-preußischen Kriegsmarine (Berl. 1856); Graser, Norddeutschlands Seemacht (Leipz. 1870); Bär, die deutsche Flotte von 1848—1852 (das. 1898); Tesdorpf, Geschichte der kaiserlich deutschen Kriegsmarine in Denkwürdigkeiten von allgemeinem Interesse (Kiel 1889); R. Werner, Das Buch von der deutschen Flotte (Bielef. u. Leipz., 8. Aufl. 1902); Derselbe, Bilder aus der deutschen Seekriegsgeschichte (Münch. 1899); Batsch: Nautische Rückblicke (Berl. 1892), Deutsch' See-Gras, ein Stück Reichsgeschichte (das. 1892), Admiral Prinz Adalbert von Preußen (das. 1890); v. Henk, Zur See (2. Aufl., Hamb. 1891); Wislicenus: Unsre Kriegsflotte (2. Aufl., Leipz. 1896), Deutschlands Seemacht sonst und jetzt (2. Aufl., das. 1901), Prinzadmiral Adalbert, ein Vorkämpfer für Deutschlands Seemacht (das. 1899); Koch, Geschichte der deutschen Marine (Berl. 1902); Reventlow, Die deutsche Flotte (Zweibrücken 1901); Neudeck u. Schröder, Das kleine Buch von der Marine (2. Aufl., Kiel 1902); Ferber, Organisation und Dienstbetrieb der Kaiserlich deutschen Marine (3. Aufl., Berl. 1901); Weyer, Taschenbuch der deutschen und der fremden Kriegsflotten (4. Jahrg., Münch. 1903); Dittmer, Katechismus der deutschen Kriegsmarine (2. Aufl., Leipz. 1899); Rassow, Deutschlands Seemacht (Tabellen, Elberf. 1901); »Jahrbuch des Deutschen Flot-

Deutscher Reichsadler.

Das große Kaiserwappen.



Bibliographisches Institut in Leipzig.

Zur Tafel ‚Deutscher Reichsadler und Kaiserwappen'.

I. Der deutsche Reichsadler.

Der Reichsadler ist schwarz, rot bewehrt (d. h. mit rotem Schnabel und roten Klauen) und rot gezungt. Auf der Brust desselben liegt der silberne königlich preußische Wappenschild, darin ein schwarzer, goldbewehrter, rot gezungter und mit der Königskrone gekrönter Adler, der mit der rechten Klaue das goldene Königszepter, mit der linken einen blauen, goldbereiften und bekreuzten Reichsapfel hält. Seine Flügel sind mit goldenen Kleestengeln belegt. Auf der Brust trägt er den von Silber und Schwarz gevierten hohenzollerischen Stammschild. Um den königlich preußischen Wappenschild schlingt sich die Kette des Schwarzen Adlerordens, wenn nicht der Reichsadler selbst in einen Schild gesetzt wird. Über dem Haupte des Reichsadlers schwebt die Reichskrone, von der zwei goldene, mit Arabesken verzierte Bänder abfliegen.

Die Reichskrone besteht aus einem goldenen Stirnreif, der aus vier größern und vier kleinern, abwechselnd nebeneinander gestellten, oben abgerundeten, mit Brillanten eingefaßten goldenen Schildchen gebildet ist. In den größern Schildchen zeigt sich je ein aus Brillanten zusammengesetztes gerades Kreuz, das in den untern Winkeln von gleichgeformten Kreuzchen begleitet wird. In den kleinern Schildchen des Stirnreifs erscheint der ebenfalls aus Brillanten gebildete Reichsadler, über dessen Haupt ein achtstrahliger Stern schwebt. Auf den größern Schildchen ruhen vier goldene, reichverzierte Bügel, die im Scheitelpunkt, wo sie zusammentreffen, in ein Blattornament auslaufen, auf dem der blaue, mit Goldreif und Kreuz geschmückte Reichsapfel ruht. Die Reichskrone ist gelb oder golden gefüttert und umschließt eine niedere Mütze aus Goldbrokat, der mit Reichsadlern und Reichskronen gemustert ist. (Vgl. auch die Abbildung beim Artikel ‚Krone'.) Mit Erlaß vom 16. März 1872 wurde der Gebrauch des ‚Deutschen Reichsadlers' frei gegeben, nur darf derselbe nach einer Bekanntmachung vom 11. April 1872 nicht in einem Schilde geführt werden, weil durch die Benutzung eines solchen die Figur sich zum ‚kaiserlichen' Wappen umwandelt, das außer vom Kaiser selbst nur von den ‚kaiserlichen' Behörden geführt werden darf. Zuwiderhandelnde können nach dem Deutschen Strafgesetzbuch, § 360, Nr. 7, mit einer Geldbuße bis zu 150 Mk. oder Haft bestraft werden.

II. Das Wappen des Kaisers.

Das auf der Tafel abgebildete größere Wappen des Kaisers zeigt einen goldenen, von der Kette des Schwarzen Adlerordens umschlungenen Schild mit dem Reichsadler, darüber die Kaiserkrone ruhend. Das Wappen wird von zwei auf einer Marmorkonsole stehenden, mit Eichenlaub bekränzten und umgürteten, bärtigen wilden Männern gehalten. Sie tragen mit goldenen Fransen eingefaßte, an goldenen Lanzenstangen befestigte, nach außen abfliegende Standarten; der zur Rechten hält die preußische, der zur Linken die brandenburgische Standarte. In ersterer (silberner) ist der preußische Adler, mit dem hohenzollerischen Stammschildchen belegt, in letzterer (ebenfalls silberner) der brandenburgische goldbewehrte und mit dem Kurhut bedeckte, auf den Flügeln mit goldenen Kleestengeln belegte rote Adler mit dem Wappenschild der Burggrafen von Nürnberg, nämlich einem goldenen, von einer aus Rot und Silber gestickten Einfassung umgebenen Schildchen, worin ein doppelt geschwänzter, rot bewehrter, rot gezungter und rot gekrönter schwarzer Löwe erscheint.

Über dem Wappen erhebt sich das kuppelförmige, mit Hermelin ausgeschlagene und bordierte Kaiserzelt aus Goldstoff mit einem Muster, in dem der schwarze Reichsadler und die goldene Reichskrone abwechseln. Auf dem rot emaillierten Goldreifen, der die Kuppel umschließt, steht in Goldschrift der preußische Wahlspruch: ‚GOTT MIT UNS'. Auf dem Gipfel des Zeltes ruht die Reichskrone, über die das Nationalbanner hervorragt. Letzteres, an einem goldenen, an den beiden Enden mit Königskronen geschmückten Querstabe hängend, der an einer ebenfalls mit einer Königskrone gekrönten, schwarz-silbern gestreiften Flaggenstange mit einer goldenen Schnur befestigt ist, zeigt die in zwei bequasteten Zungen abflatternden deutschen Farben, senkrecht nebeneinander: Schwarz-Weiß-Rot. Oben auf der Krone des Flaggenstocks steht der preußische Adler.

Das mittlere Wappen des Kaisers stimmt mit dem kleinern Wappen überein, wird aber von zwei auf einer Marmorkonsole stehenden, mit Eichenlaub bekränzten u. umgürteten, mit Keulen bewaffneten, bärtigen wilden Männern gehalten.

Das kleinere Wappen des Kaisers zeigt den goldenen, von der Kette des Schwarzen Adlerordens umschlungenen Schild mit dem Reichsadler. Auf dem Schild ruht die Reichskrone.

Zur Tafel ‚Deutsche Flaggen'.

Nach Artikel 55 der Reichsverfassung ist die Flagge der Kriegs- und Handelsmarine schwarz-weiß-rot.

1) ***National- und Handelsflagge*** bildet laut Verordnung vom 25. Okt. 1867 ein Rechteck aus drei gleich breiten wagerechten Streifen, wovon der obere schwarz, der mittlere weiß und der untere rot ist. Höhe zur Länge der Flagge wie 2:3. Die Flagge wird von Kauffahrteischiffen am Flaggstock am Heck oder am hintersten Maste, meist an dessen Gaffel geführt. Laut kaiserlicher Verordnung vom 8. Nov. 1892 bildet diese Form der Flagge die deutsche Nationalflagge.

2) ***Kriegsflagge*** bildet laut Verordnung vom 4. Juli 1867 ein längliches Rechteck, dessen weißen Grund ein schwarzes Kreuz mit schmaler, schwarzer Einfassung in 4 Felder teilt; die Arme des Kreuzes umschließen mit der schmalen schwarzen Einfassung medaillonartig ein rundes weißes Feld, das den heraldischen preußischen Adler trägt. Im obern innern (linken) Felde sind die Nationalfarben schwarz-weiß-rot, in der Mitte das Eiserne Kreuz. Zufolge Kabinettsorder vom 10. Sept. 1867 wird diese Flagge seit 1. Okt. 1867 auf allen norddeutschen, später deutschen Kriegsschiffen geführt; laut Verordnung vom 20. Jan. 1893 sind außerdem zur Führung der deutschen Kriegsflagge berechtigt: die Souveräne der deutschen Bundesstaaten, die Prinzen regierender königlicher Häuser und die ersten Bürgermeister der Hansastädte; am Land auch die Behörden und Anstalten des Heeres und der Marine und die Küstenbefestigungen. Größte Staatsgaffelflagge ist 4,7 m hoch und 7,85 m lang.

3) ***Kaiserstandarte:*** auf gelbem Grund schwarzes Eisernes Kreuz mit Inschrift ‚Gott mit uns 1870' und mit goldenem Wappenschild (heraldischer deutscher Adler) umgeben mit der Kette des Schwarzen Adlerordens; die Arme des Kreuzes reichen bis an die Ränder des Flaggtuches. In den 4 gelben Feldern sind je eine goldene Kaiserkrone und je 3 schwarze Wappenadler.

4) ***Kaiserinstandarte:*** auf gelbem Grund Wappenschild mit Kaiserinkrone (sonst wie 3), doch nur ein kleines Eisernes Kreuz in der obern innern Ecke (mit Krone, W und 1870). 16 schwarze Wappenadler in gelbem Felde.

5) ***Kronprinzenstandarte:*** wie Kaiserstandarte, aber andre Krone, Wappenschild mit rotem Rand und in jedem der 4 gelben Felder nur je 4 Wappenadler.

6) ***Breitwimpel des Kaisers:*** auf weißem Grund im Geviert am Stock Eisernes Kreuz, darüber Kaiserkrone, Zepter und Schwert gekreuzt in Gold, der äußere Wimpel weiß; wird nur auf besondern Befehl des Kaisers gehißt.

Er ist das höchste Kommandozeichen der Marine; solange er weht, unterbleibt Paradieren und Salutieren.

7) ***Flagge des Generalinspekteurs der Marine:*** wie die Admiralsflagge (9), nur mit ein Fünftel der Flaggenlänge breitem, rotem Rand ringsum außerhalb des Kreuzes.

8) ***Flagge des Staatssekretärs des Reichs-Marineamts:*** wie die Admiralsflagge (9), doch im innern untern Feld noch 2 gekreuzte goldene Anker.

9) ***Admiralsflagge,*** auf weißem Grund im Geviert schmales Eisernes Kreuz, dessen Arme bis an die Kanten der Flagge reichen. Auf Dreimastern führt der Admiral diese Flagge im Großtopp, der Vizeadmiral im Vortopp, der Konteradmiral im Kreuztopp; auf zweimastigen Schiffen führt der Admiral sie im hintern, der Vizeadmiral im vordern Mast.

10) ***Vizeadmiralsflagge:*** wie 9), doch mit einem schwarzen Ball im obern innern Feld, auf einmastigen Schiffen und in Booten.

11) ***Konteradmiralsflagge:*** wie 9), doch mit je einem schwarzen Ball in jedem der innern Felder, auf einmastigen Schiffen und in Booten sowie auf zweimastigen Schiffen im vordern Mast.

12) ***Kommodorestander,*** weißer ausgezackter Stander mit Eisernem Kreuz, wird im Großtopp gesetzt.

13) ***Stander des ältesten Kommandanten*** (sogen. Anciennetätsstander): wie 12), aber im Kreuztopp gesetzt.

14) ***Flottillenstander,*** treibender, d. h. am Querstab befestigter Stander (wie 12), der wagerecht ausweht und auch stets im Großtopp gesetzt wird.

15) ***Divisionsstander,*** fester dreieckiger Stander mit Eisernem Kreuz, wird im Großtopp gehißt.

16) ***Kriegsschiffswimpel,*** weiß mit Eisernem Kreuz am Flaggenknopfende, wird stets im Großtopp gehißt und zwar nur auf Kriegsschiffen, die von einem Seeoffizier befehligt werden. Der Wimpel wird niedergeholt, sobald die Kaiserstandarte oder eins der Kommandozeichen unter 7, 9, 12, 14 und 15) von einem vom Kaiser ernannten Flaggoffizier, Kommodore, Flottillen- oder Divisionschef an Bord bei Einschiffung eines der Genannten gehißt werden. Der Wimpel bleibt aber neben jedem solchen Kommando- und Rangabzeichen wehen, wenn der betreffende Vorgesetzte nur auf Befehl eines höhern Befehlshabers (also vorbehaltlich der kaiserlichen Ernennung) an Bord eines Schiffes sich einschifft.

17) ***Kriegsschiffsgösch,*** Bugflagge zum Sonn- und Festtagsschmuck verankerter Kriegsschiffe, ist schwarz-weiß-rot mit Eisernem Kreuz in der Mitte; Höhe der Gösch drei Siebentel der Höhe der Kriegsschiffsflagge auf demselben Schiffe.

18) ***Handelsflagge mit Eisernem Kreuz*** (das Kreuz fünf Neuntel der Flaggenhöhe groß, ein Arm an das stehende Liek stoßend) wird laut kaiserlichem Erlaß vom 1. Juli 1896 auf allen Seehandelsschiffen gesetzt, deren Führer Seeoffiziere des Beurlaubtenstandes oder Seeoffiziere a. D. sind.

19) ***Lotsenflagge,*** eine Handelsflagge mit weißem Rand, wird von deutschen Kriegs- und Handelsschiffen gesetzt, um einen Lotsen herbeizurufen.

20) ***Flagge der Gouverneure für Deutsch-Ostafrika und Kiautschou,*** laut kaiserlicher Verordnung vom 1. März 1898, wie Handelsflagge mit dem Reichsadler ohne Krone, wird auf Schiffen im Großtopp gesetzt und mit 13 Schuß salutiert.

21) ***Reichsdienstflagge im Bereiche des Auswärtigen Amtes,*** laut kaiserlicher Verordnung vom 8. Nov. 1892 und 20. Jan. 1893 einschließlich der deutschen Schutzgebiete wie Handelsflagge mit übergreifenden weißen Kreisabschnitten in den schwarzen und roten Streifen; im weißen Mittelkreis Reichsadler mit Kaiserkrone. Lotsenfahrzeuge in den Schutzgebieten führen in der obern innern Ecke dieser Flagge einen gelben, unklaren Anker zwischen den Buchstaben L und V; Zollfahrzeuge ebenda denselben Anker zwischen den roten Buchstaben Z und V (Zoll-Verwaltung).

22) ***Reichsdienstflagge der kaiserlichen Marine:*** wie 21), doch statt des Reichsadlers einen gelben, unklaren Anker mit Krone; wird am Lande von der Seewarte, ihren Nebenstellen und den Marineobservatorien geführt, auf See von Werftfahrzeugen und andern Marineschiffen, die nicht zur Führung der Kriegsschiffsflagge berechtigt sind, sowie von für die Marine gemieteten Transport- etc. Schiffen.

23) ***Reichspostflagge:*** wie 21), doch statt des Reichsadlers ein gelbes Posthorn mit der Kaiserkrone darüber; deutsche Dampfer, die Post befördern, führen diese Flagge im Großtopp und als Gösch, dazu die Handelsflagge am Heck.

24) ***Reichsdienstflagge der übrigen Verwaltungszweige:*** wie 21), doch statt des Reichsadlers die gelbe Kaiserkrone allein, wird z. B. von den Fahrzeugen der Verwaltung des Kaiser Wilhelm-Kanals geführt.

25) ***Dienstflagge für preußische Staatsfahrzeuge und Staatsgebäude für Seeschiffahrt:*** wie Reichsdienstflagge der kaiserlichen Marine (22), mit heraldischem preußischen Adler auf weißem Viereck in der obern innern Ecke; bei Lotsenfahrzeugen steht der Anker zwischen den roten Buchstaben L und V, bei Zollfahrzeugen zwischen Z und V, bei Fischerei-Aufsichtsfahrzeugen zwischen F und A (die Oberfischmeister führen außer dieser Flagge im Topp noch einen weißen dreieckigen Stander mit den roten Buchstaben FA).

26) ***Dienstflagge für mecklenburg-schwerinsche Staatsfahrzeuge und Gebäude für Seeschiffahrt:*** wie 25), doch statt des preußischen Adlers der mecklenburgische Stierkopf in gelbem Viereck.

27) ***Dienstflagge für hamburgische Staatsfahrzeuge und Gebäude für Seeschiffahrt:*** wie 25), doch statt des preußischen Adlers das Hamburger Tor mit weißen Türmen, blauem Anker und gelbem Stock in rotem Viereck.

28) ***Dienstflagge für bremische Staatsfahrzeuge und Gebäude für Seeschiffahrt:*** wie 25), doch statt des preußischen Adlers das Bremer Wappen (schräger Schlüssel in rotem Schild mit gelber Krone) in weißem Viereck.

29) ***Dienstflagge für lübeckische Staatsfahrzeuge und Gebäude für Seeschiffahrt:*** wie 25), doch statt des preußischen Adlers der heraldische lübeckische Adler in weißem Viereck.

30) ***Dienstflagge für oldenburgische Staatsfahrzeuge und Gebäude für Seeschiffahrt:*** wie 25), doch statt des preußischen Adlers das Oldenburger Wappen in weißem Viereck.

Flaggen der deutschen Einzelstaaten.

31) ***Preußen:*** Die preußische Landesflagge zeigt die preußischen Farben: inmitten des weißen, oben und unten mit schwarzen Streifen eingefaßten Flaggtuches den preußischen Wappenadler.

32) Preußische Königsstandarte.

33) Preußische Königinstandarte.

34) Preußische Standarte der Prinzen des Königlichen Hauses.

35) ***Preußische Kriegs- und Dienstflagge*** für Staatsgebäude, Festungswerke, Kasernen: weiße Flagge mit dreieckigem Ausschnitt, in der Mitte den heraldischen preußischen Adler und in der obern innern Ecke das Eiserne Kreuz.

36) ***Mecklenburg*** führt eine wagerecht blau-weiß-rot gestreifte Trikolore, als Staatsflagge geschmückt inmitten des weißen Streifens mit Krone und Anker, an der Innenseite des blauen Streifens mit dem Stierkopf auf gelbem Grunde.

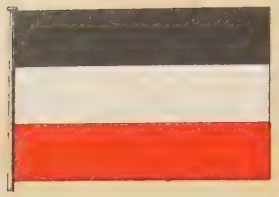
37) ***Oldenburg:*** Auf blauem Flaggtuch ein liegendes rotes Kreuz, das als Staatsflagge verziert ist durch das oldenburgische Landeswappen.

38) ***Hamburg:*** Das rote Flaggtuch ist mit dem Wappen Hamburgs, den drei weißen Türmen, geschmückt.

39) ***Bremen:*** Das abwechselnd rot und weiß wagerecht gestreifte Flaggtuch (8 Streifen) zeigt am Flaggstock zwei Reihen schachbrettartige Felder in denselben Farben und ist als Staatsflagge mit dem bremischen Schlüsselwappen verziert.

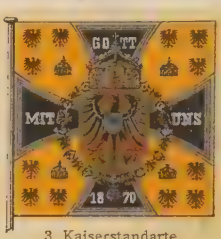
40) ***Lübeck:*** Weiß und rot wagerecht gestreiftes Flaggtuch, das bei der Staatsflagge mit dem lübeckischen Wappenadler geziert ist.

41) Die Flagge der ***Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft:*** Weißes Flaggtuch, durch schwarzes Kreuz in 4 gleiche Felder geteilt, von denen das obere am Flaggstock rot ist und 5 weiße Sterne (das ‚südliche Kreuz') zeigt.



1. National- und Handelsflagge.

2. Kriegsflagge.



3. Kaiserstandarte.

8. Flagge des Staatssekretärs des Reichsmarineamts.

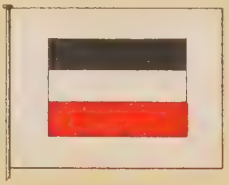
9. Admiralsflagge.

10. Vizeadmiralsflagge.

11. Konteradmiralsflagge.

12. u. 13. Stander de

18. Handelsflagge mit Eisernem Kreuz.



19. Lotsenflagge.

20. Flagge der Gouverneure für Deutsch-Ostafrika u. Kiautschou.

24. Reichsdienstflagge der übrigen Verwaltungszweige.

*25. Preußische Dienstflagge.

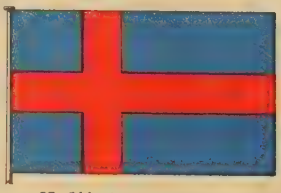
*26. Mecklenb.-schwer. Dienstflagg

*30. Oldenburgische Dienstflagge.

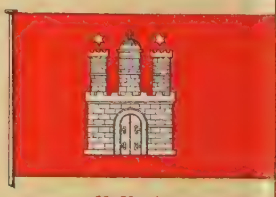
31 Preußische Landesflagge.

32. Preuß Königsstand

36. Mecklenburgische Flagge
(Landesfarben: blau-gelb-rot).



37. Oldenburgische Flagge.



38. Hamburg.

**25 — 30: für Staatsfahrzo*

Flaggen.

serinstandarte.

5. Kronprinzenstandarte

6. Breitwimpel des Kaisers

16. Kriegsschiffswimpel.

7. Flagge des Generalinspekteurs der Marine.

dorestander und
en Kommandanten.

14. Flottillenstander.

15. Divisionsstander.

17. Kriegsschiffsgösch.

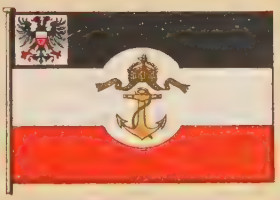
21. Reichsdienstflagge im Bereiche des Auswärtigen Amtes.

22. Reichsdienstflagge der kaiserlichen Marine.

23. Reichspostflagge.

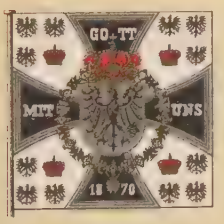
*27. Hamburgische Dienstflagge.

*28. Bremische Dienstflagge.



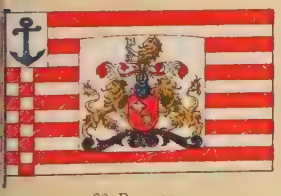
*29. Lübeckische Dienstflagge

33. Preuß. Königinstandarte



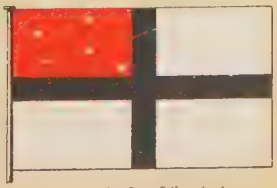
34. Preuß. Standarte der Prinzen des königl. Hauses.

35. Preußische Kriegs- und Dienstflagge.



39. Bremen.

40. Lübeck.



41. Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft.

Gebäude für Seeschiffahrt

tenvereins« (Berl. 1900 ff.); »Wegweiser zu den Laufbahnen der Kriegs- und Handelsflotte« (hrsg. vom Deutschen Flottenverein, das. 1902); »Marine-Rundschau« (hrsg. vom Reichsmarineamt, seit 1890); »Rangliste der Kaiserlichen Marine«; die unter dem Pseudonym »Nauticus« erschienenen Schriften (Berl. 1898 ff.) und dessen »Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen« (das. 1899 ff.).

Kolonien.

Erst 1884 trat D. durch ausgedehnte Erwerbungen in Afrika und Ozeanien entschieden in die Reihen der Kolonialmächte ein, so daß sein Kolonialbesitz der Ausdehnung nach unter den zehn in Frage kommenden Staaten heute die dritte Stelle (nach England und Frankreich) einnimmt. Derselbe umfaßt 2,597,000 qkm (47,166 QM.) mit 12,4 Mill. Einw., wovon auf Afrika 2,352,800 qkm (42,729 QM.) mit 11,864,000 Einw., auf Ozeanien 243,819 qkm (4428 QM.) mit 448,700 Einw., auf Asien 501 qkm mit 84,000 Einw. kommen. Gegenwärtig setzen sich die deutschen Schutzgebiete aus folgenden Teilen zusammen:

In Afrika:	QKilom.	Bewohner	Auf 1 qkm
Togo	87 200	2 000 000	23
Kamerun	493 600	3 500 000	7
Deutsch-Südwestafrika	830 960	200 000	0,2
Deutsch-Ostafrika	941 100	6 164 000	6
In Ozeanien:			
Kaiser Wilhelms-Land	181 650	110 000	0,6
Bismarck-Archipel und Salomoninseln	57 100	250 000	4
Karolinen	1 450	39 000	27
Marianen	626	1 938	3
Marshallinseln	405	15 000	4
Samoa	2 588	32 815	12
In Asien:			
Pachtgebiet von Kiautschou	501	84 000	168
Zusammen:	2 597 180	12 396 753	4

Sämtliche afrikanischen Besitzungen sowie die Marshallinseln mit Nawodo stehen unmittelbar unter dem Reich und werden durch dessen Gouverneure oder Kommissare verwaltet, auch trägt das Reich die für Verwaltung, Schutztruppe u. a. durch die Einnahmen nicht gedeckten Kosten. Näheres s. bei den einzelnen Artikeln und bei »Kolonien« (mit Karte).

Wappen ꝛc. des Deutschen Reiches.

(Hierzu die Tafeln »Deutscher Reichsadler und Kaiserwappen« und »Deutsche Flaggen«, mit Textblatt.)

Das Wappen des Deutschen Reiches bildet ein einköpfiger schwarzer Adler mit rotem Schnabel nebst roten Fängen und dem preußischen Adler in silbernem Schild auf der Brust; auf der Herzstelle dieses Adlers das Wappen von Hohenzollern; über dem Ganzen die goldene Kaiserkrone mit goldenen Bändern (vgl. beifolgende Tafel mit Erklärungsblatt). Über die übrigen Insignien des Deutschen Reiches (Wappen des Kaisers, Krone und Wappen der Kaiserin und des Kronprinzen sowie deren Standarten, Kaiserthron, Kaisermantel) vgl. Graf Stillfried, Die Attribute des neuen Deutschen Reiches (3. Aufl., Berl. 1882). Über die Insignien des alten Deutschen Reiches s. Deutsche Reichskleinodien, S. 732. — Die Flagge der deutschen Marine ist schwarz-weiß-rot (die Kriegsflagge mit dem preußischen Adler und dem Eisernen Kreuz). Eine Übersicht der verschiedenen Flaggen der Reichsmarine und der in Betracht kommenden deutschen Bundesstaaten gibt beifolgende Tafel »Deutsche Flaggen«, mit Erklärungsblatt.

Literatur zur Geographie und Statistik.

Kutzen, Das deutsche Land (3. Aufl., Bresl. 1880); Berghaus, D. und seine Bewohner (Berl. 1860, 2 Tle.); Derselbe, D. seit hundert Jahren (Leipz. 1860 bis 1861, 2 Bde.); Daniel, D. nach seinen physischen und politischen Verhältnissen (6. Aufl., das. 1893, 2 Bde.); Neumann, Das Deutsche Reich in geographischer, statistischer ꝛc. Beziehung (Berl. 1874, 2 Bde.); Derselbe, Ortslexikon des Deutschen Reiches (4. Aufl. von W. Keil u. a., Leipz. 1903 ff.); Brunckow, Die Wohnplätze des Deutschen Reiches (Tabellenwerk, 3. Ausg., Berl. 1897, 4 Bde.); Penck, Das Deutsche Reich (1. Teil von Kirchhoffs »Länderkunde von Europa«, Prag u. Leipz. 1887); O. Richter, Das Deutsche Reich, eine Vaterlandskunde (2. Aufl., das. 1898); Trinius, All-Deutschland in Wort und Bild (Berl. 1893, 3 Bde.); Ratzel, Deutschland. Einführung in die Heimatskunde (Leipz. 1898); v. Cotta, Deutschlands Boden (2. Aufl., das. 1858, 2 Bde.); v. Dechen, Die nutzbaren Mineralien und Gebirgsarten im Deutschen Reich (Berl. 1873); Lepsius, Geologie von D. (Stuttg. 1889 ff.); Delitsch, Deutschlands Oberflächenform (Bresl. 1880); Senft, Geognostische Wanderungen (Hannov. 1894, 2 Bde.); Thiele, Deutschlands landwirtschaftliche Klimatologie (Bonn 1895); Drude, Deutschlands Pflanzengeographie (1. Teil, Stuttg. 1896); »Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde« (hrsg. von Lehmann u. Kirchhoff, bisher 14 Bde., Stuttg. 1885—1903) und »Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung« (hrsg. von Kirchhoff, das. 1889); E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde (Straßb. 1897); Hans Meyer, Das deutsche Volkstum (mit andern, Leipz. 1898); Weise, Die deutschen Volksstämme und Landschaften (Abriß, das. 1900); P. E. Richter, Literatur der Landes- und Volkskunde des Deutschen Reiches (Leipz. 1896); Petersilie, Das öffentliche Unterrichtswesen im Deutschen Reich ꝛc. (das. 1897, 2 Tle.); Pieper, Kirchliche Statistik Deutschlands (Freiburg 1899); Pfeffer, Handbuch des Verkehrswesens in D. (Leipz. 1894, 2 Tle.); »Die Handels- und Schiffahrtsverträge Deutschlands 1872—1897« (offiziell, Berl. 1897, 2 Bde.); »Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands« (hrsg. im Auftrag des deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen, Leipz. 1901 ff.); Huber, D. als Industriestaat (Stuttg. 1901); Gothein, Der deutsche Außenhandel (Berl. 1901—1902); »Die deutsche Städtestatistik am Beginn des Jahres 1903« (Ergänzungsheft zum 6. Bd. des »Allgemeinen statistischen Archivs«, Tübing.); die Veröffentlichungen des kaiserlichen Statistischen Amtes: »Statistik des Deutschen Reiches«, »Monatshefte« und »Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reiches« und »Statistisches Jahrbuch« (seit 1881); über die Reichsbehörden das jährlich erscheinende amtliche »Handbuch des Deutschen Reiches« (Berl.), dazu Kürschners »Staats-, Hof- und Kommunalhandbuch des Reiches und der Einzelstaaten« (Leipz.); über das Reichsstaatsrecht die Werke von Rönne (2. Aufl., das. 1876, 2 Bde.), Laband, H. Schulze, G. Meyer, Zorn, Trieps, Hue de Grais, Arndt; Störk, Handbuch der deutschen Verfassungen (das. 1884); über Finanzen s. oben (S. 792). Vgl. Kirchhoff u. Hassert, Bericht über die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde (1. Bd., für 1896—99, Berl. 1901).

[Karten.] Die Karte des Deutschen Reichs 1:100,000 in 674 Blättern, herausgeg. von der kartographischen Abteilung der königl. preußischen Landesaufnahme, mit Ausnahme der bayrischen, württembergischen und

sächsischen Gebiete, die von den betr. topographischen Bureaus bearbeitet wurden. Mit Ausnahme von Teilen des mittlern D., Ost- und Westpreußens liegt die Karte fertig vor. Ihre Grundlage bilden die Meßtischblätter, in Bayern Positionskarten 1:25,000, vgl. auch die Textbeilage zum Art. »Landesaufnahme«. Weitere gute Kartenwerke sind: »Topographische Spezialkarte von Mitteleuropa« (Reymannsche Karte), 1:200,000, in 796 Blättern, davon ca. 550 vollendet, seit 1806, 1874 in den Besitz des preußischen Generalstabs übergegangen; die ältern Blätter werden allmählich durch Neustiche ersetzt; »Topographische Übersichtskarte des Deutschen Reiches«, 1:200,000, farbig, mit Höhenkurven, ca. 200 Blätter, davon erschienen 51, seit 1900, herausgegeben von der kartographischen Abteilung der königlich preußischen Landesaufnahme; Liebenow-Ravenstein, Zentraleuropa in 164 Blättern, 1:300,000 (Neuausg., Frankf. a. M. 1900); Vogel, Karte des Deutschen Reiches, 1:500,000, in 27 Blättern (Gotha 1893); Ravenstein, Atlas des Deutschen Reiches, 1:850,000 (Leipz. 1883, 10 Blätter). Wandkarten: »Post- und Eisenbahnkarte des Deutschen Reiches«, 1:450,000, bearbeitet im Kursbureau des Reichspostamts, 20 Blätter (Berl. 1895); Petermann (Gotha), H. Wagner (das.), Kiepert (Berl.), Handtke (Glogau) u. a.; v. Dechen, Geologische Karte von D. (Berl. 1869, 2 Blätter); Lepsius, Geologische Karte des Deutschen Reiches in 27 Blättern (Gotha 1894 ff.); Andree u. Peschel, Physikalisch-statistischer Atlas von D. (Leipz. 1877); »Atlas der Bodenkultur des Deutschen Reiches« (hrsg. vom kaiserlichen Statistischen Amt, Berl. 1881, 15 Karten); »Wasserkarte der norddeutschen Stromgebiete«, 1:200,000 (hrsg. vom preußischen Landwirtschaftsministerium, das. 1895); Kiepert, Völker- und Sprachenkarte von D. (das. 1874).

Geschichte Deutschlands.

Die deutsche Geschichte ist gebunden an die des Deutschen Reiches, obwohl sich dieses, selbst in den verschiedenen Zeiten von recht verschiedenem Umfang und Wesen, nie mit dem deutschen Volkstum gedeckt hat. Bis zur Gründung eines Reiches (919) sind die Stämme die Träger nationalen Daseins, und einer von ihnen, die Franken, politisch besser organisiert, erhebt sich über die andern und sucht sie zu unterwerfen. Formell ist das Reich seit Heinrich I. eine Fortsetzung des Frankenreiches, tatsächlich ist es eine neue Bildung.

Deutschland bis zur Reichsgründung (919).

Die früheste Kunde von einem an der Südostküste der Nordsee wohnenden Volksstamm, der sich von seiner Umgebung unterschied, vermittelte dem Altertum Pytheas, ein Kaufmann aus Marseille, der, um Zinn und Bernstein im Land ihres Ursprungs aufzusuchen, um 330 v. Chr. dorthin fuhr. Er nennt zuerst den Namen Teutonen, während das Wort Germanen (s. d.), wohl zuerst von den Kelten und dann von den Römern gebraucht, erst später üblich wurde. Deutsche saßen zu Pytheas' Zeit zwischen Weichsel und Weser: wohl an der Wasserscheide zwischen Weser und Rhein, am Main und von da nach Osten berührten sie sich mit den Kelten. Die erste Beschreibung des deutschen Landes hat um 90 v. Chr. Poseidonios zu einer Zeit gegeben, als schon große Teile des germanischen Volkes nach dem Süden vorgedrungen und in das Römerreich eingefallen waren (s. Cimbern und Teutonen). Während Cäsar Gallien unterwarf, ward ein deutscher Heerführer, Ariovist, der sich im Innern Galliens festgesetzt hatte, besiegt. Die auf das linke Rheinufer vorgedrungenen Germanen mußten teils zurückziehen, teils verschmolzen sie mit den Kelten: dieses gewaltsame Aufhalten der Völkerwoge durch römische Heere trieb die Germanen zur Seßhaftigkeit östlich vom Rhein. Trotz vieler Versuche und zeitweiliger Herrschaft ist es den Römern nicht gelungen, dauernd zwischen Rhein und Weser festen Fuß zu fassen, nur die Rheinmündung und das Zehntland (Agri decumates, s. d.) sind römisch und romanisiert worden.

Die Wanderung der germanischen Völkerschaften wurde durch das Römerreich nur zeitweilig behindert. Sobald dessen kriegerische Macht nicht mehr die alte war, brachen von allen Seiten Germanen (Langobarden, Markomannen, Quaden, Burgundionen, Goten, Vandalen) in das Römerreich ein, setzten sich dort fest und gingen im Romanentum auf. In der Heimat aber schlossen sich die zahllosen Völkerschaften zu Stämmen zusammen. Diese stellen für Jahrhunderte die Träger des nationalen Lebens dar, denn das

Übersicht der deutschen Könige und Kaiser.

Karolingisches Haus:

800—814 Karl der Große
814—840 Ludwig der Fromme
843—876 Ludwig der Deutsche
876—882 Ludwig III. d. jüng.
876—887 Karl III. (der Dicke)
887—899 Arnulf von Kärnten
900—911 Ludwig das Kind

911—918 Konrad I.

Sächsisches Haus:

919— 936 Heinrich I.
936— 973 Otto I. der Große
973— 983 Otto II.
983—1002 Otto III.
1002—1024 Heinrich II. (der Heilige)

Fränkisches oder Salisches Haus:

1024—1039 Konrad II.
1039—1056 Heinrich III. (der Schwarze)
1056—1106 Heinrich IV.
1077—1080 Rudolf v. Schwaben
1081—1088 Hermann v. Salm
1106—1125 Heinrich V.

1125—1137 Lothar (III.) von Sachsen

Hohenstaufen oder Staufer:

1138—1152 Konrad III.
1152—1190 Friedrich I. Rotbart
1190—1197 Heinrich VI.
1198—1208 Philipp von Schwaben
1208—1214 Otto IV. der Welfe
1212—1250 Friedrich II.
1220—1235 Heinrich (VII.)
1246—1247 Heinrich Raspe
1250—1254 Konrad IV.

1247—1256 Wilhelm v. Holland
1256—1273 Interregnum:
1257—1282 Alfons X. von Kastilien
1257—1272 Richard von Cornwallis

Kaiser verschied. Häuser:

1273—1291 Rudolf I. von Habsburg
1292—1298 Adolf von Nassau
1298—1308 Albrecht I. von Österreich
1308—1313 Heinrich VII. von Luxemburg
1314—1346 Ludwig (IV.) der Bayer
1314—1330 Friedrich (III.) der Schöne von Österreich
1349 Günter v. Schwarzburg
1346—1378 Karl IV. von Luxemburg
1378—1400 Wenzel
1400—1410 Ruprecht von der Pfalz
1410—1411 Jobst von Mähren
1410—1437 Siegmund von Luxemburg

Haus Habsburg:

1438—1439 Albrecht II.
1440—1493 Friedrich III. (IV.)
1493—1519 Maximilian I.
1519—1556 Karl V.
1556—1564 Ferdinand I.
1564—1576 Maximilian II.
1576—1612 Rudolf II.
1612—1619 Matthias
1619—1637 Ferdinand II.
1637—1657 Ferdinand III.
1658—1705 Leopold I.
1705—1711 Joseph I.
1711—1740 Karl VI.

1742—1745 Karl VII. Albrecht von Bayern

(Haus Habsburg-) Lothringen-Toskana:

1745—1765 Franz I. Stephan
1765—1790 Joseph II.
1790—1792 Leopold II.
1792—1806 Franz II.

1806—1813 Rheinbund
1815—1866 Deutscher Bund
1866—1871 Norddeutscher Bund

Haus Hohenzollern:

1871—1888 Wilhelm I.
1888 Friedrich III.
seit 1888 Wilhelm II.

Register zur Karte I: ‚Deutschland um das Jahr 1000‘.

Römisch-Deutsches Kaiserreich.

I. Deutschland (Königreich Germanien).

Friesland: BCD2, 3

Almere (Zuidersee) C2
Flaridingan (Flardingen) B3
Heligoland (Insel Helgoland) D1
Isala (Fluß Yssel) C2
Nordin (Norden) D2
Rhin (Fluß Rhein) BC2
Texla (Insel Texel) BC2
Thuredreht (Dordrecht) B3
Trajectum (Utrecht) C2
Walacra (Insel Walcheren) B3

Niederlothringen: BCD2, 3

Alost (Aelst) B3
Andwerpa (Antwerpen) B3
Aquisgranum (Aachen) C3
Birtana (Birthen bei Wesel) C3
Bonna (Bonn) D3
Brida (Breda) B3
Cameracum (Cambrai) B3
Colonia (Köln) CD3
Davintre (Deventer) C2
Ganda (Gent) B3
Julicha (Jülich) C3
Lutecha (Lüttich) C3
Malinas (Mecheln) B3
Namurcum (Namur) B3
Niumaga (Nimwegen) C3
Scaldus (Fluß Schelde) B3
Stabulaus (Stablo) C3
Trajectum (Maastricht) C3
Tungri (Tongern) C3
Zulpike (Zülpich) C3

Oberlothringen: CD3, 4

Andernacum (Andernach) D3
Confluentia (Koblenz) D3
Gorzia (Gorze) C4
Ivosium (Ivois) C4
Lunavilla (Lunéville) C4
Metis (Metz) C4
Prumia (Prüm) C3
Sara (Fluß Saar) CD4
Theodonis Villa (Diedenhofen) C4
Treveris (Trier) C4
Tullum (Toul) C4
Virdunum (Verdun) C4

Sachsen mit der **Billungschen Mark** und der Mark **Schleswig:** DEF1, 2, 3

Aldinburg (Oldenburg in Holstein) E1
Alera (Fluß Aller) E2
Bardanwich (Bardowiek bei Lüneburg) E2
Bremon (Bremen) D2
Corbeja Nova (Korvei) E3
Emesa (Fluß Ems) D2, 3
Fembre (Insel Fehmarn) F1
Ferdun (Verden) E2
Gandenesheim (Gandersheim) E3
Gruona (Grone bei Göttingen) E3
Hamaburg (Hamburg) E2
Hildinesheim (Hildesheim) E2
Lupia (Fluß Lippe) D3
Mikilinborg (Mecklenburg) F2
Mimigardevurt (Münster) D3
Minden (Minden) D2
Osnabrugge (Osnabrück) D2
Patherbrun (Paderborn) D3
Rura (Fluß Ruhr) D3
Sliaswig (Schleswig) E1
Susat (Soest) D3
Thrutmanni (Dortmund) D3
Wisara (Fluß Weser) DE2
Zuerina (Schwerin) F2

Westfranken: DE3, 4

Amanaburg (Amöneburg) D3
Frankenevurt (Frankfurt) D3
Frideslare (Fritzlar) E3
Fulda (Fluß) E3
Herolfesfeld (Hersfeld) E3
Hirsaugia (Hiersau) D4
Lobedenburg (Ladenburg) D4
Logenaha (Fluß Lahn) D3
Mogontia (Mainz) D3, 4
Moin (Fluß Main) E4
Rhin (Fluß Rhein) D3
Spira (Speyer) D4
Tribura (Trebur) D4
Wizanburg (Weißenburg) D4
Wormatia (Worms) D4

Ostfranken: E3, 4

Fulda (Fulda) E3
Mathalrichstat (Mellrichstadt) E3
Nekar (Fluß Neckar) DE4
Onoldesbach (Ansbach) E4
Svinfurt (Schweinfurt) E3
Wirzeburg (Würzburg) E4
Wisara (Fluß Werra) E3

Schwaben: DE4, 5

Augestburg (Augsburg) E4
Bregantia (Bregenz) E5
Brisac (Breisach) D4, 5
Campidona (Kempten) E5
Clavenna (Chiavenna) E5
Colmare (Kolmar) D4
Constantia (Konstanz) E5
Curia (Chur) E5
Desertina (Disentis) D5
Ilara (Fluß Iller) E4, 5
L. Potamicus (Bodensee) E5
Lech (Fluß) E5
Lechfeld E4
Nagalta (Nagold) D4
Nordilinga (Nördlingen) E4
Rhin (Fluß Rhein) E5
St. Galli (St. Gallen) E5
Strazburg (Straßburg) D4
Swites (Schwyz) D5
Tuonowa (Fluß Donau) E4
Twiel (Hohentwiel) D5
Ulma (Ulm) E4
Ziureche (Zürich) D5

Bayern mit den Marken **Nordgau** und **Ostmark:** EFGH 3, 4, 5

Altaha (Altaich) G4
Anesapure (Enns) G4
Babenberg (Bamberg) E4
Bauzanum (Bozen) F5
Brixina (Brixen) F5
Culminaha (Kulmbach) F4
Egire (Eger) F3
Eistet (Eichstätt) F4
Forichheim (Forchheim) F4
Frisinga (Freising) F4
Ine (Fluß Inn) F5
Inticha (Innichen) F5
Isara (Fluß Isar) F4
Linza (Linz) G4
Moin (Fluß Main) E3, 4
Naba (Fluß Nab) F4
Nabeburg (Nabburg) F4
Pazowa (Passau) G4
Pechlare (Pöchlarn) H4
Regan (Fluß Regen) F4
Reganespurg (Regensburg) F4
Sabiona (Säben) F5
Salzaha (Fluß Salzach) F5
Salzpure (Salzburg) FG5
Styrapure (Steier) G4, 5
Tegarinseo (Tegernsee) F5
Tullina (Tulln) H4
Wiltina (Wilten) F5

Kärnten mit den Marken **Verona, Souna, Krain** und **Istrien:** EFGH 5, 6

Adamunt (Admont) G5
Aquilegia (Aquileja) G6
Athesis (Fluß Etsch) EF6
Bettowe (Pettau) H5
Brinta (Fluß Brenta) F6
Celeja (Cilli) H5
Enisa (Fluß Enns) G5
Forum Julii (Cividale) G5
Gradus (Grado) G6
L. Benacus (Gardasee) E6
Lublana (Laibach) G5, 6
Padua (Padua) F6
Plavis (Fluß Piave) F6
Tarvisium (Treviso) F6
Tergeste (Triest) G6
Tridentum (Trient) F5, 6
Verona (Verona) EF6
Villaha (Villach) G5

Mark Meißen und Thüringen: EFG3

Arnstat (Arnstadt) E3
Budusin (Bautzen) G3
Ciza (Zeitz) F3
Dorla (Dorla bei Langensalza) E3
Erpesfort (Erfurt) E3
Eskinewac (Eschwege) E3
Goreliz (Görlitz) G3
Hohenburg (Homburg b. Langensalza) E3
Merseburg (Merseburg) F3

Mimileibu (Memleben) F3
Misni (Meißen) G3
Nienburg (Naumburg) F3
Northusun (Nordhausen) . . . E3
Salaveldun (Saalfeld) F3
Spira (Spier b. Sondershausen) E3

Nordmark: EF2

Elba (Fluß Elbe) F2
Magathaburg (Magdeburg) . . F2
Wallislewu (Walsleben) . . . F2

Ostmark: EFG2, 3

Ciervisti (Zerbst) F3
Hala (Halle) F3
Halberestad (Halberstadt) . . EF3
Jutriboc (Jüterbog) FG3
Liubusua (Lebuse bei Dahme) G3
Lusizi (Lausitz) G3
Sprewa (Fluß Spree) G2, 3

Böhmen mit Mähren: GHI3, 4

Bruna (Brünn) H4
Dudleipa (Doudleby) G4
Egira (Fluß Eger) G3
Holomuc (Olmütz) I4
Hradec (Königgrätz) H3
Klatowy (Klattau) G4
Laba (Fluß Elbe) H3
Litomirziti (Leitmeritz) G3
Mahara (Fluß March) I4
Msa (Fluß Mies) G4
Odora (Fluß Oder) I4
Pilisni (Pilsen) G4
Podivin (Podivin) H4
Praga (Prag) G3
Switawa (Fluß Zwitta) H4
Taia (Fluß Thaya) H4
Upa (Fluß Oppa) I4
Vag (Fluß Waag) I4
Wissehrad (Wissehrad) G3, 4
Wiztrachi (Weitra) G4
Wlitawa (Fluß Moldau) . . . G4
Zatec (Saatz) G3
Znoim (Znaim) H4

II. Königr. Italien.

Lombardei: DE5, 6

Addua (Fluß Adda) E5
Augusta (Aosta) D6
Bergamum (Bergamo) E6
Brixia (Brescia) E6
Comum (Como) E6
Iporegia (Ivrea) D6
L. Larius (Lago di Como) . . E5, 6
L. Verbanus (Lago Maggiore) D5, 6
Mediolanum (Mailand) E6
Novaria (Novara) D6
Padus (Fluß Po) D6
Ticinus (Fluß Ticino) DE6

III. Ausserdeutsche Gebiete.

1. Dänemark: D—G1

Falstra (Insel Falster) F1
Hulmus (Insel Bornholm) . . G1
Laland (Insel Laaland) F1
Moyland (Insel Möen) F1
Ripa (Ripen) D1
Scania (Landschaft Schonen) F1
Sialand (Insel Seeland) E1

2. Gebiet der Wilzen: FG1, 2

Brendanburch (Brandenburg) F2
Havelberg (Havelberg) . . . F2
Havella (Fluß Havel) G2
Heveller (wilzischer Stamm) FG2
Hologasta (Wolgast) G1
Kizzinia (Gau der wilzischen Kizziner) FG1, 2
Lunkini (Lenzen) F2
Wizoki (Wittstock) F2
Wucri (Gau der wilzischen Ukrer) G2

3. Polen mit Pommern: G-L1-4

Bobor (Fluß Bober) H3
Chrobatia (Landschaft der Schwarzen Kroaten) KL3, 4
Cracovia (Krakau) K3, 4
Crosna (Krossen) H2
Danzwyk (Danzig) I1
Glogua (Glogau) H3
Gnezan (Gnesen) I2
Julinum (Wollin) G2
Kruszwica (Kruschwitz) . . . I2
Mazowszane (Gebiet der polnischen Masovier) KL2
Notec (Fluß Netze) HI2
Odora (Fluß Oder) H2, 3
Poznan (Posen) H2
Sieciechow (Sieciechow) . . . L3
Wisla (Fluß Weichsel) K2, 3
Wratislav (Breslau) H3

Ungarn: H-L4, 5, 6

Chanad (Csanad) K5
Crisus (Fluß Körös) K5
Cyperon (Ödenburg) H5
Danubius (Fluß Donau) . . . I5
Dravus (Fluß Drau) I6
Grana (Fluß Gran) K4
Heimenburc (Heimburg) . . . H4
L. Balatum (Plattensee) . . . I5
Litaha (Fluß Leitha) H5
Morosius (Fluß Maros) KL5
Mursa (Essek) I6
Murus (Fluß Mur) H5
Nitra (Neutra) I4
Prezespurg (Preßburg) I4
Quinque Ecclesiae (Fünfkirchen?) I5
Sabaria (Stein am Anger) . . H5
Sala (Fluß Zala) H5
Savus (Fluß Save) I6
Strigonium (Gran) I5
Tiza (Fluß Theiß) K5
Vizegrad (Visegrad) I5
Wizinburg (Stuhlweißenburg) I5
Zeizenmure (Zeiselmauer) . . H4

Kroatien: GHI5, 6

Thersatica (Tersat bei Fiume) G6
Zagrab (Agram) H6

Frankreich: A-C3-6

Alba (Fluß Aube) B4
Altissiodorum (Auxerre) . . . B5
Ambianis (Amiens) A4
Augustodunum (Autun) . . . B5
Barrum (Bar s. Aube) B4
Brugis (Brügge) B3
Cabillonum (Châlons s. S.) . B5
Catalaunum (Châlons s. M.) . B4
Clarus Mons (Clermont) . . . AB6
Curtracum (Courtrai) B3
Diviona (Dijon) BC5
Helerius (Fluß Allier) . . . B5
Laudanum (Laon) B4
Ligeris (Fluß Loire) B5
Lingones (Langres) C5
Matrona (Fluß Marne) B4
Nivernum (Nevers) B5
Parisiis (Paris) A4
Remis (Reims) B4
Senones (Sens) B4
Sigona (Fluß Seine) A4
Somma (Fluß Somme) A4
Suessiones (Soissons) B4
Teruanna (Thérouanne) . . . A3
Tornacum (Tournai) B3

Burgund: B-D5, 6

Arula (Fluß Aare) D5
Basila (Basel) D5
Bisuntia (Besançon) C5
Dubis (Fluß Doubs) C5
Geneva (Genf) C5
Isara (Fluß Isère) C6
L. Lemanus (Genfer See) . . C5
Lausona (Lausanne) C5
Lugdunum (Lyon) B6
Luxovium (Luxeuil) C5
Paterniacum (Päterlingen, Payerne) C5
Rhodanus (Fluß Rhône) . . . DCB5, 6
Sagonna (Fluß Sagonne) . . . B5
Sedunum (Sitten) D5
Solodurum (Solothurn) D5
Vienna (Vienne) B6

Meyers Konv.-Lexikon, 6. Aufl

Zum Artikel ‚Deutschland'

…stitut in Leipzig.

Gefühl für deutsches Volkstum, für die Zusammengehörigkeit aller deutsch sprechenden (»deutsch« bezieht sich zunächst nur auf die Sprache: theodisce = volkstümlich sprechend, zuerst 786; lingua theodisca, 788) gehört erst dem spätern Mittelalter an. Am frühesten sind die Alemannen als Stamm mit einem festen Siedelungsgebiet aufgetreten, Franken, Sachsen, Thüringer, Friesen und Bayern sind gefolgt. Anfangs stehen mehrere, später nur ein Herzog oder König an der Spitze jedes Stammes, ein Recht (Volksrecht) verbindet die Stammesglieder. Das von Chlodwig gegründete Frankenreich (s. d.) dehnt sich auch über romanische Länderstrecken aus, wo das germanische Herrschervolk in dem kulturell überlegenen der Unterworfenen aufgeht. Im Osten aber bilden die Franken an Rhein und Maas mit den Alemannen, die 496, den Thüringern, die 530 unterworfen wurden, und den Bayern, deren Herzöge auch die fränkische Oberhoheit anerkennen, eine geschlossene germanische Einheit. Im 7. und 8. Jahrh. dem Christentum gewonnen, konsolidiert sich diese deutsche Volksmasse immer mehr, sie bildet den Kern des Reichsdrittels Austrasien, das zuerst in Dagobert I. 622 einen eignen König und in Pippin dem ältern einen besondern Majordomus erhält. Die Nachkommen des letztern (die Karolinger, s. d.) behaupteten sich nach einer Unterbrechung im Besitze dieses wichtigsten Staatsamtes, und Pippin erwarb endlich 751 selbst das Königtum, um 768 das Reich unter seine Söhne Karlmann und Karl zu teilen. Letzterer, der Große zubenannt, seit Karlmanns Tod (771) Alleinherrscher, unterwarf die Sachsen seiner Herrschaft, sicherte die Ostgrenzen und wurde 800 in Rom zum Kaiser gekrönt. Unter seiner gewaltigen Persönlichkeit wurde die Verwaltungsorganisation des Reiches ausgebildet und das deutsche Volkstum geistig so gekräftigt, daß sich beim Zerfall des Reiches unter Kaiser Ludwig dem Frommen (814—840) und der Teilung unter Karls Enkel im Vertrag zu Verdun (843) das germanische Ostfranken, durch das Mittelreich Lothringen vom romanischen Westfranken geschieden, selbständig machen konnte. Bei der Neuteilung im Vertrag zu Mersen (870) wurde die links vom Rhein sich hinziehende Sprachgrenze etwa die Scheide zwischen Westfranken, dem nachmaligen Frankreich, und Ostfranken, dem nachmaligen Deutschland.

Auch Ostfranken wurde nach Ludwigs des Deutschen Tode (876) geteilt, aber sein Sohn Karl III. verkörperte, nach seines Bruders, Ludwigs des jüngern, Tod (882) Alleinherrscher, zum Kaiser gekrönt (881) und zum westfränkischen Könige gewählt (885), noch einmal die Macht Karls d. Gr. Unter ihm erstarkte wiederum das Stammesbewußtsein und das Stammherzogtum, König Arnulf (887—899), der über die Normannen siegte und das Mährenreich Swatopluks vernichtete, behauptete wiederum das königliche Ansehen, aber unter seinem unmündigen Nachfolger Ludwig dem Kind (900—911) war es wieder damit zu Ende. Der Reichsgedanke, seit einem Jahrhundert in der Ausbildung begriffen, war bei Ludwigs Tode so wenig lebendig, daß nur die Franken und Sachsen in Konrad I. (911—918) einen neuen König wählten; Bayern und Schwaben verweigerten ihm die Anerkennung, und Lothringen ging an Westfranken verloren. Als Konrad starb, drohte dem Reiche der völlige Zerfall.

Deutsche Könige aus sächsischem Haus (919—1024).

(Hierzu die »Geschichtskarte von Deutschland I«.)

Gründung des Deutschen Reiches und des römischen Kaisertums deutscher Nation. Die Gefahr für die Zukunft des germanischen Königtums blieb auch dem Bruder Konrads, Eberhard, nicht verborgen. Auf sein Betreiben wählten Franken und Sachsen zu Fritzlar den sächsischen Herzog Heinrich aus dem Hause der Ludolfinger zum König, den Gegner des verstorbenen Königs. Als Heinrich I. (919 bis 936) bestieg er den Thron und unterwarf sich die Stammesherzöge sämtlich, wenn auch durch Zugeständnisse, so daß erst von jetzt an von einem Deutschen Reiche die Rede sein kann, dessen Grenzen der König kraftvoll gegen die einfallenden Magyaren schützte. Unter ihm begann auch der große Vorstoß nach Osten hin gegen die Slawen zwischen Elbe und Oder, in deren Verfolg das heutige östliche D. im Laufe von Jahrhunderten kriegerisch und friedlich dem Slawentum abgerungen worden ist (s. Germanisieren), wie er auch im Norden gegenüber den Dänen die Mark Schleswig gründete. Die Frucht blieb nicht aus: sein Sohn Otto ward in Aachen, der Residenz Karls d. Gr., von Vertretern aller Stämme gewählt und vom Mainzer Erzbischof im Münster gesalbt und gekrönt: so ist es seitdem Sitte geblieben, nur mit dem Unterschiede, daß später die Wahl in Frankfurt und die Krönung durch den Kölner Erzbischof vorgenommen wurde (s. Deutscher König). Otto I. der Große (936—973) hatte zwar auch gegen die Selbständigkeitsgelüste der Herzöge und zugleich gegen Empörer aus seiner Familie zu kämpfen (er beseitigte 939 nach des fränkischen Herzogs Eberhard Tode das Herzogtum Franken völlig), aber es gelang ihm dadurch, daß er die Herzogtümer an nahe Verwandte zu Lehen gab und auch die Bistümer (so Köln, Mainz und Trier) mit solchen besetzte, dem Stammesherzogtum einen wesentlichen Teil seiner Königsfeindlichkeit zu nehmen. Die Sicherung der Nord- und Ostgrenze des Reiches machte ebenfalls beträchtliche Fortschritte: die neu gegründeten Bistümer Schleswig, Ripen, Aarhus und Havelberg, Oldenburg (das spätere Lübeck), Brandenburg, Meißen, Zeitz, Merseburg sowie das Erzbistum Magdeburg stützten nicht nur die Kirche, sondern vor allem das Reich, und die nach des Markgrafen Gero Tod (965) erfolgende Teilung des ihm unterstellten Gebietes in drei Marken (später Nordmark, Mark Lausitz und Mark Meißen genannt) bedeutete eine beträchtliche endgültige Erweiterung des ererbten Reichsgebietes. Böhmen und Polen und auch Dänemark erkannten Ottos Oberhoheit an, den französischen König schützte er vor seinen aufrührerischen Vasallen, und diese seit Karl d. Gr. nicht mehr in einer Person vereinte Machtfülle rechtfertigte das Verlangen, der Tatsache auch äußerlich durch die Erwerbung der römischen Kaiserkrone Ausdruck zu verleihen. Nicht nur Eitelkeit trieb den König zu solchem Beginnen, sondern die ganze Auffassung der Zeit, die in ihrem Denken durchaus vom Symbolismus beherrscht wird, machte ihm dieses Streben zur sittlichen Pflicht. Auf dem ersten italischen Zug (951—952) erwarb er mit der Hand der Königswitwe Adelheid (Gemahlin von Hugos Sohn Lothar) die Herrschaft über Oberitalien. Gegen den Rivalen Berengar richtete sich der zweite Zug nach Italien (961—965), in dessen Verlauf das erwünschte Ziel, die Krönung zum römischen Kaiser durch Papst Johann XII., 31. Jan. 962 erreicht wurde: damit war das Römische Reich deutscher Nation begründet, das den Zeitgenossen als eine Neuaufrichtung des alten römischen Imperiums mit dem Anspruch auf die Herrschaft über das ganze christliche Abendland erschien. Für D. wurde dies Ereignis insofern verhängnisvoll, als von nun an die Könige

ihre besten Kräfte in dem reichern und verlockendern Süden vergeudeten, während in D. große Aufgaben ungelöst blieben. Schon in Ottos letzter Zeit, die er zum größten Teil in Italien verbrachte, stockte die so glücklich begonnene Kolonisation und Germanisierung des deutschen Ostens. Otto II. (973—983) war mit der Bekämpfung innerer Unruhen und Sicherung der Reichsgrenze vollauf beschäftigt; kaum Herr des Reiches, zog er 980 nach Italien, und 982 von den Sarazenen im Süden besiegt, starb er 983, in Rom einen dreijährigen Sohn, Otto III. (983—1002), hinterlassend. Die Regentschaft verursachte sofort Unruhen; Dänen und Slawen schüttelten mit dem Christentum die deutsche Herrschaft ab, die Sondergewalten im Reiche wurden wieder selbstherrlicher und begannen, die Erblichkeit der vom Reiche zu Lehen empfangenen Ämter durchzusetzen. Seit 995 mündig, ging der König, vom antiken Herrscherideal beseelt, nach Italien, setzte in Gregor V., einem Urenkel Ottos I., den ersten deutschen Papst auf den Stuhl Petri und empfing von diesem 21. Mai 996 die Kaiserkrone. Im J. 1000 gründete er in Gnesen ein Erzbistum mit den Suffraganbistümern Kolberg, Krakau und Breslau. Damit schädigte es den deutschen Einfluß in Polen, dessen Kirche, nunmehr selbständig organisiert, den Zusammenhang mit dem deutschen Kirchentum mehr und mehr löste. Als Flüchtling starb Ottos I. Enkel 1002 unvermählt in der Nähe von Rom und hinterließ das Reich dem Zusammenbruch nahe. Nach vielen Schwierigkeiten erwarb der letzte Sproß des sächsischen Herrscherhauses, Heinrich, der Sohn Heinrichs des Zänkers, der das Herzogtum Bayern besaß, die Krone. Als Heinrich II. (1002—24) hat er unter schwierigen Verhältnissen dem Reich wieder zu einiger Ruhe und Ordnung verholfen, dem mächtigen Polenherzog Boleslaw Chrobry wenigstens für Meißen und die Lausitz im Frieden von Bautzen (1018) die Lehnsoberhoheit aufgezwungen, das Bistum Bamberg begründet und namentlich die Bischöfe im Reich in Abhängigkeit von der Krone erhalten. In größerm Umfang erhielten sie Grafschaftsrechte übertragen, ihre Ernennung aber wurde zugleich ausschließliches Recht der Krone. Im Geiste der Cluniacenser erstrebte Heinrich eine allgemeine Kirchenreform, als er 13. Juli 1024 starb. Mit ihm erlosch das sächsische Königshaus, dessen Bedeutung für das deutsche Volkstum darin liegt, daß die schroffen Gegensätze der Stämme, wenn auch nicht getilgt, so doch im Lauf eines Jahrhunderts wesentlich gemildert worden sind; damit war die Entstehung eines deutschen Volkes möglich geworden.

Deutsche Könige aus fränkischem (salischem) Haus (1024—1125).

Kirche und Staat. Der fränkische Graf Konrad, als Urenkel von Ottos I. Tochter Luitgard mit dem erloschenen Herrschergeschlecht verwandt, ward unter dem Einfluß der hohen Geistlichkeit vom ganzen Volk zum Könige gewählt. An Charakter Heinrich I. ähnlich, hat er als Konrad II. (1024—39) das Reich neu befestigt, die Nordgrenze im Frieden mit Knut von Dänemark gesichert, Polen nach dem schnellen Verfall von Boleslaws Reich wieder in Abhängigkeit gebracht und nach der Kaiserkrönung (1027) dem Reiche Burgund wieder gewonnen (1032). Auch er hatte mit Empörungen, besonders der seines Stiefsohnes Ernst, zu kämpfen. Da er sich die Kirchengüter nutzbar machte und durch Einführung der Erblichkeit der Lehen die Ministerialität für sich gewann, konnte er, so reichlich mit Machtmitteln ausgestattet, sogar veräußertes Reichsgut zurückgewinnen und ward so ein »Mehrer des Reiches«. Er starb zu Utrecht 4. Juni 1039 und liegt in dem von ihm erbauten Dom zu Speyer begraben. — Sein Sohn, noch bei des Vaters Lebzeiten zum Könige gewählt und gekrönt, führte als Heinrich III. (1039—56) das Werk des Vaters fort, zwang 1044 selbst Ungarn zur Anerkennung der deutschen Oberhoheit und erhob auch gegenüber der Kirche, innerlich religiös veranlagt und Anhänger der cluniacensischen Reformbewegung, die Königsgewalt auf die höchste Stufe, indem er kraft eigner Machtvollkommenheit Päpste ab- und einsetzte. Drei Hirten der Christenheit (Silvester III., Gregor VI. und Benedikt IX.) hat er 1046 in Italien abgesetzt und nacheinander bis 1054 vier neue Päpste (Clemens II., Damasus II., Leo IX. und und Viktor II.) auf den Stuhl Petri gehoben, von denen drei Deutsche waren. Ein neuer Geist waltete in dieser Zeit in Rom, auch die Kurie verspürte den Hauch des von Cluny aus sich verbreitenden Geistes.

Als Heinrich III., noch nicht 40 Jahre alt, plötzlich starb, hinterließ er das Reich dem sechsjährigen Heinrich IV. (1056—1106) unter Vormundschaft seiner Mutter Agnes. Die Fürsten, befreit von dem Druck eines starken königlichen Willens, beeilten sich, die Schwäche der neuen Regierung auszunutzen: Otto von Nordheim erzwang die Belehnung mit Bayern, Rudolf von Rheinfelden erhielt mit der Hand der Königstochter Schwaben, und der Zähringer Bertold erwarb Kärnten. Erzbischof Anno von Köln bemächtigte sich 1062 mit Gewalt der Person des Königs, leitete seine Erziehung und schaltete als tatsächlicher Inhaber der Regierung freigebig mit dem Reichsgut, während das ostelbische Land sich empörte und 1066 dem Reiche wieder verloren ging. Seit 1063 leitete Adalbert von Bremen die Erziehung des Königs und weckte in ihm den Haß gegen die den Herrschergelüsten des Kirchenfürsten natürlich feindlichen Sachsen. 15 Jahre alt, ward Heinrich 1065 mündig und mußte sich schon im folgenden Jahr auf Betreiben der Fürsten dem Einfluß Adalberts entziehen; er lebte meist in Goslar und begann im Reiche seinen Arm fühlen zu lassen: Otto von Nordheim mußte 1070 Bayern an Welf abtreten. Als er aber versuchte, das sächsische Herzogtum zu unterdrücken und sich durch Anlage von Burgen am Nordrande des Harzes auf sächsischem Boden einen festen Stützpunkt zu schaffen, da erhob sich 1073 unter Ottos von Nordheim Führung ein Aufstand, der den König in ernste Gefahr brachte und erst im Juni 1075 durch die entscheidende Schlacht an der Unstrut zu gunsten desselben entschieden wurde. Zur dauernden Befestigung der königlichen Gewalt wäre jetzt die beste Gelegenheit gewesen, aber an der Durchführung der entsprechenden Maßregeln hinderte Heinrich jetzt der Ausbruch ernsten Kampfes mit dem Papsttum.

Heinrichs III. Tätigkeit hatte die Inhaber des Stuhles Petri sittlich gehoben und eine ernste Reform des Kirchentums angebahnt. Die Frucht seiner Bemühungen war naturgemäß ein Wachsen des päpstlichen Selbstbewußtseins, das sich 1059 zuerst entscheidend in der Neuordnung der Papstwahl durch Nikolaus II. äußerte. Um mit der von Heinrich geübten Praxis der einfachen Papsteinsetzung gründlich zu brechen, verordnete Nikolaus die Kardinäle zu den rechtlich allein befugten Wählern des Papstes; damit waren die römischen Adelsparteien sowohl als der deutsche König ausgeschaltet. Geistiger Urheber dieser Maßregel war Kardinal Hildebrand, der 1073

als Gregor VII. selbst Papst geworden, bedingungslos die denkbar höchste Macht für den Nachfolger Petri in Anspruch nahm. Ausfluß dieser Idee, die volle Unterordnung des Staates unter die Kirche bedeutete, waren drei neue Kirchengesetze: Gebot der Ehelosigkeit aller Geistlichen (Zölibat), Verbot des Kaufes geistlicher Stellen (Simonie) und der Laieninvestitur. Die gesamte katholische Christenheit war durch diese Gesetze gebunden, aber ihre Durchführung traf niemand härter als den deutschen König, denn seit Otto I. waren die Bischöfe im Reiche wesentlich Stützen des Königtums gegen die Sonderbestrebungen der Fürsten, Inhaber von Grafenrechten, also königliche Beamte, und der reiche Besitz der Kirche gab dem König allein die Mittel in die Hand, deren er für seine Politik bedurfte: die materielle Unterstützung fiel aber zum größten Teil unter den Begriff der Simonie, während die Durchführung des Verbotes der Laieninvestitur dem Könige jeden Einfluß auf die Besetzung der für ihn wichtigsten Beamtenstellen genommen hätte. Heinrich dachte nicht daran, dem päpstlichen Gesetze Folge zu geben, sondern ließ durch eine Synode in Worms Anfang 1076 den Papst für abgesetzt erklären, worauf im Februar Gregor den Bann über den König aussprach. Sofort war der Abfall im Land allgemein, und im Oktober versammelten sich die Fürsten zu Tribur zur Vornahme einer neuen Königswahl. Abt Hugo von Cluny nur wußte die Wahlhandlung zu vereiteln, sie sollte im folgenden Jahr erst stattfinden. Um dem Verlust der Krone vorzubeugen, suchte jetzt Heinrich die Versöhnung mit dem Papst und erhielt nach dreitägiger Kirchenbuße vor Canossa im Januar 1077 die Lossprechung vom Bann. Als die Fürsten dennoch Rudolf von Schwaben zum König wählten, entbrannte der Kampf, der mit Rudolfs Tod in der Schlacht bei Mölsen (1080) zwar nicht endete, aber doch etwas erlahmte. Gregor hatte Heinrich zum zweitenmal gebannt und Rudolf als König anerkannt; jetzt zog der König, dessen Anhang sich mehrte, 1083 nach Italien, nahm 1084 Rom ein und empfing von dem neu eingesetzten Gegenpapst Clemens III. die Kaiserkrone. Gregor floh und starb 1085 zu Salerno im Exil. Der Kampf mit der Kirche war damit jedoch nicht entschieden; die tiefen Gegensätze in der Lebensauffassung, die den Zeitgenossen wohl selbst nicht zu klarem Bewußtsein kamen, beeinflußten den Bürgerkrieg in D. Die Söhne des Kaisers, Konrad (1092) und Heinrich (1105), empörten sich gegen den Vater, der gebannt und weltverlassen 1106 plötzlich starb.

Die päpstliche Partei, durch den gleichen Gegensatz mit den deutschen Fürsten verbunden, stützte den neuen König Heinrich V. (1106—25), aber auch dieser, so sehr er den Frieden suchte, konnte seines Einflusses auf die deutschen Bischöfe nicht entsagen; er erzwang 1111 von Papst Paschalis die königliche Investitur und die Krönung, aber der Vertrag ward nicht gehalten, und im Wormser Konkordat 1122 kam nach Beendigung des deutschen Bürgerkrieges ein durch die Fürsten vermittelter Ausgleich zu stande, der zwischen geistlicher und weltlicher Eigenschaft der Bischöfe unterschied und doppelte Investitur — Zepter und Schwert (königlich), Ring und Stab (geistlich) — vorsah. Heinrich V. starb 1125, und mit ihm erlosch das salische Königshaus.

Die Zeit der Staufer (1125—1254).

Heinrich V. hatte seine Güter auf seinen Neffen Friedrich von Staufen übertragen und ihn durch Übergabe der Reichsinsignien als Nachfolger bezeichnet. Aber das Fürstentum, das eben entscheidend über das Königtum gesiegt hatte, machte mit der Einführung eines reinen Wahlkönigtums Ernst und erkor auf einer großen Wahlversammlung zu Mainz Lothar von Sachsen (1125—37), der bisher mit den Fürsten und dem Papste gegen den König gestritten hatte. Die Staufer erkannten ihn nicht an, und der Kampf begann, wobei sich Lothar auf das welfische Haus stützte, dessen Haupt, Heinrich der Stolze von Bayern, er mit seiner Tochter Gertrud vermählte. Die Staufer unterlagen; Lothar wahrte der Krone die im Konkordat zugebilligten Rechte und begann die Wiedereroberung der Slawenlande. Aber nach seinem Tode fiel die Wahl der Fürsten nicht, wie er gewünscht hatte, auf seinen Schwiegersohn Heinrich den Stolzen, sondern auf den Staufer Konrad, den Bruder Friedrichs. Konrad III. (1138—52) mußte nun wieder sein Königtum erkämpfen. Heinrich der Stolze lieferte zwar die Reichsinsignien aus, aber da er nicht auf Sachsen verzichten wollte, nahm ihm Konrad auch Bayern, das nun der Babenberger Leopold V. erhielt. Als Konrad starb, blieb zwar das Königtum seinem Geschlecht erhalten, indem sein Neffe Friedrich in Frankfurt gewählt und in Aachen gekrönt wurde, aber der Gegensatz zwischen Welfen und Staufern dauerte fort.

Friedrich I. (1152—90), Rotbart (Barbarossa) genannt, versöhnte sich zunächst mit den Welfen und gab Bayern dem Sohne Heinrichs des Stolzen, Heinrich dem Löwen, zurück, aber gleichzeitig ward Österreich selbständiges Herzogtum. Dänemark, Polen, Böhmen, dessen Herzog jetzt den Königstitel erhielt, und Burgund (Krönung zu Arles 1178) wurden wieder enger an das Reich gefesselt, aber die oberitalischen Städte widersetzten sich den gleichen Versuchen, nachdem Friedrich, in Pavia mit der lombardischen Krone geschmückt, in Rom Hadrian IV. gegen die Aufrührer geschützt und von ihm die Kaiserkrone empfangen hatte. 1158 unterwarf sich Mailand, und in den »roncalischen Beschlüssen« wurden die Hoheitsrechte des Reiches in der Lombardei festgelegt. Doch bald folgte neue Empörung, auch der Papst, den allzugroßen Machtzuwachs des Kaisers fürchtend, schloß sich den oberitalischen Städten an, und nach langem, wechselvollem Kampf unterlag Friedrich 1176 bei Legnano. Im Frieden zu Venedig versöhnte er sich mit Papst Alexander III. 1177 und beendete damit die Kirchenspaltung, die seit Hadrians III. Tode herrschte. In D. räumte Friedrich mit dem letzten Stammesherzogtum auf, indem er den ungetreuen Heinrich den Löwen ächtete und Sachsen teilte: die Herzogswürde in Westfalen erhielt der Kölner Erzbischof, in dem östlichen beschränkten Teile Bernhard von Askanien. Das verkleinerte Bayern kam an Otto von Wittelsbach, Schwaben und Franken waren schon seit Konrad III. nicht wieder verliehen worden, Lothringen hatte sich in kleinere Gebiete aufgelöst, und so war überall das Stammesherzogtum beseitigt und durch einen zahlreichern Reichsfürstenstand ersetzt; kein einziger dieser Fürsten besaß aber eine dem Königtum gefährliche Macht. Der Mainzer Hoftag von 1184 zeigte zum erstenmal den siegreichen König im Kreise der neuen Reichsvasallen. Gegen Ende seines Lebens beseelte Friedrich wieder der Wunsch, seine Herrschaft auf Italien auszudehnen: 1186 erwarb er durch die Vermählung seines Sohnes Heinrich mit der Erbin des Normannenreichs in Italien die Anwartschaft auf dieses; eingedenk der Pflichten eines universalen Kaisertums stellte er sich

an die Spitze des dritten Kreuzzugs, auf dem 1190 sein ruhmvolles Leben endete.

Heinrich VI. (1190—97) wollte zunächst in Unteritalien seine Macht begründen und dachte schon an eine gewaltige Tätigkeit im Orient, aber eine neue Empörung der Welfen in D. unter Heinrich dem Löwen rief ihn dorthin. Nach des letztern Tode ward er auch in Unteritalien, wo sein Rival Tankred gestorben war, Herr, plante einen neuen Kreuzzug und erreichte noch vorher die Wahl seines zweijährigen Sohnes Friedrich zum König. Vor Verwirklichung seiner weit ausschauenden Pläne starb er jedoch, 32 Jahre alt, in Messina, und in D. begann der Kampf um den Thron aufs neue. Während die staufische Partei an Stelle des dreijährigen Friedrich des Kaisers Bruder Philipp von Schwaben (1198—1208) zum König erkor, wählten die Anhänger der Welfen den Sohn Heinrichs des Löwen, Otto. Ein wilder, langwieriger Kampf, in dem jeder Partei ergreifen mußte, verheerte das Land. Papst Innozenz III. verstand es geschickt, das schiedsrichterliche Amt auszuüben, und fand Ottos Anerkennung. Die Fürsten erpreßten für sich als Preis ihrer Unterstützung von beiden Königen Hoheitsrechte und Reichsgut. Ungestört konnte Dänemark sich der Lehnshoheit des Reiches entziehen. Als endlich Philipp das Übergewicht erlangt hatte, ward er 1208 von Otto von Wittelsbach aus Privatrache ermordet. Otto IV. (1208—14) fand nun auch die Anerkennung der staufischen Partei und empfing 1209 von Innozenz die Kaiserkrone. Aber sobald er die kaiserlichen Rechte auf Italien geltend machte, traf ihn der Bann, und Heinrichs VI. Sohn Friedrich ward nun von den Fürsten zum zweitenmal gewählt. Otto suchte bei England Hilfe, während sich sein neuer Gegner mit Philipp II. von Frankreich verband. Dessen Sieg über die Engländer bei Bouvines (1214) entschied auch über die deutsche Krone: der junge Staufer Friedrich II. (1212—50) ward nun allgemein anerkannt und 1215 in Aachen mit Pracht gekrönt. Otto starb 1218.

Friedrich war ein weitschauender Staatsmann, Kenner der Wissenschaften, nach Geburt und Erziehung mehr Italiener als Deutscher; er machte das reiche, einheitlich, kulturell fortgeschrittenere Südreich zum Schwerpunkt seiner Herrschaft, ließ in D. die Selbständigkeit der Landesfürsten sich immer weiter entwickeln (das statutum in favorem principum bildet den verfassungsmäßigen Ausgangspunkt für die künftige Machtvollkommenheit der fürstlichen Territorialstaaten) und bekämpfte aufs neue die päpstlichen Machtansprüche. Nachdem Friedrichs Sohn Heinrich (VII.) 1220 zum deutschen Könige gewählt war, blieb er dauernd in Italien. Erst 1235 rief ihn ein Empörungsversuch Heinrichs nach D. zurück; in Mainz hielt er dann einen glänzenden Reichstag, wo der erste deutsche Landfriede verkündet, das ständige Reichshofgericht eingesetzt und das Welfenhaus durch Belehnung Ottos mit dem neu geschaffenen Herzogtum Braunschweig-Lüneburg versöhnt wurde. Nachdem noch vor des Empörers Heinrich Tode (1242) Friedrichs zweiter Sohn, Konrad, 1237 zum Könige gewählt worden war, ging der Kaiser wieder nach Italien, wo ihn die Bezwingung der oberitalischen Städte und der Konflikt mit dem Papsttum voll in Anspruch nahm. Er unterlag, denn 1245 erklärte Innozenz IV. auf einem Konzil zu Lyon den Kaiser für abgesetzt und ließ den Abfall von ihm predigen. Ein Teil der deutschen Fürsten gehorchte und wählte den letzten Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspe, zum König, der aber 1247 im Kampfe gegen Friedrichs Sohn Konrad fiel. Nun wurde Graf Wilhelm von Holland (1247—56) als erster nichtfürstlicher Herrscher auf den Thron gehoben. Friedrich kämpfte in Italien immer weiter, und seine Sache stand nicht schlecht, als er 13. Dez. 1250 starb. Im Kampfe gegen Wilhelm hatte Konrad wenig Glück, nach des Vaters Tode wollte er sich wenigstens sein sizilisches Erbreich sichern, aber starb schon 1254; in der Reihe der deutschen Könige steht er als Konrad IV. (1250—54), obwohl er nie recht eigentlich König war. Sein gleichnamiger Sohn, italienisch Konradino genannt, fiel 1268 unter dem Henkerbeil der Franzosen, die, vom Papste zu Hilfe gerufen, das staufische Erbreich in Besitz hielten.

Das Interregnum (1256—73).

Das unter Friedrichs II. Regierung erstarkte Fürstentum mußte aus Selbsterhaltungstrieb ein starkes Königtum hassen und vor allem einem von der Erbfolge unabhängig gewählten König den Vorzug geben. Deshalb wurde die Krone dem geboten, der von vornherein wenig Aussicht hatte, königliche Gewalt im bisherigen Sinn auszuüben: nach Wilhelms von Holland Tode (1256) wählten die welfisch gesinnten Fürsten Richard von Cornwallis, die staufisch gesinnten Alfons von Kastilien; beide übten tatsächlich keine Königsgewalt aus, wenn nicht Verschleuderung von Reichsgut an ihre Anhänger so genannt werden soll. Der Mangel einer Königsgewalt begünstigte natürlich die Ausdehnung der Fürstengewalt, die nicht nur Reichsgebiet, sondern vor allem bisher königliche Rechte in Menge an sich zog. Damals wurden eine Reihe später für Deutschlands Geschicke entscheidende Territorien gegründet: Markgraf Ottokar von Mähren verband nach dem Aussterben der Babenberger Böhmen, Steiermark, Kärnten und Krain zu seinem Erblande; die Wettiner erwarben zur Mark Meißen und den Lausitzen die Landgrafschaft Thüringen (1263) und das Pleißner-Land mit Altenburg, Zwickau und Chemnitz hinzu; an der mittlern Elbe dehnten die Askanier Brandenburgs ihre Herrschaft aus, unterwarfen sich Ucker- und Neumark und zwangen die Pommernherzöge zur Lehnshuldigung; zwischen Weichsel und Memel schuf der deutsche Orden, seit 1230 das Land erobernd, einen Territorialstaat, der seit 1283 als gegründet und vollendet gelten kann. Kulturell beginnt jetzt ein unverkennbarer Aufschwung: die Kolonisation des ostelbischen Gebietes wird von den Fürsten viel energischer betrieben als je vom König. Im westlichen Deutschland wächst die Bedeutung der Städte, die sich in Bündnissen zu ihrem Schutze zusammenschließen, mit der Zunahme von Handel und Verkehr. Der Wert des städtischen Daseins bleibt auch den Fürsten nicht verborgen, sie suchen die Reichsstädte, jetzt gleichbedeutend mit selbständigen Stadtrepubliken, zu unterwerfen, und die nächsten Zeiten sind charakterisiert durch den Kampf der Städte mit den Fürsten. Letztere wieder unterscheiden sich an Rang und Macht mehr und mehr, und sieben von ihnen erheben sich jetzt über die andern als Kurfürsten (Wahlfürsten), die allein den König wählen. In einem Schreiben Papst Urbans IV. an König Richard von 1263 werden sie zuerst ohne Widerspruch genannt.

Deutschland unter Königen aus verschiedenen Häusern (1273—1410).

(Hierzu die »Geschichtskarte von Deutschland II«.)

In gewohnter Weise wurde nach Richards Tod (1272) zur Neuwahl geschritten u. im September 1273 in dem am Oberrhein begüterten Grafen Rudolf

Register zur Karte II: ‚Deutschland um 1378‘.

(Die zwischen Klammern stehenden Buchstaben [AG] bezeichnen die *Abkürzungen auf der Karte.*)

I. Weltliche Gebiete.

1. Königreich Böhmen: FGH3, 4

Kreis Bechin G4
— Bunzlau GH3
— Chrudim H4
— Czaslau H4
— Königingrätz H3
— Leitmeritz G3
— Pilsen G4
— Prachin G4
— Rakonitz G3, 4
— Saatz G3
— Schlan G3
Bezirk Eger F3
Herrschaft Krumau G4

2. Erzherzogtum:

Österreich GH4, 5
Land ob der Enns G3, 4
Land unter der Enns . . . H3, 4

3. Herzogtümer:

Bar C4
Bayern-Landshut F4
— München F4, 5
— Straubing F4
Brabant BC3
Braunschweig-Göttingen . . E3
— Grubenhagen (GH) E3
— Lüneburg E2
— Wolfenbüttel E2
Geldern C2, 3
Jülich C3
Kärnten G5
Krain G5, 6
Limburg C3
Lothringen C4
Lützelburg (LX) C3, 4
Mailand DE5, 6
Mecklenburg-Schwerin F2
— Stargard G2
Pommern-Stettin G2
— Wolgast GH1, 2
Sachsen-Lauenburg DE2
— Wittenberg (Kursachsen) F3
Savoyen CD5, 6
Schlesien HIK3, 4
Fürstentum Breslau H3
— Brieg I3
— Falkenberg I3
— Glogau H3
— Jauer H3
— Liegnitz H3
— Münsterberg HI3
— Neiße I3
— Öls HI3
— Oppeln I3
— Ratibor I3
— Schweidnitz H3
— Strehlitz I3
— Teschen IK4
— Troppau I4
Steiermark GH5
Teck E4

4. Pfalzgrafschaften:

Obere Pfalz F4
Rheinpfalz (Kurfürstentum) (PF) D4
Tübingen DE4

5. Landgrafschaften:

Breisgau D5
Elsaß D4, 5
Hessen DE3
Nellenburg D5
Stühlingen D5
Thüringen EF3

6. Markgrafschaften:

Baden (B) DE4, 5
Bergen B3
Brandenburg (Kurfürstentum) FGH2
Altmark F2
Herrschaft Ruppin FG2
Land jenseit der Oder . . GH2
Neumark FG2
Priegnitz F2
Ukermark G2
Burgau E4
Lausitz G2, 3
Mähren HI3, 4
Kreis Brünn H4
— Hradisch I4
— Iglau H4
— Olmütz HI3, 4
— Znaim H4
Meißen G3
Montferrat D6
Mousson C4
Osterland F3

7. Burggrafschaften:

Dohna G3
Leisnig (L) FG3
Meißen (MEI) FG3
Nürnberg FF3, 4

8. Fürstentümer:

Anhalt F3
Werle-Güstrow F2
— Waren F2

9. Freigrafschaft:

Burgund C5

10. Grafschaften:

Beichlingen F3
Bentheim CD2
Berg CD3
Bilstein D3
Blankenburg EF3
Bruchhausen D2
Castel E4
Chiny C4
Clermont BC4
Delmenhorst D2
Diepholz D2
Erbach DE4
Everstein E2, 3
Falkenstein D4
Feldkirch E5
Flandern B3
Froburg D5
Fürstenberg (FÜ) D4, 5
Geroldseck (GK) D4
Gleichen E3
Görz (GZ) FG5, 6
Greyerz D5
Habsburg D5
Hanau (H) DE3, 4
Helfenstein E4
Henneberg E3
Hennegau BC3
Hohenberg (HB) D4
Hohenlohe E4
Hohnstein EF3
Holland B2, 3
Holstein F1, 2
Homburg E2, 3
Horn C3
Hoya DE2
Isenburg D3, DE3
Katzenellnbogen D3, 4
Kirchberg E4
Kleve C3
Kuik C3
Kyburg D5
Leiningen D4
Leuchtenberg (LB) FG4
Limburg E4
Lippe DE2, 3
Löwenstein E4
Mansfeld F3
Mark D3
Mömpelgard C5
Montfort E5
Namur (N) B3
Nassau D3
Neuenburg CD5
Oldenburg D2
Orlamünde (O) F3
Ortenburg G4
Öttingen E4
Rau- und Rheingrafschaft . . D3, 4
Ravensberg D2
Rieneck E3, 4
Rochefort C3
Saarbrücken CD4
Salm C3
Salm (Lothringen) CD4
Sayn D3
Schauenburg E2
Schwarzburg EF3
Seeland B3
Sigmaringen E4, 5
Solms D3
Sponheim (Sph) D3, 4
Steinfurt D2
Stolberg EF3
Tecklenburg D2
Toggenburg E5
Torgau FG3
Truhendingen EF3, 4
Vaudemont C4
Veldenz D4
Vianden C4
Waldburg E5
Waldeck DE3
Wangen D5
Werdenberg (WE) E5
Wernigerode E3
Wertheim E4
Wied D3
Wirtemberg (WI) . . . . . DE4, 5 / C5
Wittgenstein D3
Wohldenberg E2, 3
Wunstorf E2
Ziegenhain DE3
Zollern DE4
Zweibrücken D4

11. Herrschaften:

Ahaus CD2
Aspremont C4
Aubonne C5
Badenweiler D5
Bitsch D4
Blamont C4
Blankenheim C3
Bondorf D5
Breda B3
Bucheck D5
Eberstein D4
Emblichheim C2
Enghien B3
Falkenstein D3
Falkenstein (Schwarzwald) D4
Frutigen D5
Gerolstein C3
Goldeck FG5
Heideck F4
Heinsberg C3, D3
Homburg D3
Itter D3
Kolditz F3
Lichtenberg (LI) D4
Limburg (a. d. Lahn) D3
— (Mark) D3
Manderscheid C3
Mantua E6
Padua F6
Pappenheim EF4
Pinneberg E2
Püttlingen CD4
Pyrmont E2, 3
Querfurt F3
Rheda D3
Rietberg D3
Saarwerden CD4
Salins C5
Sax E5
Schleiden C3
Schönburg F3
Stein F4
Sternberg E2
Trachselwald D5
Verona EF5, 6
Westenberg E4
Wiesensteig E4
Wimmis D5

12. Friesische Lande CD2

13. Lande der Eidgenossen DE5

14. Reichsländisches und reichsstädtisches Gebiet:

a) Vogtland F3
b) Reichsstädte:
Aachen C3
Aalen E4
Augsburg E4
Basel D5
Biberach E4
Bisanz (Besançon) C5
Bopfingen E4
Bremen D2
Buchau E4
Buchhorn E5
Dinkelsbühl E4
Donauwörth E4
Dortmund D3
Eßlingen E4
Frankfurt a. M. D3
Gelnhausen E3
Giengen E4
Gmünd E4
Goslar E3
Hagenau D4
Hall E4
Hamburg E2
Heilbronn E4
Kaufbeuren E5
Kempten E5
Kolmar D4
Köln C3
Konstanz E5
Leutkirch E5
Lindau E5
Lübeck E2
Memmingen E4, 5
Metz C4
Mühlhausen (Thüringen) E3
Mülhausen (Elsaß) D5
Münster (Elsaß) D4, 5
Nordhausen E3
Nördlingen E4
Nürnberg F4
Regensburg F4
Reutlingen E4
Rothenburg a. d. Tauber E4
Rottweil D4
Schlettstadt D4
Schweinfurt E3
Selz D4
Solothurn D5
Speyer D4
Straßburg D4
Toul C4
Überlingen E5
Ulm E4
Verdun C4
Weil die Stadt D4
Weißenburg EF4
— (Elsaß) D4
Wetzlar D3
Windsheim E4
Worms D4

II. Geistliche Gebiete.

1. Erzbistümer:

Aquileja (Patriarchat) FG5, 6
Bremen DF1, 2
Köln (Kurfürstentum) (K) CD3, D3
Magdeburg F2, 3, G2, 3
Mainz (Kurfürstentum) (MZ) DE3, 4, EF3
Salzburg FG4, 5 H4, 5
Trier (Kurfürstentum) (T) CD3, 4

2. Bistümer:

Augsburg (AG) E4, 5
Bamberg EF3, 4, G5
Basel CD5
Brandenburg F2
Brixen (BR) F5, G5
Cambray B3
Chur E5
Eichstedt (E) EF4
Freising F4, F5 G4, 5, H4
Genf C5
Halberstadt EF2, 3
Havelberg F2
Hildesheim (HI) E2, 3
Kammin H1, 2
Konstanz (KO) DE5
Lausanne C5
Lebus G2
Lübeck E1, 2
Lüttich BC3, 4
Meißen (MS) FG3
Merseburg F3
Metz (M) CD4
Minden DE2
Münster CD2, 3
Naumburg F3
Osnabrück D2
Paderborn DE3
Passau G4, 5
Ratzeburg E2
Regensburg F4, F5
Schwerin F2
Sitten D5, 6
Speyer (SP) D4
Straßburg (ST) D4, CD5
Toul C4
Trient EF5, 6
Utrecht BC2, 3
Verden E2
Verdun C4
Worms (W) D4
Würzburg E3, 4

3. Abteien:

Cornelismünster C3
Corvey E3
Dissentis D5
Essen CD3
Fulda (FU) E3
Hersfeld E3
Irrsee E4, 5
Kempten E5
Malmedy C3
Murbach CD5
Prüm C3
Quedlinburg F3
St. Gallen E5
Stablo C3
Walkenried E3
Zwiefalten E4

4. Propsteien:

Berchtesgaden FG5
Ellwangen E4

5. Deutschordensgebiet (DO) H–L1, 2, F4

Bibliographis

stitut in Leipzig.

Zum Artikel „Deutschland".

von Habsburg (1273—91) ein im Verhältnis zu den Häuptern der Aristokratie wenig mächtiger Herrscher erkoren. Von vornherein mußte er darauf verzichten, die königliche Macht in dem von den Staufern beanspruchten Umfang auszuüben, denn das Reichsgut war verschwendet, und die Regalien (oberstes Gericht, Heerbann, Zölle, Münzhoheit), die zudem jetzt infolge des wirtschaftlichen Umschwungs viel wichtiger waren als vorher, besaßen zum größten Teile die Fürsten. Außerdem war der König in gewisser Abhängigkeit von seinen Wählern, so daß, wenn er schon königliche Macht entfalten wollte, er dies nur auf Grund seiner Hausmacht vermochte, d. h. als begüterter Reichsfürst wie die andern, um sich nur durch den königlichen Namen über sie zu erheben. Die Vergrößerung des erblichen Familienbesitzes durch geschickte Benutzung der Reste königlicher Machtbefugnis war fortan das Hauptziel der Könige, und die Fürsten hinwiederum ließen die Vererbung der Königsgewalt in demselben Geschlecht nicht zu, so daß jeder neu gewählte Herrscher mit der Gründung einer Hausmacht von neuem beginnen mußte. Das wesentlichste Ergebnis für die Weltmachtstellung Deutschlands war der Verzicht auf die Herrschaft über Italien, und damit schwand zugleich der letzte einheitliche Gedanke einer Reichspolitik überhaupt; es ist fortan von einer solchen nur in ganz vereinzelten Fällen noch die Rede, die Tätigkeit der Könige erschöpft sich vielmehr meist in Händeln zur Stärkung ihrer Dynastie, und selbst der Kampf gegen das Papsttum und die Mitwirkung bei den Versuchen zur Kirchenreform entbehren eines leitenden Gedankens und einer grundsätzlichen Richtung, sie sind nur Mittel zur Erreichung bestimmter Zwecke, die der Tag gerade wünschenswert erscheinen läßt.

Rudolf selbst dachte wohl anfangs noch an eine Erneuerung staufischer Macht, aber nur gegen Verzicht auf Mittelitalien und Sizilien erhielt er vom Papste die Versprechung der Kaiserkrönung, die tatsächlich nicht vollzogen wurde. Seine Stellung im Reiche war am meisten gefährdet durch König Ottokar von Böhmen, der nach dem Erlöschen des babenbergischen Herzogshauses (1246) die Lande Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain eigenmächtig an sich gerissen hatte. Da er deren Herausgabe und auch die Huldigung verweigerte, zog Rudolf gegen ihn ins Feld und schlug ihn 1278 auf dem Marchfeld. Ottokar selbst fiel, sein unmündiger Sohn Wenzel ward auf Mähren und Böhmen beschränkt, während Österreich, Steiermark und Krain mit Zustimmung der Kurfürsten an des Königs Söhne Albrecht und Rudolf und Kärnten an Meinhard von Tirol verliehen wurden. Die habsburgische Hausmacht war so begründet. Die Energie, mit der Rudolf dann für die Herstellung des Landfriedens wirkte, ließ den Fürsten seine Macht gefährlich erscheinen. Die Wahl seines Sohnes Albrecht zum König vermochte er nicht durchzusetzen; was er für das Reich schließlich noch geleistet hat, das war die Anerkennung einer Steuerpflicht seitens der Reichsstädte, bei den übrigen Reichsgliedern gelang ihm dies nicht. — Nach ihm wählten die Kurfürsten den kleinen Grafen Adolf von Nassau (1292—98) zum König, dessen Versuch, sich in Meißen und Thüringen eine Hausmacht zu gründen, fehlschlug und der, als er durch Beseitigung der Rheinzölle die dortigen Fürsten schwer zu schädigen drohte, abgesetzt ward. An seiner Stelle wählten die Kurfürsten Albrecht von Österreich, gegen den Adolf bei Göllheim Krone und Leben verlor (2. Juli 1298). — Albrecht I. (1298—1308) suchte durch Bündnis mit Philipp IV. von Frankreich, dessen Schwester sein Sohn Rudolf heiraten sollte, die Krone in seinem Haus erblich zu machen. Als die Kurfürsten sich diesem Plan abgeneigt zeigten, antwortete er mit Aufhebung aller Rheinzölle und zwang 1302 die Fürsten zur Unterwerfung. Der Versuch, die Hausmacht zu vermehren, mißlang ihm in Holland und Seeland, Meißen-Thüringen und Böhmen, wo nach dem Aussterben der Przemysliden sein Sohn Rudolf zum König gewählt ward. Aber 1307 starb dieser schon, und jetzt fiel die böhmische Krone an Heinrich von Kärnten. Noch ehe Albrecht völlig der Fürsten Herr geworden war, erlag er der Mörderhand seines Neffen Johann von Schwaben (Parricida) 1. Mai 1308.

Gegenüber den päpstlich-französischen Bestrebungen, dem Bruder Philipps IV. von Frankreich die deutsche Krone zu verschaffen, wurde durch die ostdeutschen Fürsten der Bruder des Trierer Erzbischofs Balduin, Graf Heinrich von Luxemburg, als Heinrich VII. (1308—13) zum König gewählt. Seine Hausmacht erfuhr bald einen Zuwachs, da sein Sohn Johann, mit einer przemyslidischen Prinzessin vermählt, zum böhmischen König erwählt wurde. Heinrichs Bestreben war jedoch mehr auf Erneuerung des alten Königtums und Herrschaft über Italien gerichtet. Nachdem er durch Wiederherstellung der Rheinzölle die rheinischen Fürsten gewonnen und mit Philipp von Frankreich ein Freundschaftsbündnis geschlossen hatte, unternahm er 1310 einen Römerzug, gewann, von den Ghibellinen freudig begrüßt, die lombardische Krone in Mailand und im Mai 1312 in Rom auf dem Kapitol durch einen päpstlichen Legaten die Kaiserkrone. Als er den Feldzug gegen Neapel vorbereitete, ereilte ihn bei Siena 1313 ein früher Tod. — Jetzt erneute das Haus Habsburg seine Versuche auf Erwerbung der Königskrone, und Friedrich der Schöne, Albrechts I. ältester Sohn, wurde auch von vier Kurfürsten im Oktober 1314 in Sachsenhausen gewählt, während sich vier andre Stimmen (Sachsen war in Sachsen-Wittenberg und Sachsen-Lauenburg geteilt, und beider Fürsten beanspruchten die Kurstimme) gleichzeitig in Frankfurt auf Ludwig von Bayern vereinigten. Nachdem die Habsburger 1315 bei Morgarten den Schweizern unterlegen waren, erlitt Friedrich 28. Sept. 1322 bei Mühldorf eine völlige Niederlage und geriet in Gefangenschaft. Ludwig der Bayer war jetzt Alleinherrscher (bis 1346). Allerdings setzte Friedrichs Bruder, Herzog Leopold von Österreich, den Kampf fort und gewann den König von Frankreich, der seine Macht auf Kosten des Reiches in Burgund erweiterte, sowie den Papst Johann XXII. für sich. Letzterer beanspruchte das Schiedsgericht im deutschen Thronstreit und verhängte 1324, da sich Ludwig nicht unterwarf, über ihn den Bann, über die ihm ergebenen Länder das Interdikt. Indes durch direkte Verständigung zwischen Ludwig und Friedrich (1325) und den frühen Tod Leopolds (1326) wurde der innere Zwist in D. dahin geschichtet, daß Friedrich gegen den Verzicht auf die Kaiserkrone und Italien in D. eine Mitregentschaft eingeräumt wurde, die bis zu seinem Tode (1330) dauerte.

Ermutigt durch die allgemeine Opposition gegen den Papst, der sich sogar der einflußreiche Franziskanerorden anschloß, nahm Ludwig den Kampf mit dem Papsttum auf. Mit einem kleinen Söldnerheer zog er 1327 nach Italien, wo ihn die Ghibellinen anfangs unterstützten. 1328 empfing er in Rom die Kaiserkrone aus den Händen des römischen Volkes und

erhob, nachdem er Johann XXII. als Hochverräter und Ketzer hatte absetzen lassen, Nikolaus V. (einen Franziskanermönch) auf den Stuhl Petri. Aus Mangel an Mitteln ward ihm ein Feldzug gegen Neapel unmöglich, und er kehrte Ende 1329 nach D. zurück. In dem weitern Streit mit Johann XXII. (gest. 1334), der den Gegenpapst verdrängte, und dessen Nachfolger Benedikt XII. (1334—42) erwies sich Ludwig als schwach. Erst als die Kurfürsten auf dem Kurverein zu Rhense (16. Juli 1338) erklärt hatten, daß der erwählte König der päpstlichen Bestätigung nicht bedürfe, verkündete Ludwig auf dem Reichstag in Frankfurt 8. Aug., daß die kaiserliche Würde unmittelbar von Gott herstamme und daß der von den Kurfürsten Erwählte sofort und durch die Wahl allein König und Kaiser werde, gleichzeitig erklärte er das Interdikt für nichtig und die dasselbe befolgenden Geistlichen für straffällig. Aber bald geriet Ludwig durch Bestrebungen zu gunsten seiner Hausmacht mit den Fürsten in Konflikt. Schon 1323 hatte er nach dem Aussterben der märkischen Askanier (1320) Brandenburg seinem ältesten Sohn, Ludwig, übertragen; in zweiter Ehe mit der Erbin von Holland, Seeland, Friesland und Hennegau vermählt, belehnte er 1345 seinen zweiten Sohn mit diesen Ländern; 1341 erklärte er die in seiner Hand vereinigten Herzogtümer Ober- und Niederbayern für unteilbar, vermählte 1342, um Tirol zu erwerben, die Gräfin Margarete Maultasch, Erbin von Tirol und Kärnten, mit seinem Sohne, nachdem er ihre erste Ehe mit einem Sohn Johanns von Böhmen eigenmächtig getrennt hatte. Diese Versuche, das eigne Geschlecht zu bereichern, entfremdeten ihm die Fürsten völlig, und als der Papst seine Absetzung aussprach, wählten 11. Juli 1346 fünf Kurfürsten den Sohn des Böhmenkönigs Johann, Karl von Luxemburg, der auf die Rechte über Italien verzichtete und die päpstliche Oberlehnsherrschaft über D. anerkannte. Ludwig, im Begriff, zu den Waffen zu greifen, starb 1347. Sein Sohn, Ludwig von Brandenburg, setzte den Widerstand gegen Karl fort und förderte die Wahl des Gegenkönigs Günter von Schwarzburg. Indes das Auftreten des falschen Waldemar, den Karl anerkannte, führte zu einem Ausgleich zwischen Wittelsbachern und Luxemburgern, Günter verzichtete gegen 22,000 Mk. Silber auf seine Kronansprüche, starb aber bereits 1349.

Karl IV. (1346—78), nunmehr unumstrittener Herrscher, war ein staatskluger, sparsamer, gebildeter und friedliebender Fürst, der vor allem den öffentlichen Frieden zu sichern und Handel und Verkehr zu fördern bemüht war. Besonders seinen Erblanden, die er mit Geschick zu vergrößern und abzurunden verstand, kamen seine bedeutenden kulturellen Bestrebungen zu gute, aber dem Reiche war er ein »Erzstiefvater«. Sein Verdienst ist offenkundig die erste Kodifizierung des Reichsstaatsrechts in der »Goldenen Bulle« (s. d.) 1356, welche die tatsächlich geltenden Zustände als zu Recht bestehend anerkannte, damit aber zugleich dem immer weiter fortschreitenden Zerfall des Reiches durch die Bevorzugung der Kurfürsten Vorschub leistete. 1354 unternahm er seinen Romzug, wurde 1355 in Rom von einem Kardinal zum Kaiser gekrönt, mußte aber die Stadt sofort wieder verlassen und benutzte seinen Aufenthalt in Italien zur Veräußerung der letzten Reichsrechte an Städte und Dynasten. Wie hier, so opferte er auch in Burgund die Hoheitsrechte des Reiches, indem er den französischen Dauphin 1377 zum Generalvikar des Königreichs Arelat ernannte und damit dieses Gebiet völlig vom Reiche loslöste. — Gegen die Bestimmungen der Goldenen Bulle wurde Karls Sohn Wenzel (1378—1400) noch bei Lebzeiten des Vaters gewählt. Die Stellung des luxemburgischen Hauses hätte sich also behaupten können, aber Wenzels Oheim Jobst von Mähren und sein Bruder Siegmund, der Brandenburg und später durch die Vermählung mit der Tochter Ludwigs des Großen auch Ungarn erhielt, unterstützten den König nicht, sondern schürten den Aufstand in Böhmen gegen ihn. Wenzel geriet in ihre Gefangenschaft und mußte die Lausitz 1401 an Jobst abtreten. Im Reiche versuchte Wenzel anfangs die Durchführung des Landfriedens auf den Reichstagen zu Nürnberg (1383) und Heidelberg (1384), aber seine Versuche scheiterten am Widerstande der Ritter und Städte. Es entstanden vielmehr Vereinigungen derselben unter sich zur Wahrung ihrer Sonderinteressen. Im Norden erlebte die Hansa (s. d.) jetzt ihre Blütezeit, in Süddeutschland taten sich die schwäbischen, rheinischen und wetterauischen Städte zu Bünden zusammen, um sich gegen das Fürstentum zu verteidigen. Ähnlich vereinigten sich die Ritter zu landschaftlichen Verbänden, unter denen der Schleglerbund (s. d.) und der Bund von St. Georg die bekanntesten sind: auch sie wollten die Unabhängigkeit ihres Standes, der Reichsritterschaft, wahren. 1377 entbrannte der schwäbische Städtekrieg zwischen den Städten und Graf Eberhard von Württemberg, und 1386 kam es in Schwaben zu einem allgemeinen Kampf des territorialen Fürstentums gegen die Eidgenossenschaft und die städtischen Bünde. Nur die Schweizer siegten über die Österreicher bei Sempach (1386) und Näfels (1388) und sicherten sich ihre Selbständigkeit. Der schwäbische Städtebund erlitt durch Eberhardt 1388 bei Döffingen, der rheinische durch Ruprecht von der Pfalz bei Worms (1388), der wetterauische durch die Ritterschaft bei Eschborn blutige Niederlagen, und auch Straßburg und die fränkischen Städte wurden von den Nachbarfürsten hart bedrängt. Wenn auch die Reichsstädte nicht völlig unterworfen wurden, so war doch insofern über ihr Schicksal entschieden, als das Fürstentum den Sieg gewann und fortan politisch im Reich allein maßgebend blieb. Zwar erhielten die Städte gegen Ende des 15. Jahrh. die Reichsstandschaft und Sitz und Stimme in der Reichsversammlung, sie blieben aber doch über den engen Kreis ihrer Territorien hinaus politisch ohne Einfluß. Wenzel gab die Städte nach dem Siege der Fürsten grundsätzlich preis, indem er auf dem Reichstage zu Eger (1389) jede fernere Städteeinung verbot. Gleichwohl gewann er sich die Fürsten nicht, wurde vielmehr, als er sich bei seinen Bemühungen, die Kirchenspaltung zu beendigen, mit Papst Bonifatius IX. überwarf, wegen Verschleuderung von Reichsgut 1400 abgesetzt, und Ruprecht von der Pfalz wurde zum König gewählt. Wenzel verweigerte diesem Schritte zwar die Anerkennung, tat aber nichts dagegen. Der schwache Ruprecht (1400—1410) vermochte die Königsmacht ebensowenig zu Ansehen zu bringen und mußte, 1402 von einem unglücklichen Romzug heimgekehrt, 1405 den Marbacher Bund, der die Aufhebung des Königtums im Westen bedeutete, anerkennen. Als er starb, wählte ein Teil der Kurfürsten Jobst von Mähren, ein anderer Siegmund zum König. Da auch Wenzel noch Ansprüche auf die Krone erhob, so drohte der Kampf zwischen den drei Luxemburgern. Zum Glück starb Jobst 1411, Wenzel, der noch bis 1419 lebte, begnügte sich mit dem Königstitel und dem Besitze Böhmens, und Siegmund (1410—37) war damit alleiniger König.

Zeitalter der Reformbestrebungen in Staat und Kirche (1410—1519).

Da es seit 1378 zwei Päpste, in Avignon und Rom, gab und der Versuch der Kardinäle, auf dem Konzil zu Pisa 1409 die Kirchenspaltung zu beenden, nur zur Wahl eines dritten Papstes geführt hatte, berief Siegmund zum 1. Nov. 1414 eine neue Versammlung nach Konstanz, die eine äußerlich glänzende Vereinigung weltlicher und geistlicher Würdenträger wurde (s. Richental). Der nächste Zweck, die Beseitigung der Kirchenspaltung, war bald erreicht, da ein förmlicher Beschluß die Suprematie des Konzils über das Papsttum aussprach: die drei Päpste wurden abgesetzt und ein Versuch Johanns XXIII., mit Hilfe Friedrichs von Tirol das Konzil zu sprengen, zurückgewiesen. Die allgemein gewünschte Reform der Kirche, die durch Beschlüsse überhaupt nicht zu erreichen war, geriet bald ins Stocken; die päpstliche Partei setzte gegen den bis dahin allgemein gehegten Plan 1417 durch, daß noch vor Ausführung der Kirchenreform ein neuer Papst gewählt wurde, und dieser, Martin V., löste 1418 das Konzil auf, nachdem er die Opposition durch Konkordate, die im wesentlichen alles beim alten ließen, mit den einzelnen Nationen (mit der deutschen 21. März 1418) beschwichtigt hatte. Auch die Reform der Reichsverfassung kam nicht zu stande, und doch wäre besonders eine Verbesserung der deutschen Heeresverfassung, wie sie damals geplant wurde, höchst notwendig gewesen. Unmittelbar nach dem Konzil wurde D. in die furchtbare Krisis der Hussitenkriege (s. d.) gestürzt, in denen es mit einer von religiösem und nationalem Fanatismus erfüllten und zur höchsten Kraftentfaltung begeisterten Volksmasse, der das schwerfällige deutsche Heerwesen sich nicht gewachsen zeigte, zu kämpfen hatte. Die siegreichen Hussitenscharen überfluteten die Böhmen benachbarten Lande raubend und verwüstend. Erst als die Böhmen, durch Parteiungen gespalten, sich selbst mit Erbitterung bekämpften und aufrieben, gelang es durch einen Vertrag mit der gemäßigten Partei, den Kalixtinern, die sogen. Prager Kompaktaten (1433), den Aufstand zu dämpfen, so daß Siegmund 1436 den seit Wenzels Tode (1419) erledigten böhmischen Thron besteigen konnte. Trotz dieser beschämenden Erfahrungen waren alle Versuche, die Reichsverfassung auf eine neue zeitgemäße Grundlage zu stellen, vergeblich. Die Wiederaufnahme des kirchlichen Reformwerkes durch das Baseler Konzil (1431—48) führte zu einem heftigen Konflikt zwischen Konzil und Papst, während dessen Siegmund 8. Dez. 1437 ohne männliche Nachkommen starb und das luxemburgische Kaiserhaus erlosch.

Durch die Wahl gelangte Siegmunds Schwiegersohn und Erbe, Herzog Albrecht von Österreich, König von Böhmen und Ungarn, auf den Thron. Albrecht II. regierte aber nur ein Jahr (1438—39). Ihm folgte sein unfähiger Vetter, Friedrich III., Herzog von Steiermark (1440—93). Die Sorge um die Interessen seiner Hausmacht beschäftigte ihn völlig; er bemühte sich weder um die Reform der Kirche und des Reiches, noch tat er etwas, um die Angriffe auf Deutschlands Sicherheit und Integrität abzuwehren und das Reich vor Verlusten zu behüten. Der Streit zwischen Konzil und Papst war den kirchlichen Reformbestrebungen günstig, und noch bei Lebzeiten Albrechts II. hatten die Kurfürsten durch die Beschlüsse des Reichstags zu Mainz (die sogen. Mainzer Akzeptation vom März 1439) einen großen Teil der Reformdekrete des Konzils von Basel anerkannt, ein erster Schritt zur Bildung einer nationalen deutschen, gegen die Übergriffe des Papsttums geschützten Kirche. Friedrich opferte aber schon 1445 gegen das Versprechen der Kaiserkrönung, welche als die letzte in Rom 1452 stattfand, diese Errungenschaften wieder, indem er ohne Zustimmung der Reichsstände das Baseler Konzil preisgab und den römischen Papst Eugen IV. anerkannte. Die Macht des Konzils war damit gebrochen; durch Einzelverhandlungen mit den Fürsten gelang es Eugens Nachfolger Nikolaus V., die deutsche Opposition zu sprengen, und die ganze Reformbewegung endete damit, daß im Wiener Konkordat (1446) dem römischen Stuhl alle die Befugnisse zurückgegeben wurden, welche die Beschlüsse von Basel als Mißbräuche hatten abschaffen wollen. Ebenso blieben alle Verhandlungen über Herstellung des Landfriedens und Reform der Reichswehrverfassung ergebnislos. Die Fürsten suchten die finanziellen Lasten der Reform möglichst auf die allerdings hierin leistungsfähigern Städte abzuwälzen; diese widersetzten sich daher aus nicht unberechtigtem Mißtrauen jeder Änderung des bestehenden Zustandes. Untätig und teilnahmlos sah der König den Kämpfen und Fehden zu, die D. zerrütteten: dem sächsischen Bruderkrieg (1445—50), der Soester Fehde in Westfalen, dem Kriege des Markgrafen Albrecht Achilles gegen die fränkischen Städte und die Wittelsbacher. Währenddessen wurde der preußische Ordensstaat von Polen unterworfen, wählten sich die Böhmen und Ungarn nationale Könige, die durch Friedrichs fortgesetzten Versuch, sich selbst in den Besitz dieser Königreiche zu setzen, zu einer feindseligen Haltung gegen das Reich gedrängt wurden. Der Kaiser ward endlich von Matthias aus seinen Erblanden vertrieben und irrte lange Zeit als Flüchtling im Reich umher. Im Westen schädigte er das Reich, indem er, um sich die Schweiz zu unterwerfen, französische Söldnerscharen, die Armagnaken, herbeirief, die, von den Schweizern tapfer zurückgeschlagen (1444), schrecklich in Elsaß und Lothringen hausten. Auch sah er der Bildung und Ausbreitung des burgundischen Reiches unter dem Hause Valois ruhig zu, obwohl dieselbe wesentlich auf Kosten Deutschlands erfolgte. Karl dem Kühnen, der das ganze linke Rheinufer zu erobern trachtete und durch den Königstitel die völlige Unabhängigkeit zu erringen hoffte, der 1467 Lüttich eroberte und 1473 Gelderland sowie Zütphen erwarb, trat er erst entgegen, als mit der Belagerung von Neuß 1474 die Gefahr aufs höchste stieg. Dagegen bemühte er sich für sein Haus um die Anwartschaft auf Burgund, und nach dem frühen Untergang des ehrgeizigen Herzogs (1477) reichte dessen Erbin dem stattlichen Sohne Friedrichs, Maximilian, ihre Hand, ihm so den zum Deutschen Reiche gehörigen Teil ihrer Besitzungen zuführend, während die französischen Lehen sofort von Ludwig XI. eingezogen wurden. 1489 erbte Friedrich auch Tirol von einer habsburgischen Nebenlinie und gelangte 1490 nach dem Tode von Matthias Corvinus wieder in den ungestörten Besitz seiner österreichischen Erblande. Mit dem Jagellonen Wladislaw, König von Böhmen, der Matthias' Nachfolger in Ungarn wurde, schloß Maximilian 1491 den Vertrag von Preßburg, der die habsburgische Erbfolge auch in Ungarn und Böhmen in Aussicht stellte. Nach den größten Demütigungen glückte damit Friedrich die Begründung der habsburgischen Weltherrschaft durch Erbgang und Heirat, während das Reich wiederum an Macht verlor. Nur dann hat sich Friedrich seines Königtums erinnert, wenn er damit seinem Haus Erwerbungen zuführen konnte.

Maximilian I. (1493—1519), bereits 1486 zum römischen König gewählt, folgte seinem Vater, und er, der humanistisch gebildet, zahlreiche geistige Interessen besaß, fand sein Ideal in der Wiederherstellung der alten Kaisermacht und zeigte sich in der Voraussetzung, daß eine Reichsreform die Erreichung dieses Zieles befördern werde, bereit, dem Reich eine neue, festere Organisation zu geben. Auf dem Reichstag zu Worms wurde 1495 unter dem Beirat, namentlich Bertolds von Mainz, die Reichsreform in Angriff genommen. Zunächst ward der allgemeine ewige Landfrieden verkündet, durch den nicht bloß für eine bestimmte Zeit und für eine einzelne Landschaft, sondern für immer und im ganzen Reich alle Fehden bei Strafe der Reichsacht verboten und jedermann zum Austrag von Streitigkeiten auf den Rechtsweg verwiesen wurde. Um diesen allen zu sichern, wurde das Reichskammergericht eingesetzt, dessen besoldete Mitglieder teils vom Kaiser, teils von den Reichsständen zur Hälfte aus dem Adel, zur Hälfte aus gelehrten Juristen ernannt werden sollten. Um die Kosten dieses Gerichtshofes zu bestreiten und die Mittel für Aufstellung einer Truppenmacht zu beschaffen, welche die Exekution der Urteile des Reichskammergerichts vollstrecken konnte, wurde die Einführung einer allgemeinen Reichssteuer, des gemeinen Pfennigs, beschlossen. Alle Jahre sollte der Reichstag zusammentreten, um über den Landfrieden, die Vollziehung der kammergerichtlichen Urteile und des Volkes Wohl überhaupt zu wachen. Die Reichsversammlung bestand jetzt aus drei Kollegien, dem der Kurfürsten, dem der Fürsten und dem der Reichsstädte. Die Reichsritterschaft war nicht vertreten. Im ganzen gab es 250 Reichsstände; da jedoch die kleinern Stände keine Viril-, sondern nur gemeinsame Kuriatstimme hatten, so zählte der Reichstag wenig mehr als 100 Stimmen. Die Reichsversammlung war jedoch zu einer kontrollierenden Aufsichtsbehörde untauglich. Deshalb brachte der Reichstag zu Augsburg 1500 die Errichtung eines bleibenden Ausschusses der Stände, des Reichsregiments, das aus 20 Mitgliedern, 6 Vertretern der Kurfürsten, 12 der Fürsten, Grafen und Prälaten und 2 der Städte bestand. Zur bessern Durchführung aller dieser Maßregeln wurde das Reich in sechs, 1512 in zehn rein landschaftliche Kreise geteilt, an deren Spitze je ein Direktorium stand: der österreichische, der bayrische, der fränkische, der kurrheinische, der oberrheinische, der burgundische, der niederrheinisch-westfälische, der niedersächsische, der obersächsische und der schwäbische Kreis. Böhmen mit seinen Nebenländern blieb außerhalb der Reichsverfassung. Die Schweiz weigerte sich, den ewigen Landfrieden anzunehmen und sich dem Kammergericht zu unterwerfen, und schied im Baseler Frieden (1499) faktisch aus dem Reichsverband aus.

Die neue Reichsverfassung hatte ein durchaus oligarchisches Gepräge, indem den Kurfürsten der entscheidende Anteil an der Regierung eingeräumt wurde. Die andern Stände, besonders die Städte und die Reichsritterschaft, der man das Fehdehandwerk legte, erhielten nichts. Tatsächlich ist die Verfassung, wie sie beschlossen war, nicht ins Leben getreten; Maximilians Wankelmut und immer neue Pläne, seine geringe Lust, auf einen Teil der königlichen Machtvollkommenheit zu verzichten, vernichteten die glücklichen Anfänge einer Neugestaltung, die, entsprechend den Tatsachen, nur mit Stützung auf die mächtigsten Fürsten möglich war. Maximilian hatte mehrere Feldzüge nach Italien unternommen, um dort die Kaisergewalt wiederherzustellen, aber seine Waffen hatten keinen Erfolg. Da ihm die Unterwerfung Italiens und die Krönung in Rom nicht glückte (trotzdem legte er sich den Kaisertitel bei), widmete er sein ganzes Augenmerk der Erhöhung der Macht seines Hauses. Die Vermählung seines Sohnes Philipp des Schönen mit der spanischen Infantin Johanna, der Tochter und Erbin Isabellas von Kastilien und Ferdinands von Aragonien, verschaffte dem Hause Habsburg den Besitz der spanischen Monarchie, zu der die Königreiche Neapel, Sizilien und Sardinien sowie das neuentdeckte Amerika gehörten, ein Besitz, den Maximilians ältester Enkel, Karl, 1516 antrat. Durch die Vermählung seines zweiten Enkels, Ferdinand, mit der Schwester des Königs Ludwig von Ungarn und Böhmen verstärkte er die Aussichten auf die Erwerbung dieser Königreiche. Nur die Wahl seines Enkels Karl zu seinem Nachfolger konnte er nicht erreichen; als er im Januar 1519 starb, hinterließ er D. ohne Oberhaupt in einem der entscheidendsten Wendepunkte seiner Geschichte.

Zeitalter der Reformation (1517—55).

Die neuen Bildungselemente, die D. im Laufe des 15. Jahrh. in sich aufgenommen hatte, die Auflösung der ältern gebundenen Gesellschaftsformen, der Umschwung in den materiellen Verhältnissen, der wachsenden Reichtum neben Verelendung weiter Volkskreise herbeiführte — alles dieses hatte eine geistige Unruhe in das deutsche Volk gebracht, die sich nach 1500 in der verschiedensten Weise fühlbar machte. Die Erhebungen der Bauern gegen Grundherren und Landesobrigkeit (s. Bauernkrieg) wurden von Aufständen des städtischen Proletariats begleitet. Die Ritter, wirtschaftlich schwer gedrückt, besaßen nicht mehr die Kraft, ihre alte Lebensführung beizubehalten, und auch bei ihnen zeigten sich revolutionäre Versuche. Auf geistigem Gebiete gärte es nicht minder. Neben der viel erörterten Frage der Reform der Kirchenverfassung war anfangs von der Notwendigkeit und Möglichkeit einer Reform der Kirchenlehre kaum die Rede gewesen, aber je mehr sich die Unmöglichkeit der kirchlichen Verfassungsreform herausstellte und je mehr die Erweiterung des geistigen Horizonts unter dem Einfluß des Humanismus und das Eindringen in die Philosophie und Denkweise der Alten die Geister belebte, um so näher lag es, auch an der Kirchenlehre Kritik zu üben. Es ist wohl kein bloßer Zufall, daß der Kampf gegen die herrschende Kirchenlehre gerade bei dem Dogma einsetzte, das mit den materiellen Verhältnissen der Masse in engster Berührung stand, beim Ablaß. Die Geldbedürftigkeit, ein charakteristisches Merkmal der päpstlichen Hierarchie, führte zu seiner immer weitern Ausgestaltung, und die dadurch veranlaßte Geldentziehung erweckte schon früh lebhafte Bedenken bei nationalgesinnten Volkswirten: aus diesen Erwägungen hat auch der sächsische Kurfürst in seinen Landen den Ablaßhandel verboten. Das erlösende Wort fand Martin Luther, indem er 31. Okt. 1517 die 95 Thesen gegen den Ablaß an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug. Niemand, am wenigsten er selbst, ahnte, welche Wirkung diese Tat haben würde, aber in ihrer Rückwirkung auf die Verhältnisse, denen sie selbst unbewußt entsprungen war, ward sie zum Ausgangspunkt einer Bewegung, die alle geistigen und wirtschaftlichen Lebensfragen auf Jahrhunderte beeinflußt hat.

Unter dem Druck der öffentlichen Meinung, die sich entschieden gegen eine Wahl Franz' I. von Frankreich

zum deutschen König aussprach, wählten die Kurfürsten, als der vom Papst begünstigte Kurfürst Friedrich von Sachsen die Wahl ablehnte, den jungen Karl von Spanien, von dem das Volk die Wiederherstellung des Glanzes der deutschen Königsmacht erwartete. Zwar mußte Karl V. (1519—56) dem Fürstentum in der Wahlkapitulation die Wiedereinsetzung eines Reichsregiments zugestehen, aber er konnte dies ohne Scheu tun, da ihm nicht seine Stellung im Reich, sein deutsches Königtum, sondern die Aufrichtung einer kaiserlichen Weltherrschaft als Ideal vorschwebte. Das Hauptgewicht legte er auf seine Stellung in Italien, wo er den Entscheidungskampf mit Franz I. ausfechten mußte. D., für das er nicht arbeiten wollte, für dessen Wesen er aber auch kein Verständnis besaß, war ihm nur Mittel für seine Zwecke, und die deutschen Interessen hat er in der Tat stets denen seiner Weltherrschaftsgelüste geopfert. Nachdem er 1520 in Aachen gekrönt worden war, hielt er Anfang 1521 den ersten Reichstag zu Worms ab: die Bestellung eines ständischen Reichsregiments während der Abwesenheit des Kaisers, die Reform des Reichskammergerichts, die Aufstellung einer Matrikel behufs Aufbringung der Kosten durch die Stände, endlich die Festsetzung der Truppenmacht, mit der das Reich fortan den Kaiser in Italien unterstützen sollte, wurde rasch erledigt. Dem Papste Leo X. zuliebe erließ Karl, nachdem Luther 18. April die Forderung des Widerrufs abgelehnt hatte und die meisten Reichsstände schon abgereist waren, unter Aussprechung der Acht das Wormser Edikt, das die Verbreitung und Begünstigung der ketzerischen Lehre Luthers mit gleicher Strafe bedrohte. Hiermit sagte sich Karl von der Reformbewegung los und trat in offenen Gegensatz zu den besten Köpfen des Volkes. Nachdem er die österreichischen Erblande seinem Bruder Ferdinand übertragen hatte, verließ er 1521 D., um erst nach 9 Jahren (1530) dahin zurückzukehren.

Das in Nürnberg zusammentretende Reichsregiment nahm trotz der Haltung Karls V. die Sache der kirchlichen und politischen Reform mit Ernst in die Hand. Der neue Papst, Hadrian VI., kam den Wünschen der deutschen Nation entgegen, und der Nürnberger Reichstag faßte 1523 die Forderungen Deutschlands in 100 Gravamina (»Beschwerden«) zusammen, verlangte binnen Jahresfrist ein allgemeines, freies Konzil auf deutschem Boden, auf dem auch die Laien Sitz und Stimme hätten, und forderte bis zu demselben die freie Verkündigung des reinen Evangeliums; zur Bestreitung der Kosten der neuen Gerichts- und Heeresverfassung plante man die Errichtung einer Reichszollinie. Inzwischen war aber die Unzufriedenheit der Ritter mit dem fürstlichen Regiment gewachsen: auf Antrieb Sickingens und seines feurigen, leidenschaftlichen Freundes Hutten vereinigten sich 1522 die alten Ritterbünde am Rhein und Main zu einer Erhebung für religiöse und politische Freiheit gegen die fürstliche Allgewalt, der sich, wie sie hofften, auch die Städte anschließen würden. Sie begann mit dem Überfall Sickingens auf Trier (1522), der jedoch mißlang. Die Fürsten am Mittelrhein verbanden sich zu rascher und kräftiger Gegenwehr, die Reichsritter unterlagen bald, Sickingen fiel bei der Verteidigung seiner Feste Landstuhl (1523), und Hutten endete in der Schweiz im Elend. Schlau wußte der neue, jeder Reform abgeneigte Papst Clemens VII. und sein Legat in D., Campeggi, diese Erhebung der Ritter gegen die Reformbestrebungen auszubeuten. Campeggi vereinigte auf dem Regensburger Konvent (Juni 1524) mehrere weltliche Fürsten, wie den Erzherzog Ferdinand und die bayrischen Herzöge, und die süddeutschen Bischöfe zu dem Beschluß, daß einige Mißbräuche abgestellt, der weltlichen Gewalt Zugeständnisse gemacht, dafür aber die Lutherschen Lehrmeinungen nicht geduldet werden sollten. Anderseits versuchte die Volkserhebung, der sogen. Bauernkrieg (s. d.), die religiösen mit ihren wirtschaftlich-sozialen Forderungen zu verbinden; aber gewaltsam niedergeschlagen, vergaß der gemeine Mann bald seine Forderungen, und die treibenden Kräfte blieben die leitenden Kreise des Volkes. Wenn auch die Funken mystisch-schwärmerischer Erregung im Volke noch lange unter der Asche fortglommen, so war doch fortan nicht mehr das Volk Träger der großen religiösen Bewegung, sondern die Reichsstände, und ihre Sonderinteressen verflochten sich fortan mit der Sache der kirchlichen Reform.

Nachdem die bedeutendsten von den der Reformation geneigten Ständen sich im Torgauer Bund (Juni 1526) über eine gemeinsame Haltung verständigt hatten, erwirkten sie auf dem Reichstag zu Speyer (August 1526) den Beschluß, daß »in Sachen der Religion und des Wormser Edikts jeder Reichsstand so leben, regieren und es halten solle, wie er es gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue«. Nun glaubten sie sich berechtigt, voran Johann von Sachsen und Philipp von Hessen, in ihren Territorien die Kirchenreform nach Luthers Anweisung durchzuführen: die bischöfliche Gewalt für sich beanspruchend, beseitigten sie alles, was der Lehre der Heiligen Schrift widersprach, besonders Zölibat und Messe. Der öffentliche Gottesdienst und das Schulwesen wurden reorganisiert, die Klöster säkularisiert und ihre Güter z. T. zu Kirchen- und Schulzwecken bestimmt, während andre Teile des eingezogenen Kirchengutes zur Vermehrung des fürstlichen und des landständischen Vermögens dienten. Indes wurde durch die eigenmächtige Reform der Stände der Partikularismus gestärkt, individuelle dogmatische Überzeugungen der Fürsten und ihrer Theologen machten sich nach dem nun herrschenden Grundsatz »Cujus regio, ejus religio« mehr und mehr geltend und säten den Samen religiöser Zwietracht, wie denn gleich der erste Versuch, die deutsche und Schweizer Reformation zu versöhnen (durch das Religionsgespräch zu Marburg 1529), zum offenen Bruch zwischen Luther und Zwingli führte.

Die unerwartete Zustimmung des Kaisers zu den Beschlüssen des Reichstags von 1526 veranlaßten die politischen Verhältnisse. Nachdem Karl V. im Bunde mit dem Papst im ersten Krieg mit Franz I. von Frankreich (1521—26) den entscheidenden Sieg von Pavia (24. Febr. 1525) über denselben davongetragen, zwang er den gefangenen König im Frieden von Madrid (14. Jan. 1526) zum Verzicht auf Italien und Burgund. Der Mediceer Clemens VII., der die ausschließliche Herrschaft des Kaisers über Italien nicht zulassen wollte, ging zu Franz I. über und billigte den Eidbruch, mit dem dieser sich vom Madrider Vertrag lossagte, und schloß mit ihm 22. Mai 1526 die Heilige Liga von Cognac. Zwischen Papst und Kaiser brach offener Krieg aus, und kaiserliche Truppen erstürmten und plünderten 1527 Rom, während gleichzeitig der Kampf zwischen Karl V. und Franz I. von neuem entbrannte. Im Frieden von Cambrai (1529) verzichtete Karl V. zwar auf Burgund, behielt aber die Herrschaft in Italien, die auch Clemens VII. im Frieden von Barcelona (29. Juni) anerkannt hatte. Karl

verpflichtete sich, wider die Ketzerei in D. einzuschreiten; der Bund der beiden Häupter der Christenheit wurde Ende 1529 durch ein Zusammensein in Bologna und die Kaiserkrönung Karls daselbst (24. Febr., die letzte in Italien) besiegelt. Die veränderte Haltung des Kaisers wirkte schon auf den zweiten Speyerer Reichstag 1529 entscheidend: die der alten Kirche zugetanen Stände besaßen die Mehrheit und beschlossen dem kaiserlichen Vorschlag gemäß, daß das Wormser Edikt bestehen bleiben, den evangelischen Ständen jede weitere Neuerung, besonders Beeinträchtigung der geistlichen Obrigkeit, verboten sein und das Sektenwesen nicht geduldet werden solle. 19 evangelische Reichsstände, 5 Fürsten und 14 Städte, erhoben gegen das Verfahren, daß ein einstimmig gefaßter Beschluß (der Reichstagsabschied von 1526) durch eine Mehrheit aufgehoben werden solle, Einspruch, und dieser gegen eine staatsrechtliche Neuerung erhobene Protest trug ihnen den Namen »Protestanten« ein. Im Mai 1530 kehrte der siegreiche Kaiser nach D. zurück und eröffnete 18. Juni den Reichstag zu Augsburg, vor dem am 25. Juni das Augsburgische Glaubensbekenntnis verlesen wurde, das, von Melanchthon verfaßt, die Unterschiede der alten und der neuen Lehre mild und leidenschaftslos darlegte und letztere rechtfertigte. Die angesehensten katholischen Theologen reichten dagegen eine Widerlegung, die Confutatio, ein. Hiermit erklärte Karl V. die Sache für erledigt und nahm Melanchthons Apologie der Confessio Augustana nicht an. Er verlangte vielmehr Unterwerfung der Protestanten, bis das längst versprochene allgemeine Konzil versammelt sei, und der Reichstagsabschied sprach scharf und deutlich die Drohung aus: wenn die Protestanten nicht bis zum 15. April gutwillig zur alten Kirche zurückkehrten, würde die neue Lehre mit Gewalt ausgerottet werden. Unter dem Eindruck dieser Drohung schlossen die Häupter der Protestanten Anfang 1531 den Schmalkadischen Bund (s. d.) zur Verteidigung der evangelischen Freiheit. Indes zur Anwendung der Gewalt kam es vorläufig nicht, denn die Zurückdrängung der Türken war, seitdem nach dem Tode König Ludwigs in der Schlacht bei Mohács (29. Aug. 1526) Erzherzog Ferdinand die Königreiche Böhmen und Ungarn geerbt hatte und Sultan Soliman 1529 bis vor Wien vorgedrungen war, für das Haus Habsburg eine unabweisbare Notwendigkeit geworden. Um nun von den deutschen Ständen Beistand gegen die Türken zu erlangen, ferner um die Zustimmung der Kurfürsten zur Wahl Ferdinands zum römischen König zu gewinnen, bewilligte Karl den Evangelischen 1532 den Nürnberger Religionsfrieden, der ihnen freie Religionsübung bis zum bevorstehenden Zusammentritt des allgemeinen Konzils gestattete.

Nachdem ein stattliches deutsches Heer die Türken zurückgetrieben hatte, begab sich Karl wieder nach Spanien und wurde in neue Kriege mit Frankreich verwickelt, für die er die Hilfe der Deutschen ebenso bedurfte, wie Ferdinand bei den immer wiederkehrenden Türkenkriegen. Das Regensburger Interim und der Reichstagsabschied vom 29. Juli 1541 bestätigten daher den Nürnberger Religionsfrieden, hoben die Ausschließung der Protestanten vom Kammergericht auf, erlaubten jedermann den Übertritt zur neuen Lehre und versprachen aufs neue ein allgemeines oder ein Nationalkonzil. Die Berufung eines solchen seitens der Kurie verzögerte sich indes, weil die römische Geistlichkeit teils zur friedlichen Verständigung mit den Protestanten, teils zur schroffsten Reaktion neigte. Unterdessen breitete sich die Reformation immer mehr aus. Philipp von Hessen führte 1534 den 1519 vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg in sein von Österreich besetztes Land zurück, das sich dem Luthertum anschloß. In Norddeutschland mehrten sich die Anhänger der neuen Lehre; selbst die Errichtung des phantastischen Wiedertäuferreiches in Münster, das durch die vereinigte Macht protestantischer und katholischer Fürsten 1535 vernichtet wurde, konnte die Ausbreitung der evangelischen Lehre nicht hemmen. Brandenburg, Meißen, Kurpfalz, eine Anzahl Städte, ja sogar schon Bischöfe traten zu ihr über. Der einzige Fürst im Norden, welcher der alten Kirche treu blieb, Herzog Heinrich von Braunschweig, wurde infolge von gewalttätigen Angriffen auf die Reichsstädte Goslar und Braunschweig vom Schmalkaldischen Bund aus seinen Landen vertrieben. Auch einer von den geistlichen Kurfürsten, Hermann von Wied, Erzbischof von Köln, begann, wenn auch im Widerspruch zu den schließlich siegreichen Ständen, sein Stift zu reformieren. Schon der allgemeine Abfall von der alten Kirche vernichtete Karls Hoffnung auf die Restauration der einheitlichen Kirche. Um noch rechtzeitig zu retten, was zu retten war, unterbrach der Kaiser im vierten französischen Krieg (1542—44) seinen Siegeslauf, der ihn bis in die Nähe von Paris geführt, und schloß 1544 plötzlich mit Franz I. den Frieden von Crépy, in dem er sich mit dem Stande der Dinge vor dem Kriege begnügte. Vom Papst erreichte er endlich die Berufung eines allgemeinen Konzils nach Trient, das im Dezember 1545 eröffnet wurde, und auf dem Wormser Reichstag (Mai 1545) forderte er die Protestanten zur Beschickung desselben auf. Diese weigerten sich und bestanden auf einem freien deutschen Nationalkonzil. Indem sich der Kaiser nun zur Anwendung von Gewalt entschloß, entstand der Schmalkaldische Krieg (1546—47). Obwohl die Schmalkaldischen anfangs die Übermacht besaßen, so ließen sie es doch geschehen, daß sich Karl durch italienische und spanische Truppen gegen die ausdrückliche Bestimmung der Wahlkapitulation verstärkte. Karl bewog den Herzog Moritz von Sachsen durch das Versprechen der sächsischen Kur zu einem geheimen Vertrag und fiel plötzlich in Kursachsen ein, was den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen zum Schutz ihrer Lande herbeizueilen nötigte. Nun war Süddeutschland den kaiserlichen Truppen preisgegeben und wurde noch 1546 ohne Mühe unterworfen. Im Frühjahr 1547 wandte sich Karl nach Sachsen, zersprengte 24. April bei Mühlberg das Heer Johann Friedrichs und nahm ihn selbst gefangen. Die sächsische Kur nebst den Kurlanden wurde auf Moritz übertragen; Landgraf Philipp unterwarf sich dem Kaiser, wurde aber ebenfalls in Haft behalten, und der Schmalkaldische Bund war vernichtet.

Auf dem Augsburger Reichstag im September 1547 unternahm es der siegreiche Kaiser, die kirchliche Frage nach seinem Sinne zu ordnen. Er ließ eine Glaubensformel ausarbeiten, das Augsburger Interim (s. Interim) von 1548, das den Protestanten das Abendmahl in beiderlei Gestalt und die Priesterehe zugestand, sich auch in der Rechtfertigungslehre dem protestantischen Standpunkt näherte, aber die römische Hierarchie und den alten Kultus aufrecht erhielt und von den Protestanten Beschickung des Konzils und unbedingte Unterwerfung unter dessen Beschlüsse forderte. Der Papst, der das Konzil 1547 nach Bologna verlegt hatte, um es dem Machtbereich des Kaisers zu entrücken, sowie die katholischen Reichs-

Register zur Karte III: ‚Deutschland um das Jahr 1648'.

Deutsches Kaiserreich.

(Die zwischen Klammern stehenden Buchstaben [KS] bezeichnen die *Abkürzungen auf der Karte.*)

A. Weltliche Gebiete.

1. Kurfürstentümer:

Bayern (Herzogtum) FG4, 5
Böhmen (Königreich) FGH3, 4
Brandenburg (Markgrafschaft) FGH2, 3
Pfalz (Pfalzgrafschaft) (P) . . DE3, 4
Sachsen (Albertinische Linie. Herzogtum) (KS) EFG2, 3

2. Herzogtümer:

Berg CD3
Braunschweig-Calenberg . . E2, 3
— Grubenhagen E3
— Lüneburg (LB) DE2
— Wolfenbüttel (WO) . . . EF2, 3
Bremen (s. unter 8).
Hinterpommern mit Kammin GH1, 2
Holstein E1, 2
Jülich CD3
Kärnten FG5
Kleve C3
Krain GH5, 6
Lothringen CD4
Magdeburg (MB) FG2, 3
Mecklenburg-Güstrow (MG) FG1, 2
— Schwerin (MS) F2
Oberpfalz F4
Österreich (Erzherzogtum) mit Vorderösterreich (VÖ) . . . GH4, 5 DE4, 5
Sachsen (Ernestin. Linie) (EN) EF3
Sachsen-Lauenburg (LG) . . D2, EF2
Savoyen C5, 6
Schlesien HI3, 4
Steiermark GH5
Vorpommern (s. unter 8).
Wirtemberg (WI) DE4, C5

3. Fürstentümer:

Anhalt F2, 3
Brandenburg-Ansbach (AB). E4
— Kulmbach (KB) EF3, 4
Halberstadt (HT) EF2, 3
Henneberg (gefürstete Grafschaft) E3
Minden D2
Nassau (N) D3, 4
Neuburg EF4
Ratzeburg EF2
Sulzbach F4
Tirol (gefürstete Grafschaft) mit Vorarlberg EF5, 6
Verden (s. unter 8).
Zweibrücken D4

4. Markgrafschaften:

Baden-Baden (BD) D4
— Durlach D4, 5

5. Landgrafschaften:

Hessen-Darmstadt (HD) . . . D3, 4
— Kassel (HK) DE3
Klettgau (Thiengen) D5
Leuchtenberg F4

6. Grafschaften:

Bentheim CD2
Burgund (Freigrafschaft, s. unter 8).
Castel E4
Erbach DE4
Falkenstein D4
Fugger (F) E4
Fürstenberg (FÜ) DE4, 5
Gerolstein C3
Görz (G) G5, 6
Gradisca G6
Hanau-Lichtenberg (HL) . . D4
— Münzenberg DE3
Hohenlohe E4
Hohenzollern DE4
Hohnstein E3
Homburg D3
Isenburg D3
Königsegg (KG) E4, 5
Königstein (K) DE3
Leiningen D4
Limburg E4
Lingen D2
Lippe (L) DE2, 3
Mark D3
Mitterburg G6
Mömpelgard C5
Mörs C3
Oldenburg D2
Ortenburg G4
Ostfriesland D2
Öttingen E4
Rappoltstein (RA) D4
Ravensberg D2, 3
Reuß (R) F3
Rheingrafschaft (RH) D4
Rhieneck E3
Rothenfels E5
Saarbrücken CD4
Saarwerden D4
Salm CD4
Sayn D3
Schaumburg (SL) E2
Schwarzburg (SG) EF3
Schwarzenberg (SB) E4
Solms (SO) D3
Steinfurt D2
Tecklenburg (TE) D2
Waldburg (W) E5
Waldeck DE3
Wernigerode E3
Wertheim E4
Wied D3
Wittgenstein D3

7. Herrschaften:

Anholt C3
Blieseastel D4
Dagsburg D4
Fleckenstein D4
Hohenwaldeck F5
Jever D2
Mößkirch DE4, 5
Pappenheim EF4
Pfalzburg D4
Rheda D3
Rietberg D3
Speckfeld E4
Vaduz E5
Weiler (Elsaß) D4
Wiesensteig E4
Wildenberg D3
Wildeshausen (s. unter 8).
Wismar (s. unter 8).

8. In ausländischem Besitz befindliches Reichsgebiet:

Spanischer Besitz:
Spanische Niederlande (NI) ABC3, 4
Freigrafschaft Burgund . . C5
Schwedischer Besitz:
Bremen (Herzogtum) DE2
Verden (Fürstentum) E2
Vorpommern (Herzogtum) FG1, 2
Wildeshausen (Herrschaft) D2
Wismar (Herrschaft) F1, 2

9. Reichsstädte:

Aachen C3
Aalen E4
Augsburg E4
Besançon C5
Bremen D2
Biberach E4
Buchhorn E5
Dinkelsbühl E4
Dortmund D3
Eßlingen E4
Frankfurt a. M. D3
Friedberg D3
Gelnhausen D3
Giengen E4
Gmünd E4
Goslar E3
Hagenau D4
Hall E4
Hamburg (H) E2, D2
Heilbronn E4
Isny E5
Kaufbeuren E5
Kempten E5
Kolmar D4
Köln CD3
Landau D4
Leutkirch E5
Lindau E5
Lübeck E2
Memmingen E4, 5
Mühlhausen (Thüringen) . . . E3
Münster (Elsaß) D4
Nordhausen E3
Nördlingen E4
Nürnberg F4
Offenburg D4
Ravensburg E5
Regensburg F4
Reutlingen E4

Rosheim D4
Rothenburg E4
Rottweil D4
Schlettstadt D4
Schweinfurt E3
Speyer D4
Straßburg D4
Überlingen E5
Ulm E4
Wangen E5
Weil die Stadt D4
Weißenburg D4
— (Elsaß) EF4
Wetzlar D3
Wimpfen E4
Worms D4
Zell D4

B. *Geistliche Gebiete.*

1. Erzbistümer:

Köln (Kurfürstentum) (KÖ) . CD3
Mainz (Kurfürstentum) (MZ) DEF3, 4
Salzburg (SA) FGH4, 5
Trier (Kurfürstentum) (T) . . CD3, 4

2. Bistümer:

Augsburg (AG) E4, 5
Bamberg (BA) EF3,4,G5
Basel (BS) D5
Brixen (BR) FG5
Eichstedt (E) EF4
Freising (FR) FG4, 5
Hildesheim (HI) E2, 3
Konstanz (C) DE4, 5
Lübeck (LÜ) E1, 2
Lüttich BC3, 4
Münster D3, 4
Osnabrück (O) D3, 4
Paderborn DE3
Passau (PA) GH4
Regensburg (RE) F4
Schwerin (säkul.) (S) F2
Speyer (SP) D4
Straßburg (ST) D4
Trient EF5, 6
Worms (WS) D4
Würzburg (WZ) E3, 4

3. Abteien:

Cornelismünster C3
Corvey E3
Elchingen E4
Essen CD3
Fulda (FU) E3
Irrsee E4, 5
Kempten E5
Murbach CD5
Ochsenhausen E4
Ottobeuren E4, 5
Prüm C3
Quedlinburg F3
Roth E4
Rottmünster D4
Salmannsweiler E5
Schussenried E4
Stablo C3
Werden CD3
Zwiefalten E4

4. Propsteien:

Berchtesgaden FG5
Ellwangen E4

DEUTSCHLAND
nach dem westfälischen Frieden
vom Jahre 1648.
Maßstab 1:5500000
Kilometer
NORD SEE
REPUBLIK DER VEREINIGTEN NIEDERLANDE
Generalitätslande
SPANISCHE NIEDERLANDE
KÖNIGREICH FRANKREICH
HZT. LOTHRINGEN
FREIGRSCH. BURGUND
REPUBLIK SCHWEIZ
HZT. SAVOYEN
FST. PIEMONT
HZT. MAILAND
HZT. BRAUNSCHWEIG-LÜNEBURG
HZT. WIRTEMBERG
LGRSCH. HESSEN-KASSEL
HZT. BREMEN
BISTUM MÜNSTER
ENGLAND
Picardie
Champagne
Bourgogne
Dauphiné
Languedoc
PARIS
Helgoland

Deutsches Kaiserreich.
Habsburgische Lande
Hohenzollernsche "
Wittelsbachische "
Wettinische Lande
Geistliches Gebiet
Reichsstädtisches Gebiet
Abkürzungen:
AB. Ansbach
AG. Augsburg
BA. Bamberg
BD. Baden
BR. Brixen
BS. Basel
C. Constanz
DO. Deutscher Orden
E. Eichstätt
EN. Sachsen-Ernestinische L.
F. Fuggerisch
FR. Freisingen
FU. Fulda
FU. Fürstenberg
G. Görz
H. Hamburg
HD. Hessen-Darmstadt
HL. Hildesheim
HK. Hessen-Kassel
HU. Hanau-Lichtenberg
HT. Halberstadt
J. Johannitermeistertum
K. Königstein (Grafschaft)
KB. Kulmbach
KG. Königsegg (Grafschaft)
KO. Köln
KS. Kursachsen
L. Lippe
LB. Lüneburg
LG. Lauenburg
LÜ. Lübeck (Bistum)
M. Metz (Bistum)
MB Magdeburg
MG. Mecklenburg (Gustrow
MS. Mecklenburg Schwerin
MZ. Mainz
N. Nassau
NL. Niederlande
O. Osnabrück
P. Fulda
PA. Passau
R. Reuß
RA. Rappoltstein (Grafschaft)
RE. Regensburg
RH. Rheingrafschaft
S. Schwerin (säcul. Bist.)
SA. Salzburg
SB. Schwarzenberg (Grafsch.)
SG. Schwarzburg
SL. Schaumburg Lippe
SO. Solms (Grafschaft)
SP. Speyer
ST. Straßburg
T. Trier
TE. Tecklenburg
VO. Vorder Österreich
W. Waldburg (Grafschaft)
WI. Wirtemberg
WO. Wolfenbüttel
WS. Wormis
WZ. Würzburg
A. = Abtei. BT. = Bistum FST. = Fürstentum GR. GRSCH. = Grafschaft
HS. = Herrschaft HZT. = Herzogtum LGRSCH. = Landgrafschaft
MGRSCH. = Markgrafschaft.
Die mit den Territorien übereinstimmenden Ortsnamen sind unterstrichen.

stände wiesen das Interim sofort zurück. Die Protestanten wagten in Augsburg keine Opposition; aber nur ein Teil der Stände verkündete das Interim, keiner versuchte seine gewaltsame Durchführung, die nur in Oberdeutschland von der kaiserlichen Soldateska unternommen wurde. Zahlreiche Flugblätter forderten das evangelische Volk zur Standhaftigkeit auf und priesen Magdeburgs Heldenmut, das allein das Interim offen zurückgewiesen hatte. Auch die in der Kirchenfrage schwankenden Fürsten sowie die katholischen Reichsstände entfremdete sich der Kaiser durch Entwürfe, welche die fürstliche »Libertät« zu gefährden drohten. Er zog die Ernennung der Beisitzer des Reichskammergerichts ganz an sich, errichtete eine Reichskriegskasse, die ihm aus Mitteln des Reiches die Möglichkeit gewährte, D. durch ein Söldnerheer fortwährend im Zaum zu halten, vereinigte durch die Pragmatische Sanktion sein burgundisches Erbe zu einem politischen Ganzen, das als zehnter Kreis unter den Schutz des Reiches gestellt, aber der Reichsregierung und dem Reichskammergericht nicht unterworfen wurde, und gab endlich die Absicht kund, die Verbindung Deutschlands mit Spanien und seine Unterordnung unter die habsburgische Weltherrschaft dadurch zu verewigen, daß er seinen Sohn Philipp zu seinem Nachfolger im Kaisertum bestimmte; 1551 verlangte er von seinem Bruder Ferdinand und dessen Sohn Maximilian den Verzicht auf die Kaiserwürde.

Da erhob sich Kurfürst Moritz, um die Unabhängigkeit der deutschen Fürsten und die Religionsfreiheit zu retten. Klug wußte er den Kaiser zu täuschen, während er das durch seinen frühern Verrat erwachte Mißtrauen der evangelischen Fürsten beschwichtigte und sich ihres Beistandes versicherte. Nachdem er von Heinrich II. von Frankreich das Versprechen eines Vorstoßes gegen Karl V. erhalten, wogegen der König die Stifter und Städte Cambrai, Metz, Toul und Verdun solle besetzen dürfen, erließ Moritz ein Manifest gegen die »Viehische erbliche Servitut«, die D. von Spanien drohe, brach im März 1552 nach Oberdeutschland auf und hatte es schon im April in seiner Gewalt. Der Kaiser, dem der Weg nach Flandern abgeschnitten war, flüchtete von Innsbruck nach Steiermark und überließ, krank und tief gebeugt durch sein Mißgeschick, seinem Bruder Ferdinand die Unterhandlung mit den Fürsten, die am 29. Juli 1552 zu dem Passauer Vertrag (s. d.) führte. Der endgültige Friede wurde 25. Sept. 1555 in Augsburg geschlossen (Augsburger Religionsfriede, s. d.); er gewährte den Reichsständen das Recht, die Konfession für sich und ihr Territorium frei zu wählen (jus reformandi), und erneuerte damit den Grundsatz »Cujus regio, ejus religio«, den schon der Reichstag von Speyer 1526 aufgestellt hatte. Katholische und evangelische Reichsstände sollten fortan in ihren Rechten gleich sein, die Todesstrafe für Ketzer wurde abgeschafft. Doch wurde das Recht der Religionsfreiheit, um das Sektenwesen abzuwehren, auf die Anhänger der Augsburgischen Konfession beschränkt, die Reformierten also (Zwinglianer und Calvinisten) vom Frieden ausgeschlossen; ferner bestimmte eine Klausel, der »geistliche Vorbehalt« (reservatum ecclesiasticum), daß die geistlichen Fürsten das jus reformandi nur für ihre Person haben und, wenn sie zur neuen Lehre überträten, ihr geistliches Amt und ihr Fürstentum verlieren sollten. Ferdinand gab zwar den Protestanten die Erklärung, daß der Besitzstand der evangelischen Kirche in den geistlichen Territorien, wie er jetzt sei, nicht angetastet werden solle, doch ward dieselbe nicht in den Reichstagsabschied aufgenommen. Dennoch war die formelle Anerkennung einer der römischen Kirche nicht unterworfenen Religionspartei ein ungeheurer Fortschritt in der Entwickelung religiöser Freiheit; dem modernen Staat war die Bahn gebrochen. Karl V. gab nur ungern seine Zustimmung zum Augsburger Vertrag, und da auch sein Versuch, Frankreich die geistlichen Stifter zu entreißen, mit der vergeblichen Belagerung von Metz (1553) gescheitert war, so legte er die Regierung seiner Reiche nieder, übertrug seinem Sohn Philipp 1555 das burgundische Reich, dazu 1556 Italien und Spanien und seinem Bruder Ferdinand die österreichischen Erblande mit Böhmen und Ungarn. Auch verzichtete er zu Ferdinands gunsten auf die Kaiserkrone, zog sich in das spanische Kloster San Yuste zurück und starb 1558. Dadurch ward D. wieder von der Verbindung mit Spanien gelöst und erlangte die Freiheit selbständiger nationaler Entwickelung zurück.

Zeitalter der Gegenreformation (1555—1648).

(Hierzu die »Geschichtskarte von Deutschland III«.)

Nach dem großen geistigen Kampf der Reformationszeit griff eine gewisse Abspannung der Geister Platz; der Humanismus zog sich in die Gelehrtenschulen zurück, die schöne Literatur bildete sich nur in einigen Gattungen aus; im übrigen wurde die geistige und wissenschaftliche Tätigkeit der Nation fast ganz von den religiösen Erörterungen und Streitigkeiten in Anspruch genommen, die besonders im Gebiete des strengen Luthertums in gehässige dogmatische Zänkereien ausarteten. Die lutherischen Hoftheologen verfielen bald in hochmütige Herrschsucht und fanatische Intoleranz, dieselben Fehler, die man der alten Kirche zum Vorwurf gemacht hatte. Die Fürsten huldigten kurzsichtigem Eigennutz und gingen ganz in dem Streben nach Vermehrung ihres Besitzes auf, soweit sie nicht bloß materieller Genußsucht frönten. Materiell genoß D. die Früchte einer hochentwickelten Kultur, aber es war die satte Ruhe ohne das rüstige Fortschreiten, das die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrh. gesehen hatten. Die eben in der Bildung begriffene Einheit der Nation ging durch die politische und kirchliche Zerrissenheit wieder verloren, und selbst rein wirtschaftlich vermochte das deutsche Volk seine Stellung gegenüber den andern Nationen nicht in dem bisherigen Umfang zu behaupten; in Nord- und Ostsee verlor die Hansa ihre herrschende Stellung. Neue Kolonien deutschen Volkstums wurden nicht gegründet, die alten Ansiedelungen im Osten dem Mutterland entfremdet. Nicht einmal des Türkenansturms wußte sich D. zu erwehren. Über die Sicherheit ihrer Stellung täuschte sich die protestantische Mehrheit in unbegreiflicher Verblendung und träumte noch von völligem Sieg der Reformation, als der Feind schon in ihrem eignen Lager war.

Die beiden Nachfolger Karls V., Ferdinand I. (1556—64) und dessen Sohn Maximilian II. (1564 bis 1576), waren redlich bemüht, den religiösen Frieden aufrecht zu erhalten; letzterer trug sich ernstlich mit dem Gedanken, selbst überzutreten. Im Reich machten sich die evangelischen Stände die wohlwollende Gesinnung des Kaisers zu nutze und säkularisierten trotz des geistlichen Vorbehalts zahlreiche Stifter und Kirchengüter in Norddeutschland. Indes der gehässige Streit zwischen Calvinisten und Lutheranern, und unter letztern wieder zwischen Albertinern und Ernestinern (s. Grumbachsche Händel), Maximilian von dem Übertritt zur Reformation zurückhielt, fesselten dynastische Interessen, die zeitweilige Aussicht auf den spanischen und den polnischen Thron, ihn wie-

der ganz an das alte Bekenntnis. Inzwischen aber hatte sich die römische Kirche auf dem Trienter Konzil innerlich reorganisiert, und der Jesuitenorden, dessen Glieder als Lehrer an Universitäten und Gymnasien sowie als Berater der Fürsten wirkten, begann systematisch die sogen. Gegenreformation. Als 1576 Maximilians ältester, in Spanien erzogener Sohn, Rudolf II. (1576—1612), den Kaiserthron bestieg, erlangten die Jesuiten auch am habsburgischen Hof den herrschenden Einfluß. Den evangelischen Inhabern von Stiftern wurde Sitz und Stimme auf den Reichstagen verweigert. Als der Kölner Erzbischof, Gebhard Truchseß von Waldburg, den Calvinismus im Erzstift einzuführen suchte, wurde er vom Papst abgesetzt, durch spanische Truppen vertrieben (1583) und an seine Stelle der jesuitenfreundliche bayrische Prinz Ernst zum Erzbischof erhoben, der, auch zum Bischof von Münster und Hildesheim ernannt, hier wie in Köln die Ketzerei ausrottete. Die lutherischen Stände, namentlich Sachsen und Brandenburg, ließen dies aus Trägheit und Eifersucht auf die Calvinisten ruhig geschehen. 1592 mußte der von der Mehrheit des Straßburger Domkapitels als Bischof postulierte Markgraf Johann Georg von Brandenburg seinem katholischen Nebenbuhler, Karl von Lothringen, weichen. Zwei Zöglinge der Jesuiten, Erzherzog Ferdinand von Steiermark und Herzog Maximilian von Bayern, rotteten die evangelische Lehre in ihren Gebieten mit Feuer und Schwert aus, und letzterer unterwarf auf Grund eines kaiserlichen Achtspruches die Reichsstadt Donauwörth, in der der protestantische Rat mit dem katholischen Priestern in Streit lag, nicht bloß dem Katholizismus, sondern auch seiner Landeshoheit.

Diese Gewalttat war der unmittelbare Anlaß für die evangelischen Reichsstände, zur Abwehr weiterer Verletzungen der Reichsverfassung 14. Mai 1608 die Union von Auhausen zu schließen, von der sich jedoch Sachsen und Brandenburg fern hielten. Ihr gegenüber stiftete Herzog Maximilian von Bayern 10. Juli 1609 die katholische Liga zum Schutz der Reichsgesetze und der katholischen Religion, und beide Bekenntnisse besaßen jetzt eine organisierte politische Vertretung. Der jülich-klevische Erbfolgestreit (1609 bis 1614; s. Jülich) schien der Anfang eines europäischen Krieges werden zu wollen, denn schon ergriff Frankreich für die Union, Spanien für die Liga Partei; doch die Ermordung Heinrichs IV. von Frankreich (1610) und die Wirren im habsburgischen Kaiserhaus veranlaßten die streitenden Parteien zur Verständigung. Der Konflikt brach unter Rudolfs Nachfolgern Matthias (1612—19) und Ferdinand II. (1619—37) in Böhmen, dem kaiserlichen Erblande, aus und wurde, da der Kaiser den Böhmenkönig Friedrich von der Pfalz als Empörer gegen die kaiserliche Majestät behandelte, ins Reich hinüber gespielt. Weiteres s. Dreißigjähriger Krieg.

Der Verfall des Römischen Reiches deutscher Nation.

(Hierzu die »Geschichtskarte von Deutschland IV«.)

Das deutsche Volk mußte nach dem großen Kriege seine Kulturarbeit wiederum an einer Stelle beginnen, die es wenigstens zwei Jahrhunderte früher schon einmal überschritten hatte. Aber was auch geleistet wurde, das ist politisch nur dem landesfürstlichen Territorialstaat, dem Vorläufer des heutigen Bundesstaates, zu gute gekommen, das Reich als solches hat keinen Vorteil daraus gezogen. Für Deutschlands Geschicke in der Folgezeit wäre es besser gewesen, wenn im Westfälischen Frieden der tatsächlichen Auflösung des Reichs auch die formelle gefolgt wäre, denn daß die damals geplante Errichtung einer neuen Reichsverfassung nie zu stande kommen würde, war bei dem Widerstreite der Interessen unter den Reichsständen von vorn herein klar. Die schwerfällige Verkörperung des Reiches, der fortan zu Regensburg versammelte Reichstag, der seit 1663 nicht mehr aufgelöst wurde und damit seinen alten Charakter verlor, zerfiel in drei Kurien: Kurfürsten, Fürsten und Städte. Die Reichsstände erschienen nicht mehr persönlich, sondern waren durch Gesandte vertreten, die stets erst die Instruktion ihrer Auftraggeber einholen mußten und damit unter dem Vorwande, keine Instruktion zu haben, jede unbequeme Beschlußfassung hinausschleppen konnten. Die Wirksamkeit der Reichsvertretung ist infolge davon außerordentlich gering. Was politisch geschah, das ist das Werk der Fürsten kraft ihrer Territorialmacht, die sie nach dem Westfälischen Frieden (1648) besser auszunutzen vermochten, da ihnen dieser die Freiheit, mit dem Auslande Bündnisse einzugehen, einräumte. So schlossen die rheinischen Kurfürsten und Fürsten 1658 die Rheinische Allianz mit Frankreich, das überhaupt im Zeitalter Ludwigs XIV. Deutschland durchaus beherrschte, wenn auch Ludwigs Trachten, die deutsche Kaiserkrone nach Ferdinands III. 1657 erfolgtem Tod zu erwerben, durch die Wahl Leopolds I. (1658—1705) vereitelt wurde. Die kaiserliche Macht verlor nebenher durch immer neue Zugeständnisse an die Kurfürsten, die in den Wahlkapitulationen niedergelegt wurden, immer mehr von ihrem alten Glanz, Leopold erinnerte sich seines Verhältnisses zum Reiche nur insofern, als er sich dadurch für seine Sonderinteressen, die Unterwerfung Ungarns und Erwerbung des Erbes der spanischen Habsburger, deren Erlöschen bevorstand, Vorteil versprach.

Dieses war auch das Ziel der französischen Politik unter Ludwig XIV., und in die hieraus entstehenden Verwickelungen und Kämpfe wurde ganz D. hineingezogen, obwohl es sich um rein dynastische Angelegenheiten und nicht um deutsche Interessen handelte. Der französische Eroberer wollte zunächst die burgundisch-niederländischen Provinzen Spaniens an sich bringen und unternahm zu diesem Zweck den Devolutionskrieg gegen Spanien (1667—68) und den Einfall in Holland (1672). Wie er schon 1670 das Herzogtum Lothringen für sich in Anspruch genommen hatte, so besetzte und verwüstete er auch im Kriege gegen Holland rücksichtslos deutsches Reichsgebiet, so daß das Reich 1674 den Krieg an Frankreich erklärte, das sofort Schweden zu einem Einfall in Brandenburg aufhetzte. Die kaiserlichen und Reichstruppen kämpften tapfer und nicht unglücklich; der Große Kurfürst erfocht über die Schweden den glänzenden Sieg von Fehrbellin (28. Juni 1675) und entriß ihnen ganz Pommern. Aber den Verbündeten fehlte es an Einigkeit und Opferwilligkeit, und so behielt Ludwig XIV. im Frieden von Nimwegen (1678) Lothringen, die mit Gewalt ihrer Freiheit beraubten elsässischen Reichsstädte, die Franche-Comté und einen Teil der spanischen Niederlande und tauschte gegen Philippsburg Freiburg i. Br. ein; Pommern mußte der Kurfürst von Brandenburg 1679 an Schweden zurückgeben. Dieser Erfolg ermutigte Ludwig XIV. zu den berüchtigten Réunionen und zur gewaltsamen Besetzung Straßburgs (1681), die zwar in D. einen Sturm der Entrüstung erregten, aber dennoch nicht zu entschlossener Abwehr führten, weil der Einfall eines ungeheuern türkischen Heeres, das 1683 von Ungarn aus bis Wien vordrang und dieses Bollwerk des Südostens hart belagerte, alle Kräfte in Anspruch

Register zur Karte IV: ‚Westeuropa in der Zeit der Großmachtbildung'.

Römisch-Deutsches Kaiserreich.

Aachen D1
Altranstädt E1
Ansbach (Fürstent.) E2
— (Ort) E2
Antwerpen C1
Augsburg E2
Baden (Markgfsch.) D2
Bamberg (Bistum) E1, 2
— (Ort) E2
Bärwalde E1
Basel (Bistum) D2
Bayern (Kurfstent.) E2
Bayreuth (Fürstent.) E1, 2
— (Ort) E2
Bentheim D1
Berg (Herzogtum) D1
Berlin E1
Böhmen (Königr.) EF1, 2
Bonn D1
Bozen E2
Brandenburg (Pvz.) E1
— (Ort) E1
Braunschweig E1
Bregenz E2
Breisach D2
Bremen D1
Breslau F1
Brixen E2
Brüssel C1
Cassel D1
Chotusitz F2
Darmstadt D2
Dessau E1
Dettingen D1
Donau D-G2
Dortmund D1
Draheim F1
Dresden E1
Eger E1
Eichstätt (Bistum) E2
— (Ort) E2
Elbe D-F1
Emden D1
Ems D1
Enns E2
Erfurt E1
Etsch E2
Eutin E1
Fontenoy C1
Frankfurt a M. D1
Frankfurt a. O. E1
Freiburg D2
Freising E2
Friesach E2
Fulda (Bistum) DE1
— (Ort) DE1
Füssen E2
Gadebusch E1
Glatz F1
Glogau F1
Görz (Grafschaft) E2
— (Ort) E2
Goslar E1
Gotha E1
Gradiska E2
Gran F2
Graz F2
Halle E1
Hamburg DE1
Hannover (Kurfst.) DE1
— (Ort) D1
Hennersdorf F1
Herrenhausen D1
Hessen (Landgr.) D1, 2
Hildesheim (Bistum) DE1
— (Ort) E1
Hinterpommern F1
Höchstädt E2
Hohenfriedeberg F1
Holstein (Herzogt.) DE1
Inn E2
Innsbruck E2
Jülich (Herzogtum) D1
— (Ort) D1
Kärnten (Herzogt.) E2
Kehl D2
Kesselsdorf E1
Klagenfurt E2
Kleve D1
Koblenz D1
Koburg E1
Kolberg F1
Köln (Erzbistum) D1
— (Ort) D1
Königswusterhausen E1
Konstanz D2
Kottbus E1
Krain (Herzogtum) EF2
Kurpfalz D2
Laibach E2
Landau D2
Lech E2
Leipzig E1
Liegnitz F1
Lingen D1
Linz E2
Longwy D2
Lothringen (Hzgt.) D2
Lübeck E1
Lüneburg E1
Lüttich (Bistum) CD1
— (Ort) D1
Luxemburg D2
Maas CD1, 2
Maastricht C1
Magdeburg E1
Mähren (Markgfsch.) F2
Mainz (Erzbistum) D1, 2
— (Ort) D1, 2
Marienburg C1, 2
March F2
Mark (Grafschaft) D1
Mecklenburg (Hzt.) E1
Meißen E1
Minden D1
Moldau E1, 2
Mollwitz F1
Mömpelgard (Gft.) D2
— (Ort) D2
Mons C1
Mosel D1, 2
Mühlhausen E1
München E2
Münster (Bistum) D1
— (Ort) D1
Mur EF2
Namur C1
Nassau (Fürstent.) D1
Neiße F1
Neuburg (Fürstent.) E2
— (Ort) E2
Nordhausen E1
Nürnberg E2
Nymphenburg E2
Oder EF1, 2
Oldenburg (Hzgt.) D1
— (Ort) D1
Olmütz F2
Osnabrück D1
Österreich (Erzhzt.) EF2
Österr. Niederlande CD1, 2
Ostfriesland (Fürst.) D1
Oudenaarde C1
Paderborn (Bistum) D1
— (Ort) D1
Passau (Bistum) E2
— (Ort) E2
Pfaffenhofen E2
Philippeville C1
Pilsen E2
Potsdam E1
Prag E1
Preußen (Königr.) E-G1
Ramillies C1
Rastatt D2
Regensburg (Bist.) E2
— (Ort) E2
Reichenberg F1
Rhein D1, 2
Riva E2
Rothenburg E2
Rottweil D2
Rügen E1
Saarwerden D2
Sachsen (Kurf.) EF1
Sächs. Herzogtümer E1
Salzburg (Erzbist.) E2
— (Ort) E2
Schelde C1
Schlesien (Hzt. Prß.) F1
— (Hzt. Österreich) F1, 2
Schleswig D1
Schwedt E1
Schwiebus F1
Simbach E2
Soor F1
Speyer D2
Spree E1
Stade D1
Steiermark (Hzgt.) EF2
Stettin E1
Stralsund E1
Strosow E1
Stuttgart D2
Sulzbach (Fürstent.) E2
— (Ort) E2
Tabor E2
Tirol (Grafschaft) E2
Trient (Bistum) E2
— (Ort) E2
Trier (Erzbistum) D1, 2
— (Ort) D2
Triest E2
Troppau F1
Ulm DE2
Veldes E2
Venlo D1
Verden D1
Verein. Niederlande CD1
Villach E2
Vorpommern E1
Waidhofen E2
Werra E1
Weser D1
Westfalen (Hzgt.) D2
Wetzlar D1
Wien F2
Wildeshausen D1
Wismar E1
Wohlau F1
Worms D2
Württemberg (Hzt.) D2
Würzburg (Bistum) DE1, 2
— (Ort) DE2
Zweibrücken (Fst.) D2
— (Ort) D2

Vereinigte Niederlande.

Amsterdam C1
Breda C1
Groningen D1
Haag C1
Helder C1
Nimwegen D1
Ryswyk C1
Utrecht CD1
Vlissingen C1

Schweiz.

Baden D2
Basel D2
Bern D2
Chur D2
Genf D2
Mülhausen D2
Neuenburg (Fst. zu Preußen) D2
— (Ort) D2
Schweiz (Eidgschft.) DE2
Tarasp (zu Österr.) E2

Dänemark.

Dänemark (Königr.) DE1
Helgoland D1
Holstein (Herzogt. z. Deutschen Reich) DE1
Oldensworth D1
Schleswig (Provinz) D1
— (Ort) D1

Frankreich.

Allier C2, 3
Amiens C2
Angers B2
Antibes D3
Arles C3
Arras C1
Artois C1
Aurillac C3
Auvergne C2
Avignon (Päpstl.) C3
Bar le Duc D2
Bayonne B3
Béarn B3
Belfort D2
Belle Isle B2
Berry C2
Besançon D2
Blois C2
Boulogne C1
Bourges C2
Bourgogne CD2
Brest B2
Bretagne B2
Caen B2
Calais C1
Chalon, s. Saône C2
Châlons, s. Marne C2
Champagne C2
Chartres C2
Château Dauphin D3
Dauphiné D2, 3
Dijon CD2
Dordogne BC2, 3
Doubs D2
Durance D3
Elsaß D2
Flandern C1
Foix C3
Fontainebleau C2
Franche Comté D2
Gascogne (Provinz) BC3
— (Fluß) BC3
Golfe du Lion C3
Golf von Biscaya B3
Grenoble D2
Guienne BC3
Hâvre, Le BC2
Hougue, La B2
Isle de France C2
— d'Oléron B2
— de Ré B2
LaManche (d. Kanal) B1, 2
La Marche C2
Langres D2
Languedoc C3
Lille C1
Limoges C2
Limousin C2
Loire BC2
Lyonnois C2
Maine BC2
Malplaquet C1
Marne C2
Marseille D3
Mayenne B2
Metz D2
Montauban C3
Montpensier C2
Nantes B2
Narbonne C3
Navarra u. Béarn B3
Nevers C2
Nivernois C2
Normandie BC2

Orange C3
Orléans (Provinz) . C2
— (Ort) C2
l'Orient B2
Ouessant AB2
Paris C2
Peau B3
Picardie C1, 2
Poitiers C2
Poitou BC2
Provence CD3
Reims C2
Rennes B2
Rhone CD2, 3
Rochelle, La B2
Rouen C2
Saarbrücken D3
Saint-Germain . . . C2
Saintonge BC2
Saint-Quentin . . . C2
Salm D3
Saône CD2
Seine C2
Straßburg D3
Straße von Calais . C1
Toulon D3
Toulouse C3
Touraine C2
Tours C2
Troyes C2
Valence CD3
Versailles C2

Großbritannien und Irland.

Alderney B2
Anglesia B1
Bath B1
Bedford B1
Bristol B1
Bristolkanal B1
Cambridge C1
Chester B1
Cornwallis AB1
Dover C1
England B1
Exeter B1
Gloucester B1
Großbritannien (K.) B1
Guernesey B2
Irische See AB1
Irland (Königreich) A1
Jersey B2
Lancaster B1
Leicester B1
London B1
Man (Insel) B1
Newcastle B1
Norwich C1
Portsmouth B1
Preston B1
Saint Georgskanal A1
Shrewsbury B1
Wales B1
Wight B1
Windsor B1
Worcester B1
York B1

Spanien und Portugal.

Adour B3
Alcantara A3
Alcazar B4
Alemtejo A4
Algarve A4
Almansa B4
Almeria B4
Alt-Kastilien B3
Andalusien AB4
Aragonien B3
Aranjuez B3, 4
Asturien A3
Aveyro A3
Balearen C3, 4
Barcelona C3
Baskische Provinzen B3
Beira A3
Beja A4
Braga A3
Braganza A3
Brihuega B3
Burgos B3
Cabrera (Insel) . . C4
Cadiz A4
Cardona C3
Carolina B4
Ciudad-Rodrigo . . A3
Coimbra A3
Córdoba B4
Coruña, La A3
Duero (Douro) . . . AB3
Ebro BC3
EntroDueroeMinho (Provinz) A3
Escorial B3
Estremadura A4
Formentera (Insel) C4
Galicien A3
Gerona C3
Gibraltar (zu Gr. Brit.) A4
Granada (Provinz). B4
— (Ort) B4
Guadalquivir AB4
Iviza (Insel) C4
Jativa B4
Jeres A4
Jucar B4
Katalonien C3
Lagos A4
Léon (Provinz) . . . A3
— (Ort) A3
Lerida C3
Lissabon A4
Madrid B3
Mafra A4
Malaga B4
Mallorca C4
Menorca (z. Gr.Brit.) C3, 4
Mertola A4
Minho A3
Miranda A3
Murcia (Provinz) . . B4
— (Ort) B4
Navarra B3
Neukastilien B3, 4
Olivenza A4
Oporto A3
Oviedo A3
Pamplona B3
Pardo, el- B3
Paro A4
Passaro, Kap . . . F4
Pityusen C4
Pontevedro A3
Rosas C3
Roussillon C3
S. Ildefonso B3
Setubal A4
Sevilla A4
Straße von Gibraltar AB4
Tajo (Tejo) AB3, 4
Toledo B4
Trafalgar, Kap . . . A4
Tarragona C3
Tras os Montes (Pvz.) A3
Valencia (Provinz). B3, 4
— (Ort) B4
Valladolid B3
Vigo A3
Villaviciosa B3
Zaragoza B3

Italienische Staaten.

Adda D2
Adriatisches Meer . EF3
Ajaccio D3
Ancona E3
Aosta D2
Arno E3
Bari F3
Bastia D3
Benevento E3
Bologna E3
Brindisi F3
Cagliari D4
Carrara E3
Casale D2
Catania F4
Cattaro (zu Venedig) F3
Chambéry D2
Chieti E3
Chivasso D2
Como D2
Cosenza F4
Crema (zu Venedig) D2
Cremona DE2
Dalmatien (zu Venedig) EF3
Elba E3
Fermo E3
Florenz E3
Foggia F3
Gaeta E3
Gardasee E2
Genua (Republik) . D3
— (Ort) D3
Girgenti E4
Golf von Genua . . D3
Guastalla E3
Kirchenstaat E3
Korsika (zu Genua) D3
Ligurisches Meer . D3
Liparische Inseln . E4
Lucca (Republik) . E3
— (Ort) E3
Mailand/Herzogtum zu Österreich) D2
— (Ort) D2
Manfredonia F3
Mantua (Herzogtum zu Österreich) E2
— (Ort) E2
Messina F4
Modena (Herzogt.) . E3
— (Ort) E3
Monaco D3
Neapel (Kgr. beider Sizilien) EF3, 4
Neapel E3
Nizza D3
Novara D2
Oneglia D3
Orbitello E3
Otranto F3
Palermo E4
Parma (Herzogtum) DE2, 3
— (Ort) DE3
Perugia E3
Piacenza D2
Piemont D3
Piombino E3
Pisa E3
Pizzo F4
Po DE2, 3
Policastro F3
Pontecorvo E3
Pontremoli E3
Ragusa (Republik) . F3
— (Ort) F3
Ravenna E3
Reggio F4
Reno E3
Rom E3
Salerno E3
San Marino E3
San Severina F4
Sardinien (Königr.) D2-4
Sassari D3
Savona D3
Savoyen (Herzogt.) D2
Siena E3
Siracusa F4
Sizilien (Königreich) EF4
Stato degli Presidii E3
Tarent F3
Tiber E3
Toskana (Großherzogtum) E3
Turin D2, 3
Tyrrhenisches Meer E3, 4
Udine E2
Venedig (Republik) DE2
— (Ort) E2
Verona E2
Viterbo E3
Volturno E3
Zara F3

Königreich Ungarn.

Agram F2
Banat G2
Belgrad G3
Drau EF2
Eperies G2
Erlau G2
Fiume E2
Fünfkirchen F2
Gran F2
Kaschau G2
Körös G2
Kroatien F2, 3
Kulpa F2
Maros G2
Mohács F2
Neuhäusel F2
Ofen F2
Pest F2
Peterwardein F2
Platten-See F2
Preßburg F2
Raab F2
Sankt Gotthardt . . F2
Save EF2, 3
Schabatz F3
Slankamen FG2
Slavonien FG2, 3
Stuhlweißenburg . . F2
Szegedin G2
Szigetvar F2
Theiß FG2
Trentschin F2
Ungarn (Königr.) . FG2
Waag F2
Waitzen F2
Zengg E2
Zenta F2

Königreich Polen.

Allenstein G1
Bromberg F1
Bug G1
Czenstochau F1
Danzig F1
Fraustadt F1
Gnesen F1
Großpolen FG1
Kalisch F1
Kleinpolen FG1, 2
Klissow G1
Krakau F1
Lissa F1
Lyck (zu Preußen) G1
Narew G1
Netze F1
Neumarkt FG1
Oliva F1
Pilitza G1
Plozk F1
Polen (Königreich) FG1, 2
Pultusk G1
Sandomierz G1
Posen F1
Thorn F1
Warschau G1
Warthe (Warta) . . EF1
Weichsel FG1
Westpreußen F1

Osmanisches Reich.

Bihatsch F3
Bosna F3
Bosnien F3
Durazzo F3
Jaitze F3
Herzegowina F3
Mostar F3
Novi F2
Osmanisches Reich FG3
Ostrowitza F3
Serajevo F3
Skutari F3

WESTEUROPA
in der Zeit der
Großmachtbildung.
(Erste Hälfte d. XVIII. Jahrh.)
1:10 000 000 0 100 200 Kilom.
Als Zeitpunkt für die polit. Gestaltung sind die Jahre 1713-1720 (Friede v. Utrecht, Rastatt, Baden u. Haag) angenommen.
Habsburgische Lande
Geistliche "
Reichsstädtisches Gebiet
Grenze d. Deutschen Reiches
Kleinere Gebiete sind weiß gelassen.
Abkürzungen:
B. Bistum, EZB. Erzbistum, F. Fürstentum, KGR. Königreich, HZ. Herzogtum, GFT. Grafschaft, MGFT. Markgrafschaft, LGFT. Landgrafschaft
Die nicht eingeschriebenen Staaten tragen die Namen ihrer unterstrichenen Hauptorte.
Meridian 0 v. Greenwich
KGR. GROSS-BRITANNIEN
Kgr. Irland
Irische S.
England
Wales
Cornwallis
LONDON
Dublin
Newcastle
York
Lancaster
Preston
Chester
Shrewsbury
Leicester
Norwich
Worcester
Bedford
Cambridge
Gloucester
Bristol
Bath
Windsor
Dover
Portsmouth
Exeter
Wight
St. Georgs Kan.
Bristol-Kan.
DER KANAL (LA MANCHE)
Str. v. Calais
NORD
ATLANTISCHER OZEAN
Golf v. Biscaya
KÖNIGR. FRANKREICH
PARIS
Normandie
Bretagne
Maine
Anjou
Poitou
Isle de France
Picardie
Artois
Orléans
Berry
Nivernois
Touraine
La Marche
Limousin
Saintonge
Auvergne
Guienne und Gascogne
Languedoc
Roussillon
Rouen
Caen
Le Havre
La Hougue
Amiens
Calais
Boulogne
Lille
Brest
Rennes
l'Orient
Nantes
Angers
Tours
Blois
Chartres
Versailles
St. Germain
Fontainebleau
Bourges
Nevers
Poitiers
La Rochelle
Limoges
Bordeaux
Aurillac
Montauban
Toulouse
Narbonne
Foix
Bayonne
Pau
Ouessant
Belle Isle
I. de Ré
I. d'Oléron
Alderney
Guernesey
Jersey
Vlissingen
Amsterdam
ÖSTERR.
Flandern
Oudenaarde
KÖNIGR. SPANIEN
KGR. PORTUGAL
Galicien
Asturien
León
Alt-Kastilien
Neu-Kastilien
Estremadura
Andalusien
Granada
Murcia
Valencia
Aragonien
Katalonien
Navarra
Bask. Provzen
La Coruña
Oviedo
Pontevedra
Vigo
Braga
Oporto
Braganza
Tras os Montes
Entre Duero e Minho
Beira
Aveiro
Coimbra
Ciudad Rodrigo
Valladolid
Burgos
Pamplona
Zaragoza
Lérida
Cardona
Gerona
Rosas
Barcelona
Tarragona
Tortosa
Madrid
Escorial
El Pardo
S. Ildefonso
Brihuega
Villaviciosa
Aranjuez
Toledo
Alcántara
Badajoz
Olivenza
Lissabon
Setúbal
Mafra
Alemtejo
Beja
Mertola
Algarve
Lagos
Faro
Sevilla
Córdoba
Carolina
Jerez
Cadiz
Malaga
Granada
Almeria
Cartagena
Murcia
Alicante
Jativa
Almansa
Valencia
Balearen
Palma
Mallorca
I. Cabrera
Pityusen
Iviza
I. Formentera
Gibraltar (brit. seit 1704)
Str. v. Gibraltar
K. Trafalgar
Algier
MITTEL
Duero
Ebro
Tajo
Guadiana
Guadalquivir
Júcar
Loire
Seine
Dordogne
Garonne
Lot
Adour
Minho
Douro

Zum Artikel ‚Deutschland.'

stitut in Leipzig.

nahm. Durch den Sieg am Kahlenberg (12. Sept. 1683) wurde Wien befreit, und durch die glänzenden Erfolge, welche die kaiserlichen u. Reichstruppen unter Karl von Lothringen, Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen über die Türken davontrugen, Ungarn mit seinen Nebenlanden 1699 endgültig dem Kaiser als Erbreich unterworfen. Weniger glücklich waren die deutschen Waffen im Westen. Nachdem das Reich im Regensburger Waffenstillstand 1684 Ludwig XIV. den Besitz der Réunionen für 20 Jahre zugestanden hatte, erhob dieser 1685 nach dem Aussterben der kurpfälzischen Linie der Wittelsbacher für seine Schwägerin Elisabeth Charlotte Ansprüche auf die Allodialgüter des pfälzischen Hauses, und obwohl sich 1686 der Kaiser, die angesehensten deutschen Fürsten, Spanien, die Niederlande und Schweden gegen ihn verbündeten, erklärte er dem Reich 1688 den Krieg, wofür er die Nichtanerkennung seiner Kreatur, des Grafen Wilhelm von Fürstenberg, als Erzbischof von Köln von seiten des Papstes und des Reiches zum Anlaß nahm. Er begann denselben, um die Pfalz für seine Feinde als Operationsgebiet unbrauchbar zu machen, mit ihrer vollständigen Verwüstung: Mannheim, Heidelberg mit seinem Schloß, Worms und Speyer mit ihren Domen wurden zerstört. Obwohl in dem folgenden achtjährigen Kampfe die Verbündeten tapfer kämpften und die deutschen Truppen den Boden des Reiches schützten, so vermochten sie dennoch keine entscheidenden Erfolge zu erringen; im Frieden von Ryswyk (1697) gab Frankreich nur einige Réunionen sowie Lothringen heraus, behielt aber das Elsaß mit Straßburg und Saarlouis und setzte durch, daß der in der Pfalz seit 1688 mit Gewalt hergestellte Katholizismus in 1922 Ortschaften herrschend blieb.

Wegen der spanischen Erbfolgefrage entspann sich wenige Jahre später der sogen. Spanische Erbfolgekrieg (s. d.). Ganz D. wurde dadurch in Mitleidenschaft gezogen, da der Kaiser die Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg, Hannover, Pfalz und andre Fürsten durch besondere Bündnisse an sich kettete, während Ludwig XIV. die beiden wittelsbachischen Kurfürsten von Bayern und Köln für sich gewann. Frankreich spielte den Krieg sogleich auf Reichsgebiet, und das Reich mußte im September 1701 den Krieg erklären. Anfangs schien ganz Süddeutschland den verbündeten Franzosen und Bayern in die Hände fallen zu sollen, jedoch der Sieg des Prinzen Eugen und Marlboroughs bei Höchstädt (13. Aug. 1704) trieb die Franzosen über den Rhein zurück und brachte Bayern in die Gewalt der Kaiserlichen. Der Krieg wurde fortan außerhalb des Reiches in den Niederlanden und in Italien geführt, aber mit dem steigenden Kriegsglück offenbarte sich immer klarer Österreichs rein dynastische Politik. Leopolds I. Nachfolger, Joseph I. (1705—11), erklärte die beiden wittelsbachischen Kurfürsten, nur auf die Zustimmung der Kurfürsten gestützt, in die Reichsacht und unterwarf Bayern nach blutiger Erstickung eines Bauernaufstandes seiner Herrschaft. Als schließlich Ludwig XIV., durch seine Mißerfolge gedemütigt, 1709 zum Verzicht auf Spanien bereit war und auch alle Eroberungen in Elsaß und Lothringen an das Reich zurückgeben wollte, lehnte Joseph dies Anerbieten ab und forderte von Ludwig die Vertreibung seines eignen Enkels vom spanischen Thron, worauf dieser den Krieg fortsetzte. Auch Karl VI. (1711—40), Josephs Bruder, beharrte bei dem Anspruch auf die ganze spanische Erbschaft, drängte aber dadurch die Seemächte von seiner Sache ab, so daß sie sich 1713 im Frieden von Utrecht mit Frankreich vertrugen. Der Kaiser setzte den Kampf gegen Ludwig XIV. und seinen Enkel fort, aber mit so wenig Erfolg, daß er selbst 6. März 1714 in Rastatt, das Reich 7. Sept. 1714 in Baden (Schweiz) mit Frankreich Frieden schloß. Österreich erwarb aus der spanischen Erbschaft die italienischen Besitzungen (Mailand, Neapel und Sizilien) und die Niederlande, während das Reich außer dem Elsaß nun auch Landau endgültig abtreten und die Ryswyker Klausel über die Religionsverhältnisse der Pfalz, aus der zahlreiche Protestanten nach Amerika auswanderten, von neuem bestätigen mußte; die Kurfürsten von Bayern und von Köln wurden restituiert. Im wesentlichen hatte trotz der deutschen Waffenerfolge die französische Diplomatie gesiegt.

Dagegen zogen mehrere deutsche Fürstenhäuser aus den politischen Verwickelungen der letzten Jahrzehnte Vorteile, wenigstens an äußern Ehren. Herzog Ernst August von Hannover erlangte 1692 für die Stellung beträchtlicher Hilfstruppen im Türken- und im Franzosenkrieg die neunte Kurwürde, die allerdings von den übrigen Kurfürsten und vom Reich erst 1705 anerkannt wurde. Immerhin machte sie den fortwährenden Teilungen ein Ende, die das Welfenhaus an Erwerbung größern Einflusses im Reich immer wieder gehindert hatten, und 1714 bestieg dies neue Kurhaus Hannover den britischen Thron, mit dem seine deutschen Lande fortan durch Personalunion verbunden waren. 1697 wurde Kurfürst Friedrich August von Sachsen durch seinen Übertritt zum Katholizismus und durch großartige Bestechungen zum König von Polen gewählt. Die Führerschaft der evangelischen Reichsstände übernahm nun Brandenburg, dessen Kurfürst Friedrich III. ebenfalls 1700 durch eifrige Unterstützung der kaiserlichen Politik eine Rangerhöhung erreichte: am 18. Jan. 1701 krönte er sich selbst zum König seines souveränen Landes Preußen. Indes wurde damit der Schwerpunkt der hohenzollerischen Macht nicht in das Ausland verlegt, wie es bei den beiden andern Rangerhöhungen zum Unsegen Deutschlands geschah, vielmehr ein wesentlich die andern an Macht überragendes rein deutsches Territorium auch äußerlich als solches gekennzeichnet. Namentlich die polnische Königskrone gereichte Sachsen und auch D. zum größten Unheil, indem sie D. in den Nordischen Krieg (1700—1721) verwickelte. Die Teilnahme Augusts II. an dem Angriff auf Schweden hatte zur Folge, daß Karl XII. ihn in Polen stürzte und bis in das Innere des Reiches verfolgte, wo er ihn 1706 zum Frieden von Altranstädt zwang. Allerdings untergrub der Schwedenkönig selbst die Großmachtstellung, die Schweden im Dreißigjährigen Krieg errungen hatte: Bremen und Verden gingen 1721 an Hannover, Vorpommern bis zur Peene mit Stettin und den Odermündungen an Preußen verloren. Die Herrschaft am Baltischen Meere ging an das für D. gefährlichere Rußland über. Die Verbindung bedeutender deutscher Fürstentümer mit fremden Königreichen und die Bildung wirklicher Staaten in D., wie König Friedrich Wilhelm I. von Preußen einen schuf, beförderten ihre völlige Loslösung aus dem Rahmen des Deutschen Reiches und den Verfall des Reiches. Kaiser Karl VI. trieb nur dynastische Politik und hatte einzig und allein die Sicherung der Erbfolge in den habsburgischen Landen für seine älteste Tochter, Maria Theresia, im Auge. Nachdem er die Stände seiner Lande zur Anerkennung der neuen Thronfolgeordnung, der Pragmatischen Sanktion von 1723, bewogen, gewann er auch die deutschen Reichsfürsten

und die europäischen Mächte dafür. Nur Bayern weigerte sich, auf seine Erbansprüche zu verzichten, die teils auf alten Verträgen, teils auf der Vermählung des Kurfürsten Karl Albert mit Josephs I. Tochter beruhten. Das in ähnlicher Lage befindliche Sachsen ließ sich zur Anerkennung herbei, als der Kaiser die Bewerbung des Kurfürsten Friedrich August III. um den polnischen Königsthron gegen den von Frankreich begünstigten Stanislaus Leszczynski unterstützte. Der hieraus entstehende Polnische Erbfolgekrieg (1733—38; s. d.) erweiterte sich zu einem österreichisch-französischen Krieg und ward vorzugsweise in Italien und am Rhein geführt, wodurch auch das Reich in denselben verwickelt wurde. Auf Deutschlands Kosten ward auch 1738 der Wiener Friede geschlossen: gegen die Anerkennung Augusts III. als polnischen König und der Pragmatischen Sanktion von seiten Frankreichs wurde Lothringen an Stanislaus abgetreten, nach dessen Tode (1766) es Frankreich zufallen sollte.

Unterdessen hatte sich das Volk wirtschaftlich trotz der zahlreichen Kriege erholt, und in allen Territorien waren Ansätze zu modern-staatlichen Bildungen mit geordneter Verwaltung zu beobachten. Ein wohlgeordnetes Staatswesen bildete sich zuerst in Preußen, wo der König Friedrich Wilhelm I. unter spartanischem Regiment eine vorzügliche Verwaltung einführte, die Finanzen trefflich ordnete, den Geist religiöser Duldung dem Staat einimpfte und ihn durch ein tüchtiges Heer auf eigne Füße stellte. In den meisten andern deutschen Territorien tritt um diese Zeit erst der Kampf gegen die Landstände und ihre Privilegien, die Grundbedingung für einen wahrhaft monarchischen Staat, in die Erscheinung. Brandenburg-Preußen hatte ihn schon im 17. Jahrh. ausgekämpft. Die Äußerlichkeiten des absoluten Königtums, wie es Ludwig XIV. verkörperte, wurden auch an deutschen Höfen sklavisch nachgeahmt. August der Starke von Polen-Sachsen, der erste König von Preußen, die Kurfürsten von Hannover, aber auch die kleinern Fürsten, wie die Herzöge von Württemberg und die Landgrafen von Hessen lebten durchaus französisch und entwickelten einen übermäßigen Luxus, der die Kraft des Volkes verzehrte, allerdings auch zur Einführung und Pflege der Manufakturen (Porzellan!) führte. Die Prachtliebe und Eitelkeit der Fürsten veranlaßte bei Bau und Ausschmückung von Schlössern, Theatern und Galerien Entfaltung künstlerischen Sinnes, und an Universitäten und Akademien lehrten Männer wie Leibniz, Thomasius, Wolf. Äußerte sich der fürstliche Despotismus auch mitunter noch in empörender Intoleranz gegen Andersgläubige, wie bei der Vertreibung der protestantischen Salzburger (1732), so huldigten doch schon viele Fürsten der religiösen Aufklärung. Das mildere, werktätige, gefühlsinnige Christentum der sogen. Pietisten gewann die Oberhand über lutherische und calvinistische Orthodoxie. Auch der Wohlstand hob sich, und in dem nach dem großen Krieg aus verschiedensten Elementen sich bildenden neuen Bürgertum, das mit dem des 16. Jahrh. nur den Namen gemeinsam hat, entstand der Träger einer neuen Kultur, die auf dem Felde der Dichtung und Philosophie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. ihre schönsten Früchte zeitigte, aber auch redlich bemüht war, allen Gliedern der Nation die Segnungen geistiger Bildung zugänglich zu machen.

Nur die politische Gestaltung des Reiches ward nicht verbessert, vielmehr machte der Verfall der Reichsinstitutionen noch Fortschritte. 1681 hatte sich zwar der Reichstag zu einer Revision der seit 1521 bestehenden Reichskriegsverfassung ermannt und beschlossen, daß jeder der zehn Reichskreise, auch Österreich und Burgund, ein festes Kontingent zum Reichsheer, das auf eine Stärke von 40,000 Mann normiert war, stellen solle. Bei einer etwaigen Erhöhung dieser Norm auf die doppelte oder dreifache Truppenzahl sollten die Kontingente entsprechend vermehrt und die Kosten dieses Reichsheeres aus einer Reichskriegskasse bestritten werden. Aber diese Teilung des Reichsheeres in Kreiskontingente hinderte schleunige und vollzählige Aufstellung derselben. In Fällen der Not pflegten die bedrohten Stände durch besondere Bündnisse, sogen. Assoziationen, ihre Streitkräfte zu ihrem Schutze zu vereinigen. Die größern Reichsfürsten stellten ihre Truppen überhaupt nicht zu den Kreiskontingenten, weil sie dann, wie z. B. die brandenburgischen, auf mehrere Kontingente verteilt worden wären, sondern stellten sie dem Kaiser oder seinen Verbündeten als Hilfstruppen, und erhielten dafür unter Umständen noch besondere Subsidien. Die Kreisheere, meist aus einem bunten Gemisch kleiner Kontingente bestehend, waren militärisch von geringem Werte. Das Reichskammergericht, welches von Speyer nach Einäscherung der Stadt 1693 nach Wetzlar verlegt worden war, genoß kein Ansehen und war wegen der übermäßigen Verschleppung der Prozesse berüchtigt. Der kaiserliche Reichshofrat in Wien, der mit dem Kammergericht als oberster Gerichtshof konkurrierte, stand im Rufe der Bestechlichkeit und Parteilichkeit. Eine Besserung der Dinge war um so weniger möglich, als die ständige Wahlkapitulation, die 1711 bei der Wahl Karls VI. durchgesetzt worden war, jede Reform der Reichsverfassung, aber nicht ihren Verfall hinderte.

Die völlige Ohnmacht des Reiches trat deutlich zutage, als bei der Thronbesteigung Maria Theresias in Österreich 1740 der Kampf zwischen ihr und Friedrich II. von Preußen (Schlesische Kriege, s. d.) und gleichzeitig der Österreichische Erbfolgekrieg (s. d.) ausbrachen. D. spaltete sich wieder in zwei Parteien, und auswärtige Staaten mischten sich in seine Angelegenheiten und fochten ihre Machtfragen auf deutschem Boden aus. Auf Frankreichs Antrieb wurde dessen Schützling, der Kurfürst von Bayern, als Karl VII. Albrecht (1742—45) zum Kaiser gewählt, konnte aber nicht einmal sein Erbland, aus dem ihn die Österreicher vertrieben hatten, wiedererobern und starb in der Fremde. Nun ward Maria Theresias Gemahl, Franz Stephan von Lothringen, zum Kaiser gewählt, und mit ihm, Franz I. Stephan (1745 bis 1765), bestieg das Haus Habsburg-Lothringen den Thron; Österreich behauptete mit der Kaiserkrone seine herrschende Stellung im Reich. Aber der gefürchtete Rivale Österreichs begann jetzt der junge brandenburg-preußische Staat zu werden; es kam zum Entscheidungskampf, dem Siebenjährigen Kriege (1656—63; s. d.), in dessen Verlauf Friedrich II. mit der Reichsacht belegt wurde. Aber das Volk, namentlich der protestantische Teil desselben, stand mit seinen Sympathien auf preußischer Seite, und die offene Verhöhnung, die Friedrich II. der Achtserklärung entgegensetzte, fand allgemeinen Beifall. Die schmähliche Niederlage der Reichsarmee bei Roßbach (5. Nov. 1757) rief nur Spott über das klägliche Heerwesen des Reiches hervor; ja an den Heldentaten des Preußenkönigs und seiner Soldaten richtete sich das deutsche Volk auf und gewann Nationalstolz und Selbstbewußtsein wieder. Auch nach dem Krieg, als in längerer Frie-

Register zur Karte V: ‚Deutschland um das Jahr 1813'.

(Die zwischen Klammern stehenden Buchstaben [SA] bezeichnen die *Abkürzungen auf der Karte.*)

I. Rheinbund. G-L 1-5

1. Königreiche:

Bayern HIK3,4,5
Departements:
Iller HI4, 5
Inn I5
Isar IK4, 5
Main IK3, 4
Oberdonau I4
Regen IK4
Rezat I4
Salzach K4, 5
Unterdonau K4
Sachsen (SA) IKL3
Westfalen (WE) HI2, 3
Departements:
Aller HI2
Elbe I2
Fulda H3
Harz HI3
Ocker HI2, 3
Saale I3
Werra H3
Wirtemberg H4, 5

2. Großherzogtümer:

Baden GH4, 5
Berg GH3
Departements:
Rhein G3
Ruhr GH3
Sieg GH3
Frankfurt (FR) H3, 4
Hessen (HE) GH3, 4
Würzburg HI3,4

3. Herzogtümer:

Anhalt IK2, 3
Mecklenburg-Schwerin . . . IK1, 2
— Strelitz K2
Nassau GH3
Sächsische Herzogtümer . . . IK3

4. Fürstentümer:

Hohenzollern (HO) H4, 5
Isenburg H3, 4
v. d. Leyen (L) G4
Liechtenstein (LI) H5
Lippe-Detmold (LP) H2, 3
Reuß (R) IK3
Schaumburg-Lippe H2
Schwarzburg (SB) I3
Waldeck (W) H3

II. Kaisert. Österreich: K-Q 2-6

Kronländer:
Böhmen KL3, 4
Galizien NOP3, 4
Kärnten L5
Kroatien LM5, 6
Mähren LM4
Österreich KLM4, 5
Schlesien MN3, 4
Slawonien MN6
Steiermark L5
Ungarn . . . . . M-Q 4-6

III. Königr. Preußen: I–P 1–3

Provinzen:
Brandenburg I–L2
Pommern K–M1, 2
Preußen M-O1-2
Schlesien LM3

IV. Republik Danzig . . N1

V. Herzogtum Warschau L–P1–3

VI. Helvet. Republik . . GH5

VII. Franz. Kaiserreich A-N 2-8

1. Fürstentümer:

Erfurt (E) I3
Neufchâtel F5

2. Grafschaft Katzenellnbogen (K) G3

3. Illyr. Departements: K-N 5-7
Carinthie (1811) K5
Carniole (1811) KL5, 6
Croatie civile (1811) L6
— militaire (1811) LM6
Dalmatie (1811) LM6, 7
Istrie (1811) K5, 6

4. Franz. Departements:

Ain F5, 6
Aisne E4
Allier E5
Alpes maritimes (1792) G6, 7
Apennins (1805) H6
Ardèche F6
Ardennes F3,4
Ariège D7
Arno (1808) I6, 7
Aube EF4
Aude DE7
Aveyron E6, 7
Bas Rhin GH4
Basses Alpes FG6, 7
— Pyrénées C7
Bouches de l'Escaut (1810) . EF3
— de l'Elbe (1810) HI2
— de Meuse (1810) F2, 3
— du Rhin (1810) F3
— du Rhône F7
— du Weser (1810) H2
— de l'Yssel (1810) FG2
Calvados C4
Cantal E6
Charente CD6
— inférieure C5, 6
Cher E5
Corrèze DE6
Corse H7, 8
Côte d'Or E5
Côtes du Nord B4
Creuse DE5, 6
Deux Nèthes (1795) F3
— Sèvres C5
Doire (1802) G6
Dordogne D6
Doubs FG5
Drôme F6
Dyle (1795) F3
Ems occidental (1810) G2
— oriental (1810) G2
— supérieur (1810) GH2
Escaut (1795) EF3
Eure D4
Eure et Loir D4
Finisterre AB4, 5
Forêts (1795) FG3, 4
Frise (1810) FG2
Gard EF6, 7
Gênes (1805) H6
Gers CD7
Gironde C6
Haute Garonne D7
— Loire EF6
— Marne F4, 5
Hautes Alpes FG6
Haute Saône FG5
Hautes Pyrénées CD7
Haut Rhin G4, 5
Haut Vienne D5, 6
Hérault E7
Ille et Villaine BC4, 5
Indre D5
— et Loir D5
Isère FG6
Jemappes (1795) EF3
Jura F5
Landes C6, 7
Léman (1792) FG5, 6
Lippe G2, 3
Loire (1810) EF5, 6
— inférieure BC5
Loiret DE4, 5
Loir et Cher D5
Lot D6
Lot et Garonne CD6
Lozère E6
Lys (1795) E3
Maine et Loire C5
Manche C4
Marengo (1802) GH6
Marne EF4
Mayenne C4, 5
Méditerrannée (1808) I7
Meurthe FG4
Meuse F4
— inférieure (1795) F3
Montblanc (1792) FG6
Montenotte (1805) GH6, 7
Mont Tonnerre (1798) GH4
Morbihan B4, 5
Moselle FG4
Nièvre E5
Nord E3
Oise DE4
Ombrone (1808) I7
Orne CD4
Ourthe (1795) FG3
Pas de Calais DE3
Pô (1802) G6
Puy de Dôme E5, 6
Pyrénées orientales E7
Rhin et Moselle (1798) G3, 4
Rhône F5, 6
Roer (1798) G3
Rome (1810) IK7, 8
Sambre et Meuse (1795) . . . F3
Saône et Loire F5
Sarre (1798) G3, 4
Sarthe CD4, 5
Seine (S) E4
— et Marne E4
— et Oise DE4
— inférieure D4
Sesia (1802) GH6
Simplon (1810) GH5, 6
Somme DE3, 4
Sture (1802) G6
Tarn DE7
Tarn et Garonne D6, 7
Taro (1805) HI6
Trasimène (1810) K7
Var FG7
Vaucluse F6, 7
Vendée C5
Vienne CD5
Vosges FG4
Yonne E4, 5
Yssel supérieur (1810) FG2, 3
Zuiderzee (1810) F2

VIII. Königreich Italien: H-K 5-7

Departements:
Adda HI5
Adige I6
Adriatique K6
Agogna H5, 6
Bacchiglione I6
Bas Pô IK6
Brenta I6
Crostolo I6
Haut Adige I5, 6
— Pô HI6
Lario H5, 6
Mella HI6
Metauro K7
Mincio I6
Musone K7
Olona H6
Panaro I6
Passariano K5, 6
Piave IK5, 6
Reno I6
Rubicone IK6, 7
Serio HI5, 6
Tagliamento K5, 6
Tronto K7

IX. Fürstentum Lucca . H6, 7

X. Republik San Marino und Piombino (LU) . . . K6, 7

MITTELEUROPA
beim Beginn der Freiheitskriege
im Jahre 1813.
Maßstab 1:8000000
NORD SEE
KGR. ENGLAND
LONDON
Kanal (La Manche)
FRANZÖSISCHES KAISERTUM
PARIS
LYON
KGR. SPANIEN
MITTELLÄNDISCHES
Golfe du Lion
Mb. von Biscaya
HELVETISCHE RE
Amsterdam
Rotterdam
Brüssel
Manchester
Liverpool
Bordeaux
Marseille
Nantes
Barcelona

Zum Artikel „Deutschland".

stitut in Leipzig.

denszeit die Wunden des Krieges heilen konnten, wirkte das Beispiel Preußens und seiner Regierung durch Friedrich II. anregend und spornte zur Nacheiferung an. Baden, Bayern, die thüringischen Staaten, Anhalt, auch geistliche Fürsten, wie Kurköln und Kurmainz, besonders aber Maria Theresia selbst, bemühten sich, durch eine sorgsamere Verwaltung, gerechtere Verteilung der Steuern und Lasten, geregelte Finanzen, Reorganisation des Heerwesens, aufgeklärte Gesetzgebung die Lage ihrer Untertanen zu verbessern, ihren Wohlstand und ihre geistige Entwickelung zu fördern.

Preußen hatte durch den Siebenjährigen Krieg den Rang einer europäischen Großmacht erreicht und stand Österreich fast ebenbürtig zur Seite. Für Europa entstand dadurch eine ganz neue Lage, da jetzt neben den Habsburgern und Bourbonen noch die Hohenzollern als dritte mit Machtansprüchen erschienen. Österreich und Preußen waren beide, z. T. auf außerhalb des Reiches wurzelnde Macht gestützt, längst mehr als Territorien im Reich oder Reichsstände wie die andern Duodezfürstentümer; das Reich fristete nur seinen Bestand durch die unter ihnen bestehende Eifersucht. Franz' I. Sohn und Nachfolger Joseph II. (1765—90) suchte den österreichischen Einfluß durch Vergrößerung seines deutschen Gebiets zu vermehren und dadurch auch den Verlust Schlesiens zu ersetzen. Er leitete zu diesem Zweck mit dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, der nach dem Erlöschen der bayrischen Wittelsbacher (1777) auch das Kurfürstentum Bayern geerbt hatte, Verhandlungen über die Abtretung dieses Landes ein. Jedoch Friedrich II. duldete dies nicht; als Verteidiger der Reichsverfassung nahm er sich der Rechte des mutmaßlichen Nachfolgers Karl Theodors, des Herzogs Karl von Pfalz-Zweibrücken, an und protestierte gegen die österreichischen Vergrößerungspläne. Joseph II. gab sich nicht zufrieden, aber der Bayrische Erbfolgekrieg (1778—79; s. d.) wurde nur lässig geführt, und Österreich erhielt schließlich von Bayern nur das Innviertel, während Preußen sich den Zufall der fränkischen Fürstentümer sicherte. Als Joseph II. durch den Tod seiner Mutter Maria Theresia (1780) unbeschränkter Herr seiner Erblande geworden war, verschaffte er seinem jüngsten Bruder, Maximilian, die Stifter Köln und Münster, kettete die Reichsgrafen und Reichsritter enger an den Wiener Hof und suchte systematisch einerseits den kaiserlichen Einfluß wieder zu erhöhen und anderseits durch Tauschgeschäfte seine Erblande abzurunden. Aber die Reichsfürsten, die ihre Selbständigkeit durch Josephs Politik ernstlich bedroht sahen, wie Hannover, Sachsen, Braunschweig, Baden, Mecklenburg, Anhalt, die thüringischen Staaten, Hessen-Kassel, Pfalz-Zweibrücken, Ansbach, Kurmainz, Würzburg, traten zum Schutz der Reichsverfassung zum sogen. Fürstenbund (1785) zusammen, an dessen Spitze sich Friedrich II. stellte. Joseph mußte auf seine Pläne verzichten. Die Emser Punktation, zu der sich die vier deutschen Erzbischöfe 1786 gegen die päpstliche Einmischung in die kirchlichen Dinge in D. vereinigten, schien gleichzeitig einen wesentlichen Fortschritt auf dem Wege zur nationalen Selbständigkeit zu bedeuten. Indes die Hoffnung, daß aus dem Fürstenbund eine förmliche Union der deutschen Stände unter Preußens Führung mit dauernden politischen, gerichtlichen und militärischen Institutionen erwachsen werde, erfüllten sich nicht, zumeist weil Friedrichs II. Nachfolger, König Friedrich Wilhelm II. (1786—97), die Unionspolitik fallen ließ und den Krieg, den Joseph II. und Katharina II. von Rußland gegen die Türkei führten, benutzen wollte, um sich neben territorialen Erwerbungen die Rolle eines Schiedsrichters in Europa zu verschaffen. Dieser Plan scheiterte an der Klugheit von Josephs II. Bruder und Nachfolger, Kaiser Leopold II. (1790—92), der die durch Josephs übereilte Reformen hervorgerufenen Unruhen in Österreich beschwichtigte und Preußens Vermittelung für den Frieden mit der Türkei annahm. Vorübergehend kam es sogar zu einer Annäherung zwischen Österreich und Preußen, die zu einem Bündnis gegen das revolutionäre Frankreich führte, aber die natürliche Gegnerschaft beider war noch dreiviertel Jahrhundert für die Geschicke Deutschlands maßgebend.

Die Zeit der Revolution und der Napoleonischen Kriege.

(Hierzu die »Geschichtskarte von Deutschland V«.)

Der Ausbruch der französischen Revolution (1789) und die ersten Ereignisse derselben wurden in D. von der großen Menge des Volks und seinen geistigen Führern begrüßt. Man hegte die Hoffnung, daß der Umsturz des Feudalsystems und die Begründung eines neuen, auf Freiheit und Vernunft beruhenden Staatswesens in Frankreich auch in D. eine politische Reform zur Folge haben würde. Man hoffte auf Beseitigung der Reste des Mittelalters und Vernichtung der monströsen Staatsgebilde, wie sie sich in den geistlichen, den reichsgräflichen und reichsritterschaftlichen Herrschaften erhalten hatten, nicht minder auf die Aufhebung aller halbstaatlichen Gewalten und Schaffung einer einheitlichen Masse der Untertanen mit staatsbürgerlichen Rechten im monarchischen Staate. Diese Hoffnung wurde jedoch bald getäuscht. Die französische Revolution begnügte sich nicht mit friedlicher Propaganda für ihre Ideen, sondern die Nationalversammlung dehnte die von ihr dekretierte Aufhebung aller feudalen und kirchlichen Rechte ohne weiteres auch auf die von französischem Gebiet eingeschlossenen Besitzungen deutscher Reichsstände aus, obwohl deren Zugehörigkeit zum Reich durch besondere Verträge garantiert war. Die betroffenen Reichsstände, darunter die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln, die Herzöge von Württemberg und Pfalz-Zweibrücken, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Markgraf von Baden u. a., wiesen die Entschädigung durch Assignaten oder Nationalgüter zurück und suchten Hilfe beim Reiche. Für die militärische Sicherung der Westgrenze Deutschlands taten sie jedoch nichts; ebensowenig brachen sie der auch in D. nicht unbedeutenden revolutionären Propaganda durch Befriedigung der berechtigten Wünsche des Volkes und zeitgemäße Reformen die Spitze ab. Dagegen wurde den französischen Emigranten in Koblenz, Mainz und Worms gastliche Aufnahme gewährt. Friedrich Wilhelm II. war sogar zu einem Kriege für das bedrängte französische Königtum bereit. Kaiser Leopold dagegen verzögerte die Ratifikation des Reichsgutachtens über die Beschwerden der Reichsstände bis zum Dezember 1791 und bewog auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem König von Preußen zu Pillnitz (27. Aug. 1791) denselben, von seinen Angriffsplänen abzustehen. Das am 7. Febr. 1792 ebenfalls zu Pillnitz zwischen Österreich und Preußen abgeschlossene Bündnis hatte nur die gegenseitige Verteidigung und die Aufrechterhaltung der deutschen Reichsverfassung zum Zweck. Dennoch brach der Krieg nach Leopolds II. Tod (1. März 1792) aus, indem das neue girondistische Ministerium in Frankreich, das einen auswär-

tigen Krieg wünschte, um die wachsende Gärung im Innern abzulenken, den Aufenthalt der Emigranten in D. zum Vorwand nahm und 20. April 1792 Kaiser und Reich den Krieg erklärte.

Leopolds Sohn und Nachfolger **Franz II.** (1792 bis 1806) und sein Minister Thugut beabsichtigten während des Krieges mit Frankreich die alten Pläne auf Erwerb Bayerns und andrer süddeutscher Territorien verwirklichen zu können. Ähnlich dachte man in Preußen, und so wurden die kriegerischen Unternehmungen durch gegenseitiges Mißtrauen und Neid gelähmt. Ungeschick und Schwäche der Heerführer kamen hinzu und ließen das ganze Unternehmen scheitern. Der Einmarsch des aus Preußen und Österreichern gebildeten Hauptheeres unter Karl von Braunschweig in die Champagne endete mit der erfolglosen **Kanonade von Valmy** (20. Sept. 1792) und dem Rückzug bis an den Rhein. Dumouriez nötigte die Österreicher durch den Sieg bei Jemappes (6. Nov.) zur Räumung Belgiens, und gleichzeitig drang Custine an den Mittelrhein vor, nahm durch einen Handstreich Speyer, Worms, Mainz sowie Frankfurt und brandschatzte nach Willkür. Das Volk begrüßte die Franzosen als Befreier, schwelgte im Besitz der Menschenrechte, und in Mainz wurde sogar eine Republik errichtet. Die Fürsten, namentlich die geistlichen von Speyer, Mainz und Trier, gaben ihre Herrschaft ohne Schwertstreich preis und suchten ihr Heil in kopfloser Flucht. Kurpfalz erbat von Custine die Erlaubnis, neutral zu bleiben. Bleiche Furcht beherrschte überall die Gemüter. Erst die Bildung der ersten **europäischen Koalition** (1793) gegen das revolutionäre Frankreich, zu der außer Österreich, Preußen und dem Reiche vor allem auch England gehörte, ermutigte zum Widerstand. Mit neuen Kräften (auch einige Kreiskontingente nahmen daran teil) eröffneten die Österreicher und Preußen 1793 den Feldzug. Die erstern vertrieben durch die Schlacht bei Neerwinden (18. März) die Franzosen aus Belgien, die letztern eroberten nach längerer Belagerung 23. Juli Mainz und behaupteten die Pfalz gegen alle Angriffe der Franzosen; nur im Elsaß wurden die Österreicher über den Rhein zurückgeworfen. Sofort nahm Österreich seine Vergrößerungspläne wieder auf: den Plan, Bayern gegen Belgien zu vertauschen, billigte der preußische Hof, wies aber das österreichische Ansinnen, die 1791 an Preußen heimgefallenen fränkischen Fürstentümer abzutreten, entschieden zurück. Österreichs Mißtrauen erhöhte noch der neue polnische Teilungsvertrag (1793), durch den Rußland einen großen Teil Litauens und Wolhyniens, Preußen Danzig, Thorn und Südpreußen (Großpolen) erhielt. Österreich wurde nur die Zustimmung zum bayrisch-belgischen Ländertausch angeboten, und das zu einer Zeit, wo Belgien nach den Niederlagen der Engländer bei Hondschoote (8. Sept. 1793) und der Kaiserlichen bei Wattignies (16. Okt.) nur mit Mühe behauptet ward. Die Koalition wurde noch durch die Bemühungen Pitts zusammengehalten und das finanziell erschöpfte, durch Verwickelungen in Polen bedrohte Preußen bewogen, gegen Zahlung von Subsidien seitens der Seemächte ein Heer von 50,000 Mann am Rhein zu lassen. Mit diesem siegte Preußen zweimal, im Mai und im September 1794, bei Kaiserslautern über die Franzosen, beutete aber diese Siege nicht zu energischem Vordringen in Feindesland aus, da es im Osten mit den aufständischen Polen zu tun bekam. Österreich gab nach der Niederlage bei Fleurus (26. Juni 1794) Belgien preis, suchte aber durch engern Anschluß an Rußland bei der bevorstehenden letzten Teilung Polens Preußen zu überflügeln. Dies gelang ihm auch. Da Preußen der polnischen Empörung nicht Herr zu werden vermochte, während die Russen unter Suworow Ruhe stifteten, entschied Katharina II. über das Schicksal Polens und teilte es in einem besondern Abkommen mit Österreich (3. Jan. 1795) so, daß dieses, obwohl es am Kampfe gar nicht teilgenommen, ein ebenso großes Gebiet wie Preußen erhielt. Nun scheute sich Preußen auch nicht, den von Frankreich wiederholt angebotenen **Separatfrieden von Basel** (5. April 1795) abzuschließen, räumte seine linksrheinischen Besitzungen Frankreich ein unter der Zusicherung, daß, wenn im allgemeinen Frieden der Rhein die französische Grenze werde, es durch geistliches Gebiet auf dem rechten Rheinufer entschädigt werden solle; unter preußischer Vermittelung wurden die norddeutschen Fürsten in den Frieden eingeschlossen und das neutrale Norddeutschland durch eine Demarkationslinie von Süddeutschland getrennt.

Der Schutz der deutschen und europäischen Interessen auf dem Kontinent fiel nun Österreich zu; denn selbst die von den Franzosen zunächst bedrohten süddeutschen Reichsstände unterwarfen sich schon im August 1796 Frankreich. Durch den Besitz Belgiens und Hollands (seit 1795) am Niederrhein gegen einen Angriff gesichert, drangen die Franzosen 1795 mit zwei Heeren unter Pichegru und Jourdan in das rechtsrheinische D. und wiederholten, von Clerfait über den Rhein zurückgeworfen, 1796 dies Unternehmen. Zwar wurde Jourdan auch diesmal vom Erzherzog Karl bei Amberg (24. Aug.) und Würzburg (3. Sept.) besiegt und wie Moreau am Oberrhein zum Rückzug auf das linke Rheinufer gezwungen, aber **Bonaparte**, der die Österreicher aus Italien vertrieben und ihre letzte Festung, Mantua, erobert hatte, trat Anfang 1797 seinen kühnen Zug in das Herz der österreichischen Erblande an, der den kaiserlichen Hof dermaßen einschüchterte, daß er 18. April zu Leoben in Steiermark einen Waffenstillstand schloß, der am 17. Okt. 1797 zu **Campo Formio** in einen definitiven Frieden verwandelt wurde. Das linke Rheinufer ward an Frankreich abgetreten und die Entschädigung der deutschen Fürsten, die dadurch Gebiet verloren, durch säkularisiertes Kirchengut auf dem rechten Rheinufer ausgemacht; Österreich, dessen Gebiet Abrundung erfahren sollte, erhob als Ersatz für Belgien auf Salzburg und einen Teil Bayerns Anspruch; für Mailand nahm es die Republik Venedig nebst Istrien und Dalmatien an. Die Neuordnung der Dinge in D. wurde auf dem **Rastatter Kongreß** verhandelt, der im Dezember 1797 zusammentrat. Hier gebärdeten sich die französischen Gesandten als die Herren: während sie außer dem linken Rheinufer noch eine Reihe fester Plätze auf dem rechten, wie Kehl, Mannheim und Kastel, forderten, bestimmten sie die zu säkularisierenden und zu mediatisierenden Stände und verteilten deren Gebiete. Der Rastatter Kongreß ward durch die Bildung der unter des russischen Kaisers Paul Führung zu stande kommenden **zweiten Koalition**, der auch Österreich und Süddeutschland, aber nicht Preußen beitrat, unterbrochen; die französischen Gesandten wurden bei der Abreise (28. März 1799) ermordet (s. Rastatter Gesandtenmord). Italien wurde jetzt wiedererobert und Jourdan durch den Sieg des Erzherzogs Karl bei Stockach (25. März 1799) über den Rhein zurückgedrängt. Aber die Eroberung der Schweiz mißlang;

verstimmt sagte sich Kaiser Paul von der Koalition los, ein Versuch der Engländer, Holland zu erobern, scheiterte, und 1800 sah sich Österreich allein den Streitkräften Frankreichs gegenüber. Bonaparte, seit dem Staatsstreich vom 18. Brumaire als Erster Konsul Herr Frankreichs, entriß durch den Sieg bei Marengo (14. Juni 1800) den Österreichern Italien; in Süddeutschland trieb Moreau den General Kray vom Rhein zurück und siegte 3. Dez. bei Hohenlinden über Erzherzog Johann. Um Wien zu retten, schloß Österreich 25. Dez. den Waffenstillstand von Steier, dem am 9. Febr. 1801 der Friede von Lüneville folgte. Dieser bestätigte im wesentlichen den Vertrag von Campo Formio, nur wurde er vom Kaiser auch im Namen des Deutschen Reiches unterzeichnet. Das ganze linke Rheinufer, 60,000 qkm mit 3,5 Mill. Einw., kam jetzt endgültig an Frankreich.

Zur Regelung der Entschädigung setzte der Regensburger Reichstag eine Reichsdeputation ein, aber die maßgebende Entscheidung lag bei Frankreich und Rußland, die im Oktober 1801 dahin übereingekommen waren, Österreichs und Preußens Eifersucht so auszubeuten, daß keins von beiden viel gewinne, dagegen die südwestdeutschen Staaten Bayern, Württemberg, Baden und Hessen als Kern einer dritten Staatengruppe vorzugsweise begünstigt wurden. Ihr Vorschlag ward auch von der Reichsdeputation im wesentlichen angenommen und 25. Febr. 1803 der Reichsdeputationshauptschluß vom Reichstag bestätigt. Derselbe säkularisierte alle geistlichen Fürstentümer und Stifter; die depossedierten Fürsten behielten ihr geistliches Amt und eine Dotation. Bloß der Hoch- und Deutschmeister und der Kurerzkanzler blieben als Reichsstände bestehen; doch verlor der letztere das Kurfürstentum Mainz und erhielt Regensburg nebst Wetzlar und Aschaffenburg und die Würde eines Primas von D. Alle Reichsstädte wurden mediatisiert mit Ausnahme von sechs: Bremen, Lübeck, Hamburg, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg. Das gewonnene Gebiet war so bedeutend, daß die Entschädigung viel reichlicher ausfiel als der Verlust, zumal nur die größern Fürsten berücksichtigt wurden. Österreich bekam die Bistümer Trient und Brixen und für den Großherzog von Toskana Salzburg, wogegen es den Breisgau nebst der Ortenau an den Herzog von Modena abtrat; Preußen erhielt die Stifter Hildesheim, Paderborn, den größten Teil von Münster, Erfurt und das Eichsfeld, die Abteien Essen, Werden und Quedlinburg und die Städte Nordhausen, Mühlhausen und Goslar; Hannover gewann Osnabrück, Bayern die Stifter Würzburg, Bamberg, Eichstädt, Freising, Augsburg, Passau und eine Anzahl Reichsstädte, Württemberg die von seinem Gebiet umschlossenen oder begrenzten Reichsstädte und Abteien, Baden siebenmal mehr, als es verloren; auch Hessen-Darmstadt und Nassau wurden ansehnlich vergrößert. An Stelle von Köln und Trier wurde Württemberg, Baden, Hessen-Kassel und Salzburg die Kurwürde verliehen, so daß das Kurfürstenkollegium aus zehn Mitgliedern bestand. Die Zahl der katholischen Reichsstände verringerte sich auf 30 gegen 50 evangelische. Reichsritterschaft und Reichsstädte hatten bis jetzt noch das meiste Interesse an der Erhaltung des Reiches gehabt; beide waren jetzt vernichtet, und der Reichsdeputationshauptschluß bedeutet deshalb in Wirklichkeit die Auflösung des alten Reiches. Für die Bedeutung dieses Ereignisses hatte aber das damalige deutsche Volk, dessen gebildete Kreise meist für eine kosmopolitische Humanität schwärmten, ebensowenig Empfindung, wie für die Schmach fremder Einmischung; die vertragswidrige Besetzung Hannovers durch die Franzosen (1803) und die Entführung des Herzogs von Enghien von deutschem Boden (15. März 1804) nach Vincennes, wo er erschossen wurde, nahm man ohne Protest hin.

Der französische Einfluß in D. war bereits so gewachsen, daß beim Ausbruch des Krieges der dritten Koalition gegen den nunmehrigen Kaiser Napoleon (1805) Bayern, Württemberg und Baden sich mit Frankreich verbündeten. Das österreichische Heer unter Mack drang bloß bis Ulm vor, wo es von Napoleon umzingelt und 17. Okt. 1805 zur Kapitulation gezwungen wurde. Jetzt stand den Franzosen der Weg nach Wien offen, wo sie 13. Nov. einzogen, und 2. Dez. 1805 wurde das vereinigte russisch-österreichische Heer in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz völlig besiegt. Da Rußland vorläufig aus dem Krieg ausscheiden mußte, schloß Österreich 25. Dez. mit Frankreich den Frieden von Preßburg, in dem es Venetien an Italien, Tirol und Vorarlberg an Bayern, den Breisgau an Baden abtrat; ferner mußte es die Souveränität der neuen Könige von Bayern und Württemberg und des Großherzogs von Baden anerkennen und im voraus seine Zustimmung zu einem engern Bund Napoleons mit deutschen Fürsten geben. Dieser, der Rheinbund (s. d.), ward 12. Juli 1806 von 16 deutschen Fürsten: Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Berg, Nassau, dem Fürsten-Primas v. Dalberg u. a., abgeschlossen, wahrte zwar formell durch Berufung einer ständigen Bundesversammlung nach Frankfurt seinen föderativen Charakter, war aber ganz in der Gewalt seines Protektors, des französischen Kaisers, gegen den sich jeder einzelne Fürst zu ewigem Bündnis und zur Stellung eines fest normierten Kontingents in jedem Kriege verpflichten mußte. Dafür erhielten die Rheinbundsfürsten die Erlaubnis, die noch unabhängigen Reichsgrafen und Reichsfürsten in ihrem Gebiet zu mediatisieren. Auf die Anzeige an den Regensburger Reichstag von der Bildung des Rheinbundes und dem Austritt seiner Mitglieder aus dem Reichsverband (1. Aug. 1806) legte Kaiser Franz II. 6. Aug. die Kaiserwürde nieder und nannte sich fortan Franz I. als Erbkaiser von Österreich, welche Würde er schon 18. Aug. 1804 (also vor Napoleons Kaiserkrönung 2. Dez. 1804) angenommen hatte; der Reichstag ging auseinander. Dies war das formelle Ende des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation.

Durch den Preßburger Frieden war Österreich aus D. herausgedrängt, und durch den Rheinbund hatte Napoleon Süd- und Westdeutschland seiner Botmäßigkeit unterworfen. Preußen hatte sich an den letzten Unternehmungen nicht beteiligt und dadurch nicht an Ansehen gewonnen, auch trotz der Friedenszeit unter dem neuen König Friedrich Wilhelm III. (1797—1840) sein Heerwesen nicht reformiert. Die Kurzsichtigkeit seiner Staatsmänner hatte Preußen vom letzten Koalitionskrieg ferngehalten, ja hatte es nach bewaffneter Intervention zu dem schmählichen Vertrag zu Schönbrunn (15. Dez. 1805) geführt, worin Preußen ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich einging und gegen Abtretung Ansbachs, Neuenburgs und Kleves Hannover annahm. Auch zur Stiftung des Rheinbundes und zur Auflösung des Deutschen Reiches gab es seine Zustimmung gegen die Zusage Napoleons, die Bildung eines Norddeutschen Bundes unter preußischer Hege-

monie zu befördern. Nachdem der französische Eroberer Preußen isoliert hatte, verhinderte er die Bildung des Norddeutschen Bundes, bot England Hannover wieder an, ließ durch den Großherzog von Berg preußische Gebietsteile besetzen und beschuldigte Preußen in höhnischen Noten der Anmaßung und übermütigen Kriegslust. Als der König sich endlich zum Krieg entschloß, ward sein Heer bei Jena und Auerstädt (14. Okt. 1806) vernichtet. Nach den Schlachten von Eylau (7. und 8. Febr. 1807) und Friedland (14. Juni) von Rußland im Stiche gelassen, mußte Preußen im Frieden von Tilsit (9. Juli) seine deutschen Besitzungen links der Elbe und die Erwerbungen der zweiten und dritten polnischen Teilung opfern und durfte nur 42,000 Mann unter den Waffen halten. Nun war auch Norddeutschland Napoleon untertan, und er schaltete hier mit noch größerer Willkür als im Süden. Die Verbündeten Preußens, der Kurfürst von Hessen und der Herzog von Braunschweig, wurden ihrer Lande beraubt; aus ihnen, einem Teil Hannovers und den ehemaligen preußischen Besitzungen links der Elbe wurde das Vasallenkönigreich Westfalen gebildet, das Napoleons jüngster Bruder, Jérôme, erhielt. Ein andres Vasallenreich in Norddeutschland war Sachsen, das zum Lohn für seinen rechtzeitigen Abfall von Preußen und den Beitritt zum Rheinbund (11. Dez. 1806) den Königstitel und das Großherzogtum Warschau bekam. Die ganze deutsche Nord- und Ostseeküste wurde der gegen England gerichteten Kontinentalsperre (s. d.) unterworfen und damit der Handel der Seestädte völlig vernichtet.

Napoleon standen jetzt die militärischen und finanziellen Kräfte der deutschen Staaten zur unbedingtesten Verfügung. Die Rheinbundstruppen bluteten in Spanien, Italien und Polen für den Eroberer, erwarben wohl die Kriegstüchtigkeit der französischen Armee mit, aber der Ruhm ihrer Taten wurde ihnen durch ihre Zersplitterung unter französische Befehlshaber entzogen, und ihre furchtbaren Verluste erschöpften die Menschenkraft ihrer Heimat. Napoleon forderte von seinen Vasallen wiederholt ansehnliche Kriegskontributionen und behielt sich auch in mehreren eroberten Gebieten vor ihrer Abtretung an die Rheinbundstaaten die Staatsdomänen vor, um seine Generale und Minister damit zu dotieren. Anderseits brachte seine Herrschaft, wie sie geschichtlich Ehrwürdiges und Erhaltenswertes wegfegte, manche gesunde Neuerung mit sich. Nach französischem Vorbild wurde in den Rheinbundstaaten die Finanz- und Justizverwaltung vereinfacht und verbessert, die Militärverfassung reformiert, die alten ständischen Unterschiede beseitigt, der Besitz der Toten Hand eingezogen und dem freien Verkehr und höherer Kultur geöffnet, durch Aufhebung der Verkehrsschranken und Linderung des Zunftzwanges der Aufschwung der Gewerbe befördert. Aber das nationale Empfinden schrumpfte zusammen, die Begeisterung der alten Soldaten für ihren Heerführer fand vielfach Widerhall im Volke, das trotz schwerer Opfer, die es tragen mußte, in Napoleon den Befreier von veralteten Zuständen erblickte. Des Kaisers höchster Triumph in D. bildete der Erfurter Kongreß 1808, wo sich das »Parterre von Königen« in knechtischer Unterwürfigkeit vor dem allmächtigen Emporkömmling erschöpfte. Nur Preußen und Österreich bewahrten eine würdige Selbständigkeit. Ersteres unternahm jetzt, geleitet von großen, hochgesinnten Männern, seine nationale Wiedergeburt durch eine durchgreifende Reform, die sich nicht bloß auf den Staat und seine Institutionen, sondern auch auf den Volksgeist erstreckte und allen geistigen, sittlichen und materiellen Kräften freie Betätigung gewährte. Österreich raffte unter Führung des Erzherzogs Karl und des Ministers Stadion alle seine Macht zu einer Erhebung gegen Napoleon zusammen. Angefeuert durch das Beispiel Spaniens, das sich mutig gegen die französische Tyrannei empörte, setzten sich Österreichs Volk und Heer 1809 die Befreiung Deutschlands vom französischen Joch zum Ziel. Aber Napoleon kam ihnen zuvor, erschien blitzschnell auf dem rechten Rheinufer, zog die Rheinbundstruppen an sich und zwang die zersplitterte österreichische Armee in einer Reihe blutiger Gefechte in der Nähe von Regensburg (Eckmühl 22. April) zum Rückzug nach Böhmen. Am 13. Mai zog Napoleon zum zweitenmal siegreich in Wien ein, erlitt aber bei seinem Angriff auf die Österreicher nördlich von Wien bei Aspern (21. und 22. Mai) eine blutige Niederlage. Trotzdem blieb die in Österreich erhoffte Erhebung des gesamten D. aus, Preußen wagte es nicht, seine Existenz durch eine Kriegserklärung aufs Spiel zu setzen, und die vereinzelten Versuche Schills, des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig und Dörnbergs (s. d.), das deutsche Volk selbst zu einer Erhebung fortzureißen, blieben erfolglos. Österreich, allein auf seine eignen Streitkräfte angewiesen, erlag, da Erzherzog Karl den Sieg von Aspern nicht zu benutzen verstand, 5. und 6. Juli in der mörderischen Schlacht bei Wagram der überlegenen Feldherrnkunst Napoleons. Es schloß 12. Juli den Waffenstillstand von Znaim und 14. Okt. den Wiener Frieden, in dem es Illyrien, Salzburg und Galizien verlor und das aufständische Tirol dem Sieger preisgab. Dem Frieden folgte 2. April 1810 die Vermählung Napoleons mit der Kaiserstochter Maria Luise.

Die Gewalttätigkeit und Willkür, mit der Napoleon nun in D. schaltete, überstieg alle Grenzen. Aber seiner ungeheuern Macht gegenüber verzweifelte fast jedermann an der Möglichkeit erfolgreichen Widerstandes. Als 1812 der Krieg Frankreichs mit Rußland ausbrach, mußten sowohl Österreich als Preußen Hilfstruppen stellen, letzteres außerdem den Durchmarsch der Großen Armee durch sein Gebiet gestatten und die Verpflegung übernehmen, welche die letzten Kräfte des Landmanns verzehrte. Unter den 600,000 Mann, die Napoleon über die russische Grenze führte, waren 200,000 Deutsche, die bei der Katastrophe der Großen Armee zum großen Teil ihren Untergang fanden. Aber diese Katastrophe gab auch das Signal zur Erhebung Preußens (s. Deutscher Befreiungskrieg), die mit der Konvention von Tauroggen (30. Dez. 1812) begann. Ihr folgten das preußisch-russische Bündnis (28. Febr. 1813), Friedrich Wilhelms III. »Aufruf an Mein Volk« (17. März) und die Proklamation von Kalisch (25. März). Die Übermacht des ehrgeizigen Eroberers (das verkündeten die Alliierten als ihr Ziel) sollte gebrochen, Preußens Machtstellung hergestellt und auch das Deutsche Reich von neuem errichtet werden; alle deutschen Männer wurden aufgefordert, sich der heiligen Sache des Vaterlandes und der Menschheit anzuschließen, und die deutschen Fürsten, die noch ferner der Fahne des Landesfeindes folgen würden, mit Verlust ihrer Herrschaft bedroht. In der Tat rechneten die Verbündeten auf einen allgemeinen Aufstand, aber in den Rheinbundstaaten hatte der harte Druck der despotischen Regierungen keinen nationalen Freiheitsgeist aufkommen lassen;

die Fürsten selbst blieben der französischen Sache aus Eigennutz und Furcht treu. Der russisch-preußische Feldzug endete trotz heldenmütiger Tapferkeit nach den Niederlagen von Großgörschen (2. Mai) und Bautzen (20. u. 21. Mai) mit dem Zurückweichen der verbündeten Armee nach Schlesien. Wenn auch im weitern Verlauf des Krieges von 1813 die preußischen Heere durch die geniale Kühnheit ihrer Feldherren und durch den Opfermut und die Ausdauer der Soldaten weitaus das meiste leisteten, so dankte man den endlichen Sieg bei Leipzig doch wesentlich dem Beitritt Österreichs. Derselbe ward freilich teuer erkauft; denn die diplomatische Leitung nahm nun Metternich in die Hand, und dessen Ziel war nicht die Wiederherstellung des Deutschen Reiches, sondern die Vergrößerung Österreichs und die Begründung seines übergewichts in D. und Italien. Von der Proklamation von Kalisch war nun nicht mehr die Rede. Metternich garantierte den von Frankreich abgefallenen Rheinbundstaaten die Integrität ihres Gebietes und ihre Souveränität. Um Preußens Macht nicht übermäßig anschwellen zu lassen, hemmte Metternich in entscheidenden Augenblicken dessen Siegeslauf durch Friedensverhandlungen, die zum Glück an Napoleons verblendetem Trotz scheiterten. Das Ende der großartigen Machtentfaltung seitens des deutschen Volkes war deshalb nur Befreiung von der Fremdherrschaft, aber die Errichtung eines starken einheitlichen Staates gelang nicht. Im ersten Pariser Frieden (30. Mai 1814) behielt Frankreich die Grenzen von 1792 mit Landau und dem Saarbecken. Selbst nach dem neuen Krieg, der 1815 mit Napoleons Rückkehr von Elba ausbrach, und nach dem glänzenden Siege von La Belle Alliance erhielt D. Elsaß und Deutsch-Lothringen nicht zurück, weil Rußland und England es aus Eifersucht auf D. nicht zugaben; nur Landau und das Saargebiet mußte Frankreich abtreten.

Die künftige territoriale Gestaltung und die neue Verfassung Deutschlands gehörten zu den schwierigsten Fragen, die der Wiener Kongreß (s. d.) zu beraten hatte. Von einer Wiederherstellung der vernichteten geistlichen Staaten ward ebenso abgesehen wie von der Restitution der mediatisierten Stände in ihre reichsunmittelbare Freiheit; vielmehr wurde der Stand der Dinge bei Auflösung der Reiches 1806 zu Grunde gelegt. Die vertriebenen norddeutschen Fürsten, der zum König erhobene Kurfürst von Hannover, die Herzöge von Oldenburg und Braunschweig, der Kurfürst von Hessen, traten wieder die Regierung ihrer Lande an. Preußen ergriff ohne Widerspruch von seinen alten Landen links der Elbe Besitz; nur Hildesheim, Goslar und Ostfriesland trat es an Hannover ab. Auch Großpolen (Posen) erhielt es zurück, während ihm zur Entschädigung für seine übrigen Abtretungen (Ansbach und Bayreuth) und die Erwerbungen der dritten polnischen Teilung die nördliche Hälfte des Königreichs Sachsen, Jülich, Berg, Neuvorpommern, die Stifter Köln, Trier u. a. zugewiesen wurden. Hessen-Darmstadt, Nassau, Baden und Württemberg behielten im wesentlichen die von Napoleon geschaffenen Grenzen. Bayern trat Tirol und Salzburg an Österreich ab, behielt Ansbach und Bayreuth und bekam Würzburg und die Rheinpfalz. Österreich verzichtete auf seinen frühern Besitz am Oberrhein, rundete aber sein Gebiet vortrefflich ab und bildete eine kompakte Masse im Südosten Deutschlands, die das ganze Donaugebiet und die Ostalpen beherrschte. Wie vorteilhaft stach es gegen Preußen ab, das, in zwei Hälften zerteilt, von der russischen bis zur französischen Grenze reichte und in jeden kontinentalen Krieg verwickelt werden mußte! Freilich gab Österreich damit, daß es sich möglichst aus D. zurückzog, auch zu erkennen, daß es auf eine unmittelbare Herrschaft über D. durch Erneuerung der Kaiserwürde verzichte. In der Tat wurde von einer solchen abgesehen, obwohl 27 Fürsten und 4 Städte sie ausdrücklich beantragten. Die Schwierigkeiten bei der Neugestaltung der Dinge bestanden in der Eifersucht der Großstaaten Österreich und Preußen, aber auch die Mittelstaaten (Bayern, Württenberg, Hannover, Sachsen) suchten ihr Interesse zu wahren. Um nun dem ehemaligen Reiche wenigstens ein einheitliches Band zu geben, beschloß man, den überwiegenden Einfluß der Großmächte in dem zu schaffenden Bunde zu verringern. Man nahm sie nur mit einem Teil ihres Gebietes in denselben auf, und verlieh dem Bunde den Charakter eines auf Freiwilligkeit und Gleichheit seiner Mitglieder beruhenden Vereins, dessen Zentralgewalt auf sehr wenige Befugnisse beschränkt wurde. Der Ausbau der Bundesverfassung in einer die Wünsche der Nation befriedigenden Weise wurde der Zukunft überlassen.

Das Zeitalter des Deutschen Bundes.

(Vgl. die Karte zum Artikel »Deutscher Bund«, S. 730.)

Die Bundesakte vom 8./10. Juni 1815 sagte in ihrem 1. und 2. Artikel: »Die souveränen Fürsten (die Könige von Bayern, Sachsen, Hannover und Württemberg, der Kurfürst von Hessen, die Großherzöge von Hessen, Baden, Sachsen, Mecklenburg [2] und Oldenburg, die Herzöge von Sachsen [4], von Anhalt [3], Braunschweig und Nassau, der Landgraf von Hessen-Homburg, die Fürsten von Schwarzburg [2], Reuß [2], Lippe [2], Hohenzollern [2], Liechtenstein und Waldeck) und die Freien Städte (Lübeck, Bremen, Hamburg und Frankfurt a. M.) mit Einschluß des Kaisers von Österreich und des Königs von Preußen, beide für ihre gesamten vormals zum Deutschen Reiche gehörigen Besitzungen, ferner der König von Dänemark für Holstein und Lauenburg, der König der Niederlande für Luxemburg vereinigen sich zu einem beständigen Bund, welcher der Deutsche Bund heißen soll. Zweck desselben ist die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten.« Die Angelegenheiten des Bundes besorgte eine Bundesversammlung (Bundestag), die aus den Gesandten der Staaten bestand, in der Österreich den Vorsitz führte, und die in Frankfurt a. M. tagte (s. Deutscher Bund).

So wenig dieser lockere Organismus den berechtigten Ansprüchen des geistig hochentwickelten deutschen Volkes auf Einheit entsprach, so war der Bund doch der staatsrechtliche Ausdruck der tatsächlich vorhandenen politischen Verhältnisse. So sehr er von einzelnen idealen Drängern unter den Zeitgenossen und von der Masse der Nachlebenden verunglimpft worden ist, so wenig läßt sich verkennen, daß die politische Neugestaltung, wie sie das Ende des 19. Jahrh. gebracht hat, abgesehen von dem starken Willen Bismarcks, nur infolge der politischen Schulung des Volkes und seiner leitenden Kreise möglich war. Ganz richtig ward dies schon auf dem Wiener Kongreß geahnt, indem die Einführung landständischer Verfassungen in den Einzelstaaten versprochen wurde. Freilich gerade in diesem den Zeitgenossen als Wichtigstes erscheinenden Punkte blieb die Verwirklichung der Versprechen aus, und dies lag nicht nur an den reaktionären Gelüsten der Regierungen. Es ist kein Zufall, daß gerade in mitt-

lern Staaten mit geschlossenem Gebiete, wie Baden, Bayern (1818), Württemberg (1819), Sachsen-Weimar (1816), die Verfassungen Wirklichkeit wurden, während Preußen, das 1823 nur Provinzialstände einführte, und Österreich zurückstanden; immerhin ist für die Mitwirkung Preußens an den Einheitsbestrebungen nicht zu vergessen, daß 1817 die Union der lutherischen und reformierten Kirche und 1819 der Zollverein von diesem Staat in die Wege geleitet wurde. Mehr als zur Wahrung der politischen Freiheit geschah, hätte allerdings geschehen können; besonders in Preußen regten sich die Häupter der politischen Reaktion, wie Tzschoppe, Kamptz (s. d.) und Schmalz, die alle lebhaftern Äußerungen freisinnigen und nationalen Geistes als staatsgefährlich denunzierten. Als Vormacht der Heiligen Allianz (s. d.) maßte sich Rußland das Recht an, durch seine Agenten die Dinge in D. zu beobachten und einen Druck auf die Regierungen in absolutistischem Sinn auszuüben. Görres' »Rheinischer Merkur« ward verboten, der Tugendbund aufgehoben und das Wartburgfest (s. d.) der Jenaer Burschenschaft (18. Okt. 1817) zum Anlaß genommen, Karl August von Weimar zur Wiedereinführung der Zensur und zur Beschränkung der studentischen Freiheit zu nötigen. Die Ermordung des russischen Agenten Kotzebue durch den Jenaer Studenten K. L. Sand (1819) wurde als ein Zeichen betrachtet, daß der revolutionäre Geist die Universitäten vergiftet habe, und Metternich berief sofort Ministerkonferenzen nach Karlsbad, deren Beschlüsse (Karlsbader Beschlüsse, s. d.) der Bundestag 20. Sept. 1819 bestätigte. Dieselben bestimmten, daß zur Ausführung von Bundesbeschlüssen, welche die Sicherung der öffentlichen Ordnung bezweckten, eine Exekutivordnung eingeführt, die Universitäten überwacht, eine strenge Zensur errichtet und in Mainz eine Zentraluntersuchungskommission gegen demagogische Umtriebe eingesetzt werden solle. Viele jüngere und ältere Männer mit edlen Absichten (wie Arndt, Welcker und Jahn) wurden verhaftet, jahrelang gefangen gehalten und ihrer Ämter entsetzt. Die Wiener Schlußakte (8. Juli 1820) drückten schließlich den Bund zu einem völkerrechtlichen Verein zur Erhaltung innerer und äußerer Ruhe herab und machten den Bundestag zu einem bloßen Polizeiorgan der beiden deutschen Großmächte, hinter denen Rußland stand. Die süddeutschen Staaten, in denen sich auf den Landtagen ein konstitutionelles Leben entwickelt hatte, namentlich Württemberg, suchten sich den Karlsbader Beschlüssen zu entziehen und eine freisinnige Haltung gegen Presse, Vereinswesen und Universitäten zu bewahren, mußten aber dem Druck der Mächte in vielen Punkten nachgeben. Die Macht des Bundes genügte nicht, um Einzelstaaten, wenn sie wollten, ganz der Polizeiwillkür des Bundestags zu unterwerfen. Diese Repräsentation des Bundes genoß nie ein besonderes Ansehen, die Masse des Volkes nahm aber auch noch nicht am politischen Leben teil, sondern ging noch ganz in den Sorgen des täglichen Lebens auf; durch gesteigerte gewerbliche und kommerzielle Tätigkeit wurden allmählich die schweren Kriegswunden geheilt. Nationalgefühl und politisches Verständnis waren besonders in Gelehrtenkreisen vorhanden, denen sich aus der sonstigen gebildeten Welt einige wenige Geister zugesellten; die literarisch-ästhetische Bildung beherrschte im übrigen die Gesellschaft und vorwiegend auch die Presse. Wo dem politischen Fortschritt, in dem Worte »liberal« verkörpert, gehuldigt wurde, da nahm man sich ein Vorbild an den französischen Liberalen, deren Bestrebungen und Ideen namentlich in Süddeutschland maßgebend waren.

Die Pariser Julirevolution von 1830 gab denn auch in D. den Anstoß zu einer liberalen und unitarischen Bewegung. An vielen Orten kam es zu Unruhen, und in Braunschweig wurde sogar der Herzog Karl verjagt. Die Königreiche Sachsen und Hannover, Kurhessen, Braunschweig u. a. erhielten damals Verfassungen, im badischen und hessen-darmstädtischen Landtag wurden Anträge auf Berufung einer deutschen Nationalrepräsentation eingebracht. Die reaktionären Staatsmänner gerieten schon in die höchste Unruhe und benutzten zwei unkluge Ausschreitungen republikanisch-revolutionärer Elemente, das Hambacher Fest (27. Mai 1832, s. d.) und das Frankfurter Attentat (s. d.) gegen den Bundestag (3. April 1833), um von Bundes wegen mit scharfen Maßregeln gegen die Bewegung einzuschreiten. Mehrere am 28. Juni und 5. Juli 1832 gefaßte, von Metternich diktierte Beschlüsse verpflichteten die Regierungen, nichts zu dulden, was den Beschlüssen des Bundestags zuwiderlaufe; der Bund beanspruchte zugleich das Recht, gegen revolutionäre Bewegungen unaufgefordert mit bewaffneter Hand einzuschreiten; Steuern, zur Deckung von Bundeskosten bestimmt, sollten die Landstände nicht verweigern dürfen. Alle Vereinigungen politischen Charakters und alle Volksversammlungen wurden verboten und die bestehenden liberalen Zeitungen unterdrückt. 1833—1834 wurden wieder Ministerkonferenzen in Wien abgehalten, die trotz des Widerspruchs mehrerer mittelstaatlicher Vertreter erklärten, daß den Ständeversammlungen das Steuerverweigerungsrecht überhaupt nicht zustehe, und beschlossen, die Zensur auf die Veröffentlichung der ständischen Verhandlungen auszudehnen, diese auf die Beratung innerer Angelegenheiten zu beschränken, die Universitäten einer noch strengern Kontrolle zu unterwerfen und zur Ausrottung des Demagogentums eine neue Zentraluntersuchungskommission in Frankfurt einzusetzen. Wieder wurden einige hundert Männer und Jünglinge in die Verbannung getrieben oder zu langer Haft verurteilt; besonders die Behandlung Jordans und Weidigs in Hessen erregte Entrüstung. Den Handwerksgesellen wurde das Wandern in die Schweiz, nach Frankreich und Belgien verboten, damit sie nicht vom Liberalismus angesteckt würden. In Baden mußte die freisinnige Preßgesetzgebung aufgehoben werden, und die Vorkämpfer der Liberalen, Rotteck (s. d.) und Welcker (s. d.), wurden ihrer Professuren an der Freiburger Universität entsetzt. Der Rechtsbruch, mit dem 1837 König Ernst August von Hannover aus Eigennutz die Verfassung von 1833 umstieß und an deren Stelle eine neue, »den wahren Bedürfnissen des Landes« und dem Vorteil seiner Zivilliste entsprechende verhieß, fand die Zustimmung des Bundestags, da dieser sowohl den Protest der Göttinger Sieben (s. d.), die dafür abgesetzt wurden, als die Bitte der hannöverschen Kammer um seine Intervention gegen die Rechtsverletzung ablehnte.

Seinem Charakter nach vermochte der Bundestag auch die deutschen Interessen gegenüber dem Ausland nicht zu wahren, dies konnte nur ein Einzelstaat, praktisch also höchstens Preußen oder Österreich. Schmerzlich wurde vor allem empfunden, daß die Deutschen im Ausland keinen Anspruch auf Schutz besaßen, und daß die Errichtung einer Kriegsflotte zum Schutz des deutschen Handels und die Befestigung der Küsten vom Bundestag nicht einmal erwogen wurden. Die Ver-

besserung der Kriegsverfassung kam trotz wiederholter Anträge Preußens nicht zu stande; namentlich wurde die Frage über den Oberbefehl nicht entschieden. Der Ausbau der Grenzfestungen am Rhein verzögerte sich von Jahr zu Jahr, obwohl bereits 1829, noch mehr 1840 die Gefahr eines französischen Angriffs drohte, um D. die Rheinlande zu entreißen. Die Mittel dazu lagen aus der französischen Kriegsentschädigung von 1815 bereit, der Bund ließ sie aber dem Haus Rothschild gegen 2 Proz. Zinsen. Den Schwierigkeiten, welche die Holländer der freien Entwickelung der Rheinschiffahrt bereiteten, wußte der Bund ebensowenig ein Ende zu machen wie den Rheinzöllen. Als Belgien sich von den Niederlanden losriß und auch den deutschen Staat Luxemburg beanspruchte, verstand sich der Bund zu einer Teilung und nahm das ohne die Festungen Maastricht und Venloo militärisch ganz wertlose Limburg zur Entschädigung. Als die schleswig-holsteinischen Stände sich über die Verletzung ihrer Privilegien durch die dänische Krone beschwerten und König Christian VIII. in seinem »offenen Brief« (8. Juli 1846) die rechtmäßige Thronfolgeordnung in den Herzogtümern und ihre untrennbare Vereinigung bedrohte, verwies der Bund die Stände auf ihre Bitte um Schutz 17. Sept. auf die Erklärung des dänischen Königs, der die Rechte aller zu beachten versprochen habe. Den Frieden, den D. 1815—48 genoß, und der seiner materiellen Entwickelung allerdings sehr zu statten kam, dankte es nur der nachgiebigen Schwäche des Bundestags. An der Neugestaltung des Zollwesens war der Bund als solcher nicht beteiligt. Als 1817 nach einer Mißernte eine große Teuerung eintrat, wuchs dieselbe infolge des durch Zollschranken zwischen den einzelnen Staaten, ja durch Binnenzölle zwischen Provinzen gehemmten Verkehrs zu einer furchtbaren Hungersnot an. Preußen ging mit der Aufhebung der Wasser- und Binnenzölle in seinem Gebiet voran, proklamierte 1818 das Prinzip der Handelsfreiheit und eröffnete 1821 mit der Konvention über Befreiung der Elbschiffahrt die Reihe von Verträgen, die 1833 zur Begründung des Deutschen Zollvereins (s. d.) führten; dieser umfaßte mit Ausschluß Österreichs fast sämtliche deutsche Staaten, und seine segensreichen Wirkungen für Handel und Industrie machten sich bald bemerklich. Weitere Hoffnungen für D. knüpfte man an die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. (1840—61) in Preußen. Derselbe erließ auch eine allgemeine politische Amnestie, welche die Opfer der Demagogenverfolgungen befreite, milderte die Zensur und beantragte eine den Wünschen der Nation entsprechende Reform der Bundesverfassung. Aber sein Zaudern, seinem Staat eine Verfassung zu geben, die enge Beschränkung der Rechte des Vereinigten Landtags, der 1847 endlich berufen wurde, seine mit Vorliebe kundgegebenen mittelalterlich-ständischen Ansichten und seine Hinneigung zur kirchlichen Orthodoxie enttäuschten die Hoffenden. Der Bund befriedigte niemand, er ward allseitig als ein Provisorium empfunden, aber die unter den Liberalen zunehmenden republikanischen Neigungen vermehrten die allgemeine Gärung, bis sie infolge der Pariser Februarrevolution im J. 1848 zum Ausbruch kam.

Die Frankfurter Nationalversammlung und ihre Reichsverfassung.

Auf die erste Nachricht vom Sturz des Julikönigtums stellte 27. Febr. 1848 Heinrich v. Gagern (s. Gagern 3) in der darmstädtischen Kammer den Antrag auf Errichtung einer deutschen Zentralgewalt mit Volksrepräsentation, und bereits 5. März faßte eine zu Heidelberg aus eignem Antrieb zusammengetretene Versammlung von 51 angesehenen deutschen Männern, meist Abgeordneten, den Beschluß, die deutschen Regierungen auf das dringendste anzugehen, sobald wie möglich eine Vertretung der deutschen Nation ins Leben zu rufen. Zugleich wurde eine Siebenerkommission beauftragt, Vorschläge zur Berufung einer Volksvertretung zu machen und die Grundlagen einer deutschen Verfassung zu beraten. Am 12. März forderte diese die frühern und gegenwärtigen deutschen Landtagsmitglieder auf, sich 30. März zu einer Vorberatung in Frankfurt a. M. zu versammeln. Der Bundestag trat dem nicht entgegen, beschloß vielmehr selbst 10. März, eine Revision der Bundesverfassung unter Zuziehung von 17 Vertrauensmännern, welche die bedeutendsten Staaten deputieren sollten, vorzunehmen. Die Regierungen hatten mit einemmal alles Selbstbewußtsein und allen Mut verloren und wichen fast überall ohne Widerstand den stürmischen Forderungen des Volkes. In München dankte König Ludwig ab, in Wien wurde Metternich durch einen Volksaufstand gestürzt; in Berlin brach 18. März ein Aufruhr aus, infolgedessen Friedrich Wilhelm sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen versprach und zur Vereinbarung einer liberalen Verfassung eine preußische Nationalversammlung berief. Am 30. März trat das sogen. Vorparlament, aus 500 Mitgliedern, meist Preußen und Süddeutschen, bestehend, in Frankfurt a. M. zusammen. Es faßte zunächst eine Reihe schwer ausführbarer Resolutionen, wie Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund, Sühnung des an Polen begangenen Unrechts, Proklamation der Volkssouveränität u. dgl. Seine eigentliche Aufgabe, die Berufung einer Nationalversammlung vorzubereiten, übertrug das Vorparlament mit Zustimmung der Regierungen einem Fünfzigerausschuß (s. d.), der beschloß, daß in allen Ländern des bisherigen deutschen Bundesgebiets, außerdem in der Provinz Preußen durch allgemeine Wahlen Deputierte (je einer auf 50,000 Seelen) für die Nationalversammlung gewählt werden sollten. Während eine Kommission der 17 Vertrauensmänner einen Verfassungsentwurf ausarbeitete, fanden die Wahlen in aller Ordnung statt; nur eine Anzahl slawischer Bezirke in Österreich schloß sich aus.

Die Eröffnung der ersten deutschen Nationalversammlung, die 568 Mitglieder zählte, erfolgte 18. Mai 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt; Heinrich v. Gagern wurde ihr Präsident. Es waren die trefflichsten Männer in ihr vereinigt, darunter die bedeutendsten Gelehrten (an 100) Deutschlands, aber die mangelnde politische Schulung machte sich in einer allzu idealistischen Geringschätzung der wirklichen Verhältnisse und der staatlichen Faktoren, mit denen man zu rechnen hatte, geltend. Die augenblickliche Schwäche und Untätigkeit der Regierungen verleitete die Versammlung, sich für souverän zu halten und jede Mitwirkung der Regierungen bei der Schaffung der neuen Reichsverfassung auszuschließen. Nur die äußerste Rechte (Radowitz und Vincke) forderte die Vereinbarung der Verfassung mit den Einzelregierungen. Die Linke neigte ganz offen zur Republik hin und forderte die Berechtigung für jeden Einzelstaat, sich auch als solche zu erklären. Als es sich um die Errichtung einer Zentralgewalt handelte, wählte man nicht nach Dahlmanns Vorschlag gemeinsam mit den Regierungen drei Vertrauensmänner, sondern einen Reichsverweser in der Person des Erzherzogs Johann von Österreich (29. Juni), der am 12. Juli gemäß

Parlamentsbeschluß den Bundestag auflöste und ein Reichsministerium unter dem Vorsitz des Fürsten von Leiningen ernannte; der preußische Antrag, neben dieser Zentralgewalt die Bevollmächtigten der einzelnen Staaten zu einem Rat zu vereinigen, der die organische Verbindung der Reichsregierung mit denen der Staaten darstelle, wurde abgelehnt. Vor Beratung der eigentlichen Verfassung ging das Parlament erst an die der Grundrechte des deutschen Volkes; die Debatten über diese theoretischen Paragraphen zogen sich endlos hin. Dennoch wollten Zentralgewalt und Parlament noch vor dem Zustandekommen der Verfassung Regierungsfunktionen ausüben und namentlich dem Ausland gegenüber D. als einen einheitlichen Staat repräsentieren. Obwohl ihre Bevollmächtigten an den Höfen der Großmächte ebensowenig förmliche Anerkennung fanden wie die neue schwarz-rot-goldene Kriegs- und Handelsflagge, beanspruchten sie doch, innerhalb des vertretenen Gebietes als höchste politische Instanz zu gelten. In der Sache Schleswig-Holsteins, wo im März 1848 ein Aufstand gegen Dänemark ausgebrochen war, verlangte die Nationalversammlung 2. Juni energische Maßregeln, um den Krieg zu Ende zu führen und beim Friedensschluß die Rechte der Herzogtümer und die Ehre Deutschlands zu wahren. Zur Verstärkung der schleswig-holsteinischen und der preußischen Truppen ließ der Reichsverweser 1. Aug. ein süddeutsches Heer nach dem Kriegsschauplatz rücken. Preußen, dessen Truppen schon seit April in Schleswig-Holstein kämpften, litt schwer unter dem Kriegszustand mit Dänemark, das die Ostseehäfen blockiert hielt, und sah sich auch von England und Rußland mit einer Intervention bedroht. Die Nachricht von dem am 26. Aug. zwischen Preußen und Dänemark abgeschlossenen Waffenstillstand rief in Frankfurt allgemeine Entrüstung hervor, und der Antrag der Rechten, den Vertrag dennoch zu genehmigen, ward erst 16. Sept., als es nach dem Rücktritte des Reichsministeriums nicht gelang, ein neues zu bilden, angenommen. Auf Veranlassung der äußersten Linken erklärte eine große Volksversammlung 17. Sept. die 258 Abgeordneten, die für den Vertrag gestimmt hatten, für Verräter des Volkes, der deutschen Freiheit und Ehre. Ein organisierter Aufstand sollte 18. Sept. die Nationalversammlung sprengen, aber österreichisches und preußisches Militär schützte die Paulskirche und trieb die aus den Nachbarorten zusammengeströmte Menge auseinander. Doch fielen zwei Abgeordnete, General v. Auerswald und Fürst Lichnowski, der Volkswut zum Opfer. Die Revolutionäre versuchten nun an andern Orten Erhebungen des Volkes zu veranstalten. Struve (s. d.) machte einen Einfall von Basel in das Badische und verkündete die Republik, indes wurde er rasch vertrieben, und auch sonst blieben die Bewegungen erfolglos.

Die Mehrheit im Parlament erkannte nun doch, daß sie, um dem Radikalismus ein Ziel zu setzen, mit den Regierungen engere Fühlung suchen und die Verfassung rasch zu stande bringen müsse. Am 20. Okt. wurde die Beratung der Grundrechte vorläufig abgebrochen und mit der des Verfassungsentwurfs begonnen, den der Verfassungsausschuß 8. Okt. vorgelegt hatte. Erschwert wurde ein Beschluß über die Aufnahme Österreichs in das zu schaffende Reich dadurch, daß das schroffe Verfahren der österreichischen Regierung gegen die vom Frankfurter Parlament nach Wien geschickten Abgeordneten, deren einen, Blum, sie 9. Nov. erschießen ließ, die Sympathien für Österreich abkühlte. Dazu verkündete der neue österreichische Ministerpräsident, Fürst Felix Schwarzenberg, als Ziel der Regierung die Vereinigung aller habsburgischen Länder zu einem einheitlichen Gesamtstaat und erhob 27. Nov. den Anspruch, daß, erst wenn dies geschehen sei, die Stellung Österreichs zu D. geregelt werden sollte. Dem Eintritt ganz Österreichs, einschließlich Ungarns, war die Parlamentsmehrheit abgeneigt; deshalb legte der Österreicher Schmerling, seit September Präsident des Reichsministeriums, sein Amt nieder, und Gagern trat an seine Stelle, während Simson Präsident der Versammlung wurde. Gagern legte 18. Dez. das Programm der sogen. kleindeutschen Partei (s. d.) vor; die österreichische Regierung protestierte 28. Dez. dagegen, auch legten 60 österreichische Abgeordnete gegen den Ausschluß Österreichs Verwahrung ein. Mit knapper Mehrheit ging Gagerns Vorschlag nach heftiger Debatte (11.—13. Jan. 1849) durch, und die verlangte Ermächtigung zu Unterhandlungen mit Österreich wurde erteilt. Der Beschluß, die Würde des Reichsoberhauptes einem regierenden deutschen Fürsten zu übertragen, ward 19. Jan. mit 258 gegen 211 Stimmen angenommen, die Erblichkeit der Würde aber verworfen, der Titel »Kaiser von D.« nur mit 214 gegen 205 Stimmen gebilligt (25. Jan.). Am 30. Jan. 1849 hatte die erste Lesung des Verfassungsentwurfs ihr Ende erreicht. Österreich erneuerte seinen Protest, schnitt aber selbst jede Verständigung mit der deutschen Zentralgewalt ab, indem es 7. März eine österreichische Verfassung oktroyierte, die alle habsburgischen Lande, auch Ungarn und Lombardo-Venetien, für eine unteilbare konstitutionelle Monarchie erklärte. Zwar wurde der Antrag, nun sofort die Verfassung ohne zweite und dritte Lesung endgültig anzunehmen und die erbliche Kaiserwürde dem König von Preußen zu übertragen, 21. März noch abgelehnt; aber 27. März setzte die kleindeutsche Einheitspartei mit 267 gegen 263 Stimmen die Erblichkeit der Kaiserwürde durch, und 28. März wählten 290 von 538 anwesenden Abgeordneten den König von Preußen zum Kaiser, während sich 248 der Abstimmung enthielten. Unter Glockengeläute und Kanonendonner wurde die Wahl Friedrich Wilhelms IV. zum erblichen Kaiser von D. verkündet und die Reichsverfassung, der im voraus 28 Regierungen sich unterwerfen zu wollen erklärt hatten, 29. März 1849 publiziert.

Die Reichsverfassung übertrug die Vertretung nach außen, die höchste Leitung des Kriegswesens, die oberste Gesetzgebung u. a. der Reichsgewalt, die Kaiser und Reichstag ausüben; der Kaiser, durch verantwortliche Minister regierend, erklärt Krieg und schließt Frieden, beruft und schließt den Reichstag. Letzterer zerfällt in ein Staatenhaus und in ein Volkshaus, von denen jenes aus Vertretern der einzelnen Staaten besteht, die zur Hälfte die Regierung, zur Hälfte die Volksvertretung des Einzelstaates ernennt, dieses durch allgemeine, direkte Wahlen (auf 100,000 Seelen ein Abgeordneter) gebildet wird; den Beschlüssen des Reichstags gegenüber besitzt der Kaiser nur ein suspensives Veto. Noch radikal-demokratischer waren die im 6. Abschnitt der Verfassung enthaltenen Grundrechte des deutschen Volkes: unbeschränkte Freizügigkeit, unbedingte Preß- und Versammlungsfreiheit, Aufhebung aller Staatskirchen, Abschaffung des Adels und aller Titel wurden dekretiert. Österreich berief nach diesen Beschlüssen seine Abgeordneten aus Frankfurt ab und gab damit kund, daß es sich nicht gutwillig fügen werde; aber gerade damals erlitten seine Heere in Ungarn schwere Niederlagen. Friedrich Wil-

helm IV. erklärte der Kaiserdeputation, die er in feierlicher Audienz im Schloß zu Berlin 3. April 1849 empfing, daß die Wahl ihm ein Anrecht gebe, dessen Wert er zu schätzen wisse, daß er sie aber ohne das freie Einverständnis der Fürsten und Freien Städte Deutschlands nicht annehmen könne. Die preußische Regierung lud darauf durch Note vom 4. April die deutschen Regierungen ein, Bevollmächtigte nach Frankfurt zu senden, um mit der Nationalversammlung die Verfassung zu vereinbaren. Alle Regierungen außer den vier Königreichen stimmten 14. April der Wahl des Königs von Preußen zum Kaiser und der Reichsverfassung zu. Auch die Könige würden sich dem Volkswillen wohl noch gefügt haben, wie denn der König von Württemberg 24. April aus Furcht vor einem Volksaufstand sich zur Anerkennung der Verfassung bereit erklärte. Aber unklug forderte das preußische Abgeordnetenhaus 21. April die Anerkennung der Rechtsbeständigkeit der Reichsverfassung; die Regierung löste darauf 27. April den Landtag auf und erklärte 28. April der Nationalversammlung, wenn sie nicht auf eine Vereinbarung mit den Regierungen eingehe, müßten diese selbst eine Verfassung oktroyieren. Dadurch erlangten die radikalern Elemente wieder das Übergewicht, und das Parlament forderte 4. Mai von der gesamten Nation, Volk und Regierungen, die beschlossene und rechtsgültige Verfassung des Deutschen Reiches zur Geltung zu bringen. Dieser Beschluß entfesselte eine Volksbewegung, die, von den Republikanern geschürt, schließlich zur Auflösung des Parlaments führte.

In der Pfalz kündigte eine große Volksversammlung in Kaiserslautern 1. Mai der bayrischen Regierung den Gehorsam und setzte einen Landesverteidigungsausschuß ein; zu gleicher Zeit kam es in Dresden zu einem Aufstande, der nach mehrtägigen Barrikadenkämpfen mit Hilfe preußischer Bataillone 9. Mai unterdrückt wurde. Gleichwohl griff die Bewegung weiter: in Hessen, Baden, am Rhein, in Franken und Württemberg forderten stürmische Volksversammlungen sofortige Bewaffnung und Organisation zur Durchführung der Reichsverfassung. In mehreren rheinpreußischen Städten gab es gewaltsame Konflikte mit dem Militär, und die eingezogene Landwehr verweigerte offen den Gehorsam. Zum vollen Durchbruch gelangte die Revolution in dem seit langer Zeit unterwühlten Baden, obwohl Großherzog und Regierung fast zuerst und unumwunden die Reichsverfassung anerkannt hatten. In Freiburg und Rastatt meuterte das Militär und verbündete sich mit den Bürgerwehren; die Empörung der Garnison in Karlsruhe 14. Mai zwang den Großherzog und die Behörden zur Flucht, und das ganze Land unterwarf sich dem revolutionären Landesausschuß, der mit der Regierung der Pfalz ein Schutz- und Trutzbündnis abschloß. Die Bewegung verpflanzte sich schon in bedrohlicher Weise nach Württemberg. Aber die Reichsgewalt war dem gegenüber ohnmächtig: der Reichsverweser übertrug das Reichsministerium an Stelle Gagerns, der am 10. Mai seine Entlassung genommen hatte, 16. Mai einem Mitgliede der äußersten Rechten, dem preußischen Justizrat Grävell, der nicht den geringsten Einfluß im Parlament besaß. Dieses faßte immer radikalere Beschlüsse: am 10. Mai nahm es einen energischen Protest gegen Preußens »Reichsfriedensbruch« in Sachsen an, und 12. Mai verlangte es die Verpflichtung der gesamten bewaffneten Macht Deutschlands auf die Reichsverfassung. Hierauf riefen 14. Mai die preußische Regierung, 21. die sächsische, 23. die hannöversche ihre Abgeordneten ab, und 20. Mai zeigte der Rest der erbkaiserlichen Partei, Gagern an der Spitze, seinen Austritt an. Die noch zurückgebliebenen Abgeordneten beschlossen 30. Mai, die nächste Sitzung 4. Juni in Stuttgart abzuhalten. Dort trat die Versammlung, noch 104 Mitglieder zählend (Rumpfparlament), 6. Juni wieder zusammen und setzte zum Zweck der Durchführung der Reichsverfassung eine aus fünf Mitgliedern bestehende Reichsregentschaft ein. Am 16. Juni wurde beschlossen, die Bewegungen in Baden und der Pfalz unter den Schutz des Reiches zu stellen. Aber als die Versammlung von der württembergischen Regierung Truppen zur Ausführung ihrer Beschlüsse verlangte, lehnte Minister Römer dies ab, forderte Verlegung der Versammlung und verhinderte schließlich 18. Juni ihren Zusammentritt durch militärische Gewalt. Zu einer fernern Sitzung kam es nicht mehr: in kläglicher Ohnmacht endete die mit so großer Begeisterung eröffnete erste deutsche Nationalversammlung.

Das Scheitern der preußischen Unionspolitik und die Wiederherstellung des Bundestags.

Inzwischen hatten die preußischen und Reichstruppen den Aufruhr in Baden und in der Pfalz gedämpft. Auch hatte Friedrich Wilhelm IV. in einer Proklamation an das Volk verkündet, daß der von Preußen beabsichtigten Union die Reichsverfassung zu grunde gelegt und mit Österreich ein besonderes Bündnis vereinbart werden sollte, und zur Errichtung dieser Union mit Sachsen und Hannover 26. Mai das Dreikönigsbündnis (s. d.) geschlossen. Bis zum September schlossen sich 21 deutsche Staaten an, fünf andre zeigten sich geneigt. Auch die erbkaiserliche Partei des Frankfurter Parlaments unterstützte die preußische Unionspolitik: auf einer Versammlung zu Gotha (26. Juni) sprachen sich 130 von 148 Mitgliedern für die neue Verfassung aus. Nur Bayern und Württemberg weigerten sich, der preußischen Union beizutreten, und fanden jetzt einen mächtigen Rückhalt an Österreich, das nach Unterdrückung des ungarischen Aufstandes sofort die Wiederherstellung des alten Bundestags in Angriff nahm. Preußen erleichterte dies durch Abschluß des sogen. Interim (30. Sept.), durch das bis 1. Mai 1850 eine aus je zwei Bevollmächtigten beider Mächte bestehende provisorische Bundesgewalt in Frankfurt eingesetzt wurde. In die Hand dieser Gewalt legte der Reichsverweser 20. Dez. sein Amt nieder. Als der Verwaltungsrat der Union 19. Okt. die Wahlen für das Volkshaus auf 15. Jan. 1850 ausschrieb und dann den künftigen Reichstag zum 20. März nach Erfurt berief, beteiligten sich Sachsen und Hannover nicht mehr, weil ihre Voraussetzung der Vereinigung aller deutschen Staaten durch Bayerns und Württembergs Weigerung nicht erfüllt sei. Beide Königreiche sagten sich im Februar 1850 ganz vom Dreikönigsbündnis los und schlossen mit den süddeutschen Königreichen das Vierkönigsbündnis ab. Eine neue Verfassung mit einer Volksvertretung von 300 durch die Kammern der Einzelstaaten zu wählenden Mitgliedern wurde entworfen. Das Erfurter Parlament ward 20. März 1850 mit einer entschieden unionistischen Rede des Generals v. Radowitz eröffnet und nahm 17. April den Verfassungsentwurf für die Union mit Verzicht auf jede Einzelberatung an, wurde aber 29. April plötzlich vertagt und nicht wieder zusammenberufen, während Preußen den in Berlin versammelten Unionsfürsten den Rücktritt vom Bündnis nahelegte. Ganz anders trat Österreich auf: es lud sämtliche Mitglieder

des Deutschen Bundes ein, zum 10. Mai ihre Gesandten nach Frankfurt zu schicken, und Bayern, Württemberg, Hannover, Sachsen, die Niederlande, Dänemark und beide Hessen folgten dem Rufe. Die Gesandten dieser Staaten erklärten sich nun für den alten, nur suspendierten, nicht aufgehobenen Bundestag, andre Staaten traten bei, und 2. Sept. 1850 eröffnete der Bundestag unter Vorbehalt des demnächstigen Eintritts der wenigen noch zur Union haltenden Staaten wieder seine Sitzungen unter Österreichs Vorsitz. Gerade jetzt rief der Kurfürst von Hessen, der bei dem Versuch, die allzuweit gehende Verfassung von 1831 zu stürzen, infolge des Widerspruchs des Landes 12. Sept. nach Frankfurt geflohen war, die Hilfe des Bundes an. Gemäß einer Übereinkunft, die der Kaiser von Österreich mit den Königen von Bayern und Württemberg in Bregenz (10.—14. Okt. 1850) getroffen hatte, beschloß der Bund 25. Okt. eine bewaffnete Intervention in Kurhessen, und 1. Nov. überschritt das österreichisch-bayrische Exekutionsheer die kurhessische Grenze. Auch ratifizierte der Bund den Frieden mit Dänemark, den Preußen 2. Juli 1850 zu Berlin abgeschlossen hatte, nachdem der Krieg 1849 von neuem ausgebrochen, aber bereits 10. Juli d. J. durch einen Waffenstillstand beendet worden war.

Preußen war zur Fortführung seiner Unionspolitik entschlossen: 26. Sept. ward Radowitz zum Minister des Auswärtigen ernannt, auch Preußen rückten in Hessen ein. Aber der König wagte den Krieg nicht, zumal Österreich an Rußland Unterstützung fand, und ersetzte 6. Nov. Radowitz durch Manteuffel; dieser unterzeichnete 29. Nov. den Vertrag von Olmütz: Preußen verzichtete auf die Union und auf die mit Baden, Mecklenburg, Anhalt und Braunschweig abgeschlossenen Militärkonventionen, räumte Baden und Kurhessen und führte die schleswig-holsteinische Armee hinter die Eider zurück. Die deutsche Verfassungsfrage sollte auf freien Ministerkonferenzen verhandelt werden. Ende November kehrte der Kurfürst nach Kassel zurück und führte ein absolutes Regiment. Im Januar 1851 ward von den Mächten die schleswig-holsteinische Landesversammlung und das Heer aufgelöst und damit die Streitfrage offen zu gunsten Dänemarks entschieden. Die zur Beratung der Verfassungsfrage berufenen Dresdener Konferenzen (23. Dez. 1850 bis 15. Mai 1851) lieferten kein praktisches Ergebnis. Schon Ende März forderte Preußen die Staaten der Union auf, gleich ihm selbst den alten Bundestag wieder zu beschicken. Damit war der von den Regierungen unternommene Versuch einer Verfassungsreform ebenso gescheitert wie der, welcher vom Volk ausgegangen war.

Unter dem Schutze des alten Bundes, der am 10. Juli 1851 eine Bundeszentralkommission zur Revision der Landesverfassungen einsetzte, feierte die Reaktion in der Verfolgung aller nationalen und freiheitlichen Bestrebungen ihre Triumphe. Das Schicksal Schleswig-Holsteins wurde durch das Londoner Protokoll (8. Mai 1852) besiegelt, die aus den freiwilligen Gaben der Nation gebildete deutsche Flotte ward 2. April 1852 zur Versteigerung verurteilt und die konstitutionelle Verfassung Mecklenburgs mußte der alten feudal-ständischen wieder weichen. In Hannover unterstützte der Bund den neuen Verfassungsbruch. Fast in allen Staaten suchte ein reaktionäres Polizeiregiment die Erinnerungen an das Jahr 1848 wieder auszutilgen und durch strenge bureaukratische Kontrolle der Wiederkehr einer solchen für die Throne verhängnisvollen Katastrophe vorzubeugen. Nur die römische Kirche verstand es, sich die 1848 errungene Freiheit von staatlicher Aufsicht durch besondere Konkordate zu sichern. Auch versuchte Österreich, sich das besiegte Preußen wirtschaftlich dienstbar zu machen und beantragte im Mai 1850, mit seinem Gesamtstaat in den Zollverein aufgenommen zu werden. Sämtliche Mittelstaaten, mit Ausnahme von Hannover, erklärten sich bereit, dies Verlangen bei der 1854 erforderlichen Erneuerung der Zollvereinsverträge zu unterstützen. Indes Preußen gab nicht nach. Österreich mußte sich mit einem Handels- und Schiffahrtsvertrag (19. Febr. 1853) mit dem Zollverein begnügen, Münz- und Postverträge folgten, und 1861 kam auch ein allgemeines deutsches Handelsgesetzbuch zu stande.

Die Mittelstaaten wurden in ihrer Hoffnung, nach der Niederlage Preußens eine entscheidende Rolle in D. zu spielen und alle Staaten außer Preußen und Österreich zu einer dritten rein deutschen Macht (Trias) unter ihrer Führung zu vereinigen, bald enttäuscht. Als sie während des Krimkriegs auch Großmachtpolitik treiben wollten und auf den Bamberger Konferenzen (im Mai 1854) in russischem Interesse tätig zu sein versuchten, nötigten Österreich und Preußen 24. Juni die Mittelstaaten zum Beitritt zu ihrer Allianz, und von der gewünschten Beteiligung des Bundes am Pariser Friedenskongreß war keine Rede. Preußen hatte jetzt nur das eine Interesse, sich in seiner Politik nicht den Wünschen des Bundes fügen zu müssen, und dieser Grundsatz kam 1858 nach dem Regierungsantritt des Prinz-Regenten noch stärker zur Geltung als bisher. Als 1859 der Krieg zwischen Österreich und Frankreich um Italien ausbrach, nahm Österreich die bewaffnete Hilfe des Bundes in Anspruch, und aus Furcht vor der Eroberungssucht Napoleons waren Regierungen, Kammern und Presse, besonders in Süddeutschland, der Ansicht, daß diese Hilfe geleistet, der Rhein am Po verteidigt werden müsse. Der Bund beschloß 24. April die Marschbereitschaft der Bundeskontingente und die Armierung der Bundesfestungen. Auch Preußen stimmte zu; entschlossen, das deutsche Bundesgebiet gegen jeden Angriff zu verteidigen, schritt es zur Mobilmachung seiner Armee und beantragte 25. Juni auch die der Bundeskorps. Doch beanspruchte es die Führung des Krieges als selbständige Großmacht, und der Prinz-Regent weigerte sich, als Bundesfeldherr sich unter den Befehl des von Österreich beherrschten Bundestags zu stellen. Um nicht seine herrschende Stellung in D. zu verlieren, verzichtete Kaiser Franz Joseph in den Friedenspräliminarien von Villafranca auf die Lombardei. Der Streit der beiden Großmächte in D. war aufs neue entfacht, und es ward immer klarer, daß eine politische Einigung zwischen ihnen nicht zu erreichen war. Die Einheitsbewegung im Volke kam aufs neue in Fluß: die Großdeutschen in Süddeutschland gründeten den Reformverein, die Reste der erbkaiserlichen oder kleindeutschen Partei, verstärkt durch jüngere Kräfte, stifteten auf Antrieb Bennigsens im August 1859 den Deutschen Nationalverein, der eine Reform des Bundes, die Herstellung einer Zentralgewalt unter Preußens Leitung und eines Reichsparlaments für sein Ziel erklärte. Die Schillerfeier, zahlreiche Versammlungen wissenschaftlicher, volkswirtschaftlicher und geselliger Vereine, der Sänger-, Turner- und Schützenbünde belebten das Nationalgefühl.

Preußen erwarb sich Freunde, als es 1862 den Kurfürsten von Hessen zwang, die Verfassung von

1831 wiederherzustellen; es beantragte ferner eine Reorganisation der deutschen Reichskriegsverfassung. In der Frage der Bundesreform kam es auf die Unionspolitik zurück und forderte unter Wahrung des völkerrechtlichen Charakters des bestehenden Bundes eine engere Vereinigung seiner Glieder auf dem Wege der Vereinbarung; auch schloß es mit einigen Kleinstaaten Militärkonventionen. Die Mittelstaaten verhandelten 1860 auf den Würzburger Konferenzen ihrerseits wieder die Reformfrage, und ihr rührigster Staatsmann, Beust, legte 15. Okt. 1861 ein umfassendes, auf dem Triasgedanken beruhendes Bundesreformprojekt vor, das den größern Mittelstaaten einen Anteil an der Exekutive verschaffte und dem Bundestag eine aus Delegierten der Landtage bestehende Abgeordnetenversammlung, jedoch nur mit beratender Stimme, zur Seite stellte. Bei der Abstimmung über das Projekt (22. Jan. 1863) sprach der preußische Gesandte die Ansicht aus, daß nur eine direkt gewählte Vertretung den Wünschen der Nation entspreche. Österreich, das Preußen jetzt durch den zwischen König und Abgeordnetenhaus ausgebrochenen Konflikt voll beschäftigt wähnte, glaubte, es sei die rechte Zeit gekommen, um sich durch eine großdeutsche Bundesreform seine Stellung an der Spitze Deutschlands zu sichern und überraschte alle Welt durch eine Einladung an alle deutschen Fürsten und Freien Städte zu einem deutschen Fürstentag in Frankfurt a. M. Derselbe wurde 17. Aug. 1863 unter Vorsitz des Kaisers von Österreich eröffnet; außer den Vertretern der Freien Städte waren fast alle deutschen Fürsten persönlich erschienen, nur der König von Preußen fehlte, obwohl Franz Joseph ihn 2. Aug. persönlich in Gastein eingeladen hatte. Das von Schmerling verfaßte österreichische Reformprojekt schlug vor, die Leitung der Bundesangelegenheiten mit erweiterter Befugnis einem Direktorium zu übertragen, das aus dem Kaiser von Österreich, den Königen von Preußen und Bayern und zwei andern alternierenden Fürsten bestehen sollte; in ihm und der Bundesversammlung der Vertreter aller Regierungen sollte Österreich den Vorsitz haben; alle 3 Jahre würde eine aus 300 Mitgliedern der Landtage bestehende Bundesdelegiertenversammlung zur Beratung und Beschlußfassung über die ihr vorzulegenden Gesetzvorlagen zusammentreten und deren Beschlüsse dann einem Fürstenrat zu freier Verständigung unterbreitet werden. Auch ein Bundesgericht war vorgeschlagen. Das Projekt wurde nach geheimer Beratung 1. Sept. fast mit Stimmeneinheit angenommen, aber die Zustimmung Preußens trotz einer Kollektiveinladung des Fürstentags an König Wilhelm nicht erreicht. In seinem Bericht vom 15. Sept. betonte Bismarck (im Herbst 1862 zum preuß. Ministerpräsidenten ernannt), eine Bürgschaft dafür, daß Preußen nicht fremden Interessen geopfert werde, biete nur eine aus direkter Beteiligung der ganzen Nation hervorgegangene Vertretung, da die Wünsche und Interessen des preußischen Volkes mit denen des deutschen wesentlich identisch seien. Auch der deutsche Abgeordnetentag, der, aus liberalen Mitgliedern der deutschen Landtage bestehend, sich gleichzeitig mit dem Fürstentag 21. und 22. Aug. in Frankfurt versammelte, konnte bei aller Anerkennung der Tendenz des österreichischen Entwurfs denselben doch nicht für genügend erachten. Aber an eine Verständigung zwischen ihm und Bismarck war nicht zu denken, da selbst die eifrigsten Vertreter der deutschen Einheitsidee Bismarcks Vorschläge nicht ernst nahmen, solange der preußische Verfassungskonflikt dauerte.

Die schleswig-holsteinische Frage und der deutsche Entscheidungskampf.

Zwei Tage, nachdem in Dänemark eine neue Verfassung beschlossen worden war (13. Nov. 1863), die Schleswig in den dänischen Staat einverleibte und damit sowohl die Rechte der Herzogtümer auf Vereinigung als die völkerrechtlichen Verpflichtungen Dänemarks verletzte, rief der Tod des Königs Friedrich VII. (15. Nov.) den Prinzen von Glücksburg, Christian IX., auf Grund des Londoner Protokolls von 1852 auf den Thron. Da dieser die neue Verfassung bestätigte, so weigerten sich die Stände und Einwohner von Schleswig-Holstein, ihn als Landesherrn anzuerkennen, und proklamierten den Prinzen Friedrich von Augustenburg als ihren Herzog, dessen Thronfolge zugleich die ersehnte Trennung von Dänemark herbeiführte. Auch in D. hielt man dies für die beste Lösung; Fürsten und Landtage erklärten sich für die Anerkennung Friedrichs VIII., und 21. Dez. versammelten sich in Frankfurt 491 Abgeordnete aus allen Parteien, klein- und großdeutsche, und setzten den Sechsunddreißiger-Ausschuß (s. d.) ein, um mit allen Mitteln für den Augustenburger zu agitieren. Österreich und Preußen jedoch, als Großmächte an das Londoner Protokoll gebunden, verlangten, daß man sich mit dem Einspruch gegen die Novemberverfassung und mit der auf Grund desselben schon 1. Okt. 1863 beschlossenen Bundesexekution begnügen solle; die letztere setzten sie durch, und Ende Dezember rückten sächsische und hannöversche Truppen in Holstein ein. Da der Bund 14. Jan. 1864 es ablehnte, mit den beiden Großmächten gemeinsam zu handeln, mußten diese allein ans Werk gehen. Nachdem Dänemark die Aufforderung, die Novemberverfassung in Schleswig außer Kraft zu setzen, unbeachtet gelassen, überschritten 1. Febr. österreichische und preußische Truppen die Eider. Die öffentliche Meinung wandte sich entschieden gegen Preußen: daß Bismarck dadurch, daß er sich auf den Boden des Londoner Protokolls stellte und Dänemark ins Unrecht setzte, eine Intervention der andern Mächte verhütete, wurde von niemand gewürdigt. Der deutsch-dänische Krieg nahm einen glücklichen Fortgang, die Düppeler Schanzen wurden erobert (18. April) und ein großer Teil von Jütland besetzt. Auf der am 25. April eröffneten Londoner Konferenz, auf der auch der Deutsche Bund durch Beust vertreten war, machte es die halsstarrige Unnachgiebigkeit Dänemarks den deutschen Mächten möglich, sich vom Londoner Protokoll loszusagen und die gänzliche Trennung der Herzogtümer von Dänemark zu fordern, die im Wiener Frieden (30. Okt.) auch erreicht wurde. Aber nun widersetzten sich nicht nur die Mittelstaaten, durch die Beiseiteschiebung der Bundesexekution empfindlich beleidigt, sondern auch die gegen Bismarck nun einmal mißtrauische öffentliche Meinung in D. dem Verlangen Preußens, daß der neue schleswig-holsteinische Mittelstaat ihm für seine militärische und maritime Machtstellung gewisse Zugeständnisse einräume. Eine offene Opposition gegen Preußen wagten die Mittelstaaten zunächst noch nicht, denn Preußen drohte mit Auflösung des Zollvereins, wenn sie auf ihrem Widerstand gegen den französischen Handelsvertrag beharrten. Doch auf ihren Antrieb lehnte der Herzog von Augustenburg die preußischen Forderungen ab, Preußen ließ nun den Herzog fallen und faßte die Erwerbung der Herzogtümer für sich selbst ins Auge. Österreich dagegen trat mit den Mittelstaaten für den Augustenburger ein; der Bundestag und der Sechsunddreißi-

ger-Ausschuß drängten auf Anerkennung des Herzogs und Berufung einer schleswig-holsteinischen Landesvertretung. Noch wurde der Konflikt durch den Gasteiner Vertrag (14. Aug. 1865) für kurze Zeit vertagt. Die geteilte Verwaltung der Herzogtümer beseitigte die Streitigkeiten nicht, und Anfang 1866 schien für Österreich die Zeit zur Entscheidung gekommen: man glaubte, Preußen, in D. isoliert und in seinem Innern durch den Verfassungskonflikt gelähmt, müsse unterliegen. In einer Note vom 16. März 1866 gab Österreich die Absicht kund, die schleswig-holsteinische Sache dem Bund anheimzugeben, und sprach das Vertrauen aus, daß die deutschen Staaten Österreich unterstützen würden. Preußen kündigte darauf 24. März einen Antrag auf Bundesreform an und forderte 9. April die Berufung einer schon früher (22. Jan. 1863) als wünschenswert bezeichneten, aus direkten Wahlen und allgemeinem Stimmrecht hervorgehenden Nationalversammlung. Die öffentliche Meinung hielt diesen Antrag nicht für ernst; die Mittelstaaten suchten auf einer Konferenz zu Bamberg (14. Mai) auf beiderseitige Abrüstung hinzuwirken, doch ohne Erfolg, zumal zwei von ihnen, Sachsen und Hannover, selbst mit Rüstungen angefangen hatten. Den entscheidenden Schritt tat Österreich, indem es die holsteinischen Stände berief und 1. Juni dem Bunde die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage übertrug. Preußen bezeichnete dies als einen Bruch des Gasteiner Vertrags, ließ 7. Juni Holstein besetzen und erklärte 9. Juni im Bundestag, daß es die schleswig-holsteinische Frage als eine nationale ansehe und nur in Verbindung mit der von ihm vorgeschlagenen Bundesreform zu lösen bereit sei. Dagegen beantragte Österreich 11. Juni wegen des Vorgehens Preußens in Holstein die Mobilmachung der gesamten Bundesarmee mit Ausnahme ihrer preußischen Bestandteile, d. h. die Kriegserklärung gegen Preußen. Die Abstimmung 14. Juni ergab mit 9 gegen 6 Stimmen (Preußen, Oldenburg, Mecklenburg, die thüringischen Staaten, die Freien Städte außer Frankfurt und Luxemburg) die Annahme des Antrags. Sofort nach der Verkündigung verlas der preußische Gesandte v. Savigny eine Erklärung seiner Regierung, daß sie den bisherigen Bundesvertrag damit für gebrochen und erloschen ansehe, daß sie aber einen neuen Bund ohne Österreich mit den deutschen Regierungen abzuschließen bereit sei.

Der Preußisch-deutsche Krieg (s. d.) nahm einen unerwarteten Verlauf. Während die Bundestruppen sich noch sammelten, besetzte Preußen Sachsen und Kurhessen ohne Schwertstreich, Hannover nach dem blutigen Gefecht von Langensalza (27. Juni). Ganz Norddeutschland war Ende Juni schon in Preußens Gewalt; die meisten kleinen Staaten riefen ihre Gesandten vom Rumpfbundestag ab und schlossen sich Preußen an. Der siebentägige Feldzug in Böhmen und die Schlacht bei Königgrätz entschieden den Krieg gegen Österreich; der Mainfeldzug zersprengte die beiden Bundesarmeekorps; der Bundestag flüchtete nach Augsburg und löste sich 24. Aug. auf. Die Nikolsburger Friedenspräliminarien (26. Juli) und der Prager Friede (23. Aug.) garantierten Österreich sein deutsches Gebiet, legten ihm die Zahlung einer unerheblichen Kriegsentschädigung von 20 Mill. Tlr. auf, zwangen aber es zum Ausscheiden aus D. Unter Preußens Führung entstand der Norddeutsche Bund, mit dem die süddeutschen Staaten eine vertragsmäßige Vereinigung zur nationalen Einheit eingehen konnten. Österreich hatte seine führende Stellung aufgegeben; der Dualismus der deutschen Großmächte endete mit dem völligen Siege Preußens, das durch die Einverleibung Schleswig-Holsteins, Hannovers, Kurhessens, Nassaus und Frankfurts sein deutsches Gebiet bedeutend vergrößerte. Bei den Friedensverhandlungen suchte Frankreich, von den süddeutschen Staaten (außer Baden) um Vermittelung angegangen, sich einzumischen und verlangte gleichzeitig in drohender Form eine Kompensation am Rhein auf preußische, bayrische und hessische Kosten. Bismarck wies dies Verlangen auf die Gefahr eines neuen Krieges hin zurück, gewann zugleich durch milde Friedensbedingungen die süddeutschen Staaten für eine engere Verbindung mit Preußen und bahnte so die Versöhnung und Einigung ganz Deutschlands ohne Österreich an. Württemberg und Baden erlitten keine, Bayern und Hessen nur unerhebliche Gebietsverluste und mußten nur Kriegskontributionen zahlen. Sie gingen im August mit Preußen geheime Schutz- und Trutzbündnisse ein, garantierten sich darin gegenseitig ihr Gebiet und verpflichteten sich, zu seiner Verteidigung im Fall eines Krieges ihre volle Kriegsmacht zur Verfügung zu stellen und den Oberbefehl über dieselbe dem König von Preußen zu übertragen. Damit war die nationale Verbindung, die der Prager Friede vorsah, hergestellt, wenn auch kein Südbund zu stande kam.

Der Norddeutsche Bund und die Begründung des Deutschen Reiches.

(Vgl. die Karte »Deutsches Reich« bei S. 761.)

Schon während des Krieges hatten die Großherzogtümer Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und Sachsen-Weimar, die Herzogtümer Braunschweig, Anhalt, Sachsen-Koburg-Gotha und Sachsen-Altenburg, die Fürstentümer Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß j. L., Waldeck, Lippe und Schaumburg-Lippe, die Freien Städte Hamburg, Lübeck und Bremen mit Preußen ein enges Bündnis geschlossen und sich 18. Aug. für die am 14. Juni von Preußen vorgelegte neue Bundesverfassung erklärt. Hessen hatte sich in seinem Friedensschluß 3. Sept. verpflichtet, mit der vom preußischen Gebiet umschlossenen Provinz Oberhessen dem neuen Bund beizutreten. Nun wurden auch Sachsen-Meiningen und Reuß ä. L. dazu genötigt. Endlich kam nach Entlassung Beusts 21. Okt. der Friede mit dem Königreich Sachsen zu stande, das ebenfalls dem Bunde beitrat. Im Dezember 1866 wurde den Bevollmächtigten dieser 22 Staaten in Berlin der Entwurf einer Verfassung für den Norddeutschen Bund vorgelegt; und bereits 9. Febr. 1867 gelangten die Regierungen zu allseitiger Verständigung, worauf 12. Febr. die allgemeinen Wahlen für den konstituierenden Reichstag stattfanden. Derselbe wurde 24. Febr. in Berlin vom König Wilhelm I. von Preußen mit einer eindrucksvollen Thronrede eröffnet. Die Mehrheit des Reichstags bildeten Konservative und Nationalliberale; letztere hatten sich 1866 von der Fortschrittspartei getrennt, weil sie die nationale Politik Bismarcks zu unterstützen entschlossen waren. Während der Reichstag die Kompetenz des Bundes in mehreren Punkten erweiterte und seine eignen Rechte genauer präzisierte, behaupteten die Regierungen ihren Standpunkt in der Militärfrage (Normierung der Präsenzstärke mit 1 Proz. der Bevölkerung und Bewilligung der Kosten bis 31. Dez. 1871) und in der Diätenfrage (Fortfall jeder Entschädigung für die Reichstagsabgeordneten). Die Bundesverfassung wurde

16. April 1867 mit 230 gegen 53 Stimmen (zumeist von der Fortschrittspartei) angenommen und trat 7. Juni in Kraft. Das Präsidium des Bundes, der Krone Preußens erblich übertragen, besaß das Recht, Krieg zu erklären, Frieden, Verträge und Bündnisse zu schließen, den Bund nach außen zu vertreten, das Haupt der Exekutive, den Bundeskanzler, zu ernennen und Bundesrat und Reichstag zu berufen. Der Bundesrat bestand aus den Bevollmächtigten der 22 verbündeten Staaten und zählte 43 Stimmen (davon Preußen 17); er hatte das Recht der Vorberatung und Genehmigung aller Gesetze. Der Reichstag ging aus allgemeinen direkten Wahlen hervor (ein Abgeordneter auf 100,000 Seelen) und hatte die Rechte und Stellung der Volksvertretung eines konstitutionellen Staatswesens. Die Bundesgesetzgebung erstreckte sich auf das gesamte Verkehrs-, Handels-, Münz- und Zollwesen sowie wichtige Rechtsgebiete, ließ dagegen die innere Verwaltung der Einzelstaaten möglichst unberührt; doch gingen die Bundesgesetze stets den Landesgesetzen vor. Unbeschränkte Freizügigkeit gestaltete das Einzelindigenat zu einem Bundesindigenat um, Kriegsmarine und Heeresverfassung waren einheitlich, der König von Preußen Bundesfeldherr.

Durch den Bundesreformentwurf war die Verbindung Deutschlands mit dem Großherzogtum Luxemburg gelöst worden, doch hatte Preußen noch eine Garnison in der Festung Luxemburg. Als der König der Niederlande Luxemburg an Frankreich verkaufen wollte, verweigerte Preußen seine Zustimmung und beantwortete die französischen Kriegsdrohungen mit der allgemein überraschenden Veröffentlichung der geheimen Bündnisse mit den süddeutschen Staaten (19. März). Der Krieg wurde vermieden und im Londoner Protokoll (11. Mai 1867) die Räumung Luxemburgs durch die preußischen Truppen und die Neutralität des Landes vereinbart. Der Vertrag über die Neugestaltung des Zollvereins vom 8. Juli 1867, der bestimmte, daß ein Zollbundesrat und ein Zollparlament, aus dem norddeutschen Reichstag und den durch direkte allgemeine Wahlen gewählten Vertretern der süddeutschen Bevölkerung bestehend, gebildet werden sollten, stieß besonders beim bayrischen Reichsrat auf hartnäckigen Widerstand. Die Wahlen zum Zollparlament (Februar 1868) fielen in Württemberg ganz, in Bayern zu drei Vierteln partikularistisch aus, und wegen des Widerspruchs der 57 Partikularisten wurde in der ersten Session des Zollparlaments (27. April bis 23. Mai 1868) die Thronrede des Königs Wilhelm mit keiner Adresse beantwortet und jede Kompetenzerweiterung des Parlaments abgelehnt. Vorläufig begnügten sich die süddeutschen Staaten mit der Umgestaltung ihrer Heereseinrichtungen nach preußischem Muster. Der erste (und einzige) Reichstag des Norddeutschen Bundes schuf ein Bundesoberhandelsgericht in Leipzig sowie eine Gewerbeordnung und Wechselordnung; auch wurde die Gleichberechtigung aller Konfessionen zum Gesetz erhoben und ein Strafgesetzbuch genehmigt.

Über die Schwierigkeiten, die der Einigung ganz Deutschlands entgegenstanden, half der Deutsch-französische Krieg (s. d.) hinweg, der zum erstenmal seit Jahrhunderten ganz Deutschland im Kampfe gegen eine fremde Nation sah. Nach den ersten Erfolgen schon forderte die öffentliche Meinung als Preis des Friedens die Rückgabe Elsaß-Lothringens und zugleich die Gründung eines neuen deutschen Reiches durch Eintritt der Südstaaten in den Norddeutschen Bund, aber im einzelnen waren die Vorstellungen von der neuen politischen Organisation wenig klar. In der Tat stellte Bayern anfangs bei einem Besuche Delbrücks, des Präsidenten des Bundeskanzleramts, in München, solche Forderungen, daß eine Verständigung unmöglich schien. Erst in Versailles kamen die Dinge in bessern Fluß, und nachdem Baden und Hessen durch Vertrag vom 15. Nov. in den Norddeutschen Bund eingetreten waren, schlossen auch Bayern (23. Nov.) und Württemberg (25. Nov.) hierüber Verträge. Beiden Königreichen wurden erhebliche Sonderrechte zugestanden: Gesandtschaftsrecht, Verwaltung des Heerwesens, eigne Post, Eisenbahnen und Telegraphen, eigne Besteuerung von Bier und Branntwein. Doch schloß Württemberg eine Militärkonvention mit Preußen ab, und sein Landtag genehmigte den Vertrag mit großer Stimmenmehrheit, während im bayrischen Abgeordnetenhaus die ultramontanen Partikularisten (»Patrioten«) alle Kräfte anstrengten, den Vertrag zu Fall zu bringen, so daß er schließlich nur durch den Abfall einiger Partikularisten die erforderliche Stimmenmehrheit erhielt. Im Norddeutschen Reichstag stießen dagegen die den Königreichen gemachten Zugeständnisse auf Widerspruch. Da indes mitgeteilt wurde, daß der König von Bayern beantragt habe, mit dem Präsidium des künftigen deutschen Bundes den Titel »deutscher Kaiser« zu verbinden, und die übrigen Fürsten und die Freien Städte zugestimmt hätten, nahm der Reichstag 9. Dez. die Verträge an und belegte den neuen Bund mit dem Namen »Deutsches Reich«. Eine Deputation des Reichstags, geführt von Simson, begab sich zum König Wilhelm nach Versailles und bat ihn 18. Dez. »vereint mit den Fürsten Deutschlands«, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen. König Wilhelm nahm die Krone an, und nachdem die formelle Zustimmung der Fürsten und Städte erfolgt war, erließ er 17. Jan. 1871 eine Proklamation an das deutsche Volk, die diese Annahme verkündete. Am 18. Jan. 1871, 170 Jahre nach der Krönung des ersten preußischen Königs, geschah im Spiegelsaal des französischen Königsschlosses zu Versailles in Gegenwart einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Prinzen und Kriegshelden die öffentliche Verkündigung des deutschen Kaiserreichs, und 19. Jan. gab der Donner der Kanonen in der siegreichen Schlacht am Mont Valérien dazu die Weihe. Der Kaiserproklamation folgte unmittelbar die Kapitulation von Paris und damit war das Ende des unvergleichlichen Krieges erfolgt. Der Versailler Vorfriede (26. Febr.) brachte dem jungen Reich Elsaß und Deutsch-Lothringen mit Metz zurück und verschaffte ihm eine Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Frank (über ihre Verwendung vgl. Deutsch-französischer Krieg, S. 758). Der endgültige Friede zwischen Frankreich und D. wurde 10. Mai zu Frankfurt a. M. abgeschlossen.

Die Wahlen ergaben 3. März eine große nationale Mehrheit, und der erste deutsche Reichstag ward 21. März 1871 in Berlin eröffnet. Die neue ultramontane, 58 Mitglieder starke Zentrumspartei suchte den Einfluß des neuen Reiches sofort für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes zu verwerten, wie sie auch gewisse kirchliche Grundrechte in die Reichsverfassung eingeschoben wissen wollte; beides blieb aber ohne Erfolg. Die Reichsverfassung (s. oben, S. 788 ff.), die am 14. April 1871 vom Reichstag mit allen gegen vier Stimmen angenommen wurde, war eine Revision der norddeutschen Bundesverfassung: sie erhöhte die Zahl der Mitglie-

der und Stimmen des Bundesrats, der nun aus den Bevollmächtigten von 25 Staaten bestand, von 43 auf 58 und beschränkte die Rechte des Bundespräsidiums in einigen Punkten zu gunsten des Bundesrats. Elsaß-Lothringen wurde Reichsland, d. h. gemeinsamer Besitz des Reiches. So war das neue Deutsche Reich begründet, das dem alten, 1806 untergegangenen Heiligen Römischen Reich deutscher Nation allerdings an Umfang nicht gleichkam. Die politische Verbindung mit den österreichischen Landen war gelöst, Luxemburg aufgegeben, dafür waren aber Schleswig und Elsaß-Lothringen neu gewonnen. Unter einer erblichen Dynastie, die in dem preußischen Staat eine große, rein deutsche Hausmacht besaß, mit einer gesetzlich geordneten Verfassung, konnte das deutsche Volk nun eine einheitliche Kulturarbeit beginnen.

Die Regierung Kaiser Wilhelms I.

Reichskanzler und Reichstag widmeten sich mit großem Eifer der festen Begründung des Reiches: für den Militäretat wurde auf 3 Jahre ein Pauschquantum von je 270 Mill. Mk. bewilligt, die Münzreform im Januar 1873 zum Abschluß gebracht. Der Kulturkampf (s. d.) in Preußen machte sich auch im Reiche fühlbar: der »Kanzelparagraph« und das Jesuitengesetz vom 4. Juli 1872 riefen die schärfste Opposition der Ultramontanen hervor, und ihre Anstrengungen bei den Wahlen zum zweiten Reichstag (10. Jan. 1874), bei denen sie sich mit den Partikularisten verbanden, brachte ihre Zahl auf 91 Mitglieder, wozu außer 4 Welfen die Polen (14), die Sozialdemokraten (9) und die Elsaß-Lothringer (15) kamen, welch letztere 16. Febr. 1874 mit Protest in den Reichstag eintraten. Die Einführung der obligatorischen Zivilehe und das Gesetz über Verhinderung unbefugter Ausübung von Kirchenämtern (Expatriierungsgesetz) vermochten die Ultramontanen nicht zu verhindern, aber sie drohten das Reichsmilitärgesetz zu Falle zu bringen, das 1874 vorgelegt wurde und bestimmte, daß die Friedenspräsenzstärke des Heeres an Unteroffizieren und Mannschaften auf 1 Proz. der Bevölkerung (401,659 Mann) bis zum Erlaß einer anderweitigen gesetzlichen Bestimmung normiert sein sollte. Fortschrittspartei und ein Teil der Nationalliberalen wollten dem Reichstag das Recht wahren, die Friedenspräsenzstärke durch das jährliche Etatsgesetz festzustellen. Da der Reichskanzler im Falle der Ablehnung des Gesetzes mit seinem Rücktritt drohte und im Volke lebhaft Nachgiebigkeit gewünscht wurde, so verstanden sich die Nationalliberalen zu einem Kompromiß, dem sogen. Septennat, wonach die geforderte Friedenspräsenzstärke auf 7 Jahre festgesetzt sein sollte. Ein gleicher Kompromiß wurde bei der Justizreform abgeschlossen, die 1876 den Reichstag beschäftigte, nachdem sie 1874—76 von einer Kommission durchberaten worden war; der Bundesrat ließ viele Bedenken gegen deren Beschlüsse fallen, bestand aber auf seinem Einspruch gegen die Verweisung der Preßvergehen an die Schwurgerichte und gegen die Abschaffung des Zeugniszwanges für Verleger und Redakteure von Zeitschriften. Der Reichstag gab 21. Dez. 1876 nach, und die Einführung der Reform (einer neuen Gerichtsorganisation, Zivil- und Strafprozeßordnung) in allen Staaten des Reiches erfolgte 1. Okt. 1879.

Diese Vorfälle erschütterten die Einheit der bisher maßgebenden nationalliberalen Partei und entzündeten einen Streit zwischen ihr und der Fortschrittspartei. Die Folge war, daß beide bei den Neuwahlen im Januar 1877 erhebliche (39) Verluste erlitten und die Mehrheit im Reichstag verloren. Auch Bismarck wandte sich von den Nationalliberalen mehr und mehr ab. Er hatte erkannt, daß man, getäuscht durch den enormen Aufschwung von Handel und Gewerbe nach dem Kriege, der sich seit 1874 als ungesund, z. T. als schwindelhaft herausstellte und mit einem bedenklichen Zusammenbruch (Krach) zahlreicher Unternehmungen endete, in der Begünstigung des Freihandels zu weit gegangen war, die deutsche Industrie und Landwirtschaft dem Ausland gegenüber teilweise wehrlos gemacht und dadurch die Finanzen des Reiches und der Einzelstaaten empfindlich geschädigt hatte. Deshalb plante er eine Steuerreform, die mit dem Grundsatze des Freihandels brach. Die Liberalen wollten weder von ihren Freihandelsprinzipien ablassen, noch ohne vollen Nachweis des Bedürfnisses die Einnahmen vermehren, lehnten 1876 eine Reihe von indirekten Steuern (Bier, Kaffee, Branntwein, Tabak ꝛc.) ab und sprachen sich im Februar 1878 aufs heftigste gegen das von Bismarck empfohlene Tabakmonopol aus. Da erfolgte 11. Mai 1878 das Hödelsche Attentat auf den Kaiser: die Gefahren der sozialdemokratischen Wühlerei, deren mächtiges Anschwellen schon die Reichstagswahlen von 1877 (12 Abgeordnete, 493,447 Stimmen) gezeigt hatten, wurden dadurch aufgedeckt. Die Regierung legte aus diesem Grunde dem Reichstag das Sozialistengesetz vor, das auf 3 Jahre die Verfolgung sozialdemokratischer Ziele gewissen Ausnahmemaßregeln unterwarf. Die liberale und ultramontane Mehrheit lehnte das Gesetz 24. Mai als unnötig ab, aber 2. Juni schoß Nobiling auf den Kaiser und verwundete ihn so schwer, daß er 4. Juni dem Kronprinzen die Stellvertretung übertragen mußte und erst 5. Dez. die Regierung wieder übernehmen konnte. Nun setzte der Reichskanzler die Auflösung des Reichstags durch und ließ bei den Neuwahlen (30. Juli) besonders die Liberalen aufs schärfste bekämpfen, so daß die Zahl der Nationalliberalen von 127 auf 98, die der Fortschrittspartei von 35 auf 26 Mitglieder sank. Darauf wurde das Sozialistengesetz 19. Okt. auf 2½ Jahre (bis 1881) angenommen, aber eine zuverlässige Mehrheit hatte Bismarck in dem in drei fast gleiche Hauptparteien (Konservative, Liberale und Zentrum) geteilten Reichstag nicht.

In der äußern Politik näherte sich der Kanzler Österreich, dem er schon 14. Dez. 1870 bei der Anzeige der Neugestaltung der Dinge in D. den Wunsch eines freundschaftlichen Verhältnisses ausgedrückt hatte, und suchte eine Verständigung zwischen ihm und Rußland herbeizuführen. Dies gelang durch die Dreikaiserzusammenkunft 5.—12. Sept. 1872 in Berlin, wo Alexander II. von Rußland und Franz Joseph von Österreich mit ihren Ministern Gortschakow und Andrássy erschienen. Auf Grund der auf gemeinsame Politik und Erhaltung des Friedens abzielenden Verabredung gelang es, als 1875 Unruhen auf der Balkanhalbinsel ausbrachen und Rußland sich von der panslawistischen Agitation 1877 zur Kriegserklärung an die Türkei drängen ließ, den Krieg auf die Balkanhalbinsel zu beschränken. Erst als Rußland gegen sein Versprechen durch den Frieden von Santo Stefano die englischen und die österreichischen Interessen im Orient verletzte und als besonders England den entschiedensten Einspruch erhob, übernahm Bismarck die Vermittelung der streitenden Interessen. Zu dem für 13. Juni 1878 einberufenen Berliner Kongreß erschienen die auswärtigen Minister aller beteiligten Mächte, und Bismarck führte den Vorsitz. Im Berliner Frieden vom 13. Juli wurde eine gütliche

Vereinbarung herbeigeführt, wobei Rußland wesentliche Änderungen am Vertrag von Santo Stefano zugestand. Hierüber war die öffentliche Meinung in Rußland äußerst entrüstet, und die Spannung zwischen D. und seinem östlichen Nachbar wurde immer bedenklicher; auch eine persönliche Zusammenkunft des Kaisers Wilhelm mit dem russischen Kaiser in Alexandrowo vermochte daran nichts zu ändern, so daß Bismarck 7. Okt. 1879 ein Schutz- und Trutzbündnis mit Österreich-Ungarn abschloß, das 1883 erneuert wurde und dem auch Italien beitrat. Angesichts dieses mitteleuropäischen Dreibundes (s. d.) begnügten sich die Panslawisten und die Franzosen mit ohnmächtigen Drohungen; der Zar blieb friedlich gesinnt, und die Dreikaiserzusammenkunft in Skiernewice vom September 1884 verbürgte den Frieden für längere Zeit.

Inzwischen war der Entwurf der Wirtschafts- und Finanzreform, die das Reich wirtschaftlich selbständiger machen sollte, im Frühjahr 1879 dem Reichstag vorgelegt worden; eine schutzzöllnerische Vereinigung von 204 Mitgliedern des Reichstags stimmte dem Plane des Reichskanzlers von vornherein zu, und eine Kommission des Bundesrats arbeitete einen neuen Zolltarif aus, der Schutzzölle für Getreide, Holz, Eisen u. dgl. einführte und die Finanzzölle auf Wein, Tabak, Tee, Petroleum, Kaffee ꝛc. beträchtlich erhöhte. Der Zolltarif wurde 12. Juli 1879 vom Reichstag infolge des Übereinkommens von Konservativen und Zentrum angenommen, aber allerdings mit der Franckensteinschen Klausel, wonach der die Summe von 130 Mill. Mk. übersteigende Betrag der neuen Zölle den einzelnen Bundesstaaten überwiesen werden sollte. Auch ein Wuchergesetz und eine die Gewerbefreiheit einschränkende Novelle zum Gewerbegesetz verdankten dem konservativ-ultramontanen Bund ihre Annahme. Die Verlängerung des Septennats und des Sozialistengesetzes wurde nur mit Hilfe der Nationalliberalen erreicht (die Militärnovelle von 1880 erhöhte die Friedenspräsenzstärke für 1881 bis 1888 auf 427,000 Mann), und die Samoavorlage wurde überhaupt abgelehnt. Die Neuwahlen für den Reichstag 1881 und 1884 verschlechterten noch die Parteiverhältnisse für die Regierung, indem sie nun nicht mehr auf eine konservativ-nationalliberale Mehrheit rechnen konnte und in allen die Kräftigung der Reichsgewalt betreffenden Fragen eine aus Ultramontanen, Welfen, Polen, Elsässern, Sozialdemokraten und Deutschfreisinnigen bestehende Opposition von 212, dann 232 Mitgliedern gegen sich hatte. Daher wurde das Tabakmonopol abgelehnt und die durch zwei kaiserliche Botschaften vom 17. Nov. 1881 und 14. April 1883 dringend empfohlene Sozialreform nur langsam gefördert. Erst 1883 wurde das Krankenkassengesetz und 1884 das Unfallversicherungsgesetz zum Abschluß gebracht. Vorlagen über Subvention von überseeischen Schnelldampferlinien, über Vermehrung der Beamten im auswärtigen Dienst und über Bewilligung der Mittel für den Schutz der neuerworbenen Kolonien in Afrika und Ozeanien wurden nur zögernd und widerwillig genehmigt. Im Winter 1886/87 stand wieder die Erneuerung des Septennats zur Beratung, und diesmal wurde eine Vermehrung um 41,000 Mann gefordert, so daß die Friedenspräsenzstärke 468,000 Mann betragen sollte. Als der Reichstag 14. Jan. 1887 die Regierungsforderung nur auf drei Jahre bewilligte, ward er aufgelöst. Die Neuwahlen (21. Febr.) ergaben eine konservativ-nationalliberale Mehrheit (Kartell, 220 Stimmen), die das Septennat, ein Branntwein- und ein Zuckersteuergesetz annahm. Diese Steuern erhöhten die Einnahmen des Reiches endlich so, daß den Einzelstaaten erheblich mehr vom Reich überwiesen wurde, als sie an Matrikularbeiträgen zahlten. Rußlands und Frankreichs Rüstungen zwangen auch D. zur Verstärkung seiner Verteidigungsmittel, und die dazu notwendigen 280 Mill. Mk. wurden fast einstimmig bewilligt; durch ein neues Landwehr- und Landsturmgesetz wuchs die Kriegsstärke des Heeres um ½ Mill. Mann. Die Legislaturperioden wurden von 3 auf 5 Jahre verlängert.

Neueste Zeit.

Kaiser Wilhelm I. starb 9. März 1888. Sein Nachfolger, Kaiser Friedrich III., seit Jahresfrist an einem unheilbaren Halsleiden schwer erkrankt, erklärte im Sinne seines Vaters regieren zu wollen, starb aber schon 15. Juni 1888 nach einer Regierung von nur 99 Tagen. Sein Sohn, Kaiser Wilhelm II., trat nun die Herrschaft an und eröffnete 25. Juni eine außerordentliche Sitzung des Reichstags, umgeben von den meisten deutschen Fürsten, mit einer Thronrede, in der auch er die Einhaltung der unter seinem Großvater befolgten Politik versprach. Durch Besuche in Petersburg, an den süddeutschen Höfen, in Wien und Rom, dann 1889 in England, Athen und Konstantinopel suchte der junge Kaiser die guten Beziehungen zum Ausland zu befestigen. Die sozialpolitische Gesetzgebung wurde fortgesetzt: das Gesetz über die Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter wurde 24. Mai 1889, wenn auch mit geringer Mehrheit, angenommen. Im Winter 1889/90 stand die Verlängerung des Sozialistengesetzes zur Beratung. Die Regierung wollte es aus einem auf kurze Zeit bewilligten in ein dauerndes Gesetz verwandeln, aber die Nationalliberalen wollten für ein dauerndes Gesetz die Ausweisungsbefugnis nicht zugestehen, und so wurde 25. Jan. 1890 das ganze Gesetz abgelehnt. Unmittelbar darauf wurde der Reichstag geschlossen und die Vornahme der Neuwahlen für den 20. Februar festgesetzt.

Dieses unerwartete Ereignis enthüllte zuerst öffentlich die zwischen Kaiser und Kanzler herrschende Meinungsverschiedenheit über die einzuschlagende Politik: Bismarck wollte gegenüber der Sozialdemokratie an Repressivgesetzen festhalten und dem neuen Reichstag eine entsprechende Vorlage unterbreiten, der Kaiser dagegen hoffte durch Erfüllung der »berechtigten« Forderungen der Arbeiter der sozialistischen Bewegung jede Gefahr zu nehmen und kündigte 4. Febr. 1890 in zwei Erlassen eine Regelung der Arbeiterverhältnisse in Preußen und eine internationale Konferenz hierüber an. Der Staatsrat trat 11. Febr. zur Beratung der Arbeiterfrage zusammen, die internationale Arbeiterschutzkonferenz tagte 15.—29. März. Trotz alledem gewann die Sozialdemokratie bei den Wahlen 1,427,298 Stimmen und 35 Abgeordnete. Das Kartell, von Freisinnigen und Ultramontanen heftig bekämpft, verlor die Mehrheit: wie 1884—87 beherrschten fortan die Ultramontanen, durch 106 Abgeordnete vertreten, den Reichstag. Der Kaiser wollte jetzt das Sozialistengesetz ganz fallen lassen und durch die Arbeiterschutzgesetzgebung den sozialen Frieden herstellen. Bismarck war nicht willens, diese Wege mitzugehen; des Kaisers zweiter Besuch in Rußland und die Annäherung an England waren ihm ebenfalls nicht erwünscht, und so erbat und erhielt er 20. März 1890 seine Entlassung. General v. Caprivi wurde sein Nachfolger; auch der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Graf Herbert Bismarck, trat zu-

rück und wurde durch den badischen Bundesratsgesandten Marschall v. Bieberstein ersetzt.

Der neue Reichstag wurde 6. Mai 1890 eröffnet, bewilligte eine Erhöhung der Friedenspräsenzstärke des Heeres auf 487,000 Mann und wurde 2. Juli vertagt. Am 1. Juli gewann D. durch Vertrag die Insel Helgoland, opferte aber dafür den Engländern in Afrika Sansibar, Uganda und Witu. Das Arbeiterschutzgesetz wurde in der Wintersession 1890/91 weiter ausgestaltet, die friedliche äußere Politik durch Erneuerung des Dreibundes im Sommer 1891 und durch den Abschluß der Handelsverträge mit Österreich, Italien, Belgien und der Schweiz Ende 1891 bekundet. Dem am 22. Nov. 1892 wieder eröffneten Reichstag wurde eine neue Militärvorlage unterbreitet, die den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht streng durchführen sollte und deshalb für die Fußtruppen die zweijährige Dienstzeit zuließ, gleichwohl aber wesentliche Mehrkosten und Erhöhung der Friedenspräsenzstärke um 18,574 Mann vorsah. Gleichzeitig war die Errichtung von 173 Halbbataillonen geplant, welche die bestehenden Bataillone von mancherlei kleinem Dienst befreien sollten. Zur Deckung der Kosten von einmal 66 Mill. und dauernd jährlich 64 Mill. Mk. wurde von der Regierung Erhöhung der Abgaben auf Börsengeschäfte, Branntwein u. Bier vorgeschlagen, doch zog sie die beiden letztern Steuererhöhungen zurück. Der Reichstag war für diese Vorlage nicht zu haben, zumal da die Regierung im Punkte der nachdrücklich verlangten Reform des Militärstrafgesetzbuches nicht entgegenkam. Obwohl unter Führung des Abgeordneten v. Huene ein Teil des Zentrums der Regierung willfahren wollte, wurde die Vorlage doch 6. Mai 1893 mit 210 gegen 162 Stimmen abgelehnt. Der Reichstag wurde sofort aufgelöst, und die Neuwahlen fanden 14. Juni statt. Es waren 180 Stichwahlen notwendig, die am 24. Juni erfolgten: verstärkt gingen aus dem Wahlkampfe die Nationalliberalen (53), die Sozialdemokraten (1,786,738 Stimmen und 44 Abgeordnete) und die Antisemiten (16) hervor. Die deutsch-freisinnige Partei, die sich noch vor den Neuwahlen in die freisinnige Volkspartei (Richter) und die der Militärvorlage geneigte freisinnige Vereinigung (Rickert) gespalten hatte, erhielt bei den Hauptwahlen gar kein Mandat, bei den Stichwahlen 37. Der vom Kaiser 4. Juli mit Thronrede eröffnete neue Reichstag nahm 15. Juli mit 201 gegen 185 Stimmen den nach den Vorschlägen Huenes gestalteten Gesetzentwurf an und ward sofort geschlossen. Das Gesetz trat 1. Okt. 1893 in Kraft, aber die Beschaffung der Mehrkosten blieb der Wintersession vorbehalten.

Im Herbste löste den preußischen Kriegsminister v. Kaltenborn-Stachau General Bronsart v. Schellendorff, der Bruder des frühern Kriegsministers, ab; auch der Reichsschatzsekretär v. Maltzahn-Gültz trat zurück, an seine Stelle wurde der Landesdirektor der Provinz Posen, Graf von Posadowsky-Wehner, berufen. Die Neuordnung der Reichsfinanzen übernahm der preußische Finanzminister Miquel, der mit so großem Geschick die Reform der direkten Steuern in Preußen durchgeführt hatte. Er verständigte sich mit den Finanzministern der übrigen Bundesstaaten nicht nur über die Beschaffung der Mehrkosten der Heeresvermehrung, sondern auch über eine allgemeine Finanzreform, die den Einzelstaaten eine Minderung der Matrikularbeiträge bringen sollte: von der Einführung einer Tabakfabrikatsteuer, Wein-, Börsen-, Stempel- und Quittungssteuer erhoffte man einen Ertrag von 100 Mill., wovon 60 Mill. der Militäretat erforderte, 40 für die Einzelstaaten bestimmt waren. Die Börsensteuernovelle wurde Ende 1893 nach der ersten Lesung an einen Ausschuß verwiesen, die Gesetze über Tabak und Wein hatten im Januar 1894 das gleiche Schicksal, mußten aber zurückgezogen werden. Die geplante Reichsfinanzreform kam dadurch nicht zu stande, was weniger für das Reich als für die Einzelstaaten wegen der durch die Schwankungen der Matrikularbeiträge verursachten Störung ihrer Haushalte verhängnisvoll wurde. Nur das Börsengesetz wurde angenommen, und kleine Mehreinnahmen erzielte Miquel durch Änderungen an den Gesetzen über Stempel (1894), Branntwein (1895) und Zucker (1896). Im Winter 1893/94 hatte der Reichstag auch über Handelsverträge mit Spanien, Rumänien und Serbien zu beraten, die, obwohl vom Bunde der Landwirte energisch bekämpft, 15. Dez. mit knapper Mehrheit angenommen wurden. Die in dem genannten Bund und andern Organisationen politisch geeinten Agrarier wurden jetzt, indem sie den Schutz der Landwirtschaft durch Getreidezölle forderten und grundsätzlich die Handelsvertragspolitik Caprivis ablehnten, für die innere Politik ein Faktor, mit dem die Regierung rechnen mußte. Schon seit 1891 war der Gegensatz zwischen Agrariern und Industriellen in allen Fragen der Wirtschaftspolitik entscheidend gewesen, aber am schärfsten kam er zum Ausdruck bei Beratung des Handelsvertrags mit Rußland, der am 16. März 1894 dennoch angenommen und 19. März ratifiziert wurde. Obwohl die Regierung durch Errichtung von Landwirtschaftskammern und Aufhebung des Identitätsnachweises (die Agrarier nannten dies »kleine Mittel«) der Landwirtschaft zu helfen versprach, erhob der Bund bei seiner Generalversammlung 17. Febr. den schärfsten Protest gegen die Regierungspolitik, und als Ausfluß dieser Opposition brachten die Konservativen 7. April (als »großes Mittel«) den sogen. Antrag Kanitz ein, wonach der Ein- und Verkauf des zum Verbrauch im Zollgebiet bestimmten ausländischen Getreides mit Einschluß der Mühlenfabrikate nach festgesetzten Mindestpreisen für Rechnung des Reiches erfolgen sollte. Reichsregierung und Reichstagsmehrheit lehnten 13. April den Antrag ab. Die Erbitterung unter den Agrariern wuchs, und schon wurden Stimmen laut, die für eine grundsätzliche Bekämpfung der Regierung im Verein mit den linksstehenden Parteien sprachen. Eine Abordnung des Bundes der Landwirte in Ostpreußen, die der Kaiser 20. Okt. empfing, hatte den Zweck, derartige Befürchtungen zu zerstreuen. Dieser Empfang erregte aber den Unmut des Kanzlers, der bereits mit dem preußischen Ministerpräsidenten Grafen Eulenburg wegen der sogen. Umsturzvorlage in Meinungsverschiedenheiten geraten war. Obwohl der Bundesrat Caprivis milderer Fassung der Vorlage zustimmte, so erbat und erhielt der Kanzler 26. Okt. seine Entlassung; doch auch Eulenburg mußte weichen. Die Ämter des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten wurden nun wieder vereinigt und 29. Okt. dem bisherigen Statthalter von Elsaß-Lothringen, Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, übertragen. Preußischer Minister des Innern wurde v. Köller; der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Marschall v. Bieberstein, trat in das preußische Staatsministerium ein, und damit war wieder eine engere Verbindung zwischen den obersten Reichs- und preußischen Staatsbehörden angebahnt. Hohenlohe ist als Leiter der Politik noch we-

niger persönlich hervorgetreten als Caprivi, er hat sich nicht einmal des Hasses einer Partei (wie der »Mann ohne Ar und Halm«) zu erfreuen gehabt. Nach Bismarcks Entlassung war der Kaiser sein eigner Kanzler, wie er auch oft durch seine Reden bei festlichen Anlässen entscheidend in die Politik eingegriffen hat.

In der innern Politik brachte die Wintersession des Reichstags 1894/95 als wichtigsten Beratungsgegenstand die längst vorbereitete sogen. Umsturzvorlage, die durch erweiterte Strafbestimmungen dem verderblichen Gebaren aller derjenigen steuern sollte, »welche die Staatsgewalt in der Erfüllung ihrer Pflicht zu stören versuchen«. Die am 8. Jan. 1895 beginnende fünftägige Beratung zeigte, daß Konservative und ein Teil der Nationalliberalen für die Vorlage zu haben waren, während sie die Linke als überflüssig und unwirksam bekämpfte. In der Kommissionsberatung suchte das Zentrum die Vorlage durch Zusätze aus einem Gesetz gegen die Sozialdemokratie in ein solches zum Schutze der Kirche zu verwandeln. Dagegen erhoben aber die Vertreter der Wissenschaft und Kunst, der Presse und des Buchhandels entschiedenen Einspruch, und da das Zentrum sein Ziel nicht zu erreichen vermochte, so ward 11. Mai die Vorlage ganz abgelehnt. — Im Winter 1895/96 beschäftigte den Reichstag vornehmlich die Beratung des nach 20jähriger Arbeit fertig gestellten Bürgerlichen Gesetzbuches, das dem Reiche die Rechtseinheit bringen sollte. Obwohl das Zentrum anfangs die Abschaffung der Zivilehe zur Bedingung der Annahme machen wollte, begnügte es sich doch mit einigen formalen Änderungen, und 1. Juli 1896 ward das ganze Gesetzbuch mit 222 gegen 48 Stimmen angenommen. Einige andre zur Ergänzung notwendige Vorlagen, insbes. das Handelsgesetzbuch in neuer Fassung, gelangten 1897 zur Beratung und Annahme. 1896 war noch das Verbot des Terminhandels in Getreide und das Gesetz gegen unlautern Wettbewerb durchgegangen: ersteres sollte den Getreidemarkt für die Landwirte übersichtlicher gestalten, letzteres die Kleingewerbtreibenden vor der Konkurrenz kapitalistischer Unternehmer schützen. Ein Auswanderungsgesetz wurde 1897 angenommen; ein im Vorjahr von der Regierung abgelehntes Margarinegesetz zum Schutze der landwirtschaftlichen Produzenten ebenfalls, und ein Innungsgesetz versuchte wiederum dem Handwerk aufzuhelfen. — Die Tagung 1897/98 brachte endlich die so lange geforderte neue Militärstrafprozeßordnung vor den Reichstag, der sie 4. Mai 1898 mit 177 gegen 83 Stimmen annahm. Die Frage der Organisation des obersten Militärgerichtshofes war dabei noch unerledigt geblieben, die Einigung darüber vielmehr den beiden Kontingentsherren, dem König von Preußen und dem Prinz-Regenten, vorbehalten worden: im November 1898 wurde zwischen beiden die Vereinbarung getroffen, daß beim obersten Gerichtshof ein besonderer bayrischer Senat errichtet wird, dessen Mitglieder der König von Bayern ernennt.

Als nach den Neuwahlen 6. Dez. 1898 die zehnte Legislaturperiode begann, zeigte der Reichstag kein wesentlich andres Gesicht als vorher. Nach den Etatsberatungen des Winters 1898/99 ging noch die Erhöhung des Kapitals der Reichsbank auf 180 Mill. Mk. durch, aber erst 1. Juni 1899 wurde der Entwurf des wichtigsten Gesetzes, den Schutz des gewerblichen Arbeitsverhältnisses betreffend, vorgelegt. Schon seit 5. Sept. 1898 war die Öffentlichkeit durch eine Rede des Kaisers in Bad Oeynhausen darauf vorbereitet, und nach einer Redewendung des Kaisers, die Zuchthausstrafe für Streikführer ankündigte, belegte man das Gesetz allgemein mit dem Namen »Zuchthausvorlage«. Die Vorlage verschärfte die bisher gültigen Strafen für solche, die Arbeitswillige durch Zwang oder Drohung am Arbeiten hindern, und sah, falls infolge des Ausstandes eine Gefährdung der Sicherheit des Reiches oder eines Bundesstaates oder eine gemeine Gefahr für Menschenleben oder Eigentum eintritt, Zuchthausstrafe bis zu 3 Jahren, gegen die Rädelsführer bis zu 5 Jahren vor. Die Vorlage kam nicht an eine Kommission, sondern wurde in der zweiten Lesung 20. Nov. 1899 abgelehnt und damit begraben. Die Sozialdemokraten brachten nach diesem Erfolg ihrer Sache sofort ihrerseits Anträge über die Regelung der Arbeiterfrage ein, aber der Reichstag wies diese agitatorische Herausforderung 1. Dez. mit allen Stimmen gegen die der Antragsteller ab. Am 6. Dez. 1899 wurde die Aufhebung des Verbindungsverbots für politische Vereine Reichsgesetz. Gegen Ende der Session im Frühjahr 1900 entbrannte ein lebhafter Kampf um das Fleischbeschaugesetz und die Vorlage über Unterdrückung der Unsittlichkeit (lex Heinze). Bei erstern versuchten die Agrarier ein fast allgemeines Verbot der Fleischeinfuhr nach 1904, d. h. nach Ablauf der Handelsverträge, durchzusetzen, bei letzterer versuchte das Zentrum Produkte der Literatur und Kunst, die »ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen« unter Strafe zu stellen. In beiden Fällen unterlagen die Antragsteller, und beide Vorlagen wurden im Mai 1900 im wesentlichen so angenommen, wie sie eingebracht worden waren. — Die Reichstagsverhandlungen im Winter 1900/1901 befaßten sich mit dem sogen. Toleranzantrag des Zentrums, durch den die Beseitigung aller staatlichen Aufsicht über die Ausübung des Bekenntnisses erstrebt wurde. Obwohl der Reichskanzler von vornherein erklärte, daß die verbündeten Regierungen in einem derartigen Gesetz einen Eingriff in ihre Rechte sähen, da die Aufsicht über die Kirchen nicht dem Reiche, sondern den Einzelstaaten zustehe, so wurde doch in die Beratung eingetreten. Angenommen wurden Gesetze über Versorgung der Kriegsinvaliden und ihrer Hinterbliebenen, das Urheber- und Verlagsrecht, über die staatliche Aufsicht über die privaten Versicherungsunternehmungen durch Errichtung eines kaiserlichen Aufsichtsamts sowie die Novelle zum Gewerbegerichtsgesetz, die am 1. Jan. 1902 in Kraft trat. Auch den internationalen Übereinkünften zum Schutze des gewerblichen Eigentums wurde die Zustimmung erteilt, aber eine Änderung des mit 30. Sept. 1901 ablaufenden Branntweinsteuergesetzes war nicht durchzubringen. — Schon lange beschäftigte sich die öffentliche Meinung mit dem neuen Zolltarif, der 1904 in Kraft treten sollte: im Handelsvertragsverein hatte sich eine Organisation zur wesentlichen Aufrechterhaltung des geltenden Zustandes gebildet, während Agrarier und Industrielle schon längst jede Gelegenheit benutzten, um ihre Forderungen auszusprechen. Am 23. Juni 1901 ging der seit März im Reichsschatzamt fertiggestellte Entwurf dem Bundesrat zu und wurde noch vor Beendigung der Beratung 27. Juli veröffentlicht. Am 12. Nov. gab der Bundesrat seine Zustimmung, am 2. Dez. begann die erste Lesung im Reichstag, die mit Verweisung an eine 28gliederige Kommission endete. Diese hatte die Hauptarbeit zu leisten, aber die Obstruktion der Sozialdemokraten begann sofort eine gedeihliche Tätigkeit unmöglich zu machen. Schon bald wurde klar,

daß unter diesen Verhältnissen die Kommission auch im Sommer nach Schluß des Reichstags ihre Arbeit würde fortsetzen müssen, und um dies zu erleichtern, stellte die Regierung nach Ostern 1902 den Antrag, jedem Kommissionsmitglied 2400 Mk. Entschädigung zu gewähren. Die Parteien, die grundsätzlich die bisher vom Bundesrat stets abgelehnten Diäten für die Reichstagsmitglieder fordern, entfalteten sofort eine lebhafte Agitation dagegen. Eine Erklärung des Reichskanzlers vom 8. Febr. stellte entgegen den verbreiteten Gerüchten fest, daß der Bundesrat nicht für Diäten oder Anwesenheitsgelder zu haben sei. Nach anstrengender, den ganzen Sommer währender Beratung, beendete die Kommission 6. Okt. ihre Arbeit. Sofort nach der Eröffnung des Reichstags begann die Beratung im Plenum, aber zugleich die Obstruktion der Sozialdemokraten, denen sich die Mitglieder der Freisinnigen Vereinigung zugesellten, bis endlich v. Kardorff beantragte, den Zolltarif, wie er aus der Kommission hervorgegangen sei, unter Herabsetzung einiger Industriezölle en bloc anzunehmen. Nach vier stürmischen Sitzungen wurde dieser Antrag 11. Dez. mit 183 gegen 136 Stimmen angenommen, und in einer 18stündigen Nachtsitzung vom 13. zum 14. Dez. gelangte das ganze Gesetz mit 202 gegen 100 Stimmen zur Annahme; der Bundesrat stimmte seinerseits 19. Dez. der vom Reichstag beschlossenen Fassung des Gesetzes zu. — Vor der Sommervertagung 1902 erteilte der Reichstag nach der Brüsseler Zuckerkonvention vom 5. März, dem Zuckersteuergesetz, das unter anderm die Erzeugung und Einfuhr von Saccharin völlig verbietet, dem Branntweinsteuergesetz und der neuen Seemannsordnung, die am 1. April 1903 in Kraft getreten ist, seine Zustimmung. Im Winter 1902/3 ward durch das am 23. März 1903 angenommene Gesetz die Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben geregelt und gleichzeitig das Gesetz zur Sicherung des Wahlgeheimnisses erlassen; dagegen gelang es nicht, die Beratung der Novelle zum Krankenversicherungsgesetz, die dem Reichstag 19. Febr. zuging und schon nach einer Woche an eine Kommission überwiesen war, zu Ende zu führen.

Am 9. Mai 1902 hob der Kaiser als Anerkennung für die zum Bau der Hochkönigsburg bewilligten Mittel den sogen. Diktaturparagraphen auf (der Bundesrat stimmte 5. Juni zu), und damit entschwand das so viel befehdete, für Elsaß-Lothringen geltende Ausnahmegesetz. Dadurch ermutigt, nahm 28. April 1903 der Landesausschuß einen Antrag an, wonach den Reichslanden im wesentlichen die Verfassung eines Bundesstaates verliehen werden soll. Während ein aufsehenerregender Prozeß in Wreschen die namentlich seitens der polnischen Geistlichkeit gegen die deutsche Staatsordnung gerichtete Verhetzung des Volkes enthüllte, und während die preußische Regierung eine neue energische Germanisierung der polnischen Landesteile durch Ankauf von Gütern behufs Ansiedelung Deutscher und Errichtung neuer Staatsdomänen in Erwägung zog, wurde 1. April 1902 die Reichseinheit dadurch gefördert, daß die neue, zugleich für Württemberg geltende Briefmarke mit »Deutsches Reich« eingeführt wurde, so daß äußerlich nur noch das bayrische Postreservatrecht zum Ausdrucke kommt. Am 18. Dez. 1902 ersuchte der Bundesrat die einzelnen Bundesregierungen, mit 1. Jan. 1903 die einheitliche deutsche Rechtschreibung amtlich einzuführen. Fast allseitig wurde dem Wunsch entsprochen; Presse und Buchverleger schlossen sich an. Am 26. Jan. 1903 erfolgte die Einführung neuer gekürzter Kriegsartikel.

Auch die Wehrkraft des Deutschen Reiches wurde seit Caprivis Abgang weiter ausgestaltet. Am 1. April 1897 wurden die 1893 geschaffenen 173 Halbbataillone in 42 neue Regimenter verwandelt. Eine wesentliche Erhöhung der Friedenspräsenzstärke brachte aber die Vorlage, die im Januar 1899 in Beratung kam und 16. März in der Fassung der Kommission angenommen wurde: die Regierung hatte neben Vermehrung der obern Kommandostellen vor allem Vermehrung und Neuorganisation der Artillerie (auf 574 Batterien) gefordert, und diese Forderung wurde bewilligt. Bei Kavallerie und Infanterie wurden einige Abstriche gemacht, aber immerhin zu den 465 Eskadrons Kavallerie 17 Eskadrons Jäger zu Pferde zugestanden und die Friedensstärke wurde bis 1903 auf 495,500 Mann (ohne Unteroffiziere) erhöht; 502,506 hatte die Regierung gefordert. Eine kleine Vermehrung der Fußartillerie wurde dadurch möglich gemacht, daß von 1902 an die bei den Bekleidungsämtern tätigen Ökonomiehandwerker, die in der Friedenspräsenzstärke einbegriffen sind, mit der Waffe eingestellt und durch Zivilhandwerker ersetzt wurden; am 1. Okt. 1902 wurden sechs Kompagnien Fußartillerie neu formiert. Auch die Mittel zur Errichtung einer militär-technischen Akademie wurden im Etat für 1903 bewilligt. — Wichtiger noch war die unter lebhafter persönlicher Anteilnahme des Kaisers vorgenommene Ausgestaltung der Flotte, welche die Kolonialpolitik sowohl als auch der Schutz deutscher Interessen über See und die Weltmachtstellung des Reiches erforderte. Der Winter 1896/97 brachte zuerst eine Vorlage an den Reichstag, derzufolge die Regierung 76 Mill. Mk. für Kriegsschiffe, namentlich Kreuzer, verlangte. Es wurden schließlich, Ende März 1897, nur 58 Mill. bewilligt. Aber schon der Herbst brachte eine neue Marinevorlage, die der Kaiser bei seiner Thronrede 30. Nov. 1897 ausdrücklich hervorhob: Verstärkung der heimischen Schlachtflotte und Vermehrung der für den Auslandsdienst im Frieden bestimmten Schiffe war das Ziel der Wünsche; in sieben Jahren sollte die Flotte auf 17 Linien-, 8 Küstenpanzerschiffe, 9 große und 26 kleine Kreuzer und die Reserve auf 2 Linienschiffe, 3 große und 4 kleine Kreuzer gebracht werden. Dazu war der Neubau von 7 Linienschiffen, 2 großen und 7 kleinen Kreuzern und eine Vermehrung des Marineetats um 410 Mill. für die siebenjährige Periode notwendig. Während die Linke, grundsätzlich den »uferlosen Flottenplänen« und der »Weltpolitik« abgeneigt, die Vorlage bekämpfte, begann im Publikum eine große Agitation zu gunsten der Flotte, und durch das Entgegenkommen des Zentrums wurde 28. März 1898 die Vorlage mit großer Mehrheit angenommen, die Frist für die Vollendung der neuen Schiffe sogar um ein Jahr verkürzt, so daß sie bereits bis 1903 fertig gestellt wurden. Nachdem 18. Okt. 1899 der Kaiser in Hamburg in einer bedeutsamen Rede die Worte »Bitter not ist uns eine starke deutsche Flotte« gesprochen hatte, tauchten bald neue Flottenpläne auf, von denen der Reichskanzler bereits im Dezember dem Reichstag im allgemeinen Mitteilung machte: es galt die Schlachtflotte und die großen Auslandsschiffe zu verdoppeln, dagegen das Küstengeschwader ganz zu beseitigen. Am 26. Jan. 1900 ging die vom Bundesrat einstimmig genehmigte Flottenvorlage dem Reichstage zu, der sie an eine Kommission verwies. Am 6. Juni erst begann die Beratung im Plenum, die mit Genehmigung des Gesetzes 12. Juni endete: die Schlachtflotte besteht danach aus 2 Flaggschiffen, 4 Geschwadern zu je 8 Linienschiffen, 8 großen und

24 kleinen Kreuzern, die Auslandsflotte aus 13 Kreuzern und die Materialreserve aus 4 Linienschiffen, 3 großen und 4 kleinen Kreuzern. Am 1. April 1903 waren vorhanden: 33 Linienschiffe (davon 4 im Bau), 12 große Kreuzer (davon 3 im Bau) und 34 kleine Kreuzer (davon 3 im Bau).

Wenn auch die Parteiverhältnisse im Reichstag im ganzen seit 1893 dieselben blieben, so trugen sich doch auch hier einige bemerkenswerte Änderungen zu. Der Präsident v. Levetzow legte, als der Reichstag 23. März mit 163 gegen 146 Stimmen es ablehnte, den Fürsten Bismarck zu seinem 80. Geburtstag zu beglückwünschen, sein Amt nieder, ebenso der zweite Vizepräsident Bürklin. Zum Präsidenten wurde darauf 29. März 1895 der ultramontane, wegen Schwerhörigkeit wenig für dieses Amt geeignete v. Buol-Berenberg gewählt, während Schmidt von der freisinnigen Volkspartei und der Ultramontane Spahn die Stellen der Vizepräsidenten übernahmen. Bei den Neuwahlen im Juni 1898 wurden gewählt: 56 Konservative, 23 Mitglieder der Reichspartei, 47 Nationalliberale, 42 Freisinnige (13 Vereinigung, 29 Volkspartei), 8 Mitglieder der Süddeutschen Volkspartei, 102 des Zentrums, 56 Sozialdemokraten, 14 Polen, 13 Antisemiten, 9 Welfen (davon 4 Zentrumshospitanten), 10 Elsässer, 1 Däne, 6 Agrarier, 5 bayrische Bauernbündler und 5 Wilde. Die für Sozialdemokraten abgegebenen Stimmen waren auf 2,107,076 gewachsen. Am 7. Dez. 1898 wurde zum Präsidenten das gemäßigte Mitglied des Zentrums Graf Ballestrem, zum 1. Vizepräsidenten der Konservative v. Frege, seit November 1901 Graf Stolberg-Wernigerode und zum 2. Vizepräsidenten Schmidt von der Freisinnigen Volkspartei gewählt. In den ersten sieben Legislaturperioden (1871—90) hatte immer eine winterliche Arbeitsperiode des Reichstags einer Session entsprochen, aber in der achten Legislaturperiode wurde es üblich, um die Ergebnisse gewisser Verhandlungen auch weiterhin benutzen zu können, die Session im Frühjahr nicht zu schließen, sondern den Reichstag nur, wie es bei Weihnachts- und Osterferien üblich war, zu vertagen: die erste Session der siebenten Legislaturperiode dauerte auf diese Weise mit zweimaliger Vertagung vom 6. Mai 1890 bis 31. März 1892. In der neunten Legislaturperiode wurde die vierte Session durch einmalige Vertagung (2. Juli bis 10. Nov. 1896) über die Zeit vom 3. Dez. 1895 bis 25. Juni 1897 ausgedehnt. Nach Ablauf der ersten fünfjährigen Legislaturperiode (1893—98) begann diese Praxis aufs neue: die zehnte Legislaturperiode nahm ihren Anfang mit der Konstituierung des Reichstags 7. Dez. 1898; vom 22. Juni bis 14. Nov. 1899 vertagte sich der Reichstag, der Schluß der ersten Session erfolgte erst 12. Juni 1900. Die zweite Session begann 14. Nov. 1900, 15. Mai bis 26. Nov. 1901 und 11. Juni bis 14. Okt. 1902 ward der Reichstag wieder vertagt, und 30. April 1903 wurde mit der zweiten Session die zehnte Legislaturperiode geschlossen.

Die Neuwahlen zur elften Legislaturperiode (1903—1908) fanden 16. Juni 1903, die Stichwahlen (183) mit wenigen Ausnahmen 25. Juni statt. Nach Parteien gruppieren sich die neuen Abgeordneten wie unten angegeben (Stand Ende Juli 1903), wobei die Parteienstärke am Schluß der letzten Periode, infolge von manchen Nachwahlen gegen 1898 in 17 Fällen verändert, zum Vergleich daneben gestellt sei (vgl. auch die Karte »Reichstagswahlen« beim Artikel »Reichstag«). Trotz der Vermehrung der sozialdemokratischen Stimmen hat sich in den Mehrheitsverhältnissen wenig verändert; ausschlaggebend wird nach wie vor die Haltung des Zentrums sein.

	Alter Reichstag am Schluß	Neuer Reichstag 1903
Konservative	52	52
Reichspartei	20	20
Antisemiten (Neue deutsch-soziale Partei, Antisemitische Volkspartei)	10	9
Nationalliberale	51	50
Zentrum	105	100
Freisinnige Vereinigung	14	9
= Volkspartei	27	21
Süddeutsche =	7	6
Sozialdemokraten	58	81
Polen	14	16
Welfen	7	6
Dänen	1	1
Elsässer	10	9
Wilde	21	11
Bauernbund u. Bund der Landwirte	—	6

Auch in den höhern Reichsämtern waren manche Veränderungen vor sich gegangen. Der Staatssekretär des Reichspostamts Stephan (gest. 8. April 1897) wurde durch das konservative Reichstagsmitglied General a. D. v. Podbielski ersetzt, dem Staatssekretär des Reichsmarineamts, Hollmann, folgte im Juni 1897 Admiral Tirpitz, dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Freiherrn Marschall v. Bieberstein, der die letzten Monate seiner Amtszeit beurlaubt war, im Oktober 1897 der bisherige Botschafter in Rom, v. Bülow. Der Staatssekretär des Reichsamtes des Innern, v. Bötticher, erhielt 30. Juni 1897 die erbetene Entlassung, an seine Stelle trat der bisherige Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Graf v. Posadowsky, der auch die allgemeine Vertretung des Reichskanzlers übernahm, während Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums an Böttichers Stelle Finanzminister v. Miquel wurde. Als Posadowskys Nachfolger im Reichsschatzamt ward Freiherr v. Thielmann, bisher Botschafter in Washington, berufen. Der Reichskanzler Fürst Hohenlohe erhielt seine schon lang erbetene Entlassung erst 17. Okt. 1900; sein Nachfolger wurde, unter Erhebung in den Grafenstand, der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Bernhard v. Bülow, dem in seiner bisherigen Stellung Freiherr v. Richthofen, bis dahin Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte, folgte. Von entscheidender Bedeutung auch für das Reich war der Rücktritt des preußischen Finanzministers v. Miquel 5. Mai 1901, dem in seinem Amte der Freiherr v. Rheinbaben, der bisherige Minister des Innern, folgte. Da bei dem preußischen Ministerwechsel auch der bisherige Staatssekretär des Reichspostamts v. Podbielski ein neues Amt erhielt (er wurde Landwirtschaftsminister), so trat an die Spitze des Reichspostamts 5. Mai Reinhold Kraetke.

Die äußere Politik des Deutschen Reiches unter Hohenlohes Kanzlerschaft war für die national denkenden Kreise nicht mehr so beschämend wie unter Caprivi, es waren sogar einige Erfolge und Anläufe zu energischer Vertretung deutscher Interessen an jeder Stelle der Erde zu verzeichnen, aber das Volk vermißte doch einen einheitlichen Plan bei allen Unternehmungen. Als Ende 1895 der Einfall Jamesons in Transvaal bekannt wurde, da beglückwünschte 3. Jan. 1896 der Kaiser nicht nur den Präsidenten Krüger zum Siege der Buren, wodurch er in England einen Entrüstungssturm hervorrief, sondern der Staatssekretär v. Marschall erklärte auch 13. Febr. im Reichstag, daß die deutschen Interessen in Südafrika wesentlich mit dem bestehenden Zustand und

der Selbständigkeit der Republiken verknüpft seien, dagegen durch die Vereinigung ganz Südafrikas zu einem Wirtschaftsgebiet erheblich geschädigt würden. Daß sich hieran noch weitere diplomatische Verhandlungen angeknüpft haben, ist mit Bestimmtheit anzunehmen, aber über den Inhalt ist nichts bekannt geworden. Jedenfalls muß das Ergebnis so gewesen sein, daß, als sich im Sommer 1899 die Verhältnisse immer mehr zuspitzten, das Deutsche Reich nicht mehr an eine Wahrung seiner Interessen denken konnte. Das Verhältnis zu Rußland, mit dem Bismarck stets ein gutes Einvernehmen gesucht hatte, erfuhr durch einige Zwischenfälle, als der Kaiser mit dem Zarenpaar gelegentlich der Kaisermanöver 5. und 6. Sept. 1896 in Breslau zusammentraf, eine Trübung, deren Eindruck sich noch dadurch erhöhte, daß der sogen. Rückversicherungsvertrag, der 1887—90 bestanden, den aber 1890 Caprivi nicht erneuert hatte, durch Bismarck bekannt wurde. An der durch den Aufstand in Kreta und durch Griechenlands Unterstützung der Insel hervorgerufenen orientalischen Verwickelung beteiligte sich D. 1897 nur mit geringen Streitkräften. Die Blockade Griechenlands, welche die Reichsregierung vorschlug, um Griechenland vom Kriege gegen die Türkei abzuhalten, unterblieb auf Englands Betreiben, dagegen gelang es ihr, bei der Vermittelung des Friedens die Kontrolle der griechischen Finanzen durch die Großmächte zur Sicherung der Staatsgläubiger durchzusetzen. Die Verletzung der Rechte eines Deutschen in Haïti durch die dortige Regierung wurde durch die Entsendung eines Kriegsschiffes rasch gesühnt. Auch in China, wo zwei deutsche Missionare ermordet worden waren, erzwangen deutsche Waffen Genugtuung und einen festen Stützpunkt für die deutsche Flotte: Kiautschou ward 14. Nov. 1897 besetzt, eine zweite Flottendivision ging im Dezember nach Ostasien ab, und 6. März 1898 wurde über die Abtretung des Hafens Kiautschou und die Rechte des Reiches auf der Halbinsel Schantung in Form einer Pachtung Verträge auf 99 Jahre abgeschlossen. Der 24. Aug. 1898 brachte die sogen. Friedenskundgebung des Zaren, in deren Verfolg die internationale Friedenskonferenz im Haag zusammentrat; aber beide Ereignisse konnten, soweit sich bis jetzt beurteilen läßt, nicht tiefer gehenden Einfluß auf Deutschlands internationale Politik gewinnen. Für die Stärkung deutschen Einflusses im Orient war die Reise von Wichtigkeit, die das Kaiserpaar im Oktober 1898 nach Palästina unternahm. Am 31. Okt. erfolgte in Jerusalem die Einweihung der evangelischen Erlöserkirche; der römisch-katholischen Kirche in Palästina schenkte der Kaiser ein Grundstück zur Erbauung einer Kirche, nachdem die deutschen Katholiken die von Frankreich beanspruchte Schutzherrschaft aller lateinischen Christen im Orient abgelehnt hatten. Auch der Papst hatte kurz vor der Kaiserreise Frankreich das früher ausgeübte Recht bestätigt, aber nach der Abberufung des preußischen Gesandten lenkte der Vatikan ein. Gleichzeitig wurden dauernd, namentlich von der englischen Presse, Gelegenheiten gesucht, um D. in internationale Händel zu verwickeln, wozu die Abgrenzung der Interessensphären in den Kolonien leicht hätte Anlaß geben können. Erst 1897 wurde ein Vertrag mit Frankreich wegen Togo geschlossen, aber noch im September 1901 wurde in Paris aufs neue darüber beraten. In Samoa griff zuerst eine gemeinsame Verwaltung Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten Platz; aber schließlich ward die Insel, da England an andern Punkten wichtigere Interessen zu vertreten hatte, 1898 D. unterstellt. Für fast 17 Mill. Mk. wurde 12. Febr. 1899 von Spanien die Abtretung der Karolinen- mit den Palau- und Marianeninseln erkauft. Ende 1899 und Anfang 1900 wurden dringende Vorstellungen bei der englischen Regierung notwendig, da deutsche Postdampfer unter dem ganz grundlosen Verdacht, Kriegskonterbande für die Buren mit sich zu führen, von den Engländern aufgehalten worden waren. Es sollte 19. Jan. eine Interpellation im Reichstag erfolgen, aber 17. Jan. gab England die Schiffe frei, nachdem sie die ganze Ladung hatten löschen müssen. Über diese unmittelbar deutsche Interessen berührende englische Aktion hinaus hat dem Reiche trotz starker burenfreundlicher Strömungen im Volke kein Vorfall Anlaß zu diplomatischem Eingreifen während des Burenkriegs gegeben.

Die schwerste Verwickelung, welche das Reich auszufechten hatte, verursachte der Boxeraufstand in China, in dessen Verlauf der deutsche Gesandte, Freiherr v. Ketteler, 16. Juni 1900 ermordet wurde. Nachdem zuerst bis 28. Juni 46 Offiziere und 1500 Mann des deutschen Geschwaders in Taku gelandet waren, wurde vom 3. Juli ab die Entsendung eines besondern Expeditionskorps vorbereitet, dessen Stärke schließlich 582 Offiziere, 18,712 Mann, 5579 Pferde, 120 Sanitätsoffiziere und 188 Beamte betrug; General v. Lessel führte den Oberbefehl. Am 30. Sept. 1900 bot China eine Sühne der Ermordung durch Trankopfer an, der Kaiser wies dies zurück, stellte vielmehr im Verein mit den übrigen Mächten seine Bedingungen. Seitens der chinesischen Regierung wurden Prinz Tsching und Li-Hung-Tschang mit Führung der Friedensverhandlungen betraut, schon im Januar 1901 wurde bekannt, daß Prinz Tschun als Führer einer Sühnegesandtschaft nach D. gehen werde. Am 20. Juli 1901 reiste er in Schanghai auf dem Dampfer Bayern ab, kam 26. Aug. in Basel an und wurde 4. Sept. in feierlicher Weise vom Kaiser empfangen. Noch während der Prinz in D. war, fand die Unterzeichnung des Schlußprotokolls 7. Sept. in Peking statt, das am 16. Okt. im »Reichsanzeiger« veröffentlicht wurde. Die deutschen Truppen kehrten im Laufe des September und Oktober in die Heimat zurück. Die gesamte Kriegsentschädigung, die China in 39 Jahren mit 4 Proz. Zinsen abzahlen muß, beträgt 450 Mill. Taels (= 1,374,750,000 Mk.), wovon 240 Mill. auf D. entfallen. Die Kosten der Expedition betrugen 1900 und 1901 zusammen 276 Mill., im Etat für 1902 waren 20,54 Mill. und für 1903 noch 9,3 Mill. eingestellt. Die auch nach der Rückkehr des Expeditionskorps in China verbleibende Besatzungsbrigade bestand 1902 aus 219 Offizieren, 4422 Mann und 1964 Pferden und verminderte sich 1903 auf 111 Offiziere, 2377 Mann und 1348 Pferde. Da eine Regelung der Pensionen für Expeditionsteilnehmer und ihre Hinterbliebenen notwendig wurde, aber ihre Besserstellung gegenüber den Invaliden und Veteranen von 1866 und 1870/71 allgemein als unzulässig empfunden wurde, legte die Regierung 19. März 1901 einen Gesetzentwurf bezüglich Versorgung der Kriegsinvaliden und der Kriegshinterbliebenen vor, dem der Reichstag 4. Mai 1901 zustimmte. Jedoch das vom Reichstag wiederholt geforderte allgemeine Militärpensionsgesetz kam noch immer nicht zu stande. Dagegen stieg die im Etat für Versorgung der Veteranen vorgesehene Summe von 5,2 Mill. (1901) auf 7,5 Mill. (1902) und 9 Mill. (1903).

Neue diplomatische und militärische Eingriffe seitens des Reiches machte die im Mai 1902 ausbrechende

Revolution in Venezuela erforderlich, um die dort lebenden und interessierten Reichsangehörigen, insbes. das in Eisenbahnen angelegte deutsche Kapital gegen Vergewaltigungen seitens der Republik zu schützen. Am 17. Aug. ging die Gazelle von Curaçao aus nach La Guaira in See, um die deutschen Interessen zu schützen, und 24. Nov., zwei Tage nach Rückkehr des Kaisers aus England, wurde der im englischen Volke heftig bekämpfte Plan einer gemeinsam von England und D. zu unternehmenden Flottenaktion gegen Venezuela bekannt. Am 8. Dez. stellten beide Mächte dem Präsidenten ein Ultimatum, nach dessen Abweisung 9. Dez. die Aktion mit Wegnahme von vier Kriegsschiffen der Republik und Blockierung der Küste begann, während der Pöbel 11. Dez. in Caracas die deutsche Gesandtschaft angriff. Italien schloß sich den Mächten 16. Dez. an, und trotz des am 18. Dez. erhobenen Einspruchs der Vereinigten Staaten war mit der üblichen Einschränkung zu gunsten nordamerikanischer Schiffe die Blockade 21. Dez. vollendet. Präsident Roosevelt, von England und D. um Übernahme des Schiedsrichteramts gebeten, lehnte 22. Dez. ab mit dem Wunsche, die Entscheidung dem Haager Schiedsgericht anheimzugeben; aber die dortige Vertretung Venezuelas ward 29. Dez. dem Gesandten der Vereinigten Staaten in Caracas, Bowen, gestattet. Präsident Castro, der sich 1. Jan. 1903 zur Unterwerfung unter den Entscheid des Haager Gerichts bereit erklärte, nahm die gleichlautende Antwort der drei Mächte vom 6. Jan. am 9. Jan. an; trotzdem blieb die Blockade bestehen, und es erfolgte noch 21. Jan. die Zerstörung des Forts San Carlos durch die deutschen Schiffe Vineta, Panther und Gazelle. Der deutsch-venezolanische Friedensvertrag, der eine sofortige Zahlung der erstklassigen deutschen Forderung von 1,780,000 Bolivares bestimmt, wurde 15. Febr. angenommen, und 16. März erfolgte die erste Zahlung. Über die weitern Forderungen wurde vor dem Schiedsgericht im Haag vom 1. Sept. an verhandelt.

Eine Folge der Verwickelung mit Venezuela war die Abberufung des deutschen Botschafters in Washington, v. Holleben, mit dessen Stellvertretung 9. Jan. 1903 Speck von Sternburg beauftragt wurde, der ihm 1. Juli als Botschafter folgte. Bei der Botschaft in Paris wurde 1902 in Legationsrat Bumiller ein Sachverständiger in Kolonialangelegenheiten ernannt, wie ein solcher in London längst vorhanden ist. Am 11. Sept. 1901 traf Kaiser Wilhelm gelegentlich der Flottenmanöver in der Nähe von Danzig mit dem Zaren zusammen, und diese Begegnung gewann durch die gleichzeitige Anwesenheit der Grafen Bülow und Lambsdorff, der Leiter der beiderseitigen auswärtigen Politik, erhöhte Bedeutung, während die im August 1902 in Reval stattfindende erneute Begegnung mehr privater Natur war; auch die Reise des Kaisers nach England (November 1902) war ein Privatbesuch. Politisch bedeutsamer erschien dagegen der Gegenbesuch des Kaisers in Rom (Mai 1903), da ihn außer dem Kronprinzen und dem Prinzen Eitel Fritz auch der Reichskanzler und Graf Walderssee begleiteten. Bei dieser Gelegenheit stattete der Kaiser auch dem Papst 3. Mai einen Besuch ab.

Literatur zur Geschichte Deutschlands.

Die Quellen zur deutschen Geschichte im Mittelalter sind gesammelt in dem großen Werk »Monumenta Germaniae historica« (s. d.); ihm schließen sich die kleinern Sammlungen von Böhmer (»Fontes rerum germanicarum«, Stuttg. 1843—68, 4 Bde.) und Jaffé (»Bibliotheca rerum germanicarum«, Berl. 1864—73, 6 Bde.) sowie die von der Historischen Kommission herausgegebenen »Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert« (Leipz. 1862—99, Bd. 1—27) und die »Deutschen Reichstagsakten« (in 2 Reihen, Münch. 1868 ff.) an. Vgl. Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte (6. Aufl., bearbeitet von E. Steindorff, Götting. 1894); Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter (6. Aufl., Berl. 1893, 2 Bde.); Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter seit dem 13. Jahrhundert (3. Aufl., das. 1886, 2 Bde.); Potthast, Bibliotheca historica medii aevi (2. Aufl., das. 1896, 2 Bde.).

[Gesamtdarstellungen.] Ausführliche ältere Bearbeitungen der ganzen deutschen Geschichte sind die von Häberlin (Halle 1767—86, 21 Bde.), Heinrich (Leipz. 1787—1805, 9 Bde.), Luden (bis 1237; Gotha 1825—37, 12 Bde.), K. A. Menzel (bis zur Bundesakte, Bresl. 1815—23, 8 Bde., u. 1826—35, 6 Bde.; neue Ausg., das. 1854—56), Pfister (Hamb. 1829—1835, 5 Bde.; Bd. 6 von Bülau, 1842), Wirth (bis 1806; 4. Aufl., Stuttg. 1860—64, 4 Bde.) und Leo (Halle 1854—67, 5 Bde.). Eine volle deutsche Geschichte von verschiedenen Bearbeitern enthält die »Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen«, herausgegeben von W. Oncken; ein ähnliches auf D. selbst beschränktes Sammelwerk ist die von H. v. Zwiedineck-Südenhorst herausgegebene »Bibliothek deutscher Geschichte« (Stuttg. 1887 ff.), zu deren Mitarbeitern unter anderm K. Th. v. Heigel, J. Jastrow, Reinh. Koser und Mor. Ritter gehören. Geringern Umfanges sind: Sugenheim, Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur (Leipz. 1866, 3 Bde.); K. W. Nitzsch, Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden (2. Aufl., das. 1892 ff., 3 Bde.); »Deutsche Geschichte« von Dahn, Dove u. a. in der »Geschichte der europäischen Staaten« (Gotha 1883 ff.); Lamprecht, Deutsche Geschichte (Berl. 1891 ff., bisher 8 Bde., teilweise schon in 3. Aufl. 1901 ff.: 6 Bde., die Zeit bis 1648 umfassend, und 2 Ergänzungsbände »Zur jüngsten deutschen Vergangenheit«); Erler, Deutsche Geschichte in den Erzählungen vaterländischer Geschichtschreiber (bis zur Reformation, Leipz. 1882 bis 1884, 3 Bde.).

Kürzere Lehrbücher sind die Handbücher von Pütter (2. Aufl., Götting. 1772) und Heinrich (2. Aufl., fortgesetzt von Pölitz bis 1819, Leipz. 1819), die Werke von W. Menzel (5. Aufl., Stuttg. 1855, 5 Bde.), Duller (neu bearbeitet von W. Pierson, 7. Aufl., Berl. 1891, 2 Bde.), Rückert (3. Aufl., Leipz. 1873), Kohlrausch (für Schulen, 1816; 16. Aufl., Hannov. 1875) und D. Müller (desgl., 18. Aufl. von Rud. Lange, Berl. 1902). Ferner sind besonders zu nennen: Kämmel, Deutsche Geschichte (Dresd. 1889); G. Dittmar, Geschichte des deutschen Volkes (Heidelb. 1890, 3 Bde.); Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte (2. Aufl., Stuttg. 1901, 2 Bde.); Lindner, Geschichte des deutschen Volks (Stuttg. 1894, 2 Bde.); Biedermann, Deutsche Volks- und Kulturgeschichte (2. Aufl., Wiesb. 1891); Stacke, Deutsche Geschichte (7. Aufl., Bielef. 1896, 2 Bde.; illustriert); Richter u. Kohl, Annalen der deutschen Geschichte (Halle 1873 ff.).

Die Verfassungsgeschichte behandeln: Pütter, Historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des Deutschen Reiches (3. Aufl., Götting. 1798—99, 3 Bde.); Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte (5. Aufl., das. 1843—44, 4 Bde.); G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte (Kiel 1844

bis 1878, 8 Bde., bis zur Mitte des 12. Jahrh.); W. Sickel, Geschichte der deutschen Staatsverfassung bis zur Begründung des konstitutionellen Staates (1. Abt., Halle 1879); R. Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte (4. Aufl., Leipz. 1902). Weiteres s. Deutsches Recht, S. 748.

[**Einzelne Perioden**, umfassendere Darstellungen mit Bezug auf die Gesamtgeschichte; eigentliche Sonderwerke sind bei den betreffenden Herrschern und Zeitaltern (z. B. Dreißigjähriger Krieg) angegeben.] Die älteste Zeit behandeln: Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme (Münch. 1837); Arnold, Deutsche Urzeit (3. Aufl., Gotha 1881); Dahn, Geschichte der deutschen Urzeit (das. 1883); v. Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung (2. Aufl. von Dahn, Leipz. 1880—81, 2 Bde.); Kaufmann, Deutsche Geschichte bis auf Karl d. Gr. (das. 1880—81, 2 Bde.); Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches (2. Aufl., das. 1887—88, 3 Bde.); die Zeit von den Karolingern bis auf Heinrich IV. eine große Reihe von »Jahrbüchern des Fränkischen«, dann »des Deutschen Reiches«, nämlich von Hahn (741—752; 1863), Ölsner (751—768; 1870), Abel u. Simson (Karl d. Gr., 2. Aufl., das. 1888, Bd. 1), Simson (Ludwig der Fromme; 1874—76, 2 Bde.), Ranke (Sächsisches Haus; Leipz. 1837—40, 3 Bde.; neu bearbeitet 1863 ff.), Uhlirz (Otto II.; Leipz. 1902), Breßlau (Konrad II.; das. 1879—84, 2 Bde.) und Steindorff (Heinrich III.; das. 1874—81, 2 Bde.); Stenzel, Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern (das. 1827, 2 Bde.); Gerdes, Geschichte der salischen Kaiser und ihrer Zeit (das. 1898). Weiterhin kommen in Betracht: F. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit (4. Aufl., Leipz. 1872—73, 6 Bde.); Jaffé, Geschichte des Deutschen Reiches unter Lothar dem Sachsen (Berl. 1843); Derselbe, Geschichte des Deutschen Reiches unter Konrad III. (Hannov. 1845); für die Zeit des Interregnums bis auf Kaiser Max I.: Olenschlager, Erläuterte Staatsgeschichte des römischen Kaisertums in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Frankf. a. M. 1755); O. Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert (Wien 1864—67, 2 Bde.); Dönniges, Geschichte des deutschen Kaisertums im 14. Jahrhundert (Berl. 1841); Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde (das. 1845—62, Bd. 1—3 u. 5); Lindner, Geschichte des Deutschen Reiches vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation (Braunschw. 1875 ff.); K. Fischer, Deutsches Leben und deutsche Zustände von der Hohenstaufenzeit bis ins Reformationszeitalter (Gotha 1884); Bachmann, Deutsche Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrichs III. und Max I. (Leipz. 1884 ff.); für die Kaiserzeit überhaupt: Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit (Braunschw. 1855—80, Bd. 1—5; bis zum J. 1164); Souchay, Geschichte der deutschen Monarchie (Frankf. 1861—1862, 4 Bde.). Es behandeln sodann das Reformationszeitalter und den Dreißigjährigen Krieg (Weiteres s. d.): Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (6. Aufl., Leipz. 1880—82, 6 Bde.); Egelhaaf, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (Berl. 1885); Hagen, Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter (Frankf. 1844, 3 Bde.); Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters (Freiburg 1877—1888, Bd. 1—6, zahlreiche Auflagen; vom ultramontanen Standpunkt; Bd. 7 ff. von L. Pastor, 1893 ff.); Ranke, Zur deutschen Geschichte vom Religionskrieg bis zum Dreißigjährigen Krieg (2. Aufl., Leipz. 1874); Ritter, Geschichte der deutschen Union (Schaffh. 1867—73, 2 Bde.); Gindely, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges (Prag 1869—80, Bd. 1—4, unvollendet; populäre Darstellung 1884); Koch, Geschichte des Deutschen Reiches unter Ferdinand III. (Wien 1865 bis 1866, 2 Bde.); die Zeit nach dem Westfälischen Frieden: Hanser, D. nach dem Dreißigjährigen Krieg (Leipz. 1862); die Literatur über Friedrich d. Gr. und Maria Theresia, s. d.; Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund 1780—1790 (2. Aufl., das. 1876, 2 Bde.); Biedermann, D. im 18. Jahrhundert (das. 1854—80, 4 Tle.); Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zur Gründung des Deutschen Bundes (3. Aufl., Berl. 1869, 4 Bde.); Perthes, Das deutsche Staatsleben vor der Revolution (Hamb. u. Gotha 1845); Derselbe, Politische Zustände und Personen in D. zur Zeit der französischen Herrschaft (Gotha 1862—69, 2 Bde.); A. Schmidt, Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrichs d. Gr. (Berl. 1851); Derselbe, Preußens deutsche Politik (3. Aufl., Leipz. 1867); v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert (das. 1879—94, Bd. 1—5); Kaltenborn, Geschichte der deutschen Bundesverhältnisse und Einheitsbestrebungen 1806—1856 (das. 1857, 2 Bde.); Ilse, Geschichte der deutschen Bundesversammlung (Marb. 1860—62, 3 Bde.; unvollendet); K. Fischer, Die Nation und der Bundestag (Leipz. 1880); Weber, Der Deutsche Zollverein, seine Entstehung und Entwickelung (2. Aufl., das. 1871); Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in D. 1859—1866 (5. Aufl., Stuttg. 1901—1902, 2 Bde.). Weitere Literatur über den Preußisch-deutschen Krieg s. d.; Haym, Die deutsche Nationalversammlung (Berl. 1850); Klüpfel, Die deutschen Einheitsbestrebungen in ihrem geschichtlichen Zusammenhang (Leipz. 1853); Derselbe, Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung 1848—1871 (das. 1872—1873, 2 Bde.); Jastrow, Geschichte des deutschen Einheitstraums (4. Aufl., Berl. 1891); Goette, Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im 19. Jahrhundert (Gotha 1892 ff.); L. Hahn, Zwei Jahre preußisch-deutscher Politik (Berl. 1868); Derselbe, Die deutsche Politik seit 1867 (das. 1871); Biedermann, Dreißig Jahre deutscher Geschichte, 1840—1870 (2. Aufl., Bresl. 1883, 2 Bde.); Klöppel, Dreißig Jahre deutscher Verfassungsgeschichte 1867—1897 (Leipz. 1900, Bd. 1, bis 1877); v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. (Münch. 1889—1890, 5 Bde.), und das Gegenstück dazu: O. Lorenz, Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs (Jena 1902); H. Blum, Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks (Leipz. 1893). Über den Krieg von 1870 s. Deutsch-französischer Krieg, S. 758. Über die Geschichte der preußischen und deutschen Marine s. oben, S. 798.

[Kulturgeschichtliche Werke.] W. Wachsmuth, Geschichte deutscher Nationalität (Braunschw. 1860—1862, 3 Bde.); R. v. Raumer, Vom deutschen Geist (2. Aufl., Erlang. 1850); Schultheiß, Geschichte des deutschen Nationalgefühls (Münch. 1893, Bd. 1); Scherr, Deutsche Kultur- und Sittengeschichte (10. Aufl., Leipz. 1897); Derselbe, Germania (illustriert; 5. Aufl., Stuttg. 1885); Henne am Rhyn, Kulturgeschichte des deutschen Volkes (2. Aufl., Berl. 1892); Lippert, Deutsche Sittengeschichte (Leipz. 1889, 3 Tle.); G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit (4 Bde., in zahlreichen Auflagen); Ger-

Bibliogr. Institut in Leipzig.

DEUTSCH-
OSTAFRIKA.
Maßstab 1:6 000 000
Kilometer.
Bezirksämter, Militärstationen, Haupt- und Nebenzollämter, Evangelische- und Katholische Missionsstationen (nicht sämtliche).
Bahnen: im Betrieb, im Bau, im Projekt
Telegraph u. Kabel. Bezirksgrenzen
KGR. SACHSEN
im Maßst d. Hauptkte
UGANDA PROT.
BRIT.-OST-AFRIKA-PROT.
VICTORIA SEE

Bibliographisches Institut in Leipzig.

des, Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur im Mittelalter (das. 1890 u. 1898, 2 Bde.); v. Löher, Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter (Münch. 1891—92, Bd. 1 u. 2). Der Wirtschaftsgeschichte dienen: v. Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte (3 Bde., bis zum Ausgang des Mittelalters; Leipz. 1879—1901); Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter (das. 1886, 4 Bde.); der Kirchengeschichte: Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands (Götting. 1845—48, 2 Bde., bis zum Tode Karls d. Gr.); Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands (Leipz. 1887—96, 3 Bde.; 1. Bd. in 2. Aufl. 1898, 2. Bd. in 2. Aufl. 1900).

Einzelne Verhältnisse stellen noch dar: Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde (Braunschw. 1880—89, Bd. 1); Götzinger, Reallexikon der deutschen Altertümer (2. Aufl., Leipz. 1884); Mor. Heyne, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer (das. 1899—1903, Bd. 1—3); »Monographien zur deutschen Kulturgeschichte«, Sammelwerk (das. 1899 ff.); Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter (Frankf. 1868—71, 2 Bde.); Unger, Geschichte der deutschen Landstände (Hannov. 1844, 2 Bde.); Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters (Bonn 1825—29, 4 Bde.); Arnold, Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte (Gotha 1854, 2 Bde.); v. Maurer, Geschichte der Städteverfassung in D. (Münch. 1869—1871, 5 Bde.); Stenzel, Geschichte der Kriegsverfassung Deutschlands, vorzüglich im Mittelalter (Berl. 1820); Barthold, Geschichte der Kriegsverfassung und des Kriegswesens der Deutschen (Leipz. 1855, 2 Bde.); v. Peucker, Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten (Berl. 1860—64, 3 Bde.; Bd. 3: »Wanderung über die Schlachtfelder«, 2. Aufl. 1893); Köppe, Die Reichsfinanzreform (Leipz. 1902); K. Braun, Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei (3. Aufl., Hannov. 1881, 5 Bde.). — Für die historische Geographie Deutschlands vgl. die im Art. »Historische Geographie« aufgeführten, auf Deutschland bezüglichen Werke.

Deutsch-Landsberg, Marktflecken in Steiermark, 372 m ü. M., an der Laßnitz und der Graz-Köflacher Eisenbahn (Linie Lieboch-Wies), am Fuß der Koralpe (2141 m), ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine schöne Pfarrkirche, Burgruine, Zündwaren-, Holzstoff- und Papierfabrik, Messingwerk und zählt (1900) 1500 Einw. 5 km südlich liegt das schöne fürstlich Liechtensteinsche Schloß Hollenegg (aus dem 12. Jahrh.).

Deutschledertuch, dickes, beiderseitig gerauhtes Baumwollengewebe als Ersatz für Putzleder, mit 24 Ketten- und 32 Schußfäden auf 1 cm, Kette Nr. 20 engl. Water, Schuß Nr. 14 engl. Mule. Bindung s. Abbildung.

Deutsch-Liebau, Marktflecken, s. Liebau 3).

Deutsch-Lissa, Flecken im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Neumarkt, an der Weistritz und an der Staatsbahnlinie Sommerfeld-Breslau, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein fürstlich Putbussches Schloß, Magdalenenstift, Nervenheilanstalt, Mosaikplatten-, Holzzement-, Dachpappen- und Gipsdielenfabrikation, Lederlackieranstalt, Dampfmühle und zählt (1900) 3280 Einw.; denkwürdig ist D. durch das Zusammentreffen Friedrichs II. mit der österreichischen Generalität am Abend der Schlacht bei Leuthen.

Deutschmeister, oberster Verwalter der in Deutschland gelegenen Balleien des Deutschen Ordens, nach der Säkularisation des preußischen Ordensstaates vom Kaiser 1530 mit der obersten Verwaltung der gesamten Ordensangelegenheiten betraut; Titel des Hochmeisters in Österreich, jetzt Hoch- und Deutschmeister (s. Deutscher Orden, S. 736); danach benannt das österreichische Infanterieregiment Nr. 4.

Deutsch-Neuguinea, s. Neuguinea.

Deutsch-Oravicza, ungar. Markt, s. Oravicza.

Deutsch-Ostafrika (hierzu zwei Karten: Übersichtskarte »Deutsch-Ostafrika« u. »Deutsch-Ostafrika, nordöstlicher Teil«), deutsche Kolonie an der Ostküste Afrikas, zwischen 1° — 11° 44′ südl. Br. und 29° 30′ — 40° 30′ östl. L., begrenzt im N. von Britisch-Ostafrika, im W. vom Kongostaat und Britisch-Nyassaland, im S. vom portugiesischen Mosambik, im O. vom Indischen Ozean, 941,100 qkm mit gegen 7 Mill. Einw.

Hinter einem sich nach S. verbreiternden, flachen Küstenstrich steigt das Land zu ungeheuern Hochflächen auf, gekrönt von einem Randgebirge, das als ostafrikanisches Schiefergebirge in südwestlicher Richtung bis zum Nyassa zieht. Westlich vom Kilimandscharo (s. d.), dem höchsten Berge Deutsch-Ostafrikas (Kibo 6010 m, Mawenzi 5350 m), erhebt sich der Meru (4460 m), nordwestlich die Geleiberge (4200 m). Ost- und südwärts schließen sich an den Kilimandscharo die Berglandschaften des ostafrikanischen Schiefergebirges: Pare (2070 m), Usambara (2000 m), Nguru (2800 m), die Ulugururberge, in Usagara die Rufutuberge, die Rubehoberge in Uhehe, nordwestlich vom Nyassa das Kondebergland (3000 m), am Ostufer des Sees das Kinga- (Livingstone-) Gebirge u. a. an. An der Grenze gegen das britische Nyassaland ziehen südlich vom langgestreckten Rikwasee bis zum Tanganjika niedrigere Gebirgsketten. Über die große, 1200—1400 m hohe Hochebene des Innern erheben sich vereinzelte Bergzüge, im O. des Tanganjika und Kiwu steigt der aufgewulstete Rand des zentralafrikanischen Grabens zu bedeutenden Höhen (bis 2500 m) auf. Geologisch besteht die Küste in einem schmalen Streifen aus Korallenfelsen, an den sich ein Saum von Sedimentgesteinen der Tertiär-, Kreide-, Jura- und Karooformation anlegt; mit einem Bruchrande steigt dahinter das aus altkristallinischen Gesteinen, Gneis, Glimmerschiefer und Granit aufgebaute Hochland auf, das in zahlreiche Schollen zertrümmert ist und von großen Grabenbrüchen meist in meridionaler Richtung durchzogen wird. Die zentrale Hochfläche besteht aus einem gewaltigen Granitrücken, der am Tanganjika endet, dessen Südende wieder Sandsteinlager umfassen. Große, einförmige Flächen, von gewundenen Tälern durchzogen, in der Regenzeit gute Weidegründe, in der Trockenzeit verdorrte Wüsten, bilden diesen Teil des Landes. Aus den Spalten sind an vielen Stellen vulkanische Massen emporgequollen, so Kilimandscharo, Meru sowie mehrere Berge im ostafrikanischen Graben, die Kirungavulkane am Kiwusee und die Kondeberge am Nyassa. An Gewässern ist das Küstengebiet reich, das Binnenland dagegen arm. In den Indischen Ozean münden der Umbe an der Nordgrenze, bei Pangani der gleichnamige Fluß, auch Ruwu genannt, der eine Strecke aufwärts schiffbar ist; südlich von Saadani der Wami und nördlich von Bagamoyo der Rufu, gegenüber der Insel Mafia der viel bedeutendere Rufidschi-Ulanga, der mit seinem Quellgebiet bis nahe an den Nyassa heranreicht, und der Rowuma an der Südgrenze. Der Tanganjika nimmt den Malagarasi mit zahlreichen Zuflüssen, der Victoria Nianza den Kagera auf. Für Dampfer schiffbar ist von allen diesen Flüssen nur der Rufidschi (bis Kungulio), doch ist die Mündung voller Untiefen. Von Seen enthält die Kolonie außer den ihr

teilweise angehörenden Victoria Nianſa, Kiwu, Tanganjika und Nyaſſa im S. den austrocknenden Rikwaſee, im N. den Eiaſſi, Manyara und Natronſee, weſtlich vom Victoria Nianſa im Zwiſchenſeengebiete den Urigi und zahlreiche kleinere Seebecken. Das Klima iſt der geographiſchen Lage gemäß tropiſch. Die heißeſte Zeit fällt an der Küſte in die Monate November bis April. Mittelwerte ſind in Tanga: März 28,3°, Auguſt 24,5°, in Bagamoyo: Februar 28,4°, Juli 23,4°, in dem kühlern Uſambara: Februar 19,6°, Juli 15,6°; am Victoria Nianſa beträgt das Maximum 31°, das Minimum 10°, das Monatsmittel 18—22,5°. Im Binnenlande ſteigern ſich die Unterſchiede, zumal in der Trockenzeit; hier iſt das Maximum 45°, das Minimum 8°. Das Land ſteht unter Einfluß des Wechſels von Nordweſtmonſun und Südoſtpaſſat. An der Küſte gibt es zwei Regenzeiten (Mitte März bis Ende Mai und Mitte Oktober bis Mitte Dezember), im Binnenland nur eine (November bis Ende April); in den Landſchaften um den Victoria Nianſa regnet es im ganzen Jahr, am meiſten März bis Mai und September bis November. Regenmengen: Tanga 1586 mm, Lewa 1512, Kilwa 805, Moſchi 1165, Tabora 821, Tanganjika 1268, Manow, Kondeland 2283 mm. Für Europäer iſt der Aufenthalt an der Küſte, wo der Feuchtigkeitsgehalt der Luft über 80 Proz. beträgt, nachteilig, doch herrſcht auch im Binnenlande die Malaria. Dagegen haben die Hochlandſchaften am Kilimandſcharo ein geſünderes Klima, auch Uſambara, Nguru, Uſagara, Uhehe bieten dem Europäer wahrſcheinlich zuſagende Wohnplätze. Die Pflanzenwelt iſt in den wohlbewäſſerten Strichen üppig und tropiſch. Kokospalmen, Baobab, Dumpalmen u. a. begrenzen den Meeresſtrand, die Flußmündungen und Buchten werden von dichten Mangrovenwäldern geſäumt. Waldungen von Flaſchenbäumen, Tamarinden, Melonenbäumen, wilden Maulbeerbäumen, bittern Orangen, Mangobäumen, Akazien, Delebpalmen bedecken die Höhen; Zuckerrohr und Baumwolle wachſen wild. Wichtige Handelsartikel bilden Kopal, Kautſchuk und Kopra. Auf den innern Hochländern herrſchen Baum-, Strauch- und Grasſteppen vor. Die Tierwelt iſt die Mittelafrikas überhaupt. Affen, beſonders Paviane und Meerkatzen, beleben die Wälder; Löwen, Leoparden, Hyänen, Schakale ſind häufig, ebenſo Rhinozeroſſe, Flußpferde, wilde Büffel, Schweine. Antilopenarten, Giraffen, Zebras, Quaggas und wilde Eſel ſchweifen über die Ebenen des Innern; Krokodile finden ſich in allen Seen und Flüſſen. Der Elefant lebt jetzt mehr an der Weſtſeite der Seen. Die Zibetkatze wird in manchen Gegenden zahm gehalten. Auch an Vögeln und Fiſchen iſt das Land reich. Zahlreich ſind Ameiſen und Termiten, auch die Tſetſefliege kommt ſtellenweiſe vor.

Die Bevölkerung beſteht in der Hauptſache aus den ſogen. ältern Bantuvölkern, ſeßhaften, Ackerbau treibenden Stämmen, zwiſchen die jüngere Einwanderer erobernd eingedrungen ſind. Es kamen von S. her Suluvölker, wie die Wayao, von N. hamitiſche Stämme, wie die Maſſai im O. des Victoria Nianſa und die Watuſſi im Zwiſchenſeengebiet, ſämtlich viehzüchtende, kriegeriſche Nomaden. Die ältere eingeſeſſene heimiſche Bevölkerung iſt von wohlgebildeter, mittelgroßer Geſtalt und von brauner bis ſchwarzer Hautfarbe. Dazu gehören die Waſagara in Uſagara, die Waſambara in Uſambara, die Wanika nördlich von den letztern, die Wagogo in Ugogo, die Wahehe oder Maſiti zwiſchen Uſagara und Ugogo, die Wangoni in Uniamweſi, die Dſchagga am Kilimandſcharo u. a. Sie ſind meiſt in kleine Gemeinden zerſplittert, ſeltener zu größern Verbänden politiſch geeint. In den Küſtenlandſchaften wohnen die ſtark mit arabiſchem Blut vermiſchten Suaheli, eine Händler- und Trägerbevölkerung, die dem halben Aquatorialafrika ihre Sprache, das Kiſuaheli, aufgedrängt hat. Von Maskat her ſind hier ſeit dem Mittelalter zahlreiche Araber eingewandert, die vor der deutſchen Beſitzergreifung die Herren des Landes waren; zu ihnen geſellten ſich in neuerer Zeit Indier, teils Banianen (1901: 480), teils muslimiſche Khodſcha u. a. (1901: 2940), die durch Handel und Geldverleihen vielfach zu großem Wohlſtand gelangen. Eine Zählung und Schätzung der einheimiſchen Bevölkerung ergab 1902: 6,847,000 Seelen, die ſich auf die 24 Bezirksämter (*) und Stationsbezirke wie folgt verteilten:

Bezirk	Einwohner	Bezirk	Einwohner
*Tanga	57 000	Mahenge	30 000
*Pangani	81 000	Uſumbura	2 225 000
*Bagamoyo und Saadani	65 000	*Lindi und Mikindani	200 000
*Kilwa	91 000	*Kiloſſa	44 000
Mpapua	120 000	Kilimatinde	162 000
Tabora	500 000	Muanſa u. Schirati	500 000
Bukoba	330 000	Udſchidſchi	1 250 000
Ukonongo (Bismarckburg)	220 000	*Langenburg	240 000
*Wilhelmsthal	73 000	Iringa	60 000
*Dar es Salam	120 000	Songea	166 000
*Rufidſchi	63 000	Kiſaki	35 000
Kondoa-Irangi	55 000	Moſchi	160 000
		Zuſammen:	6 847 000

Dazu kommen noch 6700 Araber, Inder, Belutſchen und Syrer. Zu gleicher Zeit betrug die europäiſche Bevölkerung 1247 Seelen, darunter 965 Deutſche, 61 Griechen, 53 Franzoſen, 24 Öſterreicher, 27 Italiener, 52 Engländer. Dem Stand oder Gewerbe nach waren Angehörige der Regierung oder der Schutztruppen 352, Angeſtellte der Uſambarabahn 40, Kaufleute, Händler, Gaſtwirte ꝛc. 128, Pflanzer 85, Aufſeher und Handwerker 88, Miſſionare 250, Frauen (verheiratet und unverheiratet) 165, Kinder 90. Die Religion der Suaheli iſt der Islam, freilich nur in ſeinen äußern Formen, die Hauptmaſſe der Bevölkerung beſteht aus Heiden. Die chriſtliche Miſſion arbeitet hier ſchon ſeit vielen Jahren. Gegenwärtig beſtehen 9 deutſche (5 proteſtantiſche, 4 katholiſche) und 2 engliſche proteſtantiſche Geſellſchaften. Die deutſchen Geſellſchaften ſind die Evangeliſche Miſſionsgeſellſchaft für D. (Berlin III), die Geſellſchaft zur Beförderung der evangeliſchen Miſſion unter den Heiden (Berlin I), die Leipziger Miſſionsgeſellſchaft, die Brüdergemeinde und der Evangeliſche Afrikaverein, ſämtlich proteſtantiſch, und die katholiſche St. Benediktusmiſſion von St. Ottilien, die Väter vom Heiligen Geiſt aus Knechtſteden, die Weißen Väter von Trier und der Trappiſtenorden von Mariannhill (Natal), die insgeſamt 78 Stationen beſetzt haben. Alle dieſe Miſſionen unterhalten Schulen für die Kinder der Eingebornen. Deutſche Regierungsſchulen befinden ſich in Dar es Salam (1901: 95 Schüler), wo auch eine Handwerkerſchule errichtet wurde, in Tanga (350—400 Schüler), in Bagamoyo (431 Schüler) und in mehreren Plätzen des Hinterlandes mit zuſammen 700 Schülern.

Ackerbau und Viehzucht werden ſchon ſeit langer Zeit in D. betrieben. Gebaut werden Reis, Kafferkorn, Seſam, Maniok, Erdnüſſe, Bananen, Zuckerrohr, zuweilen auch Baumwolle und Tabak, an der Küſte gedeihen große Mengen von Kokospalmen, ſonſt

auch Orangen-, Melonen- und Mangobäume. Größere Pflanzungen haben die Araber schon lange angelegt, mit der deutschen Besitzergreifung ist auch deutsches Kapital hier eingetreten. Außer der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welche die Landschaften Usagara, Nguru, Useguha und Ukami erwarb und die Pflanzungen Kikogwe am Pangani, Derema, Nguelo in Usambara, Muoa, Yassini an der Küste besitzt, arbeiten hier die Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft, die Usambara-Kaffeebaugesellschaft, die Westdeutsche Handels- und Plantagengesellschaft, die Rheinische Handel-Plantagengesellschaft, die Sigi-Pflanzungsgesellschaft, die Kaffeeplantage Sakarre Aktiengesellschaft, die L. u. O. Hansing Mrima-Land- und Plantagengesellschaft, die Tanga-Plantagengesellschaft und die Deutsche Agavengesellschaft. Vornehmlich werden Kaffee, Kokospalmen, Vanille und Sisalagaven gebaut. Die Eingebornen halten große Herden von Rindern, die aber durch die Rinderpest sehr gelichtet wurden, sowie Ziegen, Schafe und Esel. Auch die Ansiedler haben Viehzucht mit Erfolg versucht. Von *Mineralien* ist bisher Gold im S. des Victoria Nianza und ein wichtiges Steinkohlenlager am Songea nahe dem Nordende des Nyassa nachgewiesen worden; ferner werden im Bezirk Lindi Granaten, bei Kilwa Achate und Topase sowie im Ulugurugebirge ein vortrefflicher Muskovitglimmer bergmännisch abgebaut. Die Eingebornen verhütten seit alters Raseneisenstein in primitiver Weise zur Herstellung ihrer eisernen Geräte und Waffen. Was aber der Kolonie bislang den Hauptwert verleiht, ist der *Handel*. Er hatte sich nach dem Araberaufstand schnell gehoben, ist aber in seiner Entwickelung durch die Rinderpest und durch Hungersnot sowie in letzter Zeit durch den Bau der englischen Ugandabahn beeinträchtigt worden. Im J. 1900 war der Warenumsatz folgender (in Mark):

	Einfuhr	Ausfuhr
Deutschland	4114931	998574
England	60105	105821
Sansibar	5873976	2987189
Indien	1135858	18049
Übrige Länder	245670	184012
Zusammen:	11430540	4293645

(Gesamthandel 15724185.)

1901 betrug die Einfuhr 9,510,766 Mk., die Ausfuhr 4,623,471 Mk., Gesamthandel 14,134,237 Mk. Die Einfuhr besteht vornehmlich in Baumwollenzeugen, die Ausfuhr in Elfenbein, Kautschuk, Kopal, Reis, Getreide, Zucker, Tabak, Kokosnüssen, Sesam. Der Verkehr mit dem Innern wird durch Trägerkarawanen vermittelt. Der Sklavenhandel von der Küste aus ist so ziemlich unterdrückt, im Innern wird er möglichst beschränkt. Von den Handelswegen sind besonders fünf nennenswert: 1) Tanga-Kilimandscharo, 2) Pangani-Mgera-Tabora-Muansa, 3) Bagamoyo (Saadani)-Kilossa-Mpapua-Tabora, 4) Dar es Salam-Kilossa-Iringa, bez. Tabora, 5) Kilwa-Songea-Nyassa.

Schiffsverkehr. Die Dampfer der deutschen Ostafrikalinie gehen alle zwei Wochen von Hamburg ab und berühren auf der Aus- und Heimreise Tanga, Dar es Salam und Sansibar. Daran schließt sich eine Zweiglinie mit zwei Dampfern, die alle übrigen Küstenplätze anlaufen. Im Anschluß an die großen Dampfer der Linie findet ein regelmäßiger dreiwöchentlicher Dampferverkehr mit Bombay statt. Monatlich fahren die Messageries maritimes (Marseille-Aden-Sansibar) und die British India Steam Navigation Company (Brindisi-Aden-Mombas-Sansibar). Den Binnenverkehr vermittelt auf dem Rufidschi der Regierungsdampfer Ulanga bei hohem Wasserstand bis Kungulio, von wo Warentransporte zu den Stationen Kisaki, Langenburg, Songea und Udschidschi gehen. Auf dem Nyassa verkehrt regelmäßig der Dampfer Hermann von Wissmann, auf dem Tanganjika der Dampfer Hedwig von Wissmann, auf dem Victoriasee die Aluminiumpinasse Ukerewe. An der Küste hält die Regierung 5 weitere Dampfer und 3 Dampfpinassen. Den Verkehr von der Küste zum Nyassa auf dem Sambesi-Schirewege vermitteln die African Lakes Corporation in Glasgow und die International Flotilla and Transport Co. in Chinde. Die *Usambara-Eisenbahn* führt 41 km weit nach Muhesa; die 46 km lange Strecke Muhesa-Korogwe ist noch im Bau. Zur Bahn gehören eine Eisenbahnwerkstatt in Tanga, ein Hafengleis mit Pier zum direkten Beladen der Güterwagen aus den Schiffen, ein Steinbruch mit Kalkofen und ein durch eine Maschine betriebener Steinbrecher. Die Bahn wird erst dann ihren vollen Nutzen zeigen, wenn sie bis Korogwe vollendet ist, da der starke Getreidebau dieser Gegend Aussicht auf ständige Fracht gewährt. Der Bau einer Eisenbahn von Dar es Salam nach Mrogoro wird geplant. Das Reich hat seit 1. Juli 1891 die Zollverwaltung übernommen. Hauptzollämter, über die allein der direkte Auslandsverkehr gestattet ist, sind Tanga, Pangani, Bagamoyo, Dar es Salam, Kilwa und Lindi. Es bestehen jetzt 25 *Postanstalten*, davon im Küstengebiet ein Postamt in Dar es Salam und 9 Postagenturen, im Innern 15 Postagenturen. Die Postsendungen werden an der Küste durch Dampfer, auf dem Lande durch Boten befördert. Das Personal besteht an der Küste aus 19 weißen und 37 farbigen Beamten. Die Küstenpostanstalten sind sämtlich an das Telegraphennetz angeschlossen. In Dar es Salam wurde 1. Juli 1900 eine Stadt-Fernsprecheinrichtung mit 25 Teilnehmerstellen eröffnet. Befördert wurden vom 1. Juli 1900 bis 30. Juni 1901: 673,841 Briefsendungen, 7464 Pakete, 17,278 Postanweisungen über 3,184,873 Mk., 96,023 Zeitungen und 22,074 Telegramme. Von Ferngesprächen wurden 4546 angenommen. Telegraphische Verbindungen bestehen unterseeisch zwischen Dar es Salam und Sansibar und zwischen Dar es Salam und Bagamoyo, oberirdisch zwischen Dar es Salam, Bagamoyo, Saadani, Pangani und Tanga (Nordlinie) und zwischen Dar es Salam, Mohorro, Kilwa und Mikindani (Südlinie); ferner die Binnenlinie Dar es Salam-Kilossa-Mpapua-Tura. Der Überlandtelegraph Kap-Kairo hatte im Juni 1901 die Station Karema am Tanganjika erreicht. *Münzen* gelangen jetzt weit ins Innere u. verdrängen den Tauschhandel; man rechnet nach Rupien, die bis 1903 von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, jetzt vom Reich in ganzen, halben und Viertelstücken sowie in Kupferpesas geprägt werden (s. Tafel »Münzen VI«, Fig. 12).

An der Spitze der *Zivil-* und *Militärverwaltung* steht ein vom deutschen Kaiser ernannter Gouverneur. Das Schutzgebiet ist eingeteilt in 10 Bezirksämter und 24 Stationsbezirke (vgl. oben Tabelle der Bevölkerung). Für die Rechtsprechung über Eingeborne bestehen zwei Amtsbezirke, ein nördlicher (Amtssitz Tanga) und ein südlicher (Amtssitz Dar es Salam). In zweiter Instanz entscheidet ein Oberrichter. Das jährlich vom Reichstag festzustellende Budget beziffert die Einnahmen für 1901/1902 auf 8,491,000 Mk., wovon 5,259,000 Mk. Zuschuß des

Reiches sind, und 2,446,000 Mk. aus Zöllen, Abgaben und Gebühren, 786,000 Mk. aus Verwaltungseinnahmen. Von den Ausgaben beanspruchen die laufenden persönlichen 3,960,480 Mk., die sachlichen 3,266,110 Mk., die einmaligen Ausgaben für öffentliche Arbeiten 1,251,200 Mk. Als Entschädigung für die abgetretenen Zolleinnahmen erhält die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft jährlich 600,000 Mk. Die kaiserliche Schutztruppe besteht aus 12 Kompagnien mit 44 Offizieren, 19 Ärzten, 1 Zahlmeister, 110 Unteroffizieren und 1767 farbigen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften sowie 444 Mann Polizeitruppen. Der Stab der Schutztruppe (1 Intendant, 1 Chefarzt, 2 Adjutanten) steht in Dar es Salam, die 12 Kompagnien sind verteilt auf Dar es Salam, Moschi, Aruscha, Mpapua, Kondoa-Irangi, Kilimatinde, Tabora, Muansa, Schirati, Bukoba, Udschidschi, Usumbura, Bismarckburg, Songea, Iringa, Malangali und Mahenge. Die Flagge des Gouverneurs ist die deutsche Handelsflagge mit dem Reichsadler in der Mitte des weißen Streifens.

[Geschichte.] Die Küste Ostafrikas war handeltreibenden Arabern schon in den ältesten Zeiten bekannt; eine eigentliche arabische Einwanderung begann aber erst im 10. Jahrh. Durch die damals in Arabien ausbrechenden Unruhen vertrieben, fuhren viele Araber südwärts und gründeten die schnell aufblühenden Städte Makdischu und Brawa (um 908), Kilwa (um 975), Malindi und Mombas. Vasco da Gama traf 1498 in Malindi einen Herrscher an, der ihn möglichst unterstützte. Nun bemächtigten sich die Portugiesen der Küste und der Goldminen von Sofala, die sie rücksichtslos ausbeuteten, bis die unterdrückten Bewohner mit Hilfe des Imams von Maskat 1698 die Portugiesen vertrieben; die Wiedergewinnung von Patta und Mombas (16. März 1728) war nur von kurzer Dauer (bis 26. Nov. 1729). Bis 1785 hatten aber auch die Imame von Maskat vielfach mit Aufstandsversuchen ihrer Statthalter zu tun. Um weitern Selbständigkeitsgelüsten von Mombas ꝛc. von vornherein die Spitze abzubrechen, siedelte Seyyid Said aus Oman 1840 nach Sansibar über. In seinem und seiner Nachfolger (1856 übernahm Saids Sohn Seyyid Madschid die afrikanischen Besitzungen, während dessen älterer Bruder Thueni Imam von Maskat ward) unbestrittenem Besitz blieb die Küste, während das Hinterland nur zeitweilig und gelegentlich zur Tributeintreibung von den Statthaltern durchzogen wurde. Doch erkannten die dortigen Häuptlinge keine Oberherrschaft an und konnten daher 1884 mit den Vertretern der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft (s. d.) Verträge abschließen, in denen sie an diese ihr Land abtraten, wonach Stationen hier und an der Somalküste angelegt wurden. Als nun Seyyid Bargasch von Sansibar (1870—88) den der Gesellschaft von der deutschen Reichsregierung 1885 ausgestellten Schutzbrief nicht anerkennen wollte und Feindseligkeiten gegen die deutschen Stationen begann, zwang ein deutsches Geschwader den Sultan 13. Aug., die deutsche Schutzherrschaft im vollsten Umfang anzuerkennen sowie die Benutzung der Häfen Dar es Salam und Pangani den Deutschen abzutreten. Nach dem Abkommen mit England (29. Okt. 1886), das die Abgrenzung der deutschen und englischen Interessensphäre sowie den Besitzstand des Sultans von Sansibar regelte, sollte dem Sultan von Sansibar außer den Inseln ein Küstenstreifen von 10 Seemeilen (19 km) verbleiben. Die Südgrenze wurde durch Vertrag mit Portugal 30. Dez. 1886 festgesetzt. In einem neuen Vertrag mit dem Sultan von Sansibar vom 8. April 1888 übernahm die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft die Verwaltung des Küstengebiets südlich vom Umbafluß bis zum Rowuma und die Zolleinnahmen im Namen des Sultans. Damals besaß die Gesellschaft außer der Hauptstation Sansibar 17 Stationen. Als aber 15. Aug. 1888 der Vertrag in Kraft treten sollte, brach ein Aufstand der Araber und der von ihnen abhängigen Eingebornen aus, und die Soldaten des Sultans von Sansibar schlossen sich meist den Rebellen an. So gingen bald sämtliche Stationen verloren; nur Bagamoyo und Dar es Salam konnten mit Unterstützung deutscher Kriegsschiffe gehalten werden, die auch in Gemeinschaft mit englischen Kriegsschiffen die ganze Küste blockierten. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft wandte sich nun an das Reich um Hilfe, das mit der Unterdrückung des Aufstandes den Afrikareisenden Wissmann beauftragte. Dieser erstürmte Buschiris befestigtes Lager bei Bagamoyo 8. Mai 1889; am 6. Juni wurde Saadani genommen, 8. Juli Pangani, dann Tanga. Unterdessen hatte Buschiri Mpapua zerstört. Wissmann errichtete die Station aufs neue, und v. Gravenreuth schlug im Oktober die von Buschiri herbeigerufenen Masiti in zwei Treffen. Buschiri, der im Dezember noch einen letzten Versuch bei Pangani machte, wurde ergriffen und 14. Dez. 1889 in Pangani gehenkt. Ein zweiter Rebellenführer, Bana Heri, unterwarf sich nach zwei Niederlagen (5. Jan. und 9. März 1890); Kilwa, Lindi und Mikindani wurden im Mai wieder besetzt. Damit war der Aufstand niedergeschlagen.

Nun wurde durch **Vertrag mit England** 1. Juli 1890 die Nord-, Süd- und Westgrenze festgelegt, wodurch Deutschland Witu und alle nördlichern Besitzungen an England abtrat und dafür Helgoland eintauschte, auf die Erhaltung der Selbständigkeit Sansibars und damit auf bedeutende Handelsinteressen Verzicht leistete und dagegen die Anerkennung seiner Hoheitsrechte über das ganze von ihm beanspruchte Gebiet von der Küste bis zu den drei großen Seen im Innern erhielt. Der Sultan von Sansibar trat den ihm gehörigen Küstenstreifen gegen eine Zahlung von 4 Mill. Mk. ab, und 1. Jan. 1891 wurde die deutsche Herrschaft proklamiert. An demselben Tag übernahm nach einem Vertrag mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft (20. Nov. 1890) das Deutsche Reich die Verwaltung des Küstengebiets, der Insel Mafia sowie des Schutzgebietes. Zum Gouverneur der neuen Reichskolonie D. wurde der bisherige Gouverneur von Kamerun, v. Soden, 2. Febr. 1891 ernannt und ihm als Kommissare Wissmann, Peters und der aus seiner Äquatorialprovinz mit Stanley zur Küste gekommene Emin Pascha beigegeben. Die Schutztruppe ging mit der Flottille (drei Dampfern) in den unmittelbaren Dienst des Reiches über, das auch die bestehenden Stationen übernahm. Zum Sitz des Gouverneurs wurde Dar es Salam bestimmt. Kommandeur v. Zelewski geriet 17. Aug. 1891 bei einem Strafzuge gegen die räuberischen Wahehe bei Lugalo (Lula) in einen Hinterhalt, wobei er selbst und der größte Teil seiner 350 Mann starken Abteilung fiel. Ebenso fielen die Leutnants v. Bülow und Wolfrum, die von der Kilimandscharo-Station zur Bestrafung des Häuptlings von Moschi ausgezogen waren, mit 20 Mann 10. Juni 1892. Die Kilimandscharo-Station Marangu wurde indes schon nach wenigen Wochen wieder besetzt, und nach dem Zurücktreten des Gouverneurs v. Soden 1892 und seinem Ersatz durch den

Oberst v. Schele wurden die Häuptlinge von Moschi, Kilema und Kirua (Meli, Fumba und Kitonpati) am Kilimandscharo 12. Aug. 1893 bei Moschi geschlagen und unterworfen. Auf den Victoria Nianza brachte die Antisklaverei-Expedition drei Segelboote und errichtete dort eine Schiffswerft; Wissmann zog zum Nyassasee, auf dem er einen Dampfer ließ, und erreichte nach glücklichen Kämpfen gegen die Wanika und die räuberischen Wawemba 12. Juli 1893 den Tanganjika, von wo er Ende des Jahres zur Küste zurückkehrte. Seither entwickelte sich D. trotz mehrfacher Mißernten und sonstiger wirtschaftlichen Störungen erfreulich weiter. Der größte Teil des Hinterlandes erkennt die deutsche Herrschaft an, namentlich seitdem der in die Enge getriebene Kwawa Mahinya, Sultan der Wahehe, 19. Juli 1898 Selbstmord begangen hatte; eine deutsche Dampferlinie verbindet die Kolonie mit dem Mutterland. Größere Wandlungen zum Bessern wird indessen erst der Bau von Eisenbahnen im Gefolge haben; die Frage, ob das System der Stichbahnen, wie es Hans Meyer verteidigt, oder die von andern gewünschte Zentralbahn für D. das Richtige sei, neigt sich jetzt zu gunsten der Stichbahnen. Als Nachfolger des Generals v. Liebert trat 19. April 1901 Graf Götzen (s. d.) das Amt eines Gouverneurs von D. an. Laut Vertrag vom November 1902 verzichtete die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft auf die meisten bisher ausgeübten Vorrechte (Münzrecht ꝛc.) zu gunsten des Reiches. Unter solchen Verhältnissen konnte der Erforschung des Schutzgebietes erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet werden. Aus dem Afrikafonds wurden für Unterhaltung der meteorologischen Stationen, für ärztliche und sonstige wissenschaftliche Forschungen, kartographische Zwecke und wissenschaftliche Instrumente größere Summen ausgegeben. Vgl. Förster, D., Geographie und Geschichte (Leipz. 1890); P. Reichard, D., das Land und seine Bewohner (das. 1892); das Sammelwerk »Deutsch-Ostafrika«, Bd. 1: Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika (Berl. 1893); Bd. 3 u. 4: Möbius, Zoologie (1895 ff.); Bd. 5: Engler, Die Pflanzenwelt (1895—96); Bd. 7: Bornhardt, Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas (1900); Bd. 8: Fülleborn, Beiträge zur physischen Anthropologie der Nord-Nyassaländer (1902); K. Peters, Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet (Münch. 1895); J. Thomson, Expedition nach den Seen von Zentralafrika (deutsch, Jena 1882); Böhm, Von Sansibar zum Tanganjika (Leipz. 1888); O. Baumann, In D. (Wien 1890); Derselbe, Usambara und seine Nachbargebiete (Berl. 1891); Schynse, Mit Stanley und Emin Pascha durch D. (Köln 1890); Hans Meyer, Ostafrikanische Gletscherfahrten (Leipz. 1890); v. Behr, Kriegsbilder aus dem Araberaufstand in D. (das. 1891); R. Schmidt, Geschichte des Araberaufstandes in Ostafrika (Frankf. a. O. 1892); Graf v. Schweinitz, D. in Krieg und Frieden (Berl. 1894); Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa, D. (das. 1894); Werther, Zum Viktoria Nyanza (das. 1896); Derselbe, Die mittlern Hochländer des nördlichen D. (das. 1898); Kollmann, Der Nordwesten unsrer ostafrikanischen Kolonie (das. 1898); Bernhard, Der Eisenbahnbau in D. (das. 1898); Ochelhäuser, Die deutsch-ostafrikanische Zentralbahn (das. 1899); Widenmann, Die Kilimandscharo-Bevölkerung (Gotha 1899); Hans Meyer, Der Kilimandjaro (Berl. 1900); Derselbe, Die Eisenbahnen im tropischen Afrika (Leipz. 1902); Goetze-Engler, Vegetationsansichten aus D. (das. 1902); Berichte über Land- und Forstwirtschaft in D. (Heidelberg 1902 ff.); Strandes, Die Portugiesenzeit von Deutsch- u. Englisch-Ostafrika (Berl. 1899); Schurtz im 3. Bande von Helmolts »Weltgeschichte« (Leipz. 1901); R. Kiepert, Karte von D. in 29 Blatt, 1:300,000 (Berl. 1895 ff.); Derselbe, Karte von D., 1:2,000,000 (das. 1899); Moisel, Karte von D. mit Angabe der bis 1903 festgestellten nutzbaren Bodenschätze (das. 1903).

Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft. In Berlin wurde im März 1884 durch Graf Behr-Bandelin und Karl Peters die Gesellschaft für deutsche Kolonisation gegründet, die Peters, Graf Pfeil und Jühlke nach Ostafrika entsandte, wo sie durch Verträge mit einer Anzahl von Häuptlingen die Landschaften Useguha, Nguru, Usagara und Ukami erwarben. Für diese Erwerbung erhielt die Gesellschaft 27. Febr. 1885 einen kaiserlichen Schutzbrief. Aus dieser Gesellschaft bildete sich zunächst die Kommanditgesellschaft Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Karl Peters und Genossen mit einem Direktorium von fünf Mitgliedern, dann 7. Sept. 1885 die D.-O.G., wobei die Anteile auf 10,000 Mk. erhöht und ein Kapital von 4 Mill. Mk. zusammengebracht wurde. An die Spitze trat ein auf 5 Jahre gewählter Präsident (Peters) mit zwei Direktoren und ein Direktionsrat von 21—27 Mitgliedern. Die Aufsicht über die Gesellschaft wurde dem Reichskanzler übertragen. Als Zweck der Gesellschaft wurden aufgestellt Erwerb, Besitz, Verwaltung und Verwertung von Ländereien, Ausbeutung von Handel und Schifffahrt durch Selbstbetrieb oder Übertragung an andre Gesellschaften sowie deutsche Kolonisation im Osten Afrikas. Als die Gesellschaft aber die Verwaltung des Küstenstriches, der vom Sultan von Sansibar beansprucht wurde, mit seinen Häfen nach langen Verhandlungen endlich erreichte, brach 15. Aug. 1888 ein Aufstand aus, der sie nötigte, die Hilfe des Deutschen Reiches anzurufen (s. Deutsch-Ostafrika, S. 840). Letzteres warf den Aufstand nieder und übernahm 20. Nov. 1890 die ganze Verwaltung, zahlt jedoch der Gesellschaft jährlich 600,000 Mk. für die Überlassung der Zölle. Die Gesellschaft hat danach den Charakter einer privilegierten Erwerbsgenossenschaft. Um ihre Unternehmungen aufs neue zu verfolgen, nahm sie unter Garantie der Regierung eine Anleihe von 10,566,000 Mk. auf und betreibt nun auf ihren Pflanzungen Derema, Nguelo, Kikogwe, Muoa und Yassini den Anbau von Kaffee, Kokospalmen und Sisalagaven mit gutem Erfolg. Außer den Handelsniederlassungen an der Küste und im Innern von Deutsch-Ostafrika besitzt sie auch eine solche auf der Insel Nossi Bé (Madagaskar). An dem Bau der Eisenbahn Tanga–Korogwe war sie hervorragend beteiligt. Die D.-O. G. besaß bis 1903 das Recht der Münzprägung und prägte Silberrupien (s. Tafel »Münzen VI«, Fig. 12) und Kupferpesastücke. Die Flagge der Gesellschaft ist ein weißes, durch ein schwarzes Kreuz in vier gleiche Felder geteiltes Flaggtuch, das obere, am Flaggstock liegende Feld mit den fünf Sternen des Südlichen Kreuzes ist rot (s. Tafel »Deutsche Flaggen«, Fig. 41).

Deutsch-österreichischer Klub, Fraktion des österreich. Abgeordnetenhauses, bildete sich 1885 und umfaßte die mehr liberalen als nationalen Elemente (Chlumecky, Plener u. a.) der ehemaligen Vereinigten Linken, verband sich aber 1888 wieder mit dem Deutschen Klub (s. d.) zur »Vereinigten deutschen Linken« (s. d.).

Deutsch-Oth (franz. Audun-le-Tiche), Dorf im deutschen Bezirk Lothringen, Kreis Diedenhofen-West, an der Quelle der Alzette, Knotenpunkt der Eisenbahnen Bettemberg-Redingen und Fentsch-D., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Amtsgericht, treibt Eisenerzbergbau, Hochöfen, Steinbrüche und zählt (1900) 4780 Einw.

Deutsch-Piekar, Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Landkreis Beuthen, hat eine kath. Kirche, Bergbau auf Eisen, Bleierz, Galmei und Zinkblende, Kalkbrennerei und zählt (1900) 6648 Einw.

Deutsch-Rasselwitz, Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Neustadt in Oberschlesien, an der Hotzenplotz, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Kandrzin-Deutsch-Wette und D.-Jägerndorf, mit einer kath. Kirche und (1900) 3023 Einw.

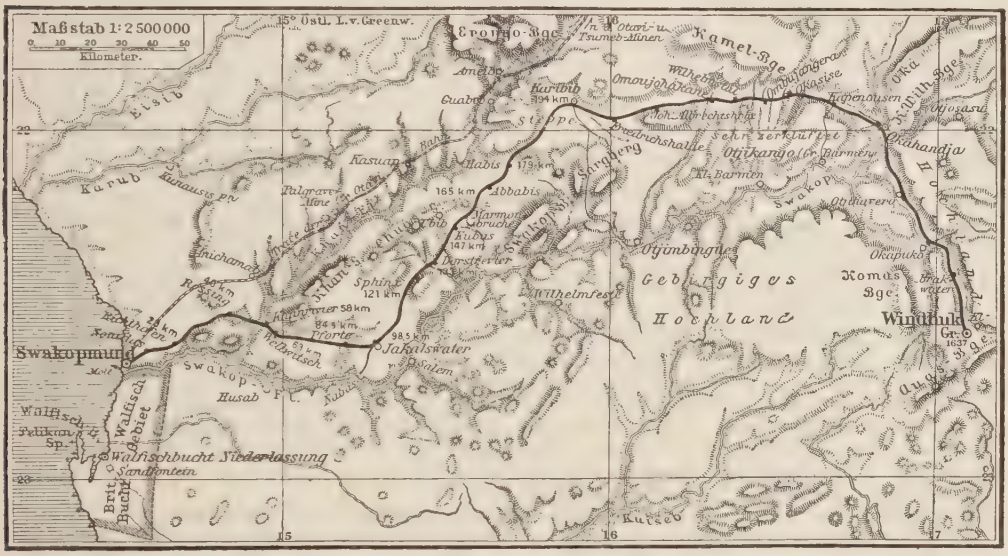
Deutsch-soziale Partei nannte sich 1889 ein dem Stöckerschen Standpunkt (s. Christlich-soziale Reformbestrebungen) nahestehender Zweig der antisemitischen Partei in Deutschland. Name und Programm dieser Partei, deren Führer Liebermann v. Sonnenberg und Paul Förster waren, wurden auf dem Kongreß zu Bochum 10. und 11. Juni 1889 festgestellt; s. Antisemiten. Bei Nachwahlen und bei den Neuwahlen zum Reichstag 1893 erlangten die Extremen die Oberhand und nannten sich nunmehr »Deutsche Reformpartei« (s. d.). Organ der Partei waren die in Leipzig erscheinenden »Deutsch-sozialen Blätter« (zugleich antisemitische Korrespondenz); sonst war sie in der Tagespresse besonders durch die »Staatsbürgerzeitung« (Berlin), die »Neue Deutsche Zeitung« (Leipzig) und die »Hannoversche Post« vertreten.

Deutsch-soziale Reformpartei, eine durch Verschmelzung der Deutschen Reformpartei (s. d.) mit der Deutsch-sozialen Partei (s. d.) 7. Okt. 1894 gegründete antisemitische Partei des deutschen Reichstages mit (1898) 14 Mandaten; im September 1900 spaltete sie sich in zwei Teile (s. Antisemiten). Ihre Führer waren Zimmermann und Liebermann von Sonnenberg. Das auf dem Parteitag zu Erfurt 20. und 21. Okt. 1895 festgestellte neue Programm stand auf deutsch-nationalem, monarchischem und christlichem Boden und wandte sich besonders gegen den wachsenden Einfluß des Judentums auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet. Organe der Partei waren die täglich erscheinenden: »Deutsche Wacht« (Dresden), »Staatsbürgerzeitung« (Berlin), »Sachsenschau« (Magdeburg), »Deutsches Blatt« (Hamburg), »Hannöversche Post« (Hannover), »Deutsch-nationale Zeitung« (Düsseldorf), »Mittelsächsische Zeitung« (Meißen), sowie die Wochenblätter: »Deutsch-soziale Blätter« (Leipzig), »Deutsche Volkswacht« (Offenbach a. M.), »Antisemitisches Volksblatt« (Kassel).

Deutsch-Südwestafrika (s. Karte »Südafrika« bei Artikel Kapkolonie), deutsche Kolonie in Südwestafrika, zwischen dem Atlantischen Ozean im W., der portugiesischen Kolonie Angola im N., Britisch-Betschuanenland und dem Protektorat Betschuanenland im O., der Kapkolonie im S. und zwischen 17° 20′ bis 29° südl. Br. und 11—21° östl. L., 830,960 qkm mit 177,000 Einw. Die Küste verläuft sehr einförmig mit wenigen Einschnitten, von denen bisher nur drei als Hafen, bez. Reede brauchbare, Angra Pequena, Walfischbai und Swakopmund, bekannt sind. Nur an diesen Plätzen weist die Küste Niederlassungen auf, die wesentlich den Zweck haben, den Verkehr mit dem Innern zu vermitteln. Angra Pequena ist eine vielverzweigte, felsige Bucht, die noch drei Inseln und mehrere für die Schiffahrt gefährliche Felsen enthält. Sandwichhafen ist nach völliger Versandung als Hafenplatz aufgegeben worden. Die Walfischbai, die bis vor kurzem den alleinigen Zugang zu Hererolland und dem nördlichen Groß-Namaland vermittelte, ist englisch und gleichfalls allmählicher Versandung ausgesetzt. Das bereits auf deutschem Gebiet belegene Swakopmund bietet eine genügend gute Landungsstelle, wo auch Trinkwasser stets zu haben ist. Es hat sich zum Hauptlandungsplatz entwickelt, ist Ausgangspunkt der Eisenbahn nach Windhuk und hat nach Vollendung der Hafenbauten, insbes. des großen Hafendammes (Februar 1902) an Wert gewonnen. Die weiter im N. gelegenen Küsteneinschnitte Rockbai und Kap Kroß haben weder Süßwasser noch Futterplätze. Hinter dem weißen Sandstreifen der Küste breitet sich ein ödes, steiniges Gebiet (Namieb) aus, dann erhebt sich das Land zu weiten Hochflächen, aus denen im Hereroland bedeutende Gebirgszüge hervorragen. In diese Hochflächen sind tiefe Flußtäler eingeschnitten, in denen allein Ackerbau möglich ist. Die Bevölkerung ist auf Viehzucht angewiesen. Das Mittelland und das Omaheka oder Sandfeld eignen sich besonders dazu. Das letztere, das sich an der Ostgrenze von 26—20° südl. Br. hinzieht, ist ein ebenes, mit Gras, meist auch mit Büschen bewachsenes Hochland, das in der Regenzeit viele Teiche aufweist. Zur Schafzucht ist es wie geschaffen. Die Ovambo treiben auch einen nicht unbedeutenden Ackerbau. Leider sind diese Gegenden von Absatzmärkten zu weit entfernt. Von den Flüssen enthalten bloß Oranje, Kunene und Kubango das ganze Jahr hindurch Wasser, die übrigen sind nur zur Regenzeit, dann aber oft zur weiten Überflutung mit Wasser gefüllt, versiegen indes später ebenso schnell und behalten nur streckenweise Wasser oder verlieren sich ganz, so daß man in der Trockenzeit Wasser durch Graben in den Flußbetten zu erlangen hat. Die wichtigsten dieser Regenflüsse sind der Große Fischfluß und der Nosob, die beide in den Oranjefluß gehen, Kuisib, Swakop (Swachaub) und Omaruru, die sich in den Atlantischen Ozean ergießen, während der Omuramba sein Wasser dem Ngamisee zuführt. Für den Verkehr sind alle Flüsse ohne Bedeutung. Geologisch ist ganz Südafrika südlich vom Sambesi als ein einziges Hochland mit gleichartiger Bodengestaltung zu betrachten. Überall finden sich Urgesteine vor, namentlich Gneis, Granit und kristallinische Schiefer. Die letztern kommen vom Oranjefluß bis zum Kunene vor. Quarz- und Dioritgänge mit eingebetteten Kupfermassen (am bekanntesten sind die schon früher ausgebeuteten Otavi-Kupferminen) sind dort besonders reichlich vorhanden. In diesen Gesteinen findet sich auch Gold, teils in gediegenen Massen, teils in Stücke eingesprengt, doch nirgends in solcher Menge, daß sich der Abbau lohnt. Es wurde zuerst 1887 gefunden, dann am Swakopfluß, 188 km östlich von der Walfischbai, eine Grube eröffnet; auch an einem Nebenfluß, dem Otjozemba, fand man einiges Gold. Ebenso kommen Zinn und Silber vor; bei Kubas, nahe der Eisenbahn, wurde das Vorhandensein großer Marmorlager nachgewiesen.

Klima, Pflanzen- und Tierwelt. D. besitzt ein subtropisches Klima, an der Küste beeinflußt durch die kalte Benguellaströmung und das eiskalte Auftriebwasser, im Innern von rein kontinentalem Charakter. Es gibt nur zwei Jahreszeiten. Der Sommer (September bis April) beginnt mit heißen Winden; diesen folgen Gewitterregen, die aber von N. nach S. abnehmen. Der Winter (Mai bis September) ist ab-

solut regenarm, doch mit reichlicher Taubildung, dabei sind die Temperaturschwankungen sehr bedeutend, besonders im Juli (am Tage 45°, nachts — 8°); im Küstengebiet fällt aber zu dieser Zeit Regen. Die Niederschläge steigen nach N. und O. hin: Walfischbai 7, Rehoboth 282, Omaruru 318, Otjiseva 467, Okahandja 544, Windhuk 399, Otjosondjupa 534 und Olukonda im Ovambolande 524 mm. Die Gegenden am Kubango und Tschobe sind zur Regenzeit undurchdringliche Sümpfe; der ganze Norden und Nordosten sowie die Striche nördlich des Ngamisees haben meist Überfluß an Wasser, während die südlichen Teile wasserarm sind. Bis auf einige Malariavorkommen ist das Klima sehr gesund. Der Pflanzenwuchs des Küstengebietes unterscheidet sich stark von dem des Innern. Mit seinen kniehohen, holzigen und dornigen oder sukkulenten Sträuchern mit geringer Belaubung schließt sich



Eisenbahn von Swakopmund nach Windhuk und Trace der Otavibahn.

das Küstengebiet der Karroo an. Im Gebiete der Sommerregen begegnen wir ausgedehnten Grassteppen, vorzugsweise gebildet von Toagras (Aristida ciliata), und der Buschsteppe aus mannshohem, oft undurchdringlichem Gebüsch, unter dem die Akazien vorherrschen. Die Baumvegetation besteht aus Kamelbaum (Acacia Giraffae), Dornakazie (Acacia horrida) und in Damaraland dem Anabaum (Acacia albida) sowie Ebenholzbaum (Euclea pseudebenus). Besonders eigentümlich sind dem Lande die strauchartigen Euphorbiazeen, mehrere Aloearten, die Welwitschia mirabilis und die Narapflanze (Acanthosicyos horrida) mit eßbaren Früchten. Die Tierwelt war früher weit zahlreicher vertreten. Elefanten, Rhinozerosse, Giraffen, Zebras, Büffel u. a. sind jetzt nur noch in den nördlichsten Gegenden zu treffen, da sie schonungslos gejagt wurden; von Raubtieren noch Löwen, Leoparden, Hyänen, Schakale, außerdem Springböcke, Oryx- und Kuduantilopen; Affen sind zahlreich. Der Strauß kommt nur noch in entlegenen Gegenden vor; sehr häufig sind dagegen Schildkröten, Eidechsen, Schlangen, darunter viele giftige, Heuschrecken, große Spinnen und Skorpione.

Die Bevölkerung scheidet sich ethnographisch in zwei Hauptstämme: Bantu und Hottentotten, die sich lange bekämpft haben. Zum ersten Stamm gehören die Ovambo u. Herero im N., zum zweiten die Nama im S. Dazu kommen Mischlinge (Bastards) und die über das ganze Gebiet verstreuten räuberischen, unstet umherziehenden Bergdamara u. Buschmänner. Die Ovambo sind 60,000, die Herero 65,000, die Hottentotten 7000, die Bastards 3000, die Bergdamara 35,000 und die Buschmänner 3000 Köpfe stark. Anfang 1902 wohnten im Schutzgebiet 4674 Europäer (2595 Deutsche, 452 Engländer, 1354 Buren ꝛc.). Von den Deutschen waren 857 Beamte und Soldaten, 220 Kaufleute und Händler, 267 Farmer, 564 Handwerker und Arbeiter. Die Rheinische Mission besitzt 24 Stationen; die Finnische Mission im Ovamboland 3 Stationen mit 4 Missionaren; die katholische Missionsgesellschaft der Oblaten wirkt in 5 Stationen, ferner die Salesianer auf 1 Station. Ackerbau ist im südlichen Teil nur an wenigen Stellen möglich, im Ovamboland sind größere Strecken anbaufähig. Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist Viehzucht. Die großen Rinderherden sind durch die Seuche des Jahres 1897 riesig vermindert worden, ihr Bestand wird auf nur 60,000—80,000 Stück geschätzt; von Kleinvieh werden Schafe und Ziegen gehalten, neuerdings auch die Angoraziege mit Erfolg gezüchtet. Die Pferde sind einer jährlich auftretenden tödlichen Seuche ausgesetzt, von der die Esel nicht befallen werden. Durch den Bau von Staudämmen an vielen Orten ist Ackerbau und Gartenkultur (Wein und Südfrüchte) wesentlich gefördert worden. Die Ausfuhr beschränkt sich auf Vieh (jährlich 6000 Rinder und 10,000 Schafe über Land nach der Kapkolonie und Transvaal), Felle, Häute, Hörner und Straußfedern. Der Wert der Einfuhr betrug 1901: 10,075,494, der der Ausfuhr 1,241,761 Mk. Der größte Teil der Einfuhr kommt mit Woermann-Dampfern von Deutschland, daneben besteht ein lebhafter Handelsverkehr (Vieh) auf dem Landwege. Die bereits 1885 gegründete Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, welche die von Lüderitz erworbenen Ländereien und Rechte kaufte und von dem Häuptling Mahaherero das Bergregal erlangte, schloß nach Erschöpfung bedeutender Mittel in fruchtlosen Ver-

suchen, die vorhandenen Mineralschätze auszubeuten, mit dem Kharaskoma Exploring and Prospecting Syndicate in London einen Vertrag, durch den sie an diese Gesellschaft gewisse Bergwerksgerechtsame in dem südlich vom 24.° südl. Br. gelegenen Teil ihres Besitzes abtrat. Die Deutsche Siedelungsgesellschaft für D., 1892 gegründet, hat bereits eine Anzahl von Farmern 2c. angesiedelt. Ganz ungewöhnliche Privilegien verlieh die Reichsregierung der South Westafrica Company in London, ebenfalls 1892 gegründet, im Nordwesten der Kolonie in Bezug auf Land, Bergbau und Eisenbahnanlagen. Als deren Tochtergesellschaft bildete sich 1900 die Otavi Minen- und Eisenbahngesellschaft. In Hamburg bildete sich 1893 die Land-, Minen- und Handelsgesellschaft für D. Weitere Gesellschaften sind die Kaoko-Land- und Minen-Gesellschaft, die Damara- u. Namaqua-Handelsgesellschaft, die Damaraland-Farmgesellschaft, die Südwestafrikanische Schäfereigesellschaft und die englische Damaraland-Guanogesellschaft, die die Guanolager bei Kap Kroß ausbeutet. Eine Eisenbahn mit 0,6 m Spurweite von Swakopmund nach Windhuk mit 382 km Länge wurde 19. Juni 1902 in ihrer Gesamtlänge dem Verkehr übergeben; eine anschließende Minenbahn nach Otavi wird geplant (s. das Kärtchen, S. 843). Die Verwaltung, an deren Spitze der kaiserliche Gouverneur steht, hat ihren Sitz in Windhuk, wo auch eine Bergbehörde und das Hauptquartier der Schutztruppe (34 Offiziere, 9 Ärzte, 2 Roßärzte, 5 Büchsenmacher 2c., 8 Zahlmeisteraspiranten, 150 Unteroffiziere und 620 Gemeine, ferner 187 Farbige) sich befindet. Administrativ ist das Gebiet eingeteilt in die Bezirksämter Windhuk, Gibeon, Keetmanshoop, Swakopmund, Omaruru, Outjo und die Distriktskommandos Gobabis, Karibib und Grootfontein. Gerichte befinden sich in Windhuk, Swakopmund und Keetmanshoop. Die Post wird von Deutschland mit der monatlich verkehrenden Woermann-Linie nach Swakopmund und von dort mit der Eisenbahn bis Windhuk, dann mit Wagen weiter befördert. Reichspostanstalten befinden sich in Windhuk (Postamt) und 30 weitern Plätzen, Telegraphenanstalten in Swakopmund, Karibib, Okahandja und Windhuk. D. ist 1899 an das Kabel Kapstadt–Loanda angeschlossen worden. Es wurden 1901/1902 befördert: 876,297 Briefe, 8695 Pakete, 27,503 Postanweisungen im Betrag von 7,389,685 Mk., 172,761 Zeitungen und 4826 Telegramme. Die Ausgaben waren für 1903/1904 auf 8,431,400 Mk. festgesetzt. Der Reichszuschuß beträgt 6,260,000 Mk.

Geschichte. Die Küste von D. wurde zuerst von den Portugiesen befahren; 1486 entdeckte Diaz bei der Aufsuchung eines Seewegs nach Ostindien eine Bucht, die er wegen ihrer Kleinheit Angra Pequena benannte. Seit 1805 wirkten hier anfangs im Dienste der London Missionary Society, später in dem der Rheinischen Mission deutsche Missionare. Nachdem die Bremer Firma F. A. E. Lüderitz durch Kaufverträge mit dem Namahäuptling Frederiks 1. Mai und 15. Aug. 1883 die Küste vom Oranjefluß bis 26° südl. Br. in einer Ausdehnung von 20 geographischen Meilen erworben und im Hafen von Angra Pequena die Handelsstation Fort Vogelsang angelegt hatte, wurde dieses sogen. Lüderitzland 24. April 1884 unter deutschen Reichsschutz gestellt, 7. Aug. die deutsche Flagge gehißt und deutscher Schutz 12. Aug. auch auf die Küstenstrecken vom 26. Breitengrad bis Kap Frio ausgedehnt, ausgenommen Walfischbai und die vorliegenden kleinen Inseln, die England für sich beanspruchte. Durch Vertrag mit Portugal 30. Dez. 1886, mit England 1. Juli 1890 wurden die Grenzen gegen N., bez. gegen O. und S. genau festgelegt und innerhalb dieses Gebietes Schutzverträge 1885 mit den Häuptlingen von Bethanien, Otjitambi, Berseba, mit Kamaherero von Otjimbingue und dem Häuptling von Omaruru, den Bastards von Rehoboth, 1886 mit den Buren in Upingtonia, 1890 mit dem Häuptling der Bondelswarts abgeschlossen. Die Reichsregierung entsandte einen Kommissar, der mit einigen Beamten seinen Sitz in Otjimbingue nahm. Die in Berlin 5. April 1885 gebildete »Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika« erwarb die Besitzungen von Lüderitz sowie einen Teil des daran stoßenden nördlichern Gebietes, übernahm die Ausübung staatlicher Hoheitsrechte und schloß mit Kamaherero einen Vertrag, worin dieser alle früher erteilten Bergwerkskonzessionen zurücknahm und diese an die genannte Gesellschaft übertrug. Da der Reichskommissar jedoch über keine Machtmittel verfügte, um die Raubeinfälle der Nama unter ihrem Führer Witbooi in das Hereroland zu verhüten, so wurde es dem Engländer Lewis leicht, Kamaherero 1888 zur Aufhebung aller von ihm an die Deutschen erteilten Bergwerkskonzessionen und zur Vertreibung der Deutschen aus Otjimbingue zu überreden. Der Reichskommissar selbst sah sich genötigt, zeitweilig außer Landes zu gehen. Darauf entsandte die Reichsregierung den Afrikareisenden Hauptmann v. François mit einer Schutztruppe von 50 Mann, die Lewis nötigten, die Kolonie zu verlassen. Allein die Raubzüge Witboois dauerten fort, bis nach Eintreffen von Verstärkungen (s. oben) es endlich 1892 François möglich wurde, gegen ihn einzuschreiten und ihn wiederholt zu besiegen (12. April 1893 Erstürmung der Feste Hornkranz), ohne ihn jedoch ganz zu vernichten. Erst Major Leutwein (seit Anfang 1895 Landeshauptmann) zwang nach dem blutigen Kampf in der Naukluft mit seiner nochmals verstärkten Truppe 9. Sept. 1894 Witbooi zum Niederlegen der Waffen.

Trotz der Rinderpest, die Anfang 1897 ausbrach, und der im ganzen Damaraland zur Durchführung der Impfung getroffenen Maßregeln wurde die Ruhe im Hereroland nirgends ernstlich gestört. Einen bedenklichen Umfang nahm dagegen der Aufstand der Zwartbooi-Hottentotten an. 1895 hatte Kapitän David Zwartbooi in Otjitambi einen Vertrag abgeschlossen, in dem er sich unter deutschen Schutz stellte und Waffenfolge versprach. Obwohl David Zwartbooi nur von einem Teil seiner Stammesgenossen anerkannt war, während der andre sich zu Lazarus Zwartbooi in Franzfontein hielt, setzte es die Landeshauptmannschaft Ende 1896 doch durch, daß der regierungsfreundliche David bei dem ganzen Stamm als Kapitän Anerkennung fand. Als dieser aber versuchte nach dem Ausbruch der Rinderpest den Vertrag zu brechen, wurde er abgesetzt und durch Lazarus ersetzt. Im Dezember 1897 brach der Aufstand aus, dem sich auch eine Anzahl Herero anschloß, während der Oberkapitän Samuel Maharero, Kapitän Manasse von Omaruru und Kapitän Hendrik Witbooi sofort die von der Regierung gewünschten Mannschaften stellten. Doch aus klimatischen Gründen blieb der Feldzug ohne durchschlagenden Erfolg, bis die Truppe von Windhuk zu Hilfe kam. Nach dem Gefecht von Grootberg ergaben sich die Führer der Aufständischen mit 150 waffenfähigen Männern und 300 Frauen und Kindern. Die von dem Unterkapitän Kambatta den Aufständischen zugeführten Herero wurden gleichfalls ge-

fangen (nur Kambatta entkam mit einigen Leuten in das mittlere Kaokofeld); sein Land wurde als Regierungsland eingezogen.

Vgl. Schinz, Deutsch-Südwestafrika (Oldenb. u. Leipz. 1891); Gürich, D. Reisebilder und Skizzen (in den »Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg«, 1891, Heft 1); Hindorf, Der landwirtschaftliche Wert und die Besiedelungsfähigkeit Deutsch-Südwestafrikas (3. Aufl., Berl. 1902); H. v. François, Nama und Damara. D. (Magdeb. 1895); F. J. v. Bülow, Drei Jahre im Lande Hendrik Witbooi's (2. Aufl., das. 1897); K. Dove, D. (Gotha 1896); Derselbe, D. Kriegs- und Friedensbilder aus der ersten deutschen Kolonie (2. Aufl., Berl. 1897); Derselbe, D. (das. 1903); Schwabe, Die Verkehrsverhältnisse des deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebietes (das. 1897); »Deutschland und seine Kolonien im J. 1896« (das. 1897); Rehbock, D., seine wirtschaftliche Erschließung ꝛc. (das. 1898); Leutwein, Die Kämpfe der kaiserlichen Schutztruppe in D. 1894—1896 (Beiheft zum »Militär-Wochenblatt«, das. 1899); Schwabe, Mit Schwert und Pflug in D. (das. 1899); Watermeyer, D., seine landwirtschaftlichen Verhältnisse (das. 1899); G. Hartmann, D. im Zusammenhang mit Südafrika (das. 1899); Hermann, Viehzucht und Bodenkultur in Südwestafrika (2. Aufl., das. 1902); Gerding, Die Bahn Swakopmund-Windhuk (das. 1902); v. François, D. Geschichte der Kolonisation bis zum Ausbruch des Krieges mit Witbooi, April 1893 (das. 1900); Carow, Deutsch-Südwestafrika (Oranienbaum 1900); »Besitzstandkarte von D.«, Stand am 1. Jan. 1902, 1 : 1,000,000 (Berl. 1902).

Deutsch-Wagram, Dorf, s. Wagram.

Deutsch-Wartenberg, Stadt im preuß. Regbez. Liegnitz, Kreis Grünberg, an der Ochel, hat eine evangelische und eine kath. Kirche und (1900) 808 meist kath. Einwohner. Schloß und Herrschaft D. gehören jetzt den Erben des verstorbenen preußischen Ministers Friedenthal.

Deutsch-Wilmersdorf, Dorf und südwestlicher Vorort von Berlin, im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Teltow, an der Berliner Ringbahn, mit Berlin außerdem durch elektrische Straßenbahnen verbunden, hat eine neue evangelische und eine neue kath. Kirche (Gedächtniskirche des Parlamentariers Windthorst), 2 Gymnasien (Joachimsthalsches u. Bismarck-Gymnasium), ein Reformrealgymnasium, 2 Waisenanstalten, eine Irrenanstalt und (1900) 30,671 Einw.

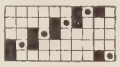
Deutz, früher Stadt, seit 1888 mit Köln (s. d.) vereinigt. — D. hieß im Altertum Divitio. Kaiser Konstantin d. Gr. baute hier zu Anfang des 4. Jahrh. zur Verteidigung der von ihm angelegten steinernen Rheinbrücke ein Kastell, das im 10. Jahrh. nebst der Brücke zerstört ward. Der daneben entstandene Ort, der durch ein 1003 gegründetes (1803 aufgehobenes) Benediktinerkloster größere Bedeutung erhielt, wurde 1128 durch eine Feuersbrunst heimgesucht, wovon eine ausführliche Beschreibung erhalten ist. Obwohl der Erzbischof Konrad von Hochstaden 1240 die Hälfte von D., das um 1230 Stadtrecht erhielt, den Grafen von Berg zu Lehen gab, galt der Erzbischof doch als Landesherr. Der Kurfürst Ferdinand befestigte die Stadt 1632 von neuem, worauf sie die Schweden eroberten. 1673 bemächtigten sich die Kaiserlichen der Stadt, deren Festungswerke nach dem Nimwegener Frieden geschleift, aber seit 1816 von der preußischen Regierung wiederhergestellt wurden. Vgl. Bone, Das römische Kastell in D. (Köln 1880).

Deutzer Motor, s. Gaskraftmaschine.

Deutzia *Thunb.* (Deutzie), Gattung der Saxifragazeen, kleine Sträucher mit gegenständigen, eiförmigen oder lanzettlichen, gesägten Blättern u. weißen, meist geruchlosen Blüten einzeln in den Blattachseln oder in zusammengesetzten Trauben und kugeligen, drei- bis fünffächerigen Früchten; kommen in etwa zehn Arten im Himalaja, in China und Japan, in Nordamerika und in den Gebirgen Mittelamerikas vor. D. crenata *S.* et *Z.*, in China und Japan, ein 2 m hoher Strauch mit grünen, eiförmigen, etwas zugespitzten rauhen, gekerbten Blättern, blüht ungemein reich in 8 und mehr Zentimeter langen Blütenständen und kommt in Gärten auch mit gefüllten weißen und roten Blüten vor. D. gracilis *S.* et *Z.*, in Japan, ein niedriger, buschiger Strauch mit kahlen, lanzettlichen, gesägten Blättern und vielen Blüten in meist einfachen Trauben, läßt sich vortrefflich treiben.

Deux (franz., spr. dö), zwei; d. à d., je zwei; à d. mains, für beide Hände passend, zum Doppelgebrauch.

Deux-face (Doubleface), Gewebe mit andersfarbiger Rückseite, für Konfektionszwecke, mit 60 Ketten- und 30 Schußfäden auf 1 cm, ein Ober-, ein Unterkettenfaden abwechselnd. Garne zweifach Kammgarn Nr. 70. Zu den linksseitig liegenden Fäden nimmt man auch mercerisierte Baumwollengarne. Bindung s. Abbildung.



Deux-Nèthes (spr. dö-nät'), s. Nethe.

Deux-Ponts (spr. dö-póng), franz. Name von Zweibrücken.

Deux-Sèvres (spr. dö-ßäwr'), franz. Departement, s. Sèvres.

Deva, 1) Stadt in der span. Provinz Guipuzcoa, Bezirk Azpeitia, an der Mündung des Flusses D., an der Eisenbahn San Sebastian-Bilbao, mit kleinem, versandetem Hafen, besuchtem Seebad und (1900) 2968 Einw. — 2) Röm. Stadt, s. Chester 1).

Déva (spr. dëwa, deutsch Diemrich, rum. Gyéva), Stadt mit geordnetem Magistrat, Sitz des ungar. Komitats Hunyad (Siebenbürgen), liegt, von Trachytbergen umgeben, an der Maros und der Staatsbahnlinie Arad-Karlsburg, mit Franziskanerkloster (seit 1710), altem Bethlenschen Kastell (Curia), reform. Kirche, Redoutengebäude und Theater, neuem Komitatshaus, Oberrealschule, Lehrerpräparandie, Museum und Honvédkaserne, ist Sitz eines Gerichtshofs und einer Finanzdirektion, hat Wein- und Obstbau, ein Kupferbergwerk und zählt (1901) 7089 magyarische, rumänische und deutsche Einwohner. Dabei liegen auf steilem, 187 m hohem Trachytkegel die Ruinen des 1849 durch Pulverexplosion zerstörten Schlosses. — D. hieß im Altertum Decidava, lag in Dacien und war schon früh berühmt. König Decebalus soll hier begraben sein. Vom 14. Jahrh. an war es wiederholt Sitz der siebenbürgischen Woiwoden und auch Besitz der Hunyadi. Ehemals besaß D. eine Festung, von der noch viele Schanzen auf dem nahen Burgberg übrig sind.

Devalvation (neulat.), die Herabsetzung des Nennwertes einer Geldsorte durch die Staatsgewalt (im Kurs gesunkenes Papiergeld, verschlechterte Münzen wie überhaupt solche, deren Nenn- und Metallgehalt voneinander abweichen). Dieselbe wurde früher oft bei Scheidemünzen zum Nachteil der Besitzer vorgenommen. Devalvationstabellen, Tabellen mit der Angabe des wirklichen (Metall-) Wertes der Münzen nach dem geltenden Münzfuß.

Devanâgarî (sanskrit., »göttliche Stadtschrift«), Benennung der für das Sanskrit gegenwärtig vor-

wiegend gebrauchten Schriftart, gehört zu den Abkömmlingen der ältesten indischen, vorzüglich in den Inschriften des Königs Asoka (3. Jahrh. v. Chr.) vorliegenden Schriftform. Nach Bühler (»Indische Paläographie«, S. 51, Straßb. 1896, im »Grundriß der indoarischen Philologie«) ist der Nâgarîtypus der Schrift zuerst auf Inschriften des 7. Jahrh. n. Chr. nachzuweisen. Die Schrift, deren Richtung von links nach rechts geht, zählt 14 Vokalzeichen und 33 Konsonantzeichen, die in der alten, der indischen Grammatik eigentümlichen systematischen Ordnung aufgeführt werden. Sie ist eine Silbenschrift: an dem Zeichen, das den silbeneröffnenden Konsonanten ausdrückt, oder an der entsprechenden Zeichenkombination für eine Konsonantgruppe wird der folgende Vokal durch ein beigefügtes Zeichen (das kurze a gar nicht) markiert.

Devantière (franz., spr. dŏwangtjär'), Art Reitrock, für Frauen, vorn und hinten geschlitzt.

Devant-les-Ponts (spr. dŏwang-lä-póng), Dorf im deutschen Bezirk Lothringen, Landkreis Metz, an der Mosel und der Eisenbahn Metz–Luxemburg, hat Eisengießerei, Dampfkessel-, Fleischwaren-, Malz-, Konserven-, Mineralwasser- und Zündholzfabrikation, Bierbrauerei und zählt (1900) mit der Garnison (ein Dragonerregiment Nr. 9) 2554 Einw.

Devastationsklage, Klage des Hypothekengläubigers wegen unwirtschaftlicher Behandlung des verpfändeten Grundstücks durch den Schuldner die Gefährdung zu unterlassen oder zu beseitigen, unter Stellung einer angemessenen Frist. Nach fruchtlosem Verlauf derselben wird auf anderweitige Hypothekenbestellung, bez. auf Befriedigung aus dem Grundstück auch vor eingetretener Fälligkeit der Forderung angetragen. Vgl. Bürgerliches Gesetzbuch, § 1133 und 1134.

Devastieren (lat.), verwüsten, verheeren; Devastation, Verwüstung; Devastator, Verwüster.

Devaux (spr. dŏwō), Paul, belg. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 10. April 1801 in Brügge, gest. 30. Jan. 1880 in Brüssel, widmete sich der Advokatenlaufbahn, wirkte seit Mitte der 1820er Jahre publizistisch für eine liberal-klerikale Union gegen die oranische Herrschaft. Nach der Revolution von 1830 trat er im Nationalkongreß erfolgreich für eine konstitutionell-monarchische Regierungsform ein und entwarf mit Nothomb (s. d.) die neue Verfassung. 1831 Staatsminister ohne Portefeuille, war er an der Erhebung des Prinzen Leopold zum König der Belgier hervorragend beteiligt. Als Mitglied der Kammer (bis 1863) und als Begründer der »Revue nationale« (1840) gehörte er lange zu den tonangebenden Führern des doktrinären Liberalismus. Seit 1846 war D. Mitglied der belgischen Akademie und schrieb: »Quelques réflexions politiques au sujet de la réorganisation de l'armée« (anonym, 2. Aufl., Brüss. 1867); »Du suffrage universel et de l'abaissement du cens électoral« (1871); »Études politiques sur l'histoire ancienne et moderne et sur l'influence de l'état de guerre et de l'état de paix« (1875); »Études politiques sur les principaux événements de l'histoire romaine« (1880, 2 Bde.). Vgl. Juste, Paul D. (Brüss. 1881).

Dévaványa (spr. dēwawānja), Großgemeinde im ungar. Komitat Jász-N. Kun-Szolnok, Knotenpunkt der Bahnlinien Kisujszállás–D. und Großwardein–D.-Gyoma, mit bedeutender Viehzucht und (1901) 12,787 magyar. Einwohnern (meist Reformierte).

Dévay, Matthias Biro, Begründer der reformierten Kirche in Ungarn, geb. um 1500 zu Déva in Siebenbürgen, studierte zu Krakau Theologie, trat ins Kloster und ging, vom Geiste der Reformation ergriffen, 1529 nach Wittenberg, wo er Luther nahetrat. Seit 1531 in Ungarn als Prediger für die Reformation wirkend, hatte er den vollen Haß der katholischen Geistlichkeit zu erfahren und wurde zweimal (1531 und 1532—34) mit harter Gefangenschaft bestraft. Der Schutz des Grafen Nádasdy sicherte ihn vor weitern Verfolgungen. 1541 ging er auf der Flucht vor den in Ungarn einfallenden Türken nach Wittenberg, darauf in die Schweiz und näherte sich dort dem Calvinismus. 1543 nach Ungarn zurückgekehrt, wurde er Prediger zu Debreczin und trug viel dazu bei, daß die Protestanten Ungarns der reformierten Lehre zufielen. Das Jahr seines Todes ist unsicher. Unter seinen Schriften (mit Biographie in ungarischer Sprache hrsg. von Révész, Pest 1863) ist zu erwähnen eine »Kurze Erklärung der zehn Gebote, der Glaubensartikel, des Vaterunsers ꝛc.«

Develle (spr. dŏwäl'), Jules Paul, franz. Politiker, geb. 12. April 1845 in Bar-le-Duc, ließ sich in Paris als Advokat nieder, wurde 1876 zum Präfekten des Departements Aube ernannt, aber 1877 abgesetzt. Hierauf zum Deputierten gewählt, schloß er sich in der Kammer der republikanischen Partei an, ward 1881 Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, dann Präsident der demokratischen Union, 1885 Minister des Ackerbaues und nach seinem Rücktritt 1886 Vizepräsident der Kammer. 1890 wurde er wieder Ackerbauminister. Im Ministerium Dupuy (April bis November 1893) übernahm er das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. — Sein Bruder Louis Charles Edmond D., geb. 6. April 1831 in Bar-le-Duc, ist seit 1885 republikanisches Mitglied des Senats.

Developpable Fläche, s. Abwickelbare Fläche.

Deventer, Stadt in der niederländ. Provinz Overyssel, am Einfluß des Schipbeek in die Yssel, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Zütphen–Leeuwarden und der Eisenbahn Apeldoorn–Almelo, altertümlich gebaut, hat eine gotische St. Lebuinuskirche mit romanischer Krypte, letztere aus dem 11. Jahrh., 5 andre Kirchen, ein schönes Stadthaus (mit Gemälden von Terborch), ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, Handwerkerschule, Kantonsgericht, Handelskammer, betreibt Eisengießerei, Teppichfabrikation, Baumwollweberei, Tabakfabriken, Bierbrauerei, berühmte Honigkuchenbäckereien (Deventerer Kuchen), bedeutenden Handel und Schiffahrt und zählt (1900) 26,212 Einw., darunter 5068 Römisch-Katholische. D., der Geburtsort von Geert Groot, wird schon im 8. Jahrh. genannt, erhielt im 13. Jahrh. Stadtrechte und trat im 14. Jahrh. der Hansa bei. Es stand unter der Oberhoheit der Bischöfe von Utrecht, bis deren Rechte 1528 auf Kaiser Karl V. übergingen. Unter König Philipp II. wurde hier 1559 ein Bistum errichtet, aber 1591 aufgehoben, als Moritz von Nassau D. den Spaniern wieder entriß, in deren Hände es 1587 durch Verrat des englischen Kommandanten Stanley gefallen war. Seitdem blieb D. mit den niederländischen freien Provinzen verbunden. Von 1672—74 wurde es von dem Bischof von Münster, Bernhard v. Galen, besetzt gehalten. 1813—14 ward es von den Franzosen gegen die Verbündeten behauptet und erst nach dem Sturz Napoleons freigegeben.

Deventer, Marinus Lodewijk van, niederländ. Historiker, geb. 1831, gest. 22. Jan. 1892, war Beamter im Ministerium des Äußern und einige Jahre niederländischer Generalkonsul in Rio de Ja-

neiro. Er schrieb: »Het jaar 1566« (Haag 1856); »Gedenkstukken van Johan van Oldenbarnevelt en zijn tijd« (bis 1609, das. 1860—66, 3 Bde.); »Geschiedenis der Nederlanders op Java« (Haarl. 1887, 2 Bde.); »Het nederlandsch gezag over Java en onderhoorigheden sedert 1811« (das. 1891, Bd. 1); »Brazilië. Land en volk geschetst« (Amsterd. 1888). Auch vollendete er De Jonges Werk: »De opkomst van het nederlandsch gezag in Oost-Indië« (Haag 1884—88, 3 Bde.) und übersetzte das Werk von Motley: »Life and death of John of Barnevelt« ins Niederländische.

Dévény (spr. déhwönj), Markt, s. Theben (in Ungarn)

Devéria, 1) Achille, franz. Maler und Lithograph, geb. 6. Febr. 1800 in Paris, gest. daselbst 23. Dez. 1857, machte sich zuerst durch Lithographien von Porträten bekannt und malte später religiöse Bilder, deren süßliche Eleganz und schwächliches Gefühl unangenehm wirkten; trotzdem waren sie seiner Zeit als Andachtsbilder für Privatkapellen und Boudoirs sehr gesucht.

2) Eugène, franz. Maler, Bruder des vorigen, geb. 1805 in Paris, gest. 5. Febr. 1865 in Pau, lernte bei Girodet und schloß sich der romantischen Schule an. Nachdem er sich durch einige Genre- und Kirchenbilder bekannt gemacht hatte, errang er durch das Gemälde: Heinrichs IV. Geburt (im Louvre) einen großen Triumph, der jedoch sein einziger blieb. 1836 zog er sich nach Pau zurück und wurde protestantischer Pfarrer, wandte sich aber bald wieder der Kunst zu und malte nun unter anderm die Schlacht an der Marsaille (im Versailler Museum), die Enthüllung der Statue Heinrichs IV. zu Pau (1846), den Tod der Johanna Seymour (1847), Halt spanischer Kaufleute (1859) und Empfang des Kolumbus durch Ferdinand u. Isabella (1861). Sein Leben beschrieb Alone (Par. 1887).

Deverra, eine der drei altitalischen Gottheiten, die Wöchnerin und Kind gegen nächtliche Duälereien des Silvanus (s. d.) schützten. Vgl. Pilumnus.

Deversieren (franz.), eine schiefe Richtung haben oder annehmen, sich neigen, senken.

Devès (spr. dößäß), Pierre Paul, franz. Politiker, geb. 3. Nov. 1837 in Aurillac (Cantal), ließ sich in Béziers als Advokat nieder, wo er auch zum Generalrat und 1876 als Republikaner zum Abgeordneten gewählt wurde. 1879 ward D. zum Präsidenten der republikanischen Linken erwählt; in dieser Stellung spielte er bei den Verhandlungen zwischen der Regierung und der Kammermajorität eine einflußreiche Rolle und vertrat die Interessen Gambettas. Dieser übertrug ihm im November 1881 das Ackerbauministerium, das er aber schon im Januar 1882 wieder verlor. Im zweiten Gambettistischen Ministerium Duclerc (August 1882 bis Februar 1883) war D. Justizminister.

Devestieren (lat.), entkleiden, namentlich der Investitur, also soviel wie einen seines Lehens berauben; daher Devestitur, Entziehung des Lehens.

Devex (lat.), abwärts geneigt, abschüssig; Devexität, Abschüssigkeit, Abhang.

Devexa (lat., »Abschüssige«), Giraffen, eine Familie der Huftiere (s. d.).

Deviation (lat., Derivation), »Abweichung« eines Körpers von seiner Bahn oder Richtung, z. B. in der Schießkunst die seitliche Abweichung der Geschosse aus der Schußebene (s. Flugbahn). — In der Nautik die Ablenkung der Kompaßnadel an Bord eines Schiffes aus dem magnetischen Meridian, d. h. aus der magnetischen Nord-Südrichtung; sie heißt östlich oder positiv, wenn das Nordende der abgelenkten Nadel östlich vom magnetischen Meridian fällt, westlich oder negativ, wenn es westlich von ihm zeigt. Die D. wird veranlaßt durch die Eisenmassen des Schiffes, die vom Erdmagnetismus beeinflußt werden. Der Magnetismus des zum Bau des Schiffes benutzten Eisens tritt je nach seiner Beschaffenheit und Behandlung, der Dauer und Stärke der induzierenden Wirkung als temporär induzierter oder permanenter Magnetismus auf. Der Schiffsmagnetismus prägt sich hauptsächlich während des Baues aus, wo das Schiff längere Zeit in derselben Lage liegt und die eingebauten Eisenteile in dieser Lage gehämmert werden; der hierbei induzierte Magnetismus wird durch die Bearbeitung zum Teil fixiert. Die Verteilung des Magnetismus und die Lage der magnetischen Schiffspole in solchem Schiffe sind demnach von der Baulage abhängig. Die weichen Eisenteile des Schiffes nehmen dauernden Magnetismus nicht an, sind aber der steten Induktionswirkung des Erdmagnetismus ausgesetzt. Die Einwirkung auf den Kompaß ist verschieden, je nachdem der Magnetismus dauernd »permanent«, oder flüchtig »induziert« ist. Während ersterer stets unverändert bleibt, ist die Stärke des induzierten Magnetismus von Richtung und Lage des Schiffes abhängig und ändert sich mit dem Schiffskurs. Der permanente sowie der in vertikalen Eisenmassen induzierte Magnetismus erzeugt auf den Kursen des einen Halbkreises die entgegengesetzte D. wie auf den Kursen des andern Halbkreises; der in horizontalen Eisenmassen induzierte Magnetismus dagegen bringt eine Ablenkung hervor, die mit jedem Quadranten ihr Vorzeichen ändert. Die erstere D. nennt man daher halbkreisförmige (semizirkulare), die letztere viertelkreisförmige (quadrantale). Konstante D. wird erzeugt durch unsymmetrisch um den Kompaß gelagerte weiche Eisenmassen, hat also z. T. ihren Grund in fehlerhafter Aufstellung des Kompasses. Aus diesen drei Teildeviationen setzt sich die Gesamtdeviation zusammen, die auf Holzschiffen den unbedeutenden magnetischen Kräften entsprechend nur gering und einfacher Natur ist, auf Eisenschiffen, namentlich bei ungünstiger Lage des Kompasses in der Nähe großer, besonders vertikaler Eisenmassen eine bedenkliche Größe annehmen und die Brauchbarkeit des Kompasses in Frage stellen kann. Für dessen Gebrauch muß die D. für alle Kurse bestimmt werden. Man macht mit dem Schiffe eine Kreisdrehung um eine Deviationsboje und peilt bei den verschiedenen Kursen (gewöhnlich auf allen vollen Strichen der Kompaßrose) ein entferntes Objekt an, dessen magnetische Richtung bestimmt ist; die Differenzen der letztern und der Kompaßpeilung ist gleich der D. des Kompasses auf dem betreffenden Kurs. Man kann auch die Sonne oder ein andres Gestirn zur Deviationsbestimmung benutzen, indem man die magnetische Richtung des Gestirns im Augenblick der Beobachtung berechnet. Auch schickt man wohl einen Beobachter mit einem Kompaß ans Land, stellt diesen frei von allen magnetischen Einflüssen auf und peilt nun mit dem Kompaß an Bord den an Land und gleichzeitig umgekehrt von Land den an Bord an; der Vergleich beider Peilungen ergibt die D. Wie mit dem Kurs, so ändert sich die D. auch mit der Neigung des Schiffes, da hierbei dessen magnetische Kräfte z. T. ihre Richtung und Stärke ändern. Diese Krängungsdeviation ändert sich mit der Neigung und dem Kurs. Die durch eine Neigung von 1° bei Nord- oder Südkurs erzeugte Deviationsänderung wird Krängungskoeffizient genannt; derselbe wird durch Neigen des Schiffes oder durch andre magnetische Beobachtungen ermittelt. Die

D. ändert sich mit der Zeit, da, namentlich im ersten Zeitraum nach dem Stapellauf, der beim Bau eingehämmerte Schiffsmagnetismus z. T. wieder schwindet, ferner mit der geographischen Breite, da die Elemente des Erdmagnetismus und mit diesen sowohl die die Kompaßnadel im magnetischen Meridian festhaltende Kraft als auch der in den Eisenteilen des Schiffes induzierte Magnetismus wechseln. Unregelmäßige und starke Deviationsänderungen entstehen durch heftige Erschütterungen (Auflaufen auf Grund, beim Schießen mit Geschützen), da sie die Struktur des Eisens und damit sein magnetisches Verhalten verändern. Ähnlich verhält sich das Schiff bei Blitzschlägen, die seinen Magnetismus umwandeln können. Da auch Änderungen in der Eisenverteilung im Schiff sowie Temperaturveränderung (namentlich bei Dampfschiffen) Deviationsänderungen zur Folge haben, so erhellt, daß die D. fortwährend überwacht werden muß.

Da große Deviationsbeträge unbequem und störend für die Schiffahrt sind, so sucht man die D. durch künstliche Mittel aufzuheben oder zu verringern. Dies geschieht durch Einführung magnetischer Kräfte, die in gleicher Stärke, aber entgegengesetzter Richtung wirken wie die magnetischen Kräfte des Schiffes. Der permanente Schiffsmagnetismus und die semizirkulare D. wird durch Stahlmagnete kompensiert, die horizontal unter der Kompaßrose angebracht werden, die quadrantale D. durch weiche, seitwärts vom Kompaß gelagerte Eisenkörper (Kugel, Zylinder), der Krängungsfehler durch einen kleinen, unter der Mitte der Kompaßrose stehenden Stahlmagneten. Deviationstabellen zeigen die Größe der D. und geben für jeden Kompaßkurs den für D. verbesserten magnetischen Kurs an. Dygogramm (Dynamogoniogramm) ist ein Diagramm, das die Wirkung der einzelnen Kräfte, aus denen sich die Gesamtdeviation zusammensetzt, erkennen läßt. Vgl. Rottok, Die Deviationstheorie und ihre Anwendung in der Praxis (Berl. 1881); Collet, Traité de la régulation etc. des compas (2. Aufl., Par. 1886); »Der Kompaß an Bord, ein Handbuch für Führer von eisernen Schiffen« (hrsg. von der Deutschen Seewarte, Hamb. 1889).

Deviation, im Seerecht die willkürliche Veränderung der Reiseroute seitens des Schiffers (Kapitäns). Eine D. liegt vor, wenn der Schiffer ohne Not entweder die Reise nach einem andern Bestimmungshafen richtet, oder einen Hafen anläuft, dessen Anlaufung nicht in der Reiseroute begriffen ist, oder die Reihenfolge der anzulaufenden Häfen verändert. Nach den Grundsätzen des Seeversicherungsrechts haftet der Versicherer nicht für solche Unfälle, die sich nach einer vom Versicherten genehmigten und nicht durch die Not gebotenen D. ereignen (Deutsches Handelsgesetzbuch, § 813 u. 814, dann 511, 692 u. 693). Nach englischem und französischem Recht haftet der Versicherer für die nach einer D. vorgekommenen Unfälle überhaupt nicht. S. auch Bodmerei.

Deviationsbojen, s. Deviation.

Deviieren (lat.), vom rechten Weg abkommen.

Deville (spr. dößil'), 1) Achille, franz. Altertumsforscher, geb. 1789 in Paris, gest. daselbst 10. Jan. 1875 als Direktor des Museums von Rouen, schrieb außer mehreren lokalgeschichtlichen Werken (über die Abtei St.-Georges-de-Boscherville, das Schloß Gaillard, die Kathedrale zu Rouen, das Château Tancarville u. a.): »Chants bucoliques« (1856); »Essai sur l'exil d'Ovide« (1859) und »Histoire de l'art de la verrerie dans l'antiquité« (1874, mit 113 Tafeln).

2) Charles, Chemiker, s. Sainte-Claire Deville.

Déville-lès-Rouen (spr. dewil'-lä-ruäng), Stadt im franz. Depart. Niederseine, Arrond. Rouen, 5 km nordwestlich von Rouen, mit Baumwollindustrie, Maschinen- und Chemikalienfabrikation und (1901) 6206 Einwohnern.

Devilleſcher Ofen, s. Ofen.

Devin, Dorf im preuß. Regbez. Stralsund, Kreis Franzburg, am Strelasund, südlich von Stralsund, hat ein Seebad und zählt (1900) 300 Einw.

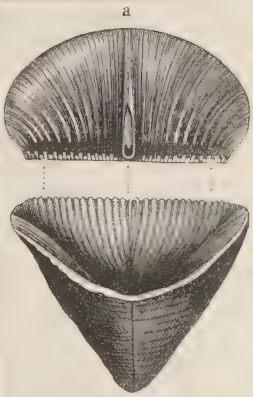
Devinkulierung, s. Außerkurssetzung.

Devîſen (franz., v. mittellat. divisa, »Unterscheidungszeichen«), Sinn- oder Wahlsprüche, namentlich die in der Heraldik und auf Orden vorkommen. In der Heraldik unterscheidet man zwei Arten von D.: sinnbildliche Figuren (Embleme), die an untergeordneten Stellen der Wappen angebracht werden (engl. badge), wie z. B. in England die weiße und die rote Rose der Häuser York und Lancaster u. a., und Wortdevisen oder eigentliche Wahlsprüche. Letztere werden meist auf fliegenden Bändern unter oder über dem Wappenschild angebracht und bestehen größtenteils in kurzen Kernsprüchen, die in Beziehung zu einer Tat, Begebenheit ꝛc. stehen, z. B. Suum cuique (Preußen), Viribus unitis (Kaiser Franz Joseph I. von Österreich), Dieu et mon droit (England), In my defense (Schottland) oder C'est mon plaisir (Larochefoucauld), Che sarà sarà (Bedford), Ich dien' (Prinz von Wales) ꝛc. Die D. auf Orden sind immer nur Wahlsprüche. Ein Verzeichnis der bekanntesten gibt die Textbeilage zu unsern Tafeln »Orden«. Von der Devise ist das Cri de guerre (Schlachtruf) zu unterscheiden, das ebenfalls auf fliegenden Zetteln mitunter bei Wappen angebracht wird (vgl. Cri). Es bezeichnet das im Mittelalter übliche Feldgeschrei, an dem die kämpfenden Parteien sich erkannten. Hierzu ist zu zählen das bekannte: Hie Welf! Hie Waiblingen!, ferner das Montjoie Saint-Denis (Frankreich), Haro Haro (Normannen) und das türkische Allah il Allah. Bei deutschen Wappen kommen D. seltener und fast nur bei solchen des hohen und höchsten Adels vor. Häufiger werden sie bei französischen und am meisten bei englischen Wappen angetroffen. Bei Festen pflegte man im Mittelalter D. an Triumphbogen, auf Fahnen, Schiffen ꝛc. wie später auch an Türen und Decken der Häuser anzubringen. Übrigens erscheinen schon in den »Sieben Helden vor Theben« von Äschylos die Kämpfer alle mit D. auf ihren Schilden, und Gleiches wird von Xenophon über die Schilde der Lakedämonier und Sikyonier berichtet. Eine große Rolle spielen die D. auch in den alten Stammbüchern. Vgl. v. Radowitz, Die D. und Mottos des spätern Mittelalters (Stuttg. 1850); Chassant, Dictionnaire des devises historiques et héraldiques (Par. 1878, 3 Bde.; Supplement 1896); Dielitz, Die Wahl- und Denksprüche, Feldgeschreie ꝛc. (neue Ausg., Frankf. 1887); Löbe, Wahlsprüche, D. und Sinnsprüche deutscher Fürstengeschlechter des 16. und 17. Jahrhunderts (Leipz. 1883); de Porta, Die D. und Motto der Habsburger (Wien 1887); Krebs, Mottos und D. des Kriegerstandes (das. 1896). — In der Konditorei sind D. kleine allegorische oder symbolische Figürchen von gewöhnlichem Teig, in denen Zettel mit D. enthalten sind. In der kaufmännischen Sprache sind D. Wechsel auf ausländische Plätze, daher die Bezeichnungen Devisengeschäft als An- und Verkauf solcher Wechsel, und Devisenmarkt.

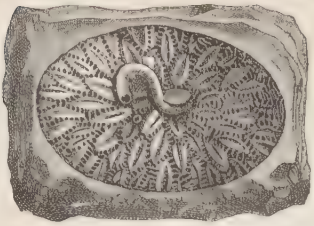
Devitrifizieren (neulat.), entglasen.

Devizes (spr. diwäſis), Stadt (municipal borough) in Wiltshire (England), in der fruchtbaren Ebene von

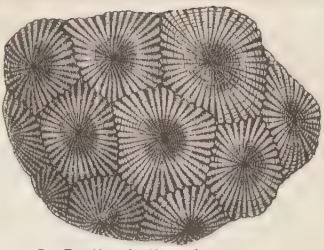
Devonische Formation I.



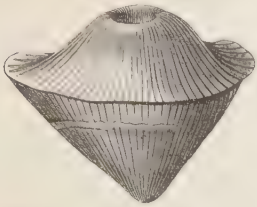
1. Calceola sandalina, mit abgehobenem Deckel (a). (Art. *Korallpolypen.*)



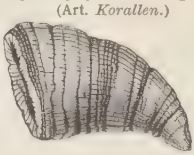
2. Pleurodictyum problematicum. (Art. *Korallen.*)



3. Cyathophyllum hexagonum. (Art. *Korallen.*)

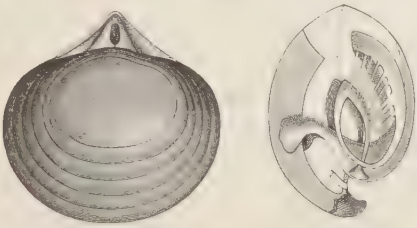


4. Cyathophyllum heliathoides. (Art. *Korallen.*)

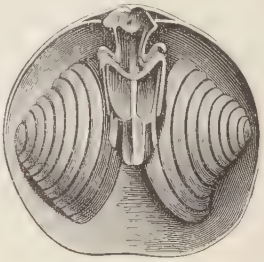


5. Cyathophyllum ceratites. (Art. *Korallen.*)

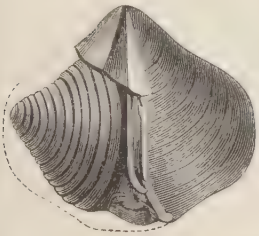
6. Aulopora repens. (Art. *Moostierchen.*)



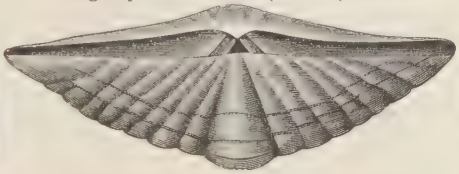
Von der Rückenschale (Dorsalklappe) aus. Innenansicht.
7. Stringocephalus Burtini. (Art. *Armfüsser.*)



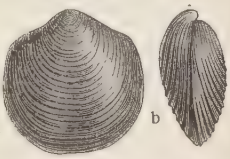
c Innenansicht.



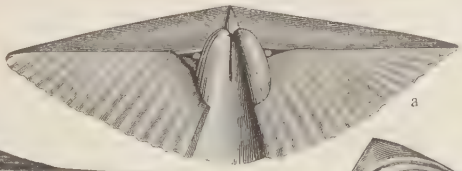
8. Merista herculea, links ohne Schale. (Art. *Armfüsser.*)

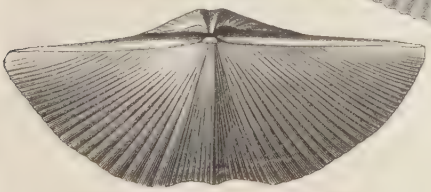


9. Spirifer speciosus. a Steinkern. (Art. *Armfüsser.*)

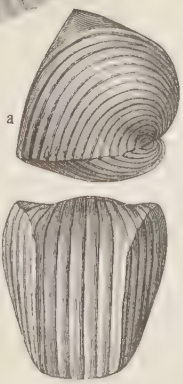


10. Spirigera (Athyris) concentrica. (Art. *Armfüsser.*) a von der Bauchklappe (Ventralklappe) aus, b von der Seite.

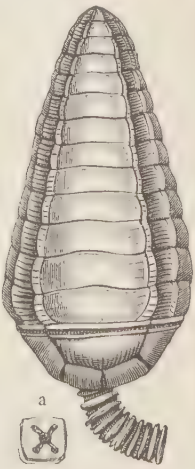




11. Spirifer Verneuili. (Art. *Armfüsser.*)



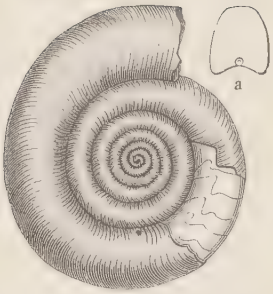
13. Rhynchonella cuboides. (Art. *Armfüsser.*) a von der Seite, b von der Ventralklappe her.



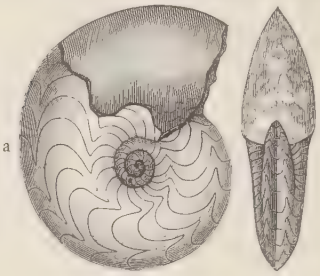
14. Cupressocrinus crassus. (Art. *Haarsterne.*) a Säulenstück (Entrochit) von der Fläche gesehen.

Von unten. Von der Seite. Von oben.
12. Haplocrinus mespiliformis. (Art. *Haarsterne.*)

Devonische Formation II.

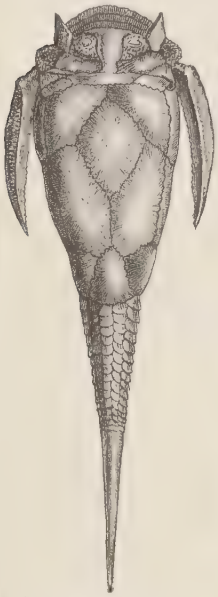


1. Clymenia undulata.
(Art. *Clymenia* u. *Tintenschnecken.*)
a Querschnitt einer Windung.

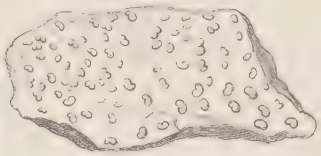


2. Goniatites intumescens.
a von der Seite, b von vorn. (Art. *Ammoniten.*)

3. Goniatites simplex.
(Art. *Ammoniten.*)

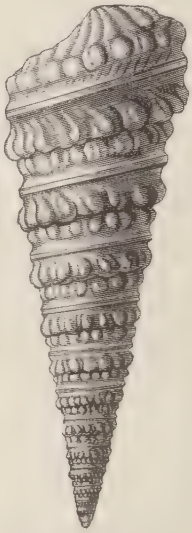


Asterolepis (Pterichthys) cornuta. (Art. *Fische.*)

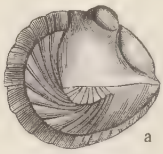


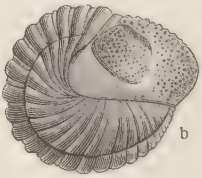
5. Cypridinen- (Entomis-) Schiefer.

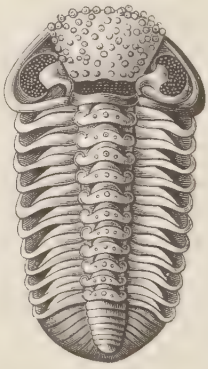
6. Cypridina (Entomis) serratostriata, stark vergrößert.
(Art. *Muschelkrebse.*)



8. Murchisonia bigranulosa.
(Art. *Schnecken.*)

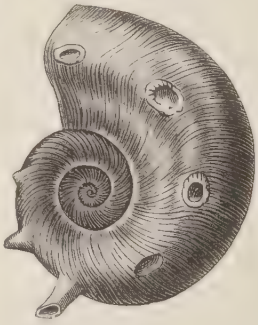




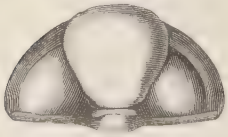


7. Phacops latifrons.
a und b zusammengerollt. (Art. *Trilobiten.*)

9. Cephalaspis Lyelli. 1/3. (Art. *Fische.*)



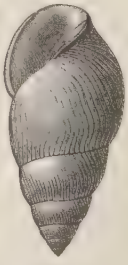
12. Euomphalus Goldfussi.
(Art. *Schnecken.*)



10. Phacops cryptophthalmus. (Art. *Trilobiten.*)

Natürliche Grösse.

11. Orthoceras regulare.
(Art. *Tintenschnecken.*)



14. Macrocheilus arculatus. 1/2. (Art. *Schnecken.*)

13. Coccosteus decipiens. 1/6. (Art. *Fische.*)

Pewsey, am Kennetkanal gelegen, hat 2 Kirchen (aus der Normannenzeit), eine in Ruinen liegende Feste Heinrichs I., ein Museum (mit Altertümern aus Wiltshire), Irrenhaus, Gefängnis, treibt Fabrikation von landwirtschaftlichen Maschinen und Schnupftabak, Getreidehandel und zählt (1901) 6532 Einw.

Devoilieren (franz., spr. dewŏal-), entschleiern.

Devól (»Teufel«), Fluß im türk. Unteralbanien, entspringt am Grammos, durchfließt, durch einen Abfluß des Wentrokfees verstärkt, den Malik- (Swirina-) See, dann ein unbekanntes Bergland südöstlich von Elbassan, vereinigt sich 40 km vor der Mündung mit dem Osum (Ljumi-Beratit), nimmt den Namen Semeni an und mündet nördlich von Valona in einer lagunenreichen Strandebene ins Adriatische Meer.

Devolution (lat.), eigentlich Wegwälzung, Überwälzung, hat in der Rechtswissenschaft verschiedene Bedeutungen. Namentlich bezeichnet es Heimfall oder Vererbung eines Vermögensobjekts an einen andern Besitzer; im besondern Sinne bezeichnet Devolutionsrecht das früher am Rhein und in Franken weitverbreitete Rechtsverhältnis, nach dem das Vermögen eines verstorbenen Ehegatten dem Eigentum nach den Kindern zufällt, so daß dem überlebenden Ehegatten nur der Nießbrauch verbleibt. Devolutionsrecht ist das in der hierarchischen Ordnung unmittelbar begründete allgemeine Recht, vermöge dessen der höhere Kirchenobere dann tätig werden darf, sobald der ihm unmittelbar Untergeordnete seiner Pflicht entweder nicht oder doch nicht in der gesetzlichen Weise genügt, z. B. bei nicht rechtzeitiger Besetzung einer erledigten geistlichen Stelle.

Devolutionskrieg, der Krieg, durch den Ludwig XIV. von Frankreich 1667 die spanischen Niederlande sich anzueignen suchte. Er stützte sich dabei auf das sogen. Devolutionsrecht, das in Brabant und einigen Nachbarprovinzen galt, wonach das Erbe eines Mannes den Kindern der ersten Ehe ausschließlich gehörte und im Augenblick einer zweiten Vermählung auf diese »devolvierte« (überging), während der wieder verheiratete Vater nur den Nießbrauch dieses Vermögens bis zu seinem Tode behielt. Hiernach erhob Ludwig XIV. nach dem Tode seines Schwiegervaters Philipp IV. von Spanien im Namen seiner Gemahlin Maria Theresia, als der einzigen Tochter Philipps aus erster Ehe, willkürlich Anspruch auf die spanischen Niederlande. Er besetzte 1667 dieses Gebiet, ohne großen Widerstand zu finden, und 1668 die Freigrafschaft Burgund, begnügte sich aber, als Holland mit England und Schweden 23. Jan. 1668 die Tripelallianz gegen ihn schloß, in dem Frieden von Aachen (2. Mai 1668) mit den belgischen Städten Lille, Charleroi, Tournai, Courtrai ꝛc.

Devolutionsrecht, s. Devolution.

Devolutiveffekt eines Rechtsmittels nannte man früher und nennt man auch jetzt noch manchmal die Wirkung, daß durch die Einlegung des Rechtsmittels die Sache an ein höheres Gericht gebracht (devolviert) wird (vgl. Devolution). D. haben nach der deutschen Zivilprozeßordnung die eigentlichen Rechtsmittel (s. d.), dagegen nicht der Einspruch (s. d.) gegen ein Versäumnisurteil.

Dévoluy, Gebirgsstock in der Kalkalpenzone der Westalpen, zu den franz. Departements Oberalpen, Drôme und Isère gehörig, wird östlich vom Tal des Drac begrenzt, während die westliche Grenze die den Paß de la Croix Haute (1176 m) übersteigende Eisenbahnlinie von Grenoble nach Marseille bezeichnet, und erreicht im Obiou 2793 m Höhe. Der D. charakterisiert sich durch plötzlich anschwellende und den ehemaligen Waldboden mit fortreißende Sturzbäche. Hauptort ist der an der Souloise, einem Zufluß des Drac, gelegene Flecken St.-Etienne-en-Dévoluy.

Devolvable Fläche, soviel wie Abwickelbare Fläche (s. d.).

Devolvieren (lat.), abwälzen (von einer Person auf eine andre); namentlich eine Rechtssache vor ein höheres Forum bringen (s. Devolutiveffekt).

Devon, Graf von, s. Devonshire.

Devonische Formation (hierzu Tafel »Devonische Formation I u. II«), nach der engl. Grafschaft Devonshire (1839 von Murchison und Sedgwick benannt), auch rheinische Formation, jüngeres Übergangsgebirge, Schichtensystem zwischen der Silur- u. der Steinkohlenformation, besteht dem Gesteinsmaterial nach vorwiegend aus Sandsteinen (old red sandstone [benannt von Phillips 1816], alter roter Sandstein der Engländer), Quarziten, Konglomeraten, Grauwacken, Kalksteinen und Tonschiefern; letztere beiden Gesteine sind zuweilen in der Weise verknüpft, daß Kalkstein Linsen im Tonschiefer bildet (Flinz, Flaserkalk), die der Verwitterung schneller anheimfallen und das Gestein oft löcherig (Kramenzelkalkstein) erscheinen lassen. Meist nicht zum Abbau geeignet sind die hier und da vorkommenden Steinkohlenflöze. Die in den Schichten begrabenen Organismen tragen, dem hohen Alter der Formation entsprechend, einen fremdartigen, von der heutigen Schöpfung weit abweichenden Charakter. Dünn gesät sind die Pflanzenformen: Fucus-Arten, einige Gefäßkryptogamen (Kalamiten, Lepidodendren, Farne), Sigillarien mit ihren Wurzelstöcken, den Stigmarien, und vereinzelte Koniferen. Unter den Tierformen sind die Korallen durch mannigfaltige Gattungen (Cystiphyllum, Cyathophyllum, Pleurodictyum u. a., Tafel I, Fig. 2—5), die Moostierchen durch Aulopora (Tafel I, Fig. 6) vertreten. Ein sehr charakteristisches Leitfossil der sogen. Calceolaschichten ist die Deckelkoralle Calceola sandalina (Tafel I, Fig. 1). Unter den Echinodermen herrschen die Krinoideen (Cupressocrinus und Haplocrinus, Tafel I, Fig. 12 u. 14) vor, mit deren Stielgliedern (Entrochiten) sich häufig ganze Schichten erfüllt finden. Auch äußere Abgüsse solcher Säulenglieder (sogen. Schraubensteine) sind sehr gewöhnlich. Seltener als die Krinoideen sind die Blastoideen mit der Gattung Pentremites. Von Armfüßern stellt Tafel I zwei der häufigsten Spiriferenarten, Spirifer speciosus und Spirifer Verneuilli (Fig. 9 u. 11), ferner Stringocephalus Burtini (Fig. 7, im Stringocephalenkalk) dar, letztern auch aufgeschnitten in einer seitlichen Ansicht, um das innere Knochengerüst zu zeigen; auch die Gattungen Spirigera, Merista (Tafel I, Fig. 10 u. 8), Atrypa, Orthis und Rhynchonella sind sehr verbreitet; Rhynchonella cuboides (Tafel I, Fig. 13) ist das Leitfossil der nach ihr benannten oberdevonischen Cuboidesschichten. Macrocheilus arculatus, Murchisonia bigranulosa und Euomphalus Goldfussi (Tafel II, Fig. 14, 8 u. 12) sind Beispiele devonischer Gastropoden. Unter den Cephalopoden haben die Gattungen Orthoceras (Tafel II, Fig. 11), Cyrtoceras, Gomphoceras ꝛc. zahlreiche Vertreter; noch wichtiger aber sind die zu den Ammoneen gehörigen Clymenien und Goniatiten, von denen die erstern sogar ausschließlich auf das Devon beschränkt sind (Clymenia undulata, Goniatites intumescens und Goniatites simplex, Tafel II, Fig. 1, 2 u. 3). Von Krustazeen treten die Trilobiten (Fig. 7 u. 10 der Tafel II stellen die zuweilen zusammen-

gerollt vorkommende, sehr verbreitete Form des Phacops latifrons sowie den Phacops cryptophthalmus dar) weniger zahlreich als im Silur auf, dagegen kommt der kleine Muschelkrebs Cypridina (Entomis) serratostriata (Tafel II, Fig. 5 u. 6) in unzähligen Exemplaren in dem nach ihm genannten Schiefer vor. Unter den Fischen ziehen die abenteuerlichen Formen des Pterichthys (Asterolepis) cornutus und Coccosteus decipiens (Tafel II, Fig. 4 u. 13) mit ihren Knochenpanzern die Aufmerksamkeit auf sich, während Cephalaspis Lyelli (Tafel II, Fig. 9) den den ältern Formationen eignen Typus der heterocerkalen Ganoideen besonders deutlich erkennen läßt.

Die d. F. läßt sich überall, wo sie vollständig entwickelt ist, in ein Unter-, Mittel- und Oberdevon gliedern. In Nassau und Westfalen gehören zum Unterdevon die Taunusphyllite, die Hunsrückschiefer und die gleichalterigen Taunusquarzite (auch die Siegener Grauwacke) sowie die Koblenzschichten (Spiriferensandstein, Koblenzer Grauwacke). Ihnen folgen als Mitteldevon in der Eifel und im Harz die Calceolaschichten und der Stringocephalenkalk (Eifeler Kalk, s. Tafel »Bergformen II«, Fig. 2), in der Lennegegend der Lenneschiefer, in Nassau der Wissenbacher Orthocerasschiefer, Schalsteine u. Diabase; als Oberdevon endlich finden sich die Goniatitenkalke (z. T. ungeschichtete, korallenreiche Riffkalke, nach dem Vorkommen am Iberg am Harz als Iberger Kalk bezeichnet) oder, wie bei Brilon, dunkle, etwas kalkige Schiefer (Flinz), dann Clymenienkalke und Cypridinenschiefer.

Die d. F. (vgl. Tafel »Geologische Formationen III«) ist namentlich in Britannien, Rußland und Nordamerika sehr verbreitet. In Frankreich besitzen die Bretagne und die Normandie, in Spanien Asturien ausgedehnte Devongebiete. In Deutschland findet die Formation ihre Hauptentwickelung am Unterrhein (vom Taunus an abwärts), in der Eifel (zusammenhängend mit dem Devon Luxemburgs und Belgiens), am Harz (s. auch Hercyn), im Fichtelgebirge, untergeordneter in der preußischen Provinz Schlesien und dem benachbarten Österreichisch-Schlesien und Mähren. Die vulkanische Tätigkeit lieferte während der devonischen Periode Porphyre und Keratophyre (Lahnporphyre) sowie vorzugsweise Diabase. Ihre stark zersetzten Tuffe, die Schalsteine, sind mit dem übrigen Schichtenmaterial der devonischen Formation durch Wechsellagerung eng verbunden und ihrerseits, besonders in Nassau, Westfalen und dem Harz, mit Roteisensteinen, in Nassau zudem noch mit Phosphoriten verknüpft. An technisch wichtigen Substanzen birgt die d. F. außer den eben zitierten Roteisensteinen und den zu landwirtschaftlichen Zwecken in Nassau emsig abgebauten Phosphoriten mannigfaltige Erzlagerstätten, z. B. am Rammelsberg im Harz ein mächtiges Lager von Zinkblende, Kupferkies, Eisenkies und Bleiglanz, bei Almaden in Spanien reiche Vorkommen von Zinnober, bei Andreasberg Gänge mit Silber- und Kupfererzen, bei Müsen im Siegenschen Gänge mit Eisenspat, Nickel-, Kupfer-, Blei- und Manganerzen, in Cornwall Gänge mit Zinn- und Kupfererzen. Auch die großen Petroleumschätze Pennsylvaniens entstammen devonischen Schichten.

Devonport (spr. dēwn'nport), 1) Hafenstadt, Badeort und Dampferstation an der Nordküste der britisch-austral. Insel Tasmania mit (1901) 2774 Einw., an der Mündung des Mersey in die Baßstraße, ist durch Eisenbahn mit Launceston und Hobart verbunden. — 2) Seebad auf der Nordinsel von Neuseeland, mit Auckland durch Dampfboot verbunden, mit Schiffbau, großem Dock, starken Befestigungen und (1901) 3823 Einw. Nahe dabei liegt der schöne See Takapuna. — 3) Stadt, s. Plymouth.

Devonshire (spr. dēwn'schir, kurz Devon), Grafschaft im südwestlichen England, zwischen dem Kanal von Bristol und dem Englischen Kanal gelegen, östlich von den Grafschaften Dorset und Somerset, westlich von Cornwall begrenzt, umfaßt einen Flächenraum von 6746 qkm (122,5 QM.) mit (1901) 660,444 Einw. (98 auf 1 qkm), als Verwaltungsbezirk nur 437,210 Einw., da die Städte Plymouth, Devonport und Exeter besondere Grafschaften bilden. Hauptstadt ist Exeter. Vgl. Worth, A history of D. (1895).

Devonshire oder Devon, engl. Adelstitel, der, seit Heinrich I. bestehend, 1335 von dem Haus Redvers auf das Haus Courtenay überging, das seit Heinrich II. in England ansässig war. Thomas Courtenay, sechster Graf von D., wurde in der Schlacht von Towton gefangen und 1461 enthauptet; Edward Courtenay, seit 1485 Graf von D., zeichnete sich unter Heinrich VII. aus; sein Sohn William heiratete die Prinzessin Katharine, jüngste Tochter Eduards IV., und spielte unter Heinrich VIII. eine Rolle ebenso wie sein Sohn Henry, der 1538 in Ungnade fiel und 1539 hingerichtet wurde. Mit Henrys Sohn Edward, dem Maria die Blutige 1553 den Titel Graf von D. wiedergab, erlosch die Hauptlinie der Courtenay, aber eine Nebenlinie des Hauses bestand fort, der 1831 auf Grund des Patents von 1553 der Titel Graf von Devon vom Oberhaus zugesprochen wurde. Im J. 1618 hatte Jakob I. den Titel Graf von D. an William Cavendish verliehen, einen der ersten Kolonisatoren Virginias und der Bermudas. Von den Grafen und Herzögen von D. aus dem Haus Cavendish sind hervorzuheben: William, vierter Graf von D., einer der Lords, die Wilhelm III. nach England hinüberriefen, wurde dafür 1694 zum Marquis von Hartington und Herzog von D. erhoben und starb 1707 als Oberhofmeister der Königin Anna. Ihm folgte sein ältester Sohn, William, gest. 1729, als zweiter Herzog von D. sowie in der Hofwürde, die seitdem in der Familie fast erblich war. Von dessen drei Söhnen war der jüngste, Charles, der Vater des berühmten Chemikers Henry Cavendish. Der älteste, William, dritter Herzog von D., geb. 1698, gest. 1755, war 1736—45 Vizekönig von Irland. Sein ältester Sohn, William, vierter Herzog von D., geb. 1720, gest. 2. Okt. 1764, wurde 1755 Vizekönig von Irland, war 1756—57 erster Lord des Schatzes (Premierminister) und dann Oberkammerherr, legte aber unter Butes Ministerium diese Stelle nieder. Sein ältester Sohn, William, fünfter Herzog von D., geb. 1748, gest. 29. Juli 1811, wurde 1766 Großschatzmeister von Irland und stand, wie die ganze Familie, auf seiten der Opposition gegen die irische Politik des Hofes. Seine erste Gemahlin, Georgiana, Herzogin von D., Tochter des Grafen John Spencer, geb. 9. Juni 1757, gest. 30. März 1806, zeichnete sich durch Schönheit und Liebenswürdigkeit wie durch Geist und poetisches Talent aus und beteiligte sich lebhaft an den politischen Angelegenheiten. Seine zweite Gemahlin, Elisabeth Hervey, Tochter des vierten Grafen von Bristol und Witwe von John Thomas Foster, gewann seit ihrer Vermählung mit dem Herzog Einfluß auf die Politik und wandte sich nach dessen Tode 1815 nach Rom, wo ihr Haus ein Sammelplatz ausgezeichneter Künstler und Gelehrten ward. Auf ihre Veranlassung wurden auf dem Forum romanum

die Säulen des Phokas aufgedeckt und erschienen im Druck Annibale Caros Übersetzung der »Aneide« des Vergil mit ausgezeichneten Kupferstichen in 150 Exemplaren (1818, 2 Bde.) sowie die Illustrationen der fünften Satire des Horaz (Parma 1818) und ein Gedicht ihrer Freundin Georgiana (Rom 1816). Sie starb 30. März 1824, mit Illustrationen zu Dante beschäftigt. William Spencer Cavendish, sechster Herzog von D., Sohn des vorigen aus erster Ehe, geb. 21. Mai 1790, gest. 17. Jan. 1858, erwarb sich 1826 als Krönungsbotschafter in Moskau die persönliche Freundschaft des Kaisers Nikolaus und bekleidete vom Mai 1827 bis Februar 1828 am Hof Georgs IV. und vom November 1830 bis Dezember 1834 unter Wilhelm IV. das Amt eines Oberkammerherrn. Ihm folgte als siebenter Herzog von D. sein Vetter William Cavendish, Graf von Burlington, der Enkel eines jüngern Sohnes des vierten Herzogs, der 1831 die Grafenwürde erhalten hatte. Dieser, geb. 27. April 1808, gest. 21. Dez. 1891, war 1829—34 Mitglied des Unterhauses, 1836—56 Kanzler der Universität London, zu deren Gründung er beigetragen hatte, und seit 1862 als Nachfolger des Prinzen Albert Kanzler der Universität Cambridge. Ihm folgte als achter Herzog sein ältester Sohn, Spencer Compton Cavendish, bis dahin bekannt unter dem Namen eines Marquis von Hartington. Am 23. Juli 1833 geboren, studierte er in Cambridge, trat 1857 ins Unterhaus und schloß sich der liberalen Partei an. Er war ein tüchtiger, wenn auch nicht glänzender Redner und ein fähiger Geschäftsmann, dazu unterstützt durch seine einflußreichen Familienverbindungen. So gewann er früh eine bedeutende Stellung in der Partei und wurde 1863 in dem Ministerium Palmerston Unterstaatssekretär des Krieges. Danach war er 1866—67 Kriegsminister, 1868—1870 unter Gladstone Generalpostmeister, 1871—74 Obersekretär für Irland. Nach Gladstones Rücktritt von der Führerschaft der liberalen Partei wurde er 3. Febr. 1875 zu dessen Nachfolger gewählt. Obwohl er innerhalb der Partei eine gemäßigte Richtung vertrat, verstand er es doch, mit dem leidenschaftlichern und radikalern Gladstone in gutem Einvernehmen zu bleiben. Nach dem Sturz Beaconsfields übernahm er 1880 unter Gladstone das Staatssekretariat für Indien, das er im Dezember 1882 mit dem des Krieges vertauschte, und trat im Juni 1885 mit Gladstone zurück. Als aber nach den Neuwahlen Gladstone für die Verleihung von Homerule an Irland eintrat, trennte sich Hartington von ihm, nahm keinen Sitz in seinem dritten Kabinett (Februar 1886) an und stellte sich an die Spitze der liberalen Unionisten, die Gladstones irische Pläne vereitelten. Mit diesen unterstützte D. 1886—92 die Politik des Ministeriums Salisbury, lehnte aber den ihm wiederholt angebotenen Eintritt in das Kabinett ab. Im Dezember 1891 wurde er durch den Tod seines Vaters in das Oberhaus versetzt und 1892 zu dessen Nachfolger im Kanzleramt der Universität Cambridge erwählt. Erst 1895 entschloß er sich, als Präsident des Geheimen Rats in das neugebildete Ministerium Salisbury einzutreten und übernahm 1900 auch das Präsidium des durch ein Gesetz von 1899 neugeschaffenen Unterrichtsamtes. Von dem letztern Amte trat er im Juli 1902, als Balfour die Leitung des Kabinetts übernahm, zurück, behielt aber das erstere bei.

Devonshire Cloth, stark gewalkter Paletot- und Mantelstoff (1 m ca. 930 g), englisches Fabrikat, mit 18 Ketten- und 12 Schußfäden auf 1 cm, Kette Streichgarn 6000 m, Schuß Streichgarn 4000 m auf 1 kg. Bindung s. Abbildung.

Devōt (lat., »einer Gottheit gelobt«), ergeben, ehrfurchtsvoll, andächtig; Devote, eine Andächtige, meist aber soviel wie Betschwester.

Devotion (lat.), bei den Römern jede Weihung an die unterirdischen Götter, denen besonders der Feldherr in der Bedrängnis als Sühnopfer des göttlichen Zorns Heer, Stadt und Land des Feindes oder einen beliebigen Mann seines Heeres oder sich selbst (wie die Decier) durch eine dem Pontifex nachgesprochene Formel weihte. Jetzt bezeichnet D. in der Kirchensprache die hingebende Verehrung Gottes und der Heiligen, dann Andacht (devotio domestica, Hausandacht, Hausgottesdienst), auch Gelübde; endlich ist D. Unterwürfigkeit Höhergestellten gegenüber.

Devrient (spr. dewriäng, eigentlich De Vrient), Name einer deutschen Schauspielerfamilie, von der sich folgende Glieder bekannt gemacht haben:

1) Ludwig, der genialste seines Namens, geb. 15. Dez. 1784 als Sohn eines Seidenhändlers in Berlin, gest. daselbst 30. Dez. 1832, ward gegen seine Neigung für den Kaufmannsstand bestimmt, schloß sich aber der Wandertruppe des Direktors Lange an und betrat 18. Mai 1804 in Gera unter dem Namen Herzberg zum erstenmal die Bühne als Bote in der »Braut von Messina«. Nachdem er mit jener Truppe in mehreren Städten umhergezogen, fand er in Dessau ein festes Engagement, und hier entwickelte sich sein künstlerischer Genius. Leider verfiel D. schon damals in eine ungeregelte Lebensweise und dadurch in zerrüttete Verhältnisse, die ihm nicht gestatteten, alle in ihm schlummernden Gaben durch sorgfältige Pflege zu entfalten. Seine 1807 eingegangene Ehe mit Margarete Neefe, der Tochter des Kapellmeisters in Dessau, wurde nach kaum einjähriger Dauer durch den Tod der Gattin wieder gelöst. In der Folge war D. noch zweimal verheiratet. 1809 sah er sich genötigt, die Dessauer Truppe heimlich zu verlassen. Er ging zuerst nach Breslau und ward später (1815) durch die Vermittelung Ifflands nach Berlin berufen, wo er bis an sein Ende blieb. Der übermäßige Genuß geistiger Getränke, dem er sich in Gesellschaft unterhaltender und geistvoller Genossen (darunter namentlich des Humoristen E. T. A. Hoffmann) Nächte hindurch hingab, zehrte vor der Zeit seine Kräfte auf. Die eigentümlichen Vorzüge Devrients als darstellenden Künstlers waren geniale Charakteristik und angeborner, echt poetischer Humor, worin er unter allen deutschen Komikern obenan stand. Er schaffte aus sich, mit gänzlicher Umänderung der Maske und des Redetons, täglich neue und gänzlich voneinander verschiedene Menschen und stattete sie mit Leben und Originalität aus. Dabei bediente er sich nie starker Mittel. Gleich groß war D. als tragischer Künstler. Franz Moor, Lear, Talbot, Richard III., Shylock, Mercutio, Schewa, Kooke, der Mohr in »Fiesco«, Lorenz Kindlein waren seine Hauptrollen. Man hat ihn mit Recht eine dämonische Künstlernatur genannt, denn seine ganze äußere Erscheinung, seine Gebärden und Gesten, sein Organ übten die frappanteste Wirkung auf den Zuschauer aus. Vgl. Z. Funck, Aus dem Leben zweier Schauspieler: Ifflands und Devrients (Leipz. 1838); die Biographie von Gerold in der »Berlinischen Chronik« (Berl. 1876, Heft 13). Novellistisch behandelten ihn H. Smidt in den »Devrient-Novellen« (3. Aufl., Berl. 1882) und R. Springer in dem Roman »D. und Hoffmann« (das. 1873). Treffliche Schilderungen von Devrients Eigentüm-

lichkeit finden sich auch in Ed. Devrients »Geschichte der deutschen Schauspielkunst« (Bd. 4, Leipz. 1861) und in Holteis Roman »Die Vagabunden«.

Neffen von Ludwig D., Söhne eines Berliner Kaufmanns, sind die folgenden (2, 3 u. 4):

2) Karl August, Schauspieler, der älteste der drei berühmten Brüder dieses Namens, geb. 5. April 1797 in Berlin, gest. 3. Aug. 1872 in Lauterberg am Harz, entzog sich dem Kontorzwang, indem er als Freiwilliger in Colombs Husarenregiment trat, mit dem er auch die Schlacht bei Waterloo mitmachte. Dann widmete er sich der Bühne und debütierte 28. Juli 1819 in Braunschweig. 1821 an das Dresdener Hoftheater für die Rollen erster Helden und Liebhaber gerufen, verheiratete er sich hier 1823 mit Wilhelmine Schröder (s. Schröder-Devrient); doch ward die Ehe schon 1828 wieder gelöst. Nach Beendigung einer großen Kunstreise trat D. 1835 ein Engagement in Karlsruhe an, von wo er 1839 nach Hannover übersiedelte. Von den drei Brüdern war Karl der begabteste; aber er hat sein Talent weder konzentriert, noch durch ausdauernde Willenskraft ausgebildet. In der letzten Zeit hatte er sich mehr den ältern Charakterrollen (Lear, Wallenstein) zugewendet. — Sein Sohn Friedrich, geb. 31. Jan. 1827 in Dresden, ebenfalls ein geachteter Schauspieler, war 1848—52 am Wiener Burgtheater beschäftigt und erhielt 1865, nach häufig gewechseltem Aufenthalt, eine Anstellung am deutschen Theater in St. Petersburg, wo er 19. Nov. 1871 starb.

3) Eduard, der zweite der Brüder D., geb. 11. Aug. 1801 in Berlin, gest. 4. Okt. 1877 in Karlsruhe, war zuerst Sänger und gehörte seit 1819 der Berliner Bühne an, wo ihm seine schöne Baritonstimme und gründliche, unter Zelter erworbene musikalische Bildung eine Stelle bei der königlichen Oper verschafften. Später wandte er sich dem rezitierenden Fache zu. Nachdem D. 1844—46 die Oberregie des Hoftheaters in Dresden geführt, entsagte er 1852 der Wirksamkeit als Darsteller und erhielt im Herbst 1852 einen Ruf als Direktor des Hoftheaters nach Karlsruhe, wo er später zum Generaldirektor ernannt wurde. Er hatte dort die Reorganisation des äußerlich wie innerlich zerrütteten Hoftheaters vorzunehmen, und es gelang ihm, in einer mehr als 17jährigen Leitung den Beweis von der Ausführbarkeit alles dessen zu liefern, was er in seinen dramaturgischen Schriften als Aufgabe der Schauspielkunst hingestellt hatte. Die korrekte und lebendige Gesamtwirkung der Darstellungen sicherte er durch unermüdliche Sorgfalt und lehrhaften Einfluß. 1869 legte er die Direktion nieder. D. hat sich als Schriftsteller für die Bühne bedeutende Verdienste erworben. Seine frühesten Arbeiten waren drei Operntexte: »Hans Heiling«, »Die Kirmes«, »Der Zigeuner«, denen fünf Bühnenstücke: »Das graue Männlein«, »Die Gunst des Augenblicks«, »Verirrungen«, »Treue Liebe« und »Wer bin ich?« (Leipz. 1846), nachfolgten. Weiter veröffentlichte er an dramaturgischen Schriften: »Briefe aus Paris« (2. Aufl., Berl. 1846); »Über Theaterschulen« (das. 1840) und die Reformschrift »Das Nationaltheater des neuen Deutschland« (das. 1848) sowie ein Schriftchen über das Passionsspiel von Oberammergau (das. 1851, 4. Aufl. 1890). Sein Hauptwerk ist die auf fleißigen Studien und gründlicher Kenntnis des Bühnenwesens beruhende »Geschichte der deutschen Schauspielkunst« (Leipz. 1848—74, 5 Bde.). Ferner ließ er »Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich« (3. Aufl., Leipz. 1891) erscheinen. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften erschien Leipzig 1846—74, 11 Bde.

4) Gustav Emil, der jüngste und berühmteste der drei Brüder, geb. 4. Sept. 1803, gest. 7. Aug. 1872 in Dresden, debütierte 1821 in Braunschweig als Raoul in der »Jungfrau von Orléans«. Ausgestattet mit angenehmem Äußern und wohlklingendem Organ, trat er bald auch in der Oper auf. Erst nachdem er in Leipzig 1823 ein Engagement gefunden, widmete er sich ausschließlich dem Schauspiel. 1829 folgte er einem Ruf nach Hamburg, und 1831 fand er in Dresden an der Hofbühne eine dauernde Stellung, von der er nach 37jähriger ruhmvoller Tätigkeit 1. Mai 1868 zurücktrat, um sich, nach seinen eignen Worten, als Künstler nicht selbst überleben zu müssen. Durch vielfach wiederholte Gastspiele hatte er sich in allen größern Städten Deutschlands bekannt gemacht. Auch durch ein Gastspiel in London, wo seine Leistungen, besonders seine Auffassung des Hamlet, noch über die von Kemble und Edmund Kean gestellt wurden, verschaffte er der deutschen Schauspielkunst hohe Anerkennung. Als Schauspieler zeichnete sich D. durch Wärme und Leben, Wahrheit in der Darstellung, Phantasie in der Auffassung der Charaktere und feinen Geschmack in ihrer idealisierenden Gestaltung aus. Sein Spiel zeigte den denkenden Künstler in allen Nuancierungen, nirgends bemerkte man Übertreibung oder Manier. Namentlich war er Meister im Gebrauch der Sprache. Die am meisten für ihn geeigneten Rollen waren die ideal gehaltenen weichen Charaktere, wie Hamlet, Uriel Acosta, Tasso, Correggio und vor allen Posa. Vgl. Kneschke, Emil D. (Dresd. 1868). — Seine Gattin Doris, geborne Böhler, geb. 1805 in Kassel, gest. 29. Mai 1882 in Blasewitz bei Dresden, betrat 1816 in Prag die Bühne und begab sich 1817 nach Leipzig, wo sie sich bald zu einem der besten Mitglieder der dortigen Bühne ausbildete. Nach ihrer Vermählung mit Emil D. folgte sie diesem nach Hamburg und fand dann in Dresden neben ihm ihren Wirkungskreis, wurde aber 1842 von ihm geschieden und verließ die Bühne. Naive Rollen und sentimentale Charaktere gelangen ihr am besten.

5) Otto, geb. 3. Okt. 1838 in Berlin, gest. 23. Juni 1894 in Stettin, Sohn von D. 3), betrat 1856 in Karlsruhe die Bühne, brachte mehrere Übungsjahre in Stuttgart, Berlin und Leipzig zu und trat 1863 wieder beim Karlsruher Hoftheater ein, das er 1873 verließ, einem Ruf an das weimarische Hoftheater als Charakterspieler und Regisseur folgend. Hier unternahm er 1876 die Aufsehen erregende Inszenesetzung beider Teile des Goetheschen »Faust«, deren Aufführung seitdem in Weimar, Berlin, Köln, Düsseldorf und an andern Orten häufig wiederholt wurde. Diese Bühneneinrichtung des »Faust« als »Mysterium in zwei Tagewerken« liegt gedruckt vor u. d. T.: »Goethes Faust« (Karlsr. 1877). 1876 wurde D. zum Oberregisseur des Hoftheaters in Mannheim ernannt, 1877 zum Intendanten des neuen Frankfurter Stadttheaters berufen, sah sich aber im Februar 1879 veranlaßt, die Stelle wieder niederzulegen, und lebte darauf in Jena. Hier kam 1883 sein Jubiläumsfestspiel »Luther« (28. Aufl., Leipz. 1900) zur ersten Aufführung. Von der Universität Jena wurde er zum Ehrendoktor ernannt. 1884 übernahm D. die Direktion des Hoftheaters zu Oldenburg, von wo er im September 1889 als Direktor der königlichen Schauspiele nach Berlin übersiedelte, welche Stellung er jedoch schon 14. Dez. 1890 niederlegte. Weiter ver-

öffentlichte er: »Zwei Shakespeare-Vorträge« (Karlsr. 1869); das Trauerspiel »Tiberius Gracchus« (das. 1871); das phantastische Volksschauspiel »Kaiser Rotbart« (das. 1871); »Gustav Adolf«, historisches Charakterbild (Leipz. 1891, 22. Aufl. 1900). Auch gab er die »Briefe Ifflands und Schröders an den Schauspieler Werdy« (Frankf. 1881) heraus.

Dew (pers. Diw), bei den Parsen Name der Geister des bösen Prinzips, von Ahriman geschaffen, um die heilsamen Schöpfungen des Ormuzd zu zerstören. Im Zendavesta heißen sie Daevas.

Dewar, James, Physiker und Chemiker, geb. 20. Sept. 1842 in Kincardine on Forth in Schottland, studierte in Edinburg, wurde 1863 Assistent für Chemie bei Playfair, dann bei Kekule in Gent; darauf war er Demonstrator an der Universität Edinburg und Lektor am Dick Veterinary College, 1873 Jacsonian Professor der Experimentalphilosophie in Cambridge, 1879 Fullerian Professor der Chemie an der Royal Institution in London sowie Professorial Fellow of St. Peters College und Jacsonian Professor in Cambridge. Seine Arbeiten beziehen sich auf verschiedene chemische Erscheinungen, Spektralanalyse, den elektrischen Lichtbogen, die spezifische Wärme des Kohlenstoffs bei hoher Temperatur, Explosion von Gasgemischen, Einfluß des Druckes auf Gasspektra, Verflüssigung von Gasen, besonders von Luft, Wasserstoff und Helium, Erstarrung der verflüssigten Gase und deren Eigenschaften, Wirkung sehr niedriger Temperaturen auf Phosphoreszenz, elektrischen Widerstand, magnetische Permeabilität, Dielektrizitätskonstante, Absorptionsspektra bei niedern Temperaturen, Messung der letztern und ihre Verwertung zur Herstellung hoher Vakua u. Trennung von Gasgemischen.

Dewarsche Flaschen, Gefäße zur Aufbewahrung von flüssiger Luft (s. Gase).

Dewas, Marathenstaat in Zentralindien, 749 qkm mit (1891) 152,073 Einw. (meist Hindu) unter zwei Fürsten, die in der Stadt D., mit (1891) 15,068 Einw., residieren.

Dewe-Boyun (türk., »Kamelhals«), Höhenzug östlich von Erzerum in Armenien, wurde 4. Nov. 1877 von den Russen erstürmt (Schlacht bei D.).

Dewedaschies (Devadâsî), soviel wie Bajaderen.

Dewet, Christian R., Burengeneral, geb. 7. Okt. 1854 auf der Farm Leeuwkop (Distrikt Smithfield, Oranje-Freistaat), von wo sein Vater später nach Nieuwjaarsfontein bei Dewetsdorp (das nach ihm den Namen erhielt) zog, wohnte 1880—85 in der Südafrikanischen Republik und kämpfte bei Majuba als Feldkornett mit; danach kaufte er seines Vaters Farm, zog aber 1896 nach der Farm Roodepoort (Distrikt Heilbron; im Kriege zerstört). Von 1889—97 als Mitglied des Volksrats eifriger Konservativer, befürwortete er lebhaft den engern, 1897 erreichten Zusammenschluß der beiden Republiken. Nach dem Ausbruche des Krieges gegen England wurde D. in Natal stellvertretender Kommandant, dann an der Westgrenze General (Hauptkommandants-Assistent) unter Cronje (s. d.), den er aber aus der Umklammerung durch French und Lord Roberts nicht zu retten vermochte. Seit März 1900 beunruhigte er die Verbindungen im Rücken des englischen Heeres namentlich im östlichen Freistaat. So überfiel er 31. März General Broadwood bei Sannas Post oder am Koorn Spruit (östlich von Bloemfontein), 4. April die Irish Rifles bei Reddersburg, 6. Juni eine große Proviantkolonne zwischen Heilbron und Kroonstad und erbeutete 7. Juni die reichen Proviantmagazine von Roodeval. Den oft versuchten Einkreisungen an Zahl weit überlegener britischer Abteilungen entzog sich D., seit Ende Juni oberster Befehlshaber der Oranjeburen, stets durch kühne Märsche und überraschende Querzüge seiner »Pferdekommandos« ohne Train. Den Divisionen Hunter, Rundle und Brabant entkam er 21. Juli über die Eisenbahn nördlich von Kroonstad, wobei er (bei Honing-Spruit) einen Panzerzug mit 100 Royal-Welsh-Füsilieren nahm. Nachdem er 6. Nov. durch den Überfall des Obersten Le Gallais (der dabei fiel) sechs Geschütze in Bothaville verloren hatte, zwang er auf seinem ersten (vergeblichen) Zug nach der Kapkolonie 23. Nov. die starke Garnison von Dewetsdorp zur Übergabe, brachte auf dem zweiten Einfall in die Kapkolonie (Ende Januar 1901) bei den Tabakhügeln zwischen Bloemfontein und Smaldeel den Engländern eine Schlappe bei (29. Jan.), überfiel 25. Dez. bei Tweefontein ein englisches Lager und entrann den gefährlichsten Umzingelungen 6. Febr. 1902 bei Lindley und besonders 22. Febr. bei Kalkkrans. Von dem schließlichen Erfolge seines Ausharrens überzeugt, gab er bei den gemeinschaftlichen Beratungen der Burenführer in Klerksdorp, Pretoria und Vereeniging seinen Widerstand gegen einen Friedensschluß erst wenige Stunden vor Unterzeichnung des Vertrags (31. Mai) auf. Danach ging er mit L. Botha (s. d.) und De La Rey (s. d.) nach Europa, um seinem Volke die nötige finanzielle Hilfe zu verschaffen. Er schrieb: »Der Kampf zwischen Bur und Brite« (deutsche Ausg., Kattowitz 1902). Vgl. Kestell, Mit den Burenkommandos im Felde (»Im Kampf um Südafrika«, 3. Bd., 2. Teil; Münch. 1902); »Steijn, D. und die Oranje-Freistaater. Tagebuchblätter aus dem Südafrikanischen Krieg« (Tübing. 1902).

De Wette, Wilhelm Martin Leberecht, hervorragender protest. Theolog, geb. 14. Jan. 1780 in Ulla bei Weimar, gest. 16. Juni 1849 in Basel, ward 1805 in Jena akademischer Dozent, 1807 außerordentlicher Professor der Philosophie, 1809 ordentlicher Professor der Theologie in Heidelberg und 1810 in Berlin. Hier brachte das Trostschreiben, das der freiheitliebende Mann 1819 an die Mutter von Karl Ludwig Sand (s. d.) richtete, ihn in Konflikt mit der Regierung. Seines Lehramtes enthoben, zog er sich nach Weimar zurück und legte das ihm widerfahrene Unrecht in seiner Schrift »Aktensammlung über die Entlassung des Professors D. vom theologischen Lehramt in Berlin« (Leipz. 1820) dem öffentlichen Urteil vor. In Weimar vollendete er die Herausgabe seiner »Christlichen Sittenlehre« (Berl. 1819—21, 3 Bde.) sowie der »Briefe, Sendschreiben und Bedenken Luthers« (das. 1825—1828, 5 Bde.) und legte in dem romanartigen Werke »Theodor, oder des Zweiflers Weihe« (das. 1822, 2 Bde.; 2. Aufl. 1828) seinen religiösen Entwickelungsgang dar. Seiner Wahl zum Prediger an der Katharinenkirche zu Braunschweig wurde die landesherrliche Genehmigung versagt. So folgte er 1822 einem Ruf als Professor der Theologie nach Basel, wo er 1829 zum Mitgliede des Erziehungsrats ernannt und mit dem Bürgerrechte der Stadt Basel beschenkt wurde. Seinen literarischen Ruf begründeten die »Beiträge zur Einleitung in das Alte Testament« (Halle 1806 bis 1807, 2 Bde.), das »Lehrbuch der hebräisch-jüdischen Archäologie« (Leipz. 1814, 4. Aufl. 1864), vor allem aber das kompendiöse und vielgebrauchte »Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die Bibel Alten und Neuen Testaments«, dessen alttestamentlicher Teil (Berl. 1817) bis 1869 acht, der neu-

testamentliche (Berl. 1826) bis 1860 sechs Auflagen erlebt hat. Weitverbreitet waren seine Kommentare, besonders der »Kommentar über die Psalmen« (Heidelberg 1829, 5. Aufl. 1856), und das »Kurzgefaßte exegetische Handbuch zum Neuen Testament« (Leipz. 1836 ff.; in seinen einzelnen Teilen vielfach neu aufgelegt). Eine hervorragende Leistung bot die mit Augusti (s. d.) unternommene Übersetzung der Heiligen Schrift (Heidelb. 1805—12, 6 Bde.; 4. Aufl. 1858, 3 Bde.). Vgl. Wiegand, D., eine Säkularschrift (Erfurt 1879); Stähelin, D. nach seiner theologischen Wirksamkeit ꝛc. (Basel 1880).

Dewey (spr. djūi), George, amerikan. Admiral, geb. 26. Dez. 1837 in Montpelier (Vermont), erhielt seine Berufsvorbildung seit 1854 auf der Marineakademie in Annapolis, diente im Bürgerkrieg als Leutnant im Westgolfgeschwader, das unter Farragut die Einfahrt in den Mississippi erzwang, und nahm als Kapitänleutnant an den Kämpfen um Port Fisher teil. Seit 1870 Kommodore, erhielt er im Januar 1898 den Oberbefehl über das asiatische Geschwader der Union und vernichtete nach Ausbruch des Krieges mit Spanien 1. Mai bei Cavite vor Manila das aus alten Schiffen bestehende spanische Geschwader und besetzte Manila. Er wurde darauf zum Konteradmiral und 1899 zum Admiral der Flotte befördert. Heimkehrend, wurde er in New York mit glänzenden Festlichkeiten gefeiert, und beide Parteien, die Demokraten und die Republikaner, trugen ihm die Kandidatur für die Präsidentschaft an, D. lehnte sie indes ab. Deweys Biographie schrieben Barrett (New York 1899), A. M. Dewey (Westfield 1899), Handford (das. 1899) und Halstead (Chicago 1902).

De Witt, Johann, s. Witt.

Dewittsland, die Nordwestküste Australiens, vom Nordwestkap bis zur Roebuckbai, benannt nach de Witt, der mit Tasman 1644 die Küste entdeckte.

Dewletschâh, pers. Literarhistoriker, s. Daulet schâh.

Dewsbury (spr. djūsbĕri), Stadt (municipal borough) im Westbezirk von Yorkshire (England), am Calder, mit mehreren stattlichen Kirchen (am bedeutendsten die alte gotische Allerheiligenkirche), einigen Latein- und Gewerbeschulen, hat (1901) 28,050 Einw. D. ist Hauptsitz der Kunstwollindustrie in England. Paulinus, der erste Bischof von York, predigte hier 627. Dabei liegen Nether- und Upper-Soothill (11,655 Einw.), Batley (s. d.) und Liversedge (13,978 Einw.).

Dexel (Dachsbeil, Texel), ein Beil mit quer gegen den Stiel gestelltem Blatt zur Bearbeitung konkaver und horizontal liegender ebener Flächen. Die Schneide ist geradlinig (gerader D., Krummhaue) oder bogenförmig (krummer D., Mollenhaue) zum Aushauen von Rinnen und zum Behauen der Faßdauben.

Dexiographie (griech.), das Schreiben von der Linken zur Rechten; dexiographisch, so geschrieben.

Dexippos, 1) Herennios, griech. Staatsmann, Feldherr, Rhetor und Geschichtschreiber, um 210—273 n. Chr., Inhaber der höchsten Ehrenstellen in seiner Vaterstadt Athen, die er 267 vor den Goten rettete. Von seinen Schriften, einer »Geschichte der Nachfolger Alexanders« in 4, einer »Chronica« (bis auf Kaiser Claudius II., 270; fortgesetzt von Eunapios, s. d.) in 12 Büchern und »Scythica« (von den Gotenkriegen des 3. Jahrh.), sind nur Fragmente vorhanden (in Müllers »Fragmenta historicorum graecorum«, Bd. 3, und Dindorfs »Historici graeci minores«, Bd. 1, Leipz. 1870).

2) D., neuplatonischer Philosoph, um 335 n. Chr., Schüler des Jamblichos, suchte in einem Dialog vornehmlich die Einwürfe Plotins (»Ennead.«, 6, 1) gegen des Aristoteles Kategorienlehre zu widerlegen. Seine Schrift wurde im griechischen Original von Spengel (Münch. 1859) herausgegeben.

Dextĕra (Dextra, nämlich manus, lat.), die Rechte, rechte Hand, Symbol der Treue und der Kraft; Dexterität, Geschicklichkeit, Gewandtheit.

Dextrāle (lat.), s. Armband.

Dextri (Destri, lat.), um Kirchen, Klöster ꝛc. ein mit Kreuzen in Form eines X (Dex) abgesteckter Platz von 30 oder mehr Schritten, innerhalb dessen das Asylrecht galt.

Dextrin (Stärkegummi, künstliches Gummi, Dampfgummi) $C_6H_{10}O_5$, ein zur Gruppe der Kohlehydrate gehörender Körper von gleicher prozentischer Zusammensetzung mit Stärkemehl, Holzfaser (Zellulose) und Zucker, findet sich sehr verbreitet im Pflanzenreich, besonders in Pflanzenteilen, in denen neue Zellen gebildet werden, und ist wohl das Material, aus dem sich zunächst die Zellhaut bildet. Getreidesamen enthalten 4—6 Proz. D., aber beim Keimen steigt diese Menge um die Hälfte und mehr. Auch im tierischen Körper ist D. weit verbreitet. D. entsteht aus Stärkemehl beim Erhitzen auf 160—200° und findet sich daher in der Brotrinde. Noch leichter bildet es sich, wenn das Stärkemehl vor dem Erhitzen mit sehr wenig Salpetersäure befeuchtet wurde, oder wenn man es mit verdünnter Schwefelsäure kocht. Ebenso leicht bildet es sich bei Einwirkung der im Malz enthaltenen Diastase (s. d.) auf Stärkemehl; es entsteht daher in großer Menge beim Einmaischen in der Bierbrauerei und Branntweinbrennerei und ist auch ein Bestandteil des fertigen Bieres. Zur Darstellung erhitzt man getrocknetes Stärkemehl in Trommeln oder Röstpfannen mit Rührwerk durch überhitzten Dampf oder im Ölbad auf 217—275°. Das erhaltene Röstgummi (Léiogomme, fälschlich Léiocome) wird gemahlen und gesiebt, es ist bräunlichgelb und deshalb für manche Zwecke nicht recht geeignet. Ein ganz weißes, in Wasser vollkommen lösliches D. erhält man dagegen, wenn man Stärkemehl mit 0,2 Proz. starker Salpetersäure, die hinreichend verdünnt werden muß, befeuchtet an der Luft, dann bei 80° trocknet, mahlt, siebt und etwa 1—$1^1/_2$ Stunde auf 100—110° erhitzt. Das Präparat ist äußerlich von Stärkemehl nicht zu unterscheiden und vollkommen frei von Salpetersäure (Dextringummi, Gommeline). Weizenschabestärke liefert das Amidon grillé. Aus verkleisterter Stärke stellt man das Kristallgummi dar, das dem Gummiarabikum ähnlich ist. Auch Schwefelsäure, Salzsäure, Oxalsäure, Kieselfluorwasserstoffsäure und unter erhöhtem Druck schweflige Säure und Kohlensäure verwandeln Stärkemehl in D. Dextrinsirup (Gummisirup) erhält man durch Behandeln von Stärkemehl mit verdünnter Schwefelsäure oder Malzauszug; doch bildet sich hierbei stets viel Traubenzucker, der die Haltbarkeit des Dextrins beeinträchtigt. Reines D. erhält man durch Erwärmen von Kartoffelstärkemehl mit Wasser und Oxalsäure im Wasserbad, bis Jodlösung eine Probe nicht mehr bläut. Dann wird die Lösung mit gefälltem kohlensaurem Kalk neutralisiert, nach zwei Tagen filtriert und durch Alkohol gefällt. Aus roher oder mit Schwefliger Säure gebleichter Kartoffelstärke hergestellte Dextrine besitzen einen widerlichen Geruch und Geschmack, der nicht auftritt, wenn man das Stärkemehl mit Wasser anrührt und bei 45° kurze Zeit mit

Chlor behandelt. Das D. des Handels enthält etwa 60—72 Proz. reines D., 2—9 Proz. Zucker, 13—20 Proz. unlösliche Stoffe und 6—14 Proz. Wasser.

Reines D. gleicht im Äußern dem arabischen Gummi, ist amorph, farb-, geruch- und geschmacklos, leicht löslich in kaltem Wasser, etwas löslich in schwachem Weingeist, nicht in Alkohol und wird daher aus der wässerigen Lösung durch Alkohol gefällt. Es lenkt die Ebene des polarisierten Lichts stark nach rechts (dexter). Durch Jod wird es schwach amarantrot gefärbt, verdünnte Säuren verwandeln es in Traubenzucker (Dextrose), Malzauszug in Maltose; beim Kochen mit Salpetersäure entsteht Oxalsäure. D. ist nicht direkt gärungsfähig; wenn die Lösung aber zugleich Traubenzucker enthält, so zerfällt bei der Gärung ein großer Teil des Dextrins, wie der Zucker, in Alkohol und Kohlensäure. Bei der Darstellung des Dextrins entstehen je nach dem speziellen Verfahren verschiedene Körper, die zwar alle zum D. gerechnet werden, aber sich durch ihr Verhalten gegen Jod unterscheiden: Amylodextrin, Erythrodextrin, Achroodextrin ꝛc. Man benutzt D. wegen seiner Billigkeit statt des Gummiarabikum zum Verdicken von Beizen und Farben im Zeugdruck, zum Appretieren und Steifen von Zeugen, als Kettenschlichte, in der Bunt- und Luxuspapierfabrikation, zum Tapetendruck, zur Filzbereitung, zur Anfertigung von Buchdruckerwalzen und Tupfballen, als Mundleim (es klebt weniger gut als arabisches Gummi), zur Bereitung der Tinte, in der Chirurgie als Verbandmittel, als Zusatz zu Pflanzenextrakten, um diese in Pulverform dispensieren zu können, und zur Darstellung einer Art von Englischem Pflaster. Es wird auch in der Bierbrauerei, zur Darstellung von Obstwein und zu feinerm Backwerk benutzt. D. hat denselben Nahrungswert wie Stärkemehl, ist aber leichter verdaulich. Vgl. Wagner, Stärke-, Dextrin- und Traubenzuckerfabrikation (2. Aufl., Braunschw. 1886); Versch, Die Fabrikation von Stärkezucker, D. ꝛc. (Wien 1900).

Dextrōnsäure, s. Glukonsäure.

Dextrose, soviel wie Traubenzucker.

Dey (türk.), s. Dei.

Deybaum, s. Durchkriechen.

Deym, Franz, Graf, österreich. Diplomat, geb. 25. Aug. 1838 als zweiter Sohn des 1872 verstorbenen Feldmarschalleutnants Grafen D., stand 1864—1871 im diplomatischen Dienst in Paris und Rom und ward 1879 vom konservativen böhmischen Großgrundbesitz in den Reichsrat gewählt, wo er sich dem Tschechenklub anschloß. Seit 1888 ist er Botschafter in London.

Deynze, Stadt in der belg. Provinz Ostflandern, Arrond. Gent, an der Lys, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Gent–Tournai, hat Spitzenfabrikation, Geneverbrennerei und zählt (1902) 5022 Einw. Oberhalb D. führt ein Kanal von der Lys zur Nordsee.

Dez (verdoppelt Dezkopf), Korruption von franz. Tête, oft in dem Sinn von Dummkopf.

Dezède (Desaides, spr. dösäw'), franz. Singspielkomponist, geb. um 1740 in Lyon, gest. 1792 in Paris, brachte von 1772 ab 18 Singspiele in Paris zur Aufführung, von denen einige (»Julie oder der Blumentopf«, sein Erstlingswerk) auch in Deutschland beliebt wurden. Vgl. A. Pougin, D. (Par. 1862).

Dezedieren (lat.), abgehen, weichen.

Dezember (vom lat. decem, zehn), nach unserm Kalender der 12. Monat im Jahr, bei den Römern (vor Julius Cäsar) der 10. (daher der Name), da bei diesen das Jahr mit dem 1. März begann. Er hatte früher 29, seit Julius Cäsar 31 Tage und war dem Saturnus gewidmet, weshalb in ihm (am 17.) die Saturnalien gefeiert wurden, ferner fallen in ihm am 5. die Faunalien, am 15. die Konsualien und am 23. die Larentinalien. Karl d. Gr. nannte ihn den heiligen Monat, später erhielt er den Namen Christmonat. Auf den 21. oder 22. D. fällt das Wintersolstitium (Winters Anfang). Die Sonne tritt im D. in das Zeichen des Steinbocks. Die mittlere Temperatur und Niederschlagsmenge des D.

	°C.	mm		°C.	mm
Madrid	4,2	39	Schanghai	5,5	30
Paris	2,6	44	Batavia	25,6	184
London	4,3	53	Kalkutta	19,2	8
Gjesvaer (Nordkap)	—3,2	63	Jerusalem	10,8	140
Kopenhagen	0,7	41	Kapstadt	19,8	20
Berlin	0,8	48	Sansibar	27,9	162
Wien	—0,3	40	Sydney	21,0	60
Rom	7,6	82	Honolulu	21,9	125
Konstantinopel	7,6	120	San Francisco	10,8	129
St. Petersburg	—6,6	30	New York	1,3	83
Taschkent	2,8	56	Quito	13,6	91
Werchojansk	—48,0	4	Rio de Janeiro	25,1	138

Dezemberfreiheit, s. Narrenfest.

Dezembristen (Dezembermänner), Anhänger Ludwig Napoleons, die ihn beim Staatsstreich 2. Dez. 1851 unterstützten; auch soviel wie Dekabristen (s. d.).

Dezemvirn (lat. Decemviri, »Zehnmänner«), bei den Römern ein zu einem bestimmten Zweck ernannter Ausschuß von zehn Männern. Rücksichtlich ihrer Wahl, der Dauer ihrer Amtstätigkeit und ihrer Machtbefugnis waren sie verschieden, weshalb die betreffende Bestimmung im Titel hinzugefügt zu werden pflegte. Die bekanntesten und oft schlechthin mit D. bezeichneten sind die D. legibus scribendis, eine infolge des Antrags des Tribuns Terentilius Arsa zur Abfassung von Gesetzen für das Jahr 451 v. Chr. erwählte und mit der höchsten obrigkeitlichen Gewalt bekleidete Behörde. Die von diesen D. im ersten Jahr gesammelten und redigierten, auf 10 ehernen Tafeln eingegrabenen Gesetze erschienen indes nicht ausreichend, und so wurden für das Jahr 450 wieder D. gewählt, die noch zwei Gesetztafeln hinzufügten und ihr Amt verfassungswidrig auch 449 fortführten, bis (nach der gewöhnlichen Überlieferung) ihr Übermut u. namentlich der Frevel, den ihr Haupt Appius Claudius (s. Claudius 2) an Virginia versuchte, ihre Auflösung und die Wiedereinsetzung der alten Magistrate, die unter ihnen zurückgetreten waren, zur Folge hatte. Über die Gesetze der D. s. Zwölftafelgesetz. Ferner sind zu nennen die D. sacrorum oder sacris faciundis, ein Priesterkollegium, dazu bestimmt, die Sibyllinischen Bücher einzusehen und auszulegen; die D. litibus (oder mit der alten Form stlitibus) judicandis, ein uraltes Kollegium von Richtern, die über Freiheits- und Bürgerrechtsangelegenheiten zu richten hatten und seit Augustus den Zentumviralgerichtshöfen präsidierten. Je nach Bedürfnis wurden auch außerordentliche Kollegien von Zehnmännern eingesetzt, die sich nach Erfüllung ihrer Aufgabe wieder auflösten.

Dezennium (lat.), Zeitraum von 10 Jahren, Jahrzehnt (dies deutsche Wort ist erst seit etwa 1800 gebräuchlich).

Dezent (lat.), anständig, geziemend, ehrbar, sittsam; Dezénz, Anstand, Schicklichkeit.

Dezentralisation (lat.), sowohl politisch als wirtschaftlich die Beseitigung einer das örtliche Leben unterdrückenden Vereinigung aller Gewalt in einem staatlichen oder wirtschaftlichen Mittelpunkt (Zentrum). Unter wirtschaftlicher D. versteht man auch den Gegen-

satz der Anhäufung von Grundbesitz und Kapital in wenigen Händen. Eigentümlich ist die Theorie Careys von der wirtschaftlichen D., wonach diese der zentralisierenden Kraft des auswärtigen Handels entgegengesetzt wird. In fast allen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft tritt uns der Gegensatz von Zentralisation und D. entgegen: im Staat, in der Kirche, in der Gemeinde, ja selbst in der Familie. Vgl. Zentralisation.

Dezeption (lat.), Täuschung, Betrug; Dezeptor, Betrüger; dezeptorisch, betrügerisch.

Dezernāt (lat.), Berichterstattung; auch Bezeichnung für die Unterabteilungen einer Behörde, die für die Bearbeitung der einzelnen Fächer eingerichtet sind. Vgl. Ebert, Das amtsgerichtliche D. (5. Aufl., Bresl. 1903).

Dezernent (lat.), dasjenige Mitglied einer Behörde oder eines sonstigen Kollegiums, das über eine zu erlassende Verfügung oder einen zu erteilenden Bescheid oder sonst zu fassenden Beschluß Bericht erstattet (referiert), daher meist Referent genannt. Vgl. Berichterstatter.

Dezernieren (lat.), beschließen, einen Bescheid geben, ein Urteil fällen.

Dezession (lat.), Abgang, Weggang; Dezessor, Amtsvorgänger.

Dezi- (v. lat. decem, zehn), der zehnte Teil eines Grundmaßes, z. B. Deziar (franz. déciare) = 0,1 Ar.

Dezidenz (lat.), Abnahme, Ab- oder Verfall (an Gesundheit oder Vermögen).

Dezidieren (lat.), entscheiden (s. Dezision).

Dezimabel (von decima, Zehnte), zehntbar, zehntpflichtig.

Dezimāl, auf 10 (lat. decem) als Grundzahl bezogen, z. B. Dezimalbruch, Dezimalzeichen, s. Bruch, S. 471.

Dezimalkerze, technische Einheit des weißen Lichts, sehr nahe der Lichtstärke der deutschen Normalkerze, s. Elektrische Maßeinheiten.

Dezimalrechnung, Zehnerrechnung; vgl. Dezimalsystem.

Dezimalsystem (dekadisches System, v. lat. decem, zehn, griech. deka), die grundsätzliche Bevorzugung der Zahl 10 bei allem Zählen und Messen. Das D. ist das nächstliegende und natürlichste, da der Mensch von jeher zum Zählen die zehn Finger beider Hände benutzt hat, wobei es sich ganz von selbst machte, daß er bei Zahlen über zehn nach Zehnern zählte und so allmählich zu Hunderten (je zehn mal zehn), Tausenden (je zehn mal hundert) rc. aufstieg. Deshalb sind auch in fast allen Sprachen die Benennungen der Zahlen dem D. entsprechend, d. h. es gibt nur für die Zahlen 1—9, 10, 100, 1000 rc. besondere Namen, aus denen Ausdrücke für alle andern Zahlen zusammengesetzt werden. Diese nach dem D. gebildete Bezeichnung der Zahlen, das dekadische Zahlensystem (die Dekadik), ist ganz streng durchgeführt bei der von allen Kulturvölkern angenommenen dezimalen Schreibweise der Zahlen (s. Zahlensystem und Ziffern), die durch Anwendung der Dezimalbrüche (s. Bruch, S. 471) zugleich das Rechnen mit Brüchen ungemein vereinfacht. Um diese Vorteile auch für das Rechnen mit benannten Zahlen nutzbar zu machen, ist es vorteilhaft, auch die Maße, Gewichte, Münzen rc. nach dem D. einzurichten, z. B., wenn man von einer bestimmten Einheit für das Längenmaß ausgeht, einerseits das 10, 100, 1000 rc.-fache dieser Einheit als Einheiten höherer Ordnung zu benutzen und anderseits alle Teile der Einheit durch Zehntel, Hundertstel, Tausendstel rc. der Einheit auszudrücken (Dezimalmaße). Dieser Gedanke ist in dem metrischen System für Maße und Gewichte verwirklicht. Nach denselben Grundsätzen sind auch die Münzsysteme der meisten Staaten gestaltet.

Dezimalwage (Brückenwage), s. Wage.

Dezimation (lat.), Militärstrafe der alten Römer bei gemeinsamem Vergehen einer Truppe, z. B. Meuterei, feiger Flucht rc.: von je zehn Mann wurde einer durch Los zum Tode bestimmt. Auch im Mittelalter und später ist die D. vorgekommen: Karl d. Gr., die Österreicher bei Leipzig (1642), der Marschall v. Créqui in Trier (1675) u. a. ließen aufrührerische Truppen dezimieren. Die neueste Zeit hat die D. als Barbarei gebrandmarkt. Milderungen der D. waren die Vizesimation und Zentesimation, d. h. Bestrafung des 20. oder des 100. Mannes.

Dezime (lat. u. span.-port. decima), eine der stehenden Formen südlicher Reimpoesie, bestehend aus zehn vierfüßigen trochäischen Versen, mit der Reimstellung a b b a a; c c d d c oder auch a b a b a; c c d d c. Die D. wurde hauptsächlich bei der Glosse (s. d.) in Anwendung gebracht. Sie entstand aus der Zusammenfügung zweier Quintilhas (s. d.) und zerfällt in dieselben überall, wo nicht der Reim c, der mit dem Glossenthema verbindet, sie zu einem Ganzen stempelt. Um diesem Mangel abzuhelfen, erfand Espinel (s. d.) um 1590 die Neuerung, die ersten vier Zeilen, die bei ihm ein Ganzes bilden, von den letzten sechs zu trennen. Diese Dezimen nennt man Espinelas. — In der Musik heißt D. das Intervall von zehn diatonischen Stufen, z. B. vom großen C bis zum kleinen e, ist demnach nichts andres als die um eine Oktave erweiterte Terz.

Dezimeter (dm), 0,1 m; Kubikdezimeter = 1000 ccm = 1 Liter.

Dezimieren (lat.), den Zehnten erheben; auch den zehnten Mann einer Truppenabteilung töten (s. Dezimation); im weitern Sinne soviel wie stark mitnehmen, große Verluste beibringen.

Dezimōle, eine Figur von zehn Noten gleichen Wertes (bezeichnet durch 10 unter einem Bogen), die so viel gelten wie sonst 8 oder 9 der gleichen Form.

Dezipieren (lat.), täuschen, betrügen.

Dezision (lat. Decisio), Entscheidung, Bescheid, richterlicher oder gesetzgeberischer, insbes. Entscheidung einer zweifelhaften Rechtsfrage; daher Quinquaginta decisiones, 50 Konstitutionen Justinians aus den Jahren 529—532, zur Entscheidung von Kontroversen der ältern Juristen. Sie bildeten anfangs eine eigne Sammlung, wurden aber nachher in den Codex repetitae praelectionis (s. Römisches Recht) aufgenommen und sind nur in diesem auf uns gekommen. Decisiones electorales saxonicae heißen im sächsischen Rechte die Entscheidungen zweifelhafter Rechtsfälle aus der Zeit Johann Georgs II. und Friedrich Augusts II. — Decisiones Rotae Romanae, die Entscheidungen des höchsten Gerichtshofs der katholischen Kirche zu Rom; s. Rota Romana.

Dezisīv (lat.), entscheidend; daher Dezisivworte, derjenige Teil eines Urteils, der die Entscheidung enthält im Gegensatze zu den Entscheidungsgründen.

Dezisivdekret, s. Dekret.

Dezisivstimme (lat. Votum decisivum), im Gegensatze zu der bloß beratenden Stimme (votum consultativum) eine solche, die bei der Abstimmung mitgezählt wird; dann auch das Recht, bei Stimmengleichheit die Entscheidung zu geben, das zumeist dem Vorsitzenden des betreffenden Kollegiums oder einer

Versammlung beigelegt ist (»Stichentscheid«). So gibt z. B. im deutschen Bundesrat bei etwaiger Stimmengleichheit die Präsidialstimme Preußens den Ausschlag.

Dezobry (spr. deſ-), Charles Louis, franz. Historiker und Archäolog, geb. 1798 in St.-Denis, gest. 16. Aug. 1871, gründete 1829 eine Verlagsbuchhandlung klassischer, für Unterrichtszwecke bestimmter Werke und Schriftsteller. Er veröffentlichte 1835 seine gehaltvolle Studie »Rome au siècle d'Auguste, ou voyage d'un Gaulois à Rome« (5. Aufl. 1886, 4 Bde.), ein Seitenstück zu Barthélemys berühmtem Werk (»Voyage d'Anacharsis«). Außerdem schrieb er: »La mauvaise récolte, ou les suites de l'ignorance« (1848), eine mit Unterhaltungen über den Ackerbau Frankreichs vermischte Erzählung; das geschätzte Werk »Histoire romaine en peinture« (1848); »Dictionnaire pratique et critique de l'art épistolaire français« (1865); »Traité élémentaire de versification française« (1866) u. a. Mit Theod. Bachelet gab er das »Dictionnaire général de biographie et d'histoire« (1857; 12. Aufl., mit Supplement 1902, 2 Bde.) und das »Dictionnaire général des lettres, des beaux-arts et des sciences morales et politiques« (7. Aufl. 1902) heraus.

Dezza, Giuseppe, ital. General, geb. 23. Febr. 1830 zu Melegnano in der Lombardei, studierte die Ingenieurwissenschaft, nahm als Student an den Unabhängigkeitskämpfen von 1848 teil und trat 1859 als Freiwilliger bei den piemontesischen Alpenjägern ein. Nach dem Kriege blieb er in der piemontesischen Armee, nahm aber schon im Oktober 1859 seine Entlassung, um sich am Zuge Garibaldis nach Sizilien zu beteiligen. Hier zeichnete er sich in den Kämpfen von Calatafimi und Milazzo, beim Angriff auf Palermo, besonders aber in der Schlacht am Volturno 1. Okt. 1860 aus. Nach der Befreiung Neapels und Siziliens trat D. in die reguläre Armee zurück, kommandierte im Kriege von 1866 als Oberst das 29. Infanterieregiment in der Schlacht von Custoza, wurde im April 1868 zum Generalmajor und 1877 zum Generalleutnant befördert. Er war Korpskommandant in Ancona, Palermo, Bologna und Mailand und wurde 1895 zur Disposition gestellt. D. gehörte bis 1880 eine Reihe von Jahren der Deputiertenkammer als Mitglied der Rechten an und ist seit Januar 1889 Senator.

Dezzo, rechter Nebenfluß des Oglio in Oberitalien, durchfließt ein waldreiches Hochtal der Bergamasker Alpen (Valle di Scalve), weiter eine großartige, 12 km lange Felsschlucht und mündet bei Darfo. Größere Orte des Tales sind die zum Kreis Clusone der Provinz Bergamo gehörigen Dörfer Schilpario, Sommerfrische mit Denkmal des hier gebornen Kardinals Mai und (1901) ca. 1100 (als Gemeinde 1481) Einw., und Vilminore mit ca. 600 (Gemeinde 1206) Einw.

Dhafar (Safar), eine zu Oman gehörige Landschaft in Südarabien, an der Küste des Arabischen Meers, bewohnt von 10,000 Beduinen, den in sechs Stämme zerfallenden Gara. Die im 14. Jahrh. noch blühende Stadt D. liegt jetzt in Trümmern. Hauptort ist Mirbât.

Dhaka, Landschaft, s. Dacca.

Dhakbaum, s. Butea.

Dhal, s. Cajanus.

Dhamar, arab. Stadt, s. Dammar.

Dhammapada, buddhist. Text, s. Buddhismus.

Dhan (Dan), im indobrit. Edelmetallgewicht 1/8 Röttih, gesetzlich = 30,375 mg, bei dem noch gebräuchlichen Basargewicht 4 Punkos = 36,382 mg.

Dhar, Tributärstaat in der Bhil-Agentschaft der britisch-ind. Provinz Zentralindien, 4506 qkm mit (1891) 151,877 Einw. Als der Fürst, ein Radschpute, sich 1857 gegen die englische Oberhoheit auflehnte, wurde sein Land eingezogen und teils der Begum (Fürstin) von Bhopal, teils dem jungen Anand-Rao-Puar zurückgegeben. — Die gleichnamige Hauptstadt hat eine Lehmmauer, bemerkenswerte Moscheen, ein Fort mit 26 Türmen und dem Palast des Fürsten und zählt (1891) 18,430 Einw. (meist Hindu), soll aber früher 100,000 gehabt haben.

Dharmsala, Hauptort des Distrikts Kangra und Gesundheitsstation in der britisch-ind. Provinz Pandschab, in den Vorbergen des Himalaja, an einem Berghang von 1500—2120 m aufsteigend, hat mit dem 3406 Seelen starken Militärkantonnement (1891) 6184 Einw. (meist Hindu), mit zwei großen Kasernen für erkrankte Soldaten, Hospital und Gefängnis.

Dharwar (Darvar), Hauptort des Distrikts D., 11,745 qkm mit (1891) 1,051,314 Einw. in der britisch-ind. Präsidentschaft Bombay, 737 m ü. M., 110 km von der Küste, durch Eisenbahn mit Goa und Bangalor verbunden, hat ein verfallenes Fort, eine Kirche der Baseler Mission, Gefängnis und zählt (1891) 32,841 Einw. (23,896 Hindu, 7667 Mohammedaner), die bedeutende Ausfuhr von Baumwolle und Reis treiben.

Dhaw (Dow, beides spr. dau, Baggala), arab. Segelfahrzeug ohne Bugspriet, dient zu Handelszwecken und zum Sklaventransport. Der Bug ist scharf, niedrig über Wasser, mit geradem, weit ausladendem Steven; das Heck ist breit und hoch und mit Aufbau versehen. Der Großmast trägt an einer einzigen Rahe ein trapezförmiges Segel, dessen Hals auf die Nock des Vorstevens gesetzt wird. Der Hintermast ragt aus dem Aufbau des Hecks hervor und führt ein ähnliches kleineres Segel. Schon die ältesten Seefahrer haben die D. im Roten Meer, in den Golfen von Persien und Bengalen in ihrer jetzigen Form und Bauart vorgefunden.

Dhawalagiri (Dhaulagiri, »weißer Berg«), in Nepal, unter 28° 41,8′ nördl. Br. und 83° 28,7′ östl. L., 8176 m hoch, galt lange als der höchste Gipfel des Himalaja, wird aber unter anderm vom Gaurisankar, Kantschindschinga, Dapsang übertroffen.

Dheune (spr. dönn'), rechter Nebenfluß der Saône im franz. Depart. Saône-et-Loire, mündet nach 65 km langem Lauf gegenüber Verdun, wo sich auch der Doubs in die Saône ergießt. Sein oberer Lauf wird von dem Canal du Centre benutzt.

Dhikan (Dihvar), Volksstamm in Afghanistan, s. Tadschik.

Dhlb., bei Tiernamen Abkürzung für A. G. Dahlbom (s. d.).

Dholera, Stadt im Distrikt Ahmedabad der britisch-ind. Präsidentschaft Bombay, früher unmittelbar am Golf von Cambay, jetzt hinter einem 19 km breiten Sumpfland gelegen, so daß sich der Seehandel über die kleinern Plätze Khun und Bavliari bewegt, mit (1891) 10,038 Einw., die Baumwollspinnerei und -Weberei sowie bedeutenden Baumwollhandel treiben. D. hat einer auf dem europäischen Markt bekannten Baumwollsorte den Namen gegeben.

Dholpur, brit. Schutzstaat in Radschputana (s. d.).

Dhra'à (Dirâa, in Tunis Dra, in Konstantinopel Droâ), eine von Europäern gewöhnlich Pik (s. d.) genannte Elle in den mohammedan. Mittelmeerländern. In Tunis unterschied man: den D. arbi für Bauplätze und Baumwollenwaren = 0,484 m, den D. turki für Seidengewebe = 0,637 m und den D.

endelsi für Wollengewebe = 0,667 m. In Marokko hat die Elle (Kála, Codo) 8 Tomin = 0,571 m.

Dhulia, ind. Stadt, s. Kandesch.

Dhünn, Dorf im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Lennep, hat eine evang. Kirche, Wollspinnerei, Handweberei, Bandwirkerei und zählt (1900) 1940 Einw.

Di, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Didym.

Dia (griech. Präposition), durch, hindurch, auseinander (oft in Zusammensetzungen vorkommend).

Dia (Standia), Insel an der Nordküste von Kreta, der Hafenstadt Candia gegenüber, 265 m hoch, mit Marmorbrüchen.

Dia, Name, unter dem Hebe (s. d.) zu Phlius und Sikyon verehrt wurde.

Diabās (griech., Grünstein), ein meist decken- oder flözartig ausgebreitetes Eruptivgestein von körniger bis dichter Struktur, besteht in frischem Zustand aus Plagioklas und Augit, daneben Magneteisen, Titaneisen, Apatit, ist gewöhnlich aber schon zersetzt und enthält statt des Augits, bez. des Feldspats grüne chloritische Substanzen (Viridit) und Kalkspat. Im Olivindiabas tritt zu den genannten Bestandteilen Olivin hinzu, der häufig in Serpentin umgewandelt ist; durch Zurücktreten des Plagioklas entstehen Übergänge in den Pikrit und Paläopikrit (Oberfranken, Nassau) und in den daraus hervorgehenden Serpentinfels. Andre Diabase enthalten noch Diallag, Salit, Enstatit, Biotit (Diallagdiabas, Salitdiabas, Enstatitdiabas, Glimmerdiabas). D. mit Quarz, der oft sekundär gebildet ist, nennt man Quarzdiabas; solchen mit Hornblende Proterobas; sehr lichtgefärbten, an Titaneisen reichen D. auch wohl Leukophyr. Auf Grund der Struktur unterscheidet man neben dem typischen, körnigen D. den aphanitischen D. (z. T. Aphanit, Diabasaphanit) mit mikroskopisch klein entwickelten Bestandteilen und den porphyrartigen (Diabasporphyrit), der größere Labrador- oder Augitkristalle enthält und danach Labrador- oder Augitporphyr genannt wird. Zu den Labradorporphyren gehört der als Bildhauermaterial bekannte Porfido verde antico. D. mit sphärolithischer Struktur führt den Namen Variolit (Perldiabas, Blatterstein, s. d.); Aphanite, die viel sekundär gebildeten Kalkspat, oft in Form von zahlreichen rundlichen, hirsekorn- bis erbsengroßen Mandeln enthalten, werden als Kalkaphanite, auch Spilite, Diabasmandelsteine, Blattersteine bezeichnet. Die Bauschanalyse des D. ergibt im Mittel etwa 48 Proz. Kieselsäure, 16 Tonerde, 13 Eisenoxyd und Eisenoxydul, 8 Kalk, 6 Magnesia, 3—5 Natron, 1 Kali. Die Verbreitung des D. ist in den paläozoischen Formationen und besonders in dem Devon eine sehr große; außer in Lagern, die oft mit Tuffbildungen (s. Schalstein) eng verknüpft sind, findet er sich hier auch in Gängen. In Deutschland ist der D. besonders in Nassau, Westfalen, im Harz, in Thüringen, im Fichtelgebirge und in Sachsen sehr verbreitet. Ferner findet er sich in Schottland, Skandinavien und Nordamerika, wo die meisten der sogen. Trappgesteine dem D. zuzuzählen sind. Kontaktgesteine des D. sind Adinol, Desmosit, Spilosit (s. diese Artikel).

Diabashornfels, ein Diabas, der im Kontakt mit Granit verändert und besonders durch Neubildung von Hornblende (Uralit) und auch wohl Biotit sowie durch gänzliche oder teilweise Umwandlung des Feldspats ausgezeichnet ist.

Diabāsis (Diabāse, griech.), Durch-, Übergang.

Diabasmandelstein, s. Diabas.

Diabasporphyrit, Gestein, s. Diabas.

Diabasschiefer (Flaserdiabase, grüne Schiefer), z. T. durch Gebirgsdruck schieferig gewordene Diabase, finden sich im Harz, Taunus ꝛc.

Diabastuff, soviel wie Schalstein (s. d.).

Diabelli, Antonio, Komponist und Musikverleger, geb. 6. Sept. 1781 zu Mattsee bei Salzburg, gest. 7. April 1858 in Wien, war als Chorknabe in Salzburg Schüler Michael Haydns, trat 1800 in das Kloster Raichenhaslach und ließ sich, als 1803 die Klöster säkularisiert wurden, als Musiklehrer in Wien nieder, wo er sich später mit dem Verleger Cappi assoziierte und 1824 die Firma D. u. Cie. gründete. 1854 ging der Verlag an C. A. Spina über. D. war selbst ein fruchtbarer Komponist, dessen instruktive Klavierwerke (Sonatinen, Sonaten ꝛc.) noch heute geschätzt sind.

Diabētes (griech.), die Harnruhr (s. d.); Doppelheber, Vexierbecher, s. Heber.

Diable (franz., spr. djabl'), Teufel. Diablerie, Teufelei, Teufelsstreich, Teufelsspiel. Diablesse, Teufelin, Teufelsweib. »Le diable boiteux« (»Der hinkende Teufel«), Roman von Lesage (s. d.).

Diablerets, Les (spr. lä djablörä, »Teufelsberge«), steile, zerrissene Kalksteinwände und Felshörner in der Wildhorngruppe der Freiburger Alpen (3251 m), auf dem Scheitel mit Firnmulden belastet, die das schlanke Oldenhorn (3134 m) überragen. Zu verschiedenen Zeiten, namentlich 1714 und 1749, haben sich gewaltige Felsmassen an den höhern Teilen abgelöst und, talwärts stürzend, schöne Alpen samt zahlreichen Hütten überschüttet (s. Derborence).

Diablotins, s. Diavoletti.

Diabōle (griech.), Beschuldigung, Verleumdung.

Diabōlus (griech.-lat., eigentlich »Verleumder«), Teufel; daher diabolisch, soviel wie teuflisch; Diabolismus, Teufelswerk, Teufelsherrschaft; Diabolologie, Lehre vom Teufel.

Diabolus metallōrum, bei den Alchimisten das Zinn wegen seiner Eigenschaft, als Metalloid aufzutreten.

Diabrōsis (griech.), Durchfressung; Blutung per diabrosin, eine Blutung aus einem durch ein Geschwür angefressenen Gefäß.

Diaceturie, s. Acetonurie.

Diachenium (griech.), s. Frucht.

Diachylonpflaster (griech., im Volksmunde oft Diakel oder Diakonuspflaster), s. Bleipflaster.

Diachym (griech.), das Parenchym der Blätter.

Diacodion (Syrupus Papaveris), s. Sirup.

Diacōnus, s. Diakon.

Diadelphus (griech.), zweibrüderig, besonders diadelpha stamina, in zwei Bündel verwachsene Staubfäden. Daher Diadelphia die 17. Klasse des Linnéschen Systems, Pflanzen mit zweibrüderigen Blüten enthaltend.

Diadēm (griech.), Band zum Zusammenhalten des Haupthaars, Stirnband, Kopfbinde; bei Ägyptern, Assyrern, Babyloniern Zeichen der Würde königlicher und andrer angesehener Personen. Bei den Hebräern (Nezer) schmückte es die Könige und Hohenpriester in der Form einer goldenen, emporragenden Stirnplatte, die an der eigentlichen Kopfbedeckung angeheftet war oder durch um die Schläfe gehende und hinten zusammengeknüpfte Perlenschnüre oder goldene Kettchen gehalten wurde. Das D. der Könige und Königinnen von Persien, Armenien und Parthien war ein blau-weißes, breites Band, mit dem sie die Mütze umwickelten. Von den Persern ging es auf Alexander d. Gr. und seine Nachfolger über. Die Griechen

schmückten damit schon früher mehrere Götter, namentlich Zeus, Hera und Aphrodite, und später wurde es ein allgemeiner Schmuck für Frauen (Fig. 1 u. 2) und junge Männer, namentlich olympische Sieger (vgl. Diadumenos), ohne die Bedeutung königlicher Würde zu haben. Solche Diademe wurden aus Leder, Zeug und Metall gefertigt. Bei den Römern soll schon Ancus Marcius das D. den Tuskern entlehnt haben; doch war es in den Zeiten der Republik verhaßt, und noch Cäsar scheute den Widerwillen des Volkes.

Fig. 1.

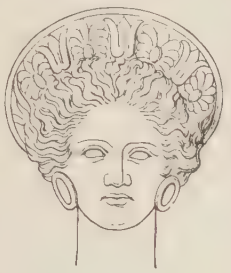


Fig. 2.

Diademe griechischer Frauen.

Welcher Kaiser das eigentliche D. als Würdezeichen eingeführt hat, ist ungewiß. Nach Jordanis trug es Aurelian zuerst. Allgemein wurde sein Gebrauch auch unter den nichtrömischen Fürsten Europas erst seit Konstantin d. Gr., bis es später die Kronen verdrängten. Die Frauendiademe des Mittelalters und der Gegenwart, Kopfreife, die sich in der Mitte zu einer mehr oder weniger reich ausgebildeten Spitze erheben, stammen aus dem Orient. — Über vorgeschichtliche Diademe s. Metallzeit.

Diadóchen (griech., »Nachfolger«), die Feldherren Alexanders d. Gr., die seit seinem Tode 323 v. Chr. um den Besitz der von ihm beherrschten Länder langjährige Kriege führten. Die bedeutendsten unter ihnen waren: Antigonos und sein Sohn Demetrios Poliorketes, Antipatros und sein Sohn Kassandros, Ptolemäos, Seleukos, Lysimachos, Eumenes. Die Zeit dieser Kämpfe, die durch die Schlacht bei Ipsos 301 einen gewissen Abschluß erhielten, heißt die Diadochenzeit. Es entwickelte sich damals ein neues, auf griechischer Bildung beruhendes System von Staaten (s. die Karte »Reich Alexanders des Großen«, Bd. 1), die man als hellenistische zu bezeichnen pflegt. Die wichtigsten waren Ägypten unter den Ptolemäern, Syrien unter den Seleukiden und Makedonien unter den Nachkommen des Antigonos Gonatas, zu denen 282 v. Chr. noch das Reich von Pergamon unter den Attaliden kam. Alle diese Reiche wurden nach und nach dem römischen Reich einverleibt. Vgl. Droysen, Geschichte der D. (2. Aufl., Gotha 1878); Niese, Geschichte der griechischen und makedonischen Staaten seit der Schlacht bei Chäronea (das. 1893—1903, 3 Bde.); Kaerst, Geschichte des hellenistischen Zeitraums, Bd. 1 (Leipz. 1901).

Diadochit, Mineral, s. Eisensinter.

Diadumēnos, gefeierte Statue des griech. Bildhauers Polyklet, ein junger Wettkämpfer, der sich selbst die Siegerbinde umwindet. Er scheint das Gegenstück zu dem berühmten Doryphoros (s. d.) desselben Künstlers gewesen zu sein. Nachbildungen des D. sind in einer Farnesischen Statue und einer zweiten aus Vaison (beide jetzt im Britischen Museum) erhalten.

Diagenēse (griech.), Umbildung, speziell Umkristallisierung in den zum Absatz gelangenden Sedimenten während oder gleich nach ihrer Bildung, wodurch neue, von den zuerst gebildeten Absätzen verschiedene Mineralaggregate oder Gesteine entstehen. So sind nach Gümbel die kristallinischen Schiefer (Gneis, Glimmerschiefer ꝛc.) aus den Sedimenten der Urmeere durch D. entstanden. S. auch Erzlagerstätten.

Diaglymma, s. Diagramma.

Diaglyphisch (griech.), vertieft gestochen, gemeißelt; daher Diaglypten (Diaglyphen), in die Fläche einwärts gearbeitete Figuren, im Gegensatze zu den Anaglypten.

Diagnōse (Diagnōsis, griech.), Erkennung, Beurteilung; insbes. das Urteil, das sich der Arzt über das Wesen einer Krankheit bildet. Die Kunst, eine D. zu stellen, die Diagnostik, ermittelt die Art und das jeweilige Stadium der Krankheit; das Urteil über ihren mutmaßlichen Verlauf heißt Prognose (Vorhersage). Handelt es sich darum, unter zwei oder mehreren Möglichkeiten durch genaueste Sichtung aller Einzelerscheinungen die vorhandene Krankheit festzustellen, so spricht man von Differentialdiagnose. Die richtige D. ist Grundbedingung für ein rationelles Heilverfahren, daher die wichtigste, oft aber auch die schwierigste Aufgabe des Arztes. Um zu einer D. zu gelangen, beginnt der Arzt mit dem Krankenexamen über die Vorgeschichte und den ersten Anfang des Leidens (Anamnese). Dann berücksichtigt er die subjektiven Klagen des Patienten, die oft, aber durchaus nicht immer auf die erkrankten Organe hinweisen; endlich stellt er eine objektive Untersuchung mit physikalischen, chemischen oder optischen Hilfsmitteln an, die als physikalische Diagnostik den Hauptakt bildet. Das Ermitteln einzelner Symptome, wie Gelbsucht, Wassersucht, Fieber ꝛc., kann nicht als D. gelten, da die D. nur aus der Summe der Symptome gewonnen werden kann. In Berlin besteht ein nach dem Vorbild einer Moskauer Anstalt begründetes Institut für medizinische Diagnostik, das Ärzten diejenigen Hilfsmittel zur Verfügung stellt, die ihnen gewöhnlich nicht zugänglich sind. Es umfaßt eine bakteriologische, chemisch-mikroskopische, pathologisch-anatomische und physikalisch-physiologische Abteilung sowie ein Laboratorium für experimentelle Pathologie. Untersuchungen werden nur auf Antrag von Ärzten ausgeführt, doch soll das Institut auch Lehranstalt sein und die Fortbildung praktischer Ärzte fördern. Vgl. Eichhorst, Lehrbuch der physikalischen Untersuchungsmethoden innerer Krankheiten (4. Aufl., Berl. 1896); Leube, Spezielle D. der innern Krankheiten (6. Aufl., Leipz. 1901, 2 Bde.); Vierordt, Diagnostik der innern Krankheiten (6. Aufl., das. 1901); Wesener, Lehrbuch der chemischen Untersuchungsmethoden zur Diagnostik innerer Krankheiten (Berl. 1890); Derselbe, Medizinisch-klinische Diagnostik (das. 1892); Klemperer, Grundriß der klinischen Diagnostik (10. Aufl., das. 1902); Seifert u. Müller, Taschenbuch der medizinisch-klinischen Diagnostik (10. Aufl., Wiesb. 1899); Tappeiner, Anleitung zu chemisch-diagnostischen Untersuchungen (8. Aufl., München 1902); Jakob, Atlas der klinischen Untersuchungsmethoden nebst Grundriß der klinischen Diagnostik ꝛc. (2. Aufl., das. 1897); Ponfick, Topographischer Atlas der medizinisch-chirurgischen Diagnostik (Jena 1901 ff.). — In der Systematik des Pflanzen- und Tierreichs bezeichnet D. die Gesamtheit derjenigen Merkmale der Gattungen und Arten, die eben hinreichen, um die letztern von den übrigen Arten der Gattung, bez. die Gattung von den übrigen Gattungen der Familie zu unterscheiden.

Diagnostizieren (griech.), etwas, besonders eine Krankheit, aus den Merkmalen erkennen, die Diagnose stellen; diagnostisch, die Unterscheidung und Erkennung begründend.

Diagometer (griech.), veraltete Vorrichtung zum Messen der elektrischen Leitungsfähigkeit.

Diagonāl, Gewebe mit sichtbarem Grat, kommt in allen Materialien und in den verschiedensten Dichten und Garnnummern zur Ausführung. Z. B. Kammgarn-Damenkleiderstoff mit 35 Ketten- und 28 Schußfäden auf 1 cm; Kette 70,000 m, Schuß 40,000 m auf 1 kg. Streichgarndiagonal (Herrenstoff) mit 38/34 Fäden auf 1 cm; Kette 15—16,000 m, Schuß 12—13,000 m auf 1 kg.

Diagonalboote, s. Boot, S. 212.

Diagonāle (griech.), jede Gerade, die zwei nicht auf einer Seite des Vielecks liegende Ecken verbindet. Ist n die Anzahl der Ecken des Vielecks, so gibt es $\frac{1}{2}n(n-3)$ Diagonalen, beim Viereck also zwei. Ist das Viereck ein Rechteck, und haben zwei aneinanderstoßende Seiten die Längen a und b, so ist die Länge jeder D. (nach dem Pythagoreischen Lehrsatz [s. d.]) gleich $\sqrt{a^2+b^2}$, und beim Quadrat, wo b = a ist, wird sie gleich $a\sqrt{2}$. Bei einem von Ebenen begrenzten Polyeder oder Vielflach (s. d.) heißt D. jede Gerade zwischen zwei nicht in derselben Seitenfläche liegenden Ecken; ist n die Anzahl der Ecken, so erhält man die der Diagonalen, wenn man von $\frac{1}{2}n(n-1)$ die Anzahl der Kanten des Vielecks und die Zahl der in allen Seitenflächen enthaltenen Diagonalen abzieht.

Diagonalkraft, die Resultierende zweier Kräfte, s. Parallelogramm der Kräfte.

Diagonalmaschine, Vorrichtung zum Nachweis des Satzes vom Parallelogramm der Kräfte (s. d.). S. auch Dampfschiff, S. 464.

Diagonalrips, Damenkleiderstoff aus Seide, Kammgarn oder Streichgarn, bei dem schmale Querrippen diagonal fortrücken. Bindung s. Abbildung.

Diagonalschichtung, eine an Sand- und Kiesablagerungen sowie Sandsteinen häufige Art der Schichtung (s. d.).

Diagonalstab, s. Visierkunst.

Diagŏras, 1) berühmter Athlet aus Rhodos, Zeitgenosse Pindars, der ihm die siebente olympische Ode widmete. Als Hauptkämpfer in den vier großen Nationalspielen wiederholt Sieger, soll er in Olympia vor Freude über den Sieg zweier seiner Söhne gestorben sein.

2) D. der Melier oder Atheist, griech. Sophist in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr., von der Insel Melos gebürtig, war in jüngern Jahren fromm, ging aber zu völligem Unglauben über, weil er erfahren haben soll, daß ein großes Unrecht von den Göttern nicht bestraft wurde, und regte zu Athen durch beißenden Spott über die eleusinischen Mysterien das Volk so gegen sich auf, daß er um 415 fliehen mußte. Er soll in Korinth gestorben sein. Seine »Phrygioi logoi« waren wahrscheinlich eine Kritik der in Griechenlands Kulte aufgenommenen phrygischen Gottheiten und der Mysterien. Vgl. Münchenberg, De Diagora Melio (Halle 1878).

Diagramm (griech.), Linearzeichnung, Entwurf, Abriß, Skizze, gewöhnlich aber die in den Naturwissenschaften und der Statistik übliche graphische Darstellung der Veränderungen, die eine bestimmte Größe mit der Änderung einer zweiten erleidet. Beispielsweise sei der jährliche Gang der Temperatur für ein paar Orte, z. B. Jakutsk in Sibirien (62° 2′ nördl. Br.) und Söndmör in Norwegen (62° 30′ nördl. Br.), darzustellen. Die monatlichen Mitteltemperaturen beider Orte sind:

	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni
Jakutsk	−33,7	−28,5	−18,4	−6,8	2,2	10,2
Söndmör	− 3,6	− 1,1	0,7	2,4	6,4	9,5
	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
Jakutsk	13,4	10,9	3,3	−7,7	−22,7	−30,9
Söndmör	11,4	11,1	9,0	4,7	2,0	− 1,8

Man trage nun in Fig. 1 auf der Geraden 00 (der Abszissenachse) zwölf gleichlange Teile ab, die den einzelnen Monaten entsprechen und am Fuß der Figur mit J (Januar), F (Februar) ꝛc. bezeichnet sind;

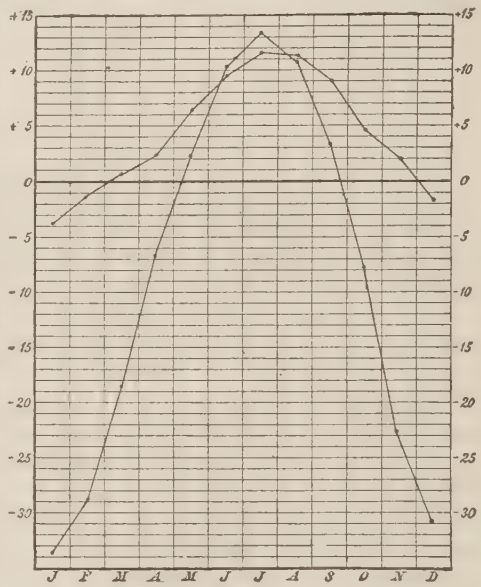


Fig. 1.

durch die Teilpunkte ziehe man Senkrechte zu der Linie 00. Auf der ersten Senkrechten links (der Ordinatenachse) trage man ferner beliebige, aber unter sich gleichlange Teile ab, die den Temperaturgraden entsprechen; dabei werden die Wärmegrade nach oben (+), die Kältegrade nach unten (−) abgetragen. Durch die Teilpunkte ziehe man Parallelen zur Abszissenachse 00. Man gebe nun in der Mitte zwischen je zwei aufeinander folgenden Vertikallinien Punkte an, die von der Abszissenachse 00 um 33,7, 28,5, 18,4, 6,8 Teile nach unten, um 2,2, 10,2, 13,4, ... Teile nach oben entfernt sind, die also die Mitteltemperaturen der einzelnen Monate für Jakutsk angeben, und verbinde je zwei aufeinander folgende Punkte durch eine Gerade oder auch alle Punkte durch eine stetig gekrümmte Linie. Das Steigen und Fallen des so gewonnenen Linienzugs gibt uns rascher als die tabellarische Zusammenstellung ein übersichtliches Bild von dem Gang der Temperatur im Lauf eines Jahres. Zeichnet man in dieselbe Figur auch die Zahlwerte für Söndmör ein (s. die bei −3,6 links anfangende Linie), so hat man ein sehr anschauliches Bild des Kontrastes zwischen den jährlichen Temperaturschwankungen im Innern eines großen Kontinents (Jakutsk) und am Meer (Söndmör).

In ganz ähnlicher Weise lassen sich auch andre meteorologische, physikalische, chemische, statistische und ähnliche Verhältnisse, z. B. in der Medizin der Verlauf des Fiebers, durch ein D. anschaulich machen. Man trägt dann immer eine gewisse Größe (die Zeit, Temperatur ꝛc.) als Abszisse ab, während die zugehörigen Werte der von ihr abhängigen Größe die Ordinaten bilden, deren Endpunkte man durch eine Kurve verbindet. Dies Verfahren ist oft das zweckdienlichste Mittel, Ordnung und Übersicht in die Fülle erfahrungsmäßig gefundener Zahlenwerte zu bringen. Solche Diagramme gestatten häufig noch weitere Schlüsse. Bei dem D., das z. B. der Indikator einer Dampfmaschine aufzeichnet, sind die Abszissen proportional dem Weg des Kolbens; die Ordinaten der Kurve aber geben den in jedem Punkte dieses Weges im Zylinder herrschenden Dampfdruck an; die Fläche zwischen Abszissenachse und Kurve ist dann der vom Dampf geleisteten Arbeit proportional. Stellt man irgend eine Bewegung graphisch dar, indem man als Abszissen die Zeit, als Ordinaten die Geschwindigkeiten aufträgt, so drückt die Fläche zwischen Abszissenachse und

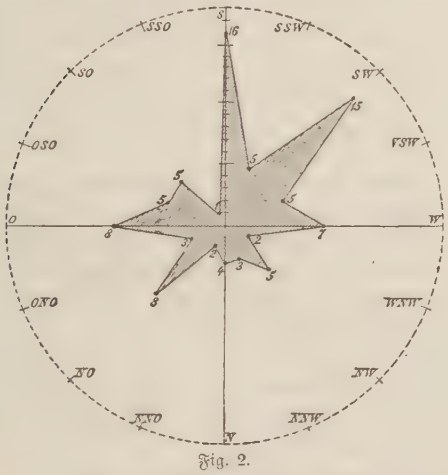


Fig. 2.

Kurve den zurückgelegten Weg aus, und wenn man an irgend einem Punkt eine Tangente an die Kurve legt, so ist die trigonometrische Tangente des Winkels, den diese mit der Abszissenachse einschließt, die Beschleunigung. In manchen Fällen, namentlich in der Meteorologie bei Darstellung der Verteilung des Windes auf die einzelnen Himmelsrichtungen, gibt man dem D. eine andre Anordnung: Ist z. B. an einem Orte bei täglich dreimaliger Beobachtung der Windfahne im Lauf eines Monats N. 3 mal, O. 8=, S. 16=, W. 7=, NO. 8=, SO. 5=, NW. 5=, SW. 15=, NNO. 2=, NNW. 3=, SSO. 1=, SSW. 5=, ONO. 3=, OSO. 5=, WNW. 2= und WSW. 5 mal beobachtet worden, so kann man dies bildlich darstellen, indem man in einem Kreis 8 Durchmesser zieht, die den 16 Richtungen der Windrose entsprechen (Fig. 2, wo aber nur 2 Durchmesser, von den andern bloß die Endpunkte angegeben sind). Auf jedem Halbmesser trägt man dann vom Mittelpunkt aus so viel gleichgroße Teile ab, als die Zahl der Beobachtungen ist, die auf die betreffende Windrichtung kommt. Die Endpunkte (denen in der Figur die Zahlen beigeschrieben sind) werden hierauf geradlinig verbunden. Die Figur (in der auf dem nach S. gerichteten Halbmesser auch der Maßstab angegeben ist) zeigt uns, namentlich wenn wir sie durch Schraffieren besser sichtbar machen, sehr deutlich das Vorherrschen der Winde aus dem Quadranten von S. nach W. Vgl. Statistik (Darstellungsmethoden). D. des Hipparchos ist die Zeichnung des Standes der Sonne, des Mondes und der Erde bei Finsternissen, nebst den dazu gehörigen Linien, durch die Hipparchos die Entfernung der Sonne und des Mondes von der Erde sowie die Parallaxe dieser beiden Himmelskörper zu finden lehrte. Über Blütendiagramme s. Blüte, S. 87.

Diagramma (Diaglymma, griech.), das Weltbild der Ophiten (s. d.), Höllendarstellung mit sieben von Tierdämonen bewachten Mauern, aus denen Christus die Seelen herausführt. Darüber stehen Darstellungen der obern Welten und Himmel des Vaters, Sohnes, der Liebe und Weisheit, ebenfalls in Gestalt von Kreisen und des Paradieses als Viereck; hierbei war die Weisheit (Sophia) geradeso wie der Fürst der Unterwelt als Schlange dargestellt. Dieses offenbar den siebenkreisigen Labyrinthen oder Trojaburgen (s. d.) des Altertums entlehnte Weltbild diente den Ophiten gleichzeitig als Symbol und Amulett. Die ausführlichste Beschreibung des D. gab Origenes (»Contra Celsum«, Bd. 6, 30—38).

Diagraph (griech.), Werkzeug zu perspektivischen Aufnahmen. D. von Gavart, s. Schädel.

Diagraphie (griech.), Verfahren, bei dem man mittels der Feder komplizierte Zeichnungen auf gummierten Taft paust, von dem sodann ein Überdruck auf Stein gemacht wird. Die D. wird für architektonische und topographische Zeichnungen verwendet. D. auch soviel wie Röntgenbild.

Diagrydium, s. Scammonium.

Diahot (»großer Fluß«), Hauptfluß von Neukaledonien, entspringt auf dem Zentralgebirge von Tao und mündet, 150 km lang, wovon 40 km schiffbar sind, in die Bai von Harcourt. An der Mündung, der die Insel Pam vorgelagert ist, ist er 1500 m breit.

Diakaustika (griech.), eine durch Brechung erzeugte Brennlinie, die durch die stetige Reihenfolge der Durchschnittspunkte der aufeinander folgenden, durch ein durchsichtiges Mittel gebrochenen Lichtstrahlen gebildet wird (vgl. Linse), im Gegensatze zu Katakaustika, einer durch Zurückwerfung von Lichtstrahlen an einer krummen Fläche erzeugten Brennlinie.

Diakel, soviel wie Diachylonpflaster, s. Bleipflaster.

Diaklasen (griech.), Gesteinsspalten, s. Lithoklasen und Absonderung (Textblatt zur Tafel).

Diakon (Diakonus, griech., »Diener«), im allgemeinen jeder, der Dienste leistet, besonders kirchliche; daher im Neuen Testament Name für eine den Bischöfen untergeordnete Klasse von Gemeindebeamten (Phil. 1, 1; 1. Tim. 3, 8—13), deren Obliegenheiten (Aufrechterhaltung der Ordnung beim Gottesdienst, Hilfe bei der Austeilung des Abendmahls) zuerst Justin der Märtyrer beschreibt. Weil man ihre Einsetzung Apostelgesch. 6, 1—6, dargestellt glaubte, überwies man ihnen auch die Sorge für Arme und Kranke und beschränkte ihre Zahl in jeder Gemeinde in der Regel auf sieben. Später erweiterten sich ihre Befugnisse; sie wurden den alttestamentlichen Leviten gleichgestellt, wie die Presbyter den Priestern, der Bischof dem Hohenpriester. So stellt das Diakonat in der katholischen Kirche den dritten Ordo dar, den Abschluß der Ordines majores (s. auch Archidiakonus). In der lutherischen Kirche ist D. (»Helfer«) bloßer Titel für einen Hilfsgeistlichen oder zweiten und dritten Pfarrer an einer Gemeinde; in der reformierten Kirche wurde

das Amt des D. als notwendiger Bestandteil der Kirchenverfassung betrachtet und wieder seinem ursprünglichen Sinn genähert. In neuerer Zeit nennt man Diakonen auch die berufsmäßig im Dienste der Innern Mission (s. d.) stehenden Laiengehilfen der evangelisch-kirchlichen Armen-, Kranken- und Gefangenenpflege (s. Bruderhäuser). Felddiakonen, s. d. — Diakonat, Amt, Würde, auch die Amtswohnung des Diakonen oder Hilfspredigers; diakonieren, als D. fungieren, namentlich den Altardienst versehen.

Diakonieverein, Evangelischer, s. Diakonissen.

Diakonissen (Diakonissinnen, »Dienerinnen«), in der alten Kirche Frauen, die für ihr Geschlecht das waren, was die Diakonen (s. d.) für die ganze Gemeinde, amtlich bestellte Armen- und Krankenpflegerinnen. Eine »Diakonin« findet sich bereits Röm. 16, 2; die Form »Diakonisse« ist spätern Ursprungs. Im Orient wurden die D. förmlich ordiniert, und es war ihnen der Unterricht der weiblichen Katechumenen, das Aus- u. Ankleiden der weiblichen Täuflinge, der Besuch der Kranken und Gefangenen, die Aufsicht über die Frauen in der Kirche und ähnliches übertragen. Seit dem 12. Jahrh. verschwinden sie im Orient, schon seit dem 9. im Okzident, wo überhaupt die Anstellung von Frauen für den Kirchendienst förmlich verboten wurde. Mit der Reformation kamen auch die ersten Keime des biblischen Diakonissenamtes wieder zum Vorschein, wie im Stift Keppel bei Siegen noch zu Lebzeiten Melanchthons und zu Wesel seit 1575. Das erste Diakonissenhaus der Neuzeit wurde vom Pfarrer Theodor Fliedner (s. d.) 13. Okt. 1836 in Kaiserswerth a. Rh. gegründet und damit der Anstoß zur Erneuerung des Diakonissenamtes in einer den veränderten Bedürfnissen angepaßten Form gegeben. Durch diese Wiederbelebung, bald unmittelbar, bald mittelbar angeregt, entstanden nach und nach in der ganzen protestantischen Welt an 100 selbständige Diakonissenhäuser, von denen 1901: 75 mit 14,501 Schwestern auf 5211 Arbeitsfeldern in der (1864 begründeten) Kaiserswerther Generalkonferenz (Organ: »Der Armen- und Krankenfreund«) zu gemeinsamer Vertretung ihrer Interessen zusammengefaßt waren. Dieser Verband zählte 1901 in Deutschland 48 Mutterhäuser mit 11,584 Schwestern, während in den übrigen Ländern zusammen nur 2907 Schwestern mit 27 Mutterhäusern arbeiteten. Hauptarbeitsfelder sind Gemeindepflege (1901: 2239), Krankenhäuser (1122), Kleinkinderschulen (896), Siechen- und Versorgungshäuser (313), Erziehungshäuser und Schulen (245), Mägdeanstalten (114). Die jährliche Einnahme betrug 1901: 13,455,153 Mk. Die bekanntesten und größten Mutterhäuser sind außer dem Kaiserswerther diejenigen in Berlin (Elisabeth-Krankenhaus 1837, Bethanien 1847), Bern (1845), Breslau (1850), Königsberg i. Pr. (1850), Riehen bei Basel (1852), Neuendettelsau in Bayern (1854), Stuttgart (1854), Hannover (1860) und das unter v. Bodelschwinghs (s. d. 3) Leitung rasch aufgeblühte Bielefeld (1870). Die »Schwestern« werden nach einer je nach Charakter und Vorbildung längern oder kürzern Probezeit kirchlich eingesegnet (Ordination); Gelübde finden nicht statt. Die Verbindung mit der Familie bleibt frei, ebenso Besitz und Verwaltung des Privatvermögens; doch hängen die Schwestern in fast militärischer Weise vom Mutterhaus ab, das über ihre Stellung und Sendung verfügt und sie dafür in Krankheit und Alter versorgt. Wollen sie in die Ehe treten, so müssen sie aus dem Mutterhaus ausscheiden; ebenso in der Regel, wenn sie zu pflegebedürftigen Eltern auf deren Wunsch zurückkehren. — Der Höhepunkt der Entwickelung des Diakonissenwesens in der beschriebenen Form scheint überschritten. Die Häuser nehmen zwar noch jährlich zu, aber der 1894 erreichte höchste Zuwachs an Schwestern um 7,6 Proz. war 1901 auf 4 Proz. herabgesunken. Die Einrichtung, daß die Schwestern nicht direkt dem Krankenhaus oder der Gemeinde, denen sie dienen, unterstellt sind, sondern dem Mutterhause (s. oben), und die dadurch ermöglichte Willkür, die 1901 das Mutterhaus in Kraschnitz (Schlesien) fast gesprengt hätte, entfremdet ihnen oft nicht nur die Arbeitgeber, sondern auch viele Schwestern, besonders der gebildeten Kreise, die auf selbständiges Urteilen und Entschließen nicht verzichten mögen (vgl. »Frei zum Dienst. Eine Diakonissengeschichte«, Leipz. 1902). Um diesem Mangel der Organisation abzuhelfen und eine dem modernen Empfinden entsprechendere Form des Frauendienstes zu finden, wurde 1894 von Professor Zimmer (s. d.) der im übrigen den gleichen Zwecken dienende Evangelische Diakonieverein (Leitung in Berlin-Zehlendorf) gegründet. Hier sind die Schwestern, deren Einsegnung der Trauung als Verpflichtung zu gegenseitiger Seelsorge entspricht, nicht wider ihren und ihrer Arbeitgeber Willen versetzbar. Vgl. Schäfer, Die weibliche Diakonie (2. Aufl., Hamb. 1887—93, 3 Bde.); Wacker, Der Diakonissenberuf (Bd. 1 in 3. Aufl., Gütersl. 1899; Bd. 2, das. 1902); Disselhoff, Das D.-Mutterhaus zu Kaiserswerth und seine Töchterhäuser (n. Ausg., Kaiserswerth 1903).

Diakope (grch.), Längshiebwunde im Schädel ohne Substanzverlust; in der Rhetorik soviel wie Tmesis.

Diakos, Athanasios (eigentlich der Diakonus A.), griech. Freiheitskämpfer, geb. 1788 in Mussonitza, Geistlicher, war der erste Palikare des Odysseus (s. d.). Er wurde 1820 von den Truppen als dessen Nachfolger zum Armatolen von Livadia ernannt, war 1821 erster Führer des Aufstandes in Osthellas, fiel Anfang Mai zu Alamana bei Thermopylä in die Gefangenschaft des Omer Vryonis und wurde, als er den Übertritt zu den Türken zurückwies, gepfählt. Sein Tod wurde in Volksliedern und Dramen verherrlicht.

Diakovár, s. Djakovár.

Diakria, Landschaft in Attika (s. d.).

Diakrise (griech.), Absonderung, Trennung, Unterscheidung; in der Medizin soviel wie Diagnose; diakritisch heißt ein charakteristisches Symptom, welches eine Krankheit von allen andern unterscheidet.

Diakritische Zeichen, Schriftzeichen, die einesteils die richtige Aussprache der Wörter (wie z. B. im Französischen die cédille), andernteils das Verständnis des Sinnes erleichtern sollen, wie die Interpunktionszeichen, Klammern ꝛc. In grammatischen Werken werden d. Z. vielfach angewendet, um die genaue Aussprache zu bezeichnen, wie z. B. das geschlossene und das offene e als e̬ und ę geschieden werden (vgl. Lautlehre).

Diaktinismus (griech.), veralteter Ausdruck, die Durchdringbarkeit der Körper für chemisch wirksame (aktinische) Lichtstrahlen; D. ist sehr verschieden von dem Grade der Durchsichtigkeit und besonders vollkommen bei Bergkristall, farblosem Flußspat u. Steinsalz.

Diakustik (griech.), früher gebräuchlicher Ausdruck für die Lehre von der Fortpflanzung des Schalles.

Dialekt (griech., Mundart) heißt erstens eine Sprache insofern, als neben ihr andre, mit ihr enger verwandte Sprachen bestehen, mit denen zusammen sie ein einheitliches Ganzes bildet. Gewöhnlich wird dieses Ganze kollektiv die Sprache (z. B. »die deut-

sche, die griechische Sprache«) genannt, der gegenüber dann der betreffende Teil als Abart erscheint. Nach dieser Richtung hin sind die Begriffe Sprache und D. durchaus schwankend und vielfach miteinander vertauschbar, da auch das Ganze, eine Dialektgruppe, wieder andern verwandten Sprachen gegenüber als D. erscheinen kann. Daß der Ausdruck D. da nicht mehr gebraucht werden dürfe, wo die gegenseitige Verständlichung in der Sprache aufhöre, ist eine willkürliche Bestimmung, der der tatsächliche Sprachgebrauch, namentlich der der Wissenschaft, nicht entspricht. Zweitens spricht man von den Dialekten im Gegensatze zu der über ihnen stehenden Hochsprache oder Schrift- und Literatursprache. Diese ist stets aus einem D. oder auch durch Mischung aus mehreren oder allen zugleich hervorgegangen. Zwischen D. und Hochsprache gibt es aber überall mannigfache Übergangsstufen, und gewöhnlich stellt auch ein und derselbe Mensch aus der Klasse der Gebildeten mehrere dieser Mittelstufen zugleich dar, indem seine Alltagssprache eine andre ist als die, die er z. B. als Amtsperson, als öffentlicher Redner u. dgl. gebraucht. Es besteht gewöhnlich eine Art von mehr oder weniger bewußter Rivalität zwischen D. und Hochsprache. Auch kommt es vor, daß, wenn die Pflege der letztern vernachlässigt wird, oder wenn sie sich künstlich gegen die Dialekte absperrt, ein D. zum Rang einer Hochsprache aufsteigt und die bis dahin gültige Hochsprache verdrängt. So haben z. B. die lateinischen Volksdialekte, welche die Fortsetzung der anfangs nur in Rom gesprochenen Volksmundart waren, die sogen. romanischen Mundarten, die lateinische Hochsprache im Mittelalter überwunden und sind selber Schrift- und Literatursprachen geworden. Die Hochsprache muß, um sich auf die Dauer erhalten zu können, mit den Dialekten in lebendiger Fühlung bleiben und sich immer aus ihnen als dem ewig frischen Quell durch Herübernahme treffender Bezeichnungen, angemessener Wortflexionen u. dgl., erneuern. Aus diesen Gründen ist es ein Zeichen oberflächlicher Auffassung, die Dialekte als bloße »Patois« für der Beachtung unwert zu halten. Sie empfehlen sich vielmehr der emsigen Durchforschung des Gelehrten (J. Grimm, A. Schmeller, K. Weinhold) wie auch der künstlerischen Handhabung von seiten des Dichters (R. Burns, Jasmin, Hebel, F. Reuter, die altgriechischen Dialektdichter, wie Sappho, Anakreon ꝛc.). Über die deutschen Dialekte s. Deutsche Sprache, S. 741.

Dialektik (griech.), eigentlich die Kunst der Unterredung und Gesprächsführung; in dem Sprachgebrauch der Philosophie anfangs die Kunst eines regelmäßigen wissenschaftlichen Verfahrens mit Begriffen, also soviel wie Logik. Allmählich bildete sich aber der Sprachgebrauch dahin um, daß man unter D. die Kunst des logischen Scheins, die Fertigkeit verstand, den Gegner durch die falsche Anwendung logischer Formen, versteckte Fehlschlüsse ꝛc. zu täuschen. So wurde die D. von den Sophisten geübt. Der Erfinder der D. als Unterredungskunst soll Zeno sein. Nach ihm haben sie Platon und Aristoteles, jeder nach eigner Ansicht, bestimmt; jenem ist sie die Methode des höchsten spekulativen Denkens, das seinen Gegenstand in reinen Begriffen vollständig durchdringt, diesem die Kunst, einen Gegenstand durch Denken von allen Seiten zu betrachten, in welchem Sinne sie vorzüglich bei den Scholastikern gelehrt wurde. In der neuern Philosophie hat Hegel die D. für die dem philosophischen Denken allein angemessene Methode erklärt, indem er darunter die Aufzeigung der dem Gegenstand selbst innewohnenden Widersprüche versteht, kraft deren alles Endliche in sein eignes Gegenteil umschlägt, um sich aus dieser Diremtion zu einer höhern, reichern Einheit wieder zusammenzufassen. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch versteht man unter D. in guter Bedeutung die angewandte Logik, in übler die sophistische Disputierkunst.

Dialektikon (griech., Dialogismus), Redefigur, bestehend aus einer Frage und der darauf folgenden Antwort, die der Redner selbst erteilt, um entweder eine Behauptung zu begründen oder zu widerlegen. Eine Häufung solcher Fragen und Antworten nennt man Hypophora (s. d.).

Dialektologie (griech.), die Lehre von den Mundarten, Dialektkunde.

Diallāg, Mineral, s. Augit, S. 113.

Diallaggranulit, s. Granulit.

Diallēle (griech.), Zirkel- oder Kreisschluß, ein Fehler im Denken, wo man nicht vorwärts schreitet, sondern sich um einen Punkt dreht, z. B. wenn der zu beweisende Satz zugleich als Beweisgrund gebraucht wird.

Dialōg (griech.), Unterredung, Gespräch, gegenseitige mündliche Mitteilung verschiedener, auch einander widerstreitender Ansichten über einen Gegenstand; auch ein Schriftwerk oder Teil desselben in der Form einer solchen Unterredung. Der D. eignet sich vorzüglich zur Untersuchung des Wesens von Begriffen und einzelnen Gegenständen durch das Interesse, das die der dramatischen Handlung ähnliche fortschreitende Bewegung der Erörterung gewährt. Damit dies Interesse nicht gestört werde, muß der Darsteller jede Ansicht in ihrer ganzen Kraft und naturgemäß durch die Personen, die den D. führen, entwickeln und seine Ansicht als ein notwendiges Ergebnis aus dem Gespräch selbst hervorgehen lassen. Der Stil des Dialogs muß die Natürlichkeit, die Kürze und die lebhaften Wendungen eines gebildeten Gesprächs nachahmen, ohne sich, sei es in die Zerrissenheit unablässig sich durchkreuzender Fragen und Antworten, sei es in die Breite ausgedehnter Reden, zu verirren. Man unterscheidet den poetischen D. vom prosaischen. Der poetische D. wird zum dramatischen, wenn er die Darstellung einer Handlung begleitet. Zum prosaischen D. rechnet man zuvörderst die theoretische Gesprächsform, deren Gegenstand eine wissenschaftliche Erörterung ist; hierhin gehört insbes. der philosophische D. Der konversatorische D. bezweckt bloß Unterhaltung für den Augenblick und gesellige Mitteilung. Der Charakterdialog geht aus auf die Schilderung und Veranschaulichung von Personen. Den philosophischen D. bearbeiteten von den Neuern unter den Deutschen Lessing (»Ernst und Falk«), M. Mendelssohn (»Phädon«), Engel, Herder, Klinger, Jacobi, Schelling (»Clara, oder der Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt«), Solger, Fries (»Julius und Evagoras«), Melchior Meyr (»Emilie. Drei Gespräche über Wahrheit, Güte und Schönheit«, »Gespräche mit einem Grobian«) u. a. Im komischen und satirischen D. ahmte Wieland den Satiriker Lukianos glücklich nach. Unter den Italienern haben sich in dieser Form Petrarca (in seinem Buch »De vera sapientia«), Machiavelli, Gelli, Algarotti und Gasp. Gozzi ausgezeichnet; bei den Franzosen Malebranche, Fénelon und Fontenelle, die den Lukianos nachahmten. Unter den Engländern folgten George Berkeley und Rich. Hurd dem Platon, James Harris dem Cicero. In der dramatischen Poesie ist der D. dem Monolog (s. d.) entgegengestellt; im Singspiel bildet er

den Gegensatz von Gesangstücken, also die Redepartien. Vgl. R. Hirzel, Der Dialog. Ein literarhistorischer Versuch (Leipz. 1895, 2 Bde.).

Dialogisieren (dialogieren), etwas dialogisch behandeln, in Gesprächsform darstellen; Dialogist, ein Dialogenschreiber.

Dialogismus (griech.), s. Dialektikon.

Dialogit, Mineral, soviel wie Manganspat.

Dialypetalen, soviel wie Choripetalen.

Dialysator, s. Osmose.

Dialyse (griech., »Auflösung«), das zum Tod führende Schwinden der Kräfte; die Trennung verschiedener Stoffe durch Osmose (s. d.). Dialysieren, auflösen, ein Gemisch verschiedener gelöster Substanzen der D. unterwerfen; dialytisch, auflösend.

Dialyt, dialytisches Fernrohr, s. Fernrohr.

Dialytisch (limmatisch) heißen Gesteine, deren Bestandteile nicht durch mechanische Zerreibung, sondern durch chemische Zersetzung präexistierender Gesteine entstanden sind (z. B. Kaolin und gewisse Tongesteine). Sie sind mit den semiklastischen und klastischen Gesteinen (s. d.) durch alle Übergänge verknüpft.

Diamagnetisierungszahl
Diamagnetismus
Diamagnetometer } s. Magnetismus.

Diamánt (Demant, griech. u. lat. adamas; hierzu Tafel »Diamanten«), Mineral, kristallisiert tesseral, meist in Oktaedern, Rhombendodekaedern und Achtundvierzigflächnern, in diese oft krummflächig und dadurch kugelförmig, lose oder einzeln eingewachsen, selten derb in faserigen oder feinkörnigen, porösen, durch Graphit meist dunkelgefärbten Aggregaten (Karbonat, Carbonado, Bort). Er ist sehr spröde, auf dem Bruch muschelig, nach den Flächen des Oktaeders ausgezeichnet spaltbar, vom spez. Gew. 3,5 und in seiner großen Härte (10) nur dem kristallisierten Bor vergleichbar. Der D. ist farblos und wasserhell, häufig auch grau, bräunlich und gelb, selten schwarz, rot, grün und blau. Das Licht bricht der D. sehr stark, auch hat er ein großes Farbenzerstreuungsvermögen, und diesen Eigenschaften verdankt er sein »Feuer« und Farbenspiel, das bei passendem Schliff zu voller Geltung gelangt. D. besteht aus Kohlenstoff (wie Graphit und Holzkohle), ist in den gewöhnlichen Lösungsmitteln unlöslich und sehr widerstandsfähig gegen chemische Agenzien; er erträgt in sauerstofffreien Gasen sehr hohe Temperatur, wandelt sich aber schließlich in Graphit um; bei Zutritt der Luft erhitzt, verbrennt er zu Kohlensäure. Viele Diamanten enthalten Einschlüsse wie Graphit, Rutil, Titaneisen, Eisenglanz und andre Eisenerze 2c.

Der D. findet sich, zuweilen zusammen mit Korund, Epidot, Eisenerzen, häufig mit Quarz und Chalcedon, vorzugsweise auf sekundärer Lagerstätte, in Schichten, die sich aus Trümmern von primären diamantführenden Gesteinen gebildet haben, und teils lockere Sande, teils durch ein Bindemittel verkittete Sandsteine und Konglomerate darstellen. In Indien liegen die Fundorte hauptsächlich am Ostabfall des Dekhangebirges. Die großen historischen Diamanten stammen von Golkonda am untern Lauf des Kistnah, wo auch heute noch bei Kollur 2c. D. gefunden wird; hier sowohl als bei Cuddapah am Panar, bei Banaganpilly, bei Wairaghar am Wajnganga, einem Nebenfluß des Godavery, bei Sambalpur am Mahanady und besonders bei Panna im Bandelkhand findet sich der D. in alten, vielleicht silurischen Sandsteinen und Konglomeraten und in den Ablagerungen der Flüsse. Weit ärmer ist das Vorkommen auf Borneo. In Brasilien findet sich D. besonders in dem Staate Minas Geraes und zwar sowohl in dem sandsteinähnlichen Itakolumit als in den wesentlich aus diesen hervorgegangenen Konglomeraten (Cascalho, Tapanhoacanga), Geröllen, Sanden und tonigen Massen. Begleiter des Diamanten sind Gerölle und Geschiebe von braunen eisen- und titanhaltigen Mineralien (sogen. Favas, braune Bohnen, Erbsen), Quarz, Jaspis, Turmalin, Chrysoberyll, Rutil, Zirkon, Magnetit, Pyrit, Topas und viele andre Silikate, Gold, Lazulith, Pfilomelan, Monazit, Ytterspat. Auch in den Staaten Bahia, São Paulo, Goyaz und Matogrosso findet sich D., besonders in Seifenablagerungen, im Sand und Kies der Flüsse. Die in der Technik mit den Namen Karbon, Carbonado oder kurzweg schwarzer D. bezeichnete Diamantvarietät, die durch eine grauschwarze, zuweilen ins Rötliche gehende Farbe, fettartigen Glanz, durch ihre feinkörnige bis dichte Struktur und daher durch Zurücktreten oder scheinbares Fehlen der Spaltbarkeit sowie durch eine hierdurch bedingte größere Härte ausgezeichnet ist und deshalb zum Besatz von Kronen der Tiefbohrmeißel und zum Abdrehen von Schmirgelscheiben sich besonders gut eignet, ist in ihrem Vorkommen wesentlich auf die Provinz Bahia beschränkt. Sie findet sich hier

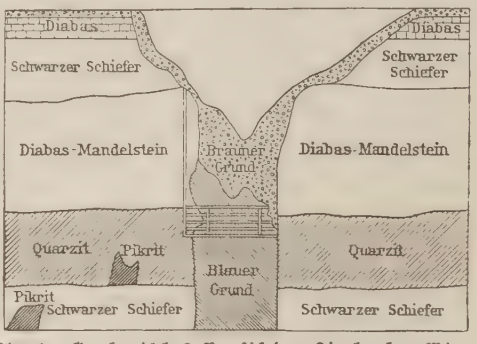


Fig. 1. Geologisches Profil der Kimberley-Mine.

in kleinen, etwa 2—500 mg schweren Körnchen, seltener auch in größern, ganz ausnahmsweise Taubeneigröße erreichenden Geröllen in dem Flußbette des Paraguassu und San José und im Cascalho, an den Gehängen der Sierra da Cincora, zusammen mit Rutil, Brookit, Hämatit, Ilmenit, Magnetit, Cyanit, Turmalin, Zirkon und Topas. Hier kommt auch kugelförmiger kristallinischer D. mit rauher Oberfläche, sogen. Bort, vor. In Südafrika kommt D. außer in Flußsanden im Bereich der Karrooformation in schlot- oder kraterähnlichen Vertiefungen vor, die an die Maare der Eifel erinnern (Fig. 1). Sie sind erfüllt von einer an der Oberfläche gelbbraunen, in der Tiefe blaugrauen Erde. Diese besteht vorwiegend aus Bruchstücken eines blaugrauen serpentinartigen, aus einem Olivinfels (Kimberlit) durch Zersetzung hervorgegangenen Eruptivgesteins, verkittet durch ein Bindemittel von ähnlicher Zusammensetzung und enthält viele eckige Bruchstücke der die Karrooformation zusammensetzenden Gesteine (s. Tafel »Edelsteine«, Fig. 7.). Man sieht jetzt allgemein den blauen Grund als ein mit Fragmenten des durchbrochenen Nebengesteins erfülltes, stark zersetztes Eruptivgestein (Kimberlit) an. Ob der D. ein in diesem Gestein bei seiner Festwerdung entstandener Gemengteil ist oder aus andern in der Tiefe anstehenden, von jenem Gestein durchbrochenen diamantführenden

Die größten Diamanten.

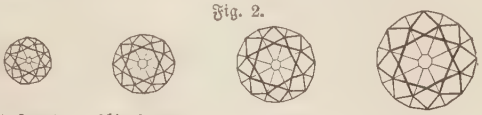
1. Großmogul, 280 Karat. — 2 u. 11. Regent oder Pitt, im französischen Kronschatz, 136,25 K. — 3 u. 5. Florentiner, im Schatz des österreichischen Kaisers, 139,5 K. — 4 u. 12. Stern des Südens, aus Brasilien, in Privatbesitz, 125,5 K. — 6. Sancy, im Besitz des russischen Kaisers, 53 K. — 7. Grüner Diamant, im Grünen Gewölbe zu Dresden, 40 K. — 8. Kohinur, im englischen Kronschatz; alte Form, 186 K.; 10, neue Form, 106 K. — 9. Blauer Diamant, von Hope, 44,25 K.

Gesteinen (Eklogit ꝛc.) herrührt oder endlich durch Einwirkung des Kimberlitmagmas auf eingeschlossene Bruchstücke von kohlenhaltigen Schiefern der Karrooformation sich gebildet hat, ist noch nicht entschieden. Die meist horizontal gelagerten Schichten, die durch die vulkanische, jetzt mit blauem Grund erfüllte Röhre durchbrochen werden, sind von unten nach oben schwarzer, kohlereicher Schiefer (Blackshale), Quarzit, in denen Gänge diabasartigen Gesteins eindringen: Diabasmandelstein, schwarzer Schiefer, Diabas, Alluvium. Der D. ist ziemlich unregelmäßig durch den ganzen Grund verbreitet; er beträgt in den noch bauwürdigen Teilen etwa ein Zweimillionstel bis ein Vierzigmillionstel des Ganzen. Begleitet wird er von Titaneisen, Magneteisen, Chromeisen, Granat (Kaprubin), Chromdiophid, Enstatit, Olivin, Zirkon, Saphir, Cyanit, Topas, Schwefelkies, Biotit; der sonst so häufige Quarz fehlt. Die Kapdiamanten sind im Durchschnitt viel größer als die brasilischen und indischen und zeigen meist einen kaum merklichen Stich ins Bräunliche, doch kommen auch ganz weiße und bläuliche, seltener schwarze vor. Die letztern, sogen. Jappers, zeigen meistens, wie der sogen. Bort, eine fein- bis grobkristallinische Struktur bei mehr oder weniger stark zurücktretender Spaltbarkeit. Man gewinnt sie jetzt durch regelrechten Bergbau mit allen maschinellen Mitteln und sehr vollkommenen Waschvorrichtungen besonders bei Kimberley in Westgriqualand und bei Jagersfontein und an andern Orten im ehemaligen Oranje-Freistaat. Am Ural hat man als große Seltenheit D. in Goldseifen gefunden; auch das Vorkommen in Nordamerika (Georgia, Nord- und Südcarolina, Kalifornien ꝛc.) ist ohne besondere Bedeutung. Etwas reichlicher findet sich D. in Neusüdwales. Ein sehr auffallendes Vorkommen von D. ist das in Meteoriten. Zuerst wurde D. in einem 1886 bei Nowo Urei im russischen Gouvernement Pensa gefallenen Stein nachgewiesen, der neben Olivin, Augit, Nickeleisen und dunkler kohliger Substanz D. in sehr kleinen hellgrauen Körnern, etwa 1 Proz. der ganzen Masse, enthält; später hat man ihn dann vorzugsweise in Meteoreisen (von Cañon Diablo in Arizona, von Toluca in Mexiko, von Carcote in Chile, ꝛc.) gefunden und erkannt, daß kleine wesentlich aus Graphit bestehende Würfel in dem Meteoreisen von Arva (Ungarn), die G. Rose 1846 für eine besondere Modifikation des Kohlenstoffs gehalten und Cliftonit genannt hatte, Pseudomorphosen von Graphit nach D. darstellen. Das Vorkommen von D. in Meteoreisen hat zu einer künstlichen Darstellung von D. geführt, die früher oft vergeblich versucht worden war. Während sich der Kohlenstoff aus dem bei 2—3000° mit Kohlenstoff gesättigten Eisen beim Erkalten z. T. als Graphit ausscheidet, kristallisiert er nach Moissan als D. aus, wenn man das Eisen unter sehr hohem Druck rasch erkalten läßt. Aus dem erkalteten Eisen erhielt Moissan bei Auflösung bis ½ mm große Diamantkristalle. Ferner hat Luzi beobachtet, daß auch eine Silikatschmelze von der Zusammensetzung des Kimberlits Kohlenstoff (auch in Form von D.) auflöst, der sich aber beim Erkalten nicht als D., sondern als Graphit wieder ausscheidet; bei Anwendung einer Olivinschmelze, in der Kohle aufgelöst wurde, hat Friedländer jedoch kleine Kristalle (von 1—10 Tausendstel Millimeter Durchmesser) von D. dargestellt. Übrigens enthalten nach Franck auch viele Stahlsorten D., und zwar bildet sich im Stahl um so reichlicher D., bei je höherer Temperatur er erzeugt wird.

Die Aufsuchung der Diamanten (Diamantwäscherei) ist sehr kostspielig. Die Kleinheit der allermeisten Diamanten macht in Verbindung mit ihrer Seltenheit das Auswaschen und sorgfältige Durchsuchen einer Menge Erde notwendig. In Indien wäscht man die diamantführende Erde, um Sand und Ton wegzuspülen, bringt den Rückstand, auf eine festgestampfte Tenne, läßt ihn trocknen und schließlich die darin befindlichen Diamanten durch nackte Arbeiter aussuchen.

Lange Zeit begnügte man sich, die natürlichen Flächen der Diamanten zu polieren (Spitzsteine); seitdem aber Ludwig van Berguen 1456 die Kunst entdeckte, den Steinen künstliche Flächen zu geben und sie auf rotierenden Scheiben mit ihrem eignen Pulver (Diamantbort, Bort) zu schleifen, kamen ihre optischen Eigenschaften erst zu voller Geltung. Man schleift Diamanten hauptsächlich zu Brillanten und Rosetten (s. Edelsteine) und benutzt die größern für sich als Schmucksteine, die kleinsten zum Karmesieren, Einfassen andrer Edelsteine. Die Figur 2 gibt das

Fig. 2.



1 Karat. 2½ Karat. 5 Karat. 10 Karat.

Gewicht der Steine von dargestellter Größe bei regelmäßigem Brillantschliff. Der Wert der Diamanten richtet sich nach Farbe, Reinheit, Schnitt und Gewicht. Am höchsten im Preis stehen die farblosen, niedriger die roten, gelben, grünen, blauen (Phantasiesteine), am niedrigsten die schwärzlichen, bräunlichen, stahlfarbigen und unrein bläulichen. Südafrika liefert gegenwärtig die größten Diamanten, die Mehrzahl derselben ist gelblich, doch kommen auch farblose mit einem Stich ins Gelbliche (kapweiße) sowie völlig farblose Steine vor, die selbst das viel gerühmte Blauweiß der indischen und brasilischen Diamanten besitzen. Diamanten vom ersten Wasser sind die vollkommen wasserhellen, ohne allen Fehler, vom zweiten Wasser die zwar wasserhellen, jedoch hier und da trübe Stellen, Wolken oder Federn darbietenden, vom dritten Wasser (kouleurte) die grauen, braunen, gelben, grünen, blauen oder schwärzlichen oder die zwar wasserhellen, aber sonst beträchtlich fehlerhaften Stücke. Steine von bedeutender Größe heißen Parangons oder Nonpareils, auch Solitäre, die kleinen Salzkörner. Nach der Regel von Linscotius multipliziert man zur Ermittelung des Wertes eines Steines die Anzahl seiner Karate mit sich selbst und das Produkt mit dem Preis eines Karats. Diese für Steine bis zu 20 Karat anwendbare Regel hat heute alle Gültigkeit verloren. 1550 wurde das Karat auf 350 Mk., 1762 auf 180 Mk. und 1772 auf 300 Mk. geschätzt. 1865 zahlte man 450 Mk. für das Karat, seit der Entdeckung der Kapdiamanten (1867) ist aber der Preis noch stärker gesunken als bei der Entdeckung der brasilischen Diamanten 1727. Brasilien lieferte 1850—70 jährlich gegen 170,000 Karat im Werte von 7 Mill. Mk. In neuester Zeit ist die Produktion sehr bedeutend zurückgegangen. In Südafrika wurde Anfang der 1870er Jahre die Diamantwäscherei ungemein lebhaft betrieben, in Kimberley waren 1876 außer den eingebornen Arbeitern 20,000 Gräber und 4000 Händler angesiedelt. Seitdem man aber in größere Tiefen dringen mußte und der Preis des Diamanten stark gesunken

ist, ging die Produktion herab und wurde durch den südafrikanischen Krieg völlig lahm gelegt. Es scheint, als ob mit der Tiefe der Minen die Zahl der Diamanten und ihre Größe wächst. Die Diamantschleiferei wird hauptsächlich in Amsterdam und Antwerpen ausgeführt, seit 1875 auch in Hanau. Betrügereien im Diamantenhandel sind verhältnismäßig leicht zu entdecken. Es werden Dubletten und andre farblose Edelsteine untergeschoben, die aber sämtlich dem Diamanten an Härte, Glanz und Farbenspiel weit nachstehen. Sehr häufig geht Quarz und Bergkristall als D. (böhmischer, Schaumburger, rheinischer, okzidentalischer, Marmaroser D., Paphos-D., Arkansas-D., braun: Alençon-D.), viel seltener Hyazinth (Matura-D.), Zirkon, Phenakit, weißer Saphir, Topas, Aquamarin. Sehr schöne Effekte erreicht man mit künstlichen Diamanten (Similibrillanten ꝛc.), dem bleireichen Glas (s. Edelsteine), das wenigstens bei künstlicher Beleuchtung an Glanz und Farbenspiel dem Diamanten nahekommt, aber sehr weich ist und bei häufigem Gebrauch bald von seiner Schönheit verliert.

Die technische Benutzung des Diamanten wird immer ausgedehnter. Der Glaser schneidet mit den beilförmig gebogenen Kristallkanten des Diamanten das Glas; in der Lithographie graviert man feine englische Schrift auf Visiten- und Adreßkarten, auf Wechseln, Rechnungen ꝛc. mit einem scharfen, spitzen Diamanten. Kupfer- und Stahlstecher ziehen mit Diamanten feine Luftlinien auf der Platte. Die feinen Teilungen auf Silber- und Messingrädern und auf Glas zu den Messungen bei mikroskopischen Untersuchungen werden ebenfalls mit spitzen Diamanten gemacht. In der Glaskunstindustrie dient der D. zum Gravieren. In Achat und andre harte Steine, auch in Porzellan bohrt man Löcher mit Diamantstücken. Festes Gestein bohrt man mit einem Röhrenbohrer, der vorn mit Diamanten besetzt ist. Ferner dient D. zum Nachdrehen harter Stahlzapfen an Instrumenten, zum Abdrehen von Schmirgelscheiben. Für letztere Zwecke wird der sogen. schwarze D. (s. oben) benutzt.

Die Kenntnis des Diamanten reicht hoch in das Altertum hinauf. Schon in der Bibel wird er unter dem Namen Schamir bei Jeremias als Graviergriffel, bei Hesekiel und Zacharias als Bild der israelitischen Hartnäckigkeit angeführt. Adamas (der Unbezwingliche) hieß der D. bei Griechen und Römern. Plinius führt ihn als das Wertvollste unter allen menschlichen Gütern auf. Der D. zeige vor allem die Erscheinung der Antipathie und Sympathie. Der unbezwingliche D., der zwei der heftigsten Dinge in der Natur, Eisen und Feuer, nicht achte, werde durch Bocksblut gesprengt. In frischem warmen Blut maceriert, lasse er sich auf dem Amboß zu Teilchen zersprengen, mit denen der Steinschneider in jede Materie, so hart sie auch sei, graviere. Mit dem Magnet liege er in solchem Streit, daß er ihm selbst das Eisen entreiße. Er entkräfte das Gift, vertreibe den Wahnsinn ꝛc. Größere Verbreitung nach dem Westen haben die Diamanten erst seit den Einfällen der Ghasnawiden nach Indien gefunden, und bis 1728 kamen sämtliche Diamanten von dort. Die Verbrennlichkeit des Diamanten, obwohl schon früher bekannt, wurde 1694 von Averami und Taglioni mit Hilfe von Brenngläsern erwiesen, und 1773 zeigte Lavoisier, daß der D. zu Kohlensäure verbrennt. Viele der durch Schönheit oder Größe ausgezeichneten Diamanten haben ihre Geschichte. Der größte D. (Exzelsior) von 971,75 Karat ist bläulichweiß und wurde 1893 zu Jagersfontein, Mine in Südafrika, gefunden. Der Rajah von Matane auf Borneo besitzt einen noch ungeschliffenen D. von 367 Karat, der 1740 bei Landak auf Borneo gefunden wurde. Der Nizam von 340 Karat, in Golkonda gefunden, gehört dem dortigen Rajah. Der Großmogul (Tafel, Fig. 1) von 280 Karat, im 16. Jahrh. ebendaselbst gefunden, soll roh 780 Karat gewogen haben. Er befindet sich jetzt im Besitz des Schah von Persien. Der berühmteste ist der Kohinur, d. h. Lichtberg. Die Sage der Inder läßt ihn schon vor 5000 Jahren von dem Helden Karna, den das Epos »Mahâbhârata« besingt, im Kriege getragen werden. Der Herrscher von Malwa, Alaed din Khilji, erbeutete ihn zu Anfang des 14. Jahrh. auf seinen Raubzügen nach Nordkarnatik und nahm ihn nach Dehli mit. Er soll 672, nach andern 793 Karat gewogen haben. 1665 wog er, durch das Ungeschick eines venezianischen Steinschleifers zerteilt, nur noch 280 Karat (Tafel, Fig. 8). Den Kohinur entführte Nadir Schah 1739 bei der Plünderung Dehlis nach Afghanistan, von wo er in den Besitz des Maharadscha Rundschit Singh und nach dem Untergang des Reiches der Sikh in den der Ostindischen Kompagnie kam, die ihn 1850 dem englischen Kronschatz übergab. Er wog damals 186 Karat und hatte eine ähnliche Form wie der Orlow. Durch Schleifen in Brillantform hat sich sein Gewicht bis 106 1/16 Karat verringert (Tafel, Fig. 10). Der Orlow an der Spitze des russischen Kaiserzepters (Textfig. 3), von 193 Karat, ist von

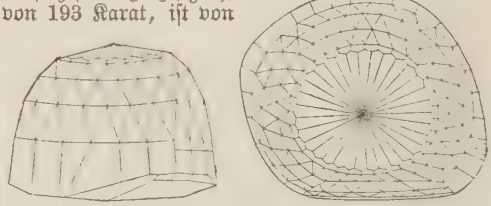


Fig. 3. Diamant Orlow, links Seitenansicht, rechts von oben.

unvorteilhaftem Schliff, aber von ausgezeichnetstem Wasser. Sein größter Durchmesser beträgt 3,378 cm, seine Höhe 2,18 cm. Er stammt aus dem Thronsessel Nadir Schahs und wurde nach dessen Ermordung durch einen armenischen Kaufmann angekauft, von dem er 1772 für 450,000 Silberrubel und einen russischen Adelsbrief in den Besitz der Kaiserin Katharina II. überging. Zu den schönsten Diamanten gehören noch der »Florentiner« oder »Großherzog von Toskana« (Tafel, Fig. 3 u. 5) von 139,5 Karat, etwas gelblicher Farbe und als reich facettierter Briolett geschliffen. Er gilt für den größten Diamanten Karls des Kühnen, wurde von diesem 1476 in der Schlacht bei Granson verloren, gelangte aus Privathänden in den mailändischen Schatz, dann an Papst Julius II. und findet sich jetzt im Schatz des Kaisers von Österreich. Der Schah der russischen Krone bildet ein unregelmäßiges Prisma von 86 Karat. Auch der Sancy (Tafel, Fig. 6) von nur 53 Karat, aber erstem Wasser stammt von Karl dem Kühnen, der ihn 1477 in der Schlacht bei Nancy verlor. Durch viele Hände gelangte der Stein an den hugenottischen Edelmann Sancy. Als dieser nach Solothurn als Gesandter ging, erhielt er von Heinrich III. den Befehl, ihm als Pfand jenen Diamanten zu schicken. Der Diener, der ihn überbringen sollte, wurde unterwegs ermordet, nachdem er den Diamanten verschluckt hatte. Sancy ließ den Leichnam öffnen und fand den Edelstein im

Magen. Jakob II. besaß ihn, als er 1688 nach Frankreich kam. Später war er im Besitz Ludwigs XIV. und Ludwigs XV., der ihn bei seiner Krönung trug. 1835 wurde er um 500,000 Rubel für den russischen Kaiser angekauft. Er befindet sich jetzt im Besitz eines indischen Fürsten. Le Jubilee aus den Minen von Jagersfontein wiegt 239 Karat. Der Stern von Südafrika, 1869 am Vaalfluß gefunden, wog 83,5 Karat, wiegt geschliffen 46,5 Karat und gehört der Herzogin von Dudley. Steine von 100 Karat sind in Südafrika nicht selten. Für den vollkommensten und schönsten Brillanten gilt allgemein der Regent oder Pitt (Tafel, Fig. 2 u. 11) von 136,75 Karat, reinstem Wasser und vollendetstem Brillantschliff. Er wurde bei Golkonda gefunden, wog ursprünglich 410 Karat, wurde von einem Matrosen an den Gouverneur des Forts St. George, namens Pitt, verkauft und gelangte von diesem an den Herzog von Orléans. Zur Zeit der französischen Revolution war er in Berlin beim Kaufmann Treskow verpfändet. Später zierte er den Degenknopf Napoleons I., und noch jetzt befindet er sich im französischen Staatsschatz. Der größte in Brasilien gefundene D. (1853), ein Brillant von reinstem Wasser, wog 254,5 Karat, wiegt aber nach dem Schnitt nur noch 125,5 Karat und ist als »Stern des Südens« bekannt. Er befindet sich im Besitz eines indischen Rajah (Tafel, Fig. 4 u. 12). Einen schönen blauen Diamanten von 44¼ Karat besitzt der Bankier Hope in Amsterdam (Tafel, Fig. 9). Ein blauer D. von 67 Karat befand sich unter Ludwig XIV. im französischen Kronschatz, wurde 1792 gestohlen und ist seitdem verschwunden. Es wird behauptet, daß aus diesem Stein der Hopediamant und ein im Besitz des Herzogs von Braunschweig befindlicher D. geschliffen sei. Ein blaßblauer D. von 40 Karat befindet sich in der bayrischen Schatzkammer, einen grünen Diamanten von 40 Karat (Tafel, Fig. 7) besitzt das Grüne Gewölbe in Dresden, wo auch gelbe und rote Diamanten zu finden sind. Vgl. Rose, Über die Kristallisation des Diamanten (Berl. 1877); Jacobs und Chatrian, Monographie du diamant (Par. 1880); Dieselben, Le D. (das. 1883); Jannetaz und Fontenay, D. et pierres précieuses (das. 1880); Streeter, The great diamonds of the world (Lond. 1882); Boutan, Le D. (Par. 1886); Luzi, Über den D. (Berl. 1893); Reunert, Diamonds and gold in South Africa (Lond. 1893); Williams, The diamond mines in South Africa (das. 1902).

Diamant, in der Buchdruckerei die kleinste der üblichen Schriftarten (s. d.); ihr Kegel hält vier typographische Punkte (Halbpetit). — Im Festungsbau ein Spitz- (Trennungs-) graben, den man in Festungen längs der mit Scharten versehenen Mauer anlegte, um den Gegner an der Benutzung der Scharten zu hindern.

Diamantbindung, eine Bindung, bei der die Köperlinien strahlenartig auseinandergehen, wird bei Seiden-, Halbseiden-, Wollen-, Halbwollen- und Baumwollenstoffen angewendet.

Diamantbohrer, Diamantbohrkrone, s. Tiefbohren und Gesteinsbohren.

Diamantbort, s. Diamant, S. 865.

Diamantbrunnen, s. Felsenbrunnen.

Diamante, Juan Bautista, span. Theaterdichter, geb. 1626 in Madrid, war Ritter des Ordens des heil. Johannes von Jerusalem und starb gegen Ende des 17. Jahrh. in asketischer Zurückgezogenheit. Dramatische Werke von ihm erschienen zu Madrid 1670 und 1674. Er nahm, wie Lope de Vega und Guillen de Castro, seine Stoffe aus dem nationalen Leben und der Geschichte Spaniens und bearbeitete sie im volksmäßigen Ton. Zweien seiner am berühmtesten gewordenen Stücke liegen Sagen aus dem Leben des Cid zu Grunde, wovon »El honrador de su padre« in ganzen Szenen mit Corneilles »Cid« wörtlich übereinstimmt. Nach Schacks Ansicht sollte es dem Franzosen zum Muster gedient haben, während das erst in neuerer Zeit ermittelte Geburtsjahr des Dichters das umgekehrte Verhältnis sicherstellt, da Corneilles »Cid« bereits 1636 zur Aufführung gelangte und seine Abhängigkeit von Guillen de Castro außer Frage steht (s. Castro 3). D. dichtete auch geistliche Schauspiele und Singspiele (zarzuelas), wie »Alpheo y Arethusa«. Einige Dramen von D. (darunter das oben besprochene) stehen im 49. Bande der »Biblioteca de autores españoles« (Madr. 1859).

Diamantene Hochzeit, entsprechend der silbernen und goldenen Hochzeit die Wiedereinsegnung eines seit 60 Jahren verheirateten Paars.

Diamantfarbe, Mischung von Graphit mit Leinölfirnis zum Anstrich auf Eisenwaaren.

Diamantflavin, ein gelber Beizenfarbstoff von der Formel $HO.C_6H_4.C_6H_4NNC_6H_3.OHCOOH$, der durch Kuppelung von Tetrazodiphenyl mit Salizylsäure und Kochen des Produkts mit Wasser erhalten wird, um die noch vorhandene Diazogruppe gegen Hydrazyl zu vertauschen. Diamantgelb ist ein beizenziehender gelber Farbstoff aus Diazobenzoesäure und Salizylsäure.

Diamantin, Schleifpulver aus geglühter Tonerde oder fein gestoßenem, glashartem Stahl.

Diamantina (früher Tejuco, »Lehmstadt«), Stadt im brasil. Staat Minas Geraes, 1223 m ü. M., Mittelpunkt eines reichen Diamantendistrikts (jährlich 3—4 Mill. Mk. Umsatz), ist Bischofsitz, hat Diamantenschleifereien, Goldschmiedewerkstätten, Baumwollweberei, Ledermanufaktur und zählt 14,000 Einw. (das Municipium D. [1890] 42,414).

Diamantino, Stadt im brasil. Staat Matogrosso, an einem Quellbach des Paraguay, 1730 von Goldsuchern gegründet, blühte nach Entdeckung von Diamanten 1746 eine Zeitlang, ist aber neuerdings sehr zurückgegangen.

Diamantmühle, s. Exzelsiormühle.

Diamantquadern, in der Architektur Quadersteine, auf deren Stirnseiten diamantartige Buckeln zu dekorativem Zweck ausgemeißelt sind.

Diamantschliff, in der Glasfabrikation das Schleifen des Glases zu Facetten, wie sie beim Edelsteinschliff üblich sind, um schöne Lichtwirkungen zu erzielen.

Diamantschnee (Diamantstaub), feine, in der Luft schwebende, glitzernde Eiskristalle, besonders bei großer Kälte und in nördlichen Gegenden.

Diamantschwarz, ein schwarzer Farbstoff zum Färben von Wolle, wird durch Diazotieren von Amidosalizylsäure, Kuppelung des Produkts mit αNaphthylamin, abermaliges Diazotieren und Kuppelung mit αNaphtholsulfosäure dargestellt.

Diamantspat, soviel wie spätiger Korund (s. d.).

Diamantstaub, s. Diamantschnee.

Diamastigosis (griech.), die jährliche Geißelung der spartanischen Knaben am Altar der Artemis Orthia, angeblich eingeführt von Lykurg statt der im Dienste der Göttin üblichen Menschenopfer, zugleich als Mittel der Abhärtung gegen körperliche Schmerzen. Wer am längsten standhaft aushielt, wurde als Sieger geehrt, wer den Streichen erlag, mit dem Siegeskranz öffentlich begraben.

Diamer, Berg im Himalaja, s. Nanga Parbat.

Diameter (griech.), Durchmesser (s. d.); diametral (entgegengesetzt) bezeichnet einen so völligen Gegensatz, wie ihn die Endpunkte eines Kreisdurchmessers vom Kreismittelpunkt aus gesehen darbieten.

Diamid, s. Hydrazin.

Diamidoazine, s. Phenazine.

Diamidoazobenzōl, s. Diazobenzol.

Diamidodiphenyl, soviel wie Benzidin.

Diamidophenazine, s. Phenazine.

Diamidophenole $C_6H_3(NH_2)_2OH$ entstehen bei Reduktion von Dinitrophenolen mit Zinn- und Salzsäure, sind im freien Zustand nicht bekannt und bilden kristallisierbare, in Wasser leicht lösliche Salze, deren Lösungen durch Oxydationsmittel tiefrot gefärbt werden. Salzsaures Diamidophenol (Amidol) wird in der Photographie als Entwickler für Bromsilberpositive und -Negative benutzt.

Diamine, organische Basen, die im Molekül zwei Amidogruppen (NH_2) enthalten, wie z. B. Äthylendiamin $C_2H_4(NH_2)_2$. D. der Fettsäurereihe entstehen aus den Dihalogenderivaten zweiwertiger Radikale und Ammoniak (Äthylenbromid $C_2H_4Br_2$ gibt mit $2NH_3$ Äthylendiamin $C_2H_4[NH_2]_2$ und 2HBr), aromatische D. entstehen durch Reduktion von Nitroderivaten aromatischer Kohlenwasserstoffe. Die D. sind zweisäurige Basen, die mit 2 Äquivalenten Säure neutrale Salze bilden. Beim Erhitzen der salzsauren Salze bilden sich unter Austritt von Ammoniak Imine mit ringförmigem Kern. Pentamethylendiamin (Cadaverin) $(CH_2)_5(NH_2)_2 = CH_2<\begin{matrix}CH_2.CH_2.NH_2\\CH_2.CH_2.NH_2\end{matrix}$ gibt NH_3 und Piperidin $CH_2<\begin{matrix}CH_2.CH_2\\CH_2.CH_2\end{matrix}>NH$.

Diaminogenblau, aus Acetyldiamidonaphthalinsulfosäure durch Diazotieren, Kuppeln mit Naphthylamin, abermaliges Diazotieren und Kuppeln mit Naphtholsulfosäure oder Naphtholdisulfosäure dargestellter Farbstoff (GG und G). Mit Amidonaphtholsulfosäure wird Diaminogenschwarz (vgl. Azoschwarz) erhalten. Aus den Diaminogenfarbstoffen wird schließlich die Acetylgruppe durch Verseifen entfernt. Die Diaminogenfarbstoffe färben direkt auf Baumwolle und werden auf der Faser nochmals diazotiert und für Blau mit β Naphthol, für Schwarz mit Phenylen- oder Tolylendiamin gekuppelt. Die erhaltenen Färbungen sind gegen Licht und Seife hervorragend echt.

Diamorphōse (griech.), Durch- oder Ausbildung, Gestaltung zu einer bestimmten Form.

Diana, Affe, s. Meerkatze.

Diana, altitalische Göttin des Lichtes, der freien Natur mit ihren Bergen, Wäldern, Quellen und Bächen und der Geburt (in letzterer Eigenschaft führte sie wie Juno den Namen Lucina), also der griechischen Artemis (s. d.) verwandt und daher mit dieser sowie mit der ihr verglichenen Hekate (s. d.) im Laufe der Zeit vollständig verschmolzen. Ihr berühmtestes Heiligtum befand sich bei Aricia in einem Hain (nemus, daher sie schlechthin Nemorensis bezeichnet wurde) bei dem heutigen See von Nemi, dem sogen. »Spiegel der D.« Hier wurde neben ihr ein männlicher Dämon, Virbius (s. d.), verehrt, den man später für den wiederbelebten Liebling der Artemis, Hippolytos, hielt. Der Oberpriester (Rex nemorensis) war immer ein entlaufener Sklave, der seinen Vorgänger im Zweikampf mit dem Ast eines bestimmten Baumes erschlagen haben mußte. Wegen dieses blutigen Brauches verglichen die Griechen die D. Aricina mit der taurischen Artemis, deren Bild Orestes dorthin gebracht habe. Sie wurde vorzugsweise von Frauen verehrt, die zu ihr um glückliche Geburt und eheliches Glück zu beten pflegten. In Rom war ihr angesehenster Tempel der auf dem Aventin von Servius Tullius als Bundesheiligtum der Latiner angelegte. Diese D. wurde völlig mit der Schwester des Apollon gleichgesetzt und bei den Säkularspielen 17 v. Chr. ganz als Artemis verehrt. Ein Rest des alten Unterschieds erhielt sich darin, daß man ihr Kühe opferte und ihren Tempel mit Rinderhörnern, nicht mit Hirschgeweihen schmückte, während Artemis die Hirschkuh heilig war. Außerdem war in Italien besonders der Tempel der D. am Berg Tifata berühmt; auf seinen Trümmern steht die Kirche Sant' Angelo in Formis bei Capua. Durch ihre Gleichsetzung mit Hekate wurde sie im Volksglauben auch zur Zaubergöttin. Als solcher wurde ihr noch in christlichen Zeiten bei Nacht auf Kreuzwegen und in Höhlen von Priestern und Frauen geopfert, und man glaubte, daß die Zauberweiber mit der Göttin auf wilden Tieren durch die Luft ritten. Über die bildlichen Darstellungen der D. s. Artemis.

Diana (auch Luna), in der alten Chemie Bezeichnung für Silber.

Diana (span., von dia, »Tag«), auf österreichischen, italienischen, französischen und spanischen Kriegsschiffen die Morgenwachen von 4—8 Uhr; D. schlagen, soviel wie Reveille schlagen.

Diana, 1) D. von Poitiers, die Geliebte König Heinrichs II. von Frankreich, geb. 3. Sept. 1499, gest. 22. April 1566, die älteste Tochter von Jean de Poitiers, Herrn von Saint-Vallier, vermählte sich, 13 Jahre alt, mit Ludwig von Brézé, Großseneschall der Normandie, ward 1531 Witwe und benutzte nun ihre Reize, um den weit jüngern Dauphin Heinrich an sich zu fesseln. Nach Heinrichs II. Thronbesteigung (1547) herrschte sie unbeschränkt. Sie brachte die Geschäfte in die Hände des Connetable Montmorency, des Marschalls Saint-André und des Kardinals Karl von Guise, mit dessen Bruder, dem Herzog Claude von Aumale, sie ihre zweite Tochter vermählte. Sie selbst ward 1548 zur Herzogin von Valentinois erhoben. D. nahm persönlich an der Ketzerverfolgung teil und legte dabei einen wilden Fanatismus an den Tag. Nach dem Tode des Königs (1559) mußte sie den Hof verlassen und lebte fortan auf ihrem prächtigen, von Philibert Delorme erbauten Schloß Anet. G. Guiffrey veröffentlichte »Lettres inédites de Diane de Poitiers« (Par. 1865). Vgl. Capefigue, Diane de Poitiers (Par. 1860).

2) D. von Frankreich, Herzogin von Angoulême, geb. 1538, gest. 1619 ohne Nachkommen, natürliche Tochter Heinrichs II. und der Piemontesin Philippine Duc (nach andern der D. von Poitiers), vermählte sich, nach einer sorgfältigen Erziehung legitimiert, mit Orazio Farnese, Herzog von Castro, dem zweiten Sohn Ludwigs, Herzogs von Parma und Piacenza, später mit Franz von Montmorency, dem ältesten Sohn des Connetables. Während der bürgerlichen Kriege bewies sie Klugheit und Festigkeit. Ihren Gatten hielt sie von den Greueln der Bartholomäusnacht fern und söhnte ihren Bruder Heinrich III. mit dem König von Navarra (1588) aus. Nachdem D. noch die Erziehung des nachmaligen Königs Ludwig XIII. geleitet hatte, zog sie sich vom Hofe zurück.

Dianagewehr, soviel wie Jagdgewehr.

Diandrae, einstmalige Ordnung des natürlichen Pflanzensystems unter den Gamopetalen, charakteri-

fiert durch zwei- oder viergliederige Blütenkreise, umfaßt nur die Familie der Oleazeen, die gegenwärtig der Ordnung der Kontorten (s. d.) angeschlossen wird.

Diandrus (griech.), »zweimännig«, besonders angewandt bei Blüten mit zwei freien Staubgefäßen, daher Diandria, die zweite Klasse des Linnéschen Systems, Pflanzen mit zweimännigen Blüten umfassend; in mehreren Klassen Bezeichnung der Ordnung.

Dianenamsel, s. Drossel.

Dianenbaum (Arbor Dianae), s. Silber.

Dianenburg, Jagdschloß, s. Moritzburg.

Dianenorden, eine im Mittelalter für ausgezeichnete Leistungen auf der Jagd verliehene goldene oder silberne Medaille mit Dianenbild auf der einen und einem Hirsch auf der andern Seite. Es war das Ordenszeichen für die Mitglieder des Dianabundes, der, von der Ritterschaft in Westfalen gegründet, mit dem Verfall des Ritterwesens zu Grunde ging. Dianenpriester (Verbrüderungen eheloser Jäger) gab es zuerst in der Normandie, im 18. Jahrh. auch in Österreich, Schwaben und Neapel, bis zu den Tagen Murats; ihr Abzeichen war ein kleines goldenes Jagdhorn.

Diano Marina, Stadt in der ital. Provinz und dem Kreis Porto Maurizio, malerisch an einem Bergabhange nahe dem Ligurischen Meer und an der Eisenbahn Genua–Nizza gelegen, hat einen Hafen, Öl- und Weinbau, eine Werkstätte für transportable Eisenbahnen und zählt (1901) 1859 Einw. D. hat ebenso wie das nordwestlich auf isoliertem Bergkegel gelegene Diano Castello (928 Einw.) durch das Erdbeben vom 23. Febr. 1887 stark gelitten.

Dianthin, s. Fluorescein.

Dianthus *L.* (Nelke), Gattung aus der Familie der Karyophyllazeen, meist ausdauernde, oft halbstrauchige Kräuter mit meist grasartig schmalen, oft blaugrünen Blättern, schönen, roten oder weißen, häufig wohlriechenden Blüten in lockern oder gedrängten endständigen Blütenständen und einfächerigen, vielsamigen Kapseln, kommt in etwa 230 Arten, meist im Mittelmeergebiete, durch Mitteleuropa u. Sibirien bis Japan und zum Himalaja, durch Abessinien bis zum Kap vor. D. barbatus *L.* (Bartnelke, Büschelnelke), in Südeuropa, eine sehr schöne Zierpflanze mit 30—60 cm hohem Stengel, lanzettförmigen Blättern und zahlreichen Blumen in dichten Endbüscheln, wird in vielen Varietäten kultiviert. D. chinensis *L.* (Chinesernelke), ein- oder zweijährig, mit aufrechtem Stengel, einzelnen, sehr schönen Blumen und linienlanzettförmigen Blättern, wächst in China. Die prachtvollen, mit allen Nuancen von Rot, Purpur, Schwarz u. Weiß außerordentlich zierlich gezeichneten, sowohl einfachen als gefüllten, bis 8 cm im Durchmesser haltenden Blumen machen sie zu einer sehr geschätzten Zierpflanze, besonders die var. Heddewigii. D. Carthusianorum *L.* (Kartäuser- oder Blutnelke, Blutströpfchen), mit karminroten, in Köpfchen gehäuften Blüten, wächst in Mitteleuropa auf trocknen Hügeln, Wegrändern, Felsen. D. plumarius *L.* (Feder- oder Pinksnelke), ausdauernd, in Südosteuropa, mit linealisch pfriemlichen, meergrünen Blättern und sehr wohlriechenden, weißen oder blaßroten Blüten, in gefüllten, farbigen Spielarten wechselnd, wird häufig zum Einfassen der Beete benutzt. D. superbus *L.* (Prachtnelke), mit zu zwei und mehr stehenden, blaßlila oder blaß rosenroten, am Grunde der Platte mit grünlichem Fleck gezeichneten Blüten und fiederspaltig-vielteiligen Blumenblättern, wächst an Waldrändern und auf trocknen Wiesen im gemäßigten Europa und Asien und ist als Zierpflanze zu empfehlen. D. deltoides *L.* (Stein-, Heidenelke), mit einzelnen rosen- oder purpurroten Blumen mit gezacktem, dunklerm Ring und weißen Punkten, steht auf trocknen Grasplätzen, Rainen in fast ganz Europa. Zu den schönsten Alpenpflanzen gehören D. alpinus *L.* und D. glacialis *Hänke* (Gletschernelke), s. Tafel »Alpenpflanzen«, Fig. 5, von dicht rasigem Wuchs und mit zahllosen Blüten. D. caryophyllus *L.* (Gartennelke, Grasblume), in Südeuropa auf Felsen und altem Gemäuer, im mittlern Europa hier und da verwildert, hat einzeln stehende, sehr angenehm gewürzhaft riechende Blüten und treibt zahlreiche ästige, verlängerte Stämmchen. Die zahlreichen Varietäten gehören zu den beliebtesten Zierblumen. Man unterscheidet: einfarbige, in allen Hauptfarben; Salamander, bei denen die Zeichnungsfarbe über das ganze Blatt punktiert erscheint; Feuerfaxen, mit zwei ineinander vertuschten Zeichnungsfarben; Flameusen, mit nur einer Zeichnungsfarbe; Pikotten, auf weißem oder gelbem Grund gestrichelt; Bandblumen, mit breiten Bandstreifen auf dem ganzen Blatte (Dubletten, mit einer Zeichnungsfarbe, Bizarden, mit mehreren Zeichnungsfarben); Konkordien, mit farbigem Grund und derselben, nur dunklern oder hellern Zeichnungsfarbe. Am beliebtesten sind die Remontantnelken, die während des Sommers mehrmals blühen, und solche Sorten, die in Gewächshäusern und Zimmern auch im Winter blühen. Vgl. »System der Gartennelke, gestützt auf das Weißmantelsche Nelkensystem« (Berl. 1827).

Diantre (franz., spr. djängtr, euphemistisch für diable), Teufel, »Deixel«, besonders bei Ausrufen.

Diapāson (so viel wie »durch alle«), griech. Name der Oktave als des »alle (nämlich die sieben Stufen der diatonischen Skala) umfassenden« Intervalls. Bei den Franzosen ist D. (normal) die Normalstimmungshöhe (Kammerton) u. wird daher auch für die Stimmgabel gebraucht; auch ist D. Bezeichnung für die Mensur der Instrumente, die Maßverhältnisse der Entfernung der Tonlöcher, Klappen, Saitenlängen ꝛc.

Diapédesis (griech.), die Auswanderung von Blutkörperchen durch die unverletzte Wandung der feinsten Blutgefäße, spielt besonders bei der Entzündung eine große Rolle.

Diapente (griech.), bei den Griechen und den Musikern des Mittelalters die reine Quinte; D. cum semitonio, die kleine Sexte; D. cum tono, die große Sexte; D. cum ditono, die große Septime; D. deficiens, die verminderte Quinte.

Diaphān (griech.), durchscheinend, durchsichtig. Daher Diaphanbilder oder Diaphanien (Leuchtbilder), durch Tränken mit Firnis (Diaphanlack) durchscheinend gemachte farbige Lithographien ꝛc., die auf eine oder zwischen zwei Glasplatten geklebt werden. Durch Einpressen von Metall- oder gehärteten Gelatinereliefs in Papier werden ebenfalls durchscheinende Bilder erzeugt, die Ähnlichkeit mit den Wasserzeichen des Papiers haben. über Porzellandiaphanien s. Lithophanie. Diaphanradierungen werden erzielt durch Zeichnen mit der Radiernadel auf einer mit Ätzgrund überzogenen und durch Anräuchern geschwärzten Glasplatte, die als Negativ dient zur Herstellung von Kopien dieser Radierung auf photographischem Wege.

Diaphanität, s. Durchsichtigkeit.

Diaphanometer (griech.), von Saussure angegebener Apparat zur Messung der Schwächung des Lichtes durch die Atmosphäre. Auf einer weißen Scheibe

von 2 m Durchmesser ist ein schwarzer Kreis von 0,6 m Durchmesser gezeichnet, auf einer zweiten weißen Scheibe von 0,2 m ein Kreis von 0,06 m Durchmesser. Absorbierte die Luft kein Licht, so müßten die Entfernungen, in denen die Kreise bei gleich starker Beleuchtung dem Beobachter verschwinden, in demselben Verhältnis stehen wie ihr Durchmesser. Der große Kreis verschwindet aber verhältnismäßig früher, weil bei größerer Entfernung infolge der Lichtabsorption der Kontrast der schwarzen Scheibe und des weißen Grundes geringer wird. Genauere Resultate als das Saussuresche D., das wegen der für verschiedene Entfernungen verschiedenen Öffnung der Pupille des Auges nicht zuverlässig ist, liefern die von de la Rive und Wild konstruierten Apparate (vgl. Atmosphäre, S. 51). Zur Messung der Durchsichtigkeit des Meerwassers benutzt man einen geschlossenen Apparat mit äußerst lichtempfindlichen photographischen Platten, die in bestimmter Tiefe der Einwirkung des in das Wasser eindringenden Sonnenlichtes ausgesetzt werden (vgl. Meer).

Diaphonīe (griech.), das »Auseinanderklingen«, Gegensatz von Symphonie, in der Musik der alten Griechen soviel wie Dissonanz, dissonierendes Intervall; im Mittelalter soviel wie Organum (s. d.).

Diaphŏra (griech.), in der Rhetorik die Andeutung oder Darlegung des »Unterschiedes« oder der Unähnlichkeit zweier Dinge; dann die Wiederholung eines Wortes in verschiedener, besonders in verstärkter Bedeutung; z. B. »Jeden Menschen, wenn er nur ein Mensch ist, muß dieses rühren«.

Diaphorēsis (griech.), das Schwitzen; Diaphoretika, schweißtreibende Mittel.

Diaphorīt, Mineral, s. Freieslebenit.

Diaphragma (griech.), das Zwerchfell (s. d.); in der Optik die Blende (s. d.); in galvanischen Elementen die poröse Scheidewand, welche die beiden Flüssigkeiten voneinander trennt.

Diaphragmenströme, elektrische Ströme, die beim Durchströmen einer Flüssigkeit durch einen porösen Körper entstehen.

Diaphtherin (Oxychinaseptol) $C_{24}H_{28}SN_2O_{10}$ entsteht bei Einwirkung von Schwefelsäure und Phenol auf Orthooxychinolin, bildet bernsteingelbe, sechsseitige Säulen, riecht schwach phenolartig, löst sich sehr leicht in Wasser, sehr schwer in kaltem Alkohol und schmilzt bei 85°. Es wirkt sehr stark antiseptisch, und seine die Entwickelung hemmende Wirkung ist der der Karbolsäure und des Lysols überlegen. Es ist relativ ungiftig u. wird arzneilich angewendet. Vgl. Stabel, Über Desinfektionswert, pharmakologische Wirkung und Anwendung des Oxychinaseptols (Münch. 1893).

Diaphthŏra (griech.), Verderbnis, Absterben.

Diaphysе (griech.), Mittelstück eines Knochens (s. d.); in der Botanik, s. Durchwachsung.

Diaplasma (griech.), Bähung.

Diapnoë (griech.), Hautausdünstung.

Diapositiv, positives photographisches Transparentbild, das man in der Durchsicht betrachtet, wird häufig für Projektionsbilder im Skioptikon benutzt.

Diapsalma, s. Hypopsalma.

Diapsēphisis (griech.), im alten Athen die Abstimmung eines Demos über die Rechtmäßigkeit des Bürgerrechts der Gemeindeglieder. War sie ungünstig, so wurde der Betroffene aus dem Bürgerverband ausgestoßen und in den Stand der Schutzverwandten verwiesen. Er konnte dann noch an den obersten Gerichtshof appellieren, wurde aber als Sklave verkauft, wenn jener die Abstimmung bestätigte. Die älteste bekannte D. fällt ins Jahr 445 v. Chr., wobei von sämtlichen Demen 4760 Leute ausgestoßen wurden.

Diaptŏmus, im Süßwasser häufige Gattung der Ruderfüßer (s. d.).

Diarbekr (Diarbekir), Hauptstadt des gleichnamigen Wilajets, 37,500 qkm mit 471,500 Einw., in der asiat. Türkei (Kurdistan), am rechten Ufer des Tigris unter 37° 55′ nördl. Br., 620 m ü. M., ist Residenz des Paschas, Sitz eines chaldäischen und jakobitischen Patriarchen und eines griechischen Bischofs. Die von einer starken, mit 72 Türmen besetzten Mauer umgebene Stadt wird durch eine auf hohem Basaltfelsen gelegene Zitadelle (Itsch Kale) verteidigt. Die mit flachen Dächern versehenen Häuser steigen terrassenartig auf. D. hat 16 z. T. alte und berühmte Moscheen. Die 34,000 Einw. sind meist Kurden und Armenier. D. treibt ansehnlichen Handel in Rohprodukten, während die Industrie, von Leder abgesehen, nur für den Lokalbedarf arbeitet. Die nahen Gebirge liefern Blei, Kupfer und Eisen. — Im Altertum hieß die Stadt Amida, und noch jetzt nennen die Türken sie offiziell Kara Amid (»Schwarz-Amid«, wegen der dunkeln Farbe der Mauern). Kaiser Konstantin umgab sie mit Wällen und Türmen, aber der Sasanide Sapor II. eroberte sie 359. Justinian nahm sie wieder und befestigte sie von neuem. Eine zweite Belagerung brachte sie abermals in die Gewalt der Perser, und von diesen kam sie um 640 in die Hände der Araber vom Stamm Bekr, von dem die Umgegend das Land Bekr genannt wurde, ein Name, den man später auf die Stadt übertrug. 958 ward sie von den Byzantinern nochmals erobert, und 1001 bis 1085 stand sie unter der unabhängigen Herrschaft einer Kurdendynastie, der »Söhne Merwans«, die von dem Turkmenen Ortok gestürzt und durch dessen Dynastie ersetzt ward; aus dieser herrschten 21 Fürsten über D. (1085—1408). Nach der Plünderung der Stadt durch Timur (1394) folgte eine zweite Herrschaft von Turkmenen, bis Schah Ismail el-Safi 1502 auf den Trümmern ihres Thrones den seinigen errichtete. 1515 wurde die Stadt von Selim I. erobert und dem osmanischen Reich einverleibt.

Diarchie (griech., auch Biarchie), Doppelherrschaft, Zweiherrschaft, Herrschaft von zwei Regenten zu gleicher Zeit, entweder als Mitregenten, wie die beiden Könige in Sparta, oder als Gegenregenten, z. B. Gegenkaiser, Gegenpäpste.

Diaerēsis (griech.), Trennung, Zerreißung, z. B. Haemorrhagia per diaeresin, Blutung durch Gefäßspaltung, Verwundung. — In der Grammatik die getrennte Aussprache aufeinander folgender Vokale, wie in »Aida«. Als Zeichen dafür dienen zwei über den zweiten Vokal gesetzte Punkte (Puncta diaereseos, griech. trema), »Aïda«, lat. aër (Luft), Benzoë ꝛc. In der Rhetorik ist D. soviel wie Partitio.

Diarium (lat.), Tagebuch, Kladde; Diaria (nämlich febris), tägliches (Quotidian-) Fieber.

Diarium Europaeum, ein Vorläufer der modernen Zeitung, worin die politischen Zeitereignisse erzählt und zahlreiche Aktenstücke mitgeteilt werden, wurde herausgegeben von »Martin Meyer vom Hayn in Schlesien« (Pseudonym Philemerus Irenicus Elisius). Der erste Band, die Jahre 1657 und 1658 umfassend, erschien 1659, der letzte (45.) Band (44. Fortsetzung) berichtet die Ereignisse bis 1681 und wurde 1683 ausgegeben. Der 30. Teil, 1672 und 1673 umfassend, ist der erste des »neu eingerichteten Diarii Europaei«; die Neueinrichtung besteht darin, daß die vorher rein zeitlich angeordnete Erzählung nun

mit einer sachlichen vertauscht wird. Der Unternehmer des D. E. war der Frankfurter Buchführer Wilhelm Serlin und nach dessen Tod seit 1676 seine Witwe.

Diarrhöe (griech.), s. Durchfall.

Diarthrōse (griech.), Gelenk (s. d.).

Dias (Diaz), 1) Bartholomeu, namhafter portug. Seefahrer, geb. um 1450, gest. 29. Mai 1500, stammte aus der Provinz Algarve. Am Hof König Johanns II. erzogen und durch Studien und den Umgang mit Männern der Wissenschaft, besonders mit dem deutschen Kosmographen Martin Behaim, zu einem vorzüglichen Nautiker herangebildet, erhielt er 1486 den Auftrag, die Staaten des fabelhaften Priesterkönigs Johannes aufzusuchen. Die Westküste Afrikas verfolgend, landete er unter 25° 50′ südl. Br. und ergriff von dem Küstenstrich durch Aufstellen eines Wappenpfeilers Besitz. Durch einen dreitägigen Sturm wurde er, ohne es zu wissen, um die Südspitze Afrikas herumgetrieben und gelangte zur Algoabai, von wo er noch die Fahrt bis zum Rio do Infante (heute Buschmannfluß) fortsetzte. Auf der Rückfahrt erst entdeckte er das Vorgebirge, das er Cabo tormentoso (das »stürmische«) nannte, welchen Namen der König später in Cabo de buena esperanza (»Kap der Guten Hoffnung«) abänderte. Obwohl in Lissabon mit Ehren überhäuft, wurde die Leitung der Entdeckungsexpedition von 1497 nicht ihm, sondern Vasco da Gama übertragen, den D. mit einem Auftrag für die Goldküste bis zu den Kapverdischen Inseln begleitete. 1500 nahm D. an Cabrals Fahrt teil, fand aber mit vier Schiffen am Kap der Guten Hoffnung seinen Untergang.

2) Antonio Gonçalves, brasil. Dichter, geb. 10. Juli 1823 zu Caxias in der Provinz Maranhão, gest. 3. Nov. 1864, kam jung nach Portugal, studierte Philosophie und Rechte, wirkte als Staatsanwalt zu Maranhão, dann in Rio de Janeiro als Professor der Geschichte. 1851 trat D. ins Ministerium des Auswärtigen, weilte von 1855—58 in Europa, nahm teil an der wissenschaftlichen Erforschung der Provinz Ceará, ging 1862 brustkrank nach Europa und erlag seinem Leiden auf der Heimfahrt, bevor das Schiff angesichts der Küste von Maranhão Schiffbruch litt. Seinen Ruf als Dichter begründeten »Primeiros cantos« (Rio de Janeiro 1846), deren Originalität, Anmut und Leichtigkeit neben dem lokalen Gepräge, das viele an sich tragen, zahlreiche Nachahmungen hervorriefen und wesentlich dazu beitrugen, der jungen literarischen Entwickelung Brasiliens einen neuen Antrieb und eine nationale Richtung zu verleihen. Bald folgten »Segundos cantos« (Rio de Janeiro 1848); später die »Ultimos cantos« (das. 1850). Eine Gesamtausgabe hatte D. selbst während seines Aufenthalts in Deutschland 1857 besorgt (4. Aufl., Leipz. 1865, 2 Bde.). Von sonstigen Werken sind die Dramen: »Leonor de Mendonça« (1847), »Boabdil«, »Beatrice Cenci« und »Patkul«, das (unvollendete) Epos »Os Tymbiras« (Leipz. 1857), das die Kämpfe zweier Indianerstämme, der Tymbira und Ganalla, besingt, und das »Diccionario da lingua Tupy« (das. 1858) zu erwähnen. Nach seinem Tod erschienen noch »Obras posthumas« (mit Biographie, Rio de Janeiro 1866). Vgl. Wolf, Le Brésil littéraire (Berl. 1863).

3) S. Diaz.

Diaskenāse (griech.), Anordnung, Umarbeitung, Redaktion eines Schriftwerkes; Diaskenast ist ein Gelehrter, der solche Anordnung ꝛc. vornimmt.

Diaskopie (griech.), Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen.

Diaspōngelatine, Sprengmittel aus Nitroglyzerin und Nitrozellulose mit etwas Alkohol.

Diaspōr, Mineral, Tonerdehydrat $Al_2H_2O_4$, ist meist in stängeligen, faserigen und blätterigen Aggregaten, seltener in rhombischen Kristallen, farblos, gelblichweiß, violblau und braun, durchsichtig bis durchscheinend und auf den Spaltflächen perlmutterglänzend; Härte 6, spez. Gew. 3,4. D. findet sich bei Schemnitz, am Ural, im Dolomit von Campolongo und besonders als Begleiter des Schmirgels und Korunds bei Ephesus, auf Naxos, in Massachusetts und in Pennsylvanien.

Diaspōra (griech., »Zerstreuung«) nannte man die Gesamtheit der seit dem babylonischen Exil außerhalb Palästinas unter den heidnischen Völkern, namentlich in Ägypten und Kleinasien, lebenden Juden (Joh. 7, 35). Wie auf die dort zerstreut lebenden Judenchristen (Jak. 1, 1; 1. Petr. 1, 1), so wurde der Ausdruck später auch auf die nicht in Herrnhut wohnenden Mitglieder der Brüdergemeinde, in neuester Zeit auf die in katholischen Landesteilen zerstreut lebenden Evangelischen oder allgemein auf Glaubensgenossen, die mitten unter einer Bevölkerung von andern Konfessionen wohnen, angewendet. Im Anschluß an die Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins wurde 1882 die evangelische Diasporakonferenz begründet, deren Wirksamkeit alle Weltteile umfaßt. Vgl. Borchard und Koppelt, Die deutsche evangelische D. (Gotha 1890 u. 1892); H. Meyer, Die D. der deutschen evangelischen Kirche in Rumänien, Serbien und Bulgarien (Potsd. 1901). Seit 1902 erscheint die »Deutsch-Evangelische Zeitschrift für die Kenntnis und Förderung der deutsch-evangelischen D. im Auslande«, hrsg. von Bußmann (Marburg).

Diastáltisch (griech.), sich ausdehnend; Gegensatz: systaltisch, sich zusammenziehend (vgl. Diastole).

Diastāse (griech., Maltin), ein fermentartig wirkender Körper, ein Enzym, findet sich in keimenden Getreidekörnern in der Nähe des Keims, aber nicht in den Würzelchen, ebenso in keimenden Kartoffeln an den Ansatzpunkten der Keime, aber nicht in letztern selbst, auch in Baumknospen ꝛc. Aus einem Auszug von Gerstengrünmalz mit 20proz. Alkohol fällt absoluter Alkohol die D. als gelblichweißes, in Wasser leicht lösliches Pulver, das weniger Stickstoff enthält als die Eiweißkörper, auch nicht die Biuretreaktion gibt, sonst aber jenen sehr ähnlich ist. D. verwandelt Stärkemehl, am leichtesten verkleistertes, in lösliche Produkte und schließlich in Dextrin und Zucker (1 Teil D. soll 50,000 Teile Stärkemehl umwandeln). Die Lösung der D. trübt sich bei 45°; dabei mindert sich das enzymatische Vermögen, und bei 84° ist es völlig vernichtet. Durch Gegenwart von Stärkemehl oder Maltose wird es in der Weise geschützt, daß bei 50° die größte Menge Stärkemehl umgewandelt wird, und daß bei 70° die Umwandlung (unter teilweiser Gerinnung der D.) am schnellsten erfolgt. Die zuckerbildende Kraft der D. wird durch Erhitzen nicht erhöht. Je schneller man eine Lösung von D. mit Stärkemehl erhitzt, um so mehr Dextrin, um so weniger Maltose wird gebildet. Durch schwaches Ansäuern der Flüssigkeit wird die Wirkung der D. erhöht, durch viel Säure wird sie geschädigt. Auch Alaun, Arsenik, die meisten Metallsalze, Alkalien, Mineralsäuren, Alkaloide, Blausäure, Tannin, Karbolsäure, Terpentinöl verhindern oder verlangsamen die Wirkung der D. Ganz trockne D. erträgt eine Temperatur von 100°, ohne sich zu verändern. D. ist der wirksame Bestandteil des Malzes und übt ihre Wirkung beim Maischprozeß. In stärke-

mehlreichen Speicherorganen, wie in Knollen, Rhizomen und Samen wird D. in großer Menge erzeugt, sie verzuckert das Stärkemehl bei der Entwickelung der Pflanze und liefert dem Embryo beim Keimen Nährstoff. Die Auflösung von Stärkemehlkörnern durch die D. geht entweder nur von einzelnen Punkten der Kornoberfläche aus, wobei nach dem Innern desselben fortschreitende, bisweilen auch verzweigte Hohlkanäle entstehen, oder es schmilzt das ganze Korn von außen allmählich ab. Die Art der Einwirkung von D. auf Stärkemehlkörner läßt sich am besten mit der Bildung von Ätzfiguren auf Kristallen vergleichen. Vgl. Effront, Die Diastasen und ihre Rolle in der Praxis (deutsch von Bücheler, Wien 1900).

Diastāse (Diastasis, griech.), das Auseinanderweichen zweier aneinander stoßender Knochen ohne Verrenkung, z. B. D. der Knochen eines Gelenks durch einen Erguß; besonders das Auseinanderweichen der Schädelknochen aus ihren natürlichen Nahtverbindungen.

Diastēma (griech.), Zwischenraum; in der Musik der Griechen soviel wie Intervall.

Diastiméter (griech.), s. Distanzmesser.

Diastōle (griech., »Auseinanderziehen«), in der antiken Metrik die durch die Kraft der Arsis bewirkte Dehnung einer kurzen Silbe zu Anfang eines Wortes, z. B. Prīamides, im Gegensatze zur Systole (s. d.); in der Grammatik ist D. das Trennungszeichen zur Scheidung verbundener Wörter; in der Physiologie das Erschlaffen der Herzmuskeln (s. Blutbewegung).

Diastólik (griech.), soviel wie Interpunktion, bei den ältern Musiktheoretikern die Lehre von den Ab- und Einschnitten und wiederum von den Verbindungen der musikalischen Perioden, wird zuerst von Zarlino in seinen »Sopplimenti musicali« (Veneb. 1589) gebraucht und kommt z. B. noch in Leop. Mozarts Violinschule (1756) vor. Gegen Ende des 18. Jahrh. kommt dafür der Ausdruck »Phrasierung« in Gebrauch (in Sulzers »Theorie der schönen Künste«).

Diasthlon (griech., »weitsäulig«), eine Halle mit weit voneinander abstehenden Säulen, insbes. eine solche, bei der die Zwischenräume zwischen den Säulen dreimal so weit als ihre Durchmesser waren.

Diät, s. Diätetik und Diäten.

Diätarius, s. Diäten.

Diäten (eigentlich Diēten, v. lat. dies, »Tag«, Taggelder), die tageweise zugebilligte Vergütung, insbes. für besondern Aufwand bei Dienstleistungen außerhalb des Wohnortes, wie sie, neben der Vergütung der Reisekosten, Beamte, Anwalte, Ärzte ꝛc., ebenso Mitglieder parlamentarischer Körperschaften, erhalten. Diät, Sitzungsperiode einer parlamentarischen Versammlung. Werden Beamte im Vorbereitungsdienst ohne festes Gehalt beschäftigt und lediglich mit D. entlohnt, so bezeichnet man einen solchen zeitweise Angestellten als Diätar oder Diätarius. In Bezug auf den Rang und die amtliche Stellung der Staatsbeamten werden verschiedene Diätenklassen unterschieden. Für die etatmäßig angestellten Reichsbeamten gelten seit 1901 nachstehende sieben Klassen: 1) die Chefs der obersten Reichsbehörden (35 Mk.); 2) die Direktoren der obersten Reichsbehörden (28 Mk.); 3) die vortragenden Räte der obersten Reichsbehörden (22 Mk.); 4) die Mitglieder der übrigen Reichsbehörden (15 Mk.); 5) die Sekretäre der höhern Reichsbehörden (12 Mk.); 6) die Subalternbeamten der übrigen Reichsbehörden (8 Mk.); 7) die Unterbeamten (4 Mk.). — Die Mitglieder der Volksvertretung erhalten in allen deutschen Bundesstaaten D. zur Bestreitung der Kosten ihres Aufenthalts am Sitze des Landtags. Die D. betragen (in Mark):

Bundesstaat	Ortsansässige	Auswärtige	Sonstige Vergünstigungen
Anhalt	12	12	Reisekosten
Baden	—	12	—
Bayern	—	10	*
Braunschweig	5	10	Reisekosten
Hessen	—	9	—
Lippe	9	9	Reisekosten
Oldenburg	3,75	7,50	Reisekosten
Preußen	15	15	Reisekosten
Reuß ältere Linie	6	7,50	—
Reuß jüngere Linie	6	7,50	—
Sachsen	—	12	—
Sachsen-Altenburg	—	9	—
Sachsen-Koburg-Gotha	6	10	Reisekosten
Sachsen-Meiningen	4,50	9	Reisekosten
Sachsen-Weimar	10	10	Reisekosten
Schaumburg-Lippe	6	6	Reisekosten
Schwarzburg-Rudolstadt	9	9	Reisekosten
Schwarzburg-Sondershausen	6	12	Reisekosten
Waldeck	9	9	—
Württemberg	9,43	9,43	—

* Freie Eisenbahnfahrt für die Dauer des Landtags.

Die Reichstagsabgeordneten dagegen dürfen nach Artikel 32 der Reichsverfassung weder Besoldung noch Entschädigung erhalten, weshalb nach einer Reichsgerichtsentscheidung auch die sogen. Privat- oder Parteidiäten unzulässig sind. Die einzige Vergütung besteht gegenwärtig in freier Eisenbahnfahrt während der Sitzungsperiode zwischen Wohnort und Berlin, bis 1884 dagegen hatten sie freie Fahrt in ganz Deutschland. Die Anträge des Reichstags auf Einführung der D., die immer und immer wiederkehren, sind bisher stets durch den Bundesrat abgelehnt worden, und zwar namentlich aus dem Grunde, weil die Regierungen in der Diätenlosigkeit ein Gegengewicht gegenüber dem allgemeinen Stimmrecht erblicken. — Über die D. der außerdeutschen Volksvertretungen, die entweder in Tagegeldern oder einer Pauschalsumme bestehen, geben folgende Aufzeichnungen Aufschluß:

Land	Ortsansässige	Auswärtige	Reisevergütung
Belgien	—	336 Mk.[1]	—
Bulgarien	14	16,10	Reisevergütung
Dänemark	6,75[2]	6,75[2]	Reisevergütung
Frankreich	7000[3]	7000[3]	Freie Fahrkarte[4]
Griechenland	1492[3]	1492[3]	[5]
England	—	—	—
Italien	—	—	Freie Fahrkarte[4]
Niederlande	3360[6]	3360[6]	Reisevergütung
Norwegen	13,50[2]	13,50[2]	—
Österreich	15,20[2]	15,20[2]	Reisevergütung
Portugal	—	—	Fr. Fahrkarte[4] u. [7]
Rumänien	20[2] u. [8]	20[2] u. [8]	Freie Fahrkarte
Schweden	1350	1350	Reisevergütung[9]
Schweiz	15,10[2]	15,10[2]	17 Pf. pr. km
Serbien	4[2] u. [8]	8[2] u. [8]	Reisevergütung[10]
Spanien	—	—	—
Ungarn	3900	3900	[11] u. [12]
Ver. St. v. Amerika	20 850	20 850	Reisevergütung[13]

[1] Monatlich. [2] Täglich. [3] Für die Tagung. [4] Für die Dauer. [5] Für außerordentliche Tagung Reisevergütung und zwischen 403 und 1492 Mk. [6] Jährlich. [7] Nur die Vertreter der Kolonien erhalten 400 Mk. monatlich. [8] Falls sie der Sitzung beigewohnt. [9] Im Falle der Auflösung 12,50 Mk. täglich, ebensoviel für eine außerordentliche Tagung. [10] Wer ein Staatsamt bekleidet oder Pension bezieht nur 4 Mk. [11] u. [12] Ermäßigte Eisenbahnpreise und 1300 Mk. Wohnungszuschuß. [13] 520,80 Mk. für Schreibmaterialien, Zeitungen ꝛc.

Die Schöffen und Geschwornen beziehen keine D., haben jedoch freie Hin- und Rückfahrt. In einzelnen Staaten bestehen sogen. Geschwornenvereine, die ihren Mitgliedern für die Dauer der Schwurgerichtsperiode eine Entschädigung zahlen, in Bayern z. B. 6 Mk. den Tag. Vgl. Meyer-Jellinek, Das parlamentarische Wahlrecht (Berl. 1901).

Diatessáron (griech.), bei den Griechen und im Mittelalter Name der reinen Quarte (s. d.); auch Titel einer Schrift des Tatian (s. Evangelienharmonie).

Diätétik (griech.), in weiterm Sinne die Lehre vom gesundheitsgemäßen Leben, dann die Lehre von der zweckmäßigen Ernährung des Menschen, insbes. des kranken Menschen, vielfach auch als Ernährungstherapie bezeichnet. Die Diät, d. h. die Nahrungsmittelzufuhr nach Qualität und Quantität, hängt von dem jeweiligen Bedürfnis des Organismus ab, das beeinflußt wird durch Beschaffenheit von Körper und Geist, Alter, Klima, Jahreszeit, Arbeit und Ruhe. Jedoch lassen sich für bestimmte Umstände Mittelwerte aufstellen, denen die Verbrennungswerte der einzelnen Nahrungsmittel in Kalorien oder Wärmeeinheiten (vgl. Nahrungsmittel) als Maßeinheit zu Grunde gelegt werden. Jeder Organismus bedarf einer Nahrungszufuhr von ganz bestimmtem Kalorienwert, die genau der Größe des Stoffverbrauchs entspricht, um seinen Stoffbestand zu erhalten. Bei dieser Erhaltungsdiät können sich die einzelnen Nährstoffe bis zu einem gewissen Grade nach ihrem Verbrennungswerte vertreten, jedoch muß ein bestimmter Teil eiweißhaltiger Nahrung unter allen Umständen eingeführt werden, wenn der Körper nicht seinen eignen Zellenbestand angreifen soll. Die normale Erhaltungsdiät ist eine gemischte Kost, bei der etwa 19 Proz. der notwendigen Kalorien durch Eiweiß, 30 Proz. durch Fette und 51 Proz. durch Kohlehydrate gedeckt werden sollen. Eine Übermästung (Mastdiät) kommt vor allem bei schwer Nervösen und chronischen Lungenkranken zur Anwendung, indem mehr als die zur Erhaltung notwendigen Wärmeeinheiten in den Nahrungsstoffen zugeführt werden. Es kommt dabei darauf an, durch systematische Steigerung der Größe und der Zahl der Mahlzeiten auch das Nahrungsbedürfnis der Patienten zu vermehren (Weir-Mitchell-Playfairsche Kur). Normalerweise wird das Erhaltungskostmaß überschritten bei Kindern, bei denen über den jeweiligen Stoffverbrauch hinaus das Material für die weitere Körperentwickelung beschafft werden muß.

Eine Unterernährung (Entziehungsdiät) wird z. B. gegen übermäßigen Fettansatz verordnet. Den verschiedenen Methoden ist gemeinsam, daß sie weniger als die notwendigen an Wärmeeinheiten zuführen; dabei entzieht die eine Fett und Kohlehydrate, die andre nur die Kohlehydrate (Bantingsche, Ebsteinsche Kur). Auch auf die Einschränkung der Flüssigkeitsaufnahme wird Gewicht gelegt (Örtels und Lahmanns Verfahren), namentlich bei Erkrankungen der Zirkulationsorgane. In drastischer Form kam die Flüssigkeitsentziehung bei der einseitigen und laienhaften Schrothschen Durstkur in Anwendung; forcierte Getränkeentziehung wird auch von mancher Seite bei der Bekämpfung der Gefäßerweiterungen (Aortenaneurysmen) empfohlen. In vielen Fällen, z. B. bei Gicht, ist es nicht erforderlich, eine direkte Unterernährung einzuleiten, sondern nur eine gewohnheitsgemäße Überernährung einzuschränken. Es ist bei der Unterernährung viel Gewicht auf die Zufuhr sogen. Füllgerichte, d. h. an Nährwert armer, aber den Appetit stillender Speisen, zu legen. Eine einseitige Entziehungsdiät, nämlich eine solche der Kohlehydrate, bei der aber eine Unterernährung möglichst vermieden werden muß, ist das zweckmäßigste Heilverfahren gegen Zuckerharnruhr. Die Diät fieberhafter Krankheiten hat bei möglichst reichlicher Ernährung Magen und Darm möglichst zu schonen, da einerseits das Fieber einen stark gesteigerten Gewebezerfall mit sich bringt, anderseits infolge mangelhafter Absonderung der verdauenden Sekrete (Speichel, Magensaft, Galle) die Verdauung erschwert und die aufsaugende Tätigkeit des Darmes beeinträchtigt wird. Der mangelnde Appetit zwingt dabei zur Nahrungszufuhr in möglichst konzentrierter Beschaffenheit und in häufigen kleinen Portionen. Bei chronisch-fieberhaften Krankheiten ist eine roborierende D. einzuhalten, wobei eine möglichst reichliche und abwechselungsreiche Ernährung mit leicht verdaulichen Stoffen (Milch, Eier, Fleisch, Butter, Lebertran), oft mit einem gewissen Zwang seitens des Arztes angestrebt werden muß; diese D. ist in der Rekonvaleszenz bis zur Überernährung (Mastkur) zu steigern. Bei Krankheiten, bei denen, wie beim Typhus, der Darm direkt beteiligt ist, ist auf die flüssige Beschaffenheit und sorgfältige Verteilung der Nahrung besonderes Gewicht zu legen, dasselbe gilt von anderweitigen geschwürigen Prozessen (Magengeschwür). Dabei ist aber vor einer gedankenlosen Bevorzugung der modernen Eiweißpräparate (Peptone, Tropon, Somatose ꝛc.) zu warnen, denn gewöhnlich kommt es vielmehr auf die Zufuhr von Kohlehydraten und Fetten an, während Eiweiß in der aufgenommenen Nahrung zur Genüge enthalten ist. Besonders wichtig ist sowohl Form als Qualität der Ernährung auch bei andern Magen- und Darmerkrankungen. Bei manchen derselben muß man Kohlehydrate, bei andern Eiweiß bevorzugen, bei den einen muß die Form konzentriert und reizlos, bei wieder andern im Gegenteil voluminös und die Darmbewegung anregend sein. Häufig hat man mit gewissen Vorlieben oder Widerwillen gegenüber bestimmten Speisen seitens der Kranken zu rechnen und darf solche keineswegs vernachlässigen. Wichtig bei allen Diätformen ist: Regelung der Lebensweise nach der Uhr, langsames Essen in zusagender Gesellschaft, gutes Kauen der richtig erwärmten Speisen, sorgfältige Reinhaltung der Mundhöhle (besonders bei Schwerkranken und Fieberndem wichtig). Schließlich seien noch gewisse Diätkuren erwähnt, in denen man ein bestimmtes Nahrungsmittel vorzugsweise zuführt. Hierher gehören die Milchkuren, die Molkenkuren, die Traubenkuren, Obstkuren, Zitronenkuren. Manchen derselben ist ein gewisser Nutzen nicht abzusprechen, andre spielen im Pfuschertum eine Rolle. Vgl. Munk und Uffelmann, Die Ernährung des gesunden und kranken Menschen (3. Aufl. von Ewald, Wien 1895); v. Leyden, Handbuch der Ernährungstherapie und D. (mit Biedert, Boas, Dettweiler u. a., 2. Aufl., Leipz. 1903); Moritz, Grundzüge der Krankenernährung (Stuttg. 1898); Kolisch, Lehrbuch der diätetischen Therapie chronischer Krankheiten (Wien 1899); F. Hirschfeld, Nahrungsmittel und Ernährung der Gesunden und Kranken (Berl. 1900); Förster, Warum und was essen wir? (Straßb. 1901); Lahmann, Die diätetische Blutentmischung (11. Aufl., Leipz. 1901).

Diätétiker, Gesundheitslehrer, Freund einer geordneten, mäßigen Lebensweise; diätétisch, der Diätetik (s. d.) gemäß, gesundheitsmäßig.

Diathēke (griech.), Bund, soviel wie Testament (Altes und Neues).

Diathermān (griech.), für Wärmestrahlen durchlässig; Diathermanität (Diathermansie), die Wärmedurchlässigkeit eines Körpers; s. Wärmestrahlung.

Diathēse (griech.), fehlerhafte Anlage, fehlerhafte Beschaffenheit der Körperbestandteile. Hämorrhagische D., Neigung zu Blutungen; harnsaure D., s. Gicht.

Diäthoxyäthylenyldiphenylamidin, s. Holocaïn.

Diäthyl, s. Butane.

Diäthylendiamin, s. Piperazin.

Diatit, ein Kitt aus gleichen Teilen Gummilack und fein verteilter Kieselsäure (Infusorienmehl).

Diatomeen, Ordnung der Algen (s. d., S. 316).

Diatomeenerde (Diatomeenpelit), soviel wie Kieselgur.

Diatonisch (griech.) heißt eine Tonfolge im Gegensatze zur chromatischen (s. d.) und enharmonischen (s. d.), wenn sie sich überwiegend durch Ganztonschritte bewegt. Das antike diatonische Tetrachord (e f g a) bestand aus einem Halbton und zwei Ganztönen, das chromatische (e f fis a) aus zwei Halbtönen und einer kleinen Terz, das enharmonische (e * f a) aus zwei Vierteltönen und einer großen Terz. In unserm modernen Tonsystem ist der Begriff d. an die Skala der Stammtöne (ohne Versetzungszeichen) gebunden, d. h. diatonisch sind die Ganzton- oder Halbtonfortschreitungen von einem Ton zu einem benachbarten dieser Skala, resp. von oder zu einem von diesem durch ♯ oder ♭ rc. abgeleiteten, z. B. c–h, c–des, cis–d; chromatisch sind die Halbtonschritte von einem Ton zu einem auf derselben Stufe der Grundskala befindlichen und durch ♯, ♭ rc. unterschiedenen, z. B. c–cis, d–des. Enharmonisch verschieden sind endlich Töne, die von zwei benachbarten oder eine Terz entfernten Tönen der Grundskala abgeleitet sind, aber der Tonhöhe nach annähernd zusammenfallen und im zwölfstufigen, gleichschwebend temperierten System identifiziert werden, z. B. cis–des, fisis–g, a–heses.

Diatrēta (griech.), röm. Glasgefäße der spätern Kaiserzeit mit dicken Wänden, deren obere Schicht derartig ausgeschliffen wurde, daß sich ein Netz von Glasstäben um den innern Kern bildete, an dem die Glasstäbe nur an einzelnen Stellen hafteten. Die Technik ist nicht sicher bekannt, vielleicht war das Netzwerk aufgelegt. Solcher D. sind nur wenige erhalten (s. Tafel »Glaskunstindustrie I«, Fig. 3). Ähnliche Gefäße stellte Pantotsek in Böhmen her, indem er ein stellenweise doppelwandiges Gefäß benutzte, auf der äußern Wandung die Zeichnung entwarf und das zwischen dem Muster stehende Glas durch Schleifen entfernte. Vgl. Fröhner, La verrerie antique (Par. 1879); Blümner, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste, Bd. 4 (Leipz. 1887).

Diatribe (griech.), gelehrte oder schulmäßige Abhandlung, insbes. eine kritische Streitschrift.

Diaulos (griech.), der griech. Wettlauf (s. Dromos), bei dem die Bahn zweimal durchmessen ward.

Diavel, Piz del, s. Languard.

Diavoletti (Diavolini, ital.; franz. Diablotins, spr. -täng, »Teufelchen«), überzuckerte Gewürzkörner und Schokoladeplätzchen mit Kantharidenpräparaten, werden als Aphrodisiaka (s. d.) benutzt.

Diavolezzapaß, s. Pontresina.

Diavölo (ital., spr. djáwolo), Teufel.

Diaz, Porfirio, mexikan. Präsident, geb. 15. Sept. 1830 in Oaxaca, wurde in einem geistlichen Seminar erzogen, studierte die Rechte und schloß sich als Advokat den Liberalen an. Er kämpfte als Freischarenführer gegen die Klerikalen, dann gegen die Franzosen. 1865 wurde D. in Oaxaca gefangen, entkam aber, war bei dem Sturz des Kaisers Maximilian von Mexiko beteiligt und befehligte einen der republikanischen Heerhaufen. Er belagerte Puebla, während Maximilian in Queretaro sich befand, schlug den kaiserlichen General Marquez und erstürmte 2. April 1867 Puebla. Dann zog er vor Mexiko, wo er einen hartnäckigen Widerstand fand, so daß es ihm erst nach zweimonatiger Belagerung 21. Juni gelang, die Stadt zur Kapitulation zu zwingen. 1871 trat D. als Rival des langjährigen Präsidenten Juarez auf, und als dieser im Juli 1872 starb, versuchte er einen Aufstand, fand jedoch wenig Anhang und mußte sich dem Präsidenten Lerdo unterwerfen, worauf er sich nach Nordamerika begab. Als sich aber 1876 Iglesias gegen Lerdo erhob, kehrte D. nach Mexiko zurück, schlug die Truppen Lerdos 12. Nov. bei Huamantla, die des Iglesias 3. Dez. bei Guanajuato und ward im Februar 1877 zum Präsidenten bis 30. Nov. 1880 ernannt. Er bildete ein stehendes Heer, vermehrte die Einnahmen des Staates und erreichte die Wiederherstellung diplomatischer Beziehungen mit Frankreich. Auch begann er bedeutende öffentliche Arbeiten, namentlich den Bau zahlreicher Eisenbahnen, und übernahm, um diesen ferner zu leiten, nach seinem Rücktritt unter seinem Nachfolger Gonzalez bis 1881 das Ministerium der öffentlichen Arbeiten. 1884 trat er von neuem als Präsident an die Spitze des Staates und wurde seitdem ununterbrochen bei allen Neuwahlen in der Präsidentschaft bestätigt. Seiner festen, wenn auch diktatorischen Regierung verdankt Mexiko eine lange Reihe von Friedensjahren und wachsende Anerkennung im In- und Auslande. 1901 gelang ihm sogar die Wiederherstellung diplomatischer Beziehungen mit Österreich. Vgl. »Rapport du général Porfirio D. à ses compatriotes sur les actes de son administration, 1884—1896« (Par. 1897).

Diaz de la Peña (spr. péñja), Narcisso Virgilio, franz. Maler spanischer Herkunft, geb. 20. Aug. 1807 in Bordeaux, gest. 18. Nov. 1876 in Mentone, wurde in Bellevue bei Paris erzogen, verlor als Knabe infolge eines Schlangenbisses ein Bein und bildete sich auf eigne Hand zum Maler aus. Unter der Einwirkung von Delacroix schloß er sich der romantischen Richtung an und studierte daneben besonders Correggio. Er stellte zuerst im Salon von 1831 landschaftliche Studien nach Motiven aus der Umgebung von Paris und dem Walde von Fontainebleau aus und legte auch später das Hauptgewicht auf eine anmutige, romantisch beleuchtete Landschaft, die er mit Nymphen, Amoretten, Zigeunern u. dgl. staffierte. Obwohl diese Figuren schlecht gezeichnet waren, übten sie doch im Verein mit der poetischen Färbung und Beleuchtung und dem innigen Naturgefühl einen sinnlichen Reiz aus, und aus diesem erklärt sich z. T. der große materielle Erfolg, den sie fanden.

Diaz del Castillo (spr. -stíljo), Bernal, span. Geschichtschreiber, gegen Ende des 15. Jahrh. geboren, war einer der kühnen Männer, die Ferdinand Cortez 1519 nach Mexiko begleiteten, wo er um 1560 starb. Er schrieb eine »Wahrhafte Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neuspanien«, die zu Madrid 1632 im Druck erschien und von Rehfues deutsch bearbeitet und mit wertvollen Zusätzen versehen wurde (Bonn 1838, 4 Bde.). Der ungelehrte und im Aberglauben seiner Zeit befangene Verfasser entwickelt bei

aller Beschränktheit eine staunenswerte Beobachtungs- und Darstellungsgabe. Sein Werk ist noch heute eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte der Eroberung von Mexiko.

Diazoamidobenzōl (Benzoldiazoanilid, Diazobenzolanilid) $C_{12}H_{11}N_3$ od. $C_6H_5.NN.NH.C_6H_5$ entsteht bei Einwirkung von Anilin auf ein Salz des Diazobenzols. Zur Darstellung löst man Anilin in verdünnter Salzsäure, setzt unter guter Kühlung salpetrigsaures Natron hinzu und fällt das D. durch essigsaures Natron. Es bildet goldgelbe, glänzende Blättchen, löst sich in Alkohol und Äther, nicht in Wasser, schmilzt bei 98°, bildet sehr unbeständige Salze, verpufft bei stärkerm Erhitzen und verwandelt sich bei Gegenwart einer kleinen Menge eines Anilinsalzes in isomeres Amidoazobenzol.

Diazoamidokörper entstehen bei Einwirkung primärer aromatischer Amine auf Diazoderivate. Salpetersaures Diazobenzol gibt mit Anilin Diazoamidobenzol nach: $C_6H_5.NN.NO_3 + C_6H_5.NH_2 = C_6H_5.NN.NH.C_6H_5 + HNO_3$. Sie entstehen auch bei Einwirkung salpetriger Säure auf alkoholische Lösungen primärer Amine, indem sich das zunächst entstehende Diazobenzolhydrat mit dem Amin umsetzt: $C_6H_5N_2.OH + NH_2.C_6H_5 = C_6H_5N.N.NH.C_6H_5 + H_2O$. Die D. leiten sich von dem noch unbekannten Amidin der salpetrigen Säure $NH.N.NH_2$ ab, in dem der Wasserstoff der Imidogruppe durch einen aromatischen Rest (Phenyl, Tolyl ꝛc.), der Wasserstoff der Amidogruppe durch aliphatische oder aromatische Reste ersetzt ist. Sie bilden gelbe oder rote Kristalle, sind in Wasser unlöslich, bei gewöhnlicher Temperatur beständiger als die Diazosalze und zersetzen sich erst bei stärkerm Erhitzen explosionsartig. Mit Säuren bilden sie keine Salze. In alkoholischer Lösung verwandeln sie sich, besonders bei Gegenwart primärer aromatischer Basen, in die isomeren Amidoazoverbindungen.

Diazobenzōl $C_6H_5.NN.OH$ ist im freien Zustand nicht bekannt. Diazobenzolchlorid (Benzoldiazoniumchlorid) C_6H_5NClN entsteht, wenn man auf eine salzsaure Lösung von Anilin salpetrigsaures Natron einwirken läßt. Das Nitrat $C_6H_5.N_2O.NO_2$ erhält man aus salpetersaurem Anilin und salpetriger Säure; es bildet farblose Nadeln, löst sich leicht in Wasser, schwer in Alkohol, nicht in Äther, explodiert durch Schlag, Stoß und durch Erhitzen, liefert beim Kochen mit Wasser Phenol, Stickstoff und Salpetersäure, mit Anilin Diazoamidobenzol. Beim Mischen verdünnter Lösungen von salzsaurem D. mit salzsaurem Phenylendiamin entsteht salzsaures Diamidoazobenzol $C_6H_5.NN.C_6H_3.NH_2.NH_2.HCl$, das durch Kochsalz gefällt wird. Diamidoazobenzol bildet feine gelbe Nadeln, ist wenig in Wasser, leicht in Alkohol löslich, schmilzt bei 117° und bildet gut kristallisierende Salze. Das salzsaure Diamidoazobenzol ist als Chrysoidin im Handel, bildet schwarze glänzende Kristalle oder ein braunrotes Pulver, löst sich in Wasser und Alkohol und färbt Wolle, Seide und Baumwolle orange. Es absorbiert die chemisch wirksamen Strahlen des Spektrums so stark, daß es in Schellackfirnis zum Überziehen der Fensterscheiben photographischer Dunkelkammern benutzt werden kann.

Diazobenzōlanilid, soviel wie Diazoamidobenzol.

Diazokörper, chemische Verbindungen, die eine aus zwei unter sich verbundenen Stickstoffatomen bestehende zweiwertige Gruppe N_2 enthalten, die einerseits mit einem Kohlenstoffatom, anderseits mit einem Säurerest (Salze der D.) oder dem Rest einer Base (Diazoamidokörper) vereinigt ist. Bei Behandlung primärer aliphatischer Amine und salpetriger Säure wird die Amidogruppe gegen Hydroxyl ausgetauscht: $C_2H_5.NH_2 + HNO_2 = C_2H_5.OH + N_2 + H_2O$. Bei Einwirkung von salpetriger Säure auf Glykokollester entsteht Diazoessigester: $CO_2C_2H_5.CH_2NH_2 + HNO_2 = CO_2C_2H_5.CHN_2 + 2H_2O$. Viel wichtiger sind die aromatischen D. Sie entstehen bei Einwirkung von salpetriger Säure auf Salze primärer Amine: $C_6H_5.NH_2.HCl + HNO_2 = C_6H_5.NClN + 2H_2O$. Das Salz wird gefällt, wenn man in einen wässerigen Brei des Anilinsalzes salpetrige Säure leitet und die entstandene Lösung mit Alkohol versetzt. Zur Darstellung einer Lösung versetzt man die mit Eis gekühlte Lösung der Salze primärer Amine mit salpetrigsaurem Natron und Salzsäure. Diesen Prozeß nennt man Diazotieren. Die aromatischen D. unterscheiden sich von den aliphatischen dadurch, daß die zweiwertige Gruppe N_2 nicht mit beiden, sondern nur mit einer Affinität an einem Kohlenstoffatom hängt, während die zweite Affinität mit einem andern einwertigen Radikal gesättigt ist. Diese D. sind sehr leicht zersetzlich, ihre Salze bilden meist farblose Nadeln, die sich an der Luft leicht bräunen; sie lösen sich sehr leicht in Wasser, schwer in Alkohol und Äther, im trocknen Zustand zersetzen sie sich beim Erhitzen, durch Schlag und Stoß leicht unter Explosion. Man vergleicht die Säuresalze der D. mit den quaternären Ammoniumsalzen und bezeichnet sie als Diazoniumsalze. Die Diazoniumhalogenide bilden mit Halogenen additionelle Verbindungen wie die Halogenide einiger Alkalimetalle. Die den Salzen entsprechenden Hydrate sind sehr unbeständig, bilden aber faßbare Metallsalze $C_6H_5N_2OMe$, von denen die Alkalisalze sich leicht in Isodiazosalze umlagern. Saure Lösungen der Diazosalze geben beim Erwärmen Stickstoff ab, und an die Stelle der Diazogruppe tritt Hydroxyl: aus schwefelsaurem Diazobenzol entsteht Phenol und Schwefelsäure. Kocht man die Sulfate mit Alkohol, so entweicht der Stickstoff, die Säure des Salzes wird frei, es entsteht Aldehyd und der betreffende Kohlenwasserstoff. Durch Behandeln der D. mit Jodwasserstoff entstehen Halogenderivate und Nitrile: $2C_6H_5.NN.NO_3 + HJ = HNO_3 + N_2 + C_6H_5J$. Bei Behandlung der schwefligsauren D. mit Zinkstaub und Essigsäure entstehen Hydrazinsulfosäuren, die beim Erwärmen mit HCl in Hydrazine (s. d.) übergehen. Bei Einwirkung primärer aromatischer Basen auf Salze von Diazoderivaten entstehen Diazoamidokörper (s. d.), die sich leicht in Amidoazoverbindungen umwandeln lassen. Tertiäre Amine, bez. Phenole oder Naphthole, verwandeln die D. in Azokörper. Diese »Paarung« oder »Kombination« dient zur Darstellung der Azofarbstoffe. Schwefelsaures Diazobenzol gibt mit Phenol kleine Mengen von Phenyläther, mit Phenolkalium aber Oxyazobenzole. Diese Reaktionen gewähren den Diazokörpern großes theoretisches und praktisches Interesse. Man benutzt sie im wissenschaftlichen Laboratorium zur Ausführung zahlreicher Umwandlungen und in der Technik zur Darstellung der Azofarbstoffe. Vgl. Hantzsch, Die Diazoverbindungen (Stuttg. 1902).

Diazōma (griech., »Umgürtung«), im griech. Theater Name der Rundgänge, welche die amphitheatralisch geordneten Sitzreihen in 2—3 Stockwerke gliederten. Dem D. entsprachen die Praecinctiones im römischen Theater.

Diazotieren, s. Diazokörper.

Dibbel, s. Dübel.

Dibbelmaschine, s. Sämaschinen.

Dibbeln, s. Saat.

Dibbs, Sir George Richard, austral. Staatsmann, geb. 1834, war 1885 (mit einer kurzen Unterbrechung, wo er den Vorsitz des Ministeriums übernommen hatte) Schatz- und Kolonialsekretär für Neusüdwales und 1891—94 ein zweites Mal Premier und Kolonialsekretär. In seinem zweiten Kabinett hatte er den gegenwärtigen Bundespremier Barton zum Kronanwalt.

Dibdin, 1) Charles, engl. Dichter, Komponist und Schauspieler, geb. 1745 in Southampton, gest. 25. Juli 1814, errichtete noch jung ein kleines Theater, auf dem er zugleich der einzige Dichter, Tonsetzer und Schauspieler war, bis ihm später durch einen Aktienverein das Zirkustheater in London erbaut wurde, wo er ebenfalls nur selbstgedichtete und selbstkomponierte kleine Szenen zur Aufführung brachte. Während des Krieges mit Frankreich verfaßte er patriotische Lieder, die ihm einen Jahresgehalt von 200 Pfd. Sterl. eintrugen. D. schrieb an 50 dramatische Stücke (darunter als bekanntestes die Operette »The quaker«, 1777) und an 900 Lieder, unter denen die »Sea songs« (neueste Ausg. 1877) am populärsten sind. Text und Melodie stellten sich ihm zusammen ein; seine besten Lieder, z. B. »Sailor's journal«, kosteten ihn eine halbe Stunde. Außerdem erschienen von ihm mehrere Romane und eine »History of the English stage« (1793, 5 Bde.) von geringem Wert, endlich eine Autobiographie: »Professional life« (1803, 4 Bde.). — Auch sein Sohn Thomas D., geb. 1771, gest. 16. Sept. 1841, war Schauspieler und Verfasser zahlreicher Dramen und Gesänge. Er schrieb ferner: »The metrical history of England« (1813, 2 Bde.) und »Reminiscences« (1827, 2 Bde.). Vgl. E. R. Dibdin, The Dibdins (Lond. 1888).

2) Thomas Frognall, engl. Bibliograph, Neffe des vorigen, geb. 1776 in Kalkutta, gest. 18. Nov. 1847 in Kensington, widmete sich in Cambridge der Theologie und Bibliographie, ward ordiniert, von dem Grafen Spencer als Bibliothekar nach Althorp und später als königlicher Kaplan nach Kensington berufen. Seine geschätztesten Werke sind die »Introduction to the Greek and Latin classics« (Gloucester 1803; 4. Aufl., Lond. 1827, 2 Bde.), die über 112 alte Schriftsteller bibliographische Angaben enthält, und »The Bibliomania« (1809, 4. Aufl. 1875). Außerdem veröffentlichte er: »Typographical antiquities of Great Britain« (1810—19, 4 Bde.); »Bibliotheca Spenceriana« (1814—15, 4 Bde.), die durch die »Aedes Althorpianae« (1822, 2 Bde.), ein Verzeichnis der im Schloß Althorp befindlichen Kunstschätze, ergänzt wurde; »Bibliographical Decameron« (1817, 3 Bde.); »Bibliographical, antiquarian and picturesque tour in France and Germany« (1821, 3 Bde.; 3. Aufl. 1838) und »In the northern counties of England and Scotland« (1838, 2 Bde.), typographische Prachtwerke, und »Reminiscences of a literary life« (1836, 2 Bde.). Er ist der Gründer des Roxburghe Club (s. d.).

Dibenzoparadiazine, s. Phenazine.

Dibon, alte Stadt im Lande der Moabiter, unweit östlich vom Toten Meer und nördlich vom Arnonfluß (Wadi Modjib), war um 900 v. Chr. Sitz des Königs Mesa (s. d.), dessen Siegesdenkmal hier 1868 gefunden wurde. Heute liegen dort die Ruinen Diban.

Dibotryen (griech.), zusammengesetzte Blütenstände, soviel wie Doppeltrauben oder zusammengesetzte Trauben.

Dibra, s. Diwra.

Dibráchys (auch Pyrrhichius, griech.), ein aus zwei kurzen Silben bestehender Versfuß (⏑ ⏑).

Dibranchiāta, s. Tintenschnecken.

Dic cur hic (lat.), »Sage, weshalb du hier bist«, sprichwörtlicher Ausdruck für: Denke an den Zweck deines Hierseins.

Dicentra *Borkh.* (Dielytra *Borkh.*, Diclytra *D. C.*, flammendes, hängendes Herz, Jungfernherz), Gattung der Papaveraceen, sind Stauden mit mehrfach dreizähligen Blättern und hängenden, herzförmigen Blüten in endständigen oder übergipfelten Blütenständen. Von den 15 Arten in Mittel-, Nord- und Ostasien und Nordamerika hält D. spectabilis *D. C.*, aus Nordchina und Sibirien, 50—60 cm hoch, mit blaugrünen Blättern und prachtvollen rosenroten Blüten, bei uns im Freien aus und läßt sich auch treiben. Auch die dunkel rosarote D. eximia *D. C.* und D. formosa *D. C.*, beide aus Nordamerika, halten im Freien aus, während die gelbblühende D. chrysantha *Hook.* et *Arn.*, aus Kalifornien, frostfrei überwintert werden muß.

Dicephālus, Mißgeburt mit zwei Köpfen.

Dicēras, s. Gienmuschel.

Diceratenkalke, Kalksteine der obern Abteilung der Juraformation (s. d.) mit der Muschel Diceras arietinum.

Dicerobatis, s. Rochen.

Dicerotherium, s. Nashorn.

Dichasium (griech.), eine Form des Blütenstandes: zweistrahlige Trugdolde; s. Blütenstand, S. 94.

Dichlormethān, s. Methylenchlorid.

Dichogāmen (griech.), Pflanzen, in deren Zwitterblüten beiderlei Geschlechtsorgane nicht gleichzeitig geschlechtsreif werden (Dichogamie). S. Blütenbestäubung.

Dicholophidae (Cariamidae), Familie der Watvögel (s. d.).

Dichorēus (d. h. Doppelchoreus), aus zwei Trochäen (_ ⏑ _ ⏑) bestehender Vers oder Versteil.

Dichotomīe (griech., von dicha, »zwiefach«), Teilung der Einheit in zwei Teile, jedes Teiles dann wieder in zwei ꝛc. (s. Einteilung); in der Botanik gabelartige Verzweigung eines Pflanzenteils, insbes. der Sprosse und Wurzeln.

Dichroïsmus (Trichroïsmus, auch Pleochroïsmus, griech.), die Eigenschaft der doppelbrechenden Kristalle, im durchfallenden Licht nach zwei oder drei Richtungen verschiedene, nicht aufeinander zurückführbare Farben, bez. verschiedene Intensität des durchgelassenen Lichtes, zu zeigen. Das Absorptionsvermögen ist in diesen Kristallen verschieden je nach den Richtungen, in denen sich die Ätherschwingungen vollziehen, durch die das den Kristall durchdringende polarisierte Licht zu stande kommt. Bei Kristallen des quadratischen und hexagonalen Systems treten besonders zwei Farbenrichtungen hervor (Dichroïsmus), indem sie, von der Basis her gesehen, also in der Richtung der Hauptachse, in der sie das Licht einfach brechen, eine andre Farbe (die Basisfarbe) zeigen als rechtwinkelig dagegen; letztere Farbe (Prismenfarbe) ist eine Flächenfarbe, die sich aus denjenigen Farben zusammensetzt, die den in der Fläche gelegenen optischen Elastizitätsachsen entsprechen, also aus der der Hauptachse entsprechenden Farbe, der Achsenfarbe, und aus der der senkrechten Richtung entsprechenden Farbe, der Basisfarbe. Die rhombischen, monoklinen und triklinen Kristalle lassen drei verschiedene Achsenfarben, entsprechend den drei optischen Elastizitätsachsen (Trichroïsmus), unterscheiden. Die Flächenfarben, die allein man mit bloßem Auge wahrnimmt, kann man in die entsprechenden Achsenfarben leicht vermittelst der von Haidinger

konstruierten dichroskopischen Lupe (Dichroskop) zerlegen. Diese ist ein Kalkspatprisma in zylindrischer Hülse, das am Objektivende mit einer quadratischen Öffnung, am Okularende mit einer Lupe versehen ist, und das von der vor das Objektiv gehaltenen pleochroïtischen Kristallplatte zwei verschieden gefärbte Bilder (Achsenfarben) nebeneinander liefert. Besonders deutlich ist der Pleochroismus an manchen stark gefärbten Mineralien, wie am Turmalin, Pennin, Axinit und Cordierit (letzterer wurde früher Dichroit genannt, weil zwei der drei Farben sehr leicht unterscheidbar sind).

Dichroit, Mineral, soviel wie Cordierit.

Dichroïtisch (griech.), zweifarbig, s. Doppelbrechung und Dichroismus.

Dichromátisch (griech.), zweifarbig.

Dichromsäure, die in den sogen. sauren Chromsäuresalzen (Dichromaten, z. B. Kaliumdichromat, saures chromsaures Kali) angenommene Säure.

Dichroskópische Lupe (Dichroskop), s. Dichroismus.

Dicht beim Winde, s. Kreuzen.

Dichte, s. Dichtigkeit.

Dichtefläschchen, s. Spezifisches Gewicht.

Dichten, ein Gefäß, eine Wand durch Verschließen von Fugen, Rissen ꝛc. luftdicht oder wasserdicht machen, z. B. das D. der Schiffe (Kalfatern). S. auch Dichtung (Liderung).

Dichterische Freiheiten (poetische Lizenzen), Abweichungen von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, die sich der Dichter, meist mit Rücksicht auf das Versmaß oder den Reim, in der Wortfügung und Wortbildung sowie im Gebrauch von Ausdrücken, die sonst in der Prosa nicht vorkommen, u. dgl. bisweilen erlaubt.

Dichtestruktur, s. Boden, S. 118.

Dichtigkeit (Dichte), die in der Raumeinheit enthaltene Masse eines Körpers. Da für denselben Ort auf der Erde die Masse proportional ist dem Gewichte, d. h. der Kraft, mit welcher der Körper von der Erde angezogen wird, so ist das Verhältnis der D. eines festen oder flüssigen Körpers zu der D. des Wassers im Zustand seiner größten D. (oder eines gasförmigen Körpers zu der D. der Luft oder des Wasserstoffgases) das spezifische Gewicht, d. h. die Zahl, die angibt, wievielmal schwerer der Körper ist als ein gleiches Volumen Wasser (resp. Luft oder Wasserstoff). Die D. der Körper ändert sich durch mechanischen Druck, Temperaturveränderungen, Kristallisation ꝛc. Näheres s. Spezifisches Gewicht. Ein Dichtigkeitsmaximum zeigt sich als seltene Ausnahme bei wenigen Körpern, die bei gewissen Temperaturen dem allgemeinen Gesetz, daß Wärme die Körper ausdehnt, nicht gehorchen. Wasser zeigt ein Dichtigkeitsmaximum bei + 4° und dehnt sich sowohl beim Erkalten unter als beim Erwärmen über diese Temperatur aus. Über Elektrische Dichte s. d. — Optisch dichter heißt dasjenige von zwei durchsichtigen Medien, in dem ein durch die Grenze gehender Lichtstrahl den kleinern Winkel mit dem Einfallslot bildet.

Dichtigkeitsmesser, soviel wie Aräometer, Vorrichtungen zu Ermittelung des spezifischen Gewichts.

Dichtkunst, s. Poesie.

Dichtung (Liderung), im Maschinenbau Vorkehrung, die das gegenseitige dichte Anschließen zweier Teile (z. B. Dampfzylinder und zugehöriger Zylinderdeckel) sichern soll, um das Durchdringen von Dampf, Luft, Wasser ꝛc. zu verhindern. Dichter Schluß wird erzielt durch genaues Aufeinanderpassen (Aufschleifen) der zu verbindenden Teile, meist aber, z. B. bei den Flanschen der Rohrleitungen, dadurch, daß man ein schmiegsames Dichtungsmaterial dazwischen festpreßt. Als solches werden benutzt Hanf, Pappe, Leder, Gummi, Asbest, Blei ꝛc., ferner Kombinationen verschiedener Materialien als Leinwand oder Messingdrahtgewebe mit Mennige, Gummi mit Leinwandeinlage, gummierte Asbestgewebe mit Drahteinlage ꝛc. Außerdem werden profilierter Kupferdraht, sorgfältig aufgeschliffene Dichtungslinsen aus Rotguß (bei Rohrverbindungen) und noch andre Mittel zur D. verwendet. Über Kolben- und Stopfbüchsendichtung s. Kolben und Stopfbüchse.

Dichtung der Naturvölker. Die dichterischen Erzeugnisse primitiver Völker sind, so wenig ästhetische Befriedigung sie in der Regel gewähren können, nach zwei Richtungen wissenschaftlich bedeutungsvoll: man kann erstens an ihnen die Form studieren und damit vielleicht die tiefern Ursachen der Dichtungsformen überhaupt aufklären, und man kann zweitens den Inhalt der Dichtungen untersuchen und nach bestimmten Gesichtspunkten ordnen. Die Form ist in den Gesängen der Naturvölker oft wichtiger als der meist recht unbedeutende Inhalt. Manche Besonderheit der Form ist allerdings nichts weiter als Unvollkommenheit, denn allen metrischen Erzeugnissen liegen Maß und Zahl, also gewissermaßen mathematische Gesetze zu Grunde, die der primitive Dichter nur unsicher beherrscht; überdies gehört zum vollen Verständnis derartiger Dichtungsformen auch die genaueste Kenntnis der Sprache und ihrer phonetischen Eigenheiten. Immerhin läßt sich feststellen, daß überall die einfache Wiederholung als Grundprinzip aller Form hervortritt; neben ihr erscheint regelmäßig schon ein gewisser Rhythmus, der aus der engen Verbindung der Dichtung mit der Musik herrührt und übrigens auch nur eine Abart der Wiederholung ist. Die Weiterbildung der Form aus der einfachen Wiederholung kann in dreierlei Weise erfolgen: entweder wird die Wiederholung beibehalten, aber durch Änderung des Ausdrucks vermannigfaltigt (Parallelismus), oder es bleiben neben dem musikalischen Rhythmus nur gewisse Reste der Wiederholung übrig (Reim, Stabreim, Assonanz), oder endlich es scheidet sich der eigentliche Inhalt als wechselnder Text von der Wiederholung, die als Kehrreim erhalten bleibt. Alle diese Möglichkeiten sind bei den Naturvölkern wenigstens in ihren Anfängen entwickelt. Der Inhalt der primitiven Dichtungen ist schon derart differenziert, daß man die Hauptgattungen der Dichtkunst in ihnen recht kenntlich vertreten findet. Am stärksten vertreten ist die Gefühlsdichtung, die Lyrik; bei den Naturvölkern treten die erotischen Gesänge stark zurück gegen andre, besonders Kriegs-, Trauer- und Tanzlieder. Die Zauberlieder bilden eine besondere Gruppe, auch Spottlieder fehlen nicht. Das Epos, in der Regel aus endlosen Rezitationen mit gelegentlichem Einfallen des Chors bestehend, hat meist eine weniger entwickelte Form als die lyrischen Gesänge. Erst wenn die Form als Gedächtnishilfe auftritt, nimmt sie einen straffern Charakter an. Alle primitive Dichtung ist eng mit der Musik verbunden. Wie Karl Bücher nachgewiesen hat, dienten rhythmische Gesänge oft dazu, die regelmäßige Arbeit erträglich zu machen und dadurch den Menschen gewissermaßen an die Arbeit zu gewöhnen. Da indessen die Dichtung auch in andern Zuständen, wie Trauer, Liebe, Krieg ꝛc., eine Erhöhung der Stimmung und eine Erleichterung des Daseins bewirkt, ist wohl kaum richtig, die Dichtung als eine

Art Geschwisterkind der rhythmischen Arbeitstätigkeit zu betrachten. Die Anfänge der Dichtung sind älter als die der regelmäßigen Arbeit. Vgl. Große, Die Anfänge der Kunst (Freib. 1894); Bücher, Arbeit und Rhythmus (2. Aufl., Leipz. 1899); Joest, Malaiische Lieder und Tänze (im »Internationalen Archiv für Ethnographie«, Bd. 5); Boas, Eskimo tales and songs (Washington 1888); Meinhof, Afrikanische Poesien (im »Globus«, Bd. 62); Schurtz, Urgeschichte der Kultur (Leipz. 1900); Patkanow, Die Irtysch-Ostjaken und ihre Volkspoesie (Petersb. 1900).

Dicis causa (dicis gratia, lat.), zum Scheine, nur um die Formalien zu beobachten. Dieser Ausdruck kommt im ältern römischen Recht bei Rechtsgeschäften vor, die zur Erfüllung der gesetzlichen Form erforderten, daß die Beteiligten ein andres Geschäft abzuschließen vorgaben, das sie in Wahrheit nicht wollten, z. B. mußte derjenige, der ein Testament errichten wollte, die Form eines Verkaufs seiner ganzen Habe (mancipatio familiae) einhalten.

Dickblatt, soviel wie Sedum Telephium und Crassula.

Dickblattpflanzen, soviel wie Krassulazeen (s. d.).

Dickdarm, s. Darm.

Dicke, auch Tiefe oder Höhe, s. Dimension.

Dickens, Charles, früher bekannt unter dem Pseudonym Boz, berühmter engl. Schriftsteller, nebst Thackeray der Hauptvertreter der Londoner Romanschule, geb. 7. Febr. 1812 in Landport bei Portsmouth, wo sein Vater bei der Marine angestellt war, gest. 9. Juni 1870, kam mit seinen mittellosen Eltern 1816 nach Chatham, im Winter 1822/23 nach London, war schwächlich und genoß keine gute Schulbildung, zeichnete sich aber schon als Kind durch eifriges Lesen von Romanen und Dramen aus. Eine Weile saß der Vater im Schuldgefängnis, und Charles machte in einem Geschäftshaus Pakete für 6 oder 7 Schilling die Woche. Dann besserten sich die Verhältnisse; Charles besuchte eine »Academy« in Hampstead Road, wurde Advokaturschreiber, wobei er Gelegenheit hatte, das englische Volksleben zu studieren, trieb zugleich im Britischen Museum literarische Studien, lernte stenographieren, bekam eine Stelle als Reporter und zeigte dabei so großes Geschick, daß er zur Mitarbeit an »The true sun« und später am »Morning Chronicle« herangezogen wurde. Im »Monthly Magazine«, »Morning Chronicle« und in ähnlichen Zeitschriften veröffentlichte er seit Dezember 1833 die Skizzen vom bunten Treiben der Hauptstadt, die er gesammelt als »Sketches of London« (1836, 2 Bde.) mit Zeichnungen von Cruikshank herausgab. Im August 1834 unterzeichnete er zum erstenmal einen Aufsatz mit Boz, einer Kinderform für Moses, wie sein jüngerer Bruder, Augustus, nach einem Knaben im »Vikar von Wakefield« gewöhnlich genannt wurde. Eine zweite Reihe »Sketches« folgte noch 1836. Seinen Ruhm aber gründete er durch die »Pickwick papers« (1836—37), die in wöchentlichen Heften mit Federzeichnungen von Cruikshank und Phiz erschienen und von allen Schichten der Gesellschaft mit Freude begrüßt wurden. Das Buch enthält lustige Abenteuer einiger Herren des Pickwicklubs, die auf einer Reise durch England die Sitten verschiedener Gesellschaftsklassen beobachten. Die Frische, Schwäche und Gutherzigkeit des Londoners (cockney) ist darin mit ebensoviel Menschenkenntnis als Gemütsteilnahme dargestellt, ja literarisch entdeckt worden. D. hat seinem Volke die Poesie des gewöhnlichen Lebens durch das Medium des Humors zum Bewußtsein gebracht. Am 2. Dez. 1836 heiratete D. Katharina, die Tochter eines Kollegen beim »Morning Chronicle«. Im Januar 1837 begann er einen zweiten Roman: »Oliver Twist«, eine Erzählung aus den untern Volksschichten (1837 bis 1839). Es folgten: »Nicholas Nickleby« (1839), noch erfolgreicher als die »Pickwickier«; »Master Humphrey's clock« (1840—41), eine Reihe von Erzählungen, in denen die Zeichnung von Leidenschaften und die Schilderung des oft hoffnungslosen Elends in den Fabrikstädten besonders ansprechen (aufgelöst in zwei Geschichten: »The old curiosity shop« und »Barnaby Rudge«), u. »Martin Chuzzlewit«, worin manche Früchte einer inzwischen unternommenen Reise nach Amerika eingestreut sind. Seine im allgemeinen nicht günstigen Eindrücke von Amerika legte er in eignem Zusammenhang nieder in den »American notes« (1842). D. bewohnte nun ein hübsches Haus mit Garten am Regent's Park, wurde viel gefeiert, auch hoch bezahlt. Er blieb aber auch im Wohlstand ein Philanthrop und bewährte dies besonders durch seine Weihnachtsgaben: »A Christmas carol« (1843), »Chimes« (geschrieben in Italien, 1844), »The cricket on the hearth« (1845), »Battle of life« (geschrieben am Genfer See, 1846); »The haunted man« (1848). Dazwischen entstand der Roman »Dombey and son« (1846—48), ein erschütterndes Bild bürgerlichen Lebens. Mit erstaunlicher Arbeitskraft ließ D. bereits 1849—50 den mehr autobiographischen Roman »David Copperfield« folgen, durch treffliche Charakterzeichnung und einen wahrscheinlichern Plan vor den andern Werken ausgezeichnet; ferner »Bleakhouse« (1852), »Hard times« (1853), »Little Dorrit« (1855), »Tale of two cities« (1859), »Great expectations« (1861), »Our mutual friend« (1864—65). Dazu gesellten sich journalistische Unternehmungen: er wurde 1845 Redakteur der neubegründeten liberalen Zeitung »Daily news«, in der er »Pictures of Italy« veröffentlichte, zog sich aber bald von dem Blatt zurück und begann 1849 die Herausgabe einer Wochenschrift: »Household words«, die Unterhaltung mit Belehrung verbinden sollte und, seit 1860 u. d. T.: »All the year round« erscheinend, ungemeine Verbreitung fand. Seine spätern Romane sind regelmäßig darin erschienen. Eine Ergänzung bildete das monatlich erscheinende »Household narrative of current events«, eine Übersicht der Zeitgeschichte. »A child's history of England« (1852) ist eine behaglich geschriebene Geschichte Englands. In den von der »Literary guild«, einer Anstalt für altersschwache Schriftsteller, in den großen Städten gegebenen Theatervorstellungen entwickelte D. auch dramatisches Talent, wie er denn seit seiner Kindheit sich an Dilettantenschauspielen mit Lust beteiligte. Indes wirkten die Anstrengungen doch auf seine Gesundheit, um so mehr, als sich Verluste und Unbefriedigtheit in der Familie (Trennung von der Frau 1858) dazu gesellten; eine Rastlosigkeit befiel ihn, deren Spuren man in seinen Schriften zuerst in »Bleakhouse« bemerken will. Auf mannigfachen Reisen und in seinem Hause Gadshill Place, das er seit 1856 besaß und verschönerte, suchte er rastlos nach Erholung. Vollends verderblich wurden ihm die Vorlesungen aus seinen Werken, die er seit 1858 in Cyklen in London, der Provinz, Schottland, Irland und 1868 auch auf einer zweiten Reise nach Nordamerika hielt. Er gewann Ehren und ungeheure Honorare, fühlte sich aber oft am Ende seiner Kraft. Ein Blutaustritt im Gehirn führte schließlich seine Auflösung herbei. Er starb im

geliebten Gadshill Place, während er an dem »Mistery of Edwin Drood« arbeitete, das deshalb Fragment blieb, und wurde in der Westminsterabtei beigesetzt. In den 12 Jahren nach seinem Tode wurden von seinen Werken über 4 Millionen in England verkauft. Die erste Sammelausgabe war schon 1847 begonnen worden. Die »Charles D. edition«, in Amerika unternommen, erschien in England 1868—70 u. ö.; 1881 in 21 Bdn.; die »Library edition« 1881 in 30 Bdn. Seine »Speeches, literary and social« veröffentlichte Shepherd (Lond. 1870, 2. Aufl. 1883), der auch die »Plays and poems« sammelte (das. 1882—85, 2 Bde.). Von Gesamtausgaben deutscher Übersetzungen sind zu erwähnen: die Webersche (von Roberts, Leipz. 1842—70, 125 Bde., illustriert), die Hoffmannsche (von Kolb u. a., Stuttg. 1855 ff., 25 Bde.), die Seybtsche (Leipz. 1862, 24 Bde.), die Scheibesche (Auswahl, Halle 1892, 15 Bde.), die Schirmersche (von Heichen, Naumb. 1902 ff., 34 Bde.). Zur Erläuterung seiner Schriften veröffentlichte Pierce ein »D. Dictionary« (2. Aufl., Boston 1878). D. schildert das Leben, die Charaktere der Weltstadt von den Gemächern der Aristokratie bis zur Dachstube oder den Kellern, wo die Armut und das Verbrechen wohnen, mit einer glücklichen Mischung von Satire und Gefühl, nicht ohne die Absicht, zu bessern und Mißbräuche zu beseitigen. Das Londoner Leben der mittlern und untern Stände ist seine eigentliche Sphäre; will er weiter hinauf und Bilder aus den höhern Ständen oder aus der Geschichte liefern, so mißlingt es ihm. Sein Pathos reicht aus, wahr und ergreifend den Tod eines Kindes zu schildern; eine tiefe Leidenschaft zum Ausdruck zu bringen, lag nicht in der realen Richtung seines Wesens. Seine Liebesszenen sind gern drollig, seine Verbrecher Ungeheuer. Nebenfiguren baut er sich auf aus einigen Eigentümlichkeiten, Launen, Sprechweisen. Von Frauengestalten weiß er alte Damen und Dienstboten gut zu schildern; seine Liebhaberinnen sind unbedeutend. Dagegen gelingt ihm die Zeichnung von Kindern meisterhaft, weil ihm bei allem Realismus der Sinn des Poeten für das Märchenhafte nicht abging. Dadurch wußte er selbst dem Häßlichen eine Anziehungskraft zu leihen und bei allem Realismus dezent zu wirken. Charakteristisch für seine Romane ist der Mangel an einheitlichem Plan, z. T. wahrscheinlich eine Folge davon, daß sie in Lieferungen erschienen; das Gedränge am Ende, wenn über Hals und Kopf abzuschließen ist, wird oft sehr fühlbar. Aber wie bei Walter Scott bleibt der Verfasser selber und um so mehr der Leser bis zum Ende in Spannung, wie es ausgehen wird. Sein Leben schrieben J. Forster (Lond. 1872—74, 3 Bde.; zuletzt 1891; deutsch von F. Althaus, Berl. 1872—75; in abgekürzter Ausg. von Gissing, Lond. 1898), Julian Schmidt (»Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit«, neue Folge, Leipz. 1872), A. W. Ward (1882), Marzials (1887), Kitton (1902), Heichen (1902); vgl. auch Langton, Childhood and growth of D. (1891); G. Dolby, D. as I knew him (neue Ausg. 1900); R. Bluhm, Autobiographisches in »David Copperfield« (Leipz. 1891); »The letters of Charles D.« (hrsg. von seiner Schwiegertochter und ältesten Tochter (Lond. 1880, 3 Bde.); »Letters to Wilkie Collins« (das. 1892). Eine brauchbare »Bibliography of D.« lieferte Shepherd (Lond. 1880), zu ergänzen durch Kitton, Dickensiana (das. 1886), der auch »Minor writings of D.« herausgab (das. 1900) und in »The novels of D.« (1897) bequeme Inhaltsübersichten bot. Seinen Jugendeinflüssen ging Benignus nach (Straßb. 1894), seinen Beziehungen zu Addison Winter (Leipz. 1899), zu Fielding und Smollet Wilson (das. 1899).

Dickes Wetter, auf See nebeliges Wetter ohne Fernsicht.

Dicke Tonne, Münze, s. Dicktaler.

Dickfuß, Pilz, s. Boletus.

Dickfuß (Oedicnemus *Temm.*), Gattung der Regenpfeifer (Charadriidae), Vögel mit mittellangem Hals, dickem, großäugigem Kopf, geradem, an der Spitze kolbigem Schnabel, hohen, dreizehigen Füßen, mittellangen Flügeln und mittellangem, fast keilförmigem Schwanz. Der D. (Triel, Eulenkopf, O. oedicnemus *L.*) ist 45 cm lang, 80 cm breit, oben lerchenfarben, unterseits geblichweiß, mit weißem Streifen über und unter dem Auge, zwei weißen Streifen auf den Flügeln und schwarzen, seitlich weißen Schwanzfedern. Er bewohnt steppenartige Gegenden in Mittel- und Südeuropa, erscheint bei uns im März und April und geht im September und Oktober bis Nordafrika. In Ägypten findet er sich häufig auf den platten Dächern der Moscheen. Ungemein wachsam und scheu, lebt er einsam, ist am Tage träge und ruhig, aber in der Nacht sehr lebhaft. Seine Nahrung sind Weichtiere und Insekten, Mäuse, Eidechsen, Frösche. Das Nest steht im Sande, die 3—4 bleich lehmgelben, blau und braun gefleckten Eier brütet das Weibchen in 16 Tagen aus.

Dickgroschen (Güldengroschen), in Tirol seit 1484 Silbermünzen bis 2 Lot, wurden zu Anfang des 16. Jahrh. durch die Taler verdrängt; auf der Vorderseite war der Erzherzog im Herrscherornat, auf der Rückseite ein turnierender Ritter mit fliegender Fahne dargestellt. Auch in Schwaben und der Schweiz wurden D. als Dicken geprägt, zuerst für Baden von Christoph I. entsprechend dem italienischen Teston = 1/3 rhein. Goldgulden.

Dickhäuter (Vielhufer, Pachydermata), eine Gruppe der Säugetiere, zu der man Flußpferde, Nashörner, Schweine, Tapire, Klippdachse und Elefanten rechnet, wurde aufgelöst in die Ordnung der Rüsseltiere (Proboscidea), d. h. der Elefanten, weiter in Klippdachse, Flußpferde und Schweine, ferner Nashörner. Die Tapire wurden zu den Huftieren gestellt.

Dickinson, Emily, amerikan. Dichterin, geb. 10. Dez. 1820 in Amherst (Massachusetts), gest. 15. Mai 1886, lebte in äußerster Zurückgezogenheit im Hause ihres Vaters und ließ sich nur mit Widerstreben herbei, während ihres Lebens einige ihrer Gedichte zu veröffentlichen. Diese zeichnen sich durch eine ungewöhnliche Tiefe und Ursprünglichkeit der Gedanken und durch seltene Kühnheit und Knappheit der Form aus. Nach ihrem Tode gaben Thomas Wentworth Higginson und Mabel Loomis Todd drei Sammlungen ihrer Gedichte heraus (»Poems«, Boston 1890, 1891 u. 1896) sowie »Letters of Emily D.« (das. 1896).

Dickkopf, Fisch, s. Döbel und Kaulkopf; Schmetterling, s. Nonne.

Dickköpfe (Hesperidae), Gruppe der Tagfalter (Diurna), zu der die Gattung (Hesperia *Fab.*) gehört. Sie umfaßt Schmetterlinge mit robustem Körper, verhältnismäßig kleinen, derben Flügeln, kurzen, breiten Tastern, vollständig ausgebildeten Vorderbeinen und zwei Sporenpaaren an den Hinterschienen. Die Raupen leben in zusammengesponnenen Blättern, wo sie sich auch verpuppen. Mehrere hundert Arten kommen besonders in Amerika und Europa vor. H. sylvanus *Fab.*, in Mitteleuropa, s. Tafel »Schmetterlinge I«, Fig. 13.

Dickmaischbrauerei, s. Bier, S. 843.

Dickmünzen, durch ihre Dicke von den umlaufenden Münzen abweichende Prägestücke, teilweise auch anders legiert und als Stempelproben anzusehen.

Dickől, durch längeres Stehen an der Luft verdicktes Terpentinöl, dient in der Malerei zum Verdünnen der Ölfarbe.

Dickpflanzen (Dickblattpflanzen), s. Krassulazeen.

Dicksaft, s. Zucker.

Dickschnabelhühner, s. Wallnister.

Dickschnabelsittiche (Bolborhynchus), s. Papageien.

Dickson, Oskar, Freiherr von, der Mäcen der Nordenskjöldschen Polarfahrten, geb. 2. Dez. 1823 in Gotenburg, gest. 6. Juni 1897 auf seinem Gut Almnäs bei Hjo, stammte aus einer ursprünglich schottischen, nach Schweden ausgewanderten Familie und trat nach beendeten Schuljahren in das väterliche Geschäft ein. Aus Interesse für die Geographie ließ er sich die Förderung von Nordenskjölds arktischen Expeditionen angelegen sein, deren Kosten er zum großen Teile trug. Für diese Verdienste ernannte ihn die philosophische Fakultät von Upsala 1877 zum Doktor, und die geographischen Gesellschaften von London und Paris überreichten ihm ihre Goldmedaillen. Infolge der Vega-Expedition wurde D. geadelt.

Dicksonhafen, Hafen an der Nordküste Sibiriens, im Gouv. Jenisseisk, in der Jenisseimündung, von Felseneilanden, darunter der unbewohnten Dicksoninsel, umgeben, wurde 1875 von Nordenskjöld entdeckt und war 1882—83 eine der internationalen Polarforschungsstationen.

Dicksonia *L'Hérit.*, Farngattung aus der Familie der Cyatheazeen. D. antarctica *Labill.* (s. Tafel »Farne I«, Fig. 5), mit 13 m hohem, von einer dicken Wurzelhülle umgebenem Stamm und riesigen Wedeln, in Neuholland, wird bei uns in Kalthäusern kultiviert.

Dickstein, s. Edelsteine.

Dicktaler, größere Silbermünzen von ungewöhnlicher Dicke, wie die spanisch-burgundischen Philippstaler. In Nordwestdeutschland nannte man zuweilen die Laub- und Kronentaler »dicke Tonne« (s. Ducaton).

Dicktuch, starkes Wolltuch, das in der chemischen Industrie benutzt wird.

Dickzüngler (Crassilingues), Gruppe der Eidechsen (s. d.).

Diclinus (griech., »zweibettig«), Pflanzen mit eingeschlechtigen Blüten, deren Staubgefäße und Griffel in besondern Blüten stehen. Diclinia, Hauptabteilung des Linnéschen Systems, die Klassen Monoecia, Dioecia und Polygamia umfassend.

Diclytra, s. Dicentra.

Dicotoïn, s. Cotorinde.

Dicotyles, das Nabelschwein.

Dicotylinae (Pekaris), eine Unterfamilie der Schweine (s. Huftiere).

Dicta (lat.), s. Dictum.

Dicta et promissa (lat.). Nach gemeinem Rechte haftete der Verkäufer für versprochene (promissa) wie für der Sache beigelegte (dicta) Eigenschaften. Das Bürgerliche Gesetzbuch steht auf dem gleichen Standpunkte (§ 459 und 480). Vgl. Kauf.

Dictamnus *L.* (Diptam), Gattung der Rutazeen, mit der einzigen Art D. albus *L.*, einer über 1 m hohen, stark riechenden Staude mit unpaarig gefiederten Blättern und einer großen, gipfelständigen Traube roter oder weißer Blüten, wächst in Mitteleuropa, Italien und im gemäßigten Asien und wird als Zierpflanze kultiviert. Stengel und Blütenstand sind mit eiförmigen Drüsenkörpern besetzt, die viel ätherisches Öl enthalten und an warmen Sommerabenden einen Dunstkreis um die Blüten bilden, der sich entzünden läßt. Die bittere, stark zitronenartig riechende Wurzel wurde früher als weiße Diptamwurzel (Spechtwurzel, Eschen- oder Aschwurzel) arzneilich benutzt. Die jungen Blätter dienen in Sibirien als Teesurrogat.

Dictando (lat.), diktierend.

Dictionnaire (franz., spr. diksjonär', engl. Dictionary), Wörterbuch; D. de poche, Taschenwörterbuch.

Dicto anno (lat.), im genannten Jahr; dicto die, am genannten Tag.

Dictum (lat., Mehrzahl dicta), Spruch, Ausspruch, Wort; d. biblicum, Bibelspruch; d. classicum, Hauptstelle, Hauptspruch; dicta probantia, Beweissprüche, Beweisstellen, besonders biblische, worauf sich ein Glaubenssatz gründet, oder woraus er hergeleitet wird; dicta testium, Zeugenaussagen.

Dictum de omni et nullo (lat.), logischer Grundsatz: was der Gattung zukommt oder widerspricht, kommt zu oder widerspricht auch allen ihren Arten und Individuen. Beispiel: Bäume sind Pflanzen, Pflanzen haben Wurzeln, folglich haben die Bäume auch Wurzeln. Derselbe liegt der kategorischen Schlußart zu Grunde (vgl. Schluß).

Dictum factum, lat. Sprichwort: gesagt, getan; wie gesagt, so geschehen.

Dictyodora, s. Pseudoorganismen.

Dictyographus, s. Graptolithen.

Dicyan, das Molekül $(CN)_2$, s. Cyan.

Dicyemiden, sehr einfach organisierte Tiere, leben in den Venenanhängen der Tintenfische und sind den Flimmerlarven der Plattwürmer ähnlich; sie besitzen weder Mund noch After; eine einzige große innere Zelle ist von einer vielzelligen Außenschicht bedeckt. Sie sind nahe verwandt mit den Orthonektiden.

Dichymen (griech.), zusammengesetzte Blütenstände, soviel wie Doppeltrugdolden.

Dicynodon *Ow.*, fossile Reptiliengattung der anomodonten Theromorphen, sehr große Tiere mit bis 60 cm langem Schädel, schildkrötenartigem Unterkiefer und zwei großen, wurzellosen Hauern in dem sonst zahnlosen Oberkiefer. Mehrere Arten finden sich in der Trias von Südafrika (Dicynodonsande).

Dicypellium *Nees*, Gattung der Laurazeen, mit der einzigen Art D. caryophyllatum *Nees*, einem schönen Baum in Brasilien mit länglichen, lang zugespitzten, kahlen, unterseits bräunlichen Blättern, purpurroten Blüten und elliptischer, oben genabelter Beere. Die nelkenartig riechende, zimtartig schmeckende Rinde (Nelkenzimt, Nelkenholz, Nelkenrinde) enthält ätherisches Öl, Harz, Gerbstoff und dient zu Likören, Parfümerien und zur Verfälschung des Gewürznelkenpulvers. Das Holz (in Cayenne Rosenholz) wird in der Kunsttischlerei benutzt.

Didache, s. Apostellehre.

Didáktik (griech.), Unterrichtslehre oder Unterrichtswissenschaft, der eine Hauptteil der Pädagogik (s. d.), die außerdem noch die Lehre von der Erziehung umfaßt. Die D. ist teils allgemeine D., die auf psychologischer Grundlage die allgemeinen Grundsätze des Unterrichts entwickelt, teils besondere D. oder spezielle Methodik, welche die Anwendung dieser Grundsätze auf die einzelnen Unterrichtsfächer nachweist. Didaktisch, belehrend, lehrhaft, auf einen Lehrzweck gerichtet; Didaktiker, ein der D. Kundiger oder Lehrer der D. Vgl. Willmann, D. als Bildungslehre (Braunschw., 3. Aufl. 1903, 2 Bde.);

E. v. Sallwürk, Die didaktischen Normalformen (Frankf. 1901).

Didaktische Poesie, s. Lehrgedicht.

Didaskalia (griech.), Belehrung, Unterricht, besonders die Unterweisung, welche die griechischen dramatischen Dichter dem ihnen zur Aufführung ihrer Stücke gestellten Chor erteilten. Auch die Aufführung und das Stück selbst hieß D., insbes. aber die auf einer Tafel im Theater aufgehängte Urkunde mit kurzen Angaben über Ort und Zeit des dramatischen Wettkampfes, die dabei beteiligten Dichter, ihre Stücke und ihre Erfolge. Diese für die Geschichte des Dramas wichtigen Denkmäler sammelte und ordnete zuerst Aristoteles, dessen Beispiel die alexandrinischen Gelehrten folgten. Aus diesen ebenfalls Didaskalien genannten Schriften stammen die Nachrichten der Grammatiker und Scholiasten über die einzelnen Dramen. Einige dieser Urkunden haben sich im Original erhalten. Nach dem Beispiel der Griechen versahen auch die Römer die Dramen ihrer Dichter mit Didaskalien, wie solche zu den Stücken des Terenz und zu einzelnen des Plautus vorhanden sind.

Diday (spr. -dä), François, schweizer. Maler, geb. 12. Febr. 1802 in Genf, gest. daselbst 28. Nov. 1877, bildete sich in Paris und ließ sich dann in seiner Vaterstadt nieder. Hauptwerke von ihm sind: die Mühle zu Montreux, der Sturm (1831), die Sennhütte auf einer Alp im Meiringer Tal, Heimkehr einer Fischerbarke auf dem Genfer See im Sturm, alle durch großartige Auffassung, Wahrheit der Darstellung und treffliches Kolorit ausgezeichnet. Er war der Lehrer Calames.

Didelphyidae (Beutelratten), eine Familie der Beuteltiere (s. d.); Didelphys, die Beutelratte.

Diderot (spr. did'ro), Denis, namhafter franz. Schriftsteller, geb. 5. Okt. 1713 in Langres als Sohn eines Messerschmiedes, gest. 30. Juli 1784, widmete sich in Paris dem Studium der Philosophie, Mathematik und Physik, verlor, weil er darüber seine Berufsstudien vernachlässigte (er war anfangs Theolog, dann Jurist gewesen), die Unterstützung seines Vaters und mußte sich durch literarische Arbeiten (in denen er den Einfluß Bayles sowie der englischen Sensualisten und Freidenker verriet) seinen Lebensunterhalt verdienen. Der in Frankreich herrschenden Gläubigkeit trat er schon in den »Pensées philosophiques« (Haag 1746) und noch mehr in der 1747 geschriebenen, aber vor dem Druck mit Beschlag belegten »Promenade d'un sceptique« entgegen. Erstere Schrift, in der das Parlament einen Angriff auf das Christentum erblickte, wurde auf dessen Befehl vom Scharfrichter verbrannt. Letztere ist erst lange nach Diderots Tod in dem vierten Bande seiner »Mémoires, correspondance et ouvrages inédits« (Par. 1830) veröffentlicht worden. Der Zweifel, den er darin dem Theismus vom deistischen Standpunkt aus entgegensetzt, macht schon in den rasch darauf folgenden Schriften: »Introduction aux grands principes«, »Lettre sur les aveugles« (Lond. 1749), die, als atheistisch, ihm ein Jahr Gefängnis in Vincennes zuzogen, und »Lettre sur les sourds et muets« (1751) dem Zweifel am Deismus selber Platz. In der von 1751 ab publizierten »Encyclopédie« (s. Enzyklopädie) rühren nicht bloß sämtliche auf Technik und Gewerbe bezügliche, sondern auch einige philosophische, ja selbst viele physikalische und chemische Artikel von D. her, dessen schlagfertige Polyhistorie ihm erlaubte, überall einzuspringen, wo ein Mitarbeiter fehlte. Seine Theorien über das Theater, das er dem abstrakten klassischen Regelzwang entreißen und zur Natürlichkeit zurückführen wollte, betätigte er in seinen beiden Dramen: »Le fils naturel« (1757) und »Le père de famille« (1758). Diese beiden Stücke (übersetzt von Lessing, 1760), die wegen ihrer Rührseligkeit und pedantischen Moral vollständig durchfielen, waren die Vorläufer des sogen. bürgerlichen Dramas; sie fanden in Deutschland (bei Iffland, Kotzebue u. a.) mehr Nachahmung als in Frankreich. Von der Vielseitigkeit Diderots legen ein vortreffliches Zeugnis ab die »Salons«, Berichte über die Ausstellungen der Pariser Akademie von 1765—67, in denen er in geistreicher Plauderei die Naturwahrheit als Hauptforderung aufstellt; auch für diese Art der Kunstkritik kann D. als Begründer gelten. Die Mehrzahl seiner Erzählungen und Romane ist außer den »Bijoux indiscrets« (1748), einem unsaubern und faden Produkt, erst nach seinem Tode gedruckt worden. Von diesen ist am schwächsten »Jacques le fataliste« (deutsch von Mylius, Berl. 1792; eine Novelle daraus hat Schiller übersetzt, Sardou in »Fernande« dramatisiert), besser trotz des z. T. empörenden Naturalismus der Roman »La Religieuse«, am berühmtesten aber »Le neveu de Rameau«, der zuerst in Deutschland durch Goethes Übersetzung (1805) bekannt wurde, dann zurückübersetzt und erst 1821 nach dem Original gedruckt wurde, ein köstliches Spiegelbild der Genußsucht und Blasiertheit der Zeit (beste Ausg. von Thoinan, Par. 1891; vgl. R. Schlösser, Rameaus Neffe, Studien und Untersuchungen, Berl. 1900). Wahre Perlen liebenswürdigen Humors und geistreichen Erzählungstalents sind die kleinen Genrebilder, die er mit dem Namen »Petits papiers« bezeichnete. 1743 hatte er gegen den Willen seines Vaters aus Liebe ein armes Mädchen geheiratet, das aber durch Beschränktheit und Bigotterie sich den Gatten bald entfremdete, besonders als nach der Geburt mehrerer Kinder die drückendsten Nahrungssorgen auf ihm lasteten. D. fiel bald darauf in die Netze einer berüchtigten, herzlosen Kokette, Madame de Puisieux, die ihn zehn Jahre lang aufs schmählichste betrogen und ausgesogen hat. Dann schloß er eine enge Verbindung mit der geist- und gemütvollen Sophie Volland, die bis an deren Lebensende dauerte. Der pekuniäre Gewinn aus seinen Schriften, selbst aus der »Encyclopédie«, war nur gering, und er dachte schon daran, seine Bibliothek zu verkaufen, um seine Tochter aussteuern zu können, als seine enthusiastische Bewundrerin, die Kaiserin Katharina II. von Rußland, ihn auf edle, schonende Art seinen Verlegenheiten entriß: sie kaufte ihm seine Bibliothek für 15,000 Livres ab mit der Bedingung, daß er sie, solange er lebe, behalte und für 1000 Livres jährlichen Gehalt verwalte, und ließ ihm den Gehalt auf 50 Jahre vorausbezahlen; dann lud sie ihn nach Petersburg ein und lebte mit ihm einen Winter hindurch in vertraulichem Umgang, bis seine durch das rauhe Klima noch mehr geschwächte Gesundheit die Rückkehr in die Heimat verlangte. Eine Einladung Friedrichs d. Gr., über Berlin zu reisen, schlug er aus und reiste über Holland; seine Eindrücke über Land und Leute legte er in der Schrift »Voyage de Hollande« nieder. Nach Paris zurückgekehrt und bis an sein Lebensende unermüdlich tätig, starb er, wie er gelebt hatte, als Philosoph und wurde in der Kirche St.-Roch begraben. D. sind zwei Standbilder in Paris, von Gautherin vor St.-Germain-des-Prés und von Lecointe vor dem Hôtel de Ville, ein drittes von Bartholdi in Langres errichtet. D. war, nach Goethes Urteil, ein Schriftsteller, der mehr die Absicht hatte, die Freunde des Alten zu beunruhigen und eine Revolution zu veranlassen, als ein neues Gebäude zu

errichten. Nach allen Richtungen anregend, ist er nach keiner erschöpfend; er selbst hat von sich gesagt, daß er nur »Seiten« schreiben könne. Sein Stil hat einen Zauber, den Goethe »hinreißend« nennt; auch seine tiefsinnigsten metaphysischen Abhandlungen, wie sein »Gespräch mit d'Alembert« und des letztern »Traum« (beides aus 1769), hat er durch Klarheit und Schwung zu rhetorischen Kunstwerken geformt. Als Philosoph hat er eine Reihe von Metamorphosen durchgemacht, die ihn vom Theismus zum Deismus, von diesem zum Atheismus und Materialismus führten. In seiner Schrift »Interprétation de la nature« (1754) setzt er an die Stelle der Monaden des Leibniz Atome, in denen, wie in jenen schlummernde Vorstellungen, so gebundene Empfindungen liegen. Sie werden bewußt im animalischen Organismus, und aus ihnen erwächst das Denken. Sein Atheismus beschränkt sich auf die Bemerkung gegen die Annahme eines persönlichen Gottes: diese Annahme bedenke nicht, daß das große musikalische Instrument, das wir Welt nennen, sich selbst spiele. Dagegen erkennt er in dem Naturgesetz und in der Wahrheit, Schönheit und Güte die Gottheit. — Seine Werke sind so zahlreich und so weit zerstreut worden, daß auch jetzt noch keine vollständige Ausgabe vorliegt, die beste und vollständigste ist die von Assézat und Tourneux (1875—77, 20 Bde.); leider ist darin Naigeon, dem D. die Herausgabe seiner Werke anvertraut hatte, und der den Text gewissenlos änderte, zuviel Glauben geschenkt (vgl. E. Dupuy, Paradoxe sur le Comédien par D., Par. 1902). Zahlreiche kleine Aufsätze Diderots sind in die »Correspondance littéraire« von Grimm (s. d. 1) aufgenommen und in deren Ausgaben mitgeteilt. Sein Briefwechsel mit Sophie Volland, Grimm u. a. ist enthalten in den »Mémoires, correspondance et ouvrages inédits« (1841, 2 Bde.). Seine einzige Tochter, Madame de Vandeul, hat »Mémoires pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de D.« (1830) herausgegeben (abgedruckt an der Spitze der »Ouvrages inédits«). Vgl. Fr. Raumer, D. und seine Werke (Berl. 1843); Rosenkranz, Diderots Leben und Werke (Leipz. 1866, 2 Bde.); Sainte-Beuve, Portraits littéraires, Bd. 1 (neue Ausg., Par. 1869); Hettner, Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert (5. Aufl., Braunschw. 1894); Abezac-Lavigne, D. et la société du baron d'Holbach (Par. 1875); J. Morley, D. and the Encyclopaedists (2. Aufl., Lond. 1886, 2 Bde.); E. Scherer, D., étude (Par. 1880); Collignon, D., sa vie, ses œuvres, sa correspondance (das. 1895); Tourneux, D. et Catherine II (das. 1899).

Didiae, s. Didus.

Didier (spr. dīdjé), Charles, franz. Schriftsteller, geb. 1805 in Genf, gest. 8. März 1864 in Paris durch Selbstmord, lenkte die Aufmerksamkeit auf sich durch seine »Mélodies« (Par. 1827), lyrische Gedichte, und durch seine Romane: »Rome souterraine« (1833, 2 Bde.) und »Campagne romaine« (1842), die prächtige Schilderungen Italiens enthalten, freilich auch den Haß der Italiener gegen Bourbonen und Österreicher illustrieren. Vgl. über ihn Frossard in der »Bibliothèque universelle et Revue suisse« (1870).

Didius, Marcus D. Salvius Julianus, röm. Kaiser 193 n. Chr., Urenkel des berühmten Rechtsgelehrten Salvius Julianus, geb. 132, erzogen von Mark Aurels Mutter Domitia Lucilla. Durch deren Einfluß wurde er Quästor, Ädil, Prätor und Statthalter von Belgien, 175 Konsul und darauf wieder Statthalter in mehreren Provinzen. Nach des Pertinax Ermordung erkaufte er von den Prätorianern zu Rom um 60 Mill. Mark die Kaiserkrone; allein das Volk und selbst die Heere in den Provinzen lehnten sich gegen ihn auf, da er wegen seines schwelgerischen Lebens in geringem Ansehen stand. Während sich Clodius Albinus in Britannien und Pescennius Niger in Syrien erhoben, rückte Septimius Severus aus Pannonien fast ohne Widerstand in Rom ein und ließ durch den Senat den D. absetzen. D. wurde nach einer Regierung von 66 Tagen durch einen Soldaten getötet.

Dido, ursprünglich die phönikische Astarte und Burggöttin von Karthago, wurde zur geschichtlichen Person umgestaltet und gab Namen und Züge ihres Mythus an Elissa ab, die Tochter des tyrischen Königs Mutton (oder des Belos oder des Agenor), die nach dem Tod ihres Vaters ihren Oheim Akerbas (bei Vergil Sichäus), einen Priester des Melkart, heiratete. Ihr Bruder, der König Pygmalion, ließ diesen aus Habsucht heimlich ermorden, worauf D. mit ihren Reichtümern und begleitet von vielen Tyrern entfloh, um einen neuen Wohnsitz zu suchen. Sie landete in Afrika, unweit der phönikischen Kolonie Utyke (Utica), und baute auf dem Boden, den sie von dem numidischen König Jarbas gekauft hatte, die Burg Bozra, welchen Namen die Griechen in Byrsa (»abgezogene Haut, Fell«) umgestalteten. Hieraus mag die Sage entstanden sein: D. habe von Jarbas nur so viel Land gekauft, als mit einer Stierhaut belegt werden könne, dann aber listig die Haut in schmale Streifen zerschnitten und damit einen großen Raum umgrenzt. Die neue Kolonie erweiterte sich bald so, daß D. zur Gründung einer Stadt schreiten konnte (angeblich 888 v. Chr.), die zuerst Tyrus (Zor), dann Karchedon oder Karthago (»Neustadt«) genannt wurde. Als nach einiger Zeit Jarbas die Hand der D. forderte, gab sich diese, um der Ehe mit dem Barbaren zu entgehen, auf dem Scheiterhaufen den Tod. Vergil hat die Sage von D. mit großer poetischer Freiheit behandelt. Er läßt D. während des Aufbaues der neuen Stadt den nach Libyen verschlagenen Aneas aufnehmen, in heftiger Liebe zu ihm entbrennen, dann aber freiwillig auf dem Scheiterhaufen sterben, als der Geliebte nach Jupiters Befehl von ihr scheidet.

Didon (spr. -dóng), Henri, kath. Theolog, geb. 17. März 1840 in Touvet (Isère), gest. 13. März 1900 in Toulouse, trat als Anhänger Lacordaires in den Dominikanerorden, dessen Prior er nach dem deutsch-französischen Kriege wurde. Wegen seiner im J. 1879 gehaltenen Vorträge über die Ehescheidungsfrage (»Indissolubilité et divorce«, 1880) vom Papste verurteilt, brachte er in dem korsischen Kloster Corbara eine Strafzeit von 1½ Jahren zu. Die später auf den Universitäten Leipzig und Berlin gewonnenen Eindrücke verarbeitete er in dem Buche »Les Allemands« (Par. 1884). Als Frucht einer Reise nach Palästina veröffentlichte er sein vielgelesenes, geschickt geschriebenes Werk »La vie de Jésus« (1890, 2 Bde.; neue Ausg. 1891; deutsch von Schneider, Regensb. 1892, illustr. Ausg. 1895), das unter formaler Anerkennung der Kritik für die gesamte biblische Wunderwelt eintritt. Gleichzeitig wurde Père D. Direktor des Collège Albert-le-Grand in Arcueil und erschien seit 1891 auch wieder auf Pariser Kanzeln. D. veröffentlichte noch: »La foi en la divinité de Jésus-Christ« (1894). Vgl. Rebière, Un moine moderne. Le Père D. (Par. 1900); A. de Coulanges, Le Père D., pages d'histoire contemporaine (3. Aufl., das. 1902); »Lettres du R. Père D. à Mademoiselle Th. V.« (1900) und »Lettres du P. D. à un ami« (1902).

Didot (spr. -do), berühmte franz. Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie. Ihr Ahnherr war François D., geb. 1689, der sein Geschäft 1713 in Paris begründete und 2. Nov. 1757 starb. Sein ältester Sohn, François Ambroise, geb. 7. Jan. 1730, gest. 10. Juli 1804, erfand die gegossenen Stege und die Pressen mit nur einem Zug, druckte zuerst auf das von ihm erfundene Velinpapier, goß schöne Antiquatypen (Didotsche Lettern) und veranstaltete auch auf Ludwigs XVI. Befehl eine Sammlung von Klassikern zum Unterricht für den Dauphin (in usum Delphini). Unter den aus seinen Pressen hervorgegangenen Werken, z. T. typographischen Raritäten, sind hervorzuheben: Tassos »Gerusalemme liberata« (1784—86, 2 Bde.) und Bitaubés Übersetzung des Homer (1787—88, 12 Bde.). Sein Bruder Pierre François, geb. 1732, gest. 7. Dez. 1795, hat sich ebenfalls um Vervollkommnung der Buchdruckerkunst, insbes. der Schriftgießerei, sowie um Verbesserung der Papierfabrikation in seiner Papierfabrik zu Essonne verdient gemacht. Pierre D., der ältere, Sohn von François Ambroise, geb. 25. Jan. 1761, gest. 31. Dez. 1853, übernahm 1789 die Buchdruckerei seines Vaters und lieferte Folio-Prachtausgaben vieler klassischer Schriftsteller. Unter andern druckte er auch Boileaus »Œuvres« (1815, 3 Bde.) und Voltaires »Henriade« (1819) mit ganz neu gezeichneten Schriftarten. Als Literator machte er sich besonders durch seinen »Essai de fables nouvelles« (1786), durch metrische Übersetzung des ersten Buches der Horazischen Oden (1796) und eines Fragments der »Aneide« bekannt. Sein Sohn Jules (gest. 1871) ließ ebenfalls eine Reihe großer und prachtvoll ausgestatteter Werke erscheinen.

Firmin D., Bruder von Pierre, geb. 14. April 1764, gest. 24. April 1836, erhielt 1789 von seinem Vater die Schriftgießerei und lieferte die Lettern zu den Prachtausgaben seines Bruders. Er ist Erfinder einer neuartigen Schreibschrift und eines neuen Verfahrens im Stereotypenguß. 1827 trat er sein Geschäft seinem Sohn ab und widmete sich dem öffentlichen Leben. Als Deputierter war er unter den 221, die 1830 gegen die Juliordonnanzen protestierten. Er übersetzte mehreres aus dem Griechischen und Lateinischen und schrieb die Tragödien: »La reine de Portugal« und »La mort de Hannibal«. Ihm zu Ehren verbanden seine Nachkommen den Vornamen Firmin mit dem Familiennamen und nannten sich Firmin-D., was die Regierung durch Dekret vom 20. Sept. 1887 bestätigt hat. D. Saint-Léger, Sohn von Pierre François D., geb. 1767, gest. 1829, erfand das Papier ohne Ende. Ambroise Firmin-D., Sohn Firmin Didots, geb. 20. Dez. 1790, gest. 22. Febr. 1876, studierte besonders die alten Sprachen, bereiste den Orient, war dann Gesandtschaftsattaché in Konstantinopel und trat später in das Geschäft seines Vaters, das er 1827 mit seinem Bruder Hyacinthe Firmin-D. (geb. 11. März 1794, gest. 7. Aug. 1880) übernahm. Er besorgte unter anderm namentlich die neue Ausgabe des »Dictionnaire de l'Académie française« und eine neu revidierte Ausgabe des »Thesaurus linguae graecae« von Henricus Stephanus. Er selbst schrieb: »Notes d'un voyage dans le Levant en 1816 et 1817« und machte sich einen Namen durch Übersetzungen des Anakreon, Thukydides und durch bibliographische und andre Arbeiten, von denen wir erwähnen: »Essai typographique et bibliographique sur l'histoire de la gravure sur bois« (1863); »Observations sur l'orthographe française« (2. Aufl. 1868); »Études sur la vie et les travaux de Jean, Sire de Joinville« (1871); »Études sur Jean Cousin« (1872); »Alde Manuce et l'Hellénisme à Venise« (1875). 1873 wurde er Mitglied der Akademie. Nach seinem Tod erschienen: »Les graveurs de portraits en France« (1877, 2 Bde.) und »Les Drevet (Pierre, Pierre-Imbert et Claude). Catalogue raisonné, etc.« (1876). Als Verlagsunternehmungen dieser Periode verdienen noch genannt zu werden: die »Bibliothèque française«, »Collection des classiques français«, »Bibliothèque des auteurs grecs«, das »Glossarium mediae et infimae latinitatis« von Dufresne, die »Nouvelle biographie générale« (1851 f.) u. a.

1855 war Alfred Firmin-D. (geb. 8. Febr. 1828), Sohn von Ambroise D., als Teilhaber des Geschäftes eingetreten, dessen einziger Besitzer er 1876 wurde, nachdem ein Sohn Hyacinths, Paul Firmin-D. (geb. 1826), 1855—75 Mitbesitzer gewesen war. Ein Neffe Ambroises, Edmond Magimel (geb. 1833), war danach nur kurze Zeit Teilhaber. An seine Stelle traten zwei Söhne Alfreds: Maurice Firmin-D. (geb. 27. Mai 1859) und René Firmin-D. (geb. 11. Aug. 1866), außerdem Lucien Hébert (geb. 1852). An Stelle der letztern beiden trat 1896 Henri Ramin. Unter der neuen Leitung pflegt das Geschäft »Firmin-D. et Cie.«, das nach dem Verkauf seiner Buchdruckerei zu Paris an G. Chamerot außer der bedeutenden chromolithographischen Anstalt daselbst eine Buchdruckerei in Mesnil, große Papierfabriken in Sorel-Mousseł ꝛc. besitzt, vorzugsweise die Herausgabe illustrierter kunst- u. kulturgeschichtlicher Prachtwerke (von Hoffbauer, Racinet, Bosc, Müntz u. a.). Vgl. Werdet, Études bibliographiques sur la famille des D. (Par. 1864); Brunet, Firmin D. et sa famille (das. 1871); Wallon, Notice sur la vie et les travaux de Ambroise Firmin-D. (das. 1886).

Didrachmon, s. Drachme.

Didron (spr. -ông), Adolphe Napoléon, franz. Archäolog, geb. 13. März 1806 in Hautvillers (Departement Marne), gest. 13. Nov. 1867 in Paris, wurde durch Victor Hugos Roman »Notre Dame de Paris« zu archäologischen Studien angeregt, die sich hauptsächlich auf die religiöse Kunst des Mittelalters und die christliche Symbolik erstreckten. 1844 begründete er die von ihm bis an seinen Tod geleiteten »Annales archéologiques«, die für Frankreich das Hauptorgan für Kunstarchäologie des Mittelalters wurden. D. schrieb ferner: »Histoire de Dieu, iconographie des personnes divines« (1844); »Iconographie chrétienne grecque et latine« (mit Durand, 1845); »Iconographie des chapitaux du palais ducal de Venise« (mit Burges, 1857); »Manuel des œuvres de bronze et d'orfévrerie du moyen-âge« (1859); »Monographie de la cathédrale de Chartres« (1866) u. a.

Didschle, arab. Name des Tigris.

Diduncŭlus, s. Zahntaube.

Didus, Dronte (s. d.); Didídae (Dronten), eine Familie der Taubenvögel (s. d.).

Diduzieren (lat.), auseinanderziehen, dehnen, trennen; Diduktion, das Ausdehnen, die Sonderung.

Didym, das Element der von Mosander 1842 aus dem Cerit dargestellten Didymsalze, die aber Auer von Welsbach in grüne Praseodymsalze und amethystfarbene Neodymsalze zerlegte.

Didymglas, ein durch Zusatz von Didymoxyd kaum wahrnehmbar rötlich gefärbtes Glas, das in seinem Absorptionsspektrum einige auffallend scharfe dunkle Absorptionsstreifen zeigt.

Didymographus, s. Graptolithen.

Didymoi (Didymi, griech.), Zwillinge; auch die

Didymoi, im Altertum Ort im Gebiet von Milet, südl. davon, 3 km vom Meer und vom Hafen Panormos, wohin eine mit Sphinxen und sitzenden Statuen geschmückte Straße führte. Hier war ein uraltes Orakel des Apollon, der davon den Beinamen Didymeus führte, von Kreta aus gegründet, Sitz des Priestergeschlechts der Branchiden. Die Perser zerstörten den Tempel 495 v. Chr. Der bald darauf von den Milesiern angefangene, aber nie ganz vollendete Neubau wird an Größe und Pracht den Tempeln zu Eleusis und Ephesos an die Seite gestellt. Von ihm stehen nur noch zwei 19 m hohe Säulen mit dem Architrav. Ruinen von D. liegen beim heutigen Jerónta. Die nach dem Hafen führende »heilige Straße« hat 1856—59 Newton untersucht, der einige der archaischen Sitzbilder nach England brachte. Vgl. Haussoulier, Études sur l'histoire de Milet et du Didymeion (Par. 1902).

Didymos, griech. Grammatiker aus Alexandria, zur Zeit Ciceros und noch des Augustus in Rom tätig, wegen seines eisernen Fleißes Chalkenteros (etwa »Sitzfleisch«) genannt, faßte in zahlreichen Schriften (angeblich über 3500) die philologische Gesamttätigkeit der Alexandriner zusammen und schuf so die Grundlage für alle weitern Studien der Spätern. Seine meisten Bücher waren Kommentare zu fast allen griechischen Dichtern und nach Schriftstellern und Literaturgattungen angelegte lexikalische Sammlungen zu Dichtern und Prosaikern. Das Beste in den vorhandenen Scholiensammlungen und grammatischen Lexika geht auf ihn zurück, ebenso zumeist die literaturgeschichtlichen Ansätze und Angaben der Spätern. Eins seiner bedeutendsten Werke war das über die Homerrezension des Aristarchos, von dem Auszüge erhalten sind (vgl. Ludwich, Aristarchs Homerische Textkritik nach den Fragmenten des D., Leipz. 1885). Sammlung der Fragmente seiner Schriften von M. Schmidt (Leipz. 1854).

Didymos der Blinde, Kirchenlehrer, über 50 Jahre Lehrer an der Katechetenschule zu Alexandria (s. Alexandrinische Schule), geb. um 309, gest. um 395. Trotz seiner frühen Erblindung einer der ersten Gelehrten seiner Zeit, schloß er sich im arianischen Streite der rechtgläubigen Partei an, was indessen nicht verhinderte, daß ihn spätere Synoden als Origenisten, Anhänger der Lehre von der Präexistenz der Seelen und Gegner der Ewigkeit der Höllenstrafen, verdammten. Eine vollständige Ausgabe seiner Schriften findet sich im 39. Bande von Mignes »Patrologia Graeca«.

Didynāma stamĭna (griech.-lat.), zweimächtige Staubgefäße, in Zwitterblüten mit vier Staubgefäßen, von denen zwei länger sind als die andern. Pflanzen mit solchen Blüten bilden die 14. Klasse des Linnéschen Systems, Didynamia.

Die (spr. dī), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Drôme, 425 m ü. M., an der Mündung der Méroſſe in die Drôme und an der Lyoner Bahn, mit römischen Baueresten (zwei Toren, mehreren Altären ꝛc.), einer ehemaligen Kathedrale (teilweise aus dem 11. Jahrh.), Schloßruinen, Mauern mit Türmen, einem 1891 errichteten Denkmal der französischen Revolution und (1901) 3244 Einw., die Weinbau (Clairette de D.), Seidengewinnung, Fabrikation von Tuch u. Kalk und Handel mit Holz betreiben. In der Nähe, bei Romeyer, finden sich Mineralquellen. — Im Altertum war D. eine Stadt der Vokontier in Gallia transalpina und hieß Dea Vocontorium; bereits im 4. Jahrh. war es Bischofsitz. Im 11. Jahrh. hatte die Stadt ihre eignen Grafen, 1178 aber wurde sie von Kaiser Friedrich I. dem dortigen Bischof geschenkt. Das Bistum, das 1276 mit dem zu Valence vereinigt ward, wurde 1687 wiederhergestellt, jedoch 1794 aufgehoben. Vgl. Martin, Antiquités de la ville de D. (1818); Mailhet, La vallée de la Drôme. Histoire de D. (Par. 1897).

Dieb, Käfer, s. Holzbohrer.

Diebessichere Schränke, s. Geldschrank.

Diebitsch-Sabalkanskij, Hans Karl Friedrich Anton, Graf von, russ. Feldmarschall, geb. 13. Mai 1785 zu Großleippe i. Schl., gest. 10. Juni 1831, Sohn Hans Ehrenfrieds von Diebitsch, russischen Generalmajors und Inspektors der Waffenfabriken zu Tula, erhielt seine Bildung in dem Kadettenhaus zu Berlin und trat 1801 in das russische Semenowsche Gardegrenadierregiment. 1812 kam er als Generalquartiermeister zum Wittgensteinschen Korps, ward für seine kühne Verteidigung einer Brücke bei Polock Generalmajor und schloß 30. Dez. 1812 mit York die Konvention von Tauroggen. Nach der Schlacht bei Lützen zu Barclay de Tollys Armeekorps versetzt, war er beim Abschluß des Vertrags von Reichenbach am 14. Juni 1813 beteiligt. Nach den Schlachten bei Dresden und Leipzig ward er Generalleutnant. Bei Napoleons Rückkehr von Elba wurde er zum Kongreß nach Wien berufen und von da als Chef des Generalstabs zum 1. Armeekorps gesandt. Nach dem Frieden ernannte ihn der Kaiser zu seinem Generaladjutanten und 1822 zum Chef des Großen Generalstabs. 1825 überbrachte er dem Großfürsten Konstantin die Nachricht von dem Tode des Kaisers Alexander I. In dem Feldzuge gegen die Türken 1828 nahm er Warna ein und erwarb als Oberbefehlshaber seit dem Februar 1829 für den bei Kulewtscha erzwungenen Übergang über den Balkan und den Einmarsch in Adrianopel den Ehrennamen Sabalkanskij, »Überschreiter des Balkans«. Nach dem Frieden wurde er zum Generalfeldmarschall ernannt. In der ersten Woche des Februars 1831 überschritt er die polnische Grenze mit 118,000 Mann und griff 25. Febr. die aufständischen Polen bei Grochow an. Er erlitt große Verluste, aber die Polen mußten in der Nacht bis Praga sich zurückziehen. D. trat zur Erholung und Verstärkung seiner Truppen gleichfalls den Rückzug an und schlug 26. Mai den Angriff der Polen unter Skrzynecki bei Ostrolenka zurück. Wenige Tage darauf erlag er in Kleczewo bei Pultusk der Cholera. Vgl. Belmont (Pseudonym für Schümberg), Graf D. (Dresd. 1830).

Diebsdaumen, der Daumen oder Fingerknochen (Glücksknochen) eines Hingerichteten, sollte ebenso Geld und Reichtum im Hause mehren, wie der unter dem Galgen wachsende Alraun. Vgl. Diebskerze.

Diebsinseln, s. Marianen.

Diebskerze, eine aus dem Fett oder Finger eines ungebornen Kindes bereitete Kerze, die angeblich, solange sie brennt, Diebe und Räuber vor Entdeckung schützt, indem sie die Beraubten in tiefem Schlaf erhält. Ähnlich sollte der Genuß oder das Beisichtragen des Herzens und andrer Körperteile den Verbrecher unsichtbar machen, ein Aberglaube, der noch jetzt zur Ermordung schwangerer Frauen führt.

Diebskrabbe (Kokosdieb), s. Einsiedlerkrebse.

Diebssprache, s. Kochemer Loschen.

Diebstahl (Entwendung, Furtum), die Wegnahme einer fremden beweglichen Sache in der Absicht, diese sich rechtswidrig zuzueignen. Was 1. den Gegenstand des Verbrechens anbelangt, so ist 1) ein D. nur möglich an einer Sache, d. h. an einem

körperlichen Gegenstand. 2) Die Sache muß eine bewegliche sein, sei es auch, daß sie erst zum Zweck des Stehlens beweglich gemacht, daß z. B. ein in eine Wand eingemauerter Spiegel herausgerissen und nun entwendet wurde. Die Entziehung elektrischer Arbeit ist als besonderes Delikt nach dem Reichsgesetz vom 9. April 1900 strafbar (Gefängnis oder Geldstrafe). 3) Die Sache muß eine fremde sein, also einer dritten Person gehören. An eignen Sachen kann man demnach ebensowenig einen D. begehen wie an herrenlosen Sachen, und ebendarum fällt das unbefugte Jagen, Fischen oder Krebsen, der Wild- und Fischdiebstahl (s. d.), nicht unter den Begriff des eigentlichen Diebstahls, sondern unter besondere Strafbestimmungen (vgl. § 292, 296, 370, Ziff. 4). Auch der Leichnam eines Menschen steht in niemandes Eigentum; darum ist auch der Leichenraub kein D., sondern ein besonderes Vergehen (vgl. § 168). 4) Die Sache muß aus der Gewahrsam eines andern weggenommen werden. Deshalb ist die Handlung desjenigen, der eine fremde bewegliche Sache, die er selbst im Besitz oder im Gewahrsam hat, sich rechtswidrig zueignet, kein D., sondern das besondere Vergehen der Unterschlagung (s. d.) oder Veruntreuung. Aus demselben Grund ist auch der sogen. Funddiebstahl, die rechtswidrige Zueignung einer beweglichen Sache, die der Eigentümer aus seiner Gewahrsam verloren hat, nicht D., sondern Unterschlagung. Ebenso kann man auch die widerrechtliche Zueignung verschossener Munition nicht als D. bestrafen; das Strafgesetzbuch des Deutschen Reiches (§ 291) enthält hierfür eine besondere Strafandrohung.

II. Bezüglich des äußern Tatbestandes des Diebstahls ist zu erwägen: 1) die Wegnahme der fremden beweglichen Sache ist aus dem Gewahrsam eines andern erforderlich; solange die Sache noch nicht weggenommen ist, kann es sich höchstens um den Versuch eines Diebstahls handeln. Weggenommen aber ist die Sache nicht schon in dem Augenblick, in dem der Dieb sie ergriffen (Kontrektationstheorie, v. lat. contrectatio, Betastung), und nicht erst, wenn er sie in Sicherheit gebracht hat (Ablationstheorie), sondern in dem Augenblick, in dem er die ausschließliche Verfügungsgewalt über die Sache erlangt hat (Apprehensionstheorie). 2) Diese Wegnahme muß ohne Anwendung von Gewalt gegen eine Person geschehen, sonst geht die Handlung in das Verbrechen des Raubes (s. d.) über.

III. Zum subjektiven Tatbestand des Diebstahls gehört folgendes: 1) Der Dieb muß die Absicht haben, sich die Sache rechtswidrig zuzueignen. 2) Der Dieb muß die Zueignung einer fremden Sache beabsichtigen; daher schließt die Einwilligung des (wirklichen oder vermeintlichen) Eigentümers der fraglichen Sache in deren Wegnahme sowie die irrige Annahme, daß man selbst der Eigentümer sei, das Vorhandensein eines Diebstahls aus. 3) Die Zueignung der Sache muß es sein, worauf die widerrechtliche Absicht des Diebes gerichtet ist; er muß die Sache sich zu eigen machen, d. h. ganz in seine Gewalt bringen, nicht etwa bloß vorübergehend gebrauchen und dann zurückstellen wollen. Aus demselben Grund ist der sogen. Futterdiebstahl, d. h. Wegnahme von Getreide oder andrer zur Fütterung des Viehes bestimmter oder geeigneter Gegenstände wider Willen des Eigentümers, um dessen Vieh damit zu füttern, kein eigentlicher D., sondern eine in unserm Strafgesetzbuch (§ 370, Ziff. 6) mit besonderer Strafe bedrohte Übertretung.

Geringer und nur auf Antrag wird bestraft der sogen. privilegierte D., wozu vor allem der sogen. Haus- oder Familiendiebstahl gehört, d. h. der D., der gegen Angehörige oder gegen die Dienstherrschaft begangen wird (§ 247). Nach dem österreichischen Strafgesetzbuch (§ 463) ist beim Familiendiebstahl Antrag des Familienhauptes notwendig. Auch der sogen. Mundraub, d. h. die Entwendung von Nahrungs- oder Genußmitteln von unbedeutendem Wert oder von geringer Menge zum alsbaldigen Verbrauch, wird von der modernen Strafgesetzgebung nicht als eigentlicher D., sondern als bloße Übertretung mit Geldstrafe oder Haft belegt (§ 370, Ziff. 5). Von dem eigentlichen D. unterscheidet sich auch der sogen. Forst- oder Holzdiebstahl, d. h. die Entwendung von Holz oder sonstigen Waldprodukten aus Forsten oder unter Forstschutz stehenden Orten, und der sogen. Felddiebstahl, die Entwendung von Bodenerzeugnissen vom Felde, die gleichfalls geringer bestraft werden. In Österreich aber gilt ein Forst- und Felddiebstahl über 5 Gulden als Verbrechen. Eine wichtige Einteilung ist die in einfachen und ausgezeichneten oder schweren D., welch letzterer dann vorliegt, wenn ein D. unter besonders erschwerenden Umständen verübt wurde, d. h. mittels Einbruchs oder Einsteigens in ein Gebäude oder einen umschlossenen Raum, oder mittels Erbrechens von Behältnissen, mittels Anwendung falscher Schlüssel oder andrer zur ordnungsmäßigen Eröffnung von Behältnissen oder Türen nicht bestimmter Werkzeuge; ferner, wenn aus einem zum Gottesdienst bestimmten Gebäude dem Gottesdienst gewidmete Gegenstände gestohlen werden; wenn auf einem öffentlichen Weg, einer Eisenbahn, in einem Postgebäude oder an einem andern öffentlichen Ort Gegenstände der Beförderung mittels Abschneidens oder Ablösens der Befestigungs- oder Verwahrungsmittel, oder durch Anwendung falscher Schlüssel oder andrer zur ordnungsmäßigen Eröffnung nicht bestimmter Werkzeuge entwendet werden; wenn der Dieb bei Begehung des Diebstahls Waffen bei sich führte; wenn der D. von mehreren ausgeführt wurde, die sich zur fortgesetzten Begehung von Raub oder D. verbunden haben; endlich, wenn der D. zur Nachtzeit in einem bewohnten Gebäude, in das sich der Täter in diebischer Absicht eingeschlichen oder in dem er sich verborgen hatte, verübt worden ist. Ähnliche Bestimmungen enthält das österreichische Strafgesetzbuch.

Nach dem deutschen Strafgesetzbuch wird der einfache D. mit Gefängnis von 1 Tag bis zu 5 Jahren, der schwere D. mit Zuchthaus von 1 bis zu 10 Jahren bestraft. Der Wert der entwendeten Sache ist nur Strafausmessungsgrund. Als besonderer Straferhöhungsgrund gilt der wiederholte Rückfall, und zwar läßt das deutsche Strafgesetzbuch eine strengere Bestrafung regelmäßig beim dritten D. eintreten. (Vgl. § 244 ff.) Neben der wegen Diebstahls erkannten Gefängnisstrafe kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und neben der Zuchthausstrafe auf Zulässigkeit von Polizeiaufsicht erkannt werden (§ 248). Nach österreichischem Strafrecht wird die Übertretung des Diebstahls mit Arrest von 1 Woche bis zu 6 Monaten, der verbrecherische D. aber (bei einem Betrage von über 25 Gulden, dann in den Fällen des oben besprochenen ausgezeichneten Diebstahls) mit schwerem Kerker von 6 Monaten bis zu 10 Jahren geahndet.

Diebstahlversicherung (Einbruchdiebstahlversicherung), Versicherung beweglicher Gegen-

stände aller Art gegen Verlust und Beschädigung durch Diebstahl, sowie der Räume, in denen sich die Gegenstände befinden, gegen die bei Diebstählen eingetretenen Beschädigungen. Die Versicherung wird regelmäßig nur gegen schweren Diebstahl, Einbruchdiebstahl gewährt; Schäden, die unter 20 Mk. betragen, die von Mitgliedern des Haushaltes oder Geschäftes, durch Krieg und elementare Ereignisse verursacht sind oder aus Verschulden des Versicherten eingetreten sind, pflegen von der Versicherung ausgeschlossen zu sein. Die Versicherungsbedingungen sind denen der Feuerversicherung nachgebildet; die Prämien schwanken nach dem Risiko zwischen 1 und 12,5 Mk. pro 1000 Mk. Versicherungssumme und 1 Jahr.

Diebstelegraph, s. Haustelegraphie.

Dieburg, Kreisstadt in der hess. Provinz Starkenburg, an der Gersprenz, nördlich vom Odenwald und an der preußisch-hessischen Staatsbahnlinie Mainz-Aschaffenburg, hat eine gotische kath. Kirche, eine Wallfahrtskirche, eine evang. Kirche, Synagoge, Kapuzinerkloster mit Kirche, Schloß, ehemalige Burg (Stockau), höhere Bürgerschule, Strafarbeitsanstalt, zwei Oberförstereien und zählt (1900) 4702 meist kath. Einwohner, die Leder-, Dachpappen-, Kokosmatten-, Ofen- und Strohhülsenfabrikation, Leinweberei und Töpferei treiben. D. war früher Festung und ist noch teilweise von Mauern und Türmen umgeben. — D. ist römischen Ursprungs, wie die aufgefundenen Münzen, Aschenurnen u. dgl. und ein in der Altstadt entdecktes römisches Bad beweisen. Gegen Ende des 13. Jahrh. kam es an das Erzstift Mainz und 1802 an Hessen.

Diechlinge, Beinschienen, s. Rüstung.

Dieckerhoff, Wilhelm, Tierarzt, geb. 18. Okt. 1835 in Lichtendorf (Kreis Hörde), studierte 1853—1857 in Berlin, praktizierte dann als Tierarzt und Kreistierarzt in Bochum, wurde 1870 Lehrer und 1878 Professor an der Tierarzneischule in Berlin. Er ist seit 1875 Mitglied der preußischen technischen Deputation für das Veterinärwesen, war 1878—98 auch Departementstierarzt für den Regbez. Potsdam und 1892—94 sowie 1898—1900 Rektor an der tierärztlichen Hochschule in Berlin. Die Universität Greifswald promovierte ihn 1888 zum Ehrendoktor der Medizin. Er schrieb: »Pathologie und Therapie des Spats der Pferde« (Berl. 1875); »Die Pferdestaupe« (das. 1882); »Geschichte der Rinderpest und ihrer Literatur« (das. 1890); »Spezielle Pathologie und Therapie« (Bd. 1: Krankheiten des Pferdes, 2. Aufl., das. 1892; Bd. 2: Krankheiten des Rindes, 2. Aufl., 1903); »Das Koppen des Pferdes« (das. 1897); »Gerichtliche Tierarzneikunde« (3. Aufl., das. 1902).

Dieckhoff, August Wilhelm, luther. Theolog, geb. 5. Febr. 1823 in Göttingen, gest. 13. Sept. 1894 in Rostock, wurde 1847 Repetent an der theologischen Fakultät in Göttingen, 1850 Privatdozent, 1854 außerordentlicher Professor daselbst, 1860 ordentlicher Professor in Rostock und war seit 1883 Mitglied des Konsistoriums. Er schrieb: »Die Waldenser« (Götting. 1851); »Die evangelische Abendmahlslehre im Reformationszeitalter« (das. 1854, Bd. 1); »Luthers Lehre von der kirchlichen Gewalt« (Berl. 1865); »Schrift und Tradition. Widerlegung der römischen Lehre vom unfehlbaren Lehramt« (Rostock 1870); »Die kirchliche Trauung, ihre Geschichte im Zusammenhang mit der Entwickelung des Eheschließungsrechts ꝛc.« (das. 1878); »Der Ablaßstreit dogmengeschichtlich dargestellt« (Gotha 1886); »Luthers Lehre in ihrer ersten Gestalt« (Rostock 1887); zwei Schriften über die »Inspiration und Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift« (Leipz. 1891 u. Rostock 1893). Mit Kliefoth gab er 1860—64 zu Schwerin die »Theologische Zeitschrift« heraus.

Diede, Charlotte, die »Freundin« W. v. Humboldts, geb. 1769 in Lüdenhausen (Lippe), gest. 16. Juli 1846 in Kassel, Tochter des wohlhabenden Pastors Hildebrand, lernte 1788 W. v. Humboldt (damals Göttinger Student) in Pyrmont kennen und ging 1798 eine Ehe mit einem Dr. jur. Diede in Kassel ein, die jedoch schon nach drei Jahren wieder getrennt wurde. Nachdem sie infolge der Kriegsunruhen ihr Vermögen verloren, wandte sie sich um Rat an Humboldt, der damals als preußischer Minister dem Wiener Kongreß beiwohnte. Er unterstützte sie großmütig und blieb mit ihr in Briefwechsel bis zu seinem Tode. Später gewährte ihr der König von Preußen eine Pension. Humboldts gedankenreiche Briefe an sie (ihre eignen sind nicht mehr vorhanden) wurden nach ihrem Tode von Frau v. Lützow (Therese von Bacheracht) als »Briefe an eine Freundin« (Leipz. 1847, 13. Aufl. 1898) veröffentlicht und gehören zu den Zierden der deutschen Literatur. Von ihr selbst erschienen »Briefe von Charlotte D. an Karl Schulz«, den Bruder von Humboldts Sekretär (Leipz. 1883). Vgl. Piderit und Hartwig, Charlotte D. (Halle 1884); Berdrow, Frauenbilder aus der neuen deutschen Literaturgeschichte (2. Aufl., Stuttg. 1900).

Diedenhofen (franz. Thionville), Stadt und Festung im deutschen Bezirk Lothringen, Kreis D.-Ost, an der Mosel, Knotenpunkt an der Eisenbahn Metz-Luxemburg, 155 m ü. M., hat eine evangelische und 3 kath. Kirchen, Synagoge, Gymnasium, Bergschule, landwirtschaftliche Winterschule, Waisenhaus, Theater, 2 Kreisdirektionen (D.-Ost und D.-West), Amtsgericht, Hauptzollamt, betreibt Eisen-, Stahl- und Zementwerke, eine Thomasschlackenmühle, Fabrikation von Schlackensteinen, Öl und Ölkuchen, Fleischwaren, Konserven, Senf, Treibriemen ꝛc., Bierbrauerei, Wein-, Obst- und Gemüsebau und zählt (1900) mit der Garnison (2 Bataillone Infanterie Nr. 135, ein Dragonerregiment Nr. 6 und 2 Kompagnien Fußartillerie Nr. 8) 10,062 Einw., darunter 2727 Evangelische und 158 Juden. — D. bestand schon zur Zeit der Merowinger als Theudonevilla, Totonisvilla, Theodunvilla und war bereits unter Pippin (753) eine königliche Pfalz, in der mehrere Reichstage abgehalten worden sind, z. B. 835, als die Absetzung Ludwigs des Frommen für ungültig erklärt wurde. Später gehörte D. zur Grafschaft Arlon und kam mit dieser an Limburg, im 13. Jahrh. an Lothringen. Nach dem Sieg Piccolominis über die Franzosen unter Feuquières bei D. (7. Juni 1639) wurde die Stadt 10. Aug. 1643 von Condé erobert, fiel 1683 an Frankreich und ward durch Vauban neu befestigt. 1792, 1814 und 1815 ward D. von den Verbündeten vergeblich belagert. In dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 ward D. von der 14. preußischen Infanteriedivision unter General v. Kameke vom 9. Nov. ab belagert und nach einem heftigen Bombardement 22.—24. Nov., wobei ein großer Teil der Stadt zerstört wurde, 25. Nov. zur Übergabe gezwungen. Vgl. Teissier, Histoire de Thionville (Metz 1828); Spohr, Die Belagerung von Thionville 1870/71 (Berl. 1875).

Diederichs, Otto von, deutscher Admiral, geb. 7. Sept. 1843 in Minden, trat 1862 als Fähnrich in das Heer, schied aber bald wieder aus und machte drei Jahre auf Handelsschiffen Reisen nach Ostasien. 1865 trat er in die preußische Marine ein, wurde 1867

Unterleutnant, 1869 Leutnant zur See, kommandierte 1870—71 das Kanonenboot Natter, das die Ems bewachte, besuchte 1872—74 (seit 1873 Kapitänleutnant) die Marineakademie, war 1874—77 Mitglied der Torpedoversuchs- und Prüfungskommission und befehligte 1878—80 in Ostasien den Kreuzer Luise. 1880 wurde D. zum Korvettenkapitän und Lehrer an der Marineakademie in Artillerie und Torpedolehre ernannt und 1883—85 Dezernent in der Admiralität, Lehrer an der Akademie in Seetaktik und Seekriegsgeschichte und 1886 Kapitän zur See. Nachdem er 1890—93, seit 1892 Konteradmiral, Oberwerftdirektor in Kiel, 1893—94 Chef der 2. Division des Manövergeschwaders, 1894—95 Inspekteur der 1. Marineinspektion und 1895—96 Chef des Stabes des Oberkommandos der Marine gewesen war, wurde er 1897 zum Kommandeur der Kreuzerdivision in Ostasien ernannt und nach Besetzung von Kiautschou zum Vizeadmiral befördert. 1898 wurde er abberufen und war im Dezember 1899 bis Juni 1902 Chef des Admiralstabes der Marine.

Diefenbach, Lorenz, Sprachforscher, geb. 29. Juli 1806 zu Ostheim in Hessen, gest. 28. März 1883 in Darmstadt, studierte 1821—23 in Gießen Theologie und Philosophie, fungierte eine Reihe von Jahren als Pfarrer und Bibliothekar in Solms-Laubach und ließ sich 1848 in Frankfurt a. M. nieder, wo er 1865 als zweiter Stadtbibliothekar angestellt wurde. 1876 siedelte er nach Darmstadt über. Außer literarischen und politischen Aufsätzen und »Gedichten« (Gießen 1840—41) veröffentlichte D. eine Reihe wissenschaftlicher Werke, von denen wir anführen: »Celtica« (Stuttg. 1839—40, 3 Bde.); »Vergleichendes Wörterbuch der gotischen Sprache« (das. 1846—51, 2 Bde.); »Glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis« (das. 1857), Ergänzung zu Ducanges bekanntem Werk, die im »Novum glossarium« (das. 1867) eine Fortsetzung erhielt; »Origines europaeae. Die alten Völker Europas mit ihren Sippen« (das. 1861); »Hoch- und niederdeutsches Wörterbuch« (mit E. Wülcker, Frankf. u. Basel 1874—85, 2 Bde.). Hierzu kommen noch Romane und Novellen: »Ein Pilger und seine Genossen« (Frankf. 1851); »Eschenburg und Eschenhof« (das. 1852) u. a.

Dieffenbach, 1) Johann Friedrich, Chirurg, geb. 1. Febr. 1794 zu Königsberg i. Pr., gest. 11. Nov. 1847, studierte seit 1810 in Rostock und Greifswald Theologie, diente 1813—15 als freiwilliger Jäger und studierte 1816 Medizin, besonders Chirurgie, in Königsberg, 1820 in Bonn und promovierte 1822 zu Würzburg durch seine Inauguralschrift »Über die Transplantation tierischer Stoffe«, die allgemeines Aufsehen erregte. Er begab sich sodann nach Berlin, wo sein operatives Talent überraschend schnell Anerkennung fand, und ward 1830 dirigierender Wundarzt einer chirurgischen Abteilung des Charitékrankenhauses. 1832 wurde er außerordentlicher, 1840 ordentlicher Professor und Direktor der chirurgischen Klinik. D. förderte namentlich die anbildende Chirurgie und gab für die künstliche Bildung von Nasen, Lippen, Augenlidern ꝛc., den Muskelschnitt bei Schielenden, Stammelnden, sowie für viele andre Operationen Verbesserungen und z. T. ganz neue Methoden an; auch vereinfachte er wesentlich die chirurgische Technik. Seine Werke sind: »Chirurgische Erfahrungen« (Berl. 1829—34, 4 Abtlgn.); die Fortsetzung des Scheelschen Werkes »Die Transfusion des Blutes und die Einspritzung der Arzneien in die Adern« (das. 1827); »Über die Durchschneidung der Sehnen und Muskeln« (das. 1841); »Die Heilung des Stotterns« (das. 1841); »Über das Schielen und die Heilung desselben durch die Operation« (das. 1842); »Die operative Chirurgie« (Leipz. 1844—49, 2 Bde.) und »Der Äther gegen den Schmerz« (Berl. 1847). Seine »Vorträge in der chirurgischen Klinik« wurden von K. Th. Meier (Berl. 1840) und französisch von Phillips (das. 1840) herausgegeben. Vgl. Breuning, Dieffenbachs chirurgische Leistungen (Wien 1841).

2) Ernst, Verwandter des vorigen, geb. 7. Jan. 1811 in Gießen, gest. daselbst 1. Okt. 1855, studierte Medizin und Naturwissenschaft und beteiligte sich 1839 an einer Expedition nach Neuseeland, um dessen Kolonisierung er sich große Verdienste erwarb. 1850 wurde er Professor der Geologie in Gießen. Er schrieb: »New-Zealand, and its native population« (Lond. 1841) und »Travels in New-Zealand« (das. 1843, 2 Bde.) und lieferte eine deutsche Bearbeitung von De la Bèches »Vorschule der Geologie« (Braunschw. 1853) und Darwins »Naturwissenschaftlichen Reisen« (das. 1844, 2 Bde.).

3) Christian, Theolog und Liederdichter, geb. 4. Dez. 1822 zu Schlitz in Hessen, gest. daselbst 26. Mai 1901, seit 1855 Geistlicher (seit 1873 Oberpfarrer) in seiner Vaterstadt, seit 1884 Doktor der Theologie. Sein poetisches Gemütsleben hat anmutigen Ausdruck in Kinderliedern und Gedichten erhalten, von denen viele weit bekannt und beliebt sind. Wir nennen: »Kinderlieder« (Mainz 1852, 2. Aufl. 1870) und »Fünfzig Kinderlieder« mit Melodien von Kern (3. Aufl., das. 1877); »Gedichte« (das. 1857; neue Ausg.: »Lied und Leben«, Wolfenb. 1879); »Aus vier Reichen«, neue Sammlung von Gedichten (2. Aufl., Gotha 1894); »In der deutschen Frühlingszeit«, Kriegs- und Siegeslieder (Hannov. 1871); »Aus dem Kinderleben«, mit Bildern von Richter (Gotha 1879—81, 2 Sammlungen) u. a. Von seinen theologischen und erbaulichen Schriften sind die »Evangelische Hausagende« (5. Aufl., Mainz 1894), »Ein Hochzeitsstrauß, aus Gottes Garten und von den Wiesen der Welt gesammelt« (5. Aufl., Gotha 1888), die »Bibelandachten« (das. 1876—84, 4 Bde.) und »Die heilige Ehe« (Leipz. 1901) hervorzuheben. Aus seinem Nachlaß erschien: »Geschichte der Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob, in 103 erbaulichen Betrachtungen« (Leipz. 1903).

4) Anton, Maler, geb. 4. Febr. 1831 in Wiesbaden, kam in früher Jugend nach Straßburg und widmete sich anfangs hier und später in Paris unter Pradier der Bildhauerkunst. Nach des letztern Tode (1852) verlebte er wieder 3 Jahre in seiner Vaterstadt und ging dann nach Düsseldorf, um sich unter Jordans Leitung zum Genremaler auszubilden. 1871 ließ er sich in Berlin nieder. Die hervorragendsten seiner Bilder, deren Motive er meist dem ländlichen Leben und der Kinderwelt entnommen hat, sind: das Jägerlatein, der Tag vor der Hochzeit, der Christbaum, der verfehlte Fuchs, eine Schlittenpartie, der Besuch bei der Amme, der erste Ausgang, Brüderchen hier lassen!

Dieffenbachĭa *Schott*, Gattung der Arazeen, Halbsträucher oder baumartig, mit großen, länglichen bis eiförmigen, oft weiß und gelb gefleckten Blättern und grüner oder gelber Blütenscheide, die bis zur Fruchtreife frisch bleibt, wächst in mehreren Arten im tropischen Südamerika, besonders im subandinen Gebiet. Einige, besonders D. Seguine *Schott*, in Westindien, und deren Abart D. Seguine picta, D. Baraquiniana *Versch.*, aus Brasilien, mit weißen Blattstielen und Mittelrippen und weiß gefleckten Blättern, u. a., werden bei uns in Warmhäusern und als

Zimmerpflanzen kultiviert. D. Seguine ist ungemein scharf, und der Saft ihrer Knolle bewirkt unter furchtbaren Schmerzen eine solche Schwellung der innern Mundteile, daß man auf mehrere Tage die Sprache verliert. Daher heißt die Pflanze in ihrer Heimat Dumb-Cane. D. Leopoldi, s. Tafel »Arazeen«, Fig. 8.

Diëgesis (griech.), in der Rhetorik die vollständige Erzählung eines Herganges; daher diëgetisch, erzählend, entwickelnd.

Diëgo Garcia, Insel, s. Chagosarchipel.

Diëgo Rodriguez, Insel, s. Rodriguez.

Diëgo Suarez (Antomboka), Bai an der Nordspitze der Insel Madagaskar, dringt an der Ostküste der im Kap Amber endenden Halbinsel durch eine schmale, tiefe Einfahrt weit ins Land hinein und bildet ein großes, geschütztes Becken. Das Gebiet um die Bai wurde 1885 von Frankreich besetzt und mit Nossi Bé und Ste.-Marie-de-Madagascar unter den im Hafenplatz D. residierenden Gouverneur gestellt. Der Ort hatte 1893: 3490 Einw., darunter 1173 Soldaten, eine europäische und eine madagassische Schule.

Dië hodierno (lat.), am heutigen Tag.

Diekirch, Stadt und Hauptort eines Kantons im Großherzogtum Luxemburg, an der Sauer (Sure), Knotenpunkt der Eisenbahnlinien D.–Grevenmacher, Ettelbrück–D. und D.–Vianden, hat eine alte Kirche (9. Jahrh.), eine neue St. Lorenzkirche (romanischer Stil), Gymnasium, Tribunal, treibt Bierbrauerei, Tuch- und Lederhandel und zählt 3500 Einw. 7 km nördlich liegt die Ruine des 1668 von den Franzosen zerstörten Schlosses Brandenburg.

Diel, August Friedrich Adrian, Pomolog, geb. 4. Febr. 1756 zu Gladenbach in Oberhessen, gest. 21. April 1839, studierte in Gießen und Straßburg Medizin, wurde 1782 zu Gladenbach, 1790 in Dietz Physikus und war bis 1830 Brunnenarzt in Ems. D. war einer der verdientesten Pomologen Deutschlands. Er schrieb: »Anleitung zu einer Obstorangerie in Scherben« (3. Aufl., Frankf. 1804, 2 Bde.); »Versuch einer systematischen Beschreibung der in Deutschland vorhandenen Kernobstsorten« (Frankf. a. M. 1799—1819, 21 Hefte), wozu die »Systematische Beschreibung der in Deutschland vorhandenen Kernobstsorten« (Stuttg. 1821—32, 6 Bdchn.) eine Fortsetzung bildet, und »Systematisches Verzeichnis der vorzüglichsten in Deutschland vorhandenen Obstsorten« (Frankf. 1818; 2 Fortsetzungen, Leipz. 1829—33).

Diele, ein Brett, besonders ein solches zum Belegen von Fußböden; auch ein mit Brettern bedeckter (gedielter) Fußboden; in Norddeutschland soviel wie Flur, Hausflur, der behaglich, wohnraumartig ausgebildet ist und meist auch die Geschoßtreppe enthält. Im niedersächsischen Wohn- und Bauernhaus heißt die Tenne Dähle, Deele. Vgl. auch Scheune.

Diele, s. Guillotine.

Diëlektrische Festigkeit, s. Elektrische Entladung.

Diëlektrische Hysteresis, s. Elektrische Influenz.

Diëlektrische Körper (Diëlektrika), die Nichtleiter der Elektrizität, weil elektrische Wirkungen durch sie hindurchgehen, folglich elektrische Kräfte in ihrem Innern existieren oder sich verbreiten können. Bei einem Leiter im Zustande des elektrischen Gleichgewichts befindet sich Elektrizität nur auf der Oberfläche, in seinem Innern ist die elektrische Kraft überall Null. Die elektrischen Kraftlinien, die von einer elektrischen Masse ausgehen, gehen durch die umgebenden Diëlektrika hindurch, niemals aber durch Leiter, auf deren Oberfläche, die stets eine Niveaufläche ist, die Kraftlinien endigen, ohne in dieselben einzudringen.

Diëlektrische Polarisation, der Zustand, in den ein Nichtleiter (Diëlektrikum) bei Annäherung eines elektrisierten Körpers versetzt wird, indem der letztere in ihm Erscheinungen der elektrischen Verteilung oder Influenz hervorruft. Cavendish fand, daß die Kapazität eines Kondensators von gegebener Form wesentlich abhängig ist von der Natur des Diëlektrikums zwischen den beiden Belegungen (s. Diëlektrizitätskonstante). Auch ein einfacher Konduktor vermag bei gleicher Spannung mehr Elektrizität aufzunehmen, wenn er z. B. statt von Luft von Öl umgeben ist. Zur Erklärung dieser Erscheinung nahm Faraday an, daß ein diëlektrischer Körper aus einer nichtleitenden Grundmasse bestehe, in die leitende Körperteilchen eingebettet sind, die durch Influenz elektrisch werden können, ohne daß die Elektrizität zwischen den Teilchen übergehen kann. Denkt man sich dem einen Ende einer Reihe solcher Körperteilchen einen z. B. positiv elektrischen Körper genähert, so wird jedes Teilchen an seinem nähern Ende negativ, an dem entferntern positiv elektrisch, und da die entgegengesetzten Elektrizitäten an den einander zugewandten Enden zweier Nachbarteilchen ihre Wirkungen nach außen hin aufheben, so bleiben als wirksam nur noch übrig die entgegengesetzt elektrischen Ladungen an den Enden der Reihe. Ein aus solchen Teilchen bestehender Körper erlangt also im elektrischen Felde zwei entgegengesetzte Pole, und man nennt den Zustand, in dem er sich befindet, d. P. Die elektrische Influenz auf einen Nichtleiter wäre hiernach analog dem Einfluß eines Magneten auf ein Stück weiches Eisen. Auf Grundlage dieser Anschauung hat Clausius die Theorie der diëlektrischen Körper entwickelt. Maxwell dagegen erklärt die Eigenschaften der Diëlektrika durch die Annahme einer elektrischen Elastizität selbst des leeren Raumes (des freien Äthers) und stellt sich vor, daß, wenn ein Diëlektrikum der Influenz ausgesetzt wird, eine Art innere elastische Deformation entsteht, die man sich z. B. durch Verschiebung der entgegengesetzten Elektrizitäten in den einzelnen Volumelementen, die im Diëlektrikum haften und dasselbe bei ihrer Verschiebung in entgegengesetzter Richtung zerren, hervorgebracht denken kann. Diese diëlektrische Verschiebung erzeugt ebenso ein magnetisches Feld wie ein gewöhnlicher Leitungsstrom. Vgl. Maxwell, Lehrbuch der Elektrizität und des Magnetismus (Berl. 1883, 2 Bde.); Boltzmann, Vorlesungen über Maxwells Theorie (Leipz. 1893); Drude, Physik des Äthers (Stuttg. 1894); Föppl, Einführung in die Maxwellsche Theorie (Leipz. 1894); O. Lehmann, Elektrizität und Licht (Braunschw. 1895); Ebert, Magnetische Kraftfelder (Leipz. 1896); Cohn, Das elektromagnetische Feld (das. 1900).

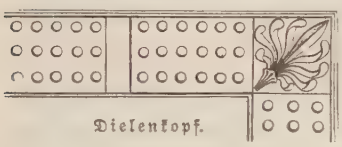
Diëlektrische Verschiebung, s. Diëlektrische Polarisation.

Diëlektrizitätskonstante einer nichtleitenden Substanz (eines Diëlektrikums) oder deren spezifisches Verteilungsvermögen (spezifische induktive Kapazität) nennt man das Verhältnis der Ladung der einen Belegung eines elektrischen Ansammlungsapparats (Kondensator, Leidener Flasche), wenn diese Substanz die isolierende Schicht zwischen den beiden Belegungen bildet, zu derjenigen Ladung, welche jene Belegung bis zu gleichem Potenzial geladen annimmt, wenn das isolierende Zwischenmittel eine gleich dicke Luftschicht ist. Die D. der Luft ist hiernach als Einheit angenommen. Da die Fortpflanzungsgeschwindigkeit einer elektromagnetischen Strahlung (elektrischer Wellen, s. d.), somit auch des Lichtes, von der

D. abhängt und die Verschiedenheit dieser Geschwindigkeit in verschiedenen Medien die Brechung der Strahlen an deren Grenze veranlaßt, muß der Brechungsexponent mit der D. in Beziehung stehen. Nach Maxwell sollte die D. das Quadrat des Brechungsexponenten sein. Tatsächlich zeigen sich Abweichungen hiervon, welche die neuere elektromagnetische Lichttheorie durch das Vorhandensein beweglicher elektrischer Ladungen (Elektronen) in den Atomen erklärt (vgl. Drude, Lehrbuch der Optik, Leipz. 1900). Beispielsweise ergaben sich folgende Werte für die D.:

A. Feste Körper.		Aceton	21
Glas	4 —10	Alkohol	25
Paraffin	1,7— 2,3	Wasser	81
Schwefel	2 — 4	Terpentinöl	2,2
Schellack	2,8— 3,7	Petroleum	2,2
Ebonit	2 — 3	Schwefelkohlenstoff	2,5
Kautschuk	2,2— 2,7	**C. Gase.**	
Guttapercha	2,5	Kohlensäure	1,000356
B. Flüssigkeiten,		Wasserstoff	0,999674
Benzol	2,27	Leerer Raum	0,999410

Dielenkopf (Mutulus), plattenförmige Verzierung an der Unterfläche der steinernen Hängeplatte der dorischen Säulenordnung, die dem hervorragenden Ende (Kopf) einer Diele gleicht. An sie sind zuweilen kleine, hängende Zylinder, sog. Tropfen, gemeißelt (s. Abbild.).



Dielenkopf.

Dielmann, 1) Jakob Fürchtegott, Maler, geb. 1809 in Sachsenhausen, gest. 30. Mai 1885 in Frankfurt a. M., besuchte die Düsseldorfer Akademie und machte sich schnell einen Namen in der damals aufblühenden Genremalerei. Er blieb bis 1842 in Düsseldorf und kehrte dann nach Frankfurt a. M. zurück. Er schuf in der Art Jakob Beckers eine Reihe von Darstellungen aus dem Volks- und Naturleben, die viel nachgebildet wurden. Die hervorragendsten sind: die hessische Dorfschmiede, der Pfarrherr mit den Kindern, der Dorfbarbier, das Kirchweihfest, die Prozession. Auch malte er Landschaften und Architekturstücke.

2) Johann, Bildhauer, geb. 1819 in Frankfurt a. M., gest. daselbst 24. Okt. 1886, wurde in München Schüler Schwanthalers und beschäftigte sich meist mit dekorativen Arbeiten. Sein Hauptwerk ist die Bronzestatue Schillers für Frankfurt a. M. (1864).

Diels, Hermann, Philolog, geb. 18. Mai 1848 in Biebrich a. Rh., studierte in Berlin und Bonn und wurde 1873 Lehrer am Johanneum zu Hamburg, 1877 am Königstädtischen Gymnasium zu Berlin, 1882 außerordentlicher Professor an der dortigen Universität und 1886 ordentlicher Professor. Seine Hauptwerke sind: »Doxographi graeci« (Berl. 1879, Preisschrift der Berliner Akademie); »Simplicii in Aristotelis physica commentarium« (das. 1882—95, 2 Bde.); »Theophrastea« (das. 1883); »Sibyllinische Blätter« (das. 1890); »Anonymi Londiniensis ex Aristotelis Iatricis etc. eclogae« (das. 1893; deutsch von Beck und Spät, das. 1897); »Parmenides« (griech. u. deutsch, das. 1897); »Herakleitos von Ephesos« (griech. u. deutsch, das. 1901); »Poetarum philosophorum fragmenta« (das. 1902); »Die Fragmente der Vorsokratiker« (griech. u. deutsch, das. 1903). Auch leitet er die von der Berliner Akademie der Wissenschaften veranstaltete Ausgabe der »Commentaria in Aristotelem graeca«.

Dielytra, s. Dicentra.

Diemat (Diemt, Demat, Dagmat), früheres Feldmaß in den ostfriesischen Groden und Poldern, $1\frac{1}{3}$ Gras = 400 rheinländische Quadratruten oder 56,738 Ar; ein Moor-D. = 99,375 Ar. S. auch Demat.

Diemel, linker Nebenfluß der Weser, entspringt (773 m hoch) am Hohen Pön, südlich vom Dorf Usseln in Waldeck, an der Grenze von Westfalen, und mündet nach 80 km langem Lauf bei Karlshafen.

Diemen, s. Ernte und Feimen.

Diemen, Anthony van, Generalgouverneur der holländischen Niederlassungen in Ostindien, geb. 1593 in Kuilenburg, gest. 19. April 1645 in Batavia, trat früh in die Dienste der Ostindischen Kompagnie, wo er es zum Rat von Indien brachte. 1631 führte er die indische Flotte nach Holland, kehrte als erster Rat und Generaldirektor des Handels nach Indien zurück und wurde 1636 zum Generalgouverneur ernannt. Als solcher bemächtigte er sich der portugiesischen Niederlassungen in Ceylon und Malakka, nötigte den Vizekönig von Goa zum Frieden und ward der Begründer des holländischen Handels in Tongking und China. Er war auch um die innere Verwaltung besorgt und errichtete Kirchen u. eine lateinische Schule in Batavia. Auf einer von ihm ausgesandten Expedition wurde die nach ihm Vandiemensland benannte Insel Tasmania entdeckt.

Diemermeer (Watergraafsmeer), Dorf in der niederländ. Provinz Nordholland, 1 km von Amsterdam, 5,16 m unter Meer, mit einer vortrefflichen Gartenbauschule und (1900) 3266 Einw. Der Boden, auf dem der Ort steht, ist 1629 durch Austrocknung gewonnen worden.

Diëm perdĭdi (lat.), ich habe einen Tag verloren! nach Sueton Ausruf des Kaisers Titus, als es ihm eines Abends einfiel, an jenem Tage noch keinem eine Gnade erwiesen zu haben.

Diemtiger Tal, s. Kandertal.

Dienende Brüder, bei den geistlichen Ritterorden nichtadlige Brüder, die als gemeine Soldaten dienten; in Klöstern soviel wie Laienbrüder; bei den Freimaurern diejenigen Mitglieder des Bundes, welche die Aufwartung in der Loge und andre Dienste verrichten.

Diener der heiligen Jungfrau, s. Serviten.

Dienergebühren, s. Gebühren.

Dienerschaft, s. Gesinde.

Dienger, Joseph, Mathematiker, geb. 5. Nov. 1818 zu Hausen bei Breisach, gest. 11. Nov. 1894 in Karlsruhe, studierte in Genf und Karlsruhe Mathematik, war Lehrer in Ladenburg und Sinsheim, 1849 Vorstand der höhern Bürgerschule zu Ettenheim, 1850 bis 1868 Professor am Polytechnikum zu Karlsruhe und 1879—88 Direktor der Allgemeinen Versorgungsanstalt daselbst. Er schrieb: »Handbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie« (3. Aufl., Stuttg. 1867); »Die Differential- und Integralrechnung« (3. Aufl., das. 1868; Bd. 3: »Integration der partiellen Differentialgleichungen«, 1862); »Ausgleichung der Beobachtungsfehler nach der Methode der kleinsten Quadratsummen« (Braunschw. 1857); »Abbildung krummer Oberflächen aufeinander und Anwendung derselben auf höhere Geodäsie« (das. 1858); »Studien zur analytischen Mechanik« (Stuttg. 1863); »Theorie der elliptischen Integrale und Funktionen« (das. 1865); »Theorie und Auflösung der höhern Gleichungen« (das. 1866); »Grundriß der Variationsrechnung« (Braunschw. 1867).

Dienst, die Ausübung aller dem Soldaten obliegenden Verrichtungen. Den innern D. regeln die

Vorschriften über Urlaub, Krankheit, Gesuche und Beschwerden, Meldungen, Ehrenbezeigungen, Verheiratung, Todesfälle, Anzug, Schriftverkehr und Bibliotheken. Den äußern D. ordnen die Garnisondienstvorschriften, die Exerzierreglements, die Vorschriften über Waffen, Munition und Schießen, über Felddienst, Gefechts- und Schießübungen im Gelände, Benutzung der Fahrräder ꝛc. Kleiner D. ist der D. in Kasernen, Exerzierhäusern ꝛc. Vgl. v. Fircks Taschenkalender für das Heer (Berl. 1900).

Dienstabzeichen, äußeres Merkmal für die im Dienst befindlichen Militärs, Helm und Waffe, bei Offizieren außerdem Feldbinde, bez. Schärpe.

Dienstadel (Beamtenadel), Adel, der durch Verwaltung gewisser Ämter und Würden erlangt wird; vgl. Adel, S. 101.

Dienstag (Dinstag, lat. Dies Martis, franz. Mardi, engl. Tuesday), der dritte Tag der Woche, ist nach dem Kriegs- oder Schwertgott benannt, der altnordisch Tyr, althochdeutsch Ziu, bei den Bayern Eor oder Ero hieß. Er führt in Schwaben zuweilen noch jetzt den Namen Ziestag oder Zistig (aus dem althochd. Ziuwestac) und in Bayern die Bezeichnung Ertag, Erhtag, Erchtag, Irtag. Der fette oder feiste D. (franz. Mardi gras) ist der Fastnachtsdienstag (s. Fastnacht), der gelbe, schiefe oder Schellendienstag der D. vor Ostern, bei den romanischen Völkern der heilige, bei den Magyaren der große [D. genannt.

Dienstalter, s. Anciennität.

Dienstansprüche, die Ansprüche, die aus einem Dienstverhältnis, insbes. dem Staats- und sonstigen öffentlichen Dienst für die Bediensteten hervorgehen. Die Rechte, die sich aus dem berufsmäßigen öffentlichen Dienst ergeben, sind gewöhnlich: der Anspruch auf Ersatz der im Dienst gemachten Auslagen, der Anspruch auf Gehalt und Ruhegehalt sowie auf gewisse Bezüge für die Hinterbliebenen, Amtskleidung, Ehrenrechte, Rang, Amtstitel.

Dienstauszeichnung, militärische, in Preußen eine eiserne, silberne oder goldene Schnalle mit Namenszug F. W. III. auf blauem, entsprechend schwarz, weiß oder gelb gerändertem Bande, wird an Unteroffiziere und Mannschaften für 9-, 15-, resp. 21jährige Dienstzeit verliehen. Sie ist gestiftet 1825 zugleich mit dem Dienstauszeichnungskreuz für Offiziere und Ärzte, einem goldenen Kreuz am blauen Band, im Mittelschild mit dem Namenszug F. W. III. und auf der Rückseite XXV. (für 25jährige Dienstzeit). Die Landwehrdienstauszeichnung ist gestiftet 4. Juli 1868: die zweite Klasse, blaues Band mit eingewirktem Namenszug und eiserner Einfassung, ist für Offiziere und Mannschaften nach erfüllter Dienstpflicht bestimmt, wenn sie einen Feldzug mitgemacht oder mindestens drei Monate bei außergewöhnlicher Veranlassung aktiv gedient haben; die erste Klasse, silbernes Kreuz am blauen Band, wird Offizieren und Ärzten für 20jährige Dienste gegeben. Württemberg verleiht seit 1874 als D. an Unteroffiziere und Mannschaften für 9-, resp. 15jährige Dienstzeit eine eiserne Schnalle und seit 1879 in Anlehnung an die preußische Einrichtung eine Landwehrdienstauszeichnung in zwei Klassen. Sachsen verleiht unter gleichen Bedingungen wie Preußen seit 1874 Dienstauszeichnungen. Bayern belohnt 50jährige Dienste mit dem Ludwigsorden, 40-, bez. 24jährige mit Dienstauszeichnungskreuzen erster, bez. zweiter Klasse. Die zweite Klasse erhalten nur Offiziere, Ärzte und Beamte, die erste auch Mannschaften. In Österreich wurde 1849 ein Militärdienstzeichen für Offiziere und Mannschaften gestiftet, und zwar bei der Mannschaft die erste Klasse für 12-, die zweite für 24jährige, bei Offizieren die erste für 25-, die zweite für 50jährige Dienstzeit. Es besteht in bronzenen Kreuzen, deren Mittelschild bei der Mannschaft die römische Zahl der Dienstjahre zeigt, bei Offizieren in der ersten Klasse einen silbernen, in der zweiten einen goldenen Adler trägt und an gelbseidenem, an den Seiten von zwei schwarzen Streifen durchzogenem Band getragen wird. Vgl. Truppenauszeichnungen.

Dienstbarkeit, früher Servitut genannt, das unveräußerliche und unvererbliche Nutzungsrecht an fremden Vermögensbestandteilen. Je nachdem die D. einer bestimmten Person oder dem jeweiligen Eigentümer eines bestimmten Grundstückes zusteht, spricht man von persönlichen Dienstbarkeiten oder von Grunddienstbarkeiten. Erstere sind untrennbar mit der Person des Berechtigten, letztere untrennbar mit dem Eigentum am Grundstück verbunden. Sämtliche Dienstbarkeiten können nur an Grundstücken bestehen, einzig der Nießbrauch (s. d.) ist an Vermögensobjekten aller Art möglich. Begründet werden die Dienstbarkeiten durch Einigung und Eintragung in das Grundbuch, nur der Nießbrauch an beweglichen Sachen entsteht durch Vertrag und Übergabe der betreffenden Sache. Eine Ersitzung von Dienstbarkeiten gibt es nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch nicht mehr, bereits früher ersessene Dienstbarkeiten bleiben jedoch nach Art. 187 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch in Geltung. Wohl aber können mit einem Grundstück zugleich die für dasselbe eingetragenen Dienstbarkeiten ersessen werden, und ebenso ist die sogen. Tabularersitzung (s. d.) möglich. Die persönlichen Dienstbarkeiten, die das Nutzungsrecht nur einer bestimmten Person gestatten und mit dem Tode derselben erlöschen, sind der Nießbrauch und die sogen. beschränkten persönlichen Dienstbarkeiten, früher irreguläre Personalservituten genannt. Sie bestehen nach § 1090 des Bürgerlichen Gesetzbuches darin, daß ein Grundstück in der Weise belastet ist, daß diejenige Person, zu deren Gunsten die Belastung erfolgt, berechtigt ist, das Grundstück in einzelnen Beziehungen zu benutzen, oder daß dieser Person eine sonstige Befugnis zusteht, die den Inhalt einer Grunddienstbarkeit bilden kann, z. B. Wegerecht, Fruchtziehungsrecht ꝛc. Diese persönlichen Dienstbarkeiten sind nur an Grundstücken möglich und unterstehen den Bestimmungen über die Grunddienstbarkeiten, und da ihre Ausübung an eine bestimmte Person gebunden ist, sind sie unübertragbar und bestimmen sich ihrem Umfange nach im Zweifel nach den persönlichen Bedürfnissen des Berechtigten. Die wichtigste dieser Dienstbarkeiten ist das Wohnungsrecht (s. d.). Abgesehen von dem Wohnungsrecht hat das Bürgerliche Gesetzbuch weder über die einzelnen Arten der Grunddienstbarkeiten noch über die der beschränkten persönlichen Dienstbarkeiten nähere Bestimmungen getroffen, ebenso sind die landesgesetzlichen Beschränkungen bezüglich der Belastung eines Grundstückes mit gewissen Grunddienstbarkeiten oder beschränkt persönlichen Dienstbarkeiten durch Art. 115 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch aufrechterhalten. Die dem frühern Recht bekannten gesetzlichen Dienstbarkeiten (Legalservituten) sind dem Bürgerlichen Gesetzbuch unbekannt. Derartige Beschränkungen gelten nicht als Grunddienstbarkeiten, sondern als Eigentumsbeschränkungen. Vgl. Naendrup, Zur Geschichte deutscher Grunddienstbarkeiten (Paderb. 1900); Tappe, Die

sogen. irregulären Personalservituten nach gemeinem Recht und dem Bürgerlichen Gesetzbuch (Erlang. 1899).

Dienstbeschädigung, Störung der Gesundheit und Erwerbsfähigkeit des Soldaten durch den Dienst. Sie tritt im Krieg oder Frieden ein, und nach der erworbenen größern oder geringern Erwerbsunfähigkeit sowie nach Dienstgrad und Dienstzeit des Betroffenen richtet sich die Höhe der Versorgungsansprüche. Näheres in: »Dienstanweisung zur Beurteilung der Militärdienstfähigkeit ꝛc.« und »Instruktion, betreffend Anmeldung und Prüfung der Versorgungsansprüche invalider Mannschaften vom Feldwebel abwärts«

Dienstbote, s. Gesinde. [(1877).

Dienste (Dienstleistungen) sind menschliche Arbeitsleistungen, durch die direkt eine Befriedigung der Bedürfnisse andrer erzielt wird. Je nachdem die Dienstleistungen höhere Ausbildung des Menschen erfordern oder nicht, unterscheidet man höhere und gemeine D. Letztere ermöglichen, zumal wenn ihre Verrichtung auch wenig Kapital erfordert, leicht einen größern Mitbewerb; dagegen gestatten die höhern D., wie die der Beamten, Ärzte ꝛc., die meistens einer lang andauernden Vorbildung bedürfen, einen Berufswechsel nur selten. Der alte, von Garnier und F. List sarkastisch beleuchtete Streit, ob die D. produktiv oder unproduktiv seien, ist müßig, weil hier nur die schwankende Auffassung des Begriffs produktiv (s. d. und Art. »Produktion«) entscheidend ist. Wichtiger ist die Frage, ob eine Dienstleistung und in welchem Maße sie zur Förderung des Einzel- und des Gesamtwohls beiträgt. Bei vielen Dienstleistungen ist ein beschränkendes oder regelndes Eingreifen durch den Staat erforderlich, weil bei ihnen wegen der durch ihre Ausübung bedingten nähern persönlichen Beziehungen leicht Leben, Gesundheit, Sittlichkeit ꝛc. gefährdet werden. Daher rührt auch die Forderung des Fähigkeitsnachweises bei Arzt, Hebamme, Advokat ꝛc., das Konzessionswesen und besondere polizeiliche Ordnungen bei künstlerischen Schaustellungen, für Droschkenkutscher, Dienstmänner ꝛc. Über D. in rechtlicher Beziehung vgl. den Artikel »Arbeitsvertrag«.

Dienste, in der gotischen Architektur die zur Unterstützung der Gewölberippen dienenden, aus den Pfeilern mehr oder minder hervorspringenden Säulchen, die unter den Quer- und Längsgurten der Gewölbe stärker (alte D., a, s. Figur), unter den Diagonalrippen schwächer (junge D., b, s. Figur) angeordnet wurden.

Diensteid, s. Amtseid.

Dienstein kommen, s. Besoldung.

Dienstenthebung, die zumeist mit teilweiser Gehaltsentziehung verbundene vorläufige Außerdienststellung (Suspension) eines Beamten, die während einer gegen ihn schwebenden Untersuchung, sei es einer strafrechtlichen, sei es einer Disziplinaruntersuchung, eintritt; in manchen Staaten ist D. auch eine Disziplinarstrafe (s. Disziplinargewalt). Die militärische D. ist eine Maßnahme des Gerichtsherrn (s. d.), die darin besteht, daß er einen zu den Personen des Soldatenstandes gehörigen Beschuldigten aus Anlaß eines gegen diesen eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens einstweilen des militärischen Dienstes enthebt. Die vorläufige D. kann die vorgesetzte Dienstbehörde anordnen, über deren Fortdauer im Fall einer gerichtlichen Untersuchung bestimmt jedoch der Gerichtsherr (§ 1174 der Militärstrafgerichtsordnung). Die D. kann in die Dienstentlassung (s. d.) übergehen. Weiteres s. Disziplinargewalt.

Dienstentlassung, die Entlassung eines Beamten aus dem Dienst oder Amt (Amtsentlassung). Dieses Entlassen kann ein freiwilliges oder unfreiwilliges Ausscheiden aus dem Dienste sein. Im erstern Falle können dem Beamten die Ehrenrechte (Titel und Rang) belassen werden, im zweiten, der infolge vorheriger Kündigung bei auf Ruf und Widerruf Angestellten oder auf Grund eines Disziplinar- oder Strafverfahrens bei fest angestellten Beamten erfolgt, kann Verlust der Ehren- und Vermögensrechte mit der D. verbunden sein. Als militärische Ehrenstrafe gegen Offiziere, Sanitätsoffiziere und im Offiziersrang stehende Mitglieder des Maschineningenieurkorps hat die D. Verlust der Dienststelle, der aberkennbaren erdienten Ansprüche und des Rechts, die Uniform zu tragen, nicht aber den Verlust des Titels zur Folge. Der Eintritt in das Heer ist zwar wieder gestattet, jedoch nicht als Offizier.

Dienstentsetzung (Kassation), die im gerichtlichen Strafverfahren erfolgte Ausstoßung eines Beamten aus seinem Amt (vgl. Disziplinargewalt).

Dienstgefolge, s. Geleit.

Dienstgehalt, s. Besoldung. In Bayern wird bei den pragmatischen Staatsdienern zwischen D. und Standesgehalt unterschieden. Letzterer bildet den unentziehbaren Gehaltsbestandteil, ersterer fällt mit Aufhören der Dienstleistung weg. Doch erhalten die Richter jederzeit, die übrigen Beamten, wenn sie mit 70 Lebensjahren in den Ruhestand treten, den Gesamtgehalt als Pension.

Dienstgeld, s. Gesinde.

Dienstgrad (Dienststellung), s. Charge.

Dienstgratial, in Österreich die Abfindungssumme für invalide Militärpersonen vom Feldwebel abwärts, die auf Invalidenversorgung Verzicht leisten, oder für die Witwen solcher verheirateter und im Dienste stehender Personen.

Dienstinstruktion, Vorschriften auf großen Gutsbesitzungen für den Wirkungskreis, bez. die Pflichten und Rechte der einzelnen Beamten, um deren Verantwortlichkeit für alle Handlungen und Unternehmungen zu begrenzen. Vgl. Schimák, D. für Wirtschafts- und Forstbeamte und andre Bedienstete auf Großgrundbesitzungen (Wien 1883); v. Kutschera, D. für Hofbesorger (in Komers »Jahrbüchern für österreichische Landwirte«, Prag 1866, 1867 u. 1868); »D. für Inspektoren, Rentmeister, Administratoren« in Dietrichs »Landwirt als Rechnungsführer«, S. 555 (Berl. 1889).

Dienstkreuz, s. Dienstauszeichnung.

Dienstländereien, Ländereien, die als Gehaltsteil Beamten zur Benutzung zugewiesen sind.

Dienstleistung, die Einstellung eines Offiziers in einen Truppenteil zur zeitweiligen Ausübung des Dienstes, z. B. D. bei andern Waffen, Militärbehörden ꝛc.

Dienstleute (Dienstmannen), s. Ministerialen; auch Gutstagelöhner (s. Arbeiterfrage, S. 679).

Dienstliste, im österreichischen Strafprozeß, s. Schwurgericht.

Dienstmägde Jesu Christi, eine in Westdeutschland ziemlich verbreitete Genossenschaft zur Pflege armer Kranken, entstand 1848 zu Dernbach in Nassau, 1870 von Pius IX. bestätigt.

Dienstmannsinstitute, Einrichtungen zu dem Zweck, dem Publikum ständig Leute für Botengänge, Transport kleiner Lasten und für sonstige Arbeits-

verrichtungen innerhalb und außerhalb des Hauses gegen eine nach einem bestimmten Tarif zu bemessende Entschädigung zur Verfügung zu stellen. Sie sind meist derart organisiert, daß ein Kapitalist Leute anwirbt und die Verantwortlichkeit dem Publikum gegenüber trägt. Um den Dienstmann äußerlich kenntlich zu machen, wird er uniformiert. Auch erhält er, teils um den Auftraggeber sicherzustellen, teils im Interesse einer geregelten Erledigung der Geschäfte, eine Nummer. Der Dienstmann erhält entweder einen festgesetzten Lohn, während die gesamte Einnahme in die Institutskasse fließt, oder er liefert abends nur eine bestimmte Summe ab und behält das übrige für sich. An Stelle der kapitalistischen Organisation kann auch eine genossenschaftliche Vereinigung einer größern Zahl von Dienstmännern treten, wie auch neben oder statt der erstern vielfach selbständige Dienstmänner tätig sind. In Deutschland unterliegt auf Grund der Gewerbeordnung (§ 37) das Gewerbe der Dienstmänner der ortspolizeilichen Regelung. Auch ist die Ortspolizeibehörde befugt (§ 76), für dieselben Taxen festzusetzen. In Österreich bedürfen die D. einer Konzession. Die D. wurden zuerst in Bromberg 1858 durch Ed. Berger eingeführt.

Dienstmiete, soviel wie Dienstvertrag, Arbeitsvertrag (s. d.).

Dienstpferd, jedes dem Staat gehörige und im Truppendienst verwendete Pferd.

Dienstpflicht, s. Wehrpflicht.

Dienstpragmatik, vertragsmäßige Regelung des Dienstverhältnisses auf Landgütern bei der Anstellung des Verwalters oder bei Domänenkomplexen der Beamten und Bediensteten. In der D. werden die Aufnahme in den Dienstkörper, das Verhalten während der Dienstzeit, wofür auch besondere Dienstinstruktionen (s. d.) aufgestellt werden, die Ausscheidung aus dem Dienst und die Invaliditäts- und Altersversorgung (Pensionierung) geregelt. Vgl. Pohl, Grundzüge einer D. für Verwaltungen größerer Güter (Wien 1897); Marchet, Rechtliche Stellung der Privat-Güterbeamten und die Altersversorgung der Privatangestellten (2. Aufl., das. 1896).

Dienstprämie, seit 1891 im deutschen Heer eingeführte Zahlung von 1000 Mk. an (auch außeretatmäßige) Unteroffiziere (einschließlich Unterroßärzte, Zeugfeldwebel ꝛc.), die nach zwölfjähriger Dienstzeit (ohne Anrechnung der Kriegsjahre) mit dem Zivilversorgungsschein ausscheiden. Die D. wird auch gezahlt, wenn der Betreffende vor Ablauf der zwölf Jahre als Offizier oder Beamter der Militärverwaltung angestellt wird, beim Übertritt zur Gendarmerie oder Schutzmannschaft sowie bei Einstellung in Invalidenhäuser. Die D. ist nicht pfändbar, sie wird auch bei Todesfall an die Empfänger der Gnadengebühren bezahlt.

Dienstrecht, s. Hofrecht.

Dienstreglement, Vorschrift für die Ausübung des Dienstes im allgemeinen, bestand früher in den meisten Heeren. Neuerdings wollte man starres Formenwesen vermeiden und gab dafür nur Vorschriften für die besondern Dienstzweige heraus, z. B. Exerzierreglements und Schießvorschriften für die einzelnen Waffen, Felddienstordnung, Feldbefestigungsvorschrift, Garnisondienstvorschrift ꝛc.

Dienststand, s. Aktiv.

Dienststellung, s. Funktion.

Dienstunbrauchbarkeit von Soldaten tritt ein, wenn sie zum Dienst im Felde (bei den Feldtruppen) oder in der Garnison (bei den Besatzungstruppen) unfähig werden. Sie hat die Entlassung aus dem Dienste bei der Fahne zur Folge. Über die »Dienstanweisung zur Beurteilung der Militärdienstfähigkeit« s. Invalidität.

Dienstunterricht (Instruktion), die Unterweisung der Militärs in ihren Pflichten und Dienstobliegenheiten durch Vorgesetzte.

Dienstvergehen, soviel wie Amtsvergehen; im engern und eigentlichen Sinne diejenigen Vergehen (Disziplinarvergehen) eines Beamten, die nicht im strafrechtlichen Verfahren, sondern auf Grund der Disziplinargewalt (s. d.) im Disziplinarverfahren verfolgt und geahndet werden (s. Amtsverbrechen).

Dienstvertrag, soviel wie entgeltlicher Arbeitsvertrag (s. d.).

Dienstweg, das für Militärs vorgeschriebene Verfahren für Anbringung von Beschwerden (Beschwerdeordnung vom 30. März 1895, bez. 14. Juni 1894), Gesuchen ꝛc., Weitergabe von Meldungen ꝛc.

Dienstwohnung, die Offizieren, Militärärzten und -Beamten dienstlich angewiesene Wohnung. Der Inhaber, wenn ihm Beschaffung der Ausstattung, Feuerung ꝛc. obliegt, bezieht ein Drittel des Servises (Servisteil); würde er als Selbstmieter Wohnungsgeldzuschuß erhalten, so verbleibt ihm neben dem Dritteil der Rest des Servises (Servisrest); werden Möbel gegeben, so beträgt der Servisteil ein Sechstel für Feuerung ꝛc. Der Kasernierte bezieht den Kasernenservis, und zwar in allen Servisklassen denselben, nach dem Dienstgrad bemessenen Servisteil, bez. Servisrest (Servisvorschrift vom 9. März 1899).

Dienstzeichen, Österreichisches Militär-, s. Dienstauszeichnung.

Dienstzeit. Bei den stehenden Heeren der Staaten mit allgemeiner Wehrpflicht kann die Mannschaft nur verhältnismäßig kurze (Präsenz-) Zeit bei der Fahne verbleiben. Nach dieser aktiven D. wird sie »zur Reserve« entlassen, um im Kriegsfall zur Aufstellung einer großen Feldarmee und Besatzungstruppen (Landwehr) herangezogen zu werden. Die Präsenzzeit ist bei den Heerwesen der einzelnen Staaten sehr verschieden. Sie richtet sich nach wirtschaftlichen Verhältnissen, nach der Truppengattung, Jahreszeiten ꝛc., wobei der Grundsatz maßgebend ist, daß die D. zur kriegsgemäßen Ausbildung genügen muß.

Dienstzulage, die monatliche Zulage, die außer den allgemeinen Gebührnissen für gewisse Dienstgrade und -Stellen ausgeworfen ist. Die D. geht in der Regel auf den Stellvertreter über.

Dienstzwang, s. Bauernzwang.

Dientener Berge, s. Alpen, S. 365 (7).

Diëntomophilie (griech.), s. Heteromesogamie.

Diepenau, Flecken mit Stadtrechten im preuß. Regbez. Hannover, Kreis Stolzenau, an der Wickriede und der westfälischen Grenze, mit (1900) 448 Einw.

Diepenbeeck, Abraham van, niederländ. Maler, geb. 9. Mai 1596 in Herzogenbusch, gest. 1675 in Antwerpen, lernte zuerst bei seinem Vater die Glasmalerei, war in dieser seit 1623 in Antwerpen tätig und wurde dann Schüler von Rubens. 1636 erwarb er das Bürgerrecht in Antwerpen. Von seinen Glasgemälden sind noch Reste erhalten, z. B. die Fenstermalereien in der Kapelle der heiligen Jungfrau in der Jakobskirche zu Antwerpen, die Chorfenster der Dominikanerkirche und andre in der Karmeliterkirche, in der Kathedrale ꝛc. Während seiner Tätigkeit bei Rubens hat er viel an dessen Werken mitgearbeitet und sich auch ganz dessen Formengebung und Kompositionsmanier angeeignet. Sein Kolorit

ist jedoch blässer und von geringerer Leuchtkraft. Hauptwerke von ihm sind: die Weihe eines Abtes durch den heil. Norbert, in der Dorfkirche von Deurne bei Antwerpen; die Grablegung Christi, im Museum zu Braunschweig; die Vermählung der heil. Katharina, in der Berliner Galerie; die Flucht der Clölia in drei verschiedenen Darstellungen, in Berlin, Dresden (Galerie) und Paris (Louvre); und ein Liebespaar mit Amor (im Louvre). Er hat auch vortreffliche Bildnisse gemalt und viele Zeichnungen für Kupferstecher ausgeführt.

Diepenbeek, Dorf in der belg. Provinz Limburg, Arrond. Hasselt, an der Demer, Knotenpunkt an der Bahnlinie Antwerpen–Aachen, mit (1902) 4035 Einw.

Diepenbrock, Melchior, Freiherr von, Fürstbischof von Breslau, geb. 6. Jan. 1798 zu Bocholt in Westfalen, gest. 20. Jan. 1853 auf Schloß Johannisberg in Österreichisch-Schlesien, machte den Feldzug von 1814 mit, studierte seit 1818 zu Landshut Cameralia, hierauf in Mainz und Münster Theologie, wurde 1823 Priester und Sekretär seines väterlichen Freundes Sailer, Bischofs von Regensburg. D. stieg zum Kanonikus, Domprediger und Domdechanten und bischöflichen Generalvikar in Regensburg empor und ward 1845 bayrischer Freiherr, Fürstbischof von Breslau, als welcher er trotz innerer Zwistigkeiten im Klerus und durch Streitigkeiten mit dem Staat im Sinne religiösen Friedens und wahrer Toleranz wirkte. 1848 zum Frankfurter Parlament abgeordnet, erkrankte er, wurde aber 1849 provisorisch zum apostolischen Delegaten für die preußische Armee und 1850 zum Kardinal ernannt. Als Dichter geistlicher Lieder trat D. zuerst in der von E. v. Schenk herausgegebenen »Charitas« auf, veröffentlichte die schöne Sammlung »Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtergärten« (Sulzbach 1829, 4. Aufl. 1862) und ließ »Erinnerungen an den jungen Grafen von Stolberg« und »Heinrich Susos Leben und Schriften« (Regensb. 1829; 4. Aufl., das. 1884) folgen. Seine »Predigten« (Regensb. 1841—43) sowie »Sämtliche Hirtenbriefe« (Münster 1853) sind bedeutende Werke. Vgl. »Melchior v. D., ein Lebensbild« (von seinem Nachfolger, Fürstbischof H. Förster, 3. Aufl., Regensb. 1878); Reinkens, Melchior von D. (Leipz. 1881).

Diepholz, Grafschaft, jetzt Kreis im preuß. Regbez. Hannover, 633 qkm (11,49 QM.) groß, mit (1900) 21,593 Einw., besteht etwa zum dritten Teil aus Moor (Diepholzer Moor), Bruch und Heide, wird bewässert von der Hunte und deren Zuflüssen, im S. vom Dümmersee. Der gleichnamige Flecken mit Stadtrechten, Hauptort der Grafschaft, an der Hunte und der Staatsbahnlinie Münster–Bremen, hat eine evang. Kirche mit altertümlichem Turm, Synagoge, Präparandenanstalt, landwirtschaftliche Winterschule, Amtsgericht, Oberförsterei und (1900) mit dem dazugehörigen Ort Willenberg 2970 meist evang. Einwohner, die Viehzucht treiben. Im Diepholzer Moor wurden 1888 zwei Bohlenwege entdeckt, die wahrscheinlich die Pontes longi sind, die der römische Feldherr Cäcina 15 n. Chr. auf seinem Rückzug nach der Ems betreten hat. — Die Grafschaft D. war im 11. Jahrh. im Besitz eines edlen Geschlechts, das dem benachbarten Bistum Osnabrück mehrere Bischöfe gab. Eine Nebenlinie bildeten die »Herren von D.«, die von einem natürlichen Sohn Rudolfs, Bischofs von Utrecht und Administrators von Osnabrück (gest. 1455), abstammte und 1663 ausstarb. Nach dem Aussterben der Grafen 1585 kam D. an die braunschweig-lüneburgische Linie Celle, 1679 an Kalenberg. 1806—1810 machte die Grafschaft D. einen Teil des westfälischen Departements Aller und später der französischen Departements Wesermündungen und Oberems aus und kam 1814 an Hannover. Vgl. v. Hodenberg, Diepholzer Urkundenbuch (Hannov. 1842); Gade, Historisch-geographische Beschreibung der Grafschaften Hoya und D. (Hannov. 1901, 2 Bde.).

Dieppe (spr. djepp'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Niederseine, an der Mündung des Flüßchens Arques in den Kanal, zwischen den Kreidefelsen der Küste gelegen, Knotenpunkt an der Westbahn, besteht aus der eigentlichen Stadt und der durch das Hafenbassin von ihr getrennten Fischervorstadt Le Pollet, wozu noch die Vorstadt Barre am Abhang eines Hügels im SW. kommt. D. hat einen sichern Hafen von fast 10 m Wassertiefe, dessen Eingang ein von zwei Dämmen eingefaßter, durch drei Batterien geschützter Kanal bildet, und der einen Vorhafen mit zwei Bassins sowie einen neuen Vorhafen mit zwei weitern Bassins umfaßt; ferner hat sie ein die Stadt beherrschendes malerisches Schloß (von 1435, jetzt Kaserne) mit vier Türmen, eine schöne gotische Kirche (St.-Jacques), ein Stadthaus mit Bibliothek (25,000 Bände) und Museum, ein Theater, eine Statue des Seehelden Duquesne, besuchte Seebäder (mit Kasino) und zählt (1901) 22,503 Einw., die Schiffbau, Schiffahrt, Fischfang (Heringe, Makrelen und Stockfische), Austernzucht, Maschinen-, Tabak- und Spitzenfabrikation, Baumwollspinnerei, berühmte Schnitzerei (in Horn, Elfenbein und Buchsbaum) ꝛc. und bedeutenden Handel (besonders mit England) betreiben. 1899 sind in D. 1818 Schiffe mit 475,825 Ton. eingelaufen. Der gesamte Warenverkehr belief sich im Generalhandel auf 342 Mill., im Spezialhandel auf 148,2 Mill. Fr. Zur Einfuhr kommen besonders Kohlen, Teer, Eisen, Zement, Maschinen, zur Ausfuhr Seiden-, Wollen- und Baumwollenwaren, Wein, Branntwein, Porzellan und Vieh. Von D. gehen regelmäßig Dampfboote nach Newhaven und Grimsby in England. Es hat ein Collège, eine Schiffahrts- und eine Spitzenschule und ist Sitz eines Seehandelsgerichts und zahlreicher Konsulate, darunter eines deutschen. — D. (wahrscheinlich von deep, »tief«) war anfangs ein Dorf, von wo Wilhelm der Eroberer 1066 nach England übersetzte; aus der Verschmelzung des alten Dorfes mit Boutheilles und Beotheville entstand die Stadt D., die schon damals dem Erzbischof von Rouen gehörte. Der französische König Philipp August belagerte in seinem Streit mit Richard Löwenherz die Stadt. Im 15. Jahrh. entriß Karl VII. D. den Engländern, worauf Talbot es vergeblich belagerte. Seit der Mitte des 14. Jahrh. war D. als See- und Handelsplatz berühmt und mächtig. Von hier aus wurde die Westküste Afrikas besucht und Petit-Dieppe an der Mündung des Gambia gegründet, auch Kanada von hier aus für die Franzosen in Besitz genommen. Die Blüte Dieppes litt durch die Auswanderung der Hugenotten und wurde durch das Bombardement der Engländer und Holländer 22. und 23. Juli 1694 völlig vernichtet. Nach dem Ryswyker Frieden mußten die Einwohner ihre Häuser wieder aufbauen, aber die Blüte der Stadt konnte man nicht wieder hervorrufen, zumal die Konkurrenz Le Havres erdrückend wirkte. Im deutsch-französischen Kriege wurde D. vom General v. Manteuffel 9. Dez. 1870 durch eine mobile Kolonne besetzt und blieb bis zum Sommer 1871 in der Gewalt der Deutschen. Vgl. Vitet, Histoire de D. (Dieppe 1844); Asseline

(1619—1703), Les antiquités et chroniques de la ville de D. (hrsg. von Hardy, daſ. 1874, 2 Bde.); Bouteiller, Histoire de la ville de D. (daſ. 1878).

Dierauer, Johannes, ſchweizer. Hiſtoriker, geb. 20. März 1842 in Berneck (St. Gallen), ſtudierte in Zürich, Bonn und Paris und wurde 1868 Profeſſor der Geſchichte an der Kantonſchule in St. Gallen, 1874 auch Bibliothekar der Stadtbibliothek (Vadiana). Er ſchrieb: »Beiträge zu einer kritiſchen Geſchichte Trajans« (in den »Unterſuchungen zur römiſchen Kaiſergeſchichte«, hrsg. von Büdinger, Bd. 1, Leipz. 1868); »Die Schlacht am Stoß, Geſchichte und Sage« (»Archiv für ſchweizeriſche Geſchichte«, Bd. 19, 1874); »St. Gallens Anteil an den Burgunder Kriegen« (St. Gallen 1876); »Der Kanton St. Gallen in der Mediations-, Reſtaurations- und Regenerationszeit« (daſ. 1877—78 u. 1902); »Die Stadt St. Gallen in den Jahren 1798—1799« (daſ. 1899—1900); »Rapperswil und ſein Übergang an die Eidgenoſſenſchaft« (daſ. 1892); »Ernſt Götzinger, ein Lebensbild« (daſ. 1897); »Müller-Friedberg, Lebensbild eines ſchweizeriſchen Staatsmannes« (daſ. 1884); »St. Galliſche Analekten« (daſ. 1889 ff.); die bis zur Reformation reichende »Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft« (Gotha 1887—91, 2 Bde.), ein ausgezeichnetes Werk; »Georg Jenatſch« (2. Aufl., St. Gallen 1896); »Die Befreiung des Rheintals 1798« (Berneck 1898). Auch gab er den »Briefwechſel zwiſchen Joh. Rudolf Steinmüller und Hans Konrad Eſcher v. d. Linth« (St. Gallen 1889) ſowie die »Chronik der Stadt Zürich« (»Quellen zur Schweizergeſchichte«, Bd. 18, 1900) heraus und lieferte Beiträge in die »Allgemeine deutſche Biographie« ſowie in die »Monatsſchrift für ſchweizeriſche Offiziere« und andre Zeitſchriften.

Dierb., bei Pflanzennamen Abkürzung für Johann Heinrich Dierbach, geb. 23. März 1788 in Heidelberg, geſt. daſelbſt als Profeſſor der Botanik 9. Mai 1845. Er ſchrieb: »Flora Heidelbergensis« (Heidelb. 1819—20, 2 Bde.); »Beiträge zu Deutſchlands Flora« (daſ. 1825—33, 4 Bde.); »Flora mythologica« (Frankf. 1833).

Diercks, Guſtav, Kulturhiſtoriker, geb. 13. Jan. 1852 zu Königsberg i. Pr., ſtudierte Sprachwiſſenſchaft und Orientalia, bereiſte ſeit 1871 mehrfach Südeuropa und Nordafrika und lebte aus Geſundheitsrückſichten, in unabhängiger Stellung ſich ſeinen Studien widmend, ſeit 1877 meiſt in Spanien, Portugal oder Marokko; gegenwärtig iſt er in Steglitz bei Berlin. Er ſchrieb unter anderm: »Entwickelungsgeſchichte des Geiſtes der Menſchheit« (Berl. 1881—82, 2 Bde.); »Die Araber im Mittelalter und ihr Einfluß auf die Kultur Europas« (1875; 2. Aufl., Leipz. 1881); »Das moderne Geiſtesleben Spaniens« (daſ. 1883); »Nordafrika im Lichte der Kulturgeſchichte« (Münch. 1886); »Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten« (Berl. 1893); »Ein Jahrhundert nordamerikaniſcher Kultur« (Leipz. 1893); »Marokko und die deutſchen Intereſſen« (daſ. 1893); »Marokko« (Berl. 1894); »Geſchichte Spaniens« (daſ. 1895, 2 Bde.).

Dierdorf, Flecken im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Neuwied, am Holzbach und an der Staatsbahnlinie Siershahn-Altenkirchen, hat eine evangeliſche und eine kath. Kirche, Synagoge, Denkmal der Kaiſer Wilhelm I. und Friedrich III., Amtsgericht, Oberförſterei, ein Johanniterkrankenhaus und zählt (1900) 1368 Einw. — Seit 1692 Reſidenz der Wied-Runkelſchen Linie, kam D. nach ihrem Ausſterben 1824 an den Fürſten von Wied-Neuwied.

Diergardt, Friedrich, Freiherr von, Induſtrieller, geb. 25. März 1795 in Mörs, geſt. 3. Mai 1869, errichtete 1813 in St. Tönis bei Krefeld eine Samt- und Samtbandfabrik, die 1816 nach Viersen verlegt wurde und hier eine große Bedeutung für die rheinpreußiſche Induſtrie erreichte. In 43 Städten und Dörfern der Regierungsbezirke Düſſeldorf und Aachen fanden ſich Werkſtätten Diergardts, und in Viersen wurden etwa 3000 Arbeiter beſchäftigt. Die Fabrikate verdrängten vielfach die franzöſiſchen und engliſchen im Welthandel vom Markte. D. beteiligte ſich an vielen induſtriellen Unternehmungen und war Abgeordneter der rheiniſchen Ritterſchaft auf den Provinziallandtagen, Mitglied des erſten vereinigten preußiſchen Landtags und des Abgeordnetenhauſes bis 1860, wo er den Freiherrentitel erhielt und ins Herrenhaus berufen wurde. Er gründete das Gladbacher Gewerbegericht und präſidierte dieſem 25 Jahre.

Dieringer, Franz Xaver, kath. Theolog, geb. 22. Aug. 1811 zu Rangendingen in Hohenzollern-Hechingen, geſt. 8. Sept. 1876 in Vehringsdorf, wurde 1835 Lehrer am Prieſterſeminar zu Freiburg i. Br., 1840 zu Speyer, 1843 ordentlicher Profeſſor der Theologie und Univerſitätsprediger in Bonn und 1853 zugleich Domkapitular in Köln. Seine Hauptſchriften ſind das »Syſtem der göttlichen Taten des Chriſtentums« (Mainz 1841, 2. Aufl. 1857) und das »Lehrbuch der katholiſchen Dogmatik« (daſ. 1847, 5. Aufl. 1865). Den vatikaniſchen Dekreten unterwarf ſich D., zog ſich aber auf die Dorfpfarrei Vehringsdorf zurück.

Diersheim, Dorf im bad. Kreis Offenburg, Amt Kehl, am Rhein, mit (1900) 793 Einw., war 20. und 21. April 1797 der Schauplatz blutiger Gefechte zwiſchen den Öſterreichern und den Franzoſen unter Moreau.

Diervilla *Mill.*, Gattung der Kaprifoliazeen, Sträucher mit gegenſtändigen, länglichen oder elliptiſchen und geſägten Blättern, winkel- oder endſtändigen zymöſen Blütenſtänden, gelben Blüten und lederigen oder holzigen Kapſeln, wächſt in acht Arten in Oſtaſien und Nordamerika. D. trifida *Much.* (D. canadensis *Willd.*), ein Strauch mit 8 cm langen Blättern und gelben Blüten, aus Nordamerika, wird bei uns in Gärten kultiviert. Die Äſte (Diervillenſtengel, amerikaniſche Zaunkirſchſtengel) wurden früher als harntreibendes und blutreinigendes Mittel angewendet. D. florida *S.* et *Z.* (Weigelia rosea *Lindl.*), ein bis 2 m hoher Strauch mit eirundlanzettförmigen, behaarten Blättern u. roten, weißen, auch geſtreiften Blüten, in China, und D. amabilis *Carr.*, wahrſcheinlich nur eine großblütige Varietät der vorigen Art, werden als reich blühende Ziersträucher in mehreren Varietäten bei uns in Gärten kultiviert.

Dierx (ſpr. diärx), Léon, franz. Dichter, geb. 1838 auf der Inſel Réunion, machte ſich als Beamter im Unterrichtsminiſterium durch ſeine erſten dichteriſchen Verſuche bekannt und ſchloß ſich, von dem Streben nach Formvollendung beſeelt, der Gruppe der Parnaſſiens an, in deren Sammelwerk »Le Parnasse contemporain« mehrere ſeiner ſchönſten Gedichte erſchienen. Außerdem veröffentlichte er ſelbſtändig: »Aspirations« (1858); »Poèmes et poésies« (1864); »Les lèvres closes« (1867); »Les paroles du vaincu« (1871); »La rencontre«, dramatiſche Szene (1875); »Les Amants« (1879). Seine »Poésies complètes« (1889—90, 2 Bde.) wurden von der Akademie preisgekrönt. Eine Abſtimmung der jüngern Dichter ſprach ihm 1898 nach dem Tode Mallarmés den Titel des franzöſiſchen Dichterfürſten zu.

Diës (lat.), der Tag, in der Rechtssprache der Zeitpunkt, Termin, Tagfahrt (s. am Schluß dieses Artikels). D. absolutionis, der Gründonnerstag (s. d.), weil an ihm die Lossprechung von Kirchenstrafen stattfand; D. adoratus, Karfreitag (s. d.), von der an ihm üblichen Verehrung des Kreuzes; D. Aegyptiaci, Unglückstage, wegen der Erwürgung der Erstgeburt beim Auszug der Kinder Israel aus Ägypten; D. architriclinii, der zweite Sonntag nach Epiphania, wegen des Evangeliums von der Hochzeit zu Kana; D. ater, s. unten: D. nefastus; D. caniculares oder canini, die Hundstage; D. cinerum, Aschermittwoch; D. competentium, der Gründonnerstag, an dem in den ältesten Zeiten der Kirche die Katechumenen (competentes, i. e. qui petunt baptismum), die zu Ostern getauft werden sollten, das Glaubensbekenntnis hersagen mußten, das ihnen am Palmsonntag übergeben worden war; D. consecrati, Gott geweihte Tage, besonders die Weihnachtsfeiertage; D. criticus, ein entscheidender Tag, bei fieberhaften, typisch verlaufenden Krankheiten derjenige Tag, an dem erfahrungsgemäß die Fieberhöhe abgeschlossen wird und die Körpertemperatur auf den Normalpunkt (37°) zurückgeht; D. depositionis, Sterbetag eines Bekenners (s. Heilige), Begräbnistag eines Heiligen; D. fastus, bei den Römern jeder Tag, an dem von früh bis abends Gericht gehalten werden durfte, Gerichtstag; D. faustus, Glückstag; D. feriales oder feriati, Feier-, Festtage, an denen die alten Römer den Göttern opferten oder Spiele hielten, aber alle Rechts- und Staatsgeschäfte ruhen ließen; D. fixarum, Sterntag (s. Tag); D. florum, Palmsonntag; D. focorum, der Sonntag Invokavit oder Funkensonntag; D. incarnationis, Mariä Verkündigung (25. März); D. indulgentiae, der Gründonnerstag; D. intercalaris s. intercalarius, Schalttag; D. Jovis, Donnerstag; D. lunae, Montag; D. magnus, der Ostertag; D. Martis, Dienstag; D. Mercurii, Mittwoch; D. natalis, Geburtstag (s. Natalis); D. naturalis, der natürliche Tag vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne; D. nefastus, Tag, an dem bei den alten Römern kein Gericht gehalten werden durfte, Unglückstag (auch D. ater); D. non (i. e. non juridici), in England die Tage, an denen die Gerichtshöfe während ihrer Sitzungszeiten geschlossen sind; D. pingues, die fetten, üppigen Tage, in Deutschland die drei Tage vor Aschermittwoch, weil an diesen nochmals in reichlichem Maße Fleischspeisen gegessen zu werden pflegen; D. ramorum (palmarum), Palmsonntag; D. reconciliationis, der Gründonnerstag (vgl. D. absolutionis); D. sabbati, Samstag bei Juden und Christen; D. salutaris, Karfreitag; D. sancti, die Tage der Fastenzeit, in romanischen Ländern vornehmlich die der letzten Woche vor Ostern; D. Saturni, Sonnabend; D. saxonicus, soviel wie sächsische Frist; D. solis, Sonntag; D. solutionis, Verfalltag; D. spiritus, Tag des (Heiligen) Geistes, als festes Datum 15. Mai, sonst Pfingsttag; D. stationarii, Mittwoch und Freitag als stehende Fasttage; D. strenarum, Neujahrstag; D. suprema, der Jüngste Tag; D. Veneris (Freyae), Freitag; D. veri, Sonnentage (s. Tag); D. viridium, der Gründonnerstag. — Endlich ist D. technischer Ausdruck für denjenigen Bestandteil einer rechtsgeschäftlichen Willenserklärung, wonach die Wirkungen des Rechtsgeschäfts zeitlich begrenzt sein sollen, entweder so, daß sie erst von einem künftigen Zeitpunkt an beginnen sollen (d. a quo oder ex quo, suspensive oder aufschiebende Befristung), oder so, daß sie zwar sofort beginnen, jedoch mit einem künftigen Zeitpunkt wieder aufgehoben sein sollen, als wären sie niemals eingetreten (d. ad quem, resolutive oder auflösende Befristung; vgl. Bedingung und Frist).

Dies., bei Tiernamen Abkürzung für Karl Moritz Diesing, Helmintholog; schrieb: »Systema Helminthum« (Wien 1850—51, 2 Bde.).

Diesdorf, Dorf im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Wanzleben, hat eine evang. Kirche, treibt Zuckerrüben- und Zichorienbau und zählt (1900) 2671 Einw.

Dièse (spr. djäs'), franz. Name des musikalischen Erhöhungszeichens (♯), entsprechend dem italienischen diesi; wird zur Bezeichnung der erhöhten oder abgeleiteten Töne den Namen der ursprünglichen angehängt, z. B. ut dièse (geschrieben ut ♯) = cis, fa dièse (geschrieben fa ♯) = fis.

Diesel-Motor, s. Wärmemotor.

Diesig heißt auf See das Wetter bei leichtem Nebel, der die Fernsicht beschränkt.

Diesing, Karl Moritz, s. *Dies.*

Diës interpellat pro homine (lat.), soviel wie »bestimmte Zeit macht Mahnung unnötig«, d. h. die Folgen des Verzugs (s. d.) treten ohne Mahnung ein, wenn für die Erfüllung des Vertrags eine bestimmte Zeit festgesetzt und diese verstrichen ist. Diesen gemeinrechtlich nicht unbestrittenen Satz hat das Bürgerliche Gesetzbuch in § 284 übernommen.

Diës irae, diës illa (lat.), nach den Anfangsworten benannter lat. Hymnus auf das Weltgericht aus dem 13. Jahrh., wahrscheinlich von dem Franziskaner Thomas von Celano (s. d.), dem die prophetische Stelle Zephanja 1, 14—18 nach der lateinischen Übersetzung der Vulgata zu Grunde liegt. Täglich wird dieser Hymnus von den Franziskanern am heil. Grab in Jerusalem gesungen.

Diësis (griech.), in der griech. Musik nach Pythagoras der überschuß der Quarte über zwei Ganztöne, d. h. der nachmals Limma genannte Pythagoreische Halbton 256:243; später erhielten die Pykna (kleinen Intervalle, Vierteltöne) des enharmonischen Geschlechts den Namen D. Daher ist D. dann bei den Theoretikern seit der Renaissancezeit der Name für allerlei Spaltwerte und feinere Tonhöhenunterschiede, z. B. für das Verhältnis von dis zu $\overline{\text{es}}$ (125:128). Bei diesen Unterscheidungen kam die heute übliche italienische Bezeichnung des ♯ als diesis (franz. dièse) auf.

Dieskau, Karl Wilhelm von, preuß. General, geb. 1701 in Dieskau bei Halle, gest. 14. Aug. 1777 in Berlin, trat 1721 bei der Artillerie ein und zeichnete sich in zwölf Feldzügen aus, wurde 1757 Oberst und Generalinspekteur der Artillerie, 1762 Generalmajor und 1768 Generalleutnant. D. machte sich um die Verbesserung der Artillerie verdient und ließ leichtere, nach ihm benannte Geschütze gießen. 1889 wurde das schlesische Fußartillerieregiment Nr. 6 mit seinem Namen belegt.

Diespiter (lat.), altlateinische Form von Jupiter.

Dießbacher Blau, soviel wie Berlinerblau.

Diessen, Flecken im bayr. Regbez. Oberbayern, Bezirksamt Landsberg, am Ammersee und an der Staatsbahnlinie Mering-Weilheim, 560 m ü. M., hat eine kath. Kirche, ein ehemaliges Chorherrenstift (im 9. Jahrh. gegründet, 1803 aufgehoben), ein Dominikanerinnenkloster, 2 Forstämter, treibt Zinnwarenfabrikation, Fischerei, Bierbrauerei und zählt (1900) 1744 Einw. D. hatte im Mittelalter eigne Grafen aus dem Hause Andechs. Vgl. Hugo, Chronik des Marktes D. (Diessen 1902).

Dießenhofen, Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Thurgau, 409 m ü. M., am Rhein (Rheinbrücke),

Station der Dampfſchiffe und der Eiſenbahn Schaffhauſen–Etzwilen, hat eine Sekundärſchule, bedeutende Viehmärkte, betreibt Gerbereien, Färbereien, eine Verbandſtoff- und eine Zigarrenfabrik ſowie Bierbrauereien und zählt (1900) 1884 Einw. — D. wird ſchon 757 unter den Beſitzungen des Kloſters St. Gallen erwähnt, ward 1178 durch Graf Hartmann von Kyburg zur Stadt erhoben, kam nach dem Ausſterben der Kyburger an Habsburg und durch die Eroberung des Thurgaus 1460 nach einer längern Belagerung an die Eidgenoſſen, unter deren Herrſchaft es ſich einer weitgehenden Selbſtverwaltung erfreute. Aus der öſterreichiſchen Miniſterialenfamilie der Truchſeſſe von D. ſtammt der Chroniſt des 14. Jahrh., Heinrich von D. (ſ. d.).

Dieſt, Stadt und Feſtung in der belg. Provinz Brabant, Arrond. Löwen, auf beiden Seiten der Demer, Knotenpunkt an der Eiſenbahn Aachen–Antwerpen, hat mehrere Kirchen (in der Kirche St.-Sulpice das Grabmal des Grafen Philipp von Naſſau-Oranien), Staatsmittelſchulen für Knaben und Mädchen, eine Kommunalmittelſchule und (1902) 8248 Einw., die Wollwebereien, bedeutende Bierbrauereien und Kupfergießereien unterhalten. — Die Stadt war nach dem Ausſterben der Herren von D. nacheinander im Beſitz mehrerer naſſauiſcher Linien.

Dieſt, 1) Otto von D.-Daber, deutſcher Politiker, geb. 31. Juli 1821, geſt. 29. Aug. 1901 auf dem ihm ſeit 1861 gehörigen Gut Daber in Pommern, wurde Juriſt und kam 1851 als Landrat nach Elberfeld. Als ſolcher deckte er 1854 die Beſtechungen auf, die ſich die wohlhabende Bevölkerung zur Befreiung vom Militärdienſt hatte zu ſchulden kommen laſſen. Wegen heftiger Angriffe auf den Miniſter v. d. Heydt (ſ. d.) in eine Disziplinaruntersuchung verwickelt, aber freigeſprochen, nahm er 1860 den Abſchied aus dem Staatsdienſte. Den 1863 an ihn ergangenen Ruf als Regierungspräſident nach Stettin lehnte er ab. 1870 kämpfte er als Rittmeiſter mit und erhielt das Eiſerne Kreuz zweiter Klaſſe. Als konſervatives Mitglied des Abgeordnetenhauſes kam D. 1868 mit Bismarck wegen des Hannoverſchen Provinzialfonds in Konflikt; ſpäter, beſonders ſeit Ende 1874, richtete er, durch v. Wedemeyer (geſt. 25. Nov. 1875) unterſtützt, die ſchwerſten Angriffe gegen den Kanzler wegen der ihm ſtaatsgefährlich erſcheinenden Verbindung mit der Hochfinanz, insbeſ. mit Bleichröder, und bekämpfte die Korruption des Gründertums; den Anlaß dazu gab die Errichtung der Preußiſchen Zentral-Bodenkredit-Aktiengeſellſchaft (vgl. Deklaranten). Wegen Beleidigung Bismarcks ward er 1877 zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. In dieſem Kampfe gegen Bismarck ſchrieb D. unter anderm die Broſchüren: »Geldmacht und Sozialismus« (Berl. 1874), »Der ſittliche Boden im Staatsleben« (daſ. 1876), »Drei Monate Gefängnis« (Bern 1878), »Bismarck und Bleichröder« (Münch. 1897), »Berichtigung von Unwahrheiten ꝛc. in den Erinnerungen des Fürſten Bismarck und deutſches Rechtsbewußtſein« (Zürich 1899). Vgl. »Otto von D.-Daber, Lebensbild eines mutigen Patrioten, zu ſeinem achtzigſten Geburtstage« (Berl. 1901).

2) Guſtav von, preuß. Beamter, Bruder des vorigen, geb. 16. Aug. 1826 in Poſen, wurde 1856 Oberpräſidialrat in Koblenz. Seit 1860 Landrat des Kreiſes Wetzlar, wurde D. im Juni 1866 Zivilkommiſſar für die von der Mainarmee beſetzten Gebiete zunächſt in Kaſſel, dann in Frankfurt a. M. und ſpäter in Wiesbaden. 1867 zum Regierungspräſidenten in Wiesbaden ernannt, ging er 1869 in gleicher Eigenſchaft nach Danzig und 1876 nach Merſeburg, wo er gegenwärtig lebt, nachdem er 31. Okt. 1894 aus dem Staatsdienſt geſchieden war. 1867—73 gehörte D. dem Reichstag an. Von Wiesbaden aus ſtand er in nahem Verkehr mit Kaiſer Wilhelm I. während deſſen Aufenthalt in Ems und veröffentlichte: »Meine Erinnerungen an Kaiſer Wilhelm den Großen« (Berl. 1898). Außerdem ſchrieb D.: »Meine Erlebniſſe im Jahre 1848 und die Stellung des Staatsminiſters v. Bodelſchwingh vor und an dem 18. März 1848« (Berl. 1898); Bodelſchwingh war ſein Onkel.

Dieſtel, Ludwig, proteſt. Theolog, geb. 28. Sept. 1825 zu Königsberg i. Pr., geſt. 15. Mai 1879 in Tübingen, wurde 1851 Privatdozent und 1858 außerordentlicher Profeſſor der Theologie zu Bonn, 1862 ordentlicher Profeſſor in Greifswald, 1867 in Jena, 1872 in Tübingen. Sein Hauptwerk iſt die »Geſchichte des Alten Teſtaments in der chriſtlichen Kirche« (Jena 1868). In Sachen Adolf Sydows (ſ. d.) veranlaßte er 1872 die »Jenenſer Erklärung«.

Dieſterweg, Friedrich Adolf Wilhelm, einflußreicher Vertreter der deutſchen Volksſchulpädagogik, geb. 29. Okt. 1790 in Siegen, geſt. 7. Juli 1866 in Berlin, beſuchte die Univerſitäten Herborn und Tübingen, um Mathematik, Philoſophie und Geſchichte zu ſtudieren, ward 1811 Hauslehrer in Mannheim, 1812 Lehrer an der Sekundärſchule in Worms und bald an der Muſterſchule in Frankfurt, 1818 zweiter Rektor an der lateiniſchen Schule in Elberfeld, wo er mit dem verdienten Schuldirektor Wilberg in Verkehr trat. 1820 als Direktor an das neue Lehrerſeminar zu Mörs berufen, entfaltete D. dort eine äußerſt fruchtbare Tätigkeit als praktiſcher Schulmann wie als Schriftſteller (»Rheiniſche Blätter«, ſeit 1827). Was Peſtalozzi erſtrebt hatte, ſah man in Seminar und Übungsſchule zu Mörs ſich vorbildlich geſtalten. 1832 ward er nach Berlin berufen als Direktor des neuen Seminars für Stadtſchulen. Auch hier wirkte er höchſt anregend. Seine Tätigkeit erlitt aber bald Einbuße durch verdrießliche Streithändel, in die D. nicht immer ohne Schuld verwickelt wurde. In dieſen handelte es ſich vorzugsweiſe um ſelbſtändigere Stellung und würdigere Ausſtattung der Volksſchule, um Verbeſſerung der Methoden des Unterrichts, auch des höhern an Gymnaſien und Univerſitäten, um den von D. empfohlenen allgemeinen, konfeſſionsloſen Religionsunterricht ꝛc. In der Polemik zeigte ſich D. ſchlagfertig, aber heftig und nicht immer vorſichtig. Seit 1840 begannen bedauerliche Verwickelungen mit den Staatsbehörden, deren peinlichen Verlauf neben Dieſterwegs Schroffheit die engherzige Voreingenommenheit einzelner Beamten beförderte. In dieſer Zeit ſetzte D. ſich ein bleibendes Denkmal in der von ihm angeregten Peſtalozzi-Stiftung zu Pankau und den von ihm empfohlenen Peſtalozzivereinen zur Unterſtützung der Lehrerwitwen und -Waiſen bei der Säkularfeier von Peſtalozzis Geburtstag (1846). Im April 1847 wurde er, der Form nach auf eignes Geſuch, mit vollem Gehalt beurlaubt, 1850, da er anderweite Verwendung (als Schulrat) außerhalb Berlins ablehnte, mit Penſion entlaſſen. Unbeirrt ſtritt D. auch ferner als Schriftſteller für ſeine Ideen und ſchuf ſich neben den »Rheiniſchen Blättern« dazu im »Pädagogiſchen Jahrbuch« (1851—66) ein neues Organ. 1858 von der Stadt Berlin in das Abgeordnetenhaus gewählt, trat er hier im Sinne der liberalen Oppoſition gegen die Reaktion und beſonders ſcharf gegen die Raumer-Stiehliſchen Regulative von 1854 ein. Er ſtarb, noch eben erfreut durch die Kunde von dem Siege bei

Königgrätz, an der Cholera. Denkmäler wurden ihm in Mörs (1882) und in Siegen (1890) gesetzt. Seinen 100jährigen Geburtstag am 29. Okt. 1890 beging in und außer Deutschland der Volksschullehrerstand festlich. Aus Diesterwegs zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »Das pädagogische Deutschland« (Berl. 1836); »Pädagogische Reise nach den dänischen Staaten« (das. 1837); »Beiträge zu Lösung der Lebensfrage der Zivilisation« (Essen 1836 bis 1838, 4 Hefte); »Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik« (das. 1837 f., 2 Hefte); »Leitfaden für den Unterricht in der Formenlehre« (4. Aufl., Leipz. 1845); »Raumlehre« (2. Aufl., Bonn 1843); »Schullesebuch« (Bielef., 2 Tle.; mehrfach aufgelegt); »Lehrbuch der mathematischen Geographie und populären Himmelskunde« (Berl. 1840; 19. Aufl. als »Populäre Himmelskunde« hrsg. von W. Meyer und Schwalbe, Hamb. 1898; in andrer Bearbeitung, 2. Aufl., Lübeck 1902); »Unterricht in der Kleinkinderschule« (5. Aufl., Bielef. 1852); »Lehrgang für den Unterricht in der deutschen Sprache« (das., 3 Tle.); »Die drei preußischen Regulative« (Frankf. 1855); »Pädagogisches Wollen und Sollen« (Leipz. 1856; 2. Aufl., Frankf. 1875); mit Heuser: »Methodisches Handbuch für den Gesamtunterricht im Rechnen« u. »Praktisches Rechenbuch« (oft aufgelegt) sowie der mit andern bearbeitete »Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer« (Essen 1834, 2 Bde.; 5. Aufl. 1873—77, 3 Bde.), der 1. (allgemeine) Teil des letztern in 6. Auflage von K. Richter (Frankf. 1890), auch bearbeitet von Wacker (Paderb. 1900). Diesterwegs »Ausgewählte Schriften« gab Langenberg heraus (Frankf. 1876—1878, 4 Bde.; 2. Aufl. 1890—92), der auch »Lichtstrahlen aus Diesterwegs Schriften« (Leipz. 1875) erscheinen ließ. Eine Auswahl aus den »Rheinischen Blättern« gab Jessen heraus (Wien 1890). Vgl. Langenberg, D., sein Leben und seine Schriften (Frankf. 1867); Derselbe, Diesterwegs Selbstbeurteilungen, aus seinen Schriften (Mörs 1873); Rudolf, Diesterwegs Leben (in der 5. Aufl. des »Wegweisers«, Bd. 1); Derselbe, D., der Reformator des deutschen Volksschulwesens (Berl. 1890); K. Richter, A. D. nach seinem Leben und Wirken (Wien 1890); Scherer, A. Diesterwegs Pädagogik in systematischer Anordnung (Gießen 1890); Kreitz, D. und die Lehrerbildung (Wittenb. 1890); Wilke, D. und die Lehrerbildung (Berl. 1890); K. Fischer, Adolf D. (2. Aufl., Langens. 1902); v. Sallwürk, Adolf D. (das. 1899—1900, 3 Bde.). — Aus den Überschüssen der Sammlung für ein Grabdenkmal Diesterwegs wurde 1866 die Diesterwegstiftung, besonders zur Pflege der pädagogischen Literatur in Diesterwegs Sinne, begründet.

Dietendorf (Neu-D.), Dorf im gothaischen Landratsamt Gotha, an der Apfelstedt, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Bebra–Weißenfels und Neu-D.–Ilmenau, hat eine evang. Kirche und ein Rittergut, treibt Fabrikation von Siegellack, Zinnober, Fischbein, Stuhlrohr, Likör, Seife, Bierbrauerei u. Dampfmolkerei und zählt (1900) 609 Einw. Der Ort, auch Neugottern oder Gnadenthal genannt, wurde 1743 vom Grafen von Promnitz als Herrnhuterkolonie gegründet. Nahebei liegt das Dorf Alt-D. mit 890 Einw.

Dieterici, 1) Karl Friedrich Wilhelm, Statistiker und Nationalökonom, geb. 23. Aug. 1790 in Berlin, gest. daselbst 30. Juli 1859, studierte in Königsberg und Berlin, machte als Ingenieurgeograph und Offizier im Hauptquartier Blüchers die Feldzüge gegen Frankreich mit und wurde 1820 im Kultusministerium zu Berlin beschäftigt. 1831 wurde er zum Geheimen Oberregierungsrat, 1834 unter Beibehaltung seiner Stellung im Ministerium zum Professor der Staatswissenschaften an der Universität, 1844 zum Direktor des Statistischen Bureaus ernannt. Seine Hauptschriften sind: »De via et ratione oeconomiam politicam docendi« (Berl. 1835); »Statistische Übersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im preußischen Staat und im deutschen Zollverband« (das. 1838; mit fünf Fortsetzungen, 1841 bis 1857); »Der Volkswohlstand im preußischen Staat« (das. 1846); »Über Auswanderungen und Einwanderungen« (das. 1847). Als Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften (seit 1847) lieferte D. mehrere Erörterungen nationalökonomischer Fragen in den »Abhandlungen« derselben und veröffentlichte zahlreiche Monographien statistischen Inhalts, insbes. die »Tabellen und Nachrichten über den preußischen Staat« (seit 1851) und die »Mitteilungen des Statistischen Bureaus« (seit 1848). Sein »Handbuch der Statistik des preußischen Staates« (Berl. 1858—61) wurde von seinem Sohn Karl D. beendet. Letzterer, gest. 1876 als preußischer Regierungsrat, schrieb: »Zur Geschichte der Steuerreform in Preußen von 1810—1820. Archivstudien« (Berl. 1875).

2) Friedrich Heinrich, Orientalist, Sohn des vorigen, geb. 6. Juli 1821 in Berlin, gest. daselbst 18. Aug. 1903, studierte in Berlin und Halle Theologie, später aber in Halle u. Leipzig orientalische Sprachen, habilitierte sich 1846 in Berlin und bereiste von 1847 an Ägypten, das peträische Arabien, Syrien und Palästina. 1850 ward er außerordentlicher, 1901 ordentlicher Honorarprofessor in Berlin. D. veröffentlichte: »Mutanabbi und Seifuddaula« (Leipz. 1847) und gab »Alfijjah, carmen grammaticum auctore Ibn Mâlik« (mit dem Kommentar des Ibn Akil, das. 1851) nebst Übersetzung (Berl. 1852) heraus, welcher »Mutanabbii carmina« (das. 1861) und eine »Chrestomathie ottomane« (das. 1854) folgten. Wichtig für das Studium der arabischen Philosophie sind die spätern Schriften Dietericis: die Übertragung des Märchens »Der Streit zwischen Mensch und Tier« (Berl. 1858), der er später eine Ausgabe des Werkes im Urtext (Leipz. 1879, 2. Ausg. 1881) folgen ließ; »Die Naturanschauung und Naturphilosophie der Araber im 10. Jahrhundert« (2. Aufl., das. 1876); »Die Propädeutik der Araber« (Berl. 1865); »Die Logik und Psychologie der Araber« (Leipz. 1868); »Die Anthropologie der Araber« (das. 1871); »Die Philosophie der Araber im 10. Jahrhundert n. Chr.« (das. 1876—79, 2 Bde.); »Der Darwinismus im 10. und 19. Jahrhundert« (das. 1878); »Die sogen. Theologie des Aristoteles, aus arabischen Handschriften« (hrsg. das. 1882 und übersetzt das. 1883); »Die Abhandlungen der Ichwân es-Safa in Auswahl« (Ausgabe, das. 1886); »Alfarabis philosophische Abhandlungen« (Ausgabe, Leiden 1890); »Alfarabis Musterstaat« (Ausgabe, das. 1895; Übersetzung, das. 1900). Auch als Romanschriftsteller hat sich D. versucht mit »Mirjam. Orientalischer Roman« (Leipz. 1886).

Dieteris (griech.), Zeit von zwei Jahren, daher diëterisch, zweijährig.

Dietfurt, Stadt im bayr. Regbez. Oberpfalz, Bezirksamt Beilngries, an der Laber nahe der Einmündung des Ludwigskanals in die Altmühl, hat kath. Kirche und Franziskanerkloster, treibt Bierbrauerei und zählt (1900) 1050 Einw. — Hier siegten 4. März 1703 die Österreicher über die Bayern.

Dietharzer Grund, s. Tambach.

Diether, 1) nach dem Gedichte von Dietrichs Flucht ältester Sohn des Königs Amelung, Ermrichs und Dietmars Bruder, erhielt bei der Teilung der Länder seines Vaters Breisach und das Bayerland und hinterließ drei Söhne, die unter dem Namen der Harlungen durch ihr tragisches Ende bekannt sind. — 2) Sein Neffe D. der junge, Sohn des Königs Dietmar, jüngerer Bruder Dietrichs von Bern, ward mit diesem von Hildebrand erzogen, mit ihm von seinem Vatersbruder Ermrich vertrieben und Pflegling von Etzels Gemahlin Helche. Mit deren Söhnen Erp und Ortwin zur Eroberung des Amelungenreichs ausziehend, gelobte er beim Abschied ihrer Mutter, sie gesund heimzuführen oder sie nicht zu überleben. Nach der Thidrek-Saga fielen Erp und sein Geselle Helfrich im Kampf gegen Wittich und Runga, und während D. hierauf mit Runga kämpfte, war auch Ortwin durch Wittich gefallen. Da warf sich D. auf Wittich und zwang diesen, um sein Leben zu retten, ihn zu erschlagen. Nach dem Gedichte »Die Rabenschlacht« läßt Dietrich seinen Bruder D. und Etzels Söhne, um sie nicht dem Kampf auszusetzen, unter Ilsans Pflege in Bern zurück, gibt Etzels Söhne in Diethers Hut und verbietet ihnen, aus der Stadt zu reiten. Trotzdem aber reiten sie aus, verirren sich in die Gegend von Raben (Ravenna) und fallen dort von Wittichs Hand. Dagegen erlebte nach der Sage in »Dietrichs Flucht« D., bei Etzel zurückbleibend, die Wiedereroberung Ravennas und Mailands durch seinen Bruder Dietrich.

Diether von Isenburg, Erzbischof von Mainz, geb. 1412, gest. 7. Mai 1482 in Aschaffenburg, Sohn des Grafen Diether von Isenburg-Büdingen, studierte in Erfurt, wurde dort 1434 Rektor, begab sich dann nach Mainz, wo er seit 1427 Domherr war, ward 1453 Kustos der Domkirche und 1459 Erzbischof. Wie sein Vorgänger verband er sich mit Albrecht Achilles von Brandenburg gegen Kurfürst Friedrich von der Pfalz und stürzte dadurch das Stift in einen verderblichen Krieg. Am 4. Juli 1460 bei Pfeddersheim geschlagen, wurde D. von Friedrich zum Frieden und Bündnis genötigt und trat nun an die Spitze der Opposition gegen den Papst und den mit ihm verbündeten Kaiser Friedrich III. D. berief zu diesem Zweck im Februar 1461 einen Fürstentag nach Nürnberg, aber dem Papst Pius II. und dem Kaiser gelang es, die Vereinigung zu sprengen, und D. ward 1461 vom Papst abgesetzt. Da er sich nicht fügte, entstand ein verheerender Krieg zwischen ihm und dem vom Papst eingesetzten Erzbischof Adolf von Nassau und ihren beiderseitigen Verbündeten, in dem D. unterlag. Er verzichtete daher 1463 auf das Stift gegen die Abtretung einiger Städte, wurde aber nach Adolfs Tod 1475 wieder zum Erzbischof erwählt. 1477 stiftete er zu Mainz eine Universität und brachte viele verpfändete Städte und Güter wieder an das Stift. Vgl. K. Menzel, D., Bischof von Mainz 1459—1463 (Erlang. 1867); Glaser, D. von Isenburg und Büdingen (Hamb. 1898).

Dietikon, Dorf im schweizer. Kanton u. Bezirk Zürich, an der Limmat, der Eisenbahn Zürich-Aarau u. Straßenbahn nach Bremgarten, mit parität. Kirche, Baumwollindustrie, Mühlen und (1900) 2617 Einw.

Dietleib (D. von Steiermark), in der deutschen Heldensage einer der zwölf Recken Dietrichs von Bern, nach dem Gedicht von »Biterolf und D.«, Sohn Königs Biterolfs von Toledo und der Dietlinde. Zum Jüngling erwachsen, verließ er heimlich seine Mutter, um den Vater aufzusuchen, der vor vielen Jahren zum König Etzel gezogen war. Nachdem er unterwegs einen Angriff König Gunthers zu bestehen gehabt, mischte er sich bei einer Heerfahrt nach Polen unter Etzels Mannen und geriet hier in der Schlacht mit seinem ihm noch unbekannten Vater zusammen. Nach schrecklichem Kampfe folgte die freudige Erkennung, und beide zogen nun mit Dietrich und den andern Recken Etzels gegen Worms. Der Kampf mit den rheinischen Helden, in dem D. sich gegen Gunther auszeichnet, wird schließlich gütlich beigelegt. Biterolf erhält von König Etzel Steiermark zu eigen. Auch in den andern Gedichten aus der Dietrichsage kämpft D. an der Seite des Berners, sowohl in den oberitalischen Feldzügen als in seinen Abenteuern mit Recken, Riesen und Zwergen. Eine ganz abweichende Erzählung überliefert die Thidrek-Saga. D. erscheint hier zunächst als verachtetes Aschenbrödel, tritt dann plötzlich als Held hervor und verrichtet die größten Taten. Vgl. Schönbach, Über die Sage von Biterolf und D. (in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften, Bd. 136, 1897).

Dietmar von Aist, deutscher Minnesinger, aus der Zeit um 1180, vielleicht Dienstmann eines österreichischen Adelsgeschlechtes Agast, Agist, Aist (dessen Stammburg zwischen Ried und Wartberg auf einem Berge stand, der noch jetzt den Namen Altaist trägt), augenscheinlich jünger als ein D. v. A., der in österreichischen und salzburgischen Urkunden von 1143—1170 vorkommt. Die unter dem Namen des D. v. A. überlieferten Lieder sind z. T. volkstümlich in Form und Anschauung, innig und tief, oft nur assonierend, während andre ein kunstvolleres Gepräge haben. Sie sind kritisch bearbeitet in »Des Minnesangs Frühling« von Lachmann und Haupt (4. Aufl., Leipz. 1888). Zur Bibliographie vgl. Bartsch, Deutsche Liederdichter des 12.—14. Jahrhunderts (4. Aufl., Stuttg. 1901).

Dietmar von Merseburg, s. Thietmar.

Dietrich, ein Werkzeug zum Öffnen von Schlössern ohne Schlüssel. Eine Anzahl verschiedener Dietriche bilden das Sperrzeug des Schlossers.

Dietrich (in älterer gotischer Form Theoderich), altberühmter Mannesname, soviel wie Volksfürst. Bemerkenswerte Regenten: 1) Fürst von Anhalt-Dessau, dritter Sohn des Fürsten Leopold I., geb. 2. Aug. 1702 in Dessau, gest. 2. Dez. 1769, trat 1716 in holländische, 1718 in preußische Kriegsdienste. Im ersten und zweiten Schlesischen Krieg an den Schlachten bei Mollwitz und Hohenfriedberg beteiligt, ward er nach der letztern von Friedrich d. Gr. zum General der Infanterie, 1747 zum Generalfeldmarschall ernannt. Krankheitshalber trat er 1750 zurück und führte nach dem Tode seines Bruders Leopold Maximilian 1751—58 die Regierung des Landes und die Vormundschaft über seine Neffen und Nichten.

2) D., mit dem Beinamen Kagelwit (Kogelwut, nach der Kapuze, die er als Mönch getragen), Erzbischof von Magdeburg, geb. um 1300 in Stendal, Sohn eines Tuchmachers, gest. 17. Dez. 1367, trat in den Cistercienserorden, ward Schaffner in dem Kloster Lehnin in der Mark Brandenburg und 1329 Protonotar und Hofmeister des Bischofs Ludwig von Brandenburg. Kaiser Karl IV., dem er namentlich bei der Erwerbung der Mark Brandenburg treffliche Dienste leistete, ernannte ihn 1353 zum Bischof von Minden, Propst von Wyschehrad und Kanzler von Böhmen und 1361 zum Erzbischof von Magdeburg. Sein Vermögen verwendete er zur Rückerwerbung verpfändeten erzstiftischen Besitzes und wirkte im Sinne seines Gönners als friedlicher Kulturförderer.

3) D. der Bedrängte, Markgraf von Meißen, Sohn Ottos des Reichen (s. d.), geb. 1162, gest. 17. Febr. 1221, mit seinem ältern Bruder, Albrecht dem Stolzen, durch das Testament des Vaters entzweit, das D. die Mark Meißen und Albrecht nur die Grafschaft Weißenfels zuwies, und von seinem Schwiegervater, Landgrafen Hermann I. von Thüringen, unterstützt, schlug seinen Bruder 1194 bei Rebeningen, geriet aber dadurch, daß Kaiser Heinrich VI. nach des kinderlosen Albrecht Tod die Mark Meißen als erledigtes Reichslehen einzog, in Gefahr, dieses Land ganz zu verlieren. Nach seiner Rückkehr von einer Palästinafahrt und des Kaisers Tod gelangte er 1197 doch in den Besitz der Mark. Im Kampfe der Gegenkönige Philipp und Otto hielt D. zu Philipp, nach dessen Ermordung schwankte er zwischen Otto und Friedrich II. Während seiner Regierung wurde Leipzig endgültig der markgräflichen Landesherrschaft unterworfen.

4) D. der jüngere, s. Diezmann.

Dietrich, 1) Veit, namhafter Beförderer der Reformation, geb. 8. Dez. 1506 in Nürnberg, gest. daselbst 25. März 1549, bezog 1522 die Universität Wittenberg, war 1527—30 Luthers Amanuensis und wurde 1535 Prediger an der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, wo er, fast an allen bedeutendern Streitfragen und Disputationen teilnehmend, bis an sein Ende wirkte und der Stadt und der dazugehörigen Landschaft die erste Agende gab. Durch Herausgabe von erbaulichen und exegetischen Schriften Luthers, die er z. T. ins Deutsche übersetzte, hat er viel zur Verbreitung der reformatorischen Grundsätze beigetragen. Vgl. Engelhardt in der »Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft«, 1880 und 1881.

2) Dominikus, Ammeister von Straßburg, geb. 30. Jan. 1620 in Straßburg, gest. 9. März 1692, stammte aus einer protestantischen, ursprünglich französischen Familie Didier, trat schon früh in den Großen Rat seiner Vaterstadt ein und war zum erstenmal 1660 Ammeister. Als solcher suchte er gegenüber Frankreich die Neutralität Straßburgs zu wahren, mußte aber 30. Sept. 1681 selbst die Urkunde unterzeichnen, die Straßburg französisch machte. Wegen seines Festhaltens am lutherischen Bekenntnis verlor er sein Amt, wurde 1685 nach Guéret, später nach Vésoul verwiesen und durfte erst 1689 nach Straßburg zurückkehren. Vgl. L. Spach, Biographies alsaciennes, Bd. 1 (Straßb. 1863).

3) Adam, genannt der Ziegenhainer Botanikus, geb. 1. Nov. 1711 in Ziegenhain bei Jena, gest. 10. Juli 1782, war Bauer daselbst, erlangte aber als Botaniker einen Ruf, der selbst Linné veranlaßte, mit ihm in Korrespondenz zu treten. — Sein Enkel Friedrich Gottlieb, geb. 9. März 1768 in Ziegenhain, gest. 2. Jan. 1850 in Eisenach, war Hofgärtner in Weimar, dann Gartendirektor in Eisenach und Wilhelmsthal und schrieb: »Ökonomisch-botanisches Gartenjournal« (Eisenach 1795—1804, 6 Bde.); »Lexikon der Gärtnerei und Botanik«, mit Nachträgen (Berl. 1802—40, 30 Bde.). — Dessen Bruderssohn David, Kustos am Universitäts-Herbarium zu Jena, geb. 1800 in Ziegenhain, gest. 23. Okt. 1888 in Jena, schrieb: »Deutschlands Giftpflanzen« (Jena 1826); »Forstflora« (das. 1828—33; 6. Aufl., Dresd. 1885 bis 1887); »Flora universalis«, mit 4760 kolorierten Abbildungen in 476 Heften (Jena 1831—56; neue Folge, Leipz. 1849—55; neue Serie, Jena 1861 ff.); »Deutschlands Flora« (das. 1833—51, 5 Bde., mit 1150 Tafeln); »Synopsis plantarum etc.« (Weim. 1839—52, 5 Bde.) ꝛc.

4) (Dietrici) Christian Wilhelm Ernst, Maler und Kupferstecher, geb. 30. Okt. 1712 in Weimar, gest. 24. April 1774 in Dresden, bildete sich bei seinem Vater und in Dresden bei dem Landschaftsmaler A. Thiele. Indem er die niederländischen Meister zum Vorbild nahm, gelang es ihm, sich in die Art ihres Vortrags so hineinzuarbeiten, daß es ihm möglich war, nach eigner oder nach Neigung der Besteller Gemälde im Geschmack Rembrandts, Ostades, Poelenburgs, Berchems, Watteaus ꝛc. zu liefern, die freilich hinter den Vorbildern zurückstehen, aber doch häufig Veranlassung gaben, daß Nachahmungen Dietrichs als echte »Rembrandts« ꝛc. verkauft wurden. Am besten und selbständigsten ist er in der Landschaft. Mit Unterstützung des Königs von Sachsen ging er 1742 nach Italien, um auch den italienischen Meistern und besonders der Bologneser Schule ihre Fertigkeit abzulernen, weshalb er auch seinen Namen italienisch in Dietrici umbildete. Doch war hierin sein Erfolg geringer als bei Nachahmung der Niederländer. Auch war er Direktor der Porzellanmanufaktur in Meißen und Professor an der Dresdener Akademie. Die Dresdener Galerie hat 53 Gemälde von ihm. Eine Sammlung von Handzeichnungen, Studien und Skizzen, von Ch. Otto in Kreidemanier auf Stein gezeichnet, erschien Leipzig 1810, 5 Hefte. Als Kupferstecher und Ätzer hat D. Besseres geleistet als im Malen; seine Blätter belaufen sich auf mehr als 200. Vgl. Linck, Monographie der von D. radierten, geschabten und in Holz geschnittenen malerischen Vorstellungen (Berl. 1846).

5) Albert, Komponist, geb. 28. Aug. 1829 in dem Forsthaus Golk bei Meißen, Schüler von Jul. Otto in Dresden und später von Rietz und Hauptmann in Leipzig, wo er gleichzeitig die Universität besuchte, wurde 1855 Konzertdirigent in Bonn und 1861 Hofkapellmeister in Oldenburg. 1890 zog er nach seiner Pensionierung nach Berlin, wurde zum Mitgliede der Akademie ernannt und 1899 königlicher Professor. Von seinen der Richtung Schumanns nahestehenden Kompositionen fanden besonders eine Symphonie (D moll), die Ouvertüre »Normannenfahrt«, ein Violinkonzert und mehrere Chorwerke mit Orchester allgemeine Wertschätzung. Seine Oper »Robin Hood« wurde 1879 in Frankfurt a. M. mit Erfolg aufgeführt, eine zweite, »Das Sonntagskind«, 1886 in Bremen. Er veröffentlichte auch »Erinnerungen an Johannes Brahms« in Briefen, besonders aus seiner Jugendzeit (2. Aufl., Leipz. 1899).

6) Anton, Maler, geb. 27. Mai 1833 in Meißen, kam 1847 auf die Kunstakademie nach Dresden und trat hierauf in das Atelier Schnorrs v. Carolsfeld. Unter dessen Leitung verfertigte er den Karton: Rudolf von Habsburg an der Leiche Ottokars von Böhmen, der ihm das große akademische Reisestipendium eintrug. Letzteres ermöglichte dem Künstler 1859 einen Studienaufenthalt in Düsseldorf, wo er das Bild Faust bei Gretchen im Kerker ausführte. 1861 bereiste er Italien. Nach Dresden zurückgekehrt, zeichnete er einen Zyklus von Darstellungen aus dem Leben Ottos d. Gr., die durch Photographie vervielfältigt wurden. Bald darauf erhielt er den Auftrag, die Aula der Kreuzschule zu Dresden mit historischen Fresken zu schmücken, die er 1868—72 ausführte. Es folgte ein großes Freskogemälde im Johanneum zu Zittau: Paulus predigt auf dem Areopag in Athen. Außerdem hat er zahlreiche Altarbilder und Kartons für Glasgemälde geschaffen und sich auch an der Ausmalung des Polytechnikums in Dresden beteiligt. 1895

wurde er als Lehrer an die Kunstakademie in Leipzig berufen.

7) Alfred, Schiffbauer, geb. 11. Juli 1843 in Pirna, gest. 6. Sept. 1898 in Berlin, studierte am Polytechnikum in Dresden und an der Gewerbeakademie in Berlin, trat 1867 als Ingenieuraspirant in die Marine des Norddeutschen Bundes, übernahm 1879 die Leitung des Konstruktionsbureaus der Admiralität und bearbeitete die Pläne sämtlicher deutschen Kriegsschiffe, die in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrh. gebaut wurden, außer den Torpedobooten; seit 1876 war er auch Lehrer an der Gewerbeakademie in Berlin und später an der Technischen Hochschule in Charlottenburg. Seinem Einflusse dankt der deutsche Schiffbau hohe Entwickelung und und viele Aufträge aus dem Auslande.

Dietrich und seine Gesellen (auch Dietrichs Drachenkämpfe, Dietrichs erste Ausfahrt oder Virginal betitelt), eine Dichtung der deutschen Heldensage, welche die ersten Abenteuer des jugendlichen Dietrich von Bern besingt. Mit Hildebrand ausziehend, befreit er die Königin Virginal von Tirol, die von dem Heiden Orkise bedrängt wird, und kämpft dann siegreich gegen die Riesen und Drachen im Gebirge. Das Ganze schließt mit Turnieren und Festen. Das weitschichtig angelegte Gedicht, das nur stellenweise einiges Leben entwickelt, wurde in zwei verschiedenen alten Fassungen herausgegeben durch Stark (Stuttg. 1860) und Zupitza (»Deutsches Heldenbuch«, Bd. 5, Berl. 1870).

Dietrich von Bern, einer der Hauptheiden der deutschen Sage, stammte aus dem Geschlechte der Amelungen (s. Amaler) und bildet den Mittelpunkt des ostgotischen Sagenkreises. Nach der ältern Sage ist er Dietmars (d. h. Theodemers) Sohn, nach späterer Erzählung von einem Dämon gezeugt; aus seinem Munde schießt Feuer, sobald er zornig wird. Schon als Jüngling kämpfte er mit dem Riesen Sigenot und mit dem Recken Ecke, später im Rosengarten bei Worms auch mit Siegfried. Vor Ermrich, dem Bruder seines Vaters, mußte er aus seinem Reich in Italien nach Ungarn fliehen, wo er samt seinen Mannen (darunter der alte Hildebrand) von Etzel, dem König der Hunnen, gastlich aufgenommen wurde. Ein Kriegszug gegen Ermrich, zu dem ihm Etzel ein stattliches Heer mitgegeben, mißglückt, und er muß wieder zu den Hunnen zurückkehren. Später rückt er mit einem neuen Heere nach Italien, erobert nach einer gewaltigen Schlacht die Stadt Raben (Ravenna), vertreibt Ermrich und nimmt sein Reich wieder in Besitz. D. ist auch in die burgundisch-fränkische Siegfriedsage verflochten worden, und so begegnet uns seine gewaltige und doch bescheidene Gestalt, mit sichtlicher Vorliebe gezeichnet, im zweiten Teil des Nibelungenliedes an König Etzels Hof. Überhaupt sammelte sich um D. im Laufe der Zeit ein großer Sagenkreis, dem die deutschen Dichter des Mittelalters mit Vorliebe ihre Stoffe entlehnten (vgl. z. B. »König Laurin«, »Ecken Ausfahrt«, »Sigenot«, »Alpharts Tod«, »Dietrichs Flucht«, »Rabenschlacht« ꝛc.), und selbst die Bauern singen und sagen noch spät von dem treuen, echt volkstümlichen Helden. — Die Hauptgrundlage seiner Sagengestalt bildet die historische Persönlichkeit des ostgotischen Königs Theoderich d. Gr., der seinen Sitz in Verona hatte, das im Mittelalter Bern hieß. Insoweit jedoch allerlei Riesen- und Drachensagen zu ihm in Beziehung gesetzt worden sind, hat seine Gestalt auch mythologische Züge in sich aufgenommen. Vgl. Uhland, Dietrich von Bern (in Pfeiffers »Germania«, Bd. 1, S. 304); Raßmann, Die deutsche Heldensage (Hannov. 1857—58, 2 Bde.); K. Meyer, Die Dietrichssage in ihrer geschichtlichen Entwickelung (Basel 1868); Jiriczek, Deutsche Heldensagen, Bd. 1 (Straßb. 1898).

Dietrich von Eilenburg oder **Landsberg**, zweiter Sohn Markgraf Konrads von Meißen, geb. vor 1130, gest. 9. Febr. 1185, Stifter des Klosters Dobrilugk, war ein Gegner Heinrichs des Löwen. Da sein Sohn Konrad vor ihm starb, fiel sein Besitz an seinen Bruder Dedo von Rochlitz.

Dietrich von Niem, s. Nieheim.

Dietrichsdorf, Dorf im preuß. Regbez. Schleswig, Landkreis Kiel, nahe der Mündung der Schwentine in den Kieler Busen, hat eine Schiffswerft (Howaldtwerke) und (1900) 4347 Einw.

Dietrichs Drachenkämpfe, Gedicht, s. Dietrich und seine Gesellen.

Dietrichs Flucht (auch Dietrichs Ahnen und Flucht genannt), von Heinrich dem Vogler, einem Fahrenden aus Österreich, um 1290 verfaßtes Gedicht der deutschen Heldensage, gehört dem ostgotischen Sagenkreis an. Sein Inhalt ist folgender: König Ermrich, der seines Bruders Diether Söhne getötet hat, sucht auch seines Bruders Dietmar Sohn Dietrich (s. Dietrich von Bern) zu fangen, wird jedoch besiegt. Später werden Dietrichs Leute von Ermrich gefangen; nur Dietleib von Steier entkommt und bringt Kunde an Dietrich, der, um die Gefangenen zu lösen, Land und Gut hingibt und nach Hunnenland zieht. Mit einem Heer kehrt er zurück, schlägt dann den Oheim Ermrich vor Mailand und vertreibt ihn, worauf er heimzieht und Herrat, die Schwester von Etzels Frau (Helche), freit. Da Raben (Ravenna) durch Wittichs Verrat wieder verloren geht und Ermrich grausam haust, zieht Dietrich von neuem gegen ihn aus und schlägt ihn bei Raben (s. Rabenschlacht); als Sieger zieht er in Mailand ein. Das Gedicht (hrsg. von Martin im »Deutschen Heldenbuch«, Bd. 2, Berl. 1866) ist in Reimpaaren abgefaßt und mischt in ungeschickter Weise höfischen und volksepischen Stil.

Dietrichson, Lorents Henrik Segelcke, norweg. Kunst- und Literarhistoriker und Dichter, geb. 1. Jan. 1834 in Bergen, studierte in Christiania, veröffentlichte 1860 die literarhistorische Schrift: »Über das Lehrgedicht in der poetischen Literatur des Nordens«, wurde 1861 Dozent an der Universität Upsala, wirkte 1862—65 als Konsulatssekretär in Rom und verheiratete sich dort mit der norwegischen Malerin Math. Bonnevie (geb. 12. Juni 1837 in Christiania). 1866 wurde er Amanuensis beim Nationalmuseum, 1869 Professor an der Akademie der Künste zu Stockholm, und seit 1875 bekleidet er die außerordentliche Professur der Kunstgeschichte an der Universität Christiania, wo er zugleich erster Direktor der Nationalgalerie, der Kupferstichsammlung und des auf seinen Antrag begründeten Kunstgewerbemuseums ist. Wiederholte Studienreisen führten ihn nach Italien, Griechenland, Kleinasien, Ägypten, Rußland ꝛc. Seine Hauptwerke sind: »Einleitung in das Studium der schwedischen Literatur unsers Jahrhunderts« (Kopenh. 1862); »Grundriß der Geschichte der norwegischen Poesie« (das. 1866—69, 2 Bde.); »Die Welt des Schönen«, 2 Tle.: »Ästhetik« (2. Aufl., Stockh. 1873) und »Kunstgeschichte« (das. 1873—79); »Das Christusbild« (das. 1880); »Antinoos, eine kunstarchäologische Untersuchung« (deutsch, Christiania 1884) und deutsch »Die Holzbaukunst Norwegens in Vergangenheit und Gegenwart« (mit H. Munthe,

Berl. 1893). Außerdem verfaßte er Monographien über Runeberg (Stockh. 1864) und Tidemand (1878 bis 1879), mehrere Schauspiele und Gedichte.

Dietrichstein, altes freiherrliches, später gräfliches, in der Hauptlinie seit dem 16. Jahrh. fürstliches Haus, stammt aus Kärnten, wird 7. Jan. 1003 zum erstenmal urkundlich genannt, erscheint seit dem 12. Jahrh. deutlicher als bischöflich bambergisches Dienstmannengeschlecht und besaß Güter in Innerösterreich, Mähren u. Böhmen. Zu Ende des 15. Jahrh. zerfiel die Familie in zwei Linien, die Weichselstätt-Rabensteinische und die Hollenburg-Finkensteinische, deren erstere sich in eine ältere und eine jüngere schied und 1859, bez. 1861 erlosch, während die Hollenburg-Finkensteinische, vielfach abgezweigte Linie (s. unten) als jüngere Nikolsburger 1769 die Fürstenwürde erhielt. Eine andre Linie erhielt durch Erbanfall das Prädikat Proskau und 1802 nach Aussterben der Grafen von Leslie auch letzteres Prädikat und schrieb sich D.-Proskau-Leslie. Die Nikolsburger Linie erlosch 1864 (s. unten, D. 6), worauf durch kaiserliches Diplom 1869 der fürstliche Titel D.-Nikolsburg auf den Grafen Mensdorff-Pouilly (s. d.), den Gemahl der Gräfin Alexandrine von D., Tochter des Fürsten Joseph von D., übertragen wurde. Vgl. »Rerum gestarum gentis Dietrichsteinianae«, Bd. 1 (Olmütz 1621); Benedikt, Die Fürsten von D. (»Schriften des Historischen Vereins für Innerösterreich«, Graz 1848); Feyfar, Die erlauchten Herren auf Nikolsburg (Wien 1879). Bemerkenswert sind:

1) Pankraz von, 1480—97 als Pfleger u. Landrichter zu Hartnidstein bei Wolfsberg (bambergisch) genannt, starb 4. Sept. 1508. Kaiser Maximilian I. verlieh ihm 1506 für sein ganzes Geschlecht das Erbmundschenkenamt in Kärnten.

2) Siegmund, Sohn des vorigen, geb. 1484, gest. 20. Mai 1533 auf Finkenstein, kam früh an den Hof Maximilians I., kämpfte 1514 gegen die Venezianer und 1515 gegen die aufrührerischen Bauern bei Rann, 1525 in Steiermark, besetzte Schladming, wurde aber von den aufständischen Bauern des Salzburger Bundes unter Grubers Führung gefangen und entging nur mit Not der Hinrichtung, ward dann aber wegen seiner Bemühungen um Herstellung des Friedens bald wieder freigegeben. 1514 Freiherr geworden, ein Liebling Maximilians I., den ein Gerücht zu seinem Vater machte, genoß er auch das Vertrauen Ferdinands I. Seine Söhne Siegmund Georg, der Protestant wurde, und Adam teilten den Hollenburgischen Stamm in zwei Äste, den österreichischen, der 1651 in den Reichsgrafenstand und 1684 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, aber 1825 im Mannesstamm erlosch, und den Nikolsburger Ast.

3) Adam, Sohn des vorigen, geb. 9. Okt. 1527 in Graz, gest. 5. Jan. 1590 in Nikolsburg, kam früh an Kaiser Ferdinands I. Hof, wirkte beim Abschluß des Passauer Vertrags und des Religionsfriedens zu Augsburg mit, bemühte sich als Abgesandter Maximilians II. vergeblich, 1561 vom Papst Pius IV. das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, die Priesterehe sowie die Aufhebung der Ordensgelübde der Malteserritter zu erlangen. Als Gesandter am spanischen Hof seit 1563 beseitigte er die zwischen dem Kaiser und Philipp II. vornehmlich wegen der den österreichischen Ständen bewilligten freien Religionsübung und wegen der niederländischen Unruhen entstandene Mißstimmung. Seine Aufzeichnungen über Don Carlos sind wichtige Zeugnisse. 1572 erwarb er die von den Liechtensteinern 1560 für 60,000 böhm. Taler dem reichen Ungarn Ladislaus v. Kerecsényi verkaufte Schloßherrschaft Nikolsburg in Mähren als kaiserliches Lehen, 1575 als erbeignen Besitz. 1572 erwirkte er als kaiserlicher Kommissar von den Ständen Ungarns die Krönung seines Zöglings Rudolf II. Seine letzten Jahre widmete er, nachdem der Kaiser 1587 seine Linie in den Grafenstand erhoben hatte, auf seinem Schloß Nikolsburg den Wissenschaften.

4) Franz, Fürst von D., Kardinalbischof von Olmütz, geb. 22. Aug. 1570 in Madrid, gest. 19. Sept. 1636 in Brünn, Sohn des vorigen, erhielt seine Bildung in Wien und Prag, seit 1588 im Collegium germanicum zu Rom. 1591 wurde er Olmützer Domherr, dann Kanonikus zu Breslau und Passau, 1597 Propst zu Leitmeritz und, 1597 zum Priester geweiht, 3. Mai 1599 Kardinal und 23 Tage später, auf Andringen des Papstes, durch kaiserliche Intervention Bischof. Als päpstlicher Legat hielt er 9. Aug. 1600 seinen Einzug in sein Bistum. In Mähren war er die Seele der katholischen Gegenreformation und der Regierungspartei. In der Gunst des Prager Hofes Kaiser Rudolfs II. war er bereits derart gestiegen, daß dieser ihn Ende 1607 zum Präsidenten des Geheimen Rates ernannte. In der wirrenvollen Zeit des Bruderzwistes im Hause Habsburg verstand es D., nach außen dem ständischen Begehren zu entsprechen und tatsächlich doch den Wünschen des Hofes und vor allem den Interessen der katholischen Kirche und des römischen Stuhles zu dienen. Nach der Schlacht am Weißen Berg (8. Nov. 1620) wurde D. Generalkommissar, Gubernator und Landeshauptmann von Mähren (1621—36), dem das schwierige Werk der Konfiskations-, Traktations- und Revisionskommission, vor allem das der Pazifikation des Landes übertragen wurde. Nun führte er die katholische Gegenreformation Mährens vollends durch und war auch als Diplomat, z. B. bei dem Abschluß des Nikolsburger Friedens (1621—22) mit Gabr. Bethlen, tätig. 1624 Reichsfürst, 1635 Protector Germaniae geworden, 1636 überdies kaiserlicher Statthalter in Österreich, schloß er sein tätiges Leben als Senior des Kardinalkollegiums. Seine große Bibliothek zu Nikolsburg wurde 1645 von den Schweden unter Torstensson vollständig ausgeplündert. Vgl. Voigt, Leben des Fürsten und Kardinals von D. (Leipz. 1792), und seine »Korrespondenz mit dem Hofkriegsratspräsidenten Collalto« aus den Jahren 1623—30 (hrsg. von Trampler, Wien 1873).

5) Franz Joseph, Fürst von D. (und Inhaber der großen Fideikommißherrschaft, die Fürst Gundakar, von der österreichischen Hollenburger Linie, mit kaiserlicher Zustimmung vom 22. Okt. 1689 aus seinen Besitzungen gebildet und 1690 der jüngern Nikolsburger Linie vererbt hatte, die auch in den Besitz des Erbschenkenamts kam), k. k. Kämmerer und Wirklicher Geheimer Rat, geb. 28. April 1767, gest. 10. Juli 1854, diente in der österreichischen Armee als Generalmajor und schloß 1800 mit Moreau den Parsdorfer Waffenstillstand. 1809 wurde er Oberhofmeister des Erzherzogs Franz, nachherigen Herzogs von Modena, und war dann Hofkommissar in dem vom Feinde besetzten Teil Galiziens bis zum Wiener Frieden.

6) Moritz Joseph Johann, des vorigen Bruder, geb. 19. Febr. 1775 in Wien, gest. 27. Aug. 1864, trat 1791 in den österreichischen Militärdienst, wurde 1815 Erzieher des Herzogs von Reichstadt (bis 1831), später Leiter der Hofbühne und der kaiserlichen Bibliothek, 1845 Oberstkämmerer und trat 1848 in den Ruhestand. Mit ihm endete, nachdem auch seinen Sohn

Joseph Moritz, der als Diplomat an vielen europäischen Höfen verwendet worden war, 1852 der Tod erreicht hatte, der letzte Sproß des uralten Geschlechts. Vgl. Weidmann, Moritz, Graf von D., aus seinen hinterlassenen Papieren dargestellt (Wien 1867).

Dietrici, Maler, s. Dietrich 4).

Dietsch, Rudolf, Philolog und Historiker, geb. 16. März 1814 zu Mylau im Vogtland, gest. 29. Dez. 1875 in Stötteritz bei Leipzig, studierte 1832—36 in Leipzig, wurde 1836 Lehrer an der lateinischen Hauptschule in Halle, 1837 in Hildburghausen, 1840 Oberlehrer in Grimma, 1861 Direktor in Plauen, 1866 Rektor in Grimma und legte 1872 sein Amt nieder. Er lieferte Ausgaben von Eutrop, Herodot, Ciceros ausgewählten Briefen, Nepos und besonders des Sallust (Leipz. 1843—46, 2 Bde.; neue Rezension 1859; Textausgabe, 4. Aufl. 1874; »De conjuratione Catilinae« mit Anmerkungen, 1864). Am bekanntesten ist er durch das »Lehrbuch der Geschichte« (Leipz. 1847—51 u. ö., 3 Bde.), den »Grundriß der Geschichte« (das. 1854, 3 Tle.; 10. Aufl., bearbeitet von G. Richter, 1891 ff.) und den »Abriß der brandenburgisch-preußischen Geschichte« (5. Aufl., das. 1882; neue Bearbeitung von M. Hoffmann, 2. Aufl. 1893).

Dietz, Stadt, s. Diez.

Dietz, Feodor, Maler, geb. 31. Mai 1813 zu Neunstetten in Baden, gest. 18. Dez. 1870 in Frankreich, besuchte seit 1831 die Akademie in München, wo er unter Ph. Foltz im Königsbau enkaustische Wandgemälde zu Bürgers Gedichten ausführte. Sein Tod Max Piccolominis (1835) und darauf Pappenheims Tod und Gustav Adolf bei Lützen veranlaßten die Bestellung des Bildes: Markgraf Ludwigs von Baden Sieg über die Türken (Kunsthalle in Karlsruhe). 1837 begab er sich nach Paris, kehrte jedoch bald nach München zurück, wo er die drei in der Karlsruher Kunsthalle befindlichen Bilder malte: Die badische Reiterei an der Beresina, die badischen Leibgrenadiere, den Montmartre stürmend, und die Pforzheimer in der Schlacht bei Wimpfen, sowie das im Stuttgarter Museum befindliche: Vor Leipzigs Toren. 1848 nahm er an dem schleswig-holsteinischen Feldzug teil und malte für den Herzog von Koburg das große Bild: Der Strandkampf von Eckernförde gegen das dänische Linienschiff Christian VIII. Seine 1853 gemalte nächtliche Heerschau Napoleons nach Zedlitz' Gedicht kam in Napoleons III. Besitz. Großen Beifall fand sein 1856 vollendetes Gemälde: die Zerstörung Heidelbergs durch Mélac (Kunsthalle in Karlsruhe), das seine spätern Werke nicht mehr erreichten. Zu derselben Zeit entstand auch: der Sturm auf Belgrad für das Maximilianeum zu München. 1862 wurde D. zum Professor der Historienmalerei an der Kunstschule in Karlsruhe ernannt, vollendete aber vor seiner Abreise von München noch das Gemälde: der Entsatz Wiens 1668 durch die Bayern an der Fassade des Maximilianeums. Nach seiner Übersiedelung nach Karlsruhe entstanden: Der Übergang Blüchers über den Rhein bei Kaub und Blücher nach der Schlacht bei La Rothière auf dem Marsch nach Paris (1868, Berliner Nationalgalerie). Als Delegierter des Karlsruher Hilfsvereins ging er nach dem Ausbruch des Krieges 1870 nach Frankreich. Am 18. Dez. stürzte er bei Gray, vom Herzschlage getroffen, tot vom Pferde.

Dietzel, 1) Karl August, Nationalökonom, geb. 7. Jan. 1829 in Hanau, gest. 3. Aug. 1884 in Marburg, widmete sich anfänglich dem Geschäftsleben, seit 1850 dem Studium der Staatswissenschaften, ward 1863 außerordentlicher Professor in Heidelberg und 1867 ordentlicher Professor in Marburg. Er schrieb: »Das System der Staatsanleihen« (Heidelb. 1855); »Die Besteuerung der Aktiengesellschaften in Verbindung mit der Gemeindebesteuerung« (Köln 1859); »Die Volkswirtschaft und ihr Verhältnis zu Gesellschaft und Staat« (Frankf. 1864).

2) Heinrich, Nationalökonom, geb. 19. Jan. 1857 in Leipzig, studierte 1876—79 in Heidelberg und Berlin, wurde 1885 außerordentlicher und 1886 ordentlicher Professor der Staatswissenschaften in Dorpat, 1890 in Bonn. Er schrieb: »Über das Verhältnis der Volkswirtschaftslehre zur Sozialwirtschaftslehre« (Berl. 1882); »Karl Rodbertus, Darstellung seines Lebens und seiner Lehre« (Jena 1886—88, 2 Tle.); »Über Methode und Grundbegriffe der politischen Ökonomie« (in den »Jahrbüchern für Nationalökonomie«, 1884); »Theoretische Sozialökonomik« (Leipz. 1895, Bd. 1); »Das Produzenteninteresse der Arbeiter und die Handelsfreiheit« (Jena 1903) u. a.

Dietzenbach, Dorf in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Offenbach, an der Preußisch-hessischen Staatsbahnlinie Bieber–D., hat eine evang. Kirche, ein Schloß und zählt (1900) 2207 Einw.

Dietzsch, Johann Christoph, Maler und Radierer, geb. 1710 in Nürnberg, gest. daselbst 1769, Schüler seines Vaters Johann Israel D. (1681 bis 1754), widmete sich vorzugsweise der Landschafts-, Blumen- und Früchtemalerei in Wasserfarben und radierte auch etwa 50 Blätter Landschaften, Porträte u. dgl. — Seine vier Brüder: Johann Siegmund, Johann Jakob, Georg Friedrich und Johann Albert, und zwei Schwestern: Barbara Regina und Margarete Barbara, sind ebenfalls als Maler tätig gewesen.

Dieu (spr. djö), Jean de, soviel wie Johann von Gott, s. Barmherzige Brüder.

Dieu et mon droit (franz., spr. djö e mong drŭá), »Gott und mein Recht«, Wahlspruch der engl. Krone.

Dieulafoy (spr. djölafŭá), 1) Georges, Mediziner, geb. 1840 in Toulouse, studierte in Paris und wurde daselbst 1886 Professor der Pathologie. Er konstruierte 1869 einen Aspirator zur Entleerung von Exsudaten in Körperhöhlen, der seitdem in vielen Modifikationen verbreitet wurde. Er schrieb: »De la mort subite dans la fièvre typhoide« (Par. 1869); »De l'aspiration pneumatique souscoutanée« (1870); »Du diagnostic et du traitement des kystes hydatiques et des abscès du foie par aspiration« (1872); »Du diagnostic et du traitement des épanchements aigus et chroniques de la plèvre par aspiration« (1872); »Traité de l'aspiration des liquides morbides« (1873); »Manuel de pathologie interne« (1880—83, 2 Bde.; 3. Aufl. 1901); »Clinique médicale de l'Hôtel-Dieu« (1896—1902, 4 Bde.).

2) Auguste Marcel, franz. Ingenieur, geb. 3. Aug. 1844 in Toulouse, studierte seit 1863 auf der Polytechnischen Schule zu Paris und wurde später Ingenieur für Brücken- und Chausseebauten. 1881 unternahm er, von seiner Gattin begleitet, im Auftrag der Regierung eine archäologische Forschungsreise nach Persien, 1885 machte er, ebenfalls mit seiner Gattin, eine Reise nach Susa, wo er die Paläste der Könige Dareios I. und Artaxerxes II. untersuchte und unter anderm eine Reihe von farbig glasierten Backsteinreliefs fand, die uns mit einer neuen bildnerischen Technik bekannt machten. Seine Funde wurden in einem besondern nach ihm benannten Saal des Louvre aufgestellt. Die Ergebnisse seiner Forschungen legte er nieder in den von der Akademie preisgekrönten

Werken: »L'art antique de la Perse« (Par. 1884—1889, 5 Tle.) und »L'acropole de Suse« (daf. 1890 bis 1893, 4 Tle.). — Seine Gattin Jane, geborne Magre, geb. 29. Juli 1851 in Toulouse, ſchilderte ihre Reiſen in den beiden Werken: »La Perse, la Chaldée et la Susiane« (1886, preisgekrönt), »A Suse. Journal des fouilles« (1888) und ſchrieb mehrere Romane, wie »Parysatis« (1890, ebenfalls preisgekrönt), »Rose d'Hatra« (1891), »Frère Pélage« (1894) u. a.

Dieulefit (ſpr. djölöfit), Stadt im franz. Depart. Drôme, Arrond. Montélimar, am Jabron und an der Straßenbahn Montélimar-D., hat zwei kalte Mineralquellen und zählt (1901) 3193 Einw. (darunter viele Proteſtanten), die Seidengewinnung, Seidenſpinnerei, Fabrikation von Tuch- und Tonwaren und Handel mit Trüffeln betreiben.

Dieu le veut (franz., ſpr. djö lö wö), »Gott will es«.

Dieuze (ſpr. djöſ), Kantonſtadt im deutſchen Bezirk Lothringen, Kreis Château-Salins, an der Seille und der Eiſenbahn Bensdorf-Deutſch-Avricourt, hat zwei evangeliſche und eine kath. Kirche, Synagoge, Amtsgericht, Oberförſterei, ein altes, bedeutendes Salzwerk, das jährlich 20,000 Ton. Kochſalz liefert, eine große chemiſche Fabrik (für Sodaſalz, Schwefelſäure, Alaun ꝛc.) und zählt (1900) mit der Garniſon (ein Infanterieregiment Nr. 136 und ein bayr. Chevaulegersregiment Nr. 3) 5991 meiſt evang. Einwohner. Südöſtlich bei D. liegt auf einer Halbinſel im Linderweiher die Gemeinde Tarquimpol an der Stelle der alten Römerſtadt Decem Pagi, von der noch Altertümer gefunden werden.

Dievenow, der öſtliche, 35 km lange Mündungsarm der Oder, trennt die Inſel Wollin vom Feſtland, verläßt oberhalb Wollin das Pommerſche Haff, bildet bei Kammin einen See, den Kamminer Bodden, und mündet, ſehr verſandet, zwiſchen den Dörfern Weſt- und Oſtdievenow in die Oſtſee.

Dievenow (Berg-, Klein- und Oſt-D.), Dörfer im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Kammin, auf der ſchmalen Landzunge, die öſtlich von der Mündung der Dievenow den Fritzower See von der Oſtſee trennt, haben Fiſcherei, ein Seebad und 364 Einw. Das Oſt-D. gegenüberliegende Dorf Weſt-D. gehört zum Kreiſe Uſedom-Wollin.

Diez (Dietz), Kreisſtadt im preuß. Regbez. Wiesbaden, Unterlahnkreis, an der Lahn, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Koblenz-Lollar u. Wiesbaden-D., hat 2 evangeliſche und eine kath. Kirche, Synagoge, ein Schloß (einſt Reſidenz der Grafen von Diez, jetzt Strafanſtalt), Realſchule, israelitiſches Waiſenhaus, Bergrevier, betreibt bedeutende Kalk- und Marmorbrüche, Kalkbrennerei, Fabrikation von Marmorwaren, Teigwaren und Farben ſowie bedeutenden Bergbau auf Eiſen- und Manganerze und zählt (1900) mit der Garniſon (ein Infanteriebataillon Nr. 168) 4303 meiſt evang. Einwohner. Zu D. gehört das Schloß Oranienſtein, auf einem Felſen an der Lahn, urſprünglich ein Benediktiner-Nonnenkloſter, jetzt Kadettenanſtalt (vgl. Weniger, Geſchichte des Schloſſes Oranienſtein, Diez 1898). In der Nähe liegen die Schloßruine Ardeck, das Dorf Fachingen (ſ. d.) und das dem Fürſten von Waldeck gehörige Schloß Schaumburg (ſ. d. 2). — D. kommt unter dem Namen Theodiſſa ſchon zur Zeit Karls d. Gr. vor, der es 790 dem Kloſter Prüm ſchenkte. Seit dem Anfang des 12. Jahrh. erſcheint es im Beſitz eigner Grafen, die den Grafen von Sayn verwandt waren. Als jene 1388 ausſtarben, kam die Grafſchaft D. durch Verheiratung z. T. an Naſſau (ganz erſt 1530 und 1557), das ſich nun in einer ſeiner Linien Naſſau-D. nannte. Dieſe Linie, ſpäter in den Fürſtenſtand erhoben, erlangte 1747 mit Wilhelm IV. die Erbſtatthalterſchaft und 1815 die Königskrone in den Niederlanden, erloſch aber 1890 im Mannesſtamm, während das Fürſtentum D. 1806 an das Herzogtum Naſſau und 1866 mit dieſem an Preußen kam.

Diez, 1) Friedrich, Begründer der romaniſchen Philologie, geb. 15. März 1794 in Gießen, geſt. 29. Mai 1876 in Bonn, ſtudierte in Gießen altklaſſiſche Philologie, nahm 1813 in einem heſſiſchen Freikorps an dem Feldzug nach Frankreich teil und widmete ſich nach ſeiner Rückkehr dem Studium der neuern Sprachen und Literaturen, das er in Göttingen fortſetzte. Im April 1818 ſah er Goethe in Jena, der ihn auf Raynouard und das Studium der provenzaliſchen Sprache hinwies. Er habilitierte ſich 1822 in Bonn und erhielt hier 1830 eine ordentliche Profeſſur der germaniſchen Sprachen. Als Schriftſteller trat D. zuerſt mit ſeinen »Altſpaniſchen Romanzen« (Berl. 1821) und der Abhandlung »Über die Minnehöfe« (daſ. 1825; franz. von Roiſin, Lille 1842) auf; ſodann folgten die Werke: »Die Poeſie der Troubadours« (Zwickau 1826; 2. Aufl. von Bartſch, Leipz. 1883; franz. von Roiſin, Par. 1845) und »Leben und Werke der Troubadours« (daſ. 1829, mit zahlreichen Überſetzungen; 2. Aufl. von Bartſch, daſ. 1882), worin zum erſtenmal eine umfaſſende und wiſſenſchaftliche Darſtellung des Weſens und der Entwickelung der provenzaliſchen Lyrik im Mittelalter gegeben wurde. Seine ſpätern Hauptwerke ſind: »Grammatik der romaniſchen Sprachen« (Bonn 1836—38, 3 Bde.; 5. Aufl. in 1 Bd. 1882; engl. von Cayley, Lond. 1862; franz. von Brachet, G. Paris und Morel-Fatio, Par. 1872—76) und das »Etymologiſche Wörterbuch der romaniſchen Sprachen« (daſ. 1853, 2 Bde.; 5. Aufl. von A. Scheler, daſ. 1887), zu dem Jarnik einen »Index« herausgab (2. Aufl., Heilbronn 1889). Beide Werke behandeln dieſe Sprachen zum erſtenmal vom vergleichenden und hiſtoriſchen Standpunkt aus und ſind dadurch für die romaniſche Philologie epochemachend geworden. Andre Publikationen von D. ſind: »Altromaniſche Sprachdenkmale« (Bonn 1846) und »Zwei altromaniſche Gedichte« (daſ. 1852); »Über die erſte portugieſiſche Kunſt- und Hofpoeſie« (daſ. 1863); »Altromaniſche Gloſſare, berichtigt und erklärt« (daſ. 1865) und »Romaniſche Wortſchöpfung« (daſ. 1875). Nach ſeinem Tod erſchienen »Kleinere Arbeiten und Rezenſionen« (hrsg. von Breymann, Münch. 1883). Von ſeinen zahlreichen Verehrern wurde die Gründung einer internationalen D.-Stiftung unternommen, die, von der Berliner Akademie verwaltet, alle 4 Jahre dem hervorragendſten Werk aus dem Gebiete der romaniſchen Philologie einen Preis von 2000 Mk. zuerteilt. Vgl. Sachs, F. D. und die romaniſche Philologie (Berl. 1878); Breymann, F. D., ſein Leben und ſein Wirken (Leipz. 1894); Stengel, D.-Reliquien (Marb. 1894); Behrens, Friedrich D. (Gießen. 1894); W. Förſter, Friedrich D. (Bonn 1894).

2) Wilhelm, Maler, geb. 17. Jan. 1839 in Bayreuth, beſuchte die Gewerbeſchule ſeiner Vaterſtadt und von 1853—56 die Münchener Kunſtakademie, in welcher Zeit er auch vier Wochen unter Pilotys Leitung arbeitete. D. ward zuerſt durch ſeine Illuſtrationen zu Schillers »Geſchichte des Dreißigjährigen Krieges« und zahlreiche Arbeiten in den Münchener »Fliegenden Blättern« bekannt, die faſt ausſchließlich Szenen aus jener Zeit behandeln, deren Eigentüm-

lichkeiten er wie wenige kennt. 1870 ward D. Lehrer und bald darauf Professor an der Münchener Akademie, in welcher Stellung er einen entscheidenden Einfluß nicht nur auf zahlreiche Schüler, sondern auch auf die Entwickelung der ganzen Münchener Schule nach der Richtung des Kolorismus geübt hat. D. führt dem Beschauer auch in seinen kleinsten Bildern ein Stück Kulturgeschichte vor. In seinen Zeichnungen, von denen noch die zu Scherrs »Germania« zu nennen sind, bewegt er sich in leichter, flotter Radiermanier mit offener, klarer Behandlung des Schattens. Mit Vorliebe behandelt er Szenen aus dem Treiben der Raubritter im 16. Jahrh. und aus dem abenteuerlichen Leben des Dreißigjährigen Krieges, wobei er anfangs einen feinen silbergrauen Ton bei schummeriger Stimmung bevorzugte. Seine Hauptwerke dieser Art sind: Die Marodeurs, Exzellenz auf Reisen (1872, in der Münchener Pinakothek), der Hinterhalt, eine Plünderungsszene aus dem 16. Jahrh., das Verhör, Überfall eines Reisewagens im 17. Jahrh., Glücklich entkommen!, bei der Marketenderin, die Strauchritter, schlechtes Quartier, aus der Raubritterzeit (1896). Ein hervorragendes, äußerst farbiges Werk: Picknick im Walde (Rokokozeit), besitzt die Berliner Nationalgalerie. Auf der Münchener internationalen Ausstellung von 1883 wurde ihm für eine in Rembrandtscher Helldunkelart gemalte Anbetung der Hirten die große goldene Medaille zu teil.

3) Robert, Bildhauer, geb. 20. März 1844 in Pößneck (Sachsen-Meiningen), begann 1863 seine Kunststudien auf der Akademie in Dresden, trat 1867 in das Atelier Schillings und arbeitete seit 1872 selbständig. Er unternahm alsdann Studienreisen nach Paris und Italien und war bis 1878 vorzugsweise auf dem Gebiete der dekorativen Plastik tätig (Oberon und Titania für das Hoftheater in Dresden, Heinrich der Erlauchte für die Albrechtsburg in Meißen). Dann wandte er sich der Genreplastik zu und errang 1879 mit der im lebendigsten Realismus ausgeführten Figur eines Gänsediebes, eines mittelalterlichen Scholaren, der zwei Gänse erhascht, einen großen Erfolg (s. Tafel »Bildhauerkunst XVII«, Fig. 4). Sie wurde später als Brunnenfigur in Bronze auf dem Ferdinandplatz zu Dresden aufgestellt. Für das Kollegiengebäude der Universität Straßburg führte er die Statuen von zehn Männern der Wissenschaft aus und war auch später meist auf dem Gebiete der dekorativen Plastik tätig, indem er mehrere öffentliche Gebäude in Dresden, besonders die Kunstakademie, mit Gruppen und Reliefs ausschmückte, zwei monumentale Brunnen für den Albertsplatz in Dresden und mehrere allegorische Figuren für das Reichstagsgebäude in Berlin ausführte. 1881 vollendete er das von Breymann begonnene Kriegerdenkmal für Braunschweig. In den Jahren 1900—1902 entstand das Bismarckdenkmal für Dresden. Er ist seit 1891 Professor an der Dresdener Kunstakademie und seit 1895 Mitglied der Berliner Akademie der Künste.

Dieze, Fluß in der niederländ. Provinz Nordbrabant, entsteht aus Dommel und Aa, die sich bei Herzogenbusch vereinigen, und mündet bei Crèvecoeur in die Maas. 1899 wurden auf ihm 19,686 Schiffe mit 1,942,000 cbm an Gütern befördert.

Diezel, Karl Emil, Jagdschriftsteller, geb. 8. Dez. 1779 zu Irmelshausen in Bayern, gest. 23. Aug. 1860 in Schwebheim bei Schweinfurt, studierte zu Jena und Leipzig Sprach- und Naturwissenschaft, wurde 1806 Lehrer der neuern Sprachen und der Fechtkunst an Cottas Forstlehranstalt in Zillbach und war seit 1809 an verschiedenen Orten als Forstmann tätig, zuletzt 1816—52 zu Kleinwallstadt. D. lieferte, gestützt auf seine hervorragende klassische und naturwissenschaftliche Bildung, zahlreiche wertvolle Arbeiten, darunter das Hauptwerk: »Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd« (Offenb. 1849; 9. Aufl. von Nordenflycht, Berl. 1903); wohlfeile Ausgabe von der Redaktion der »Deutschen Jägerzeitung« nach der 3. von D. selbst vorbereiteten Auflage herausgegeben (5. Aufl., Neudamm 1900).

Diezmann (Dietrich III., der jüngere), Landgraf von Thüringen, Sohn Albrechts des Entarteten und Margaretes, der Tochter Kaiser Friedrichs II., geb. um 1260, gest. im Dezember 1307, erhielt nach seines Großvaters Heinrich des Erlauchten Tod einen Teil des Osterlandes und die Niederlausitz. Im Verein mit seinem ältern Bruder, Friedrich, bekämpfte er seines Vaters Absicht, Thüringen an König Adolf zu veräußern, und als König Albrecht I. die wettinischen Lande besetzen wollte, schlugen ihn die Brüder bei Lucka, unfern Altenburg, 31. Mai 1307. Kurz darauf starb D. zu Leipzig, wo ihm König Friedrich August in der Paulinerkirche 1841 ein von Rietschel in Sandstein gearbeitetes Denkmal errichtete.

Diśálco (ital.), im Warenhandel Abzug von der Hauptsumme bei der Zahlung, soviel wie Diskont.

Diffamation (lat., Defamation), Verbreitung einer übeln Nachrede gegen jemand, Verleumdung (s. Beleidigung), dann aber auch die gegen andre ausgesprochene Berühmung, an einen Dritten einen Anspruch zu haben. Die zuletzt genannte D. berechtigte nach früherm Rechte den dadurch Betroffenen zur Provokationsklage (s. d.), durch die der Gegner zur gerichtlichen Geltendmachung seines Anspruchs genötigt werden konnte. Im neuern Recht ist an die Stelle der Provokation die Feststellungsklage (s. d.) getreten. Diffamatorisch, ehrenrührig, verleumderisch; diffamieren, verleumden, in übles Gerede bringen; Diffamie, ehrenrührige Äußerung, Beschimpfung.

Différént (lat.), verschieden, ungleich.

Differential-..., in Verbindung mit einem Hauptwort bei Maschinen oder Maschinenteilen, Apparaten ꝛc. oft angewendet (z. B. Differentialflaschenzug, Differentialpumpe ꝛc.), um im allgemeinen die Wirkung zweier, in entgegengesetztem Sinne tätigen Einflüsse zu kennzeichnen. Über die Bedeutung im besondern Falle s. die betreffenden Artikel. — Differentialrechnung, s. d.

Differentialbarometer, von August angegebenes und von Kopp und Brunner verbessertes Instrument zur Berechnung des Barometerstandes aus der Größe der Verdichtung einer abgesperrten Luftmasse, eignet sich wegen seiner leichten Transportierbarkeit besonders zu Höhenmessungen. Auch nach andern Prinzipien sind D. konstruiert worden.

Differentialbeobachtungen, astronomische Beobachtungen, bei denen man den scheinbaren Ort eines Sternes nicht unmittelbar mißt, sondern die Differenz desselben gegen den bekannten scheinbaren Ort eines benachbarten Sternes. Man beobachtet entweder den Unterschied beider Sterne in Rektaszension u. Deklination, oder man mißt die gegenseitige Entfernung (ihre Distanz) und den Winkel, den die Verbindungslinie beider Sterne mit dem durch den bekannten Stern gehenden Deklinationskreis einschließt (Positionswinkel).

Differentialbremse, s. Bremse, S. 384.

Differentialdiagnose, s. Diagnose.

Differentialflaschenzug, s. Flaschenzug.

Differentialflyer, s. Spinnen.

Differentialgetriebe, ſ. Getriebe.

Differentialgleichung, jede Gleichung, in der vorkommen: 1) gewiſſe, ganz beliebige Größen, die ſogen. unabhängigen Veränderlichen, 2) gewiſſe Unbekannte, die ſogen. abhängigen Veränderlichen, die als Funktionen der unabhängigen aufgefaßt werden, endlich 3) die Differentialquotienten (ſ. Differentialrechnung, S. 906) der abhängigen Veränderlichen nach den unabhängigen. Je nachdem die Zahl der unabhängigen Veränderlichen gleich 1 oder größer als 1 iſt, nennt man die D. gewöhnlich oder partiell. Die D. iſt gelöſt oder integriert, wenn man die abhängigen Veränderlichen auf jede mögliche Weiſe ſo als Funktionen der unabhängigen beſtimmt hat, daß die D. bei Einſetzung dieſer Funktionen die Geſtalt $0=0$ annimmt oder, wie man ſagt, identiſch befriedigt wird. Die Lehre von den Differentialgleichungen bildet den umfangreichſten und wichtigſten Teil des Gebietes der höhern Mathematik, das aus der Differential- und Integralrechnung hervorgegangen iſt. Unzählige geometriſche Aufgaben und nahezu alle Aufgaben der Mechanik, der Aſtronomie und der mathematiſchen Phyſik kommen auf Differentialgleichungen hinaus. Zu dieſen Differentialgleichungen treten dann noch gewiſſe Anfangsbedingungen hinzu, die erſt vollſtändig beſtimmen, welche unter den unendlich vielen Funktionen, die die gefundenen Differentialgleichungen befriedigen, den Anforderungen der betreffenden Aufgabe entſprechen. Fragt man z. B. nach der Bewegung eines Punktes, der von einem feſten Punkte nach dem Newtonſchen Gravitationsgeſetz, alſo umgekehrt proportional dem Quadrat der Entfernung angezogen wird, ſo kommt man auf Differentialgleichungen, aus denen hervorgeht, daß der Punkt einen Kegelſchnitt beſchreibt. Welcher beſtimmte Kegelſchnitt von dem Punkte beſchrieben wird, kann man dagegen erſt angeben, wenn noch für irgend einen Zeitpunkt die Lage des Punktes und die Größe und Richtung ſeiner Geſchwindigkeit bekannt iſt. In der Lehre von den Differentialgleichungen kann man drei verſchiedene Richtungen unterſcheiden: Die erſte, für die L. Euler in ſeinen »Institutiones Calculi integralis« vorbildlich iſt, ſucht durch Kunſtgriffe zur Integration der D. zu gelangen, muß ſich aber meiſtens damit begnügen, einzelne Klaſſen von Differentialgleichungen anzugeben, die ſich integrieren laſſen, oder ſchwierige Differentialgleichungen auf einfachere zurückzuführen. Die zweite Richtung, die funktionentheoretiſche, fragt nach der Natur der Funktionen, die einer vorgelegten D. genügen, und umgekehrt nach den Differentialgleichungen, die durch bekannte Klaſſen von Funktionen befriedigt werden können. Dieſe auf den Unterſuchungen von Cauchy, Riemann und Weierſtraß fußende Richtung iſt beſonders durch Fuchs und deſſen Nachfolger ausgebildet worden. Eine zuſammenfaſſende Darſtellung vieler hierher gehöriger Unterſuchungen gibt Schlefinger, Handbuch der Theorie der linearen Differentialgleichungen (Leipz. 1898, 2 Bde.). Die gruppentheoretiſche Richtung endlich, von Lie begründet, geht darauf aus, die Kunſtgriffe der erſten Richtung in ein Syſtem zu bringen, ſie lehrt entſcheiden, wann eine vorgelegte D. in eine andre übergeführt werden kann, und zeigt, welches die einfachſten Hilfsdifferentialgleichungen ſind, die man integrieren muß, um eine D. mit gewiſſen bekannten Eigenſchaften zu löſen. Vgl. Lie, Vorleſungen über Differentialgleichungen mit bekannten infinitesimalen Transformationen (Leipz. 1891).

Differentialhaſpel, ſ. Haſpel.

Differentiallampe, ſ. Elektriſches Licht.

Differentialquotient, ſ. Differentialrechnung.

Differentialrechnung (Ableitungsrechnung, Derivationsrechnung, Derivationskalkül) und **Integralrechnung** (ſ. d.) bilden zuſammen den Grundſtock der ganzen höhern Mathematik, und auf ihnen beruht in erſter Linie die Überlegenheit der neuern Mathematik über der der Alten. Mit ihrer Hilfe können zahlloſe Aufgaben der Geometrie, Mechanik, Aſtronomie und Phyſik, die ſonſt kaum angreifbar oder überhaupt unzugänglich ſind, durch Gleichungen ausgedrückt und damit auf rein mathematiſche Aufgaben zurückgeführt werden, die ſich dann entweder ganz genau oder doch mit jedem beliebigen Grade von Genauigkeit durch Rechnung löſen laſſen. Von grundlegender Bedeutung iſt hierbei der Begriff der Funktion. Eine veränderliche Größe v heißt eine Funktion der Veränderlichen x, y, z ꝛc., wenn zu beliebig gewählten Werten von x, y, z ꝛc. ſtets ein Wert (oder mehrere Werte) von v gehört, der nach irgend einem Geſetze durch die Werte von x, y, z ꝛc. beſtimmt iſt oder aus ihnen berechnet werden kann. Man ſchreibt dann $v=f(x, y, z, \ldots)$, geleſen v gleich f von x, y, z ꝛc. und nennt x, y, z... die unabhängigen Veränderlichen oder auch die Argumente der Funktion, v die abhängige Veränderliche. So iſt z. B. die Temperatur auf der Erdoberfläche eine Funktion von vier Veränderlichen: der Zeit, der geographiſchen Länge, der geographiſchen Breite und der Höhe des Beobachtungsorts über dem Meeresſpiegel. Für f ſetzt man oft auch andre Buchſtaben, φ, ψ ꝛc., als Funktionszeichen. Die D. unterſucht zunächſt Funktionen einer unabhängigen Veränderlichen x; die abhängige Veränderliche wird dann meiſt y genannt. Beiſpiele ſolcher Funktionen ſind: $y=x^2$, $y=1/x$, $y=\sqrt{x}$, $y=\sin x$ ꝛc., das allgemeine Zeichen einer Funktion iſt: $y=f(x)$ oder $y=\varphi(x)$ ꝛc. Gehört zu jedem Werte von x nur ein Wert der Funktion, ſo heißt die Funktion eindeutig oder einwertig, wie z. B. die Funktionen $y=x^2$, $y=1/x$, $y=\sin x$. Gehören zu jedem Werte von x zwei oder mehrere Werte von x, wie z. B. bei der Funktion $y=\sqrt{x}$, der man entweder das + oder das — Zeichen geben kann, ſo heißt die Funktion mehrdeutig oder mehrwertig. Eine mehrdeutige Funktion muß man zuerſt eindeutig machen, indem man z. B. bei $y=\sqrt{x}$ nur die poſitiven oder nur die negativen Werte der Wurzel ins Auge faßt. Liefert der Wert x des Arguments den Wert $y=f(x)$ der Funktion, ſo liefert der Wert $x+\Delta x$ des Arguments den Wert $y+\Delta y=f(x+\Delta x)=f(x)+\Delta f(x)$, und man nennt Δy (geleſen Delta-y) oder $\Delta f=f(x+\Delta x)-f(x)$ den Zuwachs, den die Funktion erhält, wenn das Argument um Δx wächſt. Läßt man Δx immer kleiner werden und der Null immer näher kommen und kommt dabei Δf ebenfalls ohne Aufhören der Null immer näher, ſo ſagt man: die Funktion $f(x)$ iſt für den betreffenden Wert des Arguments x ſtetig oder kontinuierlich, im entgegengeſetzten Fall iſt ſie unſtetig oder diskontinuierlich. So iſt die Funktion $y=x^2$ für jedes endliche x ſtetig, weil $\Delta y=(x+\Delta x)^2-x^2=(2x+\Delta x)\cdot\Delta x$; die Funktion $y=1/x$ aber iſt nur ſtetig, ſolange x nicht verſchwindet, für $x=0$ dagegen unſtetig, denn für ſie iſt:

$$\Delta y=\frac{1}{x+\Delta x}-\frac{1}{x}=-\frac{\Delta x}{x(x+\Delta x)},$$

was für $x=0$ unendlich groß wird, wie klein man auch Δx wählen mag. Der Bruch:

(1) $$\frac{\Delta y}{\Delta x}=\frac{\Delta f}{\Delta x}=\frac{f(x+\Delta x)-f(x)}{\Delta x},$$

dessen Zähler die Differenz der Funktionswerte $f(x+\Delta x)$ und $f(x)$ und dessen Nenner die Differenz der zugehörigen Argumente $x+\Delta x$ und x ist, heißt der Differenzenquotient der Funktion. Für $y=x^2$ und $y=1/x$ findet man der Reihe nach:

$$\frac{\Delta y}{\Delta x}=2x+\Delta x,\quad \frac{\Delta y}{\Delta x}=-\frac{1}{x(x+\Delta x)}=-\frac{1}{x^2}+\frac{\Delta x}{x^2(x+\Delta x)}$$

In beiden Fällen läßt sich $\Delta y/\Delta x$ als eine Summe zweier Teile darstellen, von denen der erste ($2x$ und $-1/x^2$) von Δx frei ist, während der zweite immer kleiner wird, je kleiner man Δx wählt, und für $\Delta x=0$ verschwindet. Man nennt nun die Funktion $f(x)$ differentiierbar, wenn sich der Differenzenquotient (1) so wie in diesen Beispielen in der Form:

(2) $$\frac{\Delta y}{\Delta x}=\frac{\Delta f}{\Delta x}=\frac{f(x+\Delta x)-f(x)}{\Delta x}=f'(x)+\varphi(x,\Delta x)$$

darstellen läßt, wo $f'(x)$ eine neue Funktion von x allein ist, während φ von x und Δx abhängt, aber der Null immer näher kommt, je mehr Δx sich dem Werte Null nähert und schließlich für $\Delta x=0$ verschwindet. Die Funktion $f'(x)$ (gelesen f gestrichen x) heißt die abgeleitete (derivierte) Funktion oder die Ableitung von $f(x)$. Setzt man in (1) $\Delta x=0$, so wird auch $f(x+\Delta x)-f(x)=0$ und der Differenzenquotient verliert seine Bedeutung. Aber (2) zeigt, daß sich $\Delta f/\Delta x$, je näher Δx der Null kommt, um so mehr dem Werte $f'(x)$ nähert, daß also die Ableitung $f'(x)$ der Grenzwert (Limes) ist, dem der Differenzenquotient zustrebt, wenn Δx dem Werte Null zustrebt. Man drückt das so aus:

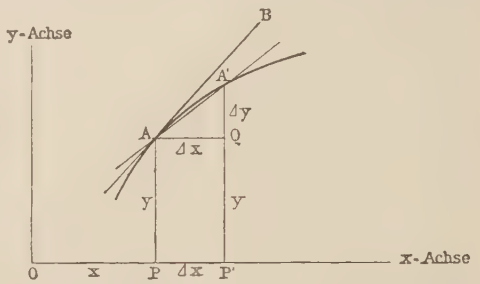
$$\lim_{\Delta x=0}\frac{\Delta y}{\Delta x}=\lim_{\Delta x=0}\frac{\Delta f}{\Delta x}=f'(x)$$

(gelesen limes für $\Delta x=0$ von $\Delta f/\Delta x$) und um an diese Entstehung von $f'(x)$ aus dem Differenzenquotienten zu erinnern, setzt man:

(3) $$\lim_{\Delta x=0}\frac{\Delta y}{\Delta x}=\lim_{\Delta x=0}\frac{\Delta f}{\Delta x}=f'(x)=\frac{dy}{dx}=\frac{df}{dx},$$

(gelesen df nach dx oder df durch dx), und nennt diesen Ausdruck auch den (ersten) Differentialquotienten von $f(x)$ nach x. Die Größen dx und df, die Differentiale von x und f, sind ganz beliebig und nur an die Bedingung gebunden, daß ihr Quotient gleich $f'(x)$ sein muß; es ist aber vorteilhaft, sich dx sehr klein zu denken, denn je kleiner dx ist, um so genauer stellt $df=f'(x)\,dx$ den Zuwachs dar, den $f(x)$ bekommt, wenn x um dx wächst. Vielfach denkt man sich dx und df auch als sogen. unendlich kleine Größen. Man sagt, eine Größe wird unendlich klein, wenn sie kleiner wird als jede noch so kleine Zahl: der Ausdruck »unendlich klein werden« ist aber nur eine abkürzende Ausdrucksweise, und man darf niemals sagen: eine Größe ist unendlich klein. Im Gegensatze dazu hat eine endliche Größe stets einen bestimmten Zahlenwert, und zwei endliche Größen, von denen sich beweisen läßt, daß ihre Differenz unendlich klein wird, also kleiner als jede noch so kleine Zahl, haben notwendig die Differenz Null, sind also einander gleich. Wird nun Δx in diesem Sinn unendlich klein, so werden gleichzeitig auch Δf und $\varphi(x,\Delta x)$ unendlich klein, der Quotient $\Delta f/\Delta x$ unterscheidet sich daher unendlich wenig von der endlichen Größe $f'(x)$. Deshalb kann man sagen: wird Δx unendlich klein, so wird $\Delta f/\Delta x$ gleich $f'(x)$ und schreibt dafür $df/dx=f'(x)$, indem man sich dx und df unendlich klein denkt. Während also einer unendlich klein werdenden Größe kein bestimmter Wert zugeschrieben werden kann, da sie immer im Flusse begriffen ist, kann doch der Quotient zweier unendlich klein werdender Größen einen bestimmten endlichen Wert haben.

Deutet man x, y als rechtwinkelige Koordinaten (s. d.) in einer Ebene, bezogen auf zwei durch den Anfangspunkt O gehende senkrechte Achsen Ox und Oy, so stellt die Gleichung $y=f(x)$ eine Kurve dar, und die Punkte A und A' mit den Koordinaten $OP=x$, $PA=y$ und $OP'=x+\Delta x$, $P'A'=y+\Delta y$ sind zwei Punkte dieser Kurve (s. Figur). Der Differenzenquotient $\Delta y/\Delta x=QA'/AQ$ stellt die trigonometrische Tangente (s. Trigonometrie) des Winkels QAA' dar, also des Winkels, den die Verbindungslinie AA' der beiden Kurvenpunkte A und A' (die sogen. Sekante) mit der Achse Ox bildet. Läßt man jetzt Δx



immer kleiner werden, so rückt A' auf der Kurve dem Punkt A immer näher, und die Sekante AA' dreht sich um A, so daß sie der Geraden AB, welche die Kurve im Punkt A berührt (der sogen. Tangente der Kurve im Punkt A), immer näher kommt. Die Tangente AB ist also die Grenzlage, der die Sekante AA' zustrebt, wenn sich Δx der Null und also A' dem Punkt A immer mehr nähert. Da sich nun $\Delta y/\Delta x$, wenn Δx der Null zustrebt, dem Grenzwert $f'(x)=dy/dx$ immer mehr nähert, so ist der Differentialquotient $f'(x)$ nichts andres als die trigonometrische Tangente des Winkels, den die Kurventangente AB im Punkte x, y mit der x-Achse bildet. Auf diese Weise führt die Berechnung der Ableitung $f'(x)$ einer Funktion $f(x)$ zur Bestimmung der an die Kurve $y=f(x)$ im Punkt x, y gezogenen Tangente.

Will man den Differentialquotienten $f'(x)$ einer Funktion $f(x)$ berechnen oder, wie man sagt, die Funktion differentiieren, so kommt man bei einfachern Funktionen, wie x^2, $1/x$, ꝛc., zum Ziel, indem man die früher besprochene Zerlegung des Differenzenquotienten wirklich ausführt. Verwickeltere Funktionen setzt man aus einfachern zusammen, deren Differentialquotienten man schon berechnen kann. Ist $f'(x)$ die Ableitung von $f(x)$, so bezeichnet man die Ableitung von $f'(x)$ mit $f''(x)$ und nennt sie die zweite Ableitung oder den zweiten Differentialquotienten von $f(x)$. Man schreibt auch

$$f''(x)=\frac{df'(x)}{dx}=\frac{d}{dx}\left(\frac{df}{dx}\right)=\frac{d^2f}{dx^2};$$

denkt man sich hier dx als eine unendlich klein werdende Größe, so ist d^2f eine Größe, die unendlich klein wird wie $dx^2=dx\,.\,dx$, die also im Vergleiche mit dx selbst unendlich klein wird, eine sogen. unendlich kleine Größe zweiter Ordnung. Ähnlich bildet man Differentialquotienten dritter und noch höherer Ordnung von $f(x)$. Man braucht diese z. B., wenn man $f(x)$ nach dem Taylorschen Satz (s. d.) in eine Potenzreihe entwickeln will.

Ist $f(x,y)$ eine Funktion der zwei unabhängigen Veränderlichen x, y, so gibt es zwei Differentialquo-

tienten erster Ordnung, der eine wird erhalten, wenn man y als konstant betrachtet und f behandelt als wäre es eine Funktion von x allein, bei der Bildung des andern betrachtet man f als Funktion von y allein. Man nennt diese die partiellen Differentialquotienten von f und bezeichnet sie nach Jacobi mit $\frac{\partial f}{\partial x}$ und $\frac{\partial f}{\partial y}$, benutzt also statt des d ein ∂. Jeder von beiden ist wieder eine Funktion von x, y und besitzt daher zwei partielle Differentialquotienten, so daß aus f vier partielle Differentialquotienten zweiter Ordnung hervorgehen:

$$\frac{\partial}{\partial x}\left(\frac{\partial f}{\partial x}\right),\ \frac{\partial}{\partial y}\left(\frac{\partial f}{\partial x}\right),\ \frac{\partial}{\partial x}\left(\frac{\partial f}{\partial y}\right),\ \frac{\partial}{\partial y}\left(\frac{\partial f}{\partial y}\right),$$

es läßt sich aber beweisen, daß hier die beiden mittlern Differentialquotienten einander gleich sind, daß es also für das Ergebnis gleichgültig ist, ob man zuerst nach x und dann nach y partiell differentiiert oder umgekehrt. Es gibt daher nur drei partielle Differentialquotienten zweiter Ordnung von f(x, y), die man mit $\frac{\partial^2 f}{\partial x^2}$, $\frac{\partial^2 f}{\partial x\,\partial y}$, $\frac{\partial^2 f}{\partial y^2}$ bezeichnet, ebenso nur vier von dritter Ordnung ꝛc.

Die D. als allgemeines Rechnungsverfahren ist von Newton und bald nachher selbständig von Leibniz erfunden worden, obwohl viele spezielle Kunstgriffe, die im Grunde schon der D. angehören, bereits früher, besonders von Fermat, benutzt wurden, um Tangenten an Kurven zu ziehen und um Maxima und Minima von Funktionen zu berechnen (vgl. Maximum u. Minimum). Newton nannte die Differentiale Fluxionen, daher bezeichnet man die D. auch als Fluxionsrechnung. Die noch heute übliche praktische Schreibweise mit Differentialen stammt von Leibniz, durch den überhaupt die D. erst eine pädagogisch brauchbare Form erhalten hat, während Newton sie nur für seinen eignen Bedarf entwickelt hatte, ohne darauf bedacht zu sein, sie auf einfache Regeln zurückzuführen und sie dadurch auch für die Allgemeinheit der Mathematiker benutzbar zu machen. Die Begriffe Differential und unendlich kleine Größe sind lange die Ursache heftiger Streitigkeiten unter den Mathematikern gewesen und vielfach unklar oder ganz unrichtig erklärt worden; z. B. betrachtete Euler die Differential geradezu als Nullen. Lagrange wollte sie deshalb ganz vermeiden und führte zu diesem Zweck die Bezeichnung f′(x) und den Namen abgeleitete Funktion (fonction dérivée) ein, die aber die Differentialbezeichnung nicht haben verdrängen können, zumal da man allmählich auch das Unendlichkleine richtig auffassen gelernt hat. Über die Geschichte der D. vgl. M. Cantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik, Bd. 2 u. 3 (2. Aufl., Leipz. 1900—1902). Von Lehrbüchern der Differential- und Integralrechnung sind zu empfehlen die von Serret (deutsch von Harnack; neu bearbeitet von Bohlmann, Leipz. 1897 u. 1899, 2 Bde.), Czuber (das. 1898, 2 Bde.), Kiepert-Stegemann (1. Teil, 9. Aufl., Hannov. 1901; 2. Teil, 8. Aufl., das. 1903). Über die Anwendungen auf die Naturwissenschaften vgl. besonders das Lehrbuch von H. A. Lorentz (Leiden 1883; deutsch von Schmidt, Leipz. 1900); ferner Nernst u. Schoenflies, Einführung in die mathematische Behandlung der Naturwissenschaften (3. Aufl., Münch. 1901); Perry, Höhere Analysis für Ingenieure (deutsch von Fricke u. Süchting, Leipz. 1902). Durch Strenge der Beweise sind besonders ausgezeichnet: Genocchi-Peano, Differentialrechnung ꝛc. (deutsch von Bohlmann u. Schepp, Leipz. 1899) u. Stolz, Grundzüge der D. und Integralrechnung (das. 1893—99, 3 Tle.).

Differentialschiffahrtsabgaben, s. Schiffahrtsabgaben und Zuschlagszölle.

Differentialschraube, s. Schraube und Mikrometer.

Differentialtarif, im Zollwesen eine Zusammenstellung von Differentialzöllen (vgl. Zölle). Über D. im Eisenbahnwesen s. Eisenbahntarife.

Differentialtensimeter, eine Verbindung zweier abgekürzter Barometer zur Bestimmung des Unterschiedes der Dampftensionen zweier Flüssigkeiten, insbesondere der durch Auflösen eines festen Körpers hervorgebrachten Dampfdruckerniedrigung.

Differentialthermometer, Instrument zur Messung geringer Temperaturunterschiede, gewöhnlich ein Luftthermometer, in dem zwei Luftmassen durch eine Flüssigkeit voneinander getrennt sind, die sich bei eintretendem Temperaturwechsel verschiebt.

Differentialwinde, s. Haspel und Winde.

Differentialzölle, s. Zölle.

Differenz (lat.), Unterschied, Verschiedenheit; Uneinigkeit; in der Mathematik das Ergebnis einer Subtraktion (s. d.). Hat man eine Reihe Zahlen und zieht immer jede Zahl der Reihe von der nächstfolgenden ab, so bilden die Differenzen eine neue Reihe: die erste Differenzenreihe; aus dieser läßt sich dann auf gleiche Weise eine zweite, aus dieser eine dritte ꝛc. ableiten, z. B.:

4	7	11	18	31	54	92	151	
	3	4	7	13	23	38	59	
		1	3	6	10	15	21	
			2	3	4	5	6	
				1	1	1	1	

Die Reihe heißt arithmetisch, wenn man, wie hier, zuletzt auf lauter gleiche Zahlen kommt, und zwar arithmetisch vom mten Grade, wenn die gleichen Zahlen in der mten Differenzenreihe auftreten. Psychromatische D., der Unterschied der Angaben der beiden Thermometer eines Psychrometers. Spezifische D., der artbildende Unterschied, das Merkmal, das eine Art von allen übrigen Arten der Gattung unterscheidet.

Verzeichnis der Abbildungen im IV. Band.

Beilagen.

Seite

Chicago, Stadtplan 17
China und Japan, Karte 34
— Karte der Provinzen Tschili und Schantung . . 36
— Karte: Unterlauf des Pei-ho (mit Lageplänen von Tientsin und Taku) 55
Chinesische Kultur, Tafel I u. II 37
Christiania, Stadtplan 110
Christliche Altertümer, Tafel I u. II 114
Cuba, Karte (mit zwei Nebenkärtchen) 362
Cykadazeen, Tafel 388
Dachdeckung, Tafel } auf 1 Blatt 406
Dachstühle (hölzerne), Tafel }
Dampfkessel, Tafel I u. II mit Text 448
Dampfmaschinen, Tafel I—III mit Text 455
Dampfschiff, Tafel I u. II mit Text, Tafel III u. IV 461
Dampfschiffahrt: Weltverkehrskarte 468
— Textblatt dazu: I. Dampfschiffahrts-Reedereien. II. Dampferwege im Weltverkehr 468
Dänemark, Karte 476
Danzig, Stadtplan (mit Registerblatt) 506
Darwinismus, Tafel in Farbendruck (mit Textblatt) 531
Destillationsapparate für Großbetrieb, Tafel mit Text 677
Feldherren des Deutschen Befreiungskrieges, Porträttafel I u. II 727
Deutscher Bund: Geschichtskarte von Deutschland VI 730
Deutsche Reichskleinodien, Tafel in Farbendruck . . 732
Karte der deutschen Mundarten 742
Deutsches Volk: Karte der Verbreitung der Deutschen in Mitteleuropa 748

Seite

Karten und Tafeln zum Artikel Deutschland:
Politische Übersichtskarte (»Deutsches Reich«) . . . 761
Fluß- und Gebirgskarte 761
Geologische Karte } mit Textblatt . . 764
Karte der nutzbaren Mineralien }
Klimakarte, mit Textblatt 766
Karte der Bevölkerungsdichtigkeit (mit Textblatt) . . 768
Verteilung der Konfessionen, Karte } mit Textblatt . 774
Verbreitung der Juden, Karte }
Landwirtschaft in Deutschland, Karte 776
Industriekarte von Deutschland 780
Garnisonkarte von Mitteleuropa 792
— Textblatt dazu: Gliederung des deutschen Reichsheeres und Schiffsliste der deutschen Kriegsflotte 792
Deutscher Reichsadler und Kaiserwappen, Tafel in Farbendruck } mit Textblatt 799
Deutsche Flaggen, Tafel in Farbendruck }

Geschichtskarten (mit 5 Registerblättern):
I. Deutschland um das Jahr 1000 801
II. Deutschland 1347—1378 (Zeit Karls IV.) . . 805
III. Deutschland nach dem Westfälischen Frieden (1648) 811
IV. Westeuropa in der Zeit der Großmachtbildung . 812
V. Deutschland beim Beginn der Freiheitskriege 1813 815

Deutsch-Ostafrika, Karte } auf 1 Blatt . 837
— Spezialkarte: Nordöstlicher Teil }
Devonische Formation, Tafel I u. II 849
Diamanten, Tafel 864

Abbildungen im Text.

Seite

Chenopodiazeen: Blüte und Same von Chenopodium 3
Cherbourg, Lageplan 5
Cheviot (Gewebe) 13
Chevron (Gewebe) 14
Chiton, Fig. 1 u. 2 72
Chlamys, Statue des Photion 74
Chnum, ägyptische Gottheit 85
Chons von Theben, ägyptische Gottheit 91
Christiania, Stadtwappen 110
Christianiafjord, Kärtchen 112
Chronograph von Fuchs 128
Chronoisothermen von Berlin 129
Chronometerunruhe 131
Chronophotographie, Fig. 1—4 132
Chronoskop, Fig. 1—3 . . . . . 133—134
Chrysanthemum-Varietäten 135
Chur, Stadtwappen 140
Cilli, Stadtwappen 151
Circus zu Bovillä, Plan 159
Cissoide 161
Cistercienser, Wappen 162
Cloth (Gewebe) 197
Coating (Gewebe), Fig. 1 u. 2 201
Corkscrew (Gewebe) 286
Corona (römisches Ehrenzeichen), Fig. 1—6 . . . 294
Coteline (Gewebe) 311
Cotte hardie (Frauenkleid) 314
Coutil (Gewebe) 324
Covercoats (Gewebe) 325
Cranach d. ältere, Lukas, Monogramm 332
Cuscuta europaea (Nesselseide), Fig. 1—3 . . . 381
Cyperazeen: Blüte von Scirpus 391
Cypern, Karte 392
Czernowitz, Stadtwappen 400
Dach (Konstruktionen), Fig. 1—12 404
Dachfenster (Fledermausfenster) 407
Dachrinne, Fig. 1—4 408
Dachstühle, eiserne, 12 Figuren 410
Dädalos und Ikaros (Relief in Rom) 412
Dalmatika (Kirchengewand) 430

Seite

Dampf, Fig. 1—3 444
Dämpfer 446
Dampffässer, Fig. 1—8 447
Dampfkesselspeiseapparat (Wasserrücklauf) 453
Dampfmaschine, Fig. 1—6 . . . . . 457—458
Dampfpfeife 460
Dampfschiff (Dampferarten), Fig. 1—7 . . . 462—463
Danzig, Stadtwappen 506
— Karte der Umgebung 507
Darmstadt, Stadtwappen 524
— Stadtplan 525
Datumgrenze, Kärtchen 539
Daunentöper (Gewebe) 544
Decke (Baukonstruktionen), Fig. 1—17 . . . 568—570
Degen (verschiedene Formen), 13 Figuren 583
Deich (Situationspläne), Fig. 1 u. 2 . . . . 589—590
Dekatiertuch (Gewebe) 596
Delhy (Gewebe) 610
Delta der Pomündung 621
Deltoid 621
Demeter: Fig. 1: Statue von Knidos (London) . . 625
— Fig. 2: Wandgemälde zu Pompeji 626
Dendrosicyos socotrana (Gamhem) 637
Desinfektionsapparate, Fig. 1—3 669
Desintegrator 670
Dessau, Stadtwappen 675
Destillationsapparate, Fig. 1—15 . . . . . 677—680
Detmold, Stadtwappen 684
Deutscher Orden, 4 Wappen 737
Deutschledertuch 837
Deutsch-Südwestafrika: Eisenbahn Swakopmund–Windhuk und Trace der Otavi-Bahn, Karte . 843
Deux-face 845
Devonshire Cloth 851
Diademe griechischer Frauen, Fig. 1 u. 2 859
Diagonalrips 860
Diagramme, Fig. 1 u. 2 . . . . . 860—861
Diamant, Fig. 1—3 . . . . . 864—866
Dielenkopf 889
Dienste (gotische Architektur) 891
Differentialrechnung 906

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.